Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt.

Redigirt

von

F. Stolle u. A. Diezmann.

Jahrgang 1858.

Leipzig,

Verlag von Ernst Keil.

Digitized by Google

North Campus
Storage
AP
30
.G24
1858

Digitized by Google

760 169-013

Inhalt.

Gedichte.

„Abends, wenn die Kinder mein." Von Adolf Schults . . . 85
Abschied. Von Albert Traeger . . . 366
Frauenhand, die. Von Gustav Heubner . 417
Graf Szapary der Pflüger. Von Ludwig Storch . . . 752
Ich werde hingeh'n. Von Marie Wernicke 729
Knabe, der lahme. Von Louis Legrand Noble. Uebersetzt von Fr. Spielhagen . 437
Maiblumen. Von Albert Traeger . . . 621
Morgenständchen. Von Albert Traeger . 249
Pfalzgrafen Buhle, des. Von Albert Traeger. 20
Rast, gefährliche. Von Albert Traeger . . 204
Schmied, der brave, von Regenbach. Von Christ. Schad . . . 252

Erzählungen und Novellen.

Blätter aus der Krisis. Von Ludwig Rein.
Nr. 1. Fabrikantenbrod . . . 185
Nr. 2. Meisterbrod . . . 481
Dichter, der gefangene. Von Levin Schücking 73
Fall, der erste, im neuen Amte. Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder" . 385
Gottesgericht, ein. Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder" . . . 257
Heisterberg, Rosa. Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder" . . . 57
Ifftland. Eine biographische Novelle von A. v. Sternberg . . . 201
Kind und Kindeskind. Auch eine Dorfgeschichte von H. Nordheim . . . 671
Kirchhofsgeheimniß, ein. Mitgetheilt vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder" 565
Kranken-Engel, der. Von Max Ring . . 33
Leyer und Schwert. Historische Novelle von Max Ring . . . 509
Oberst Hußiar. Ein Lebensbild von Ernst Fritze . . . 453
Rath Braunstein und Familie. Ein Lebensbild von Ernst Fritze . . . 637
Schachtgespenst, das. Von Ludwig Storch . 129
Todtenbesuch, der, am Skagerhorn. Nach wirklichen Begebenheiten mitgetheilt von Ernst Willkomm . . . 697
Vorgesichte. Strandnovelle von Ernst Willkomm . . . 329
Weib, das selbstbewußte . . . 1

Biographien.

Abend, ein, bei Mendelssohn mit Lessing . 576
Bunsen, Christian Karl Josias Freiherr von 175
Burgschmiet, Daniel . . . 361
Erinnerung, eine, an die Herzogin von Orleans . . . 557
Grimm, die Brüder. Von Max Ring . . 558
Heim, vom alten . . . 149
Heimgegangene. Von Herm. Marggraff.
Friedrich Ludwig Jahn . . . 196
Friedrich Liszt . . . 206
Humboldt's letzter Besuch bei Rauch . . . 63
Immermann und Grabbe . . . 363
Kleist, Heinrich von. Leben und Sterben eines deutschen Dichters. Von Max Ring 220
Louise Dorothee, Herzogin von Gotha und Fratziska von Buchwald. Eine seltene Frauenfreundschaft. Von Ludwig Storch 585
Scharrer, Johannes. Bürgersleute und Bürgermeister . . . 717
Schults, Adolf . . . 485
Stieglitz, Charlotte. Die Frau des Dichters. Von Max Ring . . . 395
Ule, Otto . . . 664

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze.

Aus Amerika.
Ein Hinterwäldler von den Boulevards . 398
Des Vaters Heimkehr . . . 530
Aus meiner Pilgertasche. Von Freiherrn v. Biedenfeld. Eine Begegnung mit General Radowitz . . . 422
Austernfang, ein, bei Helgoland. Von C. Reinhardt . . . 448
Ball, ein, bei Lady Stratford de Redcliffe . 547
Belagerung, aus der, von Lucknow . . . 501
Bergfahrt, eine, durch die Luft . . . 628
Besuch, ein, im Bresser Bagno . . . 7
Besuch, ein, in der Officin von Brockhaus in Leipzig. Von Albert Rotmer . . . 212
Besuch, ein, in Hubertusburg . . . 150
Besuch eines Kohlenbergwerks in Süd-Wales 23
Bilder, Pariser, und Geschichten.
Eine Arbeiter-Hochzeit . . . 446
Bilder aus Wien.
Der Esterhazikeller. Von C. Reinhardt 92
Bombonnel, der Panther-Jäger . . . 666
Braut, die, der „schwarzen Gesellen" . . . 29
Brodfabrik, die . . . 268
Canal, der, von Suez . . . 144
Charité, die Berliner . . . 339
Cherbourg und der atlantische Telegraph . 531
Dampfpflug, der . . . 574
Dampfwagen, ein, mit eigener Eisenbahn . 593
Erinnerung, eine, aus dem Jenenser Studentenleben . . . 311
Erinnerungen aus Afrika . . . 570
Erinnerungen eines alten Jenensers I. . . 474
II. . . 491
Erinnerungen aus dem Kaukasus, von einem russischen Officier . . . 388
Erinnerungen, westphälische. Mitgetheilt von Heinrich Koenig . . . 659
Erlebnisse in Mexico . . . 376
Erzbild, ein dem Meere entrissenes . . . 180
Fahrt, die, nach dem Adlernest . . . 471
Fall, ein, in die Unterwelt Londons . . . 249
Fest, das, der tausendsten Locomotive . . 541
Frauen, die, in Indien . . . 247
Fulminanti. Aus der Mappe eines österreichischen Officiers . . . 326
Garnison- und Parade-Bilder.
I. Der Doppelgänger . . . 69
II. Schmidt . . . 154
Gefunden und Verloren. Von einem sächsischen Ausgewanderten . . . 85
Geschichte, die, eines Irren . . . 367
Gewandthausconcerte, die Leipziger, und ihre Entstehung . . . 96
Halsbandgeschichte, die . . . 209
Hängebrücke, auf einer zerbrochenen . . . 556
Hauptstadt, die, des himmlischen Reiches . 617
Herculesarbeit, eine deutsche, vor dem englischen Parlamente . . . 444
Hotel Park in New-York . . . 193
Jubelfest, das, in Jena . . . 513
Kinkel's deutsche Vorträge in London . . 190
Körner, Theodor, in Leipzig. Von Th. Creizenach . . . 743
Kriegs-Werkstatt, die englische. (Ein Besuch im Arsenale zu Woolwich) . . . 525
Land, das neueste, des Goldes . . . 545
Land und Leute.
Nr. 9. Das bairische Hochland . . . 133
Nr. 10. Der Dollar . . . 233
Nr. 11. Die Mistelgauer, vulgo Hummeln in Oberfranken. Von Ludwig Storch . 260
Nr. 12. Die bamberger Gärtner. Von Ludwig Storch . . . 641
Landesgemeinde, eine schweizer. Brief an den Herausgeber der Gartenlaube. Von Dr. J. D. H. Temme in Zürich . . . 661
Landsberg, der, bei Meiningen . . . 457
Landungsbühne, die neue, vor Liverpool . 9
Leipzig jetzt und vor zweihundert Jahren . 379
„Leviathan", der, noch einmal . . . 53
Löwe, der, von Aspern . . . 613
Luftschifffahrt, eine. Ausgeführt und beschrieben von August Silberstein . . . 354
Maler-Reise durch Sibirien . . . 65
Markthallen, die neuen, in Paris . . . 301
Milchleute, die Hamburger. Von C. Reinhardt 745
Niagarafalle, am . . . 708
Paradies, das, der Wahnsinnigen . . . 393
Pirschpfad, ein, auf der Gemsjagd. Von Fr. Gerstäcker . . . 4
Pozzi, die, im Dogenpalaste zu Venedig . 738
Privat-Irrenanstalten, die. Von Dr. jur. Thesmar in Köln . . . 705
Räthsel, ein aufgelöstes. Von E. Pirazzi in Offenbach . . . 710
Räthsel, ein unaufgelöstes . . . 25
Rattenschlacht, eine. . . . 732
Räuber, indianische . . . 568
Reiseerinnerungen. I Bamberg . . . 473
Rose, eine, des Morgenlandes . . . 694
Schiffe, die russischen, im Hafen von Sebastopol versenkt . . . 104
Schiffs-Fischerei mit Dampf. Der eiserne Derrick in London . . . 648
Schwingfest, das, in Bern . . . 12
Seemannsfamilie, eine. Norddeutsches Küstenbild. Von A. v. Wickede. . . . 411
Selbstbeherrschung des Dampfes . . . 336
Seydlitz, General. Ein Soldatenbild aus früherer Zeit . . . 348
Skizzen, amerikanische. Von B. Dalai.
Zwei deutsche Mädchen . . . 166
Ein Kinder-Friedhof . . . 181
Sklavenhandel in Amerika. I. . . . 337
II. . . . 351
Sklavenleben in Nordamerika. Erster Artikel 265
Zweiter Artikel 298
Stammschlösser und Ahnengrüfte, die, des Hauses Wettin.
I. Der Petersberg b. Halle a. d. Saale . 321
Stiftungen, die Franke'schen, in England . 136
Stunden, einige, in der k. k. Irrenanstalt in Wien . . . 37
Tod, der, im Casernen-Fleischkessel . . . 223
Transportschiffe, auf dem englischen . . . 460
Untergang, der, des Hamburgischen eisernen Schraubendampfers „Austria" am 13. September 1858. . . . 631
Namensverzeichniß der Mannschaft und aller Passagiere der „Austria" . . . 650
Von den schwarzen Bergen. I. Die Bucht von Kiek und die Ausschiffung der türkischen Truppen . . . 432
Wanderung, eine, durch die Adelsberger Höhle in Krain . . . 700
Was man von der Erde weiß, und wie man's erfahren hat. Berichte über die neuesten Fortschritte, Entdeckungen und Unternehmungen auf dem Gesammtgebiete der Erdkunde. Von G. Hirth. Erster Artikel.
I. Afrika . . . 703
Wasserleitung, die, in New-York . . . 106
Wassersnoth in Sachsen, die. I. Glauchau . 490
II. Zwickau . 516
Wasserwerke, die Berliner . . . 27
Weichselbrücke, die, bei Dirschau . . . 429
Weihnachtsabende, zwei. Von Brehm . . 749
Werrabahn-Tunnel, der, bei Eisenach . . 372
Wilderer, der. Von Fr. Gerstäcker . . . 138
Winans' neuer Dampfer . . . 693
Wunderdoctor, ein thüringer, des vorigen Jahrhunderts. Von Ludwig Storch . . 462
Zeitungs-Industrie, die englische . . . 751

Naturwissenschaftliche Aufsätze.

Besuch, ein, im zoologischen Garten zu Berlin.
Erster Artikel . . . 672
Zweiter Artikel . . . 686
Biber, der, als Baumeister . . . 67
Blei, das, und seine gefährlichen Wirkungen. Von Dr. Franz Döbereiner I. . . . 80
II. . . . 134
Erziehung, die, des Feuerschwammes. Von Berthold Sigismund . . . 191
Feuerzeuge, die. Von Berthold Sigismund 41
Forellen, die, und die künstliche Fortpflanzung derselben. Nach eigener Ansicht von L. Brehm . . . 544
Frühlingsbote, ein gefiederter. Thierzeichnung von Moritz Kloss . . . 119
Gartenfreunde, für. Vom Hofgärtner Neumann. III. Das Veredeln der Bäume . 248
Insecten-Vivarium, das . . . 325
Lanine, die. Von E. A. Roßmäßler. . . . 95
Meer-Leben, aus dem . . . 723
Natur- und Jagdgeschichte, zur, des Tigers 251

Digitized by Google

Seite

Reise, eine, im Apenninengebirge — des Mondes. Ein Beitrag zur Verbreitung naturgemäßer Ansichten von H. Wendel.
Erster Artikel 244
Zweiter Artikel 419
Ruine, eine, von Haus aus. Von E. A. Roßmäßler 408
Schlehdorn, der. Ein Philister. Von E. A. Roßmäßler 303
Schutz den Vögeln. Eine Bitte an alle vernünftigen Menschen. Von Dr. A. E. Brehm 615
Stein- und Braunkohlen und Torf. Von E. A. Roßmäßler.
Dritter Artikel 207
Vierter Artikel 572
Steinbock, der sibirische, und die Bezoarziege 116
Urwald, ein brasilianischer 48
Wohlfahrtspolizei, die, in der Natur . . . 10
Wild-, Wald- und Waidmanns-Bilder. Von Guido Hammer.
2. Das Wildschwein 76
3. Aus dem Fuchsleben 188
4. Aus dem Fuchsleben 332
5. Das Reh 443
6. Ein Tag in Moritzburg. Das Damwild 601

Medicinisches.

Altern, vorzeitiges, Alters-Diätetik. Von Prof. C. Bock 147
Damen, die nervenkranken. Von einem gesuchten Damenarzte 177
Etliches am Menschen. Von Prof. C. Bock 676
Erkältung, die, und ihre Folgen. Von Prof. C. Bock 22
Hausheilmittel, meine liebsten. Von Prof. C. Bock 587
Frischer Talg. 626
Lebensalter, das höhere, mit seinen Mängeln und Schwächen. Von Prof. C. Bock . . 63
Nörgelsucht, die 487
Pflege, die, der kranken Gliedmaßen. Von Paul Niemeyer 500
Schulter, die hohe, und ihre Behandlung. Von Dr. Paul Niemeyer 373
Strafpredigten, ärztliche. Von Prof. C. Bock.
Den Frauen und Müttern 312
Den hoffenden Frauen. 392

Vermischtes.

Ausbeutung, die, des Rübensyrups. Von Dr. Franz Döbereiner 362
Blätter, vergilbte. Von Carl v. Wehrs . 594
Congreß, der, deutscher Volkswirthe am 6. Septbr. d. J., und die deutschen Associationen. Von Schulze-Delitzsch 479
Vom Luxus. Einleitung. I. Der Luxus roher Zeiten 313
II. Der Luxus eines blühenden Volks . 458
III. Der Luxus eines sinkenden Volks . 527
Mutterpflichten und Mutterfünden . . . 52
Mutterfünden 431
Zahlen- und Größenverhältnisse, interessante 323
Zeit und „Zeitmesser" 534

Seite

Blätter und Blüthen. Nr. 1—52.

Illustrationen.

Abends, wenn die Kinder mein 85
Adelsberger Höhle, die, in Krain 701
Aspern, der Löwe von 613
„Austria", der Postdampfer, vor dem Brande 633
Bamberg.
Der Michelsberg und das Bürgerhospital 473
Bamberger Gärtner am Morgen . . . 641
Bamberger Gärtner am Abend 657
Berlin.
Die Wasserwerke 29
Die Charité 341
Das Fest der tausendsten Locomotive bei Borsig 541
Die Bärengrube im zoologischen Garten . 673
Thierköpfe aus dem zoologischen Garten . 685
Tiger- und Löwenportraits aus dem zoologischen Garten 689
Biber, der 68
Brasilien. Ein Urwald 49
Bremen. Die Gustav-Adolph-Statue . . 180
Buhle, des Pfalzgrafen 21
Bunsen, Freiherr v. Portrait 173
Burgschmiet, Daniel. Portrait 361
Cainsdorf bei Zwickau.
Die Societätsbrauerei und Bäckerei . . 268
Wirkstube 269
Teigbereitungslokal 269
Cherbourg. Plan der Befestigungen . . . 529
Der Hafen 532
Dampf-Derrick, der eiserne 649
Dampfpflug 576
Dampfwagen mit eigener Eisenbahn . . . 593
Damwild, das 601
Dollert, der. Ein Schlammfischer 233
Eissturmvogel, der 725
Fahrt, die, nach dem Adlernest 469
Feuerschwamm, der 192
Frauenhand, die 417
Fuchs, der geprellte 333
Fuchsfamilie, eine, vor dem Bau 189
Gemsjagd, die. Ein Pirschpfad 5
Glauchau.
Die Neugasse während der Ueberschwemmung 492
Ansicht der Stadt während der Ueberschwemmung 505
Rettungsscene in der Neugasse 507
Grabmonument, originelles 44
Graf Szapari der Pflüger.
Die Schmach 752
Die Rache 753
Grimm, Jacob 560
Grimm, Wilhelm 561
Hamburg.
Hamburger Milchleute im Eis 745
Helene, Herzogin von Orleans. Portrait . 625
Helgoland. Eine Austernbarke 448
Auf dem Austernfang 449
Hochland, das bairische. Eine Wirthsstube. 133
Hubertusburg, Schloß. Vogelschauansicht . 153
Der Friedenssaal 161
Humboldt's letzter Besuch bei Rauch . . . 61
Insecten-Vivarium, das 325
Indien. Indische Frauen im Hause . . . 297
Katzen-Orgel 608
Kaukasus.
Aus dem russisch-tscherkessischen Kriege . 389
Uebergang über den Abynta 405
Kleist, Heinrich von. Portrait 221
Königsberg. Kant's Denkmal 197
Landsberg, der, bei Meiningen 457
Leipzig.
Die Officin von Brockhaus.
Der Setzersaal 213
Der Druckersaal 225
Der Maschinensaal 237
Das alte Leipzig 380
Das neue Leipzig 381
Leviathan, der. Längendurchschnitts-Ansicht. 54
Liverpool. Der neue Landungsplatz . . . 9
Louise Dorothee, Herzogin v. Gotha. Portrait 585
Mistelgauer, die. Ihre Kleidung 260
Kirmeß im Mistelgau . . 261
Eine Hochzeit im Mistelgau 309
Mond, der.
Mondoberfläche 245
Specialkarte vom Apenninengebirge des Mondes 421
Montenegro. Die Bucht von Kiek . . . 433
Nordamerika.
Auf einer zerbrochenen Hängebrücke . . 553
Indianischer Raubzug 569
Ein Mann in den Stromschnellen des Niagara 709
Paris. Die neuen Markthallen 302
Petersberg, der, bei Halle a. d. Saale . . 321
Rast, gefährliche 205
Rattenschlacht, eine 733
Reh, das 441
Scharrer, Johannes. Portrait 717
Schmied, der brave, von Regenbach . . . 253
Schults, Adolf. Portrait 485
Schweizer Schwinger 13
Sebastopol. Die im Hafen versenkten russischen Schiffe.
Ein russisches Linienschiff auf dem Meeresboden 104
Ein Taucher auf dem Meeresboden . . 105
Taucher in einem gesprengten Schiffe . . 105
Seydlitz, General.
Denkmal in Kalkar 348
Seydlitz in der Schlacht bei Roßbach . . 349
Steinböcke 117
Steinkohlen, die 208
Ein Blick in einen Steinkohlenwald . . 573
Stieglitz, Charlotte. Portrait 397
Suez.
Ansicht der Stadt 144
Poststation in der Wüste zwischen Cairo und Suez 145
Lager der Schacht-Ingenieure bei El-Guisr 145
Ule, Otto. Portrait 665
Veredeln, das, der Bäume. Das Oculiren, das Pelzen, das Pfropfen, das Copuliren, das Einspitzen, das Pfropfen in den Kerb, das Ablactiren 248. 249
Vielfraßschnecke, die 408
Weichselbrücke, die, bei Dirschau 429
Werrabahn-Tunnel bei Eisenach 373
Wien. Die k. k. Irrenanstalt 37
Der Esterhazikeller 93
Wilderer, der 138
Wildschwein, das 77
Winans' neuer Dampfer.
Der Dampfer in See 692
Hintere Ansicht 693
Eigenthümlicher Bau 693
Woolwich, die englische Kriegswerkstatt . . 525
Zwickau.
Die Erlmühle nach der Wasserfluth . . 517
Das Würker'sche Haus am Muldenufer . 519

Digitized by Google

№ 1. Die Gartenlaube. 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das ſelbſtbewußte Weib.

I.

„Verzeihung, Arthur? Dieſe haſt Du ſchwerlich nöthig,“ ſagte die Dame mit kaltem Lächeln; „Du warſt mündig und durfteſt wählen, wie es Dir beliebte, und wenn Deine Wahl meine Hoffnungen getäuſcht und meine Abſichten durchkreuzt hat, ſo iſt das doch wohl kaum ſo wichtig, um dafür Verzeihung oder — wenn Du willſt — meine Anerkennung nachzuſuchen; dieſe habe ich Dir bereits gewährt.“

„Ich wünſchte, Sie ſagten dies mit mehr Herzlichkeit, Mutter,“ erwiderte Arthur ernſt; „trotz der Freundlichkeit Ihrer Worte fühlt mein Herz froſtig und ſchwer.“

„Beruhigen *Sie* Ihren Gatten, da die Worte ſeiner Mutter keine Macht über ihn haben,“ ſagte die Mutter, noch immer mit demſelben ſonderbaren harten Lächeln, während ſie ſich zu einer hübſchen jungen Frau wendete, welche furchtſam im Hintergrunde des Gemaches ſtand, und deren Hand ſie ceremoniös erfaßte.

„Es iſt ſeine Liebe zu Ihnen, die ihn ſo zweifelhaft macht,“ ſtammelte die ſchöne Gattin, indem ſie einen ſanft klagenden Blick auf ihren Gemahl warf.

„Ich forderte Sie auf, die Sache zu Ende zu bringen, nicht, mir die Urſache davon zu erklären,“ erwiderte die Dame. „Ich fürchte, Sie ſind eben nicht von ſonderlicher Faſſungskraft. Sie kommen leicht in Verlegenheit und bedürfen der Selbſtbeherrſchung, ſehe ich; auch erröthen Sie und Ihre Contur verliert an Grazie, während ſie ungeſchickte Anſtrengungen machen, Entſchuldigungen zu ſtammeln. Da wird gar Vieles zu verbeſſern ſein, bevor Sie für das Geſellſchaftszimmer meiner Freunde und Ihres Gatten Geſellſchaft tauglich ſein werden.“

Sie lachte. Es war ein gemeines, erzwungenes, hochmüthiges Lachen, welches der armen jungen Gattin Bangigkeit vollſtändig machte. Sich zu ihrem Gemahl flüchtend, ſtürzte ſie in ſeine Arme und begrub ihr Antlitz in ſeinen Buſen. „Ach, Arthur,“ ſagte ſie traurig, „bringe mich fort von hier, bring’ mich fort!“ und brach dann in Thränen aus.

Madame Alſter ergriff ruhig die Klingel und ſchellte. „Ein Glas Waſſer, Johann!“ rief ſie dem eintretenden Diener entgegen. „Sage dem Kammermädchen, ſie ſolle Dir die Phiole mit flüchtigem Salze geben. Die junge Dame iſt hyſteriſch.“

Der Ton und die Manier, mit welchen die Dame dieſe Worte ſagte, zeigten von unbeſchreiblicher Verachtung. Aber eben dieſe befreite die junge Frau von ihrer Schwäche raſcher, als Waſſer oder flüchtige Salze vermocht hätten. Auch fühlte ſie, daß Arthur’s Herz unter ihrer Hand ſchlug, und es war ihr, als ob er mit ihr nicht recht zufrieden ſei, obwohl er ſie umfaßt hielt und freundlich an ſich drückte, wie wenn er in ſtummer Weiſe ſie ſeiner Zärtlichkeit und ſeines Schutzes verſichern wollte. Das arme Kind fürchtete wirklich, ſie habe ſich thöricht benommen und verdiene ſein Mißfallen.

„O, es iſt nichts!“ rief ſie, indem ſie zu lachen verſuchte und ihre glänzenden braunen Locken ſchüttelte, welche in Unordnung über ihr Geſicht gefallen waren. „Ich bin ganz wohl jetzt — es iſt nichts — es thut mir ſehr leid —“ fügte ſie hinzu, während ſich ein leiſer Seufzer über ihre Lippen ſtahl.

„Sind Sie oft hyſteriſchen Anfällen ausgeſetzt?“ fragte Madame Alſter, während ihre graublauen Augen finſter auf ihr ruhten. „Das muß Ihnen ſehr unbequem ſein, ſollte ich meinen; auch dürfte ſich ſo etwas ſchwerlich für Arthur’s Gemahlin ſchicken. Trage das Glas Waſſer und die Phiole wieder fort, Johann,“ fuhr ſie zu dem Diener fort, der auf einem ſilbernen Teller die genannten Sachen herbeibrachte. „Doch nein, laß ſie hier. Sie könnte wieder einen Anfall bekommen.“

„Ich verſichere Sie,“ rief Arthur, „ich ſah meine Frau noch nie ſo nervös. Gewöhnlich iſt ſie ebenſo ſtark als heiter. Niemals ſah ich ſie ſo zittern.“

„Wirklich? Wie unglücklich, daß ſie mich, und ſogar ſchon bei unſerer erſten Zuſammenkunft, für die Schauſtellung einer Schwäche ausgewählt hat, die, wie ich glaube, von gewiſſen Leuten intereſſant genannt wird, in meinem Auge aber kindiſch iſt, ja ſogar als temporärer Wahnſinn erſcheint. Kommen Sie,“ fügte ſie hinzu, während ſie ſich es in einem Seſſel bequem machte und mit etwas weniger erbarmungsloſer Ueberlegung redete, „wir haben nun die erſte Zuſammenkunft überſtanden, bei welcher Ihr wahrſcheinlich, da Ihr gewiſſermaßen die Delinquenten waret, mehr gelitten habt, als ich. So wiſſet denn, daß ich ſehr wohl all’ die perſönliche Mißachtung überſchaue, die in Eurer geheimen Heirath gelegen hat. Mich durchzucken noch, Arthur! der verwundete Stolz und alle die Täuſchungen, denen mich Deine Heirath unter Deiner Stellung ausgeſetzt hat. Ich bin eine Frau von ſchlichten Worten, Bernhardine. So iſt ja wohl Ihr Name, nicht? War mir doch, als wären Sie zuſammengefahren, und hätten erſtaunt aufgeblickt, als ich Sie ſo nannte. Doch das thut nichts. Ich lade Euch Beide ein, mit mir ſo lange auf Diſtelfeld zu leben, als es Euch gefallen wird. Laſſen wir nun dieſen Gegenſtand fallen. Das Kammermädchen wird Sie, meine junge Dame, in Ihr Zimmer weiſen, ſobald Sie zweimal die Glocke ziehen, und ich darf wohl ſagen, mit der Zeit werden wir erträglich gut bekannt werden.“

Digitized by Google

„Arthur, theurer Arthur! was soll aus mir werden, wenn Deine Mutter nicht mild gegen mich wird!“ rief Bernhardine, als sie mit ihrem Gatten allein war.

„Habe Geduld mit ihr, Geliebte, nur auf einige Tage Geduld,“ erwiderte Arthur beschwichtigend. „Sie hat viele Sorgen in ihrem Leben gehabt, und das hat sie härter gemacht, als sie von Natur ist. Es ist mir nicht möglich zu glauben, daß sie stets so sonderbar sein werde, Bernhardine; Deine Herzensgüte, Dein gewinnendes Wesen werden ihre Härte überwinden, ja zwingen, die zu lieben und zu achten, die nur gekannt zu werden braucht, um gewiß geliebt zu werden.“

„Ach, Arthur, nie habe ich Deine Worte so hoch geschätzt als heute!“ rief das junge Weib mit einem Blicke und einer Bewegung voll rührender Zärtlichkeit. „So lange Du mich liebst, an mich glaubst und Dich meiner nicht schämst, mag die ganze Welt spotten — ich werde doch stolz und selig sein.“

„Die ganze Welt soll Dich ehren,“ sagte Arthur lachend, „doch komm und bade Deine großen, blauen Augen, vergiß die Außenwelt, und sei glücklich in unserer Liebe. Begegne meiner Mutter künftighin mit mehr Ruhe und ohne alle Gezwungenheit. Laß sie so wenig als möglich in die Welt Deiner Gefühle blicken. Einen siegreichen Feind wird sie ehren, wenn sie es auch nicht zeigt, und zwar vielleicht mehr, als sie Erbarmen haben würde mit einem überwundenen. Sie achtet tugendhafte Willensstärke und Entschiedenheit selbst dann, wenn sie gegen sie selbst gerichtet sind; dagegen verachtet sie Furchtsamkeit, Gehorsam, der nur dulden kann, und Reizbarkeit in solchem Maße, daß sie unwillkürlich die Tyrannin dieser Eigenschaften wird. Fürchte sie nicht, vertheidige Dich und es wird sich Alles ganz gut machen. Wird Deinem Herzen der Kampf schwer, so bin ich da, Dir beizustehen.“

„Arthur, ich wollte, ich müßte für Dich etwas Entsetzliches thun. Ich fühle, als ob ich für Dich und Deine Liebe das grausamste Martyrthum überstehen könnte; ich könnte sterben für Dich —“

„Aber meiner Mutter wagst Du nicht zu widerstehen? Ist es so? Mein süßes Lieb, ich weiß etwas Besseres als sterben, Du sollst für mich und mit mir leben. — Mich soll's doch wundern, ob Du nach einigen Jahren unserer Verheirathung eben so reden wirst. Laß sehen, wie viele Tage sind wir verheirathet? Sechsundzwanzig, richtig, sechsundzwanzig. Wir sind also fast am Ende unseres Honigmonats, meine holde Bernhardine.“

II.

„Bernhardine scheint mir seit ihrer Ankunft wirklich schon etwas vorgeschritten zu sein,“ sagte Madame Alster eines Morgens zu ihrem Sohne; „sie ist weniger tölpisch und unmanierlich, als sie war.“

„Tölpisch ist wohl nicht das Wort, das ihr jemals zukam,“ entgegnete lebhaft Arthur. „Sie ist blos scheu und von ihrer Kindheit dem Weltleben fremd gewesen. Ich halte sie für sehr anmuthig.“

Madame Alster zog die Augenbrauen.

„Bedenken Sie ihre Jugend!“ fuhr Arthur fort, indem er seiner Mutter Blick beantwortete. „Sie ist noch nicht zwanzig und war nie vorher in so ausgewählter Gesellschaft.“

„Wie sonderbar!“ begann von Neuem die Mutter, und gleichsam zu sich selbst sprechend, „ja, es ist ein eigenthümlicher Anblick, Männer von Geist, Reichthum, Erziehung, Rang mit Frauen verheirathet zu sehen, die in allen diesen Beziehungen unter ihnen stehen. Man sollte glauben, Geist, Reichthum, Erziehung und Rang müßte ihren Geschmack so verfeinert haben, daß sie in der Wahl einer Lebensgefährtin sehr wählerisch sein müßten. Aber gerade diese Männer heirathen so oft unter ihrer Sphäre. Statt ein Weib zu wählen, das den Anforderungen ihrer socialen Stellung zu entsprechen vermöchte, sind sie blos darauf bedacht, das zu wählen, was ihrem Auge gefällt, und das nennt man Liebe. So thatest Du, Arthur, als Du Bernhardine wähltest. Um wie viel besser würde für Dich Fräulein Waldheim gepaßt haben.“

„Fräulein Waldheim?! Ei, da hätten Sie eben so gut fordern können, ich hätte eine Statue heirathen sollen. Sie ist ein schönes Mädchen, das gestehe ich, doch ohne alles Leben, ohne einen Tropfen Blut in ihren Adern.“

„Das mag sein. Doch sie war das rechte, für Dich. ganz passende Weib. Sie paßte zu Deinem Alter, zu Deinem Range; ist ganz geeignet die Tonangeberin ihrer Gesellschaft zu sein, wie es sich geziemt für Dein Weib; dazu ist sie reich, von guter Herkunft und besitzt kurz und gut alle Eigenschaften, welche die einstige Besitzerin von Distelfeld haben sollte. Du mißachtest solche offenbare Harmonie der Umstände, und für was? für einen guten, kleinen blauäugigen Niemand, der nicht weiß, wie er eine Edeldame zu empfangen hat, ja nicht weiß, mit welchem Fuße man in den Wagen steigen soll.“

„Aber dieser kleine, blauäugige Niemand besitzt Güte, Liebe, Unschuld und Beständigkeit —“

„Sei kein Thor, Arthur!“ unterbrach Madame Alster. „Ich bitte Dich, was hast Du an dieser excessiven Naturplastik? Es wäre Alles ganz schön, wenn diese Eigenschaften nur für Dich da wären und glänzten, so lange Du an ihrer Seite bist und sie beeinflussest. Wie aber, wenn Du fern bist, wird nicht dieselbe Fügsamkeit, die Dich so anzieht, sie auch gar bald unter den Einfluß eines Andern bringen? Thörichter Junge, Du hast Dich mit der unerträglichsten aller Bürden — mit der Schwäche und Unfähigkeit einer lebenslangen Gefährtin beladen. Widerspricht nicht! oder Du machst mich ärgerlich. Ich weiß, sie ist liebenswürdig, bezaubernd und gut von Herzen, aber sie hat nicht mehr Kraft, Selbstvertrauen, gewöhnlichen Menschenverstand und Manier, als ein Kind. Und das weißt Du so gut als ich. Da ist sie. — Ich sprach so eben von Ihnen, Bernhardine. Sind Sie heute wohl?“ fragte sie plötzlich.

„Ja wohl, ich danke Ihnen, ich bin gesund,“ entgegnete Bernhardine, die jedes Mal nervös wurde, sobald sie mit ihrer Schwiegermutter zusammen sein mußte oder gar zu sprechen gezwungen war.

„Das schien mir nicht. Ihre Augen haben einen blauen Rand und Ihr Haar, wie hängt das so matt herab! Wollen Sie heute mit mir ausfahren?“

„Wenn es Ihnen gefällig ist,“ sagte Bernhardine.

„Oder mit Ihrem Gemahl?“

„Wie es Ihnen oder Arthur lieber ist.“

„Meine liebe junge Dame,“ sagte Madame Alster mit einem ihrer steinharten Blicke, „wann werden Sie lernen einen eigenen Willen zu haben!“

„Ja, Bernhardine, ich wünsche, Du sagtest stets das, was Du wirklich vorziehst, sobald Du gefragt wirst,“ sagte Arthur mit einem leisen Anfluge von mürrischem Wesen.

„Ich fürchte, ich bin selbstisch und unbedachtsam gegen Andere,“ rief Bernhardine hastig. „Aber wenn Sie erlauben, so fahre ich lieber mit Arthur.“

„Du weißt, ich fahre heute nach Blenheim, um das junge Pferd zu sehen, welches mein Freund kürzlich gekauft hat; dahin kann ich Dich füglich nicht mitnehmen,“ sagte Arthur noch immer etwas gereizt.

„Da sieh, was hab' ich davon, wenn ich wähle!“ rief fast weinerlich Bernhardine und machte einen unglücklichen Versuch, zu lächeln und heiter zu scheinen. Dagegen entfielen ihren Augen Thränen; denn während der drei Wochen, während welcher sie mit ihrer hochmüthigen Schwiegermutter zusammen gewesen, hatte sie sich in einem Zustande chronischer Niedergeschlagenheit befunden.

„Würde es nicht weit anständiger sein, wenn Sie nicht weinten, sobald man zu Ihnen spricht?“ sagte die mitleidlose habichtäugige Dame.

„Ich weine nicht!“ rief kühn Bernhardine.

„Nicht? Was ist denn das an Ihrer Hand? Ist das keine Thräne? Pfui! Sie müssen nicht lügen; es ist das das gewöhnliche Laster der Schwachen.“

Arthur begab sich an's Fenster, blaß von unterdrückter Aufregung. Diesen Augenblick haßte er Bernhardine. Die junge Frau hatte eine schlaflose Nacht gehabt, kein Wunder, wenn sie unter dem Drucke ihrer Schwiegermutter sich nervöser fühlte, denn sonst. Sie versuchte, sich zu beruhigen, allein es gelang ihr nicht; sie fühlte, wie Etwas in ihr nachgab, und leise seufzend sank sie kraftlos auf die Kissen der Ottomane, auf welcher sie saß; eine tiefe Ohnmacht umfing sie.

In diesem Augenblicke hörte man Besuch ankommen.

„Bernhardine!“ rief Madame Alster, „Bernhardine! Bei Gott, Arthur, das Kind ist ohnmächtig!“

Ehe man Befehle ertheilen oder zu Hülfe eilen konnte, riß der Diener die Flügelthüre auf und herein trat eine junge Dame,

Digitized by Google

schön gleich einer Statue von würdevollem Anstand; es war Fräulein Waldheim, dieselbe, welche Madame Alster für Arthur bestimmt hatte.

Ruhig sah der Besuch mit dem Augenglase auf die ohnmächtige Bernhardine, wandte sich dann voll Grazie ab und sagte, wie Madame Alster selbst schon geäußert hatte: „Wie unpassend!“

Arthur erröthete, um bald darauf wieder todtenbleich zu werden.

„Gut,“ sagte Madame Alster grausam lächelnd zu sich, „der erste Schlag hat sicherlich getroffen.“

Während das Kammermädchen der Ohnmächtigen beisprang, leitete Madame Alster ihren Besuch in die innern Gemächer. An der Thür blieb sie stehen und, zu Arthur sich wendend, der sich ebenfalls mit Bernhardinen beschäftigte, sagte sie:

„Ueberlaß Deine Frau meinem Mädchen.“

Arthur jedoch wollte davon nichts hören; er blieb und bemühte sich, seine ohnmächtige Frau wieder zu sich zu bringen.

„Was für ein Muster von einem Gatten!“ sagte Fräulein Waldheim, aber mit einer so ruhigen Stimme, daß Niemand wissen konnte, ob sie bewundernd oder ironisch gesprochen hatte. Arthur war in schlimmer Stimmung und geneigt, Alles im schwärzesten Lichte zu betrachten. Er nahm ihr Wort als schneidende Satire auf und Bernhardine gewann bei diesem Glauben nicht. Zum ersten Male stieg in ihm der Gedanke auf: „ich wollte, ich hätte gewartet.“

Madame Alster verstand die Kunst — Niemand wußte genau wie — jede Person unverständig, lächerlich, unangenehm und schlecht erzogen erscheinen zu lassen. Das ging jedoch nicht daraus hervor, daß jede andere Person neben ihrer Verständigkeit, würdevollen Haltung und guten Erziehung verlieren mußte, sondern von dem geraden Gegentheile. Ihre Manieren zeigten den unverhüllten Hochmuth und eine Anmaßung von Superiorität, die durch nichts erschüttert zu werden schien. Sie war ohne Zweifel eine hübsche Frau, aber nicht von der Art, welche andere Schönheiten in Schatten stellt. Sie war von blutloser Bläße mit einem abschreckenden Blick und einem Grausamkeit andeutenden Kinnbacken. Ihr Haar war schon weiß; dagegen waren ihre dicken geraden Augenbrauen noch schwarz wie Ebenholz. Die graublauen Augen lagen tief in ihren Höhlen und hatten nichts von ihrem Feuer verloren. Die Linien zwischen den Augenbrauen gingen tief und die Runzel in der Mitte hatte etwas Abschreckendes. Ihre Nase war scharf, hoch und hübsch, und ihre dünnen Lippen schlossen sich leicht über kleine gerade, aber nicht weiße Zähne; ihr Kinn, ein Viereck bildend, wie die Stirn, war massiv und etwas hervorstehend.

Demnach kam ihre eigentliche Kraft, moralisch zu unterdrücken, nicht von ihrem Aeußern oder ihrer Grazie her, sondern von ihrer grausamen Gemüthsart. Sie sagte genau, was sie dachte, mochte es für den Hörenden noch so schmerzlich sein. Nie hatte Jemand bemerkt, daß sie ihre Worte aus Erbarmen oder Delicatesse gemildert hätte. Sie war stolz auf ihr Geradezusein, ihre Ehrenhaftigkeit und ihren gänzlichen Mangel an falschem Zartgefühl. Kam sie zum ersten Male mit einer Person zusammen, so machte es ihr Vergnügen, deren Kraft zur Selbstvertheidigung zu prüfen. Gab diese entweder aus Furchtsamkeit oder Artigkeit nach, so setzte sie gleichsam ihren Fuß auf des Fremdlings Nacken und zog ihn nie freiwillig wieder zurück. Opponirte man ihr, so haßte sie wohl, aber sie achtete doch auch ihren Gegner. Das Einzige, was sie achtete, war Kraft und die einzige Person aus ihrer Nachbarschaft, gegen welche sie sich nie insolent zeigte, war Fräulein Waldheim. Denn diese, obschon von verschiedener Natur, war ein furchtloses, sich geltendmachendes Wesen, gerade wie Madame Alster, das es von Keinem litt, daß man ihr zu nahe kam. Sie waren nicht Rivale, sie waren, jede in ihrer Weise, Königinnen, die ihre beiderseitigen Rechte respectirten.

Bernhardine würde, hätte diese nicht ihren Sohn geheirathet, nur von ihr gründlich verachtet worden sein, so aber ward sie mit überlegtem Haß beehrt. Da die Heirath geschehen war und nicht ohne Zustimmung ihres Sohnes aufgelöst werden konnte, so ließ sie wenigstens ihren vollen Mißmuth an dem armen Kinde aus, das stets fühlte, als ob es unaufhörlich mit Nadeln gestochen würde. Die arme junge Frau verlor unter diesen Peinigungen ihre körperliche Grazie, die einst nicht wenig dazu beigetragen hatte, daß sie ihres Gatten Herz gewann. Auch Arthur entging nicht dem Einflusse seiner Mutter durch deren ewiges Besingen der Mängel seiner Frau. Zuerst lernte er diese zu entschuldigen, dann sie zu kritisiren — und die Kritik fiel nicht immer zu ihren Gunsten aus — und endlich fing er an, sich ihrer ein wenig zu schämen. Diesem Fall verhütete glücklicher Weise noch sein Stolz und sein männlicher Sinn, aber eine schwere Gefahr lag vor ihm, die um so gefährlicher war, als er sie sich nicht eingestand.

Inmitten aller dieser gefährlichen Anfänge mußte Arthur Geschäfte halber, die kluger Weise für ihn aufgespart worden waren, verreisen und Bernhardinen dem Schutze seiner Mutter überlassen. Kaum war Arthur's Wagen verschwunden, als Madame Alster sich niedersetzte und einen Brief an ihren Cousin Alphons schrieb, den Bruder Liederlich der Familie, den hübschesten Gardeofficier und, wie man behauptete, den glücklichsten Damenfänger seiner Zeit.

III.

Bernhardine, welche nicht wenig erschrocken war, als sie vernahm, sie werde mit ihrem Quälgeiste, ihrer Schwiegermutter, allein sein müssen, erstaunte höchlichst, als plötzlich diese eine ganz Andere wurde. Madame Alster legte ihre harte, insolente Manier bei Seite, ward gütig, freundlich, bedachtsam, hörte auf Fehler zu finden und wurde sogar einschmeichelnd. Bernhardine, die gar gern ihre Schwiegermutter eben so sehr zu lieben wünschte, als sie diese fürchtete, fing an ruhig, heiter und kindlich zu werden, ja sie tadelte sich wohl gar, daß sie in ihrem Urtheil zu voreilig und wohl zu empfindlich gewesen sein dürfte. So hatte sie einige Tage recht glücklich verbracht, trotz der ihr bisher fremd gewesenen Betrübniß, welche jede junge Frau beschleicht, wenn sie sich zum ersten Male von ihrem geliebten Gatten trennen muß, — als eine Kutsche vorfuhr, aus welcher ein feiner, hübscher junger Mann mit blauen Augen, mit wohlgehaltenem Schnurrbart, weißen Zähnen und mit militairischem Anstand und Lustigkeit heraussprang. Dieser küßte Madame Alster fast so feurig, als ob er eine schöne junge Dame vor sich hätte, und schien überhaupt so im Hause zu Haus zu sein, als ob er Herr von Allem wäre, was sich darin befand, obschon er eben die Schwelle überschritten hatte. Cousin Alphons war es.

Niemals gab es einen angenehmern Gesellschafter, als dieser Cousin Alphons war. Scherze und belustigende Anekdoten flossen von seinem immer heitern Munde. Voll Ritterlichkeit gegen die Damen, soweit diese mit dem modernen Behaben vereinbar ist, war er voll Achtung bei aller Vertraulichkeit, und selbst seine Familiarität so voll Wohlwollen und männlich, daß er nie mit Jemand in Streit gerieth. Viele liebten ihn, weil sie wußten, er besitze die beste Seele von der Welt. Alle diese Eigenschaften machten ihn zu einem gefährlich angenehmen Gesellschafter für die meisten jungen Damen. Aber wenn auch Alphons ein Bruder Liederlich war, so hatte er doch das Herz am rechten Flecke. Liebte er auch Unfug, so war er doch fern von Bosheit und Laster.

Anfangs benahm sich Bernhardine scheu gegen ihn. Sie wollte matronenhaft und würdevoll erscheinen. Aber Cousin Alphons lachte ihr das alles heraus, und in unglaublich kurzer Zeit, setzte er sich mit ihr auf den denkbar bequemsten Fuß. Tante Alster, wie er sie nannte, übergab das junge hübsche Weib seiner Fürsorge, und zwar auf eine etwas stark auffallende Weise für Jeden, der sie kannte, da sie selbst so sehr auf Alles hielt, was Anstand hieß. So zum Beispiel fand es Bernhardine bedenklich, mit ihm allein auszureiten. Denn sie legte sich immer die Frage vor: Würde das wohl meinem Arthur recht sein? und nach der von ihrem Gefühle gegebenen Antwort entschied sie. Doch ihre Schwiegermutter schlug ihre Bedenken mit den Worten nieder: „Wer ist wohl der beste Beurtheiler dessen was anständig ist, ich oder Sie? Und wenn ich sage, daß Sie mit Ihrem Cousin ausreiten dürfen, so sagt Ihre entgegenstehende Aeußerung nichts Anderes, als daß ich ein unsicherer Führer für Sie bin, und daß meine Gewohnheiten und Ansichten sich nicht für Sie so eignen, um sie annehmen zu können.“ Solche Autorität schlug jedes Bedenken nieder.

Bernhardine schrieb täglich an ihren Gatten. Sie hatte eigentlich wenig zu sagen, außer ihrer Liebe für ihn, und wie angenehm sich Cousin Alphons mache. Er war das einzige Factum, das sie für jetzt zum Gegenstande ihrer Erzählungen machen konnte. Nun aber bestand zwischen Cousin Alphons und Arthur seit langer Zeit eine bedeutende Spannung, obgleich Jeder von ihnen es vermied, die Feindseligkeiten offen ausbrechen zu lassen. Arthur nannte Alphons frivol, dieser Arthur'n einen ehrwürdigen, geistlichen Herrn ꝛc.

Digitized by Google

Als daher Arthur las, daß Alphons auf seinem Gute sei, wurde er wüthend. Er wunderte sich über seine Mutter, schimpfte auf Alphons und nannte seine Frau eine Thörin; dann aber gedachte er auch dessen, was seine Mutter über Bernhardinens Fügsamkeit sich Andern anzuschmiegen gesagt hatte, und seine Eifersucht verdoppelte sich. In diesem Gemüthszustande empfing er einen Brief von seiner Mutter. Nach einigen Präliminarien über Geschäftssachen sagte das Schreiben, wie folgt:

„Es ist wirklich recht amüsant, Bernhardinen und Alphons bei einander zu sehen, sie spielen zusammen, als ob sie noch Kinder in der Kinderstube wären. Bernhardine ist allerliebst geworden und ist voll Geist und Leben. Himmel, was ist aus dem einst so thränenreichen, nervösen, niedergeschlagenen Schulmädchen geworden! Weißt Du, Arthur, ich glaube wirklich, Du hast das Kind zu sehr commandirt, Alphons dagegen ermuthiget sie. Er ist bezaubert von ihrer Unbefangenheit und ihrem Muthwillen, und sie von seinem stets heiteren Wesen und seiner Artigkeit. Und er ist ohne alle Frage ein äußerst einnehmender Bursche, wenn ich auch nicht Bernhardinens Enthusiasmus für ihn ganz und gar theilen kann. Denke Dir, gestern Abend sagte sie sogar, sie wollte, Du glichest ihm mehr. Für meine Person ist mir jede Individualität heilig; ginge es mir nach, ich duldete kein moralisches Flickwerk. Fräulein Waldheim ärgert mich, daß sie von Alphonsens Wesens abgestoßen wird. Gestern Abend machte sie sogar ernstlich Deiner Frau Vorwürfe über ihre offenbare Parteilichkeit, die Bernhardine aber Vetterschaft nennt. Da aber traf sie ein stolzer Blick von Fräulein Waldheim, und die kleine Bernhardine floh zu Alphons — zu Cousin Alphons, wie sie ihn nennt, daß er sie schütze."

Arthur hatte genug gelesen. Er zerknitterte den Brief in seiner Hand, bedeckte dann sein Gesicht und stöhnte, und mehrere Tage vergingen, ehe er an seine Frau zu schreiben vermochte, die sich sein Schweigen gar nicht zu erklären wußte. Denn bisher hatte er nach der gewöhnlichen Weise junger liebender Ehemänner jeden Tag geschrieben, jetzt aber war er zu mißtrauisch, um seiner Feder den natürlichen Lauf zu lassen, und zu stolz, um sein Mißtrauen zu verbergen, und so beschloß er denn zuletzt, das Schreiben ganz zu unterlassen. Seine arme Frau litt darunter unbeschreiblich. Sich keiner Schuld bewußt, blieb ihr nichts übrig als zu glauben, er sei krank oder es sei ihm ein entsetzliches Unglück passirt. Ihre aufgeregte Phantasie sah ihn von einem die Hauptstadt durchrasenden Wagen überfahren, gerädert, todt. Es war eben so peinlich als rührend, das arme Wesen sich so selbstquälend und ängstigend zu sehen; nur ihre Schwiegermutter ward dadurch nicht blos nicht gerührt, sondern sogar zu verspottendem Hohn bewogen. Alphons aber bemühte sich von Herzen, sie zu beruhigen. Endlich kam am vierten Tage ein kurzer, gehaltener, kalter Brief. Es war nichts darin, das sie verwundet hätte, aber auch nichts, das sie erfreute. Bernhardine wünschte beinah, er hätte ihr gar nicht geschrieben, nur war sie froh und dankbar, ihn wohl zu wissen, und daß nichts Schlimmes ihm zugestoßen war.

Sie antwortete ihm, als wenn keine Wolke ihren Ehehimmel verdüsterte, und erlaubte sich keine Bemerkung. Sie erzählte ihm alles das, was sie gethan hatte, wobei sich hie und da Alphonsens Name mit beimischte, je nachdem die Thatsache es der Wahrheit gemäß verlangte. Unter anderem erzählte sie auch, wie gütig seine Mutter zu ihr sei, und wie angenehm Fräulein Waldheim sein könnte, wenn sie nur wollte. So sei sie es besonders vor einigen Tagen gewesen, da sie und Cousin Alphons mit einander bei ihr zum Besuch gewesen wären.

„Meine Mutter hatte Recht," sagte Arthur zähneknirschend. „Bernhardine hat das gemeine Laster der Schwachen, sie ist nicht beständig, nicht wahr. Und dieser Brief, der die Güte der Mutter und die Cordialität der Waldheim rühmt, ist ein Beweis davon. Ich war ein Thor. Wie konnte ich erwarten, daß ein Frauenzimmer, das nicht von meiner Stellung ist, die Gefühle einer durchaus wohlerzogenen Edeldame besitze und feinfühlend und treu sei einem so gewöhnlichen Lockvogel und Windbeutel gegenüber, wie jener da ist. Wie kalt sie schreibt! Sie erwähnt nicht einmal meines langen Schweigens. Es bleibt nichts übrig, wir müssen uns trennen, und die Sache muß noch in diesem Monate zu Ende kommen. Schrecklich, sich schon drei Monate nach der Verheirathung trennen zu müssen! Ein schlechtes Zeugniß das, für Ehen aus Liebe! Hätte ich den Burschen hier, ich stieße ihm das Messer in seine falsche Brust!" Und mit diesen Worten ergriff Arthur das Messer, das auf dem Tische lag, worauf sein unberührtes Frühstück stand, und warf es gegen die Thür, in welcher es stecken blieb. In Gedanken hatte er den Mord wirklich begangen.

(Schluß folgt.)

Ein Pirschpfad auf der Gemsjagd.

Von Fr. Gerstäcker.

Im Laufe des vorigen Jahres versuchte ich, den Lesern der Gartenlaube die Jagd auf Gemsen zu schildern, indem ich ihnen besonders das Auf- und Niedersteigen in den Bergen beschrieb. In der beifolgenden Zeichnung führe ich nun den Leser ein mal quer durch die Berge, und zwar auf einem der sogenannten Pirschpfade, die im Ganzen allerdings nicht gefährlich zu begehen sind, aber doch auch ihre sehr interessanten Stellen haben.

In unseren deutschen Wäldern kann der Leser überall „Pirschpfade" sehen. Es sind schmale, durch Dickichte ausgehauene Gänge, in solcher Art angelegt, daß der Jäger geräuschlos darauf hinpirschen mag, und dabei zu Stellen geführt wird, auf denen das Wild entweder herüber und hinüber wechselt, oder zur Aeßung auf offene Waldwiesen tritt, oder auch wohl eine künstlich angelegte Suhle besucht.

Der eigentliche Gemsjäger nun kennt allerdings keine solche von Menschenhand angelegten Wege, denn mit Stock und Steigeisen klettert er eben in die Berge hinein, wie sie der liebe Gott ihm hingestellt hat, und sucht dem scheuen Wilde beizukommen, so gut das eben geht. Er nimmt sich dabei aber auch Zeit, und wendet volle Tage daran, einen einzelnen Bock zu beschleichen, oder auf seinem Wechsel zu warten, bis es ihm einmal gefällt, dort vorbeizukommen. Viele Schluchten, sogenannte Klammen, sind selbst ihm dabei unzugänglich, und er muß sie in weiten Umwegen umklettern, und gerade in solche Plätze stellt sich der Gemsbock am liebsten ein.

Die Gemse sucht überhaupt die schroffsten, unzugänglichsten Stellen, und nicht allein deshalb, weil sie dort am leichtesten und schnellsten einer plötzlichen Gefahr ausweichen kann, sondern weil auch gerade an solchen die süßesten Gräser und Kräuter wachsen. Im Wald und auf den Lannen fände sie Aeßung genug, und zwar viel reichlicher, als auf dem schroffen Geröll der Reißen und an den steilen Hängen, aber jenes Gras ist lange nicht so zart und süß, als das, was spärlich wächst, und die saftige, fast gewürzige Gemskresse liebt ebenfalls nur die sonnigsten und rauhesten Orte.

Für herrschaftliche Jagden sind aber die Pirschwege unumgänglich nöthig und zwar nicht allein für die Schützen selber, sondern besonders auch für die Treiber, und zwar, um die in den Bergen höchst werthvolle Zeit zu ersparen. Aber es kommt auch deshalb Alles darauf an, daß sie mit Umsicht eingerichtet und angelegt werden, wenn sie nicht mehr Schaden als Nutzen bringen sollen.

Hauptsächlich dienen sie dazu, die enormen Entfernungen in den Bergen zu kürzen, und manche „schieche" Schluchten überhaupt zugänglich zu machen, deren äußeren Rand man sonst nur berühren könnte; oder auch, wo sie an zugänglicheren Wänden hinführen, das Wild in Sicht zu bekommen, und dann — vom Pirschpfad ab — den eigentlichen Pirschgang erst zu beginnen. Vom Pirschpfad selber aus wird man selten ein Stück zum Schuß bekommen, es müßte sich denn rein zufällig dort in der Nähe äßen. Die Entfernungen in diesen Bergen sind zu gewaltig — das Revier ist zu entsetzlich ausgedehnt, seine Jagd auf einen solchen Pfad zu beschränken. Fast so nöthig, wie die Büchse für den Jäger, ist deshalb auch die Perspective, — Bergspectiv, wie es der Tyroler gar nicht übel nennt — mit diesem die mächtigen Wände und Hänge, Schluchten und vorspringende Felsen ordentlich und gehörig abzuäugen, und nach dem gesehenen Wild dann die Jagd gehörig anzuordnen, oder sich auch an das Wild hinanzupirschen.

Digitized by Google

Der Pirſchpfad.

Ich mag hier gleich bemerken, daß der Tyroler ſtatt „treiben“, wenn nur ein oder zwei Jäger das Wild angehen, riegeln ſagt, und das Treiben ſelber einen Bogen nennt.

Natürlich ſind aber auch dieſe ſogenannten Pirſchpfade in jenen Bergen außerordentlich ungleich und, wo es der Boden erlaubt, breit, bequem und ſicher. Durch Laatſchendickichte werden ſie nur mit Beil oder breitem Meſſer ausgehauen, und an den, wenn auch ſteilen Graslannen hin hat die Spitzhacke leichte Arbeit, und

Digitized by Google

der Fuß des darauf Hinschreitenden findet festen und sicheren Halt. Gerade dort aber, wo sie in die schroffen Schluchten und Klammen führen müssen, den Weg abzuschneiden, den man sonst stundenweit auf- oder abwärts zu suchen hätte, ziehen sie sich nicht selten schmal und ängstlich an schroffen überhängenden Wänden hin, und der Wanderer, der sie betritt, mag sich vor Schwindel hüten.

Schon ihre Anlage ist an solchen Stellen, wie sich leicht denken läßt, mit nicht geringer Gefahr verbunden, und der Arbeitende muß nicht allein Tage lang über solchen Abgründen hängen, sondern sich auch Zoll für Zoll seinen Weg hinüberzwingen. Diese Leute sind aber alle schwindelfrei und schauen mit kaum einem andern Gefühl auf die blaue Tiefe zu ihren Füßen, als es der Seemann empfindet, wenn er auf die durchsichtige Woge schaut.

Der an der Oberfläche meist verwitterte Fels läßt sich allerdings ziemlich leicht aufschlagen, und bietet solcher Art keine weitere Schwierigkeit; trotzdem gibt es dort eine Menge von Stellen, wo der losgeschlagene Stein unmittelbar in Kirchthurmtiefe wegfällt, und der Arbeiter darf ihm um Gottes Willen nicht nachschauen, sonst ist er verloren. Sie behaupten, daß der fallende Stein den Menschen gern mit nachziehe, und selbst die Jäger drehen das Gesicht vom Abgrund fort, wenn ihnen ein Stück Geröll unter dem Fuß losgeht und die Wand hinunter stürzt.

Frisch angelegt, lassen sich diese Pfade zwar immer noch verhältnißmäßig leicht begehen, denn der Arbeiter muß auf die gefährlichsten Stellen immer einige Sorgfalt verwenden, um selber darüber hinzukommen. Das nasse Wetter im Winter aber, der Schnee, niederbrechende Lawinen und losbröckelndes Gestein nehmen sie arg mit, und wenn sie nicht oft und fleißig nachgesehen und ausgebessert werden, werden sie höchst schwierig, ja oft lebensgefährlich zu passiren.

Der obige Pirschpfad führt in Tyrol durch die sogenannten „Bockgräben" — eine tief in den Berg eingerissene, furchtbar steile und wilde Klamme, und der Künstler hat nicht einmal die gefährlichste Stelle da aufgenommen. Nicht ganz in der Mitte zieht sich dieser Pfad nämlich unter einem überhängenden Felsen hin, der dem Jäger nicht einmal gestattet, sich ganz aufzurichten. Gebückt, den Oberkörper dem Abgrund zugedrängt, mußten wir den Ort passiren, während an einer Stelle sogar der Boden etwa drei Fuß lang weggebröckelt war, und uns zum Sprung nöthigte.

Die Leute nun, die ihre Lebenszeit in den Bergen verbrachten, und es gar nicht anders gewohnt waren, als Felsen über sich und Luft unter sich zu sehen, liefen in vollkommener Gemüthsruhe darüber hin. Wir aber, die wir uns mehr in einem umgekehrten Verhältnisse wohl fühlen — das heißt lieber die Felsen unter und die Luft über uns haben, passirten den Weg doch mit Herzklopfen. Es war jedenfalls ein ganz häßlicher, und selbst in der Erinnerung sehe ich noch den blauen, düsteren Abgrund neben mir, und höre das Geröll unter unseren Füßen fortbröckeln, durch die Luft zischen, und nach langer, langer Zeit mit mattem Schall unten aufschlagen.

Das sind solche Momente im Leben, wo man fühlt, daß Einem das Leben selber nur an einem Faden hängt, und wo das Nachlassen einer Sehne, das Zucken einer Muskel schon, den Tod, den grimmen Tod zur Folge haben könnte. Und doch liegt auch wieder ein eigenthümlich wilder Reiz gerade in solcher Gefahr, die, so leicht gemieden, fast unwillkürlich den Menschen anzieht, sich ihr hinzugeben. Lockt die Jagd — die Gemsjagd noch außerdem, dann hält die Leidenschaft uns auch schon oben.

So vortheilhaft nun aber diese Pirschwege, wenn richtig und sparsam angelegt, für die Jäger sind, so viel Nachtheil können sie der Jagd bringen, besonders wenn sie durch Gegenden führen, die von Hirten begangen werden.

Diesen nämlich sind solche Pfade, durch deren Hülfe sie oft einen bequemen Weg in's Thal hinab, oder von Alm zu Alm finden, äußerst gelegen, und anstatt, wie sonst, ihren gewöhnlichen, vom Vieh begangenen und vom Wild gemiedenen Weg zu gehen, laufen sie jetzt so oft als möglich pfeifend, singend und jodelnd mitten durch's Revier. Ja, sie treten in solchen Klammen oft sogar absichtlich Steine los, die Gemsen aufzuscheuchen, und ihren Spaß daran zu haben.

Natürlich lassen sich das die scheuen Thiere nicht lange gefallen, sondern meiden lieber ihre altgewohnten Aeßungsplätze, um stille, nicht so häufig gestörte Schluchten aufzusuchen. Selbst wo dichte Laatschenbüsche und Wald den Hang bedecken, und der auf solchem Pirschweg Hingehende vollkommen gedeckt bleibt, ist ein solches häufiges Begehen der Berge dem Wildstand schädlich. Es gibt kaum ein Thier auf der Welt, das eine feinere Witterung hätte, wie die Gemse — oder überhaupt alle Antilopenarten — und fast noch mehr fürchtet sie den Feind, wenn sie ihn nicht sieht, und nur Wind von ihm bekommt, als wenn er offen heraustritt.

Deutlich kann man das erproben, wenn man von Gemsen entdeckt ist, und dann ganz still bleibt, oder sich gar versteckt. Dann lassen sie rasch den weithin schallenden und ganz eigenthümlich klingenden Warnungspfiff ertönen, werden unruhig, und wenn sie noch mehrere Tausend Schritt entfernt sind, springen sie einige Sätze, bleiben wieder stehen und äugen umher, und pfeifen dann auf's Neue, und läßt man sich nicht wieder blicken, so fliehen sie die Gegend, so rasch sie können. Zeigt man sich aber, daß sie den Feind im Auge behalten können, dann hören sie gewöhnlich mit Pfeifen auf und bleiben ruhig, lassen auch wohl den Jäger an sich vorüberziehen. Sie kennen dann die Gefahr und wissen, daß sie ihr im schlimmsten Fall entgehen können, während sie bei einem nicht sichtbaren Feind, den sie gleichwohl in der Nähe wittern, sich von keiner Seite mehr sicher fühlen.

Je weniger Pirschpfade deshalb in einem Revier angelegt werden, desto besser ist es jedenfalls für den Gemsstand. Das scheue Wild nimmt es genugsam übel, wenn es nur einmal im Jahr, und zwar zur Jagdzeit aufgetrieben, und durch Schießen, Hunde und Jäger gestört und geängstigt wird; hat es aber die übrigen Monate auch keine Ruh, dann sucht es eben einen Platz, wo sich die Spitzhacke noch nicht bis zu ihrem sichersten Versteck die Bahn gehauen hat.

Ein anderer Beweis, daß die Gemse den Pirschwegen nicht hold sein kann, ist der, daß sie diese Pfade selten oder nie selber benutzt. Das Roth- und Rehwild ist viel vertrauter, ja nimmt sie sogar sehr gern und häufig an, und äßt sich halbe Stunden weit auf ihnen hin. Auch der Fuchs benutzt sie gern zu seinen Spaziergängen, und man findet überall in ihnen seine Spuren und Losung. Die Gemse dagegen setzt fast immer nur über die Pirschpfade quer hinweg, und schon die weißen Stumpfe der abgehauenen Laatschen sind ihr fatal.

Desto mehr benutzt sie dagegen, wie sich leicht denken läßt, das Vieh in den Bergen, das sie besonders bei schlechtem Wetter oft so zusammentritt, daß man kaum noch darauf fort kann. Das Vieh ist überhaupt des Jägers Feind, und besonders die Schafe, wenn sie vorzüglich in größerer Zahl die Berge begehen, sind im Stande, auch die letzte Gemse zu vertreiben, denen die Losung der Schafe wie das danach wachsende Gras zuwider ist. Aus Rindern machen sie sich weniger.

Diesen letzteren werden die Pirschwege aber gar nicht etwa selten verderblich, und die Hirten verbauen deshalb oft die gefährlichsten Stellen mit abgehauenen Zweigen oder Bäumen. Die Kühe laufen nämlich ziemlich unbesorgt darauf hin und gerathen zuweilen, wenn sie noch junges Gras an deren Rändern finden, in jene Klammen, wo der Pfad immer enger und enger wird. Zuletzt können sie nicht mehr weiter, sind aber auch nicht mehr im Stande, sich umzudrehen, machen dann geängstigt ein paar Schritt rückwärts, und stürzen bei dem ersten Fehltritt in die Tiefe hinab. Dort ist nachher weder Haut noch Fleisch mehr von ihnen zu gebrauchen — wenn man sie überhaupt wieder herausschaffen könnte.

Solcher Art sind die Pirschwege im Gebirge — jetzt über grasige Lanne, jetzt durch dichtes und zähes Laatschengestrüpp, und dann plötzlich an schroffer, schwindelnder Klippe hinführend, wo der Boden unter dem Fuße wegzusinken scheint; wer dann an solchen Stellen nicht einen sichern Schritt und hellen Blick hat, soll sie lieber meiden.

Wie ich schon oben bemerkte, sagen die Jäger, daß ein hinunterfallender Stein den Menschen nachziehe, und Unglücksfälle, dadurch herbeigeführt, sollen allerdings schon vorgekommen sein, ja nicht einmal zu den Seltenheiten gehören. Die Ursache liegt aber auch dafür klar auf der Hand, denn während der Stein senkrecht an der Wand niederfällt, muß er allmählich, je tiefer er fällt, mehr und mehr aus dem Gesichtskreis des Nachschauenden kommen, der, um ihm mit den Augen zu folgen, gezwungen ist, sich weiter und weiter nach außen zu biegen. Dadurch kommt er mit dem schweren Oberkörper unmerklich über den Abgrund, und mag er so schwindelfrei sein, wie er will, er muß das Gleichgewicht verlieren. Ueberhaupt ist das Steigen da oben an den Wänden herum manchmal wirklich, wie der Amerikaner sagt, „viel zu interessant, um angenehm zu sein."

Digitized by Google

Ein Besuch im Brester Bagno.

Auf meinen Reisen durch Frankreich kam ich auch nach Brest, wo ich nicht versäumte, den traurigen Aufenthalt der Galeerensclaven zu besuchen, der für psychologische Studien ein so großes Interesse bietet.

Das Brester Bagno, welches einen Theil des Kriegshafens bildet, ist ein großes, fast zweihundert Fuß langes Gebäude. Es hat drei Abtheilungen, von denen die mittlere, bei weitem die größte, aus vier langen Sälen besteht; in jedem derselben können sechshundert Sträflinge untergebracht werden. Sie befinden sich im ersten Stockwerke, zu welchem eine breite steinerne Doppeltreppe führt. In den beiden Seitenflügeln wohnen die zahlreichen Beamten und Aufseher der Anstalt, so daß die Sträflinge rechts und links von tausend Augen bewacht werden. Kaum hatte ich mich der Treppe genähert, als ich ein wahrhaft betäubendes Kettengerassel vernahm, und bald kam mir ein Trupp Sträflinge entgegen, die, je zwei aneinander gekettet und von ihren Aufsehern begleitet, zu der Hafenarbeit abgingen. Es mochten ihrer ungefähr zweihundert sein und ich merkte zu meinem Erstaunen, daß in ihren wilden, sonnenverbrannten Gesichtern keine Spur von Trauer oder Bestürzung zu lesen war. Mehrere von ihnen schienen sogar heiter und aufgeräumt. Vielleicht waren sie froh, das Gefängniß verlassen und mehrere Stunden, wenn auch bei der härtesten Arbeit, unter freiem Himmel zubringen zu können. Nach einigen Augenblicken befand ich mich in einem der Säle. Beim ersten oberflächlichen Anblick scheint ein solcher Saal viel heiterer, als ein gewöhnlicher Casernensaal. Er ist sehr hoch, breit und die Sonnenstrahlen dringen ungehindert durch die Fenster. Betrachtet man ihn aber etwas genauer und erfährt man die strengen, furchtbaren Vorschriften, welchen die Bewohner desselben gehorchen müssen, so wird man von Schauder und Mitleid und zugleich von Bewunderung der menschlichen Natur ergriffen, die sich auch an die fürchterlichsten, an die entsetzlichsten Qualen gewöhnt und das Unerträglichste ertragen lernt. Alles, was der menschliche Scharfsinn erfinden kann, um die Flucht unmöglich zu machen, ist hier angewendet. Der Boden eines solchen Saales ist weder gedielt, noch mit Quadern belegt, sondern asphaltirt; und diese dicke, glatte Asphaltdecke wird stets bewacht und die geringste Spalte oder Ritze in derselben sogleich wieder ausgebessert. Daß die Mauern von einer ungeheuern Solidität, versteht sich von selbst; die Fenster aber sind nicht nur sieben Fuß über dem Boden erhöht und mit einem dicken Eisengitter versehen, sondern oberhalb eines jeden Fensters befindet sich auch noch eine Laterne, welche die ganze Nacht hindurch brennt. Würden diese Laternen ausgelöscht, so wäre dies ein Zeichen der Empörung. Die Empörungen im Bagno sind indessen sehr selten und werden auch, wie man sich leicht denken kann, sogleich und mit der furchtbarsten Energie unterdrückt.

In jedem Saale zieht sich auf der den Fenstern zugekehrten Seite eine Reihe von Pritschen hin, welche die Schlafstätten der Sträflinge bilden. Zur bestimmten Zeit des Abends werden diese je zwei aneinander gekettet. Durch sämmtliche Ketten läuft eine dicke eiserne Stange, die an der Pritsche befestigt wird, so daß jeder Sträfling während der Nacht nicht nur an seinen Cameraden, sondern auch an seine Schlafstätte gefesselt ist. Seine eigene Kette ist indessen so lang, daß er sich etwa zwei Schritte von der Pritsche entfernen kann, sobald ihn ein unabweisliches Bedürfniß dazu nöthigt. Auf dieser Pritsche stehen die Sträflinge eine wahre Höllenqual aus. Sie haben dort nicht mehr Raum, als eine Leiche in ihrem Sarge und können sich nur mit Mühe von einer Seite auf die andere wenden. Im Sommer werden sie von der furchtbarsten Hitze, im Winter von der entsetzlichsten Kälte geplagt. Die Kälte ist um so empfindlicher, als sie nur eine dünne schmale Matratze zur Decke haben. Früher gab man ihnen auch eine Matratze zur Unterlage; diese wurde ihnen aber 1823 abgenommen. Eine Empörung brach deshalb im Bagno aus; sie wurde indessen auf der Stelle unterdrückt und seit jener Zeit müssen die Sträflinge auf der bloßen Pritsche zubringen.

Sobald sie auf die eben beschriebene Weise an ihr Lager befestigt worden, ertönt ein Peitschenknall. Das ist das Signal zur Ruhe. Nach diesem Signal muß Todesstille in allen Sälen herrschen und kein einziges Wort darf mehr bis zum folgenden Morgen gesprochen werden. Ein solches Nachtlager ist viel mehr ermüdend, als erquickend, und wer von den Sträflingen nicht eine eiserne Constitution hat, siecht bald hin und wird ein Opfer dieses Pritschenbettes; so wie umgekehrt diejenigen, welche die ersten Jahre im Bagno überstanden, die Aussicht auf ein sehr hohes Alter haben. Diese Aussicht ist aber unter solchen Umständen gewiß mehr betrübend als erfreulich; denn kein Tod ist schrecklicher, als ein solches Leben.

Das Brester Bagno bildet, wie bereits erwähnt, einen Theil des Kriegshafens, der bekanntlich erst unter dem Cardinal Richelieu, dem Schöpfer der französischen Marine, angelegt wurde. Noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts wurden die Galeerensträflinge nicht unmittelbar von der Regierung nach dem Bagno gesendet. Diese Sendung geschah vielmehr durch einen Speculanten, der den Titel Capitaine de la Chaine trug und für eine bestimmte Summe die Sträflinge nach den Galeeren beförderte. Unter ihm standen ein Lieutenant und ein Unterlieutenant, so wie mehrere Sergeanten und eine gewisse Anzahl Soldaten, die zusammen aus den verschiedenen Gefängnissen die Verurtheilten abholten und nach Brest transportirten.

Im Bagno angelangt, wurde ihnen sogleich die „Toilette" gemacht. Die alte Kleidung wurde ihnen nämlich ausgezogen und nachdem sie am ganzen Körper gewaschen worden, schnitt man ihnen die Haare ganz kurz ab und steckte sie in die Galeerenkleidung. Diese bestand und besteht noch heute aus weiten Drillhosen, aus einer rothen Jacke von grobem Tuche und aus einer rothen oder grünen phrygischen Mütze. Die grüne Farbe der Mütze zeichnet die auf Lebenszeit verurtheilten Galeerensclaven von denen aus, die blos auf eine bestimmte Zeit verurtheilt sind. Außerdem ward und wird noch heute an die Mütze des Sträflings eine mit einer Nummer versehene Blechplatte befestigt. Der Sträfling hat keinen Namen mehr, er wird eine Ziffer. Aber damit ist die traurige „Toilette" noch nicht vollendet. Es wird ihm jetzt um den Fuß der eiserne Ring geschmiedet, den er bis zum Ende seiner Gefangenschaft, oft bis zum Ende seines Lebens tragen muß. An diesen Ring wird die Kette befestigt, welche ihn an den Mitsträfling knüpft. Ring und Ketten haben ein Gewicht von vierzehn Pfund. Früher wurden die Sträflinge, nachdem sie am Pranger ausgestellt gewesen, auch gebrandmarkt. Der Sträfling wurde auf einem öffentlichen Platze ausgestellt und der Henker brannte ihm mit einem glühenden Eisen ein Zeichen auf der Schulter ein. Diese Strafe wurde aber im Jahre 1832 abgeschafft. Seit 1835 werden die Sträflinge in Zellenwagen nach dem Bagno gebracht und seit 1848 hat die provisorische Regierung auch die Ausstellung am Pranger unterdrückt. Sonst ist es so ziemlich beim Alten geblieben.

Werfen wir nun einen Blick auf das Leben des Sträflings im Bagno. Von dem Augenblick an, da ihm die Galeerenkleidung angethan worden, wird seine Kette an die eines Andern befestigt und er ist verdammt, Tag und Nacht unzertrennlich mit einem Menschen zu leben, den er früher nie gesehen, dessen Namen er vielleicht niemals erfährt und der nicht selten körperlich und geistig gleich abstoßend. Unter den dritthalbtausend Individuen im Brester Bagno sind alle Stände der Gesellschaft vertreten. Man findet unter ihnen Aerzte, Advocaten, Richter, Priester, Künstler, Schriftsteller, Kaufleute, Soldaten und Handwerker. Welche furchtbaren Qualen muß also derjenige Sträfling dulden, der noch vor Kurzem mit den gebildetsten und geistreichsten Menschen verkehrt hat und jetzt, nachdem er in einem Augenblick der Selbstvergessenheit eine dunkle That begangen, gezwungen wird, Jahre lang gleichsam die andere Hälfte eines Menschen zu bilden, der, ohne Geist, ohne Bildung in den Lastern jeder Art verhärtet, nur darauf sinnt, wie er sich an der menschlichen Gesellschaft, die ihn ausgestoßen, am empfindlichsten rächen kann. Diese Zusammenkoppelung ist einer der furchtbarsten Mißbräuche. Sie ist grausam, unbarmherzig, unvernünftig. Sie erfüllt den Sträfling mit unversöhnlichen Rachegefühlen, und statt seine Vergangenheit zu bereuen, hält er sich bald für den Märtyrer einer ungerechten Justiz.

Hat der Sträfling sich Morgens zur bestimmten Stunde von seinem Pritschenlager aufgemacht, so muß er zur Arbeit. Diese ist sehr hart und zwar so sehr, daß sie nach einigen Stunden auch den Allerstärksten erschöpft. Er muß die Schiffe bemasten, das Hafenbett baggern, helfen sprengen und ungeheuere Lasten ziehen

Digitized by Google

oder tragen. Wie innerhalb des Bagno, so ist der Sträfling auch außerhalb desselben, nämlich bei der Arbeit, stets unter der strengsten Aufsicht. Er darf sich keinen Augenblick von der Arbeit entfernen. Wird er aber durch ein Bedürfniß unabweisbarer Natur dazu genöthigt, so muß er seinen Aufseher (garde-chiourme) erst um Erlaubniß bitten. Ist das ihm zugewiesene Quantum Arbeit vollbracht, so darf er ausruhen und wird dann unter Begleitung der Aufseher, von denen je einer einen Trupp von Zehn zu überwachen hat, nach dem Bagno zurückgebracht. Den Rest des Tages verbringt er dann gewöhnlich mit der Anfertigung kleiner Handarbeiten, die fast jeder Sträfling im Bagno ohne Meister erlernt. Sie wissen aus Holz, Elfenbein und Cocosschalen tausenderlei Dinge zu schnitzen, oder aus Stroh zierliche Körbchen oder Kästchen zu flechten. Solche Arbeiten zerstreuen den Sträfling und liefern ihm auch die Mittel zur Bestreitung seiner Bedürfnisse an Obst und Tabak. Die von den Sträflingen verfertigten Gegenstände werden in einem eigens für dieselben eingerichteten Laden, dem sogenannten Bazar, und unter der Aufsicht eines Beamten von einigen Sträflingen verkauft, die man im Bagno „Marchands" nennt. Die Waaren haben, wie man sich leicht denken kann, feste Preise. Jedes verkaufte Stück wird von einem beständig anwesenden Aufseher in ein Buch eingetragen. Die Hälfte des Erlöses nimmt der Staat. Die andere Hälfte gehört zwar dem Sträfling, doch wird ihm auch von dieser Hälfte nur ein Theil eingehändigt und der Rest ihm aufbewahrt. Ueberhaupt darf kein Sträfling mehr als zehn Franken des Monats ausgeben und niemals mehr als diese Summe besitzen.

Es versteht sich von selbst, daß sich die Sträflinge im Bagno nicht ausschließlich mit diesen Handarbeiten beschäftigen können. Es gibt noch gar mancherlei Dinge, die sie dort zu verrichten haben. Sie müssen ihre Kleider ausbessern, ihr Linnenzeug waschen, den Saal sauber halten, die Küche besorgen und das Küchengeräthe scheuern. Auf diese Weise lebt der Sträfling einen Tag wie den andern, wenn er sich nämlich gegen die Disciplin nicht vergeht. Weh' ihm aber, wenn er sich eines Vergehens gegen dieselbe schuldig macht! Die Strafe folgt sogleich nach und ist unter Umständen so hart, daß ihr der Bestrafte nur durch ein Wunder nicht unterliegt. Die mildeste dieser Strafen besteht darin, daß man dem Verurtheilten die Ration Wein und Fleisch entzieht, ihn dabei zu noch schwereren Arbeiten zwingt und das Gewicht seiner Ketten verdoppelt. Die härteren Strafen bestehen im Einzelgefängniß und in der Bastonnade. Das Einzelgefängniß wird von den Sträflingen sehr gefürchtet. Es besteht aus einem gleichsam in Stein gehauenen Kasten, in welchem sich eine Pritsche befindet. An diese wird der Sträfling gekettet und muß mit Wasser und Brod fürlieb nehmen. Das Licht fällt durch ein dickes eisernes Gitter; aber mit dem Lichte dringen zugleich die kalte Luft, der Regen und der Schnee hindurch, da eine solche Zelle mit keinem Fenster versehen ist. So hart auch eine solche Strafe, so kann sie doch bis auf die Dauer von sechzig Tagen, ja, unter erschwerenden Umständen bis auf ein ganzes Jahr ausgedehnt werden. Wer übrigens ein Jahr in einem solchen Gefängnisse aushält, darf sich einer gußeisernen Gesundheit rühmen.

Was die Bastonnade betrifft, so wird diese mit der „Garcette", einem dicken getheerten Strick, ertheilt. Der Verurtheilte wird auf ein Bret gelegt und in einem der großen Säle vor den versammelten Galerensträflingen gezüchtigt. Die Zahl der Streiche beträgt mindestens zehn und höchstens hundert. Doch ist es kaum möglich, daß Jemand den hundertsten Streich erlebt. Diese entsetzliche Züchtigung wird von einem auf Lebenszeit verurtheilten Sträfling ausgeführt, nachdem vorher mit lauter Stimme das Urtheil verlesen worden. Der Galeerensträfling, der die Streiche führt, wird von seinen Mitgefangenen gehaßt und verachtet. Jeder flieht ihn und er führt ein trauriges, einsames Leben; dadurch wird er nicht selten veranlaßt, bei der nächsten Gelegenheit die Streiche noch stärker und kräftiger zu führen. So hat im Bagno zu Toulon ein solches Individuum durch die teuflische Grausamkeit, mit der er die Garcette schwang, sich einst den Namen Jean le Bourreau erworben und er steht noch heute bei den dortigen Sträflingen in einem höchst traurigen Andenken.

Im Brester Bagno wird die Bastonnade nur nach einem sehr schweren Vergehen ertheilt, so daß sie unter den dritthalbtausend Sträflingen nur fünfzig bis sechzig Mal des Jahres stattfindet. In Toulon aber, dem größten und furchtbarsten der drei französischen Bagno's, ist man durchaus nicht sparsam damit. Es soll dort kein Tag vergehen, an welchem die Bastonnade nicht an einem oder an mehreren Individuen ausgeführt würde, und zwar wegen sehr unbedeutender Vergehen, wie z. B. wegen Karten- oder Würfelspielens, ja, wegen des dort unerlaubten Tabakrauchens.

Einmal des Monats, und zwar an einem bestimmten Tage, ist es den Verwandten der Sträflinge gestattet, diese zu besuchen. Indessen wird diese Erlaubniß nur von denjenigen Verwandten benutzt, vor deren Liebe zu dem unglücklichen Gefangenen jede andere Rücksicht schwindet. Es fallen bei dieser Gelegenheit oft die rührendsten, die ergreifendsten Scenen vor.

Die Nahrung der Sträflinge ist gut und es gibt manchen ehrlichen Mann in Brest, dessen Kost nicht halb so schmackhaft ist. Von den meisten Verbrechern wird daher das Bagno dem Zellengefängniß vorgezogen. Aber die Folgen der Galeerenstrafe sind furchtbar, entsetzlich. Mag der Galeerensträfling während seiner Strafzeit sich noch so vortrefflich aufgeführt, mag er die tiefste Reue über sein begangenes Verbrechen, den löblichsten Vorsatz in Bezug auf sein künftiges moralisches Betragen gezeigt haben, — er ist doch für immer verloren. Seine Familie verleugnet ihn; die Gesellschaft schaudert vor ihm zurück und wehrt sich dagegen, mit ihm in Berührung zu kommen. Da sich ihm nun jede Thüre verschließt, da sein eigen Fleisch und Blut ihn von sich stößt, wird er bald mit Groll gegen die menschliche Gesellschaft erfüllt. Er verübt jetzt aus Rachegefühl und mit tückischem Vorbedacht das Verbrechen, das er früher in einem Augenblick der Verblendung und der wild aufstodernden Leidenschaft begangen, und wird wieder in's Bagno gebracht, aus welchem ihn diesmal nur der Tod befreit.

Solcher verhärteter Verbrecher gibt's in jedem Bagno sehr viele. So sah ich im Brester Bagno einen alten Mann, der auf seiner Pritsche saß und Schachfiguren drechselte. Er war ein heiterer Geselle mit einem freien, offenen Gesichte; und als ich ihm meine Verwunderung über seine Heiterkeit ausdrückte, antwortete er:

„Mein Herr, ich bin Philosoph und denke, man muß das Leben nehmen, wie es eben ist. Wenn ich mich jetzt auch in Klagen ergösse, was würde das nützen? Durch Thränen wird diese Pritsche nicht weicher werden; durch Seufzer wird sie sich nicht in ein Federbett verwandeln. Der Eine wird geboren, um auf einen Thron, der Andere, um auf die Galeeren zu kommen. Der Mensch mag thun, was er will: er kann seinem Schicksal doch nicht entgehen. Das ist meine Meinung. Als ich vor einundzwanzig Jahren meine erste zehnjährige Strafzeit überstanden, hatte ich den festen Vorsatz, mir ein Stück Brod redlich zu verdienen. Die wenigen Verwandten, die ich früher hatte, waren alle inzwischen gestorben, bis auf einen reichen Vetter, mit dem ich zusammen auferzogen worden. Ich begab mich zu ihm, um von ihm so viel Geld zu erbitten, als nöthig ist, die Ueberfahrt nach Amerika zu bezahlen. Kaum hatte er mich aber erkannt, als er mir die Thüre wies und mir drohete, polizeilichen Beistand herbei zu rufen, wenn ich noch einmal es wagte, mich bei ihm sehen zu lassen. Ohne ein Wort zu erwidern, verließ ich ihn und wandte mich an den Geistlichen des Ortes. Ich setzte ihm meine Lage auseinander; aber statt mir zu helfen, gab er mir christliche Ermahnungen und sprach dabei sehr viel von der ewigen Seligkeit, von der ewigen Verdammniß und dergleichen Dingen, die nicht kalt und nicht warm machen. Das Unglück wollte, daß zur selben Zeit in mehreren Häusern der Umgegend eingebrochen wurde. Man brachte meine Anwesenheit mit diesen Einbrüchen in Verbindung. Ich wurde verhaftet und der eifrigste Zeuge gegen mich war der Geistliche. Ich wurde natürlich schuldig erklärt und wiederum in's Bagno gebracht. Nun, es ist gut, daß ich hier sitze; denn ließe man mich los, ich würde den Pfaffen am Altare umbringen."

Bei den letzten Worten ballte er die Fäuste und sein Gesicht verzerrte sich so furchtbar, daß mich ein kalter Schauer ergriff.

Unter den vielen Sträflingen ist jedes Alter, vom Jüngling bis zum Greise, sehr zahlreich vertreten. Die Sträflinge, die das kräftige Mannesalter bereits zurückgelegt und deren Haupt im Bagno weiß geworden, denken selten an die Freiheit mehr; während es besonders unter den jungen Männern sehr viel verwegene Individuen gibt, die beständig auf die Flucht sinnen und dieselbe auch nicht selten ausführen. Nach allem, was bisher von der Einrichtung des Bagno gesagt worden, sollte man nun eine solche Flucht für unmöglich halten; aber es ist in jedem Bagno bekannt, daß dem Sträfling, der ernstlich an die Flucht denkt, das Unmögliche möglich wird.

Digitized by Google

Freilich nützt ihm die Flucht ſehr wenig und von hundert Flüchtigen gelingt's kaum Einem, der verfolgenden Juſtiz zu entgehen. Deſſen ohngeachtet finden ſehr häufige Fluchtverſuche ſtatt, beſonders in der ſchönen Jahreszeit. Sobald ein Sträfling beim Appell fehlt, ertönen einige Kanonenſalven' und auf dieſes Signal hin ſetzen ſich alle Civil- und Militairbehörden in Bewegung, um auf den Flüchtigen zu fahnden. Wird dieſer im Hafen ſelbſt wieder ertappt, ſo erhält er die Baſtonnade; fängt man ihn aber außerhalb des Hafens, ſo hat er eine Verlängerung ſeiner Strafzeit auszuſtehen, und wenn er bereits zu lebenslänglicher Galeerenſtrafe verurtheilt war, wird er mit einer viel größern Härte als zuvor behandelt.

Gewöhnlich verbergen ſich die Flüchtigen im Hafen ſelbſt, ehe ſie es verſuchen, aus dem Feſtungsrayon zu kommen. Sie liegen wochenlang in den unterſten Räumen der Schiffe, in Fäſſern, in unzugänglichen Schlupfwinkeln verſteckt; aber ſie mögen ſich verſtecken, wo ſie wollen, ſie werden von den nimmermüden Spähern am Ende doch aufgefunden. Iſt es aber einem Sträfling gelungen, aus dem Hafen und dem Weichbilde der Stadt zu entkommen, ſo hat er neue Gefahren auszuſtehen, da man in der Umgegend durch die Behörden von ſeiner Flucht in Kenntniß geſetzt worden. Alles waffnet ſich gegen ihn und hält es für eine Pflicht, zum Verräther an ihm zu werden. In der That iſt ein entlaufener Sträfling ſehr furchtbar, da er in ſeinem Selbſterhaltungstriebe keine Schonung, keine Rückſicht kennt und, um ſeinen Verfolgern zu entſchlüpfen, nicht ſelten eine Mordthat begeht. Gelingt es ihm, bis Paris zu kommen, ſo kann er ſich eines großen Glückes rühmen; denn hier wird es ihm leichter, den vielfachen Verfolgungen zu entrinnen. Allein von Breſt bis Paris iſt ein gar langer Weg und auf dieſem langen Wege können ihn ſein kurzgeſchornes Haar, ſein ſchleppender Gang, den er ſich durch das vieljährige Tragen der Kette angewöhnt, ſein unſicherer, mißtrauiſcher Blick und ſeine wilde Phyſiognomie hundertmal verrathen.

Man kann alſo ohne Uebertreibung behaupten, daß die Meiſten von denen, die zu den Galeeren verurtheilt worden, im Bagno enden. Wer einmal in's Bagno gebracht worden, iſt aus der menſchlichen Geſellſchaft für immer ausgeſtoßen. Darin liegt das Grauſame, das Unvernünftige, das Unmenſchliche dieſes Syſtems, das jetzt von allen Seiten auf's Heftigſte angegriffen wird. Die franzöſiſche Regierung beabſichtigt daher, eine Verbrecher-Colonie zu gründen. Sie hat es bereits mit Cayenne verſucht; aber das Cayenner Klima iſt ſo ungeſund, daß von den Sträflingen, die man dahin geſendet, nach einigen Monaten über die Hälfte hinweggerafft war. Sie wird ſich nun, wie man glaubt, für Neu-Caledonien entſcheiden. So viel aber iſt ſicher, daß die franzöſiſchen Bagno's kein Jahrzehend mehr beſtehen werden.

L. K.

Die neue Landungsbühne vor Liverpool.

Der neue Landungsplatz in Liverpool.

Die Engländer haben für ihren fehlenden Formen- und Schönheitsſinn die Leidenſchaft für unförmlich Großes und Ausgedehntes, worin ſo manche Fehler verſchwinden, da das Große immer imponirt, wenigſtens der großen Menge, die auch durch ihre unfaßbare Vielheit groß iſt. Wie jeder Rock jedem Engländer zu weit iſt, macht man auch alles Andere ſo zu ſagen „auf Zuwachs". Der Rock, der Backenbart, London, die Colonien, das Parlamentsgebäude, der Leviathan, der atlantiſche Telegraph ꝛc., Alles iſt impoſant durch ſeine Größe und „ſitzt" nicht. Die neue Landungsbühne vor Liverpool iſt vielleicht nicht zu groß für ihren Zweck, da für den Meeresverkehr Liverpools in dem 3 deutſche Meilen umfaſſenden engeren Hafen voller Maſtwald ſobald nichts zu groß ſein kann; aber er iſt impoſant und paßt wenigſtens nicht. Er iſt 1000 Fuß lang und 82 breit, alſo ein ſchwimmendes Verdeck, über 300 Fuß län-

Digitized by Google

ger, als das auf dem doppeleisernen Riesen Leviathan, sehr lang, aber nun doch eigentlich zu kurz, wenigstens in den Verbindungsbrücken, die während der Ebbe so steil hinunter und hinauf führen, daß Niemand ohne Leiter passiren kann. Da nun aber viel Vieh über die Brücken passiren soll und fette Ochsen in gymnastischen Künsten wenig leisten, studirt man jetzt über Mittel, sie in die Höhe zu ziehen. Das erinnert an unsere lieben, getreuen Schildbürger, denen Gras auf der Stadtmauer wuchs, das sie dem Gemeindeochsen nicht vorenthalten wollten, so daß sie ihm ein Seil um den Hals warfen und ihn hinaufzogen. Es schmeckte ihm schon unterwegs, so daß er die Zunge herausstreckte. „Seht, es schmeckt ihm schon!" rief der Bürgermeister, der scharfsinnigste aller Schildbürger.

Aber wir sprachen von der riesigen, schwimmenden Landungsbühne im Welthafen Liverpools. Sie kostet bis jetzt 140,000 Pfund, also rundgenommen 1 Million Thaler, ein schönes Stück Geld, und ist ein Vorposten des ungeheueren, hohen, festungsartigen Princeß-Pier's (Landungsplatzes), von welchem vier große, bewegliche Brücken hinunterführen, damit sich die Bühne mit der Fluth heben, mit der Ebbe gelenkig senken kann. Die Bühne selbst ist also eine auf dem Meere schwimmende Ebene, auf 63 rechtwinkeligen Pontons ruhend, die fest an einander gekettet und so gefesselt sind, daß sie sich nur an Ort und Stelle mit Fluth und Ebbe heben und senken können und ihre Verbindung mit dem großen Pier durch die beweglichen Brücken immer sicher bleibt. Aber diese Brücken sind für die Ebbezeit zu kurz gerathen, so daß Niemand mit schwerem Gepäck auf- und absteigen, geschweige große Lasten und Vieh transportiren kann. Der Ingenieur des colossalen Baues will nun deshalb eine Art Dampfrutschbahn auf den Brücken anbringen und Vieh und Menschenkind mit Dampf hinauf- und herunterrutschen lassen, aber Sir William Cubitt, wie der Mann heißt, weiß noch nicht, wie das eigentlich anzufangen sei. Er hat gesagt: entweder durch eine fixe Locomotive die Ketten, an welchen die Rutschwagen hängen, auf- und abwickeln, oder durch hydraulische Presse, die mir einen sehr hinderlichen und kostbaren Preßzwang einzuschließen scheint. Die Bühne wiegt 80,000 Centner und ist von Thomas Vernon und Sohn in Liverpool gebaut worden. Die Brücken wurden in der Maschinenbauanstalt von Fairbairn in Manchester gegossen. In Deutschland und anderswo hätte man sich vielleicht erst die Ebbe und die schiefe Ebene, die dann von den Brücken für eine bestimmte Entfernung gebildet worden sein würde, angesehen und probirt, ob man darauf passiren könne; in England machte man die Sache erst fertig und sieht sich's nun in voller Wirklichkeit für eine Million Thaler Entree an. So muß man's machen, wenn man eine „praktische" Nation heißen, und von der Cölnischen Zeitung und Allen, die auf ähnlicher Höhe der Bildung stehen, angebetet sein will. Mit der ungeheueren Landungsbühne haben sie bis jetzt ein Hinderniß des Landens geschaffen; früher stieg man direct den Princeß-Landungsplatz hinauf und wand die Lasten direct auf und ab. Jetzt muß Alles erst auf die Bühne und seine Rolle spielen, Vieh nicht ausgenommen, wie die armen Deutschen, welche mit der „Allgemeinen Dampfschifffahrtsgesellschaft" („General Steam Navigation Company") mit dem „John Bull" oder „der City of Hamburg", oder der „Caledonia", oder dem „Pilot", oder der „Germania" oder der „Counteß of Landsdale" von Hamburg in London ankommen, in der Mitte der Themse halten müssen, um in die Hände der berüchtigten Themse-Räuberbande zu fallen, aus deren Gefangenschaft sie sich oft für einen Preis lösen müssen, der die Reisekosten verdoppelt.

Das Schiff hält mitten auf der Themse, die Compagnie hat ihr Geld und überläßt nun diese Deutschen (kein Einziger der Schiffsmannschaften kann ein Wort Deutsch) sich selbst und den Themse-Räubern, die mit ihren Kähnen herankommen und einen Passagier nach dem andern mit Gepäck hineinlocken. Ehe sie mit ihren Opfern landen, pressen sie ihnen zum Theil enorme Preise für den Katzensprung weit ab, 2—3 Thaler, Gepäck extra. Das „Gesetz" erlaubt dieser „Wassermann-Bande" 6 Pence à Person, aber Niemand vom Schiffe oder vom Lande aus unterrichtet sie davon oder steht ihnen bei gegen die geschäftsmäßig getriebene räuberische Erpressung. Da dieselbe Compagnie auch von andern Häfen, von Rotterdam, Boulogne, Havre, Antwerpen, Calais den Dampfschiffverkehr mit London in den Händen hat, machen wir betreffende Herrschaften, die von oder nach London reisen wollen, auf diesen Umstand aufmerksam, mit dem Rathe, sich nur zu 3, 4 oder 5 Personen den Themsekähnen anzuvertrauen, à Person 6 Pence nach der Landung zu zahlen und jeden Raubanfall, jede Weigerung zu landen, durch sofortiges Anpacken zu erzwingen. Für Diebstähle ihrer eigenen Leute auf ihren Schiffen ist die Compagnie nicht verantwortlich, wie Schreiber dieses aus speciellen Fällen und durch Correspondenz mit der gewaltigen Compagnie specificiren kann. Auch dies mag man sich merken, ehe man sich der gebildetsten, reichsten und nobelsten Nation mit Gut und Leben anvertraut.

Die Wohlfahrtspolizei in der Natur.

Man hat mehrfach obigen Ausdruck, menschlichen Verhältnissen entnommen, auch auf die Natur angewandt. Andere haben es wieder tadeln wollen und gemeint, es sei lächerlich, solche gemachte Verhältnisse als Bilder auf die frische, freie Natur zu übertragen. Wir glauben aber gerade darin einen Ton zu hören, der sinniger Naturbetrachtung einen neuen Reiz verleiht, der uns, indem wir uns desselben Ausdruckes bedienen, nur beweist, daß in dem überaus zusammengesetzten und dennoch einfachen Reiche der Natur auch die einfachsten Mittel genügen, Wohlfahrt zu fördern.

Die Natur ist nie todt. Sie schafft auch unter dem Schneemantel, unter der Frostdecke. In den Winterknospen liegen weich eingefilzt zarte Winterblätter, um der Pflanze Nahrung zuzuführen, und eingehend genug hat man gerade in neuester Zeit das Winterleben der Bäume an Kastanien- und Aspenknospen beobachtet. Wenn nun in jetziger Jahreszeit der Maulwurf den tiefergrabenden Regenwürmern tiefer entgegengräbt, Meisen und Sperlinge emsiger als je in dem Gefurche der Baumrinden die Insecteneier ablesen, Spechte selbst es nicht verschmähen, zwischen Krähen und Elstern die Wiesen nachgehends abzusuchen, wobei ich erst jüngst einen dreisten, schönen Grünspecht beobachtete: so ist das eben je ein Zug der natürlichen Wohlfahrtspolizei, die Alles thut „aus innerem Antriebe, aus Mission" oder, wie Andere wollen, „der bloßen, freien Station" wegen. Wenn unsere öffentliche Wohlfahrt der Inbegriff aller der Vorkehrungen ist, welche jedem Staatsangehörigen ein ruhiges und gesichertes Leben verschaffen und alle Beeinträchtigungen des Einzelnen somit beseitigen wollen, so ist das in der Natur mindestens ebenso. Die Straßen werden auch in Ordnung gehalten; alles Aas wird beseitigt, auf daß nicht etwa Pest entstehe, wie unter den trägen Moslems des Orients, in deren Städten Aashaufen und Pest gleicherweise anwidern und das Wohnen geradezu eine Strafe wäre, wenn nicht die Wohlfahrtspolizei in der Gestalt ihrer verwilderten Hunde ihre gehorsamen Diener schickte. Jede Gegend bringt hervor, was ihren Bewohnern fruchtet, selbst Kampf und Noth, die besten Lehrmeister der Menschheit.

Die natürliche Wohlfahrtspolizei bietet selbst erst die Mittel der Gesundheitspflege in unzähligen Naturstoffen den künstlichen dar. Störenfriede oder gar nichtsnutziges Gesindel werden geflohen oder gar, wenn's angeht, verwiesen. Ein Jedes hat seine Arbeit, seine Erholung, seine rechtmäßige Freude. Für Wittwen und Waisen ist gesorgt; Jeder kann sein Recht suchen, sich auf erlaubte Weise sichern und vertheidigen. —

Wunderbar einfach sind alle dem entsprechende Einrichtungen in der Natur vorhanden. Und wer könnte es leugnen, daß diese kleine und doch so große Wohlfahrtspolizei von wohlthätigem Einflusse auf die Menschen sei! — So hilft die Thierwelt Verkehr und Straße besserud und reinigend erhalten, wie die Polizei der öffentlichen Wohlfahrt es kaum vermag. Im Großen sind es die Raubvögel, die Aasgeier Afrika's und Asiens vor Allem, die grauen Geier Amerika's, die Alligatoren und Fische der Flüsse, selbst der Meere. Ihnen reihen sich an Hyänen, Wölfe, Hunde und selbst bis zu den gefräßigen Krebsen und unsauberen Aaskäfern herab will keins zurückbleiben. Wie oft erzählen uns Lichtenstein und Humboldt in ihren Reisen, wie die Geier schon gierig, obwohl geduldig zusehen, wenn ein tigerartiges Raubthier seine Beute verzehrt, um ja keinen Rest faulen zu lassen. Allerdings zunächst nur für sich sorgend, folgen sie ihrem Hunger; aber uns wächst mittelbar der Vor-

Digitized by Google

theil zu. So erzählt Humboldt, daß bei St. Fernando gar eine Menge Geier sich dem königlichen Jaguar bis auf zwei Fuß näherten, so lüstern wachen sie über die Beute. Vom feinsten Geruche geleitet, finden aasfressende Geier die Stelle, wo sich ihre sterbensmüde Beute, nicht einem allgemeinen Reinlichkeitsgesetze in der Natur, wohl aber dem Triebe nach Ruhe und Sicherheit in der Todesstunde folgend, hingeflüchtet hat. Faulendes, organisches Leben im Wasser bleibt nicht lange unversehrt; gerade das Wasser birgt der aasvertilgenden Thiere eine Menge und der Krebs ist wahrlich nicht das unbedeutendste.

Aber wie nahe liegt auch uns die Gelegenheit, in der Insectenwelt Diener jener natürlichen Wohlfahrtspolizei zu erblicken! Vom frühesten Lenze an und wieder tief hinein bis in den Spätherbst laufen die Aaskäfer über alle Wege. Begierig streifen sie nach Beute umher und sie räumen vorzugsweise kleinere Thiere, Insecten und Würmer, bei Seite. Aber auch diese so häufigen Käfer vermöchten nicht völlig aufzuräumen, wenn ihnen nicht die Raubwespen, vor Allem die Ameisen und Sandwespen zur Seite ständen.

Beide Gattungen warten nicht einmal unter allen Umständen auf den Tod der sterbensmüden Thiere. Im Gegentheile, die Sandwespen stürzen sich auf ihre Beute und vergraben darin schließlich einen nicht kleinen Theil ihrer Eier, damit die ausschlüpfenden Maden über ihre erste Nahrung nicht in Verlegenheit kommen sollen. Ueberhaupt ist es auffällig, wie die Menge der kleinen Aasfresser unter allen überwiegt und nur nach dem Norden hin nach und nach abnimmt, wo die Kälte die faulenden thierischen Körper unschädlich macht. Ja, die Kälte ist ein so vortrefflicher Reservator, daß man bereits riesige Repräsentanten einer vorgestorbenen Thierwelt mit Fleisch und Haar aus dem Eise der Lena und des nördlichen Eismeeres herausfischte.

Zwei andere sind die Ameisen aller Gegenden Wohlfahrtspolizeidiener; diese kleinen Zuchtmeister der Wälder und Wiesen mit dickem Kopf und großen Beißwerkzeugen, kleinen, schielenden Augen und verstecktem Stachel sind recht dazu geschaffen, in ihrer verschiedenen Maskirung hinter allerlei Geheimnisse zu kommen, wozu die feine Spürnase Außerordentliches beiträgt. Die höheren Chargen der Ameisenpolizei sind geflügelt, um weiland Dr. Faust's Pudel spielen zu können, und nur die Arbeiter gehen ungeflügelt einher. Und gerade diese Arbeiter nützen in unserer Weise mehr, als die ihnen beigegebenen, oft in Schaaren ausfliegenden Männchen und Weibchen. Wie auch unsere Ameisen so vortrefflich skeletiren, weiß ein jeder. Nicht so bekannt aber ist die Zeit, welche nöthig ist, um ein vollständiges Skelet von einer Schlange, einem Maulwurf, einem Frosch oder Sperling zu erlangen. 24 Stunden ist für obige Thiere, die man noch besonders in eine leichtschließende hölzerne Schachtel zu stellen pflegt, völlig hinreichend. Eichhörnchen, Hunde ꝛc. erfordern zu ihrer Skeletirung mehr Zeit. Von allen Ameisenarten scheinen die großen Waldameisen die besten Präparatoren zu sein. Läßt man das Skelet länger in dem Ameisenhaufen liegen, so fällt schließlich das ganze Skelet auseinander, weil die Ameisen den zweiten Tag sich an die zäheren Sehnen wagen und diese mit derselben Schnelligkeit zernagen, als sie ja auch in größeres thierisches Leben zerstörend eindringen. Eins meiner größten Skelete ist das eines Eichkätzchen, welches ich von einem Forstbeamten erhielt. Er hatte es eben aus einem gefällten, hohlen Stamme hervorgezogen, wo es von den in der Nähe bauenden Ameisen aufgefunden und eben noch bearbeitet worden war; doch sind auch an ihm selbst einige Kopfnäthe bedeutend gelockert, da das Thier ein jedenfalls noch junges war.

Die Ameisen tödten aber auch über ihren Hunger hinaus; sie führen mit Leidenschaft, wenn sie nichts Fremdes zu tödten haben, unter sich selbst Kriege, die demnach oft ähnliche Gründe haben mögen, wie die der Menschen. Eine Pelzmütze, ein Paar verweigerte Handschuhe, ein gestelltes Bein, selbst ein schiefes Fenster genügen dem Räthsel, welches Mensch heißt, um Leben und Wohlsein tausend Mal auf's Loos zu stellen. Die Ameisen sind dann aber auch würdige Seitenstücke zu den Mummius', Attila's, Melac's, mit einem Worte zu den Kriegsräubern, indem sie wie diese einschleppen, was sie nur Genießbares finden. Am interessantesten sind die Gattungen unserer großen, schwarzen Waldameise mit ihren oft zwei bis drei Fuß hohen Haufen und die Zug- oder Visitenameise, Cephalote, in Surinam. Diese letzteren, braunen, fast wespengroßen Ameisen, mit vier Dornspitzen am Halse und starken Kiefern, aber verhältnißmäßig kleinen, behaarten Leibern sind unter Umständen Retter und Verwüster. Denn wenn sie auch in einer Nacht den Gärten und Plantagen bedeutenden Schaden thun können und Bäume zu Ruthenwerk entblättern, indem sie mit den scharfen Kiefern die Blätter abkneipen, so reinigen sie auch manche Gegenden durchweg von lästigem Ungeziefer, Aas und allerhand Schmarotzern. Dann ziehen sie aus ihren Nestern, die sehr hoch sind, hängen sich bei Abgründen eine an die andere, lassen sich vom Winde nach Art der schwebenden Spinne hinüber blasen auf's andere Ufer und Tausende marschiren über diese lebendige Brücke. Spinnen, Raupen, Käfer, Frösche, Schlangen, Mäuse, Eidechsen, Salamander, selbst Ratten, kranke Esel und Rinder, todte Hunde und Katzen — Alles heißt Feind, heißt gute Prise und ist bald bis zum Gerippe verschwunden. Dann dringen sie in die Häuser, laufen durch alle Zimmer und spioniren. Die Menschen müssen selbst weichen; denn einmal bei Mund und Nase angelangt, wäre uns der grausamste Tod gewiß. Truppweise plündern diese Thiere nur eine Ortschaft durch; selbst die scheuesten Schaben, Wanzen und Kakerlaken und die stärksten Ratten überwältigend, welche letztere, einmal attrapirt und angebissen, wie toll durch alle Räume rennen. Da ist keine Gnade; Kranke müssen sogar hinausgetragen werden. Man kränkt sich aber nicht, wenn sie kommen, ebensowenig wie manche europäische Wohlthätigkeitsanstalt sich kränken würde, wenn sie einrückten. Im Gegentheile, Alles öffnet Kisten und Schränke, Läden und Thüren; man zieht sich auf einige Stunden zurück und hat nun die Zuversicht, seine Gewölbe lange ohne Näscher und seine Nachtlager ohne Ruhestörer zu finden.

Nur gereizt sollen sie auch vom gesunden Menschen nicht ablassen und mit der Zernagung von Schuhen und Strümpfen beginnen. Homberg bedauert sogar, daß sie ihre Würgereien nicht öfter vernehmen lassen, denn oft vergehen zwei Jahre, ehe sie wieder einkehren. Druck erzählt von einer verwandten Gattung Afrika's, welche in Gesellschaften umherzieht; sie ist so zahlreich und gefräßig, daß von getödteten Gazellen oder Schweinen, die nur über Nacht liegen blieben, andern Tages nur ein reingenagtes, weißes Gebein übrig war.

Auch die Termiten haben starkentwickelte Freßwerkzeuge und zernagen wie ihre Verwandten (auch Termiten-Larven und Puppen) pflanzliche und thierische Stoffe. So haben sie mehrfach Pagoden gestürzt, sicherer als die Mission; so haben sie in Mexico die meisten der aufbewahrten Documente aufgefressen und dieser Actenstoß wurde wider Erwarten verdaut und ist ihnen auch gut bekommen. In einer Nacht fressen sich diese Thiere durch den Boden starker Kisten und verfügen dann oft leider mit dem Ungeziefer auch die Wäsche. Auch hier verstehen die Arbeiter nichts von den weisen Plänen und Ideen der Obenschwebenden ihrer Crème. Sie wurden von Haus aus zur Blindheit geschlagen.

Dabei geben diese Wohlfahrtsschützer noch realen Nutzen und gerösteten Termiten sollen noch besser schmecken, als die berühmten Palmenlarven der Westindier. Ihre Gebäude dienen später oft zu Windöfen, ja bei gänzlicher Verlassenheit zur Zuflucht träger Leute. Die zerstörende Holztermite wird gern gegessen und das durch sie in eine feine Filzmasse verarbeitete Holz ist der auch in unsern Sammlungen oft gezeigte Ameisenzunder der Berg- und Bravosindianer, der Bewohner von Mahnas, Brasilien und Westindien.

Fast könnte es nun scheinen, daß zu Beobachtungen solcher Art vorzugsweise heiße Länderstriche Veranlassung geben könnten. Nimmermehr; uns liegt dieselbe Veranlassung an tausend Punkten nahe. Ich wähle einen der interessantesten Käfer bei uns aus, den Todtengräber oder gestreiften Aasgräber. Dieser schwarze Käfer, der in der Größe unserer Brachkäfer ist, wird leicht an den zwei gelbrothen Binden erkannt, welche über die Flügeldecken gehen. Aus weiter Ferne, oft kaum glaublich schnell, kommen sie heran, indem sie das Aas fein wittern; sie kriechen unter dasselbe, scharren die Erde weg und versenken das Aas, in welches sie ihre Eier legen. Die ausschlüpfenden Jungen finden solcherweise ihre Nahrung und ihr erstes Wohnhaus. Aber die Käfer verleugnen auch ihre Wiege nicht; wiedehopfartig riechen auch sie und zum Ueberflusse sind sie oft über und über mit Milben bedeckt, wie der ebenfalls so nützliche Roßkäfer, der ein wahrer Pariah-Arbeiter unter allen Wohlfahrtsdienern ist. — Legt man z. B. im Sommer eine todte Maus oder einen Maulwurf auf den Wiesenrand oder in's Feld, so ist gemeiniglich ein einzelner Todtengräber als Tirailleur aus dem nächsten Reviere der erste zur Beute. Er beginnt seine

Digitized by Google

Arbeit, vielleicht stillschweigend auf die Unterstützung rechnend, die denn auch gewöhnlich bald eintrifft. Ich habe aber auch selbst gesehen, wie der einzelne Käfer nach flüchtiger Umschau wieder abflog und erst später mit vier andern Käfern zurückkehrte. Ich hatte es nämlich den Thieren nicht so leicht gemacht und meine Maus auf einen harten, unlängst mit Brack aufgeschütteten, wenn auch ziemlich einsamen Weg gelegt. Da sah ich denn, wie nach langen Untersuchungen des Bodens und einem fast vergeblichen Angriffe drei der Käfer heraufstiegen und darauf eine neue Arbeit begannen. Alle krochen wieder unter das Thier zurück und fuhrwerkten nun mit unsäglicher Geduld, gleich jenem nordamerikanischen Pillenkäfer, ihre Beute neben den Weg, in das weiche, wohlige Ackerland. Im nächsten Jahre aber will ich versuchen, was ein französischer Beobachter schon versucht hat und was, da der Todtengräber in ganz Deutschland, selbst noch an Gebirgslehnen zu Hause ist, auch von jedem Anderen probirt werden kann. Wenn das wahr ist, was jener Beobachter erzählt, so zeugt es allerdings von einem gewissen Urtheilsvermögen dieses so niederen Thieres.

Er hatte nämlich eine Maus so auf ein Stäbchenkreuz gebunden, daß, wenn auch die Käfer die Maus unterwühlt hätten, diese doch nicht nachsinken konnte, weil die Querstäbchen mit ihren langen, hervorragenden Enden es verhinderten. Die Käfer gruben und gruben, aber keine Maus rutschte nach, um das gescharrte Loch zu füllen. In ihrer alten Praxis enttäuscht, stiegen die Thiere zum Tageslichte heraus, schienen gleichsam zu berathen und fingen darauf, vom rechten Geiste durchweht, an, auch die Stäbchen mit zu unterminiren. In wenig Zeit war der kleine Leichnam versenkt und mit einer Erdendecke befahren worden, so daß die Weibchen ihre Eier absetzen konnten. —

Ein anderes wichtiges Feld der Wohlfahrtspolizei versehen die Mücken und Fliegen. Das ist die Brunnenpolizei, die Wettermeisterei der Welt. In allen Pfützen, Tümpeln, Gossen, Schleusen, Sümpfen, aber auch in Flüssen sind kleine Thierchen in Menge. Die Maden von unzähligen Fliegen und Mücken, aber noch unzähligere Infusionsthierchen sind's, die sich von allen den im Wasser faulenden organischen Stoffen ernähren und somit das Wasser und die umgebenden Lüfte reinigen, daß jenes zum Trinken tauglich ist, und diese zum Athmen geeignet sind. Und allerdings müssen die Milliarden von Infusionsthierchen, die, wie z. B. das Pantoffelthierchen, oft ganze Ueberzüge in den Gewässern bilden, Einfluß haben; ihnen aber zunächst die vielborstigen, seltsam geschwänzten Mückenlarven. Ueber allem Schelten auf die uns so oft belästigenden Mückenschwärme können wir den wohlthätigen Einfluß der Mückenlarve nicht vergessen. Und wenn diese kleinen Peiniger in der Columbatz'schen Mücke, in den lappländischen Arten und in den Moskitos des heißen Amerika's die lästigsten Blutsauger haben, so bietet uns ja Mutter Natur aus ihrem Schatze auch Gegenmittel, sowohl in stark riechenden Blättern und Tabaksrauch, als auch wirksamer in den Mückennetzen der Bewohner des Amazonenstromes oder, wie Pöppig erzählt, da er in der Hütte des Tenienten zu Cochiquinas am Marannon weilte, durch den glühenden Dampf von glimmenden Stücken eines Termitenbaues.

Um jener Reinigung willen und deshalb, weil viele Vögel und Fische von Mückenlarven leben, können uns ihre Mengen nicht schrecken, selbst wenn wir wissen, daß das allein nur stechende Weibchen vier bis fünf Mal im Jahre etwa 300 Eier am liebsten in stehende Gewässer legt, und der einst so gefürchtete Heerwurm, eine zusammengeballte Masse klebriger Mückenlarven, die meist in Laubwäldern auftreten, schon bis 20 Fuß lang aufgefunden werden ist. Wird des Mückengesindels aber ja in einem Jahre zu viel, so stehen wiederum ihre Vertilger, die Raubfliegen, in größerer Menge auf, und nehmen die Sorge auf sich, jener Reihen zu lichten. Eben so wichtig wird für die Wohlfahrt die Gattung der Raupenfliege. Es gibt weit über 300 Arten der Tachinen oder Raupenfliegen, welche mit den Schlupfwespen um die Wette den Vertilgungskrieg gegen die Heere der Raupen führen; diese Raupenfliegen stechen aber, was bezeichnend ist, nur kranke Insecten und faulende Pflanzen an, um so in verbreiteter Auflösung den Jungen eine löslichere Nahrung zu bieten. Die Leichenfliegen, Dungfliegen und Käsefliegen haben ebenso ihren ziemlich enggezogenen Arbeitskreis in der Aufräumung gährender und faulender Stoffe erhalten und die Rattenschwanzmaden, die ich 1855 namentlich häufig in den größeren Cloaken fand, scheinen gerade in diesen ihren liebsten Sprengel gefunden zu haben. Aus jenen hellgrauen, langgeschwänzten Maden entstehen nämlich die „zähen Schlammfliegen", welche einer wilden Biene in ihren Umrissen nicht unähnlich sind. Der schlagendste Beweis, wie sehr Mücken- und Fliegenlarven reinigen, ist zu finden, wenn man zwei Gläser mit Wasser füllt. Nur in einem seien Larven. In dem Glase ohne Larven wird das Wasser bald stinkend und völlig untauglich werden, indeß das andere verwendbar bleibt, nachdem man's einfach geseihet hat.

Merkwürdig ist überhaupt, wie sehr das Gesetz des Gleichgewichts in der Natur Geltung behält. Wollen uns je einmal zu viel Kohlraupen das Gemüse und zu viel Aderweißlinge das Obst theuern — husch, da schwärmt's plötzlich voller Sperlinge, Ammern, Meisen ꝛc. in den Gärten. Da wird Leben; hohe und niedere Jagd beginnt; die Landstreicher werden erstochen. Alles speist Raupen; dem Pulletarienvogel, jenem Spatze, vergißt man's, daß er auch der Kirschendieb war, und der Neuntödter hat so viele Gedecke, als er nur immer will. Ein eben ätzendes Sperlingspaar soll in einer Woche bis 1000 Stück Raupen verfüttern. Da wird schon etwas fertig!

Dazu tritt die schon oben einmal flüchtig erwähnte Schlupfwespe; dieser langgestreckte Strolch mit seinen sechzig Arten fliegt satzweise über den Rasen, stößt auf die Raupe am Blatte, stöbert hinter Rinden und wandert unverdrossen Hügel auf Hügel ab. Blitzschnell bohrt die Jägerin ihre Beute an, legt [illegible] in sie hinein und das Opfer muß bald sterben. Selbst Gallwespen in ihren Lunzen werden nicht verschont. Oft trägt sich [illegible] froher Sammler Puppen ein, die er im Herbste sorgfältig von den Mauerplatten löste; sehnsüchtig schaut man nun, wenn der goldne Falter sich auf jungen Schwingen zum Lichte heben wird. O, der Täuschung! Statt seiner schlüpfen wohl zwanzig oder dreißig kleine schwärzliche Wespen aus, und die Täuschung kann um so größer werden, als vielleicht nicht die Raupe, sondern erst die Puppe mit seinem Stachel angestochen wurde. Wird aber die Raupe auf dem Beete angegriffen, so hat sie, ihren Untergang fühlend und doch unvermögend, gegen die Brut in ihren eigenen Eingeweiden zu wüthen, nichts weiter zu thun, als eilig nach einer stillen Mauer oder in das Blätterdickicht der gemeinen Gartengoldruthen zu flüchten, und sich dort krampfhaft auf der Rückseite eines Blattes zu strecken. Darauf brechen nach wenigen Tagen aus ihrem Leibe die jungen Schlupfwespen, und legen sich im Uebermuthe des Jugendtraums, in eine schwefelgelbe Puppenhülle gewickelt, auf dem Leibe ihrer todten Amme nieder. Dann fällt mir allemal ein, was der Dichter einst in einer ähnlichen Beziehung sagte; ich denke des tiefsinnigen Wortes: „Und neues Leben sproßt aus den Ruinen."

St.

Das Schwingfest in Bern.

Die nationalen Feste des Schweizervolkes haben durch die naturwüchsige Frische ihres Charakters und das ungekünstelt Malerische ihrer gesammten Erscheinung für den Fremden einen so ungewöhnlichen Reiz, daß ich den Lesern der weit verbreiteten „Gartenlaube" einen besondern Dienst zu erweisen glaube, wenn ich aus meinen Reiseerinnerungen einige interessante Momente des landwirthschaftlichen Festes zu Bern aufzeichne, da ich so glücklich war, diesem schönen Feste beiwohnen zu können. Der Monat October, in welchen das Fest fiel, liegt jedoch bereits so weit hinter uns, daß ich mich begnüge, den landwirthschaftlichen Theil des Festes, die Ausstellung und den Festzug, nur mit wenigen kurzen Strichen anzudeuten; wogegen ich diejenigen Erscheinungen, deren echt nationaler Typus sich für alle Zeiten zur Fixirung eignet, einer näheren Schilderung unterwerfen werde. Einen Hauptact des Festes bildete nach Eröffnung der landwirthschaftlichen Ausstellung der Festzug am 3. October mit seinen landwirthschaftlichen Schaustücken, volksthüm-

Digitized by Google

lichen Coſtüms und ebenſo prächtigen als reizenden Allegorieen des Gartenbaues, des Hanf- und Flachsbaues, des Frühlings, Sommers, Herbſtes und Winters, des Wieſen- und Weinbaues, der Obſtbaumzucht und endlich der Alpenwirthſchaft oder „Käſerei.“ Ich geſtehe, daß dieſer höchſt gelungene und maleriſche Feſtzug, welcher in allen ſeinen individuellen Erſcheinungen und Attributen den anziehenden Charakter des kräftigen und gemüthlichen Schweizervolkes als originelles Ganze mir vor Augen führte, auf mich einen herrlichen Eindruck machte und mir, ganz abgeſehen von der vollſtändigen Befriedigung der Schauluſt, ein hiſtoriſches Intereſſe und Sympathieen für die Schweizer einflößte.

Schweizer Schwinger.

Von all' ſeinem Intereſſanten erwähne ich in einem kleinen Bilde nur die, für weitere Kreiſe auch praktiſch werthvolle, Alpenwirthſchaft oder „Käſerei“, deren allegoriſche Schlußgruppe auch von den vielen Tauſenden der Zuſchauer aus allen Theilen der Schweiz und den umliegenden Ländern am lebhafteſten applaudirt ward. Drei rieſige Ochſen echter Alpenrace zogen den mit rothem Tuch drapirten und mit den verſchiedenen Geräthen der Alpenwirthſchaft ausgeſchmückten Feſtwagen. Unter dem ſinnig angebrachten „Käſekeſſel“ brodelte das Feuer und der kräftige „Käſer“ zerrührte mit dem „Milchbrecher“ den zarten „Schluck“, indeß der „Ankenkübel“ im Schwunge den Rahm („Nidel“) in „Anken“ (Butter) verwandelte, welche ein anderer Schweizer in einer „Gebſe“ zu Ballen knetete. Vorn auf dem Wagen handirten die jodelnden „Sennen“ mit den Milchgeräthſchaften als „Hüttenknechte.“ Der Jubel der Zuſchauer wollte nicht enden, als der geſottene „Käs“ mit dem „Kästuche“ aus dem Keſſel gehoben und im „Järb“ (Käſereif) ausgeſchlagen und gepreßt wurde.

Nachdem der Feſtzug ſich durch die Hauptſtraßen Berns bewegt hatte, wendete er ſich zurück zu ſeinem Ausgangspunkte, der eine Viertelſtunde vor der Stadt liegenden „Enge“, wo er ſich in ein maleriſch buntes Wogen auflöſte. Jubel und Muſik erſchallten bis in die Nacht.

Kaum graute der nächſte Morgen, als auch ſchon die geſchäftigen Hände der Werkleute Zurüſtungen zu einem neuen Feſtacte trafen. Auf dem Berner Schießſtande ward ein weiter Circus aufgeſchlagen, wo das berühmte „Schwingen“ und „Steinſtoßen“ der Schweizer in großem Maßſtabe dargeſtellt werden ſollte. Am 5. October, dem Tage dieſes „Schwingfeſtes“, lockte mich eine heitere Bewegung, welche wie ein elektriſcher Strom bereits am frühen Morgen durch alle Theile der Bevölkerung ging, hinaus nach dem Schauplatze. Von einem ſicheren Standpunkte aus ſah ich in endloſem, maleriſchen Zuge Tauſende von Menſchen heranwogen. Jeder ſuchte ſich eine gute Poſition zu erobern. In wenigen Minuten hatte ſich um die Planken des Circus ein dichtgedrängter Ring von Köpfen gebildet und die umherſtehenden Bäume füllten ſich mit kühnen Kletterern, was ſich nicht wenig komiſch ausnahm, da auch ältere Männer, ſelbſt hier und da eine verwegene Dirne, ſich ſchlanke Aeſte zu Schauorten auserkoren. Ungeheuere Heiterkeit durchdrang das Gewimmel, denn Alles freute ſich lebhaft darauf, die renommirteſten „Schwinger“ der Eidgenoſſenſchaft an dieſem

Tage Proben ihrer originellen Kunst ablegen zu sehen. Ich selbst befand mich um so mehr in spannender Erwartung, als ich bis dahin noch keine bestimmte Vorstellung von der Kunst des „Schwingens" besaß.

Endlich gegen zehn Uhr bewegte sich langsam der Zug der „Schwinger" vom „Klösterli" in der Unterstadt her, geleitet vom Festcomité und einem Musikcorps; lustige Sennenknaben im Sonntagsgewande, welche sieben bekränzte Schafe als Preise für die Sieger führten, eröffneten ihn. Mehr als sechzig Schwinger folgten in geordneter Reihe. Wie der Herold die alten Ritterturniere, so eröffnete ein Comitémitglied das Kampfspiel mit einer kurzen Standrede. Dreißig Kämpferpaare wurden gebildet. Das Loos rief durch den Mund erwählter Kampfrichter, die meist alte bewährte Schwinger waren, die Kämpferpaare der Reihe nach in die Schranken. Die beiden Gegner traten dann heraus, zogen die kurzen, gesteppten, mit Griffen versehenen Schwingerhosen an, gaben einander zum Zeichen des freundschaftlichen Wettkampfes die Hand und der Kampf begann unter lautloser Stille der Tausende von Zuschauern, welche jedoch im Verlaufe des Kampfes insofern lebhaften Antheil an letzterem nahmen, als sie den anscheinenden Sieger durch lauten Beifall anfeuerten.

Zwei Kämpfer, an Kraft und Gewandtheit, wie es schien, einander ebenbürtig, traten zuerst einander gegenüber. Jeder griff mit der rechten Hand auf der linken Seite in die Schwinggürtel des Gegners, während die Linke das rechte Bein des Gegenüberstehenden am Griff der Schwingerhose faßte. Hierauf traten die Kämpfer mit den Beinen so weit von einander ab, daß sie, Schulter gegen Schulter gestemmt, fast auf dem Boden lagen. Die Sehnen und Adern der unbedeckten Gliedmaßen traten hervor. Das schwere, stöhnende Athmen der beiden Kämpfer zeugte von der ungeheuern Kraftentwickelung, mit welcher sie sich gegenseitig in diejenige Stellung zu treiben suchten, die es ihnen möglich machen sollte, mit Vortheil einen „Schwung" zu versuchen.

Nach einigen blitzschnellen Wendungen gelang es dem Einen, seinen Gegner so zu stellen, daß dessen Füße in seine Nähe kamen, und nun, den günstigen Moment benutzend, ließ er mit beiden Händen Griff und Gürtel los, faßte das linke Bein des Gegners, zog es mit aller Kraft vollends an sich heran, hob den Uebervortheilten an demselben in die Höhe und versuchte nun, mit seinem rechten Bein hinter das rechte des Empergehobenen zu kommen, um ihm den „Hacken" zu schlagen, oder durch einen Druck in die Kniekehle ihn schwanken zu machen und auf den Rücken zu stürzen; denn es ist eine Kampfregel, daß nur der als Sieger gilt, welcher seinen Gegner von drei Malen zwei Male so überwältigt, daß er auf den Rücken oder wenigstens so fällt, daß die rechte Ferse den Boden schlägt.

Deshalb war der halb Ueberwundene eifrig bemüht, festen Stand zu behalten, indem er sein rechtes Bein, nach welchem Jener griff, so weit rückwärts stellte, daß der Angreifer es nicht erreichen konnte, und damit dieser ihn nicht weiter zurückdrängen und überstürzen könne, ließ er mit seiner Rechten den „Hüftgriff" los, schlug mit derselben auf die rechte Achsel des Gegners, legte seinen rechten Arm unter dessen Kinn, und drängte ihm den Kopf so zurück, daß dieser seinen errungenen Vortheil nicht weiter verfolgen konnte. Um ihm denselben ganz zu entziehen, ließ er sich „ausschießen", das heißt, er entsagte allen Griffen, und warf sich auf den Bauch. Der Kampf war unentschieden, der „Gang" zu Ende. Ermattet traten die beiden Schwinger vom Platze, und lagerten sich neben einander, während zwei Andere zum Wettkampfe eintraten. Jetzt standen größere Kraft in dem Einen, größere Gewandtheit in dem Andern einander gegenüber in dem Duell der Fäuste. Der Gewaltigere riß den Schwächeren mit riesiger Kraft in die Höhe, und trug ihn hoch in der Luft, vor der jauchzenden Menge einige Augenblicke umher tanzend, in der Siegesgewißheit, ihn dann zu Boden zu werfen; aber der Schwächere entfaltete nun seine Gewandtheit. Er setzte seinen linken Fuß auf das Knie des Siegesgewissen, streckte sein rechtes Bein wie einen Wegweiser gradaus in die Luft, und verwehrte diesem die Ausführung des „Schwunges" und des Wurfes. Ungeduldig machte der Stärkere mit nervigen Armen erneute Versuche, seine Last kampfgerecht abzuwerfen, und endlich faßte er das horizontale Bein. Die Menge jubelte. Der Sieg schien gewonnen. Der scheinbar Besiegte stürzte; aber noch im Fallen gab er sich einen Schwung, so daß auch er auf den Bauch zu liegen kam — und der Sieg war vereitelt. Mürrisch räumte der Riese das Feld, und das Publicum lachte laut über die komische Manier, mit welcher der Kleine mit heiler Haut davon gekommen.

Mittlerweile hatten sich die ersten beiden Kämpfer ausgeruht, und traten wieder in die Arena, um ihren Zweikampf zur Entscheidung zu bringen. Mit frischer Kraft, mit neuer Kriegserfahrung erschienen sie wieder. Jeder hatte während des ersten Ganges des Andern Schwächen und Kräfte kennen gelernt und säumte nicht, diese Erfahrung zu nützen. Rasch folgten Zug auf Zug, bis Einer den Andern durch einen glücklichen Kunstgriff in die Höhe hob, und ihn eben zur Erde werfen wollte; aber der „Geschwungene" fiel wieder glücklich. Schon berührte er mit den Händen den Boden, da faßte ihn der sieghafte Schwinger noch im Fallen im Nacken, hob ihn von hinten wieder empor und gab ihm nun den rechten Schwung, also daß er kopfüber platt auf den Rücken niederfiel. Die Menge spendete donnernden Beifall, der glückliche Sieger bekundete seine Freude durch Radschlagen.

Das zweite Paar trat zu neuem entscheidenden Gange in die Schranken. Wieder hob der Riese den Schwächeren in die Höhe, wieder trat er mit ihm zu triumphirendem Tanze an, aber diesmal ließ sich der Hocherhobene nicht ohne Weiteres „legen", sondern zwang durch geschickte Bewegungen den Gegner, ihn wieder vor sich nieder auf seine Füße zu stellen. Der Kleine war jetzt in seinem Vortheile, denn seine Gewandtheit war noch frisch, die Kraft des Andern durch den mehrmals versuchten Schwung schon gebrochen. Blitzschnell operirte er mit seinem rechten Knie gegen die linke Kniekehle des Gegners, bis dieser einknickte. Mit aller Kraft wendete er nun den Wankenden nach rechts und stürzte ihn zu Boden. Besiegt lag Goliath nun auf seinem Rücken, während dem Kleinen im Jubel des Publicums ein herrlicher Triumph erschallte.

Dies zwei Beispiele von vielen. Nach beendetem Schwingen der dreißig Paare, ging es erst an den Hauptkampf, das sogenannte „Ausschwingen". Achtundzwanzig der besten Schwinger wurden von den Kampfrichtern dazu erkoren. Die ersten zwei Hauptmatadores, die „Könige" der beiden Parteien, Johann Wenger aus Emmenthal und Heinrich Balmer aus dem Berner Oberlande, betraten die Kampfbahn, Beide mit gleicher Kraft und Gewandtheit in hohem Maße ausgerüstet. Todtenstille herrschte ringsum, als wollte Jeder die Herzschläge des Andern hören. Drei Mal erneuerten die Streitenden den Gang um den ersten Preis; aber drei Mal blieb der Kampf unentschieden und die Gefeierten behielten Beide ihre „Unsterblichkeit". Die nachfolgenden Paare konnten nicht mehr das Interesse in Anspruch nehmen, welches diesen Beiden gewidmet worden war, obwohl unter ihnen viele als Meisterschwinger glänzten.

Dem Schwingen folgte das sogenannte „Steinstoßen", welches darin besteht, daß kräftige Männer sehr schwere Steine mit freiem Arme vor sich hinwerfen. Styger aus Schwyz und Berger aus Langenau warfen einen hundert Pfund schweren Stein mehrere Schritte weit.

Am Schlusse des Festes wurden die Sieger im Schwingen und Steinstoßen von den Kampfrichtern öffentlich ausgerufen und mit den Preisen gekrönt. Kräftige Männer ohne Gleichen empfingen die Preise, zum Zeichen dafür, daß es in der schönen freien Schweiz auch für den ernsten Augenblick eiserne Arme in Menge gibt „zu Schutz und Trutz." Dann verließen die stattlichen Ringer Arm in Arm unter Sang und Klang den Kampfplatz.

Blätter und Blüthen.

Geschichte eines amerikanischen Bankpräsidenten. Es wird Niemand bestreiten wollen, daß die Veruntreuung das herrschende Verbrechen unserer Zeit geworden ist. Entwendungen, Cassendiebstähle, Betrügereien jeder Art sind in den Geschäftskreisen aller Welttheile an der Tagesordnung. Bis jetzt werden die Vereinigten Staaten als die Heimath des Schwindels angesehen, aber die Fälle von Carpentier, Redpath, Hertsch u. A. haben bewiesen, daß dies ein Irrthum ist. Die Speculationswuth und Gewissenlosigkeit sind eben so sehr in Frankreich, England und Deutsch-

Digitized by Google

land zu Hause, wie in Amerika, und kein Land hat etwa dem andern etwas vorzuwerfen. Auch in Rücksicht auf den Charakter des Verbrechens gibt kein Staat dem andern etwas nach. Der Mißbrauch fremden Vertrauens wird heutzutage nicht mehr, wie ehemals, aus Schwäche und culposer Absicht, sondern systematisch und mit moralischer Stärke betrieben. Der Verbrecher geht langsam zu Werke, er entwirft seinen Plan auf der breitesten Basis, setzt Jahre daran, ihn auszuführen, und tritt endlich, nachdem er sein Ziel erreicht, wie ein Held, triumphirend und mit Eclat ab. Und wie die Handlung, so sind ihre Folgen. Sie treffen nicht mehr blos Individuen, einzelne Narren und Angeführte, sondern ganze Familien und Gemeinden, ja Classen der bürgerlichen Gesellschaft. Nur der Schuldige leidet darunter am wenigsten oder gar nicht. So waltet der Geist des Staatsstreiches, der unserem Zeitalter inoculirt worden, bald über Jedem. In seinem Wesen überall gleich, nimmt er in den verschiedenen Ländern, wie es scheint, nach Maßgabe der politischen Bedingungen, andere Formen an. Während z. B. der amerikanische und englische Schwindel sich mehr in der Form des Hobbesschen Krieges Aller gegen Alle bewegt, erscheint der continentale Dieb als gewöhnlicher Spitzbube. Es wäre jedenfalls interessant, eine Geschichte der modernen Verbrechen von diesem Gesichtspunkte zu schreiben. Vielleicht findet sich bald eine Feder für diese dankbare Aufgabe. Die folgende Erzählung würde dazu ein Beitrag sein, ganz abgesehen davon, daß sie vielleicht just in den jetzigen Tagen zur rechten Zeit kommt.

Unter den Banken, welche während der letzten Geldkrisis in Amerika insolvent wurden, befand sich auch die Bank of Philadelphia. Dieselbe war eins der ersten und vorzüglichsten Geldinstitute des Landes, dessen Solidität über allem Zweifel erhaben stand. Die Thatsache ihrer Insolvenz ließ sich im Anfange so wenig begreifen, als durch längere Zeit ihre Ursache erklären. Wochen, ja Monate vergingen, bis der eigentliche Grund des Unglücks bekannt ward. Erst die gesetzliche Erhebung stellte heraus, daß der Urheber dieses Sturzes Niemand anders war, als ihr eigener Präsident, Herr Thomas Allibone.

Die Antecedentien eines großen Verbrechers haben immer ein gewisses Interesse in den Augen der Mitwelt. Diejenigen Herrn Th. Allibone's verdienen wenigstens mitgetheilt zu werden.

Sein Vater war frühzeitig gestorben und hinterließ eine Wittwe mit acht Kindern, die von allen Mitteln des Lebensunterhaltes entblößt waren. Die verwittwete Allibone war eine Frau von überragendem Charakter, anziehendem Aeußern und einer Energie des Willens, die ganz ihrem Unglück gewachsen war. Sie eröffnete sofort ein first rate boardinghouse in der salubrionablesten Lage der Stadt und führte es mit so viel Geschick, daß der Erfolg ihre eigenen wie die Erwartungen ihrer Freunde überstieg. Bald kaufte sie das Haus, welches sie gemiethet hatte, und sorgte für die Zukunft ihrer vielen Kinder, welche sie vortrefflich erzog. Als sie starb, vermachte sie ihnen ein nicht unbeträchtliches Vermögen. Thomas war der älteste Sohn dieser ausgezeichneten Mutter und Frau. Er bildete sich zu einem merchant upon the wharf, Schiffswaarenhändler, aus und war von leutseligem, einnehmendem Wesen. Seine Freunde, die er leicht fand, liebten ihn sehr und er zählte Viele, die ihm mit Aufopferung anhingen. Sie betrachteten ihn als die Verkörperung von Allem, was edel, recht und gerecht war. Noch jung, trat er in die Verbindung mit J. Troubat, einem würdigen Charakter und eben so thätigen als vorsichtigen Geschäftsmanne. Die Firma von Allibone und Troubat zeichnete sich bald vor allen anderen aus. Allibone war zwar immer zu waghalsigen Geschäften bereit, aber sein Ungestüm wurde von seinem Partner gemäßigt, der mit ebensoviel Unternehmungssinn eine größere Ueberlegung verband. Eine glückliche Operation, welche beide unternahmen, machte das Haus bald weit und breit berühmt. Troubat hatte entdeckt, daß die Ernte des Kleesamens im ganzen Lande mißrathen war, und segelte im Stillen nach Liverpool, wo er den Gesammtvorrath der englischen Ernte aufkaufte. Der Gewinn dieser rechtzeitigen Handlung betrug, außer der Sensation, welche ihr Gelingen verursachte, 100,000 Dollars. Auch in Kaffee und andern Producten von Südamerika speculirten die beiden Freunde mit einer Kühnheit und Ausdehnung, welche die Kaufleute der alten Schule mit Staunen erfüllte. Doch fehlte nur selten der Erfolg ihren Unternehmungen. Der größte Verlust, welcher das Geschäft traf, war indeß der Tod Herrn Troubat, welcher beim Baden in Cape May ertrank. Er ließ ein schönes Vermögen zurück und sein Partner setzte das Geschäft fort. Des soliden Rathes seines Freundes beraubt, gelang es Herrn Allibone nicht mehr, mit dem gleichen Glück zu operiren. Er überkaufte sich in der Regel, so daß er zu häufigen Verkäufen mit Verlust gezwungen ward und seine bisherige Popularität in den commerciellen Kreisen einbüßte. Die Fama erzählt, daß man ihn um jeden Preis von der Werfte entfernen wollte und aus diesem Grunde für ihn die Präsidentenstellung einer Bank suchte, die man ihm anbot. Gewiß ist, daß seine Freunde bei der Wahl der neuen Directeren stark agitirten, welche die Controlle der Bank of Philadelphia übernahmen und den alten Präsidenten absetzten. Herr Th. Allibone trat sein Amt am 16. Februar 1853 an.

Herr Allibone hatte einen Gehalt von 5000 Dollars. Seine Familie bestand aus einer Frau und zwölf Kindern, und es wurde versichert, daß seine Pflichten als Familienvater die beste Bürgschaft für seine persönliche Ehrlichkeit und Klugheit sein würden. Die Folge zeigte indessen, daß dies nicht der Fall war. Derselbe Leichtsinn und Uebermuth, mit welchem er sein Geschäft auf der Werfte geführt, kam allmählich auch bei der Besorgung der Bankgeschäfte zum Vorschein. Handelsfirmen, die Jahre lang mit der Bank in Verbindung gestanden, wurden, durch ihn in ihrem Credit beschränkt, — zur Zurückziehung ihrer Conti gezwungen. Statt ihrer nahm der neue Präsident seine persönlichen Freunde auf, obgleich es auch bald von ihnen hieß, daß sie nicht besser bedient würden. Der Grund hiervon bestand darin, daß Allibone im Verkehr mit Brokern und jener Classe von Leuten stand, deren Hauptgeschäft die Plünderung ihrer Freunde ist. Es war Gegenstand der allgemeinen Verwunderung und Klage, daß er fortwährend mit dieser Art Menschen zusammen war, während kein mercantiler Geschäftsmann Zutritt bei ihm erlangte. Zu derselben Zeit ging in dem Betragen des Präsidenten eine große Veränderung vor sich. Er nahm die Miene eines wichtigen und einflußreichen Mannes an, und sein ganzes Benehmen wurde so hochtrabend, daß sich viele seiner ältesten Freunde von ihm zurückzogen. Seine Art, zu leben, wurde rücksichtslos und verschwenderisch. Er richtete sich glänzend in der Stadt ein, hatte einen besonderen Sommersitz in New-Jersey, und besuchte außerdem die theuersten Badeörter. Er hielt Wagen und Pferde und zehn Bediente in seiner Familie. Gegen seine Freunde war er lächerlich freigebig; dem Einen schenkte er einen Wagen, dem Andern ganze Schätze von Juwelen. Als hervorragendes Mitglied der Kirche spielte er den fanatisch Gläubigen und ließ, zum Theil auf seine eigenen Kosten, den Bau einer Kirche in West-Philadelphia aufnehmen. In der Unterhaltung waren religiöse Fragen sein Lieblingsthema, und er liebte es, sich in frommen Ermahnungen zu ergehen, damit Jeden von sich scheuchend. Das neue Gebäude der Bank in Chesnutstreet ist ein sprechendes Denkmal seines Leichtsinns. Er wußte, daß die Bank insolvent sei, und trotzdem drang er auf die Errichtung des Gebäudes, das auf 250,000 Dollars veranschlagt war. Nichts wurde gespart, dasselbe luxuriös einzurichten. Gemeißelter Granit bildet seine Frontseite, eiserne Thore von reicher Verzierung führen in sein Inneres, ein gegossener Zahlungstisch von kostbarer Arbeit schmückt das Cassazimmer, ein Fußboden von Marmor, über dem sich ein eisernes Gewölbe in Schwibbogen, die mit Gemälden und Fresoarbeit versehen sind, erhebt, breitet sich in dem Bankappartment aus. Das glänzendste ist das Privatbureau des Präsidenten. Ohne Wissen des Baucomits's bestellte Allibone Möbel und Decorationen dafür, welche die Gesammtkosten der Ausstattung um mehr als die Hälfte erhöhten. Weiche Sopha's und Ruhebetten, nebst einem jeden Comfort bietenden Badecabinet, machten dasselbe zu einem eines Krösus würdigen Aufenthalt. Es befand sich im zweiten Stock des Gebäudes, und hing durch eine gußeiserne Wendeltreppe von geschmackvollster Form mit dem übrigen Theile zusammen.

Während dieser Aufwand gemacht wurde, schwand das Capital der Bank, welches 1,875,000 Dollars, mit einem Ueberschuß von 400,000 Dollars betrug, täglich mehr. Die Directoren erfuhren von diesem Umstand indeß nichts. Der wöchentliche Ausweis der Bank, den ihnen der Präsident vorlegte, enthielt nichts Bedenkliches, geschweige was auf einen Betrug hätte schließen lassen. Das Vertrauen der Direction in die Ehrlichkeit des Präsidenten beruhte auf jahrelanger Bekanntschaft mit ihm, und sie waren Alle reich und wohlhabend. Ihr Vertrauen blieb unerschüttert bis zu dem letzten Augenblick. Wie er Frömmigkeit heuchelte, so schützte er eine Krankheit vor, und in beiden Fällen hatte die Lüge Erfolg. Tagelang bemühten sich seine innigsten Freunde, ihn von seiner Reise nach Europa abzubringen und statt dessen zu einem Aufenthalte auf seinem schönen Landsitz in New-Jersey zu bestimmen, wo er den Verlauf der Krise abwarten und die Directoren der Bank mit seinem Rath unterstützen könnte. Einer seiner besten Freunde war bereit, mit ihm zu reisen, wenn er nur vierzehn Tage verziehen wollte. Alles umsonst. Im Bewußtsein, daß seine Stunde geschlagen, verließ er Philadelphia und segelte mit Frau und Töchtern, welche die Plötzlichkeit seines Entschlusses nicht verstanden, nach Europa, indem er sein jüngstes Kind, das erst sechs Monate alt, zurückließ.

Unmittelbar nach seiner Abreise entdeckten die Directoren die Ursache des Bankerotts. Sie waren wie niedergeschmettert durch die überlegte, systematische und gewandte Art seiner vieljährigen Fälschungen der Bücher und Rechnungen. Man versichert, dieselben seien so fein gelegt, daß Keiner von ihnen, auch ohne das ihm geschenkte Vertrauen, auf den Betrug hätte kommen können. Ein Privatconto, welches in dem geheimen Pult seines Schreibtisches lag, enthüllte erst den ganzen Schwindel. Leute, die nie einen Dollar erhielten, sind darin als bedeutende Schuldner der Bank aufgeführt. Andere, welche wirklich geborgt hatten, wiesen auf Befragen nach, daß sie die geliehenen Summen lange bezahlt haben. Versiegelte Briefcouverts wurden gefunden, auf deren Adressen große Beträge als Inhalt angegeben sind, in denen aber nichts enthalten ist. Dagegen hat man ausgedehnte Transactionen mit Brokern entdeckt, welche ohne das Wissen der Direction gemacht wurden. Andere Operationen, die zu scandalös für den Ruf der Bank sind, wagt man gar nicht zu veröffentlichen. Die Directoren haben eidlich erklärt, daß der Präsident in Folge seiner Betrügereien auf flüchtigem Fuße sei, worauf sein vorhandenes Privateigenthum zum Besten der Bank confiscirt wurde. In diesem Augenblick ist ein Comito niedergesetzt, um die wahre Lage der Bank zu ermitteln. Die unbestimmte Hoffnung ist, daß wenigstens so viel gerettet wird, daß der Fortbestand der Bank gesichert sei. Zu diesem Ende hat die Regierung ihren Freibrief auf zwanzig Jahre verlängert, doch stehen ihre Actien, die von 112 auf 6 Dollars gefallen sind, gegenwärtig erst 10 Dollars.

Nicht minder enorm sind die äußeren Folgen, welche der Fall der Bank nach sich gezogen hat. Sie erstrecken sich über das ganze Land hinaus. Obgleich die Bank einmal von Dieben ausgeraubt und ein andermal von einem ihrer Clerks bestohlen worden war, genoß sie doch das allgemeine Vertrauen. Sie stand viele Jahre unter der Leitung der „Gesellschaft der Freunde", welche ihr eine zahlreiche Gönnerschaft, namentlich unter den Frauen, Vormündern, Waisen-, Kirchen- und Schulverwaltungen zuführte. Die Dividende betrug 10 Procent pro Jahr. Selbst die schlaue Mormonensecte legte ihr Geld bei ihr an. Viele Actieninhaber besitzen 100—700 Stück. Manche Familien, blos aus weiblichen Mitgliedern bestehend, hatten ihr ganzes Vermögen darin. Die bitteren Früchte sind nicht ausgeblieben. Wittwen sahen sich mit ihren Töchtern gezwungen, ihren eigenen Heerd zu fliehen und in ein einziges Wohnzimmer als Miethpartei einzuziehen. Der Ruin trifft Viele und vollständig. Man weiß noch nicht, ob die Bank wird liquidiren müssen oder nicht. Einstweilen ist das Comité damit beschäftigt, die Bilanz zwischen den Depositoren und Schuldnern zu ordnen.

Allgegenwart des Salzes auf Erden. Bei der Unentbehrlichkeit des Salzes konnte die Erde nur bewohnbar sein, wenn dasselbe auf der Oberfläche überall zu finden war, und daß dem so ist, weiß Jedermann. Auch ist bekannt, daß es in drei ganz allgemeinen Formen aufzutreten pflegt, als Steinsalz, Soolquelle und Weltmeer. Mit Steinsalz sind die Berglandschaften versehen, mit Soolquellen die Abdachungen und Mittelstufen, während die fruchtbaren thonigen Marschebenen, in denen keine Quellen mehr aufsteigen, an das benachbarte Meer gewiesen sind. Die großen niedrigen Binnenländer, welche nicht regelmäßig nach dem Meere hin abdachen, sehen sich durch das minder allgemeine Vorkommen des Steppen- und Wüstensalzes versorgt, und die vulcanischen Districte, die gewissermaßen noch kein Bergland, sondern ein werdendes Bergland darstellen, empfangen ihre Gabe aus den Kratern und Feuerschlünden als Sublimation und als Auswurf. Ja was noch mehr sagen will, auch die Luft wird zur Trägerin des Salzes gemacht, um es allgemein zu verbreiten und das Dasein der lebendigen Welt überall zu gestatten. Mit Recht überrascht uns die Beobachtung, daß das Vieh, dessen Salzbedürfniß doch physiologisch bestimmt nachgewiesen ist, selbst da gedeiht, wo ihm eigentliche Salznahrung nicht geboten wird. Es muß daher in der Regel einen wenigstens ausreichenden Ersatz seines täglichen Salzverlustes und das für einen gewöhnlichen Stoffwechsel erforderliche Quantum auch in dem scheinbar ungesalzenen Futter vorfinden.

In der That treffen wir in fast allen Culturpflanzen und der größeren Zahl der wild wachsenden das Kochsalz als einen Bestandtheil der Asche an, wodurch sich eben so bestimmt, wie durch die directen Analysen selbst, eine allgemeine Verbreitung in der fruchtbaren Ackerkrume kundgibt.

Auch die Pflanze, um es kurz zu sagen, hat im beschränkteren Maße ein Bedürfniß nach Kochsalz; und indem sie es hat und befriedigt, sorgt sie für den Salzbedarf derjenigen Thiere, denen die Pflanze als Nahrung dient. Wir erkennen hierin einen Schritt in dem ewigen Kreislauf des Stoffes.

Das grüne Irland, England und die cimbrische Halbinsel, diese unter steten Seewinden liegenden Länder, deren Graswüchsigkeit, da sie die Trefflichkeit der Rinder bedingt, ein Neid der Nachbarländer ist, verdanken sie theilweise dem leichten Salzstaube, der unausgesetzt auf sie niederfällt, und den zwar andere Länder Europa's auch, aber wenige in solchem Maße empfangen.

Die Brandung der Küste zerschlägt das salzige Meerwasser in Schaum, dessen Bläschen wie Nebel von den an der Küste senkrecht aufsteigenden Winden emporgerissen werden. Wer sich dem feuchten Winde aussetzt, sieht sich alsbald von einer weißen Salzkruste überzogen, und die Fensterscheiben der Häuser, selbst meilenweit von der Küste, werden blind durch einen salzigen Beschlag.

Aber nicht blos, wo die Nebelbläschen an feste Körper anschlagen, sondern auch in der freien Luft verdampft das Wasser derselben, und anstatt des einen Bläschens, das hoch und doch schon so klein war, bleibt nur $^1/_{30}$ desselben dem Gewichte, $^1/_{90}$ dem Maße nach, zu unzähligen Würfeln zersplittert, daher unsichtbar, selbst dem Mikroskope unerreichbar klein, schwebend in der Luft zurück, und hat seiner Kleinheit halber nicht Gewicht genug, die Luft zertheilend, zu Boden zu fallen, sondern wird mit den Winden durch die ganze Welt getragen, und in Regen, Schnee und Thau der Pflanzenwelt ununterbrochen zugeführt. Aber so gering die Gabe für jede einzelne Pflanze, so groß ist sie das ganze Jahr hindurch für die gesammte Pflanzendecke eines Landstriches.

Der Salinendirector Brandes in Salzuflen hat durch Versuche nachgewiesen, daß auf eine Quadratmeile westphälischen Landes mehr als eine Million Pfund Kochsalz alljährlich mit dem Regen niederfällt.

Auch diese Thatsache hat wieder ihre ökonomische Seite. Denn da die Binnenländer weniger Salz aus der Atmosphäre empfangen, als die Küstenstriche, so lehrt uns die Natur handgreiflich, ihren Bestrebungen zur Hülfe zu kommen. Mit Maß gegeben, wirkt selbst in England das Kochsalz noch als ein Dünger, der besonders einen vermehrten Körnerertrag hervorruft; mit Maß gegeben, zwingt es den ungesunden Moorboden, wohlschmeckende Gräser hervorzutreiben, wie es der Umkreis der Salzquellen lehrt, welche so häufig in moorigen und sumpfigen Wiesen entspringen; mit Maß gegeben, wirkt es auf einige Culturpflanzen, wie den Spargel und den Flachs, sogar specifisch treibend, und indem selbst ein geringeres Maß schon einigen dem Landwirth unwillkommenen Pflanzen von niederer Organisation feindlich ist, verjagt es von den Wiesen das Moos und die Pilze, und zuletzt, bei beharrlicher Anwendung, sogar die schädlichen Schachtelhalme (Equiseten).

Daher wird denn nicht blos in England, sondern mehr oder weniger überall, wo einsichtsvolle Landleute thätig sind, das Salz auch zum Düngen gebraucht (seit uralten Zeiten in China, nach den Berichten von Plinius auch im alten Rom), indem man, den Fingerzeig der Natur beachtend, die feine Vertheilung, welche sonst schwer zu erreichen sein würde, dadurch bewirkt, daß man es in anderweitig gesammelte Dünger- und Composthaufen streut und sich vorher in diesen auflösen läßt, oder es auf die Brache bringt, wo der Pflug und der Wechsel der Witterung die völlige Vertheilung im Boden bewirken.

Schmidt-Weißenfels veröffentlicht in der neuesten Nummer der von ihm redigirten Zeitschrift: „Kritische Blätter für Literatur und Kunst" (Prag) einen vortrefflichen Artikel über Lenau, dessen Doppelnatur mit haarscharfen Strichen eben so richtig wie poetisch gezeichnet wird. Geist und Frische läßt sich überhaupt den „Kritischen Blättern" nicht absprechen, und selbst der sehr ausführliche Artikel über Julian Schmidt, wenn sich auch über die Richtigkeit einzelner Aufstellungen streiten läßt, war mit Verstand und großem Fleiß geschrieben. Daß Schmidt-Weißenfels nicht nur Kritiker, sondern auch schaffender Autor ist, hat er vor Kurzem wieder durch seine „Memoiren" bewiesen. So viel wir hören, arbeitet er jetzt an einer umfassenden Biographie des in neuerer Zeit wieder vielgenannten Publicisten Fr. v. Gentz.

Wie man gesuchter Arzt wird. Ein junger deutscher Arzt in Paris, den wir Albert nennen wollen, saß vor einigen Jahren mit einer reizenden deutschen Baronin plaudernd vor dem Kamine. Ersterer, damals noch ein unbekannter, kaum bemerkter Anfänger, klagte über die zahllosen Schwierigkeiten, die sich dem Beginne einer Laufbahn entgegenstellen, welche man mit Glanz und Erfolg durchwandern möchte. Die Baronin suchte ihn zu ermuthigen.

„Sie haben," sagt sie ihm, „Geist, Talent und ernsten Willen, der Erfolg kann nicht ausbleiben."

„In Deutschland wohl," erwiderte der Doctor, „aber in Paris ist dies nicht so wohlfeil. Hier gleicht die öffentliche Meinung einer Coquette, die man durch wahres Verdienst und gute Eigenschaften seltener, als durch jene geschickten Züge gewinnt, welche die sogenannten Glücklichen bei leichtfertigen Frauen zur Anwendung bringen."

„Nun, lieber Freund, diese Eroberungskunst scheint Ihnen nicht fremd zu sein; man sei artig und mache der Ruhmesgöttin den Hof!"

„Ja! Wenn Sie mir beistünden!"

„Ich?"

„Ja, Sie — eine Frau, jung, schön, von hohem Range, würdige Trägerin eines edlen Namens, ist eine mächtige Bundesgenossin auf dem Felde, auf dem ich mein Glück suche."

„Aber — Sie wissen ja, daß ich wenig in die große Welt komme, noch weniger dort gelte und Paris ohnehin bald verlasse, weil ich, nach dem Wunsche meiner Familie, schon in der ersten Zeit meines Wittwenstandes auch zu einer Verbindung mit einem reichbegüterten und edeln Manne entschloß. Nach Wien können Sie mir nicht folgen, dies würde mir, ohne Nutzen für Sie, üble Nachreden bereiten, denn, wie Sie selbst sagten, ist in Deutschland weibliche Empfehlung nicht hinreichend, um Glück und Ruhm eines jungen, freundlichen Arztes zu begründen."

„Sie können also weder in Paris noch in Wien Etwas für mich thun?"

„Nein! Doch halt! Vielleicht dennoch! Ein feines Mittel, geschickt angewendet! Lassen Sie mich handeln, vertrauen Sie mir!"

Etwa drei Monate nach diesem Zwiegespräche — die Saison in Baden-Baden war bereits in ihrem höchsten Glanze — las man in Baden die Ankunft unserer Baronin; man erzählte sich von ihr interessante Dinge mit romantischem Beigeschmacke. Unsere wunderschöne, hochgeborene Wittwe, um welche sich hohe Herren bewarben, hatte gewählt und war im Begriffe, eine neue Verbindung einzugehen, als eine plötzliche schwere Krankheit sie an den Rand des Grabes brachte. Von den Pariser Aerzten aufgegeben, wollte sie in Deutschland in Baden sterben.

Wie natürlich sprach man in der hohen Gesellschaft Badens von dem Unglücke der edeln Dame, als man im Badeblatt ihre Ankunft las. Von diesem Tage an wurden die jungen Spaziergänger ihren gewöhnlichen Promenaden untreu und wanderten schaarenweise nach der Seniger-Allee, wo man für die schöne Kranke ein zierliches Haus eingerichtet hatte.

Am darauf folgenden Tage wollte sie zur Mittagszeit einen kleinen Spaziergang in den Park wagen; mit Anstrengung stieg sie aus der reich gepolsterten und mit Wappen geschmückten Kalesche; Alles kommt, um sie zu bewundern und zu bemitleiden. Langsam, an den Arm ihrer Zofe gestützt, wankt sie einher, doch ist ihr Anzug reizend.

Die Aerzte Badens und der benachbarten Städte werden zu Rathe gezogen, das Uebel und seine Heilung werden in gründlichem Latein studirt; vergebens! Der Ausspruch lautet: daß die Baronin höchstens noch einen Monat zu leben habe.

Gerade als diese Meinung der Aerzte bekannt wurde, kam ein junger Doctor — Albert — aus Paris an; er erzählte, daß man für die Baronin seinen ärztlichen Beistand erbeten, daß er sie gesehen und zu retten hoffe.

Jetzt wurde unser Doctor Albert ein Mann von Wichtigkeit, man hörte auf ihn, während die Aerzte Badens behaupteten, er sei ein Marktschreier und die Rettung der Baronin eine Unmöglichkeit.

Der Monat ging vorüber und wer nicht starb, war die Baronin; schmachtend zwar und schwach, aber täglich erschien sie auf der Promenade. Allmählich ging es besser und besser, und eines schönen Abends erklärte sie dem Doctor nach einem gemüthlichen Diner:

„Nun ist, glaube ich, meine Rettung außer Zweifel!?"

„Ja, geliebte Patientin," erwiderte der Doctor, „Sie sind vollkommen gesund, und haben ein Recht auf meine ewige Dankbarkeit, denn Sie haben eine ziemlich schwere Rolle zu meinem Benefiz gespielt."

„Von morgen an erscheinen Sie als wiedergenesen! Die künstliche Blässe weicht der natürlichen blühenden Farbe Ihres Engelgesichtes, Ihr allzulang verschleiertes Auge strahlt in neuem Glanze und Leben. Gekräftigt, schöner und glänzender, als je, kehren Sie in die große Welt zurück, und mir gebührt der Preis dieses herrlichen Geschenkes!"

Daß nach solcher Wundercur Doctor Albert in kurzer Zeit einen hohen Ruf erzielte, versteht sich von selbst; er wurde der Arzt der Mode, und manche schöne Dame wurde nur gerade deshalb krank, um sich von ihm retten zu lassen. Vorzugsweise war er der Arzt der zahlreichen Pariserinnen, welche sodann in Paris seinen Ruhm verkündeten. Glück, Ehre, reicher Lohn krönten von jetzt ab seine Laufbahn.

Geschmackvolle Decken mit Golddruck zum Jahrgang 1857 sind zum Preise von à 13 Ngr. so eben eingetroffen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 2. Die Gartenlaube. 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das ſelbſtbewußte Weib.

(Schluß.)

Mit Bernhardinens Brief war auch einer von Madame Alſter gekommen. Mechaniſch erbrach er dieſen und las, aus jedem Worte Gift ſaugend, Folgendes:

„Ich hoffe, Dein Geſchäft hat einen günſtigen Fortgang und daß die alles verwirrenden Advocaten nicht endlich weiter mehr im Stande ſind, eine ſo einfache Frage wie dieſe unverſtändlich zu machen. Wir werden alle froh ſein, wenn Du wieder zu Hauſe biſt, obgleich ich eben nicht ſagen kann, daß Deine Frau aus Sehnſucht nach Dir eine Thörin geworden wäre, wie ich wirklich anfangs vermuthet hatte. Im Gegentheil, ſie iſt lebhafter denn je und jeder Tag ſcheint ihr Glück zu vermehren. Sie machte ſogar mich lachen, obſchon ich, wie Du wohl weißt, eben nicht ſonderlich dazu geneigt bin; aber ſie war ſeit den letzten drei Tagen ſo unwiderſtehlich komiſch, wenn ſie Deines Schweigens erwähnte, daß ich nicht anders konnte, ich mußte in die allgemeine Heiterkeit mit einſtimmen. Ich finde, ſie würde eine gute Actrice abgeben. So ſtellte ſie unter anderm einen Mann dar, der aus Eiferſucht an gräßlichen Kopfſchmerzen leidet. Sie wußte die komiſche Seite einer ſolchen Situation ſo vortrefflich hervorzuheben, daß ich meinte, Alphons werde vor Lachen berſten; es war aber auch gar zu drollig. Ich laſſe ihr mit Willen dieſe Freiheit, damit ich dadurch Gelegenheit gewinne, ihren Charakter zu ſtudiren, und ich glaube, ich weiß nun, was ich zu wiſſen wünſchte. Dein Urtheil über Fräulein Waldheim war, wie ich fürchte, richtiger als das meinige. Sie iſt in Wahrheit eine Statue. Als Bernhardine ihre mimiſchen Talente zum Beſten gab, ſaß ſie auf der Ottomane mit mürriſchem und verächtlichem Blick, ſprang dann auf und las hochmüthig Deiner Frau, wegen ihrer Leichtfertigkeit und ihres Mangels an Gefühl, tüchtig den Text. Alphons nahm Bernhardinens Partei und er und Fräulein Waldheim geriethen ziemlich hart an einander. Am Schluſſe des Streites reichte Bernhardine Alphonſen die Hand und ſagte ihm, er dürfe ſie küſſen, da er ſeine Vaſallentreue bewährt habe. Doch das ſchien mir zu weit zu gehen und ich verhinderte es. Ich wünſche, daß Du davon weiter keine Notiz nimmſt. In dem Verhalten Deiner Frau liegt nichts Tadelnswerthes und nur Fräulein Waldheim findet bei ihrer übertriebenen Prüderie darin etwas Unpaſſendes. Da ich nichts darin zu tadeln finde, ſo brauchſt Du auch gar nicht beunruhiget zu ſein."

Aber gerade der letzte Satz zerriß das Gewebe der Madame Alſter. Sie vergaß, daß, wenn ſie den Verdächtigungen, die ſie blos anregen wollte, eine fühlbare Form gab, ſie ſelbſt das Spiel aus ihren Händen ließ. Arthur verließ die Hauptſtadt noch denſelben Abend, ohne ſich weiter um ſein Geſchäft zu bekümmern, das nun wieder die Advocaten aufnahmen und noch weiter zur Füllung ihrer Börſen benutzten.

IV.

Am andern Morgen ſaßen die in Diſtelfeld ruhig beim Frühſtück, als Arthur mit zornigen Augen und verwirrten Mienen in das Zimmer trat. Er war bleich und der innere Grimm lag deutlich auf ſeinen Zügen. Als Bernhardine ihn erblickte, ſprang ſie mit einem Freudenſchrei auf und ſtürzte in ſeine Arme, nichts von den wilden Blicken wahrnehmend, die von ihr auf die Geſellſchaft und wieder zu ihr zurückſchweiften. Alphons ſtand auf, halb verlegen und halb amüſirt von dem, was da kommen ſollte, denn Arthurs Augenbrauen verkündeten Sturm, deſſen Veranlaſſung er als Mann von Welt ſogleich inſtinctmäßig erkannte. Madame Alſter fühlte zum erſten Male in ihrem Leben ſich geprellt. Sie hatte auf Arthurs Zurückhaltung gerechnet und nicht minder auf Bernhardinens timides Weſen, und nun ſah ſie mit einem Blick, daß es zu einer Erklärung kommen würde.

Nach dem in mürriſchem Schweigen verzehrten Frühſtück forderte Arthur ſeine Frau auf, ihm in den Garten zu folgen. Dies geſchah in einem ſo befehlenden Tone, als ob ſie eine Sclavin oder ein Kind wäre.

„Laß mich zuerſt mit Dir ſprechen," ſagte Madame Alſter in einem Tone, der gebieteriſch ſein ſollte, aber nur den Verſuch dazu ausdrückte.

„Nein," antwortete finſter Arthur; „was ich zu ſagen habe, habe ich meiner Frau zu ſagen."

„Und Deinem Couſin ebenfalls, vermuthe ich," murmelte Alphons in ſich hinein.

Schweigend ging Arthur an der Seite ſeiner Frau in den Garten und einer Laube zu, während dieſe gleich einem vertrauenden, aber auch fürchtenden Kinde ſich an ihn ſchmiegte. Beide ließen ſich auf der Bank der Gartenlaube nieder. Obgleich feſt entſchloſſen, noch heute Alles zu Ende zu bringen, wußte er doch nicht recht, wie er beginnen ſollte. Bernhardine ſah ſo liebend und vertrauend auf ihn, und er war ein junger Ehemann und dies die erſte Zuſammenkunft nach einer dreiwöchentlichen Trennung. Sie war ſo unverkennbar erfreut geweſen über ſeine Ankunft und das ſah doch nicht aus wie Kälte gegen ihn. Auch hatte Couſin Alphons nicht ausgeſehen wie einer, der durch ſeine Ankunft ſich genirt oder ſchuldig fand. Nicht minder hatte er, trotz ſeiner ſcharfen

Digitized by Google

Beobachtung, auch nicht einen Blick des Einverständnisses wahrgenommen; sie hatten sich Beide zu einander benommen, wie sehr gute Bekannte und nicht mehr. Was war also hier eigentlich das Tadelnswerthe? Wie sollte er beginnen?

Bernhardine riß ihn aus dieser Verlegenheit; sie sprach zuerst.

„Arthur, zwischen uns ist etwas nicht recht!" sagte sie, zwar rasch, aber doch mit etwas zitternder Stimme.

„So ist es, Bernhardine."

„Bist Du unzufrieden mit mir?" und ihre Hand fuhr sanft an seiner Wange herab.

„Ja wohl, und nur mit Dir!"

„Warum siehst Du mich nicht an, während Du das sagst?" sagte sie und schmiegte sich noch inniger an ihn an.

Er wendete sein Auge auf sie. Ihre Augen sprachen nur Liebe und ihr ganzes Wesen kindliche Hingebung. Sein Herz vermochte nicht die eifersüchtigen Einbildungen festzuhalten; diese zerflossen wie fieberische Träume beim Erwachen. Er nahm ihre Hand in die seinige und blickte fixirend und liebend, aber auch traurig in ihre Augen.

„So schön und so falsch!" sagte er halblaut. „Kann sie denn wirklich treulos sein mit Augen so voll von Liebe und Unschuld? Und doch! — hat mich meine Mutter belogen?"

„Warum sprichst Du so leise, Arthur? Ich verstehe Dich nicht. Sage mir offen, was ist es, das Dein Herz beschwert? Was hast Du gegen mich? Was es auch sei, sag' es frei heraus und ich will Dir antworten aus vollem Herzen, wie ich es stets gethan. Ich habe Dich nie betrogen, nie getäuscht, Arthur; und heute bin ich noch weniger geneigt, den Weg der Falschheit und der Heuchelei einzuschlagen."

„So lies das. Ich kann Dir nichts weiter sagen." Mit diesen Worten legte Arthur die Briefe seiner Mutter in Bernhardinens Hand.

Bernhardine las sie durch, und deren waren eine gute Anzahl. Ihre Farbe wurde immer blässer, ihre Augen immer finsterer, aber sie las sie durch, ohne ein Wort zu sagen. Mit derselben natürlichen Stille gab sie ihm dieselben zurück, blieb noch einen Augenblick sitzen, stand dann auf und sagte:

„Arthur, Du mußt mit mir zu Deiner Mutter kommen und Dein Cousin wie Fräulein Waldheim müssen ebenfalls dabei sein."

„Unsinn, Bernhardine," sagte Arthur, der von Natur einen Abscheu vor Demonstrationen hatte. „Ich will keine thörichten Scenen, die man hernach rundumher zum Gegenstande des Gespräches macht. Was wir zu thun haben, muß mit Ruhe gethan werden und zwischen uns allein. Alphons und Fräulein Waldheim! wozu diese! Ich will nichts hören von dieser Thorheit."

„Ich bestehe darauf!" rief Bernhardine mit tiefer und entschiedener Stimme.

„Ich bestehe darauf? Bernhardine, das ist eine sonderbare Sprache von Dir zu mir!"

„Die Veranlassung ist sonderbar, Arthur. Ach," fügte sie bitter hinzu, „und auch Du hängst an dem alten blinden Vorurtheile. Weil ich anspruchslos bin und nicht rücksichtslos, wenigstens in meinem täglichen Leben, und, ich gestehe es, von Natur timid und leicht eingeschüchtert, so meint ihr, ich ließe mir Alles gefallen, hätte keine Selbstachtung und keine Festigkeit. Wenn Du Dich in diesem Irrthume befindest, so sollst Du heute Dich von dem Gegentheile überführen. Komm, diese Angelegenheit leidet keinen Aufschub."

„Aber, Bernhardine —"

„Bist Du mit Deiner Mutter im Bunde, um meinen guten Ruf zu untergraben?" sagte Bernhardine, während ihre Lippen bebten und ihre Augen fast Feuer sprühten. Arthur nahm die Hand, welche sie auf seinen Arm gelegt hatte, weg und schritt finstern Blickes an ihrer Seite dem Hause zu.

An der Hausthüre trafen sie mit Fräulein Waldheim zusammen, welche eben angekommen war, um Bernhardinen und Alphons auf ein benachbartes Gut zu begleiten. Alphons hatte das Fräulein vom Pferde gehoben und stand an dessen Seite.

„Ach, Sie sind noch nicht bereit," rief die Waldheim Bernhardinen zu. „Ah, Herr Alster! Wann sind Sie angekommen?"

„Diesen Morgen," erwiderte dieser in mürrischem Tone.

Fräulein Waldheim, betroffen von diesem Tone und Benehmen, nahm ihr Augenglas und beäugelte ihn und Bernhardinen mit jener affectirten und unverschämten Weise, die ganz geeignet ist, eben nicht phlegmatische Personen ärgerlich zu machen.

„Ich sehe, Sie haben einen Familienhandel abzumachen," sagte sie hierauf. „Ich bin im Wege."

„Nein, ich bitte, Fräulein Waldheim," rief rasch Bernhardine. „Sie sind nothwendig hier und auch Sie, Cousin Alphons."

Fräulein Waldheim bewegte kaum wahrnehmbar ihre Augenbrauen und verbeugte sich leicht. Cousin Alphons warf seinen Kopf nach hinten, strich seinen Schnurrbart, zeigte seine weißen Zähne und lachte recht lustig, aber doch nicht ganz mit dem Selbstvertrauen und der Heiterkeit wie gewöhnlich. Hierauf begaben sich Alle in das Wohnzimmer der Madame Alster. Bei ihrem Eintritt wußte diese auch schon, was da kommen sollte. Sie sah blaß aus und ihr Blick war noch härter und finsterer, denn sonst. Gewohnt, durch das erschreckende Feuer ihrer Augen Bernhardinen beben zu machen, that sie auch jetzt so. Doch diese hatten auf einmal ihre Macht verloren; ruhig, ja mit einem Anflug von Verachtung erwiderte sie der Gegnerin Blick. Madame Alster erkannte, daß das Scepter ihrer Macht ihrer Hand entfiel.

„Was soll das bedeuten, junge Frau?" fragte sie. „Was soll das lächerliche Air, das Sie sich heute zu geben belieben? Können Sie diese Komödie erklären, Fräulein Waldheim?"

„Gewiß nicht," erwiderte diese, indem sie ihr Reitkleid zusammenschürzte, sich voll Grazie auf das Sopha setzte, ihr Augenglas ergriff und auf die Anwesenden blickte, als ob diese die Schauspieler und sie das Publicum des Theaters wäre.

„Das heißt," begann Bernhardine mit vor Aufregung bebender Stimme, „Sie haben an meinen Mann über mich Dinge geschrieben, welche vor allen hier gegenwärtigen Personen aufgeklärt werden müssen; zwei von Ihnen werden Zeugniß abzulegen haben."

„Guter Himmel, Arthur, wie kannst Du es dulden, daß diese niedrig denkende junge Person Dich herabsetze, Dich einen Mann von Ehre in Gemeinschaft bringen lassen mit so Gemeinem und Unverständigem!" sagte Madame Alster ärgerlich. „Gab es jemals ein so schlecht erzogenes Mädchen, das stets bereit ist, Scandal zu machen?" fügte sie hinzu, als ob sie zu sich selbst redete.

„Lassen Sie die Frage über Gemeinheit hübsch unberührt," sagte Bernhardine in einem Tone, den Madame Alster noch nie von ihr gehört hatte, im Tone des Befehls. „Lassen Sie die Frage über Gemeinheit hübsch unberührt und gehen wir über zur Frage nach der Wahrheit. Ich will sprechen," fuhr sie fort, ihre Hand zu Madame Alster erhebend, welche sie unterbrechen wollte. „Ich habe ein Recht dazu und ich will und werde es gebrauchen."

„Auf mein Wort, das ist ein Naturphänomen," schnarrte Madame Alster und fixirte, so scharf es ihr möglich war, Bernhardinen. Doch diese war viel zu sehr aufgeregt, um auch nur ihre Blicke zu beachten. Sind aber einmal timide Personen in diesem Seelenzustande, so sind sie gewöhnlich rücksichtsloser und unbedachtsamer wegen der etwaigen Folgen, als Leute, die von Natur Herzhaftigkeit und Zuversicht besitzen; so war es mit Bernhardinen; ihre bisher verborgen gewesene Willenskraft war auf einmal zu solcher Entschlossenheit erweckt und erregt worden, daß sie der trotzigsten Opposition der Madame Alster glücklich zu widerstehen vermochte.

„Sie schrieben diese Briefe," fuhr Bernhardine fort und wies mit ihrem Finger auf ein Paquet, das Arthur in seiner Hand hielt. „Da Sie darin von Fräulein Waldheim und Cousin Alphons gesprochen haben, so wünsche ich, daß diese Arthurn die Geschichten, deren Sie erwähnen, nach ihrer Weise vortragen. Fräulein Waldheim," fuhr sie fort, sich zu dieser wendend, „haben Sie jemals mir Vorwürfe gemacht über meine unschickliche Familiarität mit Cousin Alphons?" Und nun las sie aus dem Briefe die betreffende Stelle laut vor.

„Ich kann mich nicht erinnern, über so etwas jemals gesprochen zu haben," erwiderte das Fräulein bedachtsam, und wischte ihr Augenglas. „Aber das habe ich allerdings zu Madame Alster erwähnt, daß ich es nicht für schicklich hielte, daß Sie so viel mit Ihrem Cousin ausritten, und um Ihnen die Wahrheit zu sagen, schloß ich mich in letzter Zeit geflissentlich Ihren Ausflügen an, um Sie vor dem Gerede der Leute zu bewahren. Ich dachte, Sie seien mit unsern Gebräuchen nicht bekannt, und konnte auch Ihre Mutter nicht begreifen, wie sie Sie ohne Warnung lassen mochte." Alles das sagte das Fräulein in einer Weise, wie sie etwa über ein neues Kleid oder über die Stimme einer Sängerin gesprochen hätte.

„Madame Alster," rief Bernhardine, und wendete sich mit

sprühendem Auge zu ihrer Schwiegermutter. „Waren Sie es nicht, die, als ich mich weigerte, mit meinem Cousin allein auszureiten, mich ausschalt, daß ich es wagte, etwas für unschicklich zu finden, das Sie nicht so fanden? Sagten Sie nicht, ich sollte Cousin Alphons wie einen Bruder betrachten und ihm mein Wohlwollen ohne Zurückhalt beweisen?"

„Tante Alster, ich fürchte, Sie haben ein doppeltes Spiel gespielt," meinte Alphons, dessen heitere, offene, männliche Stimme wie ein Zauber die fieberhafte Aufregung der Dame unterbrach. „Arthur," fuhr er fort, „komm mit mir; Deine Frau wird schon mit Fräulein Waldheim Stand halten. Nun, bei allen Männern, die jemals dem Glück in der Ehe nachjagten, Mann!" rief er, als sie aus dem Zimmer getreten waren, „wie konntest Du so schwach sein und an solche offenbare Verleumdungen glauben? Deine Frau und ich haben nie auf anderem als auf freundlichem Fuße gestanden. Wozu nun solchen Lärm? Als ich ankam, sah ich, daß sie systematisch seit ihrer Verheirathung ausgezankt worden war; ich nahm daher ihre Partie und that Alles, was mir zustand, um ihr Selbstvertrauen einzuflößen. Aber ich bin, so hoffe ich zu Gott, kein so schlimmer Bursche, um die Unschuld eines so jungen Wesens anzutasten, oder gar als Gast eines Verwandten zur Schande und Schmach der Familie zu complottiren. Deine Mutter übergab Bernhardinen meinem Schutz. Entschuldige mich, Du weißt, wie ich lebe; ich war daher auch anfangs erstaunt darüber; aber ich habe nicht umsonst meine Tante Jahre lang studirt, um fähig zu sein, sie jetzt richtig zu würdigen. Bald argwöhnte ich, es müsse etwas im Werke sein, da sie gegen mich, den sie niemals hatte leiden mögen, gar so sehr gütig war und Berhardinen schmeichelte, die sie doch, wie ich wohl merkte, haßte. Es dauerte nicht lange, und ich hatte entdeckt, was sie beabsichtigte. Aber sie verlor ihr Spiel, denn Bernhardine hatte nicht die mindeste Neigung, mit mir zu coquettiren, noch hatte ich Lust, mit ihr davon zu laufen."

Hier lachte er, als wenn er Wunder was für einen guten Witz gesagt hätte, und fuhr mit seinen Fingern durch sein schönes Haar in einer Weise, wie eitle Menschen zu thun pflegen. „Der ganze Unsinn von Bernhardinens Betragen ist nichts als Erfindung. Sie war sehr ängstlich um Dich besorgt, als Du nicht schriebst, und sprach alle Befürchtungen aus, deren die Tante erwähnt; aber in Besorgniß und nicht im Scherz, und Fräulein Waldheim ärgerte sich über ihr thörichtes Aengstigen. Die Arme that mir leid, und ich vertheidigte sie, aber die Waldheim sprach mich nieder." Hier lachte er wieder. „Bernhardine kam wirklich vom andern Ende des Zimmers zu mir, legte ihre Hände in die meinigen und sagte: „Ich danke Ihnen, Cousin Alphons," aber ihre Augen waren voll Thränen, und ihr kleines Herz brach fast um Deinetwillen."

„Alphons," sagte Arthur, „ich sehe, ich war ein Thor."

Der Cousin sah ernst darein und hatte keine Lust zum Widerspruch.

V.

Arthur fühlte sich zwar gedemüthigt, war aber doch großherzig genug, seinen Irrthum anzuerkennen. Zwar vermochte er es nicht über sich, gegen Bernhardine sich zu entschuldigen und in eine lange und breite Vertheidigung einzulassen, aber als er ihr im Corridor des Hauses begegnete, streckte er seine Arme nach ihr aus, rief sie beim Namen und drückte sie zärtlich an sein Herz, wobei er ihr in's Ohr flüsterte:

„Wird mein treues Weibchen mir verzeihen?"

Bernhardine erhob ihr Gesichtchen, und stellte sich auf die Zehen, um ihm näher zu sein. Arthur hatte nicht nöthig, wieder zu fragen, ob sie ihn liebe und ihm verzeihe.

Arthurs Privatzusammenkunft mit seiner Mutter war heftigerer Natur. Die Leidenschaften Beider waren aufgeregt und gingen in Aufstand über. Er beschuldigte sie geradezu der Falschheit und beantwortete ihre Vorwürfe auf eine sie tief verwundende Weise; doch waren sie nicht ungerecht, wenn auch mit harten Worten ausgedrückt, die ihm allerdings nicht zustanden. Dagegen verlor aber auch Madame Alster bei dem Streit an Würde, Selbstachtung und mütterlichem Gefühl. Sie wechselte mit Hohn und Schmeichelei in einer Weise, daß des Mannes Blut erstarrte, und sagte sogar, Arthur müsse für seine Gattin eine andere Heimath ausfindig machen.

Unglücklicherweise trat in eben diesem Augenblicke Bernhardine ein und hörte diese Worte.

„Madame," sagte sie leidenschaftlich, „ich werde dieses Haus nicht verlassen. Distelfeld gehört meinem Mann, und ich bin somit die gesetzliche Besitzerin davon. Sie sind mein Gast, nicht ich der Ihrige."

„Bernhardine, Bernhardine!" rief mahnend Arthur.

„Still!" rief die junge Frau befehlend. „Diese Angelegenheit ist die meinige, und ich erwarte nicht, daß Du mich gegen Deine eigene Mutter vertheidigest; ich muß mich selbst vertheidigen."

Mit diesen Worten drehete sie sich um und ging.

„Sie haben ganz Recht, Bernhardine," sagte Fräulein Waldheim, welche im Nebenzimmer das Gespräch gehört hatte. „Gehen Sie weg von Distelfeld, so schaden Sie Ihrem Charakter und dürfen sich weder hier noch in der Umgegend wieder sehen lassen."

„Ich werde es gewiß nicht verlassen, darauf schwöre ich!" rief Bernhardine.

„Meine Frau hat die Wahrheit gesagt, Mutter," sagte Arthur. „Ich würde es nicht gesagt haben, selbst jetzt nicht; aber es ist die Wahrheit."

„Muß ich das erleben, Arthur?" schnarrte Madame Alster. „Muß ich Distelfeld verlassen wegen eines solchen unwürdigen Geschöpfes, das Du Dein Weib nennst? Befriedige Dich nur mit dem Gedanken, mein Junge, denn so wahr ich lebe, es wird Dir nichts anderes übrig bleiben, als — der Gedanke."

„Ich werde mich aber nicht mit dem Gedanken, sondern einzig mit der That befriedigt finden!" sagte Arthur. „Vergessen Sie nicht, daß ich das, was ich einmal beschlossen habe, auch ausführe. So verstehen Sie mich denn: da Sie nicht mit meiner Frau, wie es sich gebührt, leben, so werden Sie uns verlassen. Sie haben kein Recht, sie von hier zu vertreiben, und ich werde nie mehr Ihr bisheriges Betragen gegen sie gestatten. Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe, und ich verlasse Sie, damit sie darüber nachdenken können."

Arthur zog sich in das Nebenzimmer zurück.

So sich selbst überlassen, stürmte die Leidenschaft der alten Frau ohne Schranken und Maß durch die Seele. Die Scene bot einen schreckenerregenden Anblick dar. Heftig, das Zimmer mit verschränkten Armen, aufgeschwollenen Adern und zusammengebissenen Zähnen auf- und abgehend, oft schwer und tief stöhnend und von Wuth entbrannte Blicke umherwerfend, glich sie mehr einem von Hunger wüthend gewordenen Panther, der auf Raub ausgeht, als einem menschlichen Wesen. Unerträglich war ihr der Gedanke, von einem Wesen, wie Bernhardine, überwunden worden zu sein; daß ihre Macht, ihr Wille, ihre Pläne, ihre Worte gleich einem Stück Zeug in Fetzen zerrissen und dem Winde Preis gegeben werden sollten, und zwar durch das simple Wort einer Person, die sie noch immer für eine Schwachköpfige hielt, das, ja das war zu viel für die hochmüthige Seele.

Plötzlich hörten die drei Personen im Nebenzimmer einen schweren Fall; Arthur und Bernhardine stürzten in das Gemach. Sie fanden die Mutter sprachlos auf dem Boden liegen; ihre große Aufregung hatte ihr eine Ohnmacht zugezogen. Nach und nach kam sie zu sich. Während Bernhardine und Arthur sich um sie bemüheten, ruheten ihre Augen einmal auf diesem, das andere Mal auf jener. Sie versuchte zu sprechen, es gelang ihr aber nicht, obwohl sie mehrfach den Versuch erneuerte. Endlich stieß sie einen eigenthümlichen, ganz unnatürlichen Ton aus, und sagte dann mit ihren immer noch feurigen und abschreckenden Augen, ihren kühnen, schwarzen, ebenfalls noch aufgeschwollenen Augenbrauen:

„Nun ja, ich sehe wohl, Sie sind nicht so einfältig, als ich Sie mir vorgestellt habe; — — ich habe beinah Respect vor Ihnen."

Madame Alster erholte sich nie mehr von dem Anfall. Sie starb zwar nicht, aber sie war eine Andere geworden, wie die Dienerschaft behauptete. Sie war gezwungen, ihre Schwiegertochter schalten und walten zu lassen im Hause; denn sie selbst brachte ihr Leben hülflos und unthatig in einem Rollstuhle zu. In jeder andern Beziehung blieb sie die alte, die abschreckende, grausame, leidenschaftliche Frau, ihre Schwiegertochter aber behandelte sie mit Achtung, denn Bernhardine hatte eine Lection erhalten, die sie nie mehr vergaß. Während diese ihren Pflichten freundlich und besonnen nachkam, ließ sie sowohl ihren Gatten als auch die Schwie-

germutter fühlen, daß in ihrem Innern etwas erwacht und thätig war, das neue Versuche, sie zu unterdrücken, unmöglich machte. Es ist zweifelhaft, ob Arthur sie jetzt so liebte, wie damals, als sie noch furchtsam und unterwürfig war; aber er achtete sie mehr und behandelte sie mit größerer Rücksicht. Er war der treue Sohn seiner Mutter und erbte ihre Natur und ihr Temperament, wenn es auch in milderer und veränderter Form auftrat, so daß es keinem Zweifel unterworfen blieb, Bernhardine würde, hätte sie sich nicht, wie gezeigt worden ist, geändert, von ihm ebenso niedergehalten worden sein, wie es seine Mutter gleich anfangs gethan hatte. Jetzt ist Alles in bester Ordnung. Madame Alster steht nie an, zu bekennen, sie habe sich in Bernhardine geirrt, und Arthur hat nie mehr Anfälle von Eifersucht, trotzdem Cousin Alphons sehr häufig in Distelfeld sich aufhält und seine Frau lachen macht, daß die Thränen von den Wangen herunterrollen; denn er — Alphons nämlich — ist der glückliche Gatte des Fräulein Waldheim.

Des Pfalzgrafen Buße.

„Hier, setzen wir uns auf den Baumstumpf nieder,
„Die Beere ladet gastlich uns zum Mahl,
„Und meine alten frostdurchbebten Glieder
„Erwärmen sich am milden Sonnenstrahl.
„In einem Winkel auf dem Stroh geboren,
„Vom Licht gemieden, von dem Glück gestoh'n,
„Ein Leben lang gedungert und gefroren,
„Bettl' ich als Greis mit meines Sohnes Sohn,
„Ich bin am Ziel, Du wirst mich bald verlieren —
„Und einsam weiter hungern, weiter frieren.

„Dein Vater war ein trotziger Geselle,
„Da Deine Mutter Dich gebar im Schnee,
„Schoß einen Hasen er, in seinem Felle
„Wollt' er Dich bergen vor des Winters Weh' —
„Der Pfalzgraf mußte just im Forst sich laben,
„Der ließ ihn schmieden auf den stärksten Hirsch,
„Und hussah! hollah! über Busch und Graben,
„Es war, bei'm Himmel! eine lust'ge Birsch!
„Ich scharrt' ihn ein, nicht durft' ich ihn beklagen —
„Was wollt' er auch des Grafen Hasen jagen!

„Und Deine Mutter spann ein köstlich Linnen,
„Es nahm der Graf sie in der Mägde Troß;
„Der frühe Morgen traf sie schon beim Spinnen,
„Die späte Nacht noch nicht ihr Auge schloß;
„Wie eine Blume ohne Sonne schwindet,
„So siechte sie in dumpfer Kammer hin,
„Zu rechter Zeit — sie war ja fast erblindet
„Und fortgejagt, die faule Bettlerin,
„Mit ihrem Blute näßte sie die Spule —
„In ihrem Linnen prangt des Grafen Buhle.

„Ein Kind noch hatt' ich — meine Thränen thauen —
„Von meinem Weibe sterbend mir geschenkt,
„Könnt' ich die Tochter einmal nur noch schauen,
„Er' man zur Mutter mich hinuntersenkt!
„Der Sonnenstrahl, der auf dem Blatt sich schaukelt,
„Das rothe Wölkchen, das am Himmel zieht,
„Der Falter, der die Rose dort umgaukelt:
„So schön ist nichts, was auch Dein Auge sieht —
„Nach dürrem Laube schaut' ich emsig die Reetne,
„Die seither als verloren ich beweine."

Der Greis verstummt, auf's Herz die Hände preßt' er,
Es hallt der Enkel still die kleine Faust —
Da plötzlich horcht' er, zittert, schmiegt sich fester:
Auf Roßeshufen kommt's von fern gesaust,
Wie jähe Pfeile von der Sehne schnellen,
So stürmt's einher, daß bang' die Erde dröhnt,
Ein muthig Wiehern, einer Dogge Bellen,
Die Blätter rascheln, und der Grashalm stöhnt:
Ein stolzes Paar sprengt an auf hohen Rossen,
Es hält der Schreck des Knaben Mund geschlossen.

Voran auf schwarzem Roß ein schwarzer Reiter
Mit wildem Bart und buschig finstern Brau'n,
Wohl blickte nimmer dieses Auge heiter,
Und wo es blickt, wach ruft es Schreck und Grau'n;
Der Pfalzgraf ist's, er denkt im Forst zu jagen,
Zurück ließ er die Meute und den Troß,
Mit seiner Buhle seitwärts sich zu schlagen,
Die seines Wardwerks einziger Genoß;
Jetzt sieht die Bettler er — mit wildem Grimme
Hebt er den Arm zum Schlag, zum Fluch die Stimme.

Da drängt die Maid, die seitwärts ihm geritten,
Den weißen Zelter zwischen sie voll Hast,
Des Grafen Zorn weicht ihren flehenden Bitten,
Sie wehrt dem Hund, der nach dem Knaben faßt —
Der Sonnenstrahl, der auf dem Blatt sich schaukelt,
Das rothe Wölkchen, das am Himmel zieht,
Der Falter, der die Rose dort umgaukelt:
So schön ist nichts, was auch sein Auge sieht —
Die Hände faltet er und steht geblendet:
Es ward ein Engel ihrer Noth gesendet.

Sie aber schaut hernieder auf den Alten,
Ihr Busen wogt, ihr Auge denkt verwirrt,
Als wollte fest sie ein Erinnern halten,
Das dunkel jetzt durch ihre Seele irrt,
Sie sucht und forscht, ob sich der Faden findet,
Daran sich weiter das Gewebe spinnt,
Es ist umsonst, das flücht'ge Bild entschwindet,
Der Zelter scharrt, des Herrn Geduld verrinnt,
Ein tiefer Seufzer — Alles ist beendet,
Den schweren Beutel sie dem Bettler spendet.

Der wacht jetzt auf aus seinem dumpfen Brüten,
Gebeugt stand er, das schwere Haupt gesenkt,
Wohl mußte sorglich er sein Auge hüten,
Daß nicht voll Haß es sich zum Grafen lenkt,
Er denkt sie an, und sprengt sie auch von hinnen,
Der eine Blick macht Alles schnell ihm klar,
Er bricht zusammen, seine Thränen rinnen,
Und jammernd rauft er sich das weiße Haar:
„O, wehe mir! Der Alles mir genommen,
„Hat meinen Schatz in seine Hand bekommen!

„In's Dorf, mein Knabe, mußt Du eilig laufen —
„Laß mich allein, ich ſterbe ſanft und lind —
„Von dieſem Gold ſollſt Du den Sarg mir kaufen,
„Mein einzig Bett ſchenkt mir mein einzig Kind —
„Wie ſoll in ihm die lange Ruhe laben! —

„Haſt morgen Du geweint an meinem Grab,
„Dann geh' auf's Schloß — brauchſt keine Angſt zu haben —
„Und ſage ihr, die mir den Beutel gab:
„„Der Bettler, dem ſo freundlich Du begegnet,
„„Dein Vater war's, der ſterbend Dich geſegnet!“

Albert Traeger.

Digitized by Google

Die Erkältung und ihre Folgen.

„Hast Du Dich erkältet?“ so fragt man Dich, — „jedenfalls habe ich mich erkältet!“ so sagst Du, wenn Deine Gesundheit irgend wie gestört ist. Huste oder niese, leide an Brechen oder Durchfall, am kalten oder hitzigen Fieber, friere oder schwitze, habe Schmerzen im Kopfe, im Kreuze oder in den Beinen, klage über Sausen vor den Ohren oder über Flimmern vor den Augen, immer mußt Du Dich erkältet haben. — Wacht Einer, der in kalter Nacht aus der Bier- oder Weinstube etwas angesäuselt nach Hause ging, am andern Morgen mit Kopfweh oder Uebelsein auf, so will er sich an einer zugigen Straßenecke erkältet haben. — Wird Jemand, dessen Mund voll von hohlen Zähnen und Zahnwurzeln ist, von Zahnschmerzen heimgesucht, so taxt er diese Schmerzen Zahnreißen und schreibt sie einer Erkältung zu. — Tanzt ein bleiches, festeingeschnürtes, wespentailliges Fräulein wie rasend die ganze Nacht hindurch und hustet am nächsten Tage Blut, so behauptet sie, sich in der Garderobe verkühlt zu haben. — Wollen bei einem jungen Wüstling die Beine nicht mehr recht fort, so muß gewöhnlich eine Erkältung in Folge langen Stehens in der Kälte die Schuld davon tragen. — Kurz! welche Beschwerden und Krankheiten rührten, nach der Ansicht der Laien und Aerzte, nicht von Erkältung her?

Was ist denn nun diese Erkältung oder Verkühlung, welche eine so große Rolle unter den Krankheits-Ursachen spielt? Es ist eine die mannichfachsten Beschwerden (rein örtlicher oder allgemeiner Natur) nach sich ziehende, plötzliche oder dauernde Einwirkung der Kälte auf die Haut, und zwar entweder auf die Haut des ganzen Körpers oder nur einzelner Körpertheile. — Die äußere Haut ist also zunächst das Organ, welches erkältet. Eine solche Abkühlung bringt nun aber um so mehr Nachtheil, je bedeutender der Wärmeunterschied und je plötzlicher der Temperaturwechsel, je mehr die Haut erhitzt war und schwitzte, und je empfindlicher dieselbe ist.

Wollen wir also die nachtheilige Wirkung der Kälte auf die Haut, soweit dies zur Zeit möglich ist, erklären, dann müssen wir uns zuvörderst des Baues und der Thätigkeit dieses Organs erinnern (s. Gartenl. 1854. Nr. 44 und Nr. 46.). Vor Allem ist festzuhalten, daß die Haut sehr reich an Blutgefäßen ist, und daß hier das durch diese Gefäße rinnende Blut eine Menge schlechter Bestandtheile, als Hautausdünstung und Schweiß, von sich wirft, demnach sich auf diese Weise reinigt. Werden diese schlechten Blutstoffe im Blute zurückgehalten, so muß sich dieses natürlich verschlechtern. Durch die Erkältung, vorzüglich aber durch eine länger dauernde, wird nun die Schweißabsonderung gestört und gehemmt, also das Blut verschlechtert. Leider existiren zur Zeit noch keine befriedigenden chemischen Untersuchungen eines solchen schlechten Blutes. Es scheint anfangs röther und gerinnbarer (faserstoffreicher), später dunkler und dünnflüssiger (venös) zu werden. Man schreibt dieser Blutverschlechterung (Schweißdyskrasie) die Entstehung der Rheumatismen zu. Dafür spricht allerdings das gleichzeitige oder successive Vorkommen rheumatischer Krankheitsproducte an verschiedenen Stellen des Körpers, die Aehnlichkeit des Verlaufes mit andern Blutentartungen, wie mit der Gicht (Verschlechterung des Blutes durch Harnsäure), sowie mit den Muskel- und Gelenkleiden bei Verschlechterung des Blutes durch Jauche (Pyämie) und metallische Gifte, der reichliche saure Schweiß und Harn, und das nachfolgende üble Aussehen des ganzen Körpers.

Bei dem großen Gefäß- und Blutreichthum der Haut kann nun aber eine Erkältung auch insofern schädlich wirken, als die Adern durch die Kälte zusammengezogen werden (weshalb die Haut kühl und blaß wird) und so das am Einströmen in die Hautgefäße verhinderte Blut sich in andern innern Organen anhäuft, hier aber zur Entzündung und Blutung Veranlassung gibt. Die so häufig bald nach starken Erkältungen, zumal der erhitzten Haut, auftretenden Entzündungen (des Herzens, des Herzbeutels, der Lungen und Lungenfelle u. s. w.) und die sogenannten acuten Rheumatismen (besonders der Gelenke, Muskeln und Knochenhaut), sowie auch die Katarrhe, dürften ihren Ursprung wohl mehr dieser Blutanhäufung als jener Blutverschlechterung verdanken. Doch läßt sich dies nur vermuthen.

Es ist die Haut nun aber nicht blos sehr reich an Blutgefäßen und Blut, sondern sie besitzt auch einen sehr großen Reichthum an Nerven und zwar an Empfindungsnerven, welche sich entweder unmittelbar oder mittelbar, durch Nervenknoten und das Rückenmark, in das Gefühls- und Bewußtseinsorgan, nämlich in das Gehirn, einsenken. Da nun ein Nervengesetz (d. i. das Gesetz der Ueberstrahlung, des Reflexes, der Sympathie oder der Synergie) existirt, nach welchem ein gereizter Empfindungsnerv seine Reizung innerhalb der Nervenmittelpunkte (des Gehirns, Rückenmarks und der Nervenknoten) auch auf andere, besonders benachbarte Nerven und Nervengruppen, zumal auf solche Nerven, welche Bewegungen veranlassen (d. s. Bewegungsnerven), übertragen und diese zum Thätigsein anregen kann, so ist es nicht unmöglich, daß eine Erkältung auch mit Hülfe dieses Nervenreflexes krankhafte Erscheinungen nach sich zieht. — Durch eine solche Ueberstrahlung läßt sich z. B. auch erklären, wie bei plötzlicher Einwirkung von Kälte auf die Haut starkes Herzklopfen, beklommenes und seufzendes Athmen, Drang zum Uriniren u. s. w. eintritt. Ja man hat auf diesem Wege schon oft Starrkrampf in Folge der Einwirkung kalten Wassers auf die Haut entstehen sehen.

Nach dem Gesagten lassen sich also drei Wege denken, auf welchen eine Erkältung der Haut schädlich wirkt: durch Verschlechterung des Blutes in Folge der Unterdrückung der Hautausdünstung und des Schweißes, durch Störungen im Blutumlaufe und durch den Nervenreflex. Es dürfte übrigens wohl in wenig Fällen von Erkältungskrankheiten möglich sein, anzugeben, wie die Erkältung gerade gewirkt hat. Vielleicht geschieht dies gleichzeitig auf verschiedene Art. — Die Blutverschlechterung kommt wahrscheinlich durch eine andauernde, langsam wirkende (chronische) Erkältung zu Stande, wie dies bei allzu leichter Bekleidung und zu dünner nächtlicher Bedeckung, bei dauerndem Aufenthalte in kalten, feuchten, nach Norden gelegenen, kellerartigen Wohnungen, bei kaltem Fußboden und längerem Arbeiten in feuchter Kälte u. s. w. der Fall ist. — Die Störung im Blutumlaufe verdankt dagegen ihr Entstehen wohl mehr einer schnell erzeugten (acuten) Erkältung, wie durch Zugluft, zumal bei schwitzender Haut. — Am meisten zur nachtheiligen Erkältung geneigt sind: die Füße (zumal schwitzende), die Achselhöhlen, der Rücken und der Bauch. Zugige Abtritte sind gar nicht selten Ursache von Unterleibsleiden, vorzüglich beim weiblichen Geschlechte. Und wie viele kleine Kinder starben nicht schon am Brechdurchfalle, welcher durch Erkältung des warmen Bauches hervorgerufen wurde. Von den vielen Katarrhen nach kalten nassen Füßen will ich gar nicht sprechen. Deshalb lobe und preise ich aber auch die wollenen Strümpfe und das Jäckchen auf dem bloßen Körper, und lache über die Abhärtungsfanatiker mit ihren öfteren Katarrhen und Rheumatismen. Doch soll damit ja nicht etwa gesagt sein, daß die Jugend schon verzärtelt werden und daß man seine Haut nicht allmählich gegen äußere Kälte-unempfindlicher machen solle.

Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß nicht nur verschiedene Personen eine sehr verschiedene Empfänglichkeit für Erkältungskrankheiten besitzen, sondern daß auch ein und dieselbe Person zu verschiedenen Zeiten oder unter sonst verschiedenen Verhältnissen in nicht minder verschiedener Weise, bald mehr bald weniger den nachtheiligen Folgen der Erkältung ausgesetzt ist. Die Erfahrung lehrt aber auch ferner, daß es in verschiedenen Personen bald das eine bald das andere Organ ist, das durch eine und dieselbe Erkältungsursache krankhaft ergriffen wird, daß bei dem Einen Schnupfen, böser Hals, Lungenkatarrh (Husten) u. s. f. entsteht, während der Andere vom Durchfall und andern Verdauungsstörungen befallen wird. Alle diese Verschiedenheiten, welche die Erkältungskrankheiten in ihrer Entstehung wie in ihren Folgen darbieten, lassen sich zur Zeit nicht genau erklären.

Eine Anlage zur Erkältung dürfte wohl nicht wegzuleugnen sein, da dieselben schädlichen Einwirkungen bei manchen Menschen Erkältungskrankheiten hervorbringen, bei vielen andern dagegen nicht, und da Manche sehr oft und bei den geringsten Veranlassungen oder Witterungswechseln in Krankheit verfallen, während Andere fast immer davon frei sind. Diese Anlage ist wohl in einer entweder sehr zarten oder sonst für äußere Einflüsse krankhaft übermäßig empfindlichen Haut begründet. Sie kann vielleicht angeboren sein, häufiger ist sie aber wohl erworben: durch Hautkrankheiten, Verzärtelung, allzuwarme oder die Haut reizende Bekleidung, durch Mißbrauch warmer und heißer Bäder oder schweißtreibender Mittel,

Digitized by Google

und überhaupt durch eine Lebensart, bei welcher der Körper blos an Stubenluft gewöhnt, vor jedem Witterungswechsel aber allzuängstlich behütet wird. — Beide Geschlechter sind den Erkältungskrankheiten gleichförmig stark ausgesetzt; die Frauen mehr wegen Zartheit der Haut und Unvorsichtigkeit (dünne Strümpfe und Schuhe, leichter Bekleidung), die Männer häufiger wegen ihrer rauhen, keine Schonung zulassenden Beschäftigung oder wegen Verweichlichung.

Die Erkältbarkeit läßt sich auf zweierlei Weise bekämpfen: mit Schutzmitteln gegen die Erkältung und mit Abhärtung der Haut. Das schützende Verfahren verlangt, daß Patient eine trockene, sonnige, gut heizbare Wohnung und Schlafstelle habe, kalte Morgen- und Abendluft, besonders aber Zugwinde vermeide, sich warm kleide, insbesondere wollene, seidene oder baumwollene Unterkleider auf der bloßen Haut trage, bei Neigung zu kalten und schwitzenden Füßen die wollenen Strümpfe öfters wechsele und warmes Schuhwerk anziehe. Die Haut ist öfters zu baden, zu waschen und derb abzureiben; manchmal schützen auch Fett- und Oeleinreibungen, über den ganzen Körper gemacht, gegen Erkältung. — Allmählich (ja nicht plötzlich) gehe man zur Abhärtungscur über, indem man sich nach und nach immer kälter wäscht und badet, nachher alle Mal derb abreibt, in die freie frische Luft geht, leichtere Bedeckung und dünnere (leinene) Kleider trägt, turnt, Garten- und Landarbeiten, Fuß- und Gebirgsreisen vornimmt und die Erkältungsfurcht fahren läßt.

Um den üblen Folgen einer Erkältung vorzubeugen, bringe man die Haut sobald als möglich in Schweiß, entweder mittels stärkerer Muskelanstrengungen (tanzen, turnen, laufen) oder durch innere und äußere Wärme (reichliches Trinken heißen Wassers oder Thees, Dampfbad, Einhüllen in warme Betten oder Decken). Ist nach einer Erkältung schon irgend ein Krankheitsproceß eingetreten, so lasse man das Schwitzen sein, denn dann ist die einmal entstandene Erkältungskrankheit nach ihrer besondern Natur zu behandeln.

Bock.

Besuch eines Kohlenbergwerks in Süd-Wales.

In England sind die Leute, welche Geld und Geschäfte haben, fast immer auf Reisen. Die Kaufleute der City, selbst Arbeiter, fahren jeden Morgen in's Geschäft und um fünf Uhr zurück. Jeder, der Zeit und Geld sparen will, fährt in London mit Eisenbahn, Dampfschiff, Omnibus, auch wenn er keinen ganzen Fetzen am Leibe hat. Die Aristokratie reiset immer zwischen ihren verschiedenen Wohnungen umher. Nach dem Parlamente im August fliegt Alles, was respectabel sein will, aus nach Schottland, Wales, Spanien, an den Rhein, am Nil hinauf, nach Amerika, in eine der vielen Inseln und Colonien u. s. w., und darf sich respectabler Weise nicht eher wieder in London sehen lassen, als um die Zeit, wann das Parlament wieder eröffnet wird. Wer eher zurückkommt, gehört nicht zu den „obersten Zehntausend" und ist kein „Gentleman" ersten Ranges. Das Reisen ist nach englischen Begriffen im Durchschnitt sehr billig, und wird durch keine Spur von Paß und Polizei belästigt. Dies kommt Jedem und dem ganzen Lande zu Gute, da Bewegung Leben und Gesundheit ist, und alle Locomotivinstrumente und Wagen in dichten Reihenfolgen und Begegnungen Menschen und Waaren lustig durcheinander mischen, und Geld und Gut in stets frischem Flusse von Hand zu Hand strömen. In England bleiben die Leute ruhig, weil sie sich ohne Paß und Polizei frei bewegen können. Anderswo sucht man durch Erschwerung und Controle der ruhigen Bewegung böses Blut und unzufriedene Köpfe in einer Art von Gefangenschaft zu halten, und gibt dadurch Veranlassung zu allgemeiner Unzufriedenheit auch der gutgesinnten Bürger, hindert und hemmt dadurch die leichte Circulation der Säfte, welche auch böses Blut absorbirt und so just die öffentliche Ruhe und Zufriedenheit fördern würde. Daß die englische Politik in dieser Beziehung die praktischere ist, begreift sich leicht und wird durch Thatsachen, durch die ganze Geschichte bestätigt.

Ohne irgend Jemanden zu fragen, als meine Casse, fuhr ich eines Morgens auch davon nach Wales hinüber, wo ich schon einmal gewesen, wie eine frühere Nummer der Gartenlaube beweist, um zwischen den Gebirgen und Tiefen dieser romantischen Gegenden auf bessere Gedanken, in bessere Luft, zu stärkeren Nerven zu kommen, und zugleich eine Höllenfahrt 10 bis 15 Millionen Jahre tief in die Geschichte der Erde zu machen. Zu letzterer führte mich freilich blos ein Zufall; doch halte ich diese Fahrt so sehr für das Haupterlebniß meines Ausflugs, daß ich sie ausschließlich zu schildern versuchen will. Nicht Jeder kann sich so tief in die geologischen Geschichtsschichten der Erde versenken, so daß eine imaginäre Fahrt mit Hülfe meiner Schilderung einen Ersatz für die wirkliche bieten mag.

Die Kohlenminen von Süd-Wales sind weltberühmt, sowohl wegen ihrer Tiefe, als ihres reichen Ertrags und der meisterhaften Technik ihrer Bearbeitung, so daß Explosionen und sonstige Unglücksfälle, in andern Kohlendistricten noch so häufig, hier seit Jahren nicht mehr vorkommen. Mit einem hohen Grade von Zuversicht zogen wir uns deshalb die Uniform der Unterwelt an, die man uns bot: starkes blauwollenes Zeug vom Kopfe bis zum Fuße. Auf die Frage, warum wir diese wollene Uniform anziehen müßten, hieß es: sie brennt nicht so leicht im Falle eines Feuers, einer explodirenden Gasmasse. — Wir sahen uns gegenseitig etwas bedenklich an, doch wollte Niemand Mangel an Muth verrathen, so daß wir kühn vor die Haupthöhle schritten und unsere Davy-Lampen in Empfang nahmen. Ich fragte unsern Führer, ob Explosionen noch sehr häufig vorkämen.

„Kein Gedanke," antwortet er, und bleibt vorwurfsvoll stehen. „Jede Minute ziehen 90,000 Cubikfuß frische Luft durch die ganze Mine in zehn besonderen Zügen ein und aus. Jedes Winkelchen und Ritzchen wird fortwährend rein ausgefegt, so daß keine Spur bösen Wetters sich irgendwo festsetzen kann."

Dadurch etwas getröstet, bleiben wir am Haupteingange stehen, in welchem dicke Lederriemen sich mit furchtbarer Schnelligkeit bewegen, und große Käfige oder Tramen im Nu hier herauf-, dort hinunterrollen. Dies wechselt fortwährend alle Minuten, hier Leute und Kohlen herauf an's Tageslicht reißend, dort erstere eben so schnell versenkend. Wir sind reisefertig und treten in den stillhaltenden Käfig. Unser Führer schreit etwas Unverständliches, und wir stürzen in den Abgrund mit Eisenbahngeschwindigkeit. Es donnert und wirbelt und saust um unsere Ohren, wir fühlen einen stark zunehmenden Druck gegen Augen, Nase, Kopf, den ganzen Körper, so schnell nimmt die Dichtigkeit der Luft zu. An uns vorbei sausen Leute in die Höhe (über 300 täglich auf und ab), schwere Kohlenlasten und fürchterliche Schreckbilder, die uns grimmig von allen Seiten anzustarren scheinen. Nach etwa einer Minute, eine furchtbar lange Zeit für uns — geht unser Korb oder Käfig plötzlich langsamer und hält mit leisem Stoße auf dem Boden unten, der vor so und so viel Millionen Jahren einst üppig waldige Erdoberfläche war. Feuer- und Wassereruptionen und in's „Meer der Ewigkeit" fluthende Zeitströme liefen und lagerten sich darüber hin und drückten die colossalen Farrenwälder zu Steinkohlenschichten zusammen, aus denen die gegenwärtige Menschheit Leucht-, Heiz- und Maschinentriebkraft bezieht.

Wir sind auf dem Abgrunde angekommen, einem großen, hallenartigen Raume mit unheimlich aus der Dunkelheit flickernden Wänden und verschiedenen Thüren und Oeffnungen. In eine derselben weiter geführt, passiren wir Züge von Kohlen auf Schienen und leere Wagen in entgegengesetzter Richtung, die sich in der Mitte unter dem schnurgerade heruntersteigenden Hauptschacht in aufsteigende Luftwaggons entluden. Letztere rollen ununterbrochen nach der Oberfläche, während dieselbe Dampfmaschinenkraft stets ebenso viele leere herunterwirbelt. Das unheimliche, dunkele, von einzelnen Lampen strichweise beleuchtete Donnern und Hämmern, Rollen und Rutschen, wovon man die Triebkräfte nicht sieht, und das sich doch so sicher und ordentlich abwickelt, veranlaßt uns zu der Frage:

„Wie viel Kohlen schafft Ihr täglich hinauf?"

„Durchschnittlich 12,000 Centner täglich," antwortete der Führer.

„Und wie groß ist das offene Aderwerk hier unten?"

„Voriges Jahr waren's 200 Morgen, jetzt aber bedeutend mehr."

Dabei werden wir in eine Art von Kajüte mit Stühlen ringsum geführt und gebeten, uns niederzulassen, bis wir „unsere Augen

Digitized by Google

wieder bekommen", wie sich der Mann ausdrückt. Um dabei auch etwas wissenschaftliche Einsicht zu bekommen, fragen wir den Mann bald nach Diesem, bald nach Jenem.

„Wie macht ihr's eigentlich, um aus diesen engen Gängen und Schluchten jährlich beinahe 2000 Tonnen Kohlen zu erutten?"

Er zeigt mit dem Daumen rückwärts auf einen eckig hervorragenden Felsen und erwidert:

„Wir treiben durch die verschiedenen Strata (geologischen Schichten) und durchschneiden dabei die einzelnen Kohlenbetten. In der jetzigen Tiefe haben wir 21 solcher Betten innerhalb einer Dicke von 600 Yards durchschnitten. Dies sind die weit berühmten unteren Lager von Süd-Wales, mit welchen alle die großen Kohlen- und Eisenbetten von Wales parallel liegen. Hier haben wir bis jetzt Kohlenschichten von 72 Fuß Durchmesser zusammen; 61 Fuß davon vertheilen sich in Betten von je 3 Fuß und mehr. Jeder Fuß Kohle, über einen Morgen ausgedehnt, enthält ungefähr 1500 Tonnen. Zwar sind sie nicht alle verwerthbar, wenigstens bis jetzt nicht, doch sind's immer Kohlen, die mit wohlfeileren Erhebungsmitteln noch verkäuflich sein werden. Wenn die Lager oder Betten sich gut flach und eben ausbreiten, so daß wir gleich nach allen Richtungen hineinarbeiten können, bekommen wir auch manchmal 1000 Tonnen los und in die Höhe."

Auf die Frage, wie es mit der Unverwerthbarkeit mancher Kohlenbetten stehe, gibt er mir folgende Auskunft:

„Für unsereinen hier unten sind sie alle so ziemlich gleich, aber oben beim Verbrennen nicht. Da hab' ich ein Bischen weiter oben ein Bett, das hat eine zu feste Decke, die nicht losläßt von den Kohlen. Wenn die Leute oben nun Kohlen aus diesem Stratum bekommen, so schreiben sie: J, da habt ihr mir ja nichts geschickt, als Steine! Andere Kohlenschichten enthalten zu viel Schwefel, die, in Haufen gelassen, sich leicht von selbst entzünden. So müssen wir sie liegen lassen. Wenn nicht, schreibt uns der Händler oder Consument: Na, da habt ihr mir ja Kohlen geschickt, die rosten wie ein altes Hufeisen und fortwährend begossen werden müssen, um sie schwarz zu halten. Ein Anderer drückt sich manierlicher aus und schreibt: Sie haben mir keine Kohlen geschickt, sondern Schlacken! — Kohlen aus wieder andern Betten geben zu viel Asche, noch andere sind zu „frei" und wollen nicht zusammenhalten, wieder andere haben Scheiden in sich. Kurz, Gentlemen, Sie können's mir glauben, die rechte Sorte von Ding ist nicht so leicht zu haben."

„Was sind das für Scheiden, die manche Lager in sich haben?"

„Scheiden, Sir? Ja, daran erkenne ich die Ansicht der Oberwelt. Sie denkt, die Kohlen liegen so nur eben da, solid und einig. Weit davon wird's erst richtig. Es gibt sehr selten Schichten ohne dazwischen sich hinziehende andere, fremde Substanzen, größtentheils parallel mit deren Ebene und durchweg, manchmal blos 'n Messerrücken dick, manchmal 'n Fuß oder 'n Zoll, wie's sich eben findet. Dann kommen auch mitten in der Schicht Eisensteine und „shale"* vor und dann verkaufen sie sich besonders schlecht. Manche Scheidungen sind klafterndick und machen aus einem Bett zwei. So hat unsere Arbeit manche Schwierigkeit."

„Und wie arbeitet man denn nur eigentlich?"

„Das ist verschieden, Gentlemen! Hauptsächlich doppelt, nämlich: „stall and pillar," das ist eine Art, und dann „long wall." Die Abstallungs- und Säulenmethode (stall and pillar) besteht darin, daß man blos einen Theil der Kohlen aushackt und die übrigen in Säulen und Abtheilungen zur Tragung der Erdrinde darüber stehen läßt, bis rückwärts gearbeitet wird. Dann schlägt man nämlich das Säulen- und Tragewerk los und läßt, retirirend, die ausgebeuteten Höhlungen zusammenfallen. Solche Districte heißen dann goafs. Die Lange-Wand-Methode (long wall) schafft die benutzbaren Kohlen alle auf einmal weg, so daß auf beiden Seiten lange Wände entstehen, welche die Höhlung in natürlichen Bogen tragen. Für beide Arten der Bearbeitung ist es nothwendig, den Boden in ebenen Driften zu halten, mit Eisenschienen zu belegen und die Kohlen so zu entfernen. Diese ebenen Driften sind zugleich Luftwege der ganzen Mine, neben welchen die Wasserwege besonders angelegt werden."

* Ich habe vergessen, was er damit meinte, und fand auch unter Engländern der Oberwelt keine klare Auskunft darüber.

Unser Meuter und Führer, der während der Zeit fast stets an dem Dochte seiner Davy-Lampe herumdoctert, fordert uns nun auf, ihm weiter zu folgen, da er voraussetzt, daß wir nun unsere Augen für die Unterwelt bekommen haben. Ganz gewiß. Wir hätten eine Nadel auf dem Boden gesehen. Wir folgen ihm gebückt.

„Meine Furcht für den Kopf," ruft er. „Wir haben hier 10 Fuß Höhe und 7 Breite. Das ist unsere Hauptluftstraße, durch welche jede Minute so etwa 70,000 Cubikfuß Luft passiren, auch unsere Hauptstraße durch die Strata und an ihnen entlang. Die Luft wird von hier aus in verschiedene Districte abgeleitet, hindurchgetrieben und durch den Luftschornstein wieder nach oben geführt. Jeder District hat am Ende einen Regulater oder eine Fallthür, durch deren Oeffnung oder Schließung mehr oder weniger Luft von der Hauptstraße weg eingesogen wird."

„Nun beachten Sie die verschiedenen Strata. Auf dem Wege durch diese Drift können Sie nicht weniger als 133 verschiedene Blattungen derselben bemerken, außerdem 21 Kohlenadern innerhalb 320 Vertical-Yards des Bodens. Die Hauptbestandtheile zwischen diesen Adern nennen wir Clift, der, pulverisirt und dem Wetter ausgesetzt, zu thonigem Schmutz wird. Dazwischen kommt Gestein vor, das, seiner Bindemittel beraubt, zu Sand zerfällt. Auch ziehen sich Betten von Eisengestein hindurch und jedes Kohlenbett steht überall auf einer Schicht von Feuerthon, worin man überall Fossilien findet, die unter dem Namen stigmaria bekannt sind. Das ganze Kohlengebiet hier ist nach Ermittelung der Geologen 2000 Klaftern dick; doch enthält es in den oberen Lagen zu viel Clift, in den mittleren zu viel Sandstein."

Während dieses Vortrages sind wir mitten in das eigentliche, bearbeitete Kohlenlager gekommen und bemerken mit Staunen dessen ungeheuere Dicke, die sich durch ein glitzerndes Meer von schwarzem Glanze abzeichnet. Zwölf Fuß dick solide Steinkohle. Die Pickäxte der Arbeiter ertönen daran wie lustige Hochzeitsglocken, so metallisch dicht ist die ehemalige grüne Vegetation krystallisirt und zusammengedrückt worden. Man mißt uns die volle Dicke des Lagers, zeigt uns die Scheiden, Gelüfte und Geschiebe dazwischen, das Dach oben und das Thonbett unten. Die „Verdienste" des Lagers werden geschildert, wie Tugenden eines lieben Freundes, doch wird das benachbarte Lager, obwohl nur 8 Fuß dick, nicht vergessen. Man räumt ihm sogar einige Vorzüge vor seinem dickeren Nachbar ein. In den verschiedenen Driften umherwandelnd lernten wir auch manche Abstallungen und Brattices kennen. Letztere bestehen aus Röhren von zusammengenagelten Bretern, durch welche die Luft gezogen und gedrückt wird, um sie in die fernsten Winkel zu leiten und jedes böse Wetter im Entstehen zu verjagen. Endlich stehen wir vor einem ungeheuern Feuer.

„Wie," rief Einer von uns, „fürchtet man sich nicht, mit dieser mächtigen Flamme die Kohlen zu entzünden?"

„Hat nichts zu sagen, unsere Luftwege und Gegenbogen sind Schutzes genug."

Wir können's kaum vor dem Feuer aushalten: ein Stück Dante'sche Hölle, ein Meer von Flammen und dicken Rauchwallungen in unbekannte Finsternisse verzuckend und grimmig hineinleuchtend in dicke Nacht der tiefen Unterwelt, aus einem gemauerten Ofen mit einem Schaft von 500 Fuß Höhe. Das so im schärfsten Zuge weißglühende Feuer ist der eigentliche Ventilator und zieht stets fabelhafte Massen Luft aus der Oberwelt hinunter durch alle Adern und Driften und mit allen Spuren gefährlichen Gases wieder herauf. Mit Stolz und Freude zeigt man uns an der Hoflosigkeit um enthüllte Davy-Lampen, daß die Luft nicht „geladen" ist und also auch nicht losgehen kann. In einem entlegenen Winkel wird uns der „Hof" um die geschirmten Flammen gezeigt und unser Freund ruft in die unheimlich umdunkelte Flamme hinein:

„Nun, Gentlemen, sehen Sie, was eine Davy ist. Ohne diese Umschirmung der Lampe wären wir jetzt schon versengte und verstümmelte Leichen."

Das klingt sehr ungemüthlich, so daß wir eilen, wieder in einen der fortwährend auf- und abschnurrenden Tramen zu kommen und mit sausender Geschwindigkeit emporzufliegen auf die Erde und ihr herrliches Tageslicht, an welches wir uns freilich auch erst wieder gewöhnen mußten, so sehr drückte dessen helle Fluth auf unsere Augen und alle Nerven.

Digitized by Google

Ein unaufgelöstes Räthsel.

In dem Orte Weiskirchen, drittehalb Stunden von Offenbach entfernt, wurde am 14. November 1853 eine Unbekannte, welcher alle Legitimationspapiere fehlten, angehalten, verhaftet und am 15. dem großherzoglich hessischen Kreisamte Offenbach vorgeführt. Nach der Bekanntmachung des Kreisamtes war dieses Mädchen „ungefähr 22 bis 24 Jahre alt, 6 Fuß 4 Zoll großherzoglich hessischen Maßes (rheinisch: 5 Fuß 4 Zoll) groß, hat blonde Haare, eine hohe und breite Stirn, blonde Augenbrauen, blaugrüne Augen, eine gebogene Nase, einen breiten Mund, ein ovales Gesicht, breite, etwas hervorstehende Backenknochen, eine gesunde Gesichtsfarbe, ist von mittlerer Statur und ohne besondere Kennzeichen. Bei seiner Verhaftung trug dasselbe ein kattunenes, roth und weiß carrirtes Halstuch, roth gezeichnet Carolina B., eine Kontusche von schwarzem Orleans, eine bunte kattunene Schürze, einen kattunenen gestreiften Rock, einen grauen Unterrock von Sackzwillich, einen wattirten Unterrock, ein grobes leinenes Hemd, bis an die Hüfte aufgerollt, über demselben ein weiteres Hemd von Shirting. Ferner trug dasselbe einen Fingerhut, etwas Garn, Seife und einen Kamm in einem Säckchen bei sich, welch' letzteres das Mädchen auf seinem Leibe verborgen hatte. Alle angestellten Versuche, sich mit gedachter Person verständlich zu machen, blieben lange fruchtlos, weil sie die bekannteren neueren Sprachen entweder nicht versteht oder nicht verstehen will; endlich wurde aber ermittelt, daß sie der ungarischen Sprache mächtig ist. In letzterer sagte sie nunmehr, daß sie in ihrem fünften Lebensjahre von einem Manne, Namens Eleasar, ihrer Mutter genommen und in ein in tiefem Walde gelegenes Haus gebracht worden sei, wo ein Mädchen, Namens Bertha, sie in weiblichen Handarbeiten unterrichtet habe. Kurze Zeit, bevor sie in der Nähe von Offenbach angehalten worden sei, habe sie das Haus im Walde mit der Bertha verlassen, sei mit derselben mehrere Tage hindurch in einem Glaswagen gefahren; endlich seien sie in einem Wirthshause in der Nähe des Ortes, in welchem sie am 14. November v. J. (1853) verhaftet wurde, eingekehrt, hätten hier übernachtet und des anderen Tages habe sie Bertha verlassen. Die gehegte Vermuthung, daß gedachte Person mit einem k. k. österreichischen Militairtransporte in hiesige Gegend gekommen sei, hat sich nicht bestätigt. Dieselbe ist angeblich des Schreibens unkundig und ohne alle Religion, dagegen im Stricken von Strümpfen und Decken geschickt, äußerst reinlich und verschämt. „Da bisher alle Bemühungen" — so heißt es am Schlusse jener Bekanntmachung — „den Namen, die Herkunft und die sonstigen Verhältnisse der oben signalisirten Person zu ermitteln, fruchtlos geblieben sind, so werden alle Polizei- und Gerichtsbehörden, welche über solche etwa Aufschluß ertheilen können, ersucht, desfallsige Mittheilungen hierher gelangen zu lassen."

Diese Aufforderung hatte keinen Erfolg, von keiner Behörde kam dem Kreisamte Nachricht über die Unbekannte zu. Man hegte gegen die Fremde anfänglich Argwohn, hauptsächlich darum, weil sie des Schreibens unkundig sein wollte, sich einer unverständlichen Sprache bediente, wie dies von Betrügerinnen, welche näheren Nachforschungen ausweichen wollen, mitunter geschieht, und eine ihr nicht passende, für ihren Körper zu weite Kleidung trug. Unter dem Eindruck dieses Argwohns führte man sie in das Offenbacher Kreisgefängniß. Der Aufseher desselben machte an ihr aber so auffallend günstige Wahrnehmungen, daß er sie in seine eigene Familie aufnahm. Caroline, wie die Fremde von nun an genannt wurde, zeigte sich als willig und sanft, überhaupt als in jeder Beziehung gutartig, schien von unsittlichen Gesinnungen oder gar Handlungen gar keine Ahnung zu haben, war sehr schüchtern und in hohem Grade reinlich. Im Lesen, Schreiben und Rechnen war sie gänzlich unerfahren, so daß sie nicht einmal wußte, daß es Zahlen und Buchstaben gebe, in der Religion kannte sie die Grundbegriffe nicht. Als sie bereits Unterricht empfangen hatte, fragte sie den Lehrer noch: „Wer ist Gott und wo ist Gott?" und hörte den Erläuterungen, welche sie darüber erhielt, mit sichtlicher Aufmerksamkeit zu. Den ungarischen Ausdruck: Ischteman (mein Gott)! brauchte sie allerdings oft, aber nur um damit Schrecken oder Verwunderung auszudrücken und ohne an Gott zu denken. In der Verrichtung häuslicher Arbeiten war sie so unerfahren und ungeschickt, daß sie nicht einmal Kartoffeln schälen konnte. Lehren, die man ihr in dieser Beziehung gab, nahm sie begierig an und verrieth alle Zeit den Trieb, in Stube und Küche nützlich zu sein. Nach den ersten Anweisungen legte sie für alle Hausarbeiten ein wahres Talent an den Tag. In einer war sie von vornherein auffallend geschickt — im Stricken. Sie verfertigte mit der Stricknadel baumwollene Decken von tadelloser Güte und in einer Nacht, ohne Licht, zwei blaue wollene „Stauchen" (Pulswärmer?) mit braunen Rändern. Auf alle Menschen, welche sie sahen, machte sie den Eindruck eines ganz unschuldigen Kindes, das in tiefer Einsamkeit ohne allen Unterricht aufgewachsen und in geistiger Hinsicht auf der untersten Stufe der Entwickelung zurückgeblieben sei.

Als man sich überzeugt zu haben glaubte, daß man keine Betrügerin, sondern ein höchst unglückliches Mädchen vor sich habe, konnte man Caroline im Gefängniß nicht länger lassen. Der Stadtrath von Offenbach berieth am 19. April 1854 über ihr ferneres Schicksal und beschloß einstimmig, daß für ihre Unterhaltung und Ausbildung so lange Sorge getragen werden solle, bis sie im Stande sei, sich selbst auf eine ehrbare Weise zu ernähren. Die hierzu erforderlichen Geldmittel sollten durch freiwillige Beiträge zusammengebracht und die etwa fehlende Summe aus der Stadtcasse ergänzt werden. Man beschloß endlich, falls sich Caroline bis zu der Zeit, wo sie sich selbst zu ernähren im Stande sei, musterhaft betrage, ihr das Heimathsrecht in der Stadt Offenbach zu verleihen. Das Ministerium des Innern genehmigte diese Beschlüsse und Caroline wurde aus dem Gefängnißhause zu einer achtbaren Familie gebracht, um dort die zu ihrem spätern Fortkommen dienlichen häuslichen Arbeiten zu erlernen und im Bügeln und Nähen besonderen Unterricht zu empfangen. Sehr schwer und unter vielem Weinen trennte sie sich von der Familie des Gefängnißaufsehers. Nachdem sie in der neuen Umgebung längst heimisch geworden war, äußerte sie noch häufig den Wunsch, ihre „Deutsch-Mama" (die Frau des Aufsehers) besuchen zu dürfen. Ein Lehrer der Offenbacher Volksschule, Friedrich Eck, wurde beauftragt, ihr Unterricht in der deutschen Sprache und, sobald sie darin die nöthigen Fortschritte gemacht habe, in der Religion, im Rechnen und Schreiben zu ertheilen.

Die gerichtliche Aufforderung zu Mittheilungen über Carolinen hatte, wie wir bereits wissen, keinen Erfolg gehabt. Spuren, welche auf ein bestimmtes Land, dem die Unbekannte angehören müsse, hinwiesen, waren vorhanden. Die Stelle der Aufforderung des Offenbacher Kreisamtes, worin gesagt wird, man habe ermittelt, daß sie der ungarischen Sprache mächtig sei, kennen wir. Diese Behauptung beruhte auf der Aussage eines Unbekannten, der ein gebildeter Mann gewesen sein soll und mit Carolinen im Gefängniß ungarisch gesprochen hatte. Im Verlaufe der beiden nächsten Jahre (1854 und 1855) stellten sich noch zwei andere Ungarn ein, ein Lieutenant und ein Professor, die sich mit ihr in ihrer Sprache, allerdings nur schwer, verständigen konnten. Caroline erklärte, daß sie immer, wenn einer dieser Herren bei ihr gewesen sei, unwillkürlich an ihre Mutter erinnert worden sei, denn jeder habe so gesprochen wie diese. Durch die Ermittelungen des Sprachforschers Lorenz Diefenbach erhalten diese Worte Bedeutung. Danach ist nämlich das Ungarische (Magyarische) Carolinens vielfach von der Schriftsprache abweichend und einigermaßen mit fremden Wörtern gemischt, die indessen meistentheils in Ungarn verbreiteten Sprachen angehören. So scheint es also mit Gewißheit (von Carolinens Erzählung sehen wir vorläufig ab) angenommen werden zu können, daß ihre Mutter die reine Schriftsprache geredet hat und ihr eigener verderbener Dialekt mit ihrer spätern Umgebung in Verbindung steht.

Als die Unbekannte der deutschen Sprache hinreichend mächtig war, theilte sie sich über ihr früheres Leben mit. Ihre Erzählung ist in zusammengedrängter Form folgende. Bis zu ihrem fünften Jahre lebte sie bei ihrer „Mama" in einem großen einsam gelegenen Gebäude, welches in Form eines Vierecks einen Raum (Hof) einschloß. Dieses Gebäude hatte nur einen einzigen Eingang, ein bogenförmiges Thor mit zwei Flügeln, dem zur Rechten und Linken hallenförmige Räume lagen, durch die man in das Gebäude selbst gelangte. Der Eingang zur Linken führte blos in das Erdgeschoß; wollte man in die obern Stockwerke gehen, so mußte man sich rechts wenden, wo es eine sehr hohe und breite Wendeltreppe gab. In das Erdgeschoß konnte man auch auf dieser

Digitized by Google

Seite gelangen; man mußte dann an der Wendeltreppe vorbeigehen. Vom Hofraume aus führte kein Eingang in das Gebäude. Auf dem Vordergebäude über dem Thorbogen stand ein runder dicker Thurm, 20 bis 25 Fuß hoch, das Hintergebäude hatte zwei Thürme von derselben Form und Höhe. An den Fenstern des Gebäudes waren grüne Läden angebracht. Das Gebäude hatte viele Stuben, die Küche befand sich im hintern Bau.

In diesem einsamen Gebäude wohnte die Mutter Carolinens mit ihr selbst, einer Gesellschafterin und einigen Dienstmädchen. Sie hatte die Gemächer rechts inne, links wohnte zuweilen ein „Onglar" (Oheim) Carolinens mit seinem Sohne Henrik (Heinrich). Von einer Mutterschwester „Xantlu" (Tante) hörte Caroline, sah sie aber nie. Von einer männlichen Bedienung der Mutter oder des Oheims hat sie nie gesprochen. In der Waldwohnung, wo sie ihre späteren Jahre verlebt haben will, hat sie noch gehört, daß der Vater von ihrer Mutter „Katana" (in der ungarischen Schriftsprache Katona, Soldat) gewesen sei. Dieser Großvater hat einmal fortgemußt, wo böse Menschen waren (wahrscheinlich in den Krieg) und hat bei seiner Rückkunft zur Mama ein böses Bein gehabt. Auch ihr eigener Vater ist Officier gewesen. Sie erinnert sich aus ihrer Waldwohnung des Bildes eines Mannes mit einem weißen Kleide und mit drei Sternen auf der Brust, von dem ihre Wärterin ihr gesagt habe, daß es ihren Vater vorstelle. Als sie in Offenbach einen österreichischen Officier in Uniform sah, sagte sie: „So hat mein Papa auf dem Bilde ein weißes Kleid an." Darauf beschränken sich alle ihre Erinnerungen und Aussagen von ihrer Familie. Nur ein einziger Ortsname tritt dabei hervor: Temewar (doch wohl Temesvar), wohin Carolinens Mutter nach der Erzählung der Wärterin in der Waldwohnung mehrmals mit dieser in einem Wagen gefahren ist.

Der Hofraum des einsamen Schlosses war gepflastert und in der Mitte befand sich ein runder verdeckter Brunnen, auf dem das Wasser mittelst eines Rades heraufgezogen wurde. Der linke Seitenflügel des Hauptgebäudes grenzte an der Außenseite an einen großen Garten, der sich über das Gebäude noch hinauserstreckte. In diesen Garten gelangte man durch eine Thür links vom Vordergebäude, und diesem Eingange gegenüber standen drei kleine, etwa dreißig Schritte von einander entfernte Häuser, wo die Leute wohnten, die in dem Garten zu arbeiten hatten. Zu dem Thore des Hauptgebäudes führt ein breiter, theilweise gepflasterter und von hohen Bäumen eingefaßter Weg. Von diesem Hauptwege führte „zu jedem der drei kleinen Häuser" ein Nebenweg. Nicht fern vom Hauptgebäude standen viele Bäume, die man von den Fenstern aus sah.

Caroline wohnte in diesem Gebäude etwa bis zum vollendeten fünften Jahre. An einem Morgen nach dem Kaffee führte ihre Mutter sie in den linken Seitenflügel zum Oheim, küßte sie und fuhr anscheinend heiter in einem Wagen fort. Ihre Gesellschafterin nahm sie mit, die Dienstmädchen blieben zurück. Sie hatte sich oft entfernt und Caroline ahnte daher nichts Schlimmes. Sie blieb bei ihrem Oheim bis gegen Mittag, zu welcher Zeit sie in den Garten geführt wurde, Henrik wollte sie begleiten, mußte aber auf Befehl des Vaters zurückbleiben. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß ihr Spielgenosse acht Jahre alt war. Sie ging allein in den Garten und hatte sich dort kaum in der Nähe des Wassers niedergesetzt, als ein großer Mann mit einem starken, über die Brust herabfallenden Barte sie auf seine Arme nahm und forttrug. Sie weinte und schrie, bis der Fremde ihr den Mund mit einem Tuche verschloß und sie endlich ganz ermattet auf seinem Arme einschlief. Wenn sie erwachte, fühlte sie sich noch immer fortgetragen. Wie lange dies dauerte, ob es inzwischen Nacht wurde und ob ihr Träger mit ihr durch eine Stadt oder ein Dorf ging, hat sie nicht bemerkt. Alles, was sie weiß, ist, daß sie in eine unterirdische, in einem großen Walde liegende Wohnung getragen und dort einer Frau von 40 bis 45 Jahren, der einzigen Bewohnerin der Höhle, übergeben wurde.

In dieser Wohnung hat die Unbekannte lange Jahre verlebt und sie daher mit der größten Genauigkeit beschreiben können. Der oberste Theil derselben lag mit dem Waldboden in derselben Linie. Den Eingang bildete eine Fallthür „von der Größe einer gewöhnlichen Stubenthür", die mit Gras bewachsen war, daß man sie von dem Boden des Waldes nicht leicht unterscheiden konnte. Unter dieser Fallthür befand sich eine Treppe mit 15 bis 18 Stufen von Holz und so schmal, daß immer nur eine Person auf ihr gehen konnte. Auf diese Treppe folgte unten ein gerade fortlaufender Gang, zehn bis zwölf Fuß hoch und so breit, daß zwei Personen neben einander gehen konnten. „Seine ganze Länge hat Caroline nie gesehen, ist ihr also unbekannt." Außer diesem Gange befanden sich in der unterirdischen Wohnung zwei Stuben, eine Küche und ein Keller. Vielleicht waren noch andere Räume vorhanden, aber die erwähnten waren die einzigen, welche Caroline zu sehen bekam. Die beiden Stuben und die Küche waren Räume von zehn bis zwölf Fuß Höhe und alle drei mit einer verschließbaren hölzernen Thür versehen. In dreien befand sich in der Mitte der Decke ein kreisrundes Fenster von 1½ Zoll im Durchmesser. Durch diese Oeffnung drang nicht so viel Licht ein, wie in gewöhnlichen Stuben, aber doch so viel, daß Handarbeiten möglich waren. Die Decke der Fenster bildete wie bei der Thür ein Deckel von Holz, der niedergelegt werden konnte und dann, da er mit Gras bewachsen war, ein Entdecken der Fenster verhinderte.

Der ganze unterirdische Raum war weder gedielt, noch mit Tapeten versehen, noch mit weißer Farbe angestrichen. Alles befand sich im Naturzustande und trug die schwarze Farbe der Erde. Die eine der Stuben lag links, die andere rechts von dem Gange. Die Stube links bewohnte Caroline. Sie war mit einem Ofen versehen, der nach der Beschreibung aus Ziegelsteinen, Thon oder dunklem Porzellan bestanden haben wird. Ein Ofenrohr hat Caroline nicht gesehen, wie sie auch in den andern Räumen von keinen besondern Oeffnungen oder Anstalten zum Hinauslassen des Rauches weiß. Links neben Carolinens Zimmer befand sich die Küche und unter dieser lag, mittelst einer Fallthür zugänglich, der Keller. Die sehr in's Einzelne gehende Beschreibung des Hausgeräthes in den Stuben und der Küche übergehen wir; alle Stücke waren so einfach wie möglich. Von Interesse ist nur, daß eine Kommode in Carolinens Stube außer ihren Kleidern ein Paar gelbe (goldene) Ohrringe und ein weißes (silbernes) Medaillon enthielt. An jedem der beiden Ohrringe war ein Plättchen befindlich, „auf dem etwas stand." Als Caroline in Offenbach die Buchstaben kennen lernte, von denen sie früher keine Ahnung gehabt hatte, erklärte sie, daß es Buchstaben gewesen wären. Auf dem Medaillon, das die Größe eines Halbguldenstückes hatte, war eine Frau mit hoher Stirn und hellem Haar abgebildet, Carolinens Mutter, wie ihr von ihrer Wärterin gesagt wurde. Ueber der Kommode hing jenes Bild ihres Vaters, welches bereits früher erwähnt wurde.

Wasser drang in die unterirdische Wohnung nicht, so stark es auch regnen mochte. Schnee sah Caroline nie. Es war im Winter nicht so kalt, wie im südlichen Deutschland, und die Kälte hielt nicht länger an, als acht bis zehn Wochen. Während der übrigen Jahreszeit war es mitunter ziemlich warm, doch ließ der Wald eine drückende Hitze nicht aufkommen.

Acht Jahre lang etwa wohnte Caroline mit ihrer Wärterin hier allein. Diese Frau hieß Bertha und ihre Pflegbefohlene wurde von ihr Karlinka genannt. Von Zeit zu Zeit erschien der Mann, der Carolinen in die Waldwohnung getragen hatte und ihr mit dem Namen Eleasser (Eleasar) bezeichnet wurde. Er kam nicht ganz regelmäßig, bald nach fünf oder sechs, bald nach acht oder auch zwölf Tagen. Der Zweck seiner Besuche bestand nicht blos darin, Lebensmittel zu bringen, er wollte auch, wie aus Carolinens Erzählung mittelbar hervorgeht, die Wärterin beaufsichtigen und ihr ihre Pflichten einschärfen. Er blieb mindestens zwei bis drei Tage, zuweilen noch länger. Entfernte er sich, so nahm er die fertigen weiblichen Arbeiten, Strümpfe und Decken, falls sie sich einigermaßen angehäuft hatten, mit sich fort. Bertha benahm sich gegen ihre Gefangene stets wohlwollend und freundlich, Eleasar war rauh und vermied mit ihr zu sprechen. Er begrüßte sie bei seiner jedesmaligen Ankunft mit möglichster Kürze und sprach dann nur noch mit Bertha, aber auch nicht in der Gegenwart der Gefangenen. Wenn diese letztere doch behaupten kann, daß Eleasar und Bertha sich einer ihr unbekannten Sprache bedient hätten, so wird ihr dies dadurch möglich, daß beide oft hinter der verschlossenen Thür von Bertha's Stube sehr laut mit einander sprachen. Eleasar zankte dann mit Bertha, wie diese hinterher erzählte. So lange er anwesend war, blieb Caroline Tag und Nacht in ihrer Stube eingeschlossen. Er trat sehr leise auf und sie merkte oft nur daran, wenn ihre Thür wieder geöffnet wurde, daß er gegangen sei.

Bertha sprach mit Carolinen anfangs in der (ungarischen)

Digitized by Google

Sprache, welche die Mutter derselben geredet hatte. Nach und nach ging sie zu dem Dialekt über, in dem die Unbekannte bei ihrer Ankunft in Offenbach sich ausgedrückt hatte, und die letztere vergaß die magyarische Schriftsprache ganz. Unterricht in der Religion, im Lesen und Schreiben u. s. w. erhielt sie gar nicht. Als sie an den häuslichen Arbeiten des Kochens, Waschens u. s. w. theilnehmen wollte, versagte ihr Bertha ihren Wunsch. Daß sie, wenn Bertha in der Küche das schmutzige Geräth reinigte, in ihre Stube eingeschlossen wurde, was sonst, außer bei Eleasars Anwesenheit, nie geschah, sollte ihr vielleicht die Lust an dem Erlernen solcher Arbeiten benehmen. Das Stricken durfte sie erlernen und brachte es darin, obgleich ihr nie eine Aufgabe zugewiesen, auch kein Zwang irgend einer Art gebraucht wurde, zu der großen Geschicklichkeit, die in Offenbach so viel Aufsehen erregte. Vom Nähen lernte sie nur so viel, als man zu wissen braucht, um Hefteln und Häkchen befestigen zu können. Auch Bertha beschäftigte sich nicht mit Nadelarbeiten, aber die nöthigen Kleider waren immer zur rechten Zeit da. Caroline vermuthet daher, und gewiß mit Recht, daß Eleasar, der auch die zum Stricken nöthige Wolle und Baumwolle besorgte, sie gebracht habe.

So außerordentlich Carolinens geistige Entwickelung vernachlässigt, ja geflissentlich gehemmt wurde, so gewissenhaft wurde für ihre körperliche Pflege gesorgt. Bertha hielt sehr auf Reinlichkeit, in den Zimmern so gut wie bei ihrer Pflegebefohlenen. Wöchentlich zweimal mußte diese das Taghemd und einmal das Nachthemd wechseln, alle acht Tage badete sie in einer hölzernen, von breiten und schwarzen (eisernen) Reifen umgebenen Bütte. Ihre Nahrung war reichlich und gut, wenn auch nichts weniger als fein. Ihr Frühstück bestand jeden Tag in Schwarzbrod und Schweinefleisch mit Babrika (paprika, spanischem Pfeffer) und war so reichlich, daß sie es niemals verzehren konnte. Was übrig blieb, behielt sie in ihrer Stube und konnte davon während des ganzen Tages nach Belieben genießen. Die Mittagskost bestand in Suppe, Gemüse und Fleisch, gewöhnlich Hammelfleisch. Das Abendessen war entweder der Rest des am Mittag Uebriggebliebenen oder frische Suppe und Fleisch. Als Getränk diente Wasser, das Bertha über der Erde holte. Thee und Kaffee wurde ihr nicht gereicht, Milch selten und dann stets gekocht. Quantität und Qualität ihrer Nahrung wußte Caroline in Offenbach's nicht genug zu rühmen. In der kalten Jahreszeit wurden lebende, zur Nahrung bestimmte Thiere in die Waldhöhle gebracht. Es waren Gänse, welche dort, um sie fett zu machen, mit „Kukeriza" (Kukorieza, Mais) gestopft (genudelt) wurden. Bei diesem Geschäft durfte Caroline hülfreiche Hand leisten. Das Fett brauchte Bertha zum Schmalzen der Speisen, das Fleisch salzte sie roh ein, damit es später gekocht verzehrt werde.

Die Tagesordnung war, wie sich leicht denken läßt, die einförmigste von der Welt. Caroline stand sehr früh auf, um vier Uhr, nach ihren Offenbacher Gewohnheiten zu schließen. In ihrer Höhle kannte sie die Stunden nicht, obgleich in Bertha's Stube eine Wanduhr hing und im Gange erhalten wurde. Sie glaubte, daß diese Uhr, deren schwingender Pendel ihr viele Freude machte, lediglich um dieser schönen Bewegung willen gehalten werde. Nachdem sie aufgestanden war, wozu Bertha durch Klopfen an die Thür das Zeichen gab, zog sie sich an. Die Wärterin brachte dann eine brennende Oellampe von weißem Blech und Waschwasser, worauf sie, wenn es kalt war, den Ofen heizte. Hatte Caroline sich gewaschen, so kämmte, flocht und ordnete Bertha ihr das Haar. Die letztere machte dann das Bett und reinigte die Stube. Caroline begann nun zu stricken und setzte diese Beschäftigung den ganzen Tag fort. Die gewöhnlich vorkommenden Abwechselungen waren das Aufheben und Zulegen des Deckels über dem Fenster, das Auslöschen und Anzünden der Oellampe, wenn der Tag erschien oder verschwand, und die verschiedenen Mahlzeiten. Einige Stunden nach der letzten entkleidete sich Caroline und ging zu Bett.

Da Bertha nur in den Zeiten, wenn Eleasar zugegen war, Carolinen in ihrem Zimmer eingeschlossen hielt, so hatte sie ohne Zweifel den Befehl, dies immer so zu halten. Ihr gutes Herz, das sich in ihrem ganzen Benehmen kundgibt, ließ sie von dieser Weisung abgehen. Ihr Ungehorsam hatte aber seine Grenzen. Daß Caroline den Gang, zu dessen Seiten die beiden Zimmer lagen, weiter verfolgte oder den Keller betrete, litt sie nicht. Wenn ihre Pflegebefohlene etwas in den Keller zu reichen hatte, mußte sie auf der halben Treppe stehen bleiben. Auf der andern Seite verließ sie mit Carolinen an manchen Tagen die unterirdischen Gemächer, um unter Gottes freiem Himmel Luft zu schöpfen. Diese Ausgänge wurden bei gutem Wetter an jedem Nachmittage unternommen, nachdem Bertha mit ihren häuslichen Arbeiten fertig war. Wurde Eleasar erwartet, so waren die Spaziergänge von kurzer Zeitdauer, anderen Falles währten sie länger. Weit haben sie, nach allen Mittheilungen zu schließen, an keinem Tage geführt. Etwa funfzig bis sechzig Schritte von der Waldwohnung entfernt trat eine Quelle hervor, aus der Bertha das Trinkwasser schöpfte. Etwas weiterhin standen drei große Aepfelbäume mit vielen und dicken Aepfeln, von denen Caroline nach Belieben essen durfte. Mehrere hundert Schritte von der Wohnung entfernt lag ein langer Stein, auf den die beiden Spaziergängerinnen sich zuweilen setzten und ihr unaufhörliches Stricken fortsetzten. Jene Aepfelbäume waren die einzigen, welche Caroline jemals blühen sah. Erschienen die Blüthen, dann sagte Bertha: „Nun bist Du ein Jahr älter geworden!" Außer der grünen Erde, dem Wald und dem Himmel sah die Gefangene nichts, weder ein Feld, noch eine Wiese, noch ein Haus. Aber Vögel verschiedener Art nahm sie wahr, auch kleine rothe Geschöpfe, die schnell auf die Bäume und von einem Baume zum andern sprangen, also Eichhörnchen, zuweilen noch größere graue Thiere mit vier Beinen, vermuthlich Rehe und Hirsche. Bertha hatte außerdem einen Hund, den sie Uebusch rief, und drei graue Katzen.

Der Aufenthalt Carolinens in der unterirdischen Wohnung hatte ungefähr sieben bis acht Jahre gedauert, als sie Gesellschaft erhielt. Eines Tages brachte Bertha auf einem Tragkissen einen Knaben, den sie Adolf nannte, in ihr Zimmer. Wahrscheinlich hatte Eleasar den Knaben, der zwei bis drei Monate alt gewesen sein soll, gebracht. Er bewohnte mit Carolinen dieselbe Stube und wurde so gut wie sie, natürlich seinem Alter angemessen, verpflegt. Bertha fütterte ihn in der ersten Zeit mit „Speise, von Mehl gekocht" und ließ ihn aus einem länglichen Saugglase Milch trinken. Jetzt brannte die ganze Nacht ein Licht, das nicht hell war, wie die Oellampe. Caroline wurde mit seiner besondern Wartung beauftragt und trug ihn Nachts, wenn er schrie, im Zimmer herum. Als er älter geworden war, erhielt er statt der Wiege ein Bett und dieselbe Speise wie Caroline. Wenn diese mit Bertha in den Wald ging, war Adolf immer dabei. Sie beschäftigte sich sehr gern mit ihm, so lange er ein kleines Kind war, später wurde er ihr gleichgültiger und sie strickte nun wieder lieber.

Sechzehn Jahre mochte Caroline unter der Erde gelebt haben, als ihr Schicksal plötzlich eine andere Wendung erhielt. Bertha schnitt ihr das Haar ab, das sehr lang geworden war, da man dasselbe nicht ein einziges Mal gekürzt hatte. Acht Tage später legte die Wärterin wärmere Kleider als die gewöhnlichen für sie zurecht, mit dem Bedeuten, daß sie dieselben am andern Morgen anziehen solle. Dann wurde sie mit Adolf eingeschlossen, weshalb sie vermuthete, daß Eleasar anwesend sei. Am andern Morgen wurde früh geklopft, und Bertha, ebenfalls wärmer gekleidet, trat in's Zimmer. Diese sagte ihr: „Komm', liebe Karlinka, wir gehen zur lieben Mama, wovon ich schon immer gesagt habe." Caroline, die sich noch immer nach der Mutter sehnte, hatte sich bereits angekleidet und erhielt von der Wärterin noch die beiden Ohrringe und das Medaillon aus der Kommode. Bertha ergriff eine mit Kleidern gefüllte Reisetasche und so verließ man die Wohnung; Adolf, von dessen fernerem Schicksale Caroline nichts weiß, blieb zurück.

(Fortsetzung folgt)

Die Berliner Wasserwerke.

Wer in dem heutigen Berlin durch eine der vielen Straßen wandert, hat wohl keine Ahnung, daß unter dem Steinpflaster ein vollständiges System von Canälen und Röhren verborgen liegt, die gleich den Adern und den übrigen wunderbaren Gebilden des menschlichen Körpers den größten Anspruch auf unsere Bewunderung haben. Die große Stadt gewinnt dadurch immer mehr das

Digitized by Google

Ansehen eines vollendeten Organismus; sie hat ihr Nervensystem, den Telegraphen, welcher mit der Schnelligkeit des Blitzes den Gedanken trägt und die entferntesten Theile miteinander verbindet, ihre Blutgefäße, ihre Arterien und Venen, in denen das Gas und das zu ihrem Leben so nothwendige Wasser von einem Ende zum andern strömt. Nur wenn eine nothwendige Reparatur vorgenommen und das Steinpflaster aufgerissen wird, erblickt man diese verborgenen Geister, welche in der Tiefe der Erde ihre geheimnißvolle Wirksamkeit entfalten. Da liegen friedlich die eisernen Röhren neben einander, in denen die gebändigten Kräfte der Natur dem Menschen dienen.

Durch die neuen Wasserwerke, welche eine englische Compagnie unter dem Schutze und hauptsächlich auf Veranlassung des verstorbenen Polizeidirectors von Hinkeldey eingeführt, hat der städtische Organismus gleichsam seinen Abschluß erhalten. Die Nothwendigkeit einer gleichmäßigen und allgemeinen Wasservertheilung stellte sich schon längst als ein sich täglich steigerndes Bedürfniß heraus. Zwar besitzt Berlin eine hinlängliche Menge von Brunnen und die Spree gewährt den vollkommen ausreichenden Zufluß für Fabriken und industrielle Unternehmungen aller Art; aber das Wasser selbst ist, wie die chemische Analyse nachweist, theils durch fremde Bestandtheile häufig so sehr verunreinigt, daß es der Gesundheit und dem Betriebe gewisser Gewerbe geradezu nachtheilig wird, theils so schwer in die höher liegenden Wohnungen zu bringen, daß dadurch die größten Uebelstände herbeigeführt werden. Bei der Reorganisation der „Berliner Feuerwehr" stellte sich die Nothwendigkeit einer allgemeinen Wasserleitung noch dringender heraus; ja, die Erstere war ohne die Letztere gar nicht denkbar. Als sich daher eine Compagnie von Capitalisten in London gebildet hatte, um Berlin mit Wasser zu versehen, so wurde derselben von der Regierung gern jeder Vorschub und jede mögliche Begünstigung gewährt. Immer mehr findet diese Gesellschaft ihre Rechnung, da die Zahl der Häuser, welche sie jetzt mit Wasser versorgt, täglich zunimmt. Fast kein neues Gebäude entsteht, das nicht sein Wasser von der Compagnie bezieht. Bis in die höchsten Stockwerke wird das freundliche Element emporgeleitet. Diese Einrichtung schützt den Eigenthümer bei Feuersgefahr, erleichtert den Dienstboten ihre schwere Last, befördert die zum Leben so nöthige Reinlichkeit und ist für alle Classen der Bevölkerung mit gleichen Vortheilen verbunden, so daß sich Hauswirthe und Miether den daraus erwachsenden, verhältnißmäßig unbedeutenden Kosten gern unterwerfen.

Das Hauptwerk, welches die ganze große Stadt Berlin mit Wasser speist, liegt vor dem Stralauer Thore. Wir erreichen dasselbe von dem Mittelpunkte der Stadt aus in einer Droschke, wenn wir ungefähr drei Viertelstunden fahren. Dabei berühren wir den vorzugsweise Gewerbe treibenden Theil der Stadt, welcher sich an der Spree hinzieht. Fabrik erhebt sich neben Fabrik, bald eine riesige Färberei, bald Zuckersiederei oder Spinnerei. Dazwischen liegen die großen Holzplätze mit ihren Vorräthen an Nutz- und Brennholz. Endlich gelangen wir vor das Thor, welches nach den beliebten Spazierorten Treptow und Stralow führt. Hier zieht ein neues Gebäude von elegantem Aeußern unsere Aufmerksamkeit auf sich. Man wäre geneigt, es für einen freundlichen Privatsitz, für die Villa eines reichen Eigenthümers zu halten, so zierlich, nett und einladend sieht es aus. Nichts deutet seine eigentliche Bestimmung an, außer der 145 Fuß hohe Schornstein, der aus bunten Ziegelsteinen wie ein Thurm oder, besser noch, wie das Minaret einer türkischen Moschee emporsteigt. Wir befinden uns an Ort und Stelle, vor den „neuen Wasserwerken." Ein höflicher Portier fragt nach unserer Einlaßkarte, die wir zuvor in dem Bureau der Gesellschaft bereitwillig und unentgeltlich auf unser Gesuch erhalten haben. Derselbe Mann bietet sich zu unserem Führer an und von ihm geleitet betreten wir das Kesselhaus. Hier liegen zwölf riesige Dampfkessel, von steter Gluth genährt, neben einander und entwickeln die nöthigen Dämpfe zum Betriebe des ganzen Werkes. Schon an diesem Orte, der einem großen Saale gleicht, fällt uns die ausnehmende Reinlichkeit um so mehr auf, da man sie in dieser Riesenküche am wenigsten zu erwarten berechtigt ist. Unsere größte Bewunderung erregt aber der eiserne Dachstuhl, aus der Fabrik des Herrn Wöhlert hervorgegangen, so leicht, luftig und gefällig, wie ein Spinnengewebe und dabei doch fest und stark, zugleich vollkommen feuersicher. Wir steigen eine steinerne Treppe empor und gelangen in das höher gelegene Stockwerk, wo die Maschinen unablässig mit ihren eisernen Armen arbeiten. Acht Dampfmaschinen und zwar vier zu zweihundert, vier zu hundert Pferdekraft setzen sechzehn Pumpen in Bewegung, welche das Wasser in die Röhren treiben und durch die ganze Stadt vertheilen. Dies geschieht so geräuschlos, gleichmäßig und mit solcher Leichtigkeit, daß man sich kaum von dem interessanten Schauspiel losreißen kann. Von den sechzehn Pumpen schöpfen zwölf ihren Vorrath aus dem Bassin, das wir später noch genauer schildern wollen, vier direct aus der nahelegenden Spree. Der Dampf setzt das mächtige Schwungrad in Bewegung, das mit den Hebeln der Pumpen in Verbindung steht. Diese treiben das Wasser durch das Hauptrohr, welches einen Umfang von fünf Fuß besitzt und selber einem stattlichen Canale gleicht. Das Ganze ist mit einer Raumersparniß, einer Zweckmäßigkeit und Einfachheit eingerichtet, die von Neuem die praktische Geschicklichkeit der englischen Ingenieure beweist. Dagegen können wir Deutschen stolz auf die schönen, musterhaften Maschinen sein, welche sämmtlich aus der Fabrik des Herrn Borsig hervorgegangen sind und wohl kaum ihres Gleichen haben dürften. Wenn man die Thätigkeit dieser eisernen „Riesen" längere Zeit mit anschaut, so glaubt man wirklich lebende und mit Vernunft begabte Wesen zu sehen. Die Zahl der menschlichen Arbeiter, welche zur Bedienung der Maschinen nöthig sind, ist äußerst gering und beläuft sich in Allem nur auf sechs Mann, welche bei dem ganzen ungeheuren Werke verwendet werden. Diese Angabe klingt wie ein Märchen und ist doch vollkommen wahr.

Wir gelangen über eine Treppe, die uns herabführt auf den freien Platz, wo die Bassins liegen, welche aus der Spree durch unterirdische Röhren ihr Wasser beziehen. Dieselben dienen zur Aufbewahrung und Reinigung; indem das Wasser über Kiessand geleitet wird, setzt es alle organischen Unreinigkeiten ab, so daß es vollkommen geläutert in die Stadt zum Gebrauch gelangt. Derartige Bassins sind vier Stück vorhanden, von denen das größte 196 Schritt lang und gegen 80 breit sein dürfte; die Tiefe beträgt 8 Fuß, doch erreicht das Wasser darin gewöhnlich nur eine Höhe von zwei Fuß. Zwei Mal im Jahre werden die Bassins abgelassen, der zur Reinigung gebrauchte Kies sorgfältig gewaschen und von allem Schmutz befreit. Man kann sich bei einer Wanderung nach den verschiedenen Bassins am besten davon überzeugen, wie das zuerst getrübte Spreewasser nach und nach immer heller und klarer wird. Die Beamten und das übrige Personal genießen kein anderes Getränk und befinden sich sehr wohl dabei, wie die Erfahrung lehrt. Das so gereinigte Wasser wird nun durch die bereits angegebenen Pumpen in die eisernen Röhren getrieben, welche in gerader Linie ungefähr einen Weg von fünfundzwanzig Meilen beschreiben würden. Dieselben variiren in ihrem Umfange von dreißig Zoll bis zu zwei Zoll und sind sämmtlich in der Fabrik des Herrn Freund in Berlin gegossen. Die Leitung geht durch alle Straßen der Stadt und versorgt diese mit dem nöthigen Wasser. Für drohende Feuersgefahr ist die Residenz in gewisse Bezirke eingetheilt und in jeder Straße befinden sich an bestimmten Häusern mit rother Farbe numerirte Marken, welche die Stellen andeuten, wo die Röhren sich öffnen. Durch Einschraubung eines Schlauches wird sodann alsbald das nöthige Wasser an Ort und Stelle für die Spritzen und Eimer auf die leichteste Weise herbeigeschafft. Aus diesen Ventilen strömt auch das zur Straßenreinigung und Sprengung gewünschte Wasser. Auch die in Berlin mit Recht verrufenen Rinnsteine werden auf diese Weise gereinigt und von dem mephitischen Schmutz befreit, welcher sonst die Residenz verpestete. Der Nutzen für die allgemeine Gesundheit ist einleuchtend genug; es ist statistisch festgestellt, daß in Städten mit Wasserleitung die Gefährlichkeit der Epidemieen in auffallender Weise abgenommen hat, der Gesundheitszustand der Einwohner ein besserer und das Mortalitätsverhältniß der Einwohner ein weit günstigeres geworden ist.

Außerdem tragen die neuen Wasserwerke durch Einrichtung von öffentlichen Fontainen und privaten Wasserkünsten wesentlich zur Verschönerung der Residenz und zur Verbesserung der Atmosphäre bei.

Ein besonderes Verdienst sind jedoch die damit verbundenen Bäder und öffentlichen Waschanstalten, die vorzugsweise von den mittleren und unteren Volksclassen wegen des beispiellos billigen Preises benutzt werden, und Reinlichkeit, Sauberkeit und Behaglichkeit in allen Ständen verbreiten helfen. Durch die Wasserleitung erhält das ganze Hauswesen eine wesentlich wohlthätige Um-

änderung. Ein Druck auf den Hahn, und es ſtrömt in die Küche ſo viel Waſſer, als man braucht, und zwar das reinſte und beſte. Das Dienſtmädchen hat nicht mehr nöthig, zwei, ſelbſt drei und vier Treppen hoch die ſchweren Eimer keuchend hinaufzuſchleppen; ärmere Familien können ſelbſt ohne jede Bedienung und reichere mit geringerem Perſonal auskommen. Wie viel wird nicht an Zeit und Geld dadurch erſpart?

Die Wohnungen erhalten ein comfortableres Anſehen, die Straßen werden durch Sprengen von dem läſtigen Staube befreit. Der Werth der Häuſer ſteigt, die Feuersgefahr vermindert ſich, wie die ſtatiſtiſchen Berichte nachweiſen, und ſomit müſſen mit der Zeit auch die Verſicherungsprämien geringer werden. Der Nutzen für die allgemeine Geſundheit iſt aber die Hauptſache, und das ganze gefürchtete Heer der Epidemieen verliert dadurch viel von ſeinen Schrecken, da notoriſch Schmutz, Unſauberkeit u. ſ. w. zu ihrer Verbreitung das Meiſte beitragen.

Die Berliner Waſſerwerke.

Durch die bald allgemein eingeführten Waſſercloſets wird ein Quell von thieriſchen Effluvien, deren Schädlichkeit hinlänglich nachgewieſen iſt, vollkommen beſeitigt, abgeſehen von den übrigen daraus erwachſenden Annehmlichkeiten. Ebenſo kann jetzt auch der minder Wohlhabende die Bequemlichkeit einer eigenen Badeſtube ſich weit leichter und ohne allzu große Opfer verſchaffen; ein Vortheil, den der Reiche früher nur allein für ſich beanſpruchen durfte.

Die Koſten der Waſſerleitung im ein Haus betragen vier Procent von dem jährlichen Miethsertrage deſſelben. Das Waſſer zur Beſprengung von gepflaſterten Straßen koſtet für jede hundert Quadratfuß Flächenraum jährlich vier Silbergroſchen; die Lieferung für Gärten wird mit ſechs Thalern zwanzig Silbergroſchen für den Morgen Land berechnet. Beſonders groß iſt aber der Nutzen des Waſſers für die Gewerbtreibenden, welche früher genöthigt waren, ihre Wohnungen deshalb an beſtimmten Orten zu nehmen, oder nur mit bedeutenden Koſten ihren Bedarf herbeizuſchaffen. Dieſe zahlen für 100 Cubikfuß = 2700 Quart den Preis von 3½ Sgr., der bei einem täglichen Mehrverbrauch, als 300 Cubikfuß, auf 2 Sgr. ermäßigt wird.

Außer dem beſchriebenen Werke vor dem Stralauer Thore hat die Geſellſchaft zur Aushülfe noch ein großes Waſſerreſervoir auf dem Windmühlenberge angelegt, von wo daſſelbe durch ſein eigenes Gefälle nach der Stadt ſtrömt, ſo daß unter keiner Bedingung, ſelbſt nicht beim niedrigſten Waſſerſtande, ein Mangel eintreten kann. — Wenn auch gegenwärtig in Berlin noch viele Häuſer dieſer großen Wohlthat entbehren, ſo dürfte bald der Zeitpunkt nicht mehr fern ſein, wo jedes Gebäude mit der Waſſerleitung verſehen ſein wird, da die Vortheile ſich immer mehr auch ſelbſt denen aufdrängen, welche gewöhnlich jede Neuerung mit Mißtrauen und Vorurtheil begrüßen.

Max Ring.

Die Braut der „ſchwarzen Geſellen“.

I.

Es war im Jahre des Herrn 1813, Februar. Nach langem, ſchmachvollem Druck waren die Völker bereit, gleich Rächerſchaaren aufzuſtehen, wenn nur ein Zeichen ihrer Fürſten ihnen bekunden würde, daß für den blutigen Dienſt ihnen der Lohn werde, den ſie fordern konnten. Die Freiheit, das freie Leben und Denken ſollte man ihnen verſprechen. — Genug, es war im Jahre des Heils 1813, als Friedrich Wilhelm III. die nach Rache brennende Jugend zu den Waffen rief, und wer weiß es nicht, wie opfermuthig, wie titanenhaft dieſe Jugend, das ganze Volk aufſtand, um den Thron des Königs zu erobern. Ein Wink des Königs — und hunderttauſend Menſchen ſtanden auf, dem Vaterland die neue, ver=

heißene Zukunft zu erobern. Jeder, der eine Waffe tragen konnte — Knaben, die kaum der Last des Gewehres gewachsen waren; Jeder, der hassen konnte und Begeisterung kannte, der die Größe der Nation mit seinem Blute bezahlen wollte, hatte er gleich Weib und Kind, kranke Eltern oder Geschwister; Jeder, der noch auf Versprechen baute, — zog in's Feld, um den König zu retten, sein Vaterland zu befreien, der versprochenen Freiheit sich werth zu machen, denn Freiheit ist ein ehrenwerthes Ding.

Nicht Blei genug konnte es geben, nicht Fahnen, nicht Banner genug, um die große Schande auszuwetzen: — wer weiß es nicht? Die ritterliche Jugend Preußens an der Spitze, schaarten sich alle Stämme, alle Völker des zertrümmerten deutschen Kaiserreiches hinter ihr auf. Man hatte nichts als Muth, Begeisterung und seine Ehre den schlachtgewohnten Garden und Kriegern des Cäsars entgegenzusetzen; aber man siegte, wie die Wahrheit siegt, man schlug, wie freie Helden schlagen, man stürmte, man jauchzte durch den Pulverdampf der Kanonen, von denen jeder Schuß die Morgenröthe einer Freiheit — zuschoß; man rang, man bezwang, und von der Katzbach bis zum Rhein, von Weiler zu Weiler, von Stadt zu Stadt, bis zur Notre-Dame von Paris erbebte das donnernde deutsche Victoria!

Nun — es war in diesem Jahre 1813, als ein junger Major mit seinem schönen Weibe in einer elenden Schenke von Breslau wohnte, wo der erste Waffenplatz der aufgestandenen Völker war. Der junge Major war eine echte offene Soldatenfigur, Treue, Bravheit und Muth sprachen aus seinen Augen, und sein Name war durch seine Wunden, die er bei Kolberg erhielt, von hellem Klange. Das war Adolf von Lützow. Seine Gattin war eine geborene Dänin, eine Gräfin Ahlefeldt, aber ein echt deutsches Kind, begeistert für die Sache der Freiheit, der Schutzengel Lützow's. Sie war damals 23 Jahre alt, schön, daß jedes Männerauge sich daran entflammte, geistvoll und vom glühendsten Vaterlandsgefühl beseelt. Sie sollte, eine schwärmerische Gattin Lützow's, eine geliebte Braut jener wilden, verwegenen Jagd werden, die unter Lützow's Führung sich mit unvergänglichem Ruhme zu den Thaten des Befreiungskrieges drängte.

Während Lützow's Geschäfte ihn außerhalb des Hauses in Anspruch nahmen, übertrug er Elisen, seiner Gattin, die sich zum Kriegsdienst meldenden Freiwilligen anstatt seiner zu empfangen, und sofort anzuwerben. In einer elenden Bierstube, mit hölzernen Bänken, nahm die edle Frau jene stürmische Jugend auf, die sich zum Befreiungskampf herandrängte. In der ärmlichen Umgebung erschien den jungen Leuten die schöne, von hochherzigen Gefühlen beseelte Frau wie ein höheres Wesen, von dem sie bezaubert wurden, ja wie der Genius der Freiheit selbst, der ihnen ihre Bahn anwies, und ihnen Todesmuth und Opferfreudigkeit verlieh. Elisens ganzes Wesen war in jener, ach! so kräftigen Zeit wie von einem ungewöhnlichen Glanze verklärt; sie liebte ihren Gatten treu und warm, aber jene höchste Höhe feurigster Leidenschaft und glühender Begeisterung, die sie damals an den Tag legte, konnte ihre große Seele nie für einen einzelnen Menschen, sondern nur für ein mächtiges Weltgeschick, für Vaterland, für Freiheit und Poesie empfinden. Hier floß Alles in einem Brennpunkte zusammen, die Geschichte selbst schien einer wunderbaren Dichtung gleich, die Dichter griffen mit zum Schwerte, und der Donner der Schlachten vereinigte sich mit den enthusiastischen Vaterlandsgesängen feuriger, um die heiligste Manneszier streitender Männer. Auch Theodor Körner ließ sich von so schöner Hand anwerben, und wer kennt nicht seine glühenden Gesänge, diese Leyer der deutschen Jugend, die ihre Schwerter flammen machte? *

So, von Elisa's Hand geworben, entstand endlich die berühmte Freischaar, diese wilde, verwegene Jagd von Lützow's schwarzen Gesellen. Es ist wahr, daß Durst nach Rache, nach Freiheit und Thaten zuerst jene jungen Krieger zusammengeführt hatte, aber der Einfluß, den Elise auf die ganze Freischaar übte, war ein ungeheurer: sie war die Braut der schwarzen Gesellen, das Herz dieses Rächercorps, eine verehrte Königin dieser „Poesie des ganzen Heeres." Man versteht erst recht den Geist, welcher diese jungen feurigen Helden beseelte, die aus Künstlern, Aerzten, Geistlichen, Dichtern, Lehrern und Naturforschern, aus Vornehmen und Geringen seltsam gemischt waren, diese Verbrüderten, die zum großen Theil jenem deutschen Bund angehörten, der mit kühnen Plänen umging, diese Schwarzen, welche keine andere Farbe trugen, weil sie damit ausdrücken wollten, daß das deutsche Leben noch versinstert sei, — diese ganze Gestaltung versteht man erst recht, wenn man daran denkt, daß eine reizend schöne, von den kühnsten Idealen beseelte Frau ihren Mittelpunkt bildete, und die Herzen entflammte. Darum waren die Schwarzen ebenso gesittet, als tapfer, ebenso gefühlvoll als hartnäckig im Kampf. Heute huschen alle jene Gestalten dieses schwarzen Gesellencorps wie düstere Rachegeister an unserer Phantasie vorüber; sie haben für uns etwas märchenhaft Gespenstisches, wie sie, den Todtenkopf am Czako, den Säbel in der Faust, die Rache um den Schimpf deutscher Schmach, die Hoffnung auf die Freiheit im Herzen, den alten Erbfeind aufzustöbern suchten. Rom und Griechenland und die kräftige Ritterzeit waren keine Märchen mehr; alles Größte strahlte wiedergeboren in hellem, frischem Lichte. Und wenn diese todesmuthigen Jünglinge die dumpfe Trommel hörten, und das Signal zum Angriff vernahmen: — ein kurz Gebet, „Herr, Dir befehl' ich meine Seele!" — dann ein Blick auf die milde Schönheit der verehrten Cerpsbraut, ein Wink von Lützow's Säbel — und in den Pulverdampf hinein raste die verwegene Jagd; die Schwerter klirrten, und die jungen Feuermänner Lützow's schlugen dem Vaterland zu Ehre, der schönen Geliebten zu Liebe. Sie begeisterte hundert Herzen, und wenn sie bluteten, vom Schuß der feindlichen Schaaren getroffen, dann quoll ein edler Tropfen Herzblut auch für die Braut der Freischaar. Und Elisa selbst saß dann unter dem Donner der Kanonen, unter dem Geknatter der Gewehre, und die Brust wollte ihr zerspringen, wenn sie die bange Nacht im einsamen Zimmer zubrachte, und die Binden zuschnitt, welche das Blut aus der Treuen Wunden hemmen sollte. Sie pflegte, wenn ihr Gemahl verwundet worden, diesen mit aufopferndster Treue — und das kam häufig vor. Lützow holte sich fast in jedem Gefecht eine Wunde für das Vaterland; er ward zerhackt und wieder geflickt, aufgetrennt und wieder zusammengeleimt. Wenn er ging, so wackelte er wegen seiner vielen Wunden, wie ein Invalide; stieg er zu Pferde, so bedurfte er ihretwegen einiger Hülfe — aber saß er einmal im Sattel, so war er das Muster eines Husarenofficiers, ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Aber auch viele der andern Verwundeten pflegte die Braut des schwarzen Gesellencorps mit ihren eigenen Händen, und erschien bei den leidenden Kriegern wie ein hülfreicher Genius, voll zarter Sorgfalt, tröstend und wohlthuend. Wie sie die Lebenden zu begeistern vermochte, so verstand sie die Gefallenen zu betrauern.

So sehr strebten aber auch die wilden Jäger danach, Elisa ihre Hingebung zu bezeigen, daß viele Siegesbeuten, die gemacht wurden, ihr als Zeichen der Verehrung geschenkt wurden. Lützow selbst gab ihr solche Trophäen; noch im letzten Feldzuge 1815, als nach der Schlacht von Belle-Alliance der Lieutenant Leo Palm der Erste war, der in den eroberten Wagen des flüchtenden Kaisers hineinstieg, verschmähte er, von den vielen darin befindlichen Schätzen etwas für sich zu nehmen, aber zwei Gläser und ein paar Handschuhe Napoleon's überbrachte er der Lützower Braut als Andenken. Sogar ein auf dem Schlachtfelde gefundener großer Hund von seltener Schönheit wurde ihr geschenkt, und ist viele Jahre lang ihr treuer Begleiter geblieben.

Und ein schöner Ehrenplatz war es auch, den Elisa von Lützow als Braut dieser tapferen Schaar inne hatte. War doch Freiheit, Patriotismus und Poesie das Gebiet, dem sie wie eine milde Fürstin vorstand! Regierte sie doch über Herzen, über Schwerter und Leyern von reinstem Gehalt! Da war der wunderliche Alte im Bart, der Turnerkönig Friedrich Ludwig Jahn, der „erste deutsche Freiwillige", wie er genannt wurde, mit seiner Devise: „Frisch, frei, fromm, fröhlich!" Da war Theodor Körner, der glühende Sänger,

> . . . . . Krieger oder Dichter, beides auch,
> Ein Schwanengesang war seiner Seele Hauch;
> In Lorbeer kämpfte er, in der Begeist'rung Feuer,
> Ein Hymnus deutscher Liebe klang von seiner Leyer!

Da war der mehr als siebenzigjährige Rittmeister von Fischer, die komische Figur unter ihnen, der die Schlauheit des Odysseus geerbt hatte und der mit einem alten Richtschwert umherging, weil ihm keines für die deutsche Sache groß genug war; dann Peter

* Wir machen hierbei auf das von der Nichte Varnhagen von Ense's, Ludmilla Assing, unlängst erschienene Werk: „Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Gattin Adolf von Lützow's, die Freundin Karl Immermann's," (Berlin, Franz Duncker), aufmerksam, dem der Stoff dieses Artikels entlehnt ist. Der Verfasser.

Digitized by Google

Beuth in seiner curiosen Rüstung, Lützow's Brüder Leo und Wilhelm, sein Schwager Graf zu Dohna, die braven Petersdorff's, Palm, Tümmel, Ennemoser, Friedrich Förster, Meckel, August v. Bietinghoff und endlich Friedrich Friesen, der edle, schöne, blonde Jüngling, mit den feinen, fast mädchenhaften Zügen, welcher von allen, die ihn kannten, heißgeliebt wurde, „an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher, eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden," wie ihn Jahn beschreibt, „ein lichter Schönheitsstrahl," wie Arndt ihm gesungen. Früh raffte ihn der Tod in den Ardennen dahin, und Elisa klagte lange um dieses edlen Lützower's Verlust, der ihr mehr als alle Anderen lieb gewesen war. — O, dies war eine große Erscheinung in jener großen Zeit, und wir wollen hoffen, daß sich in Zeiten der Gefahr wieder freie Lützower finden und ein Weib, das sie zu edlen Thaten begeistert!

II.

Der Befreiungskampf war aus; ein Freiheitskampf war es nicht gewesen! Aus war es mit dem Klang der Schilde und der Schwerter, mit glühenden Liedern, mit Begeisterung und Hoffnung! Das Volk flickte seine Wunden zu und brütete; man dankte in schönen Erlassen und freute sich, daß die Throne wieder fest standen.

Die Gattin Lützow's, die Braut der verwegenen Jagd, sehnte sich nach einem anderen Ideal, als nach dem begrabenen; eine glühende Liebe bildete sich bei Immermann für sie heran, und allmählich ward ihr das Verhältniß zu ihrem Gatten zu prosaisch. Lützow selbst, vielfach zurückgesetzt und verstimmt über den Undank des Staates, dem er gedient, sah in seinem Weibe nicht mehr die hochherzige, schwärmerische Geliebte von ehemals; eine Spannung beider trat ein, und die beiden Gatten ließen sich 1825 scheiden, ohne jedoch die freundschaftlichen Beziehungen zu einander abzubrechen. Lützow, im Grame um den Leichtsinn, mit dem er sich von Elisa hatte scheiden lassen, starb 1834.

Seine Gattin nahm nach der Scheidung ihren Familiennamen, Gräfin von Ahlefeldt, wieder an, und wurde die treue Freundin des deutschen Dichters Immermann, des Verfassers von „Münchhausen." Immermann, der durch der Geliebten Nähe einen reichen Dichterfrühling gefunden hatte, bot der Theuren wiederholt seine Hand an; aber sie konnte sich zu einer zweiten Ehe nicht entschließen, und blieb dem Dichter eine liebende Freundin, eine treue, sorgende Gefährtin, eine reiche, anregende Muse. Sie war mehr phantastisch, als leidenschaftlich, und dachte es sich schön, einem begabten Dichter in seiner Art sein Dasein zu versüßen. So lebte sie mit Immermann zu Düsseldorf in einem reizenden genußvollen Stillleben. Aber diese ihres Zieles verfehlende Liebe, konnte Immermann auf die Dauer nicht genügen; er lernte ein anderes Mädchen kennen und verheirathete sich endlich mit demselben. Bitter getäuscht, schied nun die Gräfin Ahlefeld aus seinem Hause. Immermann selbst aber starb in der besten Kraft bald nach dem Verlassen seiner Muse.

Gräfin Ahlefeldt lebte nach einer italienischen Reise bis zum März 1855 in Berlin, und hielt dort einen jener literarischen Cirkel, die das Geistesleben geistreicher und edler repräsentirten, als die Mode gewordenen commerzienräthlichen Soireen. Ueber Vieles enttäuscht und oft von ihrer Phantasie und ihren Idealen betrogen, starb dies seltene, hochherzige und geistvolle Weib am 20. März 1855, betrauert von Vielen als edles Gebild der Weiblichkeit und als die frühere schöne Braut des schwarzen Gesellen-Corps.

E. Schmidt-Weißenfels.

Blätter und Blüthen.

Carnevale. Vor einigen Jahren wurde das Lesezimmer der Bibliothèque Royale in Paris von einer Person häufig besucht, deren seltsame Tracht die Aufmerksamkeit eines jeden Gegenwärtigen auf sich zog. Sie war einmal in rothes, das andere Mal in blaues oder gelbes Tuch vom Kopfe bis zu den Füßen gekleidet, um den Hals hing eine Schnur mit einem Orden und der Hut war geschmückt mit künstlichen Blumen, Perlen und anderem Flitter. So oft diese Person kam, setzte sie sich an einen besondern Platz und schien voll Aufmerksamkeit zu lesen. Es war ein Mann, der sich dem Greisenalter näherte, und die Furchen seines Gesichts erzählten von tiefem Leid, das die Neugierde, wer er wohl sei, steigerte. Fragte man, so war die kurze Antwort: „Es ist Carnevale." Denn die gewöhnlichen Besucher der Bibliothek meinten, seine Geschichte sei aller Welt bekannt.

Carnevale war aus einer sehr achtbaren Familie in Neapel. Im Jahre 1826 kam er als junger, hübscher und sehr wohlhabender Mann nach Paris. Mit solchen Vortheilen fiel es ihm nicht schwer, in der Gesellschaft Zutritt zu erlangen, und seine Landsleute empfingen ihn mit offenen Armen. Plötzlich jedoch verschwand er, Niemand wußte, wo er war, bis man später entdeckte, daß er ein Mädchen liebe und sich zurückgezogen habe, um unbelästigt ihre Gesellschaft zu genießen. Doch sein Glück war von kurzer Dauer, das Mädchen starb und ihr Tod raubte dem Armen nicht blos das ihm Theuerste, sondern auch den Verstand.

Als er sich einigermaßen von dem heftigen Schlage erholt hatte, ging er täglich zum Grabe und weinte und betete. Der Wächter des Kirchhofs bemerkte, daß er bei jedem Besuche ein Papier in Form eines Briefes hervorzog und unter den Stein legte. Dies wurde den Freunden Carnevales bekannt, einer von ihnen ging zum Grabe und fand fünf Briefe, gerade so viel, als Tage seit dem Begräbnisse verflossen waren. Der letzte lautete:

„Theuerste! Du antwortest mir nicht und doch weißt Du, daß ich „Dich liebe. Hast Du mich vergessen in Mitte der Beschäftigungen im „Jenseits? O, das wäre ungütig, sehr ungütig! Aber fünf Tage, fünf „lange Tage sind verflossen ohne Antwort, ohne Nachricht von Dir. Ich „kann nicht schlafen, und schließe ich die Augen auf einen Augenblick, so „träum' ich von Dir.

„Warum ließest Du nicht Deine Adresse zurück? Ich würde Dir „Deine Kleider und Bijouterien senden. — Doch nein, schicke nicht nach „ihnen; aus Erbarmen lasse sie mir. Ich habe sie auf Stühle gelegt und „bilde mir ein, Du seiest im Nebenzimmer und daß Du bald eintrittst, um „Dich zu kleiden. Außer diesen Sachen, die Du getragen hast, ist auch „mein kleines Zimmer durchduftet; und das macht mich glücklich, wenn ich „eintrete. — Ich wollte, ich hätte Dein Bildniß so recht ähnlich, so daß „es wetteifern könnte mit dem, das ich schon habe. Dieses ist in meinen „Augen und kann nie sich ändern. Ob ich die Augen offen oder zu habe, „ich sehe Dich stets. Heißgeliebte, wie geschickt ist der Künstler, der mir „dieses Bildniß ließ. — Lebewohl, Einzige! Schreibe mir morgen oder „heute, wenn Du kannst. Bist Du sehr beschäftigt, so schreibe mir wenigstens eine Zeile oder auch nur drei Worte. Sage mir, daß Du mich „liebst."

Seine Freunde meinten, er sei nur von tiefer Melancholie ergriffen, die mit der Zeit schwinden würde, und ersuchten den Wächter des Kirchhofs, die Briefe sogleich wegzunehmen, so bald Carnevale sie hingelegt haben würde; aber das Resultat war ein anderes, als sie erwartet hatten. Er fiel in düstre Verzweiflung, als er von der Geliebten keine Antwort erhielt, und besuchte nicht weiter den Kirchhof.

Um diese Zeit war es, daß er auf den Boulevards bei einem Tuchhändler allerlei Tuch von heller Farbe bemerkte. Er lächelte, trat in den Laden und kaufte mehrere Ellen von jeder Sorte Tuch. Eine Woche darauf erschien er in den Straßen völlig in Roth gekleidet; Hut, Rock, Weste, kurz alles war roth und von phantastischem Schnitt. Viele Leute sammelten sich um ihn und wohl fünfhundert Personen hängten sich an seine Fersen. Am nächsten Tage betrat er die Straße in Kleidern von gelber Farbe, einen Tag später in hellblau, stets gefolgt von einer gaffenden Menge. Doch bald wurden die Pariser seines Anblicks gewohnt und zuletzt sahen nur Fremde auf ihn. Man bemerkte jedoch, daß er sich nach der Stimmung seines Geistes zu kleiden schien; in der rothen Farbe erschien er immer am heitersten.

Während der Revolution von 1830 hätte seine sonderbare Kleidung ihm bald den Tod zugezogen. Da er nie eine Zeitung las, nie auch mit Andern sich in Gespräch einließ, so wußte er auch von der ganzen Bewegung nichts. Als er am 28. Juli längs den Quais ging, traf er mit Insurgenten zusammen, die ihn für einen fremden Prinzen hielten, wegen des Ordens an seiner Schnur. Schon faßte man ihn, um ihn in die Seine zu werfen, als Jemand ihn erkannte und befreite. Es fiel schwer, ihm verständlich zu machen, in welchem Zustande Paris sich befände und daß er sich anders zu kleiden habe. Als er sich aber wieder schwarz trug, verfiel er auch wieder in Trauer. Er fühlte sich wieder beunruhigt, erinnerte sich wieder des Verlustes seiner Geliebten und seine Vernunft, die er täglich mehr schwinden fühlte, gab ihm ein, sich nach dem Hospital von Bicêtre zu begeben und der Behandlung der Aerzte zu unterwerfen. Diese erstaunten nicht wenig, den Wahnsinnigen so ruhig über seinen Zustand reden zu hören.

„Schicket nach meinen hellen Kleidungsstücken," sagte er eines Tages.

Man that es, und sobald er seine Kleidung wieder an hatte, erlangte er auch wieder seine alte Heiterkeit.

„Die schwarzen Kleider machten mich krank," sagte er. „Welche Thoren seid Ihr, solcher häßlichen Mode zu huldigen. Was mich betrifft, so bin ich am heitersten in Roth, es steht mir so gut und außerdem wiß en meine Freunde, was das zu bedeuten hat. Sehen sie mich in Roth, sagen sie: Carnevale ist heute gut gelaunt; bin ich das nicht, so kleide ich mich gelb, das sieht auch hübsch aus; fühle ich mich jedoch etwas melancholisch, so ziehe ich mich blau an."

Als er das Hospital verließ, fand er, daß sein Vermögen sich genau-

Digitized by Google

dert habe, weshalb er sich entschloß, Stunden in Italienisch zu geben. Es fehlte ihm nicht an Schülern, denn seine Geschichte gewann ihm so manchen Freund. Die Art des Unterrichts war sehr gut; nie machte er seinen Schülern Vorwürfe. Hatten sie gefehlt, so versprach er, am nächsten Tage in seiner apfelgrünen Kleidung zu erscheinen; war er nicht zufrieden, so sagte er: morgen muß ich in meinem kaffeefarbigen Kleide kommen. Solche Strafe oder Belohnung war ihm leicht, denn er hatte wohl mehr als sechzig Anzüge von verschiedener Farbe, zu denen Niemand als er Zutritt hatte.

Seine Bekanntschaften waren sehr zahlreich. Seine freundlichen Manieren, seine harmlose Excentricität ließen ihn überall gern gesehen sein. Den Armen gab er seinen Mitteln nach reichlich und kein armer Italiener sprach ihn jemals vergeblich an; vielen leistete er erfolgreiche Dienste, da er einflußreiche Freunde besaß; beim neapolitanischen Gesandten speiste er fast täglich.

Seine Gewohnheiten waren sehr einfach. Um fünf Uhr stand er von seinem Lederstuhle auf, denn in einem Bette wollte er nicht schlafen. Zum Frühstück aß er gewöhnlich Kartoffeln, die er sich zubereitete. Den Tag widmete er zumeist seinen Schülern oder der Bibliothek und endete ihn mit einem Spaziergange auf die Boulevards. Traf er da einen Bekannten, so schloß er sich ihm an und schwatzte über Italien, Musik und andere Lieblingsthemata. Dabei aber bildete er sich ein, daß die Personen, mit der er so zusammentraf, Bellini, Napoleon, Malibran oder eine ähnliche berühmte Person sei. Diese Einbildung war für ihn eine Quelle großen Vergnügens. Umsonst sagte man ihm, Napoleon, Malibran u. s. w. wären todt. Darauf antwortete er gewöhnlich:

„Für Sie wohl, das geb' ich zu, aber nicht für mich. Ich bin mit Sinnen begabt, die Sie nicht besitzen. Ich versichere Sie, sie sind nicht todt und lieben mich und meine Gesellschaft."

Armer Carnevale! Möge die Sonne freundlich auf Dein Grab scheinen!

Gerstäcker, von dem wir in letzter Nummer einen Artikel über die Pirschpfade der Gemsjagd brachten, arbeitet, wie wir hören, an einem neuen Romane, der vielleicht noch im Laufe dieses Winters erscheinen wird. Sein Buch über die Gemsjagd in prachtvoller Ausstattung, mit 31 Holzschnitten und 12 größeren Lithographien, aus dem der „Pirschpfad" nur theilweise entlehnt war, findet eben so viele Leser wie Besitzer und liefert zugleich den wiederholten Beweis, daß Gerstäcker ein eben so vortrefflicher Schilderer der Natur, wie passionirter und glücklicher Jäger ist.

Allgemeiner Briefkasten.

F. L. in A. Ihr Artikel: „der Mittelstand" enthielt manches Wahre, aber auch viele Angriffe nach rechts und links, die wir nicht vertreten möchten. Es ist ebenso wenig wahr, daß hohe Stellung im Leben hart und fühllos mache, wie es richtig ist, wenn Sie den weniger gebildeten Classen Habsucht und Mitleidlosigkeit vorwerfen. Die wahre Bildung, die des Herzens, schlägt überall ihre Werkstatt auf und nur in der Brust des Geldmenschen der Neuzeit, der seine Reichthümer nicht durch Arbeit, sondern im Tummel der Speculation und des Spiels gewinnt, findet sie kein Plätzchen. Dieser beweist seine Bildung durch äußern Glanz, durch feine Soupers, durch Pferde und anrüchige Liebschaften und auf ihn paßt, was Börne sagt: „Rothblum macht das Herz schneller hart als kochendes Wasser ein Ei." Und ja, der Mittelstand liefert zu dieser Sorte Menschen ein reiches Contingent. Deshalb ist Ihr Artikel nur halb wahr und Ihre Verurtheilungen nach Oben und Unten unbegründet. Erlauben Sie mir Ihnen durch einige Beispiele zu beweisen, wie ungerecht es ist, den Stab über gesellschaftliche Schichten im Allgemeinen zu brechen.

Die Frau Hauptmann L., eine Wittwe, arm und nur mit einer kargen Pension bedacht, war gezwungen, um sich und ihren einzigen Sohn zu ernähren, für fremde Leute zu arbeiten und sie that das, obwohl's ihr in der Wiege nicht gesungen war, doch gern und willig und mit Anstrengung aller ihrer Kräfte. Sie lebte still und zufrieden, ihre einzige Freude bestand in den Briefen ihres Sohnes, der sich auf einer Schule in der Residenz zum Techniker heranbildete. Bei ihrem Fleiß und der großen Genügsamkeit, mit der sie wirthschaftete, war ihr Budget stets in Ordnung und nur, als der Sohn gezwungen war, zu seiner weiteren Ausbildung eine größere Reise anzutreten, fühlten ihr die nöthigen Mittel, so daß sie sich genöthigt sah, Freundeshülfe in Anspruch zu nehmen. Betteln wollte sie nicht, sie verfluchte es Geld zu leihen, aber überall fand sie nur schöne Reden und bedauerndes Achselzucken, nirgends eine offene Börse. Da entschloß sie sich, ihrem Sohne zu lieb, das letzte theure Andenken ihres Gatten, eine reichbesetzte Uhr, zu verkaufen. Vor einigen Monaten begab sie sich zu einem Juwelier in der X-Straße und trug ihm die Uhr zum Kauf an, der auch nach langem Handeln und nachdem sie unter Thränen die Veranlassung des Verkaufs erzählt hatte, zu Stande kam. Zitternd überreichte sie dem Juwelier das Erbstück. In dem Momente aber, als sie sich unter Schluchzen von dem theuren Andenken trennen wollte, näherte sich ihr eine junge anwesende Dame. „Bitte, geben Sie mir die Uhr," sagte sie rasch, bezahlte den Preis und verließ dann eilig das Gewölbe. Erstaunt sahen sich der Juwelier und die Hauptmännin an. Weder er noch sie kannten die Dame und die arme Wittwe verließ endlich den Laden, ohne zu wissen, in welche Hände das theure Stück gekommen war.

Als sie die Straße betrat, dämmerte es schon. Sie war kaum einige Schritte gegangen, als sich ihr eine elegante weibliche Gestalt näherte, in der sie sofort die Dame aus dem Laden erkannte. In demselben Augenblicke fühlte sie auch eine Hand ergriffen und eine zitternde, von Rührung übermannte Stimme redete sie an. „Nehmen Sie, nehmen Sie," drängte die Dame. „Sie sollen sich nicht von der letzten Liebesgabe Ihres Mannes trennen. Mein Gott, wie schwer muß Ihnen dieser Gang geworden sein!" Dabei drückte sie der erstaunten Hauptmännin etwas in die Hand und ehe sich diese noch besinnen konnte, was das Alles zu bedeuten habe, war die Dame verschwunden. Als die Wittwe das Papier öffnete, fand sie ihre Uhr.

Lange forschte sie vergebens nach, erst vor Kurzem und nur durch einen Zufall hat sie erfahren, daß die unbekannte Dame die Gräfin B. . . . g war.

Das war die Aristokratin!

Ich habe einen armen Gesellen gekannt, der sich durch Fleiß und Arbeiten nach Feierabend nach und nach fünfzig Thaler erspart hatte. Er war ein tüchtiger, wackrer Mensch und liebte ein Mädchen aus der Nachbarschaft mit der ganzen Gluth eines unverdorbenen Herzens. Lange trug er seine Neigung mit sich herum, endlich eines Tages nahm er all' seinen Muth zusammen und gestand dem Mädchen seine Liebe. Es war die glücklichste, aber auch die schwerste Stunde seines Lebens. Das hübsche Kind hörte ihn ruhig mit an. Dann gab sie ihm treuherzig die Hand. „Ich weiß es, Meyer," sagte sie mit thränendem Auge, „ich weiß es seit langer Zeit, daß Sie mich wohl leiden mochten und nur stets nachgeseigt sind, wenn ich die Straße hinab ging, und ich darf es Ihnen jetzt wohl gestehen, daß es mich immer gefreut hat, daß solch ein ordentlicher Bursche mich armes Mädchen gern gehabt. Aber Gott hat es nicht gewollt." — Und nun erzählte sie ihm mit zagender Stimme, daß er eben zu spät komme, denn sie liebe seit Jahren schon einen anderen Gesellen, der sie auch heirathen werde, sobald es die Umstände und seine Mutter gestatteten. Diese Mutter aber wolle von der Heirath nichts wissen, weil sie doch ein gar zu armes Mädchen sei und nicht einmal eine kleine Ausstattung mitbringe in die neue Wirthschaft. „Freilich," schloß sie mit einem tiefen Seufzer, „wenn ich nur 50 Thaler hätte, könnte ich recht glücklich werden" —

Der arme Geselle, obwohl er sehr bleich geworden, bat sie ruhig aussprechen lassen und dann Abschied von ihr genommen — auf immer! „Behüt dich Gott, Gretchen" — mehr konnte er nicht sagen — „und vergiß mich nicht ganz" — Er hatte sie geliebt, so sehr und wahrhaftig geliebt, daß er schon glücklich war sie glücklich zu wissen, wenn ihm selbst auch dabei das Herz fast brach.

Acht Tage später ist aus der fernen Stadt L. ein Schreiben an das Mädchen gekommen, darinnen stand geschrieben und von einem Rechtsanwalt unterzeichnet und besiegelt, daß ein entfernter Anverwandter gestorben sei und ihr 50 Thlr. vermacht habe, die sie zu ihrer einstigen Ausstattung benutzen solle. Das Mädchen hat zwar verwundert den Kopf geschüttelt und sich durchaus nicht auf den Verwandten besinnen können, aber die funfzig Thaler waren eben da und zwei Monate später ist sie mit ihrem Wilhelm vor den Altar getreten. Sie hat es niemals geahndet und weiß es jetzt noch nicht, daß der arme Geselle, der sie so lieb hatte, sein ganzes Eigenthum hingegeben — um sie glücklich zu wissen.

Das that ein gewöhnlicher Arbeiter, dem Sie Eigennutz und Habsucht vorwerfen!

L. Wbr. in Wien und Egb. Gz. in Königsberg. Es hat sich herausgestellt, daß Marine-Aquarien nur in Seestädten möglich sind und deren Anschaffung aus England mit so viel Schwierigkeiten und Unkosten verbunden sein würde, daß wir kaum noch dazu rathen können. Ueber Süßwasser-Aquarien gibt das Roßmäßler'sche Buch vollständige Auskunft.

F. B. in Paris. Ihr Artikel über den Herzog Karl von Braunschweig kann keine Aufnahme finden. Wie das Unglück auch auftritt, im Herzogsmantel oder im abgeschabten Flaus des Flüchtlings — es ist Pflicht der Presse, es zu ehren und zu schützen und, selbst wenn einzelne Extravaganzen vorkommen, in der mildesten Weise darüber zu richten. Dem heimathlosen Verbannten gegenüber hört jede Rache auf. Wir finden es deshalb auch mindestens unzart, wenn man auf dem herzoglichen Schlosse in Blankenburg den Fremden einen prachtvoll gearbeiteten Stammbaum des Welfenhauses zeigt, auf dem alle Namen des erlauchten Stammes von Beginn ab bis zum jetzigen regierenden Herrn angegeben sind, nur der des Herzogs Karl nicht. Er war doch der Sohn eines Welfenvaters, war einst regierender Fürst und bleibt — wenn auch in der Fremde als Flüchtling — doch immer Bruder des Herzogs Wilhelm. Wir können nicht glauben, daß der Herzog von dieser Kriecherei irgend eines unterwürfigen Menschen weiß, und müssen nur bedauern, daß der Cavalier, welcher die Aufsicht über die herzoglichen Schlösser hat, eine solche Taktlosigkeit zuläßt.

Die Kräftigungs-Tinktur von Laurentius,

welche dummen leichtgläubigen Schwächlingen gegen vorherige Einsendung von vierzig Thlr. zugeschickt wird, gehört zu den Beutelschneider-Charlatanerien und besteht der Hauptsache nach in einer alcoholischen Lösung von Chinin und Eisen, die sich Jeder selbst für einige Groschen bereiten kann. Obschon ich dies in der Gartenlaube Jahrg. 1855. Nr. 47. deutlich genug auseinander gesetzt zu haben glaubte, so werde ich doch noch immer brieflich über die Laurentius'sche Kräftigungskur um Rath gefragt. Ich verbitte mir alles Ernstes derartige Briefe für die Folge.

Bock.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 3. 1858

Die Gartenlaube.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Kranken-Engel.

Novelle von Max Ring.

I.

Es war im Jahre 1811 am frühen Morgen, als der Verwalter Hartmuth auf einem oberſchleſiſchen Vorwerke die zur Arbeit für die Gutsherrſchaft verpflichteten Bauern muſterte und jeden bei dem Namen aufrief, um ſich von ſeiner Anweſenheit zu überzeugen. Die in Preußen damals beſtehende Erbunterthänigkeit war noch nicht aufgehoben, obgleich eine dahin zielende Cabinetsordre bereits erlaſſen und der Termin für dieſelbe feſtgeſtellt war. Die ländliche Bevölkerung hatte von dieſem wohlwollenden Vorhaben der Regierung unbeſtimmte Kenntniß erlangt und in ihrer Weiſe die ausſchweifendſten Hoffnungen daran geknüpft. In der Dorfſchenke wurde dieſe Angelegenheit lebendig hin und her beſprochen. Die Mehrzahl dieſer polniſchen Bauern hielt ſich von allen Verpflichtungen gegen ihre bisherigen Herrn frei; ſie glaubten, daß ihnen widerrechtlich die noch zu leiſtenden Dienſte zugemuthet würden. Es bedurfte nur eines geringen Anlaſſes, um eine offene Empörung hervorzurufen. Der Verwalter Hartmuth war von Natur ein ſtrenger und jähzorniger Menſch; der kleinſte Widerſpruch konnte ihn in Wuth verſetzen.

„Anton Kaziel!“ rief er mit lauter Stimme zum zweiten Male, da er keine Antwort erhalten hatte.

Statt des Gerufenen trat eine blaſſe, abgezehrte Frau in der dürftigſten Kleidung und demüthigſten Stellung hervor. Nach ſlaviſcher Sitte beugte ſie ſich, um den Rockſchooß des gnädigen Herrn Verwalters zu küſſen.

„Verzeihung!“ bat ſie mit ſchwacher Stimme, „aber mein Mann iſt krank; er liegt am Fieber und kann nicht aufſtehen.“

„Ich kenne das,“ entgegnete der Verwalter finſter. „Eure Krankheit iſt die Faulheit, aber ich werde Euch ſchon curiren. Dieſe Medicin iſt die beſte für ſolch' Geſindel, wie Ihr Alle ſeid.“

Dabei ſchwang er den gewichtigen Ochſenziemer, den er in ſeiner Hand hielt. Ein dumpfes Murmeln in dem Kreiſe der anweſenden Bauern wurde hörbar und reizte den Wüthenden nur noch mehr, ſtatt ihn einzuſchüchtern.

„Wer wagt es,“ ſchrie er laut, während das aufſteigende Blut ſein gewöhnlich rothes Geſicht ganz dunkel färbte, „hier ein Wort zu ſprechen? Den Erſten, der ſich muckt, laſſe ich in's Loch werfen und ihm fünfundzwanzig aus dem Pfeffer und Salz aufzählen. Ihr wißt, daß ich Wort halte.“

Die Drohung des großen und ſtarken Mannes, ſo wie die angeborene Furcht verfehlten auch diesmal ihre Wirkung nicht. Die Roboter ließen ihre Köpfe hängen und beugten ſich vor der gewohnten Autorität. Als der Verwalter ſeine Augen im Kreiſe herumſchweifen ließ, begegnete er nur dem Ausdrucke der alten, ſtupiden Unterwürfigkeit. Nur im Innern ſeiner Untergebenen knirſchte der Haß, welcher ſich nicht offen zu zeigen wagte. Nachdem die Ruhe auf dieſe Weiſe wieder hergeſtellt war, wandte ſich Hartmuth gegen die arme Frau.

„Gut,“ ſagte er mit rauher Stimme, „wenn Dein Mann krank iſt, ſo mußt Du an ſeiner Stelle hier bleiben und ſeine Arbeit thun. Die Herrſchaft kann und darf nicht darunter leiden.“

„Lieber, gnädiger Herr!“ flehte die Frau. „Das werden Sie doch nicht im Ernſt verlangen. Mein Mann kann ſich nicht von der Stelle rühren. Wer ſoll ihn pflegen, ihm einen Trunk reichen, wenn ich nicht zugegen bin? Und die Kinder, meine armen Kinder; ſie müſſen hungern und verkommen, wenn ich mich nicht um ſie kümmere.“

„Das geht mich nichts an. Zum Teufel! Wer heißt Euch ſo viele Kinder in die Welt ſetzen, die Ihr nicht einmal zu ernähren wißt! Marſch! in die Scheune mit den Dreſchern und wenn Du nicht Deine Schuldigkeit thuſt, ſo ſollſt Du mich kennen lernen!“

„Um des Himmels willen, ſein Sie barmherzig! Ich muß nach Hauſe. Mein Mann wird ja gern, wenn er erſt wieder geſund iſt, doppelt ſo viel arbeiten und das Verſäumte reichlich einbringen.“

Die geängſtigte Frau umſchlang mit ihren ſchwachen Armen die Kniee des Verwalters, um ihn zurückzuhalten, da er ſich zum Fortgehen anſchickte. Hätte er nur ihr bleiches, bekümmertes Geſicht geſehen, ſo würde er vielleicht milder geweſen ſein. Aber der Widerſtand, den er von ihrer Seite zu finden glaubte, verſetzte ihn auf's Neue in Wuth. Er wollte ſich losreißen und da ſie ihn noch immer feſtzuhalten verſuchte, ſo ſtieß er ſie mit Heftigkeit von ſich. Sie fiel und unglücklicher Weiſe mit dem Kopfe gegen einen großen Stein, der in der Nähe lag. Als ſie ſo niederſchlug, erhielt ſie eine große Wunde und das Blut rieſelte in warmen, rothen Strömen über ihr dunkles Haar und die bleiche Stirn. Regungslos lag ſie auf dem Boden; die umſtehenden Bauern waren ſtumm vor Entſetzen und auch der Verwalter ſelbſt ſchien ſeine vorſchnelle That zu bereuen. Einige anweſende Frauen beugten ſich mitleidig zu der Ohnmächtigen herab und bemühten ſich, ſie in's Leben zurückzurufen.

In dieſem Augenblicke trat ein junger Mann von kräftiger Geſtalt aus der benachbarten Schmiede, welche zu dem Hofe gehörte. In ſeiner ſchwieligen Fauſt trug er noch den gewichtigen Hammer, womit er ſo eben ein Pferd beſchlagen hatte. Eine

Digitized by Google

sonst dem oberschlesischen Volke mangelnde Energie drückte sich in seinen kühnen Zügen und in seiner festen Haltung aus. Das Geschrei der Frauen, die Bestürzung der Männer und der Anblick des ohnmächtigen Weibes hatten seine Neugierde erregt.

„Was gibt es denn, was ist hier vorgefallen?" fragte er die Zunächststehenden.

„Dort liegt Deine Schwester!" antwortete ihm einer der Roboter.

„Meine Schwester!" rief er erschrocken, indem er den Trupp durchbrach, der scheu zur Seite wich. „Sie ist todt, gemordet! O! wer hat dies gethan?"

Keiner der Umstehenden wagte, den Verwalter laut zu beschuldigen. Nur ihre stummen Blicke und Winke klagten ihn als Thäter an. Ehe Hartmuth noch ein Wort zu seiner Rechtfertigung vorbringen konnte, hatte ihn der Schmiedegesell am Halse gefaßt und holte mit seinem Hammer zu einem furchtbaren Streiche aus. Er hätte ihn sicher getödtet, wenn nicht der Verwalter durch eine schnelle und geschickte Biegung dem Schlage ausgewichen wäre. Mit der ganzen Stärke, die er besaß, suchte er jetzt seinem Gegner die gefährliche Waffe zu entreißen. Beide waren einander an Kräften gleich und es entspann sich daher ein erbitterter Kampf, dessen Ausgang höchst zweifelhaft schien. Der junge Mann hatte den Hammer fallen lassen und rang mit dem Verwalter, den er um den Leib gefaßt hatte. Bald lag der Eine, bald der Andere auf dem Boden und schaute mit vernichtenden Blicken in das von Wuth verzerrte Gesicht seines Feindes. Die Roboter hatten einen Kreis um die Kämpfer geschlossen, ohne sich zu betheiligen, obgleich sie in ihrem Innern entschieden die Partei des Schmiedegesellen nahmen und ihm den Sieg wünschten. So groß aber war noch immer die Macht der Gewohnheit und ihr sclavischer Sinn, daß sie nicht einmal ein Zeichen der Aufmunterung zu geben wagten. Nur über ihre stumpfen Gesichter zuckte zuweilen ein Blitzen, wenn der Verwalter auf einen Augenblick unterlag; sonst verhielten sie sich stumm.

Es herrschte das tiefste Stillschweigen, von Zeit zu Zeit durch das Schnauben und Aechzen der beiden Kämpfer unterbrochen.

Endlich hatte Pawel, so hieß der Schmied, seinen Gegner, dem er an jugendlicher Geschwindigkeit überlegen war, vollkommen überwältigt. Er kniete auf der Brust des Verwalters und während er ihn mit der einen Hand am Halse würgend festhielt, streckte er den andern Arm von Neuem nach dem Hammer aus, um, wie er beabsichtigte, den entscheidenden Schlag zu thun. Hartmuth bemerkte die drohende Gefahr und stieß einen lauten Schrei um Hülfe aus. Der ihm ergebene Schaffner des Vorwerkes und einige Knechte hörten ihn und eilten herbei, doch die drohende Haltung des Bauern schreckte sie zurück.

Schon hob Pawel die furchtbare Waffe empor, um sie zerschmetternd auf das Haupt des Gegners niederfallen zu lassen, als ein schwacher Schrei in seiner Nähe ihn aufhielt. Es war die Stimme seiner armen Schwester, welche aus ihrer Ohnmacht erwacht war und die Augen aufschlug. Ihr erster Blick fiel auf den Bruder und ihren Peiniger, der dem Todesstreiche mit höchster Angst in dem verzerrten Antlitz entgegensah. Er war ganz braunroth im Gesicht; seine mit Blut unterlaufenen Augen und der schlaff herabhängende Unterkiefer verriethen die Furcht einer gemeinen Seele.

„Halt ein, morde ihn nicht!" rief die Schwester, welche sich wieder erholt hatte und Alles sogleich begriff.

Sie war aufgesprungen und faßte nach dem Arme des Schmiedegesellen noch zur rechten Zeit, um die schreckliche That zu verhindern. Dabei sah sie ihn mit ihren sanften Augen so bittend an, daß er nicht zu widerstehen vermochte. Der Hammer entsank seiner Faust und, indem er seine Hand von dem Halse des Verwalters entfernte, benutzte dieser die unerwartete Gelegenheit, um sich vollends zu befreien. Sobald er sich der drohenden Gefahr entrückt glaubte, kehrte auch seine frühere Heftigkeit zurück. Pawel stand noch immer, seine wiedererstandene Schwester mit freudigem Erstaunen anblickend. Eben so schnell wie sein Zorn aufloderte, war auch derselbe wieder erloschen, als er die Todtgeglaubte noch am Leben fand. Nicht so Hartmuth, der kein anderes Gefühl als die Rache über den ihm angethanen Schimpf kannte.

„Greift den Mörder, bindet den Bösewicht!" rief er dem Schaffner und den Knechten des Hofes zu.

Diese zögerten anfänglich, seinen Befehl auszuführen, da sie den Muth des kräftigen Schmiedegesellen und die Uebermacht der Bauern fürchteten, welche diesen zu beschützen Miene machten. Aber die Drohungen des gefürchteten Verwalters und seine wiederholten Mahnungen brachten sie bald zu dem alten Gehorsam zurück. Zwei Männer näherten sich Pawel, um ihn fest zu nehmen.

„Flieh, flieh!" rieth ihm die besorgte Schwester.

Einen Augenblick schien er unentschlossen, aber die Roboter wiederholten denselben Rath. Er hatte von ihnen erwartet, daß sie sich für ihn erheben würden, doch der oberschlesische Bauer kennt nur den passiven Widerstand; er ist durch langjährige Knechtschaft feig und muthlos geworden. Nur von Zeit zu Zeit bricht sein verhaltener Groll plötzlich und unvermuthet, wie die zerstörende Windsbraut, hervor. Noch war dieser Augenblick nicht gekommen und Pawel fand sich in der Noth von seinen Freunden verlassen. Der Instinct der Selbsterhaltung trieb ihn zur Flucht. Sobald seine Verfolger sich ihm näherten, sprang er auf wie ein gehetztes Wild und eilte davon.

„Schließt die Thore, laßt die Hunde los!" schrie der Verwalter seinen Leuten zu.

Dieser Befehl wurde augenblicklich befolgt. Krachend fielen die schweren Thorflügel zusammen und sperrten ihm den Ausweg, während die von ihren Ketten befreiten Hofhunde, von Hartmuth gehetzt, heulend und zähnefletschend hinter dem Verfolgten herjagten. Der geräumige Hof war von einer hohen, unübersteiglichen Mauer umgeben, an die sich die verschiedenen Wirthschaftsgebäude anlehnten. Außer dem Thorwege gab es nur noch eine kleine Pforte, die in's Freie und auf die angrenzenden Felder führte. Diesen Ausgang suchte Pawel zu gewinnen. Mit der höchsten Anstrengung seiner Kräfte lief er nach diesem Ziele. Trotz des vorangegangenen Kampfes war er noch keineswegs ermüdet, und die Angst vor der drohenden Gefahr verlieh seinen Gliedern neue Spannkraft. Nur noch wenige Schritte und er war wenigstens für den Augenblick gerettet. Mit banger Erwartung sahen die Bauern dieser seltsamen Jagd zu, während die Schwester mit gefalteten Händen der Gottesmutter von Czenstochau, der allgemein in Oberschlesien verehrten Heiligen, eine Wallfahrt gelobte, wenn diese den armen Pawel beschützte.

Aber die Hunde folgten ihm auf den Fersen und in demselben Moment, wo er bei der Thür anlangte, stürmten auch sie von allen Seiten auf ihn ein. Die wüthende Meute sprang auf ihn, packte ihn, riß ihn nieder und faßte ihn mit den scharfen Zähnen. Vergebens versuchte er, sie von sich abzuwehren, sie klammerte sich fest an ihn an und ließ ihn nicht mehr los, bis der Verwalter mit den Knechten herankam und ihm mit schnell herbeigeholten Stricken die Hände auf den Rücken zusammenschnürte. Widerstandslos mußte sich Pawel die empörendsten Mißhandlungen gefallen lassen. Hartmuth schlug mit seinen Fäusten ihm in's Gesicht und überhäufte den Unglücklichen mit den gröbsten Schmähungen.

„Ich will Dich lehren," schrie er laut, „gegen Deine Vorgesetzten, gegen Deine Obrigkeit Dich aufzulehnen. Und Ihr Uebrigen sollt Euch ein Beispiel daran nehmen. Wehe demjenigen, der nur einen Laut von sich gibt! Ihr sollt mich noch kennen lernen. O! ich weiß, was in Euren Köpfen spukt; aber ich werde Euch den Freiheitsschwindel schon austreiben. Darauf könnt Ihr Euch verlassen."

Mit gesenkten Häuptern hörten die Roboter seine Worte an. Keiner wagte Etwas zu erwidern oder dem Gefangenen nur durch einen Blick seine Theilnahme erkennen zu lassen; obgleich sie in ihren Herzen den Verwalter verwünschten. Nur die Schwester näherte sich dem armen Pawel weinend.

„Und das Alles," sagte sie schluchzend, „mußt Du um meinetwillen dulden."

„Weine nicht, Jadwiga!" tröstete er sie. „Grüße Deinen Mann und Deine Kinder. Mir wird Gott helfen, denn die Menschen sind Alle schwach und schlecht."

Dabei warf er einen halb verächtlichen, halb schmerzlichen Blick auf die Bauern, welche regungslos daneben standen.

Mit boshaftem Lächeln weidete sich Hartmuth an den Leiden des Schmiedegesellen, darauf befahl er, ihn vorläufig in einen Keller zu sperren, um später erst seine Rache an ihm vollends zu befriedigen.

Digitized by Goog

II

Trotz der scheinbaren Apathie, womit die Bauern die Behandlung Pawel's mit ansahen, verfehlte doch das Ereigniß nicht, eine mächtige Aufregung in dem ganzen Dorfe hervorzurufen. Der Schmiedegesell hatte eine zahlreiche Verwandtschaft und war durch seine persönlichen Eigenschaften bei aller Welt beliebt. Mit einem gewinnenden Aeußern verband er eine große Gutmüthigkeit. Nie hatte er seine bekannte Körperkraft mißbraucht; er war im Gegensatz zu den andern Burschen des Dorfes so friedlicher Natur, daß er stets die Uebrigen von Händeln zurückhielt. Dabei übte er eine gewisse geistige Ueberlegenheit aus; er besaß jenen scharfen Verstand und die schnelle Fassungsgabe, welche weit öfter bei den oberschlesischen Bauern angetroffen wird, als man gewöhnlich glaubt. Freilich wird ihnen nur selten die Gelegenheit geboten, diese Gaben der Natur weiter auszubilden, und unter den drückenden Verhältnissen muß jeder bessere Keim zu Grunde gehen, wenn ihn nicht schon die angeborene Indolenz und Trägheit im Aufkommen hindert. Nur in einzelnen, begabten Naturen bricht das Licht der Seele aus den verhüllenden Wolken hervor.

Von Jugend auf zeigte Pawel einen Drang nach Erkenntniß, ein Streben, das er mit einer unter solchen Umständen bewunderungswürdigen Beharrlichkeit verfolgte. Er konnte nicht nur polnisch lesen, sondern auch schreiben und verstand sich in der deutschen Sprache ziemlich geläufig auszudrücken. Diese Wissenschaft verdankte er nicht dem noch heutzutage höchst mangelhaften Schulunterrichte, sondern weit mehr dem Zufall, den er zu benutzen verstand. Als Knabe fiel er durch seine körperlichen Vorzüge und eine gewisse Anstelligkeit dem katholischen Geistlichen des Dorfes auf, der ihn unter die Zahl der sogenannten Administranten aufnahm, welche während des Gottesdienstes kleine Verrichtungen versehen, das Weihrauchfaß schwingen und mit den Glöckchen zur Messe läuten. Diese kirchliche Stellung brachte ihn vielfach mit den Caplänen und dem Pfarrer in Berührung, deren Theilnahme vortheilhaft auf seine Bildung und Moralität einwirkte. — Sein Wohlthäter hatte sogar die Absicht, ihn studiren zu lassen und zum Theologen zu bestimmen. Leider starb derselbe, ehe er diesen Plan ausführen konnte, und Pawel, der unterdeß herangewachsen war, mußte sich entschließen, die Kanzel und den Beichtstuhl mit dem Ambos und dem Hammer zu vertauschen.

Auch in seiner neuen Lage bewahrte er jene Sehnsucht nach Erkenntniß, die er freilich jetzt nur wenig oder gar nicht befriedigen konnte. Jeder Unterricht hatte für ihn aufgehört; aber die Schmiede des Dorfes ist nächst dem Wirthshause der einzige Ort, wo ein lebhafter Verkehr stattfindet und ein gewisses Leben herrscht. — Hier kommen die Bauern zusammen und während der Meister und seine Gesellen den schadhaften Pflug oder den Wagen ausbessern, unterhalten sie sich über ihre Verhältnisse. Der Kutscher und die Bedienten des gnädigen Herrn bringen ein Pferd, um es beschlagen zu lassen, und theilen Neuigkeiten vom Schlosse mit. Zuweilen verirrt sich ein Reisender hierher, ein Hausirer mit seinem Gespann; der erzählt, wie es in der weiten Welt aussieht. —

So fehlte es Pawel auch hier nicht an Anregung und seinem lebhaften Geiste nicht an Nahrung. Er wurde wenigstens vor der Verdummung geschützt, welcher die meisten Landleute in ihrer Abgeschlossenheit und Beschränkung erliegen. — Mit gespannter Aufmerksamkeit horchte er auf all' die Berichte, während er das Feuer schürte oder das glühende Eisen mit gewaltigen Streichen auf dem Ambos bearbeitete. Oft schaute er sinnend in die zuckenden Flammen, während der Blasebalg sauste, und träumte von einem andern Leben, von einem Schicksale.

Ein unbestimmter Thatendrang schlummerte in dieser halberwachten Seele; sie sehnte sich heraus aus dem engen Kreise, um ihre verborgenen Kräfte zu entfalten. Es gab Tage und Stunden, wo der einfache Schmiedegesell von einer Ahnung jener dem Menschen angeborenen Freiheit ergriffen wurde, welche gewaltsam an ihren Ketten rüttelt. Gedanken kamen und zogen an ihm vorüber, für die er keine Worte, keinen Ausdruck fand. — Vielleicht hätten die Zeit und der lähmende Einfluß seiner Umgebung auch diesen entzündeten Funken seines Geistes ausgelöscht, vielleicht wäre er auch der allgemeinen Stumpfheit seines Dorfes verfallen, wenn nicht die Ereignisse fast wider seinen Willen ihn fortgerissen hätten. Ein natürliches Rechtsgefühl und die Liebe zu seiner mißhandelten Schwester hatten ihn fast zum Mörder gemacht. Eine schwere Strafe erwartete ihn für seine unbedachte That. — Er lag jetzt in dem feuchten, dunklen Keller, der ihm vorläufig zum Gefängnisse angewiesen war. Anfänglich fühlte er nur die Erschöpfung, welche auf die höchste Anstrengung folgte, und den physischen Schmerz, den ihm seine Wunden verursachten. Die Hunde hatten ihn zerfleischt und die Stricke, mit denen er gebunden war, schnitten in die Muskeln seiner Arme. Zu diesen körperlichen Schmerzen gesellte sich das Gefühl der Demüthigung über die schimpfliche Behandlung, welche er erlitten. Er knirschte mit den Zähnen, wenn er daran dachte, und alle seine Gedanken athmeten Rache für den angethanen Schimpf.

Während Pawel solche Qualen duldete, sann seine Schwester, welche sich als die alleinige Ursache seines Unglücks betrachtete, auf Mittel und Wege, um den Bruder zu befreien. Nachdem sie in der Scheune schwer gearbeitet hatte, ging sie nach Hause, um nach ihrem kranken Manne zu sehen, und den Kindern das dürftige Abendbrod zu bereiten. Mit ihren Thränen benetzte sie das schwarze Brod, das sie für die Kleinen schnitt. Sobald der vom Fieber erschöpfte Kaziel und die Kinder schliefen, eilte sie trotz der späten Abendstunde auf das Schloß. Sie hoffte die Begnadigung ihres Bruders zu erlangen, da sie einige Zeit als Magd im Dienste des Gutsherrn gestanden hatte und daher ihm und seiner Familie persönlich bekannt war. Ihr größtes Vertrauen setzte sie auf das gnädige Fräulein, das Veronika hieß, und dessen Herzensgüte im ganzen Dorfe gepriesen wurde.

Der Baron von Koslowsky war der echte Typus eines oberschlesischen Edelmanns. Lebenslustig, gastfrei und von Herzen eher gutmüthig, als bös, besaß er eine überaus hohe Meinung von sich und seiner Stellung. Den größten Theil seines Lebens brachte er auf dem Lande zu; nur von Zeit zu Zeit fuhr er nach der benachbarten Kreisstadt, wo ihn seine Geschäfte hinriefen. Dort verkehrte er mit einigen jüdischen Kaufleuten, an die er sein Korn und seine Wolle verhandelte. Für die kleinen Vortheile, die er ihnen zuwendete, bezeigten sie ihm die tiefste orientalische Unterwürfigkeit. Ueber seine Bauern herrschte er unumschränkt, wie ein König; auf seinem Gute betrachtete er sich als die höchste und einzige Autorität. Sein Umgang bestand aus einigen gleichgesinnten Edelleuten, dem Pfarrer des Dorfes und dem Justitiarius, der in seinem Dienste stand, und daher nur selten oder nie dem Baron zu widersprechen wagte. Kein Wunder daher, daß er in seinen Vorurtheilen bestärkt wurde und kein anderes Gesetz kannte, als seinen Willen.

Das Schloß, welches er bewohnte, lag auf einer kleinen Anhöhe, und war ein großes stattliches Gebäude im Style des vorigen Jahrhunderts. Im Verhältniß zu den erbärmlichen Hütten der Bauern konnte es sogar imposant genannt werden. Diesem Eindrucke schadete nur eine gewisse Unsauberkeit und Vernachlässigung, welche man mit dem Namen der „polnischen Wirthschaft" zu bezeichnen pflegt. So war die Mauer hier und da schadhaft, der Kalkbewurf abgefallen, ohne daß daran gedacht wurde, nur die geringste Ausbesserung vorzunehmen. Auf dem weiten Gehöfte trieb sich das Vieh ohne jede Aufsicht herum. Die Mitte desselben wurde von einem großen Tümpel eingenommen, auf dessen schmutzigschillerndem Wasser eine Entenheerde laut schnatternd schwamm, während in dem Morast des Ufers sich mehrere fette Schweine mit Behaglichkeit herumwälzten. Hohe Misthaufen lagen zu Bergen aufgethürmt und verbreiteten jene eigenthümlich ländliche Atmosphäre, welche den Städter zum schnellen Vorübergehen zwingt. Ein bei schlechtem Wetter fast bodenloser Weg führte zu dem herrschaftlichen Wohnhause. Nur der eine Flügel des weitläufigen Gebäudes war bewohnt, der andere dafür dem gänzlichen Verfalle überlassen, der sich durch eine Unzahl zerbrochener Fensterscheiben schon von außen ankündigte. Der Hausflur, mit Steinen gepflastert, befand sich jedoch in einem höchst gefährlichen Zustande; da man unterlassen hatte, die ausgefallenen Fliese durch neue zu ersetzen, so waren allerlei Löcher und Abgründe gebildet, welche bei dem mangelhaften schwankenden Lichte einer kleinen Oellampe in der Dunkelheit schon manchen arglosen Fuß zum Fallen gebracht.

In der ersten Etage lagen die Staats- und Empfangszimmer des Barons und seiner Familie, die aus seiner Tochter und einer bejahrten Schwester bestand, welche seit dem Tode seiner Frau die Oberaufsicht führte. Tante Kascha, die polnische Abkürzung für Katharina, war eine resolute Dame mit fast männlichen Zügen, zu denen noch ein schwarzer Schnurrbart kam, um den sie ein

Digitized by Google

Fähnrich sicher beneiden durfte. Sie hatte mit ihrem Bruder die größte Aehnlichkeit. Dasselbe apoplektische, roth gedunsene Gesicht, dasselbe Doppelkinn, dieselbe starkknochige Figur. Sie brauchte nur ihr schreiend bunt carrirtes Kleid mit seinem grünen, mit Schnüren besetzten Rocke zu vertauschen, um ihm vollends zu gleichen. Im Hause trug sie heruntergetretene Pantoffeln von einem merkwürdigen Umfange; wenn sie bei schlechtem Wetter über den Hof ging, pflegte sie die Wasserstiefel des Barons anzuziehen, die ihr bis über die Schenkel reichten. Knechte und Mägde zitterten vor ihrer barschen Stimme und noch mehr vor ihrer gewichtigen Hand.

Neben dieser männlich starken Tante bildete die weiblich zarte Nichte den größten Gegensatz, welchen man sich denken kann. Veronika trug die sanften Züge ihrer verstorbenen Mutter, einer trefflichen Frau, die mit hingebender Geduld die Rohheit des Barons erduldete. Die Tochter hatte ihr blaues, frommes Auge, ihre milden Züge und ein Herz voll aufopfernder Liebe geerbt. Der Baron, der sich einen Sohn gewünscht, konnte es daher seiner Gattin nie verzeihen, daß sie seine Hoffnungen getäuscht. Jahre vergingen, ehe er sich mit der Geburt der Tochter ausgesöhnt hatte. Sie war erst seit einigen Monaten in das elterliche Haus zurückgekehrt aus dem Kloster der Ursulinerinnen in Breslau, denen sie zur Erziehung übergeben war. Die frommen Schwestern, welche sich mit dem Unterricht des weiblichen Geschlechts beschäftigen, hatten nur die angeborenen Tugenden des Mädchens entwickelt, und ihrem Geiste eine zwar einseitige, aber durchaus weibliche Richtung gegeben. Herzensgüte und Sanftmuth waren die hervorstechenden Eigenschaften ihres Wesens, das sich in ihren freundlichen Mienen und Blicken kund gab.

Auch an diesem Abend leistete wie gewöhnlich der Pfarrer, ein wohlbeleibter Herr mit salbungsreichen Gebehrden, und der Justitiar, ein kleiner, pfiffig darein blickender Mann, dem Baron bei Tische Gesellschaft. Auf der reich besetzten Tafel standen mehrere Flaschen mit schwerem, feurigen Ungarwein, dem, nach den gerötheten Gesichtern zu urtheilen, fleißig zugesprochen wurde. Das Gespräch drehete sich um die Aufhebung der Erbunterthänigkeit. Trotzdem der Baron den königlichen Erlaß bereits in dem Amtsblatte, der einzigen von ihm gelesenen Druckschrift, gesehen hatte, konnte er sich doch nicht entschließen, die Möglichkeit einer solchen Maßregel zu glauben. So sehr war er in seinen Vorurtheilen befangen, daß er die Nachricht für eine unverschämte Lüge hielt, und den schüchternen Einwand des Justitiars nicht beachtete.

„Wird sich viel gedruckt," sagte er in seinem gebrochenen Deutsch, „was nicht wahr ist. Kann Regierung, kann König nehmen, was mein ist? Bauer ist mein Eigenthum, hab ich von meinem Vater, und kann machen damit, was ich will."

„Aber die Cabinetsordre mit der königlichen Unterschrift —" warf der Justitiar dazwischen ein; hielt jedoch wieder inne, als der Baron mit der geballten Faust auf den Tisch schlug, daß die Gläser klirrten und der Wein überfloß.

„Hol der Teufel Cabinetsordre. Ganze Geschichte ist nur von dem verfluchten Schreibervolk gemacht. Die wollen sehen, was wir Edelleute uns gefallen lassen. Aber haben Rechnung ohne Wirth gemacht. Ist nicht wahr, lieber Pfarrer?"

Dieser nickte beistimmend, indem er behaglich aus seinem Glase den Wein schlürfte.

„Die Bauern," fügte er nachdenklich hinzu, „werden nun leider durch derartige verfrühte Mittheilungen schwierig gemacht. Der Respect vor der von Gott eingesetzten Obrigkeit geht verloren."

„Richtig!" schrie der Baron. „Mein Verwalter hat heute Geschichte erlebt, wie noch nicht vorgekommen. Hat ein gewisser Pawel ihn mit Hammer todt schlagen wollen. Justitiarius! Der Kerl muß exemplarisch gestraft werden."

„Versteht sich," pflichtete dieser bei. „Die ganze Strenge des Gesetzes soll in Anwendung kommen. Verlassen Sie sich auf mich, Herr Baron!"

In diesem Augenblick erschien Veronika in dem Zimmer.

„Was gibt's?" fragte der Baron seine Tochter.

„Draußen," antwortete sie verlegen erröthend, „steht eine arme Frau, die Dich sprechen will."

„Wer ist sie und was will sie?"

„Unsere frühere Magd, die gute Jadwiga. Sie kommt wegen ihres gefangenen Bruders."

„Was unterfteht sich die Hexe? Sie soll mich ungeschoren lassen! Warum hast Du sie vorgelassen?" brummte der Baron.

Veronika hob ihre frommen Augen bittend zu dem Vater empor, der trotz seiner Rohheit ihrem sanften Flehen nicht zu widerstehen vermochte.

„So laß sie in drei Teufelsnamen eintreten!" rief er ärgerlich.

An allen Gliedern zitternd nahete die Bäuerin, sich in der Thüre angstvoll haltend.

„Tritt näher!" herrschte der Baron.

Sie gehorchte und küßte, ehe sie ihr Anliegen vorbrachte, den anwesenden Herren nach der Reihe die Hände; die größte Ehrfurcht jedoch erwies sie dem Pfarrer, in dem sie ihren geistlichen Seelsorger, den Stellvertreter Gottes auf Erden sah.

„Rede getrost, meine Tochter!" sagte dieser in salbungsvollem Tone.

Seine Worte gaben ihr den nöthigen Muth, um den Vorfall treu und wahr zu berichten. Ihre Erzählung wurde häufig von heißen Thränen und lautem Schluchzen unterbrochen. Voll Theilnahme hörte Veronika zu, während der Baron seine Ungeduld und Entrüstung deutlich dadurch zu erkennen gab, daß er bald mit dem einen, bald mit dem andern Fuß auf den Boden stampfte.

„Dein Bruder ist Bösewicht, der eigentlich hängen muß," polterte er. „Nicht wahr, lieber Justitiar?"

„Allerdings!" erwiderte dieser beistimmend. „Das Gesetz für einen derartigen Fall ist noch immer nicht streng genug."

„Und die heilige Schrift," setzte der Pfarrrer hinzu, „sagt: du sollst unterthan sein deiner Obrigkeit."

Die arme Jadwiga ließ sich indeß nicht abschrecken, und bat immer von Neuem um Gnade für den Schuldigen.

„Ich kann Dir nicht helfen," sagte der Baron, indem er ihr den Rücken zukehrte.

„O mein Gott!" seufzte sie. „Er hat mich für todt gehalten, und darum übermannte ihn der Zorn. Verzeihen Sie ihm nur dieses einzige Mal noch, und ich will, so lang ich lebe, für Sie beten."

„Zum Teufel, halte mich nicht länger auf, sonst laß ich Dich von meinen Leuten hinauswerfen. Ich habe weder Zeit noch Lust, Dein Geheule länger anzuhören."

Erst von dieser Drohung eingeschüchtert, schwankte das unglückliche Weib zur Thüre hinaus, worauf der Baron die Karten bringen ließ, um seine gewöhnliche Solopartie mit den Herren zu spielen.

„Man muß ein Exempel statuiren," bemerkte er gleichsam zu seiner eigenen Beschwichtigung. „Jadwiga thut mir leid, aber der Bursche verdient seine Strafe, damit anderes Volk nicht Respect verliert."

Draußen in der Halle brach die Elende unter der Last ihres Kummers zusammen. Die Füße wollten sie nicht mehr tragen; sie mußte sich an die Wand stützen. So wurde sie von Veronika gefunden, welche ihr nachgeeilt war, um die Härte ihres Vaters durch ein freundliches Wort wieder gut zu machen.

„Da, nimm!" sagte das gute Mädchen, indem sie ihr verstohlen ein Geldstück in die Hand drückte.

„Gott lohne es, mein gnädiges Fräulein! Ich wollte nicht Geld, sondern die Loslassung meines Bruders."

„Behalte nur die Kleinigkeit, und kaufe für Deinen kranken Mann eine Stärkung. Ich selber will mich für Pawel verwenden, wenn der Vater allein ist."

„Sie kennen ihn ja, Paninka!* Er ist ein guter Junge, der keinem Kinde etwas zu Leide thut; aber als er mich blutend liegen sah, da wußte er nicht, was er machte."

„Sei ruhig! Es soll ihm nichts geschehen. Ich stehe Dir dafür."

„Tausend Segen über Ihr gutes Herz."

* polnisch: junge Herrin.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Einige Stunden in der k. k. Irrenanſtalt in Wien.

Von Dr. A

Die k. k. Irrenanſtalt in Wien.

Irrſinnige haben, wenn für den Menſchenfreund etwas Trauriges, für den Arzt und Menſchenkenner ſtets auch etwas Intereſſantes, denn erforſcht er an den Geſunden die Lichtſeite, ſo bieten ihm die Geiſteskranken die Gelegenheit dar, die Schatten- oder wohl gar die Nachtſeite des menſchlichen Denkens, Wollens und Fühlens zu erſpähen. Durch ſie lernt er einſehen, wie ſie ihre Gefühle oft ſeltſam verkörpern und perſonificiren, die Romane ihres Gehirns darſtellen, Vorſtellungen buntſcheckig und ohne irgend ein Geſetz der Aſſociation aneinander reihen und überhaupt ein Seelenleben zeigen, das ſonſt weder erdacht, noch irgendwo anders gefunden werden kann. Darum ſind die Pſychiatriker (Seelenärzte) mit den meiſten Novellen und Theaterſtücken, in denen Irrſinnige Rollen ſpielen, unzufrieden, weil die auch noch ſo reich begabte Phantaſie des Dichters die Wirklichkeit und Wahrheit eines wahnſinnigen Lebens nicht zu treffen im Stande iſt. Der einzige Shakeſpeare macht hier eine Ausnahme, und ſeine Ophelia in Hamlet iſt das Größte, was hier in dieſem Fache exiſtirt. Ein berühmter Pſychiatriker, der zugleich mit mir die Aufführung im k. k. Hofburgtheater in Wien ſah, machte denn auch die Bemerkung: Shakeſpeare hat ſeine Ophelia nach der Natur, d. i. an einer Irrſinnigen ſtudirt, ſonſt hätte er dieſen Charakter, obgleich ein ſo großes Genie, doch nicht ſo wahr und natürlich zeichnen können. Auf die Einwendung, daß ein Genie ja gerade das Eigenthümliche habe, ſich ganz und gar in die Situation zu verſetzen, entgegnete er:

„Nun und nimmer mehr, eben weil es ein *geſundes* und kein *krankes* Genie iſt."

Eben dieſer große Pſychiatriker wies die Schauſpielerin, welche, anerkannt von allen Recenſionen, die Rolle der Ophelia gegenwärtig am beſten ſpielt, und die ſich an ihn wendete, um ſie ihr noch verbeſſern zu helfen, von ſich und ſagte ihr:

„Die Recenſenten und Pſychiatriker ſind mit Ihnen zufrieden und ſo wird es das Publicum auch ſein."

Auf meiner Reiſe durch Wien ſuchte ich die k. k. Irrenheil- und Pflegeanſtalt auf und fand bei dem Medicinalrath und Director derſelben, Dr. *Riedl*, freundliche Aufnahme. Es iſt ein zweiſtöckiges großes Gebäude, auf dem ſogenannten Brunlfelde nächſt der Hernalſerlinie noch innerhalb der Stadtmauer gelegen, mitten in einem großen Parke auf einer Area von 60,000 Quadratklaftern und ſieht mehr einem Luſtſchloſſe, als einer Irrenanſtalt gleich. Die Ausſicht, die man auf dieſer Anhöhe genießt, iſt wirklich reizend; ſüdweſtlich die ſchönen Gebirge von Kloſterneuburg, Grinzing, Dornbach; nordöſtlich das ungeheuere Häuſermeer der Reſidenzſtadt, von der man einen großen Theil der Vorſtädte überſchaut. Sie liegt auf einem der ſchönſten Punkte, die Wien hat.

Nach Beſichtigung der Anſtaltscapelle, die mit kaiſerlicher Pracht ausgeſtattet iſt, nahmen wir das Innere der Anſtalt in Augenſchein. Die Gänge ſind weit und groß, die Zimmer und Säle hoch und luftig. Zu ebener Erde ſind die Handwerksſtätten und Converſationsſäle, im erſten Stock die Schlafſtätten, in einem

Saale zehn bis funfzehn Betten. Im zweiten Stock sind Wohnungen für die vornehmen Patienten. Ein Patient erster Classe hat ein Zimmer für sich und ein Vorzimmer für den Bedienten, der zweiter Classe wohnt mit noch zwei oder drei Anderen zusammen. Alle diese Wohnungen sind sehr nobel eingerichtet, mit Sopha, polirten Kästen u. s. w. In den Conversationssälen sind Billards, Fortepiano's, Zeitungen, Bücher u. s. w. zur Unterhaltung der Patienten.

In dieser Anstalt herrscht die Einrichtung, daß Jeder arbeiten muß, der arbeitsfähig ist, daher man ein müßiges, geschäftsloses Leben durchaus nicht trifft; der Bauer arbeitet auf den Feldern und in den vielen Gärten der Anstalt, der Maler und Bildhauer in seinem Atelier, der Compositeur componirt in einem Saale, in dem die nöthigen musikalischen Instrumente sich vorfinden, der Schriftsteller studirt und schreibt*, kurz Jeder beschäftigt sich mit dem, was er vor seiner Krankheit gewohnt war und was daher auch tauglich ist, ihn in sein vorhergewohntes Leben wieder einzuführen. Dieses Alles geschieht in solcher Ordnung und so geräuschlos, daß man vergißt, in einer Irrenanstalt zu sein und sich eher in eine große geschäftige Haushaltung versetzt glaubt. Von Zwangsjacken sah ich auch nicht eine Spur an den vielen Patienten, die frei auf- und abgingen, und ich konnte nicht begreifen, wie denn eine solche Menge von Kranken (in der Heilanstalt befinden sich gegen 500 mit 80 Wärtern und Wärterinnen, in der Pflegeanstalt über 300 mit 30 Bediensteten) in solcher Ruhe und Ordnung erhalten werden konnten. Ich sah unter ihnen nur selten Anzeichen von Irrsinn, die Meisten rdeten und betrugen sich ganz vernünftig. Auch war ihre Kleidung dem jeweiligen Stande angemessen; die ehemalige Anstaltsuniformirung ist hier längst verbannt. Je länger ich darin herumwandelte, desto mehr stieg meine Verwunderung über das schöne Betragen der Kranken. Auf meine Verwunderung hierüber entgegnete mir der Director:

„Hier sehen Sie nur die Reconvalescenten, die so vernünftig sprechen und sich benehmen, wie jeder Verstandsgesunde, im Falle man ihre schwache Seite nicht berührt und sie zu beherrschen versteht; die schweren und gefährlichen Kranken sind von ihnen abgesondert und befinden sich in Corridors, wohin ich Fremde nicht gern zulasse."

Das war freilich ein Wink, diesen Ort unbesichtigt zu lassen, aber so ist schon der Mensch: nitimur in vetitum ... meine Neugierde nach den Corridors wurde dadurch nur noch gesteigert. Ich wollte eben die Gefährlichen, die Tobsüchtigen, die Könige, Millionäre u. s. w. in ihrem Wesen sehen, ihre Gespräche hören und ihr ganzes Benehmen betrachten. Nach meiner motivirten Bitte, daß nicht Neugierde, sondern Wißbegierde mich dazu bestimme, diesen Ort zu besuchen, versprach mir endlich der Director, mich in die Corridors zu führen. Nachdem wir auf dem Wege dahin die verschiedenen Werkstätten, die sich von den gewöhnlichen in der Welt draußen in gar nichts unterscheiden und daher nicht weiter zu besprechen sind, besucht hatten, gelangten wir an eine verschlossene Thür. Der Director öffnete sie mit seinem Schlüssel, den er stets bei sich trägt, und wir traten ein. Ein oblonger Saal mit zwölf Seitencabineten faßte ungefähr dreißig Patienten, unter denen wieder kaum vier oder fünf die Jacke hatten, die Uebrigen gingen frei herum. Sie kamen alle auf uns zu, grüßten uns höflich und ich konnte ihre Anhänglichkeit an den Director nicht genug bewundern; sie umgaben ihn so vertraulich, wie Kinder einen Vater und redeten so ziemlich vernünftig mit ihm. Nur drei machten eine Ausnahme, die ich zur Unterhaltung des Lesers etwas näher bezeichnen werde. Der Erste war ein kleiner dicker Mann, ungefähr vierzig Jahre alt, von außerordentlich wildem Aussehen, im Gesichte mit Bart und Haaren ganz verwachsen und von trotzigem Aussehen. Er saß an einem langen Tische, der in der Mitte des Saales stand, und sah trotzig vor sich hin. Der Mann interessirte mich ungemein und während der Director mit seinen Patienten sich unterredete — jeder hatte ihm ein Anliegen mitzutheilen — ging ich auf ihn zu und fragte:

„Wie geht's, mein Herr?"

Er sah mich seltsam an und antwortete:

„Wie's geht? Gar nicht, ich sitze. Müßiges Leben in dieser Hundshütte, keine Jagd."

Ungeachtet des menschlichen Elendes, das hier herrschte, mußte ich doch herzlich lachen, so komisch kam mir seine Antwort und die Art und Weise vor, mit der er diese räthselhaften Worte sprach. Sie sollten sich aber bald enträthseln. Auf mein Lachen entgegnete er:

„Sie haben gut lachen, Sie sind ein Mensch, aber ich bin durch den Zauberer" — der Name ist mir entfallen — „in einen Hund verwandelt worden."

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, stand auch schon der Director an seiner Seite und sprach:

„Was schwatzen Sie da wieder für albernes Zeug, Herr N. N.?" Er sprach diesen seinen Vor- und Zunamen mit Betonung aus. „Wie oft schon habe ich Ihnen das verboten!" fuhr er fort. „Wie heißen Sie? Wer sind Sie? Wie alt?" u. s. w.

Er fragte ihn sein ganzes Nationale aus, welches der Patient auch getreu angab. Den Zweck der Fragen erräth nach diesen Antworten Jeder, nämlich das menschliche Bewußtsein des Patienten wachzurufen und zu befestigen. Nachdem dies geschehen war, wurde denn auch der Patient, der sich hierauf ganz verständig benahm, ermahnt, sich ja nicht mehr beifallen zu lassen, seinen Wahnideen nachzuhängen, sondern er möge sich Gewalt anthun, vernünftig zu denken und zu reden und sich zu benehmen, so werde man ihn auch als einen Vernünftigen behandeln.

Wie kam der Patient auf den Wahn, ein Hund zu sein? Eine körperliche Krankheit überzog seine Haut mit Schuppen, und behaart war er ohnehin sehr stark.

Der zweite Kranke war ein baumstarker, hoher Mensch von höchst imponirender Gestalt, etwa 30 Jahre alt. Er lehnte in einer Ecke des Corridors und gesticulirte vor sich hin, indem er stets von Geld und hohen Summen phantasirte. Als wir zu ihm traten, sprach er eben: „Vier Millionen Bankactien ¹/₄, nein ¹/₈, also doch endlich gestiegen? Verdammt, nein, gefallen" u. s. w.

Unglückliche Börsenspeculation machte ihn zum Bettler, und der Wahnsinn war die Folge davon. Bald bildete er sich ein, vier Millionen und ungeheure andere Reichthümer zu besitzen, bald wieder an den Bettelstab gekommen zu sein. Im letzten Falle verweigert er zu essen, indem er bei den Aufmunterungen dazu stets sagt: „ich kann's ja nicht bezahlen, und schuldig will ich nichts bleiben." — Um ihn zum Essen zu zwingen, muß die hierzu neuerfundene elektro-magnetische Maschine angesetzt werden, die, an einen Muskel des Schlundes gebracht, ihm den Mund öffnet. Nebenher gesagt, sind die Maschinen und Apparate in dieser Anstalt bewundernswürdig, sie aber hier zu beschreiben, würde zu weit führen.

Die Manipulation des Directors mit diesem Millionär-Bettler war ganz eigenthümlich, und in kürzester Zeit brachte er ihn zum Bewußtsein seines wahren und eigentlichen Charakters. Fragen und Antworten, also die sokratische Methode, wurden stets und zwar in eminentester Weise gehandhabt, worüber ich mich nicht genug verwundern konnte. Der Director aber entgegnete mir lächelnd: „Die Wirkung dieser Moralisation ist von keiner besonderen Bedeutung und nützt nicht viel, so lange der Patient noch körperlich krank ist, die sematische Heilung durch Bäder, körperliche Bewegungen u. s. w. ist die Hauptsache. So lange der Irre seine krankhafte Empfindung und sein abnormes Gemeingefühl behält, nützt alles Zureden wenig und in den meisten Fällen gar nichts."

Der Dritte war ein Wahnsinniger und aus unglücklicher Liebe redete meist in Versen (er litt auch an Reimwuth, Metromanie) von seiner Geliebten.

Mit jedem Patienten benahm sich der Director anders, und war ein wahres Chamäleon. Noch nie sah ich einen Menschen, und ich sah die größten Schauspieler, der seinen Charakter so schnell, hier nach der Individualität des Kranken, verändern könnte, als der Director dieser Anstalt; wahrlich, dieser Mann verdient seinen großen Ruf, den er unter den Psychiatrikern genießt, schon hierin!

Hierauf führte er mich in eines der zwölf Cabinete. Ein Tischchen, ein Stuhl daneben, ein Bett und ein Nachtstuhl, jedes dieser Stücke mit eisernen Spangen an den Boden befestigt, machten die ganze Einrichtung aus. Das große Fenster, durch welches

* In den von Bruno Schön herausgegebenen „Humoristischen Pillen" (Wien) ist z. B. eine Novelle: der Pique Reuner abgedruckt, die von einem Wahnsinnigen herrührt. Bruno Schön lebte einige Jahre unter Wahnsinnigen, und theilt u. A. auch Gespräche der Irrsinnigen unter einander, Selbstbiographien Wahnsinniger ꝛc. mit. D. Red.

Digitized by Google

das Licht einfiel, konnte durch eine Maschinerie in wenig Secunden geschlossen werden, und nach Verschluß der Eingangsthüre in diese Zelle kann auch nicht ein Lichtstrahl eindringen, so daß die größte Finsterniß herrscht, eine stockfinstere, künstliche Nacht zur Mitigation exaltirter Patienten. Ich gestehe offen, daß mir selbst bange wurde, da ich mich in dieser Finsterniß befand.

Die Frauenseite, streng von der der Männer getrennt, ist von dieser nur insofern verschieden, als statt der Handwerkstätten Locale für Näherinnen, Strickerinnen, Strohhutflechterinnen und zum Waschen eingerichtet sind. Auch hier herrschte große Ordnung, und ein nach der Tagesordnung von 6 Uhr früh bis 7 Uhr Abends geschäftiges Leben. Die Irren speisen gemeinschaftlich in großen Sälen und, was mir höchlich auffiel, mit Messer und Gabel, ohne daß je ein Unfall vorkam; in den Corridors ist dies aber nicht der Fall, und von Schneideinstrumenten kann da keine Rede sein.

Ich verließ diese Anstalt mit dem freudigen Bewußtsein, daß Oesterreich im Irrenfache seit einem Decennium große Fortschritte gemacht und endlich einmal eingesehen hat, daß es hierin dem Auslande nicht nachstehen darf, was leider vorher nicht der Fall war; denn wer, der Wien besuchte, erinnert sich nicht des zum Sprüchwort gewordenen runden Thurmes, welcher die einzige Heil- und Pflegeanstalt für die Irren durch so viele Jahre war?

Ein unaufgelöstes Räthsel.

(Fortsetzung.)

Gefrühstückt wurde an diesem Tage nichts. Es war noch Nacht und im Dunkel gingen Bertha und Caroline eine weite Strecke durch den Wald. Der Tag war seit geraumer Zeit angebrochen, als sie vor einem einzelnen Hause ankamen, vor dem mehrere herrschaftliche Wagen (Chaisen) ohne Pferde standen. Bertha führte Carolinen in ein Zimmer dieses Hauses, wo sie kurze Zeit verweilten, ohne etwas zu genießen. Inzwischen hatte einer der Wagen zwei Pferde erhalten und nahm die Beiden auf. Er war auf beiden Seiten mit Thüren versehen, in denen Glasfenster waren. Die Reise dauerte 13 Tage und 12 Nächte. Beobachtungen stellte Caroline während dieser Zeit nicht an, da nur der eine Gedanke sie erfüllte, recht bald zu ihrer Mutter zu kommen. Man hielt immer vor einem Hause an, zuweilen unter einem Dache (Vorbau, Schuppen?). Das eine Haus kann oft zu einem Dorfe oder einer Stadt gehört haben, ohne daß Caroline, ganz von ihren Gedanken in Anspruch genommen, etwas davon merkte. Wenn man auf längere Zeit anhielt, brachte Bertha Speisen und Wasser und Caroline aß und trank in der Kutsche. Einige Male blieb die Wärterin Stunden lang weg und Caroline konnte dann vor Furcht nicht schlafen. In ein Bett kam sie während dieser ganzen Zeit nicht und verlangte auch nicht danach.

Nach dem angegebenen Zeitraume hielt die Kutsche einmal, als die Nacht nicht mehr fern war, auf einem Wege dicht an einem Walde. Bertha stieg mit Carolinen aus und die Kutsche fuhr schnell fort. Die Wärterin übergab dem jungen Mädchen ein Tuch mit Brod und Schweinefleisch und befahl ihr, am Rande des Waldes stehen zu bleiben und sie zu erwarten. Sie küßte sie darauf traurig und weinend und entfernte sich in derselben Richtung, welche der Kutscher eingeschlagen hatte, in den Wald. Die Verlassene wartete einige Zeit und ging dann in den Wald, um nach Bertha zu sehen. Als sie Niemand wahrnahm, ging sie an die ihr angewiesene Stelle zurück und wiederholte dies mehrere Male. Zuletzt drang sie tiefer in den Wald, rief lauter und lauter, aber Niemand antwortete. Sie sollte Bertha, den Kutscher und den Wagen nie wiedersehen.

Von der Hoffnung beseelt, mit ihrer Mutter vereinigt zu werden, sah sich die Arme jetzt auch von Bertha, ihrer Pflegerin und mütterlichen Freundin, verlassen. Ihr Gemüthszustand muß ein entsetzlicher gewesen sein. Drei Tage und vier Nächte brachte sie in dem Walde zu, ohne einen Menschen zu sehen, ohne die Fleisch- und Brodvorräthe ihres Tuches zu berühren. Es fror sie während dieser Zeit so anhaltend und in so hohem Grade, wie noch niemals, obschon sie warm gekleidet war und das Wetter während jener Tage im Verhältniß zur Jahreszeit angenehm genannt werden konnte. Am vierten Tage fand sie sich aus dem Walde hinaus und kam zu einem Wege, der an diesen angrenzte. Sie hatte sich hier niedergesetzt, als ein erwachsenes Mädchen mit einer Reisetasche am Arme daherkam. Beide wollten mit einander sprechen, verstanden sich aber nicht. Caroline ließ sich von der Fremden, welche ihr die Hand bot, führen. Sie kamen an ein Wasser, das so breit wie der Main bei Offenbach war. Eine Brücke führte über den Fluß, in der Nähe standen viele Häuser. Nie hatte Caroline eine Brücke und ein so großes Wasser gesehen, und sie fürchtete sich daher so sehr, daß ihre Begleiterin sie über die Brücke führen mußte. Weiterhin folgten mehre Häuser, also wohl ein Dorf. Die Fremde holte aus einem der Gebäude Nahrungsmittel (bettelte), und Caroline wartete inzwischen auf der Straße. Das Holen von Lebensmitteln wiederholte sich an diesem Tage mehrmals. Caroline war jetzt wieder in menschlicher Gesellschaft und dies ermuthigte sie so, daß sie zum ersten Male von ihrem Brode und Fleische aß. Auf dem Felde arbeiteten Leute, auch begegneten ihnen Wanderer, aber sie sprachen mit Niemand. Als es Nacht geworden war, traten beide in ein kleines Haus, neben dem noch andere Gebäude standen. Hier war blos eine Frau, die ihnen Suppe gab, worauf sie schlafen gingen. Caroline, die mit der jungen Fremden in einem Bette schlief, legte beim Entkleiden ihre Ohrringe ab und steckte sie mit ihrem Medaillon zusammen in die Tasche ihres Kleides. Die Fremde nahm aus ihrer Reisetasche ein grobes Hemd und gab es Carolinen, welche ihr eigenes feineres Hemd auszog und es zu ihren Kleidern legte. Indem sie so handelte, folgte sie ihrer Gewohnheit, ein Nachthemd anzulegen. Sie hatte in den letzten sechzehn Nächten in keinem Bett geschlafen, viel Sorgen und Kummer gehabt, und ihr Schlaf muß daher ein sehr fester gewesen sein. Als sie erwachte, war ihre Bettgenossin verschwunden und hatte Carolinens ganze Habe bis auf einen engen Kamm und jenes Tuch mit Brod und Fleisch mitgenommen, ihr zum Ersatz blos ihr eigenes grobes Hemd zurücklassend. Die Wirthin des Hauses, die mit der Diebin ohne Zweifel im Einverständniß war, gab ihr etwas Suppe mit Brod und alte Kleider, dieselben, mit denen sie in Offenbach erschien. In dieser fremden Kleidung ging Caroline, deren ganze Verzweiflung mit ihrem abermaligen Verlassensein wiederkehrte, fort, in welcher Richtung, war ihr gleichgültig. Wenn sie vor Müdigkeit nicht weiter konnte, setzte sie sich auf den Boden und weinte. Sie ist auf diese Weise noch zwei Tage und eine Nacht umhergeirrt. Am Abend des zweiten Tages trat sie in ein Haus, dessen Besitzerin ihr Brod und einiges Geld reichte, was sie beides zurückwies. Eine zweite Frau kam hinzu und diese wird mit der Wirthin bei einer kurzen Berathung zu dem Resultate gelangt sein, daß man keine Bettlerin, sondern eine ungewöhnliche Person vor sich habe. Caroline wurde also zu dem Bürgermeister des Ortes (Weiskirchen) und von diesem am folgenden Tage nach Offenbach geführt. Ihre weiteren Schicksale kennen wir.

Wir haben die Erzählung von Carolinens Schicksalen ohne Kritik gegeben, wie wir diese Erzählung in dem einzigen bis jetzt über sie erschienenen Werke * fanden. Ob außer der Bekanntmachung, die wir an der Spitze dieser Zeilen mittheilten, und außer polizeilichen Anfragen an auswärtige, namentlich österreichische Behörden zur Feststellung der Wahrheit oder Unwahrheit jener Erzählung etwas geschehen sei, wissen wir nicht. Man hätte nach unserer Ansicht vor allen Dingen den Versuch machen sollen, Carolinen den Weg, auf dem sie nach Offenbach gekommen ist, unter Begleitung auffinden zu lassen. Obgleich ihr geistiger Zustand und ihre Verzweiflung nach Bertha's Verschwinden sie an genauen Beobachtungen verhindern mußten, sollte man doch meinen, daß sie, in der Umgegend herumgeführt, jenes große Wasser mit der Brücke, vor dem sie sich so sehr fürchtete, und weiter den

* Die langjährige unterirdische Haft zweier Kinder, nach den mündlichen Mittheilungen eines derselben, als Beitrag und Aufforderung zur Enthüllung dieses düstern Geheimnisses veröffentlicht von Friedrich Eck, Lehrer an der Volksschule zu Offenbach, Frankfurt a. M., 1856. Der Verfasser ist der Lehrer Carolinens.

Digitized by Goog

Weg, den sie mit der Fremden bis zum Hause, wo sie bestohlen wurde, einschlug, hätte auffinden müssen. Wäre man auf diese Art nur in den Besitz ihrer Ohrringe und ihres Medaillons gelangt, so würde die Mühe vollauf belohnt gewesen sein. Diesen Versuch, durch ein Umherführen Carolinens weitere Aufschlüsse zu erlangen, hat man nicht gemacht, wenigstens schweigt die Eck'sche Schrift davon gänzlich.

Wir wollen nun Carolinens Glaubwürdigkeit in objectiver wie in subjectiver Beziehung prüfen. Verdient ihre Erzählung an sich, von ihrer Persönlichkeit abgesehen, Vertrauen? Ihre Schicksale sind räthselhaft und in einigen Punkten unwahrscheinlich. Daß sie aus Ungarn, diesen geographischen Begriff in dessen weitestem Umfange genommen, stamme, ist keinem Zweifel unterworfen. Die Sprache, deren sie bei ihrem ersten Erscheinen in Offenbach allein mächtig gewesen ist, liefert einen vollgültigen Beweis. Ihr Alter bei ihrer Abführung aus der Waldwohnung zu 21 Jahren angenommen, ist sie im Jahre 1832 geboren worden und im Jahre 1837 verschwunden. Die ungarischen Zustände in jener Zeit reden der Möglichkeit eines solchen Verschwindens das Wort. Wir wissen zur Genüge, daß weder die ungarische Polizei, so weit von einer solchen die Rede sein konnte, noch die ungarischen Gerichte zur Verhütung und Entdeckung von Verbrechen besonders geeignet waren. Allerdings hat Caroline nach der Revolution noch vier Jahre in ihrer Waldwohnung gelebt, und in diesen vier Jahren gab es eine österreichische Polizei. Aber trotz energischer Bemühungen ist die neue Ordnung noch nicht so durchgedrungen, um dem Verstecken eines jungen Mädchens, das seit sechzehn Jahren verschollen war, etwas Unmögliches oder auch nur Unwahrscheinliches zu geben. Haben doch unsere Gerichtszeitungen Fälle von Kindern mitgetheilt, die unter den Augen der deutschen Polizei und in volkreichen Städten Jahre lang auf Böden oder in Kellern eingeschlossen gewesen sind. Die bessere Organisation der österreichischen Polizei kann der Grund gewesen sein, daß man Carolinen, da man des Geheimnisses nicht sicher war, entfernte.

Die Entführung von Kindern durch Zigeuner und andere Vagabunden war in dem früheren Ungarn kein ganz ungewöhnliches Vorkommniß. Daß man dem Verschwinden Carolinens wirklich die Form einer solchen Entführung gegeben habe, wofür allerdings der Anschein spricht, möchten wir nicht behaupten. Um darüber mit größerer Sicherheit sprechen zu können, müßten wir die Motive des an ihr begangenen Verbrechens wissen, und gerade diese verhüllen sich uns. Jene angebliche Form der Entführung setzt die Annahme voraus, daß Caroline ihrer Mutter geraubt worden sei. Der intellectuelle Urheber des Raubes wäre nicht weiter zu suchen; der „Onglar" wäre es, der Carolinen in den Garten schickte, wo der Mann mit dem großen schwarzen Barte (Eleasar) sie auf den Arm hob und forttrug. Denkt man sich das Verschwinden Carolinens als Kinderraub, so wird die Sache unwahrscheinlich, obgleich nicht unmöglich. Die bekümmerte Mutter würde in diesem Falle Alles aufgeboten haben, ihr Kind wieder zu erlangen, und der Oheim hätte einen schweren Stand bekommen. Wie nun aber, wenn die Mutter um die Entführung gewußt hätte? Caroline braucht nicht nothwendig eine reiche Erbtochter zu sein, deren Rechte geldgierigen Seitenverwandten im Wege standen, sie kann eben so gut ein uneheliches, oder im Ehebruch erzeugtes Kind einer vornehmen Dame sein, das man verschwinden läßt, wenn die Dehors es erfordern. Unnatürliche Mütter hat es stets und in allen Ländern gegeben, warum nicht auch in Ungarn und im Jahre 1837? Nehmen wir an, daß die Mutter, froh, einer für ihren Ruf gefährlichen Bürde ledig zu werden, fortreiste, weil sie um ihrer Nerven willen vor der Entführung einige Meilen zwischen sich und dem Ort des Verbrechens sehen wollte, nehmen wir ferner an, daß der Onglar, der ein noch näherer Blutsverwandter Carolinens sein kann, den zurückbleibenden Dienstmädchen sagte, die Kleine sei an einen andern Ort entfernt worden, so erhalten wir eine Sachlage, welche Nachforschungen ausschloß. War die Mutter ruhig, so hatten die Dienstmädchen wahrlich keine Veranlassung, Polizei und Gerichte in Bewegung und sich selbst in Unkosten zu setzen.

In dem, was Caroline von der Waldwohnung erzählt, stoßen wir auf Unwahrscheinlichkeiten. Daß Bertha, eine alte Dienerin des Hauses, auf sechszehn Jahre verschwinden konnte, hat nichts auf sich. Erhielt sie unter irgend einem Vorwande ihre Entlassung, und reiste sie vor Aller Augen ab, so fragte gewiß Niemand weiter nach ihr. Auch Adolf, dieses zweite Opfer, hat für uns nichts Anstößiges. Hatte ein zweiter, von Folgen begleiteter Fehltritt der Mutter Carolinens stattgefunden, so lag nichts näher, als die Frucht des ehebrecherischen Umganges an denselben Ort zu schaffen, der die erste mit glücklichem Erfolg verbarg. Wir wollen diese Erklärung übrigens Niemand aufdringen, wir stellen sie nur auf, um zu beweisen, daß Carolinens Erzählung, denkt man sich die Mutter als Mitschuldige des Verbrechens, den vollen Anschein der Glaubwürdigkeit gewinnt. Lag die Waldwohnung in einem Theile des Waldes, den höchstens der Förster betrat, und war Eleasar dieser Förster, so war man vor einer Entdeckung ziemlich sicher, und Eleasar konnte Brennstoff, Speisen und Wolle zutragen, ohne daß seine Gänge auffielen. Unwahrscheinlich klingt, was Caroline von der äußern Einrichtung dieser Wohnung sagt, daß der Eingang mit einer Fallthür, die Fenster mit Deckeln versehen gewesen seien, und daß diese zum Schließen bestimmten Gegenstände einen solchen Graswachs getragen hätten, daß sie von dem anderen Boden nicht zu unterscheiden gewesen wären. Wie konnte Gras auf den Deckeln und der Fallthür wachsen, wenn nicht eine Erdunterlage vorhanden war, in der das Gras Wurzeln zu schlagen vermochte? Gab es aber eine solche Erdschicht, wie konnte dann Bertha die schwere Fallthür, der Caroline die Größe einer Stubenthür gibt, von unten aufheben? Es würde ihr unmöglich gewesen sein, und wenn wir Caroline in diesem Punkte nicht der Lüge zeihen wollen, womit ihre ganze Glaubwürdigkeit ihr Ende erreicht hätte, müssen wir nach Mitteln fragen, wie Bertha verfuhr. Da ist nur zweierlei möglich. Entweder gab es einen Mechanismus, den Caroline nicht kannte und dessen Bertha beim Oeffnen der Fallthür sich bediente, oder es war ein geheimer Ausgang vorhanden, den die Wärterin, wenn sie mit Carolinen in den Wald ging, unbemerkt benutzte, die Fallthür von außen öffnete, und dann ihre Genossin in's Freie führte. Mehrere Umstände unterstützen die letztere Erklärung. Es war Carolinen verboten, den Gang, an dem ihre Stube lag, weiter zu verfolgen, und auch in den Keller durfte sie nur bis zur Hälfte der Treppe gehen. Wozu diese Verbote, wenn der Gang und der Keller nichts verbargen, was Carolinen zu einer etwaigen Flucht dienlich sein konnte? Wenn Bertha das unreine Geschirr säuberte, schloß sie sich in die Küche ein, wo der Eingang zum Keller lag. Dieses Einschließen hatte keinen Sinn, wenn in der Küche weiter nichts als das Waschen des Geschirres vorging. Es wird noch etwas Weiteres vorgegangen sein: Bertha hat, nachdem sie sich eingeschlossen, mit Benutzung des geheimen Ausgangs das Wasser geholt, dessen sie beim Reinigen der Geschirre in größerer Menge bedurfte. Daß die Fallthür von außen geöffnet wurde, ist nicht nur aus innern Gründen wahrscheinlich, Caroline spricht von einem kleinen Stricke, der außen, „ganz in der Nähe von der Mitte ihrer längeren Seite zur Mitte" angebracht gewesen sei. Dieser Strick unterstützte das Aufheben, das von außen nicht solcher Kraftanstrengung bedurfte, als wenn es von innen geschah. Bleiben wir dabei, daß die Thür mit Gras bewachsen, mithin auch mit Erde bekleidet gewesen sei, so haben wir uns die Kraftanstrengung, deren Bertha jedesmal bedurfte, noch immer als bedeutend zu denken. Setzen wir statt Gras Moos, so fällt die Erddecke weg, und die Fallthüre verliert mindestens drei Viertheile ihrer Schwere. Moos ist grün und Gras ist grün, ein Mädchen von Carolinens Art kann zwischen beiden kaum einen Unterschied gemacht haben.

Es war im höchsten Grade unvorsichtig, Carolinen jeden Tag an die frische Luft zu führen. Wäre diese Anordnung nach Carolinens Erzählung von ihren Entführern getroffen worden, so dürften wir nicht zögern, ihre ganze Geschichte für ein Märchen zu erklären. Aus ihren Worten geht aber hervor, daß die gutmüthige Bertha diese Erleichterung der Haft heimlicher Weise eintreten ließ. So oft Eleasar, der seine gewisse Stunde gehabt haben mag, erwartet wurde, kürzte der Spaziergang sich ab. Wir wollen hier nachholen, daß der Befehl Eleasar's, Carolinen stets in ihrer Stube eingeschlossen zu halten, ebenfalls für das Vorhandensein eines geheimen Ausganges spricht. War blos die Fallthür da, deren Hebung der Gefangenen in ihren ersten Jahren unter allen Umständen nicht gelingen konnte, so hatte die Grausamkeit der engen Haft im Zimmer gar keinen Zweck. Durfte Bertha es bei jenen Spaziergängen auf die doppelte Gefahr einer Flucht und eines Entdecktwerdens ankommen lassen? Die Flucht

Digitized by Google

konnte sie selbst verhindern, vor dem Gesehenwerden glaubte sie sich ohne Zweifel durch die Einsamkeit der Gegend geschützt. Gewagt bleibt ihre Handlungsweise immer, und gewagt ist die Wahl der Waldwohnung überhaupt, denn so sorgfältig ließ sich die Spur von Fenstern und Thür nicht verdecken, daß eine genaue Untersuchung nicht Ritzen und Fugen von einer verdächtigen Regelmäßigkeit der Gestalt hätte entdecken müssen. Gewagt wird eben bei jedem Verbrechen, und hier war das Wagniß nicht einmal besonders groß. In Gegenden, wo es weder Holzleser noch Spaziergänger gibt, ist in einem großen Walde manche Stelle, die noch nie der Fuß eines Menschen betreten hat. Sind doch sogar im Harze einmal Jahre vergangen, ehe man die Leiche eines Vermißten, dessen Ermordung mit Recht angenommen wurde, in einem Walddickicht aufgefunden hat.

Bertha öffnete an jedem Morgen die Fensterdeckel, und legte sie an jedem Abend nieder. Wie sie dabei verfuhr, scheint Caroline nicht zu wissen. Schwierigkeiten konnten beide Proceduren nicht machen, eine Stange mit einem Haken genügte, um die Deckel aufzustoßen und niederzuholen. Eine mit Moos bewachsene Holztafel von 1½ Zoll Durchmesser ist leicht. Wie fand der Rauch seinen Abzug? Durch die Fenster gewiß nicht, denn dann würde Caroline Augenschmerzen und andere Unannehmlichkeiten gehabt haben, wovon sie schweigt. Aber sie hat kein Ofenrohr gesehen, könnte man, um ihre Glaubwürdigkeit zu verdächtigen, einwenden. Da sie keine technologischen Kenntnisse besaß und Bertha, wie aus Allem hervorgeht, nicht blos ihre geistige Entwickelung, sondern auch ihre Theilnahme an praktischen Dingen niederzuhalten bemüht war, so kann ein Ofenrohr dagewesen sein, ohne daß Caroline es bemerkt hat. Leitete dieses Ofenrohr aus ihrer Stube in die daneben liegende Küche, so brauchte man für den Rauch der ganzen Waldwohnung nicht mehr als einen einzigen Ausgang, dessen obere schmale Mündung sowohl Carolinens Beachtung entgangen, als zum Schutz gegen eine zufällige Entdeckung durch Fremde gut versteckt gewesen sein kann. Sonderbar ist die Anwesenheit des Hundes Uebusch in der Waldwohnung. Hunde verrathen sich durch Bellen, und das ist der Grund, weshalb die Diebe und andere Verbrecher keine führen. Wurde Uebusch unter der Erde so eingesperrt, daß man sein Bellen oben nicht hören konnte, und hielt Bertha ihn etwa deshalb, damit er, falls bei ihren Spaziergängen mit Carolinen Menschen herankämen, diese schon von fern anzeige und einen rechtzeitigen Rückzug ermögliche?

(Schluß folgt.)

Die Feuerzeuge.

Von Berthold Sigismund.

Durch Nichts hat der Mensch seinen Adel, der ihn zum Herrn der Erde bestimmt, deutlicher bewiesen als dadurch, daß er das Feuer beherrschen lernte. Wer betritt die Räume einer Eisenschmelzerei oder den Heizraum einer Dampfmaschine, ohne daß in ihm anklingt der stolze Spruch des Sophokles: „Vieles Gewaltige lebt, doch das Gewaltigste ist der Mensch!“ Aber nicht nur in der Kunst, mit der er das mächtige Element zu seinem Diener erzog, erprobte der Mensch seine Herrscherkraft; ebenso sehr, vielleicht noch mehr bewährte er dieselbe durch die Fähigkeit, jenen dienenden Geist augenblicklich, wie durch einen Zauberspruch, aus dem Nichts hervorzurufen. Der Knabe begehrt eine Flamme, er ergreift ein einziges Stäbchen Holz, streicht es an der Wand und fast so rasch wie der Gedanke ist die Flamme da.

So folgsam ist indeß das dienende Element erst seit einem Menschenalter geworden; erst in unserer Zeit hat der Mensch den wahren Zauberspruch erfunden, der den Salamander zu augenblicklichem Gehorsam zwingt.

Wie anders war das in alter Zeit! Da mußte der Mensch mit größter Anstrengung seiner Körperkraft förmlich mit dem dämonischen Diener ringen, ehe dieser seine Dienste leistete. Auf welche Weise der Mensch gelernt, das Feuer herbeizubeschwören, ist ebenso unergründet, als die Entstehung der Sprache; die griechische Sage erklärt es durch den Diebstahl, den Prometheus an einem göttlichen Vorrechte ausübte. Aber ein solches Herunterholen der Flamme konnte, wie der Blitz oder die Flamme der Vulcane und Naphthaquellen, nur lehren, Feuer mitzutheilen, nicht aber Feuer entstehen zu lassen. Das Feuerzünden ist und bleibt eine Heldenthat des menschlichen Geistes, und sein Werth wird dadurch nicht verringert, daß alle, selbst die rohsten Völkerstämme diese Kunst verstehen.

Daß zwei an einander geriebene Holzstücke sich erwärmen, war eine zufällige Beobachtung, die sich den Urmenschen aufdrängte; aber wie eisern muß der Wille desjenigen gewesen sein, der zuerst, um zu sehen, wie weit sich diese Wärme steigern lasse, zwei Holzstücke so lange zusammenrieb, bis sie rauchten und brannten! Kein Europäer ist im Stande, mit dem Reibfeuerzeuge der Wilden Feuer zu machen, selbst der Drechsler bringt das in der Drehbank leicht und schnell gedrehte und mit einem hölzernen Meißel geriebene Holz nur zum Verkohlen und Rauchen, nie zur hellen Flamme. Auch dem kräftigen Wilden ist das Feuermachen keine leichte Aufgabe, er muß als Knabe und Jüngling wohl ebensoviel Fleiß und Zeit auf die Erlernung des Feueranreibens verwenden, als der civilisirte Knabe auf die Erlernung des Schreibens, und um sich die höchst anstrengende Arbeit zu sparen, sucht man das Heerdfeuer ununterbrochen zu erhalten oder borgt beim Nachbar einen Feuerbrand. Die Sitte, in den Tempeln „ewige Feuer“ zu unterhalten, entstand wahrscheinlich aus dem Bewußtsein der Schwierigkeit, Feuer zu zünden. Und nicht blos rohe Wilde (wie noch heutiges Tages die Bewohner der Carolinen und Aleuten) sind auf das mühselige Reibholz beschränkt, auch die Völker, denen wir einen großen Theil unserer Bildung danken, hatten in der ältesten Zeit kein besseres Feuerzeug. Homer, der die Kochgeschichte seiner Heroen so anschaulich und appetitlich schildert, erwähnt zwar nicht, wie sie zur Flamme kamen; aber Theokrit beschreibt, wie die Mannschaft von Kastor und Polydeukes dadurch Feuer zündet, daß sie „die Feuerhölzer mit den Händen reibt.“

Unsere deutschen Urväter sind vielleicht von frühester Zeit an im Besitze eines vollkommeneren Feuerzeugs gewesen; denn der Gedanke, Steine als Feuersteine zu verwenden, mußte sich den Völkern, deren Land nicht (wie es auf den Koralleninseln des großen Oceans der Fall ist) der Kiesel entbehrte, ungesucht darbieten, wenn sie sich Steine zu Hämmern und Aexten klopften und schliffen und dieselben Funken sprühen sahen. Als Zunder bot sich Pflanzenmark, mulmiges Holz und Linnenfaser wie von selbst an. Die Erfindung des Feuerstahls dagegen bleibt ein halbes Wunder, und wie über alle größten Erfindungen läßt uns die Geschichte auch über diese im Stiche. Virgil läßt den Begleiter des Aeneas „Funken aus dem Kiesel schlagen und dann den Zunder mit dürrem Laube schwenken.“ Wenn diese Angabe auch ein Anachronismus ist (an denen es bei Virgil so wenig fehlt, wie bei den altdeutschen Malern, welche die Apostel mit Brillen darstellen), so erhellt doch daraus so viel, daß die Erfindung des Feuersteins schon geraume Zeit vor dem Anfange der christlichen Zeitrechnung gemacht sein müsse.

Dieses Stein- und Stahlfeuerzeug blieb nun gegen zweitausend Jahre das einzige, allgemein verbreitete Mittel zum Feuerzünden, und hat wohl bei den Meisten als Non plus ultra-Feuerzeug gegolten. Denn der uralte Brennspiegel und das Brennglas, ferner das im achtzehnten Jahrhundert von Dumotiez erfundene Luftfeuerzeug, in dem die zusammengepreßte Luft Wärme entwickelt, und das elektrische Feuerzeug Brander's, welches durch einen elektrischen Funken Wasserstoffgas entzündet, sowie das im neunzehnten Jahrhundert erfundene Döbereiner'sche Feuerzeug waren, so herrliche Proben menschlicher Erfindungsgabe sie auch liefern, nicht geeignet für den allgemeinen Gebrauch. Ihre Anwendung beschränkte sich entweder auf die physikalischen Hörsäle oder auf die Zimmer der Reichen, welche zu experimentiren liebten, und jetzt findet man sie fast nur noch in physikalischen Cabineten.

Die ungeheuere Mehrzahl der civilisirten Menschen handhabte ausschließlich das Reibfeuerzeug aus Stein und Stahl, welches in seiner Wirksamkeit den Reibhölzern der Wilden vollkommen

Digitized by Google

entspricht. Denn auch hier wird die Wärme durch Reibung entwickelt. Der an der scharfen Kante des Steines geriebene Stahl gibt so viel Wärme, daß die von ihm abgerissenen Stahltheilchen in's Glühen gerathen und den Zunder entzünden, während bei dem Feuerzeuge der Wilden das harte Holzstück die durch seine Reibung von der weicheren Unterlage getrennten Holzstäubchen entzündet.

Das bärtige Geschlecht faßte den Stein mit der Linken, den Stahl mit der Rechten und führte als Vorrecht den Feuerschwamm, welcher wahrscheinlich eine urdeutsche Erfindung ist. (German tinder, deutscher Zunder heißt er in England.) Von andern Zündern, selbst dem bequemen Schwefel, machten die Männer selten Gebrauch und verschafften sich, wie Voß in der Louise so niederländisch genau darstellt, eine helle Flamme lieber durch Schwenken des Schwammes mit Laub.

Das schöne Geschlecht dagegen hielt den plumpen Stahl mit der Linken und bearbeitete ihn mit einem plumpen Steine, den die rechte Hand führte; als Zunder diente ausschließlich verkohlte Leinwand, als Flammenerzeuger der Schwefelfaden. Das Feueranzünden mit diesem Werkzeuge war eine der mühseligsten Arbeiten für die Hausfrau. Erst war der Zunder zu brennen und Schwefelfaden herzustellen, denn haushälterische Frauen übten auch diesen Zweig der Küchenchemie eigenhändig; dann galt es, im Dunkeln den Stahl mit dem Steine zu bearbeiten, daß er seinen Funkenregen in die Zunderbüchse ergieße. Das gab ein minutenlanges Ticken und Hämmern, und nicht selten trugen die Knöchel Spuren davon, daß sie statt des Stahles Streiche bekommen hatten. Das war eine Noth, wenn des Nachts ein schreiendes Kind Licht nöthig machte; Funken gab es genug, aber keiner fiel in den Zunder; der Mann brummte, das Kind zeterte und die arme „bedüpperte" Hausfrau „pitschte" noch immer vergebens und sah sich in der Angst ihrer Herzens nicht selten genöthigt, durch Nacht und Wind zur Nachbarin zu eilen, und Feuer zu borgen.

Aeltere Leser sind vielleicht ungehalten, daß ihnen solche Alltäglichkeiten erzählt werden; aber es gilt, dem jüngeren Geschlechte, für welches die Zunderbüchse schon ein sagenhaftes Alterthum geworden ist, zu zeigen, wie sauer es ihren Müttern geworden ist und welchen gewaltigen Fortschritt in der Cultur sie erlebt haben, einen Fortschritt, der für die Haushaltungen fast so bedeutsam ist, wie die Erfindung des Buchdrucks für die Welt des Geistes.

Die erste bedrohliche Erschütterung erlitt die Alleinherrschaft des Stahl- und Steinfeuerzeugs durch eine vor etwa dreißig Jahren gemachte Erfindung, welche nicht die durch Reibung, sondern die durch den chemischen Proceß entwickelte Wärme zum Zünden verwandte. Man wußte seit längerer Zeit, daß chlorsaures Kali in Berührung mit Schwefelsäure rasch zersetzt werde und dabei so viel Wärme frei mache, daß diese leicht entzündliche Körper in Brand steckt; ein praktischer Kopf benutzte diese Eigenschaft jener Stoffe zu dem Vitriolfeuerzeuge, bei dem man nur das rothe Köpfchen des Schwefelholzes in das Saurefläschchen zu tauchen hatte, um es brennend herauszuziehen. Alles war begeistert von dem neuen bequemen Feuerzeuge, und jeder Bauer, der seine Frau lieb hatte, brachte ihr vom Markte ein „Titschfeuerzeug" mit. Noch hafteten daran zwei Mißstände. Die Zündmasse durfte nur die Oberfläche der Säure berühren, sonst wurde die Flamme durch die Flüssigkeit wieder erstickt; und doch war es im Dunkeln kaum möglich zu ermessen, wie tief das Zündholz einzutauchen sei. Dann war die Schwefelsäure, die beim Umstoßen des Fläschchens ausfloß, für Kleider und Haus gefährlich. Ein Deutscher, Romer, beseitigte sogleich diese Mißstände. Er füllte das Fläschchen mit Amiant (Asbest), einer von der Säure kaum angreifbaren faserigen Steinart und tränkte diese Fasern nur so stark mit Säure, daß sie eben benetzt waren. Jetzt schien das neue Feuerzeug vollkommen zu sein, es war einfach, klein, wohlfeil, leicht zu handhaben; man jubelte und hielt den Gipfel der Erfindungen für erklommen.

Aber das Bessere ist der Feind des Guten. Congreve's Lucifer matches bewiesen, daß das Reibfeuerzeug, das älteste Mittel zum Feuerzünden, das einfachste und mühelosefte sei, wenn man nur als Reibstoff eine leichtentzündliche Masse wähle. Diese war in einer Mischung von chlorsaurem Kali und Schwefelantimon gefunden; man bedurfte dabei keine Säure mehr, das Schwefelholz entzündete sich mit einem Knalle durch einen Strich an der Wand.

Derselbe Romer, der eben als Verbesserer des Vitriolfeuerzeugs erwähnt wurde, bewies auch hier sehr bald sein Verbesserungstalent; er zog einen Stoff zur Anwendung, der wahrscheinlich für immer als der beste, praktisch zu verwendende Zündstoff dastehen wird, nämlich den Phosphor. Ein Hamburger Goldmacher, Brandt, hatte ihn im Jahre 1669 zufällig entdeckt, als er den Rückstand von eingetrocknetem Urin glühte, in dem er wahrscheinlich Gold zu finden hoffte; er hielt sein Verfahren geheim, aber der Berliner Kunkel erfand bald den wunderbaren neuen Stoff durch eigenes Probiren. Wohl keiner der Entdecker und kein Chemiker der vorigen Jahrhunderte hat sich träumen lassen, daß diese „curiose Rarität" dereinst so in allgemeinen Gebrauch kommen werde, wie Eisen und Thonerde, und der Phosphor mag den Schüler trösten, der sich darüber beklagt, viele praktisch unnütze Thatsachen der Lehrbücher lernen zu müssen; denn gar Vieles, was jetzt theoretischer Ballast dünkt, wird mit der Zeit zur praktischen Goldbarre. Jetzt könnte die Menschheit leichter das Gold missen, als den Phosphor. Uebrigens ging es mit der Verwerthung des neuen Stoffes langsam genug. Selbst nachdem, hundert Jahre nach der ersten Entdeckung, Scheele und Gahn eine reiche Fundgrube des Phosphors in den Knochen nachgewiesen hatten, dauerte es fast noch ein Jahrhundert, ehe man den nunmehr billiger herzustellenden Stoff nützlich anwenden lernte.

Wie jede große Reform fast nie ohne schädlichen Einfluß auf Einzelne in's Leben tritt, so erging es auch dem Phosphor, dem Lichtbringer (dies ist die wörtliche Bedeutung des chemischen Ausdrucks). Nicht wenige Arbeiter in den Zündhölzchenfabriken erlitten durch den Phosphordampf der trocknenden Hölzer Krankheiten, die mit dauernder Entstellung verbunden waren. Viele Feuersbrünste entstanden durch den unvorsichtigen Gebrauch des neuen Zünders, manches vorwitzige Kind erlitt dadurch den schmerzlichsten Tod. Darum riefen Viele Weh und Zeter über die gefährliche Neuerung und nicht wenige Regierungen verboten den Verkauf der gefährlichen Waare.

Aber kein echter Lichtbringer, der Phosphor so wenig als Guttenberg's Presse, läßt sich auf die Dauer deshalb unterdrücken, weil er durch Mißbrauch schaden kann. Wie ein Lauffeuer verbreiteten sich die neuen Zündhölzer über alle civilisirten Länder und jetzt haben sie fast überall die Alleinherrschaft. Nur der Holzhauer und Förster, der bei Wind und Regen im Walde rauchen will, und der Maurer, der sich durch das „Aufpitschen" Mußeminuten verschafft, führen noch Stein und Stahl, sonst brauchen fast alle Männer, selbst der Kutscher auf dem Bocke, dies neue Feuerzeug. Und vollends die Frauen sind ohne Ausnahme zur Partei des Phosrhor übergetreten. Eine Zunderbüchse findet sich selbst im conservativsten Bauernhause nur noch im Alteisenkasten, und keine Frauenhand berührt andern Stein und Stahl, als Edelsteine und Scheere und Nadeln.

Und Niemand wird wohl diese Umwandlung bedauern, als vielleicht ein Bewohner der Champagne, der keine Feuersteine mehr in den Handel bringen kann, und ein Maler, der Nachtstücke darstellt. Für solche Nacheiferer Schalkau's war freilich eine Zunderbrennerin, deren Gestalt wie ein Phönix aus der Flamme der Leinwand vortrat, oder eine Frau, welche in den glimmenden Zunder blies und von der matten Gluth roth angestrahlt wurde, eine wahre Augenweide. Wir Andern aber alle freuen uns, daß die Frauen von jenem sauren Geschäfte entbunden sind; ein Nachtlicht zu brennen, ist kaum noch nöthig; die neue Hausbequemlichkeit ist so vollkommen, daß auch der Reiche, der jede Anstrengung scheut, sich kein bequemeres Feuerzeug wünschen kann, und zugleich so wohlfeil, daß es auch dem Aermsten erschwinglich ist. Fast die Leinwand allein, die sonst zu Zunder verkohlt wurde, jetzt aber in die Papiermühle wandert, bringt die Ausgabe für die Zündhölzer wieder bei. Kauft man doch bei den Hausirern das Tausend Zündhölzer für einen Silbergroschen, wofür man nicht einmal die zu so vielmaligem Anzünden mit dem alten Feuerzeuge nöthigen Feuersteine anschaffen konnte.

Diese Wohlfeilheit ist eine heilsame Folge der Theilung der Arbeit. Wie hoch würde uns wohl ein einziges Schwefelholz zu stehen kommen, wenn wir es selbst spalten und mit dem Zündstoffe versehen müßten oder gar auch die Zündstoffe herstellen sollten!

Jetzt ist die Herstellung der Zündhölzer in folgende Geschäfte gegliedert. Zuerst erfolgt die Anfertigung etwa spannlanger, wal-

zenförmiger Holzstäbchen durch einen Hobel, der auf jeden Stoß deren zwei liefert. Diese Methode ist schon ein großer Fortschritt gegen das älteste Verfahren, wo man durch Spalten viel weniger, und obendrein plumpe eckige Hölzchen herstellte, während jetzt ein fleißiger Arbeiter, der täglich zehntausend Hobelstöße ausführt, an einem Tage hunderttausend Hölzchen anfertigt, da jedes Stäbchen in fünf Hölzchen zerlegt wird. Aus einer Klafter guten, leichtspaltbaren Holzes stellt man in Thüringen fünf Millionen Hölzchen her. Aber welcher Fortschritt ist nun vollends die durch Dampf oder Wasserkraft getriebene Hobelmaschine, welche täglich mehrere Millionen fertig bringt! Diese Maschine wird wohl binnen Kurzem vielen der Gebirgsbewohner, die jetzt vom Schwefelholzhobeln ihren Winterunterhalt erwerben, ihre Arbeit durch zu sehr herabgedrückte Löhne verleiden. Der Hobler liefert die von ihm gefertigten Stäbchen in garbenartige Bündelchen gebunden an die Fabrik ab.

Die nächste Arbeit ist das Zerschneiden der Stäbchen in Hölzchen. Mit einem der Tabakschneide ähnlichen Werkzeuge zerschneidet ein Arbeiter die Holzbündel so leicht wie eine Rolle Tabak. Hierauf werden die Hölzchen von Kindern in die „Maschine“ gepackt. Diese Maschine besteht aus zwei senkrechten, auf einem Brete befestigten Säulchen und zwanzig Bretchen mit einem Loche an jedem Ende, durch welches sie auf die Säulchen angereiht werden. In jedes Bretchen sind fünfzig Querfurchen eingeschnitten. Das Kind legt oder rollt vielmehr mit großer Behendigkeit fünfzig Hölzchen in die Furchen des Grundbrets und deckt darauf das zweite Bret u. s. w. Sind die zwanzig Bretchen der Maschine mit Hölzchen versehen, so schraubt man sie durch Preßschrauben an einander. Wie rasch die Füllung einer Maschine vor sich geht, erhellt aus dem Stücklohne, welches die Kinder erhalten; es beträgt einen Pfennig für die Füllung einer Maschine.

Die gefüllte Maschine ähnelt nunmehr einer Egge, deren tausend Zinken verschieden weit hervorragen. Ein Arbeiter, der die Klemmschraube etwas lockert, bringt durch einige Stöße auf eine Steinplatte alle Hölzchen zu gleich weitem Vorragen, so daß nun die Maschine einer groben Bürste gleicht.

Nachdem nun ein anderer Arbeiter die Enden der Hölzchen kurze Zeit in heißen Sand getaucht hat, damit die Zündmasse gut hafte, taucht er alle in der Maschine eingeklemmten Hölzer mit ihren Spitzen in geschmolzenen Schwefel. Wenn der Schwefelüberzug trocken ist, wird das geschwefelte Ende der Hölzer in den Phosphorteig getaucht, der auf eine Steinplatte aufgestrichen ist. Dieser Teig wird so bereitet, daß man eine bestimmte Menge Phosphor in mäßig erwärmter Gummi- oder Leimauflösung fein zertheilt. Wenn zu viel Phosphor zugesetzt würde, so würde die durch sein Verbrennen entstehende Phosphorsäure die übrigen Bestandtheile der Zündmasse mit einem glasigen Ueberzuge bedecken und das Anbrennen des Schwefels verhindern. Gummi oder Leim wird zugesetzt, um den Phosphor vor dem Verbrauche der Hölzer vor dem Sauerstoffe der Luft zu schützen, weil sonst der brennlustige Stoff sich still verzehren würde. Salpeter, Braunstein oder Mennige, oder mehrere dieser Sauerstoffspender zugleich werden zugefügt, um dem im Gummipanzer eingekapselten Phosphor, wenn er sich durch die Reibung entzündet, die zum Brennen unentbehrlichen Sauerstoffe zu liefern.

Wenn der an dem Hölzchen haftende Phosphorteig, der, so lange er feucht ist, schädliche Dämpfe aushaucht, getrocknet ist, werden die fertigen Zündhölzer von Frauen und Kindern verpackt. Sonst wurden sie hundertweise in kleinen Kistchen aus Bretern geschichtet, jetzt nur in Schachteln aus papierdünnen Holzspänen oder gar nur in Strohpapier. Ueberall gilt es ja zu sparen, um wohlfeile Waare zu liefern, und zwar eine Waare, die nicht zur Befriedigung der Eitelkeit dient, sondern eine wirkliche Erhöhung des häuslichen Comfort darstellt. Man darf sagen, daß durch die Erfindung der Phosphorzündhölzer unser Leben nicht nur bequemer gemacht, sondern geradezu verlängert worden ist. Welche Schaaren von Minuten ersparen wir jetzt, die wir sonst, mit einem unvollkommenen Werkzeuge ausgerüstet, auf das Feuerzünden verwenden mußten; welches Mittel ist uns dadurch in die Hand gegeben, jene Minuten zu edleren Zwecken zu verwenden! In Wahrheit, wir dürfen auf die Erfindung des Phosphorzündholzes mit freudigem Stolze blicken, und es dem großartigsten Mittel zur Zeitersparniß, der Eisenbahn, an die Seite setzen.

Nur ein trüber Gedanke könnte sich in die Freude über diesen Fortschritt mischen, das Mitgefühl mit den Arbeitern, welche durch die neue Erfindung arbeitslos geworden sind. Möge sich aber Niemand von unmotivirtem Mitleid weich stimmen lassen; jede neue Erfindung gleicht dem Speer des Achilles, der die von ihm hervorgebrachten Wunden wieder heilt. Man braucht nur Neustadt am Rennsteige zu besuchen, um die freudige Gewißheit zu gewinnen, daß die neue Erfindung selbst da, wo sie am meisten stören mußte, nur Segen gebracht hat. Zwar wird man in diesem armen Dörfchen, welches, auf der rauhsten Höhe des Thüringer Waldes gelegen, seit Jahrhunderten seinen Hauptverdienst in der Schwammfabrikation fand, nicht ohne Bedauern die beiden jungen Männer sehen, die zuerst die Fabrikation der Phosphorhölzchen in Thüringen betrieben, und durch die Dämpfe des Phosphors um ihre Kinnladen gekommen sind. Sie haben sich seit ihrer Genesung wieder ihrem alten Gewerbe, dem Schwammmachen zugewandt. Denn die Nachfrage nach dem alten duftigen Zunder für die Tabakspfeife hat sich nicht nur nicht vermindert, sondern vermehrt, so daß die Production der einheimischen Forsten, ja selbst die der skandinavischen und Karpathenwälder nicht mehr hinreicht, den nöthigen Rohstoff zu liefern. Das alte Gewerbe hat also nichts eingebüßt, und durch das neue haben Hunderte armer Gebirgsbewohner Beschäftigung erhalten. Wie viele Menschen mögen gegenwärtig in Deutschland von der Zündholzfabrikation leben, da in Oesterreich allein im Jahre 1855 in zweihundert Zündholzfabriken zwanzigtausend Arbeiter thätig waren!

Und die Veranlassung zur Erfindung eines solchen Segens für die Haushaltungen und zur Beschäftigung so vieler Menschen war die geistige Thätigkeit eines Mannes, der in seinem rußigen Laboratorium neugierige Fragen an die Wissenschaft stellte. Er suchte Gold und fand Phosphor, der mehr werth ist, als Gold. So kann ein still arbeitender Naturforscher, der, in seine Studien vertieft, sich um die Menschenwelt nicht kümmert, eingreifen in die Nationalökonomie ganzer Völker und die Haushaltung jeder Familie. Wenn irgendwo, so bestätigt sich hier die Wahrheit von Goethe's schönem Worte:

Thu nur das Rechte in Deinen Sachen,
Das Andere wird sich von selber machen!

Blätter und Blüthen.

Volksjustiz auf Borkum. Es liegt in der Natur der Sache, daß die volksthümlichsten Gebräuche sich in jenen Gegenden erhalten haben, die vermöge ihrer Lage wenig oder gar nicht mit der übrigen Welt in Berührung kamen. Mehr noch als im Innern des Landes ist dies für die am Saume der Nordsee liegenden Inseln eine Wahrheit. — Versetzen wir uns im Geiste nach Borkum, der größten ostfriesischen Insel. Freilich hat dieselbe an Umfang bedeutend verloren, denn während sie in grauer Vorzeit einen Theil des Festlandes bildete, vor zweitausend Jahren noch wenigstens zwanzig Quadratmeilen groß war, hat sie jetzt nur noch drei Stunden Länge und eine Stunde Breite. Das immer mehr in Aufnahme kommende Seebad verspricht den Volkseigenthümlichkeiten kein langes Dasein und darum muß der Culturhistoriker sich beeilen, dergleichen Schätze der Vergessenheit zu entreißen. Die von Jahr zu Jahr sich mehrende Anzahl der Badegäste ist kein Gewinn für die Sittlichkeit und der Pestbauch festländischer Uebercultur beginnt auch schon bei diesem Naturvölkchen die Gemüther zu berühren.

Mag man in unserem „aufgeklärten Zeitalter“ es für eine Lächerlichkeit halten, wenn die Idee der Sittlichkeit so weit getrieben wurde, daß keine Wittwe sich zum zweiten Male verheirathete, da man an eine ewige Liebe und Treue glaubte: ein solcher Volksstamm erinnert an die alten Germanen und verdient volle Anerkennung und Achtung.

Seit alten Zeiten war hier der Umgang zwischen beiden Geschlechtern genau geregelt; dies ist noch heutigen Tages der Fall und ein bedeutender Hebel der Moralität. Im Winter findet man jeden Sonntag nach melkabend in den verschiedenen Häusern Gesellschaften junger Mädchen, die nicht ungern auch junge Mannsleute eintreten. Daran stößt sich Niemand, denn das geht in aller Zucht und Ehrbarkeit von statten, nur darf der Besuch nicht länger als bis zum zwölften Glockenschlage dauern. Weiß man aber, daß ein Jüngling sich zu einem Mädchen gesellschaftlich hat und bis nach zwölf Uhr bei ihr verweilt, so wird das Haus umstellt. Jede Thür und jedes Fenster wird bewacht, um das Entschlüpfen des Anbeters zu verhindern; ein Parlamentär wird abgeschickt, die Uebergabe

Digitized by Google

auf Gnade und Ungnade zu verlangen, worauf meistens keine Antwort erfolgt. Das auf diese Weise inhaftirte Paar hat nun Zeit, sich über seine gegenseitigen Gefühle klar zu werden, denn bevor das Tagesgestirn dem Meere entsteigt, ist Niemand befugt, in das Haus einzudringen, es sei denn, daß die Bewohner desselben freiwillig die Thür öffneten. Dies geschieht aber selten und die Sittenrichter harren bei Gesang und Trank bis zum kommenden Morgen. Kaum ist dieser angebrochen, so wird da draußen Ernst gemacht. Man verstopft die Schornsteine mit Schnee oder allerlei Unrath, so daß man im Hause vor Rauch umkommen muß, man versucht Fenster zu öffnen oder Thüren zu sprengen und will das Alles nicht gelingen, so nimmt man die Ziegel vom Dache und steigt auf diese Weise in's Haus. Aber dann findet man meistens das Mädchen allein. Die nun stattfindende Haussuchung wird so genau und vollkommen vorgenommen, als wenn Alle ausgelernte Polizisten wären: das Unterste wird zu oben gekehrt und kein Plätzchen undurchsucht gelassen, bis man endlich den Verliebten aus seinem Versteck hervorzieht. Ein lautes Hurrahgeschrei kündet den Fund an. Man richtet an den jungen Mann die Frage, ob er mit dem Mädchen verlobt sei? Bejaht er solche, so wünscht man dem Paare Glück, bringt ihnen ein Hoch und verkündet, den Bräutigam in ihrer Mitte mit sich fortziehend, der ganzen Insel das frohe Ereigniß einer neuen Verlobung. Erfolgt indeß auf jene Frage ein „Nein", so wird dem Liebhaber ein Tau um den Leib gebunden und er, alles Sträubens ungeachtet, durch das Lynchgesetz verurtheilt, zur Abkühlung seines Liebesfiebers drei Mal hin und zurück durch ein dazu bestimmtes Gewässer geschleift zu werden. Gesteht er während dieser Procedur seine Verlobung ein, so wird dadurch sein Strafmaß selbstredend abgekürzt. Im Winter wird, wie es noch im vergangenen stattfand, eine Passage durch das Eis hergestellt und dann der Schuldige der Wassertaufe übergeben. Daß die ganze Bevölkerung diesem tragikomischen Schauspiele beiwohnt und daß der auf solche Weise zum Baptist Gewordene Jahre lang ein Spott seiner Cameraden bleibt, läßt sich denken. Es vergeht daher oft manches Jahr, wo sich Keiner ertappen läßt; so war in den letzten zehn Jahren kein Sünder diesem Sittengerichte verfallen, aber der vergangene Winter forderte endlich wieder eine Wassertaufe.

H. M.

Originelles Grabmonument. Auf dem Friedhofe zu Thierfeld bei Hartenstein im sächsischen Erzgebirge steht das nebenbei abgebildete ganz hübsche Monument, auf dessen Vorder- und Hinterseite folgende Grabschrift angebracht ist:

Vorderseite:

Der hochwohlgeb. Herr Herr Patricius von Flemming, ein Irländischer Baron und tapfer Krieges Officier, welcher nach 15 Feldzügen, 7 Belagerungen, und 13 hitzig Actione, als Königl. Poln. und Churfrst. Sächs. Capitain den 7. Sept. 1735 in 63. Jahr seines Alters, allhier zu seiner Ruhe eingegangen, wurde mit diesen Denkstein beehrt von M. Chr. Aug. Schützen, Hochgräfl. Schönburg. Hartensteinischen Inspector und Hof Prediger.

Rückseite:

In Irland fing ich an zu leben, doch nicht von Irland, andere Länder sahen und brauchten mich.

England als Fähnrich 3 Jahr zu meinen Unglück, Frankreich als Garde du Corps 4 Jahr, Lothringen unter den Chevaux Legers 7 Jahr, Holland als Leutnant v. Dragonern 6 Jahr, Pohlen und Chur Sachsen als Capitain Leutnant, und Capitain von den Dragonern 20 Jahr.

Ich half Festungen bestürmen, Londonderry, Limerick, Douay, Bethune, Aire, Bouchain, und Stralsund sind 7 Zeugen.

Ich war mitten in den schärfsten Treffen bei Bain, Agrim, Kempten ꝛc. und brachte Leben, Ehre und Ruhm davon. Als aber Krankheit meinen Leib bestürmte, und es zum Treffen mit den Tode kam, ging alles verloren bis auf die Seele, welche der Himmel in seine Bedeckung nahm.

Hierüber merke Wanderer:

Daß Sterbliche nicht können wissen
Wie, wann, und wo sie sterben müssen.
Den Irland, Engeland, den Frankreich, Niederland,
Den auch Sardinien als tapfern Held gekannt,
Der ist in dieser Gruft mit Schild und Helm begraben.

Durch Einsinken des Leichensteines sind die folgenden letzten Zeilen nicht zu lesen.

Der amerikanische Spottvogel ist sowohl durch die Mannichfaltigkeit seiner Töne, wie durch den außerordentlichen Umfang und die Zartheit seiner Stimme, vorzüglich aber durch seine hervorstechende Gabe, die Töne und das Geschrei anderer Vögel und vierfüßiger Thiere nachzuahmen, berühmt. Dieser Vogel soll zugleich seinen Gesang mit einem dazu passenden Gebehrdenspiel begleiten. Wenn er zu singen anfängt, erhebt er sich langsam mit ausgebreiteten Flügeln, und sinkt dann mit herabhängendem Kopfe auf dieselbe Stelle wieder zurück, wie dies die Lerche bisweilen auch thut. Ist er in seinem Gesange weiter fortgeschritten, so schwebt er in schraubenförmigen Windungen auf und nieder, und wenn seine Töne munter und lebhaft sind, beschreibt er in der Luft Kreise, die sich in allen Richtungen durchkreuzen. Werden die Töne laut und folgen sie sehr schnell auf einander, so schlägt er die Flügel mit verhältnißmäßiger Schnelligkeit zusammen. Wenn aber die Töne ungleich sind, so schwingt und flattert er, jener Ungleichheit entsprechend, hin und her. Da er aber in seinen Anstrengungen endlich ermüdet, so werden seine Töne nach und nach sanfter, verschmelzen in sanfte Accorde und enden mit einer Pause, die eine besonders schöne Wirkung hervorbringt, während zu gleicher Zeit seine Bewegungen langsamer werden. Langsam und sanft gleitet er über den Baum, worauf er seinen Sitz hat, bis die Schwingungen seiner Flügel unmerklich werden und zuletzt ganz aufhören, und der kleine Musikus regungslos in der Luft schwebt, gleich dem Thurmfalken, wenn er auf Beute lauert. Man erstaunt, in einem so kleinen Vogel den König aller derjenigen Singvögel zu sehen, die nur einer Stimme oder eines Tones mächtig sind. Er ist nicht stärker als ein Staar, unten weiß, oben braun, mit einigen untermischten schwarzen und weißen Federn, vorzüglich zunächst dem Schwanze und um den Kopf herum, welcher letztere mit einer Art silberner Krone umgeben ist. Als sehr große Seltenheit oder vielmehr als eins der reizenden Wunder der Natur wird er in Europa im Käfig gehalten, wo er durch seine herrliche Stimme Herz und Ohr ergötzt. Er übertrifft alle Vögel an Anmuth und Mannichfaltigkeit des Gesanges und in vollkommener Beherrschung der Stimme; er ahmt die Töne eines jeden andern Vogels nach, und sucht den, welchen er nachahmt, sogar aus: selbst unsere europäische Nachtigall läßt er weit hinter sich zurück.

Im Ganzen genommen scheint dieser Vogel ein Vergnügen daran zu finden, wenn er seine befiederten Freunde irre führen kann. Bisweilen lockt er die kleinen Vögel mit dem Lockruf ihrer Gatten zu sich und erschreckt sie, wenn sie sich ihm genähert haben, mit dem Geschrei des Adlers. Sein natürlicher Gesang ist und bleibt jedoch der beste. Gewöhnlich besucht er die Dächer der Pflanzerhäuser, von wo er die ganze Nacht hindurch, auf einem Schornsteine sitzend, die süßesten mannichfaltigsten Töne aller nur denkbaren Vögel erschallen läßt. Sein Gesang macht ihn nicht müde, vielmehr begleitet er denselben noch mit Tanzen, und da er ohne Unterschied bei Tag und Nacht zwischen eigenem Lied und der Nachahmung Anderer abwechselnd singt, so sollen ihn auch die Amerikaner für heilig und übernatürlich halten.

Es ist ein Lieblingsthema der amerikanischen Schriftsteller, den Gesang des Spottvogels mit dem der Nachtigall, den viele Amerikaner gar nicht kennen, zu vergleichen. Audubon vergleicht die Nachtigall mit einer Soubrette, die, wenn sie sich unter einem Mozart ausbilden könnte, vielleicht mit der Zeit sehr anziehend werden dürfte. Dem Spottvogel hingegen erkennt er vollendete Virtuosität zu.

Merkwürdig bleibt, daß der Spottvogel die menschliche Stimme nicht nachahmen lernt.

Mit dem **1. Januar** begann ein neuer Jahrgang der bei **Ernst Keil** in Leipzig erscheinenden Zeitschrift:

„Aus der Fremde,"

Wochenschrift für Natur- und Menschenkunde der außereuropäischen Welt,

redigirt von **A. Diezmann.**

Wöchentlich ein Bogen mit und ohne Illustrationen. Vierteljährlich 16 Ngr.

Unsere Zeitschrift beschäftigt sich mit Land und Leuten weit und breit, auf dem ganzen Erdenrunde. Sie gibt **nicht** Erdichtetes, sondern Wahrheit, aber, was sie erzählt, bestätigt gar oft den altbewährten Spruch: „Wirklichkeit ist seltsamer als Dichtung." Sie gibt **nicht** trockne Reiseberichte; sie beschreibt vielmehr Erlebnisse in der pikantesten und kleidet ihre Schilderungen in die eleganteste und anmuthigste Form; denn, was gelesen zu werden verdient, soll auch angenehm zu lesen sein. Ihr Feuilleton ist stets reich und neu. — Die große Verbreitung, welche die Fremde seit ihrem kurzen Bestehen gefunden hat, beweist am besten die Gediegenheit des Blattes.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 4. Die Gartenlaube 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. – Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Kranken-Engel.

Novelle von Max Ring.

(Fortſetzung.)

Erleichtert trat Jadwiga ihren Rückweg an, während das Fräulein zu den Herren zurückkehrte, mit dem feſten Entſchluſſe, den Baron um die Begnadigung des Gefangenen zu bitten. Pawel war ihr nicht unbekannt; ſie hatte ihn als Knaben öfters geſehen, wenn er ſeine Schweſter, die damals noch als Magd auf dem Schloſſe diente, beſuchte. Er war immer ſo freundlich und aufmerkſam gegen ſie geweſen. Für ſie war er einmal auf den alten Birnbaum geklettert, um die von ihr gewünſchten Früchte herabzuholen. Ein Aſt brach und er fiel herab, wobei er ſich den Arm verrenkte. Damals verbiß er muthig ſeine Schmerzen, als er ſie weinen ſah. Seit jener Zeit beſtand eine gewiſſe Freundſchaft zwiſchen dem armen Bauernburſchen und der Tochter des Barons. Ihre lange Abweſenheit und der Unterſchied der Lebensſtellung hatten allerdings jene Jugenderinnerung faſt verwiſcht; jetzt aber trat das Bild des treuen Pawel wieder lebendig vor ihre Seele. Sie wartete, bis die Partie zu Ende war, und die Herren ſich empfohlen hatten. Als der Baron ſich ebenfalls anſchickte, zu Bette zu gehen, brachte ſie ihr Anliegen in ihrer herzgewinnenden Weiſe vor. Sie übte eine gewiſſe Herrſchaft über den rohen Vater aus und verſtand es, ſeine ſchwachen, oder vielmehr guten Seiten mit weiblicher Feinheit zu benutzen.

Indem ſie ihm den Schlafrock und die Pantoffeln holte, wie er es liebte, bat ſie zugleich für den Delinquenten. Der milde Schein der Nachtlampe beleuchtete ihr frommes Geſicht, ſie glich dem Engel der Gnade, der nicht will, daß der Sünder zu Grunde geht. Ein eigener Zauber umſchwebte ſie, ſo daß der rauhe Mann unwillkürlich weicher geſtimmt wurde. Er mochte wohl in dieſem Augenblick an ihre verſtorbene Mutter denken. Er war von Herzen nicht böſe, nur voll Vorurtheile. Seine Härte ſchmolz vor ihrer ſanften Ueberredungskunſt, und ſchon glaubte ſie gewonnen zu haben, als Tante Kaſcha alle ihre Bemühungen vereitelte. Die alte Jungfer war ſo eiferſüchtig auf ihren Einfluß, daß ſie bei jeder Gelegenheit ihrer Nichte entgegentrat, um ſich ſo die Herrſchaft über den Baron zu ſichern. Aus dieſem Grunde bekämpfte ſie auch diesmal das aufſteigende Mitleid ihres Bruders, indem ſie daſſelbe zu einer ſträflichen Nachgiebigkeit und ſchädlichen Schwäche ſtempelte. Sie gebrauchte dabei den Kunſtgriff, den Baron auf die Folgen einer ſolchen Begnadigung aufmerkſam zu machen und auf den aufſätzigen Geiſt ſeiner Bauern, deſſen Vorhandenſein ſich nicht leugnen ließ, entſchieden hinzuweiſen. Dieſe Andeutungen verfehlten ihre Wirkung nicht, und Veronika ſah ſich gezwungen, ihren Schützling aufzugeben.

Der Baron fluchte von Neuem über die königliche Cabinetsordre, über das Beamtenpack, welches nothwendiger Weiſe noch eine Revolution herbeiführen müſſe. Darauf ergriff er den Nachtleuchter, um ſich in ſein Schlafzimmer zu verfügen. Tante Kaſcha folgte mit Veronika, welche trotz aller Anſtrengung den armen Pawel nicht retten konnte.

III.

Während die Schloßbewohner ſich dem Schlafe überließen, herrſchte in der Schenke des Dorfes ein ſonſt um dieſe Zeit ungewöhnliches Leben. Das große Zimmer faßte kaum die Zahl der Gäſte. Hinter ſeinem Verſchlage von Holz ſtand der jüdiſche Pachter mit ſeiner Frau, unabläſſig beſchäftigt, die ſchnell geleerten Gläſer wieder voll zu füllen. An einer langen Tafel von rohem Holz ſaßen auf langen Bänken Bauern und Häusler. Sie befanden ſich augenſcheinlich in einem Zuſtande hoher Aufregung, welche nicht allein dem genoſſenen Getränke zuzuſchreiben war. Die dünnen Talglichter, welche auf dem Tiſche ſtanden, reichten gerade hin, um die Dunkelheit ſo weit zu erhellen, daß man ihre wilden, gerötheten Geſichter erkennen konnte. Von Zeit zu Zeit erhoben ſie ein lautes, drohendes Geſchrei, dann wurde es wieder plötzlich ſtill, und ſie ſteckten flüſternd die Köpfe zuſammen, als fürchteten ſie, belauſcht zu werden.

Der jüdiſche Wirth, hier Kretſchmer genannt, ſah dann ſeine Frau mit bedeutenden Blicken an. Wenn er ſich aber beobachtet glaubte, ſo that er, als ob er nichts hörte, und ſein ſchlaues Geſicht nahm einen möglichſt gleichgültigen Ausdruck an.

Unter den Bauern ragte eine eigenthümliche Geſtalt hervor. Es war dies ein Mann, der durchaus nicht in dieſe Geſellſchaft zu gehören ſchien. Weder ſein Benehmen noch ſeine Kleidung paßte dazu. Er trug einen ſtädtiſchen Rock, der allerdings ſchon abgeſchabt und an den Näthen abgetragen war. Sein Hals ſteckte in einer ſteifen, ſchwarzen Binde, aus der ein ſchmutziger Hemdkragen heraushing. Ein alter Filz voll Beulen und Quetſchungen bedeckte das ſtruppige, röthliche Haupt. Zerriſſene Stiefel, aus denen die nackten Zehen hervorlauſchten, vollendeten ſeine noch immer in ſolcher Umgebung elegante Toilette. In ſeinem ganzen Weſen gab ſich jene eigenthümliche Verkommenheit, gepaart mit Liſt und Schlauheit, kund, welche den Winkeladvocaten und Rabuliſten bezeichnet. Unter der niedrigen Stirn lagen die kleinen,

gitized by Google

fortwährend zwinkernden Augen, die er noch außerdem von Zeit zu Zeit ganz seltsam einzukneifen pflegte. Das Gesicht war gedunsen und hatte die wachsbleiche Färbung, die man bei Gewohnheitstrinkern zu finden pflegt. Ein hellblonder, fast rother Schnurrbart saß unter der gebogenen Nase, und verlieh ihm zugleich ein kühnes und doch wieder komisches Aussehen. Um die feinen Lippen spielte ein unheimliches Zucken, und seine Hände befanden sich in einer nervös zitternden Bewegung, wenn er sie aus seinen Hosentaschen hervorzog, wo er sie gewöhnlich zu verbergen pflegte. Der Stempel der Liederlichkeit und des Cynismus war ihm deutlich aufgeprägt; in seinen verwitterten Zügen konnte der aufmerksame Beobachter einen Lebenslauf voll Veruntreuung, Betrügereien und gemeiner Ausschweifung entdecken. Von den Bauern wurde er Herr Actuar genannt; er war ein entlassener Schreiber, der längere Zeit in den Diensten des Barons gestanden hatte, und von diesem wegen eines gemeinen Betrugs schimpflich fortgejagt worden war. Seine Beschäftigung bestand hauptsächlich darin, die ihm bekannten Bauern gegen ihre Gutsherrschaft aufzuhetzen, Processe zu verursachen, und eine unerlaubte juristische Praxis auf dem Lande auszuüben. So lebte er von den Sporteln und den Gaben seiner einfältigen Clienten, bei denen er in dem Rufe eines überaus gescheuten und listigen Advocaten stand.

In dieser Versammlung führte er das große Wort, und alle Anwesenden hörten ihn mit ungeheuchelter Bewunderung. Die Bauern beugten sich sichtbar vor der höheren Intelligenz.

„Nicht einen Tag länger," schrie er jetzt mit heiserer Stimme, „braucht Ihr zu arbeiten, nicht einen Pfennig mehr an den Herrn zu zahlen. So ist der Wille des Königs, den ich Euch gedruckt zeigen kann."

Bei diesen Worten zog er ein schmutziges Papier aus der Tasche, welches er sorgfältig ausbreitete und mit dem fettig glänzenden Aermel seines Rockes glatt strich. Es war die bekannte Cabinetsordre, die er aus dem Deutschen in's Polnische übersetzte, wobei er sich nach Gutdünken allerlei Zusätze und Auslassungen erlaubte, wie sie gerade für seine Pläne paßten. Seine beschränkten Zuhörer, welche eine unbeschreibliche Ehrfurcht für alles Gedruckte besaßen, verstanden von seinem Vortrage trotz ihrer Beschränktheit so viel, daß sie keinerlei Dienste und Abgaben mehr an den Gutsherrn zu leisten brauchten.

„So ist es," fuhr der Redner fort. „Die Erbunterthänigkeit hat aufgehört, die Robot ist abgeschafft. Esel seid Ihr, wenn Ihr noch für den Edelmann eine Hand rührt, eine Arbeit thut. Niemand hat Euch mehr was zu befehlen. Da steht's in der Cabinetsordre, welche der gnädige König erlassen hat. Das wissen auch Eure Gutsherrn, aber sie verschweigen es Euch, damit Ihr noch länger ihre Knechte und Sclaven bleibt. Aber der Himmel hat Euch einen Freund geschickt, der Euch die Augen öffnet, der für Euch sorgt und denkt, der alle Kniffe und Pfiffe kennt, der Euch zu Eurem Recht verhelfen wird, wie er Euch schon oft geholfen hat, und dieser Freund bin ich."

Hier unterbrach ein Beifallssturm den Actuar; er hatte den Gipfel der Popularität erreicht. Von allen Seiten drängten sich die Bauern an ihn heran; sie schüttelten ihm die Hände, umarmten ihn, und tranken auf seine Gesundheit, worauf er ihnen aus seinem vollen Glase Bescheid that, das er mit einem Zuge leerte.

„Aber was sollen wir thun?" fragte der Veit oder Vorsteher des Dorfes, nachdem sich der enthusiastische Lärm wieder einigermaßen gelegt hatte.

„Das ist leichter gefragt als gesagt," erwiderte der Actuar, anscheinend in Nachdenken versunken. „Ihr habt die Cabinetsordre, den königlichen Willen doch verstanden? Sie besagt, daß der Baron Euch freigeben muß, ergo seid Ihr frei, wenn auch nur de jure und noch nicht de facto."

Der Veit nickte, als ob er diese logische Schlußfolgerung vollkommen verstanden hätte, obgleich er auch nicht ein Sterbenswort davon begriff. Die lateinischen Redensarten, welche der Redner absichtlich hier und da einfließen ließ, imponirten den Bauern ganz besonders.

„Ihr müßt also," fuhr der Actuar fort, „Eure Freiheit von dem Gutsherrn als ein vorenthaltenes Eigenthum fordern. Will er sie nicht gutwillig herausgeben, so steht Euch das Recht zu, selbst Gewalt anzuwenden, was ja auch der Executor thut, wenn Ihr die Abgaben nicht bezahlen wollt."

Der letzte Satz leuchtete den Zuhörern vollkommen ein, obgleich sie noch immer nicht wußten, was sie eigentlich anfangen sollten, um die gepriesene Freiheit, welche sie für eine Art lebenden Wesens hielten, sich zu verschaffen. Der Redner klärte sie indeß darüber auf.

„Am besten thut Ihr, wenn Ihr vor das Schloß zieht, und Euch von dem Herrn eine Urkunde ausstellen laßt, worin er freiwillig auf alle seine bisherigen Rechte verzichtet, und Euch von allen Frohnden und Lasten, die Ihr ihm zu leisten habt, entbindet. Das Actenstück muß er unterschreiben, und mit einem rothen, einem gelben und einem blauen Siegel besiegeln. Dann hat es seine Gültigkeit; dann seid Ihr für immer frei."

Der Rath gefiel den Bauern, und ganz besonders schienen ihnen die drei verschiedenen Siegel von der größten Wichtigkeit. Die Mehrzahl der Versammlung wollte auf der Stelle aufbrechen, um den Gutsherrn noch diese Nacht zur Ausstellung der wichtigen Urkunde zu zwingen. Einmal aus seiner Indolenz aufgeschüttelt, ist das oberschlesische Landvolk zu raschen und gewaltsamen Entschlüssen sehr geneigt, zumal so lange die aufregende Wirkung des Branntweins noch vorhält. Es gleicht in gewisser Beziehung der Atmosphäre jener Tropengegenden, wo auf die tiefste Ruhe ein plötzlicher Sturm mit ungeheurer Gewalt erfolgt.

Schreiend und tobend verlangte jetzt die Menge, unter Anführung des Actuars vor das Schloß zu ziehen. Dieser war jedoch mit der ihm zugedachten Ehre keineswegs einverstanden; aus naheliegenden Gründen hielt er sich lieber bescheiden im Hintergrunde und überließ es Andern, die gebratenen Kastanien für ihn aus dem Feuer zu holen. Er wollte zugleich seine Rache an dem Baron üben, und dabei im Trüben fischen, aber ohne Gefahr für seine persönliche Sicherheit. Wie Viele seines Gleichen, war er von Haß gegen alles Bestehende erfüllt, und seine verlorene Existenz machte ihm jede Veränderung wünschenswerth, bei der er nur gewinnen, und nichts verlieren konnte. Aus diesem Grunde schürte er die vorhandene Gluth mit feiger Hinterlist, da ein offenes Hervortreten und kühnes Handeln nicht in seinem heimtückischen Charakter lag.

Seiner Ueberredung gelang es auch, die aufrührerischen Bauern wieder einigermaßen zu beruhigen, indem er ihnen die Nothwendigkeit vorstellte, im Einverständnisse mit den benachbarten Dorfschaften und der übrigen ländlichen Bevölkerung zu handeln, welche von dem gleichen Geiste der Empörung beseelt, und von ihm und seinen Gesinnungsgenossen hinlänglich bearbeitet worden war.

Es war auf nichts Geringeres, als auf einen allgemeinen Aufstand des oberschlesischen Landvolks abgesehen. Die Stimmung desselben war ihm bekannt, und aus den entferntesten Gegenden kamen Anzeichen des nahen Sturmes. Nur von einer gleichzeitigen und übereinstimmenden Erhebung ließ sich ein Erfolg erwarten. Es fehlte nur noch der Führer für eine solche Bauernrevolution, und auch für diesen hoffte der schlaue Actuar Rath zu finden.

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben," sagte er beschwichtigend. „Man muß die rechte Zeit abwarten. Wenn alle Bauern wie ein Mann aufstehen, dann hat die letzte Stunde für die Gutsherrn geschlagen. Zwei haben mehr Gewalt als Einer, Tausend mehr wie Hundert, und wenn gar Alle kommen, dann können sie Euch die Freiheit nicht mehr vorenthalten. Im Ratiborer und Rybniker Kreise denken die Bauern so wie Ihr. Wenn es losgehen soll, muß es zu gleicher Zeit, an allen Ecken und Enden losgehen. Bis dahin verhaltet Euch ruhig, und wartet auf den Boten, den ich Euch schicken werde."

Damit erhob sich der Redner und leerte sein Glas, indem er auch die Uebrigen zum Aufbruch mahnte, da es bereits spät war. Die Bauern zerstreuten sich, und bald blieb nur der jüdische Wirth mit seiner Frau zurück.

„Morgen," sagte dieser, „gehe ich auf's Schloß, und werde da dem gnädigen Herrn verzählen, was sich thut."

„Was geht's Dich an?" fragte die furchtsame Gattin. „Wenn die Bauern hören, daß Du geredt hast, brechen sie Dir Hals, Leib und Leben."

Diese Gründe schienen dem Manne einzuleuchten; er schwankte wenigstens zwischen der natürlichen Furcht und seiner Anhänglichkeit an das Haus des Barons. Vorläufig beschloß er, sich die Sache zu beschlafen. — Vorsichtig riegelte er die Hausthür zu und löschte die Lichter aus, worauf er sich zu Bette begab.

Bald war es still im ganzen Dorfe, nur hier und da bellte

Digitized by Google

ein wachsamer Hund und wenn er wieder verstummte, regte sich kein Laut in der Nähe und Ferne. Die niedrigen Hütten lagen in der Dunkelheit schweigend da, wie ausgestorben. Der Himmel hatte sich mit schweren Regenwolken umzogen und ließ keinen Stern durchschimmern. Es war eine finstere, schwüle Nacht, recht geeignet für ein Verbrechen oder sonst eine unheimliche That. Mit leisen, kaum hörbaren Schritten eilte der Actuar, wie ein flüchtiger Schatten an den Häusern vorüberschlüpfend, durch das Dorf. Bald hatte er den Ausgang erreicht und jetzt schlug er einen Seitenpfad ein. Der Weg führte ihn an dem Kirchhofe vorüber. Trotz seines Unglaubens konnte er sich eines leisen Schauers nicht erwehren. Er beschleunigte seine Schritte, um aus der Nähe der Todten zu kommen. Es war da das Grab eines jungen Mädchens, das sich vor vielen Jahren um seinetwillen in den Mühlbach gestürzt hatte. Er konnte die Erinnerung an die arme Madlena nicht los werden. Dort an dem schwarzen Kreuze glaubte er ihre bleiche Gestalt zu erblicken. Eilig flog er vorüber und über die schmale Brücke, unter der das Wasser floß, worin ihre Leiche gefunden wurde. Auch da folgte ihm ihr Schatten nach. Eine dunkle Gestalt bewegte sich näher und näher; dem Actuar stand das Haar unwillkürlich zu Berge; er wurde von einem plötzlichen Schwindel gefaßt, der zum Theil wohl von den reichlich genossenen Getränken herrühren mochte. Seine Füße wankten, nur noch ein Schritt und er stürzte von dem Hohlsteg in die Fluth, welche an dieser Stelle mehrere Fuß tief war, wenn ihn nicht eine starke Hand zurückgehalten hätte.

„Erbarmen!“ stöhnte der arme Sünder, welcher seine Besinnung verloren hatte.

„Wollt Ihr denn mit aller Gewalt Euch in das Wasser stürzen?“ fragte ihn eine Stimme, die ihm nicht fremd war.

„Wie, Du bist es, Pawel?“ rief er, durch den Schreck nüchtern geworden.

„Freilich! Ich bin es, Herr Actuar,“ antwortete der Schmiedegeselle, der trotz der Dunkelheit den Actuar sogleich erkannt hatte.

„Ich hörte ja, daß Du gefangen seist,“ bemerkte dieser verwundert.

„Ich habe mich losgemacht und bin glücklich aus dem verwünschten Kerker entkommen. Wie, erzähle ich Euch ein anderes Mal, da ich jetzt keine Zeit habe.“

„Das glaub' ich gern; aber was willst Du denn nun beginnen?“

„Ich weiß es nicht. Am besten wird es wohl sein, wenn ich über die Grenze nach Polen fliehe. Dort sucht mich kein Mensch.“

„Das geht nicht so leicht,“ sagte der Actuar, den ein plötzlicher Gedanke durchzuckte. „Ich will Dir einen bessern Vorschlag machen, wie Du hierbleiben und Dich an Deinen Feinden rächen kannst. Das ist doch Deine Absicht?“

„Ihr könnt noch fragen?“ antwortete Pawel, indem er bei der Erinnerung an die erlittene Beschimpfung mit den Zähnen knirschte.

„So ist es recht!“ lachte der Actuar, der seine frühere Gespensterfurcht wieder gänzlich überwunden hatte und in Pawel ein willkommenes Werkzeug für seine Pläne sah. „So ist es Recht; es gibt kein süßeres Gefühl, als die Rache, und ich will Dir dazu behülflich sein. Ich habe ohnehin eine Rechnung mit dem Herrn Baron und seinem Verwalter abzumachen, der Dir so übel mitgespielt hat. Ich will Dir die Mittel und Wege schon angeben, wenn Du mit mir kommst.“

„Wohin?“

„In die Waldschenke, wo ich einstweilen meine Wohnung aufgeschlagen habe; dort bist Du sicher, wie in Abrahams Schooß.“

Einen Augenblick schwankte Pawel, ob er seinem Begleiter nach der verrufenen Spelunke folgen sollte, wo sich allerlei Gesindel, Schmuggler, Wilddiebe und ähnliche Gesellen, welche mit der Polizei auf gespanntem Fuße leben, aufzuhalten pflegten. Aber der Durst nach Rache und die wahrhaft dämonische Beredsamkeit des Actuars besiegten seine Bedenklichkeiten. Durch die erduldeten Mißhandlungen war der Schmiedegeselle so verwildert und empört, daß er dem Versucher nicht widerstehen konnte, der ihn mit sich fortriß.

IV.

In dieser Gegend Oberschlesiens gab es damals und gibt es vielleicht heute noch einzelne Waldstrecken, so undurchdringlich und dicht, wie die Urwälder Amerika's. Tausende von Stämmen stürzen dort und verfaulen ungenützt und auf dem von Baumleichen gedüngten Boden steigt ein neues Geschlecht von Kiefern und Fichten, von Birken und Rüstern empor in wilder Ueppigkeit. Der Boden ist glatt von den abgefallenen Nadeln und schlüpfrig von dem Moder der verwesenden Pflanzenwelt, für Wagen und Pferde vollkommen unzugänglich, da der Regen keinen Abfluß hat und das zähe Erdreich wegen mangelnden Zutritts der Sonne und des Windes nie vollkommen austrocknet. Selbst am Tage herrscht daselbst eine tiefe Dämmerung, ein unheimliches Schweigen. Da gibt es keine sichern Wege; nur selten betretene Fußpfade dienen dem Verbrecher und Schmuggler auf seinen verborgenen Wanderungen. Selbst der kühnste Jäger wagt sich nicht in dieses Dickicht, wo dorniges Gestrüpp und junger Nachwuchs ihm den Zugang abwehren und die Kugel des Wildschützen ihn aus sicherem Verstecke treffen kann. Manche Leiche mag dort begraben liegen unter weichem Moose und dem dürren Blätterschutt, der an vielen Stellen fußhoch aufgethürmt liegt.

Meilenlang dehnt sich oft ein solcher Wald und bildet häufig die Grenze zwischen dem preußischen und polnischen Gebiete, ein willkommener Schlupfwinkel für die beiderseitigen Ueberläufer, welche hier eine sichere Zuflucht finden. So hat auch diese Wildniß ihre Bewohner und ein gewisser Verkehr herrscht auch in der Einsamkeit; denn wohin wird nicht der Fuß der Menschen von Verzweiflung oder Furcht vor der Strafe getrieben?

In der Nähe eines derartigen Waldes lag die Schenke, wohin der Actuar seinen Schützling brachte. Es war fast Mitternacht vorüber, als sie daselbst anlangten; ein schwacher Lichtschimmer verkündete, daß der Wirth und vielleicht noch einige Gäste wachten. Lautes Hundegebell ertönte und in der Dunkelheit der Nacht sprang ein wildes Thier von der Schwelle knurrend empor und wehrte zähnefletschend den Eingang. Der Actuar schien hier vollkommen Bescheid zu wissen; er stieß ein eigenthümliches Geschrei aus, das dem Geschrei eines Raubvogels glich. Alsdann wurde der Riegel an der Hausthür zurückgeschoben und dieselbe vorsichtig nur halb geöffnet.

„Wer ist da?“ fragte eine hohle Stimme.

„Ich bin es, der Actuar!“

„Aber Ihr kommt nicht allein.“

„Es ist ein Freund; mach nur schnell auf, Tomek, denn das Gewitter wird bald losbrechen. Der Wind heult schon in den Bäumen.“

In der That hörte man das Brausen des Sturmes und das ferne Rollen des aufziehenden Gewitters. Der Wirth öffnete vollends die Thür und ließ die späten Wanderer herein. Pawel trat in ein wüstes Zimmer, welches spärlich von einer Oellampe erleuchtet wurde. Auf dem bloßen Boden, der nicht einmal gedielt war, und in der Nähe des Ofens lagen einige wilde Gestalten in ihren zerlumpten Kleidern. Sie fuhren beim Eintritt der Fremden mit ängstlichen Mienen empor. Sobald sie sich jedoch überzeugt hatten, daß sie nichts zu fürchten brauchten, drehten sie sich brummend wieder auf die Seite und schliefen schnarchend ein. In der Mitte stand ein elender Tisch, um den mehrere Männer auf Holzblöcken und leeren Fässern in Ermangelung von Stühlen und Bänken saßen. Sie schienen den Actuar erwartet zu haben. Pawel erkannte einige Bauern aus der Umgegend, berüchtigte Subjecte, aber auch darunter Andere von untadeligem Rufe, die sich in einer solchen Gesellschaft nicht ganz wohl zu fühlen schienen.

„Zum Teufel!“ rief ein breitschulteriger Geselle mit verwogenem Gesicht, „wo seid Ihr denn so lange geblieben? Wir haben schon geglaubt, daß Euch ein Unglück begegnet sei.“

„Das nicht, aber man kommt nicht so bald wieder los, wenn man einmal unten im Dorfe ist.“

„Nun, wie steht's und wen habt Ihr uns da mitgebracht?“

„Einen braven Burschen, den ich kenne und für den ich mich verbürge. Er wird seine Schuldigkeit thun.“

Die Anwesenden reichten dem ihnen so empfohlenen Pawel ihre Hände und tranken ihm aus der auf dem Tische stehenden Flasche zu.

„Ihr habt ihn doch in Alles eingeweiht?“ fragte der vor-

herige Redner, welcher der Buschmüller hieß und ein bekannter Wilddieb war.

„Er weiß um Alles und hat mir Verschwiegenheit gelobt. Wir können offen vor ihm reden."

Die Unterhaltung drehte sich jetzt um die bevorstehende Erhebung des oberschlesischen Landvolkes. Die hier anwesenden Männer, deren Zahl eine ziemlich ansehnliche war, betrachteten sich gleichsam als die Vertreter der verschiedenen Dörfer. Sie hatten sich in der einsamen Waldschenke zusammengefunden, um die näheren Umstände unbelauscht und ohne Verdacht zu erregen, mit einander zu verabreden. Pawel erfuhr jetzt zu seinem Erstaunen die Existenz einer weitverzweigten Verschwörung, welche sich seit Wochen und Monaten über den größten Theil des flachen Landes erstreckte und einen allgemeinen Aufstand der Bauern gegen ihre Gutsherrn zum Zwecke hatte. Man war nur noch über die Zeit nicht einig und diese sollte festgestellt werden, auch fehlte es noch hier und da an zuverlässigen Führern. Eine solche Stellung wurde ihm angeboten und er dazu bestimmt, in seinem Dorfe die Leitung der bereits durch den Actuar aufgereizten und hinlänglich bearbeiteten Bewohner zu übernehmen.

„Bald wird es Dir nicht an Gelegenheit zur Rache fehlen," sagte dieser, seinen Schützling anfeuernd.

Pawel erklärte sich sofort bereit, die ihm zugedachte Rolle zu übernehmen. Sein Thatendrang fand endlich eine Gelegenheit, sich auszuzeichnen; und dieses Gefühl beherrschte ihn noch weit mehr, als sein Durst nach Rache. Oft hatte er in seinen einsamen Stunden am Schmiedeheerd über die Ungerechtigkeit des Schicksals geseufzt. In seiner Seele schlummerte eine dunkle Ahnung der angeborenen Menschenrechte, die er so frevelhaft an sich selbst und seiner Schwester verletzt sah. Zu der ihm angethanen persönlichen Beleidigung gesellte sich noch das Gefühl des allgemeinen Elends und der widerrechtlichen Knechtschaft, die seit Jahrhunderten schwer auf der ländlichen Bevölkerung lastete. Auch er hatte von der Cabinetsordre des Königs gehört, auch er theilte die verbreitete Meinung, daß die Edelleute sich gegen den ausdrücklichen Befehl des Herrschers auflehnten und die den Bauern verliehene Freiheit diesen vorenthalten wollten. Nicht gemeine und persönliche Motive, sondern weit mehr noch der Gedanke, dem Volke zu seinem Rechte zu verhelfen, machte Pawel geneigt, auf die Vorschläge seiner neuen Freunde einzugehen und zur Ausführung ihrer Pläne behülflich zu sein. — Einstweilen, bis zu dem festgesetzten Tage, hielt er sich in der abgelegenen Waldschenke auf den Rath des Actuars verborgen. Sobald seine Flucht bekannt wurde, ließ es der Verwalter nicht an Nachforschungen fehlen; dieselben blieben aber fruchtlos und Hartmuth mußte sich damit begnügen, seine Wuth an den unschuldigen Knechten auszulassen, denen er die Bewachung des Gefangenen anvertraut hatte. — Auch Jadwiga ließ er seinen Zorn empfinden, da er mit Bestimmtheit glaubte, daß sie um den Aufenthalt ihres Bruders wüßte. Er hütete sich jedoch vor jeder neuen Thätlichkeit, da er die Rache des Abwesenden fürchtete. Nach und nach, als die Verfolgung gegen ihn lässiger wurde, wagte sich Pawel aus seinem sichern Schlupfwinkel hervor. Zuerst benachrichtigte er seine Schwester von seinem Aufenthalte und sie flog sogleich herbei, beladen mit Lebensmitteln und Vorräthen, die sie sich selbst vom Munde abgespart hatte. Niemand gibt lieber und leichter, als der Arme, weil er weiß, wie weh der Hunger thut.

In der Nähe des Waldes lag eine Capelle, welche er ihr zum Ort des Stelldicheins bezeichnet hatte. Zu den Füßen der schmerzhaften Gottesmutter, von hundert Schwertern durchbohrt, saßen die Geschwister, und das zwar roh, aber nicht ohne Ausdruck gemalte Bild schaute auf die beiden Schmerzenskinder nieder. Jadwiga theilte dem Bruder die ihn betreffenden Ereignisse mit, ihre vergeblichen Bemühungen bei dem Baron, seine Freilassung zu bewirken, und das edle Benehmen Veronika's bei dieser Gelegenheit.

„O! sie ist ein Engel, eine Heilige," sagte sie in schwärmerischer Begeisterung. „Sie ist seitdem noch mehrere Male bei mir gewesen und hat sich auch nach Dir erkundigt."

„Sie war als Kind schon immer so gut und freundlich gegen mich," antwortete Pawel, in Gedanken versunken.

„Wenn Du sie gesehen hättest, wie sie für Dich bat, aber der Baron wollte sie nicht hören. Der ist härter noch wie Stein und ohne Erbarmen."

„Er soll an mich denken. Die Zeit der Rache wird bald kommen."

„Pawel!" rief die Schwester erschrocken. „Ist es wahr, was die Leute im Dorfe sagen? Es geht etwas vor; die Männer wollen gegen den Baron Gewalt brauchen und Du sollst an ihrer Spitze stehen. Um Gotteswillen, mache Dich nicht noch unglücklicher, als Du ohnehin schon bist. Vor allen Dingen mußt Du mir versprechen, dem gnädigen Fräulein nichts zu Leide zu thun."

„Wo denkst Du hin? Hat sie mir nicht helfen wollen, hat sie Dich nicht getröstet und Dir Geld für Deinen kranken Mann gegeben?"

„Schwöre mir bei der heiligen Jungfrau, die zu uns niedersieht, sie zu schützen."

„Ich schwöre Dir. Was auch immer kommen mag, ihr soll kein Haar gekrümmt werden."

Durch seine feierlichen Worte beruhigt, entfernte sich Jadwiga. Pawel blieb allein zurück, von den widersprechendsten Gefühlen bewegt. Bald dachte er an den Baron, dessen Härte er verwünschte, bald an das liebliche Bild Veronika's, deren Andenken wieder in seiner Seele auflebte. Fast reute es ihn, sich so weit in das gewagte Unternehmen eingelassen zu haben, aber er konnte nicht mehr zurücktreten, da er sich durch einen Schwur gebunden hatte. Der Actuarius, welcher ihn zu suchen kam, beschwichtigte vollends jede Bedenklichkeit durch seine Ueberredungskraft.

„Heut' in der Nacht geht der Tanz los," sagte dieser. „Wir machen den Anfang und zugleich stehen alle Dörfer in der ganzen Umgegend auf. Das soll ein Leben werden! Um Mitternacht brechen wir auf; die Bauern erwarten uns an der Ziegelscheune. Zuerst statten wir dem Verwalter einen Besuch im Vorübergehen ab und dann ziehen wir auf das Schloß, wo der Herr Baron uns kennen lernen soll. Freust Du Dich nicht, alter Bursche?"

„Gewiß!" antwortete Pawel zerstreut.

„Also auf Wiedersehen um Mitternacht!"

(Schluß folgt.)

Ein brasilianischer Urwald.

Die Urwälder, welche als Zeugen der schöpferischen Kraft des neuen Continents in ursprünglicher Wildheit und noch unentweiht durch menschliche Einwirkung dastehen, nennt man in Brasilien jungfräuliche Wälder. In ihnen weht den Wanderer europäische Kühle an, und zugleich tritt ihm das Bild der üppigsten Fülle entgegen; eine ewig junge Vegetation treibt die Bäume zu majestätischer Größe empor, und noch nicht zufrieden mit diesen riesenhaften, uralten Denkmälern, ruft die Natur auf jedem Stamme eine neue Schöpfung von vielen grünenden und blühenden Parasiten hervor. Statt jener einförmigen Armuth an Arten in europäischen, besonders in nördlichen Wäldern, entfaltet sich hier eine unübersehbare Mannichfaltigkeit der Bildungen in Stämmen, Blättern und Blüthen. Fast ein jeder dieser Fürsten des Waldes, welche hier neben einander stehen, unterscheidet sich in dem Gesammtausdrucke von seinen Nachbarn.

Wenn wir es versuchen, ein Gemälde von dem Innern einer tropischen Urwaldung zu entwerfen, dürfen wir nicht vergessen, auf das Verhältniß aufmerksam zu machen, welches rücksichtlich des Selbsterhaltungstriebes zwischen den einzelnen Individuen stattfindet. Bei einer so großen Fülle von Leben und einem so kräftigen Ringen nach Entwickelung vermag selbst ein Boden, so fruchtbar und üppig, wie der hiesige, nicht die nöthige Nahrung in gehörigem Maße zu reichen; daher stehen jene riesenartigen Gewächse in einem beständigen Kampfe der Selbsterhaltung unter

Digitized by Google

einander, und verdämmen ſich mehr noch als die Bäume unſerer Waldungen. Selbſt die ſchon hocherwachſenen und einer großen Maſſe von Nahrungsſtoffen bedürftigen Stämme empfinden den Einfluß ihrer noch mächtigeren Nachbarn, bleiben bei Entziehung der Nahrung plötzlich im Wachsthum zurück, und fallen ſo in kurzer Zeit den allgemeinen Naturkräften anheim, die ſie einer ſchnellen Auflöſung entgegenführen. Man ſieht ſo die edelſten Bäume nach wenigen Monaten eines tropiſchen Leidens von Ameiſen und anderen Inſecten zernagt, vom Grund bis an die Spitze von Fäulniß ergriffen, bis ſie plötzlich zum Schrecken der einſamen Bewohner des Waldes unter krachendem Geräuſch zuſammenſtürzen. Im Allgemeinen machen die Landbauer die Bemerkung, daß Stämme, welche einzeln zwiſchen mehreren einer andern Art ſtehen, leichter von letzteren unterdrückt werden. Eine regelmäßige Forſtcultur, an die freilich bis jetzt in dieſen wenig bevölkerten Wäldern noch nicht gedacht worden iſt, wird daher hier künftig nicht ſowohl das Wachsthum der Stämme gedrängter Nachbarſchaft befördern, ſondern vielmehr dafür Sorge tragen müſſen, daß die Pflanzen in der zweckmäßigen Entfernung von einander aufwachſen.

Ein braſilianiſcher Urwald.

Es wäre zu weitläufig, hier das Pflanzenwachsthum des Urwalds näher zu charakteriſiren. Leichter läßt ſich das eigenthümliche Thierleben deſſelben veranſchaulichen. Der Naturforſcher, zum erſten Male hierher verſetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Natur bewundern ſoll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebenden Geſchöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe ſuchen, und wo daher eine majeſtätiſche Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet iſt, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geſchöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfröſche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuſchrecken.

Hat die aufſteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, ſo freuen ſich alle Geſchöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlaſſen ihre ſchuhlangen, von den Zweigen herabhängenden Neſter; die Ameiſen kommen aus ihren künſtlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit ſie die Bäume überziehen, hervor und beginnen die Reiſe auf den ſelbſt gebahnten Straßen, ebenſo die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigſten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, beſonders zahlreiche Hesperiden, eilen von Blume zu Blume oder ſuchen ihre Nahrung auf den Straßen oder, in einzelne Haufen zuſammengeſtellt, auf beſonnten Sandufern der kühlen Bäche, der blauſpiegelnde Menelaus, Neſtor, Adonis, Laertes, die bläulich weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurylochus ſchwingen ſich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwiſchen grünen Hügeln hin. Die mit den Flügeln ſchnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der Nachtſchmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamme feſtſitzend, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendſten Käfer durchſchwirren die Luft und blinken gleich Edelſteinen aus dem friſchen Grün der Blätter oder duftenden Blumen hervor. Indeſſen ſchleichen Eidechſen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düſter gefärbte, giftige oder unſchädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und ſonnen ſich, an den Bäumen ſich hinaufwindend und auf Inſecten oder Vögel lauernd. Von nun an iſt Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geſelligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen und ſchwingen ſich pfeifend und ſchnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacus, Haccos und die Tauben verlaſſen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den ſonderbarſten Geſtalten und dem glänzendſten Gefieder flattern einzeln oder geſellig durch die duftenden Gebüſche. Die grün, blau und roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume verſammelt oder gegen die Pflanzungen und Inſeln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geſchwätz. Der Tucan klappert mit ſeinem großen hohlen Schnabel auf den äußerſten Zweigen und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geſchäftigen Pirolen ſchlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Ne-

Digitized by Google

flern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem, zänkischem Geschrei die Annäherung des Menschen. Die einsam auf Insecten lauernden Fliegenschnapper schwingen sich von Bäumen und Stauden und erhaschen raschen Fluges den dahin wogenden Menelaus oder die vorübersummenden glänzenden Fliegen.

Im Gesträuche verborgen thut indessen die verliebte Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodien kund; die geschwätzigen Pipren belustigen sich, aus dichtem Gebüsche bald hier, bald dort in vollen Nachtigalltönen lockend, den Jäger irre zu führen, und der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme aufpickt, sein weitschallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erschallen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uropenga, welche, den Klängen der Hammerschläge auf dem Amboße ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher, bald ferner, den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Colibri's, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, das scheue Pecari, die furchtsame Agouti und der rüsselige Tapir weiden noch umher; die Nasen- und Beutelthiere, die hinterlistigen Katzenarten schleichen, nach Raub spähend, durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichsam um Hülfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen, der Ruf des Macun, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochsenfrosches den Eintritt der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuschwärmen und gespensterartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht. *

* Wir entnehmen, mit Autorisation der Verlagshandlung, Schilderung und Abbildung dem so eben bei J. J. Weber complet erschienenen: Hausschatz der Länder- und Völkerkunde von A. L. Schöppner, ein mit 24 Ansichten in Tondruck verziertes Buch, das wir allen unsern Lesern empfehlen. Der Herausgeber eifert mit Recht gegen die Unzweckmäßigkeit und Langweiligkeit unserer geographischen Lehr- und Handbücher, welche die Jugend und den Mann des Volkes von dem Studium der Geographie im Allgemeinen abhalten, und glaubt, diesem Uebelstande am besten durch eine wissenschaftlich geordnete Zusammenstellung von Charakterbildern aus dem Bereiche der Länder- und Völkerkunde, den anerkannt besten Reisewerken der Neuzeit entnommen, entgegenzuarbeiten. Das 102 Bogen starke Buch macht einen so belehrenden wie unterhaltenden Eindruck.
Die Redaction.

Ein unaufgelöstes Räthsel.

(Schluß.)

Das sind die Betrachtungen, die wir an die Waldwohnung zu knüpfen haben. Die Unwahrscheinlichkeiten, welche in Carolinens Erzählung dieser Phase ihres Lebens zu liegen scheinen, werden durch sie den Charakter von Verdachtsgründen verloren haben. Daß Caroline diese düstere Wohnung freudig verließ, als man sie zu ihrer Mutter zu führen versprach, liegt in der Natur der Sache. Ihre Reise soll dreizehn Tage und zwölf Nächte gedauert haben, „mit den nämlichen Pferden", wie sie sagt. Diese Aeußerung darf man nicht streng nehmen; wie soll sie auf das Vorlegen anderer Pferde geachtet haben, sie, welche diese Thiere nur als kleines Kind gekannt hatte und mit ganz anderen Gedanken beschäftigt war. Wenn die Reise genau so erfolgte, wie sie erzählt, mußte sie dann nicht ein Aufsehen erregen, das zur Entdeckung hätte führen müssen? Gewiß nicht. Wagen mit geschlossenen Fenstern fahren tagtäglich auf den Heerstraßen, besonders in den letzten October- und in den ersten Novembertagen, und auch Damen, die im Wagen sitzen bleiben und sich dorthin kalte Küche bringen lassen, gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Aufsehen erregt ein Gebahren, wie Caroline es beschreibt, am allerwenigsten; man denkt dabei nicht an ein Geheimniß, sondern an aristokratische Gewohnheiten. Pässe, die scheinbar in Ordnung waren, haben die Reisenden ohne Zweifel gehabt. Wurde der Wagen irgend wo für auffallend gehalten, so war dieser Eindruck längst verwischt, als die öffentliche Bekanntmachung und Aufforderung des Kreisamtes zu Offenbach erschien. Am 14. November 1853 wurde Caroline in Offenbach verhaftet und am 22. März 1854 erging jene amtliche Aufforderung. Zwischen ihr und der Fahrt Carolinens liegen mithin mehr als vier Monate, und in einer solchen Zeit vergißt sich viel. Bis zu seinem öffentlichen Auftreten scheint das Gericht nichts Nennenswerthes gethan zu haben. So lange Caroline für eine verschmitzte Betrügerin galt, beschäftigte man sich mit ihr allein, und als man endlich — sie war inzwischen einige Wochen krank gewesen — zu einer bessern Ueberzeugung gelangte, verfolgte man einseitig die Vermuthung, „daß gedachte Person mit einem k. k. Militairtransporte in hiesige Gegend gelangt sei", und stellte in dieser Richtung, die eine falsche war, Ermittelungen an.

Die objective Seite der Sache ist nun bis auf die Geschichte des fremden Mädchens und der Frau, die Carolinen ihrer Sachen beraubt haben, erledigt. Was die Unglückliche in dieser Beziehung erzählt, trägt den Stempel innerer Wahrheit an sich und stimmt mit dem Verfahren der Menschenclasse, in deren Hände sie am Schlusse ihrer Wanderschaft gelangt war, ganz überein. Eine Landstreicherin findet in einsamer Gegend ein Mädchen, das der Landessprache nicht mächtig und arglos und unerfahren wie ein Kind ist. Sie nimmt dieses Mädchen mit sich und führt sie am Abend zu einer älteren Vertrauten, um sie dort im Schlafe zu bestehlen. Sie entfernt sich nach dem Diebstahl und die Vertraute spielt gegen die Bestohlene die Rolle der Wohlthäterin, gibt ihr einige schlechte Kleidungsstücke und entläßt sie darauf. Aehnliches ist hundert Mal dagewesen. Ein äußerer Umstand dient zur Bekräftigung der Wahrheit von Carolinens Aussage: man hat sie mit Kleidern angethan gefunden, die ihr nicht gehörten, wie ihre zu große Weite bewiesen. Noch einen Umstand übersehe man nicht. Ein Mädchen, das so erzogen worden war, wie Caroline, und zuletzt solche Schicksale erlebt hatte, mußte so angegriffen sein, daß am ersten Ruheorte eine Krankheit ausbrach. Caroline ist in der That während der ersten Zeit ihres Offenbacher Aufenthaltes krank gewesen.

Läßt sich ihre Erzählung an sich nicht verwerfen und werden die in ihr enthaltenen Unwahrscheinlichkeiten bei näherer Betrachtung ihre Bedeutung verloren haben, so kommt doch Alles darauf an, ob Carolinens Persönlichkeit in subjectiver Beziehung ihrer Erzählung zur Stütze dient. Eine geschickte und erfahrene Lügnerin ist wohl im Stande, eine romanhafte Geschichte mit glaubwürdigen Einzelnheiten auszustatten. Ehe wir an diese subjective Seite, den eigentlichen Cardinalpunkt, näher herantreten, müssen wir vorausschicken, daß Caroline sowohl in juristischer als in psychologischer Hinsicht geprüft worden ist. Man hat sie für eine Lügnerin gehalten und darauf hin inquirirt, man hat sie drei Jahre lang unausgesetzt beobachtet, auf die Probe gestellt, und sie ist in keiner Verwickelung in ihren so weitläufigen, bis in's kleinste Detail gehenden Aussagen, auf keinem Widerspruche, auf keinem Verstoße gegen psychologische Gesetze ertappt worden. Man denke sich die abgefeimteste Lügnerin, die mit kaltblütiger Berechnung stets auf ihrer Hut ist, man lasse sie ihr künstliches Lügengebäude bis zur Giebelspitze fertig bringen, und sie wird in irgend einem Augenblicke ihrer Erzählung untreu werden, der ersten Unwahrheit überführt durch ihr Bemühen, das Vertrauen wieder zu gewinnen, sich immer tiefer verwickeln und bald entlarvt sein. Eine solche Lügnerin wird gerade die Unwahrscheinlichkeiten, welche in Carolinens Erzählung vorkommen, am sorgsamsten vermeiden. Hat der Leser unserer Erzählung seine Aufmerksamkeit geschenkt, so wird er mehrerer Punkte sich erinnern, die seinen Argwohn erregten und von denen er sich gleichwohl nicht sagen konnte, weshalb Caroline sie, wenn sie Alles erlogen, in ihr Gewebe

Digitized by Google

eingeflochten habe. Um unsere Erörterung nicht zu weit fortzuspinnen, wollen wir nur einen Punkt hervorheben. Eine Lügnerin würde Adolf, dieses zweite Opfer, aus dem Spiele gelassen haben, einmal, um für ihre eigene Person das Interesse ungeschwächt zu erhalten, und dann, um nicht durch die Erzählung von einem Unglücklichen, der noch in der Waldwohnung schmachte, zu allzu eifrigen Nachforschungen anzureizen, also zu dem, was eine Lügnerin am meisten zu scheuen hätte, da diese Forschungen die wirkliche Wohnung, wo sie ihren Plan entworfen hatte, leicht an den Tag bringen konnten.

Entscheidend ist für uns, daß Caroline, wenn sie eine Rolle spielte, eine solche wählte, an deren unüberwindlichen Schwierigkeiten sie unfehlbar scheitern mußte. Sie spielte ein Mädchen, dessen Körper die jungfräuliche Reife hat, dessen geistige Entwickelung auf der kindlichen Stufe geblieben ist. Für eine solche Rolle gab es kein Vorbild, und nicht der erste Psycholog der Welt hätte ihr alles dazu Nöthige einstudiren können. Sie ist aber wirklich eine Jungfrau mit dem Geiste eines Kindes, ihr Lehrer Eck bezeugt das ausdrücklich an vielen Stellen seines Buches und verspricht zum weitern Belege eine ausführlichere psychologische Erläuterung. Einiges von dem, was er beispielsweise mittheilt, wollen wir an dieser Stelle aufnehmen. Caroline hatte den Wunsch, über mancherlei Dinge zu fragen, sich zu offenbaren und die vielen Fragen, welche man hinsichtlich ihrer Vergangenheit an sie richtete, zu beantworten. Aber dieses bei ihr in hohem Grade vorhandene Bedürfniß der Mittheilung konnte sie während der ersteren Zeit ihres Aufenthaltes hier in Offenbach beinahe gar nicht, später nicht so befriedigen, wie sie es wünschte, worüber sie oft weinte. Wurde Caroline nun gefragt, warum sie weine, so antwortete sie gewöhnlich: „Ich nicht sagen können, was ich denken; ich viel wissen und nicht sagen können.“ Spielte sie dagegen mit kleinen Kindern, welche in einem gewissen Sinne mehr ihres Gleichen waren (Caroline war, wie sich später ergeben wird, an Geist und Gemüth selbst noch ein Kind), so haben diese und jenes große Kind einander so ziemlich theils wirklich, theils auch nur eingebildet verstanden. Jedenfalls wurden hier auch nur solche Fragen gegenseitig vorgelegt, welche Caroline und die kleinen Kinder auf die eine oder andere Weise beantworten konnten, gleichviel ob richtig oder unrichtig. Es war also das Bedürfniß der Mittheilung und Unterhaltung auf beiden Seiten einigermaßen befriedigt und darum das große Kind, an seine traurige Lage nicht denkend, eben so heiter und vergnügt, wie die kleinen Kinder. Und hierin findet Carolinens Neigung, mit kleinen Kindern zu spielen, hauptsächlich ihre Erklärung. Daß Bertha ein Kind in Carolinens Stube brachte, muß diese sehr angenehm berührt und darum ganz ungewöhnlich angeregt haben. Nur selten hat Caroline Bertha nach Diesem oder Jenem gefragt. Kaum aber hatte ihr Bertha mitgetheilt, daß dieses Kind Adolf heiße, was alsbald geschah, nachdem sie dasselbe zu ihr in die Stube brachte, so fragte Caroline unmittelbar darauf, woher Adolf gekommen sei. „Ich habe ihn aus dem Wasser geholt“ — war Bertha's Antwort. Nachdem dies Caroline mir mitgetheilt hatte, fragte ich sie einige Wochen darauf, ob ihr Bertha wohl gesagt habe, wie der Papa und die Mama von Adolf hieße. Caroline erinnerte sich noch, daß sie mir schon gesagt, Bertha habe Adolf aus dem Wasser geholt, und sah mich deshalb etwas befremdet an, als wollte sie mir mit ihren Blicken sagen, wie ich zu dieser von ihr bereits beantworteten Frage komme. Sie antwortete daher ungefähr mit folgenden Worten: „Adolf hatte kein Papa und keine Mama habt; Bertha hat den Adolf aus dem Wasser holt.“ Dies glaubt sie heute noch eben so fest, wie sie bis zur Stunde noch die ganz bestimmte Meinung hat, daß auch Henrik, der Sohn ihres Oheims, nie eine Mutter gehabt, weil sie dieselbe nie gesehen, auch nie etwas von ihr gehört habe. Solche Aeußerungen, von einem zweiundzwanzig- bis dreiundzwanzigjährigen Mädchen in allem Ernste gesprochen, lassen wohl den durchaus reinen, noch so ganz kindlichen Seelenzustand desselben leicht erkennen. Oft sehnte sie sich, besonders während der ersteren Zeit ihres Aufenthaltes hier in Offenbach, wieder zu Bertha in die Waldwohnung zurück. Daselbst sei es so ruhig, so still und so schön gewesen, sei nicht viel und nicht laut gesprochen, sie auch mit den vielen Fragen nicht so geplagt worden, wie dies hier der Fall ist.

Die vielen für sie ganz neuen und darum ungewohnten Eindrücke in der zweiten Welt (indem Bertha mit Carolinen die Waldwohnung verließ, wurde diese gleichsam zum zweiten Male, freilich erst im Alter einer Jungfrau, geboren) verursachten ihr oft eine große Unbehaglichkeit, ja sogar, wie bereits im Eingange erwähnt, zuweilen Schmerzen im Kopfe. Der Unterschied zwischen ihrer früheren und jetzigen Welt ist wohl auch so groß, daß die mächtigen Eindrücke der letzteren ihr ganzes inneres Leben in eine Art von Bestürzung bringen, ich möchte sagen, gleichsam blenden mußten. Sehr natürlich daher, daß Caroline oft gewünscht hat, jetzt noch so leben zu können, wie sie in der Waldwohnung mit Bertha gelebt hat. Alsdann nur würde sie sich, wie sie zuweilen ebenfalls zu erkennen gab, glücklich fühlen, nicht so viel über ihre Vergangenheit nachdenken, und dieses Nachsinnen sie nicht so traurig stimmen, wie dies hier in Offenbach schon sehr oft der Fall gewesen sei. „O wie unglücklich bin ich; ich wünsche bei Bertha wieder zu sein“ — sagte sie mir noch vor ganz kurzer Zeit.

An einem Tage, als Caroline noch im Gefängniß war, zweifelte die Familie des Aufsehers an ihrer Aufrichtigkeit. Die Veranlassung war folgende. Am Abend eines der ersteren Tage ihres Aufenthalts bei der Familie des Gefängnißaufsehers sollte Caroline auf dem Hofe etwas besorgen. Sehr schnell und mit nicht geringem Erstaunen kam sie, ohne sich des ihr gegebenen Auftrags entledigt zu haben, wieder zurück in die Stube, und gab ihrer Deutschmama zu verstehen, daß sie mit ihr gehen möchte, sie wolle ihr etwas zeigen. Frau Lemser ging mit ihr in den Hof. Hier zeigte Caroline Das, was dieselbe, wie sie später sagte, noch nie gesehen hatte, nämlich — den Mond und die vielen Sterne; eine Thatsache, die zu mancherlei Vermuthungen, ganz besonders aber wohl zu der Frage Veranlassung geben mußte: Wie ist es möglich, daß ein erwachsenes Mädchen noch nie den Mond und die Sterne gesehen hat? Ihr Lehrer beseitigt diese Frage durch folgende Berechnung: „Nach den vorstehenden Mittheilungen verließ Bertha mit Carolinen am 27. October 1853 Morgens früh die Waldwohnung, um welche Zeit der Mond bereits zwei Tage in's letzte Viertel getreten war. Am 8. November gegen Abend wurde Caroline von Bertha ausgesetzt, und an diesem Tage, 45 Minuten nach Mitternacht, trat der Mond in's erste Viertel. Hiernach ist Bertha mit Carolinen beinahe nur zur Zeit des Neumondes gereist. Am 15. November um 6 Uhr 33 Minuten Abends hat die Zeit des Vollmondes begonnen. Von dem Tage der Aussetzung Carolinens bis zu dem ihrer Ankunft in Offenbach (vom 8. bis 15. November) stand also der Mond im ersten Viertel. So lange Caroline in der Waldwohnung lebte, war sie auch nicht einmal Abends oder Nachts außerhalb derselben. Ferner hat sie vom 8. bis 12. November Tag und Nacht in einem Walde größtentheils weinend oder schlafend, sodann auch den 13. und 14. November und die Nacht zwischen diesen beiden Tagen theils im Felde, theils im Walde beinahe immer weinend zugebracht, während sie in den beiden Nächten vom 12. auf den 13. und vom 14. auf den 15. November in einem Bette schlief. Am 15. Nov. kam sie hier zu Offenbach in's Bezirksgefängniß, in welchem sie wohl das Licht des Mondes, aber nicht den Mond selbst sehen konnte. Hieraus, wie auch aus ihrem ganz eigenthümlichen Sein und Wesen, welches in vorstehenden Zeilen angedeutet ist, erklärt sich wohl zur Genüge, warum Caroline hier zu Offenbach, wie in der Einleitung in Nr. 2 mitgetheilt wurde, in einem Alter von 22 Jahren zum ersten Mal den Mond und die Sterne gesehen hat.“

Ihre sonstigen geistigen Eigenschaften und alle ihre Gewohnheiten legen für sie das günstigste Zeugniß ab. Sie ist bescheiden, fleißig und strebt sichtbar, sich Fähigkeiten, mit denen sie sich ihren eigenen Unterhalt verschaffen kann, möglichst bald zu verschaffen. Um so weit unterrichtet zu werden, daß sie in die Lage versetzt wurde, sich als Dienstmagd, oder mit Nähen und Bügeln ihr Brod zu verdienen, brauchte sie keinen Roman zu erfinden; das konnte sie einfacher haben. Daß sie reinlich ist und im Stricken eine Fertigkeit besitzt, die das Erstaunen erfahrener Hausfrauen hervorrief, wolle man nicht übersehen. Da die Aufforderungen und Nachforschungen der Behörden zu keinem Resultat geführt haben, so bleibt, hält man ihre Geschichte für erfunden, kein anderer Ausweg, als sie aus einer Familie von Umherstreichern hervorgehen zu lassen. Entfernte sie sich mit oder ohne Einwilligung ihrer Angehörigen aus einer Familie mit einem festen Wohnsitze, so fiel ihr Verschwinden auf. Auch stimmt ihre Fertigkeit im Stricken bei gänzlicher Unkenntniß aller andern Hausarbeiten, wie

ihre scrupulöse Reinlichkeit neben der vollständigen geistigen Verkümmerung nicht zu einer Erziehung in einer Familie. Fremd oder durch Verwandtschaft mit ihr verbunden, würde sie eine Familie nicht unverständig und motivlos einseitig erzogen haben. Noch weniger stimmen Reinlichkeit und Stricken zu einem umherziehenden Leben. Reinlichkeit ist bei Vagabonden die letzte aller guten Eigenschaften, und zur Ausbildung im Stricken haben solche Leute weder Lust noch Zeit. Reinlichkeit und Stricken stimmen aber vortrefflich zu einer Erziehung, wie Caroline sie beschreibt, bei der die Absicht dahin geht, die Gefangene durch thierisches Wohlsein und eine mechanische Beschäftigung von Gedanken höherer Art abzulenken.

Caroline ist keine Betrügerin, dieses Resultat halten wir nach gewissenhafter Erwägung aller Umstände für sicher. Aber wer ist sie? Auf diese Frage haben wir keine Antwort. Wir überlassen die Lösung des dunkeln Räthsels der Zukunft, verhehlen uns aber nicht, daß, nachdem fast vier Jahre seit den öffentlichen Schritten des Offenbacher Gerichts verflossen sind, die Hoffnung, daß dereinst Carolinen ihr Recht und ihren Feinden ihre Strafe werde, schwach zu werden beginnt. Er. Bl.

Mutterpflichten und Mutterfünden.

Von einem Lehrer und Erzieher.

Die Gartenlaube vertritt die Interessen der Familie. Unterhaltung, Belehrung und Anregung spendet sie unter dem freundlichen Schatten ihres anspruchlosen Titels. Sie verbreitet sich über die wichtigsten Zweige des menschlichen Wissens, und führt die Familienglieder in verständlicher Unterhaltung wie an Freundeshand an die Quellen der Weisheit und Erfahrung.

Zu den Interessen der Familie zählt auch die Erziehung. Die Nachwelt entsproßt ihrem Schooße. Das Wohl kommender Geschlechter wird in ihr begründet oder begraben. Die Erziehung ist der Familie größtes Privilegium, ihre heiligste Pflicht, ihre schönste Aufgabe. Ihr Pfad ist aber oft labyrinthisch, ihr Ziel verschleiert. Leicht ist's, auf Abwege sich verirren, und nicht selten ermüdet Geduld und Kraft an ihren Verschlingungen, und das Pflichtgefühl erschlafft an ursprünglichen oder selbsterschaffenen Schwierigkeiten. Sollte man darum nicht die Hand eines erfahrenen Rathgebers willkommen heißen, wenn er, durchglüht von heiliger Begeisterung, sie als Führer bietet?

Als solcher auf verschiedene Höhenpunkte zu führen und von dort her eine Aus- und Umschau zu halten, das ist des Verfassers Absicht. Beginnen wir zuerst mit der Bedeutung der Mutter für die Erziehung.

Suchen wir die Namen der Edlen unserer und aller Nationen aus der Geschichte hervor, sie, die Bürgerkronen schmückten, sie, die Glanz der Großmuth umstrahlte, sie, die als Dichterfürsten glänzten: der Mutter Einfluß weckte entweder das Talent oder leitete es in seine Bahnen. Ohne diese ihre Mutter würden sie nur gewöhnliche Menschen oder doch ganz andere geworden sein, als wie wir sie kennen.

Die besten unserer Zeitgenossen, die edelsten von unsern Freunden, fragt man sie, wessen Name noch ihr Herz mit freudiger Rührung füllt, wenn schon der Schnee des Alters auf dem Haupte lagert; wessen Worte, Blick und Wesen sie stets frisch und jugendlich bewahren, hier zur Ermunterung und drüben zur Verwarnung: der Mutter! — Und geht es uns denn selber anders? Ist nicht das Bild der Liebe, das sich um die Tage unserer Kindheit flechtet, auch unauslöschlich tief in's eigne Herz gegraben? — Der aber, dem es fehlt, ihm füllt Nichts auf der Welt die Lücke aus.

„Die Mutter kann nicht ohne Hülfe des Vaters erziehen" — das ist eine weit verbreitete Ansicht; aber es ist nicht minder wahr: „Der Vater auch nicht ohne Mitwirkung der Mutter." Die Kraft und Strenge, die Härte und Schärfe, das Markige und Eckige, das Strebende und Kämpfende, das Schaffende, mit einem Wort, das Männliche des Charakters verlangt den Mann der That zum Vorbild und zur Stütze. Das Pflegen und Erhalten, das Ordnen und das Dulden, das Zarte und das Sinnige, das Glättende und Gleichende, das Schmückende und Empfangende, kurz, das Aesthetisch-Weibliche kann nur dem Mutterherzen entquellen. Und wie jene erst gemeinschaftlich den edlen Charakter bilden, so kann ein solcher auch nur in vereinter Einwirkung von Vater und Mutter gedeihen.

Der Verfasser hat als Lehrer mannichfache Gelegenheit gehabt, den Charakter der Kinder in ihrem Verhältniß zu dem der Eltern zu beobachten. Es ist Thatsache, daß Leidenschaften und Laster, welche sich auf übermäßiges Begehren zurückführen, wie Trunksucht, Dieberei, geschlechtliche Sünden u. a. m. selten vom Vater auf die Kinder übergehen. Wie mancher Sohn eines Trunkenbolds z. B. ist der nüchternste Mensch, der Sohn des Geizigen oder Habsüchtigen ist in der Regel Verschwender. Kinder sind dem Verfasser bekannt, deren Vater ein fleißiger Insasse des Zuchthauses war, sie selbst waren ehrlich. — Wenn aber die Mutter sich dieser oder ähnlicher Laster schuldig macht, so folgen die Kinder ihren Fußstapfen.

Der erziehliche Einfluß der Mutter ist größer, als der des Vaters. Der Letztere kann oft nur durch die Erstere wirken. — Der Mutter allein ist des Kindes früheste Kindheit anvertraut, die ersten Eindrücke auf das zarte Wesen kommen von ihr, ihrer Hut ist nicht allein die früheste Entwickelung des hülflosen Körpers, nein, auch die unscheinbare, aber unendlich wichtige Anregung der Empfindung und des Bewußtseins anvertraut. Darin liegt aber der Urquell von „Glück und Unglück" im ganzen spätern Leben; denn nur Gesundes kann Gesundes erzeugen, nur dem Reinen kann das Reine entsprießen.

In seinen ersten Lebensjahren ist das Kind nur ein treues Abbild seiner Umgebung. Achtet man auf seine Lebensäußerungen, es bewegt sich, blickt, drückt in Mienen und Gebehrden aus, spricht in Ton und Urtheil wie die Mutter oder wie die Wärterin, die es stets umspielt. Das ist mehr als blos äußerliche Nachahmung. Man stelle es auf die Probe! Bald wird man sich überzeugen, daß die Denk- und Empfindungs-Weise des Kindes ganz mit derjenigen übereinstimmt, von welcher es täglich Zeuge gewesen. — Der Charakter wird also begründet und angelegt durch die Mutter, wenn sie sich dem Kinde weiht. Aber auch fernerhin ist das Kind immer mehr auf die Mutter angewiesen, als auf den Vater, den sein Geschäft, seine Sorge für das Wohl der Familie häufig und anhaltend daran hindert. Da hat die Mutter Gelegenheit, das zu pflegen, was unter ihren Augen gekeimt hat, was durch ihr eigenes Wesen und Walten entstanden ist.

Ein großer Theil des „Glücks" der Kinder ist mithin der Mutter in die Hand gegeben. — Welch ein erhabener Gedanke, beseligendes Bewußtsein für jede Mutter, welche erfüllt sie nicht mit wahrem Stolz!

Allein es ist eine Aufgabe, ein Problem für die Mutter. Ihr Ziel zu erreichen, kostet Mühe, Anstrengung und Opfer. Ja, und die Opfer eben sind es, woran ihre Kraft, ihr Pflichtgefühl so leicht scheitert. Es ist so erhebend, so begeisternd, eine Mutter, die ihre Aufgabe begriffen hat, in mütterlicher Liebe und Würde unter den Kleinen walten zu sehen; aber dieses Bild hat man nicht allzu häufig. — Gäbe es mehr Cornelien an Muttertreue, es würde mehr Gracchen geben an Mannesmuth und Edelsinn!

Aber in vielen Fällen scheint die Mutter keine Vorstellung zu haben von ihrem erhabenen Berufe, von ihren heiligen Pflichten, von der Wichtigkeit ihres Wirkens, von der großen Verantwortung gegen sich selbst, ihre Kinder und gegen Gott. Leider aber werden unsre jungen Mädchen auch zu allem Möglichen, zu verkrüppelten Zierpflanzen mißverstandener Civilisation eher erzogen, als zu Müttern.

Die Würdigung des Kleinen in der Erziehung.

Schon im täglichen Verkehr hat es das Volksbewußtsein durch den Volksmund (Sprüchwort) zur Weisheit gestempelt „das Ehren des Kleinen." Die tägliche Erfahrung hat es gelehrt. —

Digitized by Google

Am glänzendsten bewährt sich der Werth des Kleinen in der Natur, und wer auch nicht die Wunder der mikroskopischen Welt aus eigener Anschauung kennt, sie sind durch die populären Werke unserer Tage, auch durch verschiedene Artikel der Gartenlaube, einem Jedem zugänglich. Ueberdies gibt jeder Gegenstand in unserer Umgebung, jedes Geschehen in unserm Bereiche, die Blumen in unserer Fensterbank, die Vögel im Käfig, der Verkehr mit Speisen und Getränken ꝛc. ꝛc. jedem aufmerksamen Beobachter Gelegenheit, sich mit eigenen Sinnen von dem Werthe des Kleinen zu überzeugen. — Es ist zu beklagen, daß die Mehrzahl dies auf's Wort hin blos — glaubt, um bei nächster Gelegenheit wieder zu zweifeln, anstatt sich zu überzeugen und in dieser Ueberzeugung zu eigenem Nutz und Frommen zu handeln.

Nirgends wird aber „das Kleine" häufiger und leider mit größeren Nachtheilen unterschätzt, als auf dem Gebiete der Erziehung. Immer kehrt der Refrain wieder: „Ach, das ist ja so unbedeutend, das wird nicht schaden!" — So erklärlich dies ist, da die Einwirkung auf die Seele sich dem Auge verbirgt, dem Kundigen sich oft nach langer Zeit erst, dem Unkundigen niemals offenbart: so verderblich und unheilvoll ist es aber auch.

Wer freilich unter Erziehung sich nichts Anderes denkt, als Befehle und Strafen ertheilen, der wird es nie begreifen. Die Erziehung ist aber die Arbeit für die Gesundheit und Reinheit der Seele im gesunden und kräftigen Körper. Der Grund, worauf sie fußt, ist die Natur des Menschen. Da die körperliche Erziehung aber durch die Artikel des hochverehrten Herrn Prof. Bock in der Gartenlaube so klar und gründlich uns an's Herz gelegt ist, so darf hier nur von der seelischen Erziehung noch geredet werden. Ihr Grund ist die Natur der menschlichen Seele. Wie die Medicin, so ist die Erziehung empirische Wissenschaft und Kunst zugleich und der Erzieher sollte im vollsten Sinne des Wortes der Arzt der Seele sein. Da ist denn wohl nöthig, die Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens auf ihren Ursprung zurückzuführen und die Einwirkungen auf die Seele in ihren Entwickelungen zu verfolgen. — Von diesem Standpunkte aus sind die „Fehler und Sünden" der Jugend seelische Krankheitserscheinungen, deren Ursache man zu erforschen und durch deren Hinwegräumung man die Seele auf ihren Naturzustand zurückzuführen hat.

Einige Beispiele aus des Verfassers eigener Praxis mögen den Werth des sogenannten „Kleinen" nachweisen und das vermeintlich Kleine als bedeutsam darthun!

Ein Knabe nicht unbemittelter Eltern, talentvoll und mit vorherrschend gutmüthigem Charakter, zeigte schon vom neunten Jahre an eine heftige Neigung für geistige Getränke. Durch allerlei Mittel, selbst durch Betrügerei und Diebstahl, suchte er solche zu erlangen und wurde häufig betrunken gefunden. Und woher dieser Abgrund sittlichen Verderbens in so früher Jugend? — Die Eltern, übrigens achtungswerthe Leute, sind durch ihr Geschäft abgehalten, speciell die Kinder zu beaufsichtigen — sie haben ein Gasthaus — haben wohl bemerkt, daß der Knabe sich die Tropfen aus den kaum geleerten Gläsern der Gäste sammelte, und hielten das für unbedeutend, und als er später sich an die Neigen wagte, da war auch das noch unbedeutend. Erst als er an die Flaschen im Schenkschranke sich machte, da schien es ihnen bedeutend genug, um einzuschreiten. Es ist aber nur zu gewiß, daß auch die strengsten Strafen ihn nicht bessern werden. In dem Hause seiner Eltern, unter den Augen von Vater und Mutter wird er vom Strudel der Leidenschaft fortgerissen und sehr elend werden. — Strenges Abhalten vom Kosten der Tropfen hätte dies verhütet.

Wie oft tritt Eltern und Erziehern die Unwahrheit, die Lüge so plötzlich entgegen, daß sie im höchsten Grade erstaunen. Es ist ihnen ein Räthsel, wie der sonst „so aufrichtige und wahrheitliebende" Zögling so geschickt und so frech zu leugnen, zu lügen vermag. — Das Gefühl leitet uns richtig. Die Lüge und ihre Begleitung ist eine solche Abweichung von dem Rechten, das Natur uns in die Brust gegraben, daß die erste Lüge und eine Reihe Nachfolgerinnen sich auf der Stelle verrathen. — Die geschickte, freche Lüge setzt eine Gewohnheit, eine Uebung voraus, welche leider übersehen ist, weil man das Alles ja nur Kleinigkeiten nannte. — Hier die Beispiele einzeln anzuführen, würde zu viel Raum in Anspruch nehmen, aber wir müssen wieder darauf zurückkommen, wenn wir die Jugendsünden einzeln betrachten. — Auch Lügner werden nicht geboren, sondern erzogen und die Schuld liegt in den meisten Fällen in den Erziehern.

Welch' einen Eindruck des Mitleidens und des Ekels erregt es, wenn Kinder sich vor jedem Dinge fürchten, schreiend fliehen oder zitternd nahen. Diese Furcht ist nicht unbedeutend; denn durch Schläge und Einsperren und andere Gewaltmaßregeln will man sie vertreiben. Als aber für das kleine Kind jeder Platz, den es meiden sollte, einen „schwarzen Mann" beherbergte, jedes Ding, das es nicht anfassen sollte, „beißend" war, des Kindes Unvorsichtigkeit nicht, sondern der unschuldige Tisch ꝛc., an den es sich gestoßen hatte, bestraft wurde und die ängstliche Mutter bei jedem Aufschrei des Kindes einen ganzen Erguß von Mitleid und Trost aufwandte, da ward dem warnenden Freunde entgegnet: „das sind ja Kleinigkeiten, was können die schaden!"

„Es ist ja nur eine Kleinigkeit," wenn das kleine Kind ein paar Mal seinen Willen erhält, gegen den ausdrücklich ausgesprochenen Willen des Erziehers, man mag es ja solcher „Kleinigkeit" halber nicht schreien lassen, sich nicht deshalb bemühen. Nach kurzer Zeit „ist es mit dem eigensinnigen Kinde nicht mehr auszuhalten," und da gibt's dann Strafe über Strafe, welche nur zu oft nicht hilft, manchmal das Uebel verschlimmert.

Erstaunen und Schreck sind nicht zu unterdrücken, wenn wir die Arglist und Pfiffigkeit endlich erkennen, welche Kinder, und besonders Mädchen, in ihren „Tricks" gegen Eltern, Geschwister, Dienstboten und Andere entwickeln. Das beifällige Lächeln bei den „kleinen allerliebsten Schelmenstreichen der Kleinen" war ja auch eben nur „eine Kleinigkeit."

Massenhaft sind in der That die betrübenden Beispiele, wo durch Nichtachtung des vermeintlich „Kleinen" eben die Kleinen selbst verdorben oder doch leicht zu vermeidenden schmerzlichen Strafmitteln entgegengeführt werden. Das Angeführte mag genügen, um die denkenden Eltern auf das Kleine aufmerksam zu machen. Sie werden sich sehr bald überzeugen, daß ohne Aufmerksamkeit auf das „Kleine" und also ohne große Mühe keine Erziehung möglich ist. In der Erziehung gibt es nichts Unbedeutendes. — Die Kinder sind klein, ihre Handlungen geschehen in dieser ihrer kleinen Welt und haben für sie dieselbe Bedeutung, als unsere Handlungen in unserer großen Welt. Was in dieser ihrer kleinen Welt sich ereignet, macht auf sie nicht den Eindruck des Kleinen, es erregt sie so stark und nachhaltig, wie uns die Ereignisse in der Welt der Erwachsenen. Der Erzieher muß den Charakter der Zöglinge erkennen. Dieser offenbart sich im Kleinen. — Der Erzieher muß die Anlagen, Talente und Neigungen seiner Kinder erkennen, um sie zu leiten, zu benutzen und endlich seinen Beruf zu bestimmen. Sie zeigen sich nur klein und im Kleinen. Je früher aufmerksam geworden, je früher erkannt, desto leichter und erfolgreicher die Einwirkung. Man klage nicht über Stümper in diesem oder jenem Berufe, diese könnten eher klagen über die Stümperei in ihrer Erziehung.

(Ein zweiter Artikel: „Mutterfünden" folgt nächstens.)

Noch einmal der „Leviathan".

Das doppeleiserne Doppeldampf-Ungeheuer, das auf Verlangen mit mehr als 10,000 Pferdedampf- und 6500 Quadrat-Yards-Segelkraft die Reisen nach und von Australien mit der Geschwindigkeit des Sturmes und mit den Flügeln der Morgenröthe, mindestens in einem Fünftel der bisherigen Geschwindigkeit zurücklegen will, hat zu seiner ersten Reise mehr Zeit gebraucht, als jemals ein vom Stapel laufendes Schiff: über zehn Wochen zu einer blos 300 Fuß weiten und noch dazu bergabführenden Entfernung. Zuerst ließ es sich mit Hunderttausend-Centner-Lasten von Druck und Zug (hydraulischen Pressen und Dampfböcken,

Digitized by Google

welche von hinten drängten, und 8 Barkſchiffen davor, welche vermittelſt der koloſſalſten Flaſchenzüge, die jemals conſtruirt wurden, zogen) nur einige Fuß weit bringen und richtete dabei gleiches Unheil unter Maſchinen und Menſchen an. Dann ſtand es einige Wochen ſtill, bis man mit neuem Zug und Stoß, die zu fabelhaften Maſſen von Pferdekräften ſtiegen, es Tag für Tag, oft mit Hülfe der Nächte bald einige Fuß, bald einige Zoll, bald gar nicht vorwärts, aber nach wochenlangen, fabelhaft theuern Anſtrengungen doch endlich etwas in's Waſſer brachte. Am 9. December Abends ſpülte die rauſchende, ſchäumende, donnernde Hochfluth der Themſe mächtig um den Rieſenbauch des Leviathan, aber ohne ihn im Geringſten zu rühren, während ſchwere Schiffe und tiefgeladene Kohlenflöße auf der Fluth umherſchaukelten wie Nußſchalen.

Er wird noch manches Stoßes und Zuges bedürfen, ehe er ordentlich in ſein Element und in Zug kommt, denn noch immer (18. December) liegt er während der Ebbe in ſeiner „Wiege" auf dem Trocknen. Doch das Schlimmſte ſcheint überwunden und der Lauf vom Stapel im Weſentlichen gelungen und vollendet zu ſein, obwohl nicht auf die einfachſte, wohlfeilſte und wiſſenſchaftlichſte Weiſe. Tüchtige, wiſſenſchaftliche, praktiſche Mathematiker und Techniker würden ſehr wahrſcheinlich einen praktiſcheren, ſicherern Weg vom Stapel conſtruirt und das Schiff ihn unter ihrer Leitung ſchneller zurückgelegt haben.

Doch das iſt hier nicht unſere Sache. Wir wollen, nachdem dieſe koloſſale Arche wiederholt von uns in ihren verſchiedenen räumlichen, architektoniſchen und techniſchen Verhältniſſen geſchildert ward,* uns jetzt nur das Innere dieſer ſchwimmenden Eiſenſtadt anſehen, wie es ausſehen muß, wenn man ſie vollſtändig ausgeſtattet, bemannt und verproviantirt, zugleich aber zur Bequemlichkeit für die Leſer gleichſam halb durchgeſchnitten haben wird. Dieſe „Sections-Anſichten" ſind bei dergleichen complicirten und in der Wirklichkeit verdeckten Bauten und Structuren das einzige Mittel, ſich eine klare Vorſtellung von den innern Raumverhältniſſen zu bilden, zumal da Andeutungen des verſchiedenen Inhalts dieſer Räume ſehr bequem zu Hülfe kommen, ſo daß wir noch einiger Zahlen und der Erklärung derſelben bedürfen, um uns ganz ohne Irrthum überall zurecht zu finden. Wir verweiſen alſo auf untenſtehende Anſicht nebſt erklärendem Text.

Wir wiſſen dann, wenigſtens topographiſch genommen, Beſcheid, und wenn wir früher mitgetheilte Raum- und Größen-Verhältniſſe, Bauart u. ſ. w. zu Hülfe nehmen, wird es uns nicht zu ſchwer werden, eine ziemlich umfaſſende Vorſtellung von dieſer rieſigſten aller Schiffsbauten zuſammenzubringen.

Wir fügen nur noch einige Notizen hinzu, um die früher gemachten Mittheilungen zu ergänzen. Das Dampfungeheuer wird, wenn erſt ordentlich auf und im Waſſer, ſich immer in ehrerbietiger Entfernung vom Lande halten müſſen und braucht deshalb zum Verkehr mit Häfen und Landungsplätzen kleinere Fahrzeuge. Dazu ſollen außer 20 Seebooten, die ringsherum hängen werden, auch zwei Dampfſchiffe, jedes von 40 Pferdekraft, dienen. Letztere werden, wenn nicht gebraucht, wie Spielwaarenſchiffe hinter den Schaufelrädern hängen, um hängend im Nothfalle geheizt und zum ſofortigen Gebrauch hinunter gelaſſen zu werden. Die ſchwimmende Eiſenſtadt für 8 bis 10,000 Perſonen wird durch eine ganz beſondere Gasanſtalt erleuchtet und außerdem des Nachts an den Außenwänden durch elektriſches Licht illuminirt werden, ſo daß es wie ein ungeheueres, leuchtendes Meteor hinſchießen und in weiter Ferne ringsum geſehen und gemieden werden kann.

Von beſonderen Dampfmaſchinen im Innern zum Auf- und Einziehen der Segel, zum Heben, Schrauben, Ziehen für innere ökonomiſche Zwecke, von des Capitains Arm-Telegraphen am Tage und dem elektriſchen Telegraphen für die Maſchinen unten zum Commandiren und ſonſtigen niedlichen Nebenſachen ließe ſich noch Vieles ſingen und ſagen. Doch wollen wir warten, bis die Henne das Ei vollends gelegt haben wird.

Wenn Alles, was noch zum Ganzen fehlt, in derſelben Weiſe ausgeführt wird, wie die Operationen des Entſtapelns, wird man noch in verſchiedene Brüche kommen und den Generalnenner ſuchen. Nach dem Urtheil eines Sachverſtändigen hätte man durch eine wiſſenſchaftlich-mathematiſche Entſtapelung allein gegen 30,000 Pfund bei dieſer Operation ſparen können. Bis jetzt ſollen die 300 Fuß Weges vom Bauplatze bis in die Themſe, die ihre Laſt

---

* Vergl. Nr. 4. Jahrg. 1855. Nr. 48. Jahrg. 1856. Nr. 47. Jahrg. 1857.

Längen-Durchſchnitt

1. Der große oberſte Salon. — 2. Der [illegible]-Salon. — 3. Die Cajüte des Capitains. — 4. Das ſogenannte Vorder-Kaſtell. — 5. Schlafſaal der Matroſen
maſchinen. — 11. Kohlen. — 12. Schlafſäle und Wohnungen für Offiziere. — 13. Schaufelrad. — 14. Speiſeſaal für untere Beamte u. ſ. w. — 15. [illegible]
ſaal für obere Beamte, Offiziere u. ſ. w. — 21. Schlafſäle für Maſchiniſten und Ingenieurs. — 22.

noch nicht trägt, beinahe 100,000 Pfund koſten. Nun koſtet aber das ganze Schiff bis jetzt nicht viel über 600,000 Pfund, wobei man rechnete, daß andere 100,000 Pfund zur vollſtändigen „Seefertigkeit“ des Schiffes hinreichen würden. Dieſe ſind nun, gegen alle Vorausberechnung, blos für die noch nicht gelungene Entſtapelung darauf gegangen, ſo daß Leviathan, wenn er erſt im Themſewaſſer wirklich ſchwimmen ſollte, ſo ſtark von Geldverlegenheit beladen werden wird, daß er wieder nicht vorwärts kommen kann. Wenn er einmal glücklich auf dem Wege nach Auſtralien oder wohl gar zurückgekehrt iſt, wollen wir uns wieder ſprechen.

Blätter und Blüthen.

Ein Abenteuer in London. „Ich wurde,“ erzählt der junge Baron S…, der Sohn eines der erſten Banquiers von W…, „im Jahre 184. während meines Aufenthaltes in London mit einem Manne bekannt, der ſich Lord L… nannte und, wie er ſagte, in ſehr naher Geſchäftsbeziehung mit meinem Vater ſtehe. Er ſchloß ſich ſchnell an mich an und ſchien überhaupt ein ſehr verſtändiger und gebildeter Mann zu ſein. Eines Tages lud er mich zu ſich zum Thee ein, welcher Einladung ich auch den nächſten Tag Folge leiſtete. Lord L… war nicht zu Hauſe und man führte mich zur Lady, die ich noch nicht kannte, die indeß auffallend freundlich und zuvorkommend mir entgegen kam, was man ſonſt bei Engländerinnen gegen Fremde nicht findet. Sie lud mich ein, bei ihr auf dem Sopha Platz zu nehmen und ließ Thee und Confect herumreichen. Ueber das Ausbleiben ihres Mannes ſchien ſie ſehr erzürnt; überhaupt lobte ſie denſelben nicht ſehr, ſondern ſchilderte ihn mir als einen Trunkenbold, der ſie hart behandelte. Dabei ergriff ſie ganz gerührt meine Hände und klagte mir über den Stand der Frauen in England überhaupt, gegenüber dem des weiblichen Geſchlechtes in Deutſchland. Es ſchien ihr Troſt zu gewähren, endlich einen Freund gefunden zu haben, dem ſie ihren Kummer mittheilen konnte. Hierbei darf aber nicht vergeſſen werden, daß während dieſer Zeit die Bedienten immer ein- und ausgingen und Alles ſahen, was vorging. —

Plötzlich öffnete ſich die Thüre des Saales und Lord L… trat ein. Finſter runzelte er ſeine Stirn; ſeine Blicke ſchienen Feuer zu ſprühen. Seiner erſchrockenen Frau befahl er ſtolz, ſich in ihre Gemächer zurückzuziehen, während er mich zornig anfuhr, ob ich die Geſetze des Landes nicht kenne? Auf meine verneinende Antwort erfuhr ich nun das ſonderbare Geſetz, das noch aus den älteſten Zeiten Englands herkommt, nämlich: „daß, wenn der Ehemann einen Fremden bei ſeiner Frau auf dem Sopha antrifft und beide die Hände ineinander haben, der Ehemann dies als einen Angriff auf ſeine Ehre betrachten darf und das Recht hat, den Fremden auf zehn Tage in’s Gefängniß abführen zu laſſen oder ihm eine Geldbuße aufzulegen.“ Der Lord ließ mir die Wahl. Die Summe ſetzte er auf 500 Pfund Sterling feſt. Ich erklärte ihm, daß ich eine ſo bedeutende Summe gar nicht bei mir habe, worauf er erwiderte: „er kenne meinen Banquier wohl, bei dem ich unbeſchränkten Credit habe, ein paar Worte meinerſeits genügten, um ihn bezahlt zu machen.“ Auch verſprach er, mir ſodann die Freiheit zu geben. Ich willigte ein, indem ich mir vornahm, gleich zu meinem Banquier hinzugehen und die Acceptation verweigern zu laſſen. Allein fehlgeſchoſſen. Ich ward in eine Dachkammer abgeführt, bis der Wechſel acceptirt wurde, worauf man mich entließ. Voll Wuth ging ich ſogleich auf die Polizei und zeigte den Vorfall an. Ich erklärte, daß die Lady mich zu ſich auf den Sopha eingeladen und meine Hände ergriffen habe, auch ſei es eine Ungerechtigkeit, gegen einen Fremden, der die Geſetze nicht kenne, die ganze Schärfe derſelben in Anwendung zu bringen. Einige Polizeimänner wurden mir beigegeben, um die Sache näher zu unterſuchen. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als keine Seele mehr im ganzen Hauſe zu erblicken war. Es ward mir bald klar, daß ich von einer Diebesbande geprellt war. Die ſchöne Lady, die mit zur Bande gehört, hatte ihre Rolle meiſterhaft geſpielt. Ich erfuhr nun, daß das große Haus einem Lord gehöre, der auf dem Lande ſei und es unterdeß vermiethet hatte. Die Bedienten waren verkleidete Diebe, die nur auf den günſtigen Augenblick gewartet hatten, um ihren Herrn zu rufen.“

K. C.

Friedrich Wilhelm Freiherr von Reden ſtarb am 12. December des eben verfloſſenen Jahres nach kurzem Krankenlager in Wien. Nur erſt 53 Jahre alt, mußte er ſein mühſames und ſegensreiches Tagewerk beſchließen. Es iſt die ſtatiſtiſche Wiſſenſchaft, der er ſein Leben widmete, ja die er in Deutſchland eigentlich erſt begründete. Vor mehr als zwanzig Jahren begann er in Deutſchland die Wichtigkeit der ſtatiſtiſchen Wiſſenſchaft zu lehren — aber es ging ihm wie den meiſten Verkündern einer neuen Lehre, gleichviel auf welchem Gebiet: er predigte meiſt tauben Ohren. Seine Schriften blieben lange Zeit ungeleſen, ſein Streben fand wenig Beachtung. Er aber ließ ſich dadurch nicht abſchrecken. Er verſtand, die todten Zahlen zu beleben, und auf die Statiſtik die vergleichende Methode anzuwenden, die eines ſeiner Hauptverdienſte iſt, und in welcher er gar bald eine feſte und ſichere Poſition einnahm, die er mit Meiſterſchaft zu beherrſchen

nſicht des „Leviathan“

ſaal derſelben. — 7. Dampf-Cylinder für die Schaufelräder. — 8. Dampfkeſſel für dieſelben. — 9. Dampfkeſſel für die Schraube. — 10. Dampfſchrauben-
für die Paſſagiere. — 16. Cargo (Frachtgüter). — 17. Waſſerbehälter. — 18. Vorrathsräume für Taue, Ketten u. ſ. w. — 19 Dampfſchraube. — 20. Speiſe-
winden u. ſ. w. — 23. Ganz hinten unter dem Steuerrad Officiers-Salon. — 21. Stallung für Pferde.

Digitized by Google

verstand. Mit Fleiß und Ausdauer wußte er die Erkenntniß aller Beziehungen und Verhältnisse im politischen, wissenschaftlichen und socialen Verkehr auf die in letzter Instanz entscheidenden Zahlen zurückzuführen. Es ist erstaunlich, zu sehen, wie weit es durch diesen einzigen Mann die Privatstatistik brachte — die officiellen statistischen Bureaus, die statistischen Vereine, welche es jetzt gibt, sie existirten nicht beim Beginn der Wirksamkeit von Redens, sie sind vielmehr erst eine Folge derselben. Er säete die Saat, die nun überall aufgegangen, und bestellte selbst unter Mühe und Anstrengung den Acker, der nun überall herrliche Früchte trägt. Vor Allem begrüßt die Wirthschaftslehre in der Statistik eine mächtige Bundesgenossin und strebt, Hand in Hand mit ihr, die Erkenntniß der menschlichen Dinge zu fördern, die Verhältnisse des socialen Lebens zu beleuchten und Irrthum, Vorurtheil und Aberglauben zu verdrängen.

Welcher Lohn ist von Reden dafür geworden? Er starb zu Wien, wie ein deutscher Schriftsteller stirbt — arm und nichts hinterlassend, als seine Schriften, ein trauerndes Weib und drei unerzogene Kinder! Was er erübrigen konnte, hatte er seinen Bestrebungen, seinen statistischen Arbeiten gewidmet, die durch Sammlungen, Hülfsarbeiten u. s. w. einen großen Kostenaufwand nöthig machten. Er hatte darum auch an die deutsche Bundesversammlung ein Gesuch gerichtet um Wiedererstattung eines von ihm dem Verein für deutsche Statistik geleisteten Vorschusses von 4000 Thalern. Aber er ward abschläglich beschieden, und erklärte darum in der Vorrede seiner letzten Schrift „Deutschland und das übrige Europa, Handbuch der Boden-, Bevölkerungs-, Erwerbs- und Verkehrs-Statistik, des Staatshaushaltes und der Streitmacht in vergleichender Darstellung" — daß dies wohl sein letztes Werk sein müsse, da er keine Unterstützung finde, und seine eigenen Geldmittel erschöpft wären.

Wird die deutsche Bundesversammlung, was sie dem Lebenden verweigerte, nun dem Todten gewähren? Hoffen wir wenigstens dies! Es ist ja die Art der Deutschen, wenn die Männer, die dem Vaterland mit Selbstaufopferung dienten, die Augen geschlossen haben, sie durch ein Denkmal zu ehren, und nun plötzlich all ihre Verdienste anzuerkennen. Auch von Reden ist gestorben — möge man an seinen armen Hinterlassenen nun wenigstens gut zu machen suchen, was man dem Lebenden schuldig blieb.

Der europäische Reisende in China und sein Zopf. — Zu den Schwierigkeiten, mit denen der Reisende im Innern China's zu kämpfen hat, gehört, abgesehen von der unumgänglich nothwendigen Kenntniß der chinesischen Sprache, eine möglichst täuschende Verkleidung, um als Eingeborner gelten zu können. Hellfarbige Augen können leicht mit gefärbten Brillen verdeckt werden, schwieriger aber ist das Tragen eines künstlichen Zopfes; der Kopf muß bis auf ein Büschel Haare am Scheitel rasirt und das gefälschte Anhängsel an dieselben befestigt werden. Dennoch muß der Träger dieser erborgten Zierde stets fürchten, dieselbe zu verlieren, was leicht drohende Gefahren über das verrathende Haupt bringen kann. Dr. Medhurst, der im Anfang vorigen Jahres verstorbene berühmte chinesische Missionair und Reisende, erzählt in dieser Hinsicht in seinem Tagebuche folgenden Vorfall, den das „Calwer Missionsblatt" mittheilt: „Ich saß zu Tische und hatte ein Gespräch mit mehreren Eingebornen; dann stand ich auf und zog mich in meine Schlafkammer zurück, aber ein paar Minuten nachher kam mein chinesischer Führer herein und hatte meinen Zopf in der Hand. Er war heruntergefallen, während ich in meinem Sessel saß, und so dahinten geblieben. Mein Führer war in großer Unruhe, da er den losgegangenen Zopf herbeibrachte, und mir ging es eben so. Er versicherte mir, er sei so eben einer großen Gefahr entronnen; denn wäre der Zopf während unseres vorbergehenden Marsches oder in irgend einem der vielen Kaffee- und Theehäuser, wo wir einkehrten, los geworden und herabgefallen, so wäre die Enthüllung unseres Geheimnisses nicht zu verhüten gewesen. Er machte sich so eilig als möglich daran, den Schaden auszubessern. Dies geschah, indem er die Haarflechten des Zopfes auseinander machte und jede einzeln mit Faden an die Locken meines eigenen Haares festband. Aus Furcht, es möchte wieder so ein Unglück vorkommen, zog er die Knoten so fest zusammen, daß es mich nicht wenig incommodirte. Doch ich ließ mir das gern gefallen, und von jetzt an waren wir natürlich um so vorsichtiger, damit nicht ein ähnliches Unglück an einem mehr öffentlichen Orte vorkäme, wo dem Uebelstande nicht mehr abzuhelfen wäre."

Luther vor dem Reichstage in Worms 1521. (Kupferstich von Prof. Schwerdgeburth in Weimar, nach eigener Erfindung und Zeichnung. 13 Zoll hoch, 20 Zoll breit.)

Der Cyclus von sechs Darstellungen aus Luther's Leben von diesem Künstler ist so allgemein bekannt, ist eine Erscheinung, die im Zeitbedürfniß, im Sinn und Bewußtsein aller Protestanten so tief wurzelt, daß man nichts häufiger als Zimmerschmuck antrifft, als diese Bilder.

Das jetzt neu hinzugekommene Blatt bildet nun, der äußern Form und dem Umfang nach, den Mittelpunkt und Abschluß dieser Reihe; dem Inhalt nach stellt es den großen Moment dar, wo Luther vor dem versammelten deutschen Reich seine Lehre öffentlich bekennt und besiegelt. Der von dem Papstthum so gefürchtete Mann ist vor die Reichsversammlung beschieden, nicht um seine neue Lehre zu vertheidigen, sondern pure als Irrlehre zu widerrufen.

Da verkündet er laut die inhaltschweren Worte: „Dem Papst und Concilien glaube ich nicht, überwiesen bin ich nicht, widerrufen kann ich nicht! Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen."

Dem großen Moment entspricht nun auch die künstlerische Auffassung und Darstellung: Localitäten, Anordnung, Beleuchtung machen im Allgemeinen schon einen feierlichen Eindruck, man wird gespannt, zur unmittelbaren Theilnahme als gegenwärtig angeregt. Der kaiserliche Orator neben Luther, inmitten der Versammlung, deutet auf die als verbrecherisch angeklagten Schriften, welche auf einer niedern Bank liegen, und hat die Aufforderung zum unbedingten Widerruf ausgesprochen, auf welche Luther die eben mitgetheilte, ewig denkwürdige Antwort zu geben im Begriff ist.

Es möchte wohl schwerlich ein anderer günstigerer Moment für die Darstellung in dem ganzen Hergang zu finden sein. Gegner und Freunde Luther's sind gleich lebhaft interessirt und gleich erwartungsvoll; die Erklärung mußte die lebhafteste Bewegung in allen Gemüthern hervorbringen, wodurch der Künstler Gelegenheit erhielt, Mannichfaltigkeit in Ausdruck und Bewegung der verschiedensten Charaktere darzustellen. Und das ist Herrn Schwerdgeburth in hohem Grade gelungen, wobei besonders zu beachten ist, daß er die Portraitähnlichkeit von einer Menge der damals gegenwärtigen Hauptpersonen in wunderbarer Weise festgehalten hat. Wer nur einigermaßen mit den oft sehr mangelhaft in Holzschnitt und Malerei dargestellten gleichzeitigen Portraits bekannt ist, wird sie hier augenblicklich in den vollendeten Miniaturbildchen wiedererkennen. Vielleicht wird das gerade bei der Hauptperson, bei Luther, nicht der Fall scheinen, da derselbe fast nur in Portraits aus seinen spätern Jahren allgemein bekannt ist. Da sich der Künstler aber mit der größten Gewissenhaftigkeit, mit der größten Strenge an die Zeit gehalten hat, so mußte er auch hier bei einem Portrait Luther's aus diesen Jahren festhalten, deren es in Oelbildern, Kupferstichen und Holzschnitten von seinem Freund und Anhänger Lucas Cranach eine große Zahl gibt. Wer nur eins davon gesehen hat, wird auch hier die größte Aehnlichkeit finden, nur ist das durch Arbeit und Kämpfe noch schärfer Ausgeprägte etwas gemildert.

Aus letzterem Grunde ist das Blatt auch für Portraitsammler von besonderem Interesse; sie finden hier 51 bekannte Männer aus dieser für uns Deutsche so wichtigen Periode, und zwar um so ansprechender, da sie zugleich den Antheil für und gegen deutlich ausdrücken, ein Bild der ganzen aufgeregten Zeit in den Parteihäuptern erhalten. Der Verfasser dieser Zeilen hat sich lange mit dieser Periode in Beziehung auf Kunst beschäftigt, aber alle die Portraits, deren es so viele in neueren Kupferstichen, Holzschnitten und Lithographieen gibt, sind nicht so frisch, lebendig und dabei den älteren bekannten so treu geblieben.

Eine angenehme Zugabe ist es auch, daß der Künstler ein selbst auf Stein gezeichnetes Blatt mit den Köpfchen der 51 namhaften Portraits seinem Werke beigefügt hat, so wie ein anderes Erklärungsblatt in deutscher, englischer und französischer Sprache.

Die Ausführung des Stichs ist sorgsam und fleißig, besonders sind Köpfchen und Hände sehr durchgebildet. Die Anordnung der Localität und der Beleuchtung ist sehr verständig, so daß der Raum dadurch weit und vollständig ausgefüllt erscheint; alles ist voll Bewegung und Leben, ohne die Ruhe und Würde einer solchen Versammlung im mindesten zu stören.

Ein Buch für Alle!

In unserem Verlage erscheint in Bändchen von 12 — 15 Bogen, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsche Criminalgeschichten

von

Jod. Temme,

Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder."

Preis à Bdchn. nur 12 Ngr.

Aus der Feder eines Fach-Mannes (früherem Criminaldirector in Berlin), der wie kein anderer deutscher Schriftsteller es versteht, den schwierigen Stoff der Criminalistik zu beherrschen und in eben so klaren wie ansprechenden Bildern zur Anschauung des Laien zu bringen, verbindet dieses Werk in ausgezeichneter Weise mit dem Zwecke der Unterhaltung zugleich den der Belehrung.

Die Tendenz des Werkes gibt der Verfasser selbst in der Vorrede mit kurzen Worten an: „**Die nachfolgenden Erzählungen beruhen auf wahren Thatsachen.** Sie sind nur in eine novellistische Form gebracht. Dieses Letztere aus einem einfachen Grunde. Hätte ich sie nur actenmäßig erzählen wollen, ich hätte, namentlich in der ersten Erzählung des ersten Bändchens, fast nur Grausen und Abscheu erregen können. Dadurch unterhält man weder, noch belehrt man. Ich aber wollte Beides, vorzüglich belehren durch Unterhaltung."

Die Sammlung wird höchstens 8 bis 10 Bändchen à 12 bis 15 Bogen zu dem sehr billigen Preise von — **12 Ngr.** — umfassen. Einzelne Bände kosten den dreifachen Preis.

Magazin für Literatur in Leipzig.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 5. 1858.

Die Gartenlaube.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Kranken-Engel.

Novelle von Max Ring.

(Schluß.)

Als die Dorfuhr die zwölfte Stunde in der Nacht ſchlug, ſtieß Pawel zu den Bauern, welche ihn als ihren Führer begrüßten. Auch der Actuar hatte ſich eingefunden, doch hielt er ſich wohlweislich im Hintertreffen, um erſt den Erfolg des Unternehmens abzuwarten. Leiſe und geräuſchlos bewegte ſich der Zug nach dem Vorwerk, um zuerſt den allgemein verhaßten Verwalter zur Verantwortung zu ziehen. Das feſte Thor wurde mit den mitgebrachten Aexten eingeſchlagen. Bei dem Geräuſch ſprang Hartmuth unangekleidet aus dem Bette, von bangen Ahnungen erfaßt. Er wollte entfliehen, doch ehe er ſeinen Vorſatz ausführen konnte, wurde er ergriffen. Mit ſchlotternden Knieen fiel er zur Erde und ſtreckte flehend ſeine Hände zu Pawel empor. Er bot ſein Vermögen, das ganze Geld, welches er beſaß, aber vergebens. Der Schmiedegeſell kannte in dieſem Augenblick nur das einzige Gefühl ſeiner Rache, welche beim Anblick ſeines Gegners mit neuer Gewalt auflebte. Doch wenn er ſelbſt ihm hätte verzeihen und ihn ſchonen wollen, es ſtand nicht mehr in ſeiner Macht. Jeder der anweſenden Roboter hatte eine Beleidigung, einen Schimpf an Hartmuth zu ſtrafen. Die allgemeine Entrüſtung machte ſich in wildem Geſchrei und drohenden Geberden Luft, denen die thätlichen Angriffe folgten. Bald ſank der Verwalter unter den Schlägen und Stößen des rohen, empörten Haufens zuſammen, als ein Opfer ſeiner unmenſchlichen Strenge. Man ließ ihn für todt liegen. Der Actuar machte noch den Vorſchlag, die Gebäude des Vorwerks in Brand zu ſtecken, und die Menge jauchzte ihm Beifall. Nur Pawel erklärte ſich dagegen.

„Wir ſind keine Mordbrenner,“ ſagte er entſchieden. „Das Feuer wird ſich nicht auf das Vorwerk beſchränken, ſondern ſich weiter verbreiten und unſere eigenen Wohnungen ergreifen.“

Dieſer Grund leuchtete ſelbſt den beſchränkten Bauern ein und ſie begnügten ſich mit der Zerſtörung der vorhandenen Vorräthe. Sie ſchütteten das Getreide und das Mehl auf die Erde, ſchnitten die Betten auf und ließen die Federn im Winde fliegen, auf dieſe Weiſe ihren Muthwillen kühlend und ihre Rache befriedigend, worauf ſie den Weg nach dem Schloſſe einſchlugen, um ihr Werk zu beenden.

V.

Der Baron war nicht ungewarnt, denn der jüdiſche Wirth hatte, trotz aller Furcht vor den Bauern, ihm Alles mitgetheilt, was er wußte. Der Gutsherr beſaß jedoch eine viel zu hohe Meinung von ſeiner Gewalt und eine viel zu geringe von dem Muthe ſeiner Unterthanen.

„Sie werden es nicht wagen,“ ſagte er. „Die Hunde ſind viel zu feig, und wenn ſie kommen, ſo ſollen ſie mich gerüſtet finden.“

Die einzige Vorſichtsmaßregel, die er traf, beſtand darin, daß er ſeine ſämmtlichen Gewehre lud und dem Hofwächter eine größere Wachſamkeit anbefahl. Als jedoch einige Nächte vergangen waren, ohne daß ſich etwas Beſonderes ereignete, ſpottete er über die Furchſamkeit des ängſtlichen Juden. Der heranziehende Haufen drang daher ganz ungehindert vor das Schloß. Auch hier erwachte der Baron von den dröhnenden Hieben der Aexte, womit das feſte Thor eingeſchlagen wurde. Der Lärm weckte ihn, und da es ihm nicht an Muth fehlte, ſo ſprang er aus dem Bette und griff nach ſeiner geladenen Büchſe. Tante Kaſcha und Veronika waren ebenfalls aus dem Schlafe aufgeſchreckt und eilten erſchrocken herbei. Er ſuchte ſie zu beruhigen und befahl den herbeigeſtürzten Knechten, ſeinen Wagen anzuſpannen, um die Frauen aus dem Bereiche der Gefahr zu bringen. Veronika erklärte jedoch mit Beſtimmtheit, daß ſie bei dem Vater bleiben wollte. Schüchtern und zaghaft im gewöhnlichen Leben, beſaß ſie jene Seelenſtärke, welche oft die ſchwächſten Frauen im drohenden Augenblicke wider alle Erwartung zeigen.

„Ich bleibe bei Dir,“ ſagte ſie entſchloſſen, ſich an den Vater ſchmiegend, während die Tante Kaſcha, trotz ihres männlichen Ausſehens, zitterte und vor Schreck ihre Nachthaube verkehrt aufgeſetzt hatte.

Schon ſtürmte der wilde Haufe die Treppe hinauf und drang mit Ungeſtüm in das Zimmer, ehe noch der Baron irgend eine Anſtalt zur Gegenwehr treffen konnte.

„Was wollt Ihr?“ rief er ihnen entgegen.

„Unſere Freiheit, Aufhebung der Erbunterthänigkeit, keine Robot mehr, keine Abgaben!“ brüllte der Haufe verworren durcheinander.

„Den Erſten, der mir nahe kommt, ſchieße ich nieder,“ drohte der Baron, indem er die geladene Büchſe anlegte.

Die Bauern wichen einen Augenblick zur Seite, aber im nächſten Moment hatte ihm Pawel das Gewehr entriſſen. Der ihm zugedachte Schuß ging, ohne einen Menſchen zu verletzen, in die Decke. Knirſchend ſah ſich der Baron entwaffnet und von mehreren ſtarken Armen feſtgehalten, ſo daß er ſich nicht zu

rühren vermochte. Die Wuth der Bauern kannte keine Grenzen mehr und laut verlangten sie das Leben des Barons. Schon stürmten die Wildesten mit Aexten, Dreschflegeln und zu Piken umgewandelten Sensen auf ihn los. Laut aufschreiend warf sich Veronika über den Körper ihres Vaters, um diesen vor den zugedachten Todesstreichen zu schützen.

„Reißt sie fort!" schrie die tobende Meute, indem sie Anstalt machte, ihre Drohung auszuführen.

Nur noch fester klammerte sich Veronika an den Baron; sie hatte ihn mit ihren Armen umschlungen. Ihre blauen Augen leuchteten von einem überirdischen Glanze und ihre schlanke, ätherische Gestalt gab ihr das Ansehen eines Engels, der vom Himmel den Bedrängten zu Hülfe eilt.

So erschien sie wenigstens Pawel, der wie geblendet von ihrer Erscheinung stand und ihren halb vorwurfsvollen, halb flehenden Blick nicht zu tragen vermochte. Wie aus einem Traume fuhr er empor, als der freche Actuar sich vordrängte und seine Hände um ihren zarten Leib schlang, um sie gewaltsam fortzuzerren.

„Mach' ein Ende und denk' an Deine Rache!" flüsterte ihm der Versucher zu.

Aber Pawel hatte bei dem Anblick des Mädchens Alles vergessen, nur nicht ihre himmlische Güte und Sanftmuth. Alle finsteren Gedanken und Rachegeister waren von ihm geschwunden; die Liebe hielt triumphirend ihren Einzug in sein verwildertes Herz, und zwar mit jener Gewalt, die sie nur noch auf derartige ungeschwächte Naturen ausübt. Statt dem Rathe des Actuars zu folgen, entriß er dem Nächststehenden den mit Eisen beschlagenen Dreschflegel, als er Veronika bedroht sah.

„Zurück, und wehe dem, der das Fräulein anrührt!" rief er mit funkelnden Augen, indem er die gewaltige Waffe in seinen Händen schwang.

So stand er da mit gerötheten Wangen und fester Haltung, einem zürnenden Cherub gleich. Es lag eine solche Entschlossenheit in seinen Blicken, daß der feige Actuar erschrocken zurücktaumelte, Pawel hätte ihn sonst sicher niedergeschmettert; er war entschlossen, das Mädchen gegen eine Welt zu vertheidigen. Mit freudig dankbarem Staunen blickte Veronika, mit Verwunderung der Baron ihn an. Auch die Bauern standen betroffen von dieser unerwarteten Sinnesänderung ihres Führers. Er war sich selber und seiner Umgebung ein tiefes Räthsel geworden.

Unterdeß hatte sich der Actuar von seiner ersten Angst erholt.

„Zum Teufel!" hetzte er die Verschworenen. „Sind wir denn dazu hergekommen? Schlagt den Verräther todt, der jetzt gemeinschaftliche Sache mit unsern Feinden macht."

Aber Pawel besaß unter den Dorfleuten einen großen Anhang, der ihn nicht ungehört verdammen wollte.

„Rede!" sagte der Veit. „Vertheidige Dich; was ist mit Dir geschehen?"

„Ich will es Euch sagen," sprach Pawel mit wunderbar leuchtenden Blicken. „Seht, meine Freunde, in dem Augenblick, wo ich meine Hand erhob, um den Baron zu strafen, der uns so oft und schwer bedrückt, da ist mir ein Engel Gottes erschienen, der mir zurief: Du sollst nicht tödten, nicht die gute Sache mit Blut beflecken und dadurch verunreinigen. Die Freiheit, welche wir Alle so sehnlich wünschen, ist das höchste Gut, aber wir dürfen es nicht stehlen, nicht mit Gewalt wie die Räuber auf der Heerstraße nehmen, sonst verwandelt sich sein Segen in den schwersten Fluch."

„Hört nicht auf ihn!" rief der Actuar dazwischen. „Er ist wahnsinnig geworden."

„Still!" geboten die Bauern, welche, in religiösen Vorurtheilen aufgewachsen, geneigt schienen, an die von dem Schmiedegesellen erwähnte Erscheinung eines Engels zu glauben.

„Und ferner," fuhr Pawel ermuthigt fort, „bat der Engel für den Schuldigen, er mahnte mich daran, daß man auch seinen Feinden vergeben soll."

„Einfältiges Geschwätz!" murrte der Actuar. „Ich glaube nicht an Deinen Engel."

„So will ich ihn Euch zeigen," antwortete Pawel, wie von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, indem er die holde Veronika bei der Hand nahm und zu den noch immer staunenden Bauern führte.

„Das ist der Engel," sagte er voll Begeisterung, „dessen Anblick mir das Alles offenbart hat. Das ist der Engel, der Jedem von Euch nur Gutes gethan; wenn Ihr krank waret, Euch gelabt, wenn Ihr elend, Euch getröstet, wenn Ihr unter Eurer Last geseufzt, Euch aufgerichtet hat. Hat sie nicht Eure Frauen beschenkt, mit Euren Kindern gespielt? Ist Einer von Euch hier, der ihr nicht eine Wohlthat, und sei es ein freundliches Wort, zu verdanken hat? Verdient sie nicht, ein Engel genannt und angebetet zu werden, wie eine Heilige?"

Unwillkürlich war Pawel vor der errötheaden Veronika hingesunken; so lag er auf seinen Knieen, ihre Hand ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückend. Der gewaltige Eindruck seiner Worte ließ sich in der tiefen Stille erkennen, welche die wunderbare Scene hervorbrachte. Beifällig nickten die Bauern, während der Actuar nur still zu fluchen wagte. Der Anblick des frommen, lieblichen Mädchens, das durch seine Wohlthätigkeit im ganzen Dorfe bekannt war, verstärkte nur die Wirkung von Pawels Rede. Sie stand mit gesenkten Blicken und gefalteten Händen; die Bleiche ihrer Wangen war einer sanften Röthe gewichen und ihre blauen Augen leuchteten im milden Glanze, wie die Sterne des Himmels. Selbst diese rohen Gemüther konnten sich des sanften Zaubers nicht erwehren.

„Pawel hat Recht," sagte mehr als eine Stimme; „er hat wahr gesprochen."

„Und dieser Engel," fügte er hinzu, „bittet für das Leben des Schuldigen."

Bisher hatte Veronika, überrascht, wie alle Uebrigen, geschwiegen; jetzt öffnete sie die rosigen Lippen, um ferneres Unheil abzuwenden.

„Schont meinen Vater," flehte sie. „Er wird Euch gewiß alle billigen Wünsche erfüllen und von nun an mild und freundlich sein."

„Das will ich," bekräftigte der Baron, tief ergriffen von dieser fast unerklärlichen Wendung. „Ich verpflichte mich, die königliche Cabinetsordre, deren Glaubwürdigkeit ich erst seit Kurzem kennen gelernt, getreulich zu erfüllen, darauf gebe ich mein Ehrenwort."

Mit der Versicherung waren die meisten Bauern einverstanden, nur der Actuarius und sein Anhang entfernten sich unter wilden Drohungen. Der Baron gelobte außerdem seinen Unterthanen vollständige Vergebung für alle begangenen Gewaltthätigkeiten. Auch der Verwalter Hartmuth wurde am nächsten Tage noch am Leben gefunden. Seine Wunden waren, wie es sich herausstellte, nicht tödlich, obgleich er längere Zeit brauchte, um sich zu erholen. Die erlittenen Mißhandlungen hatten eine vortheilhafte Sinnesänderung hervorgebracht, indem er sich hütete, seine Untergebenen zu quälen. — Pawel jedoch, welchem der Baron und seine Tochter zu besonderem Danke sich verpflichtet fühlten, war nirgends zu finden. Noch in derselben Nacht hatte er das Dorf verlassen und blieb verschwunden. Trotz aller Nachforschungen wurde keine Spur von ihm entdeckt: selbst seine Schwester wußte nicht, wohin er sich gewendet. Es verbreitete sich das Gerücht, daß die Verschworenen ihn wegen seines Abfalles ermordet hätten, und Veronika weinte unbemerkt um den Verlorenen.

Unterdeß hatte der Bauernaufstand in Oberschlesien, der so glücklich an dem Baron vorübergegangen war, eine allgemeine Verbreitung erlangt. In den verschiedensten Kreisen empörte sich das Landvolk gegen die Gutsherrn und übte oft die empörendsten Gewaltthätigkeiten aus. Zuweilen begnügten sich die Verschwörer mit der gezwungenen Anerkennung ihrer Rechte, wobei sie nie verfehlten, sich die bewußte Urkunde mit den drei verschiedenen Siegeln ausstellen zu lassen; meist jedoch war dies Streben nach Freiheit nur ein Vorwand, um zu plündern und zu rauben. Immer drohender wurden diese Zustände; viele Gutsherrn mußten flüchten; ihre Schlösser wurden verwüstet, ihre Vorräthe zerstört; hier und da auch ein Edelsitz oder ein Vorwerk sogar angezündet. Auch an schweren Mißhandlungen ließen es die Verschworenen nicht fehlen und mancher verhaßte Herr oder Beamte büßte seine frühere Strenge selbst mit dem Leben. Die Maßregeln der Behörden erwiesen sich nicht ausreichend, da ihre Thätigkeit durch die französische Occupation des Landes in vielfacher Beziehung gelähmt war. Endlich hatte das Uebel einen Grad erreicht, daß die bisher bewiesene Schonung und Nachsicht gegen die Verirrten nicht länger beibehalten werden konnte. Die Re-

Digitized by Google

gierung sah sich zu einem energischen Einschreiten gezwungen und bot die bewaffnete Macht auf. Mehrere Regimenter Infanterie und Cavallerie rückten gegen die empörten Bauern aus, deren Zahl auf mehrere Tausende angewachsen war. In der Nähe von Nicolai, wo sich jetzt das Waisenhaus jener armen Kinder befindet, welche durch den Typhus ihre Eltern verloren, kam es zu einem vollständigen Treffen. Anfangs hielten die Bauern tapfer Stand, da es ihnen jedoch an tüchtigen Anführern und vor Allem an der nöthigen militairischen Erfahrung fehlte, so mußten sie unterliegen. Bald löste sich der Haufen in wilder Flucht auf; die Rädelsführer wurden theils getödtet, theils gefangen genommen und ihnen der Proceß gemacht. Unter diesen befand sich der Actuar, welcher zu mehrjähriger Zuchthausstrafe von dem betreffenden Gerichte verurtheilt wurde. Er starb im Gefängnisse ohne Reue und mit einem Fluche auf seinen Lippen.

Die Ruhe war wieder hergestellt und die königliche Cabinetsordre, welche bald darauf in's Leben trat, endete die Verwirrung, indem sie die Verhältnisse der Gutsherrn und ihrer Unterthanen regelte. Für beide Theile war der Segen ersichtlich.

Zwei Jahre waren seit jenen Ereignissen vergangen, als der Krieg gegen Napoleon und gegen die drückende Franzosenherrschaft ausbrach. Preußen erhob sich aus seiner Schmach, nachdem es die ihm vergönnte Zeit weise benutzt hatte, um sich auf dem Wege friedlicher Reformen zu verjüngen und mit Anspannung aller Kräfte zu rüsten. Der König hatte von Breslau aus jenen denkwürdigen Aufruf an sein Volk erlassen; aus allen Theilen des Landes strömten Jünglinge und Männer herbei, um mit ihrem Blute die Befreiung des Vaterlandes zu erkaufen. Auch die Frauen, von der allgemeinen Begeisterung ergriffen, blieben nicht zurück; sie opferten ihren Schmuck und widmeten sich den verwundeten und kranken Kriegern mit hingebender Liebe.

Nach der Schlacht an der Katzbach waren die Lazarethe in Breslau überfüllt mit Leidenden. Die Zahl der Aerzte und Krankenwärter reichte nicht mehr aus; da erboten sich freiwillig die edelsten Frauen und Jungfrauen zum Dienste in den Hospitälern. Ohne Scheu setzten sie sich der Ansteckung des furchtbaren Typhus und dem Anblick der gräßlichsten Verstümmelungen aus. Unter diesen Samaritanerinnen befand sich ein junges Mädchen, welches sich durch seine unermüdliche Thätigkeit auszeichnete. Tag und Nacht war sie unablässig beschäftigt, Wunden zu verbinden, die Kranken zu pflegen und selbst den Sterbenden noch durch ein frommes Wort zu trösten. — Es war die gute Veronika, welche mit ihrem Vater beim Ausbruche des Krieges nach Breslau kam.

Seit dem Tage des Ueberfalls war mit Veronika sichtbar eine Veränderung vorgegangen. Still und träumerisch ging sie im Hause umher und wenn ihr Vater, der jetzt seine Tochter wie einen Augapfel hütete, sie um den Grund ihrer trüben Stimmung fragte, lächelte sie nur und meinte, sie sei ganz zufrieden, wenn nur Papa mit ihr zufrieden sei. Gern erfüllte dieser auch ihren Wunsch, als sie bat, dem Beispiele vieler der edelsten Jungfrauen folgen und als Krankenwärterin in eins der überfüllten Breslauer Hospitäler eintreten zu dürfen.

Eines Tages, als eben ein neuer Transport von Verwundeten angelangt war, erblickte Veronika unter diesen einen jungen Krieger, dessen Brust mit mehreren Orden geschmückt war. Eine Kugel hatte ihm beide Beine zerschmettert. Der Arzt hatte keine Hoffnung, ihn zu retten. Mitleidig näherte sich Veronika, um dem Sterbenden eine Erfrischung zu reichen. Dankend hob er die vor Mattigkeit geschlossenen Augen zu ihr empor; sein Blick begegnete dem ihrigen; ein schwacher Schrei entschlüpfte ihren Lippen.

„Pawel!“ rief sie erschüttert.

„Ich lebe noch,“ antwortete er mit matter Stimme, „obgleich mich alle Welt für todt gehalten hat. Ich wußte ja, daß ich nicht sterben würde, ohne Sie gesehen zu haben.“

Er wollte weiter sprechen, aber seine Erschöpfung hinderte ihn daran. Nachdem er einige Augenblicke geruht, machte er einen neuen Versuch, mit ihr zu sprechen. Er rang nach Worten, um all' die verschiedenen Gefühle auszudrücken, welche ihn bei ihrem unerwarteten Anblicke bestürmten, aber plötzlich, wenn er einige Augenblicke geredet, hielt er wieder inne, als fürchtete er, zu viel gesagt zu haben. Aus seinen Mittheilungen erfuhr sie denn nun, daß er in jener Nacht über die polnische Grenze geflüchtet und in russische Kriegsdienste getreten sei. Ueber den Grund seiner heimlichen Entfernung beobachtete er ein räthselhaftes, hartnäckiges Stillschweigen. Beim Ausbruch des Krieges war er mit dem russischen Heer nach Preußen eingerückt und nach einem ehrenvollen Abschiede in die Reihen seiner Landsleute eingetreten, wo er bei mehrfachen Gelegenheiten sich ausgezeichnet hatte.

Allmählich folgten jedoch auf diese klaren Berichte die verwirrten Phantasieen eines starken Wundfiebers. Pawel verlor die Besinnung und sprach ohne Ordnung und Zusammenhang. Seine Reden trugen indeß den Stempel der höheren Bildung, die er sich in seinen neuen Verhältnissen erworben hatte; seine Gedanken nahmen einen höheren Aufschwung, wie ihn die Seele der Sterbenden zuweilen zeigt, ehe sie die irdischen Bande abstreift. Er schien Veronika nicht mehr zu erkennen und doch beschäftigte er sich ausschließlich mit ihr.

„Engel, Veronika!“ murmelte er mit vertrockneten Lippen. „Ja! Du bist der gute Engel, der mich von der Sünde erlöst hat. — Kannst Du mir verzeihen? — Ich liebe Dich. — Thorheit! Ich, der niedrige Knecht, der Verbrecher. — Du bist gut und wirst nicht zürnen. — Engel zürnen nicht — sie bitten für uns. — Im Himmel darf ich Dich lieben — da gibt es weder Herrn, noch Knechte. — Frei! — Wir sind Alle frei. — O! ich will gern sterben. — Der Tod ist so süß. — Hurrah! Die Feinde! — Vorwärts für Gott, König und — Veronika!“

Mit leisem Schauer vernahm sie die Geständnisse einer heißen, wunderbaren Liebe, welche sie nie geahnt; abwechselnd mit den rührendsten Klagen über sein vergangenes Leben. Zuweilen kehrte sein Bewußtsein zurück und dann sah er sie mit einem Blick an, der tief in ihre Seele drang.

„Ich bin gar nicht eines solchen Glückes werth,“ murmelte er mit ersterbender Stimme, als er sie weinen sah.

Sie reichte ihm die Hand, welche er mit seinen Küssen bedeckte und in den seinigen so fest hielt, daß sie ihm sie nicht zu entziehen wagte. Dann trug er ihr Grüße an seine Schwester auf.

„Verlassen Sie die arme Jadwiga nicht,“ bat er in rührender Weise.

Immer näher trat der letzte Augenblick, und mit ihm schien der Nebel zu weichen, der über seinen Geist sich ausgebreitet hatte. Der oberschlesische Bauer hatte sich in ein Wesen höherer Art verwandelt; er sprach von dem Vaterlande, von der Zukunft wie mit prophetischen Blicken; dann wieder wandte er sich zu Veronika, um ihr für immer Lebewohl zu sagen.

„Gott segne Sie,“ flüsterte er mit glänzenden Blicken. „Mein Engel —“

Er vollendete nicht; das Geheimniß seiner Liebe nahm er mit sich in's Grab. Nur aus seinen wirren Worten hatte Veronika erfahren, welch ein Herz sie verloren.

Einige Monate später trat sie in den Orden der Elisabethiner-Nonnen, welche sich ausschließlich der Krankenpflege weihen. Sie übte ihren Beruf mit einer Hingebung, die ihr den Namen der „Engel der Kranken“ verschaffte. Der arme Pawel lebte fort in ihrer Erinnerung.

Rosa Heisterberg.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“

Ich saß eines Abends auf dem Criminalgerichte in meiner Arbeitsstube mit Lesen von Acten beschäftigt. Ich war damals Verhörrichter, hatte sehr viele Arbeit, war fast den ganzen Tag mit Inquiriren geplagt — es war noch die Zeit des geheimen schriftlichen Inquirirens — und mußte die Abende dazu verwenden, mich auf den morgenden Tag zu neuer Arbeit wieder vorzubereiten.

Digitized by Google

Es war mir spät geworden. Ich war mit den wichtigeren Acten fertig. Die wichteren Acten sind meist zugleich die dickeren. In den unbedeutenderen und dünneren konnte ich mich morgen während der Termine informiren und orientiren.

Ich wollte mich nach Hause begeben. Da trat noch ein Gefangenwärter in mein Zimmer. Er trug ein versiegeltes Schreiben. Er übergab mir dieses, und meldete, daß die Gefangene, die es betreffe, gleichzeitig mit dem Schreiben in der Gefängnißexpedition abgeliefert sei.

„Es scheint eine vornehme Dame zu sein," setzte der Mann hinzu.

„Eine Dame?" fragte ich.

„Sie ist in schwarze Seide gekleidet."

„In schwarzer Seide gehen auch andere, als vornehme Damen."

„Der Polizeicommissarius, der sie arretirt hatte und selbst zum Gefängnisse ablieferte, brachte sie in einer Droschke."

„Wie sieht sie sonst aus?"

„Sie ist noch jung und ein sehr schönes Frauenzimmer."

„Ist sie schon in eine Zelle gebracht?"

„Sie ist noch in der Expedition. Der Herr Inspector wollte ihr ohne nähere Bestimmung des Herrn Criminalraths keine Zelle anweisen. Die Gefangene verlangte auch, sofort den Herrn Criminalrath zu sprechen."

„Mich?"

„Sie verlangte, wenn Sie nicht im Local seien, daß man sogleich zu Ihnen schicke."

„Gab sie einen Grund an?"

„Gott bewahre. Sie verlangte das Alles in vornehmem Tone, als wenn sie in den Gefängnissen zu befehlen habe."

Ich ließ den Gefangenwärter warten, um zuerst das Schreiben zu lesen. Ich war zugleich neugierig geworden. Vornehm gekleidete Damen wurden in die Criminalgefängnisse oft eingebracht; es ergab sich aber bald, daß sie trotz ihrer seidenen Kleider und Wiener Shawls gemeine Verbrecherinnen aus den untern Classen waren. Die jetzt eingelieferte Gefangene schien mir jedoch, zumal da auch der Polizeicommissarius jene Rücksichten gegen sie genommen hatte, allerdings den höhern Ständen anzugehören. Dann aber mußte es wieder auffallend erscheinen, daß sie, anstatt durch die Schande einer criminalgerichtlichen Verhaftung und Einsperrung niedergedrückt zu sein, so vornehm, so befehlend, so hochmüthig auftrat.

Ich wurde noch mehr überrascht und neugierig, als der erste flüchtige Blick in das geöffnete Schreiben mir zeigte, daß sie wegen Diebstahls verhaftet sei.

Ich las das Schreiben schnell weiter durch. Es war der Bericht des Polizeicommissarius, der die Gefangene arretirt hatte, über den Grund ihrer Verhaftung. Es war kurz; der Beamte behielt sich vor, die näheren Umstände morgen zum gerichtlichen Protokoll anzugeben.

Die Gefangene nannte sich Rosa von Heisterberg, war nach ihrer Angabe dreiundzwanzig Jahre alt, evangelischer Religion, unverehelicht. Sie war seit einem Vierteljahre in der Residenz, und zwar bis vor wenigen Wochen als Gesellschafterin der verwittweten Majorin von Waldheim. Diese war von ihr bestohlen um mehrere Summen Geldes, zum Betrage von einigen hundert Gulden. Die Majorin hatte die Diebstähle theilweise schon früher bemerkt, ohne gegen Jemanden, namentlich auch gegen ihre Gesellschafterin, einen bestimmten Verdacht fassen zu können. Erst heute war ihr zur Gewißheit geworden, daß die Heisterberg die Diebin sei.

Die Gefangene gehörte also wirklich den höheren Ständen an. Sie hatte wenigstens in der höheren Gesellschaft gelebt. Die Majorin von Waldheim bewohnte ein, wenn auch nicht großes, glänzendes, doch von den Mitgliedern der höchsten Gesellschaft der Residenz besuchtes Haus. Sie selbst hatte Zutritt in den Hofzirkeln, und war in diesen gern gesehen.

Die Verhaftung der Gesellschafterin dieser Dame mußte Aufsehen machen. In der ganzen Residenz, auch am Hofe, mußte man morgen davon sprechen, und am Hofe am meisten. Wo keine Oeffentlichkeit des Criminalverfahrens ist, überwacht das Publicum, namentlich das näher interessirte, eine Criminalsache, die einmal die öffentliche Aufmerksamkeit erregt hat, mit desto schärferen und in der Regel mißtrauischeren und böswilligeren Augen. Nun gar der Hof. Andererseits hatte die Gefangene mich sprechen wollen, und der Gefängnißinspector war über ihre Unterbringung in Verlegenheit, und erwartete meine Bestimmung darüber. Ich begab mich in die Gefängnißexpedition.

Die Gefangene war noch dort mit dem Inspector.

War ich bisher erstaunt gewesen, ich wurde es noch mehr. Ich sah eine große, schöne, stolze, jugendliche Frauengestalt vor mir. Auch das schöne, fein geschnittene, aber längliche und etwas blasse Gesicht zeigte Stolz, besonders die aristokratisch gebogene Nase und ein paar lebhafte hellblaue Augen. Andererseits glaubte ich freilich um die zart aufgeworfenen Lippen ein inniges, gar weiches Gefühl zu lesen, und die hellen Augen schienen durch ihren lebhaften und stolzen Blick selbst einige Schwärmerei hindurchleuchten zu lassen.

Die Gefangene saß, als ich eintrat, dem Anscheine nach sehr ruhig. Von Niedergeschlagenheit war keine Spur in ihrem Aeußeren zu finden. Viel weniger sah man ihr irgend eine Aengstlichkeit an. In tiefes Nachdenken versunken war sie allerdings.

Der Gefängnißinspector war mit Arbeiten beschäftigt.

Sie stand auf, als sie mich sah. Meine Ankunft mit dem Gefangenwärter und das Schreiben, mit dem sie eingeliefert war, in meinen Händen, konnte sie nicht zweifelhaft lassen, daß ich der Verhörrichter sei, den sie zu sprechen begehrt hatte. Ohne meine Anrede abzuwarten, trat sie mir entgegen.

„Herr Criminalrath, Sie haben dieses Schreiben gelesen?"

„Ich habe es gelesen."

„Ich kenne die Gesetze, mein Herr, auch die hiesigen, wenngleich weniger, als andere. Ich weiß danach, daß Sie auf Grund dieser Anzeige des Polizeicommissarius mich vorläufig zur Haft nehmen müssen."

„So ist es."

„Sie können mich danach nicht sofort für unschuldig halten?"

„Nein."

„Sie würden dies auch nicht können, wenn ich Sie auch etwa bitten wollte, mich noch jetzt in der Nacht zu vernehmen, Sie die Güte hätten, meiner Bitte zu willfahren, und ich Ihnen nun meine Unschuld betheuerte, und Ihnen dafür sehr dringende Beweise brächte?"

„Wenn Sie mir Ihre Unschuld sofort beweisen könnten, so würde ich Sie auf der Stelle freilassen können, gar müssen. Allein —"

„Entschuldigen Sie, ich habe mich nicht genau ausgedrückt, wenigstens nicht nach Ihrer juristischen Sprachweise. Ich hatte sagen wollen: wenn ich Ihnen dringende Beweis*mittel* an die Hand gäbe."

Ich hatte ihre Worte so aufgefaßt.

„Die bloße Angabe von Beweismitteln würde Ihre Freilassung nicht rechtfertigen können. Erst deren — ich darf mit Ihnen in den technischen Ausdrücken sprechen?"

Sie nickte.

„Erst deren Aufnahme würde über das fernere Verfahren entscheiden."

„Und mit der Aufnahme selbst würden Sie in der Nachtzeit schwerlich noch verfahren mögen?"

„Mögen? Es kommt mir nur auf das Können an."

„Ich glaube Ihnen. Und das Können — ich sehe ein, es kann heute nicht mehr geschehen. Ich muß also für heute Nacht in der Haft bleiben. Ich werde auch" — setzte sie mit einem eigenthümlichen, halb schmerzlichen und halb spöttischen, verächtlichen Lächeln hinzu — „ich werde auch noch wohl längere Zeit hier bleiben müssen. Sie haben in Ihrem Lande, freilich auch in den meisten andern Ländern, die sich civilisirte nennen, gerade gegen Angeklagte Gesetze einer sonderbaren Civilisation. Indeß, nicht um hierüber mit Ihnen zu disputiren, habe ich gebeten, Sie noch heute sprechen zu dürfen. Ich habe eine andere Bitte an Sie."

„Sprechen Sie sie aus."

„Wie Sie mich nicht auf der Stelle für unschuldig halten können, werden Sie mich auch nicht von vornherein als eine Verbrecherin, als die überwiesene Diebin ansehen wollen?"

„Ich halte, mit unseren Gesetzen, keinen Angeschuldigten für einen Verbrecher, als bis er überführt, überwiesen ist."

„Sie werden mich dann auch nicht als eine Verbrecherin, als Diebin behandeln?"

„Ich werde Sie, ich kann Sie aber auch nicht anders be-

Digitized by Google

Humboldt's letzter Beſuch bei Rauch

handeln, als nach den Vorſchriften des Geſetzes über die Behandlung der Unterſuchungsgefangenen."

„Ach, ich hatte eine Bitte, die Sie zu einer kleinen Abweichung veranlaſſen ſollte."

„Nennen Sie dieſe Bitte."

„Sie iſt einfach die, mein Herr, mich —"

Sie ſtockte. Sie hatte bisher mit der größten Ruhe, Kälte und Unbefangenheit geſprochen und nicht die geringſte Aufregung

gezeigt, nicht einmal irgend ein Gefühl, wenn nicht das jenes Spottes. Sie hatte mit mir geſprochen, etwa wie ihr amtlicher Vertheidiger für ſie ſich mit mir unterredet, mit mir unterhandelt haben würde. Auf einmal drangen jetzt Thränen in ihre Augen; ihre Lippen zuckten; ſie konnte nicht weiter ſprechen; es war, als wenn plötzlich in ihrem Innern etwas aufgebrochen, geplatzt ſei. War es ein Gefühl der Schuld oder der Unſchuld? Das Gefühl ihrer Vernichtung oder ihres Unglücks?

Gefühl zeigte ſie jedenfalls, lebhaftes, inniges, ſtarkes Gefühl, ein Gefühl, das ſie überwältigte, dieſe vornehme, ſtolze, äußerlich ſo kalte Dame, deren Haltung und Benehmen das Leben in der beſten Geſellſchaft, deren Sprache und Bemerkungen einen klaren, gebildeten Geiſt verriethen, die ſchon in dieſer Viertelſtunde eine Bildung dargelegt hatte, die über die gewöhnliche Bildung unſerer Damen hinauszugehen ſchien.

Ich ließ ſie ſich ſetzen. Erſt nach einer Weile konnte ſie wieder ſprechen. Sie hatte ihre Thränen getrocknet; ihr Geſicht hatte wieder den Ausdruck der Ruhe und nur eines leiſen Spottes, und mit dieſem Spotte ſchien ſie nur ſich ſelber zu verfolgen. Sie erhob ſich wieder.

„Ah, ich wurde ſchwach. Ich hoffe, Herr Criminalrath, Sie ziehen daraus keinen falſchen Schluß gegen mich. Aber ich hatte eine Bitte an Sie. Es iſt die, daß Sie mich nicht mit Diebinnen zuſammen ſetzen wollen.“

Sie zitterte doch unwillkürlich wieder, als ſie die Bitte ausſprach, und es war in der That eine ſo einfache Bitte. Aber zeigte nicht gerade dieſe Einfachheit einerſeits und dennoch ihre Aufregung über ſie andererſeits, daß ſie keine Bitte eines ſchuldbewußten, wenigſtens nicht eines verdorbenen Herzens ſein konnte, daß ſie jedenfalls die Bitte einer, ſchuldig oder unſchuldig, Unglücklichen war?

„Sie werden zu keiner Diebin geſetzt werden,“ verſicherte ich ihr.

Es ſchien ihr ein Stein vom Herzen zu fallen.

„Ach, mein Herr, ich bin Ihnen ſehr dankbar.“

„Ich habe überhaupt vor,“ fuhr ich fort, „Ihnen eine Zelle für ſich allein zu geben, Sie müßten mir denn beſondere Umſtände anführen, die mich veranlaſſen müßten, Sie in Geſellſchaft zu bringen.“

Sie erröthete vor Freude, faſt vor Glück.

„O, mein Herr, ich hatte kaum die Bitte an Sie gewagt.“

Dieſe innige, dankbare Freude über eine ſcheinbar ſo geringfügige Kleinigkeit!

War ſie eine Schuldige?

Während ich noch darüber nachdachte, trat ein Diener des Criminalgerichts ein und theilte mir mit, auf dem Criminalgericht ſei ſo eben ein junger Menſch erſchienen, der mich dringend zu ſprechen wünſche.

„Hat er geſagt, was er mit mir zu ſprechen habe?“ fragte ich.

„Er ſagte mir, er habe Sie in einer wichtigen Angelegenheit zu ſprechen. Er war überhaupt ſehr eilig und aufgeregt.“

„Ich komme.“

Der Diener ging. Ich wollte ihm folgen.

Ein zufälliger Blick, den ich vorher auf die Gefangene warf, zeigte mir deren Geſichtszüge auffallend verändert. Sie war ſehr blaß geworden und ſah mich mit einem ungewiſſen, beinahe ängſtlichen Blicke an; ihre Lippen waren halb geöffnet, wie zum Sprechen; eine Frage an mich ſchien darauf zu ſchweben, aber ſie wagte nicht, ſie auszuſprechen.

„Haben Sie mir noch etwas zu ſagen?“ fragte ich ſie.

Sie ſchien heftig mit ſich zu kämpfen.

„Werden Sie mich morgen früh verhören?“ fragte ſie mich endlich.

Das war offenbar nicht jene Frage, die ſie an mich auf den Lippen gehabt hatte.

„Gewiß,“ antwortete ich ihr.

Ich ertheilte dem Gefängnißinſpector die Anweiſung, ihr die comfortableſte Zelle einzuräumen, die er zur Dispoſition habe, und ging dann. Vor meinem Arbeitszimmer wartete ein junger Mann; ich ließ ihn eintreten.

Es war ein anſtändig gekleideter Mann von etwa vier- oder fünfundzwanzig Jahren. Er war von großer Geſtalt, die Bruſt etwas eingedrückt; ſein Geſicht war bleich, mit einem krankhaften Ausdrucke. Er ſchien an der Bruſt zu leiden. Daher auch wohl ſeine haſtigen und heftigen Bewegungen, die zugleich etwas Eckiges hatten, und ſeine Aufgeregtheit, die indeß unter einem ſchüchternen, verlegenen Weſen nicht recht zum Ausbruch kam. Er folgte mir haſtig in mein Arbeitszimmer.

„Herr Criminalrath, können Sie mir eine Frage beantworten, auf welche der Gerichtsdiener, wie er mir wenigſtens ſagte, keine Auskunft geben durfte?“

„Es kommt auf die Frage an,“ erwiderte ich ihm. „Darf ich Sie vorher um Ihren Namen bitten?“

„Sollte mein Name etwas zur Sache thun?“

„Ich weiß das nicht, weil ich Ihre Frage noch nicht kenne. Allein, mein Herr, ſchon die allgemeine Verkehrs- und Geſellſchaftsſitte fordert, daß man ſich demjenigen nennt, mit dem man irgend eine Angelegenheit abzumachen hat.“

Er beſann ſich einen Augenblick.

„Sie würden mir einen Gefallen erzeigen, wenn Sie mich anhörten, ohne vorher meinen Namen zu verlangen.“

„Es ſei. Was wünſchen Sie?“

„Iſt Ihnen am heutigen Abende eine Gefangene eingeliefert worden?“

„Es ſind heute mehrere Gefangene eingebracht.“

„Am Abend?“

„Auch noch am Abend.“

„Ich erlaubte mir, nach einer Gefangenen zu fragen.“

„Auch Frauensperſonen.“

„Mehrere?“

„Mehrere.“

„War eine —?“

Er zögerte, doch ſprach er zuletzt die Frage aus.

„War eine Dame darunter?“

Ich antwortete nicht ſogleich.

Nachdem er einmal die Frage vom Herzen hatte, kannte er weniger Zurückhaltung.

„Eine junge Dame?“ ſetzte er ſchnell hinzu.

Ich war unſchlüſſig, ob ich ihm antworten dürfe.

„Sie iſt verhaftet,“ fuhr er fort, „weil ſie einen Diebſtahl begangen haben ſoll.“

Der junge Menſch war mir völlig unbekannt. Er hatte ſich ſogar geradezu geweigert, mir ſeinen Namen zu nennen. Er hatte zwar das Ausſehen eines anſtändigen, ehrlichen Menſchen; aber es konnte dennoch bedenklich erſcheinen, ihm ſeine Frage zu beantworten, zumal da mir die Nebenumſtände der der Gefangenen ſchuld gegebenen Verbrechen, ſo wie die Verhältniſſe und Beziehungen der Gefangenen ſelbſt völlig unbekannt waren. Es konnte die Verfolgung von etwaigen Theilnehmern der Verbrechen, von Diebshehlern und manches Andere dadurch erſchwert werden. Konnte nicht der junge Menſch ſelbſt, trotz ſeines unverdächtigen Aeußern, ein Mitſchuldiger ſein, der je nach dem Inhalte meiner Antwort ſeine Vorſichtsmaßregeln einrichtete?

„Sie iſt verhaftet,“ fuhr er lebhafter, dringender fort, „ich weiß es ja. Warum frage ich Sie noch? Und Sie haben ſie auch ſchon geſehen, geſprochen. Sagen Sie ſelbſt, Herr Criminalrath, haben Sie in ihr eine Verbrecherin geſehen? Hat ſie das Geſicht einer Diebin?“

Er hatte zuletzt leidenſchaftlich geſprochen. Die kranke Bruſt des jungen Mannes wogte auf und nieder; ſeine Stimme war heiſer geworden; in ſeiner Leidenſchaft, in ſeiner Frage lag ſo viel Wahrheit; meine Menſchenkenntniß konnte mich nicht täuſchen. Er war kein Verbrecher, kein Mitverbrecher, denn er nahm den lebhafteſten Antheil an der Gefangenen; durch welche Beziehungen veranlaßt, war mir zwar für den Augenblick ein Räthſel, aber immer nur, indem er ſie zugleich für völlig unſchuldig hielt. Zudem war er jedenfalls überzeugt, daß die Dame, nach der er fragte, wirklich verhaftet ſei; eine Bejahung ſeiner Frage konnte alſo ſchon aus dieſem Grunde jene befürchteten Nachtheile nicht mit ſich führen.

„Ja, mein Herr,“ erwiderte ich ihm, „eine Dame, wie die, von der Sie geſprochen, iſt vor etwa einer halben Stunde zum Gefängniſſe abgeliefert. Welchen Namen ſoll ſie führen?“

Er war einen Augenblick leichenblaß geworden, ſo griff die Beſtätigung der Wahrheit, die er ſchon kannte, ihn an.

„Roſa Heiſterberg,“ antwortete er auf meine Frage.

„Wünſchen Sie etwas weiter, mein Herr?“

„Es iſt dies ihr Name?“

„Ja.“

Digitized by Google

„Und Sie haben sie gesprochen?“ fragte er dann nochmals, rasch, heftig.

„Ja.“

„Schon verhört?“

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen darauf die Antwort verweigere.“

„Aber eine andere Frage dürfen Sie mir beantworten! Halten Sie sie für schuldig? Nein, nein, Sie können es nicht. Aber hat nicht schon ihr bloßer Anblick Ihnen gesagt, daß sie unschuldig sei, daß sie unschuldig sein müsse?“

„Mein Herr,“ antworte ich ihm, „für den Criminalrichter geben die Gesetze bestimmte Normen, nach denen er einen Angeschuldigten für schuldig oder unschuldig halten muß. Wünschen Sie sonst noch etwas?“

„Ich habe noch eine Bitte an Sie.“

„Und?“

„Daß Sie die Dame menschlich behandeln, brauche ich Ihnen nicht zu empfehlen.“

„Ich hoffe nicht.“

„Aber“ — er zögerte wieder etwas verlegen — „aber vertragen sich Bequemlichkeiten für sie mit der Ordnung des Gefängnisses?“

„Es kommt darauf an, von welcher Art sie sind.“

„Sie hat in ihrem Gefängnisse kein Bett?“

„Nein.“

„Sondern?“

„Eine Strohmatratze —“

„O, mein Gott —!“

Eine Leichenblässe bedeckte wieder sein Gesicht; er rang, wie in Verzweiflung, die Hände.

„Ein Strohlager!“

„Die Einrichtung des Gefängnisses bringt es mit sich.“

„Mein Herr — Herr Criminalrath, würden Sie ihr die Begünstigung eines Bettes zu Theil werden lassen?“

„Ich würde kein Bedenken finden. Es wird nur nicht sofort ein Bett zur Disposition sein.“

„Ich“ — er zögerte wieder — „ich habe eins mitgebracht. Draußen in der Droschke; sie hält vor dem Gefangenhause. Darf ich es hineintragen lassen?“

„Ich habe nichts dagegen.“

Auch das Gesicht des jungen Mannes wurde hellroth vor Freude.

„Mein Herr, wie bin ich Ihnen dankbar! Der Himmel vergelte es Ihnen!“ (Fortsetzung folgt.)

Humboldt's letzter Besuch bei Rauch.

Ein Gedenkblatt.

(Mit Abbildung.)

An einem Decembertage des vergangenen Jahres hielt eine altväterische Kutsche vor dem sogenannten Lagerhause in Berlin. Es war zu der Zeit, als Deutschland den Verlust eines seiner größten Männer betrauerte — Rauch war gestorben! — —

Aus jener Kutsche stieg mühevoll ein hochbetagter Greis, von einem Diener unterstützt, und schritt, sichtlich ergriffen, über den langen Hof dem Eingange zu, der noch vor Kurzem in die Werkstätte des Meisters führte — jetzt in die Todtenkammer.

Wer kennte nicht die Stimmung, die uns erfaßt, betreten wir den Ort, wo ein großer, bedeutender Mensch den ewigen Schlaf schläft? — wem stockte da nicht der Athem? — wessen Herz pochte nicht stärker, weiß es jenes Herz unter der eingesunkenen Brust still und regungslos? Wahrlich, es bedarf dann nicht mehr „der Zuthat erborgter Trauer“, nicht der schwarzen Gewänder, nicht der flackernden Kerzen, nicht der Palmen und des Lorbeers — um zu fühlen, was wir verloren, wie viel wir verloren.

Auch Rauch's irdische Hülle lag, geschmückt mit den Attributen der Liebe und Verehrung, in ihrem letzten, engen Hause. — Kerzenschimmer warf von prunkenden Candelabern sein unheimliches Licht auf des Heimgegangenen Züge, die selbst im Tode Nichts von jener Großartigkeit verloren hatten, die Rauch's Erscheinen im Leben so sehr auszeichnete. Palmen senkten zu beiden Seiten ihre Fächer breit über die langhingestreckte Gestalt, die an einen Helden der Vorzeit erinnerte — hinter den friedlichen Palmen aber standen mit ihren ausgebreiteten Fittigen die Victorien, dankbar den Todten umschirmend, der einst mit unvergänglicher Kunst ihre herrlichen Gestalten dem Marmor entrang.

So ruhte der große Bildner unter seinen geliebtesten Werken — so ruhte er in seiner Heimath — seiner Werkstatt.

Auch sie war heute in die „gewohnte Tracht des Grams“ gehüllt — denn der Todtenwurm pickte, wo noch vor Kurzem die Hammerschläge mit dem Meißel erklangen — der Genius mit der umgekehrten Fackel hatte sein Reich aufgeschlagen und hielt Wache bei einer entseelten Menschenhülle, wo noch jüngst die lebensfrische athletische Gestalt Meister Rauch's stand.

Gefaltet liegen nun diese Hände auf der Brust, Hände, die mehr arbeiteten, als irgend eine Menschenhand — geschlossen ist das Auge mit seinem oft so feinen Künstlerblicke, nur die Jupiterstirn ist noch, die sie einst war, mit ihren sinnenden Furchen, ihrem gedankenschweren Ernste. — Doch still! die Thüre des Todtengemachs öffnet sich, herein tritt jener Greis, den wir vorhin dem Wagen entsteigen sahen; leisen Schrittes nähert er sich dem Sarge, als wollte er die Ruhe des großen Todten nicht stören — — Alexander von Humboldt erweist seinem Freunde Rauch die letzte Ehre!! —

— — — — — — — — — — — — —

Was der überlebende Freund an dieser geweihten Stätte, in diesem feierlichen Augenblicke gedacht — ob seine Lippen ein stiller Schmerzenszug umspielte — ja, ob sein altersschwaches Auge eine Thräne umflorte — wissen wir nicht — wagen wir nicht zu deuten. Nicht minder denkwürdig scheint uns aber dieser Moment, als jener, da Friedrich der Große vor der Leiche des großen Kurfürsten stand, oder ein Napoleon am Sarkophage des großen Friedrich — Momente, welche die Geschichtsschreiber als erhabene Charakterzüge außergewöhnlicher Männer der Mit- und Nachwelt aufgezeichnet haben.

Und so wird einst die Geschichte auch diesen Augenblick berühren, wenn sie unsern Nachkommen von den beiden berühmten Männern berichtet, und wird nur zu bedauern haben, daß der edle Humboldt keinen so seltenen Leidtragenden gefunden, wie Christian Rauch, an dessen Todtenlager der berühmteste Mann des Jahrhunderts trauerte.

— — — — — — — — — — — — —

Als der Greis die heilige Stätte verlassen hatte, und wieder über den langen Hof dem Ausgange zuschritt, war sein Antlitz auffallend blaß, wie das eines Tieferschütterten. Wirklich spielte um seine Lippen ein Schmerzenszug, der zu sagen schien: „Ich habe ihn verloren!“ Das Auge aber leuchtete mild und sprach:

„Bald sehen wir uns wieder!!“

H. K—g.

Das höhere Lebensalter mit seinen Mängeln und Schwächen.

Wie ganz anders sähe es, und zwar in jeder Beziehung, in der Welt aus, wenn die Menschen hübsch bedächten, daß sie alt und durch den Verbrauch, wie eine Maschine, mit dem Alter zu Allem untauglicher würden! Das ist aber gerade das Schlimme beim Altern, daß man seine Altersschwächen nicht merkt und am allerwenigsten eingestehen will; daß man von einer lächerlichen Eitelkeit heim-

Digitized by Google

gesucht wird, welche dem jüngeren, kräftigern Lebensalter weniger Tauglichkeit als sich selbst zugesteht, und daß man in dem kindischen Glauben befangen ist, jedenfalls eine von den wenigen Greisen-Ausnahmen zu sein, bei denen das Schwachwerden, besonders das geistige, nicht gar so deutlich vorschreitet und bemerkt wird. Denn daß es auch bei diesen existirt und daß auch bei den berühmtesten Greisen der Alterswasserkopf hier und da hervorguckt, kann nimmermehr weggeleugnet werden. — Wüßte man ferner, welche Veränderungen im Baue und Thätigsein der verschiedenen Organe unseres Körpers mit dem Alter eintreten, man würde eine Menge von Beschwerden als unabänderliche Folgen der Jahre ebenso ruhig ertragen, als die weißen Haare und die Zahnlücken. Auch würde man vom Arzte nicht jung curirt zu werden verlangen, wohl aber Verordnungen beachten, durch deren Befolgung das Altern weiter hinausgeschoben wird.

Da nun die meisten Menschen, eben wegen des Schwächer- und Unbrauchbarer-Werdens im Alter, vorzüglich wegen der materiellen Veränderungen ihres Verstandesorgans (des Gehirns), nicht selbst einsehen wollen und können, wie der Zahn der Zeit an ihnen herum- und Brauchbares abgenagt hat, so sollten eigentlich Einrichtungen getroffen werden, mit deren Hülfe Menschen ohne alle Ausnahmen solche Stellungen, welche frische Körper- und Geisteskräfte verlangen, in gewissen Jahren verlassen müßten. Deshalb brauchten dieselben noch durchaus nicht absolut unthätig gemacht zu werden, sondern könnten darin, worin sie wirklich noch etwas Tüchtiges leisteten, recht gut noch zum Wohl der Menschheit benutzt werden. Man kann ja das Alter recht wohl ehren, und doch dessen Schwächen schädlich finden und unschädlich machen. Um wie Vieles besser würde es z. B. nicht in England aussehen, wenn nicht so viele alte Herren an der Spitze der Regierung ständen!

Wann beginnt denn nun eigentlich der Zeitraum der Abnahme oder des Welkens im menschlichen Leben und Körper? Wegen des sehr allmählichen Ueberganges von der Kraft des Mannesalters zur Gebrechlichkeit des Greisenalters läßt sich der Anfang dieser Lebensperiode nicht fest bestimmen, auch fällt derselbe bei verschiedenen Menschen, vorzüglich nach ihrer früheren Lebensweise, auf verschiedene Jahre. Gewöhnlich nimmt man an, daß der Eintritt dieses Zeitraums bei Männern zwischen das 50ste und 60ste, bei Frauen zwischen das 40ste und 50ste Jahr fällt. Jedoch trennt man diese Abnahme-Periode noch in ein erstes oder früheres und in ein zweites oder höheres Greisenalter. Das erste reicht bis gegen das 70ste Lebensjahr und gibt sich hauptsächlich durch Grauwerden der Haare, Ausfallen der Zähne, Abnahme der Kräfte, Runzelung der Haut und durch allmählich zunehmende Schwäche der Sinnes- und Geistesthätigkeiten zu erkennen. Das höhere Greisenalter liegt hinter dem 70sten Lebensjahre und jetzt sinkt der Mensch zu einer fast nur vegetativen Existenz und in geistiger Beziehung zur Kindheit herab.

Im höheren Lebensalter nehmen die körperlichen und geistigen Kräfte deshalb nach und nach ab, weil die verschiedenen Organe und Gewebe immerfort an Güte verlieren (d. i. die Involution). Diese Rückbildung der Organe geschieht aber nicht auf einmal und plötzlich, sondern allmählich und theilweise; bald ergreift sie dieses, bald jenes System zuerst und pflanzt sich successive auf die übrigen fort. Doch gibt es keine Regel für die Folge in dieser Rückbildung. Im Allgemeinen läßt sich nur sagen, daß diejenigen Organe, welche sich im Kinde zuerst entwickelten, im Alter auch zuletzt abtreten, also die Organe der Vegetation, während umgekehrt die zuletzt gereiften Organe, wie Geschlechts-, Sinnes- und Geistesorgane, im Alter zuerst von Schwäche heimgesucht werden. Die Erscheinungen des sinkenden Lebens sind meist solche, die in den mittlern Lebensjahren als Krankheitserscheinungen angesehen und deshalb im Alter auch Involutionskrankheiten genannt werden (senectus ipsa morbus est). Natürlich unterliegt das Greisenalter auch noch den meisten Krankheiten der früheren Jahre, jedoch zeigen sich diese in Folge der Altersveränderungen in etwas anderer Gestalt, ja werden sogar oft von den Altserscheinungen ganz verdeckt. Der greisenhafte Involutionszustand, das eigentliche Altern, hat zwar in jedem Organ und System seinen besondern Ausdruck, spricht sich aber auch in der Gesammterscheinung des Körpers durch eigenthümliche Zeichen von Blutmangel, Schwinden und Starrheit der festen Theile und Kraftlosigkeit der Verrichtungen aus, welche man auch als Altersschwäche, Greisendarrsucht, Abzehrung des Greisenalters (marasmus senilis, tabes senum) bezeichnet.

Das Charakteristische des Alters ist: Sinken der Bildungsthätigkeit (die Neubildung tritt zurück und die Mauserung überwiegt), Trägheit des Stoffwechsels (deshalb weniger Hunger und Durst), Massenabnahme (Abmagerung), Austrocknung, Starrwerden weicher, zusammenziehbarer Theile (der Muskelfasern und Gefäße), Entfärbung. Der Hauptgrund dieser Erscheinungen liegt zunächst in der schlechtern Beschaffenheit des Blutes und seiner Circulation; diese ist aber wieder in dem verschlechterten Zustande der abgenutzten Vegetations- (besonders der Verdauungs- und Athmungs-) Organe begründet.

Am Aeußern des Körpers zeigt sich das Altern durch folgende Erscheinungen: der Körper wird kleiner (wegen Verkleinerung der Wirbel und Knorpel) und magerer (wegen Schwund des Fettes, der Muskeln und selbst der Knochen), er sinkt ein und der Rücken krümmt sich; in Folge des Muskelschwundes tritt baldiges Ermüden nach Bewegungen, Zittern der Glieder und des Kopfes ein, der Gang wird steifer und langsamer, die Wirbelsäule verliert ihre Biegsamkeit. Die äußere Haut zeigt sich trocken, unelastisch, schlaff, lederartig zähe, runzlig, schmutziggraugelb und blutleer; die trockene, spröde Oberhaut schilfert sich reichlicher ab; die Nägel verdicken und krümmen sich, verschrumpfen und werden mißgestaltet. Der Kopf zittert, wankt und sinkt auf die Brust; die Haare ergrauen und fallen aus; am eingesunkenen Auge bildet sich rings am Rande der Hornhaut ein weißlicher Ring (der Greisenbogen oder Altersbogen) und die Augenlider schrumpfen etwas zusammen; der Gehörgang ist trocken und enthält eingedicktes Ohrenschmalz. Die Wangen und Schläfe fallen ein; an letzteren zeigt sich die Schläfepulsader deutlicher, härter und geschlängelter; die Kiefer verlieren die Zähne, werden niedriger und so verkürzt sich das Gesicht, das Kauen geschieht unvollkommener. Der Hals erscheint entweder lang und mager oder kurz und dick; der abgezehrte Brustkasten ist mißgestaltet, verkrümmt, entweder eingesunken, enger und flach, oder faßartig aufgetrieben, schwerer beweglich; der Bauch schlaff und runzlig; die Gliedmaßen abgezehrt und mager.

Im Innern des Greisenkörpers findet sich hauptsächlich der eigentliche Lebenssaft, das Blut nämlich, an Quantität und Qualität heruntergekommen; dieses ist dünnflüssiger, wässeriger, ärmer an nährenden Bestandtheilen und reicher an Auswurfs- oder Mauserstoffen. Deshalb ist aber auch die Ernährung aller Körpertheile schlechter und sämmtliche Absonderungen (Säfte) sind weniger gut. Diese Verschlechterung des Blutes kommt dadurch zu Stande, daß die Einfuhr der unentbehrlichen guten Bestandtheile (Nahrungssaft und Lebensluft) verringert ist und gleichzeitig auch die Ausfuhr der ältern schlechten Blutbestandtheile. — Was den Verdauungsapparat betrifft, so ist dessen Thätigkeit deshalb bedeutend herabgesetzt, weil alle ihm angehörigen Organe weniger gut ernährt und kraftloser sind. Zuvörderst können feste Speisen des Mangels tauglicher Zähne wegen nicht ordentlich gekaut und in Folge der geringern Speichel- und Schleimabsonderung nicht gut verschluckt werden; auch findet der Greis, da seine Zunge einen trocknern, rissigen, dickern oder dünnern Ueberzug hat, die meisten Speisen und Getränke scharf oder widerlich von Geschmack. Der Magen, weil er enger, mit dünnerer oder dickerer Schleimhaut ausgekleidet, schwächer an Muskelkraft und unfähiger zur Bereitung des eiweißverdauenden Magensaftes ist, wird leicht von Speisen erfüllt, verdaut dieselben langsamer und unvollkommener, leidet deshalb auch leicht an Magendrücken und sogar an Magenkrampf mit Erbrechen. Der engere Darmcanal bewegt, seiner schwächeren Muskulatur wegen, seinen Inhalt (Speisebrei und Koth) nur langsam fort, und daher rührt der träge und harte Stuhlgang. Eine ganz vollkommene Verdauung des Genossenen ist ferner darum nicht möglich, weil die Verdauungssäfte (Speichel, Galle, Magen- und Darmsaft) nicht in der gehörigen Quantität und Qualität von ihren Absonderungsorganen (Leber, Speicheldrüsen, Magen- und Darmdrüsen) geliefert werden, da auch diese vom Schwunde befallen sind. Sodann kann der Speisesaft (d. i. das aus den Speisen gezogene flüssige Gute) aus Magen und Darmcanal nicht flott zum Blute hingeschafft werden, weil die hierbei thätigen Organe, die Lymphgefäße (Saugadern) und die Lymph- (Gekrös-) drüsen, ihrer Altersveränderungen halber, diesen Speise-

Digitized by Google

saftfluß erschweren. — So wird also in Folge der geschwächten Verdauung die Einfuhr von guten nahrhaften Stoffen (Speisesaft) in das Blut herabgesetzt und dieses natürlich in seiner Ernährungskraft beeinträchtigt.

Auch der Zutritt der ganz unentbehrlichen Lebensluft (des Sauerstoffs in der atmosphärischen Luft) zum Blute innerhalb der Lungen geht nicht mehr in dem gehörigen Maße vor sich, und zwar deshalb, weil der Athmungsapparat durch das Alter gelitten hat (weiter und starrer, weniger gut ausdehnbar geworden ist) und darum das Athmen weniger gut von statten geht. Der Brustkasten ist starrer, weniger beweglich und nur mit Mühe zu erweitern, um Luft einzuziehen, seine Knorpel sind verknöchert und seine Muskeln abgemagert; die Lungen haben ihre Elasticität und Contractilität verloren, sind zu weit und ziehen sich mit weniger Kraft zusammen, so daß die Luft nicht gehörig aus ihnen herausgetrieben wird; das Zwerchfell, der hauptsächlichste Athmungsmuskel, ist schlaff und matt, was ebenso gut auf das Ein- wie Ausathmen nachtheiligen Einfluß ausübt. Gewöhnlich leidet die den Athmungsapparat auskleidende Schleimhaut an chronischem Katarrh und deshalb haben die meisten Greise Husten mit einem zähen, grauen Auswurf (trockenes oder Schleimasthma.) — Die Reinigung des Blutes durch Ausscheiden seiner alten unbrauchbaren Bestandtheile (Gewebsschlacken) geht im Greisenalter deshalb unvollkommener vor sich, weil die dazu bestimmten Organe, nämlich die Nieren und Lungen, die Leber und Haut, ihrer Altersveränderungen halber unthätiger sind. Natürlich muß auf diese Weise das Blut ungehörig mit schlechten Stoffen geschwängert, also unrein werden.

Der Blutlauf, mit dessen Hülfe das Blut nach allen Theilen des Körpers hingeschafft wird, von dem also die ganze Ernährung, Leben und Gesundheit, abhängig ist, geht im Greisenkörper deshalb nicht so ordentlich vor sich, wie in den früheren Lebensjahren, weil die der Blutcirculation vorzugsweise dienenden Organe, das Herz und die Blutgefäße, von Entartungen heimgesucht wurden, welche die Thätigkeit derselben stören. Das Herz schlägt matter und setzt sogar bisweilen in seinem Schlagen aus, weil sein Fleisch welk und schwach geworden ist; die Adern, zumal die Pulsadern, sind in ihren Wänden starrer, weniger fähig sich zusammenzuziehen und leichter zerreißlich (daher Blutungen); sie verstopfen sich nicht selten mit Blutgerinnseln und veranlassen dann Brand (Altersbrand, besonders an den Zehen).

Die wichtigsten Altersveränderungen, weil sie auf die sogenannten geistigen Thätigkeiten nachtheiligen Einfluß ausüben, betreffen nun aber das Nervensystem, welches bei vorrückendem Greisenalter in allen seinen Theilen nach und nach verkümmert. Das Gehirn, dessen Thätigkeit in Bildung des Verstandes, Gefühls (Gemüths, Selbstbewußtseins) und Willens besteht, schrumpft ein und wird kleiner (Hirnschwund), leichter und zäher, seine Höhlen erweitern sich und füllen sich mit Wasser, ebenso die Räume außerhalb des Gehirns, zwischen diesem und der Schädelwand (d. i. der Altershydrocephalus). Die Nerven werden, ebenso wie die Nervenknoten und das Rückenmark, dünner, zäher, trockener, weniger leitungsfähig. Deshalb sind aber auch alle Empfindungen, besonders die der Sinnesorgane (deren einzelne Theile ebenfalls noch materielle Störungen erleiden) weit stumpfer. Der Schlaf ist entweder sparsamer oder auch widernatürlich vermehrt, artet bisweilen sogar in eine Art Betäubung mit stillen Delirien aus.

Der Hirnschwund und der Altershydrocephalus, das sind nun, ihrer Einwirkung auf die geistige Thätigkeit wegen, die schlimmsten Altersveränderungen und die ärgsten Feinde, aber weniger des Greises, als der ganzen Menschheit, denn sie erzeugen im Greise eine so falsche Meinung von seinen eigenen Geisteskräften und seinen Fähigkeiten, daß dadurch sehr oft die Strebungen reifer kräftiger Geister gehindert und der Jugend altersschwache Ideen eingeprägt werden. Es hängt zwar im Greisenhirn das früher Erlebte und Erlernte noch ziemlich fest, weshalb sich auch die Erinnerung und Theilnahme der Alten immer mehr der Vergangenheit zuwendet und das Urtheil von vorgefaßten, eingewöhnten Meinungen beherrscht und gegen Neuerungen allzu mißtrauisch wird, — aber das Streben nach vorwärts, der Blick in die Ferne, das Interesse an der Gegenwart und am Weltlaufe, sowie ein unbefangenes Urtheil darüber, ist stets mehr oder weniger zu vermissen. Das Gedächtniß (zumal für das erst vor Kurzem Erfahrene und Gethane), die Fassungskraft und das Urtheil, die Entschlußfähigkeit und somit die Tüchtigkeit zu Geschäften werden immer schwächer, während die Schwatzhaftigkeit und Bedenklichkeit, der Eigensinn und die Hartnäckigkeit zunehmen. Die Phantasie ist erkaltet, die Erregbarkeit des Gefühls hat nachgelassen, die Affecte sind seltener und schwach, die Begehrungen beschränkt und ruhig; die Stimmung wird trüber und mürrisch und endlich erscheint das Kindischsein mit Vergeßlichkeit, Theilnahmlosigkeit, gänzlicher Stumpfheit der Sinne und selbst Blödsinn.

Diese von der materiellen Veränderung im Gehirn abhängigen geistigen Schwächen treten im Alter stets, bald früher bald später, bald in höherem bald in niederem Grade ein, Niemand wird davon verschont und darum wohl „Ehre dem Alter, aber nicht Macht.“ (Ueber die Krankheiten und die richtige Behandlung des Greisenalters später). Bock.

Maler-Reise durch Sibirien.

Der Engländer Atkinson ist zum Vergnügen und um seine Mappe mit Bildern zu füllen, mehrere Tausend Meilen durch Sibirien gereist und hat ein starkes, vielfach und vortrefflich mit colorirten Landschafts- und Menschenbildern ausgestattetes Buch darüber geschrieben. Nach diesen Bildern (und auch oft nach dem Texte) zu schließen, ist Sibirien ein Paradies, wenigstens „flecker-weise“, wie wir Sachsen sagen. „Um den Bea-See herum fand ich,“ sagt er, „die unzweifelhaft schönsten Gegenden der Welt.“ Und wenn er richtig gezeichnet hat, muß man das sofort den Bildern gegenüber zugeben. Wir können ihn hier nicht überall hin begleiten, durch Semipalatinsk, wo sich die russischen Karavanen mit denen von Taschkend und Kokan begegnen und Waaren austauschen, an den Ufern des Tendschis-See hin (Balkasch Nov), wo die Russen eine Dampfflotte sammeln, von welcher die Times ganz ernstlich für Indien fürchtet (bis Kokan soll es nicht weit und von da bis Peschawur, wo das englische Indien schon anfängt, blos 100 geographische Meilen weit sein), durch Strecken der Mongolen, chinesischer Tataren, kirgisische Steppen und Theile Central-Asiens; wir begnügen uns mit einzelnen Bildern aus der merkwürdigen, russischen Riesenwelt, in welche jetzt mit frischer Kraft und festem Plane Cultur und Unternehmungsgeist hineingetragen wird, vielleicht bis Indien und China, über welches das sibirische Rußland schon hinausreicht — bis an's Meer. Sibirien ist schon von Natur sehr reich, reich an Gold und Silber, nützlicheren Erzen und Kohlen. Atkinson meint, Sibirien sei reicher an Kohlen, als irgend ein Theil der Erde. Er fand dicke Kohlenlager offen liegend über einander, sogar eine 30 Fuß dicke Schicht in den Altaigebirgen. Damit kann man der wüthendsten Tyrannei des Winters trotzen und Maschinen treiben und die Petersburger Treibhäuser, die Erdbeeren und Kirschen frisch vom Baume im Januar liefern, im großartigsten Maßstabe anlegen. An Platz fehlt's ohnehin nicht in Sibirien. Und was für ein Sommer! Zwar blos einer von 128 bis 150 Tagen jährlich und oft auf einer 600 Fuß dicken Eisdecke, auf welcher der Boden oben blos drei bis sechs Fuß aufthaut, aber auf dieser Eisdecke ein schneller, tropischer Sommer, der eine vierzig- bis funfzigfache Cerealien-Ernte empor, in Blüthe und Frucht treibt und unabsehbare Oeden des Winters in berauschende Reseda-Prairien verwandelt. Das Merkwürdigste ist, daß in Sibirien tropische und arktische Natur sich vielfach begegnen, ja miteinander freundschaftlich vereinigen. Der Tiger haust in Wäldern, in welchen der arktische Bär sein Winterschläfchen macht, und bei Nertschinsk wächst der Pfirsich-Baum wild mit süßen Früchten neben der nordischen, weißen, lenschen Birke. In den Regionen des Baikal-See's bekämpfen und lieben sich einander arktische und tropische Faunen und Floren, Thiere und Pflanzen.

Digitized by Google

Dieſes Ineinandergreifen klimatiſcher Extreme wird durch die Beſchaffenheit des Bodens und der raſchen, energiſchen Sommerſonne erklärt. Zwiſchen der dauernden inneren und der wechſelnden oberen Erdwärme zieht ſich eine dicke Eismauer hin, bei Jakutsk, der kälteſten bewohnten Gegend, 630 Fuß dick, die im Sommer drei Fuß dick aufthaut, aber Weizen und Korn, Kohl, Kartoffeln u. ſ. w. treibt und reift. Unter der Eisdecke friert's nie und unter ihr hervor drängen ſich warme Quellen, die bei 23° Kälte (Réaumur) in der Luft noch 3° Wärme behalten und ſich unten um Wurzeln und Stämme der Pflanzen lagern, da ſie nicht wieder durch die untere feſte Eisrinde eindringen können. In dem Thale des ſchwarzen Jakutfluſſes kam unſer Reiſender in eine tiefe, ganz mit Schnee gefüllte Kluft, aus welcher hohe Pappeln mit ihren grünbelaubten Kronen hervorragten, obgleich die Stämme 25 Fuß tief im Schnee und Eis ſtaken. Nur dicht um ihre Stämme, neun Zoll breit, war der Schnee aufgethaut, ſo daß ſie in Waſſer ſtanden. Oft ſah er herrliche Blumen, nicht beſcheidene, weiße Schneeglöckchen, friſch und freudig mit buntem Sommerputz durch Schneedecken hervorgucken. Sie haben Eile, denn der Sommer kommt eben ſo raſch, wie er verſchwindet. Es klingt fabelhaft, wie ſchnell! Atkinſon gerieth einmal mit ſeinem Wagen in einen Wald, wo er fünf Wochen vorher nur glatte, kahle, froſtgebundene Schneedecke gefunden. Der Wald beſtand aus Fenchel, der während der fünf Wochen zehn Fuß drei Zoll hoch aus der Eisdecke, jetzt ein tropiſches Sommerleben, hervorgeſchoſſen war. Manchmal wuchſen ihm Pflanzen, während er Landſchaften zeichnete, über die urſprünglichen Umriſſe hinaus. — So ſchnell kommt der Sommer, ſo ſchnell treibt er, ſo ſchnell wird er aber auch vom Winter weggetrieben. Manchmal legt man ſich an einem ſchönen Septemberabende unter einem ſchattigen Baume ſchlafen (Gaſthöfe gibt's manchmal auf ein paar hundert Meilen umher eben ſo wenig, als menſchliche Wohnungen) und erwacht unter ganz blätterloſen Zweigen, bedeckt mit ſechs bis zehn Zoll hohem Schnee. Eine Woche, und die üppigſte, grüne Sommerlandſchaft ſtarrt todt, wie ausgebrannt von wüthenden, eiſig ſtechenden Buranſtürmen, mit denen knatternde, laubloſe Wälder zackig geweihter Rennthiere und raſende Schneewolken, Wölfe und die in poetiſchen Liedern beſungenen „Jämtſchiks", die über Hunderte von Meilen weg- und ſtegloſer Wüſte dahinfliegenden Poſtillone Sibiriens, um die Wette jagen und fegen. Und dann dieſe erhabenen, grandioſen Gebirgslandſchaften! Im Winter lange, glänzende Nächte hindurch und gegenüber der von unten heraufſcheinenden Sonne in den prächtigſten goldenen, blauen, orangenen Farbentinten wie Feen-Paläſte und Diamantenburgen weithin erglänzend, dann wieder im Sommer unten mit Cedernwäldern (Gebirgs-Cedern) und reicher Weide beladen. Und dieſe Flüſſe, Ströme, Waſſerfälle! Ströme, unter dem plötzlich hereinbrechenden Sommer zu Oceanen aufſchwellend und Hunderte, Tauſende von Eisfeſtungen mit ſich fortreißend, donnernd, krachend, rauſchend, meilenweit hörbar, über Ebenen, durch Wälder, über Thal und Hügel, und ſich ausdehnend mit dieſen Rieſenlaſten über ungemeſſene Weiten bis hinunter in's arktiſche Meer, wo dieſe ſibiriſchen Rieſenſtröme das ganze diamantene, oft 100 Fuß dicke oceaniſche Eis auf- und fortreißen und hinaustreiben bis weit in's atlantiſche Meer — ſchwimmende Gletſcherinſeln, das Entſetzen der Schiffe. Und wie werden dieſe größten Giganten aller Ströme geboren? Ihr Vater iſt ein halber Tropfen. Oben auf den Gebirgsſpitzen verdichtet ſich der Nebel zu Tropfen. Ein ſolcher fällt auf eine Felſenkante oben und halbirt ſich. Die eine Hälfte fließt nach Süden ab, die andere nach Norden mit eiſigem Thau zuſammenfließend, ſich ergänzend, verdoppelnd, immer raſcher, immer maſſenhafter, bis der halbe Tropfen zu fließen, zu ſickern, zu ſtürzen, zu rauſchen anfängt und ihm von allen Seiten andere halbe Tropfen zuſtürzen, ſo daß er unten als Fluß und nach millionenfacher Bereicherung und tauſendmeiligem Lauf als arktiſcher Oceanbrecher ankommt.

Auch an Menſchen fehlt's nicht in den ungeheueren Ausdehnungen Sibiriens. Sogar blühende Städte und Champagner trinkende, frohe, herzliche, luxuriöſe Gaſtfreundſchaft kommen vor. In Irkutsk, für das Herz Sibiriens gehalten, blüht ein Gymnaſium, wo die Jungen alle Gymnaſialwiſſenſchaften und Deutſch, Engliſch und Franzöſiſch lernen müſſen, wie in Deutſchland. Die nomadiſchen, wilden Völker auf ungeheueren Ebenen haben in ihrer Energie, fabelhaften Abhärtung und Courage etwas Poetiſches und ſehen zum Theil, nach den portraitirten Abbildungen zu ſchließen, hereiſch ſchön aus. Unter den Kirgiſen iſt Courage die erſte und Cardinaltugend.

„Um ihre Achtung zu gewinnen," erzählt uns Atkinſon, „muß man vor allen Dingen der verwegenſte Reiter ſein. Hat er dazu ein ſcharfes, ſchnelles Auge und eine nie fehlende Hand beim Schießen, verehren ſie ihn und ſind ſeine freiwilligen Knechte. Ein Zeichen von Furcht vor irgend einer Gefahr — und es iſt aus mit ihm."

Unſer Engländer war ein Mann für ſie, rieſig, ausdauernd und ſeine Kirgiſen in Verwegenheit überbietend. Sie ſagten ihm einmal, daß ein ausgetretener, reißender Strom mit dem Pferde nicht durchſchwommen werden könne. Sofort trieb er ſein Pferd in die donnernde Fluth und ritt kühn am andern Ufer daraus hervor. Ein Kirgiſen-Häuptling, „der gigantiſchſte und reichſte Mann in den Steppen," ſchenkte ihm dafür ein Schaf, aber ein krankes. Atkinſon ſchickt es zurück mit einem Complimente, daß der Häuptling in ſeinem großen Körper kaum das Herz einer Maus haben müſſe. Der Rieſenhäuptling wüthet, aber Alles um ihn her bewundert den verwegenen Engländer, der nicht nur gewagt habe, den reißenden Fluß zu durchreiten, ſondern auch den ſtärkſten, reichſten, größten Mann zu beleidigen. Dies ſieht der Rieſe ſofort ein — viele demüthige, civiliſirte Chriſten, die Macht haben, beſchämend — er bittet den Engländer um Verzeihung, ladet ihn zu ſich ein und läßt ſich mit Weib und Kindern und ſeinem Lieblingsadler zeichnen, ſo daß wir nun auch im Buche ſeine perſönliche, wenn auch nur bildliche Bekanntſchaft machen. Wir erfahren auch, wie's in einer ſolchen reichen Kirgiſenhäuslichkeit zugeht und ausſieht.

„Des Nachts verirrt, hörten wir fernes Hundegebell. Zwei von uns ritten in der Richtung dieſes Gebelles ab und ſchrieen uns zu, nachzukommen. Kurz darauf erreichten wir ein Aoul (improviſirtes Nomadendorf). Meine Koſaken ſchrieen den Häuptling heraus und machten mir's in deſſen Yourt (Hütte) bequem. Der Häuptling ſetzte mir zuvorkommend Ziegelſteinthee* und geräuchertes Pferdefleiſch vor. Wir hatten durch unſern geräuſchvollen, nächtlichen Einzug das ganze Dorf in Bewegung gebracht, ſo daß ſich mein „Yourt" bald mit Kirgiſen füllte, die uns mit aller Macht angucken. Ich gab dem alten Häuptling Theeblätter und weißen Zucker, worüber er ganz entzückt war, beſonders da ich darauf beſtand, daß er neben mir auf dem ausgebreiteten Teppich ſitze, der Thür gegenüber, dem Ehrenplatze. Mein Wirth war ein ſchöner, alter Mann mit ſpärlichem, grauen Haar und einer tiefen Narbe an dem linken Backen, einem Denkmal eines früheren Raubzuges. Er trug einen Rock von braunem Pferdefell, deſſen Mähne am Rücken herabhing, gegürtet mit einem ſcharlachfarbenen Shawl, mit einem kegelartig geformten Fuchsfelle als Mütze auf dem Kopfe und hochhackigen Schuhen an den Füßen. Seine Frau ſah alt und ſchmutzig aus, bekleidet mit einem ſchwarzſammetnen „Kalat", Oberrock, der ſie bis auf die Füße einhüllte, gegürtet mit einem weißen Shawl und einer baumwollenen, turbanähnlichen Kopfbedeckung.

Die Kinder, in braunen Lammfellröcken, kauerten beim Feuer, mich unabgewandt in allen Bewegungen bewachend und anſtaunend. Meine Koſaken machten mir ein Lager von Boilocks, Kameelhaarmatratzen, zurecht, zwiſchen welchen ich bald hübſch warm einſchlief. Die Hütte war etwa 25 Fuß im Durchmeſſer und 10 Fuß hoch in der Mitte. Neben mir lagen mehrere koſtbare Teppiche und ſtanden mehrere Kiſten voller Reichthum. Meine Koſaken legten ſich quer vor die Thür ſchlafen (wie jedes Mal). Auf der andern Seite der Kiſten ſchlief der alte Häuptling mit Familie."

Das iſt vornehmes Leben. Gemeine Sibirier kommen oft Jahre lang unter kein anderes Dach, als welches ſie ſich jeden Abend aufbauen. Auch graben ſie ſich oft blos in den Schnee, und ſchlafen darunter beſſer aus, wie wir civiliſirten Mitglieder „ſcrophulöſen Geſindels" unter echten Eiderdaunen mit Wärmflaſche.

Es gäbe noch vieles zu berichten von ſibiriſchen Bergwerken und Eiſengießereien, von Barnulka am Obfluſſe, wo alles in Sibirien gefundene Gold geſchmolzen und in Barren jedes Jahr mit ſechs Karavanen nach Petersburg geſchafft wird, von Eiſenbergwerken des Ural u. ſ. w., aber wir begnügen uns mit dieſen Andeutungen aus dem neueſten Werke über das in nächſter Zu-

* Eine aus Theeblättern und Blut beſtehende feſte Miſchung, die, in kochendem Waſſer aufgelöſt, wie Suppe genoſſen wird.

kunft wahrscheinlich in die Geschichte tretende riesige Sibirien, durch welches eben die freudige Kunde wandert, daß es Wege gebe, aus der Leibeigenschaft zur Menschlichkeit auf eigenen Füßen sich zu erheben. Wir müssen zugeben, daß die neue russische Regierung, welche den Sclaven Freiheit bietet, auf besserem Wege ist, als die republikanische in Amerika, welche von den herrschenden Sclavenbesitzern gewählt ist, die den Grundsatz, daß die Republiken nicht ohne Sclaverei bestehen könnten, durch alle amerikanischen Staaten und selbst neue, wie Kansas, gegen die Gesetze der idealen Washington'schen Verfassung mit Revolvern, Mord und Blutvergießen geltend machen und aufrecht zu erhalten suchen.

Der Biber als Baumeister.

Denken wir uns drübenstehende Zeichnung sechs Mal vergrößert, so haben wir das Bild eines der größten und entschieden des stärksten Nagethieres, und zwar in sitzender Stellung. —

Da wir den Biber seiner äußern Erscheinung nach kaum für so kräftig halten können, als er seinen Kraftäußerungen nach wirklich ist, so wollen wir erst einen ganz flüchtigen Blick auf sein Knochengerüst werfen, ehe wir ihn nach seinen Wohnungen begleiten. Am Skelet des Bibers, das in vielen Stücken am besten mit dem der Wasserratte verglichen werden kann, fallen uns sogleich die gedrungenen, kurzen, aber starken Knochen der Ober- und Unterschenkel in die Augen, die kurzen, aber breiten, mit langen Fortsätzen versehenen Wirbel vom Kopfe bis zum Schwanze, und der durch seine weitabstehenden Jochbögen unverhältnißmäßig breite Schädel mit den gewaltigen Nagezähnen. Bedenken wir nun, daß dieses gedrungene Gefüge kräftiger Knochen eine hinreichend große Oberfläche als Anhaftungspunkt für die starken Sehnen darbietet, und die Muskeln an einzelnen Stellen, besonders den Kiefern, Hinterbeinen und dem Schwanze, ganz besonders entwickelt sind, so ein großer, starker Hautmuskel beiderseits vom Rücken nach dem Nacken, den Kiefern, der Schulter, der Brust und dem Bauche läuft und sich über einen Theil der Füße erstreckt: so leuchtet uns ein, wie dieses Thier Kraftäußerungen erzielen kann, die zu seinen Größendimensionen in keinem Verhältnisse stehen. Und doch würde von einem Biber das nicht geleistet werden können, was wir an ihren Bauten bewundern; dazu ist das Zusammenwirken vereinter Kräfte nöthig. Doch lernen wir nun die Leistungen selbst kennen!

Die Biber leben an und in dem Wasser, wie die Schwimmhäute der Hinterfüße schon vermuthen lassen, am liebsten in größeren Gesellschaften (Colonien) beisammen, doch trifft man sie auch vereinzelt an. In diesem Falle erscheint ihr Pelz schmutzig und besonders auf dem Rücken abgerieben, weil sie in röhrenartigen Höhlen leben, die sie vom Wasser aus unter dessen Spiegel in das Ufer graben und sie, in verschiedenen Krümmungen und unter einigen Erweiterungen allmählich nach oben gerichtet, nach einem Bruch oder Walde zu bis zu einer Länge von 100 Fuß und darüber fortführen und sie daselbst wohl auch münden lassen. Dergleichen Baue haben nichts Besonderes, sie sind hier auch nicht gemeint, sondern die sogenannten Biberburgen, die von ganzen Colonien — bis mehreren Hunderten an Zahl — aufgeführt werden und heutzutage am sichersten nur noch in Nordamerika und dem nördlichen europäischen und asiatischen Rußland anzutreffen sind, aber auch da mit der Zeit immer seltener werden. In Deutschland wurde die letzte, seit länger als 100 Jahren gehegte Colonie bei Barby an der Mündung der Nuthe in die Elbe noch in den zwanziger Jahren beobachtet (1827 beschrieben), ist aber später, unseres Wissens, eingegangen.

Es versteht sich wohl von selbst, daß die Burgen verschiedener Colonien nicht in allen ihren einzelnen Theilen genau dieselben sind, daß Unterschiede mehrfach vorkommen, bedingt durch die Localität, die nicht überall eine gleich günstige Lage hat, durch die Anzahl der Thiere, das Zahlenverhältniß des erfahrenen Alters und der unerfahrenen Jugend in der Gesellschaft und vielleicht noch durch manches Andere, was zu erforschen bisher noch nicht gelungen ist. Daher rühren auch die verschiedenen Angaben bei den verschiedenen Schriftstellern, von denen die einen als glaubwürdiger allgemeinen Anklang fanden, andere als mehr fabelhaft verworfen worden sind. Wir beschränken uns hier natürlich nur auf die Beobachtungen zuverlässiger Forscher und heben das hervor, worin ihre Angaben übereinstimmen.

Hat eine Gesellschaft Biber den Ort gefunden, der ihr zum Anbau passend erscheint, einen kleinen See oder ein Flüßchen, deren Wasser im Winter nicht bis auf den Grund friert, die in einsamer, waldiger Gegend anzutreffen sind, wie etwa an den kleinen Seen in Canada, wo sie gewisse Stellen immer wieder auswählen, auch wenn sie daselbst wiederholt gestört werden: so beginnt — im Monat August, wie man beobachtet hat — die Arbeit mit Herbeischaffung des Baumaterials, das in Holz verschiedener Stärke, wie es ein derber Baum liefert, Steinen, Erde und Schlamm besteht.

Am Interessantesten hierbei ist unstreitig die Beschaffung des nöthigen Holzes, sowohl in Rücksicht auf die physische Kraft, welche die Thiere dabei an den Tag legen, als auch rücksichtlich ihrer geistigen Befähigung, die zu bewundern wir genöthigt werden, eben so wie bei andern noch viel kleineren thierischen Wesen, wenn sie ihre Behausungen anlegen — wir erinnern beispielsweise nur an die Bienen, Ameisen, viele Vögel ꝛc. — Nicht nur Büsche beißen die Biber ab, sondern sie fällen Bäume von 12 bis 20 Zoll Umfang des Stammes, dabei stehen sie auf den Hinterfüßen, räumen mit den vordern die Spähne weg und nagen so rund herum oder nach Befinden nur auf der einen Seite. Gegen das Ende der Arbeit sieht der kleine Holzhauer nach jedem Hiebe in die Höhe, ob der Baum bald fällt, und weiß es so geschickt einzurichten, daß er dahin fallen muß, wo er ihn hin haben will, entweder dicht neben die Stelle, wo er ihn eben braucht, oder in das Wasser, auf dem derselbe, nachdem mit vereinten Kräften die Aeste abgeschnitten und unter Umständen durch weitere Nachhülfe sein Flottwerden bewirkt worden ist, bis zum Baue hinschwimmt. Die Aeste und Zweige werden theils nachgeschickt, theils von den schwimmenden Thieren im Maule oder unter dem Kinn, von der Vorderpfote festgehalten, nachgeschafft. Der Wasserweg wird bei etwas größeren Entfernungen und größeren Lasten dem Landwege vorgezogen, da der Gang des Bibers ein schwerfälliger und unbeholfener ist.

Das gefällte Holz bleibt nun im Wasser oder seiner nächsten Nähe liegen, bis es verbraucht wird, seine Schale zur Nahrung — der Biber benagt nämlich nicht wie die Hasen, Kaninchen ꝛc. die Stämmchen und Reiser, sondern schneidet sie stets zuvor ab, daher auch größere Colonien nicht unbedeutenden Schaden anrichten können — die abgeschälten Stücke, die nach Bedürfniß noch zerschnitten werden, zu seinen Wohnungen. Diese nun beginnen unter dem Wasser, werden von da, sich allmählich erhebend, in das Ufer röhrenförmig, in verschiedenen Windungen und Aushöhlungen hineingearbeitet und erscheinen in geringer Entfernung vom Ufer oder auf der Oberfläche kleiner Inseln als kegel- oder backofenförmige Hügel von 4 bis 7 Fuß Höhe und etwas ovalem, 8 bis 12 Fuß im Durchmesser haltendem Grunde. Diese Hügel sind bald aus Reisig und Knüppeln aufgeschichtet, welche durch Schlamm, Erde und Steine zu einer am Grunde mehrere Fuß dicken Mauer vereinigt werden, bald herrscht die durch die Ausgrabung gewonnene, schlammige Erde vor, welche, mit Steinen, größeren und kleineren Holzstückchen vermengt, zu einem festen Gewölbe von angegebener Form verarbeitet worden ist. Ehe Frost eintritt, werden diese Hütten noch mit Schlamm beworfen, der ihnen beim Gefrieren noch größere Festigkeit verschafft. Denselben schieben sie mit Hülfe der Brust und Vorderfüße vom Wasser aus in die Höhe; daß der breite Schwanz zum Aufklatschen und Festschlagen diene, ist zwar bezweifelt worden, aber durchaus nicht unwahrscheinlich, da der Biber beim Tauchen und Schwimmen häufig mit demselben auf das Wasser schlägt, ihm diese Bewegung also gar nicht fremd und ungewohnt ist — beiläufig erwähnt, soll das durch Peitschen des Wassers weithin hörbare Geräusch zur Lockung oder Warnung anderer Biber dienen. Leider werden die meisten Arbeiten

Digitized by Google

zur Nachtzeit vorgenommen und entziehen ſich daher den genauen Beobachtungen des Forſchers, der dieſen ungemein ſchüchternen Thieren gegenüber überhaupt nur mit der größten Vorſicht zu Werke gehen muß, wenn er ihnen etwas ablauſchen will.

Das Innere der Hütten iſt weit einfacher, als man zum Theil geglaubt hat, es beſteht oft nur aus einer Kammer, die mit Holzſpähnen, Rohr oder Kräutern ausgelegt iſt und in der Mitte des Fußbodens, alſo vom Waſſer her, ihren einzigen Zugang hat, der zugleich auch Ausgang iſt, und wird in der Regel von vier alten und ſechs bis acht jungen Bibern bewohnt. In andern Fällen zeigt die Seitenwand des Innenraumes noch zellenartige Aushöhlungen bei einem mittleren Zugange und dann findet ſich eine größere Einwohnerzahl. In noch andern Fällen ſind Unterſchiede im Innern, jedoch ohne Verbindung unter einander, jede Kammer mit ihrem beſonderen Eingange, aber alle von gemeinſamem Däche bedeckt. Solche Wohnungen ſcheinen durch Anbau der einen an eine andere, zum Theil ſchon ältere zu entſtehen, da es die Biber öfter vorziehen, jeden Herbſt einen Neubau aufzurichten und zwar nicht ſelten unmittelbar neben dem alten. Sonach beſteht alſo eine Biberwohnung aus 2 Stockwerken, dem oberen, backofenförmigen Hügel, der ſich in angegebener Weiſe über die Erdoberfläche erhebt, und den höhlenartigen Räumen darunter, die zu ihrem größeren Theile unter dem Waſſerſpiegel liegen und wohin die Thiere wohl auch flüchten, wenn ſie in den Hütten angegriffen werden. In der Nähe des Zuganges finden ſich Reiſer und ungeſchälte Holzſtücke als Wintervorräthe vor, mit den untern Enden in den Schlamm geſteckt, die jedoch nur erſt dann angegriffen werden, wenn der Froſt bedeutender geworden und der Ausgang durch das Eis verſperrt iſt.

Der Biber.

Die liebſte Nahrung der europäiſchen und aſiatiſchen Biber beſteht aus der Schale der Pappeln, Birken und Weiden und den Wurzeln der Seeroſe. Die amerikaniſchen ſchälen überdies noch einige ihrer Heimath eigenthümliche Bäume, wie Magnolien, rundblätterige Eſche u. a. m., ab. Krebſe und Fiſche verſpeiſen ſie nie.

Noch eines Beſtandtheiles vieler Biberburgen, die aus mehreren eben beſchriebenen Bauten beſtehen, müſſen wir gedenken, wenn wir ein vollſtändiges Bild einer größern Colonie haben wollen. Um nämlich den Waſſerſtand zu reguliren, beſonders einen zu niedrigen in der trockenen Jahreszeit unmöglich werden zu laſſen, bauen die Biber mit vereinten Kräften Dämme, durch die ſie das Waſſer entweder in eine große Bucht einſperren oder dadurch aufſtauen, daß ſie denſelben quer durch den Fluß führen; in letzterem Falle ſoll ihnen eine Breite von ſelbſt 100 Fuß nicht zu bedeutend erſcheinen. Auch dieſe Dämme beſtehen, wie die Hütten, aus einem Complex von Reiſig, Knüppeln, Steinen und Schlamm, und ſind nach Umſtänden roher oder künſtlicher angelegt, je nachdem das Terrain ihre Anlage unterſtützte oder erſchwerte. Sie ſind ſo feſt, daß man ſie als Stege benutzen kann, haben bisweilen oben Abzugslöcher für das wachſende Waſſer und gehen auf der Stromſeite ſchräg herab, wozu gewiß die Strömung des Waſſers durch Anſchwemmen das Ihrige beiträgt, während die entgegengeſetzte Seite ſenkrecht abfällt; ſteht das Waſſer ganz ſtill, ſo findet man die Dämme auch durchweg von gleicher Dicke, alſo mit ſenkrechten Wänden. Du Pratz ließ einen Damm zerſtören, um ſeine Conſtruction kennen zu lernen, und fand als Grundlage kreuzweis geſtellte Knüppel, in deren oberem Winkel, wie bei einem Sägebock, der Länge nach Verbindungshölzer lagen. Bilden leicht anwurzelnde Weiden oder Pappeln das Bauholz, ſo wachſen ſolche Dämme bisweilen ſtellenweiſe zu lebendigen Hecken aus, und die ganze Anlage dieſer Thiere iſt auf dieſe Weiſe im Stande, die natürliche Beſchaffenheit der Gegend mehr und mehr umzuwandeln.

Bei hohem Waſſerſtande werden die Biber, die ſonſt nur nach Sonnenuntergang ihre Bauten zu verlaſſen pflegen, aus denſelben vertrieben, liegen dann auf denſelben oder werden auf Bäumen ſitzend angetroffen, die aus dem Waſſer hervorragen; beſonders bringt ſie im Frühjahre der Eisgang in ſolche Verlegenheiten. Haben ſich dann die Waſſer wieder verlaufen, ſo kehren die Weibchen zu den Hütten zurück und werfen Ende Frühlings zwei bis fünf blinde Junge, die erſt im dritten Jahre ausgewachſen ſind und als ſelbſtſtändige Glieder der Colonie die elterliche Wohnung verlaſſen. Die Männchen ſchweifen dagegen den Sommer hindurch umher und kehren gegen Herbſt zu ihren alten Wohnungen zurück, die ſie ausbeſſern, hauptſächlich wieder mit Schlamm befahren, oder ganz neu bauen — wenn anders ſie den Nachſtellungen ihrer Feinde, zu denen der Menſch an erſter Stelle zählt, glücklich entgangen ſind.

Eben die Nachſtellungen, denen der von Natur ſo ſcheue Biber des Caſtoriums (Bibergeils) und des Pelzwerkes wegen ausgeſetzt iſt, haben es verſchuldet, daß er in vielen Gegenden nach und nach ganz verſchwunden iſt, und auch in den von ihm noch bewohnten immer weiter zurückgedrängt wird. Vor Zeiten war er viel weiter nach Süden verbreitet, als heut zu Tage. Daß er einſt in Egypten und Indien gelebt haben müſſe, iſt mehr als wahrſcheinlich, da die Egypter ſein Bildniß unter den Hieroglyphen haben, und die Religion der Magier ihn zu tödten verbot. In ganz Europa ſcheint er verbreitet geweſen zu ſein, wenigſtens weiß man beſtimmt, daß er Spanien, Frankreich, wenigſtens das nördliche Italien, die Küſten des ſchwarzen Meeres bewohnte und an den kaukaſiſchen Bergſtrömen, zwiſchen dieſen und dem caſpiſchen See noch jetzt angetroffen wird. In der Schweiz und am Rhein, wo man, wie in manchen andern Gegenden, foſſile Ueber-

reſte von ihm gefunden, lebte er noch in jüngeren Zeiten; an der Moſel, Maas, Yſſel, Lippe, Weſer, Aller ꝛc., ſo wie im Lüneburgiſchen muß er gleichfalls häufig geweſen ſein, eben ſo öſtlich von den letzteren Gegenden, beſonders an der Elbe, Oder, Havel, Weichſel u. ſ. w., wo man ihn, wie auch an der Donau, einzeln noch jetzt finden kann. Im hohen Norden und Nordoſten kommt er häufiger vor, beſonders in Rußland zwiſchen der Dwina und dem Ural, an der Petſchora, aber auch ſüdlicher in Litthauen, dem Gouvernement Minsk, wo einige Dörfer danach benannt ſind, ſodann in Finnland, um den bottniſchen Meerbuſen, in Schweden und Norwegen. Reich an Bibern iſt das aſiatiſche Rußland und da wieder die unwirthlichen Gegenden Sibiriens, am Ob und deſſen Nebenflüſſen, beſonders im Bereſowſchen Gebiete, dann weiter ſüdlich in den vom Ob und Irtiſch bewäſſerten Strecken bis zur Iſſimſchen Steppe, in den finſtern Wäldern bei Tara, Tobolsk und Surgut, längs der Samara, dem Kinel und mehreren Steppenflüſſen. Am Tas und Jeniſei gehen ſie bis zum 67° n. Br. hinauf. Ihre ſüdlichſte Grenze mag in Aſien bis etwa zum 38° n. Br. gehen, indem ſie ſich vom caſpiſchen See bis zu den waſſerreichen, waldigen Gegenden der großen freien Tatarei hinziehen. Vor Allem aber iſt Nordamerika der Erdtheil, in welchem die Biber in unerhörter Menge lebten, und ſtellenweiſe noch anzutreffen ſind, vom mexicaniſchen Meerbuſen und Louiſiana an bis nach Pennſylvanien. Ihr Lieblingsaufenthalt ſcheint um die Hudſonsbay zu ſein, wo noch heut zu Tage die meiſten erlegt werden. In wilden Gegenden, um den Michigan-, Erie-, Ontario-, Sclaven- und Arathapeskow-See ſind ſie in ſolcher Menge anzutreffen, daß an letzterem ſogar ein Stamm der Eingebornen den Namen „Biber-Indianer“ erhalten hat. Eben ſo häufig ſind ſie öſtlich und ſüdöſtlich von der Hudſonsbay, in Labrador und Canada. Hört man indeß von den vielen Tauſenden von Fellen, die alljährlich in den Handel kommen, ſo ſteht zu befürchten, daß auch für die Biber eine Zeit eintreten wird, wo ſie wie Auerochſen, Steinböcke und Gemſen durch die ſtrengſten Jagdgeſetze geſchützt werden müſſen, um nicht im Dienſte des Menſchen vollſtändig aus der Schöpfung zu verſchwinden.

Garniſon- und Parade-Bilder.

I. Der Doppelgänger.

„Adjutant!“ hörte ich auf dem Caſernenhofe rufen.

„Der Adjutant zum Herrn Oberſtlieutenant, gleich!“ war das Echo von einem halben Dutzend dienſtbefliſſener Stimmen.

Aber kein Adjutant ließ ſich ſehen.

„'s is weeß Gott wahr,“ brummte der Oberſtlieutenant, „Allens muß man ooch ſelber machen. Die Feldwebel!“

„Feldwebel zur Befehlsausgabe!“ lautete das Echo.

Sie ſtanden bald im Kreiſe um den Alten, der — den Zeigefinger an der Naſe — ſich anſchickte, ihnen den Tagesbefehl zum kommenden Morgen ſelbſt in die Feder zu dictiren.

„Bataillonsbefehl zum 17. Mai, eintauſend achthundert und ....., haben Sie's?“ fragte er.

„Sehr wohl, Herr Oberſtlieutenant,“ war die Antwort, und um die Mundwinkel der alſo Befragten zuckte leiſe und ſchnell, wie der Blitz, ein faſt unmerkliches Lächeln.

„Der Herr Oberſtlieutenant halten zu Gnaden,“ bemerkte einer der Nachſchreibenden, ein junger Menſch mit aufgewecktem Geſicht, das ein pechſchwarzer Schnurr- und Backenbart einrahmte, „wir haben aber morgen den 18. Mai.“

„Weeß Gott, Feldwebel, wiſſen Sie das gewiß?“

Es wurde ihm von allen übrigen beſtätigt.

„Na, laſſen Sie man einſtweilen den Datum aus und ſehen Sie zu Hauſe nach, ich weeß es Gott — nich aus dem Kopfe. Alſo, — Bataillonsbefehl zum .... Mai eintauſend achthundert und .....: das Bataillon ſteht morgen früh — im beſten Anzug — mit vollſtändigem Gepäck — in Compagniecolonnen rechts formirt — formirt, zum Ausrücken bereit — bereit; haben Sie's?“

„Um welche Zeit befehlen der Herr Oberſtlieutenant?“ fragte der Nämliche wieder.

„Weeß Gott, Feldwebel, Dummerjan, paſſen Sie beſſer auf. Um ½6 Uhr. — Leſen Sie den Befehl noch einmal vor.“

Es geſchah wie er verlangt hatte.

„Na, nun haben Sie Alles, geben Sie es man an die Compagnie aus.“

„Der Herr Oberſtlieutenant halten zu Gnaden,“ bemerkte ein Anderer, den neben ihm Stehenden leiſe mit dem Aermel anſtoßend, „aber ſoll das Bataillon im Caſernenhofe oder auf dem Exercierplatze ſtehen?“

„Unterbrechen Sie mich doch nicht ewig, Feldwebel, Menſch dummer. 's is weeß Gott wahr, wenn man ooch Allens ſelber machen muß. — Aber wo zum Teufel ſtecken Sie denn ooch, Herre?“ ſchnauzte der Alte den Adjutanten an, der ſo eben herbeigeholt und in den Kreis der Schreibenden getreten war, ſeinem Commandanten das Honneur machend. „Geben Sie den Befehl vollends aus; wenn ich Allens ſelber machen ſoll, da brauche ich weeß Gott gar keenen Adjutanten!“

Der Befehl ward ſchnell vervollſtändigt, dem Alten dann zur Genehmigung vorgeleſen und von dieſem brummend und mit unverkennbaren Zeichen von ſchlechter Laune approbirt.

„Und ſagen Sie dem Capitain W., daß er mir morgen ſeinen Hund einſperrt und die Canaille von einem Affen dazu; ich mag keenen Scandal im Bataillone haben!“

„Sehr wohl,“ erwiderte der Adjutant, die Hand an den Hut legend und den Befehl ſofort dem fraglichen Capitaine überſetzend, der, etwa drei Schritt davonſtehend, ihn bereits Wort für Wort in ſeiner primitiven Faſſung vernommen hatte.

Dieſer Capitain W., ein drolliger Kauz voller Witz und Laune, hatte nämlich ſchon ſeit Jahren einen ſchönen weißen Pudel, der Rammi hieß und den er zärtlich liebte. Einige Monate vor der Begebenheit, die ich im Begriff bin zu erzählen, hatte er einen Affen zum Geſchenk erhalten, und ſein erſter Gedanke, als das geſchwänzte Thier bei ihm eintraf, war, daſſelbe auf den Pudel zu ſetzen. Der Pudel hatte ſich dieſem Experimente nur mit Widerwillen, herabhängenden Ohren, eingezogener Ruthe und mit allen ſonſtigen unter ſeines Gleichen gebräuchlichen Zeichen des Mißbehagens gefügt und war dann, ſich aus Leibeskräften ſchüttelnd, mit langen Sprüngen davongeeilt. Aber er mochte ſchnell wie ein Pfeil über den weiten Exercierplatz ſchießen oder ſich auf dem Boden wälzen oder ſonſt thun was ihm beliebte, der Affe war nicht aus dem Sattel zu heben, ſondern behauptete unerſchütterlich ſeinen Sitz, ſich nur um ſo feſter an das wollige Haar ſeines Begleiters klammernd, natürlich zum größten Jubel der zuſchauenden Compagnie, die dem Ausgange mit Spannung entgegenſah. Endlich war mein Pudel, zum letzten Mittel ſchreitend, über Hals und Kopf in den nahen Teich geſprungen, aus dem bald nichts mehr als ſein behaarter Kopf hervorragte. Aber auf dieſem Kopfe, mit anerkennenswerther Geſchicklichkeit, balancirte auch der Affe und langte wohlbehalten und ohne ſich auch nur ſoviel als die Pfoten naß gemacht zu haben, mit ſeinem Reitpferde am andern Ufer an, ſogleich wieder ſeinen ſchulgerechten Sitz auf dem Rücken deſſelben einnehmend. Sei es nun, daß der Pudel ſich in das Unabänderliche mit Reſignation fügte oder daß ſeine Antipathie wirklich nachgelaſſen hatte, kurz von dieſem Tage an waren Beide — Hund und Affe — unzertrennliche Freunde und begleiteten die Compagnie auf ihren Märſchen, im Cantonnement, auf den Exercierplatz, ja ſelbſt zur Wachparade, bis ein rügender Bataillonsbefehl unſeres Alten, der namentlich den Affen nicht leiden konnte, wenigſtens dieſe beiden letzteren — ernſthaften — Uebelſtände abſtellte, zum großen Leidweſen der betreffenden Compagnie, der Pferd und Reiter eine unerſchöpfliche Quelle immer neuer Erheiterung darbot. Der Compagnieſchneider, der außer dieſem officiellen Amte noch das private eines Compagnieſpaßmachers bekleidete, hatte dem Affen aus ſeinem disponibeln Vorrathe von Tuch und Treſſenabwurf eine rothe Uniform mit gelben Aufſchlägen verfertigt; ein Anderer hatte ihm einen dreieckigen Uniforms-

Digitized by Google

hut mit buntem Federstutze aufgepaßt und mein Affe sah in seinem Paradeanzug so stattlich aus, wie ein patentirter Truppenchef.

Dieser Hund und dieser Affe, Mimmi hieß er, waren es nun, die beide morgen laut Befehl eingesperrt werden sollten, auf daß wir zur anbefohlenen großen Revue vor Sr. Excellenz dem commandirenden Herrn Generallieutenant nicht etwa einen Scandal im Bataillon erlebten.

Wir waren, wie gewöhnlich, am andern Morgen blos ein paar Stunden zu zeitig auf dem Revueplatze eingetroffen und standen bereits auf dem uns angewiesenen Flecke im zweiten Treffen der langen Paradelinie, als die meisten der übrigen Bataillone, 23 an der Zahl, noch ruhig in ihren Betten träumten. Unser Oberstlieutenant galoppirte wiederholt an der Front der Compagnie herunter und fluchte gewaltig. Namentlich an der zweiten, die der Hauptmann W. commandirte, hatte er allerhand auszusetzen. Sein Blick fiel dann auf die hinter der Front stehenden Officiersdiener.

„Ist das Luder eingesperrt?" fragte er den Diener des Hauptmann W., der, das Reitpferd seines Herrn am Zügel haltend, eine kleine muntere Falbe, die unter verschiedenen Untugenden auch diejenige besaß, nicht gut im Feuer zu stehen, auf seinem Platze zwölf Schritt hinter der Mitte der Compagnie neben den andern Dienern stand und, wie mir vorkam, etwas roth im Gesicht und dabei sehr heiter aussah.

„Zu Befehl, Herr Oberstlieutenant," war die Antwort.

Allmählich langten die übrigen Bataillone an und rückten einzeln, von den hin und her galoppirenden Adjutanten geführt, in die ihnen angewiesenen Plätze der Paradelinie ein. Ihre Feldmusik schmetterte lustig in die frische Morgenluft.

„Stillgestanden!" brüllte unser Alter, als die beiden Flügelbataillone rechts und links neben uns eintrafen und Anstalt machten, sich nach uns einzurichten.

Ich hörte wie ein leises und mühsam unterdrücktes Kichern in meinem Zuge und wandte mich, um Ruhe zu gebieten. Mein erster Blick fiel dabei auf das Gesicht unseres Compagnie-Spaßmachers, das zwar vollständig ernsthaft aber merkwürdiger Weise gerade so roth aussah, wie das des Dieners des Hauptmann W. — Mit dem zweiten Blicke, — Himmel! was sah ich!

Da war Rammi mit Mimmi in der rothen Uniform und dem dreieckigen Hute oben drauf! Der Diener erwischte eben noch glücklicher Weise den Strick, den der Pudel nachschleppte, und von dem er sich losgerissen haben mußte, um seinen Herrn zu suchen. Wir brachten ihn, Gott sei Dank, noch glücklich hinter die Front, ehe der Alte — der wie der steinerne Gast unbeweglich vor der Mitte des Bataillons hielt — etwas gemerkt hatte. Der Diener nahm ihn an die linke Hand, da er mit der rechten das Pferd seines Herrn halten mußte, und dieser empfahl ihm um Alles in der Welt nur nicht etwa das Vieh aus der Hand zu lassen. —

Die Parade-Linie war endlich fertig geworden und stand der Dinge, die da kommen sollten, gewärtig. Auf ihrem rechten Flügel hielt eine Zwölfpfünder-Batterie abgeprotzt, die üblichen Salutschüsse zu geben.

Gegen 10 Uhr endlich — wir hatten, wie bei solchen Fällen üblich, uns seit früh 7 Uhr im Warten geübt — sahen wir eine dichte Staubwolke zu unserer Rechten, die rasch näher kam. Es war Se. Excellenz, der commandirende Herr Generallieutenant mit zahlreicher Suite.

„Gewehr auf!" hieß es von Bataillon zu Bataillon, und die blankgeputzten Feuerwaffen klirrten gar martialisch vom raschen, kräftigen Handgriff.

„Präsentirt das Gewehr!" Die Bataillonsfahnen neigten ihre flatternden Häupter, die tapfern Herzen der Lieutenants schlugen höher. Von der Zwölfpfünder-Batterie zu unserer Rechten donnerte der erste Kanonenschuß, den Baß zu den feierlichen und langgezogenen Klängen des Parademarsches abgebend, den 24 Musikchöre gleichzeitig in die milde Mailuft hineinbliesen.

Die Excellenz kam immer näher. Sie ritt einen schneeweißen Schimmel und trug die hochrothe Generalsuniform mit den gelben Aufschlägen; der dreieckige Federhut mit dem breiten Goldbesatze saß ihr etwas in der Quere, gerade so, wie ihn unser Spaßmacher immer dem Affen aufzusetzen pflegte, wenn wir uns auf Reise-Märschen befanden. In kurzen Galoppsprüngen ritt sie die Front der Paradelinie ab.

Das Verhängniß, oder vielleicht Gott weiß was Anderes, — ich hatte so in der Stille meinen Verdacht — hatte unterdessen aber in unserem Rücken gewaltet. — Die Falbe des Hauptmanns W., von der ich, glaube ich, schon früher erzählte, daß sie die Untugend an sich hatte, nicht gut im Feuer zu stehen, und die dessen Diener, wie auch schon bemerkt, hinter unserer Front mit der rechten Hand am Zügel hielt, war nämlich schon gleich beim ersten Schuß der Zwölfpfünder-Batterie unruhig geworden. Beim zweiten hatte sie angefangen, rechts und links auszudrängen, und beim dritten war sie endlich kerzengerade in die Luft gestiegen. Der arme Teufel war dieser Bewegung so lange wie möglich mit dem rechten Arme gefolgt, und erst als dieser eben nicht mehr ausreichen wollte, hatte er auch die linke Hand zu Hülfe genommen, bei dieser Gelegenheit natürlich den Strick loslassend, an dem der Pudel — ungeduldig nach seinem Herrn verlangend — riß und zerrte. Im Nu war Rammi mit seinem Reiter durch die erste beste Zugelücke hindurch in die Paradelinie eingebrochen.

Bei meiner Seele! Der commandirende General war keine 50 Schritt mehr von uns, und der weiße Pudel galoppirte mit dem Affen, der genau so angezogen war, wie Se. Excellenz, wie ein Vorreiter vor ihm her, einen Officier nach dem andern beriechend. Durch die Paradelinie flog wie ein Blitz ein unterdrücktes Lachen. In demselben Augenblick bemerkte ein Officier den Doppelgänger, und versetzte dem Pudel einen Jagdhieb mit der flachen Degenklinge, der ihn laut winselnd hinter die Front trieb.

Die ganze Begebenheit war das Werk einer Minute, sah aber wohl danach aus, als ob sie sehr ernste Folgen haben könne. Niemals indeß konnten weder wir noch irgend Jemand erfahren, ob der commandirende General diese leibhaftige Carrikatur seiner Person mit höchst eigenen Augen gesehen habe. Der Chef des Generalstabes hatte sie jedoch gesehen, und eine lange Nase an unsern Bataillonschef war die Folge.

Dieser nun war ganz außer sich über den gehabten Scandal sowohl, als über die Nase. Sein Gesicht war purpurfarbig, als er uns vom Revueplatze weg in Colonne mit Achtung und geschultertem Gewehre über Sturzäcker und Stoppelfelder nach Hause marschiren ließ, seinen alten Braunen dabei zornig im Maule herumreißend, und aus Leibeskräften zusammenspornend. Ein Donnerwetter erster Classe war im Anzuge. Wenn es sich nicht bald entlud, so machte der Pensionsfonds ein gutes Geschäft, denn lange hätte unser Alter diesen Zustand nicht ausgehalten. Er fing schon an, förmlich wie krampfhaft nach Luft zu schnappen, und ich dachte alles Ernstes mehrere Male, der Schlag müsse ihn rühren.

„Halt!" brüllte er endlich; ließ die vordere Colonnenhälfte „Kehrt" machen, und ritt mitten in das Bataillon hinein.

Wir standen wie Druidensteine, kein Athemzug war hörbar. Selbst der Compagnieschneider sah sehr ernsthaft aus; unser Alter pflegte nicht zu spaßen in solchen Fällen.

Wir horchten lange vergeblich; er schien noch zu aufgeregt, um sprechen zu können.

Ein langes Wiehern — Gelächter konnte man es nicht nennen — verschaffte ihm endlich einige Luft. Es war ein krampfhaftes, kurz abgestoßenes Gebrüll, wie ich dergleichen in meinem Leben nicht wieder gehört habe.

„Ha! ha! ha! Weeß Gott!" sagte er, mehr mit sich selbst, als mit dem Bataillon sprechend, „neunundvierzig Jahre zwee Monate gedient, und noch so eenen Scandal zu erleben! Na, der Generalstabschef hat ooch gut reden; weeß Gott, so em ....." Er besann sich hier und fuhr auf den Adjutanten los, der so eben die Brieftasche gezogen hatte.

„Das Donnerwetter soll Sie ...., was zum Teufel machen Sie da, Herr? Wenn ich rede, hat kein Mensch zu schreiben; ich verbitte mir das. Weeß Gott, wo er schreiben soll, da is er niemals nich da, und wo er hören soll, da fängt er an zu schreiben. Ueberhaupt will ich nur dem Bataillon sagen, daß die Revue unter aller Würde ging, und was die zweete Compagnie betrifft, weeß Gott — Wo is denn das Luder hin?" fragte er plötzlich, den Hauptmann W. mit grimmigen Blicken ansehend.

Das Luder, nämlich der Hund mit seinem Reiter, war auf einen Wink seines Herrn von dessen Diener noch vor unserem Aufbruch vom Revueplatze rasch und unbemerkt auf einem Umweg nach Hause geführt worden.

„Schweigen Sie, Herr Hauptmann W.," fuhr er diesen an, als derselbe sich anschickte, die vorgelegte Frage zu beantworten.

„Wenn ich rede, hat kein anderer Mensch nich zu reden. Ich verbitte mir das. Gehen Sie jetzt nach Hause. Sie sind auf vier Wochen arretirt, und ich befehle Ihnen hiermit, die Bestien abzuschaffen. Alle Beede! Weeß Gott, was muß nur der General denken, — so einen Doppelgänger! Na, den Scandal will ich nich wieder erleben, so lange ich noch zu dienen habe. Weeß Gott, der Generalstabschef kann mich ooch — —," er rückte sich heftig im Sattel und hielt wiederum inne. „Uebernehmen Sie die zweete Compagnie, Premierlieutenant G., und lassen Sie vierzehn Tage alle Nachmittage zwee Stunden nachexerciren. Ich will schon die Dummheiten rausbringen, weeß Gott. Und Sie, Adjutant, holen den Degen vom Capitain ab, sobald wir eingerückt sind; und bemerken Sie den Arrest gleich mit im Bataillonsbefehl zu morgen; ich kann nich immer Allens selber machen!"

Er wischte sich hier den Schweiß vom Gesicht. „Compagnien formirt, marsch!" commandirte er dann und wir machten, daß wir fortkamen.

Das vierzehntägige Nachexerciren mundete namentlich unserm Compagnieschneider, den ich aus verschiedenen Gründen nicht davon dispensirte, wenig. Hauptmann W. hatte vier Wochen Langeweile auszustehen, da er Hund und Affe sogleich zu einer verheiratheten Schwester auf ein entferntes Gut hatte schaffen lassen, und Roß und Reiter sah man niemals wieder! Im Bataillon aber gedachte man noch lange der Zeit des lustigen Doppelgängers.

Blätter und Blüthen.

Rachel-Felix. Am 4. Januar starb zu Cannet bei Toulon die gefeiertste Tragödin Frankreichs, Demoiselle Rachel. Die Theater, deren Herrscherin sie seit mehr denn 16 Jahren gewesen, schlossen sich, als sie die Trauerkunde traf: es galt, die größte Schauspielerin des Théatre français noch im Tode zu ehren. Und wahrlich, eine große Schauspielerin ist die Rachel gewesen, eine so eminente Tragödin, daß sie keine Nebenbuhlerin zu sehen gewohnt war, bis zu dem Augenblick, wo die Ristori ihre bisherige Autorität stürzte, und mit dem Glanze ihres Ruhmes den der französischen Künstlerin erbleichen machte. Alle jene Leidenschaften, welche in Rachel's Brust stets einen Kampf abhielten, rasten mächtiger, als das Gift des Neides sie entflammte, und wir können wohl sagen, daß diese wilden Bewegungen in ihrer höchsten Fluth das Leben dieses Weibes knickten.

Und doch, es war eine Fürstin, eine Königin der Kunst, die zu früh verschied! Sonderbar! Als Kind hatte sie keine Heimath, und heut trauert die ganze Kunstwelt um sie, und doch machte viel weniger das wahrhaft Große, als eine tiefe, mächtige Leidenschaft die Rachel zu dieser Celebrität.

Ihr Vater und ihre Mutter gingen hausiren, bald in Deutschland, bald in Frankreich, bald in der Schweiz. Es war eine jener unglücklichen Judenfamilien, die den Fluch ihres Volkes mit sich herumschleppen, ohne es zu wissen, auch wohl ohne sich darum zu grämen. Auf diesen Streifereien kam die Rachel im Jahre 1820 zur Welt, man weiß nicht wo, ob im Elsaß, in der Schweiz oder in Frankreich. Die gefeierte Künstlerin hatte keine Heimath, wie ihr Volk, keinen Ort, den sie lieben konnte, weil dort ihre Wiege gestanden. Sie war heimathlos und doch hat sie gelebt — und wie gelebt!

Kaum war das Kind der Sprache fähig, so mußte es die Eltern im Broderwerb unterstützen. Während ihre Eltern hausiren gingen, sang sie die Gassenhauer zum Harfenspiel ihrer Schwester, jene vom Elend ausgepreßten, mechanisch abgeleierten Lieder, welche uns in größeren Städten aus dem Munde unglücklicher weißer Sclavinnen entgegentönen. Von Stadt zu Stadt so die Sous zusammensingend, kam die unstäte Judenfamilie 1830 nach Paris; der Alte hausirte, die Mutter handelte, die Kinder sangen vor den Cafe's und auf den Boulevards.

Eines Tages traf der gutherzige Choron, ein angesehener Musikdirector in Paris, die junge Rachel singend auf der Straße. Ihre helle Stimme fiel ihm auf; er fragte die Alten, ob er ihr Kind in sein Institut aufnehmen könne, und da die Eltern Ja sagten, so ging die Rachel mit zu Choron, um als Sängerin ausgebildet zu werden. Kurze Zeit jedoch nachher starb der brave Mann und Rachel, kaum mehr als 12 Jahre alt, stand einsamer denn je in diesem großen Paris. Da nahm sich ihrer Pignon Saint-Aulaire an. Er hatte die junge Jüdin bei Choron kennen gelernt, und ein bedeutendes Talent für Declamation in ihr erkannt. Rachel trat demnach als Elevin in sein Institut, um für das Theater ausgebildet zu werden.

Im Jahre 1836 trat Rachel zuerst in dem von Duport für sie speciell geschriebenen Drama „die Vendeerin" auf. Aller Ehrgeiz der jungen Jüdin trat mit dieser Rolle auf; grausam gedemüthigt, nahm sie ihn wieder mit sich fort: sie hatte keinen Erfolg gehabt. Da kochte es ihr in den Adern vor Zorn, und von da an erschloß sich erst ihrem Blick das Ziel, das zu erreichen sie von nun an alle Energie aufbot.

Im Jahre 1838 gelang es ihr endlich, begünstigt durch einige Vorsprache am Théatre français engagirt zu werden. Ihr Debüt waren die Horatier und Jules Janin, der damals Alles geltende König des Feuilletons, stieß in die Posaune, um den Aufgang eines neuen Gestirns am Himmel der dramatischen Kunst zu verkünden.

Von nun an ward Rachel die Celebrität, gegen die kein Tadel möglich, nur Abgötterei erforderlich war. Sie rief die großen französischen Classiker wieder in's Leben und schuf Gemälde von weiblichen Leidenschaften, welche mehr und mehr wegen ihrer dämonischen Gewalt Grauen einflößten. Hier allein, in diesem Rasen, in diesem Leben des Hasses, der Rache und der Leidenschaften war ihr wohl und sie spielte nie schöner, als wenn das Entsetzen den Athem von tausend Menschen stocken ließ. Wer je von ihr eine Hermione, eine Phädra oder Adrienne Lecouvreur sah, wird den Eindruck ihres dämonischen Spiels unvergänglich behalten haben. Aber mehr und mehr ward ihr Spiel auch outrirt; als es keine Rollen mehr gab, die dem Grollen und Grimm in ihrer Brust weite Bahnen ließen, da überbot sie sich in der Zeichnung der Leidenschaften und schuf eine Ironie gegen die Kunst und das Stück.

Ihr Spiel war aber durchweg auch der Ausdruck ihres Naturells, ihrer persönlichen Empfindungen und einer tiefgewurzelten Rache gegen die Gesellschaft. Sie liebte es zuerst, das Weib furchtbar mit seinen Leidenschaften darzustellen, weil sie Weib war; aber die echte Weiblichkeit liebte sie nicht und diese war ihr auch nicht eigen. Sie war ferner Jüdin und der Grimm, den das Gefühl bei ihr angehäuft hatte, einem social nicht gleichberechtigten Volke anzugehören, drückte sich gern ihrem Spiele auf. Sie hatte nicht vergessen, was sie einst gewesen und was sie einst gelitten, und die Kunst bot ihr eine Rache dafür. Da sie früher betteln ging, so war sie, außerdem einem nationalen Zuge folgend, gierig nach Geld. Ihr Gehalt wuchs auf 100,000 Francs jährlich und ihre Gastspiele ließ sie sich exorbitant bezahlen. Sie pflegte die fürstliche Einrichtung ihres Hôtel von Zeit zu Zeit zu verauctioniren, weil sie die Sachen über den Einkaufspreis bezahlt erhielt und ihr Ruhm an den ihr gehörenden Dingen mit bezahlt werden mußte. Sie war, weil sie früher verachtet von der Gesellschaft war, herrschsüchtig und tyrannisch. Sie regierte das Théatre français; was sie wollte, das mußte geschehen, oder sie drohte nicht mehr zu spielen. Alle diese Mißbräuche ihres Ruhmes hatten nur den Haß gegen die Gesellschaft zum Grunde, deren Vorurtheilen sie zu trotzen liebte. Ihr Privatleben, ihre beiden Kinder, ihr Charakter gibt davon beredtes Zeugniß.

Dieser unumschränkten Macht als Bühnenkönigin war seither kein bedeutender Feind erwachsen. Aber das Schicksal hatte ihr diese Prüfung nicht erspart. Jules Janin, der sie einst und zuerst gefeiert hatte, protestirte öffentlich gegen das outrirte Spiel der stolzen Tragödin und gegen die wahrhaft übermäßigen Launen, welche sie dem Publicum und dem Théatre français entgelten ließ. Sie war nicht mehr unumschränkte Gebieterin und selbst das Directorium des Theaters suchte mit Energie den Hochmuth Rachel's zu brechen. Schwer verletzt durch diese Dinge und gekränkt außerdem von dem erkalteten Sinn eines Publicums, das sie ganz nach Willkür zu beherrschen gewohnt war, griff sie wiederum zu ihrem letzten Mittel und forderte ihre Entlassung. Zu ihrem Aerger erhielt sie dieselbe. Sie verkaufte nun ihre Einrichtung, und ihr Bruder, stets der Vermittler ihrer Gastspiele, ging nach Amerika, um im Voraus die Ankunft der gefeierten Tragödin bekannt zu machen. Noch ehe jedoch Rachel Paris verließ, um über den Ocean mit ihrem Grolle zu gehen, tauchte das neue Gestirn der Ristori auf und das Bewußtsein, jetzt auch noch eine Nebenbuhlerin zu besitzen, woran sie nie gedacht, versetzte ihrem ganzen Leben einen tödtlichen Stoß. Sie wollte selbst sehen, ob die gefeierte Rivalin ihr ebenbürtig sei, und verfolgte das Spiel der Ristori als Medea, derselben Medea, welche sie zu spielen sich zuvor geweigert hatte. Was sie hierbei empfinden mußte, das läßt sich nur begreifen, wenn man Rachel's Stolz, ihre Souverainetät und ihren Neid gekannt hat.

Die Qual der Eifersucht, der Gedanke, daß sie zu ersetzen sei und entbehrt werden könne, ließ die Unglückliche plötzlich zusammenbrechen. Mit aller Hoffahrt und allen Plänen um Vermehrung ihres Vermögens war es aus; sie floh nach den Ufern des Nils, um dort die Gesundheit wieder zu erhalten. Vergeblich! Ungeheilt und unheilbar kehrte sie nach Frankreich zurück und seit sechs Monaten, wo man ihres Todes schon gewärtig war, zehrten sich ihre wilden Leidenschaften, der Nerv ihres Seins im Todeskampfe auf, bis mit dem Ende ihres Grolls auch das Herz der Künstlerin zu schlagen aufhörte.

Ein alter Regenschirm. Sieht man die Regenschirme über den Köpfen von Damen und Herren ausgespannt, so sieht man eben nichts Poetisches an ihnen und dennoch haben auch sie ihre Annalen voll Romantik und Legenden. Während der letzten Insurrection zu Gunsten des Don Carlos wurde auch ein Angriff gegen den Sommerpalast des Marquis de la S— gemacht, welcher zu der Zeit in einem anderen Theile des Landes für die Sache der Königin thätig war. Seine Tochter, die verwittwete Gräfin F—, war mit der Dienerschaft allein im Schlosse. Als man ihr die Nähe des Feindes meldete, versammelte sie alle Männer, die etwa fähig waren, ihres Vaters Eigenthum zu vertheidigen. Sie ließ Thüren und Fenster verbarrikadiren und sonstige Maßregeln treffen, um der Gefahr zu begegnen. Dennoch wurde sie, bevor sie sich recht in Vertheidigungszustand zu setzen vermocht hatte, überrascht und aus Mangel an Munition gezwungen, sich mit ihren Vertheidigern zu übergeben.

Kaum war der Feind in das Schloß eingerückt, als er auch Excesse beging, welche die Gräfin zu dem Entschlusse brachten, lieber zu sterben, als in die Hände der Feinde zu gerathen. Getrieben von Zimmer zu Zimmer und nach einem Orte suchend, in welchem sie vor ihnen sicher sein dürfte,

Digitized by Google

flüchtete sich zuletzt die arme Gräfin in ein kleines Closet, welches seit vielen Jahren als Rumpelkammer diente, und hoffte, da unentdeckt zu bleiben. Doch gar bald spürten die Feinde der reichen Erbin, auf die sie es insbesondere abgesehen hatten, nach und fanden ihren Versteck. Das Freudengeschrei, welches die Verfolger bei ihrem Anblick ausgestoßen hatten, zeigte es der Entsetzten an, die in ihrer Todesangst die Augen geschlossen hatte, wie wenn sie dadurch der Gefahr zu entgehen vermöchte.

Die Arme hatte sich hinter einen Pfeiler von Koffern und Bretern versteckt; diese schieben sie von der brutalen Soldateska. Aber wie langte konnte diese Barrière sie von ihr trennen? In ihrer Verzweiflung blickte sie um sich her nach einem Vertheidigungsmittel, durch welches sie im Stande wäre, die Feinde abzuhalten, bis sie das Fenster erreicht hätte, entschlossen, lieber zu sterben, als sich den Brutalitäten dieser gesetzlosen Bande auszusetzen. Ihr Auge fiel auf einen alten, längst nicht mehr benutzten Regenschirm, der ihrem Vater gehörte und eben so staubig als von Motten zerfressen war. Diesen ergriff sie und stürzte nach dem Fenster in dem Augenblicke, als es dem Entsetzlichsten ihrer Verfolger gelungen war, sich durch die Barrière, die ihn von ihr trennte, durchzuarbeiten. Als sie bei seiner Annäherung den alten Regenschirm gegen ihn erhob, lachte er hell auf, dennoch bewirkte sein dadurch erregtes Erstaunen, daß er einen Schritt zurücktrat. Dieser Moment war es, in welchem die Gräfin auf die Fensterbrüstung sprang und dem Griffe des Soldaten nach ihren Kleidern entging; der nächste sah sie hinabstürzen.

Mit einem Schrei des Entsetzens stürzten die Verfolger nach dem Fenster, überzeugt, den schönen Leib der Gräfin auf dem Pflaster des Hofes zerschmettert zu sehen. Aber der alte Regenschirm, den sie noch fest in ihrer Hand gehalten, hatte sie vor Tod und Entehrung gerettet. Im Falle war er aufgegangen, hatte die Luft erfaßt und sie so unbeschädigt auf den Boden gebracht, von wo sie sogleich dem Thore zueilte, während die Soldaten voll Erstaunen über diese, ihnen fast wie ein Wunder erscheinende Begebenheit ihr nachblickten, ohne auch nur einen Fuß zu ihrer Verfolgung zu erheben. Inzwischen fand die Gräfin eine Zuflucht in der Hütte eines zum Gute gehörigen Bauern.

Die Gräfin ist jetzt wieder verheirathet und lebt am Hofe der Königin Isabella, wo sie eine der ersten Stellen einnimmt; der alte Regenschirm aber befindet sich in der Kirche des heiligen Isidor, wo er, reichlich verziert mit Gold und Perlen, hinter dem Altare der Mutter Gottes als Votivopfer hängt.

Alljährlich begibt sich die Gräfin mit ihren Kindern an dem Tage, da sie dem Tode und der Entehrung entging, in diese Capelle und der alte Regenschirm wird über der knieenden Gruppe ausgespannt gehalten, während der Priester seinen Segen spricht und die Glocke fröhlich zu Ehren der heiligen Jungfrau und des Regenschirmes tönt; denn jene war, so fühlte die dankbare Gräfin, die Retterin, dieser das wunderbare Mittel der Rettung.

In katholischen Ländern hat jede Corporation einen Heiligen zum Patron — und der heilige Medardus ist der Patron der Regen- und Sonnenschirmmacher. Daß diesen die Wahl traf, wird der Legende nach folgender Begebenheit aus dem Leben zugeschrieben. Eines Tages in Mitte des Sommers befand er sich mit mehreren Andern auf dem Felde, als plötzlich ein heftiger Regen niederfiel, welcher seine Begleiter in einigen Augenblicken bis auf die Haut naß machte, während er nicht nur trocken blieb, sondern auch sich nicht einmal bewußt wurde, daß es regne. Ein Adler von ungeheurer Größe schwebte in kurzer Entfernung über seinem Haupte mit ausgebreiteten Flügeln und schützte den heiligen Mann vor dem Regen, indem er ihn, immer über ihm schwebend, bis zu seiner Wohnung begleitete.

Die Kirche des heiligen Medardus in Paris besaß vor der großen Revolution einen Altar, welchen die Gilde der Regen- und Sonnenschirmmacher ihm geweiht hatte. In der von Mercier gegebenen Beschreibung dieser Kirche wird erzählt, daß sie merkwürdig war wegen eines sonderbaren Regenschirmes, welcher in der Form eines Domes den Altar des heiligen Medardus beschattete und so construirt war, daß er in einem Augenblicke ausgespannt wurde, obgleich er dann eine solche Größe erhielt, daß bequem sechs Mann darunter stehen konnten; zusammengezogen bildete er einen Baldachin mit Straußfedern auf der Spitze, die sich sehr artig ausgenommen haben sollen.

Die Bewegungen der Erdrinde. „Fest wie der Erde Grund," sagt zwar unser Schiller, doch wie es um die Festigkeit dieses Grundes steht, zeigen nicht nur die neuesten furchtbaren Erschütterungen im südlichen Italien, sondern auch die stetigen, ihrem Umfange nach so ungemein beträchtlichen Veränderungen auf dem Erdballe. Von letzteren sagt v. Rougemont in seinem neuesten Werke: „Geschichte der Erde," übersetzt von Favarius (Stuttgart, Besser): „Andere Thatsachen deuten dagegen an, daß unser Planet noch nicht in seinen definitiven Zustand eingetreten ist, daß er jeden Augenblick seinen Continenten eine neue Form geben kann und daß er sich für irgend eine ungeheure Katastrophe bereit hält. Ein großer Theil der Erdoberfläche ist beständig in Bewegung, hier sich senkend, dort sich erhebend und dem Meere Gebiete abgewinnend oder verlierend. An der Küste von Puzzuoli ist der berühmte Tempel des Serapis bis fünf Meter unter das Wasser hinabgestiegen und später wieder über den Meeresspiegel erhoben worden. Mittelitalien, Sardinien, Schweden haben gewisse Steilen, die in jenen Zeiten, als sie schon von Menschen beobachtet waren, versanken, darauf aber von im Innern der Erde unaufhörlich thätigen plutonischen Gewalten emporgehoben wurden. (Der Uebersetzer schrieb das Wort „thätig" am 25. Juli 1857 gegen 12¾ Uhr, als sein Pult sich durch einen verticalen Stoß erhob, dem einige Secunden nachher eine Schwingung von Nordwest nach Südost folgte, die die Klingel des Hauses in Bewegung setzte.) Ganz Schweden (Schonen ausgenommen) steigt langsam, doch ungleichmäßig über das baltische Meer, welches sich zurückzieht und seine ehemaligen Ufer trocken läßt. Die Westküste Arabiens bietet dieselbe Erscheinung. Die Küste Grönlands hingegen hat sich seit vier Jahrhunderten auf einer Länge von 200 französischen Meilen fortwährend gesenkt. Im Jahre 1819 ist der untere Lauf des Indus durch das plötzliche Erscheinen eines Erdrückens von zwanzig Meilen Länge und sechs Meilen Breite und durch das Einsinken eines parallelen Erdgürtels bedeutend verändert. In der neuen Welt sinken, während heftige Erdbeben die Küste von Chile emporheben, die Chiloe-Inseln im Süden unter den Spiegel des Oceans. Die erstaunten Eingebornen finden ein tiefes Wasser, wo jüngst noch eine Muschelbank war, die sie mit ihren Reichthümern ernährte, und der Wald, der ihnen das Holz lieferte, ist mit mehreren Fuß Wasser bedeckt, oder ist von irgend einer ungeheuren Welle mit fortgerissen, die von einem Erdbeben in Bewegung gesetzt wurde, und dabei den Boden hoch mit Producten des Oceans bedeckt hat. Von Otahaiti bis Madagaskar sind, wenn man sich auf Beobachtungen verlassen kann, alle Länder in Bewegung: die Gesellschafts- und die niedrigen Inseln senken sich allmählich auf einem Raum von 500 Meilen Länge und 150 Meilen Breite. Die neuen Hebriden, die Salomonsinseln und die Inseln von Neuirland haben sich dagegen erhoben, und in den weiten Seestrichen zwischen diesen Herden entgegengesetzter Thätigkeit sieht man steigende und sinkende Inseln regellos unter einander zerstreut, und durch die Erdbeben alle gleichmäßig in Bewegung gesetzt. Mehr nach Westen wiederholen sich dieselben Erscheinungen. Neuguinea, Timor, Java, Sumatra steigen empor, wie es ihre Ufer bezeugen, während an der Ostküste von Australien in Folge eines langsamen Sinkens der Canal, der sie von ihrer ungeheuren Vormauer der Korallenbänke trennt, sich mehr und mehr erweitern soll. Im Südwesten der Sundastraße sinken die Keeling- und Cocosinseln, die in zehn Jahren durch drei Erdbeben erschüttert wurden, unbestreitbar." So steht es auf der Erde aus, das feurig-flüssige Erdinnere erkaltet nach der früher erkalteten starren Erdkruste immer mehr, letztere zieht sich zusammen und ruft die gewaltigsten Veränderungen und Erschütterungen dadurch hervor.

Die Arbeiterassociationen in Paris. In einem kürzlich erschienenen Werke von Vicomte Lemerier über die Arbeiterassociationen in Paris findet man einige sehr interessante noch nicht veröffentliche Daten, welche wir hier mittheilen. Diese Associationen bestehen zum Theil blos aus Arbeitern, zum Theil auch aus Arbeitern und Principalen; einige der Gesellschaften wurden von der Regierung unterstützt, andere stehen ganz auf eigenen Füßen. Von den ersteren, deren Anzahl sich im Jahre 1848 auf 70 belief, existiren nur noch neun in Paris und zwei in den Departements. Die Association der Sammetarbeiter in Lyon beschäftigt 1000 Weber und 1000 andere Arbeiter. Die Association der Vergolder in Paris besteht schon seit 22 Jahren, wo sie mit vier Arbeitern anfing; in einem Berichte an die Nationalversammlung im Jahre 1850 ertheilt der Berichterstatter Herr Lefebvre-Duruflé dieser Gesellschaft das größte Lob. Ferner ist zu erwähnen die Association der Lehnstuhlmacher in der Vorstadt St. Antoine, welche mit 504 Francs anfing, jetzt 68 Arbeiter und 100 Gehülfen zählt, ein Capital von 31,800 Francs besitzt, jährlich für 400,000 Francs Geschäfte und einen Profit von 11,000 Francs macht, dann zählen wir noch die Association der Feilenhauer und die der Drucker; letztere ist im besten Stande und ihre Mitglieder verdienen mehr als die Arbeiter in den Druckereien. — Die zweite Classe dieser Associationen, diejenigen, welche ganz auf eigenen Füßen stehen und sich selbst herausgearbeitet haben, verdienen unstreitig weit mehr Interesse als die ersteren; viele von ihnen wurden im Jahre 1851 genöthigt, sich aufzulösen, namentlich die vortrefflichen Associationen der Zeugdrucker, der Riemenschneider, der Kleidermacher ꝛc. Unter den noch jetzt bestehenden verdient die der Klempner besondere Erwähnung. Als sie sich in einem sehr bescheidenen Locale in der Vorstadt St. Antoine installirt hatte, blieben noch 10 Frcs. in der Casse. Es fehlte an Arbeit: eine Laterne von 12 Frcs. blieb lange Zeit die einzige Bestellung. Mit Geduld und unerhörten Anstrengungen erhielt man im Jahre 1849 endlich Arbeit, so daß man sogar sparen konnte, in der Casse sind 710 Frcs., sie wird gestohlen und die Gesellschaft geräth wieder in's Elend; die übrigen Associationen stehen ihr bei und machen Vorschüsse, welche Souweise zurückbezahlt werden. 1850 bezog die Gesellschaft ein besseres Local; durch Erfahrungen klug geworden, verbesserte sie ihre Statuten, und jetzt zählt sie 45 Mitglieder. Ebenso ist es mit der Association der Stuhldrechsler gegangen, welche sich jetzt durch ihre Sittenstrenge und ihre guten Geschäfte auszeichnet. — Kurz, im Allgemeinen sind die Hauptcharakterzüge dieser freien Association folgende: „im Anfang haben die Arbeiter den schwersten Stand; verlieren sie aber den Muth nicht, so werden sie nicht nur besser, sondern erhalten auch eine unbezwingbare Energie. Um die Gesellschaft zu gründen oder ihr im Fall der Noth beizustehen, haben die Arbeiter manchmal ihre Kleider, die Frauen und Mädchen ihre Schmucksachen auf's Leihhaus getragen. Ausgezeichnete Arbeiter opfern einen hohen Lohn, und begnügen sich mit Wenigem, nur um die Gesellschaft zu halten. Diese Beharrlichkeit und Ausdauer hat auch meistens ihren Lohn gefunden. Unter den Mitgliedern herrscht die größte Brüderlichkeit, die lobenswertheste Rechtschaffenheit und Aufmerksamkeit und ein unerschütterliches Vertrauen in die Stärke der Gesellschaft. Was ihnen besonders nachzurühmen ist, das ist die aufrichtige Erkenntniß der eigenen Fehler, und das fortwährende Streben nach Besserung in der Organisation der Gesellschaft, wozu die harte Erfahrung nicht wenig beigetragen hat.

Morgenländische Sage vom Weine. Die verschiedenen Wirkungen des Weingenusses sucht eine mohammedanische Sage auf folgende Weise zu erklären. Als Noah den ersten Weinstock gepflanzt hatte, trat in der Nacht darauf der Satan herzu und sprach: „Liebe Pflanze, ich will dich düngen." Und er schlachtete zuerst ein Lamm, dann einen Löwen und zuletzt eine Sau, und goß das Blut aller drei Thiere rings um das Gewächs. Darum macht der Wein, mäßig genossen, des Menschen Herz mild wie ein Lamm; trinkt er mehr, so wird er aufgeregt wie ein Löwe; überschreitet er endlich das Maß gar zu sehr, so verliert er seine Sinne und wälzt sich wie eine Sau im Kothe.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№. 6. 1858.

Die Gartenlaube

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich $1^1/_2$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der gefangene Dichter.

Von Levin Schücking.

I.

Einer der großartigſten Reſidenzbaue des vorigen Jahrhunderts iſt der, welcher den Großherzogen von Heſſen und bei Rhein zum Aufenthalte dient. Wäre er ſo vollendet, wie Landgraf Ernſt Ludwig, der fromme, thätige, väterlich ſorgende Fürſt ihn auszuführen beabſichtigte, ſo würde er an Pracht und Umfang wetteifern mit der größten aller Reſidenzen, welche das an ſolchen Schöpfungen ſo fruchtbare achtzehnte Jahrhundert errichtete, mit dem ungeheuern Sommerhauſe der neapolitaniſchen Bourbons zu Caſerta. Leider aber ſind Monſieur Rouge de la Foſſe's, des Architekten, Pläne nur zum vierten Theile ausgeführt, und das Modell im Muſeum zu Darmſtadt gibt ein Bild deſſen, was das Ganze werden ſollte nach der Idee ſeiner Gründer. Aber iſt der große Bau von Ernſt Ludwig's Nachfolgern nicht vollendet, ſo iſt er von ihrer Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft im Innern durch die geiſtigen Schätze, welche nach und nach darin gehäuft wurden, deſto reicher ausgeſtattet. Schon die Regierungsperiode des Landgrafen Ludwig IX. legte den Grund zu dieſen Schätzen und zwar in Folge des regen Eifers, der für jedes Gebiet geiſtigen Strebens und humaner Bildung in der großen und edlen Seele der Landgräfin, der ſchönen und vielgeprieſenen Caroline lebte. Sie auch hat die Schloßſchöpfung des Vorfahren mit ſinnigem Geſchmack ergänzt, indem ſie jenen Park hinzufügte, der ſich auf der Nordſeite der Reſidenz ausdehnt, und jetzt mit ſeinen Anlagen, ſeinen ſchönen Baumgruppen, ſeinem kleinen See das Publicum auf die kiesbeſtreuten Pfade lockt.

In einer der regelmäßigen und reinlichen Straßen der großherzoglichen Hauptſtadt, welche dieſem „Herrengarten" nahe liegen, ſteht ein einfaches zweiſtöckiges Haus, wenn wir nicht irren, mit dem Buchſtaben E. und der Nummer 90. Dies Haus wird als eine Merkwürdigkeit den Fremden gezeigt; das heißt, wohlverſtanden, denjenigen Fremden, welche danach fragen ſollten, und deren ſind freilich gerade nicht allzuviel; denn wer in unſerer vielbeſchäftigten Zeit hat ſo viel Muße übrig, um ſich der Betrachtung alter Häuſer hinzugeben, und ſeine Theilnahme haften zu laſſen an Mauern und Wänden, die höchſtens wohl „Ohren", aber leider keinen Mund beſitzen, womit ſie erzählen könnten, was ſie einſt Alles vernommen und erlauſcht haben! Wäre das der Fall, dann freilich würde unſer Nr. 90 E. manches tiefbedeutſame Wort, manche weittragende Idee, manchen hinreißenden Ausdruck einer dichteriſchen Inſpiration uns überliefern können, die wohl werth, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. Denn in dieſem Hauſe wohnte einſt Johann Heinrich Merk, und unter ſeinem Dache kehrten die „ſchönen Geiſter" einer Periode ein, über welcher ein ſo ſchöner Geiſt der Humanität und des von neuen und großen Gedanke, befruchteten dichteriſchen Schaffens und Lebens ſchwebte.

Es war an einem warmen, klaren und einen heißen Tag kündenden Morgen im Sommer des Jahres 1772, als aus dieſem Hauſe des Herrn Kriegszahlmeiſters Merk ein junger Mann heraustrat, mit leichtem elaſtiſchen Schritt die drei oder vier Stufen vor der Hausthüre niederſtieg, und ſich dann jenen erwähnten nahegelegenen Anlagen des „Herrengartens" zuwandte. Da ſein Weg eine Strecke weit ſich im Schatten einer Häuſerreihe hielt, ſo ſchien er den Schutz ſeines kleinen dreieckigen Hutes, mit der ſchmalen Goldborte umher, für überflüſſig zu halten; er trug ihn in den über den Rücken gelegten Armen. Das unbedeckte Haupt bot ſich mithin frei der Beobachtung dar, und es konnte in der That nichts geben, was einer aufmerkſamen Beobachtung würdiger geweſen, als eben dieſes wunderbar ſchöne Jünglingshaupt. Seine ſtrahlenden braunen Augen, ſeine kräftig geformte, in der Mitte etwas erhobene Naſe, mit den ſtark ausgebildeten Flügeln, dem Zeichen der Race, des Muths und des Uebermuths; der regelmäßig gezeichnete Mund mit dem hohen Incarnat der Lippen, und das männlich ſtark ausgebildete Kinn — alles das bildete etwas, wie einen Normalkopf, und erinnerte an plaſtiſche Kunſtſchöpfung. Das ſchönſte an dieſem Kopfe war aber unſtreitig die Stirn, welche mit der der Ludoviſiſchen Juno an Regelmäßigkeit der Conturen und an ſprechendem Ausdruck wetteifern konnte. Sie trat, obwohl ſie nicht vorgewölbt war, ſondern eher etwas hinter die ſenkrechte Linie zurückwich, doch um ſo mehr hervor, als der junge Mann das ſorglich gepuderte Haar ſtraff zurückgeſtrichen und hinter dem Nacken in einen ſtattlichen Zopf zuſammengebunden trug.

Der Zopf war aber nicht das Einzige, was der Fremde von dem charakteriſtiſchen Coſtüme von Anno 1772 an ſich aufwies. Er war im Gegentheil ganz nach Mode des Tages und zwar mit Sorgfalt gekleidet; in weißer Pattenweſte, im Rock von dunkelgrünem leichten Sommerzeuge, in kurzen Beinkleidern von ſchwarzem Halbſammet und ſchwarzſeidenen Strümpfen; den Degen, welcher damals zur Toilette eines ſolchen Cavaliers gehörte, hatte er jedoch fortgelaſſen.

Mit raſchen, feſten, faſt eiligen Schritten ging er dem „Herrengarten" zu. Aber in eigenthümlicher Weiſe veränderte ſich ſein Gang, wir möchten ſagen, ſein ganzes Weſen, als er im Bereiche des einſamen, um dieſe Stunde von Niemandem beſuchten Gartens war. Seine Schritte wurden plötzlich langſam, ſeine Art, ſich zu bewegen, bekam etwas Unſtätes — es drückte ſich etwas wie ein zielloſes Schweifen darin aus; er ſchlenderte bald an der rechten

Digitized by Google

Seite des breiten gewundenen Pfades, bald war er zur Linken hinübergeschwankt, und eben so träumerisch irrend schweiften seine Blicke umher; bald ruhten sie auf einer Blumencorbeille, bald auf einer Gruppe von Bäumen, und als er endlich an dem kleinen See angekommen, auf welchem sich ein paar Schwäne bewegten, blieb er stehen, und schien die Blicke nicht von ihnen losreißen zu können, als ob er seine Freude daran habe, wie die schönen, mit einer so poetischen Mission unter den übrigen Geschöpfen bevorzugten Thiere — der nämlich, sich von allen Dichtern aller Zeitalter besingen zu lassen — an nichts Anderes dachten, als die Hälse in's Wasser zu tauchen, und die Köpfe in den Schlamm zu stecken.

Als er endlich genug zu haben schien an diesem Schauspiel und sich abwandte, um weiter zu gehen, erblickte er in einiger Entfernung einen jungen Gärtner oder Gartengehülfen, der neben einem der Blumenbeete stand, und seine auffallend stattliche, kräftige Gestalt müßig gaffend auf die Schaufel lehnte — so daß ihm der Fremde gerade in derselben Weise zum Schauspiel gedient zu haben schien, wie diesem die beiden Schwäne.

Dem Fremden mochte die Entdeckung, so beobachtet worden zu sein, wo er sich ganz unbelauscht gewähnt, ein unbehagliches Gefühl erregen. Er ging jetzt rasch mit demselben straff elastischen Schritt, den er gehabt, als er sich noch in der Stadt befunden, weiter. Der Weg, den er verfolgte, und der sich schlangenartig zwischen den großen Rasenflächen umherwarf, führte ihn gegen sein Erwarten mit einer plötzlichen Wendung ganz in die Nähe des Gärtners.

Es war, wie gesagt, ein großer, kräftig gebauter Bursch mit einem echt deutschen Blondkopf, hübsch, frisch, von der Sonne gebräunt und dabei höchst kecken, unternehmenden Blicks.

Mit einem spöttischen Lächeln folgte er den Bewegungen des Fremden, und sah ihm mit demselben spöttischen Lächeln in's Gesicht, während der junge Mann durch seinen Weg fast in gerader Richtung auf ihn zugeführt wurde.

Den jungen Cavalier schien dies höchlichst zu verdrießen, und um den Burschen in seine Schranken zurückweisen, blieb er neben ihm stehen, und sagte mit ziemlich befehlendem Tone:

„Schneide Er mir doch ein Bouquet aus den Blumen dort!"

Der Gärtnerbursch rührte sich nicht; auf seine Schaufel gestützt bleibend, antwortete er:

„Hier wird nichts abgeschnitten!"

„Und weshalb nicht?"

„Weil's verboten ist für Fremde."

„Ich bezahl's ihm!"

„Für Fremde geht's nicht!"

„Ich bin Seiner Herrschaft nicht fremd!"

„Ist Er ein Herr vom Hofe?"

„Vom Hofe? Nun ja, vom Hofe Apoll's, guter Freund!"

Der Gärtner schüttelte den Kopf. Der Fremde aber schien sich auf seinen Strauß zu capriciren. Er wollte nicht abziehen ohne ihn. Der Bursche sollte nicht mit doppeltem Spott ihm nachschauen.

„Geb' Er das Bouquet nur immer her. Ein gutes Trinkgeld soll Ihm werden," fuhr er immer in demselben befehlenden Tone fort.

„Was will Er mit dem Strauß?" versetzte der Gärtnerbursche. „Er kommt damit gar nicht zum Garten hinaus; an den Ausgängen wird vigilirt, von den Aufsehern, den Schildwachen — die werden Ihn anhalten, wenn Er mit Blumen daher kommt."

„Thut nichts — ich werde den Aufsehern ein Stück Geld in die Hand drücken."

„Ist hierorts nicht Mode, das Geldindiehanddrücken!" antwortete der Gärtner lächelnd. „Und noch einmal, was will Er denn mit dem Strauß, daß Er sich's so viel will kosten lassen?"

„Was geht's Ihn an?"

„Nun, ich meinte nur —" versetzte der Bursch, sich jetzt abwendend und seine Schaufel ergreifend, um die Erde zwischen den Blumen damit aufzulockern.

Der junge Herr zog seine Börse hervor und nahm ein paar Silberstücke heraus.

„Das erhält Er für den Strauß," sagte er.

Der Gärtner hielt in der kaum begonnenen Arbeit inne und blickte den Fremden verwundert an. Eine solche Hartnäckigkeit und zwar, wie es doch allen Anschein hatte, blos um die Befriedigung eines launenhaften Wunsches zu erreichen, mochte ihm etwas Neues sein. Er kannte den Eigensinn einer Poetenphantasie nicht.

„Geld thut's allein nicht," antwortete er dann; „wenigstens gehören auch gute Worte dazu. Was will Er mit dem Strauß?"

„Muß ich denn durchaus etwas damit wollen?"

„Weil Er sich's so viel will kosten lassen, ja!"

„Gut denn — ich will ihn meinem Schatz schenken."

„Das ist etwas Anderes!" sagte der Bursche, indem er sein krummes Gartenmesser hervorzog.

„Hat Er je von der Blumensprache gehört?"

„Müßt ich doch nicht Gärtner sein, hätt' ich nicht wohl davon gehört; aber ich verstehe mich nicht darauf. Bin noch nicht lang' in dem Geschäft!"

„Nun, seh Er, die Levkoien da, die Er mir schneidet, die bedeuten: „heut komm ich!" und die dunkle Nelke — geb' er mir die dunkelrothe Nelke hinein, die bedeutet: „um sieben Uhr, wenn der Abend purpurn niederdunkelt!""

„Das ist hübsch," sagte der Gärtner. „Und dieser Goldlack, bedeutet der auch etwas? Soll ich ihn hinzugeben?"

„Freilich — „ich bin Dir treu wie Gold" bedeutet er — und „bleib' Du mir auch im Stillen hold" sagt die Aurikel; so, schneide Er von beiden ab."

„In der That, die Blumensprache gefällt mir, ich danke Ihm für den Unterricht; will mir's merken:

Ich bin Dir treu wie Gold,
Bleib' Du mir auch im Stillen hold —"

recitirte, wie um sich's einzuprägen, der Gärtnerbursche.

„Und dann," fuhr er fort:

„Wenn der Abend purpurn niederdunkelt —"

„Aber da fehlt der Reim darauf; müßt' so etwas sein, wie munkelt — funkelt —"

„Richtig," fiel der junge Fremde ein, „funkelt — etwa:

Dem Sterne gleich Dein schönes Auge funkelt!
Der Gedanke zwar ist wenig neu,
Doch Anlage hat Er zur Poeterei! — —

„Am Ende finden wir noch, daß wir Brüder im Apoll sind!"

„Apoll, was besagt das?" fragte der Bursche, indem er sich aufrichtete, die geschnittenen Blumen ordnete und einen kleinen Knäuel Bast aus der Brusttasche hervorzog, um den Strauß zu binden.

„Nun will Er gar noch Unterricht in der Mythologie, nachdem er die Blumensprache bereits gelernt. Das nächste Mal, mein Freund! heut' sage ich ihm nur, daß Brüder im Apollo nicht immer so viel heißt, wie gute Brüder!"

Der Gärtner überreichte seinen Strauß.

„Ich danke Ihm," sagte der junge Herr. „Da nehm' Er sein Trinkgeld. Adieu!"

„Adieu," versetzte der Gärtner, und während der Andere sich zum Gehen wandte, rief er ihm lachend nach: „Und viel Vergnügen auf den Abend, Herr Bruder!"

II.

Der Fremde verschwand hinter den nächsten Gebüschpartien. Der Gärtnerbursche nahm seine Arbeit vor, aber nach wenigen Minuten warf er seine Schaufel über die Achsel, als ob ihn das Geschäft, das er begonnen, langweile, und den Dessauer Marsch pfeifend ging er gemächlich geraden Weges, ohne sich reglementmäßig den Windungen der Pfade zu fügen, über dem Rasen davon. Er suchte den dem Schlosse zunächst liegenden Theil der Anlagen auf und näherte sich hier einem hübschen kleinen Hause, das unter einer Gruppe hoher Pappeln, von dichtem Gebüsch umgeben, gar idyllisch dalag. Es war weiß beworfen, an der Süd- und Westseite von Reben umsponnen; zur Rechten und Linken der niedern Thür zeigten sich Staffelbänke, die eine Fülle von Blumen in Töpfen trugen. Da das Gebäude obendrein nicht gar weit von dem großen eisernen Gitterthore entfernt lag, welches den Haupteingang in die Anlagen bildete, so war unschwer in dem freundlichen Häuschen die Wohnung des Obergärtners zu erkennen.

Als der Gärtnerbursche das Haus erreicht hatte, lehnte er seine Schaufel an die Mauer desselben, zog seine leichte graue Leinenjacke glatt, nahm sodann den Strohhut ab, um sich das Haar aus der Stirn zu streichen und zu ordnen, und nachdem er

Digitized by Google

endlich einen Blick an sich selber herabgeworfen, wie um den ganzen Zustand seiner äußeren Erscheinung zu mustern, begann er, den Blicken eine andere Richtung zu geben. Er spähte nämlich mit einer gewissen Unruhe durch die offene Hausthüre in das Innere des Häuschens; er ging darauf zum nächsten Fenster, — sodann zum zweiten und endlich zu einem dritten; aber überall stieß sein suchendes Auge auf einen neidischen Vorhang von rothgewürfeltem Calico, der hinter den Scheiben hing und jeden Einblick in die inneren Räume des idyllischen Hauses unmöglich machte. Mißvergnügt wandte sich der Bursche jetzt der Hausthüre zu — er setzte zögernd den Fuß auf die Schwelle — aber im nächsten Augenblicke zog er ihn wieder zurück, begann auf's Neue den alten Dessauer zu pfeifen und mit auffallend erhellten Zügen ging er von dannen, der Rückseite des Hauses zu.

Nach wenigen Augenblicken kehrte er zurück, eine Leiter von ansehnlicher Länge auf der Schulter tragend. Er wandte sich damit nach der einen Giebelwand des Häuschens, lehnte die Leiter daran und stieg nun empor, bis auf die obersten Staffeln. Hier bog er vorsichtig, etwas scheu, wie es schien, den Kopf so zur Seite, daß er in das halb geöffnete Fenster, welches oben im Giebel angebracht war, blicken konnte. Eine Weile spähte er ungestört hinein; plötzlich aber, mit einer Bewegung so hastig, daß er beinahe das Gleichgewicht darüber verloren hätte, wandte er sich ab, stieg eine Staffel tiefer und begann mit wunderbarer Hast und grenzenlosem Eifer Rebenblätter abzupflücken.

Das Fenster oben hatte sich unterdeß auch zur anderen Hälfte geöffnet und ein ganz allerliebster feiner, schwarzäugiger Mädchenkopf blickte heraus.

„Aber Wilhelm, um Gotteswillen, was macht Er? Ist Er toll? Schämt Er sich denn nicht?" sagte das junge Mädchen zornig.

„Schämen? Ei, weshalb denn, liebreizende Jungfer Minette?"

„Daß Er so keck und unartig ist, in meine Kammer hineinzuspioniren — und dazu hat Er am hellen Tage die Leiter an die Wand gestellt, damit's Jedermann sieht, der Augen hat!"

„Weiß denn Jedermann, wo Ihre Kammer ist, Jungfer Minette?" fragte der Bursch.

„Er ist abscheulich!"

„Levkoie!"

„Nun, macht Er bald, daß Er da fortkommt?"

„Goldlack!"

„Wilhelm, ich rufe den Vater, wenn Er nicht geht."

„Aurikel!"

„Ich glaube, Er ist übergeschnappt!"

„Das bin ich freilich, und zwar aus Liebe zu einer so ungebildeten Person, die nicht einmal die Blumensprache versteht! Das war Alles Blumensprache, Minette!"

„Meinethalben spreche Er mit den Blumen, aber hier hat Er nichts zu schaffen!"

„Allerdings! ich habe alle Hände voll zu thun. Ich muß die Weinblätter abpflücken, damit die Sonne die jungen Trauben bescheinen kann; es ist die höchste Zeit, daß die Arbeit geschieht!"

Und nach diesen Worten gab Wilhelm sich auf's Neue eifrig seiner Beschäftigung hin.

Minettens Zorn über ihn mußte nicht von der gefährlichsten Art sein. Sie blieb mit dem Oberkörper in dem Giebelfenster liegen und sah ihm aus ihren schwarzen Schelmen-Augen lächelnd zu.

Nach einer Weile blickte Wilhelm blinzelnd zu ihr auf.

„Jungfer Minette," sagte er, „wie wird's am Sonntag? Hat Sie's dem Vater gesagt?"

Minette schüttelte den Kopf.

„Sie will's nicht?"

„Was nützt's? Er leidet's nicht, daß ich mit Ihm zum Tanze geh'. Der verlaufene Schwab', der Wilhelm Rath, ist ein Obenaus und Nirgendsan, sagt er."

„Ich danke Ihr, Minette."

„Mir?"

„Nun ja, weil Sie's so hübsch boshaft nachspricht. Und ich hätt' Ihr doch ein hübsches seidenes Band geschenkt, wenn Sie am Sonntag mit mir nach Bessungen hinaus zum Tanz gegangen wäre! Ich habe Geld, Minette."

Wilhelm Rath klimperte mit den erhaltenen Silberstücken in der Tasche.

„So mach' Er sich ein Vergnügen damit; geh' Er heut' Abend in den Birngarten Kegel schieben; es wird eine silberne Uhr ausgesetzt."

Wilhelm schüttelte mißvergnügt den Kopf.

„Geh' Er nur immer hin," fuhr Minette fort, „Er thut mir einen Gefallen damit."

„Wenn ich Kegeln geh'?"

„Nun ja; es fällt den Leuten auf, daß Er alleweile die Abende hier umherlungert. Er geht nirgendwo hin. Er bringt mich in's Gerede."

„Was schadet's, allerholdseligste Jungfer Minette? Bin ich denn kein anständiger Freier für die Jungfer? Bin guter ordentlicher Leute Kind. Mein Geschäft, die Gärtnerei, versteh' ich auch. Daß ich bin durchgebrannt von den Soldaten fort und über die Grenze von unserm guten Schwabenländle — nun, das kann mir nicht schaden, bei keinem Menschen nicht. Wen die Werber gefaßt haben, der ist übel daran, absonderlich bei unserm Karl Herzog; und wer sich nicht aus dem Staube macht, sobald er Weg und Steg sieht, der ist ein Narr. Ich hab's deshalb kein Hehl, daß ich das abscheuliche Ding, den Schießprügel, weggeworfen habe. Ihr Vater weiß es auch, Jungfer Minette; er hat mich doch zum Gehülfen angenommen und ich denk', er nimmt mich noch zu etwas Besserem an."

„Was Er sich einbildet!" entgegnete Jungfer Minette spöttisch, und eine Handvoll Blätter von den Reben, die bis zu ihrem Fenster hinaufgeklettert waren, abreißend, um sie dem jungen Manne auf den Kopf zu werfen.

Wilhelm ergriff eine der lang niederhängenden Loden und führte damit einen Schlag nach dem jungen Mädchen.

Dieses sprang kichernd zurück und verschwand hinter dem Fenster.

Wilhelm schaute eine Weile in die Höhe, mit seiner Rebe bewaffnet, wie um den Schlag zu wiederholen, sobald sie sich auf's Neue erblicken lasse. Aber Minette erschien nicht.

„Minette!" begann er leise zu rufen.

Keine Antwort.

„Allersüßeste Jungfer Minette!"

Der schwarze Lockenkopf ließ sich bemerken, wie er vorsichtig um die Kante der Fenstereinfassung schaute.

„Will Er den Rebenzweig fallen lassen," kicherte sie, „sonst ...." und dabei streckte sie ihren hübschen runden Arm, den der offene Aermel des Morgenjäckchens vom Ellenbogen an unbedeckt ließ, über Wilhelms Haupt mit einem vollen Glase Wasser aus und drohte, dies über ihn niederzugießen. „Will Er sich jetzt auf's Bitten legen?"

„Thu' ich etwas Anderes, als mich auf's Bitten legen bei der Jungfer Minette?" entgegnete er, sich rasch zur Seite wendend, um dem drohenden Gusse auszuweichen. „Wenn's nur hälfe bei der hoffährtigen Jungfer Minette. Sie ist gar zu stolz auf ihr verwettert hübsches Lärvchen und ihres Vaters große eiserne Geldkiste."

„Geldkiste? Welche Geldkiste?" versetzte Minette, indem sie das Glas neben sich auf die Fensterbank setzte.

„Nun, die große Geldkiste, die der Vater in der Hinterstube hat, die er Niemanden betreten läßt und immer so sorgfältig verschließt."

Minettens Züge wurden plötzlich ernst. Sie schüttelte ihren hübschen rosigen Kopf und sagte:

„Einfältig Gerede! Kümmere Er sich nicht darum."

„Nun, was hat's denn sonst zu bedeuten, wenn's nicht wahr wäre, was die Leute sagen, der Gärtner habe einen grausam reichen Onkel in Westindien beerbt und das Geld sei in einer großen eisernen Kiste gekommen und die habe der Gärtner in seiner Hinterstube fest in die Wand mauern lassen?"

„Davon ist keine Sylbe wahr, Wilhelm. Wenn Er deshalb nach mir freit, so lasse Er's nur ja bleiben!"

„Es ist aber doch wahr, daß Niemand je von dem Gärtner in die Hinterstube gelassen ist; daß er nie einen Schritt aus dem Hause setzt, ohne vorher nachgesehen zu haben, ob auch die Thüre fest verschlossen; daß die Fenster mit dichten Vorhängen sorgfältig verschlossen sind, so daß Niemand vermag, einen Blick hineinzuwerfen — was bedeutet denn das Alles?"

„Frag' Er den Vater!“ entgegnete Minette, ernst lächelnd.

„Ich werde mich hüten. Wer ihn fragt, den wirft er zur Thüre hinaus. Also muß doch etwas ganz Absonderliches in der Stube sein. Etwas Lebendes ist's nicht, denn dann müßte man bemerken, daß Speise und Trank hineingebracht würde —“

„Vielleicht geschieht's des Nachts, wenn Alles schläft,“ warf Minette spöttisch ein.

Wilhelm schüttelte den Kopf.

„Dann müßt' ich's hören,“ sagte er; „denn ich, Jungfer Minette, damit Sie's nur weiß, ich schlafe mein Lebstage nicht.“

„Bei Tage nicht, das glaub' ich.“

„Auch in der Nacht nicht, weil ich an meinen allerholdseligsten und allergrausamsten Schatz denke.“

Minette griff wieder zum Wasserglase und streckte es lachend über Wilhelms Kopf aus. Dieser bog zur Seite aus, aber der Guß kam nicht.

„Nachts,“ fuhr der Gärtnerbursche dann fort, „bleibt's im ganzen Hause still. Also ein Mensch kann's nicht sein, der in der Hinterstube versteckt ist. Eine rare Pflanze, welche der Gärtner erzöge, auch nicht, die müßte Licht und frische Luft haben. Was ist's nun? Der Gärtner wird doch Niemanden todtgeschlagen und darin versteckt haben? Es ist freilich nicht mit ihm zu spaßen, er kann zornig genug werden, wenn ihm etwas in die Quere kommt!“

„Wie mag Er nur so abscheuliches Zeug reden,“ versetzte Minette, die Farbe leicht wechselnd; „pfui, Wilhelm!“

„Aber es muß doch seinen Grund haben,“ fuhr der Gärtnerbursche fort.

„Den hat's auch, seinen guten Grund, daß der Vater Niemanden in die Stube läßt. Aber es hat sich auch keiner darum zu kümmern — Er auch nicht, versteht Er, Wilhelm! laß Er's sich gesagt sein oder mit unserer Freundschaft ist's ein für alle Mal aus, daß Er's weiß. Laß Er die Leute reden, wenn's ihnen Vergnügen macht, thörichtes Zeug zu schwätzen!“

Und damit zog sich Minette vom Fenster zurück.

Wilhelm blickte eine Weile hinauf, um zu sehen, ob sie nicht wieder erscheine.

„Sie hat's quer genommen, daß ich endlich einmal davon begonnen habe,“ sagte er dann halblaut für sich. „Und so klug bin ich, als wie zuvor. Curios ist's bei alle dem. Neulich Abends kommt der Lehrbub', der Matthes, gelaufen und sagt, er habe in der Dämmerung die weiße Frau über den Schloßplatz her in den Garten schreiten sehen verschleiert, langsam sei sie daher gegangen und auf des Gärtners Wohnung zu — die Thüre sei wie von selbst vor ihr aufgesprungen — drinnen sei sie verschwunden ... hat der Bube gelogen oder die Wahrheit gesprochen? Ja, ja, seltsam ist's, die Geschichte mit der Hinterstube; wie oft hab' ich mich auf die Lauer gelegt, aber wahrzunehmen ist nichts. Nun freilich, wenn etwas wahrzunehmen ist, wird's der Herr Gärtner schon vorher wissen, und dann heißt's: Wilhelm, die Bäume hinten im Küchengarten müssen heute beschnitten werden, und Du, Matthes, lauf' nach Kranichstein, dem Herrn Wildmeister sollst Du Duttenreiser bringen — damit sind die Aufpasser beseitigt!“

III.

Kehren wir jetzt zu dem jungen Manne mit dem Strauße zurück. Er hatte sich in einen der abgelegensten Theile der Anlagen begeben und dort auf eine Gartenbank niedergeworfen. Hier hatte er lange gesessen, das Haupt auf die Lehne der Bank zurückgelegt und so in die dunkle Bläue des Himmels starrend. Sein Auge hatte dabei einen eigenthümlichen schwärmerischen Glanz angenommen; auf seiner schönen Stirn lag etwas wie ein Weben unendlich beglückender hochfliegender Gedanken. Dann stand er auf und sagte halblaut für sich:

„Genug geträumt in der freien schönen Gotteswelt! Wir müssen jetzt zu Merk zurückkehren, der von seinem Kriegszahlamt nun wieder daheim sein wird. Wollen hören, wie Johann Heinrich Reinhard der Jüngere* über all die Sachen denkt, die uns durch den Kopf gegangen, und welche Bosheiten er uns und allen seinen lieben Mitchristen an den Kopf werfen wird!“

Mit raschen Schritten suchte er dann den Ausgang auf und zwar den Hauptausgang nach dem Schloßplatze hin, in dessen Nähe die Wohnung des Gärtners lag. Ein paar hundert Schritt von demselben entfernt blieb er plötzlich stehen.

„Aber mein Strauß!“ sagte er, indem er das große Bouquet, welches Wilhelm ihm vor einer Weile hatte schneiden müssen, betrachtete und sein Gesicht darin barg, um den Duft in langen Zügen einzusaugen. „Schöner Strauß, Du bist Contrebande! Am Thore werden wir auf eine Wache oder einen Aufseher stoßen, die Dich confisciren und am Ende den Frevler, der Dich trägt, dazu! Soll ich ihn fortwerfen? Es wäre Schade darum; aber, sieh da, taucht nicht da ein allerliebstes Mädchenantlitz vor uns auf? — bringen wir ihr die Kinder Florens zum Angebinde!“

(Fortsetzung folgt)

* Merk's Schriftstellername.

Wild-, Wald- und Waidmanns-Bilder.

Von Guido Hammer.

2. Das Wildschwein.

Die deutschen Wälder dürften wohl kaum ein urwüchsigeres Wild, selbst den Bär und das Elen, die beide wenigstens die Grenzen unseres Vaterlandes streifen, in sich bergen, als das Wildschwein. Mächtig und einfach von Formen, bietet es in seiner dunkeln, borstigen Bedeckung einen überaus wilden, fast dämonischen Anblick, dessen Eindruck durch das kleine, funkelnde, namentlich in der blutunterlaufenen Farbe der Wuth dem Feinde wahrhaft tödtlich entgegen leuchtende Auge noch verschärft wird. Ueberhaupt ist das merkwürdige Thier, was seinen Charakter anlangt, von einer seltenen Entschlossenheit, immer bereit, es mit jedem Gegner aufzunehmen. Unerschütterlichen Muthes voll bis zum letzten Augenblick des Unterliegens, verwindet es auch dann noch alle Schmerzen, so daß selbst der Todeskampf ihm keinen andern Laut auspreßt, als ein wuthgiftiges Schnauben und jenes unheilverkündende Zusammenschlagen der Gewehre.* Ein ritterlicher Kämpe verkauft der geharnischte Eber, wenn er, sei es vom Menschen oder Hunde, verfolgt und angegriffen wird, oder habe er gegen Bär, Wolf und Luchs zu kämpfen, sein Leben gewiß auf's Theuerste. Kommt doch sogar der Jäger der Jetztzeit, trotz seiner überlegenen Feuerwaffe, bei solcher Jagd noch manchmal in Lebensgefahr. Lassen wir zur Veranschaulichung derselben ein Bild folgen und führen wir den Leser abermals an einem Wintertage in den Wald, wie neulich, da wir der Fährte des edeln Hirsches in Frieden nachgehen konnten. Diesmal richten wir unsere Blicke auf einen harten Kampf.

* Gewehre: Hauer, Zähne.

Es war an einem Decembermorgen. Die Natur hatte sich in ihr einförmigstes Gewand gehüllt. Kein blasser Streifen verkündete im Osten die Sonne; nur eintöniges Grau deckte den Himmel — den Boden fahles Weiß, das während der noch herrschenden Dunkelheit mit dem weißlichgrauen Horizonte in der Ferne zusammenschmolz. Der dunkle Föhrenwald, aus dem hier und da der mächtige und oft vom Blitz zersplitterte Wipfel einer aus einer früheren Generation von Bäumen herstammenden Eiche oder Buche emporragte, bildete den Contrast dazu, milderte aber nicht die tiefe Melancholie, die sich gleichsam auf Alles, so weit das Auge reichte, gelagert hatte, sondern gab ihr einen nur noch tieferen Ausdruck. Auf einem Kreuzwege im Walde, an einer vielleicht tausendjährigen Eiche, die in die trübe dämmerige Luft hineinragte, stand, wie es schien, erwartungsvoll die jugendliche, aber durchaus männliche Gestalt eines Jägers. Brandschwarzen Haares und Bartes und tiefer brauner Farbe des Gesichts von slavischer Bildung, hatte diese breitschulterige Gestalt etwas ungemein Imponirendes, was durch das kühne, dunkelblitzende Auge, mit dem es in die Ferne schaute, wo man die unbestimmten Umrisse eines daherschreitenden Menschen gewahrte, noch bedeutend unterstützt wurde. Mit den Füßen den

Digitized by Google

tiefen, weichen Schnee stampfend, um sie zu erwärmen, hielt er unverrückt das Auge auf den Kommenden geheftet, während neben ihm auf dem niedergetretenen Schnee ein Dachshund halb kauernd und frierend saß und nicht minder aufmerksam, als sein Herr, mit emporgezogenem Behänge und schief gehaltenem lauschenden Kopfe den Nahenden beobachtete. Daß er nicht laut wurde, bewies, daß seine Nase ihn bereits einen Bekannten wittern ließ, und so war es auch. In Kurzem war der Andere da, der, ebenfalls ein Jäger, lautlos im Schnee dahergewandelt kam, daß bei jedem Schritt die flaumigen Flocken vor ihm herflogen, um in die sich bildende Bahn getreten zu werden. Ein langer Streifen durch eine makellose weiße Decke bezeichnete des Kommenden Fährte, die hier und da von der Fährte mancherlei Gewilds durchkreuzt war. Diese beobachtete der Daherschreitende, ohne viel Notiz von Dem, der auf ihn wartete, zu nehmen, mit Aufmerksamkeit. Noch ehe er ganz heran war, bezeugte das freundliche, unruhige Hin- und Herrücken des Dachshundes, so wie ein gelindes Schwanzwedeln, womit er im Sitzen den Schnee wegfegte, daß ein seinem Herrn Befreundeter nahe. Mit einem „Waidmanns Heil!" reichte jetzt der Hinzugekommene dem Andern bieder die Hand, was kräftig und treuherzig erwidert wurde. Liebkosend streichelte dann Jener dem Dachse den Kopf, der mit halbunterdrücktem Winseln seine Freude ausdrückte, theils über den Empfang, theils in der Hoffnung, daß es nun jedenfalls weiter gehen und für ihn Arbeit geben werde. Nachdem sein Herr ihn emporgenommen und sich auf die Schulter gesetzt hatte, um ihn durch's Laufen im tiefen Schnee nicht zu ermüden, schritt er mit einem: „Nun rasch vorwärts!" voran, und der Andere, eine schmächtige Figur mit blondem Haar, Schnurr- und Knebelbart und einem milden, aber doch lebendigen, männlichen Auge, folgte ihm, indem er fragte:

„Was hast Du denn eigentlich stecken,* daß Du mich mit Büchse und ohne Hund bestellt hast?"

„Die Sache ist die," antwortete jener, der Unterförster auf „Heiligen Seeer Revier" auf dem „Klosterwalde" bei † war und Horst Czesla hieß, „gestern Abend, als ich vom Reviere nach Hause ging, spürte ich, da es bereits einen gehörigen Schnee herausgeworfen hatte, hinten an der Hirschbacher Grenze, nagelneu das starke Schwein, dem ich und viele Andere, wie Du weißt, so manches liebe Mal zu Gefallen gegangen sind, ohne die Bestie je zu Schuß bekommen zu haben. Es war, wie gesagt, ganz frisch, hinunter nach dem Koberbrunner See, der jetzt fast ohne Wasser ist, aber doch warme offene Stellen hat und deshalb das Satansthier vielleicht einmal bestimmt haben mag, dort in den Kaupen sitzen zu bleiben. Da ist doch eher einmal Hoffnung, zu Schuß zu kommen; denn aus einem Dickicht ist's ja gar nicht 'raus zu bringen, weder mit Treibern, noch mit Hunden, und sich auf der Fährte in ein solches Nest heranzupirschen, ist auch kaum möglich, da es in die dichtesten Stellen geht und man ihm also ganz nahe auf's Leder rücken müßte. Da könnte man nicht einmal schießen und das wäre denn doch zu gefährlich. Siehst Du, Camerad, weil ich nun, wenn ich's nicht schießen kann, es wenigstens keinem Andern gönne, als Dir, habe ich Dich in der Stille bestellt und, walt's Gott! erwischen wir heute die Bestie! Nur das sage ich Dir: Einer steht für den Andern ein, denn zu spaßen ist mit dem Burschen nicht, und das ist der zweite Grund, weshalb ich Dich dazu genommen. Ich weiß, wo es gilt, bist Du der Mann!"

„Es gilt!" antwortete der Andere, der Adjunct beim Oberförster von demselben Reviere war und Pirschmann hieß, mit leuchtendem Blick und sein ganzes Wesen wurde voll Feuer in Erwartung einer solchen Jagd, die für den deutschen Jäger, außer in Wildgärten, bereits zur Seltenheit gehört. Rüstig gingen nun die beiden Jäger weiter, dabei sich besprechend, wie das Unternehmen zu leiten sei. Sie beeilten sich, möglichst schnell an's Ziel zu kommen, damit nicht etwa ein anderer von den Forstbeamten, der abspüren ging, auf die Fährte und ihnen zuvorkäme; denn es war hoher, ausdrücklicher Befehl an alle Forstbeamten ergangen: jedes Schwein todt zu schießen, da kein Wildschaden mehr bezahlt wurde und die Bauern deshalb unduldsam waren.

Kein Lichtstrahl drang durch den dichten Schneehimmel, obgleich es Tag geworden war; freilich einer der trübsten, die im Jahre vorkommen. Dennoch war der Wald in diesem tristen Ton nicht ohne Schönheit; denn wie der mehrere Fuß hoch gefallene Schnee den Boden bedeckte, so lag er auch auf Aesten und Zweigen, die sich schwer herabneigten, fast unter der Last brechend. Die schlanken Birken hatte der Schneefall kreuzweise ineinander gebogen, daß sie den herrlichsten gothischen Bauwerken glichen und gleichsam Ehrenpforten für die darunter Hinstreifenden bildeten. Jedes schlanke Reiß trug tief gebückt seine Bürde eben so, wie die mächtige Eiche, die ungebeugt und starr auf ihren Schlangenarmen den vom Himmel empfangenen Schmuck zum Himmel streckte, während nicht minder ehrwürdige Fichten ihre Zweige, deren untere in ihrer weißen Bekleidung den Boden berührten, herniedersenkten, ein Bild der Demuth und — deshalb um so wunderbarer und rührender das Auge fesselnd. Kein Laut, kein Ton rings umher, denn selbst die Schritte der Jäger waren unhörbar; kein Hauch rührte Nadel und Zweig, kein Vogel ließ sich vernehmen — die Natur schlief gleichsam mit offenen Augen unter dem Zauber der winterlichen Hülle und der schweren bleiernen Luft. Auch auf unsere Jäger schien der schneebedeckte Himmel verstummend einzuwirken. Wenn auch der Blonde zuweilen einen stummen Blick auf die phantastischen Schneegebilde der belasteten Bäume streifen ließ und seinen Cameraden auf ihren Reiz aufmerksam machte, so kam es doch nicht zu einem munteren und heiteren Gespräch. Immer vorwärts treibend hatte der Andere nur Sinn für die Fährten, die seine Bahn kreuzten; aber auch sie interessirten ihn heute nur in so weit, als er die Fährte des starken Schweines etwa zu finden glaubte. So eilten sie, so schnell es der tiefe Schnee zuließ, weiter auf schmalen Pirschgängen durch hohes Holz, so wie durch Stangenholz und Dickicht dahin, in welchem sie den Schnee von dem jungen Wald in Massen abstreiften, so daß die beschneiten Zweige in die Höhe schnellten und auch die über ihnen hängenden Aeste entlasteten. Weite Blößen lagen jetzt vor ihnen und den Horizont begrenzten die Holzbestände, welche den ersehnten Koberbrunner See einschlossen. Mit verdoppelter Eile überschritten sie die öd' sich vor ihnen ausbreitenden todten Gehaue. Trotz des kalten Morgens rannen unsern Waidmännern die Schweißtropfen von der Stirn, so hastig strebten sie vorwärts, da bereits wieder einige Flecken fielen und sie befürchten mußten, daß, wenn es ärger käme, die etwaigen Fährten verschneit würden. Endlich standen sie am Rande des See's und tief aufathmend rasteten sie einige Augenblicke.

Nach Ueberlieferungen wußte man, daß der See Menschenalter lang ungeschmälert Wasser gehabt und daß sich damals Tausende von allerhand Wasservögeln aufgehalten. Plötzlich hatte er sodann angefangen, an Wasser arm zu werden, bis er völlig ausgetrocknet, ebenso lange als wildes Land dagelegen und sich dann zu füllen begonnen, und so abwechselnd fort. Jetzt glich der halb ausgetrocknete See einem mächtigen Kirchhofe, denn die ihn über und über bedeckenden Schilfkaupen in ihren beschneiten Formen sahen aus wie eben so viele schneebedeckte Grabeshügel, über die das Auge, ohne einen andern Halt zu haben, bis an die undeutlichen Umrisse der das andere Ufer begrenzenden Waldung hinschweifte.

Nachdem ein Schluck aus der Flasche die Jäger erlabt hatte, gingen sie auseinander, um jeder eine Seite des See's abzuspüren und sich auf der entgegengesetzten Seite zu treffen. Nach einer kleinen halben Stunde waren sie wieder beisammen und Pirschmann hatte wohl manche andere Fährte, aber keine des Keilers entdeckt; ebenso hatte Czesla außer der vom vorigen Abend, die jetzt verschneit und kaum noch bemerkbar war, keine frische gefunden. Mithin mußte das Schwein in den Kaupen sitzen. Sofort ging's an die alte Fährte zurück und ohne Umstände wurde nun der Dachshund auf die Fährte gesetzt. In kurzen Bogensprüngen sah man das Dächsel im Schilf und Schnee verschwinden und zur höchsten Freude der Jäger wurde es auch sehr bald laut, und zwar so, daß man hörte: er stelle das Schwein.* Mit einem: „Jetzt ist uns geholfen!" ging's nun darauf zu. Aber das war keine leichte Arbeit, sich durch das dichte Schilf zu winden, das rascheln von ihren Füßen zu Boden getreten wurde. Oder sie kamen durch offene Stellen bis an die Kniee in Schlamm und Wasser; dann wieder auf glatt gefrorenen Grund, der sie oftmals zum Fallen brachte, wobei sie für ihre Gewehre besorgt sein mußten. Jeder wollte der Erste sein, um möglichst auch zuerst zu Schuß zu kommen; doch schon waren sie ganz nahe heran, ohne daß sie das

* stecken: wenn man im Winter durch Abspüren sich überzeugt hat, daß irgend ein Wild in einem Dickicht oder sonstigen Schlupfwinkel sich verborgen hält.

* Stellen: wenn der Hund das betreffende Wild veranlaßt, ihm Stand zu halten, was er durch unaufhörliches Bellen zu erkennen gibt.

Digitized by Google

Schwein im Gewirr von Schilf sehen konnten, und nur das Gebell des Hundes, so wie das Rascheln des dürren Schilfes, das, je nachdem die Sau den Hund annahm und dieser sich flüchtete, vom darauf liegenden Schnee frei wurde und deutlich die Stellen zeigte, wo Hund und Eber bereits aneinander gerathen waren. Mitunter sahen sie wohl das gereizte Thier einen Moment; trotzdem aber konnten sie nicht schießen, da man in demselben Augenblicke den Hund nicht sah und zu besorgen hatte, daß er in Schußlinie sein und mit getroffen werden könnte. Man merkte deutlich, daß er dem mächtigen Schwein, wie er auch immer unablässig auf dasselbe eindrang, nicht eben Furcht einjagte; es nahm nur Notiz von ihm, wenn er allzu anmaßend wurde. Dann fuhr es plötzlich auf ihn ein, aber mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit wußte sich das Dächsel jedes Mal, trotz dem ungünstigen Terrain, dem gefährlichen Gegner zu entziehen, um sofort auf einer anderen Stelle auf seinen Todfeind wieder einzustürmen.

Endlich bekam der eine von unseren Jägern, der Schwarze, einen Augenblick eine Lücke frei, um auf das Schwein schießen zu können, und gedämpft hallte der Schuß in die Winterluft hinaus. Aber kaum war dies geschehen, so fuhr das jedenfalls angeschossene, racheschnaubende Thier auf unsere Jäger zu, die rechts und links zur Seite sprangen und so, zum Theil durch die Kaupen geschützt, dem ersten Anprall entgingen. Ein zweiter Schuß von demselben Schützen blieb ohne andere Wirkung, als daß der borstige Feind nur noch wüthender wurde. Pirschmann hatte sich unthätig verhalten müssen, da ihm entweder der Hund, oder gar sein Freund in Schußlinie gewesen. Zum Glück konnten sich jetzt beide Jäger hinter die Kaupen flüchten. Dadurch kamen sie dem Eber aus dem Gesicht, der in seiner Wuth an ihnen vorüberschoß, den Dachshund unmittelbar hinter sich her, weiter hinein in den See ging, und prasselnd durch die zugefrorenen, wenn auch nicht tiefen Stellen brach, bis er sich abermals dem Hunde stellte. Sofort gingen die Jäger, nachdem Czesla wieder geladen hatte, auf der Schweißfährte* fort, aus der sie ersahen, daß das Schwein am Vorderlauft verwundet sein müsse. Es kostete Vorsicht, ehe sie einen Schuß anbringen konnten. Diesmal schoß Pirschmann zuerst; er kam aber zu hoch, und die Kugel ging nur durch den vor Wuth emporgesträubten Kamm. Ungeachtet der Gefahr nahm das Thier sogleich seine Feinde wieder an. In diesem Augenblick schoß der zweite Schütze und zwar mit Posten in ziemlicher Nähe, und als er sah, daß diese wirkungslos blieben, das Kugelrohr des Doppelzeuges auf den nun kaum zehn Schritte entfernten, eindringenden Keiler. Doch bei der Hast, mit der es geschehen mußte, mißlang auch dieser Schuß, und indem unser Jäger auf die Seite springen wollte, kam er auf dem Eise so unglücklich zu Falle, daß er dem sichern Untergange preisgegeben gewesen wäre, wenn nicht der Andere, da er seinen Cameraden in so augenscheinlicher Gefahr sah, mit verzweifelter Kühnheit die ungeladene Büchse weggeworfen und mit dem Hirschfänger, der hier fast wie ein Spielzeug war, sich todesmuthig zwischen das anbrausende Ungethüm und seinen Freund geworfen hätte. Kaum aber, daß sein Sprung ausgereicht hatte, den Freund zu decken, so war auch der schnaubende Eber schon heran, und ein einziger Schlag mit seinem haarscharfen Gewehr schlug den Unglücklichen nicht nur zu Boden, sondern brachte ihm auch eine Wunde in den Oberschenkel bei, die, vom Knie bis gegen das Hüftbein hin, weitklaffend und blutend den blanken Knochen sehen ließ. Doch, immerhin noch glücklicher Weise, hielt sich das verderbliche Thier nicht bei seinem Opfer auf, sondern brach unaufhaltsam wie brausender Sturmwind, durch das Geröhricht, das Eis unter sich zerschlagend, so daß das niedrige Wasser des See's hoch emporspritzte und seine Bahn durch den rothen Schweiß seiner mannichfachen Wunden, die es theils durch die Kugeln, theils durch die scharfen Eissplitter erhalten hatte, bezeichnete. Dabei hatte es seinen, obgleich schwachen, aber doch unermüdlichen Verfolger, den Dachshund, stets hinter sich. Matt und des ununterbrochenen Gekläffs überdrüssig, stellte es sich endlich nochmals, und drang mit höchster Erbitterung auf den kleinen tapfern Feind ein, der immer und immer auszuweichen verstand, ohne sich abschrecken zu lassen.

Inzwischen lag der todtenblasse junge Jäger auf dem von seinem Blute roth gefärbten Schnee; sein Camerad kniete neben ihm und versuchte, die Sau in aller Teufel Namen verwünschend, die Wunde mit dem herausgeschnittenen Unterfutter seiner Juppe und mit Werg aus seiner Schießtasche zu verbinden. Dann legte er weich gerie-

* Schweißfährte: Blutspur.

benes Schilf auf den Verband, um das durchdringende Blut zu hemmen, und band noch seine Fangleine darum. Mit stoischer Ruhe hatte der Verwundete der ganzen Operation zugeschaut, ohne sich vom Flecke rühren zu können. Behutsam nahm ihn nun sein Freund auf und lud ihn sich auf die Schultern, um ihn in ein nicht allzufernes Forsthaus vom Nachbarreviere zu tragen. Da fiel in kurzer Entfernung an der Grenze ein Schuß. Augenblicklich ließ Czesla den gellenden Jägerruf: „hupp, hupp!“ erschallen, um Hülfe herbeizuziehen. Sofort wurde der Ruf beantwortet. Ihn noch einmal freudig erwidernd und abermals Antwort vernehmend, ließ unser Waidmann seine Last sanft hernieder, breitete seine Juppe auf den Schnee, und legte den kranken Cameraden mit dem Rücken gegen eine Kaupe. Darauf sagte er:

„Jetzt, Brüderchen, kommt Hülfe! Nun lasse ich Dich einen Augenblick allein, und schieße erst das Mordvieh, den Teufel von einer Sau, todt. Der Hund stellt noch immer, und hörtest Du's nicht, wie das Dächsel gaukste? Da mechte es wohl eins ausgewischt bekommen. Na warte, Satan, dich wollen wir schon kriegen!“

Dabei hatte er bereits sein Doppelzeug, welches Spitzblei schoß, geladen. Sein gellend wiederholtes „hupp, hupp!“ wurde schon viel näher, als das erste Mal, beantwortet, und jetzt eilte er der Gegend zu, wo der Hund noch immer, wenn auch schwächer, laut war. Bald war er auf Schußweite heran.

Auf einer kleinen ausgetrockneten Blöße mitten im Geröhricht auf zertretenem Schnee saß das schon todesmatte, aber noch immer wuthgierige Wildschwein. Aus ein paar Kugelwunden schweißend, den weißen Schaum vor dem Gebräche,* knirschte es mit den Zähnen, daß man es auf ziemliche Entfernung deutlich vernehmen konnte. Sein blutig unterlaufenes kleines Auge blitzte aus dem dunkelen Koloß todverheißend heraus, und war racheglühend auf den Dachs gerichtet, der sich in einer gemessenen Entfernung hielt und nur noch in Pausen den grimmen Feind anläffte.

Dem abermals ertönenden Ruf des Herbeigelockten, der ganz in der Nähe erklang, antwortete unser Jäger mit einem Schuß auf das tapfere Wildschwein, und schon glaubte er wieder gefehlt zu haben, da es ruhig sitzen blieb; doch ehe er das zweite Rohr entlud, brach es zusammen. Stumm, wie es gekämpft, verendete das ritterliche Thier. Schnell sprang der Sieger, um nöthigen Falls den Fang zu geben, herzu. Auch der Dachshund versuchte es, seine Wuth an dem todten Recken auszulassen, doch ach! — kaum konnte sich der Schwerverwundete, was sein Herr erst jetzt schmerzlich und überrascht bemerkte, zu ihm heranschleppen. Aus einer klaffenden Wunde hing das Gescheide** heraus und schleppte auf dem Boden nach. Winselnd, halb vor Schmerz, halb vor Freude, seinen Herrn zu haben, legte er sich zu dessen Füßen nieder, und sah ihn mit einer Miene an, die unser eben nicht weicher Jäger, der für das Loos seines Cameraden nur eine Verwünschung für die Sau gehabt, nicht ertragen konnte, und die ihm die Thränen in's Auge trieb. Liebkosend nahm er ihn auf, und suchte das Gescheide wieder in die Wunde zu stopfen. Den Herrn wehmüthig leckend, dankte das arme hülflose Thier dafür.

Unterdessen war der Förster vom Nachbarrevier — denn dieser war es gewesen, der, nachdem er einen Fuchs geschossen, den Ruf beantwortet hatte — herangekommen, da er natürlich dem Hundegebell und dem letzten Schuß nachgegangen. Rasch theilte unser Schwarzer dem weißbärtigen Alten alles Erlebte mit und bat um Hülfe. Mit einem herben Vorwurf, daß jener seinen schwer verwundeten Freund ohne Beistand liegen gelassen habe, beschleunigte er mit jugendlicher Kraft seine Schritte, den ungefähr fünfhundert Schritt vom hiesigen Wahlplatz entfernt Liegenden zu erreichen. Bei seiner Ankunft stärkte er zuvörderst durch einen Schluck Rum den Kranken, dem übrigens die Nachricht, daß die Sau erlegt sei, sehr willkommen war, und der es seinem Freund durchaus nicht verargte, daß er ihn ein Weilchen verlassen, dagegen den armen winselnden Dachshund aufrichtig bedauerte.

Hierauf nahmen ihn der Förster und Czesla auf ihre kreuzweise verschlungenen Arme, um ihn nach dem nahgelegenen Grenzforsthause des Alten, der außerdem das Dächsel bis an den Kopf in seinen Büchsenranzen gesteckt hatte, zu tragen. Nicht weit von der Kampfstätte bekamen sie Hülfe, wie der Letztere wußte, durch Holzmacher im Walde. Dahin wurde der arme Pirschmann ge-

* Gebräche: der Rüssel, überhaupt das ganze Maul.

** Gescheide: die Gedärme.

Digitized by Google

tragen, wo man ihn auf einen mit Reisig bedeckten Schiebebock legte, diesen auf Stangen festband und so als Trage benutzte, welche von den Holzmachern aufgenommen ward. So schnell als möglich ging's nun dem Forsthause zu, wohin der Förster vorauszueilen beschloß, um seine Familie auf das Ereigniß vorzubereiten. „Die Rosel besonders," — so flüsterte er dem mit einem alten Mantel bedeckten Kranken bedeutsam in's Ohr, — „die könnte mir ja sonst des Todes erschrecken!" Ein dankbares Lächeln und eine leise Kopfbewegung war die Antwort hierauf.

Seitdem verging mancher Tag in Schmerzen; aber als der Genesende endlich sein Lager im Hause des guten Alten verließ, um am Arme der Rosel, die ihn treulich gepflegt hatte, in der kleinen, mit Hirschgeweihen reizend verzierten Stube umherzugehen, bedurfte das Lächeln von damals keiner Erklärung mehr, und als es verlautete, daß Pirschmann mit der vielbewunderten und von aller Welt geliebten Rosel, der jüngsten Tochter des Försters, verlobt sei, da murmelte mancher derbe Jäger etwas von „Schwein" und „Glück" in den Bart, um in gewohnten Ausdrücken den Zusammenhang der unglücklichen Jagd mit dem jetzigen beneidenswerthen Gewinn des biedern Cameraden zu bezeichnen.

Das Blei und seine gefährlichen Wirkungen.

Von Dr. Franz Döbereiner.

I.

Bleikolik. — Das Bleioxyd. — Zubereitung der Speisen in Bleigefäßen. — Thee und Schnupftabak in Blei. — Kinderspielwerkzeuge von Blei. — Bleischrot beim Reinigen der Glas- und irdenen Flaschen. — Das Blei im geschossenen Wild. — Der Bleiverbrauch bei Küchen-, Speise- und Trinkgeschirren.

Schon in den ältesten Zeiten kannte man die höchst gefährliche Krankheit, die bei solchen Menschen auftritt, welche sich fortwährend mit der Bearbeitung und Verwendung des Bleies und dessen Verbindungen beschäftigen. Diese Krankheit nannte man wegen der sie begleitenden heftigen Leibschmerzen die Bleikolik oder auch, da sie insbesondere die mit Bleifarben sich beschäftigenden Maler und Anstreicher befällt, die Malerkrankheit. (Davon später).

Die Ursachen dieser Krankheit sind zweierlei Art: für's erste wird sie veranlaßt durch das stetige Einathmen einer mit den Dämpfen und den staubigen Theilen des Bleies verunreinigten atmosphärischen Luft, wie sie in den Werkstätten, wo Blei verschmelzen oder sonst verarbeitet wird, immer enthalten ist; für's andere kann sie aber dadurch hervorgerufen werden, daß die Arbeiter in solchen Werkstätten eine Verunreinigung der freiliegenden Körpertheile mit dem Staub des Bleies u. s. w. nicht füglich vermeiden können, wodurch theils eine Aufsaugung nach den innern Körpertheilen veranlaßt, theils aber auch durch die Hände eine Verunreinigung der davon befaßten Speisen verursacht wird.

Ganz ähnlich den Erscheinungen der Bleikolik, welche nur durch eine gänzliche Unterlassung der Arbeiten mit Blei oder dessen Verbindungen und durch eine zweckentsprechende ärztliche Behandlung, aber auch dann nicht immer mit sicherem Erfolg, geheilt werden kann, sind diejenigen Zufälle, welche im menschlichen Organismus nach einem wirklichen, absichtlichen oder zufälligen Genuß von Bleiverbindungen auftreten, und nicht selten den Charakter einer wirklichen Vergiftung annehmen. Derartige, das Leben gefährdende Vergiftungen sind aber ziemlich häufig, da leider im häuslichen wie im gewerblichen Leben die Verwendung des Bleies in verschiedenen Formen und zu verschiedenen Zwecken eine sehr häufige ist, trotzdem daß seit vielen Jahren auf die Schädlichkeit dieser Verwendungsarten hinreichend durch Sachverständige aufmerksam gemacht und selbst auch durch behördliche Verordnungen dagegen eingeschritten worden ist. Es sind nur kaum zehn Jahre verflossen, daß in einer Weinbau treibenden Gegend an der Elbe die absichtliche oder zufällige Vermischung des Weins mit Blei mehrere Opfer forderte, und es ist daher gewiß gerechtfertigt, in diesen viel gelesenen, weit verbreiteten Blättern die Gefahren, welche durch die Benutzung des Bleies und seiner Verbindungen veranlaßt werden, offen darzulegen.

Das Blei ist in seinem reinen metallischen Zustand wie jedes andere Metall für die menschliche Gesundheit als unschädlich zu betrachten, und würde wegen der Billigkeit und wegen der Leichtigkeit, mit der man es in die verschiedenartigsten Formen bringen kann, ein sehr brauchbares Material zur Verfertigung der verschiedenen Geräthschaften für den häuslichen und gewerblichen Bedarf sein. Diese Verwendung ist aber sehr beschränkt und zwar deshalb, weil das Blei in einem sehr hohen Grad die Eigenschaft besitzt, den Sauerstoff aus der atmosphärischen Luft und selbst auch aus verschiedenen Sauerstoffverbindungen anzuziehen und damit eine Verbindung zu bilden, die in Flüssigkeiten von saurer, basischer oder salzartiger Natur mehr oder weniger leicht löslich ist und diese, wenn sie als Nahrungs- oder Heilmittel benutzt werden, zu rasch wirkenden oder schleichenden Giften macht.

Jedermann kennt wohl die Eigenschaft des metallischen Bleis, daß es zwar beim Schaben mit einem Messer auf der bloßgelegten Stelle einen starken Metallglanz zeigt, aber auch sehr bald wieder mit verschiedenen Farben und fast pfauenschweifartig anläuft und sich später mit einer schwarzgrauen, leicht abfärbenden Decke überzieht. Diese Umänderung des metallglänzenden Bleis ist bedingt durch den in der atmosphärischen Luft enthaltenen Sauerstoff und die Bildung einer besonderen Sauerstoffverbindung, die eben als Decke ein Schutzmittel gegen die tiefer eingreifende Wirkung des Sauerstoffes auf das darunter befindliche metallische Blei ist. Bringt man nun gar das Blei an der atmosphärischen Luft zum Schmelzen, so wird die Einwirkung des Sauerstoffes noch verstärkt; es bildet sich auf dem schmelzenden Blei rasch eine graue, zum Theil pulverige Decke, die sich so oft erneuert, als sie beseitigt wird, bis sämmtliches Blei darin verwandelt ist. Erhitzt man nun diese Decke an der Luft stärker, so geht sie nach und nach in ein gelbes Pulver über, das eine Verbindung von Blei mit Sauerstoff in unveränderlichen Gewichtsverhältnissen ist und gelbes Bleioxyd oder, da es beim Abtreiben des Silbers oder Goldes vom Kupfer durch Blei als Nebenproduct auftritt, Silberglätte oder Goldglätte genannt wird. Dieses gelbe Bleioxyd kann unter gewissen Umständen aus der atmosphärischen Luft noch eine bestimmte Quantität Sauerstoff aufnehmen und sich in mehr oder minder intensiv feuerrothes Pulver verwandeln, was rothes Bleioxyd, im gemeinen Leben aber Mennige genannt wird.

Das gelbe Bleioxyd ist es namentlich, das im gelösten Zustand die giftigen Wirkungen äußert. Es bildet sich dasselbe aber nicht allein beim Erhitzen des metallischen Bleis an der atmosphärischen Luft, sondern auch, wenn dieses Metall mit sauren, basischen oder salzigen Flüssigkeiten in Berührung steht, wo es dann entweder als solches oder in einer anderen Verbindungsweise gelöst wird. Seine Bildung wird dann entweder durch den Sauerstoff der mit dem Blei in Verbindung stehenden atmosphärischen Luft oder dadurch veranlaßt, daß irgend ein Bestandtheil der Flüssigkeit Sauerstoff abgibt. Ja selbst das Wasser veranlaßt die Bildung des Bleioxydes, indem jenes stets etwas Sauerstoff mechanisch gelöst enthält, der von dem damit in Berührung stehenden Blei aufgenommen wird. Ganz insbesondere ist aber hervorzuheben, daß eben durch die Gegenwart von sauren, basischen oder alkalischen Flüssigkeiten die Anziehung des Sauerstoffes aus der atmosphärischen Luft durch das Blei begünstigt wird, indem jeder Antheil des entstehenden Bleioxydes von der Flüssigkeit gelöst und so stets die metallische Oberfläche des Bleis bloßgelegt und für weitere Aufnahme von Sauerstoff empfänglich gemacht wird. Auf diese Weise kann selbst anscheinend reines Wasser in Berührung mit Blei so viel von diesem aufnehmen, daß es sehr giftige Eigenschaften erhält; es tritt hierbei die eigenthümliche Erscheinung auf, daß das reinste auf unserer Erde vorkommende Wasser, das Regen- und Schneewasser, auf das Blei lösend wirkt, während die meisten Arten des gewöhnlichen Quellwassers nichts davon zu lösen vermögen.

Erscheint es daher gefahrlos, die Leitungsröhren der Aufbewahrungsgefäße von Blei anzufertigen, was wir jedoch nicht im geringsten empfehlen wollen, so sind derartige Gegenstände für Regen- und Schneewasser gänzlich unzuläßig, wenn das Wasser

Digitized by Google

darin längere Zeit aufbewahrt und zum Trinken, zur Bereitung von Speisen und dergleichen verwendet werden soll. Diese Unlöslichkeit des Blei's in den meisten Quellwässern und seine Löslichkeit in reinem Wasser läßt sich in folgender Weise erklären: das Schnee- oder Regenwasser enthält neben mechanisch verdichtetem Sauerstoff auch Kohlensäure; durch ersteren wird die Bildung von Bleioxyd bedingt, das sich mit der Kohlensäure verbindet; diese entstandene Verbindung ist zwar in reinem Wasser unlöslich, aber nicht in solchem, das Kohlensäure enthält; ist diese auch aus dem Wasser gänzlich von dem Bleioxyd angezogen worden, so ist sie doch stets in der mit dem Wasser in Berührung stehenden atmosphärischen Luft enthalten, woraus sie fortwährend von jenem angezogen wird und so die Lösung des kohlensauren Bleioxydes veranlaßt. Da nun aber mit der Lösung des kohlensauren Bleioxydes immer neue Oberflächen des metallischen Blei's bloßgelegt werden, so können auch fortwährend Sauerstoff und Kohlensäure, — die stetig von dem Wasser aus der atmosphärischen Luft angezogen werden — darauf einwirken und neue Lösung verursachen. Der bekannte Toxikolog Orfila erzählt einen Fall, wo aus sechs Trachten Wasser, die zwei Monate lang (an der atmosphärischen Luft) in einer Bleiwanne standen, vier Loth kohlensaures Bleioxyd erhalten wurden.

Die gewöhnlichen Quellwasser enthalten hingegen meist Schwefelsäure mit Basen (mit Kalk zu Gyps) verbunden; sie veranlassen zwar auch wegen ihres mechanisch verdichteten Sauerstoffes an dem mit ihnen in Berührung stehenden Blei die Bildung von Bleioxyd; dieser zieht aber sogleich die Schwefelsäure zu einer in Wasser unlöslichen Verbindung an, welche das Blei so dicht überzieht, daß keine weitere Einwirkung des in dem Wasser oder in der atmosphärischen Luft enthaltenen Sauerstoffes auf das Metall stattfinden kann.

Bei der Zubereitung unserer Nahrungsmittel kommen fast stets Kochsalz, in vielen Fällen Säuren, wie namentlich im Essig und in den verschiedenen säuerlichen oder sauer werdenden Pflanzensäften, und nur mitunter basische Körper, nämlich das Ammoniak bei der Käsebereitung oder bei der Zurichtung des im ersten Stadium der Fäulniß übergehenden Fleisches, in's Spiel. Wir dürfen dabei in keinem Falle Gefäße von Blei (oder solche, die mit einer bleihaltigen Glasur überzogen sind) in Anwendung bringen, denn bei der größten Sorgfalt und Reinlichkeit kann es nicht vermieden werden, daß Blei gelöst und das Nahrungsmittel in ein schneller oder langsamer wirkendes Gift verwandelt wird. Ist aber schon die Zubereitung der Nahrungsmittel in Bleigefäßen sehr gefahrdrohend, so ist es noch mehr die längere Aufbewahrung derselben in solchen Gefäßen und es bietet oft dem Chemiker nur geringe Schwierigkeiten, aus nicht großen Quantitäten solcher zubereiteten oder aufbewahrten Nahrungsmittel durch geeignete Mittel und Wege das aufgenommene Blei selbst in metallischer Beschaffenheit auszuscheiden. Ja selbst beim Aufbewahren trockener oder halb trockener organischer Substanzen in Blei, wie z. B. des Thee's oder Schnupftabacks in Bleifolie, wird das Metall nach und nach angegriffen und zwischen jene übergeführt. Besonders aber wirken noch die fettigen Körper, nämlich die Oel-, Fett- und Talgarten auf das Blei ein und lösen dasselbe schon bei gewöhnlicher, noch mehr aber bei erhöhter Temperatur in bedeutender Menge, indem jene unter dem Einflusse des atmosphärischen Sauerstoffes in besondere Säuren übergehen, die die Lösung des Blei's ungemein begünstigen. Benutzen wir auch mitunter das Blei, um fette Oele zu bleichen, so dürfen wir doch die zum Verspeisen dienenden Oele niemals in bleiernen Gefäßen aufbewahren, noch weniger aber in solchen erhitzen, denn die entstehenden Verbindungen zwischen den Fettsäuren und dem Bleioxyd sind in dem noch vorhandenen unveränderten Oel oder Fett ungemein leicht löslich und machen dieses zu einem wahren Gift.

Ist es auch bei gewerblichen Beschäftigungen mitunter nicht zweckdienlich, Gefäße von Blei durch solche aus anderen Materialien zu ersetzen, so müssen doch in den Haushaltungen alle Koch-, Speise- und Trankgeschirre, so wie überhaupt alle Geschirre, wie Gemäße, Trichter, Hähne u. s. w., aus Blei verfertigt, gänzlich verbannt sein. Ja selbst solche Gegenstände von Blei, die nur oft durch die Hände gehen, können bei nicht gehöriger Reinlichkeit nachtheilige Einwirkungen auf den menschlichen Organismus ausüben, indem durch den an den Händen haftenden Bleiüberzug andere Gegenstände und selbst Speisen leicht verunreinigt werden. Wir müssen in dieser Beziehung insbesondere vor den aus Blei oder bleireichen Legirungen verfertigten Spielwerkzeugen für Kinder warnen, indem diese beim öfteren Antasten die Finger mit einem dünnen Bleiüberzug verunreinigen, wodurch diese beim Einbringen in den Mund, was bei den Kindern doch sehr häufig der Fall ist, den Bleiüberzug an die Zunge abgeben und theils durch die Aufsaugung, theils durch die Lösung und das Eindringen in den Magen nachtheilige Folgen verursachen müssen. Die Soldatenspielzeuge von Blei und die kleinen bleiernen Küchengeräthschaften für Kinderküchen mögen nicht selten die Ursache von dem oft ganz unerklärlichen Hinsiechen der Kinder sein.

Wie in allen anderen Fällen, so wird auch beim Blei seine Empfänglichkeit für den Sauerstoff und die Löslichkeit in gewissen Flüssigkeiten durch die Vermehrung seiner Oberfläche, d. h. durch seine geringere oder größere Zertheilung erhöht. Eine lothschwere Bleikugel hat nicht so viel Oberfläche, als ein Loth Bleischrot und dieses nicht so viel, wie eine gleiche Gewichtsmasse Bleipulver, weshalb dieses weit leichter von dem Sauerstoff angegriffen wird, als das Bleischrot und dieses wiederum leichter, als die Bleikugel. Sind die lösenden Flüssigkeiten in hinreichender Menge vorhanden, so verschwindet das Bleipulver ziemlich rasch, das Bleischrot weit später und die Bleikugel erst nach sehr langer Zeit. Dieses müssen wir bei einigen häuslichen Beschäftigungen noch ganz insbesondere beachten. So findet sich in vielen Haushaltungen, Wirthschaften und Weinhandlungen der Gebrauch, das Bleischrot beim Reinigen der Flaschen als reibendes Hülfsmittel zu verwenden. Dieser Gebrauch ist nur dann ohne Gefahr, wenn die Innenfläche der Flaschen ganz eben ist und keine Stellen hat, wo sich Schrotkörner entweder wegen Verengerung absetzen oder wegen Glasblasen abreiben können. Gewöhnlich haben aber die Glasflaschen, namentlich die sogenannten Weinflaschen, am Boden eine durch das Eindrücken desselben veranlaßte Verengerung, in welche sich beim Schütteln derselben mit Wasser und Bleischrot letzteres oft so fest einsetzt, daß es beim Umstürzen der Flaschen nicht herausfällt. Wird den so behandelten Flaschen nicht die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet und irgend eine säuerliche Flüssigkeit, wie Wein, Bier, kohlensäurehaltiges künstliches oder natürliches Mineralwasser, Essig u. s. w. darauf gefüllt, so wird jedes sitzengebliebene Bleischrot davon nach und nach angegriffen und selbst gänzlich aufgelöst, dadurch aber die darin befindliche Flüssigkeit zu einem schwächeren oder stärkeren Gifte gemacht. Wir haben selbst Gelegenheit gehabt, einen aus dem Handel auf Flaschen bezogenen Wein schon durch den Geschmack so bleihaltig zu finden, daß er Widerwillen erregte, erhielten bei der chemischen Untersuchung die Gewißheit von gelöstem Blei und fanden bei der Beaugenscheinigung der Flasche eine Partie Schrotblei so fest am Boden derselben eingezwängt, daß sie nur beim Zerbrechen herausgenommen werden konnte und sich allseitig angefressen zeigte. Wir glauben auch, daß der von vornherein angedeutete Fall des Sterbens mehrerer Personen nach dem Genuß von Wein nicht durch eine absichtliche Behandlung desselben mit Blei — wie leider früherhin häufig der Fall war — sondern durch eine solche Reinigung der zu seiner Aufbewahrung dienenden Flaschen veranlaßt worden ist, und können diese Ansicht um so mehr hegen, als nicht sämmtliche Genossen des betreffenden Gastmahles durch Weinvergiftung zu leiden hatten.

Ist aber schon die Reinigung der Glasflaschen durch Bleischrot sehr gefahrdrohend, so ist es noch vielmehr die der irdenen Flaschen, da hier selbst die größte Aufmerksamkeit in Betreff der Beseitigung des Bleischrotes nutzlos ist. Die irdenen Flaschen haben nämlich eine so rauhe Innenfläche, daß sich das darin mit Wasser in Bewegung gesetzte Bleischrot abreiben muß und eine so behandelte irdene Flasche zeigt beim Zerbrechen die Innenfläche der Bruchstücke wie mit Graphit (Ofenschwärze) überzogen. Das so abgeriebene Blei bietet nun den auf solche Flaschen zu fällenden Flüssigkeiten eine sehr große Oberfläche dar und wird deshalb um so rascher gelöst; schon nach kurzer Zeit weiß dann der Chemiker in den Flüssigkeiten, wenn sie nicht bereits den eigenthümlichen Geschmack der gelösten Bleiverbindungen in auffallendem Maße besitzen, das Blei bestimmt nachzuweisen und das Innere der Flaschen erscheint bald frei von dem Bleiüberzug. Bei Flaschen aus Glas, die blasige Stellen besitzen, findet beim Reinigen mit Bleischrot eine ähnliche Erscheinung, wenn auch nicht so verbreitet, statt; die blasigen Stellen werden nämlich durch die Gewalt des in Bewegung gesetzten Bleischrotes nach innen hin zerdrückt und es tre-

Digitized by Google

an seinen Körper schmiegte, hob dessen kräftige und wohlgestaltete Formen anmuthig hervor und die nervigen Fäuste, denen man schwere Arbeit wohl ansah, paßten gut zu der kraftvollen und rüstigen Gestalt. — Ich nahm innigen Antheil an seinem Schmerze, sprach ihm Muth zu und sagte ihm, daß ich jedenfalls morgen in Lessueur den Erfolg seiner Nachforschungen abwarten wolle. Er drückte mir schweigend und sichtlich bewegt die Hand.

Wir brachen am andern Morgen schon sehr früh auf. Die Strecke nach Lessueur war ziemlich beträchtlich und es war zweifelhaft, ob wir unterwegs an bewohnten Farmen vorüberkommen würden. Auf meinem Plane fanden sich zwar Städte genug vor, meist mit stolzen und vielversprechenden Namen, wie Toulouse, Florenz, Genua u. s. w., in denen ein in hiesige Verhältnisse Uneingeweihter leicht erwartet haben würde, wenigstens einen Schluck Brandy und einen soliden Imbiß vorzufinden, indessen wußten wir Beide besseren Bescheid. Ich war erst am gestrigen Tage an einer Stadt vorübergelaufen, die San Francisco hieß und aus einem halbverfallenen Blockhause bestand, aus dem drei große Raubvögel krächzend und erschrocken herausflogen, als sie mich gewahrten. Das Land ist hier meist in den Händen von Speculanten, die — das Vorkaufsrecht für sich ausbeutend — große Strecken in Besitz genommen haben und günstige Gelegenheit, wie projectirte Eisenbahnen oder zuströmende Emigration abwarten, um es zu vortheilhaften Preisen losschlagen zu können. Der Weg, den wir zu verfolgen hatten, war auch nicht von der Beschaffenheit, ein schnelles Zuschreiten zu gestatten. Gewöhnlich mit den, an den Hochstämmen des Urwaldes mit ein paar Axthieben von der Vermessungs-Commission angezeigten Sectionslinien zusammenfallend, sind diese Wege nichts weiter, als aus dem Gröbsten durch den Wald gehauene Schneisen. Hier und da überwuchert sie das nachwachsende Unterholz, die Axteinschnitte an den Stämmen vernarben und es ist häufig, wenn man nicht mit einem Compaß versehen ist, geradezu unmöglich, sich zurecht zu finden, namentlich in den dichteren Stellen des Waldes, in die selten oder niemals ein Strahl der Sonne dringt. Wir wußten dies Alles und deshalb schritten wir so wacker aus, als möglich; unsere Blicke von Zeit zu Zeit nach den Axtmaalen an den Bäumen — der Linie — richtend.

Das tiefe Schweigen des Waldes wurde nur hier und da durch einen Zug wilder Tauben unterbrochen, die prasselnd durch das dichte Laubwerk schwirrten. Mein Begleiter pfiff jedes Mal, gerade wenn der Zug über unsern Köpfen war; die ganze zahllose Taubenschaar flog wie auf ein Commando ein und setzte sich auf die sich unter ihrer Last biegenden und knarrenden Aeste; er schoß in der Regel eine einzelne Taube mit dem Revolver herunter, so das Signal zum plötzlichen Aufbruch für die übrigen gebend. Ich habe dasselbe Verfahren später noch häufig von Indianern gesehen und es selbst oftmals und nie ohne Erfolg angewendet.

„Haben Sie die Linie?“ fragte mein Reisegefährte, als er eben eine blutende Taube aufhob. Ich hatte, gerade so wie er, auf die Tauben, aber nicht auf die Linie geachtet. Wir gingen eine Strecke zurück und spähten vergebens nach angehauenen Stämmen; sie sahen alle glatt und kerngesund aus, keine Spur von einer Axtwunde. Wir mochten wohl eine Stunde vergeblich gesucht haben, als mein Begleiter plötzlich rief:

„Hier ist sie,“ und weiter ging es nach Westen zu, wie wir wenigstens wähnten.

„Gut, daß wir die paar Tauben haben,“ meinte mein Gefährte, „ich wüßte sonst nicht, wo wir etwas zu essen herbekommen sollten.“

Es sah in der That nicht aus, als ob wir unserem Bestimmungsorte sehr nahe wären; Lessueur liegt auf einer Prairie und wir befanden uns recht eigentlich im Hochwalde, von dem es schwer zu sehen war, wo und wann er ein Ende nehmen würde. Ein selbstbereitetes Jägermahl, das mein Gefährte redlich mir mir theilte und während dessen er sein Pferd für sich und uns nach Wasser suchen ließ, stärkte uns zum Weitermarsch, den wir noch immer mit leidlicher Zuversicht antraten. Erst als es dunkel wurde, der Wald noch immer kein Ende nahm und wir die fragliche Linie aller Augenblicke mit den Fingern, statt mit den Augen suchen mußten, fingen wir an, etwas besorgter zu werden. Es ist kein Spaß, im Urwalde unter ganzen Wolken von Musquito's, die nur der Rauch spärlich vertreibt, das helle Feuer aber geradezu anlockt, bivouakiren zu müssen, und wir waren entschlossen, so lange als nur irgend möglich unsern Weg fortzusetzen, da der Wald doch endlich einmal aufhören müsse. Wirklich wurde er nach einiger Zeit lichter und noch ehe es völlig dunkel geworden war, sahen wir eine weite Wiesenfläche vor uns. Unser erster Blick, als wir das Freie betraten, war dem Himmel zugerichtet; er war bedeckt, vergebens suchten wir nach Mond und Sternen, wir mußten ohne Wegweiser die eingeschlagene Richtung beizubehalten suchen. Die Wanderung fing an, etwas beschwerlich zu werden. Schon kurz nachdem wir die Prairie erreicht hatten, waren wir bis über die Fußknöchel im Wasser gewatet, ohne jedoch darauf sonderlich zu achten, da die Wiesen in jenen Gegenden oft bis in den Spätsommer hinein naß sind. Jetzt fing aber das Wasser an, uns fast bis an die Knie zu reichen; dazu wurde der Grund unter unseren Füßen immer weicher und nur mühsam konnten wir uns mit jedem Schritte aus dem Schlamme herausarbeiten. Das Pferd meines Begleiters machte uns dabei die meiste Noth; es zitterte heftig an allen Gliedern und gab durch allerlei Zeichen seinen lebhaften Widerwillen gegen unseren gefährlichen Nachtmarsch zu erkennen. Endlich konnten wir es geradezu nicht mehr von der Stelle bringen, es drängte nach der Seite aus, riß unter ein paar gewaltigen Sprüngen, denen mein Begleiter nicht schnell genug folgen konnte, diesem die Zügel aus den Händen und trat keuchend, dampfend und uns das Sumpfwasser in's Gesicht spritzend mit wilder Eile den Rückweg an, bald in der Dunkelheit unseren Augen entschwindend.

Da standen wir nun mitten in der Nacht, offenbar wenn nicht schon innerhalb, doch mindestens sehr nahe einem jener Sümpfe, die sich dort häufig meilenweit in die wilde Gegend erstrecken, und schon das Grab manches Wanderers geworden sind. Die Musquitos, die uns in ganzen Schaaren umsausten, und die wir buchstäblich zu Hunderten mit den Händen aufgreifen konnten, fielen mit wahrem Heißhunger über uns her, und trieben uns fast zur Verzweiflung; Tausende von helleuchtenden Käfern summten uns um die Ohren, die ganze Gegend wie mit einem feurigen Regen überschüttend. Dazu die Musik von Legionen von Fröschen, in deren einförmiges Quaken hier und da die mächtige Stimme eines Brüllfrosches, wie der dumpfe Donner eines Positionsgeschützes in das leichte Geknatter eines Plänklerfeuers, einfiel: — es war eine Nacht, wie man sie nur in diesen Wildnissen durchleben kann; eine Nacht, die man nicht leicht vergißt, die vielleicht in der Erinnerung angenehm sein mag, in der Wirklichkeit es aber keineswegs ist.

Da es nicht minder gefährlich schien, rückwärts wie vorwärts zu gehen, so hatten wir nur ein einziges Mittel, uns vor einem Nachtlager mitten in einem Sumpfe, das uns Beide unfehlbar auf's Fieberbett geworfen hätte, zu bewahren, und das war einfach genug. Ich zog den Revolver und schoß eine Kugel in die Luft, — die Musik um uns her verstummte wie auf ein Zauberwort; eine zweite, dritte. Dann horchten wir athemlos. Nichts. Wir schossen weiter, zwischen je drei Schüssen jedesmal inne haltend und mit gespannter Aufmerksamkeit horchend. Da endlich knallte eine Antwort. Der scharfe kurze Schlag einer Büchse klang in unsere Ohren. Wir begrüßten ihn mit schwer zu schilderndem Jubel, und mein Begleiter ließ einen solchen schrillen und weitschallenden Pfiff durch seine schwieligen Finger, die er alle zehn an den Mund brachte, ertönen, daß die Frösche, die das Schießen schon anfingen gewohnt zu werden, abermals verstummten und erst wieder ihr Concert begannen, als wir den verwünschten Sumpf schon eine geraume Weile im Rücken hatten.

Wir folgten dem alten Manne, der uns aus dem Sumpfe herausgelootst't und der auch das Pferd meines Begleiters eingefangen hatte, und nach etwa einer halben Stunde beschwerlichen Marsches durch dorniges Unterholz und dichtes Gestrüpp langten wir endlich durchnäßt, müde, hungrig, von Durst gepeinigt, vom Fieberfrost geschüttelt, in seinem ärmlichen Blockhause an. Ein tüchtiges Feuer, woran wir unsere Kleidungsstücke trocknen und unsere Glieder erwärmen konnten, war das Erste, was wir begehrten, und was uns bereitwillig gewährt ward. Dann verlangten wir etwas zu essen — für Geld natürlich; — Gastfreundschaft ist in diesen Gegenden eine Tugend des Luxus, man kennt sie so wenig wie diesen; die Leute sind meistens zu arm, um sie ausüben zu können, und Unglück und hartes Leben hat sie selbst hart gemacht. Der alte Mann entschuldigte sich mit sichtlicher Verlegenheit. Wir würden mit einem armen Nachtessen vorlieb nehmen müssen, meinte

Digitized by Google

er. Seine Frau sei krank und liege zu Bett, und er selbst habe keine Zeit gehabt, Brod zu backen; eine Kuh habe er seit gestern auch nicht mehr und Alles, was er uns geben könne, sei Mehl und Wasser. Das war freilich ein frugales Mahl nach solchem Marsche und wir bedauerten, unsere Tauben bereits unterwegs verzehrt zu haben. Indeß der Hunger macht zuletzt Alles möglich; — er hat mir später das nämliche Mahl elf Wochen lang gewürzt. Glücklicher Weise hatten wir Taback genug, und der Alte nahm mit Vergnügen den dargebotenen Beutel entgegen. Es schien ein lang ersehnter Genuß für ihn zu sein, denn er schmauchte seine kurze Thonpfeife mit offenbarem Behagen.

„Der mag auch mit dem Elend vertraut sein," dachte ich bei mir, als ich die gebeugte Gestalt, das magere Gesicht, die durchfurchte Stirn des alten Mannes betrachtete. Und doch hatte er bessere Tage gesehen. Er meinte, er sei nur erst ein paar Jahre hier, aber da er nur mit wenig Mitteln hergekommen sei und er das Geld zur Bezahlung seines „Claim's" in der Land-Office zu hohen Zinsen habe borgen müssen, so sei es immer rückwärts mit seiner Wirthschaft gegangen. Er habe schon vor einem Jahre die zweite Hypothek auf sein Grundstück aufgenommen, und sein Gläubiger — ein irischer Advocat — habe nur erst vor wenig Tagen gedroht, ihm die Farm wegzunehmen, wenn er nicht bezahle. Die Kuh habe er ihm bereits genommen, ohne sich um seine kranke Frau zu kümmern, der der Genuß der Milch gerade jetzt fast unentbehrlich sei.

„Elend und nichts als Elend," dachte ich. „Arme, geplagte Menschheit, wann wird deine Erlösungsstunde schlagen!"

Der Alte übertrieb nicht; ich sollte bald noch ganz andere Dinge zu sehen bekommen.

Mein Begleiter war nachdenklich geworden. Die Gesprächigkeit des alten Mannes ließ auch nach, und es ward bald so still in dem einsamen Blockhaus, daß wir deutlich die Athemzüge der alten Frau vernehmen konnten, die in einem mit rohen Bretern abgetheilten Raum des Hauses schlief. — Wir fühlten uns nach kurzer Zeit versucht, ihrem Beispiele zu folgen, streckten uns, in ein paar leichte wollene Decken gewickelt, auf das Lager nieder, das der Alte aus Stroh und Blättern für uns bereitet hatte, und waren bald genug fest eingeschlafen.

Ein lautes Klopfen an der Thür weckte uns erst ziemlich spät am andern Morgen.

„George Parker, George Parker! Aufgemacht!" hörte ich draußen rufen. Ich rieb mir noch den Schlaf aus den Augen, als mein Begleiter schon aufgesprungen war. Er sah sehr blaß aus und zitterte heftig, große Schweißtropfen perlten ihm von der Stirn.

Der alte Mann öffnete die Thür, und ließ die Männer herein, die uns aus dem Schlafe gepocht hatten, und deren Pferde draußen angebunden waren. Der eine, eine kleine, dürre Gestalt mit gemeinen, abstoßenden Gesichtszügen, war der Gläubiger, von dem der Alte uns gestern erzählt hatte. Er entfaltete ein Papier, und las dessen Inhalt dem alten Manne mit näselnder Stimme und unverkennbar irischem Accente vor. — Die Farm so und so, im Township 112, Range 16, im County Lesueur, Minnesota Territory gelegen, sollte, wie es hieß, am nächsten Mittag öffentlich an den Meistbietenden versteigert werden.

Der alte Mann hatte schweigend zugehört, dann und wann einen Blick nach dem Krankenbette seiner Frau werfend. Als jener mit Lesen zu Ende war, setzte er sich nieder und verhüllte sein gramvolles Gesicht mit beiden Händen.

„Guten Morgen, meine Herren," sagte der dürre Mann mit der näselnden Stimme, sich mit seinem Begleiter zum Weiterreiten anschickend.

„Halt!" rief plötzlich mein Reisegefährte, auf den kleinen Mann zuschreitend, und seine mächtige Hand unsanft auf dessen Schulter legend, „wie viel beträgt die Schuld?"

„Sir?"

„Wie viel die Schuld beträgt, will ich wissen!"

„350 Thaler, Ihnen zu dienen!" war die Antwort.

„Da sind sie!"

Eine Handvoll achteckiger californischer Funfzigthalerstücke flog mit hellem Klange auf den Tisch.

„Ihr seid der Gläubiger, quittirt den Empfang, gebt die Schuldverschreibung heraus, macht die Subhastation rückgängig; ich werde dafür bezahlen!"

Der alte Mann entblößte das Gesicht. Ich sah zum ersten Male die Frau aus der Kammerthür treten; sie sah sehr bleich aus und ihre Lippen bewegten sich zitternd; ihre Blicke waren gespannt auf die Züge meines Reisegefährten gerichtet.

Das Geschäft war bald zu Ende. Der kleine Mann, der einen solchen Ausgang gewiß am wenigsten erwartet haben mochte, und der anfangs ziemlich verdutzt aussah, kam durch den Anblick des Goldes schnell genug wieder zur Besinnung. Er zählte die Stücke, prüfte sie, schob mit einigem Widerstreben ein paar derselben zurück, die über den Betrag liefen, steckte die andern sieben in seine Tasche, und händigte dem jungen Manne die Schuldocumente mit sammt der verlangten Quittung aus.

„Was verlangt Ihr für die Kuh, die Ihr der kranken Frau weggenommen habt?" fragte mein Reisefährte weiter, nur mit Mühe seine Aufregung verbergend.

„Die ist in meinem Stalle," sagte der andere der beiden Männer; „für 50 Thaler könnt Ihr sie jeden Augenblick haben."

„Bringt sie her, ich kaufe sie," war die Antwort. „Und jetzt macht, daß Ihr fortkommt, oder bei Gott" — er wies nach der Thüre mit so unzweideutiger Gebehrde, daß die beiden Morgengäste schleunig und ohne Widerrede den Rückzug antraten.

Was weiter geschah? — Ich sah die alte Frau hastig auf meinen Begleiter zuschreiten, dem große Thränen über das braune Gesicht liefen. Sie sah ihn ein paar Augenblicke mit unbeschreiblicher Spannung an, sie streifte dann mit den welken, zitternden Händen das rothe Hemd von seinem linken Arme; — dann fiel sie ihm laut schluchzend um den Hals: „Mein Kind, mein liebes, liebes Kind!"

Das Mutterauge war schärfer gewesen; der alte Mann erkannte erst jetzt seinen Sohn und lange, lange lagen sich die Drei still weinend in den Armen.

Das elende Blockhaus war zum heiligen Tempel der Freude geworden, in dem drei glückliche Menschen weilten.

Ich ging am andern Morgen allein nach Lesueur, da es für meinen Gefährten jetzt dort nichts mehr zu thun gab. Nach einer langen und beschwerlichen Wanderung machte ich die Farm ausfindig, die ich zu suchen hatte, aber meinen Bruder fand ich nicht mehr. Er sei seit einigen Wochen abgereist, hieß es; wohin, konnte ich nicht erfahren. Es fehlte mir damals an Mitteln, seine Spur aufzusuchen, und ein Aufruf in den öffentlichen Blättern des Territoriums, das einzige, was ich zur Zeit thun konnte, blieb ohne Erfolg. Einige Monate später erst, als ich das erworbene Land bereits wieder verkauft hatte, und mich auf dem Rückwege nach Osten befand, las ich in dem Fremdenbuche eines Gasthofes am Minnesota seinen Namen. — „Am 16. Juni nach Fort Snelling gereist" — hatte der Wirth dazu geschrieben. Im Fort selbst war nur noch eine Invalidenbesatzung anwesend; die Garnison — mein Bruder mit ihr — war schon Ende Juni aufgebrochen und durch Kansas nach dem fernen Utah gegen die aufständischen Mormonen marschirt. —

Ich wußte jetzt, warum ich so seltsam ergriffen war, als ich an jenem heißen Junitage mit dem Dampfboot, an Fort Snelling vorüber, den Minnesotafluß hinauffuhr, und die hohen Wälle des Forts im Nebel hinter mir verschwanden.

v. Gstr.

Illustrirtes Jagdprachtwerk.

Soeben erschien bei **Ernst Keil** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eine Gemsjagd in Tyrol

von **Friedrich Gerstäcker.**

Mit 34 Illustrationen in Holzschnitt und 12 Lithographien nach Originalzeichnungen von C. Trost.

Gr. 8. eleg. broch. 3 Thlr. 10 Ngr. — eleg. geb. in englische Preßdecken mit Goldschnitt 4 Thlr. 5 Ngr.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Die Gartenlaube.

№ 7. 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der gefangene Dichter.

Von Levin Schücking.

(Fortſetzung.)

Das Mädchenantlitz, welches der junge Mann in dieſem Augenblicke vor ſich erſcheinen ſah, war kein anderes, als das Minettens. Minette erſchien nämlich, nachdem ſie das von ihrem Kammerfenſter aus gepflogene Geſpräch abgebrochen hatte, unten in der Hausflur; ſie war im Begriff, in den Garten zu gehen, aber da ſie den fremden jungen Mann ſich nahen ſah, wartete ſie, bis er vorübergegangen.

Der Fremde ging aber nicht vorüber. Im Gegentheil, er kam geraden Weges auf das Gärtnerhaus zugeſchritten, trat über die Schwelle in die offene Hausflur und überreichte Minetten ſein Bouquet mit den Worten:

„Nehmen Sie dieſen Strauß von mir an, ſchönes Kind — wollen Sie ihn nicht von mir, als einem Unbekannten, annehmen, nun, ſo denken Sie, der Garten ſende Ihnen ſeine ſchönſten Blumen zum Morgengruß.“

„Mein Herr, ich weiß nicht ....“ ſtotterte Minette, bis unter die Haarwurzeln erröthend, und ſtreckte nur ſehr zögernd die Hand nach dem Geſchenke aus.

„Wollen Sie mich mit einem Korbe betrüben?“

„Sie ſind ſehr galant, mein Herr — — aber in der That, wenn der Vater die abgepflückten Blumen ſieht ....“

„So gibt es eine Unterſuchung? O, ſeien Sie darüber ruhig. Es hat ihn keine unberufene Hand geraubt; der junge Gärtner ſelbſt hat ihn geſchnitten und ſo ſinnig und hübſch geordnet.“

„Wer, der Wilhelm?“ entgegnete Minette und griff nun unbedenklich nach dem Strauße.

„Ja, der Wilhelm wird es geweſen ſein,“ antwortete lächelnd der Fremde; „Sträuße, die der Wilhelm bindet, ſcheinen ſich freundlicher Aufnahme bei Ihnen zu erfreuen, — iſt's nicht ſo?“

Minette erröthete auf's Neue und, um es zu verbergen, neigte ſie ihr hübſches Geſicht über die Blumen.

„Ich danke Ihnen, mein Herr!“ ſagte ſie dann, indem ſie einen zierlichen Knix machte.

Der junge Mann blieb ſtehen, trotz dieſer verſtändlichen Andeutung, daß man ihn verabſchiede. Die ſeltene Anmuth des hübſchen jungen Mädchens ſchien ihn zu feſſeln.

„Wollen Sie mich ſo gehen laſſen, Demoiſelle,“ hub er an, „ohne mir Ihre allerliebſten Fingerſpitzen zum Küſſen zu reichen?“

Sie ſchüttelte kokett den Kopf.

„Ich muß nun an meine Arbeit, Herr,“ verſetzte ſie, ſich von ihm abwendend.

Der Fremde ergriff ſie am Arme.

„Der Wilhelm ſieht's nicht!“ ſagte er in neckendem Tone.

Sie entzog ſich ihm mit einer raſchen gewandten Bewegung, nickte ihm lächelnd zu und wollte eben der Treppe im Hintergrunde der Hausflur zueilen, als ſie plötzlich wie angewurzelt ſtehen blieb und erſchrocken ausrief:

„O, mein Herr, gehen Sie doch! Gehen Sie!“

„Was iſt Ihnen, weshalb wechſeln Sie erſchrocken die Farbe? Sehen Sie den Wilhelm drohend da hinten auftauchen?“

„Sie haben noch gut ſcherzen,“ rief ſie halblaut aus, ängſtliche Blicke zur offenen Thüre hinaus werfend, „machen Sie um Gotteswillen, daß Sie fortkommen; fort — nein, nicht in den Garten, das iſt zu ſpät, man ſieht Sie — raſch hierhin, die Treppe hinauf — warten Sie oben!“

Und damit ſchob das junge Mädchen den Fremden, der willenlos ihrer Haſt nachgab und nicht begriff, was ſie ſo mit Angſt erfüllte, die Treppe hinauf.

„Warten Sie, bis ich Sie herunterhole,“ rief ſie ihm noch einmal halblaut nach und dann hörte er ſie unten eine Thüre öffnen und davon gehen.

Er ſah ſich oben in einem ſchmalen Corridor, auf den die Treppe führte. Am Ende dieſes Corridors befand ſich eine Thüre, welche halb geöffnet ſtand und den Einblick in eine Kammer freiließ; im Hintergrunde der Kammer war ein offenes Fenſter. Der junge Mann ſchritt den kleinen Corridor hinab und blickte neugierig in die Thüre; es war ein freundliches, nett und zierlich gehaltenes Giebelzimmerchen; Minettens Bett, mit weißer Spreitdecke überzogen, ſtand zur Rechten, links ein Tiſch mit ihrem kleinen, einfachen Toiletten-Apparat. Der Fremde ſah ſich lächelnd in dieſer friedlichen jungfräulichen Umgebung um, dann ging er bis an das offene Fenſter, um einen Blick hinauszuwerfen.

Als er nun ſich durch das Fenſter vorbog, begegnete er höchſt unerwartet einem anderen Blicke, der verwundert ihm entgegenſchaute.

Dieſer verwunderte Blick ſchoß aus den, die höchſte Ueberraſchung ausdrückenden, weit aufgeriſſenen Augen Wilhelms, des Gärtnergehülfen, der gerade unter dem Fenſter auf ſeiner Leiter ſtand, noch immer mit dem Abpflücken unnützer Rebenblätter beſchäftigt.

„Ah! Er! Er da?!“ rief Wilhelm aus, und mit dem zitternden Tone höchſten Zornes ſetzte er hinzu: „Was zum Teufel hat Er da zu ſchaffen?“

Der Fremde wollte antworten, aber der Gärtnergehülfe hörte

Digitized by Google

ſchon nicht mehr auf ihn; er ſtieg, er ſprang vielmehr die Staffeln blitzſchnell hinab und verſchwand um die Hausecke.

Wilhelm war außer ſich; ein fremder junger Menſch ſchaute aus Minettens Kammer heraus; er mußte ſich augenblicklich Aufklärung darüber verſchaffen, was er ſich dabei zu denken habe, und deshalb ſtürmte er fort, in's Haus hinein.

Als er in die Thüre trat, erſchien eben Minette aus dem Wohnzimmer links und wollte eilig über die Flur, die Treppe nach oben zu, um den Fremden, den ſie dort hinaufgeſchickt hatte, herunterzuholen und fortzuſchaffen.

Aber Wilhelm ergriff ſie am Arme.

„Minette!“ ſagte er, „Jungfer Minette!“

„Nun, was iſt's?“

Er antwortete nicht, er ſchien vor Zorn die Sprache verloren zu haben — er deutete todtenbleich auf den großen ſchönen Strauß, den Minette in den Gürtel geſteckt hatte.

„Was iſt's?“ ſagte ſie noch einmal, bebend in die eine fürchterliche Leidenſchaft ſpiegelnden Züge Wilhelms blickend.

„Was bedeutet der Strauß?!“ flüſterte er jetzt mit vor Wuth halb erſtickter Stimme, „von wem hat Sie den Strauß?“

„Den Strauß? Den hat mir eben ein Fremder gegeben!“

„Ein Fremder! ja, ein Fremder! o, ich weiß, wie fremd er Ihr iſt — Sie Abſcheuliche, — o, Alles, Alles weiß ich — weiß, was der Strauß bedeutet, was die dunkelrothe Nelke heißt — und ich Eſel, ich mußte ſelbſt den Strauß ſchneiden, darum war dieſer Fremde ſo eigenſinnig verſeſſen darauf, daß ich den Strauß bände, damit er und Sie über mich ſpotten und mich verhöhnen könnten — und darum wollte Sie mich durchaus für den Abend in's Wirthshaus ſenden — ſieht Sie, daß ich Alles weiß, Sie Schlange, Sie Lügnerin, Sie ....“

„Wilhelm — nein, wahrhaftig, Wilhelm, Er iſt rein toll geworden!“

„Nun, zum Tollwerden iſt's freilich! So belogen und betrogen zu werden!“

„Wer hat Ihn betrogen?“

„Sie!“

„Mit dem Strauß? Iſt's denn nicht Alles heller Wahnſinn, was Er ſpricht?“

„Sie leugnet's noch! Sie leugnet wohl noch gar, daß Sie den Fremden oben in Ihrer Kammer verborgen hat? O, Sie Falſche, Hinterliſtige, Gottloſe ... aber warte Sie nur, das ſoll der Vater erfahren, mit eigenen Augen ſoll er's ſehen, wie Sie's treibt!“

Und damit ſtürzte der Menſch, der ſich in eiferſüchtiger Wuth ſelbſt nicht mehr kannte, zum Hauſe wieder hinaus, um im Garten nach dem Vater des Mädchens zu ſuchen.

Minette, welche ſich bis jetzt von all' den Vorwürfen, die ſo plötzlich über ſie ausgeſchüttet wurden, nicht hatte die Geiſtesgegenwart rauben laſſen, da ſie ſich ihrer vollſtändigen Unſchuld bewußt war, begann nun dennoch, dieſe Geiſtesgegenwart zu verlieren. Den Vater fürchtete ſie. Er war ein ſtrenger, zorniger Mann. Er war leider — wir müſſen es zur Steuer der Wahrheit geſtehen — ein ſtiller Verehrer des landesüblichen Traubenſaftes. Während dieſe Neigung Meiſter Allgeyer's Cerebralthätigkeit eben nicht zu höherer Intelligenz verfeinert hatte, waren dadurch die choleriſchen Theile ſeines Temperaments, die biliöſen Elemente ſeines Organismus, in einer Weiſe verſtärkt und ausgebildet, daß er außerordentlich ſtürmiſchen Zornanfällen ausgeſetzt war, wobei er das vollſtändige Abbild jenes Dänen wurde, von dem es im Hamlet heißt:

> You can not speak of reason with the Dane,
> And loose your words'

denn alle Worte der Vernunft waren in ſolchen Augenblicken an Meiſter Allgeyer vollſtändig verloren, ja rein verſchwendet.

Minette bekam deshalb einen tödtlichen Schrecken bei der Drohung Wilhelms, ihren Vater herbeirufen und ſie vor ihm anklagen zu wollen ... mochte ſie ſo unſchuldig an Allem dem, was Wilhelm ihr vorwarf, ſein, wie ſie wollte, — wenn er den Vater zuerſt erreichte und ihm mit ſeinen tollen Geſchwätz den Kopf erhitzte, nachher war ſie verloren. Deshalb ſprang ſie Wilhelm nach, ſtrebte, ihn am Arme zurückzuhalten, verſuchte, ihn zum Bleiben, zum ruhigen Anhören zu bewegen, gab ihm alle möglichen guten Worte und gelangte, während er fortfuhr, ſeine eiferſüchtigen Anklagen hervorzuſprudeln, immer weiter von dem Gärtnerhauſe fort, in die Gebüſche der Anlagen hinein.

Der junge Mann, den wir oben in Minettens Kammer gelaſſen haben, war unterdeß, nachdem er ſich noch einmal mit ſeinem lächelnden Fürwitz da umgeſehen, zurück und wieder auf den Corridor gegangen, von dem Minette ihn herabholen zu wollen verſprochen hatte. Er vernahm den lauten Wortwechſel unten, ohne verſtehen zu können, um was es ſich handelte. Leiſe ging er der Treppe näher; aber in dieſem Augenblicke entfernte ſich der eifrige Stimmenwechſel und verlor ſich dann außer dem Hauſe in den Garten hinein.

Der Fremde ſchritt nun behutſam die Treppe hinunter. Die größte Stille herrſchte im ganzen Hauſe. Unbehütet lag es da, die Hausthüre offen, offen auch die Thüre rechts, in welche Minette vorhin eingetreten war, nachdem ſie den Fremden ſo eilig und erſchrocken die Treppe hinaufgeſandt hatte.

IV.

Der Fremde ſchien entweder eine ſehr neugierige oder eine ſehr beobachtungsſüchtige Natur. Jedenfalls fehlte es ihm nicht an einer gewiſſen Doſis von unbefangener Keckheit, denn mit dieſer trat er, ſtatt das Häuschen, in welchem er doch im Grunde ganz und gar nichts zu ſuchen hatte, jetzt zu verlaſſen, in die offene Thüre rechts. Sie führte in das Putz- und Viſitenzimmer Meiſter Allgeyer's; es war ſehr blank und rein geſcheuert, die Stühle und Tiſche ſtanden in der ſchönſten Ordnung da, der Thüre gegenüber blähte ſich breit der Luxus eines ſchönen Sopha's aus Kirſchbaumholz und auf der Commode unter dem Spiegel ſtanden auf weißer gehäkelter Decke allerlei altfränkiſche Nippſachen, kleine Schäferfiguren in ſächſiſchem Porzellan, ein Topf mit Potpourri und das unvermeidliche Kaffeegeſchirr mit rothgeblümten Schalen. Die Wände waren geweißt, aber ſtatt der fehlenden Tapeten hatten allerlei illuminirte ſchöne Kupferſtiche, auf denen Paul und Virginie in den zärtlichſten Situationen ihres rührenden Lebenslaufes oder der alte Fritz in den hervorragendſten Momenten ſeiner Heldenlaufbahn dargeſtellt waren, die Koſten der Ausſchmückung übernommen.

So unterſchied ſich denn der Raum in nichts von anderen Stübchen gleicher Beſtimmung in jener guten beſcheidenen Zeit; es war nichts da, was verdiente, die Blicke ſo lange zu feſſeln, als der Fremde ſich in dieſem Raume aufhielt. Und von dem Stübchen wurden ſeine Blicke auch in der That nicht gefeſſelt; ſie flogen durch daſſelbe hindurch in einen zweiten dahinter liegenden Raum, in welchen er hineinſchaute und an deſſen Ende ſich ihm ein Anblick darbot, der ihn anzog. In der Ecke dieſer Hinterſtube nämlich war eine dunkle Vertiefung angebracht, welche von dem jungen Manne im erſten Augenblicke für ein hohes Kamin gehalten wurde, dann aber, bei näherem Hinſehen ſich als Eingang in eine tiefliegende Räumlichkeit darſtellte, zu groß freilich, um etwa als Eingang in gewöhnliche Kellerräume zu dienen. Darauf zuſchreitend ſah der junge Fremde, daß eine Treppe von vielleicht zehn Stufen hier ziemlich ſteil hinabführte, und zwar in einen Gang, der unter der Erde fortlief. Der Eingang über der Treppe war gewölbt aus rohen Tuffſteinen, die kunſtreich ſo gelegt ſchienen, daß ſie hie und da kleine Lücken ließen, durch welche Licht eindrang. Auf dem bituminöſen Geſtein der Wände wucherten Schlingpflanzen. Unten war der Gang mit glänzend reingehaltenen Fließen ausgelegt, die ſchwarze und rothe Carreaux bildeten.

„Der Herr Gärtnermeiſter ſcheint ſich hier ein unterirdiſches Tusculum angelegt zu haben,“ ſagte unſer junger Freund, indem er die Stiegen hinabſchritt und aufmerkſam die ganze Einrichtung und die Structur der Wände betrachtete. Nachdem er etwa zehn Schritte in dem dämmernden Raume vorwärts gemacht, gelangte er an eine Wendung und, um dieſe einbiegend, ſah er ſich in ein Stück des Ganges verſetzt, das durch zahlreichere und größere Oeffnungen im Geſtein der Decke noch beſſer erhellt war. Die herabhängenden Schlingpflanzen zeigten ſich hier noch reicher geordnet, und mit ihrem hellen, ſchwach gefärbten Grün, das wegen Mangel an freier Luft nicht zur völligen Entwickelung gediehen war, bildeten ſie ein Relief für kleine weiße Büſten, die auf den vorſpringenden Ecken der Tuffſteine, wie auf natürlichen Conſolen ſtanden.

Ueberrascht schritt der Fremde weiter in diese merkwürdige anmuthende kleine Unterwelt. Er musterte die Büsten und sah, daß sie berühmte Philosophen und Dichter der Vorzeit darstellten: Homer, Virgil, Sokrates, Plato, Sophokles, Aristophanes. Als er weiter schritt, kamen auch Voltaire, Rousseau, Pope und Gibbon zum Vorschein.

Der Fremde wandelte immer tiefer in den Grottengang hinein, mit einer gewissen Behutsamkeit sachte auftretend, als ob er scheu einer merkwürdigen Entwickelung dieser mysteriösen Anlage entgegenschreite. Noch einmal kam eine Wendung, und dieser folgend, hatte der junge Mann nun plötzlich einen Anblick, der in der That nicht überraschender, fesselnder, unerwarteter sein konnte.

Durch eine schmale Bogenwölbung sah er in ein rundes Gemach, dessen Decke etwas höher aufgewölbt war, wie der Gang. In der Mitte dieser Wölbung hing eine Ampel nieder, während unten ein farbiger, aus Aloefasern geflochtener, sogenannter indianischer Teppich den Boden bedeckte. Rings an den Wänden umher lief eine zierlich aus rohem, noch mit seiner Rinde bedeckten Holze verfertigte Bank, während die Wände darüber, so wie im Gange, Schlingpflanzen und Büsten, nur zahlreicher und größer, trugen. Im Hintergrunde der kleinen Rotunde aber war eine Nische, eine Art kleiner Absis, wie in einer byzantinischen Kirche, angebracht, und in dieser stand über zwei Stufen erhöht ein mit einem grünen Tuche bedeckter Tisch, der um so mehr an einen Altar erinnerte, als ein einfaches Kreuz aus schwarzem Ebenholz sich darüber erhob, während mehrere Bücher darauf lagen.

Auf der Bank zur Rechten dieses Altars saß eine hohe weißgekleidete Frauengestalt.

Als der Fremde in dem Raume erschien, hob sie wie erschrocken das Haupt, während zugleich ein offenes Buch von ihrem Schooße auf den Boden niederglitt.

Der junge Mann stand wie angewurzelt. Er starrte mit großen Augen in ein unbeschreiblich edles, von blonden Locken umwalltes Gesicht mit feingeschnittenen Zügen, in denen sich die ausgebildetste Intelligenz aussprach, während der volle weiche Mund das Gepräge vollendeter Herzensgüte trug. Der Teint schien mehr bleich als frisch, falls dies nicht die Wirkung des Lichtes war, welches nur gedämpft und gebrochen durch die in der Decke gelassenen Lücken eindringen konnte.

Ein leises „Ah — wer ist's?! was wollen Sie?!" tönte jetzt dem Fremden entgegen, mit einer Stimme, in welcher er den Ausdruck eines gewissen Unwillens über sein Erscheinen nicht verkennen konnte.

„Verzeihung," versetzte er deshalb ziemlich schüchtern, „ich konnte nicht denken, daß ich mich störend in eine vielleicht gestissentlich gesuchte Einsamkeit dränge, als ich diesen seltsamen Gang betrat."

„Wer hat Sie hereingelassen?" fuhr die Dame mit einer Stimme fort, welche zeigte, daß ihr Unwille sich nicht gemildert hatte.

„Niemand; der Zufall hat mich geführt, ein glücklicher Zufall!" versetzte er mit einer Ruhe, welche jetzt seine volle Zuversicht zurückgekehrt zeigte.

„Sie haben sehr unrecht, ihn glücklich zu nennen, mein Herr, am wenigsten wird er glücklich für die sein, welche den Befehl von mir haben, hier jede Störung von mir fern zu halten."

Der junge Mann ließ sich durch diese strengen Worte nicht irre machen. Mit ruhiger Bestimmtheit antwortete er:

„Kann ich es denn einen unglücklichen Zufall nennen, der mir ein bezauberndes Bild, wie aus der Phantasie eines Dichters geboren, traumhaft schön und dennoch kein Traum, vor Augen stellt? Die Dichter sind selten so glücklich, daß ihnen die Wirklichkeit so holde Erscheinungen, so phantastisch, ja märchenhaft umrahmt, enthüllt. Sie sind leider nur zu sehr darauf angewiesen, mühsam und arbeitsvoll aus sich selbst Alles das zu schöpfen, womit Andere erfreut und erhoben werden. Darum verzeihen Sie mir und treiben Sie mich nicht sofort von hinnen, holde Gottheit dieser Grotte, bevor mir noch vergönnt wurde, Sie zu verehren!"

Bei diesen Worten trat der Fremde näher, ließ sich auf ein Knie nieder und, wie um einer solchen Huldigung das Auffallende oder gar Komödiantenhafte welches darin erblickt werden konnte, wieder zu nehmen, hob er das niedergefallene Buch vom Boden auf, um es der Dame zu überreichen.

„Sind Sie ein Dichter?" fragte diese mit milderem Tone, indem sie das Buch annahm.

„Ob ich es bin? Ich weiß es nicht, aber ich träume es."

„Das ist gefährlich."

„Weshalb?" fragte der Fremde.

„Weil es zu träumen gar oft auf Abwege führt."

„Abwege führen oft zu holden Zielen, wie ich eben erfahre!"

„Wissen Sie denn, an welches Ziel Ihr heutiger Abweg Sie geführt hat? Vielleicht an ein sehr schlimmes, wenn ich Ihren Vorwitz strafte!"

„Eine Strafe würde nur dazu dienen, mir das Bild, welches ich vor mir habe, für immer noch unauslöschlicher in die Seele zu prägen. Wie man Kinder straft, blos damit sie eines denkwürdigen Ereignisses sich in ihrem Alter besinnen!"

Die Dame lächelte.

„Wollen Sie mich bestrafen?" fuhr der Fremde, noch immer knieend, fort.

„Nein," antwortete sie, „erheben Sie sich."

Der junge Mann stand auf.

„Gehen Sie jetzt! Und ich vertraue Ihnen bei Ihrer Ehre, daß Sie weder über diesen Ort, noch über diese Begegnung gegen irgend Jemanden indiscret sind."

„Sind wir nicht immer darauf angewiesen, das Schönste, Herrlichste, was in unser Leben tritt, ängstlich vor der Welt Augen zu verschließen? Verlassen Sie sich darauf, ich werde diese Stunde eifersüchtig und behutsam vor jedem Sterblichen geheim halten."

„Können Dichter schweigen?" fragte die Dame.

„Gewiß! Es lehrt sie die Stunde der Inspiration, wo die Trunkenheiten des Schaffens über uns kommen und uns Dinge begehen lassen, auf welche wir um Vieles, ja, um Alles in der Welt nicht das Auge eines Sterblichen blicken lassen möchten!"

„Haben Sie oft solche Trunkenheits-Anfälle? Sie reden davon, daß man sich vor Ihnen beinahe fürchten sollte!"

Der Fremde lächelte.

„Seien Sie ruhig, edle Frau, diese Trunkenheit ist höchstens die eines Kindes, welches entzückt die hellen Himmelslichter über seinem Haupte anjubelt und gleich darauf in Wehmuth versinkt, daß seine Arme nicht bis dahinauf langen, um sie sich herunter zu holen. Die Dichter sind eben so. Sie schwanken zwischen dem Rausch eines unendlichen Lebensmuthes, wo der Muth nicht allein für dieses Leben, sondern auch für alles andere Leben, für das des Jenseits, des Himmels und der Unterwelt ausreicht; wo er Alles umfassen, in Alles jubelnd sich stürzen zu können wähnt und die Welt umarmt, wie ein anvertrautes Weib, das sich von ihm lieben lassen muß: und dem grenzenlosen Jammer, daß die Sterne so hoch sind, die Wolken unsere Schritte für ein sonnenhohes Wandeln nicht tragen, die Welt nichts als ein durch und durch falsches, treuloses Wesen ist ... das ist unser Loos, edle Frau, und in diesem Hin- und Herfluthen unserer Gefühle würden wir untergehen, wenn wir nicht auf unserm Lebensgange einen freundlich rettenden Genius finden, der uns hilft uns wiederfinden, wenn wir uns verloren haben, der uns zuruft, wie der Herr dem Petrus, als er auf dem See Genezareth wandelte und im Begriff war, in den Wogen zu versinken!"

Die Dame blickte den jungen Mann, während er so redete, mit Zügen an, in welchen sich ebensoviel Ueberraschung als Theilnahme spiegelte, während ihr Auge so mild und gütig auf ihm ruhte, daß er fortfuhr:

„Hätte ich heute einen solchen Genius gefunden, eine Hand, die sich mir böte — o, ich wollte sie verehren gleich der einer Heiligen, wie wollte ich sie an mein Herz drücken, diese Hand, an meine Lippen ...."

Er kniete dabei noch einmal vor der Dame nieder, und indem er ihre Hand ergriff, versuchte er sie mit leidenschaftlicher Bewegung an seine Lippen zu führen.

Aber sie entzog ihm rasch diese Hand und sagte mit ernstem, zurückweisendem Tone:

„Gemach, gemach, mein Herr Dichter, lassen Sie sich von Ihrer Phantasie nicht zu Thorheiten fortreißen. Eines Genius, der auf die zu hoch gehenden Wogen das Oel der Besonnenheit ausgieße, scheinen Sie allerdings zu bedürfen. Aber lassen Sie die Hoffnung fahren, vom Baume des Lebens, um dessen goldene Früchte Sie bisher, wie ein Kind um den Weihnachtsbaum, geschwärmt zu haben scheinen, auch einen schönen Genius im weißen Kleide und mit rosafarbenen Schwingen pflücken zu wollen, wie ihn die Kinder ja auch oben auf ihren Weihnachtsbäumen finden.

Digitized by Google

Der Genius, der einem Dichter hilft, ruht in seiner eigenen Brust — da müssen Sie ihn suchen. Die Wirklichkeit hat einen anderen noch nie geboten. Wohl Ihnen, wenn Sie ihn finden. Streben Sie ja danach. Denken Sie an das Schicksal Tasso's, der ihn nicht suchte, oder besser, ihn nicht zu finden wußte, weil er ihn ebenfalls in den Reihen der Sterblichen suchte, und zu sich herabbeschwören zu können glaubte durch die Beschwörungsformeln der Leidenschaft."

Der junge Mann schwieg; er schien verstummt vor so viel überlegener Geisteshöhe. Auch wohl ein wenig beschämt!

„Tasso hat doch den Genius gefunden," antwortete er nach einer Weile — „in Leonoren von Ferrara."

„In seiner Fürstin," antwortete die Dame stolz, „— daß er in ihr den eigens für ihn gesandten Genius erblickte, war schon der Anfang jenes Wahnsinns, in den er verfiel, weil er in seinem Innern nicht das Maß, die Haltung und die Harmonie fand, die ihn gerettet hätten."

Und damit erhob sie sich.

„Sie gehen — gehen, zürnend über meine Kühnheit?!"

„Bleiben Sie hier eine Weile zurück," erwiderte sie, ohne seine Frage zu beantworten. „Verlassen Sie diese Grotte nicht mit mir zugleich!"

„Und ich sehe Sie nie wieder, um mir Beziehung zu erwerben?"

Ihre schöne, schlanke Gestalt war im Begriff, aus der Grotte zu verschwinden; da wandte sie sich zurück und sagte, mit demselben mehr strengen als milden Tone, den sie während der letzten Augenblicke der Unterredung wieder angenommen hatte:

„Lassen Sie sich den Nachmittag im Schlosse bei der Gräfin von Schwartzenau melden, mein Herr Doctor Goethe!"

„Sie kennen mich?!" rief der junge Mann überrascht.

Sie war verschwunden, ohne zu antworten.

Der Fremde — oder, da sein Incognito jetzt von der weißen Dame der Grotte beseitigt ist, Goethe blickte ihr mit begeisterungsvollem Auge nach.

„Wer ist diese Frau? Dieser Inbegriff von Schönheit und Geist?" rief er aus. „Sie ist voll Hoheit, wie eine Fürstin, wie eine Herrscherin, der nicht die Macht, sondern die Seelenschönheit und die angeborene Grazie die Menschen unterwirft — wer kann es sein, wer anders, als die Fürstin selbst, als Caroline, die bewunderte Landgräfin? Woher sie mich kannte? Liest sie die Namen der Menschen auf ihrer Stirn geschrieben, oder hat sie mich so genau sich schildern lassen, daß sie danach mich erkannte?"

Und die Arme über der Brust verschlingend, schritt er eine Weile, stumm, in Sinnen versinkend, in der kleinen Grotte auf und nieder.

Er mochte auf diese Weise, träumend und sinnend in dem mährchenhaften Raume, in welchem er sich befand, länger verweilt haben, als er selbst es glaubte. Endlich schickte er sich an, denselben zu verlassen. Er warf noch einen Blick umher, wie um sich das Bild der Grotte einzuprägen, und dann trat auch er durch die kleine Bogenwölbung in den Gang. Bald war er am Ende desselben. Die Flügelthüre auf der Höhe der emporführenden Stiegen stand nicht mehr offen. Als er sie erreicht hatte und die Hand auf's Schloß legte, fand er sie verschlossen. Er klopfte an, erst leise, dann lauter — aber vergebens. Niemand schien ihn zu vernehmen, Niemand draußen zu sein. Er rüttelte, er pochte endlich aus Leibeskräften an die Thüre. Alles war umsonst — das Gärtnerhaus schien wie ausgestorben; nicht das leiseste Geräusch ließ sich vernehmen, viel weniger der Fußtritt eines nahenden Befreiers.

„Ich bin ein gefangener Mann, wie mein Götz im Thurm von Heilbronn," sagte er endlich; „ist's ein Zufall, oder bin ich's zur Strafe? Jedenfalls muß ich mich fügen!"

Und langsam, resignirt, schritt er den Weg, den er gekommen, zurück, wieder in die Grottenrotunde hinein.

„Da ist ja auch er, von dem sie sprach," sagte er, hier vor einer der Büsten stehen bleibend, die die Wände der unterirdischen Halle schmückten. „Armer Tasso!"

Und nachdem er eine Weile in die Züge des unglücklichen Sängers geblickt hatte, warf er sich plötzlich, wie in einem Anfall von Leidenschaft, vor der Stelle, wo die hohe Frau gesessen hatte, auf die Kniee nieder, stützte die Arme auf die Bank und die Stirn auf seine Hand und rief aus:

„Soll ich Dich lieben, Fürstin, wie Tasso Leonoren? O, ich könnte es, heiß, verzehrend, wie er .... Aber still, Herz, dämpfe deinen Schlag! Verwirr' dich nicht in die trügerischen Irrwindungen eines unabsehbaren Labyrinths, an dessen Ende das Verderben lauert. Bist du nicht gewarnt? Bin ich nicht für den bloßen Gedanken an solche Liebe schon jetzt ein armer Gefangener? O, wie fühle ich mit Dir, Torquato! Armer Torquato!"

Und er erhob sich, trat wieder vor die Büste des Dichters hin, aber während er auf sie schaute, verrieth sein Auge, daß er viel weniger den Gegenstand vor ihm anblickte, als mit einer Reihe innerer Bilder oder Gedanken beschäftigt war, in welche er immer mehr sich zu verlieren schien. Sein Auge flammte höher auf, seine Wange röthete sich. Er murmelte einzelne Worte vor sich hin. Er wandelte wieder auf und ab. Er warf sich auf die Bank nieder, und stützte das Kinn auf die Hand, den Arm auf das übergeschlagene Knie. Lange saß er so in Sinnen völlig verloren da. Dann erhob er sich wieder, nahm eines der Bücher von dem kleinen Altar in der Nische, warf es wieder hin, nahm ein zweites, ein drittes — dies hatte weiße Blätter am Ende, und schien zu sein, was er suchte; aus einem Etui in seiner Brusttasche nahm er einen Bleistift, und begann nun auf die weißen Blätter hastig zu schreiben.

V.

Einen eigenthümlichen und für die Zeit in hohem Grade charakteristischen Contrast bildete das Herrscherpaar, welches in jenen Tagen über die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt und die durch eine Erbtochter von Hanau erworbenen Hanau-Lichtenbergschen Landestheile gebot. Nie hat es eine friedlichere Ehe gegeben, wie zwischen dem Landgrafen Ludwig IX. und der Landgräfin Caroline; denn nie hat ein Mann den Beruf der Frau, mit ihm das Scepter zu führen, mit größerer Klarheit eingesehen, mit größerer Bereitwilligkeit anerkannt. Dadurch, daß er seinem Volke eine solche Landesmutter zuführte und sie dann, ohne ihr irgend die Hände zu binden, landesmütterlich schalten und walten ließ, ist Ludwig IX. der Wohlthäter seines Landes geworden. Er selbst fühlte sich nicht geschaffen für das unruhig bewegte, in ungeregelten Kreisen sich durcheinander wirrende Treiben der großen Welt, des Hof- und Staatslebens; er war eine ausgebildete Einsiedlernatur, welche in der Einsamkeit, die sie frühe gesucht, immer mehr und mehr sich beschränkt hatte auf das Einzige, wodurch sie lebendig angeregt, freudig bewegt wurde — das Waffenhandwerk. Das Militair war Ludwigs IX. Steckenpferd, mehr, wie es je Friedrich Wilhelms I. oder irgend eines andern Fürsten Steckenpferd gewesen ist. Um beiden Neigungen, der einsiedlerischen und der militairischen, zugleich zu fröhnen, hatte er sich in seinen Landen einen stillen Winkel ausgesucht, in welchem er sicher sein konnte, von Niemandem, den er nicht wollte, gestört zu werden. Dieser Ort hieß Pirmasens. (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Wien.

Der Esterházykeller.

Wer nimmt nicht gern auf einige Stunden Abschied vom goldigen Sonnenlicht, um tief im Bauch der Erde eines jener dunkeln Arsenale zu besuchen, worin die Waffen gegen unsern alten Erbfeind, den Durst, aufbewahrt liegen.

Jede Stadt von einiger Bedeutung hat ein solches Zeughaus, worin man sich männiglich bewaffnen und streiten kann. Freilich wankt Mancher schwer verwundet von dannen, aber nicht vom Feind, dem Durst, sondern von seinen eigenen Waffen, von denen

Digitized by Google

er zu viel oder zu ſchwere führte, was nur alte bewährte Kämpen ungeſtraft thun können.

Wenn nun auch nicht jede Stadt ſolche berühmte Keller aufweiſen kann, wie Bremen ſeinen Rathskeller — München den Bockkeller — Hamburg Wilcken's Keller und Leipzig Auerbach's Keller, ſo trifft man doch überall einen „Keller“ und darin gewiß etwas zu trinken! —

Der Eſterhazykeller in Wien.

In Wien iſt nun, beſonders bei den Fremden, der **Eſterházykeller** am bekannteſten. Die dort lagernden unverfälſchten Ungarweine und der Name des Fürſten, der jedesmal, wenn er ausreitet, einen „ſilbernen Hut“ verliert, und ſo viel Schafheerden beſitzt, daß dieſelben einige kleine deutſche Fürſtenthümer in zwei Stunden kahl weiden würden, laſſen in dem Fremden dann Bilder von großartigen Kellerhallen mit Marmorſäulen und kunſtvoll geſchnitzten Rieſenfäſſern aufdämmern, zwiſchen denen ehrwürdige Kellermeiſter mit Fackelbegleitung umherwandeln. Aber mag die Phantaſie des Durſtigen noch ſo groß und reich ſein, die Wirklichkeit läßt Alles hinter ſich, und das Gefühl eines ungeheuern Erſtaunens erfüllt den Beſucher, der zum erſten Mal den berühmten Keller betritt.

In der Zeit von elf bis ein Uhr, ſo wie Nachmittags von fünf bis ſechs iſt die Thür zum Naß geöffnet. Wir verlaſſen den Graben, und ſchreiten in der ſtillen Naglergaſſe fort, bis wir zum Haarhof kommen, wo uns der kundige Mentor etwas bergab in eine Gegend führt, in der ein ſtarker Ammoniakgeruch verherrſcht. Mit Verwunderung ſtehen wir vor einer halbgeöffneten alten, verroſteten Eiſenthür, in welche entweder der Roſt, oder der kunſtreiche Verfertiger eine Verzierung gearbeitet hat, die eben ſo wohl einem Adler, als einem umgeſtülpten, zerriſſenen Regenſchirm gleicht.

Durch dieſe Thür betreten wir eine Treppe, welche durch die täglichen Mißhandlungen der **Heraufgehenden** und durch ihr Alter boshaft geworden iſt, und welche nichts lieber ſieht, als daß man über ſie hinunterfällt. Um dies nun möglichſt zu erleichtern, hat man auf ihrer Mitte eine Fallthür angebracht, die wiederum nur zur Hälfte geöffnet iſt, denn auf der andern Hälfte, die ganz ſo ausſchaut, als ob ſie ſeit ihrer Geburt niemals geöffnet worden, ſteht ein alter Windofen und ein Blechleuchter, der ausſieht, als ob es ſein Kind wäre, und in dem mit ungeheurem Hohn ein elendes Talgſtümpfchen brennt, damit man die nun folgende pechſchwarze Finſterniß ſieht. Zur Ehre der Treppe müſſen wir jedoch erwähnen, daß ein alter blankpolirter Strick an der Wand das Hinunterfallen bedeutend befördert, weil er die ſpaßhafte Gewohnheit

Digitized by Google

hat, einige Klafter länger zu werden, wenn sich Jemand ernstlich an ihn hält.

Mit Todesverachtung tappen wir nun den finstern Schacht hinab. Den verrätherischen Strick haben wir losgelassen, ehe er noch länger wurde. Fuß vor Fuß den Boden untersuchend, steigen wir tiefer, bis uns ein Stoß vor den Kopf und ein dumpfes Klirren auf die Idee bringt, daß hier eine Glasthür sein könnte. Dies ist in der That der Fall, und wir drücken dieselbe auf, um die letzten Stufen unter unseren Füßen zu verlieren und eine schiefe Ebene hinab zu rennen, welche an einem Tisch mit Würsten, Käse und Semmeln endigt, gerade als ob der Baumeister beabsichtigt hätte, die Eintretenden mit der Nase auf diese Gegenstände zu führen.

Obgleich wir nun zum Stillstand gebracht, nichts weiter sehen können, als vier bis fünf schwächliche Talglichter, und hier und da aus der Dunkelheit den wohlbekannten und erheiternden Blitz eines Glases, so riechen wir dennoch. Unsere Nase spürt einen starken, tüchtigen Weingeruch, nicht etwa, als ob man eine dünnhälsige Flasche entkorkte, sondern eine massive Blume, eine Art Victoria Regia, die uns von allen Seiten umgibt, wie eine Taucherglocke. Zu dem Gläserblitzen kommen nach und nach, wie sich unsere Augen an die Beleuchtung gewöhnen, glänzende Augen, die zwischen den Fässern hervor uns anblicken. Endlich lernen wir auch Gesichter und Gestalten unterscheiden, die dort auf allem Möglichen sitzen, nur nicht auf Stühlen. Jeder hält sein Seidelglas mit beiden Händen fest, als könnte es ihm gestohlen werden, und hie und da hat Einer ein Papier auf den Knieen liegen, dessen Inhalt von dem oben erwähnten Tisch stammt.

An einem anderen Tisch, etwas im Hintergrund, sitzt ein hagerer Mann, von etwas ziegenbockartigem Ansehen, welcher den Wein verkauft und das Register darüber führt. Er hat gewöhnlich einen Regenmantel um, wahrscheinlich, damit er nicht auch äußerlich naß wird. Unter einem Seidel wird nicht verabreicht, und wenn sich Zwei zu einem Seidel associiren, so entlockt diese „Jämmerlichkeit" dem Wasserdichten nur ein verächtliches Lächeln, dem frommen Küper aber ein mitleidiges Kopfschütteln, denn es ist ihm unbegreiflich, wie ein lebendiger Mensch weniger, als ein Seidel trinken kann.

Die geringste Sorte, Guldenwein genannt, wovon das Seidel 6 Kreuzer kostet, ist schon ein vortreffliches Getränk, welches man in Auerbach's Keller gern mit 25 Ngr. à Flasche bezahlen würde. Dann kommt das Seidel zu 9 Kreuzer, ein tüchtiger Bursche, der einen im Genick hat, ehe man es sich versieht, und auch wohl im Stande ist, einen unter'n Tisch zu werfen, besonders, wenn er mit „Wermuth" gemengt ist. Vom Wermuth, unter dem man sich nicht etwa ein bitteres Getränk vorstellen darf, kostet das Seidel 15 Kreuzer. Es ist ein dicker, trüber, malagaartiger Wein von großer Stärke und mehr zum Naschen und Mischen, als zum Trinken. Diese drei Sorten sind die hier gewöhnlich begehrten, und werden in den Besitzungen des Fürsten gebaut. Andere Ungarweine, wie Tokayer u. dgl., sind nicht zu bekommen.

Nachdem wir uns mit Wein versorgt haben, wenden wir uns zum Buffet und entscheiden, ob wir warm oder kalt speisen werden. Warm heißt Frankfurter Würstel mit Green, wobei wir zweierlei Entdeckungen machen. Erstens, daß die Würstel, welche in Frankfurt „Wiener" heißen, hier „Frankfurter" genannt werden, und zweitens, daß der alte Windofen oben auf der halben Fallthür kein leerer Wahn oder eine verfehlte Bestimmung sei, sondern wacker eingreife als Rad in der großen Weltmaschine, denn Wiener Würsteln heiß zu machen, ist nicht der Bestimmungen schlechteste.

Speisen wir kalt, so heißt dies „Käse", und sind damit beide Nahrungsfragen erledigt, so kommt die Platzfrage an die Reihe, denn da wir ein Stück Käse, ein Brod und ein Glas Wein haben, so müßten wir nothwendiger Weise eins dieser drei Stücken stets unter den Arm klemmen, wenn wir stehend schmausen wollten.

Tische und Stühle sind nicht vorhanden, doch hat eine mitleidige Hand ein Bret längs der Wand neben der Thür auf irgend etwas gelegt, und so eine Bank geschaffen, auf welcher wir uns niederlassen. Hart über unserem Kopf hat Jemand ein Stück Holz der Mauer gewaltsam zwischen die Rippen geleilt, und daran einen Leuchter gehängt, der eine so große Familienähnlichkeit mit dem auf der halben Fallthür hat, daß wir ihn ohne Weiteres für seinen Bruder halten. Da sich unsere Augen vollkommen an die Dunkelheit gewöhnten, sehen wir jetzt deutlich jeden Ziegelstein, der sich aus dem Gewölbe des Kellers hervordrängt, die Namenszüge auf den Fässern und die stillen Zecher neben denselben, deren immer mehrere auftauchen.

Ein plötzlicher Knall an der Glasthür, wo die betreffenden Scheiben längst von Holz eingezogen sind, verkündet die Ankunft eines neuen Gastes, der dann gewöhnlich auch sofort hereinstürzt. Stolpert er nicht auf den Würsteltisch los, sondern geht mit ruhigem Schritt nach dem Wasserdichten, so kann man darauf schwören, daß es ein Stammgast ist.

Mit Bedauern erfahren wir, daß sich die Ungarweine im Allgemeinen nicht auf Flaschen halten, und vom Faß weg getrunken werden müssen, was auch ihren billigen Preis herbeiführen mag. Wenn unsere Meißner oder Loschwitzer Weine diese Eigenschaft hätten, so müßte man folgerichtig beim Trinken derselben etwas herausbekommen, beim Grüneberger wenigstens auf das Maß ein kleines Rittergut. Und wie herrlich schmeckt dann der Ungarwein, wenn man dabei an Grüneberg denkt und an das schöne Gedicht von Heine:

Zu Grün'berg steht an der Mauer
Ein Weinstock hoch auf der Höh!
Die harten Trauben voll Trauer
Bedeckt im August der Schnee.

Er träumte von dem Schumlauer
Dort unten im Ungarland,
Und seufzte: 's wird Alles sauer,
Wird nur mein Name genannt.

d. h. bei Heine handelt es sich eigentlich um eine Tanne und eine Palme, aber ein Ungarweinstock und ein Grüneberger stehen ungefähr in demselben Verhältnisse, und doch gibt es noch einen Wein, der nach dem Grüneberger kommt. Es ist dies der „Leipziger", nicht etwa der, der dort getrunken wird, denn das ist Grüneberger mit falschen Legitimationen, sondern der, der dort wächst! Es kommt freilich selten vor, aber es ist Thatsache, daß der Finanzrath C.... einmal aus in Leipzig gewachsenen Weintrauben einen Eimer und 16 Flaschen Wein gepreßt hat. Die Wirkungen dieses Weines waren unerhört. Brachte man eine Flasche voll in ein Zimmer, so blieben plötzlich alle Uhren stehen, die Saiten vom Pianoforte platzten mit einem Ruck, und die Tischplatten zogen sich krumm.

Aber ernstlich, der hier im Esterházykeller verschenkte Ungarwein ist so gut und echt, daß man ihn selbst in Ungarn, wo, nebenbei gesagt, das Fälschen des Weines an der Tagesordnung ist, nicht reiner und von besserer Qualität trinkt. Der Verbrauch ist deshalb auch ein ungemein großer und wiegt in dem Einkommen des Fürsten sehr bedeutend mit. Man nennt als Werth der hier aufgestapelten Weine eine ungeheure Summe, die allein hinreichte, um zehn andere unfürstliche Familien zu reichen und angesehenen zu machen.

Da die Tischzeit nahe war, so ward viel Wein nach der Oberwelt geholt und zwar von hübschen Dienstmädchen ganz unverhohlen, dann von ältlichen Damen in Strickbeutel und Arbeitskörbe eingezwängt, und von einigen ganz respectablen Herren in großen viereckigen Flaschen, aus alten Apotheken stammend, welche in dickes Papier in Buchform verpackt nach Haus geschmuggelt wurden, wobei die guten Herren in der festen Ueberzeugung gingen, daß kein Mensch eine Flasche in dem Papiere vermuthen könne. — Aber geht nur hin und packt eine Flasche, wie ihr wollt, siegelt sie zu und schreibt „Proben ohne Werth" darauf: man merkt doch, daß Ihr eine Flasche Wein tragt, eben so gut wie man es jenen Beiden anmerkt, die fest an einander gehalten nach oben steuern, obgleich sie ihren Wein tief im Innern verborgen haben.

Auch wir steigen hinauf an das Tageslicht, denn ein anderes Geschlecht braucht um die Mittagsstunde unsern Platz und macht dem Ofen eine heiße Stunde, in der viele „Würstel" als Opfer fallen.

C. Reinhardt.

Digitized by Google

Die Lawine.*

Von E. A. Roßmäßler.

Neben dem diplomatisch schleichenden Geiste der Gletscherwelt wohnt noch ein toller Poltergeist in den schneeerfüllten Kesselthälern der Hochalpen: die Lawine.* Nicht leicht tritt die zerstörende Gewalt des Wassers so jäh und schreckenerregend auf, als in dieser Gestalt, wenn es auch in anderen viel bedeutendere Wirkungen hervorzubringen vermag. Manche Alpenthäler, z. B. das Oberhaslithal, finden sich bald von links, bald von rechts her mit weit vorspringenden, das Thal quer durchschneidenden Wällen und Halden von Felsblöcken unterbrochen, welche mit den Lawinen von den Uferbergen des Thales niederdonnerten. Wenn der Zug der Touristen die Einsamkeit der Alpenthäler belebt, ist diese zerstörende Macht des Schnee's gewöhnlich schon ganz gebrochen und in die äußerste Grenze der Schneeregion gebannt. Die kühnen Kunststraßen, welche sich bis dahin versteigen, wissen durch gewaltige Gallerien der Wuth der Lawinen zu entgehen. Es gehört aber zu den eine Schweizerreise charakterisirenden Genüssen, z. B. von der Wengernalp aus von dem gegenüberliegenden Steck, aus dessen Mittelpunkt die reine Jungfrau in das Himmelblau aufragt, in den Mittagsstunden Lawinen herabkommen zu sehen. Man glaubt sich in der reinen Bergluft ihnen viel näher, als man ist, und doch steht man in vollkommener Sicherheit, denn zwischen der Wengernalp und den steil abfallenden Wänden jener Bergriesen gähnt die tiefe Schlucht des unzugänglichen Trümmletenthales — die Rumpelkammer, in der sich aller Schnee und Trümmerschutt anhäuft. Erwartungsvoll, und selten um diese Zeit vergebens, ist Auge und Ohr hinübergerichtet nach den unermeßlichen blendenden Schneemassen. Plötzlich kracht und donnert es da drüben, wie aus tausend fernen Geschützen — noch liegt aber Alles in todter Ruhe, denn vergebens sucht der eilig über die Schneefelder fliegende Blick eine Bewegung der Masse. Entweder läßt die große Ferne oder die versteckte Lage den Heerd der Bewegung nicht erkennen. Aber bald ist das durch vielfältigen Wiederhall verstärkte Donnern vorüber und am untern Saume der Schneeregion schießt aus einem vorher unbemerkten Spalte der Bergwand eine blendend weiße Schaumcascade hervor und überschüttet den aus dem Trümmletenthale hervorsehenden Schuttkegel mit neuem Schnee. Dieser Schuttkegel zeigt von den vorausgegangenen Lawinenfällen alle Abstufungen vom reinen Weiß bis zum schmutzigen Aschgrau in abwärts laufenden lappenförmigen Ausbreitungen, so daß es aussieht, als sei zu verschiedenen Zeiten auf seiner Spitze ein Gefäß voll zäher bald heller, bald dunkler grauer Farbe ausgeschüttet worden, und diese sei dann wie ein Lavastrom bald breiter bald schmäler, bald mehr bald weniger tief herabgeflossen. Die graue Färbung des oberflächlichen Schnee's und deren Ursprung kennen wir von den immer schmutziger werdenden Flächen unserer abschmelzenden Schneefelder.

Dies ist die eine Form der Lawinen, ich möchte sie fast harmlos nennen, weil sie selten große Steine mit sich zu führen scheint; wir denken aber bei dem Worte Lawine nicht an sie, sondern an eine andere, die wir als Sinnbild der Zerstörung kennen.

Es ist leicht zu errathen, daß bei der Bildung und Beschaffenheit der Lawinen der Temperaturgrad, der in der Region des ewigen Schnee's gerade herrscht, von Einfluß sein müsse. Bei großer Kälte unterbleiben die Schneeball-Gefechte der munteren Jugend, weil sich dann der Schnee nicht ballt. So muß es auch in der Schneeregion sein, und man unterscheidet demnach zunächst kalte und warme Lawinen. Gewöhnlicher ist jedoch die Unterscheidung derselben nach dem Aeußeren ihrer Erscheinung und ihrer Wirkungen.

Die Lawinen sind in ihrem Erscheinen nicht in dem Grade vom Zufalle abhängig, als wir Ebenenmenschen anzunehmen geneigt sind, denn an vielen Orten herrscht darin einige Regelmäßigkeit der Wiederkehr. Hierzu trägt natürlich ein gewisser Grad der Neigung der Felsenwände und der Schneereichthum des Monats am meisten bei. Deshalb wird bei der Anlegung der Alpenhütten hierauf Rücksicht genommen und solche „ungeheuere" Orte vermieden. Der kundige Alpenbewohner sieht nicht selten das nahe bevorstehende „Niedergehen" oder „Losbrechen" einer Lawine voraus und kehrt oft auf einem weiten Marsche nahe seinem Ziele wieder um und schlägt lieber einen großen Umweg ein; er weiß, daß seine Fußtritte eine Lawine an seiner Seite „antreten" könnten.

Dies gilt nämlich von den sogenannten Staublawinen, die als die gefährlichsten gelten. Ihr Niedergehen ereignet sich namentlich bei größeren Kältegraden, wenn bei anhaltendem Schneefalle der Wind große Schneemassen an stark geneigten Abhängen angeweht hat. Man nennt sie auch Wind- oder Schlaglawinen, weil ihnen ein furchtbarer Luftdruck vorausgeht, der allein schon Bäume und Hütten umzureißen vermag. Da ihr Niedergehen auf einem Herabrutschen großer Schneemassen beruht, so hat man an nicht gar zu gefährlichen Stellen mit gutem Erfolge an den unteren Grenzen solcher Rutschfelder hohe Steinwälle aufgerichtet. Die „heiligen Haine" unserer Altvordern finden in den Alpenhöhen ihr Seitenstück in den Bannwäldern; sie sind eben so unverletzlich, wie jene, und dienen zum Schutze der darunter liegenden Gebiete vor dem Andrange der Lawinen. Dennoch durchbrechen die Lawinen zuweilen die Bannwälder und hinterlassen in ihnen breite Gassen mit aufgerissenem Boden. Der Schweizer nennt sie Lauizug, der Tiroler Lahnenrunst. Ueberschreitet eine Lawine die enge Schlucht eines Baches, so füllt sie diese mit festem Schnee aus, welchen der Bach nach und nach durchbohrt, so daß eine Lawinenbrücke bleibt, die zuletzt meist verschwindet, sich aber alljährlich in gleicher Weise erneuert. Liegen solche Lawinenbrücken hoch genug nach der Schneegrenze hin, so erhalten sie sich auch lange Zeit und Schlagintweit erwähnt einer solchen, die sich seit 73 Jahren erhalten hatte. Ich traf Ende August im Hintergrunde des Lauterbrunnenthales den Rest einer Lawinenbrücke, d. h. die eine zu einem breiten Schuttkegel abgeschmolzene Seite derselben, die ebenfalls sehr alt sein mußte, denn der Schnee war ganz und gar mit schwarzgrauem Schutt bedeckt, auf dem sich Alpenpflanzen angesiedelt hatten.

Diejenige Form der Lawine, in der wir uns dieselbe überhaupt gewöhnlich und zwar als das Sinnbild des Schreckens und der Zerstörung denken, die Roll- oder Grundlawine, ist viel weniger schädlich, als die Staublawine. Sie entsteht bei gelinder Witterung, wenn sich der Schnee ballt. Aber eine Rolllawine ist auch keineswegs ein einziger ungeheuerer Schneeball, in welchem wir uns die auf ihrer Bahn weggerissenen Bäume und Felsentrümmer und Hütten wie die Nadeln im Nadelkissen feststeckend denken. Nur selten erreicht ein solcher Lawinenball die Größe von 30 bis 40 Fuß; vielmehr ist eine Rolllawine ein Strom von zahllosen kleinen Bällen, die 1½ bis 2 Fuß gewöhnlich nicht übersteigen. Diese sind dabei durch Aneinanderreiben und Stoßen ohne Zweifel in einem gewissen Wechsel des Bestehens und Umbildens begriffen, was ihre Bewegung mäßigt, so daß man solchen Lawinen, wenn ihr Sturz nicht durch eine sehr geneigte Ebene begünstigt wird, allenfalls entrinnen kann. Ihre Bewegung beträgt nur etwa 8 bis 10 Fuß in der Secunde. Der Grad ihrer Verheerung ist zum Theil von der Beschaffenheit des Bodens abhängig, über den sie rollt. Ist er feucht und nicht gefroren, so reißt die Lawine allerdings denselben bis auf den felsigen Untergrund mit hinweg und dadurch werden bedeutende Nachtheile für die Alpenmatten herbeigeführt.

Wie sehr auch in dem Gebiete der Natur das „viribus unitis" gilt, wie kleine Kräfte in einmüthiger Vereinigung Großes bewirken können, das lehren auch die Lawinen. Es ist wiederholt beobachtet worden, daß an Stellen, wo sonst regelmäßig Lawinen niedergingen, diese ausblieben, wenn die geneigten Flächen, auf welchen die Ablösung der Lawinen zu beginnen pflegt, im vorhergegangenen Som-

* Oder Lawine. In der Schweiz hört man jedoch stets Lauine sprechen; auch Tschudi schreibt im „Thierleben in der Alpenwelt" Lauine.

* Vorstehendes ist mit Bewilligung des Verfassers und Verlegers dem mit Lithographien in Tondruck und mit Holzschnitten reich ausgestatteten Werke: „Das Wasser. Eine Darstellung für gebildete Leser von E. A. Roßmäßler." (Leipzig, Brandstetter.) entnommen. Es verdient dasselbe die wärmste Empfehlung als wohlgelungene erste ausführliche wissenschaftliche und doch allgemein verständliche Darlegung des Wesens und der gewaltigen Wirkungen jener „Großmacht" in der Natur, des Wassers, von dem Alle täglich reden und hören, während doch die Wenigsten mehr von ihm wissen, als daß es naß ist und keine Balken hat. D. R.

Digitized by Google

mer ihres Grases nicht beraubt worden waren. Dies konnte nur geschehen wegen eines zeitigen und bleibenden Schneefalls, der sich durch Anschmelzen mit den Grashalmen fest verband und dann, da diese Verbindung eine vieltausendfältige ist, die ganze Schneemasse so fest an den begrasten Boden haften läßt, daß sie daran nicht herabgleiten kann. Dies hat die Alpenbewohner in Wallis auf den glücklichen Einfall gebracht, die Lauinen gewissermaßen festzunageln. Auf solchen Ursprungsstätten der Lauinen, fast immer fette Alpentriften, schlägt man in etwa fußweiten Abständen Pflöcke in den Boden, die alsdann den den Winter über fallenden Schnee festhalten und ihn nur allmählich abschmelzen lassen.

Tiefe Alpenthäler mit hohen, in die Schneeregion reichenden Uferbergen, wie z. B. der obere Theil des Haslithales im Berner Oberlande, bieten zur Zeit des Touristenschwarmes, wo das Niedergehen der Lauinen gewöhnlich vorüber ist, das Bild der Zerstörung. Aus den tiefen Einschnitten der Thalwände, von denen man von unten oft nicht ahnt, daß sie die Ausgänge aus bedeutender Höhe herabkommender Felsengassen sind, erstrecken sich oft in das Thal hinein Wälle ganz frisch aussehender Blöcke von überraschender Größe, die dennoch durch den überwältigenden Druck des weichen Schnee's herabgeworfen, vielleicht erst oben losgebrochen worden sind. Selten ereignen sich solche Lauinenfälle in sehr besuchten Gegenden noch im Spätsommer, weil dann der Schnee bis zur ewigen Schneegrenze hinauf abgeschmolzen zu sein pflegt, dafern nicht ausnahmsweise zeitige Schneefälle und darauf folgende milde Witterung neuen Stoff dazu bieten. Um diese Zeit beschränkt sich das Niedergehen von Lauinen auf die unzugänglichen Heiligthümer der Hochalpen, aus denen dem Reisenden meist nur von fern in der vorher beschriebenen Weise Kunde wird. Wenn wir aber mit aufmerksamen und geübten Blicken die Alpenwelt durchwandern, namentlich zu der Zeit, wo durch das den Sommer über stattgehabte Abschmelzen die Schneegrenze sehr hoch liegt, so erkennen wir, daß auch die Lauine eine der mancherlei Formen ist, in welchen das Wasser unausgesetzt an den Umrissen der Hochgebirge ändert und mäkelt.

Aber neben diesem gewaltsamen Wirken haben die Lauinen auch noch eine mit dem Gedeihen des Lebens in nahem Zusammenhange stehende Bedeutung. Es ist kaum möglich, sich von den unermeßlichen Mengen Schnee's eine richtige Vorstellung zu machen, welche alljährlich durch die Lauinen unter die Schneegrenze herabgefördert werden. Blieben diese Massen an den Stellen liegen, wo sie als Schnee niedergefallen sind, so würden sie kaum bis zum Spätsommer abschmelzen, an schattigen Hängen gar nicht dazu gelangen und so würde vielleicht die Schneegrenze — die wir als nicht blos von der Seehöhe abhängig bereits kennen gelernt haben — allmählich tiefer herabsinken und das Weidegebiet der Alpenmatten immer mehr beeinträchtigen. Durch den Lauinenfall werden regelmäßig alle Jahre eine Menge Alpenmatten von den Schneelasten befreit. Dieser Lauinenschnee wird nun in den tieferen Höhenstufen von den hier wirksameren Sonnenstrahlen und von Regengüssen schneller verzehrt und ihr Wasser kommt den Tiefländern zu Gute, während der ewige Schnee seinen Wassergehalt denselben vorenthält. Tschudi* hält daher die Lauinen trotz der von ihnen sonst angerichteten Verheerungen dennoch für eine vorwiegend nutzenbringende Alpenerscheinung.

* Tschudi, Thierleben der Alpenwelt S. 228.

Die Leipziger Gewandhausconcerte und ihre Entstehung.

Weit über die Grenzen Sachsens und Deutschlands hinaus ragt der Ruhm des Leipziger Gewandhausconcerts. Mögen in größeren Städten gewaltigere Orchester und zahlreichere Sängermassen in kolossaleren Räumen vor einem großeren und glänzenderen Publicum zusammenwirken, so werden diese Leistungen sich dennoch nur in seltenen Fällen mit dem messen können, was hier mit verhältnißmäßig wenigen, aber auserlesenen Kräften unter einer Führung geboten wird, die ihren Stolz darin sucht, dieses Institut auf dem hohen Standpunkte zu erhalten, auf den es durch seine Begründer und deren Nachfolger gehoben worden.

Kein Sänger und kein Virtuos, wäre er auch anderwärts noch so oft mit Beifall aufgetreten, wird seinen Ruf für dauernd begründet erachten, so lange derselbe nicht die Feuerprobe des Leipziger Gewandhausconcertes bestanden hat, und wenn ein Componist sein Werk hier zur Aufführung gebracht und damit vor der Leipziger Kritik Gnade gefunden hat, so braucht ihm an andern Orten deswegen nicht mehr bange zu sein.

Es ist interessant, ein Kunstinstitut, welches sich eine so unbestrittene Geltung und Anerkennung erworben, bis auf seine ersten Anfänge zurückzuverfolgen und seine allmähliche Entwickelung zu betrachten, was hier mit möglichster Kürze und Bündigkeit nach den zuverlässigsten, hierüber vorliegenden Nachrichten geschehen soll.

Schon im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bildeten in Leipzig die Studirenden unter Direction „qualificirter Personen" ein sogenanntes Collegium Musicum, welches Mittwoch Abends von acht bis zehn Uhr in der Wohnung des königlichen Hofchokoladier Lehmann seine Zusammenkünfte hielt. Auch kam damals ein sogenanntes großes Collegium Musicum vor, welches Freitags oder Sonnabends auf dem Ballhause in der Petersstraße gehalten wurde und dessen Stifter der Organist an der Neukirche, Georg Philipp Telemann, war, welcher später als Musikdirector in Hamburg angestellt ward.

Eine weit bedeutendere Anstalt aber wurde das sogenannte Große Concert, welches als der eigentliche Keim der musikalischen Bedeutung zu betrachten ist, welche Leipzig im Laufe der Zeit errungen und bewahrt hat.

Es war ein Verein von nicht mehr als sechzehn Personen sowohl adeligen als bürgerlichen Standes, welcher im März 1743 das Große Concert begründete. Jedes Vereinsmitglied sollte zur Erhaltung des Instituts jährlich zwanzig Thaler beitragen, so daß vierteljährlich ein Louisd'or zu entrichten war. Die Zahl der Musicirenden belief sich gleichfalls auf sechzehn „auserlesene" Personen.

Das erste Local dieses Concerts war auf der Grimmaischen Gasse bei dem Bergrath Schwabe, ward aber nach kurzer Zeit in das Haus des Buchhändlers Gleditsch verlegt.

Schon damals traten auch fremde Künstler in diesem Concerte auf und an musikalischen Wunderkindern fehlte es ebenfalls nicht. Freilich waren letztere noch nicht so häufig wie später, denn wir finden es als eine große Merkwürdigkeit aufgezeichnet, daß am 16. September 1743 „in dem bei Herrn Gleditschen, dem Buchführer, mit Trompeten und Paukenschall abgehaltenen großen Concert ein Knabe von zwölf Jahren sich auf dem Clavicembalo mit einem Concert wohl hören ließ."

Schon im October desselben Jahres wurde von diesem Verein durch ein bis auf dreiundzwanzig Musiker gebrachtes Orchester ein großes Concertexercitium auf dem Saale des Ranstädter Schießgrabens gehalten. Dieses Concert wurde von vielen vornehmen Personen besucht, unter andern von dem Grafen von Manteuffel und dem Grafen von Wackerbarth-Salmour, Oberhofmeister des Kurprinzen und selbst geschicktem Musikus und Componist.

In diesem Concerte ließen sich nach dem noch vorhandenen Programm hören: „Der königl. Flaut Traversiste Mons. Knöcher; ferner Hr. Doles", der nachmalige berühmte Cantor der Thomasschule — „ein Membrum dieses Concerts auf dem Clavicembalo, und drittens der Eisenachsche Hofbassiste Mons. Voigt, welcher nicht allein einen schönen tiefen Baß, sondern auch einen unvergleichlichen Alt in zwei Arien sang." Alle diese wurden mit Beifall angehört, insbesondere aber ward ein „Mons. Abel auf der Viol da Gamba in Spielung eines Trio und musikalischer Fantasie solo sehr admiriret." Auch mußte Letzterer Tags darauf sich vor den gerade in Leipzig anwesenden königlichen Majestäten hören lassen und hatte das Glück, der königlichen Capelle zugewiesen zu werden.

Zu dem ersten Jahrestage des Großen Concerts, welcher feierlich begangen ward, componirte der wackere Doles eine große Cantate mit Trompeten und Pauken, deren Hauptarie folgenden Text hatte:

„Das Steigen und Fallen der frohen Gesänge,
Die flüchtigen Läufer veränderter Gänge
Ermuntern und trösten den traurigen Geist.
Die Schwermuth verliert sich, die Freude zerreißt
Die widrige Fessel verdrießlicher Stunden,
Womit ihn die kränkenden Sorgen gebunden."

Digitized by Goog

Zu einem für die Sache selbst sehr heilsamen Wetteifer ward das Große Concert durch eine Gesellschaft italienischer Opernsänger angestachelt, welche in dem Reithause am Ranstädter Thore unter der Direction eines gewissen Pietro Mingotti ihre Vorstellungen gaben. Unter dieser Gesellschaft befanden sich zwei Castraten und zwei Damen, Rosa Costa und Stella, deren Gesang mit dem ungetheiltesten Beifall aufgenommen ward.

Mit dem Großen Concert ging schon im zweiten Jahre seines Bestehens eine bedeutende Veränderung vor. Buchhändler Gleditsch, welcher das Amt eines Directors bekleidet, starb und der Verein beschloß nun, die musikalischen Unterhaltungen in den Gasthof zu den drei Schwanen im Brühl zu verlegen. Zugleich wurde die Anzahl der Mitglieder auf dreißig vermehrt und in einer Generalversammlung derselben beschlossen, daß von nun an Niemand ohne Billet Einlaß erhalten sollte. Ein solches Billet liegt den Notizen, aus welchen wir diese Nachrichten schöpfen, bei. Es hat die Größe eines Kartenblattes, auf welchem die Muse der Tonkunst sehr sauber gestochen erscheint. Oben darüber stehen die Worte: „Vetat Tristari" (Es wehret der Traurigkeit) und darunter: „Leipziger Concert 1744." Die Damen beschloß man, wie zeither, so auch in Zukunft frei einzulassen, eben so wie die „Fremden und reisenden Passagiers."

Unter den außerordentlichen Mitgliedern des Concerts befanden sich damals die zwei Prinzen von Fürstenberg, der Minister Graf von Manteuffel und viele andere gräfliche und adelige Personen.

Drei Jahre später ward das Große Concert durch Signor Carini und Signora Forcellini, welche Beide mit ungemeinem Beifall auftraten, verherrlicht. In demselben Jahre wurden nach einem gedruckt vorliegenden Circular in Bezug auf die ökonomischen Bestimmungen des Concertinstituts einige Abänderungen getroffen. „Da" — so heißt es in diesem Circular — „die Gesellschaft des Leipziger Großen Concerts den mit den Billets getriebenen Mißbrauch wahrgenommen, so zeigt sie an, daß künftighin gar keine Billets mehr umsonst ausgegeben werden sollen." Für die Zukunft solle mit drei Ducaten auf das ganze Jahr pränumerirt werden, was aber blos von den Einheimischen zu verstehen sei. Fremde Cavaliere und auswärtige Studirende sollten vier Ducaten zahlen. Niemand sollte ohne Vorzeigung eines authentischen Billets passiren, ausgenommen durchreisende Fremde, welche nach geschehener Anzeige beim Director oder dessen Assistenten freien Eintritt haben sollten. Auch Damen sollten keines aparten Billetes bedürfen, aber nur in Begleitung eines mit einem Billet versehenen Führers zugelassen werden. Jeder Abonnent konnte sonach damals den weiblichen Theil seiner Familie frei mit in das Concert bringen. Das Concert wurde jedes Mal vom ersten Juni eines jeden Jahres an berechnet und fand im Sommer alle vierzehn Tage, im Winter aber von Michaelis bis Ostern alle acht Tage und zwar Donnerstags um fünf Uhr statt.

Das fortwährende Gedeihen und immer erfreulichere Emporblühen dieses Kunstinstituts hatte seinen Grund in der Thätigkeit nicht blos vieler begeisterter Kunstfreunde, z. B. des verdienstvollen Gottlieb Benedict Zehmisch, Besitzers der drei Schwanen, in späterer Zeit des Baumeisters Limburger und Anderer, sondern auch einer fast ununterbrochenen Reihe tüchtiger Dirigenten, namentlich eines Hiller, Schicht, Polenz, Mendelssohn-Bartholdy u. s. w.

Aus dem Gasthause zu den drei Schwanen siedelte das Große Concert in das Thomä'sche Haus am Markte über, wo es unter Hiller bis 1781 blieb und dann in den jetzigen großen Concertsaal auf dem Zeug- oder Gewandhause verlegt ward.

Die einfache, aber dennoch berühmte Ausschmückung dieses Saales ward dem Künstler Oeser anvertraut, der hier ein Deckengemälde ausführte, welches bis zum Jahre 1833 zu den Sehenswürdigkeiten Leipzigs gehörte. Es versinnbildlichte die Vertreibung der älteren Musik durch die neuere. Im eben erwähnten Jahre aber kam die Concertdirection auf den heute noch unbegreiflichen Einfall, dieses herrliche Gemälde mit rother Farbe überpinseln zu lassen.

Im Jahre 1831 feierte das Gewandhausconcert sein funfzigjähriges Jubiläum und der Contrabassist Wach figurirte auf demselben als besonderes Curiosum, weil er auch schon bei jener ersten Eröffnung des Concerts in dem neuen Saale mitgewirkt hatte und sonach seit länger als fünfzig Jahren diesem Orchester angehörte.

Daß auch der gegenwärtige Dirigent der Gewandhausconcerte, der als ausübender Künstler sowohl als auch als tüchtiger Componist rühmlich bekannte Concertmeister Rietz, ganz der Mann ist, um dieses Kunstinstitut auf seiner Höhe zu erhalten und zeitgemäß weiter zu entwickeln, ist anerkannte Sache.

Rosa Heisterberg.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder."

(Fortsetzung.)

Ich hatte oft Verhöre mit Angeschuldigten aus den höheren Ständen gehabt. Sie hatten stets einen peinlichen Eindruck in mir zurückgelassen. Personen aus jenen Ständen werden als Angeklagte, zumal als Verhaftete, äußerst selten unschuldig vor Gericht gestellt. In der Regel sind die schon vom Beginn der Untersuchung an gegen sie vorhandenen Beweise so überzeugend, daß sie entweder gar nicht mehr wagen dürfen, das System des Leugnens aufzustellen, oder daß sie dieses System nur noch mit ohnmächtigem Trotze ergreifen können. In jenem ersten Falle wirkte das mit jedem aufrichtigen Geständnisse verbundene Gefühl der Reue, der Zerknirschung, das Bewußtsein der Vernichtung der Existenz an Ehre, an Stellung für sich und für die Familie um so peinlicher auf mich ein, je höher an Ehre, Stellung und Bildung der Schuldige im Leben da stand, je tiefer und erschütternder mithin sein Sturz war. In dem letzten Falle trat das Empörende, Ekelhafte des gemeinen Trotzes in dem gebildeten und hochstehenden, bisher so hochgeachteten Verbrecher hinzu.

In dem mir jetzt vorliegenden Falle hatte ich von Schuld oder Unschuld keine Ueberzeugung gewinnen können. Ich hatte nur die eine, aber desto festere Ueberzeugung, daß ich es mit einer sehr gewandten Person zu thun habe, gegen die ich, wenn sie schuldig sei, sehr auf meiner Hut sein müsse, deren Unschuld aber, wenn wirklich vorhanden, sicher sehr leicht an den Tag kommen werde. Ueber alles Andere war ich bei ihr noch im Unklaren. Ich konnte nicht einmal eine Ahnung davon haben, ob die Feststellung ihrer Schuld sie besonders unglücklich machen werde. Sie konnte vermöge ihrer großen Ruhe und Kälte gar eine schon bestrafte, verhärtete Verbrecherin sein. Zeugte dafür nicht am Ende auch ihr hartnäckiges Schweigen über ihr früheres Leben? Ja, vielleicht selbst ihre Kenntniß des gerichtlichen Untersuchungsverfahrens? Hatte sie dagegen nicht andererseits mehrfach plötzlich, aber desto wahrer und tiefer und inniger hervorbrechende Züge eines warm, fein, ja weich fühlenden Herzens gezeigt?

Sie war mir ein Räthsel. Ich war begierig auf die Lösung des Räthsels. Sie mußte mir zunächst werden durch die Vernehmung der Bestohlenen, Frau von Waldheim, und des Polizeicommissarius.

Die Frau von Waldheim war schon vor Beendigung des Verhörs der Gefangenen an der Gerichtsstelle erschienen. Sie hatte sich ohne Vorladung eingefunden. Ein Beweis, daß die Sache für sie von großer Wichtigkeit war.

Ich ließ sie sofort eintreten.

Ich wußte wenig mehr von ihr, als was ich schon oben angegeben habe: daß sie der höchsten Gesellschaft der Residenz angehöre, ein angenehmes Haus mache und selbst am Hofe gern gesehen sei. Sie war Wittwe. Ihr Mann war ein sehr braver Officier gewesen. Sie bezog eine anständige Wittwenpension und sollte auch außerdem noch Vermögen besitzen. Sie war noch jung und hatte keine Kinder. Das war Alles, was ich von ihr wußte.

Eine schöne stolze Dame trat in mein Verhörzimmer. Sie war nicht mehr so jung, wie die Gefangene Rosa Heisterberg; sie konnte dreißig oder einige Jahre darüber zählen, aber sie war schöner; die Farbe ihres Gesichtes war lebhafter; die Formen ihres Körpers zeigten wunderbar reizende, üppige Rundungen. Dennoch fehlte ihr

Digitized by Google

die eigentliche Frische und Jugend, die gerade der Gefangenen eine so eigenthümliche Anmuth verlieh. Dann auch waren sowohl der Ausdruck ihres Gesichts, wie ihre Haltung stolzer, als die ihrer gewesenen Gesellschafterin. Ihr Gesicht hatte sogar den Ausdruck eines harten Hochmuths. Eine Coquetterie, deren sie sich vielleicht kaum noch bewußt war, die ihr also schon längst zur Gewohnheit geworden sein mußte, sprach sich in ihrem ganzen Wesen aus.

Die Dame der höchsten Gesellschaft der Residenz machte keinen angenehmen Eindruck auf mich. Sie trat mit einiger Heftigkeit in das Zimmer. So auch begann sie gleich zu sprechen, ohne eine Anrede und Frage meinerseits abzuwarten, und was sie sprach, war nicht geeignet, jenen unangenehmen Eindruck ihrer Erscheinung zu verwischen oder nur zu mildern.

„Die Person hat noch kein Geständniß abgelegt?" fragte sie rasch und dringend.

„Nein," antwortete ich sehr kurz und kalt.

„Ich dachte es. O, mein Herr, sie wird Ihnen noch viel zu schaffen machen; sie ist eine sehr freche und verschmitzte Verbrecherin, die sich in mein Haus, in mein Vertrauen, in meine Liebe einzuschleichen gewußt hatte und die zum Danke nun mich bestiehlt. Aber sie wird hoffentlich ihrer Strafe nicht entgehen; sie wird überführt werden."

Ich antwortete ihr nicht.

„Gnädige Frau," sagte ich, „nach dem vorschriftsmäßigen Gange der Untersuchung ist vor Allem Ihre Vernehmung über die erlittenen Diebstähle und dabei zugleich über das gesammte Verhältniß erforderlich, in welchem die Beschuldigte zu Ihnen und zu Ihrem Hause gestanden hat. Darf ich bitten, über die Fragen, die ich deshalb an Sie richten muß, mir vollständige Auskunft zu geben? Nach Vorschrift des Gesetzes habe ich Sie noch darauf aufmerksam zu machen, daß Sie Ihre Aussage mit einem Eide bekräftigen müssen."

„Ich werde Ihnen nur die Wahrheit sagen, mein Herr."

„Die Angeschuldigte war in Ihrem Hause als Gesellschafterin?"

„Ja, mein Herr."

„Seit wann?"

„Sie war drei Monate bei mir. Seit drei Wochen hat sie den Dienst verlassen."

Die Dame betonte das Wort Dienst.

„Auf welche Weise kam sie zu Ihnen?"

„Schon gleich durch einen Betrug. Sie stellte sich mir vor, als empfohlen durch den holländischen Gesandten. Sie sei hierher gekommen, um eine Stellung als Gesellschafterin oder Erzieherin in einem guten Hause zu suchen. Sie habe erfahren, daß ich einer Gesellschafterin bedürfe. Der holländische Gesandte, der ihr wohlwolle, habe auf ihre Anfrage ihr gestattet, bei ihrer Bewerbung um den Dienst bei mir sich auf ihn zu berufen."

„Diese Angabe fand sich später unwahr?"

„Der Gesandte hat sie nicht gerade dementirt. Ich bin aber jetzt überzeugt, daß die Person gelogen hat."

„Warum jetzt erst?"

„Ich hatte früher, ehe ich ihre Verbrechen kannte, keine Veranlassung, darüber nachzudenken. Dann habe ich auch jetzt erst erfahren, daß sie sogar ihren Paß gefälscht hatte."

„Davon enthält der Bericht des Polizeibeamten nichts."

„Der Beamte hat auch erst heute die Entdeckung gemacht. Er war vor einer Stunde bei mir; er ist noch mit Recherchen beschäftigt."

„In welcher Art war der Paß gefälscht?"

„Sie hat sich darin als eine Adlige aufgeführt. Sie ist gar nicht von Adel."

„Sie kennen ihre Herkunft?"

„Die kennt eben Niemand. Auch der verstorbene Gesandte wollte nie damit heraus. Er beobachtete ein eigenthümliches Stillschweigen darüber."

„Sprach sich die Angeschuldigte selbst darüber aus?"

„Sie sprach oft davon, aber sie sprach sich nie darüber aus."

„Das heißt?"

„Die Person liebte es, ihre Herkunft, ihre Heimath, ihr früheres Leben, Alles, was sie betraf, in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen. Sie sprach oft davon, besonders wenn hohe Personen bei mir waren, deren Aufmerksamkeit sie auf sich lenken wollte. Eitelkeit und Coquetterie sind die Hauptzüge ihres Charakters. Sich in das Dunkel ihrer vornehmen Abkunft, eigenthümlicher Familienschicksale, einer künftigen glänzenden Lage einzuhüllen und dadurch besonders das Interesse der Männer zu erregen, das war bei ihr fast zur Leidenschaft geworden."

„Können Sie mir Einzelnes aus ihren Erzählungen mittheilen?"

„Sie erzählte nicht, sie deutete nur dunkel an."

„Aus ihren Andeutungen denn?"

„Sie hat viel gesprochen. Ich für meine Person habe ihr nie große Beachtung geschenkt."

„Sie sprachen von Herren, denen sie besonders gern erzählt habe. Darf ich bitten, mir einige von ihnen zu nennen?"

Durch das Gesicht der Dame zog eine schnelle Röthe; sie wurde, wenn auch nur auf einen Augenblick, verlegen.

„Wäre es nothwendig?" fragte sie.

„Gewiß. Die früheren Verhältnisse eines jeden Angeschuldigten müssen von Amtswegen erforscht werden. Bei dieser erscheint es mir doppelt nöthig."

„Die Herren werden ihr noch weniger Aufmerksamkeit oder Gedächtniß geschenkt haben, als ich. Und mitgetheilt hat sie auch ihnen nicht mehr, als mir. Das Hauptsächliche davon könnte ich Ihnen wiederholen."

„Ich bitte darum."

„Sie wollte eine Holländerin oder wenigstens in Holland geboren sein. Zweifelhaft ließ sie dabei, ob in dem europäischen oder in dem amerikanischen Holland. Eben so konnte man aus ihren Mittheilungen völlig so gut entnehmen, daß ihr Vater entweder ein vornehmer Beamter oder ein reicher Pflanzer war. Ihre Mutter schilderte sie als einer sehr vornehmen Familie entsprossen; aber sie hatte von ihrem Gatten sich trennen müssen, einzelnen Andeutungen nach, um einer niedrigen Intrigantin willen, die ihren Vater umstrickt hielt. Wenn man diesen in Amerika suchen mußte, so war es gar eine Sclavin des Hauses. Sie, die diesen Roman erzählte, sie selbst war ihrer Mutter gefolgt, hatte mehrere Jahre lang Elend und Kummer mit ihr getragen und auch nach dem Tode der Armen nicht zu ihrem Vater und der gemeinen Person, die ihn noch immer beherrschte, zurückkehren wollen. Diesen Roman wußte die Betrügerin vielfach auszuschmücken, aber immer nur, um durch einen dichten Schleier eine hohe Geburt, eine frühere bessere, glänzende Lebensstellung und eine gewisse Rückkehr derselben hindurchschimmern, hindurch ahnen zu lassen."

„Etwas Bestimmtes," fragte ich die Dame, „woran man weitere Nachforschungen nach ihrem früheren Leben anknüpfen könnte, hat sie also nie angegeben?"

„Nie. Sie hütete sich geflissentlich davor."

„Und der holländische Gesandte? Haben Sie nie mit ihm über die Angeschuldigte näher gesprochen?"

„Nein. Er war ein wenig zugänglicher Mann. Das Personal seiner Gesandtschaft wußte nichts von ihr."

„Warum hat die Angeschuldigte ihre Stellung bei Ihnen verlassen?"

Die Dame wurde über diese Frage wieder ein wenig verlegen.

„Mir wurde," antwortete sie dann, „ihr coquettes Wesen immer mehr unangenehm. Auch jenes prahlerische Geheimthun. So machte ich, daß ich von ihr loskam."

„Sie entließen sie also?"

„Ja."

„Welchen Grund der Entlassung gaben Sie ihr an?"

„Ich wolle mein Hauswesen einschränken."

„Sie schieden also in Freundschaft von ihr?"

„Ohne einen Bruch, mein Herr," verbesserte vornehm die Dame.

„Blieben Sie später in Beziehung zu ihr?"

„Wie man zu einer Gesellschafterin bleibt, die man ohne einen Bruch entlassen hat."

„Das heißt?"

„Ich hatte sie gebeten, mich dann und wann zu besuchen; dies hat sie gethan."

„Sie haben sie wieder besucht?"

„In den letzten Tagen nur, und dann aus besonderer Veranlassung."

„Aus welcher?"

„Ich hatte die Diebstähle entdeckt, die mich betroffen hatten, und Verdacht gegen sie geschöpft. Ich wollte mir mögliche Ge-

Digitized by Google

wißheit über diesen Verdacht verschaffen. Dazu wollte ich die Besuche bei ihr benutzen."

„Ich bitte jetzt, mir diese Diebstähle zu erzählen."

„Schon einige Wochen, nachdem die Heisterberg zu mir gekommen war, verschwanden mir öfters Kleinigkeiten, dann eine feine Scheere, dann ein seidenes Nadelkissen mit einer kunstvollen Stickerei, Taschentücher von besonders feiner Leinwand, Spitzenkragen und dergleichen. Sie hatten keinen großen Werth; aber jedes einzelne Stück hatte etwas Besonderes, durch das es sich auszeichnete, durch seine Seltenheit, Feinheit, kunstvolle Bearbeitung oder Anderes. Auf die Heisterberg warf ich damals noch keinen Verdacht."

„Hatten Sie Jemand Anderes in Verdacht?" unterbrach ich die Dame.

„Im Grunde nicht. Ich dachte, die Sachen könnten verloren, zerbrochen oder zerrissen sein und man habe sie deshalb ganz beseitigt und leugne nun, von ihnen zu wissen. Die Putz- und Wäschgegenstände konnten die Wäscherinnen und Näherinnen verloren, verdorben, am Ende auch unterschlagen haben."

„Hatten Sie schon früher, vor der Anwesenheit der Angeschuldigten, ähnliche Verluste gehabt?"

„Mitunter. Sie kamen immer vor; nur waren sie nicht so häufig gewesen."

„Aus welchen Personen bestand Ihr Haushalt, während die Angeschuldigte bei Ihnen war?"

„Außer ihr selbst hatte ich einen Kutscher, einen Bedienten, eine Kammerjungfer und eine Köchin. Sie sind noch jetzt sämmtlich in meinen Diensten."

„Dieselben Personen?"

„Dieselben Personen."

„Schon seit längerer Zeit?"

„Der Kutscher und der Bediente waren schon im Dienste meines verstorbenen Mannes; die Kammerjungfer ist schon seit zwei Jahren bei mir; die Köchin seit beinahe einem Jahre."

„Halten Sie Ihre Dienstboten für treu und redlich?"

„Ich habe nie eine Untreue oder Unredlichkeit an ihnen bemerkt; sie würden sonst nicht mehr bei mir sein."

„Sie sprachen so eben selbst von Ableugnen, sogar von kleinen Unterschlagungen?"

„Ich sprach nur Vermuthungen aus, und auch diese nur meist gegen Leute außerhalb meines Hauses, Wäscherinnen und so weiter."

„Ich bitte, fortzufahren."

„Einen bedeutenden Diebstahl," fuhr die Dame fort, „entdeckte ich erst kurz vorher, ehe die Heisterberg mein Haus verließ. Durch ihn wurde zugleich mein Verdacht über die früheren Diebstähle gegen sie rege gemacht. Ich war vor sechs Wochen nach Louisenhof verreist, wo sich damals der Hof aufhielt.

„Ich hatte die Heisterberg mit der Köchin allein in meiner Wohnung zurückgelassen. Ich hatte ihr die Schlüssel zu der ganzen Wohnung anvertraut, auch zu den Schränken, mit Ausnahme derjenigen in meinem Wohnzimmer und in meiner Schlafstube, in denen ich mein Geld, meine Kostbarkeiten und die bessere, nicht im täglichen Gebrauche befindliche Leinwand verwahrte. Unter diesen Schränken befand sich ein Wandspinde in einer Ecke meiner Schlafstube. Ich verwahrte darin mein Silberzeug, meine Juwelen, und mein nicht für laufende Ausgaben bestimmtes Geld. Meine Juwelen und mein Silberzeug nahm ich nach Louisenhof mit mir. Das Geld aber ließ ich zurück, und zwar in folgender Art. Das unterste Schubfach des Spindes hatte in seinem Boden ein Loch, durch welches man in den darunter befindlichen Boden des Spindes selbst hineinreichen konnte. Durch das Loch nun versteckte ich einen Beutel mit 180 oder, was ich nicht genau mehr weiß, mit 200 Gulden in Kronenthalern, dergestalt, daß der Beutel zwischen dem Boden des Faches und dem des Spindes verborgen war; ein Dieb mithin, wenn er auch das Spinde geöffnet hätte, so leicht das Geld nicht hätte entdecken können. Das Spinde verschloß ich sorgfältig, den Schlüssel nahm ich mit den übrigen der Heisterberg nicht anvertrauten Schlüsseln mit mir. Nach acht Tagen kehrte ich zurück. Ich fand im Hause Alles in Ordnung. Nirgends fehlte mir etwas. Nur an das Spinde hatte ich in den ersten Tagen nicht gedacht. Als ich es nach acht Tagen öffnete und nach dem Beutel mit dem Gelde suchte, war er verschwunden. Aeußerliche Spuren von Gewalt oder sonst des stattgehabten Diebstahls waren weder an noch in dem Spinde zu bemerken. Ich hatte es verschlossen und bis auf den Verlust des Geldes Alles darin in derselben Ordnung gefunden, wie ich es bei meiner Abreise verlassen hatte.

„Der Diebstahl war mir ein Räthsel. Von einem Fremden konnte er nicht verübt sein. Die zurückgebliebenen Bewohner des Hauses hätten in irgend einer Weise bemerken müssen, daß ein Dieb dagewesen sei. Er konnte also nur von einem dieser Bewohner herrühren, mithin entweder nur von meiner Gesellschafterin oder von der Köchin verübt sein. Von welcher von Beiden? Die Köchin war seit zehn Monaten bei mir, und hatte sich immer treu bewährt. Die Gesellschafterin? Sie war eine gebildete Dame; sie hatte, wenn sie auch in Betreff ihrer Herkunft nicht immer bei der Wahrheit geblieben sein mochte, doch jedenfalls in der höheren Gesellschaft bisher gelebt. Konnte ich sie eines so gemeinen Verbrechens fähig halten? Und dennoch! Gerade jene Uebertreibungen und Heimlichkeiten über ihr früheres Leben, konnten sie mich nicht am Ende zu dem Schlusse berechtigen, daß ich eine Abenteurerin bei mir aufgenommen habe? Und andererseits waren seit der Anwesenheit der Heisterberg jene vielen, wenn auch immer nur unbedeutenden Gegenstände mir entkommen. Ich leugne nicht, mein Verdacht fiel auf sie. Aber ich hatte keinen Beweis. Ich äußerte, wie ich überhaupt den Diebstahl verschwieg, meinen Verdacht auch gegen Niemanden. Ich suchte manchmal sogar mich seiner ganz zu erwehren. Doch beobachtete ich sie. Ich entdeckte nun zwar nichts, was meinen Verdacht hätte vermehren oder nur bestätigen können. Allein er mochte dazu beitragen, daß ich ihr Benehmen im Ganzen mit ungünstigern Augen ansah, als bisher, und so entließ ich sie. Ich setzte ein äußerlich freundschaftliches Verhältniß mit ihr fort, um sie fortwährend beobachten zu können. Ich entdeckte jedoch auch jetzt nichts, was sie mehr hätte verdächtigen können. Nur fand ich einmal, als ich sie in ihrer jetzigen Wohnung besuchte, in ihrem Nähtische zufällig eine jener früher vermißten Kleinigkeiten wieder, ein Scheerchen, das ich bei meinen Stickereien gebraucht hatte.

„So blieb der Stand der Sache bis gestern.

„Am gestrigen Vormittage war die Heisterberg zu mir gekommen. Ich ladete sie ein, zu Mittag bei mir zu bleiben und mir Gesellschaft zu leisten, bis ich zum Besuch bei einer Freundin auf dem Lande ausfahren werde. Sie that das. Um drei Uhr Nachmittags fuhr ich aus, um gegen acht Uhr Abends zurückzukehren. Meiner Kammerjungfer theilte ich diese Zeit meiner Rückkehr mit und zwar in Gegenwart der Heisterberg, die sich gleichzeitig von mir verabschiedete. Kurz vor acht Uhr Abends kehrte ich zurück. Unterdeß hatte sich Folgendes bei mir zugetragen:

„In meiner Wohnung waren die Kammerjungfer, der Bediente und die Köchin zurückgeblieben.

„Meine Wohnung liegt im ersten Stock des Hauses. Sie hat einen doppelten Ausgang; nach vorn durch einen Flur, der stets verschlossen gehalten wird; nach hinten durch die gleichfalls immer verschlossene Thür der Küche. An jenem Flur liegt gleich rechts von der Eingangsthür die Stube des Bedienten, mit einem Fenster, das auf den Hof führt. Am Ende des Flurs befindet sich die Thür zu meinem Wohnzimmer, mit den Fenstern nach der Straße hin. Unmittelbar an das Wohnzimmer, gleichfalls nach der Straße hin, stößt meine Schlafstube.

„Die Köchin war während meiner Abwesenheit in der Küche beschäftigt gewesen, und hatte diese nicht verlassen. Die Kammerjungfer hatte sich in der Bedientenstube bei dem Diener aufgehalten. Beide waren mit Arbeiten beschäftigt gewesen, und hatten sich dabei unterhalten.

„In ihrer Arbeit und Unterhaltung werden sie plötzlich durch ein lautes Geräusch gestört. Sie hören deutlich, wie die Flurthür stark zugeworfen wird. Es mußte ihnen dies unbegreiflich vorkommen. Die Flurthür, außer jener Küchenthür die einzige Thür, durch die man in die Wohnung gelangen kann, wird zwar, wie gesagt, immer verschlossen gehalten, aber, wenn Jemand im Hause ist, des Tages über nur durch das neben dem Hauptschlosse befindliche sogenannte Drückerschloß. Dieses Schloß wird von innen ohne Schlüssel, blos durch Aufheben der Klinke geöffnet, von außen aber mit dem sogenannten Drücker, einem Schlüssel ohne Bart. Dieser Drücker ist blos zum Aufheben jener Klinke, mithin nur zum Oeffnen bestimmt. Jemand also, der die Wohnung verläßt, kann die Thür nur durch Zuwerfen, und zwar durch ziemlich starkes Zuwerfen, wieder in Verschluß bringen.

„Nun existirte, wenigstens nach dem Wissen des ganzen Hauses, zu jener Thür nur ein einziger Drücker, und diesen trug damals

Digitized by Google

der Bediente bei sich. Andererseits waren die Domestiken fest überzeugt, daß sie nach meiner Entfernung die Thür verschlossen und daß keiner von ihnen die Wohnung verlassen hatte. Gleichwohl hatten sie das Zuschlagen der Thür zu deutlich gehört, als daß von einem Irrthum die Rede sein konnte. Sie eilten sofort nach der Thür. Sie fanden sie unverändert verschlossen.

„Der Bediente sprang die Treppe hinunter. Er sah Niemanden, er hörte nichts. Er begab sich auf die Straße. Es war schon lange dunkel, aber die Gaslaternen brannten; er sah indeß auch auf der Straße nichts, namentlich keinen sich entfernenden Menschen. Die Kammerjungfer war unterdeß in mein Wohnzimmer und in die dahinter gelegene Schlafstube geeilt, deren beide Thüren nicht verschlossen waren. Sie hatte darin nichts verändert, nichts Verdächtiges, keine Spur gefunden, daß Jemand dagewesen sei. Die gleichfalls noch an dem Flurgange befindliche Salonthüre war verschlossen. Beide Dienstboten waren durch den Vorfall um so mehr erschrocken, je unbegreiflicher er ihnen erscheinen mußte. Sie besprachen sich noch darüber, als ich, fast in demselben Augenblicke, zurückkehrte. Sie theilten ihn mir auf der Stelle bei meinem Eintritte in das Haus mit.

„Mein erster Gedanke war der eines Diebstahls. Ich eilte in meine Wohnstube. Auch ich fand hier keine Veränderung. Ebenso konnte ich mit den Augen nichts Verdächtiges in meiner Schlafstube wahrnehmen. Ich kehrte in mein Wohnzimmer zurück, und hier entdeckte ich denn bald, daß ich in der That bestohlen war. In dem Zimmer steht mein Schreibsecretair. Ich hatte ihn vor meinem Ausfahren verschlossen und den Schlüssel zu mir gesteckt. Ich fand ihn auch jetzt noch verschlossen. Aber als ich ihn öffnen wollte, konnte ich zuerst gar nicht und nach wiederholten Versuchen nur mit Mühe den Schlüssel umdrehen. Bisher hatte der Schlüssel immer mit Leichtigkeit geschlossen.

„Mir blieb fast kein Zweifel, daß hier ein Dieb mit Nachschlüsseln operirt habe. Dies bestätigte sich bald. Der Schreibsecretair hat in der Mitte ein Fach, das zwar wieder eine besondere, aber nicht verschlossene Thür hat. Zu dessen beiden Seiten befinden sich gleichfalls unverschlossene Schubfächer. Ich untersuchte zuerst diese letzteren. In einem derselben hatte ich das zu den laufenden Ausgaben bestimmte Geld liegen. Ich hatte am Morgen gerade dreißig Gulden hineingelegt. Sie waren fort. Ich war also bestohlen. Die dreißig Gulden waren nur eine Kleinigkeit; aber wie weit mehr konnte mir gestohlen sein!

„Ich öffnete rasch das mittlere Fach; dort lag der Schlüssel zu dem Wandspinde in meiner Schlafstube verwahrt. Ich hatte dieses kurz vor meinem Ausfahren verschlossen und den Schlüssel in das Fach gelegt. Und in dem Spinde hatte ich mein sämmtliches Silberzeug, meine Juwelen und ungefähr fünfhundert Gulden baares Geld. Der Schlüssel lag noch in dem Fache. Ich stürzte damit zu dem Spinde, und öffnete es. Es öffnete sich leicht, wie immer. Ich sah zuerst nach meinen Juwelen; sie waren in einer Chatoulle verwahrt. Die Chatoulle stand auf ihrem Platze. Sie war dem Anscheine nach unberührt. Ich öffnete sie, es fehlte nichts darin. Auch das Silberzeug war vollständig da, und an dem offen daliegenden Gelde fehlte ebenfalls nichts. Ich athmete leichter. Aber es wurde mir wieder schwerer, wenn ich daran dachte, wer der Dieb sein könne, wer es nach Allem sein müsse. Der Diebstahl konnte nur von Jemandem verübt sein, der genaue Kenntniß von der Einrichtung der Wohnung, von meinen Gewohnheiten und auch von meiner gestrigen Abwesenheit hatte, also fast nur von Jemandem, der zu meinen Hausbewohnern gehörte oder gehört hatte. Meine Domestiken waren mir immer treu gewesen; sie hatten mir zu keinem Verdachte Veranlassung gegeben. Wer anders mithin, als die Heisterberg, meine vormalige Gesellschafterin, konnte der Dieb sein?

„Sie kannte die Wohnung, meine Lebensweise, sie wußte, daß mein Geld für die gewöhnlichen Ausgaben in jenem Schubfache des Schreibsecretairs lag. Sie war bei meinem Ausfahren zugegen gewesen und wußte, daß ich vor Abends acht Uhr nicht zurückkehrte. Ich hatte sie schon wegen früherer Diebstähle dringend verdächtig halten müssen. Dazu kam die Mittheilung meiner Dienstboten über das Zuwerfen der Flurthür. Die Heisterberg hatte sich während meiner Abwesenheit in Louisenhof acht Tage lang allein im Besitze des Drückers zu der Thür befunden. Wie leicht war es ihr gewesen, sich einen zweiten machen zu lassen!

„Ich hatte nur noch einen einzigen Zweifel. Die Heisterberg mochte sie den früheren Diebstahl verübt haben oder nicht, wußte, daß in dem Wandspinde mein übriges Geld, mein Silber und mein Schmuck sich befand. Sie wußte, daß der Schlüssel zu dem Spinde in dem Fache des Schreibsecretairs lag. War sie nun die Diebin, warum hatte sie sich mit jenen dreißig Gulden begnügt, da sie doch ohne alle Mühe auch zu dem Andern gelangen konnte?

„Allein gerade dieser Umstand mußte bei näherem Nachdenken meinen Verdacht wieder bestärken. Ein gewöhnlicher Dieb, namentlich ein frecher und gewandter, und nur ein solcher konnte, wenn ein Fremder den Diebstahl begangen hatte, diesen verübt haben, ein anderer Dieb hätte unstreitig mit dem in dem Secretair gefundenen Schlüssel weitere Versuche gemacht und namentlich auch an dem Spinde in der nebenan befindlichen unverschlossenen Schlafstube. Die Heisterberg dagegen konnte eben nur in einer augenblicklichen Geldverlegenheit, über den Betrag der entwendeten unbedeutenden Summe nicht hinaus, sich befunden haben.

„Endlich, wie oft hatten die geheimnißvollen Erzählungen der Person in mir den Verdacht erwecken müssen, daß sie eine Abenteurerin sei?

„Ich faßte einen raschen Entschluß. Ich mußte mit einem Male darüber in's Klare kommen, ob die Person die Diebin war oder nicht; dies konnte ich nur durch Ueberraschung.

„Mein Wagen stand noch angespannt; ich stieg sofort wieder hinein, um zu der Wohnung der Heisterberg zu fahren.

„Ich fuhr zuerst bei dem Polizeicommissarius vor, der auf mein Ersuchen mit mir fuhr. Ich theilte ihm unterwegs die Diebstähle und meinen Verdacht mit. Er fand diesen nicht hinreichend zu einem sofortigen polizeilichen Einschreiten gegen die Heisterberg, er wollte sich nur dazu verstehen, in ihrer Wohnung Erkundigungen über ihr Leben überhaupt und besonders darüber einzuziehen, wo sie den Abend zugebracht habe; ich mußte mich damit begnügen. Ich ließ ihn unten in der Wohnung der Generalin, bei der die Heisterberg wohnte, und begab mich allein in ihr Zimmer.

„Sie war zu Hause.

„Sie empfing mich überrascht, aber, ich muß es gestehen, nicht verwirrt, ganz natürlich überrascht, wie sie über den völlig unerwarteten Besuch einer bekannten Dame sein konnte. Sie war entweder unschuldig oder eine vollendete Schauspielerin und dann auch Verbrecherin. Ihre Unbefangenheit brachte mich ein wenig außer Fassung. Wäre sie verlegen, verwirrt gewesen, so hätte ich ihr den Diebstahl auf den Kopf zugesagt und sie, wenn sie leugnete, aufgefordert, mir, um sich von dem Verdachte zu reinigen, alle ihre Behältnisse zu öffnen und vorzuzeigen. Konnte ich das jetzt?"

(Fortsetzung folgt.)

Bei Ernst Keil in Leipzig ist erschienen:

Goethe und die lustige Zeit in Weimar.

Von

August Diezmann.

Mit einem Plane vom damaligen Weimar und mit einer bisher noch ungedruckten Abhandlung von Goethe.

19 Bogen. eleg. broch. 1½ Thaler.

Der Verfasser hat es versucht, Goethe's und seines fürstlichen Freundes Karl August stürmische Jugend ausführlich zu schildern, und legt nun, da beiden in Weimar, an der Stätte ihrer Wirksamkeit, eherne Denkmale errichtet werden, die Frucht seiner Studien nebst Mittheilungen von Zeitgenossen und bisher unbekannten Documenten vor, die Mancherlei aufklären werden. — Es zerfällt diese Schrift in sieben Capitel: 1. Goethes Reise von Frankfurt nach Weimar; 2. Weimar zur Zeit seiner Ankunft daselbst; 3. Der Kreis, in den er eintrat, nebst Schilderungen von Karl August, den Herzoginnen Louise und Amalie, der Sängerin Corona Schröter ꝛc.; 4. Das heitere Leben am Hofe und Goethe's Betheiligung daran; 5. das fürstliche Privattheater und Goethe's Thätigkeit für und auf dieser merkwürdigen Bühne; 6. Goethe's Liebe zu der Frau von Stein; 7. Seine amtliche Thätigkeit in seiner Stellung als Minister Karl August's bis zu seiner Reise nach Italien.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 8. 1858.

Die Gartenlaube.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der gefangene Dichter.

Von Levin Schücking.

(Fortſetzung.)

Als Ludwig IX. zum erſten Male in dieſe öde, ſandige Region kam, wo eine Gruppe von vierzehn Häuſern das armſelige Abbild eines Fleckens darſtellte, fühlte ſeine Vorliebe für die Einſamkeit ſich ſo ſympathetiſch von dieſem Erdenwinkel angeſprochen, daß er beſchloß, hier „Hütten zu bauen.“ Er ſchuf ſich hier Räume zum Wohnen für ſich und ſein Grenadierregiment.

Ob es ihn erfreute, daß auch andere Leute ihm hierher folgten, daß der Ort, der ſo unvermuthet zu der Ehre kam, eine Reſidenz zu ſein, ſich nach und nach vergrößerte, bis er ſtatt 14 an 750 Häuſer zählte, das wiſſen wir nicht. Jedenfalls blieb ihm ſeine Militair-Colonie für immer an's Herz gewachſen, und nur ſelten beſuchte er die Hauptſtadt des Landes, wo die Landgräfin reſidirte, wo ſie mit treuem Eifer über ſeine Intereſſen und das Wohl der Unterthanen wachte. Er ſelbſt huldigte in Pirmaſens zur Muſik der Trommel, die berauſchend auf ihn wirkte, in der er ſelbſt Virtuoſe war, ſeiner einzigen Liebhaberei.

Ein Reiſender jener Zeit, der dahin verſchlagen wurde, gab ein lebhaftes Bild dieſer militairiſchen Welt:

„Hier in Pirmaſens,“ ſagt er, „bin ich in eine ganz neue Schöpfung verſetzt, unter eine zahlreiche Colonie von Soldaten und Bürgern, die kein Reiſender auf einem ſo öden und undankbaren Boden ſuchen würde. Alles um mich her wimmelt von Uniformen, blinkt von Gewehren und tönt von kriegeriſcher Muſik. Hier, wo ehemals nichts als Wald und Sandwüſte war, wo ein einſames Jagdhaus blos zum Aufenthalte einiger Förſter diente, und die ganze Gegend umher von Niemandem als einigen Räuberhorden beſucht wurde, da legte der regierende Fürſt von Heſſen-Darmſtadt mancherlei Wohnungen an, pflanzte Einwohner darein, verſetzte den Kern ſeiner Kriegsvölker dahin und erkor ſich den Ort, der ſechzehn deutſche Meilen von ſeinem größeren Lande und ſeiner eigentlichen Reſidenz liegt, zu ſeinem Aufenthalte. Der Ort iſt von mittlerer Größe, hat einige gut gebaute Häuſer, aber keine vorzüglichen Straßen; der Landgraf wohnt in einem wohlgebauten Hauſe, das man weder ein Schloß noch ein Palais nennen kann, und das, genau genommen, nur aus einem Geſchoß beſtand. Nahe bei demſelben, nur etwas höher, liegt das Exercierhaus. Hierin nun exercirt der Fürſt täglich ſein anſehnliches Grenadier-Regiment, das aus 2400 Mann beſtehen ſoll. Schönere und wohlgeübtere Leute wird man ſchwerlich beiſammen ſehen. Allerlei Volk von mancherlei Zungen und Nationen trifft man unter ihnen an, die nun freilich auf die Länge nicht ſo zuſammen bleiben würden, wenn ſie nicht immer in die Stadt eingeſperrt wären und Tag und Nacht von umherreitenden Huſaren beobachtet würden. — So eben komm ich aus dem Exercierhauſe, von der eigentlichen Wachparade, gan parfümirt von den Fett- und Oeldünſten der Schuhe, des Lederwerks der eingeſchmierten Haare und von dem allgemeinen Tabakrauchen der Soldaten vor dem Anfang der Parade. Wie ich eintrat, kam mir ein Qualm und Dampf entgegen, der ſo lange meine Sinne betäubte und mich kaum die Gegenſtände unterſcheiden ließ, bis meine Augen und Naſe ſich endlich an die mancherlei Dämpfe und, widrigen Ausflüſſe einigermaßen gewöhnt hatten. Wer Liebhaber von wohlgeübten, aufgeputzten und ſchön gewachſenen Soldaten iſt, wird für alle die widrigen Ausflüſſe hinlänglich entſchädigt.

„So wie das Regiment aufmarſchirt und ſeine Fronte durch das ganze Haus ausdehnt, erblickt man von einem Flügel zum andern eine ſehr gerade Linie, in welcher man ſogar von der Spitze des Fußes bis an die Spitze des aufgeſetzten Bajonnets kaum eine vorwärts- oder rückwärtsgehende Krümmung wahrnimmt. Durch alle Glieder erſcheint dieſe pünktliche Richtung, und ſie wird weder durch die häufigen Handgriffe, noch durch die vielfältigen Körperbewegungen verſchoben. Die Schwenkungen und Manövers geſchehen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und Pünktlichkeit, man glaubt, eine Maſchine zu ſehen, die durch Räder und Triebwerk bewegt und regiert wird. Man ſoll ſogar öfters das ganze Regiment im Finſtern exercirt und in den verſchiedenen Tempo's keinen einzigen Fehler bemerkt haben. Auf den 25. Auguſt, als dem Namensfeſt des Landgrafen, iſt jährlich Hauptrevue, und dann wimmelt es in Pirmaſens von auswärtigen Officieren und andern Fremden, die theils aus Frankreich, Zweibrücken, der Unterpfalz, Heſſen und andern Ländern hierher reiſen. Den Landgrafen habe ich auch dabei in aller Thätigkeit geſehen. Mit ſpähendem Blicke befand er ſich bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel, bald vor dem Centrum, bald in den hintern Gliedern, Alles war geſchäftig an ihm und er ſcheint mit Leib und Seele Soldat zu ſein. Doch läßt er hierbei keinen fremden Zuſchauer aus dem Auge; es wurde ſogleich bei Anfang der Parade ein Officier an mich geſchickt, der ſich nach meinem Namen erkundigen ſollte, und nach einiger Zeit hatte ich die Ehre, den Herrn Landgrafen ſelbſt zu ſprechen, wobei er ſich in den höflichſten und gefälligſten Ausdrücken mit mir unterhielt. In ſeinem Hauſe und in ſeinen Appartements erblickt man wenig Pracht. Man glaubt, bei einem campirenden Generale im Felde zu ſein: überall leuchtet die Lieblingsneigung des Fürſten hervor.“

Aber nicht immer war der Landgraf in Pirmaſens mit ſeinen

Digitized by Google

Soldaten beschäftigt. Zuweilen trieb ihn das Bedürfniß der Einsamkeit in die Ferne; er reiste fort und Niemand wußte, wo er war; monatelang war der Fürst wie verschollen.

Den auffallendsten Gegensatz nun zu diesem eigenthümlichen Charakter eines Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts bildete die Landgräfin Caroline aus dem Hause Pfalz-Birkenfeld. In der Hauptstadt ihres Landes weilend, theilte sie ihre Zeit zwischen den Regentensorgen, deren Last sie zu großem Theile ihrem Gemahle abgenommen, und jenem Gedankenleben, jenem ernsten Streben nach vollendeter Geistesbildung, welche ihr ein tiefes Seelenbedürfniß waren. Sie versammelte um sich, was die Residenz an aufgeklärten und gelehrten Männern besaß. Mit Begeisterung folgte sie der frischen, Großes verheißenden Entwickelung der jungen Literatur jener Tage. Die ersten Gesänge des Messias, die damals erschienen waren, rissen sie zur Bewunderung hin. Sie sammelte emsig die Oden und Elegien Klopstock's, so wie sie einzeln in den Journalen erschienen; ja, sie veranstaltete im Jahre 1771 die erste Ausgabe derselben in 34 Exemplaren, welche sie an die ihr nahestehenden Verehrer des Dichters vertheilte. Es bildete sich so eine geistige Atmosphäre um Caroline von Hessen, in welcher stets mannichfach anregende Erscheinungen in buntem Wechsel auftauchten, um wieder neuen zu weichen, in welcher nacheinander alle schöpferische Genien der Epoche erschienen. Durch Merk's Vermittelung stand die Fürstin in geistigem Verkehre mit Herder, der sie „die große Landgräfin" nannte, und mit Wieland, der nur einen Augenblick Herr des Schicksals zu sein wünschte, um Caroline von Hessen zur Königin von Europa erheben zu können.

In jenen Tagen wurde an den Thoren einer Residenz noch genaue Controlle geführt; der „Passagier-Zettul" wurde jeden Morgen regelmäßig den Durchlauchtigen Herrschaften zu Handen gebracht und wenn die Landgräfin am Morgen unter dem Verzeichniß der am gestrigen Tage durch das Frankfurter Thor Einpassirten den Namen:

„Dr. Juris Wolfgang Goethe, logirt in des Kriegszahlmeister Merk's —"

(nämlich Haus) gelesen hatte, so war das Räthsel gelöst, wie sie den jungen Mann, von dessen Dichten und Trachten in ihrem Kreise so viel die Rede gewesen, erkannt hatte.

Der Landgraf war seit einiger Zeit in seiner Hauptstadt anwesend. Er beabsichtigte, sich von hier aus nach Ems zu begeben, das er jährlich besuchte. Bei der Tafel war er heute sehr liebenswürdig und nach Tische lud er seine Gemahlin ein, mit ihm nach dem Lustschloß Kranichstein zu fahren. Er war heiter gestimmt und erklärte auch seiner Gemahlin den Grund dieser Heiterkeit — man hatte einen trefflichen Burschen, ein wahres Pracht-Exemplar von einem stattlichen Grenadier, an sein Regiment abgeliefert. Die Landgräfin nahm an solchen kleinen Freuden ihres Herrn keinen Theil. Die Art und Weise, wie man sich in jener Zeit Rekruten zu verschaffen wußte, war ihr ein Gräuel; aber sie konnte nichts daran ändern und so begnügte sie sich damit, keinen Theil daran zu nehmen und sich nicht darum zu kümmern. Trotzdem aber wurde ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade rege, als der Landgraf hinzusetzte:

„Haben's dem Allgeyer zu verdanken! Der hat ihn eingestellt; Ew. Liebden vermelden ihm wohl, wenn Sie ihn sehen, unsere Gnad' und Zufriedenheit?"

„Dem Allgeyer?!" rief die Landgräfin, überrascht aufblickend, aus.

„Dem Hofgärtner Allgeyer — so ist es!"

„Der hat den Rekruten eingeliefert?"

„Ja; der Bursche hat sich ungebührlich in seinem Hause betragen, mit der Minette, dem hübschen Ding, geliebelt, ist dabei unnütz geworden — was weiß ich — kurz, da er nicht hiesig, sondern ein Fremder ist, hat ihn der Allgeyer beim Kragen gefaßt und die Wache holen lassen, und nun ist er Rekrut!"

Der Landgraf klopfte vergnügt auf den Deckel seiner goldenen Tabatière und nahm eine mächtige Prise. Dann setzte er hinzu:

„Haben wir die Ehre, von Ew. Liebden nach Kranichstein begleitet zu werden?"

„Mein Gott," fiel die Landgräfin ängstlich ein, „wie heißt der Mensch?"

„Wer, der Rekrut?"

„Wie heißt er?"

„Ist mir unbewußt," versetzte der Landgraf. „Das gehört in die Muster-Rolle."

„Und es ist ein auffallend schöner, stattlicher Mensch?"

„So besagt der Rapport. Werden selben morgen gleich in Augenschein nehmen."

„Es ist ein Fremder — er hat Unfug in Allgeyer's Hause angestellt, mit Minetten geliebelt? — in der That, das läßt ja keinen Zweifel übrig," sagte die Landgräfin für sich und sehr erschrocken; „der Hofgärtner wird ihn in meiner Grotte gefunden, vielleicht für einen Liebhaber Minettens gehalten haben; es ist zu Streit und Hader zwischen ihm und dem bösen Alten gekommen, der um so zorniger geworden sein wird, weil er ein schlechtes Gewissen hatte .... kein Zweifel, dieser stattliche neue Rekrut ist Goethe, — er muß so grausam dafür büßen, daß Allgeyer und die Dirne ihre Wächterpflicht vergaßen! — Oder hätte er in der That dem hübschen Lärvchen des Gärtnermädchens nachgestellt? .... diese Herrn Poeten sind freilich unberechenbar in solchen Dingen; aber dem sei, wie es wolle, es ist eine schreckliche Geschichte, die einen Nachhall in ganz Deutschland haben wird, wenn es mir nicht gelingt, ihn noch heute aus den Händen meines Mannes zu befreien!"

Dies war die Gedankenreihe, welche augenblicklich in der edlen Fürstin aufstieg und wobei ihr die Sorge, daß es unmöglich sein würde, die Freilassung des Rekruten von ihrem Gemahle zu erlangen, centnerschwer auf's Herz fiel. Auch machte diese Angst es ihr unmöglich, lange über die klügste und zweckmäßigste Weise nachzudenken, wie sie Ludwig den IX. dazu bewegen könne, das Unerhörte zu thun und einmal einen Rekruten frei zu geben, den er bereits in seinem „zweierlei Tuche" stecken hatte. Sie platzte augenblicklich mit dem Ausrufe heraus:

„Wissen Ew. Liebden, wer der Rekrut ist? Das ist der junge Goethe, des kaiserlichen Raths Dr. Goethe in Frankfurt Sohn, und wenn Ew. Liebden sich nicht ärgerlichen Zerwürfnissen mit der freien Reichsstadt aussetzen wollen, möchte ich unmaßgeblich gerathen haben, denselben augenblicklich wieder auf freien Fuß zu stellen!"

„Goethe?" sagte der Landgraf. „Nun, was verschlägt's? Daß solch' ein mißrathenes Söhnlein noch zu der Ehre kommt, hessischer Grenadier zu werden, kann ja dem Herrn kaiserlichen Rathe, denk' ich, nur eine Freude sein!"

„Aber Ew. Liebden, das ist kein mißrathener Sohn — es ist ein ganz hervorragendes und wegen seiner mancherlei Versuche in der Dichtkunst bereits viel gepriesenes Talent."

„In der Dichtkunst?" fragte der Landgraf sehr kühl.

„Er hat eine vortreffliche Tragödie von Ritter Götzen von Berlichingen mit der eisernen Hand geschrieben!"

Der Landgraf schüttelte den Kopf.

„Ich will nichts gegen diese Leute sagen, denn Ew. Liebden sind nun einmal ihre großgünstige Gönnerin. Aber so viel ich von ihnen weiß, sind es unsichere Cantenisten allzumal und einige Jahre Militairdienst werden dem jungen Musjeh Goethe nichts schaden!"

„Ew. Liebden," fuhr die Landgräfin fort, „wenn meine Bitten irgend etwas bei Ihnen vermögen, so lassen sie diesen jungen Mann frei!"

Der Landgraf zog seine Stirn in Falten.

„Woher wissen Sie denn so sicher, wer der Rekrut ist?" fragte er.

„Ich habe den jungen Mann, der von auffallend schöner Statur ist, heute Morgen im Hause des Allgeyer's gesehen, als ich meinen Spaziergang durch die Anlagen machte."

„Und kennen ihn?"

„Weil er mir genau von seinen Freunden beschrieben wurde und der Nachtzettel seinen Namen hat."

„Nun," versetzte der Landgraf, „um Ihres Interesses für denselben willen, und weil er wohl mit der Feder umzugehen weiß, könnten wir ihn ja als Unterofficier einstellen, sobald er das Exercitium kennt, und nachhero vielleicht gar zum Feldweibel befördern — dann kann er doch wohl zufrieden sein?"

„Mein theurer Gemahl, halten Sie mir zu Gnaden, daß ich so ungestüm bin, aber ohne daß Ew. Liebden mir die Freiheit des jungen Mannes gewähren, werde ich nicht aufhören, Sie zu bestürmen."

gitized by Google

„Es ist gegen meine Grundsätze, Madame!“ versetzte der Landgraf kalt.

„Ew. Liebden werden in's Auge fassen, daß hier ein ganz besonderer Fall vorliegt, der, als Sie die allgemeinen Grundsätze Ihres Handelns fixirten, unmöglich vorgesehen sein konnte. Ein junger Mann, den bereits ganz Deutschland kennt wegen seines seltenen Ingeniums und seiner bewundernswürdigen geistigen Gaben, kann nicht dazu verdammt sein, in einer niedrigen Lebens- und Thätigkeitssphäre sein besseres Selbst ersticken zu lassen. Es wäre ein himmelschreiendes Unrecht, eine Barbarei!“

Des Landgrafen Stirne erhellte sich nicht bei den Worten der immer wärmer und eifriger werdenden Fürstin. Diese sah, daß ihre Beredsamkeit hier nicht zum Ziele kommen werde; sie legte deshalb die Hand auf die Schulter ihres Gemahls und, indem sie ihm voll Innigkeit in die Augen sah, sagte sie:

„Ludwig! Quäle ich Sie viel mit Bitten? Habe ich je mit Ihnen gestritten über Ihre Weise, zu handeln und zu denken? Und nicht dies eine Mal wollen Sie mir nachgeben, nicht dies eine Mal mir eine Bitte erfüllen?“

Sie sagte das mit einer so schmelzenden Stimme, daß er sie an sich zog und überwunden antwortete:

„Du bist mein gutes Weib, Caroline, und Du sollst mit mir zufrieden sein. Wollen diesen Musjeh Goethe kommen lassen und —“

„Ihm die Freiheit ankündigen?“

Der Landgraf nickte lächelnd.

„Und dann,“ versetzte er, „nach Befund der Sachen eine Entscheidung fällen.“

Damit wandte sich der Landgraf zur Klingel und gab sodann den Befehl, durch eine der diensthabenden Ordonnanzen den am Morgen neu eingestellten Rekruten herbeiholen und ihm vorführen zu lassen.

Die Landgräfin wandte sich zum Gehen. Um vieles in der Welt hätte sie nicht bleiben mögen, bis Goethe vor ihr erschienen wäre in der bunten Grenadier-Montur. Eine unüberwindliche Scham wäre über sie gekommen bei diesem Anblick.

„Werden Sie selbst mir Nachricht bringen, welches Ihre Entschließung gewesen, Ew. Liebden?“ sagte sie nur noch mit weiblicher Klugheit, um dem Landgrafen schwerer zu machen, ihren Willen nicht zu erfüllen, wenn er es persönlich ihr mittheilen mußte.

Er nickte gewährend.

„Werden damit in Dero Gemächern aufwarten,“ sagte er, und Caroline verschwand aus dem Saale.

Lebhaft bewegt schritt sie durch den Gang, der in ihre Wohnzimmer führte; als sie in diesen angekommen war, trat gleich darauf die Hofdame, Gräfin von Schwarzenau, ein und meldete, daß Minette, die Tochter des Hofgärtners Allgeyer, flehentlichst um Gehör bei Ihrer Durchlaucht bitte.

„Eben recht! laß sie eintreten,“ versetzte die Landgräfin.

VI.

Minette trat ein mit geschwollenen Augen, mit verweintem Gesicht, mit allen Zeichen eines Schmerzes, der an Verzweiflung grenzte. Aber es schien, daß dieser Anblick die Landgräfin durchaus nicht mild gegen Minette stimmte.

„Minette,“ sagte sie mit zornig strafendem Tone, „was muß ich erleben an Euch! Ich habe Dich und Deinen Vater mit Wohlthaten überhäuft; Ihr wißt, wie viel mir daran gelegen ist, daß Niemand auf Erden etwas von der Existenz meiner Grotte ahnt, damit ich wenigstens *einen* Fleck auf Erden habe, wohin man mir nicht folgt, wo ich mich sicher weiß vor den Menschen und ihren tausend egoistischen Anliegen, wo ich mir selber leben kann; Ihr wißt das — und so hütet Ihr mir das Geheimniß? Du läßt alle Thüren offen stehen und ...“

„Ach, liebe, gnädigste Durchlaucht,“ unterbrach hier Minette, die ihr Schluchzen nicht mehr zurückhalten konnte, mit vom Weinen unterdrückter Stimme; „es war abscheulich von mir, ja, ich weiß es und will auch gern alle Strafen, die Sie mir auferlegen, dafür leiden, aber es ist ja noch ein viel größeres Unglück geschehen, der Vater hat die Wache holen lassen und nun haben die Soldaten ...“

„Ich weiß, ich weiß,“ fiel die Landgräfin ein; „er ist zum Rekruten gepreßt worden ...“

„Und wenn Durchlaucht ihn nun nicht wieder frei machen,“ schluchzte Minette krampfhaft, „so ist es mein Tod, so spring' ich in den großen Weg!“*

„Um Gotteswillen, welche frevlen Redensarten sind das, thörichtes Geschöpf!“

„Ja, ich thu' es, ich thu' es ganz gewiß, Gott steh' mir bei, gnädigste Durchlaucht! O, ich bitte, ich flehe Sie an, Durchlaucht, reden Sie mit dem gnädigsten Herrn.“

Um dabei warf sich das verzweifelnde Mädchen vor der Fürstin nieder und umklammerte mit leidenschaftlicher Heftigkeit ihre Kniee.

„Ich muß gestehen,“ sagte die Landgräfin Caroline, „Deine Reue ist so lebhaft, daß sie mit Deiner Schuld versöhnen kann; stehe auf und fasse Dich, erzähle mir, wie das ganze Unglück gekommen ist .... er hat sich Freiheiten gegen Dich erlaubt, Dir zudringlich den Hof gemacht —“

„Ach, zudringlich gewiß nicht, gnädigste Durchlaucht, ganz gewiß nicht, nur in Züchten und Ehren; er war nur so thöricht eifersüchtig.“

„Eifersüchtig? wie und auf wen konnte er denn eifersüchtig sein? Du redest ja, als wenn dies eine längere Liebschaft zwischen Euch wäre?“

„Das war es ja auch,“ versetzte Minette kleinmüthig; „wir wollten uns zu nächste Ostern, wenn's nur der Vater zugegeben hätte, heirathen!“

„Heirathen? — Dich einfältige Person wollte er heirathen? Der Doctor Goethe Dich?!“

„Der Doctor — wer?“ fragte Minette verwundert.

„Nun, der junge Goethe, den man unter die Soldaten gesteckt hat.“

„Aber, gnädigste Durchlaucht, ich rede ja von keinem Doctor, sondern von meinem Wilhelm!“

„Wilhelm? Dem Wilhelm?“ rief die Landgräfin aus.

„Dem Wilhelm, dem Gärtnergehülfen!“

„Das ist etwas Anderes!“

Die Landgräfin lachte laut auf, ebenso sehr aus Freude über diese plötzliche Entdeckung, daß all' ihre Sorge um das Schicksal des jungen Dichters eitel gewesen, als über das Komische des Mißverständnisses.

„Also Dein Wilhelm ist es, den man zum Rekruten gemacht hat?“ hub sie wieder an.

„Kein Anderer!“

„Nun, dann ist ja“ ... „Alles gut,“ wollte sie ausrufen, aber sie besann sich, daß die Sache für Minette darum keineswegs gut stand, und so sagte sie nur: „Aber so erkläre mir, wie ist denn Alles zugegangen?“

„Nun sehen Sie, gnädigste Durchlaucht,“ erzählte Minette, „wie ich Sie diesen Morgen auf unser Haus zukommend erblickte, da war just ein fremder Herr da, der stand auf der Hausflur und schwätzte allerlei daher und wollte nicht weichen, und als ich plötzlich zwischen den Gebüschen Durchlaucht daher kommen sah, da war es zu spät, ihn fortzusenden, denn er wäre Ihnen begegnet; ich weiß doch, daß Sie nicht gesehen werden wollen, wenn Sie zu uns kommen, um in die Grotte zu gehen, und deshalb sandte ich den Fremden, um ihn nur rasch bei Seite zu schaffen, die Treppe hinauf, und dann lief ich, Durchlaucht die Grottenthüre aufzuschließen.“

„Ja, ich erinnere mich, Du warst in großer Aufregung und Eile, und liefst wie der Sturmwind davon, nachdem Du endlich die Thüre mir aufgeschlossen hattest, was gar lange währte.“

„In meinem Schreck hatte ich den unrechten Schlüssel ergriffen, und wußte dann den rechten gar nicht zu finden. Als ich zuletzt glücklich die Grottenthür aufgesperrt hatte und Durchlaucht eben hineingingen, eilte ich, nach oben zu kommen, um nun den fremden Herrn fortzusenden, der ganz allein oben im Hause war und sich da unnütz umhertreiben mochte — aber auf dem Flur angekommen — wen sehe ich da zur Hausthüre hereinstürzen? Den Wilhelm, und der Mensch ist ganz außer sich, er faßt mich am Arm und überschüttet mich mit Vorwürfen, mit Scheltworten —“

„Was hattest Du ihm denn zu Leide gethan?“ unterbrach hier die Landgräfin das junge Mädchen.

„Ach, auch nicht das Allermindeste, aber eifersüchtig war der tolle Mensch, eifersüchtig auf den fremden Herrn, der fürwitzig oben

* Ein Teich in der Nähe der Stadt.

Digitized by Google

im Hauſe herumgelungert war, und das hatte der Wilhelm unterdeß geſehen, und dann führte er allerlei Redensarten von einem Strauß, den der Fremde mir geſchenkt, und endlich, da eilte er gar davon, um mich beim Vater zu verklagen. Einen Todesſchrecken bekam ich nun, denn der Vater, wiſſen Euer Durchlaucht, iſt ſo heftig und zornig, und wenn es über ihn kommt, da hört und ſieht er nicht. So lief ich hinter dem Wilhelm drein, um ihn zurückzuhalten und zu beſänftigen — aber das Unglück will, daß, wie wir kaum hundert Schritte vom Hauſe ſind, der Vater vom Küchengarten her mit dem Matthes, dem Jungen, angeſchritten kommt, und plötzlich vor uns ſteht. Da hat's eine ſchöne Beſcheerung gegeben. Der Vater wußt' ja noch nichts davon, daß wir uns das Wort gegeben, der Wilhelm und ich, und wie er nun Alles hört, was der Wilhelm in ſeinem blinden Eifer hervorſprudelt, ganz rabiat iſt er da geworden, der Vater, und:

„„Ei, du ſchlechter, abſcheulicher Bube, du Landſtreicher du,“ hat er geſchrieen, „iſt das der Dank, daß ich dich zu mir genommen habe, als du nicht wußteſt, wo aus noch ein, du Ausreißer, daß du mir der loſen Dirne den Kopf verrückſt, und mit ſolchem Scandal daher kommſt, und daß ihr euch balgt, wie die Narren, — ein ſauberes Früchtlein iſt's ſchon, aber für dich ſind ſolche Früchtlein doch noch nicht gewachſen, Cumpan;“ und damit hat er den Wilhelm gefaßt, der Vater, und ihn nach der Wache gezerrt, und der Matthes hat laufen müſſen, den Poſten herbeizuholen, und weil der Wilhelm daheim iſt Soldat geweſen und iſt davon gelaufen von den Schwäbiſchen weg, haben ſie ihn gleich angenommen auf des Vaters Wort, und ſo hat er mit den Soldaten gehen müſſen, und da hat nichts geholfen, und nun iſt's mein Tod, gnädigſte Frau Landgräfin, wenn der Wilhelm verloren iſt, und nicht wieder frei wird!“

Die Landgräfin blickte jetzt ſehr ernſt auf das vor Schmerz ganz faſſungsloſe Mädchen und ſagte dann voll tiefer Theilnahme:

„Das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm, Minette; wie ſollte der Wilhelm wieder frei werden? Der Landgraf wird ihn nicht herausgeben, einen ſo ſtattlichen Burſchen …“

„Aber um Gottes Willen, gnädigſte Durchlaucht …“

Die Landgräfin ſchüttelte den Kopf.

„Was ſoll ich Dir einen eitlen Troſt oder Verſprechungen geben, die ich nicht erfüllen kann? Ich darf mit einer ſolchen Bitte dem Herrn gar nicht kommen!“

Minetten's Verzweiflung ſtieg auf's Höchſte; ſie verſuchte Alles, um der Landgräfin Herz zu erſchüttern, aber dieſe konnte beim beſten Willen ihr keine Beruhigung geben. Einen fremden Ausreißer, einen Burſchen, ſtattlich, wie den Gärtnergehülfen, den ſein eigener Brodherr abgeliefert hatte, weil er ſich unnütz gemacht — den gab der Landgraf nicht frei um eines verliebten jungen Mädchens willen! Um ſo weniger, als ja auch Meiſter Allgeyer von dieſer Liebſchaft gar nichts wiſſen wollte. Und doch ſtrengte die Landgräfin ſich mit allen Kräften ihres Geiſtes an, um etwas zu entdecken, womit man den unglücklichen jungen Mann, den ſie kannte, dem ſie gewogen war, aus ſeiner verzweifelten Lage befreien und Minetten's Kummer enden könne; und ſo ſagte ſie endlich:

„Ein einziges Mittel möchte es geben, armes Geſchöpf, aber Du wirſt es nicht ausführen können —“

„O ſprechen Sie, liebſte, gnädigſte Durchlaucht, ich thue Alles, Alles, was nur menſchenmöglich iſt — ich würde dem lieben Herrgott ſeine Sonne vom Himmel herunterbitten, wenn's etwas hülfe!“

„Sieh,“ ſagte die Landgräfin, „ich glaubte, es ſei der junge Goethe aus Frankfurt, den man unter die Grenadiere geſteckt habe; das iſt ein berühmter Dichter und aus einem angeſehenen Hauſe in der Reichsſtadt; über den habe ich mit dem Herrn eben noch geredet, und der Landgraf iſt ſo gütig geweſen, mir zu verſprechen, daß er ihn frei geben wollte. Er wollte ihn ſofort ſich vorführen laſſen, mit ihm ſprechen und ſodann ihm ſeine Freiheit ankündigen. Wenn man nun dem zuvorkäme, daß der Rekrut nicht gleich vor den Landgrafen geführt würde; wenn Du Dich unterdeß aufmachteſt, und den Doctor Goethe aufſuchteſt — Du wirſt ihn beim Kriegszahlmeiſter Merk finden; wenn Du ihn bewögeſt, ihn, der ja das ganze Unheil eigentlich angeſtiftet hat, es dadurch wieder gut zu machen, daß er bei dem Officier du jour ſich als Stellvertreter für den Wilhelm meldete ….“

„Würde der ihn annehmen ſtatt des Wilhelm?“

„Das ſteht in ſeinem Belieben und Schwierigkeiten würde er keine machen, wenn ich ihn mit einigen Zeilen ſchriftlich darum erſuchte.“

„O Sie gütigſte Durchlaucht!“ rief Minette frohlockend aus.

„Dann,“ fuhr die Landgräfin fort, „hätten wir gewonnen Spiel; der Doctor Goethe würde dann als Rekrut dem Landgrafen vorgeführt, und der Landgraf würde ihn entlaſſen — das hat er mir verſprochen!“ (Schluß folgt.)

Die im Hafen von Sebaſtopol verſenkten ruſſiſchen Schiffe.

Ein ruſſiſches Linienſchiff auf dem Meeresgrunde.

Im Anfange des Krimfeldzuges verſenkten die Ruſſen bekanntlich eine Anzahl großer, aber alter Kriegsſchiffe am Eingange des Hafens von Sebaſtopol, um denſelben der Flotte der Weſtmächte zu ſperren. In dem ungeheuren Sturme, der bald darauf in dem ſchwarzen Meere wüthete und den dort befindlichen engliſchen und franzöſiſchen Schiffen ſo verderblich war, wurde auch die Reihe jener ruſſiſchen Verſenkten ſo ſehr erſchüttert, daß die feindlichen Flotten, wäre ihnen dieſer Umſtand bekannt geweſen, ungehindert hätten in den Hafen hineinfahren können. Die Ruſſen ſahen ſich dadurch veranlaßt, hinter jener erſten Reihe, nach der Mitte des Hafens zu, eine größere Anzahl Schiffe in einer zweiten Reihe zu verſenken. Endlich, als man erkannte, daß Sebaſtopol trotz aller

Digitized by Google

Anſtrengungen nicht lange mehr ſich werde halten können, entſchloß man ſich, auch alle von der Flotte noch übrigen Schiffe in das Meer zu ſenken. Es lagen nun in demſelben fünf Linienſchiffe, ſiebzehn Fregatten, ſechs Corvetten, zehn Kriegsbriggs, ſechs Kriegsſchooner, funfzehn Kriegsdampfer, dreiundzwanzig Transportſchiffe, neunzehn Kauffahrteiſchiffe und mehrere kleinere Fahrzeuge, die im Ganzen einen Werth von etwa einhundert Millionen Thalern hatten, abgeſehen von den Schiffen, welche die Ruſſen in Kertſch verſenkten.

Natürlich hatte man aber keineswegs die Abſicht, die Schiffe und alles Material auf denſelben für immer zu vernichten und zu opfern. Im Gegentheil, man dachte ſchon damals daran, nach Wiederherſtellung des Friedens ſo viel als möglich zu retten. Man ergriff deshalb auch Maßregeln, das Werthvollſte vor dem Verderben in dem Meerwaſſer ſo viel als möglich zu ſchützen; man beſtrich z. B. alle Maſchinentheile von den Kriegsdampfern mit einer dicken Talgſchicht, um ſie vor dem Roſten zu ſchützen.

Der Taucher auf dem Meeresboden.

Das war bekannt und nach dem Frieden machten dreizehn Privatperſonen oder Vertreter von Geſellſchaften, darunter auch der Pariſer Credit mobilier, der Regierung in Petersburg Vorſchläge und Anträge, die in dem Hafen von Sebaſtopol verſenkten Schiffe wieder heraus zu ſchaffen, ſelbſtverſtändlich, weil ſie ein gutes Geſchäft dabei machen zu können glaubten. In ernſtliche Unterhandlungen ließ ſich die ruſſiſche Regierung nur mit dem Amerikaner John E. Gowan ein und mit ihm ſchloß ſie bald auch wirklich einen Contract.

Gowan iſt ein noch ziemlich junger Mann, ſteht an der Spitze der Submarine Company (unterſeeiſche Geſellſchaft) in Boſton, hat ſich ausſchließlich mit dem Studium der Mittel beſchäftigt, geſunkene Schiffe an die Oberfläche wieder heraufzubringen, und von ſeiner in dieſem eigenthümlichen Fache erlangten außerordentlichen Geſchicklichkeit bereits mehrfach Proben abgelegt. Abgeſehen davon, daß er mehrere (gegen dreißig) Schiffe, die im Miſſiſſippi und Hudſon geſunken waren, emporgehoben, machte er ſich in weitern Kreiſen bekannt, als er vor einigen Jahren ein amerikaniſches Schiff in der Bai von Gibraltar mit ziemlich leichter Mühe von dem Meeresgrunde heraufhob, nachdem die Verſuche engliſcher und anderer Ingenieure geſcheitert waren, das Wrack des Schiffes emporzuheben oder wenigſtens zu zerſtören.

Die Vorrichtungen und Maſchinen, die Gowan anwendet, ſind an ſich ſtaunenswerth und Wunder der Mechanik, vorzugsweiſe eine ungeheuere neuerfundene Pumpmaſchine, welche, mit aller Kraft

Taucher in einem geſprengten Schiffe.

arbeitend, tausend Tonnen Wasser in einer Minute entfernen kann, so daß es mittelst derselben leicht ist, ein selbst achtzig Fuß tief im Wasser liegendes Schiff (der Hafen von Sebastopol hat nur 66 Fuß Tiefe) auszupumpen, mit Luft zu füllen und dann unbeschädigt emporzuheben. In gleich riesenhaftem Maßstabe sind die andern Maschinen und Werkzeuge eingerichtet. Die Kette z. B., welche man anwendet, die Schiffe emporzuziehen, ist gegen dreihundert Ellen lang; jedes einzelne Glied oder Gelenk daran wiegt dreihundert Pfund und ist einzeln durch eine Last von 2000 Centnern geprüft worden.

Nachdem Gowan an Ort und Stelle, im Hafen von Sebastopol, die genauesten Besichtigungen gehalten hatte, auch in einem Taucheranzuge dort selbst auf den Meeresgrund hinabgestiegen war, um die da liegenden Schiffsleichen zu mustern, wiederholte er gegen die russische Regierung, daß die versenkten Schiffe theils ganz, theils in Stücken heraufgebracht werden könnten. Nach dem Contracte, den er abgeschlossen, sollte Gowan gegen zweihundert amerikanische erprobte Arbeiter, darunter mehrere der besten Taucher, die Taucheranzüge und alle nöthigen Maschinen liefern, während ihm die russische Regierung vier- bis fünftausend Arbeiter zur Verfügung stellt, sowie alles nöthige Material, dessen Kosten sich auf mehr als zwei Millionen Thaler berechnen, und ihm gewisse Procente an dem Werthe der geretteten Schiffe und Schiffsmaterialien gewährt.

Die Amerikaner sind mit ihren Maschinen im vorigen Sommer in Sebastopol angekommen, und haben ihre Operationen fortgesetzt, bis der Eintritt des Winters sie unterbrach. Wir hatten Gelegenheit, einen Brief von einem dabei beschäftigten Ingenieur zu lesen und theilen die Hauptsachen daraus mit, weil er einen Einblick in das Verfahren bei diesem bewundernswürdigen und riesenhaften Unternehmen gibt.

Man vermuthete oder vermuthet vielleicht, heißt es in dem Briefe, daß die Schiffe ganz, nicht zerstört, emporgehoben werden würden; da sie aber bereits so lange im Wasser gelegen haben und von den Würmern sehr zerfressen sind, ist es zweifelhaft, ob sie bei dem Emporheben zusammenhalten. Würden sie aber auch wirklich ganz an die Oberfläche heraufgebracht, so dürften sie doch als Kriegsschiffe keinen Werth haben, und die Kosten der Ausbesserung so bedeutend sein, daß man neue dafür würde bauen können. Es kann also nur auf den Werth des Materials gerechnet werden. Einige eiserne Dampfer und einige wenige von Holz wird man allerdings ganz herausheben; die andern werden unter dem Wasser gesprengt. Das ist bereits mit drei Schiffen von 120 Kanonen, z. B. den „zwölf Aposteln" und einigen andern geschehen.

Das Zersprengen ist von höchstem Interesse, erfordert aber die größte Vorsicht und Genauigkeit. Vor allem wird ein erfahrener Taucher hinuntergeschickt, der das Schiff zu besichtigen und über den Befund zu berichten hat. Das Taucherboot wird dann gerade über das Schiff gelegt oder doch so nahe als möglich. Von dem Boote reicht bis hinunter auf den Meeresgrund eine Strickleiter, auf welcher der Taucher auf- und niedersteigt, der überdies ein Tau um den Leib geschlungen hat, das im Boote oben befestigt ist, mit dem er Signale gibt und durch das man ihm auch heraufhilft. Auf dem Kopfe trägt der Taucher eine Art Helm, der eine gewisse Luftmenge enthält, welche immer frisch erhalten wird durch eine Luftpumpe in dem Boote und einen Gutta-Percha-Schlauch. Manchmal bleibt ein solcher Taucher acht bis zehn Stunden ununterbrochen unten auf dem Meeresboden oder im Schiffe, und verrichtet da schwere Arbeiten, indem er z. B. starke eiserne Ketten mit Meißel und Hammer zu trennen, Balken zu zersägen, starke Bolzen herauszutreiben hat und anderes, was man unter solchen Umständen fast für unmöglich halten sollte. Alles Bewegliche, Ketten, Anker, Geschütz u. s. w. wird von dem Taucher unten, wie man auf der Abbildung sieht, an ein Tau gebunden und dann von der Mannschaft oben im Boote hinaufgewunden. Ist Alles bereit das Schiff zu sprengen und das Pulver zu legen, so bringt man ein großes Pulverboot mit zehn bis zwanzig Gutta-Percha-Pulversäcken in die Nähe. Diese Pulversäcke, die natürlich wasserdicht sind, haben an dem einen Ende einen Holzpfleck, durch welchen zwei Kupferdrähte bis in die Mitte des Pulvers gehen, wo sie durch ein ganz kleines Platinastückchen verbunden sind. Der Taucher trägt einen solchen Pulversack hinunter in den Theil des Schiffes, der zuerst gesprengt werden soll, und steigt dann wieder hinauf in das Pulverboot, welches etwa zehn Mann und die galvanische Batterie trägt. Bringt man die Drähte oben in Verbindung, so entzündet sich unten das Pulver, es erfolgt die Explosion, das Wasser wird aufgewühlt und Holzstücke schwimmen empor (nebst einer großen Anzahl todter Fische). Gewöhnlich dauert es drei bis vier Stunden, bis das Wasser wieder so ruhig und hell geworden ist, daß der Taucher von Neuem hinuntersteigen und seine Arbeit fortsetzen kann. Alles Werthvolle, was emporgeschleudert oder sonst von dem Schiffe unten losgerissen worden ist, wird geborgen und der Versuch wird so lange fortgesetzt, bis das Schiff gänzlich zerstört ist.

Bisher sind alle diese Sprengungen sehr glücklich von statten gegangen, die Arbeiten aber nicht gleich leicht. Einige der Fahrzeuge liegen unten auf festem Boden und sie bieten gar keine Hindernisse; andere aber sind tief in Schlamm gesunken und sehr schwer zugänglich.

Ein Unglück ist doch auch schon vorgekommen, wenn auch nicht unter dem Wasser. Es mußte an dem einen Ufer ein Schuttdamm aufgeräumt werden. Dabei gelangten die Arbeiter auf gefüllte Bomben und, aus welcher Ursache es geschehen, weiß man nicht, sie platzten. Sechs der Arbeiter blieben auf der Stelle todt und viele andere wurden verwundet.

Die Wasserleitung in Newyork.

Die Menschen der Neuzeit lieben es, auf die Vergangenheit hinzuweisen, als die Erzeugerin alles Großartigen, mit welcher die jetzige Welt nicht in Concurrenz treten könne. So geschieht wenigstens immer, wenn von Bauten die Rede ist, und hier gelten hauptsächlich die Römer als ein Muster, das gar nicht übertroffen werden könne. In der That, sie haben auch Großartiges geleistet und die Ruinen ihrer Werke weisen auf eine Entfaltung von Kräften, auf einen Aufwand von Geld hin, worin neuere Völker es selten ihnen werden gleichthun können. Daß es aber doch möglich ist, das hat die Stadt Newyork durch ihre Wasserleitung bewiesen.

Es ist ein immenses Werk.

Etwa siebzig Meilen oberhalb der Stadt Newyork, nur wenige Stunden vom Hudson entfernt, da wo Westchestercounty aufhört, in einer von Anhöhen durchschnittenen Gegend, entspringen dem felsigen Boden einige mächtige Quellen, die sich nach kurzem Laufe einigen und früher als nicht unbedeutender Bach dem Hudson zuflossen, um sich nach einem kurzen Laufe mit diesem zu vereinigen. Dieser Bach fließt Sommer und Winter fast gleich stark und sein Wasserquantum ist so mächtig, daß er einen Kessel von 1000 Fuß Durchmesser und 10 Fuß Höhe in weniger als einer Stunde bis obenauf füllen würde. Auch süß ist das Wasser und fast chemisch rein, so daß es wegen seiner Weichheit zu jeglichem Zwecke verwendet werden kann. Diesen Bach, diesen kleinen Fluß hat die Stadt Newyork gefaßt und bis nach Newyork geführt, und dieser Fluß ist es, der jetzt die ganze Stadt mit einer Einwohnerzahl von 800,000 Menschen, die ganze Stadt mit all' ihren Fabriken und Werkstätten mit Wasser versieht und — in Hülle und Fülle versieht!

Es war ein riesenhaftes Werk! Und doch war es in wenigen Jahren vollendet! Es war ein Werk, das Millionen und nochmals Millionen kostete und doch leistete Alles die einzige Stadt Newyork. Siebzig Meilen weit über Berg und Thäler, über Flüsse und Ströme, über Felsen und Moräste ward der Fluß in seinen riesenhaften Teicheln geführt, und trotz alle dem, — so fest ist der Unterbau, so gut ist das Material der Teichel, so meisterhaft ist Alles geleitet, daß nur selten, beinahe gar nicht ein Ausbruch des Wassers stattfindet oder überhaupt nur eine Reparatur nöthig ist! — Die alten römischen Wasserleitungen sind heute noch in ihren Trümmern ein Gegenstand der Bewunderung, und doch dürfte die Frage entstehen, wo Größeres geleistet wurde, in Rom oder Newyork! Jedenfalls ist die Highbridge über den Har-

Digitized by Google

lenfluß, sind die zwei großen Wasserbehälter oder Reservoirs, von denen der eine so groß ist, daß man eine gute Viertelstunde braucht, ihn zu umgehen, — Denkmäler der Baukunst, die sich mit jedem anderen messen können. Und Hunderte von Caressen und leichten Wägelchen fahren täglich nach der etwa 10 Meilen von dem Rathhause in Newyork entfernten) Highbridge, d. i. der hohen Brücke, über welche die ganze Wassermasse in fünf Teicheln geführt ist, und weiden sich nicht blos an der Pracht der Aussicht von diesem hohen Standpunkte aus, sondern auch an der Kühnheit des Baumeisters, der den schiffbaren Harlemfluß mit einem Bogen von einem Ufer zum andern überspannte! Und Tausende wallfahrten zum großen Reservoir zwischen der 99. und 100. Straße und noch mehr zum kleinen Reservoir an der 44. und 45. Straße und staunen über diese Ringmauern, welche so stark sind, daß sie den Druck einer solchen immensen Wassermasse aushalten!

Doch, lieber Leser, ich will Dich nicht mit der Beschreibung der Newyorker Wasserleitung ermüden; ich will Dir nicht hererzählen, wie viele Millionen Quadersteine dazu verwendet worden sind und was jeder Quaderstein kostete; die Aeußerlichkeiten dieses großartigen Baues kannst Du in jeder Reisebeschreibung von Amerika und am Ende in jedem Conversationslexicon lesen. Ich will Dich aber mit etwas Anderem bekannt machen, was Du vielleicht sonst nirgends lesen kannst, mit den Wirkungen dieser Anstalt.

Kommt man in eine deutsche Stadt, so ist es gar lustig mit anzusehen, wie überall auf allen freien Plätzen, in den Hauptstraßen und vor allen öffentlichen Gebäuden die „laufenden" Brunnen ihr süßes Wasser ausprudeln. Ja sogar in jedem Dorfe oder Dörflein findet man laufende oder „fließende" Brunnen, denn Deutschland mit seinen Bergen und Thälern ist gar reich an Quellen, die tief unten in der Erde ihr Wasser sammeln, bis die geheimen unterirdischen Behälter so voll sind, daß sie einen Ausweg suchen und dem hellen Tageslicht zuströmen. Man setzt auch einen Stolz darein, in solche Quellen und Brunnen, und manche Stadt und manches Dorf erhielt seinen Namen von dem „Brunn" oder „Born", der innerhalb seiner Markung entsprang. Und unsere Vorväter haben sie hochgehalten, diese Brunnen mit dem nie versiechenden kühlen Trunke, und haben sie verziert auf kunstvolle Art und sie mit Denkmälern der Baukunst umgeben, die jetzt noch vielfach auf öffentlichen Märkten, hochbewundert vom Kenner und Laien, zu sehen sind. Man darf nur an die Brunnen in Nürnberg denken!

Auch die Neuzeit hat viel hierfür gethan; nur sind die Verzierungen jetzt selten mehr von Stein und Marmor, sondern von fein gegossenem Eisen. Aber eine Freude ist's immer, vor einem solchen Brunnen zu stehen, und im Sommer stärkt schon der bloße Anblick des kühlen „Nasses." — Wie ganz anders in Amerika und besonders in Newyork! Gehe die Straßen auf und ab und links und rechts, betrachte Dir alle öffentlichen Plätze und alle die großen Prachthäuser, — von einem Brunnen, von einem laufenden Brunnen mit „fließendem Wasser" kannst Du nirgends etwas erblicken. Man sollte meinen, die ganze große Stadt sei dazu verurtheilt, den Tod durch Verdursten zu sterben! — Wohl liegt sie zwischen zwei mächtigen Strömen, von denen jeder so tief und breit, daß er die größten Kriegsschiffe trägt; aber die Wasser dieser Ströme sind salzig, wie das Meer, in das sie sich bei Newyork münden. Ebbe und Fluth wechseln ja täglich zwei Mal und führen ihre Salzwasser viele Meilen weit den Strom hinauf. —

Wohl findet man auch hier und da in einer Seitenstraße einen alten hölzernen Pumpbrunnen, so plump und einfach aufgerichtet, wie er im ärmsten Neste Deutschlands nicht plumper und einfacher sein kann; aber das Wasser, das Du mit vieler Mühe heraufpumpst, schmeckt hart und scharf und läßt schon nach wenigen Minuten einen tiefen Satz in dem Gefäße zurück, in welches Du dasselbe gegossen. Und wie viel solcher trauriger Pumpen gibt es? Nicht so viel in der ganzen großen Stadt mit ihren 800,000 Einwohnern, um nur für wenige Tausende genügend Wasser zu liefern! Die „Manhattan-Insel", auf die Newyork gebaut ist, und deren ganzer Flächenraum in wenigen Jahrzehnten von Häusern bedeckt sein wird, hat keine Quellen. Nirgends sprudelt das Wasser von der Tiefe herauf; die ganze Insel ist im obern Theile ein starrer blauer Fels und im untern ein vielleicht Hunderte von Fuß tiefes Lager des feinsten Meersandes. Der Sand sowohl als der Fels fangen das Regenwasser auf und halten es, bis es sich gesammelt, in künstlichen oder natürlichen Cisternen, um wieder durch Pumpen an's Tageslicht gefördert zu werden; aber Meersand und blauer Fels theilen ihm von ihrem „Geschmacke" mit und erzeugen die sandig-klebrigen Bestandtheile, die sich zwar nach kurzer Zeit in den Gefäßen niederschlagen, aber doch das Wasser hart, fast ungenießbar machen. Was sollte aus Newyork werden, wenn es von diesem Wasser leben müßte? — Und nirgends auf der Insel ist ein Berg oder ein Wald, daß man hoffen könnte, mit der Zeit doch noch Quellen zu entdecken. Nichts von alle dem! Je tiefer man gräbt, um so gewisser stößt man endlich auf — Salzwasser. — War's da nicht nothwendig, die Wasserleitung anzulegen, die jetzt die große Stadt überflüssig mit Wasser versieht und noch versehen wird, auch wenn die Stadt später drei Mal so viel Einwohner zählen wird, als sie jetzt zählt?

„Mit all' dem Wasser aber, das jetzt der Stadt zugeführt wird, konnte man doch der Brunnen eine Masse errichten?"

Vollkommen richtig; aber der Amerikaner ist praktischer; er will Alles bei der Hand haben, so auch das Wasser. — Sind Brunnen „händig"?

Sieh' einmal nach, wie ist's in Deutschland? Müssen da die Leute nicht an den Brunnen gehen, wenn sie Wasser wollen? Müssen nicht besondere Dienstboten gehalten werden, nur um das Wasser herbeizuschleppen? Und stehen nicht diese Dienstboten oft viertelstundenweise und noch länger am Brunnen und warten, bis wieder eine Gelte oder ein Gefäß gefüllt ist, damit dann für sie Raum ist? Stehen sie nicht viertel- und halbestundenweise, um sich köstlich miteinander zu unterhalten? Ja, hat nicht diese Brunnenunterhaltung zu einer eigenen Art Literatur geführt, der Magd- und Marktbrunnenliteratur? — Sollte man diesen Schlendrian in Amerika auch einreißen lassen? Ja, war es überhaupt nur möglich, das Ding auf dieselbe Art zu betreiben? Wo sollte man nur die Dienstboten herbekommen? — Von hunderttundfünfzigtausend Familien, die in Newyork wohnen, haben es noch bei weitem nicht dreißigtausend so weit gebracht, für sich einen Dienstboten ernähren und besolden zu können; und wenn auch vielleicht viertausend Familien — die Reicheren und Vornehmeren — nicht mit einem Dienstboten zufrieden sind, sondern deren fünf und sechs halten, so müssen die anderen hundertundzwanzigtausend um so mehr sich so einrichten, daß sie auch eines einzelnen Dienstboten entbehren können. — Und dafür ist gesorgt! Durch die Wasserleitung gesorgt!

Jedes Haus in Newyork, es mag einstöckig oder zehn Stock hoch sein; es mag in der obern oder untern Stadt liegen, in der Mitte der Stadt oder am Wasser, — jedes Haus hat das Trinkwasser im Hause. In der Yard, d. h. im Hofe, ist das Crotonwasser (das durch Röhren herbeigeleitete Wasser); im Basement, d. h. in der Kellerwohnung, ist es; im Parterre, in der ersten, zweiten, dritten, vierten, fünften und sechsten Etage ist's ebenfalls. Durch die Mitte der Straßen, bergauf und bergab, kreuz und quer und links und rechts führen große Röhren, und von den großen Röhren kleinere in jedes Haus, in jede Etage, in jedes Zimmer, wie man's haben will. Oft sind dreißig, vierzig, ja funfzig Wohnungen in einem Hause; das sind die Tenanthäuser, die Häuser, worin die Arbeiter wohnen, die Häuser für die, so sich mit einem Wohn- und Schlafzimmer zufrieden geben müssen, weil sie keine größeren Räumlichkeiten bezahlen können, ohne sich wehe zu thun; — aber von all' den funfzig Wohnungen hat jedes das Wasser im Wohnzimmer. Man braucht nur den Hahn zu drehen, so sprudelt's fast armdick und sprudelt fort, Stunden, Tage und Wochen lang, bis man den Hahn wieder zudreht. —

Ohne diese Einrichtung, — glaubst Du, die hundertundzwanzig- bis dreißigtausend Familien, die keine Dienstboten halten können, würden auskommen, fertig werden? — Gott bewahre; rein unmöglich! — Auf der Hausfrau ruht Alles, denn der Mann ist im Geschäft. Sie hat zu waschen und zu bügeln; sie hat zu nähen und zu kochen; sie hat die Kinder anzuziehen und zu erziehen; sie hat zu scheuern und zu putzen, — wie will sie das Alles thun, und noch dazu nebenher vielleicht Mantillen sticken und Westen nähen oder sonst ein Geld einbringendes Geschäft treiben, wenn sie an den Brunnen muß, um Wasser zu holen? Wie viel Zeit würde da nur Morgens verloren, weil sie sich doch vorher correct anziehen müßte, ehe sie an den Brunnen ginge? Ja, wie oft wäre es ihr geradezu unmöglich, zugleich ihre kleinen Kinder zu

hüten, an den Brunnen zu gehen und zu kochen? Das Alles ist aber möglich und sogar leicht möglich dadurch, daß man das fließende Wasser im Zimmer hat.

Siehst Du nun, wie praktisch der Amerikaner ist! Die Wasserleitung hat Millionen gekostet, aber nur allein hunderttunddreißigtausend weibliche Dienstboten werden durch sie erspart! Und wie hoch, glaubst Du wohl, müsse man einen Dienstboten in Newyork anschlagen? Fünf Thaler im Monat baar ist der geringste Lohn, und unter zehn Thalern kannst Du ihn nicht nähren, thut monatlich fünfzehn Thaler und — bei hunderttunddreißig Tausenden jährlich mehr als 20 Millionen Thaler! — Die ganze Wasserleitung macht sich somit, wenn nicht direct, doch indirect in einem Jahre bezahlt. — Freilich, mit der Poesie der Marktbrunnengeschwätze ist's zu Ende; aber was will der Amerikaner von Poesie? praktisch muß man sein. Poesie trägt kein Geld ein.

Noch großartiger zeigt sich die Wirkung der Wasserleitung bei allen Fabrikgeschäften und Maschinenwerkstätten, bei den Bierbrauereien, bei den Gerbereien und Schlächtereien, bei allen großen Geschäften, wo Wasser nicht entbehrt werden kann. Nimm nur eine Bierbrauerei an. Wäre nicht — z. B. bei einem Pumpbrunnen — ein eigener Mann nöthig, um das Wasser aus der Tiefe heraufzuholen? Wäre nicht wieder ein Mann nöthig, um das Wasser in die Pfanne oder den Kessel zu tragen? Und dann das Putzen und Ausschwenken der Maischbütte, der Kühle, der vielen Fässer? Und wenn der Pumpbrunnen, wie so oft und viel geschieht, nicht ausreichte, müßte man nicht einspannen und das Wasser in großen Fässern von „laufenden" Brunnen holen? — Und jetzt? Hast Du nicht das Wasser im Keller, das Wasser am Kessel, das Wasser an der Maischbütte? Kannst Du nicht an dem nächsten besten Hahne einen Schlauch anlegen, und das Wasser auf die „Kühle" hinauf laufen lassen, oder wohin Du sonst willst? Drei Männer zum mindesten sind in einem nur mittelgroßen Geschäft erspart und — was an Zeit erspart wird, das ist noch mehr werth. Freilich — gespart wird das Wasser nicht, das wird mit einer Verschwendung angewandt, als ob das Meer auszuschöpfen wäre. In jedem Geschäft, wo man vielleicht fast täglich mit zehn Eimern voll auskäme, wenn man es fahren oder pumpen müßte, braucht man nun fünfzig und hundert! Man hat's ja! — Und trotz dieses immensen Wasserverbrauchs, trotz dieser Verschleuderung sogar, ja und trotz der oft wahnsinnigen Hitze, die Menschen und Vieh auf den Straßen umfallen macht, als wären es Fliegen, trotz alledem gab's noch keinen Sommer in Newyork, wo — nicht etwa Wassermangel eingetreten wäre, nein, wo man nur hätte sparen müssen! Nur wenn einer der großen dicken Teichel, eine der Hauptröhren, die über die Highbridge führen, beschädigt wird, nur dann, wenn man denken muß, die Ausbesserung könnte einige Wochen in Anspruch nehmen, und die großen Reservoirs sich entleeren, nur dann wird den Leuten angesagt, mit dem Wasser ein wenig schonender umzugehen! Das Höchste, was vorkommen kann, ist, daß größere Geschäfte veranlaßt werden, ein oder zwei Mal in der Woche auszusetzen, bis die Reparatur vorüber ist. So vortrefflich aber ist das ganze Werk, die ganze Leitung, daß in den fünf Jahren, die ich in Newyork verlebte, nur einmal dieser Befehl erging.

Doch nicht blos nützlich und vortheilhaft ist die Wasserleitung für Newyork; sondern — Newyork hätte ohne sie gar nicht werden können, was es geworden ist.

Im Hafen von Newyork liegen täglich im Durchschnitt zweitausend Schiffe und Schiffchen. Hunderte kommen heute an und Hunderte gehen morgen ab. Es ist ein Wald von Masten, eine Stadt von Schiffen. Wie meinst Du nun, könnten diese Schiffe, die täglich auslaufen, mit Wasser versehen werden, wenn die Wasserleitung nicht wäre? Wie viel tausend Tonnen Wasser müssen täglich gefüllt werden, und wie viel Menschen, wie viel Pferde, wie viel Fuhren wären nöthig, um diese Wasserquantitäten vom Brunnen herbeizuschleppen? Jetzt, so wie es nun ist, dreht man den Hahn in den Wasserröhren des Docks, legt den Schlauch an und in wenigen Stunden sind alle Fässer voll und ist Alles geschehen, ohne daß auch nur mehr als ein Mann nöthig gewesen wäre, der Füllung beizustehen!

Es ist ein großartig Ding, diese Wasserleitung. Für die Frauen so bequem und händig, für die Gewerbe so nützlich und zeitsparend, für die Schifffahrt so unentbehrlich! — Wie nun aber erst für den Luxus!

„Das Wasser unentbehrlich für den Luxus?" So fragst Du verwundert; denn wenn wir, Du und ich, Luxus treiben wollen, so trinken wir kein Wasser, sonder Champagner. Aber vom Trinken ist auch gar nicht die Rede; wohl aber vom Baden.

Wie viel Städte in Deutschland gibt's nicht, wo auch nicht eine Badeanstalt existirt; von Dörfern und kleinen Städtchen gar nicht zu reden! Und wie weit entfernt ist nicht oft der nächste Fluß, der nächste See! Hunderte, ja Tausende kennen ein „Bad" nur vom Hörensagen, und Zehntausende kommen in ihrem Leben blos einmal dazu, ein Bad benutzen zu können. Ja sogar in größeren Städten ist das Baden ein Luxusartikel; denn es gibt vielleicht nur eine, höchstens zwei Badeanstalten und diese sind theuer, ja sogar, wenigstens für den gewöhnlichen Mann, zu theuer! — Wie ganz anders in Newyork! Nicht blos hat man da die beiden großen Ströme, den Northriver und den Eastriver und die großartigen Badeanstalten an denselben; nicht blos bestehen in der Stadt selbst Hunderte von Badehäusern, von Barbieren errichtet und gehalten; nein, der Luxus wird viel weiter getrieben, denn jedes gentile Haus, jedes Privathaus ohne Unterschied, das nicht zu einer Arbeiterwohnungscaserne eingerichtet ist, hat seine eigene Badeanstalt. — Es ist gar weit, von manchem Punkt der Stadt aus, bis an den Fluß, und die Leute in Newyork haben nicht immer Zeit, einen halben Tag zu opfern, um ein Bad zu nehmen. Und umgekehrt, es ist gar leicht, in einem Hause eine Badeanstalt einzurichten, da man ja das fließende Wasser bis in's oberste Stockwerk hinauf hat. Man darf ja nur eine Röhre aufschrauben an die Hauptwasserröhre und sie in einen Badzuber richten, so hat man wenigstens ein — kaltes Bad. Und wie leicht ist's nicht im Winter, wo doch im Kochofen den ganzen Tag gefeuert wird, weil er zugleich Stubenofen ist, einen blechernen Wassercylinder am Ofen anzubringen, der eine ganze Familie tagtäglich mit warmem Wasser zum Bade versorgt! und im Sommer, — nun ist da das Crotonwasser an sich schon nicht warm genug? Vielleicht nur zu warm! — So kann Jeder, der nur halbwegs ordentlich wohnt, sich seine eigene Badeanstalt mit ganz wenigen Kosten herrichten; der Vermögliche aber, der ein eigenes Haus oder Häuschen oder auch nur die Hälfte davon für sich allein bewohnt, der braucht sich auch nicht einmal die Mühe zu geben, denn es wird in Newyork kein Familienhaus gebaut, ohne daß zugleich ein Badecabinet darinnen eingerichtet wird. Die ganz Reichen haben deren drei oder vier: für Vater, Mutter, Kinder und die Gäste. Und wie sind diese eingerichtet! —

Aber auch der Arbeiter, der Arme entbehrt nicht des Bades. Die Barbierbadeanstalten sind ja so wohlfeil, daß sie fast Jeder benutzen kann; und wem diese noch zu theuer sind, der gehe in eine der Armengesellschaftsbadeanstalten, wo er für drei Cents denselben Comfort hat, als der Reiche in Deutschland für seinen halben Gulden. — Man hat's ja, das Wasser!

Doch einen Hauptnutzen der Newyorker Wasserleitung hätten wir fast vergessen: wir meinen den Feuersbrunstlöschungsnutzen. Und wie groß ist dieser Nutzen!

Es gibt keine Stadt in der ganzen Welt, wo es so oft brennt, als in Newyork. Kein Tag vergeht, wo nicht zwei oder drei Mal Feuerallarm wäre! Viele, sehr viele Tage aber gibt's, wo zehn oder zwölf Mal das Feuerzeichen gegeben wird; und um den ersten Mai herum geschieht's oft dreißig Male und noch mehr. Und so sehr haben die Menschen dorten sich hieran gewöhnt, daß keine Seele nur daran denkt, vom Bett aufzustehen, wenn es nicht gerade im Nebenhause brennt. Ja, Viele sind so kaltblütig geworden, daß sie vorerst an die Wand fühlen, ob diese schon heiß ist, und erst, wenn dieses der Fall, bequemen sie sich dazu, sich anzukleiden.

Woher diese oftmaligen Feuersbrünste kommen, ist schwer, vielleicht aber auch nicht schwer zu sagen. Eine Ursache mag darin bestehen, daß gar viele Häuser noch von Holz, oder wenn auch äußerlich von Backstein, doch im Innern wie von Schwefelhölzern zusammengeflickt erscheinen. Wo's da einmal Feuer gefangen hat, da brennt's gleich lichterloh! Eine zweite Ursache mag im Leichtsinn liegen, wie mit dem Feuer umgegangen wird. Man geht allüberall mit dem brennenden Lichte hinein und denkt an keine Laterne. Man feuert das Jahr hindurch und keinem Menschen fällt es ein, auch nur einmal nach dem Schornsteinfeger zu senden. Man häuft brennbare, sich selbst entzündende Stoffe übereinander und — von Vorsichtsmaßregeln ist keine Rede. Eine dritte und Haupt-

Digitized by Google

aber mag darin liegen, daß die Leute dem Feuer an die Hand gehen. „Anzünden," „Brandstiften" nennt man's im prosaischen Leben. Woher käme es denn sonst, daß es um den ersten Mai, den großen Movingstag, d. h. den Tag, wo allgemeiner Wohnungsumzug stattfindet, den Tag, an den man allein einen Miether zwingen kann, ein Haus zu verlassen, — woher käme es, daß um diese Zeit keine Stunde vergeht, wo nicht die Glocken ein oder zwei Male Allarm schlagen? Die Leute finden es bequemer, ihre alten Möbels verbrennen zu lassen, als sie in's neue Quartier zu schleppen; die Feuerversicherungsgesellschaften mögen den „Stoff" zu neuen Möbeln liefern. Bei Kaufleuten, die halb banquerott, aber gut versichert sind, brennt's auch nicht selten, und noch öfter bei Fabrikanten, deren Fabrikate keinen Abgang finden wollen. Doch — mögen die Feuersbrünste kommen, woher sie wollen; Thatsache ist, daß sie da sind.

Wie nun, wenn die Crotonwasserleitung nicht da wäre? — Erinnerst Du Dich noch, lieber Leser, des großen Brandes in Newyork von 1835? Oder erinnerst Du Dich des großen Brandes von Hamburg? Alle Jahre hätte man von Newyork ein gleiches Unglück zu berichten, wenn die Wasserleitung nicht wäre! Denn außerordentlich groß ist das Brennmaterial, das in den großen Waarenhäusern angehäuft ist; so leicht sind die Häuser gebaut und so strohhalmmäßig die Zwischenwände in den Wohnungen, daß, wenn einmal zwei Häuser brennten, ein einziges Viertel unrettbar verloren wäre, besonders da es selten windstill ist in dem seeumgürteten Newyork. Aber, laß es nur getrost brennen; beim ersten Allarm stürzen die Feuermannschaften herbei, die einen mit den Spritzen, die andern mit den Leitern und Schläuchen. In zwei Minuten sind die Crotonwasserröhren geöffnet und die Schläuche angeschraubt. In zehn Minuten arbeiten schon sechs Feuerspritzen und ein halbes Hundert verwegener Feuermänner steht oben auf dem brennenden Hause und läßt die Schläuche mitten in's Feuer hineinspielen. Laß es nur brennen, laß es nur knistern und krachen, das Feuer wird nicht Meister; es kann nicht Meister werden, denn eine Wassermasse wird über das brennende Haus ausgegossen, daß Du glaubst, das Weltmeer entleere sich. Es ist kein Löschen, es ist ein „Unterwassersetzen." — In einigen Stunden ist Alles vorüber; in den Straßen, die zum Brandplatz führen, steht das Wasser oft einen Fuß hoch; so stark war die Wasserverschwendung. Die nächsten Häuser sind oft von oben bis unten wie in Wasser getaucht; aber — der Brand ist meist gelöscht, ehe noch ein zweites Haus Feuer fangen konnte.

Weißt Du nun, warum man trotz allen Feuerlärms so ruhig schläft in Newyork?

Weißt Du nun, warum, wenn eben eine Auction im ersten Stock ist und es im vierten brennt, die Auction ruhig ihren Gang fortgeht, als ob nichts Ungewöhnliches passirte?

Solcher Art sind die Wirkungen der großen Newyorker Wasserleitung. Und wenn die hohen Herren daselbst etwas weniger praktisch und sparsam wären, so könnten sie mit dem Nützlichen auch das Schöne verbinden. — Oder böte nicht diese unendliche Wasserkraft, die nicht einmal eines künstlichen Druckes bedarf, um in die höchsten Häuser hinaufgeleitet zu werden, sondern deren natürlicher Druck durch die Höhe der Reservoirs über der Stadt all' diese Wunder bewirkt, böte nicht diese Kraft die Mittel zu den herrlichsten Fontainen und Springbrunnen? Könnte nicht jeder öffentliche Platz, jeder Park mit solch' einem Wasserwerke geziert werden? Aber solche Spielwerke mögen wohl schön sein und das Auge bezaubern, doch — „sie tragen nichts ein," denkt der Newyorker. Deswegen haben die Reichen in ihren Palästen in der fünften Avenue zwar hier und da einen kleinen Springbrunnen, aber so dünn und schwach, daß man meint, es sei ein Rindlein, das erst wachsen müsse. Und die Stadt, die jährlich zehn Millionen, wenn nicht verschwendet, doch ausgibt, hat eine Fontaine vor Cityhall und diese läßt ihre Wasser blos dann und wann, bei festlichen Gelegenheiten, springen.

„Sparen muß man," sagt der Newyorker.

Etwas Unangenehmes hat das Newyorker Trinkwasser. Im Winter ist's gar kalt und im Sommer zu warm. So kalt ist's im Winter, daß man Vorsichtsmaßregeln ergreifen muß, damit die Röhren in den Häusern nicht einfrieren; am besten ist's, man läßt das Wasser immer ein klein wenig laufen, wenn auch nur so dick wie ein Strohhalm, dann gefriert's nie. So warm aber ist's im Sommer, daß vom „Purtrinken" des Wassers keine Rede ist. Es würde Dir übel machen. Eis muß darunter und, damit das Eis nicht schade, ein klein wenig Brandy, d. i. Franzbranntwein. Für den Deutschen thut's statt Brandy auch Wein.

Th. Gr.

Rosa Heisterberg.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder."

(Fortsetzung.)

„Ich mußte mich damit begnügen, die Heisterberg zu fragen, ob sie heute Abend während meiner Abwesenheit in meiner Wohnung gewesen sei.

„Sie antwortete ruhig:

„Nein. Seitdem ich Sie verließ, habe ich keinen Schritt wieder in Ihre Wohnung gesetzt."

„Und wo waren Sie diesen Nachmittag, Fräulein, und den Abend?"

„Sie verwunderte sich mehr.

„Darf ich bitten, gnädige Frau, wozu diese Frage?"

„Beantworten Sie sie mir."

„Wohl denn. Um drei Uhr verließ ich Sie. Ich kehrte unmittelbar hierher in meine Wohnung zurück. Ich habe diese Stube seitdem nicht wieder verlassen."

„Bis jetzt nicht?"

„Bis jetzt nicht. Aber nun muß ich in der That bitten, daß Sie die Güte haben, mir mitzutheilen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft, mich aber auch zum Gegenstande eines so sonderbaren Inquirirens macht?"

„Diese Ruhe, dieser halbe Spott, der Gedanke, daß sie doch die Diebin sei, das Alles regte mich wohl mehr auf, als es hätte der Fall sein sollen.

„Soll ich es Ihnen sagen," rief ich heftig, „was mich so spät noch hierher führt? Man hat mich in meiner Abwesenheit bestohlen, und Sie — und auf Sie ist mein Verdacht gefallen.

„Ah, Sie wollen mich zu einer Diebin machen!"

„Sie sprach die Worte mit einer so stolzen Entrüstung, als wenn sie eine Fürstin wäre. Aber sie sollte sehr bald keinen so hohen Ton mehr anstimmen. Ihre Frechheit hatte mich empört.

„Wir werden sehen, Mademoiselle," sagte ich. „Sie wollen den ganzen Abend Ihre Stube nicht verlassen haben? Sollte Niemand im Hause wissen, daß Sie doch fort waren?"

„Ich riß die Thür ihrer Stube auf.

„Jungfer," rief ich in den Gang hinein, nach irgend einem weiblichen Dienstboten. Ein Mädchen erschien.

„Seit wann ist das Fräulein wieder zu Hause?"

„Seit etwa einer Viertelstunde," antwortete das Mädchen.

„Ah, Mademoiselle, wir haben jetzt halb neun Uhr: seit sechs Uhr war der Februarabend dunkel genug, daß Jedermann ihn für einen Abend halten konnte. Und Sie wollen den ganzen Abend zu Hause gewesen sein?"

„Noch einmal wollte die unverschämte Person ihren Trotz zeigen.

„Madame," rief sie, „wer gibt Ihnen ein Recht, mich so in meiner Wohnung zu überfallen und mich zu insultiren?"

„Aber der Polizeicommissarius war unterdeß herbeigekommen. Er hatte bei den andern Bewohnern, freilich vergeblich, Erkundigungen eingezogen.

„Mademoiselle," sagte ich zu der Diebin, „ich habe mit Ihnen nichts mehr zu schaffen, dieser Herr wird das Weitere mit Ihnen ausmachen. Herr Polizeicommissarius, die Mamsell will den ganzen Abend ihre Stube nicht verlassen haben; dieses Mädchen versichert, daß sie kaum vor einer Viertelstunde nach Hause gekommen sei. Das Uebrige ist Ihnen bekannt. Was Ihre Pflicht unter diesen Umständen von Ihnen fordert, müssen Sie wissen."

„Da war sie doch verlegen geworden. Ihr Gesicht wurde blaß; sie holte schwer Athem.

„Wer sind Sie?“ fragte der Polizeicommissarius das Mädchen.

„Ich bin das Stubenmädchen der Frau Generalin.“

„Wann, sagen Sie, ist das Fräulein nach Hause gekommen?“

„Auf die Minute kann ich die Zeit nicht angeben. Ich rechnete, daß es ein Viertel auf neun Uhr sein könne. Die Uhr in der Stube der Frau Generalin hatte schon vor einer guten Weile acht geschlagen!“

„Wie überzeugten Sie sich von der Rückkehr des Fräuleins?“

„Ich war im Vorzimmer der Frau Generalin mit Plätten beschäftigt, als ich die Entreethür sich öffnen hörte. Die Thür des Vorzimmers, in dem ich mich befand, war nur angelehnt, so daß ich, ohne sie weiter öffnen zu müssen, hinausblicken konnte. Ich sah in den Gang hinein, in dem Gange brannte, wie auch noch, die Laterne; ich erkannte deutlich das Fräulein, die in den Gang eintrat und geradewegs in ihre Stube ging.“

„Der Polizeicommissarius wandte sich an die Diebin.

„Und wann wollen Sie nach Hause gekommen sein, mein Fräulein?“

„Sie war in hohem Grade verwirrt geworden. Sie schwankte offenbar, ob sie bei der Lüge, die sie gegen mich vorgebracht hatte, daß sie den ganzen Abend zu Hause gewesen, verbleiben, oder ob sie sie widerrufen sollte. Sie sah ungewiß bald den Einen, bald den Andern von uns an, bald vor sich hin. Ihr Hochmuth, ihre Frechheit siegten.

„Ich war zu Hause,“ sagte sie. „Das Mädchen irrt sich, oder spricht die Unwahrheit.“

„Nun aber wurde das Mädchen offen.

„Fräulein,“ hielt sie der Verbrecherin vor, „geirrt habe ich mich nicht, und wenn hier Jemand die Unwahrheit spricht, so sind Sie es. Ich habe Sie ganz deutlich erkannt, und ich muß es jetzt auch herausſagen, daß Sie leise genug hereinkamen, damit Niemand Sie hören und sehen sollte. Gerade das, daß die Thür so leise aufging, hatte mich neugierig gemacht, zu sehen, wer da sei, und als ich Sie erkannte, dachte ich noch bei mir, auf welchen Wegen Sie gewesen sein möchten, daß man Ihre Rückkehr nicht gewahr werden solle. Und auch das muß ich jetzt sagen, daß Sie um sieben Uhr schon nicht mehr in Ihrer Stube gewesen waren. Die Frau Generalin schickte um die Zeit mich zu Ihnen, um Sie zu bitten, ob Sie nicht den Thee mit ihr trinken wollten. Aber Ihre Thür war verschlossen, und ich klopfte und rief vergebens davor.“

„Das sagte das Mädchen ihr in's Gesicht.

„Sie bleiben dennoch dabei,“ fragte der Polizeibeamte sie, „zu Hause gewesen zu sein?“

„Sie blieb dabei.

„Ich kann nicht anders,“ sagte sie. „Machen Sie mit mir, was Sie wollen.“

„Sie sagte es mit ihrem vollen Trotz.

„Der Beamte forderte sie demnächst zuerst auf, ihm ihr vorräthiges baares Geld vorzuzeigen. Sie war allerdings sofort bereit dazu. Sie zeigte in einer Lade ihres Secretairs etwa sechzig Gulden vor. Darunter waren zweiunddreißig einzelne Guldenstücke. Gerade dreißig einzelne Guldenstücke waren mir am Abend entwendet worden. Wiedererkennen konnte ich natürlich die einzelnen Stücke nicht. Aber das ziemlich nahe Uebereinstimmen der Summe der Stücke war auffallend.

„Der Polizeicommissarius befragte sie nach dem Erwerbe des Geldes. Sie weigerte sich trotzig, Auskunft darüber zu geben. Man sollte ihr beweisen, daß sie es gestohlen habe.

„Der Polizeibeamte erklärte ihr darauf, daß er sie arretiren müsse. Sie erwiderte ihm nur, daß er seine Pflicht kennen müsse.“

Dies war die Aussage der Bestohlenen. Die Frau von Waldheim schloß ihre Aussage mit dem Bemerken, daß sie am Morgen, bevor sie zum Criminalgericht gekommen, bei der Generalin, die am gestrigen Abend nicht mehr zu Hause gewesen, vorgefahren sei, und diese ihr bestätigt habe, am Abende vorher um sieben Uhr das Stubenmädchen zu der Heisterberg geschickt, aber die Antwort erhalten zu haben, das Fräulein sei nicht in ihrer Stube und müsse ausgegangen sein.

Das Benehmen der Dame hatte den unangenehmen Eindruck, den schon ihr erstes Erscheinen auf mich gemacht hatte, wie ich bereits bemerkte, nicht gemildert. Die Thatsachen, die sie vorbrachte, hatten allerdings überall den Stempel innerer Wahrscheinlichkeit; auch die Art, wie sie sie vortrug, entbehrte im Ganzen des Ausdrucks der Wahrheit nicht. Allein desto mehr mußte die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, von der sie während des ganzen Verhörs beherrscht wurde, den Verdacht mancher Uebertreibung gegen sie erregen. Dazu kam, daß ihr Verfahren gegen die Angeschuldigte, namentlich der Umstand, daß sie selbst sich sofort zu dieser begeben und in ungestümer Weise gegen sie inquirirt hatte, wenig weiblich, gar roh war, und zudem kaum durch den Verdruß über den Diebstahl und den Verdacht gegen die Heisterberg allein sich erklären ließ, vielmehr höchst wahrscheinlich auch noch aus einem anderen Motive hervorgegangen sein mußte. Welches war dies?

Jedenfalls erschien in solcher Weise der ohnehin nur entfernte Verdacht gegen die Angeschuldigte sehr geschwächt. Hätte sie die Lüge ihrer Anwesenheit zu Hause nicht vorgebracht, so wäre ein Grund zu einem gerichtlichen Einschreiten gegen sie nicht vorhanden gewesen. Konnte sie sich deshalb rechtfertigen, so fiel auch der Grund zu einem ferneren Einschreiten gegen sie, jedenfalls für ihre fernere Haft, fort. Dies auch selbst, wenn man ihre Persönlichkeit in's Auge faßte, den nicht vortheilhaften Eindruck, den auch ihre Erscheinung gemacht hatte, die Rolle der Abenteurerin, welche die Bestohlene ihr beilegen wollte und für welche in der That ihr auch gegen mich an den Tag gelegtes Heimlichthun nicht geringen Beleg geliefert hatte. Daß die Frau von Waldheim wirklich bestohlen war, konnte trotz jenem Uebertreiben in ihrer Aussage nicht wohl bezweifelt werden. Auch mochten ihre Angaben über die Treue ihrer Dienstboten richtig sein. Allein einerseits ging aus diesen nur hervor, daß man mit ihr nicht ohne Weiteres einen Verdacht auf ihre Dienstboten werfen dürfe. Dies konnte man aber auch eben so wenig gegenüber der Angeschuldigten, gegen deren Redlichkeit im Grunde, und abgesehen gerade von den in Frage stehenden Diebstählen, durchaus nichts mehr vorlag. Andererseits konnte es außer der Angeschuldigten noch mehrere Personen geben, die gleich dieser mit den Einrichtungen und Gewohnheiten der Bestohlenen bekannt, gar in ähnlichen Verhältnissen früher bei ihr gelebt hatten.

Ich stellte in dieser letzteren Beziehung eine ausdrückliche Frage an die Bestohlene. Sie wollte sich aber keiner Person erinnern können, auf welche sie den geringsten Verdacht werfen dürfe. Wie viele Personen, entlassene Dienstboten u. s. w. mochten gleichwohl in ihrem Hause gewesen sein, von denen, auch ohne daß sie die leiseste Ahnung hatte, Unredlichkeiten begangen sein konnten!

Der Polizeicommissarius, den ich gleich nach der Frau von Waldheim vernahm, konnte, wenigstens über die Diebstähle selbst, keine nähere Auskunft geben. Er bestätigte nur die Aussagen der Bestohlenen. Er war am Morgen in deren Wohnung gewesen, und er beschrieb die Einrichtung derselben, so wie speciell die Lage und Beschaffenheit des Schreibsecretairs und des Wandspindes ganz so, wie die Bestohlene. Er bestätigte auch die Vorgänge des gestrigen Abends in der Wohnung der Angeschuldigten, daß diese trotz des Widerspruches der Stubenmagd dabei geblieben, ihre Stube nicht verlassen zu haben, daß sie freilich dabei auch verlegen und verwirrt geworden sei.

Nur in einem Punkte wich er erheblich ab.

Die Frau von Waldheim hatte in dem Benehmen der Beschuldigten nur frechen Trotz finden wollen. Der Polizeibeamte erklärte dagegen ausdrücklich:

„Ich habe in dem Betragen der Verhafteten nichts weniger als Frechheit oder Trotz wahrgenommen. Sie zeigte allerdings Stolz, aber dies schien mir eher der Stolz eines guten Gewissens zu sein. Dies wurde mir beinahe zur Ueberzeugung, als ich sie aufforderte, sich über den Erwerb des bei ihr gefundenen Geldes auszuweisen. Und als ich sie befragte, ob sie, ungeachtet der entgegenstehenden bestimmten Versicherung des Hausmädchens, dabei verbleibe, das Haus nicht verlassen zu haben, hatte ihr Stolz gar eine solche Beimischung von Verachtung gegen die Frau von Waldheim, daß ich den Gedanken nicht zurückweisen konnte, zwischen den beiden Damen müsse ein ganz eigenthümliches, unbekanntes Verhältniß bestehen, auf welches gerade wahrscheinlich die Entfernung der Heisterberg aus ihrer Wohnung sich bezogen habe. Die Frau von Waldheim selbst schien dies insofern zu bestätigen, als sie plötzlich nachdenklich wurde, und darauf eine besondere Heftigkeit und Bitterkeit gegen die Andere an den Tag legte.“

Ich fragte den Polizeicommissarius, ob er keine Ahnung über die Natur dieses Verhältnisses habe. Er hatte nicht die geringste.

Ueber die Hausgenossen der Bestohlenen wußte er gleichfalls nichts Nachtheiliges. Er konnte auch sonst, wenn die Heisterberg nicht die Thäterin sei, auf keinen Menschen irgend einen Verdacht wegen der Diebstähle werfen.

Dagegen brachte er Nachrichten über die persönlichen Verhältnisse der Angeschuldigten, die, wenn sie auch ohne directe Beziehung auf die Diebstähle waren, doch jedenfalls auf ihren Charakter ein zweideutiges Licht werfen mußten.

Sie hatte sich bei der Frau von Waldheim als Fräulein von Heisterberg vorgestellt. Auch ihr Paß, den sie von dem holländischen Gesandten erhalten und gegen den Empfang einer Aufenthaltskarte bei der Polizei deponirt hatte, trug ihren Namen: Rosa von Heisterberg. Man hatte indeß auf der Polizei früher keine Veranlassung gehabt, näher oder gar mit mißtrauischen Augen den Paß zu prüfen, der ganz frisch von dem Gesandten ausgestellt und von der Gesellschafterin der in den höchsten Cirkeln lebenden Majorin von Waldheim überreicht war. Jetzt hatte er aufgesucht werden müssen, um zu den Untersuchungsacten gebracht zu werden, und als man ihn nun genauer betrachtete, entdeckte man bald eine sehr fein ausgeführte, aber desto erheblichere Fälschung darin. Zwischen den Namen Rosa und Heisterberg war das Wörtchen von an die Stelle anderer, dort befindlich gewesener und ausradirter Buchstaben später hinzugeschrieben. Genau konnte man die ausradirten Buchstaben nicht erkennen. Wahrscheinlich hatte der Paß aber gelautet: Rosalie Heisterberg, und die drei letzten Buchstaben des Namens Rosalie hatten dem Wörtchen von Platz machen müssen.

Die Bürgerliche hatte also als eine Adlige erscheinen wollen. Es stimmte dies vollkommen zu jenen mysteriösen Erzählungen und Andeutungen über ihre Herkunft, ihren Stand, ihre künftigen glänzenden Verhältnisse. Es zeigte aber zugleich klar, selbst wenn es aus bloßer Eitelkeit geschehen war, einen Charakter an, der Intriguen, Ränke, selbst offenbare Gesetzübertretungen nicht scheute. Daß eine Paßverfälschung strafbar war, mußte sie wissen, selbst ohne jene genaue Gesetzkunde, die sie schon mir gegenüber geflissentlich dargelegt hatte. Dabei war die Fälschung sehr fein, mit großer Gewandtheit ausgeführt, zeigte also schon eine Leichtigkeit und Festigkeit der Angeschuldigten in solchen Dingen. Freilich das Alles vorausgesetzt, daß eine wirkliche Fälschung vorlag und diese von der Beschuldigten ausgegangen war. Daß das Wörtchen von durch eine andere Hand geschrieben worden, war keineswegs mit Sicherheit zu erkennen; unzweifelhaft erkennbar war nur ein späteres Zuschreiben an Stelle anderer ausradirter Buchstaben. Das konnte auch von dem Gesandten selbst geschehen sein, der anfänglich den Namen unrichtig geschrieben hatte.

Der Polizeibeamte hatte sich mit dem Passe schon sofort auf die holländische Gesandtschaft begeben; dort hatte man aber sogar von dem Passe selbst nichts gewußt. Er fand sich in keinem Register eingetragen; er war ganz und gar, allerdings unverkennbar, von der Hand des verstorbenen Gesandten allein geschrieben.

Indeß blieb der Paß immer ein an sich verdächtiges Document und er war in diesem verdächtigen Zustande von der Angeschuldigten der Polizei überreicht worden. Dachte man an ihre geheimnißvollen Prahlereien zurück, so konnte man auch an einer Fälschung, und daß diese von ihr herrühren müsse, kaum zweifeln.

Außerdem theilte der Polizeicommissarius noch folgenden Umstand mit, der gleichfalls ein zweifelhaftes Licht auf die Angeschuldigte werfen mußte. Diese wohnte seit drei Wochen bei der Generalin. In den ersten acht Tagen war sie fast immer zu Hause gewesen; seitdem aber hatte sie beinahe täglich Ausgänge gemacht, immer allein, immer ohne vorher zu sagen, wohin, und ohne bei ihrer Rückkehr sich darüber auszulassen, wo sie gewesen sei. Sehr häufig war sie auch des Abends ausgegangen und mehrere Male erst nach acht Uhr — es war im Monat Februar, also schon vor sechs Uhr dunkel — zurückgekehrt. Einmal wollte das Mädchen der Generalin gesehen haben, wie eine Mannsperson sie bis an die Hausthür begleitet habe.

Der Polizeibeamte hatte diese Mittheilungen von der Generalin selbst, einer im höchsten Grade achtbaren Matrone, welche die Angeschuldigte bei der Majorin von Waldheim kennen gelernt und die junge Dame, als sie sich von der Letzteren getrennt, bis zu einem anderweiten Unterkommen gegen eine geringe Vergütung bei sich aufgenommen hatte. Die würdige Frau hatte sich über das späte Ausgehen und Ausbleiben ihrer Einwohnerin um so ungehaltener gezeigt, als diese über ihr Treiben außer dem Hause ein hartnäckiges, geheimnißvolles Schweigen beobachtet hatte.

Ich erkundigte mich bei dem Polizeibeamten nach dem jungen Manne, der gleich nach der Verhaftung der Heisterberg das Bett gebracht hatte.

Er wußte nichts von ihm; er hatte auch keine Ahnung, wer er sein könne. Gleichwohl schien die Ermittelung des jungen Menschen von Erheblichkeit zu sein. Woher hatte er sofort von der Verhaftung der Heisterberg Kunde erhalten? In deren Wohnung war er nicht gewesen, weder bei noch nach der Verhaftung; wenigstens hatte dem Beamten Niemand etwas von seiner Anwesenheit gesagt.

Der Beamte versprach, ihm nachzuforschen. Vielleicht, wahrscheinlich stand er in Verbindung mit jenen häufigen Entfernungen der Angeschuldigten aus ihrer Wohnung.

Ungeachtet des mangelnden Beweises durfte ich, bei dem großen Dunkel, das über der Sache noch schwebte, die Beschuldigte nicht sogleich entlassen. Zunächst mußte ich sie selbst jetzt ausführlich vernehmen.

Ich ließ sie noch denselben Abend zum Verhör verführen. Als ich in die Verhörstube trat — sie war noch nicht da — fiel mein erster Blick auf ein ziemlich starkes versiegeltes Paquet, das auf dem Tische lag; es war an mich adressirt und enthielt Bücher. Oben auf lag ein von einer fremden Hand geschriebener und nicht unterzeichneter Zettel, der mich bat, dem verhafteten Fräulein von Heisterberg die beiliegenden Bücher zukommen zu lassen.

Ich kann nicht leugnen, ich erstaunte nicht wenig, als ich die Bücher öffnete. Es waren nur classische Schriften der Italiener, Engländer, Franzosen und Deutschen, sämmtlich in der Ursprache. Tasso's befreites Jerusalem, Alfieri's Tragödien, Milton's verlorenes Paradies, der ganze Shakespeare, die Tragödien und die geschichtlichen Werke von Voltaire, die Tragödien von Racine und Corneille, Schiller's und Goethe's Werke, so wie die Schriften von Baco und neuere geschichtliche und philosophische Werke der Franzosen und Engländer.

Das war eine Lectüre für einen Gelehrten. Verstand die junge Dame nicht blos alle diese Sprachen, hatte sie auch Bildung und Kenntnisse genug, um namentlich die philosophischen und geschichtlichen Schriften zu verstehen?

Sie erschien im Verhörzimmer. Sie trat vollkommen so ruhig, unbefangen und heiter ein, wie am Morgen. Sie erschien beinahe wie in einem Salon, wo sie eine heitere Gesellschaft, eine angenehme Unterhaltung finden solle. Hatte noch so eben, bei dem Anblicke der für sie bestimmten Bücher, die ungewöhnliche Bildung, die ich bei ihr voraussetzte, mich zu ihren Gunsten eingenommen, diese Ruhe verdroß mich unwillkürlich wieder; ich konnte, gegenüber ihrer Lage, gegenüber den schweren, den im höchsten Grade verletzenden Beschuldigungen, die ihr gestern in doppelt verletzender Weise gemacht waren, nur entweder Mangel an allem Gefühl und an aller Ehre oder aber die gemachte Unempfindlichkeit des Schuldbewußtseins darin finden. Aber sie hatte heute Morgen bei der Erinnerung an den jungen Menschen, der ihr das Bette gebracht, Gefühl, Rührung gezeigt. Ich zweifelte nicht, daß auch von diesem die Bücher herrührten. Ich wollte, ich mußte sie studiren.

Ich hatte die Bücher vor ihrem Eintreten zugedeckt. Bevor ich zum Verhör schritt, deckte ich sie wieder auf. Sie fuhr bei ihrem Anblick zusammen. Sie kannte also schon die Einbände und verbarg das auch nicht. Ihre Gesicht zeigte eine stille, innige Freude.

„Er war wieder hier?" fragte sie rasch.

Ueberraschung und Freude waren völlig natürlich gewesen, denn wie sie kaum die Worte gesprochen hatte, fiel es ihr schwer auf das Herz, daß sie sich verrathen habe. Sie forschte ängstlich in meinen Augen.

Waren das nicht wieder Zeichen eines Herzens, das unmöglich ganz verdorben sein konnte?

Ich zeigte ihr statt einer Antwort den Zettel, mit dem die Bücher gekommen waren. Sie athmete wieder freier, als sie ihn las.

„Haben Sie mir nichts zu sagen?" fragte ich sie.

Auf einmal war sie wieder vollkommen ruhig.

„Ich hatte Sie, für den Fall, daß meine Haft längere Zeit dauern sollte, um Lectüre bitten wollen; ich brauche Sie jetzt nicht zu belästigen."

Ich knüpfte das Verhör sofort an den Zwischenfall an.

„Fräulein, Sie wollten mir heute Morgen den Namen des jungen Mannes, der gestern hier war, von dem auch unzweifelhaft diese Sendung herrührt, nicht nennen. Ich hatte damals kein besonderes Interesse, seinen Namen zu erfahren; jetzt bedarf ich seiner für die Zwecke der Untersuchung. Ich muß Sie bitten, mir seinen Namen zu nennen."

Hatte ich erwartet, daß sie verlegen oder ängstlich werden würde, so hatte ich mich getäuscht. (Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Schicksal neuer Ideen. „Es gibt nichts Neues unter der Sonne!" ist ein eben so oft citirter, als bewährter Satz; er sollte auch hinsichtlich einer der angestaunetsen Errungenschaften des Zeitgeistes: der Idee der Anwendung des Dampfes als fortbewegende Kraft, nicht ohne Geltung bleiben. Während man nämlich bisher den Engländer James Watt als den Schöpfer jener Idee anerkannte, ist jetzt unwiderleglich bewiesen, daß, was die Priorität derselben anbelangt, die Spanier schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch Blasco de Garay auf die Erfindung von Dampfmaschinen geführt wurden, daß indeß die spanische Regierung die Kenntniß und somit die Anwendung dieses großartigen, culturhistorischen Gedankens bisher der Welt engherzig entzog. Die Originale der Beweisstücke für diese Anklage des spanischen Gouvernements befinden sich im königlichen Archive zu Simancas, aus denen erst vor etwa 30 Jahren durch Thom. Gonzalez einige Stellen veröffentlicht wurden, die unser verdienstvoller, gelehrter Kürd der deutschen Literatur in einem Auszuge zuführte. Diesen Quellenangaben zufolge machte im Jahre 1543 ein Schiffscapitain, Namens Blasco de Garay, dem Kaiser Karl V. das Anerbieten, eine Maschine zu bauen, welche im Stande wäre, die größten Schiffe und selbst bei völliger Windstille „ohne Segel und Ruder" fortzubewegen. Trotz der Hindernisse und Widersprüche, welche dieses für die Anschauungen der damaligen Zeit so abenteuerliche Unternehmen fand, willigte Karl V. doch in einen Versuch, der denn auch am 17. Juni 1543 statt'and. Da Garay sich beharrlich weigerte, seine Maschine und deren nähere Einrichtung Jemandem zu zeigen, so konnte man nur wahrnehmen, daß dieselbe in einem großen Kessel mit siedendem Wasser, sowie in zwei von letzterem in Bewegung gesetzten, an den beiden Außenseiten des Schiffs befindlichen Rädern bestand. Der Versuch, mittelst eines mit Getreide beladenen Fahrzeuges von 200 Tonnen angestellt, ergab das Resultat, daß die zur Prüfung bestellten Personen, sowie viele Seeleute, welche nebst einer großen Menge Volks dem seltsamen Experimente beiwohnten, sich mit Begeisterung für die Erfindung erklärten und insbesondere die Schnelligkeit, mit der die verschiedenen Wendungen des Schiffs gehandhabt wurden, hervorhoben. Nach Beendigung des Versuchs nahm Garay seine Vorrichtung wieder aus dem Fahrzeuge, brachte das Hauptstück in das Arsenal von Barcelona, die anderen Bestandtheile der Maschine aber vorsichtig in seine Wohnung.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß wir in der Garay'schen Maschine das heutige „Dampfschiff" in seinem ersten Entwurfe, seinem Rohbaue vor uns haben.

Wiewohl dem Kaiser die Wichtigkeit der neuen Erfindung nicht entging, so ward doch seine Aufmerksamkeit durch zu wichtige politische Angelegenheiten von diesem Gegenstande abgelenkt und blieb somit die Realisirung derselben einer spätern Zeit vorbehalten. — Was aber James Watt anbelangt, so läßt sich wohl mit Sicherheit annehmen, daß derselbe von jener weit früheren Erfindung Spaniens keine Kenntniß hatte und er in der That zwei Jahrhunderte später, als Blasco de Garay, auf dieselbe Idee kam: eine Erscheinung, die bekanntlich in der Geschichte nicht ohne Analogon dastebt. -

Ein tief beklagenswerthes Schicksal tritt uns aber entgegen, wenn wir den Blick auf den Schöpfer eines mit dem Vorstehenden in unmittelbarer Verbindung stehenden Gedankens richten, nämlich der Idee: das Dampfschiff durch Anwendung der Schraube zu verbessern. Der erste Schraubendampfer wurde im Jahre 1843, also gerade drei Jahrhunderte nach der Garay'schen Erfindung von einem Mons. Normand auf Kosten der französischen Regierung gebaut; gleichwohl war der Erfinder desselben ein Anderer, nämlich Friedrich Sauvage, jener unglückliche Sauvage, der, wie unlängst die Zeitungen berichteten, im Irrenhause verstorben ist.

Ein französisches Journal, die „Guêpes", brachte seiner Zeit über das Leben und Streben dieses „geborenen Mechanikers", dieses gleich genialen, als verkannten Mannes, einige zwar nur flüchtig hingeworfene, gleichwohl inhaltsschwere Worte, die die innigste Theilnahme jedes Denkenden in Anspruch zu nehmen geeignet sind. Es heißt in jenem Blatte:

„Die Fluth kehrte zurück, die Sonne tauchte in die See, als am Horizonte die Silhouette eines Fahrzeuges von edler, majestätischer Form erschien. Es war der „Napoleon", der nach Havre zurückkehrte, — der „Napoleon," d. h. das erste Schrauben-Dampfboot, die Verwirklichung eines lange Zeit geleugneten Problems, das man als Absurdität und Narrheit behandelte. Woher kam der „Napoleon?"

„Am nächsten Tage las man in mehreren Journalen: „Der Dampfer nach neuem Modell, „Napoleon," welcher von Herrn Normand für Rechnung des Staates gebaut wurde, kam Mittwoch den 21. Juni (1843) nach siebenstündiger Fahrt von Havre in Cherbourg an. Es ist das erste Schiff, das mit einer Schraube versehen ist, welche der Dampf bewegt und die, am Hintertheile des Schiffes unter dem Wasserspiegel angebracht, sich mit Schnelligkeit herumdreht und das Schiff bei günstigem Wetter 10 bis 11 Knoten zurücklegen läßt. Am Bord des „Napoleon" befanden sich Herr Tante, General-Director der Posten, der See-Präfect, die Ingenieure, Marine Officiere u. s. w. Nachdem der Dampfer Cherbourg berührt hatte, begab er sich vor Portsmouth und Southampton. Er salutirte die Forts; seine Salute wurden erwidert."

„Ein Mann war aber nicht auf dem „Napoleon," ein Mann war zu dieser Triumph-Fahrt nicht eingeladen worden, einen Mann nannten die Journale nicht; dieser Mann war ganz einfach Friedrich Sauvage, der Erfinder der Schraube, Sauvage, der dreizehn Jahre arbeitete und kämpfte, zwei Jahre, um seine Schraube zu finden, und elf Jahre gegen Unglauben, Neid und Böswilligkeit.

„Ich wußte," erzählt Alphonse Karr, „daß Sauvage wegen einer elenden Schuld im Gefängnisse von Havre saß. Ich besuchte ihn. Er hatte sich in seiner Zelle, so gut er konnte, eingerichtet, da er aber in einem geschlossenen Zimmer fast erstickte, so ließ er des Nachts das Fenster offen. Als die Hunde wüthend gegen dieses geöffnete Fenster bellten, wurde ihm befohlen, es geschlossen zu lassen. Er versuchte es, mußte dasselbe jedoch bald wieder öffnen und der Lärm der Cerberuse begann von Neuem. Da griff der Mechaniker zu einem Messer und machte aus einem Stück Holz eine Maschine, die Wasser, Erde und Kugeln nach den Hunden schleuderte und sie zwang, sich knurrend in ihre Hütte zurückzuziehen. Er war über diesen Triumph glücklich, wie ein König. Seit Sauvage im Gefängniß ist, spielt er (wie Paganini) Violine. Aus den zerreißenden Saiten macht er in geistreicher Weise allerlei Maschinen. Auf seinem Fenster-Gesimse fand ich ein Bassin aus einem Stück Zink; in diesem Bassin schwamm ein Fahrzeug, welches er mit seinem Messer construirt hatte.

„Aber unter all' den reichen Männern, die stolz waren, den Engländern diese Erfindung Frankreichs zu zeigen, war nicht einer, welcher Sauvage die Summe anbot, um ihn in Freiheit zu setzen. Der Marine-Minister und der König von Frankreich ließen ihn seit Monaten im Gefängniß!" — —

Einige Tage später druckte der Siecle den Artikel der „Guêpes" ab und nach wenigen Tagen war ein Theil der Schuld bezahlt, für das Uebrige hatte der Gläubiger eine Frist eingeräumt und Herr Boucher de Perthes, Präsident der königl. Aufmunterungs-Gesellschaft von Abbeville, stellte sich Herrn Sauvage zu Diensten. Ein englisches Journal, der „Dailer," entrüstet über Frankreichs Undankbarkeit, schlug eine englische Subscription vor. Dieses Project unterblieb indeß in Folge der Weigerung Sauvage's, etwas anzunehmen. Der Erbauer des „Napoleon," Herr Normand, wurde von der Hand Louis Philipps decorirt. Erst später erlangte man für Sauvage eine Pension von 2500 Francs. — Das Patent, welches Sauvage im Jahre 1832 von der französischen Regierung gelöst hatte, scheiterte an dem Berichte der betreffenden Commission unter dem Vorsitze des Admirals, die ihm eröffnete, „daß die Anwendung der Schraube im Großen nicht ausführbar wäre."*

Die Ansicht jener Commission und ihres Vorsitzenden hat ihre Erledigung gefunden; das Schicksal von Friedrich Sauvage aber wird ein Schandfleck bleiben für die Zeit und die Regierung Louis Philipps, auf's Neue jenes aufwiegelnde Paradoxon vertheidigend:

„Auf dem Genie lastet der Fluch!"

Felw.

* Vergleiche: Kölnische Zeitung, Beilage zu Nr. 232., Jahrg. 1857.

Das Thierleben im äußersten Norden Europa's. „Jemehr wir uns dem Ende des Vorgebirges näherten," erzählt Bayard Taylor in der Reise um das Nordcap, „welches den Porsanger- vom Lyx-Fiord trennt, um so steiler wurden die Felsen und wie mit Gewalt zersprengt. Vom Gipfel herabgestürzte ungeheuere Massen umlagerten den Fuß der Felsen und bildeten hünenartige Bogen, die Wohnstätte von Myriaden Möven. Der Felsen von Svaerhalt-Stud, der Spitze gegenüber, glich einer in Ruinen liegenden steinernen Festung. Die glatt gemauerten Wände schienen auf drei ungeheuren Gewölben zu ruhen, deren schräg abfallende Grundpfeiler gleich Streben von andern Felsstücken gestützt wurden. Die Wälle, an der einen Stelle unversehrt, waren an der andern Stelle eingesunken, und man glaubte, in den Rissen und Spalten der riesigen Steinmassen noch die Spuren der Geschosse zu erblicken, welche diese granitne Zerstörung einstmals bewirkt hätten. Tausende von weißen Möven, bereits zur nächtlichen Ruhe gegangen, saßen auf jedem Felsenrande, jedem Vorsprunge. Die Vorbereitungen zur Störung ihres Schlummers waren getroffen und die Kanone unseres Dampfers, gegen das größte Gewölbe gerichtet, ward plötzlich abgefeuert. Im furchtbaren Wiederhall erbebte die Festung, ein Schrei, so wild, durchdringend, verwirrend, vieltausendstimmig, daß er mir noch heute in den Ohren gellt, folgte ihm und mit ihm kam ein Rauschen, wie von einem Sturmwinde in Bäumen. Eine weiße Wolke brach gleich dem Rauche eines antwortenden Geschützes aus dem hohlen Thorweg hervor, und im Nu war die Luft von Vögeln erfüllt, wie der Rasen im Herbste von Blättern bedeckt ist. Ein gellendes Gekreisch umschwirrte uns. Dem zweiten Schusse folgte ein zweiter Aufschrei und eine allgemeine Flucht aus den andern Höhlen. Die Luft verfinsterte sich fast und das Schwirren, Rauschen und Schreien der Vögel, die über unsern Häuptern herumkreisten oder gleich dicken Schneeflocken in das Wasser niederneten, war wahrhaft entsetzlich. Es konnten kaum weniger als 50,000 auf einmal die Luft erfüllen, während eben so viele an der Außenseite des Felsens hingen oder tief aus dem Gewölbe hervorkreischten."

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 9. Die Gartenlaube 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der gefangene Dichter.

Von Levin Schücking.

(Schluß.)

Minette jubelte über dies Auskunftsmittel der Landgräfin.

„Frohlocke nicht zu früh, thörichtes Kind,“ ſagte dieſe; „weißt Du denn, ob der junge Goethe ſich dazu bereitwillig finden läßt, in die Rekrutenjacke zu fahren?“

„Wenn er ein Paar Menſchen dadurch glücklich machen, wenn er mir dadurch das Leben retten kann!“

„Es iſt viel verlangt, Minette!“

„Ei, was wär's denn — kann er jungen Mädchen mit Sträußen nachlaufen und mit ihnen ſchön thun, ſo mag er dann auch ſehn, was er angerichtet hat und es wieder gut machen.“

„Du willſt's verſuchen?“ ſagte die Fürſtin.

„Ob ich's will! O, er muß, er muß!“

Caroline zog die Klingel.

„Dann will ich, das iſt jetzt das Nöthigſte, Dir Zeit zu verſchaffen ſuchen, daß Du's ausführen kannſt; ich will verhindern, daß der Wilhelm dem Landgrafen vorgeführt werde.“

Ein Kammerdiener war aus dem Vorzimmer eingetreten.

„Louis,“ rief ſie dieſem entgegen, „iſt des gnädigſten Herrn Caroſſe vorgefahren?“

„Zu Befehl, Durchlaucht, der gnädigſte Herr wollen nach Kranichſtein hinaus.“

„So laß augenblicklich hinübermelden, ich würde den Herrn begleiten; rufe mir die Gräfin Schwarzenau her und ſende mir die Kammerfrau mit meinem Shawl — aber raſch, hörſt Du!“

Der Kammerdiener eilte davon, die Befehle der Landgräfin zu vollziehen; dieſe trat an ihren Schreibtiſch, ſchrieb ſchnell einige Zeilen auf ein Blatt Papier nieder und reichte es Minette.

„Da, das für den Officier du Jour — und nun fort!“

Minette küßte der Landgräfin die Hand und flog mehr als ſie ging, um aus dem Schloſſe zu kommen und den Dr. Goethe aufzuſuchen.

Die Landgräfin aber war im nächſten Augenblick für den Ausflug fertig und begab ſich, gefolgt von ihren Hofdamen, in die Gemächer des Landgrafen hinüber. Da dieſer ſeine Gemahlin nicht warten laſſen konnte, ſo wurde ſofort die Spazierfahrt angetreten; der Rekrut aber, der, von einem Corporal begleitet und bewacht, eben auf dem Wege zum Schloſſe war, wurde bei ſeiner Ankunft vom dienſtthuenden Flügeladjutanten heimgeſchickt, bis der Landgraf ihn etwa ſpäter vorfordern laſſe, nachdem die Herrſchaften zurückgekehrt.

VII.

Ein paar Stunden waren verfloſſen und der Abend begann heranzukommen, als die vierſpännige Caroſſe mit dem landgräflichen Paare von dem Luſtſchloſſe Kranichſtein her wieder durch die Stadt rollte und bald darauf im Schloßhofe hielt. Der Landgraf half ſeiner Gemahlin aus dem Wagen ſteigen und bot ihr den Arm, um ſie in ihre Gemächer zu führen. Auf der Spazierfahrt hatte ſie klug die Gelegenheit benutzt, das Geſpräch nochmals auf den Dichter zu bringen und ihrem Herrn den Inhalt des Trauerſpiels: „Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand,“ welches Werk ihr im Manuſcripte hatte vorleſen müſſen, mitgetheilt. Die Geſchichte von dem mannhaften und derben alten Ritter hatte dem gnädigen Herrn recht gut gefallen.

„Seien Sie ganz ruhig über Ihren Dichter,“ hatte er lächelnd geſagt; „wollen ihn in Gottes Namen derartige Elaborationen und curioſe Hiſtorien zur Ergötzung müßiger Leute weiter ausfindig machen laſſen — könnten ihn ohnehin in unſern Militaircorps ſchlecht verwenden; ſolche Art Leute ſind niemals gute Soldaten. Haben ſchon zum Oefteren unſern hellen Aerger an denen ſtudirten Geſellen gehabt, wie ſie ſo von den Univerſitäten den Werbern in die Hände laufen. Wollen ihn deshalb immerhin im Dienſt der Muſen laſſen, wo weniger Subordination und reglementmäßige Pünktlichkeit gefordert wird!“

Nachdem ſich dann oben im Schloſſe der Landgraf von ſeiner Gemahlin in gnädiger Stimmung beurlaubt hatte, ſchritt Caroline ihren Gemächern zu. Als ſie hier angekommen war, ließ ſie den Kammerdiener kommen und erkundigte ſich, ob Minette nicht da ſei und Audienz verlange. Die Tochter des Gärtners war nicht erſchienen.

„Und war nicht während unſerer Abweſenheit ein Dr. Goethe aus Frankfurt im Schloß, um ſich bei der Gräfin Schwarzenau zu melden, Louis?“ fragte die Landgräfin weiter.

Louis hatte ihn nicht geſehen; er ging, um ſich näher zu erkundigen, und kam mit der Nachricht, daß kein ſolcher Herr erſchienen ſei, zurück.

„Nun dann,“ ſagte die Landgräfin erfreut, „dann hat Minette ihn in der That vermocht, die Rolle des Rekruten zu ſpielen! Wie mich dieſer Edelmuth freut! 'Welch' ſchönes Zeugniß für ſeinen Charakter! Ich hab' es nicht geglaubt — deſto mehr rührt es mich! Aber wie nachläſſig von der Minette, daß ſie nicht da iſt, es mir zu melden! Sie wird eben heute den Kopf verloren haben, das arme Geſchöpf.“

Digitized by Google

Die Landgräfin harrte nun auf die Erscheinung ihres Gemahls, der ihr versprochen, ihr persönlich anzukündigen, daß der Dichter in Freiheit gesetzt sei; aber statt seiner trat nach einer Weile der Kammerdiener wieder ein und meldete Minette an, die gleich hinter ihm mit allen Zeichen der Verzweiflung in das Gemach stürzte.

„O, gnädigste Durchlaucht, welches Unglück!“ rief Minette aus, „der Herr Goethe ist fort, ist in der ganzen Stadt nicht zu finden. Im Merk'schen Hause wußten sie nichts von ihm, seit dem Morgen sei er verschwunden — Niemand hatte eine Ahnung, wo er geblieben sein könne. Ich bin gerannt und bin gelaufen, wie toll, nach allen Thoren, um zu hören, ob er die Stadt verlassen habe, aber nirgends war eine Sylbe Auskunft über ihn zu erhalten; in den Anlagen war er nicht, in den Wirthshäusern nicht — o, mein Gott, ich bin so erschöpft, daß ich umsinke, und nun ist Alles wieder so schlimm, wie es war!“

Und dabei brach das arme Mädchen in ein ganz entsetzliches Schluchzen aus.

„Er ist verschwunden, seit dem Morgen, sagst Du?“ fiel die Landgräfin ein.

„Seit dem Morgen hatten Merk's nichts von ihm gesehen noch gehört!“

„Und an den Thoren ist er nicht als abgereist gemeldet?“

„Und nirgends, gar nirgends ist er — —“

„Minette,“ rief die Landgräfin aus, „welcher Gedanke kommt mir da! — Das wäre ja schrecklich! Sag' mir, wer hat die Thüre zu meiner Grotte gesperrt, als ich sie verlassen hatte?“

„Der Vater; als der Wilhelm von den Soldaten fortgeführt war, da ist er in's Haus gegangen und da wird er gesehen haben, wie ich die Thüren hatte offen stehen lassen, und wird sie zugeschlagen haben — ja, ich erinnere mich, ich habe es oben in meiner Kammer gehört, wo ich hinaufgestürzt war, um mich vor seinem Zorne zu schützen; daß er die Grottenthüre offen finden mußte, das fehlte just noch, um ihn außer sich zu bringen! Dann ging er fort, in's Wirthshaus!“

„Das ist eine schöne Geschichte!“ fuhr die Landgräfin fort. „Dein Vater hat die Thüren geschlossen, weil er weiß, daß ich einen Hauptschlüssel habe, mit dem ich die Grotte verlassen kann, und daß ich die Thüren immer geschlossen haben will, auch wenn ich in meiner kleinen Klause bin. Du hattest heute die Thüre hinter mir offen gelassen, Du Unglückskind, und die Folge davon war, daß der junge Goethe sich in die Grotte verirrte; ich verließ sie, indem ich ihm befahl, eine Weile zurückzubleiben; als ich heraustrat, stand die Thüre noch offen, aber Niemand war da, dem ich befehlen konnte, sie offen zu lassen, damit der junge Mann hinaus könne. Wahrscheinlich waret Ihr Alle gerade in dem Augenblicke mit Eurer stürmischen Familienscene in den Anlagen beschäftigt. So verließ ich Euer Haus, nicht anders denkend, als daß der junge Mann nach wenigen Augenblicken es eben so machen würde. Nun ist er aber seit dem Morgen nicht wieder gesehen worden — es ist also klar, daß er so lange in der Grotte geblieben ist und die Zeit verträumt hat, bis Dein Vater gekommen ist und ihm den Ausgang versperrt hat. Der arme Mensch! Seit diesem Morgen gefangen! Gehen wir sofort hin, um ihm seinen Kerker zu öffnen. Folg' mir, Minette!“

Die Landgräfin nahm rasch ihren Shawl, der noch neben ihr auf einem Tabouret lag, hüllte sich darein, bevor noch Minette Zeit gefunden, ihr zu helfen, und verließ dann auf demselben Wege, den sie vor kaum einer Viertelstunde gekommen war, das Schloß wieder, um sich eilig in den Park und in das Haus des Hofgärtners zu begeben.

Während die Fürstin leichten und elastischen Schrittes dahin eilt, wollen wir uns nach dem unglücklichen jungen Soldaten umsehen. —

„Gnädigster Herr,“ meldete der diensthuende Flügeladjutant, als der Landgraf auf der Rückkehr von seiner Spazierfahrt in das Vorzimmer zu seinen Appartements trat. „Der Präsident Moser warten im Audienzsaal auf Ew. Durchlaucht; und hier ist auch der Rekrut, den heute der Hofgärtner Allgeyer eingestellt hat und den Durchlaucht vorzuführen befahlen.“

Er wies dabei auf den Gärtnergehülfen, der als ehemaliger Soldat in der strackſten militairischen Haltung dastand, aber innerlich nicht wenig von Sorge erfüllt war, zu welchem Ende er hierher beschieden und wozu der Landgraf ihn vor sein gestrenges Antlitz berufen.

„Der Moser ist da?“ entgegnete der Landgraf weiterschreitend, „dann haben wir keine Zeit für den Rekruten!“ Da aber zugleich sein Auge den Gärtnergehülfen streifte, hielt er den Schritt an und sagte:

„Hübscher Bursch das! Schad' um ihn! Gute Haltung! Könnte Flügelmann im zweiten Glied werden. Hält sich, als wüßte er mit dem Gewehre umzugehen!“

„Zu Befehl, ja, Durchlaucht,“ fiel der Gärtnergehülfe hier ein, als ob in diesen Worten des Landgrafen eine Frage an ihn enthalten.

„Versteht Er wohl etwas vom Exerciren?“

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

„Wie viel Schritt macht der Grenadier in der Minute beim Parademarsch?“

„Fünfundsechszig, zu Befehl.“

„Und Tempos beim Präsentiren?“

„Zu Befehl, fünf.“

„Sieh, sieh! Das ist sehr löblich von Ihm, daß Er sich solide Kenntnisse in allen Fächern angeeignet hat. Man sollte glauben, er müßte gern beim Militair bleiben! Gefällt Ihm die Trommel nicht besser, als der Apollo's Leierkasten?“

„Die Trommel gefällt mir schon, gnädigster Herr, doch nicht das Hinterdreinmarschiren!“

Der Landgraf lachte.

„Da schlägt ihn der Poet in den Nacken!“ sagte er. „Geht lieber lustwandeln, müßig! Nun, 's ist sein Metier! Sag' Er mal, hat Er heute schon gedichtet? Reime geschmiedet?“

Der Rekrut antwortete nicht im ersten Augenblick auf diese überraschende Frage; dann aber fiel ihm das Gespräch von diesem Morgen mit dem Fremden ein und etwas erröthend versetzte er rasch:

„Zu Befehl, Durchlaucht.“

„Was hat Er zusammengereimt? — Sag' Er's 'mal her!“

„Auf: dunkelt, funkelt!“

„Ist das Alles?“

„Zu Befehl, Durchlaucht.“

„Es ist wenig genug, wenn das Sein ganzes Tagewerk ist. Unsereins hat's schlimmer! Hör' Er, wenn Er 'mal an Seinem, freilich nicht gar sauern Geschäft die Lust verliert und denkt auf einen guten praktischen Lebensberuf, der ehrenvoll ist und seinen Mann nährt, so laß Er sich bei mir melden; es soll immer ein Platz in meiner Leibcompagnie für Ihn da sein. Aber zwingen will ich Ihn nicht dazu. Versuch Er's immerhin erst, ob Ihm die Poeterei Rosen bringt. Unterdeß leb' Er wohl — bin pressirt — Er ist entlassen und frei — kann gehen und Reime machen, wo Er will — der Landgräfin dankt Er's — Adieu!“

Der Landgraf nickte Wilhelm zu, schritt an ihm vorüber und war hinter der nächsten Thür verschwunden.

Wilhelm war begreiflicher Weise außer sich vor freudigem Erstaunen über diese Wendung, welche das Gespräch genommen. Er glaubte, seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen, bis der Flügeladjutant ihm sagte:

„Ich gratulire Ihm! Er hat's doch verstanden? Der gnädigste Herr gibt ihn frei. Komm' Er, ich will's dem Corporal sagen, der Ihn hergebracht hat!“

Der Gärtnergehülfe fühlte seine Wimper naß werden aus Freude und Dankbarkeit für den Landgrafen, dem er gerührt zu Füßen gestürzt wäre, wenn nicht längst schon der Fürst das Vorzimmer verlassen gehabt hätte. Halb wie im Rausch folgte nun Wilhelm dem Adjutanten, der mit ihm die Stiegen hinunterschritt und dem harrenden Corporal die Entschließung des gnädigsten Herrn ankündigte. Wilhelm hatte nur den Unterofficier noch zu begleiten, um seine Montur wieder abzulegen und seine Kleider zurückzunehmen. Das war schnell bewerkstelligt und keine Viertelstunde vergangen, als der junge Mann schon in seiner Gärtnerjacke dem Eingange zum Parke zustürmte, um Minette sein Glück zu verkünden — seine eifersüchtige Wuth hatte er im Freudenrausche bereits ganz vergessen; Minette hatte ihm ja auch während der Scene am Morgen, welche zu einer so tragischen Katastrophe für ihn geführt, oft genug betheuert, daß sie ganz unschuldig sei, und während seiner Gefangenschaft heute hatte Wilhelm hinreichend Muße gehabt, sich dieser Betheuerungen zu erinnern und darüber mit Ruhe nachzudenken.

Als er am Eingange des Parkes ankam, sah er zu seiner

Digitized by Google

Ueberraſchung Minette und die Landgräfin, faſt eben ſo eilig, wie er, vom Schloſſe her deſſelben Weges kommen.

Minette erblickte ihn und ſtieß einen Schrei der freudigſten Ueberraſchung aus.

„Der Wilhelm, der Wilhelm, da iſt er!“

Die Fürſtin blieb ſtehen und winkte ihn heran. Mit raſchen Worten erzählte er ſein Glück. Minette war außer ſich vor Freude und vor Verwunderung darüber. Die Landgräfin ließ ſich genau die Unterredung berichten, die Wilhelm mit dem Landgrafen gehabt. Lächelnd hörte ſie zu, ohne ein Wort zu ſagen.

„O, nun iſt Alles, Alles gut!“ rief Minette ein Mal über das andere aus und hing ſich an Wilhelms Arm, ohne die Nähe der Fürſtin zu beachten.

Die Landgräfin eilte weiter. Nach wenig Schritten ſtanden ſie vor dem Gärtnerhauſe. Allgeyer ſaß auf einem Stuhle neben der Thüre; er ſprang auf und ging der Landgräfin entgegen, während er halb verwunderten, halb zornigen Blicks auf die beiden jungen Leute ſtarrte.

„Da bring' ich Ihm Seinen Gehülfen wieder, Allgeyer,“ ſagte die Landgräfin. „Die Minette iſt des Wilhelm Braut, daß Er's nur weiß. Sag' Er nichts dawider oder ich bin ſeine gnädige Fürſtin nicht mehr, böſer, pflichtvergeſſener Menſch, der Er iſt! — Wie kann er ſich ſo von ſeinem Zorne hinreißen laſſen, Seinen Gehülfen, der ein anſtelliger, redlicher Menſch iſt, unter die Soldaten ſchicken — ſeine Tochter unglücklich machen — hat Er denn gar kein Herz und kein Gewiſſen, Er böſer Menſch?“

„Aber, Durchlaucht,“ ſtotterte Allgeyer, niedergedonnert von dieſen Worten der ſonſt ſo gnädigen Fürſtin.

„Nun, ſei er nur ſtill! Wie hat Er meine Grotte gehütet? Ich werde Jemand anderes damit betrauen müſſen — ſoll ich Ihn fortſenden und den Wilhelm als Hofgärtner anſtellen? Nehme Er ſich in Acht, daß es nicht dazu kommt!“

Ueber Meiſter Allgeyers gewöhnlich hochgeröthetes Angeſicht legte ſich eine bronzefarbige, gar nicht näher zu beſchreibende Bläſſe.

Er wollte antworten, aber die Fürſtin winkte ihm zu ſchweigen, indem ſie fortfuhr:

„Keine Entſchuldigungen! Willigt Er darein, daß Minette den Wilhelm nimmt, ſo will ich Ihm diesmal verzeihen.“

Allgeyer verbeugte ſich ſtumm und erleichtert aufathmend.

„Dann vorwärts und ſchließe Er eilig die Thüre zur Grotte auf.“

Das Letztere war bald geſchehen. Die Fürſtin winkte Allgeyer und Wilhelm, zurückzubleiben, Minetten, ihr zu folgen, und ſo ſtieg ſie die Treppe in den Grottengang nieder, ſchritt raſch und mit jugendlicher Elaſticität durch den letzteren hindurch und als ſie in die kleine Rotunde am Ende deſſelben trat, rief ſie bewegt aus:

„Mein Gott! Da ſind Sie in der That!“

Goethe hatte ſich von der Bank erhoben und ſchritt ihr entgegen, gemeſſen ruhig, ſie groß und ſchweigend anblickend.

„Sie Aermſter,“ fuhr die Landgräfin fort, „Sie waren einen ganzen Tag lang hier eingeſchloſſen!“

„Einen ganzen Tag?“ ſagte der Dichter gleichmüthig und zerſtreut.

„Nun freilich, ſeit dieſem Morgen; ſehen Sie denn nicht, daß das Licht aus dieſem Raume zu weichen beginnt?“

Goethe fuhr mit der Hand über die Stirn.

„In der That,“ ſagte er, „es will Abend werden.“

„Ohne Speiſe und Trank, wie in Ugolino's Thurm, waren Sie eingeſchloſſen und Sie, Sie haben es am Ende gar nicht bemerkt?“ rief die Landgräfin verwundert aus.

„O doch, doch; ich erinnere mich, daß Niemand mich zu ſtören kam.“

Die Landgräfin lachte.

„In der That,“ ſagte ſie, „Sie nehmen das Ungemach, in welches Sie durch meine Schuld geriethen, ſo liebenswürdig auf, wie es nur irgend möglich iſt. Doch iſt es nichts deſto weniger meine Schuld — ich wäre Ihre Mörderin, wenn Sie verhungert wären!“

„Wie Sie ſehen, ich bin es nicht,“ antwortete Goethe, immer mit demſelben Tone von eigenthümlicher Milde und geſammelter Ruhe.

„Sie ſind es nicht, Gott lob, aber kommen Sie jetzt raſch aus dieſem Gefängniß heraus — ſuchen Sie Ihren Gaſtfreund auf, und laſſen Sie ſich von ihm erquicken; es wird die höchſte Noth ſein,“ fuhr die Landgräfin in ihrer Lebhaftigkeit fort, welche einen ſo großen Contraſt bildete mit dem ſeltſam einſylbigen, halb ſcheuen, halb wie gedankenvoll zerſtreuten Weſen Goethe's.

Da der junge Dichter am Morgen ein ſo ganz anderes Benehmen an den Tag gelegt, mit ſo viel Feuer und Lebhaftigkeit geſprochen und ihr gehuldigt hatte, ſo blickte die Landgräfin jetzt ihn forſchend an; ſprach aus dieſer kühlen Ruhe Gereiztheit und Entrüſtung über die fatale Gefangenſchaft, in welche er gerathen? — war die Gleichgültigkeit, welche er zur Schau trug, nur eine erheuchelte? Jedenfalls hielt ſie ſich für verpflichtet, ihn durch irgend ein redendes Zeichen ihrer Huld zu entſchädigen, und da die Geſellſchaft jetzt die Grotte verlaſſen hatte und in der Hinterſtube im Gärtnerhauſe angekommen war, wandte ſich die Landgräfin, die voraus geſchritten, zurück, und Goethe die Hand reichend, ſagte ſie:

„Hier ſind Sie, Gott lob, der Freiheit wieder gegeben, mein junger Freund, und nun ſagen Sie mir, was ſoll ich thun, damit der Gedanke an dieſen Tag nicht von nun an ſtets Bitterkeit und Verſtimmung in Ihnen hervorrufe? Es würde mich innig freuen, könnte ich Ihnen einen Wunſch gewähren, einen bleibenden Beweis meiner Theilnahme verleihen — oder nur ein Andenken mitgeben aus dem kleinen unterirdiſchen Reich, welches ich mir hier habe ſchaffen und bis heute auch vor jedem unberufenen Auge habe hüten laſſen, um ein unnahbares Aſyl zu beſitzen, wo ich, ungeſtört von der Welt, nur mir ſelbſt und meinen Gedanken leben kann! In der That, ein kleines Schmerzensgeld bin ich Ihnen ſchuldig!“

„Schuldig? Sie mir, durchlauchtigſte Fürſtin?“ fiel jetzt Goethe auf's Lebhafteſte ein — „o wüßten Sie, was ich dieſem Tage, was ich Ihnen verdanke — denn wahrlich:

Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer, Einer Alles ſchuldig.
Es ſchwebt kein geiſtig unbeſtimmtes Bild
Vor meiner Stirne, das der Seele bald
Sich überglänzend nahte, bald entzöge.
Mit meinen Augen hab' ich es geſeh'n,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne —
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben!“

Goethe verbeugte ſich, während er dieſe Verſe ſprach, tief vor der Fürſtin, die leicht erröthend fragte:

„Sind dieſe Verſe die Frucht Ihrer unfreiwilligen Muße?“

„Sie und noch mehrere,“ antwortete er — „ich habe ſie in dies Buch niedergeſchrieben und — da meine gnädigſte Fürſtin mir einen Beweis Ihrer Huld laſſen will, — ſo darf ich um das Geſchenk dieſes Buches bitten, damit ich vollende, was ich darin begonnen.“

Bei dieſen Worten überreichte er der Landgräfin das Buch, welches er aus den in der Rotunde liegenden genommen, nachdem er es da geöffnet, wo die am Ende hineingebundenen weißen Blätter anfingen.

Caroline von Heſſen warf einen Blick darauf. Sie las:

„Torquato Taſſo. Ein Schauſpiel.“

Dann ließ ſie ihr Auge über die nächſten Blätter gleiten, worauf in flüchtigſter Schrift der Plan eines Dramas ſkizzirt, der Inhalt einzelner Scenen angedeutet, Bruchſtücke des Dialogs hingeworfen waren. Endlich reichte ſie dem Dichter das Buch zurück.

„Ich ſehe,“ ſagte ſie, „die Muſe hat Ihnen heute mehr gegeben, als ich je zu geben vermöchte. Aus Einer, die glaubt, gewähren zu können, werde ich zu einer Bittenden. Wenn Ihr Werk vollendet iſt, ſo bringen Sie es mir, Sie ſelbſt — darum bitte ich.“

Zugleich ſtreckte ſie ihm lebhaft ihre Hand entgegen, die er gerührt an ſeine Lippen führte.

„Und nun,“ fuhr ſie mild lächelnd fort, „ängſtige und kümmere ſich noch Jemand um einen Dichter! Während unſer Eins voll Mitleid und Sorge um ſein Schickſal iſt, hat er alle Noth der Erde und die Welt um ſich vergeſſen und lächelnden Blicks, mit heiterer Stirn verkehrt er mit den Göttern und Heroen!“ —

„Dein Wilhelm aber,“ wandte ſie ſich dann weiter ſchreitend in demſelben ſcherzenden Tone an Minette, „braucht auf dieſen Herrn nie wieder eiferſüchtig zu werden. Sein Herz gehört von nun an einer Andern, die, wenn ſie auch längſt todt iſt, ihn ewig feſſelt und abhält, je wieder ſeine Huldigungen ſogleich beim erſten Anblick anderen Frauen entgegenzutragen! Sein Herz gehört Leonoren von Eſte .... iſt's nicht ſo, mein Herr Doctor?“

Digitized by Google

Der Dichter nahm mit einer Verbeugung die kleine in den Scherz gekleidete Zurechtweisung hin.

Die Landgräfin hatte die Schwelle der Gärtnerwohnung erreicht und wollte sie eben verlassen, als sie noch einmal den Schritt anhielt und, Goethe anblickend, sagte:

„Meine stille Grotte, deren Hüter bisher Minette und ihr Vater waren, und die außer diesen nur von meiner guten Schwarzenau gekannt wurde, ist nun nicht mehr ein Geheimniß für die übrige Welt ....“

„O fürchten Sie nichts,“ versetzte Goethe, „was einem Dichter vertraut ist, das ruht auf einem tiefen, stillen Grunde, so sicher, wie auf dem Schooß des Meeres. Höchstens wird er seine Geheimnisse dem Liede anvertrauen, und da sind sie gerade am sichersten, weil die Welt des Dichters Lieder für gedichtet hält, nicht für gelebt. Ihr Geheimniß wird heilig und unverletzt bleiben, hohe Frau!“

Und Goethe hat Wort gehalten. Die Grotte selbst ist der edeln Landgräfin heimlicher Versteck, die stille Klause geblieben, wo sie ihren Träumen und ihren Gedanken lebte.

Als Caroline von Hessen, die ihrem Volke durch einen vorzeitigen Tod zu frühe entrissen wurde, ihr Ende herannahen fühlte, am letzten Tage ihres Lebens, schrieb sie ihrem Gemahle: „Noch einen Wunsch habe ich, den letzten auf der Welt. Lassen Sie mich mitten in der großen Baumgruppe des englischen Gartens beerdigen. Man wird dort eine Grotte finden, die außer mir nur wenigen vertrautesten Dienern bekannt ist. In ihr ist die Stelle, wo ich ruhen will, und die ich größtentheils mit eigener Hand zugerichtet, mit einigen Steinen bezeichnet. Hier an der Stelle, wohin ich mich vor dem Geräusche des Hofes flüchtete, wo sich meine Seele mit Gott unterhielt, dem ich bald von meinem Leben, das ich mit Ihnen, mein Gemahl, theilte, Rechenschaft geben soll, hier, wo ich so oft Sie und meine Kinder dem Herrn befahl, hier, wo der Allmächtige alle meine Wünsche erhörte, hier will ich auch ruhen!“ —

Die Landgräfin wurde nach ihrem Wunsche in ihrer Grotte bestattet. Noch heute erhebt sich über derselben, von hochwipfeligen Bäumen und dichtem Gebüsch beschattet, das kleine Denkmal, gekrönt von einer Urne aus weißem Marmor, welches Friedrich der Große, der königliche Freund der edlen Frau, ihr errichten ließ. Die Inschrift des Denkmals lautet: Femina sexu, ingenio vir! —

Der sibirische Steinbock und die Bezoarziege.

Der Geschichtsforscher, welcher gläubig die bunte Mannichfaltigkeit des Menschengeschlechts von einem Paare ableitet, müht sich, für dieses eine Wiege zu finden. Der Zoologe sucht eben so vergeblich nicht nur nach der Wiege, sondern nach den Ureltern beinahe aller unserer Haus- und Zuchtthiere. Pferd, Esel, Stier, Schaf, Hund, Katze, ja das befiederte Völkchen unserer Hühnerhöfe — alle hüllen ihre Abkunft in ein urzeitliches Dunkel und Niemand weiß mit Sicherheit, von manchen selbst kaum mit einiger Wahrscheinlichkeit, wo ihr ursprüngliches Vaterland sei. Es beweist dieses wenigstens, daß die Allianz dieser Thiere mit dem Menschen älter ist, als die Geschichtswissenschaft, ja selbst als die Mythe, denn schon in dem mythischen Theile der Geschichte wird dieser Thiere, wenn ihrer Erwähnung geschieht, einfach als Genossen der Menschen gedacht. In den dunkelsten Partien der egyptischen Geschichte erscheint die Katze schon als hochgeschätztes Hausthier. Fügsam gegen die Macht der Einflüsse, welche Klima und Bodenbeschaffenheit, Zucht und Pflege, Arbeit und Fütterung ausüben, haben jene Thiere bald mehr, bald weniger von ihrem ursprünglichen Charakter der Gestalt und des Naturells aufgegeben und sind Andere geworden, Andere im Vergleich zu dem, was sie waren, so lange sie noch nicht unter dem Alles verändernden Einflusse des Menschen standen.

Wir sind geneigt, uns darüber ganz besonders zu wundern, daß wir nicht einmal Heimath und Abstammung des Pferdes, des Hundes und des Schafes kennen, weil uns jetzt gerade diese Thiere unentbehrliche Begleiter geworden sind. Aber gerade eben deswegen, weil sie dies sind, hat der Mensch schon lange vergessen, wie und woher sie ihm einst zugeführt wurden. Am meisten müßten wir uns eigentlich über die völlig dunkle Urgeschichte der Katze wundern, die trotz ihrer weiten Verbreitung über den ganzen Erdkreis doch überall in allen wesentlichen Kennzeichen wie in ihrem Naturell unverändert geblieben ist, so daß wir davon eben den Schluß ableiten dürfen, daß sie sich auch wenig von ihrem Urtypus entfernt haben möge, es also leicht sein müßte, diesen als solchen zu erkennen, wenn man ihn irgend vorfinden sollte — aber man hat ihn eben noch nicht gefunden. Denn die wilde Katze in unseren Waldungen ist in wesentlichen Merkmalen viel zu sehr verschieden von unserer Hauskatze, als daß sie die Stammmutter der letzteren sein könnte. Bei Hund, Schaf und Ziege ist das anders. Die zahlreichen, wenigstens bei den ersten Beiden, unter sich so sehr abweichenden Racen berechtigen zu der Vermuthung, daß sie auch ihren Urtypen sehr unähnlich geworden sein mögen und daß man daher ihre Abstammung von dem oder jenem wild angetroffenen Thieren vermuthen dürfe, wenn anders trotz der Racenabweichung eine Annäherung in wesentlichen Kennzeichen nachzuweisen ist. Das dritte der genannten Thiere, die Ziege, ist von unseren gewöhnlichen Hausäugethieren das einzige, dessen Urbild und Urheimath nur geringen Zweifel zulassen.

Wir erblicken das erstere auf der linken Seite unseres Bildes in einem Pärchen der Bezoarziege, Capra aegagrus Gmelin, welche von unserer Hausziege sich eigentlich nur dadurch unterscheidet, daß sie in ihrer Heimath sich nicht in Racen verläuft, wie es die Hausziege thut, sondern in Gestalt, Färbung und Naturell sich treu bleibt. In denjenigen Ländern, wo große Ziegenheerden in freier Haltung gezogen werden, auf rauhen Bergen herumkletternd sich ihr Futter suchen müssen, wie es z. B. im südlichen Spanien der Fall ist, da gewinnt aber auch sie schnell durch alle Generationen hindurch einen festen und unveränderlichen Typus in allen einzelnen Thieren, und nähert sich manchmal bedeutend ihrer Stammmutter, der Bezoarziege, welche wenigstens von der Wissenschaft als diese angesehen wird, wenn auch hierüber noch keine Gewißheit besteht. Die Bezoarziege lebt auf den rauhen Bergen des Kaukasus und Taurus, in Persien und im Lande der Kirgisen und Tataren. Sie gleicht in ihrer kräftigen Gestalt und ihrem Naturell sehr dem Alpensteinbock, gibt sich aber durch die an der Vorderseite nicht breit abgeflachten und knotigen, sondern scharf gekanteten knotenlosen Hörner als echte Ziege zu erkennen. Die beim Bocke über zwei Fuß langen Hörner krümmen sich in weitem Bogen, ohne nach oben weit auseinander zu treten, und nähern sich mit den Spitzen wieder etwas. Bekanntlich sind es die in ihrem Magen sich bildenden harten Ballen unverdauter Nahrungsreste, was der Bezoarziege den Namen gegeben hat. Die Zeit ist aber vorbei, wo man den Bezoar für ein kräftiges, ja fast für ein wunderbares Heilmittel hielt. Ist die Genealogie der Ziegen richtig, so ist die Bezoarziege auch die Urquelle jener kostbaren Shawls, nach denen als letztem Zielpunkte das Sehnen der weiblichen Salonwelt gerichtet ist; denn die Kaschmir- und Angora-Ziege, Verwandte unserer Ziegen, sind dann auch Descendentinnen der Bezoarziege, wie sie den Stoff zu jenen kostbaren Tüchern liefern.

Neben dem so eben noch als so wichtig für den ehelichen Frieden vornehmer Neuvermählter erkannten Pärchen dehnt der sibirische Steinbock, Capra sibirica Pallas, seinen plumpen langgestreckten Leib aus, um von dem Felsen eine Spur des namentlich den Wiederkäuern so unentbehrlichen Salzes zu lecken. Wir sehen um so besser die fast mähnenartige Behaarung des Nackens und das auffallende Verhältniß der Beine, welche für den langen Leib fast zu kurz erscheinen, aber dafür mit besonders kräftigen Schenkeln begabt sind. Die mächtigen Hörner erreichen bei alten Thieren eine Länge von fast drei Fuß und haben dann 16 Knoten, die aber an den Seiten keine Wülste bilden. Vorn sind die Hörner platt, wie es allen echten Steinböcken zukommt. Man unterscheidet deren außer dem gemeinen Alpensteinbock und dem sibirischen noch sechs weitere Arten, von denen zwei in Spanien leben, der eine auf der spanischen Seite der Pyrenäen, da er auf der französischen Seite bereits ausgerottet ist, der andere auf der

Digitized by

N. d. Natur gez.
v. H. Leutemann
H. Harland sc.

Steinböcke.[*]

Sierra Nevada. Der ſibiriſche Steinbock iſt ungemein kräftig, faſt plump gebaut, und nach ſeinen ſtarken aber kurzen Beinen zu urtheilen, wahrſcheinlich mehr ein geſchickter Kletterer und Läufer auf ſeinen Heimathsbergen, als ein kühner Springer, wozu der hochbeinigere Alpenſteinbock und die Gemſe beſſer geeignet ſind. Er iſt wild und unbändig und gleicht in ſeiner Lebensweiſe im Allgemeinen dem Alpenſteinbock. Die Heimath des ſibiriſchen Steinbockes ſind die Gebirge Sibiriens, der Tatarei und Kamtſchatkas.

[*] Wir freuen uns, den Leſern der Gartenlaube eine wirklich gute und getreue Abbildung der Steinböcke bieten zu können. Die bis jetzt exiſtirenden ſind faſt ſämmtlich nach ausgeſtopften Exemplaren gezeichnet, und laſſen alles Charakteriſtiſche dieſer kräftigen Geſchöpfe vermiſſen, die übrigen aber nach den lebenden Exemplaren copirten Abbildungen ſind in der Ausführung mehr als mangelhaft. D. Red.

Die „Adriatica“ in Liverpool.

„Höchstens 2800 Pferdekraft! Das ist Alles!“

„Aber 'n feines Schiff doch, nicht?“

„Hm, wollen sehen! Mit der Persia kann sie's vielleicht aufnehmen, aber mit'm großen Leviathan? Zehntausend Pferdekraft, eh! Siebenhundert Fuß lang, wie? Wie lang ist die „Adriatica?“

„Ich denke, 354 Fuß, 32 Fuß breit, 50 Fuß hoch. Aber wie klein sie aussieht! Macht die große Umgebung. Dort drüben liegt die Persia. Ich wette, unsere schlägt Bruder Jonathans neueste Anmaßung, diese „Adriatic“! Nächste Woche laufen sie beide aus, zu probiren, wer zuerst kommt. Was wetten Sie auf die Adriatic gegen unsere Persia?“

„Wollen sie uns erst ansehen, Sir! Sind gleich da!“

So discurirten zwei alte Herren mitten im dichtesten Gedränge des Dampfbootes, das uns eben zur Besichtigung an die ungeheure Treppe der „Adriatic“ heranschob. Eine unaufhörliche Wallfahrt der Liverpooler und der Umgegend per Dampfboot hin und her nach diesem neuen Liebling Bruder Jonathans, seinem neuesten, größten, vollkommensten Dampfschiffe „the Adriatic“, das vor einigen Tagen zum ersten Male in dem Masten- und Schlotwalde des Liverpooler Hafens angekommen war, wie die Londoner seit Monaten hinunter gedampft waren, um ihren „großen Leviathan“ endlich einmal auf dem Wasser zu sehen. Seit dem 8. November hatte man mit Tausenden von Pferdekräften an ihm gezuckt und gestoßen, und erst die große Themsefluth am 31. Januar hat ihn der Themse übergeben. Diese „Entstapelung“ kostet über 100,000 Pfund Sterling und das ganze doppeleiserne Ungeheuer blos sechs Mal so viel. In Petersburg steht die große Reiterstatue Peter's I. auf dem Isaaksplatze mit einem Granitfelsen unter sich, der schwerer zu ent- und aufzustapeln war, als der Leviathan. Man hieb den Felsen in Finnland vom Gebirge los, brachte ihn auf's Wasser und wieder hinauf aus der Newa auf den Isaaksplatz, ohne daß eine einzige Zögerung, oder ein einziger Unglücksfall das zweihundertmal wohlfeilere Werk störte (dies sagte die Times neulich den englischen Ingenieur-Größen der Leviathans-Entstapelung).

Der Stolz und Liebling Bruder Jonathans ist wenigstens gelungen, außen der feinste und kolossalste Dampf-Delphin, inwendig ein unsaglich prächtiger Feen-Palast.

Vierzigtausend Menschen sahen alle Tage hinüber von der Felsen-Fähre mit dem kolossalen neuen Anbau, um diese Adriatic zu sehen, hieß es. Wir waren auch eines Decembertages darunter, unter „gezogenen Drähten“ langer Yankees und „zweibeinigen Stieren“ dicker John Bulls, halbfashionablen bärtigen Juden, Polen und Franzosen, braunen, wackeligen Matrosen, an denen Alles flattert und wogt, olivenfarbigen Seecapitains mit goldenen Ringen in den Ohren, übergeputzten Lancashire-Damen, grimmigen, alten Irländerinnen mit Fischen auf dem Kopfe und kurzen, qualmenden Thonstummeln in den schmutzigen Mäulern und allen möglichen Racen- und Völkermischungen, wie man sie nur in der bewaldeten Unendlichkeit des Liverpooler Hafens finden kann.

Immer vor Schiffen vorbei, Mast bei Mast, Tau- und Takelwerk, wie ein damit bestrickter Himmel, Alles scharf abgezeichnet gegen das heute wolkenlose Blau! Auch an einem Schiffe gedrängt voll Menschen vorbei, mit Wäsche und Kohl in der Takelage zum Trocknen. „Emigrantenschiff für Australien!“ hieß es. Sie schrieen und winkten uns zu. Aber es klang schwach, traurig, kam nicht vom Herzen.

Natürlich, die Erde muß mit Menschen bedeckt, „civilisirt“ werden, und die, welche in Europa keinen Platz mehr für sich finden, müssen fort in die Welt hinaus, wo noch Platz ist. Wohin? Amerika sendet schon viele seiner Einwanderer zurück, besonders die gebildeten, die geistigen Producenten, die dort verhungern oder wieder zurück müssen (beides ist oft geschehen und geschieht noch immer). Also fort nach Australien! Glückliche Reise! Glückliche neue Heimath! Aber Jeder mit einem Herzen für den Boden, wo unsere Wiege stand, unsere Mutter starb, unsere Kinderjahre lachten, unsere Lieben leben, fühlt ein unendliches Weh beim Anblick eines solchen Auswandererschiffes. Alle Wochen diese Ueberfüllung mit diesem Exportartikel — Menschen! Menschen, Kinder, Söhne, Töchter eines Vaterlandes, eines Vaters, einer Mutter, von Brüdern, Schwestern, Freunden sich trennend — die an den Ufern winken, bis sie manchmal ohnmächtig hinsinken — das ist ein trauriger — Exportartikel, der unserer Production in der alten Welt Alles bringt, nur keine Ehre!

Und nun kamen wir an die Reihe, die Adriatic hinauf zu klettern! Erst so niedrig, und jetzt fünf bis sechs Treppen hoch, um nach Häuser-Etagen zu rechnen! Was gibt dem Ungeheuer ein so niedliches Ansehen? Die praktische, die meisterhafte Kunstform, die feinste Symmetrie ihrer Theile, der schwanenartige, leichte Sitz auf dem Wasser. Es war ein ästhetischer Genuß, die Harmonie ihrer graziösen Curven — dieses Geheimnisses aller wahren Schönheit — zu betrachten. Wie die Niagara, die Muster-Dampffregatte der vereinigten Staaten, ist die Adriatic nach den Curven geformt, welche das von einem Schiffe durchpflügte und gespaltene Wasser bildet, dabei nach oben wundervoll graziös sich ausweitend und vorn schärfend und zuspitzend, wie ein Schwert, den widerspenstigen Ocean im Fluge zu spalten und seine andrängenden Wogen am Körper unten abgleiten zu lassen.

Wie kolossal die niedliche Schönheit war, merkte ich beim Aufsteigen und an den Menschenmassen oben, die wie Stecknadelknöpfe heruntergucken. Der Capitain, James West, der die erste Reise mit dem Stolze Jonathans gemacht hatte, sah gar nicht wie ein Capitain aus, sondern scharf, straff, dünn und Commando's in einem Tone aussprechend, als seien's bescheidene Wünsche, und dabei so aristokratisch-herablassend höflich gegen die Damen! Nun, es ist wahr, zwischen diesem Sammet und golden gerahmten Spiegeln und spiegelblanken Mahagoni und diesem Krystall und dieser fürstlichen Eleganz in den Sälen und in diesem Staatszimmer von Capitainscajüte (wir guckten hinein) kann man gar nicht grob werden, glaub' ich. Selbst die Küche — ein heller, großer, glänzender Saal — sah wie ein Zauberpalast aus. Alles Porzellan weiß und golden, alles Glas geschliffen, jeder Kessel wie polirt, der Ofen wie ein lackirter Rahmen um goldenes, reines, rauchloses Feuer. Aber das versteht sich in Amerika von selbst, da schon die gewöhnlichsten Fluß- und Localdampfschiffe für Crethi und Plethi allenthalben besammetet und begoldet sind. Der Stolz der Adriatic sind ihre Maschinen. Also drängten wir uns schnell hinunter, vor dem Bureau der Wäsche-Directrice vorbei, die eben Ordre gab, bis morgen noch 460 Paar wollene Bettdecken zu besorgen, vorbei vor dem „Hold“, einer Untiefe von 50 Fuß in gerader Linie, hinunter in die Maschinen-Galerie.

Schon ein gewöhnliches Dampfmaschinenwerk hat etwas Imponirendes und Respecteinflößendes. Vor diesem stummen, über und über spiegelblank polirten Ungeheuer von Eisen und Metall fühlten die Leute eine radicale, Schweigen gebietende Ehrfurcht. Niemand sprach. Nur gehauchte Ausrufe des Erstaunens in der dichten, sich drängenden Menschenmasse. Diese furchtbaren, soliden, spiegelblanken Arme, welche von 2800 Pferdekraft getrieben die Räder draußen durch die atlantischen Wogen drehen, immer getrieben, Tag und Nacht, unaufhörlich aus acht Dampfkesseln und 48 Gluthöfen, die täglich 2000 Centner Kohlen verzehren, immer mit demselben unwandelbaren, rücksichtslosen, unerbittlichen Stoße auf und ab — das muß ein Anblick sein! Diese polirte Eisenfestung arbeitend, donnernd, dröhnend, zischend Tag und Nacht, ohne Athem zu holen, ohne Unterbrechung durch die Wogenmassen, die sich Hunderte von Meilen hindurch machtlos und wehrlos brechen in ihrer Wuth draußen, immer vorwärts rasend Tag und Nacht, ohne selbst zu wissen, wohin — diesen Riesen arbeiten zu sehen, das mag allein eine Reise über den atlantischen Ocean werth sein.

So groß und ruhig und selbstgefällig jetzt in seinem Glanze! Ein paar Pressungen des Dampfriesen und der ganze Koloß zischt und donnert dahin, wie ein von wahnsinniger Leidenschaft getriebener Mensch, lebendig, mächtig, aber willenlos als Sclave seiner Leidenschaft, hinaus in die Welt, wo er zum Nichts zusammenschrumpft, wie dieser Stolz Amerika's auf dem Oceane zu einem einzigen Fleckchen, ohne Halt unter sich, in Finsterniß glühend und gepeinigt, arbeitend, getrieben, getrieben wohin und wozu? Der moderne Mensch und die Dampfmaschine!

Welcher Glanz, welche Eleganz in den Triebfedern! Aber welch unheimliche Dampfkraft in den modernen Maschinen und Menschen! Welcher Dämon lauerte in dieser Riesengrazie der Adri-

Digitized by Google

atica! Drüben lag die englische Persia, der Stolz Englands. Diese sollte diesmal geschlagen werden. Alles maritime Amerika und England lauerte auf das Ergebniß der großen Wette, wer diesmal am schnellsten über den atlantischen Ocean jagen würde.

Wettfahrten mit 2—3000 Pferdekraft, Wettbahn der atlantische Ocean. Risico 5—600 Menschenleben — aber ein glänzender Sieg, ein glorioses Resultat, dann zu wissen, wer die Baumwollencourse zuerst in Neuyork oder Liverpool melden kann, England oder Amerika. Wer zuerst kommt, gehört der stärkeren, glorioseren, civilisirteren Nation an! Welch' eine großartige, dämonische Hetzjagd um eine Lumperei! Moderne Maschinen und Menschen! Und nun einige factische Bemerkungen, die ich mir in der Eile aus einem Bericht über die „Adriatic" abschrieb.

Sie hatte gegen 200 Mann Besatzung und Beamte zum Betriebe und zur Bewirthschaftung: 1 Commandeur, 4 Steuerleute, 1 Arzt, 1 Cassirer, 4 Quartiermeister, 2 Tischler, 1 Hochbootsmann, 36 Matrosen, 1 Ingenieur, 3 Assistenten desselben, 6 Aufseher über Feuer und Dampfkessel, 4 „Oeler" (zum Einölen der Maschinen), 2 Ingenieurwärter, 24 Heizer, 36 Kohlenkärrner, 1 Steward, 3 Unterstewards, 36 Aufwärter bei Tische, 3 weibliche Stewards, 2 Ausgeber, 1 Schenk-Aufseher, 1 Barbier, 1 Hauptkoch, 1 Unterkoch, 1 Bäcker, 2 Pastetenbäcker u. s. w., zusammen 188 Mann, die aber noch vervollständigt werden sollten.

Die Musterung des neuesten amerikanischen Stolzes war flüchtig, denn kaum hatten wir uns in dessen Studium etwas verloren, schrie es durch's Schiff: das Boot geht ab, wer will noch mit? Wir eilten hinauf und hinunter in unser Dampfboot, das wie eine Nußschale unten lag und 300 Menschen auf dem Deck gleichwohl wie eine Spielerei behandelte.

Auf dem Wege kamen wir dichter vor der englischen Persia vorbei, die sich bereits zur Wettfahrt rüstete. Es ist das bis jetzt größte englische Dampfschiff, halb so groß wie der Leviathan und dreimal länger, als das größte englische Kriegsschiff, der „Wellington", der Hauptgrund, weshalb Amerika diese „Adriatic" baute. Wetteifer zwischen civilisirten Völkern ist eben so schön und civilisirend, wie Wetteifer zwischen Menschen und Collegen; aber die Art, wie Amerika und England mit einander im Schiffsbau und im Schnellfahren rivalisiren, hat etwas Dummes und Dämonisches zugleich. Keine Fahrt über den atlantischen Ocean geschieht unter gleichen Verhältnissen. Wind und Wetter machen stets einen Unterschied, so daß eine Messung nationaler Ueberlegenheit nach solchen Fahrten zunächst abgeschmackt ist. Sie ist aber auch barbarisch, demoralisirend, weil dabei schon manches kostbare Schiff mit kostbaren Gütern und Menschen in den Grund gerannt ward. Abgesehen davon, ist das Arbeiten auf den äußerlichen, momentanen Effect der schlimmste Wurm im Innern des Gewerbfleißes und der Production, welcher namentlich in Amerika große Verheerungen anrichtet. Auswendig glänzt Alles, aber inwendig fehlt es immer merklicher an Halt und Solidität.

Ein gefiederter Frühlingsbote.

Thierzeichnung von Moritz Kloss.

In Deutschland und der Schweiz, hauptsächlich in Sachsen und Thüringen, pflegt sich im Februar oder, je nach Verlauf des Winters, im März ein Frühlingsbote einzustellen, der in Städten und Dörfern gar wohl bekannt ist und von Jung und Alt als ein lieber Gast freundlich begrüßt wird.

Lustige und muntere Gesellen sind überall willkommen, und so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß man dem von uns gemeinten, welchen der berühmte Linné bei seiner großen Nataufe mit dem Familiennamen Sturnus vulgaris bedachte, gern das Quartier bereitet und ihn durch hölzerne Sommerwohnungen nach seinem Geschmack in Gärten und an Häusern zu fesseln sucht.

„Die Stahre sind da!" — ruft ein Nachbar dem anderen freudig zu, wenn sich eines Morgens nach langem harten Winter der gefiederte Frühlingsbote einstellte. Ihr Erscheinen ist dann ein Ereigniß, das man sich von Haus zu Haus weiter erzählt. Es knüpft sich an diese Wiederkehr des Stahres aber nicht blos der liebliche Gedanke an den nun bald einziehenden Frühling; die freudige Erregung der Menschen hat auch ihren unmittelbaren Anknüpfungspunkt an den geselligen und sonstigen angenehmen Eigenschaften des auffälligen Vogels, der seines munteren, papageiartigen Wesens wegen so allgemein populär und beliebt geworden ist.

Denn kaum dürfte es unter unseren einheimischen Vögeln noch einen geben, der so wie der Genannte durch sein Naturell und seine Haushaltung unser Interesse in Anspruch nähme.

Mit seinem schwarzen, durch stahlblauen Schiller und hellbraune Spitzenfleckchen geschmückten Federkleide, mit dem gelben Schnabel und den braunrothen Füßen, verbindet der Stahr überhaupt ein recht angenehmes nettes Aeußere und weiß sich überdem durch seine munteren und drolligen Manieren bestens zu empfehlen. Seiner Größe nach hält er die Mitte zwischen Taube und Sperling.

Im Fliegen ist der Stahr sehr gewandt und flink, im Gehen reckt er stolz seinen kleinen spitzigen Kopf empor und weiß seinen wackelnden Gang durch freundliches Kopfnicken und munteres Umherschauen geschickt zu verbergen. Sitzt er ruhig auf einem Hausgiebel oder auf einem Baumwipfel, so pflegen seine Hinterkopf- und Halsfedern gesträubt zu stehen, was dem Vorderkopf ein um so spitzigeres und listigeres Ansehen gibt.

Daß er in auffallendem Grade gesellig ist und sich gern in der Nähe von Menschenwohnungen aufhält, zeigen unsere Stadt- und Dorfgärten, wo er fast überall gehegt und gepflegt wird. Man sieht seinem munteren Treiben gerne zu, wenn er unruhig und nie geschäftslos bald hier-, bald dorthin fliegt, und bald diese bald jene ihm zugedachte Holzneste sorgfältig untersucht: ob sie für ihn auch comfortable sei und ein sicheres Domicil gewähre. Für gewöhnlich nistet er in hohlen Bäumen der Wälder und Wiesen, gibt aber den künstlich hergerichteten allbekannten „Stahrkästen" den Vorzug, um sich darin im Freien förmlich hegen zu lassen. Haben wir an der Stahrneste die Oeffnung zum Ein- und Ausfliegen größer gemacht, als er sie braucht, um sich hindurchzuzwängen (er zirkelt mit seinem Schnabel vorher ganz sachverständig ab, ob sie größer ist, als ein Thalerstück): so trägt er Bedenken: sich hier sein Nest zu bereiten, denn er denkt sorglich schon an seine Jungen, denen die gierige Nachteule oder die verschmitzte Elster den Garaus machen könnten. Denn das hat man schon beobachtet, daß sich die diebische Elster heranschlich an den Stahrkasten, durch Pochen mit dem Schnabel die jungen Stahre zum Emporrecken der Hälse verlockte und dann einen unbarmherzig herauszerrte, um ihre Mordlust daran zu weiden.

Findet der Stahr jedoch das Häuslein nach seinem Sinne, gewährt es ihm Schutz gegen seine Feinde und findet er überdies noch ein rundes Stäbchen zum bequemen Anfliegen an dem Kasten, so ist sein „Hierbleiben!" beschlossen.

Am frühen Morgen finden wir dann unsern Freund schon wach und mit allerlei Vorkehrungen zur Ordnung seines Hauswesens beschäftigt. Mit seines Gleichen liegt er in der ersten Zeit nicht selten im Streite um den erwählten Heerd; doch tritt unter ihnen bald Verständigung ein. Hartnäckiger ist der Kampf mit dem Spatz, welcher häufig in des Stahres Abwesenheit dessen Wohnung bezieht und wohl gar geschäftig ist, mit Stroh und Federn sich sogleich häuslich einzurichten. Dann entspinnt sich bei der Rückkehr ein oft mehrere Tage andauernder Krieg, an dem sich auch wohl des Spatzen und des Stahres Genossen in Masse betheiligen. Der unverschämte Spatz verfolgt den Stahr bis hoch in die Luft und verbeißt sich mit großer Heftigkeit. Aber er muß gewöhnlich doch den Kürzern ziehen. Es nimmt sich gar komisch aus, wenn dann Herr Sturnus nach kurzem Proceß das mühsam bereitete Bette des Spatzen sammt Bettstroh und Bettfedern zum Fenster hinauswirft, um sich nun nach eigenem Sinne wohnlich einzurichten. Die besiegten Spatzen sitzen dann von Weitem und lassen ärgerlich ihr durchdringendes: „Schelm! Schelm!" ertönen, wenn eine Ladung Gemiste aus dem Stahrneste herausfliegt.

In der ersten Zeit nach seinem Eintreffen zeigt sich der Stahr nur am Morgen in der Nähe seiner erwählten Wohnung;

Digitized by Google

den übrigen Theil des Tages schweift er hinaus, um in größeren Schaaren mit seinen Brüdern auf Hutungen, Wiesen und Feldern seiner Nahrung nachzugehen. Besonders gern besuchen sie die Viehweiden, wo sie bald rasch auf dem Boden herumlaufen und Würmer und Insecten zusammensuchen, bald sogar den Schafen und Kühen auf den Rücken fliegen, um blutsaugende Schmarozerthierchen, wie Zecken, Bremsen und Ungeziefer abzulesen.

Die Lebensweise des Stahres ändert sich schon, wenn die Nist- und Brutzeit herankommt. Dann wird er fein häuslich und verläßt seine Wohnung nur auf kurze Zeit, um Nahrung in den naheliegenden Gärten und Feldern einzusammeln. Melden sich endlich die jungen Schreihälse, so ist er der sorgsamste Vater, der ohne Unterlaß Insecten, Larven, Würmer, Engerlinge, kleine Schnecken und dergleichen Ungeziefer zusammensucht. Merkwürdig ist es, wie der futtertragende Stahr auch seinen Flug ändert. Fast scheint es, als glaube dieser Affe unter den Vögeln, die Würde des Familienvaters auch durch einen gravitätischen Flug ausdrücken zu müssen. Stolz wie der Adler schwebt er dann zu seinem Neste, seinen sonst raschen Flügelschlag hemmend.

Viele unter Grasblättern und Laub versteckte Thierchen finden die Stahre sehr leicht durch das zirkelartige Auffspreizen des langen Schnabels auf, indem sie damit die bergenden Umgebungen aufheben oder geschickt umwenden. Schon aus diesem Grunde gewähren die Feld-, Wiesen- und Gartenbesitzer diesen nüzlichen Thieren allerlei Schutz. Der Nutzen durch das Vertilgen der schädlichen Insecten und Würmer ist gar hoch anzuschlagen, und man sieht es dem freundlichen und zutraulichen Thiere, schon seines munteren, papageiartigen und possirlichen Wesens halber, einmal nach, wenn es im Amtseifer etwa eine Hyacinthe oder eine andere zarte Pflanze aus dem Gartenbeete mit herauszieht oder unsere Kirschbäume plündert. Als Insectenvertilger ist der Stahr ein gar nicht unwichtiges Glied im Haushalte der Natur.

Doch er debütirt auch außerdem noch als nicht unbedeutender Gesangskünstler. Freund Sturnus ist ein Vetter der sangfertigen Drosseln, und übernimmt sehr gern als Buffone das Fach der komischen Gesangsrollen. Bekanntlich ahmt dieser sonderbare Kauz fast alle Thierstimmen nach, das Miauen der Katze, wie das Quaken des Frosches. Gewöhnlich um die Morgen- und Abendzeit läßt er seinen Gesang hören, welcher aus einem höchst wunderlichen Tongemenge von schnatternden, schnurrenden, leiernden, wetzenden, gackernden, giebsenden, quäkenden, seufzenden und sprechenden Lauten besteht, zwischen denen er immer wieder seine Drosselnatur durch ein angenehmes Pfeifen, ähnlich dem des Pirol, zur Geltung bringt. In der Gefangenschaft lernt er deutlich sprechen. Als Merkwürdigkeit erwähnt Tschudi, daß eine Wittwe in St. Gallen einen Stahr besessen habe, der das als Tischgebet täglich vernommene „Unser Vater" deutlich herzusagen verstand.

Namentlich bei Sonnenuntergang sammeln sich die Stahre aus der Nachbarschaft gern auf einem nahen hohen Baume, etwa auf der Spitze einer italienischen Pappel, auf deren schwanken Zweigen sie sich gern wiegen. Dann machen sie Chorus mit ihrem sonderbaren Geschrei, und es gewährt dem Beobachter besonderes Vergnügen, den lebhaften Wechselgesprächen der klugen Thierchen zu lauschen.

Der Stahr ist ein Strichvogel, der bei uns während des Sommers zwei Mal nistet; 4—6 Junge werden in einer Hecke aufgezogen. Hie und da beraubt man ihn seiner wohlschmeckenden Jungen, die unter verschiedenen fremdländisch klingenden Namen sogar als Delicatessen auf die Tafeln gebracht werden.

So wie die Brütezeit vorüber ist, lassen sich die Stahre nicht mehr in der Nähe ihrer Hegeplätze sehen. Sie schwärmen dann auf den Feldern in großen Schaaren umher, die wie schwarze Wolken unter donnerähnlichem Geräusch sich erheben, wenn man sich ihnen nähert.

Wie stark die Vermehrung dieser Vögel war, sieht man dann an dem jungen Volk, das sich durch ein hellgraues gesprenkeltes Gefieder von dem kohlschwarzen älteren Geschlechte unterscheidet. Kurz vor ihrem Abzuge nach wärmeren Gegenden besuchen die Stahre noch einige Mal ihre freundlichen Wirthe, um Valet zu sagen. Des Morgens und des Abends hört man ihren pfeifenden Ton noch einmal in der Nähe der Stahrnesten. Im October, oft auch erst mit den ersten Schneeflocken, verlassen sie uns still und geräuschlos. Dieselben Stahre, welche unsere Brutkästen in diesem Jahre inne hatten, besetzen sie auch im nächsten Jahre wieder, wenn sie glücklich von ihrer Wanderschaft heimkehrten.

Rosa Heisterberg.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder."

(Schluß.)

„Ich bedauere," antwortete sie sehr ruhig und kalt, „daß ich Ihnen in dieser Beziehung nur das Nämliche wiederholen kann, was ich Ihnen heute Morgen sagte."

„Ihre Weigerung würde jetzt ohne Erfolg sein. Mit diesem Zettel in der Hand wird der Polizei seine Entdeckung leicht werden."

„Ich werde das abwarten."

„Sie haben in der letzteren Zeit des Abends häufige Ausgänge gemacht?"

Sie wurde glühendroth im Gesicht.

„Werden Sie mir Auskunft darüber geben, wohin Sie gingen?"

Der Röthe folgte eine ängstliche Bläße.

„Ja, mein Herr, ich war seit einiger Zeit mehrmals des Abends ausgegangen; ich kann Ihnen aber nicht sagen, wohin; das Geheimniß gehört nicht mir allein. Aber um Eins bitte ich Sie; denken Sie dabei nicht an —"

Sie stockte.

„Woran nicht?"

Sie antwortete nicht. Sie war sehr verlegen.

„An jenen jungen Mann nicht?"

Auf einmal standen in ihren Augen wieder Thränen.

„O, mein Herr, ich selbst habe Ihnen zu einem ungerechten Verdachte Veranlassung gegeben; geben Sie ihn auf, ich beschwöre Sie, um des braven, des edlen jungen Mannes willen."

Die Gefangene und ihre geheimen Beziehungen mußten mir immer räthselhafter erscheinen.

Ich schritt zu dem Verhör über die Diebstähle selbst.

Sie war wieder vollkommen ruhig.

„Ich habe die Majorin von Waldheim vernommen," begann ich.

Sie fiel mir schnell und ein wenig spöttisch in die Rede.

„Und die vornehme Dame hat Sie wohl von meiner Schuld überzeugt? Ich bin die Diebin?"

„Die Frau von Waldheim klagt Sie mehrerer Diebstähle an."

„Ich weiß es."

„Die Frau von Waldheim war vor mehreren Wochen auf kurze Zeit verreist?"

„Auf acht Tage nach Louisenhof."

„Sie begleiteten sie nicht?"

„Ich war in ihrer Wohnung zurückgeblieben."

„Allein?"

„Allein mit der Köchin."

„Hatten Sie Zutritt zu allen Zimmern der Wohnung?"

„Ja."

„Auch zu dem Wohn- und Schlafzimmer der Majorin?"

„Ja."

„War Ihnen bekannt, wo die Majorin ihr Geld und ihre Kostbarkeiten verwahrt hielt?"

„Ihre Kostbarkeiten hatte sie mitgenommen; ich hatte sie ihr einpacken helfen. Ihr Geld pflegte sie an zwei Orten zu verwahren, in einem Schreibsecretair in ihrem Wohnzimmer und in einem Wandspinde in ihrer Schlafstube."

„Woher war Ihnen dies bekannt?"

„Die Dame hatte mir nie ein Hehl daraus gemacht."

„Wo befanden sich die Schlüssel zu dem Secretair und dem Spinde?"

Digitized by Google

„Ich denke, die Frau von Waldheim hatte beide Schlüssel mit nach Louisenhof genommen."

„Wo pflegten sie zu sein, wenn die Majorin zu Hause war?"

„Den Schlüssel zum Secretair trug die Frau von Waldheim immer bei sich; den zum Spinde legte sie gewöhnlich in das mittlere Fach des Secretairs."

„Sollte dies nicht auch bei ihrer Abreise nach Louisenhof geschehen sein?"

„Ich weiß es nicht; ich habe mich nicht darum bekümmert. Ich meinte, sie habe auch ihn mitgenommen."

„Ist Ihnen die innere Einrichtung des Secretairs bekannt?"

„Sehr genau, da ich der Majorin oft Geld und Anderes herausholen mußte. Er hat zwei Reihen Schubfächer und in der Mitte jenes Fach mit einem unverschließbaren Thürchen."

„Kennen Sie auch die Einrichtung des Wandspindes?"

„Ich habe es im Auftrage der Majorin gleichfalls häufig öffnen müssen; es hatte mehrere offene Fächer über einander."

„War nicht eins dieser Fächer defect?"

„Ich weiß es nicht."

„Hatte die Frau von Waldheim bei ihrer Abreise nach Louisenhof Geld zurückgelassen?"

„Ich weiß das nicht. Sie hatte mir wenigstens nichts davon gesagt."

„Sie hatte Geld zurückgelassen."

„Es kann sein."

„Etwa zweihundert Gulden."

„Es ist möglich, sie behauptet es; sie hat gestern Abend sogar behauptet, und sie wird dies auch heute vor Ihnen wiederholt haben, daß ich ihr, während ihrer Anwesenheit in Louisenhof, das Geld entwendet hätte."

„Sie hat dies in der That wiederholt."

„Wie gesagt, ich bezweifle es nicht."

„Und Sie haben den Diebstahl nicht begangen?"

„Nein, mein Herr!"

Alle ihre Antworten waren klar, bestimmt, offen, ohne alles Zögern, ohne irgend ein Zeichen von Verwirrung oder Verlegenheit gegeben. Sie hatte mich klar dabei angesehen.

Bei ihren letzten Worten sah sie mich zugleich stolz an; sie erhob ihre Gestalt; ihr ganzes Wesen drückte die Aufforderung, die Herausforderung aus: „Sieh mich an, ob Du einen einzigen Zug einer Diebin in mir entdecken kannst!" Und in dem Allen lag eine so einfache, natürliche Wahrheit.

Ich mußte kalt und ruhig mein Verhör fortsetzen.

„Glauben Sie, daß die Frau von Waldheim gar nicht bestohlen sei?"

„Im Gegentheil, ich bezweifle den Diebstahl selbst nicht."

„Haben Sie einen Andern wegen desselben in Verdacht?"

„Ich habe auf Niemanden einen Verdacht."

„Wie erklären Sie sich dessen Verübung denn?"

„In der Residenz wird viel gestohlen, mit großer Frechheit, auch mit großer Schlauheit. Ich war nicht immer zu Hause; auch die Köchin nicht. Wie leicht kann während unserer Abwesenheit ein Dieb mit Nachschlüsseln eingedrungen sein!"

„Der Diebstahl setzte eine genaue Kenntniß der Einrichtung des Hauses und der Gewohnheiten der Frau von Waldheim voraus."

Sie sah mich wieder mit einigem Spotte an.

„Das sagen auch Sie den Anderen nach? Und doch werden sicher Hunderte Ihrer Actenstücke ähnliche Diebstähle aufweisen, in ganz gleicher Art von Menschen verübt, die nie an dem Orte des Diebstahls gewesen waren und keinen einzigen Bewohner desselben kannten."

Sie hatte nicht Unrecht. Ich war, mit der Bestohlenen, befangen gewesen, als ich annahm, der Dieb sei nur unter den Hausgenossen zu suchen. Ich hatte mich übereilt, als ich ihr dies vorhielt; ich konnte ihr auch nicht die besondere defecte Beschaffenheit des Spindes entgegenhalten; denn die Majorin hatte nur gerade darum, weil diese ihr allein bekannt war, das Geld auf dem untersten Boden des Spindes verborgen.

Die Angeschuldigte fuhr von selbst fort:

„Sollte aber auch jene besondere, genaue Kenntniß zur Begehung des Diebstahls erforderlich gewesen sein, warum muß denn gerade ich allein diese besitzen? Die Frau von Waldheim sieht viele Menschen, hat auch unzweifelhaft vor mir viele Leute in ihrem Hause gehabt; sie hat deren noch —"

Ich unterbrach sie.

„Sie erklärten so eben noch, daß Sie gegen Niemanden einen Verdacht hätten!"

„Und dennoch wollte ich jetzt die Leute der Majorin verdächtigen! Das wollten Sie mir ja wohl vorwerfen?"

„Ihre Worte deuteten es an."

„Konnte ich sie nicht auch anders meinen? Die Leute der Frau von Waldheim können Bekannte haben. Wie oft werden durch einen Liebhaber, Bruder oder andern Verwandten der Köchinnen oder Hausmädchen Diebstähle verübt!"

Auch darin konnte ich ihr nicht Unrecht geben. Sie war eifrig geworden, und in diesem Eifer fuhr sie lebhaft fort:

„Und sodann, die Frau von Waldheim hatte zwar ihre Domestiken, mit Ausnahme der Köchin, mit sich nach Louisenhof genommen; aber Louisenhof ist nicht weit von hier; wie leicht kann der Eine oder der Andere von ihnen hier gewesen sein! — Und Einer war hier!" setzte sie auf einmal mit großer Heftigkeit hinzu.

„Wer?" fragte ich rasch.

Sie gab mir keine Antwort und blickte unruhig vor sich hin, in sich hinein.

„Wer? Wer war hier?" wiederholte ich.

Sie sah mich an, als wenn sie, mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, die Frage nicht verstanden habe. Ich wiederholte:

„Mein Fräulein, Sie sagten geradezu, während der Abwesenheit der Frau von Waldheim in Louisenhof sei einer von ihren Domestiken hier in der Stadt gewesen. Wer war dieser Eine?"

„Ich weiß es nicht, mein Herr," antwortete sie mir kurz und auf einmal wieder völlig ruhig und kalt.

Es mußte hier ein Geheimniß vorliegen; aber ich konnte in diesem Augenblicke nicht darauf rechnen, es zu ergründen. Ich ging zu dem gestrigen Diebstahle über.

„Fräulein, sind Sie noch im Besitz von Schlüsseln zu der Wohnung der Frau von Waldheim?"

„Nein, mein Herr."

„Wo haben Sie den gestrigen Abend zugebracht?"

Auf einmal wurde sie roth, verwirrt, gerade wie vorhin, als ich sie nach ihren Abendausgängen gefragt hatte. Eine große Unruhe hatte sie wieder ergriffen.

Ich hatte allerdings die Frage plötzlich, unerwartet an sie gestellt; allein dies konnte nicht der Grund ihrer Verwirrung und Unruhe sein; denn das geringste Nachdenken hatte ihr seit dem Augenblicke ihrer Verhaftung sagen müssen, daß jene Frage unausbleiblich vor Gericht an sie werde gerichtet werden und sie mußte deshalb auch vollständig auf eine Antwort vorbereitet sein.

Gleichwohl diese Verwirrung! Sie war von ihrem Stuhle aufgesprungen, ging mit großen Schritten in der Stube umher, sah bald nieder, bald empor zur Decke, bald auf mich und kämpfte heftig mit sich, was sie mir antworten solle. Ich wartete ruhig das Ende ihres Kampfes ab.

Auf einmal trat sie rasch vor mich. Sie hatte einen Entschluß gefaßt. Sie warf nur noch einen unschlüssigen Blick auf meinen Protokollführer.

„Ich hätte Ihnen eine Mittheilung zu machen," sagte sie, „aber nur Ihnen allein. Nach den Gesetzen muß Ihr Herr Protokollführer bei dem ganzen Verhöre zugegen sein. Gestatten Ihnen Ihre Gesetze, für einzelne Fälle eine Ausnahme zu machen?"

Ich antwortete ihr offen:

„Sie gestatten mir das allerdings. Sie fordern aber zugleich, jede Erklärung, die Sie mir allein gemacht haben, insofern sie für die Untersuchung von Wichtigkeit ist, mir in Gegenwart des Protokollführers von Ihnen wiederholen zu lassen."

Sie kämpfte wieder mit sich, zwar nur noch kurze Zeit; dann hatte sie wieder einen Entschluß gefaßt, aber ich sah ihr leicht an, daß dieser nicht ganz der vorhin gefaßte war.

„Mein Herr," sagte sie, „ich hatte am gestrigen Abende auf beinahe zwei Stunden meine Wohnung verlassen. Ich war erst wenige Minuten vor dem Eindringen der Frau von Waldheim bei mir zurückgekehrt. Das Dienstmädchen der Frau Generalin hat vollkommen die Wahrheit gesagt."

„Und wo waren Sie gewesen, Fräulein?"

„Herr Criminalrath, das ist es, was ich Ihnen hier nicht sagen kann, auch nicht mehr Ihnen allein, seitdem ich weiß, daß Sie es zu Protokoll nehmen müssen. Und das müßten Sie, ich sehe es jetzt ein. Es würde Personen compromittiren, die ich unter keinen

Digitized by Google

Umständen compromittiren darf. Darum auch ließ ich mich gestern in der ersten Ueberraschung verleiten, die Unwahrheit zu sagen."

Sie sprach mit großer Festigkeit und Entschiedenheit. Ich konnte um so weniger eine weitere Auskunft von ihr erwarten, als ich diese unwillkürlich mit ihrem schon vorhin erwähnten Geheimnisse in Verbindung bringen mußte. Ich mußte ihr dennoch meiner Pflicht gemäß vorhalten:

„Fräulein, durch die Verweigerung einer Antwort auf meine Frage werden Sie, eben bei der unwahren Angabe, die Sie gestern und zwar wiederholt gemacht hatten, in sehr hohem Grade verdächtig."

„Ich muß das auf mich nehmen, mein Herr."

„Sie steigern den Verdacht gegen sich gar in einer Weise, daß Sie darum allein zu einer außerordentlichen Strafe verurtheilt werden können. Bedenken Sie das wohl, Fräulein."

Sie wurde sehr blaß, aber sie antwortete mit voller Entschiedenheit:

„Ich müßte auch das auf mich nehmen. Aber, mein Herr, ich kann nicht schlecht handeln."

Sie sprach die einfachen Worte in einer sehr edlen Weise aus. Man glaubte bis auf den Grund ihres Innern zu sehen, wie sie, um nur nicht andere Personen in eine Verlegenheit zu bringen, lieber unschuldig eine schwere Schuld, die Schuld eines gemeinen Verbrechens auf sich nehmen wollte. War dies Wahrheit, so war sie ein edles Herz. War es Verstellung, so war sie eine durch und durch verdorbene, vollendete Heuchlerin.

Ich war als Mensch, wie als Richter zweifelhaft, was ich glauben sollte.

„Mein Fräulein," fuhr ich in meinem Verhöre fort, „in derselben Zeit, während Sie gestern auf geheimnißvolle Weise aus Ihrer Wohnung abwesend gewesen sind, ist wiederum in dem Hause der Frau von Waldheim ein Diebstahl verübt, dessen Umstände auch Sie wieder verdächtig machen."

Sie hatte ihre völlige Ruhe und Kälte zurückgewonnen.

„Außer jener übereilten Unwahrheit kein einziger, mein Herr."

„Ich fürchte doch. Sie waren gestern zu Mittag bei der Frau von Waldheim?"

„Ja, mein Herr."

„Erfuhren Sie von ihr, daß sie ausfahren wollte?"

„Ja. Sie wollte eine Freundin auf dem Lande besuchen."

„Um welche Zeit wollte sie zurückkehren?"

„Gegen acht Uhr Abends."

„Die Majorin ist gegen acht Uhr zurückgekehrt. Kurze Zeit vor ihrer Rückkehr haben ihre Domestiken, der Bediente und die Kammerjungfer, deutlich gehört, wie die Flurthür zugeschlagen worden ist. Die Domestiken waren allein zu Hause. Die Thür hatte im Drückerschloß gelegen. Der Drücker war im Besitze des Bedienten. War also ein Dritter im Hause gewesen, so hatte er nur auf unbefugte Weise, mittelst eines falschen oder eigenmächtig nachgemachten Drückers hineingelangen können. Das Zuschlagen der Thür zeigte aber nothwendig an, daß Jemand da gewesen war. Die Domestiken konnten zwar bei sofortiger Nachforschung nichts entdecken, aber die Nachsuchung der gleich nachher zurückgekehrten Majorin bestätigte den Verdacht, daß ein Dieb im Hause gewesen war. Der Schreibsecretair in der Wohnstube der Frau von Waldheim war mit einem Nachschlüssel geöffnet gewesen und bestohlen worden."

Sie hatte mich mit ihrer vollen Ruhe und Kälte angehört.

„Es waren dreißig Gulden daraus entwendet," sagte sie, als ich meine Vorhaltung endigte. „So hat man mir gestern Abend gesagt. Und man hat hinzugesetzt, was auch Sie, mein Herr, mir jetzt wahrscheinlich noch werden vorhalten wollen, daß wieder nur ich die Diebin sein könne, weil ich die Gelegenheit des Hauses gekannt, weil ich mich leicht in den Besitz eines nachgemachten Drückers hätte setzen können, weil ich die Abwesenheit der Majorin und die Zeit ihrer Rückkehr gewußt, weil in dem Secretair auch der Schlüssel zu dem Spinde und in diesem noch mehr Geld und die Juwelen der Majorin gelegen und ein anderer, gewöhnlicher Dieb das genommen haben würde. Vielleicht hat man mir noch mehr gesagt, ich habe es vergessen. Vielleicht wissen Sie noch mehr."

„Vorläufig nicht."

„Ich darf mich also verantworten?"

„Sie dürfen."

„Wohlan, mein Herr, lassen Sie uns dem Gange jener Indicien folgen. Daß auch andere Leute die Gelegenheit des Hauses kennen, darüber haben wir schon gesprochen. Dieselben Leute können ebensowohl unberechtigt im Besitz des Drückers gewesen sein. Die Abwesenheit der Majorin wußten auch ihre Domestiken, von diesen können es deren Bekannte weiter erfahren haben. Uebrigens fuhr sie noch bei hellem Tage aus; viele Menschen können das gesehen haben. Wenn die Diebe die Zeit ihrer Rückkehr nicht kannten, so brauchten sie nur eine Wache auf die Straße zu stellen. Daß sie dies wirklich gethan, dafür spricht sogar jenes Zuschlagen der Thür und Entfernen des Diebes so kurz vor der Rückkehr der Majorin. Glauben Sie, mein Herr, daß ich, wenn ich die Diebin gewesen wäre, bei meiner Kenntniß von der Zeit der Rückkehr der Frau von Waldheim mich bis so nahe vor dieser Rückkehr in ihrer Wohnung würde aufgehalten haben? Und wenn endlich der Umstand mich verdächtigen soll, daß nicht auch das Spinde bestohlen ist, ei, mein Herr, trauen Sie mir in der That so wenig Verstand und Einsicht zu, daß ich nicht, um einen solchen Verdacht von mir abzulenken, eben Alles genommen hätte, was ich nehmen konnte? — Indeß die Frau von Waldheim konnte in ihrem Eifer, in ihrer Leidenschaft, in ihrer ".

Sie stockte, während ein wilder, feindseliger Blitz aus ihrem Auge hervorzuckte. Rasch fuhr sie fort:

„Jene Dame konnte in ihrer Verblendung diese Umstände mir entgegenhalten. Aber Sie, mein Herr, halte ich für viel zu verständig und einsichtig, als daß Sie in Wahrheit solche Indicien gegen mich geltend machen könnten. Und welche andern hätten Sie mir vorzuhalten? Ich sagte Ihnen schon gestern Abend, es werde mir leicht sein, Ihnen Beweise für meine Unschuld zu liefern. Aber ich bedarf deren nicht. Bringen Sie zuerst Beweise für meine Schuld gegen mich vor."

Ich konnte mir wieder nicht verhehlen, sie zerstörte mit scharfer, klarer Logik alle Argumente, die man aus den Thatsachen für ihre Schuld hätte entnehmen können. Sie vertheidigte sich vielleicht besser, als der gewandteste Vertheidiger es gekonnt hätte. Ich hatte ihr nur noch einen einzigen Umstand entgegenzuhalten. Er hatte freilich nicht viel Gewicht.

„Die beiden genannten Diebstähle sind nicht die alleinigen, deren Sie angeklagt werden. Während Ihrer Anwesenheit im Hause der Frau von Waldheim sind dieser mehrfach allerlei Kleinigkeiten entkommen, Taschentücher, Spitzenkragen, ein seidenes Nadelkissen, eine feine Scheere. Die Scheere hat sie später, als Sie schon bei der Generalin wohnten, bei Ihnen wiedergesehen. Sie hat daraus um so mehr geschlossen, daß Sie ihr auch die andern Sachen entwendet haben."

Sie konnte sich auch hier leicht vertheidigen. Sie that es mit einem feinen, verächtlichen Lächeln auf den Lippen.

„Entwendet! Mein Herr, wenn zwei Damen in demselben Zimmer, an demselben Tisch, oft bei derselben Arbeit gemeinschaftlich beschäftigt sind, glauben Sie nicht, daß da nothwendig manchmal ihr beiderseitiges Eigenthum durcheinander kommen müsse, daß die Eine in dieser Confusion für ihr Eigenthum hält, was der Andern gehörig, und so umgekehrt? Und wollen Sie nun die Eine, und nur die Eine für eine Diebin und die Andere für eine Bestohlene halten? Haben Sie die Güte, Herr Criminalrath, bei der Frau von Waldheim nur halb so sorgfältig nachsuchen zu lassen, wie sie am gestrigen Abend meine Sachen durchsucht hat, und Sie werden bei ihr eine Menge von Sachen finden, von denen sie selbst wird gestehen müssen, daß sie mein Eigenthum sind. Und dann, mein Herr, werden Sie unter zwei Dingen nur eine Wahl haben: entweder Sie stecken auch die Frau Majorin als Diebin ein, oder Sie werfen mir nicht mehr vor, ich hätte ihr ihre Scheere gestohlen."

Hatte sie nicht Recht?

Von allen Verdachtsgründen, die in Betreff der Diebstähle sich gegen sie erhoben hatten, blieb, wenn man sie näher betrachtete, verzweifelt wenig bestehen. Konnten durch Vernehmung der Hausgenossen der Majorin nicht noch neue Verdachtsmomente herbeigeschafft werden, und wäre nicht jenes Dunkel über das bisherige Leben der Beschuldigten vorhanden gewesen, das durch die objectiv vorhandene Fälschung ihres Passes als ein zweifelhaftes sich darstellte, ich hätte kaum ihre fernere Verhaftung rechtfertigen können. So war diese einstweilen noch geboten, und ich hatte sie nur noch über jene Paßfälschung zu vernehmen.

Ich legte ihr den Paß vor.

„Sie nennen sich Rosa von Heisterberg?" fragte ich sie.

„Sie fragten mich schon heute Morgen so."

„Und Sie bejaheten meine Frage."

„So ist es."

„Auch dieser Paß nennt Sie so."

„Ich weiß es."

„Aber er ist verfälscht."

„Ich glaube nicht."

„Ueberzeugen Sie sich selbst."

Ich bezeichnete ihr die gefälschte Stelle. Sie lächelte unbefangen.

„Nun?"

„Das Wörtchen von ist später zugeschrieben."

„Gewiß."

„Von wem?"

„Einfach von dem guten alten Herrn selbst, der den ganzen Paß geschrieben hat. Er hatte in der Zerstreuung Rosalie Heisterberg geschrieben. Als er das Geschriebene durchlas, überzeugte er sich von dem Fehler. Ich legte kein Gewicht darauf. Aber er bestand darauf, den Paß so zu ändern, wie Sie ihn hier sehen, schon darum, weil die Beglaubigung meines Standes mir eine bessere Aufnahme in meiner neuen Stellung verschaffen werde. Ich konnte ihm nicht wehren."

„Sie erzählen," erwiderte ich ihr, „allerdings mit einem gewissen Scheine von Glaubwürdigkeit. Allein, da Sie einmal von einem Passe Gebrauch gemacht haben, der offenbare Spuren einer Fälschung an sich trägt, so werden Sie den Beweis liefern müssen, daß eine Fälschung in der That nicht vorhanden sei. Jene Erzählung ersetzt diesen Beweis nicht."

Sie blieb ruhig.

„Der Gesandte ist todt, mein Herr. Ich weiß, wie diese einfache Thatsache gegen mich sprechen kann. Sie kann aber auch eben so viel zu meinen Gunsten wiegen. Bei richtiger Erwägung aller Umstände wird es indessen gar nicht darauf ankommen können. Ich habe sofort diesen Paß, so wie er hier vor Ihnen liegt, der Polizei übergeben. Würde ich dies, wenn er gefälscht war, bei Lebzeiten des Gesandten gewagt haben?"

Auch darin hatte sie Recht.

Mein resultatloses Verhör war zu Ende. Ich erklärte ihr, daß ich sie bis zur Erschöpfung der sämmtlichen Beweismittel noch einstweilen in Haft behalten müsse.

Sie hörte mich mit der größten Ruhe an. Sie sah auf die Bücher, die für sie da lagen.

„Sie werden mir doch diese Bücher mit in meine Haft geben?" fragte sie.

„Gewiß."

„Werden Sie mir auch eine zweite Bitte gewähren?"

„Wenn ich darf, gern."

„Ich bitte um Schreibmaterial."

Ich konnte ihr diese Bitte nur ausnahmsweise, auf meine Verantwortung gewähren. Ich zögerte einen Augenblick.

„Ich werde keinen unerlaubten Gebrauch von Ihrer Erlaubniß machen," fuhr sie fort. „Sie können mich controliren. Ich werde Ihnen jede Zeile vorzeigen, die ich geschrieben habe."

Ich genehmigte ihre Bitte. Und nun war sie auf einmal wieder glücklich wie ein Kind.

„O, mein Herr, wenn ich schreiben und lesen kann, dann können Sie — ja wahrhaftig, dann können Sie mich noch ein ganzes Vierteljahr in Ihrer Haft behalten. Darf ich?"

Sie zeigte nach den Büchern, ob sie sie gleich mitnehmen dürfe?

Ich bejahete.

Sie nahm sie unter den Arm, so viel sie tragen konnte. Die andern ließ ich ihr durch den Gefangenwärter nachtragen.

So entfernte sie sich, triumphirend, glücklich.

War sie eine Verbrecherin? Konnte sie es bei solchen Gefühlen sein? War das Alles Verstellung?

Am unklarsten war mir das eigenthümliche Verhältniß, in welchem sie nothwendig zu der Frau von Waldheim stehen mußte. Sie hatte einen wahrhaft feindseligen Haß gegen diese Frau. Einzelne Aeußerungen hatten offenbar gezeigt, daß dieser Haß älter als seit gestern war, daß er auch auf etwas ganz Anderes, als die Diebstähle sich bezog. Beides hatte ich auch aus den Worten der Frau von Waldheim entnehmen müssen, die ihrerseits von nicht minder lebhafter Abneigung gegen die Angeschuldigte erfüllt war. Dennoch hatten die Beiden bis zu dem letzten Tage, bis gestern, in einem äußerlich freundlichen Verkehre mit einander gestanden, sich sogar gegenseitig besucht. Was lag da vor?

Ich vernahm am folgenden Tage die Domestiken der Frau von Waldheim, ferner die Generalin und deren Dienerschaft. Ich erhielt nicht die geringste neue Auskunft; nur überall Bestätigungen dessen, was schon zu den Acten gebracht war.

Eben so konnte die Polizei mir zu dem bereits Bekannten keine neuen Momente liefern. Auch eine nochmalige genaue Durchsuchung der Sachen der Angeschuldigten hatte nichts Verdächtiges gebracht. Selbst die Nachforschungen nach dem unbekannten jungen Manne waren vergeblich gewesen.

Ich war im Begriffe, die Angeschuldigte ihrer Haft zu entlassen und dem Criminalgericht, nach dessen einmal bestehender, allerdings nicht zu billigender Praxis, die Acten zur einfachen Zurücklegung einzureichen. Auf einmal, schon am frühen Morgen, dem dritten nach der Verhaftung der Heisterberg, kam die Majorin von Waldheim bei mir vorgefahren. Sie war in großer Aufregung.

„Jetzt kann ich die Diebin vollständig überführen. Die Person hat mich entsetzlich bestohlen. Fast mein ganzer Juwelenschmuck ist fort."

Sie mußte sich zusammennehmen, bevor sie im Zusammenhange erzählen konnte. Sie gab dann unter dem wiederholten Erbieten zur eidlichen Erklärung folgende Thatsachen zum Protokoll:

Sie hatte einen nicht unbedeutenden Schmuck. Derselbe war, wenn sie ihn nicht brauchte, in jenem Wandspinde in ihrer Schlafstube verwahrt, zu welchem der Schlüssel in dem mittleren Fache des Schreibsecretairs in der Wohnstube lag. Sie hatte den Schmuck in neuerer Zeit selten getragen, seit ihrer Rückkehr von Louisenhof, wohin sie ihn mitgenommen hatte, gar nicht. So war es gekommen, daß sie wenig auf ihn geachtet hatte. Dies auch nicht in der ersten Zeit nach der Verhaftung der Heisterberg, zumal da sie bei der Entdeckung des zweiten Gelddiebstahls das Spinde unberührt und auch namentlich die Juwelen darin, wie sie meinte, unversehrt gefunden hatte. Eine eigenthümliche Unruhe hatte sie am gestrigen Abende zur nähern Besichtigung ihres Schmuckes veranlaßt, und nun hatte sie zu ihrem Schrecken entdeckt, daß in einem großen Theile desselben sich nur falsche Steine ohne allen Werth befanden, durch welche die herausgenommenen echten, mitunter sehr werthvollen Steine ersetzt waren. Die falschen Steine waren völlig kunstgemäß eingesetzt und gefaßt, so daß der Schmuck täuschend dem echten glich, und nur ein Kenner die Fälschung entdecken konnte. Die Majorin war Kennerin. Sie war so sehr Kennerin, daß sie bei genauerer Betrachtung an der Fassung eines der gefälschten Stücke den Juwelier erkannte, durch den sie geschehen sein müsse. Ihr Verdacht fiel sofort auf die Heisterberg. Sehr natürlich. Hatte sie einmal diese wegen der anderen Diebstähle in Verdacht, so konnte sie auch den jetzt entdeckten nur ihr verwerfen. Sie fuhr auf der Stelle zu dem Juwelier, sie zeigte ihm den Schmuck, den er nach ihrer Meinung gefaßt haben sollte. Er hatte ihn gefaßt.

„Auf wessen Bestellung?"

„Eine fremde junge Dame brachte mir den Schmuck mit den echten Steinen und verlangte die Einsetzung und Fassung falscher, aber so, daß die Aehnlichkeit mit den echten eine täuschende sei."

„Wann war das?"

„Vor etwa fünf Wochen."

„Wie sah die Dame aus?"

Der Juwelier beschrieb genau die ehemalige Gesellschafterin der Majorin.

„Nannte sie sich?"

„Sie verweigerte die Nennung ihres Namens und die Angabe ihrer Verhältnisse. Sie gab einen plausiblen Grund dafür an. Der Schmuck gehöre ihrer Familie; ihre Mutter sei in großer Geldverlegenheit; es handle sich um eine Ehrenschuld, deren Berichtigung nicht aufgeschoben werden könne. Weder ihr Vater, noch die Gesellschaft, in der ihre Mutter erscheinen müsse, dürfe die echten Steine bei ihr vermissen. Die Dame gehörte nach ihrer ganzen Erscheinung unstreitig den höheren Ständen an. Aehnliche, in voller Wahrheit beruhende Mittheilungen waren mir schon oft gemacht. Ich hatte nicht die geringste Veranlassung, an der Richtigkeit auch dieser Angabe zu zweifeln, und die verlangte Arbeit abzulehnen."

Dem Juwelier war in der That kein Vorwurf zu machen. Auch mir waren ähnliche Vorfälle bekannt. Wie viele falsche Steine

Digitized by Google

wurden als echte in den höchsten Cirkeln der Residenz getragen, nicht blos aus Eitelkeit; die Etikette legt so manchen Zwang auf.

Der Juwelier hatte der Frau von Waldheim, die ihren gesammten Schmuck ihm vorzeigte, nach der Verschiedenheit der Fälschung, auch die anderen Werkstätten, aus denen diese hervorgegangen waren, angegeben. Sie begab sich dahin. Ueberall wurde die Arbeit anerkannt. Ueberall war fast zu derselben Zeit dieselbe junge Dame gewesen, die das Herausnehmen der echten und die täuschend ähnliche Wiedereinsetzung der falschen Steine bestellt hatte, unter denselben lügenhaften Angaben; nur hatten diese manchmal zwischen einer Mutter und einer Tante abgewechselt. Man hatte ihr überall Glauben geschenkt.

Auffallend war es nur gewesen, daß sie die echten Steine, anstatt, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, sie sofort dem Juwelier zu verkaufen oder verkaufen zu suchen, zurückgenommen hatte.

Der Bestohlenen waren auf solche Weise entwendet die Steine aus einem goldenen Stirnbande, einem Halsschmuck, einem Armbandschlosse und drei Ringen. Den Werth der entwendeten Steine gab sie nach den Schätzungen der Juweliere selbst auf mehr als dreitausend Thaler an.

Die Angaben der Bestohlenen waren um so wichtiger und erheblicher, je mehr, wenn sie richtig waren, diesmal ein klarer Ueberführungsbeweis gegen die Angeschuldigte herzustellen war.

Die Juweliere, nicht blos Einer, bei dem noch möglicher Weise eine Täuschung hätte angenommen werden können, mußten die Angeschuldigte, wenn sie ihnen wirklich die Juwelen gebracht hatte, mit Bestimmtheit wieder erkennen. Sie war dann eine überwiesene Diebin. Und nicht blos für diesen Diamantendiebstahl. Der Beweis, der für ihn erbracht war, mußte nothwendig auch für die anderen Diebstähle mit großer Kraft zurückwirken.

Freilich konnte ich noch an eine sonderbare Eventualität denken. Aber auch, wenn diese eintrat, hatte ich klares Licht; allerdings nach einer ganz anderen Seite hin.

Ich ließ zuerst die sämmtlichen Juweliere vorladen, durch welche die falschen Steine eingesetzt waren. Sie bestätigten die Angaben der Bestohlenen in allen Punkten, die sie betrafen, auch hinsichtlich des Werthes der echten Juwelen. Die Dame hatte, wie leidenschaftlich sie auch wieder gewesen war, diesmal nicht übertrieben. Sie beschrieben ebenso ganz genau und übereinstimmend Figur und Wesen der Angeschuldigten. Ich konnte mich freilich mit dieser Beschreibung nicht begnügen; ich führte die Zeugen einzeln an die Zelle der Heisterberg. Die Thür der Zelle hatte, wie auch die übrigen Gefangenenzellen, eine kleine Glasscheibe, um durch sie unbemerkt von außen die Gefangene in ihrer Zelle beobachten zu können. Ich ließ die Zeugen hindurchsehen. Alle erkannten sie auf der Stelle mit der größten Bestimmtheit. Keinem einzigen war nur der geringste Zweifel über die Identität der Person.

Ich ließ dann nochmals eine genaue Haussuchung in der Wohnung der Beschuldigten vornehmen. Diese führte allerdings nicht zu dem geringsten Resultate.

Ich schritt zu ihrem Verhör.

Ich war im höchsten Grade gespannt. Durch dieses Verhör mußte die Wahrheit herauskommen. Nach der einen oder nach der anderen Seite.

Die Angeschuldigte konnte, als ich sie zu diesem neuen Verhöre verführen ließ, von der Entdeckung des Diamantendiebstahls nicht die leiseste Ahnung haben, wenn nicht ihr eigenes böses Gewissen sie immer darauf vorbereitet hielt.

Ich begann das Verhör nicht sofort mit Fragen darüber.

„Fräulein, es dürfte sehr wahrscheinlich nothwendig werden, Ihre früheren Lebensverhältnisse zu erforschen. Können Sie sich auch jetzt noch nicht entschließen, mir darüber Mittheilungen zu machen?“

„Nein, mein Herr,“ erwiderte sie mit ihrer gewöhnlichen Ruhe.

„Ich habe Ihnen schon früher bemerkt, daß Sie durch diese Weigerung sehr weitaussehende Nachforschungen veranlassen.“

„Ich bedauere, daß ich Ihnen Mühe mache.“

„Ihre Haft kann sich dadurch Monate lang hinziehen.“

Sie lächelte.

„Herr Criminalrath, pflegen Sie die moderne Inquirentortur anzuwenden?“

„Nein.“

„Ich meine selbstredend nicht die ungesetzliche; aber die von dem Gesetz gestattete, nach der Ansicht manches Inquirenten gar befohlene: Entziehung von eingeräumten Bequemlichkeiten, einsame Einsperrung oder, wenn man keine Gesellschaft wünscht, die Gesellschaft von Dieben und anderem schlechten Gesindel, und ähnliche Mittel.“

„Ich wende auch solche Mittel nicht an.“

„Sie werden mir also meine Zelle für mich allein lassen?“

„Ja.“

„Sie werden mir auch meine Bücher, meine Schreibmaterialien lassen?“

„Ja.“

„O, mein Herr, sagen Sie Ihr Ja nicht so kalt, so verletzt und verletzend. Wenn Sie wüßten, wie glücklich, wie wahrhaft glücklich mich Ihre Versicherungen machen, Sie würden sich mit mir freuen, und wenn Sie auch eine so vollkommen verhärtete und verknöcherte Inquirentenseele hätten, wie Sie sie so vollkommen nicht haben.“

Durch ihr Lächeln, mit dem sie mich anblickte, drangen Thränen, die sie vergeblich zurückzuhalten suchte.

Wirkliche, echte Thränen kommen nur aus dem Herzen. Keine Verstellung, keine Heuchelei kann sie aus den Augen pressen. Vielleicht tausend Mal habe ich als Inquirent die gewaltsamsten und immer vergeblichen Anstrengungen der Verstellung wahrnehmen müssen.

„Kann dieses Herz wirklich einer gemeinen Diebin angehören?“ mußte ich mich wieder unwillkürlich fragen. „Und doch, wie kalt, wie spöttisch für gewöhnlich und in solcher Lage!“

Ich setzte mein Verhör fort.

„Aber, Fräulein, Sie erzielen durch Ihre hartnäckige Weigerung am Ende nichts. Glauben Sie, daß bei der Lebendigkeit und Leichtigkeit des gegenwärtigen internationalen Verkehrs meine Nachforschungen nach Ihnen resultatlos bleiben können?“

„Sie werden es bleiben,“ sagte sie sehr sicher.

„Auch nachdem Sie selbst den Weg gezeigt haben, den ich zu nehmen hätte?“

„Ich?“

„Sie haben bei der Frau von Waldheim über Ihre Verhältnisse Manches erzählt.“

Ich sah sie scharf an.

Sie erwiderte meinen Blick frei, wieder mit einem etwas spöttischen Lächeln.

„Mein Herr, wenn Ihnen damit gedient sein sollte, Sie haben nur zu befehlen.“

„Sie haben freilich meist in Räthseln gesprochen.“

„Ganz richtig.“

„Sie haben sich absichtlich in ein gewisses geheimnißvolles und vornehmes Dunkel zu hüllen gesucht.“

„Ah, ich höre die Frau von Waldheim.“

„Allein, mein Fräulein, auch aus den dunkelsten Geheimnissen läßt sich ein klarer Kern herausschälen, in dessen Mitte, wenn man ihn öffnet, zuletzt die Wahrheit zu Tage erscheint.“

„Mein Herr, versuchen Sie Ihr Glück; aber sollten Sie Ihre Nachrichten über meine geheimnißvollen Andeutungen blos von der Frau von Waldheim haben, so möchte ich Sie doch bitten, vorher noch Andere darüber zu befragen. Sie könnten dabei zugleich interessante Mittheilungen über die eigenthümliche Wahrheitsliebe der genannten Dame überhaupt erhalten.“

„Und welche Personen würden Sie mir vorschlagen?“

Sie stutzte.

„Ah, lassen wir das. Sie gehören Alle zu ihrer Gesellschaft und mir liegt nicht daran.“

„Aber mir.“

„So müssen Sie so gütig sein, sich bei der Frau von Waldheim selbst zu erkundigen.“

„Fräulein, im Besitze von welchen Schmucksachen war die Frau von Waldheim?“

Ich hatte die Frage unmittelbar, rasch, wie ganz zu dem verhandelten Gegenstande gehörig, an sie gerichtet. Die Angeschuldigte war also völlig unvorbereitet auf sie.

Sie wurde in der That überrascht. Aber diese Ueberraschung war eine durchaus sonderbare.

Sie sah mir scharf, tief, mit einem ahnenden und plötzlich

hell und wild aufflammenden Blicke in das Auge, als wenn die Frage auf einmal einen entsetzlichen, kaum zu fassenden Gedanken in ihr geweckt hätte.

„Wie?“ rief sie dann heftig. „Auch ihre Juwelen soll ich ihr gestohlen haben? Auch das hat diese Frau zu behaupten gewagt? Auch dazu hatte sie die Frechheit? Antworten Sie mir, mein Herr, antworten Sie!“

Ihr Gesicht war leichenblaß geworden. Sie zitterte; aber vor Zorn, vor wilder Leidenschaft, vor Wuth.

Das waren keine Aeußerungen eines schuldbewußten Gewissens. Ich hätte in diesem Augenblicke auf ihre Unschuld schwören mögen.

Ich mußte meine ganze Inquirentenkälte zusammennehmen.

„Ja, die Frau von Waldheim beschuldigt Sie, ihr den größten Theil ihrer Diamanten entwendet zu haben.“

Auch sie hatte sich, und gewiß nicht ohne große Anstrengung, wieder gefaßt. Ruhig sagte sie:

„Erzählen Sie mir, mein Herr, was sie gesagt hat.“

Ich fuhr in meinem Verhöre fort:

„Sie haben mir meine Frage noch nicht beantwortet. Kannten Sie den Juwelenschmuck der Frau von Waldheim?“

„Ja, mein Herr.“

„Wo hielt sie ihn verwahrt, wenn sie ihn nicht trug?“

„In dem Wandspinde ihrer Schlafstube.“

„Haben Sie selbst ihn dort gesehen?“

„Oft genug. — Aber, mein Herr, wozu sollen wir diese Komödie noch länger fortsetzen? Sie mögen nach Ihrer Inquirentenmaxime nicht sofort und geradeaus zu Ihrem Ziele vorangehen wollen oder dürfen. Mich hindert nichts, Ihnen ohne Weiteres die Wahrheit zu sagen. Und sie ist diese: Die Frau von Waldheim liebt den Aufwand. Sie liebt ihn über ihre Kräfte und ist nicht vermögend. Ihre Pension ist unbedeutend; dies ist bekannt. Sie war ein armes Fräulein; auch das ist bekannt. Sie hat ausgestreut, von ihrem verstorbenen Manne ein ansehnliches Vermögen geerbt zu haben. Sie hat nur wenig geerbt; das aber ist nicht so bekannt. Ihr Aufwand hat schon lange den größten Theil ihres Vermögens verzehrt. Ihr Ehrgeiz, ihr Hochmuth leiden nicht, ihn zu beschränken. Sie kann es auch aus einem anderen Grunde nicht. Die Thörin verfolgt einen Plan —“

Sie stockte plötzlich, aber mit einem Blicke, in dessen Brennen sich der tiefste Haß, die tödtlichste Feindschaft zeigte.

Welches Geheimniß lag zwischen diesen beiden Frauen?

„Fahren Sie fort,“ forderte ich sie auf.

„Ich werde. Nach ihrer Rückkehr von Louisenhof war sie in großer, dringender Geldverlegenheit. Sie sagte es mir nicht; aber sie erhielt versiegelte Billete, die wie Rechnungen, wie Mahnbriefe aussahen und die sie auf das Sorgfältigste vor mir zu verbergen suchte. Sie war in auffallender Verlegenheit, in großer Verstimmung. Schon am dritten Tage mußte sie mich zu ihrer Vertrauten machen, freilich in ihrer falschen, hinterlistigen, heuchlerischen Weise. Sie habe von einem theuern Verwandten die Nachricht erhalten, daß er eine besonders vortheilhafte Gelegenheit habe, sein Gut durch einen bedeutenden Zukauf zu verbessern; es fehlen ihm dazu nur einige Tausend Thaler. Er sei sie angegangen, ihm das Geld in der Residenz zu verschaffen, und sie habe sich entschlossen, selbst es ihm vorzuschießen. Sie habe nun zwar nicht die baaren Mittel liegen; aber ihr Schmuck liege als völlig zinsloses, todtes Capital da; falsche Steine thäten dieselben Dienste; drei Viertel der Damen am Hofe trügen falsche Steine, warum nicht auch sie? Es komme nur darauf an, daß die falschen Steine für echte gehalten werden, und dazu sei erforderlich, daß ihr Schmuck äußerlich ganz der bisherige bleibe und die neue Fassung für Jedermann ein Geheimniß sei. Dazu solle ich ihr behülflich sein. Sie selbst sei in der Residenz bekannt, auch bei den Juwelieren; mich aber kenne Niemand. Ich möge daher mit den einzelnen Stücken ihres Schmuckes zu verschiedenen Juwelieren gehen und unter Vorbringen von Märchen über Noth, Ehrenschulden und so weiter das Herausnehmen der echten Steine und die Wiederherstellung der Schmucksachen in ganz gleicher Fassung wie bisher durch falsche Steine veranlassen.

„Mein Herr, dies habe ich gethan. Ich habe ihr die alten, echten Steine zurückgebracht; sie hat durch mich ihren Schmuck mit den neuen, falschen Steinen zurückerhalten. Und nun — nun will sie mich zur Diebin ihrer Juwelen machen? Nun soll ich ihr ihre Steine gestohlen haben? Ich weiß nicht, soll ich auch dies mehr empörend oder mehr lächerlich nennen?“

Da war jene Eventualität da, an die ich gedacht hatte.

Ich hatte aber auch jenes Licht, das sie mir bringen mußte. Eine von den beiden Frauen mußte nothwendig eine durchaus verworfene Person sein, entweder die Angeklagte oder Anklägerin, bei der hier blos von einem falschen Verdachte gegen jene nicht mehr die Rede sein konnte.

Allein welche von ihnen war es?

Die Frau von Waldheim hatte ihre Anklage mit dem vollen Tone, mit dem ganzen Wesen der Wahrheit vorgebracht.

Die Angeschuldigte hatte nicht minder ihre Vertheidigung mit einer Ruhe und mit einer Sicherheit geführt, daß man zu der Ueberzeugung von der Wahrheit ihrer Worte mit einer fast nicht zurückzuweisenden Gewalt gezwungen wurde.

Und dennoch mußte nothwendig eine von diesen Aussagen unwahr, falsch, erlogen sein!

Es mußte ein anderer, äußerer Beweis herbeigeschafft werden. Aber wie und von wem?

Die Aussagen der Juweliere waren dafür unerheblich. Sie konnten nur bestätigen, und sie hatten schon bestätigt, was beide Theile angegeben hatten, ohne in die eine oder andere Wagschale ein schwereres Gewicht zu legen.

Der sogenannten moralischen, rein menschlichen, lediglich den einzelnen Fall mit seinen Persönlichkeiten und Haupt- und Nebenumständen festhaltenden Ueberzeugung gegenüber, konnte der Fall so liegen, daß jeder Theil seine Angaben zu beweisen habe und bis dahin keine von ihnen als wahr angenommen werde. Vor der richterlichen Beweistheorie war jedoch die Angeklagte, welche fremdes Eigenthum unter unwahren Angaben und heimlich producirt und dann wieder eben so in ihren Besitz genommen hatte, zunächst in der Lage, die Rechtmäßigkeit ihrer an sich als ungerechtfertigt sich darstellenden Handlungen, also die Wahrheit ihrer Aussage nachzuweisen; allerdings nicht zum directen Beweise ihrer Unschuld, aber zur Vernichtung des durch die vorhandenen Thatsachen selbst einmal gegen sie begründeten Verdachts. Ich eröffnete ihr das.

„Fräulein, haben Sie Beweismittel für die Wahrheit Ihrer Behauptungen?“

„Kann die Majorin vorher *ihre* Behauptungen beweisen?“ fragte sie zurück.

„Die Sache steht für die Majorin anders, als für Sie.“

„Ich wäre begierig.“

„Sie sind im Besitze fremder Sachen gewesen, ohne beweisen zu können, daß Sie diesen Besitz in redlicher Weise erlangt hatten.“

„Man beweise mir den unredlichen Erwerb.“

„Die Majorin wird beschwören, daß jene Sachen ihr ohne ihr Wissen und Wollen entkommen, also entwendet sind.“

„Das kann sie nicht.“

„Sie hat sich schon bereit dazu erklärt. Sie wird es, mit Uebereinstimmung des Gesetzes.“

„Sie wird falsch schwören.“

„Sie ist eine unbescholtene Frau. Ihr Eid wird beweisen, daß die Steine ihr wirklich gestohlen sind; so bestimmt es ausdrücklich das Gesetz. Dann bildet, gleichfalls nach ausdrücklicher Vorschrift des Gesetzes, der Besitz des gestohlenen Gutes ein dringendes Anzeichen des Diebstahls gegen Sie, bis zu jenem Nachweise des ehrlichen Erwerbes. Zu diesem Anzeichen kommen die an sich gleichfalls erwiesen unwahren Angaben, die Sie selbst den Juwelieren über den Besitz der Sachen gemacht haben, bis Sie wiederum den Beweis liefern können, daß Sie diese Unwahrheiten nur im Einverständniß mit der Frau von Waldheim vorgebracht haben. — Ueberzeugen Sie sich, daß die Sache anders für Sie und anders für die Frau von Waldheim steht?“

Sie war schon längst überzeugt. Man sah es ihr an, wie sie leichenblaß, in tiefes, unruhiges Grübeln versunken da saß und mir kein Wort erwidern konnte.

Ich mußte mit unerbittlicher Strenge fortfahren.

„Damit bringen Sie, ebenfalls nach der ausdrücklichen Aufforderung des Gesetzes, in Verbindung, daß Sie selbst, theils durch Ihre geheimnißvollen Erzählungen über Ihre früheren Lebensverhältnisse, theils durch Ihre hartnäckige Weigerung, auch jetzt noch über diese Auskunft zu geben, den Verdacht einer vagirenden Abenteurerin, auf der vielleicht gar Verbrechen haften, der man jedenfalls wenig Glauben schenken kann, gegen sich erweckt haben.“

Digitized by Google

Sie war mit jedem meiner Worte unruhiger geworden.

Und dies war eine Unruhe, die für meine individuelle Ueberzeugung immer mehr zu ihren Gunsten sprach. Es war die Unruhe, die Angst der von dem Scheine der Schuld erdrückten Unschuld.

Aber meine individuelle Ueberzeugung war nichts und galt nichts, gegenüber der Ueberzeugung des Gesetzes. Und das Gesetz sah diese Unruhe und ihren besondern Charakter nicht, sondern zählte nur jene Indicien auf.

„Mein Gott," rief sie in ihrer Angst, „was soll ich denn beweisen?"

Ich sann nach.

„Kann Jemand von den Leuten der Frau von Waldheim irgend einige Auskunft geben?"

„Niemand. Sie sprach nur mit mir und nur heimlich."

„Auch Niemand von ihren Bekannten oder Freundinnen?"

„Sie hielt die Sache im höchsten Grade geheim."

„Hat die Kammerjungfer nicht etwa eine Veränderung an dem Schmuck wahrgenommen oder darüber gesprochen?"

„Niemals."

„Hat die Majorin den Verwandten genannt, dem sie das Geld leihen wollte?"

„Sie hütete sich."

„Können Sie einen der Gläubiger bezeichnen, die Sie nach Ihren Annahmen mit dem für die Juwelen erhaltenen Gelde befriedigt hat?"

„Ich bin dazu nicht im Stande."

„Sie wissen auch nicht, wo sie die Juwelen verkauft haben mag?"

„Auch das nicht."

„Ihre Sache steht schlimm, um so schlimmer, als man nur zu geneigt sein muß, von diesem Diamantendiebstahle zugleich auf die übrigen Diebstähle zurückzuschließen."

Sie hatte keine Erwiderung hierauf.

Sie saß wieder grübelnd, unruhig, ängstlich, wie vernichtet.

Auf einmal sprang sie auf. Aus ihrem flammenden Auge leuchtete ein fester Entschluß hervor.

„Mein Herr," sagte sie, rasch die Worte hervorschleudernd, „fragen Sie den Prinzen Ottokar."

„Wen?" rief ich.

Sie antwortete nicht.

„Den Prinzen Ottokar?"

„Ja."

„Und was soll er Ihnen bezeugen?"

„Er weiß —"

„Sprechen Sie sich bestimmt aus."

Sie antwortete mir nicht mehr.

So wie sie den Namen des Prinzen ausgesprochen hatte, war sie wieder leichenblaß geworden. Sie mußte sich schnell auf einen Stuhl setzen, wenn sie nicht umsinken sollte. Sie konnte mir nur noch mühsam jene wenigen, kurzen, weiteren Antworten geben. Dann fiel sie, völlig erschöpft, ineinander, schloß die Augen und schien einer Ohnmacht nahe zu sein.

Ich ließ ihr Zeit, sich zu erholen.

Sie schlug die Augen wieder auf.

„Darf ich mit Ihrer Vernehmung fortfahren?" fragte ich sie.

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Was soll der Prinz Ottokar bekunden?"

Als ich den Namen aussprach, zuckte ihr ganzer Körper zusammen.

„Habe ich den Namen genannt?" rief sie. „Nein, nein! Ich habe im Wahnsinn gesprochen. Fragen Sie ihn nicht, er weiß nichts. Fragen Sie auch mich nichts mehr; ich weiß nicht mehr, was ich sage. Es ist mir Alles wirr im Kopfe. Ich beschwöre Sie, brechen Sie das Verhör ab. Seien Sie menschlich."

Ich brach das Verhör ab und ließ sie in das Gefängniß zurückführen.

Was war das gewesen? Welche neue Phase? War es eine neue Phase unmittelbar für die Untersuchung? Oder nur für die Kenntniß des Innern, des Herzens der Angeschuldigten?

Der Prinz Ottokar war ein entfernter Anverwandter des Hofes, nicht so häufig am Hofe selbst, als in den höchsten Adelsgesellschaften der Residenz gesehen. Er war hier, wie überall, gern gesehen, denn er war ein schöner, sehr angenehmer Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, und Wittwer. Seine Gemahlin hatte ihm zwei Kinder hinterlassen. Er hatte ein selbst für seinen hohen Stand bedeutendes Privatvermögen und lebte auch unabhängig vom Hofe. Er machte gern den Damen den Hof. Zur Regierung konnte er nie gelangen, auch schwerlich seine etwaige fernere Nachkommenschaft. So war ihm eine anderweite, auch unebenbürtige Vermählung nicht verwehrt. Manche schöne adlige Dame mochte sich in dem süßen Traume wiegen, als Prinzeß Ottokar am Hofe wie eine Cousine empfangen zu werden.

Das war von dem Prinzen Ottokar allgemein bekannt.

Aber in welcher Beziehung stand er zu der Angeschuldigten? Oder der Frau von Waldheim? Oder zu Beiden? Ich hatte nie etwas davon gehört; auch nicht das Geringste. Ich wußte nicht einmal, daß er die Gesellschaften der Frau von Waldheim besuche, obwohl ich es voraussetzen konnte.

In irgend einer Beziehung *mußte* er zu einer von Beiden stehen; wahrscheinlich zu Beiden, weil er über Thatsachen Auskunft geben sollte, welche Beide betrafen; jedenfalls zu der Angeklagten oder aber sie zu ihm. Und jedenfalls mußte wenigstens auf ihrer Seite das Verhältniß ein durchaus eigenthümliches sein, weil es ihr eine so große Anstrengung gekostet hatte, seinen Namen zu nennen. Er sollte, er konnte ihre Ehre retten; aber wie heftig hatte sie mit sich kämpfen müssen, bevor sie ihn als Zeugen benannte! Und nur erst, als sie gar kein anderes Mittel mehr sah, und nur in einem Zustande halber Verzweiflung war der Name mehr unwillkürlich plötzlich ihren Lippen entfallen, als daß sie ihn mit klarem Vorsatze ausgesprochen haben mochte.

Hier lag ein neues Räthsel vor, das freilich mit manchem bisher beobachteten Geheimnißvollen in Verbindung stehen konnte. Ob es sich aufklären, vollständig aufklären werde, stand dahin. Auf alle Fälle mußte durch die Vernehmung des Prinzen sich herausstellen, ob die Angeschuldigte eine Diebin oder die Frau von Waldheim eine falsche Anklägerin war.

Ich konnte gleichwohl sofort nichts weiter veranlassen. Den Prinzen konnte ich nicht wohl vernehmen, bevor die Angeschuldigte bestimmte Thatsachen, über die er Auskunft ertheilen solle, angegeben hatte. Erst, wenn sie diese verweigerte, durfte ich ihn blos allgemein befragen. Ich mußte sie also vorher noch einmal verhören, und dies sofort zu thun, erlaubte ihr Zustand nicht. Ich beschloß daher, für den heutigen Tag in der Sache nichts mehr zu veranlassen.

Aber es kam anders.

Ich hatte sie des Vormittags verhört. Ich hatte darauf meine übrigen Arbeiten auf dem Criminalgericht erledigt und stand im Begriff, mich zu Mittag nach Hause zu begeben, als mir noch die Majorin von Waldheim gemeldet wurde. Sie konnte mir neue Mittheilungen für die Untersuchung zu machen haben. Es kam mir auch auf einmal der Gedanke, ihr in Betreff des Prinzen eine Frage vorzulegen, um zu beobachten, welchen Eindruck die Nennung des Namens auf sie machen werde, um danach meine weiteren Fragen an die Angeschuldigte einrichten zu können.

Ich ließ sie vorkommen.

Sie trat mit einer Ruhe ein, die mir mehr eine gemachte zu sein schien.

„Ich komme blos," hub sie an, „mich zu erkundigen, ob die Person auch jetzt noch kein Geständniß abgelegt hat?"

Feines Gefühl zeigte diese Frage nicht. Zu einer weiteren Conjunctur konnte sie mich nicht berechtigen, einen wie unangenehmen Eindruck sie auch auf mich machte.

„Nein," antwortete ich kalt.

„Was hat sie denn gesagt?" fragte die Dame nun rasch weiter.

„Gnädige Frau," erwiderte ich ihr, „meine amtliche Stellung verbietet mir, wenigstens für den Augenblick, Ihnen darüber Auskunft zu ertheilen."

Sie blieb ruhig.

„Ah, entschuldigen Sie, Herr Criminalrath."

„Indeß," fuhr ich fort, „*einen* Punkt darf ich Ihnen jetzt gleich mittheilen. Die Angeschuldigte hat sich auf das Zeugniß des Prinzen Ottokar berufen."

War vorhin die Angeschuldigte, als sie den Namen aussprach, einer Ohnmacht nahe gewesen, so flog die Frau von Waldheim, als sie den Namen hörte, plötzlich in die Höhe, gleich einer wüthenden Schlange, die auf ein Opfer losstürzen will.

Digitized by Google

„Ha, die freche Person!“ rief sie.

Dann wurde aber auch sie leichenblaß.

„Was hat sie von dem Prinzen gesagt?“ fragte sie dringend, heftig, unruhig. „Was soll er ihr bezeugen?“

„Ich erwartete von Ihnen Auskunft darüber.“

„Von mir? Sie hat also noch nichts gesagt?“

„Können Sie mir in der That keine Auskunft geben?“

Sie sann über etwas nach.

„Nein,“ sagte sie dann schnell. „Mein Herr, ich empfehle mich Ihnen.“

Ehe ich weiter ein Wort an sie richten konnte, war sie zur Thüre hinaus.

Auch diese Frau so aufgeregt, blos bei der Nennung jenes Namens!

Eins glaubte ich klar zu sehen: eine weibliche Herzenseifersucht war im Spiele.

Desto neugieriger war ich auf die Lösung der übrigen Räthsel durch den Mund des Prinzen.

Ich sollte auf sie verzichten.

Noch an demselben Abende wurde mir durch den Präsidenten des Criminalgerichts ein Cabinetsschreiben zugestellt, welches kurz den Befehl enthielt:

„Das Verfahren gegen die Rosalie Heisterberg wegen Diebstahls wird niedergeschlagen. Die Angeschuldigte ist Angesichts dieses aus der Haft zu entlassen.“

Ich vollzog auf der Stelle die Entlassung der Angeschuldigten.

Amtlich hatte ich keine Veranlassung, sie noch zu sprechen. Außerordentlich mochte ich es um so weniger, als es wie eine unpassende Neugierde ausgesehen hätte. Wollte sie mich sprechen, etwa in Beziehung auf die Begünstigungen, die ich ihr während ihres Arrestes hatte zu Theil werden lassen, so konnte sie sich zu mir führen lassen; ich war auf dem Criminalgerichte.

Sie kam nicht zu mir.

Ich hörte auch längere Zeit nichts wieder von ihr.

Die Residenz hatte sie sofort am folgenden Morgen verlassen.

Auch die Frau von Waldheim hatte ich später nicht wieder gesehen; und gehört habe ich nur von ihr, daß sie bald nach jenen Begebenheiten gleichfalls die Residenz verlassen habe, aus welcher Veranlassung, ist mir nicht bekannt geworden.

Gleichwohl sollte ich später über Manches noch Auskunft erhalten. Zuerst Folgendes:

Die Heisterberg hatte die Bücher, welche am Morgen nach ihrer Verhaftung jener kränkliche junge Mensch mir für sie übersandt hatte, bei ihrer Entlassung durch den Gefängnißinspector zu mir in meine Wohnung geschickt, mit dem Bemerken, sie würden von mir abgeholt werden. Sie waren nicht abgeholt worden.

Ich hatte auch durch mehrfache Erkundigungen, die ich freilich nicht mehr amtlich und nur noch unter der Hand anstellen konnte, von dem jungen Mann nichts weiter in Erfahrung gebracht.

So war etwa ein Vierteljahr nach jener Untersuchung verflossen, als ich eines Tages den Besuch einer entfernten Verwandtin aus der Provinz erhielt. Es war eine ältliche Dame. Sie war in tiefer Trauer, denn sie war vor wenigen Wochen nach der Residenz gekommen, um nach kurzem Wiedersehen ihren einzigen Sohn zu begraben, der hier seinen Studien gelebt hatte und an der Auszehrung gestorben war. Sie besuchte mich hauptsächlich in der Absicht, bezüglich einiger seinen Nachlaß betreffenden Punkte meinen Rath einzuholen.

Während der Unterhaltung hatte sie zufällig einen Blick auf jene Bücher geworfen, die uneingepackt in meiner Stube auf einem Tische lagen. Sie hatten alle den gleichen Einband.

Sie wurde unruhig, stand auf und besah die Bücher näher. Sie öffnete eins, ein zweites, die andern und sah vorn nach dem Blatte, auf welchem der Name des Eigenthümers zu stehen pflegt. Das Blatt war aus allen Büchern herausgeschnitten.

„Wie kommen die Bücher hierher?“ fragte sie mich.

„Sie kennen sie?“

„Wenn mich nicht Alles täuscht, so haben sie meinem verstorbenen Sohne gehört. Er hat sie von Hause mit hierher genommen.“

„Wie sah Ihr Sohn aus?“

Sie beschrieb mir ganz den jungen Mann, der am Abend der Verhaftung der Heisterberg bei mir gewesen war.

Ich erzählte ihr, wie die Bücher zu mir gekommen waren. Es war kein Zweifel mehr, jener junge Mann war ihr verstorbener Sohn gewesen.

Und —

Der Sohn hatte der Mutter noch kurz vor seinem Tode ein Geheimniß entdeckt.

Wie die meisten Schwindsüchtigen, hatte er, je näher dem Tode, je mehr Lebenszuversicht gehabt. Alle seine Gedanken waren auf eine theure Geliebte gerichtet gewesen. Rosa von Heisterberg hatte sie geheißen. Er hatte sie mit der heißesten Liebe geliebt. Sie hatte ihn geliebt. Ihre Liebe habe, durch eigenthümliche Verhältnisse der Geliebten, die er auch der Mutter nicht entdecken dürfe, vor der Welt ein Geheimniß bleiben müssen. Die Geliebte habe ihm deshalb, nachdem sie plötzlich die Residenz verlassen, nicht einmal Nachricht von sich geben dürfen. Aber binnen Jahresfrist noch werde er, ihrem festen Versprechen gemäß, Briefe von ihr erhalten, und die Erlaubniß, zu ihr zu kommen, um sich auf immer mit ihr zu verbinden.

Das erzählte mir die Mutter; mehr wußte sie nicht.

Zwei Jahre später erhielt ich eines Tages ein Schreiben mit dem Poststempel Amsterdam. Ich öffnete es. Es war aus Batavia und mußte von dort in einem Paquet nach Amsterdam geschickt sein, um es hier an mich auf die Post zu geben.

Es war „Rosa Heisterberg“ unterzeichnet. Ich erkannte ihre Schrift. Eine schwache, vielleicht zitternde Hand hatte sie geschrieben. Das Schreiben lautete:

„Mein Herr!

„Ich schreibe Ihnen aus meiner Heimath. Hier, wo meine „Wiege stand, werden sie mir in wenigen Tagen auch mein Grab „graben. Die Krankheit dieses Klima's rafft mich dahin.

„Aber ich kann nicht scheiden, ohne eine schwere Pflicht erfüllt zu haben. Theils legt die Dankbarkeit mir diese auf; Sie, „mein Herr, haben in schweren Stunden mir wohlgethan, während „ich Sie betrog, mich nicht einmal verdammt, während ich selbst „mich verdammen mußte. Noch mehr fordert mein Gewissen ein „Bekenntniß der Wahrheit von mir.

„Mein Vater war hier einst ein sehr reicher und sehr angesehener Kaufmann. Ich genoß, bei glücklichen Anlagen und großem Lerntrieb, eine ausgezeichnete Erziehung hier, später in einer „Pension zu Paris. Als ich hierher in mein elterliches Haus zurückgekehrt war, starb bald nachher meine Mutter, dann mein „Vater. Mein Vater starb arm. Großer Aufwand einerseits und „unglückliche Speculationen andererseits hatten ihn banquerott gemacht.

„Ich war an ein gro[illegible]ges Leben gewöhnt. Ich hatte meine „Zukunft nur voll glänzender Aussichten geträumt. Auf einmal „war ich eine Bettlerin und in dem Lande, in dem nur Geld „einen Werth hat, eine verachtete Bettlerin. Als solche wollte „eine hochmüthige Tante mich aufnehmen. Ich konnte nicht „hier bleiben. Meine ehrgeizigen Pläne, jetzt gebaut auf meine „Gestalt, meine Kenntnisse und besonders auf die Unbekanntschaft „mit meinen Verhältnissen überall anderswo als auf Java, trieben „mich wieder nach Europa. Ich suchte dort mein Glück. Aber „ich hatte nicht auf die Wahrheit und auf ein einfaches, reines „Herz gerechnet. Ich fand keine Existenz, als die einer fahrenden „Abenteurerin.

„Als solche kam ich auch nach — Nicht ohne Absicht. Ich „hatte von dem Prinzen Ottokar gehört, daß er ein liebenswürdiger Mann mit einem leicht entzündlichen Herzen sei. Ich dachte „nicht an die Anknüpfung eines ehrlosen Verhältnisses, aber ich „leugne es nicht, ich wollte Eindruck auf ihn machen und durch „ihn mir eine Stellung in der Gesellschaft erringen. Um in seine „Nähe zu kommen, trat ich als Gesellschafterin in das Haus der „Frau von Waldheim. Ich entdeckte hier bald ein geheimes „Verhältniß zwischen dem Prinzen und der Waldheim. Mein Verlangen, den Prinzen zu fesseln, wurde dadurch um so lebhafter. „Es gelang mir. Der Prinz durfte mit der Waldheim nicht sogleich brechen. Sie ahnte gleichwohl. So wurden wir Rivalinnen, die eine der andern den Rang abzulaufen suchten, die „sich auf den Tod haßten, die sich gegenseitig vernichten mußten.

„Zur Durchführung meiner Rolle gehörten mehr Mittel, als „mir rechtmäßig zu Gebote standen. — Ich wurde Verbrecherin, „gemeine Verbrecherin.

Digitized by Google

„Aber nicht in jenem Umfange, in welchem die Waldheim „gegen mich denuncirte. Auch ihre Mittel waren erschöpft. Sie „hatte Schulden: sie wurde von ihren Gläubigern gedrängt. Um „sie zu befriedigen, mußte sie ihren Schmuck veräußern. Sie „selbst durfte das nicht, ohne compromittirt zu werden. Von keinem ihrer Bekannten erwartete sie Verschwiegenheit. Nur mir „glaubte sie vertrauen zu dürfen. Sie hatte darin Recht. War „ich auch ihre Nebenbuhlerin, sie wußte, daß mein Stolz es nie „zugeben werde, mich zu ihrer Verrätherin zu machen.

„Aber mein Stolz konnte mich nicht verhindern, sie zu betrügen. Sonderbarer Widerspruch! — Ich brachte ihr nur die „Hälfte von dem Erlöse für ihren Schmuck.

„Sie entdeckte das bald. Sie gerieth in Wuth; aber sie war „in meiner Gewalt. Sie durfte keinen Eclat machen. Bei „Gelegenheit eines neuen Rencontre vergaß sie die Klugheit. „Sie rief die Hülfe der Polizei herbei, und denuncirte mich wegen „der Juwelen. Freilich durfte sie, um sich nicht auch jetzt noch zu „compromittiren, mich immer nur als Diebin darstellen.

„Sie hatte indeß eins dabei vergessen oder nicht beachtet.

„Der Prinz Ottokar hatte sie eines Abends überrascht, als sie „eben ihren — schon falschen — Schmuck beschtigte. Er hatte „scherzend die Steine in die Hand genommen, um sie damit zu „schmücken; dabei war ihm ihre Unechtheit aufgefallen. Sie hatte „seinen mißtrauischen Blick gewahrt und ihm rasch den Schmuck „entrissen. Aber es war eine peinliche Stille eingetreten.

„Der Prinz hatte mir das mitgetheilt und seinen Verdacht, „daß die Waldheim die echten Steine veräußert habe.

„Ich berief mich in der Untersuchung, um die falsche Denunciation der Waldheim gegen mich klar zu stellen, auf das Zeugniß des Prinzen. Es war peinlich für mich; der Prinz wurde „dadurch blosgestellt und auch mein Verhältniß zu ihm wurde dadurch vernichtet. Aber ich mußte. Durch das Zeugniß war auch „die Waldheim als falsche Denunciantin gebrandmarkt. Daher „für alle Theile das Interesse, daß die Untersuchung niedergeschlagen wurde.

„Ich mußte von — scheiden.

„Ich schied mit schwerem Herzen, aber auch gebessert.

„Ich hatte in — die Liebe kennen gelernt. Sie war es auch, „die die Verbrecherin rein von jeder sinnlichen Unthat hielt. Ein „edler junger Mann liebte mich, ich liebte ihn wieder. Er liebte „mich mit der ganzen Reizbarkeit des Unglücklichen, dem das Herz „in einer kranken Brust schlägt.

„Ich liebte ihn mit jener eigenthümlichen Macht der Liebe „zu einem Unglücklichen. Und dann — seine edle, reine Liebe zog „mich zu ihm empor, hob mich empor. Er konnte nicht lange mehr „leben. Er hielt mich für gut, für eben so edel und rein, wie „er selbst war. Mit diesem Gedanken mußte er sterben.

„Wie glücklich machte mich der Gedanke! Wie glücklich war „ich bei ihm!

„Meine Liebe hatte früher meinen Leichtsinn und meine abenteuerlichen Pläne nicht besiegen, selbst jene Verbrechen nicht verhindern können. Der Haft entlassen, der Gefahr, als Verbrecherin gebrandmarkt zu werden, entronnen, kam ich zu einem „festen Entschlusse. Ich wollte des braven jungen Mannes würdig werden. Besitzen konnte ich ihn nicht. Aber die Buße macht „würdig.

„Ich kehrte in meine Heimath zurück, als Bettlerin, als „demüthige Bettlerin zu meinen stolzen Verwandten.

„Das ungesunde Klima hat den Körper, dessen Lebenskeim „längst zerstört war, rasch verzehrt. Wenn Sie diese Zeilen erhalten, habe ich ausgelitten.

„Empfangen sie nochmals meinen Dank, mein Herr, und „schenken Sie mir Ihre Verzeihung.

Rosa Heisterberg.“

Blätter und Blüthen.

Der von Christian Schad herausgegebene **deutsche Musenalmanach für 1858** verdient wegen seiner innern und äußern Ausstattung warme Empfehlung. Die Liebhaber der deutschen Lyrik — und ihrer sind verhältnißmäßig immer viele in unserm eigentlich vorherrschend lyrisch gestimmten Volke — werden vielfache Befriedigung und Erhebung darin finden. Es fehlen wenige von den besten Namen, und Alle haben sich würdig betheiligt. Allgemeine Unterstützung derer, welche ein volles Herz für deutsche Dichtkunst haben, verdient der große und schöne Zweck dieses Musenalmanachs: den allezeit im Volke ruhenden poetischen Schatz in Sang und Sage zu heben, in volksthümlicher Weise zum Bewußtsein und zur Darstellung zu bringen, und damit der [illegible] Nation nicht nur einen intellectuellen Gewinn zu sichern, sondern [illegible] einen lautern Genuß zu bereiten und fortzuerhalten. Und mit welchem Eifer strebt das schöne Buch von Jahr zu Jahr mehr der Erreichung dieses erhabenen Zweckes zu!

Zeichen der Zeit. Ein Petersburger Buchhändler fordert alle Verleger von Schriften über: Bauernverhältnisse — Bauernrechte — Aufhebung der Leibeigenschaft und besonders über den historischen Gang der Leibeigenschaft ꝛc. dringend auf, ihm Probeexemplare einzusenden — der Bedarf für die nächste Zeit werde ein nicht unbedeutender sein. Gott sei Dank — endlich!

Gerstäcker bedient sich bei seiner Correspondenz eines den Reisenden sehr bezeichnenden Petschaftes. Sein Siegel trägt die Inschrift: „Rast' ich, so rost' ich.“ — Deshalb auch alle vier oder fünf Jahre eine Weltfahrt.

Von **Adolf Schults'** Gedichten, aus denen wir neulich das sinnige Gedicht entnahmen: „Abends, wenn die Kinder mein,“ ist vor Kurzem die dritte Auflage erschienen.

Allgemeiner Briefkasten.

H. B. K. in Mgdbg. Als Scherz nicht witzig genug und als ernsthaft gemeinte Reclame — zu spaßig!

C. K. in Krems. Mit Prämien befassen wir uns nicht. Wenn Sie selbst fühlen, daß unsere Zeitschrift dergleichen naive Vertriebsmanipulationen nicht bedarf, weshalb petitioniren Sie um ein „Bildchen“?

C. v. S. in Berlin Bedauere, keinen Gebrauch davon machen zu können.

Ludw. Wittig in ? (Nordamerika). Ihr Artikel über die „Negerpoesie“ ist im „Magazin für Literatur des Auslandes“ abgedruckt und bitten wir nunmehr um Ihre genaue Adresse, damit Abdruck und Honorar Ihnen zugehen können.

A. v Stg. in Dr. Wann erhalten wir die versprochenen Mittheilungen?

W. in W. Also nur wenn wir ein Gedicht aufnehmen, werden Sie der Gartenlaube gedenken? Sehr gütig! Wir danken für diese Lobhudel-Assecuranz auf Gegenseitigkeit gegründet!

Htky. in Elberfeld. Wir haben weder im Märzheft eine Mittheilung über Münchner Preisaufgaben gebracht, noch können wir Ihnen Auskunft über den Namen des Preisgekrönten geben.

Moritz Herzog in Pesth. Wenigstens franco hätten Sie doch Ihre gereimten Beiträge für den Papierkorb senden können! Wenn man über die Namenschiffre (W. J.) des Briefpapiers eine Grafenkrone setzt, sollte man doch so bürgerlich anständig sein und die Maculaturproben frankiren.

H. A. in Chemnitz. Ihre Bestrebungen sind sehr löblich und werden sicher auch reussiren.

H. v. G. in B. Ihre Vermuthung ist richtig: Rosa Heisterberg ist keine erfundene Geschichte, sondern beruht auf Thatsachen, die im Jahre 184* die ganze Residenz in Aufregung versetzten. Wenn der Herr Verfasser aus Rücksichten für gewisse Persönlichkeiten dem Schlusse die Pointe abbrach und Manches verschwieg, was zur Aufklärung des Ganzen dienen konnte, so werden Sie am allerwenigsten diese Rücksichtsnahme verdammen, selbst wenn die Befriedigung Ihrer Neugierde darunter leiden sollte. Ob die letzte Zuschrift des jedenfalls geistreichen und interessanten Mädchens wirklich aus Batavia oder aus dem — Zuchthause kam — wir haben kein Recht, darüber Auskunft zu geben, und dürfen nur versichern, daß Rosa Heisterberg weniger schuldig war, als es den Anschein hat.

Die plastische Kohle

und deren Verwendung für wissenschaftliche, industrielle und Gesundheitszwecke.

Die in Nr. 43 der Gartenlaube vorigen Jahres gemachte Mittheilung über diese deutsche Erfindung in London hat so viel Interesse in allen Theilen Deutschlands erregt, daß eine große Menge Briefe und Anfragen darüber eingingen, die nicht alle einzeln beantwortet werden konnten. Wir bitten daher Interessenten, sich behufs geschäftlicher Angelegenheiten über chemische und mechanische Wasser-, Oel- u. s. w. Filtrirung im Großen oder Kleinen mit den plastischen Kohlen-Apparaten des Herrn Bühring in London, wegen galvanischer Platten, Schmelztiegel, Desinfections-, Kühl-, Ventilations- und sonstiger Apparate aus plastischer Kohle an den Erfinder in London zu wenden. Seine Adresse ist:

„Mr. Bühring, 91 Pratt street, Camden Town, London N. W.“

Einige Apparate sind an den Verleger der Gartenlaube, Herrn Ernst Keil in Leipzig, unterwegs, wo sie von Interessenten, die in der Nähe wohnen oder Leipzig besuchen, besichtigt werden können. Nähere Mittheilungen über die Bedeutung und den Umfang dieser Erfindung für allerhand wissenschaftliche, industrielle, technische, künstlerische und Gesundheitszwecke werden bald in der Gartenlaube gemacht werden.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Die Gartenlaube.

№ 10. 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das Schachtgeſpenſt.

Von Ludwig Storch.

I.

Oſterwaſſer.

Kaum iſt die erſte Stunde des Oſtertags vorüber, der erſte junge Lichthauch taucht eben am öſtlichen Horizonte über den Dächern einer süddeutſchen Stadt auf, und ſein ſchwacher Schein mengt ſich mit den fliehenden Schatten der Mitternacht, da fährt ein junges Mädchen raſch aus dem ärmlichen Bette hoch oben im engen, auf der Hofſeite des ſtattlichen Hauſes gelegenen, freundlichen und friedlichen Dachkämmerlein, wirft das Röcklein über, ſtellt ſich auf die nackten Füße, öffnet das kleine Fenſter und ſchaut in die friſche Frühe der Dämmerung hinaus. Die reine Luft der Höhe fluthet ihr um die warme keuſche Bruſt. Es iſt ein gar holdes, freundliches Bild, dieſes Mägdlein von kaum ſechzehn Jahren, mit den geſundheitblühenden Wangen, noch unberührt vom Giftbrodem der großen Stadt; ihr rundes blaues Auge ſchaut ſo rein und verwundert über die Firſten und Schornſteine der Dächer. Und welch einen ungewöhnlichen Hintergrund hat das reizende Bild! Das Dachkämmerlein iſt ſo artig aufgeputzt und ſo blank, wie ein neuer Schrein. An der Wand ein Hangebretchen voll Bücher, daneben eine alte aber gute Guitarre, auf der Kommode Notenhefte. Es iſt unverkennbar: ein paar Muſen wenigſtens beſuchen dieſes Kämmerchen. Die hübſche Bewohnerin faltet die Hände zu einem ſtummen Gebet. Denn ſprechen darf ſie bei Leibe kein Wort. Sie weiß ja, was ſie vor hat: ſie will Oſterwaſſer ſchöpfen. Das hat ihr die Mutter, als ſie von derſelben in die Stadt in den Dienſt der verwittweten Frau Kanzleiinſpectorin gebracht wurde, auf die Seele gebunden.

„Verſäume um Deines Heils willen nie, Oſterwaſſer zu ſchöpfen, und Dich damit zu waſchen, aber bevor Du Alles beendet haſt, darf kein Laut über Deine Zunge kommen.“ So hatte ihr die Mutter anbefohlen und geheimnißvoll hinzugeſetzt: „Du ſollſt ſehen, es bringt Dir Glück. Wer ſich aber verlocken läßt, zu ſprechen, dem ſchlägt das Glück leicht in das größte Unglück um. So erging es meiner eignen Mutter — Gott hab’ ſie ſelig! Sie hatte, wie mir ihre Freundin oft erzählt hat, in dem Augenblick, als ſie aus dem Fluß ſchöpfen wollte, einen Wortwechſel mit einem Menſchen und gerieth, Gott weiß, auf welche Weiſe, in’s Waſſer, worin ſie umkam.“

Unwillkürlich flog die Erinnerung an dieſe Worte durch des Mägdleins Seele; ſinnend verweilte ſie bei der räthſelhaft verunglückten Großmutter.

„Du ſollſt ſehen, es bringt Dir Glück!“ wiederholte ſie unwillkürlich ſtumm in Gedanken die Worte der Mutter. Dann ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu: „Wer kann denn Glück beſſer brauchen, als ich, die arme verwaiſ’te Schullehrerstochter! Ach, wenn mein guter Vater hätte ahnen ſollen, daß ſein Liebling als Magd dienen müßte, er hätte mir nicht ſo viel Schönes gelehrt! Was hilft mir nun mein Wiſſen, meine Muſik, mein Zeichnen, ich bin — eine arme Magd!“ Und wieder ſeufzte ſie.

Da war’s ihr, als zittere ein anderer banger Seufzer oder vielmehr leis geſtöhnter, halb unterdrückter Klagelaut durch die Stille der Nacht von unten an ihr Ohr; ſie bog Haupt und Bruſt aus dem Fenſter und überſchaute, ſo weit es das ungewiſſe Zwielicht zuließ, den nebenan gelegenen geräumigen Hof des großen Gaſthauſes „zum grünen Baum.“ Sie vernahm Fußtritte und ſah einen Mann langſam und ſchwer über den Hof dem Vordergebäude zuſchreiten, in welchem ſie den reichen Beſitzer des prächtigen Hotels, den Herrn Senator Kah[illegible] zu erkennen glaubte. Dann war’s ihr, als höre ſie das Hausthor des Gaſthofs öffnen.

„Der arme reiche Mann!“ dachte das Mädchen mitleidig. „Der hat’s nun in Hülle und Fülle und iſt doch nicht glücklich. Was ihn nur drücken mag? Er kann keine Nacht ſchlafen, und ſchleicht am Tage wie ein Schatten umher. Und hat doch ſo ſehr viel Geld und Gut, daß die Leute ſagen, er ſei einer der reichſten Männer in der Stadt. Pah! gegen den gehalten, bin ich ein glückliches Menſchenkind!“

Schnell waren die düſteren Bilder aus dem leichten, lichten Sinne der Unſchuld verſchwunden. Die flüchtigen Gedanken an Glück und Unglück des reichen Mannes machten wieder denen an ihr eigenes mit dem Oſterwaſſer zu erzielendes Glück Platz.

„Ob ich’s in der Donau ſchöpfe oder am Marktbrunnen?“ fragte ſie ſich. „Das Donauwaſſer ſoll kräftiger ſein; aber wer kann’s denn beweiſen? Wenn mir der liebe Gott Glück beſcheeren will, wird er’s auch im Marktbrunnenwaſſer. Es iſt näher, und ich laufe nicht Gefahr, in der Donau zu ertrinken, wie die Großmutter.“

Raſch warf ſie Jacke und Halstuch über, band das Kopftuch um, ſchlich auf den Zehen aus der Kammer, die Treppe hinab in die Wohnſtube der Herrſchaft, nahm den Hausſchlüſſel vom Haken, holte dann den Waſſerzuber in der Küche, und ſchlüpfte wie ein Kätzchen die Stiegen aus dem dritten Stockwerk hinab. Nach wenigen Minuten wandelte ſie barfüßig, den Zuber an der Hand, quer über den großen reinlichen Markt dem mächtigen Brunnen zu. Die hohe mit Sculpturen geſchmückte Säule deſſelben tauchte aus der Dämmerung auf, ſie hörte das aus vier Röhren in den umfangreichen tiefen Steintrog ſich ergießende Waſſer rauſchen, und ſie ſtieg eben die wenigen Stufen zu einer dieſer Brunnenſpenden

Digitized by Google

hinauf, als sie sich von einer eigenthümlichen Furcht ergriffen fühlte. Ein leiser Schauer rann durch ihre Glieder; sie sah sich scheu um, gleichsam als ahne sie etwas Gefahrbringendes oder wenigstens Ungewöhnliches sich nahen. Aber der ganze Markt war still und leer, und das schwermüthige Plätschern des Wassers der einzige Ton, welcher an ihr Ohr drang. Oben angelangt, tauchte sie rasch mit übergebogenem Oberleib den Zuber in den ziemlich umfangreichen Wasserspiegel des steinernen Beckens, der ihr jetzt eben so ungemein unheimlich vorkam, daß sie fröstelnd die Augen schloß, aber in demselben Augenblick riß sie dieselben auch wieder mit einem lauten Schrei auf, und starrte zum Tod erschrocken in ein menschliches Antlitz, dessen kalte nasse Wange sie mit der Hand berührt hatte, und das nun unter dem Wasserspiegel hervorschimmerte.

Lieschen — so hieß das hübsche Dienstmädchen — war selbst so blaß geworden, wie der Mann, welcher da im Brunnenkasten steckte, und in welchem sie den Senator Kahlert erkannte, denselben Mann, mit welchem ihre Gedanken vor kaum einer Viertelstunde so angelegentlich beschäftigt gewesen waren. Sie zitterte vor Schrecken, aber sie verlor die Besinnung keinen Augenblick, vielmehr lief sie, das Gefäß schwimmen lassend, so schnell die Beine fort konnten, die Stufen hinab und quer über den Markt dem hochaufstrebenden und weit sich ausbreitenden „Grünen Baum" zu, dessen Hausthorflügel sie nur angelehnt fand. Sie schlüpfte über den Hof und klopfte dort an ein abgelegenes Fenster. Bald zeigte sich ein verschlafenes Mädchengesicht; es war das einer jungen Küchenmagd.

„Komm um Gotteswillen schnell heraus, Marthe!" raunte Lieschen dieser zu, „und zeige mir das Schlafzimmer des jungen Herrn. Ich muß ihm etwas Wichtiges sagen."

Die Küchenmagd machte große Augen und murmelte etwas, das wie ein Scheltwort klang.

„Sei nicht thöricht!" drängte die junge Magd. „Wenn's nicht sein müßte, würd' ich wahrlich nicht in der Nacht zu ihm begehren. Aber es hängt Leib und Leben davon ab, daß Du eilst. Ich muß ihm ein paar Worte in's Ohr sagen, und bin sogleich wieder bei Dir."

Das klang so ernst und dringend, daß Marthe nicht länger zauderte, vielmehr, von Neugierde gestachelt, im Nu an Lieschens Seite war.

„Was ist denn geschehen? Was hast Du vor, Lieschen?"

„Das kann ich nur dem jungen Herrn Kahlert sagen. Wenn er Dir's mittheilen will, kann mir's nichts verschlagen. Ich aber darf's nicht thun."

Kopfschüttelnd führte Marthe die junge Magd die Treppe hinauf, über einen Gang zu einer Thüre, an die sie stark pochte. Die Thür wurde geöffnet, ein junger, schöner, kräftiger Mann sah verwundert fragend heraus.

„Da ist die junge Magd der Frau Kanzleiinspectorin nebenan, die gibt vor, sie habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen, und es leide keinen Aufschub. Wenn sie nicht wohl gescheidt ist, ich kann nichts dazu."

Lieschen huschte in's Zimmer und flüsterte mit einer bezeichnenden Pantomime nach der Thüre: „Die Marthe wird gewiß lauschen, und es wird Ihnen nicht angenehm sein, wenn ein anderes Ohr als das Ihrige etwas davon vernimmt, was ich Ihnen zu sagen habe, und die Sache hat die größte Eile." Der junge Mann erkannte selbst im ungewissen Nachtschein die bleichen, entstellten Züge des so unschuldig aussehenden, hübschen, schlanken Mädchens, und führte sie in ein anderes Zimmer. Hier brachte Lieschen ihren Mund in die Nähe seines Ohres und sprach leise: „Erschrecken Sie nur nicht, Herr Kahlert. Ihr Herr Vater liegt drüben im Brunnenkasten des Marktbrunnens; ich glaube aber, er ist noch nicht todt; denn ich hab' ihn erst vor einer Viertelstunde über den Hof gehen sehen."

Der junge Mann war allerdings bestürzt, aber er faßte sich schnell und fragte besonnen: „Hat ihn außer Dir Jemand im Brunnen liegen sehen?"

„So viel ich weiß, nein!"

„Hast Du der Marthe davon gesagt?"

„Behüt's Gott! Sonst wär' ja nicht nöthig, sie im Lauschen zu hindern."

„Du bist ein gescheidtes Mädchen, und es soll Dein Schade nicht sein. Jetz komm schnell mit mir. Du sollst mir helfen."

Er warf einen Mantel um, nahm einen zweiten und das Bettlaken. Draußen stand Marthe wirklich noch.

„Geh' gleich in Dein Bett!" befahl ihr der Herr, „und laß Dich vor Tagesanbruch nicht außer Deiner Kammer betreten."

Die Küchenmagd entfernte sich brummend, ging aber nicht in ihre Kammer, sondern, als die beiden Andern aus dem Hause waren, in die Gaststube, und schaute ihnen von da nach. Da sah sie denn, wie der junge Herr mit Lieschens Hülfe einen Menschen aus dem Brunnenkasten zog, in Laken und Mantel hüllte und über den Markt dem Hause zu trug. Nun wußte sie genug und sprang eilig in ihre Kammer.

Kaum war der junge Mann mit seiner Bürde auf seinem Zimmer angelangt, als er das Mädchen bat: „Nun, mein Kind, laufe in die Wohnung des Amtschirurgen Wandsberg in der Löberstraße, das Eckhaus der Magdalenenkirche gegenüber, schelle ihn heraus und sag' ihm, ich ließ ihn bitten, unverzüglich mit dem Aderlaßzeug zu kommen, gleich hierher auf mein Zimmer und ohne Aufsehen. Vom Brunnen sagst Du ihm nichts; verstehst Du?"

Lieschen nickte klug und verständig und flog dann die Treppe hinab und über den Markt. Der junge Kahlert verriegelte die Thür, entkleidete und trocknete den Körper seines Vaters, legte ihn in's Bett und rieb und bürstete ihn. Dabei dünkten ihm kaum einige Minuten verflossen, als ihn ein Pochen an der Thür benachrichtigte, daß der Chirurg schon da sei. Lieschen hatte Alles gut ausgerichtet. Es wurde eine Ader geöffnet, es wurden andere Versuche gemacht, aber nach wenigen Minuten erklärte der Chirurg, der Mann sei todt. Die Leiche wurde mit Nachtwäsche bekleidet und von den beiden Männern auf das Zimmer des Verstorbenen getragen, und in dessen Bett gelegt.

Als die Frau Senatorin, die Stiefmutter des Herrn Eduard Kahlert, mit ihren beiden Töchtern ausgeschlafen hatte, wurden sie mit der Trauerkunde überrascht, daß der Hausvater vom Schlage gerührt todt im Bette gefunden worden sei. Die Nachricht vom Tode des reichen Mannes verbreitete sich schnell in der Stadt, aber schon als die festlich gekleideten Bewohner derselben, dem Rufe der Glocken folgend, langsam der Kirche zuschritten, flog die Kunde leis von Mund zu Mund: der Senator Kahlert habe sich im Marktbrunnen ertränkt. Vor Abend wußte es die ganze Stadt, außer der Frau und den Töchtern des Selbstmörders, und nur der Sohn erfuhr es nicht, daß es Jedermann wußte. Er hatte ja Lieschens Verschwiegenheit erkauft und ihr versprochen, ihr ein besseres Loos zu bereiten, wenn sie das Geheimniß treu bewahre, und sie hatte es so treuherzig versichert. Er hatte sie nach Namen und Herkommen gefragt und sie hatte ihm mit kindlicher Offenheit Alles, was er gewünscht, mitgetheilt.

Das Publicum machte seine Randglossen zum freiwilligen Tode des steinreichen Mannes. Man zählte seine Häuser, Felder, Wiesen und Wälder zusammen, man nannte große Summen, die er bei der Landschaft stehen habe; man lobte ihn als einen gutherzigen, mildthätigen Mann, der als Senator und Magistrat sich große Verdienste um die Stadt erworben, und man rühmte es vorzüglich, daß er die verschämte Armuth aus freiem Antriebe aufgesucht und ohne Prunk und Geräusch Gottessegen in die Häuser getragen habe. Merkwürdiger Weise erhob sich auch nicht eine tadelnde Stimme; man hatte nur Bedauern für den edlen unglücklichen Mann, der seit Jahren an Schwermuth gelitten und dessen Gemüthskrankheit in dem Verhältniß zugenommen, als ihm der „Grüne Baum" goldene Früchte getragen hatte. Ueber die Ursache dieser Schwermuth hatte Niemand eine Vermuthung; man erklärte sie für Folge von Unterleibsbeschwerden.

II.

Die Frau des Rechtsanwalts.

Während die in den Kirchen versammelte Gemeinde das Auferstehungsfest des Erlösers beging, saß Eduard Kahlert in seinem verschlossenen Zimmer und las einen langen Brief, den ihm sein Vater hinterlassen und wahrscheinlich gestern Abend spät in das Schreibpult geschoben hatte. Die Gesichtsblässe des Lesers ging allmählich in ein unheimliches Aschgrau über, sein feuriges dunkelblaues Auge erlosch und aus seiner Stirn perlten große Schweißtropfen. Als sein flirrender Blick über die letzten Seiten lief, hob sich seine Brust wiederholt krampfhaft, seine Hände zitterten so stark, daß er die Blätter kaum erhalten konnte, und als er endlich fertig war, sank er in das Sopha zurück, bedeckte das Ge-

Digitized by Google

sicht mit beiden Händen und schluchzte wie ein Verzweifelter. Wohl sprang er nach einiger Zeit auf und schritt hastig durch das Zimmer, nach Fassung ringend, die er doch nicht gewinnen konnte; endlich machte die gequälte Natur sich selbst Luft: ein Thränenstrom schoß aus seinen Augen, und er rief, vom tiefsten Schmerz eines plötzlich zerrissenen Herzens zur Wehmuth, welche lindernden Balsam in die blutenden Wunden träufelt, übergehend, zuweilen: „O, mein armer, unglücklicher Vater! Welche Qualen hast Du ausstehen müssen! Ja, es ist meine heiligste Pflicht, Deine Schuld zu sühnen, was an mir ist, wie Du sie ja gesühnt hast, was an Dir war!"

Und er weinte lange, bis ihm das Herz erleichtert war. Dann griff er nach einem zusammengeschlagenen beschmutzten Papiere und einem Siegelringe, welche mit in dem Couvert gelegen, um beide einer nähern Betrachtung zu unterziehen. Das erstere zeigte sich, als er es entfaltet, als ein alter Reisepaß mit einer nicht geringen Anzahl Visa's. Er las ihn genau durch. Unwillkürlich entschlüpften seinem Munde dabei die Worte: „Georg Theodoro aus Vilagos im Arader Comitat in Ungarn, zweiunddreißig Jahre alt, und der Paß ist 1800 ausgestellt. Und wann ist's geschehen?" Er sah in den Brief. „In der Osternacht 1802. Da ist der Mann vierunddreißig Jahre alt gewesen. So sind's denn heute gerade zwanzig Jahre."

Er versank wieder in tiefes Sinnen, aus welchem er nach wenigen Minuten mit den Worten auffuhr:

„Es wird nicht leicht sein, sie aufzufinden, aber sie müssen gefunden werden, koste es, was es wolle!"

Er griff nach dem massiven Goldringe und betrachtete das Wappen, das in den Carneol eingeschnitten war. „Ein Arm mit einem reichen Armbande, also ein weiblicher Arm! Unverkennbar ein weiblicher! Und ein gekröntes Schwert emporhaltend. Ein offener gekrönter Helm; zwei Schildhalter. Das Alles deutet auf eine aristokratische Familie. Ob der Ring mir nützen wird? — Es muß Alles versucht werden!" Rasch warf er Papiere und Ring in einen Kasten seines Pultes, verschloß dasselbe, kleidete sich zum Ausgehen und verließ das Haus, ohne in der Familie vorzusprechen.

Nach zehn Minuten trat er in die elegante Wohnung des Advocaten Dr. jur. Liebheld. Der Diener öffnete ihm die Thür des Wohnzimmers mit dem Bemerken, daß nur die Frau Doctorin zu Hause sei. Eine junge, sehr interessante Frau erhob sich vom Sitze vor einem Flügel. Sie hatte gespielt und gesungen, vielleicht auch den beiden allerliebsten Kindern, einem Knaben von ungefähr sechs und einem braunlockigen Mädchen von vier Jahren, Unterricht in der Musik gegeben. In Gestalt und Wesen dieses Weibes mit dunkelblondem Haar und lichtblauen süßen Augen und dieser Kinder lag ein unbeschreiblicher Liebreiz; sie sahen aus wie verkörperte deutsche Musik, die Frau etwa wie eine Beethoven'sche Symphonie, die Kinder wie entsprechende Capriccio's. Es bedurfte keineswegs der Instrumente und Notenblätter umher, um zu wissen, daß Musik das Lebensbedürfniß dieser schönen Frau war.

Sie erhob sich freundlich lächelnd und dankte Kahlert's Gruß mit Anmuth; die Kinder eilten ihm entgegen und boten ihm die Hand. Er war kein Fremdling im Hause.

„Sie sehen leidend aus, Herr Kahlert!" sagte sie sogleich theilnehmend, als sie die Blässe seiner gefurchten Gesichtszüge wahrgenommen hatte. „Fühlen Sie sich unwohl?"

„Ich habe in dieser Nacht einen schmerzlichen Verlust erlitten. Mein Vater ist plötzlich gestorben."

„Ah! das erklärt den Ausdruck Ihrer Züge. Doch der Verstorbene war längst leidend; er mied zuletzt menschliche Gesellschaft."

„Gewiß ist der Tod besser für ihn als das Leben. Und dennoch —"

„Ich verstehe Sie. Das Herz behauptet sein heiliges Recht auf den Schmerz. Merkwürdig ist, daß auch wir heute schmerzlich an den Tod des Vaters meines Mannes erinnert worden sind. Auch er fand in der Osternacht den Tod und — Sie wissen — gewaltsam im Wasser."

Kahlert zuckte zusammen und ward noch bleicher.

„Es sind heute acht Jahre," fuhr die junge Frau fort. „Sie waren damals in Hamburg in Condition."

„In Wien. In Hamburg war ich in den letzten Jahren. Ich bin seit drei Jahren wieder im Vaterhause."

„Das eben wollte ich andeuten. Sie sind eine Reihe von Jahren abwesend gewesen und haben schwerlich über die Todesart meines Schwiegervaters etwas erfahren."

„Doch! Man hat es mir geschrieben, freilich die nähern Umstände nicht. Die hab' ich auch später nicht erfahren, weder von Liebheld, noch von jemand Anderem."

„Mein Mann spricht nie davon; er mag auch nicht, daß ich davon rede, wenigstens duldet er es nicht in seinem Beisein. Und doch hat uns jene Schreckensnacht zusammengeführt, und ohne sie wären wir wohl schwerlich ein Ehepaar geworden."

„Ich habe geglaubt, die beiderseitige Vorliebe für die Musik habe Sie zusammengeführt."

„Diese Vorliebe wurde nachher die Fessel; der Tod des alten Herrn in der Donau aber war die Veranlassung unserer Bekanntschaft, und wenn ich nicht auf so eigenthümliche Weise in diese Katastrophe verwickelt worden wäre, so würde mich mein Großvater bald wieder von hier fortgeführt haben und ich hätte Liebheld schwerlich je kennen gelernt. Deshalb verleben wir jeden Ostermorgen in ernster Stimmung. Mein Mann ist in den Dom gegangen, um ein Gebet für das Seelenheil seines Vaters zu sprechen, und ich habe eben ein Stabat mater gesungen."

„Darf ich erfahren, wie Sie in die geheimnißvolle Begebenheit jener Nacht verwebt waren und wie daraus die Bekanntschaft mit Ihrem Gatten entsprang?"

„Da wir allein sind, will ich Ihnen die Geschichte wohl erzählen. Freilich Aufschlüsse kann ich Ihnen nicht geben. Der Tod hat seinen bleiernen Schleier für immer über die dunkle That geworfen, deren unwillkürlicher und ungeahnter Zeuge ich sein mußte.

„Ich war mit meinem Großvater hierhergekommen, um eine Erbschaft, die uns zugefallen war, anzutreten."

„Ich habe Sie noch nie von Ihrem Vater oder überhaupt von Ihren Eltern sprechen hören," unterbrach der Zuhörer die Erzählerin.

„Weil ich früh verwaist bin. Die Mutter, eben die Tochter des Mannes, der mich mit unbeschreiblicher Liebe erzogen hat und dem ich meine Bildung verdanke, verlor das Leben, indem sie es mir gab. Ihr Vater hatte sie schier abgöttisch geliebt; sie war seine einzige Tochter und er hatte nur mit Widerstreben in ihre Verehelichung gewilligt; denn der Gedanke, sie nicht mehr allein zu besitzen, war ihm anfangs unerträglich; auch behauptete er stets, er habe die bestimmte Ahnung gehabt, daß diese Verbindung sie früh aus dem Leben reißen werde. Seiner Versicherung nach muß sie ein herrliches Wesen gewesen sein. Um so erbitterter wurde der Großvater auf den Vater, als dieser schon ein halbes Jahr nach dem Verluste der Mutter ein Mädchen geringen Standes und slowakischer Abkunft heirathete, die noch dazu erst ein Verhältniß mit einem gemeinen Bergmanne gehabt hatte. Das war für [illegible] alten adelstolzen deutschen Edelmann zu viel und ein unheilbarer Bruch wäre erfolgt, wenn nicht der alte Herr durch sein Amt und meine winzige Person an Kremnitz gefesselt worden wäre."

„Ich höre das erste Wort davon, daß Sie in Ungarn geboren sind; ich habe Sie bislang für eine Deutsche gehalten."

„Das bin ich auch der Abstammung von Vater und Mutter nach, und ich bin kaum einige Jahre alt gewesen, als der Vater, einem dunkeln Schicksale erliegend, in einem Goldschachte den Tod fand, und der Großvater sein Amt niederlegte und mit mir nach Wien zog. Ich habe Ungarn nicht wieder gesehen; der alte Herr hatte eine unbezwingliche Scheu vor dem Lande; er mochte eben böse Schicksale dort erlebt haben, und wenn ich an das Land meiner Geburt denke, und wunderbar reizende Bilder in meiner Seele aufsteigen, so weiß ich nicht, ob sie Schöpfungen meiner Phantasie oder frühster Erinnerung oder eine Mischung beider sind. Eben ein solches Bild dämmert von der Gestalt meines Vaters darin als der eines ungewöhnlich großen Mannes, der, wenn ich allein mit ihm war, seufzend zu mir sagte: Aurelie, lebte Deine Mutter noch! — Doch ich bin vom eigentlichen Gegenstande meiner Erzählung abgekommen. Eine Cousine von mir, Nichte des Großvaters, hier an einen Staatsbeamten verheirathet, war mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens ohne Leibeserben gestorben und die Auseinandersetzung mit den übrigen Erben machte einen mehrmonatlichen Aufenthalt in hiesiger Stadt für uns nöthig. Ohnedies schien der Wechsel des

Digitized by Google

Wohnorts und das Verweilen in der reizenden Berggegend für mich wünschenswerth; denn ich kränkelte, seit ich mit einem jungen Bergbeamten, Sohn eines Collegen des Großvaters, auf den Wunsch des Letztern verlobt war. Die Aerzte sagten, ich habe, noch zu jung, zu viel gesungen. Mein Verlobter war ein angenehmer junger Mann, den ich nicht ungern sah und dessen Aufmerksamkeiten ich mir gefallen ließ; aber mein Blut gerieth weder wenn er kam, noch wenn er ging, in schnellere Wallung, und ich fühlte nur in so fern Befriedigung, als ich durch diese Verbindung den heißesten Wunsch des alten Herrn, dem ich Alles verdankte, erfüllte. Sobald wir das Erbe gefaßt, sollte unsere kirchliche Einsegnung erfolgen und wir wollten dann alle drei in die steyerschen Berge ziehen, wo mein Verlobter bei einem bedeutenden Bergwerke angestellt war.

„So standen meine Angelegenheiten, als das Osterfest herannahte, dessen Nacht Alles verändern sollte. Meine Zofe hatte mir schon lange vorgeredet, ich könne nur dann eine glückliche Gattin werden, wenn ich ganz gesund sei, und ich könne nur dann ganz gesund werden, wenn ich mich mit Osterwasser wasche. Dieses müsse ich aber in der Osternacht selbst schweigend schöpfen. Der letztere Umstand bot gerade keine Schwierigkeiten; denn wir wohnten in einem schönen Landhause vor dem Thore unfern dem Donauufer. In der bezeichneten Nacht führte mich mein Mädchen hinaus, gab mir das Gefäß in die Hand und blieb zurück. Ich ging furchtsam mit ungewissem Schritt auf das Ufer zu, da wo einige Bäume und niederes Strauchwerk ein kleines Gebüsch bildeten und ein paar Stufen zum Strome hinabführten. Die Stelle dort ist als tief bekannt und der Strom ist reißend. Dies wird schon dadurch bewiesen, daß wenige Schritte aufwärts eine Schiffmühle liegt. Als ich im Begriff war, zum Wasser hinabzusteigen, hörte ich in der Nähe schwere Schritte und sah im ungewissen Scheine der Nacht zwei Männer von der Seite herkommen, wo die Mühle mit Ketten an das Ufer befestigt ist. Offenbar hatten sie die Absicht, an derselben Zugangsstelle, die ich zu betreten in Begriff stand, zum Wasser zu gelangen, und ich flüchtete mich scheu und zagend rasch in das Gebüsch hinter einen Baum. Ohne Zweifel hatte mich Keiner von ihnen bemerkt. Sie stiegen wirklich die Stufen hinab und der Eine begann sich zu entkleiden, wobei ihm der Andere behülflich war. Beide sprachen kein Wort. Mir schlug das Herz vor Beklommenheit wie ein Hammer.

„Plötzlich gab der hinten stehende Mann dem vordern, welcher eben den Oberkörper entblößt hatte, einen furchtbaren Stoß, so daß dieser im Nu unter dem Wasser verschwand. Der beginnende Schrei wurde schon von der Fluth erstickt, so daß ich in der That nichts weiter vernahm, als [illegible] Geräusch, welches der vom fallenden Körper gewaltig bewegte [illegible] Wasserspiegel und die über ihm zusammenschlagende Welle hervorbrachte. Ich selbst aber stieß unwillkürlich einen Schrei aus und war einer Ohnmacht nahe, jedenfalls würde ich aber in diesem Zustande des Schreckens und der Bestürzung, der mir nicht erlaubt hatte, mich auf den Beinen zu erhalten, eine zweite Beute des Mörders geworden sein, wenn meine Zofe, von meinem Schrei gerufen, nicht herbeigestürzt wäre; denn schon hatte der Mann mich erfaßt, um mich seinem ersten Opfer nachzuschleudern, als er von der Stimme des Mädchens von seinem Vorhaben abgebracht und in die Flucht getrieben wurde. Er hatte nur noch Zeit mir zuzuraunen: „Wenn Du ein einziges Wort von dem, was Du gesehen, sagst, so wird Dich der Tod von meiner Hand schnell und sicher ereilen.“ — Er verschwand in der Nacht und im nächsten Augenblicke gaben mir die Gegenwart und der Beistand der Zofe meine Geistes- und Körkraft zurück. Wir riefen um Hülfe, ermunterten die Nachbarschaft und veranlaßten Müller, Fischer und Andere, am Ufer und auf Kähnen nach dem, wie wir sagten, verunglückten Mann im Wasser zu forschen. Das war aber vergebens, und erst eine Woche später wurde seine Leiche unterhalb der Stadt gelandet.

„Es war die des Musikus Liebheld, an welchem man schon seit einiger Zeit Geistesstörungen wahrgenommen haben wollte. Man nahm an, daß er beim Geschäft, sich mit Osterwasser zu waschen, ausgeglitten und in den Fluß gestürzt sei, und die Entkleidung seines Oberkörpers gab einer solchen Annahme Halt, welchen ich durch meine Aussage bestätigte. Denn ich fürchtete mich allen Ernstes, der Rache des Mörders zu verfallen, wenn ich die Wahrheit des Vorfalls kund gäbe.“

Kahlert war wieder sehr unruhig geworden, und auf seinem mit Todtenbläße überzogenen Gesichte zeigten sich abermals große Schweißtropfen. Fast mit Mühe fragte er:

„Und kannten Sie den Mörder nicht?“

„Wie wäre das in der Nacht und in meinem Zustande möglich gewesen und zumal mir, der Fremden? Mir waren ja schier alle Sinne vergangen, und ich sah nichts, als eine dunkle Gestalt und hörte eine dumpfe Stimme.

„Der Sohn des Ertrunkenen kam mir zu danken, und fand mich vor meinem Flügel. Bald saß er mit davor. Als er sich entfernt hatte, war mein Herz voll süßer Unruhe. Nie hatte ich ein solches Gefühl nach der Abreise meines Verlobten empfunden. Liebheld, damals Gehülfe eines Rechtsanwalts, kam wieder und bald täglich; er wurde mein Musiklehrer, und unsere Herzen, die vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an sich angehört, zitterten bald in hoher Wonne aneinander. Zu spät widersetzte sich mein Großvater und verbannte den jungen Rechts- und Musikkundigen aus dem Hause; vergebens ließ er meinen Verlobten kommen, der die Sache durch ein ungezogenes Toben und Rasen nur verschlimmerte: ich verfiel in ein hitziges Fieber, der alte Herr zitterte für mein Leben und führte den Geliebten selbst an mein Lager. Kaum war ich genesen und selig im Besitz des Herzens, an das ich mit allen Seelenbanden gefesselt war, als die blinde, rachgierige Leidenschaft meines früheren Verlobten ein Duell herbeiführte, in welchem mein Geliebter lebensgefährlich verwundet wurde. Nun wachte ich an seinem Lager, wie er erst an dem meinigen gewacht hatte. Aber die Musik, dieser Engel des Lebens, half uns über alles Böse hinweg, und ein Jahr später hatte Liebheld seine eigne Praxis, und ich wurde sein glückliches Weib.“

Kahlert dankte für die Mittheilung und trat stumm an's Fenster, um der Frau seine Züge zu verbergen, denn er fühlte, daß er nöthig habe, nach Fassung zu ringen.

Doctor Liebheld trat in's Zimmer, eine kräftige Gestalt mit offnen, gewinnenden Zügen, eilte auf Kahlert zu, und bot ihm mit den Worten die Hand: „Ich habe bereits den Commentar zur Schmerzenskunde, die in Deinem Gesicht steht, erhalten. Ich weiß, was Dich betroffen hat.“

Kahlert machte mit der Hand eine bezeichnende Bewegung, indem er dem Freunde zuflüsterte: „Noch lange nicht Alles und nicht das Schlimmste.“ Und laut sagte er: „Der Tod meines Vaters führt mich in Rechtsverwickelungen, in welchen ich Deines Beistandes bedarf.“

„Begleite mich auf mein Zimmer, damit ich mir gleich die nöthigen Notizen mache.“

Kahlert verabschiedete sich von der Hausfrau. Die schmerzlichste Wehmuth zuckte um seinen Mund, und eine Thräne tränfte aus seinem Auge, als er ihr die Hand küßte.

Die hübsche Frau war selbst unruhig und nachdenkend geworden; sie setzte sich nieder zu den Kindern an den Flügel, aber sie war zerstreut, und es dauerte lange, eh' die Musik ihre siegende Macht über das bewegte Gemüth ihrer Priesterin geltend machte.

Nach einer halben Stunde trat Liebheld wieder allein in's Zimmer. Auch seine Züge waren auffallend verwandelt.

„Um Gotteswillen, Bernhard, was ist Dir begegnet?“

„Ruhig, liebe Aurelie! Höchst eigenthümliche Verhältnisse, die ich so eben von Eduard Kahlert erfahren habe, die er mir aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hat, machen es nöthig, daß ich in Kurzem eine Reise nach Ungarn antrete. Wenn Du Dich entschließen könntest, Dich für die Dauer einiger Monate von unsern Kindern zu trennen, so würdest Du mich beglücken, wenn ich Dich in das Land Deiner Geburt und Sehnsucht führen könnte.“

Die Frau schnellte freudig empor. Doch in demselben Augenblick rief sie auch:

„Und die Kinder? Was sollte aus ihnen werden?“

„Sie würden bis zu unserer Rückkehr im „Grünen Baum“ wohnen, und die Pflege der Frau Kahlert und ihrer Töchter genießen; Eduard aber würde Vaterstelle an ihnen versehen.“

„Ich reise mit Dir, Bernhard!“

„In diesem Falle werden wir höchst wahrscheinlich ein junges Mädchen als Deine Zofe oder Begleiterin, je nachdem sie sich bildet, mitnehmen. Wir werden sie in den nächsten Tagen kennen lernen. Sie dient bei der verwittweten Kanzleiinspectorin Voß am Markt.“

Verwundert sah Aurelie ihren Gatten an.

Digitized by Google

„Das Mädchen iſt wohl Eduard Kahlert's Geliebte, und wir ſollen ihr die Appretur geben?"

„Wie nahe liegt dieſe Annahme, und wie falſch iſt ſie!" verſetzte der Advocat mit ſchmerzlichem Tone. „Glaube mir, Eduard denkt an nichts weniger, als an eine Geliebte und ihre Bildung. Ganz andere Dinge bewegen ſein armes Herz. Ich hoffe, Dir ſpäter Alles mittheilen zu können, wenn dieſe traurigen Wirrniſſe ſich gelöſt haben werden. Ungewöhnliche und ganz unerwartete Schickungen haben uns plötzlich berührt — denn auch ich bin dabei betheiligt — aber gutem, redlichem Willen muß es gelingen, das Schickſal zu verſöhnen. Und vor Allem muß uns tröſten und ſtärken, daß wir ſelbſt nichts dabei verſchuldet haben." Und er zerdrückte eine Thräne im Auge.

(Fortſetzung folgt.)

Land und Leute.

Nr. 9. **Das bairiſche Hochland.** (Avis für Sommerreiſende.)

Wirthsſtube im bairiſchen Hochlande.

Steht man auf der Thereſienwieſe bei München, am Fuße des Bavaria-Koloſſes, überſättigt von allen Herrlichkeiten dieſer wahrhaft königlichen Stadt und ſieht, gewaltiger, als alle die Monumente, die ein kunſtbegeiſterter Monarch durch ſeine großen Künſtler hervorrief, die ewigen unwandelbaren Denkmale einer unſichtbaren Hand, die rieſigen Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung, von der Mädelegabel im Allgau bis zum Watzmann bei Berchtesgaden und den Salzburger Bergen, gekleidet in ruhiges Blau, dazwiſchen eine ſchimmernde Felswand, dahinter ein weißer Gletſcher, oder in ſeltenen Momenten, an herrlichen Sommerabenden, getaucht in glühendes Roth: dann füllt ſich die Bruſt mit unwiderſtehlichem Sehnen nach ihren ſchwindelnden Höhen, zerklüfteten Felſen, ſtürzenden Bergwäſſern und grünen Seeen.

Zwar iſt das bairiſche Hochland keine Schweiz. Die Gebirgsſtöcke ſind dort höher, ausgebreiteter, gewaltiger, die Gletſcher häufiger, die Seeen größer, die Fälle ſtürzen tiefer; doch erreichen hier die höchſten Punkte die gewiß reſpectable Höhe von 8—10,000 Fuß, wie die Zugſpitze, der Watzmann, Mädele, Karwendel und andere, man trifft alle Typen der Alpennatur, und der wahre Naturfreund, der ſich nicht von Namen und dem allgemeinen Fremdenzug beſtimmen läßt, findet ſich gewiß hier eben ſo befriedigt wie dort. Auch iſt es für den einzelnen Reiſenden, der dem Geräuſch großer Städte für einige Zeit zu entſagen kommt, wohlthuend, hier nirgends den Zügen reiſender Engländer zu begegnen, die in der Schweiz allenthalben jene großartigen und theuren Gaſthöfe da hervorgerufen haben, wo man Ländlichkeit und Einfachheit ſuchen möchte, und nur ausländiſchen Comfort und Luxus für theures Geld findet.

Wer das bairiſche Alpenland durchreiſen will, muß ſich begnügen, in einem einfachen Wirthshauſe beherbergt zu werden, wo er ſich jedoch bei mäßigen Anſprüchen befriedigt und vor Allem allenthalben Reinlichkeit finden wird, ohne daß es ihn übrigens beläſtigen dürfte, wenn vielleicht am andern Tiſche Knechte und Mägde des Wirthes aus einer gemeinſchaftlichen großen Schüſſel ihr einfaches Mahl einnehmen, während ſich neben ihn einer jener ſchmucken, ſtattlichen Söhne der Alpen ſetzt, wie ſie von ſolcher Größe und Muskelkraft weder Schweizer, noch Tyroler, ihre Nachbarn, aufzuweiſen haben. Er darf ſich nicht gekränkt fühlen, wenn ihn dieſer in ſeiner treuherzigen ſchlichten Weiſe mit „Du" begrüßt, darf jedoch durchaus nicht glauben, dadurch mit Zudringlichkeiten beläſtigt zu werden. Hat der Mann einige „Hoalbi" Bier getrunken, ſo wird er lebendig, und beginnt ſeine „Schnattahüpf'ln" vorzutragen, kleine vierzeilige Lieder, die meiſt improviſirt werden, und ihr Wirthshaus-, Schützen- und Liebesleben beſingen; nun rücken mehrere zuſammen, und Einer ſucht es dem Andern zuvorzuthun. Dabei wird in die Hände geklatſcht, mit den Füßen geſtampft und gejodelt. Es findet ſich dann gewöhnlich eine Cither vor, das Inſtrument, welches ausſchließlich den Alpen gehört, und hier faſt von jedem ihrer Söhne geſpielt wird. Bald iſt nun auch ein „Deandl" (Mädchen) bei der Hand, und nun wird „Landler" getanzt, dieſer gemüthliche und zugleich graziöſe Nationaltanz, der auf unſeren Bällen noch keine Gnade finden konnte, während man Polka, Mäzurka u. a. von fremden Nationen entlehnt. Leider folgen dann auch manchmal ernſtliche Händel, wie dies bei Naturkindern, die ſich von ihren Leidenſchaften blind beherrſchen laſſen, leicht möglich iſt. Es werden die ſtählernen Schlagringe gedreht, die ſie am Finger tragen, und ſelten legt ſich der Kampf, bis er ſein Opfer gefordert. Doch haben ſich durch die ſtrenge Wachſamkeit der Behörden dieſe Scenen in neueſter Zeit ſehr vermindert, und haben auch die Leute Takt genug, in Gegenwart Fremder ſich zu beherrſchen.

Beachtenswerth ſind die Symbole, die die Decken der Gaſtlocale zieren, wie ſie unſer Bild zeigt. Liegt das Dorf an einem der Seeen, und ſind daſelbſt Kähne zum Gebrauch für Reiſende, ſo hängt von der Decke herab das Modell eines Kahnes mit einer Puppe als Fährmann; außerdem Fleiſcher- und Bäckerabzeichen, und in gläſernem Behälter ein Frachtwagen in Duodez, wenn hier Einkehr der Fuhrleute ſtattfindet. Es deutet das, ſowie die mit geſchnitzten Figürchen beſteckten Maibäume, die zahlreichen bunten Heiligenbilder u. a. m., gewiß auf ein ſchon ſüdlicheres, dem Italieniſchen verwandteres Element des Volkes hin, das, genährt durch das Bilderreiche des katholiſchen Cultus, ſinnliche, farbige und plaſtiſche Anſchauungen als Brücke zur Vermittelung ſeines Ideenganges mit den aufzunehmenden Begriffen bedarf.

Digitized by Google

Denselben Grund mögen die dramatischen Spiele dieser Gebirgsleute haben, die, eben so originell als alt, nur Scenen aus der christlichen Legende oder Jesusgeschichte darstellen, und uns so einen Begriff von der Bühne des Mittelalters geben. Hat irgendwo eine Gemeinde ein derartiges Schauspiel beschlossen, dann wird es durch Anschlagezettel in allen benachbarten Dörfern bekannt gemacht. Die Aufführung geht in einer Scheune vor sich, und hat ein zahlreiches und aufmerksames Auditorium. Eine andere eigenthümliche Volkssitte ist die des „Haberfeldtreibens". Hat ein Individuum durch Wucher, Geiz, Unsittlichkeit oder sonst ein Laster, das von den Gerichten nicht direct bestraft werden kann, den öffentlichen Unwillen erregt, so versammelt sich vor seinem Hause des Nachts ein vermummter Haufe bei Fackelbeleuchtung, mit Waldteufeln, Pfeifen, metallnen Becken, alten Töpfen, mit denen sie, unterstützt von Geschrei und Gejohle, einen Höllenlärm so lange vollführen, bis der zitternde Missethäter in dem Haufen erscheint. Hier werden ihm von einem Sprecher seine Vergehen vorgehalten, und mit dem Versprechen der Besserung beruhigt, gehen die Leute auseinander.

Bergsteigen und Wildern ist ihnen, wie allen Bergbewohnern, angeborene Leidenschaft, dabei lockt auch die nahe österreichische Grenze zur Schmuggelei, und Alles ist ihnen lockend, was Gefahren bringt, die hier weit größer sind, als irgendwo, wozu sich aber auch hier weit mehr Schlupfwinkel bieten. In vielen Familien erbt sich dieses Geschäft vom Großvater auf den Urenkel fort, und manche hat schon im Kampfe mit den Grenzwächtern ihr Oberhaupt eingebüßt. Aber in stetem Kampfe mit den Elementen und dem Gesetz, geht der bairische Aelpler gestählt und ausdauernd daraus hervor, mit scharfem Blick und feinem Gehör jede Gefahr erkennend und sie mit athletischer Kraft bekämpfend, und ist einer jener Söhne der Natur mit allen ihren schlimmen, aber auch vortrefflichen Eigenschaften, die in unsern Tagen nur noch schirmende Berge oder dürre Steppen vor dem unaufhaltsamen Strom der Cultur, die alle Welt beleckt, bewahren.

Wir hoffen in einer späteren Schilderung Land und Leute des bairischen Hochlandes noch näher kennen zu lernen.

R. G.

Das Blei und seine gefährlichen Wirkungen.

Von Dr. Franz Döbereiner.

II.

Bleioxyd oder Bleiglätte. — Bleiweiß oder Kremserweiß. — Bleizucker. — Bleiessig und Bleiwasser. — Das kieselsaure Bleioxyd und seine Benutzung bei Glas und irdenem Geschirr. — Die Mennige, das Chlorblei und Kasselergelb. — Die Erkennung des Vorhandenseins von Bleiverbindungen in Speisen u. s. w.

Es ist in dem ersten Abschnitt hervorgehoben worden, daß nicht das Blei als solches, sondern erst dann, wenn es mit anderen Körpern verbunden und dadurch in Flüssigkeiten löslich gemacht worden ist, nachtheilig auf die Gesundheit und als Gift wirkt. Diejenigen Verbindungen, welche bei der Einwirkung verschiedener Agentien auf Blei entstehen oder die wegen technischer und häuslicher Verwendung dargestellt und in den Handel gebracht werden und deshalb Veranlassung zu Vergiftungen geben können, sind sehr verschiedener Art und sollen im Nachstehenden näher betrachtet werden.

Fürerst ist die Verbindung des Blei's anzuführen, welche bei der Einwirkung von atmosphärischer Luft, besonders rasch unter Mitwirkung von Wärme entsteht und Bleioxyd genannt wird; sie heißt auch Bleiglätte und bildet sich nicht allein auf die angeführte Weise, sondern auch dann, wenn sauerstoffreiche Körper, z. B. Salpetersäure, [illegible] Wasser und gewisse Substanzen, die eine große Anziehungskraft [illegible] Bleioxyd haben, auf Blei wirken und zwar im ersten Fall durch Sauerstoffabgabe, im letzteren Fall durch Zersetzung des Wassers.

Das Bleioxyd ist für sich eine röthlichgelbe, [illegible]glänzende und schuppige Substanz, die beim Zerreiben ein [illegible] gelbes Pulver gibt. Es löst sich nicht in gewöhnlichem Quellwasser, aber etwas in reinem Wasser, mehr in Kalkwasser und in Laugen, leicht in verschiedenen Säuren, wie z. B. im Essig. Es wirkt trotz seiner Unlöslichkeit in gewöhnlichem Wasser giftig, weil es, in den Magen gebracht, daselbst Flüssigkeiten vorfindet, die lösend darauf wirken.

Man benutzt das Bleioxyd zu sehr verschiedenen Zwecken, wie zur Darstellung mancher Glas- und der Glasurarten (s. unten), zur Bereitung von Bleizucker und anderen Verbindungen, zum Sieden des Firnisses, zur Oelkittbereitung, in Kalkwasser gelöst als Färbungsmittel für Haare u. s. w. Die gefährlichste Verwendung des Bleioxydes war die früher gebräuchliche zur Weinkünstelei, indem man säuerliche Weine damit längere Zeit in Berührung setzte, wodurch die Säure angezogen und der saure Geschmack aufgehoben, dagegen aber ein eigenthümlich süßlicher hervorgerufen wird. Mag diese Künstelei auch jetzt nicht mehr ausgeführt werden, was wir besonders Hahnemann zu verdanken haben, der durch die von ihm eingeführte und nach ihm benannte Weinprobe ein sicheres Mittel zur Erkennung dieser wahrhaften Weinvergiftung gegeben hat; so darf man das im ersten Abschnitt über die Löslichkeit des Blei's in Wein Gesagte nicht unberücksichtigt lassen, nur daß hier der Erfolg langsamer ist.

In allen Fällen, wo das Bleioxyd in einem bestimmten Verhältniß mit einer Säure in Berührung kommt, entsteht ein sogenanntes Bleioxydsalz, d. h. eine Verbindung des Bleioxydes mit der betreffenden Säure. Diese Salze besitzen, besonders wenn sie in Wasser auflöslich sind, ungemein giftige Eigenschaften und sind im Allgemeinen als die Ursache der Vergiftung zu betrachten, wenn Blei dieselbe veranlaßt hat. Leider haben mehrere Bleioxydsalze eine sehr verbreitete Anwendung und da einige derselben eine große Aehnlichkeit mit Mehl, Zucker und ähnlichen zum Genuß dienenden Substanzen und zugleich einen süßlichen Geschmack besitzen, so muß dabei und bei ihrer Aufbewahrung mit großer Umsicht verfahren werden. Einige Bleioxydsalze haben eine schöne Farbe und dienen deshalb als Farbematerialien zum Anstreichen, so wie auch zum Färben und Drucken der Zeuge, dürfen aber nicht bei Speisewaaren verwendet werden.

Das gebräuchlichste Bleioxyd ist das kohlensaure Bleioxyd, das auch als Bleiweiß oder Kremserweiß bekannt ist und hauptsächlich als weiße Anstrichfarbe mit Oel benutzt wird. Da jedoch schon die mit einer Beschmutzung der Haut verbundene unausgesetzte Beschäftigung mit Bleiverbindungen, also auch die mit Bleiweiß, eine sehr gefährliche Krankheit — die Bleikolik — verursacht, ferner das Bleiweiß mit dem Oel nach und nach an der Luft gelb oder bei Zutritt von Schwefelwasserstoffgas — welches sich aus Abtritten und überall da, wo thierische Körper in Fäulniß begriffen sind, entwickelt — braun wird, so ersetzt man es jetzt immer mehr und mehr durch das weißbleibende und gefahrlose Zinkweiß.

Ein anderes, häufig als Malerfarbe in Anwendung kommendes Bleioxydsalz ist das chromsaure Bleioxyd, das im normalen Zustand prächtig citronengelb (Chromgelb), bei einem Ueberschuß von Bleioxyd aber orangefarben bis schön feuerroth (Chromorange oder Chromroth) erscheint. Diese Farben sind wegen ihres Glanzes und ihrer Beständigkeit sehr beliebt, aber doch mit Vorsicht zu verwenden.

Der bekannte Bleizucker ist essigsaures Bleioxyd und entsteht in allen Fällen, wo Blei, reines oder kohlensaures Bleioxyd mit einer hinreichenden Menge von Essig in Berührung kommen; es findet wegen des Wassergehaltes des Essigs eine vollständige Lösung statt und die farblose Flüssigkeit, welche einen süßlichen, hintennach zusammenziehenden metallischen Geschmack besitzt, gibt beim langsamen Verdampfen das Salz in farblosen säulenartigen Krystallen. Der Bleizucker ist wegen seiner großen Löslichkeit in Wasser eins der giftigsten Bleisalze und gibt, da er in den Künsten und Gewerben mannichfach benutzt wird, gar zu leicht zu unabsichtlichen Vergiftungen Anlaß. Ganz verwerflich ist seine Verwendung zum Klären des Weins, der Zuckerlösungen und anderer als Getränke dienender Flüssigkeiten, da er — ob-

Digitized by Google

gleich von ausgezeichneter Wirkung in dieser Beziehung — leicht in zu großer Menge zugesetzt werden könnte, wodurch der Genuß jener Flüssigkeiten nachtheilige Folgen veranlassen würde.

Wird die wässerige Bleizuckerlösung mit Bleioxyd in Berührung gesetzt, so nimmt sie noch die doppelte Menge desselben auf und stellt dann den Bleiessig oder das Bleiextract dar. Eine ähnliche Lösung bildet sich auch, wenn Essig mit vielem Blei und atmosphärischer Luft lange Zeit in Berührung steht, also wenn Essig in Bleitöpfen aufbewahrt wird; sie wirkt wegen des größeren Gehaltes an Bleioxyd weit giftiger, als die Bleizuckerlösung, weshalb derartig aufbewahrter Essig — der dann überhaupt nicht mehr Essig ist — als das heftigste Bleigift wirken muß. Der Bleiessig dient mit Wasser vermischt als sogenanntes Bleiwasser zu Umschlägen, wobei aber keine offenen Körperstellen betroffen werden dürfen, weil hier die Bleiverbindung um so eher aufgesogen wird und dadurch ein Hinsiechen des Körpers veranlaßt werden würde.

Auch die Bleioxydsalze mit verschiedenen Pflanzensäuren müssen hier angedeutet werden, da sie ebenfalls zu Vergiftungen oder Hinsiechen des Körpers Anlaß geben können. Es sind in dieser Beziehung besonders die Bleioxydsalze der Aepfelsäure, der Citronensäure und der Weinsäure zu nennen, da diese drei Säuren in den säuerlichen Frucht- und Beerensäften, welche — wie z. B. der Saft der Aepfel, Johannisbeeren, Preißelbeeren u. s. w. — häufig als Nahrungsmittel dienen, zum Theil im freien Zustande, zum Theil als saure Salze einzeln oder miteinander vorkommen. Werden derartige Säfte oder auch die Früchte und Beeren in Gefäßen von Blei aufbewahrt oder gar darin gekocht, so befördern sie ungemein die Verbindung des Blei's mit dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft und das gebildete Bleioxyd verbindet sich mit der Pflanzensäure. Das gebildete Bleisalz ist zwar, wenn keine freie Säure weiter vorhanden, in der Flüssigkeit unlöslich, kann sich aber wegen der dickflüssigen Beschaffenheit derselben nicht absetzen und wird so mit genossen, wo es dann als ein schleichendes Gift wirkt. Noch größer ist die Gefahr bei sehr sauren Pflanzensäften und bei nicht lange genug andauernder Einwirkung derselben auf Blei, weil dann das gebildete pflanzensaure Bleioxyd von dem Ueberschuß der Säure vollständig gelöst wird. Es geht hieraus hervor, daß Pflanzensäfte in keinem Falle in bleiernen Gefäßen behandelt oder aufbewahrt werden dürfen, wenn sie als Speisen oder innerliche Heilmittel verwendet werden sollen.

Die Fette, sie mögen pflanzlichen oder thierischen Ursprungs sein, erleiden in Berührung mit Bleioxyd eine gleiche Veränderung, wie bei der mit Laugen — bei der Seifenfabrikation. Es findet dabei entweder in den Elementen der Fette — Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff — eine andere Gruppirung zu zwei neuen organischen Verbindungen, zu Fettsäure und zu Oelsüß, statt oder die Fette bestehen bereits aus diesen beiden Körpern und werden nach Art der gewöhnlichen Salze durch die Einwirkung des Bleioxydes oder des basischen Bestandtheiles der Laugen in der Weise zersetzt, daß sich die Fettsäure mit dem Bleioxyd oder dem Laugenbestandtheile verbindet, dagegen das Oelsüß abgeschieden wird. Der Erfolg ist nur darin verschieden, daß das fettsaure Bleioxyd in Wasser nicht, dagegen das fettsaure Alkali — die Seife — darin leicht löslich ist. Man benutzt dieses Verhalten des Bleioxydes zu den Fetten in den Apotheken zur Darstellung der Bleipflaster und Bleisalben, welche bekanntlich als äußere Heilmittel häufig benutzt werden. Bei ihrer Benutzung muß jedoch berücksichtigt werden, daß sie leicht in den thierischen Organismus eintreten und üble Zufälle veranlassen, was besonders dann der Fall ist, wenn die zu belegenden Körperstellen offen sind. Außerdem muß aber auch, wie bereits im ersten Abschnitt angeführt worden, beachtet werden, daß fettsaures Bleioxyd auch dann entsteht, wenn Fett mit Blei und atmosphärischer Luft in Berührung ist, und zwar in um so größerer Menge, wenn zugleich Wärme mitwirkt, und daß das fettsaure Bleioxyd in unverändertem Fett löslich ist und diesem, wenn es genossen wird, giftige Eigenschaften mittheilt.

Eins der gefährlichsten Bleioxyde ist das kieselsaure Bleioxyd, welches ein Bestandtheil der sogenannten Bleiglasur und mancher Glasarten ist. Das kieselsaure Bleioxyd, durch Erhitzen von Bleioxyd mit Kieselerde darzustellen, ist nämlich leicht schmelzbar und zwar um so mehr, je reicher es an Bleioxyd ist. Zur Ersparniß an Feuermaterial wird deshalb häufig der Ueberzug der irdenen und ähnlicher Geschirre aus einer bleioxydreichen Glasurmasse dargestellt und auch in manchen Gegenden der Glassatz mit Bleioxyd vermischt. Je mehr nun aber in einer Glasur oder in einer Glasart Bleioxyd enthalten, um so mehr behält dieses seine Löslichkeit in Säuren, Laugen und kochsalzhaltigem Wasser; die Glasur oder das Glasgefäß wird bei der Berührung mit derartigen Flüssigkeiten und besonders beim Erhitzen damit oberflächlich angegriffen und sie erscheinen dann, wenn sie durchsichtig waren, trübe, während sich in der Flüssigkeit durch die geeigneten Mittel leicht Blei nachweisen läßt. Waltet hingegen in der Glasur die Kieselerde vor, wo sie dann auch weit schwieriger schmelzbar ist, so wirken jene Flüssigkeiten gar nicht oder nur in einem sehr concentrirten Zustande und bei lange andauernder Erhitzung auf das Bleioxyd lösend. In jeder Haushaltung und überall da, wo in bleiglasurhaltigen Geschirren Speisen und andere zum Genuß dienende Flüssigkeiten gekocht und aufbewahrt werden sollen, müssen diese Geschirre zuvor auf die Löslichkeit ihrer Glasurbestandtheile dadurch geprüft werden, daß man einige Zeit Essig darin kochen läßt und nach dem Erkalten eine Probe desselben mit Schwefelwasserstoffwasser, eine andere Probe aber mit einigen Tropfen Schwefelsäure vermischt. In keiner Probe darf dadurch eine Färbung oder eine Abscheidung eines weißen Absatzes veranlaßt werden.

Die Mennige ist ebenfalls eine Verbindung des Blei's mit Sauerstoff, aber enthält letzteren in einer größeren Menge als das Bleioxyd. Sie wird wegen ihrer mehr oder minder brennend rothen Farbe rothes Bleioxyd genannt und besonders als Malerfarbe benutzt. Sie entläßt an saure, laugenartige und kochsalzhaltige Flüssigkeiten etwas Blei, weshalb ihre Verwendung nicht gefahrlos ist.

Wird kochsalzhaltiges Wasser mit metallischem Blei und atmosphärischer Luft in Berührung gebracht, so entsteht neben Bleioxyd zugleich eine andere Bleiverbindung, Chlorblei nach seinen Bestandtheilen benannt. Dieses ist aber in Wasser löslich, und ertheilt ihm giftige Eigenschaften, weshalb das Kochen kochsalzhaltiger Flüssigkeiten, die zum Genuß dienen, in Bleigefäßen oder in Geschirren mit Bleiglasur, die ebenfalls von kochsalzhaltigem Wasser angegriffen werden, durchaus vermieden werden muß. Das Chlorblei läßt sich mit Bleioxyd zusammenschmelzen und gibt eine Masse, die beim Zerreiben schön gelb wird, und als Malerfarbe unter dem Namen Kasselergelb bekannt ist; natürlich ist dieses benfalls giftiger Beschaffenheit.

Die schön goldgelbe Verbindung, welche entsteht, wenn man eine wässerige Auflösung von Bleizucker mit einer gleichen Auflösung von Jodkalium vermischt, und welche aus Blei und Jod besteht, wird jetzt mitunter als Maler- und Druckfarbe benutzt. Bei ihrer Verwendung muß aber mit der größten Umsicht verfahren werden, da hier neben den giftigen Eigenschaften die noch gefährlicheren der Jodverbindungen in's Spiel kommen.

Die Erkennung der Gegenwart von Bleiverbindungen in Speisen, Getränken u. drgl. bietet im Allgemeinen wenig Schwierigkeiten und ist zum Theil selbst von Laien ausführbar. Schon der eigenthümlich süßliche, hintennach zusammenziehende und metallische Geschmack der meisten Bleiverbindungen gibt einen Anhaltpunkt. Sind die Flüssigkeiten wasserhell oder nur wenig gefärbt, so vermischt man eine Probe derselben mit Schwefelwasserstoffwasser oder Hahnemannischer Weinprobe — die aus jeder Apotheke zu erhalten sind —, wodurch gelöstes Blei durch den schwarzen Niederschlag, bei geringen Mengen durch die braune Färbung der Flüssigkeit angezeigt wird. Da jedoch aber auch einige andere Metalle gleiche Erscheinungen veranlassen, so wird eine andere Probe der verdächtigen Flüssigkeit mit einigen Tropfen Schwefelsäure vermischt, welche von den Lösungen der Metalle nur die des Bleis und zwar weiß färbt und fällt. Ist die Flüssigkeit dunkel und trübe, so wird sie, wie überhaupt jede verdächtige Speise, eingetrocknet, und der trockne Rückstand mit etwas Kohlenpulver und calcinirter Soda innigst vermischt, in einem hessischen Tiegel zwischen nach und nach verstärktem Kohlenfeuer bis zum Glühen erhitzt. War Blei vorhanden, so findet sich dieses nach dem Erkalten des Tiegels am Boden als Metallkorn. Wer mit dem Löthrohr zu arbeiten versteht, bedarf nur einer geringen Menge der eingetrockneten verdächtigen Substanz, die mit etwas Soda vermengt auf

Digitized by Google

einer Holzkohle durch die Löthrohrflamme erhitzt wird, wobei sich bei Gegenwart von Blei dieses ebenfalls als Metallkorn abscheidet. Das auf die eine oder die andere Weise erhaltene Metallkorn wird nun mit Essig erhitzt, um in der gebildeten Lösung durch Schwefelwasserstoff und Schwefelsäure nachzuweisen, daß es wirklich Blei sei.

Die Franke'schen Stiftungen in England.

In dem rauchigen Halle an der grünen Saale mit den reizenden Giebichensteiner Felsenpartien und den Wittekind-Bädern im Norden und der gemüthlich düstern Rabeninsel im Süden und manchen Reizen ringsherum, mit seiner „Natur" sogar im Innern, seiner alten Universität und seinen vielen honorigen Philistern, die den Studenten zu meiner Zeit ganze halbe Jahre lang und gelegentlich noch länger „pumpten", dehnt sich auch auf einer südlichen Anhöhe der Vorstadt Glaucha eine geschlossene Doppelreihe von langen hohen Palästen aus mit drei großen, weiten Gärten, Parken, Spiel- und Turnplätzen auf der Südseite, die uns aber oft nicht weit genug waren, so daß wir manches liebe Mal mit katzenartiger List und Geschicklichkeit über die drei Jungen hohe Grenzmauer kletterten, um auf gefährlichen Umwegen nicht in's Freie, sondern zum Conditor oder wohl gar zu einer „Stange Lagerbier" und sonstigen Genüssen des Verbotenen zu gelangen. Wenn man eine hohe breite Doppeltreppe hinauf durch das imposante Front- und Vordergebäude zwischen der Apotheke und der Buchhandlung, dem „Klingelmann" links (mit einer zu unserer Zeit sehr beliebten Obstfrau vor dessen Thür) und dem Nachtwächter rechts in den weiten, geraden „Vorderhof" hineintritt auf die „breiten Steine", wo damals nur die Primaner in den „Zwischenstunden" und „vor dem Speisesaale" auf- und abgingen, und jeder niedriger Sitzende unbarmherzig davon weg „gerempelt" ward — welch' ein heiterer, grandioser Anblick! Kein Königs- oder Kaiserschloß hat einen so heitern, luftigen Vorderhof. Und das Wasser, das stets oben rechts im „Röhrkasten" rauscht und spät Abends im Mondschein beim ersten, verbotenen Schiller-Lesen oder den ersten Versuchen, ein erstes, aufkeimendes Ideal in Verse zu bringen, bei dem Genuß der grimmig verbotenen „Pfeife" und sonstigen Allotriis gar hippokrenisch hereinklang, dieses Wasser war auch sehr gut zum gemeinen Trinken und zum verbotenen Kaffeekochen. Ja, es gab oft feierliche Gelegenheiten, wo wir dieses herrliche Wasser mit Rum und Zucker zu veredeln gedachten, wie wir uns überhaupt während der sieben Jahre unseres Lernens in diesen heitern weiten Stiftungen nichts so gern abgaben, als mit verbotenen Dingen. Auch erinnere ich mich kaum, daß wir uns sehr mit Lernen geplagt hätten. Aber endlich sprachen wir doch Latein wie Wasser, konnten den halben Homer auswendig, wußten in Athen und Rom Bescheid, wie in Halle, und kannten sogar die Stelle, wo der rührend beschriebene sterbende Hund des Odysseus gelegen, als er dem alten, edeln Herrn, nachdem er die Städte so vieler Menschen gesehen und ihren Sinn erkannt, die Hand leckte zum Willkommen auf seiner Insel Ithaka. Niemand erkannte ihn, selbst nicht seine treue Penelope, nur der alte treue Hund rafft sich noch einmal auf, nur er erkennt ihn, leckt ihm die Hand und stirbt.

Wo seid ihr geblieben, schöne, „pennalische", jugendübermüthige Tage mit allen den vielen Namen, Zahlen, Sprachen und Hoffnungen, wo alle die jugendlichen Schaaren, die damals mit mir so lebenslustig auf- und abtollten? Aber die Franke'schen Stiftungen sind geblieben, die großartigste pädagogische Waisen- und Gymnasialanstalt der Welt. Da steht der Stifter noch in Metall in der Mitte oben mit den beiden in der ganzen Welt auf den Köpfen der Gypsfigurenhändler umhergetragenen Waisenknaben, da steht er noch, nachdem ich ihn vor beinahe dreißig Jahren einweihen half. Neben mir stand bei der Einweihung ein eckiger, unbeholfener Junge, der immer nicht so recht hatte „mitmachen" wollen, träumerisch vor sich hinging und weinend die Hände faltete, als der Director Niemeyer nach seiner Rede winkte, das Standbild Hermann Franke's mit seinen beiden classischen Waisenknaben in seinen Stiftungen zu enthüllen. Einige hänselten ihn nachher damit, er kehrte ihnen aber stets den Rücken und ging seinen eigenen Weg weiter, mit diesem größten Helden des Glaubens, Hermann Franke, im Herzen, um seinen damals Wurzel schlagenden Entschluß, von demselben Franke'schen Capitale ähnliche Franke'sche Stiftungen aufzurichten, in England auszuführen.

Dieses Capital — es bestand bei Hermann Franke in sechzehn Groschen und Glauben, und bei Georg Müller, dem Hermann Franke Englands, in noch weniger Groschen — bedarf in unsern Tagen vielen „aufgeklärten" Leuten gegenüber einer Art von Entschuldigung, wenn man etwas zu dessen Gunsten sagen will. Der Eine betet zu Brahma, der Andere zu Jehova, der Dritte zu Allah, der Vierte direct zur Sonne, Andere zu einem lieben himmlischen Vater, zur Jungfrau Maria u. s. w., noch Andere kommen mit einem Gott in ihrer eigenen Brust, mit ihrem ausgebildeten Ehrgefühl, mit Selbstachtung, mit Ideen von Menschenwürde, Humanität und Mitgefühl, mit dem Gedanken an die letzten Ermahnungen und Thränen einer edeln, unvergeßlich geliebten Mutter, der Liebe zu Weib und Kind u. s. w. aus.

Das sind Alles Religions- und Glaubensformen, die auf unsere Achtung Anspruch haben, wenn sie nur für die Gesammtheit der bürgerlichen Gesellschaft gute Früchte tragen, ohne daß wir nöthig haben, diese Formen als unsern Vorstellungen entsprechende, wahre, richtige anzuerkennen. Und wie die, welche die Gottessubstanz in Kraft, Stoff und Stoffwechsel auflösen, heut zu Tage wenigstens nicht mehr verbrannt werden, wollen wir auch die Strenggläubigen nicht mehr kreuzigen, und uns am allerwenigsten die Freude an Schöpfungen verderben, denen Tausende und aber Tausende ihre Erziehung, ihre classische und praktische Bildung, ihre Tüchtigkeit in diesem Leben voller Eisenbahnen, Telegraphen, Polizeivorschriften, Wechselrittern und Staatssupernumerarvicehämorrhoidarien verdanken, an solchen Schöpfungen, wie denen Hermann Franke's und Georg Müller's.

Es bedarf in unserm „aufgeklärten" Jahrhundert wohl keiner besondern Versicherung und keines speciellen Nachweises mehr, daß sowohl der Erstere, wie der Letztere und Alle, die in Glaubensechtheit irgend einer Art — dies ist besonders Angesichts edeln weiblichen Geschlechts gesagt — Gutes und Schönes fühlen, denken und thun, auch in dieser Form ihre Stiftungen, Schöpfungen und Thaten wesentlich *ihrer eigenen Energie und Ausdauer* verdankten. Wir dürfen namentlich bei Beurtheilung Müller's in England nicht vergessen, daß ungemein viel wohlthätige Stiftungen *nur durch freiwillige* Beiträge geschaffen und erhalten werden, insofern deren Stifter u. s. w. sich an die stereotypen Glaubensvorstellungen anlehnen. Wir haben Grund, zu glauben, daß G. Müller sich des energisch und ausdauernd verfolgten, edeln, *praktischen Zweckes* willen auf diese Vorstellungen stützte und daß ihm unter dieser Form die bedeutenden Summen für denselben freiwillig zuflossen.

Georg Müller, das ist der eckige, träumerische Junge, der vor beinahe 30 Jahren bei der Enthüllung des Franke'schen Denkmals betend, mit gefalteten Händen, weinend neben mir stand und dann (ich glaube 1830) nach England mitten unter Eisenbahnschwindel, Krämer- und Diplomatenpolitik hinüberging, um sich zunächst sein Herz beinahe zerbrechen zu lassen über das namenlose Elend und die Verwahrlosung, worin arme und verwaiste Kinder hier zu Tausenden aufwachsen oder noch öfter materiell und moralisch umkommen. „Dann erhob ich mich," sagt er in seinem jetzt erschienenen, merkwürdigen Berichte *, „und begann den Gottesdienst, für verwaiste Kinder zu sorgen, denen Niemand Elternstelle vertritt, am 9. December 1835."

Ohne Lebensmittel für sich selbst, miethete er ein Haus für solche Kinder in Wilsonstreet, London, dann vier Häuser neben einander für 120 bis 150 Waisen. Mancher muß sich plagen, um

* „A Narrative of some of the Lord's Dealings with George Muller." („Eine Erzählung von einigen Verhandlungen des Herrn mit Georg Müller.") London: Nisbet and Co. — ein echter Tractätlein-Titel, hinter welchem aber nur schöne, edele Thaten des Erbarmens und praktischer Humanität aufblühen.

seine eignen Kinder halbwegs zu erziehen, Georg Müller, selbst für sich ohne Mittel, erzog und bildete zehn Jahre lang stets über hundert Waisen in seinen vier theuren Häusern in dem theuern London, ohne jemals um Unterstützung zu bitten. Letztere Bedingung brach er auch dann nie, wenn kein Dreier in den vier Häusern für das nächste Abendbrod der Heerde Kinder übrig war, wobei sie doch nie hungrig zu Bett gingen. Einige Auszüge aus seinem naiven Berichte:

„Am 10. August 1844. In der größten Noth, kein Penny mehr zur Hand. Da erhielt ich eine Fünfpfundnote von einem Bruder in Hackney."

„16. August 1845. Unsere Armuth ist außerordentlich groß. Es ist zehn Uhr und kein Penny für Mittagbrod. Ich dachte an einige Artikel, die ich versetzen oder verkaufen könnte für die Waisen, als einer der Arbeiter (Lehrer) mir ein Pfund gab. Aus den Büchsen der Häuser ergaben sich 1 Schilling 6 Pence, für gestrickte Sachen wurden zwei Schillinge 6 Pence bezahlt, und A. gab 2 Schillinge." *

Solche Tagebuchs-Notizen finden wir in unzähliger Masse, und er machte nie Schulden, er bat nie um Beiträge und die Kinder gingen nie hungrig zu Bett.

Im Jahre 1845 dachte Georg Müller an Erbauung eines eigenen Waisenhauses für etwa 300 Kinder. „Ich dachte, das würde etwa 10,000 Pfund kosten, und am 4. November fing ich an, den Herrn um Mittel zu bitten. Am 10. December stellten sich von unbekannter Hand 1000 Pfund ein. Als dieses Geld kam, war ich so ruhig, als hätt' ich eben einen Schilling erhalten, denn mein Herz sah sich nach Erhörungen um. So überraschte mich diese Schenkung nicht im Geringsten. Andere Gaben folgten, eine zweite von 1000 Pfund am 30. December, und da ich den Herrn nun gebeten, er möge mir vorangehen, folgte ich ihm, um eine Baustelle zu suchen." **

Und nun denke man sich dieses seltsame Bild mitten in diesem Jahrhundert, mitten in diesem modernen England! Ein großer, eckiger, schwerfälliger Deutscher in schäbigem Schwarz durch die von Millionen Menschen und Tausenden von Fuhrwerken wimmelnde Stadt wandelnd mit der Vorstellung, daß Gott der Herr ihn persönlich zu einer Baustelle führe, wie er sie findet und sein Waisen-Asyl, seine Franke'schen Stiftungen richtig aufbaut! Und da steht es freudig durchwimmelt von eintausend gesunden, frischen, lachenden, rührigen, spielenden, lernenden und arbeitenden Kindern, die keine Noth, keinen grimmigen Waisenvater, wie sie Dickens so wahr und furchtbar schildert (in Oliver Twist), keinen Hunger, keinen Bakel, sondern nur Liebe und Freude und freie Arbeit kennen und in dem eckigen, gravitätischen Georg Vater und Mutter lieben und sich oft an ihn hängen, wie rothe, lachende, erste Herzkirschen an das Stück Holz, in welcher Form die Obstweiber gern die Erstlinge der Kirschenernte verkaufen. Ist das nicht ein größeres Wunder, als Aladdin's Palast? Mindestens ein größeres, als das grandiose Parlamentsgebäude an der Themse, das in allen Theilen zu groß und nur für das Unterhaus zu klein, zu dunkel und zu stickig und zugig zugleich ist, Millionen kostet und noch lange nicht fertig ist und jetzt an den Zinnen-Kanten mit einigen Fudern Gold beklebt wird.

Wir können dem deutschen Waisenvater englischer Kinder nicht auf Schritt und Tritt folgen, wie er hinter dem Herrn herwandelnd die Baustelle findet, das Asyl aufbaut und eben vergrößert. Nur noch einige Notizen.

Er fand die Stelle nahe bei Bristol in Aßley Down, einer der schönsten Vorstädte dieser rührigen, englischen Stadt, welche den besten englischen Tabak (Bristol Birds-Eye) fabricirt. Der erste Bau kostete 15,000 Pfund, also über 100,000 Thaler, die sich alle ungebeten einstellten. Er fing im Juli 1847 an und führte seine Kinder im Juni 1849 aus der rauchigen Wilsonstreet London in ihre sonnige, neue Heimath, ohne daß Jemand davon besonders Notiz nahm, während sonst fast alle wohlthätigen Institutionen vorher ausgeschrieen werden, als hätte die Henne das Ei schon gelegt, damit Geld gebettelt werden könne, ehe sie an die Machtthat denken. In einem großen Wohlthätigkeitsinstitute Londons fehlten neulich gleich 15,000 Pfund auf einmal; andere wurden entdeckt, die lange schon für Hunderte von armen Kindern gebettelt hatten und hernach gar kein einziges Kind aufweisen konnten.

Darüber ließen sich haarsträubende Thatsachen bändeweise zusammenstellen, aber ihr guten Deutschen drüben denkt immer, man wolle England damit schlecht machen und Euch den lieben einzigen „Anhaltepunkt" für Eure Hoffnungen unter dem schwachen Arme wegschlagen was, abgesehen von der Wahrheit der Thatsachen, sehr gut wäre, da Ihr wirklich ohne englische Anhaltskrücke vortrefflich stehen und gehen könnt. Und wer's noch nicht kann, ist ein Hypochonder und muß mit einer guten Parforcecur auf die Beine gebracht werden, wie Jener, der sich einbildete, er habe Beine von Glas, so daß er nicht eher probirte, selbst zu gehen, als bis man ihm das Bett unter den gläsernen Füßen thatsächlich wegbrannte. Dann aber konnte er auch plötzlich laufen, wie 'n Faßbinder.

Der Herr, welcher vor Georg Müller herschritt und ihm das „Wunder des Jahrhunderts", wie es die Engländer nennen, aufbaute, war doch am Ende nur, rationalistisch und physiologisch genommen, eine ihm liebe und den Engländern imponirende Form für seine eigene deutsche Energie und Ehrlichkeit, sein schlichtes, fühlendes Herz und sein höchstes Erbarmen mit dem tiefsten Elend um ihn her. Er wandelte tapfer auf eigenen Füßen mit Glauben, Liebe, Hingebung, Leidenschaft, Ausdauer für sein edles Werk.

So ward er der Fels, an den sich die Engländer lehnten, wie überhaupt Engländer bald sich in die unabweisbare Nothwendigkeit werden fügen müssen, sich an deutsche Cultur, Ehrlichkeit, Sitte und Energie zu halten, um aus ihrem in der Ferne noch glänzenden Jammer heraus zu kommen, wie sich jetzt schon alle besseren, nobleren Elemente Englands, mit der Königsfamilie als Muster an der Spitze, aus ihrer Herrlichkeit in deutsche Sprache, Literatur, Sitte und Lebensweise flüchten. — Sie nähren sich von deutschem Marke, während einige Scribenten im Mutterlande sich einbilden, sie müßten auf alte, abgelegte Sachen Englands warten, ehe sie anständig auftreten könnten. Auch wir, so lange wir in England leben, müssen uns immer von deutschem Marke nähren, wenn wir nicht geistig verhungern wollen, so daß G. Kinkel, der seinen „Nimrod" in England dichtete, die Sache mit den Worten trifft:

„Was wir im fremden Lande schaffen,
Es ward von Deinem Mark genährt,
Du schmiedest unsres Sieges Waffen
Auf Deinem ewig wachen Heerd.
Uns stärkt zur Abendfeierstunde
Des deutschen Freundes tiefes Wort,
Und hell aus unsrer Kinder Munde
Klingt deutsches Lied uns fort und fort."

Und nun wieder zu unserem Ritter Georg. Etwa ein Jahr nach Vollendung des ersten Baues fing er an, Flügel zu bauen, um 1000 Kindern Obdach, Erziehung und Schule zu geben. Diese fing er mit Schillingen an. Anfangs 1856 hatte er über 23,000 Pfund verbaut und baar bezahlt. Vogel und Flügel sind jetzt schuldenfrei vollendet und von den 6000 Kindern Englands, die durchschnittlich stets in Gefängnissen leben, finden 1000 in Georg Müller ihren Vater, ihre Mutter, ihre Freiheit, ihre Tugend, ihre Zukunft wieder.

Müller hat im Ganzen für sein Werk 84,441 Pfund 6 Schillinge $3^1/_4$ Penny erhalten, ohne jemals um eine Gabe zu bitten. Im Uebrigen borgt und schenkt nicht so leicht ein anständiger Engländer einem Armen ein Stück Kupfer, während er allerdings leicht dahin zu bringen ist, Hunderte und Tausende für ostensible Zwecke mit hohen und seinem Namen in den Zeitungen zu zeichnen. Müller trug nie ein Geschenk mit Namen ein und bat nie um Beiträge. Aber da steht sein Werk, das „Wunder des Jahrhunderts!" Welche Kraft, welche Siegesgewalt in diesem einfachen Helden! Da steht's! Seht 'mal hinein! Kein Entrée, keine Bettelei, keine Büchsen, wie sonst in allen englischen Wohlthätigkeitsanstalten.

* Er wirthschaftete stets ökonomisch und ehrlich. Die Kinder arbeiteten und trugen bald bedeutend zur Selbsterhaltung des Instituts bei, wie wir aus unzähligen Tagebuchs-Notizen ersehen. Das erklärt auch vieles anscheinend Wunderbare.

** Alles dies hat in England, wie gesagt, nichts Wunderbares. Schenkungen, Beiträge und Vermächtnisse an wohlthätige Institute bis zu Tausenden von Pfunden kommen häufig vor. So oft Müller's bald weit und breit bekanntes Unternehmen in Noth war, fanden sich denn auch immer bald größere, bald kleinere Beiträge. Er bat nie darum, aber durch seine Mitarbeiter wurden, wenn die Noth am größten, immer Mittheilungen gemacht, durch welche Herzen und Geld gerührt wurden.

Digitized by Google

Da links 1000 Betten mit 1000 kleinen Commoden daneben, worin die Sonntagskleider glatt und reinlich liegen, dahinter die Spielsäle mit unzähligen deutschen Spielwaaren — ein Anblick, als wär's eben Weihnachten; rechts der hohe, luftige, heitere Speisesaal, drüber drei Schulanstalten für Knaben, Mädchen und Kinder (die blos spielen, tanzen, singen u. s. w. nach Fröbel's Princip), herrliche, herzige, rothbäckige Kinder ohne Spur von dem gedrückten, hungrigen „Waisenblick" (Dickens), dahinter Bäckerei, Wasch- und Badeanstalten, Speise- und Vorrathskammern mit Mehl, Brod, Fleisch, Reis, Hafermehl u. s. w., wie für eine Armee, große Säle mit Kleidern und Schuhen, Seife und Gefäßen, Vorräthe von Spielsachen, um die verbrauchten zu ersetzen, Lehrer-, Arbeiter-, Diener- und Ammenwohnungen, Arbeitslocale zum Stricken, Stikken, Flicken, kindlichem Fabriciren und Manufacturiren — kurz, eine fabelhafte, wirkliche, blühende Kinderwelt aus der tiefsten Hefe, aus Kerkern und Verwahrlosung — Alles geschaffen und erhalten und entwickelt und blühend und fruchtend durch Georg Müller aus Thüringen.

Der Wilderer.*

Von Frieb. Gerstäcker.

„Sehn Sie die Laatsche da drüben?" nahm da Ragg das Gespräch, das aber jetzt mit unterdrückter Stimme geführt wurde, wieder auf — „gleich die da drüben; die, wo das Dickicht bis zum Abgrund hinläuft, hinüberhängt?"

„Ja, Ragg — aber ich kann da drüben nichts erkennen."

„Ist auch jetzt nichts mehr da zu sehen," sagte er, leise dabei vor sich hin lachend, „fünf Jahre sind's aber jetzt, da hat die eine Laatsche, die dort über die steile Wand hinüberhängt, einem Matesizkert von Wilderer einmal einen großen Gefallen gethan."

„Einem Wilderer?"

„Ich und der Wastel," erzählte Ragg jetzt weiter, nachdem er erst noch einmal einen vorsichtigen Blick nach unten geworfen, ob der Bock noch dastande, „waren drüben am Scharfreuter gewesen und an der Grenze hingegangen, theils zu sehen, ob das Wild dort viel herüber wechsele, theils auch umzuschauen, ob wir keine fremden Fährten finden könnten, denn daß hier Wilddiebe von Baiern herüberkämen, hatten wir schon gehört. Den Morgen um neun Uhr etwa war ein leichter Schnee gefallen und es schneite noch in dünnen, einzelnen Flocken, als wir oben an der Luderstauden, gerade wo die erste Klamm gegen das Joch vorläuft, eine ganz frische Mannsfährte fanden, die keiner von uns kannte. Das konnte Niemand anders, als ein Wilderer sein, und während Einer die Fährte hielt, während der Andere scharf umherschaute, ob er den Burschen nicht vielleicht so aus freier Hand entdeckte, folgten wir so rasch und leise wir konnten.

„Das ging nun allerdings gut, so lange wir oben am Joch blieben, denn dort lag wenigstens Schnee genug zum Spüren, der Matesizkert hatte das aber auch wohl bedacht und war in eine der nächsten Klammen hinein und, Gott weiß wie, darin herum gestiegen, so daß wir auf den kahlen Steinen zuletzt die Spur verloren und nun nicht wußten, wo er geblieben war. Wastel wollte nun zwar, wir sollten uns trennen und nach verschiedenen Seiten suchen. Hatte er sich aber irgend wo eingedrückt und sah uns anpirschen, so wäre ein Einzelner verloren gewesen; auf zwei schießen die Schufte aber nicht sogleich."

„Handirt nur nicht so mit den Händen, Ragg, Ihr liegt überhaupt zu nahe an der Wand, und wenn der Bock einmal den Kopf hier heraufdreht, muß er ja die helle Hand in der Sonne herumfahren sehen."

„Der steht noch baumfest," erwiderte der Jäger, indem er einen Blick hinunterwarf und dann einen halben Schritt von dem Rande des Hanges wegrutschte.

„Und der Wilddieb?"

„Warten Sie nur — die Fährten nahmen im Ganzen die Richtung nach dem Leckbach zu. Wastel glaubte nun freilich nicht, daß er sich so weit von der Grenze weggemacht hätte. Das blieb sich aber ganz gleich, Grenze oder nicht, denn drüben auf königlichem Gebiet hatte er jedenfalls eben so wenig Recht, zu jagen, wie hier, und erwischten ihn die Jäger, so ging's ihm nicht um ein Haar besser, als wenn wir ihn kriegten. Wir äugten also aus dem Wald heraus, die ganze Leckbach sorgfältig ab, spürten noch einmal über das Joch hinüber auf dem Schnee und mußten endlich glauben, er habe uns vielleicht irgendwo auf seiner Spur gesehen und sei wieder in das andere Revier, wohin wir ihm nicht folgten durften, zurückgewechselt. Viel Zeit hatten wir übrigens auch nicht mehr zu verlieren, denn wir wollten die Nacht noch nach der Grasberg Alm und mit dem Umhersuchen war der Tag ziemlich draufgegangen. So stiegen wir denn rasch hintereinander her aufwärts, als mich der Wastel plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, am Arme packt und dort hinauf zeigte, etwa in der Gegend, wo der dürre Baum da oben auf der schmalen Lanne steht. Ich guckte hin, und kauerte da nicht der verdammte Hallunke so ruhig auf einem umgefallenen Baume und kaute an einer Brodrinde oder irgend etwas Anderem, als ob er daheim in seiner Hütte und nicht mit der Büchse auf einem fremden Reviere säße?

„Der kann nicht mehr fort," flüsterte mir dabei der Wastel zu — „ich springe hier unten herum, Du von der Seite hinauf und dann haben wir ihn in der Mitte — vorn ist die Klamm und da kann nicht einmal ein Gemsbock hinunter!"

„Wie wir ihn nur erst gewahr wurden, hatten wir uns gleich hinter einen Laatschenbusch gedrückt und, ohne ein Wort zu reden, rutschte der Wastel ein Stück auf der Erde fort, bis er in einen kleinen Graben kam. Den annehmend, schnitt er dem Wilderer den Weg von jener Seite ab, denn hätte der's erzwingen wollen, braucht' er ihn ja nur über den Haufen zu schießen. Mir konnt' er auch nicht mehr wegkommen, und wie ich sah, daß der Wastel war, wo er sein sollte, pirscht' ich mich noch vorsichtig auf etwa hundert Schritt von dem Burschen an, legte dann meinen Hut,

* Aus Gerstäcker's bei Ernst Keil erschienenem Werke: „Eine Gemsjagd in Tyrol."

Bergsack und Stock ab, nahm die Büchse herunter und sprang, was ich springen konnte, den Berg hinauf.

„Ich hatte noch keine drei Sätze gethan, da fuhr er schon mit dem Kopfe herum — der Art Gesellen haben ein schlecht Gewissen — und mich sehen, aufspringen und die Büchse an den Backen reißen, war das Werk eines Augenblickes. Zu gleicher Zeit schrie ihm aber auch Wastel sein drohendes „Halloh" entgegen und wie er den zweiten Mann sah und nun wohl merkte, daß es ihm an den Kragen ging, setzte er die Büchse erschrocken ab. Ich hätte ihn jetzt bequem umschießen können," fuhr Ragg ruhig fort, „aber wir wollten ihn gern lebendig haben und — wenn's nicht gerade sein muß, ist's doch immer eine häßliche Geschichte. So also schrie ich dem Burschen zu: seine Büchse fortzuwerfen oder er wäre ein todter Mann, und sprang zu gleicher Zeit wieder rasch auf ihn ein. Daran dachte er aber nicht und umdrehn und in die nächsten Laatschen hineinfahren, war im Nu geschehen.

„An manchem anderen Platze wäre das vielleicht nun gerade recht gut gegangen, denn Jemanden durch die Laatschen zu verfolgen, ist ein verzweifelt mühselig Ding; hier aber mußte er keinesfalls wissen, wohin die führten. Der ganze Laatschenstreifen war keine zwanzig Fuß breit und unter ihnen weg sank der Abgrund, während der Wastel und ich den einzigen Ausweg, der nach rechts und links abführte, leicht überschießen konnten.

„Jetzt haben wir ihn," schrie Wastel auch, als er vorwärtssprang und in die Laatschen mit hineinsetzte, — „paß' nur da draußen auf, Ragg, daß er nicht über die Lanne springt!" — Aber er kam nicht weiter — ein furchtbar gellender Schrei tönte plötzlich vom Rand der Klamm herüber und als wir erschreckt und lautlos halten blieben, hörten wir erst unten etwas Hartes gegen den Felsen schlagen und gleich darauf schallte der Schuß der durch den Sturz losgegangenen Büchse zu uns herauf.

„Gott sei seiner armen Seele gnädig," sagte der Wastel und drehte sich schaudernd um. — Wir Beide standen jetzt still und horchten, aber Nichts ließ sich hören.

„Ob man wohl hinuntersehen kann?" sagte ich endlich.

„Ich mag's nicht sehen," meinte der Wastel, „ich hab' genug an dem Schuß."

„Ich arbeitete mich jetzt durch die Laatschen durch, wo ich gleich vorn den Hut des Wilderers fand. Wie ich aber an den Rand kam, hingen die Zweige tief darüber hinunter und zwischen der Wurzel der einen durch bröckelte das Gestein los und stürzte mit hohlem Fall in den Abgrund nieder. Ich stand auf den Zweigen schon über der Tiefe. Es wurde mir unheimlich da draußen und ich kroch zum Wastel zurück.

„Wollen wir hinunter klettern und nachsehen?" fragte ich endlich. Der Wastel erwiderte Nichts, wir warfen unsere Büchsen über den Rücken und stiegen thalab, mußten auch einen großen Umweg machen, unten hineinzukommen, und es mochte immer eine Stunde darüber hingegangen sein, eh' wir den Platz erreichten. Indessen hatte es stärker an zu schneien gefangen und der Wind heulte so häßlich durch die hohle Klamm — es war ein gar so fatales Gefühl, da unten nach einem zerschmetterten Menschen zu suchen. Wir hatten ihn aber doch nicht umgebracht, er war selber da hinuntergesprungen, und wenn wir ihn auch dazu getrieben, ei, was zum Teufel hatte er auf fremdem Reviere zu suchen.

„Da liegt die Büchse," sagte der Wastel plötzlich, — der Kolben war abgebrochen und das Gewehr durch den Sturz losgegangen — aber wo war der Wilderer? Gerade in die Höh' konnte man bis oben hinauf unter die überhängenden Laatschen sehen, an ein Anhalten unterwegs war nicht zu denken, die Wand bog sich dort sogar nach innen, und selbst der Bergstock lag etwa zehn Schritt von der Büchse entfernt — aber kein Blutfleck, auf dem der dünne fallende Schnee in keinem Falle liegen geblieben wäre. Oben durch war er auch nicht gekommen, so lange wir oben standen, und wir zerbrachen uns jetzt den Kopf, was aus dem Burschen geworden sein könne. Gewißheit mußten wir aber darüber haben. Wastel nahm deshalb das zerbrochene Gewehr, ich den Stock, und wir ließen uns die Müh' nicht verdrießen und kletterten noch einmal hinauf. Hol's der Deixel, der Vogel war ausgeflogen, und zwar seit wir den Fleck verlassen hatten, denn die ganz frische Spur im „Neuen" ließ auch nicht den mindesten Zweifel darüber. Todesangst mußte er aber in der Zeit, daß wir oben suchten, ausgestanden haben, denn, wie wir jetzt Alles ablegten und vorsichtig da hinauskrochen, woher die Spur kam, fanden wir, daß er die ganze Zeit über und bis wir fort waren, da draußen über dem Abgrunde an den Zweigen des Laatschenbusches gehangen haben muß. Außen an der Wand waren die Spuren seiner Fußspitzen, als er sich wieder hinaufgearbeitet, und wenn einer von den dünnen Zweigen gebrochen oder ihm nur die Hand ausgerutscht oder „verkrampft" wäre, lag er unten bei seinem Gewehr, den Hals wie den Kolben gebrochen."

Ragg hatte die ganze Geschichte in einem nur ihm allein von allen Jägern eigenthümlichen, schauerlichen Bergdialekt und mit flüsternder Stimme erzählt, wobei man wirklich mit peinlicher Aufmerksamkeit zuhören mußte, um zu verstehen, was er meinte. Vorsichtig schaute er dabei dann und wann über den Hang hinunter, den Bock nicht aus den Augen zu verlieren. Der stand aber noch baumfest da unten und rührte und regte sich nicht.

„Und habt Ihr nie erfahren, wer der Wilderer war?"

Ragg schüttelte den Kopf und meinte, still dabei vor sich hinlachend: „Der ist damals mit ausgerupften Federn davongekommen, wird aber wohl an der Lection über dem Abgrunde da drüben genug gehabt haben. Wir haben ihn hier drüben wenigstens nie wieder gespürt. Uebrigens" — setzte er leise, mit dem Finger dabei drohend, hinzu — „wußte er auch wohl, warum, und daß wir ihn jetzt kannten. Wo er sich wieder hätt' sehen lassen, wär' ihm eine Kugel gewiß gewesen."

Ragg prahlte nicht im Mindesten; es herrscht zwischen den Jägern und Wilderern im Gebirge noch ein so romantisches und vollkommen ausgebildetes Faustrecht, wie es sich der Dichter, der die Poesie ganz aus der Wirklichkeit verschwunden wähnt, gar nicht besser wünschen könnte. Wo sich Jäger und Wildschütz im Berg begegnen, ist es zwischen Beiden eine Sache auf Tod und Leben, und wer am schnellsten die Büchse an den Backen reißt und den Anderen über den Haufen schießt, hat gewonnen. Der Jäger ist allerdings stets im Vortheil, denn er hat für alle Fälle das Gesetz auf seiner Seite; draußen auf Gottes freier Alm aber und mit den wilden Bergen um sich her, wo alle „Civil- und Militairbehörden umsonst ersucht werden, dem mit rechtsgültigem Paß Reisenden nöthigenfalls Schutz angedeihen zu lassen," hülfe ihm das oft gar wenig, wenn er nicht, außer dem Gesetz, auch noch die eigene Waffe bei sich führte, mit der er den auf ihn anlegenden Wilderer rasch und für immer unschädlich macht.

Blätter und Blüthen.

Der unerwartete Zeuge. Bei meinem letzten Besuche des Mississippi kam ich an einem schönen Herbstabende nach dem Dorfe Deerwoods, wohin ich von Moody Creek aus aufgebrochen war. Das Wirthshaus war voll Leute und ich hörte, es sei Gerichtssitzung. An dem oberen Ende der Tafel saßen die Richter und ein halb Dutzend Advocaten, die Landschaftsbeamten und zahlreiche Zuhörer. Ich hatte mit einem Kaufmanne, Namens Landor Wallace, in dem Orte etwas zu thun und machte mich nach seinem mir bekannten Geschäftslocale auf. Ich fand es jedoch fest verschlossen und wandte mich deshalb seiner Privatwohnung zu. Ich pochte, eine Schwarze öffnete. Auf meine Frage, ob Mr. Wallace zu Hause sei, sah sie mich zuerst eine Weile an und brach dann in Thränen aus.

„Zu Hause sein, aber Master todt," schluchzte sie.

Darauf hörte ich von ihr, daß er Tags zuvor ermordet worden und morgen darüber Gericht gehalten werden solle. Unter solchen Umständen wollte ich die Familie nicht stören und, nachdem ich mir einige Umstände von der Negerin hatte sagen lassen, kehrte ich nach dem Wirthshause zurück, um mich dort näher zu erkundigen. Dort vernahm ich zwar einige Gerüchte, die mir jedoch nicht klar wurden, und mußte mich deshalb bis zum nächsten Tage gedulden, um eine Einsicht in die Sache zu gewinnen.

Obwohl der Mord erst kürzlich geschehen und der Leichnam noch nicht beerdigt war, so sollte doch die Sache gleich verhandelt werden, weil der Gerichtshof zu den Vierteljahrssitzungen versammelt und ein Angeklagter und Zeugen vorhanden waren.

Als ich am nächsten Morgen in den Gerichtssaal trat, kam die Sache gleich vor. Der Angeklagte war ein Mann von nicht mehr als 25 Jahren, Namens Edward Demarion. Er war mehrere Jahre hindurch Commis

bei Wallace gewesen und galt für einen geschickten jungen Kaufmann. Ich hatte mit ihm zu thun gehabt und ihn lieb gewonnen. Er war von zartem Wuchse, hübsch und besaß den Stolz seines Landes, der ihm Festigkeit und Würde verlieh, ohne ihn hochmüthig zu machen. Er war eine Waise, von französischer Abkunft und in New-Orleans geboren und erzogen.

Ich konnte ihn deutlich sehen. Er war bleich und schien viel zu leiden, sah aber nicht wie ein schuldiger Mann aus. Ich glaubte auch nicht, daß er einen Mord begangen habe; dazu war er zu brav und ehrenhaft.

Endlich fing das Gericht an. Die Zeugen machten ihre Aussagen, und mir sank das Herz, als ich hörte, wie viele Umstände gegen ihn sprachen. Es war erwiesen, daß er Landor Wallace's Nichte zu heirathen beabsichtigte, und daß der Onkel sich dem widersetzt hatte. Daraus war ein Streit entstanden, und Demarton hatte den Dienst seines Herrn verlassen. Es war ferner erwiesen, daß er Wallace zum Duell herausgefordert, und der Letztere es nicht angenommen hatte, weil er sagte, er könne sich nicht mit Jemand schlagen, den er als seinen Sohn betrachte. Ferner wurde ausgesagt, daß Demarton darüber wüthend geworden, und fluchend geäußert hätte: „Mr. Wallace solle sich entweder mit ihm schlagen oder die Folgen erleiden, denn er sei entschlossen, sich Genugthuung zu verschaffen."

Am Morgen der Ermordung ritt der Kaufmann nach Dantonville, eine halbe Stunde nachher nahm der Angeklagte ein Pferd und sagte: „er würde Mr. Wallace bald einholen." Dann fügte er hinzu, was drei Zeugen gehört hatten: „Ich kann meine Sache so gut auf der Straße nach Dantonville als anderswo abmachen." Das war um sechs Uhr Nachmittags. Um neun Uhr kam ein Mann, Namens Harold, des Weges, stieß auf Landor Wallace's Leiche, und sah in demselben Augenblick Edward Demarton von der Stelle hinwegreiten. Im Mondschein erkannte er ihn deutlich. Er sprang vom Pferde, fand den Kaufmann besinnungslos, aus mehreren tiefen Wunden blutend, und dabei ein Bowiemesser mit Silbergriff, welches dem Angeklagten gehörte. Das Messer war mit Blut bedeckt, und die Aerzte erklärten, daß die Wunden von demselben herrührten. Auch sah man einen Schlag an dem Kopfe, der allein tödtlich war. Harold war ein wüster Gesell, groß, breitschulterig, gegen 40 Jahre alt, mit düsteren, rauhen Zügen und sah ganz wie ein Schurke aus. Die Vertheidiger wiesen auch nach, daß Harold Zwistigkeiten mit dem Angeklagten gehabt, und diesem Rache geschworen habe. Dies kam jedoch wenig in Betracht.

Die Sache schien zu deutlich gegen den Angeklagten zu sprechen. Er hatte den Ermordeten herausgefordert und ihm Rache geschworen, war ihm gefolgt, man hatte ihn sagen hören, er wolle seine Sache mit ihm auf der Landstraße abmachen, sein blutiges Messer lag bei dem Ermordeten und seine Kleider und Hände waren voll Blut gefunden worden.

Endlich ließ man Edward Demarton zum Worte. Er war bleich, aber seine Stimme fest. Er rief zuerst Gott zum Zeugen, daß er die Wahrheit spreche. Dann sagte er, er habe den Nachmittag vor dem Mordtage mehrere Stunden bei Wallace zugebracht und der Streit zwischen ihnen sei beigelegt worden. Der Kaufmann habe ihm erklärt, weshalb er seine Einwilligung versagt habe. Sein Bruder habe ihm die Verpflichtung auferlegt, seine Tochter nicht vor ihrem zwanzigsten Jahre heirathen zu lassen. —

„Wir schlichteten Alles und Mr. Wallace fragte mich, ob ich in seinen Dienst zurückkehren wolle. Ehe ich darauf antworten konnte, trat Jemand ein, der Wallace zu sprechen hatte. Ich sagte ihm darauf, ich müsse nach Dantonville und werde nach meiner Rückkehr bei ihm vorkommen. Er erwiderte, auch er müsse dahin und bat mich, ihn dort aufzusuchen. Darauf hatte ich Geschäfte am See und als ich zurückkam, hörte ich, daß Wallace seit einer halben Stunde fort sei. Ich ließ sogleich mein Pferd satteln und sagte beim Aufsteigen die Worte, welche die Zeugen aussagten. Ich meinte sie scherzhaft, da unser Streit ja freundschaftlich ausgeglichen war. Ich ritt fort und fand nach etwa zehn Meilen Mr. Wallace's Pferd am Wege stehen, weiter ab lag der Kaufmann in seinem Blute. Ich sprang herab und kniete neben ihm nieder. Ich richtete sein Gesicht auf, rief seinen Namen, er war noch warm, aber das Leben schien entflohen zu sein. Dadurch wurden meine Hände und Kleider voll Blut, aber daran dachte ich nicht. Ich hatte nur fortzusprengen und Hülfe zu holen. Man hat gefragt, warum ich nicht nach Dantonville ritt, das nur eine halbe Meile weit war. Daran dachte ich jedoch nicht, sondern mein Instinct trieb mich nach Hause. Nach vier Meilen schnellen Galopps fiel mein Pferd und gleich darauf wurde ich von Harold und einem anderen Manne wegen Mordes verhaftet. — Was das Messer betrifft — es gehörte mir allerdings, war mir aber an diesem Tage gestohlen worden."

Nach dieser Rede setzte sich der Jüngling und der Richter schüttelte den Kopf.

„Jeder kann eine solche Geschichte erfinden, um die Geschworenen zu täuschen," sagte er, „aber Niemand wird sie glauben, wenn solche Umstände vorhanden sind."

Kurz, es schien keine Hoffnung für den jungen Mann da zu sein. Obwohl die Zuhörer ihn bemitleideten, schüttelten sie die Köpfe, als er seine Unschuld betheuerte.

Der Richter hatte resumirt und die Zeugenaussage gegen den Gefangenen geschärft und die Geschworenen wollten sich eben zurückziehen, als eine Bewegung an der Thüre entstand und gleich darauf ein junges Mädchen mit flatterndem Haar in den Gerichtshof stürzte und mit flammenden Augen und wogendem Busen hereintrat. Es war Isabelle Wallace. Sie war ein schönes Mädchen, mit edlen regelmäßigen Zügen, herrlichen, vollen Formen, und die Leidenschaft machte sie noch schöner. Einen raschen Blick nach dem Angeklagten werfend, wandte sie sich nach dem Richter und rief:

„Ist er schon verurtheilt, Herr? Ist er für schuldig befunden?"

„Noch nicht, aber es wird bald geschehen," erwiderte der Richter, sein Erstaunen beweisend.

„O, er ist unschuldig, er ist unschuldig!" rief das schöne Mädchen. „Er ist kein Mörder! He da, Gerichtsdiener, ergreift Harold und laßt ihn nicht entwischen. Rasch, rasch!"

Als das Mädchen eintrat, hatte sich Harold nach der Thür hin bewegt und bei ihren letzten Worten suchte er hinauszuschlüpfen, ein starker Matrose hielt ihn jedoch fest, bis der Sheriff herankam. Er wollte sich nicht gefangen geben, ein Paar Handschellen machten ihn jedoch bald unschädlich und er wurde zurückgebracht.

„Jetzt," fuhr das Mädchen zu dem Richter gewandt fort, „habt die Güte, und sendet zu meinem Oheim, seine Aussagen aufzunehmen. Er lebt!"

Bei diesen Worten sprang Eduard Demarton auf, und stieß einen Freudenschrei aus. Sein Gefühl war jedoch zu heftig, er sank ohnmächtig zurück. Nachdem er wieder zu sich gekommen, erklärte Isabelle, was sich ereignet hatte. Sie sagte, zwei Aerzte seien mit ihrem Oheim beschäftigt, er sei aus einer Letbargie erwacht, hätte sein Bewußtsein wieder erlangt, und wolle den befugten Beamten sagen, wer ihn angefallen und ermordet habe.

Der Hof wurde sogleich vertagt und der Richter begab sich selbst mit drei Juristen und dem Vormann der Geschwornen nach des Kaufmanns Hause. Die Aerzte erklärten, er könne nicht lange mehr leben und die Beamten setzten sich sofort um das Bett des todtwunden Mannes. Er bestätigte, was Demarton über die Beilegung ihres Zwistes und die Absicht seines Rittes nach Dantonville gesagt hatte. Er hatte eine Brieftasche mit 5000 Dollars bei sich. Es dunkelte, als er fort ritt, der Mond schien jedoch. Als er den Wald erreichte, holte ihn Harold ein. Er fürchtete diesen, denn er hatte ihn das Geld in die Brieftasche packen sehen, deshalb faßte er nach seinem Pistol, ehe er es jedoch ziehen konnte, gab ihm Harold einen Schlag, nach dem er vom Pferde sank, dann erinnerte er sich, daß der Schurke mehrere Male nach ihm gestochen, und ihm die Brieftasche entrissen habe. Mehr konnte er sich nicht erinnern. Diese Aussage wurde zu Protokoll genommen, und die Aerzte bezeugten, daß der Kranke völlig bei Sinnen sei.

Dann wurde die Gerichtsverhandlung wieder aufgenommen, und Edward Demarton sogleich von den Geschwornen freigesprochen. Die Zuschauer brachen darüber in lauten Jubel aus, dem der Richter nicht Einhalt zu thun vermochte.

Gleich darauf wurde Harold angeklagt und verurtheilt. Als er sah, daß er verloren sei, gestand er die That und den Raub. Er wußte, daß Demarton nach Dantonville reiten würde, und stahl das Messer des jungen Mannes, um den Verdacht auf diesen zu lenken.

Mr. Wallace lebte bis zum nächsten Nachmittag. Vor seinem Tode legte er die Hand seiner schönen Nichte in die Eduard Demarten's und bat sie, in seinem Hause fortzuleben. Er hatte keine Kinder, und Isabella erbte sein Vermögen, er bestimmte jedoch, daß Edward es verwalten und das Geschäft fortführen solle. Der Verlust ihres geliebten Oheims versetzte Isabellen zwar in tiefe Trauer, diese verhinderte jedoch nicht, sich freudig an dem Gedanken zu weiden, daß der Geliebte ihr so wunderbar erhalten worden, und Beide lebten nach ihrer Verheirathung außerordentlich glücklich.

Neue Studienwerke für den Clavierunterricht. Es kann zwar kaum in Abrede gestellt werden, daß die productive Kraft der Gegenwart auf dem Gebiete der musikalischen Composition eine untergeordnete ist, aber kein Sachverständiger wird leugnen können, daß speciell für das Bedürfniß des angehenden Clavierspielers jetzt Besseres geschrieben wird, als früher. Wir wollen die Verdienste eines Czerny und Diabelli auf diesem Gebiete keineswegs schmälern, müssen aber doch behaupten, daß ihr Streben fast einzig und allein auf Fingerbildung gerichtet war und daß sie es fast gänzlich verschmähten, das jugendliche Gemüth auch poetisch anzuregen und den Sinn für die classischen Formen heranzubilden. Bei der mit der Zeit gänzlich veränderten Claviertechnik bedürfen wir aber auch solcher Unterrichtswerke, welche auf die Claviercompositionen eines Weber, Mendelssohn, Schubert, Schumann, Chopin vorbereiten, und wenn wir zugleich mit besonderem Hinblick hierauf die Unterrichtswerke eines Stephan Heller, R. Schumann ꝛc. anführen, so wird man unsere obige Behauptung gewiß gerechtfertigt finden. Zu denen, welche wahrhaft Verdienstliches für das Clavier und die angehenden Spieler dieses Instrumentes geleistet haben, gehören in neuerer Zeit namentlich Louis Köhler und Carl Reinecke. Auf zwei neue und gediegene Werke von Köhler wollen wir hier zunächst aufmerksam machen, von denen das eine unter dem Titel: „Die ersten Etuden für jeden Clavierspieler als technische Grundlage der Virtuosität", Op. 50., vor Kurzem erschienen ist. Wir kennen nichts so Concentrisches, beide Hände im Leiter- und Accordspiel gleichmäßig Bildendes, als die Etuden; sie greifen tiefer in die Fingerschwächen, als z. B. das erste Heft der Czerny'schen Schule der Geläufigkeit, und der Schüler kann nach Köhler's „ersten Etuden" unmittelbar zu den Cramer'schen Etuden übergehen. Ein zweites Werk des genannten Componisten sind seine „Heiteren Vortragsstudien für den Clavierunterricht." Op 47. Sie sind eben so ansprechend als poetisch, bei Leichtigkeit doch frisch wirkend, auch für mittlere Spieler bequem spielbar und für den Unterricht höchst praktisch. — Von Carl Reinecke erschienen vierhändige Clavierstücke (Op. 54, zwei Hefte), deren didaktischer Zweck uns zu ihrer besonderen Empfehlung an Clavierlehrer veranlaßt. Sie sind „im Umfang von fünf Tonen bei stillstehender Hand" geschrieben. Seit Diabelli's und Enckhausen's vierhändigen Stücken ist der musikalischen Kinderwelt nichts so Zweckmäßiges und Gelungenes in diesem Genre gewidmet, aber noch mehr als jene Genannten hat Reinecke es verstanden, in dem geringen Tonumfange anziehende und frische Melodien zu erfinden, denen man die enggezogenen Grenzen kaum anmerkt, und deren Wohlklang und Reiz die Kinder gern zum Lernen fesseln wird. Die genannten drei Etuden-Werke sind im Verlag von Barthold Senff in Leipzig erschienen und haben noch den Vorzug schönsten Notenstiches und sauberer Ausstattung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 11. Die Gartenlaube. 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das Schachtgeſpenſt.

Von Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

III.

Der geſuchte Mann.

Ein ſchöner Frühlingstag hat in den Nachmittagsſtunden eine Menge Wiener luſtige Welt im Prater verſammelt. Man vergnügt ſich auf dem grünen Raſen, unter den friſch ausgeſchlagenen Bäumen, in den Zelten und Theatern auf die harmloſeſte Weiſe. Es iſt ein ungemein lebendiges und freundliches Bild, dieſes wechſelnde Volksgetümmel voll Scherz und Heiterkeit.

Ein Herr und zwei Damen, welche zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, führen, alle fünf elegant und gewählt gekleidet, winden ſich hindurch und fragen zuweilen einen Mann oder ein Weib aus den niedern Ständen nach dem Zelte „zu den drei Mohrenfürſten“ und ſie werden ſtets mit der allen Wienern eigenthümlichen Dienſtfertigkeit zurechtgewieſen. Endlich gelangen ſie zu dem etwas abgelegenen Zelte, das ſie erfragt haben, im ſogenannten Wurſtelprater, und der Herr zählt von der rechten Seite des eben nicht glänzenden Gebäudes die im Boden befeſtigten Tiſche.

„Hier, der ſechſte!“ ſagt er zu den Damen. „Wir ſind zur Stelle, wohin wir auf ſo eigenthümliche und geheimnißvolle Weiſe beſtellt ſind. Es iſt auch gleich fünf Uhr,“ fährt er, ſeine goldene Taſchenuhr ziehend, fort, indem er mit den Damen am bezeichneten Tiſche Platz nimmt. „Alſo naht der Augenblick, wo wir erfahren ſollen, ob ich wirklich funfzehn Monate vergebens alle erdenklichen Nachforſchungen angeſtellt und ob wir unverrichteter Sache heimkehren und Freund Eduard keinen Troſt, ja keine Hoffnung mitbringen ſollen, oder ob mein raſtloſes Bemühen im weiten Ungarland endlich in Wien noch mit Erfolg gekrönt werden ſoll.“

Der Sprecher und ſeine beiden Zuhörerinnen ſind uns bekannte Perſonen. Er iſt der Rechtsanwalt Dr. Liebheld; die hohe ſtattliche Dame iſt ſeine Gattin, die Kinder ſind die ſeinigen, welche er hat nachkommen laſſen, und das ſchlanke, holde Mädchenbild mit den ſanft gerötheten Wangen und den treuen, herrlichen blauen Augen iſt Lieschen, das liebe Kind, das ehemalige hübſche Dienſtmädchen. Mit ihr iſt eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; in die Augen ſpringend iſt die ihrer äußern Geſtalt, denn ſie iſt eben ſo modern, eben ſo fein gekleidet, wie Frau Liebheld. Es ſcheint aber auch, daß die innere der äußern entſprechend iſt: ſie drückt ſich in der Unterhaltung mit ihrer Begleitung gewandt, fein und mit dem Tone aus, welcher nur den Gliedern der höhern Geſellſchaft eigen zu ſein pflegt. Sie wird auch von Doctor Liebheld und deſſen Frau als Ebenbürtige und nichts weniger als Dienende oder Untergeordnete behandelt.

„Der Himmel wäre Ihnen eine ſolche Genugthuung ſchuldig,“ ſagte Lieschen ſcherzend. „Sie haben ſich wahrlich die vollgültigſten Anſprüche darauf erworben.“

„Der Himmel erkennt nur ſolche Anſprüche nicht an,“ verſetzte Liebheld.

„Aber er iſt gerecht und ich übertrage ihm täglich zwei Mal im Morgen- und im Abendgebet, Ihnen zu vergelten, was Sie ſeit Jahr und Tag für mich gethan haben und noch zu thun gedenken. Womit aber könnt' er Ihnen beſſer vergelten, als wenn er Sie endlich die ſo ſehnlich geſuchten Leute auffinden läßt?“

„Wenn es wahr iſt,“ ſagte Frau Liebheld, „daß Gott und die Heiligen die Bittgebete unſchuldiger und guter Kinder mehr berückſichtigen, als die anderer Menſchen,, ſo werden wir doch zuletzt kurz vor dem zu unſerer Abreiſe feſtgeſetzten Termin zum Ziele unſerer Wünſche gelangen.“

„Jubelt nur nicht zu früh!“ ſagte der Advocat. „Wir ſind ſchon gar zu oft getäuſcht worden. Die ganze Geſchichte mit der geheimnißvollen Beſtellung hierher und dieſem Abzeichen, an welchem ich erkannt werden ſoll“ — er deutete leicht auf ein kleines ſchmales ponceaufarbiges Band im unterſten Knopfloche ſeines Rockes — „iſt am Ende wieder eine läppiſche Komödie, die ſich ein Wiener Spaßvogel mit uns macht.“

Die drei ſich alſo unterhaltenden Leute hatten jetzt eben ſo wenig bemerkt, daß ſich ihnen ein fein gekleideter Herr in den höhern dreißiger Jahren genähert, wie ſie vorhin wahrgenommen, daß ihnen zu beiden Seiten zwei Männer gefolgt waren, bald der eine näher, bald der andere, und endlich der eine rechts, der andere links an den nächſten Tiſchen Platz genommen hatten. Ihrem Aeußern nach ſchienen die Letzteren dem mittleren Bürgerſtande anzugehören, während der zuletzt Hinzugetretene ein bei weitem vornehmeres Anſehen hatte. Als Doctor Liebheld, von ſeiner Frau auf dieſen Herrn aufmerkſam gemacht, die Augen zu ihm aufſchlug, deutete derſelbe ſtumm auf ein ganz gleiches Bändchen, welches auch er in demſelben Knopfloche trug.

„Mein werther Freund,“ ſagte der Fremde mit oſtenſibel lauter Betonung und mit der ungariſchen Ausſprache des Deutſchen, „wenn es Ihnen und den geehrten Damen gefällig iſt, ſo machen wir noch einen kleinen Spaziergang.“

Während er ſprach, deutete er mit ſeinen großen ſchwarzen Augen ſehr bezeichnend auf die beiden ſchlichten Männer an den

Digitized by Google

nahen Tischen. Und ohne Umstände bot er Frau von Liebheld den Arm und redete leicht und gewandt von der Bühnendarstellung des Leopoldstädter Theaters vom vorigen Abend, als wären sie zusammen darin gewesen. Doctor Liebheld führte Lieschen dicht hinter dem erstern Paar und ging eben so ungezwungen auf das Gespräch ein. Somit schritten sie den nach der Donau sich ausbreitenden Partien des Parkes zu. Als sie aus dem Menschengewühl waren, sagte der Fremde:

„Jetzt, meine Damen, haben Sie gefälligst Acht, daß Niemand uns zu nahe kommt oder uns überhaupt beobachtet, während ich mit dem Herrn spreche."

Er nahm nun des Doctors Arm und die Doctorin und Lieschen führten sich. Die Letztere glaubte wirklich, die Männer von den Nebentischen einige Zeit hinter sich zu sehen.

„Mein Herr," nahm der Fremde leise das Wort, „Sie suchen seit einiger Zeit die Familie eines in Ungarn geborenen Griechen, Namens Georg Theodoro."

„So ist's, und Sie haben mir durch meinen Agenten Hoffnung gemacht, durch Sie Nachrichten über diese Familie zu erhalten."

„Nun wohl, ich will nicht leugnen, daß ich der einzige Mensch bin, welcher Ihnen genaue Auskunft über besagte Familie ertheilen kann. Doch muß ich durchaus erst wissen, zu welchem Zweck Sie diese Nachrichten so sehr wünschen, mit solcher Beharrlichkeit erstreben?"

„Auf diese Frage werde ich Ihnen erst dann genügend antworten, wenn Sie mich überzeugt haben werden, daß Sie selbst ein Glied dieser Familie sind, welches bei den ihr zu machenden höchst wichtigen Mittheilungen selbst wesentlich interessirt ist."

Der Fremde schwieg einen Augenblick nachdenkend, während sein scharfes Auge mißtrauisch in den Zügen des Advocaten forschte, dann sagte er zögernd:

„Ihr Agent hat Sie mir als einen königlich baierischen Rechtsanwalt genannt. Ich habe zu diesem Stande kein sonderliches Vertrauen. Der Name Georg Theodoro ist verschollen. Niemand kann sagen, was aus dem Träger desselben geworden ist. Ein Ihnen unvorsichtig allzurasch entgegengebrachtes Vertrauen könnte die Familie Theodoro in Gott weiß welche Rechtsverwickelungen stürzen. Wir sind das in Ungarn so gewöhnt."

„Darüber kann ich Sie vollkommen beruhigen," entgegnete Doctor Liebheld lächelnd. „Ich setze Ihnen das Ehrenwort eines deutschen Mannes, der niemals von der wächsernen Nase des Rechts zu seinem persönlichen Vortheil Gebrauch gemacht hat, zum Pfand und gebe Ihnen, wenn Ihnen dieses Ehrenwort zu Ihrer Sicherheit nicht genügen sollte, jede nur gewünschte Garantie, daß die Eröffnungen, welche ich der Familie Theodoro zu machen habe, dieser nicht nur keinen Nachtheil, sondern im Gegentheil Vortheil, großen Vortheil, Glück und Freude bringen werden. Ich habe die Familie Theodoro seit Jahr und Tag nicht gesucht, um einen Rechtsstreit mit ihr zu contrahiren, sondern um eine ihr schuldige Verbindlichkeit zu lösen."

Der Fremde hatte mit steigender Spannung zugehört, strich sich den Bart nachdenklich und sagte dann:

„Nun wohlan, mein Herr, ich selbst bin nicht sowohl ein Glied der Familie Theodoro, sondern ich bin vielmehr in meiner Person die ganze Familie selbst. Es gibt außer mir keinen Verwandten des Georg Theodoro. Wenigstens ist er bis zu der Zeit, wo er sich aus Ungarn entfernte und bald darauf verscholl, nicht verheirathet gewesen. Das sind nun fast einundzwanzig Jahre. Ob er sich im Auslande später verheirathet und Leibeserben erzielt hat, darüber kann ich nichts sagen; denn ich habe nie wieder von ihm gehört. Es ist auch nicht wahrscheinlich, weil er ein Weib in Ungarn liebte und dieses zu ehelichen beabsichtigte. Die Auserwählte seines Herzens hat von ihm nie wieder etwas gesehen, noch gehört."

„Er hat sich später wirklich auch nicht verheirathet," sagte Liebheld. „Wenn nicht Kinder von ihm aus der früheren Lebenszeit am Leben sind, so gibt es überhaupt keine von ihm. In welchem Verwandtschaftsgrade stehen Sie zu ihm?"

„Ich bin sein einzig Geschwister, sein jüngerer Bruder. Er war mein Ernährer und Erzieher. Als er sich entfernte, war ich erst sechzehn Jahre alt."

„Und wie alt war damals Ihr Bruder?"

„Wohl ein hoher Zwanziger."

„Ich will es Ihnen genau sagen: er war zweiunddreißig Jahre alt. Und nun werden Sie mir die Bemerkung erlauben, daß es etwas unwahrscheinlich ist, daß ein Mann von zweiunddreißig Jahren noch einen Bruder von sechzehn Jahren habe."

„Das ist doch so unwahrscheinlich nicht, und um so weniger, als ich das Kind einer zweiten Frau unseres Vaters bin. Dieser war kurz vorher aus dem Leben geschieden und hatte Georg sterbend die Pflicht auferlegt, für mich und meine Mutter zu sorgen."

„Womit können Sie mir beweisen, daß Sie Georg Theodoro's einziges Geschwister sind?"

„So viel als möglich durch obrigkeitliche Atteste, doch muß die Sache auch der Mühe lohnen. Sie werden mir nicht zumuthen wollen, daß ich ohne Grund und Zweck und blos um Ihnen, dem mir gänzlich Unbekannten, einen solchen Beweis zu führen, Reisen und Ausgaben mache, Zeit aufwende."

„Gewiß nicht. Können Sie sich mir nicht vor der Hand durch Legitimationspapiere überhaupt als Träger des Namens Theodoro ausführen?"

„Nichts leichter."

Der Fremde zog ein Papier aus der Brusttasche und überreichte es dem Advocaten, der es voneinanderschlug. Es war der in Oesterreich unentbehrliche Reisepaß. Liebheld las: Philipp Theodoro, Handelsmann aus Kremnitz in Ungarn.

„Dies genügt vor der Hand zu den ersten Mittheilungen, die ich dem Erben Georg Theodoro's zu machen habe. So erfahren Sie denn, mein Herr, daß Ihr Bruder nicht mehr am Leben ist und ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen hat, welches Ihnen ausgeantwortet werden wird, sobald Sie sich mir genügend als einzigen Verwandten des Verstorbenen legitimirt haben werden. Die Auszahlung der Hinterlassenschaft wird dann noch an eine von Ihnen leicht zu erfüllende Bedingung gebunden sein, über die ich mich jetzt noch nicht näher auslassen kann."

„Und Sie hätten sich ganz allein und aus keinem Grunde weiter ein Jahr und länger in Ungarn aufgehalten, um mir ein bedeutendes Vermögen auszuliefern, auf das ich keinen Rechtsanspruch erhoben habe?" fragte der Fremde, ungläubig mit dem Kopfe schüttelnd.

„Dieses anscheinende Räthsel soll Ihnen gelöst, dieses Mißtrauen in menschliche Gerechtigkeit benommen werden, sobald Sie sich mir als alleinigen Erben Georg Theodoro's werden documentirt haben. Ich versichere Sie hoch und theuer auf Treue und Glauben, daß die strengste Rechtlichkeit hier zu Ihrem Vortheil handelnd auftritt, wenn Sie wirklich der sind, für welchen Sie sich eben ausgegeben haben und daß durchaus keinerlei Hintergedanke dabei im Spiele ist."

„Sie bleiben so lange in Wien, bis ich Ihnen den verlangten Beweis geliefert?"

„Das versteht sich. Hier ist meine Karte. Sie sollen nicht bereuen, mir vertraut zu haben."

Der Fremde schien nichtsdestoweniger nicht sonderlich erfreut über die erhaltene Nachricht. Sein Benehmen war und blieb zurückhaltend und zweideutig und deshalb wenig geeignet, der Familie des Advocaten Vertrauen einzuflößen. In diesem Sinne sprachen sich auch die beiden Frauen gegen Liebheld aus, als der Fremde sich nach kurzem und ziemlich frostigem Abschied mit dem Versprechen, er werde den Beweis so schnell als möglich beibringen, entfernt hatte. Die drei zusammengehörigen Personen, welche sich von der endlichen Entdeckung des lang gesuchten Menschen Freude und Erheiterung versprochen hatten, waren verstimmt, ja selbst die Kinder waren schweigsam geworden; der Fremde hatte auf Alle einen gleich starken und unangenehmen Eindruck gemacht.

IV.

Polizeiverhör.

Die achte Stunde des folgenden Morgens brachte der kleinen Familie eine unangenehme Ueberraschung in ihre Wohnung, und zwar in der Person eines Polizeicommissairs und zweier Polizeidiener. Vom Ersteren wurde Doctor Liebheld auf's Höflichste ersucht, sich anzukleiden und ihm auf das Bureau seines Chefs zu folgen. Doch habe er den Befehl, auch sämmtliche Papiere des Herrn Doctors mitzubringen. Der artige Beamte versicherte die Damen, sie brauchten keinerlei Besorgniß zu hegen; er sei über-

Digitized by Google

zeugt, es werde sich Alles schnell zur Zufriedenheit der Behörde und des Herrn Doctors aufklären, und er bedauere nur die kleine Störung, welche ihnen zu machen Amtspflicht ihn zwinge. Alle Effecten der Familie wurden sorgfältig untersucht und alle Papiere hinweggenommen. Doctor Liebheld suchte seine Frau und Lieschen so gut als möglich zu beruhigen und versprach, bald wiederzukehren; doch blieben sie in Bestürzung und Angst zurück und ihr Kummer stieg, als jener an diesem Tage nicht wiederkehrte.

Der Advocat hatte ein anständiges Zimmer, aber erst am andern Tage wurde er zum Polizeidirector geführt. Der Beamte war ungemein höflich.

„Sie müssen entschuldigen, geehrter Herr Doctor, daß ich Sie erst heute um eine Unterredung bitte. Es mußten gestern nöthige Recherchen dazu gemacht und Vorbereitungen getroffen werden. Sie sind selbst Jurist und wissen deshalb genau, wie viel von Ihren wahrheitsgetreuen Antworten auf meine Fragen für Ihr eigenes Wohl abhängt. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß Ihr Thun und Treiben in Ungarn und Oesterreich seit einem Jahre die Aufmerksamkeit der Polizei hat erregen und Sie in Verdacht bringen müssen, als hätten Sie unredlichen Verkehr mit Leuten von zweideutigem Rufe, und die Dinge, die gestern in Ihrem Besitz gefunden wurden, sind leider geeignet, diesen Verdacht zu bestätigen, wenn nicht gar zu verstärken."

„Ich kann und werde jeden Verdacht gegen mich beseitigen und darthun, daß meine Absicht eine reine und edle ist."

„Ich wünsche und hoffe es, mein Herr," versetzte der Polizeidirector in einem glatten Tone, welcher den Zweifel keineswegs ausschloß. Die Herren nahmen auf dem Sopha Platz, dann fuhr der Beamte fort: „Sie haben über ein Jahr lang Nachforschungen nach einem Manne aus den untern Ständen, Namens Theodoro, in Ungarn gehalten. Welchen Zweck haben Sie bei diesen ungewöhnlichen Recherchen?"

„Ich suchte nicht den Mann — denn der ist ja nicht mehr am Leben — sondern seine Nachkommenschaft, seine Familie, seine Erben, um diesen aus dem Nachlasse des Verstorbenen zu übergeben, was zu diesem Zwecke in meine Hände gelegt worden ist."

„Wenn Sie ein Erbe auszuantworten haben, weshalb betreten Sie, der Rechtsanwalt, nicht den für solche Fälle gesetzlich vorgeschriebenen Weg und wenden sich an die Behörde, deren Kenntniß der Personen und Verhältnisse Sie schnell zum Ziele führen mußte? Warum schlugen Sie nicht einen zweiten gebräuchlichen Weg ein, und forderten in den öffentlichen Blättern des Königreichs Ungarn oder aller österreichischen Staaten die betreffenden Personen auf, sich bei Ihnen zu melden?"

„Der Grund liegt eben in einer seltsamen Verwicklung der Verhältnisse, und da dies nicht mein Geheimniß ist, da ich blos Beauftragter bin, welcher seine Ehre für das Verschweigen der bestimmenden Umstände verpfändet hat, so werden Sie mir erlauben, daß ich Ihnen die Antwort auf diese Fragen schuldig bleibe."

„Damit kommen Sie nicht durch, mein Herr, und Sie müssen selbst einsehen, daß Sie mit dieser Ausflucht nur den bereits auf Ihnen lastenden Verdacht vermehren."

„Aber worin besteht der Verdacht? Gegen ihn will ich mich verantworten."

„Ist es nicht verdachterregend genug, daß Sie über Jahr und Tag von Vilagos aus in allen ungarischen Städten nach Personen eines Namens forschen, der selbst nicht zu den gut renommirten gehört? Daß sie dabei immer die Mitwirkung der Behörden scheuen? Aber dazu kommen noch ganz andere und wichtigere gravirende Umstände. Weshalb hielten Sie sich mit den beiden Damen, Ihren Begleiterinnen, nur einen einzigen Tag in Kremnitz auf, wo Sie doch leichter, als an andern Orten, über das, was Sie wünschen, hätten belehrt werden können, und weshalb sah Ihre schnelle Entfernung aus dieser Bergstadt einer Flucht ähnlicher, als einer Abreise?"

„Der Grund lag in meiner unbesiegbaren Furcht meiner Frau, daß ihr von einer in Kremnitz wohnenden einflußreichen Person Schlimmes zustoßen könnte, und nach früheren bösen Erfahrungen mußte ich selbst gemeine Rachehandlungen von jenem hochgestellten Manne fürchten, denen wir uns nur durch eine schnelle Abreise entziehen zu können glaubten."

„Und wer ist dieser hochgestellte Mann, den mit Recht zu fürchten Sie angeblich Ursache haben?"

„Der Oberbergmeister von Hammerstein."

„Welchen Grund haben Sie zu solcher Furcht?"

„Herr von Hammerstein war der Verlobte meiner Frau, eh' ich sie kennen lernte. Ihr Rücktritt und ihre Verbindung mit mir riefen sehr unwürdige Schritte gegen uns auf, und wir haben Ursache, gegen ihn fort und fort auf der Hut zu sein."

„Wußten Sie denn nicht, daß Herr von Hammerstein in Kremnitz amtirt?"

„Wir erfuhren es leider erst in der Stadt selbst, in welcher wir aus seelischen Gründen gern länger verweilt hätten."

„Welches waren diese Gründe?"

„Weil Kremnitz der Geburtsort meiner Frau ist, wo sie nur die paar ersten Jahre ihres Lebens zugebracht hat, so daß ihr nur dunkle Erinnerungen daran vorschweben."

„Wer war der Vater Ihrer Gattin?"

„Der verstorbene Bergmeister von Schönebeck. Der ehemalige, nun auch aus dem Leben geschiedene Oberbergmeister von Holdrat war ihr mütterlicher Großvater."

In den Zügen des Polizeidirectors ging während dieser harmlosen Mittheilung eine Bewegung vor. Er versank einige Augenblicke in Nachdenken; dann fuhr er fort:

„Wie reimt sich mit diesem offenen Bekenntniß Ihre Angabe zusammen, daß Sie der Beauftragte eines Andern wären?"

„Die Angabe der Familienverhältnisse meiner Frau hängt ja nicht mit dem mir ertheilten Auftrage zusammen, die Verwandten eines griechischen Handelsmannes aufzusuchen."

„Nicht?!" betonte der Beamte scharf und mit einem Anfluge von Spott. „Versuchen Sie nicht, der Wiener Polizei was weiß zu machen. Es dürfte Ihnen schwerlich gelingen."

Aber das befremdende Erstaunen in den Zügen des deutschen Advocaten war doch zu natürlich und ehrlich, als daß der Polizeidirector nicht davon hätte stutzig gemacht werden sollen.

„So wissen Sie durch Ihre Gattin nicht, in welchem Verhältnisse jener Handelsmann Georg Theodoro, dessen Ableben Sie behaupten, und dessen Erben Sie suchen, zum Großvater Ihrer Gattin, Herrn von Holdrat, stand?"

„Davon weiß weder ich noch sie etwas. Sie hat nie den Namen Theodoro genannt und schwerlich den Träger desselben gekannt."

„Aber ist er nicht bei Ihnen gestorben und hat Ihnen sein erworbenes Gut zur Vererbung an seine Familie hinterlassen?"

„Nein, so ist es nicht. Ich habe den Mann nie gekannt. Ich bin ja nur der Beauftragte eines Andern."

„So kennen Sie auch wohl den Siegelring nicht näher, den man gestern mit dem Reisepaß Georg Theodoro's zusammengepackt bei Ihnen gefunden hat?" Die Frage war mit Erbitterung und mißbilligendem Kopfschütteln gesprochen.

„Nein, ich kenne ihn nicht. Er ist mir anvertraut worden, damit er mir vielleicht das Aufsuchen der Erben Theodoro's erleichtere."

„Und auch Ihre Gattin kennte nichts von der geheimen Geschichte dieses Ringes, sie die Enkelin seines ehemaligen Besitzers, sie die Tochter seines nachherigen Besitzers?"

Liebheld war sprachlos vor Erstaunen, und der Polizeidirector schlug eine höhnische Lache auf; denn er glaubte den Mann nun verstrickt zu haben.

„Sie wüßten nicht, daß sich um diesen Ring die verhängnißvolle Geschichte und gewissermaßen der Untergang jener Familie dreht, welcher doch Ihrer Angabe zu Folge ihre Gattin entsprungen ist?"

„Nein, bei Gott! nein!" stammelte Liebheld.

„Wüßten nichts von jener grauenhaften, über allen Zweifel feststehenden Erscheinung des Geistes, der diesen Ring sucht, diesen Ring verzweiflungsvoll verlangt, um diesen Ring gräßliche Jammertöne ausstößt, und dieses umgehende Gespenst ist doch durchaus kein anderer Geist, als der des Vaters Ihrer Gattin? Und auch diese wüßte von dem Allen nichts?"

„Mein Erstaunen steigt mit jedem Worte, das ich weiter von Ihnen vernehme. Ich darf mit Bestimmtheit annehmen, daß auch meine Frau nichts von allen diesen Dingen weiß, sonst hätte sie mir ganz gewiß Mittheilungen darüber gemacht."

„Aber wie sind Sie denn in Besitz dieses Ringes gekommen? Doch wohl auf keinen Fall anders, als durch Erbschaft Ihrer Gattin von Ihrem Großvater, Herrn von Holdrat?"

Digitized by Google

„Nichts weniger als das. Meine Frau hatte mit dem Ringe nie etwas zu ſchaffen. Ich zweifle, daß ſie ihn je geſehen hat. Er gehört zur Nachlaſſenſchaft jenes Georg Theodoro und iſt mir, wie ich Ihnen bereits geſagt, anvertraut worden, damit er mir vielleicht das Aufſuchen der Erben dieſes Mannes erleichtere."

„Und wer iſt denn dieſer Auftraggeber, der im Beſitz dieſes wichtigen Ringes war, an welchem doch eigentlich nur Ihre Gattin Intereſſe haben kann? Wer iſt der Mann, welcher jetzt im Beſitz der übrigen Nachlaſſenſchaft Georg Theodoro's iſt, die an die Erben zu bringen er ſich ſo viel verhüllte, lichtſcheue, geheimnißvolle Mühe und ſo viel Geld koſten läßt?. Wer iſt dieſer merkwürdige Menſch?"

„Seinen Namen zu nennen, verbietet mir jetzt noch mein gegebenes Ehrenwort. Sehr wichtige Gründe halten ihn ab, hervorzutreten."

„Ich glaub' es wohl!" lachte der Beamte boshaft. „Aber können Sie ſich als Rechtsgelehrter und vernünftiger Menſch vorſtellen, daß wir uns mit ſolchen Lappereien abſpeiſen laſſen, wenn es ſich um die endliche Löſung eines hartnäckig allen Verſuchen geſchickter Meiſter widerſtandenen Räthſels, um die ſeit zwanzig Jahren erſtrebte Aufhellung eines undurchdringlichen Dunkels handelt, deſſen innerſter, geheimnißvoller Kern ein Verbrechen iſt, ſein muß, über deſſen Art und Weiſe und Beſchaffenheit nicht einmal Vermuthungen aufzuſtellen waren? Nein, mein Herr, hoffen Sie nicht, ſo durchzukommen. Ihre Angaben ſind lauter Widerſprüche. Sie haben uns zur erſten Dämmerſpur in dieſem finſtern Labyrinth verholfen, und Ihre Zuſammenkunft mit einem beſtraften Verbrecher und höchſt verdächtigen Menſchen geſtern im Prater hat uns die Gewißheit verſchafft, nach welcher Seite wir vorzuſchreiten haben."

„Dieſer Menſch iſt der einzige Bruder und Erbe des verſtorbenen Georg Theodoro."

„Genug mit dieſem Märchen!" ſagte der Beamte bitter. „Wir wollen doch ſehen, ob Ihre Gattin nicht mehr weiß von dieſer wichtigen Sache."

„Meine Frau iſt als dreijähriges Kind von ihrem Großvater aus Kremnitz und Ungarn geführt worden, und weil ihr Großvater und Vater Feinde waren, ſo —"

„Ganz recht! ganz recht! Todfeinde!" fiel der Polizeidirector haſtig ein.

„So hat der Erſtere, ihr Erzieher, nie etwas über ihren verſtorbenen Vater bei ihr verlauten laſſen. Sie kann Ihnen deshalb keine andern Angaben machen, als ich."

„Wir werden ſehen. Wenn Sie Ihrer Gemahlin Unangenehmes erſparen wollen, ſo geben Sie die beobachtete Rückhaltung auf, und machen Sie ganz offene Mittheilungen. Sie ſehen, ich bin von jedem Ihrer Schritte unterrichtet. Es handelt ſich um die Aufklärung einer der dunkelſten und räthſelhafteſten Thaten, bei welcher ſelbſt die Geiſterwelt betheiligt iſt. So werden Sie einſehen, daß Sie mit Vorwänden wie gegebenes Ehrenwort und poetiſchen Erfindungen nicht auskommen."

„Mein Herr, ich kann nur dem Fürſten Staatskanzler oder dem Kaiſer ſelbſt nähere Eröffnungen über Perſonen, die durchaus geſchont werden müſſen, und über bis jetzt unbekannte Thatſachen machen."

„Wohl! Ich werde Seiner Durchlaucht Ihr Geſuch vortragen."

Am Abend wurde Doctor Liebheld in das Palais des Fürſten Metternich geführt.

Am folgenden Morgen ſchrieb er einen kurzen Brief an Eduard Kahlert folgenden Inhalts:

„Endlich Land, lieber Junge! Und was für ein Land! Ja, die geſtern entdeckte Inſel, die ſich ſo lange meinem ſpähenden Blicke entzog, iſt ein Wunderland. Aber noch liegt ſie in der Perſpective vor mir. Was werden wir erſt entdecken, wenn unſer Fuß auf ihrem feſten Boden wandelt! Mit dem „wir" meine ich Dich und mich; denn es iſt des Kaiſers Wunſch, der ſich perſönlich für unſere Angelegenheit intereſſirt, daß Du ſelbſt mitwirkſt. Komm alſo unverzüglich hierher. Wir werden erſt eine Audienz beim Kaiſer haben, und dann zuſammen die Reiſe nach Kremnitz in Oberungarn machen, in deſſen Goldbergwerken das geheimnißvolle Drama ſpielt, deſſen Entwickelung und Abſchluß herbeizuführen wir vom Schickſal berufen zu ſein ſcheinen. Mache Dich gefaßt, Wunderbares zu erfahren!"

(Fortſetzung folgt.)

Der Canal von Suez.

Suez.

Unter den verſchiedenen Fragen, welche die öffentliche Meinung beſchäftigen, erregt und verdient keine eine größere Aufmerkſamkeit, als die Durchſtechung der Erdenge von Suez. Sie allein hat welthiſtoriſche Bedeutung, ihr gegenüber treten alle Tagesangelegenheiten in den Hintergrund zurück. Unabſehbar in ihren Folgen, ſtellt ſich die Eröffnung einer abgekürzten Waſſerſtraße zwiſchen dem mittelländiſchen Meere und dem indiſchen Oceane jenen denkwürdigen Begebenheiten zur Seite, welche in der Cultur-Ge-

ſchichte der Menſchheit Epoche bilden. Seit der Entdeckung Amerika's und der Fahrt um's Cap der guten Hoffnung, hat ſich in den wirthſchaftlichen Verhältniſſen Weſt-Europa's ein Ereigniß von höherer Wichtigkeit kaum zugetragen. Eben ſo klar iſt es, daß das Näherrücken der civiliſirten Nationen des Abendlandes für den Orient in politiſcher und ſocialer Beziehung eine heilſame Veränderung hervorzubringen berufen iſt. In Begleitung der Waaren und Reiſenden werden Ideen nach dem Oſten ſtrömen, und was eiſerne Gewalt vereinzelter Völker nicht vermocht — die im Kaſtengeiſt gebannte Geſellſchaft umzubilden — wird den geiſtigen Waffen der geſammten geſitteten Staaten ſicher gelingen. Die Trennung zweier Erdtheile wird auf dieſe Art die Einigung aller herbeiführen, und der Waſſerweg zwiſchen zwei Meeren wird zum feſten Band zwiſchen Hunderten von Millionen Menſchen werden.

Poſtſtation in der Wüſte zwiſchen Cairo und Suez.

Lager der Schacht-Ingenieure bei El-Guiſr.

Schon im grauen Alterthume beſtand zwiſchen den hiſtoriſchen Völkern Europa's und den ſüdlichen und öſtlichen Ländern Aſiens ein beſtändiger und reger Handelsverkehr. Die Griechen und hierauf die Römer ſammt den ihrer Herrſchaft unterthänigen Provinzen ſtrebten nach den koſtbaren Erzeugniſſen Arabiens, Indiens und China's in dem Maße, als mit dem Vorſchreiten ihrer Bildung oder ihrer Eroberungen die Lebensbedürfniſſe an Zahl und Verfeinerung zunahmen. Die Hauptartikel, die man aus dem Morgenlande bezog, beſtanden in Specereien, Edelſteinen, Perlen, Elfenbein, Seiden- und feinen Baumwollenwaaren. Hierfür ſchickte man nach jenen Gegenden Leinwand, Weine, wollene Tücher, Silbergeräth und beſonders viel Gold.

Der Weg, auf welchem dieſer Austauſch ſtattfand, war ein dreifacher. Der längſte und mühevollſte ging vom Indus über Perſien nach dem caspiſchen und von hier nach dem ſchwarzen

Meere. Ein zweiter führte durch den persischen Golf nach dem Euphrat und mündete in den syrischen Häfen. Ninive, Babylon, Palmyra und Tyrus verdankten ihren Wohlstand vorzüglich der Vermittelung dieses Handels, und als diese Städte, sammt den Reichen, die sie verherrlichten, in Trümmer zerfielen, erbten Basrah, Bagdad und Mosul freilich nur einen Theil der Blüthe ihrer mächtigen Vorgängerinnen. Die dritte Straße zwischen Ost und West lief durch den arabischen Busen über Egypten, theilweise mit Benutzung des ptolemäischen Canals, nach den Mündungen des Nils und endete in dem weltberühmten Hafen Alexandria's.

Als Vermittler dieses Austausches nennt die Geschichte die Phönicier, das kühnste und bedeutendste Handelsvolk der alten Welt, hierauf die Perser und die verschiedenen Colonien griechischer Abkunft.

Der Sturz des weströmischen Reiches, das Vordringen gewaltiger Barbarenhorden in die Gefilde weitvorgeschrittener Bildung störte für eine Zeit die Beziehungen beider Welttheile zu einander; doch hörten dieselben selbst nach Begründung der Araberherrschaft, so wie mit dem Auftreten der Osmanen in Vorderasien nie gänzlich auf. Alexandria und Constantinopel versahen den Occident mit den Gütern des Morgenlandes.

Als Abnehmer und Weiterbeförderer der hier, so wie in andern minder ansehnlichen Häfen aufgestapelten Waaren trat zuerst Venedig und hierauf dessen kühne Nebenbuhlerin, Genua, auf. Die Kreuzzüge, indem sie die europäische Menschheit mit dem Osten in unmittelbare Berührung versetzten, erweckten von Neuem die Begierde nach dem Besitze der Schätze Indiens, und das Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften, auf welches Wohlstand und Genußsucht folgten, setzten die Völker in den Stand, ihre Bedürfnisse in größerem Maße zu befriedigen. Bald nahm auch der Norden an dieser Thätigkeit Theil und die Hansastädte setzten die von den Venetianern und Genuesen zugeführten Waaren nach verschiedenen Ländern weiter ab.

Indeß gestaltete sich der orientalische Handel für keinen Staat so gewinnreich, als für die Königin des adriatischen Meeres. Sie war es, die selbst nach Eroberung Constantinopels (1453) und Egyptens durch die Türken ihre Verbindung mit dem Osten aufrecht zu halten, ja zu einem Monopol für sich umzuwandeln wußte. Die hierauf entstandene Vertheuerung der Waaren, so wie der Neid, welchen Bevorzugung und Glück erzeugen, riefen in den am atlantischen Oceane wohnenden Nationen den heißen Wunsch hervor, sich die zum Leben nöthig gewordenen Gegenstände auf anderem Wege zu verschaffen. So kam es, daß, im Auftrage seines Königs, der Portugiese Bartolo Diaz zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts das Cap der guten Hoffnung erreichte und daß, von den Andeutungen der Wissenschaft unterstützt, Christoph Columbus, in der Absicht, den Seeweg nach Ostindien für den spanischen Hof zu entdecken, auf eine neue Welt, Amerika, stieß.

Nicht mehr rastete der Unternehmungsgeist, und was Diaz und Columbus versucht, erreichten wenige Jahre später Vasco de Gama und Magellan. Ersterer fuhr auf dem von seinem Landsmanne bezeichneten Wege um das Vorgebirge der guten Hoffnung, damals von den bestandenen Stürmen Cap der Stürme genannt, und traf im Jahre 1498 zu Melinda auf dem Strande von Zanguebar, kurz darauf aber auf der Malabarküste zu Calicut ein; während Magellan funfzehn Jahre nach dem Tode des genialen Mannes, der selbst nach Entdeckung Amerika's die Durchfahrt nach dem indischen Meere zu suchen nicht aufgehört, diese an der südlichen Spitze des neuen Continents glücklich bewerkstelligte.

Ein Schiedsrichterspruch des Papstes Alexander VI. hatte die zwischen Spanien und Portugal entstandenen Streitigkeiten wegen des Besitzes der neuentdeckten und noch zu entdeckenden Ländereien dahin gelöst, daß alles Land 360 Meilen westlich von den Azoren den Spaniern, östlich den Portugiesen gehören sollte. Wie die westliche Halbkugel unterworfen, gehört nicht in den Rahmen gegenwärtiger, den orientalischen Verkehr schildernden Skizze. Während die Spanier in Amerika blutigen Fuß faßten, eroberte der tapfere Albuquerque Calicut, Goa und überhaupt die Küsten von Malabar, nahm ferner Malacca und ermöglichte das weitere Eindringen in die indische Inselwelt. Die Eroberung von Ormuz machte die Portugiesen zu Gebietern im persischen Golfe.

Vergebens trachtete die Lagunenstadt, die ihrem Monopol drohende Gefahr von sich abzuwenden. Der Karavanenzug konnte mit dem directen Seehandel den Wettstreit nicht bestehen, um so weniger, als jener wegen des brutalen Regiments der Türken immer unsicherer und kostspieliger wurde. Die Königin der Adria, auch von der Ligue von Cambray angefochten, büßte ihr Meeresscepter und ihren Reichthum ein.

Fast hundert Jahre hindurch behauptete Portugal sein Handelsreich in den indischen Gewässern. England, Frankreich und Holland, in continentale Kriege verwickelt, konnten während des sechzehnten Jahrhunderts ihre Aufmerksamkeit überseeischen Angelegenheiten nicht widmen. Doch mit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts traten die nordwestlichen Staaten mit in die Reihe der Seemächte.

Zuerst wagten die Holländer einen Kampf um die Schätze Indiens und China's mit den Portugiesen und es gelang ihrer Tapferkeit, sich auf dem gesegneten Boden festzusetzen. Kurz darauf erschienen die Engländer und die Franzosen, um an der reichen Beute Theil zu nehmen. Indeß verloren die Letzteren nach vielfältigen Wechselfällen bis auf einen geringen Rest alles Erworbene an ihre zur See übermächtigen Rivalen. Während sich nun auch die Holländer auf die Inselwelt beschränkten, dehnte seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der britische Dreizack seine Gewalt nach und nach auf den ganzen indischen Continent aus, erstreckte seinen Einfluß auf Hinterindien, China, in die Gewässer Persiens und Arabiens, bemächtigte sich des Vorgebirges der guten Hoffnung, ergriff Besitz von dem neuentdeckten fünften Welttheil und zog mit Hülfe ungeheuerer Vorräthe an Handels- und Kriegsschiffen und Dank seinem mercantilen und Colonisirungs-Genie den östlichen Verkehr mit Europa fast ganz an sich. Indien ward zum Hauptquell des Reichthums und der Macht Großbritanniens.

Dies konnte dem scharfen Blicke Bonaparte's nicht entgehen. Von englischem Vorurtheil und englischem Gold bekriegt, faßte der große Heerführer der französischen Republik den Entschluß, den Todfeind seines Vaterlandes an der verwundbarsten Stelle anzugreifen. Die Siege des Obergenerals in Egypten, so wie der Verlust dieses Schlüssels zu Indien wegen der Unfähigkeit seiner Stellvertreter und der Superiorität der englischen Marine, sind allgemein bekannt. Weniger verbreitet sind die Bemühungen Bonaparte's für die Wiedereröffnung des alten Verkehrsweges zwischen dem rothen und dem mittelländischen Meere. Von Gelehrten, der sogenannten egyptischen Akademie, begleitet, ordnete der geniale Mann Forschungen an über die Möglichkeit einer Wasserverbindung durch die Landenge von Suez. In kriegerischer Eile und mit unvollkommenen Werkzeugen vollbracht, fiel die Untersuchung leider unbefriedigend aus. Die französischen Ingenieurs bestätigten den seit Aristoteles verbreiteten Irrthum, daß der Spiegel des arabischen Busens höher gelegen sei, als das Niveau des Mittelmeeres, und daß somit das Graben eines Canals die Ueberschwemmung Egyptens nach sich ziehen müßte.

Indeß, ob zu Wasser oder zu Land, der Weg über Egypten blieb immer der kürzeste. Ein Blick auf die Karte drang einem Jeden die Ueberzeugung und mit ihr den Wunsch auf, mit Umgehung der langen und gefahrvollen Fahrt um das Cap, eine Handelsstraße über die Ostecke Afrika's herzustellen. Die steigende politische und commercielle Bedeutung Indiens, die ungeheueren Interessen, welche die Krone Großbritanniens nicht minder als die ostindische Compagnie an ihre Besitzungen knüpften, wiesen darauf immer nachdrücklicher hin. Dennoch, ob aus Rancune oder Eifersucht auf die am Mittelmeere gelegenen Häfen, thaten weder Regierung noch Handesgesellschaft Schritte zur Erreichung des gedachten Zweckes. Privatmänner, von patriotischem Eifer beseelt, waren es, welche die Aufmerksamkeit ihrer Landsleute auf den großartigen Plan lenkten.

Nach unsäglichen Kämpfen und den härtesten Geldopfern gelang es um das Jahr 1830 dem Capitain Waghorn, die sogenannte Ueberlandpost zwischen Indien und Europa herzustellen. Eine Dampfschifffahrtsgesellschaft, unter dem Namen „Orientalische und Peninsular-Dampfschifffahrts-Compagnie", führte die lebenskräftige Idee Waghorn's aus. Die Anlage einer Eisenbahn von Alexandria nach Cairo, welche, weiter geführt, in Kurzem bis Suez vollendet sein soll, vervollständigt das Unternehmen. So namhaft jedoch auch die Vortheile dieser abgekürzten Verbindung für Brief- und Personenverkehr, so wie für Versendung kostbarer Waaren sein mögen, — man empfängt auf diesem Wege binnen 27 bis 30 Tagen Berichte aus Bombay in London, während die Fahrt um's Cap drei Monate fordert, — so ist klar, daß sie den Nutzen einer

Digitized by Google

ununterbrochenen Seefahrt für die große Masse der Handelsgegenstände nicht aufwiegen. Das zweimalige Umladen, in Suez nämlich und in Alexandria, sowie die Beförderung auf der Eisenbahn, selbst wenn diese bis Suez fertig sein wird, bieten Hindernisse dar, welche die auf möglichst wohlfeile und sichere Fracht bedachte Rhederei zu umgehen bemüht ist. Nur wenn die Fahrzeuge aus den indischen Gewässern, ohne umzuladen, in's Mittelmeer einlaufen dürften, würde für den Großhandel Vortheil erwachsen. Dann aber würde dieser auch ein offenbarer, ein ungeheurer werden.

Einmal angeregt, glomm die lichte und zukunftreiche Idee bald heller, bald dunkler, doch unausgesetzt fort.

Nachdem schon sieben Jahre früher der in indisch-europäischen Sachen wohl erfahrene General Chesney die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, die Spiegel der beiden Meere wären einer Canalisirung des Isthmus nicht entgegen, unternahmen im Jahre 1841 britische Officiere auf eigene Faust die Nivellirung der Landenge, und bestätigten ihrerseits die Ansicht Chesney's. Um dieselbe Zeit trat Linant-Bey, Ingenieur des Vicekönigs von Egypten und durch seine Bauten am Nil rühmlichst bekannt, mit Anderson, dem jetzigen Director der Orientalischen und Peninsular-Compagnie, nebst zwei anderen Briten in einen Verein zusammen, um den Durchstich des schmalen Landstreifens vorzubereiten. Indeß blieb dieses Beginnen ohne weiteren Erfolg, obschon Linant die Ausführbarkeit des Canals hinlänglich darthat. Zwei Jahre später kam eine neue Gesellschaft zu Stande, an der unter anderen außer dem Engländer Stephenson, der Oesterreicher Negrelli und der Franzose Talabot sich betheiligten. Die unter Leitung Bourdaloue's ausgeführten genauen Vermessungen wichen von den bisherigen günstigen Erhebungen nicht wesentlich ab. Indeß sagte sich Talabot, der in Egypten nicht persönlich gewesen war, von seinen Verbündeten insofern los, daß er einen Nilcanal vorschlug, welcher durch das Delta nach Alexandria laufen sollte, während die Uebrigen auf einer Durchstechung der Landenge von Suez bis Pelusium beharrten. Ein neues Nivellement im Jahre 1853, veranlaßt durch die Bedenken der französischen Akademie zu Ehren ihrer einstigen Mitglieder, lieferte ein den neueren Erfahrungen entsprechendes Resultat.

So standen die Dinge, als beim Ausbruch des Kriegs wider Rußland die Westmächte ihre Augen den orientalischen Verhältnissen näher zuwenden mußten. Die Wahrung der Integrität des türkischen Ländercomplexes, so wie die Kräftigung aller seiner Theile lagen im Interesse des gebildeten Theiles von Europa. Den der Auflösung nahen Organismus zu neuem Leben rufen, die aufstrebenden Theile zu rascherer Thätigkeit fördern, war eine Eingebung gesunder Staatsklugheit. Ein Canal zwischen dem rothen und dem mittelländischen Meere bot sich von diesem Gesichtspunkt als eines der wirksamsten Mittel dar. Er war überdies zur Nothwendigkeit für die nach frischen Absatzörtern ringenden Staaten am Mittelmeer geworden, und verhieß zugleich die größten Vortheile England so wie dem ganzen nördlichen Europa.

Herrn Ferdinand v. Lesseps blieb es vorbehalten, die zeitgemäße Idee wieder aufzunehmen und, Dank seinem unermüdlichen Eifer, dem Gelingen entgegenzuführen. Im October 1854, während eines Besuches bei seinem Freunde, dem regierenden Vicekönig von Egypten, kam zwischen den beiden Männern der Plan eines Canals zur Sprache. Von den Vortheilen, die hieraus für sein eigenes Land, so wie für die Menschheit überhaupt erwachsen müssen, auf's Lebhafteste durchdrungen, gab Said Pascha seinem Gaste den Auftrag, Voranstalten zur Realisirung des großartigen Gedankens zu treffen. Die seit langen Jahren in egyptischen Diensten stehenden tüchtigen Ingenieure Linant-Bey und Mougel-Bey sollten Herrn v. Lesseps zur Verfügung stehen.

In Folge dieses Auftrags kam nach neuen allseitigen und genauen Forschungen ein Vorentwurf zu Stande. Derselbe enthielt den detaillirten Vorschlag eines directen maritimen Canals von Suez nach Pelusium, mit einem großen Hafen im Timsah-See und einem seinerseits zwei kleinere Arme aussendenden Irrigationscanal zwischen dem Nil und letztgenannten Becken, entlang des Wadi-Tumilat-Thales. Hierauf erschien ein Firman des Vicekönigs, welcher, unter Vorbehalt der oberherrlichen Genehmigung von Seiten des Sultans, Herrn v. Lesseps ermächtigte, eine Gesellschaft, aus Capitalisten aller Nationen bestehend, zur Ausführung und Ausbeutung der fraglichen Wasserroute zu bilden.

Die wesentlichen Bestimmungen dieses Actenstückes sind folgende: Gleichheit aller Flaggen. Neutralität des Canals. Dauer der Concession 99 Jahre vom Tag der Eröffnung gerechnet. Unentgeltliche Cession an die Compagnie alles dem Staate gehörigen Terrains, sowie Benutzung der Steingruben ohne Entgelt. Zollfreie Einfuhr von Maschinen und Utensilien. Schadloshaltung für das Inventar beim Erlöschen des Privilegiums. Die Ländereien, welche die Gesellschaft anbaut, sind die ersten zehn Jahre abgabefrei, und bleiben auch nach Verfall des Privilegiums ihr Eigenthum. Das Passagegeld ist auf 10 Francs per Tonne (Schiffscapacität) als Maximum festgesetzt, für die facultative Benutzung des Timsah-Hafens auf einen Franc. Die Gesellschaft hat das Recht, auf dem Nilcanal Passagegeld zu erheben, so wie ein Entgelt für die Bewässerung des anliegenden Bodens von den Privaten zu fordern. Vom Reinertrag der Unternehmung gebühren dem egyptischen Staatsschatz 15 pCt., den ersten Gründern 10, dem Verwaltungsrath 3, der Hülfscasse der Bediensteten 2 und den Actionären die übrigen 70 pCt. Ihren Sitz soll die Gesellschaft zu Alexandria, ihr Verwaltungsdomicil und ihr Forum zu Paris haben.

Ebenso behutsam als thatkräftig hielt Lesseps dafür, daß es gerathen sei, den Plan einer größeren, von unparteiischen und allgemein anerkannten Fachmännern zusammengesetzten Commission zu unterbreiten, ehe man zur Bildung einer Compagnie schreite und Hand an's Werk lege. Die ersten Techniker Europa's wurden zu Mitgliedern dieses Areopags erkoren. Sie hießen Rendel, Mac. Clean und Ch. Manby aus England; Negrelli, Rath im Handelsministerium zu Wien und General-Inspector der österreichischen Eisenbahnen; Paleocapa, Ingenieur und Minister der öffentlichen Bauten in Sardinien; Conrad, Ingenieur und Chef des niederländischen Water-staats; Lentze, Ministerialrath und Oberingenieur der hydraulischen Bauten in Preußen; Don Cypriano Segundo Montessino, General-Director der öffentlichen Arbeiten zu Madrid; Renaud, französischer General-Inspector der Brücken und Chausseen, und Liesson, Ingenieur-Hydrograph der französischen Marine.

Diese „internationale Commission" versammelte sich Ende October 1855 zu Paris, und schiffte sich zu Marseille nach Egypten ein.

Nach möglichst genauen und gewissenhaften Untersuchungen an Ort und Stelle, — darunter neunzehn Bohrungen und eine langwierige Beobachtung im Pelusischen Meerbusen durch den Schiffscapitain Jaurès, — gab die Commission dem Vicekönig die Erklärung ab:

„daß der directe Seecanal die einzig mögliche Lö-
„sung der Frage sei und daß der Ausführbarkeit
„dieses Unternehmens in technischer Beziehung kein
„unüberwindliches Hinderniß entgegenstehe."

(Schluß folgt.)

Vorzeitiges Altern. Alters-Diätetik.

Junge Greise und alte Jungen, sie existiren; aber leider von jenen viel zu viel, von diesen viel zu wenig. Und das ist sehr natürlich; denn obschon sich auch die Meisten vor dem Alter mit seinen Schwächen und Mängeln. (s. Gartenl. 1858. Nr. 5.) entsetzlich fürchten, thun sie doch nichts, um ihr Altern so weit als möglich hinauszuschieben. Im Gegentheil strebt man gewöhnlich danach, und zwar schon von Jugend auf, vorzeitig in ein Alter vorzurücken, wohin man noch gar nicht gehört.

Kleine dumme Mädchen, aufgeputzt wie Modedämchen, schwänzeln auf Kinderbällen als naseweise Zierpüppchen umher. — Kaum aus der Schule gekrochene Backfische (ein Mittelding zwischen Schulmädchen und Jungfrau), manchmal noch gar nicht im Alter des Reifens, am allerwenigsten aber in das der Reife getreten, stolziren wie Pfauen aufgeblasen schon am Arme eines Bräutigams einher, der in der Regel weniger in das Gänschen, was er führt, als in deren Moneten verliebt ist. — Jungfrauen, in Folge der

durchlebten Kaffee- und Theeklatsche mit nichtsnutziger Frauensuperklugheit begabt und durch Gesellschaften, Bälle, Romane, Liebeleien, Vergnügungssucht abgelebt, verblüht und verwimmert, lassen bei ihrer Bleichsucht, Magerkeit und Schlaffheit nur wenig als spätere Gattinnen und Mütter von sich hoffen. — Frauen in ihren besten Jahren und trotz der Schonung ihrer Kräfte (mit Hülfe von Amme, Kinder- und Stubenmädchen, Köchin und Bedienten) wackeln doch schon nach wenig überstandenen Wochenbetten mit runzligem, zahnlosem Gesichte und, wahrlich nicht zur Freude des Mannes, ungeschnürt und ungenirt im Hause herum.

Beim männlichen Geschlechte sieht es aber auch nicht viel besser als beim weiblichen aus, nur daß hier wenigstens die erste Jugendzeit etwas vernünftiger verlebt wird. Aber kaum ist der Schulbube in das Jünglingsalter getreten, wo er nun bei jahrelanger passender körperlicher (besonders geschlechtlicher) und geistiger Diät gehörig reifen soll, so betrachtet er sich schon als reif, und spielt den jungen Mann nach allen Richtungen hin. Dem dadurch im Reifen gestörten Körper, wenn er alsdann in das wirkliche Mannesalter tritt, wo er doch reif und kräftig sein sollte, fehlt jetzt die männliche Kraft und bald fängt er vorzeitig an zu welken; der junge Greis ist fertig. Wo man heutzutage hinsieht, z. B. auf Bällen, Turnplätzen, Kegelbahnen, Schwimmanstalten und Eisbahnen, bei Aushebungen zum Militair und Communal- oder Nationalgardendienst, was sieht man da nicht für eine Menge jämmerlicher; blasirter Jünglinge und Männer ohne Saft und Kraft, knickbeiniger Kahlköpfe und entnervter Unmänner!

Unsere unzweckmäßige körperliche und geistige Erziehung, welche gewöhnlich schon mit der Geburt des Weltbürgers beginnt und nicht schnell genug bleichsüchtige und scrophulöse Wunderkinder und Genies fertig bringen kann, trägt vorzugsweise die Schuld an dem vorzeitigen Altern, so wie auch an dem allzufrühen Sterben der jetzigen Menschheit. Mit unseren Sitten, unseren Selbstqualen sterben wir nicht, sondern tödten wir uns, sagt Flourens ganz recht. Und warum ist unsere Erziehung so unzweckmäßig eingerichtet? Weil die Mädchen zu ihrem Berufe als Gattinnen und Mütter nicht gehörig vorgebildet werden; sie lernen eine Menge unnützes Zeug für die kurze Zeit des Brautstandes, aber nichts Reelles für die lange Zeit des Ehestandes. Weil ferner die Erzieher und Lehrer, obschon sie tüchtige Menschen bilden sollen und wollen, doch die bei der körperlichen wie geistigen Ausbildung eines Menschen innerhalb und außerhalb des menschlichen Körpers wirkenden Gesetze ignoriren und deshalb auch ihren Zöglingen von allen göttlichen Gesetzen gerade die verschweigen, durch deren Befolgung der Mensch ein gesundes und langes Leben leben kann. — Diese Gesetze lassen sich nun aber nicht mit wenigen Worten angeben und auswendig lernen, sondern sie müssen durch die Gewinnung einer ordentlichen Einsicht in die Natur und in die Einrichtung des menschlichen Körpers vorerst gehörig begriffen werden. Denn um vernunft- und naturgemäß zu leben, was ja eben das Leben gesund erhält und verlängert, dazu gehört ein eigens gebildeter Verstand, der nicht von selbst in uns hineinfährt. Und wenn sich auch ganz im Allgemeinen Regeln für Alle, um ihre Gesundheit zu bewahren und ein hohes Alter zu erreichen, aufstellen lassen, so reichen diese doch durchaus nicht hin, da ja nicht Alle nach einem Schema ihre Lebensweise einrichten können und Jeder nach seiner Körperconstitution und nach den übrigen Umständen leben muß. Was dem Einen zuträglich, kann möglicher Weise einem Andern höchst nachtheilig sein; was in dem einen Klima nützt, schadet nicht selten in dem andern u. s. f.

Von allen im Allgemeinen aufzustellenden Regeln lautet nun aber diejenige, welche die Grundlage zur Erreichung eines hohen und gesunden Alters bietet, so: „**beobachte eine vernünftige Mäßigkeit in allen Dingen, vorzugsweise aber im Essen und Trinken, und lebe so regelmäßig als möglich.**“ Es heißt übrigens „sei mäßig in allen Dingen“, weil nicht etwa blos im Körperlichen, sondern auch im Geistigen gesündigt werden kann, wie die unserer Jugend auferlegten geistigen Anstrengungen deutlich beweisen. Die meisten lebensverkürzenden Krankheiten verdanken der Unmäßigkeit in dieser oder jener Beziehung ihr Entstehen. — Wer nun die Lebens- und Gesundheits-Regeln genauer kennen lernen will, findet sie in Kürze in der Gartenl. 1855. Nr. 6. und in meinem Buche „vom gesunden und kranken Menschen“ aufgezeichnet.

Forschen wir nach den hauptsächlichsten **Ursachen des vorzeitigen Alterns**, so ergeben sich als solche vorzugsweise: eine dem Lebensalter vorgreifende, also nicht entsprechende Lebensweise und zwar ebenso in körperlicher und geistiger, wie geschlechtlicher und gemüthlicher Hinsicht; ferner eine ausschweifende, überreizende Lebensweise (zumal Excesse in geschlechtlicher Hinsicht, Heirathen in zu frühem und zu hohem Alter); allzudürftige, eingeschränkte, körperlich und geistig mühselige und niederdrückende Umstände, Kummer, Sorgen, ungewohnte Strapazen, Kaltwasserfanatismus, erschütternde Ereignisse, häufige und schnell auf einander folgende Wochenbetten und erschöpfende Krankheiten. Auch scheint das nahe Zusammenleben junger Personen mit Alten den ersteren frühzeitig etwas Greisenhaftes zu verleihen. Am meisten trägt aber der rasche Verbrauch der Lebenskräfte (namentlich der Zeugungskraft) zum frühzeitigen Altern bei, weshalb auch dauernd übertriebene körperliche und geistige Anstrengungen, häufiges Nachtarbeiten, Entbehrung der nöthigen Restaurationen des Körpers durch Ruhe, Schlaf und passende Nahrung, sowie der unmäßige Genuß von Spirituosen das Altern sehr befördern.

Bei der **Behandlung des Greisenalters** ist die Hauptsache: jede gewaltsame Aenderung der gewohnten Lebensweise zu vermeiden; besonders ist das Streben nach Abhärtung und Stärkung (Verjüngung), sowie die Entziehung gewohnter Reize sehr gefährlich. Der Greis sei mit dem Grade von Lebenskraft und Gesundheit zufrieden, den er aus seinem spätern Mannes- (Frauen-) Alter mitgebracht hat; er sei nicht auf Vermehrung, sondern auf Erhaltung und ökonomische Benutzung desselben bedacht. Nur die sanfte Anregung des Lebensprocesses durch Spirituosa, mäßig und mit der gehörigen Menge passender Nahrungsmittel genossen, ist anzurathen, weshalb auch ein ganz altes Sprüchwort den Wein als die Milch des Alters bezeichnet (vinum lac senum), sowie die Milch als den Wein der Jugend (lac vinum infantum). Uebrigens sind unnöthige Muskelanstrengungen, anstrengende geistige Arbeiten, heftige oder unangenehme Gemüthsbewegungen, sinnliche Erregungen soviel als möglich entfernt zu halten. Der Greis erheitere sein Gemüth durch jugendliche, freundliche Umgebung, durch Unterhaltung und Zerstreuung.

Was die **Nahrung** betrifft, so muß diese zwar nahrhaft, aber einfach und leicht verdaulich, weich und feucht, etwas gewürzt sein. Sie bestehe aus Bouillons und Kraftbrühen von Fleisch, rohen oder weichgesottenen Eiern, Kraftgelées, Austern, feingearbeiteten Würsten, Fleischhachées, weichen Braten (besonders Wild und Geflügel); aus leichten, durchgeschlagenen und feingewiegten Gemüsen und mehligen Dingen; aus Warmbier, Chocolade, Milch, Kaffee mit guter Sahne oder Eigelb. Alles Feste werde sehr klein geschnitten, und so gut als es der schlechten Zähne wegen noch möglich, gekaut; weißes Roggen- oder Weizenbrod ist schwarzem und kleienhaltigem vorzuziehen. Greise bekommen von einigermaßen reichlichen Mahlzeiten oder festern Speisen leicht Beschwerden; sie mögen deshalb immer wenig auf einmal und lieber öfters essen, und Hartes, Zähes, Faseriges vermeiden. Ueberhaupt darf die Blutneubildung durch Nahrungsstoffe nicht zu bedeutend sein, weil das Blut im Greisenkörper der schlechtern Beschaffenheit aller Organe wegen nicht ordentlich im Körper herumgetrieben und verarbeitet werden kann. Es sterben eine Menge Greise weit früher als es nöthig wäre, blos weil sie zu viel essen. Kurz vor Schlafengehen des Abends viel oder überhaupt zu essen, ist nachtheilig. Dagegen ist ein Schläfchen nach dem Mittagessen von Vortheil (s. Gartenl. 1854. Nr. 6.).

Die **Kleidung** alter Leute sei wärmer als die jüngerer Personen, da ihr Körper weniger Wärme als früher entwickelt und das Alter ebenso wie die Kindheit am besten bei **Wärme** gedeiht. Deshalb sind hier Flanellunterjäckchen, wollene Unterkleider, warme Deckbetten, ausgewärmte Betten, gut geheizte Wohn- und Schlafzimmer, trockene und sonnige Wohnung sehr zu empfehlen. In kalter Jahreszeit und bei kaltem Verhalten sterben weit mehr Greise als in der Wärme. — **Warme Bäder**, überhaupt Reinigung der Haut durch warme Waschungen und Abreibungen, sind wegen der herabgesetzten Hautthätigkeit im Alter von äußerster Wichtigkeit. Greise sollten mindestens wöchentlich ein Mal ein warmes Bad nehmen, hierbei die Haut erst mit Seife und dann mit einer fettigen Substanz (Mandelöl) abreiben. — Bei der ohnedies geringen Schlafneigung der Greise ist für möglichst ruhigen **Schlaf** (im geräumigen, gut gelüfteten und mäßig erwärmten Zimmer und mit hochliegendem Kopfe) Sorge zu tragen. — Vor-

züglich sind nun aber alte Leute vor Allem zu warnen, was Schlagfluß (s. Gartenl. 1855. Nr. 19.) veranlassen könnte.

Krankheiten, die meistens gefährlicher als in den früheren Lebensaltern sind, ziehen sich Alte vorzüglich durch Erkältungen der Haut, Einathmen kalter, unreiner Luft, Verstöße im Essen und Trinken, sowie durch zu starke körperliche und geistige Anstrengungen zu. — Arzneimittel sind hierbei möglichst selten anzuwenden; bringt aber ein Greis aus Altersdummheit auf Arzneien, dann nehme er homöopathische, denn diese sind ja = 0, d. h. gleich Nichts und für Dumme. Vorzüglich mögen sich alte Leute vor Abführmitteln, überhaupt vor Entziehungscuren, hüten; Greise befinden sich bei träger (aber nicht harter) Leibesöffnung am besten; sie ist durch Klystiere zu reguliren. — Schließlich will ich alten Leuten noch rathen, sich hübsch mit Ruhe und Verstand in die Beschwerden zu fügen, welche das Alter naturgemäß mit sich bringt. Leider haben aber Alte selten noch soviel Verstand, und anstatt sich zu fügen, wollen sie vom Arzte mit Gewalt jung curirt sein, und das läuft in der Regel schlecht ab. **Bock.**

Vom alten Heim.

In seiner Wohnstube saß der alte Geheimrath Heim, der berühmteste und genialste Arzt zur damaligen Zeit. Man konnte sich keine ehrwürdigere und mehr Vertrauen einflößende Gestalt denken. Weiße Locken umgaben seine intelligente Stirn, die scharfen blauen Augen verriethen einen hohen Grad von Beobachtungsgabe, vereint mit einer herzgewinnenden Gutmüthigkeit. Trotz des vorgerückten Alters hatte er sich eine jugendliche Frische des Geistes und des Körpers bewahrt. Während er sprach, schwebte ein freundliches Lächeln um seine Lippen und seine Worte trugen den Stempel eines gesunden Humors, einer Heiterkeit, die aus einem zufriedenen Gemüthe und einem ruhigen Gewissen ununterbrochen wie ein reiner Quell hervorsprudelten. — Er war mit einem dunkeln Schlafrock bekleidet, den er jedoch bald wieder ablegte, um sich für seine Visiten umzukleiden. Während er sich anzog, standen mehrere junge Mediciner und seine Assistenzärzte um ihn, mit denen er sich unterhielt, ihnen seine Erfahrungen aus einer großen Praxis mittheilend oder ihre Berichte mit Aufmerksamkeit entgegennehmend. Er sprach mit ihnen wie ein älterer Freund mit seinen jüngeren Collegen. Da war nichts von Ueberhebung, Stolz oder Anmaßung in seinen Reden zu bemerken. Sie dagegen behandelten ihn wie treue Söhne einen Vater; sie leisteten ihm willig allerlei kleine Dienste; der Eine half ihm beim Anlegen der Weste und des Halstuches, der Andere brachte den blauen Rock herbei und unterstützte ihn beim Anziehen desselben. — Unterdeß hatte der treue Diener den bekannten Schimmel aus dem Stalle geführt, denn der alte Herr besuchte seine Patienten meist zu Pferde; das war eine Eigenthümlichkeit des originellen Mannes, die er bis in das späteste Alter beibehielt.

Eben schickte er sich an, seine täglichen Krankenbesuche abzustatten, als sein hochgestellter College, der Staatsrath Hufeland, in das Zimmer trat, um ihn zu einer Consultation bei einem vornehmen Patienten abzuholen. Beide Aerzte sprachen zuerst von dem vorliegenden Falle, worauf sie auf andere medicinische Gegenstände von Interesse übergingen. Wie es meist bei Aerzten zu geschehen pflegt, waren ihre Meinungen in vielen Punkten abweichend, und besonders konnte sich Hufeland nicht über eine neue Behandlung des Wechselfiebers zufrieden geben, welche Heim in der letzten Zeit eingeschlagen hatte. Man befand sich damals zur Zeit der bekannten, von Napoleon verhängten Continental-Sperre. Durch diese Maßregel, welche den Handel mit England gänzlich lähmte, war der Preis aller ausländischen Producte und besonders einiger Arzneistoffe, wie der beim Wechselfieber bisher gebrauchten Chinarinde, um das Zehn- und Zwanzigfache gestiegen, so daß ihre Anwendung bei armen Leuten fast unmöglich wurde, weil sie den theuren Preis nicht erschwingen konnten. In dieser Noth hatte sich Heim um ein anderes Mittel umgesehen und dasselbe im Arsenik gefunden, den er natürlich in sehr kleinen Dosen fast in allen Fällen verabreichte. Hufeland scheute sich vor dem Gebrauche des Giftes und machte seinem Freunde und Collegen die eindringlichsten Vorstellungen.

„Wie kannst Du," fragte er ihn in dem ihm eigenen salbungsvollen Tone, „bei Dem dort oben es verantworten, daß Du Deine Kranken mit einem so gefährlichen Gifte behandelst?"

Heim's Mund verzog sich bei dieser Frage zu einem leisen, sarkastischen Lächeln.

„Wenn Der mich fragen wird," antwortete er schmunzelnd, „so werde ich ihm sagen: Alter, das verstehst Du nicht!"

Dabei klopfte der lose Spötter gutmüthig seinem Collegen auf die Schulter, so daß dieser nicht zweifeln konnte, daß er selber eigentlich mit dem „Alten" gemeint sei. Ein wenig empfindlich, aber doch nicht böse, entfernte sich Hufeland mit seinem Freunde, um den vornehmen Patienten zu besuchen. Sie fanden den Kranken in einem höchst gefährlichen Zustande und Beide hatten keine Hoffnung, ihn zu retten. Sie waren vollkommen darüber einverstanden und verschrieben mehr zur Beruhigung der Angehörigen eine Medicin, ohne sich die geringste Wirkung zu versprechen. Da Hufeland sehr beschäftigt war, so versprach Heim, nach einigen Stunden nachzusehen, obgleich er selbst nicht glaubte, den schwer Leidenden noch am Leben zu treffen.

Sein nächster Besuch galt einem eingefleischten Hypochonder, der ihm mit einem ganzen Heere von eingebildeten Klagen entgegenkam. Heim verordnete ihm eine an sich ganz gleichgültige Medicin mit dem Zusatze, nach jedem Löffel desselben mindestens eine halbe Stunde im anhaltenden Schritte zu gehen.

„Wenn Sie," fügte er mit ernstem Gesichte hinzu, „diese Verordnung nicht ganz pünktlich befolgen, so kann ich für nichts stehen, da das Mittel sonst Ihnen nicht allein nichts nützen, sondern geradezu sehr schaden kann."

Der furchtsame Patient gelobte den strengsten Gehorsam, und Heim verließ ihn auch in dieser festen Ueberzeugung. Er hatte seine Absicht erreicht, und was ihm durch gütliches Zureden bisher nicht gelungen war, setzte er durch diese kleine List durch. Der Kranke, dem es einzig und allein an Bewegung fehlte, wurde auf diese Weise von seinen Leiden befreit.

Heim gehörte nicht zu den Aerzten, die mit dem „Verschreiben" Alles abgethan glauben; er besaß einen hohen Grad von Lebensklugheit und Menschenkenntniß, woran es jüngeren Aerzten häufig fehlt. Das Wissen thut es nicht allein, sondern weit mehr noch der angeborene Scharfblick und der praktische Verstand.

Nachdem Heim noch eine Menge von Patienten besucht, kehrte er zu dem Kranken zurück, den er mit Hufeland am Morgen gesehen. Der Zustand hatte sich so bedeutend verschlimmert, daß keine Rettung möglich schien. Nach dem Glauben der Umgebung lag der Leidende bereits in den letzten Zügen, aber der schärfer sehende Arzt erkannte unter der Larve dieser drohenden Symptome ein gewaltsames Ringen der Natur, eine wohlthätige Krisis, welche er unterstützen zu müssen glaubte. Schnell entschlossen, verordnete Heim ein Brechmittel. Die Angehörigen waren nicht wenig betroffen, aber sie wagten nichts dagegen zu reden. Trotz ihres Vertrauens in den berühmten Arzt schickten sie aber heimlich nach dem Staatsrath Hufeland. Heim erklärte, die Wirkung seiner Verordnung abwarten und, bis diese eingetreten sei, bleiben zu wollen. Er selbst reichte dem Patienten das Brechmittel, sobald dasselbe aus der Apotheke kam. Wider Erwarten trat nach dem Einnehmen der Medicin eine auffällige Besserung ein, so daß der von allen Seiten aufgegebene Patient sich sichtlich erholte.

Unterdeß war der Staatsrath Hufeland in größter Eile angelangt, überzeugt, eine Leiche anzutreffen. Ohne sich nur den Kranken anzusehen, nahm er Heim bei Seite und überhäufte seinen Collegen mit Vorwürfen.

„Mein Gott," rief er erschrocken aus, „wie konntest Du es wagen, einem Sterbenden ein Brechmittel zu geben? Welche Gründe hattest Du für eine so unverantwortliche Handlungsweise?"

„Das kann ich Dir nicht sagen," antwortete der bescheidene Heim mit einer fast kindlichen Einfalt. „Wissenschaftliche Gründe weiß ich Dir auch eigentlich nicht anzugeben, aber der Mensch sah mir so aus, als ob er brechen müsse."

Digitized by Google

Sein Genie hatte auch hier wieder das Richtige getroffen, ohne viel nach den Vorschriften und alltäglichen Regeln zu fragen. Allerdings würden wir nicht jedem jungen Doctor den Rath ertheilen, es wie der alte Heim zu machen. Dazu muß man eben, wie er, ein geborner Arzt sein und denselben feinen und sichern Instinct besitzen, der nur wenigen Menschen gegeben ist.

Hufeland war auch mit dieser Antwort vollkommen zufrieden, da er den günstigen Erfolg eines so kühnen Verfahrens mit eigenen Augen sah; aber er schüttelte doch bedenklich mit dem Kopfe bei einem Wagstücke, das seiner eigenen Natur so fremd und zuwider war.

Es war bei dem kurzen Herbsttage schon dunkel geworden, als Heim, ermüdet von allen Anstrengungen und Mühen eines Arztes, nach seiner Wohnung zurückkehren wollte. Sein Weg führte ihn durch ein meist nur von armen Leuten bewohntes Stadtviertel. Wie er so durch die enge, schmutzige Straße ritt, fiel ein Weib seinem Pferde in die Zügel.

„Bester Herr Geheimrath!" schrie die Frau. „Erbarmen Sie sich einer armen, unglücklichen Familie. Mein Mann liegt schon seit einem Vierteljahre an der Wassersucht krank, und wenn Sie ihm nicht helfen, so ist er und ich mit meinen Kindern verloren."

Es bedurfte nicht erst einer so kläglichen Aufforderung, daß Heim sogleich der Frau Folge leistete und mit ihr ging. Eine verfallene Treppe führte ihn in eine jener elenden Kellerwohnungen, wie man sie in den Armenvierteln der größeren Städte zu finden pflegt. Bei dem schwachen Lichte einer kleinen Oellampe sah er die kahlen, weißen Wände, welche von Feuchtigkeit und Nässe trieften. Der ganze Hausrath bestand aus einem rohen Tische und einigen Stühlen. Im Hintergrunde lag auf einem grauen Strohsack eine Jammergestalt, ein Mann, dessen Beine gleich Kannen angeschwollen waren, dessen Augen aus dem gedunsenen, erdfahlen Gesicht kaum hervorschauten und mit ängstlich flehendem Ausdrucke sich nach dem eintretenden Arzte wandten.

Heim erkundigte sich theilnehmend nicht nur nach dem Befinden, sondern auch nach den näheren Umständen des Kranken. Er erfuhr aus dem Munde der geschwätzigen Hausfrau, daß ihr Mann von Profession Glaser und ohne sein Verschulden nach und nach verarmt sei. Seitdem er den Keller in einem erst neugebauten Hause bezogen, war er erkrankt und nach und nach wassersüchtig geworden. Die ganze Familie lebte in der bittersten Noth und dem Kranken fehlte es an allem Nöthigen, besonders an gesunder Kost und Medicin.

Heim hatte keinen Grund, diese Angaben, von denen er sich durch den Augenschein überzeugen konnte, zu bezweifeln. Obgleich an den täglichen Anblick von Unglück und Elend gewöhnt, war sein Herz noch nicht abgestumpft und voll Mitgefühl.

Der Zustand des armen Glasers schien ihm noch keineswegs so weit vorgerückt, um jede Hoffnung aufzugeben; aber die Möglichkeit einer vollständigen Heilung scheiterte hier, wie so häufig in der Armenpraxis, an der Mittellosigkeit und Dürftigkeit des Leidenden. Auch da war mit dem bloßen Verordnen eines Mittels gegen die Wassersucht nichts gethan; das sah der alte, gute Heim wohl ein. Ohne sich lange zu besinnen, zog er seine Börse aus der Tasche und gab diese der bekümmerten Frau.

„Das nehme Sie, Mutter," fügte er im populären Tone hinzu, „und miethe Sie sich und Ihrem Manne eine bessere Wohnung; in dem Kellerloch darf er keinen Tag mehr bleiben; dann hole Sie sich aus meiner Küche täglich das Essen für den Kranken. Ich hoffe, Ihren Mann mit Gottes Hülfe wieder herzustellen, und werde ihn so lange besuchen, als er mich braucht."

Das Weib dankte mit heißen Thränen und wollte Heim die Hand küssen, was dieser aber nicht litt. Was der Brave versprochen, hielt er auch getreulich. Er sorgte für eine gesündere Wohnung, für eine nahrhafte Kost, für zweckmäßige Medicamente und all' die Mittel, womit er dem armen Glaser auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit seine Gesundheit wiederschenkte. Damit begnügte sich jedoch der edle Wohlthäter nicht, indem er darauf bedacht war, dem gewesenen Handwerker auch eine angemessene und einträgliche Beschäftigung zu verschaffen.

Zu diesem Zwecke wendete er sich an die Prinzessin Ferdinand, deren Leibarzt Heim war. Die selber höchst originelle Prinzessin stand mit dem originellen Doctor auf einem eigenthümlichen freundschaftlichen Fuße und ließ sich manche Absonderlichkeit von ihm gefallen. Sie stammte aus einer älteren Zeit und war gewöhnt, alle Leute mit „Er" anzureden. Als sie damit umging, dem alten Heim ihre Gesundheit anzuvertrauen, machte er ihr einige Bedingungen, worüber die verwöhnte Dame nicht wenig erstaunte, da sie gewöhnt war, sehr von oben herab die Menschen anzusehen, und Wunder glaubte, welche Ehre sie Heim erzeigte. Sie hatte ihn damals rufen lassen, um ihm die ihm zugedachte Ehre anzuzeigen.

„Er soll mein Leibarzt werden," sagte die Prinzessin. „Ist Er es zufrieden?"

„Gewiß, königliche Hoheit; aber nur unter drei Bedingungen," antwortete Heim mit würdiger Ruhe.

„Und die wären?" fragte die Prinzessin gespannt.

„Für's Erste," fuhr er im ernsten Tone fort, „müssen mir Ihre königliche Hoheit versprechen, mich nicht per „Er" zu tituliren; denn das bin ich nicht gewohnt, auch paßt es nicht für meinen Stand."

„Das will ich Ihm, ich wollte sagen, Ihnen bewilligen."

„Für's Zweite kann ich nicht im Frack und Escarpins antichambriren und in Ihrem Vorzimmer warten. Meine Zeit ist edel und außer Ihrer königlichen Hoheit gibt es noch viele hundert Menschen, die meine Hülfe brauchen."

„Das nenne ich offen gesprochen, aber Sie haben wohl Recht."

„Zum dritten erwarte ich, daß Sie mich auch königlich bezahlen, da Sie eine königliche Hoheit sind."

Diese letzte Bedingung galt dem bekannten Geize der Prinzessin, die jedoch keineswegs dem altem Heim seine dreiste Sprache übelnahm, sondern auf alle seine Bedingungen einging und seitdem seine beste Freundin und Gönnerin war.

Um dem armen Glaser zu helfen, wandte er sich wieder an die Prinzessin, bei der er von jener Zeit her unangemeldet Zutritt hatte.

„Was bringen Sie mir, lieber Heim?" fragte sie ihn freundlich, als er eintrat.

„Haben Sie keine zerbrochenen Fensterscheiben, königliche Hoheit?"

„Was hat das wieder zu bedeuten?"

„Ich möchte gern einem armen fleißigen Glaser Arbeit verschaffen und bin entschlossen, wenn ich keine finde, selber die Fenster bei allen meinen Patienten einzuwerfen."

„Das sollen Sie hübsch bleiben lassen; denn am Ende wird Ihnen die Polizei das Handwerk legen und sperrt Sie ein. Was soll aber Berlin ohne den alten, närrischen Heim anfangen? Lieber will ich dem Manne so viel Arbeit geben, als ich zu vergeben habe."

„Schön! Aber königliche Hoheit müssen ihn dann auch zum Hofglasermeister machen."

„Auch das, wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht."

Die Prinzessin hielt in der That auch Wort und Heim's Schützling hatte bald alle Hände voll zu thun und verdiente so viel und auch mehr, als er zum Leben nöthig hatte. — Einige Monate waren seitdem vergangen, ohne daß Heim den Glaser sah noch hörte. Er hatte nicht auf Dank gerechnet und seine eigene Erfahrung bestätigte das bekannte Sprüchwort: Der Arzt ist ein Engel, wenn man ihn braucht, ein Teufel, wenn man ihn bezahlen soll.

Nach seiner Gewohnheit ritt der alte Heim wieder eines Tages durch die Straßen Berlins. Vor einem Hause, über dessen Thür ein stattliches Glaserschild aus bunten Scheiben mit dem königlichen Wappen hing, sah er sich von einer Frau angehalten, deren Züge ihm dunkel bekannt erschienen.

„Herrjes!" schrie das Weib. „Herr Geheimrath! Sie kennen mir wohl nicht mehr?"

„In der That, ich erinnere mich nicht, aber ich muß Sie schon irgendwo gesehen haben."

„Natürlich! Ich bin ja die Frau von dem Hofglasermeister, den Sie curirt haben."

„Das freut mich, aber Ihr Mann ist doch nicht wieder krank geworden?"

„I Gott behüte! Im Gegentheil, er ist jetzt gesund, wie ein Fisch im Wasser."

„Und es geht ihm gut, wie ich hoffe?"

„Wir sind ganz zufrieden. Gott Lob! an Arbeit fehlt es nicht; wir haben alle Hände voll zu thun."

„Was wünschen Sie aber von mir, womit kann ich Ihnen dienen?“

„Eigentlich mit gar nichts. Ich wollte blos einmal fragen, was wir für Ihre Mühe schuldig sind? Wir wollen gern bezahlen. Sie thäten mir einen rechten Gefallen, wenn Sie mir gleich auf der Stelle sagen wollen, was die ganze Rechnung macht. Uebertheuern werden Sie uns nicht, das weiß ich.“

Diese Forderung der Frau machte dem Arzte wegen ihrer Originalität Vergnügen und er wollte sich mit ihr einen kleinen Scherz erlauben. Er kannte den Charakter des Berliner Volkes, das bei jeder Rechnung gewohnt ist, noch eine Kleinigkeit abzuhandeln; deshalb beschloß er, eine möglichst niedrige Summe zu nennen, die er natürlich nicht genommen hätte. Nach einigem Besinnen, wobei er that, als rechnete er zusammen, wandte er sich wieder an das Weib, das mit großer Spannung seinen Ausspruch zu erwarten schien.

„Na, sagen Sie nur immer dreist, wie viel wollen Sie, Herr Geheimrath?“ fragte sie.

„Zwei Thaler, Mütterchen, wird wohl nicht zu viel sein?“ erwiderte Heim, durch die ganze Scene belustigt.

„Ein Thaler und zwanzig Silbergroschen werden wohl auch genug sind,“ lautete die Antwort der guten Frau.

Lachend steckte Heim das Geld ein, das sie ihm überreichte. Er pflegte später jungen Aerzten gern diese Geschichte zu erzählen, die er selbst erlebt, um sie auf die zu erwartende Dankbarkeit der Patienten vorzubereiten.

Trotzdem blieb der alte Heim bis an sein Lebensende der Wohlthäter der leidenden Menschen, der treueste Freund der Armen, das Muster eines theilnehmenden und gefühlvollen Arztes, der seinen Lohn in seinem Berufe und im Innern seines edlen Herzens fand.

Max Ring.

Ein Besuch in Hubertusburg.

Bau des Schlosses. — Seine Glanzperiode. — Die Zerstörung. — Der Friede. — Das Lazareth. — Das Magazin. — Erster Eintritt in's Schloß. — Die vereinigten sächsischen Straf- und Versorganstalten.

Wohl selten hat ein Schloß ein so wechselvolles Geschick gehabt, als Hubertusburg. Welche Gegensätze! — Das glänzende, prunkvoll ausgeschmückte Lustschloß August des Starken und seines Nachfolgers und — das geplünderte, zerstörte Hubertusburg im siebenjährigen Kriege. Einstmals Schauplatz der üppigsten Hof- und Jagdfeste und dann — Sterbestätte von vielen tausend verwundeten Kriegern. Vorher bewohnt von den Herren der Erde und jetzt — eine Wohnstätte körperlich und geistig elender Menschen. — Ich beschloß, dieses geschichtlich merkwürdige und durch seine Straf- und Versorgungsanstalten so berühmte Gebäude genauer kennen zu lernen. Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn brachte mich bald nach Luppe-Dahlen, dem Hubertusburg am nächsten liegenden Bahnhofe. Es war ein schöner Morgen — ich wartete deshalb die Post nicht ab, sondern pilgerte zu Fuß dem Schlosse zu. Der einsame, fast zwei Stunden lange, zum Theil durch Wald und an Teichen vorbeiführende Weg gab mir genug Muße, die Geschichte der Hubertusburg an meiner Seele vorbeiziehen zu lassen.

Auf Befehl August des Starken, der in der mutzschner Haide oft Parforcejagden abhielt, wurde 1721 der Grundstein zum Jagdschloß Hubertusburg gelegt und schon im Jahre 1724 bezog der Kurprinz Friedrich August das in großartigem Style und mit ungeheueren Kosten erbaute Schloß. In vollendeter Pracht, von den Zeitgenossen unvergleichlich genannt, stand es erst 1742 da, nachdem der Graf Brühl die Oberleitung des Baues übernommen. Besonders zeichneten sich durch Glanz und Herrlichkeit die katholische Capelle, der große und kleine Hubertussaal aus. Prachtvolle, mit orientalischem Luxus abgehaltene Hof- und Jagdfeste, schimmernde Aufzüge bilden die Hauptgeschichte des Schlosses während seiner kurzen Glanzperiode und machten es zum Versailles des sächsischen Hofes.

An einem dieser Feste stiftete Friedrich August II., bei Gelegenheit seines Geburtstages und um seine tapfern Officiere, durch deren Hülfe er König von Polen geworden war, zu ehren, den Militair-St. Heinrichsorden. Der benachbarte Horstsee gab genug Veranlassung zu Wasserfahrten und Fischerfesten, allein um hierin ebenso Bewundernswerthes, wie in Moritzburg, veranstalten zu können, fehlte es an der erforderlichen Anzahl prachtvoller Gondeln und an einer Verbindung des See's mit dem Schloßgarten. Auch dem sollte abgeholfen werden. Der Horstsee, dessen Umfang eine Stunde Wegs beträgt, sollte mit seiner nächsten Umgebung durch eine Mauer eingeschlossen, mit einer Flotille besetzt und mit dem Schloßgarten verbunden werden. Die nachfolgende Kriegszeit machte diese Verschönerungsidee und bald auch die ganze Herrlichkeit zu Nichte.

Siebzehn Jahre hatte das Schloß in seiner Vollendung, seinem Glanze gestanden, da durchtobten preußische Kriegshaufen die Hubertusburg, der heitern Pracht ein klägliches Ende machend. Preußens großer König nahm Rache für sein von Russen und Sachsen zerstörtes Lustschloß Charlottenburg. Und was der rohe Soldatenhaufe übriggelassen, das durchwühlten schmutzige Berliner Juden, die damaligen Münzpächter Ephraim und Itzig, an die es von dem Hauptmann Quintus Icilius, der mit der Plünderung beauftragt und dafür zum Major befördert wurde, für 72,000 Thlr. verkauft worden war. Das Kupferdach wurde abgerissen, der Thurm seiner großen Glocken und seiner kunstreichen Uhr beraubt. Aus dem gewonnenen Metalle, der Thurm hatte allein 90¾ Ctr. Kupfer dazu geliefert, wurde in den Trotzergewölben der Pleißenburg in Leipzig schlechtes Geld, die sogenannten Ephraimiten, geprägt. Alles, was nur einigermaßen werthvoll war, wurde fortgeschleppt. Die starkvergoldeten Schlösser und Bänder, Riegel und Beschläge der Thüren und Fenster wurden abgerissen, die schweren Vergoldungen an Thüren und Wänden abgekratzt und dann chemisch zersetzt. Aus diesen Vergoldungen allein sollen die Juden gegen 12,000 Thlr. gewonnen haben.

Reiche Beute versprach ihnen die prachtvolle katholische Capelle. Schon wollten sie Hand an's Heiligthum legen, da kam, auf inständiges Bitten des damaligen Hofcaplans, der Befehl Friedrichs, die Plünderung aufzuheben, und die schmutzigen Juden waren geprellt.

Einige Jahre später — und in den Räumen der Hubertusburg versammelten sich die Bevollmächtigten der kriegführenden Mächte, um im Hubertusburger Frieden dem geplagten Deutschland die ersehnte Ruhe zu geben. Als die bevollmächtigten Minister im Schlosse ankamen, fand sich im ganzen großen Hauptgebäude kein Zimmer, das sie hätte aufnehmen können. Nach langem Suchen fand man in der Mitte des dem Hauptpalais gegenüberliegenden ersten Rundflügels einen Saal, in dem die Verhandlungen stattfinden konnten.

Hier kam den 15. Februar 1763 der Friede zu Stande und am 1. März wurden die Ratificationsurkunden in diesem Friedenssaale ausgewechselt. So wurde ein Krieg beendet, von dem Friedrich der Große selbst sagt, daß er ihm etwa 240,000, seinen Feinden aber weit über eine halbe Million Menschen gekostet habe. Längere Zeit stand nun die Burg öde und leer.

Ihre Dächer sind zerfallen,
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin. —

Nach und nach wurde das Schloß nothdürftig restaurirt und einzelnen verarmten adeligen Familien als Gnadenwohnung überlassen. Da kam die Napoleonische Zeit, die weitläufigen Räume des Schlosses wurden zum Lazareth benutzt und da, wo früher glänzende Freudenfeste abgehalten wurden, da rangen verwundete Krieger mit dem Tode. Auch diese Zeit rauschte vorüber. Die Todesseufzer verstummten. — Im benachbarten Walde grub man ungeheure Gräber und scharrte die Opfer des großen Kaisers hinein. Von etwa 9000 Soldaten, die in dieses Lazareth gebracht wurden, sind kaum 1000 zurückgekehrt, die übrigen harren des großen Appells. Jetzt kennt man diese Begräbnißstätten nur daran, daß dort das Getreide üppiger wächst, und ein speculativer Sohn der Neuzeit dachte sogar daran, die Gräber zu öffnen, um — Knochenmehl daraus gewinnen zu können.

Digitized by Google

Wieder wechselte die Scenerie in Hubertusburg. Die ungeheueren Räume benutzte man zum Getreidemagazin. Im ehemaligen glänzenden Hubertussaale, der an Pracht seines Gleichen gesucht, wurde Malter an Malter aufgehäuft. Einstens tanzten da feine Damen mit Reifröcken und schmucke Cavaliere mit gepuderten Zöpfen — jetzt machen sich dort Kornmäuse lustig. Die praktische Neuzeit bahnte sich allmählich an. Eine Steingutfabrik entstand und verschwand wieder. Die Gnadenbewohner mußten das Schloß räumen und die vereinigten sächsischen Straf- und Versorganstalten wurden hineinverlegt. Nun dürfte man schwerlich einen zweiten Ort finden, der, wie Hubertusburg, soviel körperliches und geistiges Elend umfaßt. Die vorhandenen Räume langten bald nicht mehr aus, neue Gebäude entstanden. Eine evangelische Kirche wurde gebaut, da der Versuch, die katholische Kapelle in eine Simultankirche zu verwandeln, scheiterte. In den Räumen, die einst von hohen Herren und lustigen Edelleuten bewohnt wurden, büßen jetzt weibliche Verbrecher ihre Strafzeit ab. Und in dem Raume, in dem einst der Friede geschlossen wurde, haben unglückliche Blödsinnige ein friedliches Asyl gefunden! — So ist's noch jetzt. — Wer weiß, wie es in funfzig Jahren dort aussieht! Wer weiß, ob nicht einmal, wenigstens zum Theil, die alte Pracht wiederkehrt? — Hubertusburg steht etwas über hundert Jahr und welche inhaltsreiche Geschichte hat es!

So sinnend war ich durch den Wald geschritten, durch denselben, in dem die berühmten Jagden abgehalten wurden. Freilich ist viel gelichtet worden seit damals, die Bäume, die jetzt dastehen, haben jene Zeit nicht gesehen und anstatt des Ebers und des Hirsches hegt der Walde nur Hasen und Rehe.

Jetzt bog ich aus dem Wald hinaus und die Hubertusburg lag vor meinen Blicken. Auf ihre Zinnen schien die Morgensonne, sie glänzten aber nicht, wie ehedem, das glänzende Dach war ja abgerissen und in schlechtes Geld verwandelt worden.

Bald war Wermsdorf, ein großes, dicht bei Hubertusburg liegendes Dorf, erreicht; eine schöne, breite Allee führt von da bis zu dem Thore des Schlosses, dessen sämmtliche Gebäude und Grundstücke von einer ziemlich hohen Mauer umgeben werden. Jetzt stand ich vor'm Thore, es öffnete sich, ich trat ein und — sah vor mir ein zweites verschlossenes Thor. Deutliche Zeichen, daß ich mich auf dem Boden einer Strafanstalt befand, die ihre Ausgänge mit möglichster Sorgfalt verwahrt; las ich doch auch durch das Thorgitter am gegenüberstehenden Hause die Aufschrift: „Arbeitshaus." Ein uniformirter Aufseher fragte mich das übliche: „Wer? — Zu Wem?" und nachdem meine Antwort befriedigend ausgefallen und ich der Direction gemeldet worden war, wurde ich über den riesigen Schloßplatz hinweg in die Räume der Anstalt geführt. Ich besuchte mit meinem Begleiter zunächst die katholische Kirche, die mit ihrer Pracht aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinragt, während alle anderen Herrlichkeiten verschwunden sind. Sie befindet sich im Hauptpalais und nimmt daselbst die ganze linke Hälfte des vorderen Hauptflügels ein. Die Wände sind mit marmorartig geglättetem Gyps bekleidet, der Fußboden ist von getäfeltem Marmor. Der Hochaltar und die Kanzel sind mit Balthasar Permosers meisterhaft ausgeführten Gypsstatuen geschmückt. Neben dem Hochaltare stehen noch zwei Seitenaltäre, die durch Gemälde von Ludwig Sylvester verziert sind.

Außerdem befinden sich in der Kirche noch vier Gemälde von Torelli und zwei von unbekannten Meistern, aber von hohem Werthe; sie stellen Ignatius von Loyola und Franciscus Xaverius dar, und sind ein Geschenk des Papstes an die Kirche. Die Decke ist durch ein riesiges Frescogemälde geschmückt, für das der Maler Grune 60,000 Thaler erhalten haben soll. Man sieht den heiligen Hubertus, den Schutzpatron des Schlosses, in Ehrfurcht niedersinken vor dem Bilde des Gekreuzigten, das ein auf hohem Felsen ihm erschienener Hirsch in seinem Geweihe trägt. Der Kunstwerth des ganzen Gemäldes ist nicht bedeutend, da der Hirsch ganz unnatürlich ist, und Hubertus eine Stellung einnimmt, in der er sich in der Wirklichkeit kaum erhalten könnte. Zu den Kostbarkeiten der Kirche gehört noch der aus cararischem Marmor gehauene Taufstein, welcher 6000 Thaler gekostet haben soll.

Die übrigen Räume des Hauptgebäudes werden nur für das Magazin benutzt. Ich durchging nun flüchtig die verschiedenen Anstalten Hubertusburgs. Zunächst besuchte ich die Strafanstalten. Wir traten zuerst in das Landesgefängniß, welches für solche Verbrechen bestimmt ist, die eine längere, als dreimonatliche Gefängnißhaft nach sich ziehen, in der Regel aber nach der öffentlichen Meinung nicht entehrend sind. Es findet hier Einzelhaft statt. Der Detinirte darf sich, wenn er Mittel hat, nach Belieben beschäftigen und beköstigen, so weit es die Hausordnung gestattet, und wird seiner bürgerlichen Stellung entsprechend behandelt.

Wir gingen nun in das Arbeithaus für weibliche Verbrecher. Es besteht, wie das Landesgefängniß, seit 1838. Natürlich ist hier die Disciplin schärfer und die Arbeit anstrengender. Ein Theil der durch seine graue Kleidung leicht kenntlichen Sträflinge war mit Haus- und Gartenarbeit beschäftigt, die andern arbeiten in großen Sälen. Beim Durchgehen dieser Räume sah ich Einzelne mit Nähen, Andere mit Cigarrenmachen, wieder Andere mit Strohflechten beschäftigt. Die meisten dieser Damen waren wegen Eigenthumsvergehen in das Arbeitshaus gebracht worden.

Außer diesen beiden Strafanstalten befindet sich in Hubertusburg ein Pensionair-Corrections-Institut. Es ist zur Besserung meist junger, den gebildeten Ständen angehöriger Personen, die dem Trunke oder einem ausschweifenden Leben ergeben sind, eingerichtet. Die Pensionaire werden nur auf Wunsch der Eltern, Vormünder oder Verwandten eingeführt, und unter steter Aufsicht gehalten.

Unter den Versorgungsanstalten ist am ältesten das Landeshospital. Es ist eine Ruhestätte für arme, alte, gebrechliche Personen; die Hospitäler zu St. Jacob in Dresden und St. Georg in Döbeln sind damit vereinigt worden. Die Leutchen spazierten in ihrem Garten herum, und sahen recht wohl und vergnügt aus. In neuerer Zeit wurde diesem Hospital eine zweite Abtheilung hinzugefügt, ein sogenanntes Pfleghaus, welches insbesondere für solche Personen bestimmt ist, die an einem habituellen Gebrechen leiden, welches eine Heilung nicht erwarten läßt. Der jährliche Pflegebeitrag beträgt in der ersten Abtheilung 50, in der zweiten 24 Thaler.

Das Landeskrankenhaus ist als ein Muster für derartige Anstalten hinzustellen. Tüchtige ärztliche Oberleitung, hinreichende und vortrefflich eingerichtete Räumlichkeiten, gesunde Luft sind die Hauptvorzüge dieser Anstalt, der mancher schwere Kranke Gesundheit und Leben verdankt. Der Verpflegungsbeitrag ist wöchentlich 1 Thaler; verlangt der Patient ein besonderes Zimmer, müssen 2 Thaler gezahlt werden. Personen, deren Uebel ansteckend und unheilbar ist, werden in ein von allen übrigen Gebäuden isolirtes Haus gebracht, in das sogenannte Siechhaus. Nachdem mein Begleiter mir die einfache, aber sehr freundliche evangelische Kirche gezeigt, führte er mich in das Versorgungshaus für unheilbare oder doch minder besserungsfähige Geisteskranke weiblichen Geschlechts. Ein Institut, das in seiner Einrichtung kaum von einer zweiten derartigen Anstalt übertroffen werden dürfte.

Es bildet einen Häusercomplex, der von den übrigen Anstaltsgebäuden ziemlich abgesondert liegt. Ein großer, schön eingerichteter Garten, in dessen Mitte sich ein Hügel erhebt, von dem aus der Besucher eine idyllische Aussicht über den nahen Horstsee und seine Umgebung genießt, grenzt dicht an die Anstaltsgebäude. Gegen 500 Geisteskranke haben hier ein Asyl gefunden.

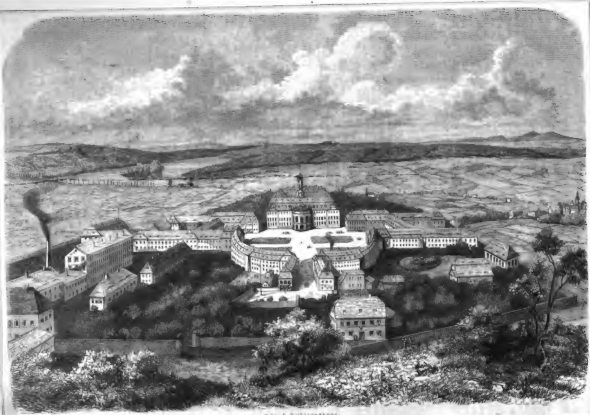
Der Anblick so vieler Unglücklichen ist tief ergreifend. Ein Theil hatte sich auf die grünen Rasenplätze gelagert, Andere gingen im Garten spazieren, noch Andere hatten sich isolirt und ergingen sich in ihren irrsinnigen Gedanken. Fast Allen sah man die Geistesstörung an, die unstät rollenden Augen zeigten deutlich, daß das Licht der Vernunft erloschen war.

Aus einem der naheliegenden Gebäude erscholl ein entsetzliches Geschrei. Unser Weg führte da vorüber. Am vergitterten Fenster stand ein vom Dämon der Tobsucht befallenes Weib, sie streckte ihre Arme nach mir und stieß thierähnliche Laute aus. Unwillkührlich fielen mir die Worte von Ernst von Feuchtersleben ein: „Tief versteckt ruht in der Brust eines Jeden der Funke des Wahnsinns, — Hüte Dich, daß Du ihn nicht weckest." — Mir war's, als streckte jetzt das Gespenst des Wahnsinns seine Arme drohend mir entgegen — ich ging entsetzt vorüber.

Mein Begleiter erzählte mir, daß in dieser, wie in den übrigen Krankenanstalten Hubertusburgs auch der Aermste Aufnahme findet. Kann er den sehr geringen Beitrag nicht zahlen, so tritt die Heimathgemeinde für ihn ein.

Wir kamen an der großen Anstaltsküche vorbei, aus der täglich mehr denn tausend Menschen gespeist werden. Reinliche, sich

Digitized by Google



Schloß Hubertusburg

Digitized by Google

durch gute Aufführung auszeichnende Sträflinge werden mit als Küchengehülfinnen benutzt.

Sämmtliche Anstalten hatte ich jetzt gesehen; nur die mich am meisten interessirende, das Erziehungsinstitut für Schwach- und Blödsinnige, blieb mir noch zu besuchen übrig. Sachsen hat den schönen Ruhm, in der Errichtung solcher Institute, deren hohe Aufgabe die Linderung menschlichen Elends ist, mit leuchtendem Beispiele andern deutschen Ländern vorangeschritten zu sein. In Sachsen wurde das erste Taubstummen-Institut, zu Leipzig 1778 gegründet; Sachsen besaß in Deutschland das erste Irrenhaus, Waldheim 1787 — und wiederum war es Sachsen, wo im Jahre 1846 auf Antrag des Landtags die erste Anstalt zur Erziehung und Bildung blödsinniger Kinder auf Staatskosten in's Leben gerufen wurde, während sich alle übrigen, zum Theil schon früher gegründeten derartigen Anstalten in den Händen von Privatpersonen befinden. In dieses Institut trat ich jetzt ein. Doch — über diesen Besuch werde ich in der nächsten Nummer dieses Blattes genauer Bericht erstatten.

Für jetzt noch ein Wort über die Gesammtbevölkerung Hubertusburgs. Gegenwärtig befinden sich in den verschiedenen Anstalten dieses Schlosses etwa 1020 Individuen. Director sämmtlicher Anstalten ist der Hauptmann von Bünau, ein Mann, in dessen Charakter sich Ernst und Humanität auf's Schönste vereinen. Außerdem befinden sich in Hubertusburg zwei evangelische und ein katholischer Geistlicher, drei Aerzte, drei Lehrer, ein Hausverwalter, ein Wirthschaftsinspector, vier Expedienten, 27 Aufseher und Aufseherinnen und etwa 50 Wärter und Wärterinnen. Hierzu kommen noch einige Professionisten. Diese Andeutungen und die beigegebene, ganz genaue Abbildung von Hubertusburg mögen genügen, um einen Begriff von der Großartigkeit dieser Anstalten zu geben.

Garnison- und Parade-Bilder.

L. Schmidt.

Das Regiments-Exerciren war zu Ende. Die Leute hatten sich meist — der Plackerei an dem heißen Septembertage überdrüssig — in's duftende Herbstgras gelagert oder um die Marketenderinnen geschaart, und die Officiere ließen sich von ihren Burschen das Frühstück auspacken. Die Bataillons-Adjutanten schrieben den Tagesbefehl für den nächsten Morgen nach, den ihnen der Stabsofficier du jour in die Schreibtafel dictirte.

„Es ist wieder der Teufel los, morgen zum Sonntag, passen Sie mal auf!" sagte der Hauptmann v. K., sich ärgerlich hinter den Ohren kratzend. „Ich sehe es unserm Adjutanten gleich an der Nase an; ich wollte wetten, der alte M. hat wieder einmal eine Revue gerade auf den Sonntag befohlen."

Mein Hauptmann hatte eine ziemlich gute Nase in solchen Dingen, und ich verspürte keine Lust, die Wette einzugehen. Unser Adjutant kam auch wirklich sehr bald — im gestreckten Schritt zwar — aber mit äußerst wichtiger Miene herangeritten.

„Die Feldwebel!" rief er, etwa hundert Schritte vom Bataillon sein Pferd anhaltend, und den Gerufenen auf diese Weise noch Gelegenheit zu einem nachträglichen gymnastischen Exercitium ihrer Gliedmaßen verschaffend. „Rascher, im Trabe, muß ich bitten!"

Ich stand zu weit ab, um vernehmen zu können, was unser Feldwebel, ein ziemlich beleibter Mann mit einem dicken und wohlhäbigen Gesicht und offenbar kein Freund von derartigen Leibesübungen, in den braunen Schurrbart hineinbrummte, aber ich konnte es mir ungefähr auch so denken.

Die Befehlsausgabe dauerte ungewöhnlich lange. Die Ahnungen meines Hauptmanns sollten, wie es schien, in Erfüllung gehen.

„Nun, was bringen Sie, Feldwebel?" fragte er den endlich mit der inhaltsschweren Brieftasche auf ihn zuschreitenden Mann mit dem wohlhäbigen Gesicht, das im Grunde recht gemüthlich aussah.

„Nur sachte, nur sachte, Freund! immer gemach!" fuhr er fort, als dieser sich schon wieder in Trab setzen zu müssen glaubte. „Sie stehen nicht bei der Cavallerie, überlassen Sie das Traben und Galoppiren den Berittenen; Ihr Hauptmann ist mit Ordinairschritt zufrieden, Ihre Hiobspost höre ich immerhin noch zeitig genug."

Der Adjutant, der mittlerweile abgesessen und mit zu uns herangetreten war, biß sich auf die Lippen; der dicke Feldwebel schmunzelte sichtlich vergnügt.

„Nun, was ist der langen Rede kurzer Sinn?" frug der Hauptmann weiter.

„Morgen Vormittag Revue in Compagnieen vor dem Herrn Brigadier, mit vollständigem Gepäck auf dem Brigadeexercirplatze, zu Befehl des Herrn Hauptmanns," referirte der Feldwebel, die Schreibtafel aufblätternd und sich anschickend, den ganzen Befehl seinem Wortlaut nach abzulesen.

„Schon gut, schon gut, hat Zeit bis nachher!" meinte der Hauptmann. „Sehen Sie," sagte er, sich zu mir wendend. „Sagte ich's Ihnen nicht? Und gerade morgen zum Sonntag, mein Unglückstag. 's ist um des Teufels zu werden. Passen Sie mal auf, es gibt eine Schweinerei."

Mein Hauptmann war zwar bekannt wegen seiner Zerstreutheit und seines schlechten Gedächtnisses, das unter uns Officieren fast zum Sprüchwort geworden war, aber was sein Ahnungsvermögen anlangte, so hatte ich allen Respect vor ihm.

„Die Herren Officiere!" rief jetzt der Bataillonscommandant, wieder zu Pferd steigend, und uns mit der Hand heranwinkend. „Etwas rascher, meine Herren, muß ich bitten!"

Wir hatten bald einen Kreis um ihn geschlossen, und hörten andächtig seiner langen Rede zu. Der Herr Brigadier würden morgen sehr in's Detail gehen, jede Compagnie einzeln vornehmen; er hoffe, daß die Leute ordentlich geputzt haben, gehörig instruirt seien, die Herren Compagniechefs ihre Schuldigkeit thun würden. Die Compagnieen seien überdies mit ihrem jetzigen Präsent-Etat nun schon über drei Wochen im Cantonnement und er dürfe also erwarten, daß die Herren Capitains sich gehörig mit ihren Leuten bekannt gemacht hätten, da der Herr General dies ausdrücklich verlange; er wolle nicht hoffen, daß ihm irgend Jemand Anlaß zur Unzufriedenheit gäbe. — „Sie haben mich doch verstanden, Herr Hauptmann v. K.?"

Dieser fuhr wie aus einem Traume auf. „Zu Befehl, Herr Major!" war die Antwort.

„'s ist gut, meine Herren, rücken Sie ein!" befahl der Major, die Hand an den Czako legend. „Stabssignalist, Achtung blasen!"

„Was hat er gesagt?" fragte mich mein Hauptmann, als wir zusammen der Compagnie zuschritten, die eilig hinter den Gewehren antrat.

Ich wiederholte ihm den Kern der mitgetheilten Rede des Bataillonschefs mitsammt der arglosen Frage am Schlusse derselben. Beim Anhören der letzteren, die ihn an der ganzen Philippika allein zu interessiren schien, war er sichtlich nachdenklich geworden.

„Compagnieen formirt, marsch!" commandirte der Major, den nur eben gezogenen Degen wieder einsteckend.

Die Compagnieen schwenkten einzeln aus, ihre Tambours und Signalisten setzten sich an die Tête, und eine jede rückte in ihr Cantonnements-Quartier ein, sich für den kommenden Revuetag in möglichst brillante Verfassung zu setzen.

Mein Hauptmann, der in der Regel nur beim Ausmarsch schweigsam, dessen Humor aber beim Heimmarsch gewöhnlich unerschöpflich war, wollte dieses Mal durchaus nicht aufthauen. Der Schluß der Rede unseres Majors schien ihm noch im Kopfe herumzugehen. — Der arme Mann! Er hatte das merkwürdigste Gedächtniß, was mir noch je vorgekommen ist. Sobald es galt, einen Classiker zu citiren, war er unfehlbar und wie der Blitz bei der Hand; den Wallenstein, den Faust kannte er buchstäblich auswendig. Nur in Dienstsachen versagte sein Erinnerungsvermögen häufig gänzlich und Namen, vollends die 200 Namen seiner Compagnie, die konnte er sich nun gleich gar nicht merken, und wenn es das Leben gegolten hätte. Ich bin nie so recht eigentlich da-

Digitized by Google

hinter gekommen, ob er den Namen des Feldwebels und Fouriers wußte, daß er aber von seinen übrigen Unterofficieren auch nicht einen einzigen kannte, daß wußte ich ganz gewiß. Und nun gar die 200 Soldaten! — Sonderbare Zumuthung.

„Denn nur die Fahnen zählt der schnelle Blick
Des Feldherrn; er bemerkt kein einzeln Haupt!“ . . . .

Mit dem General v. M., vor dem wir morgen Revue haben sollten, verhielt es sich nun aber gerade umgekehrt. Der Mann war durchaus kein Classiker und wußte wenig oder nichts, weder von Schiller, noch von Goethe. Er hatte aber ein erstaunliches Namensgedächtniß; es hieß von ihm, daß er einen Mann nur einmal zu sehen und dessen Namen zu hören brauche, um ihn — à la Reventlow — zeitlebens nicht wieder zu vergessen. Ich glaube wirklich, er kannte das halbe Armeecorps beim Namen; wenigstens wurde ganz bestimmt behauptet, daß er von den 5000 Mann seiner Brigade, obgleich er diese im Jahre nur höchstens sechs Wochen lang zusammen hatte, jeden einzelnen Mann zu nennen wisse. Er schloß nun mit einiger Logik, daß, wenn er, als Brigadier, sich 5000 Gesichter und Namen merken könne, es nicht zu viel verlangt sei, wenn jeder Hauptmann doch zum mindesten seine 200 persönlich kenne, und er sah das Gegentheil — und wohl nicht ganz mit Unrecht — als einen Beweis dafür an, daß die Herren sich nicht um ihre Compagniern bekümmerten, ein Umstand, den er schon in manchem fulminanten Tagesbefehl zur groben Dienst- und Pflichtvernachlässigung gestempelt hatte.

Dieser letztere Umstand war es nun wohl, der meinen Hauptmann so schweigsam machte, als wir — tambour battant — dem Cantonnementsquartiere zumarschirten.

Auf einer Wiese, einige hundert Schritt vom Dorfe, ließ Hauptmann v. K. plötzlich und ganz gegen seine Gewohnheit die Compagnie halten.

„Kreis formirt, marsch!“ commandirte er.

Ich war nicht wenig gespannt, was er uns zum Besten geben würde. Er war, Gott sei es gedankt, durchaus kein Freund von langen Reden und die üblichen Ermahnungen vor einer Revue, die in der Regel nur das Gegentheil von dem bewirken, was sie beabsichtigen, waren ihm vollends ein Gräuel. Aber diesmal hub er doch an, in aller Form die Compagnie zu haranguiren.

„Ihr habt gehört,“ sagte er, „daß der Herr General morgen Revue hält. Daß Ihr ordentlich putzen und packen werdet, das weiß ich, und daß ich Euch nach der Revue, wenn diese gut gegangen ist, Nachmittags hier im Dorfe ein Bier gebe, das wißt ihr, darüber brauche ich also nichts weiter zu sagen. Wenn aber der Herr General mich morgen etwa fragen sollte, wie dieser oder jener von Euch heißt, und ich sollte ihm dann antworten: der heißt Schmidt, so heißt der auch Schmidt! Ich kann mir nicht gleich jeden Esel beim Namen merken. Habt Ihr mich Alle verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ brüllte die ganze Compagnie wie aus einer Kehle.

„Gut. Abgetreten!“

Die Leute gingen lachend nach Hause. Sie hatten den sonderbaren Kauz fast Alle gern, der, Tilly's Grundsatz: „leben und leben lassen“ befolgend, sie nie unnöthig plagte und quälte und dessen ganzem Wesen Pedanterie etwas eben so Heterogenes war, wie etwa Namensverzeichnisse seinem Gedächtnisse. Daß von den Leuten ihn morgen kommenden Falls auch nicht Einer im Stich lassen würde, wußte ich, und ich sah deshalb der gefürchteten Revue mit aller Ruhe entgegen.

Wir trafen gegen acht Uhr am andern Morgen auf dem Brigadeexercirplatze ein, als die Specialrevue schon ihren Anfang genommen und von den 25 Compagnien, die der General v. M. persönlich einzeln inspicirte, bereits vier oder fünf die Staupe überstanden hatten. Die Glücklichen! Wie wurden sie von uns beneidet, denen das Fegefeuer erst noch bevorstand! — Wir mußten — wie bei solchen Fällen üblich — wohl noch zwei Stunden warten, ehe die Reihe an uns kam, und hatten unterdessen die gebräuchliche Vermusterung Seitens unseres Bataillonscommandanten auszustehen, der, prüfenden Blickes, manchmal nur bedenklich mit dem Haupte schüttelnd, manchmal laut tadelnd und scheltend nach dem betreffenden Inspectionsunterofficier rufend, unsere geöffneten Glieder durchschritt. Trotz seines Schüttelns, Tadelns und Schimpfens mußte ich aber doch sagen, daß die Leute noch niemals so gut geputzt hatten, wie gerade heute. Es war geradezu auffällig. Die ganze Compagnie sah aus, wie frisch aus dem Ei geschält; — das versprochene Bier hatte seine Wirkung gethan.

Endlich räumte die letzte Compagnie vor uns das Feld, unsere Front allmählich frei machend. — Die langere hagere Gestalt des Generals wurde sichtbar.

„Aber, mein Gott, so rücken Sie doch nun endlich vor, Herr Hauptmann v. K.! auf was warten Sie denn noch?“ mahnte die Stimme unseres Majors.

„In Parade!“ commandirte der Hauptmann.

„Abwarten, bis Front ganz frei ist!“ brüllte der General, dessen tiefe, sonore Baßstimme gar wunderlich mit dem etwas belegten Tener unseres Bataillonschefs contrastirte.

„Marsch!“ hieß es endlich. Die Tambours schlugen ein; wir rückten wie am Lineale vor, auch keine Nase kam aus der Richtung.

„Halt!“

Wir standen wie eine Mauer; kein Czako wackelte, kein Finger zuckte, kein Gewehrriemen flatterte. Man hätte können eine Fliege summen hören, so viel Ruhe war in den Gliedern.

General v. M. lobte nie, aber er tadelte auch nur, wenn er wirklich Grund dazu hatte. Unser Vormarsch schien ihm gefallen zu haben.

„Beim Fuß nehmen lassen, Cap'tain!“ befahl er. Unsere Gewehre klirrten zu Boden.

Seine grauen Falkenaugen streiften einige Mal prüfend über die ganze Compagnie. Dann ging er langsam dem rechten Flügel zu und begann, sich die Leute einzeln zu betrachten. Der Hauptmann folgte ihm auf dem Fuße. Er war schon ziemlich bis an die Hälfte des ersten Zuges gekommen, — Leute, Gewehre, Taschen, Tornister, Alles zugleich und doch dabei Alles im Einzelnen musternd, — als er sich plötzlich wieder umwandte und einige Augenblicke lang seinen stechenden Blick auf dem Flügelmann im Tambourzuge haften ließ. Es war dies ein schöner, hochgewachsener Mann. Mir ist, als ob ich ihn noch vor mir sähe. Der schwarze Schnurrbart hing ihm ausnahmweise ungewichst und etwas wild im Gesicht herab, die Lippen völlig bedeckend, gerade so, wie er wußte, daß es der General gern hatte.

„Herr Hauptmann v. K.,“ sagte dieser, ohne den Gefragten dabei anzusehen, „wie heißt der Tambour da?“

Der Hauptmann gab sich keine überflüssige Mühe, die Personen des Trommelschlägers — es standen deren vier nebeneinander — zu identificiren und:

„Schmidt, Herr General,“ war die fast augenblickliche Antwort.

„Den da, auf dem rechten Flügel, meine ich,“ fuhr der General fort, mit der Hand auf den fraglichen Mann deutend.

„Schmidt, Herr General!“

Der General verzog keine Miene, sondern fuhr mit impassiblem Gesicht genau an dem nämlichen Flecke mit der Besichtigung fort, an dem er sich so eben selbst unterbrochen hatte. Von Zeit zu Zeit ergriff er ein Gewehr, prüfte dessen Schloß, zog den Ladestock oder schob die Bundringe vom Laufe, um nachzusehen, ob sich an diesen versteckteren Oertlichkeiten nicht etwa ein Rostfleckchen vorfinde. Hier und da öffnete er eine Patrontasche und visitirte die Munition. Ein paar Leuten ließ er die Tornister auspacken. Kurz, es war in der That, und nicht blos dem Namen nach, eine Specialrevue, eine Revue comme il faut, und ich fing an, mir die Langeweile damit zu vertreiben, daß ich auszurechnen begann, wie lange er etwa Zeit brauchen würde, um mit den noch übrigen zehn oder zwölf Compagnien fertig zu werden, wenn er auf jede derselben so viel Zeit, wie auf die unsrige, verwenden sollte. Ich glaube, er wäre etwa in einer halben Woche damit zu Stande gekommen. Aber, er mochte noch so sehr „in's Detail“ gehen und seine gewaltigen grauen Augen mochten noch so scharf nach dem kleinsten Makel spähen: er fand auf dem ganzen langen Wege bis zum andern Flügelmann der Compagnie auch nicht das Mindeste auszusetzen. Kein Wort des Tadels war ihm noch entschlüpft. — Mein Hauptmann athmete leichter, als er endlich bei letzterem angelangt war. Aber, o weh! wir waren noch nicht fertig! Der General ging jetzt an der Kehrseite der Compagnie fast eben so langsam wieder herauf und begann sich die Leute auch von hinten zu betrachten. — Dasselbe Resultat!

Digitized by Google

kein schiefer Tornister, kein schlecht gerollter Mantel, kein blinder oder reifer Uniformsknopf; — alles knapp, vorschriftsmäßig, spiegelblank. Endlich hatte er den zurückgelegten Raum auch zum zweiten Male durchschritten und war wieder beim rechten Flügel der Compagnie, beim Tambourzuge, angelangt. Vor dem Flügelmanne desselben, vor dem nämlichen schlankgewachsenen Trommler mit dem buschigen Barte, blieb er jetzt plötzlich und wie zufällig stehen und den Tambour förmlich mit den Augen durchbohrend, fragte er:

„Wie heißt Du, mein Sohn?"

Der Tambour sah dem General fest und unbeweglich in's Auge, dessen durchdringenden Blick mit vollständigster Ruhe aushaltend.

„Heinrich Schmidt, Herr General!"

„Gott verd — —, auf Ehre," sagte der General, erst den Hauptmann und dann den Tambour ansehend, während um die Mundwinkel seines außerdem völlig unbeweglichen Gesichts, schnell wie ein Blitz ein kaum merkliches Lächeln zuckte.

Der lange Tambour, von dem es nicht nöthig sein wird, zu sagen, daß er eben so wenig Schmidt hieß, wie ich oder wohl auch Du, lieber Leser, wurde bei der nächsten Vacanz und zwar auf ausdrücklichen Wunsch des Generals zum Regimentstambour erhoben, was mich gar nicht wunderte, als ich es vernahm. Der Hauptmann v. N. erhielt von unserem Major, ob des eben erzählten Vorfalles an seinem Unglückstage, einen ernsthaften Verweis, was mich auch nicht wunderte, als mir der Hauptmann davon erzählte, und unser Compagnie-Bier war am selbigen Nachmittag und bis zum Zapfenstreiche äußerst heiter, was mich erst recht nicht wunderte.

v. Gtz.

Blätter und Blüthen.

Industrielle Unternehmungen in Brüssel. Zu den bedeutendsten industriellen Etablissements in Belgien gehört unstreitig dasjenige vor dem Brüsseler Thore Ninove in der Vorstadt gleichen Namens gelegene Pauwel'sche Fabrik für Anfertigung aller wesentlich Eisenbahnen betreffenden Materialien aus Holz und Eisen, als Wagen, Schienen, Brücken u. s. w., doch sind im Ganzen keinerlei Werke, die aus jenen beiden Stoffen gefertigt werden, ausgeschlossen, so daß eine Aufzählung aller Producte, die aus dieser großen Werkstätte des Gewerbfleißes hervorgehen, beinahe eben so unmöglich als überflüssig sein würde. Wie vielfach aber ihre Thätigkeit und weitverbreitet ihr Name ist, erschließt sich schon daraus, daß in dieser Fabrik vollständige Blechhäuser aus Eisen für Californien zumeist und andere Länder Amerika's gearbeitet werden, daß hier vor kurzer Zeit für den Herzog von Aremberg ein eisernes Gewächshaus vollendet ward und der Kaiser von Rußland, so wie der junge König von Portugal ihre eigenen Staatswagen, wie sie auf Eisenbahnen dienen sollen, hier fertigen ließen. Diese Fabrik mit ihren weiten Hofräumen, ausgedehnten Werkstätten und sonstigen Gebäulichkeiten nimmt aber auch einen Flächenraum ein, der mindestens zwei Mal so groß ist, als der des großen Brüsseler Marktes; 1000 Arbeiter sind hier täglich beschäftigt, mit Hülfe von 75 Maschinen aller Art Werke auszuführen, die das stets sich steigernde Bedürfniß ihnen aufträgt, während die Zahl der außerhalb der Fabrik für dieselbe thätigen Arbeiter auf 4000 wenigstens anzuschlagen ist.

Doch beschauen wir jetzt die Einzelnheiten selbst. Im Innern des Hofraumes finden wir zuerst einen höchst geräumigen Schuppen für feine und geschnittene Hölzer, dann den Gasapparat, der der Fabrik selbst eigen ist und dessen Gasometer die für das Ganze nöthigen 1000 Flammen liefert. Von hier aus wenden wir uns links nach der Holzwerkstätte in dem ersten Hauptgebäude der Fabrik; hier finden wir zuerst 150—200 Arbeiter, eingetheilt in 3 verschiedene Classen: Modellmacher, Stellmacher und Möbelschreiner, die der Natur ihrer Beschäftigungen nach ein zusammengehöriges Ganze bilden und bei ihren Arbeiten von 7 Scheibensägen, 1 sechsblätterigen Säge, 1 Stechmaschine, 1 Bohrmaschine, 2 Hobelmaschinen und 1 Garnirbank bedient werden; alle diese Maschinen setzt eine horizontale Dampfmaschine von 20 Pferdekräften in Bewegung. An diese Werkstatt grenzt die der Wagenlackirer, deren Zahl ungefähr 50 beträgt, während die der Wagentapezirer, die im obern Geschoß arbeiten, nur auf 20 anzusetzen ist. — Die rechte Seite desselben Gebäudes bildet eine Eisendrechslerwerkstatt, wie sie wohl vollständiger kaum mehr anzutreffen sein möchte; eine Poramidalmaschine von 25 Pferdekräften treibt an mehr als 40 Bänke, zur verschiedenartigsten Bearbeitung des Eisens bestimmt, wie 20 Eisendrehbänke, unterschieden in Cylinderdrehbänke, Räderdrehbänke und Filtrirbänke; hierauf 4 Hobelbänke, 1 Mortesemaschine, 45 Bohrmaschinen verschiedener Systeme, 10 Schraubschneidemaschinen, endlich, als das Sehenswürdigste, die neue Bascillpresse (presse à bascule), welche die Räder an die Achse setzt und eine Kraft von 40,000 Kilos ausübt. Zum eigensten Behufe der hier auszuführenden Arbeiten besteht noch im obern Geschoß eine Holzdrechslerwerkstatt, worin aus Holz, Elfenbein und Horn die für Wagen nöthigen Materialien geliefert werden. Aus dem Eisenatelier gelangen wir zu verschiedenen Schmieden, unterhalten von 6 Ventilateurs, die durch eine horizontale Dampfmaschine von 20 Pferdekräften in Bewegung gesetzt werden; es sind hier im Ganzen 40 Essen und daran durchschnittlich 100 Mann beschäftigt. Sehr zu bemerken sind hier die vier sogenannten Dampfhämmer, die durch ihren eigenen Dampf getrieben werden und von denen zwei 1000 Pfund schwer sind; im Raume zwischen den 2 Reihen bildenden Schmieden beachten wir 6 große Oefen, zur Bearbeitung von Eisenrädern bestimmt. — Endlich haben wir noch die neben diesem ersten Hauptgebäude der Fabrik liegende Eisengießerei zu beachten, in der schon kolossale Stücke von 20,000 Pfund gegossen worden sind und zu welcher die schweren Kessel auf einer besonders erbauten Eisenbahn geführt werden.

Im zweiten Hauptgebäude der Fabrik werden im linken Flügel die Wagen zusammengesetzt und in Ordnung aufgestellt, im rechten geschieht dasselbe mit den für Zuckersiedereien oder anderen Beruf bestimmten Kesseln und großen Baustücken, wie eisernen Gebäuden u. s. w. Auf diese Räume folgt wiederum eine Schmiede, die ebenfalls von einer eigenen Maschine bedient wird, und in der mit Hülfe großer Oefen die Wagenfedern gehärtet und gebogen werden. Zu diesem Ende wendet man verschiedene Pressen, einige Bohrmaschinen und Planirhämmer an. Treten wir jetzt aus diesem zweiten Gebäude heraus, so haben wir einen zweiten großen Holzplatz vor uns, auf dem von durchschnittlich 24 Arbeitern die Bäume aus dem Groben gefügt werden; links bemerken wir einen gewaltigen Wagenschuppen, in dem Hunderte von Wagen zum Abholen bereit stehen, und endlich finden wir jenseits des Holzplatzes noch eine Gelbgießerei und Feilenhauerei, in welcher letzterer durchschnittlich 10 Mann beschäftigt sind. — So viel wird hinreichen, um nach diesen allgemeinen Angaben sich eine Vorstellung von der Ausdehnung dieser Pauwel'schen Fabrik machen zu können. Noch mögen einige weitere Bemerkungen hinzugefügt werden. Von den Arbeitern arbeiten höchstens 100 auf Tagelohn, alle andern auf Stück; die Löhne werden monatlich ausgezahlt; von je einem Franken wird ein Cent abgezogen zur Unterhaltung der Krankencasse, wodurch gesorgt wird, daß dem Arbeiter in Krankheitsfällen ärztliche Behandlung und Medicin unentgeltlich geboten werden, und er noch außerdem etwas mehr, als die Hälfte seines Tagelohns, beziehen kann. Der Betrag der Löhne ist natürlich nach den Arbeitern sehr verschieden: Schmiede verdienen von 3—10 Franken, Drechsler von 2—7, Bankarbeiter von 2—6, Gelbgießer von 2—7, Kupfergießer dasselbe, Wappenzeichner bis über 10 Franken, Tapezirer von 2—5, Modellmacher, Schreiner und alle Maschinenarbeiter bis 4 Franken. Die Verwaltung der Geschäfte ist in den Händen von ungefähr 20 Büreaubeamten, welche zunächst mit den Ober- und Unterwerkmeistern zu verkehren haben. An der Spitze der Verwaltung befindet sich Herr Franz Pauwel, doch ist derselbe seit einigen Jahren nicht mehr Hauptetgenthümer der Fabrik, die vor 20 Jahren durch ihn erst im kleinsten Maßstabe begründet ward, aber in kurzer Zeit durch seine Thätigkeit, Gewandtheit und talentvolle Leitung zu hoher Bedeutung sich erhob, sondern nur noch eingesetzter Beamter der Actiengesellschaft, an welche die Fabrik übergegangen ist, und zu deren hauptsächlichsten Mitgliedern er durch Beischießung eines großen Theils seines Vermögens mit Recht zählt. Der Associationsfonds dieses großen Unternehmens beträgt 10 Millionen Franken.

Pröhle hat so eben seinen in Berlin gehaltenen Vortrag über die Fremdherrschaft zur Zeit des ehemaligen Königreichs Westphalen bei G. Mayer im Druck erscheinen lassen. Das kleine Schriftchen enthält viele interessante Mittheilungen, namentlich frappirt auf unangenehme Weise der Nachweis, daß der vielgerühmte deutsche Patriotismus vollständig in Kriecherei und Bedientenhaftigkeit für die Fremdherrschaft untergegangen war. Dem Könige von Preußen verweigerten auf seiner Flucht sogar die eigenen Unterthanen die nöthigen Pferde, und in Magdeburg war der Empfang ein so übler, daß der König auf der Straße weinte.

Louis Napoleon sagt sehr schön in seinen, in den dreißiger Jahren erschienenen „Politischen Träumereien", damals, als er selbst noch Verbannter war: „O ihr, welche das Glück selbstflüchtig gemacht hat, die ihr niemals die Qualen der Verbannung gefühlt habt, ihr haltet es für ein Geringes, einen Menschen aus seinem Vaterlande zu verbannen, und solltet doch wissen, daß Verbannung eine beständige Marter, ein Tod ist — nicht der ruhmvolle Tod Derer, welche für ihr Vaterland sterben, nicht der noch süßere Tod Derer, welche ihren Geist in den Armen der Lieben aufgeben, sondern der allmählich auflösende Tod, der in langsamer, aber qualvoller Weise Stunde für Stunde an Dir nagt, bis er Dich hinunter in's dunkle, einsame Grab gebracht hat." — Wir wissen nicht, ob den Verbannten in den Sümpfen Cayenne's die Lecture der Napoleonischen Schriften erlaubt ist, jedenfalls aber muß es für sie ein Trost sein, daß ihr Kaiser mit ihnen die Qualen der Verbannung fühlt oder gefühlt hat.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 12. 1858.

Die Gartenlaube

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das Schachtgeſpenſt.

Von Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

V.

Der Oberſteiger und ſein Sohn.

Die Gold- und Silberbergwerke in Kremnitz ſind alle uralt; die Jahrhunderte haben da Schächte und Stollen abgebaut und verödet liegen laſſen und wieder andere in den Schooß der Berge getrieben, die endlich daſſelbe Schickſal erfahren. Manche dieſer alten Gruben hängen durch einen halbverſchütteten unwegſamen Gang mit den vielverzweigten neuen Gruben zuſammen, aber der Knappe von heute kennt meiſt dieſen Zuſammenhang nicht; er hat eine natürliche Scheu vor den vereinſamten unterirdiſchen Feldern der Thätigkeit ſeiner Vorfahren, und ſchauerliche Bergmannsſagen verſchreien ſie als ungeheuer. Was hätte er auch dort zu ſuchen und zu ſchaffen? Edle Metalle, welchen er nachſtrebt, ſind ja dort nicht mehr zu finden; ſie lohnen ſeinen Fleiß nur in den Gängen, die er ſelbſt in das erzhaltige Geſtein treibt. Was kümmert ihn, wie weit ſich die Häuer früherer Jahrhunderte in die Berge gewühlt? Er wühlt ſich am andern Ort hinein, und wo irgend ſo ein altes Stollenloch in einen neuen mündet, da verbaut er es mit Querhölzern, und läßt jenſeit derſelben die Geſpenſter früherer ungetreuer Bergleute ihr Weſen treiben. Daß ſolche Geſpenſter in den alten Schächten und Gruben umherirren, daran zu zweifeln wäre ſündhafte Verwegenheit eines Knappen; denn wenigſtens die des Mariahilfſchachtes haben faſt Alle das entſetzliche Schachtgeſpenſt geſehen, obgleich eigentlich keiner weiß, wie es ausſieht, weil, wenn es ihnen erſchienen iſt, ihnen die Augen meiſt den Dienſt verſagten. Und das iſt nicht ſeit einigen Jahren geſchehen: Viele ſagen ſeit zwanzig Jahren, Andere, das ſei wohl länger als hundert Jahre; denn ihre Väter und Großväter haben ihnen erzählt, daß auch ſie es ſchon geſehen. Die ſeltſamſten und wunderlichſten Sagen ſind von dieſem Schachtgeſpenſt in Umlauf. So war, um nur Eins zu erwähnen, die allgemeine ſtille Annahme, die man ſich nur flüſternd und mehr mit ängſtlichen Gebehrden und Mienen, als mit lauten Worten mittheilte, der alte Oberſteiger Martin Ambrunn ſei mit dem Schachtgeſpenſt näher bekannt, als die andern Sterblichen, ja er übe einen gewiſſen vertraulichen Einfluß auf das Geſpenſt.

Aus welchen Thatſachen dieſes ſeltſame Gerücht entſtanden war, konnte eigentlich Niemand beſtimmt angeben; die widerſprechendſten und abenteuerlichſten Dinge wurden in dieſer Hinſicht behauptet und erzählt, ſo daß ein halbweg vernünftiger Menſch ſie alle auf Rechnung einer erhitzten und vom Leben in der Erde verdüſterten Volksphantaſie ſetzen mußte. So viel ſtand inzwiſchen doch feſt, daß der alte Oberſteiger ein finſterer, grämlicher, ſchweigſamer Mann war, der mit den Leuten kaum das Allernothwendigſte ſprach, alle Vergnügungen mied, ſich ſcheu in ſein Haus zurückzog, wenn er nicht im Schachte arbeitete, und in dieſem meiſt weit länger verweilte, als die andern Obern oder die Häuer. Das ganze Weſen dieſes Mannes war unheimlich, und man konnte annehmen, daß dieſer Umſtand ihn in den Augen der Bergleute zum Kumpan des Schachtgeſpenſtes gemacht habe. Uebrigens hatte er nicht nur von ſeinen Obern, ſondern auch von der ganzen Knappſchaft das Lob der ſtrengſten Berufstreue und einer Thätigkeit, welche die aller Andern weit hinter ſich ließ. Erholung ſchien er gar nicht zu kennen; er kannte nur Arbeit. Und wie uneigennützig er war, bewies er dadurch, daß er von ſeinem kärglichen Einkommen viel an Bedürftige wandte und alles wahrhaft Gute reichlich unterſtützte. In ſeinem Hauſe ſah es dagegen ärmlich aus, eben ſo war ſeine und ſeines Weibes Kleidung vernachläſſigt, was doch mit ſeinem Stande als Oberſteiger nicht harmoniren wollte. Ein feines Auge hätte ſogar die Bemerkung machen müſſen, daß dieſe Armuth eine oſtenſible Schauſtellung ſein möchte aus Zwecken, die ſich freilich nicht errathen ließen.

Eines Sommermorgens — es war Montag — hatte ſich der alte Oberſteiger mit dem Beginne des Tages von ſeinem Lager erhoben und war eben damit beſchäftigt, ſeinen Brodkorb voll zu packen (die Menge des Brodes, die er hineinſteckte, hätte einem Unbefangenen auffallen müſſen, aber er ſchien dieſes Geſchäft gern jedem andern Auge zu verbergen), als er plötzlich ſeinen einzigen Sohn Leberecht, den Steiger, neben ſich ſtehen ſah, den er noch im tiefſten Schlafe vermuthet hatte. Verwundert ſah der alte Mann an dem jungen empor und brummte:

„Schon?! Erſt nach Mitternacht heim; kannſt kaum ein Auge geſchloſſen haben.“

„Habe keins geſchloſſen,“ verſetzte der Sohn eben ſo mürriſch wie der Vater. „Ich habe mich geſtern Abend beim Tanz in der Tanne ſchwer geärgert.“

Der Alte antwortete darauf nichts und der Sohn ſchwieg ebenfalls verlegen. Er kämpfte mit ſich ſelbſt, aber er rang ſich auf und platzte heraus:

„Vater, ich muß mit Euch reden. So kann's nicht bleiben, ich gehe zu Grunde.“

Der Alte warf ihm einen eiskalten fragenden Blick zu.

„Ich hab' Euch noch nichts davon geſagt, denn es iſt mit Euch nicht gut von ſolchen Dingen reden; ich kann nicht leben ohne die Bergmeiſters Lina. Wenn ſie nicht bald mein Weib

wird, bin ich ein elender Mensch und sehe meinen Untergang vor Augen. Die Liebe zu ihr brennt mir wie Feuer im Herzen und in allen Gliedern und dörrt mir das Blut."

„Bist ein Narr! Diese Traube hängt zu hoch für Dich. Such' Dir eine andere, in die Du am Stocke beißen kannst."

„Warum soll sie zu hoch für mich hängen? Ich kann sie mit der Hand erreichen und ich will und muß sie haben. Ihre Mutter ist eine slovakische Magd gewesen —"

„Aber ihr Vater war ein deutscher Edelmann und Bergmeister."

„Was geht mich der deutsche Edelmann an? Ich will seine Tochter zur Frau. Was der ehemalige Bergmeister? Er ist todt und man weiß nicht, ist er als Schelm oder ehrlicher Mann gestorben. Ihr selbst habt schon gesagt, über dieser Sache ruhe ein Schleier, der wohl niemals gehoben werden würde. Das Mädchen ist arm; sie und ihre Mutter müssen sich ja schier von ihrer Hände Arbeit nähren; denn die paar Gulden Wittwengehalt reichen wahrlich nicht weit."

„Junge, es gibt noch andere Dinge, um deren willen ich Dir befehle: schlag' Dir das Mädchen aus dem Sinn. Sieh, das Weib, ihre Mutter, hat mir mein ganzes Leben verdorben. Ein böser Fluch ruht auf diesem Geschlecht. Das Weib hat schwere Sünden auf sich geladen und es steht im Worte Gottes geschrieben: die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern. Ich möchte nicht, daß Du auch solch' ein unglücklicher Mensch würdest, wie ich gewesen und noch heute bin."

„Vater, das hilft Alles nichts! Ich muß die Lina haben, sonst bin ich verloren. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie mir's zu Muthe ist. Mir ist, als wär' ich vom Satan besessen. Ich beschwör' Euch bei meinem zeitlichen und ewigen Heil, thut dazu, daß sie meine Frau wird. Sprecht mit ihrer Mutter, die mir abgeneigt ist."

„Ich könnte die alte falsche Katze wohl zwingen," murmelte der alte Mann mehr in sich hinein, als dem Sohne zu. „Ein Wort und sie müßte."

„So geht und sprecht das Wort!" schrie Leberecht auf.

„Dummkopf! Weißt Du denn, ob das Mädchen Dich will?"

„Ach, darüber hab' ich keine Sicherheit! Sie tanzt mit mir, wie mit unserm Feind Tomanek; sie läßt sich die Huldigungen des Oberbergmeisters gefallen. Seit Ihr den Proceß gegen Tomanek verloren habt, ist dieser bei der Alten Hahn im Korbe, und wenn Herr von Hammerstein Ernst machte, so hätte sie dieser. Ja, ich glaube, sie gäbe ihr Kind dem schlechten Theodoro, wenn er ein reicher Mann wäre, ohne zu fragen, wie er zum Reichthum gekommen."

„Ich kenne sie; Du beurtheilst sie recht. So war sie stets, und weil sie schön war, wie eine Fee, so hat sie der Männer Herzen bethört und jammervoll unglücklich gemacht."

„Mir hat sie gestern das Haus verboten und dunkle Worte fallen lassen, als wärt Ihr ein böser, der Hölle verfallener Mann."

„Hat sie?!" Die Augen des Alten funkelten unheimlich. „Sie wird dem Teufel auch nicht entgehen."

„Und als hättet Ihr Umgang mit dem Schachtgespenst, das sich zuweilen in ihrem Hause zeigen und den Ring suchen soll. Sie sagt, Ihr hetztet den Geist auf sie und sie würde nicht unrecht thun, wenn sie Euch deshalb beim Priester verklagte."

„Mag sie doch!" lachte der Alte. „Aber sie wird nicht; sie wird Dir im Gegentheil ihre Tochter geben, wenn ich will. Aber es wird Dein Unglück sein."

„Auf! Geht heute Abend zu ihr! Zwingt sie. Mein Unglück will ich selbst tragen."

VI.

Die Heirathswerbungen.

Am Abend saß in einem hübschen, kleinen steinernen Hause ein liebliches Mägdlein sinnend am Fenster, eine alte Cither in der Hand, und schaute in das Thal unter ihr und auf die Berge, aus welchen eben die Bergknappen hervortraten. Ihr Auge ging ruhig über die Gegenstände hin und blieb an keinem verlangend haften. Sie selbst war eine ungemein reizende Gestalt. Plötzlich verdüsterten sich ihre reinen Züge. Sie sah einen Mann rasch den Bergpfad nach ihrem Hause heraufschreiten. Sobald sie ihn erkannt hatte, stand sie unwillig auf und verließ die Stube. Wenige Augenblicke später trat der Handelsmann Theodoro herein. Da er das Zimmer leer fand, so rief er auf die Hausflur:

„Frau Kathinka!"

Eine ältliche Frau trat herein, die noch deutliche Spuren ehemaliger Schönheit verrieth. Beide grüßten einander vertraulich.

„Ich will Ihnen eine frohe Nachricht bringen," sagte er hastig. „Ich erbe ein großes Vermögen und bin in kurzer Zeit ein steinreicher Mann."

„Von wem?"

„Mein Bruder Georg ist gestorben und hinterläßt es mir."

„Wo?" rief die Frau mit Leidenschaft.

„Das weiß ich noch nicht. Aber ich bin hierher gekommen, um meine Legitimationspapiere aufzutreiben. Dann wird mir mein Eigenthum ausgeliefert. Und jetzt bin ich da, um bei Ihnen um Lina's Hand zu werben. Sie werden sie mir nicht versagen."

„Wenn Du wirklich ein so gemachter Mann bist, sollst Du meine Tochter haben. Aber erst muß Dein Gerede zur Wahrheit geworden sein; dann seh' ich Deine Verbindung mit ihr als eine Gerechtigkeit des Schicksals an."

„Ich verstehe. Sie hätten meines Bruders Frau werden müssen."

„Er ging und kehrte nicht wieder, untreu seinem mir gegebenen Worte."

„Ich werde Alles wieder gut machen."

„Du kannst mir meine Jugend nicht wieder geben."

„Rufen Sie das Mädchen und sagen Sie ihr, daß sie meine Braut ist."

„Heute noch nicht, erst muß ich sie vorbereiten; sie hat den halsstarrigen Sinn ihres Vaters. Du mußt Dich ihr erst sehr angenehm machen, eh' sie Dich nimmt."

„Wenn ich ihr den Tisch voll Goldstücke zähle, wird sie sich den Mann gefallen lassen."

„Habe nur erst das Geld, für das Uebrige laß mich sorgen."

Noch waren Beide im Gespräch begriffen, als ein bürgerlich gekleideter Mann hereintrat, welcher mit dem Griechen in gleichem Alter sein mochte und nach kurzem Gruße sich patzig niedersetzte, als sei er hier Herr im Hause. Hochmüthig warf er den Kopf zurück und sagte:

„Ich habe ein paar Worte mit Ihnen unter vier Augen zu reden, Frau von Schönebeck."

Dabei sah er den Griechen verächtlich herausfordernd an. Die Frau verständigte sich mit diesem durch Blicke und er verließ die Stube.

„Was ist Ihnen gefällig, Herr von Tomanek?" fragte die Frau kalt höflich.

„Es ist Ihnen wahrscheinlich schon bekannt, daß ich den langjährigen Proceß gegen den Obersteiger Ambrunn durch alle Instanzen gewonnen habe. Die Grundstücke sowohl, als die Silbergrube „Heiligensegen" sind nun mein völliges Eigenthum und die Revenuen, die seit fünfundzwanzig Jahren deponirt wurden, sind mir zugefallen, so daß ich, erst schon ein reicher Mann, nun ein noch weit reicherer geworden bin. Nachdem nun Gott mir meine Ehefrau durch den Tod entrissen hat, bin ich gesonnen, mich anderweit zu verehelichen und meine Wahl ist auf Ihre Tochter Caroline gefallen. Ich habe gestern Abend mit ihr in der Tanne getanzt und mich überzeugt, daß sie mir nicht abgeneigt ist, also bin ich gekommen, bei Ihnen geziemend um Lina's Hand anzuhalten."

„Herr von Tomanek, ich danke Ihnen sehr für die Ehre, die Sie mir und meinem Kinde zugedacht haben und ich würde ohne Zaudern Ihr Anerbieten annehmen, wenn ich daran nicht durch ganz besondere Umstände im Augenblick verhindert wäre, was mir absonderlich leid thut. Seien Sie übrigens versichert, daß der gezwungene Anstand sich durchaus nicht auf Ihre Person bezieht und daß, wenn derselbe gehoben, Ihre Wünsche wohl erfüllt werden dürften."

„Ist der Anstand mit Geld zu beseitigen," sagte Tomanek mit einer unverschämten Gebehrde und klapperte dazu mit harten Silberstücken in der Hosentasche, „so nennen Sie mir die nöthige Summe, damit ich sie Ihnen heute noch überliefere."

„Schönsten Dank, Herr von Tomanek," antwortete die Wittwe freundlich, wie ein Kätzchen. „Mit Geld ist die Sache nicht ab-

Digitized by Google

gethan; es sind eben Familienangelegenheiten, die uns zwingen, daß Caroline noch eine kurze Zeit im ledigen Stande verbleibe."

„Ich will nicht hoffen, daß Herr von Hammerstein im Spiele ist und Ihnen und Ihrer Tochter irgend etwas weißgemacht hat. Der hat keine rechtlichen Absichten, wie ich. Er schmunzelt nur um das Mädchen herum."

„Der Herr Oberbergmeister hat weder mit mir noch mit meiner Tochter von seinen Absichten gesprochen."

„Oder etwa gar der Laffe, der Steiger Leberecht Ambrunn? Ich weiß, er ist vernarrt in Lina; aber Sie werden sich doch nicht mit einem solchen Hause verbinden wollen?"

„Ich weiß, was ich mir und meinem Kinde schuldig bin," versetzte die Frau angesäuert.

„Also schlagen Sie ein! Wozu warten? Es könnte mich wieder gereuen."

„Das steht bei Ihnen. Ich kann Ihnen nichts versprechen."

Der Mann stand ärgerlich auf. Die hereingebrochene Dämmerung überschleierte den Grimm in seinen Zügen. In der Hausflur begegnete ihm ein Mensch, in welchem er den alten Obersteiger Ambrunn erkannte. Er trat also an das niedrige Fenster und horchte.

Die Frau brachte Licht.

„Das ist ein seltener Vogel in diesem Hause," sagte sie nach der Begrüßung verlegen.

„Ein weißer Rabe, aber doch ein Rabe!" krächzte der Alte rabenmäßig. „Ich will's kurz machen, Kathi. Mein Junge will Dein Mädchen heirathen. Es ist mir gar nicht recht, aber er besteht darauf und ist ein Starrkopf, ein Tollerjan. Also wirst Du ihm die Lina zur Frau geben."

„Ich werde aber nicht!" versetzte die Frau trotzig.

„Du wirst müssen."

„Wer will mich zwingen?"

„Ich."

„Aus welchem Grunde?"

„Weil Du einst meine verlobte Braut gewesen und mir untreu geworden bist."

„Das kann mich zu nichts zwingen."

„Nein, aber andere Dinge."

„Welche?"

„Zum Beispiel der Ring, den Du Deinem Manne gestohlen und dem Georg Theodoro, Deinem Buhlen, gegeben hast, und das Rattengift, das Dir Theodoro für den Ring gab und womit Du Deinem Manne vom Leben geholfen hast. Meinst Du, ich wüßte nicht Alles?! Spreize Dich nur und ich schicke Dir den Geist des Gemordeten auf den Hals, der den Ring von Dir verlangt. Nicht vergebens sagen die Leute, ich habe Umgang mit dem Schachtgespenst. Weißt Du etwa nicht, wer das Schachtgespenst ist? Hat es nicht schon den Ring von Dir begehrt? Heult es nicht durch die alten Schächte nach dem Ringe? Der Geist Deines von Dir vergifteten Mannes ist's. Verweigere mir nur die Tochter und ich schicke das Gespenst noch diese Nacht."

„Da Du doch so viel von mir weißt, mein alter Schatz," sagte das Weib höhnisch, „so will ich Dir auch etwas sagen. Wer half denn dem Theodoro beim Gebrauche des Ringes? Du warst's, Martin Ambrunn! Und warum thatest Du so große Sünde, Du jetzt so frommer Mann? Rächen wolltest Du Dich heimlich an Deinem Vorgesetzten, weil er Dir die Braut genommen. Stehst Du wirklich mit dem Schachtgespenst im Bunde, so kann's nicht der Geist meines Mannes sein; denn Du warst sein ärgster und grimmigster Feind. Nun geh'! Deinem Sohne geb' ich meine Tochter nicht."

Der Streit in der Stube wurde durch einen andern vor den Fenstern unterbrochen oder beendigt. Leberecht Ambrunn war gekommen, um zu horchen, was sein Vater ausrichte, und hatte den horchenden Tomanek getroffen. Im Nu waren sie an einander und prügelten sich aus Leibeskräften ab. Der alte Obersteiger rannte fluchend fort.

VII.

Der ehemalige Verlobte.

Einige Tage später hielt ein Reisewagen vor dem ersten Gasthause in Kremnitz, aus welchem Dr. Liebheld mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, Eduard Kahlert und Elise Wellschütz stiegen. Kaum hatten sie Zimmer bezogen, als der Advocat schon eine Karte zum Oberbergmeister von Hammerstein schickte. Dieser ließ antworten, daß er sogleich selbst kommen werde. Alle sahen mit Spannung dem Eintritte des Mannes entgegen, welcher einst Frau Aureliens Verlobter gewesen war und den Doctor im Duell schwer verwundet hatte. Niemand war auf sein Erscheinen neugieriger, als Lieschen; denn sie wußte aus dem Munde ihrer Freundin sehr viel Interessantes von ihm und hatte sich in ihrem kleinen Kopfe ein schönes romantisches Bild von ihm gemacht. Sie und Eduard Kahlert waren sehr angenehm überrascht, einen wohlgebildeten, gewandten, ja sogar liebenswürdigen Mann eintreten zu sehen, der nur mit einer beängstigenden Hast und Ueberstürzung sprach und sich bewegte und dadurch die Besorgniß wach rief, daß er sehr leidenschaftlich sei. Mit der Gewandtheit eines Weltmannes grüßte er unbefangen die kleine Gesellschaft auf eine Weise, daß jedes sogleich über alle Befangenheit hinaus war.

„Es hätte nicht des kaiserlichen Befehls bedurft," sagte er zu Liebheld gewandt, „um mich zu vermögen, daß ich Ihnen jeden Freundschaftsdienst leiste; denn Ihre Ankunft in dieser Bergstadt erfüllt einen meiner heißesten Wünsche: gegen Sie begangene Uebereilungen nach Kräften wieder gut zu machen. Lassen wir die Thorheiten eines Brausekopfs ruhen, wo sie begraben liegen, und Sie, werthe Frau, genehmigen Sie das geläuterte Gefühl von Hochachtung, welches ich für Sie hege, daß Sie fest und muthig der Stimme des Herzens folgten, und sich nicht der Macht eines alten eigensinnigen Mannes und den Zudringlichkeiten eines jungen leichtsinnigen beugten. Sie sind, wie ich weiß, eine sehr glückliche Frau; es steht zu bezweifeln, daß Sie das im Bunde mit mir geworden wären. Wer weiß, wie und wo auch mir ein schönes Eheglück blüht."

„Sie sind noch nicht vermählt, Herr von Hammerstein?" fragte Aurelie theilnehmend.

„In der Erinnerung an Sie hätte ich mein Herz fast an ein zweites Fräulein von Schönebeck verloren, aber — sie ist ja Ihre Schwester, und ich sehe jetzt schärfer. Auch sie verrieth keine Anlage, daß sie mich lieben könnte, und — Sie verzeihen — ihre Mutter ist eine böse Zugabe."

„Wir kennen die Schwester noch nicht."

„Sie sieht Ihnen ähnlich und ist auch musikalisch. Das ist für unser einen verführerisch."

„Wer kann wissen, wie nah Ihnen das Glück steht!" sagte Aurelie bedeutungsvoll, und Liebheld stellte Kahlert und Lieschen, die Letztere als seine Tochter vor.

„Ihre Tochter?" fragte der Oberbergmeister erstaunt.

„Dem Herzen nach ist sie unser Kind, und sobald wir in's Vaterland zurückgekehrt sein werden, wird sie durch einen gerichtlichen Act unsere Adoptivtochter werden; aber auch Freund Kahlert wird sich bei dieser Adoption betheiligen. Wir wollen durchaus beide Väter dieser guten Tochter sein."

Hammerstein wandte sich an Lieschen und ließ, während er sprach, sein Auge auf ihren reinen edlen Zügen haften: „Glückliches Kind, das so viel Liebe genießt! Welch einen Schatz von Liebe müssen Sie selbst besitzen! Möchte ich nicht diesen beiden Herren zurufen: „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte!""

„Wer weiß, was geschieht!" drohte Aurelie mit dem Finger. „Auch unsere Elise ist musikalisch."

„Sind Sie es auch, Herr Kahlert?"

„Wenigstens kann ich die zweite Geige spielen."

„So laßt uns doch gleich ein Concert einstudiren. Wir nehmen Fräulein Lina auch dazu. So bilden wir gleichsam eine Künstlerfamilie."

Hammerstein war ungemein heiter und riß die Andern mit fort. Er liebkoste die Kinder und tanzte mit ihnen; er wollte mit Lieschen gleich ein Duett singen, als ihn Liebheld erinnerte, daß sie zuvor sich über die Angelegenheit besprechen möchten, welche die Familie nach Kremnitz geführt. Die Frauen zogen sich auf seinen Wink in ein anderes Zimmer zurück.

„Ich bin über die Hauptsachen bereits von Wien aus unterrichtet," nahm der Oberbergmeister das Wort. „Eine köstliche Schickung hat uns vor einigen Tagen bereits die Theilnehmer des Verbrechens verrathen. Ihre Aufforderung an den Griechen Phi-

Digitized by Google

lipp Theodoro hat diesen veranlaßt, sich mit der Bitte an das hiesige Berggericht zu wenden, es möge ihm — da er nicht wisse, wo er geboren sei, und seine Jugend mit seinem Bruder hier verlebt habe — bescheinigen, daß Georg Theodoro sein Bruder gewesen. Auf Befragen, zu welchem Zweck, hat er angegeben, um die Hinterlassenschaft seines Bruders als Erbe zu heben. Dabei hat sich dieser Schlaukopf in Widersprüche verwickelt, und da wir bereits die nöthige Aufklärung von Wien hatten, so ist es nicht schwer gewesen, ihn in der Haft zu Geständnissen zu bringen, welche die Wittwe Schönebeck graviren. Aber noch besser: vor einigen Abenden hat ein Zank zwischen dieser gemeinen Frau und einem alten Obersteiger, der ihre Tochter für seinen Sohn begehrte, in ihrem Hause statt gefunden, belauscht von einem hiesigen Grundbesitzer, Namens Tomanek, welcher ebenfalls um die Tochter freit. Tomanek hat höchst wichtige Aeußerungen der beiden Streitenden zur Anzeige gebracht, aus welchen hervorgeht, daß die Frau den Ring der Königin, in dessen Besitz Sie jetzt sind, gestohlen und dem Georg Theodoro gegeben hat. Denn nur mit dem Ringe konnte er den Diebstahl ausführen. Ja, der Obersteiger Ambrunn, einst ihr Verlobter, hat ihr sogar vorgeworfen, daß sie ihren Gatten vergiftet habe. Sie dagegen hat ihn beschuldigt, daß er dem Griechen behülflich gewesen. Jedenfalls haben wir die Complicen. So wie Sie dem Gerichte die Beweisstücke übergeben haben, wird die Verhaftung dieser beiden Personen erfolgen, und die Untersuchung beginnen, die jetzt bessere Resultate liefern wird, als vor zwanzig Jahren, wo man stets auf falscher Spur war."

„Haben Sie die Güte, uns zum Gericht zu führen! Wir werden das corpus delicti überliefern."

Kahlert trug eine kleine elegante, aber schwere Kiste herbei; Liebheld legte den Reisepaß und den Ring auf den Tisch. Hammerstein nahm den letztern und betrachtete ihn genau.

„Ist Ihnen die Bedeutung und Geschichte dieses Ringes bekannt, der in diesem bösen Handel eine so wichtige Rolle zu spielen scheint?" fragte der Advocat den Bergbeamten. „Sie nannten ihn den Ring der Königin. Woher dieser auffallende Name?"

„Ich kann Sie vollständig über das Geheimniß dieses allerdings wichtigen Pretiosen aufklären. Die Königin Maria von Ungarn, die Gemahlin jenes unreifen Königs Ludwig, der in der unseligen Türkenschlacht bei Mohacs 1526 im Sumpfe erstickte, und die Schwester des deutschen Kaisers Karl des Fünften, war eine der holdesten und liebenswürdigsten Damen ihrer Zeit. Sie besuchte unsere Gold- und Silberbergwerke einige Male, welche damals im Besitz der reichen und speculativen Fugger von Augsburg waren. Ein junger Adliger aus der alten Familie der Thurzo war damals Oberbergmeister und Münzwardein und mit einer Tochter des Hauses Fugger vermählt. Als Verwandter wurde er Theilnehmer und als solcher Begründer des großen Reichthums und der Macht des später so angesehenen Hauses der Thurzo, von welchen Einer sogar Palatin von Ungarn wurde. Merkwürdiger Weise knüpfte man das außerordentliche Glück dieses Hauses an diesen Ring, welcher im Laufe der Jahrhunderte Gegenstand eines wunderlichen Cultus oder vielmehr Aberglaubens wurde. Die Königin Maria zeigte jenem jungen Thurzo, der die unterirdischen Schätze so trefflich zu heben verstand, wie noch nie ein ungarischer Edelmann, und der zugleich ein feiner, wohlgebildeter Hofmann gewesen sein soll, ganz besondere Gnade, und als sie nach dem Tode ihres Gatten von ihrem kaiserlichen Bruder zur Statthalterin der Niederlande erhoben worden war, schenkte sie dem ritterlichen Bergmeister diesen Ring. Er trägt als Emblem einen weiblichen Arm mit einem gekrönten Schwerte. Ein Wappen ist es nicht, auch konnte sie kein solches verleihen. Das Bild ist nur Symbol. Der Ring ist aus dem Golde dieser Berge geschmiedet; der Karneol ist ebenfalls ungarisches Product. Thurzo bediente sich des Ringes zum Versiegeln der Erz- und Schatzkammer, und so erhielt er als Petschier die zweite Wichtigkeit. Als solcher hat er sich erhalten. Er vererbte nämlich immer auf dasjenige Glied der Familie, welches dem Bergwesen hier vorstand, und ging auf die weibliche Descendenz über. Man kam endlich dahin, das Glück des hiesigen Bergwesens überhaupt von dem Besitze des Ringes abhängig zu glauben; der Ring wurde zum Talisman, zum Glückbringer, zum Goldbescherer, wenigstens bei den gemeinen Bergleuten. Er war auch im Besitz des Herrn Oberbergmeisters von Holdrat, und gegerade dieser legte ihm eine ungemeine Wichtigkeit bei. Man sagt, er habe ihn seinem Sohne verweigert, und dieser habe sich deshalb todt gehärmt. Deshalb habe der strenge Herr ihn nachher dem Gemahl seiner Tochter, Herrn Bergmeister von Schönebeck, übergeben, als diese von ihm so heißgeliebte Tochter, welcher er keine Bitte abschlagen konnte, ihn darum gebeten. Herr von Holdrat hatte vom Charakter und der Sinnesart des Herrn von Schönebeck keine vortheilhafte Meinung, und war mit der Herzenswahl seines Kindes keineswegs zufrieden. Aber wie gesagt, der sonst so strenge Herr vermochte seinem ihm aus einer glücklichen Ehe allein übrig gebliebenen holden Kinde nicht wehe zu thun. Daß er sich nicht in Herrn von Schönebeck geirrt, bewies dessen Benehmen gegen seine junge schöne Gemahlin. Er fing eine strafwürdige Liebelei mit einem in seinem Dienste stehenden, freilich verführerisch schönen Slovakenmädchen an. Die junge Ehefrau, welche ihren Gatten schwärmerisch liebte, kam hinter die Untreue desselben und grämte sich so sehr darüber, daß sie starb, als sie einem Töchterlein das Leben gegeben. Dieses Kind ist uns wohlbekannt. Herr von Holdrat wandte ihm seine ganze Liebe zu. Dagegen warf er auf den Vater desselben einen eben so starken, unversöhnlichen Haß, welcher das Motiv zur Zurückforderung des Ringes wurde. Der daraus entsprungene Streit wurde noch heftiger, als der Oberbergmeister auch die kleine Enkelin forderte, und Herr von Schönebeck die Auslieferung sowohl des Ringes als des Kindes verweigerte. Als er aber den gemeinen, obgleich reizenden Gegenstand seiner Liebeswünsche heirathete, wußte der alte Herr es nach einem mehrjährigen Rechtsstreit endlich durchzusetzen, daß ihm das Kind ausgeantwortet wurde. In diesem Proceß waren böse Dinge zur Sprache gekommen.

„Bald darauf verschwand Herr von Schönebeck auf eine unerklärliche Weise. Er hatte mitten in der Nacht sein Haus im Bergmannskleid verlassen. Als er nach einigen Tagen nicht zurückkehrte, und nirgend aufgefunden werden konnte, nahm man an, er sei in einem der alten Schächte verunglückt. Seine Leiche ist niemals aufgefunden worden. Jetzt stellte sich heraus, daß in der Schatzkammer, die er zu verwalten, zu verschließen und zu versiegeln hatte, ein ungeheurer Defect war. Es fehlten Goldbarren für einige hunderttausend Gulden. Wohin das Metall gebracht worden, wer es entwendet, darüber konnte keine haltbare Andeutung beigebracht werden. Weder die Schlösser noch die Siegel waren verletzt. Der doppelte Wachtposten hatte nichts wahrgenommen. Erst war man geneigt, zu glauben, Herr von Schönebeck habe das edle Metall veruntreut und sei geflohen. Die Untersuchung stellte diese Annahme als Irrthum fest. Man suchte nach dem Ringe, er fand sich nicht. Da gab es Leute, welche behaupteten, Herr von Holdrat habe sich von Haß und Golddurst zu dieser That hinreißen lassen. Es gelang ihm in der Untersuchung, seine Unschuld klar darzuthun, aber er fühlte sich so gekränkt, daß er sein Amt niederlegte und mit seiner Enkeltochter nach Wien zog. Was man auch aufbot, um eine Spur zu entdecken: es war Alles vergebens. Seltsamer Weise muß man an diesen Georg Theodoro gar nicht gedacht haben. Dieser schlaue und gewandte Mensch war eine Reihe von Jahren Diener und vertrautes Factotum Holdrat's und hatte seinen jüngeren Bruder, einen Knaben, bei sich, den er erzog. Er stand beim alten Herrn in großer Gunst, übergab aber, als er ein halbes Jahr vor der Katastrophe den Dienst um einer geringfügigen Ursache verließ, diesen seinen Bruder der Frau von Schönebeck zur Bekästigung. Er selbst verschwand und blieb verschollen. Deshalb dachte Niemand an ihn, als das Verbrechen sich herausstellte. Nun wird es einleuchtend, daß er mit Hülfe der Frau von Schönebeck und des Steigers Ambrunn sich eine kurze Zeit heimlich hier aufgehalten und den Diebstahl verübt hat. Den Ring hat er, wie wir bereits wissen, durch die treulose Frau erhalten und damit die Siegel neu hergestellt. Die nähern Umstände des Verbrechens wird hoffentlich die erneute Untersuchung ermitteln."

„Und was halten Sie von diesem seltsamen Schachtgespenst?" fragte Kahlert.

„Ich bin wirklich um eine Antwort verlegen. Ich selber habe nie etwas in den Schächten gesehen, das wie ein Gespenst aussieht. Aber unerschrockene, ehrenwerthe Bergleute, junge und alte und wahrlich keine geringe Zahl, haben zu verschiedenen Zeiten eine unnatürliche gräßliche Gestalt in abgelegenen Gängen, die mit verlassenen Bauten zusammenhängen, gesehen, jedoch nie während der Arbeitsstunden, und sie beschreiben es so gleichmäßig, daß man doch nicht ohne Weiteres ihnen widersprechen kann. Eine

Digitized by Google

ſpindeldürre lange Geſtalt von erdfahlem Anſehen, mit langem grauen Haar und in einen Knappenkittel der gewöhnlichſten Art gekleidet, zeigt ſich plötzlich in der Ferne und verſchwindet im Nu, oder flattert geſpenſtiſch ſchnell an ihnen vorüber. Die Erſcheinung trägt ein matt brennendes Grubenlicht, und ein eisgrauer Hauch geht von ihr aus. Da ſie zuweilen bald mit leiſer, unheimlicher Stimme den Ring fordern, bald ſchauerlich heulend danach verlangen ſoll, ja, da ſogar behauptet wird, der Geiſt Schönebeck's habe ſich mehr als einmal Nachts in ſeinem Hauſe gezeigt, und von der Frau den Ring geheiſcht, ſo ließe ſich annehmen, das berüchtigte Schachtgeſpenſt ſei Schönebeck ſelbſt, nicht ſein Geiſt, ſondern der lebende Mann, zumal, wie ich Ihnen vorhin ſchon bemerkte, ſeine Leiche nie aufgefunden worden iſt. Dem aber ſteht entgegen: wie ſollte ſich ein Menſch zwanzig Jahre lang in dieſen alten, dumpfen, feuchten, ungeſunden Bergbauten aufzuhalten vermögen? und er muß doch eſſen und trinken, Kleider haben; ja ein vornehmer Mann, wie Herr von Schönebeck, hat noch eine Menge anderer Bedürfniſſe. Woher hätte ihm eine ſo lange Zeit die Befriedigung derſelben kommen ſollen? Hier ſind überall ſchwere unauflösbar ſcheinende Räthſel, wohin wir uns auch wenden. Hoffen wir, daß die nächſte Zeit ſie dennoch löſ't."

(Schluß folgt.)

Ein Beſuch in Hubertusburg.

Zweiter Artikel.

Eintritt in das Erziehungsinſtitut für Schwach- und Blödſinnige. — Erſte Eindrücke. — — Innere und äußere Einrichtung der Anſtalt. — Der Gang des Lehrverfahrens. — Erziehung der Blödſinnigen von der erſten Uebung der Sinne bis zum Schulunterricht. — Oberlehrer Gläſche. — Ein Leichenzug.

Der Friedensſaal, jetzt bewohnt von Hoſpitaliten.

Wir traten in das Inſtitut ein. — Dem Leiter deſſelben, Herrn Oberlehrer Gläſche, vorgeſtellt, lernte ich in ihm einen ebenſo liebenswürdigen, wie für ſeinen Beruf hochbegeiſterten Mann kennen. Ohne Weiteres führte er mich in das Aufenthaltszimmer der Kinder, an welche ſoeben das Frühſtück vertheilt wurde. Ein erſchütternder Anblick, die Menſchennatur in ihrer tiefſten Verkommenheit zu ſehen. Da ſaßen oder ſtanden etwa vierzig der unglücklichſten aller Kinder. Die meiſten zeigten einen faſt thieriſchen Appetit, gierig verſchlangen ſie ihr Butterbrod; einige verſuchten ſogar, nachdem ſie ihre Portion verſchlungen, ihren langſamer eſſenden Nachbarn das Brod zu entreißen. Auf einem Fenſter lag ein Stück Seiſe, plötzlich ergriff es ein Knabe und verzehrte es, ehe er daran verhindert werden konnte, mit dem größten Behagen.

Herr Oberlehrer Gläſche theilte mir mit, daß der Appetit mancher ſeiner Zöglinge oft ein ſo abnormer ſei, daß ſie Alles, was ihnen vorkäme, ſelbſt die ekelerregendſten Sachen, mit demſelben Wohlgefallen verzehrten, wie genießbare, wohlſchmeckende Gegenſtände. Mein fremdes Geſicht hatte die Aufmerkſamkeit der Meiſten erregt. Viele kamen auf uns zu, liebkoſten ihren Lehrer, zu dem ſie eine rührende Anhänglichkeit zeigten, und fragten mich auch, wie ich heiße und woher ich komme. Beſonders erregten meine Brille und glänzende Uhrkette ihre Aufmerkſamkeit. Die Stumpfſinnigſten unter ihnen zeigten dagegen auch nicht den ent-

Digitized by Google

fernlesten Antheil an unserer Gegenwart. Ich rief sie, griff sie an, gab ihnen Zucker zu essen — sie glotzten mich mit stierem Auge an oder gaben thierähnliche Töne von sich. Eigenthümlich sind die Kopfbildungen dieser armen Kinder. Während einige Kinder ungemein große Köpfe, sogenannte Wasserköpfe haben, zeichnen sich die anderer durch ungemeine Kleinheit aus. So war ein etwa zehnjähriger Knabe zugegen, dessen Kopf nicht größer, als der eines einjährigen Kindes war und ungemeine Aehnlichkeit mit einem Vogelkopfe hatte. Der Kopf eines andern Knaben glich einem Todtenkopfe, so tief lagen die Augen darin und so wenig trat die Nase hervor. Fast Alle hatten etwas Abnormes an sich; ich bemerkte dies nicht nur an der Kopfbildung, sondern auch an der übrigen Körperbeschaffenheit. Wie der Geist, so war auch der Leib schlaff. Stiere Augen, dicke, schwulstige Lippen, lange, entweder unförmlich dicke oder ganz schwache Arme, aufgetriebene Bäuche, verkrüppelte Füße bemerkte ich bei vielen dieser unglücklichen Geschöpfe. Die Meisten hatte ein stark scrophulöses Aussehen. Ein einziger Blick auf diese Armen ließ die ungeheuere Aufgabe ahnen, die sich hier die Erziehung gestellt hat. Vortheilhaft zeichneten sich die Kinder aus, die schon längere Zeit den Segen dieser Anstalt genossen hatten. Das körperliche Aussehen war frischer; die Augen hatten den stumpfsinnigen Ausdruck verloren, es sprach Leben aus ihnen. Die Kinder waren sich des Gebrauchs ihrer Glieder bewußt, die Sprache war verständlich, der Gedankenkreis zwar beschränkt, aber die Kinder zeigten, daß die Anstalt bald ihren Zweck an ihnen erreicht haben würde. Das Frühstück war beendet. Die Kinder eilten in den Turngarten hinab, um ein Weilchen in frischer Luft herumzuspringen. Wir folgten ihnen und traten auf einen großen, geräumigen, theils mit Rasen, theils mit Sand bedeckten Turnplatz. Während sich hier die Kinder unter Aufsicht der Lehrer und Wärter herumtummelten, erzählte mir Herr Oberlehrer Gläsche Einiges aus der Geschichte des Institutes. Ein Menschenfreund, der Bezirksarzt Hr. Dr. Etzmüller in Freiberg, behandelte in der 1843 abgehaltenen Versammlung sächsischer Aerzte die Sache der Blödsinnigen-Erziehung in einem längern Vortrage und lenkte die Aufmerksamkeit der Regierung auf diesen Gegenstand. Auf dem Landtage 1846 kam diese Sache wieder zur Sprache und noch im Laufe desselben Jahres begründete die Regierung diese Anstalt. Der Grund, warum man diese Anstalt in Hubertusburg einrichtete, lag darin, daß hier die Räumlichkeiten schon vorhanden und die andern nothwendigen Einrichtungen in Betreff der Bäder, Kost, Verpflegung u. s. w. am leichtesten getroffen werden konnten. Die Anstalt wuchs mehr und mehr, es wurden neue Lehrkräfte gewonnen und während bisher nur Knaben in dieselbe aufgenommen wurden, hat man neuerdings angefangen, auch blödsinnige Mädchen in das Institut aufzunehmen. Auch Ausländer, d. h. Nichtsachsen, werden jetzt gegen entsprechendes Honorar aufgenommen. Gegenwärtig zählt die Anstalt etwa vierzig Pfleglinge, welche von drei Lehrern erzogen werden. Zur speciellen Beaufsichtigung der Kinder sind ein Wärter und drei Wärterinnen da.

Die Herren Lehrer hatten nun die Güte, mir ihre Pfleglinge in stufenweiser Reihenfolge vorzuführen. Muß irgendwo individualisirt werden, so ist dies bei der Erziehung der Blödsinnigen besonders am Orte, da jeder dieser Unglücklichen gleichsam eine Classe, eine Abtheilung für sich bildet und demnach eigens beobachtet und behandelt werden muß. Im Allgemeinen unterschieden die Herren drei Grade des Blödsinns.

Der erste oder geringste Grad könnte auch mit Schwachsinnigkeit oder Dummheit bezeichnet werden.* Die auf dieser Stufe sich befindenden Individuen unterscheiden Bilder, vermögen die ihnen bekannten Gegenstände nach Stoff, Farbe, Ort, Form zu beschreiben, haben Gefühl für Recht und Unrecht und sind befähigt für die Anfänge des gewöhnlichen Elementarunterrichts. Der Grund, warum diese die öffentliche Schule nicht mit Erfolg besuchen können, liegt oft lediglich darin, daß der Lehrer bei seiner zahlreichen Classe sie nicht genug berücksichtigen kann; er kann nicht genug individualisiren.

* Dummheit, Bornirtheit, das, was der Kladderadatsch „höheren Blödsinn" nennt, ist leider, trotz unserer vielgerühmten Volksaufklärung, weiter verbreitet, als man denkt. Die letzte Kometenfurcht hat dies genugsam bewiesen, und Kladderadatsch hat ganz Recht, wenn er singt:

„Wir bleiben frisch und munter,
Der Blödsinn geht nicht unter."

Der Blödsinnige zweiten oder mittleren Grades kennt auch noch die Dinge seiner Umgebung, vermag sie auch wohl zu nennen, aber unterscheidet nur wirkliche, nicht abgebildete Gegenstände. Nahenden Gefahren weicht er, wenn auch ungeschickt, aus. Er empfindet Freude und Schmerz, wird ängstlich in fremder Umgebung und fühlt sich unbehaglich, wenn er sich verunreinigt hat.

Die Sinne des auf letzter, tiefster Stufe Stehenden sind ganz ungeübt, er sieht und hört nicht, ihm gehen daher auch alle Vorstellungen ab. Er spricht nicht, sondern stößt nur unarticulirte Laute aus. Er sieht keine Gefahr. Herr Oberlehrer Gläsche erzählte mir hierbei, daß einer dieser Unglücklichen sich die Hand am Ofen verbrannt und dennoch in nächster Minute wieder den glühenden Ofen berührt habe. Diese Armen vermögen weder allein zu essen, noch sonst irgend ein Bedürfniß anzuzeigen. Freude kennen sie nicht. Ihr Gefühlsvermögen kann nur durch heftige äußere Eindrücke erregt werden. Sie sind meiner Meinung nach als geistig todt zu betrachten. Die Grenzen dieser drei Grade lassen sich natürlich nicht haarscharf bestimmen. Die meisten Hubertusburger Pfleglinge stehen auf der ersten und zweiten Stufe, sie sind bildungsfähig, während die auf tiefster Stufe sich befindenden höchstens, man erlaube mir den Ausdruck, dressurfähig sind. Diesen tiefsten Grad des Blödsinns zu heben ist ein Problem, dessen Lösung meines Wissens bis heute noch nicht gelungen ist. Ich glaube daher, alle die Anstalten, die sich dieser hohen Sache widmen, würden ihre schöne Aufgabe, der Menschheit zu nützen, vollkommener erfüllen, wenn sie sich nur mit der Erziehung der auf erster und zweiter Stufe Stehenden befaßten, für die auf unterster Stufe sich Befindenden aber nur Pfleg- und Versorganstalt wären. Man rette zunächst die geistig Todtkranken und dann versuche man, die Todten zu erwecken.

Da Körper und Geist in genauester Wechselwirkung stehen und da bei vielen dieser unglücklichen Kinder der krankhafte Körper die Ursache des kranken Geistes ist, so ist es ganz natürlich, daß bei der Erziehung dieser Kinder Beides mit gleicher Wichtigkeit behandelt werden muß. In Hinsicht darauf ist die Hubertusburger Anstalt auf das Trefflichste bestellt. Vor Allem leiten tüchtige Männer das Erziehungswerk und wachen mit großer Treue über die Pflege ihrer Zöglinge. Mit größter Sorgfalt ist Alles in der Anstalt auf das Zweckmäßigste eingerichtet. Die Luft ist in allen Räumen gesund und rein, ich fand alle Zimmer mit den nöthigen Ventilatoren versehen. Die Zimmer selbst sind sehr geräumig und haben eine Höhe von 14 F. Sommer und Winter gehen die Kinder unter Aufsicht eines Lehrers und der Wärterinnen täglich wenigstens eine Stunde spazieren. Erlaubt dies die Witterung nicht, so bewegen sie sich auf den langen, breiten Corridors, die sich an die Wohnzimmer anschließen. Außerdem wird jeden Tag eine Stunde geturnt. Die Kleidung der Kinder ist zweckmäßig und nett, ohne uniformähnlich zu sein. In den Schlafsälen fand ich, ich wiederhole es nochmals, die größte Reinlichkeit und ungemein reine und frische Luft. Das Lager der Kinder besteht aus Matratze, Bettuch, wollenen mit leinenen Ueberzügen versehenen Decken. Betten fand ich sehr wenige und diese waren, wie mir Herr Oberlehrer Gläsche mittheilte, auf Anordnung des Arztes gegeben worden. In jedem Saale schläft zur Aufsicht eine Wärterin, bei den größeren Knaben schläft der Wärter. Dicht neben den Schlafsälen befindet sich die Wohnung des Oberlehrers und erleichtert diesem somit die Ueberwachung und Beobachtung seiner Pfleglinge während der Nacht. Eine solche immerwährende Beobachtung ist besonders deshalb wichtig, weil viele dieser Unglücklichen Neigung zur Onanie zeigen. Die Bettwäsche wird monatlich, die Leibwäsche wöchentlich zwei Mal gewechselt, bei unreinlichen Kindern so oft es nothwendig ist. Die Kinder baden wöchentlich ein Mal, in besonderen Fällen werden auf Anordnung des Arztes besondere Curbäder angewendet. Während des Sommers baden die größeren Knaben, natürlich unter sorgfältigster Aufsicht, in einem der benachbarten Teiche, da kein fließendes Wasser in der Nähe ist. Die Beköstigung ist sehr zweckmäßig und wird fortwährend vom Hausarzte überwacht. Des Morgens erhalten die Kinder Eichelkaffee mit Semmel, um 10 Uhr etwas Butterbrod. Des Mittags bekommen sie nahrhaftes Gemüse und wöchentlich drei Mal Fleisch, um 4 Uhr abermals Butterbrod oder eine leichte Mehlspeise. In besonderen Fällen, etwa bei Krankheiten, wird natürlich auch entsprechende

Digitized by Google

Nahrung gegeben. Das Trinkwasser fand ich gesund und wohlschmeckend. Alles ist vortrefflich, aber eins fiel mir auf, daß nämlich die Kinder, sobald sie einigermaßen unwohl oder krank sind, in eine andere Abtheilung, in das sogenannte Krankenhaus, gebracht werden, somit der Beobachtung ihrer Pfleger entzogen und der Beaufsichtigung fremder Wärter, die mit ihren Eigenthümlichkeiten nicht vertraut sind, allerdings unter Oberaufsicht des Arztes, übergeben werden. Gerade in diesen Fällen, meine ich, ist die Beobachtung dieser Kinder recht ergiebig, der Erzieher sollte sich daher dieser mit Sorgfalt unterziehen können. Die Schuld hierzu trägt die Verbindung dieser Anstalt mit den anderen Anstalten und es wäre wohl zu wünschen, daß dieses Institut, zumal wenn es sich weiter vergrößern sollte, von den übrigen Anstalten getrennt und gleich den Blinden- und Taubstummeninstituten für sich allein verwaltet würde. Bei der Wahl eines neuen Ortes könnte dann auch eine höher gelegene Gegend, die doch immer für diese Anstalten sehr wünschenswerth ist, ausgesucht werden. Sehr passend dürfte z. B. das Schloß Augustusburg hierzu sein.

Nachdem mich die Herren mit allen das somatische Heilverfahren betreffenden Einzelnheiten bekannt gemacht, hatten sie die Güte, mir den Gang ihres Lehrverfahrens in lebenden Bildern, d. h. indem sie mir ihre Schüler speciell vorführten, zu zeigen. Erziehungsgrundsatz Herrn Gläsche's ist: „Wir suchen in unsern Pfleglingen so oft als möglich das Gefühl der Freude zu erregen, weil sie in solchen Augenblicken am empfänglichsten für unser Wirken sind." Ein Satz, der genugsam den Erziehungsgeist, welcher in dieser Anstalt herrscht, charakterisirt. Basis des Unterrichts ist stets und immer die Anschauung. Es gilt daher zuerst, ich erlaube mir hier Herrn Oberlehrer Gläsche wörtlich zu folgen, die Sinne des Kindes zu üben, damit es anschauen lerne, und zugleich den Thätigkeitstrieb, der auf dieser Stufe fast durchgängig als Nachahmungstrieb auftritt, einigermaßen anzuregen. Die Herren verfuhren hierbei auf folgende Weise. Es wurde einem auf dieser Stufe stehenden Individuum eine kleine, glänzende, hellklingende Glocke vorgehalten. Durch den Glanz und das Tönen derselben wurde das Auge und Ohr des Kindes, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, gefesselt. Dasselbe Experiment wurde mit einer Repetiruhr, einem Glase wiederholt. Eine schwere Kugel und bunte Bälle wurden auf dem Boden hingerollt und das Kind veranlaßt, dasselbe nachzuahmen. Einfache Körperbewegungen, Aufstehen, Setzen, Legen, die Hand reichen, wurden vorgenommen. Auf der Violine und dem Pianoforte wurden einzelne Töne und stark in's Gehör fallende Melodien angegeben. Bei alledem war die Sprache der Herren Lehrer kräftig markirt. Alles dies wurde vorgenommen, um das Gesicht und Gehör des Kindes zu fesseln und um seine Willensthätigkeit anzuregen. Am meisten wirkte die Musik auf diese Armen. Auch die Augen sehr tiefstehender Kinder verklärten sich, sie fanden sich veranlaßt, das Instrument, dem diese Töne entlockt wurden, zu suchen und zu betasten. Wie ich hörte, versucht man auf dem Abendberg in der Schweiz das Auge der Cretinen dadurch zu fesseln, daß man dieselben in ein dunkles Zimmer führt und vor ihren Augen mit Phosphor Figuren an die Wand malt.

Durch ähnliche Uebungen gelingt es nach vielen Mühen und längerem Zeitaufwande, wenigstens bei Einigen die Sinne und die Willensthätigkeit so weit zu wecken, daß das Kind durch wiederholtes Anschauen der Dinge zu Vorstellungen von denselben gelangen kann. Herr Oberlehrer Gläsche führte mir einige auf dieser zweiten Stufe stehende Kinder vor. Sie waren durch wiederholtes Anschauen der schon genannten Dinge im Stande, Uhr, Glas, Glocke, Kugel, Klavier ꝛc. zu unterscheiden, und brachten diese Gegenstände auf mein Verlangen herbei. Den Erfahrungen der Herren Lehrer zufolge, lernen die Kinder auf dieser Stufe Vorstellungen von den Gegenständen ihrer nächsten Umgebung, ihres eigenen Körpers gewinnen. So gelangt das Kind zur dritten Stufe. Es wird fähig, die gewonnenen Vorstellungen zu combiniren, und gelangt dadurch zu Begriffen. Man zeigte den auf dieser Stufe stehenden Knaben Bälle, Kugeln, Tische ꝛc. von verschiedener Größe, Farbe und Gestalt, um die Kinder das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden zu lassen. Die Knaben waren im Stande, Befehle auszuführen, wie: „Leg den Stab auf den Tisch! — Trag die Glocke auf das Fenster! — Stelle die Glocke an die Wand! — Trag die Bürste auf die Bank und bring' den Ball her!"

Auf diese Weise, indem man den Kindern nach und nach drei- oder vierfache Befehle ertheilt, sucht man ihre Willensthätigkeit, ihre Auffassungskraft, ihr Gedächtniß zu stärken und zu vervollkommnen. Leichte Turnübungen, die schon auf der ersten Stufe ihren Anfang genommen, wurden auf dieser Stufe eifrig fortgesetzt. Das Kind findet nun sich selbst, denn es versteht jetzt auch solche Aufträge, als: „Komm her! — Stell dich an die Thür!" Es ist nunmehr im Stande, sein Ich von der Umgebung zu trennen. Welche Freude für den Erzieher, wenn er sein Werk so weit gefördert hat!

Auf der vierten Stufe lernt das Kind abstrahiren. Herr Gläsche brachte eine Anzahl gut colorirter Bilderbücher herbei. Die auf dieser Stufe stehenden Individuen waren im Stande, das erst in Wirklichkeit Angeschaute auch im Bilde unterscheiden zu können. Sie zeigten mir auf den Abbildungen Stuhl, Tisch, Uhr, Glas ꝛc., versuchten dies auch nachzumalen und fingen an, die Buchstaben, die doch nur gemalte Laute sind, kennen und schreiben zu lernen. So bereiten sich Lese-, Zeichen-, und Schreibeunterricht vor.

Nun verwenden die Herren alle Mühe darauf, daß das Kind sprechen lerne. Die auf dieser fünften Stufe vorgenommenen Uebungen ähneln denen, die in den Kindergärten mit vollsinnigen Kindern ausgeführt werden. Schon bei den vorhergehenden Uebungen fand ich, daß Herr Gläsche die Kinder zum Nennen der Gegenstände anleitete. Jetzt war dies Hauptsache. Die Knaben müssen einfache Sätze: das ist ein Tisch — der Tisch ist rund ꝛc. aussprechen. Da vielen dieser Kinder das Sprechen schwer fällt, manche sogar stumm zu sein scheinen und zum Theil auch wirklich sind in Folge mangelhafter oder gelähmter Sprachwerkzeuge, so hat sich Herr Gläsche einige Zeit sowohl im Dresdner, als auch im Leipziger Taubstummeninstitute aufgehalten, um die dortigen Unterrichtsweisen kennen zu lernen und dieselben für seine Zwecke benutzen zu können.

Das Kind ist nun nach vielen Mühen und nachdem es manchen seiner Genossen zurückgelassen hat, zur sechsten Stufe gelangt. Es wird nun fähig, mit Nutzen am Elementarunterricht der Volksschule Theil nehmen zu können. Herr Oberlehrer Gläsche hielt mit den auf dieser Stufe stehenden Knaben kleine Unterredungen über verschiedene, theils in Wirklichkeit, theils im Bilde vorhandene Gegenstände. Die Knaben vermochten in einfachen Sätzen dieselben nach Stoff, Ort, Theilen, Farbe, Gebrauch zu beschreiben. Der Unterricht in der Naturgeschichte, in der Geographie bereitet sich hier vor, eben so der im Rechnen, indem die Kinder die Zahl der Augen, der Füße des gezeigten Thieres ꝛc. angeben. Als Gedächtnißübungen hatte man mit den Kindern kleine verständliche Verschen und Liederchen mit ihren Melodieen eingeübt. Hierbei wurden besonders die Fröbel'schen Spiellieder benutzt. Diese Gesangs- und Spielübungen bilden nach Herrn Gläsche's Ausdruck „die Lichtblicke in seinem Unterrichtsleben." Da thaut Herz und Seele seiner Zöglinge auf. Die Armen fühlen ihr Unglück nicht, sie singen fröhlichen Sinnes, wie vollsinnige Kinder: „Freut euch des Lebens." Die Willenskraft sucht man durch fortgesetztes Turnen zu steigern, und nun tritt auch der nächste Zweck der Anstalt, die Kinder erwerbsfähig zu machen, mehr hervor. Man benutzte die Kinder zu leichten Hausarbeiten, zum Holzmachen, zu Gartenarbeiten; auch verfertigten sie hübsche Pappsachen, und hatten durch einen geschickten Meister wöchentlich mehrere Male Anleitung zur Korbmacherei. Ich freute mich über die Geschicklichkeit, die viele der größeren Knaben bei dieser Beschäftigung zeigten. Nach jahrelangen Mühen und Arbeiten haben die Lehrer das Kind so weit geführt, daß sie ihrem Bildungswerke die Krone aufsetzen können, indem sie seine religiös sittliche Bildung genauer in's Auge fassen. Zwar hat die Bildung des sittlichen Gefühls schon längst begonnen. Die sorgsamen Lehrer haben alle Gelegenheiten, die das Zusammenleben der Kinder, das Weihnachtsfest, Geburtstage, Spaziergänge, Erscheinungen in der Natur (Sonnenauf- und Niedergang, Gewitter) u. s. w. darbieten, benutzt, um das Gemüthsleben der Kinder zu wecken und ihnen Freude an der schönen Natur, Dank gegen den guten Gott und gegen die Menschen, Gefühl für Recht und Unrecht einzupflanzen. Nun aber beginnt der eigentliche Religionsunterricht. Dieser gründet sich, wie schon aus dem Vorhergesagten folgt, auf

Digitized by Google

Naturanschauung, biblische Geschichte und Ereignisse aus dem einfachen Leben der Kinder. Er ist deshalb einfach und praktisch und den Kindern leicht verständlich. Hören wir hier Herrn Gläsche selbst reden: „Wo, wie hier, die Erzieher und Pfleger mit den Zöglingen gleichsam eine große Familie bilden, wo jedes Leid, das den Einzelnen trifft, und jede Freude von Allen getheilt wird; wo Alle in Gemeinschaft essen und trinken, lernen und spielen, aufstehen, schlafen gehen und beten; da kann es an geeigneten Anknüpfungspunkten nicht fehlen. Ein Religionsunterricht aber, der sich — sei er auch noch so einfach — auf die Erscheinungen des alltäglichen Lebens gründet, der gleichsam aus dem Leben herauswächst, muß auch wiederum in den Kindern lebendig werden und sicherlich mehr in das Leben eingreifen, als ein zu abstract gehaltener oder mit Begriffserklärungen sich herumwerfender. — Je größer die Schwäche des Denkvermögens bei dem Blödsinnigen ist, desto mehr muß man durch den Religionsunterricht auf das Gemüth desselben zu wirken suchen, damit dieses ersetze, was ihm dort gebricht."

Die Hochachtung, die man vor einem solchen Erzieher, wie Herr Oberlehrer Gläsche ist, empfindet, wird noch mehr gesteigert, wenn man erwägt, daß er sich sein Erziehungssystem selbst, ohne fremde Hülfe geschaffen, da zur Zeit, als er sein Werk begann, weder praktische Erfahrungen noch literarische Hülfsmittel ihm zur Seite standen. Sein im Jahre 1854 erschienener erster Bericht* war das erste literarische Erzeugniß, das in einem ausführlichen Plane den pädagogischen Theil der Erziehung Schwach- und Blödsinniger darlegt. Es ist ein Werk, das fern von aller Charlatanerie Zeugniß gibt sowohl von der Bescheidenheit des Verfassers, als von seiner Humanität und Tüchtigkeit. Das hat auch die Kritik Sachverständiger, mit unbedeutenden Ausnahmen, allgemein anerkannt. Wie ich gehört habe, wird in nächster Zeit ein neuer Bericht Herrn Gläsche's erscheinen, auf den ich im Voraus die verehrten Leser der Gartenlaube aufmerksam mache. Er wird neues Zeugniß über die Wohlthätigkeit dieser Anstalt geben, die in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits eine ziemliche Anzahl geistig verkrüppelter Kinder zu brauchbaren Menschen herangebildet hat. Der Segen Gottes ruht auf dieser Anstalt. Möge sie fort und fort zum Heile der ärmsten aller Kinder wachsen und gedeihen.

* Erster öffentlicher Bericht über die Erziehungsanstalt für blödsinnige Kinder zu Hubertusburg, von Karl Gläsche, Oberlehrer. Leipzig, 1854, bei Reclam sen.

Mein Besuch war beendet; eben wollte ich Hubertusburg verlassen, da bewegte sich ein prunkloser Leichenzug über den Schloßhof. Man trug einen Hospitaliten, einen Veteran der altnapoleonischen Kaiserzeit, hinaus. Ich begleitete den Zug bis auf den Gottesacker der Anstalt. Früher, zur Zeit der Glanzperiode Hubertusburgs, war hier der Operngarten. Prachtvolle Statuen hatten an dieser Stelle gestanden, zärtliche Rendez-vous waren hier abgehalten worden. Jetzt ist gleichsam die Zeit der Buße für das stolze Schloß gekommen, und da begräbt es hier seine Todten. Mancher Blutstropfen mag an dem Golde gehangen haben, das Hubertusburg in seinem Glanze verschlungen. — Die Schuld ist gesühnt. — Es ist zur Friedensstätte für körperliches und geistiges Elend geworden.

Die doppelten Thore öffneten sich mir wieder, ich trat hinaus, und bald war das Schloß meinen Blicken entschwunden.

Der Canal von Suez.

(Schluß.)

Ehe wir an die Auseinanderlegung des Projectes schreiten, so wie dieses durch die internationale Commission modificirt worden ist, glauben wir, der Verständlichkeit halber eine kurze Beschreibung der Oertlichkeit voranschicken zu müssen.

Der Isthmus von Suez ist, wie unsere Leser wissen, jener schmale Erdstrich, welcher, während er Asien mit Afrika verknüpft und gleichsam eine Brücke von dem einen Welttheile nach dem andern bildet, das mittelländische vom dem rothen Meere trennt. An der südlichen Seite des Isthmus, am Eingange in das rothe Meer oder den arabischen Golf, liegt die Hafenstadt Suez, von welcher die Benennung der Landenge herstammt. Die Nordseite wird von einer großen Bucht des Mittelmeeres bespült, die ihren Namen von dem nahen, jetzt in Trümmern liegenden Flecken Pelusium entlehnt. Eine leichte Senkung von Seite Egyptens sowohl als von asiatischer Seite bildet einen von Pelusium nach Suez fortlaufenden Thalweg. In der Mitte des 18 deutsche Meilen oder 30 französische Lieues breiten Landstreifens liegt der bereits erwähnte Timsah-See; weiter unten nach Suez zu trifft man die sogenannten, jetzt vertrockneten, bitteren Seen an. Beide Bassins tragen die Spuren oceanischen Ursprungs und sprechen für die Annahme, daß die Landenge einst einen natürlichen Bosporus vorstellte. Das salzige Wasser des Timsah, die Salzincrustationen und Seemuscheln der bitteren Seen lassen hierüber keinem Zweifel Raum. Nördlich vom Timsah-See erstreckt sich der See Manzaleh. Derselbe steht mit dem Mittelmeere in Verbindung und ist von diesem nur durch eine schmale, hier und da durchbrochene Sandzunge geschieden. Die Bodenerhöhung des Isthmus ist mit geringen Ausnahmen eine ganz unbedeutende. Sie beträgt im Durchschnitt nicht über einen bis drei Meter und der höchste Punkt, die Schwelle El-Guisr, steigt nicht über sechzehn Meter über den Meeresspiegel. So heißt jenes Sandplateau, welches zwischen dem See Manzaleh und jenem von Timsah eingeschoben ist. Letzteren scheidet von den bitteren Seen die Schwelle von Serapeum, von den Resten eines dem Serapis-Dienste gewidmeten Tempels so benannt. Was die Beschaffenheit des Terrains anlangt, so ist der Isthmus im Ganzen eine unwirthsame, nur mit Wüstenvegetation fixirte Sandsteppe, obschon nicht ohne Spuren ehemaligen Culturlebens. Bewegliche Dünenhügel trifft man nur östlich der Schwelle El-Guisr in der Richtung des pelusischen Meerbusens. Auf Felsen, ja selbst auf Steinmassen ist der Bohrer nirgends gestoßen.

In staatlicher Beziehung gehört die Erdenge zu Egypten, dessen äußerste östliche Grenze sie bildet und wo sie an Syrien und Arabien, dem Sultan mehr oder minder unterwürfige Provinzen, stößt. Topographisch hängt der Isthmus mit dem bevölkerten Theile Egyptens durch zwei Transversalthäler zusammen. Das südlichere derselben beginnt bei der Hauptstadt Kairo und erstreckt sich bis gegen die Hafenstadt Suez. Die Karavanenzüge bewegen sich auf dieser Linie, wo sie von Distanz zu Distanz willkommene Ruheplätze und erquickende Oasen antreffen. Auch die ihrer Vollendung entgegeneilende Eisenbahn verfolgt denselben Thalweg. Nördlich von dieser Bodendepression, in der Mitte des Isthmus, läuft, dem ersteren beinahe parallel, ein zweites Thal, Wadi-Tumilat, welches, vom Timsah-See ausgehend, sich gegen Belbeys am pelusischen Nilarme ausdehnt. Diesen Thalgrund, das Gosen der Bibel, welches einst den Juden zum Wohnsitz diente, entlang, führt ein jetzt vernachlässigter und verfallener Canal, welcher vor Zeiten den Nil durch den Timsah und die bitteren Seen mit dem rothen Meere in Verbindung setzte.

Von dem Pharao Necho gegen Ende des siebenten Jahrhunderts v. Chr. begonnen und von Darius Hystaspis († 485 v. Chr.) fortgesetzt, wurde das Riesenwerk unter den Ptolemäern vollendet. Nach Eroberung Egyptens durch den Khalifen Omar unternahm sein Statthalter Amru zum letzten Male die Restauration des großen Canals; hundert Jahre später ordnete aber einer seiner Nachfolger, Mansur, aus Eifersucht gegen den aufständischen Hassan in Medina, die Verschüttung dieses Communicationsmittels an.

Der Wohlstand Egyptens hängt mit dessen Wassersystem unzertrennlich zusammen. Unterhalb Kairo spaltet sich der Nil in zwei, eigentlich drei Hauptarme. Der erste läuft in nordwestlicher Richtung, fällt bei Rosette in das Mittelmeer und entsendet zu seiner Linken den Mahmudieh-Canal nach Alexandria. Der zweite fließt gegen Nordost und ergießt sich ebenfalls in's mittelländische Meer unweit Damiette. Der dritte Arm endlich, noch mehr östlich gerichtet, mündet in den Manzaleh-See Nur der

Digitized by Google

inmitten dieses Dreizacks befindliche Theil Egyptens, das Nildelta genannt, ist zum Ackerbau geeignet. Rechts und links jenseits der Stromgabeln dehnen sich öde Sandwüsten aus. Die periodischen Ueberschwemmungen des Nils befruchten den Boden des Delta und machen diese Gegend zu einer reichen Kornkammer. Wohin die Fluthen des Stromes nicht reichen, hat Menschenfleiß künstliche Leitungen gezogen, zur Bewässerung und zugleich zur Schifffahrt bestimmt. Das einst von blühenden Colonien besäete, jetzt unbewohnte Wadi-Tumilat verdankte seinen Flor dem ptolemäischen Canal. Das Vorproject stellt, wie wir wissen, die Erneuerung der alten Wasserlinie vor. Indeß, so namhaft die Vortheile sein mögen, welche aus der Wiederherstellung der Verbindungslinie mit dem arabischen Golf für Egypten erwachsen müssen: für den Weltverkehr liegt nur in einer directen Verbindung des mittelländischen mit dem rothen Meere Heil.

Der maritime Canal soll dem durch die internationale Commission festgesetzten Plane gemäß vom Hafen von Suez auslaufen und der zwischen Arabien und Egypten bestehenden Senkung entlang durch die Becken der bitteren Seen in den Timsah, aus diesem aber in und durch den See Manzaleh in den Golf von Pelusium führen. Die Gleichheit des Terrains macht alle Schleußen überflüssig. Eine Erweiterung des Hafens von Suez ist jedoch in Anbetracht des zu erwartenden Verkehrs unvermeidlich; es soll überdies ein zweiter im Timsah-See erbaut und zur Aufnahme von 500 Fahrzeugen eingerichtet werden. Am nördlichen Ende des Canals, im Meerbusen von Pelusium, muß die Kunst den Mangel eines natürlichen Hafens ersetzen. Zwei beiläufig parallel laufende Steindämme (jetées), deren einer an seiner nördlichen Spitze eine leichte Krümmung erhält, werden den Schiffen Schutz und Ankergrund gewähren. Die Länge dieser Bauten beträgt nach dem Voranschlage 2500 Meter für den einen und 3500 für den zweiten Damm. Aehnliche Werke von 1800 bis 2000 Meter Länge sollen das Ein- und Auslaufen in Suez erleichtern.

Rücksichten für die unmittelbaren Interessen Egyptens, so wie die Nothwendigkeit, die Arbeiter und später die Ansiedler an dem maritimen Canal mit Süßwasser zu versehen, gebieten außerdem das Graben eines Nilcanals. Dieser soll unterhalb Kairo seinen Anfang nehmen, das Wadi-Tumilat durchziehen und in dem Timsah-See enden. Vor seiner Mündung wird derselbe zwei Arme, den einen nach Nord in den pelusischen Nilarm, den anderen nach Süd in den arabischen Golf entsenden.

Die Dauer der Arbeit bis zur Eröffnung des maritimen Canals ist auf fünf Jahre berechnet. Man soll mit der Süßwasserleitung den Anfang machen. Said-Pascha verspricht in der Concessionsurkunde, die nöthigen Arbeitskräfte gegen einen den Localverhältnissen angemessenen Lohn (1 Fr. per Tag) zu stellen. Die Fellah's oder Landbewohner Egyptens sind fleißige Leute und zu ähnlichen Arbeiten überaus geschickt. Die zahlreichen hydraulischen Bauten der Vorzeit sowohl als der Gegenwart legen hierfür ein sprechendes Zeugniß ab.

Betreffend die Kosten des Gesammtbaues finden wir diese auf 162 Millionen und mit Einschluß der Zinsen während der Ausführung in runder Zahl auf 200 Millionen Franken angesetzt.

Für die Einträglichkeit des Unternehmens stellt das Project nachstehende Schätzung an: der Gesammtverkehr Europa's und Amerika's mit den jenseit des Vorgebirges der guten Hoffnung und des Cap Horn gelegenen Ländern kann auf 2½ Milliarden Fr. oder, zu 600 Fr. die Tonne, auf 6,000,000 Tonnen geschätzt werden. Nimmt man an, daß von dieser Quantität nur die Hälfte den kürzeren Weg über den Isthmus wählen wird — und man könnte zuversichtlich ein größeres Verhältniß voraussetzen — so erhält man

an Passagegeld per 10 Fr. die Tonne . . .	30,000,000 Fr.
an Ankergeld zu 1 Fr. die Tonne im Timsah-Hafen, blos von der Hälfte der Durchfuhr gerechnet (1,500,000 Tonnen)	1,500,000 Fr.
an Passagegeld auf dem Nilcanal	1,560,000 Fr.
an Ertrag des Culturlandes, Eigenthum der Gesellschaft	6,996,000 Fr.
Zusammen	40,056,000 Fr.

Schlägt man die Verwaltungskosten auch noch so hoch an, so bleibt für die Unternehmer immer eine höchst einladende Dividende zurück. Der Gewinn wird indeß die Voraussicht eher übersteigen, als unter derselben bleiben. Die bei allen Schienenwegen gemachte Erfahrung lehrt, daß die Anlage eines kürzeren und wohlfeileren Communicationsmittels den Verkehr auf überraschende Weise vermehrt.

Der Weg zwischen den westeuropäischen und amerikanischen Häfen und den indisch-oceanischen Küsten um's Cap der guten Hoffnung beträgt durchschnittlich 6000 Lieues oder 3800 deutsche Meilen, während die Straße über's rothe Meer nur 3000 Lieues oder 1900 deutsche Meilen, somit die Hälfte ausmachen würde. Die beigefügte Tabelle vergegenwärtigt diese Aufstellung in genauerer Weise:

Zwischen Bombay und	deutsche Meilen über Suez.	deutsche Meilen um's Cap.
Constantinopel . .	1080	3660
Malta	1237	3480
Triest	1404	3576
Marseille	1424	3390
Cadiz	1378	3120
Lissabon	1500	3210
Bordeaux	1680	3390
Havre	1694	3480
London	1860	3570
Liverpool	1830	3540
Amsterdam	1860	3570
Petersburg . . .	2220	3930
New-York	2257	3720
New-Orleans . .	2234	3870

Die mittleren Fahrten gewöhnlicher Segelschiffe um's Vorgebirge der guten Hoffnung erfordern für die Hinreise nach Indien 110 bis 120, für die Rückkunft 130 Tage. Eine volle Reise dauert hiernach im Durchschnitt acht, und mit dem Frachtsuchen, Laden u. s. w. zehn Monate. Die Fahrt durch den Isthmus wird hingegen nur sechzig Tage, also für Hin- und Herreise vier und mit dem Aufenthalte sechs Monate verlangen.

Die Frachtkosten auf der Caproute, das Schiff zu 500 Tonnen (also 1000 Tonnen hin und zurück) genommen, steigen auf 120,000 Fr., also 120 Fr. für die Tonne. Ueber Suez werden diese Kosten nur 72,000 oder per Tonne nur 72 Fr. ausmachen. Die Differenz zu Gunsten letzteren Weges beträgt mithin 48 Fr. für die Tonne.

Die Vortheile, welche die Benutzung des Canals verspricht, sind somit auf das Unzweideutigste erwiesen. Gegen die Ausführbarkeit lassen sich ebenfalls keine stichhaltigen Argumente anführen.

Die Spiegel der beiden zu verbindenden Gewässer weichen nur ganz unbedeutend von einander ab. Das Niveau des rothen Meeres steht nur 68 Centimeter höher, als jenes des mittelländischen. Die Ueberfluthung gehört somit in das Reich der Chimären. — Der Boden des Isthmus ist eben, besteht aus Kies und Sand, und bietet folglich dem Spaten kein Hinderniß dar. — Eine Verschüttung des Canals durch Flugsand steht nicht zu besorgen. Die Becken der Seen und theilweise das Bett der seit vielen Jahrhunderten, ja Tausenden von Jahren bestehenden Canäle müßten sonst längst versandet und spurlos verschwunden sein. Die Sandhügel sind größtentheils durch Wüstenvegetation fixirt, und sollen durch Anbau von Wäldern völlig unschädlich, ja fruchtbringend gemacht werden, so wie auch jene beweglichen Dünen, welche eine Strecke des Canals von El-Guisr aufwärts begleiten. Nicht besser begründet ist die Furcht vor den Stürmen und Klippen des rothen Meeres. Eine langjährige Bekanntschaft vieler und ausgezeichneter Seeleute mit diesen Gewässern hat das aus der Vorzeit überlieferte Vorurtheil vollkommen entkräftet. Selbst die in dem indischen Ocean und im arabischen Golf herrschenden periodischen Winde (Monsun) verlieren ihre Bedeutung, wenn man bedenkt, daß die Dampfkraft von Jahr zu Jahr eine größere Anwendung findet, und daß die im rothen Meere aufzustellenden Remorqueurs im Nothfall die Segelschiffe in's Schlepptau nehmen können.

Da nun die Möglichkeit einer Canalisirung erwiesen, die Vortheile aber so mannichfaltig, allgemein und einleuchtend sind, so

fragt sich der unbefangene Leser, wie es komme, daß man nicht schon längst Hand an's Werk gelegt habe. Die Störrigkeit der englischen Regierung allein steht der Erfüllung des allgemeinen Wunsches im Wege. Die Einstimmigkeit der Völker und Regierungen Europa's und Amerika's, die unzweifelhaftesten Manifestationen der britischen und ostindischen Handelswelt sind bis jetzt an dem Starrsinn Lord Palmerstons und Stratford de Redcliffe's gescheitert. Die Einwendungen dieser Staatsmänner, nachdem sie die Unternehmung von technischer Seite nicht länger beanstanden können, beruhen auf Rücksichten für den commerciellen und politischen Bestand ihres Landes und der Türkei.

Wie einst Venedig in Folge der Entdeckung der Fahrstraße um das Cap der guten Hoffnung zu Gunsten der oceanischen Nationen, so würde, meinen die Widersacher des Projects, England durch den Durchstich der Landenge von Suez zu Gunsten der mittelländischen Häfen in Verfall gerathen. Der Vorsprung, welchen Triest, Genua, Marseille u. s. w. vor London und Liverpool hätten, müßte über kurz oder lang den Ruin der britischen Industrie und des britischen Handels herbeiführen.

Hierauf entgegnete Herr von Lesseps und die übrigen Fürsprecher der Unternehmung, der edle Lord scheine ob dieses Vorsprungs in der Entfernung jene Ueberlegenheit zu vergessen, deren sich England in Bezug auf Industrie, Capitalien, Marine, Verbindungen und Unternehmungsgeist vor allen Völkern Europa's und, mit Ausnahme der letzteren Eigenschaft, Amerika's erfreut. So lange die englische Nation im Besitze dieser Vortheile bleibt, habe sie einen Wettstreit mit keinem Volke der Erde zu scheuen. Weder Oesterreich, noch Frankreich, noch Amerika können ihre Manufacte zu so billigen Preisen herstellen, wie die Fabrikanten Großbritanniens. Nur mit hohen, wohl zu hohen Schutzzöllen, ja mitunter mit gänzlicher Prohibition glauben sie gegen die Uebermacht der Engländer bestehen zu können. Die Energie der anglo-sächsischen Race bürge dafür, daß sie die einmal eroberte Stellung nicht aufgeben wird. Endlich biete der Orient, zumal wenn China zugänglich gemacht, Australien sammt der übrigen Inselwelt, so wie Ostafrika und die am arabischen Golf gelegenen Länder volkreicher und gesitteter werden, der Industrie und dem Handel aller Staaten der Welt ein ungeheures sich immer erweiterndes Feld.

Von politischer Seite betrachtet, fuhr der ängstliche Premier fort, liege in der Durchbohrung des Isthmus offenbar Gefahr für England sowohl als für die Türkei.

Durch Handel bereichert und gekräftigt, werde es eines Tages dem Pascha von Egypten einfallen, sich von dem Verbande mit dem türkischen Reiche loszureißen, und so werde die Schwächung, wo nicht die Auflösung des letzteren durch eigenes Zuthun der Westmächte erfolgen. Mit Hinblick auf England walten noch erheblichere Bedenklichkeiten vor. Der Canal von Suez, den größten Kriegsschiffen zugänglich, würde die am Mittelmeer gelegenen großen Militairstaaten fortwährend zu einem Angriff auf Ostindien einladen. Das Unternehmen des Generals Bonaparte stehe als warnendes Beispiel da.

Angenommen, daß Egyptens Aufblühen mit einer definitiven Losreißung enden müsse — was eine immerhin bestrittene Voraussetzung bleibt — so sehen wir in dieser eventuellen Sachlage keinen Grund zu einer wirklichen Schwächung des Mutterlandes. Vasall oder unabhängiger Regent, wird der Beherrscher Egyptens aus religiösen Motiven nicht minder, als aus Rücksichten für seine Herrscheransprüche stets ein treuer, weil natürlicher, Verbündeter des Sultans bleiben. Fiele Constantinopel in russische Hände — und von dieser Seite allein kann man vernünftigermaßen Besorgniß hegen — dann wäre es auch um die Selbstständigkeit Egyptens geschehen. Die Bereitwilligkeit, mit welcher Said-Pascha seinem bedrohten Suzerain im letzten Kriege gegen Rußland mit Geld, Truppen und Schiffen Beistand leistete, enthebt uns aller weiteren Begründung dieser Ansicht. Endlich aber haben der Sultan und sein Großvezir Reschid Pascha das Unternehmen für ein nützliches erklärt, und nur des englischen Gesandten Widerstand halte die Pforte ab, dem Project die Sanction zu ertheilen.

Ohne auf die Neutralisirung des Canals übergroßes Gewicht zu legen, könne die Befürchtung der Invasion Indiens nach der Ueberzeugung der Freunde des Projects, einer ernsten Discussion ebenfalls nicht widerstehen. Offenbar habe der Premier Frankreich im Auge, denn weder Oesterreich mit seinen paar Schiffen, noch Rußland, zur Ohnmacht im Euxin verdammt, können dem ersten Minister Großbritanniens als gefährliche Gegner erscheinen. Frankreich aber sei zur Erkenntniß gelangt, daß seine Interessen als leitende europäische Großmacht mit jenen Englands auf das Glücklichste übereinstimmen. Im Bunde mit England und von wenigstens verhältnißmäßig liberalem Geiste in seiner auswärtigen Politik geleitet, schreibe Frankreich Europa, so zu sagen, Gesetze vor, wohingegen ein Bruch mit dem großen Inselvolke bis jetzt noch immer einen verderblichen Ausgang nahm. Sollte indeß zwischen beiden Nationen ein Krieg ausbrechen, so gibt den Engländern außer dem Besitz von Malta, Corfu und Aden — Festungen und Arsenale, deren jedes zu Asien näher liegt, als Toulon — ihrer unüberwundenen Kriegsflotte die Mittel an die Hand, ihre Besitzungen im indischen Ocean glorreich zu behaupten. Dieser allein sei es auch bisher zu verdanken gewesen, daß Großbritannien seine Colonien wirksam zu schützen wußte. Der Mangel einer Durchfahrt durch den Isthmus von Suez habe Frankreich in den früheren Zeiten nicht verhindert, in den asiatischen Gewässern zu erscheinen; Brest sei auch jetzt dem Cap der guten Hoffnung und somit Ostindien näher gelegen, als Plymouth oder sonst ein Kriegshafen der Manche; dennoch fürchte England einen Angriff von dieser Seite nicht, weil die Erfahrung seine Uebermacht zur See häufig bestätigt hat.

Dem sei nun so oder anders, was immer auch der Vortheil Englands erheischen möge, die Canalisirung der Erdenge von Suez liegt im Interesse aller übrigen Völker der Erde, und der Sondervortheil des Einzelnen wird endlich dem Wohl der Gesammtheit weichen müssen. Weder die Eisenbahn durch Egypten, noch der aus Eifersucht wider den Canal vorgeschlagene Schienenweg über Syrien nach dem persischen Meerbusen können die directe maritime Verbindung Europa's mit Asien ersetzen. Beide versprechen beachtenswerthe Ergänzungen zu werden: einen Ersatz für den Seecanal bieten sie nicht. Die Beharrlichkeit des Herrn von Lesseps im Bunde mit der öffentlichen Meinung der Völker, und bald vielleicht auf diplomatischem Wege unterstützt, wird ehelang über das Vorurtheil, ja den Eigensinn der Staatsmänner Englands den Sieg davon tragen.

Das nöthige Capital, wozu Said-Pascha allein 32 Millionen beizusteuern versprach, ist bis auf 30 Millionen, welche die Gründer den englischen Plätzen vorbehalten, gezeichnet. Sollte England auf seinem Widerstande noch lange beharren, so dürfte man am Ende seine Zustimmung für entbehrlich erachten. Hoffen wir indeß, daß Englands jetzige Staatsmänner zur Erkenntniß der wahren Interessen ihres Landes gelangen, und keinen offenen Zwiespalt hervorrufen werden in einer Frage, deren Lösung die Einigung und das Wohl aller Nationen bezweckt.

Amerikanische Skizzen.

Von B. Dalei.

Zwei deutsche Mädchen.

Es war im Jahre 1853, als bei der Kunst- und Industrieausstellung im Krystallpalaste zu New-York unter den ausgestellten Stickereiarbeiten des Hauses Wank, Bennett u. Comp. am Broadway ein prachtvoll gestickter Shawl unter den Besuchern, namentlich dem weiblichen Theile des Publicums, ein besonderes Aufsehen erregte. Man erkundigte sich mit Interesse nach der Urheberschaft dieser kunst- und geschmackvollen Arbeit und erfuhr, daß es ein Werk deutscher Frauenhände sei, zum nicht geringen Staunen der Amerikaner, wie mit stolzfreudigem Antheil jener Deutschen, bei denen das Nationalgefühl noch nicht völlig erstorben ist.

Die Verfertigerinnen waren zwei Schwestern, die zwei Jahre

später, wie öffentliche Blätter die Nachricht brachten, im September 1855 ihr Leben durch Selbstmord beschlossen und auf dem Gottesacker von Randolf's Island, einem der Todtenfelder des verzweifelten Elends und der geldlosen Armuth, zur Ruhe bestattet sind. Aus Allem, was über den tragischen Fall Näheres bekannt wurde, geht hervor, daß bittere Noth in Folge plötzlicher Arbeitslosigkeit und verrathene Liebe ihnen das Herz gebrochen, sie zum letzten blutigen Schritte gedrängt hat. Die ersten Anfänge der traurigen Verwickelung fallen mehrere Jahre rückwärts, wohin wir nun die Blicke unserer Leser wenden wollen, damit ihnen die Grundfäden des düsteren Gewebes nicht verborgen bleiben.

Im Jahre 1848 wohnte eine Familie in Berlin, Namens St..., bestehend aus Vater, Mutter, zwei Knaben und drei Töchtern, die beiden ältesten der letzteren Cäcilie und Wanda mit Namen. Die Mutter soll leichtfertigen Charakters und aus diesem Grunde durchaus kein erbauliches Muster für die Sittenstrenge ihrer Töchter gewesen sein. So war Cäcilie die Frucht eines Nebenverhältnisses mit dem polnischen Fürsten Radziwill. Die zweite Tochter, Wanda, war zur Zeit des Aufenthaltes in Berlin ein Mädchenbild von ausgezeichneter Schönheit, in einem Alter von kaum sechzehn Jahren.

Ein gewisser Eduard Grenier, französischer Gesandtschaftssecretair unter Cavaignac, wurde von Wanda's Reizen dermaßen gefesselt, daß sich ein förmliches Liebesverhältniß zwischen Beiden entspann, das bei der Leichtigkeit, mit der sich Beide sehen und sprechen konnten, bald traurige Folgen hatte. Die Frucht dieses vertrauten Umganges war im September 1849 die Entbindung Wanda's von einem gesunden Knaben, der in der Taufe den Namen seines Vaters, Eduard, erhielt. —

Später entlud sich in Frankreich das bekannte staatsstreichliche Gewitter vom 2. December, in Folge dessen die ganze französische Republik, wie auch deren diplomatische Corps nach allen Winden auseinander stoben.

Auch Wanda's Geliebter suchte den Flüchtlingsschutz in der Schweiz, setzte aber das Verhältniß mit dem Mädchen, der Mutter seines Kindes, in fleißigen Correspondenzen auf so entschiedene Weise fort, daß sich Wanda, die mit der ganzen Gluth einer ersten Jugendliebe an dem geliebten Manne hing, gar leicht überreden ließ, ihm in die Schweiz zu folgen, und das um so mehr, weil seine Briefe das wiederholte heiligste Versprechen enthielten, sie sofort durch Heirath zum Rang seiner Gemahlin zu erheben und dem Kinde öffentlich seinen Vater zu geben.

Auf das Wort des Geliebten, wie auf eine Stimme vom Himmel vertrauend und bauend, folgte sie sammt ihrem Kinde der Einladung in die Schweiz. — Kaum war sie aber angekommen, so erhob Eduard aus Grund von mancherlei Rücksichten, die er anders nicht zu beseitigen wüßte, Schwierigkeiten wegen sofortiger Heirath und setzte als letzte Bedingung: er könne diesen Schritt nur dann für sich, wie für Mutter und Kind mit gutem Gewissen und bester Aussicht wagen, wenn sie vom Protestantismus zum Katholicismus übertreten würde.

Auch dieses Opfer brachte das liebende Weib. — Im Drange einer nöthigen Reise auf einige Zeit zur endgültigen Ordnung seiner Familienangelegenheiten, versorgte er Mutter und Kind einstweilig in einem — „Kloster" in Kolmar.

Nachdem die Arme ein volles Jahr in der qualvollsten Schwebe zwischen Hoffnung und Furcht auf seine Rückkehr vergeblich gewartet, reiste sie endlich, in einem Zustande der Verzweiflung an Gott und Menschen, sammt ihrem Kinde wieder in die deutsche Heimath zurück.

Doch in Berlin mochte sie nicht länger leben, und wie bei so vielen Unglücklichen dieselbe Hoffnung tröstlich erscheint, so stieg auch ihr, in Taggedanken wie in Träumen, das ferne „freie Amerika" noch als einzige Rettungsinsel in ihrem schiffbrüchigen Leben, eine zauberisch lockende Fata Morgana aus der dunkeln Trümmerwüste empor, und rasch war der Entschluß zum ewigen Verlassen der deutschen Erde gefaßt, um jenseits des Meeres ein Heilkraut für ihr wundes Herz, vielleicht wohl noch ein neues, still bescheidenes Lebensglück zu finden. Nebenbei wirkte auch noch mitbestimmend zum letzten Schritt über's Meer die Aussicht, dort einen nahen Verwandten, ihren Vetter, Namens Ludwig May, zu treffen, der, soviel sie wußte, in New-York wohnte und sie für die erste Zeit wohl recht gern mit dem nöthigen Schutz und der unentbehrlichen Anleitung unterstützen würde.

So reisten sie denn an einem lieblichen Sommertage ab von Berlin, Wanda, ihr Knabe und die Stiefschwester Cäcilie. Die neue Hoffnungswiege, das Auswandererschiff, wie stark auch mitunter das sanfte Schaukeln in derbes Schütteln und Rütteln überschlug, brachte sie doch Alle glücklich an's Gestade der neuen Welt und die Weltstadt New-York öffnete ihnen zuerst in ihren zahllosen Straßen ein recht augenscheinliches Beispiel ebenso zahlloser Pfade und Wege zur Verfolgung eines noch unbestimmten Glücks für die vielen Tausende von Einwanderern, die in der günstigen Jahreszeit fast jede Woche hier landen und ihren letzten Glückswürfel versuchen wollen.

Ihren Vetter May hatten sie bald aufgefunden, der sie recht freundlich empfing, durch etwa zwei Monate sie beherbergte, bis er ihnen in Mottstreet eine Wohnung ausgemittelt und, was noch das Erfreulichste, ihnen zugleich eine entsprechende Beschäftigung, feine und gut gezahlte Arbeit im Stickerei-Geschäft von Bennett u. Comp. im Broadway verschafft hatte, und zwar Arbeit auf's Stück, die einen geschickten und emsigen Arbeiter immer besser lohnt, als Stunden- oder Tagesarbeit.

Es währte nicht lange, so hatten die äußerst fleißigen, mit neuem Lebensmuth beseelten Mädchen 150 Dollars in redlicher Arbeit sich erworben, und nun wollten sie sogleich zur Ausführung eines längst gehegten Lieblingswunsches schreiten, nämlich: 50 Dollars von dem Ersparten ihrem Bruder Ludwig nach Berlin übersenden, damit auch er im Stande wäre, die Reise nach Amerika anzutreten und möglicherweise sich glücklicher zu stellen, als in der Heimath.

Allein der Bruder zeigte keine Lust und wollte sich zu diesem Schritte erst dann entschließen, wenn es möglich gemacht sei, daß nicht nur er allein, sondern die ganze Familie mitreisen könne.

Die augenblickliche Unmöglichkeit, den Wunsch des Bruders in seiner Weise zu erfüllen, drückte ziemlich schwer auf die Gemüther der Schwestern und sie arbeiteten nun noch angestrengter als je, so daß ihre Gesundheit darunter zu leiden anfing. Anscheinend waren sie nicht unzufrieden mit ihrem Loos; sie hatten doch das Glück der gut gezahlten Arbeit, das zeitweise Tausende nicht haben.

Uebrigens lebten sie äußerst ein- und zurückgezogen, und benahmen sich fast bei jeder Veranlassung, wo sie eine nähere Berührung mit Menschen nicht vermeiden konnten, wie verschüchterte Tauben, die sich schon vor dem Schatten des Geiers fürchten und flüchten. — Wanda konnte noch immer, trotz ihres heimlichen Leidens, für eine interessante Schönheit gelten. Ihre sanfte Schwermuth, ihr tiefsinniges Auge gab ihr jenen eigenthümlichen Reiz, der bei wirklich schönen Frauen nicht selten viel anziehender wirkt, als die ewige Lachmiene einer alltäglichen, oberflächlichen Lebenslust.

Was Wanda's Schwermuth natürlich vermehrte, war die unbesonnene Aeußerung eines jener im „freien Amerika" so unzähligen Pseudo-Doctoren, die schon an und für sich selber, ohne die übrigen Epidemien, als eine stehende Pest zu betrachten sind. Ein solcher sagte ihr nämlich bei einer gelegentlichen Berathung, daß sie sich gefaßt machen dürfe, kaum noch ein Jahr zu leben.

Ueberdies trat nun auf einmal, und zwar im nächsten Berührungskreise der armen Mädchen, eine der in den amerikanischen Verhältnissen sich so häufig ereignenden und unvorhergesehenen Katastrophen ein, die wie ein Blitz aus dem heitern Himmel schlagen, mancherlei Lebens-, Familien- und Geschäftsverhältnisse unsäglich verwirren, zerstören und verwüsten für kürzere oder längere Zeit, bei nicht wenigen für immer.

Eben diese manchmal so urplötzliche Veränderlichkeit in den Verhältnissen und Schicksalen hier zu Lande macht das Leben in einer und der andern Richtung für die meisten Menschen viel unsicherer, als in der alten Welt, wo überdies für den Einheimischen weit mehr Nothstützen in steter Bereitschaft sich finden, als es hier der Fall ist, namentlich für den „Fremden." Deswegen mag auch der Glücklichste, sobald er die Dinge um sich her in ihren nur allzu raschen Wandlungen mit Nachdenken betrachtet, seines augenblicklichen Glückes nimmer so recht froh werden, wie drüben auf dem festeren Boden der alten Heimath.

Die Katastrophe, die wir meinen, hier zunächst in Bezug auf Wanda und ihre Schwester, war der plötzlich ausgebrochene Bankerott der bisherigen Arbeitgeber für unsere armen Landsmänninnen, und in dessen Folge ihre augenblickliche Arbeits- und Verdienstlosigkeit. — Ein neues und günstiges Arbeitsverhältniß,

Digitized by Google

nach dem Zusammenbruch eines alten sich sobald wieder herzustellen, hält eben in der Wirklichkeit eines großen Stadtlebens, wo Hunderttausende sich bewerben, viel schwerer, als man sich in Deutschland gewöhnlich einbildet. Es kann unter Umständen Monate, ja Jahre gehen, bis man wieder festen Sitz hat — wer weiß, auf wie lange! —

Nun kam zur Kränklichkeit die Zeit der Trübsal und Thränen, das Heimweh, ja die bitterste Leibesnoth. Der gutmüthige Vetter zahlte mehrere Male den Miethzins für die Unglücklichen, unterstützte sie nach Kräften und über seine Kräfte, bis er endlich aus Pflichtsorge für die eigene Familie genöthigt war, seine Verwandten ihrem Schicksal zu überlassen.

Als der Zins für die monatliche Hausmiethe wieder verfallen war, und die ehrliche Zahlangst die Armen auf's Bitterste bedrängte, begab sich Wanda zum Hauseigenthümer, Herrn Black, und, entschuldigte sich auf's Allerdemüthigste damit: sie würden erst andern Tags ihren Arbeitslohn in Empfang nehmen, er möchte sich deswegen gedulden, sie wollten ihn dann redlich bezahlen.

Unterdessen war dem Herrn May folgender Brief von seinen Cousinen zugekommen, der wörtlich also lautete:

„Werther Herr!

„Da wir die Vereinigten Staaten für immer zu verlassen beabsichtigen, so senden wir Ihnen hiermit Ihr Bildniß zurück. Sie würden uns verpflichten, wenn Sie nach unserer Abreise einige unserer Effecten für uns nach Europa senden wollten. Unsere Absicht mag Ihnen auffallend erscheinen, obwohl nichts natürlicher ist. Wenn Sie uns jene Gefälligkeit erzeigen wollen, so geben Sie meiner Schwester Wanda ein Zeichen durch Oeffnen und Schließen Ihres Fensters. Dieselbe wird Sie um 12 Uhr in Franklinstreet, zwischen Broadway und Churchstreet, erwarten. Wenn Sie nicht da sind, dann leben Sie wohl auf ewig!

Cäcilie."

New-York, 3. September 1855.

Zum Unglück gelangte der Brief nicht rechtzeitig an seine Adresse, daher es Herrn May nicht möglich gewesen war, an dem bezeichneten Orte mit Wanda zusammenzutreffen. Deswegen schrieb Herr May einen Entschuldigungsbrief an seine Cousinen, und weil der Knabe, der den Brief übergeben sollte, die Thüre fest verschlossen fand, so legte er, einen Ausgang der beiden Schwestern vermuthend, den Brief in die Spalte zwischen Thür und Schwelle, damit sie ihn bei der Rückkehr in's Haus fänden.

Als Herr Black, der Hausbesitzer, ein paar Tage weder die Schwestern noch den Knaben gesehen hatte, überkam ihn eine bängliche Verwunderung, da er sich zugleich eines neulichen Gesprächs mit Wanda erinnerte, die ihm sagte: „Wenn die Arbeitsstockung noch einige Zeit so andauern sollte, dann wüßten sie keine andere Hülfe, als den Knaben zu seinem Vater nach Frankreich zurückzusenden, und ihrem eigenen Leben durch Gift ein Ziel zu setzen."

Mit schreckhafter Ahnung eilte der Hausherr nun zur Zimmerthür der beiden Schwestern, die er fest verschlossen fand, von welcher aus aber bereits ein böser Geruch sich verbreitete. Mit Hülfe herbeigerufener Nachbarn stieß er die Thüre ein — und unbeschreiblich — zum Erstarren war der Anblick, der den Eindringenden sich darbot!

Wanda lag als Leiche auf dem Bett, aus ihrem Munde floß Blut und Schaum und benetzte ihre reichen und schönen Haare. Ein trübes Blauschwarz bedeckte ihr Antlitz, sowie ihre schön gerundeten Arme, die sich über die Brust gekreuzt hatten. Ihr todtes Knäblein lag an ihrer Seite, mit dem Gesicht gegen die Wand gewendet. Ihre Schwester Cäcilie lag unweit des Bettes der Mutter- und Kindesleiche auf dem bloßen Fußboden ausgestreckt; ein Stuhl war über sie gestürzt, den sie wahrscheinlich im Herabfallen vom gemeinschaftlichen Sterbebett und im Todeskampf mit sich niedergerissen hatte. Auf einem Tische nebenan standen noch Reste von zwei Fläschchen Blausäure.

Das ganze Zimmer verkündete schon in seinem Aeußern die bitterste Armuth — nur ein einziges Bett für drei Personen, eine elende, kümmerliche Lagerstätte — leere Ecken und öde Wände, schon längst durch Nothverkäufe, Pfandverleiher-Hülfe und derlei Tröster kahl gemacht und geplündert! — Wenige alte Bücher (wir bedauern, daß Titel und Inhalt nicht auch bekannt geworden sind) fanden sich im Zimmer, und ein Laib Brod, in dem noch das Messer steckte, zur Hälfte aufgegessen.

Die Gräber auf den Todtenfeldern der Armen und Verunglückten tragen keine Namen, blos Nummern, und wenn sich irgend ein Theilnehmender die betreffende Nummer nicht merkt, so hat er auch die Möglichkeit verloren, die Ruhestätte irgend eines Todten je wieder aufzufinden.

Blätter und Blüthen.

Eine seltsame Ahnengallerie. Die katholische Kirche von Szent-Ivanyi, einem Dörfchen in Nord-Ungarn, liegt in schmuckloser Einfachheit auf einem kleinen Hügel; ihr höchst verwittertes Aussehen, so wie der Umstand, daß sie mit einer hohen, dicken und kreisrunden Mauer umgeben ist, weisen darauf hin, daß sie zu den ältesten Gotteshäusern Ungarns gehört, und aus authentischen Documenten geht hervor, daß dieselbe schon unter der Regierung Andreas des Zweiten, 1205—1235, beraubt wurde; das eigentliche Jahr ihrer Erbauung ist unbekannt.

In jene das Gotteshaus umgebende Ringmauer ist auch ein thurmähnliches, feuerfestes Häuschen hineingezogen, welches der Familie Szent-Ivanyi, den Besitzern des Ortes — deren ehemalige Familiengruft diese Kirche enthält — von jeher als Archiv diente.

Innerhalb dieser Mauer und im Schatten derselben befindet sich der sogenannte Giftbrunnen. Ein rundes Becken, das einige Schuh im Durchmesser hat, enthält ein Wasser von dunkler Farbe — gleich einem fahlschwarzen Sumpfe. Blätter, Baumäste und andere Dinge, die darin herumschwimmen, sind mit einem schwarzen Schleime überzogen; fortwährend aus der Tiefe aufsteigende Blasen, welche an der Oberfläche des Wassers platzen und übelriechende Dämpfe verbreiten, erhalten den Spiegel in steter Bewegung. Die Tiefe des Brunnens beträgt nicht über zwei Schuh, und seine Ausströmungen sind bei längerem Verweilen schwindelerregend, jedoch an Stärke und Intensität nicht immer gleich; am kräftigsten vor Sonnenaufgang, es werden daher auch sehr oft des Morgens die Leichen kleiner Vögel im Brunnen schwimmend gefunden. Bemerkenswerth ist übrigens, daß einige Bewohner des Ortes das Wasser des Morgens zu trinken pflegen, und daß eine vor mehreren Jahren verstorbene Dame des Ortes, bei stetem Gebrauch desselben achtzig Jahre alt wurde. Schlicht und einfach, wie das Aeußere des Kirchleins, ist auch die innere Einrichtung, mit einem dem schmucklosen Altare gegenüberstehenden Chore und zwei Kirchstuhlreihen. Am Ende dieser Reihen, unter dem Chore, befindet sich das Grabgewölbe mit den unverwesten Leichen. Viele Lebende vom höchsten Range haben diese Todten schon besucht, unter andern auch der letztverstorbene Palatin von Ungarn. Die Erlaubniß dazu wird Personen, von denen zu erwarten steht, daß sie die geweihte Stätte mit andachtsvollem Ernste betreten, von dem Patron der Kirche und dem würdigen Pfarrer mit der rühmlichsten Bereitwilligkeit ertheilt, obwohl die Eröffnung der Gruft mit Mühe verbunden ist, da ein Theil der Kirchstühle weggeräumt, und der Boden aufgebrochen werden muß.

In einem dunkeln Grabgewölbe ohne Licht und Luft von außen stehen die Särge von Jahrhunderten bis an die Oeffnung des Eingangs aufgeschichtet. Die jüngste Leiche dieser ernsten Grabesstätte schläft sechzig Jahre in derselben, denn unter der Regierung des großen Kaisers Joseph II. erging ein Verbot, welches die fernere Bestattung von Leichen an diesem Orte untersagte, aus Gründen, die uns unbekannt sind.

Dieses Leichenhaus — mit seinen bretternen Kammern, das die ihm anvertrauten todten Menschen auf so treue Weise bewacht, gewährt einen eigenthümlichen Anblick. Von den hölzernen Särgen hat die Zeit den Schmuck des umhüllenden Sammets größtentheils herabgerissen und nur einzelne Fetzen desselben flattern noch hernieder, festgehalten von den Messingnägeln, mit welchen der Name des todten Miethsmannes an der Außenseite seiner letzten Wohnung ausgeschlagen ist. Die Deckel liegen lose und leicht auf den Särgen und der Verfasser der „Nachtstücke in Callot's Manier" hätte sich bei diesem Anblicke kaum des Gedankens erwehrt, daß sich diese Todten um Mitternacht zuweilen zu einem feierlichen Familiencongreß in der Kirche über ihren Häuptern versammeln, wo ihre Wappentafeln von den Pfeilern auf sie herunterblicken. In dem ersten Sarge zunächst dem Eingange schläft eine Urelternmutter der jetzigen erwachsenen Generation den Schlaf des Friedens. Die Leiche ist bis zur äußersten Magerkeit abgezehrt, aber nicht nur die Gesichtszüge, sondern selbst die Haare, Nägel, Augen vollkommen unverändert. Das Gesicht ist etwas dunkler, aber auffallend zart ist die Farbe der Haut an den gefalteten Händen geblieben, auch lassen sich die Glieder sämmtlicher Leichen in den Gelenken bewegen und sind daher nicht, wie an Mumien, zerbrechlich. Nicht nur diese erste Leiche, sondern auch ihr Anzug war vollkommen wohl erhalten, besonders an den seidenen Bändern nicht eine Spur von verbleichenden Farben oder moderndem Gewebe zu erblicken, während die wollenen und leinenen Stoffe dem Auge mehr angegriffen erschienen. Sie trug das moderne Nationalcostüm der damaligen Zeit, eine Haube mit blauseidenen Bändern, ein ungarisches Mieder mit Goldschnüren, ein grünseidenes Oberkleid mit Gold gestickt, und war in eine weiße gehäkelte Wolldecke, vielleicht ein letztes Andenken aus frommer Tochterhand, gehüllt. — Die zweite Leiche war die eines Kindes, zart, wie eine eben abgefallene Blüthe; dann kam ein junges Mädchen mit langem Haar und einem Blumenstrauße am todtwelken Busen, dessen einzelne Blumen vollkommen erkennbar sind; hierauf ein über sechs Fuß großer, stattlicher, alter Herr, mit langem grauen Schnurrbarte und unverändert freundlichen Gesichtszügen, in altungarischer Tracht. — Und so steht in langer Reihe Sarg an Sarg, Halm an Halm, die „Saat gesäet von Gott." W. B.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. Die Gartenlaube. 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das Schachtgeſpenſt.

Von Ludwig Storch.

(Schluß.)

VIII.

Die Schweſtern.

Am andern Morgen ſaß die Familie Liebheld wieder erwartungsvoll zuſammen; diesmal aber war es eine Jungfrau, deren Eintritt man mit Spannung entgegenſah. Es war ein Bote an Caroline von Schönebeck mit dem Auftrage abgeſchickt worden, ſie unter jeder Bedingung mitzubringen. Und ſo erſchien ſie denn nach einiger Zeit mit ſchüchterner Neugierde in einfachem, faſt ärmlichem Anzuge, ein reizendes Heckenröschen. Ihre Befangenheit in Mitte der ihr fremden Perſonen, deren Augen mit dem lebhafteſten Ausdrucke auf ſie gerichtet waren, verwandelte Frau Liebheld ſchnell in die ſüßeſte Verwirrung, indem ſie, dem Drange ihres Herzens folgend, auf die holde Erſcheinung zueilte, ſie in die Arme ſchloß, an die Bruſt preßte und ihr Mund und Stirn mit Küſſen bedeckte. Dazwiſchen rief die edle Frau bis zu Thränen gerührt:

„Meine theure Schweſter! Meine theure, geliebte Schweſter! Sei geſegnet, Du herziges Kind! Wie hab' ich mich nach Dir geſehnt! Ich bin ja Deine Schweſter Aurelie. Wir haben ja keinen Blutsverwandten weiter, wir ſind die einzigen Geſchwiſter.“

Lina ſchrie laut auf vor froher Ueberraſchung, und nun gegenſeitiges Herzen und Küſſen. Dann führte Aurelie der Schweſter ihren Mann, ihre Kinder, Lieschen und Eduard Kahlert zu und ſagte:

„Sieh, lieb' Schweſterchen, wie Du uns hier beiſammen findeſt, bilden wir eine Familie. Ein ungewöhnliches Schickſal hat unſere Herzen miteinander verbunden. Lieschen iſt mir Schweſter, Tochter, Freundin, und ſie wird auch Dir Schweſter ſein. Denn wir laſſen Dich nicht wieder, Du biſt ja ein ſo holdes Kind. Du gehörſt zu uns und bleibſt bei uns. Du gehſt mit uns nach Deutſchland.“

Lina brach in Freudenthränen aus. Als ſie erſt einige Worte halb geflüſtert, halb geſtammelt, wurde ſie allmählich lauter und der Wonneſtrahl ihres Auges, die Verklärung ihrer Züge fand in den Ergüſſen ihrer Lippen einen vernehmbaren Ausdruck. Die Zuhörer fanden, daß ſie dieſelbe wohltönende und muſikaliſche Stimme habe, wie Aurelie, und auf Befragen erklärte ſie, daß Singen und Muſik ihre größte Luſt ſei. Alle klatſchten vor Freude in die Hände.

„Sieh, daß Du zu uns gehörſt! Der Vater hat ſeinen muſikaliſchen Sinn auch auf Dich vererbt. Du trittſt in unſer Concert.“

Man verglich die zuſammenſtehenden Schweſtern, und Eduard war dabei am thätigſten und fand die Familienähnlichkeit in Zügen, Blicken, Bewegungen. Lina hatte daſſelbe ſüße, unſchuldige Auge, wie ihre Schweſter, die Form der einzelnen Geſichtstheile war dieſelbe, nur ſtatt der reizenden Schalkhaftigkeit, welche aus Aureliens Zügen lachte, war über die Lina's ein Hauch poetiſcher Schwermuth gebreitet. Eduard bat Lina, etwas zu ſingen, alle Andern unterſtützten ihn, und ſie ſang ohne Befangenheit ein kleines ſchönes ungariſches Volkslied mit hinreißender Naivetät und Fertigkeit. Die Frauen umarmten ſie jubelnd, Eduard küßte ihr, berauſcht von Entzücken, die Hand, die Kinder umklammerten ihre Kniee und wurden nicht müde, ſie zu liebkoſen.

Die Veränderung, welche in einer Stunde, die Allen wie eine Minute verfloſſen, mit Lina vorgegangen war, hätte ihre Kremnitzer Bekannten in Erſtaunen ſetzen müſſen. Sie war verwandelt. Die Weihe eines höheren, ſeligen Lebens, das ſie bis jetzt nur geahnt, nach dem ſie ſich unabläſſig geſehnt, zu dem ſie aber geſchaffen und berufen war, war ihr plötzlich, wie vom Himmel gefallen, zu Theil geworden. Die Hand eines Engels war über ihre holde, jungfräuliche Geſtalt geſtreift und hatte ihrem Auge reinern Glanz, ihrer Geſtalt höhere Würde, ihren Zügen Erhabenheit, ihrem Weſen Poeſie gegeben. Und nun hatte ſie wiederum ein anderes Menſchenkind im Familienkreiſe auf ähnliche Weiſe verwandelt, Eduard Kahlert. Auch er war nicht mehr der von Schwermuth niedergedrückte, zaghafte, ſchweigſame Mann, dem die Menſchenwelt und ihr Thun gleichgültig, ja verächtlich erſchien; er hatte ſich emporgerichtet, ſein Auge leuchtete vom Glanz, der in ſeiner Seele entglommen war, er ſprach nur einzelne Worte, aber es waren die aufjauchzenden Stimmen erweckter Geiſter, die ſich — früher unerkannt — in ihm kundgaben. Aurelie und ihr Gatte bemerkten mit hoher Freude zugleich dieſe Verwandlung des Freundes und verſtändigten ſich durch Blicke darüber.

„Alles wird gut!“ jubelte Aurelie, faßte Eduards Arm und zog ihn zu Lina. „Seht Euch an, Ihr beiden theuern Menſchen! Recht tief in die Augen! Noch tiefer in die Seelen! Erkennt Ihr Euch? Ja, Ihr habt Euch ſchon erkannt; Euer heiliges, keuſches Erröthen verräth es. Nun denn, ſo iſt auch ſchon die Ahnung in Euch aufgeblüht, daß Ihr für einander beſtimmt ſeid. So wißt es denn, daß Ihr den ſchönen Familienkreis mit Hand und Herz ſchließen ſollt und daß Ihr damit unſere höchſten Wünſche erfüllt.“

Das zarte Herzensgeheimniß, das ſich eben erſt gebildet, war

Digitized by Google

damit schon ausgesprochen und warf seinen Purpur über die selig zusammenzuckenden Betheiligten.

O, die glücklichen Herzen, welchen diese Stunde Lebenswürze reichte!

Lina fühlte sich in diesem Kreise so heimisch, als habe sie ihm immer angehört, und ihre gewinnende Naivetät wurde nun mittheilsam. Da flog denn freilich mancher Wolkenschatten über ihre Züge. Sie erzählte vom Leid ihrer Jugend, von der Rohheit und Gemeinheit ihrer Umgebung, von dem widerwärtigen Andrängen ungebildeter Männer, ja, ihr Auge füllte sich mit Thränen, als sie berichtete, wie sie von ihrer Mutter gezwungen worden war, den Einladungen zu Tanz und Spiel zu folgen. Jedes ihrer Worte war ein stiller Ankläger dieser gemeinen, selbstsüchtigen Frau, und doch gefiel es den Zuhörern, daß sie dieselbe nicht laut anklagte. Aber es war zu errathen, was die Arme gelitten hatte.

„Deine Leidenszeit ist vorüber, armes Kind!" tröstete Aurelie. „Du kehrst nicht mehr zu Deiner Mutter zurück."

„Sie wird mich aber zurückverlangen."

„Das wird sie nicht. Du würdest sie nicht mehr zu Hause finden. Sie hat sich bereits entfernt. Frage nicht, Du sollst später das Nöthige erfahren. Jetzt sollst Du Dich nur freuen, daß ein neues Leben für Dich begonnen hat, und kein Mißton soll Dir diese Freude stören."

IX.

Unthat aus Rache und Eifersucht.

Wenn es in Kremnitz noch einen glücklicheren Mann als Eduard Kahlert hätte geben können, so wär' es unstreitig der Oberbergmeister von Hammerstein gewesen. Der führte seine Freunde in die schönen Berg- und Waldpartien, bereitete ihnen Ueberraschungen und bewirthete sie mit der liebenswürdigsten Ubertät. Freilich führte er bei solchen Ausflügen Lieschen stets und wich nicht von ihrer Seite, freilich verrieth er, ohne es zu merken, daß er eigentlich Alles nur ihretwegen thue; er componirte Nachts sogar Gesangstücke, in welchen er Lieschen und sich die zärtlichsten Duette gab, und wenn sie draußen auf einem Felsenplateau oder im Walde ausgeführt wurden, sang er das zarte Kind mit einer Gluth und Leidenschaft an, daß es Allen sonnenklar wurde, selbst Eduard und Lina, die doch mit sich selbst genug zu thun hatten, daß er in die schlanke Sängerin sterblich verliebt sei und ihr Herzchen zu erobern sich bestrebe. Bei solchen Ausflügen, die sich schier täglich wiederholten, führte Eduard Lina und Liebheld seine Frau, und alle drei Paare hielten sich in so anständiger Entfernung von einander, daß keins vom andern und vom dritten gestört wurde.

Zu Hause arrangirte Hammerstein Concerte und Bälle und immer war er Lieschens Partner, wie Eduard der Lina's. Natürlich verbreitete sich unter den Bergleuten, wie unter den übrigen Bewohnern der Bergstadt, welche sich durch die gefängliche Einziehung des Obersteigers Ambrunn, der Wittwe Schönebeck und des Griechen Theodoro bereits in sehr aufgeregtem Zustande befand, schnell das Gerücht, mit den räthselhaften Fremden, welche diese außerordentlichen Maßnahmen der Behörde veranlaßt, seien für den Oberbergmeister eine Braut und für Lina von Schönebeck ein Bräutigam gekommen, und der Proprietär Tomanek machte zu letzterer Kunde ein sehr albernes Gesicht. Vom Steiger Leberecht Ambrunn dagegen sah und hörte man nichts. Auch hatte seiner Niemand sonderlich Acht.

Der Oberbergmeister hatte es zu seinem Entzücken endlich aus Lieschens kindlichem Herzen herausgelockt, daß er ihr nichts weniger als gleichgültig sei. Nach einigen Tagen vertraute Herr von Hammerstein den Freunden Liebheld und Kahlert mit geheimnißvoller Wichtigkeit, daß er eine ganz besondere Festlichkeit vorhabe. Da Liebheld merkte, daß der Oberbergmeister gefragt und gedrängt sein wollte, so that er ihm diese Gefälligkeit und erfuhr nun, daß es das zwiefache Verlobungsfest Eduards mit Lina und seiner selbst mit Lieschen sein sollte, auf entsprechende charakteristische Weise in einem Goldschacht gefeiert, in welchem er einen Saal decoriren und illuminiren lassen werde. Dort sollte am Festtage gespeist, concertirt und getanzt werden. Er war eifrig mit der Composition der Musikstücke zu diesem Tage beschäftigt. Nun bat er die Freunde, ihn beim Arrangement mit Rath und That zu unterstützen, aber um des ewigen Heils willen Alles geheim zu halten, damit die Frauen nichts erführen und ihnen eine volle großartige Ueberraschung bereitet werden könnte. Zum Vormittag des folgenden Tages lud er denn die beiden Freunde ein, ihn in den Schacht zu begleiten, um das Local in Augenschein zu nehmen und die Festeinrichtung zu besprechen.

Der Morgen war ungemein schön und zu Ausflügen in den grünen Bergwald verlockend. Als daher der Oberbergmeister kam, die beiden Freunde abzuholen, bestanden die Frauen darauf, sie bis zum Mundloch des Schachtes zu begleiten und dann, während die Herren im Berge wären, auf demselben sich zu ergehen. Dieses Verlangen wurde mit Freuden zugestanden, selbstverständlich ohne ihnen etwas von der eigentlichen Absicht des Besuchs im Bergwerk ahnen zu lassen. Heiter kosend gingen die drei Paare Arm in Arm die buschigen Pfade dem Eingange des großen Schachtes zu. Der Oberbergmeister hatte die Einfahrt schon vorbereitet und die dazu bestimmten Knappen warteten unter dem das Mundloch schützenden Dache. Die kleine fröhliche Gesellschaft war bereits in der Nähe desselben, als Caroline den Steiger Leberecht Ambrunn vorüberlaufen sah, einer Gegend zu, wo sich ein zweiter, aber weniger benutzter Eingang in die Grube befand. Der Mensch sah zum Erschrecken bleich und verwirrt aus und warf ihr einen scheuen Blick zu, der sie im Innersten der Seele erbeben machte, so daß sie sich unwillkürlich fester an Eduard Kahlert, gleichsam ihren natürlichen Beschützer, anschmiegte. Ehe der unheimliche Bergmann hinter der Waldecke verschwand, begegnete ihr geängstigtes Auge einem zweiten Blicke aus dem seinigen, welcher, Liebesraserei und Verzweiflung ausdrückend, ihr den letzten Rest von Heiterkeit raubte. Es war ihr, als wäre ein eisiger Hauch über ihr warmes Herz hingestreift und habe die jungen Triebe darin gemordet. Eduard befragte sie zärtlich über ihr plötzliches Verstummen. Zusammenschauernd versetzte sie:

„Es läuft mir wie eine bange Ahnung kalt durch die Seele. Wenn Ihnen im Berge nur kein Unglück zustößt."

Eduard lachte.

„Nicht doch, süßes Kind! Die Sache ist gar nicht zum Unglück angethan. Aber Ihr Zagen entzückt mich."

Er küßte sie begeistert auf die hohe, reine Stirn, denn sie waren beim Eingange und man schied mit der Verabredung, daß die Damen in einer Stunde wieder zur Stelle sein sollten, die zuerst angekommene Partei sollte auf die andere warten. Die Herren fuhren ein, die Damen erklimmten langsam und sich oft rückwärts der Aussicht auf das Thal zuwendend, den Bergpfad. Lina wurde immer stiller, aber auch Aurelie und Lieschen wurden von einer ernsten Stimmung befallen, gleichsam als wären sie von der Schwester angesteckt. Zuletzt gingen sie nicht mehr von der Stelle und es kam zu Erklärungen.

„Mich überwältigt eine Angst," sagte Lina, „die ich Euch nicht mit Worten beschreiben kann. Sie schnürt mir die Brust zusammen und erschwert mir das Athmen, so daß ich nicht im Stande bin, den Berg weiter zu ersteigen. Mir ist, als müßte den Männern ein Unglück begegnen. Dieser Steiger Ambrunn ist ein böser Mensch." Die letztern Worte sagte sie leise in sich hinein.

„Seltsam!" nahm Lieschen das Wort. „Du beschreibst meinen eigenen Zustand. Seit wir die Herren im Schacht haben verschwinden sehen, hat auch meine Seele eine sich steigernde Angst ergriffen. Das hat etwas Schlimmes zu bedeuten."

„Ich will es Euch nicht verhehlen, Kinder," sprach Aurelie, „mir ist ganz ähnlich zu Muthe. Aber was können wir thun? Unter einer Stunde kommen die Herren nicht wieder zu Tag. Wir müssen eben warten und wollen uns niedersetzen. Vielleicht wird uns eine freundlichere Stimmung."

Sie setzten sich an einem Raine, aber die Unterhaltung wollte nicht, wie früher, in Fluß kommen. Lina mußte immer an den düstern Steiger denken und erzählte einiges von den höchst leidenschaftlichen Bewerbungen dieses verschlossenen Menschen um sie. Oft schon hatte sie vor ihm geschaudert, nie aber noch so wie vorhin, als er mit dem eigenthümlich wilden und scheuen Blick an ihr vorübergeglitten war. Plötzlich stockte sie mitten in der Rede und fuhr schreiend empor; die beiden Andern folgten eben so rasch ihrem Beispiele. Der Boden zitterte unter ihnen, wie

Digitized by Google

von einem Erdbeben bewegt, ein dumpfes Rollen, ähnlich dem eines fernen Donners, erreichte ihr Ohr.

„Barmherziger Gott!“ schrie Lina. „Das ist's! — Der Steiger! — Eduard! Die Männer!“

„Was ist's?!“ hauchte Lieschen erbleichend.

„Was kann es sein?“ rief Aurelie außer sich.

„Sie sind verloren! Der schreckliche Steiger hat sie ermordet. Dieser Donner kam aus dem Schachte. Das ist eine Sprengung. Aber jetzt darf nicht gesprengt werden. Es ist ein Verbrechen, eine Unthat des scheußlichen Menschen, ein höllisches Werk seiner Eifersucht, seiner Rache.“

„Schnell, Schwestern!“ sagte Aurelie. „Wir müssen der Gefahr in's Auge schauen. Wir müssen uns rasch überzeugen, was geschehen und was zu thun ist.“

Und sie eilten, was sie vermochten, den Berg hinab bis zum Hauptmundloche des Schachtes am Abhange desselben. Hier war es schon lebendig geworden und wurde mit jeder Minute grauenhaft lebendiger. Eine Nothglocke nach der andern erhob ihren gellenden Ruf in's Thal hinab, den Menschen zu verkünden, daß ein großes Unglück geschehen sei; Bergknappen und andere Leute stürzten bleich und mit Geschrei herbei; die Haspel im Mundloch rasselte und aus dem emporgestiegenen Kübel tauchten bleiche Häuer empor.

„Hülfe! Hülfe! Rettet!“ erscholl's nun in wilder Verwirrung.

„Was ist geschehen?“

„Der Steiger Leberecht Ambrunn hat den überhängenden Vorsprung der Fugger-Wand abgesprengt und die Herren drin im Elisabethenschacht verschüttet, lebendig begraben. Was Hände hat, muß arbeiten. Der Versuch, sie zu retten, muß mit der größten Anstrengung gemacht werden.“

„Es wird nichts helfen,“ ließ sich ein Anderer vernehmen. Das ist wenigstens eine vierzehntägige Arbeit, derweil' sind sie zehn Mal erstickt und verhungert.“

„Wir müssen alle Kräfte anspannen.“

„Mündet nicht ein alter versperrter Stollen in den Elisabethenschacht? Wenn man dort einzudringen versuchte?“

„Das hat noch zehn Mal größere Schwierigkeiten; die alten Bauten sind meist zusammengestürzt, und wer kennt die allenfalls noch befahrbaren? Niemand von uns.“

„Wenn noch einer, so ist's der alte Obersteiger Ambrunn. Der sitzt in strenger Haft.“

Keins dieser Worte ging den gemarterten Frauen verloren. Ihre Pulse flogen, ihre Spannung überstieg das Maß gewöhnlicher menschlicher Zustände bei weitem. Aber sie klammerten sich auch an jedes Wort, das vom leisesten Hoffnungsschimmer angehaucht war.

„Ihr Männer,“ redete Aurelie, „es gilt, Menschenleben zu retten, und das Eures Oberbergmeisters ist auch dabei. Alle Wege zur Rettung müssen versucht werden. Der Obersteiger muß die alten Bauten befahren; er muß zu diesem Behufe ohne Verzug in Freiheit gesetzt werden. Eilt in das Berggericht; wir drei Schwestern lassen die Herren des Gerichts um schnelle Losgebung des Obersteigers bitten.“

Unterdessen war die Menschenmenge und mit ihr Lärm und Geschrei und Verwirrung gestiegen. Das ganze Thal, alle Pfade zu den Bauten wimmelten von Menschen, viele mit Hacken und Schaufeln, aber Niemand wußte, was eigentlich Zweckdienliches zu thun sei. Ein Knappe trat zu den bebenden Frauen und sagte:

„Da kommt der Obersteiger schon, von den Gerichtsdienern begleitet. Auf sein eignes Verlangen läßt ihn das Gericht zur Hülfe herbeiführen.“

Die Frauen eilten mit Andern auf ihn los.

„Könnt Ihr helfen?“ fragte ihn Lina.

„Das wäre nicht geschehen,“ entgegnete er griesgrämlich, „wenn Deine Mutter — Ist Leberecht todt?“ unterbrach er sich selbst.

„Wir wissen's nicht. Keiner hat ihn wieder gesehen.“

„Das hat er von dem Tage an vorbereitet, als ihm das Weib ihr Haus verbot,“ murmelte der Alte.

„Könnt Ihr helfen, Ambrunn?“ wiederholte Lina mit Nachdruck.

„Hier kann Niemand helfen, als — das Schachtgespenst,“ versetzte er mürrisch.

„Das Schachtgespenst!“ riefen hundert Stimmen mit allen möglichen Abstufungen des Entsetzens.

„Wenn's nicht verhungert ist indessen,“ brummte der Obersteiger und ging ohne Zaudern weiter. Wenige, aber die drei Frauen folgten ihm. Auch sie waren von dem einem Worte erschüttert, aber nicht wie die Uebrigen. Endlich kamen sie bei einem alten Schachtloche an. Der Obersteiger haspelte den Kübel empor. Er war lange nicht gebraucht und seine Sicherheit erschien zweifelhaft. „Es hilft nichts!“ sagte der Alte. „Hinab, das ist der einzig mögliche Weg. Wer fährt mit mir ein?“

„Ich!“ riefen Aurelie und Lina zugleich, sonst kein Mann.

„Und ich begleite Euch!“ rief Lieschen muthig. Die drei Frauen umschlangen sich begeistert; ein göttlicher Strahl leuchtete aus ihren Augen.

„Durch Nacht und Schrecken, durch Noth und Tod!“ rief Aurelie. „Wohin auch, die Liebe führt und trägt uns.“

„Alles für den Geliebten!“ flüsterte Lina, und Lieschen umarmte Beide mit Thränen im Auge.

„Und wenn wir untergehen, so sind wir ja mit ihnen vereint. Ohne ihn könnte ich ohnedies nicht leben.“

„Hinab denn!“

„Ihr seid gerade die Rechten,“ sagte der Alte, ohne Verwunderung über die merkwürdige Begleitung. Er schnallte den Brodsack, welchen er trug, fester, zündete Grubenlichter an und gab jeder Dame eins, dann winkte er den Männern an der Haspel. Die Frauen traten mit ihm in den Kübel und umschlangen sich, und das Fahrzeug senkte sich langsam in die finstere Tiefe. Es war, als führe Charon mit den drei Grazien in die Unterwelt.

X.

Das hungrige Gespenst.

Nur begeisterte Liebe zur Rettung der theuern Häupter konnte den Muth finden zu dieser schauerlichen Fahrt. Nie hatten Frauen eine ähnliche Fahrt unternommen; aber wahre Liebe schreckt vor keiner Gefahr zurück. Der Kübel berührte den Boden. Der alte schweigsame Bergmann stieg aus und half seinen Begleiterinnen weiter. Aber welch' ein Weg! Feuchter, unebener Boden, halb eingestürzte Wände und Decken, so daß sie zuweilen hintereinander herkriechen mußten, dann wieder weite, öde Höhlen und Hallen, Felsengestein, das überklettert werden mußte, und dazu die schwere, verdorbene Luft, welche das Athmen erschwerte. Schweigend ging's weiter durch immer andere Gänge, die abwechselnd stets dieselben Schwierigkeiten boten, eine Schreckensstraße. Kein Zagen wandelte die Frauen an. Liebe macht schwache Herzen stark. Endlich, auf einer freien Stelle, in welche mehrere Gänge mündeten, blieb der Bergmann stehen, steckte den gekrümmten Zeigefinger der rechten Hand in den Mund und ließ einen lauten, schrillen Pfiff ertönen, welcher seltsam an fernen Wänden widerhallte. Unmittelbar darauf ließ er ein eigenthümliches Heulen, ähnlich dem eines wilden Thieres erschallen. Dann horchte er nach allen Seiten hin. Dieses Verfahren wiederholte er einige Male, bis von ferner her ein schwacher Ton an ihr Ohr schlug. Der Obersteiger schlug die Richtung, woher dieser Ton gedrungen war, ein, indem er das Pfeifen und Heulen von Zeit zu Zeit ertönen ließ. Die Antworten wurden deutlicher und, sich mehr und mehr nähernd, nahmen auch sie den Charakter eines schauerlichen Geheuls an. Die Frauen erbebten vor diesen gräßlichen, kaum thierischen, geschweige denn menschlichen Lauten, aber ihr Muth wurde nicht dadurch erschüttert.

Plötzlich zuckte ein schwacher Lichtstrahl vor ihnen an der feuchten, dunkeln, von grünem Moder überzogenen Wand hin und gleich darauf erblickten die Frauen, welche einzeln hinter dem Bergmanne hergingen, ein phantastisches, gespensterhaftes, schreckliches Gebild in dem Gange. Grausiges Erstaunen fesselte ihre Füße an den Boden, ihre Augen in der außerordentlichen Erscheinung. Eine ungewöhnlich lange, spindeldürre Gestalt mit spinnebeinähnlichen langen Armen und Beinen, um welche, wie um dünne Stecken, ein armseliges, zerfetztes Bergmannskleid schlotterte, die dürren Hände mit den langen, fleischlosen Fingern wie spitze Vogelkrallen anzusehen, das Haupt von dünnem, langen, schneeweißen Haar in einzelnen Locken umflattert, von dessen unterer Partie ein langer, glänzend weißer Bart auf die Brust niederfloß, mit seiner scharf gebogenen, großen Nase, ebenfalls dem Kopfe eines Raubvogels ähnlich. Aber man vergaß diese Aehnlichkeit wieder

Digitized by Google

vor der erdfahlen, grauenhaften Farbe dieser Züge und vor dem wahrhaft gräßlichen Ausdruck des halb erloschenen, halb düster glimmenden Auges, dessen Blick aus tiefen Höhlen wie in Asche zerfallene Brände einer Ruine hervorstach. Die Erscheinung kam in rasender Eile heran, und da sie so wenig Stoff hatte, schien sie wirklich mehr zu schweben, als zu laufen. In der Nähe ging ihr Geheul in die deutlichen Worte: „Brod! Brod!" über. Sobald das gespensterhafte Bild bemerkte, daß der Obersteiger Begleitung hatte, wich es schnell wieder zurück; der alte Ambrunn hatte aber ein mächtiges Stück Brod aus dem Sacke hervorgezogen, streckte es dem Schachtgespenste entgegen und schrie:

„Hier ist Brod, Rabe! Komm', komm' und fürchte Dich nicht! Hier sind Aurelie und Caroline! Die Erstere hat Dir den Ring der Königin gebracht, weither; er ist da, Du wirst ihn haben! und das geraubte Gold ist auch wiedergebracht. Du wirst's mit dem Ringe versiegeln und dem Könige abliefern. Deine Unschuld ist erwiesen, Dein Name leuchtet als der eines Ehrenmannes. Kathinka wird Dich nicht vergiften; sie büßt ihr Verbrechen im Kerker."

Das Gespenst stand eine Minute lang dem alten Bergmanne gegenüber still, unbeweglich, einem Schemen gleich, aber die kleinen Augen glühten wie Kohlen auf die vier Menschen, dann stieß es plötzlich einen so gellen, fürchterlichen Schrei aus, daß die drei, auf's Höchste aufgeregten Frauen ebenfalls schreiend zusammenbebten und einer Ohnmacht nahe waren. Unwillkürlich umfaßten sie sich und starrten die gräßliche Gestalt an. Diese ließ nun die Worte erschallen:

„Den Ring! Her den Ring! Aurelie, Caroline, gebt den Ring! Gebt Brod! Brod! Brod! Ich verhungere!"

„Barmherziger Gott!" raunte Aurelie Carolinen zu. „Es ist die Stimme, es ist die Gestalt unseres Vaters, wie sie mir wie aus einem Traume in der Seele auftauchen. Er lebt, er ist's, dieser Unglückliche."

„Das ist kein lebendes Wesen, das ist sein Geist!" versetzte das Mädchen schier außer sich.

„Nicht doch, Kind! wie sollte ein Geist so nach Brod schreien? Wir gehen der Lösung dieses Räthsels entgegen."

„Hier ist etwas Brod!" sagte der Bergmann zu der Gestalt. „Und im Sacke hab' ich noch mehr Brod und auch Fleisch und Wein. Das sollst Du im Elisabethen-Schacht haben, Rabe. Fort! Flattere voran, wir folgen Dir! Dann erhältst Du auch den Ring, hörst Du, den Ring der Königin! Und auch das Dir gestohlene Gold! Begreifst Du's?"

Wiederum stieß das Schachtgespenst einen unheimlichen Schrei aus und wieder hörten die geängstigten Frauen das Geheul:

„Brod! Brod! Fleisch! Wein! Den Ring! Das Gold! Aurelie und Caroline! Im Elisabethenschacht! Fort, zum Elisabethenschacht!"

Und das Stück Brod dem Obersteiger entreißend und es verschlingend, wie ein Wolf, stürmte der unheimliche Schachtbewohner voraus und die Andern nach. Das war eine wilde Hetze in den schrecklichen Gängen! Das ging über Stock und Stein, bald durchgezwängt durch enge Spalten, bald auf allen Vieren gekrochen durch niedrige Löcher. Aber diese Frauen waren durch die Liebe zu Heldinnen geworden; sie folgten dem Gespenst und dem Bergmanne unverzagt durch Dick und Dünn, durch das schier endlose Labyrinth von einem Gange in den andern, immer vorwärts auf der grausigen Jagd.

„Kein Mensch auf der Welt fände diesen Weg," sagte der alte Bergmann zu den Frauen. „Wer sich hier hereinwagte, müßte ohne Gnade umkommen. Er allein kennt da jeden Schritt und Tritt."

Endlich war der Gang vor ihnen mit Hölzern und Steinen versperrt.

„Wir sind am Ziel!" sagte Ambrunn. „Jenseits dieser leichten Wand ist der Elisabethenschacht; dort sind die Verschütteten. Ruft jetzt aus Leibeskräften und legt zu gleicher Zeit Hand an."

Die Frauen stürzten herzu und rissen Hölzer und Steine fort. Sie entwickelten Kräfte, wie Riesinnen aus der Götterzeit. Dazwischen stießen sie ein helles Geschrei aus.

„Bernhard! Eduard! Karl! Hoho!" so erschallte es von den schönen Lippen, und der alte Bergmann vereinigte seinen Ruf mit dem ihrigen, ja, das Gespenst schien zu wissen, um was es sich handelte, es stieß fort und fort jenes heulende Geschrei aus und entfernte eben so gut Hölzer und Steine, wie die Andern. Nicht lange, und es wurden Stimmen von jenseits vernommen. „Hülfe! Rettung!" erscholl's hüben und drüben. Die Versperrung wurde auch dort weggerissen und nach wenigen Augenblicken jubelten sie einander in die Arme, an die Lippen, an die Herzen zum seligberauschenden Kusse, Aurelie an des Gatten Brust, Lina von Eduard umschlungen, Lieschen ohnmächtig vom Oberbergmeister gehalten.

Die Stimme des Schachtgespenstes brachte die Seligen wieder in die wirkliche Lage der Dinge. „Brod! Fleisch! Wein! Den Ring! Das Gold! Aurelie und Caroline!" heulte es.

„Was ist das?" fragte Liebheld. „Wer ist diese schauderhafte Gestalt? Ein Wahnsinniger?"

„Unser, Euer Retter, mein lebender, offenbar wahnsinniger Vater, das berüchtigte, so sehr gefürchtete Schachtgespenst."

„Dein lebender Vater?! Wer löst dieses Räthsel?"

„Das vermag ich allein hier," sagte der alte Obersteiger, indem er dem gierig zugreifenden Wahnsinnigen die versprochenen Lebensmittel verabreichte. Dieser setzte sich seitab auf den Trümmerhaufen und verschlang die Speisen mit thierischer Gierde, ohne sich um etwas weiter zu bekümmern oder Aufmerksamkeit auf die um ihn geführten Reden zu verrathen.

„Was ich bereits im Berggericht bekannt," fuhr der Obersteiger fort, „brauche ich hier nur zu wiederholen, um Alles aufzuklären. Die verdiente Strafe kommt mir recht, zumal mein Verbrechen heute meinem armen Jungen das Leben gekostet hat. Derweil der Verrückte da seinen Hunger stillt, und der ist groß, denn er hat, seit ich in Haft bin, nichts zu essen bekommen und hätte verhungern müssen, wenn Ueberecht nicht den tollen Possen gespielt hätte — derweil also erzähl' ich, wie das Alles gekommen.

„Ich hatte mich mit der Kathinka, die im Hause des Oberbergmeisters Holdrat als Magd diente und aus diesem mit der Tochter Marie, als diese den Bergmeister Schönebeck heirathete, in dessen Haus zog, verlobt und war ihretwegen einem hübschen braven Mädchen, mit welchem ich Jahre lang Umgang gehabt, untreu geworden; denn diese Kathinka war ein verführerisches Geschöpf. Nachher geschah mir ganz recht, daß sie den Bergmeister heirathete, als dessen junge Frau aus Verdruß über die entdeckte Leidenschaft ihres Mannes zur Magd gestorben war. Der Bergmeister war aber mit der Slovakendirne auch betrogen; sie hatte mich und ihn hintergangen, und auch mit dem Georg Theodoro vertrauten Umgang gehabt, als sie noch mit ihm zusammen in des Oberbergmeisters Hause war, ja der Grieche hatte mehr Gewalt über sie, wie ein anderer Mann. Der Oberbergmeister gerieth über das falsche Weibsbild mit seinem Schwiegersohne in arge Feindschaft, welche Theodoro benutzte, um darauf seine eigenen Pläne zu bauen. Er beschwatzte das treulose Weib, dem Bergmeister das vorräthige Gold mit Hülfe seines Ringes zu stehlen; dann wollte er sie nachkommen lassen oder sie abholen. Von diesem Verhältniß Theodoro's zu Kathinka wußte ich aber damals nichts; ich war eben mit Blindheit geschlagen, so gut wie Herr von Schönebeck, und so wurden wir denn beide betrogen. Eigentlich verdienten wir's auch nicht besser. Denn wie ich meiner Braut, so war er seiner Frau des zauberisch schönen, schlechten Weibsbilds wegen untreu geworden, und der Gram über solche Untreue hatte mir die Braut und ihm die Gattin getödtet. Ich habe Gottes Strafgericht späterhin, als ich hinter die Schlechtigkeit Kathinka's und Theodoro's kam, wohl eingesehen, aber damals war mein Herz noch voll blinder böser Rachbegierde gegen meinen Vorgesetzten, Herrn von Schönebeck. Und das wußte Theodoro und verführte mich mit der Vorspiegelung, er handle im Auftrage des alten Herrn von Holdrat — ich war dumm genug, das zu glauben, weil er bei diesem Alles galt — daß ich ihn versteckte, als er heimlich hierher kam, ja ihm auf alle mögliche Weise zum Diebstahl des Goldes behülflich war, nur um Schönebeck in's Verderben zu bringen. Das aber ahnte ich nicht, daß auch des Bergmeisters eigene Frau mit dem nichtswürdigen Griechen gegen ihren Mann verschworen war. Der Diebstahl wurde so geschickt ausgeführt, daß Niemand eine Ahnung vom Thäter hatte; nur Herr von Schönebeck muß — ich weiß nicht wie, dahinter gekommen sein, daß sein Weib, welchem er so viel geopfert, dabei betheiligt sei, und er ist schwach genug gewesen, sie dessen in's Gesicht zu beschuldigen. Darauf hat sie ihn vergiften wollen. Vielleicht hat er schon einen Theil des Giftes genossen und Argwohn geschöpft; denn er hat die vergiftete Suppe seinem Hund gegeben, welcher

Digitized by Google

In silentio et spe. Bunsen

daran krepirt. Dieſes Schickſal und der Gedanke, mit einem beſcholtenen Namen leben zu müſſen, raubte dem Bergmeiſter den Verſtand.

„Eines Nachts entwich er aus ſeinem Hauſe und begab ſich in die alten, abgebauten und verfallenen Gruben. Einige Tage ſpäter trat er mir Abends, als ich noch allein im Schachte verweilte, verhungert entgegen, und ſchrie mich um Brod an. Mich ſchlug das Gewiſſen, ich erkannte, wie ſchwer ich mich an dem armen Manne verſündigt hatte. So hab' ich ihn denn treu mit Brod, Licht und Kleid verſorgt bis jetzt. Ich hatte guten Grund, das Geheimniß zu bewahren; denn ich mußte fürchten, ſogleich unter den ſtrafenden Arm der Gerechtigkeit zu fallen, wenn es bekannt würde, wie es denn jetzt richtig eingetroffen iſt, zum Beweis, daß kein Uebelthäter der Strafe entlaufen kann. Der Unglückliche irrte nun in den alten Bauen herum, und zeigte ſich zur Nachtzeit zuweilen auch in den neuen, wo ihn manchmal Bergleute geſehen haben. Daher kam dann das Gerede vom Schachtgeſpenſt, das bald genug in Aller Mund war. Der Arme ſchrie und ſeufzte immer nach dem Ringe, und da er ſelbſt im Wahnſinne eine Erinnerung daran behalten hatte, daß ſein treuloſes Weib beim Verbrechen, das ihn zu Grunde gerichtet, ſtark betheiligt war, ſo iſt er ſelbſt im Laufe der Jahre einige Male Nachts aus dem Berge gegangen und in ſein Haus geſtiegen — Gott weiß wie! — um den Ring zu ſuchen, oder ihn dem erſchrockenen Weibe abzufordern. Wir wollen ſehen, was geſchieht, wenn er nun den Ring bekommt."

Aller Augen ruhten auf dem unglücklichen Opfer einer thörichten Leidenſchaft; die beiden Schweſtern betrachteten mit Ehrfurcht und Wehmuth ihren Vater, der nun, da ſein Hunger geſtillt war, mit dem gellen Rufe: „den Ring! den Ring!" aufſprang.

„Den Ring erhältst Du oben im Berggericht," redete ihn der Obersteiger an. „Dort hat ihn der König für Dich niederlegen lassen. Ebenso das Dir gestohlene Gold. Auf denn und eile, daß Du hinauf kommst!"

Der Wahnsinnige trat ohne Verzug den Rückweg an, und Alle folgten ihm mit ihren Lichtern auf dem mühseligen und gefahrvollen Wege. Sie erreichten glücklich den Ausgangsschacht, und der Kübel förderte sie allmählich an's Tageslicht. Dort wurden sie vom Jubel der versammelten Menge empfangen, deren Blicke sich mit bestürzter Neugierde auf das Schachtgespenst richteten. Man hatte dem Armen einen Mantel übergeworfen, und so ging er schweigend zwischen seinen weinenden Töchtern und gefolgt von allen Anwesenden, gleichsam im Triumphzug — einem sehr wehmüthigen — nach der Stadt hinab und in's Berggericht. Ein sich immer wieder neu gebärender Jubel erschallte auf diesem Wege; denn die Geschichte des unglücklichen Wahnsinnigen lief von Mund zu Munde.

Im Berggericht wurde er in ein Zimmer geführt, wo in jenem Kasten, welchen Eduard Kahlert mitgebracht, Goldbarren in Masse lagen und daneben auf dem Tische der verhängnißvolle Ring der Königin.

Der Wahnsinnige betastete mit seinen langen, dürren Fingern das Gold, gleichsam um sich von dessen Existenz zu überzeugen; dann ergriff er den Ring, betrachtete ihn genau, steckte ihn rasch an den rechten Zeigefinger und stand einige Augenblicke still und unbeweglich, wie eine Bildsäule, während sich seine Züge auf eigenthümliche Weise verklärten. Plötzlich stieß er einen Schrei aus und stürzte zu Boden. Die Anwesenden eilten ihm zu Hülfe, fürchtend, er sei todt; aber er athmete, nur schwere Ohnmacht hielt sein Bewußtsein in Banden.

XI.

Die letzte Aufklärung.

Am Abende dieses Tags sagte Aurelie zu ihrem Gatten:

„Da ich nun das Geheimniß weiß, welches über dem Leben meines armen Vaters gelegen, und wir nach der heutigen Katastrophe Hoffnung schöpfen dürfen, daß das getrübte Licht seines Geistes wieder klar leuchten wird, so wirst Du nun doch auch mir den Schleier heben, welcher über dem Zusammenhange Eduard Kahlert's und Deiner selbst mit den hiesigen Ereignissen liegt. Nun werd' ich doch erfahren dürfen, wie Eduard zu dem hier gestohlenen Golde und dem Ringe der Königin gekommen ist?"

„Gewiß, mein liebes Weib!" entgegnete Liebheld ernst. „Ich habe Eduard nun mein ihm verpfändetes Wort gelöst, und Du sollst diesen Abend noch, wenn Lina und Lieschen zu Bette gegangen sind, aus Eduard's und meinem Munde erfahren, daß nicht allein über Deines Vaters Leben, sondern auch über dem des meinigen und des seinigen der Schleier eines Geheimnisses liegt, und daß der letztere viel schlimmerer Natur ist, als der erstere. Deshalb darf er nur Dir gehoben werden und durchaus keiner Seele weiter. Selbst Lieschen, die, wie Du erfahren wirst, auch dabei betheiligt ist, darf die nähern Umstände nicht erfahren. Gerade deshalb hab' ich seither so große Vorsicht angewandt, daß dieser Schleier auf einer bösen That, welche nach unsers Dichters wahrem Worte fortwährend Böses gebären mußte, liegen bleibe und ihre schreckliche Fortzeugungskraft ersticke."

Aurelie kam in eine feierlich ernste Stimmung, die sich steigerte, als ihr Gatte ihr später die Hand bot, und sie in Eduard's Zimmer führte, welches nur matt erleuchtet war. Alle drei nahmen auf dem Sopha Platz, und Eduard begann mit hörbar bewegter Stimme:

„Wir sind Ihnen volles Licht über die Verhältnisse unserer Väter schuldig, aber gestatten Sie meinem Schmerze, daß es ein Blitzstrahl sei, der nur für einen Augenblick die grausigen Gestalten beleuchte, um sie dann für immer in Nacht versinken zu lassen. Und so lassen Sie mich denn gleich das entsetzlich bezeichnende Wort aussprechen: Ihres Gatten Vater und der meinige waren beide Mörder, Raubmörder und jeder hatte einen Doppelmord auf der Seele. Sie haben schwer dafür gebüßt und ihre Blutschuld beide mit dem Leben bezahlt. Aber eine wunderbare Fügung der Vorsehung, die wir mit staunender Demuth verehren müssen, hat gewollt, daß sie die Mörder jenes Griechen Georg Theodoro wurden, welcher an Ihrem Vater schwere Verbrechen verübt hatte. Hören Sie denn: Mein Vater hatte in der kleinen Stadt an der Donau, aus welcher Lieschen gebürtig ist, einen jener ordinären Gasthöfe gepachtet, wie wir sie meist in solchen Städtchen und Dörfern finden. Aber er hatte entschiedenes Unglück. Er mochte beginnen, was er wollte, es ging rückwärts mit ihm. Er selbst hatte kein Vermögen, und meine Mutter, die er aus Liebe geheirathet, die ihm aber auch nichts mitgebracht, lag Jahre lang an einem unheilbaren Brustübel darnieder. Es waren ihm schon einige Kinder gestorben, andere kränkelten. Ich selber hatte zu jener Zeit als Knabe alle erdenklichen Kinderkrankheiten zu überstehen. Mein Vater hatte schon ein paar Termine den Pachtzins nicht bezahlen können, und es war wieder ein solcher vor der Thüre. Zahlte er diesmal nicht, so wurde er exmittirt, seine Caution ging verloren; er war ein Bettler, wußte nicht, wohin, nicht was beginnen, und Frau und Kinder lagen krank. Die Verzweiflung raubte ihm fast den Verstand. Er hatte keinen Freund, als einen Musikanten, der Sonntags zum Tanze im Gasthause aufspielte, gern etwas Gutes aß und noch Besseres trank, aber stets Ebbe in seiner Casse hatte. Auch dieser Mann hatte Frau und Kind, die mehr Hunger litten, als dem Menschen zuträglich ist. Uebrigens war er, wie die meisten Musikanten, ein lustiges, leichtsinniges Blut, und mit seiner Moralität war's nicht weit her. Sie haben schon errathen, daß er der Vater Ihres Gatten war. Schon hatte er dem meinigen einige verbrecherische Vorschläge gemacht, um Geld zu gewinnen, und wenn der arme, verzweifelte Gastwirth auch vor solchen Dingen zurückgebebt war, so war er doch durch des Musikanten Ueberredungskunst allmählich mit solchen verwegenen Gedanken vertraut geworden.

„Um diese Zeit hielt sich ein ungarischer Handelsmann einige Wochen im Gasthofe meines Vaters auf, und machte von da verdächtige Streifzüge in die benachbarten, auch wohl entferntern größern Städte. Der Musikant Liebheld, den er zuweilen mitnahm und zur Ausführung von Aufträgen gebrauchte, entdeckte, daß alle diese Wege nur einen Zweck hatten, rohes Gold bei Goldschmieden, Goldschlägern, Vergoldern, Bankiers zu verkaufen. Genug, die beiden Freunde kamen dahinter, daß der Ungar einen hohen Werth von ungemünztem Gold und viel Geld besaß." — Der Sprecher hielt einige Minuten an, und trocknete sich den Schweiß von der Stirne. Es wurde ihm schwer, fortzufahren. Als er wieder begann, zitterte seine Stimme.

„Lassen Sie mich schnell über die That hingehen. Die beiden Männer haben den Fremden erschlagen, und seinen Schatz an sich genommen. Liebheld steckte die Leiche in einen Sack, und trug sie in der Nacht des Verbrechens nach der Donau, um den noch mit Steinen beschwerten Sack hineinzuwerfen. Die Thäter hatten nicht daran gedacht, daß es die Osternacht war. Als der Musikant die Leiche versenkt, taucht neben ihm ein Weib auf, welches ihn beim Namen nennt und ihm geradezu Schuld gibt, er habe einen Menschen in's Wasser geworfen. Die Folge war, daß Liebheld, rasch entschlossen, die Frau beim Kopfe nimmt, und sie schnell, wie ein Gedanke, köpflings hinterher stürzte. Er hörte Fußtritte in der Nähe und entfloh. Auf das Weib, welches Osterwasser schöpfen wollte, hatte eine Freundin gewartet. Liebheld war nicht von dieser erkannt, kein Verdacht fiel auf ihn, keiner auf meinen Vater. Sie benahmen sich vorsichtig. Der ungarische Handelsmann war natürlich abgereist. Der gemordete Mann war, wie Sie bereits wissen, Georg Theodoro, der Dieb des Goldes, der Verderber Ihres unglücklichen Vaters, das Scheusal, welches der ihm vertrauten Frau desselben das Gift gegeben und sie beschwatzt hatte, ihn damit aus dem Wege zu räumen. Das gemordete Weib war die Frau des Postschaffners und die Großmutter unseres Lieschens."

Aurelie schlug die Hände vor Verwunderung zusammen, und drückte sie dann vor's Gesicht. Es vergingen wieder einige Minuten der tiefsten Bewegung der drei Menschen, ehe Eduard fortfuhr: „War meinem Vater früher Alles zu Unglück gegangen, so ging ihm jetzt Alles zu Glück. Zwar starben meine Mutter und meine Geschwister und ich blieb allein übrig, aber er machte nach Jahr und Tag eine glänzende Partie in unserer Heimathstadt, kaufte den „grünen Baum", brachte ihn empor und wurde mit der Zeit ein sehr reicher Mann. Aber die Entdeckung stand immer drohend vor seiner Thüre. Liebheld nämlich, der ihm auch nach dem neuen Wohnorte gefolgt war, hatte sich dem Trunke ergeben, wurde immer leichtsinniger, schwatzhafter und gewissenloser. Seinen Theil des Blutgeldes hatte er durchgebracht und dabei seine Gesundheit gründlich ruinirt. Plötzlich schlug er um und wurde von Gewis-

sensbissen gemartert. Das Schwert der Vernichtung hing fort und fort an einem Pferdehaar über meines Vaters Haupte. Dieser Zustand wurde ihm unerträglich. Er beredete den kranken, dem Grabe rasch zueilenden Liebheld, sich zu seiner Heilung mit Osterwasser zu waschen, aber damit es wirksamer sei, am Flusse selbst. Er begleitete ihn in der Osternacht dahin, um, wie er vorgab, ihm zu helfen, und stieß ihn in den Strom. Sie, meine Freundin, waren die Zeugin dieser That, und sie wurde die Veranlassung zu Ihrer Verbindung mit meinem armen Freunde. — Sie wissen, wie mein unglücklicher Vater seine Schuld in einer spätern Osternacht büßte. Auch er hat sich mit Osterwasser rein gewaschen. Er hatte nicht mehr so viel Kraft, nach der Donau hinabzugehen; er nahm die Reinigung im nahen Marktbrunnen vor. Er hinterließ mir ein umständliches Bekenntniß mit der Aufforderung, die Erben Theodoro's aufzusuchen, und ihnen das geraubte Gut zurück zu geben. Wir fanden nach langer Mühe das — unglückliche Schachtgespenst."

XII.

Segen aus Fluch.

Nicht im illuminirten Goldschacht sollte die Verlobung der beiden Liebespaare stattfinden, wie der eitle Oberbergmeister von Hammerstein beabsichtigt und angeordnet hatte, das Schicksal hatte dazu ein den Verhältnissen angemesseneres und würdigeres Local bestimmt; auch sollte dabei nicht die rauschende Freude eine glänzende Rolle spielen, sondern die stille Wehmuth als ein schicklicherer Gast am Lager eines sterbenden Mannes knieen.

Zwanzig Jahre lang hatte der schwächliche Körper des Herrn von Schönebeck die feuchte, verdorbene Luft des Bergschachtes, ein elendes Lager in hartem Gestein, eine schlechte Kost und eine dürftige Kleidung ausgehalten, aber es war der Wahnsinn, welcher diesen armseligen Lebensfunken immer im Glimmen erhalten hatte. Jetzt, nach langer Ohnmacht, war der Wahnsinn von ihm gewichen, und er durfte sich mit erneuter Klarheit des Geistes seiner wiederhergestellten Ehre und der zärtlichen Liebe seiner Töchter erfreuen, aber der Lebensfunken wurde von dieser Freude um so sichtlicher aufgezehrt, und eilte rasch seinem Verlöschen entgegen. Es war die untergehende Sonne eines durch Leidenschaft getrübten Lebens, welche ihn auf einige Augenblicke mit dem vollen Glanze irdischer Seligkeit überstrahlte.

In feine Linnen gehüllt, lag der schwergeprüfte Mann im hellsten, schönsten Zimmer seines Hauses im reinlichen Bette, gepflegt von süßer Kindesliebe, die er bis jetzt hatte entbehren müssen, und sein mattes Auge glänzte von Wonne auf die edlen Gestalten, die vor ihm wandelten. Er hatte den Wunsch ausgesprochen, seine Kinder und Lieschen nebst den geliebten Männern zu segnen und die Hände der beiden Paare zusammen zu legen, und der Arzt hatte zur Eile getrieben; denn der Rest von Kraft schwand dem Kranken rasch. So waren sie denn um ihn, deren Liebe den Scheidenden mit dem erfahrnen Hasse versöhnt hatte; er winkte sie heran, und Eduard und Caroline, Hammerstein und Lieschen knieten in der vordern Reihe als die zu Verlobenden, Liebheld und Aurelie mit ihren beiden Kindern als die schon Verbundenen, die aber auch des Vaters Segen empfangen wollten, dahinter vor dem Bette. Mühsam, aber selig lächelnd, legte er die abgemagerte Hand auf ihre Häupter, und flüsterte einen Segensspruch. Alle weinten still; denn Jedes wußte, was nun folgen würde. Und er stand schon unsichtbar zu Häupten des Geprüften, der Engel der Vollendung, und strich jetzt mit leiser Hand über seine Züge hin. Sie verwandelten sich; das Auge brach. Er sank zurück in die Arme seiner Töchter, und hauchte an ihren Herzen die Seele aus.

Eine stille Minute ging vorüber. Dann sprach Liebheld:

„Gönnen wir ihm nach solch wirrem, trüben Leben und nach solchem verklärenden Abendschein den süßen Tod. Uns aber laßt der ewigen Liebe danken, die uns aus Fluch und Verbrechen die Segenssaat des Glücks und der Liebe hervorsprießen läßt. Seht, wie auch der geängstete Mensch irre, zuletzt siegt doch Gott, und führt gute Herzen zu Glück und Frieden."

Die Paare umarmten sich. Trotz aller Rührung aber dachte Lieschen, als sie von dem schönen Verlobten an die Brust gedrückt wurde: „Das Osterwasser hat mir wirklich Glück gebracht, wie mir die Mutter gesagt, und ich hatte es noch nicht einmal geschöpft."

Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen.

(Mit Portrait.)

Daß der Flächeninhalt eines Landes und die Einwohnerzahl desselben in keinem nothwendigen Verhältnisse zu der Anzahl bedeutender Männer stehen, welche dem Lande ihren Ursprung verdanken, davon liefert ganz besonders das kleine waldecker Ländchen einen schlagenden Beweis. Einer der kleinsten deutschen Bundesstaaten, wenig über 50,000 Einwohner zählend, ist es dennoch die Wiege einer Anzahl von Männern geworden, deren Ruhm weit über die Grenzen des engeren und weiteren Vaterlandes hinausgedrungen ist, deren Name überall in hohen Ehren steht, wohin Bildung und Gesittung gedrungen ist. Wir nennen hier nur den Namen Christian Rauch's, des größten Meisters der Bildhauerkunst in unserem Jahrhundert, den genialen Kaulbach, einen der ersten und berühmtesten Maler unserer Zeit, Franz Drake, den Schöpfer herrlicher Denkmäler, Baron Stieglitz (in Petersburg 1843 gestorben), den weitblickenden Finanzmann, und den Namen des Mannes, welcher als Staatsmann die Ehre der deutschen Nation gegen fremden Hochmuth und Uebermuth zu wahren bestrebt war, der auf dem Gebiete des Glaubens in einer Zeit pietistischer Kopfhängerei und zelotischen Dünkels das Banner der Gewissensfreiheit emporhielt und diesem doppelten Rufe den eines der tiefdenkendsten Geschichts- und Alterthumsforschers hinzugesellt hat: Josias Bunsen.

Der Lebensgang Bunsen's legt durch sich selbst Zeugniß von dem charakterfesten und ausdauernden Sinne eines Mannes ab, dessen hervorragende Eigenthümlichkeit in dem tiefen, sittlichen Ernste besteht, welcher alle seine Handlungen beseelt. Darum werden wir selbst da, wo seine Richtung, namentlich in religiöser Hinsicht, uns Bedenken einflößt, dieselbe achten müssen, weil sie als die Consequenz eines Standpunktes erscheint, welcher unzweifelhaft frei ist von allen Nebengedanken und Nebeninteressen menschlicher Art.

Bunsen ist am 25. August 1791 zu Korbach im Fürstenthum Waldeck geboren. Neigung und äußere Verhältnisse bestimmten ihn bei frühzeitig entwickelten bedeutenden Anlagen, sich dem Studium der Philologie und Geschichte zu widmen. Bereits im Jahre 1808 bezog er die Universität Marburg, vertauschte sie jedoch bald mit Göttingen, wo damals Heyne im höchsten Ansehen stand. Nach Beendigung seiner Studien nahm Bunsen eine Lehrerstelle an dem Gymnasium zu Göttingen an und bekleidete das Amt eines Collaborators an demselben bis zur Occupation des Landes durch die Franzosen. Obgleich mit Glücksgütern keineswegs gesegnet und ohne Aussicht auf eine andere Stellung, gab er doch im Jahre 1813 sein bisheriges Amt auf, um nicht unter der Fremdherrschaft des neugeschaffenen westphälischen Königthums dienen zu müssen. Er begann zuerst eine Studienreise nach Holland und Dänemark, um den großen germanischen Sprachstamm in allen seinen Verzweigungen auf das Genaueste zu studiren, und begab sich sodann im Jahre 1815 nach Berlin, wo die Bekanntschaft mit Niebuhr für die Gestaltung seiner ferneren Lebensschicksale entscheidend wurde. Denn nachdem er sich in Paris eine geraume Zeit hindurch dem Studium der orientalischen Sprachen gewidmet hatte, führten ihn zufällige Umstände im Jahre 1816 nach Rom, woselbst Niebuhr preußischer Minister-Resident war. Die früher angeknüpfte Bekanntschaft führte zwischen beiden Menschen zu einem regen Verkehr, der in gemeinsamen Studien und Arbeiten immer neue Anregung fand. Auf Niebuhr's Veranlassung wurde Bunsen im Jahre 1818 zum Gesandtschaftssecretair ernannt und behielt neben seinem Amte Muße zur Fortsetzung seiner literarischen Arbeiten, welche sich in jener Epoche vorzugsweise auf die römische Alterthumskunde bezogen. Doch hatte ihn ein angeborener religiöser Sinn frühzeitig ange-

Digitized by Google

regt, sich mit der Kirchengeschichte im weitesten Sinne, insbesondere mit der Geschichte des Christenthums in seinen frühesten Epochen auf das Genaueste vertraut zu machen, und diesen gründlichen Kenntnissen verdankt Bunsen, in Verbindung mit den oben angedeuteten Eigenschaften des Charakters und Geistes, die hervorragende Stellung, welche er bis vor Kurzem im preußischen Staatsdienste bekleidete.

Im Jahre 1822 kam Friedrich Wilhelm III. nach Italien und nach Rom. Es ist bekannt, mit welcher Ausdauer und Gewissenhaftigkeit der König sich mit der Umgestaltung der preußischen Agende und des Gesangbuchs Jahre lang beschäftigte. Bunsen war nach beiden Richtungen hin unausgesetzt sammelnd, sichtend und in selbstständigen Entwürfen thätig gewesen. Als daher in Gegenwart Bunsen's das Gespräch des Königs diese Fragen berührte, hatte ersterer Gelegenheit, seine tiefe Kenntniß des Gegenstandes und geistvolle Auffassung der entscheidenden Punkte auf eine den König überraschende Weise an den Tag zu legen. Und obgleich die Ansicht Bunsen's von der bisherigen des Königs entschieden abwich, so that diese Meinungsverschiedenheit dem bedeutenden Eindruck, welchen Bunsen machte, keinen Abbruch, und es fehlte ihm nicht an mannichfachen Bekundungen königlicher Gnade.

Als Niebuhr im Jahre 1824 aus dem Staatsdienste ausschied, verwaltete Bunsen bis zum Jahre 1827 die Geschäfte der Gesandtschaft und wurde sodann zum Minister-Residenten ernannt. Im Jahre 1829 kam der Kronprinz (jetzige König Friedrich Wilhelm IV.) von Preußen nach Rom, und auch zu Diesem trat Bunsen bald in eine nähere Beziehung, welche im Laufe der Zeit den Charakter eines fast freundschaftlichen Verhältnisses annahm.

König Friedrich Wilhelm III. bediente sich zwar mehrfach des Rathes Bunsen's rücksichtlich der Agenden-Angelegenheit, konnte jedoch die mancherlei Bedenken nicht überwinden, welche aus der principiellen Verschiedenheit der beiderseitigen Auffassung wesentlicher Punkte hervorging. Bunsen führte deshalb für den Gottesdienst in der Gesandtschaftscapelle in Rom eine von ihm selbst umgestaltete Liturgie ein, welche später von dem Könige gutgeheißen und mit einer eigenhändig geschriebenen Vorrede versehen wurde.*

Die gesandtschaftliche Stellung Bunsen's fiel in eine Zeit, welche überaus reich an schwierigen Verwickelungen war. Da die päpstliche Regierung sich nach der blutigen Unterdrückung des Aufstandes im Kirchenstaate jeder Einführung der allernothwendigsten Reformen, trotzdem dieselben zugesagt waren, entschieden abgeneigt erwies, so nahmen sich die europäischen Großmächte der Sache an und beauftragten eine zu Rom niedergesetzte Conferenz mit der Ordnung der inneren Angelegenheiten des Kirchenstaates. Bunsen erhielt den Auftrag, den Entwurf dieser Reformen auszuarbeiten, und seine einsichtsvollen Vorschläge für die Neugestaltung der inneren Verfassung des unglücklichen Landes sind in dem bekannten „Memorandum del Maggio 1832" enthalten. Leider hatten seine redlichen Bemühungen nicht den angestrebten Erfolg; Papst Gregor XVI. wußte zu genau, auf welchen Schutz er jederzeit rechnen konnte und wie wenig Gefahr ihm von der lügnerischen Politik des Juli-Bürgerkönigthums in Frankreich drohte.

Erfolgreicher waren Bunsen's Bestrebungen auf einem anderen Gebiete, namentlich ist die Regelung der Differenzen wegen der gemischten Ehen eines seiner wesentlichen Verdienste. Die inzwischen eingetretenen Kölner Wirren, welche bekanntlich zur Verhaftung des Erzbischofs geführt hatten, erschwerten Bunsen's Stellung außerordentlich, denn die Politik Gregor's XVI., eines ehemaligen Camaldulenser-Mönches, der von Staatsgeschäften eigentlich niemals Kenntniß genommen hatte, verfolgte hartnäckig nur das eine Ziel: lediglich seinen Willen durchzusetzen. Unter solchen Umständen mußten alle Versuche Bunsen's zur friedlichen Beilegung dieses Handels scheitern, und da hierdurch seine Stellung eine unbehagliche geworden war, so kam er selbst um seine Abberufung ein.

Das Jahr 1839 findet ihn als preußischen Gesandten bei der schweizerischen Eidgenossenschaft in Bern. Doch sollte seines Bleibens hier nicht lange sein, denn nach dem im Jahre 1840 in Preußen eingetretenen Thronwechsel trat er in nähere persönliche Beziehung zu König Friedrich Wilhelm IV. und ging im Auftrage desselben nach England, um die Verhandlungen wegen der Einrichtung eines preußisch-englischen Gesammtbisthums zu Jerusalem zu leiten. Kurze Zeit darauf wurde er zum Gesandten in London ernannt und hat diese Stelle bis zum vorigen Jahre bekleidet. „Ritter Bunsen" (Knight Bunsen) war eine der hochgeachtetsten Persönlichkeiten der diplomatischen Kreise in England, nicht allein wegen seiner staatsmännischen Eigenschaften, sondern durch die Lauterkeit seines Charakters, die seltene Tiefe seiner Gelehrsamkeit und einen humanen Sinn, welcher trotz einer strengreligiösen Richtung Gerechtigkeit und Duldung für die Meinung und die Richtung Andersdenkender behielt.

Daß Bunsen auf dem politischen Gebiete ein energischer Vertreter nicht allein preußischer, sondern deutscher National-Interessen war, ist bekannt; wenn es ihm nicht gelang, die offene Wunde Deutschlands zu schließen, Schleswig-Holstein sein nationales Dasein wiederzugeben, so ist sicherlich seinem patriotischen Eifer keine Schuld des Mißlingens beizumessen. Der Abfassung des Londoner Protokolls hatte er sich mit aller Kraft entgegengesetzt; bei der energielosen Politik Preußens und der deutschen Mächte blieb ihm, als er dennoch zu Stande kam, nichts übrig, als der Protest gegen dasselbe.

Obgleich Bunsen an den innern Verfassungsangelegenheiten Preußens keinen officiellen mitthätigen Antheil hatte, so ist es doch bekannt, daß er bereits in den ersten Regierungsjahren König Friedrich Wilhelm's IV. mehrfach und dringlich auf die Nothwendigkeit von Verfassungsreformen hingewiesen, und seine Ansicht von den vorzunehmenden Erweiterungen des schwächlichen, auf die einzelnen Provinzen beschränkten ständischen Lebens in mehrfachen Denkschriften an den König niedergelegt hat.

Wie sich nach dem Vorstehenden Bunsen's politischer Standpunkt als ein ehrlicher, wenn auch gemäßigter Liberalismus kennzeichnet, so ist auch seine Stellung zu den religiösen Fragen eine wesentlich vermittelnde. Aus den Septemberverhandlungen der evangelischen Allianz, welche im vorigen Jahre in Berlin abgehalten wurden, ist der Auftritt noch in lebhafter Erinnerung, welchen ein Herr Pastor Krummacher aus Duisburg (einer von der Gattung der neu-patentirten protestantischen Kirchenheiligen) deshalb herbeiführte, weil Herr Merle d'Aubigné von Genf den Doctor Bunsen umarmt und geküßt habe! Denn in den Augen dieser ehrwürdigen Herren erschien Bunsen als ein Abtrünniger von der wahren Lehre, weil er in seinen letzten Werken sich angeblich dem Rationalismus und dem Romanismus zugeneigt erwiesen habe! Die Weisheit dieser Anschauung konnte nur aus einem kurz zuvor erschienenen Pamphlet geschöpft sein, in welchem Bunsen gleichfalls mit logischer Begriffsverwirrung als Pantheist und Ketzer dargestellt wurde. In der That ist dieser Vorwurf nur ein Beweis von dem blinden Eifer dieser neuen Secte von Heiligen, von denen jeder an die Stelle der freien Forschung am liebsten seine eigne unfehlbare Auslegung mit Zwangscours in die Welt setzen möchte.

Es ist wahr, Bunsen hat nichts gemein mit dem herben und sauertöpfischen Rigorismus der theologischen Juristen, Verketzerer und schmähenden Gottesknechte, denen es auf Radicalmittel, wie die Absäbelung von sechzigtausend Menschenköpfen — natürlich in majorem Dei gloriam — nicht ankommt, um den ungläubigen Pöbel die Wege des Heils zu führen. Bunsen steht aber ebensowenig auf der Seite jener Rationalisten, welche die Fundamente des Glaubens mit dem bloßen sogenannten gesunden Menschenverstande zerlegen und aus Mangel jeder wissenschaftlichen Einsicht, jeder philosophischen Grundlage das Einzelne wie das All, den Gottesbegriff wie den Inhalt jeder Glaubenslehre mit ihren wässerigen Gemeinplätzen auflösen zu können vermeinen. Bunsen ist ein strenggläubiger protestantischer Christ, und wenn er in der Auffassung der christlichen Lehre den dogmatischen Gehalt derselben stärker betont, als den ethischen, rein menschlichen, so entspringt diese Richtung aus seiner ganzen Individualität, welche von seiner frühesten Entwickelung an entschieden den Charakter einer stark ausgeprägten subjectiv-religiösen Innigkeit bekundet. In Zeiten, wie die gegenwärtigen, wo im protestantischen Deutschland eine einflußreiche Partei das gesunkene religiöse Leben, welches nur durch volle Gewissensfreiheit und religiöse Duldung erstarken kann, durch Gewaltmaßregeln wieder erwecken möchte, müssen die Grundlehren des protestantischen Glaubens dem Volke wieder zum lebendigen Bewußtsein gebracht werden, damit der letzte Hort, für den unsere

* Sie ist ihrem wesentlichen Inhalte nach in das „Allgemeine evangelische Gesang- und Gebetbuch" aufgenommen, welches im Jahre 1846 in Hamburg (im Rauhen Hause) erschien.

Digitized by Google

Verfahren Jahrhunderte gekämpft: die Freiheit der Forschung und die Freiheit der Gewissen, nicht gänzlich zu Grunde gehen.

Von diesen Anschauungen geht auch Bunsen aus, welcher namentlich die Idee des allgemeinen Priesterthums in der protestantischen Kirche in den Vordergrund drängt.

Wir haben noch mit einigen Worten der wissenschaftlichen Thätigkeit Bunsen's zu gedenken. Seine Leistungen auf dem Gebiete der Sprachforschung, Alterthumskunde, Philosophie und der gesammten Wissenschaft der Theologie reihen ihn den ersten der jetzt lebenden Gelehrten an. Seine Werke sämmtlich hier aufzuzählen, enthalten wir uns und erwähnen nur, außer den oben angeführten, das bedeutende historisch-philosophische Werk: „Egyptens Stelle in der Weltgeschichte", ferner: „Ignatius von Antiochien und seine Zeit", „Hippolytus und seine Zeit", „die Zeichen der Zeit" und „Gott in der Geschichte."

Seit dem vorigen Jahre hat sich Bunsen aus dem Staatsdienste zurückgezogen, um ganz der wissenschaftlichen Muße leben zu können. Wir glauben jedoch nicht zu irren, wenn wir vermuthen, daß seine politische Laufbahn noch keineswegs abgelaufen ist, daß ihm vielmehr noch ein bedeutender Wirkungskreis vorbehalten bleibt, sobald die herrschende Strömung auf dem politischen und religiösen Gebiete sich erst verlaufen hat. Die Gnade des Königs (welcher es ausdrücklich wünschte, daß Bunsen den Septemberverhandlungen beiwohne), hat den verdienten Staatsmann und Gelehrten vor Kurzem in den Freiherrnstand erhoben. Möge die neue Würde, welche seinem innern Werthe nichts hinzuzufügen vermag, eine neue Gewähr dafür sein, daß er niemals aufhören wird, ein besonnener, aber charakterfester Kämpfer für die Freiheit des Gewissens und für die Freiheit der deutschen Nationalität zu sein!

Die nervenkranken Damen.

Von einem gesuchten Damenarzte.

Kürzlich saßen wir einmal, zwölf befreundete Aerzte gleicher Schule (eine seltene, aber erfreuliche Erscheinung!), bei einem gemeinsamen Picknick beisammen. Die Unterhaltung drehte sich begreiflicherweise, da wir „unter uns Mädchen" waren, viel um die Freuden und Leiden der Praxis. „Weiß der Himmel," fing einer an, „alle nervenschwachen Frauenzimmer hiesigen Orts hängen sich an mich!" „Nein, an mich! — an mich! — an mich!" rief es von allen Seiten der Tafel. Der Streit endete mit der Schlußfolgerung, daß die Zahl der Nervenpatientinnen wohl dutzendfach größer sein müsse, als sich die beschäftigtsten Aerzte selbst eingebildet hatten.

Wenn der geneigte Leser daraus schließen wollte, daß die Aerzte dieser Classe von Patienten überhoben zu sein wünschten, so würde er sich aber gewaltig irren. Denn dieselben machen die Würze der ärztlichen Praxis aus, welche ohne sie gar zu schaal oder handwerkerisch ausfallen würde. Dieser Wechsel von Klage und Freude, Hoffnung und Verzweiflung, Verehrung und Schmollen, Vergötterung und Hassen, diese immer neuen und immer gleichbedeutenden Zufälle und Anfälle gehören zu den Gemüthsbewegungen, welche dem praktischen Arzte endlich zum Bedürfniß werden und ihm seinen täglichen Rundlauf pikant machen. Dazu bilden diese Nervenkranken den lucrativeren Theil der Praxis und diese Damen selbst die Avantgarde zur Weiterempfehlung des Arztes, namentlich so lange sie im Stadium des ersten Enthusiasmus sind, wo sie ihren Arzt fast jeder Andern aufzwingen möchten. — Beide Theile sind einander gegenseitig unentbehrlich, mögen sie auch manchmal auf einander schmollen. Das kleine Gezänk erhöht ja die Liebe.

„Was versteht man denn unter einer nervenschwachen Dame?" fragt der Leser.

Eine nervenschwache Dame ist — ist — nein, so geht es nicht! Der Begriff ist nicht schulmäßig definirbar.

An den nervenkranken Frauenzimmern beobachtet man alle möglichen Nervenzufälle, welche überhaupt als Erscheinungen der gestörten Nervenfaser und in Nervenkrankheiten erfahrungsmäßig vorkommen können (also die verschiedenartigsten Störungen der Empfindung, der Bewegung und des Denkens), — und zwar an jeder Einzelnen solcher Nervenkranken ein gutes Theil von dergleichen Symptomen in den mannichfachsten Gruppirungen und Abwechselungen, — aber wohlgemerkt, ohne daß dabei ein wirkliches organisches Leiden des Nervenmarkes nachweisbar wäre. Das Gehirn, das Rückenmark, die Nervenstämme selbst, in der Regel auch alle zum Lebensbestand nöthigen Organe, sind dabei völlig oder verhältnißmäßig gesund. Die Nervenzufälle entstehen also hier durch bloße Nervenleitung, — durch Sympathie, wie man ehedem, durch Reflex und Irradiation, wie man jetzt sich ausdrückt.

Der Leser erinnere sich aus früheren Nummern der Gartenl. (1855. Nr. 4.), daß das Nervensystem ein großartiger, den elektrischen Telegraphen ähnlicher Leitungsapparat ist, in welchem Millionen von feinen Röhrchen die Eindrücke der Außenwelt und die eigenen Körpergefühle nach einem Central-(Sammel-)Organe hinleiten, während ebensoviel Millionen wieder die im Centralorgane (Hirn und Rückenmark) aufgespeicherten und verarbeiteten Anstöße hinausleiten in die Bewegungsorgane, die Muskeln, wo sie sich in der Form von Reden oder Handlungen oder in der weniger auffälligen Bewegung des Herzens, der Athmungs-, Verdauungs- und anderer innerer Werkzeuge entladen, gleichsam Luft machen oder austoben. Dieser Entladungsvorgang kann zum Theil gehemmt oder verzögert werden durch die Macht des Gehirns, durch Willkür. Zum Theil aber macht er sich trotz derselben Luft in den der Willkür entzogenen Bewegungen des Herzens, der Därme ꝛc., oder auch in unwillkürlichen, sogenannten krampfhaften Bewegungen äußerer Muskelgruppen. Ein in's Auge geflogenes Körnchen bewirkt Zusammenkneipen der Augenlider mit Thränenfluß, eins dergleichen im Kehlkopf heftigen Husten, ein Stich in den Finger macht den Arm zucken, und wer sich die Hand verbrannt, zappelt mit dem ganzen Leibe. Das sind Beispiele dieses „Nervenreflexes", wie die ärztliche Sprache es nennt; sie lassen sich leicht zu Dutzenden vervielfältigen. In diesen Fällen springt ein Nervenreiz, der die Empfindungsnerven betroffen hat, durch Vermittelung der Centralorgane auf gewisse Bewegungsnerven über und erregt in den dazu gehörigen Muskeln Krampf. Dies ist der gewöhnlichste und bekannteste Fall. — Es kann aber der Reiz auch von einem Empfindungsnerven auf den andern dergleichen überspringen: ein heftiger Stoß gegen das Knie oder einen noch empfindlicheren Theil macht, daß wir die Ohren klingen und „die Engelchen singen" hören; eine Gallenerregung oder Magenverderbniß weckt einen schlummernden Zahnschmerz; ein Gallensteinkranker fühlt Schmerzen in der Schulter; der Spulwurm im Dünndarm bewirkt Kribbeln in der Nase. — Ja, der Reiz kann sogar zur Hemmung und Lähmung für gewisse Bewegungen oder Empfindungen werden, wie wir sehen, daß eine heftige Angst unempfindlich gegen äußerliche Schmerzen macht oder ein heftiger Schreck das Herz zum Stillstehen bringt.

Diese vier genannten Grundformen der unwillkürlichen, durch Nervenreflex (Ueberstrahlung, Irradiation) bedingten Nerventhätigkeiten: Reizung der Empfindungen (Schmerz u. ähnl.) oder der Bewegungen (Krampf), Lähmung der Empfindungen (Unempfindlichkeit) oder der Bewegungen (Lähmung im engeren Sinne), sind es nun auch, welche bei den sogenannten nervenkranken Frauen auftreten, theils in den niederen, theils in den höheren (dem Denken dienenden) Gebieten des Nervensystems. Das Wesen der sogenannten Nervenschwäche besteht eben darin, daß diese unwillkürliche Nervenleitung, dieser Nervenreflex allzuleicht, allzurasch, allzuheftig erfolgt.

Die Ursachen und Quellen dieser krankhaft erhöhten Reflexreizbarkeit vieler Damen können sehr verschieden sein. An sich ist der weibliche Organismus geistig und körperlich (was wir Mediciner bekanntlich nicht trennen) zarter und empfindsamer eingerichtet und durch seine sociale Stellung gefühlvoller, d. h. mehr daran gewiesen, seine Gefühle in sich zu bergen und anzuhäufen. Bei den europäischen, sogenannten civilisirten Völkern ist die gesammte Erziehung und Lebensbahn der Frauen, wenigstens der gebildeteren und städtischen, dahin gerichtet, diese Empfindungs-

Digitized by Google

fähigkeit über das natürliche Maß zu steigern und auf Kosten der Thatkräftigkeit zu überfeinern. Man will die Frauen und Mädchen einerseits so feinfühlend und empfindsam wie nur immer möglich machen und verhindert andererseits durch die übertriebenen Begriffe vom geselligen Anstand, besonders durch das unglückliche „es schickt sich nicht," die natürliche Ausströmung und Ableitung dieser Empfindungen in Bewegungsacte, d. h. in freie Thätigkeiten und Handlungen. Man verwechselt Thatkraft mit Rohheit, nützliche Beschäftigung mit erniedrigender Arbeit. Eine Menge der heutigen Frauen sind genöthigt, ihr Leben mit Unthätigkeit oder nutzlosen Tändeleien hinzubringen. Schon das Mädchen wird gewöhnt, die natürlichsten Regungen, sogar die unabweisbarsten Körpertriebe zu unterdrücken, während der Knabe, Jüngling und Mann immer (wenn er nur will und nicht von Haus aus feige ist) reiche Gelegenheit findet, sich auszuarbeiten, seinen Gefühlen Luft zu machen und seine Triebe (sogar bis zum schädlichsten Uebermaß) austoben zu lassen. Eine Menge Frauen sind genöthigt, zeitlebens der Ehe zu entsagen oder sich erst spät oder ohne Theilnahme des Herzens, oft ohne Aussicht auf Kindersegen zu verheirathen, also gerade in derjenigen Lebensaufgabe, welche das ganze Sein des Weibes beherrscht, zeitlebens unbefriedigte Gefühle in sich zu verschließen. Darf man sich nun wundern oder darüber spötteln, wenn man eine Unzahl von Frauenzimmern unserer Zeit und unserer Lande mit krankhaften Empfindungen (wie eine elektrische Batterie) überladen findet und diese Empfindungen sich beim leisesten Anstoß in krankhaften Nervenreflexen, in Krämpfen, Schmerzen, Lähmungen oder geistigen Verkehrtheiten Luft machen? Gewiß nicht!

Sehr oft aber ist die Quelle der übertriebenen Reflexreizbarkeit einer Nervenkranken **örtlicher Art**, indem ein Kranksein **eines einzelnen Organes** im Körper, gleich einem insgeheim fortwährend stachelnden Dorne oder Splitter, im Innern des Körpers die Nerven reizt, welche diese Eindrücke dem Centralorgan (Hirn und Rückenmark) zuströmen lassen. Man denke sich Jemand, der eine wunde, fortwährend schmerzende Stelle an sich hat und doch jede Schmerzensäußerung verbeißen muß, — oder ein Roß, das streng im Zügel gehalten wird, während ihm das lockere Geschirr fortwährend an die Beine schlägt oder ein Hufnagel in's weiche Fleisch drückt; — wundert man sich, wenn in solchen Fällen die belästigende Empfindungsfülle plötzlich in Toben oder Krampf ausbricht? Nun, ähnlich ist der Zustand mancher Hysterischen, die ihr **eigentliches** Körperleiden nicht zur Schau tragen oder bekennen dürfen oder können.

Besagtes Körperleiden betrifft nun sehr häufig (aber keineswegs allemal) das innere Gebärorgan (den Uterus, die Hystera) und dessen Anhänge. Insofern hat die älteste Medicin nicht Unrecht, wenn sie die fragliche Nervenkrankheit **Hysteria**, d. h. die Mutterkrankheit, Mutterstaupe nannte, daher diese Classe von Damen noch heute allgemein den Namen „**Hysterische**" erhalten. Die Art der organischen Krankheit kann hierbei eine sehr verschiedene sein: Blutanschoppung, schleichende Entzündung und deren Ausgänge (Katarrhe, Schleimflüsse, Geschwürchen, Verdickungen, Verhärtungen), Umbeugungen und Form- oder Lageveränderungen dieses Organes kommen am häufigsten und in den mannichfachsten Combinationen vor. Das Uebelste dabei ist, daß diese organischen Erkrankungen sämmtlich nur durch gewisse technische Untersuchungen, welche natürlicherweise jedem Frauenzimmer im höchsten Grade zuwider sind, erkannt werden können. Deshalb vertrauen sich solche Patientinnen gewöhnlich erst Jahre lang den Hebammen an, welche doch von diesen Krankheiten und ihrer Erkenntniß nicht das Geringste verstehen, ja sogar mit Willen in den Hebammenschulen darüber in Unwissenheit erhalten werden, um sie am Pfuschen zu verhindern; oder sie gehen erst zu jenen gewissenlosen Charlatanen (mit oder ohne Doctorhut und Titel), welche **curiren, ohne untersucht zu haben**. Natürlich wird dabei ihr organisches Uebel immer schlimmer und auch das Nervensystem immer reizbarer, da sowohl das Verfehlen der weiblichen Lebenszwecke, als das Grübeln darüber und die Nothwendigkeit, dies Alles geheim zu halten, eine immer höher steigende Anhäufung von Empfindungsreizen in den Centralorganen herbeiführen muß.

Von anderen Organen, welche zu hysterischen Zufällen Anlaß geben, sind am häufigsten die der **Verdauung** schuld; mancherlei Störungen derselben, am häufigsten Obstruction, Gasanhäufung (woher der alte Name **Vapeurs** für diese Nervenzufälle), Würmer, manchmal Magengeschwüre, Leberschwielen, Gallensteine und andere Leberübel. — Sehr oft sind die ausbrechenden Krämpfe nur durch allzulange, willkürlich zurückgehaltene Ausleerungen hervorgerufen! — Seltener geben die **Brustorgane** Anlaß: Herzübel, Lungentuberculose. — Daß das **Rückenmark** selbst mit jenen Nervenzufällen in inniger Beziehung steht, wurde schon oben erwähnt. In neuerer Zeit fand man, daß bei solchen nervenkranken Damen in der Regel ein oder mehrere Wirbel (am häufigsten der vierte bis sechste Rückenwirbel) beim Druck auf dessen Dornfortsatz schmerze: man nannte dies **Spinalirritation** und hielt es für ein Zeichen einer bestimmten Art von Rückenmarksaffection, welche mit Hysterie gleichbedeutend sein sollte. Letzteres hat sich nicht bestätigt, aber die Thatsache der Wirbelempfindlichkeit kann man fast bei allen Hysterischen auffinden. — Ein unkräftiges, wässeriges **Blut** (**Bleichsucht**) ist hier oft vorhanden und beeinträchtigt jedenfalls die Ernährung und Kraft der Nervenmasse selbst.

Die **Zufälle**, durch welche sich jene übermäßige Reflexreizbarkeit äußern und entladen kann, sind, wie schon oben berührt, äußerst mannichfach. Sie ahmen eine Menge anderer, wirklicher Krankheiten nach. Derartige „**hysterische Scheinkrankheiten**", wie man sie wohl mit gewissem Rechte nennen kann, sind z. B.: fallsüchtige oder starrkrampfartige Krämpfe, Athemnoth und Stillstand der Athmungsmuskeln, Zuschnürungen in der Kehle (dahin die allbekannte „hysterische Kugel" im Hals, der Globus hystericus), schlagähnliche Anfälle, Ohnmachten bis zu Scheintod, Lähmung einzelner Glieder (oft von großer Hartnäckigkeit und später doch einer Bagatelle weichend), Unempfindlichkeit der Haut (oft auf großen Strecken und so völlig, daß man selbst Nadeln durchstechen * und starke elektrische Funken hindurchschlagen kann, ohne den geringsten Schmerz zu erregen), geistige Verzückungen und somnambule Zustände, Schmerzen in den verschiedensten Organen (so daß selbst der geübte Arzt in Zweifel gerathen kann, ob nicht z. B. ein Magengeschwür, eine Brust- oder Bauchfell-Entzündung im Entstehen sei), hartnäckige, krampfhafte Hustenanfälle bis zur Schwindsuchtsähnlichkeit (die Wahnschwindsüchtige, Gartenlaube 1857. Nr. 19.), Herzklopfen und andere Herzzufälle bis zur täuschenden Aehnlichkeit eines organischen Herzfehlers u. dgl. m. Um diese **hysterischen Zufälle**, und besonders die häufigsten derselben, die **hysterischen Krämpfe**, von den ihnen täuschend ähnlichen wirklichen Krankheiten (z. B. wirklicher Fallsucht, wirklichem Brustleiden) zu unterscheiden, achtet man darauf, daß selten bei ihnen alles Bewußtsein ganz fehlt („**der Hecht war blau!**" und die Scheintodte erwacht mit einem Male!), daß schon beim Eintreten des Anfalles Bewußtsein und Ueberlegung (z. B. mit Anstand zu fallen) deutlich obwaltet, daß die Pupille gegen Licht, die Nase gegen Riech- und Niesmittel empfindlich bleibt (darum hält man verbrannte Federn vor die Nase, zur Abkürzung des Krampfanfalles), daß trotz des allgemeineren Krampfes einzelne Muskeln (und wären es auch nur die der Augäpfel) dem Willen noch gehorsam bleiben, daß die Symptome oft schnell wechseln, ohne solch' eine regelmäßige Reihenfolge, wie bei den ähnlichen Krankheiten nichthysterischer Personen, daß heute Krämpfe, morgen Nervenschmerzen obwalten, daß Gemüthsstimmungen (der verweigerte und der gekaufte Kaschemirshawl!), Witterung, Körperdisposition (z. B. Eintritt oder Vorhandensein gewisser Ausscheidungen) vom entschiedensten Einfluß auf das Entstehen und das Vergehen dieser Anfälle sind — und dazwischen Tage, Wochen und Monate lang treffliche Gesundheit bestehen kann. Ueberdies merkt jeder Geübte, auch außer den hysterischen Anfällen, einer solchen Person wohl an, daß sie sehr reizbar und impressionabel, mit Krankheitsgefühlen oder Gemüthserregungen überladen und zu ausführlichen Beschreibungen ihrer verschiedenen Leiden geneigt ist. In der That ist das **sich Ausklagen**, auch wohl **sich Ausweinen** das beste Mittel, womit solche Patientinnen sich Luft machen können; daher ihr Arzt auch große Geduld im Zuhören besitzen muß. Schreibt man die gehörten Klagen Tag für Tag auf, so gelangt man oft schnell zu der Ueberzeugung, daß es immer neue und unbeständige, daher unmöglich auf ein bestimmtes Einzelleiden zurückführbare sind. Wenn überhaupt nach dem Ausspruche eines alten Dichters **Wandelbarkeit**

* Hierher jene mehrfachen berühmten Fälle von Betrügerinnen, welche sich Hunderte von Nähnadeln unter die Haut eindrachten.

Digitized by Google

der Charakter des Weibes ist (varium et mutabile semper femina!), so besitzen die Hysterischen diese Eigenschaft jedenfalls in gesteigertem Maße.

Wie heilt die Hysterie? Sie verschwindet in der Regel von selbst nach erreichtem Schwabenalter, d. h. um das 45. bis 50. Lebensjahr. Wenn Frauen in Lebensverhältnisse kommen, die sie nöthigen, sich tüchtig in praktischen Geschäften abzuarbeiten, oder wenn sie in befriedigender Ehe reichen Kindersegen haben und damit die Nothwendigkeit eintritt, Tag für Tag für Erziehung, Kost, Kleidung und Zusammenhalten des Hausstandes zu sorgen, so hören die Nervenzufälle gewöhnlich auf. Auch auf kürzere Fristen schweigen dieselben, z. B. wenn die Patientin eine Reise, bezüglich Badereise macht, von außergewöhnlichen Ereignissen in Anspruch genommen wird, einen neuen Doctor angenommen, ein neues Logis be- oder ein neues Kleid angezogen hat. Reichlicher dargebotene Gelegenheit, sich auszusprechen (z. B. eine Kaffeegesellschaft) oder sich durch Schelten Luft zu machen (z. B. gegen ein Dienstmädchen, das keine schnippischen Antworten bereit hat), erleichtern gleichfalls das Uebel, weil sich die Nerven durch die Sprache Luft machen können. Wo ein bestimmtes Einzelorgan durch seine Krankheit jene Nervenzufälle veranlaßte, da verschwinden dieselben begreiflicherweise, sobald das Organ wieder in gesunden Zustand zurückgekehrt ist.

Die ärztliche Behandlung der weiblichen Nervenschwäche folge diesen Fingerzeigen der Natur. Zuvörderst versteht es sich vor Allem, daß untersucht, auf's Genaueste untersucht werde, ob nicht ein bestimmtes Organ, insbesondere im Uterus-System krank sei, und wenn dies der Fall, daß es auscurirt werde. Dies dauert aber, wohlgemerkt, oft Monate lang, ehe man bei eingewurzeltem Uebel zu Stande kommt. Und weil eben so viele Frauenzimmer sich den dazu nöthigen unerläßlichen Proceduren (Instrumenten, Aetzmitteln ꝛc.) nicht unterwerfen oder doch derselben sehr bald überdrüssig werden, eben deshalb gibt es soviel Hysterische, mit ungeheilten, widerwärtigen Uebeln innerer Theile behaftete und dadurch zu ewiger Weikheit, Siechheit und Gemüthsverstimmtheit verdammte Frauenzimmer. An dieser Behauptung ist nicht ein Pünktchen übertrieben! — Gestörte Darmfunctionen fordern ebenfalls stete Berücksichtigung bei solchen Kranken. Dazu dienen besonders die Klystierspritze (s. Gartenlaube Jahrg. 1855. Nr. 21.) und eine geeignete Körperbewegung. Den Damen, welche an Vapeurs leiden, pflege ich anzurathen, daß sie nach Tisch ein Stündchen spazieren gehen, aber ohne Begleitung. — Auch für die andern Ausscheidungen ist regelmäßig Sorge zu tragen. — Eine Hauptsache ist und bleibt sicherlich die psychische (seelische) Behandlung der Hysterischen. Man muß daher streben, solchen Frauenzimmern einen inneren moralischen Halt, einen Lebensmuth und eine Willensenergie zu verschaffen, damit sie die krankhaften Gefühle und allmählich die krankhafte Empfindlichkeit darnieder halten und sich des ewigen Bimbelns und Erbärmlichthuns (welches zuweilen förmlich zur Monomanie wird) schämen lernen! Dies ist freilich leichter gesagt, als gethan. Das bloße Predigen: „Sie müssen Selbstbeherrschung lernen!" thut es nicht. Wo eine innere Hohlheit zu Grunde liegt, die eben kein anderes Mittel kennt, um sich der Welt bemerklich und merkwürdig zu machen, als das ewige Kranksein und Klagen, da scheitern wohl alle Besserungs-Versuche des Arztes, welcher hier gleichsam als zweiter Erzieher, Nacherzieher auftritt. So lange noch innere organische Krankheitszustände (am gewöhnlichsten Uterinkatarrhe) das Nervenleiden unterhalten, wie ein steter innerer Dorn, da ist es auch schwer, Selbstbeherrschung auf die Dauer zu erzielen. Aber bei Frauen, welche noch einigen Kern und Fond in ihrem Geiste besitzen, vielleicht nur durch fehlende oder unpassende Beschäftigung nervös wurden und deren organische Uebel ganz oder größtentheils beseitigt sind, da vermag das consequente Zureden und Ermuthigen eines Arztes, welcher ihr Vertrauen genießt, doch recht sehr viel. Und wenn es auch eine schwere Arbeit ist, so erscheint sie mir doch lohnender und die Patientinnen selbst liebenswürdiger, als die Aufgabe, die hypochondrischen Männer (welche das Analogon der hysterischen Frauen bilden) von ihrer unleidlichen Selbstsucht und dem steten ängstlichen Beobachten ihres lieben körperlichen Ichs zu curiren! Vor Allem sorge man, daß die Patientin reichliche und regelmäßige praktische Beschäftigungen habe: im Hauswesen oder mit Garten- und Blumencultur, Landwirthschaft, Fegen, Räumen, Ordnen u. dgl.; zur Vermehrung der körperlichen Bewegung sind auch (falls nicht etwa Uterinleiden es verbieten) Turnen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Ball- und Reifenspiele, selbst ein Tänzchen, weniger gern Reiten zu empfehlen. Aber auch der Geist muß sich austurnen; sei es, auf der niederen Stufe, durch's Ausschwatzen, Scherzen und Lachen, auch wohl Schelten unter die Dienstboten hinein, sei es, in höherer Sphäre, durch Beschäftigung mit Kunst (Singen vor Allem, auch wohl Clavierspielen, was jedoch leicht übertrieben wird, oder Malen, am liebsten Landschaftszeichnen in der freien Natur u. s. w.) oder mit der Wissenschaft (praktische Botanik und andere Naturwissenschaften, Geographie, Astronomie, Geschichte u. s. w.). Stets aber muß dies auf ernste Weise, nicht tändelnd geschehen. Es ist ganz falsch, unsere Damen durch das Schreckwort „Blaustrumpf" davon abzuhalten; denn bei dem heutigen Bildungsgrade sind viele derselben befähigt zu solchen Studien, namentlich wie sie heutzutage popularisirt sind, und fühlen durch dieselben eine heilsame geistige Befriedigung. Auch Sprachstudien (besonders mit vorwaltender Conversation) sind zu diesem Zwecke zu empfehlen. Noch mehr oft Reisen, welche den Menschen geistig wie körperlich ausarbeiten und verjüngen, mit neuem Stoff füllen. (Freilich taugt das Fahren und Klettern nicht für Uterinkranke!) — Die Hauptsache bleibt immer, eine solche Thätigkeit für unsere Patientinnen zu finden, welche das Gemüth befriedigt, daher die beste eine solche ist, welche der Welt oder der Familie Nutzen bringt und Freude am eigenen Tagewerk hinterläßt!

Ebenfalls aus psychischen Gründen ist es nothwendig, daß der Arzt auch gegen die hundertfältigen Beschwerden und Zufälle solcher Nervenkranken immer lindernde Mittelchen bereit hat; denn er erhält sich damit im Vertrauen und darf nur nach und nach dazu schreiten, sie entbehren zu lehren. Und es müßte ein Arzt (von welcher Schule er auch sei) doch ganz ohne Erfindungsgabe und Routine sein, wenn er nicht immer etwas — und am liebsten immer wieder etwas Neues — für seine Hysterischen zu verordnen wüßte! —

In diesem Umstande liegt auch der große Einfluß, welchen die Homöopathie bei solchen Kranken gewonnen hat. Abgesehen von der sublimen Idee, Krankheitsnullitäten durch Arzneinullitäten (Aehnliches mit Aehnlichem) zu bekämpfen, so bringt die Art der homöopathischen Praxis mit sich, daß auf jedes Symptom großer Werth gelegt wird, was der wissenschaftliche, mit der Diagnose „Hysterie" sich begnügende Arzt oft verabsäumt, und daß für jedes Symptom auch wieder ein besonderes Mittelchen gefunden wird. Da nun die meisten hysterischen Zufälle früher oder später von selbst verschwinden: so hat hier das Mittelchen „geholfen." Treten nun auch neue Zufälle ein, nun, so paßt eben wieder ein anderes Mittelchen! Und so kann es Jahre lang fortgehen, ehe beide Theile es überdrüssig werden. Die Homöopathie ist für diese (und manche ihnen entsprechende) Kranke eine ganz weltkluge, schier geistreiche Erfindung. Sie gehört freilich nicht zur wissenschaftlichen Medicin, sondern zur praktischen Anthropologie (angewandten Menschenkunde), als eine Kunst, mit kranken Menschen umzugehen und sie zu trösten und hinzuhalten. Aber so lange nicht alle Menschen so vernünftig sind, wie sie Herr College Bock haben will, und wie etwa die meisten Leser der Gartenlaube sein mögen; — so lange neunzig vom Hundert mehr von Gemüthseindrücken und Einbildungskraft, als von verständigen Erwägungen sich leiten lassen; — so lange noch Unzählige das Kranksein als etwas von Außen Angeflogenes ansehen, was durch einen ärztlichen Bonzen und Sündenabnehmer hinweggezaubert werden soll: — so lange hat die Homöopathie gerade so viel Recht, wie jede andere Kunst, die Leute an der Nase herumzuführen. Nun, und solcher Künste gibt es heut zu Tage noch viele andere. Wer ihnen nicht verfallen will, der muß sich selbst zusammennehmen und auf eigenen Füßen stehen lernen!

Nun lebe wohl, geliebter Leser. Ich schreibe nicht gern anonym, aber heute muß ich es. Denn wenn meine Damen erführen, daß Ich es bin, der so aus der Schule geschwatzt hat: da möchte mir's übel ergehen! Dr. —r.

Digitized by Google

Ein dem Meere entriſſenes Erzbild.

Ein heftiger Sturm wühlte die Nordſee auf. Der Fallm der rothen Klippe war dicht belagert mit jungen und alten Lootſen, die ihrer Gewohnheit nach die See, den Zug der Wolken und das Rollen der langen Wogen beobachteten, welche ſich am Bollwerk des Unterlandes in mattrothen Schaumſäulen unter lautem Donnern zerſchlugen. Alsbald ward es lebendig unter den Auslugenden. Die Fernröhre der Helgoländer richteten ſich alle auf einen Punkt, den nur ein Seemannsauge entdecken konnte. Es war ein Schiff, das, vom Nordweſtſturm gepackt, ſich mehr und mehr jener gefahrvollen, unter den Wellen verborgenen Klippenreihe näherte, die in der Sprache Helgolands das Witt-Klamm (weiße Kliff) heißt, in ihren einzelnen Ausläufern aber noch eine Menge anderer Namen führt, welche jeder tüchtige Seemann genau kennt. Dem Schiffe drohte offenbar Gefahr, wenn es nicht von ſehr kundiger Hand geſteuert wurde. Damit es an ſolchen Pfadfindern auf der Meereswoge niemals fehle, hat Gott die Felſenkanten der rothen Klippe in der Nordſee aufgerichtet und ihr eine Bevölkerung von unerſchrockenen Lootſen gegeben, die immer gern mit ihrer Hülfe bei der Hand ſind, wenn dieſe begehrt wird. Wer ſie nicht verlangt, der erhält auch keine. Der echte Sohn Helgolands iſt Fataliſt; er ſagt mit allen Starkgläubigen: „Hilf Dir ſelbſt und Gott wird Dir helfen!“

Die Guſtav-Adolph-Statue in Bremen.

Jenes Fahrzeug, deſſen die Lootſen am Fallm des Oberlandes anſichtig wurden, führte die ſchwediſche Flagge. Wir wiſſen nicht genau, ob es in ſeiner Bedrängniß durch ein paar Nothſchüſſe den Wunſch nach Hülfe zu erkennen gab, oder ob es ſich auf die Kenntniß ſeines eigenen Führers und Steuermanns verließ. Gewiß iſt nur, daß kein Lootſe der rothen Klippe das Fahrzeug betrat, daß es in der Nähe der Düne ſcheiterte und zu Grunde ging. Die Mannſchaft ward unſeres Wiſſens gerettet, und von ihr erfuhren die Helgoländer, daß ſich am Bord des Schiffes ein unſchätzbares Kleinod befand, die eherne Statue des größten ſchwediſchen Königs Guſtav Adolphs, jenes auch Deutſchland ſo theuer gewordenen Mannes, deſſen Thatkraft, Charakter und Glaubensſtärke die kernige Inſchrift auf dem ihm errichteten einfachen Denkmale bei Breitenfeld ſo wahr in die Worte zuſammenfaßt:

„Glaubensfreiheit für die Welt
Rettete bei Breitenfeld
Guſtav Adolph, Chriſt und Held.“

Das erzene Standbild des großen Schwedenkönigs, nach einer meiſterhaften Zeichnung des ſchwediſchen Bildhauers Benedict Foggelberg modellirt, und in der königlichen Gießerei zu München in ſeltener Vollendung verfertigt, war ein Raub des Meeres geworden. Kaum aber hatte der Sturm ausgetobt, ſo belebte ſich auch der Strand Helgolands mit rührigen Männern. Die ſtarken Fiſcherboote, mit denen ſie das Meer in der Nähe der Klippe befahren und auf den Fiſchfang gehen, wurden von dem röthlichen Steingetrümmer in die wieder ſanft brandende See geſchoben. Man wollte das Wrack beſehen, und etwa noch darauf befindliche Gegenſtände nach altem Strandrechtsbrauch bergen. Da fanden die froh erſtaunten Lootſen Helgolands das prachtvolle Erzbild, überſchüttet von ſandigem Geröll, mit Seetanggewinden von dem Meergotte umkränzt. Wenn die Ebbe eintrat und der blaue Himmel bei ſtiller Luft die Meereswellen nur wie einen Baldachin von dunkelgrünem Sammet erzittern ließ, lag die verſunkene Statue, das edle Geſicht mit den ſchönen ernſten Zügen nach oben gekehrt, Allen ſichtbar da. Die Rechte mit dem ausgeſtreckten Zeigefinger hob ſich oft über die Fluth, als wollte ſie den Helgoländern winken, ſie ſollten herbeikommen. Und ſie kamen, die ſpeculirenden Söhne des wunderbaren Felſen-Eilandes, an deſſen Geſtade die

Digitized by Google

kranke Civilisation nicht umsonst ihre schmerzenden, siechen Glieder trägt, um sie in den Umarmungen Amphitrite's wieder erstarken zu lassen. Sie kamen und mühten sich ab, bis es ihnen gelang, das völlig unversehrt gebliebene Bild aus goldschimmernder Bronze glücklich den Wogen zu entreißen.

Die Nachricht von der unerwarteten Rettung der schon verloren gegebenen Königsstatue ward in Schweden mit großer Freude vernommen. Man wollte sich wieder in deren Besitz setzen, und trat mit den Rathleuten der Insulaner in Unterhandlung wegen des zu bezahlenden Bergelohnes. Hier nun stieß aber die schwedische Regierung auf ein nicht voraus berechnetes Hinderniß. Die Summe, welche die Helgoländer für die Statue verlangten,* die nach den eigenthümlichen Gesetzen des sogenannten Strandrechtes jetzt ihnen zu eigen gehörte, war so hoch gegriffen, daß sich Schweden mit gutem Rechte weigerte, um solchen Preis das Erzbild sich wieder zu erkaufen. Helgolands bisweilen außerordentlich eigensinnige Söhne ließen aber nicht mit sich handeln. Sie beharrten fest auf ihrer Forderung, und da ihnen diese von Seiten Schwedens nicht bewilligt ward, befanden sie sich plötzlich im Besitz eines Kunstwerkes, dessen Werth sie großentheils wohl nicht völlig zu würdigen wußten. Die meisterhaft gelungene Statue hätte sich zwar auf der einsamen Klippe in der stürmischen Nordsee wohl aufstellen lassen, und würde sich dort wahrscheinlich gar nicht übel ausgenommen haben, vielleicht sogar auch ein Magnet geworden sein, welcher zahlreiche Fremde dem Eilande zugeführt hätte. Indeß die Helgoländer beabsichtigten lieber, einen guten Handel mit dem vom Schicksal ihnen zugeworfenen Funde zu machen. Um einen bedeutend ermäßigten Preis boten die Insulaner die Gustav-Adolphs-Statue der Stadt Hamburg an. Weshalb die Bürger dieser Stadt das Anerbieten von der Hand wiesen, wissen wir nicht; genug, man lehnte es ab.

Der Zufall führte bald darauf einige kunstliebende und reichbegüterte Bremer Kaufleute nach Helgoland. Sie sahen die herrliche Statue und die Lust, dieselbe ihrer Vaterstadt zu erwerben, ward in den patriotischen Bremern lebendig. Das Schiffer- und Lootsen-Völkchen der rothen Klippe war inzwischen zu der Ansicht gekommen, daß es hohe Zeit sei, sich billig zu zeigen, wenn überhaupt Erz sich in Gold verwandeln solle. Schweden, von der Forderung der Helgoländer unangenehm berührt, hatte bereits Anstalten getroffen, sich eine andere Statue gießen zu lassen, die indeß bei Weitem nicht so trefflich gelungen sein soll, wie die bei Helgoland gescheiterte. Das Gebot der Bremer ward daher nach kurzer Unterhandlung von den Insulanern angenommen. Die kunstsinnigen Handelsherren bezahlten einige tausend Thaler, und machten das so erworbene Standbild, eins der herrlichsten, welche Deutschland überhaupt besitzt, ihrer Stadt zum Geschenk.

Anfang September 1856, als eben der Gustav-Adolphs-Verein seine jährliche Hauptversammlung in Bremen hielt, ward das eherne Bild auf dem unregelmäßigen Platze „Domshaide" aufgestellt, ohne daß sich eine großartige Enthüllungsfeierlichkeit mit dieser Aufstellung verknüpfte. Was bei dieser Gelegenheit der Staat nicht für zweckmäßig erachtete, holte der genannte Verein nach. Die Repräsentanten desselben begaben sich am Tage der Aufstellung nach der Domshaide, und nachdem man das kräftige, zum Herzen dringende Lied Luthers: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" gesungen hatte, hielt Dr. Mallet, Pastor zu St. Stephani, eine ansprechende, alle Zuhörer befriedigende Rede, nach deren Beendigung der Gesang: „Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren" die kurze Feierlichkeit schloß.

Die Gustav-Adolphs-Statue erhebt sich auf einem Sockel schön polirten Gabbro's, der aus einem einzigen Stück im Gewicht von 25,000 Pfund besteht, und auf dem Harzgebirge gebrochen wurde. Das Erzbild hat eine Höhe von 25 Fuß. Die Stellung, welche der schwedische Künstler der Statue gegeben, ist würdevoll und doch völlig ungezwungen. Der linke Fuß schreitet vor, die linke Hand ruht über dem Knauf des breiten Schwertes, und während das edle, frei blickende Antlitz nach links steht, deutet die Rechte nach der andern Seite, als wolle sie die Aufmerksamkeit des Beschauers dahin lenken. Der Zufall wollte es, daß diese Rechte des ehernen Bildes, das uns den protestantischen König, Held und Sieger in solcher Vollendung vor Augen führt, gerade nach dem uralten, ehrwürdigen Dome Bremens, der Hauptkirche der Protestanten jener Stadt, hinweist. Und so scheint denn dieser eherne Zeigefinger der schwedischen Königsstatue allen Verehrern und Angehörigen Luthers immer und immer zuzurufen: „Hier lasset uns Hütten bauen", und diesem Zuruf das Feldgeschrei des Siegers in mancher heißen Schlacht noch hinzuzufügen: „Gott mit uns!"

* Irren wir nicht, so waren es 30,000 Bankthaler.

Amerikanische Skizzen.

Von B. Dalei.

II. Ein Kinder-Friedhof.

Schon in der Zeit meines Aufenthalts in New-York wurde mir da und dort, wenn von Lustpartieen in's Freie, Ausflügen in die schönsten Umgebungen New-Yorks die Rede war, der Name „Greenwood" (wie die gewöhnliche Abkürzung lautet) mit besonderer Auszeichnung genannt, und die meisten, die den Ort von eigener Anschauung kannten, sprachen mit wahrer Begeisterung von dessen Herrlichkeiten. Kein Wunder daher, wenn sowohl der denkende Naturfreund, wie der bloße Müßiggänger, gleich lüstern gemacht wurden, und in überraschend verstärktem Grade, wenn sie auf einmal vernehmen mußten, der in Rede stehende Ort sei im Grunde kein Lustgarten, sondern ein — Kirchhof.

Selbst die Urtheile viel- und weitgereister Personen, Schriftsteller und Künstler, die auch die Begräbnißstätten fremder Länder gesehen, wo der Todtencultus sich als ein wichtiger Theil der Volksreligion entfaltet und die Gräberpoesie einheimisch ist, stimmen sämmtlich darin überein, daß an harmonischer Einheit des Planes wie in der Großartigkeit der Ausführung das amerikanische Greenwood nicht seines Gleichen habe.

Weil der Zutritt in Greenwood kein unbedingt freier ist, so hat sich Jeder, der die Partie zu machen gedenkt, vorerst nach einem sogenannten „Ticket" (Karte) umzusehen, oder an eine Familie anzuschließen, die in Greenwood bereits eine Art Heimathsrecht, d. h. ein einzelnes Grab oder einen ganzen Familienbegräbnißplatz eigenthümlich besitzt, und sich durch ein förmliches Zeugniß als solche auszuweisen im Stande ist. Wer eine solche Familie nicht kennt, die ihm die Karte borgt oder mit welcher er zugleich den Spaziergang machen kann, der verschafft sich ein Ticket gewöhnlich erst in Brooklyn (das am Wege liegt), und zwar einfach dadurch, daß er in den nächsten besten Sargladen an der Straße tritt, und für so und so viele Personen sich eine Karte erbittet, die er gewöhnlich unentgeltlich und zuvorkommend erhält, weil er ja möglicherweise durch diese Gelegenheit einmal selbst ein Kunde für den Sarghändler werden, oder eine andere Kundschaft ihm zusenden kann. Die Kärtchen, die blos die Gültigkeit des Besuches für so und so viele Personen, ohne Namen enthalten, sind alle von grauer Farbe, und müssen in Greenwood an den Thorhüter abgeliefert werden.

Der deutschen Familie R. war im Winter 1853 ein gar liebliches, kaum einjähriges Knäblein gestorben, das der Vater und etliche Bekannte bei Regen und Schnee in einer eigenen Miethkutsche nach Greenwood gebracht und dort beigesetzt hatten. Das Kind war ein Liebling der Mutter, die zur Zeit durch Krankheit gehindert war, es zur Ruhestätte zu begleiten. Sie sprach darum öfter davon, im nächsten Frühling an einem schönen Maitag das Grab des Kindes besuchen zu wollen, um ihm vorläufig, bis ein passendes Denkmal gefertigt sei, ein Rosenstöckchen zu pflanzen. Dies gab mir die beste Gelegenheit, dem Ziel eines lange genährten Wunsches nahe zu kommen, und im Interesse des Lesers beginne ich mit der Abfahrt von New-York.

Der berühmte Friedhof liegt weit außerhalb der Stadt über dem Hudson, etliche Meilen hinter Brooklyn, auf der Insel Long-Island, und um dahin zu gelangen, muß man über's Wasser, wozu man sich beliebig der Fultonfähre, oder jener an der soge-

Digitized by Google

nannten Battery, am obern Ende des Castle-Gardens (eines anmuthigen Parks an der New-Yorker Bai) bedienen kann.

Vater und Mutter R., ein etwa achtjähriges Töchterlein, das einen frischen Rosenschößling in einem weißen Handkörbchen verwahrte, und ich setzten uns an einem schönen Maitage gegen zehn Uhr Vormittags in einen Omnibus, der uns von der Zweiten Straße aus durch die Bowery, Chathamstreet, am freundlich gelegenen Park der City-Hall vorüber, auf die New-Yorker Paradestraße, den Broadway, brachte, und von da an die Brooklyner Fähre in der Nähe von Castle-Garden.

Nahe am Landungsplatz in Brooklyn stehen gleich ganze Reihen Omnibus, die, extra für die Greenwood-Passagiere bestimmt, ihren Fahrplan ꝛc. an beiden Seiten des Dachgesimses mit großen Buchstaben in Oelfarben aufgeschrieben haben. Wir waren bald eingestiegen und fuhren in Gesellschaft von Amerikanern, Männern, Frauen und Kindern, theils schon durch Trauergewänder, mitgeführte Blumenkränze, Blumenscherben ꝛc. als Wallfahrer der Gräber bezeichnet, theils mit andern, die blos zu ihrem Vergnügen denselben Weg zu machen schienen. Auf der schönen breiten Straße, die rechts an niederem etwas ödem Sumpfland des nahen Hudsons über etliche Holzbrücken, und links an grünem Garten- oder Hügelland vorüberführt, rauscht und wogt ein frisches Leben von Wagen, Reitern und Lustgängern; ein Omnibus begegnete dem andern, oft vollgeladen bis auf's Dach, und die meisten im Hinweg Blumen und Blumengefäße, Baum- und Strauchsetzlinge mit sich führend, zum Schmucke irgend eines geliebten Grabes bestimmt.

Angekommen am Standplatz der rückfahrenden Omnibus, steigt weitaus die Mehrzahl aus dem Wagen, um die kurze Strecke bis zum wirklichen Eingang des Friedhofs zu Fuß zu machen, vorerst aber, nach einer allgemeinen Sitte der Greenwood-Wallfahrer, sich an der frischen krystallreinen Quelle in der Nähe der Straße zu laben, im Schatten der Bäume und des auf Säulen ruhenden Brunnendaches etwas zu rasten.

Ganz nahe sind Restaurationen geöffnet; aber selten gibt ihnen ein Pilger den Vorzug vor der luft- und kostenfreien Naturbewirthung am Brunnen, als stände diese Quelle und der Trank daraus in irgend einer geheimnißvollen Beziehung zum heiligen Gang auf den Friedhof. Es führen offene Stufen zum Brunnenstock, und fortwährend stehen Gläser bereit für die Gäste, wo Einer dem Andern, namentlich Frauen und Kindern gegenüber, gern gefällig ist zu dienen durch etliche Züge am leichtbeweglichen Pumpwerk.

Die Straße links leitet zum Friedhof, und im Vorüberwandeln erblickt man am rechten Stand des Weges eine Werkstätte mit etlichen Steinmetzhütten, wo gleichsam ein offener Markt von Grabsteinen in allen möglichen Formen, je nach Bedürfniß und Geschmack, die Vorübergehenden zum Kaufe ladet. Noch wenige Schritte an ein paar Gärten und Gartenhäusern vorüber, so stehen wir am eigentlichen Eingang zum Friedhof. Hier erhebt sich ein dunkelbraunes massives Gebäude, das in der Mitte seines unteren Theiles von einer Durchfahrtshalle gleichsam durchbrochen ist, zur Passage für Wagen und Reiter.

Das Erste, was uns in die Augen fiel, nachdem wir den Thorweg durchschritten und dabei unsere Karte abgegeben, waren rechts frische Grasflächen und sanft ansteigende laubgrüne Hügel, und hoch auf einer hervorstechenden Waldhöhe eine Art Villa, das Wohnhaus des Inspectors; links eine Thalfläche, in deren Mitte ein klares, stilles, kaum merklich fließendes Wasser, an dessen Ufer das an ein Kirchengebäude mahnende Maschinenhaus, um zeitweise die zerstreuten Springbrunnen zu speisen. Ganze Schaaren von weißen Tauben flogen hin und wieder, und fielen wie große glänzende Schneeflocken oder fliegende Lilienkelche zwischen das Laub- oder Wiesengrün, zum kurzen Rasten und Spielen.

Wir hielten uns links und passirten etliche Ueberbrückungen, und je weiter wir vordrangen, öffnete sich unsern erstaunten Augen, die immer den „Kirchhof" suchten, eine wunderbare Parkanlage der mannichfaltigsten An- und Aussichten, im lieblichsten Wechsel von Thal und Hügel, Gras- und Blumenoasen, Bächlein und Seeteichen. Sonnenfreie und dunkelschattige Stellen, Fernsichten und heimliche Blätterklausen, offene Luftwäldchen und labyrinthische Baumgänge, Rosen- und Fliederbüsche, Trauerweiden und Cypressen, Linden und Cedern mischten ihr reizendes Formenspiel, tauschten ihre erfreuenden Lichter und erquickenden Schatten, und mitten aus dem Baum- und Blumengewimmel, bald von der Höhe herab, bald von der Tiefe herauf, zerstreut oder dichter aneinander gereiht, schimmerten und glänzten die blendendweißen Marmordenkmale mit ihren Spitzen und Kuppelformen, mit ihren vielfarbigen Glaskugeln und Goldkreuzen, gleich den Gebilden eines Feentraums.

Gelbsandige Fahr- und Reitwege, Lustpfade laufen nach allen Richtungen, auf und ab, in allen denkbaren Schlangenwindungen, bald in düsteres Waldesdunkel, bald auf sonnenbestrahlte Grasflächen, zu versteckten geheimnißvollen Flüsterstellen, zu freien weiten Aussichtspunkten führend; und von diesen wieder herab in's engfriedliche Thal, wo Grabstätten der Menschen wie ewige Blumengärten und die Schrecken des Todes alle, in der Wirklichkeit wie im Gedanken, unter tausend Rosen und poetischen Zauberlichtern so wunderbar verhüllet liegen.

Der in Amerika sonst so seltene Vogelgesang, hier in den stillen Räumen des Friedhofs ist auch er wieder heimisch, und die hellen wie die zwitschernden Stimmen fließen doppelt lieblich in's deutsche Herzohr, das sie besonders im Anfang des fremdgestalteten Lebens, in den Stunden des Heimwehs oft schmerzlich vermißt.

Die mich begleitende Familie hatte vor Allem ein Interesse, die Kindergräber zu besuchen, und so stiegen wir mit dem Vorhaben, Alles nur flüchtig Gesehene und bei Seite Gelassene auf dem Rückwege um so besser zu genießen, links eine Anhöhe hinan, an deren Fuß ein silberner Wasserspiegel ausgebreitet lag, zu dem sich eine ganze Allee von Trauerweiden hinab und unten im Kranz um das Ufer des Teiches zog. Ruhesitze, im Schatten der Trauerweiden zerstreut, luden zur Rast, zu elegischen Betrachtungen und Stimmungen unwillkürlich ein. Doch wir weilten nur flüchtigen Blickes darauf.

Angelangt auf einer großen Hügelfläche, nach den Seiten etwas dachförmig sich neigend, standen wir vor den unzähligen Reihen der Kindergräber, eins an's andere, wie Pflanzen- und Blumenbeete in einem weiten Gartenfelde, sich anschließend. Wo keine vorragenden Grabzeichen oder leicht unterscheidbare Merkmale zu dem gesuchten Grabe leiten, kann allein die Lotnummer, die einen ganzen District umfaßt, neben der einzelnen Grabnummer zum Ziele führen. Und doch hat man oft lange zu suchen, denn die Nummern steigen in die Tausende. Neben den alten Abtheilungen entstehen immer wieder neue und erschweren das Suchen, so lange weiter Nichts als kleine Nummerpfähle oder Nummerbretchen die einzelne Schlummerstätte bezeichnen. Das Grab, das wir suchten, lag innerhalb der Lotnummer 4558 und seine Reihennummer in einer ganz neuangelegten Gräberreihe war 148. Der Vater hatte sich die Stelle wohl gemerkt und bald war das Rosenstöckchen auf dem kleinen Hügel dem todten Liebling zu seinen Häupten gepflanzt, und es fehlte ihm, dem ersten Opfer aus der Familie in der fremden Erde, zur ersten Weihe nicht an Thränen der Mutter und des Schwesterleins.

Allgemein gelten die Kindergräber, die doch äußerst selten mit Denktafeln und Grabschriften verziert sind, für das Interessanteste und Schönste in der meilenweiten Todtenstadt, und wer blos das gewöhnliche amerikanische Marktleben aus der täglichen Erfahrung kennt, fühlt sich über alle Maßen überrascht, hier auf den Kindergräbern soviel Herzwärme und Phantasie, ein tiefpoetisches Gemüthsleben entwickelt zu sehen. Mancher findet es fast unglaublich und möchte gern an bloße Nachäffung einzelner seltener Beispiele denken, oder sieht sich auf einmal in eine Welt versetzt, von der er schwören wollte, sie könne Alles, nur nicht amerikanischen Ursprungs sein. Aber was wir sehen, ist ja hauptsächlich ein Ausdruck des Muttergemüths, und die nähere Erwägung dieses Umstandes mag allmählich auch den Ungläubigsten auf die Spur einer natürlichen Erklärung führen. Abgesehen von der kranken Sectenschwärmerei, die wie eine Art religiöser Hektik das amerikanische Volk und namentlich seine Frauen beherrscht, — oft bis zum Grade einer wehthuenden Entstellung eines sonst verständigen und liebenswürdigen Weibes, — hat Amerika ausgezeichnete Mütter, wie ganz besonders im wohlhabenden Farmerstande, so wie auch in mittleren Bürgerkreisen der Handwerker, Kaufleute und Geistlichen, namentlich Quäker, Unitarier, bis hinauf in die höchsten Regionen der Großhändler und Staatsmänner. Es ist eine bekannte Thatsache, daß in Amerika im Allgemeinen, wie verkehrt es auch in mancher Hinsicht geschehen mag, bei Weitem mehr Geld, Zeit und Sorgfalt auf die geistige und sittliche Ausbildung der Mädchen verwendet wird, als auf jene der Knaben, wo schon früher das einseitige, praktisch geschäftliche Interesse jedes andere absorbirt.

Digitized by Google

Halten wir eine flüchtige Musterung und heben nur einige zur näheren Betrachtung besonders hervor.

Hier ein Kindergrab mit einem Blumenrasen bedeckt, wo zwischen Gras und Blumen eine ganze kleine Heerde weidet, schneeweiße Lämmlein, von knieenden, sitzenden oder stehenden Engeln und Genien bewacht, die blendendweiß aus den flüsternden Gräsern und den nickenden Blumen ragen, von goldenen Bienen umschwärmt, von farbigen Schmetterlingen umgaukelt. Es sind Figürchen aus Gyps, wie wir sie oft bei hausirenden Italienern sehen, nicht selten wirkliche Kunstwerke der edelsten Formen und Stellungen und nehmen sich im dunkeln Grün und Blumenlicht allerliebst als Grabfiguren aus, die entweder betend die schön gebildeten Händchen falten oder Hirtenstäbe, verschiedene Attribute und Symbole tragen. Hier ein die Fackel senkender Genius, dort ein Engel, der ein Täubchen an's Herz drückt; ein anderer, der eine Weiheschale ausgießt; dieser einen Kranz oder eine Krone niederlegend, jener ein ganzes Nest voll zappliger Vögelchen mit dem niedlichen Fingerlein ätzend oder mit Seifenblasen spielend. Nebenan eine für jedes zarte Menschenherz fast hörbare Himmelsmusik auf dem Blumengrab: Harfen und Flöten spielende Engel, während ein holdes Kinderpärchen sich küssend einander in den schön gerundeten Armen liegt. — Wie sinnvoll Alles, nicht auszusprechen auf so mildschöne und dennoch so tief eindringliche Weise durch die kostbarsten Mausoleen und Goldschriften!

Dort ein anderes Grab. Das bunte Spielzeug des Kindes, womit es in den kurzen Rosentagen seines Lebens sowohl sich selber, als das Auge der zartliebenden Mutter, des treusorglichen Vaters, der theilnehmenden Verwandten und Bekannten spielend erquickte, ist rings auf dem grünsammetnen und blumengestickten Hügelchen zerstreut. Fast will es unser Herz gemahnen, als ob das kein Grab, sondern der frühlingshelle Spielplatz des Kindes sei, das eben kurz vorher denselben heiter verlassen hätte, um in Bälde und noch heiterer wiederzukehren zur Fortsetzung seiner unendlichen Freuden im engsten und doch so himmelweiten Raume der Kinderstube, worin die Mutterliebe die erste Gottheit und der schönste Engel in tausend Verwandlungen ist, unter immer neuen Hüllen immer himmlischer strahlend. Die Art der Spielsachen verräth es sogleich, daß der kleine Todte ein Knäblein gewesen. Die kleine Trommel, roth und weiß im Zickzack bemalt, die winzigen, in zierlicher Rundung gedrechselten Schlägelchen daneben gestreut. Wem schweben dabei nicht augenblicklich auch die noch zierlicher gerundeten Aermchen und Händchen des Mutter- und Vaterlieblings vor den Augen, der einst mit diesen Schlägelchen die Trommel gerührt und das einsame Stubenleben der Mutter mit einem lebendigen Wiederhall des Markt- und Straßenlebens unterbrochen, und es manchmal vielleicht nur zu lebendig betrieben hat? Das feuerfarbene Uhlanenmützchen mit dem blutrothen Lanzenfähnlein, ein gelbglänzendes Waldhörnchen und eine mit baumelnden Quasten verzierte Kriegstrompete liegen durch- und übereinander gewürfelt, während etliche Miniaturen von Sternenbannern in aufrechter Stellung eine Art Fahnenwache halten. Das braunröthliche Flintchen mit weißem Blechrohr, das Säbelchen in der Messingscheide sind an den Sattelknopf des federbuschigen Schaukelpferdchens gehängt, dessen niedliches silberhelles Halsgeschell man mitten aus dem Freudenlärm heraus noch zu hören glaubt, als der kleine Republikaner sein wildes Schlachtroß in der Parade getummelt vor den Augen seiner Lieben und Mitgespielen. Die gelben Steigbügelchen an rothen Lederriemen hängen noch immer blank herab, in gespannter Erwartung, dem muthigen Reiter zu einem neuen Ritte in's Paradies der Kindheit zu dienen.

Neben diesem, in ein eigenes Rosen- und Liliengärtchen mit silberweißen Stacketen eingeschlossen, hebt sich ein anderes Grabhügelchen, auf dem uns das umhergestreute Spielzeug sogleich beim ersten Anblick das Bild eines etwa dreijährigen Mädchens vor die Seele zaubert. Auf einem Spieltischchen ist das Nürnberger Küchengeräth in allerliebster Unordnung zur Schau gestellt: ganze und zerbrochene Porzellantellerchen und Täßlein, mit Blumen und Goldrändern verziert; buntfarbige Schälchen und Schüsselchen, ein blaukrystallenes, gold- und rosengeschmücktes Trinkgläschen, in dessen Mitte ein geflügeltes Engelsköpfchen schwebt, aus strahlendem Lichtgewölk selig lächelnd. — Auf einem winzigen Küchenkästchen in Reihe und Glied gestellt paradiren Zuckerhütchen, aus ihren blauen Packpapieren wie halbvermummte silberhaarige Zwerglein aus blauen Mäntelchen lugend oder als fernblaue Miniaturalpen mit beschneiten Gipfeln. — Die hübsche Puppe, mit einem schimmernden Brautkränzchen geschmückt, als wäre sie des Hochzeitsfestes eben gewärtig oder mitten darin unterbrochen worden, ruht einsam und traurig in der Ecke ihres rothsammetnen Sopha's. Ersehnt sie vielleicht mit Ungeduld den Anfang oder die Fortsetzung der Feier, die holde Rückkehr der Brautmutter erwartend, ihre Gespielin und Herrin, Mütterlein und Mitpuppe in einer Person? — Zu ihren Füßen sammelt eine Gluckhenne mit rundgebauschten Flügeln ihre trippelnden Hühnchen um ein niedliches Porzellanfigürchen, ein allerliebstes, rundgegliedertes Kind im kurzem Silberhemdchen, mit einem Händchen lockend, mit dem anderen Futter streuend.

Ueber ein himmelblaugepolstertes Tabouretstühlchen ist ein Rosakleidchen geworfen, ein Paar schneeweiße Strümpflein darüber gestreut und daneben am Boden stehen zwei rothsaffianene Schühlein, als wären sie so eben durch Mutterhand vom runden Kinderfüßlein abgelöst und zur Seite gestellt, bis auf morgen, wenn der Liebling, den sie so eben mit Muttersegen in's Wiegenbettchen gelegt, an ihrem Herzen wieder auf's Neue zum Licht erwacht. — Auf einem zweiten Tischchen neben einer Kinderhaube mit Rosaband liegt eine lange, reiche Locke goldenen Haares, eine Naturblüthe des Kinderhauptes.

Und blicken wir länger und länger in brütenden Gedanken auf diese Denkzeichen der Kinderwelt, so füllt sich das leere Röcklein und sichtbar wächst die ganze liebliche Kindesgestalt, wie sie leibte und lebte, aus den rothen Saffianschühlein bis zum blühenden Lockenhaupt vor unseren Augen empor.

Ich sah eine Mutter an dem Grabe ihres Kindes knieen, sie hatte die Puppe ihres unter dem Rasen ruhenden Lieblings in der Hand, und legte ihr unter zahllosen Thränen ein neues Kleidchen und neue Strümpfe an, als könnte in der nächsten Minute der blonde Lockenkopf ihr entgegenspringen, und beim Anblick der neugeputzten Puppe das so oft gehörte liebe Wort flüstern: „Danke Mama — meine gute liebe Mama!"

Diese eben geschilderten Reliquien ruhen unter Schutzdächern von Glas, in Form von etwa drei bis vier Fuß hohen Zelthütten. Manche — augenscheinlich die Kindheitsschätze der Aermeren — liegen völlig frei, der Unbill jeder Witterung ausgesetzt, und bieten natürlich nach einiger Zeit einen traurigen Anblick: Tod unter dem Hügel und auch Tod über demselben im Erbleichen und Verwittern all' der Symbole und Zeichen, die an ein Liebes und Theures auf freundschaftliche Weise noch für längere Zeit erinnern sollten. Die von Gypsfigürchen belebten Gräber können gar leicht von Zeit zu Zeit wieder auf's Neue bevölkert werden, so lange noch ein lebendiges Herz daran hängt, sie geschmückt zu sehen. Andere sind wieder, statt durch geschlossene Glashüllen, blos durch offene Schirmdächer geschützt, aus Holz oder Blech verfertigt, mit dunkler oder lichter Farbe bemalt.

So in der größten Mannichfaltigkeit geziert, reihen sich zu Tausenden die Kindergräber, manche mit geschmackvollen Holz- und Eisengittern eingefaßt oder ganz frei zwischen Blumen- und Grasrabatten ruhend; in Rahmen von Wintergrün, Rosen- oder Hollanderhecken, von Trauerweiden, Cypressen u. s. w. beschattet. Einige haben neben der Reliquienzier auch noch andere Denkzeichen, meist aus blendend weißem Marmorstein gebildet, in Kreuz-, Pyramiden-, Säulenform u. s. w. mit kurzen und langen Inschriften. Jene Gräber mit Glasgehäusen, denen weitere Denkmäler fehlen, haben mitunter innen an den Glaswänden auf lange und breite Papierstreifen Sprüche oder Nachrichten aufgeschrieben, die mehr oder weniger interessiren.

Bei einigen zeigt der Spielmarkt neben Katze und Pudelhündchen sehr niedliche und künstlich gearbeitete Eisenbahn- und Dampfschiffmodelle; dort ein schnäbelndes Taubenpaar, hier ein volles Lerchennest und die sorgliche Lerchenmutter eben bemüht, die kleinen Schreihälse mit Leckerbissen zu stillen. In dem einen und andern der Glaskästen waren sogar die Lichtbilder der Verblichenen aufbewahrt: also die ganze Kinderseele im offenen Angesicht. Ein Blick in ein liebes Menschenantlitz, überhaupt das Bild eines Geliebten: gewiß das schönste und umfassendste Denkmal, das im Reiche der Erinnerung ein liebender Mensch dem andern, sogar der Todte noch bieten kann!

Blätter und Blüthen.

Vierzig Millionen Centner reines Silber! Vierzig Millionen Centner reines Silber? Ja. Und zwar flüssig für Jedermann. Neugroschen oder Silbergroschen davon geschlagen — und jedes Mitglied der traditionell auf 1,000,000,000 Stück geschätzten Menschheit hat alle Taschen voll kleines Geld, das Jeder hübsch gleichmäßig in die rechten und linken Taschen vertheilen mag, sonst lernt er schief gehen. Auf jeden Menschen kommen zwar blos etwas über vier Pfund dieses reinen Silbers, aber gehörig zu Silbergroschenmasse gemischt und dann gemünzt, gibt es alle Taschen voll und noch mehr. Und zwar reine Zuthat zu den jetzt schon flüssigen Groschens der Menschheit! Freilich müßte es erst gefischt werden, und das hat seine Schwierigkeiten.

Die Sache ist, daß in den erdumgürtenden Oceanen vierzig Millionen Centner gediegenen Silbers umherschwimmen und sich Heringe und andere Fische ihre Panzer damit plattiren, auch Pflanzen davon naschen, Menschen aber aus dieser ungeheueren, unverschlossenen, wenn auch feuerfesten Geldspinde keine besonderen Zahlungen leisten. Wenigstens ist der Profit aus dieser entdeckten größten Silbermine bis jetzt nur ein wissenschaftlicher.

Den Naturforschern von Profession ist längst bekannt, daß drei Chemiker hinter einander, Malaguti, Dürocher und Sarzeaud, metallisches, reines Silber in dem Meerwasser entdeckten und daraus gewannen. Das Ergebniß der genauesten und zahlreichsten chemischen Analysen von Meerwasser, an der Küste von St. Malo geschöpft, war, daß je 100 Kilogramms dieses Wassers ein Milligramm reines Silber enthalten. Mit anderen Worten: unter hundert Millionen Tropfen Seewasser ist erst ein Stück reines Silber so schwer wie ein Wassertropfen. In einer geographischen Kubikmeile Seewasser sind ungefähr zwölf Pfund Silber. So weit man die Tiefe und Ausdehnung aller Oceane kennt, müssen darin, nach Berechnung ihres Kubikinhaltes, mindestens 40,000,000 Centner reines Silber enthalten sein.

Das ist ein Gegenstand. Das ist mehr, als man jemals wird aus der Erde bergwerken können, nur daß wir bis jetzt keine Netze erfunden haben, es mit Profit herauszufischen. Chemisch immer hundert Millionen Tropfen zu besteuern, um ihnen Alles abzunehmen und dann nur einen Tropfen zu gewinnen — das verlohnt sich nicht der Mühe. Wir müssen also dem Meere seinen Reichthum lassen und gestehen, daß die Bewohner des Salzwassers im Ganzen reicher sind, als wir auf dem Trocknen. Die Dichter, welche von silbernen Wogenkämmen und vom silbernen Schaum des Meeres — echtem Meerschaum — singen, machen damit dem alten Ocean nicht blos kein leeres Compliment — im Gegentheil, er klimpert mit viel tausend Millionen Zweithalerstücken — sondern sprechen damit auch eine naturwissenschaftliche Thatsache aus.

Als diese hat die Entdeckung allerdings schon Werth genug. Man hat schon unzählige Male die Bestandtheile des Meerwassers auf das Genaueste und Feinste chemisch analysirt und die kleinsten Proportionen gefunden, gewogen und gemessen, aber erst neuerdings die ersten Spuren von den vierzig Millionen Centnern Silber darin entdeckt. Wie viele andere Centnerlasten von Kraft und Stoff mag bis jetzt die Naturwissenschaft übersehen, goldene und silberne Schätze und Wahrheiten, die noch Niemand ahnt und die sich plötzlich ein Mal mit Millionen-Centner-Wucht aus der ewigen Schöpfung hervordrängen und die ganze Wissenschaft revolutioniren mögen!

Aber wo hat Urvater Ocean alle diese Tasse her? Haben's die Flüsse ihm aus den Taschen der Menschen zugespült? Faule Hypothese! Diese haben selber nichts übrig. Außerdem ist uns nicht bekannt, daß die Flüsse durch die Taschen der trocknen Menschen laufen, die Geld haben und sich vor Nässe und Rheumatismus sehr in Acht nehmen. Das Weltmeer hatte eher Tasse, als Eva vom Apfel biß. Chemiker entdeckten Silber in vorsündfluthlichen Steinsalzlagern. Silber kommt auch in Steinkohlen vor. Und als diese wuchsen, war noch lange nicht an Menschen zu denken.

Noch interessanter ist, daß nicht blos Fischschuppen von echtem Silber sind (wenigstens echt plattirt), — sie wurden also damit nicht „beschuppt" — sondern auch Thiere und Pflanzen manchen Silbergroschen ohne Kupfer in ihren Adern und Zellen-Täschchen verbergen. Ein Chemiker analysirte reines Silber aus dem Blute eines ganz gemeinen Ochsen. Aus der Asche der Eiche, Birke, Espe, Esche u. s. w. gewann man Silber. Die Silber-Birke ist kein leerer Wahn. Silber in Thieren und Pflanzen, die fern vom Meere wuchsen. Daraus folgt, daß die Natur überall mit echtem Gelde zweit, nicht mit werthlosen Spielmarken. Im Meere geht's nur etwas höher her. Es ist mehr Wohlstand, mehr Reichthum verbreitet im größten Königreiche der Erde, dem des Neptun. Die Seegewächse bereichern sich, während sie wachsen. In deren Asche findet man viel mehr Silber, als ihnen nach der Vertheilung im Meere zukommen würde, besonders in fucus serratus, fucus cornoides u. s. w. Sie enthalten sechsundzwanzig Mal mehr Silber, als die Luft, in der sie leben, nämlich das Seewasser. Sie entstehen, wurzeln, wachsen im Wasser, haben also den Trieb und die Kraft, sich aus der gemeinschaftlichen Casse zu bereichern. Und wie der höhere Staatsbürger trotz aller allgemeinen Bruder- und Schwesterliebe sich lieber an Zeitgenossen anschließt, die mehr Geld haben, als an die mit wenig Geld und Gut, könnte es auch kommen, daß der Beherrscher der Meere und Länder sich weniger um das zu weit und breit im Meerwasser verwässerte Silber bekümmert, als um die sechsundzwanzig Mal reicheren Seegewächse. Diese mögen sich mit tausend zarten Fäserchen abmühen, dem Meere die Silber-Atome abzufischen. Der Mensch kommt hernach, schließt Freundschaft mit ihnen und nimmt ihnen die gesammelten, wenigstens sechsundzwanzigfach concentrirten Schätze ab. Das Aussilbern der Meeresgewächse (dieser Silberfischer im Meere für den Menschen) könnte sich schon lohnen, wie man auch neuerdings beim Reinigen des Blei's die ungemein geringen Beimischungen von Silber mit Nutzen nebenbei mit concentrirt. So ist wenigstens eine Besteuerung des Meeres für die Herren des Trocknen nicht unmöglich. Und in dieser Bedeutung gilt's immer in des Wortes verwegenster Bedeutung: „Was gemacht werden kann, soll gemacht werden."

Die Engländer mit ihrem praktischen Sinn für's Solide (und was gäb' es Solideres, als vierzig Millionen Centner Silber, wenn sie hübsch beisammen wären?) sind übrigens bereits auf dem Wege, ein paar Tausend oceanische Steuereinnehmer anzustellen. Professor Faraday hielt neulich in der „Royal Society of London" einen Vortrag über die Analysen Frederik Field's, die er mit alten äußeren, metallischen Beschlägen der Schiffsfiele vorgenommen. Field fand Folgendes: „Da eine Auflösung von Silber-Chlorid* und Sodium-Chlorid sich durch Berührung mit Kupfer zersetzt, indem sich Kupfer-Chlorid bildet und Silber niederschlägt, hielt ich es für wahrscheinlich, daß Kupfer und das sogenannte „gelbe Metall", womit Schiffsbäuche außen beschlagen werden, an alten, vielgebrauchten Schiffen mehr Silber enthalten könnten, als gewöhnliches Kupfer, da lange Berührung mit dem Seewasser das Silber-Chlorid darin zersetzen und Silber ansetzen müßte. Der Capitain eines sieben Jahre lang gebrauchten Schiffes gab mir einige Unzen gelbes Metall vom Kiele außen. Es war so dröcklig, daß man es in der Hand zerdrücken konnte.

Ich löste 5000 Gran auf und analysirte 2,01 ($2^1/_{100}$) Gran Silber daraus. Das gäbe aus der Tonne (20 Centner) über 31 Loth Silber. Kupfer und „gelbes Metall" enthält selten so viel. Ich fand auch, daß dieselbe Metallmasse im Innern der Kajüte, wo es nicht dem Seewasser ausgesetzt, aber eben so lange im Schiffe war, acht mal weniger reines Silber enthielt."

Nun das ist der Weg, oceanische Steuereinnehmer unter den Schiffsbäuchen anzustellen. Während diese die Wogen pflügen, müssen die Kupferbeschläge chemische Ernten sammeln.

Mr. Field hat vorläufig einige stille Einnehmer der Art im stillen Oceane auf Probe angestellt: hölzerne, von allen Seiten durchlöcherte, mit reinem Kupfer gefüllte Kasten, durch welche das silberreiche Meer nun ziehen muß, um unbewußt ein silbernes Scherflein in die Büchse zu werfen, und dann weiter zu ziehen und anderen Almosenspendern Platz zu machen. Nach einer Weile will Mr. Field die Büchsen wieder herausziehen und zusehen, ob die reichen Meereswogen dem armen, stillen Bettler Kupfer erklecklich viel atomistische Silbermünze in die Büchse geschmissen haben. Findet er, daß das reiche Meer nicht knickerig gewesen, und sich diese stille Bettelei der Mühe verlohnt, will man mehr plebejes Kupfer in's Meer schicken, um es versilbert wieder herauszuziehen, ihm dann den Bettelkorb auszuleeren und als kupfernes Bettelstreicher zu entlassen. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan. Der Mohr kann gehen."

Im Ganzen haben wir nichts gegen diese versuchten Attentate auf die Schätze des Meeres. Es hat zu leben und kann von den 40 Millionen Centnern abgeben, ohne zu verderben. Diese chemisch-praktische, wissenschaftliche Besteuerung ist honoriger, als die Indiens mit Tortur. Sie ist nobel, da der alte Ocean nicht in Ketten gelegt, nicht mit Daumer-Schrauben mißhandelt, sondern ein freiwilliger Steuerzahler bleiben wird.

* Ich übersetze die englischen Bezeichnungen, die mit den in der deutschen Chemie-Sprache nicht wörtlich übereinstimmen. Chemiker mögen das Uebersetzte übertragen.

Allgemeiner Briefkasten.

K. L. in Dr. Ist das Scherz oder Ernst? Uebrigens enthält Ihre Zuschrift auch eine Unwahrheit. Seit fünf Monaten brachte die Gartenlaube sieben Novellen von sechs verschiedenen Autoren.

L. v. K. in St. Wir bescheinigen Ihrem Wunsche gemäß, daß wir die Gedichte empfangen und nicht aufnehmen werden.

L. v. St. in Nof. Bitten dringend, keine Einsendungen mehr zu machen. Die Fehrbelliner Affaire ist eine zu — alte Affaire.

M. L. in Hdbg. Etwas Emancipation, schöne? Dame, aber jedenfalls fest und sicher. Das Sonett ist sehr gelungen.

L. St. in Frbg. Die junge Dame, welche Ihnen vor Kurzem geschrieben, hat uns mit ihrem Besuche erfreut.

L. W. in L. Auch die zweite Skizze ist gelungen — bis auf den Schluß, der uns gesucht erscheint. Wir werden noch darüber mit Ihnen conferiren.

G. H. in P. Das Gedicht ist dem Künstler zur Illustrirung übergeben.

Th. Grfgr. in St. Bitten, die beiden avisirten Artikel zu senden.

D. Red.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das **1.** Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das **2.** Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Nº 14. Die Gartenlaube. 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Blätter aus der Kriſis.

Von Ludwig Rein.

Nr. 1. Fabrikantenbrod.

Kein Stück Torte, nicht Marcipan und ſüßliches Biscuit, — ein Stück Fabrikantenbrod, genommen aus dem Schranke der Gegenwart, tiſche ich hier auf für die Leſer.

Die Namen des Ortes und der Perſonen thun nichts zur Sache, — ſie werden verändert oder gar nicht ausgeſchrieben ſtehen. Genug, daß die Sache nicht erfunden iſt. Die geſunde Koſt iſt jeder Zeit mehr werth, als der Küchenzettel, und mancherlei Rückſichten beſtimmen mich, den Küchenzettel zu fälſchen und nur die Koſt im Auge zu behalten.

In einem ſ—ſchen Fabrikdorfe qualmten die Schornſteine, welche hoch emporragten über die Gebäude des umfangreichen Etabliſſements. Es war kurz nach der Leipziger Oſtermeſſe vorigen Jahres. Ein gar reges Leben herrſchte in den Arbeitsſälen, auf dem Hofe, auf der anſtoßenden Wieſe, auf welch letzterer ſich eine Reihe von Tuchrahmen befand. Zwiſchen Wieſe und Hof lag ein hübſcher Garten, und hier ſaß der Fabrikant, Herr L., in der Laube. Der alte Herr — ſo wollen wir ihn nennen — hielt eine der erſten Nummern des „Ernſt Heiter“ in der Hand, welche Zeitſchrift, redigirt von Adolph Glaßbrenner, damals ſeit etwa einem halben Jahre in's Leben getreten war.

Der alte Herr ſenkte die Hand mit dem Zeitungsblatte nieder auf ſein Knie. Nachdenklich erhob er die Hand wieder und las lächelnd von Neuem. Er ſtand dann auf, verließ die Laube, ſchritt auf dem Sandwege des Gartens hin und her, — aber das Zeitungsblatt ließ er nicht aus ſeiner Hand.

„Der Mann hat vollkommen Recht,“ ſprach er dann vor ſich hin, „er trifft den Nagel auf den Kopf, — Papiere, Noten, Banken, Zettel, Lumpen, Schwindelthum!“

Er ſchritt wieder in den Gängen ſinnend auf und ab. Dann und wann nahm er das Blatt vor die Augen und las laut:

„Heil dir, mein Deutſchland! Nicht im Siegeskranze
Des blutgetränkten Lorbeers ſtrahleſt du;
Auch nicht im goldnen, nicht im Silberglanze
Der Bürgerwohlfahrt pflegſt du fauler Ruh'!
Du ſchreiteſt vorwärts über alle Schranken,
Machſt in Papieren und in Noten kühn;
Heil dir, mein Deutſchland! Du biſt reich an Banken,
Und deine Zettel, deine Lumpen blüh'n!“

„Gefeiert Reich der Denker einſt und Eichen,
Du haſt die alten Banner keck verbrannt;
Du ſiehſt der Geiſtesmacht Geſpenſter ſchleichen
Mit gierem Blick durch dein zerſplittert Land,
Doch hebſt du nicht gleich wildem Leu die Pranken,
Sie zu verjagen; wer wird ſich bemüh'n
Um Licht und Wiſſen? Du biſt reich an Banken,
Dem Himmel Dank, und deine Zettel blüh'n!“

Er ſchüttelte heftig mit dem Kopfe und las einige Zeilen leiſe. Sein Inneres war ſichtlich erregt, als er nach einigen Minuten laut fortfuhr:

„Armin und Nibelungen, Hohenſtaufen
Und Luther und die große Dichterzeit,
Das iſt vergeſſ'ner Kram jetzt, wo wir laufen
Papierbepanzert in der Fixer Streit!
Vergeſſ'ner Kram die Schwerter auch, die blanken
Des Jahres Dreizehn und ihr Flammenſprüh'n!
Was Freiheit! Pah! Gefeſſelt an die Banken,
Genügt es uns, daß ihre Zettel blüh'n!“

„Die deutſche Einheit, lang umſonſt erbettelt,
Sie iſt errungen in dem Schwindelthum;
Sie iſt errungen, wird dabei verzettelt
Auch Freiheit, Ehre, Zukunft, Stolz und Ruhm!
Für ſolche Faxen, Deutſchland! laß die kranken,
Und pauvern Dichter immerhin erglüh'n!
Komm ſelber außer Cours — doch laß die Banken,
Der Menſchheit höchſtes Intereſſe, blüh'n!“

„Der Mann hat vollkommen Recht,“ wiederholte er, „aber nicht Deutſchland nur dreht ſich im Schwindelthum, ganz Europa tanzt mit, und Amerika macht die Muſik dazu.“

Langſamer wurden ſeine Schritte, oft blieb er ſtehen und ſah hinauf nach den Vögeln, welche in dem Frühlingslaub der Obſtbäume und weiter draußen in den friſchgrünen Zweigen der hohen Pappeln ſingend ihre Arbeit trieben beim Neſterbau.

„Da lobe ich mir euere Muſik!“ fuhr er fort, „ihr ſpielt nicht zu einem Schwindelthum auf, ihr folgt nur dem einfachen Geſetz der Natur. Da iſt nichts Ueberſtürztes, nichts Widernatürliches, ihr bauet ein einziges Neſt, legt einige Eier, brütet und freuet euch. Ja was ſollte auch werden, wenn es jedem Vogel einmal einfiele, zehn oder zwanzig Neſter zu bauen, ſie alle mit Eiern zu belegen, — wie, wie,“ unterbrach er ſich, „nun, das Bauen möchte gehen, vielleicht auch das Eierlegen — aber das Brüten, das richtige Ausbrüten — Schwindelthum!“

Er ſchwieg, denn Hufſchlag drang vom Hofe her. Da ſah

Digitized by Google

der alte Herr hinüber. Sein Sohn Karl war es, der aus dem benachbarten Städtchen kam, in welchem er mit dem alten Herrn eigentlich wohnte, doch so, daß Beide wochenweise abwechselten in dem nächtlichen Aufenthalt auf dem Etablissement.

„Karl, ich bin im Garten!" rief der alte Herr, während Jener den feinen Schimmel, auf welchem er gekommen, einem Arbeiter übergab, und dann zu seinem Vater eilte.

„Briefe gekommen?" fragte der Alte.

„Mehr als ein Dutzend! Hier, Vater! Neue Bestellungen, neue bedeutende Aufträge!"

„So so, auch Geld, wie ich sehe, Zettel, nach drei Monaten zahlbar, — auch Briefe von den Maschinenbauern, — schriebst Du bereits an die Maschinenfabrik? Da sie antwortet, nehme ich's an."

„Ja, Vater, ich that es. Du siehst ja auch aus den heutigen neuen Aufträgen, wie nöthig es wird, unser gangbares Zeug zu vergrößern, ja, zu verdoppeln. Wenigstens müssen wir den Plan annehmen, wie ihn die Maschinenfabrik uns vorschlägt, — zwei Drittel gangbares Zeug mehr, dazu eine Dampfmaschine von zwanzig Pferdekraft; die Hälfte der nöthigen Räume für die neue Anschaffung haben wir, die andere Hälfte wird gebaut; willigst Du ein, so stimmen wir dem Plane bei, und noch heute bestelle ich Maurer und Zimmermann."

Der alte Herr blickte lächelnd nach den Vögeln auf den Bäumen.

„Die bauen auch," sagte er ruhig, „aber sie sind nicht ergriffen von einem Schwindelthum. Hier, Karl, lies einmal dieses Zeitungsblatt, lies dieses Gedicht, lies es langsam, lies es zwei Mal, — ich will unterdessen die Briefe durchgehen."

Vater und Sohn schritten neben einander auf dem Sandgange hin und her. Nach einigen Minuten erklärte der alte Herr:

„Ich bin fertig."

„Ich ebenfalls," antwortete der Sohn.

„Und das Gedicht, wie gefällt Dir's?"

„Als Kunstproduct gut, als Wegweiser für's Geschäftsleben schlecht, sehr schlecht. Der Dichter erkennt die Zeit nicht, begreift die Gegenwart nicht. Wie ist jetzt Alles anders geworden auf dem Boden des gewerblichen und mercantilen Lebens! Mein Gott, wer wird mit einem so alten, verbrauchten Maßstabe die Gegenwart messen? Großartiger Bedarf überall, großartiger Aufschwung überall, — großartige Production darf da nicht fehlen."

„Auf solidem Boden, richtig!" fiel der alte Herr ihm in's Wort, „der aber fehlt, das Ganze beruht auf Schwindelthum!"

„Schwindelthum, Vater, ich bitte Dich!"

„Papiere, Noten, Banken, Zettel, Lumpen!" rief warm der alte Herr, „der Dichter hat Recht! Da sieh doch, Karl, warum schicken uns die Leute wieder Papiere, zahlbar nach drei Monaten? Warum schicken sie nur die Hälfte der Summe, welche sie uns schulden? Ja, ja, sie machen neue, großartige Bestellungen, aber wenn der Bedarf so bedeutend ist, warum denn die Zahlung für frühere Sendung nur halb, warum nicht ganz und voll? Warum die Hälfte auch noch in solchen Zetteln und Lumpen?"

„Aber Vater, der ganze Geschäftsgang basirt jetzt —"

„Auf Schwindel! Laß uns vorsichtig sein, Karl, glaube mir, so geht's nicht fort, wie es jetzt geht! Auch ich begreife die Zeit, in welcher wir stehen."

„Vater, wie könnte ein Gedicht mich so in Eifer bringen!"

„Glaubst Du, das habe das Gedicht allein gethan? Wer Augen und Verstand besitzt, sah ja längst, daß das Geld- und Papierschwindeln geradezu ein Erwerbszweig geworden. Oder hat das traurige Börsenspiel mit Scheinkäufen, mit den Lieferungen zu bestimmten Zeitfristen einen soliden Grund? Man kauft jetzt täglich Millionen für Millionen — und Niemand besitzt sie, Niemand kann sie bezahlen. Weißt Du nicht, daß man jüngst an der Berliner Börse in drei Wochen mehr Spiritus verkaufte, als ganz Preußen in fünfzig Jahren zu erzeugen vermag? Nicht viel anders in Leipzig — denke an die Scheingeschäfte mit Oel; noch toller in Stettin — denke an die Getreidespeculation, vor Allem aber denke an den verderblichsten aller Schwindel, an den Schwindel in Actien!"

„Allerdings ist die Speculation in Actien sehr verlockend," bemerkte Karl, „es wird da oft Reichthum ohne Mühe in kurzer Zeit gewonnen; aber das paßt Alles nicht auf uns, Vater, nicht auf unser Geschäft. Wir sind nicht ergriffen von der Sucht, in wenigen Stunden ohne Arbeit reich werden zu wollen; wir beabsichtigen nur, vernünftigerweise zu thun, was unsere Concurrenten thun, nämlich das Geschäft zu erweitern durch Vergrößerung des Etablissements."

„Wir sind nicht ergriffen, Karl, von der Sucht, in wenigen Stunden ohne Arbeit reich zu werden," wiederholte langsam der alte Herr, „aber dennoch wird die Folge des Schwindelthums auch uns ergreifen. Schon sind wir wider Willen hineingelockt worden in den Papierkram. Wir konnten und können nicht ausweichen, das sehe ich ein. Aber ich sehe auch ein, wie dieser Papier- und Zettel- und Lumpenkram gleich einer Kette sich durch die ganze Geschäftswelt zieht, hinüber bis nach Amerika, wohin der größte Theil unserer Waaren geht. Laß in dieser Papierkette nur einige derbe Brüche entstehen — dann reißt sie uns vorwärts und rückwärts — und wir, Karl, wir sind immerhin ein Glied in der Kette — ein Papier reißt das andere, das größere Haus stürzt das kleinere um — — also besonnen, besonnen, Karl!"

„Aber vorwärts müssen wir doch!" behauptete Karl entschieden. „Wir werden ja die Bestellungen nicht zurückweisen, werden den sichern Gewinn doch nicht Andern überlassen? Vater, es liegt viel Wahrheit in der gewöhnlichen Redensart: „„die Menge muß es bringen!"" Wenden wir die Redensart an im bessern Sinn auf unser Geschäft — Vater, was läßt sich da in der Gegenwart ausführen!"

Der alte Herr schwieg und sah nach den Vögeln auf den Bäumen.

„Was ist Dein Beschluß, Vater? sage mir ihn kurz und rund," bat oder forderte der Sohn.

„Kurz und rund?" fragte gespannt der alte Herr. „Du kommst mir erregt vor, Karl, was hast Du? Ueberhaupt — ich weiß nicht — Du trägst Dich heute fein, trägst den besten Frack und Hut —"

„Sollst Alles erfahren, Vater — auch auf den Schimmel ließ ich das beste Reitzeug legen, — aber Deinen Beschluß —"

„Wolltest ihn haben kurz und rund? Wohlan denn, Karl, so höre ihn. Aus dem Bau neuer Säle und aus der Anschaffung neuer Maschinen wird nichts! Auf die übrigen Briefe die Antwort: daß wir die Aufträge ausführen würden, wenn man uns die Ablieferungsfrist um ein Jahr verlängern wolle."

„So höre auch mich, Vater," erwiderte bestimmt, aber nicht ohne kindlichen Ausdruck der Sohn. „Es wird gebaut, das Etablissement erhält die Erweiterung ganz nach dem vorliegenden Plan, unser Geschäft nimmt einen großartigen Aufschwung! Du selbst, Vater, sollst keinen Thaler dabei wagen, das neue Unternehmen geht auf meine alleinige Rechnung."

„Auf Deine Rechnung? Flüchtige Improvisationen!" antwortete lächelnd der alte Herr. „Auf Deine alleinige Rechnung — nun ja, bei der heut zu Tage üblichen Methode, Geld zu machen, — und das wirst Du nicht wollen, Karl!"

„Nein, Vater, nein, das will ich nicht — aber einen Ritt will ich thun, einen Ritt, an welchen sich Geld, Glück, Geschäfte knüpfen! Vater, ich habe das Jawort von Fräulein Cöleſtine! Siehst Du, das ist von ihr!"

Aus der Brusttasche des feinen modernen Fracks zog er ein Sträußchen, bestehend aus Aurikeln, Maiblumen, grünen Blättern, und hielt es dem Vater vor die Augen.

Der alte Herr stand freudig erschrocken.

„Karl, Karl," hob er nach einer Weile an, „ja, wenn das wäre, — dann allerdings, — Vierzigtausend hat Fräulein Cöleſtine als Erbtheil von ihrer verstorbenen Mutter, — und wenn der Vater — höre, Karl, diese Methode, Geld zu machen, ist zwar auch nicht die beste, aber besser, weit besser doch, als jene Papiermethode mit Schwindel. Warum soll man es dem reellen Geschäftsmanne verdenken, eine reiche Heirath zu thun! Immerhin, Karl, immerhin! Wenn Du Deiner Sache gewiß bist, — ich weiß es nicht, freilich trittst Du auf als der einzige Sohn und einzige Erbe eines wohlhabenden Vaters, bist ein stattlicher junger Mann, — aber — nun, Du mußt selbst am Besten wissen, wie weit Du gekommen, wie viel das Jawort Cöleſtinens Dir gelten darf."

Der alte Herr nahm den Sohn an der Hand, er führte ihn in die Laube, während er weiter sprach:

„Ich weiß wohl, Karl, daß Du seit Jahr und Tag öfter

Digitized by Google

nach — dorf geritten bist, aber ich hielt es nicht für etwas Ernstes, weil — Karl, lieber Sohn, ich dachte dabei an — ich muß Dir das sagen, Karl, —"

Aber der alte Herr sagte weiter nichts. Es war, als falle ein Schmerz auf seine Seele.

„Du dachtest dabei an Mathilde? Lieber Vater, an sie habe auch ich oft gedacht, wenn ich hinüber ritt, um Cölestinen zu sehen."

„Karl," hob der Alte väterlich an und legte seine Hand auf des Sohnes Schulter, „Karl, Mathilde war Dir nicht gleichgültig, ich glaube sogar, Du hättest ihr gern Dein ganzes Herz gegeben, — und ich, Karl, der ich Deine Neigung still beobachtete, ich habe Dich niemals darum getadelt. Noch jetzt würde ich nichts dagegen einwenden, wenn Du Mathilde heirathen wolltest. Prüfe Dich, frage Dein Herz."

„Mein lieber Vater," entgegnete Karl und drückte des Alten Hand, „das Herz will ich nicht fragen. Der Geschäftsmann in unserer Zeit hat es mehr mit der Vernunft zu halten, als mit dem Herzen, selbst wenn es dem Herzen wehe thut."

„Und dem Deinen thut es weh, Karl?"

„Sei ruhig, Vater, jetzt nicht mehr, aber es wurde mir nicht leicht," das stille Mädchen aufzugeben. Du wirst die Vernunftgründe, welche bei meiner Lossagung mich leiteten, nicht verwerfen."

„Und die waren und sind?"

„Berechnungen, lieber Vater. Der Geschäftsmann muß sein Auge nicht nur auf das europäische, er muß es auch auf das überseeische Schachbret des jetzigen Verkehrs richten. Wie will er ohne bedeutende Capitalkraft mit Erfolg und Gewinn seine Steine ziehen? Ohne Capital kann er weder den jetzt geltenden Bedingungen und Nothwendigkeiten genügen, noch den Chancen und Gefahren für die Zukunft ausweichen."

„Gut, gut, Karl, das verwerfe ich nicht, ich bin einverstanden mit dem, was die Vernunft Dir sagt. Und Dein Herz, Karl?"

„Das darf nicht mitreden."

„Aber Dein Gewissen, Deine Ehre, Karl?"

„Die sind unverletzt, Vater. Nie habe ich Mathilden gesagt, daß ich sie liebe, nie von einer Heirath, nie von einer Zukunft gesprochen. Meine Neigung zu dem stillen Mädchen war eine stille, eine reine."

„Und weiß Mathilde," hob nach einer Pause der alte Herr wieder an, als Karl vor die Laube trat und nach dem Pferde rief, „weiß Mathilde von Deiner Absicht auf Fräulein Cölestine?"

„Möglich, Vater, daß sie es weiß oder doch ahnt. Ich habe in der letzten Zeit vermieden, sie zu sprechen, selbst, wenn es ging, sie zu sehen, ihr zu begegnen. Vater, Du siehst, daß ich offen bin, ich gestehe Dir: es ward mir das Alles nicht ganz leicht."

„Und dennoch?"

„Dennoch, Vater!" antwortete lächelnd, aber bestimmt der Sohn. „Der Geschäftsmann muß sein, wie ein Feldherr, — er schlägt die Schlacht, er freut sich des Sieges."

„Und der Sieg wird aushalten?"

„Sicher, so sicher und fest, wie mein Streben!"

„Und Dein Streben ist?"

„Auf dem Strome des Geschäftslebens statt des Kahnes, in welchem wir jetzt rudern, ein Schiff zu besitzen!"

„Reite mit Gott, Karl!" rief der alte Herr, „gewinne ein Schiff!"

Einige Secunden noch stand der Alte, hielt fest des Sohnes Hand und sah ihm treu und zufrieden in die Augen. Dann küßte er ihn. Schweigend gingen sie zusammen auf den Hof. Das Pferd wurde vorgeführt, aber der junge Geschäftsmann bestieg es noch nicht. Eifrig ertheilte er auf dem Hofe einige Befehle und war eben im Begriff, sich noch in einen der Arbeitssäle zu begeben. Da zupfte der alte Herr ihn am Rockärmel, und in demselben Augenblicke rief der Alte:

„Suchst Du mich, Mathilde?"

Statt des Rockärmels ergriff er schnell des Sohnes Hand, er ließ ihn nicht fort, und redete weiter:

„Komm doch näher, Mathilde, nur einige Worte wegen des Blumenbeetes."

„Sie meinen das links dort?" fragte Mathilde, indem sie befangen näher trat.

„Links liegt das Herz!" neckte ein betagter, vorbeischreitender Arbeiter.

Der alte Herr lächelte, — der Sohn grüßte mit sicherem Anstand, — Mathilde schlug erröthend die großen, schwarzen Augen nieder.

„Entschuldige, Vater," sprach mit Festigkeit Karl, indem er den Arm aus seines Vaters Arm losmachte, „Du weißt, daß ich noch einige Augenblicke lang in den Mittelsaal muß."

Er grüßte mit dem Hute abermals nach dem Mädchen hin, indem er ganz im gewöhnlichen Schritt nach einer Thüre des Mittelgebäudes ging.

Mathilde erhob die gesenkten Augen, sie blickte hin nach der Thüre, wo Karl verschwand, — blickte mit Augen, in denen unbewußt ihre träumende Seele lag.

Dem alten Herrn entging das nicht. Er kam darüber in eine gewisse Verlegenheit, in jene Stimmung, welche oft zwischen Pflicht und Mitleid, zwischen Vernunft und Herz sich erhebt, und statt mit dem Mädchen über das Blumenbeet zu sprechen, stellte er die ungeschickte, aber von dem Ton inniger Theilnahme durchdrungene Frage:

„Warum redet Ihr denn nicht miteinander? Karl spricht wohl jetzt selten mit Dir? — Warum denn, Mathilde?"

„Das weiß ich nicht," antwortete leise und erröthend das Mädchen.

„Er hat Dir also noch gar nichts gesagt?" fuhr der alte Herr gutmüthig fort; „nun, warte nur, warte, liebes Kind, —"

Er wendete sich einige Schritte hinweg zu einem Werkführer, der ihm eine Mittheilung zu machen hatte. Herr und Werkführer gingen zusammen im Gespräch nach der Thüre des Mittelgebäudes. In demselben Augenblicke trat Karl heraus. Der alte Herr verließ nun den Werkführer, schloß sich an den Sohn an und sagte zu diesem:

„Karl, sprich doch einige Worte mit dem Mädchen. Das kannst Du, ohne dem Uebrigen zu schaden, und das arme Kind dauert mich."

„Still, still, Vater," antwortete unwillig der Sohn, „wozu sollte das dienen, wohin führen? — mache mich nicht irre."

Der Vater bat nochmals; — so kamen sie bis an's Pferd, welches der junge Mann nun schnell bestieg. Gleichsam als wolle er den Wunsch des Vaters erfüllen, soweit dies möglich, grüßte er beim Wegreiten nicht ohne Freundlichkeit nach Beiden zurück.

Ein Gruß kann unter gewissen Umständen gar tief in die Seele fallen; er fiel in die Seele Mathildens.

Kaum hatte Roß und Reiter sich gewendet, da kehrte der alte Herr zu dem Mädchen zurück; das Mädchen aber sah dem Reiter nach, bis er am Ende der Wiese verschwand.

„Siehst ihn nicht mehr?" fragte lächelnd der alte Herr.

Da zog Mathilde ihre Hand rasch und erschrocken von den Augen.

„Mich blendete die Sonne," sagte sie halblaut; „ich wollte warten, bis Sie kämen, ich sollte ja Ihre Befehle hören. Sie wollten mit mir sprechen über das Blumenbeet im Garten."

Da wurde der alte Herr wieder abgerufen. Es mußte dringlich sein, denn der erste Bote hatte kaum ausgeredet, da kam schon ein zweiter.

„Allerdings, allerdings," sagte lächelnd der alte Herr im Weggehen, „links, — über das Blumenbeet links müssen wir reden, ich werde Dich rufen lassen, Kind. Geh' jetzt in Gottes Namen, Kind."

Und das schöne Kind ging, — ging sinnend von dannen. War es Wehmuth, war es Sehnen und Hoffen, war es Schmerz oder Freude oder Liebe: sie wußte nicht, was sie bewegte.

Es war eine gar regsame Zeit, die Zeit nach der Leipziger Ostermesse 1857. Die Arbeiten in den Fabriken reichten nicht mehr aus, der Lohn mußte erhöht und die Besteller mußten befriedigt werden. Ueberall Aufschwung, überall ein frisches Schaffen und Thun, überall ein lebendiges Drängen und Treiben.

Auch in unserm Etablissement. Schon ist es gegen Abend, aber in den Fabrikgebäuden herrscht eine Thätigkeit, als sei kaum der Morgen angebrochen.

Schon von außen her verkündet sich der Fleiß. Wie qualmen noch die hohen Schornsteine im frischen Feuer, wie arbeiten noch die Dampfmaschinen! Und drinnen in den Gebäuden, wie heult

Digitized by Google

da „der Wolf", der mit eisernen Zähnen die Wolle zerreißt und sie vorbereitet für die feineren Maschinen, durch die sie dann gehen muß, bis sie zum glatten, haltbaren Faden wird! Und die „Krempel-", die „Locken-", die „Spinn-" und „Feinspinnmaschinen", wie sie summen und surren, wie Tausende von Spindeln pfeifend sich drehen! Ist's doch, als sitze an jeder einzelnen Maschine ein unsichtbarer Geist und hauche hinein mit seinem Athem in die blanken, eisernen Räder und Getriebe; ein Geist, allgewaltig, allumfassend, allgroß, und doch ist's nur der Geist des kleinen Menschen, der das erdachte, erfand; des kleinen Menschen, der durch den Geist eben so groß da steht!

Und einen Blick weiter. In den andern Sälen stehen die Webstühle. Wie fliegt da der „Schütz" durch die „Werfte", wie läßt er die „Spule" von einem Ende zum andern sausen, so daß Faden auf Faden sich legt und „Werfte" und „Einschlag" sich einen und binden zum Ganzen! Und unten in dem Raume, wo die „Walke" sich befindet, dann daneben in dem Saale, wo die Maschinen für „Appretur" stehen: welch' ein Greifen und Eingreifen, welch' ein Regen und Bewegen, daß die Tuche nun Glätte und Glanz und somit ein schönes Aeußere erhalten! Und diese kleine Welt, diese Tuchmacherwelt durchschreitet jetzt der alte Herr noch ein Mal, ehe es Feierabend wird. Das sämmtliche Arbeiterpersonal sieht den alten Herrn immer lieber kommen, als den jungen Herrn. Der Letztere ist einzig und allein nur bei der Sache, — er lobt oder tadelt. Der alte Herr hat nebenbei noch immer ein kleines Gespräch, wenigstens mit den Werkführern, ein scherzendes Wort auch für manchen einzelnen Arbeiter; sein Lob ist herzlicher, sein Tadel milder. Heute hat er den Werkführern das Gedicht von „Ernst Heiter" vorgelesen.

Er war in allen Sälen, — sah, hörte, sprach. Jetzt zieht er aus den lärmvollen Räumen sich zurück. Er geht nach dem stillen Zimmer, welches sich am Ende des einen Gebäudes befindet. Nicht der Stille wegen sucht er es auf, an den Lärm in den Sälen, an die ganze Maschinenmusik ist sein Ohr ja längst gewöhnt, er hört sie gern, er hat sie lieb, — es ist die Niederlage für fertige Waaren, in welche er jetzt eintritt. Hier betrachtet er die Stöße der aufgespeicherten Tuche. Hier ist's ihm wohl, recht wohl. Er zählt und mustert. Dann blickt er mit Behagen durch's Fenster hinab auf das Färbehaus, aus dessen Luftzügen der Kesselrauch dampft, und spricht berechnend vor sich hin: „was heute gefärbt wird an Wolle, kann nach wenigen Tagen „gewolft" werden; bei solcher Witterung geht's schnell mit dem Trocknen; nach vierzehn Tagen muß die heute gefärbte Wolle als Waare fix und fertig in die Niederlage kommen."

„Will's Gott," setzte er nach einer Weile hinzu und schloß das Fenster.

Kaum hatte er den Wirbel gedreht, so begab er sich an ein anderes Fenster. Nicht hinaus auf den Hofraum führte die Aussicht, sondern hinein in die Packstube, welche an die Niederlage angrenzte und aus verschiedenen, durch Tapetenverschläge getrennten Abtheilungen bestand. In einer dieser Abtheilungen saß Mathilde. Sie stickte die Firma des Hauses und die fortlaufende Nummer in die Tuche, wie jedes Stück an der Ecke des Endes diese Marke tragen mußte. Solche und ähnliche Arbeiten waren jetzt Mathilden zugewiesen. Früher hatte sie einer Spinnmaschine vorgestanden, und hatte, wie viele Mädchen und Frauen, in einem der Säle gearbeitet. Dieser mißlichen Stellung wich sie aus und konnte ihr ausweichen, seit sie — es war ein Jahr her — von einer verstorbenen Tante fünftausend Thaler erbte. Da erklärte sie dem Hause oder vielmehr einem Werkführer desselben, daß sie dem Fabrikleben entsagen wolle, es sei denn, sie fände ihren Platz am Sticktische und in der Verpflegung des Gartens. Das wurde ihr gewährt, und so blieb sie. — War sie aber schon früher ein Liebling des Hauses geworden, so steigerte sich dies durch die neue Stellung, in welcher sie mit dem alten Herrn und dessen Sohn oft in geschäftliche Verbindung kam, gar sehr.

Ein einfaches Mädchen der Fabrik, — und doch, welch' ein Ausdruck in der vollen, schlanken Gestalt, welch' ein Ebenmaß in den Gliedern, welch' eine Seele in den Augen! Genug, Mathilde war schön, Mathilde war auch gut.

Am Fenster also stand der alte Herr, er blickte hinein in die Packstube.

„Karl hätte ja doch mit Dir sprechen können, armes Kind," sagte er vor sich hin, „und wie Du ihm nachsahst, als er fortritt! wer weiß, wer weiß, wie's mit Deinem Herzen steht, — darum — gesprochen muß doch werden, es stehe so oder so."

Er griff an die Klinke der Thür, welche in die Packstube führte. Er sann und sann, — er zog die Hand von der Klinke zurück, — er trat wieder an das Fenster, und auch hier stand er noch unentschlossen oder überlegend.

Endlich klopfte er mit dem Finger an die Scheibe, — er winkte, durch die Thür trat Mathilde.

Die Frühlingsabendsonne warf ihren Schein in das Zimmer, der alte Herr und das frischblühende Mädchen standen theilweise in lichter Vergoldung, als habe der Himmel an Beiden seine Freude.

„Sie haben befohlen, — Sie wollten über das Blumenbeet sprechen? — fast kann ich mir denken, was Sie meinen," sagte unbefangen und mit sanfter Stimme Mathilde.

„So, so, und was mag ich da wohl meinen?" fragte lächelnd der alte Herr.

„Sie wünschen, daß das Beet, welches sich links am Eingange befindet, mehr mit Sommerblumen bepflanzt wird, als dasjenige, welches rechter Hand liegt."

Der alte Herr zog seine Hände auf den Rücken, ging unruhig hin und her und sagte etwas verworren:

„Nun ja, — aber eigentlich doch nein, — nein, nein, Mathilde, bepflanze das Beet, wie Du willst, — Lüge und Schwindel stehen auf einer Linie, — nichts da! Höre mich, liebes Kind, ich wollte Dich eigentlich fragen, — ich wollte Dich wirklich fragen nach Deinem Herzen, nach diesem Blumenbeete, — aber eigentlich auch das nicht, — ich wollte Dich fragen über Karl, — oder nicht fragen, gar nicht fragen, — ich wollte Dir sagen, daß Karl —"

Er hielt inne, er blieb stehen, — er blickte hinab nach dem Hofraume, — er sah es nicht, wie über Mathildens Gesicht ein dunkles Roth sich ergoß. (Fortsetzung folgt.)

Wild-, Wald- und Waidmanns-Bilder.

Von Guido Hammer.

3. Aus dem Fuchsleben.

Hassen sollte man den Liebenswürdigen — und lieben muß man Dich, Du Hassenswerther!

Dich meine ich, Du schlauester, ränkevollster Gauner der Thierwelt, der bald als Cavalier, bald als gemeiner Lump, dann wieder als ehrsamer Biedermann oder als frecher Räuber auftritt, gerade, wie sich's eben paßt. Schlau jeder Gefahr ausweichend, unbekümmert, wie es scheint, ob sein Ruf darunter leidet und er als Feigling gilt, ist er, wenn es zum Treffen kommt, ein tapferer Kämpfer, und wahrlich nicht leicht macht er seinem Erzfeind, dem todesmuthigen Dachshund, den Sieg, der wohl oft zweifelhaft bliebe, stände letzterem nicht der überlegene Mensch zur Seite. Ja, noch mehr Muth, als im offenen Kampfe mit Feinden, beweist er im Kampfe gegen sich selbst; denn nicht zu selten kommt es vor, daß ein Fuchs eher Hungers stirbt, als einen Brocken anrührte, den er von Menschen als Lockspeise für ihn hingelegt glaubt. Oder auch: wenn er sich hat überlisten und fangen lassen, so ist er, wie die Erfahrung immer auf's Neue lehrt, im Stande, sich selbst zu amputiren, um so mit Verlust eines Lauftes dem verderblichen Eisen zu entgehen. Außer dieser heroischen Tugend hat er noch manche andere, besonders die, ein treuliebender Gatte und ein sorgliches Familienhaupt zu sein. Freilich macht er in diesem Falle den jesuitischen Grundsatz: „der Zweck heiligt das Mittel," nur allzusehr geltend; denn gerade um deswillen wird er in der Zeit der ehelichen und väterlichen Pflichttreue der Schrecken seiner Mitgeschöpfe, der sich bis auf die harmlosesten „Springinsfeld," die zirpenden Grashüpfer, oder einen summenden

Digitized by Google

Eine Fuchsfamilie vor dem Bau

Käfer und krabbelnden Wurm erstreckt. An ihrem Erhaschen nämlich ertheilt er seiner lungernden Brut den ersten Unterricht im schlauen und raschen Erbeuten, wobei er deren angeborenen Trieb des Mordens mit sarkastisch emporgezogenen Lefzen gleichsam belächelt.

Versuchen wir einmal, an das Raubnest dieses rothhaarigen Freibeuters heranzuschleichen, um ihn möglicher Weise in seinem Familienleben zu belauschen. Mit der gehörigen Vorsicht, namentlich wenn das saubere Elternpaar auswärts ist und der Jagd obliegt, um die hoffnungsvolle, nimmersatte Jugend zu befriedigen, kann man schon auf günstigen Erfolg für die Beobachtung rechnen. Am besten ist's, wenn man Gelegenheit hat, sich in der Nähe des Baues, natürlich außer Wind, auf einen Baum zu setzen, um von dieser Kanzel* aus Rundschau zu halten und in Augenschein zu nehmen, was da kommen wird. Sind die Jungen bereits vor dem Bau, so werden sie allerdings, bei dem Geräusch, das man nicht ganz vermeiden kann, sofort verschwinden; denn sie scheinen den gemessensten Befehl zu haben: beim geringsten Anschein von Gefahr in den Bau zu flüchten. Jedoch nicht lange leidet es die leichtsinnige Teufelsbrut unter der Erde; zumal, wenn eben die Maisonne mit ihren wärmenden, goldenen Strahlen verlockend auf den Tummelplatz vor der Hauptröhre scheint. Aufgepaßt! Behutsam streckt jetzt einer der Neugierigsten von der jugendlichen Räuberbande den Kopf aus dem Portale ihrer Spelunke. Wie kleine grüne Lichterchen flammen die funkelnden Seher im niedlichen, weichen Köpfchen aus dem dunkeln Eingange des Baues hervor. Weiter und weiter wagt sich der schelmische Pfiffikus heraus, bis er vor dem Baue ist, den einen Hinterlauf noch in der Röhre, um augenblicklich umwenden und in die schützende Festung zurückkehren zu können, sollte es ihm noch nicht ganz geheuer erscheinen. Geraume Zeit bleibt er in dieser Stellung, während man hinter ihm ein zweites Augenpaar im Dunkel erglänzen sieht. Nichts Verdächtiges bietet sich ihm dar und ein vorüberschwirrender Grashüpfer gibt ihm Veranlassung, mit einem Satze nach demselben auf den Vorplatz zu springen. Sofort folgen ihm drei andere kleine Taugenichtse in purzelnden Sprüngen nach, und sich kollernd und überstürzend sind sie bald ein Knäuel, einer des andern Ruthe haschend oder sonst sich beißend und zerrend. Dann sich auseinanderwickelnd, fahren sie blitzschnell wieder zum Baue; aber schon im nächsten Augenblicke sieht man sie abermals erscheinen und toller als zuvor sich tummeln, so daß man merkt, nicht etwa eine gewohnte Gefahr habe sie in den Bau getrieben, sondern vielmehr das Bedürfniß eines Exercitiums für künftige Fälle, was gelegentlich mit als Spiel getrieben wurde.

Jetzt springt einer nach einem herumgaukelnden Schmetterlinge; ein anderer zerrt und zaust an einem Entenflügel herum, der von der letzten Mahlzeit her noch auf dem Platze liegt; plötzlich schießt ein dritter herbei, reißt ihn weg und schleudert ihn empor, um ihm nachzuspringen und in der Luft zu erhaschen; aber der vierte, sein jüngstes Brüderchen, kommt ihm zuvor, und eilt wie mit einem Raube davon, nun verfolgt von der ganzen Sippschaft — da hört man es in einer gewissen Entfernung leis und leiser bellen, und augenblicklich machen sie Halt. Es war das Signal der herannahenden Mutter! Alle lauschen sie der Gegend zu, woher die Ersehnte kommt, und siehe — mit einem Häschen erscheint die sorgliche Alte.

Kecksend eilt ihr die Schaar entgegen. Alles zerrt nun am Raube herum, so daß die Alte kaum bis zum Baue kommen kann, vor dem sie sich unter den gierigen Nimmersatts niederläßt, um das Mahl unter sie zu theilen. Bald ist es unter Zank und Hast verzehrt und da es heute nicht die erste Beute ist, so kann Frau Reinecke gelassen warten, ob vielleicht der Herr Gemahl noch etwas bringt, und sich's bequem machen. Behaglich streckt sie sich im schönen Frühlingssonnenschein dahin. Freilich lassen ihr die Rangen keine Ruhe. Einer tummelt sich auf ihrem Rücken herum, während ihr ein anderes Lieblingskind am Lauscher zerrt, ein drittes gar sie an der Kehle würgt, wogegen das vierte an der beweglichen Lunte* eines seiner Geschwister Fangstudien macht. Halb wohlgefällig, halb unwirsch über die tollen Streiche ihrer Bande, erwidert sie halb den Spaß, halb wehrt sie ihn ab; aber es hilft nichts, sie muß sich's schon gefallen lassen. Endlich erlöst sie der Gatte durch seine Dazwischenkunft. Was wird er mitbringen? Wie? Kommt er diesmal leer nach Hause? Denn ein armseliges, noch lebendes Mäuslein kann kaum für einen Bissen gelten; es soll auch nur zur Lection dienen. Mit welcher Begierde drängen sie sich heran, ihr Schlachtopfer in Empfang zu nehmen, das, aus dem Rachen des alten Räubers losgelassen, die Flucht versucht, aber sofort von der Rotte verfolgt und vom Gewandtesten auf nicht eben zärtliche Art wieder eingefangen wird, worauf die Andern es ihm zu entreißen trachten, so daß das arme kleine Geschöpf, von Maul zu Maul gerissen, schließlich halb todt einem der jugendlichen Raubgesellen zur Beute wird, der es dann nicht ohne abermalige verschiedene Hindernisse verzehrt.

Da nahen Tritte, und augenblicklich ist die ganze Klerisei verschwunden. Ungefährliche Kinder sind es, die im Dickicht nach Pilzen umherstreifen und zufällig an den Bau kommen. Die Rudera der raubgräulichen Küche reizen sie, sich den Bau näher anzuschauen, und dieses ist genug, um die Insassen zum Auszug aus ihrer bisher unberührt gebliebenen Burg zu bestimmen. Sobald wieder Ruhe geworden ist, recognoscirt der alte schlaue Räuber, ob Ausfall und Flucht bereits thunlich sei. Nichts rührt sich mehr, und der Wind verräth kein verdächtiges Menschenkind mehr. Soll er es darauf ankommen lassen, bis die Gefahr sich vielleicht in drohender Gestalt wiederholt? Nein, ohne Zögern benutzt er den günstigen Augenblick. Aus einer vom Hauptbau ziemlich entlegenen Fluchtröhre sieht man nun den Burgherrn, hinter ihm die Dame, herausschlupfen, denen eiligst die Familie folgt. Vorsichtig, ohne die Flucht zu überstürzen, verschwinden sie in dem den Bau umgebenden Dickicht, um dort in einer der verwahrtesten Stellen die schützende Nacht zu erwarten, in deren Dunkel das Familienhaupt die Gattin und die edlen Sprößlinge aus der interimistischen Waldwohnung herausführt, um sie unmittelbar in einem Kornfeld einzuquartiren. Hier werden noch in derselben Nacht einige Fluchtröhren ausgeführt, in denen das Feldlager bezogen wird. Sind doch die Jungen bereits so weit, um selbstständig jagen zu lernen, und dazu eignet sich kein Revier besser, als der neue Sommeraufenthalt. Ueberlassen wir ihn hier einstweilen seinen Freuden und Leiden. Wir sehen ihn schon ein ander Mal wieder, wenn keine Familiensorgen sein raffinirtes Haupt bedrücken, und nehmen dann Veranlassung zu einem neuen Bilde.

* Kanzel, beziehentlich Fuchskanzel nennt der Jäger dazu passende Bäume, auf die man sich auf den Anstand setzt.

* Lunte, Ruthe, heißt der Schwanz des Fuchses.

Kinkel's deutsche Vorträge in London.

„Zehn Jahre sind dahin gegangen!
Es wächst mein Sehnen und Verlangen,
Mein Sehnen und Verlangen wächst:
Die alte Frau hat mich behext."

Deutschland ist's, mein altes liebes Deutschland, der geographische und Culturmittelpunkt Europa's und der meines Herzens, so vieler, vieler Herzen, die unter allen Längen- und Breitengraden der Erde in allen möglichen Stufen der Gesellschaft, der Völker und Racen pulsiren oder längst nicht mehr schlagen, und das Auge zum letzten Schlummer schlossen, nachdem es vergebens heiß und brechend nach einer der lieben Gestalten der Heimath umherirrte, die durch den letzten Fiebertraum schritten; Deutschland, das ist die alte Frau, unsere Mutter, nach der unser Sehnen und Verlangen wächst. Die alte Frau hat uns *behext*! Behalten wir den Heine'sche Ausdruck für seine leibliche Mutter bei, der er sein rührendstes Lied sang. Und gestehen wir es: die dahingegangenen zehn Jahre, unser Sehnen und Verlangen *idealisiren* die alte Frau. Sie *ist* unsere Mutter, die wir lieben; aber wir lieben sie schwärmerischer, heißer, als wenn wir alle Tage bei ihr gewesen wären. Wir stellen sie uns viel edeler, schöner, liebevoller vor, als sie wirklich ist. Wir vergöttern sie, obgleich sie menschlich ist. Nach dem ersten Wiedersehen würden gewiß sehr unange-

Digitized by Google

nehme Enttäuschungen eintreten. Sie wohnt so beschränkt, Alles ist so klein geworden, seitdem wir in der großen Welt draußen den Maßstab für diese behäbige Gemüthlichkeit verloren. Und dann muß man sich wegen des Passes, der Aufenthaltskarte, des Heimathsrechts, des Pockenimpfungsscheins, der Subsistenzmittel u. s. w. citiren, examiniren oder wohl gar einstecken oder ausweisen lassen; ist nun einmal so Sitte bei Muttern.

Wir idealisiren Deutschland, weil wir nicht in Deutschland leben. Die Deutschen idealisiren dagegen den Boden, den wir Ausländer mit Füßen treten. So haben wir Jeder eine ferne Geliebte, die von entgegengesetzten Seiten, aber aus demselben Sehnen und Verlangen, in den Himmel erhoben wird. Dieses tragikomische Verhältniß hat sich namentlich zwischen England und Deutschland notorisch scharf ausgebildet. Wir deutschen Helden der Feder in England sind förmlich verrufen in unserer lieben Heimath wegen unserer Engländerfresserei. Ich habe schon manchen langen deutschen Artikel darüber gelesen, Artikel aus allen Tonarten, aber immer mit dem Grundgedanken: Ihr schmäht England, ihr kennt es nicht! Ihr seid blind gegen die Schönheiten, die wir aus der Ferne an ihm lieben, verehren, anbeten, vergöttern! Ihr macht euch lächerlich, wenn ihr Deutschland auf seine eigene Kraft und Schönheit verweis't. Wo ist etwas von dieser Kraft und Schönheit? Nicht bei uns, Alles in England. — Wir wollen darüber nicht streiten, und beugen uns demüthig unter den Vorwurf: Ihr kennt England nicht! ohne die Retourkutsche zu besteigen und euch mit dem Gegenvorwurfe in's Gehege zu fahren: Ihr kennt Deutschland nicht! Ich treibe meine Resignation so weit, daß ich selbst auf unsern Vortheil, daß wir Deutschland und England zugleich factisch und praktisch kennen gelernt, durchlebt und im Detail kennen gelernt haben, während ihr blos die eine Größe wirklich kennt, daß ich selbst auf diesen sehr bedeutenden Vortheil nichts mehr gebe.

Wir sind verliebt in Deutschland, weil wir ausgerissen oder davongejagt sind, und hassen England, weil es uns fremd ist und blieb. Gut. Hier habt ihr so viel Blöße für uns, als ihr nur wünschen mögt. Schreibt diesen Satz ab und donnert uns vollends nieder. Schad't uns nichts: wir raffen uns doch wieder auf. Wir haben Thatsachen! Nun sind wir allerdings nicht so jung mehr, keine solchen Illusionäre, daß wir glauben sollten, etwas mit Thatsachen gegen echten, wahren Glauben ausrichten zu können. O nein! Es ist psychologisch und historisch erwiesen, daß der wahre Glaube, wenn ihn Thatsachen zu rütteln und zu schütteln suchen, nur um so fanatischer und fester wird. Aber wir haben Thatsachen beiderlei Geschlechts, so zu sagen, englische und deutsche Erlebnisse dicht neben einander. Erstere haben den Vorzug vor letzteren, daß sie uns in ganzer Größe auf eigenem Boden umgeben, während letztere von unserm Patriotismus im Auslande erst mühsam im Kleinen geschaffen werden mußten. Und doch gelingen diese letzteren besser, als erstere, selbst nach englischem Urtheil. Das ist etwas, und könnte allein den kleinmüthigsten Deutschen mitten im stolzen, reichen, mächtigen, freien England stolz machen. Das ist etwas, aber nicht der Rede werth vor den Augen unserer höheren constitutionellen Herrschaften, die deutschen Stolz auf Deutschland offenbar für einen überwundenen Standpunkt halten. Aber merkwürdig ist's, daß die Deutschen in England ganz ohne Unterschied ihrer Gesinnungen, Antecedentien und gesellschaftlichen Stellungen — die sie einander entfremden — sich immer unwiderstehlicher von England abgestoßen und zu einander getrieben fühlen.

In dem südlichen Stadttheile Londons, Camberwell, erhebt sich ein breiter Hügel — Dänemark-Hill — mit einer großen deutschen Colonie ohne Flüchtlinge, ohne Noth und Entbehrung. Im Gegentheil: lauter reiche, zum Theil fürstliche Kaufleute, sehr antirevolutionär, sehr flüchtlingsabhold, sehr mäßig constitutionell, vollblut-englisch in ihren City-Geschäften, die sie nicht wegen mangelnder Amnestie treiben, sondern aus freier Wahl und mit alter Liebe, seit Menschenaltern zum Theil. Mancher verdient in einem Tage den Jahresgehalt eines wirklichen Professors oder Geheimeraths. Sie alle leben fürstlich in heitern Palästen in aller Fülle der Lebensfreuden: Palast und Garten, Equipage, Dienerschaften, Weinkeller mit 15 bis 20 Sorten, liebenswürdige Frauen, schöne, blühende Töchter, stattliche Söhne, alle Abende treue, liebe Nachbarn und seidenrauschende, gold- und geschmeidestrahlende Gesellschaften. Was fehlt ihnen noch? Theater? Concerte? Tausenderlei großartige Vergnügungen? Nein, Alles zehn- bis hundertfach häufiger und reichlicher, als irgendwo in Deutschland. Kosten kein Gegenstand. Crösusse zum Theil. Nun, warum genießen sie das große, vergnügungsstrotzende London nicht? Warum stecken sie immer so beisammen auf ihrem Hügel, ohne einen einzigen Engländer unter sich — sie, die seit 20 bis 30 Jahren alle Tage persönlich mit Engländern verkehrten und Geschäfte machten? Warum sieht man nicht einmal englische Dienstboten mehr in ihren Häusern? In der großen, glänzenden deutschen Colonie da oben im Süden draußen keine einzige englische Freundschaft. Selbst eine eigene deutsche Kirche haben sie sich expreß gebaut, und einen eigenen deutschen Pastor haben sie sich verschrieben, obgleich es deutsche Kirchen und deutsche Prediger schon genug gibt in London, und englische noch viel mehr in allen Glaubens- und Secten-Sorten. Und was fehlt ihnen nun noch in dieser Fülle englischen Reichthums? In dieser Fülle ihres deutschen Lebens? Noch mehr Deutschland, das wahre, einige, große, schöne Deutschland, das Literaten- und Dichter-Deutschland. Es gibt deutsche Leihbibliotheken und Buchhandlungen genug in London, und sie haben Geld genug.

Aber warum genügt das nicht? Warum gibt man 500 Thaler für acht Vorträge über deutsche Literatur von Gottfried Kinkel, der zehn englische Meilen weit davon im Norden Londons wohnt? Warum gibt man noch 500 Thaler für acht noch andere Vorträge Kinkel's über deutsche Literatur? Tausend Thaler für 16 Stunden von etwa 40 Familien, die mitten im Luxus und Reichthum, mitten in dem reichsten, dichtesten Lebensglanze Englands alle englische Herrlichkeit weit billiger haben könnten? Tausend Thaler für 16 Stunden deutsche Literatur und eine siebzehnte zum Besten deutscher Nothleidender? Das ist etwas und will erklärt sein. Die herrliche Kunst freien, flüssigen, sonoren, oratorisch anmuthigen Vortrags von dem großen, stattlichen, blühenden, wenn auch graubärtigen Redner erklärt etwas, aber wenig, denn man kannte auf Dänemark-Hill Kinkel vorher noch nicht mit seiner beneidenswerthen Gabe. Seine früheren Vorträge wurden deutschen Arbeitern in London, die ihn zu diesem Zweck expreß einluden und aus ihren spärlichen Mitteln glänzend honorirten, über Geographie, Geschichte, Literatur u. s. w. gehalten, also in einem Kreise, der den Kaufmannsfürsten am Camberwell fern lag. Sein politisches Märtyrerthum war's auch nicht. Sie sind sehr mäßig constitutionell, und dieses Märtyrerthum wär' ein Hinderniß gewesen, wenn das Sehnen und Verlangen nach deutscher, geistiger Nahrung in dem reichen England nicht so stark empfunden worden wäre. Das ist die Erklärung. So hab' ich sie erlebt, gesehen, empfunden, genossen sechzehn Stunden lang.

Ueber den Inhalt der Kinkel'schen Vorträge selbst sprechen wir nicht. Es kam uns nur darauf an, auf das Terrain, die Physiognomie und die Motive derselben hinzuweisen, auf das tiefe, allgemein gefühlte, heiße Bedürfniß auch der englisirten Deutschen in London (die hier ihre Heimath, ihr Brod und ihre Fülle von Lebensfreuden genießen), als Deutsche zu leben, auf die Unfähigkeit aller englischen Herrlichkeiten, deutsche Culturbedürfnisse zu befriedigen, auf die Unversöhnlichkeit des englischen und deutschen Wesens. Wenn wir letzterem als Deutsche einen Vorzug geben, können wir uns parteiisch irren. Aber irren ist menschlich und in diesem Falle schön, ewig schön.

Die Erziehung des Feuerschwamms.

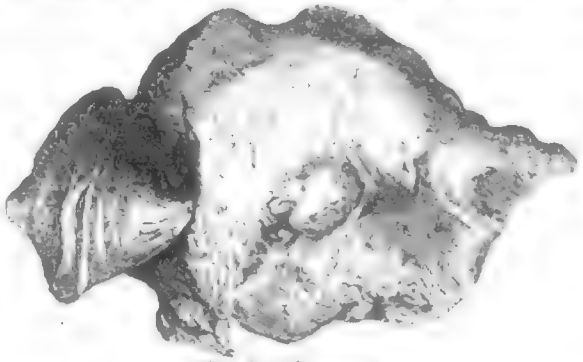
Von Berthold Sigismund.

Der Feuer- oder Zündschwamm, der in England German tinder (deutscher Zunder) heißt und in Frankreich den zarten, an das sanfte familiäre Wort für Schmeicheln und Streicheln erinnernden Namen Amadou führt, ist ein aus dem Röhrenpilze Polyporus fomentarius hergestelltes Product.

Die Form des ausgewachsenen Pilzes hat außer dem natur-

geschichtlichen auch ein ästhetisches Interesse. Wenn irgend die Annahme verstattet ist, daß der Mensch bewußt oder unbewußt für bildnerische Zwecke Formen der organischen Natur entlehnt hat, und der Akanthus des korinthischen Capitäls, sowie das Kleeblatt der gothischen Baukunst sind ja dafür sprechende Beweise: so sieht man sich zu der Vermuthung gedrängt, daß auch die Pilze mancherlei plastische Modelle abgegeben haben. Wem fiele nicht bei den gewöhnlichen Hutpilzen, z. B. dem Champignon, sogleich ein Gartentisch, ein Schemel, ein Elfenbein-Sonnenschirm, ein Kiosk-Gartenhäuschen ein? Unser Feuerschwamm aber erinnert auf den ersten Blick an eine Console, die zum Tragen einer Bildsäule bestimmt ist. Er gleicht einem längs der Achse durchschnittenen Kegel und ist, ein je höheres Alter er erreicht, mit um so mehr concentrischen Rundstäbchen gar zierlich geschmückt. Der berühmte Bildhauer Schwanthaler sammelte gern im Walde holzartige Pilze und wußte diesen durch geringe Nachhülfe mit dem Messer so groteske Aehnlichkeiten mit Eremiten, Rittern und Jägern zu geben, daß sie als phantastische Decorationen seiner Humpenburg dienen konnten. Aber wer auch nicht die Gabe hat, diese Schwämme mit Callot'scher Phantasie zu gestalten, kann sie zum Zimmerschmucke verwenden; sie geben, zumal wenn der Rand der Grundfläche mit Moostroddeln behangen wird, die zierlichsten Consolen für Statuetten.

Die ausgewachsenen Pilze jedoch, welche als reizende Ornamente für Gartenhäuser bestens zu empfehlen sind, eignen sich nicht zur Zunderbereitung, diese „Pferdehufe" werden vom Schwamm-Mann gleichgültig weggeworfen. Sie sind zu sehr verholzt, um reichen Zunder zu geben. Sie erreichen eine ansehnliche Größe,



Der Feuerschwamm

ich habe deren von zehn Zoll Querdurchmesser und drei bis vier Zoll Höhe gefunden. Ihre Farbe ist sanft braungrau. Auf der breiten, ziemlich ebenen Fläche tragen sie eine Menge feiner Löcher, die Eingänge in zarte Röhrchen, in denen die staubähnlichen Sporen (Samen) gebildet werden. Sie wachsen, gleich den Baumstämmen, durch jährliche Zuwachsstreifen oder Jahresringe, welche auf dem Mantel des kegelförmigen Pilzes die Rundleistchen darstellen.

Für den Schwamm-Mann brauchbar ist nur der junge Pilz, wie er auf unserer Abbildung einem Wappenschilde ähnlich am spitzen Ende des Pferdehufes ansitzt. Dieser jugendliche Feuerschwamm ähnelt einem sehr runzligen und zähen, gelbbraunen Leder, welches oft die Dicke eines Zolles erreicht und in unregelmäßigen Lappen an den Baumstämmen anklebt. Dieses Pilzleder hat eine dünne, außen grauliche, innen tiefbraune, zähe Oberhaut; die von ihr bedeckte, lederbraune und korkartig sich anfühlende Masse ist die Substanz, welche den Zunder liefert.

Der Zunderpilz wächst nur an Buchen und zuweilen an Ebereschen auf den Gebirgen. Schon dadurch unterscheidet er sich hinlänglich von dem sehr ähnlichen Pilze Polyporus igniarius, der an alten Weiden- und Obstbaumstämmen auch in den Ebenen vorkommt, aber nur ein elendes, hartes Surrogat des echten Zunders abgibt. Unser Löcherpilz gleicht den gewöhnlichen weichen Pilzen nicht in der sprüchwörtlichen Schnelligkeit ihres Wachsthums, aber auch nicht in der raschen Vergänglichkeit. Er braucht zur vollen Entwickelung seiner Größe zehn bis zwanzig Jahre, trotzt aber auch nach seinem Tode nach lange der Verwesung. Ich habe Veteranen mit sechzehn Jahrringen gefunden, die noch rüstig vegetirten, obgleich mancherlei Insectenlarven sich in ihnen eingehaust hatten.

Die Herstellung des Zunders aus diesem Pilze ist eine einfache, seit unvordenklichen Zeiten auf dem thüringer Walde heimische Industrie. In der besseren Hälfte des Jahres, die auf dem Gebirge die kürzere ist, durchstreift der Schwamm-Mann den Forst, um sein Rohmaterial zu suchen. In manchen Revieren gehört der Feuerschwamm, wie die eßbaren Pilze überall, zu den herrenlosen Dingen, die jeder sammeln darf, wer Lust hat; in andern Forsten, wo man der Rückert'schen Weissagung, daß man zuletzt zum Fangen eines Schmetterlings eine Jagdkarte werde lösen müssen, näher gekommen ist, wird der Schwammertrag der Waldung verpachtet. In einem linnenen Quersacke führt der Feuerschwamm-Sammler seinen Proviant mit sich, denn er muß den ganzen Tag umherstreifen und dabei glücklich sein, wenn er seinen Schubkarren mit einem Viertelcentner befrachten will. Wenn ein Pilz an einem niedrigen Buchenstocke sitzt, wird er leicht mit dem Messer abgeschält; zur Abnahme der hoch an den Stämmen lebender Buchen sitzenden Schwämme bedient man sich eines Meißels, der auf eine Stange gesteckt wird; zu den allerhöchsten Schwämmen klettert man empor, wozu oft Steigeisen an die Kniee gebunden werden müssen. Es erfordert einen Kennerblick, um die Reife eines Pilzes genau zu ermessen, da ein Schwammleder, dem man noch ein Jahr Frist gönnt, später einen ansehnlicheren Lappen Schwamm liefert. Ein auf die Zukunft denkender Sammler versehlt nie, Etwas von der lederartigen Grundlage des Pilzes am Baumstamme sitzen zu lassen, da sich aus einem solchen Reste leichter eine Ernte regenerirt, als aus dem Pilzsamen ein ganz neuer entsteht.

Aber trotz aller Rücksicht auf die Zukunft reicht der Ertrag der thüringer Forsten lange nicht mehr aus, um den nöthigen Rohstoff zu liefern. Einmal sind seit der regelrechten Schlagwirthschaft der Forsten die alten Buchen, an denen die Pilze entstehen, seltener geworden; dann aber hat sich die Zahl der Consumenten seit dem dreißigjährigen Kriege, wo das Tabakrauchen in Thüringen und anderwärts allgemeine Sitte geworden ist, außerordentlich vermehrt. Die thüringer Fabrikanten beziehen deshalb schon seit längerer Zeit große Massen von Rohmaterial aus dem Auslande. Namentlich kommen viele rohe Feuerschwämme aus den Wäldern Skandinaviens über Stralsund und aus denen der Apenninen über Triest, ehemals über Nürnberg nach Thüringen; auch der Böhmer Wald, der Schwarzwald, die schweizer Forsten und die Karpathenwaldungen Siebenbürgens haben manche bedeutende Sendung geliefert.

Der rohe Schwamm wird zuerst etwa vierzehn Tage lang in feuchte Asche gelegt, damit er „aufbrause und mild werde." Das dadurch mürbe und dehnbar gewordene Filzgewebe wird nun auf einem hölzernen Ambose mit einem hölzernen Hammer geklopft und dadurch das Pilzfell auf die drei- bis vierfache Flächenausdehnung ausgestreckt. Hierauf werden die „Lappen" in Aschenlauge eingeweicht und getrocknet und zuletzt zwischen den Händen gedehnt und weich gerieben.

Da es unter den Schwamm-Consumenten nicht Wenige gibt, die den dunkelfarbigen Schwamm für besser halten, als den leder- und honigbraunen, so sieht sich der Schwamm-Fabrikant oft genöthigt, einen Theil seiner „Lappen" mit Blauholzbrühe zu färben. Salpeterauflösung wird zur Tränkung des Schwammes nicht verwendet, denn der mit Salpeter oder Schießpulver versetzte Schwamm versprüht zu rasch, um dem Raucher ein behagliches Anzünden seines Krautes zu gestatten. Und als Lunte für die Pfeife findet ja der Schwamm seine Hauptanwendung. Zwar verbrauchen auch die Chirurgen etwas Zündschwamm zum Blutstillen, zwar verarbeitet man auch zuweilen einen besonders großen Schwamm zu einer Mütze ohne Naht (und der schönbraune, sich wie Sammetplüsch anfühlende Pilzstoff sieht wirklich so hübsch aus, daß er Empfehlung verdiente, wenn eine solche Mütze nicht zu leicht Feuer finge); aber die hauptsächlichen Verbraucher des deutschen Zunders sind und bleiben doch die Raucher. Gleich der Tabakspfeife ist der Schwamm Privilegium der Männer geblieben; selbst die Bauersfrau, die anmaßlich genug ist, bei schlechtem Wetter ihres Mannes Stiefeln und Röcke ohne eingeholte Erlaubniß zu mißbrauchen, versteigt sich nie so weit, sich an seinem Feuerzeuge zum Küchengebrauche zu vergreifen. Ob sich die emancipirten Cigarrenraucherinnen, die hier und da auch in Deutschland aufgeschossen sein sollen, auch das Mannslehn des Schwammes anmaßen, weiß ich nicht; aber die armen Irländerinnen sah ich ihre Thonpfeifen stets nur mit einer Torfkohle anstecken.

Digitized by Google

Wird sich der Feuerschwamm in der Gunst der Männer behaupten? Fast möchte dem Wanderer, der den thüringer Gebirgsort Neustadt am Rennsteige besucht, bange werden um die zahlreichen Familien in den armseligen Schindelhäusern, die seit den Zeiten der Urväter vom Schwammgewerbe leben, und deren Familienväter auf den thüringer Jahrmärkten so schwermüthig die braunen Lappen, die sie auf der Schulter hängen haben, feil bieten. Hat sich doch schon fast die Hälfte der Einwohnerschaft jenes Ortes zur Phosphorstreichholz-Manufactur wenden müssen; ist doch seit wenigen Jahren der Preis des Pfundes Schwamm von 32 auf 30 bis 28 Kreuzer gesunken!

Aber nur getrost! „Schwamm bleibt Schwamm!" sagt der Raucher, der im Freien bei Wind und Regen seinen Nasenwärmer anzünden muß, der Holzhauer, Förster, Bauer und Landarzt; „die Stubenraucher mögen die neue Mode annehmen, wir bleiben der altväterlichen Sitte treu. Es macht ein wenig mehr Mühe, dem Feuerstahle Funken zu entlocken; aber ein ohne alle Mühe zu erreichendes Vergnügen ist gar kein rechter Genuß. Und dann der Duft, das süße Arom des brennenden Zunders gegen den infernalischen Gestank des Zündhölzchens!"

„Vater," sagte ein thüringer Knabe zum Alten, der seinen Ulmer in Brand steckte, „Vater, wenn ich nur ein Fürst wäre!"

„Warum?"

„Daß ich den ganzen Tag Schwamm rauchen könnte!"

„O Kindermund, o Kindermund, unbewußter Weisheit voll!" singt Rückert mit Recht. Wie oft ist der Duft des Zunders lieblicher, als der des Rauchwerks selber!

Nein, der Schwamm wird nicht außer Gebrauch kommen. Für die Raucher, denen im Zeitalter der Eisenbahnen das alte Feuerzeug aus Stein und Stahl nicht geschwind genug Dienste leistet, lieferte Miram in Bettenhausen bei Cassel u. A. sichern trefflichen Streichschwamm, mit dem man für zwei Kreuzer hundert Cigarren anzünden kann bei Ersparung von zehn Minuten Zeit, und Zeit ist Geld.

Aber die hauptsächlichen Gönner und Erhalter des Feuerschwammes werden die gemüthlichen Conservativen abgeben, denen ein behagliches Leben lieber ist, als Zeit und Geld zugleich; vor Allen die Maurer, die da wissen, daß nur ein mit Aufopferung von Zeit und Mühe erkauftes Vergnügen wahren Genuß schafft.

Der witzige Schauspieler Devrient sah einst, als er mit seinen Freunden in einer Berliner Weinstube saß, einen Maurer auf dem Gerüste die Pfeife laden.

„Was gilt es," rief der alte Menschenkenner, „ich trinke eher meine Flasche durch mein Pfeifenröhrchen aus, ehe der da drüben den ersten Zug Rauch trinkt?"

Die Wette wurde eingegangen. Sowie die Pfeife gestopft war, ließ Devrient den Stöpsel knallen, schenkte ein und brach sein holländisches Pfeifchen entzwei. Der Maurer holte das Feuerzeug aus der Tasche und führte so resignirt, als wüßte er, daß kein Baum auf den ersten Hieb fällt, den ersten Schlag aus. Der Schauspieler beginnt in aller Ruhe seinen Champagner zu schlürfen, sowie die Südamerikaner ihren Maté saugen. Ein Glas ist leer.

„Ich brauche mich nicht zu übereilen," scherzt Devrient, „das Stück hat wenigstens fünf Acte!"

Ein zweiter Streich entlockt dem Stahle einige Funken, der Maurer schüttelt verwundert den Kopf und sieht sich stumm ringsum, um auszuruhen, Devrient aber schenkt sich lachend das dritte Glas ein. Da dreht der Maurer den Stein um, die Wettenden blicken mit beklommenem Athem bald den Maurer, bald den Schauspieler an, aber der Trinker bleibt kaltblütig. Jetzt regnet es Funken.

„Ja, ich müßte den Maurerschwamm nicht kennen!" sagt Devrient und schenkt wieder ein.

Neuer Streich, frisches Glas; und so geht es fort, bis der Trinker lachend die Nagelprobe macht. Da endlich legt der Maurer höchst selbstvergnügt das Zündkraut auf seine Pfeife und bläst den süßen Schwammduft durch die Nase.

„Nun soll er aber auch die gewonnene Flasche haben!" ruft der gutmüthige Schauspieler.

Wenn die thüringer Volksweisheit Recht hat, thun die Maurer in der That wohl, ihrem alten Brauche treu zu bleiben. Die Arbeit fördert freilich nicht sehr dabei; aber Baulente, die echten Maurerschwamm führen, übereilen und verpfuschen auch nichts, wie die neumodischen Accordarbeiter. In großen Städten, selbst in solchen, wo Bauschulen blühen, sind nicht wenige eben errichtete Häuser zusammengestürzt; so etwas kommt in Thüringen nie vor. Das macht, die großstädtischen Maurer haben das unselige Fixfeuerzeug eingeführt, und dabei ist kein Segen. Wer aber Maurer hat, die echten Maurerschwamm führen, der hat wohlgebaut!

Hotel Park in Newyork.

Wenn in Deutschland ein Handwerksbursche reist, so weiß er, wo er einzukehren und zu übernachten hat, in der Herberge nämlich; wenn ein ehrlicher Bürgersmann sich über Feld macht, und fremder Herren Länder besucht, so geht er, falls er sich müde gelaufen und ein gutes Bett sucht, in ein Gasthaus, sei es nun das Gasthaus zum schwarzen Mohren oder zum rothen Ochsen; ist's ein Student oder ein Weinreisender, oder Einer, der in Leder macht, oder sonst einer der auf der ersten Stufe der Bildung Stehenden, so wird ein Gasthof aufgesucht, denn wenn auch die Herberge vielleicht dem Inhalt des Geldbeutels mehr entspräche, so ist doch nur der Gasthof dem Range entsprechend, den man in der Gesellschaft einnimmt; macht aber vollends ein Adeliger, oder ein Officier oder ein hoher Würdenträger oder sonst ein Mann, der auf Rang und ein eigenes Fuhrwerk Anspruch macht, eine Reise, so thut's nicht einmal ein Gasthof, wenigstens keiner zweiten Ranges, sondern ein Hotel muß her und zwar ein Hotel de Russie oder d'Angleterre.

So ist im lieben Deutschland Alles recht hübsch eingetheilt, und es weiß ein Jeder, wo er hingehört, beinahe schon gleich nach seiner Geburt. Wie spanisch muß es ihm also vorkommen, wenn er in ein Land geräth, wo man von dieser wohllöblichen Ordnung nichts weiß, ja, wo man diese Ordnung ganz und gar umkehrt und auf den Kopf stellt! Da weiß man ja wahrhaftig gar nicht, wo man nur einkehren und sein müdes Haupt zur Ruhe niederlegen soll; denn wenn z. B. jedes Einkehrhaus „Hotel" getauft ist, so kann einen das Schicksal bei Nacht und Nebel in ein Haus führen, wo man zwei Thaler für's Uebernachten zahlen muß, während das ganze Vermögen in dreißig Kreuzern besteht! Und doch ist's so, in Newyork wenigstens, denn dort heißt jedes Wirthshaus, in dem man Nachtherberge finden kann, „Hotel"!

Aber lieber Himmel! Welcher Unterschied zwischen Hotel und Hotel! Da stehst Du vor einem. Es führt den stolzen Titel: „European Hotel", „Europäischer Hof." Du siehst Dir's an. Es kommt Dir accurat vor, wie eine erbärmliche Holzbaracke, die über's Jahr von selbst einfällt. Du gehst hinein. Eine Wirthsstube voll Schmutz und Unrath, eine Wirthin mit ungemachtem Haar, ein Wirth mit betrunkener Nase empfangen Dich. Du verlangst ein Zimmer. Ein Zimmer? Es sind nur zwei Fremdenzimmer im ganzen Hause vorhanden! Man führt Dich die wankende Stiege hinauf; drei Betten stehen in jedem Zimmer, drei große breite Betten, je für zwei, zur Noth drei Personen; Du kannst wählen, mußt Dir's aber jedenfalls gefallen lassen, einen Schlafkameraden in's Bett zu bekommen, der vielleicht vergißt, wenn er Nachts ankömmt, auch nur seine kothigen Schuhe auszuziehen; Du deckst den Teppich auf, unter dem Du die Nacht zubringen sollst (denn ein amerikanisches Bett, wie man sie in solchen Gasthäusern hat, besteht aus nichts, als aus einer Grasmatratze, einem Grasкopfkissen, einem Teppich und einem Leintuch), um zu sehen, ob das Leintuch reinlich sei, aber schnell wendest Du Dich ab, damit es Dir nicht übel werde, denn das Linnen ist von unzähligen Wanzenmalen gesprenkelt. Das ist das European Hotel, und Du darfst darauf schwören, daß es ein Irländer ist, der es hält.

Da stehst Du vor einem andern Hotel. Es führt keinen so stolzen Titel, wie das vorige; es heißt nur „Sanct-Nicolashotel." Aber es steht im Broadway; es ist fünf Stockwerke hoch und zweihundertfunfzig Fuß lang; es ist ganz aus Marmor gebaut und die

Digitized by Google

Front ist von eleganten Fuhrwerken belagert. Du betrittst die Treppe, sie ist von Marmor und doch mit Teppichen belegt; Du betrittst den Herrensalon, Du staunst ob der Pracht und Herrlichkeit; Du betrittst den Damensalon und Du bebst zurück vor dem Reichthum und Luxus; Du trittst auf nichts, als auf Sammet und Seide, Du siehst nichts, als Gold und Goldeswerth; Du nimmst ein Zimmer, schwellende Teppiche zieren den Boden, der Spiegel reicht von der Decke bis auf die Teppiche, die Möbel sind von Palisanderholz, das Bett ist blendend weiß überzogen, und auf solcher Matratze mit solchen Springfedern hast Du in Deinem Leben noch nicht geschlafen. Du gehst in den Speisesalon, das Frühstück besteht aus Thee oder Kaffee oder Chocolade und dazu hast Du Eier, Beefsteaks, Cotelettes, Schinken, Fische, Geflügel; ganz im Verhältniß fällt das Mittag- und Abendessen aus; wolltest Du von Allem nur *versuchen*, Du müßtest einen herculischen Appetit haben. Du willst ein Bad, eine ganze Reihe Badezimmer steht parat und keine Secunde brauchst Du zu warten, bis das Bad fertig ist. Du willst Dich rasiren und frisiren lassen, Du darfst Dich nur ein paar Zimmer weiter bemühen, und der Barbier mit seinen Gehülfen nimmst Dich in Behandlung, denn ihm ist ein besonderes Local im Souterrain angewiesen, und eine solche Barbierstube findest Du in ganz Deutschland nicht. Die ganze Nacht schimmert das Hotel in einem Gasmeer, denn das Gas wird im Hotel selbst bereitet; es hat seinen eigenen Gasometer, seine eigene Gasfabrikation. Tausend Personen können alle Tage logirt werden, und vierhundert Dienstboten sind in den Zimmern und in Küche und Keller aufgestellt, um die Gäste zu bedienen. Fünfhundert Fremde *müssen* jeden Tag hier verkehren, wenn das Hotel nicht fallit gehen soll; so groß ist der tägliche Aufwand! Eine Person zahlt täglich von 3½ bis 7 Dollars für Kost und Logis, je nachdem dieses Letztere feiner oder einfacher! Das ist das Sanct-Nicolashotel in Newyork, und kein Hotel in der Welt wird es an Größe und Luxus (möglicherweise aber an Geschmack und Bequemlichkeit) übertreffen.

Mitten inne zwischen dem European Hotel und dem Sanct-Nicolashotel liegen die übrigen Gasthöfe und nicht wenige nähern sich dem Nicolashotel, so das Metropolitanhotel, das Girardhouse, das Astorhouse, das Lafargehotel, das Delmonicohotel, das Howardhotel und wie sie Alle heißen.

Doch ein Hotel haben wir vergessen, ein Hotel, wie es kein zweites gibt auf Gottes weiter Erde, das berühmte *Hotel Park*.

Saubere und unsaubere, theuere und wohlfeile, großartige und winzige Gasthäuser findest Du in Leipzig wie in Paris, in Stuttgart wie in Katzenellenbogen, aber ein Hotel Park findest Du nur in Newyork. Nicht einmal Amerika hat ein zweites der Art aufzuweisen, nur die einzige Stadt Newyork besitzt es. Es ist das größte und besuchteste, das wohlfeilste und frequentirteste in der ganzen Welt, und so weit Du reisen magst, es findet nicht seines Gleichen.

Vor dem großen Marmorrathhause in Newyork, der Cityhall, dehnt sich ein ziemlich weitläufiger Park aus mit grünen Wiesen und schattigen Bäumen. Er mag wohl zehn Acker groß sein, dieser Park, und im Sommer, wenn die Sonnenstrahlen glühend herabfallen, ergehen sich täglich Zehntausende in demselben. Es ist eine grüne Oase mitten in dem ungeheuren Häusermeere. Hier säuseln Dir die hohen Bäume frische Luft entgegen und die Wasserwerke inmitten der grünen Umgebung erfrischen Deinen lechzenden Mund. Breite Marmorstufen führen zu der Cityhall hinauf, dorische Säulen schmücken den Eingang. Herrliche Fußwege, von grünem Rasen eingefaßt, führen im Zickzack um das weißglänzende Rathhaus herum. Du bist im Freien, bist in Gottes Natur, mitten in der geschäftsdurchwühlten, von Luxus und Elend gepeitschten Stadt. Und wenn die Sonne längst hinunter im fernen Westen, wenn das Regiment des Mondes und der Sterne begonnen, wenn das Gewühl in den Straßen sich gelegt und die Spaziergänger alle in ihren Wohnungen der Ruhe genießen, wenn man nichts mehr hört, als die fernen Carossen, die die Reichen vom Theater und Concert heimführen, oder den Tritt der leichtfüßigen Nymphe, die dem Blick des wachhabenden Sicherheitswächters zu entgehen sucht, wenn man nichts mehr sieht, als den lauernden Dieb, der an einer Straßenecke sich niederduckt, oder den faulen Polizeischutzmann, der das Auge kaum offen zu halten vermag, dann sammelt sich's wieder an im Park von Cityhall. Von allen Seiten kommen sie herbei, leise und unsichern Trittes, denn das Elend tritt kraftlos auf. Vom Broadway und der Chathamsstreet, von der Centrestreet und von der Williamsstreet, von überall her nahen sie sich und lassen sich im Parke nieder. Lautlos, ohne ein Wort zu sprechen, schleichen sie sich heran, und der Eine setzt sich auf die breiten Marmorstufen, die zum Rathhaus hinaufführen, der Andere lehnt sich an die dorischen Säulen, der Dritte macht sich's in einer Ecke bequem und der Vierte streckt sich unter einen Baum. Wohl denen, die einen bevorzugten Platz bekommen haben! Viele müssen sich damit begnügen, auf dem Grasboden oder den Steinplatten zu liegen, wenn die andern Plätze schon alle besetzt sind. Ein Stein ist das Kopfkissen, auf welches das müde Haupt niedersinkt, der nackte Erdboden ist die Matratze, auf welcher sich der Leib dehnt, der abgeschabte Rock ist die Bettdecke, mit der sie sich vor Sturm und Regen schützen.

Und nicht Einzelne sind's, die sich allda ihr Nachtquartier suchen; auch nicht Dutzende sind es, sondern nach Hunderten kannst Du sie zählen. Freilich im Winter geht ihre Zahl etwas zusammen. Die meisten suchen eine Unterkunft in den Stationshäusern. Denn die Polizei in Newyork hat in jedem District vier oder fünf Stationshäuser und in jedem dieser Häuser, das gewissermaßen als Hauptquartier für diesen Unterdistrict gelten mag, befindet sich ein großes geheiztes Zimmer für die „Mühseligen und Beladenen", die kein Nachtquartier fanden. Aber oft sind deren über Fünfhundert, und die Stationshäuser können sie nicht alle fassen! Oft werden so viel Vagabunden, Betrunkene und Diebe eingefangen, daß die „Andern", die „Armen", die „Mühseligen und Beladenen" keinen Raum mehr haben. Wo sollen sich nun *diese* hinwenden? Wohin anders, als in ihr altes Quartier, den Park von Cityhall! Haben sie eine Stunde da geschlafen, so weckt sie der Hunger; dann richten sie sich auf, und recken die erfrornen Glieder und rennen durch ein paar Straßen, bis sie warm sind, und dann treffen sie sich wieder auf den harten Marmorstufen von Cityhall. Der Hunger allein rettet sie vor dem Erfrieren! Und doch sind deren nicht wenige, die man allmorgentlich im Winter halb erfroren findet und die dann das Spital von ihren Leiden erlöst, denn nur Wenige kehren vom Spitale in's Leben zurück!

Das ist das berühmte Hotel Park, der besuchteste Gasthof in ganz Newyork!

„Und wer sind nun diese Unglücklichen, die allda ihr Nachtquartier suchen? Sind's Bettler und Vagabunden, oder Diebe und Räuber?"

O nein, es sind keine Bettler und Vagabunden, keine Diebe und Räuber! Der Bettler in Newyork ist nicht schlecht daran. Gibt man ihm nicht gern, so gibt man ihm doch ungern, nur um den Zudringlichen los zu werden. Er hat seine Heimath, seine Familie und lebt nicht selten in Saus und Braus, wenn er ein gutes Tagewerk gehabt hat. Noch besser ist der Dieb in Newyork daran. Ihm darf es nicht bange sein, etwas „Stehlbares" zu finden und an Absatzwegen für's Gestohlene fehlt's noch weniger. Der Schlechte, der Nichtsnutzige, der, dem alle Mittel recht sind, kommt durch in Newyork, er hat sogar ein gutes Leben. Ihm braucht nicht bange zu sein, einmal die Marmorstufen von Cityhall benutzen zu müssen. Die, welche hierzu genöthigt sind, sind ehrliche Leute, aber Leute, die keine Arbeit finden; es sind Leute, die zu viel Schamgefühl haben, um eine milde Gabe zu erflehen, zu viel Rechtlichkeitsgefühl, um sich etwas „Fremdes" als Eigenthum anzueignen; es sind Leute, die den ganzen Tag von einem Platz zum andern gehen, um sich ein Geschäft zu verschaffen, Leute, die keine Mühe scheuen, um nur ein Stückchen Brod auf ehrliche Weise zu erwerben. Nicht Schneider und Schuhmacher sind's, auch keine Tagelöhner und Bauernknechte von Hause aus; *diese* finden fast alle Arbeit oder wenigstens (auch in den schlechtesten Zeiten) so viel, daß sie ihr „Warmes" verdienen und ein Eckchen in der Stube zum Schlafen.

Aber wie ist's mit den Gebildeten und Halbgebildeten? Den Gelehrten und Halbgelehrten? Den Provisoren und Schulmeistern, den Theologen und Juristen, den Künstlern und Kaufleuten? Das schwindelt und windbeutelt in den Zeitungen, wenn's Frühjahr herankommt! Das lospreist und lobhudelt in den Anlockungsannoncen zur Auswanderung! Das lügt und betrügt in den Reisehandbüchern und anderen im Solde der Ländereienbesitzer in Amerika geschriebenen Schriften! Und wenn dann einer, dem die Luft zu schwül wurde im alten Vaterlande, wenn einer, der sein Glück nicht fand auf dem heimischen Boden, wenn solch' einer sich ver-

Digitized by Google

locken läßt, hinüber zu gehen in's Eldorado, nicht der Auswanderer, sondern der Auswanderungsagenturen, was bleibt ihm gewöhnlich? Das Loos, ein Handarbeiter zu werden, ein Bauernknecht oder ein Schneider, wenn er nicht das Schreinerhandwerk vorzieht. Und Monate braucht er, um sein neues Handwerk gewohnt zu werden, Monate, es zu erlernen! Und wenn ihm das Geld inzwischen ausgeht, so ist sein Loos: — ein Nachtquartier im Hotel Park!

Amerikaner sieht man keine, jedenfalls nur sehr Wenige unter den Gästen von Hotel Park. Wenn ja sich einer darunter befindet, so ist es einer, der vor Jahren vielleicht Hunderttausende besessen und durch einen speculativen Wurf um Alles gekommen ist, auch um den letzten Freund! Oder einer, der früher als Stadtbeamter oder Kaufmann hochgeachtet die Stufen zur Cityhall hinanstieg, nunmehr aber durch Spiel und Freudenhäuser ruinirt, durch Betrug und Schlechtigkeit blamirt, keinen Weg findet, in die alte Gesellschaft zurückzukehren. Wenn's ein Amerikaner ist, so ist's jedenfalls ein Auswürfling, ein von Freund und Feind Verlassener. Weit öfter sieht man allda Irländer, aber diese wissen sich auch hier zu trösten und ihr Trost ist der Whiskey, der Branntwein. Der Irländer ist von Hause aus, ohne Ausnahme, an harte Arbeit gewöhnt, und so kann es ihm, auch in den geschäftslosesten Zeiten, wo Tausende brodlos sind, nicht fehlen, daß er sich als Lastträger, Holzspalter, Kohlenfahrer, beim Ein- und Abladen der Schiffe, beim Reinigen der Straßen u. dergl. wenigstens etwas verdient. Er verdient vielleicht in solchen Zeiten, die sich übrigens in Amerika regelmäßig alle drei bis vier Jahre wiederholen, nicht so viel, um sich ehrlich und redlich in einem Kosthause durchzuschlagen, aber er verdient doch immer so viel, daß er sich ein Brod und Whiskey kaufen kann. Und hat er Whiskey, hat er Branntwein, was will er mehr? Zwei Gläser um einen Sixpence (zweit gute Groschen) machen ihn schon taumeln; fügt er das dritte Glas hinzu, so ist er toll, verrückt, wahnwitzig und dann sieht er die steinernen Stufen von Cityhall für ein Bett an, das die Houris des Paradieses gemacht haben. Der andere Morgen findet ihn wie zerschlagen, gerädert, zermalmt, seine Augen triefen, seine Zunge klebt ihm am Gaumen, seine Glieder zittern vor Frost und Hitze, aber — ein Glas Whiskey und Alles ist wieder im Blei, und er bringt die nächste Nacht eben so vergnügt im Hotel Park zu, als im Hotel Sanct Nicolas! —

Aber nicht Amerikaner und auch nicht Irländer sind die Hauptbesucher von Hotel Park. Deutsche sind's, und zwar zu mehr als drei Vierteln Deutsche! Diese sind die eigentlichen Stammgäste. Und wie kann es anders sein? Sie kommen hinüber in's ferne Land, ohne der dort herrschenden Sprache mächtig zu sein. Sie sind also die Letzten, auf die ein Amerikaner beim Beschäftigunggeben Rücksicht nimmt! Sie kommen hinüber zum Theil ohne ein praktisches Geschäft, ohne ein Handwerk zu verstehen, wie sollen sie sich fortbringen in einem Lande, das durch und durch praktisch ist, in einem Lande, wo Wissenschaft und Kunst erst anfangen, Wurzeln zu schlagen? Wißt Ihr, wie viel Professoren und Doctoren (nicht Medicinae, aber Philosophiae und Juris utriusque) in Newyork und Pennsylvanien an Canälen und Eisenbahnen arbeiten, weil es für sie unmöglich war, mit geistiger Beschäftigung ihr Fortkommen sich zu erwerben? Ihre Anzahl beträgt viele Hunderte und das Ende ihres traurigen Geschicks ist: Stammgast im Hotel Park zu werden! Nie erfahren ihre Verwandten und Angehörigen in Deutschland ihr Loos, denn sie schämen sich, die Wahrheit heraus zu berichten. Sie sterben unbekannt und unbeweint. „Es ist nur ein armer Dutchman, der auf dem Armenkirchhofe in Pottersfield eingescharrt wurde!"

Noch immer sehe ich ihn vor mir, den dicken Professor aus M. Er verstand Latein, Griechisch und Hebräisch. Er verstand Mathematik, Numismatik und noch vieles Andere. Er kam herüber, weil er sich drüben im alten Vaterlande mit seiner Behörde überworfen hatte; er wollte den Amerikanern Unterricht geben. Wie konnte es einem Manne mit so vielen Kenntnissen fehlen? Er hatte auch etwas Englisch gelernt, nach der Grammatik; aber wie er nach Newyork kam, sah er ein, daß er eigentlich gar nicht Englisch verstehe, denn er vermochte es nicht, auch nur den einfachsten Satz zu sprechen. Er glaubte Englisch zu verstehen, aber kein Mensch verstand ihn! Zwar gab er sich Mühe, unsägliche Mühe, und nach einem Vierteljahre konnte er sich erträglich ausdrücken und das Allergewöhnlichste auf Englisch verlangen, aber was nützte es ihm? Kein Mensch wollte Griechisch oder Lateinisch oder gar Hebräisch lernen; kein Mensch dachte daran, Mathematik oder Numismatik zu studiren. Er wandte sich an Dutzende von Instituts- und Collegien-Vorstehern. Alle Stellen waren besetzt und Viele, Viele hatten sich vor ihm gemeldet, die auf die erste vacante Stelle mit Schmerzen warteten. Vor Jahr und Tag war gar nicht daran zu denken, placirt zu werden, und wenn er sich in eine andere Stadt gewandt hätte, so hätte er hier wieder mit dem Suppliciren von vorn anfangen müssen. So blieb er, aber von Tag zu Tag wurde er magerer, von Tag zu Tag bläßer. Er logirte so wohlfeil, als nur immer möglich; er speiste in dem gewöhnlichsten Eßhause, ja, am Ende schränkte er sich so ein, daß er nur noch einmal des Tages aß. Vom Trinken, d. h. vom Bier- oder Weintrinken war ohnehin schon lange keine Rede mehr. Diesen Luxus hatte er schon nach den ersten vier Wochen aufgegeben. Aber dennoch schrumpfte sein Geldbeutel immer mehr zusammen und er konnte den Tag genau voraussehen, wenn förmliche Ebbe eintreten mußte. Auf einmal war er verschwunden. Kein Mensch wußte, wo er hingerathen sein konnte. Wer kümmerte sich auch viel darum? In einem so selbstsüchtigen Lande, wie Amerika, hat Jeder für sich selbst zu sorgen, und wenn man auch hier und da nach einem Andern fragt, so geschieht's mit solcher Gleichgültigkeit, daß man wohl sieht, es kommt nicht vom Herzen. Plötzlich war er wieder da, aber, Gott im Himmel, wie sah er aus! War er vorher schon blaß und mager gewesen, so war er jetzt zum Skelett geworden. Er hatte am Canal gearbeitet, aber nur drei Wochen lang hatte er es ausgehalten, dann warf ihn die ungewohnte Arbeit und die ungesunde, sumpfige Luft in ein Fieber und mit dem Fieber in's Spital, daß er nicht mehr hoffen konnte, lebendig davon zu kommen. Und doch kam er davon! Er schleppte sich nach Newyork, ohne Geld, ohne Hoffnung, mit gebrochenem Herzen. Das Hotel Park ward jetzt sein Boardinghouse (d. i. Kost- und Logishaus). So trieb er's noch vierzehn Tage. Da fand man ihn eines Morgens halb erstarrt, halb verhungert, halb erfroren. Man brachte ihn in's Spital. Einige Landsleute hörten von ihm und sammelten einige wenige Gaben. Noch einmal konnte er sich gütlich thun an deutschem Wein, aber nur noch einmal. Er starb schon den zweiten Tag; seine Kräfte, so wie sein Muth war gebrochen. Man schleppte seine Leiche nach Pottersfield, wo die „Lumpen und Selbstmörder" liegen. Was kann ein deutscher Professor in Amerika mehr verlangen?

Einem Andern ging's besser, ja, das Hotel Park wurde der Gründer seines Glückes. Er war zwar kein Professor, auch kein Doctor, wohl aber ein Kaufmann, und noch dazu ein sehr junger und sehr geschickter, der verschiedene lebende Sprachen verstand und sogar ziemlich viel vom Englischen. Seine Eltern waren reiche Leute in Deutschland, und somit wurde er im Reichthum erzogen und lernte Ansprüche machen, wie es die Reichen thun. Da starb sein Vater und es zeigte sich, daß der Reichthum desselben auf einem hohlen Grunde gestanden hatte. Man sprach den Bankerott über seinem Grabe aus und die Mutter folgte ihm dahin in kurzer Zeit nach. Der reich erzogene Sohn schämte sich, im alten Vaterlande eine Stelle anzunehmen; er glaubte, man deute dort mit Fingern auf ihn. So ging er nach Amerika. Natürlich dachte er, es könne ihm bei seinen kaufmännischen Kenntnissen nicht fehlen. Allein der Mensch denkt, Gott lenkt. Er fand keine Stelle, wie er eine ansprechen zu dürfen glaubte, und als er einmal einen geringeren Platz auf einem Comptoir, der ihn doch wenigstens ernährt hätte, erhalten konnte, schlug er ihn als „zu gering" aus. Der deutsche Hochmuth war ihm noch nicht vergangen! Aber bald verging es ihm. Das mitgebrachte Geld verschwand, ein Kleidungsstück nach dem andern verschwand ebenfalls, und als Nichts mehr zum Versetzen da war, wurde das Hotel Park sein Nachtquartier. Wie da sein Rock, der einzige, den er noch hatte, bald aussah, kann man sich denken! Eines Abends, als er sich eben in sein „Hotel" zu früherer Stunde als gewöhnlich — er konnte vor Hunger kaum mehr gehen — zurückziehen wollte, begegnete ihm ein Mädchen. Es war die Tochter seiner Amme und fast mit ihm aufgewachsen.

„Sind Sie's, Herr Wilhelm?" rief das Mädchen erschrocken, denn der Jüngling, den sie sich nur als den Sohn des reichen Fabrikanten denken konnte, sah gar zu herabgekommen aus. Zwar hatten sie sich in Newyork schon öfter gesehen, — das Mädchen

Digitized by Google

war schon früher nach Amerika gegangen, weil es Verwandte da hatte, — aber damals hatte der junge Kaufmann noch Geld und lebte im Gasthof.

„Gewiß, Marie, ich bin's," erwiderte der junge Mann. „Doch warum erschrickst Du so?"

Marie stotterte, sie mochte ihm nicht sagen, wie herunterge-kommen er ihr vorkomme.

„O, ich sehe schon, Du willst mit der Sprache nicht heraus-rücken," sprach der junge Mann mit bitterem Grimm weiter. „Aber was ist da zu verhehlen? Du siehst's ja, ich logire im Hotel Park."

Wenn aber Jemand in Newyork zu einem Andern sagt, er logire im Hotel Park, so weiß dieser schon, wo Bartel den Most holt, und man braucht ihm nicht weiter mit dem Holzschlägel zu winken. Marie war daher tiefinnerlich bewegt. Thränen traten ihr in die Augen, aber sie unterdrückte sie schnell, daß er's nicht merke und dadurch beleidigt sei. Er, ihr Milchbruder, der reiche, schöne Jüngling, der nur das Theuerste und Ausgesuchteste gewöhnt war, er im Hotel Park!

„Ich habe mir Etwas erspart," sagte sie endlich schüchtern. „Es ist zwar nicht viel, aber wenn Ihnen damit gedient sein sollte, so ...."

So konnte nicht fortfahren, denn er hielt ihr den Mund mit der Hand zu.

„Sprich nicht weiter," rief er, „beschäme mich nicht noch mehr. Ich weiß es, daß es eine Schande ist, daß ein kräftiger Mann, wie ich, es so weit kommen ließ. Aber Du weißt, daß ich lieber verhungerte, ehe ich eine Unterstützung annähme!"

„Allein," warf sie wieder mit ihrer schüchternen Stimme ein, „ich habe ein Stübchen für mich allein. Die Möbel drinnen sind mein Eigenthum. Ich könnte auf die nächsten paar Tage zu einer Freundin ziehen und dort schlafen, und Sie könnten dann mein Stübchen benutzen. Es ist zwar nicht so, wie Sie's sonst gewohnt waren, aber ....."

Abermals lag seine Hand auf ihrem Munde.

„Du bist das beste, treueste Herz auf der Welt," rief er, ohne ihr jedoch eine Antwort auf ihren Antrag zu geben; denn er dachte, es verstehe sich von selbst, daß er diesen nicht annehmen könne. — „Wo arbeitest Du jetzt?" frug er nach einer Weile.

„In einer Tintenfabrik in Duanestreet," erwiderte sie. „Ich muß da die kleinen Gläser (in solchen wird nämlich in Newyork die Tinte verkauft) füllen und petschiren und bekomme vom Dutzend vier Cents; aber man kann gut seine sechzehn Dutzend den Tag fertig machen. So kann ich ganz gut in der Woche vier Thaler verdienen. Nur sind wir gegenwärtig etwas aufgehalten, weil unser Chemiker, der die Tinte macht, krank geworden ist, und der Boß (der Inhaber der Fabrik) sich nicht recht darauf versteht."

„Also ist die Stelle des Chemikers vacant?" fragte der Jüng-ling hastig. „Wie viel Nummer ist Dein Shop (Arbeitslocal), Marie?"

Natürlich sagte es ihm Marie mit doppelter Freudigkeit, als sie vernahm, daß er sich um die Stelle bewerben wollte, da er die Tintenfabrication gut verstehe. Hätte man dem jungen Manne ein halbes Jahr vorher gesagt, er werde noch Tintenmischer wer-den, so hätte er einen die Treppe hinuntergeworfen. Jetzt aber war sein Stolz gebrochen, und zwar durch das Hotel Park. Viel-leicht trug auch die Begegnung der Marie und sein Gespräch mit ihr Manches dazu bei, seinem Hochmuth Adieu zu sagen.

Dies war die letzte Nacht, welche der junge Mann im Hotel Park zubrachte. Den andern Tag war er in aller Frühe bei dem Tinten-Boß und erhielt die Stelle des „Chemikers." Abends aber begleitete er Marie nach ihrer Wohnung und genirte sich nun gar nicht, von ihr etliche Thaler zu borgen, damit er in einem an-ständigen Logishause sich einmiethen konnte. Er hatte ihr aber zuvor unumwunden erklärt, daß sie ein paar Wochen warten müßte, bis er im Stande sei, mit nur etwas Sicherheit in die Zukunft zu sehen. Jetzt erst hatte er bemerkt, wie unsäglich ihn das Mäd-chen liebe. Jetzt erst ließ es der anerzogene Hochmuth zu, sich zu gestehen, daß auch er dem lieben Kinde gut sei, ob es gleich nur seiner Amme Töchterlein war.

Mit der Hochzeit — aber eine recht stille war's — stand's auch gar nicht lange an, denn der Tintenboß merkte bald, daß sein Chemiker noch andere Dinge verstehe, als das Tintenmischen, wie z. B. Waschblaufabrication und Stiefelwichse-Producirung. Dazu kam noch, daß er schon lange daran laborirte, eine Schwefel-hölzchenfabrik zu errichten, und weil der junge Kaufmann derlei Dinge in seiner Jugend im Polytechnikum mit hatte laufen lassen müssen — damals schienen sie ihm ganz unnütz und jetzt ernährten sie ihn, — so kamen sie überein, sich zu vereinigen, und jetzt macht hier Wilhelm Schwefelhölzchen über Schwefelhölzchen, ganz nach Wiener Art und Färbung. Seine Frau aber führt die Auf-sicht über die Sortirmädchen und verdient somit immer noch ihre vier Thaler in der Woche.

So hat das Hotel Park auch manchmal seinen Nutzen, weil es dem Stolz und Hochmuth das Genick bricht.

Th. Gries.

Heimgegangene.

Von Herm. Marggraff.

Friedrich Ludwig Jahn. Friedrich List.

Die Ueberschrift nennt Männer, welche bei aller Verschieden-heit der Bestrebungen und der geistigen Bildung doch auch viel Verwandtes hatten. Schon in Bezug auf Leibesgestalt zeigten Beide etwas Schweres und Massiges; doch war Jahn mehr kno-chig, List mehr fleischig; in Beiden aber erschien der deutsche Ur-typus ohne Zweifel sehr rein ausgeprägt, nur mit dem Unterschiede, welchen die niederdeutsche Natur des Einen und die schwäbische des Andern bedingte. Beide waren, wie man weiß, rastlose Agi-tatoren, Beide machten gegen das Bestehende Opposition; aber in ihren letzten politischen Zielpunkten gingen Beide doch weit auseinan-der, wie Mittelalter und Neuzeit. Volksthümlichen Gepräges waren Beide; sie liebten, sich populär, kernig und gemeinverständlich aus-zudrücken, nur hatte Jahn etwas von der Schalksnatur des nieder-sächsischen Eulenspiegels; er war eine mehr trockene humoristische, List eine mehr feurige gewaltsame Natur. Beide haßten alles Bureaukratische und hielten sich gern zu Leuten von freier Stel-lung; List, der die Macht der Feder kannte und ehrte, mehr zu Schriftstellern, Jahn, der lieber sprach als schrieb und sich gern selbst sprechen hörte, zu der studirenden Jugend. List war Auto-didakt, Jahn ein studirter Mann; doch hatte auch dieser wohl mehr durch sich und durch das Leben, als durch den Besuch von Col-legien und Bücherlecture gelernt. Beide waren dem Aeußern nach Erscheinungen, welche auf den ersten Blick auffielen, aber Jahn strebte danach, auffallend zu sein, während sich bei List von Ko-letterie und Schauspielerei keine Spur wahrnehmen ließ; seine Person galt ihm nichts; die Sache, für die er wirkte, Alles. List war der bei weitem praktischere Kopf, aber doch auch nicht ganz frei von Phantastik und Idealistik, die freilich bei Jahn in viel bemerkbareren Zügen hervortraten. Um die Popularisirung ge-wisser nationalökonomischer Fragen hat sich List große Verdienste erworben, wie Jahn um die Popularisirung gewisser national-politischer Fragen; aber die Schutzzölle des Einen gegen ausländische Waaren und die Schutzmaßregeln des Andern gegen aus-ländische Ideen haben sich dem Geiste der Zeit gegenüber doch mehr und mehr als unwirksam erwiesen. Doch ich will mit dieser Parallele aufhören, um so mehr, da ich mich an andern Orten gegen die Sucht, zu parallelisiren, erst jüngst ausgesprochen habe. Indeß lag es gerade bei diesen beiden Individuen nahe, einen Vergleich anzustellen. Ich bemerke nur noch, daß wir List in Deutschland die Eisenbahnen, Jahn die Turner verdanken, daß Beide im Leben wenig Dank geerntet haben, während man jetzt für ein in Reutlingen aufzustellendes Listdenkmal sammelt und in neuester Zeit auch ein dem Turnvater Jahn zu errichtendes Mo-nument in Anregung gebracht worden ist. List hat inzwischen an Häusser und Jahn an Pröhle einen Biographen erhalten, und wem es um genauere Kenntniß dieser beiden merkwürdigen Männer

Digitized by Google

IMMANUEL
KANT

Kant's Denkmal in Königsberg.

Noch im Lauſe dieſes Jahres wird Deutſchland eine Ehrenpflicht erfüllen und das Denkmal eines ſeiner größten Denker zur Aufſtellung bringen. Es hat lange genug gedauert, und wie man ſagt, ſollen auch heute noch die Unkoſten der Statue trotz aller Aufrufe und Sammlungen nicht ganz gedeckt ſein. Das alte Lied im alten Deutſchland! — Was Kant ſeiner Zeit war und wie er für Deutſchland und deſſen geiſtiges Emporblühen wirkte, werden wir in einem längeren Artikel: „Kant als Philoſoph und als Menſch“ aus der Feder eines unſerer geiſtreichſten Kritiker unſern Leſern darzuſtellen ſuchen. Für heute, in Bezug auf das Denkmal, nur ſo viel, daß die Statue (nach Rauch's Hautreliefſtatue am Piedeſtal des Denkmals Friedrich des Großen) am 18. Juni vorigen Jahres im königlichen Gußhauſe in Berlin vom Kunſtgießer Gladenbeck gegoſſen und ſpäter im Rauch'ſchen Atelier unter Aufſicht des Meiſters zuſammengeſetzt wurde. Kant iſt ſprechend, mit aufgehobenem Arme dargeſtellt und macht einen imponirenden Eindruck. Man hofft (?) die Statue (auf großem marmornen Piedeſtal) noch im Laufe dieſes Jahres enthüllen zu können. E.

Digitized by Google

zu thun ist, der möge auf die betreffenden biographischen Schriften Jahn's und Pröhle's hiermit verwiesen sein, wie auf die Nachträge zu dem Pröhle'schen Buche, welche Wilibald Alexis in Nr. 12. und ich selbst in Nr. 14. der Blätter für literarische Unterhaltung für 1857 geliefert hat. Hier kann es sich nur um meine persönlichen Berührungen mit beiden Männern handeln.

Meine Erinnerungen an den alten Jahn fallen schon in meine Knabenzeit, als Jahn von Berlin aus auf einer Turnerfahrt auch meine Vaterstadt besuchte und auf dem Turnplatze des Züllichauer Gymnasiums ein solennes Schauturnen veranstaltete. Jahn war damals, wo die Turnerei in höchster Blüthe stand, einer der populärsten Männer in Preußen und erregte mit seinem langen Barte und der Gefolgschaft der Berliner Turner, welche sich den Spaß machten, in ihrem Gasthause zwei Stock hoch herabzuklettern, begreiflicherweise in Züllichau das größte Aufsehen. Die Kleinbürger oder Philister wußten freilich nicht recht, ob sie in der Jahn'schen Turnerschaft eine Genossenschaft von jungen Recken oder eine Art Seiltänzerbande erkennen sollten. Um so mehr wurden sie von den Lehrern und Schülern des Gymnasiums gefeiert, mit denen Jahn dann nach Kai herauszog, dem Schlachtfelde des siebenjährigen Krieges, auf dem der mit dictatorischer Vollmacht ausgerüstete, aber unbesonnene General von Wedell geschlagen wurde, als er einen Angriff auf die Russen unter Soltikow machte, um ihre Vereinigung mit den Oesterreichern unter Laudon zu hindern. Das Mißlingen des Wedell'schen Angriffs hatte dann die für Friedrich den Großen so unglückliche Schlacht von Kunersdorf zur Folge. Jahn hielt auf dem Schlachtfelde eine feurige Ansprache an die Turner, gewürzt mit historischen Erinnerungen aller Art, namentlich an die noch so frisch im Andenken haftenden Feldzüge gegen die Heerschaaren Napoleons.

Ein paar Jahre später wurde mir Jahn in mehr trauriger Weise wieder in Erinnerung gebracht. Die sogenannte Demagogenverfolgung war in vollem Gange. Das sonst sehr harmlose Züllichauer Wochenblatt brachte Auszüge aus den Untersuchungsacten, darunter feurige Lieder, deren Inhalt sogar jetzt ihren Wiederabdruck vielleicht mißlich machen würde. Es war darin viel von „Volksschmerz", „Freiheitsblut", „Teufelsmolchen", „Freiheitsdolchen", „Kronen und Bändern", „Opfergewändern" u. s. w. die Rede. Diese Gedichte machten auf mich, den damals etwa elf- oder zwölfjährigen Knaben, einen ganz andern Eindruck, als durch ihren Abdruck etwa beabsichtigt sein mochte. Ich lernte sie auswendig und könnte sie heute noch Wort für Wort recitiren. Nur eins derselben will ich hierher setzen; das Lied ist ja doch nur eine historische Reliquie und seine Mittheilung gewiß eine unverfängliche. Es lautete:

Wie nach dem Himmelreich,
So nach dem deutschen Reich
Trachtet, Brüder!
Und mit der achtunddreißig Tracht nieder!

Ja, es summen die Jungen
Frisch, fröhlich und frei,
Die muthigen Söhne
Der Turnerei.

Sternaugen funkeln,
Die Schwerter sind bloß!
So klingt der Freiheit
Drommetenstoß!
u. s. w., u. s. w.

Jahn spielte in diesen Mittheilungen begreiflicherweise eine Hauptrolle, und ich erinnere mich, daß ich mich der verfolgten und auf verschiedene Festungen des Landes gebrachten Anhänger der Jahn'schen Reichstheorie mit großem Eifer gegen einen alten Onkel annahm, der mich mit den Worten niederzudonnern suchte: „Dummer Junge, was verstehst Du denn davon!" Ich schwieg, rechnete mir aber diesen „dummen Jungen" aus so reactionärem Munde zur Ehre an. Man kann sich denken, mit welcher Theilnahme ich den Erzählungen eines älteren, nun verstorbenen Bruders lauschte, welcher in dem in Küstrin garnisonirenden achten oder Leibinfanterieregiment als Freiwilliger gestanden und mehrmals vor der Kasematte, in welcher Jahn, und zwar in Ketten, saß, Wachtdienst gehabt und mit angesehen hatte, wie Jahn in der Freistunde, die ihm für den Genuß der frischen Luft gestattet war, sich auf dem Walle zur nöthigen Leibesbewegung hin- und herwälzte und an den dort liegenden Kanonenkugeln athletische Uebungen anstellte. Auch hatte er die dienstthuenden Unterofficiere, welche Jahn's Kleider täglich nach irgend etwas darunter Verborgenem zu untersuchen hatten, mehrmals in die Kasematte Jahn's begleiten müssen, was seine loyale Gesinnung zu verstärken nicht eben sehr geeignet war. Nebenbei gesagt, war ich damals sehr stolz auf diesen Bruder, weil er in einem Regimente gedient, welches außer dem Garderegiment allein das Vorrecht hatte, auf den Czako's einen Federstutz zu tragen. Wie glücklich war ich, diesen Czako über meinen Kopf zu stülpen; er fiel mir aber immer über's Gesicht. Es verhielt sich damit, wie mit meiner damaligen politischen Gesinnung, die für meinen kleinen Kopf auch zu umfangreich war.

Diesen Mann, über den ich in der Kindheit so viel gehört, sollte ich nun Ende der dreißiger Jahre in Leipzig persönlich kennen lernen, und zwar zuerst durch Eduard Burckhardt, welcher nebst mir (wie auch Pröhle in seinem Buche anführt) wohl der einzige unter den Leipziger Schriftstellern war, mit welchen Jahn in jener Zeit intime Beziehungen unterhielt. Er unterließ niemals, wenn er später von Freiburg nach Leipzig kam, mich auf meinem Zimmer zu besuchen, machte dann auch in der Regel Anstalten, einen oder den andern Brief zu schreiben, wozu es aber niemals kam, da er von Schreiben kein Freund, der Drang, zu sprechen, aber in ihm um so stärker war. Jahn, über dessen allbekannte äußere Erscheinung ich hier nicht weiter sprechen will, war eine grundgute Natur, und so hatte ich den alten Mann trotz seiner Ecken und Sonderbarkeiten sehr lieb, am liebsten, wenn er mit gespreizten Beinen, in der Luft hin- und herfahrenden Armen und seltsamem Pathos Lieder aus der Kriegszeit recitirte, die von früheren Kampfgenossen gedichtet waren. Ich gab Anfangs der vierziger Jahre eine Sammlung politischer Gedichte seit Klopstock heraus und Jahn hatte mir zu diesem Zwecke reichliche Beiträge versprochen, was er mir aber später lieferte, bestand nur in einem, allerdings schönen und kräftigen Kriegsliede von einem gewissen Mill, das ich auch in meine Sammlung aufgenommen habe, und in Bruchstücken eines Gedichtes von Scholz aus dem Jahre 1798. Mill war 1813 als Feldprediger mit in den Krieg gezogen und Scholz, einer seiner Universitätsgenossen, später auch Kampfgenosse gewesen, übrigens einer der feurigsten Sprecher, wie Wachler von ihm sagt. Obgleich ich den für Jahn und seine Universitätszeit charakteristischen Brief, womit er seine leider nur spärlichen Beiträge begleitete, bereits in der Einleitung zu meiner Sammlung politischer Gedichte mitgetheilt habe, scheint es mir doch nicht überflüssig, hier einige der bezeichnendsten Stellen mitzutheilen. Die eine bezieht sich auf seine Studienzeit. „Bescheiden," schreibt Jahn, „waren wir Alle, das gehörte mit zur Zeit. Die Lebensfrische von Goethe, Schiller, J. Richter, Herder u. s. w. duftete mit warmem Odem. Da gingen in den Herzen die Saiten auf. Es keimte und wallte in den Gemüthern. Es war eine allgemeine Abkunft, die sich von selbst verstand und im Allgemeinen feststand, bei Einigen noch überflüssig mit Hand und Wort gelübdet. Jeder solle streben, nach seinen verliehenen Anlagen etwas Tüchtiges zu leisten; es müsse anders werden, und dazu müsse Jeder helfen. Unsere Baumschule war nicht schlecht. Aber wir kannten noch nicht bairisches Bier und die Kunst, mit Redensarten aus allen Wissenschaften Kartenhäuser zu bauen. Ein Theil von uns lag in furchtbarem Kampf mit den Todeskämpfen der nachmittelalterlichen Hochschüler. Darauf die Anspielung (Einleitung zum „deutschen Volksthum"): „Als Jüngling verfocht ich jede Sache, so mir die rechte schien, und die staatsgesetzliche Freiheit und Selbstständigkeit der akademischen Bürger." Mehr darüber zu sagen litt die Schriftscheu nicht. Auf dem Fechtboden Derer, die eine Gesammtheit wollten, war unser bester Schläger der jetzige Justizminister Mühler. Damals habe ich von der Hagen mit eingeschlagen. Wir trieben viel Deutsch miteinander."

Wenn Jahn in seinem Schreiben, welches bei seiner Länge ihm, dem Schreibeunlustigen, viel Ueberwindung gekostet haben mag, und „Weihnachten 1842" datirt ist, sich auch auf unsere Classiker beruft und auch weiterhin Goethe's auf's Ehrenvollste gedenkt, so glaube ich doch nicht, daß seine Sympathie für sie eine sehr bedeutende gewesen. In der mündlichen Unterhaltung kam er fast nie auf sie zu sprechen. Poesie und Alles, was Kunst heißt, ließen ihn kalt, waren ihm im äußersten Grade gleichgültig, erschienen ihm vielleicht sogar schädlich. Das vaterländische Interesse allein, und

Digitized by Google

auch dies nur in seinem und seiner Genossen Sinne, lag ihm am Herzen. Auch gegen die Dictatur, welche unsre Classiker ausüben, sträubte er sich; sie war ihm lästig und er glaubte in ihr ein seinen Zwecken feindseliges Element zu erkennen. Ich glaube, daß selbst Körner's Kriegslieder bei ihm weniger in Gunst standen, als die seiner nächsten Genossen, wie die von Mill und Scholz, die ganz in seinem Ideenkreise befangen waren, und diese Ideen, ohne weitere ästhetische Zuthat „frisch, fröhlich und fromm" aussprachen. So empfahl er mir auch als „Vorspruch" (Motto) für meine Sammlung ein paar Strophen, die ihm bei seinem Abgange in Halle ein Commilitone in's Stammbuch geschrieben hatte, aber in Gedanken wie Ausdruck höchst trivial waren, obschon Jahn selbst darin „Thatengeist" zu finden vermeinte.

Was das von Jahn erwähnte bairische Bier betrifft, so ist es allerdings richtig, daß Jahn für gewöhnlich kein Bier, aber wohl Wein trank, und diesen mit Vergnügen, es auch recht gern sah, wenn man ihn damit bewirthete. In seiner Abneigung gegen das Bier lag übrigens eine Inconsequenz; denn da die alten Deutschen tüchtige Biertrinker waren und es Jahn daran lag, uns in Urdeutsche zu verwandeln, so hätte er im Grunde für dieses deutsche Nationalgetränk Propaganda machen müssen, denn wer gern Wein trinkt, trinkt auch wohl französische und wälsche Weine, und geräth so auf dem Wege des Stoffwechsels vielleicht auch auf französische und wälsche Ideen. Zudem mußte Jahn durch den Augenschein belehrt sein, daß die am meisten Bier trinkenden Stämme in Deutschland, wie z. B. die Baiern, auch die kräftigsten Körper haben, und diese den Deutschen anzuschaffen war ja Jahn's höchstes Ziel. Aus diesem Grunde wüthete er in Berlin namentlich auch gegen den Genuß von Kuchen, weshalb auch alle Kuchenfrauen erbarmungslos von den Turnplätzen verjagt wurden, und das Wort „Kuchenbäcker" als ein arges, in Schimpf und Glimpf zu rügendes Schimpfwort galt. W. Alexis, der selbst unter Jahn Turner gewesen, ohne jedoch zu seinen „Erwählten" zu gehören, erzählt dies in seinem oben erwähnten Aufsatz, fügt aber weiter hinzu: „Die Einen sagen Jahn nach, daß er es im Altdeutschthum so weit gebracht, Eicheln zu rösten und zu essen, während Andere behaupteten, wenn es ungesehen geschehen könne, verspeise er alle Sorten Kuchen, besonders aber Kirschkuchen, mit ganz besonderem Appetit." Zur Erklärung des von Jahn in seinem Briefe gebrauchten Ausdruckes „Schriftschen" diene endlich noch, daß dieses Wort eine Verdeutschung des Wortes „Censur" sein soll; hiernach würde man also statt „Censoren" fortan, possirlich genug, „Schriftscheue" zu sagen haben, oder statt Censoramt „Schriftscheuamt", und statt censiren „schriftscheuen."

Noch dürfte folgende Stelle aus seinem Briefe anführungswerth sein, weil sie seine Ansichten über die neueren politischen Dichter ausspricht: „Ueber die neuern Dichter, so die vaterländische Harfe stimmen, könnte man leicht versucht werden, hart zu urtheilen. Sie sind ungefüge in der Kraft, frostig, trippelnd wie auf gebohnten Dielen, und scheinen nothreif, von der Zeit aber nicht gezeitiget. Sie kennen nicht den Umkreis der Welt und was sich darin regt. G. Pfizer nehme ich aus. Der hat Wissenschaft und Geschichte. Unwissend darf Keiner weniger sein, als ein Dichter, und die großen sind auch Weise. Weil ihre Dichtungen um die Heimath einen echten Ring, eine wahre Heimskringla ziehen, leben sie aus einer Zeit in die andre, aus einem Volk in das andere, wie die Psalmen, Homer, Sakuntala und Goethe."

Im mündlichen Verkehr vermied übrigens Jahn, von den mitlebenden Dichtern und Schriftstellern viel zu sprechen; er erwähnte selbst jenes Conflicts nicht, den er in Kösen mit einem damals renommirten Mitglied des jungen Deutschlands gehabt hatte. In dem engern Kreise der Bekannten Jahn's erzählte man sich, mit welch cynischem Witz Jahn diesen Herrn abgetrumpft hatte, von dessen französischer Glasur über der hervorstechenden Unterlage deutscher Burschikosität er unangenehm berührt worden war. Auch in seinen politischen Ansichten zeigte sich Jahn im Ganzen sehr vorsichtig; möglich, daß er gegen seine Erwählten mit der Sprache offener herausgegangen sein mag. Von seinen früheren Excentricitäten war er wohl schon längst zurückgekommen, und gewiß dachte er in seinen späteren Jahren nicht mehr daran, von der Schweiz bis Holland eine 15 Meilen breite Wüste zu ziehen und innerhalb dieses Landgürtels Städte und Dörfer auszurotten, dafür aber Waldbäume und dichtes Gestrüpp und darin einen Park von Raubthieren anzulegen, und das Alles, um damit, wie er meinte, das alte Germanien von Frankreich möglichst abzusperren. Diesen monströsen Plan enthüllte Jahn wenigstens gegen Theodor Amadeus Hoffmann, welcher Referent in der Jahn'schen Sache war. Im Uebrigen darf man nicht glauben, daß es Jahn mit diesem Plane gerade sehr ernstlich gemeint habe; seine Phantasie gefiel sich in solchen Abenteuerlichkeiten und ungeheuerlichen Vorstellungen, und wenn die Ausführung des Plans in seine Macht gegeben worden wäre, würde er sich gewiß hundertmal bedacht haben, ehe er zu seiner Vollziehung geschritten wäre. Jahn war doch zu sehr Geschichtskundiger, um nicht überhaupt von den Entwickelungen der Zeit Lehre anzunehmen und sich gewissen Nothwendigkeiten, wenn auch mit Widerstreben, zu beugen. Ein kaiserliches Haupt Deutschlands wäre ihm selbst im Rahmen constitutioneller Einrichtungen recht gewesen, so sehr ihm der moderne Constitutionalismus von Hause aus auch zuwider war. Im Ganzen lebte er zuletzt mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart. Als ich ihn in Gesellschaft mehrerer Leipziger Freunde eines Tages in Freiburg selbst besuchte, unterhielt er uns vorzüglich mit etymologischen Bemerkungen und historischen Erinnerungen, wozu die Gegend Freiburgs allerdings Stoff genug lieferte. Es ist mir, aufrichtig gesagt, davon nicht viel im Gedächtniß geblieben, eben so wenig von den wunderlichen Mittheilungen über die Einrichtung und besondern Zweckbestimmungen und Eigenschaften seines nach eigenem Plane erbauten Wohnhauses.

Zuletzt sah ich ihn dann noch zur Zeit des Parlaments in Frankfurt, wo er freilich eine etwas antediluvianische, mammuthartige Erscheinung abgab. Er kam zuweilen auf das Bureau der Deutschen Zeitung. Er selbst mochte sich in diesem Wirrwarr, den er allerdings, so viel es auf ihn ankam, noch vermehren half, nicht sehr behaglich fühlen; indeß hielt er es für Pflicht, auf seinem Posten auszuharren, selbst auf die Gefahr hin, von seiner eigenen Brut, den Turnern, wie er sich gegen mich ausdrückte, „gelegentlich gelyncht zu werden." Man hat ihm vorgeworfen, in den Septembertagen sich furchtsam versteckt zu haben; in der Paulskirche selbst und in seinem offenen an die Hanauer Turner gerichteten Sendschreiben zeigte er Unerschrockenheit und den Muth seiner Ueberzeugung. Lange wohlgesetzte Reden hielt er in der Paulskirche begreiflicherweise nicht, aber er fuhr zuweilen mit körnigen Schlagsentenzen voll gesunden Mutterwitzes drein. Gegen das Bescholtenheitsgesetz eiferte er, weil ja Alle bescholten seien, unter den Frauen z. B. diejenige, welche das letzte Wort nicht habe. Das Gelächter, welches durch diese Anspielung hervorgerufen wurde, bewies, daß der Stich gesessen hatte. Schon im Februar 1849 erklärte er offen, daß das Parlament überreif, todesmatt und verbraucht sei, daß es das Zutrauen von ganz Deutschland verloren habe und daß es am besten sei, nach Hause zu gehen. Einem Club gehörte er nicht an; er wollte als freier Mann seine Meinung sagen.

Obschon Enthusiast für die Kaiseridee, für deren Ausführung er übrigens wohl keine Hoffnung mehr hatte, stimmte er doch in sehr wesentlichen Punkten mit der Linken, z. B. für das allgemeine Wahlrecht, „weil," wie er sich ausdrückte, „es in der Welt dahin kommen müsse, daß Niemand sich scheuen dürfe, mit Ehren arm zu sein." Damit hätten sich die süddeutschen Turner begnügen lassen sollen. Was sie wollten, hat Jahn nie gewollt und konnte es nicht wollen; nicht er, sondern sie sind von seinen Grundsätzen abgewichen. Jahn, der eine autokratische Spitze auf demokratischer, volksthümlicher Grundlage wollte, war in seinen politischen Ansichten etwas unklar; aber seine persönlichen Eigenschaften, sein mildthätiger Sinn („wir Armen," pflegten die bedürftigen Leute in Freiburg zu sagen, „finden stets Hülfe bei ihm, obwohl er's selbst braucht"), seine Verdienste um die Turnerei, sein vaterländisches Gemüth, seine Schicksale, seine grauen Haare hätten mehr Pietät verdient, jene Pietät, ohne die sich überhaupt nichts in's Werk richten und erhalten läßt. Jahn sollte auch noch diese Erfahrung, vielleicht die härteste seines Lebens, machen. Wenn man will, kann man auch hierin eine geschichtliche Nemesis erkennen; denn man spielt eine politische Rolle, wie Jahn sie zu spielen unternahm, selten ungestraft. Jahn endete nicht gewaltsam, wie List, aber obschon er sich ruhig und still in Freiburg auslebte, ist sein Loos doch ein tragisches zu nennen, weil er in einen Kampf mit dämonischen Mächten gerieth, die er selbst heraufbeschworen hatte, und darin unterlag.

Blätter und Blüthen.

Haifischfang im Canal von Mozambique. Bisher hatte die günstigste Brise unsere Reise beschleunigt, doch als die blauen Berge von Groß-Comoro in Sicht kamen, wurde der Wind zum leichten Säuseln und erstarb zuletzt vollkommen. Die vorher gleich Adlersittigen ausgebreiteten Segel hingen jetzt schlaff von den breiten Raaen hernieder und die hochlaufende Dünung der See brachte bald das häßliche „Schlängeln" des Schiffes hervor; eine taumelnde Bewegung, die durch die seitwärts anlaufenden Grundschwall des Meeres bewirkt wird, die das Schiff erst von einer Seite hebt, darunter wegläuft und es dann auf die andere niedertaumeln läßt, wobei Tauwerk und Blöcke krachend und klatschend gegen Segel und Masten anschlagen, eine jedem Seemann äußerst verhaßte Musik. Dabei gibt das eigenthümliche Zischen, das bewirkt wird, indem das Fahrzeug bald vorn, bald hinten in die Dünung einstampft, immer förmlich Notiz, daß man jetzt durchaus nicht von der Stelle kommt.

Geärgert und gelangweilt durch diesen Aufenthalt der Fahrt, stand ich hinten an der Railing (Umbrüstung) und sah träumend in die blaue Fluth. Da schoß plötzlich durch den kleinen Wasserraum, den ich eben im Auge hatte, ein flinker Lootse; ein etwa spannenlanger, blau- und rothgestreifter Fisch, der sich immer in der Nähe eines Hais aufhält, denselben fortwährend spielend umkreist, ohne von ihm je beleidigt zu werden, und der wegen dieses freundschaftlichen Verkehrs mit dem Hai sein Lootse genannt wird. Um zu sehen, ob nicht der unterm Steuerruder hin und her schießende Fisch einen seiner gewöhnlichen Gesellschafter in der Nähe habe, warf ich ein Stück Speck über Bord, und richtig, sofort kam unter dem Kiel des Schiffes der grünlichgraue Gesell mit seiner schlängelnden Schwimm-Bewegung hervor, drehte sich, um zuschnappen zu können, auf den Rücken, und klapp! war der Speck verschwunden, so daß ich die fürchterlichen Kinnladen deutlich zusammenschlagen hörte. — Gleich neben meinem Standpunkte war ein Häuschen, wo allerhand Eisengeräthschaften aufbewahrt wurden; schnell suchte ich darunter eine alte Wallfischharpune hervor, steckte sie an ein tüchtiges Ende und einen Augenblick danach saß das Eisen tief im Bauche des Schlemmers, der eine zweite Speckssendung erwartet haben mochte. Durch gewaltiges Krümmen und Umsichschlagen suchte der Hai sich zu befreien, und das Wasser in seiner Umgebung war, wie ein siedender Kessel, mit weißem Schaume überzogen; doch sein Sträuben half ihm nichts.

Um Beistand rufend, brachte ich die gesammte Schiffsmannschaft in Alarm, Alles eilte herbei; an das festhängende Ende wurde ein zweites angeschoren, dies durch einen Block gesteckt und nun zogen „alle Mann," um den wilden Gesellen auf Deck zu bringen. „Hä kommt, hä kommt," schrieen schon Alle siegestrunken, da — paff! — ließ auf einmal die Last nach, der Hai hatte sich richtig losgeschlagen und war zurück in's Meer gestürzt. Es hatte doch wohl zu lange gedauert, ehe wir vorbereitet waren, ihn in unsere Gesellschaft aufzunehmen. Ein trauriges „Ah" entfloh Aller Munde. Doch Jan, ein alter, ausgewitterter Seemann, der von Anfang an da gewesen war und mir beigestanden hatte, sagte bedächtig: „Ja glöv, he hat groten Hunger, wi möt mal tolikeu. (Ich glaube, er hat großen Hunger, wir müssen 'mal zusehen.)

Ungläubig sahen die jüngern Matrosen ihr sonst nie bezweifeltes Orakel an, denn es schien ihnen nicht möglich zu sein, daß der arg zerfleischte Hai noch jetzt bei gesundem Appetite sei. Doch Jan ließ sich nicht stören, nahm einen großen, eisernen Haken, schärfte schnell die Spitze etwas an, steckte ein tüchtiges Stück Speck darauf und an einem starken Tau befestigt wurde schnell der unbeholfene Köder in das Meer hinabgeworfen. Vom Haifisch war indeß lange Zeit Nichts mehr zu sehen und die jungen Skeptiker wollten schon prahlen, Recht gegen den Alten behalten zu haben, als der unerschütterliche Jan ausrief: „Stopp! hä kömmt," und in der That, der Hai kam wieder angeschwommen. Trotzdem sein Rücken schon so zerrissen war, daß ein großes Stück seines weißen Fleisches heraushing, schien dieser große Raubfisch dadurch wenig incommodirt zu sein und seine Beutelust blieb unverändert.

Jetzt war er beim Köder angekommen, besah ihn mit seinen kleinen, geschlitzten Augen, hob ihn mit dem schaufelförmigem gewaltigen Kopfe, wie prüfend, in die Höhe, ließ ihn wieder sinken und trieb einen Augenblick unentschlossen nebenher. Doch die Freßgier siegte, er kam wieder, drehete sich, und klapp — Köder und Haken war verschwunden, und zwar hatte der Hai mit solcher Kraft zugeschnappt, daß wir deutlich sahen, wie der Haken in Folge des Zuschlagens der Kinnladen, mit der Spitze oben durch den Kopf hindurchgedrungen war. Sofort zogen alle Mann an dem Ende, und bald lag der zweimal betrogene Fresser, wüthend um sich schlagend, auf dem Deck. Es war ein riesiges Exemplar und maß wohl gegen 10 Fuß Länge und die gewaltigen Schläge seines Schwanzes machten das Schiff so stark dröhnen, daß wir fürchteten, er werde die Seitenplanken zerschmettern. Der Koch, ein baumstarker Mann, schlug mit dem Rücken einer Axt gewaltig auf den Fisch los, ohne daß dieser die geringste Wirkung davon zu fühlen schien. Da erhob wieder der alte, erfahrene Jan seine Stimme: „Lat em gohn" (Laßt ihn gehen), sagte er, nahm ein armdickes, langes Stück Holz und stellte sich beobachtend vor den Rachen des Hai's hin. Als dieser einen Augenblick mit Umsichschlagen inne hielt, stieß er ihm plötzlich die lange Stange in den Rachen, dieselbe bis zum Schwanzende hineintreibend. Der Hai, dessen Inneres Nichts als ein gewaltiger Magen, fast ohne alle Eingeweide ist, hatte also jetzt buchstäblich „einen Stock verschluckt" und war außer Stande, durch die Kraft seines Schwanzes noch schädlich zu werden. Endlich konnte man sich ungefährdet dem in ohnmächtiger Wuth den Stock zerbeißenden Haie nähern; er wurde nun zerschnitten, das Schwanzfleisch dem Koch übergeben, der ganz leidliche Beefsteaks daraus machte, die Haut abgeschält, deren trockne, rauhe Außenseite ein gutes Polirmittel bietet, und die Wirbelsäule wählte ich mir aus, da dieselbe, gleichmäßig abgedreht, einen der schönsten Spazierstöcke liefert.

Ernst Lochner.

Die Sage der Indianer von der Erschaffung der Menschen. Der Neger und Indianerhäuptling Tscha-hu-Tlack erzählte unter allen kleinern Traditionen, die unter den Indianern noch im Schwunge sind, keine besser, als die von der Erschaffung des Menschen. Als ich ihn in Begleitung einer Dame, die sehr viel Antheil an ihm nahm, besuchte, fragten wir ihn über die Religion der Indianer förmlich aus. Bei dieser Gelegenheit erzählte er unter Anderm folgendes:

„Der weise Aneth-Ematla, welcher vor mir Häuptling der Tallogis war, theilte mir bei meiner feierlichen Aufnahme als sein Nachfolger nebst andern weisen Sprüchwörtern, Sagen und Geheimnissen, die ich alle auswendig lernen mußte, in der heiligen Priestersprache sowohl, wie in der Sprache des gewöhnlichen Lebens, und die ich geschworen habe, in jeder Nacht des Neumondes in der tiefsten Waldeinsamkeit laut wieder herzusagen, die Schöpfungsgeschichte mit. Die Geheimnisse darf ich nur meinem Nachfolger mittheilen; alles Andere will ich Euch gern erzählen. Als der Schöpfer, dessen heiligen Namen ich nur im Gebete nennen darf, die Welt erschaffen, erschuf er auch den Menschen. Aus einem Kreidefelsen formte er einen weißen, aus dem braunen Sande unter den Kiefern des Landes einen braunen, und aus dem schwarzen Boden in den Flußniederungen einen schwarzen. Und als sie wohlgerathen waren, machte er heimlich drei Bündel, in Palmblätter gewickelt, auf die drei Menschen zusammen und sprach: Wählet Euch ein jeder nach seinem Gutdünken. Du, Tuatscha (Schwarzer), erst. Du, Eb-en (Gelber), darauf. Du, Libsche (Weißer), nimmst, was übrig bleibt. Was Ihr wählet, sei Euer Loos hinfür. Der Schwarze wählte das schwerste Bündel und fand darin ein Beil, eine Hacke und einen Spaten, deshalb ist er bestimmt, den Boden zu bebauen mit harter Arbeit. (Ich habe aber frevelnd die Gabe des großen Geistes verflucht und von mir geworfen; habe viel erduldet deshalb, bin aber jetzt gereinigt von meiner Schuld.) Der braune Indianer wählte das zweite schwerste Bündel und fand darin Bogen und Pfeil, Lanze, Tomahawk und Messer, deshalb jagt, kriegt und raubt er von Anbeginn der Welt. Der weiße Mensch nahm dann das kleinste Bündel, öffnete es und fand darin das Buch. Das sagt ihm Alles. Deshalb ist er weise, aber auch listig, denn das Buch sagt Alles, was er wissen will, Gutes und Böses."

Zeichen der Zeit. In Nr. 70. (vom 24. März) des Magdeburger Correspondenten steht wörtlich folgende Todesanzeige:

„Verwandten und Freunden hiermit die Hiobspost, daß uns Gott heute in der Frühe unsere Gertrud wieder genommen hat; das Kind starb an des Satans Stickhusten. Weil wir uns just an diesem Mägdlein fast zu sehr erfreuten, hat uns der Herr darin gezüchtigt. Gelobt sei Er!

Langermünde, den 21. März 1858.

Steinbrecht, Superintendent."

Das Blut möchte Einem in den Adern erstarren bei Lesung dieser wenigen Zeilen. Wer jemals ein liebes Kind unter den grünen Rasen gebettet hat, vermag den Schmerz zu ermessen, unter dem Elternliebe und Elternlust bei der Leiche des geliebten Wesens zittert. Von einem Lehrer der christlichen Liebe müssen wir jetzt erfahren, daß diese Liebe etwas Verwerfliches, ein Verbrechen war! Und welch' einen traurig-niedrigen Begriff muß dieser Mann von der Hoheit Gottes haben, daß er in ihm nur den Gott der Strafe sieht, ein Wesen untergeordneter Art mit menschlichen Rachegelüsten, das den Satan benutzt, um allzuheiße Vater- und Mutterliebe zu bestrafen mit dem Tode des Lieblings! Die große, schöne Lehre unseres Herrn und Heilandes — wie falsch und lieblos wird sie doch von Vielen aufgefaßt!

Casernenfutter. Wer, der jemals beim Militair gestanden und in der Caserne Quartier gehabt hat, kennt nicht diesen Ausdruck — den Schrecken aller Hungrigen und an appetitliche Kost Gewöhnten? In vielen deutschen Casernen wird das Möglichste in diesem „Futter" geleistet, und doch, wenn man den englischen Zeitungen glauben darf, aus denen jetzt wie im Chore ein Schrei des Entsetzens dringt, wird in England die Lebensmittelfrage der Soldaten in einer Weise behandelt, welche die deutsche Praxis weit übertrifft und wahrhaft abschreckend ist. Wir hoffen, nächstens etwas Näheres darüber mittheilen zu können.

Allen Freunden gemüthlichen Humors

wird für das laufende Quartal der überall gern gesehene

Illustrirte Dorfbarbier.

Ein Blatt für gemüthliche Leute von Ferdinand Stolle.

bestens empfohlen. Während General Pulverrauch und der Dorfbarbier die Weltgeschichte coram nehmen, verhandeln Breetenborn und Nudelmutter die brennenden Fragen des Tages, der Bildermann mit seinen komischen Illustrationen und Zeitbildern aber wird von jetzt ab doppelt interessant werden, da die Preisausschreibung so viel gesunden Witz und Humor eingebracht, daß er für lange Zeit mit zwerchfellerschütternden Bildern aufwarten kann. Für 10 Ngr. vierteljährlich abonnirt man bei allen Postämtern und Buchhandlungen. **Die Verlagshandlung.**

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 15. 1858.

Die Gartenlaube.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Iffland.

Biographiſche Novelle von A. v. Sternberg.

1.

Durch die einſamen Gänge des Thiergartens ſchritt in heller Mondſcheinnacht ein Mann in einen Mantel gehüllt und näherte ſich einem Hauſe, das, abgeſondert von den andern Häuſern, in einer Gruppe von Bäumen ſtand. Die Bäume waren entlaubt, der Balkon des Hauſes und die Stufen des Eingangs mit Schnee bedeckt. Es war im März und ein ungewöhnlich reichlicher Schnee gefallen. In der Vertiefung der Hausthüre kauerte eine Geſtalt in Lumpen, die ſich erhob, als der Mann ſich näherte, und die ihm entgegen trat, um ein Almoſen bittend.

„Du biſt dieſelbe Kleine, die ich bereits zwei Mal beſchenkt habe; zu oft darfſt Du mir nicht kommen,“ ſagte der Herantretende und wollte vorübereilen, allein das Bettelkind erfaßte ſeinen Mantel.

„Herr! Die Mutter hat mich hinausgetrieben, mit leeren Händen darf ich nicht zurückkommen, es iſt ſpät, es ſchenkt mir Niemand etwas in dieſer abgelegenen Gegend; erbarmt Euch meiner!“

Der Herr ſtand auf der Treppenſtufe ſtill. Der Mantel war zurückgeſchlagen und der Mond ſchien in ein bleiches, wohlgebildetes, ernſtes Mannesantlitz, die Blicke waren auf die Kleine gerichtet und mit einer Stimme, der es nicht an Weichheit und Wohlklang mangelte, ſagte er:

„Deine Mutter war früher beim Theater, haſt Du mir geſagt. Wenn es wahr iſt, komm' morgen gegen Mittag, wenn ich in die Stadt gehe, und zeige mir den Weg zu dem Hauſe, in dem ſie wohnt; ich will ſie ſehen und ſprechen. Jetzt geh' und nimm das. Die Kleine empfing das Geld dankend und lief frierend in die Winternacht hinaus. Der Mann trat in das Haus, auf den Ton einer Klingel erſchien eine alte Magd, die ihn in ſein Zimmer leuchtete, in welchem der Ofen brannte und in welchem es wohnlich und behaglich ausſah. Bilder hingen an der Wand, ein Teppich deckte den Boden und gegenüber dem Schreibtiſche, der in der Nähe der beiden hohen, mit Vorhängen geſchloſſenen Fenſter ſtand, bildeten ein Flügel und eine Harfe eine geſchmackvolle Verzierung. An der Harfe hing ein friſcher Blumenkranz. In der Nähe des Ofens ſtand ein hoher Lederſtuhl, in welchem eine Katze lag, die ſich in ihrem Schlummer durch das Erſcheinen des Lichtes und des Hausherrn nicht ſtören ließ. Alles in dieſem Zimmer drückte Stille, Frieden und poetiſche Zurückgezogenheit aus.

Nur in dem Geiſte und Gemüthe des Bewohners dieſer Räume, ſchien es, war dieſer Friede und dieſe Ruhe nicht zu finden. Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch, überlas flüchtig die Adreſſen der angekommenen Briefe und verſank dann, das Haupt auf den Arm geſtützt, in Träumereien.

Es ſchlug zehn Uhr. Ungewöhnlich früh war diesmal das Schauſpiel beendet geweſen. Die Alte kam, um das Abendbrod aufzutragen, ſie ſetzte eine Flaſche Wein und einen Teller mit kalter Wildpretpaſtete auf das Tiſchchen, das vor einem Sopha ſtand, das die Wand gegenüber dem Flügel einnahm. Die Katze erwachte beim Geruch der Speiſen aus dem Schlummer und kam, ihrem Herrn die Aufwartung zu machen, eigentlich aber aus der egoiſtiſchen Abſicht, an deſſen Abendmahl Theil zu nehmen. Es meldete ſich hierzu noch ein Gaſt. Die Thür öffnete ſich und ein ältlicher Herr in einem Pelz, deſſen Kragen ihm über die Mütze hoch hinaufragte, trat ein und ward lebhaft und herzlich bewillkommnet. Der Hausherr ſchob einen Stuhl an das Sopha heran und befahl, ein zweites Glas zu bringen. Bevor jedoch der Gaſt ſich ſetzte, öffnete er den Vorhang des einen Fenſters und, den vollen Mondſtrahl über ſich herübergleiten laſſend, ſagte er:

„Ich will zuerſt ſehen, ob wir ſchon Vollmond haben, denn Du weißt, beim Vollmond fängt das gichtiſche Ziehen in meinem linken Beine an.“

Der Hausherr erwiderte nichts, aber er lächelte und zertheilte die Stücke der Paſtete. Dann kam der Gaſt und ſetzte ſich an ſeine Seite.

„Das Schauſpiel ſchon zu Ende?“ begann er.

„Wir fangen jetzt früher an wegen des Unwohlſeins der Königin. Sie bleibt nur kurze Zeit und geht bald wieder fort,“ erwiderte der Hausherr.

„Wie war's?“

„Froſtig.“

„Wie? Eine Deiner beſten Rollen? Der Shylock und froſtig?“

„Man hat mich ſatt. Ich bin ihnen nichts Neues mehr. Die Kritik hat mich zum Krüppel geſchlagen und Krüppel mag man nicht ſehen.“

Eine Pauſe herrſchte. Der Collaborator Roland, ſo hieß der Gaſt, koſtete an ſeinem Weine, prüfte ihn, fand ihn gut und ſetzte das Glas bedächtig hin, indem er ſagte:

„Das freut mich.“

„Das freut Dich?“

„Ja, denn es iſt Hoffnung da, daß Du in dieſem Falle an den Rhein zurückgehſt, von wo Du gar nicht hätteſt weggehen ſollen.“

Digitized by Google

Der Hausherr seufzte. Sein Blick glitt unwillkürlich auf die Harfe und den daran befestigten Kranz.

„Hast Du nichts von Laura gehört?“ fragte er.

„Sie muß noch immer das Zimmer hüten, allein an Deinem Benefiztage hofft sie das Theater besuchen zu können.“

„An meinem Benefiztage? Man wird diesen Tag benutzen, um mich vollends niederzuwerfen. Es wird daran gearbeitet, mir eine Demüthigung besonderer Art zu bereiten. Ich weiß es, aber ich fürchte mich nicht. Man darf diesem Volke nicht Kleinmuth zeigen, dann ist man verloren. Soweit kenne ich denn doch nun schon meine Leute. Stolz, dreist und zuversichtlich will ich ihnen bis zu der letzten entscheidenden Stunde entgegentreten. Sie sollen mir den Kranz von der Stirne reißen, anders bekommen sie ihn nicht. Es sind ohnedies Lorbeeren, die in diesem märkischen Sandboden nicht gewachsen sind. Man soll nicht sagen: der Iffland ist an den Mückenstichen der Berliner Kritik gestorben.“

„An den Rhein, an den Rhein mit Dir!“

„Nun soll es mir an Kälte, an Schärfe, an Objectivität fehlen; nun soll ich zu weich sein, zu sehr mich selbst spielen! Und beim König Lear hieß es wieder, ich vergäße gänzlich, daß der Grundzug im Charakter jenes Unglücklichen Weiche und Gefühlstiefe sei. O, man möchte selbst wahnsinnig werden einem Publicum gegenüber, das den Genuß tödtet in der Kritik!“

„An den Rhein mit Dir, zurück an den Rhein!“

„Und immer werden mir Fleck's Verdienste vorgehalten, weil er der Abwesende ist und ich der Gegenwärtige! Sie gleichen dem Hunde in der Fabel, der den Bissen, den er im Munde hat, fallen läßt, um nach einem Schatten zu haschen. Doch immerhin, sie mögen so toll, so unverständig sein, als sie immer wollen und können, weiß ich doch, daß Eine da ist, die mich versteht, die, wenn ich meine ganze Seele hingebe, sie entgegennimmt mit jener weichen Liebeshand, die sich hütet, mir hier eine kaum vernarbte Wunde, dort einen vibrirenden Nerv zu berühren. Wenn ich mein suchendes Auge zu ihrem Platze sende und ich finde ihn leer, entsinkt mir sogleich der Muth, und das hundertäugige Ungeheuer, Publicum, das ich vor mir gelagert sehe, preßt mir ein Beben der Angst und des Entsetzens ab. Finde ich aber Sie, dann ist das Spiel ein Spiel, dann gleiten mir, wie von unsichtbaren Händen mir abgefordert, die köstlichsten Perlen aus dem Liebesreichthum der Seele. Ich empfinde, und was ich empfinde, ist — Sie! Sie ist's, die mir den Athem versetzt, wenn ich auf die Bühne stürze als Franz Moor; ich zittere, indem ich die Schrecken der Hölle ihr vor das Auge bringen soll, ihr, der Reinen, und wenn ich als Wallenstein die ewigen Sterne befrage, ist's wieder Sie, die mich an die Wahrheit des ewigen Himmels glauben lehrte. Ach, daß diese Frau eine Frau ist, daß dieses süße Gebilde kein geschlechtsloser Genius ist, dann wäre er mein, ich könnte ihm Altäre bauen, und Niemand dürfte mir verargen, wenn ich laut vor allem Volke mich mit dem Göttlichen vermählte. Der Künstler mit seiner Gottheit! Was wollt ihr? Ist das nicht ganz in der Ordnung? So aber steht sie auf einer unnatürlichen Höhe, sie, die Liebenswerthe, ist dem Liebesbedürfniß entrückt, die irdisch Fühlende ist mit einer kalten Glorie des Standes umgeben. Kann man einen ärgern Hohn aussprechen, als das Geschick ihn sich hier ungestraft erlaubt: das allgemein Begehrte ist zugleich das Allen Versagte! Mein Auge füllt sich mit Thränen — ich muß schweigen.“

„Wenn das Theater nur nicht so zugig wäre,“ hub der Collaborator nach einer Pause an, während der Schauspieler, sein Haupt auf die Hand stützend, vor sich hinsah — „ich sage Dir, Freund, es gibt da Thüren, Thüren ohne Vorhänge, die Dante in seiner Hölle nicht passender hätte anbringen können, um eine neue Qual seiner Verdammten, einen teuflischen Rheumatismus beizubringen. Das ist auch der Grund, weshalb ich so selten in's Theater gehe. Es thäte der alten Bude gut, wenn eine wohlthätige Feuersbrunst sie mit einem Schlage vom Leben zum Tode brächte. Anders werden wir den Jammer nicht los. Im Zugwinde zu sitzen ist aber das Schlimmste, was einem armen Adamskinde begegnen kann.“

„Alter,“ fuhr Iffland zornig empor, „Du wirst mir auch gar zu philisterhaft! Hast Du denn gar kein Wort für meine Leiden? Mann der Jämmerlichkeit, ist denn Deine Seele wie Dein Ohr mit Kampherstöpselchen verpfropft? Sonst wußtest Du doch zu schwärmen. Erinnere Dich, wie wir in Mannheim an den Ufern des Rheins bis spät in die Nacht Arm in Arm dahinflogen? Wie ich, auf der Rheinbrücke stehend, einst den Fiesco mit Dir spielte, Dich, den Fiesco, von der Brücke stieß, so daß Du mit einem Beine bereits in der Fluth zappeltest!“

„Ach, und ich hatte Nankingbeinkleider an,“ jammerte der Collaborator — „Du Entsetzlicher, das rührte Dich nicht!“

„Wenn der Mantel fällt, muß der Herzog nach!“ declamirte Iffland und brach dann in ein schallendes Gelächter aus. „O, das waren Zeiten! Man sollte das jetzt mit Dir versuchen, Du Liebling des Apothekers, Du Sohn des Rhabarbers, Du Buhle der Wärmflasche, Du im Geheim mit der Flanelljacke Getrauter! Geh — geh! Wenn ich nicht wüßte, daß unter Deinen Pflastern und Umschlägen noch eine Seele steckt, ich würde Dich als wurmzerfressenes altes Möbel längst in die Plunderkammer geworfen haben.“

„Was wirst Du zu Deinem Benefiz geben?“ fragte der Gescholtene, indem er lächelnd sein Glas leerte und nach dem Ofen sah, um sich zu überzeugen, daß er noch in voller Gluth sich befinde.

„Ich habe da einen Gedanken,“ entgegnete Iffland. „Ich will die Hand daran legen, ein neues Jugendproduct wieder in's Leben zu rufen.“

„Ein Jugendproduct?“

„Ja, meine Jäger. Es ist mir in diesen Tagen ein wunderliches Ereigniß zugestoßen. Allein es will sich nicht schicken, daß ich jetzt schon davon spreche. Alles liegt noch in der Knospenhülle. Aber, so viel sage ich, Leid und Lust früherer Tage ist wieder wach in dieser Brust geworden. Ich habe in ein redlich Herz geschaut, in ein Herz, wie Gott es liebt, in ein Herz, das seine Schmerzen brav erträgt, männlich mit der Sünde kämpft, mit einem Worte, einen Jüngling hab' ich geschaut, gerade wie ich ihn damals suchte und ihn nicht fand, als ich den treuen Anton seiner Mutter an's Herz und seiner Liebsten in die Arme legte. Du sollst sehen, wie ich jetzt ganz anders den Oberförster spielen werde. Ich freue mich darauf, wie auf ein Fest.“

„Deine alten Jäger? Aber, das ist ja keine Neuigkeit, wunderlicher Mann!“

„Meine alten Jäger! Ich sage Dir, sie sollen Dir so jung erscheinen, als wären sie erst in dieser Nacht aus dem gährenden Becher der Phantasie gestiegen. Aber, wie gesagt, vorzeitig Plaudern liebt die Muse nicht. Du wirst sehen, und wenn Du wirst gesehen haben, wird Dir der Glaube in die Hand kommen. Und übrigens, hat man mir wohl Zeit gelassen, etwas Neues zu dichten? Angespannt an den Karren, wie ich die letzten Wochen über war, stets fertig dastehend, wenn die Pfeife des Intendanten erscholl und irgend ein fremder Prinz sich vor den Thoren blicken ließ. Ich will und muß Ruhe haben, wenn ich auf's Neue von den Himmlischen ein Geschenk erbitte. Was ich die letzte Zeit geschaffen, ist ohnedies halb und halb eine Versündigung gegen meinen Genius.“

„Ja, Du hast Teltower Rüben geschaffen,“ schaltete der Gast ein, „aber für den märkischen Sand, sollte da etwas Besseres taugen?“

Iffland war von Neuem in Träumereien versunken. „Morgen zum Minister,“ sprach er vor sich hin; „ich will Urlaub haben zu einer Reise. Der Intendant schlägt ihn mir ab, das weiß ich, aber die Excellenz, die Frau Ministerin, meine schöne Gönnerin und Schülerin, hinter die muß ich mich stellen, dann wird's gehen. Ich muß ein paar Athemzüge frische Luft schöpfen, ich muß meinen Anton besuchen bei den Seinigen. Im Walde wird mir wohl, im Walde bin ich gern. Wenn das Waldhorn tönt! — Ah — diese Klänge! Und dann am Bachesufer liegen, zurückgelehnt dem Zuge der Wolken nachsehen und der Tage gedenken, die dahin sind! Und eine junge, warme, volle Brust an der meinigen! Das ist etwas für den alten Stadtmenschen, für die Häusermilbe, für den Lampenburschen, dessen Welt sich allabendlich hinter den gemalten Rosenhecken aufbaut, der hinter Pappendeckeln schwärmt und in einen ölgetränkten Mond hinaufschaut. Alter Bursch, alter Spaßmacher, da geh' und weine Dein Thränlein, daß nichts Besseres aus Dir geworden.“

„Jetzt im Walde!“ rief der Collaborator entsetzt, „im Walde im Schnee liegen an einem gefrornen Waldbach! Welch' ein Gedanke. Mensch, Du weißt nicht, was ein Rheumatismus ist.“

„Der Frühling ist ja bald da!“ rief der Freund, „wir sind im März und darum hinaus, ihm entgegen. Kommst Du nicht mit?“

Digitized by Google

„Nein," entgegnete der Collaborator trocken. „Ich spüre keine Anlage zur Narrheit in mir."

„So spricht Fiorlinens Geliebter?"

„Ach, woran mahnst Du mich! Wie kommt der Name Dir plötzlich?"

„Weil ich vorhin von dem Fiesco und den Rankingbeinkleidern sprach. Hast Du denn gar keine Nachricht von ihr?"

Der Collaborater schüttelte das Haupt und griff nach seiner Pelzmütze und seinem Stocke.

„Es war doch ein gar zierliches Geschöpf," fuhr der Freund lächelnd fort, „und ihr schient für das ganze Leben für einander geschaffen."

„Theaterliebschaft!" hüstelte der Roland. „Man kennt das."

„Du wurdest Vater einer Tochter."

„O weh, da zieht's mir schon im Beine. Es kommt dieses Jahr früher, wie sonst. Nun gute Nacht, altes Menschenkind, gute Nacht."

Die Magd leuchtete und vorsichtig tappend, in seinen Pelz gehüllt, verschwand der Collaborator in der Thüre. Iffland setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb bis tief in die Nacht.

II.

Die junge Gemahlin des Ministers lag in der Morgenstunde in den Polstern des Sopha's und quälte sich, eine Tragödie von Aeschylos zu Ende zu bringen, indem sie mühsam und unter Gähnen Seite für Seite umschlug.

„Aimée, wie viel ist's an der Zeit?"

„Excellenz, noch nicht zwölf Uhr."

„Ach, mein Gott!"

„Der Herr Minister sind eben zum Könige gefahren und haben hinterlassen, daß sie heute Mittag nicht nach Hause kommen werden."

„So, das ist mir lieb zu hören. Schicke augenblicklich den François zu Herrn Iffland, er wird gerade jetzt in der Probe sein, ich ließe mir die Ehre ausbitten zu heute Mittag. Hörst Du?"

„So eben kommen der Herr Director die Treppe herauf."

Die junge Dame sprang vom Sopha auf, und machte freudig und aufgeregt einen Gang durch's Zimmer. Als sie den Eintretenden erblickte, eilte sie auf ihn zu, und reichte ihm graziös die Hand zu Kusse. „Wie gerufen, mein gutes Directerchen," rief sie, „ich wollte soeben zu Ihnen schicken. Aimée, sage im Vorsaal, daß man Niemand einläßt." Sie führte ihren Gast zum Sopha und rückte zugleich ein Tischchen heran, auf dem Bücher und Papiere lagen. „Wir sind heute unter uns," sagte sie lächelnd, „wir werden zusammen zu Mittag speisen, und ich werde Ihnen wie ein junger Student meine erste Tragödie vorlesen. Da wir Alle jetzt die Franzosen so gründlich hassen, so hab' ich ein echtes altdeutsches Thema gewählt, und nenne meine Heldin Rodegune. Nicht wahr, das ist zur Genüge gothisch? Weräber erschrecken Sie?"

„Rodegune hieß das Stück, das ich als sechsjähriger Knabe sah, als ich zum ersten Male das Theater besuchte. Ich werde den Abend nie vergessen."

„Ach, was Sie sagen! Als sechsjähriger Knabe? Amusant. Welchen Eindruck machte die Pièce auf Sie?"

„Den allerstärksten. Ich spielte auf dem Boden unseres Hauses ohne Zuschauer die Rodegune, bekleidet mit einem Reifrocke meiner Großmutter."

Die junge Dame fiel laut lachend in die Kissen.

„Welch' ein spaßhafter Dämon," rief sie, „hat mich getrieben, gerade diesen Namen zu wählen! Ich schwankte lange zwischen Rodegune und Amaltrudis. Meine Kammerfrau versicherte mich, das letztere klinge noch gothischer. Aber was ist Ihnen? Sie schauen plötzlich so ernsthaft drein. Bangt Ihnen vor meiner Tragödie? Ohne Sorge, Freund, ich habe erst zwei Verse des ersten Actes fertig, alles Uebrige, unter uns gesagt, sollen Sie machen. Sie schütteln dergleichen aus dem Aermel. Natürlich muß Niemand erfahren, daß wir zusammen arbeiten. Ich will bei Hofe und in der Stadt als Schöngeist glänzen."

„Ist der Herr Minister nicht zu sprechen?"

„Nein. Was wollen Sie von ihm?"

„Ich hatte den Plan, eine kleine Kunstreise —"

„Still davon, daraus wird nichts. Ich rühre nicht die Hand, um Ihnen Urlaub zu verschaffen. Die arme Königin, sie ist so niedergeschlagen, wer soll sie erheitern? Wie kann man so sehr Egoist sein, Director, und immer an sich denken, während die gerechtesten Ansprüche von allen Seiten erhoben werden? Nochmals, zählen Sie auf mich nicht, ich rühre nicht die Hand."

„Diese schöne Hand!" rief Iffland, und ließ einen freudig bewundernden Blick auf die Hand fallen. „Wenn sie nur eben so gefällig wäre, wie sie allmächtig ist."

„Wollen wir zu meinem Trauerspiel übergehen."

Iffland rückte mit dem Stuhl näher heran, und die Dame ergriff ein paar beschriebene Blätter. In diesem Augenblick öffnete leise der alte Haushofmeister die Thüre des Salons. Die Ministerin sah ihn unwillig an. „Was gibt's?"

„Der neue Attaché der j— Gesandtschaft," flüsterte der Alte durch die Thürspalte.

„Graf Sylchon?"

Der Alte nickte und blieb, um einen Befehl zu erwarten.

„Das ist mein Liebling," sagte die Dame, „ich besinne mich, daß ich ihn zu heute herbestellt habe. Er ist der lächerlichste und eingebildetste Fant, den man sehen kann. Die Prinzeß Radziwill und ich, wir haben dieses Wildpret für unsere Tafel ausgesucht. Er darf nicht wieder entschlüpfen. Was beginnen wir, Director?"

„Ich denke, die Tragödie —?"

„Die entläuft uns nicht, wir wählen statt ihrer die Komödie."

Iffland sah seine muthwillige Gönnerin fragend an, diese rief dem Diener zu: „Lasse Er ihn in den Saal eintreten, Excellenz der Herr Minister werden ihn sogleich vorlassen." Zu Iffland gewendet, setzte sie hinzu: „Haben Sie bemerkt, wie der alte Johann mich versteht? Er weiß, daß es auf einen Spaß abgesehen ist. Nun geschwind, mein Herr, den Minister gespielt, in aller Würde, in allem Anstand, und dem jungen Mann bei Gelegenheit etwas auf die Nase gegeben. Verstanden?"

„Aber — Excellenz — einen Scherz mit einem Attaché einer Gesandtschaft —?"

„Ah — fehlt es Ihnen an Muth? Directorchen, das hatte ich nicht gedacht. Ich sage Ihnen, dieser Fant ist seit den paar Tagen, die er hier ist, dem Hofe, der Gesellschaft wegen seiner Anmaßung, seiner Einfalt, seiner Zudringlichkeit verhaßt. Der König hat sich über ihn schon lustig gemacht, ein Wort von mir zum Gesandten und man schickt ihn fort. So stehen die Sachen. Ich weiß, mit wem ich spaßen kann. Also nun rasch den Minister gemacht, den übrigen Theil der Posse überlasse ich Ihnen; sie muß aber so lustig wie möglich werden, denn wir müssen etwas haben, um unsere gute Königin zu amüsiren."

„Kann ich dann auf eine Gunst als Belohnung rechnen?" fragte der berühmte Schauspieler mit einem eben so demüthigen als schlauen Lächeln.

„Wir wollen sehen. Also, mein Herr Gemahl —"

Iffland erhob sich, schob die Hand in die Weste auf der Brust, trat einen Schritt vor, und eine Prise nehmend, rief er Johann zu, der noch immer an der Thüre lauschte, und kein Wort von dem verloren hatte, was in dem Cabinete gesprochen: „Eintreten!"

Sogleich stand, gepudert, frisirt, in eine Atmosphäre von Eau de mille fleurs gehüllt, ein Männchen von vierundzwanzig Jahren in einem eleganten Morgencostüm da. Verbeugungen von der einen, beifälliges Nicken von der andern Seite. Die Ministerin bleibt auf dem Sopha liegen und fährt fort, in dem Aeschylos zu blättern, nebenbei aber über die Blätter nach den Beiden im Zimmer zu lauschen.

Iffland spielt den Minister vortrefflich. Er nimmt das Empfehlungsschreiben aus der Hand des jungen Mannes an; das Gespräch dauert zehn Minuten, aber trotz der Kürze der Zeit findet der Pseudominister doch Zeit, dem jungen Manne einige gute Lehren zu geben und einige Winke fallen zu lassen, wie man sich in diesem oder jenem Falle zu benehmen habe, sehr wenig erbaulich für die Eitelkeit des Zöglings der höhern Staatskunst, der sich für vollendet hält. Darauf entfernt sich Seine Excellenz, nicht ohne ein Zeichen des Einverständnisses mit der Dame auf dem Sopha gewechselt zu haben, die mit einer äußerst lustigen Miene in ihrer Lectüre fortfährt, hier und da eine kurze Erwiderung gebend auf die Anreden des jungen Diplomaten. Sie klingelt. Johann erscheint.

„Ist mein Wagen vorgefahren?

„So eben, Excellenz."

„So geb' Er mir meinen Mantel. Nun, was steht Er? Was hat Er?"

Digitized by Google

„Hier ist ein Brief, der gnädige Herr hat ihn wohl aus der Tasche verloren."

Der Graf erblickt erstaunt sein Empfehlungsschreiben, das er so eben dem Minister abgegeben, und das dieser in die Tasche gesteckt hat, in der Hand des Bedienten. Er weiß durchaus nicht, wie das zusammenhängt, indessen ist nicht Zeit, darüber nachzudenken, er gibt das Schreiben dem Diener mit dem Auftrage, es Seiner Excellenz einzuhändigen. Johann steckt den Brief ein. Die Dame hält das Taschentuch vor den Mund, entweder leidet sie an Zahnweh, oder sie versteckt ein Lachen. Johann legt ihr den Mantel um, sie enteilt mit einem flüchtigen Gruße, und durch die andere Thüre entfernt sich der Diplomat. Der Kutscher des Miethwagens ist auf einen Augenblick abgestiegen, jetzt kommt er aus dem nahen Keller hervor, wie es den Anschein hat, völlig berauscht, denn er kann kaum einen festen Schritt thun. Der junge Mann will in eine gewisse Gegend der Stadt fahren, der Kutscher fährt in die entgegengesetzte. Es gibt Zank, mehr als einmal will der Fahrgast aussteigen, aber der Kutscher, der jetzt laut auf dem Bocke zu singen anfängt und hin und her wankt, verhindert es. Endlich langt man vor dem Hause an, in dem der Graf wohnt. Gegenüber auf der anderen Seite der Straße hält, durch einen sonderbaren Zufall veranlaßt, der Wagen der Ministerin, sie sieht aus dem Fenster und scheint sich, der Himmel weiß, worüber, vortrefflich zu belustigen. Ja, sie klatscht sogar ein paar Mal Beifall, als säße sie im Schauspiel. Unterdessen zankt der Graf mit seinem Tölpel von einem Miethkutscher, der immer die Summe zu gering findet, die ihm geboten wird. Endlich schließt sich der Handel ab, und der Graf will in sein Haus.

„He, da hat der Herr eben etwas aus der Tasche verloren!" ruft der Zudringliche, und gibt ein geöffnetes Schreiben ab.

Welch eine Scene nun! Der Graf erkennt abermals sein Empfehlungsschreiben, das er gewiß ist, dem Diener des Ministers übergeben zu haben, der es vor seinen Augen einsteckte, um es seinem Herrn zu übergeben. Dieser Brief ist jetzt wieder da und zwar in den Händen des Droschkenkutschers! Welch ein Teufel macht hier sein Spiel! Was ist das? Wie hängt das zusammen? Er sieht mit weit geöffneten Augen den Kutscher an, der dumm und ehrlich ihm sein breites Antlitz und darin die geröthete Nase zeigt, jetzt den Mund öffnet und ein höhnendes Grinsen zum Besten gibt. Die beiden Gesichter, das verblüffte des Grafen, das spottende des Trunkenbolds sind vortrefflich, keine Scene auf dem Theater kann mehr von Wirkung sein, und dieser Ansicht scheint auch die Dame in der Kutsche zu sein, vor lauter Entzücken wirft sie ein Kußhändchen — dem Kutscher zu. Der Diplomat steht und hört nichts, er nimmt erröthend sein Empfehlungsschreiben und eilt die Treppe seines Hauses hinauf, indem er die Thür hinter sich zuschlägt.

Am andern Tage erzählt sich der Hof, erzählt sich die Stadt eine sehr belustigende Geschichte. Mit veränderten Namen rollt das Anekdötchen hierhin und dorthin. Iffland ist der Held der Geschichte, Iffland der Minister, Iffland der Kammerdiener, Iffland der Droschkenkutscher. Der Gesandte ist nicht der Letzte, der das Abenteuer erfährt. Da der König lacht, der Minister lacht, die Ministerin und auch der Gesandte lacht, so findet der Attaché es am passendsten, auch zu lachen, im Geheimen schwört er jedoch dem Komödianten eine eclatante Rache.

Drei Wochen später kündigte der Generalintendant dem Schauspieldirector Iffland an, daß auf hohe Verwendung ihm ein Urlaub auf zwei Monate bewilligt sei. Wer zuletzt lacht, lacht am besten, und dies war Iffland.

III.

In einem Hause in der Köpenicker Vorstadt saß im ärmlichen Zimmer eine kranke Frau im Bette und vertrieb sich die Zeit, bei einem Stümpfchen Licht Briefe zu lesen, die sie aus einem Kästchen nahm und, wenn sie sie durchgelesen, sauber gefaltet wieder hinein legte. Ein Mann saß zu Füßen des Bettes im Schatten, das Haupt an die Wand gelehnt, und aus einer kleinen Thonpfeife Rauchwolken vor sich hin blasend. Es war stille im Zimmer, man hörte das Picken einer alten Uhr, die im Winkel am Fenster stand. Der Mond sah durch einen zerrissenen Vorhang in's Dachzimmer.

Der Mann stand verdrießlich auf:

„Was hast Du nur für ein Vergnügen, Sophie, diese alten Briefe zu lesen!" rief er. „Ich verstehe das nicht. Wenn man so alt ist und dazu so krank, könnte Einem wohl etwas Besseres einfallen, was zur Zerstreuung diente."

Die Frau sah über ihre Brille hinüber den Fragenden an, und sagte dann mit einem höhnischen Lächeln:

„So alt? Wie alt bin ich denn! Und gerade, wenn man nicht mehr jung ist, hört man gerne von den Tagen sprechen, wo man sich bald auf diese, bald auf jene Weise belustigte. Diese Briefe ersetzen mir meine Freunde, die ich nicht mehr habe."

„Rechnest Du mich für nichts?" fragte gereizt der Mann.

Die Lesende gab ihm keine Antwort, sie durchflog wieder mit forschendem Auge die Linien eines sehr unleserlich geschriebenen Briefes, dessen vergilbtes Papier von seinem Alter und seinem langen Liegen im Kästchen Kunde gab.

„Dieser Brief ist von Iffland," sagte die Frau.

„Nenne mir diesen Namen nicht."

„Er schreibt mir nach meinem ersten Auftreten auf der kleinen Bühne im Badeorte Birkenstein, wo ich die Agnes Bernauerin spielte. Wie lange ist das her! Willst Du hören, was er über mich sagt? Er prophezeit mir eine glänzende Zukunft, und sagt, daß ich einst die deutsche Clairon sein würde. Hier, diese Stelle ist rührend: Wenn wir uns einst wiedersehen nach langen Jahren, so wünsche ich nichts, als daß ich es sein dürfe, der den Kranz des Ruhms auf Ihre schöne Stirn drückt! — Du lieber Himmel — wenn er mich jetzt sähe — in dieser Umgebung! Gefurcht die Stirn, die er einst schön und eines Kranzes würdig nannte! O, Schicksal, Schicksal, wie spielst Du mit Deinen Geschöpfen!"

„Deshalb," hub der Mann wieder an, „finde ich's thöricht, seine alten Briefe wieder hervorzusuchen."

„Aber was soll ich denn sonst beginnen, um mit meinen traurigen Tagen zu Ende zu kommen?" fragte die Kranke mit übler Laune. „Soll ich etwa stets und immer wieder Deine Klagen anhören? Dich bedauern, daß man Dich verkennt, Deinen Werth mißachtet, Dich in einem Winkel vermodern läßt? Glaube mir, ein schwacher Mann ist etwas Miserables."

„Ich — schwach!" rief der Gescholtene und erhob die dürre, zusammengedrückte Gestalt zu ihrer möglichsten Höhe. „Ich — der größte Mime Deutschlands und seiner Zeit — ein schwacher Mann? Sophie, versündige Dich nicht. Du bist schwach, warst immer schwach, und obgleich man sagt, die schwachen Weiber seien liebenswürdig, so machtest Du eine Ausnahme. Wie gut hättest Du Dich versorgen, wie trefflich und auf die Dauer die Männer, die sich Dir ergaben, an der Nase umherführen können! Aber Du wolltest immer ehrlich sein, und das nenne ich die erbärmlichste Schwäche."

(Fortsetzung folgt.)

Gefährliche Rast.

„Halte Dein müdes Rößlein an,
Trabe vorbei nicht, blanker Reiter,
Staubig und durstig Roß und Mann,
Rastet und trinkt und dann zieht weiter!"

Schwül ist die Luft, und die Sonne sticht,
Und der Reiter schaut mit Behagen
In der Dirne rosig Gesicht,
Läßt sich den Spruch nicht zweimal sagen.

Tiefer Zug und frischer Trank!
Labet das Herz und stärkt die Glieder,
Unter dem Baum auf schatt'ger Bank
Streckt sich gemächlich der Reiter nieder.

Rößlein stehet im Sonnenstrahl,
Stechende Mücken es umschwärmen,
Ob des geduld'gen Rößleins Qual
Muß des Mägdleins Herz sich härmen.

Digitized by Google

Zweige bricht ſie vom grünen Aſt,
Legt ſie zur Decke dem Rößlein über,
Schweiſt dabei mit verſtohl'ner Haſt
Mancher Blick zum Reiter hinüber.

Sei nur, Reiter, auf Deiner Hut:
Mag dem Rößlein die Decke nützen,
Vor ſo ſchelmiſcher Augen Gluth
Kann kein Zweig den Reiter beſchützen!

Albert Traeger.

Digitized by Google

Heimgegangene.

Von Herm. Marggraff.

Friedrich List.

Friedrich List lernt' ich zuerst im Jahre 1845 im Redactionsbureau der Allgemeinen Zeitung kennen, und zwar im Redactionszimmer des verstorbenen Mebold, eines der wackersten, tüchtigsten und dabei anspruchlosesten Männer, denen ich auf meinem Lebenswege begegnet bin. Als ich mich beiden Männern (List las in einer Zeitung, und Mebold schrieb an seinem französischen Artikel) so plötzlich gegenüber sah, bedünkte es mich fast, wenn dieser Vergleich erlaubt ist, als sei ich in einen Löwenzwinger getreten; denn beide breitschulterige und breitantlitzige Männer hatten wirklich etwas in ihrer äußeren Erscheinung, was im Gegensatz zu der mehr leichtgliederigen Generation unserer Tage an die breitmassige Complexion des Löwen erinnern konnte. Dabei aber waren beide Männer die gutmüthigsten Naturen, die gewiß keinem Kinde etwas zu Leide gethan hätten. Bodenstedt, der im Jahre 1852 im „Deutschen Museum" Erinnerungen an Friedrich List veröffentlichte, nennt ihn von „markiger Gestalt" und „ausdrucksvollem, offenen, aller Verstellung unfähigem Gesicht." Und so war es auch.

Auf einem gemeinsamen Ausflug nach Donauwörth, in Gesellschaft Mebold's und Levin Schücking's, lernte ich dann List näher kennen; ich erinnere mich jedoch nur, daß seine Unterhaltung, ohne besonders zusammenhängend und fließend zu sein, doch belebend und belehrend war. Wenn es mir damals geahnt hätte, daß es mir je in den Sinn kommen würde, etwas über List zu schreiben, so würde ich mehr davon meinem Gedächtniß einzuprägen gesucht haben. Ich erinnere mich nur, daß List, als die Rede auf Leipzig kam, in Feuer und Flamme gerieth; er mochte Leipzig nicht leiden; er wähnte, hier unbillig und undankbar behandelt worden zu sein. Sonst war List ein sehr human gesinnter, nachsichtiger Mann, und selten oder nie habe ich über Personen aus seinem Munde ein hartes, absprechendes Urtheil gehört. Im Jahre 1846, vor seiner letzten Reise nach Baden, kam ich häufiger mit ihm zusammen, theils an gewissen Wochentagen beim Nachmittagskaffee in einem öffentlichen Local außerhalb der Stadt, theils in seiner, theils in meiner Wohnung. So rastlos thätig war der Mann, so wenig ließ es ihm im Bett Ruhe, daß er mich oft schon früh um fünf Uhr zu einem Spaziergange abholte, oder mich bat, ihn wegen einer Papierbestellung zu einem vor dem Thore wohnenden Papiermüller zu begleiten, der dann ebenfalls zu seiner nicht geringen Ueberraschung aus den Federn aufgestört wurde. Was ihn damals besonders beschäftigte, war der Plan, eine Nationalbuchhandlung zu begründen, die den Zweck haben sollte, die dafür thätigen Schriftsteller von den Buchhändlern unabhängig zu stellen und ihnen einen größeren Antheil am Gewinne zu sichern, als dies bei ihrer jetzigen Abhängigkeit von dem guten Willen und den Interessen der Verleger möglich ist. Die zu verlegenden Bücher sollten zu einem möglichst niedrigen Preise debitirt werden; doch dachte er dabei wohl zunächst nicht an Werke eigentlich literarischen Inhalts, sondern an populär-wissenschaftliche Schriften und überhaupt an solche, welche einer weiten Verbreitung im Volke fähig sind. Diesen Plan, bei dessen Ausführung er besonders auf meine Mitwirkung rechnete, besprach er wiederholt auf unsern Morgenspaziergängen mit größter Lebhaftigkeit. List hatte immer großartige Projecte im Kopfe und dachte sich, seiner sanguinischen Natur gemäß, ihre Ausführung immer leichter, als sie war. Bei seinem Papierlieferanten hatte er ja Credit; Papier für den Druck war also da, und das Uebrige, meinte er, werde sich finden.

Als List im Sommer 1846 nach London reiste, um dort für gewisse nationalökonomische Pläne zu wirken und zu diesem Zweck mit Männern der Regierung zu verkehren, vertraute er mir, der sich bis dahin mit nationalökonomischen Fragen nur sehr wenig beschäftigt hatte, die interimistische Leitung seines „Deutschen Zollvereinsblattes" an. List dachte niemals kleinlich; er wußte zwar, daß ich mich auf ganz andern Gebieten bewegt hatte; aber er war der Ansicht, daß ein sonst verständiger Mann, der Gewandtheit und einen offenen Blick besitze, fähig sein müsse, sich auch auf jedem ihm noch so fern liegenden Gebiete zurechtzufinden. Auch brauchte ich meine Thätigkeit nur auf die Ueberwachung des Blattes, auf Uebersetzungen aus auswärtigen Blättern, namentlich parlamentarischer Verhandlungen, und auf Herbeischaffung der nöthigen thatsächlichen Notizen zu beschränken. Dies konnte ich wohl thun, ohne gegen mein mehr freihändlerisches Gewissen zu verstoßen. Das Uebrige lieferte List von London aus. Interessant war es mir dabei, zu erfahren, wie List mit den Zahlen umsprang. Er rechnete immer nur nach $^1/_4$, $^1/_3$, $^1/_2$, $^3/_4$ Million; auf eine Ziffer von 10,000 oder 50,000 und selbst 100,000 mehr oder weniger kam es ihm dabei nicht an. So wirthschaftete er immer im großartigen Style.

Aus der Zeit seines Londoner Aufenthalts besitze ich von List noch mehrere, auf schmale Papierstreifen hingeworfene Briefe. Indem ich sie jedoch durchfliege, finde ich darin nichts, was für das große Publicum von Interesse sein könnte. Sie enthalten nur Fragen und Instructionen, die sich auf den geschäftlichen Theil der Redaction beziehen. Ich begegne aber auch darunter einem Blatt mit Reimversen, und es möchte manchem Leser neu und unerwartet sein, in Erfahrung zu bringen, daß List auch Verse gemacht habe. Sie sind freilich nur die Uebersetzung eines satirischen Gedichts, welches im „Punch" nach dem Sturze des Peel'schen Ministeriums erschienen war. Hier nur eine Probe, die vielleicht auch jetzt noch deshalb von Interesse ist, weil die Namen Disraeli's, der eben wieder zur Macht gelangt ist, und Lord John Russel's, dessen Zeit vielleicht bald wieder kommen dürfte, darin figuriren. Die Stelle lautet:

Wer hat ihm (Peel) den Genickfang* versetzt?
„Ich," schreit Ben Isaak, „ich hab' ihn zu Tode gehetzt;
Denn an dem Gallimathias, den ich gesprochen,
Ist ihm zuletzt das Herz gebrochen."

(Herr Disraeli ist hier dargestellt, wie er auf's Heftigste im Parlament gegen Peel declamirt.)

Wer aber nun setzt sich in die Stelle sein?
„Ich," schreit Lord John, „ich will hinein!"
Das will wohlverstanden eigentlich sagen:
„Säß' ich nur erst fest drin, säß' ich mit Behagen."

(Abbildung, wie Lord John Russel von der Königin Audienz erhält.)

Schaut 'mal her, ihr Leut', und seht,
Wie dem Lord John die neue Stelle steht.
Und wer kann bei dem Allem das Lachen noch halten?
„Ich!" schreit der Punch u. s. w.

Schon vor seiner Abreise wollten diejenigen, die List schon von früher her kannten, eine auffallende Hast, Unruhe und in manchen Augenblicken eine gewisse Heiterkeit, die keine natürliche und gesunde zu sein schien, an ihm wahrgenommen haben. Nach seiner Rückkehr von London war eine Aenderung in seinem Wesen vorgegangen, die noch bedenklicher erschien. Nicht daß sich seine äußere und innere Unruhe gelegt hätte; aber Fragen und Angelegenheiten, die ihn sonst in Feuer und Leidenschaft zu versetzen pflegten, ließen ihn jetzt gleichmüthig; er war in gänzlich abgeschlagener und deprimirter Stimmung und in sich gebrochen. Seine Denkschriften und Vorstellungen waren, wie früher in Preußen, so nun auch in London ohne Erfolg geblieben. Der Absatz und der abnehmende Einfluß seines Blattes und die häufiger werdenden Angriffe auf sein System mochten ihm zeigen, daß, trotz der größeren Verbreitung seiner Methode in der Behandlung nationalökonomischer Fragen, seine Grundsätze an Terrain eher verloren als gewannen. Ernstliche Befürchtungen wegen der dauernden Existenz seines Blattes mochten in ihm aufsteigen. Er blickte rückwärts auf eine Reihe verfehlter Pläne und Projecte und vorwärts auf eine hoffnungslose Oede. Das Schicksal seiner Familie fing an, ihn zu bekümmern. Zwar hatten die süddeutschen Fabrikanten für ihn eine nach deutschen Verhältnissen nicht unansehnliche Summe aufgebracht, welche deponirt wurde; aber auch mit ihnen hatte es heftige Debatten gegeben, die ihn schon früher in eine exaltirte Stimmung versetzt hatten. Es war im Grunde eine nur kärgliche Abfindung für geleistete Dienste und Opfer, aber in Deutschland verbindet sich leider mit solchen Remunerationen für den Empfangenden von selbst ein drückendes Gefühl der Abhängigkeit.

Bei meinen Besuchen fand ich List oft noch um die Mittagszeit

* List schreibt „Knillfang."

Digitized by Google

im Bett, hochroth im Gesicht und unter der leichten Decke unruhig sich hin- und herwälzend. Er klagte über beängstigenden Blutandrang nach dem Kopfe. Die Angelegenheiten seines Blattes schienen ihn fortan wenig zu kümmern. Eingehenden Gesprächen über seinen Aufenthalt in London wich er aus. In diesen Tagen war es, wo ihn die schreckliche Vorstellung zu peinigen anfing, daß er wahnsinnig werden könne. „Lieber zehn Mal das Leben, als den Verstand verlieren," äußerte er. Noch am Tage vor seiner letzten Reise suchte er mich in meiner Wohnung auf, traf mich aber nicht und hinterließ mir nur, daß er im Begriff sei, eine Reise zu machen, zuvörderst nach München; wohin sie ihn weiter führen werde, wisse er selbst nicht.

Man weiß das Uebrige: List kehrte von dieser Reise nicht wieder nach Augsburg zurück. Sein tragischer Ausgang durch einen selbstmörderischen Pistolenschuß und Nicolaus Lenau's Irrsinn waren ein schwerer Schlag für die in mancherlei oberflächlichen Illusionen sich wiegende höhere Gesellschaft und die solide Classe. Bisher hatte man in Deutschland solche traurige Lebensausgänge fast nur an solchen Männern der Oeffentlichkeit erlebt, welche nicht, wie Nicolaus Lenau, Angehörige und Lieblinge der Gesellschaft und nicht, wie List, praktische und solide Männer, sondern excentrische oder verlüderte Genies gewesen waren. Hätte List bis zum Jahre 1848 gewartet, so würden wir ihn ohne Zweifel in Frankfurt und in der Paulskirche thätig gesehen haben; die Enttäuschungen, denen er auch hier nicht entgangen wäre, hat er sich selbst erspart.

List's Benehmen war äußerst gerade und einfach, fast amerikanisch unceremoniös. Bodenstedt erzählt, daß List eines Tages in die Gemächer des Fürsten von Oettingen-Wallerstein eingedrungen sei, ohne die Anmeldung durch den Portier abzuwarten und seine brennende Cigarre aus dem Munde zu thun. List habe sich dann lachend gegen den Fürsten über Bodenstedt beschwert, daß dieser seine Cigarre aus Artigkeit weggeworfen habe. Der Fürst benahm sich natürlich als grand seigneur, bot dem Begleiter List's eine feine Cigarre an und ließ nicht eher nach, als bis Bodenstedt sie angenommen. Ich erinnere mich nicht mehr, ob es bei dieser Gelegenheit war, wo auf einen Dichter der neueren Schule die Rede kam, der sich im Widerspruch zu den in seinen früheren Poesieen ausgesprochenen Ansichten in einen geschmeidigen Hofmann verwandelt hatte, und List davon Anlaß nahm, den Satz durchzuführen, daß die Poeten von Alters her immer einen Herrn brauchten, „dem sie wie ein Hündchen aufwarten müßten." List setzte diese seine Ansicht an Beispielen von Horaz und den Troubadours bis zu den Dichtern in Weimar auseinander. Mit unserer Zeit würde List auch den Triumph erlebt haben, eine Reihe schlagender Beispiele zur Erhärtung seiner Ansicht aus der nächsten Gegenwart entnehmen zu können. Doch ihm ist wohl, und es ist ihm vielleicht nicht so ganz übel zu nehmen, daß er es verschmähte, mit uns weiter zu leben.

Stein- und Braunkohlen und Torf.

Von C. A. Roßmäßler.

(Dritter Artikel.)

Das Vorkommen der Steinkohlen.

Unter Vorkommen verstehen wir hier mit der Sprache der Wissenschaft die Art und die örtlichen Bedingungen, wie sich die Steinkohlen als ein Glied der vielfach zusammengesetzten Erdrinde finden. Die Steinkohlen selbst, wie die sie stets begleitenden Schieferthone und Sandsteine, sind fast immer sehr regelmäßig und deutlich geschichtet, und geben sich dadurch auf das unverkennbarste als eine Bildung auf nassem Wege zu erkennen, gegenüber anderen Gesteinen, z. B. dem Granit, Porphyr, Basalt, welche nicht geschichtet, sondern massig sind, und auf dem Wege der Schmelzung sich gebildet zu haben scheinen. Wenn daher die Schichten der Steinkohlenformation nicht durch spätere gewaltsame Störungen aus ihrer ursprünglichen Lage gebracht worden sind, so bilden sie ganz wagerechte mulden- und beckenförmige Ablagerungen, welche nur an den Rändern nach Maßgabe ihrer Unterlage etwas aufrecht gerichtet sind; ähnlich wie ein Bodensatz, der sich in einer flachen Schüssel abgelagert hat, am Rande auch immer dünner wird und an demselben auch etwas emporsteigt. Man muß daher glauben, daß sich die Schichten der Steinkohlenformation in flachen Thalmulden, die freilich in einigen Fällen einen sehr großen Flächenraum hatten, abgelagert haben. Diese flachen Thalmulden scheinen entweder an großen Landseen oder am Meere Buchten gebildet zu haben. Diese letztere Verschiedenheit gibt sich durch die Art der Versteinerungen kund. Gewisse Kohlenbecken liegen immer zunächst über mehr oder weniger mächtigen Kalkschichten, welche man eben deswegen Kohlenkalk nennt, weil er nur in dieser Vergesellschaftung mit den Steinkohlenschichten getroffen wird. Er enthält stets nur Versteinerungen von Seethieren, woraus man eben schließt, daß solche Steinkohlenmulden, welche den Kohlenkalk unter sich haben, am Ufer eines ehemaligen Meeres gelegen haben. Eine solche ist z. B. die im vorigen Artikel unter 3. aufgeführte Aachener Kohlenmulde. Daß der Kohlenkalk noch zur Steinkohlenformation gehört, geht daraus hervor, daß an manchen Orten noch unter ihm kohlenführende Schichten liegen, wie z. B. bei Berwickshire, wo die ergiebigsten Steinkohlenflötze unter dem Kohlenkalk lagern.

Das eigentliche kohlenführende Schichtensystem besteht, wie schon vorhin gelegentlich angedeutet wurde, nicht lediglich aus Steinkohle, ja diese ist der Masse nach nur ein untergeordneter Bestandtheil desselben. Die Hauptmasse wird aus Schieferthon- und Sandsteinschichten gebildet, welche oft sehr vielmal mit den Kohlenschichten abwechseln, „wechsellagern" wie es die Wissenschaft nennt. Nach dem Sprachgebrauche des deutschen Bergmanns, aus welchem die Wissenschaft Vieles angenommen hat, nennen wir die nur von Steinkohle gebildeten Schichten oder Lagen „Flötze", indem man den Namen Flötz einem Lager oder einer Schicht dann gibt, wenn es von einem nutzbaren Mineral gebildet wird. Die zwischen den Steinkohlen eingeschalteten Schieferthon- und Sandsteinschichten nennt man die „Zwischenmittel" des kohlenführenden Schichtensystems.

Gewöhnlich enthält ein solches Schichtensystem eine mehr oder weniger große Zahl von Kohlenflötzen mit dazwischen lagernden Zwischenmitteln, woraus auf eine mehrmalige Unterbrechung der Steinkohlenablagerung an dem betreffenden Orte geschlossen werden muß. Wir werden später einige Thatsachen kennen lernen, aus denen sich ergibt, daß zwischen der Bildung zweier Flötze, die nur durch ein Zwischenmittel getrennt sind, dennoch zuweilen ein langer Zeitraum verflossen sein muß. Man kennt Kohlenmulden, in denen die Zahl der Flötze sehr groß ist. Am Donetz in Südrußland sollen 225 Flötze übereinander vorkommen, welche alle am Rande der Mulde nebeneinander zutage „ausstreichen", und eine Gesammtmächtigkeit — der Bergmann nennt die Dicke einer Schicht ihre „Mächtigkeit" — von 400 Fuß haben. Das Saarbrücker Bassin hat zwischen Bettingen und Tholey 164 Flötze mit 338 Fuß Gesammtmächtigkeit. Das Westphälische Becken zählte an verschiedenen Punkten 20 bis 70, das Niederschlesische 12 bis 80, das Zwickauer 9 bis 10, das Potschappler 4 verschiedene Flötze.

Die Mächtigkeit der Flötze ist nicht minder verschieden als ihre Zahl. Oft sind sie sehr schwach, bis papierdünn (die sogenannten Kohlen-Schmitze oder Säume) und dann natürlich nicht „bauwürdig". Gewöhnlich, aber es ist dies keine ausnahmslose Regel, sind die Flötze mächtiger, wenn eine Kohlenmulde deren nur wenige enthält, und weniger mächtig in flötzenreichen Mulden. Bei der nicht mehr zweifelhaften pflanzlichen Abstammung der Steinkohle gibt es uns einen Begriff von der außerordentlichen Fülle der zu ihr verwendeten Pflanzenwelten, wenn man bedenkt, daß man Kohlenflötze bis zu 100 Fuß Mächtigkeit kennt. Das im allgemeinen kohlenarme Spanien hat gleichwohl, und zwar im Königreich Leon, die mächtigsten Steinkohlenflötze, die man kennt, da sie 10, 60, ja bis 100 Fuß erreichen. Sonst gelten Flötze von 12 bis 20 Fuß schon für sehr mächtig und selbst noch viel schwächere werden abgebaut.

Die Flächenausdehnung der Flötze ist zuweilen in doppelter Beziehung staunenerregend; einmal durch den ungeheuren

Digitized by Google

Flächenumfang, den ein Flötz einnimmt, und dann durch die Gleichmäßigkeit ſeiner Mächtigkeit auf weite Erſtreckung, was beides eben ſo ſehr von mächtigen wie von ſchwachen Flötzen gilt. In der großen nordamerikaniſchen Kohlenformation iſt ein 10 Fuß mächtiges Flötz, welches ſeiner ungeheuren Ausdehnung wegen den beſondern Namen des Pittsburger Flötzes erhalten hat, über einen Flächenraum von 690 geogr. Geviertmeilen ausgebreitet. Auf dieſem ungeheuren Gebiete kann man überall mit ſicherem Erfolg nach Steinkohlen graben, dafern nicht zu hohe Ueberlagerung mit jüngeren Formationen es verhindert. Auch in Europa gibt es Flötze, welche man in ihrem Schichtenſyſtem wie einen rothen Faden im Gewebe meilenweit verfolgen kann. Dieſe Erſcheinung iſt um ſo bemerkenswerther, wenn ſich ihr die andere eben hervorgehobene beigeſellt, wenn hunderte und tauſende von Lachtern weit ein Kohlenflötz genau dieſelbe Mächtigkeit mit der größten Stetigkeit inne hält und daſſelbe die Zwiſchenmittel und die benachbarten Flötze thun, ſo daß man das Gebirge auf einem Querdurchſchnitt wie mit Zirkel und Lineal in verſchiedenfarbige Bänder abgetheilt findet. Es iſt dies ſehr ſchön zu ſehen an einem langen tiefen Durchſtich der Saarbrücker Eiſenbahn.

Wenn dieſe Art des Vorkommens der Steinkohlen auf eine ruhige Ablagerung der dazu verwendeten Pflanzenmaſſen deutet und ganz dazu angethan iſt, daß wir dieſe Art der Entſtehung uns recht gut vorſtellen können, ſo zeigt ſich andererſeits noch ein Vorkommen, welches ſchwerer zu erklären iſt. Es iſt dies das ſtockförmige Vorkommen. Eine Gebirgsart bildet dann einen „Stock“, wenn ſie nicht in horizontalen oder geneigten eine weite Ausdehnung gewinnenden Schichten auftritt, ſondern von einem anderen Nebengeſtein rings umſchloſſen mehr oder weniger ſenkrechtſtehende oder liegende Maſſen (ſtehende oder liegende Stärke) bildet, bald von mehr kugliger, länglicher oder ſelbſt linſenförmiger oder unregelmäßiger Geſtalt. Solche Steinkohlenſtöcke finden ſich dann von den gewöhnlichen, uns bekannten Begleitern der Steinkohlenflötze in gebogenen Schichten umſchloſſen.

Figur 1., 2. und 3. zeigen uns das flötzförmige und das ſtockförmige Vorkommen der Steinkohlen. Figur 1. iſt ein Profil (d. h. ein ſenkrechter Durchſchnitt) der Potſchappeler Kohlenmulde; Fig. 2. ein Profil eines Kohlenſtockes aus dem Becken von Creuzot (Dep. Saône und Loire), welches von jüngeren Schichten ſeicht bedeckt iſt. Es ſteht etwas geneigt und ſchickt von ſeinem Stamme nach rechts zwei Flügel aus. Einen Horizontalſchnitt durch dieſen Stock in die Linie CD, alſo einen Grundriß des Stockes, ſtellt die Fig. 3. dar, an der wir ſehen, daß wir wirklich einen Stock und kein Flötz vor uns haben.

Fig. 1.

1. Profil der Potſchappler Kohlenmulde. R Rothliegendes; S kohlenführendes Schichtenſyſtem mit einem Kohlenflötz K; T Thonſchiefer; Sy Syenit; P Porphyr; G Granit.

Fig. 2.

Fig. 3.

2. Senkrechter Durchſchnitt des ſtockförmigen Kohlenvorkommens von Creuzot mit den Schächten und Strecken. — 3. Horizontaldurchſchnitt (Grundriß) deſſelben.

Wenn ſchon ſolche Kohlenſtöcke vielleicht durch ſtörende Einwirkungen unmittelbar nach der Ablagerung der Kohlenmaſſe ihre Stellung und Form erhalten haben, ſo haben andererſeits die eigentlichen Kohlenmulden mit flötzförmiger Einſchaltung der Kohle oft die gewaltſamſten Störungen erlitten, wobei wir es jetzt dahin geſtellt ſein laſſen, ob dieſe durch Einſturz der Schichtenfolge oder durch unterirdiſche Emporhebung veranlaßt worden ſeien. Sie haben vielleicht lange Zeit nach erfolgter Ablagerung des Schichtenſyſtems ſtattgefunden. Schon in der Potſchappeler Kohlenmulde (Figur 1.) bemerken wir eine allgemeine Krümmung und an der rechten Seite iſt, wahrſcheinlich durch das Empordringen des Grünſteins oder des Porphyrs, die Schichtenfolge zerbrochen werden, wobei drei Stücke derſelben aufwärts getrieben wurden, von denen wir zwei ſchmal und keilförmig ſehen. Von dem in der Mulde als breites ſchwarzes Band angedeuteten Flötz ſehen wir darum rechts drei losgeriſſene Strecken, weshalb man ſagt, das Flötz iſt „verworfen.“

Eine vielfache Verwerfung einer kohlenführenden Schichtenfolge zeigt uns Fig. 4., welche einen Durchſchnitt einer Stelle des Hauptflötzes von Blanzy im Baſſin der Saône und Loire darſtellt. Wir ſehen das 30 bis 36 Fuß mächtige Flötz — eigentlich durch ein ſchmales mittles und zwei mächtigere Seitenflötze zuſammen angeſetzt — vier Mal verworfen und dabei das eine Mal durch eine breite, mit Trümmergeſtein ausgefüllte Kluft auseinander geriſſen und in der rechts hiervon liegenden Strecke „verdrückt.“ Im großen Maßſtabe ſehen wir die Schichtenſtörungen an dem Aachener Kohlenbecken. (Fig. 5.) Wir unterſcheiden darin zwei größere und zwei ganz kleine Kohlenmulden (KKK), welche vielleicht urſprünglich zuſammengehangen haben und horizontal gelagert waren. Die unter der Steinkohlenformation liegende Uebergangsformation (Ue) ſehen wir in ihren Schichten emporgeſtiegen und dabei die Kohlenformation gehoben und zerriſſen. Die vielleicht dadurch erſt iſolirte Worm-Mulde (links) iſt in ihrem ganzen Schichtenbau vielfach zickzackfaltig gebrochen, die Eſchweiler Mulde (rechts) einfach muldenförmig gebogen worden. Solche Zickzackfaltungen haben gleichwohl den Verlauf der Flötze nicht unterbrochen, ſondern in vielen Fällen kann man ſelbſt ganz ſchwache Flötze auf weiten Strecken durch alle Faltungen hindurch verfolgen, was auf eine gewiſſe Biegſamkeit des ganzen Schichtenſyſtems zur Zeit der Störung ſchließen läßt. Ein Blick auf unſere Figuren, namentlich auf Fig. 4. lehrt uns, daß dieſe Störungen der Schichtenſyſteme der Steinkohlenformation die Gewinnung der Steinkohlen vielfach erſchweren muß, wenn man

Fig. 4.

4. Vielfach verworfenes Kohlenflötz von Blanzy.

Fig. 5.

H
K
Kk
K
Kk
K
S
Ue

5. Das Aachener Kohlenbecken. — KKK einzelne Kohlenbecken von verſchiedener Ausdehnung, rechts die Eſchweiler, links die Worm-Mulde; Ue Schichtenſyſtem des Uebergangsgebirges; Kk Kohlenkalk; S Stollberg; H Herzogenwerth.

auch meist bald lernt, wo man die Fortsetzung eines verworfenen Flötzes zu suchen habe.

Zum Schluß dieser Abtheilung unserer Betrachtung der Steinkohle möge noch Einiges über die Gesammtmächtigkeit des kohlenführenden Schichtensystems und über einige andere nutzbare Einschlüsse der Formation hinzugefügt werden. Natürlich ist diese Mächtigkeit nicht in allen bekannten Kohlenbecken gleich und auch noch nicht von allen bekannt. Die größte bis jetzt nachgewiesene Mächtigkeit zeigt das kohlenführende Schichtensystem von Saarbrücken, in welchem das tiefste bekannte Flötz, bei Bettingen nordöstlich von Saarlouis, bis 20,656 Fuß unter den Meeresspiegel hinabreicht. Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, daß diese Tiefe, die der Höhe des Chimborazo oder beinahe einer geographischen Meile gleichkommt, nicht unmittelbar gemessen ist, denn diese Tiefe wird kaum bis zum siebenten Theile vom Bergbau erreicht. Die Messung gründet sich auf Berechnung des Einfallens des Flötzes an beiden Rändern der Mulde. Als eine sehr werthvolle Zugabe zu den Steinkohlen bietet ihre Formation noch verschiedene Eisenerze, namentlich den thonigen Sphärosiderit, welcher an manchen Orten, z. B. im Saarbrücker Becken einen großartigen Hohofenbetrieb beschäftigt. Reich an Sphärosiderit ist in Sachsen das Zwickauer Becken. Wenn diese Eisenerze vornehmlich in der thonigen Zwischenfolge ihren Platz haben, so ist dagegen der vorhin erwähnte Kohlenkalkstein oft sehr reich an Blei und anderen Metallen, namentlich in England, weshalb die Engländer ihn metalliferous limestone (metallführenden Kalkstein) nennen.

Die Halsbandgeschichte.

Speit die Revolution ihre Todten aus? Oeffnet sie ihre Gräber, um den tollen Spuk der Gegenwart durch die unheimlichen Gespenster der Vergangenheit zu vermehren?

Während die stets gepanzerte Regierung Frankreichs aus den Rüstkammern der Revolution das Schreckenssystem der Jacobiner hervorsucht, um es als gute Wehr und Waffe gegen Unzufriedene und Verdächtige jeder Farbe zu gebrauchen, erhebt sich plötzlich aus seinem Grabe der geheimnißvolle Schatten eines der scandalösesten Vorspiele der Revolution. Wir würden es nicht glauben, wenn es nicht schwarz auf weiß gedruckt wäre und in allen Zeitungen stände: Die Halsbandgeschichte der Königin Marie Antoinette spielt noch einmal vor den Pariser Gerichtshöfen. Die Rechtsverfolger der Herren Boehmer und Bassange, Hofjuweliere unter Ludwig XVI., führen in diesem Augenblicke einen Proceß gegen die „Prinzen" Rohan, die Schuldforderung betreffend, die durch den Verkauf des weltberühmten Halsbandes entstanden ist. Sie klagen gegen die Letzteren auf Anerkenntniß und Bezahlung der betreffenden Rechnung, die mit dem übrigen Activ- und Passivvermögen der Firma Boehmer und Bassange in ihren Besitz übergegangen ist.

Alle Welt kennt oder glaubt die berüchtigte Halsbandgeschichte zu kennen, die in der Chronique scandaleuse der achtziger Jahre eine Hauptrolle gespielt hat. Aber wer kann von sich sagen, er erkenne die einzelnen Fäden dieses verwickelten Intriguengewebes und sei im Stande, jeden von Anfang bis zu Ende zu verfolgen? Ist es doch selbst der gewissenhaften und unparteiischen Geschichtsforschung nicht gelungen, alle dunkeln Partien in diesem Drama aufzuhellen, und manche dürften unauflösliche Räthsel bleiben, da die betheiligten Personen aus Furcht oder Eigennutz das wahre Sachverhältniß verheimlicht oder entstellt haben. Prüfen wir unbefangen die Quellen, ziehen wir sorgfältig die besten Gewährsmänner zu Rathe, so überzeugen wir uns mehr und mehr, daß es eine Person gab, durch deren Mund die volle Wahrheit an den Tag kommen konnte — die Königin Marie Antoinette. Sie hat nicht gesprochen, den Schleier nicht gelüftet, die Verleumdung nicht Lügen gestraft. Das Geheimniß ruht in ihrem Grabe und reizt den Scharfsinn des Geschichtsforschers, der in den vorhandenen Berichten vergebens nach einer befriedigenden Lösung sucht.

Wenn wir nun hier eine kurze Darstellung der Halsbandgeschichte zu geben versuchen, so geschieht dies keineswegs in der Absicht, um ein neues Licht über dieses Intriguenspiel oder einzelne dunkele Partien desselben zu verbreiten. Jedermann hat in den Zeitungen die Nachricht von dem Proceß gegen die Prinzen Rohan gelesen, die Erinnerung an die Halsbandgeschichte ist wieder aufgefrischt, und der Leser wird es uns vielleicht Dank wissen, wenn wir seinem Gedächtniß zu Hülfe kommen.

Die Personen des scandalösen Drama's waren: Marie Antoinette, Königin von Frankreich; der Prinz Rohan, Bischof von Straßburg, Großalmosenier und Cardinal; die Gräfin de la Motte, Abenteurerin und Intriguantin; ihr Mann, der angebliche Graf de la Motte, Garde-du-corps Monsieur's; Demoiselle Oliva, „Cameliendame"; ein gewisser Rétaux de Villette und der berühmte Graf Cagliostro.

Der Schauplatz war der Hof von Versailles, die Zeit der Handlung das Jahr 1785.

Der Prinz Rohan, ein geistreicher, eitler, prachtliebender, den sinnlichen Genüssen ergebener Mann, war in Ungnade gefallen, weil er sich als Gesandter in Wien einige bittere Aeußerungen über Maria Theresia erlaubt hatte, die zur Kenntniß der Königin kamen und ihm deren Haß zuzogen. Obwohl er dessen ungeachtet nacheinander zum Großalmosenier, Cardinal, Abt von St. Waaß d'Arras und zuletzt zum Rector der Sorbonne ernannt ward, ertrug der eitle Hofmann doch nur seufzend eine Ungnade, die seinen ehrgeizigen Plänen keineswegs förderlich war. Er versuchte mehrmals, sich zu rechtfertigen, ward aber schnöde abgewiesen, und schon gab er die Hoffnung auf, die verlorene Gunst der Königin wieder zu erwerben, als ein Umstand eintrat, der sein Vorhaben mächtig zu fördern und einen gewissen Erfolg in Aussicht zu stellen schien.

Er hatte in Straßburg den berühmten mystischen Gaukler Cagliostro kennen gelernt und war nach dessen Ankunft in Paris sein fanatischer Anhänger geworden. Ihm vertraute er den tiefen Kummer, den er über die Fortdauer der königlichen Ungnade und die Fruchtlosigkeit seiner Rechtfertigungsversuche empfand. Der große Magier, der mit einer ungemeinen Menschenkenntniß die gemeine Berechnung eines Gauners verband, ließ dem Cardinal eine Frau vorstellen, die zwar zunächst nur eine Geld-Unterstützung nachsuchte, aber durch ihre Herkunft, ihr romantisches Geschick, ihren Geist, ihr feines Benehmen und ihr pikantes, reizendes Aeußere befähigt war, sowohl den Cardinal für ihre Person zu interessiren und sein Vertrauen zu gewinnen, als auch die Rolle einer Vermittlerin zwischen ihm und der Königin, und sei es auch nur zum Schein, zu spielen. Diese Frau, die in gerader Linie von Heinrich II. abstammte und sich deshalb Valois nannte, war die Tochter eines Landmannes, der ein nicht unbedeutendes Vermögen durchgebracht und sein Leben als Bettler in einem Pariser Spital beschlossen hatte. Nach seinem Tode nahm sich die Marquise von Boulainvilliers der armen Verlassenen an, sorgte für ihre Erziehung und verschaffte ihr einflußreiche Gönner und Freunde. Die junge Valois eignete sich bald den feinen Ton der höheren Gesellschaftskreise an, ward als letzter Sproß des königlichen Geschlechts der Valois förmlich anerkannt, erlangte als solcher eine Pension und war seit Kurzem mit dem Grafen de la Motte verheirathet, als sie sich mit einem Gesuch um Unterstützung an den verschwenderischen und mildherzigen Cardinal wandte. Dieser, schon im Voraus durch das Gerücht von ihrer Herkunft und ihrem Geschick günstig für sie gestimmt, überließ sich dem Zauber, den das anmuthige und einschmeichelnde Wesen der jungen, mit allen leiblichen und geistigen Vorzügen ausgestatteten Abenteurerin auf ihn ausübte. Er beklagte sich gegen sie über die ungnädige Behandlung, die ihm die Königin zu Theil werden ließ, und als nun die Lamotte wie zufällig äußerte, daß es ihr bei ihren bis in die höchsten Hofkreise hinaufreichenden Verbindungen gelingen dürfte, die Gunst und das Vertrauen der Königin zu gewinnen, ging er bereitwillig auf diese Idee ein und redete ihr zu, ihre Bewerbungen um den Schutz der Königin zu beginnen. Darauf hatten die Lamotte und ihr Helfershelfer Cagliostro gewartet. Sie entwarfen sogleich ihre Gaunerpläne, die sie denn auch, soweit es die Umstände gestatteten, mit vollendeter Meisterschaft ausführten.

Der Cardinal erfuhr alsbald von der Gräfin den glücklichen Erfolg ihrer Bemühungen. Sie war der Königin vorgestellt worden, hatte Zutritt zu ihr und besaß in gewisser Hinsicht ihr Vertrauen. Hocherfreut über diese Nachricht und in vollem Glauben

Digitized by Google

an den wachsenden Einfluß der Gräfin, bat der Cardinal um ihre Vermittelung bei der Königin, mit der er sich um jeden Preis zu versöhnen wünschte. Bereitwillig übernahm die Gräfin die ihr angetragene Vermittlerrolle, und ihre angeblichen Verhandlungen mit der Königin hatten zunächst den Erfolg, daß dem Cardinal gestattet ward, sich zu rechtfertigen. Er händigte der Gräfin ein ehrfurchtsvolles Schreiben an die Königin ein und erhielt bald eine eigenhändige Antwort derselben mit den gnädigsten Zusicherungen. Der Cardinal schrieb wieder und die Gräfin ließ abermals eine Antwort an ihn gelangen, die nichts weniger als Haß und Verachtung athmete und wohl geeignet war, den eiteln, nichts argwöhnenden Mann zu dem Glauben zu verleiten, daß die Königin ihn heimlich liebe. Diesen verderblichen Wahn benutzte vorerst die Gräfin, um dem Cardinal nach und nach die Summe von 120,000 Livres abzuschwindeln. Sie gab ihm nämlich zu verstehen, durch Geldvorschüsse würde er sich der Königin, die sich manchmal in Geldverlegenheit befinde, ganz besonders verbinden. Wahrscheinlich theilte sie die geraubte Summe mit Cagliostro, dem als intellectuellem Urheber der saubern Intrigue ein Trinkgeld gebührte.

Kühn gemacht durch den guten Erfolg seiner schriftlichen Gunstbewerbungen, wagte der Cardinal, um eine geheime Zusammenkunft mit der Königin zu bitten. Diesen Wunsch zu erfüllen, ließ die Lamotte eine gewisse Demoiselle Oliva, die der Königin in Gestalt und Haltung ähnlich war, von Paris nach Versailles kommen und arrangirte hierauf folgende Scene. Der Cardinal mußte sich zwischen elf und zwölf Uhr Nachts in den Schloßpark begeben. Dort fand er an einer bestimmten Stelle eine tiefverschleierte Dame, die ihn erwartete und ihm mit den Worten: „Sie wissen, was das bedeutet," eine Rose überreichte. Während er die Rose an seine Brust drückt und auf eine Antwort sinnt, flüstert ihm eine unbekannte Stimme zu: „Fliehen Sie! dort kommen Madame und die Gräfin von Artois." Es war die Lamotte, die ihm gefolgt war und ihn jetzt fortzog.

Der Cardinal war nun soweit vorbereitet, daß die Gräfin zur Ausführung ihres Hauptplanes schreiten konnte. Auch hierbei war ihr Cagliostro behülflich, indem er Rohan's wachsende Leidenschaft für die Königin, von der er geliebt zu sein wähnte, in seiner Orakelmanier durch geheimnißvolle Bedeutungen und Winke mehr und mehr entflammte.

Die Hofjuweliere Boehmer und Bassange hatten ein kostbares Halsband von Diamanten, dessen Werth sie auf 1,600,000 Livres anschlugen, anfertigen lassen und wiederholt der Königin zum Verkauf angeboten. Als sie im Jahre 1778 ihr erstes Wochenbett hielt, schien der König geneigt, ihr das Halsband zu schenken, sie lehnte es aber auf das Entschiedenste ab. Nach ihrer zweiten Niederkunft im Jahre 1781 wiederholte der König sein Anerbieten, erhielt aber auch diesmal eine abschlägige, fast zornige Antwort. Die französische Staatsschuld war schon damals zu einer ungeheueren Summe angeschwollen, die öffentliche Meinung murrte laut über die kolossalen Verschwendungen des Hofes, man glaubte daher den Grund einer sonst unerklärlichen Weigerung in der übeln Finanzlage zu finden, die der Königin die Pflicht auferlegte und vielleicht auch die erwünschte Gelegenheit bot, vor den Augen der Welt ein Opfer zu bringen, über das sie im Stillen seufzte.

Die Juweliere gaben die Hoffnung nicht auf, daß die Königin doch zuletzt das kostbare Kleinod kaufen würde. Auf Cagliostro's Rath wandten sie sich Ende des Jahres 1784 an die Lamotte und versprachen ihr ansehnliche Geschenke, um sie für den Handel zu interessiren. Die Gräfin that anfangs etwas spröde, aber kaum war der Cardinal von seinen Gütern im Elsaß nach Paris zurückgekehrt, so stellte sie ihm vor, die Königin wünsche das Halsband zu kaufen, könne es aber wegen Geldmangel nur in Terminen aus ihrer Privatchatoulle bezahlen und würde es ihm Dank wissen, wenn er in ihrem Namen den Kauf mit den Juwelieren abschlösse und ihnen die Terminalzahlungen zusagte.

Bereits am 24. Januar 1785 konnte die Lamotte den Juwelieren anzeigen, daß der Cardinal zu ihnen kommen würde, um das berühmte Halsband für die Königin zu kaufen. Der angekündigte Besuch fand in der That statt, der Cardinal besah den Schmuck und ließ ihn zwei Tage später in seine Wohnung schaffen, wo dann der Kauf förmlich abgeschlossen wurde. Da aber die Juweliere Bedenken hinsichtlich der Bezahlung äußerten und wohl Anstand nehmen mochten, dem verschuldeten Cardinal den werthvollen Schmuck ohne Sicherstellung zu überlassen, zeigte er ihnen zu ihrer Beruhigung ein Handschreiben der Königin, worin die Kaufbedingungen genau angegeben waren: „Genehmigt, Marie Antoinette von Frankreich." Uebrigens zweifelte weder der Cardinal noch die Juweliere an der Echtheit dieses Handbillets, obwohl der Erstere als Prinz, Großalmosenier und ehemaliger Gesandter Frankreichs in Wien wissen mußte, daß Marie Antoinette niemals mit dem Zusatz „von Frankreich" unterzeichnete.

Der Cardinal hatte also das Halsband und nun lag ihm daran, es der Königin durch eine zuverlässige Person zukommen zu lassen. Zu dem Ende begab er sich am 1. Februar 1785 Abends mit dem Schmuckkästchen in die Wohnung der Lamotte zu Versailles. Kaum war er hier angekommen, als sich ein Mann anmelden ließ, der von der Königin gesendet zu sein vorgab. Die Lamotte ließ den Cardinal in einen Alkoven treten, dessen Thür halbgeöffnet war, und aus diesem Versteck sah er, wie ein Mann eintrat und der Gräfin ein Billet überreichte, das diese dem Cardinal zusteckte. Es enthielt den Befehl, dem Ueberbringer das Schmuckkästchen zu übergeben. Der Bote war ein Kammerdiener der Königin, Namens Lesclaux, und von Person dem Cardinal bekannt, weshalb dieser kein Bedenken trug, ihm das Schmuckkästchen anzuvertrauen.

War das Kleinod auf diese Weise wirklich in den Besitz der Königin gelangt? Die Anhänger des Prinzen Rohan, und unter ihnen namentlich sein Vicar Georgel, behaupten es ganz entschieden. Dagegen wird von anderer Seite geltend gemacht: der Cardinal habe zuversichtlich erwartet, die Königin am ersten Pfingsttage mit dem Halsbande geschmückt zu sehen; da diese Hoffnung nicht erfüllt werden konnte, habe ihm die Gräfin mitgetheilt, die Königin finde den Preis zu hoch und wolle, wenn er nicht ermäßigt würde, den Schmuck zurückgeben.

Wir haben hier nicht zu untersuchen, ob diese oder jene Behauptung richtig sei, da es nicht unseres Amtes ist, die Welt von der Schuld oder Unschuld der Königin zu überzeugen. Wir halten uns lediglich an die geschichtlichen Daten, die actenmäßig feststehenden Thatsachen, und dürfen daher nicht verschweigen, daß die erwähnte Mittheilung der Gräfin allerdings durch einen Brief bestätigt wird, den der Cardinal Ende Juni an die Juweliere richtete. Der Kaufpreis ward in der That um 200,000 Livres ermäßigt und die Königin davon in Kenntniß gesetzt durch ein Schreiben, das sie in ihrem Bibliothekzimmer aus Boehmer's Händen empfing. Sie las es ganz unbefangen der Madame Campan vor, ohne auch nur durch ein Wort oder eine Miene Erstaunen über ein solches Schreiben auszudrücken, dann hielt sie es gleichgültig an eine brennende Kerze und verbrannte es, wie man ein werthloses Stück Papier verbrennt.

Indessen rückte der verhängnißvolle Tag heran, an welchem die erste Abschlagszahlung geleistet werden mußte. Noch vor Ablauf der Frist theilte die Gräfin dem Cardinal mit, daß die Königin nicht in der Lage sei, die erste Rate an dem bestimmten Tage zu zahlen. Natürlich sollte nun wieder der Cardinal aushelfen, dessen Vermögensverhältnisse, wie schon erwähnt, keineswegs glänzend waren. In seiner Verlegenheit ließ er die Juweliere kommen, eröffnete ihnen, daß die Königin die für den ersten Termin versprochene Zahlung erst im October leisten könne, und bot ihnen vorläufig 30,000 Livres als Zinsvergütung an. Diese Summe wurde denn auch angeblich im Namen der Königin den Juwelieren ausgezahlt.

Dies geschah im Juli 1785. Am 3. August erschien plötzlich Madame Campan bei den Juwelieren unter dem Vorwande, daß sie einige Schmucksachen zu sehen wünsche. Dann knüpfte sie mit Boehmer ein Gespräch an, erkundigte sich im Laufe desselben gelegentlich nach dem Halsbande und erfuhr nun von dem Juwelier den ganzen Handel, den wir schon kennen. Zugleich aber gestand ihr Boehmer, daß er sich seit einiger Zeit genöthigt sehe, zur Beruhigung der Personen, von denen er Geld geborgt habe, die schriftlichen Befehle der Königin vorzuzeigen. Die Sache war also schon ruchbar geworden. Indessen beeilte sich die Campan keineswegs, die Königin von den Mittheilungen des Juweliers in Kenntniß zu setzen, und als sie sich endlich dazu entschloß, war bereits die ganze Intrigue dem Polizeiminister Breteuil hinterbracht worden. Dieser, ein Todfeind des Cardinals, begab sich eilig zur Königin und erstattete einen Haß und Rache athmenden Bericht. Die Königin war entrüstet über den schändlichen Mißbrauch ihres Namens; sogleich wurde Boehmer herbeigeholt und nach dessen Vernehmung über die zu treffenden Maßregeln Rath gepflogen. Die Furien des Hasses und der Rache schienen bei dieser Berathung den Vorsitz zu führen, und das

Digitized by Google

Resultat war ein öffentlicher Scandal, der das Unheil nur verschlimmerte und der Verleumdung neue Nahrung zuführte.

Am 15. August 1785, einem Festtage, als der Hof zum feierlichen Kirchgange versammelt war, ließ plötzlich der König den Cardinal in sein Cabinet rufen. Hier fand er außer dem Könige die Königin, den Großsiegelbewahrer und den Baron von Breteuil, und in deren Gegenwart sollte er Rechenschaft geben über den Kauf des Halsbandes. Darauf war er freilich nicht vorbereitet. Er gerieth in Verwirrung, stotterte einige Worte zu seiner Entschuldigung und betheuerte seine Unschuld. Allein weder diese Versicherung, noch die Rechtfertigungsschrift, die er sogleich in einem Nebenzimmer aufsetzen mußte, vermochten den einmal gefaßten Beschluß zu ändern. In dem Augenblick, als er aus dem Cabinet des Königs trat, ward er auf Befehl des Barons von Breteuil vor den Augen des Hofes verhaftet. Er ward nach der Bastille gebracht, fand aber unterwegs Gelegenheit, einen schriftlichen Befehl zur Vernichtung aller ihn compromittirenden Briefe an seinen Vicar Georgel in Paris abzusenden. Dann wartete man auffallender Weise noch volle vier Stunden, ehe man zur Haussuchung schritt, und so mußte denn freilich der eigentliche Hergang der Sache für alle Zeiten ein undurchdringliches Geheimniß bleiben.

Drei Tage später, am 18. August, ward die Lamotte in Bar-sur-Aube verhaftet. Sie hatte bereits ihre Papiere, darunter mehrere Briefe des Cardinals, verbrannt. Da sie sich durch ihren Helfershelfer Cagliostro verrathen glaubte, schob sie alle Schuld auf diesen, der nun ebenfalls festgenommen ward.

Die scandalöse Verhaftung des Cardinals hatte überall das größte Aufsehen erregt und die Gemüther erbittert. Seine zahlreichen und hochgestellten Verwandten, die Geistlichkeit, ein großer Theil des Adels, ja selbst die Tanten des Königs protestirten feierlich gegen die schonungslose und unwürdige Behandlung eines Prinzen und Kirchenfürsten. Aber als man erfuhr, daß der Cardinal die Gnade des Königs abgelehnt, und sich der Jurisdiction des Parlaments unterworfen habe, bildeten sich zwei Parteien, die je nach der Verschiedenheit ihrer Interessen Verdruß oder Freude an den Tag legten. Am meisten frohlockte das Parlament, denn es fand einmal Gelegenheit, die Kirche und die Geburtsaristokratie, seine beiden Hauptgegner, in der Person eines Cardinals und Prinzen zu demüthigen, ja — was noch wichtiger war — es sollte zugleich über die Ehre des Königs entscheiden. Der Triumph des Parlaments mußte natürlich den Stolz den Adels beleidigen, und erfüllte ihn mit Zorn gegen die Königin, durch deren blinde Leidenschaftlichkeit einer der glänzendsten Namen der französischen Adelsaristokratie dem Tagesgespött preisgegeben war. Auch der Klerus war in hohem Grade entrüstet, und donnerte gegen das Parlament, das einem Geistlichen den Proceß zu machen wagte. Der Papst drohte den Cardinal zu suspendiren, weil er sich einem weltlichen Gerichtshofe unterworfen hatte. Alle besonnenen und verständigen Anhänger der Monarchie verwünschten die Verblendung des Hofes und weissagten dem Könige nichts Gutes von dem Ausgange eines Processes, der den letzten Nimbus der Krone, den fleckenlosen Ruf der Königin und die Ehre Ludwig's XVI., zerstören mußte.

Endlich begann der für die Bourbonendynastie so verhängnißvolle Proceß, und nun fanden die Parteien reichen Stoff, sich gegenseitig anzugreifen und zu verleumden. Ein Theil des Adels und der Geistlichkeit erklärte sich für den Cardinal, die Mehrzahl der Hofleute hielt es mit der Königin, die große Menge, die Alles nur nach dem äußern Schein zu beurtheilen pflegt, beschuldigte die Königin, mit ihrer Ehre und dem Cardinal ein frevelhaftes Spiel getrieben zu haben, und ihre Erbitterung gegen dieselbe verwandelte sich nach und nach in förmlichen Haß.

Nach Verlauf mehrerer Monate ward durch die Untersuchung festgestellt: daß die Oliva nach den Weisungen der Lamotte in der uns bekannten Parkscene die Rolle der Königin gespielt; daß ein gewisser Rétaux de Villette, ein Bekannter des Grafen de la Motte, auf Anstiften und in Gegenwart der Gräfin das oben erwähnte Handbillet der Königin und die Unterschrift: „Genehmigt, Marie Antoinette von Frankreich," verfertigt; endlich, daß der Graf de la Motte an den Juwelier Gray in London für 10,000 Pfund Sterling Diamanten verkauft hatte.

Diesen wichtigen Ermittelungen zum Trotz leugnete die Lamotte beharrlich alle Schuld, und wußte sich mit vielem Geschick zu vertheidigen. Sie behauptete nämlich, die Anfertigung des königlichen Handschreibens, das Arrangement der nächtlichen Parkscene, Alles sei mit Bewilligung der Königin geschehen, um den Cardinal zu mystificiren und seine Discretion auf die Probe zu stellen. Die Diamanten, die ihr Mann in London verkauft hatte, gab sie keck für ein Geschenk der Königin aus.

Obwohl diese Erklärungen nicht förmlich zu Protokoll genommen wurden, gelangten sie doch in die Oeffentlichkeit, besonders durch Flugschriften, welche die Lamotte von London aus verbreiten ließ, und wurden zu den abscheulichsten Insinuationen gegen die Königin benutzt. Die öffentliche Meinung war einmal gegen die „Oesterreicherin" eingenommen und ergriff begierig die Gelegenheit, den Ruf und die Ehre der Königin durch scandalöse Verdächtigungen zu besudeln. Die Königin ihrerseits versuchte nicht, sich von dem Verdacht zu reinigen, der an ihrer Person haftete, sie setzte allen Anklagen und Verleumdungen schweigende Verachtung entgegen und bedachte nicht, daß sie dadurch ihre Lage nur verschlimmerte. Das Schlimmste aber war, daß Niemand dem geistreichen und scharfblickenden Prinzen Rohan, der mit seltener Gewandtheit die diplomatischen Geschäfte in Wien geführt hatte, genug Geistesbeschränktheit und Einfalt zutraute, um sich von einer gemeinen Intriguantin anführen zu lassen. War Rohan nicht betrogen, so blieb nur die Alternative: entweder hatte er das Halsband *für sich*, oder *im Namen und auf Befehl der Königin* gekauft. Eine furchtbare, aber unvermeidliche Alternative!

Nun stand aber actenmäßig fest, daß der Cardinal die Juweliere aufgefordert hatte, das Benachrichtigungs- und Denkschreiben an die Königin zu richten, und dieser Umstand — so meinte man — bewies zur Genüge, daß der Cardinal *nur im Auftrage der Königin und für sie* das Halsband gekauft hatte. Die Schuldfrage war also von vorn herein so gestellt, daß die Freisprechung des Cardinals ein Schandfleck für den Ruf der Königin sein mußte.

Zum Unglück für Marie Antoinette war das Parlament von feindseligen Gesinnungen gegen den Thron erfüllt, und ergriff begierig die Gelegenheit, den König und die Königin zu demüthigen. Vor Allem bemühte sich der Hauptreferent d'Epremenil, die Schuldfrage so zu formuliren, daß sich die oben erwähnte verhängnißvolle Alternative einem Jeden von selbst aufdrängen mußte. Dazu kam, daß die Rohan'sche Partei Alles aufbot, um das Parlament zu Gunsten des Cardinals zu stimmen. Alte, grauköpfige Parlamentsräthe wurden von jungen, schönen Bittstellerinnen bestürmt, und wo der Zauber eines reizenden Augenpaares nicht verfing, da bediente man sich des bekannten goldenen Schlüssels. An den Sitzungstagen stellten sich die Condé, die Rohan, die Soubise, die Guemenée in schwarzer Trauerkleidung vor dem Justizpalast auf, und begrüßten ehrfurchtsvoll die eintretenden Mitglieder des Gerichtshofes. Alle Bemühungen Breteuil's, das Parlament für seinen Racheplan gegen den Cardinal zu stimmen, hatten keinen Erfolg.

Am 31. Mai 1786 versammelte sich das Parlament, um das Urtheil zu fällen. Der Cardinal ward von der Anklage entbunden, die Lamotte zu Staupbesen, Brandmarkung und lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, desgleichen ihr Mann in contumaciam; die Oliva und Cagliostro wurden freigesprochen, letzterer jedoch des Landes verwiesen; Villette ward auf immer verbannt.

Paris jubelte über die Freisprechung des Cardinals. Der ehedem unpopuläre Mann ward plötzlich vom Volke vergöttert. Als er in den Wagen stieg, um vorläufig nach der Bastille zurückzukehren, stritt man sich eifrig um die Ehre, seine Kleider zu küssen.

Für die Königin war das Urtheil ein furchtbarer Schlag. Sie überließ sich rücksichtslos ihren Zornausbrüchen gegen das Parlament und rächte sich auf eine beklagenswerthe Weise, indem sie es dahin brachte, daß der Cardinal seines Amtes als Almosenier entsetzt und vom Hofe verbannt ward.

Die Lamotte fand Gelegenheit, aus dem Gefängnisse zu entkommen, und begab sich zu ihrem Manne nach London. Dort ließ sie eine Denkschrift drucken, für deren Vernichtung der französische Hof ihr 200,000 Livres auszahlen ließ. Ein Exemplar blieb jedoch übrig, das Buch ward neu gedruckt, und gelangte in die Oeffentlichkeit.

Auf die Höfe von Europa machte der Ausgang dieser cause célèbre einen sehr üblen Eindruck; ja selbst die nächsten Verwandten der Königin, wie z. B. der Kaiser Franz II., ihr Neffe, zweifelten an ihrer völligen Schuldlosigkeit.

Es wird erzählt, unmittelbar nach der Urtelsverkündigung am

31. Mai 1786 habe der Generalprocurator zu einem der Richter, einem eifrigen Vertheidiger des Cardinals, geäußert:

„Sie haben soeben die Grundpfeiler der Monarchie erschüttert.“

Das war nun freilich eine lächerliche Uebertreibung, die Grundlagen der Monarchie werden nicht in Frage gestellt durch die Chancen eines Processes. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß unter den secundären Ursachen der Revolution die Halsbandgeschichte eine der wichtigsten und wirksamsten war. Die Sittenverderbniß der Großen, die lüderliche Wirthschaft am Hofe, der Antagonismus zwischen den höchsten Staatsgewalten, die absichtliche Verdunkelung aller Rechtsbegriffe, die Willkürherrschaft, der Volkshaß gegen die Träger der höchsten Gewalt, die Ohnmacht der Krone — kurz, alle Mängel und Schwächen der Bourbonenmonarchie kamen durch diese Gaunergeschichte und den sich daran knüpfenden Proceß an den Tag. Die Namen des königlichen Paares wurden mit Gaunern und Intriguanten in Verbindung gesetzt; es war geschehen um den Nimbus des Thrones Ludwig's XIV.

L. R.

Ein Besuch der Officin von Brockhaus in Leipzig.

Mitgetheilt von Albert Rottner.

So weit die Wissenschaften zurückreichen, so lange hat man auch den Buchhandel gekannt; konnte er auch ursprünglich nicht in der ausgeprägten Gestalt der Gegenwart auftreten, so weiß man doch, daß sein Ausgang zunächst bei den alten Griechen zu suchen ist. Das buchhändlerische Geschäft mußte aber so lange bedeutungslos bleiben, als ihm nicht die Mittel zu Gebote standen, die Wissenschaft zum Gemeingut zu machen. Da trat gleich einer glanzvollen Sonne aus dem erwachten Morgenroth die große Geburt unseres Jahrtausends, „Gutenberg's Buchdruckerkunst,“ hervor und sie ist es, welche dem Buchhandel erst seine hohe Bedeutung gegeben hat.

Von Deutschland aus eröffnete die Kunst zuerst mit ihren Erzeugnissen den Handel, weshalb es auch als die Wiege des eigentlichen buchhändlerischen Verkehrs zu betrachten ist. Außer den zahlreichen Klöstern, Stiftern und den hohen Schulen, waren es vorzugsweise die im Aufblühen begriffenen Messen, wo die damaligen Buchdrucker den Hauptabsatz für ihre Preßerzeugnisse fanden. Vorzüglich bildete Frankfurt a. M. seit dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts den Mittelpunkt des deutschen Bücherverkehrs. Als aber Luther, der große Kämpfer für Denk- und Glaubensfreiheit, erschien, der sich in Schrift und Rede gegen die zahlreichen Mißbräuche der Kirche erhob, und seine kräftige Stütze in der Buchdruckerpresse fand, begann in Folge der Reformation die Culturwanderung des deutschen Geistes nach Norden, und der vielbesuchte Meßplatz Leipzig wurde für den Buchhandel des Nordens, was Frankfurt für den Süden war. In Frankfurt wurde der Buchhandel durch die Einführung einer kaiserlichen Büchercommission immer mehr beschränkt und belästigt, und es konnte daher in der That nicht Wunder nehmen, daß das durch eine eigene, so wie durch die nahe Wittenberger Universität und von der sächsischen Regierung in Bezug auf Bücherwesen vor Frankfurt hochbegünstigte Leipzig nach und nach den literarischen Verkehr immer mehr an sich zog.

In dem Herzen Deutschlands gelegen, bietet Leipzig für den Osten und Norden Europa's den wichtigsten Vereinigungspunkt handeltreibender Nationen; für den deutschen Buchhandel aber ist es die Pulsader des Verkehrs aller Länder geworden, welche Literatur verbrauchen oder produciren.

Und so finden wir gegenwärtig hier nicht weniger als 168 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen, zum Theil Verleger, als Producenten, zum Theil Sortimentshändler, als Vermittler der Verleger und des Publicums, oder Commissionshandlungen, als Vermittler des eigentlichen geschäftlichen Verkehrs der Buchhandlungen aller Länder unter sich. In naturgemäßer Folge dieser speculativen und industriellen Ausbildung mußten auch alle diejenigen Geschäftszweige einer höhern Blüthe und Vollkommenheit zugeführt werden, welche im Dienste des Buchhandels stehen, die Buchdruckerkunst und die Schriftgießerkunst, sowie alle die graphischen und technischen Künste, welche zur Herstellung literarischer und künstlerischer Objecte Anwendung finden, oder zu deren Ausführung mitwirken. So zählt Leipzig gegenwärtig 38 Buchdruckereien und 10 Schriftgießereien.

Für Jeden, der nach Erkenntniß und Belehrung strebt, muß es vom höchsten Interesse sein, einen tiefern Einblick in die Stätten zu thun, aus denen ihm die geistige Nahrung in einer für die weiteste Verbreitung geeigneten Form zugeführt wird. Nur Wenige mögen bei dem Lesen eines Schriftstückes sich bewußt sein, welche Stadien dasselbe zu durchlaufen hat, bevor es an die Oeffentlichkeit hervortreten kann, in seiner Vollendung den gesteigerten Anforderungen zu genügen, welche gegenwärtig der in den weitesten Kreisen ausgeprägte Kunstsinn an typographische Erzeugnisse macht. Es wird daher gewiß vielen unserer Leser willkommen sein, wenn wir sie auffordern, uns in die Werkstätten der Kunst und Industrie zu begleiten, deren Aufgabe es ist, die Producte des Geistes zu vervielfältigen und das, was der menschliche Geist des Einzelnen gedacht und erforscht, zum Gemeingut Aller zu machen.

Wir wählen zu diesem Besuch die Officin von F. A. Brockhaus, welche eine Vereinigung fast aller auf dem Gebiete der typographischen Production mitwirkenden Geschäftszweige aufweist und uns Gelegenheit bietet, die Herstellung der Schriftstücke von der rohen Schriftmasse bis zu ihrer Vollendung als fertige Bücher in allen Stadien zu verfolgen, um ein lebendiges Bild der gesammten typographischen Thätigkeit vor uns aufzurollen.

Die Schriftgießerei.

Die Buchdruckerkunst verdankt ihre Entstehung dem Bedürfnisse, die Schrift durch Farbendruck leichter und schneller zu vervielfältigen, als dies durch Wiederholung mit der Hand und der Feder möglich ist. Als Vorläufer der Buchdruckerkunst ist die Holzschneidekunst zu betrachten, vermittelst welcher die Schrift in Holztafeln erhaben geschnitten wurde. Das Buchstabenalphabet der Sprachen führte aber bald darauf hin, die ganzen Holztafeln zu zerfällen und die Buchstaben einzeln in Holz, Blei oder Zinn zu schneiden, um aus denselben Druckformen für die Schrift zusammenzusetzen, welche nach gemachtem Gebrauche auseinander genommen und zu einer neuen Form wieder gebraucht werden konnten. Durch dieses Zerfällen erst entstand die zweite Verfahrungsweise, die sogenannte Typographie.

Die Lettern oder Buchdruckertypen sind vierseitig prismatische, aus Schriftzeug oder Schriftgießermetall gegossene Stäbchen, deren Begrenzungsflächen in rechten Winkeln zu einander gestellt sind, und deren Höhe ganz gleich sein muß, damit ihre obern Flächen nach Vollendung des Satzes in einer und derselben Ebene liegen und bei dem Abdrucke mit dem Papiere gleichmäßig in Berührung kommen. Auf der obern Fläche des Typenkörpers befindet sich das abzudruckende Zeichen erhaben und in verkehrter Stellung. Eine Anzahl Lettern so mit einander verbunden, daß sie abgedruckt einen bestimmten, zusammenhängenden Text geben, bildet einen Schriftsatz oder kurzweg Satz. Da nun diese Typen, um den Schriftsatz herzustellen, geeignet sein müssen, in jede beliebige Ordnung gebracht zu werden, so kann natürlich eine Type in der Regel auch nur ein einziges Schriftzeichen darstellen.

Um diese Typen hervorzubringen, muß man zuvörderst ein Original des gegossenen Buchstabens (Stempel) haben, welches das Schriftzeichen ebenfalls erhaben und verkehrt enthält. Dieser Stempel wird, als Vater der Schrift, Vaterbuchstabe oder Patrize genannt. Da nun aber zum Gießen der Lettern eine Form erforderlich ist, welche das Schriftzeichen vertieft enthält, damit die darin abgeformten Lettern wieder erhaben erscheinen, so werden die aus Stahl gefertigten Schriftstempel in ein weicheres Metall und zwar gewöhnlich in Kupfer eingeschlagen. Diese Abschläge nennt man Mutterbuchstaben oder Matrizen.

So vorbereitet, treten wir nun in den Gießersaal ein, wo wir sieben Gießöfen und an jedem drei bis vier Gießer beschäftigt finden. In dem Feuerungsraume des Gießofens hängt ein gußeiserner Kessel, welcher das geschmolzene Metall in flüssigem Zustande enthält. Das Schriftmetall besteht aus einer Legirung von Blei mit Antimonium Regulus. Das Gießen der Lettern wird vermittelst einer besonderen Form, des sogenannten Gießinstruments, ausgeführt, in welches die Matrize so hineingelegt wird, daß das

Schriftmetall durch eine Oeffnung einfließen kann. Der Gießer ſteht an dem inmitten des Ofens eingeſetzten Keſſel, in ſeiner linken Hand das geſchloſſene Inſtrument, und in der rechten den Gießlöffel, mit welchem er den Zeug faßt und in das Inſtrument gießt. Sobald dies vor ſich geht, macht er mit dem Inſtrument eine rüttelnde Bewegung (Wendung), wodurch der Schriftzeug durch den Einguß und den innern freien Raum hindurch in die unten anliegende Matrize fließt. Ein geſchickter und fleißiger Schriftgießer kann bis 4000 Buchſtaben in einem Tage gießen.

Als das Maſchinenweſen für die praktiſche Ausübung der Künſte und Gewerbe immer größere Bedeutung und Anwendung fand, wurden auch mehrfache Verſuche gemacht, das Gießen der Lettern durch Maſchinen auszuführen. Applegath in London und Andere conſtruirten die erſten Maſchinen, die aber ſämmtlich ihrem Zweck nicht entſprachen. Endlich wurde in Amerika eine ſolche Maſchine gebaut, von welcher ein Modell durch E. Hänel in Berlin in der Werkſtatt von F. A. Brockhaus aufgenommen und ſo weſentlich umgewandelt und verbeſſert wurde, daß die jetzt allgemein verbreiteten Letterngießmaſchinen daraus entſtanden, mit welchen durch einen gewöhnlichen Handarbeiter in einer Stunde 12—1500 ganz fehlerfreie Buchſtaben gegoſſen werden.

Der Setzerſaal.

Nachdem der Buchſtabe gegoſſen iſt, hat er zwar ſchon die Form, in der er ſpäter zum Druck verwendet wird, aber er beſitzt noch an der der Bildfläche entgegengeſetzten Seite einen pyramidalen Anhang, welcher ſich im Einguß des Inſtrumentes bildet und abgebrochen werden muß. Der von dem Gießzapfen befreite Buchſtabe gelangt nun zum Abſchleifen, wodurch der Grat von den beiden Seitenflächen entfernt wird, damit die Buchſtaben im geſchloſſenen Satze dicht neben einander zu ſtehen kommen. Zur Vollendung der gegoſſenen Schrift müſſen die Typen noch einer letzten Arbeit unterworfen werden, welche das Fertigmachen genannt wird und in einem eigenen Inſtrumente, dem Beſtoßzeuge, ausgeführt wird. Zu dieſem Behufe werden die Typen in einem Winkelhaken der Art aufgeſtellt, daß die Bildfläche nach unten, der Fuß aber nach oben gerichtet iſt; der ſo angefüllte Winkelhaken wird dann in das Beſtoßzeug gebracht und mittelſt eines Hobels das überflüſſige Metall an dem Fuße der Lettern abgeſtoßen, ſo daß ſich eine rinnenartige Aushöhlung, der Ausſchnitt, bildet. Nachdem der Kopf der Lettern noch einer beſonderen Behandlung unterworfen und die Kegelſeiten derſelben mit einem zweiſchneidigen Schabemeſſer von dem darauf befindlichen Grate befreit worden ſind, damit die ganze Typenreihe auch hier als eine glatte Ebene erſcheint, wird die Stärke derſelben (der Kegel) geprüft, wozu man ſich eines beſondern Juſtoriums (des Syſtems) bedient. Die ſo fertig gemachte Schrift wird nun nochmals ſorgfältig durchgeſehen, die darunter befindlichen untauglichen, ſogenannten böſen Buchſtaben werden entfernt und die guten in ein Schiff, wie es der Setzer braucht, aufgeſtellt, mit einem Bindfaden darin eingebunden und in Packete verpackt zum Gebrauch in die Druckerei geliefert.

Die Stereotypie.

Mit der Schriftgießerei in genauer Verbindung ſteht die Stereotypie oder das Verfahren, vermittelſt deſſen der ganze Schriftſatz einer Columne nicht wie gewöhnlich aus einzelnen Theilen (Lettern ꝛc.) beſteht, ſondern in einer einzigen Platte dargeſtellt wird.

Die erſten Verſuche der Buchdruckerkunſt beſtanden bekanntlich in dem Abdrucke ganzer Platten, auf welchen der Text erhaben geſchnitten war, und auf dieſes Grundprincip iſt ſomit das Verfahren der Stereotypie zurückgeführt. Anfänglich ließ man den Schriftſatz von Werken, die in kurzer Zeit wieder gedruckt werden ſollten, ſtehen, um den Satz dann nicht auf's Neue herſtellen zu müſſen; indeſſen führte das Verfahren des ſogenannten ſtehenden Satzes (ſtehende Lettern) vielfache Schwierigkeiten und Nachtheile mit ſich, denn es konnten aus dem Schriftſatze leicht Lettern herausfallen und eine große Anzahl Columnen beanſpruchte zur Aufbewahrung viel Raum, ſowie die dazu verwendete Schrift auch ſo lange einer weitern Verwendung entzogen blieb, als ſie nicht aus ihrer augenblicklichen Ordnung genommen werden konnte. Dieſe und noch andere Uebelſtände führten bald darauf hin, die zu einem Schriftſatze zuſammengefügten Lettern in eine feſte Platte zu vereinigen, um ſie ſpäter durch den Abdruck vervielfältigen zu können. Nach mehrfachen Verſuchen, die größtentheils darauf hinausliefen, die geſetzte Schrift hinten zuſammenzulöthen, gelangte Firmin Didot zu Paris (1794) auf das Verfahren des Abformens, welches Lord Stanhope endlich im Jahre 1804 einer ſolchen Vollkommenheit zuführte, daß es jetzt unter dem Namen der engliſchen Methode am Meiſten verbreitet iſt.

Digitized by Google

Um von dem Schriftsatze ganzer Seiten Platten zu gewinnen, welche einen einzigen Körper bilden, ist es zuvörderst nöthig, daß derselbe auf die gewöhnliche Weise, welche wir weiter unten näher kennen lernen werden, aus beweglichen Typen hergestellt wird. Man legt um die aus Typen gesetzte, sorgfältig corrigirte und geschlossene Columne einen Formenrahmen, der den Schriftsatz soweit überragt, als die Matrize stark werden soll, bestreicht den Satz mit Knochenöl und bringt dann eine dünne Schicht mit Wasser eingemachten Gypses darauf, die in alle Vertiefungen gehörig eingeführt wird, worauf dann der Formenrahmen selbst mit Gypsbrei gefüllt und mit einem Lineale abgeglichen wird. Dieser Gypsabguß, der sehr schnell verhärtet und die Buchstaben des Satzes vertieft, die Zwischenräume aber erhaben wiedergibt, gelangt nun in den Trockenofen, wo ihm noch alle zurückgebliebene Feuchtigkeit entzogen wird.

Von diesen Matrizen werden die Stereotyptafeln auf zweierlei Art gewonnen, wovon die eine das oben erwähnte englische und die andere das französische Verfahren (nach Daulé) genannt wird. — Nach dem ersten wird die ausgetrocknete Matrize in eine eiserne Pfanne mit Deckel gelegt an deren vier Ecken sich Eingußöffnungen befinden, und mit dieser so lange in die geschmolzene Masse versenkt, bis dieselbe alle Räume vollständig ausgefüllt hat. Nach 15 bis 30 Minuten zieht man die Pfanne wieder in die Höhe und läßt sie auf feuchtem Sande sich abkühlen; ist dies geschehen, so wird die Pfanne geöffnet, der Guß herausgenommen und die Stereotypplatte von der Matrize getrennt. — Nach dem französischen Verfahren werden die Stereotypplatten in einem senkrecht angebrachten eisernen Gießinstrument gegossen, welches aus zwei Theilen besteht und sich mittelst einer Charnière öffnen und schließen läßt; in diesem wird die Matrize sammt dem sie umschließenden Rahmen auf die hohe Kante gestellt und der Schriftzeug mit einem Gießlöffel durch den oben am vordern Theile befindlichen schrägen Einguß in das Gießinstrument gegossen.

Die auf beide Arten gewonnenen Stereotypplatten gelangen nun in die Hände besonderer Arbeiter, welche diese sorgfältig durchsehen und alle Unebenheiten zwischen und in den Buchstaben entfernen. Um die Platten für den Abdruck in der Buchdruckerpresse geeignet zu machen, werden sie auf einer Hobelmaschine gleichmäßig abgehobelt und durch eine mechanische Vorrichtung auf die gewöhnliche Schriftfläche zugerichtet, so daß sie nun wie eine gewöhnliche Form aus beweglichen Lettern zum Abdruck gelangen.

Die Erfindung der Stereotypie bietet dem Verleger bei Herstellung von Druckwerken, welche einer großen Verbreitung fähig sind, wesentliche Vortheile dar. Diese bestehen hauptsächlich darin, daß nicht, wie es in der Regel geschieht, die ganze Auflage eines Werkes mit einem Male abgedruckt werden muß, sondern daß man den Abdruck in beliebiger Anzahl von Exemplaren so oft erneuern kann, als es eben der Erfolg nöthig macht, wodurch bei wiederholten Auflagen die Herstellungskosten für Satz und Correctur erspart werden. Außerdem hat man bei dem ganzen Werke gleichsam neue Schrift, die sich, da sie eben nicht wieder zu andern Zwecken benutzt werden kann, gleichmäßig abnutzt, und endlich kann man auf die vollkommenste Correctheit des Textes rechnen, denn wenn derselbe einmal gesetzt, genau corrigirt und stereotypirt ist, so darf man der unfehlbaren Gleichheit aller Abdrücke gewiß sein, was bei dem gewöhnlichen Drucke der Fall nicht ist, wo bei dem Schwärzen der Form die beweglichen Lettern nur zu leicht herausgerissen oder in Unordnung gebracht werden.

Man vervielfältigt übrigens durch die Stereotypie nicht allein Lettern, sondern erlangt auch mittelst derselben Clichés von Holzstöcken und ähnlichen für den Buchdruck bestimmten Gravuren.

(Das „Setzen" und „Drucken" im nächsten Artikel.)

Blätter aus der Krisis.

Von Ludwig Rein.

Nr. 1. Fabrikantenbrod.

(Fortsetzung.)

„Dann müßte auch noch ein Färbehaus gebaut werden," fuhr der alte Herr zerstreut nach einer Weile fort, während er noch immer am Fenster stand und Mathilden den Rücken zukehrte, „ja, das wollte ich Dir eigentlich mittheilen, Mathilde, wir werden bauen, viel bauen, — Karl wird bauen, das Geschäft wird fast noch einmal so groß werden, — aber Schwindel, Schwindel, wenn wir nicht Geld haben, — wir brauchen viel Geld, Mathilde, — Du bist ein gutes Mädchen, — und Karl — ich sehe das ein, —"

Er wendete sich jetzt um, ging hin zu Mathilden und fragte mild und väterlich:

„Hast Du meinen Karl lieb?"

Ueber Mathildens Lippen ging kein Laut. Sie senkte das Haupt, — ein neuer Gluthstrom überbrannte ihr Angesicht.

„Und hat Karl Dich lieb?"

Tiefer senkte das Mädchen das Haupt, — keine Antwort erfolgte.

„Ich kenne doch so Einiges, — ich erinnere mich an so Manches, — hat er Dich lieb, Mathilde? hat Karl Dich lieb?"

„Ich weiß es nicht."

Das war so leise gesprochen, daß der Alte es kaum hörte, — es klang wie das Beben einer Saite, — und die Arme, die es sprach, senkte noch tiefer das Haupt, — ihre Hände zitterten, weil ihre Seele zitterte.

„Seit längerer Zeit hat er nicht mit Dir geredet," fuhr der alte Herr fort, während er seinen Gang durch die Stube von Neuem unternahm, „hat es vermieden, Dich zu sehen, Dir zu begegnen, — weiß wohl, Mathilde, — und 's ist ihm schwer geworden, ist ihm an's Herz gegangen, — glaubst Du's, Mathilde?"

Er blieb bei diesen letzten Worten vor ihr stehen. Mathilde aber erhob ihr Haupt, als habe sie einen himmlischen Gruß gehört mit himmlischer Bürgschaft. Aus ihren Augen leuchtete es feucht, wie Thränen, — ein stilles Entzücken flog über ihr Antlitz, indem sie leise fragte:

„Es ist ihm schwer geworden, ist ihm an's Herz gegangen?"

„Kannst es glauben, Mathilde," versicherte der wiederum Umherwandelnde, „schwer geworden, schwer, — aber hat er nicht Recht? nur kein Unternehmen auf Schwindel gegründet! nur festen, sichern Boden, eine Capitalunterlage! und da hat er Recht, — und doch, und doch, wenn's ihm schwer wird, und wenn's Dir schwer wird, —"

Als müsse er sich einen Augenblick lang erst stärken, hielt er an und sprach dann schnell weiter, indem er nach dem Hofe hinabblickte:

„Mathilde, Du siehst, es wird auch mir schwer, recht schwer, — aber gibst Du ihm nicht Recht? Du dauerst mich, er dauert mich, — doch die Vernunft, die Vernunft! Karl hat Recht, — so schwer es ihm wurde, er scheint doch mit sich fertig zu sein, — und wenn Du nun auch mit Dir fertig wärst, so wollte ich Dir etwas sagen, Mathilde. Soll ich, soll ich Dir etwas sagen?"

„Wie Sie wollen," sprach kaum hörbar Mathilde und bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht, als wolle sie den Blitz nicht sehen, der unter Donnerschlag jetzt niederfahren mußte.

„Jawort, — Cöleſtine, — Karl, —"

In diesen und noch wenigen Sylben lag Blitz und Donnerschlag, — er fuhr nieder.

Mathilde stand scheinbar ruhig, stand wie eine schöne Bildsäule. Hielt sie auch die kleinen Hände vor's Gesicht, der Blitz hatte doch durchgeleuchtet, war niedergefahren in das Blumenbeet des Herzens. Schnell hatten sich die Knospen zu Blüthen geöffnet, — noch schneller lagen sie zerschmettert, — zusammengedrängt Alles in wenige Minuten, Alles, Sonne und Nacht, — Sonne der Hoffnung, Nacht der Entsagung.

Der alte Herr, der bis jetzt am Fenster und von Mathilden abgewendet gestanden, drehte sich um.

„Bist erschrocken, armes Kind, sehr erschrocken?" sprach er mitleidig. „O, nimm doch die Hände vom Gesicht, brauchst Dich vor mir nicht zu schämen, gutes Kind, — wie mich's dauert! habe

Digitized by Google

Dich lieb, — hätte nichts dagegen gehabt, wenn Karl — aber der Bau, die Maschinen, die ganze neue Einrichtung — ohne Capital würde Alles ein Schwindel sein, der uns in's Unglück stürzen müßte. Das willst Du nicht, Mathilde, — bist Du bös auf mich? bist Du bös auf Karl? O, nur nicht hinein in den jetzigen Geschäftsstrudel ohne Capital! Denke an unsere Firma, an unsere Ehre, an unsere Verbindungen und Verbindlichkeiten, — Mathilde, bist Du bös auf mich und Karl? Und nimm doch die Hände weg, schäme Dich nicht, — bist Du bös auf uns?"

Langsam zog sie die Hände vom Gesicht. Die schönen Augen schwammen in Thränen.

„Nicht bös," sagte sie still, „nicht auf Sie, — nicht auf den jungen Herrn."

„Aber auf Fräulein Cölestine?"

Schweigend schüttelte die Arme ihr Haupt, aber ein tiefschmerzlicher Zug ging über ihre Stirn.

„Gib mir Deine Hand darauf, — also nicht bös, nicht bös auf uns Alle, — auch nicht bös auf den lieben Gott, der es so haben will, weil er uns Vernunft gab, — freilich, freilich," setzte er seufzend hinzu, „er gab uns auch ein Herz."

Da brach Mathilde in lautes Weinen aus, — aber sie reichte dem alten Herrn die Hand.

Mochte der alte Herr es fühlen, daß er in seiner Gutmüthigkeit immer wieder einriß, was er aufbaute, — oder erschrak er über das heftige Weinen, das er nicht erwartet hatte? Genug, auch er konnte sich jetzt nicht länger mehr halten, — er fing an, in eine Weichheit zu verfallen, welche die Verwirrung in seinem Innern noch größer machte, als sie schon war. Sein Gang wurde schneller, ängstlich fuhr er mit den Händen in die Rocktaschen, brachte bald den „Ernst Heiter", bald das seidene Taschentuch heraus, mit welch' letzterem er sich die Thränen abtrocknete, die er nicht länger hatte zurückhalten können. Dann las er einige Secunden lang in dem Zeitungsblatte, — aber es wollte nicht gehen. Es schwirrte und funkelte ihm vor den Augen, — in seinem Innern gährte und wogte es durcheinander, — er fühlte seine Schwäche und rang doch nach dem Siege. Auf das weinende Mädchen wagte er kaum noch hinzublicken.

In den Hof herein hörte man jetzt einen Reiter sprengen. Der alte Herr lief erschrocken nach dem Fenster und rief: „das könnte Karl sein!"

Mathilde aber erschrak wohl noch weit mehr, als der Alte. Sie stürzte nach der Thür, wollte fort, trocknete sich schnell noch die Augen, — aber als ihre Hand nach der Klinke griff, stand auch der alte Herr schon da und hielt und zog das Mädchen zurück und rief halb bittend, halb befehlend und doch in Angst: „bleibe da! verlaß mich nicht, Kind; bleibe, bleibe!"

Schon hörte man Schritte in dem anstoßenden Saale. Nach der Thür, die dort hereinführte, blickte bebend das Mädchen, und floh, als wolle sie sich dem Auge des Kommenden so lange als nur irgend möglich entziehen, an's Fenster, das in den Hof ging. Kaum hatte sie dasselbe erreicht, und kaum hatte der alte Herr die Hände auf den Rücken gelegt, um seinen vorigen Gang anzutreten, da öffnete sich auch schon die Saalthüre.

„Guten Abend, Vater! Da bin ich wieder; Cölestine läßt Dich schön grüßen!"

Heiter und schnell erklangen und verklangen diese Worte, ehe sich der Saal wieder schloß. Der Sprecher trat ein, — der alte Herr antwortete nicht, sondern ging ängstlich zerstreut auf und ab.

„Ist etwas vorgefallen?" fragte Karl.

„Vorgefallen, eingefallen, aufgefallen, auf's Herz gefallen! — dort, dort!" sprach nun der Alte und schlenkerte die Hände vom Rücken hervor und streckte sie unter Thränen nach dem Fenster hin, wo mit gesenktem Haupt das zitternde Fabrikmädchen stand.

Karl erschrak, — wurde roth, — sah schnell hinweg, dann wieder hin und bewegte grüßend den Hut.

„Also auch erschrocken? wieder erschrocken? Karl, Karl, das ist nicht gut! Ihr wird es schwer, mir wird es schwer, Dir wird es schwer! Fort mit den Maschinen, fort mit dem ganzen Kram, fort mit dem Schwindel! Hier, hier!"

So rufend im schnellen Eifer, lief er zu dem Mädchen, führte oder zerrte es an der Hand bis auf die Stelle, wo Karl stand, und fuhr, indem er rasch auch dessen Hand ergriff, hastig fort:

„Hier, hier, nehmt Euch! — Fort mit dem Schwindel!"

„Vater!" rief zürnend der junge Mann und entriß dem Alten die Hand.

Aber auch Mathilde entzog dem Alten ihre Hand und stürzte fort nach der Thür.

„Entschuldigen Sie, Mathilde, — der Vater allein —"

Mehr konnte Karl nicht nachsenden, — Mathilde war verschwunden; aber an den Vater richtete er die Worte:

„Was ist denn geschehen? Vater, weißt Du, was Du thust? Wozu diese schmerzlichen Possen? Du warst ja heute früh so vernünftig, — ich freute mich, —"

„'s mag nun gut sein, Karl," fiel der alte Herr ein und strich die letzte Thräne aus den Augen. „Ich konnte mich nicht lassen, — das Herz ließ mich nicht, — es mußte sein Recht haben, so gut wie die Vernunft. Jetzt ist mir wohler, — und wenn's denn durchaus nicht geht, wenn's nicht geht, Karl, — aber das Mädel dauert mich, — Mathilde weiß Alles, ich habe ihr Alles gesagt, — es wird ihr schwer, sehr schwer, — schwerer als Dir, — ich habe ihr auch erzählt, daß Dir's schwer an's Herz ginge, —"

„Das hast Du gethan, Vater?" versetzte Karl tadelnd. „O, was das für Dinge sind! Du drücktest dem Mädchen Dornen in's Herz, die Du nicht wieder herausziehen kannst!"

„Auch Du nicht? — Gar nicht möglich, Karl?"

„Vater," entgegnete verletzt der Sohn, „Vater, ich werde ganz irre an Dir! Wie kann Dir noch ein einziger Gedanke beigehen, daß ich meinen Plan aufgebe!"

„Der Plan ist nicht übel, — nun, laß es gut sein, Karl, — komm, wir gehen in den Garten, dort will ich Dir erzählen, wie Alles geschah, — wirst das arme Kind ja ebenfalls bedauern."

Achselzuckend fragte Karl:

„Wozu soll das nützen und wohin soll es führen? — Vater," setzte er lächelnd hinzu, „wir wollen eine Fabrik bauen, nicht aber ein Theater oder Narrenhaus."

„Narrenhaus?" versetzte beleidigt der alte Herr. „Dann brauchen wir gar nicht in den Garten zu gehen, Karl, — und bauen, bauen, wir müssen Geld haben, wenn wir bauen wollen, sonst bauen wir ein Schwindelhaus, — wird Fräulein Cölestine Dir jetzt schon — ich meine die nöthige Beschaffung, das nöthige Capital —"

„Sei ganz außer Sorge, Vater, der Bau beginnt!" versicherte Jener.

„So laß uns in den Garten gehen, Karl," schloß der alte Herr und nahm den Sohn an der einen Hand, während er mit der andern den „Ernst Heiter" aus der Tasche langte und dabei erklärte, es könne und werde ja der Papierkram, von welchem der Dichter rede, nicht lange mehr halten.

So kamen sie in den Garten. Karl bat den Vater, ihm nun mitzutheilen, wie es mit Mathilden sich zugetragen. Das that der alte Herr, that es treu, gewissenhaft, umständlich. Oft wandelte ihn dabei jene Rührung an, welcher er nicht auszuweichen vermochte, und daran knüpfte er immer einen neuen Versuch auf das Herz seines Sohnes. Er blickte dabei nicht selten hinauf zu den Bäumen, wo die Vögel für diesen Tag die letzten Halme zum Nesterbau trugen und ihr Abendlied sangen, und der Alte sprach dann von glücklicher Ehe, — von der Ehe, in welcher auch er gelebt, und erinnerte den Sohn an die verstorbene Mutter.

Der Sohn war kindlich, — blieb aber fest.

„Karl," hob der Alte zuletzt noch an, „eins haben wir vergessen, eins. Damit könnte man's thun, und es wäre doch kein Schwindel. Fünftausend — und nicht in modernen Papieren, nicht in Lumpen, — Karl, Fünftausend blankes Capital — Mathilde hat es, bringt es, gibt es. Das wäre doch auch etwas —"

„Reicht kaum aus für die Dampfmaschine," entgegnete der junge Mann.

„Müßten Alles kleiner — nicht eine so großartige Erweiterung — Karl, mit Fünftausend könnten wir doch schon etwas anfangen."

„Lassen wir das, lieber Vater, es führt zu nichts," erklärte Karl. „Und gute Nacht, Vater! es dämmert schon, ich will nach der Stadt, Du weißt, daß ich noch zu schreiben habe."

Und Beide schritten der Gartenthür zu. Noch ehe sie dieselbe erreichten, trat der Werkführer ein, welcher der Packstube vorstand.

„Mathilde läßt sich empfehlen — und hier —" sagte der Werkführer, indem er ein Billet in die Hand des alten Herrn legte, „sie hat ihre Sachen gepackt, wird dieselben abholen lassen."

„Und ist fort?" fragte erschrocken der Alte, während er das Papier erbrach.

Digitized by Google

„Seit einigen Minuten," erklärte der Werkführer.

Betroffen drückte Karl den Hut in die Augen — er that langsam einige Schritte in den Sandgang zurück — dann wendete er wieder um — der Vater gab ihm das Billet. Dasselbe war an den alten Herrn gerichtet und lautete:

„Es dürfte sicher für Alle das Beste sein, wenn ich aus
„Ihrem Hause ginge. Darum will ich gehen. Nehmen Sie
„meinen Dank für die große Güte, mit welcher Sie mich allezeit
„behandelten, und vergeben Sie mir auch meine Fehler.

Mathilde."

„Fehler, Fehler, Du gutes, gutes Kind, was hast Du denn für Fehler?" sagte der alte Herr, in Thränen schluchzend, und winkte und rief, daß der abgegangene Werkführer zurückkommen solle.

Karl aber gab Gegenbefehl, und bat:

„Mache kein Aufsehen, Vater! Du weinst."

„Thränen sind kein Schwindel, Karl, — so will ich selbst fort, — ich hole sie noch ein, — ich bringe sie zurück."

„Laß sie, mein Vater," mahnte bewegt der Sohn, und hielt seinen Vater fest, „laß sie ziehen — sie handelt groß und schön — o, ich habe mir's gedacht, daß sie das kann."

„Groß und schön!" wiederholte der Alte, „würde das Cölestine auch können? — Groß und schön — Karl, laß mich, ich hole sie noch ein! Groß und schön — und einige kleine Maschinen, Karl, das wäre besser, als großartige Einrichtung mit schön gebautem Haus! Ich will Deine Mathilde wiederholen!"

„Sie ist nicht mein — sie kann nicht mein werden!" versetzte der Sohn; „ich will Dir von Cölestine erzählen, die ist mein!"

„Und würde sie auch so handeln, Karl? Groß und schön — wie unsere, wie meine Mathilde? Laß mich los, Karl, ich bringe sie zurück!"

Der Sohn aber ließ nicht los, Arm in Arm ging er mit dem Vater tiefer in den Garten hinein, ohne auf die Frage zu antworten. Da ließ auch der Alte nicht los von der Frage, und wieder und immer wieder hob er an:

„Würde sie auch so handeln?"

„Wie kann ich das wissen!" versetzte endlich Karl, „die beiden Charaktere sind verschieden. Aber Eins weiß ich, ich komme mit ihr an's Ziel! Vater, wie wird dann unser Haus im Glanze stehen! Wie wird an unsere Firma, in einem weit höheren Grade, als jetzt, sich Gewinn, Ehre, Ruhm — mit einem Worte: das Geschäftsglück knüpfen!"

„Geschäftsglück, Sohn!" sprach der alte Herr, „machst in Papieren und in Noten kühn, und Deine Zettel, Deine Lumpen blüh'n!"

„Das brauchen wir eben nicht, wenn ich Cölestinens Capital habe!" tadelte Karl, „Vater, wende doch Ziffer und Zahl an, wie ganz anders wird sich Alles formiren!"

Und er redete nun und schilderte; er erzählte von Cölestinen und deren häuslichen Tugenden, sprach von den jungen Fabrikbesitzern, die ja auch um Cölestinens Hand sich beworben, und dieselbe doch nicht gewonnen hatten, — er pries sein Glück, er malte den Glanz der Zukunft. — Es war, als wolle er nicht nur den Hauptzweck dieser Ansprache — die Beruhigung des alten Herrn — erreichen, es war auch, als brauche er dieses Schildern und Malen für sich selbst, für sein Herz, welches ja doch aus der errungenen Ebbe gehoben und wenigstens von einzelnen Fluthwellen bewegt wurde, seit er wieder heim war in die Fabrik.

Hauptzweck und Nebenzweck seiner Rede wurde erreicht. Nicht nur der alte Herr, auch Karl fühlte sich nach einer Stunde weit ruhiger, als vorher. Der letztere konnte auf seine wiedergewonnene Ruhe mit ziemlicher Sicherheit bauen, — für seinen Vater aber mochte er nicht bürgen, hier war ein Rückfall möglich. Um den Vater zu überwachen, beschloß daher der Sohn, heute nicht nach der Stadt zu reiten.

Arm in Arm verließen Beide den Garten, durchgingen nochmals die Arbeitssäle — die lärmvolleren und die stilleren — auch die Packstube. Dann ward Feierabend — Feierabend, wie er oben auf den Bäumen lag, wo die Vögel schliefen, und wie er unten sich ausbreitete auf Wiese und Garten, — friedliche Stille überall. —

Einige Wochen sind vergangen. Wie arbeiten Maurer und Zimmerleute! Ein stattliches Fabrikgebäude erhebt sich neben den schon stattlich stehenden; ein neuer, hoher Schornstein gesellt sich zu den schon dampfenden. Der Bau hat nicht nur begonnen, er ist schon weit vorgeschritten, und Maurer und Zimmerleute scheinen zu wetteifern mit den Fabrikarbeitern drinnen in den alten soliden Sälen, und Axt- und Hammerschlag verbindet sich mit dem Surren und Schnurren der Maschinen in einer Weise, welche nicht jedem Ohre so wohlklingen mag, wie es dem Ohre Karls klingt, der bald draußen bei dem Bau, bald drinnen in den lärmvollen Sälen sich befindet.

Der alte Herr geht im Garten auf und nieder. Bedenklich bleibt er oft stehen, — er liest Briefe, welche er mit letzter Post aus Amerika erhielt. — Er ruft nach dem Werkführer in der Packkammer, — nach demselben, der ihm vor einigen Wochen das Billet von Mathilden überbrachte.

Sprechen wir einige Worte erst von ihr. Sie wohnt bei einer Verwandten. Das Haus steht auf der Höhe, ganz am Ende des Dorfes. Die Stube, die Mathilde dort inne hat, ist blank und sauber, wie sie selbst es ist. Ihre Sachen ließ sie längst abholen aus der Fabrik; sie näht und strickt für die Leute, lebt still und eingezogen. Gegen Abend unternimmt sie zuweilen einen Gang nach dem Walde hin, welcher die Höhe begrenzt, auch wohl hinein in den Wald — so weit, bis man hinabsehen kann in das Thal, in welchem die hohen Schornsteine rauchen. Sie blickt hinab in das Thal, betrachtet Gebäude, Garten, Wiese, — still kehrt sie heim.

Weder den jungen noch den alten Herrn hat sie wieder gesehen, seit sie aus der Fabrik schied. Aber von dem alten Herrn hatte sie vor nicht zu langer Zeit ein Briefchen bekommen, in welchem blos die Worte standen:

„Ich denke recht oft an Dich, Du fehlst in der Packstube und im Garten, — Mathilde, ich glaube, auch Karl denkt an Dich, aber er gesteht es nicht — weder sich selbst, noch mir. Antworte nicht, sondern komme selbst und arbeite wieder bei uns."

Dieses Briefchen hatte der alte Herr heimlich geschrieben, — deshalb, weil er dem jungen Herrn versprechen mußte, Mathilden nicht zu besuchen, sie nicht wiederzuholen, nicht mit ihr zu reden. — Das Alles wußte Mathilde nicht, aber sie kannte ja den alten Herrn, und dachte sich so halb und halb, wie es gewesen sein mochte.

(Schluß folgt.)

Bei Ernst Keil in Leipzig erschien:

Gedichte

von

Albert Traeger.

eleg. cart. 22½ Ngr., prachtvoll geb. 1 Thlr.

Albert Traeger, den Lesern der Gartenlaube durch seine Beiträge, namentlich durch die eben so sinnigen, wie tief gefühlten Lieder:

„Wenn Du noch eine Heimath hast —. Das Mutterherz — Wie stirbt es schön sich in der Kindheit Tagen — Wenn Dich die Welt an's Kreuz geschlagen" u. s. w. u. s. w.

hinlänglich bekannt, bietet in seinen gesammelten Gedichten noch viele schöne Gaben, die sich durch Tiefe des Gemüths und eine edle vollendete Form auszeichnen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Nº 16. Die Gartenlaube. 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Iſſland.

Biographiſche Novelle von A. v. Sternberg.

(Fortſetzung.)

„Schweig!“ rief die Frau nach einer Weile, „tadle nicht das Einzige, was vielleicht noch gut an mir iſt. Seit ich mit Dir zuſammenlebe, bin ich ſchlecht.“

„Nicht ſchlecht biſt Du, Du biſt klug; Du ſiehſt die Welt an, wie ich ſie anſehe, das heißt, angefüllt mit Schurken und Schwachköpfen; die erſteren dazu geſchaffen, auf Koſten der Anderen zu leben. Ich war lange Zeit ein Schwachkopf, bis ich's endlich weg hatte, ein Schurke zu ſein. Wie lange hab' ich mich von dem Schurken Iſſland um meinen Ruhm, um mein Glück, um mein Leben betrügen laſſen! jetzt, wenn ich heute aufträte, würde er an mir ſeinen Mann gefunden haben.“

„Nun ſo tritt auf; aber Du liebſt die Flaſche ſo ſehr, daß Du nicht einen einzigen Abend kannſt nüchtern ſein. Iſt das nicht Schwäche?“

„Seine beſten Rollen hat er von mir! Was er als Hamlet und Lear leiſtet — ein ſchwaches Abbild iſt es von mir! Und ich Thor — ich öffnete ihm, dem Jämmerlichen, noch die Pforten zum Ruhme.“

„Er iſt ein edler Mann.“

„Weib!“ rief der Zürnende, indem er heftig aufſprang und die Fäuſte ballte, „wenn wir gute Freunde bleiben ſollen, ſo rede nicht ſo von dem Manne, den ich haſſe, wie ein Menſch nur den andern haſſen kann. Hier lieg ich im Staube, ein Zertretener, ein Vergeſſener, ein Verſchmähter, während er triumphirt, während er bei den Großen, bei Hofe und in glänzenden Kreiſen in der Stadt als Stern erſter Größe glänzt. Und ich, von dem er hat, was er hat, ich gehe in Armuth und Elend unter. Und nun kommt dieſe Närrin und lobt ihn noch. Sage mir lieber, wie ich ihn vernichte, wie ich ihn todtmache, wie ich ihn unter meine Füße bringe, das ſtände Dir gut an, alte Gauklerin!“

„Wenn ich ſage, daß dieſes Gefühl Neid iſt und daß der Neid Elende noch elender macht —“

„Schweig, Du verſtehſt davon nichts. Jeder große Mann iſt neidiſch und muß es ſein; es gehört der Neid zur Größe. Aber laß uns von etwas Anderem ſprechen. Wie viel haſt Du in Caſſe?“

„Die paar Pfennige, die das Kind mir geſtern gebracht.“

„Gib ſie her.“

„Sie ſollten dazu dienen, uns ein Abendbrod zu verſchaffen.“

„Mich hungert nicht. Ich habe geſtern eine Schenke entdeckt, in der man billig und gut eine Erfriſchung zu ſich nehmen kann.“

„So nimm, was da iſt, aber bleibe nicht ſo lange aus. In der Einſamkeit und im Dunkeln hab' ich ſo ſonderbare Träume. Es naht ſich mir mit Stimmen und ſpricht zu mir mit Gebehrden, als wollte die alte Zeit erſtehen. Neulich ſah ich ſogar meinen Ottokar. O, da hab' ich weinen müſſen, bittere, unverſiechbare Thränen; Thränen, wie ſie Agrippina weinte auf den Aſchenkrug ihres Unvergeßlichen.“

„Ottokar? Das war der Leichtfuß, der Dich ſitzen ließ und der ſpäter Miniſter geworden iſt?“

„Laß ihn,“ flüſterte die Kranke und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Wo er auch ſei, es gehe ihm gut.“

„Dieſes Weib iſt, ſo wahr ein Gott lebt, zum Tollhauſe reif!“ tobte der Mann. „Ich könnte über dieſe kindiſche Seele lachen, wenn ich ſie nicht haſſen müßte. Wie hat doch der Himmel oder die Hölle, was gleichviel bedeutet, in den engen Raum dieſer Dachkammer das ſchwächſte Weib und den ſtärkſten Mann zuſammen geführt!“

Er machte ſich fertig zum Gehen, dann blieb er ſtehen und es war, als zucke ihm etwas durch Gehirn und Glieder. Er hielt den Leuchter mit dem Lichtſtümpfchen hoch empor, und indem er den Schein auf ſein todtenfahles und verzerrtes Antlitz fallen ließ, begann er plötzlich in hohlen Tönen jenen ſchauervollen und gigantiſchen Monolog des Franz Moor zu declamiren, in welchem alle Schrecken der Phantaſie zuſammenwirken, um ein Bild des Tages des Weltgerichts zu geben. Er ſprach ſich immer mehr hinein und die Darſtellung wurde ſo ergreifend, daß die Kranke ſich im Bette aufrichtete, beide Hände vor das Geſicht ſchlug und weinend ausrief:

„Gott ſei mir armen Sünderin gnädig!“

In der dunkeln Einfaſſung der Thüre ſtand ein Mann im Mantel unbeweglich und war Zuſchauer dieſer Scene, ohne daß ſein Erſcheinen von den Andern war bemerkt worden.

„Ha!“ brüllte plötzlich der Declamirende. „Da iſt er!“

„Wer?“ fragte die Frau auf dem Bette.

„Wie kommt er hierher?“ ſtotterte der Beſtürzte, indem er ſich ſcheu und ſchüchtern bis in die Nähe des Bettes zurückzog und dann mit vorgehaltener Hand der Frau zuflüſterte: „Iſſland!“ Die Frau ſtieß einen Schrei aus und wandte ſich im Bette gegen die Wand, indem ſie vor ſich hinmurmelte:

„Ich will ihn nicht ſehen; er ſoll mich nicht hier und in dieſem Elende finden.“

Das Kind kam an das Bette der Frau und rief:

„Das iſt der Herr, der Dich ſehen und ſprechen wollte, Mutter.“

Eine lange Pauſe herrſchte im Zimmer, endlich trat Iſſland

Digitized by Google

auf den Mann zu, der mit niedergeschlagenen Augen und in gebeugter Stellung an der Wand lehnte, und ihm die Hand reichend, rief er:

„Brav, Fellmer! Ich sehe, Du hast nichts vergessen, wenn Du auch nichts dazu gelernt hast."

Ohne eine Antwort zu geben, wand sich der Angeredete an dem berühmten Schauspieler vorbei und entfloh aus der Thüre, die er heftig hinter sich zuwarf. Iffland war jetzt mit der Frau allein, die noch immer in ihrer abgewendeten Stellung beharrte. Er redete sie an, sie antwortete aber nicht; heimlich gab sie dem Kinde den Befehl, das Licht auszulöschen. Dieses wagte sich nicht zu dem Tische heran, wo der Fremde stand. Nochmals wurde die Frage wiederholt und jetzt stöhnte die Frau:

„Bemüht Euch nicht, mein Herr; eine kranke Frau dankt Euch für Euer Almosen, allein sie will nicht von Euch erforscht und erkannt sein. Geht, ich bitte Euch!"

Iffland richtete seinen Blick auf die Wände des Zimmers, sie waren mit ein paar Bildnissen geziert; das ihm zunächst befindliche stellte eine junge blühende Schöne vor, mit einem Strohkranze in den schwarzen Locken. Es war das Bild einer Schauspielerin in der Ophelia. Er sagte nichts, aber sein Entschluß stand fest, die Bewohnerin dieses Zimmers kennen zu lernen. Mild und freundlich trat er an das Lager und sprach nochmals seine Bitte aus, daß man ihm Antwort geben möchte; langsam wandte sich endlich die Liegende um und der Ruf „Florine!" entglitt Ifflands Lippen.

„Ja, ich bin es!" sagte die Kranke.

„Florine! Sie hier und in diesem Elende? Und ich habe nichts davon gewußt, ich, Ihr Freund, Ihr Bewunderer? Ist das recht gethan, gottloses Weib?"

Er nahm ihre Hand, legte sie auf sein Herz und sah sie mit seinen großen, hellen, freudigen Augen innig an. Die Frau zerfloß in Thränen.

„Mein geehrtester Herr Director —"

„Nichts von Director — Ihr Freund, Ihr Bruder, Florine."

„Ach!"

„Armes, armes, leichtsinniges Weib! Wie grausam straft der Himmel! Seit Ihrem letzten Auftreten in Wien hab' ich nichts von Ihnen gehört, Florine. Es ging Ihnen nicht gut, aber auch nicht gerade schlecht. Wie kamen Sie denn hierher und in diesen Zustand?" —

„Meine Geschichte ist weder neu, noch erbaulich," sagte die Kranke mit einem bittern Lächeln auf den schmalen Lippen. „Ich habe mich selbst mit Absicht sinken lassen, weil mir das Leben gleichgültig geworden. Es ist weder großes Elend, noch großes Verbrechen in meinem Dasein."

„In welchem Verhältnisse stehen sie zu dem Manne, der sich eben entfernte? Sind Sie mit ihm verheirathet?"

„Nein," entgegnete die Frau mit einem leichten Schauder — „er ist nicht mein Mann. Er hat sich zu mir gesellt und ich mag ihn nicht forttreiben, denn er ist noch elender, wie ich. Auch das Kind ist nicht das meinige. O, welche Erschütterung ist das! Mein Kopf hält's nicht aus. Wie wunderlich ist der heutige Tag! Gerade vor einer Stunde mußte sich's fügen, daß ich in den alten Briefen stöberte — gerade heute, gerade vor einer Stunde —"

„Beruhigen Sie sich; ich komme wieder."

„Sie kommen nicht wieder. Wer besuchte wohl das Elend! Einmal verirrt man sich dahin, aber dann nicht wieder. Mann, Mann! Mann meiner schönen Jugendtage! nur eine Frage: lebt er? lebt Ottokar?"

„Er lebt!" entgegnete Iffland mit fester Stimme. „Beruhigen Sie sich. Lassen Sie mich gehen und wiederkommen. O, armes Kind, wie haben Sie sich und Ihre Freunde so sehr vergessen können! Doch ich gehe; bald — bald sollen Sie Nachricht von mir haben. Gott mit Ihnen."

Noch ein Händedruck und der Redliche verschwand in die Nacht zurück, aus der er aufgetaucht war. Unten auf der Straße angelangt, richtete Iffland einen Blick hinauf zu dem Fenster der Dachwohnung, aus der er soeben geschieden. Das Haus gehörte einem Kaufmanne, mit dem er hier und da Geschäfte gehabt. Er begab sich in den kleinen Laden, kaufte einige Vorräthe an Kaffee, Reis, Zucker, und ließ sie hinauftragen. Dem Kinde, das ihm gefolgt war, gab er Geld und bestellte es zu dem morgenden Tage zu sich. Dann verließ er die Vorstadt, und in einem der belebtesten Stadttheile angelangt, stieg er die mit Teppichen belegte und erleuchtete Treppe bei dem Ministerialrathe und Präsidenten von Blumenstein hinauf. Dort versammelte sich an diesem Abende stets eine kleine Zahl Männer und Frauen, die, mit Kunst und Wissenschaft vertraut, eine belebende, Geist und Gemüth bildende und fördernde Unterhaltung führten. Iffland gehörte diesem Kreise an, er war der Vertraute des Mannes und der Freund der jungen, liebenswürdigen Frau, die eine fleißige Theaterbesucherin war, wenn es ihr leidender Zustand nur irgend erlaubte. Mit großer Kunstfertigkeit spielte sie die Harfe, und soeben hatte sie die Freunde durch eine der einfachen und seelenvollen Compositionen Reichardt's, die man für dieses Instrument gesetzt, erfreut, als hinter den Portieren der Thüre Iffland hervortrat. Der Präsident ging ihm entgegen und führte ihn in den Kreis der Freunde. Auch der Collaborator Roland war unter den Gästen. Als die ersten Begrüßungen abgethan waren, führte Iffland die Dame des Hauses ein wenig bei Seite und flüsterte ihr zu:

„Ich bleibe nicht lange, liebste Laura, ich fühle mich zu sehr bewegt. Welch' ein trauriges Bild hat sich mir gezeigt! Und dort geht der Mann, so ahnungslos, — wenn er wüßte, von wem ich komme."

„Und von wem kommen Sie?"

„Denken Sie, Laura, Florine lebt; sie lebt in Armuth, in Vergessenheit hier in dieser Stadt. Ich komme so eben von ihr."

„Um Gotteswillen, leise!" rief die schöne Frau, „daß nur der Freund dort nichts erfährt, nicht unvorbereitet erfährt."

„Deshalb," entgegnete Iffland, „will ich's vermeiden, mit ihm zu sprechen; so aufgeregt, wie ich bin, könnte ich mich verrathen. Dann noch etwas, Laura, ich bringe Ihnen in diesen Tagen „mein Mädchen" —"

Die Präsidentin sah ihren Freund fragend und lächelnd an.

„Sie hören, „mein Mädchen", die Braut meines Anton. Haben Sie unsere Verabredung vergessen?"

„Wie sollte ich?" entgegnete die Gefragte. „Und will sie dabei bleiben, die Rolle der Friederike zu geben? Ich denke, wir bringen sie noch von dem Entschlusse ab, die Bretter zu betreten."

„Und ich," rief Iffland entrüstet, „wo bleibe ich denn? Ich, der ihr den Entschluß eingeflößt, der ihr eine glückliche Zukunft versprochen? Ach, Laura, welche sonderbaren Launen beherrschen Sie!"

„Denken Sie an Florine, von der Sie eben kommen. Auch ihr versprach man eine glänzende Zukunft. Auch ihr —"

„Still, er beobachtet uns. Also auf Wiedersehen, vielleicht morgen schon."

Als der Forteilende an den Männern vorüber wollte, hielt ihn einer derselben zurück, indem er rief:

„Iffland, man intriguirt gegen Sie; es bildet sich eine furchtbare Verschwörung, die damit umgeht, Ihnen am Abend Ihres Benefizes einen Streich zu spielen. Nehmen Sie sich in Acht. Gewisse Attaché's gewisser Ambassaden sind auch dabei im Spiele."

Der Kreis der Männer lachte.

„In allem Ernste, Theuerster," versicherte der Sprecher. „Der wüthige Attaché hat schon einen nicht geringen Anhang erworben. Die Verschwornen versammeln sich im Café français um die zehnte Stunde, jedes Mal nach dem Schauspiel. Es werden beispiellose Pläne geschmiedet."

„Armer Iffland," klagte der Präsident, „um Deinen Ruhm ist's geschehen!"

„Haltet mir nur die Kläffer in Euren Journalen vom Leibe, das Andere laßt meine Sorge sein," entgegnete der Schauspieler.

„Berlin kann nur durch Berlin bekämpft werden," nahm ein junger, hagerer Mann mit einem Ordensbande das Wort. „Man muß wissen, den Berlinern zu imponiren, und man gängelt sie, wie die Kinder. Aber freilich, man muß mit dieser Stadt vertraut sein."

„Es mag' sein," rief Iffland gereizt; „allein, wie macht man's, um den Treulosen treu, den Falschen offenherzig und bieder zu machen?"

„Der Berliner ist weder das Eine noch das Andere," sagte der Ernsthafte. „Ich kenne meine Vaterstadt. Die großen Männer der Nation kamen ohne Namen hierher und empfingen hier einen. Lessing, Mendelssohn, Gleim hat Berlin zuerst gekrönt, Deutschland folgte. Kant, obgleich Königsberger, ist doch ein Sohn der Intelligenz dieser Stadt, die ihm die ersten Schüler, die ihm die ersten Verbreiter seiner Lehre gab. Gehen wir noch früher zurück, so ist's

Leibnitz, der, von dem kleinen Hofe zu Hannover sich abwendend, Trost, Erheiterung, Anerkennung bei der geistvollen Königin Charlotte fand. Demnach wäre der Berliner Boden keine Lüneburger Haide für das Talent, für das Genie. Freilich gibt's aber Leute, die die Gemüthlichkeit und sanfte Einfachheit der Lüneburger Haide nach Berlin versetzen möchten. Für derlei Beginnen ist nun freilich kein günstiger Erfolg zu hoffen."

Die Männer sahen sich an und Einige wandten sich mit Lächeln ab, Andere suchten dem beginnenden Streite dadurch vorzubeugen, daß sie mit vermittelnden Bemerkungen auftraten. Der Präsident ergriff das Richtige, indem er ausrief:

„Iffland ist der Unsere; wir haben ihn in unsere Mitte aufgenommen und lassen ihn nicht. Er soll uns lieben und schätzen lernen, so weit wollen wir's noch bringen."

Die Umstehenden drückten ihm die Hand und schnell besänftigt enteilte der berühmte Gast. Das einmal angeregte Gespräch wurde jedoch noch lebhaft fortgesetzt.

„Ich kann es nicht leiden," rief der Journalist und Kritiker, denn das war der Ernsthafte, „dieses ewige Schelten auf unsern kalten Verstand, unsern alles Schöne tödtenden Witz, unser Raisonnement. Es soll Einer nur unsterblich sein und wir werden ihn nicht zum Sterben bringen. Da kommen sie aber herüber zu uns, diese Gefühlsseligen, diese weichen Kindergemüther mit halber Kunst und ganzer Anmaßung, diese lyrischen Talente mit dem Lutschbeutel im Munde — Alles das will groß und einzig und völlig makellos sein und schreit Zeter, wenn wir nicht sogleich ihm entgegenlaufen."

„Iffland brachte bereits einen wohlbegründeten Ruf mit," bemerkte der Präsident.

„Er brachte ihn mit," entgegnete der Journalist, „richtig; allein was hat er gethan, diesen Ruf auch bei uns zu begründen? Ist er weiter gestiegen in der Kunst, oder ist er stehen geblieben? Unbedingt das Letztere. Nennen Sie mir, meine Herren, eine einzige Rolle, die neu hinzugekommen ist zu seinem Repertoir. Und soll ich von seinen Verdiensten als Dichter sprechen? Kein einziges Stück, das er geschaffen, denn man kann kaum sagen, gedichtet, steht als Kunstwerk da; alle tragen den Stempel des Dilettantismus an sich, und was man allein an ihnen loben kann, ist die Kunst, bühnengerecht sich zu geben. Nehmen wir nur gleich das erste beste seiner Stücke, ja in der That das beste, wie das allgemeine Urtheil sagt: die Jäger, wo ist da in dem ganzen Stücke ein vernünftiger Plan zu sehen? Ich wenigstens sehe keinen. Die Motive wechseln wie die Kartenblätter. Ist Anton die Hauptrolle? Nein. Ist's der Doctor? Auch nicht. Das Stück zerfällt in drei Stücke. Zuerst Anton's Liebe zu Friederiken. Dieses Stück endigt mit dem dritten Acte, denn nachdem die schwächliche Gegenwehr der Mutter, die zur Sprache gebrachte Glaubensverschiedenheit beider Liebenden rasch niedergetreten ist, steht der Vereinigung nichts im Wege. Das Mittelstück füllt der Streit der beiden Alten aus, und das dritte Stück bringt Antons Anklage und Freisprechung. Wenn wir's genau nehmen, so ist an der ganzen Verhandlung nur der Streit der beiden Alten, des Oberförsters und des Amtmanns, von Wichtigkeit, denn diese Scene ist mit eben so großer Feinheit als Menschenkenntniß geschrieben; sie zeigt auf's Lebendigste die Sitten und die Denkungsart jener Classe von Menschen, um die es sich hier handelt, obgleich auch hier eine höhere Idee als Träger des Ganzen fehlt, und hinter des Amtmanns Ehrlichkeit keine tiefere Anschauung des Staates und der Bürgerpflichten sich versteckt. Da müßte aber unser Dichter mehr das Leben im weiteren Sinne, mit einem Worte mehr Politik eines großen Staates und das Treiben wichtiger Interessen im Volksverbande studirt haben."

„Mit einem Worte," sagte der Präsident lachend, „er müßte neben dem Sophokles auch ein Solon und Perikles sein."

„Die Charaktere in dem Schauspiel „die Jäger" sind doch trefflich gezeichnet," nahm einer der Gäste das Wort. „Man sieht diese guten Leutchen vor sich. Die plaudernde alte Mutter, das herzige liebe Riekchen, das boshafte und verliebte Kordelchen, und vor allen Dingen der herrliche Ehrenmann, der Oberförster, das sind Kernnaturen."

„Das sind sie," sagte der Recensent. „Auch sein „Spieler" ist eine aus dem Leben mit großer Treue und drastischer Wirkung hervorgenommene Figur. Mag sich an diesen Gebilden erfreuen, wer da will, nur gehe man nicht zu weit, und gebe muthwillig Lorbeerkronen hin, die für andere Köpfe bestimmt sind. Wir haben einen Goethe, einen Schiller, einen Lessing — das ist Alles, was ich sagen wollte."

Die kleine Gesellschaft setzte sich um die Abendtafel.

IV.

Der Tag des Benefizes nahte heran. In Iffland's Wohnung, in einem freundlichen großen Salon, durch dessen Fenster die warme Frühlingsnachmittagssonne schien, standen zwei Lehnsessel zur Seite der Wand, sie bildeten die Sitze für das Publicum, und dieses bestand hier nur aus zwei Personen, aus Iffland und seiner Freundin Laura. Die junge Sophie Seelfeld, die Iffland für das Theater gewonnen hatte, eine reizende Erscheinung voll Jugend und Unschuld, war bereit, die Rolle der Friederike nochmals mit dem Meister durchzugehen, und sie und der Schauspieler, der den Anton machte, stellten sich in dem freien Raume auf vor den Stühlen. Der fünfte Auftritt im zweiten Acte, das erste Zusammentreffen Anton's mit Friederiken in Gegenwart von Kordelchen war beendet, da wurde der junge Schauspieler, der den Anton gab, abgerufen wegen eines dringenden Geschäfts, das seiner zu Hause wartete. Iffland erlaubte ihm zu gehen, zugleich wandte er sich mit einiger Verlegenheit zu Laura, und diese, seine Miene richtig deutend, rief:

„Was machen wir nun? Wie soll unsere junge Freundin ohne Liebhaber eine Liebesscene spielen? Wenn wir auch Alles möglich machen, das machen wir doch nicht möglich."

Iffland erwiderte lächelnd:

„Mein Kind, der muß ein schlechter Theaterdirector sein, der nicht stets eine Doublette bei der Hand hätte. So hab' ich denn auch für diesen möglichen Fall für einen Liebhabersubstitut gesorgt. Soll er hervortreten?"

„Wer ist's?" fragten beide Damen neugierig.

„Ein ziemlich taugliches Subject," erwiderte Iffland einsylbig und trocken.

„Um's Himmelswillen, theuerster Director, doch nicht Ihr Faunlus, der Ihnen die Rollen abschreibt, der schielende kleine Rötling?" rief Sophie, und klammerte sich an den Arm ihres Gönners, „unmöglich könnte ich mich entschließen, dem in die Arme zu fallen."

„Eine Schauspielerin, mein Kind, muß Alles können," bemerkte der Meister ernst, „sie muß von keinem persönlichen Widerwillen sich leiten lassen. Für die zwei Stunden, die sie vor den Lampen steht, muß sie selbst ihrem Todfeinde glühende Liebe heucheln."

„Ach!" rief Sophie und lehnte, das Haupt verbergend, an die Schulter Laura's, die ihr schmeichelnd und tröstend die dunkeln Locken von der Stirne strich.

„Nun, so lassen Sie ihn denn kommen, den Furchtbaren, den Entsetzlichen!" stöhnte das Mädchen.

Iffland ging rasch zur Thüre und, sie öffnend, ließ er einen bildschönen, schlanken Jüngling von achtzehn Jahren, in die enge Uniform des Gardeschützenbataillons gekleidet, eintreten. Sophie fuhr freudig in die Höhe.

„Anton!" rief sie — „Sie — Du — hier?!"

„Dies ist ein Substitut!" rief Iffland triumphirend. „Hab' ich's nun gemacht? Wird Fräulein Friederike sich nun noch weigern, ihre Rolle mit all der nöthigen Kunst und Begeisterung zu spielen? Und Du, Freund Anton, hast Du, wie ich's Dir angerathen, in Deiner Kaserne fleißig memorirt?"

„O, Herr Director," stotterte der junge Mann, indem eine helle Röthe seine Wangen färbte, „was das betrifft, die Worte, die ich zu sprechen habe — gehen mir aus der Seele."

„Nun, so spielt, und wir — Laura — wir wollen das Götterschauspiel der Liebe mit anschauen, wollen die Flammen dieser jungen, unentweihten jungen Herzen gegeneinander auflodern sehen und dabei — unserer eigenen Jugend gedenken."

„Still, Schwätzer," sagte die junge Frau leise, und machte eine abwehrende Bewegung mit dem Tuche. Iffland sah sie unendlich schalkhaft und gutmüthig lächelnd von der Seite an, indem er den Finger drohend emporhob.

Die Scene ging nicht ganz nach Wunsch; Anton wollte immer noch mehr sagen, als er zu sagen hatte, und Friederike vergaß mehr als einmal das Stichwort, indem sie auf seine improvisirten Zusätze lauschte. Was Anton jedoch nie vergaß, war, den Arm um Friederikens schlanke Taille zu legen, um sie mit inniger Gewalt an sich zu ziehen. Diesen Gestus machte er meisterhaft. Zuletzt ging auch

Digitized by Google

das Uebrige, nachdem zwei, drei Mal wiederholt worden. Iffland freute sich an der Innigkeit der Worte, die er niedergeschrieben, und die jungen Herzen vor ihm zeigten ihm, wie richtig er in die warme, blüthenreiche Seele der Jugend und Unschuld hineingeblickt. Die Liebe und die Poesie feierten zugleich ihren Triumph. Das Urbild hatte sich des Abbildes nicht zu schämen. Aber freilich, wie konnte auch auf den Bretern so gespielt werden, hier, wo die Natur selbst es übernahm, das Werk der Kunst zu vervollständigen! In einer immer höher steigenden Scala der Liebeslaute wuchs das schöne Concert zu einem entzückenden Wohllaut an.

Als das seelenvolle Mädchen die Worte sprach: „Anton — mein ganzes Leben ist in Dir! Wäre es möglich, daß Du einmal mich weniger liebtest, als heute? Wenn ich Eltern hätte, sie würden Dich an meiner Stelle fragen; nun bin ich eine Waise, und mein Leben ist in Deiner Hand. Wäre es möglich, so laß uns gleich abbrechen. Es wird mir das Leben kosten, das weiß ich, aber ich sterbe doch sanfter, als wenn — Ach, Anton" und er darauf erwiderte, indem er ihre Hand an seine Brust drückte: „Riekchen, Riekchen, sieh mich an! Gott weiß es, es ist kein Falsch in mir!" sprang Iffland auf, und von seinem Gefühle hingerissen, schloß er seine Arme um beide Liebende. Dann umfaßte er noch besonders den Jüngling, und indem er einen Kuß auf die vollen, unentweihten Lippen seines schönen Lieblings drückte, rief er:

„So recht, mein Junge, flamme mit Deinen Augen, stöße mit Deinen Küssen das Gebet der Liebe allmächtig in ihr Herz. So will es die Natur, so will es Gott! Sei ganz glücklich, Du darfst es sein, mich aber laß an Deiner Brust weinen, daß Du junger Seraph mich so tief unter Dir zurücklässest, in den Nebeln und Dämpfen der Erde! Komm herbei, Laura, komm herbei, nimm auch Du einen Kuß von diesen Lippen, sie sind in diesem Augenblicke geheiligte Priesterlippen der Liebe, heiße, milde Flammenreisen, die mit ihrer Gluth alte, verschüttete Altäre neu mit Feuerregen überschütten können." Und in seinem Enthusiasmus zog der begeisterte Mann die Freundin heran und der junge Soldat, verwirrt und beschämt, nicht wissend, ob er den abgeforderten Kuß geben dürfe, neigte sich zu der kleinen zarten Hand der Präsidentin und berührte sie ehrfurchtsvoll mit seinen Lippen. Iffland schwelgte in immer neuen Aufwallungen. Die Liebesscene hatte ihn so erschüttert, daß er abwechselnd von den beiden Liebenden zu der Freundin flog, bald seine Wangen an die Schulter Sophiens legte, bald mit der Hand in den dunkeln Locken des Jünglings wühlte, bald vor der Präsidentin niedersiel, und ihr knieend eine Liebeserklärung machte. Mit seiner Gewandtheit verstand es Laura, die Aufregung des Freundes nach und nach auf ein anderes Feld hinüberzuspielen, indem sie von den Forderungen des wirklichen Lebens, von den Erwartungen, die das Theaterpublicum hegte, zu sprechen begann. Iffland ernüchterte sich schnell.

„Ihr müßt nun gehen," sagte er zu der Präsidentin und Sophien, „noch ist es hell, und der Weg durch den Thiergarten steht auch noch offen. Finge es an zu dunkeln, so möchte ich Euch nicht ohne männliche Begleitung gehen lassen. Unser Kriegsheld muß rasch in seine Kaserne zurück, wir dürfen seine Zeit keinen Augenblick weiter in Anspruch nehmen. Also lebt wohl, Ihr Theuren, auf Wiedersehen."

Der große breite Gang, der mitten durch den Thiergarten führt, war noch ziemlich belebt, als die beiden Frauen ihren Weg antraten. Der milde Abend bewog die Präsidentin, sich bald bei dieser, bald bei jener Baumgruppe zu verweilen, um die knospende Fülle des jungen Frühlings zu betrachten. Sophie trieb zur Eile.

Aus einem Seitengange hervortretend, sahen sie drei junge Männer, wie es den Anschein hatte, den höhern Ständen angehörend, auf sich zukommen. Die lecken Spaziergänger vertraten den Damen den Weg und einer derselben, Sophien den Arm anbietend, rief:

„Meine Schöne, es dunkelt bereits, erlauben Sie, daß ich Sie beschütze und nach Hause geleite."

Der zweite dieser Wildfänge reichte der Präsidentin den Arm, und der dritte machte Miene, sich an den noch freien Arm Sophiens zu hängen. Weigerungen und Abweisungen halfen nichts. Die kleine Gruppe bewegte sich unter lautem Lachen vorwärts. Die Präsidentin ließ ihre Blicke spähend umherirren, ob sie nicht unter den wenigen Spaziergängern zufällig einen Bekannten fände, doch vergebens. Es war das Beste, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und einstweilen die Ungebühr zu dulden, da man ihr nicht entgehen konnte; das Thor war nicht mehr weit entfernt. Die fortwährend sich umschauende Präsidentin bemerkte endlich zu ihrer nicht geringen Freude wenige Schritte hinter sich den General Xavier kommen, dem sie in letzterer Zeit häufig in Gesellschaft begegnet war. Sie blieb sogleich stehen, und als der General grüßend an sie herantrat, bat sie sich dessen Arm aus, indem sie zugleich eine höfliche verabschiedende Verbeugung gegen ihre aufgedrungenen Begleiter machte. Diese hatten aber nicht den Willen, dem neuen Ankömmling zu weichen; es gab einige scharfe Reden, endlich sagte der General in einem festen Tone:

„Meine Herren, diese Damen vertrauen sich, wie Sie sehen, meinem Schutze, daraus scheint mir zu folgen, daß jede andere Begleitung hier überflüssig ist."

„Darf ich um Ihren Namen bitten?" fragte einer der jungen Männer.

„Ich sehe keine Gründe, ihn zu verheimlichen, ich bin der General Xavier," entgegnete der Gefragte.

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Sterben eines deutschen Dichters. *

Es war am 20. November des Jahres 1811, an einem jener seltenen schönen Herbsttage, wo die scheidende Natur noch einmal wie ein Licht im Erlöschen ihren ganzen Glanz über die Landschaft ausgießt, als ein Berliner Fuhrwerk vor dem dicht bei dem Wansee gelegenen neuen Kruge hielt. Aus dem Wagen stiegen ein Herr und eine Dame von leidendem Aussehen. Sie verlangten von dem herbeigeeilten Wirth zwei besondere Zimmer in der oberen Etage mit der Aussicht auf den See und ein Mittagbrod. Nachdem sie das letztere eingenommen hatten, ließen sie sich den Weg nach dem jenseitigen Ufer weisen, wohin sie ihre Schritte lenkten. Weder in ihrem Benehmen noch in ihren Zügen that sich der außerordentliche Entschluß kund, den sie bei ihrer Abreise von Berlin gefaßt hatten.

Es mochte ungefähr einige Wochen her sein, daß die innig Befreundeten in dem Zimmer der Dame saßen, welche Henriette hieß, und die Frau eines angesehenen und wohlhabenden Beamten war. Sie litt nach der Aussage des Hausarztes an einem unheilbaren Uebel, weit mehr aber an einem großen Lebensüberdrusse, der Folge eines reizbaren Nervensystems und einer hochgespannten Phantasie, welche keine Befriedigung in der Wirklichkeit und ihrer Umgebung fand. Eine ähnliche Verstimmung beherrschte ihren Freund, und Beide fühlten sich dadurch bald zu einander hingezogen. Er war eine jener tiefen und genialen Naturen, welche das Unglück gleichsam als die Dornenkrone ihrer geistigen Größe tragen müssen. Ein unwiderstehlicher Drang nach Wissen ließ ihn seine militairische Laufbahn mit der Universität vertauschen. Bald aber fühlte er auch hier nicht die gehoffte Befriedigung, und statt der anfänglichen Lust an philosophischen Studien erfaßte ihn ein Ekel vor der Schulweisheit, welche die ewigen Räthsel des Daseins und die ungestümen Fragen seiner nach Offenbarung lechzenden Seele nicht zu lösen im Stande war. Die Liebe eines unschuldigen und trefflichen Mädchens schien ihm einen Ersatz bieten zu wollen, aber mit selbstquälerischer Unruhe zerstörte er sein Glück, indem er an die Geliebte die überspanntesten Forderungen stellte und Opfer verlangte, die sie trotz ihrer aufrichtigen Neigung zu ihm nicht zu bringen vermochte. Gekränkt zog er sich von ihr zurück, um sich von nun an ausschließlich der Kunst zu widmen. Aber auch hier hatte er mit dem Widerstand der schnöden Welt zu kämpfen. Obgleich wie wenige begabt und ein Dichter, den Deutschland gegenwärtig zu den ersten der Nation zählt, war es ihm nicht vergönnt, die Anerkennung seiner Zeitgenossen zu erleben. Seine Schöpfungen waren zu gediegen, zu gewichtig, um mit

* Wir finden uns zu der Bemerkung veranlaßt, daß obige Darstellung auf authentischen Ueberlieferungen beruht, von denen einige hier zum ersten Male mitgetheilt werden. D. Redact.

Digitized by Google

dem oberflächlichen Strom zu schwimmen. Er verschmähte es, dem Geschmack der Menge zu huldigen, und gefiel sich auch hier in einer fast gänzlich isolirten Stellung. Aber weit mächtiger war sein Schmerz um das Vaterland, welches damals unter Napoleon's kriegerischem Despotismus die Tage seiner größten Schmach erduldete, und ohne Aussicht schien, sich jemals wieder daraus zu erheben. Kein Wunder, daß der Unglückliche verzweifelte und vom Ekel des Daseins tief erfüllt war.

Ernst und fast düster hatte er nach seiner Gewohnheit an jenem Abende neben der Freundin gesessen, als diese, um dem beängstigenden Schweigen zu entgehen, vom Sopha aufstand und an das Clavier trat. Mit wohltönender Stimme sang sie einen Psalm, die Composition eines alten italiänischen Meisters.

Als sie geendet hatte, sprang er plötzlich von seinem Stuhle auf.

„O!" rief er mit einem aus seiner militairischen Carriere übergebliebenem Ausdrucke uniformirter Begeisterung; „das war zum Erschießen schön."

Henriette sah ihn einen Augenblick bedeutungsvoll an, und erwiderte kein Wort; nur um ihre feinen, blassen Lippen spielte ein eigenthümliches Lächeln.

Bei seinem nächsten Besuche kam sie in einer einsamen Stunde auf diese ihm entschlüpfte Aeußerung zurück. „Erinnern Sie sich," fragte sie ihn, „daß Sie mir ihr ernstes Versprechen gegeben haben, im Falle, daß ich Sie darum bitten sollte, jeden, selbst den größten Freundschaftsdienst zu leisten?"

„Gewiß erinnere ich mich," antwortete er mit einem Anstriche von galanter Ritterlichkeit. „Ich bin auch heut wie jeder Zeit bereit, Alles zu thun, was Sie von mir fordern."

„Wohlan!" rief das unglückliche Weib, „so tödten Sie mich! Meine Leiden haben mich dahin geführt, daß ich das Leben nicht mehr zu ertragen vermag."

Er antwortete nicht und schien, in tiefe Gedanken versunken, kaum zu hören, was die Freundin sprach. Sie hielt sein Stillschweigen für eine Weigerung, auf die sie auch gefaßt war.

„Es ist freilich nicht wahrscheinlich," setzte sie mit leisem Spott hinzu, „daß Sie dies thun werden, da es keine Männer mehr auf Erden gibt; — allein — — —"

„Ich werde es thun," fiel der Dichter ihr in's Wort, „ich bin ein Mann, der sein Wort hält!"

„Und Sie?" —

„Ich werde mit Ihnen sterben. Wunderbar! Ich ging schon lange Zeit mit demselben Gedanken um, und zögerte nur mit der Ausführung, weil mir das Leben so vollkommen gleichgültig geworden ist, daß ich nicht einmal das Pulver daran verschwenden wollte. Auch täuschte ich mich noch immer mit der Hoffnung, für irgend eine große Idee mich aufzuopfern. Doch wo ist eine solche auf der Welt zu finden? — Wäre das Vaterland aufgestanden, so hätte ich wenigstens Gelegenheit gefunden, mein Blut für dasselbe zu verspritzen. Aber dies erbärmliche Geschlecht wird sich nie zu einer bedeutenden That aufraffen. Es verdient, noch mehr geknechtet zu werden, als es bereits ist." Eine unnennbare Trauer schwebte wie eine dunkle Wolke über das nicht unschöne Gesicht, welches einen fast kindlichen Ausdruck annehmen konnte, wenn der Dichter in heiterer Stimmung, was freilich selten geschah, einmal lächelte.

Nach dieser merkwürdigen Unterredung stand in Beiden der Entschluß fest, freiwillig ihrem Leben ein Ende zu machen. Der Dichter, welcher kein anderer, als der Verfasser des „Käthchen von Heilbronn" und „des Prinzen von Homburg", der später gefeierte Heinrich von Kleist war, verließ seine Freundin, und begab sich nach seiner Wohnung, um hier die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, und seine irdischen Angelegenheiten zu ordnen.

Heinrich von Kleist.

Das Zimmer war klein und ärmlich, denn Kleist befand sich damals in der drückendsten Lage. Sein kleines Vermögen war auf Studien und Reisen draufgegangen; er besaß kaum so viel, um sein Leben kümmerlich zu fristen; auch war er zu stolz, um seine Freunde anzusprechen, oder seine Muse zum Sclavendienste um das tägliche Brod zu erniedrigen. Zu allen seinen Leiden kam noch das Gefühl der drohenden Noth. Was sollte ihm ein Leben, das er nicht zu ertragen, was nützte ihm das Genie, welches ihn vor dem Elend der Armuth nicht zu schützen vermochte? Er hatte den Versuch gemacht, und war in den Staatsdienst getreten, aber sein Geist schien nicht dazu geeignet, die unausbleiblichen Beschränkungen eines Amtes und die geforderte regelmäßige Thätigkeit eines solchen auf die Länge zu dulden. Eine Unterstützung von Seiten des Staates, welche Freunde für ihn vermittelten, stieß auf mannichfache Hindernisse und verzögerte sich, weil der damalige Staatskanzler Hardenberg Gründe zu haben glaubte, diese Wohlthat vorläufig zu verweigern. Mit seiner Familie war Kleist zerfallen, und seine ihm auch geistig verwandte Schwester Ulrike, ein Mädchen von ausgezeichneten Eigenschaften, früher seine stete Begleiterin auf vielfachen Reisen, hatte sich von ihm getrennt.

Er stand allein, fast dem Mangel preisgegeben.

Dieser Umstand war zwar nicht die Ursache seines schrecklichen Vorhabens, aber es wurde wenigstens dadurch bestärkt.

Mit einem bittern Lächeln musterte er sein übrig gebliebenes Eigenthum, das zum großen Theile in einigen Büchern und in seinen Manuscripten bestand. Darunter befanden sich zwei unvollendete Trauerspiele, „Leopold von Oesterreich" und „Robert Guiscard", seine liebste Schöpfung, die er drei Mal umgearbeitet und immer wieder, sich selber am wenigsten genügend, vernichtet hat. Bei einem Besuche, den er in Osmannstädt dem alten Wieland abgestattet, las er dem greisen Dichter einige Bruchstücke dieser Tragödie vor, über die sich der Dichter des „Oberon" folgendermaßen äußerte:

„Wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakespeare sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen: sie würde das sein, was Kleist's Tod Guiscards des Normannen, sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von die-

Digitized by Google

sem Augenblicke war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer Literatur auszufüllen, die, nach meiner Meinung wenigstens, selbst von Schiller und Goethe nicht ausgefüllt worden ist."

Nicht minder enthusiastisch lautete das Lob, welches der verstorbene Generallieutenant Rühle von Lilienstern und der noch lebende frühere Minister von Pfuel, die intimsten Freunde des unglücklichen Dichters, seinem Trauerspiele „Leopold von Oesterreich" zollten. Nach mündlichen Mittheilungen des Letzteren an den Schreiber dieser Zeilen gehörte die Exposition dieses Stückes zu den großartigsten Schöpfungen der neueren Poesie.

Kleist konnte nicht einen leisen Seufzer unterdrücken, als er die vielfach durchstrichenen Manuscripte in die Hand nahm. Es war ihm zu Muthe, als wären es seine Kinder, die er verlassen sollte. Ein bitteres Gefühl überkam ihn mit einem Male, wenn er an die daran geknüpften Hoffnungen und Aussichten dachte, welche sich nie verwirklichen sollten. Hatte er nicht von einer idealen Bühne geträumt, von einem frischen Lorbeerkranze, das Haupt des Dichters zu schmücken?

Sie waren unvollendet geblieben, nicht weil der Schöpferdrang in ihm erstorben war, sondern weil der Schmerz um das verlorengeglaubte Vaterland an seiner Seele nagte und die Schwingen des Genius lähmte. Er besaß nicht jene objectiv ruhige Natur eines Goethe, der zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands sich mit Osteologie beschäftigte und über die Natur der Wirbelknochen die Schmach und das Elend seines Volkes vergessen konnte.

Kleist nahm den lebendigsten Antheil an den welterschütternden Vorgängen in seiner Nähe. Schon im Jahre 1805 vor der Katastrophe bei Jena hatte er seinem Freunde Rühle mit vorahnendem Geiste geschrieben:

„So wie die Dinge stehen, kann man kaum auf viel mehr rechnen, als auf einen schönen Untergang. Was ist das für eine Maßregel, den Krieg mit einem Winterquartiere und der langwierigen Einschließung einer Festung anzufangen! Bist Du nicht mit mir überzeugt, daß die Franzosen uns angreifen werden, in diesem Winter noch angreifen werden, wenn wir noch vier Wochen fortfahren, mit den Waffen in der Hand drohend an der Pforte ihres Rückzuges aus Oesterreichs zu stehen? Wie kann man außerordentlichen Kräften mit einer so gemeinen und alltäglichen Reaction begegnen!

„Warum hat der König nicht gleich bei Gelegenheit des Durchbruchs der Franzosen durch das Fränkische seine Stände zusammenberufen, warum ihnen nicht in einer rührenden Rede — der bloße Schmerz hätte sie rührend gemacht! — seine Lage eröffnet? Wenn er blos ihrem eigenen Ehrgefühle anheimgestellt hätte, ob sie von einem gemißhandelten Könige regiert sein wollten oder nicht, würde sich nicht etwas von Nationalgeist bei ihnen geregt haben? Und wenn sich diese Regung gezeigt hätte, wäre dies nicht die Gelegenheit gewesen, ihnen zu erklären, daß es hier gar nicht auf einen gemeinen Krieg ankomme? Es gelte Sein und Nichtsein; und wenn er seine Arme nicht um 300,000 Mann vermehren könne, bliebe ihm nichts übrig, als ehrenvoll zu sterben. Meinst Du nicht, daß eine solche Erschaffung zu Stande hätte kommen können?

„Wenn er all' seine goldenen und silbernen Geschirre prägen lassen, seine Kammerherrn und Pferde abgeschafft hätte, seine ganze Familie ihm gefolgt wäre, und er nach diesem Beispiele gefragt hätte, was die Nation zu thun Willens sei! — — Was ist dabei zu thun? Die Zeit scheint eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen zu wollen und wir werden davon nichts, als den Umsturz des Alten erleben. Es wird sich aus dem ganzen cultivirten Theile von Europa ein einziges großes System von Reichen bilden und die Throne mit neuen von Frankreich abhängigen Fürstendynastien besetzt werden. Aus dem Oesterreichischen geht dieser glückgekrönte Abenteurer, falls ihm nur das Glück treu bleibt, gewiß nicht heraus. —

„Warum sich nur nicht Einer findet, der diesem bösen Geiste der Welt die Kugel durch den Kopf jagt! Ich möchte wissen, was so ein Emigrant zu thun hat? Für die Kunst, siehst Du wohl ein, war vielleicht der Zeitpunkt noch niemals günstig. Man hat immer gesagt, daß sie betteln geht; aber jetzt läßt die Zeit sie verhungern."

Der Haß gegen die Unterdrücker des Vaterlandes steigerte sich in ihm gegen das Ende des Jahres 1806 zum heftigsten Schmerze. Er war jetzt öfters völlig außer sich, hatte keinen andern Gedanken mehr, als diesen, und sah alle Schrecken, die noch kommen sollten, mit Gewißheit voraus. Er selbst sollte ein Opfer der französischen Willkür werden und ihre Tyrannei an sich erfahren.

Im Jahre 1807 wanderte Kleist, gerade zu der Zeit, als nach der Schlacht von Eylau die Parteigänger in Preußen auftauchten, mit seinem Freunde Pfuel und zwei andern Officieren nach Berlin. Pfuel trennte sich von seinen Begleitern kurz vor der Stadt, um nach Nennedorf zu Fouqué zu gehen. Die drei Andern wurden am Thore angehalten und Kleist, da er ohne Paß war und nur seinen Abschied als Lieutenant bei sich führte, als vermeintlicher Schill'scher Officier ohne Weiteres gefangen genommen und nach Fort de Joux in Frankreich gebracht. Hier saß er ein halbes Jahr in demselben Gefängnisse, das den bekannten Negerhäuptling Toussaint Louverture umschloß. Von Joux wurde Kleist nach Chalons sur Marne gebracht und endlich nach vielfachen Bemühungen seiner Freunde auf gesandtschaftliche Verwendung freigegeben und nach Preußen entlassen.

Daß sein Haß gegen die Franzosen und Napoleon durch diese unverschuldete Behandlung nur genährt werden konnte, war natürlich. Es ist sogar mehr als wahrscheinlich, daß Kleist selbst ernstlich mit dem Plane umging, sein Vaterland von dem Tyrannen zu befreien und ihn aus dem Wege zu räumen. Wenigstens erzählt Friedrich Laun in seinen Memoiren von einem derartigen Vorhaben, das Kleist jedoch bei reiflichem Nachdenken aufgegeben zu haben scheint. — Dagegen eilte er, als ein neuer Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich im Jahre 1809 ausbrach, in das Hauptquartier des Erzherzogs Karl und wohnte der Schlacht bei Aspern bei, in der Absicht, der guten Sache seinen Arm und Kopf zu weihen. Durch den traurigen Ausgang des Feldzuges und den bald darauf erfolgten schmählichen Frieden, zu dem sich Oesterreich gezwungen sah, erlosch auch diese Aussicht, seine letzte und einzige Hoffnung.

Beseelt von dem glühendsten Patriotismus hatte Kleist bereits früher ein Drama, „Hermann", geschrieben, das bei den damaligen Verhältnissen unter dem Siegel des Schweigens als Manuscript von Hand zu Hand ging. Er wollte damit den gesunkenen Muth seines Volkes zur neuen Thatkraft beleben. Es war kein Schauspiel, um der Unterhaltung eines müßigen Publicums zu dienen, sondern eine eherne Mahnung voll gewaltiger, fast wild zu nennender Gedanken. Ein zorniger Geist wehte aus der Dichtung, wie zündende Flammen; aber noch war die Zeit nicht gekommen, um den spätes, so schön und mächtig emporlodernden Brand vaterländischer Begeisterung zu entfachen. Kleist's Hermann blieb eine Stimme in der Wüste, welche kein Echo erweckte und fast ungehört verhallte. Eben so wenig gelang sein Versuch, in seinem Meisterwerke „der Prinz von Homburg" das specifisch preußische Gefühl zu erwecken. Vergebens beschwor er die erhabene Heroengestalt des großen Kurfürsten, der durch die Schlacht von Fehrbellin die übermüthigen Schweden aus der Mark vertrieb, umsonst zeigte er sein unvergleichliches dramatisches Talent in einer der wunderbarsten Schöpfungen der deutschen Bühne, worin selbst die phantastischen Verirrungen des Dichters nur wie Nebel und Wolken dazu dienen, den Sieg des lichten Sonnengenius zu verherrlichen. Das Publicum nahm dieses Dichterwerk mit unverzeihlicher Kälte auf, fast erschrocken über die geschichtliche Größe und den gewaltigen Geist, der darin waltete.

Der Dichter Kleist hätte vielleicht dies Mißgeschick ertragen, aber der Patriot in ihm erlag verzweifelnd an der Kraft und dem Aufschwunge des deutschen Volkes. Die Herzen seiner Landsleute wurden erst warm, als das seinige zu schlagen aufgehört; ihr Geist raffte sich zum Kampfe empor, als der seinige bereits für immer geschieden war. Hätte er nur noch einige Jahre gewartet, so wäre er Zeuge jener allgemeinen Erhebung gewesen. Er besaß nicht jene passive Ausdauer und griff dem Schicksal vor, wie ein alter Römer sich in sein Schwert stürzend, da er die Freiheit verloren gab. — Vielleicht hätte ihn die Liebe zu einem jungen, liebenswürdigen und reichen Mädchen noch einmal retten können. Bei seinem Aufenthalte in Dresden lernte er in dem Körner'schen Hause bei den Eltern des Dichters Theodor Körner, den Freunden Schillers, ein holdes weibliches Wesen kennen, mit dem ihn bald die innigste Neigung verband. Es schien ihrer Verbindung nichts im Wege zu stehen, aber Kleist stellte auch in diesem Verhältnisse, wie in seinem früheren, zu hoch gespannte Forderungen an die Geliebte.

So verlangte er unter Anderem, daß sie ihm ohne Wissen ihres Vormundes oder Oheims schreiben sollte. Sie schlug ihm

Digitized by Google

diese Bitte ab, er wiederholte dieselbe in drei Tagen, in denen er sie nicht besuchte, darauf nach eben so vielen Wochen und Monaten und löste zuletzt das Verhältniß auf diese Weise völlig.

Noch während des Zerwürfnisses mit der Geliebten begann er das „Käthchen von Heilbronn", diese Perle unserer dramatischen Poesie, zu bearbeiten; im wahren und vollkommenen Sinne eine Perle, die in dem krankhaft erregten Dichtergeiste, wie die Perle in der kranken Muschel sich bildete. Kleist wollte in seinem Drama der ungetreuen, von fremden Einflüsterungen bestimmten Geliebten gleichsam ein Ideal hinstellen, wie man lieben müsse. So entstand jenes bezaubernde Bild Käthchens, deren Liebe gleichsam eine Naturnothwendigkeit, ein magnetischer Instinct ist voll rührender Hingebung und fast übermenschlicher Treue. Der Glaube, daß eine andere Dame seine Verbindung zumeist aus Abneigung gegen ihn gestört habe, vermochte ihn, ihren Charakter verzerrt und übertrieben als intriguante, boshafte Kunigunde seinem Schauspiele zu verflechten. — Auch diese süße Schöpfung des Dichters, das reizende Käthchen, fand bei der ersten Aufführung nur wenig oder gar keine Theilnahme und erst nach seinem Tode die gerechte Anerkennung. Verstimmt und gebeugt durch das fortwährende Unglück des Vaterlandes gesellte sich noch dazu die tiefe Kränkung, daß seine bisher erschienenen Dichtungen so wenig Eingang gefunden hatten. Als er einst mit einer intimen Freundin nach jahrelanger Trennung zusammentraf, sagte er ihr zufällig im Laufe des Gesprächs eine Strophe aus einem Gedichte her. Sie gefiel ihr außerordentlich und sie fragte ihn, von wem das sei. Darüber schlug er sich mit beiden Händen vor die Stirn und sagte im tiefsten Schmerz: „Auch Sie kennen es nicht? O, mein Gott, warum mache ich denn Gedichte?"

(Schluß folgt.)

Der Tod im Casernen-Fleischkessel.

In England, wo die Preßfreiheit und Legionen unbeschränkter Schriftsteller und Zeitschriften alle socialen, politischen und überhaupt öffentlichen Angelegenheiten mit Argusaugen bewachen und Alles, was sie sehen und zu tadeln finden, nach Belieben schonungslos aufdecken können, kommen doch oft Uebel- und Mißstände der ärgsten Art zu hohen Jahren, ehe die Presse und die Oeffentlichkeit nur Notiz davon nehmen. Sie wissen, sie erfahren nichts davon. Nur irgend ein Aufsehen erregendes Ereigniß, das sie beleuchtet, eine Special-Untersuchungs-Commission, specielles langjähriges Studium (wie das Mayhew's über „Londoner Arbeit und Armuth", jetzt viele dicke Bände) wirft dieses und jenes grauhaarige, grausame, arge Uebel einmal auf eine Zeitlang an's Tageslicht. Man spricht, schreibt, parlamentirt selbst darüber und läßt es dann wieder von einem neuaufgescheuchten Schrecken in die Vergessenheit hinabdrücken. Die Entdeckungen, welche Mayhew unter den Armen und Arbeitern Londons gemacht hatte und veröffentlichte, waren in London selbst ganz unbekannt gewesen. Niemand erschrak mehr über diese Londoner Zustände, als — London. Dies erscheint bei dieser Oeffentlichkeit, unbeschränkten Rede-, Versammlungs- und Preßfreiheit dem Uneingeweihten gewiß unerklärlich. Es weiß auch eigentlich Niemand so recht, wie das zugeht. Warum sieht und sagt man Jahre lang nichts von den schreiendsten Uebeln? Für die, welche darunter leiden, existirt keine Preß-, Rede- und Versammlungsfreiheit. Sie können nicht reden, nicht lesen, nicht schreiben, sich nicht versammeln. Oben sieht man's nicht. Man hat keine Zeit, kein Auge dafür. Man kommt gar nicht in die Residenzen dieser Unterwelt der Verdammten. Es gibt von einander abgeschlossene Gesellschaftsschichten. Keine weiß von der andern, keine versteht die andere, keine will von der andern etwas wissen. „Das ist die Rücksicht, die Elend läßt zu hohen Jahren kommen," wenigstens theilweise, denn erklärt ist damit noch nicht Alles.

Es wird uns dabei immer noch in Erstaunen setzen, was jetzt durch eine königliche, parlamentarische und sachverständige, gründliche Untersuchungs-Commission, bestehend aus Sidney Herbert, ehemals Kriegsminister, Dr. Stafford, Chef der Untersuchungs-Commission in den Krim-Hospitälern furchtbaren Andenkens, Dr. A. Smith, Director des Militair-Medicin-Departements, Dr. Sutherland und andere Autoritäten, aus einem Actenstücke von mehreren Tausend Fragen und Antworten an's Tageslicht, in die Presse und vor's Parlament kam, nämlich daß die englischen Soldaten zu Hause, im Frieden seit undenklichen Zeiten stets mehr wie doppelt so rasch starben und sterben, als alle Volksclassen ohne Uniform. Das ist das allgemeine, in günstigster Form ausgedrückte Facit der Untersuchungs-Commission, die, aus Beamten und hochgestellten, patriotischen, mit dem Militairwesen verbundenen Personen bestehend, jede Veranlassung hatte, das Uebel in der günstigsten Form auszudrücken. In näherer Beleuchtung ergibt sich zunächst, daß unter den englischen Soldaten aller Waffengattungen eine mehr als doppelt so große Sterblichkeit herrscht, als unter der in Gesundheitssachen am schlechtesten gestellten Classe von Civil-Arbeitern, den Druckern und Setzern, welche nur bei Nacht arbeiten (für alle Morgenzeitungen).

Die Commission macht diese Thatsache noch deutlicher durch weitere angestellte Vergleichungen. Danach ergab sich, daß von je eintausend männlichen Civilpersonen im Alter der mit ihnen verglichenen Soldaten in den gesündesten Districten 7 7/10 Procent starben, von je Tausend Soldaten aber 17 Procent. Die Durchschnittssterblichkeit von je 1000 Civilpersonen ist 8, von je 1000 Soldaten 17 bis 18. Noch näher. Von je 1000 Civilpersonen 25 bis 30 Jahre alt starben 4, von je 1000 Soldaten desselben Alters 18. Dieselbe Vergleichung für das Alter 30 bis 35 Jahre gibt für erstere 10, für letztere wieder 18; für das Alter von 35 bis 40 im erstern Falle 11, im letztern 19. Auch das Verhältniß der Sterblichkeit unter einzelnen Truppengattungen hat man ermittelt. Von je 1000 Mann Leibgarde starben 11, Dragoner 13, Linien-Infanterie 17, Fußgarde, diese Blume der Armee, 20. Uebersichtlich genommen starben in den letzten 15 Jahren (bis zu 1853) von eben so vielen Civilpersonen, als es Soldaten gab, und im Soldatenalter 16,211, von der Soldatenzahl aber 41,928. Es starben 42,000 Soldaten mehr, als nach dem Sterblichkeitsdurchschnitte unter Civilpersonen.

Wer hat diese Armee von 42,000 Mann mitten im Frieden unter den Rasen gebracht? Wer war dieser furchtbare Feind, der eine Armee von 42,000 englischen Soldaten zu Hause, im Frieden vernichtete? (Notabene sind alle außerhalb beschäftigten Truppen und deren Sterblichkeit ganz von der Untersuchung der Commission ausgeschlossen geblieben.) Es war keine Revolution, kein Bürgerkrieg zu Hause, kein Feind in London. Nun, wer ist's gewesen? England selbst, das militairische Gesetz Englands, die Caserne, die Casernenküche.

Die 42,000 Mann sind an ihrer Nahrung gestorben, blos an ihrer Nahrung. Die Commission sagt's und über 3000 Antworten auf mehr als 3000 Fragen bestätigen es. Auch sind's viel mehr als 42,000 Mann, wie die Times in einem ihrer kaustischen Leitartikel darüber auseinander setzte. Wilde Völkerstämme, sagt sie, sind oft vortheilhaft durch ihre ausnahmslose Gesundheit und Kraft aufgefallen: sie tödten jedes schwächliche oder mißgestaltete Kind. Daher kommt's. Unsere Militairbehörden, fährt sie fort, machen's eben so, nur in einer anständigeren und nicht gut zu umgehenden Form. Der gekaufte englische Soldat verkauft sich allemal auf 21 Jahre (Cavallerie 24). Wer sich aber in den ersten drei Jahren nicht kräftigt, schwach oder dauernd kränklich wird, den verabschiedet man. So sichert man sich eine gesunde, kräftige, auserlesene Armee. Unter den in Vergleich gekommenen Civilpersonen findet keine solche Aussrangirung statt, im Gegentheil, die kranken, verabschiedeten Soldaten zählen unter ihnen mit. Unter gleichen Verhältnissen würde sich daher die im Durchschnitt mehr als doppelte Sterblichkeit unter den Soldaten (2,2) gegen die unter Civilpersonen etwa auf's Dreifache stellen.

Also dies kommt aus der Küche. Diese 42,000 Soldaten mußten sich auf Commando todt essen. So ist's.

Die Commission sagt: Wenn der Gesundheitszustand unserer Armee eben so gut wäre, als der der Leute, aus welchen sie rekrutirt wird (den niedrigsten, ärmsten, entbehrendsten Classen), würden

Digitized by Google

über die Hälfte weniger sterben. Darauf führt sie in langen Armeen von Beweisen und Aussagen Ursachen dieser überdoppelten Sterblichkeit an. Sie dampfen alle wie eine Reihe stinkender Würzengel aus dem Fleischkessel der Caserne.

Die Times macht dies wieder auf eine drastische Weise anschaulich. Sie führt das grandiose Bild des großen englischen Küchen-Reformators, Alexis Soyer, von der Consumtionskraft und der Tischmannichfaltigkeit eines englischen Aristokraten an. Wenn so ein englischer Aristokrat, etwa im sechsten Jahre, sagt er, alle die lebendige Schöpfung, die er bis zur Erreichung des englischen aristokratischen Durchschnittsalters verzehren wird, auf einmal um sich sähe, würden ihn 30 Ochsen mißtrauisch anstieren, 200 Schafe, 100 Kälber und 200 Lämmer anblöken, 50 Schweine umquieken, 1000 geflügelte Hausthiere umflattern, außerdem 300 Truthühner, 150 Gänse, 400 junge Enten, 300 Tauben, 1400 Rebhühner, Fasanen, Hasel- und Birkhühner, 600 Waldschnepfen, 600 wilde Enten, kleine Kriech- und rothhalsige Pfeifenten, 450 Kibitze, Reefs und Ruffs, 800 Wachteln, Fettammern, Mornellen und Wasserhühner, 120 Perlhühner, 10 Pfaue, 360 Stück wildes Geflügel von fremden Ländern; 500 Hasen und 40 Hirsche würden todesahnend um ihn her zittern; im Wasser würden 400 Lachse, 120 Kabeljaus, 260 Forellen, 400 Makrelen, 300 Weißfische, 800 Solen, 400 Flundern, 400 rothe Mullets, 200 Aale, 150 Haddocks, 400 Heringe, 20 Schildkröten, 3000 Austern, 1500 Hummern, 300,000 Shrimps und Prawns und 120 Steinbutten seine Nähe zu meiden suchen, jede Creatur in Furcht, daß sie zuerst auf seine Tafel spazieren müsse. An Flüssigkeiten würden sich vor ihm aufthürmen 50 Oxhoft Wein, 1368 Gallonen Bier und 5849 Gallonen Spirituosen ohne die 342 Gallonen Liqueurs. Dabei hat er noch keinen Löffel voll Gemüse, keinen Bissen Brod, keinen Pudding, keine Pastete, kein Stückchen Kuchen.

Dies würde der junge Aristokrat Alles für sein irdisches Leben vor sich sehen!

Und was würde der englische Soldat für seine einundzwanzigjährige Dienstzeit vor sich sehen? Einen Berg gekochtes, zähes, strähniges Rindfleisch von 7665 Pfund, kein Schafohr, keine Schweinepfote, keinen Kalbsfuß, kein Hasenbein, geschweige einen Reef oder Ruff Flügel. Selbst der Flügelmann bekommt während der einundzwanzig Jahre nichts davon zu sehen.

Immer gekochtes Rindfleisch, einundzwanzig Jahre lang alle Tage gekochtes Rindfleisch aus dem großen Casernenkessel, jedes Stück mit einem Hosenknopf, einem Stückchen Uniform, einer Lichtscheere (Siehe: Soyer) oder sonst genial gezeichnet. Jeden Tag 21 Jahre lang? Nein. Bald hungert er aus Ekel, dann ißt er wieder mit Ekel gegen das Verhungern und so fort, 21 Jahre lang, was den 42,000 Mann, die eher — mit kühner Metapher gesagt, doppelt und $^1/_5$ — starben, zu lange war, so daß sie eben mit der doppelten und $^1/_5$ Geschwindigkeit der größten Civilsterblichkeit lieber in's Gras beißen, als in den Berg gekochten Rindfleisches. Warum brieten, schmorten, rösteten sie nicht zur Abwechselung? Durften nicht. Kochen, ausnahmsloses Kochen alle Tage Tagesbefehl. Doch nun wird's besser. Der Fortschritt bleibt nun gewiß nicht aus. Er war „besonnen" und ist „parlamentarisch." Die lebenden Soldaten werden als Belohnung für die 42,000 Todten künftig wahrscheinlich Erlaubniß bekommen, ihr Rindfleisch auch zu braten oder wohl gar zu schmoren.

Ein Besuch der Officin von Brockhaus in Leipzig.

Mitgetheilt von Albert Rottner.

(Fortsetzung.)

Die Buchdruckerei.

Wir haben nun die Production des zur Herstellung des Schriftsatzes erforderlichen Materials kennen gelernt und wenden uns den Arbeitsstätten zu, wo dasselbe praktische Anwendung findet.

Das technische Verfahren der Buchdruckerkunst theilt sich in zwei Hauptmomente: das Anfertigen der Druckformen und die Bewerkstelligung des Druckes selbst.

Wir treten also zuerst, um uns über das Anfertigen der Druckformen zu unterrichten, in den Setzersaal, der von beiden Seiten das Tageslicht empfängt und durch einen von Säulen getragenen Mittelgang in zwei Hauptabtheilungen getheilt ist. Hier erblicken wir in symmetrischer Ordnung Reihen von Regalen, die sich von den Fenstern nach dem Mittelgang hinziehen und mit den sogenannten Schriftkästen bedeckt sind, an denen die Setzer ihre Arbeit verrichten.

Um von dieser sinnreichen Manipulation, welche durch die Gewandtheit und Schnelligkeit, mit der sie ausgeführt wird, unsere Bewunderung erregt, einen klaren Begriff zu bekommen, müssen wir uns hier etwas verweilen und uns über die einzelnen Bestandtheile des Materials, wie über die Handhabung desselben unterrichten lassen.

Wir müssen nämlich zuvörderst nochmals auf die Schriften selbst zurückkommen, die wir in der Schriftgießerei nur in so weit kennen gelernt haben, als es zum Verständniß dieser Operation erforderlich war.

Es wird Jedem schon aufgefallen sein, daß es in den Schriften eine außerordentliche Verschiedenheit gibt, sowohl hinsichtlich ihrer Form als auch ihrer Größe.

In erster Beziehung haben wir zwei Hauptgattungen zu unterscheiden: die gewöhnliche deutsche Schrift, in der Kunstsprache Fractur genannt, und die lateinische Schrift, wovon man zwei Arten hat: die geradstehende, Antiqua, und die schrägliegende, Cursiv. Die Schriften in den übrigen Sprachen werden nach der ihnen zugehörigen Sprache benannt, z. B. griechisch, hebräisch, syrisch, armenisch ꝛc.

Jede Schrift enthält zunächst die großen oder Anfangsbuchstaben, Versalien, und dann die kleinen, die man gemeine Buchstaben nennt, außerdem aber noch die zehn Zahlzeichen. Unter den zufälligen Bezeichnungen sind die Interpunctionen die unentbehrlichsten. Andere Zeichen sind: Sternchen, Kreuzchen, Paragraphzeichen, Nachweisungszeichen, arithmetische, mathematische, kaufmännische und ähnliche Zeichen. Außer diesen Typen, auf denen das Schriftzeichen, welches sie ausdrücken, erhaben dargestellt ist, gibt es aber noch andere, welche dazu bestimmt sind, die leeren Zwischenräume zwischen den Buchstaben, Wörtern, Zeilen ꝛc. auszufüllen, denn in einem Schriftsatze muß Alles, auch das, was weiß bleiben soll, mit Metall ausgefüllt sein, so daß jede Columne oder gesetzte Seite eine zusammenhängende, obwohl aus lauter einzelnen Stückchen bestehende, ununterbrochene Metallmasse, also ein geschlossenes Ganze bildet. Diese Typen nun, welche niedriger sind, als die übrigen, damit sie eben nicht mit abgedruckt werden, nennt man Ausschließungen.

Wir haben noch den Größenunterschied der Schriften unter sich in Betracht zu ziehen und erwähnen hierüber nur im Allgemeinen, daß dieser jetzt nach sogenannten typographischen Punkten bestimmt wird, von denen 6 Punkte = 1 Linie und 72 Punkte = 1 Zoll sind. Auf Grund dieses Maßes werden die verschiedenen Größenverhältnisse der Schriften, welche man den Kegel der Schrift nennt, näher bestimmt, deren ursprüngliche Benennungen aber fast allgemein noch beibehalten werden. Die wichtigsten Schriftkegel sind in aufsteigenden Größenverhältnissen ihrer Benennung nach folgende: Diamant (4 typographische Punkte), Perl, Nonpareille, Colonel, Petit, Bourgeois, Corpus, Cicero, Mittel, Tertia und so fort bis zu dem größten Imperial, welches 108 typographische Punkte enthält.

Wir treten nun vor den Schriftkasten, um uns dessen sinnreiche Einrichtung erklären zu lassen. Bei dem Lesen einer Schrift muß es uns gleich auffallen, daß einige Buchstaben, wie a, e, d, m, i, n ꝛc. sehr häufig vorkommen, während andere seltener gebraucht werden. Auf diesem Bedürfniß beruht nun auch die Einrichtung des Schriftkastens, in welchem für jeden Buchstaben und überhaupt für jedes typographische Zeichen, auch für die Ausschließungen, ein verhältnißmäßig großes Fach sich befindet. In dem Schriftkasten liegen, was in dem ersten Augenblick auffallend erscheint, die Lettern nicht nach der alphabetischen Folge, sondern eben nach dem durch Erfahrung festgestellten Verhältniß, so daß also diejenigen Typen,

Digitized by Google

welche am häufigſten gebraucht werden, dem Setzer am nächſten zur Hand liegen. Der Setzer ſteht nun vor dem Schriftkaſten und ſteckt das Manuſcript vermittelſt des Tenakels auf demſelben feſt. In ſeiner linken Hand hält er den Winkelhaken, in welchem er 8 bis 10 Zeilen aneinander reihen kann, und ergreift, nachdem er mehrere Worte des Manuſcriptes geleſen hat, mit dem Daumen und dem Zeigefinger der rechten Hand eine Letter nach der andern, um ſie in gleichmäßiger Richtung in dem Winkelhaken aufzuſtellen. Iſt derſelbe ganz angefüllt, ſo werden die Zeilen vermittelſt der Setzlinie in das Schiff geſtellt und der Winkelhaken von Neuem vollgeſetzt. So wird mit der Arbeit fortgefahren, bis die zu einer Columne erforderliche Anzahl Zeilen aufgeſtellt iſt, die dann, um ſie gegen das Auseinanderfallen zu ſichern, mittelſt eines Bindfadens, der Columnenſchnur, zu einem Ganzen vereinigt oder, wie der Buchdrucker ſagt, ausgebunden wird.

Wenn wir die Seiten eines in ein beliebiges Format zuſammengelegten Bogens mit fortlaufenden Ziffern verſehen und den Bogen dann ausbreiten, ſo werden wir die Seiten in mehreren Reihen übereinander erblicken, aber nicht mehr in derſelben Ordnung, wie vorher, ſondern eine jede nimmt den Platz ein, den ſie haben muß, um, wenn der Bogen wieder zuſammengebrochen wird, ein fortlaufendes Ganze zu bilden und geleſen werden zu können. In dieſer Ordnung nun müſſen auch die geſetzten Seiten einer Druckform aufgeſtellt oder, wie die Buchdrucker ſagen, ausgeſchoſſen werden. Zu einem Bogen, der auf beiden Seiten bedruckt wird, gehören zwei Formen. Die erſte Seite, welche mit der fortlaufenden Ziffer der Bogenzahl (Signatur) verſehen iſt, wird zuerſt gedruckt und heißt der Schöndruck; der darauf folgende Druck der andern Seite führt den Namen Widerdruck. Das Größenverhältniß, welches durch die Anzahl Blätter und Seiten beſtimmt wird, die ſich auf einem der Signatur nach bezeichneten Bogen befinden, nennt man das Format der Bücher. Die gebräuchlichſten Formate ſind: Folio, 2 Blätter oder 4 Seiten, Quart, 4 Blätter oder 8 Seiten, Octav, 8 Blätter oder 16 Seiten, Duodez, 12 Blätter oder 24 Seiten, Sedez, 16 Blätter oder 32 Seiten und ſo fort bis zu dem kleinſten vorkommenden Hundertachtundzwanziger-Format aus 128 Blättern oder 256 Seiten.

Nachdem alle Columnen, die zu einem Bogen in dem ihm gegebenen Formate gehören, auf die beiden Setzbreter zum Schön- und Widerdruck richtig ausgeſchoſſen ſind, wird die Form gebildet.

Der Druckerſaal.

Betrachten wir einen gedruckten Bogen, ſo ſehen wir, daß die Schriftzeilen der Columnen nicht bis an das äußere Ende laufen, ſondern nach allen vier Seiten von einem weißen Rande umgeben ſind. Dieſer weiße Rand wird durch die Stege hervorgebracht, welche aus hölzernen oder metallenen Leiſten beſtehen, die aber, damit der Raum, den ſie einnehmen, bei dem Drucke auf dem Papiere weiß bleibt, niedriger ſind, als die Schrift. Iſt die Form in allen einzelnen Theilen nach den richtigen Verhältniſſen zuſammengeſtellt, ſo wird ſie geſchloſſen, wozu man ſich eiſerner Rahmen bedient, und dadurch wird ſie nun mit einer ſolchen Feſtigkeit vereinigt, daß dieſelbe gleichſam als eine einzige Metallmaſſe zu betrachten und zu gebrauchen iſt.

Viele unſerer Leſer werden glauben, daß die Form nun zum Drucke gelangen kann, ſie würden ſich aber in dieſem Falle bei dem Leſen der Bücher über die vielen Fehler ſehr beklagen, welche ſich in dem Satze noch vorfänden; denn da bei dem Setzen das Herausnehmen der Lettern aus den Fächern des Setzkaſtens gleichſam mechaniſch geſchieht, ſo iſt es nicht zu vermeiden, daß dabei Verſehen vorkommen. Die Mehrzahl der Fehler entſteht aber ſchon früher durch das Ablegen der Schrift. Es iſt dies jene Operation, bei welcher, nachdem die ausgedruckte Form auseinander genommen, die einzelnen Typen ſogleich wieder in die ihnen zugehörigen Fächer des Schriftkaſtens gebracht werden. Bei der Schnelligkeit, mit welcher die Lettern aus der Hand des Setzers in die Fächer gleiten, iſt es aber nur zu leicht, daß einzelne Buchſtaben in unrichtige Fächer gerathen, wodurch dann ſpäter bei dem Setzen die Fehler entſtehen.

Um nun die hierdurch und in Folge anderer Verſehen in den Satz gekommenen Fehler zu berichtigen, iſt es unerläßlich, daß, bevor der Druck eines geſetzten Bogens in der ganzen Auflage erfolgen kann, ein Abzug davon mit dem Manuſcripte genau verglichen werde, um die in erſterem enthaltenen Fehler zu corrigiren. Dieſen Abzug, der auf Schreibpapier gemacht wird, nennt man den Correcturbogen, die Correctur, und denjenigen, der ſich dieſer Arbeit unterzieht, den Corrector. Gewöhnlich werden von dem Satze eines Buches zwei, öfters auch drei ſolcher Correcturen geleſen.

Nachdem nun der Satz in allen ſeinen Theilen vollendet und druckfertig iſt, gelangen wir zu dem zweiten Hauptmomente der Herſtellung, zu der Bewerkſtelligung des Druckes ſelbſt.

Um von dem Schriftſatze Abdrücke zu gewinnen, bedient man ſich einer Maſchine, welche Preſſe oder Buchdruckerpreſſe genannt

Digitized by Google

wird. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts hatte die Buchdruckerpresse in der ursprünglichen einfachen Form, welche ihr das Bedürfniß sogleich bei ihrer ersten Anwendung gab, wenig Veränderungen erfahren; von diesem Zeitpunkte an hat man aber ihrer Construction eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet, und namentlich haben die Engländer und Deutschen eine nicht unbedeutende Anzahl im Princip von einander abweichender Constructionen geliefert, welche entweder einen schärfern Druck bei geringerer Kraftanstrengung des Arbeiters oder einen gleichmäßigern Druck selbst bei größeren Formaten und überhaupt auch eine Beschleunigung der Arbeit an und für sich bezwecken. Wie bedeutend aber auch die Verbesserungen waren, welche die Buchdruckerpresse seit Anfang dieses Jahrhunderts erfahren hat, so trat mit der größern Ausbreitung der Literatur und der dadurch herbeigeführten Vermehrung der Production das Verlangen nach einer beschleunigten Herstellung der Druckerzeugnisse immer dringender hervor und hieß auf neue Mittel sinnen, um Alles zu übertreffen, was bisher erreicht worden war. Dieses Bestreben führte zu dem Triumphe aller Fortschritte der Typographie, zur Erfindung der Druckmaschinen oder Schnellpressen.

Wir verdanken diese Erfindung einem Deutschen, Friedrich König aus Eisleben, der seit 1804 seine geniale Idee unermüdlich verfolgte und nach vielfachen Hindernissen zuerst in England 1810 auf eine Flachdruckpresse ein Patent erhielt. Die von ihm in Verein mit seinem Landsmanne Andr. Friedrich Bauer aus Stuttgart unter der Firma König und Bauer in Kloster Oberzell bei Würzburg begründete Maschinenbauanstalt ist noch heute eine der bedeutendsten.

Mit dieser Erfindung theilt sich nun die technische Ausführung des Druckes in zwei Verfahren: in den Druck auf Pressen, welche durch die Hand bewegt werden (Handpressen), und in den Druck auf Schnellpressen oder solchen mechanischen Vorrichtungen, welche mittelst Cylinder drucken und entweder mittelst des Schwungrades durch Menschenhände, oder auch durch eine größere Kraft, z. B. eine Dampfmaschine, in Bewegung gesetzt werden.

Wir besuchen zuerst den Druckersaal, in welchem die Handpressen thätig sind. Hier erblicken wir 23 Handpressen, je zwei und zwei in vier Reihen aufgestellt und durch einen Säulengang in zwei Abtheilungen gesondert; unter diesen eine Handpresse größten Placatformats und eine kleine Accidenzpresse, sowie eine Numerirmaschine. Außerdem besitzt die Druckerei noch eine Zifferndruckmaschine, vermittelst welcher die fortlaufenden Nummern auf Werthpapieren ꝛc. hergestellt werden.

Zu einer vollen oder ganzen Presse gehören zwei Arbeiter, der eine wurde früher der Preßmeister und der andere der Ballen- oder Walzenmeister genannt.

Die Farbe, deren man sich allgemein zum Drucken bedient, ist eine Oelfarbe, nur daß derselben statt des reinen Oels der durch Sieden erzeugte Firniß als Bindemittel beigesetzt wird. Nachdem der Preßmeister die vorher angefeuchteten weißen Bogen neben der Presse zurechtgelegt, sticht derselbe einen solchen auf die Punktirstifte, legt das Rähmchen um, befestigt es mit der Deckelschnalle und schließt den Deckel. Indem er mit der linken Hand die Kurbel dreht und so den Karren führt, ergreift er mit der rechten den Preßbengel und zieht ihn mit Gewalt gegen sich, wodurch der Abdruck der Form bewirkt wird. Durch Rückwärtsdrehen der Kurbel bewegt er den Karren zurück, schlägt den Deckel und das Rähmchen auf, nimmt den gedruckten Bogen heraus und steckt einen neuen weißen Bogen auf die Punktirstifte. Während dem hat der Walzenmeister das Einschwärzen der Form wieder besorgt und der Abdruck wird nun von dem Preßmeister auf's Neue ausgeführt, so daß Beide ununterbrochen beschäftigt sind. Sobald eine Form ausgedruckt ist muß sie, damit die Farbe nicht antrocknet, gewaschen werden. Die rein gewaschene Form wird dann dem Setzer übergeben, der sie ausschließt, die Stege abnimmt und den Satz ablegt.

Nach erfolgtem Drucke der ganzen Auflage werden die Bogen in einem luftigen Raume, dem Trockenboden, auf abgerundeten Latten oder auf Leinen (sogenannten Uhrleinen) aufgehängt, damit das gefeuchtete Papier und die frisch aufgetragene Druckerschwärze gehörig trocknen. Von dem Maschinensaale des Souterrains aus führt durch alle Etagen des Druckereigebäudes ein Aufzug bis auf den Trockenboden, der, durch die Dampfmaschine gehoben, eine Last von 10 Centnern in Bewegung setzt. Vermittelst dieser Vorrichtung werden die ausgedruckten Bogen auf den Trockenboden geschafft, der die obersten Räume des ganzen Gebäudes einnimmt.

Da durch den Druck der Presse die Buchstaben bei dem Abdrucke der Form in die ebene Fläche des Papiers eingedrückt und die dadurch hervorgebrachten Schattirungen auf der andern Seite sichtbar werden, so läßt man bessere Druckwerke, nachdem sie gehörig getrocknet sind, glätten. Dies geschieht, indem man die einzelnen Bogen zwischen Glanzpappen (Preßspähne) legt und hierauf in die Glättpresse bringt, in welcher sie je nach Verhältniß der größern oder geringern Kraftanwendung derselben eine Zeit lang stehen bleiben. Zu diesem Behufe gelangen sie in die unter dem Trockenboden gelegene sogenannte Bücherstube, wo 6 Glättpressen aufgestellt sind, worunter 2 hydraulische Pressen mit vereintem Pumpwerk und 4 Schraubenpressen.

Bevor das Papier zum Drucke gelangt, läßt man es häufig satiniren, um ihm dadurch einen erhöhten Glanz zu verleihen; die einzelnen Bogen werden zwischen Zinkplatten gelegt, die man durch die zwei gußeisernen, geschliffenen Cylinder der Satinirmaschine laufen läßt. Soll dieses Verfahren angewendet werden, nachdem das Papier bedruckt ist, so muß die Druckerschwärze vorher vollständig trocken sein, weil diese sonst sehr leicht abschmieren würde. Dieser Bestimmung gemäß befinden sich 3 Satinirmaschinen in unmittelbarer Nähe der Handpressen und Druckmaschinen. Die einzelnen Bogen eines Buches werden alsdann zusammengetragen oder completirt, d. h. nach der Reihenfolge ihrer Signaturen in Lagen gebracht, so daß 5, 6 oder 7 Bogen eine Lage ausmachen. Sämmtliche Bogen, die zu einem Buche gehören, bilden ein Exemplar. In neuerer Zeit, wo die meisten Bücher broschirt oder gebunden ausgegeben werden, liefern die Druckereien häufig die einzelnen Bogen, ohne sie zu Exemplaren zu completiren, ab.

(Schluß folgt.)

Blätter aus der Krisis.

Von Ludwig Rein.

Nr. 1. Fabrikantenbrod.

(Schluß.)

Zurück jetzt zu dem Werkführer, den wir vorhin schnell fallen ließen. Auch er dachte sich, als er vor dem alten Herrn erschien, so halb und halb, wie es sein mochte — nämlich mit den Briefen aus Amerika, die der alte Herr noch in der Hand hielt.

„Wie viel sind von den Ballen gepackt, welche mit der Signatur „St. in Hamburg" abgehen sollten?" fragte er den Werkführer.

„Zweiundzwanzig," antwortete dieser.

„Bleiben liegen, — wird weiter nichts gepackt, — den gepackten keine Signatur gegeben."

Nach diesem ausgesprochenen Befehl ging der alte Herr zu seinem Sohn, der Werkführer auf die Packstube.

„Du siehst wohl mehr, als eigentlich zu sehen ist, Vater," sagte der Sohn, nachdem er die Briefe gelesen.

„Ich lese zwischen den Zeilen, — die Dinge können nicht besonders stehen, — Karl, Karl, wenn wir in einen Schwindel geriethen!"

„St. in Hamburg wird sicher geben, — wir können getrost die Waare an dieses Haus verabfolgen lassen. Wie wollen wir sonst Geschäfte machen, — und wie können wir überhaupt glänzende Vortheile gewinnen, wenn wir Mißtrauen schöpfen aus großen drängenden Aufträgen? — Zu Deiner Beruhigung aber will ich unserm Hause St. in Hamburg noch besonders und eindringlich schreiben, mit Vorsicht zu verfahren."

Während Karl so sprach, ging der alte Herr überlegend auf und ab, und recitirte einige Zeilen aus dem bekannten Gedicht des „Ernst Heiter."

Digitized by Goog

Und das Resultat der Besprechung? — Auf die Packstube wurde ein Gegenbefehl gegeben, — die Ballen erhielten die Signatur, — neue Ballen wurden gepackt, — nach einigen Tagen ging die Waare nach Hamburg.

Nach einigen Tagen kam auch Fräulein Cölestine angefahren mit ihrem Vater, Beide stiegen aus und besahen den Bau nicht nur, sondern das ganze Etablissement. Karl und sein Vater waren zugegen, und Beide schlossen an Beide sich an, — und als man Alles besehen hatte, setzte man sich zu Tisch.

Auch das war vorbei. Da zog der alte Herr den Bräutigam auf die Seite und sagte: „Karl, wir müssen allein sprechen."

Und als sie allein waren, hob der Sohn an: „Du scheinst verstimmt zu sein, Vater, — nichts von Mathilden!"

„Nichts von ihr, Karl, — aber sie wäre doch ein ganz anderes Kind für mich, — also nichts von ihr, nichts! Von etwas Anderem, Karl." Er zog einige Rechnungen aus der Rocktasche und fuhr fort: „Hier, Karl, der Bedarf wächst, — nur auf Abschlag für Maurer und Zimmerleute! und dann, Karl, wenn die Maschinen kommen, sofort wieder auf Abschlag! — Du hattest doch Hoffnung, man würde Dir heute ebenfalls eine Zahlung auf Abschlag —"

„Ich habe sie noch, — aber sei nicht verstimmt, Vater, dränge nicht," bat der Sohn. Und der Alte drängte nicht, er wurde Herr über seine Verstimmung.

Die Zeit verging, — der Wagen stand bespannt im Hofe, — die erwünschte Offerte zeigte sich nicht. Gewandt brachte Karl es an seinen künftigen Schwiegervater, daß er viele Papiere in den Händen habe, welche erst nach einigen Monaten zahlbar würden, — wie das einigermaßen genire beim Bau, — aber die Offerte kam nicht. Man stieg in den Wagen, man fuhr ab, und der alte Herr ging mit schnellen Schritten in den Garten, und sagte lächelnd und doch entrüstet: „„und deine Zettel, deine Lumpen blüh'n!""

Wir rücken ein kleines Stück weiter in der Zeit. Die Leipziger Michaelismesse war vorbei. Schöne, sonnige Herbsttage gab's, aber am Horizont der Handelswelt war das Ungewitter längst aufgestiegen, weiter und weiter breitete es sich am Himmel aus, näher und näher zog es auf Deutschland heran. Der „große Krach", welcher in Amerika geschehen war, erschütterte natürlich auch Europa, — und wie konnte da Deutschland, welches so innig und tausendfach mit Amerika verbunden ist, von der Erschütterung verschont bleiben?

Bald nach der Leipziger Michaelismesse schon hatte ein harter Schlag auch unsern alten Herrn getroffen. Noch hielt sich das Geschäft, — der Bau aber gerieth in's Stocken. Karl bemühte sich, die zu erwartende Mitgift seiner Braut wenigstens theilweise herbeizubringen, — es war vergebens, — Cölestine wich aus, ihr Vater wich aus. — Nun stieg die Verlegenheit für den alten Herrn und seinen Sohn von Tag zu Tag. Die Papiere, welche sie besaßen, waren jetzt zwar zahlbar, aber viele davon mußten sie schon früher mit Verlust verwerthen, die noch übrigen und die etwa einlaufenden Zahlungen reichten kaum hin, das Geschäft im Gange zu erhalten.

Da kam der verhängnißvolle December. In der Natur noch immer heitere Tage, — aber Sturm, Blitz und Wetterschlag entluden sich über Hamburg, Berlin, Wien, Stettin und fast allen Groß- und Mittelhandelsstädten Deutschlands.

Die „Krisis" war da, und zog wie ein Würgeengel von Platz zu Platz, und schlug über Nacht.

Gleich in den ersten Würgnächten war auch das Haus St. in Hamburg gefallen. Schnell kam die Todespost in's Thal zu unserm alten Herrn und dessen Sohn. Todesangst ergriff sie, — sie lagen getroffen von einem ungeheuren Verlust.

Armer, alter Herr! — Wir wollen nicht erzählen, in welch sonderbare, oft komische Ausbrüche und Ergießungen Du verfielst, — Deine Lage ist zu ernst und traurig.

Und Karl, — betrachten wir ihn genau, wir werden kein hartes Urtheil über ihn fällen. Er ist jung, ist Kaufmann, hat sich ein Strebziel gestellt, gehört einer Zeitperiode an, die so manchen Rechtlichen verlockte, der älter und erfahrener war, als er.

Der jetzige Schlag hat ihn gebeugt, aber er erhebt sich, er verzagt nicht. Schnell ordnet er, was zu ordnen ist, sitzt und arbeitet die Nächte hindurch, läßt den Bau gänzlich still stehen und — so weh es ihm und dem Vater thut — er reducirt die Zahl der Fabrikarbeiter auf die Hälfte.

Es versteht sich von selbst, daß er oft hinüber reitet zu seiner Braut. Auch können wir annehmen, daß in der Umgegend das Gerücht geht: „L. und Sohn werden doch noch falliren."

Sie fallirten nicht, so nah sie auch daran waren.

Fünf Tage aber nach den eingetretenen Reducirungen, Entlassungen und Veränderungen kam ein höflicher Brief vom Vater Cölestine's, ein höflicher Rücktrittsbrief.

Es ist gut, daß wir Cölestine nicht beschrieben, nicht geschildert haben. Schön war sie nicht, von Herzen weder gut noch schlecht, — übrigens verwöhnt durch die vielen Bewerbungen um ihre Hand, — im Ganzen eine weiche Treibhauspflanze.

Immerhin aber fühlte der alte Herr und sein Sohn den neuen Schlag gar sehr. Eine beschleunigte Heirath konnte Alles in den frühern Stand bringen, — vielleicht nur die Vollendung des Baues mußte eine Zeit lang verschoben werden. Jetzt stellte sich's anders. Es war keine Möglichkeit, das volle gangbare Zeug in der Fabrik fortzubeschäftigen, — ein Theil der Maschinen mußte abermals stehen, und von den Arbeitern — das wurde in strenger Stille abgemacht — behielt man größtentheils nur diejenigen, welche mit der Zahlung des Lohnes in Geduld stehen konnten. Die übrigen mußten Feierabend machen.

Der neunte December kam, — der Geburtstag des alten Herrn. Vater und Sohn blieben jetzt stets in der Fabrik, — der Schimmel stand ruhig im Stalle, sollte verkauft werden, sobald sich ein Käufer fände. Der junge Herr hat es selbst so bestimmt, dem alten Herrn thut es leid, daß der fleißige, jetzt fort und fort arbeitende Sohn sich trennen soll von dem Thier. Doch es thut ihm noch Anderes leid, und mehr leid als das. Er fühlt die Erschütterung seiner Firma tiefer, als ein Zweiter sie fühlen kann. Durch Thätigkeit, Umsicht, günstige Conjuncturen war er gewachsen. Kaufmännische Ehrenhaftigkeit stellte von Jahr zu Jahr seine Firma höher, und trotz der blendenden, aber seichten Grundsätze, welche sich in neuerer Zeit der Handelswelt bemächtigten, hielt er die alten, soliden Ansichten fest. Nur seit einem Jahre war er, größtentheils genöthigt durch Umstände oder auch mit verleitet durch Karl, davon abgewichen. Oft faßte ihn darüber tiefe Besorgniß, — er sah, was da kommen konnte, — es war nun gekommen.

Jetzt sitzt er rechnend und schreibend oben auf seinem Zimmer. Er muß schon lange gearbeitet haben, es liegen viele fertige Briefe vor ihm.

„Aus nun!" spricht er vor sich hin, legt die Feder weg und siegelt die Briefe, und gibt ihnen die Adresse. „Geburtstag heute," fährt er fort, als er auch dieses Geschäft vollendet hat, und steht auf und tritt an's Fenster, durch welches die winterliche Abendsonne blickt, „Geburtstag, wie er noch nie gekommen, Geburtstag ohne Freude, — die Freude weg durch's amerikanische Schwindelthum!"

Er sah hinüber nach dem Garten, — gedankenvoll nach dem längst verblühten Blumenbeete links und rechts, wo soeben ein Arbeiter eine schützende Einhüllung gegen Frost und Schnee, welche nun täglich eintreten konnten, anbrachte.

„Ist auch spät damit, — Alles außer Ordnung," fährt er fort, „würde anders sein, längst geschehen sein, wenn Anderes nicht geschehen wäre, — und sonst war Mathilde dort, — jene zwei Beete pflegte sie gern."

Er steht, — er sinnt. Ein Anflug von Freude legt sich auf sein Gesicht. Aus dem Sinnen und Denken scheint eine Neigung, — aus der Neigung ein Entschluß zu erwachsen.

„Warum sollt' ich das nicht?" spricht er weiter, „dieses Angebinde kann ich mir zu meinem Geburtstage schon machen, — und ich will's, ich will's!"

Er sieht nach der Uhr, die auf dem Schreibepulte steht, er nimmt Stock und Hut, rafft die gesiegelten Briefe zusammen.

„Diese Briefe müssen noch zur Post," sagt er draußen zu einem Werkführer, „also hin damit, zu meinem Sohne! Ist er noch auf seiner Schreibstube?"

Der Werkführer bejaht es und geht. Der Alte geht auch, — an dem Treppenhause, wo der Weg hinter nach Karl's Schreibstube führt, bleibt er stehen.

„Nichts da, — braucht gar nichts zu wissen!" entscheidet er schnell, „Geburtstagsfreiheit, — Geburtstagsfreude, — hält mich sonst zurück — — ich gehe! — 's kann seinen Nutzen haben, — tritt vielleicht wieder ein als Arbeiterin, braucht nicht augenblickliche Zahlung, würde in Geduld stehen auf Rechnung, — wenn sie wiederkäme! — er hat sie ja lieb, lieb noch, — o Gott und Herr!

Digitized by Google

— sie ist ja auch nicht ganz arm — und ohne Schwindel — was könnte diese Summe!"

Diese letzten Worte seufzt er mehr, als daß er sie spricht, und dennoch wird der Anflug von Freude, welchen wir schon vorher auf seinem Angesicht bemerkten, ein warmer Strich von Begeisterung. Fort, fort läuft er jetzt, rasch geht's aus dem Thale den Berg hinaus; — Geburtstagsfreude, Geburtstagshoffnung ziehen unter der rothen Abendsonne funkelnd durch das alte, kindliche Herz.

Und er kommt an das letzte Haus des Dorfes, — er steigt die Treppe hinan, — er klopft, er tritt hinein, die Fensterscheiben glühen in der Abendsonne, — Mathildens Wangen in Erschrecken und Freude, in der Sonne der Erinnerung, der Sonne, welche nicht untergeht. Er streckte ihr die Hand entgegegen.

„Ist mein Geburtstag heute, mein neunundsechzigster, — mußte kommen, Mathilde!" sagte der Alte nach Gruß — „mußte kommen, da Du nicht kommst, hatte Dir geschrieben, Du möchtest wieder eintreten, — geschrieben, wo Alles noch gut stand, — jetzt steht es schlecht, Mathilde, da wirst Du vollends nicht kommen, — weißt wohl, wie es steht? — aus dem Bau nichts, mit den Maschinen nichts, mit der Braut nichts, — Schwindel, Schwindel!"

Er seufzte und sprach dann weiter:

„Haben zwei Drittel der Arbeiter entlassen, können blos solche brauchen, welche nicht augenblicklich Geld brauchen, — bezahlt wird ehrlich, nur nicht sogleich, dachte da an Dich, Mathilde, — und nicht deshalb allein, ich dachte an Dich auch in anderer — wirst wohl nicht kommen?"

Mathilde stand gebeugt, — unter schmerzlichem Lächeln schüttelte sie ihr Haupt.

„Also nicht, nicht, Mathilde," klagte der Alte; „schlimme Antwort für mich, hatte einige Hoffnung vorhin, sah hinüber nach den abgeblühten Beeten rechts und links, — wurden gerade eingehüllt in Stroh, — da dachte ich an Dich, an Alles, — an das Blumenbeet links, Mathilde, — und ich machte mich auf, ich ging, — aber Karl weiß nichts davon, Mathilde, — ich ging still, still, — will auch still bleiben, da Du nicht kommst."

„Kommen nicht," sprach leise Mathilde, „aber wenn ich helfen könnte, —"

Die Fenster glühten roth, — die Wangen noch röther, — sie erhob das Haupt, ging, schloß die bunte Truhe auf, gab dem alten Herrn einen Bogen und sprach:

„Mein Onkel wird Ihnen die Papiere sofort aushändigen; ich will an ihn schreiben oder selbst in die Stadt gehen."

Der Bogen aber enthielt die schriftliche und untersiegelte Erklärung, daß der Onkel fünftausend Thaler in preußischen Staatsschuldscheinen zur Aufbewahrung von Mathilden übernommen habe und zur Rückgabe jeden Tag bereit sei.

Als der alte Herr gelesen, zitterte der Bogen in seiner Hand. Dann stand er eine Weile, — er konnte nicht sprechen, — und als aus seinen Augen einige Thränen auf den Bogen fielen, da faltete er denselben zusammen, steckte ihn ein, reichte schweigend dem Fabrikmädchen die Hand und eilte fort.

Draußen aber auf dem kleinen Vorsaal blieb er stehen, lehnte den Kopf an den Essensims und weinte laut und rief:

„Karl, o Karl! als sie heimlich fortging, hast Du gerührt und liebend gesagt: „sie handelt groß und schön!" und nun, und jetzt — Karl, o Karl! o, immer größer, immer schöner! — fort, fort mit dem Schwindel! o komm, mein Junge, Du liebst sie ja, 's ist Dir ja schwer an's Herz gegangen! — „Groß und schön!" — immer größer, immer schöner!"

Noch lange stand er weinend am Essensims, — sprach in seiner Weise noch Manches aus dem überfließenden Herzen mit überfließenden Augen, sprach's laut genug, — und drinnen hörte man's, — drinnen weinte es leise.

Als der alte Herr heim kam, war das Abendroth hinabgebrannt am kalten, grauen Decemberhimmel, aber bald brannte ein schönes Morgenroth auf, — der alte Herr sprach mit dem Sohne, und in dem aufgegangenen Morgenroth feierten Beide noch den Geburtstag, — glücklich, entschieden, Brust an Brust.

Eine andere Geburtstagsfeier wurde zwei Wochen später von vielen Millionen begangen. Auch in einem der Fabriksäle leuchtete ein Christbaum, wie dies schon in früherer Zeit zu Weihnachten stets der Fall war. Hatten sich auch für das Geschäft die Wunden noch nicht ausgeheilt, war auch der Neubau noch nicht wieder in Angriff genommen und ragte auch der eine neue Schornstein ohne Dampf empor; im Ganzen stand doch Alles viel besser, als einige Wochen vorher. Durch kluges Verfahren hatte sich der in Amerika eingetretene Verlust etwas abmindern lassen, mehrfache, schon verloren gegebene Zahlungen waren eingegangen, und vor Allem — die Fünftausend brachten eine gar wirksame, von Tag zu Tag wachsende Hülfe. — Die Fabriksäle hatten sich wieder gefüllt mit dem sämmtlichen frühern Arbeiterpersonal, alle Löhne waren bezahlt, bedeutende Wollvorräthe wieder vorhanden und jeder Saal, jeder Arbeitsraum verkündete es, daß die Wunden wenigstens verharschten und einer weitern Ausheilung entgegengingen.

So durfte denn am „heiligen" Abend der Christbaum und ein kleines Geschenk für die Arbeiter auch diesmal nicht fehlen.

Der alte Herr ordnete noch auf den Tischen und Tafeln. Und er nicht allein, — an seiner Seite schafften und ordneten so fleißig, wie er, Karl und Mathilde.

„Herein! Alle herein!" rief der alte Herr und öffnete den Saal.

Werkführer und Arbeiter, Frauen und Mädchen traten herein und Allen wurde der Platz angewiesen. Nicht nur der Christbaum, auch die Arbeitslampen brannten und viele Lichter an den Wänden und auf den Tafeln, so daß der Saal ganz hell war.

„Nur einige Worte!" hob der alte Herr an. „Vorhin war's finster hier, aber es ist nun hell geworden. Und weiter! Vor einiger Zeit war's finster, sehr finster im ganzen Hause, im ganzen Geschäft — finster durch's Schwindelthum! Aber, Gott sei Dank, es wird ja wieder hell, und ich denke, 's wird immer heller werden, viel heller! Nur fort, fort! hinaus aus der ganzen Welt mit dem Schwindel!

„Und weiter noch! Alle Welt, die da einst finster und im Schwindelthum begraben lag, die wurde erleuchtet und gebessert durch den Eingeborenen. Diese freudige Botschaft verkündete der Engel zuerst den armen Hirten auf dem Felde. 's war kein Schwindel, — die Hirten fanden das Kind, das neugeborene. Nun will ich Euch auch etwas verkünden, auch eine freudige Botschaft, und Euch zuerst, Euch armen Fabrikarbeitern! Und was ich Euch sage, ist auch kein Schwindel, — Ihr werdet zwei Kinder finden, meine Kinder, nicht in der Krippe, aber in der Fabrik, täglich in der Fabrik! Hier sind sie! Verkündet es allem Volk: sie sind Braut und Bräutigam! Gott segne sie, sie und unsere Fabrik!"

Freudig überrascht standen Alle, — freudig auch das Brautpaar und der alte Herr, aber überrascht nicht, denn die Drei wußten es ja lange vorher, wußten es schon bald nach dem Geburtstage des alten Herrn.

Als der Saal wieder leer war, ging der alte Herr zu seinen Kindern. Er sah sie an, — er lächelte.

„Karl, Karl," fuhr er dann fort, „nun behältst Du auch den Schimmel."

Geschäftig putzte er die Lichter am Christbaume, stieg behend hinauf nach den Wandleuchtern und sprach dabei weiter:

„Gott sei Dank! wie es jetzt steht, Kinder, können wir den Schimmel auch ohne Schwindel behalten!"

Die Kinder antworteten nichts, denn sie hörten nichts, — sie gingen Arm in Arm, Aug' in Auge, Herz in Herz im Saale hin und her, — — o stilles, seliges Versunkensein!

Erst, als der alte Herr von Neuem redete, erwachten sie aus dem glücklichen Halbträumen. Karl strich seine Stirn und sagte zerstreut:

„Ich glaube, Du sprachst von — — nun ja, ganz richtig, lieber Vater, — um den süßen Kern des Geschäftslebens legt sich nun einmal zuweilen durch ungünstige Conjunctur eine bittere Schale, — aber durch günstige Conjunctur wird die Schale gebrochen, der süße Kern noch erreicht —"

„Karl, Karl, ich sprach ja vom Schimmel, — aber laß gut sein, Karl, — und auch Du, Mathilde, — o Kinder, wie sind wir so glücklich!"

Sie waren es, — sie sind es noch heute. Die hohen Schornsteine im Thale dampfen, — es schnurrt und surrt in den Sälen, — vielleicht, daß der Neubau nach einigen Jahren vollendet steht.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Goog

№ 17. Die Gartenlaube 1858.

Die Gartenlaube

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Iffland.

Biographiſche Novelle von A. v. Sternberg.

(Fortſetzung.)

Hier machte ſich eine Bewegung unter den Dreien bemerklich, ſie flüſterten unter einander und endlich trat der, der ſich des Armes der jungen Schauſpielerin bemächtigt hatte, hervor und nahm in einem ſpottenden Tone das Wort:

„General ſind Sie, mein Herr? Darf ich fragen, von wem Sie Ihre Epauletten bekommen haben?“

„Von wem —? Vom Könige, mein Herr. Sie ſcheinen daran zu zweifeln?“

„Und mit Recht.“

„Ei warum?“

„Weil es die Epauletten eines Komödianten ſind.“

„Eines Komödianten?“

„Spielen Sie nur immerhin Ihre Rolle, wir kennen uns! Hahaha.“

„Ich habe nicht die Ehre.“

„Sehn Sie, lieber Graf, bemerken Sie, lieber Baron, wie dieſer Poſſenreißer ſich gut verſtellen kann — hahaha.“

„Poſſenreißer?“

„Dieſe junge Dame hat mir bereits vertraut, wo ſie eben herkommt; ich kann mir denken, mein Herr, Sie ſind uns nachgegangen, um eins Ihrer alten Späßchen an mir zu üben.“

„Eins meiner alten Späßchen? Herr, ich bitte um Erklärung. Sind Sie verrückt oder wollen Sie mich verrückt machen?“

„Still, das findet ſich.“

„Was findet ſich?“

„Hahaha!“

„Meine Damen, wir wollen gehen! Es ſcheint, dieſe Herren ſind von einem allzu reichlichen Mittagsmahle aufgeſtanden und ſind in einer mehr als heitern Laune.“

„Nicht von der Stelle! Die Damen werden ſo gefällig ſein, zu warten, bis ich dieſem betrunkenen Droſchkenkutſcher die Wahrheit geſagt habe.“

„Das geht zu weit. Ich, der General Xavier, den der Hof, den die Stadt kennt, ein betrunkener Droſchkenkutſcher, ein Komödiant, ein Poſſenreißer! Herr, wer ſind Sie?“

„Graf Sylchon, Ihnen zu dienen.“

„Wie, wenn ich Sie für einen Poſſenreißer halte? denn wenn Sie ſind, wofür Sie ſich ausgeben, würden Sie als Mann von Ehre Niemand beleidigen, der Sie nicht beleidigt hat.“

„Bravo, Herr Komödiant! Gut geſpielt! Ich klatſche Beifall!“

„Herr, Sie ſind ein Nichtswürdiger!“

„Teufel, wenn Sie wirklich General wären, ſo müßten Sie ſich mit mir ſchlagen!“

„Ich ſtehe zu Dienſten, wenn Sie wirklich Graf ſind!“

„Hier der Baron Welten und der Graf Bolton kennen mich.“

„Und mich kennen dieſe Damen.“

„Genug der Worte, wir finden uns; geſtatten Sie mir, Ihnen meine Karte zu geben, und jetzt leben Sie wohl, Herr Iffland!“

Er machte den Damen eine flüchtige Verbeugung und bog mit ſeinen zwei Gefährten in einen Seitengang. Der General brach in lautes Lachen aus, in das die Präſidentin einſtimmte.

„Iffland!“ rief er, „alſo für den hält er mich! So erfahre ich denn ſelbſt, daß es wahr iſt, daß ich Aehnlichkeit mit dieſem berühmten Manne habe. Aber was wollte er mit dem betrunkenen Droſchkenkutſcher?“

„Das kann ich Ihnen erklären,“ nahm die Präſidentin das Wort und erzählte ihrem Begleiter die bekannte Anekdote, auf die ſich nun der General auch beſann.

„Gleichwohl werde ich mich mit dem jungen Unbeſonnenen ſchlagen müſſen, denn ſeine Keckheit bedarf der Züchtigung.“

„Wir wären untröſtlich,“ rief die Präſidentin, „wenn wir die Urſache wären, daß ſich ein eben ſo zweckloſer als gehäſſiger Streit entſpinnt. Mein Rath wäre, den jungen Mann ſeiner Wege gehen zu laſſen und das ganze Abenteuer als ungeſchehen zu betrachten.“

„Iſt dies auch Ihre Anſicht, mein Fräulein?“ fragte der General Sophie.

„Gewiß,“ erwiderte dieſe leicht hin, „Sie dürfen ſich nicht in Gefahr begeben.“

„Mein ſchönes Kind, dieſe Worte rühren mich. Alſo Sie ſind bange für mein Leben?“ Er erfaßte die Hand Sophiens und drückte ſie leiſe. „Wie beſeligend iſt es, auf gefühlvolle Herzen zu ſtoßen!“

Sophie erröthete, aber ſie beſaß den richtigen Takt, ihren Arm ohne Ziererei in dem des Generals zu laſſen.

„Darf ich Sie wiederſehen, liebes, gefühlvolles, gutes Mädchen?“ fragte er leiſe und verſuchte nochmals, ihre Hand zu erfaſſen.

Man war an dem Hauſe der Präſidentin angelangt. Beim Abſchiednehmen lud ſie den, dem ſie Dank ſchuldig zu ſein glaubte, ein, ſie zu beſuchen. Mit einem lächelnden Blicke auf Sophien nahm der höfliche Begleiter die Einladung an. Sophie und ihre

Digitized by Google

Beschützerin stiegen die Treppe hinauf; der General blieb unten und indem er Jenen nachsah, sagte er lächelnd für sich:

„Sieh da, ein allerliebster Ersatz für meine kleine ungetreue Leontine."

Ein paar Schritte weiter gehend, begegnete ihm Fellmer, jener herumtreiberische frühere Schauspieler, den der Leser bereits kennen gelernt hat. Er grüßte seinen vornehmen Gönner mit großer Unterwürfigkeit. Der General rief ihn zu sich heran.

„Hm, wie gehts, alter Bursche?"

„Excellenz zu Befehl, ganz wohl."

„Er schleicht noch immer herum und fängt Mäuse für vornehme zahnlose alte Kater?"

„Excellenz haben mir lange keinen Auftrag gegeben."

„Unverschämter! gehöre ich etwa —"

„O, nichts als ein submisses Eingehen auf gnädige Scherze," erwiderte Fellmer und machte eine tiefe Verbeugung.

„Hat Er die junge Dame bemerkt, mit der ich eben die Straße herunter kam?"

„Hab's, Excellenz."

„Kennt Er sie?"

„Noch nicht."

„So such' Er sie kennen zu lernen und bringe Er mir morgen, nach der Parade, Rapport; ich werde im Kastanienwäldchen auf Ihn warten."

„Werde nicht ermangeln."

„Jetzt fort, bei Seite! Ich sehe den Wagen meiner Braut herankommen."

„Die Excellenz, die Gräfin Wellenthal neben der Excellenz, der Frau Ministerin," schmunzelte Fellmer, indem er auf die andere Seite der Straße schlüpfte und vor einem Bilderladen stehen blieb.

Der Wagen hielt an und der General, nachdem er einige Worte mit den darinsitzenden Damen gewechselt, stieg ein und der Wagen rollte der Wilhelmsstraße zu, in der die Ministerin wohnte.

Fellmer schlich sich in das Haus der Präsidentin, dessen Portier er kannte.

V.

Am Vorabend des Benefiztages fuhr eine leichtgebaute Chaise, in der zwei Herren saßen, den Weg dahin zum Oberforstamte zu Wilhelmsfelde. Es war in den warmen Mittagsstunden, trotzdem aber hatte sich einer der Herren in einen Pelz gehüllt und mit einer Mütze bedeckt, während sein Gesellschafter mit einem leichten Mantel bekleidet war, der, halb von seinem Nacken herabgleitend, die breite Brust und die stolzen Schultern des kräftigen Mannes sehen ließ, zugleich saß der elegante Hut auf der Fülle der lichtbraunen Locken keck auf einer Seite. Die dunkeln Augen dieses Mannes, dem man es nicht ansah, daß er bereits weit im vorgerückten Mannesalter stand, sahen sich mit Lust in der Landschaft um und schienen die wohlbekannten Gegenstände zu begrüßen. Es war drei Uhr, als man im Forsthause anlangte.

Der Oberförster kam seinen Gästen entgegen und auf der Schwelle des Hauses stand die Frau Oberförsterin mit zwei Töchtern. Iffland und der Collaborator Roland, denn dieses waren die Reisenden, stiegen aus und Iffland warf sich in die Arme des Oberförsters. Der Collaborator bat, man möchte ihm erlauben, erst in der Stube seinen Pelz abzulegen, da er die noch immer rauhe Luft scheue. Die beiden Mädchen nahmen den ängstlichen Mann in ihre Mitte, führten ihn in das große Besuchzimmer und nahmen ihm hier vorsichtig die Winterbekleidung ab; ein kleines Jäckchen, leicht gefüttert, behielt er jedoch an, da, wie er sagte, man in dieser Zeit gewöhnlich aufhöre zu heizen und daher die Zimmer oft empfindlich kühl seien.

Der Oberförster, der bereits dreißig Jahre dieses Amt bekleidete, war ein Mann von altem Schrot und Korn, von einfachen Sitten und mit einer Physiognomie, die Ehrlichkeit und Herzensgüte ausdrückte. Sein bereits völlig ergrautes Haar trug er zurückgekämmt und mit einem Hornkamme im Nacken festgehalten; die Eheliebste dieses Ehrenmannes war eine noch ganz wohlerhaltene, hübsche Matrone in einem ländlichen einfachen Putze. Die Kaffeekanne stand auf dem Tische und eben aus dem Ofen gekommenes Backwerk dampfte in einer Porzellanschüssel. Der Fußboden des Zimmers war mit Sand bestreut und die Vorhänge des Fensters blendend weiß. Die Fenster standen offen und gestatteten einen Blick in den bereits ziemlich grünen Wald.

„Alter Bruder," rief Iffland, nachdem die ersten Fragen und Begrüßungen vorbei waren, „ich komme, Dich zu morgen in's Schauspiel einzuladen. Der arme geplagte Mann, der Iffland, hat sein Benefiz; ich hoffe, Du wirst dem armen Teufel den Trost Deiner Gegenwart nicht versagen."

Der Oberförster sah seine Frau an und Beide nickten und sagten mit einem freundlichen Lächeln:

„Wir werden kommen."

„Herr Collaborator, eine Pfeife echten Knasters, wenn's beliebt," sagte der Alte zu dem Gaste, der beschäftigt war, eins der Fenster zu schließen.

„Ich rauche nicht, lieber Herr."

„Sie rauchen nicht? Ei, wer nicht liebt Wein, Tabak und Gesang, der bleibt ein Thor sein Lebenlang," sagte der Alte und setzte darauf hinzu: „Sie bemerken wohl, ich habe das Lied verändert, statt Weiber nehme ich Tabak, und das thue ich meiner Alten zum Verdruß, die den Tabak nicht leiden mag."

„Weil er die Vorhänge schwärzt," erklärte die Oberförsterin, die dem Collaborator einen freundlichen Blick zusandte.

„Uebrigens, wenn Dr. Luther den Tabak gekannt hätte, wer weiß, ob er nicht selbst das Lied so gedichtet hätte, wie ich es singe," gab der Oberförster noch zum Besten und sah sich schalkhaft dabei das weibliche Personal seines Hausstandes an.

„Sicherlich nicht, alter Freund," erwiderte Iffland, der eine kurze Thonpfeife genommen hatte und diese ziemlich ungeschickt handhabte, denn er war auch kein Raucher; „unser Doctor Martinus hatte an seiner Bora die Frauen von einer Seite kennen gelernt, die ihn lehrte, sie dem besten virginischen Kraute, wenn er es auch gekannt und geliebt, weit vorzuziehen."

„Nun, es war auch nur Scherz," begütigte der Sprecher. „Was macht denn Euer Junge?"

„Er exercirt fleißig."

„Das ist recht. Ein junger Hund will einen Knochen haben, an dem er nergelt und die Zähne übt. Das unnütze Herumwirthschaften mit Gewehr und Patronentasche ist dazu gut, daß die junge Kraft etwas zu thun hat und nicht auf Abwege geräth. So sehe ich die Sache an. Sonst ist der Soldat im Frieden eigentlich eine alberne Figur."

„Er hat neulich wieder den ersten Preis im Scharfschützencorps erhalten," sagte Iffland. „Der Junge schießt, wie der Teufel."

„Nicht wie der Teufel, lieber Director," verbesserte die Frau Oberförsterin, „der böse Feind ist allezeit ein erbärmlicher Schütze gewesen; er hat, wo er es auch darauf angelegt, nie in's Ziel getroffen."

„Was weißt Du davon, Alte," bemerkte der Mann, „hat Dir das unser Herr Pfarrer gesteckt, mit dem Du gestern Abend eine Partie l'Hombre spieltest?"

„Ich weiß, was ich weiß," erwiderte das Mütterchen schnippisch. „Aber wo ist denn Mamsell Lohmann? Hat sie keine Zeit gehabt, mit Ihnen herauszukommen?"

„Sie studirt ihre Rolle."

„Hm!" nahm der Oberförster das Wort, „das Mädchen ist brav, ich habe nichts gegen sie, ihr seliger Vater ist mein Jugendfreund — dennoch, ich sage es nochmals, nehme ich sie nicht zur Tochter an — denn eine Schauspielerin —"

„Nun — nun! Sprich nur aus, alter Knabe!" brummte Iffland.

„Du bist mein Freund, August, und bist ein Ehrenmann. Alle Welt kennt Dich als solchen, von Dir also kann nicht die Rede sein. Ich spreche nur von dem Stande überhaupt. Es ist noch gar nicht so lange her, daß die Obrigkeit und die hohe Geistlichkeit sogar ein ehrliches Begräbniß einem Manne versagte, der vor den Lampen agirte."

„Eben weil es so war, so ist es jetzt nicht mehr so und wird noch besser werden!" rief Iffland. „Der Schauspieler ist eingetreten in die Reihe der Künstler, und ein echter Künstler soll seine Mitmenschen belehren, bessern und alles dieses, indem er sie erheitert und erfreut. Ich will nicht sagen, daß ich ein guter Schauspieler bin, es gibt bessere wie ich, und dennoch ist es mir mehr als einmal gelungen, junge Verirrte auf die Bahn der Tugend einzig durch meine Kunst zurückzuführen. Nur an ein Bei-

Digitized by Google

ſpiel will ich erinnern, es iſt auch hier bekannt — jener junge, leichtſinnige Mann aus den vornehmen Ständen, der ſich dem Spiele ergeben hatte, durch meinen „Spieler“ iſt er geheilt und den Seinigen, die ihn bereits verloren gaben, wiedergegeben worden.“

„Und ich könnte noch mehr ſolche Exempla anführen,“ nahm der Collaborator das Wort. „Man muß alte Vorurtheile fallen laſſen, wo ſie nichts nützen.“

„Und nun vollends das Mädchen! Hm, hm!“ murrte der Alte. „Das hübſche junge Ding! Die lange Zeit hin, denn der Anton kann jetzt doch nicht an's Heirathen denken; er muß ſeine Dienſtzeit vor allen Dingen überſtehen und dann — nach einem einträglichen Amte ſehen.“

„Das Mädchen bleibt unterweilen in meinem Schutze.“

„Wie geſagt, es wird nichts daraus; gebt Euch nur keine Mühe.“

Die Frau ſtand auf, ſchenkte die Taſſe ihres Eheherrn wieder voll und ſagte dabei:

„Alter, wenn ſich die jungen Leutchen nun aber lieben?“

„Ei, es liebt ſich in dieſen Jahren allerorts. Laßt das Mädchen von der Bühne fort und ich gebe flugs meine Einwilligung.“

„Das ſoll nimmermehr geſchehen,“ rief Iffland haſtig; „das Kind hat Talent, es wird eine brave Künſtlerin werden und ſie ſoll bleiben, wo ſie iſt. Das ſage ich.“

Eine Pauſe entſtand, während ſämmtliche Mitglieder des kleinen Familienkreiſes verſtimmt und Jedes ſeinen Gedanken nachgehend, von ſeinem Nachbar keine Notiz zu nehmen ſchien. Der Collaborator mahnte zuerſt an die Heimfahrt, denn es wurde ſpät und Nebel ſtiegen auf. Iffland trennte ſich von ſeinem alten Freunde, indem er ihm nochmals das Verſprechen abnahm, morgen im Schauſpiel nicht zu fehlen.

Unterwegs war von der Weigerung des Alten die Rede, ſeine Zuſtimmung zur Heirath zu geben.

„Ich erwarte viel von dem morgenden Abend,“ ſagte Iffland, „wenn er, der das Theater ſeit undenklichen Zeiten nicht beſucht hat, das Mädchen wird ſpielen geſehen haben, wird er andern Sinnes werden. Ich werde als ſein Ebenbild auf der Bühne ſchon das rechte Wort finden, ihm zu Herzen zu reden. Er wird, er muß ſich fügen.“

„Das gebe der Himmel.“

„Er wird es geben.“

„Ein glückliches altes Pärchen das!“ fing der Collaborator nach einer Pauſe an, „wie ſie ſo ſtill und friedlich in ihrem Waldhauſe beiſammenwohnen! Die Vögel ſingen ihnen vor den Fenſtern und von den grünen Zweigen weht es kühl herein.“

„Nicht wahr, das gefällt Dir, alter Hageſtolz?“

„Die Medaille wird indeſſen auch ihre Kehrſeite haben.“

„Freilich, die Kehrſeite iſt, daß alles Glück auf Erden keine Dauer hat. Auch unſer Philemon und Baucis werden im Verlauf einiger Jahre unter dem Schatten des Dorfkirchhofs ruhen.“

„Das meine ich nicht.“

„Eine andere Kehrſeite hat die Medaille nicht. Es ſind ein paar kreuzbrave, alte Leute, die drei gutgeartete Kinder haben und die dreißig Jahre glücklich miteinander leben.“

„Ach!“

„Fehlt Dir etwas? Sticht's Dir im Bein?“

„Nein. Soll's mir denn immer im Bein ſtechen? Es ſcheint, Du hältſt mich für gar nichts mehr im Leben nütze. So ganz miſerabel bin ich denn auch nicht!“ — Der Collaborator ſchob hier ſeine Pelzmütze keck auf ein Ohr und munter aus ſeinem Pelzkragen hervorſehend, rief er plötzlich: „Ich könnte noch heirathen.“

„Alle gute Geiſter!“ rief Iffland und fuhr entſetzt in die Höhe.

„Ja — ja, mach' nur Deine Poſſen! Ich ſage, ich könnte noch heirathen, und ich will heirathen. Das Bild im Förſterhauſe hat mich auf Gedanken gebracht.“

„Eine der Töchter des Oberförſters?“

„Nein. Wo paßte ich wohl zu dieſen Mädchen? Und übrigens immer im Walde wohnen könnte ich auch nicht. Das Haus muß feucht ſein! Ich glaube, in dem Winkel, wo ich ſaß, Schwämme bemerkt zu haben.“

„Pilze, willſt Du ſagen, und unter den Pilzen Molche und junge Ottern.“

„Mit Dir iſt über nichts Ernſtes zu ſprechen.“

„Wie willſt Du heirathen? Du haſt ja ſo wenig Frauenbekanntſchaften. So einſam wie Du lebſt, oder vielmehr vegetirſt, ſiehſt Du Niemand.“

„Es braucht auch keine zu ſein, die ich erſt jetzt kennen gelernt.“

„Ach ſo!“ rief Iffland, und ein Zug von froher Ueberraſchung malte ſich in ſeinem Antlitz. „Alſo eine alte Bekanntſchaft.“

„Gerade keine alte Bekanntſchaft, nur eine Bekanntſchaft aus alter Zeit.“

„Ich verſtehe. Die Tochter des Buchhändler Bernhard in Mannheim.“

„Ach was, dieſes gelehrte und verbildete Geſchöpf, die überdies drei Jahre älter iſt wie ich. Ich meine eine Andere.“

„Eine Andere?“

„Nun ja doch. Wie Du ſchwer von Begriffen biſt! Eine Andere, Eine, die halb und halb bereits meine Zuſage hat. Kann ich überhaupt mit einem Weibe glücklich werden, ſo iſt es die. Darüber habe ich bereits nachgedacht.“

„Nimm es mir nicht übel, Du denkſt ziemlich lange nach — zwanzig Jahre und darüber. Wer weiß, was aus der Armen geworden iſt.“

„Ja, wer weiß das! Sie irrt vielleicht umher — wahrſcheinlich iſt ſie jetzt glücklich verheirathet. Mit einem Worte, ich will nur ihren Namen ausſprechen: es iſt Florine, die ich meine. Aber wir wollen nun dieſes Geſpräch abbrechen, es führt zu nichts. Die kalte Luft bringt Einem beim Sprechen in den Mund.“

Iffland wandte ſich ab und halb lachend, halb ärgerlich rief er bei Seite: „Verdammter Egoiſt! Es genirt Dich, von ihr zu ſprechen! Selbſt das Bischen kalten Lufthauch willſt Du ihretwegen nicht dulden.“

„Was ſagteſt Du da?“ fragte der Collaborator neugierig.

„Ich bewunderte die alte Tanne dort,“ entgegnete der Gefragte; „ſteht ſie nicht ſehr maleriſch da?“

„So ziemlich. Haſt Du keine Nachrichten von Florinen?“

„Nein.“

Die Freunde ſchwiegen, und bei völliger Dunkelheit fuhr man in die Stadt ein. Iffland begab ſich in ſeine Wohnung, um Vorkehrungen zu der morgenden Feſtvorſtellung zu treffen.

VI.

Fräulein Erland, die der Leſer unter dem Namen Florine kennt, kehrte früher, als ſie gewollt, nach Hauſe zurück, da ſie die Bekannte, welche ſie in Moabit hatte beſuchen und bei ihr den Tag verbringen wollen, nicht zu Hauſe gefunden. Sie nahm ihren Weg durch das Brandenburger Thor, die „Linden“ entlang und blieb, da ſie eben keine Eile hatte, bei einer Gruppe Leute ſtehen, die den Theaterzettel laſen, der an einem der Bäume angeklebt war. Schon lange hatte Florine ſich nicht um das Theater gekümmert, ja gefliſſentlich vermieden, einen Zettel anzuſehen, jetzt blickte ſie hin, weil ſie wiſſen wollte, weshalb die Leute ſo eifrig ſprachen. Sie erfuhr, daß dieſen Abend Iffland ſeine Benefizvorſtellung habe, und daß „die Jäger“ gegeben würden. Das Stück regte alle trübe Erinnerungen in ihrer Seele auf, und ſie wollte raſch vorüber eilen, als das heftige Gezänke, das immer lauter wurde, ſie aufhielt und machte, daß ſie auf die lärmend ausgeſtoßenen Worte lauſchte. Augenſcheinlich waren die Sprechenden Arbeitsleute, die einen Mann in ihrer Mitte hatten, deſſen Kleidung zeigte, daß er den höheren Ständen angehörte. Er theilte Geld aus, und da Einige nicht ſo viel erhielten, als ſie beanſpruchten, machten ſie Lärm.

„Ich kann zehn Mann ſtellen,“ rief ein breitſchulteriger Mann mit einer Lederſchürze, „und ſie ſollen ihre Sache gut machen, aber freilich kann ich unter einem halben Thaler für den Mann nicht zufrieden ſein. Das ſieht Jeder ein. Warum ſollen meine Leute weniger bekommen, als der Jude dort? Pfeife iſt Pfeife und ich wüßte nicht, daß eine chriſtliche Lunge weniger Luſt hätte, als die eines Muſchels! Hinausgeworfen von der Polizei wird man am Ende doch, das riskirt man! Alſo zwanzig Groſchen für den Mann, denk ich.“

„Warum nicht gar, Meiſter Bartels, bedenkt, daß es dem Grafen alsdann zu theuer kommt.“

„I, so laßt ihn selbst sich hinstellen und pfeifen. Uebrigens ist der Herr Director ein braver Mann, wie die Leute sagen, und bei meinem Vetter, dem Schuhmacher, läßt er seit Jahr und Tag arbeiten und bezahlt pünktlich; also ist's mir nicht einmal ganz lieb, mich in die Sache einzulassen; es geschieht, weil es meinen Gesellen Plaisir macht, und sie sich ein paar Kannen Bier verdienen."

„Nun, seid still, Meister," — rief der Mann mit der Börse; „geht Alles nach Wunsch, so sollt Ihr an dem Herrn Grafen keinen Geizhals finden. Nur rechten Lärm gemacht und zur rechten Zeit, Ihr müßt auf die Loge Nr. 8 merken, sobald Ihr ein weißes Tuch über die Brüstung herabhängen seht, so seid flugs bei der Hand. Jetzt geht, um fünf Uhr findet Ihr Euch zusammen seitwärts am Schauspielhause, da trefft Ihr auf mich, und wenn Einer oder der Andere noch etwas wissen will, ich sag es."

Florine setzte kopfschüttelnd ihren Weg fort. Es schmerzte sie, zu hören, daß man ihrem Freunde und Gönner eine so unwillkommene Ueberraschung an seinem Festtage bereiten wollte, und sie beklagte, zu schwach zu sein, um es hindern zu können.

Wie sie in ihre Wohnung trat, fand sie die Thüre angelehnt, und in dem Vorzimmer eine junge Dame im Schleier sitzen, die aufstand, als sie sich zeigte, und ihr einen Wink gab, leise aufzutreten, und die Thüre nur lose wieder anzulehnen. Die Eigenthümerin der Wohnung sah verwundert den Gast an, der sich gebehrdete, als wäre er hier zu Hause. Sie vernahm mit Staunen die Frage, was sie wolle und wen sie suche.

„Was ich hier will?" entgegnete Fräulein Erland, „ich könnte, wie es scheint, mit größerem Rechte diese Frage an Sie richten, meine schöne Dame, ich wohne hier."

„Ach" — rief der Gast leise flüsternd, „so sind Sie die Frau, von der der edle Mann, der mich hierher geführt, gesprochen hat."

„Hierher geführt? Und weshalb?"

„O sprechen Sie leiser. Hier, dicht neben uns in jenem Zimmer liegt ein Mann todtkrank auf dem Lager."

„Ein Mann? Und wer?"

„Es ist der beste, der edelste Mann, mit einem Worte, es ist mein Beschützer, mein väterlicher Freund. Ein plötzlicher Krankheitsanfall hat ihn auf der Straße getroffen und Herr Fellmer — heißt Ihr Verwandter nicht so?"

„Ja, Herr Fellmer. Er ist übrigens nicht mein Verwandter."

„Gleichviel, dieser brave Mann hat meinen väterlichen Freund auf der Straße erkrankt gefunden, hat ihn hierher gebracht, und zugleich mich aufgesucht, um mich zu dem Kranken zu führen. O, wie danke ich ihm diese Vorsorge! Ich habe Gelegenheit, meinen edlen Freund zu pflegen. Herr Fellmer ist gegangen, um den Arzt zu bringen. Ich zähle die Minuten, bis er wieder kommt, und wo es mir vergönnt sein wird, in das Zimmer zu gehen."

„Aber, meine Liebe, wie heißen Sie?"

„Sophie Seelfeld."

„Hab nicht die Ehre, Sie zu kennen. Und jener Mann drinnen, der erkrankt ist?"

„Der Schauspieldirector Iffland."

„O, was Sie sagen! Der arme Mann! Und gerade heute, an seinem Benefiztage! Welch ein Unglück!"

„Jawohl, und auch ich sollte heute spielen —"

„Sie, meine schöne Dame? Also Sie sind Schauspielerin?"

„Schülerin unseres großen Meisters."

„Hm! Wollen wir denn hineingehen und nachsehen."

„O, nicht doch! Das leide ich nicht; es darf Niemand in's Zimmer."

„Warten Sie schon lange hier?"

„Eine halbe Stunde. Still! ich höre Tritte. Das wird Herr Fellmer mit dem Arzte sein."

Florine, die Thür ein wenig öffnend, lispelte: „Richtig, es kommen zwei Herren die Treppe herauf! Der Eine kehrt um, als er mich erblickt. Was bedeutet das?"

„O Himmel! ich zittre, weshalb geht der Arzt wieder fort?"

„Mein Kind, es ist kein Arzt. Zufällig kenne ich jenen Herrn. Es ist ein vornehmer Officier, der in der Nachbarschaft wohnt. Doch da ist Fellmer."

Der ehemalige Schauspieler trat mit Zeichen der Bestürzung und des Verdrusses in's Zimmer. Er rief mit heller Stimme seiner Gefährtin zu: „Weshalb zurückgekehrt? Was soll das? Du wolltest ja den ganzen Tag und den Abend fortbleiben."

Florine trat an ihn heran und sagte ebenfalls flüsternd: „Was geht hier vor? Was ist mit dieser jungen Dame und dem kranken Manne da drinnen?"

Fellmer lachte, ballte die Faust gegen Florinen und rief drohend: „Schweig, Närrin! Mußt Du nach Hause kommen, um einen Spaß zu verderben? Mach, daß Du fortkommst — geh — geh!"

„Ich bleibe!"

Sophie trat an die Beiden heran und lauschte, plötzlich stieß sie einen lauten Schrei aus, und stürzte in das bis jetzt verschlossen gehaltene Zimmer, sie fand es leer.

„Wo bin ich?" rief die Arme händeringend, „wo hat man mich hingeführt? Alles Täuschung! Es ist kein Kranker da."

Florine zog die Jammernde zu sich, Fellmer hatte sich fortgeschlichen. Ein kurzer, heftiger Wortwechsel hatte zwischen den Beiden stattgefunden. „Der Elende! Das wagt er *mir* zu bieten! In meiner Wohnung, wo ich ihn aus Barmherzigkeit aufgenommen! Hier will er sein Bubenstück ausführen! Schändlich! Und hätte ein glücklicher Zufall mich nicht nach Hause geführt — was dann? Armes, armes Kind, wie verrucht hat man mit Ihnen gespielt! Ich bin Ihr rettender Engel!" so rief, laut und mit mildem Klageton die unglückliche Florine, die mit ihrem Gaste inniges Mitgefühl hatte.

Scheu und aufgeregt blickte Sophie sie an, doch in Ton und Miene der Sprechenden lag etwas, das Vertrauen einflößte.

„Lassen Sie mich fort" — bat das Mädchen — „o Gott, wie hab' ich so leicht diesem fremden Manne folgen können! Allein seine Lüge klang so sehr nach Wahrheit! Mein theurer Beschützer krank, *ich* zu seiner Pflege nöthig! O, der Gedanke hätte mich bis an's Ende der Welt gelockt."

Florine überhäufte das schöne Mädchen mit Liebkosungen. „O, beruhigen Sie sich, liebes Kind — jetzt ist die Gefahr vorüber. Sie sind in meinen Händen und sicher. Aber der Plan war teuflisch! Sie sollten hier mit einem Wüstling zusammengeführt werden, der Ihnen wahrscheinlich schon lange vergebens nachgestellt, und sich jetzt der Hülfe jenes Elenden bedient hat, um zu seinem Zweck zu gelangen. Unbelauscht und ungestört wollte der Abscheuliche Sie hier sehen. Man wußte, daß ich den Tag und den Abend ausbleiben würde! Sie hätten vergebens nach Hülfe geschrieen, denn meine Wohnung liegt abgelegen. O, und noch ein schändlicher Beweggrund trieb ihn, gerade den heutigen Tag zu wählen; er beabsichtigte zugleich, da Sie auf der Bühne beschäftigt sind, die Darstellung zu hindern, und dadurch seinem Feinde Iffland, den er haßt, einen empfindlichen Streich zu spielen. Ich durchschaue Alles klar! Aber dem Himmel Dank, das Werk des Bösen ist vereitelt. Kind, theures Kind — kommen Sie zu sich! Erholen Sie sich. Eine mütterliche Freundin hält Sie in Ihren Armen. O, auch ich habe Aehnliches erlebt, auch ich habe auf derselben Laufbahn, die Sie jetzt zu betreten Willens sind, grausame Schicksale zu überstehen gehabt. Theure junge Freundin, fassen Sie Muth! Lassen Sie uns überlegen, wie wir Sie den Ihrigen wieder zuführen, ohne daß ein Wort von diesem unglücklichen Abenteuer verlautet. Es ist am besten, man schweigt von dergleichen. Wo wohnen Sie? Ich selbst will Sie hingeleiten, denn der Schreck hat Ihre Kräfte gelähmt, Sie können ohne Hülfe nicht über die Straße gehen. Kommen Sie. Aber mir soll der Elende nur wieder vor's Auge kommen! Von heute an sind wir geschiedene Leute! Sie haben mir nicht geantwortet — wo Sie wohnen?"

Sophie nannte die Straße und das Haus der Präsidentin.

„Bei alledem," setzte Florine hinzu, „freuen Sie sich, daß es demnach mit der Erkrankung Ihres Freundes nichts ist."

„Gewiß, dies ist ein großer Trost für mich. Aber ach — wie spät ist es?"

„Nahe an sechs, mein liebes Fräulein."

„Himmel, da soll ich ja längst schon im Theater sein! Er wird auf mich warten! Er wird nicht wissen, wo ich geblieben bin. Ich kenne seine Unruhe, seine Besorgniß um mich. Man wird mich überall gesucht haben! Gott — welch einen Kummer, welch einen Schreck bereite ich den guten Menschen, die sich meiner angenommen!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Land und Leute.

Nr. 10. Der Dollart.

Wenn Du, geneigter Leſer, mit mir hinauswanderſt von meiner Vaterſtadt *Emden* zu der eine halbe Stunde entfernten Schleuße, ſo erblickſt Du vor Dir eine große Waſſerfläche, der vor ungefähr ſechs Jahrhunderten die reichſte und bevölkertſte Gegend Oſtfrieslands weichen mußte. Fünfzig blühende Dörfer und die Stadt Torum, eine ſchöne, volkreiche Stadt mit einem berühmten Markt und einer Münze, mit reichen Einwohnern, in deren Mitte allein acht Goldſchmiede ihr reichliches Auskommen fanden, lagen auf dieſem gottgeſegneten Strich Landes. Allenthalben ſah das Auge fette Weiden und Wieſen, bedeckt mit dem köſtlichſten Vieh. Und in der Stadt und in den Dörfern lebten viele tauſend Menſchen. Aber das unerſättliche Meer hat nach und nach die Stadt, die Dörfer und die Menſchen verſchlungen. Wo früher der Landmann frohen Muthes den Pflug lenkte oder der Schnitter das goldne Korn mähte, wo muntere Thiere ſich auf der Weide tummelten, wo die geſiederten Sänger ihre Loblieder erſchallen ließen, — da ſiehſt Du jetzt nur Waſſer und wieder Waſſer, den gehenden oder kommenden Schiffer, den windſchnell dahinſchießenden Buttfiſcher oder die einſame Möve. In weiter Ferne ſiehſt Du vor Dir links oſtfrieſiſches, rechts holländiſches Land.

Der oſtfrieſiſche Schlammfiſcher.

Trittſt Du aber zur Zeit der Ebbe an den Dollart — denn ſo heißt der Meerbuſen um ſeiner *tollen Art* willen, beſonders im Herbſt und Frühling — ſo iſt das Bild ein noch troſtloſeres. Denke Dir eine weit ausgedehnte, braungelbe, ſchlüpfrige Fläche, hier mehr, dort weniger über dem Waſſer erhaben, welches zu dieſer Zeit auch noch in den Rinnen und Löchern zurückbleibt; eine durch die ruheloſe Wirkung der Wellen gefurchte und runzelige Fläche, die weder lieblich, noch wild, noch erhaben erſcheint, ſondern deren Anblick Dich mit Langeweile erfüllt — ſo haſt Du ein getreues Bild des äußern Dollartbodens.

Verſchiedene Urſachen haben dazu mitgewirkt, daß das Meer Herr wurde über das Land: die Lage und Art des Landſtriches, die Uneinigkeit der Bewohner und die Macht des ungeſtümen Elements. Die Küſte beſtand aus einem hohen und kräftigen Kleiboden, konnte daher dem Meere die Spitze bieten; aber das Binnenland war ſo niedrig und moorig, daß der Feind, nachdem er einmal eingedrungen war, hier die größten Verheerungen anrichten konnte. Emmius, der Vater der frieſiſchen Geſchichte, ſagt:

„Der Boden in unmittelbarer Nähe der Ems iſt dicht und zähe, weiter im Lande hinein aber niedrig und moorig, er bewegt ſich unter den Füßen, wie wenn er zittert; er iſt daher nicht ſtark genug, gewaltigen Fluthen Widerſtand zu leiſten. In ſolchen Fällen wird hier und dort der Boden mit Häuſern und Wieſen in größer oder kleinerer Ausdehnung vom Waſſer emporgehoben. Dies mag wunderbar erſcheinen und Fremden unglaublich, wir ſelbſt würden daran zweifeln, wenn nicht der Augenſchein uns gezeigt hätte, daß bei ſtarken Waſſerfluthen ganze Strecken Landes, wie Schiffe, mit Vieh, Dörfern, Weilern und Kirchen dahin trieben.“

Wie ſehr nun auch bei dieſem Zuſtande ein ſorgfältiges und einmüthiges Bewachen der Schutzwehren des Landes, der Deiche, noth that, ſo herrſchte doch unter den Einwohnern und beſonders unter den größern Grundbeſitzern und Häuptern des Landes zu viel Eiferſucht, Feindſchaft und Uneinigkeit, als daß ſie für den Unterhalt der Deiche und, wenn dieſe beſchädigt waren, für die nothwendigen Arbeiten geſorgt hätten. Oftmals fehlte es auch an der nöthigen öffentlichen Gewalt, ſie zu ihrer Pflicht zu zwingen, und ſo konnte denn auch jener Uebermüthige, der mit ſeinen Nachbarn im Streite lag, ungeſtraft ſeinem Trotz freien Lauf laſſen: Lieber will ich meine Ländereien eine Lanze hoch unter Waſſer ſtehen ſehen, als daß ich Hand anlege, meinen Feinden zu helfen.

Dieſe Uneinigkeit ſowohl, wie der Mangel an Kräften, trugen die Schuld, daß nur wenig für Inſtandhaltung der Deiche gethan ward, ſo daß, als am 25. December 1277 eine neue Fluth hereinbrach, dieſelbe leichte Arbeit fand, die niedergeriſſenen Deiche vollends zerſtörte und die daranſtoßenden ebenfalls ganz darnieder legte.

Digitized by Google

Nun hatten die Gewässer freien Spielraum im Lande, und weil sich jedes Jahr die erschrecklichsten Wasserfluthen wiederholten, der Boden im Innern des Landes aber, wie bereits gesagt, so niedrig und sumpfig war, so wurde bald hier, bald dort ein Stück vom Wasser emporgehoben und davongeführt, ein Dorf nach dem andern verschlungen und die Einwohner theils zur Auswanderung gezwungen, theils auf Meeresgrund gebettet. An noch andern Stellen senkte sich dagegen der ganze Boden unter der Last des überströmenden Wassers.

Immer schwieriger wurde der Wiederaufbau der zerrissenen Deiche, und als in Folge dessen zehn Jahre hindurch das Meer im Lande nach Willkür geschaltet und gewaltet hatte, da machte die denkwürdige Fluth vom 14. December 1287 das Maß des Jammers voll. Nicht blos unsere Gegend, sondern ganz Friesland wurde von ihr heimgesucht. Tage lang schon hatte das empörte Element gewüthet und die Küstenbewohner sahen mit sorgenvollem Blick in die verhängnißvolle Zukunft. Der Regen goß in Strömen vom Himmel, der Sturm heulte, entwurzelte Bäume und hob die Dächer von den Häusern, das Wasser stieg höher und höher. Schwarz und finster schaute der Himmel darein, kein freundliches Sternlein leuchtete der bedrohten Schwester Erde. Kurz nach Mitternacht brachen die noch unversehrt gebliebenen Deiche und mit wilder Eile stürzten sich die wüthenden Fluthen über das herrliche Land — Alles vernichtend, Menschen und Vieh verschlingend!

Ganze Strecken Moorboden wurden emporgehoben und in höhere Gegenden geschwemmt. In solchen Strichen, wohin seit Menschengedenken nie Meerwasser gedrungen war, stand die Fluth 5 Fuß hoch. Nach den Berichten damaliger Zeit wurden von Staveren bis zur Ems 70,000 Menschen verschlungen. Selbst die gewöhnliche Feindschaft der Menschen und Thiere erlosch, denn man sah auf einem Balken einen Mann, einen Wolf, einen Hund und ein Häslein herantreiben.

Freilich hat diese Fluth nicht den ganzen Dollart geschaffen, manches Dorf, und auch Torum, war, wenn auch stark von ihr heimgesucht, doch noch nicht dem allgemeinen Verderben anheimgefallen. Man legte neue Deiche an, aber immer wurden solche von den Wogen zerstört. Die folgenden Jahre und Jahrhunderte ließen die Ueberreste jener Gegend verschwinden. Der einzige übriggebliebene Rest einer $7\frac{1}{2}$ Quadratmeilen großen Fläche ist das kleine, aus nur einigen Häusern bestehende Nesserland, eine halbe Stunde von Emden entfernt.

Doch das Meer hat seinen Raub nicht auf immer behaupten können. Im Laufe der Zeiten hat man demselben bereits mehr als 5 Quadratmeilen wieder entrungen und in herrliche Polder verwandelt. Aber für Ostfriesland hat jener Tausch wenig Gewinn gebracht. Ist auch der wiedergewonnene Boden ungleich besser, als der untergegangene, so hat doch unser Ländchen von seiner Fläche, die zum allergrößten Theile hierher gehörte, kaum mehr als $\frac{3}{4}$ Quadratmeile wieder zurückerhalten; alles Uebrige ist der holländischen Provinz Groeningen zugefallen.

Aus der Mischung des ausströmenden Binnenwassers mit dem hellgrünen Seewasser entsteht eine trübe Fluth, welche als Schlamm oder Schlick niederschlägt. Bald häuft sich dieser dergestalt an, daß er zur Ebbezeit trocken liegt; der Boden erscheint schon freundlicher, aber ebenfalls noch einförmig, und vergebens sucht Dein Auge Pflanzen, zu deren Erzeugung der Boden noch nicht geeignet ist. Wohl hat er schon Neigung dazu, denn wenn, besonders nach einem recht strengen Winter, der Frühling kommt und die ganze Natur sich mit Blättern und Blüthen schmückt, dann überzieht sich auch der Schlamm mit einer dünnen, braunen Kruste, dann blüht auch der Schlamm, doch bald nimmt das Wasser diese Kruste weg und bis spät in den Sommer spielt die Fluth damit. Näherst Du Dich mehr dem Deiche und kommst zum älteren Schlamm, der unter dem Einflusse der Sonne und des Windes allmählich fester geworden ist, so findest Du hier an der Grenze des scheinbaren Nichts den Glasschmalz (Salicornia herbacea), kleine saftige Pflanzen, die, wenn sie schaarenweise von Wind und Wasser hin- und herschwanken, wie ein gewaltiger Wald en miniature erscheinen. Je strenger der Winter gewesen, desto größer ist die Vermehrung dieser Pflanze, während wenig oder gar kein Frost derselben ungünstig ist. Durch sie wird der Anwachs schnell gefördert, der ihr aber für seine größere Selbstständigkeit dadurch dankt, daß er sie vertreibt und statt ihrer eine andere Pflanze auftreten läßt: die schöne, kräftige Meerstrandsaster (Aster tripolium), die vier bis sechs Fuß hoch wird und mit ihren schönen blauen Strahlen und goldgelben Röhrchen im September und October ein Schmuck unseres Anwachses ist. Regenreiche Winter und Frühlinge vermehren dieses Gewächs sehr stark, Frost und lange trockene Witterung ist ihrem Wachsthum weniger günstig. Aber sie wird nicht überall auf dem Anwachs gefunden. Ist derselbe sandig oder noch zu schlüpfrig, so macht sich der Glasschmalz freilich nichts daraus, er ist schon zufrieden, wenn er sich nur täglich im Fluthwasser tummeln kann; aber die Aster ist wählerischer; nur im fetten Schlammboden will sie prangen, in sandigem Boden kommt sie gar nicht oder nur sehr sparsam fort.

Noch einige andere saftreiche Kräuter, wie der feine Queller, der Seestrandsdreizack, der Windhalm, Ackerquecken überziehen mit ihren Ausläufern bald das Ganze und bilden so den eigentlichen Wiesenwuchs, der zur Austrocknung des schlammigen Bodens beiträgt, und ihn zur allmählichen Ansiedlung anderer Pflanzen geeignet macht.

Nun wird der Anwachs zum Weiden, in der Regel aber zum Heumachen benutzt, welches Heu um so kräftiger ist, je weniger andere Grassorten, besonders aber der Meerstrandswegerich, sich zwischen dem Queller befinden. Ist der Anwachs groß genug und lohnen sich die Kosten, so wird er eingedeicht und heißt nun Polder, in welchem bald prächtige Landhäuser, umgeben von den üppigsten Wiesen und fettesten Weiden, das Auge erfreuen. Die Kosten der Eindeichung sind groß, natürlich am größten da, wo der Feind am stärksten ist. Ostfriesland hat im Ganzen nicht weniger als ungefähr 36 Meilen Deiche, wovon die Unterhaltungskosten jährlich mehr als 70,000 Thaler betragen, ungerechnet der Arbeiten und Strohlieferungen, zu welchen hier und da noch die Eigenthümer von Ländereien, die am Deiche liegen, verpflichtet sind. Der ostfriesische Bauer hat gewiß nicht unrecht, wenn er sagt, daß ohne Deichlast er mit silbernem Pfluge pflügen könne. Die Höhe und Dicke der Deiche ist verschieden: die Höhe beträgt 17—22 Fuß, die obere Breite 10—14, die des Fußes dagegen 90—100 Fuß. An Stellen, wo sie besonders von der Gewalt des Meeres zu fürchten haben, hat man starke Eispfähle und Balken eingerammt; an der äußern (See- oder Fluß-) Seite liegen gewaltige Steine, die Kraft des zürnenden Neptuns zu brechen. Die Personen, unter deren Aufsicht die Deiche stehen, heißen Deichrichter.

Wunderbar ist der Ertrag der neuen Ländereien. Eine Chronik vom Jahre 1559 erzählt, daß Jemand, der in einem Theile eines neueingedeichten Polders fünf Tonnen Gerste ausgesäet, sich eines Reinertrags von 300 Tonnen erfreut, also sechzigfältige Frucht geerntet habe.

Der Dollart ist ziemlich reich an Fischen: Garneele, Aal, Butt, Stör wird viel gefangen. Hauptsächlich beschäftigen sich die Fischer mit dem Fang der Garneele, doch weil sie davon nicht leben können, so legen sie sich auch auf den Buttfang. — Ist die Witterung des Frühlings eine warme und günstige, so kann der Fischer schon im April auf den Fang ausgehen und bis October, selten bis zum November damit fortfahren.

Eigenthümlich ist die Art und Weise, wie der ostfriesische Fischer bei dem Buttfange verfährt. Zur Ebbezeit stellt er in wohl halbstündiger Entfernung vom Deiche und weiter noch seine Fischreusen auf dem Schlamme aus. Um dahin zu kommen, was keinem menschlichen Fuße mözlich wäre, bedient man sich des Schlammboots, welches ungefähr 4 Fuß lang und $1\frac{1}{2}$ Fuß breit ist, und vorn einen auflaufenden Schnabel hat, um den Schlamm nicht vor sich her zu schieben. Es besteht nur aus einigen Planken, welche an den Seiten mit kleinen aufsteigenden Wänden versehen sind. Mit dem einen Knie ruht er auf dem hintern Theile des Bootes, stemmt sich mit den Händen auf eine die Wände verbindende Latte, und stößt sich mit dem meistens entblößten andern Fuße vorwärts. Vor ihm im Boot befindet sich ein Behältniß, die gefangene Beute aufzunehmen. Mit ausgezeichneter Schnelligkeit fliegt er mit seinem so höchst einfachen Fahrzeuge über den weichen Boden; ohne große Anstrengung legt er eine Stunde in einer Viertelstunde zurück, und für den, der solches nie gesehen, ist es ein seltsamer Anblick, wenn er den Fischer mit der Schnelligkeit des Windes dahin eilen oder daher kommen sieht. — Die gefangenen Fische werden nach Emden verkauft, und finden dort stets willige Abnehmer.

H. M.

Digitized by Google

Leben und Sterben eines deutschen Dichters.

(Schluß.)

In jener Zeit, wo er das Verhältniß mit seiner Geliebten löste, hatte er wohl aus Schmerz über ihren Verlust an Selbstmord gedacht, und einen derartigen Versuch gemacht. Sein Freund Rühle fand ihn eines Tages ohne Besinnung auf dem Bette ausgestreckt. Kleist hatte eine starke Dosis Opium genommen, die ihn zwar betäubte, aber nicht tödtete. Ueberhaupt kehrte er zu den verschiedensten Zeiten seines Lebens zu der Idee des Selbstmordes vielfach zurück. Der Gedanke scheint ihn oft beschäftigt zu haben; ein geheimnißvoller, gleichsam pathologischer Zug in seiner Seele, ein krankhafter Kitzel trieb ihn häufig an, mit Freunden das „Dafür" und „Dagegen" zu verhandeln. So äußerte er sich einmal in Gegenwart jener bereits angeführten Freundin fast heftig über den Selbstmord: „Solch ein Mensch," sagte er bei dieser Gelegenheit, „kommt mir gerade so vor, wie ein trotziges Kind, dem der Vater nicht geben wollte, was es verlangte, und das danach hinausläuft, und die Thür hinter sich zuwirft."

Ein ander Mal, ungefähr zehn Jahre vor seinem Tode, sprach sich Kleist in Gesellschaft seiner Freunde Rühle und Pfuel, an eben der Stelle vorübergehend, wo er sich später wirklich tödtete, wieder über den Selbstmord aus, wobei er besonders das Bedenken hervorhob, daß man bei einem solchen Versuche des Gelingens nie vollkommen versichert sei. Die Freunde gingen auf das für drei junge Männer seltsame Gespräch ernsthaft ein, und man nahm zuletzt gemeinschaftlich als die sicherste Todesart an, daß man zu Kahne auf ein tiefes Wasser fahre, alle Taschen voll schwerer Steine gepackt, sich auf den Bord setze, und das Pistol gegen sich abdrücke, um, wenn man sich nicht todtschieße, doch jedenfalls ertrinken zu müssen.

Nach einer mündlichen Mittheilung des Ministers von Pfuel soll Kleist diesen selbst, sowie den Dichter Fouqué mehrmals halb im Ernst, halb im Scherz aufgefordert haben, sich mit ihm zu erschießen. — Derartige Vorfälle deuten allerdings auf eine partielle geistige Störung hin, und die Spuren einer derartigen Trübung seines Verstandes lassen sich in dem Leben des Dichters nicht verkennen. Der alte Wieland schreibt von ihm:

„Herr von Kleist hatte etwas Räthselhaftes, Geheimnißvolles, das tiefer in ihm zu liegen schien, als daß ich es für Affectation halten konnte. Unter mehreren Sonderlichkeiten, die an ihm auffallen mußten, war eine seltsame Art der Zerstreuung, wenn man mit ihm sprach, so daß z. B. ein Wort eine ganze Reihe von Ideen in seinem Gehirn, wie ein Glockenspiel anzuziehen schien, und verursachte, daß er nichts weiter von dem, was man ihm sagte, hörte und also auch mit der Antwort zurückblieb. Eine andere Eigenheit und eine noch fatalere, weil sie zuweilen an Verrücktheit zu grenzen schien, war diese, daß er bei Tische sehr häufig etwas zwischen den Zähnen mit sich selbst murmelte, und dabei das Air eines Menschen hatte, der sich allein glaubt, oder mit seinen Gedanken an einem anderen Orte und mit einem ganz anderen Gegenstande beschäftigt ist."

Auch Goethe, dessen gesunde Natur sich von dem reizbaren Wesen des Dichters abgestoßen fühlte, urtheilt in einer ähnlichen Weise und zwar mit einer gewissen Strenge:

„Bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme hat mir Kleist nur Schauder und Abscheu erregt, wie ein von Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen ist."

Dieser bedenkliche Seelenzustand des Dichters spiegelt sich auch zum Theil in seinen Werken wieder, wo er mit Vorliebe die dunklen Nachtseiten in der menschlichen Natur oft gewaltsam herbeizieht und in grellen Farben schildert.

Wer möchte nicht an den kranken Tasso denken, mit dem Kleist auch die Schwerfälligkeit der Zunge gemein hatte! Aber der deutsche Dichter vereinte mit der Reizbarkeit seines italiänischen Leidensgenossen den durchdringenden Verstand und die geniale Schöpferkraft eines Shakespeare, die entschiedensten Gegensätze, welche ihn durch ihre seltsame Vermischung nur doppelt unglücklich machten. Daß er Momente in seinem Leben hatte, wo er geradezu geistesabwesend zu sein schien, bezeugt eine Scene, die Frau von Rühle in Dresden auf der Brühl'schen Terrasse mit ihm erlebte. Sie gingen hier nämlich eines Tages schweigend auf und nieder, als Kleist plötzlich ohne irgend eine Veranlassung die Worte ausstieß: „Ja, ja, es ist nicht anders, Müller muß sterben, ich muß ihn in's Wasser werfen, wenn er mir nicht seine Frau abtritt." — Er meinte damit den bekannten Schriftsteller und Publicisten Adam Müller, seinen besten Freund in der damaligen Zeit.

Frau von Rühle fuhr bei dieser Aeußerung erschrocken und um so mehr erstaunt zurück, da sie bei Kleist nie die mindeste Leidenschaft für die genannte Dame wahrgenommen hatte. Weil sie ihren Ohren nicht traute, ließ sie sich die Phrase nochmals von ihm wiederholen. Kein Zureden von ihrer Seite half, da er sich nicht auf nähere Erörterungen mit ihr einließ, und als er Müller bald darnach auf der Elbbrücke begegnete, machte er wirklich einen ganz ernsthaften Versuch, ihn über die eiserne Brustwehr in den Fluß zu stürzen.

Derartige Anfälle waren jedoch nur vorübergehend und immer wieder siegte seine Vernunft über diese unheimlichen Regungen einer kranken Seele. Sein ganzes Leben war ein fortwährendes Ringen mit dem Dämon in seiner Brust, ein Kampf gegen die finsteren Mächte des Schicksals, den er mit einer bewunderungswürdigen Energie immer siegreich bestand, bis er zuletzt erlag, nicht dem Wahnsinn, sondern dem bewußten Schmerze eines Mannes, welcher müde und verzweifelnd sich nach Ruhe sehnt.

Nachdem Kleist auf seiner Stube seine Manuscripte noch einmal angesehen, zog er aus einem verschlossenen Schubfache einen Haufen Briefe hervor. Die meisten rührten von seiner ersten Geliebten her, andere von seinen Freunden und Freundinnen, darunter die bekannte Gunderode, welche er am Rhein kennen gelernt hatte, und die Tochter Wieland's, die den Dichter wie eine Schwester und vielleicht noch zärtlicher geliebt haben soll. Aus den vergilbten Blättern wehte ihn ein Erinnerungsschauer an, sein ganzes Leben zog an ihm in diesem Augenblick vorüber. Auch einige Liebespfänder, vertrocknete Blumen, eine abgeschnittene Frauenlocke, Angedenken schöner Stunden, lagen dabei. Diese Schätze sollten nicht in fremde Hände fallen, nicht entweiht werden. Er zündete ein kleines Feuer im Kamine an, und verbrannte nach und nach seine Manuscripte, den ganzen Briefwechsel, sämmtliche Zeichen vergangener Liebe und Freundschaft.

„Ich brauche erst kein Testament zu machen," sagte er, einen halb wehmüthigen, halb ironischen Blick auf seine ärmlichen Möbel werfend, die ihm nicht einmal angehörten, sondern seiner Wirthin.

Am nächsten Tage holte er zur bestimmten Stunde Henriette ab, die ihn bereits erwartete, um mit ihm gemeinschaftlich zu sterben. Vielfach wurde das Verhältniß der Freunde als ein Liebesroman aufgefaßt, was jedoch nach den Aussagen ihrer genauesten Bekannten keineswegs der Fall war. Henriette und Kleist waren kein unglückliches Liebespaar, wie fast mit Gewißheit feststeht, kein Opfer einer zärtlichen Leidenschaft. Ihre That war einzig und allein das Resultat eines gemeinsamen Lebensüberdrusses. Während Kleist als Dichter und Patriot verzweifelte und keinen Ausweg sah, glaubte Henriette an einer unheilbaren Krankheit zu leiden, zugleich unbefriedigt in ihren Verhältnissen. Sie forderte von ihm einen Freundschaftsdienst, den er ihr nicht versagen zu können glaubte.

In dieser Stimmung traten sie ihre verhängnißvolle letzte Reise und den Spaziergang nach dem See an, an den sie bis zum Abend in anscheinend unbefangenen und heitern Gesprächen auf und ab gingen. Wahrscheinlich suchten sie dabei die geeignetste Stelle aus, an der sie sterben wollten. Es war dies ein grüner Rasenfleck am Rande des hohen, sandigen, mit alten Föhren, Immortellen und Pilzen bewachsenen Ufers, mit der Aussicht auf das romantische Glienicke. Dort wollten sie im Schooße der Natur zusammen sterben. Sie redeten von ihrem Vorhaben gewiß mit der kalten Ruhe des Philosophen. Vielleicht entwickelte Kleist noch einmal der Freundin seine Gedanken über Tod und Unsterblichkeit, wie er es in jenem Briefe an Rühle that:

„Es kann kein böser Geist sein, der an der Spitze der Welt steht, es ist ein bloß unbegriffener. Lächeln wir nicht auch, wenn die Kinder weinen? Denke nur diese unendliche Fortdauer! Myriaden Zeiträume, jedweder ein Leben, für jedweden eine Erschei-

Digitized by Google

nung wie diese Welt! Wie doch das kleine Sternchen heißen mag, das man auf dem Sirius, wenn der Himmel klar ist, sieht? Und dieses ganze ungeheure Firmament nur ein Stäubchen gegen die Unendlichkeit! Sage mir, ist dies ein Traum? Zwischen je zwei Lindenblättern, wenn wir Abends auf dem Rücken liegen, eine Aussicht, an Ahnungen reicher, als Gedanken fassen und Worte sagen können. Komm, laß uns etwas Gutes thun und dabei sterben! Einen der Millionen Tode, die wir schon gestorben sind und noch sterben werden. Es ist, als ob wir aus einem Zimmer in das andere gehen. Sieh! die Welt kommt mir vor wie eingeschachtelt, das Kleine ist dem Großen ähnlich. So wie der Schlaf, in dem wir uns erholen, etwa ein Viertel oder Drittel der Zeit dauert, da wir uns im Wachen ermüden, wird, denk ich, der Tod, und aus einem ähnlichen Grunde, ein Viertel oder Drittel des Lebens dauern. Und grade so lange braucht ein menschlicher Körper, um zu erwachen. Und vielleicht gibt es für eine ganze Gruppe von Leben noch einen eigenen Tod, wie hier für eine Gruppe von Durchwachungen (Tagen) einen." —

Noch eh' es dunkel wurde, kehrte Kleist und seine Freundin nach dem Gasthause zurück, wo sie zur Nacht mitsammen speisten. Sie hatten sich Feder und Dinte von dem Wirthe erbeten und schrieben einige Abschiedsworte an die zurückbleibenden Freunde. Der Hausknecht, welcher die ganze Nacht wachte, hat auf dem Zimmer der Fremden beständig Licht brennen sehn und beide zuweilen gehen hören. Sie schliefen demnach wenig oder gar nicht, wahrscheinlich lasen sie in den mitgebrachten Schriften von Novalis dessen „Hymnen an die Nacht."

Am Morgen um fünf Uhr kam Henriette herunter und bestellte den Kaffee. Auf die Frage des Mädchens, ob sie zu Mittag essen wollte, entgegnete sie, daß sie nur etwas Bouillon trinken und am Abend desto besser essen wollten. Sie baten sich ihre Rechnung aus, die sie bezahlten und quittirt zurückverlangten. Dann forderten sie einen Boten nach Berlin, dem sie einen Brief zu besorgen gaben. Nachdem sie den Bouillon genossen, bestellten sie den Kaffee, den sie am Ufer des See's zu trinken wünschten. Dorthin begaben sie sich auch; Henriette trug, wie die Wirthin bemerkte, ein Körbchen, welches mit einem weißen Tuche bedeckt war, am Arme, worin wahrscheinlich die Pistolen lagen. Eine Aufwärterin kam nach einiger Zeit, um das gebrauchte Kaffeegeschirr zu holen; sie fand die Gäste, wie es schien, in heiterster Stimmung scherzend und lachend. Henriette gab der Frau vier Groschen für ihre Mühe und ersuchte sie, einen Tassenkopf rein auszuwaschen und wieder zurückzubringen.

Als die Aufwärterin etwa vierzig Schritte weit gegangen war, fiel ein Schuß. Nach etwa dreißig Schritten weiter ein zweiter. Die Frau glaubte, daß die Fremden zum Vergnügen schössen, weil sie beide zuvor so aufgelegt und munter gesehn, daß sie sogar wie fröhliche Kinder Steine in's Wasser geworfen hatten und mit einander gesprungen waren. Deshalb achtete sie nicht auf die Schüsse; sie wusch zuvor den ihr übergebenen Tassenkopf aus und trug ihn zurück, wie die Dame es von ihr verlangt hatte.

Als sie auf den Platz kam, fand sie beide Personen als Leichen und in ihrem Blute schwimmend wieder.

Entsetzen ergriff die Aufwärterin, die vor Schreck betäubt dem Wirth die Mittheilung machte, daß die Fremden sich erschossen und todt dalägen. Er eilte zunächst nach den von ihnen bewohnten Zimmern, deren Thüren fest verschlossen waren. Es gelang ihm jedoch durch ein Seitenpförtchen einzudringen, obgleich dasselbe absichtlich durch vorgestellte Stühle verrammelt war. Außer einem versiegelten Päckchen, welches auf dem Tische lag, war in der Stube nichts Bemerkenswerthes vorhanden. — Nun stürzte der Wirth in Begleitung seiner Leute nach dem Platze, wo er die Leichen fand; Henriette in liegender Stellung, den Oberrock von beiden Seiten aufgeschlagen und die Hände auf der Brust gefaltet. Die Kugel war in die linke Brust, durch das Herz und am linken Schulterblatt wieder hinausgegangen. Kleist in derselben Grube, die durch einen ausgerodeten Baumstamm verursacht wurde, kniete vor ihr; er hatte sich eine Kugel durch den Mund in den Kopf mit sicherer Hand geschossen. Beide Todte waren gar nicht entstellt, vielmehr zeigten ihre Mienen einen heitern und zufriedenen Ausdruck. In den Taschen seines Rockes, welche der Wirth untersuchen ließ, um irgend einen Aufschluß über den ihm Unbekannten zu erhalten, fanden sich nur die zwei Zimmerschlüssel vor. Es wurde sogleich der Polizei in Potsdam die nöthige Anzeige gemacht.

Um sechs Uhr Abends kamen zwei Herren aus Berlin gefahren, der eine war der Kriegsrath Peguilhen, der andere der Ehemann Henriettens. Der Kriegsrath stieg zuerst aus dem Wagen und fragte, ob die beiden Fremden noch hier wären? Auf die Antwort, daß beide nicht mehr lebten, fragte er noch einmal, ob es wahr wäre? — Der Wirth sagte, daß die Fremden jenseits des Sees erschossen in ihrem Blute lägen.

Darauf stieg auch der Gatte der Entleibten aus, er trat in die Stube, warf den Hut in einen Winkel, die Handschuhe in einen andern und weinte bitterlich, jeden Trost zurückweisend. In dem Briefe, welchen Kleist an den Ehemann Henriettens geschrieben und dem abgesandten Boten zur Besorgung übergeben, hatte er den Wunsch ausgesprochen, daß ein Grab beide Körper umschließen sollte. Außerdem übertrug er demselben die Berichtigung einiger kleiner, vergessener Schulden. —

Ein zweites Schreiben hatten die Unglücklichen an die Gattin Adam Müllers, ihre beiderseitige vertraute Freundin, kurz ehe sie sich den Tod gaben, gerichtet. Der Brief legt ein seltenes Zeugniß von ihrer wehmüthig heiteren Stimmung in den letzten Augenblicken ihres Daseins ab. Derselbe lautet im Auszuge folgendermaßen:

„Der Himmel weiß, meine liebe, treffliche Freundin, was für sonderbare Gefühle, halb wehmüthig, halb ausgelassen, uns bewegen, in dieser Stunde, da unsere Seelen sich wie zwei fröhliche Luftschiffer über die Welt erheben, noch einmal an Sie zu schreiben. Wir waren doch sonst, müssen Sie wissen, wohl entschlossen, bei unseren Bekannten und Freunden keine Karten p. p. c. abzugeben. Ja, die Welt ist eine wunderliche Einrichtung! — — Leben Sie wohl, unsere liebe, liebe Freundin, und seien Sie auf Erden, wie es gar wohl möglich ist, recht glücklich! Wir, unsererseits, wollen nichts von den Freuden dieser Welt wissen und träumen lauter himmlische Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir, mit langen Flügeln an den Schultern, umherwandeln werden. Adieu! Einen Kuß von mir, dem Schreiber, an Müller; er soll zuweilen meiner gedenken, und ein rüstiger Streiter Gottes gegen den Teufel Aberwitz bleiben, der die Welt in Banden hält. —

(Nachschrift von Henriettens Hand.)

„Doch wie dies Alles zugegangen,
Erzähl' ich Euch zu andrer Zeit,
Dazu bin ich zu eilig heut. —

„Lebt wohl denn! Ihr, meine lieben Freunde, und erinnert Euch in Freud' und Leid der zwei wunderlichen Menschen, die bald ihre große Entdeckungsreise antreten werden.

Henriette."

(Abermals von Kleist's Hand.)

„Gegeben in der grünen Stube
den 21. Novbr. 1811.

H. v. Kleist."

Dem Wunsche der Verstorbenen gemäß wurden der unglückliche Dichter und seine Freundin an dem Orte der That, an dem Ufer des Wansee begraben. Der Besitzer des Bodens hatte, durch einen Aufsatz von Eduard von Bülow in der Allgemeinen Zeitung, der in die Berliner Blätter überging, veranlaßt, den Gräbern die nöthige Sorge gewidmet, sie mit Rasen belegen, umzäunen und mit Bäumen bepflanzen lassen; ein junges, schönes Mädchen, die Tochter des späteren Wirthes, hatte die Hügel mit frischen Blumen geschmückt, die sie täglich begoß. Sie werden noch öfters von Verehrern und Freunden des Dichters besucht. Eduard von Bülow beabsichtigte, einen unbehauenen Granitwürfel mit Kleist's Namen, Geburts- und Todestag neben der jungen Eiche zu errichten, die auf dem Grabe des deutschen Dichters frisch und grün emporgewachsen ist. Er bestimmte dazu den Erlös seiner Biographie von Kleist.

Ueber die That selbst wurden verschiedene Stimmen laut, unter denen wir vorzugsweise eine Aeußerung der berühmten Rahel in einem Briefe an ihren Freund von Marwitz hervorheben. Die ausgezeichnete Frau schrieb:

„Ich freue mich, daß mein edler Freund, denn Freund ruf' ich ihm bitter und mit Thränen nach, das Unwürdige nicht

Digitized by Google

duldete; gelitten hat er genug. Keiner von denen, die ihn etwa tadeln, *hätte ihm zehn Thaler gereicht*, Nächte gewidmet, Nachſicht mit ihm gehabt, hätt' er ſich nur zerſtört zeigen können."

Faſt gleichzeitig mit ſeinem Tode traf die Nachricht ein, daß der Staat Kleiſt eine anſehnliche jährliche Unterſtützung gewähren wollte.

Es war zu ſpät!

Eine angeborene Reizbarkeit, zu der ſich die Verzweiflung des Patrioten und, wir dürfen und wollen es nicht verſchweigen, die gemeine Noth des Lebens geſellten, veranlaßte den Dichter, ſich ſelbſt den Tod zu geben.

Er hat den großen Befreiungskampf des deutſchen Volkes nicht mehr erlebt; an der Schwelle jener großen Ereigniſſe warf er die Laſt des für ihn unerträglichen Daſeins ab. Ueber ſeinem Grabe ging die Sonne wieder auf, die er für immer untergegangen glaubte. Ruhm und Anerkennung wurden ihm erſt nach ſeinem Tode im reichſten Maße zu Theil und ſein Name hoch geprieſen. — Er war ein Dichter und — ein Deutſcher.

Max Ring.

Ein Beſuch der Officin von Brockhaus in Leipzig.

Mitgetheilt von Albert Rottner.

(Schluß.)

Der Maſchinenſaal.

Wir wenden uns nun zu den *Schnellpreſſen*, welche in einem beſondern Saale im Souterrain aufgeſtellt ſind, und durch eine Dampfmaſchine von 4 Atmoſphären oder 8 Pferdekraft aus der Fabrik der König Friedrich Auguſt-Hütte im Plauen'ſchen Grunde bei Dresden in Bewegung geſetzt werden. Wir finden hier 14 Druckmaſchinen in Thätigkeit, unter dieſen 2 Doppelmaſchinen größten Formats, auf denen die „Illuſtrirte Zeitung" gedruckt wird, 2 Doppelmaſchinen mittleren Formats, 4 einfache Maſchinen Lexikonformats, 3 einfache Maſchinen mittleren Formats, 2 Krummzapfenmaſchinen und eine Accidenzmaſchine.

Die leitende Idee einer Druckmaſchine iſt folgende: Die Form, welche gedruckt werden ſoll, liegt auf einem Fundamente, das durch den Mechanismus der Maſchine eine regelmäßig-wagrecht hin- und hergehende Bewegung erhält. Die Druckform hat die gewöhnliche Einrichtung, jedoch keinen Deckel und keine Rähmchen, über derſelben befindet ſich auf der Mitte des Weges, den ſie zu durchlaufen hat, die Druckwalze, ein Cylinder oder eine große Trommel, welche mit Filz überzogen, zum Auflegen des Papiers und zum Abdrucken deſſelben beſtimmt iſt. Vor dieſer Trommel befindet ſich das Farbenwerk, welches aus verſchiedenen Walzen beſteht, die aus dem obern Farbenbehälter die Farbe aufnehmen und an einander abgeben, bis dieſe endlich auf der Hauptwalze, welche die Form einſchwärzt, als eine gleichmäßige Schicht verbreitet iſt.

Verfolgen wir nun den Gang der Maſchine in ihrer Thätigkeit. Die Form liegt am Anfange ihrer Bahn. Jetzt beginnt die Maſchine ihren Gang, die Druckwalze ſteht feſt und ein Knabe legt an beſtimmten Klammern einen Bogen Papier über der Walze an, die Maſchine ergreift denſelben und führt ihn auf die Walze. Unterdeſſen iſt die Form unter dem Farbenwerke durchgegangen, hat dort von der Schwärzwalze die nöthige Farbe gleichmäßig vertheilt empfangen, und langt unter der Druckwalze zugleich mit dem zu druckenden Bogen an, welcher nun den Druck empfängt, und durch Leitbänder von der Druckwalze zu einer Tafel geführt wird, wo ihn ein zweiter Burſch abnimmt und auf den Stoß legt. Die Form beginnt jetzt ihren Rückgang, wobei die Druckwalze durch die Einrichtung des Mechanismus in die Höhe gehoben wird, um mit derſelben nicht in Berührung zu kommen, und gelangt wieder an den Ausgangspunkt, um daſſelbe Spiel zu wiederholen.

Die geographiſch-artiſtiſche Anſtalt.

Unter dieſer Firma ſind die techniſchen Zweige der artiſtiſchen Abtheilung vereinigt, welche aus einer Stahl- und Kupferdruckerei, aus einer lithographiſchen Druckerei und aus einem Atelier für

Zeichner und Lithographen, sowie für Stahl- und Kupferstecher besteht.

Die Druckausführung der Stahl- und Kupferplatten unterscheidet sich von dem Buchdruck hauptsächlich dadurch, daß sie nicht durch senkrechten Druck von oben nach unten vermittelst einer Schraube bewirkt, sondern daß die Platte zwischen zwei über einander liegende Walzen gewaltsam hindurchgeschoben wird. Beide Walzen sind so an einander gestellt, daß sie auf den Drucktisch, der sich zwischen beiden befindet, einen sehr starken Druck ausüben. Wird nun der einen Walze eine drehende Bewegung mitgetheilt, so nimmt auch die andere Walze dieselbe an, und durch die Reibung wird der Drucktisch mit den darauf befindlichen Gegenständen, die aus einer Unterlage, dann der Platte mit dem zum Abdruck bestimmten Papier und einer Ueberlage nebst dem Drucktuche bestehen, zwischen den Walzen durchgezogen und der Abdruck vollendet. Die ersten Abdrücke von einer Platte fallen rauh aus; die besten finden sich unter den ersten Hunderten. Bei den Kupferplatten kommt es auf die Manier an, in der der Stich ausgeführt ist, wie viel Abdrücke man davon gewinnen kann. Von einer mit hohem Grabstichel gearbeiteten Platte können 1500 vollkommene Abdrücke gemacht werden; eine in Radirmanier scharf ausgeführte und tief geätzte Platte gibt 500 gute und eben so viel schwache Abdrücke. Eine geschabte Platte pflegt nur 100 bis 150 Abdrücke zu liefern. Von einer gut ausgeführten Stahlplatte lassen sich dagegen 5 bis 10 Tausend gute Abdrücke gewinnen, weshalb man sich des Stahlstichs auch besonders zu solchen Kunstwerken bedient, von denen ein starker Absatz zu erwarten ist.

Die Lithographie oder der Steindruck ist die von Aloys Sennefelder gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erfundene Kunst, auf Kalkstein sowohl Umrisse als völlig vollendete Zeichnungen in jeder beliebigen Manier hervorzubringen, und diese durch den Druck zu vervielfältigen. Das technische Verfahren der Lithographie beruht hauptsächlich auf chemischen Grundsätzen, und richtet sich nach der Manier, in der die Zeichnung ausgeführt wird. Die Zeichnung, die vor jedem Abdruck mit einem feuchten Schwamme überfahren wird, nimmt die Schwärze auf, ohne daß diese auf dem übrigen Stein haften bleibt, was durch das Anfeuchten verhindert wird. Ist auf diese Weise die Zeichnung völlig eingeschwärzt, so wird das Papier, schwach befeuchtet, darauf gelegt, das Ganze mit einem in Rahmen ausgespannten Leder bedeckt, und so durch die Presse gezogen.

Die großen Vortheile der Lithographie, welche hauptsächlich in einer leichten und billigen Herstellung von Kunstblättern bestehen, haben sie schnell in die entferntesten Länder verbreitet; als Kunst hat die Lithographie aber in der neueren Zeit solche Fortschritte gemacht, daß ihre Leistungen mit den besten Kupferstichen wetteifern.

Außer den erwähnten drei Hauptabtheilungen der typographischen Production finden wir noch fast alle auf diesem Gebiete mitwirkenden Künste und Hülfsgewerbe vertreten, wie das Bedürfniß deren Anwendung und Ausdehnung hervorgerufen hat. Unter diesen erwähnen wir die galvanoplastische Anstalt, das Atelier für Holzschneidekunst, das Atelier für Gravir- und Stempelschneidekunst, die Buchbinderwerkstatt und die mechanische Werkstätte. Die letztere beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Bau von Maschinen, welche in der Technik der Typographie praktische Anwendung finden. Aus ihr gehen die schon erwähnten Letterngießmaschinen hervor, wovon bereits nahe an 100 gebaut und verbreitet sind; nächstdem haben die neu construirten Zifferndruckmaschinen und die Paginirmaschinen die bedeutendsten Erfolge gehabt, welche bei Herstellung der jetzt so zahlreich producirten mit fortlaufenden Nummern versehenen Geldzeichen, Werthpapieren und Documenten die wesentlichsten Vortheile darbieten.

Als der Stamm aller dieser Geschäftszweige ist die Buchhandlung von F. A. Brockhaus zu betrachten, welche nun über ein halbes Jahrhundert besteht, und den Verlags-, Sortiments- und Commissionsbuchhandel umfaßt.

Wir haben unsere Leser durch die Werkstätten der Officin von F. A. Brockhaus geführt und in der vorstehenden Darstellung ein übersichtliches Bild zu entwerfen versucht, welche Stadien die literarischen Productionen in ihrer technischen Herstellung zu durchlaufen haben; es dürfte aber auch von dem allgemeinsten Interesse sein, noch einen Blick auf die typographische Production des gesammten Königreichs Sachsen zu werfen, um deren Umfang und Resultate in Ziffern darzustellen. Wenn diese Angaben in Folge mangelhaften Materials an Zuverlässigkeit und Genauigkeit auch noch Manches zu wünschen übrig lassen, so dürften sie doch, gestützt auf Ziffern, welche die gemachten Erfahrungen darbieten, im großen Ganzen als ein annähernd richtiger Maßstab gelten.

Nach den Mittheilungen des Dr. Engel in der Zeitschrift des statistischen Bureaus des königl. sächs. Ministerium des Innern waren Anfang 1856 überhaupt 110 Buchdruckereien mit 91 Schnellpressen und 272 Handpressen, 64 Glättpressen und 30 Satinirmaschinen thätig, welche (mit Ausnahme von 2 Leipziger Officinen, von denen die an sie gerichteten Fragebogen nicht beantwortet wurden und die 24 Handpressen und 4 Schnellpressen beschäftigen) außer den Principalen 42 Factore, 583 Schriftsetzer mit 199 Lehrlingen und 258 Buchdrucker mit 60 Lehrlingen, außerdem aber noch 488 Markthelfer und Tagearbeiter beschäftigten. Von diesen 110 Buchdruckereien arbeiten 35 nur mit einer Handpresse, dagegen hat Leipzig in 29 Officinen 66 Schnellpressen und 141 Handpressen und Dresden in 10 Officinen 15 Schnellpressen und 32 Handpressen in Thätigkeit. Die Massenresultate dieser Arbeitskräfte genau zu bestimmen, ist kaum möglich, und die dem statistischen Bureau darüber eingelieferten Angaben bleiben jedenfalls hinter der Wirklichkeit zurück.

Eine einfache Schnellpresse liefert in einer Stunde 1000 Drucke oder 500 auf beiden Seiten bedruckte Bogen, in einem Tage zu 10 Arbeitsstunden also 5000 Bogen oder einen Ballen Papier und in einem Jahre zu 300 Arbeitstagen 1,500,000 Bogen oder 300 Ballen.

Um aber dieses Resultat zu erreichen, müßte die Maschine während dieser Zeit ohne Unterbrechung fortarbeiten und daher ein und dieselbe Satzform drucken. Da dies aber in Wirklichkeit nicht stattfinden kann, so kommen auch ganz andere Resultate zur Erscheinung. Jeder Druckausführung geht eine Operation vorher, welche das Zurichten der Druckform genannt wird und darin besteht, die Druckform so auf das Fundament der Presse niederzulegen und in allen ihren Bestandtheilen zu prüfen, daß die Abdrücke fehlerfrei und sauber hervorgehen. Da nun jede Bogenseite eine Druckform bildet, so muß auch, sobald die bestimmte Anzahl Exemplare der Auflage davon gedruckt ist, eine neue Form zugerichtet werden, und je kleiner die Auflage ist, desto öfter wird diese Operation nöthig, desto mehr Zeit wird die Presse unthätig und desto kleiner das Massenresultat der gewonnenen Drucke sein.

Die Zeit, welche das Zurichten der Form in Anspruch nimmt, ist je nach Beschaffenheit derselben verschieden; je complicirter und kunstvoller der Schriftsatz ist, desto mehr Sorgfalt und Urtheil erfordert die Zurichtung, und der Druck von Illustrationen bietet daher die meisten Schwierigkeiten durch eine wahrhaft künstlerische Zurichtung der Form dar. Wenn wir nun beispielsweise eine Auflage von 2000 Exemplaren annehmen, so wird die Maschine zum Druck einer Bogenseite 2 Stunden nöthig haben und dann wieder so lange stillstehen, bis die neue Form zugerichtet ist, was 1½ bis 3 Stunden, bei illustrirtem Drucke auch noch länger dauern kann. Anders gestaltet sich freilich das Resultat bei großen Auflagen, vielleicht bei 5 bis 10,000 Exemplaren, denn dann kann die Maschine 5 bis 10 Stunden lang ununterbrochen fortarbeiten, ehe eine neue Zurichtung der Form nöthig wird; indessen werden doch die meisten Druckerzeugnisse nicht in so großen Auflagen gedruckt. Aber auch außerdem treten noch mannichfache Umstände und Hindernisse der fortgesetzten Druckausführung entgegen, sowie die zahlreichen Accidenzarbeiten ungleich mehr Zeit in Anspruch nehmen, so daß sich das Resultat der möglichen Leistung in der Wirklichkeit bedeutend reducirt.

Nach den gemachten Erfahrungen läßt sich nun als Durchschnittsziffer annehmen, daß eine Handpresse in einem Jahre wenigstens 30 Ballen Papier oder 150,000 Bogen auf beiden Seiten bedruckt; die Leistungen einer einfachen Schnellpresse sind denen von 3½ bis 4 Handpressen gleichzustellen und hiernach läßt sich das Massenresultat der Production ziemlich genau bestimmen.

Unter den 91 Schnellpressen Sachsens befinden sich 4 mit 2 Cylindern, welche das Doppelte liefern, und es würden demnach 95 einfache Schnellpressen und 272 Handpressen in einem Jahre mindestens ein Papierquantum von 18,135 bis 19,560 Ballen, durchschnittlich also 19,000 Ballen bedrucken.

Digitized by Google

Fragen wir nun nach dem Capitalwerth, den die Herstellung dieser Massenproduction in Anspruch nimmt, so können wir natürlich ebenfalls nur eine Wahrscheinlichkeits- oder Durchschnittsrechnung aufstellen, da die Ausführung des verschiedenartigsten Satzes und Druckes, die Qualitäten der Papiersorten und endlich das Honorar für die geistige oder speculative Production in jedem speciellen Falle die entscheidenden Factoren bilden. Wir müssen daher auf Grund der uns vorliegenden statistischen Angaben und eigener Erfahrung für jeden dieser Factoren eine Durchschnittsziffer annehmen, welche durch die gegenseitige Ausgleichung in der Massenproduction der Wirklichkeit auch ziemlich nahe kommen wird.

Die mechanische Herstellung in Satz und Druck läßt sich durchschnittlich auf einen Ballen mit 30 Thlr. annehmen und beträgt für die Massenproduction Sachsens von 19,000 Ballen 570,000 Thlr. Den Anschaffungswerth des Papiers berechnen wir nach den jetzigen Preisen im Durchschnitt für einen Ballen mit 20 Thlr., im Ganzen also mit 380,000 Thlr. Der Geldwerth für die geistige und speculative Production reducirt sich auf das Massenverhältniß eines Ballens zu 35 Thlr. und beträgt im Ganzen 665,000 Thlr. Die Gesammtproduction Sachsens würde hiernach also in einem Jahre ein Herstellungscapital von 1,615,000 Thlr. in Anspruch nehmen. Hieran hat Leipzig einen Löwenantheil: aus seinen Officinen gehen allein über 12,000 Ballen Druckerzeugnisse hervor, welche ein Anlagecapital von über eine Million Thaler repräsentiren.

Diese Resultate bieten uns aber noch nach einer andern Seite hin Stoff zur Betrachtung. Wenn wir nämlich die literarischen Zwecke in Betracht ziehen, denen diese Production Sachsens dient, so finden wir, daß mehr als der dritte Theil dieser Massenproduction auf die Zeitschriftenliteratur kommt.

Es erschienen Anfang 1856 überhaupt in Sachsen 202 Zeitungen und Zeitschriften in 343,883 Exemplaren, deren Auflage in einem Jahre ein Papierquantum von 35,171,311 Bogen oder 7034 Ballen 2 Ries 14 Buch in Anspruch nahm. Von diesen 202 Zeitschriften erschienen 4 täglich, 7 wöchentlich 6 Mal, 40 wöchentlich 2 bis 4 Mal, 94 einmal, 33 erschienen monatlich 1 bis 4 Mal, 13 jährlich 4 bis 13 Mal und 11 haben eine unbestimmte Zeit des Erscheinens.

Hinsichtlich der Massenproduction stehen die politischen Zeitungen, Tage-, Wochen- und Intelligenzblätter obenan; ihre Zahl beträgt 101, von denen aber 57 nicht über 500, 18 von 500 bis 1000 und 21 über 1000 bis 3000, dagegen 3 3 bis 5000 und 2 5 bis 10,000 Auflage haben; sie verbrauchen jährlich allein ein Papierquantum von 21,574,801 Bogen. Diesen zunächst stehen die Zeitschriften vermischten Inhalts, meist der Unterhaltung und Verbreitung allgemeiner Kenntnisse dienend; obgleich nur 22 an der Zahl, werden sie doch jährlich in 8,645,000 Bogen verbreitet, unter ihnen sind 8 mit 1000 bis 5000 und 3 mit über 15,000 Auflage (das illustrirte Familienjournal mit 17,000 Auflage, der Dorfbarbier mit 18,000 Auflage, die Gartenlaube mit 45,000 Auflage*). Der schönen Literatur, Kunst, Musik, Theater und Mode gehören 16 an, welche jährlich in 1,523,700 Bogen erscheinen. 12 sind der allgemeinen Literatur, Bibliographie und dem Buchhandel gewidmet und werden jährlich in 1,240,210 Bogen gedruckt. Die übrigen 67 dienen rein wissenschaftlichen Zwecken und nehmen zusammen jährlich 2,197,600 Bogen in Anspruch.

* Gegenwärtig ist die Auflage der Gartenlaube bis auf 70,000 gestiegen.

Blätter und Blüthen.

Lola Montez, die nächstens nach Paris kommen wird und von einem Wirth als Dame de Comptoir für 30,000 Francs engagirt ist, besuchte früher auch einmal Berlin. Es war im Jahre 1843. Sie war zum ersten Male da, und ist auch nachher nie wieder hingekommen, denn es ging ihr schlecht dort. Mit der preußischen Polizei und den preußischen Criminalgerichten konnte auch Lola Montez nicht spaßen, und wäre der König nicht gewesen, es wäre ihr noch schlechter ergangen.

In den Herbstmonaten des Jahres 1843 befand sich auch der russische Kaiser Nikolaus in Berlin. Zwischen Nikolaus und Lola theilte sich die Aufmerksamkeit des Publicums. Das Publicum ist nun einmal so, überall, und das Berliner erst recht.

Am 17. September war in der Hasenheide bei Berlin eine große Parade zu Ehren des Kaisers Nikolaus, bei der auch Lola Montez nicht fehlte. Sie that, als wenn die Parade ihr zu Ehren sei. Sie flog zu Pferde heran, und ritt mitten durch die dichtesten Haufen von Menschen, als wenn sie ein großer Herr, und sie durchbrach die Reihen der Soldaten, als wenn sie ein Feldherr sei. Sie mußte und wollte überall dabei sein und im nächsten Gefolge der regierenden Häupter.

Einem alten Wachtmeister von der Gensd'armerie wurde das doch zuletzt zu arg. Er ritt auf sie zu, und empfahl ihr sehr höflich — die Gensd'armen konnten damals noch sehr höflich sein —, daß sie sich mehr zurückhalten und die Leute nicht belästigen möge. Sie antwortete ihm mit einem derben spanischen Fluche und einem derben Schlage ihrer Reitpeitsche über das Gesicht.

Der alte Gensd'arm war verständig genug, auf der großen Parade, in der Nähe der Monarchen und im Angesichte von mehr als hunderttausend Zuschauern, keine weitern „Maßregeln" zu ergreifen, die nur einen noch größern Skandal gemacht hätten.

Sein Vorgesetzter sah aber am andern Tage die Sache anders an. Ein Gensd'arm, gar ein Wachtmeister der Gensd'armen, auf feierlicher Parade, in der nächsten Nähe Allerhöchster Herrschaften, mit einer Peitsche in das Gesicht geschlagen! Der alte, brave Officier hatte keinen Ausdruck für das Schändliche, Empörende dieses Verbrechens. Er trug bei dem Criminalgerichte zu Berlin auf Bestrafung der „spanischen Tänzerin Lola Montez, zur Zeit in Berlin sich aufhaltend, und im Hotel de Russie logirend" an.

Lola Montez wurde zum Criminalgerichte vorgeladen. Und dabei beging sie ein zweites schweres Verbrechen. Dem Criminalboten, der ihr die Vorladung überbrachte, zerriß sie das Papier vor der Nase, und die Stücke warf sie ihm vor die Füße. Das war gar Schmähung der Verordnungen der Obrigkeit. Eine zweite Untersuchung gegen Lola Montez. Sie lachte dazu.

Aber sie hatte viele Bekannte in Berlin, nicht blos unter den Officieren, sondern auch unter den Kammergerichts-Referendarien. Die letzteren setzten ihr auseinander, daß sie für ihre beiden schweren Verbrechen eine Strafe von mindestens drei Monaten Gefängniß, vielleicht sogar im Ochsenkopf (dem Berliner Arbeitshause) bekommen könne, und riethen ihr, als einziges Mittel, dieser Strafe zu entgehen, ein Begnadigungsgesuch an den König an.

Drei Monate Gefängniß, gar im Berliner Ochsenkopf, dem unfreiwilligen Versammlungsorte der gemeinsten Bummler und liederlichen Dirnen Berlins, das war der Tänzerin doch zu viel. Sie bat einen der Referendarien, ihr das Begnadigungsgesuch zu machen, und sandte es an den König ab.

Friedrich Wilhelm IV. hatte eigenhändig auf das Gesuch geschrieben, buchstäblich, wie folgt:

„Mlle. Lola ist ein unartiges Kind und hübsches Mädchen, deren Betragen wir nicht so genau zu nehmen haben, da uns ihre Erziehung nicht anvertraut ist. Die Polizei-Behörde hat dafür zu sorgen, daß sie Berlin schleunig räume, und ist ihr ihr Paß sogleich zuzustellen. F. W.

An den Polizei-Präsidenten von Puttkammer."

Ein Datum hatte der König nicht beigefügt; der Polizei-Präsident hatte den Befehl am 3. October erhalten.

Psychisches Telegraphiren. Aus Newyork schreibt uns ein Herr Ludwig H — ff — (geborner Sachse) in vollem Ernste: „Bisher telegraphirte man nach zwei bekannten Arten. Bei der ersten ist ein beweglicher Apparat in Thätigkeit, dessen Theile durch Auf- und Niedergehen eine Anzahl Figuren bilden, die bestimmte Worte oder Begriffe bedeuten. Diese ist längst abgethan durch die zweite, jetzt allgemein gebräuchliche, mittelst des elektro-magnetischen Apparats.

„Eine dritte, bis jetzt wenig oder gar nicht bekannte Methode ist aber das „Freie Telegraphiren" oder das Telegraphiren ohne alle mechanische oder physikalische Hülfsmittel nur durch den Gedanken selbst. Der Gedanke geht mit Hülfe entsprechender Willensstärke an den Ort seiner Bestimmung, er kennt keine Zeit, Entfernung oder sonstige Hindernisse, und nur der freie Wille des Objectes steht hindernd in dem Wege, wenn Versuche mißglücken.

„Wenn auch diese Methode, was den praktischen Nutzen anbetrifft, weit hinter den beiden vorhergehenden steht, so übertrifft sie doch dieselben an Schnelligkeit, wirft ein neues und helles Licht auf die Thätigkeit des menschlichen Geistes und löst das Räthselhafte der Ahnungen. Wenn man dann die Stärke eines gewöhnlichen Gedankens mit der Stärke eines Gedankens der Todesangst vergleicht und dabei das Freie Telegraphiren in Betracht zieht, so kann man sich die bekannten Ahnungen auf ganz natürlichem Wege erklären.

„Um dem geehrten Leser zu zeigen, wie verfahren werden müsse und wie der Unterzeichnete selbst dazu gekommen ist, lassen wir Nachstehendes folgen.

„Vor etwa zwölf Jahren hatte Schreiber dieses einen öffentlichen Vortrag über das menschliche Auge gehalten, war dabei auf den Gedanken gekommen, die Ursache, Kraft und Wirkung des Blickes zu verfolgen und zu prüfen und stellte zu diesem Behufe eine Menge Versuche an. Es wurde gefunden, daß der Blick stets auf das Object wirke, gleichviel, ob das Auge des Objectes getroffen wird oder nicht. Betrachtet man z. B. einen vor sich Hergehenden, so dreht sich derselbe um, ohne zu wissen, weshalb, ausgenommen, wenn es ein Bekannter war. Sah man aus einem finstern

Digitized by Google

Raume in einen hellen, wo ein beliebiger Mensch in Ruhe dastand oder saß, so währte es nicht lange und die Person stand auf, wendete den Kopf oder eilte wohl gar fort, obgleich der Beobachter durch eine enge Ritze sah und durchaus nicht gesehen werden konnte. Blickt man ein schlafendes Kind eine Weile an, so wird es sich regen und endlich erwachen.

„Unsere nächste Aufgabe war es nun, zu ermitteln, ob nicht der Gedanke die Ursache dieser auffallenden Erscheinung sei. Zu diesem Behufe wurden nun fortgesetzte Versuche angestellt und nun Objecte nicht mehr betrachtet, sondern an sie gedacht, verschiedene Alter und verschiedene Entfernungen gewählt, mit ihnen geistig correspondirt und wirklich ausgefunden, daß der Gedanke gleich einem elektrischen Funken überspringt. Die überraschendsten Versuche gelangen mir im Kreise meiner Familie und es kam sehr häufig vor, daß mein eben gefaßter Gedanke von einem der bei mir stehenden Kinder fast mit denselben Worten ausgesprochen wurde, und zwar geschah es meist augenblicklich. Diese Versuche gaben oft zu vielem Vergnügen Anlaß, zumal wir nie an Personen telegraphirten, bei welchen wir eine Beleidigung vermuthen konnten. Am häufigsten gelang das Telegraphiren mit einem Herrn .... aus Leipzig, welchen wir regelmäßig citirten, wenn Briefe an ihn zum Abholen vorlagen. Einer der interessantesten Versuche wurde mit einem jungen, eben über See gekommenen Manne gemacht, wo wir bei Zeugen telegraphirten, die Zeit genau aufschrieben und ihn bei seiner Ankunft ausfragten, wann er den Entschluß gefaßt habe, zu uns zu kommen; die Zeit stimmte mit der unsrigen so genau überein, daß der Beweis damit geliefert war, daß der Gedanke selbst bis zu einer Viertelstunde Weges in demselben Augenblicke hingelangt war.

„Allmählich dehnten wir unsere Operationen so aus, daß wir uns nicht nur allerlei Modificationen und Seitenversuche erlaubten, sondern daß wir sie nach allen Richtungen und Entfernungen gehen ließen. So fanden wir, daß das Telegraphiren zwischen Newyork und Albany, zwischen Newyork und Chicago gerade so leicht auszuführen war, wie nach einer Straße der Stadt Newyork, nur bleibt es unerklärlich, daß man seine Gedanken an eine Person senden kann, welche man gar nicht wohnen weiß und auch lange Zeit nicht gesehen hat.

„Endlich wagten wir uns über's Meer und auch hier waren zwei Versuche nach Wunsch ausgefallen, der eine zwischen Sachsen und Newyork, wo jedoch die Zeit nicht bestimmt werden konnte, der zweite zwischen Hessen-Cassel und Newyork, und bei letzterem wurde am Abend nach sieben Uhr telegraphirt und am frühen Morgen des nächsten Tages war die Wirkung hier. Es wurden bei letzterem Versuche ebenfalls Zeugen hinzugenommen, die Zeit genau aufgeschrieben und gewartet, bis das nächste Dampfschiff einen Brief brachte. Alles traf pünktlich ein und die Zeit stimmte, nur vermuthen wir, da eine Nacht dazwischen war, daß dies die Wirkung um mehrere Stunden verspätet hat. Die nächsten Versuche sollen nun mit Hülfe genauer Tabellen fortgesetzt werden.

„So sind noch eine Menge Versuche gelungen, welche aufzuzählen sicher ermüden würde, und wir heben nur hervor, daß schon oft wichtige Entdeckungen, z. B. astronomische Berechnungen u. s. w. zu ganz gleicher Zeit an ganz entfernten Orten gemacht und veröffentlicht wurden, ohne daß Einer von dem Anderen vorher etwas erfahren hatte.

City Newyork. Ludwig H—ff—."

† **Adolf Schults.** Am 2. April. Deutschland hat einen schweren Verlust zu beklagen. Am 2. April in der Frühstunde starb nach langem Siechthum der Dichter Adolf Schults in Elberfeld.

In ihm ist uns ein Talent entrissen, was in seiner Art zu den bedeutendsten gehörte, welche die deutsche Literatur besitzt. Wir haben keinen Dichter, der die Poesie des Hauses so tief erfaßt hätte, wie Schults, und die Leiden und Freuden des häuslichen Heerdes mit solcher Innigkeit und solcher Wärme des Gefühls ausgesprochen. Viele seiner dahin gehörigen Gedichte, namentlich in „Haus und Welt" und im „Harfner am Heerde" stehen geradezu einzig da. Wir erinnern unsere Leser nur an das neulich abgedruckte illustrirte Gedicht: Abends, wenn die Kinder mein ꝛc.

Wir sehen, was er geworden ist, und wir fühlen, was er hätte werden können, wenn das Glück, das gewohnt ist, an tausend Unwürdige seine Schätze mit vollen Händen zu verschleudern, ihm nur so viel gewährt hätte, um sich frei entfalten zu können. Aber die Arbeit des Tages (er war Commis im Hause der Herren Simon's Erben) mußte für ihn und die Seinigen das Brod erringen; ihm selbst gehörten nur die wenigen Abendstunden und die Stunden der Nacht. Körperlich und geistig müde und abgespannt, schuf er dennoch da seine Lieder voll Duft und Frische, und seine epischen Dichtungen, den „Luther", den „Servet" und den „Ludwig Capet." — Diese stillen Stunden des Schaffens, es waren die Sonnenpunkte in seinem Leben; sonst hat es nur selten ein freundlicher Strahl erhellt, wohl aber war es reich an gescheiterten Hoffnungen, zerstörten Plänen, an Jahren voll herben Kummers! Das hat ihn vor der Zeit aufgerieben. Man sagt oft, das Talent wachse unter dem Drucke; wo aber der Druck zu stark wird, da geht es zu Grunde, und Schults ist mitten in seiner Entwickelung zu Grunde gegangen. Ein Dichtergemüth, wie er es im Busen trug, mußte zuletzt unter den anstürmenden Sorgen, wirklichen und eingebildeten, erliegen.

Mit Schults starb einer der edelsten Menschen. Er war in Allem Muster, ein liebender Gatte, ein sorgsamer Vater, ein aufrichtiger Freund, — überall ganz offen, wahr und ohne Falsch! Was seine Familie und seine Freunde an ihm verlieren, das ist so hart und schwer, daß es gar nicht zu sagen ist!

Wir können es nicht unterlassen, sein letztes Gedicht, das er wenige Tage vor seinem Tode niederschrieb, hier mitzutheilen, und sind überzeugt, daß es jeden Leser auf das Tiefste ergreifen wird.

Friedhof, drauf mein Vater ruht,
Deine Weiden seh' ich winken!
O, mich dünkt, sie meinen's gut:
Ruhe, Ruhe soll ich endlich trinken.

Aber nein, ihr Winker, nein,
Darf noch nicht bei euch erscheinen!
Augenpaare, groß und klein,
Sieben Augenpaare würden weinen!

O, und eins, das Tag und Nacht
Jene sieben mußte lenken,
Das für mich gelebt, gewacht, —
Würde trostlos seine Wimper senken.

Du, o meines Vaters Geist,
Kannst du mir kein Zeichen senden,
Das Genesung mir verheißt?
Das da sagt: noch einmal wird sich's wenden?

Still! die Weiden auf der Gruft
Lassen ab von ihrem Winken, —
Soll in Gottes reiner Luft
Ich noch einmal mir Genesung trinken?

Du, mein Vater, habe Dank,
Daß für mich dein Ohr noch offen!
Ach, dein Sohn, so schwach und krank,
Will noch einmal hoffen, hoffen, hoffen!

* * *

Wie wir hören, ist in Elberfeld eine Subscription zu Gunsten seiner zahlreichen Hinterlassenen eröffnet worden, an der sich die reichsten Häuser mit namhaften Summen betheiligen werden. — In einer der nächsten Nummern werden wir Portrait und Biographie des Frühverschiedenen bringen.

Braunschweig geht in den kommenden Jahren mancherlei Conflicten entgegen, wenn der ältere, in Paris lebende Herzog Karl den jüngeren, jetzt regierenden überleben sollte. Entweder tritt dann der Herzog Karl in seine vollen Regierungsrechte wieder ein, oder es wird, da bekanntlich der deutsche Bundestag die Regierungsfähigkeit des Verbannten bezweifelt, eine Regentschaft auf die Zeit seines Lebens für ihn eingesetzt, oder der König von Hannover, dem die braunschweiger Lande nach Absterben der jetzigen Linie zufallen, sieht die Erbschaft bereits als zugefallen an und nimmt das Herzogthum für sich in Besitz, um es sofort mit seinem Königreiche zu verbinden. Das Letztere wäre im Interesse des gut regierten Herzogthums am wenigsten zu wünschen, auch werden sich die braunschweiger Staatsdiener, die meist einer freien Richtung huldigen, sehr wenig in der Rolle als königliche Diener gefallen. — Ueber den Aufstand der Stadt Braunschweig am 6. Septbr. 1830 und den Herzog Karl selbst ist übrigens vor Kurzem in Leipzig ein Buch in actenmäßiger Darstellung erschienen, das mit großer Unparteilichkeit geschrieben ist und mancherlei Aufschlüsse bringt, die bis jetzt unbekannt waren.

Berichtigung. * In Nr. 14 der Gartenlaube kommt in dem Artikel: „Heimgegangene, von Herm. Marggraff" in Bezug auf Jahn eine Stelle vor, die einer Berichtigung bedarf.

Jahn hat nämlich während der Erleidung seiner Festungsstrafe in Küstrin und Kolberg niemals in Ketten und Banden gesessen, wie der Vers. angibt, und wissen dies seine noch heute hier lebende Wittwe und der Unterzeichnete, ein näherer Bekannter von ihm, ganz genau. Wenn nun aber der Vers. sogar noch überdies anführt, daß Jahn in den Freistunden mit den auf dem Walle liegenden Kanonenkugeln athletische Uebungen angestellt, sich auch der nöthigen Leibesbewegung halber auf demselben hin- und hergewälzt habe (wiederum sehr unglaublich und ganz unwahrscheinlich, weil doch wohl jeder intelligente Turner sich noch auf andere Weise auf dem ihm gebotenen Raume nützlichere Bewegung verschafft haben würde, als sich im Staube und Schmutze herumzuwälzen), so fällt die pikante Behauptung eigentlich schon dadurch in sich selbst zusammen, daß es einem mit Ketten Belasteten wohl an und für sich schon unmöglich sein dürfte, dergleichen gefährliche athletische Spiele vorzunehmen, wozu doch die volle freie Bewegung des Körpers durchaus erforderlich ist.

Eduard Fiedler in Freiburg a. d. U.

* Die Redaction der „Gartenlaube" hat die Güte gehabt, mir die vorstehende sogenannte Berichtigung vor deren Abdruck zur Einsicht mitzutheilen. Ich kann dagegen nur bemerken, daß Jahn selbst zu verschiedenen Zeiten und gegen verschiedene Personen behauptet hat, eine Zeit lang in Küstrin Ketten getragen zu haben, wie das mir auch von meinem verstorbenen Bruder, einem Augen- und Ohrenzeugen, erzählt worden ist. Dieselbe Behauptung findet sich in Pröhle's bereits 1855 erschienenem Buche über Jahn. Da ich dieses gerade nicht zur Hand habe, so kann ich nur aus W. Alexis' Aufsatz darüber in den „Blättern für literarische Unterhaltung" die betreffende Stelle mittheilen. Hier heißt es in Nr. 12, Jahrgang 1856, Seite 211: „Er soll, was wir aus der Pröhle'schen Biographie erfahren, einige Zeit in Küstrin Ketten getragen haben!" Freilich nur eine Zeit lang, und vielleicht eine nur sehr kurze Zeit; auf wessen Anordnung, können wir nicht wissen. Von seinen Uebungen auf den Wällen mit Kanonenkugeln u. s. w. ist nicht blos von einem, sondern von mehreren Augenzeugen berichtet und später von Jahn gegen mich selbst bestätigt worden; Recke u. s. w. gab es ja dort nicht. Entweder fielen diese Spaziergänge auf den Wällen bereits in die Zeit, wo er überhaupt nicht mehr in Ketten saß, oder man nahm sie ihm für die Freistunde ab, in welcher es ihm gestattet war, sich unter militairischer Begleitung in freier Luft zu erholen.

Herm. Marggraff.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 18. 1858.

Die Gartenlaube

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Iffland.

Biographiſche Novelle von A. v. Sternberg.

(Schluß.)

„Ohne Ihre Schuld, Kind — gänzlich ohne Ihre Schuld — beruhigen Sie ſich.“

„Halten Sie mich nicht, Beſte; laſſen Sie mich eilen —“

„Ohne mich keinen Schritt auf die Straße! Die Böſewichter, die Sie hierher gelockt, könnten noch in der Nähe ſein. Ich ſelbſt bringe Sie zur Präſidentin, und von dort, wenn es ſein muß, in's Schauſpielhaus, obgleich ich einen heiligen Eid geſchworen, nie die Schwelle eines Theaters zu überſchreiten, auch nicht als Zuſchauerin! Ja, mein Kind, dieſen Schwur hab' ich gethan; allein hier findet natürlich eine Ausnahme ſtatt. Wollen wir uns bereit machen, zu gehen.“

„Wirklich, liebe Frau, es iſt keine Minute zu verlieren.“

„Nennen Sie mich nicht Frau; ich bin unverheirathet. Ach, ich war einſt jung und ſchön, wie Sie! Nicht ſo ſchön, nein, nicht ſo ſchön. Da können Sie mein Bild betrachten —“

„Ach — laſſen Sie uns eilen. Der Boden brennt unter meinen Füßen.“

„Sie haben Recht, liebes Mädchen! Alles Andere hat Zeit, vor allen Dingen müſſen wir in's Schauſpielhaus!“

Und Fräulein Erland legte ein altes Umſchlagetuch um, ertheilte in der Eile dem kleinen Mädchen, das ſich unterdeſſen eingefunden, einige häusliche Verhaltungsbefehle, und machte ſich dann mit ihrem Schützling auf den Weg. Auf der Straße angelangt, ſah ſie ſich überall um, ob keine Lauſcher und Verfolger zu entdecken, als ſie Niemand Verdächtiges gewahrte, bog ſie mit Sophien raſch in ein Seitengäßchen. Das junge Mädchen war noch wie betäubt, und bei jedem ſtarken Geräuſch zuſammenfahrend, mußte ſie häufig den hülfreich dargebotenen Arm ihrer Begleiterin erfaſſen. Beide langten im Hauſe der Präſidentin an und erfuhren, daß die Frau des Hauſes ſo wie die Dienerſchaft in der größten Unruhe über das Verſchwinden Sophien's ſich hierhin und dorthin vertheilt habe, um ſie zu ſuchen. Sofort ſetzte man den Weg zum Schauſpielhauſe fort. Unterwegs kam den Beiden die Präſidentin im Wagen entgegen. Schon von Weitem bog ſich die freudig überraſchte Frau aus dem Fenſter hinaus und befahl, zu halten. Die Begrüßung war herzlich, nur wenige Worte wurden in der Eile gewechſelt, Fräulein Erland wurde gebeten, mit im Wagen Platz zu nehmen, und raſch fuhr man zum Theater. Das Stück hatte ſchon begonnen, nachdem Iffland ſo lange als nur irgend möglich den Beginn hinausgeſchoben hatte. Eine Schauſpielerin, die die Friederike öfters ſchon geſpielt, war an die Stelle der Vermißten getreten.

Ehe wir jedoch die drei Frauen in das Garderobezimmer Iffland's einführen, müſſen wir dem Leſer die Lage des vergeblich Wartenden ſchildern, der in einer namenloſen Aufregung ſich befand, und doch gezwungen war, mit einer ſolchen Centnerlaſt auf dem Herzen, ſeine Rolle vor dem zahlreich verſammelten Publicum zu ſpielen, eine Rolle, die er ſich als Feſtgenuß ausgedacht, und die ihm jetzt zu einer wahren Höllenmarter wurde. Schon zur Mittagſtunde hatte die Präſidentin hinübergeſchickt und fragen laſſen, ob Sophie bei ihm ſei; Iffland hatte dies verneint, zugleich aber bitten laſſen, das junge Mädchen möchte raſch kommen. Sie kam nicht. Die Zeit war da, um ſich in's Coſtüm zu werfen — ſie kam nicht. Boten auf Boten wurden ausgeſendet, ſie brachten die Nachricht, man wüßte nicht, wo ſie ſei. Die Stunde des Beginnes der Vorſtellung rückte heran; die Lampen wurden angezündet, Iffland ſaß in peinlicher Angſt und ließ ſich pudern und friſiren. Jetzt kam Laura — ihr auf dem Fuße Anton. Iffland mußte gegenüber dieſen Beiden, die außer ſich waren, den Ruhigen, den Beſonnenen ſpielen. Er zog die Uhr hervor, und ſagte begütigend:

„Sie wird ſich bei der Putzmacherin verſpätet haben; es iſt halb ſechs Uhr, um ſechs muß ſie hier ſein. In den erſten Scenen hat ſie nicht zu ſpielen; es iſt demnach noch Zeit, wenn ſie um ſechs hier iſt. Freilich hatte ich ſie gebeten, ſchon um vier Uhr bei mir zu ſein.“ — Anton wirft ſich leichenblaß auf einen Seſſel. „Was iſt Dir, mein Junge?“ fragt Iffland und verſucht, ſich inſoweit von den Lockeneiſen des Friſeurs frei zu machen, daß er den Kopf wenden und zu dem jungen Soldaten hinüberſchauen kann. „Was iſt Dir?“

Er will mit der Sprache nicht heraus, aber ein nervöſes Zittern hat ihn überfallen. Die Präſidentin verläßt das Zimmer, ſie will zurück nach Hauſe, um dort von Neuem Nachforſchungen anzuſtellen; kaum iſt ſie fort, ſo wirft ſich Anton an die Bruſt ſeines väterlichen Freundes, und während heiße Thränen die geſchminkten Wangen des Oberförſters netzen, ſtammelt er:

„Sophie iſt entführt! Sie iſt auf immer verloren. Ein Camerad hat geſtern etwas erlauſcht, er war Ordonnanz bei dem General Xavier; er hörte flüſtern, ein verdächtiger Menſch ſprach den Namen Sophie Seelfeld — ich wollte Alles nicht glauben. Ach Auguſt — Auguſt — wenn es wahr wäre!“

„Sei ruhig, Anton! Es iſt, es kann nicht wahr ſein!“

„Du ſagſt es, aber woher weißt Du es? Kann es nicht eben ſo gut wahr ſein?“

Digitized by Google

Iffland beg den Kopf des schönen Jünglings zu sich hinan, blickte in die dunklen, von Thränen blitzenden Augen, und sagte dann mit einer Ruhe und Würde, wie ein Hoherpriester:

„Ich sage, es ist nicht, es darf nicht sein! Und nun ruhig."

„Ich werde eilen, den Cameraden aufzusuchen, aber die Caserne ist so weit!"

„Geh' an die Luft, das heiße Zimmer paßt nicht für Dich! Stelle Dich an den Ausgang, wo die Wagen der Schauspielerinnen halten, da muß sie kommen!"

„Ach, sie kommt zu Fuße!"

„Gut, so kommt sie zu Fuße — geh — geh! Ich muß meine Uniform anziehen!"

„August, Du siehst mich entweder mit ihr wieder, oder nie. Dieser Abend entscheidet über Tod und Leben."

„Nun, nun!" murmelte Iffland, „junges Blut, tolles Blut!"

Er drängte ihn sanft zur Thüre hinaus. Als er allein war, gab er sich dem Eindrucke hin, den jene Andeutungen auf ihn gemacht; sie hatten seine Ruhe völlig zerstört und ihn in Angst und Schrecken gesetzt. Er kannte den General Lavior, er wußte, wessen dieser dreiste und freche Verführer fähig war, und so wenig er vor dem unglücklichen Jünglinge von diesen schrecklichen Befürchtungen kund werden ließ, um so offener gestand er sich jetzt selbst, daß jene dunkeln Gerüchte, die dem Geliebten zu Ohren gekommen, leider nur zu wohl begründet sein könnten.

Die Stunde schlug, wo das Stück beginnen sollte. In welchem Tumult, in welchem Aufruhr befand sich die Seele dessen, dem die Ehre und der Ruhm dieses Tages galt, und der sich Angesichts der Gefahren, in denen sich seine theuren Schützlinge befanden, völlig außer Stande fühlte, sich vor dem Publicum zu zeigen. Anton's bleiches Gesicht, seine Thränen, der bange Kuß, den er wie zum ewigen Lebewohl ihm gegeben, es schnitt in seine Seele, und der sonst so sichere und feste Mann war dem Umsinken nahe, so heftig hatte sich der Schrecken seines Gemüthes bemeistert. Er trat, gepudert und geschminkt, vor das kleine Fenster und sah in die Nacht hinaus. Ein klarer Sternenhimmel hatte sich über die Erde gebreitet. Unwillkürlich faltete er seine Hände:

„Herr des Himmels!" hauchte er leise, „hier steht ein alter Komödiant, ein Possenreißer, eines deiner unnützesten und entbehrlichsten Kinder, aber er bittet Dich, geh' nicht mit ihm in's Gericht. Raube ihm nicht, was er Liebes auf Erden hat, nimm ihm nicht das klare Auge, die frische Wange seines Lieblings, entziehe ihm nicht das schöne, gefühlvolle Mädchen, dessen Glück zu machen der alte Komödiant eben auf dem Wege ist. Sieh, lieber Gott, nur dieses eine Mal auf diesen alten Tempel der Musen herab, auf dieses Häuflein geschminkter Herzen und Wangen, auf diese kleine Rotte Thoren und Kinder, und erbarme dich des Elendesten unter all diesem Volke, erbarme dich deines Knechtes, des Theaterdirectors, und gib ihm nur heute Abend keines deiner bittern Trauerspiele zu kosten, die du zur Prüfung von uns armen Seelen so trefflich zu dichten und in Scene zu setzen verstehst!"

Das Glöcklein des Soufleurs läutete.

„Ich komme schon!" stöhnte Iffland. „Ich komme schon. Ach, reißt mich nur nicht bei den Haaren herbei!"

Er hielt inne, und lauschte auf die Straße hinab, ob unter dem Geräusch der heranrollenden Wagen nicht vielleicht einer sei, der seitwärts zur Garderobenthüre abzöge. Aber es bog kein Wagen ab.

Das Glöcklein des Soufleurs läutete nochmals.

Iffland nickte still mit dem Kopfe. Sein Diener stürzte herbei: „Herr Director — Herr Director! Die Leute fangen schon an zu trommeln und zu scharren."

„Ich komme schon!" flüsterte Iffland so leise, als ginge der Wind unter Blumenblättern.

Friederike trat ein — ach, nicht die Friederike, auf die jetzt drei Herzen so stürmisch warteten — die Surrogat-Friederike. Sie kam, um sich gleichgültig ihren künftigen Schwiegervater anzusehen. „Herr Director," sagte sie, „man will, daß angefangen werde."

„So laßt denn den Vorhang aufziehen!" stöhnte Iffland.

Er hielt sich, einer Ohnmacht nahe, an die Lehne des Stuhles, auf dem die falsche Friederike saß und eine Bandschleife, die sich gelöst hatte, wieder am Mieder befestigte. Ach — auf sie, auf diese falsche Friederike wartete Niemand; Niemand hatte die Absicht, sie zu entführen, und um ihretwillen ging kein junger Soldat dicht am Ufer der Spree, um eine Stelle zu finden, wo er unbemerkt und sicher sich den Tod holen konnte. Die falsche Friederike lebte ihre Tage in großer Ruhe dahin.

Der Vorhang war aufgerollt. Man hörte aus der Entfernung Rudolph und Mathes sprechen, dann die Stimme Anton's. Es folgte der dritte Auftritt, wo Rudolph und Anton zu sprechen hatten, dann der vierte Auftritt mit der Oberförsterin und nun — mußte der Oberförster heraus. Iffland ermannte sich, und überschritt festen Trittes die Schwelle des Garderobezimmers. In seinem Antlitz war ein Trotz gegen das Schicksal bemerkbar. Er ging still und groß in seinem Schmerze dahin. Wie die Lampen ihm entgegenblitzten, fühlte er, daß der Schauspieler in ihm erwachte. Alles Andere schwand auf einen Moment so, als wäre es gar nicht da. Es war die Macht der Kunst, die ihn über das Mißgeschick des Lebens erhob. Sie erhob ihn, allein sie vermochte nicht, ihn auf die Länge zu halten; mitten in seinen Reden auf der Bühne ertappte er sich, auch auf die Worte hinter der Bühne gelauscht zu haben, und zum ersten Mal während seiner Kunstlaufbahn fehlte ihm der richtige Ausdruck, die passende Gebehrde. Zum Glück für ihn war die Schauspielerin, die die Oberförsterin gab, eine treffliche, sichere und gewandte Künstlerin, sie brachte durch das Feuer und die Wahrheit, mit der sie die gutmüthige und polternde Alte gab, ihren Mitspieler immer wieder in das Geleise zurück, aus dem er sich entfernt hatte. Einmal sogar schaltete sie aus freien Stücken ein „Wie ist Dir, Väterchen, Du hörst mich so zerstreut an?" sehr passend in die Rede ein. Die Scene mit dem Schulzen schleppte sich nur eben hin, und schon fing im Publicum ein bedenkliches Murren an, sich laut zu machen. Iffland war entschlossen, den Vorhang fallen und sich als unwohl entschuldigen zu lassen, da erscheint im achten Auftritt die Oberförsterin und mit den Worten: „da bringe ich Dir Dein Riekchen! Dein Goldmädchen!" führte sie die wirkliche Friederike dem einen lauten Freudenruf Ausstoßenden in die Arme.

Nie war wohl ein Wiedersehen auf der Bühne so täuschend gegeben worden, und der Ausruf Ifflands: „Mädchen!" und die darauf folgende innige Umarmung war so voll des glühendsten und wahrsten Lebens, daß das ganze Theater in einen Beifallsruf zusammenrauschte. Iffland's gar nicht im Texte befindliche Frage: „Mein Gott, welch einen Kummer hast Du uns verursacht? Wo — wo warst Du? Laura hat Dich überall gesucht!" wurde vom Publicum überhört, und schnell besonnen setzte die Oberförsterin ihr „Gewachsen, einen ganzen Kopf gewachsen!" hinzu. Iffland lächelte und sagte nun in seiner Rolle: „Hast Du denn Deinen Alten wohl nicht vergessen?" und Friederike antwortete ebenfalls aus voller Seele mit den Worten ihrer Rolle: „O Gott, können Sie mich das fragen?"

Alles war jetzt in Ordnung und ging seinen regelmäßigen Gang fort. Iffland spielte vortrefflich. Seine Freunde, die ihn in seinen besten und interessantesten Rollen gesehen, gestanden sich, daß sie noch nie solches Feuer, solche Wahrheit in seinem Spiele gefunden. Das machte, er spielte mit voller, glücklicher Seele. In den Zwischenacten hatte die Präsidentin ihm Alles erklärt, ihn von dem kleinsten Umstande der Rettung Sophiens in Kenntniß gesetzt. Er bestand darauf, Florinen zu sehen; sie hatte sich aber entfernt und es war auch jetzt keine Zeit, nach ihr zu schicken. Anton stürmte heran; auch er mußte fern gehalten werden, wenn Friederike ihre Rolle bis zu Ende spielen sollte. Mit welchem Haß, mit welcher Wuth sah der junge Soldat, hinter den Coulissen stehend, seinen Stellvertreter, den Pseudo-Anton, an, der die Geliebte in die Arme schließen durfte, von ihren Lippen das Bekenntniß der Liebe nahm, sie vor all' dem versammelten Volke die Seine nennen durfte. Iffland zähmte das Feuer des Jünglings, indem er ihm lächelnd zuflüsterte:

„Warte nur, was der ihr da vor Aller Augen und beim Scheine von tausend Lampen sagt, wirst Du ihr weit besser in der Stille der Nacht, im verschlossenen Kämmerlein sagen. Sei jetzt Zuschauer, um später desto besser Schauspieler zu sein! Und wer zuletzt lacht, lacht am besten!"

Laura zog ihren Freund bei Seite und machte ihm scherzend Vorwürfe, daß er ihren Namen unnütz in das Spiel gemischt, und Iffland erwiderte, indem er an ihr rundes Kinn faßte:

„Seid nur still, Frau Oberförsterin! Wenn Ihr mir den Kopf warm macht, so bringe ich Euch, gute Frau, selbst auf's Theater, Ihr mögt wollen oder nicht."

Das Stück erreichte sein Ende. Noch ehe der Vorhang ganz

Digitized by Google

gefallen, ertönte Iffland's Name, aber zugleich ein so durchdringendes Pfeifen, ein so auffälliges Poltern und Pochen, daß das sämmtliche Personal der Schauspieler, die sich auf der Bühne versammelt hatten, entsetzt zusammenfuhr.

Wem galt dieses tumultuarische Zeichen? Nicht dem Stücke, denn das war öfters und mit Beifall gegeben worden; also dem Benefizianten, dem Helden dieses Abends, dem bewunderten und hochstehenden Künstler.

Iffland stand und horchte. Wieder ertönte sein Name und wieder Zischen und Pfeifen! Keinem Zweifel unterlag es weiter, daß es dem Benefizianten galt. Eine große, vielleicht überwiegende Partei war da, die ihn demüthigen, ihn vernichten wollte. Und das gerade an diesem Abende! Welche schneidende Contraste! Niedergeschmettert stand er da, Anton in einem, Sophie im andern Arme haltend — plötzlich riß er sich aber los. Eine Leichenblässe verbreitete sich über sein Antlitz, seine Muskeln spannten sich in Stolz und Wuth, sein Auge rollte.

„Mir das!" rief er heimlich und wildglühend in sich hinein. „Also heute Abend sollte der langverhüllte und langgenährte Groll gegen mich ausbrechen! Heute, wo ich meinen Ehren- und Festtag halte! Heute will man mich vernichten, auf immer zu Boden schmettern! Gut, sie sollen es haben; ich betrete diese Bretter nie wieder. Doch ehe ich scheide, will ich ein männlich schneidend Wort zu diesen Unwürdigen sprechen."

Das Getobe hinter dem Vorhange dauerte fort. Jetzt riefen dicht hinter den Lampen laut eine Menge Stimmen: „Iffland!" Er befahl, den Vorhang aufzuziehen; Alles flüchtete von der Bühne fort, er stand allein. Kaum hob sich der Vorhang und er stand dem Publicum gegenüber, das sich von seinen Sitzen erhoben hatte, so bemerkte sein scharfes Auge sogleich das Wehen eines Taschentuches von einer der vorderen Logen, und sogleich tönten wieder Zischen und Pfeifen. Da bog sich aus der königlichen Loge eine schöne Frau mit dem huldvollen Lächeln der Ueberraschung und Freude weit über die Brüstung herüber und aus ihrer Hand flog ein Blumenkranz auf die Bühne. Jetzt schwiegen, wie mit einem Zauberschlage gedämpft, die Zischlaute und das ganze Haus tönte von Beifall wieder. Iffland eilte freudig an die Lampen heran, nahm den Kranz, drückte ihn ehrfurchtsvoll an seine Lippen und verbeugte sich, die Hände über die Brust gefaltet, gegen die Loge. Sein Sieg war entschieden, der Triumph des Abends laut ausgesprochen! Berlin jauchzte seinem großen Künstler zu. Die Hyder des Neides und der Bosheit war zu Boden geworfen.

Auf den Treppenstufen stand ein Mann, der trotz der milden Nacht in einen Pelz gehüllt war. Iffland, der die Seinigen vorausgeschickt hatte, bemerkte ihn kaum, da rief eine bekannte Stimme:

„Theurer August, laufen Sie gefälligst nicht so toll dahin, grüßen Sie gefälligst Ihre Freunde, die sich Ihretwegen in bitterer Kälte einen Rheumatismus holen."

„Ach — Roland!" rief Iffland, „Du hier! Also hat die Furcht vor der Zugluft Dich nicht abgehalten? Habe Dank, alter Freund! Komm mit mir in den Wagen."

„Nein," sagte der Collaborator, „ich kann noch nicht fort von hier; ich habe ein Rendez-vous. Ich bitte Dich, störe mich nicht."

„Du ein Rendez-vous!?" lachte Iffland. „Du!"

„Wo mir recht ist, lauscht meine Dame bereits dort hinter dem Möbelwagen."

„Warum kommt sie denn nicht hervor?"

„Einfältige Frage: weil sie sieht, daß ich nicht allein bin. Ach — gerade heute muß mich der Kuckuck plagen, Schuhe und Strümpfe anzuziehen, aber es ist Alles Deinetwegen geschehen, nur an Deinem Ehrentage. Und dann, es wäre doch auch möglich gewesen, daß Ihre Majestät, die Königin, mich in der Menge bemerkt hätte; alsdann hätte es nicht gepaßt, mich Ihr in Stiefeln zu präsentiren. Du weißt, man hat stets gesagt, ich hätte ein schönes Bein. Doch das bei Seite; ich glaube, die Königin hatte diesen Abend nur Augen für Dich! O, Du Beneidenswerther."

„Das bin ich auch!" sagte Iffland stolz. „Aber wer ist denn Deine Dame?"

„Du wirst sie schon sehen, wenn sie erst hinter dem Möbelwagen hervorkommen wird. Ich fand sie hier am Eingange des Hauses. Als alle Welt hineinging, ging sie heraus, und der Zufall wollte, daß wir beim Scheine einer Laterne fast Gesicht an Gesicht stießen. Obgleich sie mich auf mein Hühnerauge trat, so kann ich Dir zuschwören, daß mir der Schmerz verging, als ich das alte, liebe Gesicht sah. Herr Gott! rief ich, — Herr Jes! rief sie. Ich wollte ihre Hand erhaschen, da fuhr eine Droschke dazwischen und die Peitsche des Flegels von Kutscher trieb uns auseinander. Sie flog an diese Säule, ich an jene. Nur so viel Zeit blieb mir, ihr zuzurufen: „Wo sehe ich Sie wieder?" „Wenn es aus ist, hier an dieser Stelle!" flüsterte sie. Und wie er eine Droschke, und wieder ein Peitschenknall. Als der Tumult sich legte, war der Platz leer und meine Dame fort."

„Das ist seltsam."

„Jawohl ist das seltsam. Ich habe dabei ein Kampherstöpselchen aus dem Ohre verloren. Aber was verliert man nicht willig, wenn man so viel findet?"

„Aber wen, wen hast Du gefunden?"

„Ich bitte Dich, jetzt gehe! Ich sehe dort einen Schatten auf uns zukommen! Der kleine zerdrückte weiße Hut mit der einen geknickten Feder, der blaßgelbe Shawl! Sie ist es. O, wie unvorsichtig ist dieses thörichte Mädchen, so leicht bekleidet in diesem Klima sich hinauszuwagen."

„Nimm sie unter Deinen Pelz!"

„O, pfui, sei nicht noch muthwillig. Wenn Du wüßtest, wie mir zu Muthe ist! — Ach — ach! sie kommt! Vielleicht ist es passender, ich gehe mit ihr zusammen hinter den Möbelwagen. Wir sind da geschützter! Was meinst Du?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, entschlüpfte der Collaborator dem nachschauenden Freunde.

Zwei Männer gingen jetzt an dem Schauspieler vorüber, der sich nach seinem Wagen umsah. Einer dieser Männer war klein, zusammengedrückt, im Gange schleichend: Iffland erkannte Fellmer. Von seinem Genossen hörte er nur mit scharfer Stimme einige Worte:

„Sie sind ein Armseliger, ein Feigling! Es thut mir leid, Ihnen den wichtigen Posten anvertraut zu haben. Sie standen dicht unter meiner Loge, Sie mußten sehen, wie ich das Zeichen gab, und haben doch nichts zur rechten Zeit gethan. Die Kerle hätten gleich brüllen sollen, wie er auftrat. Da war aber Alles still. Ich konnte mit meinem Tuche winken, so viel ich wollte."

„Herr Graf," tönte die Gegenrede, „wir hatten ausgemacht, daß am Schlusse —"

„Nun — und am Schlusse? Was haben Sie denn da gethan? Ist denn nicht Alles gerade so gegangen, wie es nicht gehen sollte?"

„Mein Gott — Ihre Majestät —"

„Narrheit! Hätten wir ärger gewüthet, wäre die Königin nicht erschienen. Ich habe mein Geld umsonst weggeworfen."

„Wir finden wohl noch eine andere Gelegenheit, Herr Graf; entgehen wird er uns nicht. Dieser Schade ist noch der geringste, ein Anschlag anderer Art, den ich klug geleitet und gesponnen, leider ist der auch mißglückt. Teufel! das ist etwas, was mich wahrhaft wurmt —"

Bis dahin hatte die schnarrende Stimme gesprochen, da fühlte sich der Sprecher von einem starken Arme gefaßt.

„Nichtswürdiger!" rief Ifflands Stimme, „Du folgst mir sogleich und gibst Rechenschaft."

Zwei herbeigerufene Diener der Polizei bemächtigten sich Fellmer's. Sein Begleiter, der Niemand anders, als der Graf Sylchen war, entfloh.

So endete ein sehr stürmischer und sehr inhaltreicher Abend.

VII.

Ein anhaltendes Unwohlsein hielt den gefeierten Künstler über drei Wochen nach der Benefizvorstellung in seinem Zimmer gefesselt. Die Erschütterung seines Gemüths war zu heftig gewesen, als daß sie hätte ohne Folgen sein können. Laura wachte an seinem Bette und pflegte den Fieberkranken. In den Stunden seiner Genesung spielte sie ihm seine Lieblingslieder auf der Harfe vor. Er hatte hastig nach Anton verlangt, man mußte ihm verheimlichen, daß der Jüngling sich in Haft befand, in Folge eines tollkühnen Versuchs, den General zur Rede zu stellen. Die Rache des Mächtigen war dadurch gereizt und es schwebte die für ein schweres Subordinationsvergehen festgesetzte Strafe über dem Haupte des Unglücklichen. Die Freunde waren thätig, aber sie vermochten

Digitized by Google

nichts auszurichten. Sophie befand sich im Forsthause. Das liebenswürdige Mädchen schmeichelte sich durch täglichen Umgang in das Herz der redlichen, alten Frau, und es gelang ihr, selbst die Starrheit des Vaters nach und nach zu lösen, indem ihr der günstige Eindruck, den das Schauspiel auf den Alten gemacht, vorarbeitete. Er schrieb an Iffland:

„Ich fange an, zu glauben, daß, nachdem ich Dich habe Komödie spielen sehen, es doch auf den mir so verhaßten Bretern ehrliche und brave Menschen geben kann, die Gott, ihren Nebenmenschen und der guten Sache dienen, wenn es auch nicht auf die Weise geschieht, wie wir Andern es thun. Mein Anton hat seinen Kopf aufgesetzt und da er eben so eigensinnig ist, wie der Anton im Stücke, und ich ihn eben so lieb habe, wie mein Amtsbruder im Stücke seinen Anton lieb hat, so — nun, das Weitere wird sich finden. Der Wald steht jetzt im besten Flor; komm bald zu uns heraus oder erlaube, daß ich mit meiner Alten zu Dir komme; Riekchen, oder vielmehr Mamsell Sophie, muß doch säuberlich von uns dort wieder abgeliefert werden, von wo wir sie bekommen, sonst passirt es zum zweiten Male, daß ein herumstreifender Spitzbube, wie Ihr sie in Euren Städten groß zieht, sie meinem Jungen vor der Nase wegfischt."

Dieser Brief trug sehr viel zu Ifflands Genesung bei. Sein erster Ausgang war in das Haus der Ministerin, die ihn hatte zu sich bitten lassen. Er traf eine kleine, aber auserlesene Gesellschaft beisammen, in der sich auch die Gräfin Wellenthal befand. Die Vorgänge der letzteren Wochen waren diesem Kreise nicht fremd geblieben; doch war es dem vornehmen und angesehenen Wüstlinge, um dessen Verbrechen es sich hier besonders handelte, gelungen, alle Schuld von sich zu wälzen und jede Spur eines Mitspielens in diesem unglücklichen Drama zu tilgen. Iffland wußte um die Künste, die der Freche angewendet hatte, vor der Welt sich die reiche Braut und den Namen eines ehrlichen Mannes zu bewahren, und er beschloß, sie zu nichte zu machen. Seine Gönnerin, die Gemahlin des Ministers, war seine Vertraute und Helferin. Auch ihr lag Alles daran, die Freundin aus ihrem Wahne zu reißen, sie den Charakter des Verhaßten klar sehen zu lassen, wo denn nothwendig das Bündniß getrennt werden mußte. Die Aufschlüsse, die man der Gesellschaft geben, die Strafe, die man den Schuldigen zukommen lassen wollte, mußte in die Form eines gesellschaftlichen Scherzes eingekleidet werden. Iffland entwarf rasch den Plan eines kleinen Drama's, in welchem nur er allein agirte. Seine Gabe, fremde Stimmen täuschend nachzumachen, kam ihm dabei trefflich zu statten. Es wurden Sprüchwort-Spiele aufgeführt, und als die Gesellschaft eine Anzahl derselben bereits gesehen und sich daran erfreut hatte, wurde geschickt das betreffende Stück eingeschoben. Die Bühne stellte den Gang in einem Gefängnisse vor, zur Rechten und zur Linken zwei vergitterte Thüren.

Iffland erschien. Er stellte einen Fürsten vor, der sich in den Kerker begeben hatte, um selbst zu hören und zu sehen, weshalb und wie man die Strafbaren eingeschlossen. Nachdem er bereits ein paar Gemächer durchspäht, näherte er sich der Gitterthüre zur Rechten. Er fragte, weshalb der Gefangene hier eingeschlossen sei, und eine bekannte Stimme, die Iffland täuschend nachmachte, indem er sich halb wie lauschend in die Coulisse bog, erwiderte: „Man hat mich eingesperrt, weil ich mich lächerlich gemacht habe."

„Ach," sagte Iffland, „das ist allerdings ein großes Verbrechen, ja, ich möchte behaupten, das größte, welches sich innerhalb der Gesellschaft, wie sie jetzt besteht, begehen läßt. Doch wie hast Du Dich lächerlich gemacht, mein Freund?"

„Einen harmlosen Scherz," entgegnete die Stimme, „wollte ich dadurch rächen, daß ich gegen die Ehre, die Ruhe, ja gegen das Leben eines ehrlichen Mannes zu Felde zog."

„Wer war dieser ehrliche Mann? War er etwa aus Deinem Stande?"

„O nein! alsdann hätte ich ihn zu schonen nöthig gehabt; es war nur ein elender Komödiant."

„Wie!" rief Iffland, „hör' ich recht! Gerade dieser elende Komödiant hat mich, dem Fürsten, gebeten, Dir die Freiheit wiederzugeben. Geh' — und wenn Du künftig wieder Helfershelfer dingen willst, um den elenden Komödianten öffentlich beschimpfen zu lassen, so wisse, daß seine Börse Dir zu diesem Behufe zu Gebote steht."

Man lachte, und Graf Sylchon, der gegenwärtig war, verschwand in dem Augenblicke, als er seine eigene Stimme aus dem Gitter des Gefängnisses hatte ertönen hören. Wenige Tage darauf verließ er Berlin, nachdem er einem Freunde geschrieben:

„Es ist unmöglich, mit diesem Teufel von einem Possenreißer Krieg zu führen und Sieger zu bleiben. Ich gehe um meinen Abschied ein und sehe Berlin nie wieder."

Vor der zweiten vergitterten Thüre stehen bleibend, richtete der Fürst obige Frage auch hier an den Eingekerkerten. Auch hier antwortete eine der Gesellschaft bekannte Stimme:

„Frage nicht, Fürst, nach meinem Vergehen; nur eine Frau kann mir verzeihen, und ich zweifle, daß sie es thun wird, wenn sie den ganzen Umfang meiner Schuld inne wird."

„Alsdann wende Dich an die, welche Du am tiefsten beleidigt hast; ich habe hier nichts zu thun," entgegnete der Fürst.

Alle in der Gesellschaft wußten, auf wen sich diese Worte bezogen, allein man hütete sich wohl, die Gräfin anzublicken, die, in ihren Shawl gehüllt, in den Polstern ihres Fauteuils lag, scheinbar völlig unberührt von dem, was sich ihrem Auge und Ohr darstellte. Nur die Ministerin konnte es nicht lassen, einen besorgten Blick auf ihre Freundin und einen höhnenden auf den General Xavier zu richten, der ihr zur Seite am Eingange der kleinen Bühne lehnte.

Wenige Tage darauf wurde dem Hofe und der Gesellschaft bekannt gemacht, daß das Verlöbniß des Generals mit der Gräfin Wellenthal gelöst worden. Iffland erhielt von seiner schönen Gönnerin eine goldene Tabatière mit einem Zettel darin, auf dem die Worte standen:

„Groß auf der Bühne, größer außer derselben."

Wir eilen jetzt zum Schlusse unserer Erzählung. Daß Anton und Sophie sich im glücklichen Bunde für's Leben vereinten, erräth nun wohl der Leser. Daß aber in der festlich ausgeschmückten Wohnung des berühmten Schauspielers noch ein zweites Paar an demselben Abende sich ein feierliches, gegenseitiges Gelöbniß that, möchte der freundliche Beschauer, der bis hierher unser Gemälde betrachtet hatte, nicht so deutlich haben vorhersehen können. Es war der Collaborator, der seine Florine heimführte. Iffland's Freude über dieses zweite Bündniß war nicht geringer, als über das erste. Der Collaborator aber verbat sich alle zu sehr aufregenden Bemerkungen und Glückwünsche und ging gerade an diesem Abende eine halbe Stunde früher zu Bette, indem er behauptete, daß eine Hochzeit bei so vorgerückten Jahren kein Fest, sondern nur eine neue, bequeme und diätetische Anordnung sei, die, wie jede medicinische Vorschrift, in der größten Ruhe und ohne alle Störung vorgenommen werden müsse. An der Abendtafel wurden die Toaste ausgebracht:

„Anton und Sophie — Ottokar und Florine."

Iffland setzte in seliger Freude hinzu: „Und August und Laura."

Die Präsidentin reichte ihm die Hand über den Tisch hin und der Präsident fügte hinzu: „Hierbleiben!"

„So sei es!" rief Iffland, „aber nun laßt uns auch die Gläser erheben auf das Wohl von Preußens schönster und hochgestelltester Frau."

Mit dem Namen „Louise" erklangen hell die Gläser.

Eine Reise im Apenninengebirge — — des Mondes.

Ein Beitrag zur Verbreitung naturgemäßer Ansichten von H. Wendel.

Erster Artikel.

Wie mag es denn wohl auf dem Monde eigentlich aussehen? Mag es dort auch Menschen, Thiere, wie bei uns, geben? — Diese und ähnliche Fragen hat sich wohl Jeder schon einmal gestellt. Es dürfte darum gewiß von allgemeinem Interesse sein, eine genauere Schilderung der dortigen Natur zu hören. Von Zeit zu Zeit sind zwar einzelne solche Unternehmungen in's wei-

Digitized by Google

Die Mondoberfläche.*

tere Publicum gedrungen, allein meiſt waren es nur Phantaſien, und wollten auch nichts Anderes ſein, als bloſe „Träume.“ Dieſe kann ſich aber Jeder ſelbſt bilden, ſobald es eben erlaubt iſt, willkürlich zu fingiren und auszuſchmücken. Ganz anders iſt es dagegen, wenn man „nur Wahrheit, nur Thatſachen“ zu wiſſen verlangt. Wie ſchwierig dann die Fragen zu löſen ſind, brauche ich nicht erſt nachzuweiſen. Die Meiſten werden ſogar bezweifeln, daß unter dieſer Bedingung jemals auf dieſe Fragen genügend geantwortet werden könne. Der Wiſſenſchaft iſt es indeß wirklich gelungen, ein treues und ziemlich vollſtändiges Bild der Mondnatur zu entwerfen, und wenn auch mancher der verehrlichen Leſer Vereinzeltes über den Mond gehört hat, ſo dürfte es für ihn vom höchſten Intereſſe ſein zu erfahren, welches der neueſte wiſſenſchaftliche Standpunkt ſei, auf dem unſere Kenntniß vom Monde angekommen iſt. Folgende Schilderung hat den Zweck, dieſem fühlbaren Mangel in unſerer populären Literatur abzuhelfen.

Um dem verehrlichen Leſer ein recht anſchauliches Bild von jener fremden Welt vorzuführen, wählte ich, wie die Ueberſchrift ſagt, die Form einer Reiſebeſchreibung. Allein jenem umfaſſenderen Zwecke gemäß ſtrebte ich die Natur des ganzen Mondes zu ſchildern, indem ich das Allgemeine an das Specielle anzuknüpfen ſuchte. Ich habe die ganze Schilderung in vier Abtheilungen gruppirt, von denen die erſte „das Verhältniß des Mondes zur Erde“ behandelt, weil hierüber die meiſten Anſichten

---

* Da der erſte Theil im Allgemeinen über den Mond handelt, ſo füge ich hier eine Abbildung der Mondfläche bei, wie ſie, durch die Inſtrumente einer Sternwarte betrachtet, beim erſten Anblick ſich darbietet. Der ſinnige Leſer möge dies Bild, das offenbar den Charakter einer fremden Welt trägt, aufmerkſam betrachten und zur Erhöhung des Intereſſes es zu deuten ſelbſt verſuchen. Im Laufe meiner folgenden Schilderung wird er erfahren, was bis jetzt die Wiſſenſchaft daraus entzifferte. Deshalb ſei vorläufig erwähnt, daß die helleren, alſo von der Sonne mehr beſchienenen Partien ſicher Erhebungen der Mondoberfläche und daß die dunkleren Theile tiefer gelegene Mondflächen ſind. Von jenen hat die Wiſſenſchaft einzelne Gebirge (die in der Abbildung mit Zahlen bezeichnet wurden) unterſchieden und mit folgenden Namen benannt:

1. mit dem Namen Apenninengebirge, — 2. Kaukaſus, — 3. Alpen, — 4. Taurus, — 5. Hämus, — 6. Altai, — 7. Cordilleren, — 8. Riphäen-Gebirge, — 9. Karpathen, — 10. Hercyniſches Gebirge.

Die Namen der in der Abbildung mit Buchſtaben bezeichneten dunkleren Stellen ſind:

A. mare crisium (d. h. Meer der Krankheitswechſel), — B. mare foecunditatis (d. h. Meer der Fruchtbarkeit), — C. mare nectaris (d. h. Meer des Göttertrankes), — D. mare tranquillitatis (d. h. Meer der Stille), — E. mare serenitatis (d. h. Meer der Heiterkeit), — F. lacus somniorum (d. h. See der Träume), — G. lacus mortis (d. h. See des Todes), — H. palus somnii (d. h. Sumpf des Traumes), — J. mare frigoris (d. h. Meer der Kälte), — K. mare vaporum (d. h. Meer der Dämpfe), — L. sinus medii (d. h. Buſen der Mitte), — M. mare nubium (d. h. Meer der Wolken), — N. mare humorum (d. h. Meer der Feuchtigkeiten), — O. sinus epidemiarum (d. h. Buſen der epidemiſchen Krankheiten), P. oceanus procellarum (d. h. Ocean der Stürme), — Q. mare imbrium (d. h. Meer der Platzregen), — R. sinus iridum (d. h. Buſen der Regenbogen), — S. sinus roris (d. h. Buſen des Thau's) und neuerdings wurde benannt — T. mare Humboldtianum.

Digitized by Google

des weitern Publicums theils ganz falsch, theils nur halb wahr sind. Es ist dieser Theil, streng genommen, nicht eigentlich Reiseschilderung, jedoch nothwendig. Denn wie Jemand, der auf Reisen gehen will, sicher zunächst gewisse Vorkehrungen treffen und nicht ungerüstet drauflos marschiren wird, so ist auch diese Mondreise erst vorbereitender Begriffe bedürftig. Sie dürften übrigens ebenso belehrend und berichtigend sein, als die Reiseschilderungen selbst, und ebenso, wie letztere, für die meisten Leser Neues enthalten. Zum Beweis will ich nur das Eine daraus verrathen: „die Erde ist eigentlich kein Planet, sondern selbst blos ein Mond." — Man betrachte diesen ersten Theil als Einleitung, die über das Reiseziel im Allgemeinen handelt.

Die zweite Abtheilung wird „Streifzüge im Apenninengebirge des Mondes selbst" enthalten, die dritte „Blicke vom Gebirge aus in das Mond-Flachland", die vierte „eine Nacht auf dem Monde" und die letzte, die fünfte „Schlußbemerkungen über den Mond."

1.

Verhältniß des Mondes zur Erde.

Fast das ganze Publicum glaubt, daß der Mond sich um das Centrum der Erde drehe und diese wieder um das Centrum der Sonne. Schon diese so tief und weit um sich gewurzelte Ansicht ist nicht eine der Natur gemäße, wenigstens eine ungenaue. Denn nicht die Erde, sondern „das Erdsystem" macht seinen jährlichen Lauf um die Sonne. Zu diesem Erdsysteme gehören Erde, Mond und der diesen beiden gemeinschaftliche Schwerpunkt. Eigentlich ist es letzterer, welcher jene Bahn beschreibt, und erstere, also Erde und Mond, sind nur die beiden Pole des Erdsystems. Ständen wir in hinreichender Entfernung von der Erde, so würde Erde und Mond uns nur als ein Stern erscheinen, kämen wir dann näher, so würde das Erdsystem sich als ein Doppelstern zeigen. Man kann also das „Erdsystem" als einen Himmelskörper auffassen, dessen Centrum eigentlich jener Schwerpunkt ist. Allein bei der Entstehung des „Erdsystems" concentrirte sich alle Materie an jenen Polen zu dichter Masse, so daß diese beiden, natürlich einander entgegengesetzten Pole zu materiellen Theilen des Erdsystems wurden, während die übrigen nur als ideelle anzusehen sind, oder wenigstens als aus ganz verschwindend dünner Materie bestehende. Aber auch jene zwei materiellen Theile sind durchaus nicht von gleicher Dichtheit, denn die Masse desjenigen Poles vom Erdsysteme, den wir bewohnen, ist beinahe noch einmal so dicht, als die des Mondes.* Ja die Dichtheit ist sogar an einem und demselben Pole bedeutend verschieden. Denn offenbar ist Luft viel dünner als Fels, und zur Materie der Erde gehört bekanntlich nicht blos Stein, sondern auch Wasser und Luft. Bedenkt man nun, daß die Kraft des einen Poles im Verhältniß zum andern nicht blos dichter wurde, sondern auch mehr Materie concentrirte, als das Erdsystem entstand, so folgt daraus, daß diese beiden Kräfte an den Polen des Erdsystems von verschiedener Intensität seien und daß namentlich der Erdpol, der eine so gewaltige Kugelmasse, als die Erde ist, zusammen ballen konnte, der stärkere sei. Die Gründe aber, warum der eine Pol in jener Zeit voll tiefster Geheimnisse, als Gott die Welten aus Nichts schuf, ein solches Uebergewicht erhielt, hat die Wissenschaft noch nicht völlig evident aus den bis jetzt erkannten Naturgesetzen nachzuweisen vermocht. Und zweifelnd wird man fragen können: wird dies jemals dem Menschen vergönnt sein, so lange er an die Grenzen seiner Erdnatur gebunden ist? Sein Ohr, sein Auge ꝛc. bezeugen, daß sie nur für die Erdnatur geschaffen sind, so daß sie nicht einmal für die Natur unseres nächsten Himmelskörpers, des Mondes, passen, wie die folgenden Mondschilderungen beweisen werden. Wie sollte da der Mensch, dessen Denken allein aus den Sinnen hervorwächst, wie die Blume aus dem Fruchtlande, mit seinen erdgebornen Begriffen den Urgrund alles Seins durchdringen können!

Einst staunte man nur stumm und dumm die Wunderwerke Gottes an, Erklärungsversuche des Verstandes galten für Verbrechen; später wollte man Alles erklären können, wie altkluge Kinder von beschränkter Einsicht. Jetzt erkennt man das Factum an, Erklärung wird nur zugelassen. Es läßt sich aber als Thatsache nicht leugnen, daß fast ein halb Hundert* Kugeln, deren jede so groß wie der Mond wäre, nöthig sein würden, um eine Kugel von der Größe unserer Erde daraus zu machen.

Jene zwei Pole des Erdsystems bewegen sich um dessen Schwerpunkt ganz so, wie sich zwei Monde um einen Planeten bewegen. Mithin wohnen wir Erdenmenschen eigentlich auf einem Monde, und zwar auf dem größeren Monde des Erdsystems. Wenn wir sagen: „die Erde sei der Hauptplanet und der Mond nur sein gehorsamer Trabant", so ist dies Selbstüberhebung von uns, doch noch genug Bescheidenheit im Verhältniß zu unsern Vorfahren, die bekanntlich gar meinten, daß nicht blos der Mond, sondern auch die Sonne und alle übrigen Sterne um unsere Erde sich drehten.

Die Erde ist also nicht viel vornehmer, als der Mond. Die Wissenschaft weiß jetzt sogar, daß beinahe Mond und Erde, jeder für sich, ein selbstständiger Planet geworden wäre. Denn es ist gewiß, daß ein Mond, der vielleicht in eben der Zeit (oder gar eher) sich um seinen Hauptplaneten bewegt hat, während dieser sich um sich selbst drehte, gar nicht sich hätte erst bilden können. Seine Materie würde zur Masse seines Hauptplaneten übergegangen sein, d. h. dazu gezählt werden müssen. Ferner ist es eben so gewiß, daß, wäre die Umlaufszeit eines Mondes gleich oder größer, als die Umlaufszeit seines Planeten, jener nicht Mond geblieben sein, sondern selbstständig als Planet die Sonne umkreist haben würde. Die Wissenschaft beweist ferner, daß die Umlaufszeit eines Mondes diesen beiden Grenzen auch nicht nahe kommen dürfe. — Hält man diese Wahrheiten fest und prüft man daran unsern Mond, so findet man, daß er der obern Grenze weit näher kommt, als irgend ein anderer Mond. Wie weit dies wahr sei, möge der Leser selbst entscheiden. Ich füge deshalb einige specielle Angaben hinzu, durch die unser Mond mit den Monden anderer Planeten verglichen werden kann.

Würden wir auf einem Monde des Jupiter oder des Saturn oder des Uranus stehen, so würde es uns scheinen, als wenn der zu jenem Monde gehörende Hauptplanet einen mindestens 35 Mal größern Durchmesser habe, als die Sonne; ja, von einigen Monden aus sogar einen 400 bis 800 Mal größern. Stellten wir uns dagegen auf unsern Mond, so erschiene die Erde nur $3^1/_2$ Mal so groß, als die Sonne. — Die Monde der genannten drei Planeten machen mehrere hundert Umläufe während eines Umlaufs ihres Planeten, ja, der innerste Saturnusmond sogar 11,000, dagegen unser Mond nur 13. — Die Störungen, welche jene Trabanten aufeinander gegenseitig ausüben, sind weit beträchtlicher als die, welche sie durch die Sonnenanziehungen erfahren. Ihre Bahnen sind sehr wenig gegen die Ebene des Aequators ihres Hauptplaneten und beträchtlich gegen seine Bahn geneigt; bei unserm Monde sehen wir das Gegentheil. Das Perisaturnium des Huygenischen Saturnmondes vollendet (nach Bessel's Untersuchungen) seinen Umlauf um den Himmel in 710 Jahren und seine Knoten in 36,500 Jahren; bei unserem Monde sind die Zahlen $= 8,_8$ und $18,_6$ Jahre. — Während eines seiner Jahre erblickt der Jupiter gegen 4500 Verfinsterungen seiner Monde und etwa die gleiche Anzahl Sonnenfinsternisse; unser Mond bietet uns deren etwa zwei im Jahre. Gewiß groß und auffallend sind diese Verschiedenheiten!

Die Behauptung, daß der Mond beinahe neben der Erde, trotz seiner verhältnißmäßig geringen Entfernung, ein Planet geworden wäre, mag vielen Lesern kühn erscheinen, weil sie neu ist, allein jene Möglichkeit ist durchaus nicht so unglaublich, da wir Aehnliches bereits anderwärts im Weltraume haben. Ich meine das System, das zwischen Mars und Jupiter ebenfalls um unsere Sonne kreist, — die Planetoiden Ceres, Pallas ꝛc. Hier haben sich sogar noch mehr als zwei selbstständige Planeten neben einander gebildet, und zwar so nahe, daß ihre Bahnen sich öfters kreuzen. Dies System hat somit das in der That entwickelt, was in unserm Erdensysteme nur als nahe Möglichkeit schlummert. Deshalb läßt sich auch wieder umgekehrt von den Planetoiden behaupten, daß, wäre einer der kleinen selbstständigen Planeten genug mächtig geworden, als das System sich zu jetziger Form ausprägte, so würden alle die andern benachbarten Planetoiden nur Monde vom ersteren geworden sein, die sich also nicht so direct, wie jetzt, um die Sonne hätten bewegen können, sondern es zunächst um den unter ihnen mächtig gewordenen Planeten hätten

* Die Dichtigkeit der Erde verhält sich zu der des Mondes, wie 1 zu $0,_{5614}$.

* Genauer: $49^1/_2$ Kugeln.

Digitized by Google

thun müssen. — Bis jetzt hatte sich noch die rohe Meinung erhalten (und zwar nicht blos in Schulbüchern), daß jene Planetoiden die einzelnen Stücke eines einst *geplatzten* Planeten seien! Ich will hierzu kein Wort verlieren.

Es verhält sich mit den Systemen der Himmelskörper ganz so, wie mit den Staatensystemen des politischen Lebens. Während jenes Planetoidensystem sich in kleinere selbstständige Körperschaften auflöste, deren jede ihre eigenen Wege geht, so hat das Erdsystem noch seine Einheit erhalten durch die Furcht vor dem Gesetze; ich meine den Gehorsam vor jenem Schwerpunktsgesetze. Diesem mußte sich die Erde unterordnen, weshalb sie nicht den von uns geträumten bevorzugten Stand erhielt, sondern den eines bloßen Vasallen. Der bis jetzt unbeachtet gebliebene Kronprätendent ist jener „Schwerpunkt des Erdsystems."

Wo aber ist denn eigentlich dieser neue Herrscher? werden die Leser fragen. Daß jener Punkt zwischen dem Centrum der Erde und dem des Mondes sein muß, versteht sich von selbst, und daß er der Erde viel näher als dem Monde sei, läßt sich errathen; denn wie alle ungehinderte Körper auf der Erde nach deren Mittelpunkte (ihrem specifischen Schwerpunkt) zu fallen streben (was man bekanntlich „Schwere" eines Körpers nennt), so haben auch Mond und Erde wiederum das Streben, nach dem ihnen gemeinschaftlichen Schwerpunkt * zu fallen. Die Erde ist aber 88 Mal schwerer, als der Mond. Man weiß dies bestimmt, denn man hat sie gewogen. Was! wird mancher Leser ausrufen, der recht lebhaft diese zwei furchtbar großen Klumpen mit ihren Bergen und Gebirgen im Geiste vor sich sieht. Allerdings hat man sie gewogen, wenn auch nicht mit einer Krämerwage, und man hat sich überzeugt, daß der Mond 14,770 Trillionen Centner schwer sei, die Erde dagegen 1,300,000 Trillionen Centner. Deshalb läßt sich erwarten, daß die Erde bedeutend näher an jenen „Schwerpunkt" sank (wenn es erlaubt ist, der Anschaulichkeit halber so zu sagen), und zwar hat man berechnet, daß der letztere Punkt nur noch 584 Meilen vom Erdcentrum nach der Mondseite zu entfernt ist.

Doch bleibt sich diese Entfernung nicht immer gleich, indem die Erde öfters noch näher sinkt, manchmal sogar um 36 Meilen; öfters dagegen ist sie, durch andere Umstände genöthigt, jenem „Punkte" ferner, was sich ebenfalls bis zu 36 Meilen steigern kann. *Wann* dies geschieht und *wo* im Weltenraume und wie weit an jedem einzelnen Tage, jeder Stunde und Minute das Erdcentrum von jenem „Punkte" entfernt sei, — alles dies vermag die Wissenschaft genau voraus zu berechnen.

Da wir aber von unserer Erdoberfläche bis in den Mittelpunkt der Erde 8—900 Meilen haben, so folgt daraus, daß jener „Schwerpunkt des Erdsystems" immer noch unter der Erdkruste in der Richtung zum Erdmittelpunkte liegt. Jener gewiß Vielen geheimnißvolle „Punkt" ist also 275 *Meilen tief, senkrecht unter unsern Füßen* (natürlich, wenn der Mond gerade über uns steht). Könnte man mit einem Dampfwagen zu diesem „Schwerpunkt des Erdsystems" fahren, so würden wir schon in 4—5 Tagen dort sein können, während, wenn wir zu dem Monde auf einer Eisenbahn reisen wollten, wir über 2 Jahre lang fahren müßten, ehe wir dort anlangten.

Wie wichtig diese rechte Auffassung unseres Erdsystems sei, wenn man die Natur des Mondes nicht so ungerecht beurtheilen, wie es gewöhnlich bis jetzt geschehen ist, wenn man vielmehr sie richtig begreifen will, — wird sich dem Leser bald zeigen. Ich gebe aber gern zu, daß es nicht für Jeden etwas Leichtes sein wird, sich einen Körper, der zum Theil nur ideelle Theile hat, klar zu denken, da man hierbei die gewöhnliche Steifheit des Vorstellungsvermögens überwinden und es zur nöthigen Biegsamkeit heranbilden muß. Anhaltende philosophische, besonders aber mathematische Beschäftigungen erleichtern es sehr, da sie vielfältige Gelegenheiten bieten, sich in solche, für Laien meist subtile Objecte hineinzudenken. So hat es z. B. die Mathematik mit „Rotationskörpern" zu thun, die doch durchaus keine materiellen Bestandtheile enthalten; man berechnet die Größen der Rotationskörper, die also Größen sind, und doch nur aus ideellen Theilen bestehen. Leser, die sich den Körper des Erdsystems nicht deutlich vorstellen können, mögen sich das Verhältniß der Erde und des Mondes zu jenem Schwerpunkte vielleicht dadurch veranschaulichen, indem sie an einen zweiarmigen Hebel denken. Der eine Hebelarm ist hier sehr kurz, an ihm hängt aber eine sehr große Last; der andere Arm ist verhältnißmäßig sehr lang, an ihm zieht ein kleineres Gewicht; letzteres ist der Mond, ersteres die Erde. Der Punkt des Hypomochlion, also die Stelle an dem Hebel, die man unterstützen müßte, wenn beide Hebelarme sich das Gleichgewicht halten sollten, ist jener „Schwerpunkt des Erdsystems." Freilich sind auch hier wieder die Arme des Hebels ideell, und der Leser wird immer wieder die alte Schwierigkeit vor sich haben.

Soll sich aber der Leser diese zwei anscheinend himmelweit verschiedenen und für sich selbstständigen Körper, Erde und Mond, zu einer Einheit verbunden, als *ein* Ganzes denken, so wird noch besonders zweierlei ihm darüber Bedenken verursachen, nämlich die furchtbare Größe und die ungewöhnliche Form.

„Der Mond," wird Mancher sagen, „ist so viele Tausend Meilen von der Erde entfernt, und sie sollten zusammen zu einem Körper gehören? Wie furchtbar groß müßte da dieser sein!"

Allerdings, es gehört eine gewisse Kühnheit des geistigen Fassens dazu, die Möglichkeit jenes Körpers zu begreifen; allein diese Zaghaftigkeit werden nur solche Leser haben, die sich noch wenig mit Astronomie beschäftigt haben, und folglich noch nicht sich an die ungeheuern Dimensionen der Unendlichkeit des Universums gewöhnt haben. Doch ich erinnere die Leser, daß sogar in unserm eignen Sonnensystem ein Körper ist, der mehr als noch einmal so groß ist, ein Körper, der dazu aus lauter materiellen, und, soweit unsere Kenntniß geht, ziemlich gleich dichten Theilen besteht. Gegen diesen gehalten, ist der Körper des Erdsystems sogar klein zu nennen. Jener Körper ist — unsere Sonne. Denkt man sich nämlich die Sonnenkugel als hohl, und denkt man sich unsere Erdkugel, ganz so groß, wie sie wirklich ist, in die Mitte der hohlen Sonnenkugel, so würde trotzdem noch so viel Platz in letzterer sein, daß die Mondkugel in ihrer natürlichen Größe sich rings um die Erde bewegen könnte, und zwar eben so fern noch, wie der Mond jetzt von uns entfernt ist! Obgleich der Mond gewiß einen gewaltig großen Platz zu dieser seiner ungestörten Bewegung gebraucht, so würde er in jenem angenommenen Falle doch noch nicht an die innere Schale der hohlgedachten Sonnenkugel anstoßen.

Und doch ist diese Sonnenkugel und die Gruppe aller Planeten, die in weiten Bahnen sie umkreisen, wiederum unendlich klein gegen die außerhalb derselben gelegene Sternenwelt. Die ungeheuere Größe dieser letzteren möge folgende Bemerkung anschaulich machen:

In dem Meere der Unendlichkeit befinden sich bekanntlich unzählige sogenannte „Sterneninseln", und fast alle Sterne, die wir an unserm nächtlichen Himmel sehen, bilden mit unserer Sonne eine einzige solche Gruppe, — *unsere* Sterneninsel. Stände nun Jemand an dem einen Ende dieses Sternenhimmels, und schauete er durch denselben an das andere Ende, ob dort vielleicht alle Sterne noch da wären, so würde er erst nach 6700 Jahren eine dort stattgefundene Veränderung sehen können; denn — so lange Zeit würde das Licht brauchen, um von jenem Ende der Sterneninsel bis zu seinem Auge zu gelangen, obgleich das Licht, wie vielfältige Berechnungen bestätigen, *in einer Stunde einen Raum von 150 Mill. Meilen* durchläuft! Dagegen, stände er auf dem Monde, und schauete er auf die Erde, so würde er z. B. eine Zerberstung der Erdkugel schon in der zweiten Secunde darauf sehen können. — Vermöchten wir eine unserer Telegraphenstationen auf den Mond zu verlegen, so langte die dahin telegraphirte Nachricht schon nach dem 73sten Theile einer Minute dort an; also noch in derselben Secunde des Telegraphirens würden dann die Mondbewohner erfahren können, was es für Neuigkeiten auf der Erde gäbe.

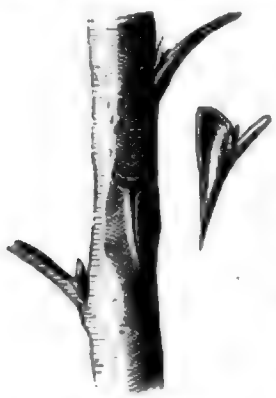
* Man verwechsle ja nicht: „Erde" mit „Erdsystem"; es sind also „Schwerpunkt der Erde" und „Schwerpunkt des Erdsystems" zwei völlig verschiedene Punkte, deren Entfernung von einander im Weltenraum mehrere hundert Meilen beträgt.

Digitized by Google

Für Gartenfreunde.

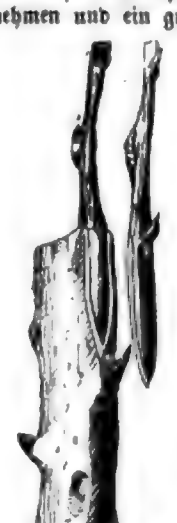
III. Das Veredeln der Bäume.

Mit dem Frühjahre naht für den Gärtner und Gartenfreund auch die günstigste Zeit für das sogenannte Veredeln der Bäume und anderer Pflanzen heran. Wir hoffen, durch Mittheilung des Nachstehenden manchem Leser der „Gartenlaube" für seinen Garten, sei es auch nur ein Garten im Zimmer, uns nützlich zu machen. Gestattet uns auch der gebotene Raum nicht, das interessante Thema ausführlich und erschöpfend zu behandeln, so wird doch ein rationelles Eingehen in die Natur desselben für das Verständniß des Hauptsächlichen genügen.



a. das Oculiren.

Das Veredeln, das heißt das Uebertragen eines Pflanzentheiles (Propfreises oder Auges) auf den Stamm oder die Wurzel einer anderen Pflanze, des sogenannten Wildlings oder der Unterlage, so daß beide zu einem Individuum zusammenwachsen, bezweckt entweder die Vermehrung solcher Pflanzengattungen, die sich nicht anders fortpflanzen lassen, wie viele Obstarten, Varietäten, wie die Hänge-Esche ꝛc. oder die schnellere Erzielung von Blüthen und Früchten. So wird eine Kirsche, Orange oder Myrthe, aus dem Kern erzogen, auf ihrem eigenen Stamme mehrere Jahre später zum Blühen gelangen, als wenn man davon ein Propfreis auf ein anderes Exemplar überträgt, und noch früher erhält man einen blühbaren Baum, wenn man das Propfreis von einem schon fruchtfähigen Stamme, resp. Zweige genommen hat. Auch erlangt man durch das Veredeln noch andere Vortheile. Man veredelt z. B. Süßkirschen auf Weichselkirschen, Prunus Mahaleb, und gewinnt dadurch Bäume, die einen schlechten und von Grundwasser heimgesuchten Boden vertragen; und man pfropft Aepfel- und Birnen auf Quitten, die ebenfalls mit geringerem Boden vorlieb nehmen und ein gutes Verpflanzen noch im hohen Alter aushalten. — Zur Veredelung aufeinander sind jedoch nur solche Gattungen geeignet, die in einer natürlichen Verwandtschaft mit einander stehen. So die verschiedenen Arten des Kernobstes unter sich, Aepfel, Birnen, Quitten, Mispeln, Ebereschen, Weißdorn; oder des Steinobstes, Aprikosen, Pfirsiche, Mandeln, Pflaumen, Kirschen, Weichselkirschen ꝛc. Andere Arten, die sich nicht verwandt sind, gehen wohl mitunter eine Verbindung ein, aber diese ist niemals von längerer Dauer.



b. das Pelzen oder Propfen in die Rinde.

Die Manipulation des Veredelns besteht darin, daß das Propfreis mit der veredelnden Unterlage so in Verbindung gebracht wird, daß Rinde und Bast beider Theile in genaue Berührung mit einander kommen, damit die darin befindlichen Saftgefäße zusammenwachsen können. Darüber wird ein Verband angelegt, der die Atmosphäre von der Schnittwunde möglichst absperrt und beide Theile zusammenhält, ohne jedoch den Saftzufluß zu verhindern. Ist die Operation gut ausgeführt, so lassen beide Theile Saft in die Wunde treten, aus dem sich eine Anhäufung von Gefäßzellen (Callus) bildet, welcher ein schwamm- oder knorpelartiges Aussehen hat. Dieser Callus erlangt mit der Zeit die Härte des Holzes und vermittelt die Verbindung und den Saftzufluß aus der Unterlage in den edlen Theil. Dennoch wird diese Verbindung nicht so organisch und einig, daß nicht zuweilen bei ungünstigen Umständen, großer Dürre, Frost, Wechsel des Standorts, der aufgesetzte Theil bis zur Unterlage wieder einginge.

Man hat je für die verschiedenen Pflanzenarten, die Zeit der Veredelung, für den Standort im freien Lande oder im Gewächshause mancherlei Arten der Veredelung in Anwendung gebracht; wir müssen uns aber hier begnügen, das Hauptsächlichste mitzutheilen und durch Zeichnungen anschaulich zu machen.

a. Das Oculiren oder Einsetzen eines einzelnen Auges mit einem daran in der Form eines Schildes ausgeschnittenen Stücke der Rinde geschieht zur Zeit, wenn solches sich leicht vom Holze ablösen läßt, im Freien am besten von Juni bis Ende August bei Rosen, Obstbäumen, Trauereschen ꝛc., im Gewächshause auch zu andern Zeiten. Unsere Zeichnung zeigt ein solches ausgelöstes edles Auge und einen zur Aufnahme desselben vorgerichteten Wildling. Das Verbinden geschieht kreuzweise mit einem Bast- oder Wollfaden, wobei das Auge selbst aber nicht bedeckt werden darf. Das Oculiren ist die am wenigsten gewaltsame Operation, gelingt deshalb auch am leichtesten und verdirbt beim Fehlschlagen den Wildling nicht, so daß derselbe immer noch wieder operirt werden kann. Sobald das edle Auge austreibt, was bei den im Spätsommer oculirten erst im Frühjahr geschieht, ist der Wildling dicht über dem Auge wegzuschneiden und sämmtliche wilde Triebe zu entfernen.

c. das Propfen in den Spalt.

b. Das Pelzen oder Propfen in die Rinde hat insofern mit dem Oculiren Aehnlichkeit, als auch hier das Pfropfreis, welches unten einseitig zugespitzt werden muß, zwischen Holz und Rinde eingeschoben wird. Auch schneidet man es oft so zu, daß es mit einem sattelartigen Ansatz auf dem Wildling aufzusitzen kommt, wodurch die Haltung eine festere wird. Das Pelzen wird im Frühjahre bei Exemplaren angewendet, die zum Copuliren zu stark sind. Der Verband geschieht bei diesen und den folgenden Operationen am leichtesten mittelst mit weichem Baumwachs dünn bestrichenen Papierstreifen. Das Papier haftet beim Umwickeln sofort fest, bildet einen luftdichten Verband und zerreißt von selbst, wenn ein Anwachsen des Pfropfreises erfolgt ist, wodurch kein Lockern des Verbandes nöthig wird.

d. das Copuliren.

c. Das Propfen in den Spalt wird besser nur bei älteren Bäumen angewendet, die keine weniger gewaltsame Art der Veredelung zulassen. Doch pfropft man auch krautartige Pflanzen in dieser Weise. Das Pfropfreis wird von zwei Seiten keilförmig zugespitzt und, wie die Zeichnung zeigt, in den geöffneten Spalt des Wildlings so eingeschoben, daß Rinde genau auf Rinde paßt. Bei stärkeren Exemplaren pflegt man mehrere Reiser rund um einen Stamm aufzusetzen.

e. das Einspitzen.

d. Das Copuliren ist jedenfalls die beste Veredelungsart, sobald Wildling und Edelreis von einer Stärke sind und ganz besonders für Kirschen und andere dem Harzflusse unterworfene

Obstarten zu empfehlen. Es stellt eine gut verwachsende organische Verbindung her; doch gehört dazu ein sehr exactes Zuschneiden beider Theile und ein festangelegter Verband.

e. Das Einspitzen geschieht gewöhnlich bei manchen Gewächshauspflanzen, wie Orangen, Camelien ꝛc. Das Verfahren ist einfach aus der Zeichnung zu ersehen, und der Verband kann mit einem Faden Wolle oder Bast gemacht werden.

f. das Pfropfen in den Kerb.

f. Das Pfropfen in den Kerb ist ähnlich dem Pfropfen in den Spalt, gewährt aber den Vortheil, daß eine weniger starke Verletzung dadurch herbeigeführt wird. Schwieriger dagegen ist es, das Pfropfreis passend für die Unterlage zuzuschneiden.

g. Das Ablactiren wird meist bei Pflanzen der Gewächshäuser angewendet und zwar bei solchen, die nicht leicht eine Verbindung eingehen. Es ist jedenfalls die natürlichste Art, zwei Gewächse mit einander zu verbinden, und wir glauben, daß ein ähnliches zufälliges Zusammenwachsen zweier Zweige oder Bäume, wie solches in der Natur gar nicht so selten vorkommt, dem Menschen als Fingerzeig gedient habe, Veredelungen vorzunehmen. Behufs der Operation stellt man die beiden aufeinander zu ablactirenden Gewächse nahe zusammen, entfernt durch scharfe Schnitte an der Vereinigungsstelle beider Zweige oder Stämme die Rinde und einen Theil des Holzes, bindet nun beide Theile mit ihren Schnittflächen genau gegeneinander, und umgibt sie mit einem guten Verband. Sind sie nach kürzerer oder längerer Zeit verwachsen, so trennt man, wie auf der Zeichnung durch die Striche 1 und 2 angegeben ist, das ablactirte Edelreis von seinem Stamme und schneidet von der Unterlage die Spitze hart über der Veredlungsstelle weg. Das Ablactiren gewährt den großen Vortheil, nicht nur einzelne Reiser, sondern selbst ganze Zweige und kleine Kronen veredeln zu können. Zur Vorsicht ist es aber rathsam, die Trennungsschnitte nicht mit einem Male auszuführen, sondern durch allmähliches Einschneiden den ablactirten Zweig zu gewöhnen, aus seinem neuen Ernährer Nahrung zu ziehen.

Außer den erwähnten Veredelungsarten gibt es noch mancherlei mit Erfolg angewendete, wie Anplatten, Röhren, Veredeln auf die Wurzeln u. s. w., doch ist die Theorie immer dieselbe und daher von jedem denkenden Gartenfreund leicht auszuführen. Geschicklichkeit und Genauigkeit sind selbstredend bei der Operation die Hauptsachen, und können nur durch Uebung, durch Fehlschlagen und Bessermachen erlangt werden. Noch einmal machen wir

g. das Ablactiren.

aber darauf aufmerksam, daß der Verband nicht sorgsam genug gemacht werden kann, und alle verletzten Stellen, die nicht durch den Verband gedeckt werden, noch besonders mit Baumwachs zu verkitten sind.

Wir behalten uns vor, in einem spätern Artikel besondere Vortheile bei der Nutzanwendung des heute kurz behandelten Thema's specieller hervorzuheben.

H. Neumann.

Morgenständchen.

Steh' auf und öffne das Fenster schnell,
Es lacht der Morgen so frisch, so hell,
Und unten im kleinen Garten
Sind Leute, die Deiner warten.

Die Veilchen kamen über Nacht,
Hoffährtig breit sich die Tulpe macht,
Und träumend auf und nieder
Schwankt schon der blaue Flieder.

Die Armen haben keine Ruh',
Sie blicken an's Fenster immerzu:
Sie glauben nicht an des Lenzes Wehen,
Bis sie die holde Rose gesehen.

Alb. Traeger.

Ein Fall in die Unterwelt Londons.

In älteren Schilderungen Londons findet man schreckliche Geschichten von Straßen und ganzen Stadttheilen, die ausschließlich von Spitzbuben und andern Verbrechern bewohnt wurden und in welche sich kein ehrlicher Mensch und keine Polizei hineinwagte. Vor etwa vierzig Jahren wurde der letzte auf diese Weise so privilegirte und „über dem Gesetz" stehende Stadttheil von allen Seiten zugleich in Angriff genommen, niedergerissen, ausgeräuchert, gereinigt und neu aufgebaut. Seitdem haben sich die Verbrecher von Profession in verschiedenen Stadttheilen wieder einzelner Straßen bemächtigt, durch welche zwar Polizei, Gesetz, Menschen, Wagen und Verkehr ungestraft passiren, ohne es aber dahin zu bringen, daß die Menschen und Gesetze darin sich den Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft fügen. Sie setzen der Polizei nicht mehr, wie früher, gewaltsamen Widerstand entgegen, aber unentwirrbare Win-

Digitized by Google

dungen, List und Ränke, so daß selbst die in London sehr starke geheime Polizei oft die größten Schwierigkeiten hat, die Urheber großer Verbrechen aus diesen Schlupfwinkeln herauszuwittern.

Statt theoretischer Aufzählung dieser Kniffe und Pfiffe, Fallthüren und unentdeckbarer Fluchtlöcher will ich ein Erlebniß erzählen, das mir vor einigen Jahren in Field-Lane passirte und an welches ich neuerdings durch Abbruch und Zerstörung dieser berüchtigten Gasse erinnert wurde.

Field-Lane war ein Ueberbleibsel des berüchtigten Spitzbuben-Stadttheils im Westend, welches vor etwa vierzig Jahren erobert, durchbrochen und ausgeräuchert wurde. Man legte die jetzt stets donnernde und wogende Oxfordstreet hindurch, welche über Holborn hinunter als die zweite Hauptverkehrsader in die City steigt. Field-Lane mündete direct in diese stets wogende, breite Holbornstraße, in welche die Trophäen der Spitzbuben, lauter seidene Taschentücher, zu Tausenden an langen Stangen hereinwinkten, um die als Käufer anzulocken, die es vielleicht vorzogen, ihr gestohlenes Taschentuch wieder zu kaufen, statt sich mit neuen zu versehen. Field-Lane war und blieb Jahrzehende hindurch die eigentliche Verkaufsstraße für gestohlene Taschentücher.

Ein paar zweibeinige Wesen, wie man sie nur in London finden kann, so schmutzig, so zerlumpt, so elastisch und scharf, so kindlich klein und so ausstudirt altklug, so entsetzlich und gräßlich komisch pavianisch, daß man sehr zögert, die allgemeine Annahme, sie gehörten noch zu menschlichen Wesen, zu theilen, ein paar solche zweibeinige Wesen waren in der Oxfordstreet plötzlich gegen mich und in demselben Augenblicke blitzschnell und aalartig durch die Menge davon gesprungen. Ein Herr hatte es gesehen und rieth mir, mich nach einem andern Taschentuche umzusehen, denn das meinige sei eben gestohlen worden.

Richtig. Field-Lane, die enge, schmutzige Seitengasse mit Tausenden bunter, flatternder Taschentücher winkte in der Nähe. Neugierde und Bedürfniß trieben mich hinein. Taschentücher in allen Farben auf Stangen, Leinen und Dächern, aus Fenstern flatternd, von Dach zu Dach oben das schmale Streifchen Himmel verdunkelnd, Taschentücher die Eingangsthür versperrend und um schreiende, schmutzige, zankende, lachende Kinder, Mädchen, Frauen und Greise herumklatschend im Winde, Thüren, Fenster, Wände, Dächer, Himmel und Erde, Alles voll Taschentücher, gestohlner, seidner Taschentücher. Ich ward förmlich umschrieen und einige Male förmlich angepackt und beinahe gewaltsam in einen Laden hineingezogen; aber ich hielt mich tapfer, um mir erst eine Totalansicht zu verschaffen und dann meine Wahl zu treffen.

Endlich trat ich just in einen ganz stillen Laden, vor welchem kein Schreier zum Kaufen einlud, weniger in einen Laden, als in einen leeren, dunkeln Schuppen, dessen Vorräthe alle draußen auf Leinen und an Stangen flatterten. Ich verlangte ein gutes Taschentuch.

„Werd' Ihnen meine beste Waare zeigen, Sir! Waare nur für Gentlemen!"

Mit diesen Worten lud mich ein unheimlicher Kerl, der gar kein Gesicht, sondern nur struppiges Haar und eine Nase daraus hervor zu besitzen schien, ein, ihm zu folgen. Doch merkte ich, daß er unter dunkeln, buschigen Brauen auch noch ein Paar spitze, stechende Augen verbarg.

„Dann folgen Sie mir gefälligst in's Waarenlager, Herr! Dort hab' ich die reelle Waare für Gentlemen! Dort mögen Sie aussuchen nach Herzenslust die beste Waare im wohlfeilsten Handelshause Londons, Herr!"

So einladend schloß er eine schmutzige Thür auf und winkte mir, ihm zu folgen. Mir war's einen Augenblick, als ob ich zögern sollte, aber ich unterdrückte diese Regung der Furcht als kindisch und folgte ihm durch die aufgeschlossene, schmutzige, knarrende Thür, durch einen öden, weiß angestrichenen, niedrigen Corridor bis zu einer zweiten Thür, die er mit rostigen Schlüsseln öffnete, um mich mit schnarrender Höflichkeit hinein zu nöthigen. Ich trat in einen leeren, dunkeln, blos durch ein kleines „Himmelsfenster" in der Decke spärlich erleuchteten, feuchtkalten Raum. Mir fiel dieses „Waarenlager" als das originellste, das ich je gesehen, auf. Die unheimliche Leere darin wurde blos durch eine alte Bretterkiste, einige Stücken Holz und ein Dutzend schmutzige Mauersteine unterbrochen.

„Ist das Ihr Waarenlager?" rief ich verwundert.

„Ha! ha! Werd' Ihnen zeigen Raritäten von Schätze, was man nicht seigen thut gemeine Augen!" rief der struppige Auffatz von Haaren und Nase, indem er Schlüssel aus der Tasche zog und an dem Schlosse der großen Bretterkiste zu arbeiten anfing. Er probirte mehrere Schlüssel, ohne daß das Schloß nachgeben wollte. Er klirrte und klapperte sich dabei in eine immer hitzigere Leidenschaft hinein und schimpfte in immer lauteren, kreischenden Tönen auf ein altes Weib, das er als seine Haushälterin bezeichnete und welches er beschuldigte, das Schloß verdorben zu haben. Die Wuth dauerte und stieg so lange, daß sie mir überhaupt unnatürlich, gemacht erschien.

Es wurde mir plötzlich Angst. Ich war allein in einem Hinterhauswinkel der berüchtigten Spitzbubenstraße und retirirte, mit den Augen den wüthenden Kerl fixirend, rückwärts nach der Thür. Diese öffnete sich rasch hinter mir. Ich wandte mich um und erblickte ein riesiges altes Weib, auf einer Seite unnatürlich auf eine Krücke gelehnt. Indem ich vor dieser wahrhaften Schreckensgestalt unwillkürlich zurückbebte, bemerkte ich deutlich mit einem Blicke, daß ihr Kinn, ihre Oberlippen, ihre Backen mit dicken, dichten Stoppeln eines Bartes bedeckt waren. Dieses Weib war ein starker Kerl etwa in den Vierzigen; das war mir wie ein Blitz klar. Mir ward es grau vor den Augen. Die Ohren summten. Mir versagte die Kraft in den Knieen. Doch behielt ich so viel Geistesgegenwart, zu thun, als merkt' ich nichts. Ich versuchte, harmlos zu lächeln, wie der Kerl seine Haushälterin komödiantisch auszankte, und dabei um letztere herum durch die offene Thür zu entkommen. Dabei merkt' ich, wie das verkappte Weib hinter sich nach einer Holzstange an der Wand griff und mir den Weg vertrat. Mit dem „Instincte der Verzweiflung" griff ich selbst danach und riß sie an mich, wobei mir ein neuer, tödlicher Schreck durch die Glieder fuhr. Das Stück Holz war eine wie Holz angestrichene Eisenstange.

Während ich sie, vor Schreck gelähmt, empor zu schwingen suchte, warfen beide Schurken ihre Masken ab. Das Weib ergriff die Krücke mit beiden Fäusten und holte nach mir aus. Dies gab mir Kraft: ich schleuderte meine Eisenstange gegen die niedersausende Krücke und schlug sie ihm in zwei Stücken aus den Händen. In demselben Augenblicke aber faßte mich das andere Scheusal bei der Gurgel in ganz echter Würgmanier, mit der einen Hand die Kehle, mit der andern den Nacken knochenfäustig zusammendrückend. Es gelang mir, ihm das Ende meiner Eisenstange in das Gesicht zu stoßen, so daß er mit meinem abgewürgten Halstuche in der Hand donnernd auf den hohlen Boden hinfiel. Ich erwartete nun einen neuen Angriff des größeren und stärkeren Helfershelfers, aber dieser stellte sich mit dem Rücken gegen die von ihm geschlossene Thür und machte sich mit dem einen Stück seiner Krücke auf meine Attake gefaßt. Schon sah ich, wie der Andere sich wieder aufraffte: es war kein Augenblick zu verlieren. Mit meiner geschwungenen Eisenstange stürzte ich gegen den Thürhüter, um ihm mit einem Schlage den Schädel zu zerschmettern und die Thüre aufzustoßen. Da schien plötzlich die ganze Scene vor mir und um mich in die Luft zu fliegen. Mein letzter Anblick waren die feuerspritzenden Augen und das teuflische Grinsen meines Gegners. Ich selbst stürzte, stürzte, sank, sank, sank in einen dickfinstern Abgrund.

Dieses Sinken kann nur eine halbe Secunde gedauert haben, aber ich durchblitzte während derselben mein ganzes Leben. Ich erlebte, ich genoß in dieser entsetzlichen halben Secunde, was ich in Dichtungen von der zauberhaften Geschwindigkeit des Gedankens und Gefühls gelesen, was uns zuweilen auch in Träumen begegnet, daß wir in einem Momente des Einschlafens und Wiedererwachens nach einigen Minuten alle Erlebnisse vieler Jahre wieder durchleben, mit längst verstorbenen Freunden und Geliebten ganze Jahrzehende der verschiedensten Freuden und Leiden durchmachen, als Kinder spielen, als Jünglinge lieben, als Männer trotzen und dafür lange büßen u. s. w. Alles in einem Momente vorläufigen Einschlafens, dem dann ein langes Erwachen folgt, um uns zu wundern und zu staunen über diese mysteriöse Energie der Idealität des Raumes und der Zeit, die zu dreißig bis vierzig Jahren Lebensinhalt und Hunderten von Meilen nicht mehr als einige Minuten gebraucht, um sie mit allem Reichthume von Scenen, Leiden und Freuden in uns wieder aufzuerwecken und auf idealem Boden verklärt zu verwirklichen. Ich stürzte und sank eine halbe Secunde (wie ich später ermittelte, denn so tief war der Abgrund etwa), aber während derselben war ich ein Kind auf dem Arme der Mutter, belobter und

Digitized by Google

bestrafter Junge in der Schule, Gymnasiast, Student, Bräutigam, Gatte, Vater, Wittwer, Flüchtling, gefangener, bestrafter und entkommener Preßverbrecher, auf's Neue glücklich, dann erschlagen, beraubt, ausgeplündert, in einen Abgrund geschleudert, versteckt, bedeckt, weggepackt und verloren für ewige Zeiten.

Der letzte Theil dieser Vision löſ'te sich jedoch in die Wirklichkeit auf, welche mich aufnahm, in einen entsetzlich stinkenden, unterirdischen, mit Nacht und Ratten und dem Unrath von ganz London gefüllten, trägen Styxfluß, in eine mauergewölbte Ader des riesigen Cloaken-Systems, das London unten zwischen Hunderten von Meilen Gasröhren, Wasserröhren und wieder Gas- und Wasserröhren verschiedener Compagnieen, Eisenbahntunnels und einem endlosen Gewirre elektrischer Drähte in ganzer Länge und Breite durchfurcht und Millionen von Ratten und Hunderten von Menschen eine unterirdische Existenzquelle geworden ist.

Mir sollte es die Quelle des Todes werden! Ich lebte noch, aber mit halbem Körper in einem Fluidum, das mit jedem Athemzuge das Leben ersticken zu wollen schien. Die Fallthür oben war geschlossen. Ohne Führer in dem viele Meilen umherirrenden entsetzlichen Geäder — wo sollt' ich hin? Mit Hülfe meiner Eisenstange, die ich noch festhielt, wand ich mich etwas ab- und seitwärts, und fühlte auf der Seite in dem runden Mauerwerk eine Art Bank, auf der ich Platz nahm, um zu mir zu kommen und den Wahnsinn, der mein Gehirn bedrohte, wo möglich abzuschütteln. Kaum hatte ich mich auf die Bank hinaufgearbeitet, öffnete sich die Fallthür wieder, einige Schritte seitwärts von mir, und ein entsetzlicher Mauersteinregen donnerte und plantschte herunter, hinreichend, einen Ochsen zu zerschmettern. Dann ward es wieder pechfinster. Ich kroch weiter ab mit dem entsetzlichsten Tode um mich, ich weiß nicht, wie lange, bis ich durch einen rothen Schein, der etwa 30 Fuß lang aus dem dunklen Schmutzwasser heraufschoß, aus meiner dunklen Todesmattigkeit aufgeschreckt ward. In dem rothen Scheine entdeckte ich eine Laterne, darüber das noch blutende Gesicht des Schurken, dem ich die Eisenstange in das Gesicht gestoßen, in seiner Hand ein langes Messer. Ich errieth ihn. Mit kaltem Schweiße bedeckt, drängte ich mich in einen kleineren Seitencanal, wobei mein Hut abflog und auf dem trägen Strome fortschwamm. Der Kerl sah ihn, und schien daraus die Ueberzeugung zu schöpfen, daß ich umgekommen sei, denn ich hörte in einiger Entfernung ein Geflüster von oben durch eine Oeffnung, durch welche er, wie ich aus dem Geräusche schloß, in die Höhe gewunden ward.

Werden sie nun nicht kommen, um mich auszuplündern? Ich zweifelte nicht daran. Wie ihnen nun meinen vermeintlichen Leichnam entziehen? In dem Lichtstreifen der Laterne hatte ich gesehen, daß nach der Themse zu abwärts der Cloaken-Inhalt viel höher stand, und an ein Entkommen durch die großen Ausgangsthore an der Themse nicht vor Ablauf der Fluth zu denken war. Ich tappte mich stromaufwärts, wo ich bald etwas Lichtschimmer bemerkte, der durch engere Seiten-Cloaken eindrang. Letztere waren blos durch enge, starke Eisengitter von der Straße oben getrennt. Das Donnern und Knattern des Lebens oben schütterte zu mir herab, aber ich konnte weder in diese engeren Seitengänge eindringen, noch von da emporschreien. Ich drang weiter aufwärts, nur um zunächst so weit als möglich von meinen Mördern wegzukommen, und sogar in große Verästelungen dieser unterirdischen Steinadern hinein, bis Todesmattigkeit mich zwang, nach einer Stätte zum Ruhen umherzufühlen. Ich fand wieder einen Mauerabsatz unten. Hier schöpfte ich Athem. Hier preßten sich Thränen aus den Augen, als ich das dichte Leben oben donnern hörte, und die Scheidewand um mich festgemauert fand, die mich hier lebendig begraben wollte. Ein entsetzlicher Schmerz an meinem Fuße forderte mich zu einem neuen Kampfe um mein Leben auf. Eine Ratte hatte sich so fest in meine Wade gebissen, daß ich sie nur mit der größten Gewalt abreißen konnte. Kurz darauf hatte ich wohl mit Hunderten zu kämpfen. Ich hörte und fühlte sie von allen Seiten heranspringen, diese entsetzlichen Wölfe der Unterwelt, und mußte mit meiner Eisenstange ununterbrochen stampfen und stoßen, bis ich genug für den Hunger der noch lebenden getödtet haben mochte. Sie schmausten ihre getödteten Gefährten, und ließen mir einstweilen so viel Ruhe, daß ich meinen Weg weiter fort zu tappen im Stande war. Aber wohin? Unter ein neues Heer hungerwüthender Ratten. Mit den Füßen und meiner Eisenstange verzweifelt dreinschlagend, entkam ich nach langem Kampfe und an Händen und Füßen blutend, athemlos, völlig erschöpft, aber mit der Gewißheit, daß im ersten Augenblicke der Ruhe ich auf's Neue attakirt und, dem Schlafe nachgebend, bis auf die Knochen aufgefressen werden würde.

Zuweilen fühlt' ich mich schon ganz fieberhaft bewußtlos, wahnsinnig, und in den Momenten der Besinnung in brausendem, grausendem Entsetzen, daß ich doppelt sterben würde, erst geistig, dann körperlich. Aber ich kämpfte, ich schüttelte das Entsetzen ab, so oft es mich überfiel, und schärfte meine ganze Kraft, auf einen Ausweg zu denken. Kann ich den Ablauf der Fluth der Themse abwarten (das wurde mir als einzige Rettung klar), gibt es einen Ausweg stromab. Deshalb kehrte ich in einem andern entdeckten Hauptcanal um, und verfolgte den Weg abwärts, so lange das träge Gewässer um mich nur die Füße deckte. Mit dem Umsinken und Zusammensinken meines ganzen Körpers kämpfend, bemerkte ich endlich — endlich — wieder einen Lichtschein, vernahm ich ein entsetzliches Geräusch fliehender Ratten und Hundegebell. Dann sah ich Licht und ein Menschengesicht darin. Ein Menschengesicht über einer Hornlaterne, einen Korb hinter sich, einen platschenden, bald schwimmenden, bald am Rande auf mich zubellenden Hund neben ihm, eine ekelhafte, von triefenden Lumpen bedeckte Menschengestalt, aber ich hätte ihn jetzt umarmen und küssen mögen — den rettenden Gott, den ich in ihm begrüßte.

Er folgte dem Hunde und beleuchtete mich lange, ganz erstaunt, ganz sprachlos.

„Wo ist Dein Hund?" rief er endlich. „Was ist das? Jemand ohne Hund hier? Und noch nicht von den Ratten aufgefressen? Wie kamst Du hierher?"

„Mann, wollen Sie mich an's Tageslicht bringen?" rief ich. „Ich will es Ihnen lohnen, lohnen, wie Sie nie belohnt wurden."

„Freilich will ich das! Aber wie kommen Sie hierher? Fluth noch nicht 'runter, keinen Hund — wie ist's möglich?"

Ich erzählte ihm mein entsetzliches Abenteuer, nachdem er mir aus seiner Branntweinflasche einen Schluck gegeben. Erst konnt' er's lange nicht begreifen, als es ihm aber klar geworden, schwor und wiederholte er unzählige Male, daß er die Kerle in Field-Lane hängen sehen müsse, und sollt' er die ganze Nacht stehen, um sich einen guten Platz zu sichern.

Er war auf einem extraordinären Wege vor Ablauf der Fluth heruntergekommen, um den Hunderten seiner Collegen, den „Schmutzlerchen", die in den Kloaken Schätze suchen und zuweilen silberne Löffel, goldene Ringe, Geld und Pretiosen auffischen, zuvorzukommen. Mein Rettungsengel war eigentlich von Profession ein Rattenfänger. In den fashionablen Localen, wo Gentlemen auf die Virtuosität ihrer Hunde im Rattentödten wetten, bezahlt man 8 Pence für's Dutzend lebendige Ratten. Er hatte schon einen ganzen zappelnden Sack voll und zeigte mir auf unserm noch langen Wege bis zu dem nächsten Ausflußthore noch manche Proben seiner Kunst, auch ein bis zum Skelett abgenagtes Menschengebein, wie man sie nach seiner Aussage öfter da unten findet, ohne daß sich die „Schmutzlerchen" weiter darum kümmern.

Ich erinnere mich noch, wie er mich an's Tageslicht führte und wie ich zusammensank. Dann kamen sechs Wochen in einem Hospitale, von denen ich nichts mehr weiß, da sie einem bewußtlos verphantasirten Nervenfieber gehörten. Als ich, zum Bewußtsein gekommen, der Polizei mein Abenteuer erzählt hatte, nahm sie ganz Field-Lane in Angriff. Aber die Schurken hatten Zeit gehabt, die Fallthür unsichtbar zu machen oder ganz zu überdielen. Wenigstens konnte keine Spur davon entdeckt werden. Das alte, professionelle, freche Verbrechen dieser berüchtigten Straße hat aber endlich zu den jetzigen Schritten geführt, durch welche Field-Lane bis auf den Grund und Untergrund zerstört und mit neuen, anständigen Häusern breiter und heiter aufgebaut wird.

Digitized by Google

Der brave Schmied von Regenbach.

Die ersten Reben blüh'n am Rhein,
Die letzten Rosen an dem Hage,
Beim guten Wirth zum „kühlen Wein"
Sitzt man am Sanct Johannistage;
Auf stehen Fenster, Thür' und Thor,
Das streicht so lind um Stirn und Wangen!
Man singt und sagt im luft'gen Chor
Von schöner Zeit, die lang' vergangen.

Und Bursch und Dirne necken sich,
Als fügen sie zum Kirmeßtanze;
Die blonden Buben strecken sich
Und brechen manche scharfe Lanze.
Man singt und sagt von alter Zeit,
Wo Lieb' und Treu' im Land gegolten,
Wo man die Memm' im zwilch'nen Kleid
Und seinen Tuche laut gescholten.

Und wie man plaudert, lacht und singt,
Schnaubt's auf dem Hausflur scheu und lüstern:
Wie wenn der Föhn durch Forste dringt,
Drin Föhrenäst' unheimlich flüstern —
Und durch die offne Thür herein
Stürzt's, — wie in fromme Lämmerheerden
Der Wolf — im goldnen Abendschein
Mit rauhen Lauten und Gebehrden —

Die Augen funkeln schauerlich
Im rothen Licht wie glühend Eisen. —
Wie Wolken, die novemberlich
Bleifarben durch die Länder reisen
So hängt die Zung' aus schlaffem Maul, —
Mit eingekniffnem Schweif, und zitternd,
Zu nah'n sich bald zu feig und faul,
Bald rasend laut und heiß gewitternd —

„Weh, Himmel, hilf! Ein toller Hund!"
Rauft kreidebleich vom Dorf der Bader,
Der auf der Bank saß, und zur Stund'
Verschollen liegen Lust und Hader.
Gleichwie verschütteter Hof und Haus
In's Thal Lawinen donnernd rollen,
So schlägt das luft'ge Schenkenhaus
In Bann des Hundes giftig Grollen.

Wenn roth die Sonne untergeht,
Hebt hohler Wind die feuchten Schwingen:
So schnappt nach links und rechts gedreht
Sein Haupt umher in losen Ringen.
Dumpf, wie der schwarze Nordlandssturm,
Daraus die rothen Blitze fahren:
So steht der Hund, und Mann und Wurm
Packt's, wie mit Fäusten, bei den Haaren.

Auf springt der Schmied, der auf der Bank
Bei'm Bader nebenan gesessen,
Da steht er sonder Wank und Schwank,
Hat kurzen Blicks den Hund gemessen,
Die braune Wange wird ihm blaß:
Hier hilft nicht Denken, hilft nicht Tagen —
Zum Rathen ist das Volk zu laß,
Hier gilt es Thaten, Amboß schlagen.

Und groß und mächtig, wie er war:
„Zurück!" er donnert's in die Reihen;
„Das kleinste Zaudern bringt Gefahr,
Mir gilt's! Ich weiß und will mich weihen.
Sonst Keiner zwingt ihn, Einer fällt,
Und der bin ich. Denkt an's Entweichen!
Für Weib und Kind sorgt! Schöne Welt,
Ade! Mein Weg geht zu den Leichen."

Die giftgeschwoll'ne Natter naht,
Und Alt und Jung schreit laut vor Jammer.
„Komm, armer, kranker Camerad,
Wir streiten um die letzte Kammer.
In Gottes Namen drauf!" So fällt
Die Windsbraut in verschwieg'ne Wälder
Und mäht die Stämme wie bestellt
Als Schnitter in die Aehrenfelder.

Der Tolle sträubt sich, schnappt und stöhnt
Und beißt den Schmied in Arm und Lenden,
Das Schenkenhaus vom Kampfe dröhnt,
Bint rinnt nach allen Ecken, Enden,
Und wie das letzte Kind entfloh'n,
So schleudert er mit beiden Händen
Das halberwürgte Thier davon,
Laut hallt's von Wölbung und von Wänden.

Dicht schließt er hinter sich das Thor
Und tritt, bespritzt mit gift'gem Geifer,
Tiefathmend auf die Gass' hervor,
Allwo das Volk harrt sein mit Eifer:
„Durch's Fenster schießt den Hund mir todt!
Wollt ihr dem Alten noch gehorchen,
Brecht meinen Waisen euer Brod
Und laßt mich für mich selber sorgen!"

Zur Schmiede lenkt er seinen Schritt,
Und lautlos bebt's rings in der Runde,
Die Schmiede tönt von seinem Tritt,
Heiß tröpfelt's aus der frischen Wunde.
Die schwersten, stärksten Ketten wählt
Er aus und schürt das Kohlenfeuer —
Es bläst der Balg und stöhnt, gequält
Von Fäusten, die nicht recht geheuer.

Legt Ketten sich um Arm und Bein
Und um den Amboß; wie in Wettern
Die Blitze Nachts im wilden Hain
Den Eichenstrunk umsonst umklettern:
So steht der Amboß festgerammt
Und mit dem Schmied zumal verkettet;
Kein Schwert, und ob es feurig flammt,
Die beiden von einander bettet.

Von rothen Funken sprüht das Haus,
Die schweren Hammerschläge fallen,
Wie Donnerkeil' in Nacht und Graus
Weithin durch öde Wälder hallen.
Roth glüht das Erz, er schweißt mit Macht
Die beiden Enden fest zusammen
Und schleudert stumm „zu guter Nacht"
Den Hammer in die lichten Flammen.

„Nun ist's geschehn. Vergeßt mich nicht
Und betet für mein letztes Leiden,
Und reicht, so lang' mich grüßt das Licht,
Noch Brod — nun aber laßt uns scheiden!"
Neun Tage bringt ein wirrer Klang
Wie Schmettern, Wettern, Stöhnen, Streiten,
Nachhallend Berg und Thal entlang
Tief aus des Hauses Eingeweiden.

Neun Tag' und Nächte starrt das Dorf
Wie eine Mauer nach der Schmiede — —
Dort wohnen heute Moos und Schorf
Und langes Gras nur noch zur Miethe;
Der Amboß schmolz, es schwand das Haus:
Doch schlagen meines Liedes Flammen
Hoch über Moder, Schutt und Graus
Wie Rosen lichterloh zusammen.

Und aus den Rosen klingt ein Lied,
Wie Nachtigallen von der Linde:
„Von Regenbach der brave Schmied,
Er lebt im Volk, er lebt im Winde,
Und mit dem Winde zieht sein Nam'
In alle Herzen, alle Hütten,
Es läßt sich solch' ein edler Sam'
Mit Berg' und Thälern nicht verschütten.

„Viel Tausend gingen in den Tod,
Für's Land, für Weib und Kind zu sterben,
Mit Leib und Leben blutig roth
Das Feld der wilden Schlacht zu färben:
Der brave Schmied von Regenbach,
Er blutete aus tausend Wunden
Neun Tag' und Nächte, — tausendfach
Hat Auferstehung er gefunden."

Christian Schad.

Digitized by Google

Der brave Schmied von Regenbach.

Digitized by Google

Zur Natur- und Jagdgeschichte des Tigers.

Indien ist das classische Land für Tiger-Jagden. In keinem Theile der Erde wuchert die Gattung dieses stärksten und furchtbarsten aller Raubthiere in solcher Masse, weil es den Eingebornen an Mitteln fehlt, sie zu bekämpfen und zu vertilgen, und die europäischen Jäger finden dort ein Jagdgebiet, wie sie es sich nur wünschen können. Wild in Masse, und wenn sie in rechter Ausrüstung zu dessen Jagd ausziehn, eine nicht allzu schwer zu erlegende Beute, welche ihnen Staunen und Bewunderung in ihrer Heimath verheißt.

Gegen die Gefahren, welche Jäger, wie Gordon Cumming, in Afrika zu bestehen hatten, sind die in Indien gering, weil die Jagd in diesem von bewohnten Stellen ausgeht und die Eingebornen den Europäern, welche sie von ihrer Plage befreien wollen, gern Beistand leisten.

Es ist daher auch begreiflich, daß die englischen Officiere sich die Jagd in Indien im hohem Grade angelegen sein lassen, um bei ihrer Rückkehr die glänzenden Trophäen mit sich nehmen zu können, welche die hohe Jagd in Indien verheißt.

Einer derselben, welcher seine Jagd-Abenteuer kürzlich dem Druck übergeben hat, berichtet, daß er in einem Jahre 156 Stück größeren Wildes erlegt hat. Unter diesen befanden sich 68 getödtete und 30 verwundete Tiger, im Ganzen 98, 25 getödtete und 26 verwundete Bären und sieben Panther. Damit ihm nicht der Vorwurf gemacht werden kann, daß er etwa bloße Jagdgeschichten erzähle und seinen Lesern Bären aufbinden wolle, beruft er sich dabei auf das Zeugniß von sieben Officieren, welche Theilnehmer seiner Jagdzüge an verschiedenen Stellen des Landes waren.

Sein im Ganzen etwas einförmig und in zu wenig fesselnder Weise geschriebenes Buch enthält nichtsdestoweniger manche interessante Beiträge zur Naturgeschichte des Tigers, und wir hoffen, uns den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir diese zusammenstellen und ihnen eine Anschauung von diesem Zweige der hohen Jagd geben.

Während der Regenzeit, welche mit Ende Juni beginnt und vier Monate anhält, ist dem Raubgezücht in Indien nicht beizukommen, da es während derselben unmöglich ist, in die schlüpfrigen Wälder und die sumpfigen Theile des Landes zu dringen, und der Aufenthalt in diesen außerdem zu ungesund ist. Selbst die folgenden fünf Monate dauern diese Gefahren noch fort und es sind deshalb die drei Monate der heißen Jahreszeit, welche auf diese Jagd verwandt werden müssen.

Zu derselben bedarf man drei und mehr guter Doppelbüchsen und der Begleitung von zwei Eingebornen, welche die Büchsen stets in Bereitschaft halten müssen. So lange der geübte Jäger auf diese Hülfe rechnen kann, ist er im Stande, dem aufgestörten oder umherstreifenden Tiger sicher entgegen zu treten und ihn durch ein paar gut gezielte Schüsse zu erlegen; hierin liegt aber seine größte Gefahr, daß sie beim Anblick des Tigers davon laufen.

Die englischen Officiere bilden deshalb gewöhnlich Jagdgesellschaften, welche für längere Zeit ausziehen und außer dem Vortheil der gegenseitigen Hülfe zugleich das Vergnügen des gesellschaftlichen Verkehrs gewähren.

Beim Beginne der Jagd leisten die Pfauen und die Affen dem Schützen die größten Dienste. Beide sind die natürlichen Feinde des räuberischen Katzengeschlechts, das ihnen fortwährend nachstellt, und rächen sich dafür an diesem, sobald sie sehen, daß ihm deren stärkster Feind, der Mensch, naht. Beim ersten Lärm der Treiber erheben die Pfauen ihr Geschrei „ha-uk, ha-uk", das alsbald von ihren ferner hausenden Genossen wiederholt wird und fast jedes Mal das Zeichen ist, daß sich Tiger oder wilde Katzen in ihrem Reviere aufhalten. Wenn Hirsche und Bären durch das Gebüsch streifen, schweigen die Pfauen. In gleicher Weise erheben die Affen ihr Kriegsgeschrei, sobald ein Tiger oder Panther von den Treibern aufgestört wird. Sie mögen damit wohl nur ihr Geschlecht von der nahenden Gefahr benachrichtigen wollen, verrathen aber zugleich dem Menschen die Anwesenheit des Raubthieres, denn auch sie schreien nur beim Anblick eines solchen, nicht des andern Wildes. Die Affen führen in Indien ein äußerst comfortables Leben, da die Indier ihnen aus religiösen Vorurtheilen nicht nachstellen, aber die Panther und die Boa's verbittern es ihnen, weil diese Nachts die hohen Bäume erklimmen und sie im Schlaf überraschen und tödten.

Auch das Geschrei der Krähen verräth den Tiger, doch kann man sich darauf nicht verlassen, da sie es auch beim Anblick anderen Wildes erheben. Nachts verkündet dagegen das „Kole ballu" der Schakals den Tiger, da die alten Thiere dieser Gattung den Tiger zu begleiten pflegen, um sich der von ihm übrig gelassenen Jagdbeute zu bemächtigen, und diese dem Tiger durch ihr Geheul die Nähe von Vieh, Kameelen, Pferden und Menschen verkünden, um ihn zum Raubzug gegen sie zu stacheln.

Die Tiger-Jäger kleiden sich sorgfältig in braune Farben, damit ihre Kleider nicht gegen die Felsen und die in der heißen Jahreszeit braun gesengten Büsche abstechen. Tiger sind, wie alles größere Wild, außerordentlich vorsichtig, namentlich wenn sie schon einmal angeschossen sind, und brechen lieber durch die Treiber durch, als daß sie auf einen ihnen fremden Gegenstand zueilen.

Gut gezielte Schüsse in die Hirnschale oder in's Blatt strecken den Tiger leicht zu Boden, aber selbst dann ist noch große Vorsicht nöthig. Einmal begegnete es dem Verfasser des erwähnten Buches, daß ein Tiger, der nach zwei Schüssen in seiner Höhle wie todt niedergestreckt dalag, nachdem der Vorsicht halber noch ein Schuß in's Blatt abgefeuert worden, plötzlich wieder aufsprang und ein furchtbares Gebrüll erhob. Zum Glück war er jedoch selbst so von Furcht erfüllt, daß er sich in seine Höhle flüchtete, statt sich, wie zu besorgen war, auf die Leute zu stürzen, welche ihn auszuweiden im Begriff standen. Dadurch konnte er auf's Neue erlegt werden, ehe er dazu kam, Unheil anzurichten.

Wenn die Treiber sich zusammenhalten und den Tiger unter lautem Lärm mit Steinen werfen, getraut er sich nicht, sie anzugreifen; sieht er sie jedoch vereinzelt, so wirft er sich auf einen von ihnen und trägt ihn im Maule fort, um ihm den Kopf zu zerbeißen, sobald er Zeit dazu gewinnt. Häufig wird ihm die Beute jedoch auch abgejagt. Ein solches Schicksal betraf selbst einmal einen englischen Officier, welcher der Jagdgefährte des erwähnten Schriftstellers war.

Wir wollen diese Schilderung wiedergeben.

Um das hohe Gras in unserer Nähe zu übersehen, stiegen wir Beide mit unsern Büchsen auf einen kleinen Dornbaum. Kaum hatten die Treiber ihren gewöhnlichen Lärm begonnen, als ein schöner Tiger erschien und zu unserer Freude gerade auf uns zukam. Wir wollten ihn bis auf einige Schritt herankommen lassen, als zu unserm Leidwesen ein Mann, der einen höheren Baum hinter uns erklommen hatte, uns zurief, um uns vor dem Nahen des Tigers zu warnen. Dieser Ruf machte ihn stutzig, er stand still, lugte einen Augenblick umher und sprang in entgegengesetzter Richtung fort. Wir feuerten darauf unsere Doppelbüchsen ab und das laute Geheul des Tigers sagte uns, daß wir nicht gefehlt hatten, aber das dichte Gebüsch verbarg den Tiger, so daß wir nicht mehr zum Schuß kommen konnten. Wir warteten, um den Treibern Zeit zu lassen, das Revier zu durchstöbern, und hörten darauf einige Pfauen-Rufe. Ein junger Tiger erschien und wurde durch einen Schuß zu Boden gestreckt, verkroch sich jedoch so tief in das hohe Gras, daß wir seiner nicht habhaft werden konnten und ihn erst nach zwei Tagen todt fanden. Da der Abend nahte, so folgten wir nun schnell den Spuren und den Schweißtropfen des verwundeten Tigers. Sie führten uns durch dichtes Dorngebüsch und hohes Gras, und wir folgten ihnen an der Spitze unserer Leute, bis wir an einen offenen Platz kamen, wo sie aufhörten. Wir ließen einen Mann auf einen Baum steigen, um zu recognosciren, und Elliot und ich gingen ein paar Schritte vor, um die Spuren genauer zu untersuchen, ehe sie von unsern Leuten zertreten würden.

Bei dieser Beschäftigung hörten wir plötzlich ein lautes Gebrüll in einem Sumpfe wenige Schritte rechts von uns. Elliot war etwa zwanzig Schritte weit von mir entfernt. Dem Gebrüll folgte gleich darauf eine Tigerin, welche gerade auf mich los ging. Ich hatte kaum Zeit, beide Läufe meiner Büchse abzuschießen; diese Schüsse oder der Pulverdampf veranlaßten sie, von mir abzulassen und sich Elliot zuzuwenden, auf den sie so rasch zusprang,

Digitized by Google

daß er nicht Zeit hatte, seine Büchse zu erheben. Im nächsten Augenblicke sah ich ihn rücklings unter der Tigerin hinstürzen, welche furchtbar brüllte und heulte. Meine „Shikari's" blieben bei dieser Gelegenheit bewundernswerth kaltblütig und händigten mir rasch meine Reserve-Büchse ein. Ich feuerte zwei Mal in das Schulterblatt der Bestie, während sie über dem armen Elliot lag; diese Wunden übten aber wenig Wirkung, denn sie schleppte ihn rückwärts an dem linken Oberarme, den sie mit ihren Zähnen festhielt, nach dem Sumpfe zu, in dem sie gelegen hatte. Der Grund war äußerst uneben und mit Felsstücken bedeckt, ich getraute mich deshalb nicht zu schießen, aus Furcht, meinen Freund zu treffen, denn da sein Gesicht unter ihrem Kopfe lag, konnte ich nicht nach ihrem Schädel zielen, während sie über die Felsstücke sprang. Elliot war ohnmächtig, als die Tigerin ihn fortschleppte. Sie brüllte fortwährend und sah nach uns, als ich ihr mit den Leuten etwa acht Schritt weit folgte und auf den Augenblick wartete, wo ich nach ihrem Kopfe zielen konnte, denn jeder andere Schuß war nutzlos. Endlich, nachdem ich zwei bis drei Mal vergeblich gezielt, traf meine Kugel sie glücklich in die Hirnschale, worauf sie den armen Elliot fallen ließ und todt auf ihn hinstürzte, ihre Klaue nach seiner Brust streckend. Rasch gab ich ihr mit dem zweiten Lauf den Rest und stürzte dann mit den Bheels hinzu, um Elliot unter der Tigerin hervorzuziehen.

Als wir ihn aufhoben, kam er sogleich zur Besinnung und bat um Wasser. Wir gaben ihm den Schlauch, der unser Wasser enthielt, und er that einen langen Zug daraus. Sein Arm war furchtbar zerfleischt, und wir verbanden ihn, so gut es ging, mit den Turbanen, welche die Leute bereitwillig dazu hergaben, und machten dann eine Bahre aus Zweigen, auf der wir ihn nach unserm Zelt in Rajghur, zwei und eine halbe Meile weit durch das Gebüsch trugen. Hinter ihm folgten die Bheels mit der Tigerin, einem äußerst starken Thiere.

Den ersten Schlag, welchen die Tigerin ihm mit der Tatze geben wollte, hatte Elliot mit seiner erhobenen Büchse parirt. Auf dem Schaft waren die Spuren ihrer Klauen zu sehen, Hahn und Versicherung waren so platt gedrückt, daß die Büchse erst reparirt werden mußte, ehe sie gebraucht werden konnte. Von Rajghur ließ ich Elliot nach der nächsten Stadt bringen, und nahm, als Alles dazu angeordnet war, Abschied von ihm, da ich ihm nicht weiter helfen konnte.

Nachdem ich gehört, daß eine Anzahl Officiere fünfzehn Meilen weit vom Lager auf einer Piknikpartie befindlich sei, ritt ich zu ihnen, und war sehr erfreut, bei ihnen Speise und Trank zu finden. Am nächsten Morgen meldeten die Bheels, daß ein Tiger gespürt worden sei, und es wurde beschlossen, eine Jagd anzustellen. Oberst D., die beiden Doctoren C. und M. und ich zogen dazu aus. Wir hatten drei Doppelbüchsen und meine Pistolen. Als wir den Abhang erreichten, ließen wir treiben, Doctor C., der Oberst und ich faßten auf Bäumen mit den Büchsen Posto, während Doctor M., welcher nur als Zuschauer gefolgt war, sich auf einen niedrigen Baum stellte. Sobald der Lärm der Treiber erschallte, kam ein starker Tiger in raschem Trabe auf uns zu. Wir ließen ihn dicht herankommen, feuerten dann dicht hinter einander, und streckten ihn zu Boden; gleich darauf sprang er aber wieder auf, und stierte umher in sichtlicher Unschlüssigkeit, was er thun solle. Er ging einige Schritte zurück. Hier gewahrte er Doctor M., der weiß gekleidet war, und vollkommen regungslos auf einem niedrigen Zweige des Baumes zwanzig Schritt weit von dem Tiger stand. Nachdem er lange den Doctor angestiert, der die Geistesgegenwart hatte, sich nicht zu rühren, lief die Bestie raschen Schrittes einem Korinthen-Gebüsche zu, und wir sahen sie nicht wieder, wie viel Mühe wir uns auch gaben, sie durch Herabrollen von Steinblöcken zu treffen und zu reizen. Der Regen machte unsern Bestrebungen vollends ein Ende.

Doctor M. wäre verloren gewesen, wenn er sich geregt hätte. Die „Shikaris" sagten uns jedoch, der Tiger habe den Doctor sicher für ein Stück weißen Tuches genommen, das die Eingebornen bei ihren Jagden auf die Büsche hängen, um die Tiger zu schrecken.

Nach zwei Tagen erst wurde der Tiger etwa dreihundert Schritt von dem Orte, wo er stürzte, verendet gefunden.

Für ihre Raubzüge beschränken sich die Tiger gewöhnlich auf ein Gebiet von wenig Meilen, das sie dadurch genau kennen lernen. Beim Nahen der Nacht erschallt ihr Gebrüll an verschiedenen Stellen in einiger Entfernung von einander, um das in der Nähe liegende Wild nach dem Sumpfgebüsch zu treiben, dem sich der Tiger darauf zuwendet. Wenn er sich dann dort an den Stellen, welche das Wild zum Saufen aussucht, auf die Lauer legt, seine Opfer zu Boden reißt und tödtet, hat er nicht halb soviel Mühe, als wenn er sie auf einer großen Fläche jagt. Das Gebrüll dient indessen auch dazu, das Wild und kleinere Thiere zu warnen und zur Flucht zu treiben, sonst würden sie von den Raubthieren vollends aufgerieben werden.

Zu den Feinden des Tigers gehören auch die wilden Hunde. Wo es solche in Indien gibt, jagen sie den Tiger, der vor ihnen furchterfüllt flieht, bis er einen Baum findet, durch dessen Erklimmen er sich vor ihnen retten kann. Die Hunde belagern ihn jedoch darauf, und erheben einen so furchtbaren und fortgesetzten Lärm, bis gewöhnlich Schützen erscheinen, und den Tiger mit leichter Mühe erlegen.

Hat der Tiger einen Stier getödtet, so folgt ein interessantes Schauspiel. Schon während seiner Jagd kreisen die Geier, welche den Mord wittern, und ist er geschehen, so setzen sie sich ruhig auf die nächsten Bäume, um zu warten, bis der Tiger seinen Durst und Hunger aus dem Blut und Fleisch seines Opfers gestillt hat. Eben so sitzen die Schakals in ehrfurchtsvoller Entfernung. Erhebt sich der Tiger dagegen, so stürzen sie hinzu, und zanken sich dabei auf eine höchst komische Weise mit den Vögeln, sobald diese ein Stück Eingeweide oder Fleisch weghacken. Die Geier wissen dem Schnappen der Schakals jedoch sehr geschickt auszuweichen. Entfernen sich die letzteren mit einem Knochen, so beginnt erst das wahre Mahl der Geier. Oft fressen sie sich so voll, daß sie nachher kaum fliegen können.

Zuweilen rächen sich die Kuhhirten auf raffinirte Weise an den Tigern, welche sie ihres Viehes berauben. Nachdem sie von einem Baume aus zugesehen, wie der Tiger ein Stück Vieh erwürgt und seine erste Gier an diesem gestillt hat, steigen sie nach dessen Entfernung herab, machen mehrere Einschnitte in die Keulen des erwürgten Stieres, und streuen Arsenik oder das Mehl einer giftigen rothen Beere hinein, welche in den Dschungeln wächst. Jede dieser Giftarten ist geschmacklos, und wenn der Tiger nach einiger Zeit zurückkehrt, und auf's Neue zu schwelgen beginnt, merkt er nicht, daß er den sichern Tod einsaugt.

Einer dieser Hirten zeigte mir die Reste von drei Tigern, welche er auf diese Weise getödtet hatte. Als Tiger-Jäger mußte ich über diesen Erfolg erfreut scheinen, bedauerte aber im Herzen dieses Tödten, das der Jagd Eintrag that.

Nach der Tödtung eines Stieres lauern die Eigenthümer desselben dem Tiger auch häufig von den Bäumen aus auf und schießen nach ihm, verwunden ihn jedoch nur, da ihre schlechten Gewehre und ihr schlechtes Pulver nicht hinreichen, die starken Thiere zu erlegen. Sie können höchstens darauf rechnen, daß die Tiger an den Folgen der Verwundung verenden; sie überstehen diese jedoch gewöhnlich, und ich fand häufig Kugeln unter dem Fell der von mir erlegten Thiere. C. M.

Blätter und Blüthen.

Feuer ohne Rauch. Das alte Sprüchwort: „wo Rauch, ist auch Feuer", oder umgekehrt: „wo Feuer, ist auch Rauch", muß oder soll ungültig werden, da wir mit unserer feuerbegierigen Industrie und für unsere kalten, commerciellen Herzen viel und reelles Feuer, d. h. Feuer ohne Rauch bedürfen. Wir wissen, daß just Rauch Zeichen eines schlechten, unvollkommenen Feuers ist. Der Rauch ist nutzlos und schädlich, unverbraucht in die Luft entweichendes Brennmaterial. In England werden täglich über 1000 Centner reelle Steinkohlen als Rauch an die Luft gesetzt. Sie bilden einen ewigen großen Sack voll Asche über den Häuptern, der den Himmel verschließt und immerwährend schwarz auf Denkmäler, Vatermörder, Vorhemdchen, Damenhüte und das ganze englische Leben herabregnet. Die Denkmäler der Lords und Könige in London se-

Digitized by Google

hen aus, als hätte man in nationaler Dankbarkeit lauter verdienstvollen Schornsteinfegern Monumente errichten wollen. Unter ihnen war und ist aber blos ein verdienstvoller Schornsteinfeger, welchem man just noch kein Denkmal gesetzt hat: Lord Palmerston.

Dieser war funfzig Jahre lang fast stets auswärtiger und Kriegsminister und setzte den Engländern blos in den Ländern anderer Völker Denkmäler, die schrecklich viel Geld, Flotte, Armee, Diplomatie und Blut zu erhalten kosten, so daß die Engländer thatsächlich kaum mehr an ihre eigenen Angelegenheiten zu Hause denken können, so sehr sind sie durch den berühmten Schornsteinfeger von ihrer Heimath weggefegt, außer sich und Ausland geworden.

Lord Palmerston war aber einmal vor einigen Jahren auf kurze Zeit Minister des Innern. Als solcher trat er mit einem Recept für Gensd'armenfabrikation auf, außerdem verbot er das Rauchen. Mit beiden Recepten hatte er Unglück: die Gensd'armen blieben aus und der Rauch blieb, obgleich „Punch" das Verbot sehr drastisch unterstützte und bildlich darstellte.

Lord Palmerston hatte nämlich den großen Fabrikschornsteinen und Dampfschloten oberhalb der London-Brücke das Rauchen verboten. Diese wußten aber nicht gleich, wohin mit dem Rauche, und so qualmten sie fort, dicht um Palmerston und die Polizei herum, dick, schwarz, grimmig, unaufhörlich. Die Polizei sah den Rauch vor Rauch nicht und war in Verzweiflung, wie und wo die Schuldigen zu entdecken seien. Punch zeichnete einen Policeman auf einer himmelhohen Leiter an einem Dampfschlote in die Höhe gestiegen und in den schwarzen, dicken Qualm von oben mit erstickter Stimme hinunterhustend:

„Hei no smoking allowed! Sie darfen hier nich rooochen!"

Das Verbot und das Rauchen bestanden neben einander fort, wie tausenderlei andere Widersprüche in England; aber hier und da wurde doch ein polizeiwidriger Schornstein denuncirt und bestraft, so daß sich die Dampfmaschinen doch nach Mitteln umsahen, durch welche das Feuer gezwungen wird, seinen eigenen Rauch zu verzehren. Dieses große Problem des Jahrhunderts ist denn nun auch bereits auf verschiedene Weise mehr oder minder vollkommen gelöst worden.

Da Tausende von industriellen und commerciellen Geschäften und Unternehmungen, Betriebs-Capitalien, Preise von Fabrikaten, Gesundheit und Leben, landschaftliche Heiterkeit, Erdenglück und Himmelsbläue in allen Ländern damit zusammen- und davon abhängen, glauben wir, im Interesse der Majorität unserer Leser zu handeln, wenn wir mittheilen, wie weit man es in der Lösung dieser Aufgabe bis jetzt in England gebracht hat.

Eine „Dampf-Kohlenbergwerks-Association" in London schrieb vor etwa einem Jahre den Preis von 500 Pfund Sterling auf die beste Methode aus, Feuer für eine bestimmt angegebene Art von vielröhrigen Dampfkesseln so zu unterhalten, daß es keinen sichtbaren Rauch abgebe. Der Feuerheerd ward dem Ermessen der Bewerber überlassen, Gestalt, Form und Größe des Dampfkessels aber jedem in einer Zeichnung geschickt und vorgeschrieben. Außerdem wurden Jedem Kohlen aus derselben Grube geliefert und die Ueberbleibsel derselben je von bestimmten Quantitäten sorgfältig gewogen.

Ueber diese Bewerbungen und Versuche ist jetzt ein sehr genauer Bericht erschienen, aus welchem wir das Wesentlichste mittheilen. Die Association bekam 103 Methoden der Rauchvertilgung in theoretischen Vorschlägen von allen Theilen Englands zugeschickt. Davon wählte sie vier als die theoretisch vollkommensten zur Erprobung durch die Praxis auf ihre eigenen Kosten aus. Den andern Bewerbern wurde freigestellt, ihre Theorien auf eigene Kosten praktisch zu prüfen. Die vier von der Association geprüften sind die von Hopson und Hopkinson in Huddersfield, C. W. Williams in Liverpool, W. Stoney in Dublin und Robson in Süd-Shields. Den Preis von 500 Pfund bekam Williams, weil sich dessen Theorie als die bewährte, welche das Feuer auf die einfachste und wohlfeilste Weise zur vollkommensten Rauchvertilgung nöthigte, welche also mit andern Worten die vollkommenste Verbrennung und die größte Entwickelung von Hitze aus einem bestimmten Brennmaterial erzeugte.

Der Bericht setzt zunächst auseinander, daß Feuer ohne Rauch noch kein vollkommener Verbrennungsproceß sei, da Gase aus Mangel an hinzutretendem Sauerstoff noch unverbrannt entweichen. Hauptforderniß ist also gehörige Versorgung des Feuers mit Luft, welche, durch das Feuer dringend, den Verbrennungsproceß möglichst vollkommen macht, aber auch nicht mit zu viel Luft, welche dann, neben dem Feuer hinziehend, dessen Wirkung vermindern würde. Bloßes Eindringen der Luft in das Feuer thut's aber noch nicht, so daß es hierbei viel auf das Wie? ankommt. Danach nun unterscheiden sich auch hauptsächlich die vier geprüften Methoden der Rauchvertilgung.

Robson theilt das Local des Feuers in zwei Kammern, eine vordere für Kohlen und eine hintere für Cokes. Erstere brennt mit ihrem Rauch in die verhältnißmäßig rauchlose Cokeskammer hinein, deren nun bedeutend erhöhte Hitze diesen Rauch mit verbrennt, da durch angebrachte Luftlöcher genug Sauerstoff dafür zugeführt wird. Aber der Rauch wurde nicht „ganz" verzehrt. Die Einrichtung selbst erschien aber gut und man glaubt, durch Vervollkommnung der Construction diesen schwachen Punkt noch überwinden zu können.

Hopson und Comp. erzielten vollkommene Verbrennung ohne Rauch. Aber die Einrichtung ist complicirt. Säulen und Kammern von feuerfestem Thon bewirken eine vollkommene Mischung von äußerer Luft und den Gasen des Feuers, aber dieses Mauerwerk kann brechen und sich spalten, daher setzt diese Methode große Vorsicht und Sorgfalt beim Feuern voraus, was im Großen und in Masse nicht ausführbar ist, da man seltene, kostspielige, wissenschaftlich gebildete und praktisch geübte Feuermänner dazu brauchen würde.

Stoney's Plan ist im Principe gleich mit dem von Williams. Beide lassen die Luft von Außen durch die Ofenthür einströmen. Ueber diese heraus ragt in Stoney's Apparat der Boden des innern Feuerheerdes in gleicher Ebene hervor. Diese neigt sich nach innen und läßt das theils außerhalb, theils innerhalb placirte Brennmaterial immer nach dem Centrum des Feuers rutschen, wobei durch eine Menge kleine Oeffnungen in der Thür reichlich Luft zuströmt, ohne aber gänzliche Verzehrung des Rauches zu sichern.

Der Williams'sche Apparat läßt die Luft auch von außen durch kleine Oeffnungen eindringen, welche, durch Röhren nach außen verlängert, beliebig geschlossen werden können. Die Hauptsache dabei ist, daß inwendig stets zwei verschiedene Grade von Feuerung erhalten werden, eine weißglühende auf der einen, eine brennende und mit frischen Kohlen versehene auf der andern Seite.

Während die letztere Rauch entwickelt, verzehrt die Gluth der ersteren denselben, bis Alles vollständig durchglüht ist und nun auf der andern Seite wieder frisches Brennmaterial aufgeschüttet werden kann, welches nun bald in vollkommene Verbrennung übergeht, und so fort. Der Rauch wurde dabei vollkommen verzehrt, heißt es in dem Berichte, gleichviel, ob während der Stunde 15 oder 27 Pfund Kohlen per Quadratfuß verbrannten. Bei einem Experimente wurde die Verbrennung sogar auf 37½ Pfund auf den Quadratfuß per Stunde getrieben, ohne daß Rauch sichtbar ward, obgleich dabei 5½ Kubikfuß Wasser auf jedem Quadratfuß Feuerplatz per Stunde verdunsteten. Dabei ergab sich noch der Vortheil, daß keine besondere Sorgfalt und Wissenschaftlichkeit von Seiten des Heizers erforderlich ist, wenn er nur abwechselnd rechts und links frische Kohlen aufschüttet, was bei großen Fabriken u. s. w. sehr wichtig ist. Ueberhaupt beziehen sich diese Experimente blos auf große Fabrik- und Dampfmaschinenfeuer. Im Kleinen für Haus, Heerd und Ofener reicht man den Zweck schon ziemlich vollkommen durch sehr häufige, in kleinen Portionen regelmäßige Hinzufügung frischen Brennmaterials.

Für Kohlenfeuer im Kleinen reicht die schon vor 15 Jahren patentirte Einrichtung von Jules hin, um stets Feuer und Hitze ohne Rauch zu sichern. Die Einrichtung besteht in beständiger Versorgung des Feuers mit kleinen Quantitäten vermittelst sich mechanisch drehender Eisenstangen. Es ist ein Apparat, der nur aufgezogen und mit Kohlen versehen zu werden braucht, um ein einmal gut brennendes Feuer hell und rauchlos zu unterhalten.

Im Großen ist das Problem durch Williams wesentlich gelöst worden und das Palmerston'sche Rauchverbot keine Fabel mehr. Da sich die civilisirte Erde überall dichter mit Dampfschloten bedeckt, wie mit Kirchthürmen und adeligen Schlösserzinnen, ist diese gelöste Aufgabe von der weitesten und breitesten Wichtigkeit und eine heitere Aussicht für Alle, die reine Luft und klaren Himmel dem schwarzen Schmutze vorziehen, mit welchem jetzt alle großen dampfgetriebenen Industrieen umhüllt erscheinen.

Auch nicht übel! Burmeister erzählt in seiner Reise durch die Pampas, daß er im Postzimmer der Estancia la Cobra, einer abscheulichen Barracke, eine so große Menge der größten blutsaugenden Wanze Vinchuca angetroffen habe, daß er es vorgezogen, im Freien zu übernachten. „Doch auch diese Stelle," fährt er fort, „gönnte mir das Schicksal nur kurze Zeit; es zogen plötzlich Regenwolken herbei, die bald sich entluden, und mich in's Zimmer zurücktrieben. Es blieb nichts anderes übrig, als mich ganz in eine wollene Decke zu wickeln, um vor den Wanzen sicher zu sein. Diese großen, über ein Zoll langen Bestien sind eine sehr lästige Plage der argentinischen Lande; sie halten sich am Tage in den Fugen des Dachstuhls oder sonst wo versteckt, und kommen in der Nacht hervor, die im Zimmer Schlafenden anstechend, um ihr Blut zu saugen. Jung und halbwüchsig sind sie noch ungeflügelt und bauchiger gebaut; im reifen Lebensalter haben sie große Flügel, einen flachen Leib und fliegen geschickt. Ein recht vollgesogenes Thier schwillt enorm an, und kann den Umfang einer Eichel annehmen; bei mir ist freilich keine so stark geworden, ich fühlte sie alsbald, schon ehe sie gestochen hatte, an der Bewegung der Haut, griff zu und riß ihr den Kopf ab. Am andern Morgen lag gegen ein Dutzend todt vor meinem Lager."

Das herrschaftliche Erbbegräbniß zu Riesa in Sachsen. Der berühmte Bleikeller in Bremen und eine Gruft im Dorfe Wiewert bei Frauecker haben die Eigenschaft, daß die daselbst beigesetzten Leichen nicht verwesen, sondern nur vertrocknen. Ein Gleiches erzählten wir neulich (in Nr. 12.) von der Gruft in dem ungarischen Dorfe Szent-Ivanyi. Die Kirche in Riesa, jenem von drei Eisenbahnen gekreuzten Städtchen, bietet im herrschaftlichen Erbbegräbniß eine ähnliche Eigenthümlichkeit. Dasselbe enthält gegen 30 Leichen, und schützt menschliche Körper und Gerätschaften vor Fäulniß. Glieder von Leichnamen, welche schon 200 Jahre hier ruhen, lassen sich noch sehr gut bewegen. Ein junges Frauenzimmer, das 1634 beigesetzt ward, hat noch ziemlich Farbe, und zwei ältere Leichen sind noch ganz den von ihnen in der Kirche aufgehängten Bildnissen ähnlich. Fliegen und Spinnen, welche man in dem einen Sarge bemerkt, sind gleich dem menschlichen Körper nur vertrocknet. Eine im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts begrabene Leiche trägt einen Lorbeerkranz, dessen Blätter noch riechen. Eins derselben aber, das man heraus nahm und sorgfältig verwahrte, hatte nach einigen Tagen den Geruch verloren. Gleichwohl zeichnet sich dieses in seinen Wirkungen sonderbare Begräbniß weder durch Lage, Boden noch Bauart aus. Ueber dieser Gruft bemerkt man durch eine Oeffnung noch eine zweite mit ganz unversehrten, doch nie geöffneten Särgen, wogegen in einem dritten, nur fünfzig Ellen von jenem entfernten Begräbniß die Leichen verwesen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 19. Die Gartenlaube 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Gottesgericht.

Vom Verfaſſer der „neuen deutſchen Zeitbilder.“

An dem rechten Ufer der Memel, etwa in der Mitte zwiſchen der Stadt Tilſit und dem kuriſchen Haff, liegt das adelige Gut Turellen.

Es gehörte ſchon vor einer langen Reihe von Jahren einer alten, reichen Dame, einer verwittweten Gräfin von Ruthenberg. Sie lebte auch dort, aber ohne allen Umgang mit der Nachbarſchaft, ſelbſt mit den allerdings ſehr wenigen adeligen Gutsbeſitzern der Gegend. Deſto häufiger, hieß es, bekomme die alte Dame Beſuch von Verwandten und Bekannten aus Kurland. Die reiche Dame aber lebte in ihrer Eingezogenheit außerordentlich comfortable. Sie ſtammte aus Kurland, und war erſt ſeit wenigen Jahren aus Rußland nach Preußen herübergekommen.

In früheren Zeiten ſollte ſie ſehr ſchön geweſen ſein. An dem Hofe in St. Petersburg, der, als Kaiſer Alexander der Erſte noch nicht fromm geworden, gleichfalls eben kein frommer war, ſollte ſie damals lange Zeit eine glänzende, vielfach gefeierte Rolle geſpielt haben. In den letztern Jahren ſei ſie, warum, wußte man nicht, am ruſſiſchen Hofe nicht mehr gern geſehen; darauf ſei ſie nach Preußen gekommen, wo das Gut Turellen ſchon ſeit längerer Zeit ihrer Familie gehörte. Dies war in den erſten Jahren nach dem Regierungsantritt des Kaiſers Nikolaus.

Jetzt, eben weil ſie mit Niemandem in der Gegend Umgang hatte, hörte man wenig mehr von ihr, als das Angegebene.

Den Sommer pflegte ſie in deutſchen Bädern zuzubringen.

Sie war ohne Kinder.

In einem Frühjahre, nachdem ſie etwa vier bis fünf Jahre in Preußen ſich aufhielt, erhob ſich in der Gegend ein ſonderbares Gerücht. Sie hatte vor ungefähr vier Wochen Beſuch von einem Neffen aus Kurland, einem jungen Grafen Ruthenberg, bekommen. Nachdem der junge Mann beinahe vierzehn Tage da geweſen, ſei er plötzlich verſchwunden. Am Abende habe er der Dame eine gute Nacht gewünſcht, um ſich in ſein Zimmer gleichfalls zur Ruhe zu begeben. Am andern Morgen ſei er fort geweſen. Sein Bett habe man unberührt, alle ſeine Sachen noch da gefunden. Von ihm ſelbſt keine Spur.

Die Gräfin habe ſich anfangs beunruhigt, dann aber die Sache leicht genommen. Die Ruthenbergs hätten alle etwas Beſonderes, ſo eine Art von engliſchem Spleen. Ihr Neffe werde irgend einem plötzlichen Abenteuer nachgegangen, oder vielleicht von ſonſt einem augenblicklichen Einfalle', vielleicht weit genug,. in die Welt getrieben worden ſein; er werde ſchon wieder zum Vorſchein kommen.

Allein es waren ſeitdem ſchon vierzehn Tage verfloſſen, und von dem jungen Grafen war weder eine Nachricht eingetroffen, noch eine Spur aufgefunden. Dagegen, ſetzte das Gerücht hinzu, wollten Leute in der Nacht ſeines Verſchwindens in unmittelbarer Nähe des Schloſſes ein ſonderbares, nicht näher bezeichnetes Geräuſch, und ſogar einen unterdrückten Schrei, wie um Hülfe, gehört haben.

Das Gerücht drang bis zu mir. Ich war damals Kreisjuſtizrath und Dirigent einer Criminalbehörde in Litthauen. Zu meinem Gerichtsbezirke gehörte auch das Gut Turellen.

Ich hielt es für meine Pflicht, dem Gerüchte nachzuforſchen, und ſchrieb deßhalb an das Juſtizamt, in deſſen Untergerichtsbezirke Turellen lag.

Ich erhielt nach einiger Zeit Antwort. Daß der Neffe der Gräfin Ruthenberg vierzehn Tage lang zum Beſuche aus Kurland bei ihr geweſen und dann plötzlich, vollkommen unter den oben mitgetheilten Umſtänden, verſchwunden ſei, wurde beſtätigt. Aber auch, daß die Gräfin völlig unbeſorgt ſei, und das plötzliche Verſchwinden irgend einer Laune des abenteuerlichen jungen Mannes zuſchreibe. Von einem ſonderbaren Geräuſche, gar von einem Hülferufe in der Nacht des Verſchwindens habe ſich nichts feſtſtellen, nicht einmal die Entſtehung des Gerüchts darüber habe ſich ermitteln laſſen.

Ich konnte, wenigſtens vor der Hand, nichts weiter veranlaſſen. Indeß ungefähr vierzehn Tage ſpäter wurde ich durch einen Beſuch überraſcht. Es war des Abends ſchon ziemlich ſpät, als ich einen Wagen vor meinem Hauſe vorfahren hörte.

Wenige Minuten darauf hörte ich auf meinem Hausflur eine fremde Stimme meinen Namen ausſprechen. Es war eine Mannsſtimme.

Das Dienſtmädchen antwortete, daß ich hier allerdings wohne.

Ob ich zu ſprechen ſei, und zwar allein?

Ich hörte das Mädchen auf der andern Seite des Flurs die Thür meines Beſuchszimmers öffnen. Sie hatte den Fremden in das Zimmer treten laſſen.

Gleich darauf kam ſie zu mir und meldete, daß ſie einen fremden Herrn, der mich dringend zu ſprechen gewünſcht, aber ſeinen Namen nicht habe nennen wollen, in das Beſuchszimmer geführt habe.

Ein Criminalbeamter erhält oft ſolche geheimnißvolle Beſuche.

Ich begab mich in das Zimmer hinüber, und fand darin einen mit eleganter Sorgfalt gekleideten, ſchon etwas ältlichen

Digitized by Google

Herrn. Es war eine hohe, sich sehr gerade, aber nichts weniger als steif haltende Figur, ohne Embonpoint; die Gesichtszüge fein, zugleich etwas frivol, wie es schien, das Auge außerordentlich klug. Das Benehmen des Mannes glich ganz seiner eleganten und sorgfältigen Kleidung. Er war sehr höflich. Ich hatte einen Mann vor mir, der unzweifelhaft der höheren Gesellschaft angehörte. Seine Worte bestätigten mir das sofort.

„Ich bin der Graf Alexander Ruthenberg, russischer Gesandter zu —"

„Was steht Ihnen zu Diensten, Herr Graf?"

„Ich komme in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu Ihnen. Aber darf ich auf Ihre vollständige Verschwiegenheit rechnen? Auf die vollständigste, unbedingteste?"

„Sie können; in so weit meine Amtspflicht nicht etwas Anderes von mir fordert."

„Gerade in einer amtlichen Angelegenheit komme ich zu Ihnen, und — was ich Ihnen zu sagen habe, bestätigt sich entweder, oder bestätigt sich nicht. Für beide Fälle ist alsdann meine Person gleichgültig. Doch erlauben Sie, daß ich zur Sache komme."

„Ich bitte darum."

„Die Gräfin Ruthenberg zu Turellen ist meine Schwägerin."

„Ah!"

„Ich bin seit drei Tagen zum Besuch bei ihr. Vor einigen Wochen hatte sie den Besuch unseres beiderseitigen Neffen, des Grafen Paul Ruthenberg."

„Ich habe davon gehört."

„Er war nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen plötzlich verschwunden."

„Ich weiß auch das."

„Hatten Sie schon Verdacht?"

„Das Gerücht hatte ihn ausgesprochen, aber nicht bestätigt."

„Ich fürchte, ich bringe Ihnen Bestätigung. Meine Schwägerin zwar glaubt nur an einen tollen Streich des jungen Mannes. Aber meine Schwägerin ist eben eine Dame, die gern Alles leicht nimmt. Es ist Gewohnheit bei ihr."

Ein flüchtiges, spöttisches Lächeln glitt über das feine Gesicht des Diplomaten. Er fuhr fort, und sein Ton wurde nach und nach beinahe so leicht, wie er die Gemüthsart seiner Schwägerin schilderte.

„Ein toller Streich des jungen Menschen mag allerdings vorliegen. Aber ich fürchte, er hat ihm das Leben gekostet."

„Sie glauben an ein Verbrechen?"

„Darf ich bitten, genau folgende Umstände zu erwägen: Meine Schwägerin war im vorigen Jahre in Bad Ems. Sie hat von dort eine Gesellschafterin mitgebracht, eine junge, sehr schöne Dame. Wenige Tage, nachdem sie die Gesellschafterin genommen hatte, fand ein junger Mann sich ein, und bot ihr seine Dienste als Jäger an. Sie nahm ihn. Sie hat ihn gleichfalls mit hierher gebracht. Er ist ebenfalls ein schöner, junger Mann. Zwischen der jungen Dame und dem jungen Mann besteht irgend ein geheimnißvolles, wenigstens heimliches Verhältniß. Sie scheinen sich vorher schon gekannt zu haben. Sie fragen mich, was das Alles mit meinem Neffen zu schaffen habe?"

„In der That, Herr Graf —"

„Haben Sie die Güte, mich weiter anzuhören. Vor etwa acht Wochen kommt mein Neffe in Turellen an. Er war — ich wünschte, er wäre es noch, aber es wird leider nicht der Fall sein — er war ein leichtsinniger Bursch. Dabei sehr ungenirt und, lassen Sie mich es gerade heraus sagen, roh, sehr roh. Meiner Schwägerin gefiel er so. Auch seinem Vater hat er so gefallen. Er hatte in Allem seinen freien Willen."

In Rußland kann ein junger Edelmann mit ungebundenem Willen viel wagen. Auch ich hatte darüber schon manche Erfahrung an der russischen Grenze gemacht. Ich mußte zu den Worten des Grafen unwillkürlich nicken. Er bemerkte es. Sein feines Gesicht lächelte wieder.

„Zuletzt hat er auf einigen deutschen Universitäten studirt."

„Und wahrscheinlich die Vollendung seiner Ausbildung in Paris erhalten?"

„Ah, mein Herr, Sie biegen mir ein Paroli."

Ich verbeugte mich.

„Aber Sie haben in der That Recht. Er war den letzten Winter über in Paris und von dort war er nach dem mardi gras direct zu seiner Tante gereist. Er sah hier die junge, wie gesagt, sehr schöne Gesellschafterin. Die Schönheit der Dame entzündete seine Leidenschaft. Er war nicht gewöhnt, seinen Leidenschaften Zügel anzulegen, und verfolgte die Dame mit Liebesanträgen. Sie wies ihn zurück. Er wurde dringender. Sie wandte sich um Schutz an meine Schwägerin.

„Meine Schwägerin nimmt, wie gesagt, gern die Sachen leicht, besonders dergleichen Sachen. Sie kennt sie aus alter Zeit und, mein Herr — ach, ich bin ja Ihrer Verschwiegenheit gewiß — meine Schwägerin ist in ihren alten Tagen keine Betschwester geworden, die Frau von Krüdener hat sie nicht bekehrt. Sie wies die junge Dame zurück; in fremde Herzensangelegenheiten mischte sie sich nicht.

„Aber das Herz habe mit dieser Angelegenheit nichts zu schaffen, meinte die Gesellschafterin. Um fremde Liebeleien kümmere sie sich noch weniger, erwiderte meine Schwägerin. Die Tante erzählte das scherzend dem Neffen wieder. Der Neffe wurde darauf noch dringender, sehr dringend. Und wenn ein junger, kurländischer Edelmann, der einen ungebundenen Willen hat und seine Studien auf deutschen Universitäten und seine Bildung in Paris vollendete, wenn der sehr dringend wird, so gibt es für ihn keine Rücksichten, selbst keinen Dehors mehr.

„Die junge Dame verschloß sich in ihrem Zimmer. Sie verließ es nur auf den ausdrücklichen Befehl ihrer Gebieterin. Sie scheint zugleich Anstalten getroffen zu haben, das Schloß zu verlassen. Sie hat wenigstens ungewöhnlich viel Briefe geschrieben. Ihre Verhältnisse scheinen überhaupt etwas mysteriös zu sein. Doch gehört das nicht hierher.

„Je mehr sie sich nun den Augen meines Neffen zu entziehen suchte, desto mehr verfolgte diesen mit seinen Augen der Jäger meiner Schwägerin, jener schöne, junge Mann, den sie schon in Deutschland gekannt hatte. Er verfolgte meinen Neffen mit drohendem Blick; war es die Drohung der Eifersucht, war es etwas Anderes, ich weiß es nicht.

„Da kam die Nacht, in der mein Neffe verschwand. Er war erst vierzehn Tage da. Solch' ein junger Mann marschirt im Geschwindschritt. Die Gesellschafterin hatte des Abends beim Thee erscheinen müssen und hatte sich um zehn Uhr in ihr Zimmer zurückgezogen. Einige Minuten später hatte auch der Neffe der Tante eine gute Nacht gewünscht. Man hat ihn seitdem nicht wieder gesehen. Aber diese Umstände sind Ihnen wohl schon bekannt, Herr Kreisjustizrath?"

Sie waren mir bekannt.

Allein nicht folgende:

„Die Gesellschafterin logirt — sie ist noch in Turellen — Parterre. Ihre Zimmer liegen nach dem Garten hin. Sie bewohnt zwei Zimmer, ein Wohnzimmer und eine Schlafstube; beide sind durch eine Thür miteinander verbunden. An die Schlafstube stößt noch ein drittes Zimmer; es liegt ganz am Ende des Gebäudes. Seine Fenster gehen ebenfalls in den Garten und es ist gleichfalls durch eine Thür mit der Schlafstube der Gesellschafterin verbunden.

„Das Zimmer ist nicht bewohnt; es befindet sich eine alte Bibliothek darin. Nicht meine Schwägerin, aber die Gesellschafterin benutzt diese zuweilen. Sie hat sich daher den Schlüssel zu dem Zimmer geben lassen, so daß sie unmittelbar aus ihrer Wohnstube hinein gelangen kann. Den Schlüssel läßt sie, ließ sie wenigstens früher in der Thür stecken. Sie pflegte ihn auch nicht im Schlosse umzudrehen, so daß man auch, ohne daß sie aufschließen mußte, aus dem Bibliothekzimmer in ihre Schlafstube gelangen konnte. Die Fenster des Wohn- und Schlafzimmers der Gesellschafterin sind inwendig mit starken Läden versehen, die des Bibliothekzimmers nur mit Jalousien.

„Das Parterre ist übrigens hoch. Auf dem Hofe laufen des Nachts wachsame Hunde frei herum. Läden und Jalousien pflegen deshalb nur im Winter verschlossen zu werden.

„In der Nacht, als mein Neffe verschwand, — es war zu Ende April — waren wenigstens alle Jalousien des Bibliothekzimmers nicht verschlossen. Mein Neffe ging nur zum Schein in sein Zimmer. Er löschte dort nach einiger Zeit sein Licht aus; dann verließ er es leise, die Thür zuschließend, als wenn er sich zu Bette gelegt habe; man sollte dies glauben. Leise ging er die Treppe hinunter, schlich durch den Gang, öffnete eine in den Garten führende Thür und begab sich in denselben. Kein Mensch sah ihn. Er wandte sich nach dem Flügel des Schlosses, in welchem sich die Zimmer der Gesellschafterin befinden.

„In den Fenstern der Dame sah er kein Licht mehr. Er

Digitized by Google

horchte eine Zeitlang. Er hörte auch keine Bewegung im Zimmer, und nahm an, sie habe sich zu Bette begeben und schlafe. Er ging weiter, an das Ende des Schlosses, zu dem Bibliothekzimmer und trat unter ein Fenster desselben.

„Vor dem Fenster befindet sich das Spalier eines Obstbaumes. Steigt man in das Spalier, so kann man von da mit um so größerer Bequemlichkeit in das Fenster steigen. Mein Neffe stieg in das Spalier. Er schwang sich aus dem Baume auf das Gesims des Fensters.

„Das Fenster war nicht verschlossen; es war nur fest angelehnt, als wenn es verschlossen sei. Der junge Mann hatte am Tage sich unbemerkt in das Bibliothekzimmer zu schleichen gewußt, und so den Verschluß des Fensters geöffnet. Er brauchte von außen nur anzustoßen und das Fenster ging auf und er konnte durch die Oeffnung in das Bibliothekzimmer springen.

„Er stieß leise an das Fenster; es öffnete sich ohne Geräusch und er sprang durch die Oeffnung in das Zimmer.

„Es war so viel, als wenn er sich schon in dem Schlafzimmer der Gesellschafterin befand; denn Sie werden sich erinnern, mein Herr, daß die Thür zwischen dem Bibliothekzimmer und der Schlafstube der Dame in der Regel nicht verschlossen war."

Ich mußte den Grafen unterbrechen. Ich hatte ihm schon eine Zeit lang nur mit Verwunderung zuhören müssen. Was er mir anfangs erzählte, hatte er auf leicht erklärliche Weise in Erfahrung bringen können, am meisten durch seine, nach Allem mindestens etwas frivole Schwägerin selbst. Aber die letzteren Mittheilungen, das was sein verschwundener Neffe seit seinem bis jetzt völlig spurlosen Verschwinden gethan, wie konnte das, gar mit allen jenen Specialitäten, zu seiner Kenntniß gekommen sein?

„Herr Graf," sagte ich, „von Ihrem Neffen haben Sie keine Nachricht, keine Spur seit dem Augenblicke, da er an jenem Abende von seiner Tante sich verabschiedete?"

„Nicht die geringste Spur, mein Herr."

„Er kann Ihnen also auch nicht mitgetheilt haben, was er seitdem gethan hat?"

„Unzweifelhaft nicht."

„Es existiren also andere Zeugen seines späteren Thuns?"

„Meines Wissens nicht."

„Dennoch erzählen Sie mir Thatsachen, die nur er selbst oder genau beobachtende Zeugen seines Handelns Ihnen entdecken konnten."

„Allerdings, und ich bin erst am Beginn solcher Thatsachen."

„Darf ich um eine Erläuterung bitten?"

„Ich bin sie Ihnen schuldig. Ich bin nie Polizeibeamter gewesen."

„Ich glaube Ihnen das."

„Auch nie Criminalrichter."

„Ich glaube auch das."

„Aber ich bin Diplomat, ein alter Diplomat."

„Und?"

„Und kann mithin ebenfalls combiniren, obwohl ich nicht zur Polizei oder zur Criminaljustiz gehörte."

„Und Sie erzählen mir Ihre Combinationen?"

„Mein Herr, ich habe die Menschen studirt. Ich kannte meinen Neffen, kenne meine Schwägerin und habe jene Gesellschafterin kennen gelernt. Ich habe in Turellen beobachtet, Menschen, Verhältnisse, Localitäten. Glauben Sie, daß ich im Stande bin, richtige Combinationen zu bilden?"

„Ueber das Verschwinden Ihres Neffen?"

„Eben darüber. Darf ich fortfahren?"

„Ich bitte."

„Mein Neffe war also in dem Bibliothekzimmer. Er schritt auf die Thür des Schlafzimmers der Dame zu. Er horchte an der Thür. In dem Schlafzimmer war Alles still. Er öffnete geräuschlos die Thür, ging in das Zimmer, an das Bett. Die Dame schlief. Er rief leise ihren Namen:

„Ottilie!

„Ich glaube, so heißt sie. Sie erwacht, sie will rufen. Er versiegelt ihren Mund mit Küssen. Sie hat ihn erkannt, an der Stimme; die Frühlingsnacht war außerdem nicht sehr dunkel.

„Sie stößt ihn zurück, ringt sich von ihm los und will wiederholt um Hülfe schreien.

„Er ist nicht umsonst der Graf Paul Ruthenberg mit dem ungebundenen Willen, der seine Studien und so weiter.

„Mein liebes Fräulein, sagt er ruhig, wenn Sie Leute herbeirufen, so würden mich diese nur bei Ihnen im Ihrem Schlafcabinete finden.

„Scheusal, Bösewicht, ruft sie, verlassen Sie mich auf der Stelle. Das wäre ein Verbrechen, schöne Ottilie; ein Verbrechen gegen Ihre Schönheit, gegen Ihre Liebe. Ungeheuer!

„Es werden ähnliche Worte gewechselt, auf der einen und auf der andern Seite. Die junge Dame hat wirklich Ehre; sie hat auch Muth, Energie. Er ist — wie ich schon sagte. Er treibt sie zur Verzweiflung. Sie führt einen Dolch bei sich. Die Verzweiflung raubt ihr das Licht des Verstandes. Sie sieht kein anderes Mittel der Rettung.

„Sie greift nach dem Dolche. Sie stößt dem jungen Manne den Stahl in die Brust. Er ist tödlich getroffen und stirbt unter ihren Händen. Sie fällt aus einer Verzweiflung in die andere. Da kommt jener geheimnißvolle Jäger zu ihrer Hülfe herbei. Vielleicht holt sie ihn auch. Was ist zu machen? Das Geschehene entdecken? Es ist ein Mord verübt, kein Act der Nothwehr. Sie brauchte nur ein einziges Mal ernstlich um Hülfe zu rufen und ein Dutzend Menschen waren zu ihrer Hülfe da.

„Also die That verbergen, zunächst den Körper verbergen. Aber wohin mit ihm? Ihn aus dem Hause schaffen?

„Der geringste Zufall mußte Alles entdecken. Draußen mußten Blutspuren entstehen, die, wenn der Leichnam noch fortgebracht werden sollte, zugleich während der Nacht nicht ausgelöscht werden konnten. Zudem wurde am Tage gerade in jener Gegend des Gartens gearbeitet und schon am sehr frühen Morgen fanden sich die Arbeiter wieder ein.

„Auch in der Stube des Fräuleins waren die Blutspuren noch in der Nacht zu vertilgen. Der Körper mußte also im Hause bleiben. Aber wo hier?

„In der Wohn- oder gar in der Schlafstube der Dame? Es war nicht minder gefährlich. Und wer wohnt und schläft gern mit der Leiche eines Ermordeten zusammen? Sie über den Corridor tragen ging vollends nicht an. Es blieb nur das Bibliothekzimmer. Es lag zwar unmittelbar an dem Schlafzimmer der Dame, und sie schlief fast mit der Leiche zusammen, wenn sie dort untergebracht wurde. Allein außer der Dame selbst kam Niemand hin; man konnte da also mit Sicherheit, mit Muße verfahren.

„Die Leiche wurde in das Bibliothekzimmer gebracht. Der Parketboden wurde aufgenommen, in der Erde eine Grube gegraben und in die Grube die Leiche gelegt; alsdann wurde sie wieder zugeworfen und der Parketboden wieder eingesetzt. Die Leiche liegt noch da." Der Graf schloß seine Mittheilungen.

Mein Plan war schon fertig, noch bevor er geendet hatte.

„Sie würden sich nicht entschließen, Herr Graf, das, was Sie mir mitgetheilt haben, zum gerichtlichen Protokoll zu wiederholen?"

„Nein, mein Herr. Ich würde mich überhaupt nie wieder dazu bekennen, wenn Sie den Versuch machen sollten, sich auf mich berufen zu wollen."

„Darf ich fragen, zu welchem Zwecke Sie mir unter solchen Umständen Ihre Mittheilungen gemacht haben?"

„Um Sie zu einem gerichtlichen Einschreiten zu veranlassen, wenn Sie nach dem, was ich Ihnen sagte, dazu eine gesetzliche Verpflichtung haben sollten."

„Die würde ich nicht haben. Wenn ich Sie recht verstanden habe, so würden Sie später unter allen Umständen mir, wie es in Ihrer diplomatischen Sprache heißt, in Betreff unserer ganzen Unterredung ein vollständiges Dementi geben?"

„Das würde ich."

„Ihre Anzeige kann also für mich nur den Werth einer anonymen haben."

„So ungefähr wird es sein."

„Anonyme Denunciationen soll der Richter nach unsern Gesetzen nicht berücksichtigen."

„Sie würden also auf meine Mittheilungen nichts veranlassen können?" Ich zuckte mit den Achseln.

„Ich würde das bedauern. Mein Neffe ist allerdings todt, ich glaube es wenigstens; jedenfalls aber würde eine gerichtliche Untersuchung ihm das Leben nicht zurückgeben können. Ein Mensch, auch ein Graf Ruthenberg, mehr oder weniger in der Welt, ist überhaupt eine gleichgültige Sache. Ich hätte dennoch gern eine gerichtliche Untersuchung gesehen."

Digitized by Google

„Und warum, wenn ich fragen darf?"

„Ich will auch darin offen gegen Sie sein. Ich möchte wissen, ob meine Combinationen richtig sind, ob ich Menschen und Verhältnisse richtig taxirt habe."

Die Frivolität, eigentlich der Cynismus des russischen Diplomaten hatte doch auch etwas Originelles; es lag immerhin Geist darin, wenn auch nicht viel. Man konnte dem Manne nicht gram werden. Zudem hatte ich, wenn auch keine Verpflichtung, doch eine Berechtigung, auf Grund seiner Mittheilungen, obwohl ich sie als anonym auffaßte, weiter zu verhandeln. Und ich konnte ihnen andererseits möglicher Weise eine noch schwerer wiegende Bedeutung verschaffen. Ich versuchte dies. (Fortsetzung folgt.)

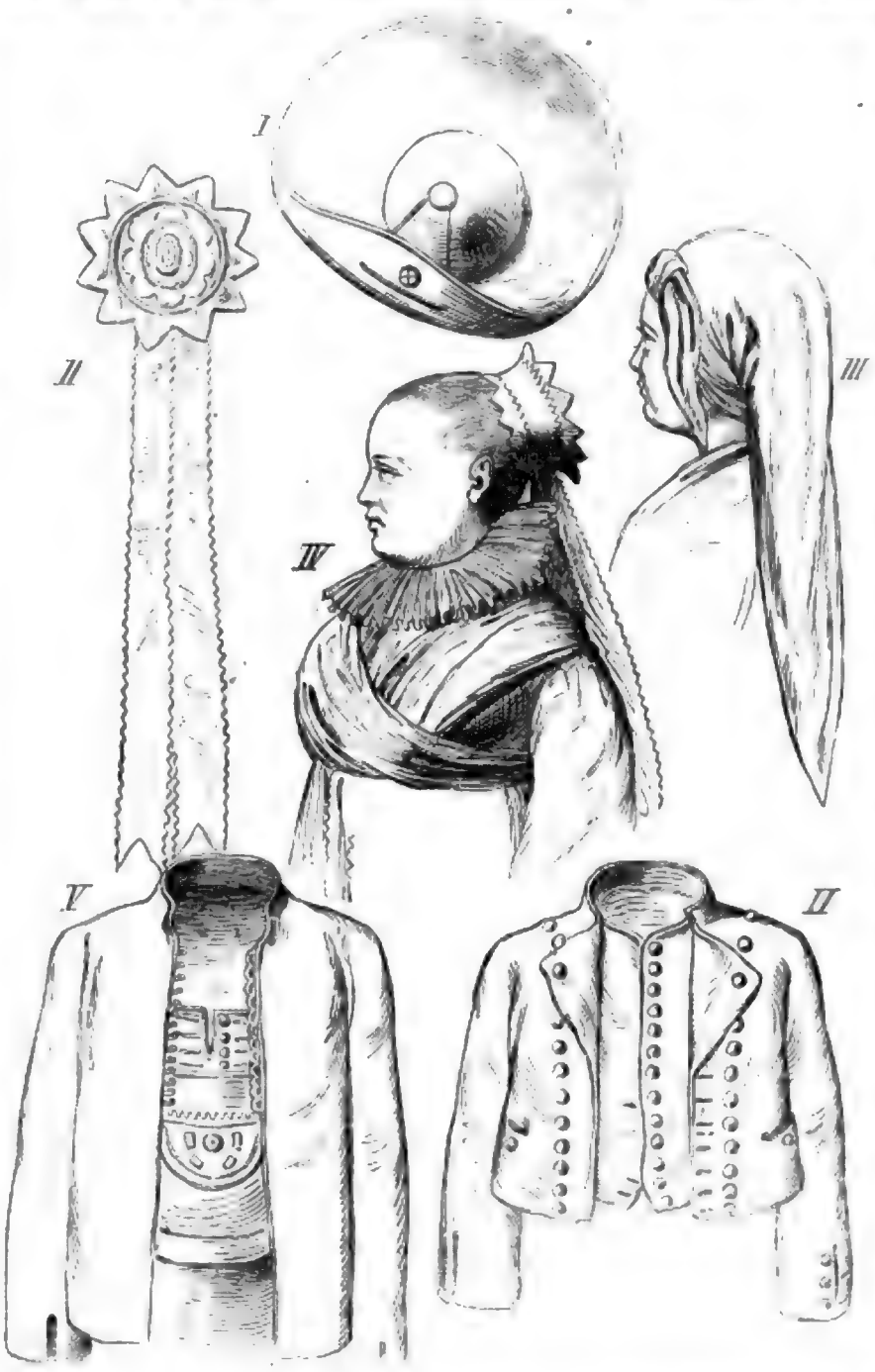
Land und Leute.

Nr. 11. Die Mistelgauer, vulgo Hummeln, in Oberfranken.

Von Ludwig Storch.

Oberfranken! Sonniges grünes Bergland, vom hellen Main durchströmt, wie viel Freude bot mir der Blick von deinen waldigen Höhen, wie viel die Rast in deinen freundlichen Thälern! Wie gern weilte ich im Kreise deiner Kinder! Jean Paul Friedrich Richter, dein größter Sohn, wußte wohl, was er an dir hatte; wüßtest du doch eben so gut, was du an ihm gehabt hast und noch hast und immer haben wirst; denn wenn der Unsterbliche auch der ganzen Welt angehört, so ist und bleibt er doch immer dein bester Sohn!

Ich wohnte in der Altstadt Bayreuth, es ist ein kleines Dorf, kaum eine halbe Stunde westlich von der Stadt, die Jean Paul seine reinliche schmucke Sonnenstadt nannte, einst ist's die Stadt gewesen, wie der Name andeutet. Mein kleines, freundliches Haus lag in einem hübschen Garten hart an einem Bache, dem Mistelbache. Der Name versetzte mich immer schnell in die hochpoetische altdeutsche Götterwelt, aus der er an der sanften Welle haften geblieben war. Aus den Fenstern meines Giebelstübchens übersah ich eine kleine, allmählich aufsteigende schiefe Ebene und einen Kranz mäßiger bewaldeter Berghöhen. Gerade aus westlich in der Entfernung einer kleinen halben Stunde warf die Dampfmühle des Herzogs Alexander von Würtemberg im Weiler Geigenreuth ihre Rauchfahnen in die Luft. Auch sie lag am Mistelbache und hier war das Thor in eine kleine, seltsame, abgeschlossene, von malerischen Berghöhen umgürtete Welt,



I. Der Hummelhut. II. Kopfputz. III. Gewöhnliche Kopftracht. IV. Tracht der Hummelmädchen bei Festlichkeiten. V. Das Hummelmädchen mit Brustfleck und Hosenträgern. VI. Die blaue Jacke mit der Doppelreihe blanker, runder Knopfknöpfe.

ein reizendes Stückchen Erde, etwa eine Quadratmeile groß, mit Bewohnern so eigenthümlicher Art, daß sie wohl eine Beschreibung in der Gartenlaube verdienen, zumal die große Welt wenig von ihnen weiß.

Von meinem köstlichen Sitze am Fenster sah ich zuweilen lange Züge wohlgestalteten Rindviehes drüben auf der Straße durch die stille, träumerische Landschaft ziehen, die von der Röcklesmühle am Eingange des Thales herkamen oder dort verschwanden. Den Horizont begrenzte mir dort ein schön geformter Berg, dessen Namen ich bald erkundete; er hieß der Schobertsberg. Es lockte mich gewaltig, auf seinem breiten Rücken zu stehen. Wenn ich die Höhe nördlich hinter meinem Hause erklimmte, wo ein einsamer alter Birnbaum mit einer Steinbank stand, der den wunderlichen Namen „der Oesterreicher" führte (auf der Bank hatte, der Angabe der Altstädter nach, Jean Paul oft gesessen und die liebliche Aussicht auf die theuere Stadt im weiten Thalkessel des rothen Mains, auf das Fichtelgebirge und die übrigen Berghöhen und Dörfer genossen: dann hob nach Südwest ein noch weit malerischer geformter Berg das prächtige Haupt über die anderen Höhen empor, dem eine Landesfürstin, die dort oben echt fürstlich

auf der das Land beherrſchenden Bergwarte in einem nun verſchwundenen Schloſſe gewohnt ihren Namen vererbt hatte; er heißt der Sophienberg.

Die Menſchen, welche das ſchöne Vieh trieben, und die einzeln und in hellen Haufen täglich an meinem Gartenzaune vorübergingen aus dem Thale heraus der Stadt zu, oder dort hinein, trugen ſo eigenthümliche Kleidung. Ich fragte:

Kirmeß im Miſtelgau

„Was ſind das für intereſſante Geſtalten?“

„Das ſind Hummeln.“

„Hummeln?“ lachte ich. „Das iſt wohl ein Spott- oder Spitzname?“

„Wie man's nimmt. Sie nennen ſich ſelbſt ſo, und der Name ſcheint uralt zu ſein. Trägt doch jeder Bauer aus dem Hummellande an der innern Krämpe ſeines ungeheuern ſchwarzen Filzhutes, wie er gleich einem Dache auf ſeinem Haupte ſitzt, als Stammeszeichen ein ſogenanntes Hummelneſt, einen großen, grau überſponnenen Knopf, aber von Andern hören ſie ſich eben nicht gern Hummeln nennen, und ſonſt lebte der Miſtelgau mit der ganzen Nachbarſchaft in Feindſchaft. Kamen Miſtelgauer in eine Bierſchenke außerhalb dem Bezirk ihres Thales, ſo erhob ſich bald ein leiſes Summen und Brummen, dem Flugtone der Hummel nachgeahmt, und wurde laut und lauter, bis die Hummelbauern, toll vor Wuth, ſchimpften und zuſchlugen und ſelbſt eine Tracht Prügel mit auf den Heimweg aufgepackt erhielten. Dieſe Neckerei hat zu großen und blutigen Schlägereien Veranlaſſung gegeben, denn die Hummelbauern ſind und waren ſonſt noch weit mehr ein hartköpfiges, wildes Völkchen, das ſich ganz abſchloß und auf ſich ſelbſt zurückzog, nur untereinander heirathete, nie den Miſtelgau verließ und mit ſtörriſcher Zähheit an Kleidung, Sitte und Gebrauch der Väter feſthielt, ſo daß ſie wegen dieſer Eigenthüm-

lichkeit bei den übrigen Oberfranken gleichsam in Verruf waren und Jedermann bei Gelegenheit auf sie schlug. Natürlich wehrten sie sich ihrer Haut wacker, ließen sich nicht ungestraft necken und setzten sich meist tüchtig in Respect. Kommen Sie! Es ist heute Viehmarkt auf dem Brandenburger. Da sehen Sie ein tüchtig Stück oberfränkisches Volksleben bunt durcheinander beisammen, namentlich können Sie sich die Hummeln und ihr prächtiges Rindvieh in nächster Nähe betrachten."

Der Vorschlag gefiel mir; ich liebe das deutsche Bauernvolk in allen Gegenden des großen Vaterlandes. Es ist die reiche, große Pflanzschule der Zukunft, die ewige Verjüngungsquelle deutscher Tüchtigkeit. Auf die Hummeln war ich besonders neugierig. Wir gingen hinauf in die hochgelegene Marktstadt. „Der Brandenburger" ist nämlich der volksthümliche Name der nordöstlich eine gute Viertelstunde von der Stadt Bayreuth isolirt auf einer Höhe gelegenen Vorstadt St. Georgen. Dort und in der drei kleine Stunden südlich von Bayreuth gelegenen kleinen Stadt Kreußen werden abwechselnd die wichtigen wöchentlichen Viehmärkte abgehalten.

Welch' ein Volksgewimmel! Welch' ein buntes, lebendiges Treiben! Die lange, breite Straße entlang standen zu beiden Seiten die kräftigen gescheckten Kühe und Ochsen, dazwischen und in der Straße das schreiende, feilschende Volk. Alle oberfränkische Bauerntracht ist malerisch. Am kleidsamsten ist die blaue Jacke der jungen Burschen mit der Doppelreihe runder, blanker Zinnknöpfe; im Verein mit den hohen Stiefeln gibt sie ihnen das Ansehen eines Reitervolks, das eben vom Pferde gesprungen ist. Der Menschenschlag ist meist klein und nicht von besonderm Ansehen. Man sieht ihm sogleich die slavische Abstammung am dunkeln, dünnen Haar, an dem breiten Gesicht mit den hervorstehenden Backenknochen, an der dunkeln, fast krankhaften Farbe und an der untersetzten, nicht eben schön gebauten Gestalt an. Es steht jetzt historisch urkundlich fest, was man früher bestreiten wollte, daß die Bevölkerung von ganz Oberfranken slavischen Ursprungs ist. Eine große Anzahl Ortsnamen, Sitten und Gebräuche hätten es schon beweisen können. Aber man wollte die Leute durchaus zu Nachkommen der alten Deutschen machen, als ob das Deutschthum nicht eben so viel Ehre davon habe, sie sich zu eigen gemacht zu haben!

Am meisten fielen mir zwei sehr verschiedene Menschenstämme auf, beide sehr stark vertreten und hier nächst dem lieben Rindvieh die Hauptfactoren: die Juden und die Hummelbauern. Der deutsche Schacherjude ist sich überall gleich. Man möchte in Wien im Salzgries schwören, diese selben Juden, die einem da massenweis begegnen, habe man in Berlin, in Hamburg, in Frankfurt gesehen. Gerade so sehen sie in Oberfranken aus, gerade so schachern sie mit dem ruhigen Bauer, gerade so vagiren sie mit den Händen, gerade so schwatzen sie, gerade so sind sie herausgeputzt und mit Zierrath behangen. Hat man Einen gesehen und gehört, kennt man sie Alle. Dieser uninteressanten Allgemeinheit gegenüber nimmt sich die streng abgeschlossene individuelle Besonderheit der Hummeln besonders gut aus. Und doch hat der Hummelbauer mit dem Juden die Eigenthümlichkeit gemein, daß man ihn sogleich an den Gesichtszügen, am Körperbau, an Gebehrde und Sprache erkennt, selbst wenn er das charakteristische Hummelröckchen nicht trägt und weder die ihm eigenthümliche Kopfbedeckung, das schwarze Hutungeheuer, noch die Bräme (gebrämte Pelzmütze) sein Haupt bedeckt. Aber freilich ist seine Individualität von der des Juden himmelweit verschieden und schwerlich werden sie sich jemals vermischen und ein neues Volksgepräge bilden. Der Hummelbauer ist meist kleiner, untersetzter Statur und noch weit schärfer, als bei seinen Nachbarn, tritt der slavische Typus in ihm hervor; die ihm eigenthümliche Volkstracht besteht bei dem männlichen Geschlechte aus einem dunkeln, kurzen Rocke mit merkwürdig hoher Taille und ohne Knöpfe, der über der Brust zusammengehäkelt werden kann, meist aber offen steht und so das bunte, prächtige Brustfleck und den künstlich und geschmackvoll gesteppten schwarzledernen Hosenträger sehen läßt. Der Stoff des Rockes ist schwarzes und hellgrünes Tuch, jenes als Hauptbestandtheil, dieses als Unterfutter, beides Erzeugniß des Hauses. Die selbstgezüchtete Schafwolle kardätscht, färbt und spinnt die Bäuerin, webt der Bauer. Dieses kurze, knappe Kleidungsstück heißt „das Hummelröcklein." Doch hat jeder Bauer auch einen langen Rock von demselben Zeuge, von derselben Art. Der kurze ist für den Verkehr mit den Menschen, der lange für den Verkehr mit dem lieben Herrgott bestimmt: es ist der Kirchenrock. Der Brustfleck ist von grünem Tuch, mit bunten Blümchen reich bestickt und mit gelben Schnüren besetzt. Es ist das malerischste und eigenthümlichste Kleidungsstück der Hummeln. Darüber sieht man die breiten ledernen Hosenträger mit reicher Stepperei, vorn mehrfach verschlungen, an welchen die kurzen schwarzledernen Beinkleider mit messingnen, an den Hosen festgenähten Haken angehängt werden. Der Hals ist mit einem schwarzseidnen, meist rothberänderten Tuche umwunden; auf dem kurzgeschnittenen, nicht selten gescheitelten Haupthaare sitzt der ungewöhnlich breite Hut mit herabhängender, zuweilen einseitig aufgestülpter Krempe, an der innern Seite derselben, wie schon bemerkt, das sogenannte Hummelnest; oder die schöne, sehr kleidsame, hoch aufragende, grünsammetne, meist mit Marderpelz reich verbrämte Mütze.

Nicht minder eigenthümlich und pittoresk ist die Tracht des weiblichen Geschlechts. Der ebenfalls schwarze, aus demselben Wollenstoffe gefertigte, kurze und faltenreiche Rock ist am untern Rande mit breitem, halbwollenen Bande besetzt und wird oft von einem schwarzledernen, mit kleinen Metallplatten reich verzierten Gürtel zusammengehalten. Die Jacke ist kurz, bei Frauen meist schwarz, bei Mädchen meist dunkelgrün, von selbstbereitetem Tuch. Ueber eine mit Seide und Flittergold gestickte kleine Haube wird ein schwarzes oder rothes Kopftuch, hinten gebunden, getragen. Bei Festlichkeiten setzen die Mädchen auf den Zopfknoten am Hinterkopfe eine kleine, sternförmige Haube von dunkelrothen seidnen Bändern, welche künstlich zu dieser Form zusammengeflochten werden und von welcher breite, gezackte Bänder desselben Stoffs den Rücken hinabhängen.

Zum Kirchengang setzen viele Frauen ein weißes Tuch auf den Kopf und werfen ein zweites Tuch desselben Stoffes und derselben Farbe über die Schulter, dessen beide Zipfel sie vorn mit den Händen zusammenhalten. Diese beiden weißen Schleiertücher und die Art, wie sie getragen werden, sind ein echter Rest ihres Slaventhums und finden sich gerade so bei den slovakischen Frauen in Oberungarn. Statt des Regenschirms führen sie, ebenfalls wie die Slovakinnen, große weiße Regentücher, welche in der Mitte einen drei Finger breiten rothen Streif haben (dieser ist deutsche Zugabe) und bei Gängen über Land über den Rücken gelegt und vorn zusammengebunden werden.

Begreiflicher Weise zog mich das Verlangen, das Hummelvölkchen und sein Land kennen zu lernen, am Ufer des Mistelbaches hinauf. Ich trat in den Mistelgau und überschaute von einer Anhöhe den reizenden, von einem Bergkranze umschlungenen Erdwinkel, den der Bach mit dem alten Namen durchströmt, mit seinen meist so malerisch an den Bergwänden hingelehnten Dörfern. Das Hummelland oder der Mistelgau, d. h. der ganze Grund des Mistelbaches mit den kleinern Nebengründen umfaßt vierundzwanzig Dörfer, nebst einer nicht geringen Anzahl einzelner Höfe und Mühlen. Die größten, reichsten und schönsten sind Mistelbach, Mistelgau, Gefres und Glashütten. Gefres liegt sehr reizend an der untern Stufe des Sophienbergs empor und seine hohe Kirche beherrscht weithin die ganze Gegend. Sie ist unstreitig der schönste Punkt des ganzen Gau's und deshalb mit auf unser Bild aufgenommen.

Die Mistel entspringt aus einer Menge Quellen auf der nördlichen Seite zweier aneinander grenzenden, bewaldeten niedern Bergzüge, deren westlicher der Bolsbacher und östlicher der Linderhardter Forst heißt. An der südlichen Seite des letztern entspringt der alte Main, in welchen sich die Mistel bei Bayreuth ergießt. An der Südseite des erstern beginnt die hochromantische fränkische Schweiz und die dort entspringenden Bäche fließen der Wisent zu. Aber auch aus dem Mistelgau selbst wenden sich die westlichen und nördlichen Bäche dorthin. Daraus erhellt schon, daß es ein anmuthiges Hügelland ist. Sonst gehörte es den brandenburger Markgrafen von Kulmbach und wurde von diesen reformirt; jetzt macht es einen Theil des oberfränkischen Kreises des Königreichs Baiern aus. Die nächsten Dörfer jenseits des Bolsbacher Forstes, wo das Bisthum Bamberg begann, sind katholisch und unterscheiden sich durch Tracht und Sitte merklich von den Hummeldörfern. Die Bauart der Häuser und der Ortschaften in diesen ist echt slavisch. Dieselben steil abfallenden, nur auf Balken aufgelegten Strohdächer, dieselben auffallend kleinen Fenster, dieselbe Malerei an den Thoren und in den Fenstervertiefungen, dieselbe

innere Einrichtung findet sich bei dem slavischen Urvolk, dem Prototyp aller Slaven, den Slovaken. Der Name Hummeln ist sehr wahrscheinlich ein verstümmeltes und gewaltsam deutsch gemachtes slavisches Wort, ein Eigenname dieses vereinzelten Volkszweiges, welcher, vom Hauptstamme losgerissen und in diesen bergumschlossenen Erdwinkel geschleudert, gleich den mit ihm derselben Abkunft sich erfreuenden Altenburgern, Egerern, Halloren und thüringischen Slaven, die Muttersprache verlernte, von Deutschland aber nur die Sprache annahm, dagegen mit slavischer Zähheit an Sitte und Gebrauch und an der Nationalkleidung, die mit der der altenburger Bauern die charakteristischen Grundzüge gemein hat, festhielt, ebenso am slavischen Volksnamen, aus welchem mit der Zeit aber eine summende deutsche „Hummel" wurde. Einem gelehrten Slaven dürfte es nicht schwer fallen, den ähnlich klingenden wahren Namen zu entdecken.

Die Erklärung des deutschen Hummelnamens, wie ihn nachher die Volkssage versucht hat, ist zu lahm und gezwungen, als daß sie irgend Beachtung verdiente, doch wollen wir die beiden Versionen mittheilen.

Das im benachbarten Ahornthale gelegene, der fränkischen Schweiz schon angehörige Dorf Bolsbach baute eine neue Kirche, zu welcher die Mistelgauer als dienstwillige Nachbarn den Tag lang fleißig Steine zuführen halfen. Da sagten die dankbaren Bolsbacher: „Die Mistelgauer fliegen früh aus und führen zu, wie die Hummeln," und ließen ihren freundlichen Helfern zu Ehren ein Hummelnest zum Wahrzeichen an ihrer neuen Kirche in Stein aushauen. Diese Ehre schlug nachher den Mistelgauern zum Spott aus.

Ein Mistelgauer ließ sich vorschwatzen, man könne in Nürnberg in der Apotheke auch schönes Wetter kaufen. Als es nun zur Erntezeit regnete, ging er dorthin und begehrte den ihm nöthigen Artikel. Der Apotheker verkaufte ihm ein verschlossenes Schächtelchen mit dem Bemerken, er solle es mitten in seinem Dorfe öffnen. Die Neugierde des Wetterkäufers lüftete den Deckel aber schon unterwegs. Eine Hummel flog heraus und davon. Der Bauer rief ihr nach: „Schönes Wetter, flieg nach Mistelgau!"

Die letztere Sage wiederholt sich in Deutschland an verschiedenen Orten, ohne daß sie den Bauern den Namen der Hummeln eingebracht hätte.

An einem sonnigen Frühlingsmorgen trat mein Führer mit den Worten in meine Hütte: „Heute ist eine große Hochzeit nach altem Schnitte mit großem Messer in Gefres. Da müssen wir hin; denn bei Hochzeit und Kirmeß schwärmen und summen die Hummeln am stärksten." Wir stiegen nach dem hoch und schön gelegenen Dorfe hinauf, und kamen gerade zum Anfang der tumultuarischen Feier. Unterwegs erzählte mir mein Begleiter:

„Wie die alte Volkstracht der Hummeln in neuerer Zeit allmählich verschwindet, und der allgemeinen französisch-europäischen Kleidung Platz macht, so sind auch die großen öffentlichen Hochzeiten nach altem Schnitt jetzt eine Seltenheit. Die Cultur, die unwiderstehliche, leckt auch diese Bären zurecht; jede neue Generation bequemt sich mehr der allgemeinen Lebensitte, und eh' das Jahrhundert vorüber ist, wird das alte Hummelthum eine schöne Sage geworden sein. Wie man jetzt an den festlich geschmückten Burschen keine bloßen Hälse und keinen scharlachrothen, reich gestickten Brustfleck mehr sieht, so ist der statiöse Hochzeitsbitter eine selten gewordene volksthümliche Charaktermaske. Die Hummelbauern früherer Jahrhunderte sind strenge Sittenrichter gewesen, und übten keine Gnade gegen ein Liebespärchen aus, das den Paradiesapfel vom Baume der Erkenntniß vor der Weihe des Sacraments gepflückt hatte, ja selbst diejenigen, welche solcher Naschhaftigkeit auch nur verdächtig waren, hatten eine höchst unangenehme, rigoröse Kirchenkritik zu erdulden. Sobald nämlich ein anrüchiges Liebespaar Sonntags mittels kirchlichen Aufgebots vom Pfarrer auf der Kanzel als Brautpaar proclamirt wurde, pflegte die zahlreich versammelte Gemeinde mit Händen und Füßen und dem Stimmorgan einen rusticalen Lärm zu erheben, und der Pastor loci sah sich veranlaßt, dieses bukolische Sittengericht im Kirchenbuche durch den Zusatz „post tumultuariam proclamationem" (nach stürmischem Aufgebot) zu verewigen. Wie mancher schwarzäugigen jungen Verlobten, die heimlich der uralten Evaschwachheit erlegen war, mochte bei diesem Kirchengange himmelangst und bange sein, löbliche Gemeinde möchte ihr etwa den gefährlichen Schlangensieg im Gesicht ansehen. Dergleichen ist jetzt nicht mehr zu fürchten. Die Gemeinden sind toleranter geworden. Wirklich überwiesene Liebesverbrecher mußten sich sogar der grausamen Strafe der Kirchenbuße unterwerfen. Der Pfarrer rief sie nach beendigter Predigt namentlich auf, und befahl ihnen zur Büßung ihrer Sünde vor den Altar zu treten. Sobald das Kirchengebet begann, mußten sie auf der untersten Stufe des Altars niederknieen und in dieser Stellung verharren, bis der Prediger die Kanzel verlassen hatte. Für die Gemeinde ein prächtiges Spectakelstück, für die Betheiligten ein abscheulicher Gewaltact, der schwache Gemüther rasch zu wirklichen Verbrechern zeitigte, wurde diese Pfäfferei, die in unsern Tagen wieder in Vorschlag gebracht worden ist, endlich in eine Geldstrafe verwandelt, weil der blöde Fanatismus sich endlich überzeugt hatte, daß die Verzweiflung, sich dieser furchtbaren Schande zu entziehen, zu wahrhaften Verbrechen, zu Tödtung des unentwickelten Menschenkeims und zum Mord Neugeborner geführt hatte. Auch die Geldstrafe wurde als unnütz, zweckwidrig und ungerecht erkannt; der milde Geist der Humanität siegte auch in der Kirche. Und heute soll „der Teufel der Sinnenlust" wieder mit Kirchenstrafen gebannt werden! Und doch sprach Er, den ihr predigt, dessen Jünger ihr euch nennt, als ihm die Ehebrecherin vorgeführt wurde, mild und menschlich: „Welcher unter euch rein ist, der werfe den ersten Stein auf sie."

(„Hochzeit und Kirmeß" in Mistelgau folgt später.)

Eine Reise im Apenninengebirge des — — Mondes.

Ein Beitrag zur Verbreitung naturgemäßer Ansichten von H. Wendel.

Fortsetzung der ersten Abtheilung.

(Gestalt des „Erdsystems." — Einfluß theils des Mondes auf die Erde, theils der Erde auf den Mond. — Welches ist also der Standpunkt, von dem aus die eigenthümliche Natur des Mondes uns verständlich wird? — Größe der Mondfläche.)

Was die Gestalt des Erdsystems betrifft, so ist diese zwar auffallend, um so mehr, da man sich gewöhnt hat, alle Himmelskörper sich als Kugeln zu denken; allein schon die Erde selbst weicht bedeutend von dieser Regelmäßigkeit ab, obgleich nicht so stark, wie die Gestalt des Erdsystems; denn diese ist offenbar eine einseitige. Der eine Pol ist ungemein gewaltig abgeplattet, der andere sehr erhaben, in die Ferne gezogen. Die Masse, die von der Kraft des ersten Poles concentrirt wurde, reicht sogar so weit nach dem andern Pole hin, daß man sagen kann, sie nehme nicht blos die Stelle des einen Poles ein, sondern zugleich auch die Gegenden der Tropenländer, wenn man nämlich den „Schwerpunkt des Erdsystems" dem specifischen Schwerpunkte der Erde selbst vergleicht. Es ist dies unleugbar eine merkwürdige Gestalt; allein auch hierzu findet man anderwärts im Weltraume ähnliche Beispiele. Und auffallend genug ist es, daß sich diese Form an einem Theile des Erdsystems selbst wiederholt. Der Mond selbst hat nämlich eine solche Gestalt, wenn auch nicht bis zu einer solchen extremen Ausbildung. Bedenkt man übrigens, wie klein er gegen das „Erdsystem" ist, so findet man die Verhältnisse ihrer Gestaltungen zu einander durchaus nicht zu ungleich.

„Wie so?" wird mancher Leser sagen, „man sieht doch bei Vollmond, daß der Mond regelmäßig rund ist; wie so, hat er also nicht regelmäßige Gestalt?"

Nein, antworte ich, muß aber bitten, sich bis zum dritten Theile meiner Mondschilderungen zu gedulden, da ich dort Genaueres über die Mondgestalt mittheilen werde. — Außerdem gibt es noch viel abweichendere Gestaltungen im Weltraume. Man erinnere sich nur an die Kometen mit ihren langen Schweifen!

Gehören aber Mond und Erde zu einem Weltkörper, so müssen auch vielfache Beziehungen zwischen beiden stattfinden. Denn

Digitized by Google

Leib und Geist des Menschen sind auch zwei himmelweit verschiedene Dinge, und doch gehören sie zusammen und bilden einen Menschen; allein es existiren dafür Einflüsse des Geistes auf den Leib und wiederum Wirkungen des Leibes auf den Geist. Die Zeiten, in denen man dies noch bezweifelte, sind längst vorüber. — Die verlangten Wechselwirkungen zwischen Mond und Erde existiren ebenfalls. Ich komme hier auf ein weites Feld, auf dem noch viel Glauben und Unglauben, viel Unbewiesenes und viel Bewiesenes besteht; und manches Jahr werden sich deshalb die Gelehrten noch herumzanken. Diese Wirkungen sind durchaus nicht einerlei Art, sie sind vielfältig und uns fast durchaus unerklärlich. Ich erinnere nur an die Mondsüchtigen, oder an die Veränderungen, die, wie vielfach geglaubt wird, der Stahl erleidet; oder theils an die Verschlimmerung, theils Milderung der Krankheiten in Bezug auf den zu- und abnehmenden Mond.. Da der Einfluß des Mondes ein Gegenstand ist, der zu sehr in's Leben des Publicums eingreift, und weil er deshalb auch oft von Unbandigen besprochen wird, so ist es eine Folge davon, daß die meisten Leser in peinlicher Ungewißheit sein werden, welche Einwirkungen des Mondes blos vorgebliche und welche wirklich stattfindende seien. Es dürfte darum den meisten Lesern willkommen sein, einige der Einflüsse, deren Existenz nachgewiesen und die von der Wissenschaft jetzt acceptirt werden, hier zu erfahren.

In Bezug auf unsere Witterung manifestirt sich dieser Einfluß wirklich in Veränderungen des atmosphärischen Druckes (des Barometers), so daß zu gewissen Phasenzeiten das Barometer constant höher steht, als in andern, so wie zur Zeit der Erdferne des Mondes (der Mond ist bekanntlich öfters 54,800 Meilen weit von der Erde, öfters aber auch nur 48,800 Meilen; jenes heißt seine Erdferne, dieses seine Erdnähe) höher, als während seiner Erdnähe. Dieser Einfluß des Mondes zeigt sich ferner in den Veränderungen der Luftwärme dergestalt, daß während der Erdferne das Thermometer im Mittel höher steht, als zur Zeit der Erdnähe, wie denn auch die Phasen des Mondes einen Einfluß auf die Luftwärme äußern. Endlich erkennt man den Einfluß gewisser Punkte der Mondbahn auch in der ungleichen Vertheilung des Regens, sowie der Heiterkeit der Atmosphäre. Ein Einfluß der Declination des Mondes läßt sich in der Art nachweisen, daß Jahrgänge, in denen der Mond die Maxima seiner nördlichen und südlichen Declination erreicht, im Durchschnitt eine günstigere und namentlich dem Weinbau vortheilhaftere Witterung haben, als solche, wo er sich weniger vom Aequator entfernt. — Der Einfluß des Mondes auf das Wasser ist allbekannt; am deutlichsten tritt er hervor in Ebbe und Fluth des Meeres. — Der Einfluß des Mondes auf den Erdboden selbst, oder vielmehr auf das Erdinnere, ist ebenfalls constatirt und zeigt sich besonders in den Wirkungen der Erdbeben. Alexis Perrey hat der französischen Akademie der Wissenschaften zu Paris Beobachtungen hierüber vorgelegt, die funfzig Jahre umfassen. Er sagt, daß die Erde außer dem sichtbaren Meere, dem aus kalten Wasser und auf dessen Oberfläche die Schiffe der Menschen schwimmen, — auch ein Meer in ihrem Innern habe, ein glühendes, aus flüssigen Steinen und Metallen, das in den Vulcanen seine Blasen wirft und das von jenem durch die feste Kruste der Erde getrennt ist, wie durch eine dünne, dazwischen geschobene Eierschale. Das Innenmeer fluthe und ebbe nun auch, beeinflußt vom Monde; da, wo die stärkste Fluth sei, dränge es am stärksten gegen die verhältnißmäßig dünne Schale, und die Erde fange an zu beben ꝛc. — Der Einfluß des Mondes auf die Magnetnadel ist durch die neueren, zehnjährigen Beobachtungen von Karl Kreil (in Prag) völlig entschieden.

Was den Einfluß der Erde auf den Mond betrifft, so ist der Wissenschaft bis jetzt noch wenig gelungen, jenen darzulegen. (Ich rechne hier die Beleuchtung, die auch die Erde dem Monde bietet, nicht zu diesen Wechselwirkungen, obgleich sie offenbar eine ist.) Daß aber der Einfluß der Erde auf den Mond bedeutend sein mag, können wir errathen, vornehmlich darum, weil wir einen ziemlich starken Einfluß der Erde auf die Bewegung des Mondes beobachten können. Denn der Mond geht nicht ruhig seinen Weg, sondern wankt und schwankt gar sehr. Diese Ungleichheiten in dem Laufe des Mondes nennt man in der Wissenschaft „Störungen." Der Mensch hat sich aber nicht begnügt, diese Schwankungen zu beobachten, nein, er hat es auch dahin gebracht, sie genau zu berechnen, die Ursache zu jeder völlig zu entschleiern, und somit bestimmt nachweisen zu können, wovon und weshalb jede einzelne der Schwankungen erfolgen müsse. Ueberraschend ist es, zu sehen, wie sie genau so zutreffen, als der Astronom sie vorher angab. Diese „Störungen" sind fast das schwierigste Problem der Wissenschaft, verlangen ungemein viel Geisteskraft und Zeit, verlangen Gelehrsamkeit und mühsames Arbeiten. Lange Zeit blieb deswegen dies Problem nicht vollständig gelöst. Endlich gelang es einem Mathematiker, der, obgleich sein Vater nur ein französischer Bauer war, von Napoleon I. zum Minister Frankreichs erhoben ward. — Der Laie würde die hierher gehörenden tiefsinnigen Rechnungen für wahre, unlösbare Hieroglyphen halten und anstaunen.

Halt der Leser das fest, was ich bis jetzt über das Erdsystem sagte, so wird er nicht blos der Natur gemäße Ansichten erhalten über das Verhältniß des Mondes zur Erde, sondern wird auch die Natur des Mondes selbst vom richtigen Standpunkte aus beurtheilen. Er erinnere sich, daß der Mond mit Polarland, die Erde, obgleich ursprünglich selbst Pol, mit Tropenland zu vergleichen sei, weil der „Schwerpunkt des Erdsystems" zugleich in der Erde selbst mit liegt. Es ist nun zwar wahr, daß man deshalb nicht auf ganz entsprechende Beschaffenheit der Länder schließen darf, weil das Verhältniß des Tropenlandes der Erde zum Polarlande derselben andern Umständen untergeordnet ist, als das Verhältniß der Erde zum Monde, aber es ist auffallend, wie wirklich die Natur des Mondes, verglichen mit der der Erde, jenem Verhältnisse beistimmt. Dies aber ist unbedingt daraus zu schließen, daß Theile des Ganzen, hier also die Naturen des Mondes und der Erde, ähnlich und doch auch wieder so verschieden sein können, daß man eine ganz fremde Welt vor sich zu haben behaupten darf.

Man denke nur an die Naturen der Polargegenden auf der Erde und der ihrer Tropenländer. In den Urwäldern Südamerika's sind Berge, und oft gar jähe; in Grönland (und nördlich davon) auch, nur daß sie dort von gelbem Sande und verschiedenfarbigen Felsen, hier von weichem Schnee und glattem Eise sind. Dort, wo in naßheißer, fast erstickend dichter Atmosphäre Alles üppig wuchert und grünt; dort, wo schnenartige Lianen und tausend verschiedene andere Schlingpflanzen zäh, wie Flechsen im thierischen Organismus, uralte markige Baumstämme umranken, zwischen denen hervor eine zahllose Mannichfaltigkeit von Blättern und Blüthen, von Gräsern und Kräutern dicht sich drängen, alles in buntester Pracht, von strahlenden Farben, alles im würzigsten Dufte der schärfsten Gerüche, die wie gewitterschwere Wolken auf den gluthstrotzenden Blüthen lagern; dort, wo goldflimmernde Colibri's und possirliche Affen, grellfarbige Papageien, wo flüchtige Rehe, zierliche Gazellen, stolze, edle Rosse elastisch leicht sich bewegen, — muß nicht Jeder zugestehen, daß Farbenpracht, daß phantastischer Schmuck, daß Leben in Fulle herrsche?

Schauen wir in die Landschaft des kalten Polarlandes; auch dort gibt's Blumen — an gefrornen Fenstern; auch dort gibt's Farbenpracht, wenn das rothe Polarlicht über die weißen Gefilde seine milden Strahlen sendet, und in den weitausgedehnten Glasflächen des Eises sich spiegelt, wenn Eiskrystalle in buntesten Farben schimmern, und der Schnee wie zahllose silberstrahlende Sternlein freundlich blinkt; auch dort gibt's phantastischen Schmuck, dort wo Eiszapfen in langen blanken Reihen statt Guirlanden franzenartig an den Dächern herabhängen, wo fast alle Flachen wie polirte Spiegel, der glasartige Boden, wie mit glänzenden Diamanten statt Sandkörnern bestreut, feenartig prunkt; auch dort gibt's Leben, wo der langzottige Eisbär, der fette, plumpe Robbe ungeschickt sich bewegt — und doch, wie ist die Natur eine ganz andere!

Dies Verhältniß auf der Erde, es ist ähnlich dem Verhältniß der Natur des Mondes zu der der Erde; auch dort auf dem Monde gibt's Berge und Thaler, auch dort gibt's Mannichfaltigkeit, Großartigkeit, Wunderbares, und doch wie Alles ganz anders als hier auf Erden! Hiervon wird sich der Leser bald selbst überzeugen, in den folgenden Abschnitten meiner Mondschilderungen, — wenn er die nöthige Rüstigkeit des Vorstellungsvermögens besitzt, die nothig ist, um des Mondes Berge ersteigen, und dessen Thäler durchwandern zu können, — wenn er genug empfängliches Gemuth hat, um die Herrlichkeit und die Wunder einer fremden Welt zu würdigen.

Und somit wären wir denn geschickt, einzutreten in die Natur der Mondlandschaften. Die Mondgegenden, die wir beschauen wollen, liegen auf der diesseitigen Mondscheibe. Der Mond wendet nämlich, wie wohl jeder Leser schon weiß, der Erde immer

Digitized by Google

nur eine und dieselbe Seite zu. Die ganze uns zugekehrte Scheibe ist so groß, wie Nordamerika, oder wie das russische Reich mit allen seinen ausländischen Theilen, als Sibirien ꝛc. Die andere Seite des Mondes hat zwar noch nie ein Mensch erblickt, sie kann uns also wenig bekannt sein, allein die Wissenschaft hat doch auch von ihr Manches zu erkunden gewußt; was und wie, soll der Leser in den spätern Abschnitten erfahren. Da die uns abgewandte Mondseite so groß wie Südamerika ist, so hat also die ganze Oberfläche des Mondes ungefähr die Größe von Amerika. Obgleich also die Erde eine mehr als 13 Mal größere Oberfläche hat, so würde doch ein Wanderer, der um den Aequator des Mondes herumgehen wollte und täglich 10 Stunden Weges zurücklegte, beinahe fünf Monate gebrauchen. Wollten wir also alle Landschaften des Mondes durchstreifen, so würden wir sobald nicht fertig werden, und deshalb wohl ermüden. Doch ist es auch keineswegs nöthig, jede speciell zu betrachten, da sie oft sich sehr gleichen. Ich wählte deshalb eine Mondpartie aus, an die sich zugleich der Charakter aller übrigen, wenn auch mehr oder weniger, anschließt. Ich hoffe aber, daß es hinreicht, nur das eine Land des Mondes zu durchreisen, um meinen Zweck zu erreichen, nämlich dem Leser eine der Natur gemäße Ansicht vom Monde zu geben. Es mögen darum jetzt die „Streifzüge im Apenninengebirge des Mondes" folgen. Ehe ich aber diese Wanderungen auf dem Monde mit dem Leser beginne, will ich mich noch verwahren, daß ja keine Schuld auf mich geschoben werden mag, wenn man eine Satire darin fände, daß ich als Ueberschrift wählte: „Apenninengebirge" — das doch in dem allerchristlichsten Lande, Italien, liegt, — „des Mondes" — dem Symbole des Unglaubens und der Türkenwirthschaft; vielmehr geschah dies nur, weil dies Mondgebirge die meiste Aehnlichkeit mit irdischen Gebirgen hat, wie man auch, wenn man z. B. nach London oder Paris reist, ein dortiges deutsches Gasthaus wählen wird, von dem aus man dann sich umsieht.

Sclavenleben in Nordamerika.

Erster Artikel.

Ueber das Institut der Sclaverei in den nordamerikanischen Freistaaten herrscht in Deutschland und vielleicht in ganz Europa unter den Gebildeten nur eine Stimme: die Stimme der Verdammniß. Man rechnet es der Union geradezu als Verbrechen an, daß sie die Sclaverei fortbestehen lasse, im Widerspruch gegen die unveräußerlichen Rechte der Menschen, der schwarzen, wie der weißen, der rothgelben, wie der rothbraunen. Andererseits aber werden auch vielfache Gründe geltend gemacht, warum es unmöglich sei, die Sclaverei in Nordamerika überhaupt oder wenigstens sofort aufzuheben, und wenn man die Gründe dieser Vertheidiger — nicht der Sclaverei an sich, sondern der Sclaverei, wie sie einmal besteht, mit unparteiischem Ohre anhört, so wird man wenigstens zweifelhaft, ob man das Recht hat, den Stein der Verdammniß auf die Unionisten in Amerika zu werfen oder ob nicht Entschuldigungsgründe da sind, denen man beizupflichten selbst genöthigt ist. Doch lasse ich diese Frage hier dahingestellt, denn es ist dies mehr eine politische Frage, wobei man auf den Gegensatz zwischen „Norden und Süden" in den amerikanischen Freistaaten tief eingehen muß.*

Warum also die Sclaverei in dem „Lande der Freiheit" existirt, ob sie mit „scheinbarem Recht" oder mit „unwiderlegbarem Unrecht" existirt, dies will ich hier nicht untersuchen, sondern mein Endzweck geht dahin, die Leser darüber aufzuklären, wie die Sclaverei in Amerika existirt.

Jenes „Warum" ist vielleicht schon oft erörtert worden, und von Besseren, als ich bin; dieses „Wie" aber noch wenig, und — von deutschem oder unparteiischem Standpunkte aus — noch selten oder gar nicht. Darum circuliren auch unter uns (nicht selten sogar in Büchern und Zeitschriften) die haarsträubendsten Geschichten von dem Leben, zu dem die Sclaven in Amerika verdammt seien, und man bekreuzt sich ordentlich, wenn man nur das Wort „Plantage" oder „Nigger" hört, weil man gewöhnlich der Ansicht, daß, wo die Sclaverei beginne, die Civilisation, ja das Menschenthum selbst ein Ende nehme. Ich erlaube mir daher, den Leser mitten in das Sclavenleben hineinzuführen, damit er sich selbst sein Urtheil bilde und nicht mehr gezwungen sei, dem oberflächlichen Beobachter mit seinem nachgeplapperten, absprechenden Urtheile durch Dick und Dünn zu folgen.

In den nördlichen und westlichen Staaten, in Newyork, Massachusets, New-Hampshire, New-Jersey, Pennsylvanien, Connecticut, Vermont, Rhode-Island, Ohio, Indiana, Illinois, Maine, Iowa, Michigan, Wisconsin und Californien (jetzt auch noch Minnesota und Oregon) existirt die Sclaverei längst nicht mehr, sondern sie herrscht nur in den südlichen Staaten: in Delaware, Maryland, Virginien, Missouri, Tennessee, Kentucky, Nord- und Süd-Carolina, Georgia, Arkansas, Alabama, Louisiana, Mississippi, Florida und Texas (jetzt auch in Utah und Kansas). Sie ist nur zu Hause, wo das Klima den Anbau von Tabak, Reis, Baumwolle und Zucker gestattet oder vielmehr gebietet, weil die gewöhnlichen Feldgewächse der Ackerbau treibenden Staaten der Hitze wegen nicht mehr gedeihen. Mit dem Bau obiger vier Erzeugnisse ist aber schon ein großer Unterschied in der Art der Sclaverei oder vielmehr in der Art, wie die Sclaverei gehandhabt wird, gegeben. Wo nämlich Tabak gepflanzt wird, da ist es auch möglich, Mais, Weizen und süße Kartoffeln zu pflanzen, denn der Tabak kommt in allzu warmem Klima nicht fort. Wo aber der Reis, die Baumwolle und der Zucker zu Hause sind, da kommt der Weizen und die Kartoffel nicht mehr leicht fort; die Glühhitze ist zu stark. Ueberdies wäre es eine Sünde an der Natur, einen Acker mit Mais zu bepflanzen, auf dem Zucker oder Baumwolle gezogen werden kann; Mais kommt fast überall fort, Zucker und Baumwolle aber blos in besonders auserlesenen Ländern. Zu den Letzteren sind zu rechnen: Florida, Mississippi, Nord- und Süd-Carolina, Georgia, Louisiana, Alabama, Arkansas und ein Theil von Texas (der tiefgelegene); die Tabaksstaaten aber sind: Delaware, Maryland, Virginien, Tennessee, Kentucky, Missouri und das gebirgige Texas. Hier, in diesen Staaten, haben sich auch viele weiße Farmer angesiedelt, und es gibt daher nicht wenige Gutsbesitzer (Kaufleute und Handwerker ohnehin), die keine Sclaven halten. Weiße Bauern siedeln sich überall an, wo sie Mais, Weizen und Kartoffeln pflanzen können und dem Tabaksbau sind sie wegen seiner Einträglichkeit ohnedies nicht abhold. Natürlich ist also hier, in diesen Staaten, der Grund und Boden mehr in kleinere Parcellen vertheilt, denn der amerikanische Farmer liebt es nicht, mehr Feld zu haben, als er mit ein paar Knechten übersehen kann. Somit gibt's weniger große Plantagen, als im Süden, wo sich der Bauer nicht ansiedeln kann, — des Klima's und der Bodenerzeugnisse wegen. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche in Missouri, Delaware ꝛc. Sclaven halten, nur wenige haben. Der „Herr" braucht also keinen Sclavenaufseher, sondern macht diesen selbst. Natürlich sind Sclaven, die unter der Aufsicht des Herrn selbst arbeiten, ganz anders daran, als solche, die der Aufseher unter sich hat, und ohnehin würden es die vielen weißen Farmer, die keine Sclaven halten, nicht zugeben, daß die Sclaven ihres Nachbars schlecht und grausam behandelt würden. Ueberdies: in Maryland, Delaware, Virginien, Tennessee, Kentucky, Missouri und dem größten Theil von Texas pflanzt jeder Gutsbesitzer seinen Bedarf an Feldfrüchten selbst; folglich darf er weder Kartoffeln, noch Mais, noch Weizen kaufen und — aus diesem Grunde haben seine Sclaven im Vollauf und gut zu essen. Um es also mit einem Worte zu sagen, der Sclave ist hier weniger Sclave, als Knecht; denn er hat gerade dasselbe zu thun, was der Knecht des weißen Farmers thun muß und wird auch gerade so behandelt, nur daß er keinen Lohn bekommt, aber dafür in seiner Jugend und in seinem Alter von seinem Herrn erhalten wird. Gäbe es demnach keine andere Sclaverei in Amerika, als die Sclaverei in den Tabaks-

* Die Sclavenfrage zwischen dem „Norden und Süden" wird am Ende noch zu einer Trennung der Union führen müssen, wenn nicht die Staatsmänner Amerika's den Süden — im Interesse der Union — dahin bringen, wenigstens eine allmähliche Emancipation der Sclaven anzubahnen, womit sich der Norden zufrieden geben müßte.

staaten (in welchen allen nur ganz wenig Baumwolle gepflanzt wird, weil nur die heißesten Niederungen dazu passen), so würde das Gehässige derselben nicht so sehr hervortreten und man könnte sogar dafür einstehen, daß in wenigen Jahrzehnten das ganze Institut verschwunden wäre, weil der Weißen Arbeit erwiesenermaßen billiger, praktischer und nutzbringender ist, als Sclavenarbeit. Etwas ganz Anderes aber ist es in den Reis-, Zucker- und Baumwollenstaaten, wo Arbeit von Weißen der Hitze wegen radical unmöglich ist und wo also auch nicht das Land in kleinere Farmen zerspalten wird, weil sich der Bauer nicht hindrängen kann, sondern Alles in den Händen der „Reichen", der „Plantagenbesitzer" lassen muß. Nach Mississippi, Louisiana, Georgia, Alabama ꝛc. muß man gehen, wenn man wissen will, was Sclaverei ist, und ehe einer auf einer „Plantage" war, kann er auch kein Urtheil fällen, wie es mit dem „schwarzen Volke" gehalten wird.

Allerdings gibt es gewisse Grundzüge und Gesetze, welche allen Sclavenstaaten gemeinsam sind. Darunter ist namentlich zu rechnen, daß der Sclave gesetzlich kein Individuum ist, sondern eine Sache, so zu sagen ein „persönliches Object", ein Ding nicht anders anzusehen, als ein Pferd oder ein Ochse! Darüber sind alle Sclavenstaaten einig, wie auch darüber, daß ein Sclave weder als Ankläger, noch als Zeuge gegen einen Weißen auftreten kann. Ferner geben die Meisten einem Jeden das Recht, einen flüchtigen Sclaven zu tödten, wo man ihn trifft. Viele erlauben dem Herrn sogar, einen blos widerspenstigen Nigger kalt zu machen. Ja, nicht Wenige sind darüber einverstanden, daß ein Sclave schon, wenn er einen Weißen nur beleidigt, dem Tode verfallen sei. Aber — ein übereinstimmendes, in allen Einzelnheiten übereinstimmendes Sclavengesetz gibt es nicht, sondern jeder Staat macht sich seine Gesetze hierüber selbst, und je milder und sanfter die Behandlung der Sclaven in einem Staate für gewöhnlich ist, um so milder und sanfter sind auch die Gesetze. Ueberdies — in den Tabaksstaaten ist die Handhabung dieser Gesetze, die Art und Weise ihrer Ausführung eine ganz andere, als in den Baumwollen- oder gar den Zuckerstaaten. Gesetzlich ist der Sclave auch in Delaware und Missouri eine Waare, aber in der Praxis fühlt's derselbe nicht, weil man es ihn nicht fühlen läßt, weil er generationenweise in derselben Familie lebt und mehr als Mitglied derselben angesehen wird, denn vielleicht der gemiethete weiße Söldling! Gesetzlich ist es dem Sclaven auch in Texas und Maryland nicht erlaubt, gegen einen Weißen als Zeuge aufzutreten, aber rechtlos ist derselbe deswegen in diesen Staaten doch nicht, denn die Tabaksstaaten alle haben Gesetze erlassen, welche den Sclaven vor den Mißhandlungen seines Herrn schützen, und man darf nicht daran zweifeln, daß, wo eine Mißhandlung vorkommt, auch die Untersuchung nicht ausbleibt.

Ganz anders ist's in den Baumwollen-, Reis- und Zuckerstaaten, in welchen die schwarze Bevölkerung zum mindesten 50, oft aber auch 60 und 70 Procent ausmacht. Hier ruht alle Händearbeit (wenigstens alle Feldarbeit) auf den Sclaven und man würde ihnen auch die geistige (die des Kaufmanns, Künstlers ꝛc.) aufbürden, wenn sie die Capacität dazu hätten. Betrachten wir einmal eine der Plantagen, wie man sie in den südlichsten Staaten vorfindet. Wie die eine, so sind sie alle. Der Unterschied liegt blos in dem größeren oder kleineren Umfange, in der mehr oder minder großen Anzahl der Sclaven, in der milderen oder strengeren Herrschaft des Aufsehers.

Die Plantage liegt in der Niederung. Vielleicht an der Sabine, vielleicht am Redriver (rother Fluß), oder am Arkansas, oder am Mississippi. Sumpf und Oede herrscht vielleicht nur eine Stunde von der Plantage, denn der Fluß mit seinen flachen Ufern überschreitet oft seine Grenze, und die Plantage unseres Baumwollenpflanzers erscheint daher im Gegensatz gegen jenen Sumpf nur wie ein Blüthengarten. Auf erhöhtem Raume, ganz versteckt zwischen dunkeln Orangen- und Granatbaumhecken liegt das Herrenhaus. Es ist ein großes, luftiges Gebäude, vielleicht noch mit einem Thurme aus den Zeiten der ersten ritterlichen Gründer von hundert Jahren her versehen, jedenfalls mit vielen kleinen, unregelmäßigen Anbauten, wie es der Zuwachs der Familie und die Liebhaberei der späteren Besitzer erheischte. Sechs Fuß breite Portale, hohe Vallone, verandaartige Vorbaue gereichen ihm zu nicht geringer Zierde. Ringsum blüht ein herrlicher Garten mit chinesischen Bäumen und sonstigen tropischen Gewächsen. Breite lange Alleen durchschneiden ihn, alle mit den eben so zierlichen, als schattigen Chinabäumen besetzt, von denen einige so groß werden, daß man seine Wohnung in den Zweigen aufschlagen und ein rundes Tischchen mit einer Bank ringsherum, nebst einer zierlichen Wendeltreppe hinauf, darin anbringen kann, so daß eine kleine Gesellschaft in dem grünen Laube, vor Sonne und Hitze geschützt, die Abende hier zuzubringen vermag. Weithin durch die Alleen sieht man ungeheuere Baumwollenfelder oder Zuckerplantagen und einen Schwarm von Schwarzen mitten darin in eifriger Geschäftigkeit.

Etwa 600 Schritte vom Herrenhause entfernt liegen die Negerhütten. Es sind ganz gleichförmige, einstöckige Häuschen, die einander in ganz gleichmäßigen Linien gegenüber stehen. Jedes Häuschen ist mit einem kleinen, etwa 100 Quadratfuß großen Gemüsegarten umgeben und sieht in seinem weißen Anstrich freundlich und einladend genug aus. Das Ganze aber erscheint wie ein kleines Dorf am Fuße des herrschaftlichen Schlosses. Zwischen dem Herrenhause und den Sclavenhütten steht die Wohnung des Aufsehers (gewöhnlich Overseer genannt). Es ist meist ein geräumiges Haus mit einem Portico, von dem aus alle Sclavenwohnungen und der größte Theil der Plantage mit Bequemlichkeit übersehen werden kann. Das Privatzimmer des Aufsehers ist mit Büchsen und Pistolen wohl ausstaffirt, aber von außen sieht das Gebäude so unschuldig und lieblich aus, wie die ganze freundliche Umgebung, die auch das verstockteste Gemüth erheitern muß. Doch ehe wir uns mit dem Overseer und seinen Untergebenen unterhalten, gehen wir auf einen Augenblick in's Herrenhaus, um dieses nicht blos von außen, sondern auch von innen zu betrachten.

Wir brauchen uns nicht zu geniren; im Süden ist die Gastfreundschaft zu Hause und auf den Herrensitzen der reichen Plantageninhaber hat sie ihre Lieblingsheimath. Jeder gebildete Weiße ist herzlich willkommen, sobald es kein Emancipationsprediger ist, der unter dem scheinheiligen Aeußern des Friedenshirten Aufruhr und Revolution unter die „schwarze Heerde" zu verbreiten kommt. Wir werden mit der ausgesuchtesten Artigkeit, mit der zuvorkommendsten Herzlichkeit empfangen, sogar wenn wir Deutsche sind (jedenfalls sind Deutsche beliebter, als Irländer).

Wir finden hohe, luftige, bequeme Zimmer, die mit einem Luxus ausgestattet sind, wie man auf dem Lande keinen größeren in Anspruch nehmen darf. Es fehlt weder an Empfangs- noch Spielzimmern; Piano's und Bücher sind nicht vergessen, und aus der Bibliothek treten wir unmittelbar in den Tanzsalon. Hier auf den Edelsitzen der südlichen Pflanzer ist die feine Bildung zu finden, die man in dem Gewühl der größeren Städte selten findet, denn der Plantagenbesitzer des Südens ist nichts anderes, als der Landedelmann Englands und Europa's. Wie hier die größeren Gutsbesitzer die Träger der „Gesellschaft" sind, so auch im Süden Amerika's die Plantagenbesitzer. Wie aber noch vor kurzer Zeit die Unterthanen dieser Edelsitzinhaber in Europa oft im tiefsten Elende schmachteten, ohne daß diese auch nur die geringste Notiz davon nahmen, so auch auf dem Edelsitze des amerikanischen Pflanzers. Was kümmert sich dieser um seine sclavischen Unterthanen? Dazu hat er seinen Overseer! Dieser ist sein Premierminister und Verwalter in Einer Person. Die Plantage mag blos fünfhundert Acres (ein Acre gleich 1¼ Morgen würtembergisch Maß) oder zehntausend groß sein, es mögen blos fünfzig oder tausend Sclaven darauf gehalten werden, der Oberaufseher hat die ganze Pflanzung sowohl, als auch die Arbeit der Sclaven zu leiten. Nur wenn der Arbeit zu viel für ihn ist, werden einige Unteraufseher ernannt, welche aber aller Selbstständigkeit entbehren. Der Plantagenbesitzer wird recht oft und viel seine Felder in eigener Person durchreiten, er wird vielleicht hie und da seine Sclaven sogar mit Namen kennen, aber er setzt sich mit ihnen in keine unmittelbare Verbindung, sondern seine Befehle ergehen blos durch den Mund des Overseer's, der den ganzen Tag zu Pferde sitzt und die Arbeit der Nigger an allen Enden der Plantage beaufsichtigt, um allabendlich seinem „Herrn" Bericht zu erstatten. Auf den Overseer kommt es also an, ob die Sclaven menschlich oder unmenschlich behandelt werden, denn sein Herr empfiehlt ihm als Richtschnur blos den Grundsatz, aus dem „schwarzen Eigenthum" so viel Nutzen zu ziehen, als es „unbeschadet des Werthes und der Gesundheit" dieses lebenden Eigenthums geschehen kann. Ein guter Landwirth weiß wohl, daß man einem „gut gefütterten,

reinlich gehaltenen und nicht überarbeiteten" Pferde viel mehr zumuthen kann, als einem schlecht gehaltenen und ungestriegelten. Dasselbe weiß auch der Plantagenbesitzer, der nur statt der Pferde die Nigger substituirt. Natürlich also trifft ein gutmüthiger und vernünftiger Pflanzer eine andere Wahl in seinem Overseer, als ein bösartiger und kurzsichtiger!

Besuchen wir einmal die Negerhütten. Es ist ganz gleich, in welche von denselben wir gehen, denn es ist eine wie die andere.

Wir finden nur ein Gemach. Dieses ist Wohnstube, Empfangszimmer, Küche und Schlafraum zugleich. Das Ameublement ist ebenso einfach. Eine Lagerstätte, ein Tischchen, ein paar Sitze, eine Binsenmatte! Doch den Vorplatz vor dem Wohnzimmer hätten wir fast vergessen, und doch ist dieser die Hauptsache in einer Sclavenwohnung. Der Vorplatz bildet eine Art Portico. Luft und Licht sind in gleichmäßiger Fülle vorhanden, was in einem so heißen Klima, wie Louisiana oder Georgia, keine zu verachtende Beigabe ist. Im Frühjahr, Sommer und Herbst, oder eigentlich im ganzen Jahr (die kurze Regenzeit ausgenommen) ist dieser Vorplatz der Aufenthalt für die ganze Niggerfamilie. Hier wird gekocht, hier wird gespeist, hier werden Besuche angenommen. Im Wohnzimmer wird blos geschlafen.

So einfach, aber dem Klima entsprechend, die Wohnung ist, so genügt sie doch den Bedürfnissen des Negers. Ebenso ist's mit seiner Nahrung. Doch dürfte diese sehr oft an das „Allzueinfache" hinstreifen. Der Plantagenbesitzer im Süden braucht all sein Land für Baumwolle, Reis und Zucker. Er kann keinen Weizen pflanzen, weil dieser unter der tropischen Sonne nicht mehr fortkommt; er würde aber auch keinen pflanzen, wenn er könnte, denn das Pflanzen der Baumwolle trägt mehr ein. Darum kauft er seinen Bedarf an Mais, Mehl, Weizen, Kartoffeln u. s. w. von den nördlicher gelegenen Staaten. Allein soll er den Neger mit Weißbrod auffüttern? Oder soll er gar Schlachtvieh einführen, um den Sclaven mit Kalbfleisch zu mästen? Er selbst freilich hat der Truthühner und andern seinen Geflügels und Fleisches übrig genug. Er selbst hat volle Vorrathskammern vom weißesten Mehl; aber für den Nigger thun's doch eben so gut Bohnen und Pökelfleisch! — In der That, wie es Regel ist, daß auf den Sclavenhaltereien in Virginien, Kentucky u. s. w. der Nigger von denselben Speisen ißt, von denen sein Herr genießt (wie er denn auch meist im selben Hause wohnt), so ist es umgekehrt in den südlicheren Staaten Regel, daß der Sclave nichts bekommt, als Bohnen und gesalzenes Fleisch, das er sich nach Belieben zurecht machen kann, und zufrieden darf er sein, wenn er nur dieses in hinreichender Fülle bekommt! Bohnen und gesalzenes Fleisch sind zwar an sich nicht theuer, aber — ein Overseer, der sich unentbehrlich machen will durch seine Aufopferung für den „Herrn," weiß oft auch hierin zu sparen! — Sind die Speisen einfach, so ist auch die Kocherei einfach. Abends nach neun Uhr werden die Töpfe mit Bohnen und Fleisch gefüllt und ein Kohlenfeuer darunter gemacht. Die Kohlen glühen zwar Morgens nicht mehr, aber es braucht blos eines starken Hauches, um sie wieder in's Glühen zu bringen und das Essen für den ganzen Tag ist fertig; denn Mittags und Abends wird blos gewärmt, was Morgens, oder vielmehr die Nacht über gekocht worden ist. Einige Abwechselungen in die Speisen bringt das kleine Gärtchen am Hause, denn auf diesen hundert Quadratschuhen darf der Neger pflanzen, was ihm beliebt, und natürlich pflanzt er seine Lieblingsgemüse. Freilich hat er nicht viel Zeit, seines Gärtchens zu pflegen, denn nur Sonntags ist's ihm erlaubt, für sich zu arbeiten; aber der Garten ist doch meist in schönster Ordnung und Cultur.

In den nördlicher gelegenen Sclavenstaaten arbeitet der Neger im Hause, wie im Felde, je nachdem es die Jahreszeit mit sich bringt, denn die Cultur des Tabaks und Weizens erfordert nicht blos Feld-, sondern auch Hausarbeit. In den südlicheren Baumwollen-Cultur-Staaten aber ist die Feldarbeit die Hauptsache. Morgens in aller Frühe wird die Negerglocke geläutet. Sie hängt über dem Portico des Oberaufsehers. Das ist das Zeichen zum Aufstehen für den Sclaven. In jenen Gegenden, die sich dem Aequator mehr nähern, ist Tag und Nacht Sommer und Winter fast gleich lang. Die Sonne geht um 6 Uhr auf und um 6 Uhr unter. Die Negerglocke ertönt um 5 Uhr. Hurtig gefrühstückt. Man hat nicht lange Zeit dazu. Vor sechs Uhr beginnt die Arbeit. Sie dauert bis 12 Uhr. Eine kurze Unterbrechung, und sie beginnt wieder. Dann dauert sie bis 6 Uhr Abends, selten darüber, und nun ist Feierabend, um 9 Uhr aber müssen die Nigger im Bette sein. So ist es Jahr aus, Jahr ein. Nur die Erntezeit macht eine Ausnahme.

In dieser Zeit darf keine Minute verloren werden, besonders in den Zuckerplantagen. Es steht zu viel auf dem Spiele. Ein einziges Gewitter könnte Tausende von Dollars Werth verderben. Darum wird zur Erntezeit auch kein langer Aufenthalt über Mittag gestattet. Das Essen wird Morgens mitgenommen und kalt auf dem Felde verzehrt. So nahe es auch ist bis zu den Negerhütten, es ist doch zu weit! Um diese Zeit erweitert man die Arbeitsstunden von zwölf auf funfzehn. Immer noch wenig gegenüber Cuba, der spanischen Sclavenstätte, wo die tägliche Arbeitszeit Jahr aus Jahr ein funfzehn Stunden beträgt und zur Erntezeit achtzehn! Aber streng und hart gearbeitet wird in Nordamerika, wie in Cuba. Die Negerin, die vielleicht einen Säugling zu nähren hat, wird eben so wenig geschont, wie der Knabe von 12 Jahren, oder der Funfzigjährige, der bereits über das „rüstige" Alter hinüber ist. Die Negerin kann ja ihren Säugling mit auf's Feld nehmen! Sie macht es dabei wie unsere Zigeunerinnen und bindet sich ein Leintuch über die Schultern, daß es auf dem Rücken eine Art Sack bildet, in welchem der Sprößling gemächlich ruht, während die Mutter thut, was ihres Amtes ist. Schreit der junge Weltbürger und verlangt nach Nahrung, so gönnt sie sich eine Minute oder zwei, um sein Verlangen zu „stillen," und das oft bis in sein zweites und drittes Jahr. „Entstillt" werden die Jungen und Mädchen erst, wenn sie lustig auf dem Boden herumkrabbeln können, um sich während der Abwesenheit der Eltern vor oder in der Niggerwohnung nach eigenem Gutdünken die Zeit zu vertreiben.

Die Leitung der Arbeit ist in den Händen des Overseer's. Er ist so früh auf, als die Sclaven, er geht aber erst lange nach ihnen zu Bette; denn oft und viel macht er sich noch einen Nachtdienst, wenn die Sclavenwohnungen längst in tiefem Schlafe begraben sind. Dann schleicht er sich zwischen den stillen Häuschen durch und horcht und lauscht, ob sie Alle schlafen! Wehe denen, die noch wachen und zeigen, daß sie wachen! Wehe denen, die noch in später Stunde plaudern, denn hinter jedem Worte wird ein „Verschwörer" gewittert! Oder könnten nicht die armen Geplagten sich darüber zu einigen suchen, wie sie am besten der Sclaverei entrinnen wollen? Wehe ihnen! Wehe aber auch denen, die sich während des Tages träg und faul erweisen! Der Oberaufseher ist hinter ihnen, wenn sie sich's am wenigsten vermuthen. Wenn sie glauben, er sei eben zu einer andern Partie Sclaven hinübergeritten, die am andern Ende der Plantage beschäftigt sind, und in dieser frohen Hoffnung säumend stehen und plaudern, — in demselben Augenblicke steht er hinter ihnen und schwingt drohend seine Peitsche. Der Overseer ist der alte „Ueberall und Nirgends," den wir schon in unsern Knabenjahren mit entzückendem Grausen kennen lernten. Von Morgens früh an sitzt er zu Pferde und bereitet die ganze Plantage. Im Sattelknopfe stecken zwei Pistolen, und am Sattelknopfe hängt die Peitsche, die Sclavenpeitsche! Seinem Blicke entgeht Nichts, auch nicht das Geringste! Seinem Gutdünken fällt es anheim, ob er die Peitsche streng oder lässig handhaben will!

Die Peitsche des Overseer's ist ein künstliches Stück Arbeit. Sie ist sehr lang, und aus gezwirnter Seide geflochten. Wo ihre Spitze auf die bloße Haut trifft, da spritzt Blut nach, und die Neger sind wegen des heißen Klima's zum Theil halbnackt, zum Theil blos in leichtes Baumwollenzeug gekleidet, Männer wie Weiber! Der Oberaufseher ist in der Führung der Peitsche äußerst gewandt, ein wahrer Künstler. Viele üben sich in dieser ihrer Kunst viele Monate, ja Jahre lang, bis sie es endlich zur Virtuosität bringen. Sie haben zu diesem Zwecke in ihrem Privatissimum eine ausgestopfte Figur — einen Menschen vorstellend — hängen, welcher sie Hosen von Hirschleder anziehen. Auf dem Hirschleder wird jeder Hieb sichtbar, den sie nach der ausgestopften Figur führen, so daß sie bei ihren Hiebübungen im Augenblicke wissen, ob sie fehlgeschlagen haben oder nicht. Die Figur hängt an einer Schnur und bewegt sich nach jedem Hiebe. Wenn sie nun in den Feierstunden und Sonntags sich Jahre lang an dem Pseudomenschen geübt haben, so sind sie meist so weit gekommen, daß sie im Stande sind, eine Fliege auf dem Rücken des Negers zu treffen, so sicher ist ihr Augenmaß!

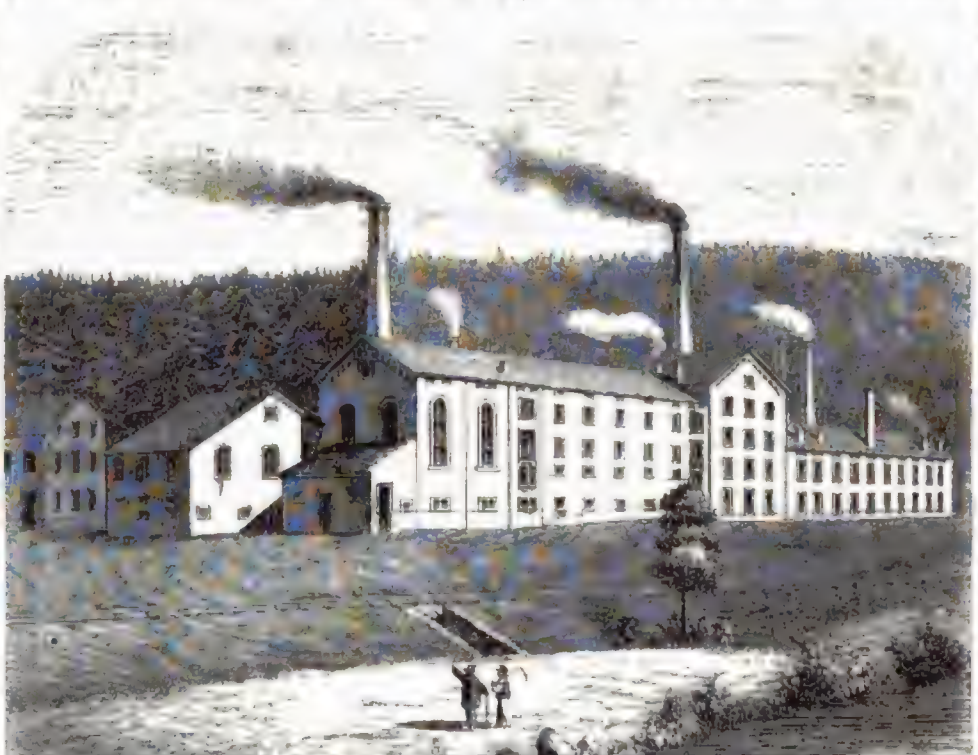
Digitized by Google

Die Brodfabrik.

Eine große Anzahl von Handwerken hat es sich gefallen lassen müssen, daß die Fabrik ihnen einen bedeutenden Theil Beschäftigung früherer Zeit aus der Hand nahm. Sollte das ehrbare Gewerk der Bäcker allein einer Ausnahme von diesem Schicksale sich erfreuen? Viele glauben es, nicht allein weil die Bäcker in den meisten Städten eine mit vielen alten Rechten ausgestattete Innung haben, die sich gegen Angriffe zu wehren weiß, sondern viel mehr noch, weil die Bäcker nur für das örtliche Bedürfniß arbeiten, mit ihren Kunden zum Theil in sehr innigen Borgverhältnissen stehen, allerlei wichtige Gewerbsvortheile von Alters her besitzen und — Niemand gern altbacken Brod ißt. Trotz dieser Gründe oder vielleicht auch gerade wegen derselben sind die armen Bäcker von jeher manchen Anfeindungen ausgesetzt gewesen, was sich daraus erklärt, daß es sich bei den Leuten um das tägliche Brod handelt. In Paris mußte der Kaiser die Bäcker dadurch schützen, daß er der Stadt befahl, ihnen Geldzuschüsse zu geben, damit sie das Brod wohlfeiler verkaufen konnten, als sie es sonst vermocht hätten. In Constantinopel nagelte man sie gelegentlich mit den Ohren auf die Brodbank. Die deutsche Backgerechtigkeit ist freilich ganz anderer Art! Gegen diese zieht die Wissenschaft und die neuere Technik zu Felde, indem sie das alte Teigbereitungs- und Backverfahren einer Kritik unterwerfen, wie es unter anderem in unserer Gartenl. Nr. 4. u. 5., 1856, in einem vortrefflichen Artikel von Herrn Dr. H. Hirzel geschah. Es war unter Anderem in demselben gesagt, daß die Bäcker sich Knetmaschinen und bessere Oefen anschaffen sollten, welche letzteren gerade noch so geartet seien, als zur Zeit, da Pompeji vor 2000 Jahren blühte. Weil es aber klar auf der Hand liegt, daß sich der einzelne kleine Bäcker weder schwer zu bewegende Knetmaschinen, noch theure, viel liefernde Backöfen anzuschaffen vermag, so wird vorgeschlagen, Gemeindebäckereien anzulegen. Dieser Vorschlag läßt sich hören. Man hat ihn auch schon an manchen Orten vernommen und hier und da, namentlich in Dörfern, befinden sich zum Mindesten doch Gemeindebacköfen, worin man viel Heizmaterial spart. Aber in Städten sind die Bäckerinnungen noch nirgends auf den Gedanken gekommen, eine genaue und gewissenhafte Prüfung der Frage anzustellen: ob es ausführbar sei, sich genossenschaftlich zu vereinigen und gemeinschaftliche Backhäuser zu erbauen, um ihren Teig in Knetmaschinen zu bearbeiten — wie früher die Tuchmacher ihre Tuche in genossenschaftlichen Walkmühlen bereiteten — und ihr Brod in Tag und Nacht beheizten Oefen zu backen?

Wir werfen diese Fragen nur so hin, vollbewußt der sich entgegenstellenden Schwierigkeiten und namentlich des dagegen geltend zu machenden Umstandes, daß der Bäcker in seinem sich allmählich abkühlenden Ofen verschiedenartiges Gebäck, wie er es eben braucht, fertig macht und er doch nicht ohne Backofen in seiner Wirkstube sein könne, wohl eingedenk der Betrachtung, daß, da der Bäcker einmal Gesellen braucht, sie eben auch zuweilen ihre Arme zum Kneten gebrauchen mögen. Mit der zuweilen scharf in's Licht gestellten Unreinlichkeit, dem Schweiße u. s. w. ist es in der That auch so arg nicht. Und man wird sehr billig gegen die Bäcker denken lernen, wenn man den Blick zuvor in seine Küchen wirft. Reinlichkeit ist übrigens erste Gewerkspflicht des Bäckers. Der Geselle hütet sich auch — und das ist ihm nicht zu verdenken — so schwer zu arbeiten, daß er in Schweiß geräth. Aechzen und stöhnen mag er wohl manchmal — weswegen ihn der Franzose auch „geindre" nennt, aber offen gesprochen, wir glauben, daß Bäckerschweiß, ausgenommen vor'm Ofen, eben so theuer, als Maurerschweiß ist.

„So muß denn doch die Fabrik dran!" so ungern wir auch die Vorzüge der Arbeit im Großen — wenn ihr mit allen Vortheilen, wie sie die fortgeschrittene technische Chemie und Mechanik nur immer zu bieten vermögen, beigesprungen wird — dem großen Capital und den gegen das Wohl und Wehe der Arbeiter gleichgültigen Zinsleistenschneidern der Actiengesellschaft überlassen und so gern wir sie vielmehr der Genossenschaft der „Innung der Arbeitenden" zugewiesen wissen möchten.



Die Societäts-Bäckerei und Brauerei in Cainsdorf bei Zwickau.

Wir gauben nicht, daß die Innung der Fabrik wieder Herr werden wird, wenn sie ihr einmal die Zeit zur Kräftigung gelassen hat. Möglich, daß das Feingebäck und der Kuchen nicht in den Sprengel der Fabrik fallen wird — aber mit dem täglichen Brode wird's nach und nach bedenklich aussehen. Der Dampf ist auch hier wieder wie sonst so oft der Treiber. Er knetet mit tausend Gesellenarmen wie zum Spiel, heizt und schiebt und übernimmt endlich auch noch den Versand, so daß wir, wenn's sonst nöthig wäre, hier in Leipzig frisches Brod aus Hamburg oder Prag essen könnten. Wir haben gewiß viele Brodbäcker unter unsern Lesern, die sich von einer Brodfabrik keine so recht klare Vorstellung machen können. Für sie und alle Brodessende wird daher die Schilderung der Vorgänge in einer Brodfabrik gewiß nicht ohne Unterhaltung sein. Mögen sie selbst sich die Vortheile oder Bedenklichkeiten bei einer solchen Brodbereitung im Großen vormalen; uns scheint es, als ob die immer zunehmend auftauchenden Unternehmungen für die Einträglichkeit derselben sprächen.

Nicht nur allein in Frankreich hat man die Erfahrung gemacht, daß die Brodfabriken das Brod besser und namentlich wohlfeiler verkaufen, als manche Bäcker, sondern auch in Deutschland, z. B. in Zwickau, wo nach Eröffnung des Geschäfts der Societäts-Bäckerei in Cainsdorf das Brod sofort billiger wurde. — Freilich geben, wie man vernimmt, einige Brodfabriken nicht die Rechnung, auf die man hoffte — indessen man muß Lehrgeld geben, so will es die Innung, so die Fabrik!

Eine wichtige Vorbedingung für die neuartige Broderzeugung

Wirkſtube.

iſt die Verbindung der Müllerei mit der Bäckerei. Die Zeit iſt wohl noch nicht gekommen, wo durch eine genoſſenſchaftliche Vereinigung des Müller- und Bäckergewerbes auf breiteſter Grundlage das beſte und wohlfeilſte Brod geliefert werden könnte, vor der Hand muß man ſich begnügen, zu verlangen, daß eine tüchtige Maſchinenbäckerei oder Brodfabrik zugleich mit einer Mühle verbunden ſei behufs der Gewährleiſtung unverfälſchten und reinen Mehles, und zur Erſparung aller Unbequemlichkeiten, Unzuträglichkeiten und Koſten, die mit der Herbeiziehung von fremdem Mehl zur Bäckerei verknüpft ſind. Jedoch ſtehen wir nicht an, zuzugeben, daß in Fällen es genügt, eine gute Mühle in der Nähe zu haben, um mit Vortheil eine Brodfabrik zu betreiben.

Teigbereitungslocal.

Einem spätern Aufsatz behalten wir die Beschreibung der Vorgänge in einer Mühle neuester Bauart vor, obgleich wir nicht ganz sicher sind, daß alle unsere Leser eine Mahl-Mühle im Innern gesehen, noch viel weniger begriffen haben, wie eigentlich das Mehl entsteht. Indessen — eins nach dem andern!

Wir haben mehrere Brodfabriken durchmustert, unter anderen die des Herrn Bienert in der königlichen Hofmühle zu Plauen bei Dresden und die von Herrn J. G. Claus gegründete, von Herrn Karl Hedrich und Karl Klinger in Glauchau gebaute Mühle und Bäckerei der erzgebirgischen Societäts-Bäckerei und Brauerei zu Cainsdorf bei Zwickau. Ganz ähnlich sind die Brodfabriken in Leipzig, Berlin u. s. w. eingerichtet.

Eine Brodfabrik besteht aus einem Mehlboden, einem Teigbereitungssaale, einer Wirkstube und einem Backraume mit den Oefen. Unsere Abbildungen zeigen das schöne Aeußere der Cainsdorfer Mühle mit Bäckerei und Brauerei, auf dem Berge hoch über der Mulde und der Eisenbahn reizend gelegen. Ein Industrieschloß der Neuzeit, in dessen Burgverließ die Schienen der Eisenbahn dringen, um das herrliche Felsenkellerlagerbier in die weite Welt den Dürstenden zur Erquickung hinauszufahren! Dann wird man auf den andern Bildern den Teigbereitungssaal und die Wirkstube erblicken. Die Oefen geben nicht wohl ein Bild. Von dem Mehlboden ab wird das Mehl durch Trichter in schräglicgende Drahtcylinder geführt, wo es gesiebt wird und sich in einen Kasten in verschiedene Fächer entleert, je nach der mehr und minder schweren Beschaffenheit. Das locker herabgefallene Mehl in Haufen wird hier vorläufig erwärmt, sodann aber werden in den Mehlfässern kleine Partien abgewogen und in die Nähe eines Ofens gestellt.

Das zur Teigbereitung erforderliche Wasser wird in einem hochliegenden Behälter, der durch eine von der Dampfmaschine her betriebene Pumpe gespeist wird, mit Hülfe der abgehenden Wärme der Backöfen erwärmt. Es gehört zur Backkunst, das richtige Verhältniß zwischen Wasser und Mehl zu treffen. Man bereitet in eigenen Gefäßen den sogenannten Grundsauer, knetet einen Theil desselben mit dem nöthigen Mehl in der Knetmaschine zu Sauerteig zusammen, schüttet solchen in den darunter stehenden Trog und fährt ihn, wie auf dem Bilde zu sehen, unter dem Bahngerüst hinweg an das von der Knetmaschine abliegende Ende einer Eisenbahn. An dieser Stelle wird dann der Trog durch einen Fahrstuhl auf oben liegende Schienenstränge gehoben und bleibt auf diesen stehen, bis ihn ein folgender Trog weiter vorschiebt. Hier oben macht der Teig die Gährung durch und wird nach entsprechender Zeit auf's Neue in die vorn stehende Knetmaschine gestürzt, wo ihm dann mehr Mehl zugesetzt, er geknetet, darauf ausgeschüttet und in den auf Schienen laufenden Trögen nach der Wirkstube gerollt wird, wo er ausgebrochen, abgewogen, ausgewirkt und geformt wird. So geschehen, bringt man ihn auf Gerüsten an die Oefen, von wo die fertigen Brode, wenn sie gehörig ausgekühlt sind, mit Hülfe eines Fahrstuhles oder Aufzuges in die Brodkammern gehoben werden. Alle diese mechanischen Verrichtungen und nöthigen Bewegungen besorgen die Dampfmaschinen.

Die Knetmaschine muß man sich wie einen tiefen, eisernen, inwendig polirten Backtreg vorstellen, durch welchen der Länge nach eine Welle geht, an der an Armen ein paar schräg schraubenartig gewundene, schneidige Schienen befestigt sind. Diese Schienen streifen stets dicht an den Wandungen des Trogs und dessen gewölbtem Deckel, der in Geleuken geht, vorbei und kneten so unaufhörlich den Teig durcheinander. Hat derselbe genug, so wird der Deckel gehoben und mittelst eines Getriebes der untere Trog, die Oeffnung nach unten, gekippt, bei welcher Bewegung die gewundenen Schienen den Teig in die Tröge hineinschieben.

Eine gute Knetmaschine zu bauen, hat den Leuten viel Kopfzerbrechens gekostet. Schon 1811 erfand ein Bäcker, Lambert in Paris, einen mechanischen Backtrog, den er Lambertine nannte, aber er fand keine Aufnahme. Denn der Erfinder vergaß, zuvor den Teig in anderen Gefäßen gähren zu lassen, und beschränkte sich auf Mengung in einem Backtroge, der unserem Butterfasse ähnlich war. — Später kamen andere. Wir haben mindestens dreißig verschiedene Knetmaschinenarten von eben so vielen Erfindern zu verzeichnen, deren kühne Hoffnungen zumeist in bittere Täuschung ausgingen, denn die kräftigen Arme der Bäckergesellen behielten die Oberhand über die Maschinenglieder und werden sie auch wohl noch sehr lange behalten, trotzdem wir jetzt Knetmaschinen besitzen, die, einen großen Betrieb vorausgesetzt, mit stärkerer Kraft, als sie dem Menschenarme zu Gebote steht, einen ganz vorzüglichen Teig liefern, wie man sich unter anderen in den Brodfabriken von Leipzig, Plauen bei Dresden, Chemnitz, Cainsdorf bei Zwickau durch die von Karl Klinger in Glauchau gebauten Maschinen überzeugen kann.

Die allerwichtigste Bedingung für das Gedeihen einer Brodfabrik ist aber ein guter Backofen, der nicht, wie der bekannte Bäckerofen, mit Holz im Innern beheizt wird, das man später als Löschkohle beseitigt. Dieser alte Ofen hat allerdings viele gute Eigenschaften, die ihn namentlich für den Kleinbetrieb ganz unschätzbar machen, während die Löschkohle doch auch einen Verkaufswerth hat. Anders steht es aber mit dem Betriebe im Großen, mit der Brodbereitung in Masse. Hierbei kann der alte Ofen, der nach und nach immer kühler wird und dann seine Fähigkeit zum Brodbacken verliert, nicht Genüge thun. Man bedarf im Gegentheil eines Ofens, der fortwährend Nacht und Tag in gleicher Hitze erhalten werden kann, ja, in welchem man die Backhitze willkürlich für Ober- und Unterofen (Ober- und Unterhitze) zu verlegen im Stande ist, den man endlich mit wohlfeilem Brennmaterial, Steinkohlen, Braunkohlen, Torf, anstatt mit theurem Holz zu beheizen vermag. Die Erfindung hat sich seit Langem viele Mühe gegeben, solche Oefen zu erbauen. Die Pläne dazu sind Legion. Ja, man möchte behaupten, daß es nicht eine irgend bedeutende Stadt gäbe, in welcher es an einem denkenden Kopfe für den Vorschlag eines von außen zu beheizenden Backofens gefehlt hätte. Wir erinnern uns aus unserer langen technischen Laufbahn vieler solcher, leider nur kurzlebiger Oefen. Doch stehen auch in nicht zu wenigen Orten, überall dort, wo in civilisirten Staaten Brod gebacken wird, solche Maschinen-Backöfen, wie man sie zu nennen pflegt, in Thätigkeit, so auch in Deutschland, wo man am wenigsten davon spricht.

Anders in Frankreich! Hier versteht man es, mit Ausnahme von Nordamerika, am besten, eine Sache vorzuführen, in's rechte Licht zu setzen, geltend zu machen! Hier präsentirten sich, und zumal in Paris, daher auch nacheinander die Maschinenbacköfen von einigen Dutzend Erfindern, von denen wir nur als die bekanntesten die Oefen von Jamatel und Lemare, Caville, Monchot und endlich von Rolland hervorheben. Der letztere, mit rundem Drehheerd, auf den die Laibe geschoben und nach und nach herumgeführt werden, behufs der Ausgleichung der Backhitze, ist auch in Deutschland mehrfach bekannt geworden. Er ist in Leipzig, Plauen bei Dresden, Cainsdorf, unseres Wissens auch in Stuttgart und Berlin im Gange. Viel besser aber, als dieser französische Ofen, ist der neueste Maschinenbackofen des deutschen Baumeisters Karl Hedrich in Glauchau (Sachsen), wie solcher kürzlich in der Cainsdorfer Brodfabrik in Gang gesetzt worden ist. Dieser Ofen vereinigt, in Folge der Art und Weise, wie die Hitze in und um den Ofen geführt wird, was ganz nach Bedürfniß geschehen kann, und zwar ohne alle Anwendung von Drehheerd und viel künstlicher Züge, die unleugbaren Vorzüge des alten Backerofens mit den Vortheilen der unausgesetzt arbeitenden und mit Steinkohlen, Braunkohlen oder Torf zu beheizenden Maschinenbacköfen. Er ist sicher in seinen Wirkungen. Mit seiner Hülfe und mit noch einigen früher gebauten Oefen, worunter auch ein Drehheerd, kann man in vierundzwanzig Stunden 18,000 Pfund Roggenbrod backen. Ein Hedrich'scher Ofen liefert allein 5000 Pfund, und bei dieser Bäckerei hat sich herausgestellt, daß, wenn man den Karren (5 Dresdner Scheffel) zu 1 Thlr. 15 Ngr. rechnet, 360 Pfund Brod mit 3 Neugroschen gebacken werden, während das Backen einer gleichen Menge Brod in mit Holz beheizten Oefen 9¼ Neugroschen (die Klafter zu 6 Thlr. gerechnet) in Anspruch nimmt.

G. Biek.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Alte Dresdner Geschichten. Nr. 4. Der Einäugige. In den Abendstunden, während welcher sich die schöne Welt auf der Terrasse ergeht, d. h. zwischen sieben und neun Uhr im Hochsommer, konnte man noch vor wenig Jahren einen kleinen, seltsam gekleideten alten Herrn sehen, der auf einer bestimmten Bank sitzend, beide Hände auf den Stock gestützt, sich das Gedränge betrachtete. Er war in einen langschößigen grauen Rock gekleidet, mit grauen Beinkleidern, die in die Stiefel gingen, und einem grauen Hut, ungefähr in der Form, wie sie jetzt Mode ist, die aber damals Niemand trug. Sein mageres Gesicht, so viel man durch den breiten, beschattenden Rand des Hutes davon sehen konnte, zeigte nicht häßliche und nicht schöne Züge, aber in dem Auge lag Etwas, das auf den alten Herrn aufmerksam machte, wenn man ihn einmal angeschaut. Es war das Auge eines Falken, ein raubgieriges, unersättliches Auge, und es zeigte seine herausfordernde, streitsüchtige Kraft auch darin, daß es, gleichsam aus dem alten Schädel sich loslösend, dem Beschauer entgegendrang. Die dürftigen, rothen Ränder, die dieses Auge einfaßten, schienen einen überflüssigen Zierrath zu bilden, sie wurden nie gebraucht, wenigstens schien es so, als wachte dieses Auge stets und schliefe niemals.

Wir sprechen absichtlich von einem Auge, denn das andere war erblindet oder verschwunden, kurz, die Augenhöhle war mit einem schwarzen Pflaster zugedeckt. Wenn man den alten Herrn von dieser Seite sah, wo er gleichsam Frieden mit der Welt geschlossen hatte, so gewann man Vertrauen zu einer Physiognomie, die in ihrer Einfachheit und Ruhe nichts Abschreckendes hatte; geschah es aber, daß der alte Herr sich plötzlich umwendete, und nun sein sehendes Auge zeigte, dann war es um alle Hinneigung, um alles Vertrauen geschehen. Man konnte dieses Auge nicht vergessen, es führte eine so herausfordernde Sprache, daß, wer nicht auf den Moment dieses Anblickes gefaßt war, nicht anders konnte, als schnell seinen Blick niederschlagen oder hinwegwenden.

Eines Abends erlebten die Besucher der Terrasse einen sonderbaren Anblick. Der alte Herr gebrauchte sein Auge wie einen Dolch, wie eine Muskete, wie ein Wurfgeschoß, kurz wie eine tödtliche Waffe, mit der er einem Mann zu Leibe ging, der, der Himmel weiß, weshalb, seinen Zorn auf sich geladen hatte. Die Sache verhielt sich so:

Es war ein schwüler Abend, und erst um neun Uhr war es kühl geworden. Jetzt strömte Alles auf die Terrasse. Ein buntes Gedränge. Jeder Stand, jedes Alter, jede Gesellschaftsschicht hatte ihre Repräsentanten hinaufgeschickt, von dem Stutzer an bis zum Betteljungen, von der Dame, die mit einer Spitzenmantille im Werthe von tausend Francs prangte, bis zu dem Mütterchen, das die ererbten Fetzen aus der Lumpengarderobe ihrer Mutter auf dem gekrümmten Rücken zur Schau trug, von dem reichen Manne an, der durch eine rosenrothe Brille die Welt betrachtete, bis zu dem hinfälligen Alten, der keine Brille braucht, um das naheliegende Grab zu schauen. Es war schwierig, einen Platz zu erlangen. Wer vor dem Restaurationslocale einen Stuhl bezahlen konnte, beschaute sich das Gedränge mit Ruhe, wer aber auf die öffentlichen Bänke angewiesen war, und diese besetzt fand, mußte wandeln und wandeln, bis ihm die Kräfte versagten, und das Auge trübe wurde, von all dem Staube und dem Gedränge. Der graue Herr saß saß schon seit sieben Uhr auf seinem Posten. Es war die Bank, an der Alles vorbei mußte, um zu dem Pavillon am Ende der Terrasse zu gelangen. Er saß, die Kniee hoch hinaufgezogen, die Hände auf dem Stockknopf und nun, wie immer, das Auge starr auf die vorüber fluthende Menge gerichtet. Dem übrigen Personale der Bank schenkte er keinerlei Aufmerksamkeit; es waren drei Frauen und ein Mann und dann fünf Kinder, die um die Bank herumspielten und lärmten, während die Frauen sich die Neuigkeiten des Stadtviertels, aus denen sie herstammten, erzählten.

Plötzlich wird der Herr auf einen Gegenstand in dem Gedränge aufmerksam. Ist es die Frau, die mit ihrem Hunde im Arm und in der andern Hand ein aufgeschlagenes Buch haltend, in der vollen Wichtigkeit ihres Atlas- und Mousselinkleides vorüberrauscht, gefolgt von einem zwei Fuß hohen Jockei, der in saffrangelbes Tuch gekleidet ist? Ist es der kleine, niedliche, blondgelockte Herr, der zwei Damen führt und das Ansehen hat, wie ein Theelöffel zwischen zwei Kaffeetassen? Oder endlich ist es der vornehme Mann dort, der allein und mit großem Anstande durch das Gedränge sich Bahn bricht, als wollte er sagen: „welch' unnütze und lästige Menschheit das! Wozu nur dieses unanständige Zuviel in der Welt! Man muß die Plätze absperren und bewachen, damit man allein sei!" — Aber alle diese sind es nicht, das durchbohrende Auge des grauen Herrn trifft auf einen Mann, der, dem Anschein nach heiter und an keine Gefahr denkend, mit seinem Rohrstöckchen spielend, seinen Weg fortsetzt. Aber „der Blick" legt sich ihm wie ein Schlagbaum quer über den Weg. Der graue Herr ist aufgestanden, hat stark und auffallend ein paar Mal gehustet, und nun steht er da, und läßt das Kartätschenfeuer seines Blickes auf jenen Mann spielen, der nun auch stehen bleibt, anfangs verwundert den Einäugigen ansieht, einen Augenblick, gleichsam wie auf alte Geschichten sich besinnend, das Haupt senkt und dann lächelnd und den Kopf schüttelnd seinen Weg fortsetzen will. Aber der graue Herr hat seine Beute gefaßt, und läßt sie nicht los. Er folgt jenem, immer sich ihm gegenüberstellend, immer ihn mit dem Blicke durchbohrend, wenn sein Gegner einen Augenblick steht oder, die herrliche Aussicht betrachtend, an das Geländer lehnt.

Endlich wird es diesem zu viel, er richtet verwundert eine Frage an den Einäugigen, dieser scheint den Moment nur erwartet zu haben und, unbekümmert um die Menge, die herum sich sammelt, ruft er laut:

„Ich kenne Sie! Entfernen Sie sich augenblicklich, verlassen Sie noch an diesem Abend die Stadt oder — Sie haben es mit mir zu thun!"

Diese Worte sind in einem befehlshaberischen Tone mehr geschrieen als gerufen, und — seltsam genug — der Fremde, ohne sich zur Wehre zu setzen, ja sogar ohne auch nur ein Wort zu erwidern, mischt sich unter die Menge und verschwindet. Der graue Herr bleibt stehen, dreht sich siegreich auf dem Absatze herum, mustert triumphirend die Menge, nickt ein paar Mal mit dem Kopfe, als wollte er sagen: „Habt ihr mich verstanden? Hab' ich's recht gemacht?" und geht dann auf seine Bank zurück.

Des Fragens ist jetzt kein Ende. Wer war der Fremde? Wer ist der Einäugige? Was hatten Beide mit einander vor? Man will es wissen, man will von diesem sonderbaren Handel unterrichtet sein. Einige behaupten, der Fremde hätte sich feig benommen, er hätte bleiben sollen; Andere sagen, es wäre klug von ihm gewesen, einem Verrückten gegenüber ohne ein Wort der Erwiderung das Feld zu räumen, denn es liege klar am Tage, daß der Einäugige verrückt sei. Dies bezweifeln die, die so glücklich sind, über die Köpfe der andern herüber den Gegenstand des Streites, der noch immer ruhig auf der Bank sitzt, in's Auge zu fassen. Man will gehört haben, daß Jener, der sich entfernte, irgend einmal und irgendwo dem Einäugigen etwas von Werth geraubt habe, etwa seine Frau, sein einziges Kind, sein Silberzeug, oder etwas dergleichen, und daß er jetzt in Gefahr komme, von dem Beraubten, der bis jetzt großmüthig geschwiegen, angezeigt und festgenommen zu werden. Ein Theil der Gesellschaft, die sich mit diesen Fragen ganz besonders eifrig beschäftigte, und nicht wenig ungehalten war, daß dem Einäugigen durchaus keine erklärende Rede abzugewinnen, hatte sich vor dem Pavillon zusammengesetzt und schwieg nach heftigen Debatten eben unmuthig und ermüdet, als ein bekannter Herr sich zeigte, der mit den willkommenen Worten seinen Gruß begleitete:

„Ich kann Ihnen, meine Herren und Damen, über den grauen Herrn Auskunft geben, denn zufällig kenne ich seine Geschichte."

„Erzählen Sie!" riefen die Herren und Damen, auf's Höchste gespannt, und der gefällige Berichterstatter hub an:

„Die äußere Erscheinung dieses Mannes, wie Sie bemerkt haben werden, ist im höchsten Grade auffällig, und besonders ist es sein Auge. Dieses Auge spielt eine Rolle in seinem Leben, wie Sie sogleich hören werden. Er ist der Sohn eines Beamten in einer Nachbarstadt im Gebirge und er selbst nahm eine nicht unwichtige Stelle in einem der Verwaltungsbureau's unserer Hauptstadt ein. Nie hatte man an dem Manne etwas Excentrisches wahrgenommen, er war frühe auf einem Auge erblindet, blieb unverheirathet, und das konnte nicht wunderbar erscheinen, wenn man seine Häßlichkeit in Betracht zog; er war überdies menschenscheu und aus diesem Grunde zählte er nicht viel Freunde und noch weniger Genossen seiner Einsamkeit; aber man achtete ihn, wie gesagt, als einen ehrlichen Mann und tüchtigen Arbeiter. Nun geschah das Seltsame: Als Napoleon in Dresden einzog, machte er mitten im Gedränge einen ihm sehr mißfälligen Gegenstand bemerkbar, und zwar zeigte er auf einen Mann, dessen Blick ihn verfolgte und dessen Erscheinung ihm zuwider war. Man eilte sogleich, dieses Geschöpf aus seiner Nähe zu verbannen, aber man konnte nicht verhindern, daß, wenn der Kaiser sich öffentlich zeigte, jener Unerquickliche, der Himmel weiß, wie, sich wiederum dicht in seiner Nähe befand und von Neuem den Blick unausgesetzt auf ihn richtete. Zuletzt ward dies ein Gegenstand des Gesprächs in der Umgebung des Kaisers, und da Napoleon, wie bekannt, abergläubisch war, meinte man zu bemerken, daß er auch an die Wirkung eines bösen Blickes glaubte und daß aus diesem Grunde der Zudringliche ihm besonders verhaßt sei. Genug, unser Einäugiger erhielt eine Wichtigkeit, die er sich wahrscheinlich selbst nicht hatte träumen lassen, die aber auf seine eigene Gemüthsstimmung nicht ohne Wirkung blieb. Von diesem Augenblicke sah er sich als einen persönlichen Feind des großen Weltbezwingers an und es stieg in ihm die hochmüthige Idee auf, daß er dazu ersehen sein könne, das Geschick der deutschen Stämme und vor allen seines Vaterlandes von den Ketten der Knechtschaft zu befreien. Wir haben Gründe, anzunehmen, daß er hierüber brütete und die Mittel erwog, die zur Erreichung eines so abenteuerlichen Zweckes dienen konnten.

„Mittlerweile ging der große Sieger seinen Weg unbehindert weiter. Doch sein Himmel trübte sich, sein Gestirn erlosch. Als Flüchtling kam er aus Rußlands Eisfeldern heim, und allein, ohne Armee kam er nach Dresden. Es sollte ein Geheimniß sein, daß er da war, und Wenige in der Stadt wußten auch um das Dasein dieses merkwürdigen Gastes in ihren Mauern. Einer gehörte zu diesen Wenigen, und dies war unser Einäugiger. Im Hause des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ließ sich spät am Abend ein Mann melden, der die Excellenz unter vier Augen — diesmal unter drei — zu sprechen wünschte. Man ertheilte ihm Gehör, und nun entwickelte unser Mann einen sein angelegten und schlau berechneten Plan, Napoleon gefangen zu nehmen, um ihn auf den Königstein zu schaffen. Der Minister erstaunte über die Kühnheit dieses Plans und suchte seinen Supplikanten von der Unausführbarkeit desselben zu überzeugen. Doch Jener ließ sich nicht bedeuten, er erbot sich selbst zur Ausführung, wenn man nur von der nächsten Wache ihm einige resolute Bursche, die seinem Commando gehorchten, zugeben wollte. Es wäre Alles vorbereitet, er wüßte, in welchem Zimmer der Kaiser schliefe, welche Wege man nehmen müsse, um unbemerkt zu ihm zu gelangen, und — setzte er seiner Rede hinzu — „wenn nichts helfen sollte, so lange ich ihn mit diesem Auge, dessen Blick, wie der Vogel den Blick der Klapperschlange, er nicht ertragen kann." Natürlich geschah nichts von dem, was er forderte. Napoleon verließ ungehindert Dresden, aber man sagt, daß wie er das Thor passirt sei, jener Verhaßte, der ihm schon damals Unglück prophezeite, als er mitten im Glücke war, dicht am Wege gestanden und ihm höhnend einen Gruß nachgesandt habe. Man kann sich denken, daß die alten Geschichten von des Kaisers erster Anwesenheit nun wieder auftauchten, und als vollends der Sturz des Mächtigen ganz Europa erschütterte, gewann unser grauer Mann eine Art Bedeutsamkeit und wurde

Digitized by Google

eine Volksfigur. Man zeigte sich ihn, wenn er auf den Straßen erschien, und es entstanden Abbildungen und Verse über ihn. Sein „böser Blick" wurde das Gespräch des Tages, und der unglücklich Berühmte wußte sich vor dem Gerede und den gehässigen Urtheilen seiner Amtsgenossen nicht anders zu retten, als daß er um seinen Abschied nachsuchte und sich tief in die Einsamkeit vergrub. Aus dieser ist er erst vor wenigen Jahren herausgetreten, und jetzt hätte man ihn und seine Periode der Berühmtheit längst vergessen, wenn er nicht von Zeit zu Zeit Auftritte, wie den eben erlebten, zu Stande brächte, die natürlich nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit wieder auf ihn zu lenken. Er wird nämlich von der fixen Idee beherrscht, daß er einen Widersacher habe, der alle seine Pläne, sie möchten sein, welche sie wollten, beharrlich durchkreuzt und der namentlich auch in jener Nacht, wo die Haftnehmung des Kaisers erfolgen sollte, den Minister gegen sein kühnes Unternehmen eingenommen habe, so daß dadurch das Wagestück habe unterbleiben müssen. Diesen Widersacher, den er nicht genau kennt, glaubt er nun bald in diesem, bald in jenem Fremden, der ihm zufällig begegnet, zu erkennen, und daher auch heute die Scene. Der Fremde that ganz wohl daran, sich ohne Geräusch und ohne sich zur Wehre zu setzen, zu entfernen. Der Zornige besänftigt sich von selbst und denkt weiter an keine Verfolgung.

„Hier haben Sie nun, meine Freunde, die Geschichte des grauen Herrn, der, wie er selbst behauptet, in den Befreiungskriegen mit gefochten hat, ohne sich dabei aus den vier Wänden seiner Stube zu entfernen, lediglich allein mit seinem Auge, das dem großen Kaiser unangenehmer und schädlicher gewesen sei, als eine ganze feindliche Armee."

Supermarine Universal-Sprache. Es ist ganz hübsch, recht viel Sprachen zu verstehen, wenigstens eine, die Muttersprache (die schon allein nicht ganz leicht ist); aber schwer und eine Zeit raubende, Jugend, Geist und Genius tödtende Quälerei, außer der Muttersprache und einigen andern lebendigen Zungen auch noch zwei, drei, vier, zuweilen auch fünf mausetodte Ueberbleibsel vom Thurmbau zu Babel her in den Kopf zu vocabulisiren, zu exercitiiren, zu grammatisiren, zu syntaxiren und endlich sogar Examina darauf zu machen, furchtbare, lebensgefährliche Examina darin zu bestehen vor drakonischen, trocknen, grundeisgelehrten Professoren, Directoren, Räthen, Doctoren, Schreibern und Pfaffen, die den halbtodten Primaner oder Candidaten Jobs reinweg durchfallen lassen, wenn er mit Jota Subscriptum und besonders mit den vielen Pünktchen und räthselhaften Zeichen neben und unter dem Hebräischen nicht umzugehen weiß, wie der Jongleur mit seinen Kugeln, Messern und Dolchen. Wie, wenn es nur eine Sprache gäbe in der Welt, statt eines guten, runden Tausend von Sprachen, abgesehen von den Mundarten, deren Firmenich in Berlin nun gewiß auch bald tausend aus der einzigen deutschen Sprache gesammelt haben wird?

Wir hätten's dann leichter in der Schule, im Leben und Lernen. Und was wir Herren Eltern, die wir unsern Jungen immerwährend Grammatiken, Lexika, Tauchnitze und sogar Taugenichtse von Büchern kaufen müssen, für schönes Geld sparen würden für nützliche Bücher, für Tanzstunde, für Reisen in der Natur, unter Menschen und Maschinen herum! Ueberall ohne Dollmetscher und Mißverständnisse rund um die Erde herum, wo uns ein Jeder ganz mit denselben Tönen guten Morgen bieten und die Rechnung beim Abschiede erklären würde!

Man wende mir nicht ein, daß dann die tausendstimmig rauschende Poesie des riesigen Sprachbaumes, der wie die Esche der nordischen Mythologie in den Tiefen der Erde wurzelt und nach allen Seiten über die Wolken hinaus rauscht, verschwinden und ein trostloses Einerlei von Kukuckssprache aus jedem Halse tönen würde, daß eine solche Kunstsprache durchaus unmöglich sei, da Sprachen naturnothwendig aus Klima und Bodenbeschaffenheit herauswachsen. Philologie = sprechende Klimatologie. Richtig. Aber ist denn auch z. B. der Leibrock, der universale, hundsföttische, abgeschmackte Allerweltsleibrock (wenn er die Flügel nur wenigstens vorn hätte, statt den Rücken da, wo er seinen ehrlichen Namen verliert, zu bestitigen), ist dieses in China und Chemnitz, in Meißen und Mexico ganz egale Gewand des Kosmopolitismus ein Naturproduct? Schüttelt man sich einen vom Baume, wenn der alte zum nächsten Balle oder zu Geheimraths zum Thee nicht mehr gehen will? Im Gegentheil, es gibt keinen größeren Triumph der naturüberwindenden Gewalt der Kunst, als diesen schwarzen Leibrock. Klima, Race, 20—40 Grad Kälte, 20—40 Grad Hitze, Berg oder Thal, Posemuckel oder Potsdam, Calcutta oder Kalau, Muhamed oder Mucker, Lorbeer oder Bettelstab — hilft Alles nichts, der Leibrock muß angezogen werden, wenn's zum Thee oder Balle, zum Präsidenten oder Nero geht. Und im Leibrocke sehen die Herren dann nicht nur ganz egal, einerlei und ennuyant aus, sie denken auch Alle ganz einerlei nichts und sagen dies ganz auf dieselbe Weise, nur daß sie sich in den meisten Ländern verschiedene Töne und Laute für dieses kosmopolitische Einerlei gefälliger Gedankenlosigkeit angewöhnt haben, wenn sie nicht Französisch sprechen, was für diese Fälle schon ziemlich unserer gewünschten Universalsprache nahe kommt. Ich meine eine Sprache, die dem kosmopolitischen Leibrocke in Tönen entspricht, für alle Welt von ganz gleichem, nichtssagendem Schnitt, damit sie ihre Civilisation, ihre Höflichkeiten, ihre Alltäglichkeiten darin abmachen können.

Für das Beste, Tiefste, Höchste, Heiligste im Menschenherzen reichen doch auch die tausend Sprachen, jede mit einem Schock Mundarten, nicht hin. Die himmelhoch jauchzende oder zum Tode betrübte Liebe spricht nicht, der tiefste Schmerz ist stumm, die gewaltigsten Regungen in der Dichter- oder Heldenbrust sprechen nicht mit Worten, sondern mit Flammen in den Augen, elektrischen Zuckungen in den Muskeln, mit Waffen des Mords, Selbstmords oder Schaffens und Erlösens.

Eine Universalsprache für das civilisirte Einerlei aller Völker: Marktpreise und Miethe, Börsen- und Bahnhofs-Course, Neuigkeiten und Nichtigkeiten der Conversation, Kleider und Schuhe, Waschzettel und Schneiderrechnungen, Wetter und Wohlbefinden, Höflichkeiten und sonstiges anständiges Hudevolligen. Wer dabei in den Fall kommt, wirklich einmal etwas zu sagen, wird schon ganz von selbst so sprechen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Für den Verfall dieser naturwüchsigen Mundarten brauchte man also nicht besorgt zu sein.

Es sind schon mancherlei Versuche für Gründung einer solchen Universalsprache gemacht werden (unter Anderem von dem ehemaligen preußischen Gesandten in London, Ritter Bunsen), aber bis jetzt vergebens in jedem Lande für das Festland. Nur auf dem völkerverbindenden Meere scheint's zu gelingen. Für die seefahrenden Helden aller Nationen ist bereits eine allgemeine Sprache da. Sie wird schon täglich, wenn nicht gesprochen, so doch telegraphirt.

Es ist die neue, supermarine Universal-Telegraphensprache, von der wir (nach dieser jeden ernsten, methodischen Kopf empörenden Einleitung) ein Wort sagen wollen.

Man unterhielt sich schon immer über den Wogen des Oceans durch aufgezogene Flaggen von verschiedenen Farben und Formen, aber erst seit 1803 kam durch Sir Home Popham etwas Methode und Einheit in diese telegraphische Zeichensprache, auf Grund der 10 Zahlenzeichen, für welche zehn verschiedene Flaggen angenommen wurden. Mit diesen konnte man nun jede beliebige Zahl und auch Tausende von Worten, die in einem besondern Signalbuche als gleichbedeutend mit den verschiedenen Zahlen alphabetisch verzeichnet waren, in die Ferne hinausschreiben. In dieser Sprache telegraphirte Nelson seiner Flotte vor der Schlacht bei Trafalgar folgende Worte zu:

253 269 863 261 471 958 220 340 ♦ 20 19 24
England expects, that every man will d- his d u t y
(England erwartet, daß jeder Mann wird thun seine Schuldigkeit)

Diese umständliche, beschränkte numerische Methode wurde 1839 aufgegeben und dafür ein alphabetisches System mit den 26 englischen Buchstaben eingeführt. Diese sind durch 26 verschiedene Formen und Farben von Fahnen vertreten und geben vermittelst der fabelhaften Mannichfaltigkeit „mathematischer Wandelungen" eine so reiche Sprache, wie sie kaum unsere Schriftsprache bietet. Als Beispiel führen wir nur an, daß man mit blos ein, zwei bis drei Fahnen auf einmal 16,000 Signale oder Worte in die Luft und Ferne schreiben kann.

Die Kauffahrteischiffe hatten bis 1817 gar keine bestimmte Sprache der Art. Erst vor 40 Jahren führte Capitain Marryat ein nach ihm benanntes, auch von Frankreich und den vereinigten Staaten angenommenes Zeichensystem ein, das sich nur durch größere Schwierigkeit vor dem Popham'schen, in der Marine und Flotte gebräuchlichen auszeichnete und zu den oft gefährlichsten Mißverständnissen Anlaß gab. Deshalb ließ das englische Handels-Amt im Jahre 1855 die Sache untersuchen und Vorschläge für Einheit und Universalität dieser Sprache auf dem Meere ausarbeiten.

Um mit Namen und Nummern der Schiffe, die sich früher nach Willkür umtauften, in Sicherheit zu kommen, wurde verordnet, daß jedes Schiff eine bestimmte Hafen-Heimath, einen bestimmten Namen und eine bestimmte Nummer haben und halten müsse. Hierauf wurde ein Lexikon von 18 Signalflaggen und deren Combinationen entworfen. Jede Zahl und Formation und Farbenzusammenstellung von Flaggen ist ein Zeichen für eine bestimmte Sache, kein Wort, so daß jede Nation mit Hülfe des in ihre Sprache übersetzten Lexikons oder durch praktisches Lesenlernen der Zeichen selbst sofort jede andere auf dem Meere unzweideutig verstehen kann. Für gewöhnliche Mittheilungen reichen schon zwei Flaggen hin; jene 18 zu je zwei in verschiedenen Combinationen gebraucht, geben 306 Sachzeichen, mit denen sich schon viel sagen läßt. Mit den Combinationen von je 3 Flaggen sind 4896 Sachzeichen möglich, von je 4 über 73,000, von je 5 schon 1,028,160. Das Lexikon beschränkt sich aber auf die Combination von höchstens je 4 Flaggen, d. h. von je 2, 3 oder 4 und ihren verschiedenen Stellungen zueinander, wodurch 78,642 bestimmte Sachzeichen oder Wortsignale gewonnen sind. Mit diesen können sich die Schiffe aller Nationen auf jedem Meere Alles sagen, was irgendwie die auf langen Seereisen gesteigerte Neugier verlangen mag. Für die 35,000 Kauffahrteifahrzeuge Englands und ihre Namen und Nummern gilt eine besondere Combination von je 4 Flaggen. Jede derselben unterscheidet sich von den 78,642 Wort- und Sach-Signalen durch eine viereckige Flagge über jedem dieser Zeichen.

Dies wird hinreichen, um sich eine Vorstellung von dem neuen „commerciellen Codex von Signalen zum Gebrauche für alle Nationen" („Commercial Code of Signals for the use of All Nations") zu bilden. Man braucht eben nur zu wissen, daß diese Flaggen-Combinationen nicht Worte, sondern Sachen, die verschiedene Nationen nur mit verschiedenen Lauten bezeichnen, ohne daß sie sich dadurch ändern, an den Masten in die Luft schreiben, um zu begreifen, daß damit schon, wenigstens auf der „Brücke der Völker", wie Hegel das Meer nennt, der Grund zu einer kosmopolitischen Universalsprache gewonnen ist. Setzte man für diese und auf dem Lande hinzukommenden Sachzeichen universelle Laute fest, so wäre auch auf einmal das allgemeine Unterhaltungs- und Verständigungsmittel zwischen allen Völkern da. Letzterer Schritt wäre gar nicht so schwer, da es leichter ist, ein Ding durch einen Laut zu bezeichnen, als durch Aufziehen und Stellen von Flaggen es 30—50 Fuß hoch in die Luft zu ziehen. Nun, was nicht ist, kann noch werden. Denn die 6 Tage der Schöpfung sind noch lange nicht alle.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 20. Die Gartenlaube. 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Gottesgericht.

Vom Verfaſſer der „neuen deutſchen Zeitbilder."

(Fortſetzung.)

„Herr Graf, unter *einer* Bedingung dürfte ich mich zu weiteren Nachforſchungen entſchließen."

„Darf ich fragen, welcher Art dieſe wären?"

„Ich würde mich nach Turellen begeben und zunächſt Ihre Frau Schwägerin vernehmen, und wenn dieſe Ihren Verdacht beſtätigen würde —"

„Sie wird. Sie wird ſofort, ohne Umſtände. Und was würden Sie dann weiter vornehmen?"

„Die übrigen Hausgenoſſen befragen."

„Sämmtlich? Auch die Geſellſchafterin?"

„Auch ſie."

„Ah, Herr Kreisjuſtizrath, ich bitte um Ihre Bedingung."

„Sie haben die Güte, mir Ihr Ehrenwort zu geben, daß die Thatſachen, die Sie mir mittheilten, wahr, und die Combinationen, die Sie danach gebildet haben, nicht gegen Ihre Ueberzeugung waren."

„Werden Sie mir dagegen Ihr Ehrenwort geben?"

„Worauf?"

„Daß Sie in Turellen meine Anweſenheit nicht erwähnen. Es würde Ihnen, bei dem Dementi, das ich Ihnen entgegenſetzen. müßte, ohnehin nichts fruchten."

„Sie haben Recht. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf."

„So haben Sie hiermit das meinige. Ich wünſche Ihrer Unterſuchung Glück, mein Herr, und habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

Damit ging er. Seinen Wagen hörte ich auf dem Straßenpflaſter zum Thore hinausrollen.

Er hatte die verſchiedenartigſten Eindrücke in mir zurückgelaſſen. Er war einer jener — nicht blos in der ruſſiſchen Schule gebildeten — vollkommenen Diplomaten, denen, bis auf Eins, in der Welt nichts mehr heilig iſt, nicht einmal ihre eigene äußere Ehre, ſelbſt bis zu einem gewiſſen Grade nicht die Dehors; denn jenes Eine iſt nichts, als die unbedingte Ergebenheit gegen die Regierung, der ſie dienen. Ihr opfern ſie Alles; damit ſie nicht compromittirt werde, nehmen ſie Gott weiß was auf ſich und ſchneiden ſich zuletzt mit dem Raſirmeſſer unverſehens die Luftröhre durch, wie der Graf Breſſon in Turin. Es liegt eine Idee darin; man könnte ſie eine große Idee nennen, wenn die Aufopferung zum Heile der Völker geſchähe.

Mein Diplomat hatte ferner keinen haltbaren Grund, kein zureichendes Intereſſe angegeben, die ihn zu ſeiner Denunciation veranlaſſen konnten. Konnte bei einem ſolchen Manne das wirklich vorwaltende Intereſſe nicht ein verwerfliches ſein? Konnte er mich nicht als Mittel für unlautere Zwecke mißbrauchen wollen?

Andererſeits hatte er mir im Grunde nur ſeine Combinationen mitgetheilt und dabei mir alle jene Thatſachen vorenthalten, die die eigentlichen, letzten, concludenten Prämiſſen ſeiner Schlußfolgerungen bildeten. Schritt ich auf Grund ſeiner vagen Angaben ein, ſo lief ich die dringendſte Gefahr, wenn mir nicht eine ſchwerlich zu erwartende Offenheit oder ein noch weniger zu vermuthender Glückszufall entgegen kam, ſchon bei meinen erſten Schritten ſtecken zu bleiben und, wie der Graf Alexander Rathenberg ſicher die Achſeln zucken würde; la dupe de l'affaire zu werden.

Endlich — und ich leugne nicht, das hatte den tiefſten Eindruck auf mich gemacht — zu welchem Zwecke wollte und ſollte ich eine weitere Unterſuchung einleiten? Um einen Mord zu entdecken, allerdings; aber auch um die Mörderin zu ermitteln und zur geſetzlichen Strafe, unter das Beil des Nachrichters, auf das Rad zu bringen.

Und wer war dieſe Mörderin? Der Graf ſelbſt hatte ſie als ein braves, tugendhaftes, edles Geſchöpf dargeſtellt, die, fern von ihrer Heimath und ihren Verwandten, verlaſſen von aller Hülfe in dem fremden Lande, faſt unmittelbar an der ruſſiſchen Grenze ſich in den Händen und in der Gewalt eben ſo mächtiger als roher, vom Laſter durch und durch verdorbener Menſchen befand, die im Zuſtande rath- und hülfloſer Verzweiflung zuletzt zu einer That hingedrängt war, die nur nach der Strenge des geſetzlichen Buchſtabens nicht als ein Act der Nothwehr aufgefaßt werden konnte.

Und der Ermordete war der rohe, gemeine, nicht Sitte, nicht Ehre achtende Wüſtling, der nach der moraliſchen Gerechtigkeit, nach dem Gerechtigkeitsgefühle wie vieler Tauſende edel fühlender Menſchen nichts, als ſeinen verdienten Lohn empfangen hatte.

Dennoch durfte, konnte ich meinem Entſchluſſe, den ich ſchon während der Mittheilungen des Grafen gefaßt hatte, nicht untreu werden.

Ich hatte ſeine Anzeige als eine amtliche erhalten. Zwar unter eigenthümlichen Umſtänden; aber ich durfte ſie dennoch nicht völlig ignoriren.

Seine Combinationen konnten falſch ſein; meine Unterſuchung mußte das dann herausſtellen und ich hatte die unglückliche Geſell-

Digitized by Google

schafterin von jedem Verdachte gereinigt. Nach den Aeußerungen des Grafen glaubte ich annehmen zu müssen, daß auch die Gräfin Ruthenberg nicht ganz frei von Verdacht gegen ihre Gesellschafterin sei. Wenn die junge Dame aber wirklich schuldig war, mußte dann nicht über kurz oder lang — schon bei jenem gegen sie vorhandenem Verdachte — dennoch eine Untersuchung gegen sie eingeleitet werden, in der wohl ihr Verbrechen zum Vorschein kam, die zu ihrer Entschuldigung gereichenden Umstände aber desto mehr durch den Ablauf der Zeit verdunkelt blieben?

Mir blieb keine Wahl; ich mußte meinen ersten Entschluß ausführen, machte an demselben Abende meinen Plan und schritt gleich am folgenden Morgen zu seiner Ausführung.

Ich fuhr mit dem erforderlichen Beamtenpersonal, einem Actuar und mehreren Criminalboten, nach Turellen. Ich sagte ihnen nichts über den Zweck der Reise, ließ sie auch in dem nächsten Dorfe vor Turellen zurück, mit der Anweisung, sich nicht kund zu geben, weder zu sagen, wer sie seien, noch woher sie kämen, und fuhr allein zu der Gräfin.

Das Schloß Turellen zeigte schon in seiner Umgebung eine für jene Memelniederung ungewöhnliche Eleganz.

Das Haus war zwar gebaut, wie die meisten Schlösser und Landhäuser der Gegend; es hatte nur eine Etage, ein hohes Parterre; dafür war aber seine Länge eine desto größere. In der Mitte war das Dach erhöht und in dieser Erhöhung befand sich noch eine Reihe Zimmer. Das Ganze war von einem parkähnlichen Garten eingeschlossen, der mit sehr großer Sorgfalt erhalten war und in dem lange Reihen Glasfenster von Treibhäusern in der Sonne glänzten. Auch im Innern des Hauses zeigte mir Alles, daß ich in dem Aufenthalte einer Dame war, die in der großen Welt gelebt und deren Genüsse, Bequemlichkeiten und Gewohnheiten nicht vergessen hatte.

Ich ließ mich bei der Gräfin melden und wurde sehr bald zu ihr geführt. Ich hatte mir — wohl unwillkürlich — ein bestimmtes Bild von ihr gemacht. Eine im Alter etwas corpulent gewordene Dame, mit deutlichen Spuren ehemaliger Schönheit und mit — als Spur ihres früheren galanten Lebens — einer gewissen Leichtfertigkeit oder Ungenirtheit des Benehmens, die an die Frivolität ihres Bruders wenigstens erinnerte.

In allem Jenem hatte ich Recht gehabt, aber nicht in diesem Letzteren. Ich hatte das Weib nach dem Manne beurtheilt, und das ist immer falsch. Wo der Mann an den Schein nicht denkt, da lebt das Weib nur im Scheine. Es kann auch nicht anders. Erst das Weib, das vollständig mit der Welt, mit Tugend, Ehre, Leben gebrochen hat, kann ihm entsagen; dann liegt es aber auch bei hellem Tage im Straßenkothe.

Die Gräfin Ruthenberg war jene etwas corpulente, aber noch sehr schöne Dame; ihre elegante, aber einfache Toilette hob ihr Alter. Man konnte sie für eine Vierzigerin halten, sie zählte sechzig Jahre. Aber der Ausdruck ihres schönen Gesichts und ihr Benehmen entsprachen dem zuletzt genannten Alter. Sie war ernst, würdig, gemessen, kalt, fast streng. Darin also hatte ich mich vollständig getäuscht; aber ich sollte mich nur noch mehr in ihr täuschen.

Daß sie eine kluge Frau war, zeigten Stirn und Augen. Sie war sogar klüger, als ihr Bruder, weil sie gemessener, zurückhaltender war, freilich, wenn seine Offenheit nicht zu jener Sprache der Diplomatie gehörte, welche die Gedanken verbergen soll.

Die Gräfin empfing mich in einem Gartensalon. Ich mußte bei ihr von vornherein mit meinem Zwecke hervortreten, wenn ich ihn nicht ganz verfehlen und mich zudem in ihren Augen lächerlich machen wollte. Die kluge Frau hatte ihn wahrscheinlich schon errathen, als sie nur meinen Namen gehört hatte.

„Gnädige Frau, die Ausübung meiner Amtspflicht zwingt mich, Sie mit meinem Besuche zu belästigen."

Sie war trotz ihrer Gemessenheit höflich, selbst verbindlich.

„Ein freiwilliger Besuch von Ihrer Seite würde mir angenehmer gewesen sein. Indeß, mein Herr, seien Sie mir auch so willkommen. Was haben Sie mir mitzutheilen?"

„Vor einiger Zeit hat Ihr Neffe, der Graf Paul Ruthenberg, sich ungefähr vierzehn Tage bei Ihnen aufgehalten?"

„Gerade vierzehn Tage."

„Er verschwand in einer Nacht plötzlich?"

„Plötzlich, mein Herr."

„Sie haben seitdem auch keine Nachricht, keine Spur von ihm?"

„Keine Nachricht und keine Spur."

„Haben Sie auch keinen Verdacht über den Grund und die Art seines Verschwindens?"

„Mein Herr, erlauben Sie mir, eine Frage an Sie zu richten?"

„Ich stehe zu Befehl."

„Setzen Sie das Verschwinden meines Neffen mit einem Verbrechen in Verbindung?"

„Ich nicht, gnädige Frau, aber das Gerücht, ein Gerücht, das mir amtlich angezeigt ist und das ich daher so viel als möglich weiter verfolgen muß."

„Nach Ihren Gesetzen?"

„Nach unseren Gesetzen."

„Auch auf die Gefahr hin, ohne allen Grund Personen zu beunruhigen, gar zu compromittiren?"

„Gnädige Frau, ich bin hierher gefahren, blos als wenn ich mir die Ehre geben wollte, Ihnen meinen Besuch zu machen. Außer Ihnen selbst kennt Niemand den Zweck meiner Anwesenheit hier und nur von dem, was Sie die Güte haben werden mir mitzutheilen, hängt es ab, ob noch irgend Jemand anders in der Welt erfahren soll, was mich hierher geführt hat."

„Sie üben Ihr Amt mit Rücksicht aus, mein Herr. Daß Sie es auch gegen mich thun, dafür bin ich Ihnen aufrichtig dankbar. Zum Beweise meiner Dankbarkeit werde ich völlig offen gegen Sie sein."

„Ich darf also um Antwort auf meine Frage bitten?"

„Sie fragten, ob ich einen Verdacht habe?"

„Ja."

„Ich habe keine Ahnung eines Verbrechens."

„Und wie erklären Sie das Verschwinden Ihres Neffen?"

„Die Zeit muß es aufklären. Bis jetzt ist es mir allerdings unerklärlich."

„Und dennoch glauben Sie an kein Verbrechen?"

„Nein, mein Herr."

„Darf ich fragen, gnädige Frau, woraus Ihr Hauspersonal besteht?"

„Aus meiner Dienerschaft."

„Und diese?"

„Ich habe eine Gesellschafterin, einen Haushofmeister, sechs Bedienten, drei Kammerjungfern, zwei Kutscher. Wollen Sie auch das Küchenpersonal wissen?"

„Vorläufig nicht. Sie haben auch einen Jäger?"

„Einen Förster eigentlich; zu meinem Gute gehören bedeutende Waldungen. Aber der Mann gehört nicht zu meinem Hauspersonal."

„Sondern?"

„Er wohnt mit seiner Familie etwa zehn Minuten vom Schlosse, dort hinten im Walde."

„Der Mann hat Familie?"

„Eine erwachsene Tochter."

Ich stutzte; der diplomatische Graf hatte von einem eifersüchtigen Jäger gesprochen. Hier mußte irgend eine Verwechselung vorliegen. Und doch fiel es mir so eigenthümlich, mit einer so sonderbaren Ahnung auf, als ich von der Existenz eines Försters hörte, der mit seiner erwachsenen Tochter in der Nähe des Schlosses, im Walde wohnte. Einen Grund, eine bestimmte Richtung meiner Ahnung konnte ich mir auf der Stelle nicht klar machen. Aber ich mußte den entdeckten Umstand weiter verfolgen.

„Wohnt der Förster allein im Walde?"

„Seine Wohnung ist das einzige Haus darin."

„Wie ist der Charakter des Mannes?"

„Er ist ein pflichtgetreuer, sehr strenger Mann."

„Und seine Tochter?"

„Wie so, mein Herr?"

„In welchem Rufe steht sie?"

„Ich habe mich nicht um sie bekümmert, aber auch nichts von ihr gehört."

„Sie haben sie auch nicht gesehen?"

„O doch, sie kommt manchmal zum Schlosse."

„Ist sie hübsch?"

Die Dame mußte sich einen Augenblick besinnen.

„O ja, sie ist recht hübsch."

Digitized by Google

Meine Ahnung bekam eine bestimmte Richtung.

Ich combinirte, aber anders, wie der Graf Alexander Ruthenberg. Des Letzteren Neffe war ein ausschweifender Mensch gewesen. Die Försterstochter war hübsch, sogar sehr hübsch. Das hübsche Mädchen hatte dem jungen Manne gefallen; der reiche, vornehme junge Graf dem Mädchen. Der Vater hatte sie über einer heimlichen Zusammenkunft im Walde ertappt. Er war strenge, er war wahrscheinlich, nach Art der meisten Förster, auch heftig; die tödtliche Waffe war sein täglicher Umgang. Wie nahe lag nun das Weitere!

Die Gräfin hatte meine Combination errathen. Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nein. Mein Neffe hatte mit dem Mädchen nichts zu schaffen."

„Wissen Sie das gewiß, gnädige Frau?"

„Ich wüßte es, wenn es der Fall gewesen wäre."

Ein sehr leises Lächeln flog über ihr Gesicht. Es war das erste Mal, daß sie lächelte. Ich glaubte, in ihrem Auge zu lesen: „Wenn er mit dem Mädchen zu schaffen gehabt hätte, er hätte es mir selbst gesagt."

Gegen den liederlichen Neffen war die gemessene, strenge Frau nicht gemessen und strenge gewesen.

Ich durfte meine neue Combination nicht ausschließlich verfolgen, und fragte weiter:

„Sie haben keinen zweiten Jäger, gnädige Frau?"

„Gewiß, ich zählte ihn unter die Bedienten."

„Er wohnt also im Schlosse?"

„In dem Souterrain für die Domestiken."

„Er ist ein junger Mann?"

„Ich denke, in der Mitte der zwanziger Jahre."

„Seit wann in Ihrem Dienste?"

„Seit beinahe einem Jahre. Ich habe ihn im vorigen Sommer aus Deutschland mitgebracht."

„Wie lange ist Ihre Gesellschafterin bei Ihnen?"

„Seit derselben Zeit."

„Sie ist eine noch junge Dame?"

„Sie wird neunzehn oder zwanzig Jahre zählen."

„Sind Ihnen ihre früheren Verhältnisse bekannt?"

„Nein, mein Herr. Ich suchte in Ems eine Gesellschafterin; das junge Mädchen stellte sich mir vor; sie gefiel mir, und das war genügend, um sie zu mir zu nehmen."

„Sie haben sich in der jungen Dame nicht getäuscht?"

„Wie so, mein Herr?"

„Sie hat sich Ihren Beifall zu bewahren gewußt?"

„Vollkommen. Sie ist ein gebildetes Mädchen, hat einen sanften, beinahe schüchternen Charakter und ist immer freundlich und dienstfertig."

„Sie hatte also keinen heftigen, leidenschaftlichen Charakter?"

„Durchaus nicht."

„Auch ihr sittliches Verhalten — verzeihen Sie mir die Frage, die ich nicht gut umgehen kann — ist keinem Tadel unterworfen?"

„Das junge Mädchen hat im Gegentheil sogar sehr strenge Grundsätze."

„Gnädige Frau, ich muß auch für die folgenden Fragen, so wie für die Bitte um deren offene Beantwortung vorher um Ihre Verzeihung bitten."

„Sie sind in Ihrem Amte, mein Herr, und ich weiß, was man der Obrigkeit schuldig ist."

„Wie war das Verhalten Ihres Neffen und Ihrer Gesellschafterin zu einander?"

Ich hatte bei der Frage wieder ein feines, etwas spöttisches Lächeln auf ihren Lippen erwartet. Ihr Gesicht blieb vollkommen unbeweglich. Und doch, ganz hinten in ihrem Auge glaubte ich einen leisen Schimmer von Unruhe zu bemerken. Keine halbe Secunde lang; ich glaubte ihn kaum zu sehen, da war er schon verschwunden.

Sie antwortete auf meine Frage mit vollkommen ruhiger und klarer Stimme, ein wenig stolz; aber der Stolz kam mir etwas zweideutig vor.

„Mein Herr, das Benehmen der Beiden gegen einander war ganz das eines Grafen Ruthenberg gegen die Gesellschafterin seiner Tante, und so umgekehrt."

Selbst die Worte konnte ich zweideutig, gar frivol finden, einmal im Munde einer Gräfin Ruthenberg, die nach einem Leben voll galanter Abenteuer nicht fromm geworden war, und andererseits nach der Kenntniß, die ich von dem Charakter zweier Grafen Ruthenberg durch einen derselben selbst erhalten hatte.

Indessen, bei dem Stolze, den sie mir einmal entgegengesetzt hatte, durfte ich nicht darauf rechnen, auf dem eingeschlagenen Wege zu meinem Resultate zu gelangen. Ich mußte einen andern betreten.

„Ihre Gesellschafterin hat ihre Zimmer Parterre, gnädige Frau?"

„Parterre, nach dem Garten hin."

„Es stößt ein Bibliothekzimmer daran?"

Wieder jener Schimmer einer Unruhe in ihrem Auge; diesmal deutlicher, länger. Sie sah mich zugleich unwillkürlich forschend mit dem unruhigen Auge an. Gleich darauf Verdruß in ihrer Miene, daß sie sich vergessen, daß sie Unruhe gezeigt hatte. Nur ein neuer Verrath, wie unruhig sie innerlich war, und wie vielen Grund sie dazu haben mußte.

Es hatte sich also in der That etwas Ungewöhnliches in dem Hause zugetragen, und ich war auf dem rechten Wege zu seiner Entdeckung. Es kam nur darauf an, den Weg nicht wieder zu verlieren.

Sie hatte trotz jener verrätherischen Zeichen rasch geantwortet:

„Ihr Schlafgemach stößt an ein altes Bibliothekzimmer."

Ich fragte eben so rasch weiter:

„Wann waren Sie, gnädige Frau, zuletzt in dem Bibliothekzimmer?"

„Ich erinnere mich dessen nicht."

„Nicht seit dem Verschwinden Ihres Neffen?"

„Nein, mein Herr. Seit Jahr und Tag wenigstens war ich nicht dort."

„Haben Sie seit diesem Verschwinden eine Veränderung in dem Benehmen Ihrer Gesellschafterin gefunden?"

„Ich wüßte nicht."

„Gnädige Frau, entschuldigen Sie die dringende Bitte, über diesen Umstand nochmals genau Ihr Gedächtniß befragen zu wollen. Ich würde bedauern, wenn ich —"

Sie fiel mir in das Wort, halb aufgebracht, halb wieder in jener eigenthümlichen Unruhe.

„Mein Herr, halten Sie mich für fähig, Ihnen die Wahrheit vorzuenthalten?"

„Gnädige Frau, ich darf vollkommen offen gegen Sie sein?"

Sie nickte stolz mit dem Kopfe.

„Ich habe in unserer bisherigen Unterredung von Ihnen bereits Andeutungen erhalten —"

„Von mir, mein Herr?"

„Die mich als Criminalrichter verpflichten, weitere Nachforschungen vorzunehmen, insbesondere die sämmtlichen Leute Ihres Schlosses zu vernehmen."

Sie wurde auf einmal beinahe heftig.

„Mein Herr, Sie wollten ganz offen gegen mich sein?"

„Ich war es, und werde es ferner sein."

„Wohlan, wer war gestern Abend bei Ihnen?"

Sie hatte sich selbst gefangen. Meine Worte hatten den Verdacht, vielleicht die Ueberzeugung in ihr geweckt, daß ihr Schwager bei mir gewesen sei, und mir Entdeckungen gemacht habe. Sie ahnte, sie wußte vielleicht diese Entdeckungen. Sie widersprach ihnen nicht; sie wurde gar durch sie beunruhigt. Ein klarer Beweis, daß sie nicht ganz unbegründet waren, mochte ihr Schwager sie ihr schon vorher mitgetheilt haben oder nicht. Im letztern Falle war sie auf eigenem Wege zu demselben Resultate gekommen, wie er, das Resultat war also noch mehr begründet.

Ich mußte ihr antworten. Die Wahrheit durfte ich ihr nicht sagen. Ich konnte aber auch nicht lügen. Ich ergriff einen Ausweg.

„Gnädige Frau, der Criminalrichter hat gesetzlich die Verpflichtung, auf manche Fragen, die an ihn gerichtet werden, keine Antwort zu ertheilen. Auf einer Beantwortung der Frage, die ich die Ehre hatte, an Sie zu richten, muß ich aber bestehen."

Sie sann nach. Sie legte ihre feine Hand über ihre Augen. So saß sie fast eine volle Minute unbeweglich. Sie fühlte, daß sie gefangen war. Aber dieses Gefühl hatte in der feinen, klugen, stolzen russischen Gräfin, die bisher nur Triumphe gefeiert hatte, und die nun von einem so tief unter ihr stehenden preußischen Criminalrichter sich besiegt sah, alle Leidenschaften eines stolzen und

Digitized by Google

wahrlich nicht reinen Herzens entzündet. Nur der Stolz und die Selbstbeherrschung der Dame von Welt vermochten den vollen Ausbruch ihres Hasses und ihrer Bosheit zurückzuhalten.

Sie erhob sich rasch von ihrem Sitze und richtete sich stolz vor mir in die Höhe, sie blickte mich mit dem Ausdrucke des verachtenden Hochmuths an. Dann sagte sie langsam und mit einer Stimme, die der haarscharfen und eiskalten Schneide eines Stahles glich:

„Mein Herr, ich für meine Person halte über Alles auf Ehre, und werde mich nie eines Verrathes theilhaftig machen. Thun Sie, was Ihres Amtes ist, auch in meinem Hause. Nur an mich, bitte ich, richten Sie keine Frage mehr. Ich empfehle mich Ihnen, mein Herr."

Sie nickte stolz wie eine Königin mit dem Kopfe, und ging in ein Nebenzimmer. Aber sie blieb gefangen. Ich hatte gewonnen Spiel. Gewonnen Spiel!

Es ist, es muß das Streben des Inquirenten sein, seine Partie zu gewinnen. Und seine Partie ist eine nothwendige für die menschliche Gesellschaft. Aber wie traurig, wie schrecklich ist sein Spiel in dem einzelnen Falle für die Personen, gegen die es gewonnen wird! Es geht um Glück, um Ehre, wie oft um den Kopf! Und ist dann der, der so sein Alles darin verliert, immer ein schlechter Mensch, ein Schurke, ein Bösewicht? Wie oft war nur Schwäche, Verführung, Aufbrausen der Leidenschaft, gar eine an sich edle Gesinnung da, und die arme Gerechtigkeit, wenn sie ihr Opfer erreicht hat, muß über die Binde des Rechts, mit der sie ihre Augen bedecken mußte, den Schleier der Trauer werfen, der Trauer darüber, daß sie doch nur eine arme, blinde menschliche Gerechtigkeit ist. Und wie gar oft ist sie auch das nicht einmal, sondern nichts, als ein starrer, entsetzlicher, selbst das menschliche Recht höhnender Gesetzes-Paragraph! Gegen wen sollte auch ich jetzt mein Spiel gewinnen? Gegen ein armes, tugendhaftes, schutzloses Mädchen, das ihre Tugend und ihre Ehre gegen die rohesten Angriffe vertheidigt hatte!

Die Combinationen des Grafen stimmten mit denen seiner Schwägerin. Sie waren bei Beiden auf die genaueste Kenntniß der Personen und Zustände gestützt. Der frivole Graf, dem nichts heilig war, hatte auch nichts zu schonen gehabt. Er war offen mit seinem Verdachte hervorgetreten; er hatte dabei vielleicht wirklich nur an das Vergnügen gedacht, seine feine Menschenkenntniß bestätigt zu sehen. Die Gräfin war um so zurückhaltender gewesen. Aber sie war eine Frau, die stets gewohnt gewesen war, den Schein zu retten. Ein Bekanntwerden des Verbrechens machte Eclat, griff die Ehre ihres Hauses, ihrer Familie an. Dafür ließ sie lieber ihren nächsten Verwandten in der Mördergrube, aus der er lebendig doch nicht hervorgezogen werden konnte.

Und brachte ein Bekanntwerden und eine Untersuchung des Verbrechens nicht auch nothwendig ihren eigenen, schweren Antheil an das Licht, dessen sie durch Dulden, vielleicht selbst durch Begünstigen der Verfolgungen des Getödteten gegen die Gesellschafterin an der Tödtung ihres eigenen Neffen sich schuldig gemacht hatte? Darum jene Unruhe, darum zuletzt ihr Zorn, ihr Haß gegen mich. Und konnte sie nicht noch größeren, schwereren, unmittelbareren Antheil an dem Verbrechen haben? Eine blos moralische Mitschuld hätte diese Dame kaum so beunruhigen können.

Allein war es denn gewiß, daß nur überhaupt ein Verbrechen, ein Mord vorlag? Und wenn dies, daß die Gesellschafterin die Thäterin sein müsse? Immer fiel mir wieder die hübsche Försterstochter in der einsamen Försterwohnung mit dem strengen, heftigen Vater ein.

Eins war gewiß, ich mußte meine Untersuchung fortsetzen. Noch wollte und konnte ich es mit solcher Schonung, daß ich die Criminalbeamten zurückließ.

Ich dachte über das Alles noch nach, als der Haushofmeister der Gräfin zu mir in's Zimmer trat.

„Die gnädige Gräfin hat mich zu Ihrer Disposition gestellt, Herr Kreisjustizrath."

„Ist die Gesellschafterin der Frau Gräfin zu Hause?"

„Sie ist in ihrem Zimmer."

„Ich bitte, mich zu ihr zu führen."

Er führte mich durch einen langen Gang fort bis an das Ende des Gebäudes. An der vorletzten Thür blieb er stehen.

„Hier."

Ich bat ihn, mich allein zu lassen. Er ging.

Ich klopfte an die Thür.

Mir selbst klopfte das Herz. Eine der grausamsten Operationen meines Amtes sollte wieder beginnen. Und gegen wen, gegen welche Unglückliche sollte ich sie vornehmen?

„Herein!" rief eine sanfte weibliche Stimme.

Ich öffnete die Thür, und trat in das Zimmer.

Eine junge Dame saß an einem kleinen Arbeitstisch und stickte. Sie war sehr schön. Als sie mich sah, stand sie auf, und empfing mich als Dame von Welt. Aber sie sah mich mit einem gewissen unruhigen Befremden an. Die Farbe ihres Gesichts veränderte sich leicht, und auf einmal wurde ihr Blick ängstlicher.

War das jener ängstliche Blick, womit jeder Verbrecher, wenn er einen Fremden sieht, wenn er nur eine Thür plötzlich aufgehen hört, forschen muß, ob nicht schon Polizei und Gerichte hinter ihm seien? Ich sollte in einer Minute Gewißheit darüber haben.

Mein erster Blick in das schöne, edle, weiche und unglückliche Gesicht hatte mir gesagt, daß ich hier keinen so schweren Stand, wie bei der Gräfin haben werde. Wie bei dem Grafen die Frivolität, so kamen mir hier weicher, edler Sinn und das Unglück entgegen. Auch die Züge eines tiefen Unglücks hatten in das schöne Gesicht sich eingeprägt. Sie hatte bei ihrer Arbeit geweint. Ich glaubte, die Thränen noch zu sehen.

„Mein Fräulein, ich bin der Kreisjustizrath — aus —."

Sie war die Verbrecherin! So konnte bei dem Namen des bekannten Criminalbeamten nur das Schuldbewußtsein erschrecken. Ihr Gesicht überzog sich mit Leichenblässe. Die Stickerei, die sie noch hielt, flog in ihrer Hand hin und her. Sie konnte kein Wort sprechen. Sie schwankte zu einem Sopha, und lud mich mit einem Wink der zitternden Hand ein, neben ihr Platz zu nehmen. Ich folgte ihr.

Sie war schuldig. Es war mir beinahe kein einziger Zweifel mehr; aber das tiefste Mitleid für die Unglückliche kämpfte in mir mit meiner Amtspflicht. Ich ließ ihr Zeit, sich zu fassen. Sie war ja doch mein. Dann begann ich mein trauriges Frageviel.

„Darf ich um Ihren Namen bitten, mein Fräulein?"

„Ottilie Braun," antwortete sie leise. Sie gewann erst nach und nach ihre Stimme ganz wieder.

„Ihre Heimath?"

„Ich bin eine Rheinländerin."

„Seit wann sind Sie hier?"

„Seit vorigem Spätsommer. Ich war kurz vorher, in Ems, zu der Frau Gräfin als Gesellschafterin gekommen."

„Wo waren Sie früher gewesen?"

„Auf einem Gute am Rhein, gleichfalls als Gesellschafterin."

„Vor einigen Wochen war der Neffe der Gräfin, ein Graf Paul Rathenberg, zum Besuch hier?"

„Ja, mein Herr."

Sie sprach die Worte fest. Sie hatte sich mehr gefaßt, als ich erwartet hatte. Das Gefühl der äußern Ehre, die Liebe zum Leben, die Furcht — auch die Furcht — der unwiderstehliche Trieb der Selbsterhaltung hatte auch dieses weiche Geschöpf mit jener großen, manchmal wunderbaren Kraft ausgerüstet, die in solcher Weise fast nur der Inquirent kennen lernt, die so oft alle seine Combinationen, alle seine Versuche, alle seine Mühe zu Schanden macht. Das Gesetz verdammt, straft diese Kraft deshalb. Und doch ist sie so rein menschlich.

„Wie lange blieb er hier?" fuhr ich fort.

„Er war vierzehn Tage hier."

„Wohin ging er von hier?"

„Mein Herr, er war hier plötzlich in einer Nacht verschwunden, und man hat seitdem keine Nachricht von ihm."

Sie sprach auch diese Worte mit großer Festigkeit und Sicherheit.

„Verschwunden? Ueber seiner Entfernung läge also der Schleier des Geheimnisses?"

„Es scheint so."

„Auch für Sie, mein Fräulein?"

Ich sah sie bei der plötzlichen Frage scharf an. Keine Muskel zuckte in ihrem Gesichte. Sie konnte sogar meinen Blick ertragen. Sie hatte in der That jene wunderbare Kraft gewonnen. Aber ich mußte sie ja brechen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Frauen in Indien.

„Nichts Beſſer's lob' ich mir an Sonn und Feiertagen,
Als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei,
Wenn hinten, weit in der Türkei,
Die Völker auf einander ſchlagen."

So ſagt der ewige, bekannte Philiſter in Fauſt's ewigem Oſtermorgen.

Es iſt gerade wieder Oſtern, während ich hier ſchreibe. Wer ſorgte diesmal für Krieg und Kriegsgeſchrei zum Oſterfeſte? Die Engländer. Wenn dieſe nicht wären, wo ſollt's herkommen jetzt in dieſer ſtillen, ſtillen Zeit zu Hauſe? Und wie beſorgen ſie's dem Philiſter! Nicht hinten in der Türkei, nein, noch viel weiter hinten in China und Indien „ſpalten ſie ſich die Köpfe, geht Alles durcheinander und nur zu Hauſe bleibt's beim Alten," wie der zweite Philiſter ſagt. Und nicht blos dahinten, ganz weit hinten ſorgen die Engländer für unſere politiſchen Oſterkuchen, auch zu Hauſe bei ſich im Parlamente, wo ſie Indien reformiren und dadurch das ganze Land in Bewegung ſetzen, weshalb ſie auch die Reformen zu Hauſe wieder aufſchieben.

Indiſche Frauen im Hauſe.

Was liegt am eigenen Hauſe? Es iſt nobel, es iſt erhaben, ſich für die fernſten Völker und deren Wohl aufzuopfern, wie dies die Engländer für Indien thun. Das Parlament, heißt es, wird nichts weiter reformiren, als Indien. Für Indien hat man das Zollmaß der Größe für Rekruten erniedrigt und das Kaufgeld erhöht. Die Werbeofficiere laſſen Geld und Bier und Schnaps fließen in den Kneipen, um Luſt zu machen und gut zu kaufen. Bekommen ſie doch auch noch für jede Quantität eingelieferte Waare Extra-Prämien. Man dachte ſogar an Soldatenwerbung unter den Negern in Afrika für Indien. Alles für Indien und für die deutſchen Philiſter, die wenigſtens an Sonn- und Feiertagen ihr Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei haben wollen. Das Schlimmſte ſcheint in Indien überwunden zu ſein. Scheint! Das Schlimmſte kommt noch, die Reform! Sie liegt dem Parlamente zwar fix und fertig als Regierungs-Recept vor, aber ſie muß erſt parlamentariſch durch friedliche Intereſſen hindurchfiltrirt und dann auch den Indiern eingeimpft werden, dieſen ſtill wüthenden, zerfleiſchten, gegen Engländer todfeindlichen, in die verſchiedenſten Racen, Völker, Religionen, Stände, Claſſen und Kaſten zerklüfteten, unverſtandenen, fernen, verſchloſſenen, verſteckten, unheimlich brütenden und lauernden Bewohnern ungeheuerer Ländermaſſen. Wie will die Reform den tiefgewurzelten Verhältniſſen dieſer Völker, ihrem furchtbaren Feudalismus zwiſchen Zemindar's und Ryot's (ariſtokratiſchen Grundeigenthümern und Pächtern), ihrem Muhamedanismus, Brahmaismus und Buddhismus (in verſchiedenen Secten) beikommen? Von alle dem iſt in der Reform gar nicht die Rede. Es iſt blos eine andere, problematiſche Reform des Formalismus, mit welchem Engländer Indien beherrſchen ſollen. Von inneren Verbeſſerungen weiß man auch nichts. Die allerweſentlichſte wird nur beiläufig außerhalb des Parlaments von Zeitungen vorgeſchlagen — die Erziehung des weiblichen Geſchlechts in Indien. Napoleon ſagte ſchon ganz richtig, daß das Wohl und Wehe der Länder und Völker von Frauen, Müttern, Erziehung des nachwachſenden Geſchlechts und nicht von Diplomaten abhänge. In Indien haben die Eingebornen ſeit Jahrhunderten das weibliche Geſchlecht ohne Erziehung

und Schule verwahrloſt, die Hindu's noch mehr, als die Muhamedaner, und die Engländer haben zwar ein „Jung-Indien“ geſchaffen aus männlichen Individuen, aber keine jungen Mädchen und Frauen dazu, ſo daß das engliſche „Jung-Indien“ an den Frauen zu Grunde geht.

Jung-Indien iſt eigentlich blos Jung-Bengalen, denn auf Bengalen beſchränkt ſich dieſe „Reform.“ Jung-Bengalen beſteht aus jungen, brahminiſchen, reichen Hindu's, die engliſche Regierungsſchulen beſuchen und daraus hervorgegangen ſind. Es iſt kein einziger Muhamedaner darunter. Dieſe haſſen alles Chriſtenthum und beſonders Engliſchthum heißer, hartnäckiger als je. Miß Martineau erzählt in ihrer Geſchichte Indiens, wie die jungen Muhamedaner in ihren Schulen alle Tage im tödtlichſten Haſſe gegen Chriſten- und Engliſchthum unterrichtet werden.

Die Regierungsſchulen der oſtindiſchen Compagnie, theils Gymnaſien, theils Univerſitäten, beſchränken ſich deshalb auf elaſtiſche, ſchlanke, empfängliche, liſtige, ariſtokratiſche junge Hindu's. Sie leſen Shakeſpeare, Milton, Byron u. ſ. w., lernen einige Elementar-Wiſſenſchaften und laſſen ſich dann anſtellen. Das iſt ihr Wiſſenſchaftstrieb, d. h. ſie lernen eigentlich nichts und bleiben außerdem Hindu's, deren Bildung nur dazu dient, ſie zu Sclaven und Opfern ihrer höheren Civiliſation zu machen. Sie fahren oder ſchweben in Sänften in die prächtigen Säle der Hindu-Univerſität zu Calcutta, werfen ſich auf ſeidene Kiſſen und hören zu, was der Profeſſor ſagt. Dann fahren oder ſchweben ſie wieder fort zu luxuriöſen Mahlen, in parfümirte Bäder, zu tanzenden Bajaderen mit Wein, ſeidenen Kiſſen, Geſang, Schwelgerei, Luſt und Liederlichkeit! Alle ſind verheirathet, ſechzehnjährige Bengels mit elf- bis zwölfjährigen Mädchen, die zu Hauſe eingeſchloſſen ſitzen bleiben, ſich putzen und rauchen und durch ihre Stupidität den Mann deſto ſchneller und länger von ſich forttreiben, je civiliſirter und emancipirter er durch die „Univerſität“ geworden. Die Köpfe und Herzen dieſer Frauen ſind öde, öde Wüſten, oft ſchön von außen, aber inwendig leer, leer, leer, roh liſtig, eiferſüchtig auf ihre Colleginnen (denn Alle haben mehrere Frauen), träge, unbeholfen, nach Tabak ſtinkend, gelbzähnig, faltig und alt und welk im ſiebzehnten Jahre, Vogelſcheuchen gegen die durch Tanz und Uebung und Umgang, Leben und Reiſen friſch und graciös gewordenen Bajaderen, mit denen denn auch Jung-Bengalen ſeine Abende zubringt, ſtatt in ſeinem öden Harem zu Hauſe. Jung-Bengalen hat durch die engliſchen Regierungsſchulen ſeine Götter verloren und keinen Gott, nicht einmal den der Wiſſenſchaft und der moraliſchen und intellectuellen Kraft, bekommen: es ſind Atheiſten. Die Frauen zu Hauſe erſcheinen ihnen wie Wahnſinnige in einer fieberiſchen Maſſe von Götterbildern und wahren Augiasſtällen von Aberglauben. So iſt das öffentliche und Privatleben dieſer jungen Hindu's, auf welche die Engländer ihre Hoffnungen bauten, demoraliſirt, zerriſſen und verwahrloſt durch und durch. Man hat bei dieſer „Reform“ nicht an die Frauen gedacht.

Hier iſt ein Harem eines ſolchen Jung-Bengalen, von einem Indier gemalt. Das Original, im Beſitze des Prinzen Soltykoff, iſt photographirt und danach in Holz geſchnitten worden, wie wir es vor uns ſehen. Sechs ſchöne Frauen eines jungen Bengalen in ihrem „Zenana“, worin ſie ihr Leben, ärger verſchloſſen, als die der Muhamedaner, verkauern, verputzen und verrauchen. Einige tragen Ringe mit Diamanten in der Naſe, wie dies in einer beſtimmten Gegend noch Mode iſt. Die beiden ohne Ringe ſind Brahminentöchter Bengalens.

Ihre Zenana's oder Gefängniſſe beſtehen aus leeren Wänden ohne Meubles. Sie kauern auf dem Boden herum, thun, denken und fühlen nichts und rauchen ſtarken Tabak oder Opium dazu.

Zur Abwechſelung kratzt dieſe oder jene ſich einmal in den Haaren oder auf einer verſtimmten Guitarre. Sie wurden von dem Manne unter beſtimmten Ceremonien gekauft, damit er ſeinem Range und Stande und Reichthume gemäß ſagen könne: Ich habe ſo und ſo viel Frauen, wie bei uns der Bauer nach der Menge ſeiner Pferde und Kühe für reicher oder ärmer gehalten wird. Nur daß dieſe Frauen nichts produciren, nicht einmal Kinder, die, wenn ſie ſich in einzelnen Fällen einſtellen, weder einen liebenden Vater, noch eine zarte, mütterlich weiſe und gefühlvolle Mutter kennen lernen und zwiſchen dem entnervendſten Aberglauben und der Demoraliſation väterlicher Civiliſation elendiglich aufwachſen. An Jung-Bengalen ſehen die Engländer nun, woran es fehlt: an Frauen und Müttern. Engländer, die Indien kennen, ſehen dies ein, aber die indiſche Reform-Bill weiß noch nichts davon. „Erzieht das weibliche Geſchlecht!“ rufen die wirklichen Reformer. Dieſes iſt aber verſchloſſener, als die Caſſe des echten Hindu. Wohl dem, der zu Hauſe ſäet und erntet und nicht, wie die Engländer, die Exiſtenz der Heimath von ſolchen fernen, vergrabenen Schätzen abhängig machen muß!

Sclavenleben in Nordamerika.

Zweiter Artikel.

Die Sclaven-Aufſeher leiſten in der Führung der Peitſche oft mehr, als der geſchickteſte Piſtolenſchütze, der das Licht zu putzen verſteht, ohne die Flamme auszulöſchen. Dieſe Geſchicklichkeit iſt aber faſt nothwendig zu ihrem Amte, denn wenn ſie den Neger wegen Fahrläſſigkeit oder Faulheit ſtrafen wollen, ſo ſollen ſie ihn ſo ſtrafen, daß er nicht arbeitsunfähig wird, daß er Nichts an ſeinem Werthe einbüßt! Ein ungeſchickter Hieb könnte ihm das Auge ausſchlagen, daß er um Hunderte von Thalern weniger werth wäre! Ein ungeſchickter Hieb könnte ihn auf Wochen in's Bett und auf die Krankenliſte bringen, und würde dem „Herrn“ bedeutenden Schaden zufügen! Das Augenmerk eines „kunſtgerechten Peitſchers“ (ſie heißen in der That „Scientific whippers“, wiſſenſchaftlich gebildete Peitſchenführer) geht daher dahin, dem Neger blos die Haut aufzuritzen, ohne ihn arbeitsunfähig zu machen. Das „Hautaufritzen“ verurſacht Schmerzen, tolle, wahnſinnige Schmerzen, aber es hindert nicht am Gebrauche der Glieder!

Außer der Peitſche gibt's natürlich noch andere Strafarten. Sie werden aber ſelten angewandt, außer bei wirklichen Vergehen. Manchmal ſind dieſe Vergehen nur Sclavenvergehen, keine allgemein menſchlichen Vergehen, allein Vergehen ſind's immerhin, und der Sclave weiß, daß er ein Vergehen begeht. Darunter ſind zu rechnen: das Beſuchen einer andern Plantage in heimlicher Nacht (oft und viel nur aus Liebesſehnſucht, um die erkorne Schönheit eines andern Sclavenbeſitzers zu ſehen; oft und viel aber auch, um einen Entweichungsfall vorzubereiten), oder das Stehlen eines Bootes, um auf dem nahen Fluſſe zu fiſchen oder — durchzugehen. In dieſen Fällen — den Entfliehungsverſuchen, oder auch den Vorbereitungen dazu, werden Fußeiſen und Handfeſſeln angewandt. Der Overſeer nennt dieſe Inſtrumente: Jewelry, Geſchmeide, denn er iſt ein ſpaßhafter Mann, und weiß ſeine Torturen mit Witzen zu verſchönern. In gewöhnlichen Fällen, bei Diebſtahl, Ungehorſam u. ſ. w. wendet man die Neck-Yokes oder die Stocks an. Die Neck-Yokes oder „Nackenjoche“ ſind hölzerne Joche mit eiſernen Ringen. Zwiſchen dieſe wird der Hals des widerſpenſtigen oder diebiſchen Niggers geſteckt, und derſelbe wird, trotzdem daß das Joch ſeine dreißig Pfund wiegt, und trotzdem daß der Körper ſich in dieſem „Schmuck“ nur mühſelig bewegen kann, gezwungen, ſeine gewöhnliche Arbeit nach wie vor zu verrichten. Die Stocks beſtehen aus einem ſehr dicken und breiten eichenen Brete, das aufrecht in den Boden gerammt iſt. In dieſem Brete befindet ſich etwa 3½ Fuß vom Boden ein Loch, das groß genug iſt, den Hals eines Menſchen durchzulaſſen. Wird nun der Nacken des zu Strafenden mit dem Kopfe hier hinein gezwängt, ſo muß er natürlich ganz krumm gebückt ſtehen, und ſchon dieſes „Gebücktſtehen“ macht nach kurzer Zeit große Schmerzen. Damit iſt aber der Aufſeher nicht zufrieden, ſondern er bringt im Rücken ſeines Opfers ein anderes ähnliches Bret an, das mit zwei kleineren Löchern verſehen iſt. Durch dieſe zwei Löcher werden nun die Hände des Negers gezwängt, indem ihm die Arme auf dem Rücken gebunden werden. Dieſe Stellung verurſacht außerordentliche Schmerzen, und der Sträfling hält dieſelben nur wenige Stunden aus; dann verfällt er in Convulſionen und Krämpfe, die ſeinem Leben bald ein Ende machen würden, wenn man ihn nicht losſchnallte. Dies geſchieht jedoch augenblicklich, da man den

Digitized by Google

Sclaven nicht tödten, sondern nur strafen will. Die Stocks werden nur bei Nachtzeit angewandt, und es muß daher ein Sclave bei dem Sträfling wachen, um den Oberseer sogleich zu benachrichtigen, wenn die Krämpfe sich einstellen. Zur Nachtzeit aber werden die Stocks angewandt, weil der Neger bei Tage arbeiten muß.

Dies sind die schwersten Strafen, die vorkommen; denn die Erzählungen von anderen härteren Torturen, die hie und da in den Blättern und Parteibrochüren zu lesen sind, beruhen wohl, wenn nicht immer, doch großentheils auf Erfindung. Das Loos der Sclaven ist schon an sich hart genug; die „Antisclavereischreiber," die „Abolitionisten" machen es aber in ihren Beschreibungen wahrhaft haarsträubend. So las ich einmal folgende Philippica:

„Eiserne Halsringe mit Zacken, die in's Fleisch schneiden, winden sich um ihren Nacken (um den der Sclaven nämlich), schwere Ketten und Gewichte schleppen sie bei ihrer Arbeit auf dem Felde an den Füßen, Glocken und eiserne Geweihe tragen sie an den Kopf geschmiedet. Wochen lang werden sie Tag und Nacht in Hundeställe gesperrt, wo sie nicht liegen und nicht stehen und nicht sitzen können. Stunden lang haben sie Knebel vor dem Munde, bis sie Schaum speien. Man bricht ihnen die Vorderzähne aus, um sie kenntlich zu machen, und peitscht sie, bis sie eine blutige Masse sind; dann gießt man Salzwasser darüber, und reibt spanischen Pfeffer in die Wunden. Man zerfleischt ihnen den Rücken mit Messern, schlitzt ihnen die Haut auf, und läßt sie von wüthenden Katzen zerreißen. Man hetzt sie mit Bluthunden, schießt sie nieder, schneidet sie in Stücke, oder hängt sie an den Beinen auf, und kitzelt sie, bis sie besinnungslos werden; dann weckt man sie, und schlägt sie, bis sie den Geist aufgeben. Man schneidet ihnen die Ohren ab, sticht ihnen die Augen aus, bricht ihnen die Glieder und brennt sie, bis sie zu Tode geröstet sind."

Eine solche Behandlungsweise soll die gewöhnliche sein!! Ich für meinen Theil habe nie etwas auch nur halbwegs Aehnliches gesehen, abgesehen davon, daß flüchtige Sclaven mit Hunden verfolgt werden, um ihre Spuren desto leichter aufzufinden. Und daß, wie natürlich bei solchen „Treibjagden", das Wild, besonders wenn es sich widersetzt, oft und viel sein Leben einbüßt oder, wenn lebendig gefangen, schwer mißhandelt wird, kann man sich denken. Dagegen liegt bei obigen Behauptungen die Lüge so auf platter Hand, daß wohl weiter kein Wort darüber zu verlieren sein wird. So handelt Niemand gegen einen Esel, einen Ochsen, ein Pferd, und ein Sclave hat zehn und zwanzig Mal so viel Werth! Wohl mag in der ersten Wuth schon manche Grausamkeit vorgekommen sein, aber — Mord an einem Sclaven wird mit Tod gestraft, und Niemand in der Welt ist so thöricht, daß er sein Eigenthum bei kaltem Blute vernichtet!

Im Gegentheil, die Sorge für die Sclaven ist groß, nicht etwa aus Menschlichkeitsgefühl und Mitleid, sondern weil der Sclave der Reichthum, das Vermögen des Südländers ist.

Im Süden werden jährlich über 2000 Millionen Pfund Baumwolle erzeugt, und ein gesunder Sclave im besten Alter trägt daher jährlich 350—450 Dollars ein. Bei den Zuckerplantagen ist der Ertrag eines Sclaven noch höher, oft bis zu 600 Dollars. Sollte der „Herr" den Sclaven arbeitsunfähig zu machen suchen? Im Gegentheil, der Aufseher, der nicht für des Sclaven Leibesnothdurft so gut als möglich sorgt, hat einen bösen Stand. Bei der geringsten Kleinigkeit wird nach dem Doctor und Apotheker gesandt, und nie wird der weiße Arbeiter im Norden im besten Spitale so viel Sorgfalt auf sich verwendet sehen, als der Nigger im Süden. Und — ist es nicht eine bekannte Thatsache, daß der erwachsene kräftige Sclave seine fünfzehnhundert und noch mehr Dollars kostet? Sollte ein solch' werthes Leben nicht gespart werden? Ist es vernünftig, zu glauben, daß es bei den Sclavenhaltern Regel sei, Eigenthum von solchem Werthe zu Tode zu peinigen? — Wie es aber mit den erwachsenen Sclaven gehalten wird, so auch mit den jugendlicheren, denn mit dem vierzehnten Jahre ist ein männlicher, und mit dem zwölften ein weiblicher Sclave bereits seine tausend Thaler werth. Nur die Alten und Gebrechlichen werden als unnützes Möbel behandelt; aber diese geben keine Veranlassung zur Strafe. Sie wissen, daß sie das Gnadenbrod essen, darum suchen sie auch nicht zu entfliehen; sie sind nicht widerspenstig, sie werden daher selten oder nie die Peitsche zu kosten bekommen. Darum ist es auch eine constatirte Thatsache, daß auf Cuba die Sterblichkeit unter den Sclaven eine doppelt so starke ist, als in den Vereinigten Staaten, weil sie dort über die Maßen angestrengt, hier aber geschont werden. Dort kann man die Todten durch den Ankauf „frisch importirter Waare" ersetzen, in Nordamerika nicht, weil das Importiren von Negern aus Afrika streng verboten und verpönt ist. Das ist der Unterschied!

Würde für die sittliche und geistige Ausbildung des Negers so viel oder nur halb so viel gethan, wie für sein körperliches Wohlbefinden, so wäre der Nigger so übel nicht daran. Allein für das Erstere geschieht wenig oder gar nichts. Von Schulunterricht ist keine Rede. Kein Nigger, der auf einer Plantage arbeitet, soll lesen und schreiben lernen. Er könnte sich ja sonst selbst einen Paß schreiben und damit durchgehen! Ein Sclave muß nämlich, wenn er irgendwohin außerhalb der Plantage gehen will, von seinem Herrn oder dessen Aufseher einen Paß haben, als Beweis, daß er das Recht hat, vom Hause abwesend zu sein. — Von Lesen und Schreiben ist keine Rede, wohl aber vom Kirchengehen. Dem Plantagenbesitzer ist es zwar hierbei wohl auch nicht um das Seelenheil dieser „schwarzen Satanskinder," wie er sie heißt, zu thun, aber darum ist es ihm zu thun, daß seine Sclaven zu Gehorsam und Unterwürfigkeit ermahnt werden. Und von was predigt nun der Geistliche? Vom Esau predigt er, und wie ein Esau sein Erstgeburtsrecht verspielt habe! Die Neger aber sind nach seiner Darstellung die Nachkommen Esau's, und demnach zu Sclaven geboren!

So wird die Bibel benutzt, um den Niggern den Segen der Sclaverei begreiflich zu machen, und nie fehlt es in einer solchen Predigt an Lobpreisungen der Güte des Plantagenbesitzers. „Läßt er ihnen (den Sclaven) doch das Leben, und gibt ihnen Nahrung und Kleidung. Straft er sie ja doch nur wie ein Vater seine Kinder, wenn sie ungehorsam und böse sind, und läßt ihnen sogar ihr Vergnügen, wenn sie lieb und folgsam waren!"

Und nicht eine Secte des in Amerika so sehr in Parteien zerfallenen Christenthums ist da, die nicht denselben gleißnerischen Predigtton anstimmte; im Gegentheile, der Anglicaner predigt dieselbe scheinheilige Lüge so gut, als der Methodist, und der Presbyterianer so gut, als der Unitarier, natürlich — ein Geistlicher, der so predigt, wird zur Tafel des „Edelherrn" gezogen; Einer, der anders spräche, würde mit Hunden von der Plantage gehetzt; aber zur Ehre der Menschheit muß ich es sagen, es hat doch auch schon solche Männer gegeben, die so sprachen, daß sie mit Hunden fortgehetzt wurden. Sie sprachen so mit Gefahr ihres Lebens!

Auf diese Art leben, halb Thier, halb Mensch, mehr als 2,500,000 Neger im freien Amerika, drei Viertheile der ganzen Sclavenbevölkerung. Das letzte Viertheil, die andern 700,000 von den 3,200,000 Sclaven, die Nordamerika im Ganzen hat, gehören einer andern Abtheilung der Sclaverei an, der Abtheilung der „Hausclaven" und der „ausgemietheten Sclaven."

Die Sclaven, die am schlechtesten daran sind (in körperlicher Beziehung nämlich, die geistige ist bei allen so ziemlich gleich vernachlässigt, obgleich einige Besserung bei den höhern Classen, besonders den „ausgemietheten Sclaven" zu bemerken ist), sind die Feldsclaven auf den Zucker- und Baumwollenplantagen, und darum sind es auch diese Sclaven, bei denen die meisten Desertionen vorkommen. Unter hundert Flüchtlingen sind immer neunzig von Zucker- und Baumwollenplantagen! Am zweitbesten daran sind die Sclaven der Staaten, die schon zu kalt sind, als daß Reis, Zucker und viel Baumwolle fortkäme. Sie sind halb Haus- halb Feldsclaven, d. h. diejenigen, die am meisten Aehnlichkeit mit weißen Knechten haben. Die dritte Classe bilden die „Hausclaven im engeren Sinne, und die vierte die „vermietheten Sclaven."

Im ganzen Süden Amerika's kennt man keinen weißen Diener, keine weiße Dienerin. Der Weiße müßte sich vor Scham verkriechen, der sich so weit herumtergäbe, einen andern „seines Gleichen" zu bedienen. Ja, die „weiße Herrin" und der „weiße Herr" könnten sich gar nicht darein finden, von weißen Händen Dienste anzunehmen, die sich nach südlichen Begriffen „für den Freien nicht ziemen." So besteht die ganze Dienerschaft eines Hauses aus Sclaven. Der Bauer (Farmer) in Kentucky freilich braucht nicht viel Dienerschaft und er wird daher von seinen Sclaven keinen einzigen zum förmlichen Kammerdiener machen. Nein, er verwendet auch seinen persönlichen Diener auf dem Felde und bedient sich zur Noth höchst eigenhändig.

Aber der gräfliche Plantagenbesitzer! Nicht blos er hat sei-

Digitized by Google

nen Lieblingsdiener, auch die Frau hat einen, eben so die Tochter und der Sohn. An schwarzen Kammerzofen, Bedienten für die Gäste ist eben so wenig Mangel und die Aufwärter bei Tische sind natürlich ebenfalls alle schwarz. Es ist eine kleine Hofhaltung, nur daß alle Aemter und Aemtchen von Negern ausgefüllt sind. Natürlich gestaltet sich das Schicksal des Sclaven, der bei seinem Herrn den Kammerdiener spielt, oder der Sclavin, die als Kammerfrau fungirt, ganz anders, als das Loos des Feldsclaven, welchen der Herr kaum sieht und um den er sich auch nie bekümmert. Den Feldsclaven kauft der Herr, wenn er ihn braucht, und verkauft ihn, wenn er ihn nicht mehr braucht. Er betrachtet ihn blos vom Standpunkte der „Nützlichkeit" aus; deshalb preßt er auch so viel „Nutzen" aus ihm heraus, als irgend möglich ist. Ueberdies steht der Feldsclave nur mittelbar unter dem „Herrn", unmittelbar aber unter dem Sclavenaufseher und seiner grausamen Ruthe.

Ganz anders der Hausclave. „Er bekommt seine Befehle unmittelbar von seinem Herrn; er hat es nur mit diesem zu thun, der sich doch jedenfalls unter die „Gebildetsten" der amerikanischen Union rechnet und auch fast ohne alle Ausnahme darunter zu rechnen ist. Er ist in steter, unmittelbarer Berührung mit dem „Herrn", der „Frau", der „Tochter", dem „jungen Herrn" und den „Gästen". Seine Behandlung ist daher eine ganz andere, weil seine Stellung eine andere ist. Der „Herr", die „Frau", die „Miß" (das Töchterlein des Hauses) stehen auf vertrautem Fuße mit ihm; er hört Alles, was gesprochen wird; er sieht Alles, was in der Familie vorgeht; er ist der vertraute Diener, wächst mit dem jungen Herrn auf, wie sein Vater mit dem alten, und lebt und stirbt mit ihm. Durch ganze Generationen hindurch gehören sie zu einander. Dadurch entsteht ein ganz anderes Verhältniß; der Herr und die Dame des Hauses haben sich an ihre „Diener" gewöhnt, sie können sie kaum mehr „entbehren"; der Sclave oder die Sclavin betrachtet sich aber als „zur Familie gehörig". Der Hausclave oder die Hausclavin sind also weniger Sclaven als Kammerdiener oder Kammerfrau, und daher kommt es, daß eine Anhänglichkeit zwischen „Herrn und Sclave" entsteht, die im freien Norden Amerika's (und ohnehin im freien Europa) gar nicht begriffen wird. Man hat Hunderte von Beispielen, daß ein solcher Hausclave von den „Abolitionisten" (den Feinden der Sclaverei und den Freunden einer alsbaldigen, wenn auch gewaltsamen Befreiung der Nigger) freigemacht wurde und nun thun konnte, was er wollte, daß er aber nichts Besseres zu thun wußte, als sich bald wieder unter die Botmäßigkeit seines früheren Herrn zu begeben. Freiwillig und mit Lust und Freude kehrt er in die Gefangenschaft zurück, die ihm eine liebe Heimath ist. In der That hat es auch der Hausclave in materieller Beziehung meist weit besser, als der freie Diener des freien Herrn in den freien Staaten. Seine Arbeit ist gering, fast für Nichts anzuschlagen, sein Essen und Trinken ist gut, seine Behandlung sanft, vertraulich. Es fehlt ihm die abstracte, die theoretische Freiheit, aber die praktische Freiheit, das praktische Wohlergehen hat er in vollem Maße. Von Strafe oder gar von körperlicher Mißhandlung ist selten oder nie die Rede, und wenn eine Strafe nöthig ist, so verhängt sie der „Herr" selbst und dieser züchtigt mit „gebildeten" Händen. Die härteste Strafe für einen Hausclaven ist daher die, zu den Feldsclaven verstoßen zu werden. Es ist ihm dies so viel, als den Russen eine Verbannung nach Sibirien, es ist sein Tod. Selten aber kommen solche „Verstoßungen" oder gar vollends „Verkäufe" von Hausclaven vor, nur bei wirklichen Verbrechen (Diebstahl u. dgl.). Im Gegentheil, die ganze Familie des Hausclaven, vom Jungen bis zum Greise, vom lallenden Mädchen bis zur alten Matrone, die vielleicht die „Herrin des Hauses" vor vierzig Jahren auf den Armen getragen, — Alles wird als „unveräußerliches Gut des Herrenhauses" betrachtet. Es ist der Stolz des Sclaven so wie des Herrn, daß ihre Großväter schon einander angehört haben. Was bekümmert sich ein solcher Sclave um die ideelle Freiheit? Er hat gar keinen Begriff davon.

Anders steht es mit dem „ausgemietheten Sclaven."

In den Städten des Südens (nicht auf dem Lande, den Plantagen, denn ein Mittelding zwischen Pflanzung und Stadt, also ein Dorf, gibt es nicht) leben viele Reiche, die ihr Vermögen in „Sclaven" stecken, gerade wie ein Stallmeister sein Geld in Pferde steckt. Der Stallmeister hält die Pferde nicht, um selbst darauf zu reiten, — dazu braucht er blos eins, höchstens zwei, — sondern um sie auszuleihen. Gerade so macht es der städtische Sclavenhalter auch. An Leuten, die Sclaven miethen, ist aber nie Mangel. Im Süden gibt es, wie schon oben bemerkt, keine weißen, keine freien Diener. Der Weiße würde sich brandmarken, wollte er sich zu einem solchen Dienste hergeben. Darum sind in einem Hotel z. B. alle Bedienstete — Sclaven; die Köchin ist's eben so gut, als der Aufwärter bei Tische, die Weißzeugverwalterin, wie der Zimmerkellner. Ja, der Oberkellner sogar ist ohne Ausnahme ein Schwarzer. Eben so ist's in den Kaufläden, an den Werften, in den Docks und überall. Der Nigger und die Niggerin ist's, welche die „Dienstarbeit" verrichten. Somit fehlt es nie an Leuten, welche auf kürzere oder längere Zeit eines „gemietheten Sclaven" bedürfen. Versteht dieser „Miethling" ein Handwerk, z. B. das Schmiedehandwerk, oder ist er ein gelernter Barbier, Schreiner u. dgl., so ist er noch mehr gesucht als einer, der blos „arbeiten, dienen oder lasttragen" kann. Man zahlt für solch' einen gemietheten Sclaven, je nach seiner Tüchtigkeit, so und so viel per Tag, per Woche, per Monat. Diesen Gehalt zieht der Sclaveninhaber an sich und nicht selten steht sich der „Herr" bei dieser Manipulation sehr gut, da ein geschickter Sclave fast nie unter dreißig bis vierzig Thalern nebst freier Station verdient. Damit aber der Sclave einen Impuls habe, fleißig zu sein und immer geschickter zu werden, nimmt ihm sein Herr nur eine gewisse, im Voraus unter ihnen abgemachte Summe ab, und den Ueberverdienst darf der Sclave einstecken. Der Herr hat das vollkommenste Recht, Alles zu nehmen, was der Sclave verdient, aber wenn er dies thäte, würde meist der Sclave am Ende lässig werden. Würde er sich bestreben, ein Uebriges zu thun? Es liegt daher nicht nur in der Billigkeit, sondern sogar im Vortheil des Herrn, dem Sclaven einen Theil des Verdienstes zu lassen. Ja oft macht er auch einen Contract mit seinem Sclaven und seiner Sclavin, daß sie ihm jährlich so und so viel abzuliefern haben, alles Uebrige aber einstecken dürfen; dabei ist dann dem Sclaven gänzlich freigestellt, zu treiben, was er will, sich nutzbar zu machen, auf welche Art es ihm gutdünkt, natürlich unter der Bedingung, daß das Geschäft, das er treibt, in der Stadt ist, denn die Stadt darf er unter keinen Umständen verlassen. Diese Art von Contract ist die größte Aufmunterung für die Nigger, so viel als möglich zu arbeiten, um so viel als möglich für sich zurücklegen zu können. Ein solcher ausgemietheter Sclave ist also in gewissem Sinne sein eigener Herr. Er hat eigenes Vermögen und kann dieses nach Belieben zu seinem Vortheil, auch zu seiner Loskaufung (der Preis der Sclaven ist bei solchen Contracten immer im Voraus festgesetzt) verwenden. Jedes Jahr weiß er, wie viel Zeit er noch arbeiten muß, um frei zu sein, und nicht selten reichen fünf Jahre hin, um dieses Ziel zu erreichen, wenn der Sclave nur irgend will. Hieraus folgt, daß der „ausgemiethete Sclave" auf der freiesten Stufe des Sclaventhums steht, denn es bleibt ihm sogar überlassen, lesen und schreiben zu lernen und sich so auszubilden, wie es der Beruf, den er sich erwählt, mit sich bringt. Außer der Geldlieferung an seinen Herrn alle Wochen oder alle Monate, ist er in allen seinen Bewegungen ungehindert, er ist frei, so weit ein Sclave frei sein kann.

Dies sind die verschiedenen Abstufungen der Sclaverei in Amerika. Natürlich aber läßt sich eine genaue Grenzlinie zwischen denselben nicht ziehen. Es kommt zumeist dabei auf den Charakter des „Herrn", so wie auch des „Niggers" selbst an, ob die Sclaverei in einem gehässigeren oder milderen Lichte auftritt. Was das Erstere anbelangt, so läßt sich nicht leugnen, daß der „Amerikaner", d. h. der in Amerika geborne Abkömmling der Anglosachsen ein bei weitem milderer und ruhigerer Herr ist, als der hitzige „Creole", d. h. der Abkömmling von Franzosen und Spaniern, — romanisches Blut in reiner, unverfälschter Race, aber in Amerika geboren. Noch weniger läßt sich in Abrede stellen, daß, wenn auf einer Plantage der „Herr" gestorben und die „Herrin" die Erbin und Herrscherin ist, die grausame Behandlung der Sclaven überwiegend wird. Ich will es dem Leser überlassen, sich den Grund dieser Erscheinung herauszuklügeln; es dürfte nicht allzuschwer sein. Was ich hier zu thun habe, ist, Thatsachen, anerkannte Thatsachen zu geben, nicht Reflexionen. Als Beweis nur zwei Dinge.

Digitized by Google

Die Sterblichkeit unter den Sclaven im Süden ist fast immer größer, als ihre Selbstfortpflanzungs- und Reproductionskraft. Es kommt dies von der strengen Arbeit in einem glühheißen Klima her. Die „guten Herren" lassen daher ihre Sclaven unter sich heirathen nach Belieben und da sie immer mehr Sclaven bedürfen, als bei ihnen geboren werden, so denken sie nicht daran, einen Sclaven zu verkaufen, sondern kaufen im Gegentheile alle Jahre noch mehr dazu. Die Familien der Nigger werden also auf solchen Plantagen nicht getrennt. Darum jedoch bekümmern sich die Creolen wenig. Sie kaufen nützliche Sclaven und verkaufen unnützliche, ganz nach Gutdünken, und kümmern sich nicht ein Jota darum, ob das Kind von der Mutter oder der Gatte von der Gattin wegverkauft wird. Das Folgende ist aber der häßlichste Punkt bei der ganzen Sclaverei. Es betrifft den geschlechtlichen Umgang der „Herren" mit den Sclavinnen. Man wird selten viel davon hören, wo Amerikaner die Plantagenbesitzer sind; gewöhnlich aber ist er, wo Creolen herrschen. Kommt dann noch dazu, daß Kinder, die aus solchem Umgang entsprossen sind, auf Befehl des eigenen Vaters nicht blos gezüchtigt und gepeinigt, sondern verkauft werden, so sträubt sich das Gefühl des Menschen dagegen, solche Scheußlichkeiten nur zu glauben. Und doch sind sie geschichtlich constatirt! Aber auch constatirt ist's, durch Acten constatirt, daß die meisten dieser gräßlichen Tragödien nur auf den Pflanzungen der stolzen, heißblütigen und sinnlichen Creolen spielen. Hat doch einstens (wie durch gerichtliche Untersuchung erwiesen) ein solcher Wüstling sich des Umgangs mit den Töchtern seiner Sclavinnen — seinen eigenen Töchtern — gerühmt und wurde dafür von seinen über solche Niederträchtigkeit wüthenden Nachbarn so behandelt, wie Origenes sich selbst behandelte.

Als Beweis für die Grausamkeit der Frauen gegen ihre Sclaven führe ich hier nur ein Beispiel an, obgleich es deren Hunderte gibt. In Neworleans lebte vor wenigen Jahren eine Creolenwittwe. Als sie starb, fand man die Gebeine von fünf männlichen Sclaven, die im Souterrain ihres Hauses begraben waren. Es wurde gerichtlich erwiesen, daß sie vorher ermordet, auf Befehl der Herrin ermordet wurden, die ihres Umgangs überdrüssig geworden war und ihre Schande nicht laut werden lassen wollte. Doch genug! Zum Glück sind solche Beispiele so selten und werden selbst von Sclavenbesitzern mit solchem Abscheu betrachtet, daß man sie nicht als nothwendige Folge der Sclaverei, sondern einfach als Tollhausgeburten eines verbrecherischen Wahnsinns ansehen kann. Kommen doch hier und da im freien Europa ähnliche Schändlichkeiten zum Vorschein, wobei die Schlachtopfer freie Weiße, statt halbschwarze Nigger sind.

Nun noch ein Wort über den Charakter des Niggers. Er ist ein glückliches Gemisch von Fröhlichkeit, Aberglauben und Eitelkeit. Für den Aberglauben ist der Neger vielleicht nicht verantwortlich, denn der Weiße zieht ihn mit Absicht nicht aus demselben heraus. Wird ihm auch alle Sonntage vorgepredigt, so kann doch dieses Christenthum, das ihm da gelehrt wird, ihn unmöglich aufklären. Im Gegentheil, eben diese auf seine Sinne berechneten Predigten bestärken ihn nur in seinem Aberglauben. Allerdings ist sein Glaube nicht mehr der reine Fetischglaube, den seine Ahnen hatten, sondern es sind nur noch Bruchstücke desselben, aber in schöner Amalgamation mit den europäischen Sagen von Zauberern und Hexen; sein Gemüth ist viel zu kindlich, um sich über diese geistigen Schranken erheben zu können. Mit seinem kindlichen Gemüthe hängt aber auch seine Fröhlichkeit, sein Leichtsinn zusammen. Singen und Tanzen ist seine Liebhaberei. Wenn Samstag Abends die Wochenarbeit zu Ende ist, dann versammeln sich die Sclaven alle vor einem Hause ihres kleinen Dörfleins; einer holt das Bagno, ein Mittelding zwischen Guitarre und Cither, und nun beginnt das Tanzen. Ei, wie wird da gejubelt! Alle früher erlittene Unbill ist vergessen und die Lustigkeit steigert sich oft bis zur Tollheit. Den Nigger kümmert nicht das „Gestern", ihn kümmert nicht das „Morgen". Was geht ihn die Zukunft an? Sein Herr hat für ihn zu sorgen. Was hat er um Kleider und Essen sich zu bekümmern? Das ist Alles Sache seines Herrn. Er ist der Mann der Gegenwart und diese sucht er sich so angenehm als möglich zu machen. Darum benutzt er alle und jede Gelegenheit, sich vergnügt zu machen, er mag Feldsclave, Hausclave oder vermietheter Sclave sein. Sein Hauptvergnügen aber besteht darin, sich zu putzen. Die Eitelkeit ist seine Hauptpassion, sie geht ihm über Alles, und nicht selten, ja meistens, verwendet der „vermiethete Sclave" seinen ganzen Ueberverdienst in — schöne Sachen und eitlen Tand, statt an den Erwerb seiner Freiheit zu denken. Der Aufputz eines Niggers, besonders am Sonntag, ist in der That spaßhaft. Wo möglich trägt er schwarze Hosen und einen schwarzen Rock, dazu eine weiße Weste, ein schneeweißes Hemd mit weitvorstehendem Jabot, einen thurmhohen, runden schwarzen Hut, besonders aber eine weiße Cravatte mit breiter Masche — immense, himmelanstrebende, bocksteife Batermörder, zwischen denen die Rollaugen wie zwei Feuerräder herauslugen; dazu wo möglich noch ein leichtes Spazierstöckchen, Ringe in den Ohren und hellgelbe Glacéhandschuhe. So ist der Anzug vollkommen und er stolzirt einher, wie ein kalikutischer Hahn, und bildet sich ein, der Nobelste der Erde zu sein.

Gerade so halten's auch die Niggerdamen, nur lieben sie statt „schwarz" — „bunt". Oft und viel kann es begegnen, daß man einer vorausgehenden Dame nachläuft, die in einem rothen, enganschließenden Spencer einhergeht, mit blauem, faltenreichem, ausgepolstertem, schwerseidenem Oberkleide, in weißem Atlashute mit schwankenden Federn, auf leichten, zierlichen Stiefelchen, das feinste Musselintaschentuch in der einen und einen elfenbeinernen Fächer in der andern Hand, sich drehend und wendend, wie eine kokette Pfauhenne, und wenn man dann im schnellsten Schritte vorangeht und sich umdreht, um die üppige Schönheit auch im Gesicht zu betrachten, so sieht man sich ein paar schwülstigen Lippen, einer platten Nase und einem Unterkiefer gegenüber, wie ihn kein Schwein hervorstehender und rüsselartiger aufweisen kann. Doch nicht immer war es eine „Niggerin", d. h. eine Schwarze im vollsten Sinne des Wortes. Oft ist's auch wohl ein Wesen, so voll und rund, so üppig und lüstern, wie kein zweites unter der weißen Race zu finden. Aber dann ist's ein Mischling von Schwarz und Weiß schon in der vierten Generation, eine Quadronin. Die Haare sind nicht mehr wollig, die Nase nicht mehr platt, die Farbe nicht mehr schwarz. Es ist ein mattes Weiß, weißer Holzasche ähnlich, es sind feine gelockte Haare, es ist ein lächelnder Mund mit kußeinladenden Lippen, es ist ein Auge, welches das kälteste Herz durchbohrt, es ist eine Körperform, die einer Venus oder Juno entnommen zu sein scheint. Und doch ist sie eine Sclavin und ein Hauch ist über ihr Gesicht verbreitet, der die Abkömmlingin vom Negerstamme im Augenblicke verräth, — ein Hauch, der sich nicht verwischen läßt, und wenn noch vier Mischungen und vier Generationen darüber gehen. Und verriethe es die Hautfarbe nicht, so verriethe es ihr Gang, ihr Benehmen, ihr Thun und Treiben; denn auch sie ist lustig bis zur Ausgelassenheit, auch sie ist putzsüchtig über alle Maßen. Ist sie eine „ausgemiethete Sclavin", so besinnt sie sich keinen Augenblick, wie sie das Geld am leichtesten verdienen kann, welches sie allwöchentlich ihrem „Herrn" abgeben muß. Und dieser? Was liegt ihm daran, ob's ehrlich und ehrbar erworbenes oder Sündengeld ist, wenn er nur sein Geld hat! Die Sclavin aber verwendet, was sie mehr verdient, was sie „Ueberschuß" hat, auf ihren Putz; sie denkt nicht daran, sich loszukaufen. Was liegt ihr an Freiheit, wenn sie seidene Kleider hat! Dies ist Sclavenleben!* Th. Gries.

* Den Zustand der freien Neger werde ich in dem Aufsatze „Norden und Süden" (s. oben) abhandeln; die Frage aber, wie es möglich ist, die Sclaverei „ohne Zmport aus Afrika" trotz der Sterblichkeit im Süden „fortzuerhalten", soll in einem besondern Artikel: „der Sclavenmarkt zu Richmond", ihre Beantwortung finden.

Die neuen Markthallen in Paris.

Eine Lebensfrage für jede Stadt ist das Vorhandensein eines bequem gelegenen und hinreichend geräumigen Platzes, auf welchem die Bewohner alle ihre Lebensbedürfnisse kaufen können. Schon die alten Griechen sorgten deshalb, wenn sie eine neue Colonie gründeten, und eine neue Stadt anlegten, ehe Wohnhäuser erbaut wurden, vor allen Dingen für einen Tempel und einen Marktplatz,

Digitized by Google

welcher letztere überdies bei beſonderen Gelegenheiten als Verſammlungsplatz der Bürger diente. In vielen modernen Städten indeß gehören dieſe Märkte zu den mangelhafteſten Einrichtungen, weil ſie entweder zu klein oder von zu geringer Anzahl ſind, oder an unpaſſenden Orten ſich befinden, oder weil es an den wünſchenswerthen Bequemlichkeiten fehlt, oder weil man von den daſelbſt Verkaufenden zu hohe Abgaben verlangt. In Bezug auf den letzteren Punkt iſt die Einrichtung z. B. in New-York zu empfehlen, welche Stadt nicht nur keinen Gewinn von ihren fünfzehn Märkten zieht, ſondern ſogar anſehnliche Summen jährlich zuſchießt, um dieſelben mit allen Bequemlichkeiten für die Käufer und Verkäufer zu verſehen.

Auch in Paris hat ſeit langer Zeit die Regierung den Marktplätzen beſondere Fürſorge gewidmet. Es iſt z. B. der Ausſpruch Napoleon I. bekannt, daß auch die Armen ihren Louvre haben müßten, und man weiß, daß er den zweckmäßigen Markt St. Sulpice einrichten ließ. Dem jetzigen Kaiſer indeß war es vorbehalten, einen Muſtermarkt für Paris herzuſtellen, welcher den Namen der Centralhallen führt. Derſelbe befindet ſich ſo ziemlich in der Mitte der Altſtadt, in der Nähe der Seine und dicht bei der alten Kirche St. Euſtach. Mehr als einmal iſt nicht blos das Schickſal der Stadt, ſondern des Landes auf dieſem hiſtoriſch merkwürdigen Platze entſchieden worden, der z. B. in der großen Revolution das Hauptquartier der herrſchenden Partei war, und in deſſen unmittelbarer Nähe mehrere Clubs ihre Sitzungen hielten. Auch weiß jeder Leſer, welche Rolle die Marktweiber, die da zu verkaufen pflegen, und welche galant „die Damen der Halle“ genannt werden, gar oft geſpielt haben. Wie häufig haben die Zeitungen berichtet, daß Deputationen dieſer „Damen“ zu dem Regierenden ſich begaben, der jeder Zeit bemüht war, ſich die Gunſt dieſer wichtigen Weiber zu erhalten. Auch der jetzige Kaiſer macht davon keine Ausnahme.

Der Raum, den die neuen Markthallen einnehmen, beträgt 20,000 Quadratellen, und es ſtehen auf demſelben zehn Hallen oder Markthäuſer, die aus Eiſen, Holz und Glas gebaut ſind. Sie ruhen auf hohlen eiſernen Säulen; das Dach iſt in regelmäßigen Zwiſchenräumen durchbrochen und ungeheure Fenſter werfen Lichtſtröme von da hinunter. Um jedes dieſer Markthäuſer läuft eine ſteinerne Mauer, welche daſſelbe und die darin Verkaufenden von den andern trennt. Das Regenwaſſer, welches auf das Dach fällt, läuft durch Rinnen in die hohlen eiſernen Säulen, und von da in Ciſternen, aus denen es heraufgepumpt werden kann, wenn es gebraucht wird. In jedem dieſer Markthäuſer iſt, wie in den Bazaars der Städte des Orients, nur ein Artikel zum Verkaufe ausgeſtellt. So gibt es denn eins für Fleiſch, eins für Wildpret, eins für friſche Fiſche, ein anderes für Gemüſe, eins für Butter, Eier und Käſe, eins für Geflügel, eins für Blumen u. ſ. f.

Jede dieſer Hallen enthält 280 Verkaufsplätze oder Stände von zwei Quadratellen, und jeder dieſer Stände iſt von dem andern durch ein eiſernes Gitter oder eine hölzerne Scheidewand getrennt. Die Geräthe und Vorrichtungen darin ſind verſchieden nach den Artikeln, die darin verkauft werden. In den Fiſchhallen enthält jeder Stand einen kleinen Teich, in welchem die Fiſche umherſchwimmen, gefüttert und ſogar fett gemacht werden können. In andern erſetzen zweckmäßig angebrachte Regale die läſtigen Körbe und Fäſſer.

Die Markthäuſer oder Hallen haben eine kreisrunde Form, und durch jedes laufen zwei Straßen, die einander in der Mitte des Baues kreuzen. Genau im Mittelpunkte des Ganzen ſteht ein Brunnen, der aber nur fließt, wenn man an einer daran befindlichen Feder drückt damit unnöthige Waſſerverſchwendung verhütet wird, und auch die Luft in den Gebäuden nicht zu viel Feuchtigkeit aufnimmt. Wer Waſſer haben will, kann es in Ueberfluß erhalten; wird keines gebraucht, ſo ruht der Brunnen. Ferner iſt in der Einrichtung dieſer Muſtergebäude bemerkenswerth, daß die Temperatur darin im Sommer mehrere Grade niedriger und im Winter höher iſt, als die Atmoſphäre draußen, eine Wohlthat, welche allgemein, am meiſten aber von den Fleiſchverkäufern, geſchätzt wird.

Das Allermerkwürdigſte der Centralhallen aber iſt das Geſchoß unter der Erde. Hier befindet ſich nämlich noch ein Markt, ſo geräumig, als die zehn Hallen oben. Auch da gibt es eine große Anzahl Verkaufsſtände und es werden bedeutende Geſchäfte hier gemacht. Dieſer unterirdiſche Markt erhält immer friſche Luft durch ſinnreich angebrachte Ventilationsmaſchinen, während ungeheuer

große Fenster mehr Licht als nöthig zulassen. Trotzdem ist der Markt, der auch da abgehalten wird, nicht die Hauptsache: es befindet sich nämlich ein Bahnhof hier, wo fast ununterbrochen Eisenbahnzüge ankommen und abgehen und von wo Massen von Menschen und Vieh in die oberen Regionen sich hinaufdrängen. Alles lebende Schlachtvieh, wie alles Geschlachtete, das für den Markt bestimmt ist, kommt vom Lande auf dieser Eisenbahn hier an, welche vor der Barrière der Stadt in einen Tunnel hinein und unter Straßen und Häusern hinweg zu dem Markte geht. In Folge dieser zweckmäßigen Einrichtung werden die Straßen von Paris niemals durch Rinder- oder Schafheerden versperrt, die für die Schlachtbank bestimmt sind. Auch sieht man nie auf den Straßen Wagen und Karren, die mit Fleisch beladen sind, wie es in andern Städten der Fall ist.

Mit diesem unterirdischen Bahnhofe steht eine große Grube in Verbindung, welche alle Abgänge von dem Markte oben, Blut u. s. w. aufnimmt. Die Metzger, Federviehhändler u. s. w. werfen Alles, was bei ihnen abfällt, in diese Grube, so daß es augenblicklich verschwindet und weder das Gesicht, noch den Geruch beleidigen kann. Verloren geht indeß nichts davon. Es stehen immer Männer bereit, welche das Herabfallende in Gefäße schaufeln, in denen es nach kurzer Zeit zu Niederlagen außerhalb der Stadt befördert wird, die es als Dünger an die Landleute verkaufen. Auch sind diese Abgänge, seit die Ackerbauwissenschaft in Frankreich Fortschritte gemacht hat, so außerordentlich gesucht, daß sie, selbst wenn man sie in doppelt so großer Menge besäße, zu lohnenden Preisen verkauft werden könnten.

Das Vorstehende dürfte wohl genügen, um die Zweckmäßigkeit der Einrichtung dieser Markthallen darzuthun; aber nicht diese Zweckmäßigkeit allein empfiehlt sie, denn sie gehören auch zu den elegantesten und schönsten Bauwerken der Stadt, die an dergleichen bekanntlich reich ist.

Der Schlehdorn.

Ein Philister.

Wer ihn kennt, auch dann kennt, wenn die Blätter den lauernden Dorn verdecken, der geht ihm aus dem Wege, denn Jedermann fürchtet sein heimtückisches Zerren am Kleide, welches ihm der Wind schadenfroh in das Garn treibt. Und dennoch gibt es im Jahre eine Zeit, wo wir Alle erwartungsvoll nach ihm blicken, wo wir den vom Spaziergange Heimkehrenden fragen: „Blüht der Schlehdorn noch nicht?“ Und wenn wir dann selbst hinausgehen und sehen schon von Weitem, daß das schwarzbraune Verhau seines steifen Gezweiges sich mit dem lockeren Blüthenschnee zu umweben beginnt, dann athmen wir freier, als fühlten wir uns nun erst von der letzten Fessel des Winters befreit. So erblicken wir in dem Schlehdorn geradehin einen Gewährsmann des Frühlings. Als ein echter Philister mag er nichts auf das Spiel setzen, ist er ein Anhänger der „vollendeten Thatsachen“. Als hätte er ein kostbares Gut zu verlieren, nimmt er nicht eher Antheil an der fröhlichen Revolution des Lenzes, des Sprengers von Millionen Kerkerpforten, als bis diese Revolution ein fait accompli ist. Und auch da lugt er anfangs mit spießbürgerlicher Zurückhaltung aus seinen tausend weißen Argusaugen hinaus in das neue Regiment, ob auch Alles sicher sei. Dann erst nimmt er Theil am junggewordenen Leben; denn die Blättchen seiner Blüthen sind bereits abgefallen, wenn er endlich auch seine grünen Blätter hervortreibt und zu schaffen beginnt für sein „kostbares Gut“, für seinen Beitrag zum Leben. Und was ist dies? — jene ungenießbare Frucht, für deren Geschmack es unserer Sprache an einem Worte fehlt; denn Herb und Sauer sind dafür noch unverantwortliche Schmeichelnamen. Die heiße Herbstsonne, welche den Saft der Trauben zum süßen Moste klärt, vermag nichts über die Früchte des Sauertöpfischen. Unversucht geht der naschhafte Knabe an den dunkelblauen Kugeln vorüber, welche sich an den bereits halb entlaubten Zweigen ihm darbieten. Er kennt sie und fürchtet einen zweiten Versuch. Was aber die Wärme nicht vermag, das erzwingt endlich zuletzt doch noch — der Frost. Wenn beinahe kein Blatt mehr an den Bäumen hängt und längst Niemand mehr nach Früchten sucht, dann verschrumpfen die endlich doch noch genießbar gewordenen Schlehen unbeachtet am kahlen Zweige. Zu spät! — Ja, du bist ein Philister, mein lieber Schlehdorn!

Starr und ungelenk erheben sich deine Glieder nur wenig über den Boden; hundert Mal nimmst du einen Anlauf, um mit freudig grünenden Zweigen wenigstens einen tüchtigen vollen Busch aus dir zu machen — aber hundert Mal fehlt es dir an der Thatkraft des ausharrenden Wollens und deine Vorsätze verkümmern zu kurzen steifen Dornen, ob deren dich alle Welt flieht.

Deine Unnahbarkeit hat dich auch zum Polizeimanne herabgesetzt. Wo man Menschen und Thiere abhalten will, da bist du der verscheuchende Wächter; auf den Wiesen bist du den Schmeißfenden die Fußangel, die ihn manierlich auf dem Pfade hält, und mit Strohbändern an den Stamm der Obstbäume gefesselt, mußt du deine Dornen den Nasen der Rehe und Hasen fühlbar machen, wenn sie der Hunger treibt, die Rinde abzunagen. Kein Schaf kommt ungerupft am Dornenbusch vorüber, es muß ihm seinen Tribut zahlen; und nachher kommt die Grasmücke und das Rothschwänzchen und sammeln die Wollflocken, um ihre Nestchen damit auszufüttern, welche tief versteckt in dem Schooße des Busches lauschen.

Wie es solch einem zähen Philister gar nicht anders zuzutrauen ist, so behauptet er trotz aller Mißhandlungen seinen Platz mit unverwüstlicher Beharrlichkeit. Alljährlich zum Polizeidienste abgehauen, treibt er alljährlich neue Schosse und dabei krallen sich seine knorrigen Wurzeln, immer weiter ausgreifend, in den Boden und so wird er nach Polizeiart nicht selten seinem Herrn und Meister selbst unbequem, indem er auch dessen Pfleglinge überwuchert und unterdrückt.

Da kommt dann wohl im Frühjahre das Söhnlein desselben heraus an die Dornhecke, wenn deren steifes Gezweig noch unverhüllt dasteht, um sich einen Spazierstock auszuersehen. Es ist eine Kunst, ohne Wunden an Kleid und Händen dem auserkornen, durch seine stramme Geradheit lockenden Schosse an den Leib zu kommen. Er wird aber dann noch nicht abgeschnitten. Der Knabe ist ja erst 12 Jahr und den Stock will er nach der Confirmation bei seinem ersten Gange als junger Weltbürger führen und will auch damit Aufsehen erregen. Ein alter Schäfer hat ihn gelehrt, wie das zu erreichen. Mit kluger Berechnung und ja nicht unterschätzend denkt er sich, wie groß er selbst nach 2 Jahren und wie groß also auch sein Spazierstock sein müsse. Auf diese ansehnliche Länge wird der auserwählte Schoß glatt ausgeästet. Nachdem dies saure Stück Arbeit vollbracht ist, kommt nun des alten Schäfers Kunst. In regelmäßigen Reihen werden den Schoß entlang von unten nach oben geführte, etwa messerrückentiefe Einschnitte gemacht, und allemal etwas aufgeklafft, und es bleibt dem Knaben nur noch eine Sorge — daß ein anderer Knabe den schönen schlanken Stock finden könne, ja finden müsse. Aber wird sich auch des alten Schäfers Kunst bewähren? Er hatte gesagt, die oberen wohlweislich nicht abgeschnittenen Zweige des Schosses würden nun die zwei kommenden Jahre den von ihnen gebildeten Saft unter der Rinde abwärts schicken, und so würde sich aus jedem Schnitt eine wulstförmige Narbe bilden. Der Alte hatte Recht, wie alte Schäfer in ähnlichen Dingen oft Recht haben, denn sie „beobachten.“ Der Knabe wird in zwei Jahren einen recht schönen Stock von dem Schlehdorn erhalten, und von seinen Cameraden viel darum beneidet werden.

Lassen wir uns diesen kleinen Dienst, den der Schlehdorn dem Knaben leistete, auffordern, nachzusehen, ob er nicht auch zu größeren Dienstleistungen fähig sei. Da muß uns ja wohl etwas einfallen, — aber freilich, daran hatten die Wenigsten gedacht. Der Schlehdorn bereitet nicht blos als Wiesenhüter den crinolingeschwellten Damen einen dornenvollen Pfad, sondern auch dem, der vor Allen am liebsten den kürzesten Weg geht — dem fallenden Tropfen. Fällt Euch nun, liebe Leser, der Beruf unsers Dornbusches ein?

Wie die Sonne am Morgenhimmel, so muß Euch jetzt der Ruhm desselben aufgehen. Wer jemals daran gedacht hat — und leider wie Wenige thun das! — die Bedeutung des Salzes durch-

Digitized by Google

zudenken, der weiß auch, daß es in Deutschland Orte gibt, wo der Schlehdorn im höchsten Ansehen steht. Viele Tausend Geviertellen „Dornwand" liefert vorzugsweise er in das Sparrwerk der Gradirhäuser. Zu haushohen Wänden aufgeschichtet, treibt er hier mit Millionen fallender Tropfen der Soole sein neckisches Spiel. Emporgehoben in das Gerinne des Gradirhauses, läuft die Soole aus zahlreichen kleinen Ausgußhähnchen wieder aus als wollte sie in Millionen Tropfen zertheilt auf dem kürzesten Wege zu ihrer unterirdischen Ursprungsstätte zurückkehren. Kaum aber haben sich die diamantblitzenden Tropfen oben losgerungen, als sie sofort von den rauhen Armen der Dornwand wieder aufgefangen werden, und lange dauert es, ehe sie, von einem Dornzweig dem andern zugeleitet, unten ankommen. Viele kommen auch gar nicht mehr hinunter, sondern werden unterwegs von Sonne und Wind aufgezehrt und genöthigt, ihren Salzgehalt als Erbe an diejenigen Tropfen abzugeben, welche sich glücklich durch das Dorngewirr hindurch gearbeitet haben.

Ein sonderbarer Dienst das, den der Dornbusch in der Oekonomie der menschlichen Gesellschaft leisten muß. Aber auch ein großer, ein wichtiger Dienst. Brauche ich ihn erst noch näher zu erklären? Daß er durch Unterstützung der Verdampfung der fallenden Soole diese durch Verdichtung salzreicher macht und dabei von den in der Soole aufgelösten fremdartigen Stoffen reinigt, die sich als dicke krystallinische Rinde auf ihm absetzen, das ist an sich nicht die größte Hälfte seines Dienstes. Wir würden ganze Waldungen verfeuern müssen, wollten wir die ungradirte, d. h. die oft sehr salzarme Soole zu Salz versieden. Die erspart uns der Schlehdorn, und was das sagen will, das weiß der zu würdigen, der im Walde mehr als die Holzquelle erblickt.

Wir sehen nun den philisträsen Burschen mit günstigern Blicken an, und freuen uns doppelt über seinen Blüthenschnee, wenn dieser so unvermittelt um seine blätterlosen schwarzbraunen Zweige zu schweben scheint, und uns sagt: „Der Lenz ist wieder da!"

E. A. Roßmäßler.

Blätter und Blüthen.

Lablache. Daß Lablache auf seiner Villa zu Pausilippo nahe Neapel gestorben sei, wissen die Verehrer dieses großen Sängers. Vorausgesetzt, daß es unter den Lesern dieser Zeitschrift viele gibt, denen das Folgende von Interesse sein möchte, erlaube ich mir, Einiges aus seinem Leben mitzutheilen.

Lablache war im Jahre 1794 in Neapel von französischen Eltern geboren, die sich dort niedergelassen hatten. Sein Talent für Musik gewann ihm bald einen Namen, da er noch Kind war, und Napoleon, der sich für sein Talent interessirt hatte, befahl, ihn in das Conservatorium La pieta de Turchini in Neapel aufzunehmen. Unter den vielen Anekdoten, die aus seiner Jugend erzählt werden, ist auch folgende der Erwähnung werth, da sie authentisch und für sein Wesen und seinen Charakter besonders bezeichnend ist. Das Conservatorium wollte ein Concert geben, und einer von Lablache's Cameraden, nicht älter als er, d. h. zwischen dem vierzehnten und funfzehnten Jahre, sollte die Baßgeige spielen, ein Instrument, für welches sich wenige entschließen, da es eben so schwer als „undankbar" ist. Drei Tage vor dem Concert wurde der kleine Baßgeiger krank; da aber die Billets bereits verkauft und sonst Alles vorbereitet war, so konnte man füglich keine Verlegung eintreten lassen.

In dieser Verlegenheit begab sich Lablache zu dem Director und bot sich kühn an, die Stelle seines Freundes zu ersetzen. Auf die Frage, ob er die Baßgeige zu behandeln verstehe, erwiderte er:

„Ich verstehe davon gar nichts, denn das Instrument ist mir zuwider; aber da Sie in Verlegenheit sind wegen Beppo Carini's Krankheit, so will ich seine Stelle ersetzen."

Der Director lachte über die ihm drollig vorkommende Kühnheit des Knaben.

„Lassen Sie mich es nur versuchen," rief der Knabe, nichts weniger als eingeschüchtert durch des Directors geringes Vertrauen auf ihn.

Der Director gab seine Zustimmung und Louis Lablache zerarbeitete nun die Baßgeige, und zwar mit solchem Erfolge, daß ihn der Director die Stelle seines Freundes einnehmen ließ.

Des Knaben kühnes Unternehmen war inzwischen in Neapel bekannt geworden. Das bei dem Concert gegenwärtige Publicum richtete deshalb unwillkürlich seine Augen auf den Knaben, dessen Instrument viel größer als er selbst war. Doch kühn, als ob er daheim sich übte, strich Lablache seinen Bogen und erntete allgemeinen Beifall. Und so groß wurde das Erstaunen über diese tour de force, daß der Director ihn nach dem Concerte zu sich rufen ließ und ihm den Rath gab, sich von nun an diesem Instrumente zu widmen.

„Bursche," rief der Director in seinem Enthusiasmus, „Erfolg ist Dir gewiß, Triumphe erwarten Dich. Niemand wird Dich übertreffen und Reichthum und Unsterblichkeit sind Dein Lohn für Dein Studium."

„Nein," erwiderte Lablache, „ich habe für nichts anderes Talent, als für die Bühne; ich muß ein Sänger werden."

Doch auf diese Einsprache nahm der Director keine Rücksicht, schickte den Burschen aus der Singclasse und empfahl ihn der Fürsorge des Musikmeisters, der aus ihm einen tüchtigen contra-basso machen sollte. Umsonst wendete der widerspenstige Bursche alle die kleinen Ränke und Pfiffe an, die ein aufgeweckter Knabe gegen Maßregeln ergreift, die ihm als drückende und endlich unerträgliche Tyrannei erscheinen, der Director bestand unerbittlich darauf, er solle ein contra-basso werden. Da endlich nahm Lablache die Gelegenheit wahr und entfloh eines Abends einem Instrumente, für das er nun einmal gar keine Neigung verspürte.

Er begann nun, in den kleinen Theatern der Vorstädte von Neapel zu singen, deren Eigenthümer froh waren, eine so herrliche Stimme für wenige Lire des Tages gewonnen zu haben. Auch Lablache fühlte sich glücklich, endlich der entsetzlichen Baßgeige entflohen zu sein. Aber das Conservatorium war nicht gemeint, einen Schüler zu verlieren, der so ausgezeichnetes Talent für die Baßgeige hatte, man spürte dem Entlaufenen nach und brachte ihn im Triumph zu seinem verhaßten Instrumente zurück.

Fünf Mal entfloh Louis Lablache seinen Quälgeistern und fünf Mal ward er aufgesucht und zurückgebracht. Ein so oft gegebenes böses Beispiel machte die Vorsteher der Anstalt wegen der übrigen Schüler besorgt. Sie sprachen deshalb die Regierung um Hülfe an und diese verbot den Eigenthümern der Theater und den Concertgebern bei Strafe von 2000 Ducaten und bei Verlust ihrer Rechte auf funfzehn Tage, ihn wieder zu engagiren.

Lablache sah nun wohl, daß Flucht ihn nicht von dem verhaßten Instrumente befreie, aber um so störriger zeigte er sich bei allen Versuchen, ihn für dasselbe zu gewinnen, so daß endlich der Director nachgab und ihm erlaubte, wieder in seine Singclasse zurückzukehren.

Nach Beendigung seiner Studien trat er 1812 in seinem achtzehnten Jahre in einer Buffopartie auf und zwar mit dem brillantesten Erfolge. Nicht lange nachher heirathete er die Tochter des berühmten Schauspielers Pinotti. Seine späteren Engagements zu Messina und Palermo erhöhten seinen Ruf und bei seiner Rückkehr nach Neapel wurde er als erster Baßsänger an dem Theater La Scala, dem vornehmsten in Italien, angestellt. Von da an, d. h. von 1817, verbreitete sich sein Ruf über ganz Europa. Die ersten Componisten schrieben ausdrücklich für seine Stimme bestimmte Opern. Alle Fürsten Europa's schienen sich eine Ehre daraus zu machen, ihn zu ehren und zu beschenken. Wenige Künstler dürften, außer einem bedeutenden Vermögen, so viele kostbare Geschenke hinterlassen haben.

Ein großer Bewunderer von ihm war der Kaiser Nikolaus. Als dieser gehört hatte, daß Lablache, der sehr das Comfort liebte, die Reise nach St. Petersburg fürchte, wohin ihn ein Engagement rief, beschloß er, den berühmten Sänger mit wahrhaft kaiserlicher Gastfreundschaft zu empfangen. Der arme Lablache schlitterte sich, als er die Grenze überschritt, schon im Voraus über alle die Horreurs, die er auf seinem Wege bis Petersburg würde zu ertragen haben. Das erste Diner sollte er, wie er auf seine Erkundigung erfuhr, in einer einsam gelegenen Schenke genießen. Da angekommen, erblickte er eine elende Hütte, die kaum ein erträgliches Obdach versprach. Doch wie erstaunte er, als ihn ein splendid eingerichtetes Speisezimmer empfing, dessen Tisch süperb servirt und dessen Duft und Wärme durch wohlriechendes Holz bewirkt war! Es braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden, daß die kaiserliche Hospitalität den Gast überall in gleicher Weise empfing, wo dieser der Erfrischung bedurfte, bis er die schöne Hauptstadt erreicht hatte. Als Lablache auftreten sollte, kam der Kaiser und fragte:

„Nun, was halten Sie von unserm Lande?"

„O, das ist großartig!" rief der Künstler, der wohl wußte, wem er alle diese Zuvorkommenheiten zu verdanken hatte. — Auf der Rückreise ward ihm gleiche Gunst zu Theil. Zugleich schenkte ihm der Kaiser sein Bildniß, reich mit Juwelen besetzt. Auch dessen Nachfolger beschenkte ihn mit seiner Gunst, und erhob ihn in den Adelstand.

Lablache, in seinen jungen Jahren schlank und dürr, wurde in seinen alten Tagen bedenklich corpulent; dennoch war er ein hübscher Mann, dessen Humor und Geist eben so angenehm war, wie seine Stimme.

Illustrirtes Jagdprachtwerk.

Bei **Ernst Keil** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eine Gemsjagd in Tyrol

von **Friedrich Gerstäcker.**

Mit 34 Illustrationen in Holzschnitt und 12 Lithographien nach Originalzeichnungen von C. Trost.

Gr. 8. eleg. broch. 3 Thlr. 10 Ngr. — eleg. geb. in englische Preßdecken mit Goldschnitt 4 Thlr. 5 Ngr.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 21. Die Gartenlaube 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Gottesgericht.

Vom Verfaſſer der „neuen deutſchen Zeitbilder.“

(Fortſetzung.)

Ich ſetzte mein Verhör fort und machte zuerſt noch einige ſchwächere Verſuche zur Ermittelung der Wahrheit.

„Hatte der junge Graf Ruthenberg hier Verbindungen angeknüpft?“

„Meines Wiſſens nicht.“

„Wie war ſeine Lebensweiſe?“

„Er verbrachte ſeine Zeit im Schloſſe, in der Geſellſchaft ſeiner Tante.“

„Auch Sie waren in der Geſellſchaft der Frau Gräfin?“

„Es war mein Beruf hier.“

„Sah der junge Graf Sie oft allein, mein Fräulein?“

„Selten.“

„War er bei Ihnen hier in dieſem Zimmer?“

„Nie, mein Herr.“

Sie ſprach die Worte mit Stolz, aber doch ungewiß, zum erſten Male ungewiß, ſeitdem ſie ſich wieder gefaßt hatte.

„Mein Fräulein, er hat Sie auch nicht mit Liebesanträgen verfolgt?“

Sie hatte wieder ihre volle Sicherheit.

„Mein Herr, wozu dieſe Frage?“

Ich mußte zu ſtärkeren Mitteln ſchreiten. Vorher hatte ich noch ein paar Fragen nach einer andern Richtung hin.

„Ging der Graf hier auf die Jagd?“

„Nein.“

„Machte er allein Spaziergänge?“

„Ich habe nie davon gehört.“

„Kennen Sie die Tochter des Förſters der Gräfin?“

„Sie kommt oft zum Schloſſe.“

„Hat der junge Graf Ruthenberg ſie geſehen?“

„Ich weiß das nicht.“

„Sie haben auch nie davon gehört?“

„Nie!“

Sie hatte raſch geantwortet, wie vorher. Aber auf einmal ſah ich, wie ſie nachdenkend wurde. Dann ſchüttelte ſie leiſe den Kopf, für ſich, in einer faſt ſchmerzlichen Weiſe.

Ich hatte noch eine Frage an ſie.

„Im Dienſte der Gräfin iſt ein Jäger?“

„Ja, mein Herr.“

„Sie hat ihn ebenfalls im vorigen Jahre von Bad Ems mitgebracht?“

„Ja.“

„Hatten Sie ihn ſchon früher gekannt?“

Durch ihr Geſicht flog eine augenblickliche, helle Röthe. Sie beſann ſich ein paar Secunden; dann antwortete ſie aber ruhig:

„Er hatte in der Nachbarſchaft des Gutes gedient, auf dem ich als Geſellſchafterin war.“

Ich mußte jetzt meinen entſcheidenden Schlag gegen ſie ausführen.

„Fräulein, an Ihre Zimmer ſtößt unmittelbar ein Bibliothekzimmer?“

Die Frage mußte ihr einen furchtbaren Stich in das Herz gegeben haben; ſie zuckte heftig zuſammen.

„Ja!“ antwortete ſie kaum hörbar.

„Darf ich bitten, mich hinzuführen?“

Sie war wieder blaß geworden, wie eine Leiche, und ihre Hände zitterten.

Ich war aufgeſtanden. Sie erhob ſich gleichfalls, vermochte es aber nur ſchwer, denn ſie mußte ihre Arme zu Hülfe nehmen, indem ihre Kniee zu brechen drohten.

„Ich bitte, mir zu folgen,“ ſagte ſie, ſich etwas zuſammennehmend.

Sie führte mich durch ihr Schlafzimmer in das Bibliothekzimmer. Die Lage war ſo, wie der Graf Ruthenberg ſie beſchrieben hatte.

Ich ſah mich in dem Zimmer um. Es war ein geräumiges, regelmäßig viereckiges Gemach. Die Wände waren mit hohen, alten Repoſitorien bedeckt, in denen überall Bücher, meiſt mit alten Einbänden, ſtanden. Der Boden war parketirt. Das Parket war altmodiſch, aber gut erhalten. In der Mitte ſtanden mehrere längliche Tiſche mit Schreibmaterial. Das Zimmer war ein Eckzimmer und hatte zwei Thüren und drei Fenſter.

Durch die eine Thür waren wir aus der Schlafſtube der Geſellſchafterin eingetreten. Die zweite war links davon in der innern Seitenwand; ſie führte in den Corridor, an dem auch die Zimmer der Geſellſchafterin lagen. Die drei Fenſter führten ſämmtlich in den Garten; eins der Thür des Corridors und zwei der Thür des Schlafzimmers gegenüber. Vor dieſen beiden letzten zog ſich draußen in geringer Entfernung das Spalier eines Apfelbaumes vorüber. Die Zweige, mit Blättern bedeckt, bildeten jetzt eine dichte Hecke; vor ſechs bis acht Wochen waren ſie noch kahl geweſen. Das Alles überſah ich leicht beim erſten Eintritt in die Stube; es ſtimmte gleichfalls überall zu der Beſchreibung des Grafen Ruthenberg.

Digitized by Google

Was Alles sollte ich in diesem Raume noch mehr entdecken? War hier wirklich ein Mord begangen? Lag der Leichnam des Ermordeten wirklich unter diesem Parket? War die Mörderin mir zur Seite? Stand sie auf der Stelle, wo sie ihr Verbrechen verübt hatte? Ueber der Gruft, die ihre Unthat verbarg? Wie lange sollte sie diese noch verbergen? Mußten nicht alle Nerven, alle Muskeln, alle Glieder an dem Körper der Unglücklichen zittern, mußte nicht Todesangst, die Todesangst der Entdeckung, ihren Körper durchrieseln, lähmen, wenn sie wirklich auf dem Schauplatze ihrer That, auf der Gruft des Ermordeten stand, an ihrer Seite der Criminalrichter, der Vorläufer des Nachrichters? Des Richters Vetter heißt der Scharfrichter in den alten deutschen Urkunden.

Ein einziges Bret dieses dünnen Parketbodens aufgehoben und der Mord war entdeckt und der Criminalrichter hatte die Verbrecherin erfaßt, um sie dem Nachrichter zu überliefern.

Und sie wußte das!

Sie hatte sich von ihrem Schreck erholt. Aber zu etwas Anderem, als desto klarer ihrer fürchterlichen Lage sich bewußt zu werden? Konnte sie noch einen Zweifel darüber haben, daß ich, wenn auch nicht Kenntniß, doch dringenden Verdacht ihres Verbrechens habe, und daß ich hergekommen sei, die volle Kenntniß mir zu verschaffen?

Und so war es. Sie verfolgte jeden meiner Blicke, jede meiner Bewegungen mit einer Spannung, welche zeigte, wie wohl sie wußte, daß ihr Leben, ihr Tod in meiner Hand liege.

Ich war mitten in dem Zimmer stehen geblieben. Sie stand mit jener meine leisesten Bewegungen verfolgenden Spannung neben mir. Noch ängstlicher schien sie zu erwarten, was ich ihr sagen werde.

„Fräulein," begann ich, „ich will Sie hier nicht ferner mit meinen Fragen quälen und werde Ihnen nur noch eine Geschichte erzählen, aber eine traurige, eine schreckliche. Ob auch eine wahre? Sie werden, wenn ich sie Ihnen erzählt habe, sich überzeugen, daß ich jeden Augenblick ihre Wahrheit feststellen kann, daß ich nach meiner unerläßlichen Amtspflicht es aber auch muß."

Ein Zittern flog bei diesen einleitenden Worten wieder durch ihren Körper. Sie antwortete nichts, sondern hatte den Blick zu Boden geheftet.

Ich fuhr fort:

„Die Geschichte hat sich hier zugetragen, in diesem Schlosse, theilweise in diesem Zimmer."

Sie zuckte zusammen. Ihr Auge erhob sich unwillkürlich mit einem Blicke der Angst zu mir empor; aber nur den zehnten Theil einer Secunde lang.

„Ja, mein Fräulein, in diesem Zimmer. Hier war die Katastrophe."

Sie zitterte heftiger.

„Ein junger Mann war in dieses Schloß gekommen; ein herzloser, roher Wüstling."

Ihre Augen, die ich nicht von meinem Blicke befreite, irrten unsicher umher.

„Er verfolgte mit schlechten, ehrlosen Anträgen eine junge Dame, die auf Tugend und Ehre hielt."

Auf ihrer schönen, schneeweißen Stirn glänzten Schweißtropfen.

„Er drang bis in ihr Zimmer."

Sie zitterte so heftig, daß sie sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Ich führte sie zu einem Stuhle, der in der Nähe stand, ließ sie darauf nieder und blieb selbst vor ihr stehen. Ich handelte grausam gegen das arme Geschöpf; das Herz that mir weh, daß ich so handelte; aber ich mußte es. Hätte ich sie in gewöhnlicher Weise ausfragen wollen, ich hätte sie noch weit länger, weit mehr martern müssen; der furchtbare Kampf zwischen beharrlichem Leugnen und endlichem Geständniß wäre für sie ein weit anhaltenderer, ein weit ergreifenderer gewesen. Aber so kam ich ihrer besonderen Natur entgegen und nach heftigem, aber kurzem Kampfe mußte mit einem Male das Geständniß aus ihr voll hervorbrechen, ihre Brust erleichternd und — ihren Kopf unter das Beil des Henkers legend. Und gestehen mußte sie; die Gerechtigkeit forderte es.

Und, glaubt mir, liebe Leser, nicht blos die menschliche, auch die ewige, göttliche Gerechtigkeit, ja, die göttliche Barmherzigkeit, die göttliche Gnade fordern es.

Der Mensch, der ein wirkliches Verbrechen in seiner Brust, allein in seiner Brust zu verschließen weiß, ohne einer Mittheilung an Andere, ohne des Trostes, der Erhebung durch Andere, ohne der Sühne durch die Strafe zu bedürfen, er hat in seiner Brust keine Reue, und wenn er sie auch sich und Gott heuchelt, sein Herz bleibt verstockt, hart, er kann keinen Antheil an — doch nein, wie kann der Mensch sich unterfangen, bestimmen zu wollen, wem die unerschöpfliche göttliche Barmherzigkeit nicht zu Theil werden könne?

„Er drang bis in ihre Zimmer," wiederholte ich. „Sie suchte vergeblich, sich seiner zu erwehren. Sie bat, sie flehete, sie drohte. Umsonst!"

Ihr Gesicht glich kaltem, nassem Marmor.

„Da ergriff sie den Dolch —"

„Halten Sie ein," rief sie plötzlich.

War der Moment schon da, in welchem ihr Geständniß hervorbrechen mußte? Noch nicht; noch kämpfte sie mit der starken Liebe für das Leben.

Ich sah sie fragend an. Sie senkte die Augen nieder. Ihr ganzer Körper bebte fast convulsivisch; ihre Brust wogte; aber sie schwieg. Noch konnte sie nicht sprechen. Ich mußte fortfahren.

„Da wurde hier ein schweres Verbrechen verübt; hier an dieser Stelle. Dann ergriff die Verbrecherin Todesangst. Aber sie mußte die Spuren ihres Verbrechens vertilgen. Auch das geschah hier."

Ihre Blicke waren wild, wie in einem wilden Wahnsinne, durch das Zimmer geflogen. In der dunkleren Ecke hinter der Thür, die aus ihrer Schlafstube führte, schienen sie auf einmal wie durch einen Zauber festgebannt zu sein. Ich schritt zu der Ecke hin.

„Hier," sagte ich, „an dieser Stelle, unter diesen Bretern."

Sie war aufgesprungen, stürzte auf mich zu und ergriff krampfhaft meine Arme, um mich festzuhalten, daß ich jene Stelle nicht betreten solle.

„Nein, nein!" rief sie. „Ich beschwöre Sie!"

Es war ein furchtbarer Schrei; es war der Schrei der Todesangst. Sie fiel vor meinen Füßen nieder. Ich wollte sie aufheben, aber sie umklammerte fest meine Kniee.

„Lassen Sie mich sterben; ich kann nicht mehr leben. Tödten Sie mich. Seien Sie barmherzig! Hier! Hier, an derselben Stelle!"

„Stehen Sie auf," sagte ich zu ihr. „Fassen Sie sich, denken Sie jetzt nicht an Ihren Tod; denken Sie an Ihr Gewissen, an die Gerechtigkeit, an den Gott der Gerechtigkeit, vor den der Mensch, wenn er Barmherzigkeit von ihm will, nur mit Reue, nur versöhnt treten darf."

Meine Worte erhoben sie. Sie war in ihrer fürchterlichen Todesangst einer Erhebung fähig. Ihr Herz mußte zugleich muthig und edel sein.

Sie stand auf. Ich führte sie zu dem Stuhle zurück, auf den ich sie vorhin niedergelassen hatte. Ich setzte mich neben sie; sie faßte um so leichter Vertrauen zu mir.

„Theilen Sie mir Alles mit, denn einmal muß es geschehen. Sie müssen Ihr Herz von der entsetzlichen Last befreien, die es erdrückt."

Sie hatte sich gefaßt; sie wollte mir antworten. Sie warf schon jenen Blick des besseren, freieren Gefühls auf mich, mit dem der Inquisit, nachdem aller Trotz und alle eitle Menschenfurcht in ihm gebrochen ist, nur der erhabenen Stimme des Gewissens folgt und sein offenes, freies Bekenntniß ablegt.

Aber noch einmal konnte sie nicht. Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen.

„Lassen Sie mich erst ausweinen," bat sie.

Die Vergangenheit war wohl plötzlich vor sie getreten. Ich ließ sie ausweinen. Die Thränen konnten ja nach allen Seiten nur wohlthätig auf sie einwirken. Sie weinte lange; über ihr Leben, über ihr vergangenes, über ihr verlorenes Leben.

In diesem Augenblicke mußte Alles vor sie treten. Ihre fröhlichen Kindertage, ihre glückliche Jugend, oder war auch diese schon unglücklich gewesen? Sie war noch so jung und mußte, fern von der Heimath, fern von allen ihren Lieben bei fremden Menschen, in fremdem Lande dienen. Und in diesem fremden Lande, in dem sie allein, ohne Schutz, ohne irgend einen Bekannten, so ganz allein da stand, war sie zur Verbrecherin geworden. Niemand, Niemand, der ihr nur helfen, der ihr nur rathen konnte, war bei ihr. Und wenn sie auch die fernen Lieben hätte herbeirufen können, hätte sie es gedurft, gemocht? Die arme, vielleicht selbst schon unglückliche Mutter, die unschuldigen Geschwister, sie, die sie Alle so liebten,

Digitized by Google

sollte sie sie herbeirufen, als Zeugen ihres Verbrechens, ihrer Schmach, ihres Todes auf dem Blutgerüste? Und nur Tod und Blutgerüst standen noch vor ihr.

O, sie war in ihrer Verlassenheit, in ihrem Jammer so sehr, so über alle Maßen der Liebe und des Trostes bedürftig, aber sollte sie Mutter und Geschwister und was sie sonst liebte, in dieser Lage wiedersehen?

Nein, nein, eher sterben; eher sofort sterben!

Schon indem sie an sie dachte, wollte ihr das Herz brechen. Und doch mußte sie an sie denken, und immer und immer wieder. Aber sie hatte sich ausgeweint und die Thränen hatten wirklich wohlthätig auf sie eingewirkt. Sie war in dem Zustande jener stillen, ergebenen Ruhe, die der klare, bewußte, vollständig abgeschlossene Muth gibt. Sie begann ihre schreckliche Erzählung von selbst.

„Ich bin bereit. Muß ich Ihnen Alles sagen? Auch über mein früheres Leben?"

„Ich muß Sie auch über die geringfügigsten Umstände, selbst aus Ihrer Kindheit, befragen."

„So sei denn auch das.

„Mein Vater war Beamter am Rhein. Er starb vor vier Jahren, als ich funfzehn Jahre alt war. Er hatte mir eine sorgfältige Erziehung geben lassen. Er starb ohne Vermögen und hinterließ außer mir meine Mutter und eine ältere, kränkliche Schwester, meiner Mutter zugleich eine geringe Wittwenpension. Sie lebt davon mit der kranken Schwester in Coblenz. Ich mußte den Beruf einer Erzieherin oder Gesellschafterin wählen. Noch anderthalb Jahre bereitete ich mich darauf vor, dann trat ich den neuen Lebenslauf zuerst in einer befreundeten Familie in der Nähe meiner Heimath an. Ich blieb dort bis zum vorigen Sommer, wo ich meine gegenwärtige Stelle annahm."

Sie machte eine Pause. Sie schien mit sich zu kämpfen, ob sie etwas hierher Gehöriges sagen oder verschweigen sollte. Ich kam ihr zu Hülfe.

„Warum verließen Sie Ihre frühere Stellung?"

Sie hatte sich entschlossen.

„Sie müssen auch das wissen. Ich lernte einen jungen Engländer kennen, der sich mit seiner Familie in unserer Nachbarschaft aufhielt. Er heißt Harry Wrigley. Wir liebten uns, aber seine Eltern wollten eine Verbindung des einzigen Erben ihres Vermögens mit einem armen deutschen Mädchen nicht zugeben. Ich ließ mich von ihm zu einer heimlichen Trauung bereden. Ein englischer Geistlicher, mit dem er befreundet, und der eine Zeit lang in der schönen Rheingegend verweilte, traute uns. Aber er hatte sich nur unter der ausdrücklichen Bedingung dazu entschlossen, daß wir uns sofort nach der Trauung trennten, und uns nicht eher wiedersähen, als bis es Harry gelungen sei, die Einwilligung seiner Eltern zu unserer Vereinigung zu erhalten. Harry konnte seine Eltern nicht verlassen, und so entschloß ich mich zu einer Entfernung aus der Gegend. Ich nahm meine jetzige Stellung an. Aber ganz allein wollte ich in die ferne Fremde nicht gehen. Harry's Vater hatte einen deutschen Bedienten, einen uns ergebenen treuen Menschen, Anton Rieder. Er sollte mich begleiten, wenigstens um mich sein, zu meinem Schutze, zu irgend einer Vermittlung, die sich als nothwendig herausstellen könne. Es gelang, daß er fast gleichzeitig mit mir bei der Gräfin Ruthenberg als Jäger eintrat.

„Bis jetzt hat Harry die Einwilligung seines Vaters nicht erlangen können. Aber seine Eltern lieben ihn. Wir sind Beide noch jung, und verzweifeln nicht.

„O Gott," unterbrach sie sich schmerzvoll. „Wir verzweifelten nicht, bis jenes unglückliche Ereigniß eintrat. Gibt es denn jetzt noch eine Hoffnung für mich? Auch für ihn nicht!"

Nach einer Pause konnte sie wieder ruhiger fortfahren.

„Ich lebte hier glücklich in meiner Hoffnung. Auf einmal sollte mein Glück zerstört werden. Der Neffe der Gräfin kam hier an. Er wollte nur einige Tage zum Besuch bleiben, und blieb länger.

„Schon nach wenigen Tagen überzeugte ich mich, daß ich die unglückliche Ursache seines Bleibens war. Er sagte es mir offen. Er war ein verworfener Mensch, und machte kein Hehl daraus, daß er es war. Er prahlte mit seiner Schlechtigkeit gegen mich, gegen seine Tante. Er sagte lachend, daß jedes Weib zu verführen sei. Er erklärte mir mit Frechheit, daß er auch mich verführen werde. Seine Tante lachte dazu. Sie lachte mit ihm. Ich setzte ihm ruhige Verachtung entgegen. Ich wußte mich sicher gegen etwaige Gewalt durch den Jäger Anton. Freilich auf Eins hatte ich nicht gerechnet, daß er gar in Gegenwart seiner Tante sich Unanständigkeiten gegen mich erlauben werde. Ich zog mich indeß auch aus ihrer Gesellschaft zurück. Sie befahl mir, zu kommen. Ich forderte meinen Abschied. Sie verweigerte ihn mir, mein Contract laufe noch. Ich wollte ihn brechen, aber ich hatte kein Geld zur Reise, und auch Anton nicht.

„Unsere rückständige Gage von der Gräfin zu fordern, wäre vergeblich gewesen; sie hätte die Absicht gemerkt, und dieselbe verweigert, wie meinen Abschied.

„Das war am zehnten Tage, seitdem der junge Graf da war. Wenige Tage darauf trat das entsetzliche Ereigniß ein.

„Ich hatte des Abends zum Thee kommen müssen. Auch der Graf war da, wie gewöhnlich. Er war den Abend etwas still, gegen mich beinahe kalt. Aber er grübelte über etwas, und seine Blicke, die oft plötzlich und verstohlen auf mich fielen, ließen mir keinen Zweifel, daß sein Grübeln mich betraf. Seine Blicke waren glühend, unheimlich, als wenn er über einen schlechten, unheimlichen Plan nachsänne. Ich konnte ihn ohne Schaudern nicht ansehen, und begab mich zeitig in mein Zimmer zurück. Ich wurde nicht aufgehalten, auch von der Gräfin nicht. Sie pflegte es sonst seit den Verfolgungen ihres Neffen gegen mich zu thun. Daß sie es nicht that, erfüllte mich mit neuer Angst. Man hatte etwas gegen mich vor.

„In meinem Zimmer angekommen, klingelte ich nach dem zu meinem Dienste bestimmten Kammermädchen, und fragte sie nach dem Jäger Anton. Ich wollte ihm meine Angst mittheilen, ihn für diese Nacht um besondere Wachsamkeit bitten.

„Das Mädchen sagte mir, der Jäger sei um neun Uhr ausgezogen, um in dem Mondscheine auf den Anstand nach Füchsen zu stellen. Er werde vor Mitternacht wohl nicht zurückkehren.

„Es war erst zehn Uhr. Meine Angst verdoppelte sich. Gerade heute, gerade jetzt war Anton abwesend, ich ohne allen Schutz. Wollte man diese Abwesenheit benutzen? Wozu? Hatte man den Jäger gar absichtlich entfernt?

„Ich schloß mich fest in meinem Zimmer ein. Eben so sorgfältig verschloß ich die Läden an den Fenstern meiner beiden Zimmer. Sie waren sehr stark; durch sie konnte von außen Niemand zu mir eindringen. So weit war ich gesichert. Aber desto mehr Sorge mußte ein Anderes mir machen. Dieses Bibliothekzimmer ist an seinen Fenstern nur mit Jalousieen versehen. Diese aber sind alt, von dünnen, schon morschen Bretern. Sie gewähren keinen Schutz gegen ein gewaltsames Eindringen von außen. Die Thür, die aus diesem Zimmer in meine Schlafstube führt, ist zwar verschließbar, auch auf der Seite meiner Stube, allein Thür und Schloß sind schwach. Ich wußte es, ich hatte sie in den letzten Tagen oft untersucht. Die Thür ist mit Leichtigkeit einzustoßen. Das Geräusch, das dadurch entstehen würde, kann kaum ein großes sein. Innerhalb der dicken Mauern, der mit den Läden und Jalousieen verschlossenen Fenster würde es zum größten Theile verhallen. Was davon draußen noch gehört werden könnte, würde ohne einen besondern Zufall an diesem entlegenen, am späten Abend selten besuchten Ende des Schlosses Niemand vernehmen. So war ich in meinen Zimmern gegen einen Ueberfall von hier aus nichts weniger als gesichert.

„Ich sah nur ein Mittel zu meinem Schutze. Ich beschloß, aufzubleiben, bis ich den Jäger Anton würde zurückkommen hören. Drohete mir bis dahin ein Ueberfall, so konnte ich immer um Hülfe rufen. Der Graf konnte nur aus dem Bibliothekzimmer kommen; es mußte dann zuerst die Thür meiner Schlafstube zersprengt werden. Während dieses geschah, hatte ich Zeit genug, in den Corridor zu flüchten, zu den weiblichen Domestiken, die dort in der Nähe schliefen. Für den schlimmsten Fall versah ich mich mit meinem Dolche. Harry hatte ihn mir geschenkt. Ich verbarg ihn in meinem Busen.

„Ich hätte den Versuch machen können, das Kammermädchen zu mir zu nehmen. Allein einerseits hätte ich dadurch, wenn meine Furcht sich nachher als ungegründet erwies, ein unnöthiges, mich und die Gräfin compromittirendes Aufsehen erregt. Andererseits mußte ich gar auf eine Weigerung gefaßt sein, da die Gräfin strenge darauf hält, daß die Dienstboten, besonders des Abends, an den ihnen angewiesenen Orten sich befinden.

„Es blieb mir nur jener Weg. Ich hatte das Alles sehr reiflich überlegt. Ich hatte ja noch Zeit. Im Schlosse waren ja

Digitized by Google

noch sämmtliche Leute auf. Noch konnte er nichts gegen mich wagen. So meinte ich. Ich ging in das Bibliothekzimmer, um in den Garten hineinzuhorchen. Durch die fest verschlossenen Läden meiner Stuben konnte ich es nicht. Vom Garten her aber mußte er sich nahen. Jene auf den Corridor führende Thür des Bibliothekzimmers hatte ich schon vorher, ehe ich in das Theezimmer ging, wie jeden Abend, von innen verriegelt. Er mußte das wissen. Ich sah nach, ob der Riegel noch vorlag. Es war der Fall. Ich untersuchte die drei Fenster des Zimmers. Sie waren verschlossen. An zweien waren auch die Jalousieen noch eingehakt. Am dritten nicht; sie hing offen. Ich selber öffnete jeden Morgen die Jalousieen dieses Zimmers, und verschloß sie jeden Abend wieder. Außer mir kam selten Jemand in das Zimmer. Ich sann nach, ob ich auch die offene Jalousie vorhin eingehakt hätte. Es war leicht möglich, daß es unterblieben. Ich hatte vorher an einen Ueberfall nicht denken können. Ich wollte sie einhaken. War sie auch morsch und gebrechlich, sie gewährte immer einen Schutz mehr. Vorher lauschte ich an den beiden andern, dann an diesem. Auch mit den Augen konnte ich nichts entdecken, nicht die geringste Bewegung. Es war eine klare Mondnacht. Ich konnte durch die aufgeschobenen Jalousieen weit in den Garten hineinblicken. Aber Alles lag in tiefster Ruhe regungslos vor mir. Ich hatte mein Licht in meinem Wohnzimmer zurückgelassen. Die Thüre zwischen diesem und dem Bibliothekzimmer hatte ich angelehnt. In dem letzteren war es daher dunkel, und ich konnte von außen her nicht darin gesehen werden. Ich öffnete das Fenster, dessen Jalousie ich befestigen wollte. Es war jenes Eckfenster. Ich öffnete es langsam, leise. Durch das offene Fenster horchte ich noch einmal schärfer in den Garten und in die Nacht hinein. Ich vernahm nicht den leisesten Laut. Sehen konnte ich hier fast gar nichts.

„Fast unmittelbar vor dem Fenster steht ein hoher, breiter Spalierbaum. Er war damals noch nicht belaubt, aber seine Zweige waren dicht und verschränkt genug, um, trotz des Mondlichtes, mir zu verbergen, was auf seiner andern Seite war. Der Zwischenraum zwischen dem Fenster und dem Baume beträgt etwa zwei Fuß. Ich wollte auch in ihn hineinsehen. Es konnte sich dort unten Jemand verborgen halten. Es konnte eine Vorrichtung zum Einsteigen dort angebracht sein. Ich hatte dann sofort Veranlassung, Hülfe herbeizurufen. Um bis ganz hinuntersehen zu können, mußte ich mich aus dem Fenster vorbeugen. Ich legte mich nur wenig vor, und blickte hinunter. Der Mond schien in den schmalen Winkel nicht hinein, es war dunkel darin.

„In dem Dunkel, gerade unter dem Fenster, hart an der Mauer, glaubte ich, sich etwas bewegen zu sehen. Ich erschrak. Ich dachte noch an Schutz durch die Jalousie, und wollte sie rasch befestigen. In dem Schreck hatte ich die Besinnung verloren. Ich streckte den Arm aus, die Jalousie zu fassen und zu mir hinzuziehen.

„In demselben Augenblicke fühlte ich meinen Arm ergriffen, festgehalten. Ich wollte ihn zurückreißen. Eine Gewalt hielt ihn, der meine Kräfte nicht gewachsen waren.

„Hülfe!" rief ich.

„Aber der Schreck über den plötzlichen, völlig unerwarteten Angriff hatte mich überwältigt. Anstatt nach dem Garten hin zu rufen, rief ich in das Zimmer hinein.

„Nach dem Garten gingen bewohnte Zimmer des Schlosses. Man hätte mich hören können, beinahe hören müssen. In dem Zimmer hörte mich Niemand.

„Hülfe!" wollte ich noch einmal rufen. Ich konnte es nicht mehr. Ein Mensch hatte sich rasch in das Fenster geschwungen. Ich erkannte ihn, es war der Graf Ruthenberg. Er schien eine fast übernatürliche Gewalt und Gewandtheit zu besitzen. Mit seiner Hand hatte er, während er sich in das Fenster schwang, noch immer meinen Arm festgehalten. Die andere Hand legte er mir auf den Mund, daß ich nicht schreien konnte. So wollte er zu mir in das Zimmer springen. Zu meinem Schreck gesellte sich die fürchterlichste Angst. Ich war so allein, so verlassen! Verlassen von aller menschlichen Hülfe, in dem fremden Lande; in der Gewalt eines rohen, gemeinen, zu dem Aeußersten fähigen und bereiten Wüstlings; preisgegeben von meiner Gebieterin, die mich hätte beschützen sollen. Zurückgewiesen, verhöhnt, wenn ich nur wagte, Schutz zu suchen. Der Einzige, der mich hätte retten können, war entfernt. Ich sollte die Beute eines höllischen Complots werden, unglücklich für mein Leben lang, vernichtet an meiner Tugend, an meiner Ehre. Ich durfte meinen Mann nicht wiedersehen; ich konnte meiner Mutter und meiner Schwester nicht wieder unter die Augen treten. Ich wußte nicht mehr, was ich that, was ich thun sollte. Ich hatte mit der linken Hand nach der Jalousie gefaßt; meinen linken Arm hielt der Graf fest; mein rechter Arm war frei. Ich griff mit der Hand in meinen Busen. Dort hatte ich meinen Dolch verborgen. Ich faßte den Dolch. Der Graf war noch in dem offnen Fenster. Er machte eine Bewegung, sich in das Zimmer hinunter zu lassen. Ich schwang meinen Dolch nach seiner Brust. Da —"

Die Unglückliche konnte nicht weiter sprechen. Ihr Gesicht hatte sich wieder mit einer furchtbaren Blässe überzogen. Ihre Augen starrten wie aus einem Grabe. Die Stimme versagte ihr. Die Erinnerung an das entsetzliche Ereigniß hatte sie mit neuem Schrecken ergriffen.

„Da?" fragte ich sie. „Was geschah?"

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Ein neuer Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen. Dann rang sie verzweiflungsvoll die Hände.

Die Arme! Sie stand so dicht vor der Schwelle des letzten, fürchterlichsten, des für ihr Schicksal entscheidenden Moments ihrer Geständnisse. Sie sollte diese Schwelle überschreiten. Noch ein Wort, und sie überlieferte sich dem Schaffot.

Sie hatte rein und treu in die Arme ihres Mannes zurückkehren, sie hatte mit freiem Blick wieder unter die Augen der Mutter treten wollen! Sie sollte sie nie wiedersehen, nicht den Einen, nicht die Andere. Sie sollte weit, weit von ihnen ihren Nacken unter das Beil des Scharfrichters legen.

„Was geschah?" fragte ich und die Worte schnitten mir selbst wie ein scharfes Messer in das Herz. Ich konnte nicht anders, ich mußte meiner Pflicht folgen.

Sie hatte ihre Thränen wieder getrocknet und war wieder ruhiger geworden.

„Da," sagte sie langsam, fast leise, und indem sie den Blick nicht zu mir erheben konnte, „in demselben Augenblicke sah ich eine andere Hand, die sich nach seiner Brust bewegte, und in der Hand sah ich im Mondschein eine scharfe Waffe blitzen. Und in dem Augenblicke darauf lag der Graf im Zimmer, vor meinen Füßen, eine Leiche. Ich verlor das Bewußtsein."

Der Schrecken der Erinnerung ergriff sie von Neuem. Sie mußte wieder eine Pause machen.

Und ich, der ich jetzt diese Geschichte erzähle und damals als Inquirent der jungen Dame gegenübersaß? Im ersten Augenblicke athmete ich leicht auf, als wenn die Unglückliche plötzlich vom Tode errettet sei.

(Schluß folgt.)

Land und Leute.

Nr. 11. Die Mistelgauer, vulgo Hummeln, in Oberfranken.

Von Ludwig Storch.

(Schluß.)

Die Anstalten zu einer öffentlichen und großen Hochzeit nach altem Zuschnitt sind wahrhaft großartig und von vornherein geht Alles mit einer gewissen Feierlichkeit zu. Die Männer brauen und schlachten, die Frauen backen und braten; Jedermann ist mit Würde geschäftig. Mehrere Tage vor der Hochzeit macht der prächtig aufgedonnerte Hochzeitsbitter den Verwandten und Freunden im lieben Hummellande die Aufwartung. Ganz wie die Hochzeitsbitter der altenburger Bauern trägt er einen großen mächtigen, mit rothen und blauen Seidenbändern und einem bunten Tüchlein ausstaffirten Blumenstrauß in der Hand und ladet mit zierlich gesetzter Anrede zur Hochzeit auf zwei Tage volle Bewirthung und auf ein Frühstück für den dritten Tag ein. Die alte, immer noch gebräuchliche Formel ist:

„Ich bin ein ausgesandter Bote, von wegen Braut und Bräutigam, nämlich des ehr- und arbeitsamen Junggesellen Jo-

Eine Hochzeit im Fichtelgau.

hann Friedrich Neuner zu Glashütten, der ſich ehelich verlobt und verſprochen hat mit der untadelhaften Jungfer Anna Barbara Weigel, Tochter des löblichen Mitnachbars und Müllermeiſters Johann Andreas Weigel in der Thalmühle. Und weil wir nun ein ſolches Freuden- und Hochzeitsfeſt werden erhalten, ſo hab' ich Befehl von Braut und Bräutigam, den ehrbaren Mitnachbar Johann Chriſtoph Bayersdörfer auf dieſes Feſt einzuladen, um nach eingenommenem Frühſtück ihren Kirchgang ſchmücken und zieren zu helfen. Und was uns der liebe Gott in Küche und Keller beſcheert hat, das haben wir in zwei

Tagen und einem Frühstück zu verzehren. Also bitt' ich Euch, Ihr wollet meine vorgebrachten Worte nicht verachten, sondern mich als einen guten Boten gelten lassen."

Für die „vorgebrachten Worte" erhält denn „der gute Bote" sofort ein Geschenk an Eiern, Butter, Speck ꝛc. und er hat für diesen Fall schon Nebenboten bei sich, die selbst schwere Lasten fortzubringen sich nicht scheuen. Jedermann sieht nun mit freudiger Erwartung dem Morgen des Trauungstages entgegen und Alt und Jung eilt in das Geburtsdorf des Bräutigams.

Dabei deutete der Erzähler auf die geputzten Häuflein, die mit uns gleichem Ziele zustrebten. Wir langten mit ihnen an; es hatte sich schon eine hübsche Menschenmasse vor dem Vaterhause des Bräutigams versammelt. Alles war in feierlicher Aufregung, alle Gesichter trugen den Stempel einer stolzen, selbstzufriedenen Würde, die da weiß, was sie zu thun und zu erwarten hat. Es war ein geschäftiges Hin- und Herrennen, ein erstaunliches Wichtigthun und eine so liebenswürdige, possirliche Umständlichkeit, als handele es sich um die wichtigste Sache von der Welt. Die jungen Bursche wußten sich was Rechts in ihren prächtigen Bruststücken und Hosenträgern; sie hatten die grünsammetnen Brämen schief gesetzt, klatschten mit Geißeln, rauchten martialisch Tabak aus Ulmer Pfeifenköpfen und ließen sich's abmerken, daß sie den heldenmüthigen Entschluß gefaßt hatten, ein Uebriges zu thun. Die nicht minder geputzten Mädchen steckten die Köpfe zusammen, kicherten, machten ihre Randglossen zu dem unausstehlichen Benehmen der Burschen und schienen nicht minder entschlossen, es auf's Aeußerste ankommen zu lassen. Man sah es an der steigenden Spannung der Gesichter, daß nun bald irgend ein wichtiges Ereigniß in's Leben treten werde. Und es kam als ein mit stolzen, schönen und stattlich geschmückten Pferden bespannter, mit Kranzgewinden gezierter, mit einer Musikantenbande, mit Weibern, Brautjungfern und Brautführern besetzter Leiterwagen, der unter Halloh aus dem weitgeöffneten Hofthore herausfuhr und seinen Weg unter zahlreicher Begleitung der lieben Dorfjugend, worunter auch stattlich aufgewachsene Gestalten, nach dem nahen Geburtsdorfe der Braut nahm. Alle Gesichter lachten, und wahrscheinlich, um sie in dieser angenehmen und einer Hochzeitsfeier so angemessenen Thätigkeit nicht ermüden und zu trockenem Ernste erstarren zu lassen, bemerkte ich ein stattliches Gefäß, aus dem eine, wie es schien, unversiechbare Bierquelle strömte und jeden lachenden Mund anfeuchtete, labte, stärkte und zu noch größerer Freudigkeit anspornte. Wir standen gar nicht an, uns ebenfalls der muntern Dorfjugend anzuschließen und ebenfalls leiblich und geistig gestärkt — man trank uns mit höchst lobenswerther Gastfreundlichkeit zu und das Bier war classisch, ein Nektar, wie er nur in Oberfranken bereitet wird — dem Nachbardorf zuzuwandern. Dort kamen wir an, als der Wagen von geschäftigen Händen mit der stattlichen Mitgift der Braut beladen wurde. Da gab's denn neuen Hausrath und bäuerische Kostbarkeiten aller Art.

„Sehen Sie dort oben den ungleichlichen Spinnrocken mit dem zartesten Flachse, umwickelt von rothen und blauen Bändern und daneben das große, ausstaffirte Bettkissen?" sagte mein Begleiter auf den hochaufgethürmten Wagen deutend.

„Was ist's damit?"

„Sie sind die beiden charakteristischen und symbolisch wichtigsten Effecten der ganzen Herrlichkeit und stehen in mystisch enger Beziehung zu einander."

„Wie so?"

„Sie sind die Symbole der Tugend und ihrer Belohnung. Der Spinnrocken ist der Stolz der Braut, denn er bedeutet, daß sie als reine Jungfrau das ihr von ihrer Taufpathin geschenkte werthvolle Kissen in das Ehebett lege, für welches es bestimmt ist. Eine notorisch unkeusche Braut würde nimmermehr wagen dürfen, den geschmückten Spinnrocken mit solchen Ehren in das Haus ihres Zukünftigen zu führen."

„Allerliebst!" rief ich. „Es ist auch Poesie in den Hummelbauern."

Die Pferde am Wagen wurden mit noch mehr Bändern geschmückt, ebenso der Fuhrmann, ein stämmiger Bursche mit großem Durst; sein Hut und seine Peitsche konnten zuletzt unmöglich noch schöner geputzt werden, er selbst erhielt aber noch ein buntes flatterndes Tuch an das Hummelröcklein gebunden. Jetzt kam der große Moment! Die Braut erschien. Von Brautführern aus dem Vaterhause geführt und auf den Wagen gehoben, nahm sie mit schüchterner Gravität zwischen ihren Begleiterinnen Platz. Sie war eine kräftige stämmige Dirne im Volksbrautstaate mit der rothen Bandhaube und dem Kranze, und ihre jugendliche Erscheinung kam unserm hoffnungsreichen Wunsche, daß das Hummelland nicht aussterben möge, viel versprechend entgegen.

Die Pfeifer ließen ihre Fanfaren ertönen, der Kutscher hieb jauchzend auf die Pferde, die Braut warf aus einem großen Korbe Hefenküchlein und Hochzeitsbrod unter die jubelnde Menge; der Zug setzte sich in Bewegung. Und was für ein Zug! Das war ein kräftiges, munteres Stück deutschen Volkslebens! So großartig und imponirend hatte ich es mir nicht gedacht. Ich fing an, bedeutenden Respect vor den Hummelbauern zu bekommen. Aus dem Hofe sprengten mit Hurrahruf mehrere vermummte Reiter und umschwärmten den Wagen, jagten das herandrängende Volk auseinander und wurden dafür auf alle Weise von ihm geneckt und gedrangsalt.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Stimmung eine abermals erhöhte war, denn der Nektar des Königs Gambrinus war auch in und vor dem Brauthause mit unbegrenzter Freigebigkeit jeder durstigen Kehle gespendet worden und es wollte mich bedünken, daß die erhöhte Temperatur der Hochzeitsfreude auch den Durst der Menge vermehre und daß Beide in einer natürlichen Wechselbeziehung ständen. Die Braut fuhr fort, durch Kuchenauswerfen die Menge heranzulocken, die berittenen Masken — Stutzelreiter genannt — sie zu verjagen und dafür geneckt und verhöhnt zu werden; die Musik fuhr fort, zu schmettern, das Volk zu jauchzen und zu schreien; der Wagen fuhr auch fort und so langten wir denn unter heillosem Lärm endlich wieder am Vaterhause des Bräutigams an.

Mein Begleiter erzählte mir unterwegs:

„Sonst ist's noch weit toller zugegangen, aber der wilde Volksgeist ist zahm geworden und das einst helllodernde Feuer glimmt jetzt nur noch in der Asche. Jetzt sitzt der Bräutigam still beim Bierkruge und wartet, seine Pfeife rauchend, geduldig die Ankunft der Braut ab. Solche Passivität wäre sonst unmöglich gewesen. Er holte, in Begleitung seiner Gespielen und Freunde, beritten die Braut selbst aus ihrem Vaterhause ab. War die Cavalcade diesem bis auf ungefähr eine Viertelstunde nahe gekommen, so sprengten auf ein vom Bräutigam gegebenes Zeichen acht bis zwölf junge Männer im Wettrennen dem Hause der Braut zu und der erste dort Anlangende erhielt von ihr als Dank eine Henne. Mit diesem schreienden Preis und Siegeszeichen in hochgehobener Hand jagte er dann dem Bräutigam entgegen. Die Scene wiederholte sich bei der Annäherung an das Haus des Bräutigams, und wer an diesem Ziele zuerst ankam, erhielt aus der Hand der Braut einen Hahn. Es kam Alles darauf an, daß kein Unglück bei diesem tollen Wettreiten vorkam, was als böse Vorbedeutung galt. Hahn und Henne, die, wie sich von selbst versteht, hier ebenfalls von symbolischer Bedeutung waren, mußten für eine fröhliche Hochzeit ebenfalls unverletzt bleiben. Diese für Roß und Reiter gefährliche Volkssitte des sogenannten „Hennen-Erreitens" ist zu Ende des vorigen Jahrhunderts abgeschafft worden."

Die Heimfahrt der Braut war rasch und ohne Hinderniß von statten gegangen; beim Einfahren in den Hof des Bräutigams stand aber der Wagen plötzlich still und war trotz alles Schreiens nicht von der Stelle zu bringen. Der Fuhrmann gebehrdete sich wie toll, die Menge lachte ganz unmäßig, der Wagen war wie eingemauert. Der Bräutigam stürzte mit erschrockenen Zügen aus dem Hause, um zuzusehen, von welcher Art das plötzliche Hinderniß sei. Bald nickte er, als sei ihm ein Licht aufgegangen, eilte wieder in's Haus, um sogleich zurückzukehren, in der Rechten einen schäumenden Bierkrug, in der Linken einen harten Krenthaler hochhaltend. Den Krug spannte er an den Mund des Fuhrmanns, den Silberthaler an das flatternde Tuch am Rocke desselben, und als die Krone im Tuche festgebunden und die Kanne geleert war, zog diese gutgewählte Vorspanne den Wagen schnell bis vor die Hausthür. Hier brachte der Bräutigam einen Stuhl herbei, den er sein Eigenthum nennt, denn er hat ihn zu diesem Behufe kurz vorher von seinen Eltern geschenkt erhalten. Die Braut setzt den Fuß darauf; er bietet ihr die Hand und hilft ihr und ihren Begleiterinnen vom Wagen. Niemand darf ihn dabei unterstützen. Es ist allein seine Sache, seine Braut in sein Haus einzuführen. Dort wird sie mit herzlichen Segenswünschen und Händedrücken willkommen geheißen. Die Gäste strömen nach; die bunt wechselnde Scene

Digitized by Google

füllt sich. Allen wird Imbiß und Trunk geboten, jeder langt herzhaft zu. Draußen laden Gesinde und Nachbarn den Wagen ab. Rocken und Brautbett mit dem symbolischen Kissen werden allein vom Bräutigam im Triumph in's Haus getragen; außer ihm darf Niemand diese Heiligthümer berühren.

Unverzüglich wurde nun der Kirchgang gerüstet, denn es war schon hoch am Vormittage und es ist gesetzliche Vorschrift, daß alle Trauungen Vormittags und im noch nüchternen Zustande der Brautleute und Zeugen vollzogen werden sollen, eine Anordnung, die mir sehr am Platze schien, wenn ihre weise Absicht auch nicht vollständig erreicht werden dürfte. Der Hochzeitsbitter wurde an die Geistlichkeit geschickt, um sie zu benachrichtigen, daß der Zug sich ordne, und ihr die üblichen Geschenke, ein weißes Taschentuch, einen Rosmarinstengel und eine Citrone, zu überreichen. Die beiden Prediger und die Schullehrer schritten gleich darauf dem Hochzeitshause zu, vor welchem der Zug sich aufstellte, und die Glocken begannen ihr feierliches Geläute. Der Geistlichkeit an der Spitze folgte ein Bursche als Brautführer mit einem hochgetragenen, bändergeschmückten bloßen Degen in der Hand, die Braut im Brautkranze am Arme der beiden Brautjungfern, ein zweiter Brautführer mit dem Degen, der Bräutigam, von seinen nächsten Anverwandten begleitet, die männlichen, zuletzt die weiblichen Gäste paarweise, das Volk in großer Anzahl zu beiden Seiten, aber Alle in feierlicher Stille und löblicher Ordnung. Der alten Sitte wurde in ihren guten Einrichtungen noch pünktlich genügt, die gefährlichen hatte die vorgeschrittene Bildung verdrängt. So wurde am Eingange des Hofthores eine alte arme Frau aufgestellt, an welcher die Braut beim ersten Schritt aus dem Hause ein Liebeswerk vollbringe, indem sie derselben ein großes Stück Hochzeitskuchen überreicht.

In der Kirche wurde erst eine dem Gegenstande angemessene und — was mit Dank anzuerkennen war — kurze Hochzeitspredigt gehalten, dann die Trauung vollzogen. An der Kirchthüre empfing das Musikcorps den Zug mit hellen Tönen und spielte ihn nach Hause, wo die Braut sofort als junge Frau dem Bräutigam als jungem Eheherrn feierlich übergeben und ausgeantwortet wurde.

„Auf dem Wege zur Kirche und zurück," erzählte mein kundiger Begleiter, „ging es sonst lauter und umständlicher, wenn auch nicht anständiger zu. Die Bursche schossen aus Pistolen, warfen Schwärmer unter das Volk und trieben noch andern Unfug, welcher schlecht zu der heiligen Handlung paßte. Namentlich suchten sie auf dem Heimwege die Braut ihrer Begleitung zu entreißen; diese widersetzte sich. Die Brautjungfern schrieen aus vollem Halse und fuhren mit den Nägeln den Burschen in Gesicht und Haare. Diese wendeten alle erdenklichen Listen an, um sich des begehrten Gegenstandes zu bemächtigen, und wenn diese nicht fruchteten, Gewalt. Gelang es, die Schöne zu erkämpfen und abzuführen, so wurde sie nur gegen ein ansehnliches Lösegeld wieder freigegeben. Dabei konnte es nicht fehlen, daß der Scherz leicht in Ernst umschlug, die Braut hin- und hergezerrt wurde, Stöße und Schläge erhielt und ihr die Kleider in Fetzen vom Leibe gerissen wurden, daß es zu mißlichen Balgereien kam, die Brautführer mit den Degen darein hieben und Blut floß. Das waren so die lieben Sitten und Gebräuche unserer guten Altvordern."

Daß man im Hochzeitshause nun aß und trank, versteht sich von selbst. Das war das sogenannte kleine Essen. Die Zeit bis zum großen Essen gegen Abend wird mit Schießen, Lärmen, Späße machen (an die man freilich keine hohen Anforderungen stellen darf) verbracht. Das Bestreben, die Braut zu rauben, ist eigentlich die Folie von allen; deshalb erhält sie bei der Mahlzeit die hinterste Ecke am Tische, und die Brautjungfern und Brautführer sitzen zu ihrem Schutze um sie herum. Die Gäste, deren wohl ein halbes Hundert sein mochten, wurden am Tage von den Brautführern, beim Hauptmahle aber vom Hochzeitbitter und vom Metzger bedient. Das Hochzeithaus gleicht einem Bienenstocke, der sich zum Schwärmen anschickt; drinnen braus't es immer stärker, und an den Löchern, Thüren und Fenstern hockt es dick und voll. Diesem verehrungswürdigen Publicum wird ebenfalls Speis und Trank zugereicht, und im Hofe macht sich die lustige Jugend ein Privatvergnügen. Nach Tische gehen hölzerne Teller, in deren Mitte ein Messer als Wahrzeichen steckt, zum Einsammeln eines Trinkgeldes für Hochzeitbitter, Metzger und Musikanten um. Auch die Aufspülerin des Geschirrs sammelt Gelder in ein mit Wasser gefülltes Schüsselchen.

Die Speiseordnung ist eine althergebrachte, festgesetzte. Reisbrei, Sauerkraut mit Würstchen, Schweinsknöchlein, Stockfisch, Klöße spielen die Hauptrollen. Die Abänderung für den zweiten Tag ist unbedeutend. An jedem Tage werden jedem einzeln eingeladenen Gaste noch eine respectable Menge Speisen mit nach Hause gegeben, allein fünf Pfund gekochtes und gebratenes Fleisch, zwei Siedwürste und eine Bratwurst, Kuchen, Brod ꝛc.

Nach aufgehobner Tafel am ersten Hochzeittage bleibt die Braut mit ihrer Bedeckung in der Ecke sitzen. Auf den Tisch wird eine große, leere zinnerne Schüssel gestellt. Die mit Bändern und Tüchern verzierten Degen der Brautführer werden in die Stubenecke über der Schüssel gesteckt, so daß der wehende Schmuck derselben in diese herabhängt. Neben der Schüssel sitzt der Hochzeitbitter mit rusticaler Grandezza, Papier, Feder und Tintenfaß vor sich, um die Hochzeitgeschenke zu Protokoll zu nehmen. Die Gäste treten einzeln vor seinen Richterstuhl und legen das Geldgeschenk, drei bis sieben Gulden, in die Schüssel, das Effectengeschenk auf den Tisch. Dabei wird wieder allerhand Scherz getrieben. So stellen sich diejenigen, welche recht hohe Geschenke in der Tasche haben, als wollten sie gar nichts schenken; aufgefordert, an die Schüssel zu treten, schieben sie Andere vor, lassen sich mehrmals mahnen, herbeizerren, schelten ꝛc., bis sie endlich herausplatzen und sich triumphirend zurückziehen. Zuerst schenken die Eltern und nächsten Verwandten, dann die übrigen Gäste. Für jedes Geschenk bedanken sich die jungen Eheleute, und die Musik spielt einen Tusch, bei denen, welche die eben beschriebene kleine Komödie spielen, wird's eine rauschende Fanfare.

Am dritten Tag endet die Hochzeit mit einem Frühstück, als dessen letztes symbolisches Gericht saure Kuttelfleck aufgetragen werden. Denn es heißt: „Kuttelfleck, scheer Dich weg!" Damit ist's aus, und die Gäste erhalten nur die Hälfte der Speisen der vorherigen Tage mit nach Hause.

Uebrigens kommen Bier, Schnaps, Butter, Käse und Brod während der drei Tage nicht vom Tische weg, und Jeder thut, was in seinen Kräften steht, um so viel als möglich Consumtibilien zu vertilgen.

Bei Kindtaufen und Begräbnissen sind ähnliche Gebräuche herrschend; dort ist der Kindtaufschmaus, hier der Leichentrunk und die Trauermahlzeit die Hauptsache. Da sie diese mit den übrigen Oberfranken ziemlich gemein haben, und wir nicht zu viel Raum der Gartenlaube in Anspruch nehmen dürfen, so übergehen wir sie, ebenso die Sichel- und Drischellege, d. i. der Schnittern, Gesinde und Freunden gegebene Ernteschmaus; die Schlachtschüssel mit dem sogenannten Würstfahren, einem Mummenschanz mit Musik, der zur Belohnung ebenfalls eß- und trinkbare Geschenke erhält, um uns noch der Kirmeß, als dem eigentlichen Volksfest, zuwenden zu können, weil gerade an diesem die slavische Abstammung der Hummeln recht klar und überzeugend hervortritt.

Ich hatte das hübsche Hummelland lieb gewonnen, und ging deshalb in Begleitung von Freunden im Herbste auf einige ihrer Kirmessen hinauf. Mit Essen und Trinken geht's zu, wie auf andern Dorfkirmessen im großen deutschen Vaterlande auch. Es kommt Besuch aus der Stadt und aus andern Dörfern. Dabei ist nichts Besonderes. Dieses besteht in der Nationalkleidung, die an den beiden Festtagen noch in möglichst alter Reinheit hergestellt wird; sodann im Tanze. Der Tanz der Hummelbauern ist sehr eigenthümlich; er kennt kein rasches Tempo, wie der andrer deutscher Länder, sondern bewegt sich langsam, fast schläfrig, man möchte sagen, traurig. Tänzer und Tänzerin umfassen sich gegenseitig mit beiden Armen und drücken sich so aneinander. Nun drehen sie sich langsam nach dem langsamen Takt der Musik fast immer auf derselben Stelle, so daß sie kaum merklich vorwärts kommen. Dann und wann packt aber der Tänzer die Tänzerin plötzlich unter den Armen fest und schleudert sie gleichsam in die Luft, fängt sie wie einen Ball wieder auf, um dieses seltsame Experiment zu wiederholen, und nun tanzt sie allein um den Tänzer herum, wobei sich dieser passiv verhält. Dabei jauchzen beide, und diese ganze extraordinäre Tanzkunst sieht aus, als wollten die Betheiligten sich für die Langsamkeit des übrigen Tanzes entschädigen. Auf den fremden Zuschauer macht diese Tanzweise mit ihren schroffen Contrasten einen eigenthümlichen Eindruck. Nichts aber zeugt mehr für die slavische Abkunft der Hummeln, als diese Tanzweise.

Das Schicksal verschlug mich unmittelbar von der Grenze des Mistelgaues mitten unter die Slovaken in Oberungarn. Hier fand ich nicht nur dieselbe Bauart der Häuser, dieselbe wirthschaftliche

Digitized by Google

Einrichtung, denselben großen Hut (im Trentschiner Comitat und bei den Horniaken, den Bewohnern der kleinen Karpathen) der Männer, dieselbe weiße Tücherkopfbedeckung der Frauen, dasselbe Regentuch, nur ohne rothen Streif, ähnliche Sitten und Gebräuche, ähnliche Bekleidung, aber vorzüglich denselben wunderlichen Tanz, das träumerische Drehen des Paares auf einer Stelle, und dasselbe wilde Emporschleudern der Tänzerin, und das darauf folgende tanzende Umkreisen des Tänzers durch die Tänzerin. Wenn mir noch ein Zweifel an dem slavischen Ursprunge der Hummeln geblieben wäre, in Ungarn wär' er gehoben worden.

Der Hauptmoment der Kirmeß ist der sogenannte „Platz". Es wird eine Maie gesetzt, wie in Thüringen; der Baum, welcher diesen alten deutschen Namen überall führt, ist auch hier eine bis zum Gipfel geschälte Tanne, welche in den Gipfelzweigen mit Tüchern, Bändern und allerhand Nürnberger Spielkram behangen ist. Ein ziemlich großer Kreis um diesen „Maienbaum" ist zum Tanzplatz geebnet. Gegen Abend ziehen die jungen Bursche und Mädchen paarweise mit Musik unter Anführung des „Platzmeisters" mit weißem Vortuche, die alte Bierstütze in der einen, einen Teller mit Bierglas in der andern Hand, auf und schließen einen Kreis um den Baum. Diese heißen nun Platzbursche und Platzmädchen. Sie müssen durchaus alle von untadelhaftem Lebenswandel sein; wer öffentlich Aergerniß gegeben hat, ist ausgeschlossen, und muß auf dem Tanzboden im Wirthshause tanzen. Noch jetzt wird streng auf dieses Sittengericht gehalten, und ich selbst war Zeuge einer wilden Prügelei, die daraus entstand, daß ein Bursche, der unerlaubten Umgang mit einem Mädchen gehabt, sich unterstand, am Platze zu tanzen.

Der Ortsvorsteher hat das Vorrecht, den Platz zu eröffnen und drei Reihen mit einem Platzmädchen allein zu tanzen. Dann tanzen sämmtliche Platzleute drei Reihen um den Baum, zuletzt ist der Platz allen anständigen jungen Leuten von gutem Rufe geöffnet. Die Anrüchigen dürfen auch nicht den Strauß mit rothen Bändern auf dem Hute und den mit Bändern gezierten Flitterkranz, das sogenannte Geflecht, im Haar tragen, welcher Putz das ausschließliche Vorrecht der Platzleute ist. Das Schwenken der Hüte, das Strampfen, Jauchzen und Emporwerfen der Tänzerinnen macht das Bild sehr lebendig. Dabei wird eine unglaubliche Menge Bier verschlungen, und mancher Bursch thut in diesen beiden Tagen mehr, als sich mit menschlicher Gesundheit verträgt. Die jungen Leute haben auch fast durchgehens ein krankhaftes Aussehen. Nach von Kraft und Gesundheit strotzenden, jugendlich blühenden Gestalten wird man vergebens suchen.

Die Tanzböden in den Wirthshäusern sind für feiner organisirte Naturen ein peinlicher Aufenthalt. Es darf nicht verschwiegen werden, daß sie zur Kirmeß gedrängt voll sind, und die vorgeschrittene Cultur die meisten ihrer nicht eben preiswürdigen Elemente durcheinander gewürfelt hat. Welch' ein Staub und Dunst! Wie viel Schweiß-, Tabaks- und Bierexhalationen! Ein Gedränge und Gestoße, so daß einem eine pralle Dirne auf der Brust liegt, wenn man eben einen schreienden, berauschten Burschen abgeschüttelt hat.

Meist ist eine Kegelbahn in der Nähe, wo ein Platzbursche den Wirth und Aufseher macht, und zinnerne, mit Bändern geschmückte Gefäße, Tücher und andere für den Bauernstand werthvolle Raritäten ausgekegelt werden. Zuweilen ist auch ein mit Bändern und Tüchern prächtig herausstaffirter fetter Hammel der Siegespreis.

Der hervorstechende Charakterzug der Hummelbauern ist strenges, ja zähes Festhalten an Sitte und Gebrauch der Väter. Ihr Tanz ist bezeichnend für ihr Wesen: sie drehen sich immer auf derselben Stelle, und kommen nicht vorwärts. Doch finden wir diese Eigenheit bei allen Völkern: wie sie tanzen, so sind sie. — Inzwischen dringt der mächtige Geist der Neuzeit, der von der Befangenheit und dem Vorurtheil der Väter erlösende, dem auf die Dauer nichts widerstehen kann, auch in diesen Erdenwinkel. Auch unter den Hummeln hat er sein zersetzendes, nivellirendes Werk begonnen.

Von ihrer Abstammung wissen die Hummeln selbst nichts; auch hat sich kein historisches Document, ja nicht einmal eine Andeutung erhalten, wann sie ihren jetzigen Wohnsitz eingenommen haben. Sie sind eben einer jener abgerissenen Völkerfetzen, deren eine Menge in Europa durcheinander flattern, und die nach Jahrhunderte langem Bewahren ihrer Farbe endlich abbleichen und in der Allgemeinheit aufgehen, welcher die europäische Völkerfamilie entgegenschreitet.

Aerztliche Strafpredigten.

Den Frauen und Müttern.

So lange als die Frauen für ihren Beruf nicht anders als jetzt vorgebildet werden, so lange wird es in der Welt auch nicht besser, so lange wird es nur wenige glückliche Ehen geben und so lange wird sich die Menschheit in körperlicher und geistiger Hinsicht schwach und erbärmlich zeigen. Oder meint man etwa, die Berufsstellung einer Frau, als Lebensgefährtin des Mannes, als Erzieherin der Kinder und Leiterin eines Haushaltes, sei eine so niedere, daß sie sich ohne entsprechende Vorbildung ganz ohne Weiteres einnehmen und gehörig ausfüllen lasse? Fast scheint man dies zu glauben, denn mit was für Begriffen Mädchen, oft noch ganz unreif und noch halbe Kinder, in die Ehe treten, das ist erbarmenswerth. Durch das Bischen englisch und französisch Plappern, Singen und Clavierspielen, Tanzen, Nähen und Stricken, Kochen und Braten wird ein Mädchen, dessen Verstandesorgan (das Gehirn) leider Gottes ja außerdem auch noch 8 Loth leichter als das des Mannes ist, wahrlich nicht befähigt, eine naturgemäße leibliche und geistige Erziehung der Kinder zu leiten und eine beglückende Gefährtin des Mannes sein zu können. Dadurch wird sie höchstens Das, was so viele unserer jetzigen Frauen sind, nämlich putz-, vergnügungs-, zank- und herrschsüchtige, den Mann auf diese oder jene Weise tyrannisirende und maltraitirende, dünkelhafte, engherzige und selbstsüchtige, dick- und trotzköpfige, manchmal recht gelehrte und pfiffige, aber doch ungebildete, meist herzlose und doch sentimentale (nervöse, hysterische) Wesen mit gewissen äußeren Formen und conventionellen Redensarten, aber ohne selbstthätiges inneres Geistes- und Gemüthsleben. Daher kommt es denn aber auch, daß die allermeisten Männer bittere Reue über ihre Verehelichung empfinden und durch die Frau nach und nach aus dem Hause hinweggetrieben werden, um anderswo irgendwie die nöthige Erholung oder doch Linderung ihrer Eheleiden zu suchen. Natürlich trägt dann bei den einsichtslosen Frauen, die ja, wie bekannt, trotz aller beweisenden Gründe doch stets bei ihrer einmal gefaßten falschen Ansicht beharren und nie eines Bessern belehrt werden können, nur der Mann die Schuld, sich selbst sprechen sie immer frei davon.

Doch was hilft alles Klagen über die Frauen, damit ändern wir ja doch nichts, suchen wir lieber zum Vortheile unserer Nachkommen eine solche Erziehung des weiblichen Geschlechtes anzubahnen, durch welche die Frau gehörig befähigt wird, die ihr von Gott angewiesene Stellung ordentlich ausfüllen zu können. Zu diesem Zwecke trägt aber ohne Zweifel das Meiste eine richtige Kenntniß und Behandlung der Kindheit des Menschen bei und sind nur einmal Jungfrauen und Mütter von der Wichtigkeit einer naturgemäßen leiblichen und geistigen Erziehung des Menschen in dem ersten Lebensalter überzeugt, dann werden sie sicherlich dahin streben, den Kindern eine solche Erziehung angedeihen zu lassen, und dabei werden sie zugleich sich selbst besser erziehen. Jetzt freilich weiß man wirklich oft nicht, wer ungezogener ist, ob Mutter oder Kind. Jetzt sind fast die meisten Mütter als subtile, allerdings absichtslose Mörderinnen ihrer gestorbenen und als Gesundheitsverderberinnen ihrer noch lebenden Kinder anzuklagen. Jetzt sollten Mütter die Thränen, die sie über kranke oder ungerathene, verdorbene und undankbare Kinder weinen, lieber über ihre eigenen Fehler, die sie bei deren Erziehung gemacht haben, vergießen. Das klingt allerdings erschrecklich, ist aber die reinste Wahrheit, die freilich nicht gern gehört wird, am wenigsten gern von Frauen, die lieber jedem Anderen (wie der Amme, Kindermuhme, Schule, dem unglücklichen Schicksale, den Anlagen und dem Temperamente des Kindes, der Erbsünde u. s. w.) die Schuld des körperlichen oder geistigen Mißrathens eines Kindes zuschieben, als sich selbst.

Die große Sterblichkeit unter den kleinen Kindern hat

Digitized by Google

ihre Ursache fast nur in der falschen Behandlung der Kinder von Seiten der Mütter. Die Bewohnerinnen von Westmann-Oe, einer Insel an der Südküste Islands, geben ihre Kinder gleich nach der Geburt den Kinderweibern mit zur Pflege; 80 Procent dieser Kinder sterben vor dem 9. Tage ihres Lebens an Kinnbackenkrampf. Von 26 in der Ehe Gebornen kommt nur ein Kind todt zur Welt, während unter 17 außerehelichen Geburten schon eine Todtgeburt ist. Und von den unehelichen, in die Ziehe gegebenen Kindern sterben wenigstens zwei Drittel im Säuglingsalter. Ja manchen Ziehmüttern kommt nicht mit Unrecht der Name „Engelchens-Macherinnen" zu, weil sie fast alle ihre Ziehkinder durch unzweckmäßige Kost in den Himmel spediren. Die meisten Sterblichkeitstafeln zeigen, daß von den Neugebornen fast 25 vom Hundert wieder hinwegsterben, und daß später bis gegen den dritten Monat hin nach der Geburt noch etwa der zehnte Theil der Gebornen untergeht. Auf Grund der Statistik des preußischen Staates ergibt sich, daß 35,5 Procente aller Kinder bereits vor Vollendung des 5. Lebensjahres wieder sterben. Dieses Mähen der Todessichel unter den Kindern geschieht aber nicht etwa nach einem bestimmten unabänderlichen Naturgesetze (nach dem Willen Gottes), sondern ist, wie oben gesagt wurde, nur die Folge einer unzweckmäßigen Behandlung der Kinder. Man braucht ja nur die Krankheiten zu betrachten, durch welche kleine Kinder hingerafft werden, und man wird finden, daß jene tödtlichen Krankheiten fast alle durch eine einsichtsvolle Mutter verhütet werden konnten (s. Gartenlaube 1854. Nr. 17.). In keinem Lebensalter ist es so leicht, Krankheiten zu verhüten, und in keinem so schwierig, sie zu curiren, als im ersten Kindesalter.

Wir stimmen ganz und gar mit Dr. Besser* überein, wenn er sagt: „Wir klagen als wichtigste und erste Ursache der großen Kindersterblichkeit die Unkenntniß der Mütter mit ihrem Berufe an. Wenn die Pessimisten unserer Tage in dem Leichtsinn, der Untreue, der Vergnügungssucht u. s. w. unserer Mütter den Hauptgrund des Uebels sehen, so entgegnen wir nur, daß eine Mutter, die ganz durchdrungen und erfüllt ist von dem Umfang ihrer Aufgabe, die so ganz mit dem Gebiet der Kindespflege vertraut ist, als wir dies von ihr fordern, eben nicht leichtsinnig werden kann. Mütter, die während ihrer Schwangerschaft sich durch andere Rücksichten bezüglich ihrer Lebensdiät leiten lassen können, als solche von dem Wohle ihres ungebornen Kindes geboten werden, Mütter, die, statt ihr Kind zu beobachten und zu pflegen, Zerstreuungen nachgehen, Mütter, die, anstatt ihr Kind zu stillen, wenn sie es können, es lieber einer Amme anvertrauen, die sind, mögen sie welchem Stande und welcher Lebensstellung auch angehören, eben nicht jener wahrhaften Bildung theilhaftig geworden, in der das Wissen des Menschen auch sein Denken und Thun bestimmt. Und wir brauchen wohl kaum hinzuzusetzen, daß jene wahre Bildung, jene Cultur des Menschen, durch die er eines bewußten Handelns fähig wird, lediglich wieder davon abhängig ist, daß ihm ein reiches Material von Wissen überhaupt zu Gebote steht. Menschen, die nicht gewöhnt worden sind, gedankenlos durch die Welt zu laufen, sondern nach dem Grunde der Dinge zu fragen, die sich des Lebens, das sie umgibt, bewußt zu werden streben, bei denen Allen regiert das Wissen das Denken und Thun, und in diesem Sinne nennen wir das Nichtwissen der Mütter in ihrem Berufe die Hauptquelle der Kindersterblichkeit."

Aber nicht nur wegen der großen Sterblichkeit unter den Kindern sind vorzugsweise die Mütter anzuklagen, auch an den vielen Krankheiten nicht blos während des Kindesalters, sondern auch während des ganzen Lebens tragen sie einen Haupttheil der Schuld. Ganz besonders sind es die falsche Ernährung und die groben Verstöße gegen die Hauptorgane des Kindes, welche eine Menge von Uebeln erzeugen, die mit ihren Folgen weit hinaus über das Kindesalter, ja bis zum Tode im späten Leben reichen. Die sogenannten scrophulösen Leiden, die Blutarmuth und Lungenschwindsucht, die englische Krankheit mit ihrer Verkrüppelung des Körpers, die unheilbaren und beschwerlichen Affectionen der Athmungs- und Blutkreislaufs-Organe, sowie viele Leiden der Sinnesorgane und des Gehirns (des Verstandes-, Gemüths- und Willensorgans) rühren fast alle aus der Kindheit her und hätten bei naturgemäßer Pflege verhütet werden können. — Jammern und wehklagen, wachen und sorgen können die Mütter am Krankenbette ihrer Kinder, aber sich zu unterrichten, wie ein Kind von Krankheit verschont bleibt, dazu haben sie keine Zeit und keinen Trieb. Ja manche betrachten es lieber gleich als eine Schickung Gottes, wenn ihre Kinder, und zwar bei der unnatürlichsten Behandlung, krank werden. Als ob Gott dem Menschen den Verstand nicht dazu gegeben hätte, um gut und glücklich, wohl und gesund leben zu können, und als ob der nicht ein Sünder wäre, der die von Gott gegebenen Naturgesetze nicht zu seinem und Anderer Heile verwendet. — Wenn die Kinder, zumal die Töchter erwachsen sind, wie gern brüsten sich da die Mütter mit ihnen, aber wie selten können sie dies; kahle Köpfe, rothe Augen, schwarze Zähne, hohe Schulter, bucklicher Rücken, krumme Beine u. s. w., alles Producte der falschen Erziehung, dämpfen nicht blos den Stolz der Mutter, sondern trüben gar oft auch die Zukunft des Kindes. — Es ist wahrlich traurig und ärgerlich, wenn man fort und fort sehen und hören muß, wie sich sogar sogenannte gebildete Leute gegen die Aufklärung über den menschlichen Körper und eine naturgemäße Pflege desselben stemmen, obschon der Mensch nur durch diese besser, klüger, gesünder, älter und schöner werden kann, als er jetzt ist.

Nicht genug, daß die Mütter an dem zeitigen Sterben und häufigen Kranksein der Kinder und Erwachsenen die meiste Schuld tragen, auch auf die geistige und moralische Entwickelung des Menschen üben sie in der Regel einen nachtheiligen Einfluß und zwar insofern aus, als sie gerade die ersten Lebensjahre des Kindes, wo der richtige Grund und Boden für das spätere geistige Wachsen und Gedeihen gelegt werden muß, nicht blos unbenutzt vorübergehen lassen, sondern hier sogar schon die Keime zum Bösen legen und den Anstoß zu geistiger Verkrüppelung geben. Mißrathene Kinder, überhaupt böse Menschen sind nur als Unglückliche anzusehen, die ihr Unglück in der Regel blos der falschen Erziehung von Seiten der Eltern und meistens der Mütter zuzuschreiben haben. — So lange die unglückselige Idee bei den meisten Müttern, daß, „wenn nur erst beim Kinde der Verstand kommt," dieses sich schon noch bessern werde, fortbesteht, bleibt auch die moralische und geistige Erziehung im Argen, und keine Schule wird das wieder am Kinde gut machen können, was das elterliche Haus verdorben hat. Nur dann wird es besser, wenn die Mütter einsehen gelernt haben, daß der Mensch vom Tage seiner Geburt an einer richtigen körperlichen und geistigen Behandlung bedarf, um ein richtiger Mensch zu werden, und daß die Frauen eine solche Behandlung zu leiten lernen müssen, wenn sie richtige Mütter und Erzieherinnen sein wollen. Doch das wird wohl noch lange dauern! Versuchen wir's im Folgenden die Frauen etwas aus ihrer Apathie aufzurütteln!

Bock.

* Den deutschen Müttern und Vätern ein Buch über das Werden und Wachsen ihrer Kinder als Schlüssel zu deren gesünderer Erziehung. Von Dr. Leopold Besser. Frankfurt a. M. Meidinger.

Vom Luxus.

Etwas Volkswirthschaftliches.

„Das ist Luxus", ruft sowohl der Reiche wie der Arme, ruft Hoch und Niedrig, und welch' verschiedenen Begriff verbindet nicht nur jeder Einzelne mit diesem Wort, sondern jeder Stand, jedes Volk, jedes Zeitalter. — Was das eine für entbehrlich hält, das erhebt schon das folgende zum nothwendigen Bedürfniß, sobald der Gebrauch, der Genuß desselben längere Zeit sich bis auf die weitesten Kreise der Bevölkerung erstreckt hat.

Mit dem Fortschreiten der Cultur erwacht überall und zu jeder Zeit auch der Luxus, mit ihm die Streitfrage, ob er verderblich oder nützlich sei. Diese Frage ist also so alt, wie die Cultur selbst, und so finden wir sie denn bereits bei den alten Griechen, bei denen das „Für" und „Wider" förmliche Secten hatte: die kyrenaische und kynische, die Epikuräer und Stoiker, jene in froher Lebensauffassung sich den Genüssen und Freuden des Daseins zuneigend, diese mit Strenge gegen sich selbst der Enthaltsamkeit und Mäßigkeit folgend.

Digitized by Google

Wer kennt nicht den Diogenes in seiner Tonne, der, als er von dem ihn besuchenden Alexander sich eine Gunst erbitten sollte, nichts anderes wünschte, als daß er ihm aus der Sonne gehen möge; der, als er einst ein Kind aus hohler Hand Wasser trinken sah, auch noch seinen Trinkbecher wegwarf, als ein entbehrliches Luxusgeräth, über dessen Ueberflüssigkeit ihn erst ein Kind habe belehren müssen. Herakleides dagegen, der Aristoteliker, erklärte den Luxus als die Quelle alles Edelmuthes, der Tapferkeit, als die Ursache des Sieges der Athener bei Marathon, denn vom Luxus begeistert hätten sie den Feind niedergeworfen.

Theologen und zelotische Staatsmänner haben dem Luxus meist geflucht, und ihn als von der strafenden Hand des Schicksals verfolgt dargestellt. So erzählt Tandolus in seiner Chronik Venedigs, daß eines Dogen Frau einstmals so übermüthig gewesen, daß sie, *anstatt mit den Fingern*, mit goldenen Zweizacken — Gabeln — gegessen habe, dafür aber auch später noch bei Leibesleben stinkend geworden sei. — Ein englischer Geschichtsschreiber klagt in seiner Chronik von 1577 über den Luxus Englands, wo man seit Kurzem so viele Kamine errichte, und *statt hölzerner Schüsseln* irdene und zinnerne einführe.

In späterer Zeit treten Filangieri, Voltaire, Hume als Lobredner des Luxus auf, schreiben ihm die Blüthe einer ausgedehnten Industrie nach innen und außen, die Beschäftigung eines großen Theils der arbeitenden Classe, die Verschönerung des Lebens und Milderung der Sitten, die mit Wärme und immer neuem Leben erfüllende treibende Kraft im Staatskörper zu; als Gegner Warburton und Rousseau, die ihn einen verderblichen Gebrauch der den Menschen von der Vorsehung verliehenen Güter nennen, durch ihn die Macht und Stärke des Staates, die Vaterlandsliebe und Tugenden seiner Bürger gefährdet sehen, und die Ausschweifung der Reichen, das Elend der Armen, den endlichen Verfall der Gesellschaft von ihm verursacht glauben. — Und so geht die große Streitfrage durch alle Zeiten und Völker, durch alle Stände bis in die niedersten Schichten, in denen auf dem abgelegensten Dörfchen wohl ein altes Mütterchen über den Verfall der Sitten, über das Verschwinden der „alten guten Zeit" klagt, wenn sie Sonntags auf dem Kirchwege vielleicht ein schmuckes junges Mädchen in neuerer Tracht, mit vielfachem Tand geputzt vor sich hergehen sieht. Sie klagt, denkt aber nicht, daß sie auf ihrem alten Haupte eine theure Fehmütze mit goldgesticktem Deckel, oder eine mit reichen Fältelungen gezierte Radhaube von wohl drei Ellen des äußern Umfanges trägt, welche von dem ihr vorangegangenen Geschlecht mit derselben Klage begrüßt worden ist. Der Luxus der Gegenwart ist nach vielen Seiten billiger. Das Frisiren, Pudern der Männer, das Tragen von kostbaren Spitzen und Schuhschnallen, Degen, goldgestickten Kleidern ist abgekommen. Die Industrie ist im Erfinden wohlfeiler Ersatzmittel für kostbarere Gegenstände sehr weit, wie z. B. in Baumwollensammet, Battistmusselin, plattirten Waaren, Argentan ꝛc.

So ist denn der Begriff „Luxus" ein ganz relativer, ein nach den verschiedenen Zeit-, Lebens- und Standesverhältnissen verschiedener. Es ist irrig und falsch, den Luxus schlechtweg zu loben oder zu verdammen. Denn er kann statthaft, ja er kann sittlich, aber auch unstatthaft, unsittlich und verderblich sein. Es ist irrig, ihm allein den Untergang Roms oder früher Athens Schuld zu geben, da sich durch die Geschichte nachweisen läßt, daß der ungeheure und zuletzt verderbliche Luxus in vieler Hinsicht erst wieder Ursache zu manch' anderer Verschlechterung wurde. Diese Wechselwirkung ist natürlich eine nothwendige. — Bei einem gesunden Volke ist auch der Luxus gesund, bei einem sinkenden krank und verderblich. Er ist *statthaft*, wenn er auf die Behaglichkeit, den Comfort innerhalb der Grenzen der Ersparnisse des Volkes, gerichtet ist, und gerade der heutige Luxus ist dadurch charakterisirt, daß er auch in den Haushalt des gemeinen Mannes dringt, und dieser jetzt so Manches genießen kann, was vor einem Jahrhundert selbst dem Reichen nicht vergönnt oder wohl gänzlich unbekannt war. Er kann *sittlich* sein und von veredelndem Einfluß auf das ganze Volksleben, wenn er die schönen Künste zum Ziel hat, Musik, Bildhauerei, Malerei, Poesie; aber auch *unstatthaft* da, wo das Unentbehrliche um des Entbehrlichen willen leidet, wie einst in Athen, wo die jährlichen öffentlichen Feste mehr kosteten, als die Unterhaltung der Flotte kosten durfte, wo die Aufführung der Euripideischen Trauerspiele höher zu stehen kam, als der Krieg gegen die Perser; *unsittlich* endlich, wenn nur den Begierden des Körpers gefröhnt, wenn das Vergnügen Weniger durch das Elend Vieler erkauft wird, oder die Befriedigung von Genüssen wohl geradezu der Moral entgegentritt. Die Römer aßen zu Verres' Zeit Singvögel oder nur ihre Zungen, die Rennpferde mußten aus Spanien, die Hunde aus Phrygien, die Pfauen aus Samos, die Kraniche aus Melos, die Thunfische aus Chalcedon, die Hechte aus Pessinus, die Austern aus Tarent, die Datteln aus Egypten, die Nüsse aus Thasos, die Kastanien aus Bätica sein, und so durch die Kostspieligkeit des Transports oder große Schwierigkeit der Erlangung ungeheure Summen kosten, um noch Werth zu haben, oder beziehentlich den Gaumen des durch den Ueberfluß und die Genüsse übersättigten Volkes bei großen Gastmählern zu reizen. — Bei dem enormen Aufschwung unserer heutigen Industrie, bei der Annäherung der entferntesten Erdtheile durch Locomotive und Dampfschiff ist es jetzt für den Mann selbst des Mittelstandes kein verschwenderischer Luxus, Kaffee aus Arabien, Thee aus China, Caviar aus Rußland, Zucker aus Ostindien, Rum aus Westindien, Wein aus Ungarn, Frankreich oder Spanien, Tabak aus der Türkei, Cigarren aus Havannah auf einem Tische zu haben.

Der Luxus ist eine unvermeidliche Folge des Fortschreitens in den Gewerbekünsten und der Ansammlung von Vermögen, somit eine Frucht der höheren Entwickelung, eine der stärksten Triebfedern zur Erwerbung sachlicher Güter, ohne welche der Mensch weit weniger arbeiten würde.

Und bei dieser heutigen Entwickelung ist er deshalb so freudig zu begrüßen, weil auch der bessere Luxus, weil Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaften vermöge der tausendfachen Vervielfältigung derselben selbst dem unbemittelteren Bürger zugänglich sind, der sich ihrem versittlichenden Einfluß nicht entziehen kann und wird.

Hier entsteht Angesichts der geschichtlichen Beispiele des Unterganges der Griechen und Römer die große Frage, ob einst auch unserem Volk im Weiterschreiten seiner Handels- und gewerblichen Entwickelung, im zu erwartenden Umsichgreifen des immer mehr sich erweiternden, immer leichter zugänglichen Luxus ein solches Ende bevorstehe? Die Antwort kann beruhigend lauten. Bei jenen Völkern würde der Luxus allein den Sittenverfall nicht haben bewirken können, wenn nicht andere Ursachen dagewesen wären, von denen der ungezügelte Luxus selbst wieder Wirkung und Symptom war. — Es gelten hier also keine Folgerungen. Wir können die ermuthigende Hoffnung hegen, daß bei der neueren Organisation der Gesellschaft, unter dem Einflusse einer erhabeneren Religion für unsere Staaten, deren Wohlstand auf dem eigenen Fleiße ihrer Bürger ruht, ein solches Ende nicht zu befürchten steht!

I. Der Luxus roher Zeiten.

Der Luxus roher Zeiten ist durch den Hang zu grobsinnlichen Reizen charakterisirt. Die Wirthschaft, der Haushalt eines Volkes entwickelt sich wie der des Individuums im Einzelnen. Die Preise haben das Eigenthümliche, daß die der Ackerbauerzeugnisse bei wachsender Cultur steigen, die der Gewerbs- und Industrie-Erzeugnisse herabgehen. Der Handel eines Volkes auf noch niedriger Culturstufe ist gering und auch räumlich engbegrenzt, daher fehlen ihm die Producte ferner Länder, die Gewerbe haben geringe Ausbildung und so sind auch deren Erzeugnisse von geringer Bedeutung und beschränkter Menge. Aus diesem Grunde wirft sich der Luxus auf massenhafte Consumtion der Speisen und Getränken bei Fest- und Speisegelagen, auf überzahlreiches Gefolge, Kriegs- und Jagdtroß, während das ganze Schmuckgeräth in Nichts mehr als glänzenden Waffen und kostbarem Trinkgeschirr besteht. Die eine Domäne Karl's des Großen hatte an Leinenzeug nicht mehr als zwei Betttücher, ein Hand- und ein Tischtuch aufzuweisen. Bei dem Silbergeschirr ist es auch bei weitem die Schwere, welche ihnen den größten Werth verleiht, nicht die Kunst der Arbeit, sowie auch die Wohnungen weit mehr massen- und dauerhaft sind, als bequem und elegant. Die alten, noch erhaltenen Burgen haben durchgängig Mauern von gewaltigem Durchmesser, aber keine wohnlich-behaglichen Zimmer, die gewöhnlich dunkel und winkelig sind. Im Palast Alfreds des Großen mußte man wegen des durchziehenden Windes die Wände mit Decken behängen und die Lichter in Laternen tragen. — Dagegen gehört der Dienertroß zum Standesaufwande. Der Herzog Alba hatte in seinem Palast in Madrid keinen angemessenen Saal, wohl aber 400 Bedientenkammern, die zugleich die Frauen und Kinder der Dienerschaft beherbergten. Er bezahlte monatlich 1000 Pfd. Sterling Lohn, der Herzog von Medina-Celi 4000 Pfd. Sterling. — In Rußland hielt vor 1812 noch mancher Adelige 1000 Diener, von denen vielleicht Mancher nur eine Verrich-

Digitized by Google

tung des Tages hatte. Gelage, Hochzeiten brachten meist einen ungeheueren Aufwand mit sich, vornehmlich was die enormen Massen von Speisen und Getränken betrifft. Auf der Hochzeit Wilhelms von Oranien wurden 4000 Scheffel Weizen, 8000 Scheffel Roggen, 13,000 Scheffel Hafer, 3600 Eimer Wein, 1600 Fässer Bier verzehrt. Die Hochzeitsgäste hatten allein 5647 Pferde mit. Der Sultan Bajazeth hielt sich 7000 Falkoniere. Unter Jakob I. von England gab es noch Gesandte, welche 500 Diener hatten, und doch besaß er selbst nur ein Paar seidene Strümpfe, die er seinem Minister lieh, um die Audienz des französischen Gesandten annehmen zu können. — Bei der Hochzeit Eberhard's von Würtemberg im Jahre 1474 erschienen 14,000 Gäste. Bei der Hochzeit Ulrich's von Würtemberg 1511 wurden 136 Ochsen, 1800 Kälber, 2759 Krammetsvögel verzehrt. Das merkwürdigste Beispiel ist die Hochzeit Wilhelm von Rosenberg's mit Anna Maria von Baden vom 26. Januar bis 1. Februar 1576. Consumirt wurden 1100 Eimer ungarischen und deutschen Weins, 40 Pipen spanischen Weins, 903 Fässer Bier, 40 Hirsche, 50 Gemsen, 20 wilde Schweine, 50 Fässer gesalzenes Wildpret, 2170 Hasen, 250 Fasanen, 30 Auerhähne, 2050 Rebhühner, 150 Mastochsen, 20,688 kleine Vögel, 561 Kälber, 2308 Würste, 654 Schweine, 450 Hammel, 395 Lämmer, 20 geräucherte Ochsen, 40 geräucherte Hammel, 330 Pfauen, 5235 Gänse, 18,120 Karpfen, 13,029 Hechte, eine Unzahl Fische, 30,943 Eier, 490 Scheffel feines Korn, 42 Ctr. Butter, 29 Ctr. Schmalz.

Neben dieser Massenconsumtion und hierbei gewöhnlichen Unmäßigkeit, welche, wie dies eben Merkmal der untern Culturstufe ist, nur bei einzelnen Gelegenheiten ausbricht, geht in den Zwischenzeiten die größte Einfachheit nebenher. — Die Entwickelung nimmt, wie wir schon bemerkten, im Haushalte des Einzelnen denselben Gang, wie beim ganzen Volke. Daher stehen häufig einzelne Stände in der Gegenwart noch im Mittelalter, während die allgemeine Culturstufe des ganzen Volkes schon eine höher entwickelte ist. Solche Zustände finden sich unter Anderen noch heute auf Bauerdörfern der Lausitz. Noch im vorigen Jahre wurden zur Hochzeit der Tochter eines Bauers 2 Rinder, 6 Kälber, 3 Schweine und 15 gemästete Gänse geschlachtet. Die Art der Bewirthung ist eine dieser massenhaften Zurüstung entsprechende. — Ein jeder Gast erhält bei jedem Gericht seine Portion von nicht knapper Quantität gleich von vornherein auf dem Teller abgetheilt vorgesetzt. Mehrere derselben zu bewältigen würde unmöglich sein. Es hat daher der Gast sich vorsorglich mit einem größeren Topfe versehen, in den er sämmtliche Portionen der nach einander folgenden Gänge hineinschüttet, unbesorgt darüber, daß die verschiedensten Speisen, die keine Küche der Erde sonst zusammenmischt, in dieser Olla potrida eigentlichen Sinnes ein merkwürdiges Ragout werden.

Die nicht geladene nahe und fernere Nachbarschaft hat sich übrigens nicht umsonst in der Kirche zur Trauung am Tage eingefunden, denn Abends geht sie fein „Fensterguckeu", d. h. an die Fenster des Hochzeitshauses und weiß hier durch Bekannte oder Gönner ihrer Scherze einen Theil des Tafelüberflusses sich herauszulocken. — Mit dem Vorübergehen eines solchen Festes tritt die alte Einfachheit wieder ein, ein noch ganz patriarchalisches Verhältniß zwischen Herrn und Knecht, und ich selbst war es in meiner Kindheit nie anders gewöhnt, als neben meinen Eltern mit dem Gesinde an einem und demselben Tische aus einer und derselben Schüssel zu essen.

Diese Einfachheit in der Lebensweise hat ihren Grund theils in einer gewissen Schlichtheit der Sitte, in der Anspruchslosigkeit und Mäßigkeit, theils aber auch in der Unkenntniß höherer, feinerer Genüsse und in der mangelhaften, erst in ihren Anfängen begriffenen Entwickelung der Gewerbe und des Handels. Wenn daher Lobredner des Mittelalters die große Selbstbeherrschung der Völker auf unentwickelterer Stufe hoch erheben, so ist dies wie mit der Apologie mancherlei anderer Zustände dieser Culturstufe, es ist durchaus falsch. — Die alten Deutschen hatten ungeheure Gefolge. Die Völkerwanderung ergoß ihre Horden — zum Theile aus derartigem Troß bestehend — über das blühende Italien bis hinüber nach Afrika. Sie warfen Alles vor sich her nieder, aber der Ueberfluß nie gekannter Genüsse, denen sie sich maßlos ergaben, warf sie wiederum nieder und sie gingen unter. — Die Homerischen Könige speisen immer nur Fleisch, Brod und Wein; in den isländischen Heldensagen kommen als Tafelgerichte nur Hafermus, Milch, Butter, Käse, Fische, Hausthierfleisch und Bier vor. Anna von Boleyn, die Gemahlin Heinrich VIII., pflegte, wie wir noch wissen, nur Speck und Bier zu frühstücken. Die Gemahlin Karl's VII. soll ihrer Zeit die einzige Französin gewesen sein, die zwei leinene Hemden besaß. Es ist bekannt, daß der Mittelstand noch im Zeitalter der Reformation nackt zu Bette ging.

Allmählich aber geht dieses Zeitalter im Fortschreiten der naturgesetzlichen Entwickelung vorüber, der Gewerbfleiß hebt sich, die Handelsverbindung mit fremden Völkern erweitert sich, die Städte blühen auf und werden die Stapelplätze für einheimische und fremde Natur- und Kunsterzeugnisse, die Kirche schreitet voran und sucht zuerst die Heiligkeit der gottgeweihten Stätten durch Prunk, durch Musik, Gemälde, Sculpturen, ausländischen Weihrauch, bunte Gewänder und kostbare Geräthe zu erhöhen, die Vergnügungen, Genüsse legen den tobenden oder grobsinnlichen Charakter ab und verfeinern sich, der ungeheuere Dienertroß verschwindet, aus ihm werden wohl allmählich eine Anzahl selbstständiger Handwerker, der Luxus wird billiger, wird besser, dringt in immer weitere Kreise der Bevölkerung, auf's platte Land, und erst jetzt beginnt der Mensch die schöne Wahrheit des englischen Sprüchworts: The man's house is his castle: „mein Haus meine Burg" zu fühlen und nach seiner Verwirklichung zu streben; er baut eine, baut seine kleine Welt um sich aus, es gilt, ihr die Behaglichkeit, den Comfort zu verleihen, welchen Handel und Gewerbekünste eines blühenden Volkes ermöglichen. Ueber diese Periode nächstens.

Blätter und Blüthen.

Die Adlerfeder. Fort Snelling, am Zusammenfluß des Minnesota und Mississippi gelegen, ist eine ziemlich stattliche kleine Feste. Sie bildet eine viereckige Redoute, deren Wälle mit solider Steinbekleidung versehen sind, und ist auf eine Besatzung von circa tausend Mann Infanterie mit vier Feldgeschützen berechnet, und wurde erbaut, um den damals spärlich angesiedelten Bewohnern der Umgegend nöthigen Falles Raum und Schutz gegen die unruhigen Indianerstämme zu gewähren. Jetzt findet man bereits 100 englische Meilen darüber hinaus Städte von 12—1500 Einwohnern, zwischen denen sich die legitimen Besitzer des Bodens nur noch in einzelnen Banden, wie Zigeuner, herumtreiben, um bald den weiten Weg nach dem Felsengebirge einzuschlagen. Ihre Grabhügel am Minnesota und an den Ufern der zahlreichen Landseen im Innern des Territoriums sind mit Pfeilen und Adlerfedern, den Emblemen des Krieges, geschmückt. Die Winnebagoes waren Krieger!

An einem milden Abend jenes wunderbaren Spätherbstes, der die amerikanischen Wälder in ihren schönsten Schmuck kleidet — der indianische Sommer genannt, etwa zwölf Jahre zurück — meldete sich ein junges Mädchen vom Stamme der Winnebagoes beim Wachtposten des Forts an, und begehrte dringend, sogleich eingelassen zu werden, da sie mit dem Commandanten sprechen müsse. Die Indianerin war schon einige Male im Fort gewesen, und die Schildwache kannte dieselbe persönlich. Aber die Einlaßstunde war für heute vorbei, und die Schildwache wies sie daher ab. Sie wiederholte ihr Anliegen jedoch so ungestüm und mit so dringendem Ernste, dabei bald in Thränen, bald in dunkle Drohungen ausbrechend, daß der Mann sich endlich entschloß, den Vorfall seinem Officiere zu melden. Dieser — glücklicherweise vernünftig genug — erstattete sogleich dem Commandanten davon Anzeige, der — obgleich fieberkrank und schon zu Bette liegend — dennoch befahl, das Mädchen augenblicklich zu ihm zu bringen. Er kleidete sich hastig an, und als das junge Mädchen einige Minuten später bei ihm eintrat, fand sie ihn auf seinem Feldstuhl sitzend, den von Fieberhitze glühenden Kopf in die Hand gestützt, bereit, sie aufmerksam anzuhören. Aber sei es, daß die Indianerin plötzlich anderen Sinnes geworden, oder daß ihr die Aufregung den Gebrauch der Sprache geraubt, der Officier wartete wohl eine Viertelstunde lang vergeblich auf ihre Mittheilung; — das Mädchen weinte nur leise, blieb aber sonst völlig stumm.

Major Dean hatte lange mit Indianern verkehrt, und kannte ihre Eigenheiten. Er sah sogleich, daß es sich hier um etwas sehr Wichtiges handele, und war deshalb doppelt auf der Hut. Die kleinste Uebereilung von seiner Seite konnte Alles verderben.

„Die weiße Lilie vom Okano-See ist müde und traurig," sagte er endlich aufstehend im gütigen Tone zu dem weinenden Mädchen, ihre Hand ergreifend und sie sanft in das anstoßende Zimmer seiner Frau führend, fuhr er zu dieser gewendet fort: „Hier, Mary, unsere junge Freundin hat Dir etwas zu sagen."

Die Indianerin schien die verlorene Sprache allmählich wieder zu erlangen, und obgleich anfänglich nur dunkel und zweideutig, waren ihre Mittheilungen doch zuletzt hinreichend, um dem Officier ein klares Bild zu verschaffen.

Digitized by Google

Diese Mittheilungen waren aber in der Kürze folgende: 1200 Krieger vom Stamme der Winnebagoes lagerten wenig Meilen vom Fort entfernt am Minne-ha-ha-Falle. Sie würden noch in der Nacht geräuschlos den Fluß überschreiten und Morgen vor Tagesanbruch in den Wäldern zunächst dem Fort versteckt sein. Der Häuptling — Wiando-te — werde sodann mit 30 auserwählten Kriegern des Stammes Einlaß im Fort begehren, und sich dabei nebst seinen Begleitern ohne Anstand der üblichen Form des Ablegens der Waffen unterwerfen. Dann würde er dem Commandanten anzeigen, daß der ganze Stamm im Begriff sei, einen fernen Kriegszug gegen die Omaha's zu unternehmen, und daß er deshalb von dem weißen Häuptling Abschied nehmen wollte. Hierauf würde er die schwarze Adlerfeder vom Haupte nehmen, und sie ihm zum Zeichen der Hochachtung überreichen. Dies sei aber das verabredete Signal für seine Begleiter, die unter ihren weiten Decken noch überdies heimlich verborgen gehaltenen Waffen zu ergreifen und den Commandanten, die Officiere und die etwa noch bei der Conferenz Anwesenden plötzlich zu ermorden. Hierauf wollten sie über die also überrumpelte Besatzung herfallen, und mit Hülfe der in der Nähe versteckten und jetzt durch das Kriegsgeschrei des Stammes Herbeigerufenen dieselbe vollends niedermachen. Die Blockhäuser in Brand stecken, die Wälle der Erde gleich machen, alle Ansiedlungen am rechten Ufer des Mississippi bis an den Pepin-See herab, zerstören, und die Bewohner derselben — Weiber und Kinder natürlich mit — ermorden, war dann leichte Arbeit und ein bloßes Nachspiel des blutigen Drama's.

Soweit die Mittheilung des Indianermädchens.

„Ob ihre Abwesenheit bemerkt worden?" fragte der Major.

„Nein. — Die zurückgebliebenen Frauen seien mit der Maisernte beschäftigt, und sie habe ihre Zeit danach gewählt; auch wisse außer ihr keine um das eigentliche Ziel der Unternehmung. Sie allein habe die Berathung der Männer belauscht; der große Geist habe sie dabei beschützt, sie und die Weißen, die ihr so freundlich gewesen."

Das arme Mädchen war ein paar Mal nach dem Fort gekommen, und man hatte ihr daselbst den feilgebotenen Vorrath von Mocassins und ähnlichen selbstgearbeiteten Kleinigkeiten bereitwillig abgekauft. Aber Indianer vergessen und — verzeihen nie!

„Seit wann die Männer des Stammes aufgebrochen seien?" fragte der Major weiter.

„Sie seien schon seit mehreren Wochen unterwegs. Einzeln und auf großen Umwegen habe man sich nach dem Sammelplatze begeben, um die Ansiedler nicht vor der Zeit zu allarmiren." „Wann die Scheibe des Mondes das nächste Mal ganz verdunkelt ist, sind die Krieger der Winnebagoes am Falle des Minne-ha-ha," waren Wiando-te's letzte Worte in jener Berathung gewesen. Und die heutige Nacht war Neumond.

Der ganze teuflische Plan lag jetzt dem Officier klar vor Augen. — Er strich mit der Hand gedankenvoll über die jetzt wieder eiskalte Stirn und kämpfte mit der ganzen Energie, deren er fähig war, gegen das Fieber an, das seinen Körper durchschüttelte. Das Leben seiner Untergebenen, seiner Familie, das von ein paar Hundert Ansiedlern mit ihren Frauen und Kindern — an sein eigenes dachte er kaum — hing an einem einzigen Haare.

Er öffnete das Fenster und blickte lange in die schweigende Finsterniß hinaus. Die Runde trat eben unter Gewehr. Sie rief die Außenposten an. — „All right!" lautete die gewöhnliche Antwort. Es war zehn Uhr. — All right! Die 1200 blutgierigen Teufel waren vermuthlich schon auf ihrem Posten.

So gut er sie auch kannte, diesmal hatte er sich völlig von ihnen einschläfern lassen. War das Mädchen nicht — mußte er sich gestehen — so erlebte Niemand zwischen dem Minnesota-Fluß und Pepin-See den kommenden Abend. Aber auch jetzt noch — gewarnt wie er war — war die Lage von furchtbarem Ernste. Den Häuptling mit seinen 30 Genossen bekam er freilich in seine Gewalt, aber vermochte er dann den wüthenden Anfällen von 1200 rachgierigen Dämonen, bewaffnet, wie seine eigenen Leute, mit Aussicht auf Erfolg Widerstand zu leisten? — Thorheit. — Die Blockhäuser waren von Holz mit schwacher Erdverkleidung, die Wälle an vielen Stellen schadhaft, — die Besatzung 180 Mann. Konnte er — sich bis auf den letzten Mann schlagend — die Indianer so lange aufhalten, bis die südlich wohnenden Ansiedler der Gegend — von ihm gewarnt — sich über den Mississippi zurückgezogen hatten? — Er hoffte es. Eine Weile lang schritt er nachdenklich im Zimmer auf und ab, dann ließ er die drei Officiere der Besatzung rufen und es war bereits tief in der Nacht, als diese sich von ihm trennten.

Als die Octobersonne am andern Morgen über den Wipfeln der Bäume aufging, zählte die Schildwache von Fort Snelling 31 indianische Reiter, die, einer hinter dem andern hervorbrechend, langsam den freien Raum bis zum Fort durchritten. Hier sprangen sie von ihren Pferden und der Vornehmste unter ihnen begehrte eine Unterredung mit dem Commandanten. Sie wurde bewilligt. Die Zugbrücke rasselte herab und die Männer traten einzeln in's Innere, daselbst sogleich ihre Flinten, ihre Tomahawks und ihre langen Messer der Wache übergebend. — Es waren wilde und trotzige Gestalten. Ueber die bis zur Hüfte nackten Oberkörper war die bunte wollene Decke geworfen, die, am Halse befestigt, ihnen bis an die Fersen reichte. Die langen, schwarzen Haare hingen ihnen in einem dicken Zopfe bis über den Nacken herab; da, wo sie am Wirbel zusammengebunden waren, ragte die Adlerfeder empor, die des Häuptlings hoch über die andern heraus. Ihre Gesichter waren roth bemalt, mit schwarzen Rändern um Mund und Augen — die Farben des Krieges. Sie sahen in der That mehr gestreiften Hyänen als Menschen ähnlich. — Ein Officier führte sie in den untern Raum des zur Caserne eingerichteten großen Blockhauses, hieß sie hier Platz nehmen und den Commandanten erwarten.

Als die Thür sich einige Minuten später öffnete, sahen die Indianer eine halbe Compagnie Infanterie in den Raum rücken und ihnen gegenüber mit aufgenommenem Gewehre Posto fassen. — Wenige Augenblicke später trat Major Dean mit seinen Officieren ein. Er sah noch sehr bleich aus und litt augenscheinlich, aber sein Gang war rüstig, seine Haltung aufrecht.

Wiando-te erhob sich bei seinem Eintritte.

Sein Name war vormals der Schrecken aller Ansiedler gewesen; er hatte Jahre lang einen systematischen Vernichtungskrieg gegen sie geführt und zahllos waren die Beispiele wilder Grausamkeit, die man sich von ihm erzählte. — Seit länger als zwei Jahren war er indeß fast vergessen. Die übereinstimmenden Berichte der canadischen Pelzhändler schilderten ihn als einen völlig veränderten Mann, der nichts mehr wünsche, als freundliche Beziehungen zwischen seinem Stamme und den Weißen. Niemand hatte zeither über ihn zu klagen gehabt. Bereitwillig hatte er den Tauschhandel mit den vom Superior-See herabkommenden Kaufleuten begünstigt. Der Major hatte ihn lange beobachten lassen und wiederholt die beruhigendsten Berichte über seine Bekehrung nach Washington gesendet.

„Die Krieger der Winnebagoes sind nur ihren Feinden auch ohne Waffen furchtbar," sagte der Häuptling mit Hohn, während sein dunkeles Auge zornige Blicke schoß. „Mein Bruder gehört nicht unter ihre Feinde. Warum fürchtet er sich?"

„Die Krieger meiner Farbe tragen ihre Waffen offen," war die trockene Antwort; „meine Brüder halten die ihrigen unter ihren Decken verborgen."

Das Gesicht des Indianers verrieth nicht die mindeste Bewegung, auch die Männer seines Gefolges blieben stumm und theilnahmlos, wie die Bildsäulen.

„Mein Bruder sieht die Männer meines Stammes mit den Zeichen des Krieges geschmückt," fuhr der Häuptling nach einer Pause fort; „aber sie leben in Frieden mit den bleichen Gesichtern."

Major Dean war dicht an ihn herangetreten. Mit einem plötzlichen Griffe, der, schnell wie der Gedanke, den Indianer völlig überraschte, riß er ihm die Adlerfeder vom Haupt und warf sie vor ihm auf den Boden.

„Fertig!" commandirte der Officier an die anwesende Mannschaft. Die Gewehre klirrten, die Hähne knackten fast gleichzeitig zwei Mal kurz hinter einander. Dann hätte man eine Fliege summen gehört, so still war es plötzlich in dem geräumigen Blockhause.

In den wilden Gesichtern der anwesenden Winnebagoes bewegte sich auch nicht eine Muskel; keine Augenwimper zuckte, — und dennoch war unter ihnen allen auch nicht einer, der nur einen Augenblick daran gezweifelt hätte, daß seine letzte Stunde gekommen sei.

„Wiando-te," sagte der Major, „ich weiß, weshalb Du gekommen bist. Ich habe Freundschaft und Frieden geübt und Du bringst Verrath und Meuterei. Doch der große Geist ist mit den weißen Männern, die großmüthiger sind, als ihr. Geh und sage Deinen 1200 Kriegern, daß ich gerüstet bin, sie zu empfangen."

Der Häuptling wandte sich der Thür zu und schritt, ohne ein Wort zu erwidern, von seinen Begleitern gefolgt, langsam durch die Reihen der vor dem Blockhause aufmarschirten Soldaten. Die Wache hatte Befehl, ihnen die Waffen wieder auszuliefern. Dann setzten sie sich zu Pferde und ritten eben so langsam dem nahen Walde zu.

Die nächsten Stunden waren bange Stunden für die Besatzung. Nur Major Dean war seiner Sache gewiß. Er wußte, daß die Indianer, selbst unter sonst günstigen Chancen, nur mit dem größten Widerwillen dann angreifen, wenn sie ihren Feind in Bereitschaft wissen. Auf alle Fälle hatte er Zeit gewonnen und die noch in der Nacht von ihm benachrichtigten Ansiedler südlich des Forts hatten Muße, ihre Frauen und Kinder über den Strom hinüber und in Sicherheit zu bringen. Den nördlich und westlich von ihm Wohnenden konnte er aber ohnedies keine Hülfe mehr gewähren. Er hatte richtig gerechnet. Die Indianer griffen nicht an und die Tags darauf abgeschickten Patrouillen brachten einstimmig Meldung von ihrem Abzuge.

Es gab Viele, die den Major bitter tadelten. Selbst seine eigenen Behörden haben das eine unzeitige Großmuth genannt, was — bei aller Großmuth — nichts als kluge Berechnung war. Der Erfolg rechtfertigte den Mann. Der vereitelte Schlag Wiando-te's, des Winnebagoe-Häuptlings, war die letzte, großartig angelegte Bewegung der Indianer in Minnesota. Alle späteren Feindseligkeiten derselben, die neuesten erst recht, die vor zehn Monaten die Runde durch alle Zeitungen machten, sind bloßes Kinderspiel dagegen.

In Lessoueur County liegt ein großer Landsee, mehrere Stunden breit. Die Ansiedler der Gegend haben ihn „Clear Lake" getauft, wegen der durchsichtigen Klarheit seines Wassers. Am östlichsten Ende des Sees steht noch und stand schon Hunderte von Jahren vor Christoph Columbus ein mächtiger Hickory-Baum, weit die umstehenden Stämme des Urwaldes überragend, die — Riesen, wie sie sind — wie Kinder neben ihm aussehen. Am Fuße des Baumes, von seinen gewaltigen Zweigen beschattet und von den Wellen des Sees bespült, ist ein Indianergrab, nur erst wenige Jahre alt und mit dem Pfeile und der Adlerfeder versehen. An schönen Frühlings- und Herbstmorgen finden die dortigen Hinterwäldler häufig den Hügel mit Blumen geschmückt und wissen dann, daß eine von den einzeln noch herumstreichenden Indianerbanden in der Nähe ist. Das Grab aber ist das Wiando-te's, des ehemaligen Häuptlings vom Stamme der Winnebagoes, der dort im Lande seiner Väter ruht. — Nur gehört die östliche Ecke des Sees — das Grab also mit — zur Zeit einem deutschen Ansiedler, der früher als k. k. Gensd'arm an der sächsisch-böhmischen Grenze stand und sich seit achtzehn Monaten dort angesiedelt hat.

Die weiße Lilie vom Okano-See kehrte nicht wieder zu ihrem Stamme zurück. Sie blieb in der Familie des Major Dean, bei dem sie augenblicklich noch ist.

G. H.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 22. 1858.

Die Gartenlaube.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Gottesgericht.

Vom Verfaſſer der „neuen deutſchen Zeitbilder.“

(Schluß.)

Mein Mitleiden mit dem armen, verlaſſenen jungen Weſen, die Lebhaftigkeit, mit der ſie vorhin erzählt hatte, die einfache Wahrhaftigkeit, die ſich in jedem ihrer Worte ausgeſprochen hatte, das Alles hielt mich unwillkürlich jetzt noch in einem Zauber gefangen, der mir auch ihre letzten Worte als wahr erſcheinen ließ. Allein dieſer Zauber konnte nur einen kurzen Augenblick vorhalten.

Der Leſer eines Romans hätte einer ſolchen Entwickelung ferner Glauben ſchenken können, nicht der Inquirent. Dem geſchwungenen Dolche deſſen, der den Tod eines Anderen beſchloſſen hat, kommt nicht aus heiterem Himmel, und wenn es auch in einer hellen Mondnacht wäre, ein fremder Stahl zu Hülfe, um gefällig den Todesſtreich auf ſich zu nehmen. Und ſie hatte, als ſie die ſonderbare Enthüllung erzählte, mich nicht anſehen, ſondern nur verwirrt zu Boden blicken können! Und es war bei aller Tugend und edlen Geſinnung, die ſie bis dahin gezeigt hatte, ſo natürlich, daß ſie ihr Leben retten wollte!

Aber dennoch! Wie ich als Inquirent ihren Verſicherungen nicht unbedingt glauben konnte, ſo konnte ich ſie auch nicht von vornherein als erlogen betrachten. Ich mußte eben unterſuchen, erforſchen, ob ſie wahr oder unwahr waren. Und konnte ihr nicht auch in der That in jenem entſcheidenden Augenblicke eine andere Hand zuvorgekommen ſein?

Der Jäger Anton war ihr treuer, ergebener Beſchützer. Konnte er nicht, durch Zufall oder von Angſt für ſeine Herrin getrieben, gerade zur rechten Zeit zurückgekehrt ſein?

Sie war wieder ruhiger geworden.

„Sie hatten das Bewußtſein verloren?“ fragte ich ſie.

„Ich war in eine tiefe Ohnmacht gefallen.“

„Und als Sie erwachten?“

„Lag ich am Boden neben der Leiche. Meine Kleider waren blutig.“

„Weiter.“

„Ich war in einem ſchrecklichen Zuſtande. Die Leiche war an meiner Seite. An dem Morde konnte ich nicht zweifeln. Aber daß ich ihn nicht verübt hatte, daß eine fremde Hand der meinigen zuvorgekommen war, das war mir wie ein Traum. Und doch! Mein Dolch lag neben mir. Ich beſah ihn. Er war rein, kein Tropfen Blut klebte daran.

„Wer hatte die That verübt?

„Anton? Aber warum war er nicht bei mir? Wie hatte er mich in dieſer entſetzlichen Lage allein laſſen, ſogar den Schein, den Verdacht, nein, die Gewißheit des Mordes auf mich werfen können? Allein das konnte ja nur einen Augenblick ſein. Er konnte ſofort die Flucht ergriffen haben, um ſein Leben zu retten. Aus dem erſten ſicheren Aufenthaltsorte theilte er die Wahrheit mit und befreite mich wieder. Auch das blieb mir freilich, wie ich den braven Menſchen kannte, nur wahrſcheinlich. Aber es war nicht unmöglich. Meine Lage war durch den Gedanken nicht weniger fürchterlich. Ich war allein bei der Leiche. Ich mußte, wenn auch nur für die erſte Zeit, für die Mörderin gehalten werden. Ich ging allen Qualen, aller Schmach der gerichtlichen Unterſuchung entgegen! Und immer war ich wieder allein.

„O, welch ein armes, unglückliches Geſchöpf iſt ein Mädchen, das in fernem, fremdem Lande, unter lauter fremden Menſchen allein, verlaſſen daſteht! Das Gefühl hat mich nie drückender überwältigt.

„Das Fenſter ſtand noch offen und der Mond ſchien hell hindurch. Sein Licht fiel auf den blutigen Leichnam neben mir, auf die verzerrten Geſichtszüge des Todten. Und ich war allein und als Mörderin bei ihm! Ich war der Verzweiflung nahe. Da hörte ich ein Geräuſch; es waren Schritte im Garten; ſie naheten ſich dem Hauſe, dem Zimmer, in dem ich mich befand, dem offenen Fenſter. Es waren eilige Schritte. Ich erbebte in meiner Todesangſt und ſprang an das Fenſter. Es war Anton. Ich ſtieß einen lauten Schrei aus.

„Habe ich Sie erſchreckt, Fräulein?“

„Er mußte mich ſo nennen, wenn wir auch allein waren.

„Wo kommen Sie her, Anton?“

„Aus dem Walde.“

„Jetzt erſt?“

„In dieſem Augenblicke. Ich hatte eine ſo ſonderbare Angſt, den ganzen Abend, und wäre gern ſchon früher zurückgekehrt, aber es ging nicht. Als ich durfte, eilte ich hierher, in geradeſter Richtung nach dieſem Flügel des Schloſſes. Da ſah ich hier die Jalouſien, dann gar das Fenſter offen ſtehen; ich mußte wiſſen, was es war.“

„Er trug noch Gewehr und Jagdtaſche bei ſich. Sie beſtätigten ſeine Worte. Er war es alſo nicht geweſen. Wer dann? Was war geſchehen?

„Allmächtiger Gott!“ rief ich.

„Da ſah er die Leiche.

„Um Gotteswillen!“ rief er.

„Er ſprang in das Zimmer und verſchloß das Fenſter; dann mußte ich ihm erzählen.

Digitized by Google

„Aber auch er wußte nicht, wer das gethan, was geschehen war. Wir riethen Beide vergebens.

„Aber wir müssen handeln," sagte er. „Der Verdacht des Mordes wird auf Sie fallen; der rechte Mörder wird sich nicht melden oder er wäre schon hier. Aller Schein ist gegen Sie. Die Wahrheit werden Sie nie beweisen können. Die mächtige Familie des Ermordeten wird Sie als Opfer fordern und Sie verurtheilen. Ich könnte Sie retten —"

„Ich errieth ihn.

„Nie, Anton! Sie wollten den Mord auf sich nehmen!"

„Darf ich?" bat der treue Mensch.

„Nie, nie, Anton, so lange ich noch ein Wort sprechen könnte, würde ich es sagen, daß Sie nicht der Mörder sind!"

„Ich fürchtete es. So bleibt nur ein Mittel. Der Tod des Grafen muß verborgen werden. Aber wie?"

„Er sann nach. Sein erster Gedanke war, daß er die Leiche in den Wald tragen wollte; aber das war gefährlich, kaum ausführbar. Er war mit einem der Bedienten zusammen auf dem Anstande gewesen; sie hatten die Hunde zurückgebracht, diese waren des Nachts frei und das geringste Geräusch hätte sie herbeigerufen. Sie hätten die Leiche mit Gebell, Geheul verfolgt; sie hätten die Stelle aufgesucht, wohin sie gebracht, und die Grube aufgewühlt, in die sie gelegt worden wäre. Der Leichnam mußte im Hause bleiben; und hier konnte er nur in dem Zimmer verborgen werden, in dem wir uns befanden. Das Getäfel des Fußbodens war leicht auszuheben und wieder einzusetzen. Die Nacht war noch lang genug, um bis Tagesanbruch eine Grube zu graben, denn es war erst elf Uhr. Selbst bei Tage war keine Störung darin zu befürchten. Das Bibliothekzimmer wurde nur von mir besucht, und außerdem manchmal von Fremden, die zum Besuch da waren. Die Gräfin war seit meiner Anwesenheit im Schlosse nie darin gewesen. Domestiken waren gleichfalls niemals hineingekommen, wenn ich ihnen nicht Auftrag dazu gegeben hatte.

„Auch die Blutspuren, so wie die Spuren des Verbergens der Leiche waren daher ohne Gefahr einer Störung zu vertilgen. Wir arbeiteten die ganze Nacht. Als der Tag anbrach, waren wir fertig. Hier unter meinen Füßen liegt die Leiche.

„Die blutige That blieb unentdeckt. Ob die Gräfin nicht eine Ahnung hatte, weiß ich nicht. Sie zeigte keinen Verdacht. Manchmal kam mir der Gedanke, sie wolle keinen zeigen; in ihrem Gewissen mochte Veranlassung genug dafür sein. Wenn sie in der That an einen Mord glaubte, wenn sie dabei mich und Anton für die Thäter hielt, wie großen Antheil trug sie selbst!"

Das war die Erzählung der jungen Dame.

Wie nahe hatte jener eben so feine als frivole russische Diplomat, der Graf Alexander Ruthenberg, die Wahrheit getroffen! Es sollte ihm in der That die Genugthuung werden, Menschen und Verhältnisse richtig taxirt und daraus richtige Folgerungen gezogen zu haben. Nur etwas zu frivol war er noch gewesen. Aber hatte er denn wirklich auch gerade in der Hauptsache die Wahrheit so nahe getroffen? War die unglückliche Dame die Mörderin? War sie nicht die Mörderin?

Der Name mag hier beibehalten werden. Nach strengen criminalistischen Begriffen lag allerdings, wenn die Dame die Thäterin war, kein Mord, sondern nur ein Todtschlag vor. Und auch bei diesem konnte, nach gegenwärtiger Lage der Sache, die Frage aufgeworfen werden, ob nicht gerechte Nothwehr vorhanden gewesen sei. Indessen kam es darauf für jetzt nicht an. Zunächst mußte festgestellt werden, wer der Mörder, wer der Thäter war.

Auch der Jäger Anton sollte es nach der Versicherung des Fräuleins — auch ich nannte sie so — nicht sein. Die Sache wurde dadurch sowohl in ihren Thatumständen, wie psychologisch, dunkler, verwickelter. War sie, das Fräulein, die Mörderin, und sie hatte noch immer die Hoffnung, durch eine Unwahrheit sich frei zu machen? War der Jäger der Thäter, und sie wollte auch ihn durch eine Unwahrheit retten?

Hatte sie in der That die Wahrheit gesprochen und hatte einer jener Zufälle, die auch in Criminalacten zuweilen, wenn freilich selten genug, hervortreten und bewiesen werden, auch hier sein wunderbares Spiel gespielt? Aber konnte er auch hier bewiesen werden? Und was nicht bewiesen wird, was Niemand weiß, das ist gar nicht dagewesen. Bis jetzt aber wies keine Spur, nicht die Ahnung einer Spur auf einen solchen Zufall hin. Nichts, gar nichts sprach dafür, als die bloße, nackte Versicherung einer schwer Verdächtigen, die sich oder einen treuen Diener, gar einen Mitgenossen ihres verdächtigen Thuns, retten wollte.

Das Inquiriren selbst ist ein Beweisverfahren. Ich mußte mit meinem Inquiriren fortfahren.

Zunächst mußte ich Gewißheit darüber haben, mit wem ich es überhaupt zu thun hatte. War sie eine Abenteurerin, die mir einen Roman erzählt hatte, oder hatte sie über ihr früheres Leben mir die Wahrheit gesagt? Ihr Aeußeres, ihre Worte, ihre Sprache, das Alles redete für sie, stellte sie gar als ein ungewöhnliches, als ein edles Wesen dar. Aber wie oft hat das Aeußere eines Menschen schon betrogen, auch schon Inquirenten!

„Sie sind verheirathet?" fragte ich sie. „Sind Sie im Besitze eines Trauscheines?"

„Ja, mein Herr; der Geistliche, der uns traute, stellte auf Harry's Verlangen uns jedem einen Schein darüber aus."

„Haben Sie auch Briefe Ihres Gemahls?"

„Ich kann Ihnen seine ganze Correspondenz vorlegen."

Wir begaben uns in ihr Wohnzimmer. Sie schloß in diesem eine Commode, dann ein in dieser befindliches Mahagonikästchen auf. Sie übergab mir Trauschein und Briefe. Die Briefe sprachen die zärtlichste, die innigste Liebe aus.

Ich hatte es mit keiner Abenteurerin zu thun; ich athmete in der That für sie auf.

Jetzt kam es zunächst auf den Jäger Anton an. War er der Thäter und bekannte er sich als solchen, so war sie ganz gerettet. Und wenn er der Thäter war, so zweifelte ich keinen Augenblick daran, ohne große Mühe das Bekenntniß von ihm zu erhalten. War er nicht der Thäter, so kam Alles darauf an, was die Dame, als er sie zuerst nach der That getroffen, zu ihm über diese gesagt hatte. Hatte sie ihm das Nämliche gesagt, wie mir, so war das gleichfalls ein erheblicher Beweis für ihre Unschuld und es war Hoffnung da, daß weitere Ermittelungen diese ganz herausstellen würden.

Vor allen Dingen mußte ich indeß nunmehr, da ein Verbrechen und ein Verdacht gegen einen bestimmten Thäter vorhanden war, den Formen des Gesetzes in Betreff des Untersuchungsverfahrens Genüge leisten. Ich schrieb ein Billet an die Kreisärzte in Tilsit, in dem ich sie aufforderte, zur gerichtlichen Obduction einer Leiche sofort nach Turellen zu kommen; ich rief dann meinen Kutscher und befahl ihm, nach Tilsit zu fahren und die Aerzte in meinem Wagen abzuholen, auf dem Hinwege aber in dem nächsten Dorfe vor Turellen die dort wartenden Criminalbeamten schleunigst zu mir zu bescheiden. Darauf ließ ich mir von dem Fräulein ihren Dolch vorzeigen. Sie übergab ihn mir. Es war eine feine und starke englische Arbeit. Nicht die leiseste Spur von Blut war daran zu finden. Aber auch in dem Bibliothekzimmer, in das ich mich wieder begab, konnte ich durch das sorgfältigste, aufmerksamste Suchen keine Spur entdecken, daß hier jemals nur ein einziger Blutstropfen verspritzt sei. Und doch war noch vor wenigen Wochen das Blut hier geflossen.

Die Unglückliche hatte das Zimmer ja für ihr Leben gereinigt. Unter welcher immerwährenden Todesangst!

Die Criminalbeamten trafen ein. Ich nahm kurz die Geständnisse der Dame zu Protokoll und forderte sie dann auf, in ihrer Wohnstube zu bleiben; ich selbst aber wollte mich in das Bibliothekzimmer begeben, um dort die weiteren Verhandlungen vorzunehmen. Zuerst die Vernehmung des Jägers Anton. Ich befahl einem Criminalbeamten, mir den Jäger vorzuführen. Auf einmal wurde die Dame unruhig.

„Den Jäger Anton wollen Sie vernehmen?" fragte sie.

„Gewiß. Auf seine Aussage kommt Alles an."

„Aber er ist nicht hier."

„Und wo ist er?"

„Ich habe ihn fortgeschickt."

„Sie?"

„Ich hatte vorhin in meiner Angst nicht daran gedacht, es Ihnen zu sagen."

„Erzählen Sie."

„Hier konnte ich nicht länger mehr bleiben. Daß die Gräfin vor Ende der Contractszeit mich entlassen werde, war zweifelhaft. Es fehlte mir also an Reisegeld. Ich konnte, bei der Armuth meiner Mutter, mir es nur von Harry verschaffen. Ich mußte ihm den Grund meiner Bitte wenigstens andeuten, und das konnte ich nicht schriftlich. So mußte denn nun Anton zu ihm reisen."

„Und er ist noch nicht zurück?"

Digitized by Google

„Ich kann ihn auch in den ersten acht Tagen noch nicht zurückerwarten. Er hatte nur sehr wenig Geld; er mußte daher die Hinreise fast ganz zu Fuße machen."

„Er ist nicht hier? Das ist freilich ein sehr schlimmer Umstand."

Hatte sie mir doch nicht die Wahrheit gesagt? War dennoch der Jäger der Mörder? War er ihr Gehülfe? Jedenfalls gewann der Verdacht gegen sie an neuer, an außerordentlicher Stärke. Ich sann schweigend über diese plötzliche Veränderung der Lage der Sache nach. Sie konnte meine Gedanken errathen.

„Aber er kommt bestimmt zurück," sagte sie.

„Erwarten Sie es?"

„Ich bin überzeugt davon; ich schwöre darauf."

Sie sprach mit festester Zuversicht und konnte nicht gelogen haben. Dennoch mußte ich sie jetzt nach dem Gesetze als verdächtige Mörderin betrachten und behandeln. Sie hatte sich zu Situationen und Handlungen bekannt, auf deren Grund ein französisches Geschwornengericht sie gar schuldig erklärt haben würde. Der einzige Zeuge, der für ihre Unschuld sprechen konnte, war nicht da. Ich erklärte ihr das.

Sie war wieder ruhig geworden. Oder war nach all' den Stürmen der letzten Stunden eine Erschlaffung, ein erklärlicher Zustand der Unempfindlichkeit bei ihr eingetreten?

„Wie oft, wie lange habe ich mit diesem Gedanken mich vertraut machen müssen!"

Weiter sagte sie nichts. Ein schwerer Seufzer begleitete die Worte. Dann legte sie das blasse, schöne Gesicht in ihre beiden Hände.

Die Unglückliche! Als Verbrecherin in den Händen des Gerichts! So verlassen, fern von Allen, die sie liebte, von denen sie geliebt wurde! So ganz allein, so völlig verlassen.

Aber muß ich sie denn als Verbrecherin behandeln? Soll sie acht Tage lang als solche gelten, bis jener treue Diener wiederkommt, auf dessen Rückkehr sie baut, wie nur je ein frommer Mensch auf seinen Gott?

Wieder trat ein Bild vor meine Seele, das heute schon mehrere Male, immer ohne daß ich eine Veranlassung gehabt hatte, daran zu denken, wie ein dunkler Schatten an mir vorübergezogen war. Es trat heller, in bestimmteren Umrissen vor mich. Es waren die schöne, leichtfertige Försterstochter und ihr strenger, jähzorniger Vater. Ich mußte es festhalten. Es entschwand mir nicht wieder.

Ich wandte mich wieder an die Unglückliche.

„Sie stutzten vorhin, als ich Ihnen von der Tochter des Försters sprach!"

Aber sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, das war nur ein flüchtiger Gedanke."

„Sie wissen nichts von ihr?"

„Gar nichts."

„Sie haben auch keine Vermuthung?"

„Nicht die geringste."

Ich sandte dennoch zwei Criminalboten fort, um den Förster und seine Tochter — er war Wittwer und wohnte mit ihr allein — herbeizuholen; getrennt zwar, aber als Zeugen und mit aller Rücksicht, die man einem Zeugen schuldig sei.

Unterdeß waren die beiden Kreisärzte aus Tilsit angekommen. Ich ließ das Täfelwerk in dem Bibliothekzimmer aufheben, an der Stelle, wo der Leichnam vergraben sein sollte. Die frisch aufgegrabene Erde lag unmittelbar unter den Bretern. Ich ließ sie aufgraben. Da lag die Leiche in voller Bekleidung; sie war schon ziemlich verweset, aber noch kenntlich.

Die Unglückliche, der That Verdächtige hatte bei dem Aufgraben zugegen sein müssen; ich konnte sie nicht davon befreien. Es war eine fürchterliche halbe Stunde für sie. Aber als endlich der Leichnam offen zu Tage kam, da war es doch, als wenn eine wunderbare Kraft sie wieder erhoben hätte.

Einen andern Eindruck machte der Anblick auf die Gräfin Ruthenberg. Auch ihr mußte ich nach Vorschrift des Gesetzes die Leiche vorzeigen. Ich hatte ihr vorher mitgetheilt, daß ihr Neffe wirklich getödtet sei, daß die That in dem Bibliothekzimmer verübt worden wäre und dort auch die Leiche verscharrt liege. Ueber den näheren Umständen der That und über dem Thäter ruhe noch ein Dunkel. Die Mittheilung hatte sie doch ergriffen. Die Stimme ihres Gewissens mochte laut genug in ihr sprechen; aber sie gewann bald Gewalt über sich," um ihr Inneres zu verbergen. Da führte ich sie zu dem Leichnam. In dem ersten Augenblicke konnte sie noch einen Blick der Wuth auf ihre Gesellschafterin werfen, die sie für die Thäterin hielt; aber als sie den in Gott ergebenen und auf Gott vertrauenden Blick der Reinheit und Unschuld in den Augen des Mädchens sah, da brach sie zusammen; ein fürchterlicher, der menschlichen Stimme fast nicht ähnlicher Schrei entfuhr ihrer Brust. Sie konnte den Anblick, nur die Nähe des Todten nicht mehr ertragen. Sie stürzte aus dem Zimmer.

Es ist doch etwas um Unschuld und Recht, um Schuld und Gewissen und Strafe des Gewissens.

Jene Unglückliche hielt ich immer mehr für unschuldig. In diesem Gegensatze fand ich volle Bestätigung. Aber das war nur für meine alleinige innere Ueberzeugung, und diese galt vor dem Gesetze gar nichts. Sollte ich auch den Beweis des Gesetzes erhalten? Eine günstige, freilich nur schwache Vermuthung ergab die nähere Besichtigung der Leiche; sie zeigte unmittelbar über dem Herzen eine breite Stichwunde. Wie sich nachher bei der Section auswies, war das Herz fast vollständig in der Mitte durchbohrt, so daß der Tod auf der Stelle hatte erfolgen müssen. Die Wunde aber hatte eine Länge und Breite, die nicht dem feinen Dolche zu entsprechen schien, den die Verdächtige mir übergeben hatte; ein stärkeres und breiteres Instrument schien sie hervorgebracht zu haben.

„Ein Hirschfänger etwa?" fragte ich die Aerzte.

„Es wäre möglich."

Aber mit Gewißheit, nur mit einem höheren Grade von Wahrscheinlichkeit konnten sie nichts sagen; die Verwesung war gerade an jener Stelle des Körpers zu weit vorgeschritten. Mit welcher Spannung sah ich dem Verhöre des Försters und seiner Tochter entgegen! Die Criminalboten, die ich zu dem Försterhause abgeschickt hatte, waren zurückgekehrt und hatten nur die Tochter mitgebracht. Der Förster war nicht zu Hause gewesen; er war seit Mittag im Walde. Im Försterhause war die Anweisung an ihn zurückgelassen, gleich nach seiner Rückkehr zum Schlosse zu kommen. Ich ließ das Mädchen zum Verhör vorkommen. Ich vernahm sie ohne die Gegenwart Dritter; nur mein Actuar war, wie das Gesetz es forderte, bei mir, um das Protokoll zu führen. Die Nachricht von dem Tode, von der Ermordung des jungen Grafen, von der Auffindung der Leiche, von der Anwesenheit des Criminalgerichts, um die Sache zu untersuchen, hatte sich schnell verbreitet; weiter war aber nichts bekannt geworden.

Das Mädchen trat befangen herein. Sie war hübsch, frisch; sie hatte den Blick jener leichtfertigen, aber allerdings einfachen Koketterie, die den Männern gefallen will, weil sie die Männer liebt. Sie ist leicht zu berücken, weil sie eben um jeden Preis geliebt sein will. Dem hübschen, gewandten, vornehmen jungen Grafen mochte sie um jeden Preis haben gefallen wollen. Der ausschweifende junge Mensch konnte mit ihr vorlieb genommen haben. Das machte ihre Befangenheit erklärlich; an irgend etwas Anderes konnte man dabei nicht denken. Auch ihr ferneres Benehmen gab keinem weiteren Verdachte Raum.

„Haben Sie den Grafen Paul Ruthenberg, den Neffen der Frau Gräfin, gekannt?"

Sie erröthete, sie mußte die Augen niederschlagen.

„Er war ja ein paar Wochen hier auf dem Schlosse," entgegnete sie.

„Sie haben ihn also gekannt?"

„Ich habe ihn wohl gesehen."

„Auch gesprochen?"

Sie erröthete von Neuem.

„Er hat mich ein paar Mal angeredet."

„Wo war das?"

„Am Schlosse, im Garten."

„War er nicht bei Ihnen, in Ihrer Wohnung?"

Sie zögerte mit der Antwort.

„Nun?"

„Nur einmal."

„Waren Sie allein mit ihm da?"

„Ja."

„Wo war Ihr Vater?"

„In dem Forst."

„War es bei Tage oder bei Abend?"

„Es war noch bei Tage."

„Also gegen Abend?"

Digitized by Google

„Gegen Abend."

„Waren Sie nicht noch mehrere Male allein mit ihm?"

„Wo sollte das gewesen sein?"

„Ich frage Sie."

Sie fing an zu zittern und konnte die Augen gar nicht mehr erheben; ihr schuldhaftes Verhältniß war mir nicht mehr zweifelhaft. Ich mußte weiter gehen.

„Hat Ihr Vater erfahren, daß er Sie allein gesehen und gesprochen hat?"

„Er hat mir nichts darüber gesagt."

„Hat er nie mit Ihnen von dem Grafen gesprochen?"

„Ich wüßte nicht."

„Sie weichen mir aus."

„Fragen Sie meinen Vater."

Sie hatte ihren vollen Muth wieder erhalten; selbst ihre Befangenheit hatte sich verloren. Entweder standen sie und ihr Vater in der That außer Beziehung zu dem Verbrechen und sie wußte auch nichts von diesem, oder sie hatte mit ihrem Vater eine genaue, feste Abrede getroffen, so daß sie sich getrost auf ihn berufen konnte, durch diese Berufung sogar an eigener Sicherheit gewann.

Ihre weitere Befragung erschien mir daher wenigstens vor der Hand zwecklos, zumal da ich keinen thatsächlichen Anhalt hatte, um ihr Vorhaltungen über einen unerlaubten Umgang mit dem Grafen machen zu können. Jedenfalls mußte ich vorher hierüber nähere Erkundigungen einziehen. Durch eine Vernehmung ihres Vaters konnte ich übrigens voraussichtlich eben so wenig etwas erreichen. War das Mädchen schon so fest und sicher, so war er es gewiß.

Das war eine traurige Aussicht für die arme Verdächtige, die ich so gern für schuldlos hielt. Nichts als meine thatsächlich völlig unbegründete, von ihr selbst nicht einmal getheilte Vermuthung sprach für sie. Wie schwierig, wie ungewiß war es, irgend eine festere Begründung dafür herbeizuschaffen! Gelang dies auch, es konnte nur erst nach einiger, vielleicht längerer Zeit geschehen. Bis dahin war die Arme eine Verdächtige, eine des Mordes Beschuldigte, eine in Untersuchung und in Untersuchungshaft befindliche Mörderin.

Und wenn ich auch zuletzt jenen Anhalt fand, wie leicht konnte er, kaum gefunden, unter den Händen mir wieder zerrinnen! Er zerrann in nichts, wenn es mir nicht ferner gelang, mit seiner Hülfe ein Geständniß des Försters und seiner Tochter zu erlangen. Und konnte ich auf dieses rechnen, wenn die Beiden bis dahin immer und immer wieder Zeit hatten, sich zu verabreden und sich gegenseitig in ihrer Sicherheit zu befestigen?

Ich wollte zur Vernehmung des Försters schreiten. Er war noch nicht da. Ich hatte mich in Gegenwart der Tochter nach ihm erkundigt. Das Mädchen wurde unruhig, als sie hörte, daß er noch immer nicht da sei. Es fiel mir auf, aber ich konnte keinen Grund dafür ersinnen; sie hätte denn, selbst schuldbewußt, fürchten müssen, daß er in seinem Schuldbewußtsein auf irgend eine Weise dem Gerichte sich entziehen wollte, entzogen habe. Aber dann wäre sie vorhin wohl nicht so sicher gewesen. Und doch!

Der Criminalbote, bei dem ich mich nach dem Förster erkundigt hatte, kam nach einigen Augenblicken mit der Nachricht zurück, daß man ihn vor Kurzem in der Nähe des Schlosses mit einigen Personen habe sprechen sehen, und daß er dann eilig in den Wald, in der Richtung seiner Wohnung gegangen sei.

Das Mädchen erbebte sichtlich, als sie dies hörte.

Ich sann nach, ob ich ein weiteres Verhör mit ihr daran knüpfen, und unterdeß ihren Vater herbei holen lassen sollte.

Ein furchtbares Ereigniß machte mein Nachsinnen überflüssig. Ein Criminalbote führte einen Burschen herein, der mir einen Zettel abzugeben habe. Es war ein Tagelöhnerbursch vom Gute. Er war leichenblaß, und zitterte am ganzen Leibe. Er trug einen zusammengefalteten Zettel in der Hand. Als er ihn mir überreichen wollte, sah er die Tochter des Försters im Zimmer. Er zitterte heftiger. Das Mädchen sprang ihm entgegen.

„Kommst Du von meinem Vater?" rief sie ihm zu.

Der Bursch konnte kaum Ja antworten.

„Er ist todt?" schrie sie auf.

„Er ist todt!" sagte der Bursch.

Er erzählte: Der Förster hatte ihn vorn im Walde getroffen. Er hatte ihm den Zettel gegeben, mit dem Auftrage, ihn zu mir auf das Schloß zu tragen. Er war dann wieder tiefer in den Wald zurückgekehrt. Der Bursch hatte sich auf den Weg zum Schlosse gemacht. Aber kaum war er zwanzig Schritte weit gegangen, so hörte er hinter sich einen Schuß fallen. Der Förster war ihm so sonderbar vorgekommen. Er läuft zurück nach der Stelle, wo er den Schuß hat fallen hören. Der Förster liegt todt da, mit zerschmettertem Gehirn. Er hatte sich eine Kugel durch den Kopf gejagt. Der Bursch war in Todesangst zum Schlosse gelaufen, um mir den Zettel zu übergeben und das furchtbare Ereigniß zu berichten.

Ich wußte Alles! Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen!

Die Unglückliche — die Tochter des Försters war jetzt die Unglückliche. Sie war fast leblos zurückgesunken. In Ohnmacht war sie nicht gefallen, aber ihr Zustand war desto fürchterlicher.

Ich las den Zettel. Nachdem ich ihn für mich gelesen hatte, las ich ihn laut. Der Förster hatte geschrieben:

„Er höre, daß der Tod des Grafen Ruthenberg entdeckt sei. Er erfahre, daß das Fräulein Braun deshalb in Verdacht stehe. Das Fräulein sei unschuldig, er sei der Thäter. Er müsse es jetzt entdecken. Sein Gewissen habe ihm ohnehin schon keine Ruhe gelassen. Seine Tochter werde das Nähere angeben. Er könne die Schande, als ein Mörder in der Welt gesehen zu werden, nicht überleben." Noch einmal sprang das Mädchen auf.

„Ja," rief sie, „er hat den schlechten Menschen erstochen. Aber ich bin die Mörderin, ich bin die Vatermörderin!"

Sie war zu aufgeregt, als daß ich sie sofort hätte verhören können. Ich hatte auch noch eine dringende andere Pflicht zu erfüllen. Ottilie Braun mußte wissen, daß ihre Unschuld anerkannt war. Sie mußte aus ihrem entsetzlichen Zustande gerissen, dem Leben, der Ehre wiedergegeben werden. Ich theilte ihr den Zettel, den Tod des Försters mit.

Nie werde ich den Anblick des schönen Mädchens, der edlen Frau in jenem Augenblicke vergessen. Die Gottergebenheit, das Gottvertrauen in dem feinen, blassen, angegriffenen Gesichte hatte einen erhabenen Glanz, wie in einem Engelsgesichte, erhalten. Sie reichte mir stumm die Hand und drückte die meinige herzlich. Dann bat sie, sich entfernen zu dürfen, um in der Einsamkeit Gott für die unendliche Gnade zu danken, die er ihr erwiesen habe.

Es ist doch auch etwas um den Glauben an einen Gott, an eine höhere, ewige Gerechtigkeit.

Ich vernahm die Tochter des Försters. Das Mädchen gestand Alles, offen, aufrichtig, reuig. Sie konnte es, denn sie selbst war vor dem Gesetze — unschuldig; ihr Vater war todt.

Sie war die leichte Beute des jungen Grafen geworden. Ihr Vater hatte eine Ahnung davon gehabt, aber keine Gewißheit. Er hatte ihr Vorwürfe gemacht, sie hatte geleugnet, aber ihm seinen Verdacht nicht nehmen können.

An jenem Abende, an welchem das Unglück geschehen war, hatte sie wieder eine Zusammenkunft in einem Bosquet des prächtigen Parks mit dem Grafen verabredet. Sie hatte sich eingefunden. Er war ausgeblieben. Sie hatte, ihm entgegen zu gehen oder nach ihm auszusehen, sich dem Schlosse genahet. Da hatte sie ihn gesehen, in der Gegend des Bibliothekzimmers. Neugierig, was er dort mache, war sie hinter Hecken und Spalieren näher zu ihm herangeschlichen. Auf einmal sieht sie von einer andern Seite ihren Vater. Sie erkennt ihn im Mondscheine deutlich. Er mußte ihr nachgeschlichen sein. Er verfolgte sie. Sie verbarg sich hinter einer dichten Hecke vor ihm. Er verlor ihre Spur. Aber gleich darauf hört er Geräusch am Schlosse, an dem Bibliothekzimmer. Er glaubt, seine Tochter sei dorthin geflohen. Er eilt hin. Er sieht das Fenster des Zimmers offen, und in dem Fenster einen Mann. Er erkennt den Grafen. Der Graf will durch das Fenster in das Innere des Zimmers dringen. Er ringt mit einem Frauenzimmer, das ihm den Eingang verwehrt. Der Förster meint, es sei seine Tochter, die aus Furcht vor dem verfolgenden Vater den Grafen zurückstoße. Aber die Schande seiner Tochter ist ihm dennoch klar. Der heftige, jähzornige Mann geräth außer sich vor Wuth. Er stürzt herbei. Die Ringenden gewahren ihn nicht. In dem Augenblicke, als der Graf in das Zimmer springen will, stößt er ihm sein Waidmesser in die Brust. Der Getroffene fällt in das Zimmer hinein. Als der Förster aufblickt, sieht er seine Tochter neben sich. Sie hatte ihr Versteck in der Nähe gehabt; sie war ihm angstvoll gefolgt. Sie war zu spät gekommen. Sie hatte den Unglücklichen, den Mörder, nach Hause geleitet. Er hatte sich den Gerichten überliefern wollen. Aber die That war verborgen geblieben; da hatte auch er, um der Ehre der Tochter willen, geschwiegen.

Für den Arm der weltlichen Gerechtigkeit war das leicht-

Digitized by Google

fertige Geſchöpf nicht erreichbar. Was die göttliche Gerechtigkeit aus ihr hat werden laſſen, weiß ich nicht; ich hatte keine Gelegenheit, ihr ſpäteres Schickſal zu erfahren.

Was Ottilie Braun, oder eigentlich die Frau Wrigley betrifft, ſo kam, wie ſie feſt erwartet hatte, der Jäger Anton nach acht Tagen zurück, aber nicht allein, der Gemahl der jungen Dame, Harry Wrigley, kam mit ihm. Das furchtbare Ereigniß, das ſeine Gattin betroffen, hatte ihn veranlaßt, ſeinen Eltern ſeine Verbindung mit ihr zu entdecken. Es hatte aber auch ſeine Eltern bewogen, ihm ihre Einwilligung zu geben.

Ich hätte Euch meine Erzählung vielfach romantiſch ausſchmücken können. Ich hätte zum Beiſpiel den Gemahl der jungen Dame gerade in dem Momente können erſcheinen laſſen, als aller Verdacht der ſchwerſten Schuld auf ihr lag. Ich hätte dieſen Verdacht durch mancherlei Zuthaten ſteigern können. Wie viel Jammer, Elend, Thränen und ſo weiter waren dabei anzubringen!

Ich wollte Euch nur eine wirkliche Criminalgeſchichte erzählen, einfach, wie ſie ſich zugetragen hat. Ach, dieſe wirklichen Criminalgeſchichten haben wahrhaftig des Elends, des Jammers, der Thränen, der Verzweiflung genug. Aber auch das Gericht Gottes zeigen ſie oft.

Die Stammſchlöſſer und Ahnengrüfte des Hauſes Wettin.

1.

Der Petersberg bei Halle an der Saale.

Der Petersberg.

Es war in einer lauen Sommernacht des Jahres 184., als wir, vom fröhlichen Gelage aufbrechend, dem nahen Petersberge zuſchritten, um im Glanze der aufgehenden Sonne eine Rundſchau auf die an Abwechſelung ſo reiche Umgegend des Mons Serenus (Lauterberges — ſo wurde der Petersberg früher genannt) zu halten. An der luſtigen Tafelrunde war eben Alles abgehandelt worden, was nur gegen den Schluß der vierziger Jahre eine friſche, aufſtrebende Jugend begeiſtern konnte. Hegel und Ruge, Feuerbach und Stirner, Bauer und Strauß, Geſchwornengerichte und Parlamente, Alles, was die Zeit an neuen Gedanken hervorgebracht hatte, fand da ſein Für und Wider, und der wehmüthige Klang deutſcher Volkslieder ſänftigte die oft gar zu grellen Diſſonanzen. Da war für die ruhige, hiſtoriſche Betrachtung gar wenig Raum, und unſere Blicke folgten unwillkürlich dem Höhenzuge, auf dem ſich der Berg erhebt, in dem der Stammherr des ſächſiſchen Königshauſes ruht, bis nach dem Kiffhäuſer; die ehrwürdige Ruine vermochte es nicht, unſere Gedanken rückwärts auf die Vergangenheit zu wenden. — Und in der That war uns das Glück hold, der Mons Serenus gewährte uns eine ſo mannichfaltige, die nächtliche Fahrt reichlich belohnende Ausſicht. Fünfundvierzig Städte, hatten wir gehört, ſollte man von dieſem einſamen Bergkegel, der aus dem Mittelgebirgslande Deutſchlands in die norddeutſche Tiefebene vor-

Digitized by Google

geschoben ist, erblicken können. Und wenn wir auch nicht so genau nachzählen wollen, so kann doch der aufmerksame und kundige Beobachter durch ein gutes Fernrohr in der That wahrnehmen: das Mannsfelder und das Wettiner Schloß, die Thürme des Doms zu Magdeburg, Leipkau, Zerbst, Schönebeck, Kalbe, Bernburg, Könnern, Barby, Aken, Dessau, Coswig, Wörlitz, selbst Wittenberg, Köthen, den Löbejüner Thurm, Bitterfeld, Delitzsch, Eilenburg, Zörbig, Brehna, Landsberg, Wurzen, Leipzig, Lützen, Merseburg, Halle, Weißenfels, Freiburg, Lauchstädt, Querfurt. Die Dörfer schlossen sich in Kreise zusammen, die nur hie und da durch schmale grüne Streifen unterbrochen schienen. — Eine lohnendere, in kleinem Umkreise so viele und mannichfaltige Culturstätten der menschlichen Gesellschaft umschließende Aussicht möchte nicht leicht ein Berg gewähren, dessen relative Höhe über der Ebene ungefähr 640 Fuß, dessen absolute über dem Meeresspiegel aber nur 1125 Fuß beträgt. Wie kräftig erscholl da der Morgengruß in die reiche Flur! Wie hob sich das Herz in ungestümer Jugendsehnsucht:

O Lust, vom Berg zu schauen, weit über Berg und Strom,
Hoch über sich den blauen, tiefklaren Himmelsdom!

In uralter, heidnischer Zeit war dieser Berg eine Stätte des heidnischen Cultus, und vielleicht eine recht berühmte. Weithin mögen da die Feuer geleuchtet haben bis nach Thüringen hinein und über die Elbe hinüber. — Gegen das Ende des elften Jahrhunderts gehörte er zu den Besitzungen der Grafen von Wettin. Lange vor dieser Zeit stand schon auf dem Petersberge eine kleine christliche Capelle von geringem Umfange. Sie bildete einen Kreis von ungefähr 29 Fuß Durchmesser, an den sich nach Osten der Altarraum im Halbkreise anschloß. Mit dem kreisrunden Kirchenraume stand der Thurm nach Westen hin durch einen Zwischenbau in Verbindung. An das Ganze wurde später im Süden noch eine Vorhalle angefügt. Diese kleine Kirche bildete die eigentliche Pfarrkirche, und bestand als solche selbst dann noch, als schon die größere Basilika neben ihr errichtet war, ursprünglich mochte sie aber als Taufcapelle gedient haben. Noch heut zu Tage sehen wir die Fundamente dieses Kreisbaues, der im Munde des Volkes die Heiden- oder Annencapelle heißt, aber auch dem heiligen Petrus gewidmet war. —

Graf von Wettin war um das Ende des elften Jahrhunderts Thiemo, dessen Geschlecht bis auf die Zeit Otto's des Großen zurückgeführt werden kann. Dieses Geschlecht war in Thüringen besonders begütert, seine späteren Glieder legten den Grund zum Naumburger Dome, und erhielten die Markgrafschaft Meißen. Einer Seitenlinie dieses Geschlechtes gehört nun auch jener Thiemo von Wettin an, der gewöhnlich, aber mit Unrecht, als der erste Markgraf von Meißen aus dem Hause Wettin bezeichnet wird, was ja vielmehr sein Sohn Konrad der Große war. Dieser Thiemo hatte zwei Söhne, Dedo und Konrad. Als nun Dedo seine Gemahlin Bertha, die Tochter Wiprechts von Groitsch, verstoßen hatte, legten ihm die Bischöfe als Buße eine Wallfahrt zum heiligen Grabe auf, nachdem er sich noch überdies mit derselben hatte versöhnen müssen. Ob ihm die Bischöfe auch die Gründung eines Klosters als Sühne auferlegten, wird nicht erwähnt. Genug, er trug noch vor seiner Abreise Sorge, eine Klosterstiftung zu gründen, für die er keinen geeigneteren Platz finden mochte, als den Lauterberg, der so recht den Mittelpunkt in dem Ländercomplexe des Wettinischen Hauses bildete. Zum ersten Propst der neuen Stiftung ward von ihm Herminold, bisher Propst an der Gerbstädter Kirche, über welche das Wettinische Haus die Schutzgerechtigkeit hatte, bestellt, und überdies die junge Pflanzung dem Grafen Konrad, Dedo's Bruder, auf das Angelegentlichste empfohlen. Dieser Anfang der ganzen Stiftung wird von dem Chronisten in das Jahr 1124 gesetzt. Dedo aber sah den Lauterberg nicht wieder, er starb auf der Rückreise, und gab sein lebhaftes Interesse für das Kloster sterbend noch dadurch zu erkennen, daß er ihr einen Theil des Kreuzes Christi überschickte, welches den Ort vor dem alten Erbfeinde, der bereits durch die Bekehrung zum Christenthum vertrieben war, vollständig sichern sollte.

Dedo's Erbe ward sein Bruder, der Graf Konrad von Wettin. Dieser hatte einen heftigen Kampf mit dem Markgrafen von Meißen, Heinrich von Eilenburg, geführt, den er nicht als ehelichen Sohn anerkannte, und somit für unberechtigt, die Markgrafschaft zu führen, halten mochte, war aber von diesem, seinem Vetter, gefangen genommen und auf dem Schlosse Kirchberg bei Jena in harter Haft gehalten worden. Nach Heinrich's Tode, 1123, wurde er frei, und erhielt nun auch die Markgrafschaft Meißen, die er indeß mit dem Schwert in der Hand gegen andere Ansprüche vertheidigen mußte.

Im ersten Schenkungsbriefe, den Konrad der Stiftung seines Bruders zukommen ließ, verlieh er ihr das Kirchlein zu Löbejün mit 26 Hufen, das zu Ostrau mit 4 Hufen, überdies noch 120 Hufen aus seinem Eigenthume. Auch seine Gemahlin, Lukardis, eine Schwäbin, war gegen dieselbe nicht weniger freigebig; 44 Hufen, unmittelbar in der Nähe des Petersberges, wies sie ihm zu, darunter 13 in Salzmünde, 5 in Pfützenthal. —

Die Stiftung ward vom Papste bestätigt und festgestellt, das Stift solle das Recht haben, seine Pröpste selbst zu wählen, der Erzbischof von Magdeburg aber solle die heiligen Weihen der Kirchen, Altäre und Priester unentgeltlich verrichten und jedesmal das älteste Glied aus dem Hause Wettin Schirmvogt über die Kirche sein, ohne übrigens irgendwelchen Lohn oder Dienste dafür in Anspruch nehmen zu dürfen; niemals sollte der Lauterberg befestigt werden. Die Stiftung war dem heiligen Petrus gewidmet. Im Jahre 1156 aber legte der Markgraf Konrad, der ein hochgebietender Herr geworden war, seitdem er namentlich auch die Markgrafschaft Lausitz vom Kaiser erhalten hatte, in der Kirche feierlich die Waffen ab zum Zeichen, daß er mit weltlichen Dingen nichts mehr zu schaffen haben wollte, und trat selbst, den seiner Zeit so mächtigen Wiprecht von Groitsch nachahmend, am Andreastage (1156 den 30. Nov.) als Mönch in das Kloster ein. Es war eine glänzende Versammlung, in deren Mitte der hohe Herr das Kleid des alten Menschen ablegte und aus den Händen seines eigenen Neffen, des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg, das Ordensgewand entgegennahm. Da waren versammelt Erzbischof Wichmann, Markgraf Albrecht von Brandenburg, die Söhne des Markgrafen Konrad: Markgraf Otto von Meißen, Markgraf Dietrich von der Lausitz, Graf Heinrich von Wettin, Dedo, Graf Rochlitz und Friedrich, Graf von Brene, und eine große Anzahl hoher geistlicher und weltlicher Herren und ritterlicher Dienstmannen. Niemand aus der zahlreichen Versammlung konnte sich der Thränen enthalten, daß ein so hoher Fürst die Armuth eines Mönches fürstlichen Ehren vorzog. Als die feierliche Einkleidung des neuen Mönches vollendet war, rief derselbe nochmals die Söhne zu sich, und empfahl ihnen die Kirche, deren Glied er nun selbst geworden war. Alle Schenkungen, welche er oder seine Gemahlin an die Kirche gemacht hatten, waren schon vorher durch seine Söhne ausdrücklich bestätigt worden; er fügte zuletzt noch den Wald an der Ostseite des Berges hinzu. — Allein der neue Mönch überlebte seinen Eintritt nicht lange. Nach zwei Monaten und fünf Tagen starb er am 5. Febr. 1157, und ward kurz darauf feierlich wiederum von seinem Neffen in der Mitte des Langschiffes vor dem Altare des heiligen Kreuzes neben seiner vor ihm verstorbenen Gemahlin und seiner Schwester begraben.

Nach den reichen Schenkungen des Fürstenhauses mochte nun auch die Zahl der Mönche zugenommen haben, so daß der kleine Chor allmählich für die Zahl derselben zu klein wurde; und so brach der vierte Propst Eckehard 1174 den Chor der Kirche ab in der Absicht, denselben in neuem vergrößerten Maßstabe wieder aufzubauen. An das Langschiff, das er unverändert ließ, wurde ein Kreuzschiff geschlossen, dem sich dann der hohe Chor in größern Dimensionen nebst einigen Capellen anschloß. Im Jahre 1184 war der ganze Bau beendet und am 1. August — Petri Kettenfeier — wurde die Kirche zum zweiten Male, diesmal vom Bischof Eberhard von Merseburg, geweiht. Dieser selbe Propst Eckehard fing im Jahre 1154 auch den Bau des neuen Klosters an, da die Mönche bis dahin an der Westseite der alten Taufcapelle gewohnt hatten, und baute auch das Hospitium oder das Fremdenhaus südöstlich in einiger Entfernung von der Kirche, wo noch heutzutage die Umfassungsmauern und einige Gewölbe erhalten sind. Allein noch in demselben Jahrhundert erging über die Stiftung eine schwere Prüfung. Durch die Unvorsichtigkeit eines Soldaten nämlich, der im Kloster bewirthet wurde und sich bei Nachtzeit am Feuer wärmte, geschah es, daß im westlichen Ende des Klosters in einem hölzernen Gebäude Feuer ausbrach, welches bei heftigem Winde so schnell um sich griff, daß bald Alles, was von der Flamme verzehrt werden konnte, niederbrannte. Nur die alte Capelle, der Thurm und die Umfassungsmauern der neuen Kirche und das Hospitium blieben verschont; das Beschädigte wurde jedoch binnen kurzer Zeit von dem Propste Walther wieder hergestellt. Im dreizehnten Jahrhundert sind dann an der Kirche wesentliche Veränderungen nicht mehr vorgenommen worden.

Digitized by

Mit dem Tode des eben erwähnten Propstes Walther erreichte aber auch die Blüthezeit der ganzen Stiftung ihren Höhepunkt; nach seinem Tode sinkt sie ganz rasch herunter. Das Hausgesetz Konrad's, daß jedes Mal das älteste Glied des Wettinischen Hauses die Vogteigerechtigkeit haben sollte, trug dazu nicht wenig bei. Denn aus diesem Grunde wohl hauptsächlich gründete die markgräflich-meißnische Linie eine neue Stiftung Alt-Zelle zwischen Leipzig und Dresden, dem sie ihre volle Gunst und Liebe zuwandte; und selbst, als die Vogteigerechtigkeit zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wieder an den Markgrafen Dietrich von Meißen, den hochherzigen Gönner Walthers von der Vogelweide, übergegangen war, blieb das Kloster der Verwilderung und Zuchtlosigkeit preisgegeben. Wir besitzen über diese Vorgänge die genauesten, wenn auch wohl nicht ganz unparteiisch gehaltenen Berichte in der Chronik des Petersberges selbst, die ein Mönch aus dem Kloster, wahrscheinlich im Anfange der dreißiger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts, geschrieben hat. Leider aber bricht dieselbe mit dem Jahre 1225 ab, so daß wir über den Schluß der Verwirrung im Unklaren sind. Das, was er erzählt, ist recht geeignet, uns Detailbilder über die Zustände der Geistlichkeit im dreizehnten Jahrhunderte zu geben, die der größte deutsche Lyriker, Walther von der Vogelweide, in so grellem Lichte schildert. Ja, es dürfte vielleicht nicht ohne Grund angenommen werden, daß Walther seine berühmten Strafgedichte gerade im Hinblick auf die zerrütteten Zustände dieses Klosters gesungen habe, da er sich in Thüringen und Meißen aufgehalten hat und mit den Verhältnissen anderer Klöster in diesen Gegenden nicht unbekannt war:

Eh' ich noch länger so den Schuh
Mich drücken ließe, wie ich thu',
Eh' würd' ich Mönch in Toberlu (Dobrilugk).

Vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts an blieben die Kirche und die Klosterräume so ziemlich in demselben Zustande, bis die Aufhebung des Klosters unter Herzog Heinrich im Jahre 1540 erfolgte. In diesem Jahre wurde die erste evangelische Kirchenvisitation auf dem Petersberge gehalten, die Klosterstiftung wurde aufgehoben, die Güter zog der Landesherr ein und ein Amtsschösser ward für das Amt Petersberg bestellt. Die Klostergebäude wurden von demselben als Wirthschaftsgebäude benutzt und selbst ein Theil der großen Kirche mußte als Scheune dienen. Noch in demselben Jahrhunderte, im Jahre 1565, schlug endlich der Blitz in den Thurm, so daß die Kirche mit dem größten Theile der Klostergebäude abbrannte, während nur die alte Capelle vom Feuer nicht berührt wurde. An eine Wiederherstellung der Kirche in ihrem ursprünglichen Style wurde natürlich nicht gedacht, sondern man baute vielmehr in die Reste derselben eine Kirche hinein, deren Seiten die äußersten Mauern der Seitenschiffe, die das Querschiff vom Langschiff trennende Mauer und dieser entsprechend eine vierte mitten durch das Mittelschiff und die Seitenschiffe bildeten. Durch diesen Bau zerstörte man noch Vieles, was die Elemente übrig gelassen hatten, und in diesem Zustande blieb denn die Ruine mit der in sie hineingezwängten Kirche bis in das Jahr 1854.

Dennoch aber zog sie auch in dieser Gestalt zahlreiche Freunde der Kunst an, vor Allen den König von Preußen und den jetzigen König Johann von Sachsen. Beide besuchten am 3. Juni des Jahres 1831 den Ort, wo die Grabstätten des ersten Markgrafen von Meißen und so mancher anderer Glieder aus dem Hause Wettin sich befinden. König Friedrich Wilhelm IV. dachte gar bald nach seiner Thronbesteigung an eine Wiederherstellung derselben, und schon 1842 wurde ein Beamter auf den Petersberg gesandt, um einen Ueberschlag über die Kosten der Restauration aufzunehmen. Seit dieser Zeit nahm man Bedacht, das, was noch zu retten war, zu erhalten, und nur die alte Capelle mußte im Jahre 1843 abgetragen werden. Im Sommer 1853 wurde Befehl gegeben, das Kreuzschiff und den hohen Chor auszubauen, die Bogen des Kreuzschiffes zu öffnen und den hohen Chor mit der bisherigen Kirche wieder zu verbinden. Dieser Plan aber zeigte sich bald unausführbar, die bisherige Kirche ward ganz abgetragen und nun die alte Kirche in der ursprünglichen Gestalt, so weit man ihr aus den Ueberresten und aus den historischen Nachrichten nachkommen konnte, wieder hergestellt. Am 8. Septbr. 1857 wurde sie vom Könige von Preußen vor einer glänzenden Fürstenversammlung dem gottesdienstlichen Gebrauche feierlichst übergeben.

Die Herstellung hatte einen Kostenaufwand von mehr als 46,000 Thalern erfordert.

Von den Ahnen des jetzigen sächsischen Königshauses liegen auf dem Petersberge begraben: Konrad, Graf von Wettin, der Gründer des Klosters und erster Markgraf von Meißen aus dem Hause Wettin, gest. am 5. Februar 1157, seine Gemahlin, seine Schwester und sein Sohn Heinrich, gest. 1182, Friedrich, Graf von Brene, Heinrich's Bruder, Dietrich, Markgraf von Osterland, Heinrich der Jüngere, Enkel Konrad's, gest. 1187, Ulrich, Graf von Wettin, gest. 1206 und ein erst 12 Jahre alter Knabe Heinrich, Sohn Ulrichs, gest. 1217. Die irdischen Ueberreste dieser Vorahnen ruhten sämmtlich in der oben erwähnten Capelle und waren mit Steinbildern gedeckt, die aber in Folge der Restauration der Capelle jetzt einen andern Platz erhalten haben.

Interessante Zahlen- und Größen-Verhältnisse.

Die Zusammensetzungen des Alphabets. — Was und wie viel man mit 25 Buchstaben füllen kann. — Die menschlichen Laute. — Die Tonverbindungen. — Scat- und Whistspiel.

I.

Vielfältigkeit der Zusammensetzungen.

Wenn ich von den fünfundzwanzig Buchstaben unseres Alphabets je zwei, drei u. s. w. bis zu funfzehn zusammenstelle, so daß ich nicht nur auf die Anzahl der einzelnen Elemente, sondern auch auf ihre gegenseitige Stellung sehe und dieselben beliebig oft in einer Zusammensetzung wiederholen darf, so bekomme ich bei Berücksichtigung aller möglichen Fälle und Versetzungen die ungeheuere Menge von circa 970 Trillionen solcher Zusammenstellungen. Ist nämlich eine Reihe von Gegenständen gegeben, so kann mir die doppelte Aufgabe werden, entweder diese Gegenstände in alle nur möglichen Stellungen zueinander zu bringen, oder alle die verschiedenen Verbindungen aufzusuchen, welche sich mit je zwei, drei oder mehreren vornehmen lassen. Natürlich kann auch Beides zugleich verlangt werden. So lassen sich z. B. die vier Buchstaben e, i, l, s vierundzwanzig Mal* versetzen, permutiren, und die sechs Buchstaben e, i, l, n, s, t geben funfzehn** verschiedene Combinationsformen, wenn jedes Mal vier dieser Zeichen, aber nie dieselben wieder, verbunden werden. Soll nun jede dieser Combinations-

* eils iels leis seil
eisl iesl lesi seli
esil iles lies siel
esli ilse lise sile
elis isel lsei slei
elsi isle lsie slie

** eiln elns ilst
eils elnt inst
eik elst lnst
eins enst
eint ilns
eist ilnt

Digitized by Google

formen auch wieder permutirt werden, so gibt es für jede einzelne wieder vierundzwanzig mögliche Versetzungsformen und man erhält mithin 360 Verbindungen von je vier Buchstaben aus den sechs gegebenen Elementen e, i, l, n, s, t. Ist es außerdem gestattet, die einzelnen Buchstaben beliebig oft zu wiederholen, so findet man sogar 1296 verschiedene Formen zu je vier Elementen. Hierdurch ist jedoch die Zahl der Zusammensetzungen noch keineswegs erschöpft, denn so gut ich von jenen sechs Elementen je vier zusammenstellte, kann ich es auch mit je zwei, drei, fünf oder sechs thun, so daß sich die Anzahl der Verbindungen aus diesen sechs Buchstaben auf die Höhe von 55·980 steigert. Man erkennt aus dem angeführten Beispiele leicht, daß mit der Vermehrung der gegebenen Elemente die Anzahl der möglichen Verbindungen wachsen muß, und es wird uns nun nicht mehr wundern, daß sich aus den fünfundzwanzig Buchstaben des Alphabets jene ungeheuere Menge von circa 970 Trillionen * Zusammensetzungen ergibt, wenn auch nur je zwei, drei bis funfzehn Buchstaben eine Zusammensetzung bilden.

Doch untersuchen wir, was diese Zahl zu sagen hat. So wie sie da vor uns steht, erscheint sie eben als große Zahl, als weiter Nichts. Bei genauerer Betrachtung lernen wir sie erst verstehen. Sie wird gebildet aus circa 14,512 Trillionen** Buchstaben. Wenn wir alle diese Buchstaben hinter einander in eine Reihe schreiben wollten, so würde dies, 14½ Buchstaben auf einen Zoll, 12 Zoll auf einen Fuß und 25·000 Fuß auf eine geographische Meile gerechnet, eine Zeile geben von circa 3333 Billionen geographischen Meilen, also die Entfernung der Erde von der Sonne, welche circa 21 Millionen Meilen beträgt, ungefähr 160 Millionen Mal an Länge übertreffen. Nehmen wir ferner an, daß auf die Fläche eines Quadratzolles 100 Buchstaben geschrieben werden können, so sind zur Aufnahme aller jener Buchstabenverbindungen (144 Quadratzoll auf einen Quadratfuß, 625'000'000 Quadratfuß auf eine Quadratmeile gerechnet) nicht weniger als 928 Millionen Quadratmeilen erforderlich, oder, mit andern Worten, 100 Kugeln von der Größe der Erdkugel würden eben ausreichen, wollte man alle jene Worte aufzeichnen. Wäre das Material, auf welches man schreibt, Papier von 32 Zoll Länge und 18 Zoll Breite der Bogen und betrüge die Dicke von 50 übereinander liegenden Bogen, deren 600 zu einem Foliobande vereinigt sind, einen Zoll, so würde man doch, obwohl jedes Blatt von oben bis unten, von rechts nach links dergestalt mit Buchstaben überdeckt ist, daß nicht der geringste freie Raum übrig gelassen wäre, die antige Bibliothek von 104 Billionen Folianten bekommen. Um diese unterzubringen, sind circa 80 Millionen großer Säle nothwendig, deren jeder 512 Fuß lang, 216 Fuß breit und 48 Fuß hoch und so voller Folianten gepfropft ist, daß kein Messerrücken Raum zwischen den einzelnen Bänden sich befindet. Denken wir uns diese Bibliothekssäle alle in einer Reihe gebaut, so würden sie eine Länge von 1'600'000 deutschen Meilen erreichen oder ziemlich 300 Mal einen Gürtel um die Erde bilden, da, wo deren Durchmesser am größten ist. — Und in diesen Sälen nichts als Bücher, und in den Büchern nichts als Buchstaben, und — alle diese Buchstaben nur die verschiedenen Zusammensetzungsformen bildend der fünfundzwanzig Zeichen des Alphabets.

Noch größer ist die Anzahl aller Zusammensetzungen der Laute, deren die menschliche Stimme fähig ist und die sich zur Wortbildung eignen. Alle Sprachen, seien sie auch noch so verschiedenen Stammes und Reichthums, haben doch gewisse primitive Laute des menschlichen Sprachorgans zum Ausgangspunkt. Das „A" und das „O" klingt uns eben so gut aus der Arie der deutschen Opernsängerinnen, als aus den wilden Schlachtgesängen der Irokesen oder den einförmigen Gebeten der Mandarinen entgegen. Und doch, welcher Unterschied zwischen diesen und den hundert andern Sprachen! Kaum ließe es sich begreifen, wie die Menschen, doch so wenige Stimmlaute fähig, so verschiedene Sprachen und Dialekte erfinden konnten, wenn uns nicht die Betrachtungen über die Mannichfaltigkeit der Combinationen Aufschluß darüber ertheilten. Nehmen wir nur 70 verschiedene Stimmlaute an und suchen die Summe der Combinationen und deren Versetzungen von je zwei, drei bis zwanzig Lauten, so resultirt doch schon eine Riesenzahl von 37 Ziffern oder circa 8 Sextillionen.*

Gewiß wird die Voraussetzung, daß davon nur etwa der billionte Theil von der Beschaffenheit ist, daß ihn eine menschliche Zunge aussprechen kann, nicht zu hoch gegriffen erscheinen, und dennoch erhält man dadurch einen solchen Wörterschatz, daß jeder der Tausend Millionen auf Erden lebenden Menschen seine eigene Sprache mit einem Vorrath von 8 Tausend Billionen Wörtern haben könnte. Welch' eine Aussicht für Sprachforscher! Wenn nur alle diese Lautverbindungen aufgezeichnet wären! Da würde neben einem gälischen Worte eins aus dem Sanskrit stehen, neben dem französischen ein Wort aus der Sprache der Buschmänner. Da könnte man Stammverwandtschaften und Etymologie studiren, denn von Allem läge die gemeinsame Wurzel klar und wahr vor Augen. Leider muß es indeß beim frommen Wunsche bleiben, da wir mit Hinblick auf die Betrachtungen, welche wir über die Größe der Zahlen vorhin anstellten, nicht in Zweifel sein können, daß diese Aufzeichnung zu den unmöglichen Dingen gehört. Was dort die Einheit war, sind hier 500 Billionen, so daß z. B. die Masse des Papiers, auf welches alle diese Lautcombinationen geschrieben werden könnten, 3½ Millionen solcher Kugeln ausmachen würde, wie unsere Mutter Erde ist.

Auf der ungeheuren Menge der Combinationen und deren Versetzungen, welche mit einer bestimmten Menge von Zeichen möglich sind, beruht ferner die Mannichfaltigkeit der Tonverbindungen. Schon beim Pianoforte allein (dasselbe zu 6 Octaven, die Octave zu 12 halben ** Tönen angenommen) findet man über eine halbe Billion *** zwei- bis zehnstimmige Accorde, wobei man jedoch von den Regeln des Generalbasses und den Gesetzen der Harmonielehre absehen muß. Vielleicht wird der millionte Theil wirkliche Consonanzen geben. Diese nun, als einzelne Elemente betrachtet, lassen sich auf dieselbe Weise combiniren und variiren, wie wir es mit den Buchstaben vorhin gethan haben. Diese Zusammenstellungen geben aber die eigentlichen Musikstücke. Wollte Jemand sich an's Werk machen, alle diese Zusammensetzungen oder Versetzungen aller consonirender Accorde auf Noten zu bringen, so würde er ohne alle musikalische Schöpfergabe die schönsten Opern, Kirchenmusiken und Oratorien componiren können. Es würde dann nicht mehr die Rede sein von guten Componisten, sondern nur von guten musikalischen Combinatoren; ebenso wie die geistreichste Autorschaft eine illusorische werden müßte, sobald die sämmtlichen Worte einer Sprache zu Millionen combinirt würden. Doch deshalb brauchen weder Componisten noch Autoren irgend eine Besorgniß zu hegen, daß ihnen ihr Ruhm werde wegcombinirt werden. Wenn schon die paar Buchstaben des Alphabets oder die 70 Stimmlaute des menschlichen Sprachorgans, zu fünfzehn oder zwanzig verbunden, Zahlen ergaben, die erst zergliedert werden mußten, um einen Maßstab an sie legen zu können, so fehlt uns ein solcher Maßstab hier schon auf der untersten Verbindungsstufe völlig. Vergebens sehen wir uns nach einer Vergleichungszahl um, welche unser Geist in seiner Größe und Ausdehnung zu umfassen vermag, wir glauben an den Pforten der Unendlichkeit zu stehen, obwohl wir uns fortwährend im Endlichen bewegen. Höchstens kann die Geschwindigkeit des Lichtes, das doch in der Secunde circa 40,000 Meilen zurücklegt, wenn es Hunderte von Jahren braucht, um von einem der größten Fixsterne zu uns zu gelangen, uns ahnen lassen, was ein paar hundert Billionen Meilen für eine Entfernung ist. Weiter hinaus hilft auch dieser Maßstab nichts mehr, denn selbst eine solche Fixsternenweite als Einheit gesetzt, kommen wir auf die unbegreiflichsten Zahlen, wenn wir versuchen wollten, eine einzige Walzerclausel zu combiniren. Wir finden, daß die Anzahl der Fälle durch eine Zahl von 121 Ziffern dargestellt wird. Keine Raum- oder Zeitgröße ist hier im Stande, unserm staunenden Geist zu Hülfe zu kommen, der schon bei 13 Ziffern an der Ungeheuerlichkeit der dargestellten Größe er-

* Genauer: 970'''127·681'''891·123'453·750, und zwar 625 zu zwei, 15·625 zu drei, 390·625 zu vier, 9·765·625 zu fünf, 244·140·625 zu sechs, 6·103·515·625 zu sieben, 152·587·890·625 zu acht, 3'''814·697·265·625 zu neun, 95'''367·431·640·625 zu zehn, 2·384'''185·791·015·625 zu elf, 59·604'''644·775·390·625 zu zwölf, 1'''490·116'''119·384·765·625 zu dreizehn, 37'''252·902'''984·619·140·625 zu vierzehn u. 931'''322·574'''615·478·515·625 zu funfzehn Buchstaben.

** Genau aus: 14·511'''583·241'''621·388·129·375.

* Genau:
8'''''094·867'''''595·409'''913·144'''927·536'''231·884·057·970.

** c, cis, d, dis, e, f, fis, g, gis, a, b, h.

*** Eigentlich 634·938·384·863 und zwar 2·556 zwei-, 59·640 drei-, 1·028·790 vier-, 13·991·544 fünf-, 156·238·908 sechs-, 1·479·109·704 sieben-, 11·969·016·345 acht-, 85·113·005·120 neun- und 536·211·932.256 zehnstimmige Accorde.

Digitized by Google

bebt, und doch ist selbst diese Größe etwas Verschwindendes gegen das Unendliche.

Das Kartenspiel verdankt seine Abwechselung und deshalb sein Interesse ebenfalls der Mannichfaltigkeit der möglichen Verbindungen und Versetzungen, die sich mit den Karten eben so gut vornehmen lassen, wie mit den Buchstaben oder Tönen. Wir erfahren bei der Berechnung der Summe der Variationen, denen ein bestimmtes Spiel unterliegt, nicht nur, wie viel verschiedene Spiele überhaupt in der Karte enthalten sind, sondern auch, wie oft ein und dasselbe Spiel der Wahrscheinlichkeit nach wiederkehren wird. Der Scat wird mit der deutschen Karte, also mit 32 Blättern, unter 3 Betheiligten gespielt, so daß jeder Mitspielende 10 Karten erhält, die übrig bleibenden 2 für den Spieler in Reserve in den Scat gelegt werden. Die Verbindungen je zweier Elemente von 32 gegebenen ist eine 496fache, es kann also 496 Mal ein anderer Scat liegen, und nach 496 Spielen werden der Wahrscheinlichkeit nach wieder einmal dieselben zwei Blätter liegen. Von den übrigen 30 Blättern kann nun der erste der Mitspielenden bei einem und demselben Scate 30·045·015 Mal verschiedene Karte bekommen, während sich die letzten zwanzig Karten auf den zweiten und dritten Mitspielenden dergestalt vertheilen, daß sie unter sich wieder die Karte 184·756 Mal umwechseln können. Auf jede zwei Blätter des Scates kommen also 30·045·015 mögliche Spiele der Vorhand und auf jedes dieser Spiele wieder 184·756 verschiedene Spiele in der zweiten und dritten Hand. Hieraus ergibt sich, daß die Zahl der möglichen Fälle überhaupt 1·376″645·204·25x·320 beträgt. Soviel Spiele werden gemacht werden müssen, wenn alle überhaupt denkbaren Spiele durchgespielt werden sollen. Es ist daher auch die Wahrscheinlichkeit, daß erst nach jener Anzahl von Spielen jeder Mitspielende bei denselben zwei Blättern des Scates dieselbe Karte erhält. Was wäre das aber für ein Stückchen Arbeit, alle diese Spiele durchzuspielen! Gesetzt, drei echte Scatbrüder machten sich daran mit dem Vorsatze, nicht eher wieder aufzuhören, bevor das große Werk geschehen, wie lange müßten sie wohl sitzen? Als tüchtige Spieler sind sie wohl im Stande, in der Stunde zwanzig Spiele zu absolviren, sie spielen Tag und Nacht und müssen sitzen — über 7850 Millionen Jahre. Wenn seit Christi Geburt vier Millionen Spieltische unaufhörlich Tag und Nacht fortgespielt hätten, sie würden noch nicht mit allen diesen Spielen fertig sein.

Eine noch größere Abwechselung in Folge der größeren Kartenzahl bietet das Whistspiel dar. Bei diesem wird der einzelne Spieler erst nach 635·013·559·600 Spielen wieder einmal dieselbe Karte bekommen und es sind im Ganzen circa 178·815 Quadrillion Spiele möglich, eine Anzahl, welche so groß ist, daß keck behauptet werden kann, daß die ganze Whist spielende Gesellschaft von Erfindung dieses Spieles ab bis jetzt noch nicht den Billiontentheil aller im Whist überhaupt möglichen Touren durchgespielt hat. Denn wollten auch alle tausend Millionen Erdbewohner Tag und Nacht fortspielen und jede Stunde zwanzig Partien machen, sie würden demungeachtet vierzig Billionen Jahre brauchen, einen Zeitraum, während dessen eine Schnecke, die stündlich zwei Fuß zurücklegt, $1^1/_2$ Millionen Mal den Weg von der Erde nach der Sonne durchkriechen könnte, obwohl sie zu dem einmaligen Wege schon achtundzwanzig Millionen Jahre brauchen würde.

Das Insecten-Vivarium.

„Der Ocean auf dem Tische“ oder das Marine-Aquarium, das in der Gartenlaube mehrmals zur Sprache kam, hat viele Freunde in Deutschland gefunden. Es liefen ganze Dutzende von Briefen theils an die Redaction, theils an den Verfasser ein, in welchen der Wunsch ausgesprochen ward, sich solche englische Marine-Aquarien anzuschaffen. Aber alle diese frommen Vorsätze scheiterten an der Schwierigkeit und Kostspieligkeit der Anschaffung und Uebersendung. Aus dieser Verlegenheit rettete der in der Gartenlaube gemachte Vorschlag, Süßwasser-Aquarien aus heimischen Wässern und Mitteln anzulegen. Jedem ist leicht ein Fluß, Teich oder Graben zugänglich, und wer Glück und einen Glaser hat, wird wenig Schwierigkeiten finden, sich einen kleinen Krystallpalast mit einem Stückchen Fluß oder Teich unten anzuschaffen. Das nöthige entomologische Gekrieche und Gewimmel hinein kann an einem einzigen schönen Junimorgen zusammengekrebst werden. Zwar ersetzt ein solches Süßwasser-Aquarium die zoophytischen, thierpflanzlichen Wunder der Meerestiefe nicht, aber wo man die Natur auch packe, überall ist sie interessant und gibt dem Menschen etwas zu rathen, sich zu wundern und alle Morgen über irgend eine neue Offenbarung, List oder Laune zu freuen.

Das Insecten-Vivarium.

Und wer mit diesem süßen Surrogate des salzig-englischen nicht zufrieden ist, dem können wir jetzt ein anderes, ganz funkelnagelneues von England her bieten, das vielleicht noch interessanter und leichter anzuschaffen und zu halten sein wird, das „Butterfliegen-Vivarium“, wie's die Engländer nennen. Unter Butterfliege — Butterfly — verstehen sie nämlich den Schmetterling. Es handelt sich also um einen Schmetterlings-Krystall-Palast in der Stube mit allerhand fliegendem und kriechendem, buntem und geldenem Leben. So ein Krystall-Palast voller Raupen, Chrysaliden und daraus hervorplatzender, entomologischer persischer Prinzen oder geflügelter Psychen — Sinnbildern der Unsterblichkeit — ist ein ganz anderer Genuß und eine viel reichere Zimmerdecoration, als die an Stecknadeln gespießten, unter Glas und Rahmen aufgehangenen Schmetterlingsleichen. Wie wir aus der Abbildung eines Humphreys'schen Schmetterlings-Vivariums ersehen, zerfällt es in zwei Theile, eine wässerige Unter- und Wurzel-, und eine luftige Ober- und Blumenwelt voll bunten Lebens. Es ist also eine höhere Auflage des Süßwasser-Aquariums. Unten mögen die kleinen Wesen wohnen, denen das Wasser die Luft ersetzt, auch eine Menge kleine amphibische Curiositäten. Den oberen Theil richtet man für Raupen, Chrysaliden und Schmetterlinge ein, die bekanntlich oft als Chrysaliden im Wasser wohnen und sich erst in die Oberwelt begeben, wenn sie sich reif fühlen, in den Himmel zu fahren und einen neuen Adam anzuziehen. Wer denkt nicht gern an die graziöse Wasser-Libelle, diesen lustigen, beschwingten entomologischen Leichtsinn? Sie war kurz vorher eine ekelhafte, unersättlich gefräßige Made des Wassersumpfes. Solche Wandelungen und Auferstehungen thatsächlich in allen ihren Stadien zu beobachten, ist

Digitized by Google

ein Naturstudium, das vor lauter Freuden, die es bietet, aufhört, eine Anstrengung zu sein.

Im Allgemeinen weiß zwar Jeder, daß Gewürm, Raupen und Schmetterlinge nicht mehr gehext und gezaubert werden, sondern ganz natürlich aus ordentlich gelegten und ausgebrüteten Eiern auskriechen, furchtbar fressen, dann den Appetit verlieren, sich in Selbstvergessenheit zurückziehen, erstarren und scheintodt hängen bleiben, bis ihnen die Sonne den Pelz sprengt und bunte Schmetterlinge daraus hervorflattern. Aber wie hängen Larven, Raupen und Schmetterlinge zusammen? Wie sah dieser und jener Tages-, Nacht- und Dämmerungsfalter als Raupe aus? Wie wird die Chrysalide als Schmetterling aussehen? Zur Beobachtung und Sicherung der Identitäten der verschiedenen Gattungen und Arten in ihren verschiedenen Wandelungen gibt es nichts Besseres und Anmuthigeres, als ein solches Insecten-Vivarium im Zimmer. Daß man es außerdem mit den schönsten Wasser- und Sumpfpflanzen, Käfern und unzähligen kleinen Geschöpfchen, die in, auf und an dem Wasser leben, bevölkern kann, versteht sich von selbst. Ueberhaupt liegt hier die Combination eines Treibhauses für Sumpf- und Wasserpflanzen, die viel schöner sind, als man im Allgemeinen glaubt, eines Süßwasser- und Insecten-Aquariums und Vivariums sehr nahe. Es gibt Engländer, die oben noch Aviarien oder Vögel-Asyle angebracht haben, so daß man Alles, was die Natur im Kleinen Schönes, Interessantes und Wunderbares bietet, in einem solchen lebendigen Naturalien-Cabinet-Krystall-Palaste am Fenster vereinigen kann.

Was das Glashaus für die Insecten betrifft, so kann man natürlich damit den größten Luxus treiben und es aus großen Spiegelscheiben kostbar und prächtig formen und fügen lassen. Aber auch kleine gewöhnliche Fensterscheiben, wenn nur unten gehörig wasserdicht gefügt und mit Löchern für Abzapfung abgestandenen Wassers versehen und oben für gute Ventilation eingerichtet, thun ihre Dienste, so daß man im Wesentlichen für ein paar Thaler dieselben Freuden und Genüsse ermöglichen kann, wofür ein Anderer doppelt so viel Fünfthalerscheine oder Louisd'ors ausgegeben haben mag. Die Humphreys'schen Insecten-Vivarien sind bis jetzt in drei Größen vorräthig: drei Fuß lang, zwei Fuß sechs Zoll hoch und ein Fuß sechs Zoll breit — von Spiegelglasscheiben à vier Pfund; zwei Fuß sechs Zoll lang, zwei Fuß hoch und ein Fuß vier Zoll breit à drei Pfund zehn Schillinge, und zwei Fuß zwei Zoll lang, zwei Fuß hoch und ein Fuß vier Zoll breit à drei Pfund. Dies sollen die passendsten Größen sein. Kleinere Räume beengen die Bewohner und gewähren nicht genug Luft und Bewegungs-Terrain. Gewöhnliche und aus kleineren Scheiben zusammengesetzte Glaswände erlauben natürlich schon für einige Thaler ein Haus für die kriechende und fliegende Entomologie und die dazu gehörige Vegetation.

Was für Pflanzen und Käfer und Raupen und Schmetterlinge u. s. w. am Besten zusammenpassen, was hier nöthig, nützlich, schädlich ist oder im Interesse der Schönheit erlaubt oder wünschenswerth sein mag, über diese Einzelnheiten des Insecten-Vivariums sprechen wir wohl später und geben noch einige erläuternde Illustrationen. Einstweilen bemerken wir nur, daß der berühmte englische Entomolog Noel Humphreys ein prächtig illustrirtes Werk über das Insecten-Vivarium erscheinen ließ,* das von William Lay in King-Williamstreet, London, für sieben Schillinge sechs Pence bezogen werden kann.

* „The Butterfly-Vivarium or Insect Home" etc.

Fulminanti.*

Aus der Mappe eines österreichischen Officiers.

„Fulminanti! Fulminanti! Wer will kaufen?!" hörte ich mit einem markdurchdringenden Tone rufen.

Ich wandte mich sogleich nach der Gegend, aus welcher der Ruf kam, konnte aber den Rufer selbst nicht entdecken, eine dichte Menschenmenge, vor dem Palais des Grafen L. zusammengedrängt, versperrte mir die Aussicht in der Straße.

Es war in Padua im Jahre 1849 in einer der Hauptpassagen. Ich vermuthete eine Arretirung, die damals nicht zu den Seltenheiten gehörte, oder einen Unglücksfall und trat näher.

Nochmals hörte ich dieselbe Stimme rufen:

„Fulminanti, Fulminanti, Herr Graf!"

Ich brach mir Bahn durch die Menge, was mir nicht sehr schwer ward, da ich Uniform trug.

In der Mitte derselben erkannte ich den Grafen L., der eben seine ohnmächtig gewordene Tochter aufhob und Anstalten machte, sie in das Palais transportiren zu lassen.

„Fulminanti! Fulminanti!" tönte es wieder.

Der Graf erhob den Kopf und blickte wüthend umher, dabei fiel sein Haß sprühendes Auge auf mich; er erkannte mich sogleich, übergab seine Tochter der herbeigeeilten Dienerschaft und schritt auf mich zu. Ich hatte in einem Café nur oberflächlich seine Bekanntschaft gemacht.

„Herr Lieutenant," sprach er mich mit zitternder Stimme an, „Herr Lieutenant, ich ersuche Sie, den Mann, der hier seine Zündhölzchen zum Verkauf ausruft, sogleich zu verhaften. Es ist ein höchst gefährliches Individuum."

„Herr Graf, wie kann ich —" wollte ich entgegnen, aber er ließ mich den Satz nicht vollenden und fuhr fort:

„Die Verantwortung fällt auf Sie, Herr Lieutenant. Ich habe Sie aufmerksam gemacht — verhaften Sie ihn; in einer halben Stunde bin ich bei Ihnen und werde Ihnen die Gründe meiner Denunciation bringen."

Ich wollte noch Einwendungen machen, allein der Graf hatte mich schon verlassen und war in sein Palais geeilt.

„Fulminanti, Fulminanti, Herr Graf!" rief es wieder.

„Fulminanti, Herr Graf!" wiederholte jetzt die Menge im Chore.

Ich suchte nun zu dem Ausrufer zu gelangen; endlich hatte ich ihn erreicht. Ich faßte ihn am Arme, um ihn wegen Störung der Ruhe zur Rechenschaft zu ziehen, wie groß war meine Ueberraschung, als ich in ihm meinen Schulcameraden Giorgio, den Bruder des Grafen L., erblickte!

Auch er hatte mich sogleich wieder erkannt, wußte aber nicht, wie ich aus seinen Mienen lesen konnte, ob er die Bekanntschaft erneuern sollte.

„Giorgio, Du in Padua?" sprach ich ihn an.

„Seit Kurzem!" antwortete er, mit seinem Entschlusse noch nicht einig.

„Und was machst Du hier?" fragte ich weiter.

„Ich verkaufe Zündhölzchen — mit Schwefel!" entgegnete er ruhig.

„Wir sind doch nicht im Carneval," fuhr ich lächelnd fort, „wozu diese Maskerade?"

„Ich bin nicht maskirt; Du hättest mich, wenn ich es wäre, gewiß nicht erkannt," entgegnete er.

Da sich bereits Neugierige um uns versammelt hatten, bat ich ihn, mir in meine Wohnung zu folgen.

„Ist das ein Befehl oder eine Einladung von Dir?" frug er, setzte aber dann schnell hinzu: „es bleibt sich gleich, ich folge Dir!"

In meiner Wohnung ließ ich eine Flasche Wein bringen und ersuchte ihn um Aufklärung über die Scene in der Straße vor dem Palais seines Bruders und über ihn selbst.

„Das heißt, Du willst Dir eine Geschichte von mir erzählen lassen?" sagte er, das Glas leerend.

„Und zwar eine sehr interessante, wie ich vermuthe," bejahte ich.

„Das Beste an dieser Geschichte wird für Dich jedenfalls deren Kürze sein. Du sollst sie hören; ich wünschte, die ganze Welt wollte sie hören."

Bei diesen Worten nahmen seine Züge einen unheimlichen Ausdruck an, er stierte mehrere Minuten lang auf den Fußboden, fuhr dann mit der feinen weißen Hand, die seltsam mit seiner Kleidung contrastirte, über seine Augen, wie um ein Bild, das sich in denselben entschleierte, zu verwischen, und begann mit sicherem, aber sarkastischem Tone:

* Zündhölzchen.

Digitized by Google

„Mein Bruder und ich konnten uns von Kindheit an nicht mit einander vertragen. Vor zehn Jahren, beiläufig, schieden sich auch unsere politischen Meinungen und ein ferneres Beisammenleben wurde unerträglich. Ich war österreichisch gesinnt aus dem sehr einfachen Grunde, weil ich keinen italienischen Fürsten kannte, unter dessen Regierung wir hätten glücklicher werden können. Mein Bruder hingegen war in seinem Innern ein Mazzinist, der aber, wenn er in Padua lebt, stets die Maske eines loyalen Unterthans trägt. Ich zog deshalb aus seinem Hause und kümmerte mich weder um ihn, noch um seine Familie.

„Es war eine kurze Zeit, in der mir das Glück lächelte, aber ich glaubte damals an Menschlichkeit, glaubte an ein Paradies! Ich liebte und wurde geliebt, wahr und innig. Ich weiß nicht, ob Du Dir von dem Glücke, das in reiner Liebe lebt, einen Begriff machen kannst. In wenigen Monaten wollte ich meine Rosina heirathen, die nicht aus adeligem Blute stammte. Ich wollte nur meine Versetzung nach Mailand abwarten, um die ich nachgesucht hatte. Ich war damals beim Kriegscommissariate angestellt.

„Eines Abends kam ich zu Rosina und fand bei ihr einen gewissen Broglio, eine Creatur meines Bruders, der ihr eben einen der schimpflichsten Anträge machte. Rosina warf sich laut weinend in meine Arme; Herr Broglio war vernünftig genug, sich ohne Aufsehen entfernen zu wollen, aber er schlich mir zu langsam gegen die Thüre, ich packte ihn deshalb und warf ihn die Treppe hinab. Er verrenkte sich dabei einige Glieder, die aber leider wieder eingerenkt werden konnten.

„Eine Woche später erhielt ich von Herrn Broglio ein Billet, in welchem er mir eine 100 fl.-Note, die ich ihm vor einiger Zeit geliehen, mit Dank zurückerstattete. Ich hatte diesen ihm erwiesenen Dienst im Taumel meines Glückes beinahe vergessen, um so mehr, als ich ihm dieses Geld nicht aus meiner Privatcasse gab. Broglio besuchte mich nämlich eines Tages im Bureau und bat mich, ihm jene Summe, die er augenblicklich brauchte, zu leihen. Ich hatte nicht so viel Geld bei mir und gab ihm dasselbe einstweilen aus der mir anvertrauten Casse des Wittwen- und Waisenfonds; Nachmittags konnte ich die Summe aus meiner Privatcasse ersetzen. Jetzt erst, als mir Broglio die Summe zurückschickte, fiel mir ein, daß ich vergessen hatte, die Summe wieder in die Casse zu legen; ich kleidete mich daher schnell an und ging in das Bureau — ich kam zu spät.

„Auf Grund einer Denunciation war nämlich die Casse vor einer Stunde im Geheimen revidirt worden, ich wurde verhaftet, angeklagt und zu sechs Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt. Bei dem Verhöre verdächtigte mich mein Bruder auch noch revolutionärer Gesinnungen und benahm sich sonst sehr brüderlich. Bevor ich meine Strafe antrat, sah ich Rosina noch einmal, das arme Kind war in ihrem Schmerz fast wahnsinnig geworden. Sie gelobte mir ewige Treue.

„Ich brachte sechs Jahre im Gefängniß zu. Ich überlasse es Deiner Phantasie, Dir meine sechsjährigen Leiden auszumalen, ich habe eben keine Lust, mein Gehirn mit der Erinnerung daran zu maltraitiren. Aber es kam endlich auch die Stunde meiner Erlösung. In dieser Stunde verurtheilte ich meinen Bruder zu gleicher Qual, wie ich sie erduldet. Ich kehrte nach Padua zurück.

„Vor Allem wollte ich Rosina sehen; sie wohnte nicht mehr in dem mir bekannten Hause. Ich erkundigte mich nach ihrer neuen Adresse. Man gab sie mir: Grube Nr. 5. Souterrain auf dem Friedhofe.

„Ich zuckte nicht mit den Augenwimpern, als ich sie erfuhr, ich ging ruhig hinaus, ich blieb zwei Tage stumm vor ihrer feuchten Wohnung liegen, ich wollte ihre Ruhe nicht stören. Am dritten Tage kehrte ich in die Stadt zurück. Rosina war todt und das war gut, denn dieser Engel hätte die harte Kruste von Haß, Rache und Menschenverachtung, die sich während der sechs Jahre um mein Herz gebildet, erweicht.

„Ich besuchte Freunde und Bekannte, aber ich hatte vergessen, daß mit der überstandenen Strafe das Verbrechen nach menschlicher Barmherzigkeit noch nicht gebüßt ist — man empfing mich demgemäß, das heißt wie einen Verbrecher.

„Ich wunderte mich gar nicht, daß mich mein Bruder, als ich ihn besuchte und um Unterstützung bat, zum Hause hinauswerfen ließ. Ich wußte es sogar vorher, daß es so kommen würde, und mein Besuch war nur eine Beobachtung der Etikette, ich durfte ihn bei meinen Visiten doch nicht übergehen, ich mußte ihm die Ehre zukommen lassen, mich hinausgeworfen zu haben.

„Wenn ich Rosina hätte zum Leben erwecken können, ich hätte es nicht gethan, denn sie würde dann nur gelebt haben, um von mir und meinem Schicksal ermordet zu werden.

„Mit genauer Noth erhielt ich durch Vermittlung eines meiner ehemaligen Diener die Befugniß, Zündhölzchen mit Schwefel verkaufen zu dürfen.

„Da man bei uns in Italien seine Artikel in der Straße laut ausrufen darf, so paßte dieser Erwerbszweig vollkommen zu meinem Plan. Ich faßte Posten vor dem Hause meines Bruders, und so oft er oder Jemand aus seiner Familie aus demselben trat, trug ich ihnen meine Waare an. Seine Frau und Tochter wurden regelmäßig ohnmächtig, er aber hat eine zähe Natur. Das Volk, das nach der ersten derartigen Scene gleich reichen Stoff zur Scandalgeschichte der Stadt ahnte, begann sich für mich zu interessiren, und als es mit dem Zusammenhang bekannt war, verhöhnte es den Grafen. Das wirkte mehr.

„Zuerst versuchte er, mich mit Gewalt der Behörden zu vertreiben, und als ihm dies nicht gelang, machte er mir die glänzendsten Anträge, wenn ich die Stadt verlassen wollte. Aber mir gefiel meine Stellung, ich war populär geworden und machte brillante Geschäfte, auch hatte ich mir einen Kreis von guten Bekannten erworben, freilich nur aus der letzten Classe des Volkes, aber ich fand, daß sie mehr taugten, als meine frühern Bekannten aus der ersten Classe mit Vorzug. — Ich blieb also in Padua und auf meinem Posten.

„Broglio, der Schurke, der auch in dem Hause meines Bruders wohnte, hatte eine solche Angst, daß er von dem Augenblicke an, als ich meinen Posten bezogen, gar nicht mehr ausging. Lätitia, meine Nichte, ein nervenschwaches Kind, erkrankte bedenklich; heute sollte sie ihre erste Promenade nach ihrer Genesung machen, aber wie es mir schien, hat der Doctor ihre Nerven nicht stärken können.

„Hier hast Du meine Geschichte bis auf den heutigen Tag, beim Actschluß warst Du ja zugegen."

Zu bewegt, um etwas sagen zu können, brachte ich nur den Ausruf hervor: „Armer Giorgio!"

Ihn schien die Erzählung seiner Geschichte in bessere Stimmung gebracht zu haben, er schenkte sich das Glas voll, und trank auf das Wohl Oesterreichs.

Ich wollte mich eben vorbereiten, ihn mittelst warmer Worte zu bewegen, seine Sache aufzugeben, und wie ein echter Christ seinen Feinden zu verzeihen, als man an die Thüre klopfte. Ehe ich noch daran dachte, rief Giorgio schon: „Herein!"

Die Thüre ging auf, und Graf L. stand vor mir und seinem Bruder. Ich erhob mich rasch und bewillkommnete ihn mit der süßen Hoffnung, eine Versöhnung herbeizuführen. Der Graf aber warf wüthende Blicke auf mich und seinen Bruder.

Giorgio blieb ruhig sitzen und fragte den Grafen in einem impertinenten Tone, ob er vielleicht Fulminanti wünsche.

Dieser wandte sich, ohne von Giorgio weiter Notiz zu nehmen, zu mir und sprach mich mit Heftigkeit an.

„Herr Lieutenant, Sie beherbergen einen Hochverräther!"

„Wie so?" fragte Giorgio statt meiner.

„Dieser Mensch," dabei deutete der Graf auf Giorgio, „verheimlicht Waffen in seinem Quartier!"

„Ah!" rief Giorgio aus; „weißt Du auch, wo ich wohne?" fragte er weiter.

Der Graf schwieg.

Ich wiederholte nun Giorgio's Frage und bat ihn, mir dessen Wohnung zu bezeichnen.

„Ich erfuhr dieses Menschen hochverrätherische Pläne heute durch einen anonymen Brief, seine Wohnung war nicht angegeben," erzählte der Graf, „aber ich habe meine Leute ausgesandt, sich nach derselben zu erkundigen und mir die Adresse hierher zu bringen."

„So!?" begann Giorgio. „Ei, wie herrlich ausgedacht! Du hast also Deinem Diener die Waffen gegeben, mit dem Befehl, sie in meiner Wohnung zu placiren, und nach geschehener That die Adresse hierher zu bringen?"

„Das wird sich finden!" entgegnete der Graf, etwas außer Fassung gebracht.

Ich beobachtete ihn nun genau.

„Nun, ich will Dir die Adresse meiner Sommerwohnung sagen," fuhr Giorgio fort, „denn erst im Herbste ziehe ich in die

Digitized by Google

Stadt, jetzt schlafe ich jede Nacht Grube Nr. 5 parterre, auf dem Friedhofe!"

Der Graf wurde bleich wie der Tod, und stützte sich mit der Hand auf eine Stuhllehne.

„Evviva Austria!" rief Giorgio, ein frisch gefülltes Glas leerend.

L. nahm seine ganze Geistesgegenwart zusammen, und wandte sich mit einem nach Sicherheit strebenden Tone an mich.

„Da man mich hier nicht verstehen zu wollen scheint, so werde ich anderswo die Anzeige machen!" Mit diesen Worten schritt er der Thür zu. Ich vertrat ihm den Weg.

„Verehrter Herr Graf," sagte ich, „es thut mir leid, Sie verhaften zu müssen!"

„Mich?" fragte er insolent.

„Ja, Sie," entgegnete ich, „da ich sicher bin, in Ihnen eher einen Hochverräther zu verhaften, als in Ihrem Herrn Bruder."

Giorgio blickte mich ob dieser Wendung erstaunt an, verhielt sich aber ruhig. L. aber machte einen Schritt vorwärts, und als ich ihm noch einmal decidirt bemerkte, daß er hier bleiben müsse, versetzte er mir einen Stoß auf die Brust, daß ich gegen die Wand taumelte. Giorgio blieb ruhig.

L. hatte die Thür in dem Augenblicke erreicht, in welchem mein Diener, ein handfester Bursche, eintrat. Dieser mußte den letzten Theil unseres Gespräches gehört haben, denn er warf den Grafen ohne Umstände und mit Leichtigkeit zu Boden, und band ihm mit einem Riemen die Hände auf den Rücken. Es geschah so schnell, daß der Graf an Gegenwehr gar nicht denken konnte. Ich schickte nach der Wache, und L. wurde abgeführt. Giorgio blieb ruhig. Ich ersuchte ihn, in meiner Wohnung zu bleiben.

„Ich bleibe," sagte er, „aber meinst Du, daß ich meinen Bruder denuncirt habe?"

„Nein!" entgegnete ich, „er hat sich selbst verrathen!"

Meine Vermuthung bestätigte sich.

Man fand in dem Hause des Grafen einen großen Vorrath von Waffen, auch Documente, die mehrere Theilnehmer an einem Complote entlarvten.

Broglio und noch drei andere Bürger theilten das Geschick des Grafen. Die Frau und Tochter des Letzteren, die ebenfalls verhaftet worden waren, erhielten bald ihre Freiheit wieder. Der Graf, Broglio und die andern drei Bürger aber wurden verurtheilt und 48 Stunden später — erschossen.

Giorgio wohnte nach der Verhandlung bei mir, aber er hatte sich sehr verändert. Er sprach oft Tage lang kein Wort und gab mir über sein Benehmen keine Rechenschaft. Als ich ungefähr acht Tage nach dem Tode des Grafen spät in der Nacht nach Hause kam, fand ich ihn unter den heftigsten Schmerzen — sterbend!

Doch sprach er auch jetzt kein Wort bis zu dem Augenblicke des Verscheidens, in welchem er laut ausrief: „Vergib mir, Herr, ich war kein Christ!" — „Rosina" war sein Amen!!

So viel ich aus seinem ganzen Wesen entnehmen konnte, hielt er sich für den Mörder seines Bruders.

In einem Stadium von Wahnsinn hatte er von seinen Schwefelhölzern die Köpfe abgeschnitten, sie in rothen Wein geworfen und diesen getrunken. Dieses Gift tödtete ihn wenige Stunden nachher.

Friede und Ruhe seiner Asche, Grube Nr. 5., Souterrain auf dem Friedhofe. —

Blätter und Blüthen.

Die Haselstaude Libussa's. Jedermann kennt die Geschichte der Königin Libussa von Böhmen, der Tochter Krog's, die sich den Gatten Premisl vom Pfluge erwählte und so die Stammmutter des großen Herrschergeschlechtes der Premisliden ward. Manche Geschichtsforscher wollen sie ganz in das Reich der Sage verweisen, aber ihnen zum Trotz setzt ihr der Böhme ein herrliches Denkmal und zeigte vor Kurzem noch die tausendjährige Haselstaude als ein lebendes Denkmal jener Begebenheit, welche die Nüchternheit der Gegenwart vielleicht nur darum aus der Geschichte verbannen will, weil sie zugleich poetisch schön ist.

Es ist das Schicksal jenes Haselstrauches, das ich erzählen will, ehe auch dieser selbst zur Mythe wird. — Der Schauplatz ist eine der herrlichsten Gegenden des reich gesegneten Böhmens. Etwa anderthalb Stunde von der an der Elbe malerisch gelegenen industriellen Stadt Aussig befindet sich nahe an der Landstraße, unweit des Dorfes Czochau, ein vor einigen Jahren von Graf Erwin von Nostitz, Herrn der Herrschaft Czochau, errichtetes Denkmal. Mitten im Felde ist ein kleiner freier Platz mit Bäumen umpflanzt, etwas höher als die Straße gelegen, geebnet und mit Sand bestreut, in dessen Mitte sich auf einigen granitnen Stufen das Denkmal in Altarform erhebt. Ein kolossaler, von Eisen gegossener und vergoldeter Pflug ruht darauf. Die deutsche und böhmische Inschrift, wie die in den Stein gehauenen Basreliefs erzählen von Libussa und Premisl und geben als Zeit der Handlung das Jahr 831 an. Wie Libussa dem Drängen ihres Volkes sich zu vermählen, nachzugeben beschloß, sandte sie einen Schimmel aus und gelobte, demjenigen ihre Hand zu reichen, den das Pferd aufsuchen und mit Wiehern begrüßen würde. Das edle Roß eilte unaufhaltsam weit davon aus der alten Königsburg und stand erst hier auf dieser Stelle bei einem jungen Landmanne still, der sein Feld mit dem Pfluge bestellte. Darauf kamen Libussa's Diener zu diesem Landmanne, Namens Premisl, brachten ihm Krone und Purpur und begrüßten ihn als den Erwählten ihrer Herrin. Diese Scene ist auf der einen Seite des Denkmals dargestellt, die andere zeigt den Empfang Premisls bei Libussa.

Als Premisl, von den Gesandten begrüßt, den Pflug verlassen mußte, erschien ihm ihre Botschaft so unglaublich, daß, als er zuvor in seine Wohnung nach dem nahen Stadtz ging, er den alten Haselstecken aus seinem Pfluge zog, in seinen Garten in die Erde steckte und sagte:

„So wenig ich glaube, daß dies dürre Reis Wurzeln und Blätter treiben kann, so wenig glaube ich Eurer Mär'."

Aber der Haselstock wurzelte und ward grün und gedieh, wie das Geschlecht der Premisliden. Ja, er überdauerte es weit. Im Garten der Mühle von Stadtz stand der riesenhafte Haselstrauch, der seines Gleichen nicht hat im Lande Böhmen und dessen Früchte Jahrhunderte hindurch, noch bis in dies Jahrhundert hinein, an die kaiserliche Tafel in Wien, wie zuvor an die königliche Tafel in Prag abgeliefert werden mußten. Der alte Haselstrauch war zwar abgestorben, aber der alte Stamm stand noch und war platt abgesägt in Form eines runden Tisches von wohl drei bis vier Ellen Durchmesser. Ringsum hatte er aus den alten Wurzeln neue Schößlinge getrieben. Leider ereignete es sich im vorletzten Winter, daß die Biela, an welcher die Mühle liegt, aus ihrem Bett trat, den Garten überschwemmte und auch das Spalier desselben, wie dasjenige mit wegriß, welches der vorsorgliche Besitzer der Mühle um die ehrwürdigen Haselsträuche gezogen. Ein paar Aroeiter, welche nach der Verwüstung den Auftrag erhalten hatten, wieder Ordnung im Garten herzustellen, verstanden den Auftrag falsch und machten auch mit ungeheurer Anstrengung den alten Haselklotz mit aus! Was nützt es nun, daß der Besitzer, der zu spät das Geschehene erfuhr, auch wieder Haselsträuche pflanzte — der alte ehrwürdige Haselstrauch ist nicht mehr und mit doppelt ungläubigem Lächeln wird nun der Wanderer hier die Geschichte seiner früheren Existenz vernehmen. Was man von demselben auch denken mag, fabeln oder spötteln, eins ist doch gewiß — nämlich, daß hier wirklich ein solcher Strauch stand, der durch die Thatsache, daß seine Früchte an das Herrscherhaus geliefert werden mußten, einen geheimen Zusammenhang mit demselben bekundet, und daß ein Haselstamm von diesem Durchmesser, wenn man auch sein tausendjähriges Alter bezweifeln mag, doch nur in Jahrhunderten eine solche Größe erreichen konnte. Darum wollt' ich, ehe man seine Existenz ganz bezweifelt, jetzt noch an dieselbe erinnern, wo Jedermann in der Aussiger Gegend davon zu erzählen weiß, auch wenn die Touristenschaar der Teplitzer Gegend jene sagenreichen und wundervollen Punkte vernachlässigt. Das Letztere ist überhaupt zu verwundern.

Die Umgegend von Aussig ist nach allen Seiten hin ein Paradies, und die böhmische Schweiz verdient den Vorzug vor der sächsischen; gleichwohl wird jene wenig durchstrichen, weil es in ihr an bequemen Wegen fehlt, an Führern und an dem Comfort; selbst die kleinsten wirthschaftlichen Etablissements in Sachsen sind dem Schmutz einer böhmischen Dorfschenke freilich vorzuziehen. Die Teplitzer Badereisenden besuchen bei Aussig höchstens den „Schreckenstein", die prachtvolle Elbruine, und eilen dann weiter, um nur von Teplitz aus bequeme Partieen zu machen, deren Gipfelpunkt der Milleschauer ist. Unweit von ihm, aber dennoch nicht mit besucht, liegen Czochau und Stadtz und zwischen beiden das vorhin beschriebene Denkmal. Majestätisch grüßen der große und kleine Milleschauer zu ihm herüber, und all die andern Kuppen des Mittelgebirges scheinen es einzuschließen. Eine üppige Vegetation ringsum auf den Feldern, nach allen Seiten hin Alleen prachtvoller Nuß- und Kastanienbäume, im Hintergrund düstere Wälder, in denen noch kräftiges Hochwild haust — so scheint diese Stelle, in welcher der goldene Pflug auf erhabenem Piedestal weithin in der Sonne funkelt, recht eigentlich dazu gemacht, an die Vorzeit eines Landes zu mahnen, dessen weise Herrscherin den Gemahl sich nicht aus stolzen Königsgeschlechtern, sondern aus den geringsten Arbeitern des eigenen Volkes wählte. Immerhin ist die Pietät zu ehren, mit welcher der Böhme an den alten Erinnerungen seines Landes hängt.

Nicht zu übersehen!

Alle Einsendungen von Manuscripten, Büchern ꝛc. ꝛc. für die Redaction der Gartenlaube sind stets an die unterzeichnete Verlagshandlung zu adressiren. —

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 23. Die Gartenlaube 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Vorgeſichte.

Strandnovelle von Ernſt Willkomm.

I.

Die heimkehrenden Schiffer.

Es war um die Zeit der Herbſt-Tag- und Nachtgleiche. Das Wetter begann ſchon unbeſtändig zu werden und wiederholt ſtellten ſich ſogenannte fliegende Stürme ein, die indeß nur von kurzer Dauer waren. In großen Schwärmen verließen die Zugvögel ihre Sommerſitze, um wärmere Himmelsſtriche aufzuſuchen. Freunden der Natur gewährte es Zerſtreuung und Genuß, namentlich die Geſchwader der fortziehenden Störche zu beobachten. In den fetten Marſchen der Weſtküſte Schleswigs, wo dieſe Vögel in großer Menge während der guten Jahreszeit niſten, halten ſie regelmäßig vor ihrem Auszüge förmliche Berathungen. Die Bewohner dieſer Landſtriche wiſſen es immer einige Zeit vorher, wenn ſich ein neues Storchgeſchwader zum Zuge nach Süden rüſtet. Dann kommen die ſeltſam klugen Vögel von allen Seiten unter lautem Geklapper hervorgerauſcht, laſſen ſich in einer Binnendeichswieſe nieder und beginnen in regelmäßigen Kreiſen, meiſtens nur auf einem Beine ſtehend, die Reiſeroute zu beſprechen, d. h. zu beklappern. Haben ſie ſich geeinigt, ſo gibt ein noch lauteres Geklapper das Signal zum Abzuge. Wie ein Sturmwind rauſcht der Schwarm hoch in die Luft, zertheilt ſich hier in breite Geſchwader, ordnet ſich auf- und niederſteigend und fliegt dann, ein langſchenkliges Dreieck bildend, deſſen Spitze nach vorn gekehrt iſt, über die Watten hinaus nach der brandenden See.

Nach dem Wegzuge der Störche berechnen die Küſten- und Inſelbewohner den früheren oder ſpäteren Eintritt des Winters. Wie alle derartigen Berechnungen trügt auch bisweilen der Abzug der Störche, in einer Beziehung aber können ſie für die zuverläſſigſten Propheten gelten. Man darf annehmen, daß es viele Stürme im Herbſte geben wird, wenn die Störche ſich zeitig zum Aufbruch rüſten. Und da Küſtenbewohner weit mehr von Sturm und Fluth abhängen, als andere Menſchen, ſo iſt es für ſie immer von Wichtigkeit, auf die Zeichen Acht zu haben, welche ſtürmiſche Witterung als nahe bevorſtehend verkündigen.

Zwiſchen Heverknobs Weſtbrandung und Seeſand in der breiten Reutertiefe flog bei guter Bries ein ſchlank gebautes Fahrzeug, das drei Segel führte, von der hohen See herein. Vor der ſchon niedrig ſtehenden Sonne ſtand ein Wall dunkeln Gewölkes, der indeß das ſanft wogende Meer nicht berührte, ſondern einen breiten Saum flimmernder Goldfranſen in die langſam auf- und abſteigende Fluth niederhängen ließ. Süd- und nordwärts brach das Sonnenfeuer in blendender Helle hinter der Wolkenmauer hervor und goß über weite Meeresſtrecken, über hohe Sande und über die wunderbar-phantaſtiſche Inſelgruppe der Halligen, die ſo zauberhaft poetiſch und ſo düſter melancholiſch die Küſten Schleswigs umgürten, ihre kühle Purpurgluth aus. Der Anblick war eigenthümlich ſchön, das Bild, das ſich vor dem Auge entrollte, von ſeltener Großartigkeit. Nur das Leben fehlte ihm. Man hätte ſich in die Nähe des Nordpoles verſetzt wähnen können, wenn man dieſe endloſe Meeresöde im Weſten betrachtete, wo nur die graziöſen Schwingen ſtreichender Möven jetzt wie Silberpfeile, jetzt wie gekrümmte Feuerflammen den rollenden Saum einer grauen Welle berührten. Nirgends war ein Segel zu ſehen, nirgends ein Laut zu hören, außer der ſpringenden Brandung am Heverknob und dem Geſchrei der Seevögel, die auf dem weißen Sandrücken des Junge-Jap im Süden Atzung ſuchten.

Am Bord des Fahrzeuges befanden ſich zwei Männer und ein junges Mädchen. Einer der Männer ſaß am Steuer, der andere richtete die Segel, je nachdem Fahrwaſſer und Wind dies forderten. Das junge Mädchen hatte auf der ſchmalen Treppe Platz genommen, die zur kleinen, niedrigen Cajüte hinabführte.

Seeleute ſprechen ſelten viel, wenn ſie genöthigt ſind, auf Wind und Wetter zu achten. Das Fahrwaſſer, auf welchem das Fahrzeug ſegelte, gehört nicht zu den gefahrloſen. Es hat Untiefen, die jeder Schiffer genau kennen muß, um ſie beim Segeln geſchickt zu vermeiden, und namentlich, wenn das Waſſer auf- und abläuft, d. h. wenn die Zeit der Ebbe oder Fluth eintritt, bedarf es doppelter Aufmerkſamkeit.

Als die Schiffer Seeſand-Steert erreicht hatten, zog der Mann am Steuer dieſes feſt an ſich, der Andere riß die Schooten herum, braßte die Segel ſcharf, und heftig ſchaukelnd, von ein paar ſpringenden Wellen mit ſalzigem Giſcht überſprüht, drehte ſich der Ewer, um mehr ſüdwärts zu ſegeln. Die Schiffer bogen in die Süder-Aue ein, wie dieſer Arm der zwiſchen den Inſeln in zahlreiche Tiefen, Piepen und Ströme ſich ſpaltenden Nordſee genannt wird.

Ein windartiges dumpfes Brauſen machte das Mädchen auf der Cajütentreppe aufblicken. Gerade über das Schiff nach den im Abendglanz der Sonne goldglühenden Dünenſpitzen von Amrom hin ſtrich ein Storchgeſchwader. Es war vorüber, wie eine zerflatternde Wolke und war gleich darauf verſchwunden.

„Das iſt ſchon der dritte Schwarm ſeit einer Stunde,“ ſagte Taken Mannis, den verſchwindenden Vögeln gleichgültig nachblickend. „Es wird bald ein heftiges Wehen geben.“

Der mit dem Stellen der Segel Beſchäftigte antwortete anfangs nicht; er blickte zuerſt ſeewärts, wandte ſich dann nach Oſten

Digitized by Google

und hierauf mit gekreuzten Armen neben dem Bugspriet sich niedersetzend, sagte er:

„Da leuchtet Knudshorn; wir können noch einen halben Strich zu Ost halten."

„Geht an," erwiderte Taken Mannis, „in einer Stunde ist Hochwasser, und so laufen wir gerade mit der Fluth auf's Hooger Schlätt* zu."

Die Schiffer kehrten vom Fischfange zurück. Es waren Bewohner von Hooge, jener Hallig, die schon längst durch ihre Kirche und ihre hoch ragenden Gebäude über dem Meere und den weißen Sanden, die daraus hervorschimmerten, sichtbar war. Von dem Lande selbst konnte man nichts sehen. Die Flügel der Windmühle schlugen, so schien es, bald in die fahlblaue Luft, bald tauchten sie nieder in die grauen largen Wogen.**

Jetzt versank die Sonne im Meere. Die Wellen gingen höher und brachten auf den überflutheten Sandwatten jenes sausende Geräusch hervor, das für Seefahrer ein steter Warnungsruf ist. Das Jap war beinahe ganz mit weißem Brandungsschaume bedeckt. Es schien, als koche die See, so sprühte und brodelte auf dem unübersehbaren Sande die Fluthwelle.

Da der Wind gleichzeitig lebhafter ward, sahen die Segelnden außer dem hohen Dünenzuge von Amrom und den steilen, kegelartig gestalteten Wohnungen auf Hooge, Nordmarsch und Langeneß oft nichts, als ein graues, wallendes Meer. Nur zuweilen, wenn der Ewer von einer breiteren Welle emporgehoben ward, entdeckten sie den braunrothen Stumpf der alten Kirchenruine auf der Insel Pellworm.

Die Sterne funkelten bereits durch leichte Haufenwolken, als der Ewer in das Schlütt einlief. Hier war das Wasser ruhiger, die Wellen wurden kürzer und bald lag das Fahrzeug fest vor Anker. Nah und fern glänzten Lichter, die in der Luft zu schweben schienen. Ueberall blökten Schafe, dazwischen hörte man das Gebrüll von Kühen. Menschen sah man nirgends am flachen Rande des Schlütt, in dessen schlammiger Einfassung Sumpfgevögel Geschrei ausstieß und unruhig hin und wieder flatterte.

Nachdem die beiden Männer ihre Netze und andern Geräthschaften an's Land geschafft hatten, wobei das Mädchen ihnen hülfreiche Hand leistete, schlugen sie einen kaum sichtbaren Fußpfad ein. Er führte durch äußerst kümmerlichen Graswuchs und über sehr holprigen Boden nach einer Warft, die in der nächtlichen Dämmerung einem breiten Berge glich, dessen Gipfel eine vielgethürmte Ritterburg mit seltsam geformten Zinnen und Spitzen trug. Am Fuße der Warft verlor sich das Phantastische dieses Anblicks. Es zeigte sich nichts mehr und nichts weniger, als ein nach friesischer Art gebautes Haus mit sehr steilem und hohem Dach. Daneben eine Scheuer oder Vorrathshaus von gleicher Construction, und mehrere konisch geformte Heuschober, aus denen das Ende noch höherer Stangen emporragte. Am Abhange der breiten Warft sprangen angepflöckte Schafe, fortwährend melancholisches Geschrei ausstoßend, an ihren Ketten und Stricken.

„Seid Ihr's, Jens und Taken?" rief jetzt von der Höhe der Warft eine etwas heisere Stimme herab, und ein hoher, breitschultriger Mann ward sichtbar auf den Stufen, die zu dem Hügel hinaufführten. „Habt sicher wenig gefangen."

„Wenn Du willst, nichts, Vater," erwiderte Jens, der Jüngere, „umsonst aber war unsere Fahrt doch nicht. 's ist uns 'was Merkwürdiges passirt."

Nicol Mannis, ein alter Halligmann, war inzwischen die Warft schon die Hälfte hinabgestiegen und begrüßte zuerst das junge Mädchen, das ihm mit schnellen Schritten entgegen lief. Sie hatte die Brüder begleitet, nicht weil es nöthig war, sondern aus Neugierde. Lange war es ihr Wille gewesen, einmal mit auf den Fischfang zu gehen.

„Friert Dich, Karen?" redete der Vater sein Kind an, als er die kalten Hände der leicht Zitternden ergriff, die ihn herzlich umarmte.

„Es mag wohl sein, Vater," versetzte Karen, „obwohl ich nichts merke von Kälte."

„Aber Du zitterst."

„Das macht die Angst," warf Taken, der ältere Bruder ein.

„Angst?" wiederholte mißbilligend Nicol Mannis. „Eine Halligtochter kennt keine Angst. 's müßt' nicht mein Kind und Euere Schwester sein, wenn sie Angst hätte. Nicht wahr, lütt* Karen?"

„Ich hab' mich auch nur verfehrt,"** sagte das Mädchen, an der Hand des Vaters, der seinen linken Arm schützend um sie schlang, die Warft vollends hinaufschreitend.

„Verfehrt?" wiederholte Nicol Mannis in noch verwunderterem Tone. „Habt Ihr fest gesessen auf einem der Gründe?"

„Dann würde unser Ewerschiff jetzt schwerlich geborgen im Schlütt liegen," erwiderte Taken. „In der Außensee wehte es frisch den ganzen Tag, und hätten wir uns festgesegelt, so wär' jetzt gewiß keine Planke mehr ganz an unserm Fahrzeuge. Ich sagt's ja schon, 's ist uns 'was passirt."

„Was?" fragte Nicol Mannis gebieterisch, auf der obersten Stufe des Warft stehen bleibend und sich umkehrend zu seinen Söhnen. Er hielt die schlanke, hoch gewachsene Tochter fest umschlungen und seine mehr harten als milden Züge blickten streng auf die Söhne.

„Du sollst es gleich erfahren," sagte Jens, „bring' nur lütt Karen erst unter Dach."

Nicol Mannis verharrte noch einige Augenblicke in seiner Stellung, das Antlitz dem Meere zugekehrt, auf das jetzt die Schatten der Nacht immer dichter herabsanken.

„Die Fluth leuchtet," sagte er dann, die Hand nach Westen ausstreckend. „Seht dort! Es sprüht über dem Watt gegen Norderoog, als spielten die Nixen und Meerweiber mit ihrem Geschmeide.. 's wird eine steife Kühlte geben die Nacht."

Ein scharfer Windstoß fuhr über den Kopf des alten Mannes und zerzauste seine grauen Haare. Lauter schlug die Brandung an das flache Gestade der Hallig und ein dumpfes Rollen verklang über dem dunkeln, nur hier und da von mattem Schimmer durchleuchteten Meere.

Alle traten in die gegen Südost sich öffnende Thür des geräumigen Wohnhauses, auf dessen Flur jetzt, eine Lampe in der Hand, die Mutter erschien und den heimkehrenden Kindern freundlich zunickte.

II.

Auf der Warft.

Nicol Mannis war früher Seemann gewesen. Auf seinen jahrelangen Reisen hatte er sich ein artiges Vermögen verdient, das er nun, wie dies uraltes Herkommen bei allen Uthlandsfriesen ist — so nennt man gewöhnlich sämmtliche Bewohner des Archipelagus der Westsee — auf seiner heimathlichen Hallig in Ruhe verzehren wollte. Der wetterharte Seemann entschloß sich indeß erst zu diesem Schritte, als er das Schiff, das unter seinem Commando stand, in einem fürchterlichen Sturme auf dem atlantischen Meere verloren hatte und bei dieser entsetzlichen Katastrophe wie durch ein Wunder gerettet worden war. Dies letzte Erlebniß während seiner Seereisen, von dem er selten sprach, mußte von grauenvollen Vorgängen begleitet gewesen sein. Wenigstens war Nicol Mannis, ein Mann von kaltem Blut und unerschrockenen Herzens, seit jenem traurigen Erlebniß auffallend alt geworden. Glücklich auf Hooge gelandet, verließ er die Hallig nicht mehr. Er lebte in jener geschäftigen Unthätigkeit, die man häufig bei alten Seeleuten findet und die meistentheils nur in einem Betrachten des Meeres, einem Beobachten von Wind und Wolken, in rastlosem Auslugen nach jedem Stückchen Leinwand, das am fernen Horizonte sichtbar wird, besteht.

---

* Seichte Fahrrinne an den Halligen

** Zu besserem Verständniß binnenländischer Leser sei hier bemerkt, daß die „Halligen" kleine, nur spärlich bevölkerte Inseln in der sogenannten Westsee sind, wie von den Seefahrern der Theil der Nordsee genannt wird, welcher von der Mündung der Eider nordwärts bis an die Grenzen Jütlands die Küsten Schleswigs bespült. Die „Halligen", gegenwärtig noch 15 an der Zahl, sind Ueberreste der im Jahre 1634 durch eine furchtbare Sturmfluth zertrümmerten Insel Nordstrand. Sie erheben sich nur wenige Fuß über die Meeresfläche und sind durch keine Deiche gegen die Wuth der Stürme und des Wogendranges geschützt. Daher werden sie bei jeder Sturmfluth von dem Meere überfluthet. Um gegen diese immer wiederkehrenden Fluthbedrängnisse sich zu vertheidigen, führen die Halligbewohner künstliche Hügel, „Warften", auf und bauen auf diese ihre in der Regel sehr stattlichen Häuser. Der Verfasser.

* Lütt: klein, häufig gebrauchtes Schmeichelwort.

** Erschreckt.

Digitized by Google

Ruhe freilich und die friedliche Stille einer in jeder Beziehung gesicherten Häuslichkeit, wie der Binnenländer sie für die späteren Jahre seines Lebens begehrt, fand der alte Mannis nicht auf seiner Warft. Wahrscheinlich wäre ihm damit auch nicht gedient gewesen. Der Halligbewohner schwebt nämlich immer in Gefahr, plötzlich von der Tücke der wilden See überrascht zu werden und ihrem Grimme zu erliegen. Er kann gegen die unbezwingliche Fluth, wenn der West sie aufwühlt, nicht kämpfen. Nur ein passiver Widerstand, furchtloses Ausharren können ihn im glücklichsten Falle retten. Gerade diese Gefahr aber, die er stets vor Augen sieht, läßt ihn wohl die Unthätigkeit leichter ertragen, weil sie seinen Geist und seine Phantasie beschäftigt.

Es war ein gar freundlicher Raum, den jetzt der alte grauköpfige Mann mit seinen drei Kindern betrat. Alles sah sauber, blank und glänzend aus. Das Mobiliar des nicht sehr hohen, oblongen Zimmers hätte einen städtischen Salon nicht verunziert. An den mit weißen, sehr zierlichen Kacheln gleichsam tapezierten Wänden hingen Abbildungen segelnder Schiffe. Auch der Untergang eines Dreimasters auf stürmischem Meere befand sich darunter. Es stellte dies Bild den Schiffbruch der Fregatte dar, welche Nicol Mannis das Seemannsleben verleidet hatte. Es war von nicht ungeschickter Hand nach seinen eigenen Angaben gemalt. In dem weißen, niedrigen Kachelofen, dessen Obertheil mit einer glänzenden Messingplatte geschlossen war, brannte ein stilles Torffeuer. Die Nordseite des Zimmers war von blüthenweißen Gardinen umfaltet, hinter denen nach altfriesischer Sitte die Lagerstätten des Hausherrn und seiner Gattin, in die Wand hineingebaut, sich befanden.

Die mittelgroßen, beinahe viereckigen Fenster, in hellgrün gemalte Rahmen eingefaßt, waren noch nicht durch Wetterläden geschlossen. Man überblickte daher die ganze Hallig nach Süd und West und bemerkte eine Anzahl gelbrother Lichtpunkte, die wie stille Irrlichter auf der mageren Erdscheibe standen. Sie zeigten die Wohnungen anderer auf hohen Warften liegender Halligleute an.

Frau Ellen, die Gattin des alten Capitains, hatte schon den abendlichen Theetisch gedeckt. Jetzt setzte sie weißes Feinbrod auf, nebst Butter und Zucker in einer werthvollen Dose aus getriebenem Silber.

Jeder der Bewohner nahm seinen Platz ein. Dann sagte Nicol, an alle drei Kinder sich gleichzeitig wendend:

„Nun laßt hören, was Euch passirt ist!"

Diese Frage ward kühl und durchaus nicht in einem Tone gethan, welcher Neugierde durchblicken ließ. Nicol Mannis fragte wie Jemand, der nur den Grund einer geschehenen oder unterlassenen Handlung erfahren will und ein Recht dazu hat.

„Wir hatten uns auf der Landtiefe vor Anker gelegt," nahm der älteste Sohn Taken das Wort. „Die See rollte leichte Wogen, die Sonne brach ab und zu durch das niedrig ziehende Gewölk. Im Ost waren uns die Dünen von Amrom gerade in Sicht, nordwärts schimmerte wie ein weißlicher Nebel die Sandeinöde der Sylter Südspitze. Schon hatten wir uns ein paar Stunden lang vergeblich abgemüht, ohne einen erträglichen Fang zu thun. Jens meinte, wir thäten besser, weiter landwärts zu segeln und bei Capitains Knob* unser Netz auszuwerfen. Ich stimmte bei, wir holten den Anker ein und drehten ab. Kaum waren wir abermals mit unserer Arbeit beschäftigt, als es dunkler und immer dunkler ward. Eine Bö aus Südwest zu Süd machte das Meer schäumen, wir mußten die Segel einnehmen; die Luft sah aus, als werde ein Sturzregen sich über uns entladen. Es fiel aber kein Tropfen. Die Wolken verzogen sich bald wieder, brachen sich an den Amromer Dünen und der blaue Himmel blickte alsbald wieder auf uns herab. Recht hell wollte es jedoch nicht werden. Als dämmere der Abend, gerade so sah das Meer aus, und die Luft blieb undurchsichtig, obgleich es nicht nebelte.

„Karen fiel diese Dämmerung früher auf, als uns Brüdern, die wir hart arbeiteten. Sie sprach darüber und meinte, es könne uns doch wohl noch ein schweres Wetter überfallen. Ob es nicht besser sei, weiter in See zu gehen?

„Beinahe hätten wir uns bestimmen lassen, da blieben wir alle Drei wie versteinert stehen und unser Netz spülten die Wogen fort."

„Was versteinerte Euch?" fragte der Vater.

„Ich kann's nicht sagen, was es war, und doch sah ich's, so deutlich wie Dich und die Mutter."

* Ein hoher Sand im Westen von Amrom.

„Und wir sahen es auch," bekräftigten Jens und Karen zugleich.

„Es war ein Ding, wie ein rollender Nebel," fuhr Taken fort, nachdem der Vater den andern Beiden durch einen Wink Schweigen geboten hatte. „Das Ding strich gegen den Wind gerade von Hörnum auf uns zu. Es konnte eine Wolke sein, wie die Sonne sie in den Dünenthälern ausbrütet. Solche Wetterwolken haben ihren eigenen Wind bei sich und können steuern, wie sie wollen. Auf einmal aber sahen wir, daß es ein Schiff war, ein Dreimaster, just so groß, wie der hinter Dir an der Wand. In's Vormarssegel waren zwei Reefe geschlagen, das große Bramsegel aber blähte sich in seinen Rockbindseln voll im Winde. Alles war steif back gebraßt und das Fahrzeug rauschte auf uns zu, daß die Wogen schäumend am Buge hinaufliefen. An der Gaffel drehte die dänische Flagge und unter der Gallion erkannten wir deutlich den Namen „Der indische Nabob"."

„Mein Fregattschiff, das ich verloren?" unterbrach hier Nicol Mannis seinen Sohn, sich die Haare aus der runzligen Stirn streichend und ernst den Erzählenden anblickend.

„Das Schiff hieß gerade so," fiel Jens, der jüngere Sohn ein, „auch war's genau so getakelt, wie das verunglückte."

„Ich hielt unsern Ewer scharf leewärts, die Fregatte glitt vorüber, kaum aber sahen wir ihren Hintersteven, da zerrann auch das Ding, und die Luft klärte sich wieder auf. Karen fror, daß ihr die Zähne klapperten. Das bedeutet auch nichts Gutes, meinte sie, und trieb zur Heimkehr. Uns war auch wunderlich dabei zu Muthe, und da wir doch kein Glück hatten, drehten wir ab, und liefen mit halbem Winde südwärts."

Nicol Mannis sah nachdenklich vor sich hin. Ellen störte ihn auf aus diesem Grübeln.

„Ich begreife nicht," sagte die einfache, klar verständige Frau, „wie Du über ein Wolkenspiel, deren es alljährlich in unserer Gegend so viele gibt, Dir Gedanken machen kannst. Haben wir nicht schon mehrmals um die Zeit der Dämmerung segelnde Schiffe gerade über die Hallig steuern sehen, ohne daß es Meerwasser gab, das sie tragen konnte? Es waren pure luftige Dünste, die gewöhnlich schnell zerrannen. Solch ein Dunst ist's auch gewesen, der die Kinder getäuscht hat."

„Will's gern glauben, Frau," erwiderte Nicol, „nur vergiß nicht, daß ich ein Halligmann bin und Du ein Kind der festen Welt. Wir haben zweierlei Augen, mit denen wir die Dinge um uns her in verschiedener Weise betrachten. 's wär also möglich, daß es mehr auf sich hätte, als Du meinst!"

„Man muß nicht darauf achten," bemerkte Ellen.

„Hast gut reden, lieb Weib," entgegnete Nicol, „hättest Du aber erlebt, was ich mit angesehen habe in der spanischen See, ein halb Jahr vor meinem Schiffbruche auf dem „indischen Nabob," Du würdest bald genug alle Segel einnehmen und Dich gefangen geben einem Glauben, den Keiner wegschwatzen kann."

„Du hast mir noch nie etwas davon erzählt, Nicol," sagte Frau Ellen, mit Hülfe Karens den Theetisch abräumend. „Warum warst Du so zurückhaltend?"

„Weil ich's gern vergessen hätte. Aber ich werd' es nimmer los aus dem Gedächtniß. Und da's nun gerade heute zur Sprache kommt, mögt Ihr es denn Alle erfahren! Zuvor aber schließt die Wetterläden! Die See geht hohl; wenn ein Sturm aufspringt, findet er Alles in Ordnung. Mag heute die Lichter nicht mehr sehen; es könnten Strandlichter sein, deren Leuchten noch Niemand Heil gebracht hat."

Dem Befehle des plötzlich ernst gewordenen Vaters gehorchend beeilte sich Karen, die Läden zu schließen. Die Wohnung der Halligbewohner ward dadurch um Vieles gemüthlicher. Und wenn es je einen Ort gibt, der sich zur Mittheilung eines geheimnißvollen Ereignisses oder einer furchtbaren Begebenheit eignet, so bietet das windumrauschte, von der anprallenden Salzwoge des Meeres umbrandete Haus eines Halligmannes auf einsamer Warft gewiß einen solchen dar.

III.

Nicol's Gesicht in der spanischen See.

Frau Ellen stellte drei Gläser heißen und steifen Grogs auf einem aus Canton stammenden Theebret auf den Tisch. Es war dies des alten Seemannes und seiner jungen Söhne gewöhnliches

Trank nach genossenem Abendbrod. Die meisten Männer auf den Westsee-Inseln pflegen sich Abends einen solchen „Slummer", wie man wohl scherzweise sagt, zu gönnen. Das rauhe, häufig wechselnde Wetter und die nebelfeuchte Luft rechtfertigen diese Gewohnheit.

„Es war Mittsommer," hob Nicol Mannis seine Erzählung an, ein Stückchen Kautaback zwischen seine noch völlig gesunden Zähne schiebend. „Der indische Nabob, schon oft mit Schätzen vollgestaut, die mehr wie Einen zum Nabob hätten machen können, lief mit frischer Brise zwölf Knoten in der Stunde. An Bord Alles wohl, an Deck Alles klar. Kein Seemann konnte sich besseres Wetter wünschen. Blieb darum auch, als es Nacht ward, auf Deck. Machte mir immer Vergnügen, wenn See sprühte und funkelte, als pflüge der Kiel unter den blauen Wellen in gelbgrünem Feuer. Ganze Tonnen von Brillanten und Türkisen und andern Edelsteinen flogen vom Bug ab und stürzten in funkelnden Lichtschauern auf die dunkel fluthenden Wellen.

„Die Nachtwache war eben aufgezogen, als ich in Lee ein Segel bemerkte. War aber noch ziemlich weit ab und steuerte nicht meinen Cours. Konnte aber doch das Besahnstagssegel und den Flieger über dem großen Stengenstagsegel durch mein Glas erkennen. Fiel mir diese Segelstellung auf, denn sonst war Alles beschlagen; dacht' aber, 's wär' einer von den wilden Schiffern von der afrikanischen Küste. Eine Stunde verging, und ich kam dem Fahrzeuge näher. Es war eine prächtige Schooner-Brigg, die jetzt alle Segel aufgesetzt hatte, was ich wieder nicht begreifen konnte. Wie es nun noch etwa drei Kabellängen von meiner Fregatte entfernt ist, was geschieht? Die Schooner-Brigg schwankt hin und her, die Stengen auf der Steuerbordseite berühren die Wellen, und ehe ich mich noch besinnen kann, kentert das Schiff und versinkt spurlos im schäumenden Meere. Zu begreifen war's nicht, was wir sahen — ich, der Mann am Steuer und der wachthaltende Mat. Es sagte Keiner von uns 'was, den Mann am Steuer aber hörte ich seufzen und stöhnen, und mir selber wurde das Athmen ebenfalls schwer.

„Cap'tain," sagte der Mann — 's war ein Ostfriese von Norderoog" — „Cap'tain, sollt's wohl ein wirkliches Schiff gewesen sein, was da die See eingeschluckt hat?"

„Weiß nicht, Mann," gab ich zur Antwort, und mein Auge haftete noch immer auf der Stelle, wo ich die Schooner-Brigg versinken sah.

„In der spanischen See ist manchem Schiffer schon 'was begegnet.

„Ich stand schweigend auf dem Hinterdeck, und sah hinab in die schäumenden Wogen, da sah ich —"

Ein starker Windstoß, der das Haus gleichsam in fester Umarmung schüttelte, unterbrach hier den Erzähler. Nicol Mannis stand auf und untersuchte die Fenster, ob sie auch fest geschlossen seien. Von außen erklang das ängstliche Geblök der Schafe, die man der im Ganzen milden Witterung wegen noch im Freien ließ.

„Wir thun besser, die Schafe im Schauer unterzubringen," sagte Nicol. „Wenn's Hochwasser gibt und schwere Regenböen, leidet das arme Vieh. Kommt! Sechs Hände schaffen mehr als zwei."

Diese Worte richtete der alte Seemann an seine beiden Söhne, die schnell ihre Gläser leerten und dem voranschreitenden Vater folgten, um die Schafe mit bergen zu helfen.

„Geschwind, Karen," sprach die Mutter zu der hübschen jungen Tochter. „Bereite Vater und Brüdern noch einen recht süßen und heißen Slummer. Vater spinnt seinen Faden dann viel besser zu Ende. Nur fürchte Dich nicht und sieh Dich nicht so ängstlich um, wenn es 'was Schreckliches zu hören gibt. Ich hab' immer gefunden, daß alte Seeleute Geschichten erzählen, die gar nicht passiren können."

„Aber Vater lügt nicht, Mutter!" fiel Karen ein, den blanken Wasserkessel auf die hell polirte Messingplatte des Ofens stellend. „Und daß auf See entsetzliche Dinge geschehen und unerklärliche Bilder aus der Tiefe aufsteigen, hab' ich doch selber mit angesehen. Du kennst aber die See nicht, Mutter!"

„Kenne sie wohl, mein Kind," erwiderte Ellen, „aber ich konnte mich nie entschließen, für lange Zeit ein Schiff zu besteigen. Die Schrecken der See hab' ich erlebt, wie ich es Dir nicht wünschen mag. Ich sah die brüllenden Sturmwogen unser Haus zerschlagen, und wurde doch nicht ohnmächtig bei diesem Anblicke und bei den treibenden Leichen, die auf den Wellen schaukelten."

Die Männer kehrten jetzt zurück, und nahmen ihre vorigen Plätze wieder ein.

„Nun, Vater, was sahest Du?" wandte sich Karen mit neugieriger Frage an diesen, indem sie ein volles Glas vor ihn hinsetzte. Nicol erprobte das heiße Getränk, schob ein neues Priemchen in den Mund und fuhr fort:

„Ja, Kinder, wie ich so in die Wogen starrte, die wie von unterseeischem Feuer strahlten und ganz durchsichtig waren, da sah ich, die Gesichter mir zugekehrt, drei Männer, die Hände über die Brust gefaltet, als ob sie beteten, gerade mit dem Schiffe auf dem Meere treiben. Ueber den Körpern spülten und sprühten die Wellen, die Köpfe aber ragten über das Wasser empor. Die Gesichter waren bleich und farblos, wie die soeben Verstorbener, die Augen aber standen offen, und ihre Blicke hielten sie unbeweglich auf mich gerichtet."

„O Gott, Vater!" rief Karen aus, ihre Augen mit beiden Händen bedeckend. „Das ist zu furchtbar! Ich sehe die drei Männer mit den Todtengesichtern schon auf unser Haus zutreiben."

„Auch mir pochte das Herz lauter als sonst, mein Kind," fuhr Nicol in seiner Erzählung fort. „Ein Seemann muß indeß auf Alles gefaßt sein und sich jeder Zeit geschwind resolviren können. Der Ausbruch eines bösen Wetters läßt uns nicht Zeit zu langem Nachdenken. Man muß rasch handeln, sonst gehen alle Masten mit einer einzigen Sturzsee über Bord. Hab's erlebt, daß sechs Mann meiner Equipage auf einmal über Bord gespült wurden, und daß die nachstürzende große Raa zwei mit ihren Nocken die Schädel mitten auseinander schlug. Es war ein furchtbarer Augenblick für mich, ich mußte aber das Schiff und seine noch übrige Bemannung zu retten suchen, und darum blinzte ich nicht mit den Augen, und rief meine Befehle durch's Sprachrohr in das Wettergeheul hinein, als sei nichts passirt."

„Du setztest das Boot aus, um sie wo möglich zu retten, wenn sie noch am Leben waren?" fragte Jens.

Nicol that einen kräftigen Zug aus seinem Glase.

„Bei Sanct Patrick, wie die Irländer sagen, das that ich nicht," versetzte der Alte. „Und hätt' ich's gewollt, es wäre verlorene Müh' gewesen! Die Todten, die mit dem Schiffe trieben, waren keine Todten, sie sollten erst später sterben. — Ich kannte sie, ich hatte eben erst mit ihnen gesprochen! — Freilich wollt' ich meinen eigenen Augen nicht trauen, aber ich mußt's zuletzt doch! — — Cap'tain — flüsterte der Mann am Steuer mir zu, und seine Hand fiel schwer auf meine Schulter — Cap'tain, kennt Ihr das Blaßgesicht da unten? Ich denk', so werd' ich aussehen, ehe das Jahr zu Ende geht." (Fortsetzung folgt.)

Wild-, Wald- und Waidmanns-Bilder.

Von Guido Hammer.

4. Aus dem Fuchsleben

Thaufrisch dämmert ein Septemberfrühmorgen herauf. Nur im Osten deutet ein lichter Schein am wolkenlosen Himmel an, daß die Sonne bereits im Kommen ist. Schon wird es heller und heller und von fern her hört man es in den Wipfeln des Waldes rauschen, bis uns der leicht beschwingte Morgenwind wohlthätig Augen und Schläfe umspielt. Weiter gen Westen eilt der frische, lustige Vorbote der aufgehenden Sonne, im Fluge all' die Gräser, Erika und die blauen Glockenblümchen auf duftender Waldblöße anflüsternd, um sie aus nächtlichem Schlummer zu erwecken; aber neigend und nickend begrüßen ihn die bereits Erwachten. Auch die alten Tannen am Saume des Gehaues werden durchrauscht und wie ein Halleluja tönt's durch die ehrwürdigen Häupter weithin in die blaue Ferne des Waldes. Es verhallt, lautlose Stille herrscht wieder. Die Nebel ziehen über die blüthengeschmückten Blößen

Digitized by Google

dahin und hängen ſich, Perle um Perle, an Halm und Zweig, wie an das kunſtvolle Zirkelnetz verſchiedener Spinnen oder an das ausgebreitete Geſpinnſt, das im Herbſte weite Strecken überzieht, um ſpäter, von der Sonne gelöſt und emporgezogen, in langen Fäden, wie geheimnißvolle Zauber wirkend, dahinzuſchweben. Um Halm und Nadel und leichtes Gewebe funkeln und blitzen in wunderbarer Farbenpracht die reinen Tropfen, die von der nun im reinſten Aether glänzenden Sonne geküßt werden. Doch faſt mit wehmüthigem, wenn auch nicht minderem Genuß ſchweift das Auge über das ſonnendurchglühte, blühende, honigduftende Haidekraut und über das in koſender Morgenluft wehende, fahle Riedgras hin

Der geprellte Fuchs.

durch das man im perlenden Thau lange Streifen — die Fährte von mancherlei Gewild — verfolgen kann. Ueber Anflug und Dickichte hinweg bleibt der Blick am Saume des Hochwaldes haften, deſſen Rand bereits in goldigem Scheine erglüht, während tief drinnen noch myſtiſches Dunkel herrſcht. Außen iſt überall ſchon Leben geworden. Vögel aller Gattungen, meiſt nach ihren Arten zuſammengeſchaart, durchziehen in ſchnellem Fluge die Luft, oder flattern und hüpfen durch die Dickichte und laſſen all' ihre verſchiedenen Stimmchen ertönen. Da lockt es und pfeift es und flötet es ſo lieblich und heimiſch und doch wieder ſo verlockend, mit den kleinen Pilgern hinwegzuziehen in jene ſchönen, fernen Länder, wo ſie den Winter über weilen werden. Den gellenden und klagend verhallenden Ton des Spechtes trachtet kreiſchend der Nußheher zu überbieten. Summende Bienchen und einzelne brummende Hummeln durchſtreifen ebenfalls bereits die blühende Haide und der unermüdliche Geſang der zirpenden Grille umſpinnt gleichſam, ſo weit das Ohr reicht, die Natur mit ſeinem Einerlei. Dies iſt der Schauplatz, auf dem wir unſere Beobachtungen beginnen, und ſiehe, wir haben nicht lange zu warten.

Aus einem Graben, der auf das Gehau mündet, kommt jetzt der Schlaukopf gezogen, den wir ſuchen — ein alter Fuchs. Er macht Halt, um den Wind einzuholen,* und äugt überall herum ob's auch geheuer, eh' er es wagen darf, über die vor ihm liegende Fläche zu wandeln. Der Sprung eines Grashüpfers, den er mit ſcharfem Lauſcher gehört, läßt ihn ſich blitzſchnell im Graben niederducken, denn nie läßt er die äußerſte Vorſicht außer Acht, wäre ſie auch einmal unnöthig. Langſam ſich wieder erhebend, ſcheint er nun ſo weit ſicher, daß nichts Verdächtiges in der Nähe ſei. Mit einer gewiſſen Sorgloſigkeit gibt er ſich dem Genuſſe hin, im ſchönen warmen Sonnenſchein, der ihm nach der Morgenfriſche doppelt wohl thut, dahin zu ſchlendern. Bald nimmt er eine Wildfährte an, der er mit ſeiner Spitzbubennaſe eine Weile folgt; dann ſpringt er plötzlich ab, um ein unkluges Mäuslein zu haſchen, das er als Nachfrühſtück zu ſich nimmt,

* Wind einholen heißt: durch die Geruchsorgane, die ein Wild der entgegenſtrömenden Luft ausſetzt, prüfen, ob nichts Verdächtiges wahrzunehmen ſei.

Digitized by Google

da er, bereits vom Felde heimkehrend, dort einen halbwüchsigen Hasen verspeist hat. Er ist deshalb auch in bester Laune. Hätte er Arme, um sie auf den Rücken zu legen, er würde es jetzt thun, mit solcher Behaglichkeit bewegt er sich vorwärts. Kein Mausloch entgeht ihm dabei; in jedes steckt er seine raffinirte Nase hinein, um es dann aufzuscharren, daß das Erdreich hinter ihm herumstiebt. Kein Vogel fliegt dahin, dem er nicht einen giftigen, verlangenden Blick nachsendete. Jetzt hüpft er wie im Muthwillen auf einen alten Steck, der im Gehau steht, und bleibt ein Weilchen sitzen, um nach Allem, was sich um ihn regt, sei es ein Bienchen, ein Käfer oder Schmetterling, zu schnappen. Nachdem er sich in dieser Weise hinlänglich vergnügt, geht's wieder fort. Bald trabt er, bald schleicht er ein Stück dahin, sichert und duckt sich und geht dann spielend weiter. Rasch aber fährt er plötzlich herum, und hinter einem Büschchen verschwindend, braucht er dasselbe als Deckung, um dem nahen Dickicht zuzueilen. Wohlbehalten erreicht er es auch, obgleich zwei schnell auf einander folgende Schüsse beweisen, daß er diesmal keiner eingebildeten Gefahr entronnen. Ein leider nicht ganz ruhiger Schütze hatte am nahen Holzrande mit pochendem Herzen all' die Manöver vom Graben her bis fünfzig Schritt an sich heran mit angesehen und, seines Zieles nun schon ganz gewiß, durch eine unglückliche Bewegung des Fuchses Vorsicht erregt, um das leere Nachsehen zu haben.

Aber „heute mir, morgen dir," sagt das Sprüchwort. Ein andermal muß der Schelm selbst als Jäger ein getäuschtes Gesicht machen, was ihm nicht selten bei der Jagd und namentlich mit Federwild, besonders aber mit Wassergeflügel, begegnet, obwohl er einen solchen Jagdzug nicht ohne verdoppelten Aufwand von Schlauheit unternimmt. Die Gelegenheit, ihn zu belächeln, findet sich, wenn wir uns dort nach dem im Morgenscheine spiegelblank ausgebreiteten stillen Waldteiche begeben.

Ein Bild der Verschmitztheit tritt unser lüsterner Patron aus dem Waldesdunkel hervor und schleicht nach dem Wurzelstocke einer vom Sturme umgeworfenen alten Tanne, die sich mit ihrem mächtigen Gezweig halb in den Teich versenkt hat, heran, um diesen vorerst von hier aus recognosciren zu können. An den Stamm geschmiegt, hebt er den Kopf nur eben so weit empor, als sein Auge im Stande ist, zuvörderst die entfernteste liegenden Ränder des schilfbewachsenen Wassers zu überstreichen und sich für den weitern Gang zu orientiren. Dann läßt er unmerklich sein edles Haupt höher und höher auftauchen, um die ihm zur Seite liegenden Ufer zu durchspähen, bis endlich sein Blick unmittelbar unter seinem Versteck das Terrain zu sondiren vermag. Nichts hat sich für den augenblicklichen Fang gezeigt; nur ein paar Bläßenten rudern, mit ihrem melancholischen Tone die Stille unterbrechend, in der Mitte des Teiches dem Schilfrande zu, lange silberne Furchen durch die spiegelglatte Blänke* ziehend. Aber außerdem hat der Schelm hinter einem bemoosten Steine in der Nähe etwas plätschern gehört und gleichzeitig davon Wind bekommen, und da ihm das Terrain zum Anschleichen günstig erscheint, richtet er sein Augenmerk dorthin.

Leicht und leise verschwindet er rückwärts hinter der Wurzelwand und schnürt sich am Holzrande seitwärts nach gedachtem Steine zu. Leise, Lauft um Lauft setzend, schleicht er heran und je näher er kommt, je mehr schmiegt er sich, so daß er zuletzt völlig kriechend am Ziele anlangt. Wieder schiebt er sich gleich einer Schlange vorwärts, bis er das Wasser übersehen kann. Seine vor Verlangen glitzernden Seher entdecken immer noch nichts, als unmittelbar unter dem Steine die plätschernden, kreisenden Schwingungen des Wassers, die so eben der Sprung eines Frosches verursacht hat. Ein paar Federchen aber, die sich auf den immer größer werdenden Wasserringen schaukeln, scheinen ihm zu mancherlei Reflexionen Anlaß zu geben, die sich in einem höchst verdrießlichen „Zu spät!" concentriren. In scharfen Zügen steht es auf seinem Gesicht geschrieben, während dicht neben ihm aus dem Gerühricht ein Entvogel** auffliegt und vor ihm dahin fliegt, so daß der Geprellte unwillkürlich noch mit halbem Oberkörper emporfährt, ohne jedoch den Sprung nach dem ersehnten Ziele zu wagen; denn er hat nicht Lust, noch dazu ohne Aussicht auf Erfolg in's Wasser zu plumpen, gleich dem Frosch, dessen Leidenschaft für das feuchte Element er keineswegs theilt. Er übersieht wohl einmal einen nassen Fuß, wenn es gilt, aber sich bis über den Kopf in's Wasser zu stürzen, das würde der wasserscheue Patron nicht um zehntausend Enten thun. Ein Blick, in dem sich Sehnsucht, Aerger und Beschämung, einen so nahe gehabten guten Bissen sich an der Nase vorüberfliegen zu sehen, mischen, verräth des Gauners innere Stimmung, deren er jedoch sehr bald Herr zu werden versteht.

Nachdem er noch so lange der ihm entgangenen Ente nachgeschaut, bis sie am jenseitigen Teichrande auf der Blänke eingefallen und schwimmend im Schilfgras, das dicht am Ufer zwischen Kaupen steht, verschwunden ist, trabt er am Holzrande des Teiches hin, als habe er niemals in seinem Leben an Enten gedacht. Mit ganz absonderlicher Laune, wie es scheint, geht er hier so dicht an einem Stamme vorüber, als wäre dies der einzige Weg, sein Leben zu retten; bis zum Umfallen schmiegt er sich daran hin; dort klemmt er sich zwischen zwei eng nebeneinander stehenden Stämmen durch, als beabsichtigte er, sich zu einer Silhouette zu pressen; oder er geht so stracks auf einen Gegenstand los, sei es Baum, Strauch, Stein, oder sonst etwas, als wolle er mitten hindurch; aber in der unmittelbaren Nähe biegt er auf einmal mit einer Nonchalance herum, als wäre der Gegenstand für ihn gar nicht da. Auf diese Weise umkreist er ziemlich schnell den Teich bis ungefähr zu der Stelle, wo verhin die entwischte Ente wieder einfiel. Nun fängt er jedoch wieder an zu kriechen. Jeden Büschel Gras und Kaupe benützt er, sich an das Wasser heran zu pirschen, und dabei scheut er auch ein nasses Haar nicht. Mit ungeahnter Behutsamkeit im Gras und Schilf kriechend, hat er bereits das Wasser erreicht, das vom Teich hereingetreten. Jetzt ist er mit kaum bemerkbarer Bewegung bis an eine Kaupe herangerückt, um die herum er die spitze Nase steckt — plötzlich springt er vorwärts. Der quakende Laut, sowie der heftige Flügelschlag in's Wasser beweisen, daß er diesmal nicht fehl speculirt und seine Beute erfaßt hat. Ob das Opfer die nämliche Ente ist, die ihm am jenseitigen Ufer entgangen war? Immerhin darf man's glauben und annehmen, daß der Erzgauch zugleich eine kleine Privatrache ausgeübt. Seine Physiognomie wenigstens hat einen so dämonisch hämischen und dabei so grinsend freundlichen Ausdruck bekommen, wie er nur jemals einem rachsüchtigen Schurkengesichte aufgeprägt war.

Behend eilt er nun an das sonnige, warme Ufer, wo er den nassen, triefenden Balg abschüttelt und die bereits gewürgte Ente niederlegt, um sie aber alsbald auf's Neue zu packen und nach einem nahen sonnigen Haidehange, der ringsum von Dickicht eingeschlossen ist, in Sicherheit zu bringen. Hier verzehrt er auf Haide und trockenem Moos, von der Herbstmorgensonne behaglich umschmeichelt, in aller Ruhe sein delicates Mahl. Oftmals arbeitet ihm zu einem solchen — und nach Wassergeflügel lechzt es ihm immer mit ganz vorzüglichem Appetit — der Mensch selbst in die Hände oder vielmehr in den Rachen, indem eine Ente, wie dem Jäger bekannt ist, leichter zu schießen, als ohne guten Hund aus dem Wasser zu bekommen ist, solche aber nach dem Verenden vom Winde an's Ufer getrieben wird, wo sie Meister Reinecke bei seinem Pirschgange als bequeme Beute findet. Das sind denn so kleine gelegentliche Glücksfälle, die er sich zur Entschädigung für manche Täuschung zu nutze macht.

Unser Lungerer versteht sich auf alle Vortheile und Fertigkeiten des edlen Waidwerks, das er als der gewandteste von allen Wilddieben ausübt, und bei seinem lebhaften Naturell besitzt er zugleich die größte Besonnenheit und Ruhe. Er weiß zur rechten Zeit seine Leidenschaften zu beherrschen, um ihrer Befriedigung desto sicherer zu sein. Das zeigt sich insbesondere auch, wenn er auf dem Anstand steht oder, richtiger gesagt, kauert. Er ist z. B. an einem Feldrande, wo er geduckt, fast an den Boden geschmiegt, in dürren Schmielen verborgen, mit gespitzten Lauschern und funkelnden Sehern* dem harmlosen Lampe aufpaßt. Wohl hat der Schelm sich einen sichern Wechsel** ausgesucht und auch den Wind gut observirt;*** denn nicht lange hat er gelauert, da kommt das Opfer daher gehöppelt. Wär's möglich, so schmiegte sich der Rothpelz noch tiefer an den Boden, und doppelt feurig werden die grünen Seher, trotzdem daß er sie zusammenzwinkert, um sie nicht zu Verräthern werden zu lassen. Leise zuckt er mit den Lefzen und seiner unvergleichlichen Spürnase, wie im Vorgefühl des gewissen Genusses. In-

* Blänken heißen diejenigen Stellen auf Teichen und Seen, die frei von Schilf sind.

** Entvogel wird bei wilden Enten der Entrich, das Männchen, genannt.

* Seher: Augen.

** Wechsel: die Stelle, wo das Wild regelmäßig erscheint.

*** Wind gut observirt: so daß der Wind vom zu erwartenden Wild nach ihm selbst zu steht, und der Hase ihn nicht durch den Geruch wahrnehmen kann.

Digitized by Google

zwischen nähert sich, hier ein Kleeblättchen, dort ein anderes saftiges Kräutlein naschend, der unglückliche Lampe. Ein leises Heben der weißen Spitze an der Standarte* Reinecke's läßt erkennen, daß er sich fertig zu machen anfängt. Das Hintertheil kaum merklich emporrichtend, rüstet er sich zum Sprunge, und genau hat er es abgepaßt, bis der Hase für ihn erreichbar ist; — ein einziger langer Satz, und er hat sein Schlachtopfer gefaßt, das er jetzt unbarmherzig niederwürgt. Nach echter Wilddiebsart verschwindet er augenblicklich mit seiner Beute vom Orte seiner That, um unberufener Neugier, die den Klageruf des Unbescholtenen etwa gehört, aus dem Wege zu gehen, und seinen Braten zu verschmausen, der nach Reinecke's Kochbuch durchaus keiner Zuthat bedarf. Vorkommenden Falles überhebt er sich auch wohl der Mühwaltung, irgend ein schmackhaftes Thier erst todt zu beißen, und zieht vor, es bei lebendigem Leibe „anzuschneiden." **

Glaube man jedoch nicht, daß er sich mit der kleinen Jagd begnügt, obwohl er dieselbe gern betreibt; o nein, — sein Sinn steht höher! Auch die mittle und selbst hohe Jagd übt er aus, indem er nicht nur Rehkälbchen — im Winter sogar alte Rehe — sondern auch Wildkälbchen und Frischlinge erlegt, und gerade hierin der Wildbahn am gefährlichsten wird. Ebenso verhält es sich mit dem ihm vorzugsweise schmackhaften Federwildpret, dem er gleichfalls von Klein- bis Hochwild hinan nachjagt, wobei manche Birk- und Auerhenne in der Brutzeit ihm anheim fällt. Uebrigens hält er, wie bei einem so durchtriebenen Pfiffikus vorauszusetzen, eine alte Klugheitsregel: „wer das Kleine verachtet, erhält das Große nicht," in Ehren, namentlich, wenn das Kleine werth ist, den Gaumen zu reizen. Darum sieht man den Gourmand, wenn der Morgen graut, öfter den Dohnensteg passiren und die Krammetsvögel, die sich etwa gefangen haben, aus den Schlingen nehmen, notabene, wenn sie nicht zu hoch hängen, und er sie noch im Sprunge erreichen kann.

Nichts ist, wie man sieht, seinem Cavaliermagen zu gut, wie er sich denn vollkommen für berechtigt hält, auch mitunter einen Fasan zu verzehren. Mit Recht sagt daher der französische Jagdschriftsteller Valmont de Bomare: „was der Wolf für den Bauer, ist der Fuchs für den Edelmann."

Auf diese Weise treibt es der fahrende Ritter, so lange es geht. Bald lebt er im Wald, bald auf der Flur; heute bleibt er im Dickicht sitzen, morgen fährt er in einen Bau oder in eine Fluchtröhre ein, oder — liegt wohl auch im schützenden Kraut eines Kartoffelfeldes hinter den Furchen, wo freilich zuweilen für ihn die Gefahr eintritt, daß ihm auf der Hühnersuche *** die Jäger und die Hunde auf den Pelz kommen, und, falls ihm nicht, was oft genug geschieht, die Ueberraschung der Schützen durchhilft, sein improvisirtes Quartier das Leben kostet.

Je weiter die Jahreszeit vorrückt, desto schlimmer wird's nun für den Musje, da sein Balg sich mit jedem Tage bessert; denn der logische Satz: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" läßt die Grünröcke allerdings Alles aufwenden, um dem zwar das ganze Jahr Vogelfreien jetzt ganz besonders Abbruch † zu thun. Kommt vollends der erste Schnee, wo Füchsleins Pfiffigkeit nicht mehr die gewohnte Wirkung hat, da die Fährte ihn auf Schritt und Tritt verräth, so fängt gar seine schlimme Zeit an. Denn abgesehen davon, daß Schmalhans Küchenmeister bei ihm wird, ist er auch noch ein unermüdlich verfolgter Märtyrer. Da wird er gekläppert,†† wenn er im Dickicht steckt; mit seinem Erzfeind, dem Dachshund, aus dem Baue getrieben, wenn er eingefahren, oder, wenn's nur eine Fluchtröhre ist, ausgeräuchert ††† oder sogar gekrätzert,* was die grausamste und menschenunwürdigste aller Arten ist, seiner sich zu bemächtigen. Auch lirrt man den durch Noth Verlockten an Aas, um ihn dann um so gewisser aus dem sichern Versteck zu tödten. Was gibt's da nicht Alles für den Schlaukopf zu beobachten! Da gilt's, den verführerischsten Brocken* von einer Katze oder einer andern Lieblingsspeise trotz heftigstem Hunger nicht eher anzurühren, bis die vollste Gewißheit erlangt ist, daß nichts Gefährliches dabei sei; und selbst dann noch nimmt der jetzt arme Proletarier seinen Fund mit äußerster Vorsicht auf. Doch diesmal war sie unnöthig, ebenso bei einem andern Brocken, der sich ihm darbietet, — bei einem dritten, vierten u. s. w. Gefahrlos hat er sie alle verzehrt, da findet er noch einen letzten; auch ihn nimmt er — und hängt am Eisen! Mancher hat sich so gefangen, und ist vom Jäger durch einen Schlag auf sein spitzfindiges Organ, die Nase, getödtet worden, wenn er nicht den Muth gehabt, das gefangene Glied abzubeißen und, war's ein Lauft, wie einen ausgezogenen Stiefel hängen zu lassen, zum Wahrzeichen, daß sich ein alter Fuchs wohl einmal ertappen, aber nicht festhalten läßt. Ja, die Sage geht, der Steicismus dieser Teufelsbestien sei bisweilen so weit gegangen, daß sie entweder vor dem ersten aufgefundenen Brocken oder wenigstens vor dem Stellbrocken, wenn das Eisen nicht gut verwittert gewesen, aus Mißtrauen verhungert seien.

Tritt bei Schnee Thauwetter ein, und friert es schnell darauf, so ist für unsern nichtsachtenden Räuber Festtag; denn wenn das Wild und namentlich die Rehe durch die Eiskruste brechen, und sich dabei die Läufte verwunden, wodurch sie an schneller Flucht gehindert werden, so jagt er als Cavalier par force und zwar dann oft in Gemeinschaft seines Gleichen.

Im Februar regt sich in ihm die Liebesgluth; da sagt man: „der Fuchs fängt an zu ranzen." Doch auch in dieser Periode bewahrt sich der Alles berechnende Schlaukopf seine volle Besinnung, ohne sich der Leidenschaft blind zu überlassen, wie mehr oder weniger alles Wild, und namentlich der Auerhahn, zu thun pflegt. Um Erhörung seiner heißesten Wünsche mit leisem Keckern flehend, muß er sich dabei nach Hundeart gegen die Mitbewerber wehren, bis er sie abgebissen hat oder durch eine andere liebenswürdige Füchsin von den Unberufenen befreit wird, die ihr nun den Hof machen. Dann sieht man sie Nachts im Mondenschein, zu vier bis sechs, heiser bellend über die Blößen traben. Einsame Liebespaare treten schlau einander in die Fährten, so daß, wenn Schnee liegt, man weite Strecken nur einen Fuchs abspüren kann, bis plötzlich zwei Fährten sichtbar werden, sich wieder vereinigen und so in einem Dickicht oder Gerölricht, in einer Fuchsröhre oder einem Baue verschwinden. An solchen Orten werden die bräutlichen Feste gefeiert, die allerdings nach einem Spurschnee oft auf das Verderblichste enden, wenn Mensch und Hund als ungeladene Gäste vor dem Hochzeitshause erscheinen. Wie wird da die kurze Flitterzeit einer Nacht durch den krummbeinigen Dachshund so verhängnißvoll gestört! Mit tollem Ingrimm dringt er auf das neuvermählte Paar ein, und keift und beißt so lange, bis die poetisch Gestimmten der rohen Macht weichen, und durch die einzige ihnen offen gelassene Röhre zu entschlüpfen trachten, aber ach, aus dem Regen in die Traufe kommen. Denn kaum langt die junge Frau Reinecke im Freien an, als schon das tödtliche Blei des Jägers sie trifft. Gedrängt vom unverwüstlichen Dachs, folgt der verzweifelte Gatte, um dem gleichen Schicksal zu verfallen.

Erst wenn das Frühjahr kommt, hebt Fuchsens gute Zeit wieder an. Nicht nur, daß es allerhand zu leben gibt, wie verschiedenes junges, leicht zu fangendes Wild, ingleichen brütende Birk- und Auerhühner; auch das Selbstinteresse der Jäger läßt ihn ungeschoren, da der Balg nichts mehr gilt, was freilich, beiläufig gesagt, einen Jäger, der nicht in jedem Fuchs einen Speciesthaler herumlaufen sieht, gerade jetzt am wenigsten hindert, dem gefährlichen Räuber nachzustellen, dem in dieser Zeit der Raub am jungen Wild viel leichter wird, als sonst. Dazu kommt, daß Madame ihr Wochenbett bereitet, und was ein solcher Hausstand bedeutet, haben wir schon früher lernen gelernt.

So sind wir denn wieder beim Ausgang angelangt. Indem wir Reinecke's Treiben ein Jahr hindurch verfolgten, haben wir uns vor Allem vor der Versuchung gehütet, märchenhafte Uebertreibungen aufzuschreiben, im Gegentheil nur das gewissenhaft erzählt, was wir selbst beobachtet. So viel auch schon Interessantes über den merkwürdigen Egoist geschrieben ist, so könnte man doch noch Bände

* Standarte: Schwanz des Fuchses.

** Ich selbst habe einmal einem Fuchs ein noch lebendiges Birkhuhn abgejagt, das er schon angeschnitten, d. h. angefressen hatte. D. V.

*** Hühnersuche: Hühnerjagd.

† Abbruch thun: das Wild überlisten und erlegen.

†† gekläppert: beim Treiben durch Dickichte mit Klappern, die die Treiber haben, das Wild herausjagen.

††† ausräuchern: durch angemachtes Feuer vor den Röhren den Rauch in das Versteck ziehen lassen, und so den Fuchs veranlassen, Reißaus zu nehmen.

* Das Krätzern geschieht, indem man mit einem Instrument, das einem colossalen Korkzieher gleicht, den lebendigen Fuchs anbohrt, um ihn so heraus zu ziehen.

* Brocken: hingeworfener Bissen einer Lockspeise. Stellbrocken derjenige Bissen, der auf dem Eisen liegt.

Digitized by Google

voll schreiben, um alle die seltsamen Sagen, die über ihn im Umlauf sind, zu entkräften. Das Eine beweisen jedoch die vielen abenteuerlichen Berichte: den allgemeinen Glauben, man könne diesem Erzschelm nicht genug nachsagen, sei es an Schelmerei oder verschmitzter Schlechtigkeit, und an diesem Ruf ist er ohne Zweifel selbst schuld.

„Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht,
Und wenn er auch die Wahrheit spricht!"

Auch dieses ist oft genug auf ihn angewendet worden, doch mit Unrecht — nicht deshalb, weil der arglistige Schleicher nicht reden kann, sondern weil, wenn er es könnte, jedenfalls kein einziges wahres Wort aus seinem Munde ginge.

Selbstbeherrschung des Dampfes.

Das viele Maschinenwesen macht uns Menschen und unsere Zustände nüchtern und prosaisch, einförmig, herzlos und was nicht Alles außerdem. So sagt man und so sagen's Andere nach. Aber 's wird wohl nicht ganz richtig sein damit, halt' ich. Wie man seine Sünden gern andern Leuten oder Verhältnissen außerhalb (Richard III. in Shakspeare sogar den Sternen) aufbürdet, benutzen wir auch wohl die Gelegenheit, die sich uns in Tausenden von Maschinen und Dampfschlotten bietet, etwas von der Verantwortlichkeit für unsere Rechnungsfehler, Herzkrankheiten, Langweiligkeit und moralische Kurzathmigkeit los zu werden. Gewiß ist, daß uns die Maschinen mit den vielen unermüdlichen, keinen Hafer fressenden Dampfpferden ungeheuer viel grobe Arbeit sparen, so daß wir Zeit für feinere und Selbstpolitur bekommen. Andererseits sind diese Maschinen selbst nicht so geistlos, wenigstens nicht so geisttödtend, als sie dem durch Gewohnheit Abgestumpften erscheinen. Der Müller wacht auf, wenn die Mühle nicht mehr klappert. Es mag sein, daß die Allgegenwart, Unermüdlichkeit und das Einerlei der schnaubenden und donnernden Dampfmaschine uns einschläfert, und wir vielleicht mit allen Sinnen und Talenten aufwachen und alle Hände voll zu thun bekommen würden, wenn diese Maschinen alle auf einmal still ständen, sehr wahrscheinlich auch, um unter dieser Arbeit wie überbürdete Lastthiere zusammenzubrechen. Diese Dampfpferderücken brechen aber nicht; ihre Kraft, Unermüdlichkeit und Zuverlässigkeit, womit sie die Arbeiten von Millionen gebrechlicher Menschen verrichten, berechtigt uns aber nicht, ihnen die Fehler und Gebrechen unserer eigenen Scrophulosität aufzubinden. Wenn wir uns neben der Maschine langweilen, sind wir just um so mehr Schuld, da wir — ich wette zehn gegen eins — ohne dieselbe wahrscheinlich nie in den Fall kommen würden, Zeit und Weile zu haben, Zeit zum Nachdenken, Gelegenheit zum Lernen und Leben, Mittel und Geschmack, die tausenderlei wohlfeilen Arbeiten der Maschinen zu kaufen und so unser Leben interessanter, schöner, inhaltvoller und kurzweiliger zu machen.

Also kommt am Ende das Gegentheil heraus: die Maschinen spielen stets mit einem Reichthume von angewandter Mathematik und Naturwissenschaft und sind weder langweilig, noch verbreiten sie Langeweile, indem sie uns Zeit sparen, also Zeit geben, d. h. Muße und auch Muse, abgesehen davon, daß sie Lebens- und Genußmittel gleichsam spielend aus den Aermeln schütteln. Welch ein stolzer Anblick, wenn die Dampfmaschine mit Hunderten von Pferdekräften und gehorsam wie ein Kind, ihre eisernen Glieder schwingt, und ihre geölten Zapfengelenke geschmeidiger gymnasticirt, als der bewunderiste Jongleur! Seitdem ich nun auch eine Art von Selbstcontrole in einem solchen Ungeheuer kennen gelernt habe, kommt mir dieser Dampfriese nicht blos göttermächtig, sondern auch übermenschlich weise vor.

Ich lernte den ersten sich selbst controlirenden Dampftitan in dem langweiligen Norwich als Garnspinner kennen. Der Herr, für den Hercules mit hundert Pferdekräften spinnt, heißt Mr. Blake, dem ich größtentheils verdanke, was ich hier über den interessanten Selbst-Controlir-Apparat mitzutheilen habe.

Ich sah ihn arbeiten am Tage, spät in der Nacht, immer noch am folgenden Morgen, stets unverdrossen, heiter, leicht, ohne Spuren von Erschlaffung und jedes zu Wenig oder zu Viel von Dampfkraft selbst ausgleichend, damit keine veränderte Geschwindigkeit der Drehungen ungleichmäßig gesponnenes Garn liefere oder es in einem Momente zu großer Hitze zerreiße. Welch' ein Wunder, daß der geistlose eiserne Riese seine hundert Pferde immer selbst auf das Genaueste im Zaume und in gleichmäßiger Geschwindigkeit hält, ohne nach Futter, Lohn, Feierabenden, Feiertagen zu fragen! Gibt man ihm alle Tage nur die nöthige Kost von 40 Centnern Kohlen zu verzehren, besorgt er alles Andere mit der größten Pünktlichkeit und Ausdauer und spart dem Ernährer 100 Pferde und Tausende von Menschen, oder 10,000 Spinnen, Raupen und sonstige Seiler von Natur, die dabei aber keinen einzigen solchen wollenen Faden zu Stande bringen.

Er dreht zunächst mit seinen unermüdlichen Eisenarmen ein eisernes Rad von 25 Fuß Durchmesser, dessen Peripherie jede Stunde 20 Meilen Raum in Kreisform zurücklegt. Das Rad greift halb aus dem Maschinenraume durch die Wand in andere Localitäten hinein, und bewegt dort einen verticalen Schaft, welcher einen ungeheuern Lederriemen um sich herumreißt. Dieser Lederriemen vertheilt nun, über andere Schafte rasend, die aus den Kohlen gefeuerte Hundertpferdekraft durch verschiedene Säle und Räume, wo er unzählige Schafte und Achsen und Spindeln und Rollen in ewiger, sicherer, kaltblütiger, aber reißender Geschwindigkeit spinnend um sich selber herumschwirrt. Diese rohe, riesige, blinde Hundertpferdekraft dreht nun, so vertheilt, 10,000 Spindeln, die jede mehr und besser arbeiten, als die fleißigsten Bauermädchen in den Zeiten, „wo Bertha spann."

Ist das nichts, hundert Pferdekräfte, die Millionen Jahre unter der Erde schliefen, in 10,000 meisterhafte, nie ermüdende Spinnerinnen zu verwandeln? Und dazu noch die Selbst-Controle! Um diese gehörig zu würdigen, müssen wir bedenken, daß es keine Möglichkeit gibt, Kraft zu schaffen. Alle mechanischen Bewegungen sind blos verschiedene Formen vorhandener Kräfte. Diese können zusammengepreßt, zurückgehalten und in Explosionen u. s. w. entladen oder in gleichmäßigem Strome fortgepflanzt, aber niemals durch irgend eine mechanische Einrichtung selbst erzeugt oder nur vermehrt werden. Die hundert Pferdekräfte waren in die Kohlen verpackt und vor Millionen Jahren aus Luft, Wasser und sonstigen Bestandtheilen, aus denen sich die später zu Kohlen zusammengepreßten Wälder bildeten, hineingraben worden. Das Feuer macht die hundert Pferdekräfte zu Dampf. Dieser dreht 10,000 Spindeln. Vielleicht kann er noch mehr drehen, aber zuletzt würde ein Stäbchen kommen, federleicht an sich, jedoch stark genug, die ganzen 100 Pferdekräfte zu brechen, wie man vom beladenen Kameele sagt, daß eine Feder mehr auf seinem Rücken es niederdrücken würde.

Die thätigen 100 Pferdekräfte sind unter 10,000 Spindeln vertheilt. Von diesen müssen zuweilen mehrere auf einmal außer Thätigkeit gesetzt werden, um volle abzunehmen und neue einzustellen. Die so gesparte Kraft geht sofort auf die andern über, und dreht diese schneller, so daß die Fäden reißen oder zu stark gedreht werden. Auch wird zuweilen zu viel Futter auf einmal in den Rachen des Riesen geschüttet, so daß der erhöhte Verdauungs- oder Verbrennungs-Proceß zu viel Hitze, zu schnelle Bewegung der Spindeln überhaupt, d. h. zu starke Fäden und „reißendes Abgehen" derselben bewirkt.

Deshalb ist Regulirung und Regelmäßigkeit der Bewegung just in solchen Spinnmaschinen von größerer Wichtigkeit, als in andern. Der gewöhnliche rotirende Regulator, der, wenn's zu arg wird, seine centrifugalen Kugeln ausbreitet und so, wenn's schon zu arg geworden, den Schuß der Bewegungen etwas hemmt, ist nicht zuverlässig und fein genug für die feinen Wollenfädchen. Die Controle muß eine so feine und empfindliche sein, daß jede nur erst drohende Unregelmäßigkeit gleich im Keime erstickt und der gewaltigsten Uebekraft durch eine aus dieser selbst erwachsende Gegenkraft ein solcher Hemmschuh angelegt wird, daß Kraft und Gegenkraft sich ausgleichen und die Maschine gleichmäßig fortwirkt, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Einen solchen Gouverneur über den Dampfriesen haben die Herren Child und Wilson erfunden und ihm den patentirten Namen „Differential-action Governor" gegeben.

Was ist dieser „Differential Actions Gouverneur" für ein Kerl? Wie ich ihn bei Mr. Blake wirken sah, kam er mir vor, wie der vollkommenste und feinfühlendste Weise. Er besteht aus einem gezahnten Triebel mit einem gezahnten Rad auf jeder Seite. Die Zähne jedes Rads greifen in den Kamm oder die Zähne des Trie-

Digitized by Google

bels ein. Der eine Rack, den wir A nennen wollen, steht so mit dem bekannten Centrifugal-Regulator in Verbindung, daß er, je nach dessen Schnelligkeit der Drehungen, den Triebel auf einem Central-Zapfen dreht. Zugleich wirkt er so auf ein Ventil unterhalb, daß er Wasser in einen Druck-Cylinder unterhalb einströmen läßt und letzteren entweder über oder unter eine Kolbenplatte (einen breiten Stempel) bewegt. Das Wasser strömt aus einer oberhalb angebrachten Cisterne und wirkt auf die Kolbenplatte mit hydrostatischem Druck, dessen Gradationen ein immerwährendes Fallen und Steigen dieses Kolben bewirken. Dieser endet oben unter dem zweiten Rack, den wir B nennen wollen und der ebenfalls auf den gezahnten Triebel wirkt. Letzterer befindet sich auf dem Hebelgriff der Dampfklappe, die man an Locomotiven, wie ich glaube, Schnarchventil zu nennen pflegt, und schließt oder öffnet dieses Ventil und läßt Dampf ein oder schließt ihn ab von dem großen Dampf-Cylinder, je nachdem er steigt oder niedergedrückt wird.

Die Differential-Action dieses Gouverneurs besteht nun im Wesentlichen darin, daß, wenn Rack A sich niederbewegt, ohne B zu stören, sich der Triebel auf Rack B wirft und das Schnarchventil verengt, oder daß, wenn Rack B aufsteigt, ohne A zu bewegen, sich B auf Rack A wirft und das Schnarchventil schwächt, oder daß A und B gleichmäßig auf- und absteigend den Triebel auf dem Zapfen drehen und das Schnarchventil weder öffnen noch schließen. Der Druck abwärts des Regulators wirkt auf Rack A, der Druck aufwärts des Wassers auf Rack B. Dies bewirkt die eigentliche Differential-Action. Sobald die Geschwindigkeit der Bewegung des großen Triebrades nur im Geringsten einen Ansatz zur Beschleunigung nimmt, bewirkt dieser Apparat sofort die nöthige Ausgleichung durch Abschließung des Ueberschusses von Dampfkraft. Die beiden Racks wirken auf das Ventil einzeln oder zugleich in entgegengesetzten Richtungen, so daß die Bewegungen des Ventils sich in der That nach dem Unterschiede, der „Differenz", zwischen hydraulischem Druck und der Centrifugalkraft der Regulirungs-Kolben (oder Flügel) richten, d. h. also durch „Differential-Action."

Dies ist, so weit es mit Worten für eine allgemeine Vorstellung gesagt werden kann, die Einrichtung, wodurch die Herren Child und Wilson den gigantischen, unbezähmten Dampf-Titan nöthigen, sich auf das Feinste und Gleichmäßigste selbst zu controliren.

In meiner Gegenwart wurde auf einmal 24 Pferdekraft in den Spindeln außer Thätigkeit gesetzt, ohne daß das große Triebrad seine 25 Drehungen per Minute nur um eine Secunde beschleunigte. Die 24 für den Augenblick ausgespannten Pferdekräfte fanden einstweilen hinreichende Beschäftigung, den hydraulischen Druck zu der entsprechenden Verengerung des Schnarchventils zu nöthigen.

So viel über einen der feinsten und zugleich mächtigsten Apparate an der Dampfmaschine. Männer von Fach werden sich aus der allgemeinen Skizzirung desselben ein bestimmtes Bild, eine Zeichnung machen können. Für uns Laien reicht die interessante Thatsache als solche hin. Der Differential-Actions-Gouverneur hat die 100 Pferdekräfte mit feinster Hand so in der Gewalt, daß sie nicht nur das Triebrad und die 10,000 Spindeln in stets gleicher Bewegungsgeschwindigkeit erhalten, sondern auch den Zeiger einer Uhr so drehen, daß man dieser mehr glaubt, als den expreß zur Zeitangabe gehaltenen Taschenuhren. Gewissenhaftere Selbstbeherrschung kann man von einem so gewaltigen Burschen kaum erwarten.

Sclavenhandel in Amerika.

Nr. 1.

Die Strafe auf Negerhandel und deren Folgen. — Wer handelt mit Sclaven? — Palmöl und Elfenbein. — Capitalumsatz. — Kosten und Ertrag einer Sclavenschmuggelfahrt. — Die Perle der Antillen und wie dort Sclaven hereingepascht werden.

Es ist eine durch statistische Nachrichten erhärtete Thatsache, daß in den Gegenden, wo blos Zucker, Kaffee, Reis und Baumwolle erzeugt wird, die mit dieser Arbeit beschäftigten Neger ein verhältnißmäßig nur kurzes Dasein genießen, denn die Arbeit ist sehr hart und anstrengend und das Klima außerordentlich ungesund. So sterben in jenen Himmelsstrichen immer mehr Nigger, als geboren werden. Dies ist besonders auf der Insel Cuba der Fall, wo die Sclaven übermäßig zur Arbeit angehalten werden. Allein auch in den zu den nordamerikanischen Freistaaten gehörigen Staaten Louisiana, Mississippi, Georgia, Florida und Alabama ist die Sterblichkeit außerordentlich groß und daher überwiegt auch hier die Zahl der Gestorbenen die Zahl der Geborenen bei weitem. Wenn deshalb diese Staaten in ihrer Zucker- und Baumwollenproduction nicht gehemmt sein wollen, wenn am Ende die ganze Negerbevölkerung nicht auf ein Minimum beschränkt werden oder gar aussterben soll, so müssen Sclaven importirt, es müssen frische Truppen in's Feld gestellt werden, welche die abgegangenen ersetzen. Woher soll man nun aber diese Ergänzungsarmee bekommen?

Der natürlichste Weg ist der, sie von da zu holen, wo man die ersten Neger geholt hat, nämlich von Afrika. Allein England hat es nach vielen Unterhandlungen und Mühen dahin gebracht, daß alle sclavenhaltenden Staaten (Amerika, Spanien und Brasilien) einen Vertrag mit ihm abschlossen, nach welchem der Sclavenhandel mit Afrika gänzlich sistirt sein soll. Es hat es so weit gebracht, daß verschiedene Staaten — worunter auch Amerika — übereinkamen, Kriegsschiffe an der Küste von Afrika kreuzen zu lassen, um den Sclavenhandel mit Gewalt zu verhindern und denselben für die Zukunft zur Unmöglichkeit zu machen. Es hat es sogar so weit gebracht, daß der Sclavenhandel, der Export von Schwarzen aus Afrika, eben so gestraft werden soll, wie Seeraub und Piraterie, d. h. mit dem Tode durch den Strang. Sollte man nun nicht meinen, das System der Sclaverei müßte, wenn diese Verträge richtig eingehalten werden, nach und nach einen Stoß erleiden, von dem es sich nicht mehr erholen könne? Sollte man nicht überzeugt sein, daß das Sclaveninstitut nach und nach ganz aufhören müsse, wenn die vorhandenen Sclaven aussterben und keine neuen an ihre Stelle gebracht werden können? Gewiß sollte man so denken und gewiß war es auch die Absicht Englands, durch jene Verträge diesen Zweck im Laufe der Jahre zu verwirklichen. Es wollte offenbar die Sclaverei ganz aufhören machen, ohne daß diese deshalb in den sclavenhaltenden Staaten durch ein besonderes Gesetz aufgehoben zu werden brauchte. Allein die Absicht ist nicht erreicht worden und die Sclavenhalter auf Cuba und in der Union haben sich trotz dieser Verträge zu helfen gewußt.

Es geschah dies und geschieht dies noch auf zweierlei Weise. Einmal durch Umgehung jener Verträge, dadurch, daß man mit Sclavenzufuhren aus Afrika Schleichhandel treibt, das andere Mal dadurch, daß man im Lande selbst eine Art künstlicher Ueberproduction erzeugt, indem man sogenannte Niggerzüchtereien anlegt, gerade so, wie man an anderen Orten Schweine- und Pferdezüchtereien angelegt hat.

Betrachten wir uns zuerst den Niggerschmuggelhandel mit Afrika.

In früheren Zeiten, am Ende des vorigen Jahrhunderts, als der Negerhandel noch offen betrieben wurde, war er fast ganz in den Händen der Engländer. Allerdings betheiligten sich auch Franzosen und Spanier dabei, allein die Engländer überflügelten Alle sowohl durch ihren größeren Unternehmungsgeist, als auch durch die Schnelligkeit ihrer Schiffe. Seit dieser Handel als Seeraub mit dem Tode bestraft wird, läuft kein Sclavenschiff mehr aus einem europäischen Hafen aus. Wohl würde es in der alten Welt vielleicht auch jetzt noch manchen Schiffscapitain geben, der sich nichts daraus machte, einmal auf den Schwarzwildpretfang auszufahren, und noch weniger würde sich vielleicht ein reicher Kaufherr in Hamburg oder London geniren, seine Gelder im Niggerhandel anzulegen, wenn's nur irgend anginge. Allein in den europäischen Häfen ist die Aufsicht über die Schiffe, die Controle derselben so groß und genau, daß eine Täuschung der Behörden fast zur Unmöglichkeit geworden ist. So hat sich dieser Handel ganz nach Amerika und hier wiederum hauptsächlich auf die nordamerikanischen Freistaaten zurückgezogen, von wo aus er aber immer noch ziemlich schwunghaft betrieben wird. Die Sclavenhändlerschiffe werden fast ohne alle Ausnahme in Newyork, Boston, Portland und Bristol gebaut. Boston und Newyork liefern die meisten. Es sind fast durchgängig Segelschiffe und meist von jener neueren Bauart, welche die Amerikaner eigens zu diesem

Digitized by Google

Zwecke erfunden haben, nämlich sogenannte Clipper. Diese Schiffe sind allerdings nicht so sicher, als die andern Segelschiffe, aber sie segeln um so schneller, und auf die letztere Eigenschaft kommt bei einem Sclavenschiffe das Meiste an. Das Geld zu ihrer Erbauung oder zu ihrem Ankauf liefern ohne alle Ausnahme Amerikaner, — Kaufleute von Newyork und Boston oder sonstigen Seestädten, nicht selten auch Großhändler, die ein Haus in Havanna haben. Diese Kaufleute haben durchweg eine angesehene, Credit genießende, in ehrenwerthem Klange stehende Firma, die Chefs der Firmen gehören vielleicht, sogar sehr wahrscheinlich, der frömmsten puritanischen Methodistensecte an, sie sind ohne allen Zweifel Mitglieder derjenigen politischen Partei, welche nach der Emancipation aller Schwarzen strebt und Gut und Blut für die Aufhebung der Sclaverei zu opfern schwört, sie haben vielleicht erst vor Kurzem bei einer großen öffentlichen Versammlung eine donnernde Abolitionistenrede gehalten; aber — mit Vergnügen geben sie ihr Geld her zum Ankauf und zur Ausrüstung eines Sclavenschiffes; denn im Handel kennt der Amerikaner weder Religion noch Politik und gegen einen guten Profit riskirt er immer eine doppelte Portion Frömmigkeit.

Natürlich ganz offen wird der Handel nicht getrieben, die Kaufmannsfirma wird nicht genannt, das Schiff wird in einem Hafen clarirt, der mit dem Sclavenhandel nichts zu thun haben kann, die Ladung, welche das Schiff eingenommen, ist eine ganz unschuldige; denn die zum Niggerhandel brauchbaren Waaren, die zum Transport von so viel hundert Sclaven nöthigen Wasserfässer, die für die kleine Mannschaft unverhältnißmäßig große Menge von Mundvorräthen, die Handschellen, Ketten und dergleichen sind im untersten Schiffsraume verborgen und mit anderen Waaren überdeckt, bis man sie auf hoher See ohne Gefahr auf's Deck schaffen kann. Allein trotz dieser Heimlichkeit ist der ganze Handel das, was man ein öffentliches Geheimniß nennt, und jedes auch nur wenig mit den Verhältnissen vertraute Haus weiß, wohin es sich zu wenden hat, wenn es über ein Sclavenschiff Auskunft haben oder ein dazu taugliches Schiff selbst ankaufen will. Die Makler, die in diesem Artikel Geschäfte machen, sind Jedermann bekannt; die Handlungshäuser, welche zu solchen Geschäften Geld hergeben, sind ohne alle Schwierigkeiten zu finden, und die Capitaine, Supercargos und Matrosen, die man nöthig hat, haben ihre eigenen Abstandsquartiere, wo man sie zu jeder Zeit auftreiben kann. Das Geschäft ist ein ganz so regelmäßiges, wie jedes andere Rhedergeschäft, nur ist das Aushängeschild kein offenes. Man gesteht vielleicht ohne Scheu, daß man nach und von der Küste von Afrika Handel treibe, aber man gibt sich den Anschein, als ob man „in Palmöl und Elfenbein mache." Elfenbein und Palmöl werden auch von der afrikanischen Küste geholt; deswegen sind diese zwei Artikel die beste Bemäntelung des Sclavenhandels.

Man hat berechnet, daß im Durchschnitt jährlich 45 bis 50 Schiffe aus den Häfen des östlichen Amerika auf den Sclavenhandel auslaufen; eben so viel vielleicht aus dem Hafen von Havanna, aber auch hier blos amerikanische, keine spanischen Schiffe. Jedes Schiff hat eine Mannschaft von 15 bis 30 Matrosen, und die Bemannung der ganzen Sclavenflotte besteht aus etwa zweitausend Mann, ohne die Officiere. Die Schiffe sind von verschiedener Größe, meist von 100 bis 500 Tonnen Gehalt und ohne Unterschied schnelle Segler. Sie fassen 150 bis 600 Neger, da man auf eine Tonne Gehalt etwa $1\frac{1}{2}$ Neger rechnet. In neuester Zeit hat man sogar Dampfschiffe zum Sclavenhandel angekauft, welche allerdings den Vorzug haben, daß sie schneller fahren, als die Segelschiffe, und deswegen den Kreuzern an der afrikanischen Küste leichter zu entgehen vermögen. Können sie doch vermöge ihrer Dampfkraft auch bei contrairem Winde ihre Richtung beibehalten und ihre zwölf Meilen in der Stunde zurücklegen. Allein sie sind dennoch nicht so beliebt, als die Clipperschiffe, weil sie wegen ihres Tiefganges nicht in jede Bucht der afrikanischen Küste einlaufen können und weil ihre Ausrüstung und ihr Ankauf mehr Geld kostet. Auch ist die Abfahrt eines Dampfers immer von größerem Aufsehen begleitet und der Zweck seiner Fahrt, sowie die Zeit des Abganges können nicht eben so leicht bemäntelt werden, als bei einem Segelschiffe. Dieser letztere Punkt ist noch entscheidender, als der Geldpunkt, denn an Capitalien fehlt es nicht. Beträgt doch das Geld, das alljährlich im Sclavenhandel angelegt wird, über vier Millionen Dollars, mehr als zehn Millionen Gulden, nicht ganz sechs Millionen preußische Thaler! — Alles dies sind statistische Notizen, die öffentlich in den Zeitungen nachgewiesen werden, ohne daß irgend Jemand besonders daran Anstoß nimmt. Im Gegentheil, Viele finden den ganzen Handel natürlich und in der Ordnung, weil sie die Sclaverei für naturgemäß halten. Man hat also größtentheils von Seiten der öffentlichen Meinung gegen den Handel an sich nichts einzuwenden, sondern schüttelt blos mit dem Kopfe, wo sich einer über dem verbotenen Schmuggel hat ertappen lassen.

Und doch hat es nie einen schmählicheren Handel gegeben, als diesen, vielleicht aber auch nie einen profitableren! Die Neger werden an der Küste Afrika's entweder von Zwischenhändlern, oder auch von den ersten Inhabern erworben. Es gibt nämlich eine Menge Staaten und Stätchen an dieser Küste, in welchen Sclaven zu haben sind, da dieser Verkauf fast das einzige Einkommen der dortigen Fürsten ist. Früher in alten Zeiten wurden die Kriegsgefangenen aufgefressen, nunmehr werden sie verkauft! Der Ankaufspreis schwankt zwischen 15 und 20 Dollars, besteht aber meist nicht in baarem Gelde, sondern in Flinten, die keinen Werth haben, in Spiegeln und sonstigem Flitterkram, der immer unsinnig hoch über seinen wahren Werth angesetzt ist. Der Unterhalt der Neger auf dem Schiff ist ein sehr kärglicher und besteht meist nur aus Bohnensuppe mit etwas Pökelfleisch. Die neu erworbenen Sclaven werden gefesselt und so nah auf einander aufgestapelt, daß sie sich kaum rühren können. Ohnehin ist das Zwischendeck, in welches sie gesperrt werden, so niedrig, daß dieselben nicht nur nicht stehen, sondern kaum sitzen und liegen können. Einem Neger wird nur der Raum von sechs Fuß Länge und drei Fuß Breite gestattet. Diese entsetzliche Zusammenspeicherung einiger hundert Menschen in einem niederen dumpfigen Raume, in welchem kaum der vierte Theil mit Anspruch auf Gesundheit existiren könnte, erzeugt nothwendig Krankheiten aller Art, und man darf daher als sichere Norm annehmen, daß ein Drittheil der zu importirenden Sclaven auf der Fahrt zu Grunde geht. Oft beträgt der Verlust die Hälfte; ist er aber nur ein Viertheil oder gar noch weniger, so ist die Fahrt eine außerordentlich günstige. Allein trotz dieser großen Verluste ist der Profit immer noch ein ungeheurer, — ein solcher, daß es uns nicht mehr wundern kann, wenn die frommen und scheinheiligen Puritaner Neuenglands demselben nicht zu widerstehen vermochten!

Berechnen wir einmal die Kosten einer solchen Sclaveneinfuhr-Schmuggelfahrt. Nehmen wir dazu das Dampfboot Pajano del Oceano, das vor noch nicht langer Zeit von einer Gesellschaft von Kaufleuten, die sich zum Sclavenhandel associirt haben, angekauft wurde. Das Schiff ist in Boston gebaut. Es hieß früher Oceanbird, der „Seevogel," und machte seiner Zeit manche Fahrt nach Havanna. Die frommen Kaufherrn, die es um die Summe von 150,000 Dollars ankauften, tauften es ins Spanische um, weil sie in Havanna eine Commandite hatten. Rechnen wir nun weiter. Der Capitän, der natürlich nicht blos ein erfahrener Seemann, sondern auch insbesondere ein mit der Küste Afrika's vertrauter Seefahrer sein muß, ein Mann, von dem vorauszusetzen ist, daß er Kopf und Auge auf dem rechten Flecke hat und mit toller Verwegenheit eine totale Verachtung aller bestehenden Gesetze verbindet, — denn wenn er gefangen wird, so steht Todesstrafe auf seinem Gewerbe, — der Capitän rechnet für seinen Antheil 20,000 Dollars, die ihm unter allen Umständen ausbezahlt werden müssen. Das Schiffsvolk mit den Unterofficieren kostet 30,000 Dollars, denn Matrosen, die sich zu einem solchen Unternehmen hergeben, müssen gut bezahlt werden, und selten bekommt der Geringste unter 500 Dollars für die Fahrt. Der „Seevogel" ist übrigens so groß, daß er 2500 Sclaven fassen kann, denn es hatten ja früher fünfhundert Passagiere auf ihm Platz, und in den Raum, welchen ein gewöhnlicher Passagier einnimmt, bringt man bequem fünf Neger. Der Ankauf dieser Schwarzen mit ihrer Verproviantirung sammt den übrigen Kosten der Ausrüstung, als Kohlen, Wasserfässer, Rum u. s. w. soll 40,000 Dollars betragen, was ziemlich hoch gerechnet ist. Dazu kommen dann noch die Gratificationen, die man an die Beamten der Küste zu zahlen hat, an welchen die Neger gelandet werden sollen, denn nur ums Geld ist die Gerechtigkeit blind. Diese sollen 50,000 Dollars betragen, zwanzig Dollars für den Kopf, was der gewöhnliche Preis ist. Für unvorhergesehene Ausgaben rechnen wir weitere 10,000 Dollars. Dies macht summa summarum: 300,000 Dollars. Diese 300,000 Dollars waren also nöthig, um den Seevogel auszurüsten, und dafür 2500 Stück Sclaven in Empfang zu nehmen. Von diesen 2500 Schwarzen werden fünfhundert während der Fahrt zu Grunde gegangen

Digitized by Google

sein. Wir werden wohl nicht mehr rechnen dürfen, weil das Schiff als Dampfer die Reise in ungewöhnlich kurzer Zeit zurücklegen konnte. Es bleiben also 2000 Neger zum Verkaufe. Der Preis für das Stück ist im Durchschnitt zum Mindesten 750 Dollars, eher mehr als weniger. Die ganze Erlössumme beträgt also 1,500,000 Dollars. Ziehen wir nun hiervon das Anlagecapital ab, so blieben als Reinprofit immerhin noch 1,200,000 Dollars, wenn (woran nicht zu zweifeln) Alles glücklich ablief. Ist um solchen Preis nicht schon Etwas zu wagen? Im Durchschnitt berechnet man, daß die 4 Millionen Dollars, welche jährlich von Nordamerikanern im Sclavenhandel angelegt werden, die hübsche Summe von 11 Millionen eintragen, und schon mancher Kaufmann ist, nachdem er ein paar Jahre Sclavenhandel getrieben, so immens reich geworden, daß er das Geschäft als Millionär aufgeben konnte. Hat Einer aber einmal in Amerika des Geldes genug erworben, so fragt kein Mensch danach, wie er es erworben hat; der Mann steht im Gegentheil im höchsten Ansehen, weil er so viel erworben hat! Läßt er sich sodann etwa noch herbei, einen Theil dieses Blutgeldes, nur wenige tausend Thaler davon, zu einer milden Stiftung, oder noch besser zu einem Kirchenbau oder dergleichen zu verwenden, so steigt sein Ansehen so sehr, daß er ohne allen Zweifel unter die Heiligen versetzt würde, wenn er nicht zufälligerweise Katholik wäre.

Wegen des Absatzes der Waare darf ein Sclavenhändler nie in Verlegenheit sein. Dieser Artikel ist immer gesucht und sogar so gesucht, daß man die Nachfrage darnach nie ganz befriedigen kann. Man darf nie wie bei andern Waaren in Furcht sein, die Concurrenz möchte die Preise herabdrücken; im Gegentheil, die Preise steigern sich mit jedem Jahr, je mehr die Zuckerplantagen sich ausdehnen. Die Hauptabsatzquelle ist Cuba, die Perle der Antillen, wie sie gewöhnlich genannt wird. Sie steht allerdings unter spanischer Herrschaft (nicht unter nordamerikanischer); aber nur um so leichter ist es eben deswegen, die Sclavenwaare dort zu landen. Denn die Generalcapitäne, d. i. die Gouverneure von Cuba, nebst der sämmtlichen übrigen Beamtenwelt, drücken gegen eine bestimmte Summe Geldes recht gern ein Auge, oder vielmehr beide Augen zu. Der Generalcapitän besitzt vielleicht so viel Schicklichkeitssinn, die Bestechungssumme nicht selbst in eigener Person in Empfang zu nehmen, um so sicherer aber thut's sein Secretär, sein geheimes Factotum, und dem Handel wird demnach keinerlei wirkliches Hinderniß in den Weg gelegt. Alles, was dagegen geschieht, ist nur zum Schein, nur um die Wachsamkeit der Engländer zu täuschen. Darin liegt auch der Grund, warum noch jeder Generalcapitän von Cuba nach wenigen Jahren ein reicher Mann geworden ist! Die Hauptlandungsplätze auf Cuba sind übrigens nicht Havanna, die Hauptstadt der Insel und deren erster Seehafen, denn hier liegen immer fremde (englische und französische) Kriegs-Schiffe, — sondern ein Paar entferntere Buchten: Sierra Morena und Sagua la Grande. Hier können Kriegsschiffe, die immer einen ziemlichen Tiefgang haben, nicht landen. — Das Handlungshaus, dem das Sclavenschiff gehört, hat natürlich seinen Agenten am Lande. Dieser steht mit den hauptsächlichsten Landsclavenhändlern der Insel in genauester Verbindung. Dem sich nähernden Schiffe wird durch Feuer und Raketen ein Zeichen gegeben, wann es sich ungefährdet in die Bucht wagen darf. Die Neger werden im Augenblick der Landung ausgeschifft. Der Händler ist parat und zahlt baar aus, oder in guten Wechseln. Eine Stunde darauf sind die Schwarzen schon ins Innere transportirt und auf ein paar großen Plantagen untergebracht, denn die Plantagen-Besitzer stehen alle mit den Händlern im Bunde, weil ihnen daran liegen muß, immer neue, frische Waare zu bekommen. Erhält dann ein englischer Kreuzer auch Wind davon, daß ein Sclavenschiff gelandet sei, so bleibt ihm nichts, als das Nachsehen, denn die Neger sind verschwunden und können nicht mehr aufgefunden werden. In unglaublich kurzer Zeit haben sich für Alle, junge wie alte, männliche wie weibliche, stabile Herren gefunden. Das Bedürfniß nach kräftigem Menschenfleisch ist auf jeder Plantage groß und die Händler haben immer schon vor der Ankunft eines Schiffes Auftrag zum Ankauf von so und so viel Rekruten.

Uebrigens ist nicht blos Cuba der Zielpunkt des Sclavenschmugglers. In die Union oder vielmehr die südlichen Staaten derselben werden ebenso gut afrikanische Neger importirt, und man berechnet die jährliche Einfuhr dahin von Afrika aus auf mehr denn 15,000 Stück. Die Hauptstapelplätze sind Florida, das wegen der Nähe der gegenüber liegenden Insel Cuba besonders gut geeignet ist (denn es gehört nur eine Fahrt von wenigen Tagen dazu, um Sclaven aus einem Hafen von Cuba herüberzubringen), und Louisiana, d. i. jener Theil der Küste, welcher westlich von Neworleans an dem Ausfluß der Sabina sich hindehnt. Auch die Mündung des Pearlflusses im Staate Mississippi wird von Sclavenschiffen oft besucht, und nicht selten zeigen dies die Zeitungen ganz offen und ungenirt an. Früher, vor 1845, als Texas noch nicht zu den Vereinigten Staaten gehörte, wurde der Handel noch viel schwunghafter betrieben, da die Bucht an der Grenzscheide von Texas und Louisiana besonders einladend zur Einfahrt für Sclavenschiffe lag. Damals brachte der Import fast gar keine Gefahr, da die Schmuggler in dem unabhängigen Texas stets eine sichere Zuflucht fanden. Aber auch jetzt noch steht die Sache ernster und gefährlicher aus, als sie wirklich ist; denn wenn anders die Plantagenbesitzer mit den Händlern einverstanden sind (und daran ist fast nie zu zweifeln, weil die „frische" Waare wohlfeiler gegeben werden kann, als die im Lande gezogene), so ist an eine Abfassung, eine Einfangung eines Sclavenschiffes mit seinem Inhalt kaum zu denken. Dem Auslande gegenüber behaupten allerdings die Nordamerikaner, daß der Handel mit importirten Sclaven gänzlich aufgehört habe, allein es bedarf blos einer kurzen Reise in die südlichen Staaten und nur einiger Beobachtungsgabe, um die Unwahrheit dieser Behauptung sogleich einzusehen; denn man heißt im Süden ganz allgemein die frisch importirte Waare: „Guinea nigger" zum Unterschied von der im Inlande gezogenen, und in Mississippi, Alabama, Louisiana u. s. w. ist fast keine Plantage, wo nicht wenigstens einige Guineanigger anzutreffen wären. Die Bewohner des „rothen Flusses" wissen vielleicht hiervon noch mehr zu erzählen!

Die Berliner Charité.

Am 1. Januar 1727 wurde von Friedrich Wilhelm I. ein Lazareth eröffnet, welches „als ein öffentliches Werk der christlichen Liebe, Gutthat und Mildthätigkeit", wie es in der alten Urkunde heißt, den Namen Charité bekam, und seitdem auch beibehielt. Der damalige erste Arzt, Professor Dr. Eller, faßte bereits die höhere, wissenschaftliche Aufgabe der Anstalt folgendermaßen auf: „daß nach dem Beispiele von Paris, London und Amsterdam auch in der Charité allen Medicis und Chirurgis hinlängliche Gelegenheit gegeben werde, sowohl die innerlichen als äußerlichen Curen zu sehen und zu begreifen." Dieser doppelten, segensreichen Bestimmung ist das Institut bis zum heutigen Tage treu geblieben, indem es als Heil- und Lehranstalt seinen vorzüglichen Rang behauptet hat.

Die Charité nimmt mit den dazu gehörigen Gebäuden, Gärten und Höfen den vierten Theil einer Quadratmeile ein und ist in der Nähe des Louisenthores gelegen. Wir treten, nachdem wir uns bei dem Portier gemeldet und legitimirt haben, durch das große Hauptthor in die sogenannte alte Charité ein. Was uns zunächst auffällt, ist die fast holländische Reinlichkeit der Gänge und Treppen, welche mit Oelfarbe gestrichen, gebohnt und in der Mitte mit Strohmatten belegt sind. Im Parterre befinden sich die Wohnungen der Beamten und die Büreau's für die Verwaltung. Im ersten Stockwerk liegen die sogenannten äußeren oder chirurgischen Kranken, welche an Wunden, Knochenbrüchen u. s. w. leiden. Die rechte Seite des Hauses ist für die männlichen, die linke für die weiblichen Patienten bestimmt. Jeder Kranke erhält, wenn es irgend zulässig, bei seiner Aufnahme ein warmes Bad und eine angemessene Kleidung, welche in einem Anzuge von blau- und weißgestreifter Leinwand besteht. Mit jenem Gefühle, das uns beim Anblick der leidenden Menschheit unwillkürlich zu beschleichen pflegt, gelangen wir in einen der großen Säle, welche ungefähr dreißig bis vierzig Betten fassen können. Das Lager besteht aus einer eisernen Bettstelle, einer Roßhaarmatratze nebst Keilkissen und einer warmen Wollendecke. Ueber dem Kopfende befindet sich eine schwarze Tafel, auf welcher mit Kreide der Name des Kranken und seine

Krankheit geschrieben steht. Ein Nachttisch dient zur Aufbewahrung der nöthigen Geschirre, ein Bettschirm, um die schweren Patienten von den Uebrigen abzusondern. Zwischen je zwei Sälen liegt die Wärterstube, wo Tag und Nacht die Heildiener sich aufhalten; sie sorgen für die Bedürfnisse der Kranken, und zeichnen sich meist durch ihre Erfahrung und Menschenfreundlichkeit aus. Es gibt darunter alte Praktiker, die sich durch eine Reihe von Jahren einen wirklichen diagnostischen Scharfblick angeeignet haben.

Werfen wir einen Blick auf die anwesenden Kranken, so finden wir die verschiedensten Leiden vertreten, von der leichten Wunde bis zum brandigen Geschwür, vom einfachen Knochenbruch bis zur Zermalmung eines oder beider Füsse. Dort der kräftige Mann ist so eben erst amputirt worden; er arbeitete in einer Maschinenanstalt, wo ein Rad ihn am Arme ergriffen. Nur eine Operation konnte ihn vom sichern Tode retten. Einige Schritte von ihm liegt ein Maurer, der beim Bau eines Hauses verunglückt ist. Sein Schädel zeigt bedeutende Verletzungen; er hat das Bewußtsein verloren, weil ein Knochensplitter oder das ausgetretene Blut auf die weiche Gehirnmasse drückt, und das Seelenleben stört. Nur die Trepanation, welche in wenigen Minuten bei ihm angewendet werden soll, kann ihn vielleicht noch retten, und seiner Familie den Ernährer erhalten. Jener bleiche junge Mann, der um den Hals einen Verband trägt, ist ein Selbstmörder, der durch einen Schnitt seinem Leben ein Ende machen wollte. Er hat die Kehle verletzt, und die Nahrungsmittel werden ihm durch eine Gummiröhre eingeflößt, um die Wunde nicht von Neuem aufzureißen. Dazwischen stehen und sitzen Reconvalescenten und Wiedergenesene, die sich unterhalten oder durch Lesen die Zeit zu vertreiben suchen.

Wir steigen noch eine Treppe höher und kommen so in die Station für innere Krankheiten, wo der dirigirende Arzt den Patienten eben seinen Besuch abstattet. Wir schließen uns der Visite an, und haben so die beste Gelegenheit, die Behandlungsweise der Kranken kennen zu lernen. Der Geheimrath tritt in Begleitung eines sogenannten Charitéchirurgen und der versammelten Kliniker an das Bett, und stellt ein genaues Examen an, worauf er das Wesen der Krankheit, die Diagnose festsetzt, und die nöthigen medicinischen und diätetischen Anordnungen trifft, welche von dem Assistenten aufgeschrieben werden. Hierauf wird der Patient einem der anwesenden Studirenden, die wenigstens schon das vierte Semester zurückgelegt haben müssen, zur ferneren Behandlung übergeben, so daß es diesen nicht an praktischer Ausbildung fehlen kann. — Mit allen der Wissenschaft zu Gebote stehenden Hülfsmitteln wird dabei verfahren, kein noch so geringes und unscheinbares Symptom übergangen, das Höhrrohr und die chemischen Reagentien fleißig angewendet, und oft mit bewunderungswürdigem Scharfsinn das verborgene Leiden erforscht und richtig erkannt. Die große Anzahl der Kranken gestattet dem Lernenden, sich eine genaue Kenntniß der verschiedenartigsten Fälle zu verschaffen. Hier sieht er alle möglichen Formen und Stadien, eine Gallerie menschlicher Gebrechen und Qualen.

Wir verlassen die alte Charité, welche ungefähr 800 Betten enthält, um uns nach der neuen zu begeben, welche ein wahrer Prachtbau genannt zu werden verdient. Dieselbe ist von allen Seiten von einer Mauer umgeben und abgeschlossen, außerdem wird sie sorgfältig bewacht, da sie außer den Wahnsinnigen auch noch die kranken Gefangenen enthält. Wer jedoch den heiteren, mit Blumen und Palmen besetzten Flur und die in gleicher Weise verzierten Treppen sieht, der dürfte am wenigsten glauben, daß dies der Aufenthalt des Wahnsinns und der Verbrechen sei. Alles zeigt hier die größte Sauberkeit, welche fast an Eleganz grenzt. Die unteren Stockwerke sind für die Irren und Nervenkranken bestimmt, die oberen für die an ansteckenden Krankheiten Leidenden und für die kranken Gefangenen. Es ist hier viel selbstverschuldetes Elend aufgehäuft, und der Sittenmaler findet ein reiches Material in diesen Sälen. Unter den Wahnsinnigen macht sich in neuester Zeit der religiöse Wahnsinn in seinen mannichfachsten Formen besonders bemerkbar.

Die Irrenanstalt steht unter der Leitung des Geheimraths Ideler, eines der ausgezeichnetsten Aerzte auf diesem Gebiete. Die Seelenheilkunde hat ihm viel zu verdanken, am meisten durch die consequente Anwendung des Turnens und der Heilgymnastik bei Geisteskranken, womit er wahrhaft überraschende Resultate erzielt hat.

In dem sogenannten Pavillon halten sich die angesteckten Männer und Dirnen auf. Wer das Laster in allen seinen Formen und schrecklichen Verheerungen kennen lernen will, der braucht nur eine Wanderung durch diese Räume mit uns zu machen. Hier findet er ein Material, wie es ihm nur selten geboten wird, verlorene Männer und Frauen in allen Stadien, vom ersten Fehltritt an bis zur vollendeten Verderbtheit. Leichtsinn und Verzweiflung, Reue und Verstocktheit wohnen hier dicht beisammen, näher, als es wohl gut sein möchte, aber der Arzt hat es nur mit den leiblichen Gebrechen der Menschheit zu thun. Wer aber heilt die moralischen?

Den traurigsten Eindruck machen die kranken Gefangenen, welche nach ihrer Heilung der Criminaljustiz verfallen sind, und das Krankenhaus nur verlassen, um in den Kerker zurückzukehren. Zu den Leiden des Körpers gesellen sich die der Seele, Gewissensbisse und Furcht vor der Strafe steigern oft ihre Qualen auf das Höchste. Mancher Mörder, der schwer darniederliegt, mag den Tod mit Inbrunst herbei wünschen, und in seinen Fieberträumen ängstigt ihn die Vision des schrecklichen Blutgerüstes, das seiner wartet.

Dicht an die neue Charité grenzen das Pockenhaus und das Choleraspital, zwischen denen die Capelle liegt, wo die Leichen der Gestorbenen ausgestellt und vom Prediger der Anstalt eingesegnet werden.

Ueber einen großen Hof gelangen wir zu dem „Gebärhause", wo die armen Wöchnerinnen der schweren Stunde ihrer Entbindung entgegensehen. Die innere Einrichtung zeigt von allem möglichen Comfort. Zwei Hebammen und mehrere Geburtshelfer versehen Tag und Nacht den Dienst. Die meisten Schwangeren finden schon vier Wochen vorher Aufnahme und Pflege; so wie sie auch die Sechswochen hier abhalten dürfen. Sie werden mit all der Rücksicht und Schonung behandelt, welche ihr Zustand erheischt. Trotzdem herrscht Jahr aus Jahr ein in diesen Räumen das schreckliche „Wochenfieber," welches täglich neue Opfer fordert. Zuweilen greift die Epidemie so stark um sich, daß das Gebärhaus geräumt und sämmtliche Wöchnerinnen entfernt werden müssen. Die Zwischenzeit wird dazu benutzt, durch Lüften der Säle und Weißen der Wände das Contagium zu zerstören, was jedoch nur immer auf kurze Zeit gelingt, da es sich stets von Neuem zu erzeugen scheint. Außer den Studirenden gewährt die Anstalt auch einer Anzahl von Frauen die Gelegenheit, sich zum Hebammendienste auszubilden, und sich hier die nöthigen Kenntnisse zu erwerben.

Vorzugsweise für die Wöchnerinnen, wenn eine Umquartierung derselben erforderlich ist, aber auch für andere Patienten dient das neue Sommerlazareth, welches durch den leichten, luftigen Bau seiner Bestimmung vollkommen entspricht und einen Theil der Kranken während der heißen Monate aufnimmt. Durch diese Einrichtung wird nicht nur ein wohlthätiger Wechsel erzielt, sondern auch die Möglichkeit gegeben, die nöthigen Reparaturen in den verlassenen Zimmern vorzunehmen. Die Zahl der Betten, welche das Sommerlazareth enthält, beläuft sich auf fünfhundert. Mit diesen Anstalten, welche ausschließlich zur Aufnahme der Kranken dienen und worin noch einige Beamte wohnen, ist eine Reihe von Wirthschaftsgebäuden verbunden, in denen für die Bedürfnisse der Charité gesorgt wird. Man kann sich ungefähr eine Vorstellung machen, welch' einen Kostenaufwand die Unterstützung und Verpflegung von mehr als zweitausend Personen täglich verursacht. Diesen Verhältnissen angemessen ist die „Küche" angelegt, worin ein Koch mit mehreren Gehülfen die Speisen für sämmtliche Patienten und für die Unterbeamten, Wärter u. s. w. bereitet. Unter vier großen Heerden brennt ein mächtiges Feuer. In riesigen Kesseln, von denen jeder ungefähr 1500 Quart faßt, dampft die Suppe und das Fleisch. Auch an Braten fehlt es nicht für die Reconvalescenten, so wie an dem zugehörigen Compot. Die Verpflegung läßt nichts zu wünschen übrig und kein Kranker hat Ursache, sich zu beklagen. Es wird dabei höchst sorgfältig auf die angeordnete Diät Rücksicht genommen, wobei drei verschiedene Grade im Gebrauch sind. Den Fieberkranken wird eine schwächere, den übrigen eine nahrhaftere Kost verabreicht, oft noch durch ein kräftiges Bier oder ein Glas Wein bei Reconvalescenten gewürzt.

Auch das „Waschhaus" mit seiner Einrichtung verdient unsere Beachtung. Den Kranken fehlt es nicht an frischer Wäsche, da Reinlichkeit häufig die Cur unterstützen muß. Die jährlichen Ausgaben für diesen Verwaltungszweig belaufen sich allein jährlich auf 10,540 Thaler; trotzdem die Wäsche so billig als möglich betrieben wird, so daß 100 Pfund derselben nicht höher als 29 Sgr. und 5 Pfennige zu stehen kommen. Das Waschhaus ist mit einer Dampfmaschine versehen, welche das nöthige warme Wasser und

Digitized by Google

heiße Dämpfe liefert. Außerdem sind noch drei Hausknechte und siebzehn Mägde dabei beschäftigt. Das Auswinden geschieht vermittelst eines eigenen Drehwerkes, welches jeden Tropfen Wasser auspreßt. Die Dampfmaschine wird zugleich zum Spalten und Sägen des Holzbedarfes benutzt und zerschneidet in wenigen Minuten eine ganze Klafter desselben. Ueberall begegnen wir einer anerkennungswerthen Ordnung und Sparsamkeit.

Wenden wir uns von dem Waschhause nach der rechten Seite, so gelangen wir zu einem neuen, eleganten Gebäude, dessen Bestimmung der Leser nur schwer errathen dürfte. Es ist dies das vor kurzer Zeit erst erbaute „Leichenhaus" mit einer musterhaften inneren Einrichtung. Zum Nutzen der Lebenden werden hier die meisten Todten hergebracht und secirt, um den Grund ihrer Krankheit, die geheimen Ursachen und die organischen Veränderungen zu entdecken.

Selbst an diesem Orte begegnen wir einer doppelt merkwürdigen Sauberkeit und Reinlichkeit. Kein unangenehmer Geruch, kein verletzender Anblick beleidigt uns. Es ist Alles aufgeboten, um das Schreckliche zu mildern, das entsetzliche Bild des Todes zu verhüllen. Die Todten liegen in einem kühlen Keller; nur der zur Section bestimmte Leichnam ruht auf einem Tische; durch Zufluß von frischem Wasser werden alle blutigen Spuren sogleich beseitigt. Die zur Untersuchung bestimmten Organe und Materien kommen in das mit dem Leichenhause verbundene Auditorium oder in das physiologische Laboratorium, welches von dem genialen Professor der Pathologie Virchow, geleitet wird. Hier stehen eine Menge von Mikroskopen in einem großen Saale, wo den Studirenden die Gelegenheit geboten wird, sich in derartigen Untersuchungen zu üben und zu vervollkommnen. Damit ist zugleich ein chemisches Cabinet verbunden, wo die organischen Stoffe geprüft und analysirt werden. Auf diese Weise steht selbst der Tod im Dienste des Lebens und der Wissenschaft; die Zerstörung muß zur Wohlthat werden und bereichert den Schatz unserer Erkenntniß. Nur zuweilen wird das Leichenhaus ein Schauplatz des Grauens und der Furcht, da es auch zur Aufbewahrung der Ermordeten und zur Ausstellung unbekannter Selbstmörder und Verunglückter dient. Hier findet die Mutter ihr vermißtes und ertrunkenes Kind wieder und wirft sich jammernd über die kleine Leiche; oder jene arme Frau, der das Elend aus den eingesunkenen Augen und den hohlen Wangen schaut, erkennt unter den Todten nach ängstlichem Suchen den Körper ihres Mannes, der sich vor Verzweiflung, weil er nicht länger die Noth der Seinigen ertragen konnte, mit einem Pistolenschusse das Gehirn zerschmettert hat.

Hier steht der Mörder seinem Opfer gegenüber und zittert, wenn er die blutige Wunde sieht, die ihn laut seines Verbrechens anklagt. Er bricht zusammen bei dem Anblick und gesteht seine That, die ihn auf das Blutgerüst führen wird. — Das sind die Mysterien und Tragödien des Berliner Leichenhauses.

Wir haben nur noch einige Worte über die Verwaltung der Charité hinzuzufügen. Die größere Anzahl der Kranken wird hier unentgeltlich aufgenommen und gepflegt. Andere zahlen monatlich einen festgesetzten Beitrag, der zwischen zehn und dreißig Thalern differirt je nach der Classe, in welche sie eingeschrieben zu werden wünschen. Die großen Kosten werden theils von diesen Beiträgen,

Die Berliner Charité.

theils von den Zuschüssen des Staates und der Stadt Berlin, theils aus den eigenen Einkünften der Charité bestritten, welche diese aus ihren Gütern in Schlesien, der Mark u. s. w. und aus frommen Stiftungen und Vermächtnissen bezieht. Immer mehr hat sich die Nothwendigkeit herausgestellt, die medicinische Leitung des Ganzen von der rein finanziellen zu trennen. Die erstere befindet sich in den Händen des geheimen Medicinalraths Dr. Horn, die letztere wird von dem Geheimrath Esse geführt, einem der ausgezeichnetsten Verwaltungsbeamten, dem die Anstalt ihre musterhafte äußere Einrichtung zum großen Theile zu danken hat. Für ihre wissenschaftliche Bedeutung bürgen die Namen Schönlein, Jüngken, Grimm, Ideler unter den älteren Aerzten; unter den jüngeren Virchow, Traube u. s. w. Kaum dürfte in Rücksicht auf zweckmäßige Anordnung, Einrichtung und Leitung ein besseres Krankenhaus in Deutschland existiren, da es Alles in sich vereint, was zur Behandlung der verschiedensten Kranken und Belehrung der Studirenden Noth thut.

Max Ring.

Eine Erinnerung aus dem Jenenser Studentenleben.

Es ist noch nicht so lange her, so galt Jena als eine derjenigen Universitätsstädte, wo das Lied „Frei ist der Bursch" nicht nur hell und laut durch die Straßen klang, sondern auch seine uneingeschränkteste Wahrheit hatte; wo die blühende Studentenromantik die unbestrittenste Herrschaft behauptete und die gesammte Jenenser Bürgerschaft mit ihren Civilbehörden und Polizeidienern

nur der „gehorsame Diener" der Musensöhne war. Denn diese bildeten einen wohlorganisirten Staat im Staate mit eigenen Gesetzen und eigener Gerichtsbarkeit und „die Philister waren ihnen gewogen meist, denn sie ahnten im Burschen, was Freiheit heißt." So hart die Corps gegenseitig oft auch aneinander geriethen, mit welchem Ernst und Gewicht ihre diplomatischen Differenzen auch verhandelt wurden, so oft von dem einen oder anderen auch „Verschiß"-Erklärungen ausgingen und der blutige Zweikampf mehr als einmal die vermeintlich befleckte Ehre repariren mußte: so schaarten sich doch die Jenenser Studenten, welche Farben sie auch trugen und in welche folgenschwere Kämpfe sie auch verwickelt waren, wie ein Mann um das gemeinsame Banner, wenn die studentische Integrität oder Oberhoheit von da oder dorther bedroht war. Wie damals die deutsche Freiheit nur im deutschen Liede, so war die deutsche Einigkeit auch nur bei der studirenden Jugend zu finden.

Es war im Sommersemester 1842, als die deutsche Einheit der Jenenser Studenten wieder einmal in hellen Flammen auflohte. An einem heißen Juliisonntage, nachdem man gegenseitig etwas über den Durst in Lichtenhain dem Safte des Gambrinus zugesprochen, kam es zwischen den Studenten irgend einer Verbindung und den anwesenden „Knoten" zu einer grandiosen „Holzerei", bei welcher die letzteren mit blutigen Köpfen heimgeschickt wurden. Die triumphirenden Sieger vergaßen aber die nöthige Vorsicht; zerstreut kehrten sie in die Musenstadt zurück; bevor er nach Hause ging, erzählte der Eine noch auf der „Rose", der Andere im „Burgkeller", der Dritte im „Bären" u. s. w. das Ereigniß des Tages und zog sich dann, wie gewöhnlich, erst spät in die Einsamkeit seines Zimmers zurück.

Unterdessen kochte in dem Gemüthe der geschlagenen Handwerksburschen, die „trauernd tief", wie Don Diego, in ihrer Herberge beisammen saßen, die Rache; mit der bewußten vereinten Studentenverbindung konnten sie sich nicht messen, das stand fest; sie beschlossen daher, ihr Glück im Einzelnkampfe zu versuchen, der ja auch im berühmten trojanischen Kriege keine verachtenswerthe Rolle gespielt hat. Ein stämmiger, grobknöchiger Schustergeselle übernahm es, heute Nacht noch einen Feind aufzusuchen. Und nicht lange stand es an, so traf er in einer einsamen Straße Jena's einen harmlosen „Fuchs", der die Farben der siegreichen Verbindung trug. Ohne Weiteres drang er auf ihn ein, versetzte ihm mit seinem gewundenen Stocke eins auf den Kopf, daß er bewußtlos zu Boden fiel, und walkte den Wehrlosen dann noch überdies dergestalt durch, daß er nach einiger Zeit für todt von der Straße aufgehoben wurde. In der That waren seine Verletzungen sehr erheblich und die Aerzte gaben wenig Hoffnung für die Erhaltung seines Lebens.

Mit telegraphischer Eile gelangte schon am frühen Montagmorgen die Kunde von der barbarischen Mißhandlung eines ihrer Commilitonen zum Ohre eines jeden akademischen Bürgers. Die Theilnahme, die sich dem Mißhandelten zuwandte, war eben so allgemein und aufrichtig, als die Erbitterung gegen den Thäter gründlich und ernst war. Sein Name war bekannt; da aber der Träger desselben augenblicklich nicht ausfindig gemacht werden konnte, so ließ man vorläufig sein Wanderbuch auf der Polizei mit Beschlag belegen, nachdem der Fall bei derselben angezeigt und sie zur Fahndung aufgefordert worden war.

Am Montag Vormittag wurden die Collegien nur mit halber Aufmerksamkeit angehört; die sich Begegnenden wußten von nichts Anderem zu reden, als von dem Verbrechen, das in der letzten Nacht begangen worden war.

Am Nachmittage bildeten sich auf dem Markte einzelne Gruppen Studirender, die sich schnell sichtlich verstärkten. Jede Straße und jedes Gäßchen sandte sein Contingent auf den altbekannten Krystallisationspunkt der Musenstadt. Bald war der ansehnlichste Theil der Studentenschaft hier versammelt. Nachdem ein vielerfahrener, die studentischen Interessen getreulich wahrender Alterbursche den Anwesenden eröffnet hatte, daß die „Knoten" heute ihren „blauen" in Lichtenhain feiern, wo sich der Maleficant sehr wahrscheinlich auch befinde, ward ohne weitere Debatte ein Zug dorthin beschlossen. Man wollte den Uebelthäter eigenhändig der Polizei überliefern.

Ich war noch nicht drei Monate auf der Universität, als dieses Ereigniß zwischen meine stillen Studien fiel. Da der Nachmittag allgemein „geschwänzt" wurde, so machte ich mir auch keinen Gewissensscrupel, aus dem Colleg zu bleiben, und mein studentisches Bewußtsein hob sich mächtig bei dem Gedanken, auch einmal eine kühne, ritterliche That mit ausführen zu helfen. Mit einem riesigen Ziegenhainer bewaffnet, schloß ich mich dem feindlichen Zuge nach dem stillen Dorfe an.

Dasselbe war bald von allen Seiten umschlossen; immer enger zog sich der Kreis der Belagerer, bis sämmtliche „Knoten" gefangen waren. Nun allgemeiner, aber würdiger Jubel: denn die Studentenschaft war entschlossen, sich bei dieser Angelegenheit durchaus nobel zu benehmen und den Schuhmacher, der dieses Mal auf das unrechte Leder geklopft, ohne ihm ein Haar zu krümmen, der Gerechtigkeit zu überantworten.

Aber leider befand sich der Gesuchte nicht unter den Blaumontagsgesellen von Lichtenhain; jetzt wollte man zwar wissen, daß er irgendwo in einem Keller oder unter einem Dache versteckt sei, allein auch die sorgfältigste Haussuchung ergab kein Resultat. Ein hoffnungsvoller „Fuchs" lenkte nun die Aufmerksamkeit nach Ziegenhain hin, wo gewiß auch „blauer" gemacht werde; wenn irgendwo, so müsse der Uebelthäter dort zu finden sein.

Und nun marschirte das ganze studentische Heer über die Saale, Ziegenhain zu, das im milden Glanze der Abendsonne dalag, ohne zu ahnen, welche Macht heranrücke. Noch war aber die letztere nicht in das Dorf eingerückt, als die dort weilenden Blaumontagsgesellen von deren Absicht unterrichtet wurden; obschon von aller Schuld sich frei wissend, floh, wer fliehen konnte, und wem dies nicht mehr möglich war, der verbarg sich in die tiefsten Tiefen der Keller oder verkroch sich hoch hinauf unter das Dach. Die Furchtsamen gehörten sammt und sonders der ehrbaren Zunft der Schneider an und meinten allen Ernstes, die Studenten hätten es auf die totale Vernichtung der „Knoten" abgesehen.

Bald gelang es, die Meisten aus ihren Verstecken hervorzuziehen, und so verdächtig sich dieselben durch ihr Benehmen auch gemacht hatten, so zeigte es sich doch bald, daß diese Helden der Nadel durchaus schuldloser Natur waren. Man ließ sie ruhig ihres Weges ziehen und war im Begriff, selber wieder nach Jena zurückzukehren, als ein Schneiderlein, um sich bei den „Herren" Studenten extra beliebt zu machen, mit verschmitzter Miene auf ein Haus deutete, in welchem noch Einer versteckt sei. Der Jubelruf: „Endlich haben wir ihn!" rang sich unwillkürlich aus der ungeduldigen Brust des studentischen Heeres —, das Haus wurde genau durchsucht und nicht lange, so brachten die Klügsten und Besten der akademischen Streitmacht einen blondlockigen Jüngling als Gefangenen in's Freie. Aber auch jetzt war der Jubel wieder zu vereilig gewesen und der Gefangene war so unschuldig, als diejenigen, die man so eben hatte frei abziehen lassen; auch er war ein harmloser Schneidergeselle! Und doch war er nicht ganz ohne Schuld, man fand es wenigstens im höchsten Grade anmaßend, daß er sich studentisch trage und die Haare studentisch wachsen lasse. Um nun dem Unmuthe über das vergebliche Fahnden auf den Schuster, der irgendwo in guter Ruhe saß und sein Pfeifchen Tabak dazu rauchte, Luft zu machen und den Tag doch mit irgend einer That zu beschließen, ward der Schneidergeselle verurtheilt, seines widerrechtlichen Haarschmuckes beraubt zu werden. In dem Dorfe, das für den Schneider einen verwandtschaftlichen Namen hat, wurde dem Vermessenen unter lautem Lachen zwar nicht der Bart, aber doch die Locken abgeschoren, wobei man übrigens den Trost hatte, daß durch diese unschmerzliche Operation ihm aus sehr einfachen Gründen nicht geraubt wurde, was durch eine ähnliche einst Simson verlor. Ohne ihm weitere Unbilden zuzufügen, wurde auch der Geschorene entlassen.

Und so begab sich denn die akademische Heeresmacht, ohne große Heldenthaten verübt zu haben, wieder nach Jena zurück, wo man zum Schlusse noch die Gesellenherbergen vergeblich durchsuchte. Die Hoffnung dieses Tages war zu Wasser geworden.

Indeß wachte mehr als ein Auge über die studentischen Interessen. Drei bemooste Bursche, durch die Erlebung vieler Semester bekannt mit den inneren und äußeren Verhältnissen Jena's, zu alt, um sich mit dem Besuche der Collegien zu befassen und zu jung, um das Staatsexamen zu machen oder sich für eine Anstellung zu bewerben, hatten sich vorzüglich die Aufgabe gestellt, in der „Kneipe" und auf dem Fechtboden, sowie gegen auswärtige Feinde die Vorkämpfer der Jenensischen Musensöhne zu sein. Zugleich docirten sie den „Füchsen" gegen ein Honorar von einigen Tonnen Bier, gegen Freihalten auf Reisen, Suiten und anderen ordentlichen und außerordentlichen Gelegenheiten die Regeln des

Digitized by Google

Studentencomments. Diese ehrwürdigen „Häuser" nun übernahmen es, die Nacht über in der Nähe der Gesellenherberge Wache zu halten, denn dorthin, dachten sie, müsse der Delinquent doch einmal kommen.

Und richtig, als im Osten schon der Morgen zu grauen begann, nahte der Gegenstand der Jenensischen Aufregung still und leise sich der bekannten Herberge, um, von Angst und Müdigkeit ermattet, für einige Stunden der Ruhe zu genießen und den folgenden Tag eben so still und leise Jena „Adios" zu sagen.

„Haben wir Dich!" herrschten ihm die Bemoosten zu, als er eben im Begriffe stand, sich vor der Herbergsthüre bemerklich zu machen.

Ohne Gegenwehr ließ sich der Arme festnehmen und folgte ihnen wie ein Opferlamm auf die Polizei, die den Bemoosten in geziemenden Ausdrücken für ihre Vigilanz ihren Dank ausdrückte.

Als am Morgen Jena erwachte, hatte es die sorgenerleichternde Satisfaction, den Missethäter in den Händen der Polizei zu wissen, und die Hoffnung, daß das verübte Verbrechen auf 'eclatante Weise gesühnt werde.

Allein welche Täuschung! — als jene drei Helden im Verlaufe des Dienstags auf der Polizei sich erkundigten, wie es mit dem Delinquenten stehe, ob er eingestanden u. s. w., da hieß es, er sei nicht mehr da, man hätte ihn in der Besorgniß studentischer Excesse mit Verabreichung des Wanderbuches aus Jena verwiesen, d. h. laufen lassen!

„Also laufen lassen?!" riefen unsere Drei wie aus einem Munde und ihre Gesichter verzogen sich ordentlich in die Länge. „Also Laufen-lassen — das ist unerhört — das ist abscheulich — das ist niederträchtig — das ist ein kolossaler Verrath an den heiligsten Interessen der Gerechtigkeit, der Menschheit und der Studen'enschaft insbesondere; ja, das ist Verrath, Verrath, Verrath!"

Die Polizei hatte dieses Mal allerdings die Klugheit im Stiche gelassen; sie ließ den Missethäter frei fortziehen, um Excesse von Seiten der Studentenschaft zu verhindern, während es der letzteren mit all' ihrem Aufwande von List um nichts anderes zu thun war, als ihn der Gerechtigkeit zu überliefern und den ordentlichen Gerichten ihren Lauf zu lassen. Durch jene Maßregel warf die Polizei geradezu den gefährlichsten Zunder in die kaum beschwichtigten Gemüther der Studenten.

Am Dienstag Nachmittag wurde kein Colleg besucht, dagegen war der Marktplatz wieder das große Auditorium und Conversatorium der Jenenser Studenten. Das juristische Practicum über den obschwebenden Fall führte zur einstimmigen Verurtheilung der Polizei. Die Execution des Urtheils sollte noch an demselben Abend stattfinden.

Es mochte gegen neun Uhr sein, als auch unter meinem Fenster der verhängnißvolle Ruf „Bursch 'raus!" erscholl und gleichzeitig einige Hausburschen auf mein Zimmer mit der Aufforderung stürzten, ihnen auf den Markplatz zu folgen. Ich wußte nun zwar sogleich, daß ich jetzt mit dem ersten Schritt aus meinem Zimmer zugleich einen Schritt über die Grenzen des akademischen Gesetzes hinausthue; allein so bereitwillig ich sonst auch war, diesem Gesetze Folge zu leisten, so schämte ich mich jetzt, bei der allgemeinen und nicht grundlosen Aufregung dennoch, die feige Legalität vorzustellen und mischte mich willig unter die aufgeregten Massen des Marktes.

„Hast Steine?" fragte man mich halblaut. Auf meine Verneinung füllte man mir die Taschen mit einigen Händen voll Kieselsteinen.

Noch wußte ich nicht, was dieser Abend bringen sollte, doch fing mir an eine grausige Ahnung aufzugehen und fast wollte es mich reuen, dem revolutionären Rufe gefolgt zu sein. Allein an eine Umkehr war jetzt nicht mehr zu denken; was Student hieß und sich in dieser ereignißschwangeren Stunde noch im Freien befand, das schloß sich, wie ein summender Bienenschwarm um die Königin, so an den Studentenknäuel auf dem Markte und die drei obenerwähnten bemoosten Bursche an. Es wurden nun Befehle ertheilt zum festen Zusammenhalten, und daß ja Keiner den Trupp — in seinem eigenen Interesse — verlassen sollte, — zur Vorsicht, Klugheit u. s. w.

Es war eine mondhelle Julinacht und die einzelnen Theilnehmer des beabsichtigten Attentats waren selbst auf größere Entfernung hin zu erkennen. Man wendete daher die Mützen, die Röcke, verband die Gesichter mit Taschentüchern u. s. w. und war, die Taschen reichlich mit Steinen gefüllt, zum Aufbruch bereit. Da wandelte von den Pedellen der größte im Mondschein daher und rief schon aus der Ferne:

„Im Namen des Prorectors — ich fordere ....."

„Pudel weg!" riefen die Bemoosten; „Pudel weg!" hallte der mächtige Chor den Versammelten nach und ein nicht zu verachtender Steinhagel sauste dem würdigen Amtsdiener um den Kopf.

Und jetzt hieß es „Vorwärts!" Der unwiderstehliche Zug bewegte sich vom Marktplatze gegen das Polizeigebäude. Die Pedells bemühten sich nun in hastiger Eile, dem Schwarm so nahe als möglich zu kommen, ohne gesehen zu werden, um die Namen der Antheilnehmer ausfindig zu machen. Namentlich suchten dieselben bei der Mündung von Seitengäßchen in die Hauptstraße unbemerkt in die Nähe des Zuges zu kommen; denn vor und hinter demselben waren sie nur außerhalb der Tragweite des stärksten Steinwurfs sicher, und konnten natürlich von einer solchen Entfernung aus auch nicht eine einzige Gestalt erkennen. Aber auch die Mündungen der Seitengäßchen wurden durch vorausgesendete Plänkler vermittelst geeigneter Steinwürfe von unberufenen „Aufschnüfflern" zeitig genug geräumt. Endlich durfte sich in keinem Zimmer der Straße, wo man vorbei kam, ein Licht blicken lassen. Wo es dennoch geschah, hieß es schnell und barsch: „Licht weg!" und wenn nicht sogleich gehorcht wurde, so fuhr ein unbarmherziges Hagelwetter klingend und klirrend in die Fenster des widerspenstigen Hauses.

Vor dem Polizeigebäude wurde Halt gemacht. Dasselbe zeigte gegen die Straße eine breite, hohe Façade, regelrecht gebaut und, als ob die deutsche Polizei das Licht allein gepachtet hätte, mit vielen hellen Fenstern versehen. Wenn nun der geehrte Leser glaubt, die Studenten würden hier der Polizei wegen des bewußten Falles eine Strafrede halten oder ein Pereat bringen, so irrt er sich; man verfuhr viel summarischer gegen sie: nachdem sich die ganze Schaar auf sicherm Terrain wußte, vernahm man von einem vielbewährten Bierbaß das einzige Wörtchen: „Los!" und aus hundert und aber hundert Händen flogen hundert und aber hundert Steine wiederholt gegen die polizeilichen Fenster; ein fürchterliches Geschmetter, Geklingel und Geklirre entstand und verschwand sogleich wieder: in der Zeit von kaum einer Minute war das Werk der Zerstörung vollbracht; das Polizeigebäude zeigte nur noch die leeren, nackten Kreuzstäbe.

Das hatte die fürsichtige Jenenser Polizei mit ihrer Maßregel zur Verhütung studentischer Excesse gewonnen!

Da nun dem Faß jugendlichen Uebermuths einmal der Boden ausgegangen war, so wollte man nicht auf halbem Wege stehen bleiben. „Vorwärts!" hieß es weiter. Man zog durch die verschiedensten Straßen, um zu den verschiedenen Häusern zu gelangen, auf die es abgesehen war. Da und dort ließ sich ein Licht blicken, das dem bekannten Rufe nicht schnell genug Folge leisten konnte, und da und dort gingen en passant einige Fensterscheiben in Scherben, woran vorher weder Hauseigenthümer noch Studenten gedacht hatten.

Es ist eine alte Geschichte, daß bei allen Völkern, Nationen und Ständen die Amtsdiener, Schuldenboten und Executionsmänner u. s. f. im Allgemeinen in üblem Geruche stehen. Nicht anders ergeht es auch den Pedellen der Universitäten, die den Studenten so manche Freude verkürzen, so manchen lustigen Streich verderben und sie oft mit den allerunangenehmsten Nachrichten und Aufträgen behelligen müssen. Der Mensch ist nun einmal so, daß er selbst dem unschuldigsten Briefboten gram werden kann, wenn der Wechsel später ankommt, als er erwartet hat. Ein gleiches Schicksal hatten auch die Pedelle von Jena. Nachdem der Muth vor dem Polizeigebäude ausgelassen war, wurde noch ihren Wohnungen ein Besuch gemacht. „Los!" — und wieder traf der furchtbarste Steinhagel die sämmtlichen Fenster des Oberpedells und dann nach kurzen Pausen diejenigen der übrigen Pedelle. Die Wohnungen von zwei in Mißgunst gefallenen Professoren, sowie einige in Beruf befindliche Bierhäuser machten dieselbe Erfahrung. Endlich — Mitternacht war schon vorüber — zog man in festgeschlossenen Reihen vor das Johannisthor, um dort das Weitere zu berathen. Unglücklicher Weise fiel es einem von uns noch bei, daß sich dort ganz in der Nähe das Haus des Universitätssecretairs befinde, eines Mannes, der sich nicht immer in den höflichsten Formen gegen die „Herren Studenten" benahm. Ihm wurde die letzte Steinsalve gebracht.

Merkwürdig: während des großartigen, furchtbaren nächtlichen Excesses, ausgeübt von etwa dreihundert Studenten, die mit nichts anderm als Steinen bewaffnet waren, hatte sich die ganze Bürgerschaft Jena's mit all' ihren Behörden und Polizeidienern in die tiefste Ruhe gehüllt, ja in die hintersten Winkel verkrochen, und un-

Digitized by Google

angefochten verübten die Studenten den nächtlichen Unfug, vor dem sich jede Familie fürchten mußte. Nicht als ob die Bürgerschaft die jugendliche Schaar nicht leicht hätte bewältigen und zur Ruhe verweisen können; allein da in jener Zeit die bürgerliche Existenz Jena's fast einzig und allein von den Studenten abhängig war, so wollte man auch ihrem übermüthigsten Uebermuthe nicht in den Weg treten, um dadurch nicht etwa die Veranlassung zur Verödung der so blühenden Universität zu werden; man ließ gewähren, weil man wußte, daß Personen doch keinen Schaden nehmen würden; für die Beschädigung des Eigenthums hoffte man nicht ohne Grund auf reichlichen Ersatz.

Vor dem Johannisthor wurde unterdessen die wichtige Frage verhandelt, wie nun jeder einzelne Musensohn in seine Wohnung gelangen könne, ohne von dem Pedell abgefaßt zu werden. Die Beantwortung dieser Frage war allerdings höchst schwierig. Während der größten Rathlosigkeit, die sich der kurz zuvor noch so kecken Schaar bemächtigt hatte, machte ein genialer Brandfuchs den trostreichen Vorschlag, in geschlossenen Reihen auf die „Burgkellerkneipe" zu ziehen, und dort bis zum hellen Morgen zu verharren; von da möge dann Jeder furchtlos nach Hause gehen; wenn er unterwegs auch abgefaßt werde, so bekenne er nichts mehr und nichts weniger, als er hätte sich auf dem „Burgkeller" über die Polizeistunde hinaus aufgehalten. Dieser Vorschlag beruhte auf dem tiefsinnigen Grundgedanken, daß entweder alle Theilnehmer an den Ereignissen der Nacht haftbar gemacht werden sollten, oder aber keiner. Selbst im schlimmsten Falle war alsdann nicht viel zu befürchten.

Unter Absingung des Liedes: „Wenn wir durch die Straßen ziehen" ꝛc. begab man sich auf den Burgkeller; ironisch genug klang der Vers:

„Und ich laß die Blicke schweifen durch die Fenster hin und her."

— Für das Wechseln von Liebesblicken von oben herab und unten hinauf war in der Nacht hinlänglich Raum geschaffen worden! — Im Burgkeller entfaltete sich schon früh ein geräuschvolles Kneipleben, das natürlich den ganzen Tag über auf das Ueppigste blühte. Tische und Bänke wurden nach und nach herausgeschafft, und gegen Nachmittag war der ganze Marktplatz in einen großen Wirthssaal unter freiem Himmel umgewandelt; Studenten aller Farben saßen dort bei Kaffee und Bier in bunter Mischung untereinander, und unterhielten sich darüber, wer den größten Stein in die Fenster des Polizeigebäudes geschmissen, die Pedells am wirksamsten verfolgt habe, sangen Lieder oder bliesen gedankenvoll Rauchwolken in die Luft. Denn nicht nur ich unerfahrener Fuchs allein, sondern auch erfahrenere und ältere Bürger der Universität Jena dachten nicht ohne Sorgen an die Folgen der nächtlichen Fensterkanonade.

Doch ließ sich heute auch nicht ein Pedell sehen. Dagegen stand am schwarzen Bret ein Anschlag des Prorectors angeheftet, worin das Bedauern der Behörden über die Excesse der Nacht ausgedrückt war; man hoffe um so eher — hieß es darin weiter — die Studentenschaft werde sich nun ruhig verhalten, als über die Sache bereits an die großherzogliche Regierung nach Weimar berichtet worden sei, die ihr Militair in Jena einrücken zu lassen nicht ungeneigt wäre.

Vor der Hand blieben die Collegien geschlossen.

Die Nacht von Mittwoch auf den Donnerstag war ein wahres Labsal für die an Geist und Körper ermüdeten Kämpfer; aber am Donnerstag früh schon machten die Pedells die Runde und an diesem Tage wurden bereits etwa funfzig Studenten vor das Universitätsgericht citirt und verhört. Ich erwartete für meine Person natürlich dasselbe, und mein Freund, der Solothurner Felix, tröstete mich noch schadenfroh mit der Aussicht, daß die Theilnehmer an der Fensterkanonade mit dem Consilium abeundi gestraft würden, was für mich, der erst vor kaum zwölf Wochen mit den besten Vorsätzen und den liebevollsten elterlichen Ermahnungen die akademische Laufbahn begonnen hatte, das Strengste gewesen wäre, was ich mir denken konnte.

Jener Solothurner Felix war nämlich eine der größten Gestalten, die damals unter der Jenenser Studentenschaft herumwandelte, ein fideles Haus, der gern über die Polizeistunde in der Kneipe sitzen blieb und mehr als einmal deßhalb, und wegen anderer unschuldiger Studentenstreiche, die er immer gern mitzumachen suchte, gestraft worden war. Während der Fensterkanonade befand er sich gerade in Dornburg. Mir war noch nie eine Strafe geworden und seiner Freundschaft für mich that der Gedanke ordentlich wohl, daß einst auch mein Abgangszeugniß von der Universität sich mit dem seinen in Bezug auf Aufführung sollte messen können. So sehr es ihn sonst würde gereut haben, während der Ereignisse der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch zufälliger Weise in Dornburg sich aufgehalten zu haben, so war er doch jetzt, als er voraussah, daß es mit der Bestrafung der Theilnehmer Ernst werden wollte, in der Seele froh darüber, daß der Zufall es in jener verhängnißvollen Nacht so gut mit ihm gemeint habe.

Alle Tage kamen neue Citationen vor das Universitätsgericht und alle Abende fragte mich Freund Felix neugierig, ob ich noch nicht vorgeladen worden sei. Man schien mich bis zuletzt aufsparen zu wollen.

Unterdeß wurde Freund Felix, er wußte gar nicht warum, selber vorgeladen. Als er vom Amt zurück kam, erzählte er, daß man auch ihn in Betreff der bewußten Fensterkanonade requirirt hätte. Er hätte aber kurzen Bescheid gegeben und den Beweis des Alibi angeboten.

Endlich hörten die Citationen auf; ich war übergangen oder bei meiner kleinern Gestalt übersehen worden.

Nach ungefähr 14 Tagen wurden sämmtliche Vorgeladene, etwa hundertundfünfzig, darunter auch Freund Felix, zur Anhörung des Urtheils vor Amt beschieden. Die drei oben gedachten Bemoosten, als Anführer des ganzen Scandals, wurden von der Universität relegirt, etwa zehn erhielten das Consilium abeundi, die übrigen sammt und sonders 14 Tage geschärften Carcerarrest; zu den letztern zählte auch Freund Felix. Ueberdies hatten sämmtliche Verurtheilte die Entschädigungskosten im Betrage von 800 Thlr. unter solidarischer Haftbarkeit zu tragen. (Diese Summe wurde alsobald von sämmtlichen Verbindungen Jena's gemeinschaftlich übernommen.)

Dieses, insoweit es mich und meinen Freund anbetrifft, durchaus unrichtige Urtheil erklärt sich aus der an Universitäten gebräuchlichen Uebung, nicht nach juristischen Beweisen, sondern nach moralischer Ueberzeugung Recht zu sprechen. Da zwei oder drei ähnliche Größen, wie Felix, an dem Scandal allerdings Theil genommen hatten, so wurde er ohne Zweifel mit ihnen verwechselt; auch ließen seine Antecedentien nicht annehmen, daß er von einem solchen Hauptjux, wie die Fensterkanonade war, fern geblieben sei. Daher kümmerte sich das Universitätsgericht nicht weiter um seinen angetragenen Beweis des Alibi. Meine Wenigkeit dagegen war noch so unbekannt in der Amtsdienerwelt Jena's, meine Gestalt so unbedeutend, daß ich unmöglich bemerkt worden war und Niemand daran gedacht hatte, mich unter den Steinigenden zu suchen.

So wanderte denn Freund Felix, der sich so herzlich auf meine Strafe gefreut hatte, unschuldig in den Carcer; der schuldige Schreiber dieser Zeilen dagegen kam ungestraft davon.

Zum Danke hierfür sei in diesen Blättern das oben erzählte Ereigniß für die Erinnerung derer wieder aufgefrischt, die thätig, leidend, zuschauend, zuhörend, anzeigend oder richtend dabei betheiligt waren. Schließlich kann ich noch bemerken, daß der von dem Schustergesellen geschlagene Studiosus sich zu Aller Freude bald wieder erholt hatte und jetzt als angesehener Pastor in sächsischen Landen das Wort Gottes verkündet.

Bei Ernst Keil in Leipzig ist in **Zweiter Auflage** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von

Dr. Carl Ernst Bock,

Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.

Mit 25 feinen Abbildungen.

32 Bogen. geh. 1⅔ Thlr., geb. in engl. Prachtdecken 1 Thlr. 27 Ngr.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 24. 1858.

Die Gartenlaube.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Vorgeſichte.

Strandnovelle von Ernſt Willkomm.

(Fortſetzung.)

„Ich weiß nicht, ob ich dem Manne eine Antwort gegeben habe. Die Zunge klebte mir am Gaumen und ich glaube, meine Hand zitterte, als ſchüttelte mich ein Fieber. — Es war in der That das Geſicht, die Tracht, die ganze Figur des Mannes am Steuer. — Die drei Leichen trieben eine nach der andern längs dem Schiffe fort, etwas ſchneller als dieſes ſegelte. Da rief der Mat auf Wache: Cap'tain! Wie ich mich umkehrte, ſah ich den Mann am Bugſpriet knieen und in die See hinabſtieren. Ich ging zu ihm."

„Kennt Ihr den Burſchen, Cap'tain," ſagte der brave Junge, „der ſich jetzt gerade am Bug zu ſo unpaſſender Zeit im Salzwaſſer badet? Wenn's nicht ein verfluchter Wechſelbalg iſt, bin ich's — Gott verd— mich, ſelber!"

„Entſetzlich!" liſpelte Karen.

Eine neue Bö rüttelte an dem Hauſe und klappte mit der äußern, nicht feſt ſchließenden Thür.

„Der Burſche ſah recht, wie der Mann am Steuer," erzählte Nicol weiter. „Das Geſicht des dritten Mannes war mir nicht bekannt oder ich konnte die Züge deſſelben nicht deutlich erkennen. Wohl aber wußte ich, daß wir die Reiſe nicht ohne Unfall zurücklegen würden."

„Es war ein Vorgeſicht," ſprach jetzt eine wohltönende Stimme, die von der Thür herkam, deren Oeffnen die aufmerkſam Zuhörenden nicht bemerkt hatten. „Solche Zeichen gibt's, ich weiß! Der Himmel ſchickt ſie uns, daß wir uns bei Zeiten vorbereiten und unſere irdiſchen Angelegenheiten in Ordnung bringen ſollen. Mein Vater und Großvater hatten bei allen wichtigen Vorkommniſſen in ihrem Leben Vorgeſichte."

Karen war längſt aufgeſtanden, um den ſpäten Gaſt, einen jungen Mann, der eben vom Steuermanne zum Capitain avancirt war und noch vor Ende October die Führung eines holländiſchen Schiffes nach Oſtindien übernehmen wollte, zu begrüßen.

„Du kommſt ſpät, Geike," ſagte das junge Mädchen. „Ich glaubte ſchon, Du würdeſt heute gar nicht nach mir fragen."

Geike Woegens drückte Karen an ſeine Bruſt. Dann reichte er deren Eltern und Brüdern die Hand zum Gruße. Es war der Verlobte der Tochter des Hauſes.

„Haſt Du gelauſcht?" fragte Nicol lächelnd.

„Faſt eine ganze Minute," erwiderte eben ſo Geike. „Deine Zuhörer verſchlangen Deine Worte ja mit ſolcher Andacht, daß es grauſam geweſen ſein würde, hätte ich ſie geſtört. Nun fahr' aber fort, Vater Nicol, damit wir hören, wie die Sachen ausliefen."

„Du haſt es ſchon ausgeſprochen," erwiderte der alte Capitain. „Es war ein Vorgeſicht und es erfüllte ſich, ehe das Jahr zu Ende ging. Der „indiſche Nabob", mein prächtiges Fregattſchiff, kehrte mit reicher Ladung aus Braſilien zurück. Bei den Azoren überraſchte uns mit Blitzesſchnelle, mitten in der Nacht, der Orkan. Ehe es möglich ward, die Segel zu reffen, hatte die Wucht des Sturmes mein Schiff ſchon auf die Seite gedrückt. Eine fürchterliche Woge ſpülte darüber hin. Es hob ſich zwar wieder, nun aber ſplitterte ein zweiter Stoß den Fockmaſt. Er brach und fiel über Bord mit allem Tauwerk, das ihn hielt. Da war keine Rettung mehr; der große Maſt und der Beſahn folgten mit ſammt dem ganzen Schiffsrumpfe. Ihrer Zwölf retteten wir uns auf die ſtrudelnden Trümmer. Wir wurden wunderbar erhalten. Während der ganzen erſten Nacht aber trieben auf dem wild brüllenden Meere drei Leichen mit uns, ganz ſo, wie ich ſie geſehen hatte in der ſpaniſchen See. Die eine war mein Steuermann, der Oſtfrieſe, die andere der Mat, der in jener Nacht die Wache hatte. Die dritte Leiche gehörte dem einzigen Paſſagiere an, den wir in Rio an Bord genommen. Es war ein Kaufmann aus Portugal, der in ſein Geburtsland zurückkehren wollte. Wie er hieß, weiß ich nicht. Ich hatte nicht nach ſeinem Namen gefragt."

Die Zuhörer ſaßen einige Minuten lang ſtill, Nicol Mannis heftete ſeine blaugrauen klaren Augen auf das Wrack des Schiffes, bei deſſen Untergange das eben Erzählte begegnet war. Taken brach zuerſt das Schweigen.

„Iſt Dir ſchon ein Wiedergänger* vor Augen gekommen?" fragte er den ernſt gewordenen Vater.

„In meinen jungen Jahren glaub' ich deren zwei geſehen zu haben," verſetzte dieſer.

„Hier oder anderwärts?" fiel Jens ein.

„Wiedergänger gibt's nur in der Weſtſee," ſagte Nicol. „Die junge Welt und die Feſtlandsmenſchen ſpotten zwar darüber, aber die Sache hat und behält dennoch ihre Richtigkeit. Es lebt auf allen Inſeln und Halligen kein Seemann, der nicht in ſeinem Leben einem Wiedergänger begegnet wäre. Mein Vater ſah ſeinen eigenen Bruder nach vielen Jahren wieder, als er am Strande allein ſpazieren ging, und mich beſuchte der treueſte Freund meiner Jugend. Er kam um in einem Sturme, der das Schiff, auf dem er als Vollmatroſe diente, an die Godwin-Sands ſchleuderte."

„Wie begegnete er Dir?" fragte Taken.

---

* Wiedergänger nennen die Uthlandsfrieſen Ertrunkene, welche dem Volksglauben zufolge ihren Anverwandten und Freunden, triefend von Waſſer, ſpäter und oft erſt nach Jahren, begegnen.

„Ganz in der Gestalt eines Menschen, der eben aus dem Wasser gezogen wird. Seine Kleider trieften, die Haare hingen ihm feucht um's Gesicht, die Augen sahen mich traurig und als ob er mich um etwas bitten wollte, an. Sein Gang war der eines gewöhnlichen Menschen, nur schwebender und geräuschlos. Als ich ihn anrief, zerrann das Bild in der Luft und ein Klageton zitterte das einsame Gestade entlang."

„Dann sind uns heute Mittag vor Capitainsknob Wiedergänger begegnet," fiel Jens ein. „Ihr saht doch wohl die fahlen Gesichter mit den lang herabhängenden Haaren?" fuhr er fort, seinen Geschwistern sich zuwendend. „Der Eine hing in den Wanten des Fockmastes, der Andere stand am Steuerrade. Ihre Kleidung trieft von Wasser und als das Schiff vorüberseglte, zerrannen sie zuerst in der matt nebligen Luft."

„Es war so, wie Jens sagt," sprach Karen, ihren Verlobten fester umarmend und ihr Gesicht an seiner Brust bergend. „Das Auge des Mannes am Steuer war so fest auf mich gerichtet, daß ich vor Furcht laut aufschrie."

„Und den Namen des Schiffes konntet Ihr deutlich erkennen?"

„Wir sahen ihn alle drei zugleich," versetzte Taken.

Nicol Mannis schüttelte den Kopf.

„Mich dünkt," nahm er nach einer abermaligen Pause das Wort, während welcher die ungläubige Mutter besorgte Blicke mit Karen wechselte, „mich dünkt, Euer Begegniß soll uns Allen eine Warnung sein. Wiedergänger bringen nichts Böses, sie zeigen sich uns, damit wir Vorkehrungen gegen ein drohendes Unglück treffen. Auch zeigen sie böses Wetter, hohe Fluthen, verheerende Stürme an. Am meisten müssen wir uns vor dem Orte hüten, wo sie uns begegnen. Solche Orte werden uns gefährlich. Wenn Ihr also wieder in See geht, dann legt Euch nicht im Angesicht der Amromer Dünen vor Anker! Die dortigen Gründe und Schwellen sind ein gefahrvolles Fahrwasser. Eine plötzliche Regenbö kann Euch rettungslos auf Sandbänke werfen, wo Ihr verhungert oder ertrinkt, eh' ein anderer Schiffer Euch entdeckt. Das ist's, was das Nebelschiff mit seiner stummen Bemannung, in der ich wohl meinen ostfriesischen Steuermann und meinen Mat vom indischen Nabob wieder erkannt haben würde, Euch hat andeuten wollen."

Ellen machte einen Versuch, die Behauptung ihres Gatten zu bestreiten. Das war aber kein leichtes Unternehmen; denn Nicol Mannis hing an dem mit der Muttermilch eingesogenen Aberglauben seiner Landsleute so fest, wie an den Ausprüchen des Evangeliums. Auch stand die vorurtheilsfreie Festlandsfriesin mit ihrer Ansicht ganz allein. Ihre Kinder, desgleichen ihr künftiger Schwiegersohn schlossen sich, als echte Uthlandsfriesen, unbedingt dem Vater an. Und als Geike Woegens ziemlich spät die Warft verließ, waren die Zurückbleibenden fester denn je überzeugt, daß sie von mitleidigen Wiedergängern vor einem ihnen bevorstehenden Unfalle gewarnt worden seien.

IV.

Fahrt nach dem Wrack.

Am nächsten Morgen verließ Nicol Mannis schon mit Sonnenaufgang sein Haus. Der erste Blick des alten Seemanns war auf die Windfahne gerichtet, die er auf einem Giebel des Hauses in Gestalt eines segelnden Schiffes angebracht hatte. Sie zeigte dick West. Hierauf umschritt Nicol die ganze Warft, oft ausblickend nach der Binnen- und Außensee. Noch gewahrte man nirgends ein Segel. Der Wind hatte sich gelegt und da die Fluth eben erst aufzulaufen begann, lagen die endlosen Watten noch größtentheils trocken. Die Morgensonne warf glührothe Lichter über Sand- und Schlickwatten, so daß der Meeresboden stellenweise von dunkeln Feuerwogen durchfluthet zu sein schien. Den seltsamsten Anblick aber boten jetzt die Halligwohnungen dar. Manche der entfernter gelegenen glichen Zuckerhüten oder Bienenkörben, um deren Borde das Sonnenlicht in goldglitzernden Strahlen sich brach. Andere hoben sich zugleich mit ihren Warften wie breite Opferaltäre aus dem Meere, noch Andere konnte man für ungeheuere Bautasteine halten. Eine Reihe von der Sonne angeglühter Felszacken abenteuerlichster Gestalt schloß im Süden dies eigenthümliche Seepanorama.

Ganze Heere von Möven schwebten hier über grauen Wattenfeldern oder stiegen in Pausen über den Priehlen* auf und ab, die jetzt von den hereinbrausenden Fluthwogen mit silbernen Brandungen sich füllten.

* Schmale Stromrinnen zwischen und auf den Watten.

Nicol Mannis beobachtete dies Leben auf dem Meere geraume Zeit. Obwohl es dem Capitain nichts Neues war, beschäftigte es ihn doch immer noch und erquickte sein Seemannsauge und sein Herz. Hörte er das Rauschen der Fluth, dann zog es ihn unwiderstehlich hinunter von der Warft. Er mußte das Rollen, Schäumen und Springen der dunkelgrünen Wogen sehen, die in ununterbrochener Reihe gegen den Grasbord der Hallig brandeten; der weiße Schaum einer springenden Welle mußte ihn benetzen, sonst war er nicht ruhig, nicht zufrieden. Hatte er aber den Duft der See mit vollen Zügen eingesogen, dann stieg er wieder die Warft hinauf, setzte sich an's Fenster, nahm seinen Dolland und beobachtete durch das treffliche Fernrohr, ohne das er keine Stunde leben konnte, die verschiedenen Seepfade, die aus der Binnensee zwischen Halligen, Halliggründen, Sandbänken und Untiefen auf das hohe Meer hinausführen.

Nach seiner Gewohnheit lehnte sich Nicol Mannis an die Umfriedigung, die sein gut erhaltenes Haus umgab. Ihn fesselte nichts als das Meer, die Segel, die sich nah und fern zeigten, die Richtung, welche vom Süden herkommende Küstenfahrzeuge einschlugen, und ihre Bauart und Takelage.

Heute schien Nicol noch mehr als gewöhnlich in die Betrachtung des Bildes vertieft zu sein, das er seit Jahren jeden Tag wieder sah und so genau kannte. Die Stimme seiner jugendlichen Tochter störte ihn in seinen Sinnen und Träumen.

„Vater," redete Karen ihn an, „wenn Geike nach Tönningen reist, um sein Schiff zu übernehmen, darf ich ihn dann begleiten?"

Nicol bewegte kaum merklich das Haupt. Diese Bewegung war aber eine beistimmende.

„Will Euch selber durch die Hallige steuern," versetzte er. „Hab' zu lange still gesessen, wird mir eine Mütze voll Seewind gut thun. Wann gedenkt Geike zu reisen?"

„In zwei oder drei Tagen."

„Sollte ein paar Tage länger warten."

„Weshalb?"

„Es ist dann gerade Neumond. Da wechselt gern der Wind."

„Das Schiff ist befrachtet und muß in See gehen."

„Kenne das, mein Kind, werd' also Geike nicht halten. Ein Seemann muß pünktlich sein. — Kiek', ist das nicht ein Boot dort bei Hains Halliggrund?"

„Der schwarze Punkt?"

„Es treibt mit der Fluth und ist unbemannt."

„Die heftige Bö gestern Abend wird es irgendwo losgerissen haben."

Nicol ging in's Haus, um sein Fernrohr zu holen. Zurückkommend, durchforschte er die Meerespfade, auf denen jetzt die Fluth wogte und wallte, mit großer Gewissenhaftigkeit.

„Es ist kein Boot von den Halligen," sagte er. „Seine Form ist anders; es muß von See hereingetrieben sein."

So sprechend kehrte er sich um, ging nach der Westseite, lehnte sich hier an die Befriedigung und betrachtete die majestätische Nordsee, auf deren blaugrünen Wogen häufig breite Silberhügel aufstiegen und blitzend im Sonnenlicht zerrannen. Er suchte lange auf dem endlosen Meere, ohne etwas zu entdecken, das ihn fesselte. Endlich aber blieb sein Auge auf schattenhaften Umrissen haften, die ein Nichtseemann schwerlich beachtet haben würde. Auf der einförmig wogenden See entdeckte Nicol einen Gegenstand, der ungleich dunkler war als die wallende Wasserfläche. Es konnte der Schatten einer Wolke sein, deren viele langsam durch die Luft segelten. Der Halligbewohner bemerkte aber, daß der dunkele Punkt sich nicht bewegte und daß häufig blendend helle Lichter um ihn aufzuckten. Er wußte jetzt, was er vor sich hatte. Das Fernrohr rasch zusammenschiebend, rief er seinem jüngeren Sohne zu, der beschäftigt war, von einem der Heudiemen Futter herabzuholen:

„Jens, mach' Dich fertig und rufe Taken! Draußen bei Engelssand sitzt ein Wrack. Bei nächster Ebbe zerschlägt es die Brandung. Wollen sehen, ob 'was zu bergen ist und ob die Mannschaft sich gerettet hat."

Die schnell herbeispringenden Brüder fanden sogleich den vom Vater ihnen bezeichneten Punkt. Auch sie erkannten mit scharfen Seemannsaugen in dem dunkeln Schatten ein gestrandetes Fahrzeug. Auch Karen und selbst Ellen blickten durch das Fernrohr, und alsbald machte sich eine quecksilberne Lebendigkeit auf Nicol

Digitized by Google

Mannis' Warft bemerkbar. Die drei Männer setzten ihre Südwester auf, warfen die Buserumjen über, fuhren in schwere, weite Schifferstiefeln, beluden sich mit zusammengerollten Tauen und steckten kurzhalmige, handlige Beile zu sich. Dann winkten sie Mutter und Schwester einen flüchtigen Gruß zu und stiegen die Warft hinab.

Obwohl über diesen Zurüstungen kaum eine Viertelstunde vergangen war, hatte doch jetzt die ganze Scenerie eine veränderte Gestalt angenommen. Auf allen Warften sah man belebte Gruppen. Männer, vollständig zu einer Seefahrt gerüstet, eilten dem nahen Strande zu, wo die schweren Boote losgekettet, unter monotonem, unharmonischem Johlen in's Wasser geschoben und sodann eiligst bemannt wurden. Aber auch auf der Binnensee ward es lebendig. Von Langeneß und Nordmarsch, von Gröde und Apelland, von den Deichrändern Pellworms her stießen Fahrzeuge in See, die offenbar einem und demselben Ziele zuzusteuern beabsichtigten. Die scharfen Augen fast aller Halligbewohner hatten zu gleicher Zeit das gestrandete Fahrzeug entdeckt und alle schickten sich an, die auf demselben etwa noch befindlichen Güter dem gierigen Meere zu entreißen.

Die große Eile, die sich überall kund gab, war übrigens unnöthig. Noch lief die Fluth auf, der Wind, obwohl schwach, wehte landwärts, und gegen Fluth und Wind anzusegeln, war auch dem trefflichsten Fahrzeuge und der geschicktesten Führung desselben nicht möglich.

Nichtsdestoweniger gingen die Halligmänner mit wenigen Ausnahmen ungesäumt an Bord ihrer stark gebauten seehaltigen Sloops. Durch geschicktes Laviren gewann man doch einen kleinen Vorsprung, und trat dann die Zeit der Ebbe ein, wo nicht selten auch der Wind kentert, so konnte mit Benutzung des Ebbestromes, der Segel und Ruder ein Fahrzeug das andere überholen.

Geike Woegens, der Verlobte Karen's, gesellte sich seinem künftigen Schwiegervater zu und bestieg mit diesem und seinen Söhnen ein und dasselbe Boot.

„Ich vermuthete schon gestern Abend eine Strandung," sprach der junge Mann, mit Hülfe Taken's und Jens' die Segel richtend. „Es wehte hart gegen Mitternacht und die Böen waren ungewöhnlich heftig. Wahrscheinlich ist's ein Neapolitaner oder ein Schiffer aus Smyrna, der zum ersten Male nach der Elbe steuert. Solche Schiffer trügt die doppelte Fluthströmung bei heftigem Winde und treibt sie östlich ab nach unsern Watten."

Der alte Mannis pflichtete kopfnickend bei. Er saß am Steuer und beobachtete mit großer Seelenruhe jede Bewegung des Meeres, wie den Lauf der vielen andern Segelboote, die von Süd und Nord dem Orte zustrebten, wo das gestrandete Schiff fest im Sande saß.

„Die Pellwormer kommen uns zuvor," sagte Nicol nach einer Weile. „Die sind des Schiffes wohl etwas früher ansichtig geworden, auch begünstigt sie die Richtung des Windes."

Auf diese Bemerkung machte Geike eine beistimmende Bewegung. Inzwischen erreichten die Segelnden tieferes Fahrwasser und bei der nächsten Wendung des Bootes zeigte sich der Rumpf des Wrackes bereits in größerer Deutlichkeit.

Nun entspann sich ein eigenthümlicher Wettkampf zwischen den verschiedenen Segelbooten, die einander mit jeder Minute näher kamen. Alle Führer derselben benutzten jeden kleinsten Vortheil, der sich ihnen darbot, und griffen nicht selten zu gewagter Segelstellung, um ein paar Fuß Wasser mehr zu gewinnen und wo möglich einen kleinen Vorsprung zu erlangen. Gesprochen ward während dieses Wettsegelns kein Wort, nur einzelne gurgelnde Kehltöne hörte man, die bald ein Commando vorstellten, bald als Zeichen der Anfeuerung gebraucht wurden.

Das Wrack zeigte sich jetzt schon deutlich. Die See brandete wild um den dunkeln Rumpf und überschüttete diesen bisweilen mit weißem Gischt. In den heransegelnden Booten war das Rauschen und donnernde Anprallen der breiten Wogen, die sich zerstörend am Schiffsrumpfe brachen, deutlich zu hören. Hunderte von schreienden Seevögeln umflatterten den Strandungsort und schwebten bald als breite Wolke in ziemlicher Höhe über demselben, bald fielen sie nieder auf die Wellenkämme, die weißhäuptig über den Sand rollten und an den Planken des Wrackes zum Bord hinaufstrebten.

Noch wenige Minuten vergingen und alle Boote zogen ihre Segel ein. Auf dem seichter werdenden Wasser konnte man sich nur noch der Ruder bedienen.

Nun galt es abermals, die Hände zu rühren und mit nicht ermüdender Ausdauer zu arbeiten, was denn auch redlich geschah.

Die Sloop des alten Mannis war die sechste, welche das Wrack erreichte, dessen Deck sich nunmehr schnell mit Menschen füllte. Das Schiff war verlassen und allem Anscheine nach hatte sich die ganze Mannschaft in den Booten gerettet. Die Schiffspapiere und Sachen von Werth hatten die Schiffbrüchigen mitgenommen. Im untern Raume, der schon zur Hälfte mit Wasser gefüllt war, rollte die nicht bedeutende Ladung hin und wieder, je nachdem eine hohe Woge den Rumpf umspülte, hob und ihn heftig stampfend wieder auf den sandigen Grund fallen ließ.

Nicol und seine Begleiter sahen ein, daß die zu machende Beute ihren Erwartungen nicht entsprach. Es war in der That ein von Smyrna kommendes Schiff, mit Südseefrüchten und etwas Wein beladen. Erstere, in Kisten verpackt, mußte man bereits verloren geben, da sie ganz von Salzwasser überfluthet waren. Die Weinfässer trieben im Schiffsraume auf und ab, und manches war durch die starken Schwankungen schon zertrümmert worden.

Um nicht mit den immer zahlreicher sich einfindenden Insulanern, unter denen manche überaus beutegierig waren, und bereits unter drohend klingenden Worten das Deck erklommen, in nutzlosen Streit zu gerathen, begnügten sich die Halligmänner von Hooge mit zwei kleinen Fäßchen, die Wein zu enthalten schienen. Vielleicht hätten sie auch diese nicht unbehindert in ihr Boot bringen können, wäre nicht gerade über einige andere auf Deck befindliche Gegenstände zwischen Mehreren, welche gleichzeitig ihre Hände darnach ausstreckten, ein heftiger Streit ausgebrochen, der durch das Bemühen derer, die ihn schlichten wollten, schnell in Thätlichkeiten ausartete.

Nicol Mannis und seine Begleiter, wohl wissend, daß auch ihr Wort ungehört verhallen würde, benutzten gleich manchen Andern diesen Moment, verließen das Wrack und stießen ab. Der Lärm des Kampfes, an dem sich jetzt alle am Bord Zurückgebliebenen betheiligten, hallte weithin über das Meer, und ward von den heimwärts Steuernden noch vernommen, als sie das Watt von Engelssand bereits glücklich passirt hatten, und die Ruder wieder mit den Segeln vertauschen konnten. Auch die Rückfahrt dauerte lange. Wie vorher gegen die Fluth, mußten sie jetzt gegen die Ebbe kämpfen, d. h. sie waren gezwungen, fortwährend zu kreuzen, um sich langsam der Hallig zu nähern. So ward es beinahe Abend, ehe die Schiffer das Ziel erreichten.

Nicol blieb auch während dieser Rückfahrt sehr einsylbig. Sein Aussehen war ernst, ja düster, und als er endlich bei dicht aufbrodelndem Nebel das Boot in das Schlütt steuerte, sagte er, mit scharfem Auge rückwärts nach dem Meere blickend, das wie eine graue Wüste sich unter dem Nebel ausbreitete:

„Hab' Acht, Geike, wenn Du in See stichst! Lichte die Anker an keinem Freitage! Der Leichenzug, den ich vorhin von der Reutertiefe über Backsand nach dem Jungejap mitten durch den Nebel streichen sah, verkündigt uns Halligleuten nichts Gutes! Mich dünkt, es waren viele Bekannte unter den Trägern." *

Die Brüder wechselten sprechende Blicke mit einander, Geike aber reichte dem Alten die Hand und sagte:

„Werd' Deiner gedenken, Vater Mannis, und an keinem Freitage lichten. Sollst selbst dabei sein, wenn ich ausclarire."

Nicol schien beruhigt. Er befestigte die Sloop mit eigener Hand, während jeder seiner Söhne eins der geborgenen Fäßchen an's Land trug, und Geike den kleinen Anker des Fahrzeuges mit kräftigem Druck in die Erde der Hallig bohrte.

V.

Die Nacht auf der Holmer Fähre.

Anderthalb Wochen später treffen wir den alten Halligmann mit Jens und Karen am Hafen von Tönningen. Es ist Nachmittags in der dritten Stunde. Graue Wolken bedecken den Himmel, und lassen nur selten die Sonne auf kurze Zeit durchbrechen. Die Wogen der Eider kräuseln sich unter der Einwirkung einer frischen Bries. Mehrere Schiffe, deren Naaen sich schnell mit Segeln bedecken, steuern hinaus nach der offenen See. Ihre Flaggen und

* Nach dem friesischen Volksglauben wird der Tod naher Angehöriger den Ueberlebenden oft dadurch angezeigt, daß sie bei Abenddämmerung im Nebel einen vollständigen Leichenzug der Gegend zugleiten sehen, wo die Leiche später der Erde übergeben werden soll. Die Friesen nennen solche Erscheinungen Vorspuk oder Vorgesicht.

Digitized by Google

Wimpel wehen lustig im Winde, und wenn ein heller Strahl der Sonne, die Wolkenmauer spaltend, sie trifft, kann man die Farben und Zeichen der Flaggen noch deutlich vom Ufer aus erkennen.

„Gott gebe ihm eine glückliche Reise, und laß ihn im nächsten Frühjahr gesund und munter zurückkehren!“ sprach jetzt Nicol Mannis, seine Mütze abnehmend und sie nochmals grüßend gegen die schnell sich entfernenden Schiffe schwenkend. „Ich fürchte, ehe Geike den Canal passirt, macht der Wind ihm noch was zu schaffen.“

Karen, die auf den Arm des Vaters gestützt, unverwandten Auges den fortsegelnden Schiffen gefolgt war, richtete sich auf, um ein paar Thränen an ihren Wimpern zu trocknen.

„Laß uns gehen, Vater!“ sprach das junge Mädchen mit fester Stimme. „Ich habe nun weiter nichts mehr zu suchen.“

Nicol widersprach nicht. Er sah noch einmal nach dem wogenden Strome und dem grauen Himmel, dann erfaßte er die Hand der Tochter, und wendete sich der Stadt zu. Jens verweilte noch einige Minuten länger am Strande, dann folgte auch er den Vorangegangenen.

Die Uthlandsfriesen blieben noch eine Nacht in Tönningen, und machten nöthige Einkäufe für den Winter, um in keine Verlegenheit zu kommen, wenn etwa böses Wetter sie für längere Zeit an allem Verkehr mit dem Festlande verhindern sollte. Am andern Morgen erst verließen sie die belebte Hafenstadt, um auf einem offenen Wagen durch die Landschaft Eiderstedt nach Husum zu fahren. Hier nämlich lag des alten Mannis Ewer im Hafen.

(Fortsetzung folgt.)

General Seydlitz.

Ein Soldatenbild aus früherer Zeit.

In der Stadt Kalkar, im rheinischen Kreise Kleve, wird im September nächsten Jahres, zum zweihundertjährigen Jubiläum der Vereinigung dieses Kreises mit Preußen, das Steinbild des dort gebornen Generals von Seydlitz enthüllt werden, das seine Vaterstadt durch den Bildhauer Julius Bayerle in Düsseldorf ausführen läßt. Es ist uns vergönnt, den Lesern der Gartenlaube schon jetzt eine Abbildung nach dem Entwurfe des Denkmals zu liefern, was, nach den bisherigen Leistungen des Künstlers zu schließen, jedenfalls eine große Zierde der kleinen Stadt werden wird.

Seydlitz' Denkmal in Kalkar.

Unter den Heerführern Friedrichs des Großen ist Seydlitz eine der hervorragendsten Persönlichkeiten. Es kann nicht in der Absicht der Gartenlaube liegen, eine Verherrlichung seiner kriegerischen Thaten zu geben, wir müssen diese, so wie überhaupt seine Lebensgeschichte, als bekannt voraussetzen und haben deshalb mit Bezug auf seine hervorragende militairische Stellung nur zu erwähnen, daß nicht mühvolle Studien, nicht jahrelange Dienste im Generalstab ihn zum Heerführer gemacht, sondern daß, wie man sagt, ihm die Feldherrneigenschaften angeboren waren. Große strategische Combinationen auszusinnen und durchzuführen, dazu war Seydlitz nicht herangebildet und dazu hat ihn auch Friedrich nie verwendet, aber Niemand verstand, wie er, bedeutende Reitermassen von 50—60 Schwadronen auf engen Raum zu concentriren, zu bewegen und dieselben im entscheidenden Moment, den sein Scharfblick stets richtig erkannte, zu unwiderstehlich einherbrausendem Angriffe zu führen, kurz, er war ein Schlachtengeneral, wie es deren nur wenige gegeben hat, und dem z. B. Murat keineswegs an die Seite zu stellen ist. Als solcher rettete er die preußische Armee bei Collin vor gänzlicher Vernichtung, als solcher entschied nur er allein die Siege bei Roßbach und Zorndorf. Aber nicht minder groß ist sein Verdienst, das er sich um die Heranbildung der preußischen Cavallerie erworben hat. Diese Waffe war unter Friedrich Wilhelm I. sehr vernachlässigt worden. Man hat Colosse auf Kameele gesetzt, wie sich Friedrich der Große ausdrückte, und so die Reiterei zu einem schwerfälligen Unding gemacht. Friedrich erkannte in den schlesischen Kriegen bald, wie sehr, besonders der vortrefflichen ungarischen Cavallerie gegenüber, eine Umgestaltung dieser Waffe nothwendig sei. Wenn nun Ziethen hierbei sich das Verdienst erworben hat, zuerst den richtigen Weg betreten zu haben, so übertraf doch Seydlitz bald seinen Meister in allen technischen und taktischen Kunstfertigkeiten. Er wußte der preußischen Reiterei jenen Heldengeist einzuhauchen, der sie zu dieser Zeit charakterisirt, er machte durch unermüdliche Thätigkeit und Umsicht aus den Colossen — Centauren.

Mit 17 Jahren in einem Cürassierregiment als Cornet angestellt, zog Seydlitz bald die Blicke seiner Vorgesetzten und die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, der ihn mit richtiger Würdigung seiner glänzenden Eigenschaften in rascher Folge zum Commandeur einer Husarenschwadron, zum Chef eines Cürassierregiments und dann zum Inspecteur der schlesischen Cavallerie ernannte. Dieses schnelle Aufrücken mußte seinen Ehrgeiz mehr stärken, als befriedigen; er fühlte, daß es galt, nicht nur das Errungene zu behaupten, sondern auch fernere Fortschritte zu machen. Das Bewußtsein seines persönlichen Werthes bewirkte bei ihm eine Haltung von Ernst und Würde, die später zu wortkargem, ja schroff abgeschlossenem Verhalten in solchen Gesellschaften führte, wo er, wie bei Hofe, nur ungern erschien. Durch und durch Soldat, und Reiter insbesondere, fand er volle Befriedigung in seinem Dienstberufe; nie strebte er, aus diesem Kreise herauszutreten. Am liebsten war er in Gesellschaft seiner Officiere, denen er der aufmerksamste, liebenswürdigste Camerad war, und mit diesen besonders auf Spazierritten, auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, und in Gesellschaft schöner Damen, denen er nicht weniger zugethan war, blieb er keineswegs ernst und schweigsam. Er hielt auf geschmackvolle, vornehme Einrichtung und eine gute Tafel, wobei er, sowie des Abends, gern seine Officiere erscheinen sah. Bei solchen Abendzusammenkünften

Digitized by Google

Seydlitz in der Schlacht bei Roßbach.

wurde ſtark Tabak geraucht, aber wenig getrunken und nie geſpielt. Man ſprach lebhaft über Gegenſtände des Dienſtes oder Erlebniſſe aus den verfloſſenen Kriegsjahren.

Während ſeiner militairiſchen Laufbahn hat er die beiden ſchleſiſchen und den ſiebenjährigen Krieg, alſo die Ruhmesepoche Friedrich's, mitgemacht. Beſonders der 1756 ausgebrochene ſiebenjährige Krieg gab der nach ſeinen und Ziethen's Lehren gebildeten preußiſchen Cavallerie Gelegenheit, ihren großen Meiſtern Ehre zu machen. Seydlitz ſelbſt wurde durch den Krieg in den Stand geſetzt, ſeine glänzenden Talente als Reitergeneral leuchten zu laſſen. Obgleich die Schlacht bei Collin verloren war, ſo erkannte doch der König Seydlitz' Verdienſte in derſelben durch die Ernennung zum Generalmajor an. Als ihm Ziethen, der zwanzig Jahre älter war, hierzu Glück wünſchte, gab er lächelnd zur Antwort: „Wenn etwas

Digitized by Google

aus mir werden soll, so war es Zeit, denn ich bin schon sechsunddreißig Jahre alt."

Seine Affaire mit dem General Soubise in Gotha ist zu bekannt, als daß wir sie nochmals erzählen sollten, wir erwähnen deshalb auch nur noch seiner glänzenden Waffenthat bei Roßbach, die unser Künstler auf so würdige Weise zur Darstellung gebracht.

Die Kriegsereignisse hatten den König bestimmt, mit seinem höchstens 22,000 Mann starken Heere bei Roßbach ein Lager zu beziehen. Hier, so beschloß Prinz Soubise, sollte der „Marquis von Brandenburg mit seiner Berliner Wachparade", womit man die im Verhältniß zu der 64,000 Mann starken verbündeten Armee geringe Anzahl seiner Truppen verspottete, gefangen werden. Der Prinz beschloß, den König in seiner linken Flanke zu umgehen, und ihm den Rückzug über die Saale abzuschneiden. Vom Janushügel aus sah Friedrich ruhig die Bewegung des Feindes an, und erst zwei Uhr Nachmittags ließ er die Truppen aufbrechen, und marschirte hinter dem Höhenzuge ungesehen dem Feinde entgegen. Seydlitz erhielt, obgleich jüngster Generalmajor, das Commando der sämmtlichen Cavallerie. Seine Stellung den älteren Generalen gegenüber war eine sehr schwierige, aber mit dem ihm eignen Talent, sich in jede Lage zu schicken, erklärte er den versammelten Generälen, als er die Disposition zu seinem Angriff ausgab, kategorisch: „Meine Herren, ich gehorche dem Könige und Sie gehorchen mir!" Vorwärts ging es im Trabe bei der Infanterie vorbei bis hinter das Ende des Höhenzuges; hier ließ er aufmarschiren, 15 Schwadronen im ersten, 18 im zweiten Treffen, 5 zur Seite. Kein Signal, kein lautes Wort verrieth der immer noch sorglos vor ihrer Infanterie vorantrabenden feindlichen Cavallerie die Nähe ihres furchtbaren Feindes. Noch waren die Säbel nicht gezogen, da erscheinen die 52 Schwadronen des Herzogs von Broglie. Seydlitz sprengt vor die Front seiner Linien. Hoch empor wirft er die bis dahin noch nicht verlöschte Tabakspfeife, und reißt den Pallasch aus der Scheide. Da schmettern sämmtliche Trompeten, da klirren die Säbel der Reiter, Marsch! Marsch! und mit gellendem Hurrah stürzen sie sich auf den verwirrten, ungeordneten Feind. Kaum berühren die Hufe der Rosse den Boden. Hier die Quartierbillets für den Winter in Berlin, die ihr so sicher zu haben glaubtet, hier der Gruß der Berliner Wachparade! Niedergeworfen und zersprengt sind die 52 Schwadronen, die fast eine Meile weit verfolgt werden. Als die Cavallerie abgefertigt war, wendet er sich zur Infanterie. Ihr Loos war dasselbe, und in wenigen Stunden waren 3000 Feinde getödtet, 5000, darunter 5 Generäle und 300 Officiere, gefangen. Von den 17 preußischen Bataillonen waren nur 7 zum Schuß gekommen, der Sieg also fast nur das Verdienst der Cavallerie, und hier wiederum fast nur das ihres ausgezeichneten Führers. In ganz Deutschland wurde die Demüthigung der verhaßten übermüthigen Franzosen mit dem größten Frohlocken aufgenommen. Deutsche Tapferkeit und Umsicht hatte die Fremdlinge niedergeworfen, und man vergaß darüber die eigne traurige Uneinigkeit. Seydlitz war bei der Schlacht in den linken Arm geschossen worden, und mußte vier Monate lang in Leipzig seine Genesung erwarten.

Im Dienste war Seydlitz ein unerbittlich strenger Vorgesetzter, doch erweckte die Art, mit der er Fehler rügte, stets den guten Willen, solchen abzuhelfen, die Verweise, die er gab, kränkten nie das Ehrgefühl, sondern waren stets dem Charakter des Fehlenden angemessen. Rohheit und Grausamkeit in der Behandlung Untergebener litt er nie, und so kam es, daß die körperlichen Züchtigungen, welche damals noch durchweg gebräuchlich waren, in seinem Regiment nach und nach ganz in Wegfall kamen. Seine hervorragende Persönlichkeit war allein hinreichend, das Große zu vollbringen. Groß waren die Forderungen, die er an seine Reiter stellte; aber was er verlangte, leistete er stets selbst in höchster Vollkommenheit. Noch oft hat er als General die Wagstücke seiner Jugend, das Ueberspringen hoher Hindernisse, das Reiten durch umlaufende Windmühlenflügel u. dgl. wiederholt. Einst traf er beim Spazierenreiten eine Landkutsche, in welcher ein Landprediger mit seiner Familie langsam auf dem Sandwege dahinfuhr. Das langgestreckte Vordertheil des Wagens erweckte in ihm die Lust, darüber hinwegzuspringen. Ein Spornstoß und er war auf der andern Seite des Wagens. Sein ganzes Gefolge schlug zum großen Schrecken der Fahrenden denselben Weg ein. Nicht weniger geübt war er im Pistolenschießen und oft mußte der Glöckner zu Ohlau, der eine kleine am Rathhaus hängende Glocke täglich drei Mal läutete, zu seinem Aerger diese Beschäftigung aufgeben, da der General Seydlitz ihm von seinem Fenster aus mit der Pistole den Strick entzwei schoß.

In seinem Benehmen gegen den König und gegen Vorgesetzte wußte Seydlitz bei aller Bescheidenheit doch stets seine Würde zu wahren. Dies war auch so allgemein anerkannt, daß der Oberstallmeister, Graf Schwerin, den der König bei Tafel nach seiner Gewohnheit zu schrauben suchte, einmal unerwartet mit den Worten losbrach:

„Mir können Ew. Majestät wohl so etwas anthun, aber da sitzt Einer" — und er zeigte auf Seydlitz — „versuchen Sie's doch mit dem."

So sehr der König auch den General Seydlitz achtete, so suchte er doch oft bei ihm etwas zu tadeln. Einst machte er nach der Musterung seines Regiments die Bemerkung:

„Mein lieber Seydlitz, ich dächte, Sein Regiment ritte mit viel längern Bügeln, als meine übrige Cavallerie?"

Seydlitz, der das für richtig Befundene nicht gern als übertrieben tadeln lassen wollte, antwortete:

„Ew. Majestät, das Regiment reitet noch ebenso, wie bei Roßbach."

Einstmals regte der König die Frage an, ob es besser sei, der Reiterei zweischneidige oder Rückenklingen zu geben. Seydlitz hörte eine Zeit lang dem Streite zu und machte ihm dann, als es ihm zu langweilig wurde, mit den Worten ein Ende:

„Wenn die Reiterei nur eher an den Feind kommt, bevor dieser Zeit hat, die Klingen zu besehen, so wird sie siegen, und wenn sie Spießgerten in der Hand hat."

Nie aber war Seydlitz furchtloser und freimüthiger, als wenn es galt, einer Ungerechtigkeit zu steuern oder für Jemand die verdiente Belohnung zu fordern. So drängten sich einmal die Invaliden in Breslau zu nahe zum König, so daß sie diesem lästig wurden und er befahl, sie wegzuschaffen. Da sagte Seydlitz:

„Das sind die braven Männer, die ihr Leben und ihre Knochen daran gegeben haben, um Ew. Majestät Sieg und Ruhm zu gewinnen, und die nun betteln gehen mögen."

Der König wurde gleich freundlicher und entließ die alten Krieger mit Geschenken.

Eine eben so treffliche Antwort gab er in der Schlacht von Zorndorf, als ihm der König den Befehl zuschickte, mit seiner Cavallerie bis zu einer gewissen Stelle vorzurücken. Seydlitz bemerkte mit scharfem Blick, daß dadurch seine Reiter unnütz dem Kanonenfeuer ausgesetzt würden, und weigerte sich, selbst den wiederholten Befehlen des Königs zu gehorchen. Friedrich sandte nochmals und ließ ihn wissen, er werde es nach der Schlacht mit seinem Kopfe zu verantworten haben, worauf Seydlitz ruhig mit einem Blicke auf seine geschützten Reiter erwiderte:

„Sagen Sie dem Könige, nach der Schlacht steht ihm mein Kopf zu Befehl, in der Schlacht möge er mir noch erlauben, daß ich davon für seinen Dienst guten Gebrauch mache."

Und er machte einen guten Gebrauch davon, denn nie hat er mit solcher Kühnheit angegriffen, nie unter so ungünstigen Verhältnissen mit solcher Geschicklichkeit die bedeutendste Reitermasse gehandhabt. Der König umarmte nach erfochtenem Siege den Helden mit den Worten: „Auch diesen Sieg habe ich Ihnen zu danken," worauf dieser, stets bescheiden und gerecht, antwortete: „Nicht mir, gnädigster König, sondern diesen braven Leuten, die ich anführte."

Dergleichen kleine Streitigkeiten pflegten wohl dann und wann eine kleine Verstimmung zwischen dem Könige und seinem Reitergeneral zu veranlassen, die jedoch Seydlitz nie in seiner unerschütterlichen Treue und Liebe zu dem großen Friedrich irre machen konnte. Als der Kaiser Joseph II. den König 1769 bei seinen Musterungen in Schlesien aufsuchte und hierbei auch Seydlitz und sein berühmtes Cürassierregiment sah, war er so entzückt von der Ausbildung der schlesischen Cavallerie und insbesondere des Seydlitz'schen Regiments, sowie von der glänzenden Persönlichkeit des Generals, daß er diesem die größten Lobeserhebungen machte und mit den Worten schloß:

„Wenn die Verhältnisse es mir erlaubten, so käme ich zu Ihnen, um den Reiterdienst zu lernen, allein da dies nicht sein kann, so wünsche ich, Sie kämen in meine Dienste," worauf Seydlitz erwiderte:

„Ew. kaiserl. Majestät würden an mir eine schlechte Acqui-

Digitized by Google

sition machen, denn ich weiß nur einem Herrn zu dienen, und das ist mein gegenwärtiger."

Edelsinn und Großmuth waren hervorragend in dem Charakter unseres Helden; stets hinderte er Grausamkeiten, schützte den Wehrlosen, strafte den Frevler. Dem Landmanne war er besonders freundlich zugethan und schützte ihn, wo er konnte. Nie hat Seydlitz seinen Ruf durch Eigennutz befleckt, obgleich ihm oft Gelegenheit wurde, durch Plünderung und Bedrückung sich zu bereichern. Als ihm der König die Plünderung des Jagdschlosses Hubertusburg, eine Repressivmaßregel für die Verwüstungen der Sachsen in Charlottenburg, übertragen wollte, wies er dieses entschieden von sich, und so kam es, daß er nie mit der Beitreibung von Kriegssteuern u. dgl. in den eroberten Ländern betraut wurde. Die preußischen Verstärkungen, welche der Fürst von Neuwied nach der Schlacht bei Freiberg dem Prinzen Heinrich zuführte, hatten ihren Weg in Sachsen überall durch die größten Ausschweifungen bezeichnet. Seydlitz empfing den General und seine Officiere mit der strengen Anrede, daß ihr Zug dem einer Räuber- und Diebesbande, aber nicht dem einer geordneten Kriegsschaar geglichen habe.

Wenn er auch im Dienste streng und unerbittlich war, so wußte er doch auch wieder einzulenken, zumal wenn es sich um Vergehen handelte, die weniger den Militair als den Menschen angingen.

In Ohlau war eine Familie, deren Kreis durch hübsche, anziehende Töchter belebt wurde, und für eine derselben hatte Seydlitz, aber zugleich einer seiner Officiere, die entschiedenste Neigung gefaßt. Dem General war der Nebenbuhler unbequem und er versetzte ihn deshalb an einen entfernteren Ort. Allein der Verliebte kam nun heimlich um so öfter, wagte sich ohne Urlaub Abends in Bürgerkleidung nach Ohlau und kehrte vor Tage unbemerkt in sein Standquartier zurück. Die Sache wurde jedoch verrathen und Seydlitz ritt an einem nebligen Herbstmorgen sehr früh auf die Jagd, wählte aber den Weg, auf welchem jener heim reiten mußte. Nichts ahnend, galoppirt der Sorglose, in Pelesche und Mütze gekleidet, heran, findet sich unerwartet dem General gegenüber, dem er nicht mehr ausweichen kann, und fängt in größter Zerknirschung Entschuldigungsworte zu stammeln an; doch Seydlitz, begnügt durch diese Verlegenheit und im Gefühl, daß auch seine eigene Rolle hierbei nicht die ganz richtige sei, fällt ihm in die Rede und sagt:

„Reiten Sie nur weiter, ich kenne Sie nicht; aber nehmen Sie sich in Acht, daß es der General nicht erfährt, es möchte sonst nicht gut ablaufen."

Von dieser Zeit ab gab Seydlitz seine Bewerbungen auf und der Officier heirathete nicht lange darauf das Mädchen.

Unerschütterlich hat sich bei Seydlitz von frühester Jugend an die Achtung vor Gottesverehrung erhalten, und wenn diese auch nicht seine Leidenschaften vollständig zügeln konnte, so hielt er doch viel auf andächtige Gottesverehrung. Er sorgte, so gut es ging, dafür, daß vor jedem vorauszusehenden Gefechte die Soldaten durch den Feldprediger zur Tapferkeit und Ausdauer ermahnt wurden und daß den Sterbenden und Verwundeten der Trost des Geistlichen und der Genuß des heiligen Abendmahls nicht fehlte.

In gleicher Weise, wie bei Roßbach und Zorndorf, hat der berühmte Reitergeneral seinen Namen noch bei Kunnersdorf, Freiberg u. s. w. verherrlicht, so daß er für immer das Muster und Vorbild aller Cavalleristen sein wird, eine Wahrheit, die sein königlicher Herr, als er die Nachricht vom Tode des Helden erhielt, für alle Zeiten durch die Worte feststellte: „Seydlitz ist das schönste Loos geworden, das ein Soldat erreichen kann; er lebte unübertroffen und stirbt, ohne ersetzt werden zu können."

3 3 3.

Sclavenhandel in Amerika.

Nr. 2.

Die Maßregeln gegen Sclavenschiffe. — Manipulation auf hoher See. — Dreihundert Sclaven an der Ankerkette versenkt. — Niggerzüchterei und Pferdezüchterei. — Die Sclavenmärkte. — Eine Sclaven-Auction. — Preise. — Spanische und französische Herren.

Wie kommt es nun aber, daß dieser Handel doch noch besteht, während doch die Regierung der Vereinigten Staaten sich verpflichtet hat, denselben mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken? Konnte England in seinen Staaten und Colonien dies thun, warum Nordamerika nicht? Die Antwort ist einfach: einmal geschah es nicht, weil die Mittel der Vereinigten Staaten nicht ausreichten, die betreffenden Gesetze durchzuführen, und das andere Mal, weil die betreffenden Beamten sie nicht durchführen wollten. Die Küste der Staaten, wo Sclavenschiffe willkommen sind, ist eine außerordentlich ausgedehnte, und es würde eine mehr als fünf Mal so große Seemacht dazu gehören, als die Union besitzt, um allen Schmuggel zu unterdrücken. Soll man der paar Sclaven wegen das viele Geld ausgeben? Soll man wegen des Bischen Schmuggels das ganze Regierungssystem, welches eine so kleine Militair- und Seemacht, als nur irgend möglich ist, verlangt, um dem Präsidenten nicht zu viel Gewalt in die Hände zu geben, — umändern und ummodeln? Gott bewahre! Die bisherigen Bestimmungen müssen ausreichen. Können sie es etwa nicht? Hat man nicht in den letzten Jahren etwa fünfzig Schiffe weggenommen, die auf den Sclavenhandel auslaufen wollten? Allerdings, und immer sind sie in dem Seehafen, von dem sie abfahren wollten, gecapert worden; allein mehr als der zwanzigfachen Anzahl gelang es, ungehindert zu entkommen, und — einmal aus dem Hafen, einmal auf hoher See, ist es schwer, sogar fast unmöglich, des Schiffes noch habhaft zu werden! Allerdings hat die Unionsregierung in jedem Seehafen einen Beamten, der diesen gesetzlosen Handel zu unterdrücken die Pflicht hat. Es hat sogar dieser Beamte, der United States-Marshal, die ausgedehnteste Macht, jedes verdächtige Schiff wegzunehmen und den Capitain nebst Mannschaft vor Gericht zu stellen, wo sich dann bald zeigt, ob das Schiff zum Sclavenhandel ausgerüstet war oder nicht. Der Marschall hat sogar ein — echt amerikanisches — Anspornmittel, dies zu thun, denn das Schiff, wenn überwiesen, wird für gute Prise erklärt und sein Verkauf trägt den Officianten nicht wenig Geld ein. Allein wie oft drückt der Marschall die Augen zu, wenn man ihm ein goldenes Pflaster darüber legt! Wie oft wird ihm von seinen von der Gegenpartei erkauften Spionen das Geheimniß eines Sclavenschiffes erst verrathen, wenn dieses längst den Hafen verlassen hat! Wie selten wird es nur überhaupt den Behörden bekannt, daß ein Sclavenschiff ausgerüstet wird! Und wird ja einmal ein Fang gemacht, wird ein Schiff confiscirt, ist damit der Ausrüster des Schiffes, der Capitain desselben auch entdeckt? Gott bewahre; das Schiff führte falsche Papiere und der wahre Capitain mit den echten Papieren war noch nicht an Bord, als das Schiff vom Marschall weggenommen wurde. —

Der echte Capitain besteigt sein Schiff immer erst außerhalb des Hafens, wo die Jurisdiction des Marschalls aufhört, und folgt dem Clipper in einem unschuldigen Fischernachen von Weitem, bis er weiß, daß er sicher ist. Darum hat man auch gar kein Beispiel, daß ein Sclavenhändler (Rheder oder Capitain) je dieses Handels wegen gestraft worden wäre. Ja sogar die Matrosen, die man in den gecaperten Schiffen fand, sind noch immer oder wenigstens fast immer frei ausgegangen, weil sie nicht überwiesen werden konnten, wohl auch, weil man sie nicht überweisen wollte. Geld ist eine Macht in Amerika! So ist also nichts gecapert, als das Schiff, und — was macht das? Eine glückliche Fahrt bringt so viel ein, daß zwei oder drei Schiffe verloren gehen können, und gewöhnlich geht unter vierzig Schiffen nur eins verloren! Gehört doch der Fang eines solchen Schiffes (wie oben schon angedeutet) auf hoher See oder an den Küsten von Afrika oder beim Anlanden in Cuba oder an den südlichen Staaten des amerikanischen Continents zu den größten Seltenheiten. Die Schiffe sind gute Segler, die Capitaine sind verwegene Seeleute, so entkommen sie den Kreuzern meistens. Ueberdies darf ein englischer Kreuzer kein Schiff untersuchen, das unter amerikanischer Flagge (und eben so umgekehrt) segelt. So wissen denn die amerikanischen Sclavenschiffe die amerikanische Flagge auf, wenn sie einem Engländer begegnen, und die englische, wenn sie von einem amerikanischen Kreuzer ver-

Digitized by Google

folgt werden. Zwar führen auch die Kreuzer oft falsche Flaggen, bis sie nahe genug an dem Sclavenschiffe sind, daß dasselbe ihnen nicht mehr entgehen kann, und ziehen dann erst ihre nationale Flagge auf. Allein die Sclavenschiffe lassen sich durch ein solches Manöver nur selten täuschen, sie kennen die Kriegsschiffe schon an der Bauart, ob's englische oder amerikanische sind. Ueberdies, wenn alle Stränge reißen, so versenken sie lieber alle ihre Sclaven in's Meer, ehe sie sich auf hoher See als Sclavenschiffe capern lassen, denn dann ginge es um den Kopf. Man hat daher mehr als ein Beispiel, daß dreihundert und mehr Sclaven an der Ankerkette in's Meer versenkt wurden, ehe der Kreuzer den Sclavenhändler bekommen konnte, und — wie kann dann der Sclavenhandel erwiesen werden, wenn das Corpus delicti fehlt? Sind die Sclavenhändler aber erst an der heimischen Küste und haben ihre Sclaven gelandet, dann ist vollends eine Abfassung und Entdeckung unmöglich, denn dann verlassen die meisten Capitaine ihr Schiff und verbrennen es, damit alle und jede Spur ihres Handels vertilgt ist. Nur Wenige wagen es, Tabak und Cigarren in Cuba einzunehmen und damit als „ehrliche Kauffartheischiffe" nach Newyork oder Boston zu fahren. Sie fürchten die Untersuchung ihrer Schiffspapiere und ziehen es vor, das Schiff zu vertilgen. Es trägt sich ja aus!

Trotz allem Dem bleibt der Sclavenhandel zu See, der Import derselben unmittelbar aus Afrika immer ein gefährlicher Handel. Nur die verwegensten Gesellen lassen sich mit demselben ein, fast immer nur solche, die eben so gut bereit wären, das Piratenhandwerk zu ergreifen. Es ist ein Mischmasch aus aller Herren Länder, diese Handvoll Matrosen, die sich zum Sclavenhandel gebrauchen lassen, Portugiesen wie Schweden, Deutsche wie Spanier, Engländer wie Dänen, Amerikaner wie Europäer, ja sogar Weiße wie Schwarze! Es ist eine erhärtete Thatsache, Nigger selbst geben sich dazu her, Nigger einzufangen; aber jeder dieser Bursche hat vielleicht einen Mord auf dem Gewissen, jeder ist eines weiteren Mordes fähig. Darum wagen es nicht Viele, sich mit ihnen einzulassen, und eben darum ist die Zufuhr aus Afrika nicht hinreichend, um den Bedarf an Sclaven für die südlichen Staaten Nordamerika's zu decken. Man mußte daher an andere Auskunftsmittel denken, und hat in neuester Zeit den Versuch damit gemacht, sogenannte „freie" Neger als „Tagelöhner" aus Afrika zu importiren. Zu diesem Zwecke organisirte sich vor Kurzem in Louisiana eine Compagnie, welcher die Legislatur jenes Staates die Erlaubniß ertheilte, vor der Hand zur Probe 2500 solcher „freiwilligen" Tagelöhner mit einer „unwiderruflichen Dienstzeit von fünfzehn Jahren" herbeizuschaffen; allein — die Probe dürfte schlecht ausfallen, denn die Bundesregierung muß diese Art von Handel nothwendig für Sclavenhandel erklären, da der Ausdruck „freiwillige Tagelöhner" offenbar nur ein nomineller ist, und die „Miethe" dieser Leute in nichts anderem besteht, als in deren Ankauf von den afrikanischen Händlern. So erweist sich auch dieses Mittel nur als ein Palliativmittel, und die Amerikaner greifen daher immer wieder zu ihrem Hauptmittel: „der Sclaven- und Niggerzüchterei."

„Niggerzüchterei?" — Unsinn, Wahnsinn! — Und doch existirt dieser Wahnsinn in der Wirklichkeit! — Der Leser begebe sich gefälligst in die Staaten Virginia, Maryland, Nordcarolina und Kentucky, und er wird sogleich von dem Factum der „Züchterei" überzeugt sein. Die genannten vier Staaten haben zu Bebauung ihrer Felder bei weitem nicht so viel Neger nothwendig, als die südlicher gelegenen, und dennoch halten sie deren, wenn nicht mehr, doch gleich viel. Sie halten sie aber nicht wegen ihrer Nothwendigkeit zum Feldbau, sondern wegen ihrer — Nachkommenschaft! Dies ist im Augenblicke ersichtlich, wenn man ihre Plantagen besucht, denn sie pflanzen nur ganz wenig Baumwolle, sondern vielmehr Tabak, Mais und fast alle Erzeugnisse der gemäßigten Zone. Sie könnten die Sclaven daher leicht ganz entbehren, und würden weit wohlfeiler und besser zurecht kommen mit weißen Arbeitern, wenn es ihnen blos um die Bebauung ihrer Felder zu thun wäre. Dem ist aber nicht so, sondern es ist ihnen hauptsächlich um die Nachkommenschaft ihrer Sclaven zu thun, und — hierfür eignen sich die genannten vier Staaten hauptsächlich. Das Klima ist hier sehr gesund, wenigstens weit gesünder, als weiter südlich, und eignet sich besonders gut für die Nigger. Die Art der Arbeit, die diese hier verrichten müssen, bringt es mit sich, daß sie sich nicht allzusehr anzustrengen brauchen, denn je mehr der Pflanzer von Virginien und Kentucky Bauer und Landmann wird, um so mehr nähert sich der Zustand seines Sclaven dem Zustand des freien weißen Knechtes oder Tagelöhners. Dazu kommt noch, daß die Nahrung eine weit kräftigere und gesündere ist, als weiter unten in Georgia und Florida, weil der Virginier u. s. w. sein Fleisch, seine Kartoffeln, seine Frucht, seine Milch nicht zu kaufen braucht, sondern selbst erzeugt, und daher nicht sparsam damit umgeht. Somit kann es nicht fehlen, daß die Negerheirathen in den genannten vier Staaten schon von Natur aus sich weit productiver erweisen, als in den übrigen Sclaverländern. Außerdem aber trägt der virginische und kentucky'sche Pflanzer alles Mögliche dazu bei, daß diese Productivität eine nachhaltige werde. Nicht blos sieht er auf gute Nahrung, große Reinlichkeit, mit einem Worte auf Alles, was die Gesundheit, das Wohlsein des Körpers befördert und erhält, sondern er sorgt auch dafür, daß die jungen Mädchen und Bursche unter seinen Negern zur rechten Zeit das Band der Ehe eingehen, wenn man überhaupt das Zusammenleben dieser Menschenclasse eine Ehe nennen kann. Negerinnen, die viel Kinder gebären, werden bevorzugt und besonders gut gehalten, damit sie Andern zur Aufmunterung dienen. Sie werden nie verkauft, sondern bleiben auf der Plantage ihr Leben lang, während die Unfruchtbaren sicher sein dürfen, so schnell als möglich fortgeschafft zu werden, weil sie dem Pflanzer nutzlos sind. Die Kinder, namentlich die Neugeborenen, werden gut abgewartet. Bei dem geringsten Anzeichen von Krankheit wird der Arzt zu Rathe gezogen. Auf diese Art und durch noch andere Mittel, deren specielle Ausführung mir erlassen bleiben möge, weil die Sprache keine decenten Worte dafür hat, wird es möglich, daß in Virginia allein jährlich über 30,000 Sclaven mehr geboren werden, als sterben. Diese 30,000 werden exportirt und verkauft. Eben so machen es Maryland, Kentucky und Nord-Carolina. Diese vier Staaten zusammen führen jährlich gegen 100,000 Sclaven mit einem Gesammtwerth von mehr als 100 Millionen Dollars aus. Somit kann der Ausfall des Südens (verursacht durch Klima und harte Arbeit) von diesen vier Staaten fast gänzlich gedeckt werden. Der Leser wird nun einen Begriff davon haben, was wir unter Niggerzüchterei verstanden wissen wollen. Er muß sich die Sache etwa gerade so denken, als wie eine Pferdezüchterei in Mecklenburg. Wie dort die Rosse gehegt und gepflegt werden, so in Virginien die Schwarzen. Wie dort der reiche Bauer oder der Edelmann sein Haupteinkommen vom Verkauf seiner herangezogenen Füllen erhält, so der halbsüdliche Pflanzer vom Verkaufe seiner überzähligen Sclaven!

Die Art und Weise des Verkaufs geschieht auch auf ähnliche Art, wie bei den Mecklenburger Pferden; denn wie der Pferdehändler die großen Pferdemärkte besucht, um seine Waare an den Mann zu bringen, so bezieht auch der Sclavenhändler die großen Sclavenmärkte, um seine lebende Waare so theuer als möglich zu verwerthen.

Natürlich ist der „Unterderhandverkauf" ebenfalls in allen südlichen Staaten zu Hause. Wie in Deutschland der Nachbar vom Nachbar eine Kuh kauft, so kauft in Amerika der Nachbar vom Nachbar einen Sclaven. Allein der Ankauf im Großen ist nicht auf diese Art zu bewerkstelligen. Der südliche Pflanzer kann nicht im Lande herumziehen, um auf den einzelnen Plantagen die verkäuflichen Sclaven in Erfahrung zu bringen. Darum gibt's nicht blos eine eigene Classe Menschen, eine Art Zwischenhändler, die sich mit diesem Handel beschäftigen und ein förmliches Geschäft daraus machen, sondern wir finden auch auf der andern Seite verschiedene Städte, welche sich dieses Handels bemächtigten, Städte, die besonders gut gelegen sind und denen daher natürlich Alles daran liegen muß, den Verkehr des Sclavenhandels in ihre Mauern zu ziehen. In diesen Städten blühen förmliche Sclavenmärkte, welche von den Händlern mit ihrer „Heerde" oder ihrem „Trupp" bezogen werden. Früher war ein solcher Hauptmarkt in Washington selbst, dem Sitze der Centralgewalt dieses „freien und glücklichen Landes", wie der Amerikaner sein Vaterland gewöhnlich nennt. Allein seit 1850 hat doch der Schicklichkeitssinn des Congresses so weit gesiegt, daß dieser öffentliche Scandal endlich beseitigt werden konnte. Von jener Zeit an fanden in Washington keine öffentlichen Märkte, keine öffentlichen Sclavenversteigerungen mehr statt, es müßte denn bei einem Concurse sein, wo natürlich der Sclave eben so gut unter des Auctionators Hammer kommt, wie ein Stück Land, ein Haus, ein Pferd oder ein werthvolles Stück Möbel. Die

Hauptmärkte sind jetzt in Richmond in Virginien, in Charlestown, Nashville, Raleigh, Neworleans und andern südlichen Städten. Es sind meist schöne bedeckte Locale, große Säle, in welchen diese Märkte stattfinden, so z. B. in Neworleans im Saale der Börse, in der großen runden Halle der St. Louis-Exchange, die mit ihren luftigen griechischen Säulen an ein Baudenkmal der alten Zeit erinnert. Auch in Richmond ist das Local ein fast prachtvolles, in welchem mehr als 1000 Menschen mit Bequemlichkeit Platz finden. Die Ankäufe können unter der Hand mit dem Sclavenhändler abgeschlossen werden; gewöhnlich aber geschehen sie in öffentlichen Auctionen. Besehen wir uns einmal ein solches Schauspiel, von dem man sich in der alten Welt nur schwer einen Begriff machen kann.

Wir treten in den Saal ein durch das Schenkzimmer, die sogenannte Bar, wo auf einem außerordentlich langen Schenktische Getränke aller Art und auch einzelne Speisen zu haben sind. Während der Verkaufszeit hat die Bar mit fünf oder sechs Kellnern den ganzen Tag vollauf zu thun. Inmitten des Saales, gerade vor uns, befindet sich eine Art Katheder oder Kanzel. Auf dieser steht der Auctionator, ein lebhafter, beweglicher, listig aussehender Mann, dessen Zunge wie ein Rad schnarrt und dessen Kehle die Eigenthümlichkeit hat, nie heiser zu werden. Links von ihm in langer Reihe stehen die weiblichen Sclaven, rechts in noch längerer Flur die männlichen. Die Sclaven sind alle frisch gewaschen, nett und reinlich in Leinwand und Callico gekleidet und haben sämmtlich ein sauberes, zum Theil sogar, besonders was die weiblichen Prachtexemplare betrifft, geputztes Aussehen. Ein Pferd, welches dem Kaufliebhaber vorgeritten wird, ist ebenfalls frisch gestriegelt und hinlänglich gut gefüttert! Es mögen im Ganzen wohl sieben- bis achthundert Sclaven anwesend sein. Die Käufer, meist Männer (doch kann man auch einzelne Damen in vollkommenem Putze sehen), sind im Saale zerstreut. Sie schwatzen, sie plaudern, sie besehen sich die Nigger, sie trinken eins in der Restauration! Sie treten wieder ein, stehen in Gruppen, gehen auf und nieder, lachen, scherzen und sind guter Dinge! Die Nigger stehen schweigsam, aber sie lassen die Köpfe nicht hängen. Ihre großen Augen rollen immerwährend im Kopfe herum und doch sieht es so aus, als ob die Meisten ganz unbekümmert um ihr Schicksal seien. Nur einige Weiber haben ihre Augen auf den Boden gerichtet und einige Männer schauen finster. Sie gedenken vielleicht ihrer Kinder, ihrer Eltern oder sonstiger Verwandten, die sie in ihrer früheren Heimath, auf der Plantage, auf der sie geboren und erzogen wurden, zurückgelassen haben.

Jetzt ruft der Auctionator einen Sclaven mit Namen auf. Es ist wahrscheinlich ein berühmter Name, etwa ein Name aus der römischen Geschichte: ein Cäsar, ein Brutus, ein Cicero, oder ein Name aus der Idyllenwelt: eine Doris, eine Phyllis oder dergleichen. Möglicherweise ist's auch ein Göttername: ein Jupiter, ein Neptun, eine Juno, eine Venus; denn der Neger liebt prunkhafte Namen. Der aufgerufene Sclave tritt vor; er stellt sich auf eine Art Plattform, welche hart vor dem Katheder des Auctionators errichtet ist. Der erhöhte Raum ist deshalb da, damit man den Sclaven von allen Seiten sehen kann. Nun geht's an ein Anpreisen der Waare. Alle guten Eigenschaften des Niggers werden von dem Auctionator hervorgehoben, — die schlechten bleiben natürlich verschwiegen. Die Jugend, die Schönheit, die Geschicklichkeit, die Kraft, der Fleiß, die Folgsamkeit, der Verstand, die Treue, — ein ganzes Lexikon von Tugenden! Alles wird hervorgesucht, um den Sclaven so werthvoll als möglich hinzustellen. Der Auctionator vergißt auch nicht einen Umstand, der für den Verkauf günstig wirken könnte. „Es ist ein wahrer Spottpreis, für den dieser „Trajan" oder jene „Semiramis" losgeschlagen werden soll!" — Allein die Kaufliebhaber gehen nicht so blindlings drein. Sie besehen sich ihre Waare, ehe sie ein Angebot machen. Sie wollen vorher prüfen, darum mustern sie! Dem Leser ist es vielleicht noch erinnerlich, es schon gesehen zu haben, wie es die Metzger auf dem Lande machen, wenn sie einen Ochsen, eine Kuh oder auch nur ein Kalb im Handel haben. Gerade dieselben Manipulationen wendet auch der Sclavenankäufer an. Der Sclave weiß es schon, daß er sich eine solche „Musterung" gefallen lassen muß; er ist an die Sache gewöhnt, weil er's bei seinen Mitsclaven schon gesehen hat, und es kommt ihm daher auch nicht sonderbar vor, wenn ihm möglicherweise zugemuthet wird, sich seiner Kleider gänzlich zu entledigen, damit man seine etwaigen Körpermängel entdecken könne! Ein solcher Befehl ergeht auf ganz gleiche Weise an einen weiblichen, wie an einen männlichen Sclaven, ohne daß irgend Jemand Anstoß daran nimmt. Sogar die unter den Kaufliebhabern anwesenden Damen geniren sich durchaus nicht, eine solche Musterung mit durchzumachen. Eine bloße „Sache" kann man schon ohne Schamgefühl in ihrer Nacktheit besehen und mehr als eine „geschlechtslose Sache" ist ein Sclave in den Augen einer Südländerin nicht. In neuester Zeit ist übrigens auf das Decorum in so fern Rücksicht genommen, als solche „nackte Musterungen" nunmehr meist in einem besonderen Locale vorgenommen werden.

Nun endlich hat Einer draufgeschlagen.

„Zwölfhundert Dollars zum Ersten!" ruft der Auctionator. „Ein Prachtexemplar von einer Sclavin! Ist ihre fünfzehnhundert Dollars werth!" Jetzt schlägt ein Anderer drauf.

„Zwölfhundert und funfzig!" schreit der Auctionator. „Sehen Sie den straffen Körper, die volle Brust! Eine wahre Venus! Kann's unter vierzehnhundert Dollars nicht thun!"

So geht's fort und fort, bis endlich der Zuschlag kommt. Der erkaufte Sclave wird dem neuen Eigenthümer sofort übergeben und eine Urkunde darüber ausgestellt, welche der Sheriff, der den Verkauf als Magistratsperson überwacht, unterschreibt. Die nicht verkauften „Stücke" werden in die „Sclavenställe" zurückgeführt. Diese sind nichts Anderes, als ein langes hölzernes Gebäude in der Nähe der Marktlocale, wo die Sclaven zu Hunderten, übrigens bei guter Verpflegung, aufgestapelt bleiben, bis sie endlich an den Mann gebracht sind oder auf einen andern Markt weiter geführt werden.

Der Preis für einen kräftigen Burschen von 18 bis 24 Jahren oder für eine tadellose Dirne von 16 bis 22 Jahren ist 1500 bis 1600 Dollars. Junge Schlingel von 12 bis 18 oder Mädchen von 10 bis 16 Jahren gelten von sechshundert Thalern an. Aeltere Sclaven in gleichem Verhältniß. Ueber vierzig Jahr alte, zur Arbeit nicht mehr gut taugliche Exemplare können nicht mehr leicht verkauft werden, und man sieht daher nur wenige bejahrte Sclaven auf den Märkten, es müßten denn solche sein, die wegen einer Erbschaft oder dergleichen à tout prix verkauft werden müssen. — Auffallend ist die oft fast ganz weiße Farbe der Sclaven. Es gibt welche, die sogar einem Europäer nichts nachgeben, wenn dieser etliche Sommer unter der heißen Zone Georgia's oder Alabama's gelebt hat. Es sind dies Sprößlinge von Weißen und Halbmulatten, sogenannte Quadronen, die in Europa für ebenbürtig gelten würden. Oft sind's aber auch wirkliche Weiße, die irgendwo in einer großen Stadt des Nordens als Kinder geraubt wurden, und nun, nachdem man sie bis in's zwölfte Jahr groß gefüttert, als Sclaven verkauft werden. Kidnapping heißt man diese Art Handel, und derselbe kommt öfter vor, als man glaubt. Auch wirklich „freie" Neger, die entweder sich selbst längst losgekauft haben, oder von ihren Herren freigelassen waren, kommen oft unter den Hammer, wenn sie sich nicht „documentarisch" als frei ausweisen können, oder wenn sie Schulden halber verhaftet sind. Mit dem Preise ihres Körpers zahlen sie ihre Gläubiger! — Das Schändlichste aber bei diesem schändlichen Handel ist die oft gewaltsame Trennung zwischen Mann und Weib, Vater und Sohn, Mutter und Tochter. Der Süden erkennt keine „Familie" unter den Sclaven an. Die Ehe des Niggers ist nur ein geduldetes Zusammenleben, nicht aber ein gesetzliches, geheiligtes Bündniß. Sogar die Kinder gehören nicht den Eltern, sie werden blos der Mutter gelassen, bis sie im Stande sind, ihre Nahrung selbst zu sich zu nehmen. So verkauft also der Sclavenhalter die Mitglieder einer Sclavenfamilie ganz getrennt von einander, den Sohn nach Louisiana, die Mutter nach Carolina, den Vater nach Texas, die Tochter nach Arkansas. Findet einander wieder, wenn ihr könnt! Jetzt ist solche gewaltsame Trennung in den meisten Staaten verboten, kommt aber trotz aller der unmenschlichen Grausamkeit, die darin liegt, noch oft genug vor. Wer soll denn den Pflanzer verklagen, wenn es ihm beliebt, das Gesetz nicht zu beobachten? Etwa der betheiligte Nigger? — Er hat kein Klagerecht. Nur der Weiße hat's, der sich seiner vielleicht aus Mitleid annimmt.

Die meisten Einkäufe auf den Sclavenmärkten machen die Pflanzer von Louisiana und Mississippi. Dort werden die meisten Nigger „verbraucht." Der Neger fürchtet sich auch, an einen solchen Pflanzer verkauft zu werden. Man sieht es der Verzweiflung in seinem Gesichte an, was er fühlt, wenn er dem Eigenthümer einer Zuckerplantage zugeschlagen wird. Es ist, als ob man ihm sein Todesurtheil vorläse!

Noch mehr als das Klima von Louisiana fürchten die Sclaven den Verkauf an einen Plantagenbesitzer französischer oder spa-

Digitized by Google

nischer Abkunft. Zwar ist ohnehin auf allen ganz südlichen Pflanzungen eine weit härtere Disciplin eingeführt, als auf den mehr „gemäßigt“ gelegenen, weil jene Plantagen viel größer sind, daher mehr Neger erfordern und eben deswegen, um alle Meuterei schon im Keime zu ersticken, eine größere Strenge nothwendig machen; allein dennoch findet auch auf solchen Pflanzungen ein großer Unterschied statt und die Sclaven ziehen die Abkömmlinge der angelsächsischen Race als „Herren“ den Creolen bei weitem vor. Das Non plus ultra der Disciplin haben französische Sclavenaufseher eingeführt. Deswegen hat man schon Beispiele erlebt, daß Sclaven sich nach stattgehabter Auction selbst zu entleiben versuchten, um auf diese Art der langsamen Tortur creolischer Plantagenbesitzer und ihrer französischen Aufseher zu entgehen!

Im Allgemeinen genommen aber geht der Nigger, wenn er verkauft ist, seinem Schicksale mit stoischem Gleichmuthe oder vielmehr mit thierisch-stumpfer Ergebenheit entgegen. Er hat nicht gelernt, sich über sich und seine Zukunft Gedanken zu machen. Die Tage, so lange die Auction dauert, sind ihm die liebsten, denn während dieser Zeit hat er nichts zu arbeiten und bekommt Essen, sogar zu trinken im Vollauf. „Wenn diese Zeit nur ewig währte!“

Th. Grfgr.

Eine Luftschifffahrt.

Ausgeführt und beschrieben von August Silberstein.

Ich bin auf stürmischem Meere gefahren und auf leise hingleitendem Nachen im Strome; ich habe das Dampfroß benutzt in seinem rasendsten Extrafluge und den schleichenden Bauernwagen im melancholisch murrenden Sande; ich habe auf elendem Klepper humpelnd mich fortgebracht und bin auf weitausholendem Rosse, dem Sturme gleich, über Haiden gejagt.

Nur Eins war mir neu und wie ein süßes Geheimniß räthselhaft, wie ein verschlossener Gral zu entsiegeln und den zauberischen Kelchduft in mich zu saugen — das war eine Fahrt in den Lüften, eine Reise hoch über allen Häuptern der Menschheit, allen Giebeln und Thurmzinnen, allen Bergspitzen und horizontumschließenden Nebeln dieser Erde!

Eine Verbindung mit dem eben in Wien anwesenden Luftschiffer Berg ermöglichte mir die Erfüllung dieser pulserregenden Sehnsucht, und am 19. Mai trug mich endlich und wirklich sein Ballon mit ihm in die Lüfte, in den großen Gotteshimmel hinein, dorthin, wo noch äußerst wenige Menschen waren!

Frage mich Keiner erst, wie so ein Ballon aussieht, wie er eingerichtet ist und ob er, wohl nicht für „Balken im Wasser“, aber in der Luft sorgt. Das sind Dinge, die man in einem technischen oder andern Lexikon nachsehen möge. Auch erlasse mir Jeder die Beschreibung der Vorbereitungen. — Da stand der fast ovalrunde, in seiner Form eigenthümlich elegante „Sack voll Luft“ in mächtigem Umfange, heute nicht weniger als 18,000 Kubikfuß Gas fassend und von strotzender Fülle zeugend. Bei dem leisesten Luftstoße schüttelte und rüttelte er die Arbeiter, die ihn bändigend zur Erde hielten.

Es war in der Arena an der Schönbrunner Straße. Die Menge guckte ihn neugierig an und da ich mich bis zur Abfahrt von ihm entfernt hielt, thaten mir Freunde und Bekannte im Hintergrunde den Gefallen, fortwährend zu fragen: „Haben Sie keine Angst?“ — „Haben Sie für Ihr Testament gesorgt?“ — „Wenn Sie fallen?“ und derlei liebliche Fragen mehr, die äußerst geeignet sind, den Muth zu erhöhen, auf mich aber glücklicherweise den Eindruck machten, wie der Schaum einer Welle auf den Matrosen.

Die losgelassenen kleinen Probeballons zeigten eine nordöstliche Richtung, nach dem Gewirre der Stadt zu, und ging der große Ballon ihnen nach, so war unsere Fahrt voraussichtlich eine — wie ich sie nur träumerischst ersehnt — über dem Babel, in dessen wirrem Gewinde mein Fuß bereits eine Reihe von Jahren herumgeirrt.

Freund Berg tummelte sich wacker um die Peripherie des Ballons, regulirte die Gasröhre, legte und hob die Ballastsäcke, prüfte und knüpfte die Taue, schalt und ermunterte die Arbeiter, ließ das Ungethüm endlich um mehr als eine Klafter heben, um das Fahrzeug daran zu binden — ich sah einen runden Korb von circa drei Fuß Durchmesser, bis zur Hüfte reichend und aus Tauen so durchsichtig und so luftig gefügt, wie etwa die Stahlkugeln, in denen die Damen ihre Strickwolle tragen. Das war das Nest der neuesten Frühlingsvögel, und es sah in der That luftiger aus, als irgend ein Vogelnest.

„Jetzt!“ rief Berg mir zu. „Kommen Sie!“

Es war die bestimmte Stunde — halb sieben Uhr Abends — ich sprang rasch ein — wir zogen die Taue an uns — ein Klingeln der Signalglocke — ein Schuß — und „Hurrah!“ schrie die Menge, denn, wie ein Pfeil in die Höhe geschossen, waren wir schon über ihr in den Lüften!

Ob ich zitterte? Ob ich Angst hatte? fragt gewiß Einer oder der Andere. Heute ist es vorüber und ich könnte, wie der junge Soldat nach der Schlacht, gestehen: „anfangs ist's mir schlimm gegangen.“ Aber nein, meine Brust schwellte nur Sehnsucht, den großen Anblick zu genießen, und die Menge, der ich zum Abschied zugrüßte, ja Freunde, denen ich mich noch in der ersten Sehweite zuneigte und mit dem weißen Tuche ein besonderes Valet zuwinkte, werden mir bezeugen, daß nur die Freude mich bewegte.

Klingeln, Schuß, Hurrahgeschrei und Hochschweben in der Luft waren gleichzeitig das Werk eines Augenblickes. Wir stiegen wie die Flamme eines ruhig brennenden Lichtes gerade in die Höhe und das entzückte die Menge so sehr, daß sie in gewaltiges Schreien ausbrach. Im ersten Augenblicke suchend, wohin ich über all' diese Weite mein Auge wenden sollte, fiel der Blick unwillkürlich auf die schreiende Menge; sie umstand uns nach einer Seite in weitem Halbkreise, bis über die breite Straße und tief hinein in die Felder. Als ich aus dem schwarzen Kreise diese emporgereckten weißgelben Gesichter, eins an dem andern, und die Totalität der tausend offenen Mäuler, aus denen das Schreien kam, das mir in der Höhe vielleicht zehn Mal stärker und sonderlicher klang, als unten, durch meine scharfen, eigens für den Zweck vorgesehenen Augengläser sah, mußte ich unwillkürlich in Lachen ausbrechen.

Und nun nahm ich einen vollen Athemzug der reinen Luft und sah weit, weit hinaus!

Mein schönstes Hoffen war erfüllt, der Zufall, der mir hätte hundert Mal ungünstig sein können, begünstigte uns diesmal, denn wir trieben nicht in's Feld, sondern nach Wien zu.

Die Luft war ruhig, majestätisch schwammen wir dahin, wie ein Schwan, der nur unsichtbar leise rudernd durch die klaren Fluthen langsam vorwärts kommt. Wir versuchten vorerst die Schnelligkeit; die ausgeworfenen Papierstreifen entfernten sich verhältnißmäßig nur langsam von uns; wir begannen, den Ballastsand auszuwerfen, und höher, immer höher stiegen wir dem Himmel zu, der sich immer weiter über uns breitete.

Was mich zuerst oben überraschte, war das Tosen, Sausen, Surren, Schnurren, Klappern, Brummen und Rollen unter uns. Sie haben sicherlich schon aus geringer Entfernung zwei aneinander vorbeifahrende Eisenbahnzüge gehört; denken Sie sich dieses schauerliche Lärmgewirre fortgesetzt, immer fort und fort von unten heraufdonnernd, und Sie haben die Sprache der Menschheit, das Thun einer großen Menge, die Harmonie einer Groß- und Culturstadt genau in den Ohren.

Es gewinnt an Verständniß, wie da unten Einer den Andern nicht versteht, nicht erhören mag und nur sich selbst gehorchen will.

Es ist ferner ein schlechter Witz, wenn ich sage, daß die Allmacht Gottes da unendlich gewinnen muß, im Bedenken, daß er aus all' diesem schauerlichen Lärm nicht nur Wiens, sondern aller Städte und Dörfer — auch Leipzig — den Einzelnen heraushören soll!

Freund Berg wollte haushälterischer mit den Sandsäcken umgehen, als ich: aber ich benutzte die volle Gelegenheit, dieser Gleiches gewohnten Menge einmal Sand in die Augen zu streuen und dadurch emporzukommen — und herab mußte eine Portion nach der andern — wir stiegen und stiegen!

Es war ein über alle Beschreibung entzückender, erhabener Anblick! — Es war ein zweifelhafter Tag gewesen und die Abendsonne zerstreute die Nebel, die heute nicht so dicht stiegen, weil eben der Tag nicht heiß war. Dies ließ uns Alles klarer erscheinen. Die ganze große Stadt mit ihrer meilenweiten Umgebung lag vor und unter mir, wie ein aufgeschlagenes Buch, dessen Zeilen ich mit einem Blicke übersah. Eine auslaufende Straße war mir

eine Pause und ein Dorf ein Strich- oder Schlußpunkt. — Die Leute erzählten mir später, der Ballon hätte ein lange nicht gesehenes, prachtvolles Schauspiel geboten, indem er geraume Zeit, scheinbar unbeweglich, eine Handfläche groß über der Stadt schwebte.

Ich selbst kam mir vor, wie ein Falter, der über einer farbenreichen Blume schwebt — jede Häusergruppe war mir ein Blatt in der Centifolie und die Thürme und Zinnen waren mir die begehrenden emporgestreckten Staubfäden! — Mir war wohler, als dem Falter, ich durfte nicht einmal die Schwingen regen.

Wien ist weit schöner, wenn man darüber hinweg, als wenn man darin ist. — Die kleinlichen Krümmungen für den Gehenden und Fahrenden bestehen da oben nicht, da liegt fast Alles gerade, in rechten Winkeln; und denken Sie sich nun diese, ich möchte fast sagen, Harmonie der Confusion! — Die größten Baudenkmale, zu denen ich unten den Hals emporreckte, schienen mir nun unten vom Zuckerbäcker gefertigt; ich hätte mögen das Dragant-Burgthor oder die Stephanskirche mit ihrem Papiermaché-Bijouthurm in den Korb hereinheben.

Ich hatte vor Jahren ein Modell Wiens gesehen, das ein Invalide in einer Bude zur Schau stellte und das er in langen Mußejahren — Haus für Haus getreu — gefertigt. — Da lag wieder das Modell des Invaliden vor mir — gleichgültig, ob die ganzen Generationen, die daran bauten und kleisterten und klebten, invalid waren oder nur der Eine — oder ob ich da war gegen eine kurze Reihe Groschen oder eine kurze Reihe Lebensjahre!

Und doch war das Alles so schön, so herzig und entzückend, daß ich es nicht hätte in Ewigkeit verlassen mögen!

Der Lärm von vorhin verminderte sich, er ward immer schwächer und schwächer, er drang immer weniger empor, ich hörte endlich gar nichts — wir waren über alle Schallwellen und alles Tonreich von unten, wir zogen nur selig dahin; und das so leise, so unfühlbar gleitend, daß nicht einmal die Taue zitterten oder beim Durchschneiden der Luft wie nachhallende Saiten hauchend sich regten.

Ich zeigte meinem Gefährten, der die Gegend nicht so kannte, wie ich, die einzelnen Häusergruppen, Gebäude ꝛc. Er freute sich über diesen „Guide de Voyage“ und erkannte nun ebenfalls die Orte. Die großen Parke und Gärten erschienen uns da erst harmonisch, wie auf einer Planzeichnung, und namentlich der ungeheuere Prater und Kaiser Joseph's Augarten, wie die etwas größern grünen Spielzeuge eines Knaben.

Wir waren, den Fußweg in gerader Richtung gerechnet, eine halbe Stunde vom Stephansplatze entfernt, ich sah doch mitten hinein auf das Thürmlein und Kirchlein; und die schwarzen Fleckchen noch tiefer, das waren unzweifelhaft Gruppen von Hunderten in Gucken so vielfach geübter, nimmermüder Wiener.

Wir sahen gleichzeitig das silberne Band des kleinen Donauarmes in seiner stundenweiten Ein- und Ausmündung, dann das große, silberschimmernde, breite Toisen Brustband Oesterreichs, die große Donau, Brücklein und Schifflein aller Arten, die nahen ragenden Berge mit ihren kleinen Burglein, die nach Ungarn sich erstreckende, weite grüne March-Ebene — alles das mit einem einzigen Ueberblicke — recht niedlich da unten.

Der Eisenbahntrain kroch mühsam dahin und der schwarze Wurm, Waggonzug geheißen, mochte mich so dünken, als ein von einem müden Gaule gerätherter Omnibus oder eine längere Droschke. Von einem Pferde oder gewöhnlichen Wagen, die sich tummelten, will ich gar nicht reden — das war vergebliches Wälzen, vorwärts zu kommen.

Ueber das Alles breitete sich nun der Thalnebel und begann es grau zu machen. Wir selbst strichen durch eine Nebelschicht, von unten als Wolke gesehen. Was ich sah? — Ich habe schon nichts gesehen in meinem Leben! Ich habe eine Menge neuer Journale und Romane gelesen — das ist sicher nichts; ich habe Preisstücke aufführen sehen: auch nichts; ich habe unsere greise Hofschauspielerin Z. eine junge Dame darstellen sehen — das ist auch noch nichts; ich habe geschriebene Betheuerungen, auch gedruckte — ganz gewiß nichts; aber so total nichts, so klar und deutlich nichts — das ist mir noch nicht vorgekommen!

Wenn dieses Nichts nicht einmal vorhanden war, als das Nichts in der Welt gewesen, so kann ich mir erst einen Begriff machen, warum das Alles in der Welt so nichtig ist, was aus jenem Nichts gemacht wurde!

Doch nur eine kurze Zeit und der entzückende, ungehemmte Ausblick kehrte wieder — wir waren durch und über die Nebel weggekommen. Die Abendsonne, die längst schon unten verschwunden war, verglühte purpurn noch für uns hinter den Bergen und unsere Augen waren die einzigen, die sie scheidend noch grüßten.

Fortwährend Ballast hinaus, um, trotz der in den Ballon dringenden atmosphärischen Luft, auf gleicher Höhe zu bleiben. — Wir zogen leise und selig über die Gewässer — kein Vogel in unserer Nähe, sie waren in ihrem höchsten Fluge unsichtbar unter uns. Ich holte das Meßinstrument hervor und wollte genau bestimmen — da rann mir das Quecksilber in die Hand, ich hatte es wahrscheinlich beim Einsteigen zerbrochen. Wir waren nach beiläufiger Berechnung 5000 Fuß hoch, tief in der Schneehöhe. Kälte empfand ich trotzdem wenig; ich war warm gekleidet und der Himmel über uns war bedeckt — das, wissen Sie, hält wärmer, als ganz lichte Witterung.

Ein herrlicher Zufall hielt uns in der Nähe des großen Donauzuges. Links der Kahlen- und Leopoldsberg mit Schlössern; am Fuße der Berge, an dem Donauufer, Stadt und Stift Kloster-Neuburg, dessen Klosterburg fast jede Residenz deutscher Fürsten beschämt; rechts abermals eine Bergkette und dahinter die unabsehbaren Ebenen des grünenden sprossenden Marchfeldes, des Schauplatzes unzähliger Schlachten, das Siegesfeld des deutschen Löwen, Held Karl's von Aspern und Wagram; zwischen der beiderseitigen Berggasse hindurch das breite Demantband der Donau — ich sah wie ein gewaltiger Condor hinein in die Windungen und Bergschlängelung bis nach Ungarn — da sind keine Worte, das Entzücken dieses Schwebens und Schauens zu schildern!

Es darf sich Niemand über mich wundern — ich war sicherlich in gehobener und getragener Stimmung!

Wir bogen nun wieder, von sanftem Zuge geleitet, nach rechts in das Marchfeld ab. Was ich sprach und nur leise sprach, klang so hell und laut und rein — ach Gott, warum gibt man den Tenors nicht kleinere Gagen und prompt lieber Luft aus den Theatern, um dieselbe dünner zu machen — ich versichere, ein Tenor singt drei Mal so lange, zu fünfundachtzig Jahren den Melchthal oder Papageno, auch den Tannhäuser, ja, er braucht nur leise zu tremuliren und es klingt wie Ander und Roger in Schreistoribus!

Ich versuchte zu schreien — ich glaubte in der That, ich sei ein hoher Tenor — kein Echo, kein Wiederhall! — Es schauderte mich einen Augenblick an, mir war's, als säule der Ton vor meiner Lippe todt nieder, als stünde er daselbst. Und wahrlich, ich weiß nicht, was mich überkam, mir war's, als müßte ich mein Echo haben, als wäre ich so etwas von dem traurigen Peter Schlemihl ohne Schatten, und ich erkannte das Süße des Wiederhalles — in der Menschenbrust! — Ich sang nochmals zur Probe. Ich sang — was glauben Sie?

„Was ist des Deutschen Vaterland!?“ So hoch hat das sicher noch kein Mensch in der Welt gesungen; auch ohne Wiederhall in den höheren Schichten; und gibt es einen bessern Ort, das zu singen, als in der Luft? So in die Luft hinein — das ist das Allerbeste, eigentlich das Gewöhnlichste. Vielleicht war ich auch so närrisch, zu glauben, da ich nun dem lieben Gott so viel näher sei, daß er mir eine Antwort auf diese sonderbare Frage geben und, besonders da wir so allein und sicher ohne Zeugen waren, etwas darüber anvertrauen werde.

Aber so weit die deutsche Zunge auch da reichte — o nein! nein! nein! — Ich empfand nur ein Drücken in den Ohren, als ob mir etwas in den Ohren oder an den Ohren läge — wer weiß, was es bedeutete! Warf auch Sand hinunter.

Einige Minuten schwebte ich lautlos dahin, an alle die erstorbenen Töne und auch dieses Liedes denkend; — da sagte ich plötzlich, nach der lautlosesten Stille, rasch zu meinem Begleiter: „Was ist das?“ — Es rollte wie ein rascher Wagen über eine kurze hölzerne Brücke — es hatte in der That in der zweiten Wolkenschicht, die im weiten Kreise hoch über uns stand, ein wenig gedonnert. Zur Erde ist wahrscheinlich davon nichts gedrungen. Galt es mir? Es klang so wie eine recht brummige Grobheit für mich! Etwa wie das bekannte „ich bitte mich Ruhe aus.“ War ich doch ein Eindringling in diese Privatgegend der Schöpfung, in das Elisee, auf dessen Pforten im Allgemeinen stand: „Hier ist der Eintritt verboten!“

Ich mußte doch wieder mein Auge von den weiten Aussichten nach Osten zurückwerfen nach Südwest. Ich sah nach Wien. Mein Gott! ist jene tieflagernde, fahlgraue, schmutzige, flache, fast an der Erde klebende Staubwolke Wien?

Denken Sie sich die zweimalige Länge eines ovalen Familientisches — die Ebene der fahlen, flachen Wolke — mitten durch

blos ein Spitzlein herausragend — das war, sammt Umgebung, Wien und seine stolze Riesendomzinne.

Mein Eindruck war wahrhaft Bangen und Schrecken. In jener Atmosphäre athmen siebenmalhunderttausend Menschen, lebte auch ich! In jener qualmdicken Luftschicht wachsen Hunderttausende kleiner Wesen groß — sollen und mögen alt werden — lechzen Tausende von Kranken um Genesung und herzerquickende Luft! — Es war wahrhaft peinlich; das Bild des Tisches mit dem Spitzlein blieb mir — ein „besteckter" Tisch im großen Gasthof der Schöpfung, auf dem die Gäste allmählich den Tod zehren. — In dieser Pein schwellte ich doppelt so stark meine Brust, um den reinen, herrlichen Aether, in dem ich schwamm, mit vollen Sehnsuchtszügen in mich zu saugen. Ich konnte mein Auge lange nicht von dem länglichen, dicken, flachen Dunstkreis wenden.

Das waren siebenmalhunderttausend Herzen — Menschenherzen! — Das trieb und drängte im selben Augenblicke nach seinen hohen Zielen, da unten; das gebar eben und starb, hochzeitete und begrub, sah neidisch auf ein Kleid, auf ein Equipage-Würmchen, ein Haus — haha! Gelächter! Gelächter! Herr Berg thut gut, zwei geladene Taschenpistolen vor der Fahrt zu sich zu stecken — er weiß nicht, was aus seinem Gefährten für ein toller Geselle wird, und ihm eine Kugel in's wirre Hirn ist besser, als mit ihm zerschmettert zur Erde gehen, in dem Glauben, wir seien Alle nur schrecklich komische Ameisen in einem verdammt mussligen und ekligen Ameisenhaufen!

Und denken Sie sich etwa — so ein blutiges, klaffendes Haupt, so eine wundgerissene, aufgeschlitzte Brust da oben in den Lüften hoch hinschweben, leise, lautlos über Allen hingetragen, vom Ballon wie von einer Riesenhand zum Himmel stumm klagend hinaufgezeigt — die blassen Wangen, die erbleichten Lippen, die eingesunkenen Augen — denken Sie sich diesen Sommerfaden eines vergangenen Lebens, den Sterbenden oder die Leiche überhangend da hinziehen nach den Sternen und den hereinhangenden Wolken — das heiße Blut rieselt in schweren, langen Tropfen da hinunter auf die Erde — ein rother, brennender Thau — vielleicht auf eine Hand, die zuckt und erbebt und . . . . . .

Doch fürchte Niemand — ich lebe und bin gesund, und die Taschenpistolen haben wir sehr gemüthlich mit einander auf Erden entladen.

Wollte ich einen schlechten Witz machen, würde ich sagen: von ganz Wien sah ich da nur ein „Spitz'l." — Aber wahrhaftig, die Zeit ist vorüber, wo das träfe, und indem ich dies dachte, lächelte ich wieder über mich selber und alles Andere, und breitete segnend über das geliebte Vaterland die Hände!

Ueber der grünen Saat des ewig theuern Kampffeldes war nur schwer unser Fortkommen zu bemerken; nur ein verschwindendes Dorf, eine große, grüne entronnene Fläche, das waren unsere Kennzeichen und Wegezeichen. Ich hatte schon lange einen Druck in den Ohren empfunden, wollte aber nichts sagen, und hatte nur immer „noch höher! noch höher!" gerufen und Sand ausgeworfen. Ich hätte gar zu gern wenigstens die Bekanntschaft der „Venus" gemacht.

Doch der Ballon hegte irdische Neigungen, und begann endlich allmählich etwas tiefer zu gehen. — Plötzlich, nach einiger Zeit war es mir als wie im Bade, wenn sich das wasserverhaltene Ohr von seinen Banden löst, das Wasser sinkt und man mit Vergnügen wieder, wie in einer neuen Welt, zu hören beginnt. Das war ganz ähnlich, nur ohne jene begleitende Wärmeempfindung. Ich lauschte fast mit Entzücken — und horch! wir schwammen über einem Meere von Gesang — erst leise ziehender, dann immer deutlicherer, hellerer, reinerer Töne!

Es war Abend, und die Lerchen gingen zu Neste. Jedermann weiß es, daß sie den trauten Ort lange umschwirren, sich abermal und abermal erheben, und hoch in den Lüften ihr Lied schmettern. Der Wandelnde auf Erden sieht in die staunenswerthe Höhe empor, und bemerkt einen zitternden Punkt, die Lerche. Wie oft that ich das! Hier aber hatte ich nun die gefiederten Sänger tief, tief unter mir, und so wie ich dahinzog über ein förmliches Netz von Sängern, über einen wahren See von entzückenden Klängen — dazwischen schlugen auch Wachteln den Takt — und so viel ich mir dabei Mühe gab, einen Vogel zu entdecken, es war vergebens.

Entzückender, seliger Augenblick! Ein Märchen von tausend und einer Nacht, ein unsichtbarer, paradiesisch tönender Sängerchor, ein schmerz- und müheloses Gleiten über diese Sangeswogen dahin — jetzt erst erfaßte ich die ganze Wonne des Vogelsanges — ich vergesse das mein Lebelang nicht! Vielleicht hört man im Himmel aus allem Gewirre der Welt blos diese Lieder, und läßt sie darum dauern. Und das Alles tönte über dem Grunde, den Deutsche, den Heimathhelden mit ihrem Blute gedüngt. Es war mir, als würden die Liederseelen wach, und zögen die Sangesgeister leise, sanft klingend über den grünenden, üppigen, seligen Gräbern.

Langes, entzücktes, überseliges Dahingleiten. — Ich empfand wahrhaft, wie in höhern Regionen.

Und nun endlich — nach geraumer Weile — tiefer. Und nun deutlicher Häuser und Saaten und die Menschen und die frühern Wagenpunkte. Dorfbewohner zu Wagen fuhren von ihren Feldern schon in aller möglichen Eile der Gegend zu, wo sie unser Niederkommen vermutheten. Die Guten hatten vergebens ihre Gäule anzustrengen, der Horizont täuscht gewaltig.

Aber was mich bald in aller höhern Stimmung lachen machte — waren die Hasen. Wir waren noch in solcher Höhe, daß wir die hohen Fruchthalme sahen wie aus der Erde gekeimte Saatspitzen, und schon hatten die Hasen das hoch über ihnen schwebende Ungethüm erblickt, und liefen die Meister Lampe in merkwürdiger Menge und Verwirrung kreuz und quer durch die Gauen, im buchstäblichsten Sinne das berühmte Hasenpanier ergreifend!

Da wir aber sahen, daß wir in Saatfelder kämen und bedeutenden Schaden anrichten würden, warfen wir den letzten Ballastsack aus — wir hoben uns blitzschnell wieder — noch ein entzückendes Aufleuchten der Wonneflamme — wir schwebten in Kurzem in der Nähe eines Dorfes und sahen nicht fern eine brach liegende Fläche. Ein bedeutender Wind fing an, sich zu heben; wir durften nicht lange laviren — glücklicher Weise trug er uns dem erwünschten Ziele entgegen, und aus dem Ventil entbrauste das frei gemachte Gas. Wir strichen quer über die große Landstraße — ich entdeckte einen Wanderer, der mir noch immer keine Beine zu haben schien, höhlte meine Hände und schrie mit aller Kraft festgefügter Lungen: „Wo — sind — wir!?" Nach mehrmaligem Rufen verstand der gute Mann oder errieth, was wir wollten und freuete sich, so seltsamen Reisenden Auskunft geben zu können. Er schrie mehrmals mit aller Anstrengung, und ich hörte endlich „Gerasdorf!" Das war vier Stunden von dem Orte unserer Ausfahrt.

Nochmalige zahlreiche Hasenretraite — der günstige Wind trieb uns weiter in's Brachfeld. — Den Anker hinaus! — Er strich am langen Seile dahin, und faßte endlich an einem Rain. Zwei Bauern, die schon eine geraume Strecke nachliefen, faßten unsere ausgehängten Seile — wir zogen mit aller Kraft am Ventile — die Dorfbewohner, die schon eine Viertelstunde ihre Beine tüchtig ausgeholt hatten, gelangten endlich in's Feld hinaus, griffen nach den ausgeworfenen Seilen, und hielten das Ungethüm. Wir waren im Menschenkampfe und — erschrecken Sie nicht, wenn ich es sage, denn ich schreibe ja noch hinterher — auf dem Schlachtfelde von Aspern und Wagram gefallen! — Seliges Zugrundegehen!

Was soll ich die Leser mit der Beschreibung unserer nun beginnenden Arbeit auf Mutter Erde, mit der Zähmung des Ballonungethüms und der Landleute hinhalten, die erschreckt losließen und davonliefen, wenn sie der seidene dickleibige Koloß ein wenig in die Höhe riß?

Kaum waren wir auf der Erde, so erhob sich ein heftiger Wind, und fünf Minuten länger hätten uns wer weiß wohin getrieben, das Niederlassen auf unbestimmt unmöglich gemacht, und in der Stadt hegte man bereits Besorgnisse. Der Ballon lag nach einer guten halben Stunde, wie ein Wäschbündel zusammengerollt, schwer auf dem Boden; — es war bereits dunkel, die Dorfbewohner gingen mit ihrer Entschädigung in's Wirthshaus, und brachten einen Leiterwagen auf, der uns aus der unabsehbaren, bereits staubbedeckten Ebene zur Erquickung nach dem Dorfhotel und dann nach der Stadt führte.

Denken Sie: mit einer so seltenen, stolzen und hohen Equipage hinaus und mit einem Leiterwagen herein! Ja, ja, wir waren tief gesunken und ganz herabgekommen! Anderthalb Stunden hatten wir uns süß in der Luft gewiegt, vier volle Stunden stolzierte uns der Wagen über die Erde und rüttelte uns vollends auf dem Pflaster die schwelgerischen Seelen hübsch prosaisch zusammen.

Aber wenn das ganze Lebensgeschick an mir rüttelt und zerrt und meine Seele zerarbeitet, im letzten Momente wird mich die Erinnerung ganz und wonnig heben und entzücken. — Wie wär's — sterbend in dem Ballon und emporgetragen, hinauf, hinauf in den Aether, dahinschwebend — — höher — höher!

Doch der Wagen rüttelt und zerrüttelt mir fast den Witz: so hoch hat es noch kein deutscher Schriftsteller gebracht und noch weniger durch Parteinahme mit dem „Berg!" — Das Alles ist ganz oder auch nicht im mindesten aus der Luft gegriffen, wie Sie wollen!

Der Ballon, zur Krönung des russischen Kaisers gefertigt, hieß „Moskau"; ich und Napoleon hatten durch Kaiser Alexander also einen ganz gleichen Rückzug von Moskau!

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 25.
Die Gartenlaube
1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Vorgeſichte.

Strandnovelle von Ernſt Willkomm

(Fortſetzung.)

Die Reiſe im offenen Wagen auf den Deichkronen, von deren Höhe man die ſo wunderbar fruchtbaren Marſchen mit ihren endloſen Feldern und noch immer friſchgrünen Wieſen überſehen konnte, zwiſchen denen die großen, ſtattlichen Höfe, von einem Kranz rauſchender Frucht- und Nutzbäume umgeben, lagen, gewährte trotz der Monotonie der Farben doch ein mehrfach feſſelndes Bild. Gegen Oſten war Alles fruchttragendes, fettes Land. Die Höfe und Ortſchaften hinter den Deichen verriethen den Reichthum ihrer Beſitzer. Zu Tauſenden weideten breitſtirnige Rinder und muthige junge Roſſe auf den Wieſen, deren Graswuchs unerſchöpflich zu ſein ſchien. Gegen Weſten aber wogte die wilde See unabſehbar und ſchlug in weißen, langen Brandungswellen gegen die hohen, ſchräg abfallenden Deiche. Fern und nah ſah man weiße Segel wie Vogelfittiche über den Wellen ſchweben, die bald ſich näherten, bald ſich entfernten, je nachdem ſie land- oder ſeewärts ſteuerten. Gewöhnlich hatte der Anblick des Meeres etwas unbeſchreiblich Düſteres, weil der ſchwere Wolkenhimmel es mit eintönigem Grau bedeckte. Nur, wo die Sonne die Wolken auf kurze Momente theilte, erglänzte die See in blendend weißem oder in rothem Feuer, und es ſchien dann, als rollten Maſſen geſchmolzenen Silbers oder flüſſigen Feuers in graublauer Umbordung. Mitten durch dieſe auf dem Meere ſchwimmenden Licht- und Gluthoaſen zog hin und wieder ſtill und ſicher, wie von Geiſterkräften geführt, der Leib eines Schiffes.

Nicol Mannis beobachtete ausſchließlich das Meer, ſein Ausſehen und was auf demſelben vorging, für die beiden Geſchwiſter dagegen hatte die landſchaftliche Scenerie ihrer Neuheit wegen mehr Anziehungskraft; denn Beide kamen ſelten auf das Feſtland. Geſchah es aber, ſo hielten ſie ſich meiſtentheils am Strande auf, und ſo hatten ſie eigentlich noch nie ſo viel Land und ſo viel ländliche Wohnungen geſehen, als bei dieſer Fahrt durch das Eiderſtedt'ſche, die ſie innerhalb acht Tagen ſchon zum zweiten Male machten.

Zu Nicol's Verdruſſe kamen ſie viel langſamer vorwärts, als er wünſchte. Es war in den letzten Tagen häufig ſtarker Regen gefallen, und regnete es nicht, ſo lag gewöhnlich ein ſchwerer, feuchter Nebel auf dem Lande. Dadurch waren die Wege auf den Deichkronen ſchlecht geworden. Auch die kräftigſten Pferde vermochten nur ſelten in dem ſchweren Boden zu traben. So kam es, daß die Uthlandsfrieſen erſt ziemlich ſpät am Nachmittage das alterthümliche Huſum erreichten.

Mannis hätte ſich gern von der für ihn ſehr langweiligen Fahrt etwas erholt, weil aber der Wind günſtig war und der Waſſerſtand der Hewer ein Ausſegeln erlaubte, gönnte er ſich kaum ſo viel Zeit, um ſich durch ein gutes Glas Grog zu erquicken. Jens mußte auf der Stelle am Bord des Ewer Alles klar machen, und ehe eine Viertelſtunde vergangen war, glitt das wohl gebaute Fahrzeug des Halligmannes ſchon langſam die Heweraue hinab und erreichte bei Sonnenuntergang die Gewäſſer der Binnenſee.

„Zwei Stunden können wir noch ſegeln," ſprach der erfahrene Seemann zu ſeinem Sohne, „dann müſſen wir Anker werfen und die nächſte Fluth abwarten. Der Wind iſt ſteif, das Gewölk hebt ſich und der Mond wird uns leuchten."

Nicol erfaßte ſofort das Steuer, Jens befolgte ſchnell jeden Befehl des Vaters, Karen hatte ſich wieder, gegen den kälter werdenden Abendwind dichter in ihren Mantel hüllend, auf die ſchmale Cajütentreppe geſetzt.

Den einſamen Seglern begegnete kein Fahrzeug. Die Inſel Nordſtrand lag wie ein ſchwarzer Schatten zur Linken, rechts auf den Deichen zeigte ſich im matten Abendſcheine des langſam verlöſchenden Tages eine wandernde Menſchengeſtalt, die rieſengroß erſchien. Hinter den Deichen ließ ſich Hundegebell hören und in langen Zwiſchenpauſen der Schlag einer Glocke.

Die grauen Wogen der Wattenſee rauſchten am Bug des ſie durchfurchenden Ewers. Das Rauſchen verminderte ſich aber mit jeder Viertelſtunde. Die Bewegung des Waſſers, anfangs ſtark und rollend, ward immer unbedeutender. Bald ſchlugen die Wellen nur matt und wie ſpielend gegen die Wände des Ewers, die Segel flappten, und eine Ruhe auf dem Meere wie in der Luft machte ſich bemerkbar, als fühlten auch die Elemente das Bedürfniß, eine Zeitlang zu ſchlummern, um Kräfte zu neuem Wirken zu ſammeln.

Die Ebbe war eingetreten, mit ihr zugleich fiel der Wind ſüdlich ab und ward ſehr ſchwach.

„Stop!" ſagte Nicol Mannis, das Steuer ſcharf anziehend. „Wir wollen hier Anker werfen. Sobald er in dieſem Sandgrunde angebiſſen hat, ruhen wir ſicher, wie in Abraham's Schooß."

Während Vater und Sohn den Anker auswarfen, erhob ſich Karen und trat an's Steuer. Der Mond blinkte lauſchend durch dünne, ſanft fortſegelnde Wolken. Er verbreitete ein mildes Dämmerlicht über das Meer und ſeine Inſelbrocken, die jetzt ein poetiſcher Zauber umwallte. Im Südweſt lag Nordſtrand mit ſeinen hohen Deichen, über welche nur ſteile Dächer, Windmühlenflügel und die Spitzen der Kirchen emporragten. Im Norden hob ſich geſpenſtiſch öde aus glitzernder Wattennacht die Hallig Nordſtrandiſch-

moor, ganz im Westen schimmerten von höher gebauten Warften einzelne Lichter auf der entfernteren Insel Pellworm. Der Ewer lag, sanft schaukelnd, an sicherem Anker auf dem breiten Meeresschlauche, den die Wattenschiffer „Holmer Fähre" nennen und welcher in seiner Erweiterung das Fahrwasser der mittleren und neuen Hewer bildet, die zwischen Pellworm und der Hallig Südfall in die Nordsee mündet.

Der Anker saß fest im Grunde. Nicol Mannis näherte sich der Tochter, um das Steuer in einen Riemen zu hängen, damit es sich nicht willkürlich bewegen möge.

„Ein schauerlich-schöner Abend, Vater," hub Karen an. „Sieh, wie dort die Watten glitzern und funkeln, als ob sie mit silbernen Geweben überdeckt wären! Und dort, südwestwärts — sieht es nicht aus, als wolle ein unermeßlicher Schwanzstern aus der Tiefe des Meeres heraufsteigen? — Wie das zuckt, blitzt, schillert, im Wasser, auf und über den Wogen! — Kann der Mond im Spiel mit den Wolken solche wunderbare Lichtbilder in die Luft zeichnen?"

„Es sind Möven, meine Tochter, die sich in seinem Lichte baden."

„Aber der hellweiße Streifen darunter? Das kann doch nicht der Wiederschein des Mondes im Meere sein?"

„Das ist ein Sand," fiel Jens ein, der jetzt ebenfalls herankam.

„Rungholt-Sand!" bekräftigte Nicol. „Ein schlimmer Ort! Schiffer vermeiden ihn gern."

„Da hat vor alten Zeiten eine Stadt gestanden, die im Meere versunken ist?" fragte Karen.

„Wie Sodom und Gomorrha," versetzte Nicol. „Darum heißen wir's auch das todte Meer in der Westsee."

Karen überlief es kalt. War es ein Fröstеln der Furcht, das sich ihrer bemächtigte auf dem öden Meere, auf dem jetzt weit und breit kein Nachen, kein Segel mehr sichtbar ward, oder durchschauerte sie der kalte Octoberwind? Sie ergriff den Arm ihres Vaters und zog ihn mit sich fort.

„Es ist doch unheimlich," sprach sie, der Cajüte zuschreitend. „Wenn ich ein Schiffer wäre, ich würde mich oft fürchten."

Nicol lächelte.

„Diese Furcht würde sich bald verlieren," erwiderte er. „Sie beschleicht uns Alle, wenn wir die erste Nacht auf der See zubringen. Bald aber gewöhnen wir uns daran und später empfinden wir nichts mehr davon."

Vater und Tochter stiegen in die Cajüte hinab, Jens blieb allein auf Deck, das er auf- und niederschritt, als müsse er das vor Anker liegende Fahrzeug bewachen.

In dem engen und sehr niedrigen Raume, welcher auf so kleinen Schiffen als Cajüte dient, deckte Karen inzwischen den Tisch, entzündete dann ein Torffeuer in dem winzigen Zugofen, dessen Schornstein beweglich war, um ihn je nach der Richtung des Windes anders stellen zu können, und bereitete Thee. Ihr Vater streckte sich halb liegend in die Coje und schloß die Augen, als wünsche er zu schlafen. Die einförmige Bewegung des Fahrzeuges am Anker, das murmelnde Plätschern der Wellen, die den Kiel umspülten, und die Stille ringsum konnten allerdings dazu einladen. Karen summte während ihres Schaffens ein friesisches Lied, dessen Worte nicht zu verstehen waren. Ueber sich hörte sie die Schritte des auf- und abwandelnden Bruders, der sich dem dunstigen Raume, wo die einzige Thranlampe und der brenzlige Geruch des Torffeuers die Atmosphäre durchaus nicht angenehm machte, so lange wie möglich zu entziehen suchte.

Plötzlich vernahm Karen einen Ruf des Erstaunens. Die Tritte verhallten, es schien ihr, als zittere der Ewer an seinem Kabel, und Nicol, der, wie alle Seeleute, für gewisse Laute ein eigenthümlich scharfes Gehör hatte, erhob sich eilig aus seiner halb liegenden Stellung. Ehe er noch die wenigen Treppenstufen zum Deck hinaufstieg, rief Jens mit starker Stimme seinen Namen.

Nicol antwortete und hob im nächsten Augenblicke den grauen Kopf aus der Luke.

„Was gibt's?" fragte er, das Auge nach allen Seiten kehrend. Er gewahrte den Sohn, wie er unfern des Steuers kniete und mit weit vorgebeugtem Kopfe zu lauschen schien.

„Hörst Du nichts?" lautete die Gegenfrage des jungen Mannes.

Nicol trat dicht an Jens heran. Die Luft war beinahe still, das Meer oder vielmehr der Wattstrom, auf welchem der Ewer vor Anker lag, zeigte nur wenig Bewegung. In weiter Ferne aber, westwärts, verhallte in dumpfem Gesurr das Rauschen der Brandung, die sich an den Schwellen und Gründen vor den Hewer-Mündungen brach.

„Ich höre nichts, als die Brandung," sagte der alte Capitain.

„Wirklich? Weiter gar nichts? Auch jetzt nicht?"

Nicol kniete nieder und legte sein Ohr auf den Bord.

„Es sind Glocken, so wahr ich lebe!" betheuerte Jens.

„Glockengeläut? Und hier?"

„Und der Schall kommt von Westen her! — Jetzt, wie laut — wie helltönend! Hörst Du's, Vater?"

„Ich höre."

„Die Glocken von Hooge sind's nicht."

„Auch nicht die von Pellworm."

„Und auf Föhr kann das Geläut' auch nicht sein."

„Nein!"

„Der Schall kommt mir gar nicht bekannt vor."

„Ich kenne ihn."

„Dann weißt Du, wo man so spät noch die Glocken läutet?"

Nicol stand auf. Er sah geisterbleich aus und zum Erschrecken ernst. Seine Hand deutete nach dem Meere.

„Die Glocken von Rungholt sind's, mein Sohn," sprach er mit halblauter, zitternder Stimme. „Selten nur hört ein Lebender das unterseeische Geläute, wenn es aber des Nachts über den Wogen verhallt, dann gilt's den Uthlandsfriesen. Die in eitler Lust, frevlem Hochmuth und sündhafter Schwelgerei versunkenen Rungholter müssen die Glocken läuten, wenn den Ueberresten ihrer ehemaligen irdischen Wohnstätte Unheil droht. Wir gehen einem verhängnißvollen Winter entgegen."

„Hast Du dies Geläut' schon einmal vernommen?"

„Es vernahmen's alle Schiffer der Halligen im Herbst vor der letzten fürchterlichen Sturmfluth."

„Vater!" rief jetzt Karen und das vom Feuer geröthete Gesicht des Mädchens blickte aus der Luke.

„Still!" gebot Nicol dem Sohne. „Das Kind soll nichts erfahren. Sie trägt ohnehin schon Sorge genug um Geike. — Gleich, mein Kind," fuhr er unbefangen fort, „wir kommen schon. Steig' wieder hinunter und nimm die Rumflasche aus dem Raume. Der Nachtwind hat mich tüchtig durchkältet."

Karen war schon wieder in der Lukenöffnung verschwunden. Vater und Bruder folgten und bald saßen alle Drei bei dem mehr als frugalen Mahle, äußerlich munter, im Herzen ernst gestimmt. Von den Geisterklängen der Glocken von Rungholt, die über dem furrenden Meere verhallten, war mit keiner Sylbe die Rede.

VI.

Strenger Winter.

Der friesische Winter ist in der Regel milder als der deutsche. Tritt auch zeitweilig starke Kälte ein, so dauert sie doch in Folge der häufig wechselnden Winde selten längere Zeit. Die Westsee-Inseln erfreuen sich deshalb eines sehr gemäßigten Klima's, was trotz ihrer nördlichen Lage den Aufenthalt auf ihnen angenehmer macht, als man annehmen sollte. Dennoch aber kommen von Zeit zu Zeit Winter vor, in denen die Kälte einen hohen Grad erreicht und die wildesten Schneestürme auf dem Wattenmeere wüthen. Dann friert der Binnensee, d. h. jener Theil des Meeres, der die Inseln und Halligen gegen das Festland hin umfluthet, fest zu und die Bewohner derselben überschreiten die meilenbreite Krystallbrücke zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, um mit dem Festlande in engere Beziehungen zu treten.

Ein solcher Winter stellt sich nur im November ein. Wenige Tage nach Mannis' Heimkehr lief der Wind nach Norden. Einem mehrstündigen Sturme, welcher alle Halligen viele Fuß tief unter Wasser setzte und manches Menschenleben kostete, folgte undurchdringliches Schneegestöber mit rasch steigender Kälte. Die Schlütte bedeckten sich mit Eis, das sich auf die Priehle erstreckte und alsbald auch die tieferen Wattströme mit schwer treibenden Schollen erfüllte. Der hohe Kältegrad, verbunden mit häufigem Schneefall, fügte Scholle an Scholle, bildete Eishügel und Schneedämme und lange vor Weihnachten glich die ganze Westsee mit ihren zerstreuten Inselbrocken einer großen, mit zahllosen Hügeln und wunderlich gestalteten Blöcken besäeten Ebene. Man konnte ohne Gefahr vom Festlande nach den Inseln gehen, die wieder durch Pfade über das

Digitized by Google

Eis untereinander verbunden waren. Nicht alle diese Eispfade aber konnten für sicher gelten, da unter der krystallenen Decke die tieferen Ströme fortwährend die Fluth- und Ebbe-Bewegung der Nordsee fühlten. Auf diesen Eisbrücken gab es unsichere Stellen in Menge, die sich von den festeren Pfaden jedoch nur wenig unterschieden. Damit nun aber nicht ein Wanderer auf den weiten, öden Eisfeldern auf falsche und gefahrvolle Pfade gerathen möge, wurden die sicheren Eiswege durch aufgepflanzte hohe Stangen, deren obere Enden an großen Stroh- oder Heubüscheln kenntlich waren, bezeichnet.

Auf den Halligen entstand durch diese Witterungsverhältnisse ein ungewöhnliches Leben. Bewohner des Festlandes, die kaum jemals einen Besuch auf den so einsam gelegenen, von einer tückischen See umbrandeten Inseln gemacht hatten, kamen jetzt zu Schlitten über das Eis. Auf allen Warften gab es Fremde, die mit großer Gastfreiheit empfangen und bewirthet wurden. Man veranstaltete kleine Feste, selbst für etwas Musik und Tanz ward gesorgt. Kurz, die Gewohnheiten der stillen Halliglente schienen ganz andern Sitten Platz machen zu wollen.

Auch auf Hooge ging es sehr lebhaft zu. Capitain Mannis war ein Mann von Ruf. Durch seine Gattin den Festlandsfriesen verwandt, zählte er unter diesen eine Menge Vettern und Freunde. Von diesen machten namentlich die Jüngeren ohne Ausnahme Ausflüge nach den Westsee-Inseln.

So fänden sich denn um die Weihnachtszeit ganze Gesellschaften zusammen, welche den gemeinsamen Beschluß faßten, das Neujahr auf diesem Archipelagus unter Verwandten oder Bekannten anzutreten.

Bei Nicol Mannis trafen am Weihnachtstage zwei junge Mädchen und vier Männer ein, um dem Vetter Capitain, wie sie den alten Halligmann nannten, auf ein paar Tage Gesellschaft zu leisten. Es waren Landleute aus Bredstedt, wohlhabend, lebensfroh, zu Lust und Scherz aller Art aufgelegt. Das originelle Leben auf der Hallig amüsirte sie und da sowohl der alte Mannis wie dessen Kinder ihre Freude über den unvermutheten Besuch offen an den Tag legten, so herrschte alsbald die ungezwungenste Heiterkeit im Hause des Halligmannes.

Schon am zweiten Tage ihres Verweilens äußerten die Verwandten den Wunsch, weitere Ausflüge über das zugefrorene Meer zu machen. Die im winterlichen Schmuck noch seltsamer als im Sommer sich präsentirenden Wohnungen der Halligmänner reizten ihre Neugier. Sie wollten mit eigenen Augen sehen und sich gleichsam hineinleben in das Treiben und Thun dieser durch die Natur von aller Welt so abgesonderten Menschen.

Taken und Jens waren sogleich erbötig, ihre Vettern als Führer zu begleiten. Die beiden jungen Mädchen zogen es vor, Karen Gesellschaft zu leisten und von der Höhe der Warft aus die Stege durch des Capitains treffliches Fernrohr zu beobachten, die nach allen Richtungen hin über das Eis liefen und erst weit draußen im Westen sich verloren.

Am Tage konnte Niemand ahnen, daß man dem wogenden Meere so nahe wohne, des Nachts aber, wenn Alle in das Innere der Häuser sich zurückzogen, vernahm man gewöhnlich das hohle Brausen der Nordsee. Es klang wie das grollende Murren eines tief erbitterten, verschlossenen Gemüthes oder wie dumpfes Drohen einer Macht, die sich ihrer Kraft nicht recht bewußt ist.

Fünf volle Wochen hatte der Frost schon angehalten. Der Wind blies immer aus Ost oder Nordost; selten nur nahm er, dann aber stets auf wenige Stunden, eine mehr nordwestliche oder südliche Richtung an. Helle Luft wechselte ab mit bedecktem Himmel. Häufig fiel Schnee, gewöhnlich bei sehr lebhaftem Winde. Immer aber blieb die Luft kalt und der Thermometer zeigte auch an den mildesten Tagen um die Mittagszeit noch mehrere Grad Kälte.

Die Verwandten hatten in Begleitung ihrer erfahrenen Vettern schon die nahegelegenen Halligen durchstreift und bei diesen für sie höchst ergötzlichen Wanderungen alle bedeutenderen Persönlichkeiten kennen gelernt. Da man weite Umwege machen mußte, um die gefahrvollen Stellen zu vermeiden, nahmen diese Besuche ziemlich viel Zeit weg. Man bedurfte eines ganzen Tages, um nach Langeneß zu kommen, eines anderen, um Grode zu besuchen. Fühlten aber die jungen Abenteurer erst festen Boden unter sich, dann verweilten sie gewiß länger, als es ihre Absicht war; denn die treuherzige Offenheit, das gerade, ehrliche Wesen und das ungewöhnlich starke Gottvertrauen, das sie bei allen Halligbewohnern wiederfanden, hielt sie immer von Neuem fest und ließ sie erquickende Stunden und Tage verleben.

Nicol freute sich regelmäßig auf die Rückkehr seiner Gäste. Man dachte gar nicht daran, sich bald zu trennen, wohl aber gab der alte Capitain gern das Versprechen, im Sommer mit seinem ganzen Hause auf ein paar Wochen nach dem Festlande zu kommen. Auch sogar den Vorschlag, alsdann die Vermählung seiner Tochter Karen mit Geike, der schon im Frühjahr zurückerwartet wurde, bei seinen Verwandten zu feiern, hieß er nach einer längeren Besprechung mit Ellen gut.

Eines Abends, als die Familie Mannis mit ihren Gästen wieder in fröhlicher Stimmung um den Theetisch und resp. bei ihrem trefflichen Grog saß, ließ Taken die Bemerkung fallen, die Vettern müßten eigentlich vor ihrer Rückreise auf's Festland auch noch eine der Inseln und ihre Dünen besuchen.

„Im Winter war ich selber noch nie auf einer Düne," schloß er. „Ich möchte schon wissen, wie sich von ihren beschneiten Gipfeln jetzt die Nordsee ausnimmt."

„Das müssen wir sehen!" fiel sogleich lebhaft der Jüngste der Vettern, ein starker, äußerst gewandter, nicht selten aber auch waghalsiger Mann von einigen zwanzig Jahren, ein. „Wie ist's? Brechen wir morgen auf?"

„Ich bin dabei," sprach Taken. „Nur bedarf es größter Vorsicht, wenn wir ohne Unfall den Strand von Amrom erreichen wollen. Wir werden uns mit Tauen und tüchtigen Kluthstöcken versehen müssen. Wie man damit umgeht, das habt Ihr uns ja bereits gelehrt."

„Nach Amrom wollt Ihr?" fiel Nicol ein. „Und über's Eis? Laßt das lieber bleiben."

„Das Eis trägt," sagte Jens. „Erst vor einigen Tagen erzählten uns Amromer Fischer aus Nebel, daß sie ohne den geringsten Aufenthalt nach Westerlandföhr über das Eis gegangen wären."

„Recht," erwiderte Nicol. „So lange der Wind steht und die Thermometer sich nicht heben, ist gar keine Gefahr dabei. Wer aber will sagen, wie lange das noch dauern wird!"

„Im gegenwärtigen Winter hat das keine Noth, Vater," tröstete Taken. „Der Dreikönigstag ist mit scharfem Frost eingetreten und der Wind blies östlich beim ersten Mondviertel. Das Alles sind Zeichen, daß wir in den nächsten Tagen noch keine Wetterveränderung zu gewärtigen haben."

Nicol brachte noch verschiedene Bedenken vor, der Wunsch seiner jungen Vettern aber, die ihnen völlig unbekannte Wildniß selten besuchter Dünen kennen zu lernen, entkräftete alle Einwürfe des alten Mannes. Zuletzt achtete man kaum noch auf seine Rathschläge. Die jungen, abenteuerlustigen Männer beschlossen, schon am nächsten Morgen aufzubrechen, und rüsteten sich zu der sie reizenden Partie in jeder Hinsicht, ehe sie sich zur Ruhe begaben.

Mit Vorbedacht verließen sie, da Nicol Mannis entschieden darauf drang, sehr früh das Lager. Der Mond stand noch am kalten, blaßgrauen Winterhimmel, und bestreute die Schnee- und Eiswüste mit funkelnden Silberflocken. Es war still und kalt. Wie Riesenkegel, hier hell erleuchtet, dort finster, lagen die zerstreuten Warften der Hallig. In keiner noch bemerkte man Leben.

Nicol gab seinen Gästen das Geleit bis zur Treppe der Warft. Hier schüttelte er Allen noch einmal die Hände, warnte sie vor unzeitigem Uebermuth und wünschte ihnen das beste Glück auf den Weg.

„In drei oder vier Tagen sind wir wieder da," rief Taken dem Vater zu, die Stufen hinabschreitend. „Es kommt Alles darauf an, wie uns die Partie behagt, und welche Aufnahme wir auf der Insel finden."

Mannis antwortete nicht. Er lehnte sich an die Umfriedigung und sah den Fortgehenden, die quer über die Hallig wanderten, nach, bis sie im Schatten der Kirche seinen Blicken entschwanden. Dann ging er zurück in seine Wohnung, nahm den Kalender von der Wand und sah nach der Fluthtabelle.

„In drei Tagen ist Vollmond," sprach er nachdenklich. „Hochwasser haben wir dann um Mittag und Mitternacht. Sie können doch Recht haben, das Wetter wird sich halten, wenn der Wind nicht rasch umläuft."

VII.

Die Jagd auf dem Eise.

Wohlgemuth schritten die Gebrüder Mannis mit ihren lebhaften Gefährten über das Eis. Sie sahen bald ein, daß der Rath ihres Vaters begründet gewesen sei, denn ohne den schimmernden

Digitized by Google

Glanz des Mondes würden sie schwer die Pfade gefunden haben, die in zahllosen Krümmungen sich über die zugefrorenen Watten schlängelten. Als ein paar Stunden vor Sonnenaufgang der Mond unterging, lag die schwierigste Wegstrecke hinter ihnen, und bald darauf betraten sie die östliche Küste von Langeneß.

Auf dieser Hallig erwarteten sie den Tag. Einige Jugendfreunde der Gebrüder Mannis schlossen sich den Wanderern an, um Vergnügen und Gefahren derselben zu theilen. Die Gesellschaft bestand jetzt aus zehn Personen. Von diesen waren die Langenesser mit Büchsen bewaffnet, weil sie am Strande von Amrom Seehunde anzutreffen hofften, die in der Westsee in ziemlicher Anzahl vorkommen und von den Halligbewohnern häufig erlegt werden.

Unter Scherzen und Lachen zog die kleine Karawane weiter. Die mühsam zu beschreitenden Eispfade gaben zu allerhand Bemerkungen Anlaß, und boten nicht selten Gelegenheit dar, den entschlossenen Muth und die körperliche Gewandtheit der jungen Leute in das hellste Licht zu setzen. Bald gab es übereinander geschobene zackige oder spiegelglatte Eisblöcke zu erklimmen, bald mußte über gefährliche Spalten gesetzt werden, bald brach man durch weißliches Schneeeis, das eine hohle Brücke bildete, und durch sein Aussehen auch die Erfahrensten täuschen konnte. Häufig hörten die Wanderer fern und nah ein knatterndes Geräusch, die Eisdecke bebte, ein dumpfes Gurgeln ward vernommen, und gleich darauf zerklüftete unter heftigem Krachen die unebene Brücke.

Schon vertraut mit diesen Erscheinungen, empfanden die eingebornen Halligmänner keine Furcht darüber. Nicht einmal beunruhigt zeigten sich diese unerschrockenen, an Gefahren aller Art und an ununterbrochene Kämpfe mit den Elementen gewöhnten Naturen. Die Festlandsfriesen blieben ab und an lauschend stehen, nicht aber aus Furcht, sondern nur, um die für sie neuen und deshalb interessanten Erscheinungen genauer beobachten zu können. Der jüngste Vetter, Hendry, that es sogar manchem seiner Begleiter zuvor. Er war beinahe immer voran, unermüdlich, der Heiterste von Laune, der Keckste, wo es galt, rasch einen Entschluß zu fassen und ihn eben so schnell auszuführen. Ja, seine Keckheit artete bisweilen dergestalt in verwegenes Wagen aus, daß selbst seine Vettern ihn zu warnen für Pflicht hielten.

Es dämmerte schon, als die Gesellschaft die Häusergruppen auf Westerlandföhr mehr und mehr aus dem kalten Nebel auftauchen sah. Die hohen Spitzen der St. Johannis- und St. Laurentiuskirche hatte sie nie aus dem Gesicht verloren. Sie dienten den Fußwanderern ebenso wie in der guten Jahreszeit den Schiffern als sichere Wegweiser.

Die späte Tagesstunde und die große Anstrengung geboten den Männern, auf Föhr zu bleiben. Alle bedurften nach den überstandenen Strapazen der Ruhe. Auch wäre selbst bei hellem Mondschein die Ueberschreitung der mit Eis bedeckten Watten und Priehle für Alle ein höchst gefahrvolles Unternehmen gewesen, da auch den Uthlandsfriesen die jetzt vor ihnen liegenden Eisstege nicht bekannt waren.

Taken schlief unruhig trotz der Ermüdung. Er mußte immer an seinen Vater denken. So oft er die Augen schloß, sah er regelmäßig im halben Traume den alten Mann, wie er mit ernsten, besorgten Zügen auf der Warft stand, und westwärts nach der See hinausblickte. Dies immer von Neuem wiederkehrende Traumbild beunruhigte ihn oder störte doch seine unbefangene Heiterkeit. Etwas trug wohl auch das Pfeifen des Windes dazu bei, der sich während der Nacht erhob.

Der Anblick von Land und Watten am Morgen war düster. Dunkle Schneewolken bedeckten den Himmel, und ein fahles, schmutziges Roth hing wie ein zerrissener Vorhang im Osten, den Aufgang der Sonne verkündigend. Ihre Strahlen vermochten das Gewölk nicht zu durchbrechen; es ward vielmehr noch dichter, als die Friesen sich zum Aufbruche rüsteten. Um sicher zu gehen, nahmen sie einen bekannten Schlickläufer als Führer mit.

„Das Wetter scheint sich doch ändern zu wollen," meinte Taken, als sie die holperige Eisfläche betraten, welche Föhr jetzt von Amrom schied.

„Hm," brummte der jütische Einwanderer — denn ein solcher war ihr Führer — „der Wind steht noch."

Das Gespräch mit dem einsylbigen Menschen ward nicht weiter fortgesetzt. Es wehete stark, bald aus Ost, bald aus Nordost. Die Dünengipfel auf Amrom waren in dem Nebel, der sie einhüllte oder vielmehr aus ihnen aufzubrodeln schien, nicht zu erkennen. Schaaren grauer Möven schwärmten über offenen Stellen im Eise und flatterten schreiend hoch auf, wenn der Zug der Wanderer sich ihnen näherte. Die ganze Gesellschaft schien verstimmt zu sein. Jeder ging für sich, und wechselte kaum einige Worte mit seinem Vor- oder Hintermanne. Gegen elf Uhr ward Amrom erreicht. Der Wind blies jetzt aus Norden, ein feiner Schneestaub rieselte aus dem Gewölk nieder.

„Es kann Sturm geben zu Nacht," sprach Jens. „Bei solchem Wetter wird eine Besteigung der Dünen wenig lohnend sein. Ich schlage vor, bis morgen zu warten."

„Hast Du bange?" fiel lachend der übermüthige Hendry ein. „Pflege Dich, derweil wir Andern uns von jenen Sandspitzen die mit Eisblöcken spielende Nordsee ansehen wollen."

„Bange?" erwiderte fast beleidigt der junge Mannis. „Ich kenne keine Furcht, aber ich bin für eiligen Aufbruch, wenn wir das Unternehmen ausführen wollen."

Niemand von der Gesellschaft widersprach. Alle brachen auf nach den Dünen. Einzelne Bewohner Amroms sahen den jungen Männern verwundert nach, ein warnendes oder bedenkliches Wort aber entschlüpfte Keinem. Jeder hielt die Fremden für kühne Jäger.

Die Dünen boten das Bild einer gänzlichen Wildniß dar. In den kesselartigen Thälern lag tiefer Schnee, die steilen Gipfel glänzten von Eis, und der immer wilder brausende Wind trieb dichte Wolken eisiger Schneenadeln, mit Sandstaub gemischt, in solchen Massen über sie hin, daß Niemand ein Auge zu öffnen vermochte.

Dennoch ließen sich die abenteuerlustigen jungen Männer nicht abschrecken, ihre Zwecke zu verfolgen. Je nach Lust und Neigung zerstreuten sie sich in den Dünenthälern nach Süd und Nord. Einige, welche die Spuren von Kaninchenbauen entdeckten, die gerade in den Amromer Dünen in großer Menge vorhanden sind, machten es sich zum Vergnügen, die harmlosen Thierchen in ihrer Winterruhe zu stören. Andere kletterten über die am Strande zusammengeschobenen Eisschollen, und suchten nach Schalthieren, noch Andere wagten sich weiter hinaus auf das sehr rissige Eis, und verlockten zu gleichem Wagniß später auch die meisten ihrer Gefährten, als es ihnen glückte, ein paar Seehunde zu entdecken und durch wohlgezielte Schüsse zu verwunden.

Im Eifer der Jagd achtete Keiner mehr der Gefahren, denen sich Alle aussetzten. Die Seehunde waren schwer zu transportiren, und doch wollte man die werthvolle Beute nicht im Stiche lassen. Zwei waren in nicht gar langer Zeit und unter verhältnißmäßig geringen Anstrengungen bereits an's Land geschafft. Damit jedoch nicht zufrieden, eilten die glücklichen Jäger von Langeneß weiter hinaus. Sie stießen bald auf offenes Wasser; weiter nordwärts aber zeigten sich wieder breite Flächen harten Eises, an dessen weit vorgeschobenen Rändern die Wogen der Nordsee in Schaumsäulen sich brachen. Auf dieser Eisinsel, die man springend erreichen konnte, lagerten mehrere Robben. Den größten erlegte eine Büchsenkugel des geübtesten Schützen. Das getroffene Thier sank unfern der Brandung auf dem eisigen Bette todt zusammen. Es hier den Wellen zu überlassen, kam den muthigen Uthlandsfriesen nicht in den Sinn. Durch Rufe und Zeichen lockte man auch die bereits an den Strand Zurückgekehrten abermals auf die zerbrechliche Eisbrücke. Alle folgten dem Rufe, ohne auf die bedenkliche Bewegung der großen Fläche zu achten, über die jetzt ein Schauer feinen Hagels hinstäubte, den der heulende Nordwest vor sich herjagte.

Nach Verlauf einer halben Stunde war die ganze Gesellschaft am westlichen Rande des Eisfeldes versammelt. Den vereinigten Anstrengungen der kräftigen Männer gelang es, das gewichtige Thier von der schon umbrandeten Stelle fortzuschaffen. Jetzt umschnürte man es mit Stricken, und indem die vier Jäger, deren Eigenthum es ja war, unter lautem Halloh es an den Stricken fortzogen über das Eis, eilten die Uebrigen voraus, um bei einigen schwer zu passirenden Stellen für Erleichterung des Transportes Vorkehrungen zu treffen.

Seltsamer Weise konnten diese den Punkt jetzt nicht wiederfinden, wo sie vom sandigen Strande aus durch einen Sprung die mehrere Fuß dicke Scholle erreicht hatten. Ein breiter Streifen wogenden, brausenden Salzwassers wälzte sich zwischen Scholle und Land, das durch den jetzt in dichten Flocken fallenden Schnee kaum noch in unklaren Umrissen zu erkennen war. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Daniel Burgſchmiet.

Der bekannte Nürnberger Bildhauer, Daniel Burgſchmiet, der Rüſtige, der vor kurzer Zeit noch in voller Manneskraft Stehende, er mußte vor Kurzem Hammer und Meißel an den Tod abgeben. Das geſchah ſo plötzlich, daß ſeine Freunde und Bekannten es kaum glauben, kaum für möglich halten konnten. Hatten ſie ihn doch jüngſt noch geſehen in ſeinen Werkſtätten, wie er arbeitete von früh bis ſpät; wie er, umgürtet mit dem Lederſchurz, in der Gießhütte ſtand, umringt von ſeinen Gehülfen, — oder auch, ohne Schurz und nur bedeckt vom leichteren Arbeitskleide, und ohne Gehülfen, allein in ſeinem Atelier zwiſchen Marmorblöcken ſaß — beginnend, fortführend, vollendend — ſchaffend.

Laſſen wir kurz ſein Leben auf dieſem Blatte an uns vorübergehen.

Wir treten ein in eine kleine, geringe Werkſtätte. Wir ſehen da Holzſpulen, Pfeifenrohre und Pfeifenköpfe, Kegel und Kegelkugeln, Zwirnhalter und Nadelbüchſen, Armbrüſte und Steckenpferde, — der Knabe Daniel Burgſchmiet ſitzt an der Holzdrehbank, — wird ein Drechsler.

Er hält es dabei nicht aus, — in ihm treibt und gährt es. Solche Werkſtätte wird ihm zu enge, befriedigt ihn nicht, — aber es iſt keine Hand da, die auf andere Bahn mit anderm Ziel ihn ſtellt.

Da hilft er ſich ſelbſt, — er zieht herum mit einem Automatentheater, führt dieſes Theater durch halb Deutſchland. In ihm noch immer keine Ruhe, keine Befriedigung, — wohl aber die noch geſchloſſene Knoſpe einer echten Künſtlernatur. Und dieſe Knoſpe ſchwellt und treibt, ſchießt in die Blüthe und ruht nicht, bis ſie vollkommen aufgebrochen iſt, bis ſie ſich entfaltet hat zur vollſtändig gebreiteten, vollendeten Blume.

Erſt als er das Automatentheater abgegeben hatte, beſchäftigte ſich Burgſchmiet mit der eigentlichen Bildnerkunſt. Er war nun ſchon in das Mannesalter getreten, — aber ſein Talent entfaltete ſich ſchnell unter Fleiß und Begeiſterung.

Betreten wir die Treppe des Waiſenhauſes zu Nürnberg, ſo ſehen wir zwei Figuren von Waiſenhauszöglingen in ihrer alten Tracht, — und dieſe zwei Figuren ſind eigentlich die erſte größere Arbeit Burgſchmiet's.

Bedeutender tritt er auf mit der Statue Melanchthon's, welche bei der dreihundertjährigen Stiftungsfeier des Nürnberger Gymnaſiums aufgeſtellt wurde. Burgſchmiet arbeitete ſie ohne Modell, nahm nichts dazu, als die Zeichnung, welche Heideloff gearbeitet hatte. Das war nicht leicht. Denn ehe man zur Ausführung eines Bildwerkes in Stein ſchreitet, fertigt man bekanntlich für die Arbeit ſelbſt Skizzen und Modelle in einer weicheren Maſſe, gewöhnlich in Thon, die man ſodann in Gyps abgießt. Auch dem geübteren Meiſter iſt in der Regel ein ſolch genügendes Vorbild nöthig, weil im Stein, wenn einmal zu tief geſchlagen wurde, keine ausgleichende Berichtigung mehr möglich iſt. Nur kurz ſei hier erwähnt, daß Einem, der ſonſt ſo hoch ſteht, dieſes Verſehen ſehr oft begegnete. Michel Angelo war's. Sein Feuergeiſt verſchmähete Skizze

und Modell. Er nannte derartige Vorbereitungen kleinlich und geistödtend.

Doch zurück zu Burgschmiet. Der Magistrat in Nürnberg wollte dem berühmten Maler Albrecht Dürer, der ja auch in Nürnberg lebte und schuf und daselbst begraben liegt, ein Standbild aus Erz widmen. Das Modell dazu fertigte Rauch in Berlin an. Dieser bestimmte zugleich, daß Burgschmiet den Guß vollziehen solle. Der Letztere nahm das an, reiste auch, um in der Kunst der Gießerei noch Gutes zu sehen, nach Paris, kam dann zurück und — aus seiner Gießhütte ging dann die berühmte Dürerstatue hervor.

Und diese nicht allein. Von seinen größeren plastischen Gebilden, alle geschaffen in der Gießhütte zu Nürnberg, sind weltberühmt: die Statue Beethoven's in Bonn, Kaiser Karl's in Prag, Martin Luther's in Wörs.

Ebenso weltberühmt wird sein Radetzky-Denkmal werden, dessen Kosten sich auf 80,000 Gulden C.-M. belaufen. Diese Arbeit war Burgschmiet's letzte. Mit Recht beklagt dies nicht nur jeder Bildhauer, Erzgießer und Kunstfreund, sondern Jeder, der es weiß, wie viel ein edler Mensch, ein ehrenwerther Charakter wiegt. Deutschlands Kunstgrößen schätzten ihn, Rauch war mit inniger Hochachtung ihm zugethan, — aber das erst macht uns ihn liebenswürdig, daß viel Tausende in Nürnberg aufrichtige Liebesthränen für ihn hatten, als er starb, und ein warmes Herz für ihn, da er lebte. Wer hätte diesen Mann auch nicht lieben sollen! Leistung und Verdienst Anderer, wo und wie er es auch fand, erkannte er freudig an, während er selbst bescheiden auf sich und seine eignen Leistungen blickte, und nie sich erhob über die Grenze seines Verstehens und Könnens, auch das, was er schuf, heraufholte aus dem eignen, innern Lebensborn.

An seinem Schwiegersohn, Ch. Lenz, besaß er einen tüchtigen Mitarbeiter, und es war ihm hohe Freude, wenn es hieß: „Burgschmiet-Lenz zum Guß übertragen.“ Uebrigens lebte er sehr einfach, genügsam, still. Die liebste Gesellschaft war ihm seine Familie und der Kreis seiner Freunde.

Jeder Reisende sagt, daß die Täuschung, als sei man in frühere Jahrhunderte versetzt, fast in keiner Stadt so lebhaft hervorgebracht werde, als in Nürnberg. — Kommt das nur von den Mauern und Giebeln der Wohnhäuser? Von den Dächern und Zinnen der Kirchen? — O, es ist wohl hauptsächlich der Geist, der durch die Bilder und Bildwerke geht, mit welchen Kirche und Haus geschmückt sind. Und das ist der Geist der Männer, welche Nürnberg die Seinen nannte.

Gebrüder Schonhofer, Adam Kraft, Michael Wohlgemuth, Albrecht Dürer, Peter Vischer und Andere noch, die als Sterne leuchteten in Nürnberg, hat es die Seinen genannt. Nun auch den Bildhauer und Erzgießer Daniel Burgschmiet. Und wie Jene, obgleich sie erloschen, doch immer noch nachleuchten, so wird es auch Dieser.

Die Ausbeutung des Rübensyrups.

Von Dr. Franz Döbereiner.

Allgemein ist der Unterschied bekannt, der zwischen dem bei der Verarbeitung des Zuckerrohrsaftes und der des Rübensaftes auf Zucker abfallenden Syrup, zwischen dem indischen (holländischen oder Hamburger) und dem Rübensyrup stattfindet. Beide Syruparten enthalten zwar annähernd dieselben Quantitäten Rohr-, Trauben- und Schleimzucker, unterscheiden sich aber auffallend in dem Geschmack, denn während dieser bei dem indischen Syrup höchst intensiv süß und schwach brenzlig ist, zeigt er sich bei dem Rübensyrup nur sehr wenig süß, sondern mehr brenzlig und zugleich auffallend salzig und höchst widerlich rübenartig, was dadurch bedingt wird, daß der letztere neben den genannten Zuckerarten ziemlich viel Salze und die eigenthümlich schmeckenden (und riechenden) Rübenbestandtheile enthält. Diese Beimischungen und der durch sie veranlaßte Geschmack und Geruch des Rübensyrups machen ihn als Versüßungsmittel wenig brauchbar und vermindern seinen Werth so sehr, daß er bei den jetzigen Handelsverhältnissen kaum $^1/_3$ des Preises des indischen Syrups hat; seine Verwendung beschränkt sich auf die zur Bereitung von Stiefelwichse und auf Spiritusbrennerei, und die Rübenzuckerfabrikanten sind nicht selten in Verlegenheit, sich seiner zu den billigsten Preisen zu entledigen und ziehen es dann vor, ihn als Viehfutter oder Düngematerial zu benutzen oder durch Verbrennen und Einäschern auf Pottasche, Soda und schwefelsaure Salze zu verarbeiten.

Die Menge des in dem Rübensyrup enthaltenen wirklichen Zuckers, d. h. des krystallisirbaren Rohrzuckers, ist nicht unbedeutend, denn sie beträgt gegen 40 Procent. Bedenkt man, daß für den Augenblick der Centner Rübensyrup aus den Fabriken für 20 Silbergroschen verkauft wird, der Fabrikpreis des Zuckers — wie er jetzt gewöhnlich in den Fabriken dargestellt und zur weiteren Reinigung an die Raffinerieen abgegeben wird — aber 11 Thaler ist und der Centner Syrup 44 Pfund eines solchen Zuckers enthält, so findet man, daß den Rübenzuckerfabrikanten ein großer Verlust beim Verkauf des Syrups treffen muß, denn er läßt die 44 Pfund Zucker, die er abgeschieden für 4 Thlr. 12 Sgr. verwerthen würde, zu 20 Sgr. ab. Wenn während einer Campagne, d. h. während der zwischen dem September und März liegenden Betriebszeit einer Rübenzuckerfabrik 2000 Centner Rübensyrup abfallen, so hat der Fabrikant daraus nur eine Einnahme von $1333^1/_3$ Thalern; würde er daraus den ganzen krystallisirbaren Zucker abscheiden, also nach obiger Annahme davon 800 Centner erhalten, so müßte er daraus 8800 Thaler entnehmen, wenn er keine Abscheidungskosten zu berechnen hätte, worüber weiter unten zu vergleichen ist.

Die verschiedenen in dem Rübensyrup vorkommenden ursprünglichen (und auch während der Bearbeitung des Rübensaftes entstandenen) Stoffe verhindern die Krystallisation des darin enthaltenen Rohrzuckers, denn wenn jener auch sehr lange bei einer niedrigen Temperatur sich überlassen bleibt, so scheidet sich eine verhältnißmäßig nur sehr geringe Menge von diesem in Krystallen aus und die größte Menge desselben bleibt in der dickflüssigen Mischung. Der Weg der Krystallisation ist also für die Ausscheidung des Zuckers unzulässig und man setzt den Syrup in den Fabriken nur deshalb der Wintertemperatur aus, weil dann noch ganz ohne Kosten etwas krystallisirter Zucker erhalten werden kann; der dann übrig bleibende Syrup ist eben die Handelswaare mit 40 Procent Zucker. Zuckerfabrikanten wie Chemiker suchten auf einem anderen Wege zum Ziele zu kommen und gelangten auch zum Theil insofern dahin, daß sie den ganzen Zucker oder den größten Theil desselben aus dem durch Krystallisation nicht mehr zu trennenden Syrup abschieden, aber die aufgefundenen oder angewandten Mittel und Wege waren entweder wegen der Höhe der Scheidungskosten oder aus anderen Gründen für die fabrikmäßige Befolgung nicht zulässig und der Rübensyrup blieb die Last der Fabrikanten.

So lange die Zuckerrüben noch zu mäßigen Preisen zu kaufen oder zu bauen waren, das Tagelohn und das Heizmaterial sich in den hergebrachten Preisen hielten und die Rübensteuer nur wenige Groschen für den Centner betrug, so lange war auch der unverhältnißmäßig billige Preis des Rübensyrups ohne wesentlichen Einfluß auf den Ertrag der Rübenzuckerindustrie, insofern nur der gewonnene Zucker gut verwerthet wurde, was bis vor einigen Jahren fast durchgehends der Fall war. Jetzt aber, wo die Rüben um das Doppelte im Preise gestiegen sind oder für den zu ihrem Anbau dienenden Boden eine hohe Rente zu berechnen ist, wo ferner Arbeitslohn und der Preis des Heizmaterials sich um $^1/_3$ bis $^1/_2$ erhöht haben und endlich die Rübensteuer wesentlich gesteigert werden soll, außerdem aber der Zucker sehr niedrig im Preise steht und nur unsichere Hoffnungen auf bessere Verwerthung vorhanden sind, da hängt die Zukunft der Rübenzuckerindustrie von der höchsten Ausbeute an Zucker ab, welche nur dadurch erzielt werden kann, daß entweder die ganze Zuckerfabrikation eine durchgreifende, allen im Safte enthaltenen Zucker umfassende Verbesserung erfährt oder — wenn diese nicht zu erzielen — der jetzt abfallende Syrup möglichst ausgebeutet werden muß.

Den letzteren Theil, die Zuckerausbeutung des Rübensyrups, habe ich seit mehreren Monaten auf dem Wege des Experimentes verfolgt und bin nach einer Reihe von Versuchen endlich zu dem Ziele gelangt, die Verhältnisse kennen zu lernen, unter denen beinahe

Digitized by Google

der ganze im Syrup enthaltene Zucker auf eine billige Weise gewonnen und das Verfahren fabrikmäßig ausgeführt werden kann. Ich habe nämlich bei Anwendung dieses Verfahrens in der Verarbeitung eines und desselben Syrups stets 37 bis 37½ Procent körnig krystallinischen Zucker erhalten, welcher ohne irgend eine Reinigung durch Knochenkohle oder ein anderes Mittel von hellbräunlich gelber Farbe und von rein süßem, vollkommen rübenfreiem Geschmack ist; zugleich gewinne ich dabei ein viel gebrauchtes und daher leicht und gut zu verwerthendes Nebenproduct, ohne daß der Abfall von dem verarbeiteten Syrup seinen Werth als Material zum Düngen oder zur Gewinnung von Pottasche und dergleichen verliert.

Da nur Zahlen die richtigen Anhaltepunkte für die Rentabilität irgend einer commerciellen und industriellen Unternehmung geben, so will ich auch hier über mein Verfahren die betreffenden Data anführen. Bei einer Bearbeitung von zehn Centnern Syrup, diesen zu dem jetzigen Preise von 20 Sgr. für den Centner veranschlagt, betragen die Kosten für Syrup, Scheidungsmaterialien und Feuerung, ausschließlich des Arbeitslohnes, nahe 35 Thaler, der Ertrag hingegen, wenn der gewonnene Zucker zu 11 Thaler für den Centner berechnet wird, ergibt nahezu 54 Thaler. Abstrahirt man von der Gewinnung des angedeuteten Nebenproducts, so stellen sich zwar die Kosten für die Bearbeitung von zehn Centnern Syrup nur auf etwas über 28 Thaler, dagegen gewährt der Ertrag aber auch nur etwas über 41 Thaler. Die Arbeitslöhne für erstere Bearbeitungsweise zu drei, für letztere zu zwei Thaler angeschlagen, sind gewiß nicht zu niedrig berechnet und es ergibt sich dann für ersteren Fall ein Gewinn von 16, für letzteren von 11 Thalern, ein Gewinn, der für einen Abfall von 2000 Centnern Syrup während einer Campagne zu einer beträchtlichen Summe, zu 3200 Thalern in dem einen und zu 2200 Thalern in dem anderen Falle steigt, so daß also jene 2000 Ctr. Syrup statt zu 1333⅓, sich zu 4533⅓, resp. zu 3533⅓ Thaler verwerthen, wobei noch nicht der Werth in Anschlag gebracht ist, den der Syrupsabfall als Düngematerial oder für die Verwendung zur Gewinnung von Pottasche und dergleichen behält.

Für die Einführung meines Verfahrens in den Rübenzuckerfabriken spricht noch der Umstand ein bedeutungsvolles Wort, daß mit Ausnahme einer wenig kostenden Vorrichtung die Localitäten und Utensilien, die bereits vorhanden, brauchbar sind und diese zu einer Zeit, wo die Rübensaftbearbeitung ruht, für die Ausbeutung des während der Campagne abgefallenen Syrups benutzt werden können. Ist die Quantität des in einer Zuckerfabrik vorkommenden Syrups nicht so bedeutend, um volle Beschäftigung während des Frühjahres und Sommers in einem den vorhandenen Utensilien und den Arbeitskräften entsprechenden Verhältniß und in Folge dessen mit der möglichst großen Ertragsfähigkeit zu gewähren, so mögen mehrere benachbarte Fabriken zur gemeinschaftlichen Ausbeutung des Syrups zusammentreten. Aber auch die Begründung eines besonderen Etablissements, das sich einzig und allein mit der Ausbeutung des Syrups nebst der Bereitung des angedeuteten Nebenproductes und der Verwendung des Syrupabfalles zu Fabrikation von künstlichem Dünger oder Pottasche und dergleichen befaßt, würde den Unternehmern eine sehr hohe Rente gewähren.

Die auf allgemeine Unterhaltung und Belehrung basirte Tendenz dieser Blätter gestattet den Abdruck der obigen Mittheilungen, ohne auf das Specielle derselben weiter einzugehen, worüber ich auf mündliche oder schriftliche Anfragen bereitwillig Auskunft geben werde.

Immermann und Grabbe.

Fragment aus dem Düsseldorfer Künstlerleben.

Unter den Männern von Intelligenz und Talent, welche in den dreißiger Jahren dem Düsseldorfer Künstlerleben ein erhöhtes Relief verliehen, war unbedingt Immermann, der berühmte Verfasser des Münchhausens, der Hervorragendste und Einflußreichste. Nicht als hätte er es sich angelegen sein lassen, auf den Charakter der Schule im Allgemeinen oder auf die Richtung einzelner Künstler einzuwirken; dazu hielt er sich bei allem freundschaftlichen Verkehr einestheils doch immer noch zu fern, war zu wenig anschließend und aus dem Innersten mittheilend, und anderntheils mit seiner eigenen Kunstanschauung noch zu sehr in der Ausbildung begriffen. Daher benutzte er den Umgang mit den Künstlern zunächst zur Förderung seines eigenen Urtheils, zur Prüfung seiner Reflexionen, zur Bereicherung seiner positiven Wahrnehmungen. Seine zuerst in der Pandora erschienenen „Düsseldorfer Anfänge" waren das Resultat dieser seiner zwölfjährigen Studien und Beobachtungen. Die dort ausgesprochenen Ansichten über das Wesen der Kunst brachte er keineswegs von Münster mit nach Düsseldorf, sondern gewann sie erst hier. Selbst die geistvolle und zutreffende Darstellungsweise, insofern sie von einer auffallend frischen und allseitigen Erregung zeugt, hat ihren Hauptgrund in der besonders auf ihn so wohlthätig einwirkenden künstlerischen Umgebung. Diese Einwirkung war aber nicht blos befruchtender und weckender, sondern auch kritischer Natur. Denn wie sehr sich auch das damals noch junge Malervölkchen vor seiner gewaltigen Persönlichkeit und vor der Thatkraft seines Geistes beugte, so war es doch deshalb nicht geneigt, ihn so ohne Weiteres anzubeten. Wagte man auch gegen ihn keine unumwundene Kritik, weil man den leicht Reizbaren nicht verletzen und erzürnen wollte, so ging eine solche doch für ihn theils daraus hervor, wie man das Vorgelesene hinnahm, theils wie man über ähnliche Poesieen von Andern — und zwar ohne viel Federverlesens — urtheilte. Auch fehlte es dem jugendlichen Treiben nicht an Humor, Satire und Witz, und mancher anscheinend nur in die Ferne zielende Hieb traf unversehens den Nebenanstehenden. Vor Allem aber waren es zwei Dinge, denen man den Krieg erklärt hatte, der Langeweile und dem Zopfthum. Unter der ersteren begriff man aber allerlei, z. B. Weitschweifigkeit, Pedanterie, Trockenheit, Phrasenthum, Schwerfälligkeit u. dgl. Ihr entgegen stellte man plastische Anschaulichkeit, Deutlichkeit, Kürze, Lebendigkeit ꝛc. Es ließe sich wohl aus zahlreichen kleinen Zügen nachweisen, — liefe man nicht Gefahr, selbst langweilig zu werden — daß Immermanns spätere ebenso einfache als lebendige, ebenso kernige als ungeschraubte Darstellungsweise stillschweigend diesen Anforderungen seiner Umgebung Rechnung trug.

Ich sage stillschweigend, denn Immermann war nicht der Mann, durch ein etwaiges Zugeständniß solcher Art seine Selbstständigkeit und Autorität in Frage zu stellen. Auch war er im Herzen durchaus kein Freund von einer solchen Accommodation der Form und zwar um so weniger, als er darin eine gewisse Annäherung an die flüchtige und pikantsein wollende Tagesliteratur erblickte, die er gründlich haßte, weil er ihr den Ernst der Gesinnung, die höhere Weihe, die wahre Erkenntniß der Kunstbedeutung absprach. Kam er auf sie zu sprechen, so umspielte ein zürnender Hohn seine feinen gekniffenen Lippen und seine Augen wetterleuchteten unheimlich hinter der Brille. Später machte sich diese Bitterkeit, dieser Stolz eines trotzenden Selbstbewußtseins weniger bemerkbar, ja es traten Momente der Milde, der Nachsicht und selbst einer gewissen Wehmuth bei ihm ein. Er hatte gewissermaßen auf der Höhe seines Strebens und seiner Anschauungen Posto gefaßt und durfte nun mit einiger Ruhe — um so mehr, da sich ihm jetzt die Kritik günstiger zeigte — auf die Umgebung und das Geleistete und Erreichte zurückschauen.

Was aber war es, was den Immermannschen Stolz, der nicht selten in schroffer Weise hervortrat, erträglich, ja Hochachtung gebietend machte? Es war seine durch und durch edle und wahrhaftige Gesinnung, sein energisches, unermüdliches Streben nach dem Höchsten, sein vollständiges Durchdrungensein von der hohen Bedeutung und der Heiligkeit des Dichterberufes, sein echt männliches, strenges und zuverlässiges Wesen. Schon seine äußere Erscheinung deutete unverkennbar auf diese Eigenschaften. Er hatte eine hohe, stattliche Gestalt, zu der sich erst in den letzten Jahren seines Lebens eine mäßige Beleibtheit gesellte. Seine Schultern, ohne hochstehend zu sein, waren nur wenig abhängend; ihnen entsprechend der Hals mehr kurz als lang, was der Haltung des mit einem vollen, kräftigen, tiefbraunen Haare versehenen Kopfes eine gewisse gebieterische Festigkeit verlieh. Die Kopfbildung neigte sich weniger zur ovalen als zur quadratisch gedrückten Kreisform. Auf der hohen Stirn thronte dictatorischer Ernst. Die Schwellungen über der Augenhöhle und nach den Schläfen zu waren vorherrschend aus-

Digitized by Google

gebildet, ohne daß die letztern auf eine besondere Neigung zum Phantastischen hätten schließen lassen. Die mehr breite als schmale und in den Verhältnissen kurze Nase deutete auf hartnäckigen Trotz; ebenso zeigte die Wangenformation eine feste, compacte Muskelbildung. Am meisten aber verriethen die feinen geschlossenen Lippen des männlich kleinen Mundes den streng maßhaltenden und scharf geprägten Charakter. Von allen Theilen des Gesichtes schloß allein das runde Kinn nicht ganz die Neigung zu einer bequemen Behaglichkeit aus. Um das Bild vollständig zu machen, darf eine gewisse amtliche Gemessenheit seines Wesens nicht unerwähnt bleiben.

Befand sich dieser Mann unter uns bei unsern engeren gesellschaftlichen Zusammenkünften oder bei allgemeinen festlichen Veranlassungen, so gab es wohl nicht leicht Jemand, der nicht ab und zu nach ihm hinübergeschielt hätte, um zu sehen, was für ein Gesicht er machte zu unsern Scherzen und Schnurren, zu unsern Declamationen und scenischen Vorstellungen. War er aber selbst der Leiter eines solchen Festes, oder beglückte er uns mit dem Vorlesen irgend eines Shakespeare'schen oder Calderon'schen Stückes oder seiner eigenenen Werke, so waren wir diese Zeit vollständig seine Leib- und Seeleigenen. Seinen Anordnungen hatte man sich unbedingt zu fügen, seine Auffassung war die allein richtige, die geringste Störung, die kleinste Vernachlässigung ließ seinen Zorn befürchten. Dieser aber pflegte sich nicht in viel Worte zu kleiden, sondern ging gleich zur That über. Hatte er z. B. eine Probe zu einem Festspiel angesetzt, und fünf Minuten nach der anberaumten Zeit waren nicht alle Mitwirkenden anwesend, so warf er ohne Weiteres sein Buch oder Manuscript in den Winkel, und verlegte die Probe auf den folgenden Tag, wäre auch die Zeit bis zur Aufführung noch so knapp zugemessen und für die Betheiligten — die sich schließlich nur dem allgemeinen Besten oder doch der allgemeinen Unterhaltung opferten — noch so ungelegen gewesen. „Ich will Pünktlichkeit," pflegte er zu sagen, „und bin nicht gewöhnt zu warten." Ach, welch Seufzen und Klagen erhob sich dann, war unglücklicher Weise die Verspätung einer mitwirkenden Dame die Schuld seines Zornes, die nun nicht nur diesen, sondern auch den Aerger aller übrigen Mitwirkenden auf dem Gewissen hatte!

Wie groß war aber auch hinterher die Freude, hatte sich das Ganze zu einer echt künstlerischen Lösung abgerundet! Zu diesem Zwecke scheute Immermann keine Mühe und keine Wiederholung, kein Vormachen und immer wieder Nachhelfen. Und wie geschickt wußte er die vorhandenen Kräfte zu verwenden, und mit welcher Umsicht und Feinheit Alles bis in's Kleinste zu ordnen und in der Wirkung durchzuführen! Das kam daher, weil er nicht nur selbst ein erstaunliches Talent besaß, dem Wort durch Betonung und Gebehrde seine volle Bedeutung und Tragweite zu verleihen, sondern auch unter allen Umständen den festen, beharrlichen Willen hatte, mit allen Kräften einer möglichsten Vollendung nahe zu kommen. Dieser ernste Grundton verließ ihn nie ganz, selbst nicht, wenn er im traulichen Kreise hinter dem Glase Wein seiner Laune den Zügel schießen ließ, und mit drolligen Einfällen und Bezüglichkeiten um sich warf, wie wir ähnliche in seinem Münchhausen und Tulifäntchen in Menge vorfinden. Dann waren es besonders der geniale Humorist A. Schrödter und der ehemals so heitere Th. Hildebrandt, die mit ihm zu unser Aller Erbauung ein Witzturnier aufführten, bei welchem die umherfliegenden Splitter der gebrochenen Lanzen auch wohl allmählich noch Andere reizten, in die geöffnete Bahn einzureiten.

Daß eine solche Natur sich nicht mit dem cynischen und schrecklich heruntergekommenen Grabbe, den trotz alledem genialen Dichter des Hannibal, des Don Juan und Faust, des Napoleon und der Herrmannsschlacht, würde befreunden können, sagten wir Alle uns gleich bei des Letztern Ankunft in Düsseldorf. Gelegentlich will ich hier einschalten, auf welche seltsame Weise ich die nähere Bekanntschaft dieses ebenso unglücklichen als genialen Mannes machte. Zunächst war es mein Freund Hasenklever, der bekannte — leider zu früh verstorbene — Maler der Jobstade, der mich eines Abends in jene Weinkneipe auf der Rheinstraße führte, die Grabbe zu seinem beständigen Absteigequartier erkoren hatte.

„Du wirst einen tollen, aber doch einen sehr gescheidten Kerl kennen lernen," sagte Hasenklever auf dem Wege dorthin; „vor Allem aber einen höchst originellen Menschen und das zieht mich ganz besonders zu ihm hin. Ich sage Dir, wenn Du den schimpfen hörst, so steigen Dir die Haare zu Berge, und doch ist er eigentlich im Herzen ein gutes Haus."

Wir traten in die von Tabaksqualm verdüsterte Stube.

„Siehst Du, dort sitzt er; komm, ich will Dich vorstellen."

Ich sah nach dem Bezeichneten hin. Es war ein kleiner, auf seinem Stuhle ineinandergesunkener Mann, dessen großer Kopf fast nur aus einer riesigen, von wenigen blonden Haaren umgebenen Stirn bestand. Er schwankte, vorn überhängend, unsicher hin und her.

Hasenklever trat begrüßend an ihn heran und stellte mich vor. Grabbe warf einen scheuen Blick zur Seite und sagte:

„Gut, Sie können mir gestohlen werden. — Ich bin kein Freund von Complimenten," setzte er nach einer Weile halbentschuldigend hinzu und rückte seinen Stuhl, damit wir Platz gewannen.

„Die Grobheit darfst Du ihm nicht übel nehmen," flüsterte mir Hasenklever zu; „so ist er immer."

Und nun begann eine Unterhaltung, die nichts weniger als erquicklich war, obgleich sie sich meist auf historische Charaktere, auf Hannibal, Cäsar, Napoleon ꝛc. bezog. Die Kraftausdrücke und Epitheta, mit denen dieselben von Grabbe abgefertigt und versehen wurden, waren allerdings meist von überraschender Charakteristik, geistvoll und schneidend, aber durchaus nicht zu einer weiteren Mittheilung geeignet. Je mehr er dem Glase zusprach, desto wilder, kolossaler und verzerrter wurden seine Vergleiche, die nicht selten das Widerwärtigste und Heiligste zusammenzuketten suchten.

„Mein lieber Auditeur," (Grabbe war bekanntlich preußischer Auditeur) sagte ein neben ihm sitzender Arzt, „ich glaube, Sie werden gut thun, aufzubrechen. Ich halte es für meine Pflicht, Sie zu warnen; es könnten die Wallungen von gestern —"

„Halt's Maul, Doctor; was geht's Dich an, wenn ich mich zu Tode saufe!"

Ich drückte mich aus der Gesellschaft und verspürte nach diesem Abend nicht das geringste Verlangen mehr, mit dem genialen Dichter des herrlich sprudelnden Lustspieles „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" und des großartigen Gedichts „Don Juan und Faust" in eine nähere Berührung zu kommen.

Aber der Zufall fügte es anders.

Einige Tage später passirte ich Morgens gegen halb acht Uhr die Ratingerstraße, als ich in einiger Entfernung Grabbe gewahrte, der, bald stillstehend, bald unsicher weiterschlotternd, sich nach den Häusern umsah. Ihm näher kommend, grüßte ich.

„Sie da!" sprach er mich an, „können Sie mir sagen, wo hier der Auditeur Grabbe wohnt?"

„Sie können Ihre Wohnung nicht finden, Herr Auditeur?"

„Ah, Sie kennen mich? waren Sie gestern bei uns?"

„Gestern nicht, aber vor einigen Tagen. Erinnern Sie sich — —"

„Nein, ich erinnere mich nicht — — aber wissen Sie meine Wohnung?"

„Im schwarzen Horn, nicht wahr?"

„Ja, im schwarzen Horn."

„Sie sind hier gleich bei der Thüre; soll ich Sie hinaufführen?"

„Ja, kommen Sie! Nun, hol' mich der Teufel, ich dachte schon, die Spelunke wäre ganz vom Erdboden verschwunden gewesen."

Mühsam erstiegen wir die engen Treppen.

„Immer höher!" rief er und dann, im zweiten Stockwerk angelangt: „halt! da — das ist die Thüre."

Wir traten in eine schmale, ziemlich knapp möblirte Stube. Ein simpler Arbeitstisch, eine kleine Bibliothek, ein Bett, ein Schrank und ein paar Stühle verliehen dem Raume ein wohnliches Ansehen.

Sofort warf er sich auf's Bett.

„Klingeln Sie, damit mir das — mein Frühstück bringt."

Ich willfahrte und bald nachher trat das Stubenmädchen mit dem Verlangten ein. Es bestand aus einem großen Glase Kornbranntwein und einem entsprechenden Stück rohen Speck, nebst einer trockenen Brodschnitte.

Während er diese Dinge mit einer gewissen Hast zu sich nahm, räumte ich einige an der Erde zerstreut liegende Manuscripte zusammen und legte sie auf seinen Arbeitstisch.

„Werfen Sie den Schund in's Feuer!" schnarrte er.

„Das wollen wir einstweilen nicht thun; Sie würden es vielleicht später bereuen."

„Nein, sage ich; es ist dummes Zeug, es sind Polypen, die

Digitized by Google

ich meinem Hannibal aus der Nase geschnitten; ausgemerzte und umgeänderte Scenen!"

„So würden Sie wohl erlauben, daß ich sie zu mir stecke?"

„Meinetwegen!"

Ich dankte und versicherte zugleich, daß ich ein großer Verehrer der kernigen, kräftigen Auffassung und der plastischen Behandlung seiner dramatischen Charaktere sei.

„Schweigen Sie, schweigen Sie!" rief er und kehrte sein Gesicht gegen die Wand. „Ich bin ein unglücklicher Mensch," murmelte er in's Kissen und schluchzte krampfhaft.

Meinen Versuch, ihn zu beruhigen und zu trösten, ließ er gar nicht aufkommen.

„Wenn Sie mir einen Dienst erzeigen wollen, so reichen Sie mir das Glas; da — da — steht's," unterbrach er mich, ohne sich umzuwenden.

„Kann ich Ihnen mit weiter nichts dienen?"

„Nein! — Doch, ja, gehen Sie zu Immermann, sagen Sie ihm, daß ich heute Morgen nicht kommen könnte — daß ich in sechs Wochen nicht kommen könnte — daß ich todtkrank sei — und daß ich wünschte . . . . . Aber nein —" und er wandte sich um und maß mich mit mattem Blick — „Sie sind noch zu jung, um die Courage zu haben, ihm dies zu sagen . . . . Ich werde es ihm schreiben, daß ich ein armer, verlorener, zu Grunde gerichteter — auf ewig verlorener Mensch bin."

Alle seine Gesichtsmuskeln arbeiteten heftig und seine schlaffen Lippen bebten. Tief erschüttert trat ich näher, ich wollte seine Hand fassen.

„Scheren Sie sich zum Teufel!" rief er; „aber," setzte er fast weinerlich hinzu, „kommen Sie morgen früh wieder. Nicht wahr, Du kommst? — Morgen werde ich ein ganz anderer Mensch sein."

Ich versprach es ihm, fand aber jedes Mal denselben zerrissenen, unglücklichen Menschen, dessen Geist sich nur dann aufzurichten vermochte, wenn es ihm gelang, im dichterischen Schöpfungsdrange sein eigenes trauriges Ich zu vergessen. Wie recht, dachte ich, hat doch unser Meister Schadow, wenn er behauptet, auch das größte Talent, ja selbst das wirkliche Genie gehe auf halbem Wege zu Grunde, wenn ihm nicht eine gewisse Charakterfestigkeit von Zeit zu Zeit unter die Arme greife.

Zwei Jahre später hatte ich Gelegenheit, auch Immermann, mit dem ich bis dahin nur in außerhäusliche Berührung gekommen, in seinen vier Pfählen, wie man zu sagen pflegt, kennen zu lernen. Welcher Contrast!

Es sollte dem damaligen Kronprinzen von Preußen, dem jetzt regierenden Könige, bei seiner Anwesenheit in der Rheinprovinz von den Künstlern Düsseldorfs ein großes Fest gegeben werden. So etwas konnte nie ohne dramatische Vorstellungen, lebende Bilder, Festzüge u. dgl. abgehen. Am wenigsten durften diese Dinge diesmal fehlen, da es galt, einem geistvollen, für Kunst und Poesie enthusiasmirten Prinzen, dessen geniales Urtheil notorisch war, eine Unterhaltung zu bereiten, die zugleich unser künstlerisches Getreibe in ein günstiges Licht zu stellen geeignet wäre. Solche Vorstellungen aber kosteten den Mitwirkenden allemal schwere Opfer an Zeit und Geld und kaum erst hatten wir uns von den Anstrengungen eines nicht lange vorher stattgehabten Festes erholt. Viele litten noch an den pecuniären Nachwehen desselben. Theils die noch brühwarme Erfahrung, theils eiserne Nothwendigkeit bestimmte uns daher, diesmal möglichst ökonomisch zu Werke zu gehen, das heißt den Festplan so einzurichten, daß die noch von früher vorhandenen Decorationen und Costüme mit geringer Abänderung wieder verwendet werden könnten.

So hatten wir in den Vorberathungen, denen Immermann nicht beiwohnte, weil er zu dieser Zeit verreist war, beschlossen. Ja, wir verhehlten es uns nicht, daß dessen Abwesenheit für die mindere Kostspieligkeit des Festes ein günstiger Umstand wäre, und hofften, wie es schon einmal geschehen, auch ohne ihn etwas Vortreffliches zu Stande zu bringen. Aber schon in den nächsten Tagen kehrte Immermann zurück und zwar zu unserm nicht geringen Schreck, denn hätte er erfahren, daß wir die Absicht gehabt, ihn zu umgehen, er würde es uns sobald nicht verziehen haben. Indeß fand sich ein Ausweg, der geeignet schien, jede Bedenklichkeit zu heben. Man ernannte in aller Eile unter dem Vorwande, daß sie den Zweck habe, Immermann mit Rath und That beizustehen, aus unserer Mitte eine Commission. Ihre geheime Aufgabe aber war, ihm die Zügel zu halten, daß er nicht allzu rücksichtslos in's Zeug gehe. Dieser Commission gehörten — so viel ich mich dessen nach nun zwanzig Jahren zu erinnern vermag — u. A. Hildebrandt, Riederich, Steinbrück, Heubel, Haach und meine Wenigkeit an.

Wir wurden von Immermann auf den folgenden Abend in seine Wohnung eingeladen, die sich eine Viertelstunde vor der Stadt auf dem in Derendorf gelegenen freundlichen Gute „Kollenbach" befand. Er bewohnte das Erdgeschoß des geräumigen, von einem schönen Garten umgebenen Landhauses und seine Freundin, Gräfin von Ahlefeld, die erste Etage desselben. Die häusliche Wirthschaft Beider war äußerlich eine streng geschiedene.

Er empfing uns überaus freundlich, und drückte Jedem zum Willkomm herzlich die Hand. Er war im Schlafrock, was ihm ein cordialeres und gemüthlicheres Wesen verlieh, als er sonst zu zeigen pflegte. In dem Vorzimmer, welches wir passirten, um in sein Arbeitszimmer zu gelangen, stand auf einem kleinen runden Tische eine Art Götzenbild, ein braunes, dunkles, ungestaltetes Ungethüm und — was uns günstige Auspicien eröffnete — rund um dasselbe eine Anzahl Flaschen und Gläser. Das Arbeitszimmer selbst war ein sehr geräumiges. Theils eine reiche, wohlgehaltene Bibliothek, theils mehrere antike Statüen in Gypsabguß, darunter ein paar schöne Venus-Torsen, dann Zeichnungen, Kupferstiche, Bildnisse seiner Freunde ꝛc. bedeckten die Wände. In der Mitte stand ein großer runder Tisch, hochbeschwert mit Büchern, Acten, Briefen; Alles ohne kleinliche Pedanterie in bester Ordnung. „Setzt Euch, Ihr Männer!" begann er in humoristischem Tone und schob jedem mit großer Dienstbeflissenheit einen Stuhl hin. „So, und nun wollen wir, ehe wir das wichtige Werk berathen, die rechte Stimmung beschwören."

Und behändig holte er die im Vorzimmer aufgepflanzten Flaschen und Gläser herbei. „Ein echter Rüdesheimer; stoßt an!" Dann ließ er sich behaglich nieder und fixirte uns mit prüfendem Blick.

„Nun, was wollt Ihr von mir?" —

Hildebrandt, sein näherer Freund, übernahm die Auseinandersetzung und bemerkte unter Anderm, man wünsche ein Festspiel, so in der Weise wie jenes, was Reinik und meine Wenigkeit für den Vater Schadow's damals arrangirt hätten.

„So?" betonte Immermann mit einem gewissen ernsten Nachdruck, „also in solche Fußstapfen soll ich treten? Also Ihr wollt mich zum Bänkelsänger machen?"

„Das heißt," fuhr Hildebrandt fort, „wir meinen nur, Du möchtest das Ganze so einrichten, daß wir das vorhandene Material, was wir noch besitzen, möglichst wieder verwenden können."

„Ho ho!" lachte er, „ich soll also meine Einfälle nach Euren Costumfetzen und Decorationen einrichten! Doch laßt hören, was habt Ihr denn noch?"

Und Jeder kramte aus, was er für brauchbar hielt, und Immerman schien geduldig zuzuhören. Als wir mit unserer Weisheit zu Ende waren, spielte er eine Weile den Nachdenkenden, als ob er sich den Kopf zerbräche, unsern Wünschen gerecht zu werden. Dann begann er in ernsthafter Weise die seltsamsten Projecte auszuspinnen, gegen die wir natürlich pflichtgemäß unsere Einsprache erhoben. Dies kümmerte ihn jedoch wenig, vielmehr gestaltete sich sein Plan immer abenteuerlicher. Um die Pausen zwischen den unvermeidlichen lebenden Bildern zu beseitigen, schlug er vor, eine Scheibe bauen zu lassen, deren Durchmesser die Breite der ganzen Bühne betrüge. Auf dieser sollten in ineinandergreifenden Gruppen die Hauptepochen der Kunstgeschichte dargestellt werden. Mittelst eines Räderwerks sollte die Umdrehung bewirkt werden, so daß ohne Unterbrechung Gruppe auf Gruppe vorüberschwebe. Allerdings nicht übel, aber für unsere ökonomischen Absichten wenig passend. Wir unterließen nicht, dies zu bemerken.

„Ja, Leute, wenn Ihr knickern wollt, so müßt Ihr mich nicht zu Rathe ziehen," erwiderte er halb ärgerlich, halb spöttisch und fuhr fort:

„Ist dann das letzte Bild vorüber, so erscheint am Schlusse der Genius der Kunst, feierlich auf Wolken niederschwebend, eine schöne weibliche Gestalt, nackt wie die Wahrheit, nur einen leichten Schleier um die Hüften, und begrüßt so den Kronprinzen."

Erstaunt warfen wir ein, daß wir sehr daran zweifelten, eine von unsern Damen werde sich zu einem so leicht costumirten Genius hergeben.

Ein satirisches Lächeln zuckte auf seinen Lippen.

Digitized by Google

„Wozu haben wir denn," erwiderte er ruhig, „all die adeligen Damen, besonders die Gräfinnen N. N., wenn sie das nicht einmal thun wollen? Sie wollen ja doch stets eine aparte Rolle spielen. Und den Herren Officieren wird dieser Theatercoup ganz besonders gefallen."

Eine Weile weidete er sich an unseren verblüfften Gesichtern und sagte dann lachend:

„Nun, ich sehe schon, heute fehlt Euch und mir die Weihe, aber in zwei Mal vierundzwanzig Stunden sollt Ihr von mir ein Stück fix und fertig erhalten, das Euch hoffentlich genügen wird; wenn nicht, so macht damit, was Ihr wollt. Verderbt mir aber heute meine gute Laune nicht, denn seht, hier habe ich den ersten Band meines Münchhausens, das erste gebundene Exemplar. Bisher hat mir keine meiner Arbeiten so viel Freude gemacht, wie dieser Münchhausen."

Schon bei früheren Gelegenheiten hatte er uns einzelne Capitel desselben vorgelesen, an die sich nun unsere Schlußunterhaltung knüpfte. — Wir schieden in heiterer Stimmung spät in der Nacht, das Schicksal des Festspiels gänzlich seiner Willkür überlassend. Es war wirklich das Einzige, was uns zu thun übrig blieb.

Seinem Versprechen gemäß lieferte er zwei Tage nachher das fertige Stück, das den Titel „Ost und West" führte und vielfach auf die Verbindung der Rheinprovinz mit den östlichen preußischen Provinzen anspielte. Die Aufführung, welche im großen Galeriesaale der Akademie stattfand, verursachte viele Schwierigkeiten und erforderte einen großen Aufwand von mühsam herzustellenden Requisiten. Die Wirkung war nicht gerade eine schlagende, doch fesselte es durch seine tieferen Bezüglichkeiten. Desto brillanter fiel die auf dieses Vorspiel folgende Aufführung von „Wallenstein's Lager" aus. Es dürfte nicht leicht ein abgerundeteres Zusammenspiel und eine feinere Charakteristik der einzelnen Personen selbst von Schauspielern einer Hofbühne zu erreichen sein. Die Lebendigkeit der Dialoge und Situationen, die ungeschminkte Echtheit des Costums, die Vermeidung aller Bühnenflunkerei und nichtssagender Gesticulationen: Alles das ließ errathen, daß die Spielenden Künstler waren, die tiefere Gründe für ihr Spiel hatten, als das Herkömmliche nachzuäffen. Jedenfalls aber blieb Immermann das bei Weitem größere Verdienst. Er hatte die Regie mit einer Sorgfalt und Umsicht geübt, wie man sich kaum vorzustellen vermag, wenn man nicht selbst zugegen gewesen. Jede Bewegung, jede Position, jeder Uebergangsmoment war genau erwogen und angegeben und so — bei allem Trubel, den diese Lagerscenen erfordern — eine vollständig klare malerische Sonderung der Gruppen erreicht worden.

Nur ein kleiner Unfall drohte einen Augenblick, den Zorn Immermann's, der sich hinter den Coulissen befand und mit dem Buche in der Hand jede Sylbe controllirte, auf unsere Häupter niederfahren zu lassen. Einer der holkischen Jäger nämlich ließ ein paar Worte weg, welche das Stichwort für den Folgenden abgaben. Drohend erhob Immermann die Faust gegen die Spielenden und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Die verfluchten Kerle saufen Punsch aus dem Feldkessel und werfen mir das ganze Stück um!"

Das Eine war allerdings wahr, das Andere aber geschah nicht, vielmehr blieb Alles bis zum Ende im besten Gleise.

Noch war der Vorhang nicht ganz gefallen, als der Kronprinz auf die Bühne trat und unserem Immermann die Hand reichte:

„Lieber Immermann, ich danke Ihnen herzlich; die Aufführung war ganz meisterhaft und Ihr „Ost und West" hat mir sehr gefallen."

Wie heiter diese Anerkennung Immermann gestimmt hatte, zeigte sich erst recht nach Beendigung des Festes, wo wir im anstoßenden kleinen Galeriesaale, der zum Garderobezimmer gedient hatte, uns bei der gefüllten Bowle von den Strapazen des Tages erholten und über einzelne drollige Zwischenfälle unsere Glossen machten.

Noch einmal zwei Jahre später — es war am 24. August 1840 — saßen mehrere von uns plaudernd an derselben Stelle, als der jetzt leider auch schon längst verstorbene talentvolle Haach mit tiefbetrübter Miene eintrat.

„Habt Ihr schon vernommen," sagte er, „daß unser Löwe Immermann todkrank am Typhus darnieder liegt?"

„Immermann?" fuhren wir bestürzt auf; „diese Riesennatur?" — Und noch vor acht Tagen wollten ihn Mehrere gesund und rüstig gesehen haben.

„Es mag sein letzter Ausgang gewesen sein," entgegnete Haach. „Gestern zeigte man ihm die Gefahr seines Zustandes an und rieth ihm zu ordnen, was er noch zu ordnen wünsche. Da soll er sich im Bette emporgerichtet und mit aller Kraft seiner Stimme gesagt haben: „Es ist nicht wahr — ich bin so krank nicht — ich will durchaus noch nicht sterben — ruft mir noch einen Arzt!" — Gleich nachher sei er aber kraftlos zusammengesunken, und seitdem soll auch die letzte Hoffnung geschwunden sein."

Am folgenden Tage war Immermann nicht mehr. — Betäubt von dem entsetzlichen, plötzlichen Schlage brachen wir weniger in Worte der Trauer als in den übereinstimmenden Ausruf aus: „Ein schreckliches, grausames Verhängniß!" — Denn kurz vorher waren seine schönsten Wünsche in Erfüllung gegangen; er hatte die allgemeinste Anerkennung gefunden, lebte seit einem Jahre in glücklicher Ehe, und am Tage seines Erkrankens hatte ihn seine junge Frau mit einem Töchterchen beschenkt.

L. Clasen.

Abschied.

Die Blätter grün, die Lüfte lauer,
Im Blüthenkleide prangt der Mai,
Das Fenster öffn' ich und den Bauer,
Leb' wohl, mein Vogel, du bist frei!

Laß traurig nicht das Köpfchen hangen,
Bald schaukelt dich der schwanke Ast,
Nicht hielt ich ruchlos dich gefangen.
Du warst im Winter nur mein Gast.

Du hast, ein Gruß der grünen Halde,
Ein Klang aus ferner Sommerzeit,
Ein lebend Heimweh nach dem Walde,
Getheilt des Dichters Einsamkeit.

Zwei müde Sänger, Haftgenossen,
An einer Kette lagen wir
Und harrten auf des Lenzes Sprossen
Und seiner Veilchen blaue Zier.

Jetzt ist er da, du hörst sein Klingen,
Er weht dich an mit frischem Duft,
Auf! rege fröhlich deine Schwingen
Und segle durch die weite Luft!

Was kümmert's dich, daß ich mit nassen,
Umflorten Augen nach dir seh' —
Du kannst mich ohne Schmerzen lassen,
Mir aber thut der Abschied weh!

Du kehrst heim zum Walde wieder,
Er schlägt um dich sein schattig Zelt,
Und jubelnd schmettern deine Lieder
Den Pfingstgruß durch die schöne Welt.

All ihre Wunder wirst du schauen,
Wirst baden dich im Sonnenschein,
Wirst dir ein heimisch Nestchen bauen —
Ich aber bleibe ganz allein.

O, könnt' ich deinen Flug begleiten!
Daß ich gefesselt, ist mein Schmerz,
Ein banges Sehnen nach dem Weiten
Erfüllt im Frühling mir das Herz.

Die Thür' ist auf, nicht säume länger,
Leb' wohl! Dort sitzt er auf dem Strauch —
Jetzt juble laut, befreiter Sänger,
Denkst Du wohl des Gefangnen auch?

Du hörtest seufzen mich und klagen,
Vielleicht zuweilen unbewußt
Hallt nach in deinem frohen Schlagen
Ein Laut der kranken Menschenbrust.

Albert Traeger.

Digitized by Google

Die Geschichte eines Irren.

Aus J..a.

I.

„Mutter, Du trugst sie wohl auf unserem Hochzeitgange? Ich hatte sie selbst heimlich angefertigt, es war ein Art Meisterstück, das ich freiwillig mir auferlegte — denn wir Goldschmiede haben eine freie Kunst und brauchen kein Zunftstück zu machen. Ich legte sie Dir selbst plötzlich um den frischen Nacken. Alle Hochzeitsgäste kamen herbeigesprungen, die schöne Kette zu bewundern, wie sie in der Morgensonne glitzerte. — Ich sah Dir in die Augen, da glitzerte auch etwas, edler und reiner, als das Gold des Geschmeides, das war eine Thränenperle, eine Freudenzähre, welche Dir in dem Auge stand. Ich küßte sie Dir weg, — o, ich weiß es noch wie heute! Es war der letzte glückliche Augenblick. Von Stund' an zog das Unglück über die neue Schwelle, immer finsterer, immer düsterer — jetzt steht es uns knapp hinter den Füßen und droht, uns jeden Augenblick niederzuschmettern. Nimm die Kette, das treubewahrte Kleinod, und hänge sie hinaus in den leeren Laden, damit doch noch etwas drin hängt. Hätten sie freilich lieber aufbewahrt für die Schwiegertochter, die uns unser Heinrich einmal in's Haus bringen wird, aber — Noth bricht Eisen."

Die Frau des Goldschmieds — denn es war der Goldschmied Hartmann im freundlichen Städtchen W., welcher dies sprach — hatte für diese Worte, wie für ähnliche seit längerer Zeit nur Thränen, schwere, langsam rieselnde, von tiefen Seufzern unterbrochene Thränentropfen. Stumm stand sie vom Stuhle auf, holte aus einem verschlossenen Schreine die Hochzeitskette und hing sie im Laden auf.

„Ich will ja Alles gern opfern und wenn's zuletzt an mein Herzblut gehen sollte, wenn nur das Geschäft unserm einzigen braven Sohne, unserem Heinrich, erhalten wird," sagte sie endlich gefaßter.

„Das ist's eben, Mutter, was mir so an die Seele geht. Wenn wir Beide allein wären, ohne Kind, so könnten sie uns meinethalben noch heute aus unserem Hause hinauswerfen auf die Straße. Die Unbarmherzigen — sie möchten Alles versiegeln und verkaufen, wir zögen dann Beide bettelnd, aber getrosten Muthes von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, bis sie uns, wenn wir des Lebens überdrüssig wären, einmal in einem Flusse auffischten, aber so müssen wir bleiben, müssen uns wehren bis auf den letzten Blutstropfen, denn es ist unsere Pflicht, wir sind es unserem Kinde schuldig."

„Wie's ihm wohl jetzt gehen wird in der Fremde?" sprach die Mutter.

„Ihm geht's wohl! Er hat einen braven Meister. Ich kenne den Mann von früher her. Ihm geht's wohl. Er ahnt nichts von dem Unglücke zu Hause. Mag's ihm auch nicht schreiben, so sauer es mir auch ankömmt, ihm vorlügen zu müssen, es stände Alles gut."

Dieser abgelauschte Dialog hat uns einen kurzen Einblick in die Verhältnisse der Goldschmiedsfamilie gewährt. Sie sind traurig. Der alte Kampf der menschlichen Combination mit der der äußern Verhältnisse war hier zu keinem harmonischen Abschluß gekommen, vielmehr lief er zu immer weiteren Dissonanzen aus. Die Verhältnisse drohten, jener spottend, den Sieg davon zu tragen. Der Goldschmied hatte sich als Fremdling in dem Städtchen, was ihm durch die Liebe zu seiner jetzigen Frau zur neuen Heimath geworden war, nicht ohne Schwierigkeit und unter sehr ungünstigen Verhältnissen niedergelassen. Ueber alle Bedenklichkeiten ließ ihn die Liebe nur zu leicht und schnell hinwegsehen und seinem redlichen Muthe und seiner Arbeitslust schenkte er ein zu großes Vertrauen. Er ließ sich von der Schuldenlast, die er durch den Ankauf der Concession und des Hauses sich aufbürdete, nicht abschrecken. Er meinte, die übernommenen Hypotheken schon bald zurückzahlen zu können, denn er „hatte etwas gelernt" und in seinen Händen ein reiches Capital, das nie abnehmen könne, sondern stets wachsen müsse.

Im Anfange, unter der Aegide der Hoffnung, ging in der That Alles recht wohl, trotzdem daß die Concurrenz bedeutend war und der Neuling wenig Kunden hatte wegen Mangel an „Connexionen". Aber auch die Hoffnung ist keine ewige, sie muß immer von Zeit zu Zeit Nahrung haben, um immer wieder neu fortleben und ihr gesegnetes Kind, den Muth, erhalten zu können. Als diese Nahrung immer mehr ausblieb, als die hereinbrechende Noth der Zeit auch die Nachfrage nach den theuren Luxusartikeln des Goldschmiedladens sehr verringerte, da sank auch immermehr die Hoffnung zusammen und mit ihr auch — die Arbeitslust. Die bedeutenden Zinsen, diese gefräßigen Kinder des Capitals, nahmen einen großen Theil des Einkommens weg. Die Ausgaben der Familie wuchsen daneben mehr, besonders verlangte die Erziehung und Ausbildung des Sohnes nicht geringe Opfer. Auch er hatte die edle Goldschmiedekunst gelernt und war jetzt auf der Wanderschaft. Er hatte nie einen hellen Einblick in den heimlichen Ruin des Hauses gehabt; es war ihm derselbe von seinen Eltern auch immer sorgsam verheimlicht worden. So war er heiter und lustiger Dinge in die Welt hinausgegangen.

Jetzt nahte auf einmal ein entscheidender Moment. Der Hauptgläubiger war gestorben und seine Schuld auf seine Erben übergegangen, welche mit Nachdruck und ohne Rücksicht die Auszahlung der Erbschaftsschuld zur Theilung unter sich forderten. Der alte einzige Gläubiger hatte für Vorstellungen und Bitten ein offenes Herz, jetzt waren es mehrere geworden, es galt also mehrere Herzen zu erobern. Das wollte dem alten Goldschmied nicht gelingen. Durch das durch die Erbschaft herbeigeführte Gemeinschaftsverhältniß hatten die Gläubiger eine Ausrede bekommen, womit sie, ohne ihr Billigkeitsgefühl verleugnen zu müssen, den Schuldner immer auf die Andern wiesen, ohne welche sie als Einzelne nichts unternehmen könnten. Noch um zwei Mal vierundzwanzig Stunden und die Zahlungsfrist war abgelaufen — Haus und Hof, all' die goldigen Ringlein und Zierrathen verfallen. Wer schaffte da Rath?

„Entweder muß die Hülfe vom Himmel oder von der Hölle kommen," sagte am Abend der Goldschmied, unruhig im Zimmer umherwandelnd.

„Vom Himmel wird sie kommen — hab' nur Vertrauen zu ihm, er hat brave Leute noch nie verlassen," antwortete die Frau.

„Vertrauen? Haben wir ihm nicht schon lang genug vertraut und er hat's nicht besser werden lassen? Ist's nicht immer schlimmer geworden, trotzdem daß Du alle Sonntage in die Kirche gelaufen bist?"

„Wie kannst Du so gottlos reden, Mann! Ist die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten."

„Recht hat sie," murmelte der Goldschmied vor sich hin, „aber nicht vom Himmel. Der Teufel bietet sie an. — Frau," fuhr er nach einer Weile fort, indem er den Rock anzog und Hut und Stock ergriff, „ich habe noch einen Gang zu thun, einen Gang, der uns vielleicht rettet."

„So geleite Dich der Himmel! — Aber geh' nur auf redlichen Wegen —"

Bei diesen Worten, welche einen stillen Vorwurf zu enthalten schienen, wollte er auffahren und die Frau zurechtweisen ob solch' verletzender Rede, aber er that es nicht, es fehlte ihm der Muth dazu, der Muth, den allein die Wahrheit und Herzenslauterkeit gibt — er hätte ja heucheln müssen. Er ging.

Es war schon ganz dunkel auf der Straße, aber doch noch reges Leben. Scheu wich er dem Strome der Gehenden auf beiden Seiten des Straßentrottoirs aus, er ging gerade in der Mitte, still vor sich niedersehend. Manchmal hielt er dann plötzlich an, warf einen Blick nach dem verlassenen Hause und schien dahin umkehren zu wollen, aber rasch eilte er nach kurzer Ueberlegung in schnelleren Schritten wieder fort. Aber es wiederholte sich dies öfter. Als er an einem Wirthshause vorbeikam, wo er Abends immer einkehrte, hielt es seinen Fuß wieder fest. Er schien zu überlegen, ob er nicht lieber dahin gehen solle, aber kurz vor der Thür kehrte er rasch entschlossen wieder um und setzte seinen Weg fort; bald war er am Ende der Stadt, da „wo die letzten Häuser stehen", wo das Lichtreich des Gases seine Grenzen hatte. Dichte, wie bodenlose Finsterniß, Alles unheimlich still, nur das Zetergeschrei schleichender Katzen, die sich auf den niedern Dächern umherjagten. Sieh, da kommt's heran, gerade auf den Goldschmied zu — eine tiefverhüllte Gestalt. Es bleibt stehen und flüstert ihm zu:

Digitized by Google

„Seid Ihr's, Meister? — Das ist gescheidt von Euch. 's war hohe Zeit. Wir wissen, wie's um Euch steht. Kommt."

Willenlos, stumm ließ sich der Goldschmied fortführen in die Finsterniß hinein.

„Ihr zittert? Pah! 's wird schon vergehen, wenn Ihr die blinkenden Häufchen seht. Wir brauchten Euch sehr, Ihr versteht die Sache, kennt die Mischungen — Ihr wollt doch nicht gar wieder umkehren? Ihr wißt wohl nicht, daß Ihr morgen keine Heimath mehr habt, als die der Straße?"

Die Stadt war schon ganz verlassen. Ein Seitenweg, überwuchert von Gestrüpp und Dornen, war eingeschlagen. Er führte in den nahen Wald, der sich gleich vor der Stadt auf einer mäßigen Anhöhe ausbreitete. Der Goldschmied strauchelte oft.

„Geduld, wir haben nicht mehr weit, seht Ihr den Glanz nicht durch die Zweige schimmern? Der Ort ist gut gewählt. Dahin dringt kein polizeilich Auge und keine Gensd'armennase hat Spürkraft genug, den Schlupfwinkel zu entdecken. — Paßt auf, Meister, jetzt müssen wir aber hintereinander gehen und uns bücken. Geht Ihr voran. Ihr sträubt Euch?"

„Laßt mich, ich will wieder nach Hause. Meine Frau, mein Sohn —"

„Sie werden's Euch Dank wissen, daß Ihr sie verhungern laßt."

„O Gott! O Gott! Gibt's kein anderes Mittel?"

„Ich weiß keins. Uebermorgen ist die Frist abgelaufen."

„Das Mitleid wird sie noch verlängern. Lebt wohl!"

„Halt, Bursche! Gegen solche Anwandelungen von Schwäche haben wir ein eigenes Mittel."

Dabei zog der Mann ein Pistol aus dem Mantel hervor und hielt es dem Goldschmied vor die Brust.

„Siehst Du? Entweder — oder —"

„Ich will — ich will — kommt — es geschehe, was da will."

Und der Weg ging weiter in das Dickicht. Ein Geflüster ließ sich hören, eine Felsenthür ging auf, brodelnd stieg eine weiße Rauchsäule heraus, eine gluthrothe Flamme, welche zischend aus Pfannen und Tiegeln aufstieg, ließ mehrere Gestalten sehen. Die Thür schloß sich gleich wieder. —

Am andern Morgen zahlte der Goldschmied die Schuld in lauter goldenen Münzsorten ab, ein reicher ferner Verwandter habe es ihm vorgeschossen.

II.

Es war ein düsteres Bild, was wir betrachteten, um so freundlicher ist das, was sich jetzt vor uns aufrahmt.

In ein kleines, sauber gehegtes Gärtchen treten wir ein. Es ist in der Stadt B., von der Stadt des Goldschmieds in Mitteldeutschland viele Meilen südlich gelegen. Es ist gerade so Mitte Juli, wo die Blumen ihre größte Pracht entfalten — und Blumen sind es hauptsächlich, womit das Gärtchen besät ist. Sie schlingen sich überall um die Gemüsebeete, als wollten sie mit ihrer Poesie die Prosa verdecken, welche in den Kohlrabi- und Salatpflanzen, den Gurken und Bohnen steckt. Da wechselten rothe und weiße Rosen ab neben blauen Lilien, die schon die Kronen welk zu neigen begannen; Nelken im bunten Farbengesprenkel sandten aus ihrer niedrigen Stellung ihr erquickendes Arom empor. Und die Reseda daneben gab auch ihr Scherflein drein. Ueber all' dem waltete ein anmuthender Zauber der Ordnung, daß man sich des aufsteigenden Gedankens nicht erwehren konnte, es sei hier irgend eine liebesprudelnde sorgende Menschenhand thätig, die für die holde Blumenfamilie mütterlich sorge.

Wer konnte dies wohl anders sein, als das frische blonde Kind, das dort in der Weinlaube beim Nähzeug sitzt? Neugierig möchten wir wohl näher treten und sie durch die Zweige, welche die Hütte sonnescheuchend überrankten, belauschen und betrachten — sie macht es uns aber bequemer — sie tritt eben selbst heraus, Nadel und Scheere auf den Tisch hinwerfend. Sie streicht sich die blonden Haare, welche sich über der Stirne in Löckchen geringelt haben, aus dem Gesichte und schaut nach der Thüre, welche aus dem Garten heraus auf die Straße geht.

„Immer noch nicht? Und es hat doch schon längst sieben Uhr geschlagen? Warum er mich nur heute so lange harren läßt?" Und ein flüchtiger Schatten der Wehmuth glitt über das frische Gesicht, wurde aber bald wieder durch die unbefangene Heiterkeit verdrängt, welche fast immer eine Zugabe aller blauäugigen und rosenwangigen Blondinengesichter ist.

„Aber nähen", fährt das liebe Kind in seinem Selbstgespräche fort, „kann ich nicht mehr; ich habe keine Ruhe dazu. Ich will ihm lieber einen schönen Strauß pflücken — er verdiente ihn heute zwar nicht, weil er ungehorsam ist; ich weiß aber, es geht mir doch wie immer; wenn ich mir auch vornehme, mit ihm zu schmollen und ihn recht auszuzanken, ich komme doch nie dazu. Zunächst Rosen," fuhr sie fort, Rosen abpflückend; „wenn ich nur Etwas von der Blumensprache verstände — am Ende pflücke ich sonst, ohne es zu wissen, auch Blumen, die Schlimmes bedeuten, mit ab — Rosen können nichts Böses bedeuten und Nelken — ach! die duften ja gar so süß — den blauen Rittersporn darf ich wohl auch mit aufnehmen, ich weiß zwar nicht, was er wohl sagen könnte?"

„Sieh, Dein treuer Ritter naht!"

„Ach!" rief erschrocken das Mädchen und ließ die Blumen aus den Händen nieder in den Schooß fallen. „Wie Du mich nun auch noch erschrecken kannst, nachdem Du mich so lange hast warten —?" Weiter konnte sie nicht reden, denn zwei Lippen verschlossen ihr den Mund.

„Hättest Du nur den Rittersporn früher schon gefragt, er hätte Dir gesagt, daß Dein treuer Heinrich nicht ausbleiben würde und daß es nicht seine Schuld war, daß er heute später kommt."

„Ich will Deine Entschuldigungen gar nicht hören, aber es war recht quälend, so lange warten zu müssen, zumal wenn man so böse Träume die Nacht über gehabt hat."

„Träume? — Du bist wohl gar abergläubisch?"

„Ach nein! — Ich mag auch nicht glauben, daß in meinem Traume etwas Wahres liegt, aber er war so seltsam und furchterregend. Denke Dir, ich sah im Traume Deine beiden guten Eltern vor mir, wie Du sie mir immer beschriebst, ganz deutlich standen sie vor mir, Deine Mutter im weißen Häubchen und Dein Vater mit seinem schwarzen Sammetkäppchen. Anfangs sahen sie ganz freundlich aus und ich sprach mit ihnen, ich weiß aber nicht mehr was; auf einmal fingen ihre Gesichter an, sich ganz zu verzerren, sie wurden alt und welk und rückten immer weiter von mir weg. Und auf einmal fingen die Gold- und Silberwaaren, die im Fenster zur Schau hingen, an zu schmelzen und in breiten Strömen lief das flüssige Metall aus dem Laden heraus gerade auf die Beiden zu, daß sie bald von demselben umgeben waren, und da schlug noch dazu eine helle Flamme aus dem flüssigen Strome heraus und im Nu stand das ganze Zimmer in Flammen, Deine armen Eltern mitten drin und hinter ihnen tauchte plötzlich eine Gestalt auf — ach! ich kann sie mir gar nicht wieder vorstellen, wie scheußlich die aussah, die lachte und grinste so und nahm Deinen Vater beim Schopfe und tauchte ihn lachend immer tiefer in die glühende Masse. Ich bin vor Seelenangst bald umgekommen, da kamst auf einmal Du und wolltest auf Deinen Vater zu, aber die schreckliche Gestalt hatte ihn plötzlich ganz untergetaucht, Deine Mutter hatte sich selbst schon hineingestürzt, da fielst Du ohnmächtig hin, ich wollte Dich auffangen — da bin ich erwacht und der schreckliche Traum war fort."

(Schluß folgt.)

Soeben erschien:

Ludwig Storch's auserwählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Neunzehnter Band. — Mit Ludwig Storch's Portrait.

und wollen die geehrten Subscribenten derselben bei den betreffenden Buchhandlungen in Empfang nehmen.

Leipzig, Juni 1858. **Ernst Keil.**

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Nº 26. Die Gartenlaube 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Vorgeſichte.

Strandnovelle von Ernſt Willkomm.

(Schluß.)

In richtiger Würdigung der gefahrvollen Lage theilte ſich der Trupp der jungen Männer ſofort in zwei Parteien. Die eine derſelben wandte ſich ſüdwärts, die andere nordwärts, um einen Punkt aufzufinden, wo die immer beweglicher werdende Eisfläche mit dem Lande zuſammenhing. Es war keine Zeit zu verlieren, denn ſchon verdunkelte ſich die Luft mit jeder Minute mehr. Der Wind lief weſtwärts und ward heftiger. Der in großer Menge fallende Schnee war feucht. Es ließ ſich nicht zweifeln, daß binnen wenigen Stunden vollſtändiges Thauwetter eintreten werde.

Die Gebrüder Mannis befanden ſich bei dem ſüdwärts ſtreifenden Trupp. Sie feuerten ihre beiden Begleiter zur größten Eile an.

„Mein Gott,“ bemerkte darauf der übermüthige Vetter, „wie habt Ihr Euch denn! Ich bin wohl zwanzig Mal von weit ſchlimmerem Wetter auf den Deichen überraſcht worden, war ganz allein, konnte keine zwei Schritte weit ſehen und kam doch immer, wenn auch verſpätet, unangefochten nach Hauſe. Das Bischen Wind wird uns die Seele nicht aus dem Leibe blaſen.“

„Der Wind nicht, aber die See kann's thun,“ ſagte Jens.

„Die See! Stehen wir nicht auf feſtem Eiſe?“

„Noch iſt es feſt, aber wie lange!“ ſprach Taken. „Ihr kennt nicht die Gewalt der Fluth, wenn der Thauwind ſie aufwühlt. Ein paar Stunden genügen dann, die feſteſte Eisdecke zu brechen und ſie in Brei zu zermalmen.“

„Ah bah,“ verſetzte Hendry. „In höchſtens einer halben Stunde müſſen wir am Strande ſein.“

Taken ging den Uebrigen ein paar Schritte voraus. Plötzlich blieb er ſtehen und horchte. Ein Brauſen, als ſtürzten große Waſſermaſſen über Felsblöcke, ſchlug drohend an Aller Ohren.

„Zurück! Zurück!“ ſchrie Taken mit entſetzter Stimme. „Die Brandung von Capitains Knob brüllt dort im Süden!“

Alle ſtanden erſtarrt.

„Es kann nicht ſein,“ ſprach Jens nach kurzem Schweigen.

„Und doch iſt es ſo,“ erwiderte Taken. „Fühlſt Du nicht die Bewegung unter Deinen Füßen? Hörſt Du das Krachen im Weſten? Das Eisfeld treibt vor der Fluth und wir haben Nordweſtwind.“

Dieſe Worte des Halligmannes verfehlten nicht ihre Wirkung. Alle ſahen ein, daß nur ein Zufall ihnen Rettung bringen konnte, wenn die Vermuthung Taken's ſich bewahrheitete.

Das dicke, jetzt bereits mit Regentropfen vermiſchte Schneegeſtöber verhinderte jede Ausſicht. Keine Baake auf den weſtlichen Sandbänken war zu erkennen und der Mond war noch nicht aufgegangen! Es ward dunkler und immer dunker und die Gewalt des Windes nahm in beunruhigender Weiſe zu.

Nach etwa fünf Minuten gewahrten die Zurückgehenden die bewaffneten Langeneſſer. Von Norden her dröhnte gellendes Gepfeife. Man antwortete, um den noch fernen Gefährten anzuzeigen, wo man auch ihrer harre. Als die Geſellſchaft ſich wieder geeinigt hatte, traten die Männer zu einer ernſten Berathung zuſammen. Taken's Vermuthung beſtätigte ſich. Wenn das Gewölk momentan zerriß oder raſcher, von den Fittigen des heftigen Windes erfaßt, über die wüſte See fortflatterte, konnten die ſcharfen Augen der Halligbewohner die weißlich ſchimmernden Dünen Amrom's erkennen. Wind und Fluth hatten das Eis gelöſt, es trieb offenbar immer weiter ab vom Lande und mußte entweder auf den Untiefen zerſchellen oder von den wild gehenden Wogen auf's hohe Meer hinausgeſchleudert werden.

In dieſer furchtbaren Bedrängniß konnten wohl auch den Muthigſten bange Ahnungen beſchleichen. Kaum aber hatten die jungen Männer ſich über ihre Lage vergewiſſert, als ſie auch gemeinſam zu handeln entſchloſſen waren.

„Wir dürfen kein Mittel unverſucht laſſen,“ ſprach einer der Langeneſſer. „Laßt uns alſo, ſo lange wir noch Munition haben, von Zeit zu Zeit einen Schuß abfeuern. Inſulaner haben ein ſcharfes Gehör und wenn es tüchtig anfangen ſollte zu blaſen, wird es die Schiffer und Strandvögte von Amrom nicht lange in ihren Häuſern halten. Bei Sturm und Fluth ſucht der echte Seemann immer den Strand. Hören ſie aber unſere Nothſignale, ſo werden wir gerettet.“

„Der Vorſchlag iſt gut,“ ſagte Taken, „es fragt ſich nur, ob lange Zeit vergeht, ehe man uns irgendwo entdeckt und ob die Fluth uns weit abtreibt. Wir haben keinen Proviant!“

„Aber Tabak und Rum, Tabak die Hülle und Fülle,“ fiel Jens beruhigend ein.

Einer der Langeneſſer drückte ſeine Büchſe ab. Der Schuß verhallte im Gebrauſe des Windes.

Düſter traten die jungen Männer zuſammen. Ihre Kräfte waren augenblicklich völlig paralyſirt, ihr Scharfſinn konnte nichts entdecken, woran ihre Hoffnung ſich klammern mochte. Die Lage war entſetzlich, verzweiflungsvoll.

Aber noch hielt das Eis, auf dem das kleine Häuflein, von aller Welt verlaſſen, der Unbarmherzigkeit raſender Elementarkräfte preisgegeben, ſtand! Sie fühlten, daß die gewaltige Scholle, von

Digitized by Google

Wind und Wogen erfaßt, immer weiter nach Süden abtrieb. Der Wind heulte, Schnee und Regen peitschte ihre Gesichter, Eisschollen krachten, Sturmvögel schrieen, Spottmöven stießen ihr schauerlich gellendes Lachen aus und dazwischen rollte das Gedonner der hochgehenden See, die ihre langen Riesenwellen an den eisumstarrten Sandbänken zerschlug.

Da fühlten die Verunglückten zwei, drei heftige Stöße, als bäume sich die vom Sturme wild geschüttelte Erde unter dem Meere. Die Festlandsfriesen stürzten bei diesen furchtbaren Stößen nieder und verwundeten sich an den scharfen Kanten des Eises.

„Wir sind gestrandet," sagte düster Taken Mannis.

„Gestrandet vor Capitains Knob!" ergänzte noch düsterer sein Bruder Jens.

Wieder bewegte sich das Eisfeld, eine neue Fluthwoge hob es empor, dann stürzte es mit seiner ganzen furchtbaren Schwere zurück auf den unsichtbaren Sand und barst mitten auseinander.

„Um Mitternacht hat uns die See verschlungen," sprach Taken gelassen. „Dann ist Hochwasser und unser zerbrechliches Eiswrack zersplittert in tausend Stücke."

Niemand wagte zu widersprechen. Die Langenesser luden stumm ihre Büchsen, und während Woge nach Woge das Eiswrack hob und senkte, der zum Sturme angeschwollene Wind Schauer von Schnee und Hagel auf die Verlassenen herabschüttete, die Wellen Stück nach Stück von dem Eisfelde abbröckelten und die Brandung ihren Gischt weiter und immer weiter an den scharfen Wänden heraufspritzte, krachte Schuß auf Schuß in die Nacht hinein, bis der letzte Rest des Pulvers erfolglos verbraucht war.

Gegen Mitternacht zerbrach das Eis abermals. Die Hochfluth machte die einzelnen Schollen wieder flott und unter dem bleichen Zwielicht, welches der von Wolken umhüllte Mond über die wilde Scene verbreitete, trieben die Unglücklichen, auf drei mächtige Schollen vertheilt, in die rasende Nordsee hinaus.

VIII.

Nicol Mannis in der Sturmnacht.

Auf den Halligen beobachtete man das rasche Umspringen des Windes und die gleichzeitig eintretende Veränderung der Luft nicht ohne Besorgniß. Vielfache Erfahrungen lehrten, daß stürmisches Wetter in solcher Jahreszeit alle Berechnungen der Vorsicht zu Schanden macht. Die Zeit des Vollmondes führt jedes Mal ein höheres Anschwellen der Fluth herbei, jene räthselhafte Erscheinung, welche die Küstenbewohner Springfluth nennen. Gesellt sich dann noch ein Sturm von längerer Dauer hinzu, so erreicht das Meer oft eine unglaubliche Höhe und schlägt mit verzehnfachter Gewalt gegen alle von Menschenhand zum Schutz gegen die Verwüstungen empörter Wogen aufgeführten Bollwerke.

Nicol Mannis hatte eine Wetterveränderung erwartet, dennoch überraschte auch ihn der so frühe Eintritt derselben. Er beobachtete von seiner Warft aus mit großem Interesse die Verwandlungen in der Atmosphäre. Alle Zeichen verkündigten einen heftigen Sturm. Dies veranlaßte ihn, sein Haus zu ordnen und gewissermaßen in Vertheidigungsstand zu setzen. Alle Sachen von Werth, seltene Kostbarkeiten, die er sich während seiner Seefahrten unter fremden Völkern auf der anderen Erdhälfte erworben hatte, wurden auf den Boden des Hauses geschafft und hier in starke Kisten verpackt, die mit Eisenklammern an die gewaltigen Balken befestigt waren, welche die eigentlichen Grundpfeiler des Hauses bilden, da sie durch die Erdmasse des Warftes in den Grund der Hallig gleichsam festgenagelt sind. Einmal schon hatte der alte Capitain es erlebt, daß die Warft fast ganz von den Wogen zerschlagen wurde und von dem Hause, das auf ihr ruhte, nur der Dachraum übrig blieb.

Frau Ellen, seine Tochter Karen und die zwei jungen Mädchen vom Festlande, ihre weitläufigen Verwandten, waren dem vorsichtigen Manne dabei eifrig zur Hand. Den Fremden machte dies Schaffen und Sorgen sogar Vergnügen. Sie bekamen dabei das Heirathsgut Karen's, einen Schatz ausgezeichneter Leinwand, zu sehen und konnten dasselbe mit ihrer eigenen dereinstigen Aussteuer vergleichen, die, nach friesischer Sitte, schon längst in schön gemalten Koffern wohl verpackt in ihren Kammern stand. Vor einer wirklichen Gefahr, die augenblicklich noch nirgends zu erblicken war, bangte den fröhlichen Kindern nicht. Die ernste Miene Nicols nahmen sie für allzugroße Bedenklichkeit des Alters. Erst nachdem Alles geordnet und auch die Bänder der beweglichen Treppe, welche aus der Hausflur nach dem Boden geleitete, gelockert worden waren, brach Mannis sein bisher beobachtetes tiefes Schweigen.

„In wenigen Stunden schon wird die Fluth das Eis brechen," sprach er. „Dann treibt es der Sturm über die Halligen und wirft es an unsere Warften, daß alle Nägel im ganzen Hause erzittern. Mir ist's nur lieb, daß der Sturm vor dem Vollmonde rast, das schützt uns vor einer Sturm-Springfluth."

Mannis ließ nun seine weiblichen Hausgenossen gewähren. Er verwandte kein Auge mehr von dem immer dunkler sich färbenden Himmel. Das ruhelose Hin- und Herfliegen der Windfahne war sein zweites Augenmerk. Diese Unruhe gefiel ihm nicht. Er schüttelte wiederholt den Kopf und sah durch's Fernrohr. Es war jedoch wenig, in größerer Ferne nichts zu erkennen. Der bereits heftig wehende Nordwest trieb Schnee- und Eisnebel vor sich her und hüllte Alles in trübe, kalte Schleier.

Von seinen Söhnen und ihren Begleitern sprach Nicol nicht. Ellen nur erwähnte ihrer, als sie Licht anzündete und das Gekrache des Eises sich bereits mit dem Pfeifen des Nordweststurmes mischte. Oft klang es, als rollte der Wiederhall eines Kanonenschusses von dem brüllenden Meere herein.

„Die sind geborgen," versetzte er mit Zuversicht. „Sie werden auf Föhr oder Amrom, wo sie nun eben sein mögen, ganz ruhig das Unwetter abwarten. Es ist aber leicht möglich, daß sie viel später zurückkommen, als sie ursprünglich beabsichtigten. Denn wenn starkes Thauwetter eintritt und Alles rund um die Inseln von Sturm und Fluth zertrümmert wird, ist die Binnensee kaum vor ein paar Wochen in einem starken Boote sicher zu befahren. Werdet Euch also ein paar Tage länger bei mir gedulden müssen."

Den Mädchen leuchtete dies ein. Sie blieben heiter und gesprächig und die Windstöße, welche wiederholt an den Wänden des Hauses rüttelten, beunruhigten sie eben so wenig, als das Dröhnen berstender Schollen und der Schwall der Wogen, der schon ein paar Stunden nach Sonnenuntergang den Fuß der Warft umspülte und eine Mauer dicken Eises um sie aufhäufte.

Zu gewohnter Stunde begaben sich Alle zur Ruhe. Nicol Mannis aber konnte nicht schlafen. Die Warft und das Haus zitterte unter den Umarmungen des Sturmes und den Fluthwogen der See, als bebe fortwährend die Erde. Das entsetzliche Krachen nahm gar kein Ende, es wurde eher von Stunde zu Stunde heftiger. Hagel und Regen schlugen prasselnd an die Fensterladen und durch alle, auch die feinsten Ritzen, rieselte Wasser. Verstummte auf Augenblicke das Heulen des Sturmes, dann klang noch viel schauerlicher das Gebrüll der See durch die wüste Nacht.

Mit geschlossenen Augen lag Nicol auf seinem Lager. Die weißen Vorhänge waren zugezogen und ohne die Aufregung in der Natur würde der bejahrte Seemann sich so sicher geglaubt haben, wie der Städter in seiner ringsumschlossenen, von unübersteiglichen Mauern umgebenen Wohnung.

Es kam ihm vor, als funkele dann und wann etwas Helles vor seinen Augen. Oeffnete er dann die schweren Lider, so sah er nichts, als den dämmernden Schimmer der Vollmondnacht, die durch die Ritzen der Läden brach. Indeß wiederholte sich dies zackende Aufflammen mehrmals, der Sturm wuchs, alle Balken im Hause ächzten. Nicol stand auf, kleidete sich schnell an und versuchte, die äußere Thüre zu öffnen.

Ein Strom weicher, fast warmer Luft wehte ihm entgegen. Der Wind war ganz nach Westen gelaufen und trieb jetzt berghohe Wogen gegen die Inseln und Küsten, auf deren rollenden Kämmen weiße Eisblöcke wie Marmorsteine blinkten.

Im Zenith schimmerten die Sterne, um den Mond standen Wolkenmassen von Silber umsäumt, die sein Licht beträchtlich abdämpften. Gegen Westen thürmten sich schwarze Wetterwolken empor, aus deren Schooße oft grell rothe Blitze brachen und als feurige Schlangen in die schäumenden Wellen untertauchten. Ob diese Blitze von Donnerschlägen begleitet waren, ließ sich nicht unterscheiden, da Wind, Fluth und zerberstendes Eis ein fortwährendes Donnern und heulendes Sausen erzeugten.

Noch hatte der Sturm nicht seine größte Höhe erreicht, dem alten Seemanne aber sagte die Richtung, aus der er wehte, daß er sich bald legen werde. Umlaufende Stürme pflegen nicht von langer Dauer zu sein.

Nicol suchte eine Stelle zu gewinnen, wo die Windsbraut ihn

nicht zu sehr beunruhigte. Hier hielt er sich fest und ließ seine noch scharfen Augen, die des Nachts fast eben so gut sahen als am Tage, über das wild schäumende Meer mit seinem Chaos zerborstener und fortwährend donnernd gegen einander prasselnder Eisschollen schweifen.

Auf allen nicht zu fern gelegenen Warften bemerkte er Licht, ein Zeichen, daß ihre Bewohner sich weniger sicher wähnten, als er selbst mit seinen Angehörigen. Der Windmühle unfern der Kirche hatte der Sturm ein paar Flügel geraubt, auch schien es ihm, als sei das Dach auf Geike Woegens' Warft stark beschädigt.

Gern wäre er dem Nachbar, der ganz allein mit einer schwächlichen Tochter in seinem Hause lebte, zu Hülfe geeilt. Das war jedoch vorläufig unmöglich, denn nicht nur brauste das Meer sechs bis sieben Fuß hoch über die Hallig fort, es rollten auf den grauschwarzen Wogen auch noch zahllose Schollen schweren kantigen Eises, die selbst das stärkste Fahrzeug wie Glas zermalmt haben würden.

So stand Nicol Mannis lange. Erst als er die Gewißheit erlangt hatte, daß sein Besitzthum diesmal nicht gefährdet werde, zog er sich wieder zurück in den Schutz des Hauses. Das Gewitter näherte sich nicht. Es strich unter außerordentlich heftigem Wetterleuchten mit dem Winde mehr südwestwärts.

In der dritten Morgenstunde brach der Mond in hellem Glanze durch das Gewölk. Die Luft ward bald darauf stiller und als Nicol zum zweiten Male in dieser Nacht sein Lager aufsuchte, hörte er an dem gleichmäßigen Rauschen der Wogen und dem monotonen Anschlage derselben gegen den festen Hügel der Warft, daß die Gefahr vollständig vorüber sei.

IX.

Am Strand von Hooge.

Bei Anbruch des Tages ward es auf allen Halligen lebendig. Noch ging die See hoch und rollte in langen, breiten Wellen über die niedrigen, schutzlosen Erdscheiben. Die Fluth war aber bereits machtlos geworden und man durfte hoffen, daß mit der Tiefebbe alles Land größtentheils wieder frei von Salzwasser sein werde.

Die Westsee selbst bot einen merkwürdigen Anblick dar. Das Bild einer großartigen Naturverheerung lag in unübersehbarer Ausdehnung vor Aller Augen. Die Halligen waren mit unzähligen Eisblöcken übersät, die bald zerstreut und vereinzelt sich zeigten, bald hoch übereinander geschoben zu phantastischen Massen sich emporthürmten. Jede Warft umstarrte ein mächtiger Wall blaugrünen Eises. Da, wo der Fluthstrom mit größerer Gewalt gegen die künstlich aufgeführten Erdhügel angeprallt war, zeigten sich diese unterhöhlt, manche sogar halb zertrümmert. Indeß war doch keine Wohnung ganz zerstört oder vom Sturme umgeweht worden.

Noch chaotischer stellte sich das Binnenmeer dem Auge dar. Die Sturmfluth hatte alle Wasserstraßen zwischen den Watten gefüllt, überall das Eis gebrochen, es hüben und drüben auf den seichteren Stellen angehäuft und die auf den tieferen Strömungen treibenden Schollen mit der Ebbe der offenen See zugeführt. Das ganze Binnenmeer schien mit erratischen Blöcken funkelnden Gesteins besät zu sein.

Der alte Mannis war einer der Ersten, die von ihrer Warft herabstiegen, um die etwaigen Verwüstungen von Wind und Fluth in Augenschein zu nehmen. Sein erster Gang galt dem Vater Geike's, den er schon beschäftigt fand, das stark beschädigte Dach seines Wohnhauses auszubessern. Als guter Nachbar legte Nicol sogleich selbst mit Hand an. So gelang es den beiden Männern, noch vor Abend den angerichteten Schaden nothdürftig wieder herzustellen.

Der abwesenden jungen Männer ward nicht gedacht. Erst Abends warf eins der Mädchen die Frage hin, wie lange dieselben wohl noch ausbleiben könnten.

„Das hängt von Umständen ab," erwiderte Nicol vollkommen ruhig. „Bleibt die Luft mild, wie heute, so wird die Binnensee bald fahrbar sein. In diesem Falle, der mir wahrscheinlich dünkt, dürfen wir sie in zwei, spätestens in drei Tagen erwarten."

Wirklich blieb auch das Wetter mild. Die Luft war weich wie im April, der Himmel unbewölkt. Es trat fast gänzliche Windstille ein, so daß das Meer sich beruhigte und keine andere Bewegung, als die von Fluth und Ebbe herrührende, zeigte. Die jungen Männer kamen aber nicht zurück.

Karen's Unruhe steigerte sich zur Sorge, sie wagte aber nicht, dem Vater ihre Befürchtungen mitzutheilen, da dieser selbst von trüben Gedanken gequält zu werden schien.

Als auch der dritte Tag verging und Keiner der jungen Männer sich blicken ließ, machte Nicol seinen Ewer segelfertig.

„Was hast Du vor?" fragte Ellen.

„Segeln will ich und mich umschauen, ob irgendwo Einer verunglückt ist."

„Unsere Söhne!" rief mit thränenerfüllten Augen die geängstete Mutter.

„Darf ich Dich begleiten?" fragte Karen, die mit Mühe eine Ruhe erheuchelte, von der ihr gequältes Herz nichts wußte.

„Darfst."

„Und wir, Vetter Nicol?" fragten die Mädchen vom Festlande.

„Ihr bleibt ruhig auf der Warft, bis wir wiederkommen."

„Wie lange gedenkst Du fortzubleiben?" warf Ellen hin.

„Weiß ich nicht."

„Und wohin willst Du segeln?"

Mannis deutete mit vielsagendem Blicke nach Norden.

Die Zurückbleibenden gaben Vater und Tochter das Geleit bis an den Strand. Mannis hißte die Segel auf, drehte ab und fuhr mit stummem Abschiedsgruße hinaus in die Wattensee.

Sein Ziel war Amrom. Er erreichte die Insel nach einigen Stunden. Unterwegs entging seinem scharfen Auge nichts, was ihn interessirte. Namentlich achtete er auf die zusammengeschobenen Schollen, die hie und da auf den Sanden festsaßen, und von der jetzt nur schwachen Fluthwoge noch nicht überall zerstört waren. Trümmer eines zerschellten Fahrzeuges, die nach vorangegangenem Sturme ein paar Tage später von den Wellen gewöhnlich an's Land gespült werden, begegneten dem alten Halligmann nicht.

In der Ortschaft Nebel auf Amrom fand Nicol die ersten Spuren der Vermißten. Hier erfuhr er auch, daß die Gesellschaft aus zehn kräftigen Männern bestanden hatte, von denen vier mit Büchsen bewaffnet gewesen waren. Am Morgen nach der Sturmnacht fanden auslugende Schiffer einen getödteten Seehund am Fuße der Dünen. Die Amromer nahmen deshalb an, daß die Jäger, deren Abzug nach den Dünen kein Geheimniß geblieben war, ihre Beute beim Ausbruch des Unwetters aufgegeben und sich nach Süd- oder Norddorf zurückgezogen hätten.

Mannis machte sich ungesäumt mit seiner Tochter auf den Weg, um die bereits entdeckten Spuren seiner Söhne und ihrer Begleiter weiter zu verfolgen. Er durchwanderte die ganze Insel, erkundigte sich überall nach den Verschwundenen, erhielt aber nirgends eine beruhigende Antwort. Weder im Süden noch im Norden waren die jungen Männer gesehen worden!

Eine große Niedergeschlagenheit bemächtigte sich jetzt des alten Seemannes, doch sprach er seinen Schmerz nicht in Worten aus. Er hatte zu viel Furchtbares erlebt auf seinen Reisen, um sich selbst von dem entsetzlichsten Unglücke ganz niederbeugen zu lassen. Am meisten schmerzten ihn die Klagen Karen's, die sich gar nicht mehr zu fassen wußte.

Mannis blieb eine Nacht auf Amrom. Am andern Morgen segelte er nach Föhr, um auch dort seine Nachforschungen wieder aufzunehmen. Der Erfolg war kein glücklicher.

„Nun ist es Zeit, heimzukehren," sprach er darauf entschlossen zu seiner Tochter. „Man wird uns daheim alsbald brauchen."

Ruhig und kalt lichtete er wieder den Anker und steuerte westwärts in die Norder-Aue. Bei Seesand Steert bog er in die Süder-Aue ein und hielt gerade auf Knudshorn, um mit auflaufender Fluth das Jap zu gewinnen.

Ueber Heverknob's Westbrandung stieg eine Wolke schreiender Seevögel auf und nieder; eine zweite, noch dichtere gewahrte Mannis weiter südlich auf Backsand, er schenkte diesen Vogelgeschwadern aber keine große Aufmerksamkeit, da es täglich vorkommende Erscheinungen über Untiefen sind, wo das Meer eine Menge Fischleiber und todter Schalthiere auswirft, welche den Seevögeln zur Nahrung dienen.

Die Sonne übergoß die Warften mit purpurner Gluth, als Hooge nur noch ein paar Büchsenschüsse weit von dem schnellsegelnden Ewerschiffe Mannis' entfernt lag. Rechts von dem Schlütt gewahrte der alte Capitain einen Menschentrupp, unter denen zwei Drittheile Frauen waren. Auch Karen sah diese Versammlung der

Digitized by Google

Halligbewohner auf, weshalb sie fragend die Worte an den Vater richtete: „Was kann es dort geben?"

Nicol stand aufrecht am Steuer und sah unverwandt nach dem Strande. Sein Ewer war Allen auf Hooge bekannt, und ehe das Fahrzeug noch anlegen konnte, näherten sich Mehrere dem Landungsplatze. Mannis erkannte unter diesen auch den Pfarrer.

„Ich weiß schon, was Ihr bringt," rief er jetzt mit gepreßter Stimme vom Schiffe aus den tief ernsten Männern zu. „Ihr habt gefunden, was ich vergebens suchte. Von dorther, wo die Andern stehen, sah ich den Leichenzug quer über die Hallig sich fortbewegen, und von Hevenknob's Sand her strich er feierlich ernst über die Süder-Aue."

Das Wort des alten Mannes erregte bei Niemand Anstoß. Es widersprach ihm Keiner, der Geistliche aber reichte ihm die Hand, bot dann dem jungen Mädchen, das sich weinend an ihn schmiegte, den Arm, und so schritt der ganze Trupp der Stelle zu, wo noch immer mehr Halligbewohner sich einfanden.

Die letzte Fluth hatte hier vier Leichen an's Land gespült. Unter diesen befand sich Jens Mannis und der übermüthige Vetter Hendry aus Bredstedt. Die andern Beiden waren zwei Langenesser. Ueber das Schicksal der noch Uebrigen konnte sich der unglückliche Halligmann keine Illusionen mehr machen.

„Sie sind Alle ein Opfer des Sturmes geworden," sagte er gefaßt. „Es war unrecht von mir, daß ich sie nicht mit Gewalt zurück hielt. Hörte doch Jens zuerst die Geisterglocken von Rungholt läuten!" —

Ellen war von dem Geschehenen bereits unterrichtet. Sie begrüßte die Heimkehrenden stumm, aber herzlich. Bald darauf brachte man die Leichen Jens' und Hendry's. Nicol ließ sie auf die Diele nebeneinander betten.

Mit der nächsten Fluth trieben noch vier der Vermißten theils auf Nordmarsch, theils auf Südfall an, die dritte Fluth warf den Neunten abermals an Hooge's Strand. Nur Taken's Körper fand man nicht auf.

„Sein Leib wird dem Meere verbleiben," sprach Nicol.

Er traf Anstalten, die Todten bestatten zu lassen.

Zu diesem Leichenbegängniß trafen von allen Halligen theilnehmende Männer und Frauen auf Hooge ein. Es war ein langer, düsterer Leichenzug, der sich im matten Schein der Wintersonne über die öde Hallig fortbewegte nach dem kleinen Friedhofe, wo die Verunglückten in eine weite gemeinsame Gruft gesenkt wurden. Diese Feierlichkeit war eben beendigt, als unter den zahlreich Versammelten eine Bewegung entstand.

„Ein Schiff, ein Schiff von Nordstrand!" rief laut eine Stimme. „Er ist gerettet, durch ein Wunder gerettet!"

Die Menge theilte sich und auf zwei starke Männer in Schifferkleidung gelehnt, bleich, mit verstörten Zügen und kaum wieder zu erkennen, schwankte Taken auf den gebrochenen Vater zu, der, keines Wortes mächtig, den Sohn in seine geöffneten Arme schloß und dann laut schluchzend mit ihm auf den frischen Erdhügel, der sich über den Särgen der eben Beerdigten wölbte, niedersank. —

Unter Ellen's und seiner Schwester Pflege erholte sich Taken bald so weit, daß er die näheren Umstände seiner Rettung mittheilen konnte.

Vom Sturm erfaßt, war das in's Treiben gerathene Eisfeld am äußersten Rande jenes hohen Sandes, welchen die Schiffer Capitainsknob nennen, und der an der Mündung der Reutertiefe im Westen Amroms liegt, geborsten. Das wilde Sturmwetter jagte die nunmehr getheilten Schollen seewärts. Bald verloren sich die Getrennten gänzlich aus dem Gesicht. Taken mit zwei der büchsenbewaffneten Langenesser hatte der Zufall auf die kleinere, aber sehr feste Scholle geworfen. Die dem Tode Geweihten trieben, von mancher Woge überschüttet, immer weiter nach Süden. Hier geriethen sie in eine Wetterwolke, die unter Blitz, Donner und Hagel über sie fortbrauste. Eine Woge überstürzte die Scholle und spülte die Langenesser in die Tiefe. Taken sah sich allein. Mit der Riesenkraft der Verzweiflung klammerte er sich fest an das Eis, bis schauernde Kälte ihn durchrieselte, und er, von nagendem Hunger gepeinigt, mit erstarrten Gliedern besinnungslos niedersank.

Als er wieder zu sich kam, lag er in einem Schifferkahne. Eine mitleidige Woge hatte ihn auf den Strand von Süderoog geworfen, wo Schiffer, die hier Schutz vor dem wilden Sturmwetter gesucht und gefunden, ihn entdeckten.

Anfangs hielten die wackern Männer ihn für todt. Bald aber bemerkten sie, daß noch Leben in ihm sei, und ihren unablässigen Bemühungen gelang es, den schon dem Tode Geweihten wieder in's Leben zurück zu rufen.

Es waren Männer von Nordstrand. Dahin brachten sie zuerst ihren Findling. Dieser aber, kaum so weit erstarkt, daß er sich wieder regen konnte, hatte keine Ruhe bei seinen braven Rettern. Ihn verlangte zurück nach Hooge, um zu erfahren, ob die Kunde des Geschehenen bereits bis in das Haus seiner Eltern gedrungen sei. Unter dem Geläut der Glocken, die über dem Grabe seines Bruders, seiner Verwandten und Freunde verhallten, betrat er, der einzig Ueberlebende, die Hallig.

Der Seemann von ächtem Schrot und Korn ist eben so fromm als abergläubisch. Wie Nicol Mannis fest überzeugt war, daß das schattenhafte Schiff, welches seine Kinder unfern der Insel Amrom im vergangenen Herbst an sich hatten vorüberstreichen sehen, ein Zeichen gewesen sei, das ihnen in jener Gegend Unglück prophezeie; wie er Tags darauf mit eigenen Augen einen Leichenzug mit großer Begleitung von der Süder Aue über das Jap nach Hooge durch den Nebeldunst des Abends gleiten sah und darin einen Wink erblickte, daß viele Halliglente ihren Tod in den Wellen finden würden: so von Herzen froh und dankbar war jetzt der alte Mann, daß Gott doch nur einen Sohn von ihm gefordert hatte.

Ellen war schwerer zu beruhigen. Sie machte sich im Stillen Vorwürfe über ihren Unglauben, und zieh sich unnützerweise eines Leichtsinnes, den sie in der That gar nicht besaß. Es bedurfte langer Zeit, ehe die gebeugte Frau ihre frühere geistige Elasticität wieder gewann.

Im Frühjahr kehrte Geike Woegens glücklich von seiner Reise zurück. Er betrauerte tief und wahr das Unglück, das sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatte, und führte ein paar Monate später die sinnig-ernste Karen als Gattin heim.

Die in der wilden Sturmnacht Umgekommenen zeigten sich Niemand als Wiedergänger. Der Friedensklang der Kirchenglocken auf Hooge, Langeneß und in Bredstedt hatte sie für immer sanft in's Grab gebettet.

Der Werrabahn-Tunnel bei Eisenach.

vor dessen nördliche Mündung uns die beigefügte Skizze führt, ist eines der interessantesten Bauwerke der Neuzeit in unsern thüringer Bergen und es vergeht kein Tag, wo nicht zahlreiche Besucher von Nah und Fern nach der Tunnelbaustelle wallfahrten. Es dürfte deshalb für den Leser der Gartenlaube von Interesse sein, diesen Gegenstand etwas näher beleuchtet zu sehen.

Der Tunnel von 24 Fuß rheinl. lichter Weite und Höhe, sollte nach der ursprünglichen Projection nur 1440 Fuß lang werden; es stellte sich jedoch mit Rücksicht auf die gleichmäßige Festigkeit des durchzuschlagenden Gesteins, welche eine Ausmauerung überflüssig macht, und zur Vermeidung der beträchtlich höheren Kosten, welche die Ausarbeitung der tiefen Voreinschnitte erfordert haben würde, als zweckmäßig heraus, den Tunnel selbst um 293 Fuß zu verlängern, so daß die Gesammtlänge desselben nunmehr 1733 Fuß beträgt. —

Die sehr bedeutenden Einschnittsarbeiten, welche im März und April 1856 in Angriff genommen worden, waren durch zweckmäßige Anlage der Schächte und kräftigen Betrieb (bei einer durchschnittlichen Arbeiterzahl von 800—1000 Mann), trotzdem bei einer Tiefe von wenigen Fuß schon das in dieser Gegend vorherrschende Gestein — das sogenannte Rothliegende — in fester Masse zu Tage trat, und die Hackgeräthe bald mit den Sprengmaterialien vertauscht werden mußten, dennoch schon im November desselben Jahres so weit vorgeschritten, daß mit dem Einbruch des Tunnels zunächst auf der nördlichen Seite begonnen werden konnte. — Gleichzeitig mit den eigentlichen Tunneleinbrüchen wurden am südlichen Abhange

Digitized by Google

des Berges in gewiſſer Entfernung von einander zwei Stollen (Förderſchächte) ſenkrecht in die Tiefe getrieben, um, ſobald man hier die Tunnelſohle erreicht hatte, nach beiden Richtungen hin den Tunnelmündungen entgegen zu arbeiten, und auf dieſe Weiſe möglichſt ſchnell zum Ziele zu gelangen. — Am 20. December 1857 Nachts erfolgte unter allgemeinem Jubel und Freudenſchüſſen von Seiten der betheiligten Arbeiter der Durchbruch. Die bei dieſer Gelegenheit für die Arbeiter beſtimmte Prämie von 500 Thalern wurde theilweiſe zur Unterſtützung der einige Tage vorher — am 10. December — im Tunnel Verunglückten und deren Hinterlaſſenen verwendet. —

So ſchwierig und gefahrvoll auch die Ausführung dieſes Baues war, ſo ſteht doch die Zahl der bis jetzt während der Arbeit Verunglückten zu der Größe des Unternehmens in keinem Verhältniß. Der oben angeführte iſt der einzige erhebliche Unglücksfall, welcher beim Tunnelbau vorgekommen, und wurde durch Unvorſichtigkeit eines Arbeiters beim Laden eines Schuſſes verurſacht; zwei der in der nächſten Nähe beſchäftigten Arbeiter wurden dabei tödtlich und vier mehr oder minder verwundet.

Ungeachtet der vorerwähnten größeren Längenausdehnung des Tunnels werden doch die im Koſtenanſchlage enthaltenen 180,000 Thaler nicht nur vollſtändig ausreichen, ſondern es wird noch eine erhebliche Summe erübrigt werden, indem nach den bisherigen Erfahrungen der Betrag von 140,000 Thalern zur Vollendung genügen wird. — Von den für die Herſtellung des Tunnels verausgabten Koſten kommt ein großer Theil auf die Beſchaffung des maſſenhaften Pulverbedarfs nebſt ſonſtigem Zubehör, ſo wie auf die Anſchaffung und Unterhaltung der Bohrwerkzeuge. (Die im Tunnel beim Bohren und Sprengen beſchäftigten Arbeiter, circa 400—500 Mann an der Zahl, verbrauchten durchſchnittlich täglich 5 Centner Pulver.)

Man hegt mit Beſtimmtheit die Hoffnung, daß der Tunnel bis Mitte Juni gänzlich vollendet und alsdann die Strecke von Eiſenach bis zum Tunnel vollſtändig fahrbar ſei. — Am 20. Mai befuhr die erſte Locomotive die von Eiſenach aus bereits vollendete kurze Strecke der Werrabahn, und überwand mit Leichtigkeit die bedeutende Steigung, welche ſich zur Länge wie 1 : 50 verhält.

Wer jemals jenen düſtern Waldwinkel, an deſſen Stelle ſich die nördliche Tunnelmündung befindet, paſſirte, der wird jetzt überraſcht vor einer freundlichen, belebten Landſchaft ſtehen, welche der mächtige Zeitgeiſt, „Verkehr“ genannt, aus jener Waldeinſamkeit geſchaffen hat.

Der Werrabahn-Tunnel bei Eiſenach.

Die hohe Schulter und ihre Behandlung.

Von Dr. Paul Niemeyer.

Es gehört zur näheren Charakteriſtik unſerer Zeit ſicher auch der höchſt auffällige Umſtand, daß wir uns in vielen Dingen theoretiſch um ſo mehr vervollkommnet haben, je mehr uns deren Praxis gleich einem kaum noch zu erreichenden Ideale in die Ferne entrückt worden iſt. Jedes Intelligenzblatt wimmelt gegenwärtig von Anpreiſungen aller Art zu Gunſten der vielfältigſten „Glückſeligkeitsmittel“: „Keine Hühneraugen mehr!“ — „Die Kunſt, das Leben zu verlängern!“ — „Untrügliches Mittel, ſchnell reich zu werden!“ — „Schönheitsmittel für alle erdenklichen Reize!“ — Faſt ſollte man meinen, die Welt müſſe, dieſen Mitteln zufolge,

Digitized by Google

zu einem wahrhaftigen Paradiese umgeschaffen werden können, — und doch! — welche Misère lauert hinter diesen bombastischen Industrieausstellungen der Speculation! Wie schneidend macht sich dagegen der Contrast der gemeinen Wirklichkeit geltend, deren Nothfragen immer brennender werden, je lauter jene weisen Theoretiker in das Horn ihrer Unträglichkeit stoßen! — Wie bescheiden trat in derartigen Beziehungen das classische Alterthum auf, dessen Menschen in ihrer gesunden Naturwüchsigkeit dem Ideale körperlicher Schönheit und Kraft sicher nicht so fern standen, als unsere Zeitgenossen trotz ihrer adonisirenden Toilettengeheimnisse und Lebenselixire! Stand Jenen doch zu ihren plastischen Kunstschöpfungen eine Fülle von schön gebauten Modellen zu Gebote, die den Künstler zur Darstellung eines Jupiter, eines Apollo, einer Here oder Aphrodite zu begeistern vermochte, während er in unserer kränkelnden Gesellschaft wohl lange suchen müßte, ein solchen Idealen entsprechendes Vorbild vollendeter Leibesschöne zu finden.

Vor Allen kam bei jener allseitigen Ausbildung der körperlichen Sicherheit den Völkern der alten Zeit ihre vernunft- und naturgemäße Leibesdiät, ihre Vorliebe für harmonische Entwickelung der äußerlichen Formen, ihre geschmackvolle und alle Körpertheile zur gleichmäßigen Vollendung zeitigende Kleidung und vor Allem ihr unausgesetzt reges Leben in der freien, frischen Luft öffentlicher Plätze zu Statten. Vergleichen wir damit unser Geschlecht! Welche Deformitäten und Schwächen des Leibes bereitet ihm nicht die launenhafte Mode und die schon im Säuglingsalter beginnende Verwöhnung, die zwar nach Idealen strebt, in der That aber nur zu oft Karrikaturen erhascht!

Um diese an sich hart erscheinende Anklage der gegenwärtigen Misère durch ein besonderes Beispiel aus dem Bereiche ärztlicher Erfahrungen zu erörtern, wählen wir unter den vielen Jammerbildern des „civilisirten" Zeitalters nur die eine zum Gegenstande näherer Betrachtung, welche unter der Bezeichnung der Ueberschrift Jedem sofort wohl bekannt ist.

I.

Die hohe Schulter ist die Folge einer Mißstaltung des Rückgrates; dieses verläßt in einem gewissen Umfange die gerade Richtung zur Seite; die Seitwärtskrümmung der Wirbelsäule aber bezeichnet die Medicin als Skoliose; die hohe Schulter ist also kein selbstständiges Schulterleiden, sie ist nur das auffälligste Symptom einer Rückgratsverkrümmung.

Die Uranfänge der Skoliose sind ganz unmerkliche und werden dem spähenden Mutterauge nur mehr ahnungsweise offenbar; man spricht daher zunächst von einer Anlage zum Schiefwerden; die Mißstaltung ist nämlich noch keine permanente, sondern tritt nur zeitweilig in die Erscheinung; selbst ausgesprochenere Grade werden noch leicht genommen: man tröstet sich damit, „daß sich das verwachsen werde," oder daß das Mädchen, wenn es erst „eitler geworden, sich schon von selbst gerade halten werde." Nimmt aber trotzdem die Krümmung zu, so läßt man turnen, schwimmen, macht Einreibungen, legt Rückenschilder oder sonstige Geradhalter an — umsonst; immer deutlicher tritt folgendes Bild zu Tage:

Die rechte Schulter steht höher, als die linke, und nach rechts hin macht die Wirbelsäule mit ihren Brustwirbeln eine Krümmung, deren Bogen man am Genauesten abschätzt, wenn man einen Faden (eine Uhrkette) um den Hals legt und in der Mitte des Rückens durch Belastung senkrecht zieht. Dieser oberen Krümmung nach rechts entspricht eine mehr oder weniger deutliche untere Krümmung der Lendenwirbel nach links, so daß die ganze Wirbelsäule ein umgekehrtes S darstellt. Eigenthümlich ist ferner der Zustand der Muskeln zu beiden Seiten: an den convexen Stellen treten dieselben stark hervor, als wären sie angespannt, und fällt namentlich der Lendenmuskel als ein dicker Wulst zur linken Seite in die Augen; an der Concavität dagegen scheint die Musculatur geschwunden und diese Partien sind abgeflacht, selbst scheinbar eingesunken.

Dieses Musterbild der Skoliose erscheint ferner in zwei Varietäten: es tritt nämlich entweder die Brust- oder die Lendenkrümmung in den Vordergrund; die letztere ist auch wohl zuerst entstanden, wie wir unter III. weiter ausführen werden.

Mit der Wirbelsäule erleiden die an sie geheftenten Rippen, besonders die unteren, eine Lageveränderung: rechterseits werden sie entsprechend zusammen, ja übereinander geschoben, linkerseits auseinandergezerrt; daher die Skoliotischen in der Lebergegend eine Hervortreibung zeigen, während die linke Weiche eingezogen erscheint. So wird der Schiefe schließlich zu jener Karrikatur, die der Sprachgebrauch nunmehr als „buckelig" bezeichnet. In der Medicin dagegen versteht man unter Buckel — Kyphose — nur die Krümmung nach hinten, wie sie im Greisenalter so häufig.

Zum Glück bleibt das Uebel häufig auf dieser Stufe stehen; nicht selten aber schreitet es allmählich weiter bis zu einem Grade von Verunstaltung, welcher durch Beeinträchtigung der edlen Eingeweide das Leben gefährdet und zum Tode führt. Wir berühren auch diesen außer dem Bereiche der Kunsthülfe liegenden Zustand, weil derselbe in diesem engen Zusammenhange mit einem vernachlässigten Körperfehler nicht allerseits gewürdigt wird.

Der Mißstaltung des äußeren Gerüstes entspricht eine Formveränderung der Körperhöhlen, von deren Umfang man sich oft keinen Begriff macht. Fassen wir einen bestimmten Fall in's Auge, so ist die rechte Brusthöhle auf ein Minimum reducirt, die Lunge darin nur als ein Ueberbleibsel vorhanden, in den unteren, noch allenfalls geräumigen Theil hat sich die Leber eingedrängt. Dagegen ist die linke Brusthöhle verhältnißmäßig erweitert und ihrem Lungentheile fällt das ganze Athmungsgeschäft anheim: dieser wird dadurch über die Maßen vergrößert und eine so vergrößerte Lunge ist eben so wenig fähig zur normalen Functionirung, wie jene geschrumpfte der anderen Seite.

Der Blutlauf durch die Lungen zum Herzen und vom Herzen zur Lunge ist gehindert; durch den beständigen Rückstau des Blutes wird das Herz übermäßig erweitert und schlägt hammerartig an die Brustwand. Daher die Skoliotischen nach der geringsten Bewegung (Treppensteigen) von Kurzathmigkeit, Blaufucht und Herzklopfen befallen werden. Diese Symptome werden nebst Brust- und Kreuzschmerzen, quälendem Husten, welcher gewöhnlich auf Erkältung geschoben wird, schließlich permanent, die Rückenlage ist unerträglich, und endlich führt ein Lungenschlag die Auflösung — oft ganz unerwartet — herbei.

II.

Welches sind nun die Entstehungsursachen der Skoliose?

Diese mit der Behandlung so innig verknüpfte Frage ist noch keineswegs zu der nöthigen Aufklärung im Publicum gelangt und die gewöhnlichen Ansichten beruhen auf Irrthum, wie sich aus einer kurzen Prüfung derselben ergeben wird.

Von inneren Krankheiten, als Drüsen, „englischer Krankheit", sehen wir ab; die Skoliose, welche wir hier im Auge haben, befällt innerlich ganz gesunde Kinder und ihre Häufigkeit ist so überwiegend, daß vom Hundert dreiundachtzig auf ihren Antheil und nur siebzehn auf jene Krankheiten als Ursache kommen. Manche Eltern geben an, daß das Kind einmal — gewöhnlich durch Verschulden des Mädchens — auf die Erde gefallen sei, doch wird dieser Anlaß gewöhnlich erst nachträglich hervorgesucht. Am verbreitetsten ist die Ansicht, daß die hohe Schulter eine Krankheit der Muskeln sei, die man sich in doppelter Weise vorstellt:

a) als eine allgemeine Muskelschwäche.

Die Muskeln — sagt man — sind nicht stark genug, die Wirbelsäule gegen das Gewicht des Kopfes in ihrer geraden Richtung zu behaupten; sie wird durch dasselbe seitwärts gedrückt, wie jener elastische Stab, auf dem der Athlet eine Kugel balancirt. Von diesem Standpunkte aus ordnet man zu allgemeiner Stärkung kalte Bäder, Schwimmen, Turnen an oder gibt innerlich stärkende Arzneien; wir erheben aber folgende Bedenken dagegen:

1. Die angebliche Muskelschwäche ist bei den Skoliotischen keineswegs einleuchtend; ein Blick in einen orthopädischen Cursaal genügt, um sich zu überzeugen, wie es vorzugsweise kräftige Kinder sind, welche von der Skoliose heimgesucht werden.

2. Gegentheils ist die Skoliose unter den mit wirklicher Muskelschwäche Behafteten — so namentlich den Bleichsüchtigen — durchaus kein auffallendes Vorkommniß.

3. Findet sich in den Fällen, wo das Gewicht des Kopfes wirklich den besagten Einfluß auf das von schwachen Muskeln gehaltene Rückgrat äußert, eine ganz andere Krümmung, aber keine Skoliose; so beim Greise und beim lebensschwachen Kinde; hier ist die Wirbelsäule stets nach hinten gebogen (Kyphose).

b) als eine örtliche Muskelschwäche, nämlich der linken Seite, wobei gegentheils die Muskeln der rechten Seite übermäßig

Digitized by Google

stark geworden sein sollen. Es ist eine besonders den Erziehern geläufige Vorstellung, daß bei der gewöhnlichen Beschäftigungsweise der Kinder, bei dem überwiegenden Gebrauch der rechten Hand und mithin des rechten Armes dieser in seinen Muskeln eine größere Kraft gewinnen müsse, als der verhältnißmäßig wenig gebrauchte linke. Durch dieses Uebergewicht der rechten Seite soll nun die Wirbelsäule nach rechts verzogen werden.

Aus dieser Ansicht entspringt das bekannte System: die rechte Hand ganz außer Gebrauch zu setzen und alle Handirungen der linken Hand zu übertragen; diese überdies durch örtliche Gymnastik — längeres Hängen mit derselben an einer Schwebe, methodisches Drehen einer Walze mit der linken Hand — zu kräftigen. Ferner gingen aus dieser Auffassung die Einreibungen hervor, indem man die hervorgewölbten Muskeln der rechten Seite zur Erschlaffung mit Oel, die der linken zur Stärkung mit Weingeist behandelte. Diese Einreibungen sind nutzlos, da sie nicht zum Muskel dringen, und gegen diese zweite Theorie überhaupt ist Folgendes zu erwägen. Zuverlässige statistische Untersuchungen mit dem Kraftmesser haben ergeben, daß bei Skoliotischen die rechte Schulter keineswegs stärker ist, als die linke, daß selbst Linkshandige die Krümmung nach rechts bekommen, endlich daß, wo wirklich der rechte Arm stärker war, als der linke, die Skoliose fehlte.

III.

Wir haben sonach dargethan, wie die gebräuchlichen Theorien das eigentliche Wesen der Skoliose nicht ergründen und die gewöhnliche Behandlung auf Illusion beruht. Zur Wahrheit gelangt man durch einen Schritt weiter: die Muskeln als solche können keine Krümmung zu Wege bringen; sie sind kein selbstständiges Gebilde, sondern stehen in directer Abhängigkeit vom Nervensystem: ohne Nerven keine Muskelaction! Die Nerven selbst aber waden von der Seele und dem Willen bestimmt und dieser Gesichtspunkt führt zur sachgemäßen Deutung der Skoliose, deren Schlußergebniß wir hier vorweg nehmen.

Die hohe Schulter ist eine mit Willen angenommene Körperhaltung, und daß sie dies ist, beweist direct die Erfahrung, daß sie in den Anfangsstadien bei gehöriger Instruction des Kindes willkürlich sogleich wieder aufgegeben werden kann. Wie selten die Skoliose durch wirkliche Krankheit entsteht, haben wir oben durch Zahlenverhältnisse anschaulich gemacht.

Der Wille wird durch innere und äußere Einflüsse bestimmt: als innere sind hier bloße Laune oder Bequemlichkeit zu nennen; Kinder, welche viel sitzen müssen und dabei durch ermüdende Lehrgegenstände in Anspruch genommen werden, denen sie theilnahmlos und rein mechanisch ihr Ohr leihen, werden unlustig, ihre Muskeln irgendwie zu beherrschen; sie rücken hin und her, nehmen eine lasche Haltung an, „knicken ein" zu einer, wie wir sehen werden, bequemeren skoliotischen Tournüre.

Als äußerer Einfluß kommt namentlich die Beschäftigung in Betracht: irgend einer im täglichen Leben oft wiederkehrenden Handirung gibt sich der Körper in einer gewissen Gruppirung der Theile hin, welche ihm schließlich zur comfortablen Ausführung zum Bedürfniß wird. Ein auffälliges Beispiel liefern hierfür gewisse Gewerke: so sitzt z. B. der Nadler den ganzen Tag bei der Drahtarbeit mit der rechten Hand über dem Tische, mit der linken mehr nach unten und dieser verschiedenen Tendenz der Extremitäten folgt er unbewußt mit dem Rückgrate durch eine Biegung nach rechts; fast alle Nadler sind mehr oder weniger skoliotisch. Der Beobachtung zugänglicher sind die Clavierstimmer, welche, besonders seit die Pianino's in allgemeinen Gebrauch gekommen, zumeist schief oder wirklich skoliotisch sind; mit der rechten Hand müssen sie hoch hinauf zu den Saitenstiften greifen, mit der linken schlagen sie die Tasten an.

Sehr belehrend ist folgendes Beispiel.

Ein Beamter hatte auf einem Commissionsposten einen höchst beschränkten Platz zum täglichen stundenlangen Actenverhör an einem von der Sonne beschienenen Fenster; um den Lichtstrahlen zu entgehen, pflegte er, während er hart am Fenster saß, das Schreibmaterial mehr nach rechts abzurücken und durch eine starke Seitenbiegung des Rumpfes demselben handgerecht zu werden. Nach beendeter Untersuchung ward er stark skoliotisch erfunden.

Für die Kinder ist die Periode vom zehnten bis sechzehnten Lebensjahre die Zeit des angestrengten Schulbesuchs oder der weiblichen Arbeiten. Dieselben provociren auf die verschiedenste Weise zur Annahme einer Skoliose: es kommt zunächst das Bestreben in Betracht, den rechten Arm, mit dem gearbeitet wird, möglichst frei zu haben; um dies zu erreichen, auch wohl, um ihn von der Einpressung durch das enge Rückenstück des Kleides und dem engen Aermel zu befreien, ziehen sie den rechten Arm vom Körper ab, zugleich die rechte Seite hinausneigend und krümmen so die Wirbelsäule nach rechts; dagegen die linke Seite eingezogen und der linke Ellenbogen an den Rumpf angeschlossen wird.

Nach diesem Schema läßt sich die Entstehung der Skoliose für die gangbarsten Beschäftigungen abstrahiren; es kommen namentlich in Betracht das Nähen am Tambourin, das Steppen der Handschuhe im Schraubstock u. dergl., nicht minder das Schreiben. Der Einfluß der Beschäftigung und der dabei stereotypen Haltung erhellt auf's Deutlichste aus jener neuen Schreibmethode; seit man nämlich den rechten Arm in die Seite drängen und den linken Ellenbogen ganz auflegen läßt, tauchen Skoliosen auf, deren Krümmung nach links gerichtet ist.

Indem die Erziehung vornehmlich bei den Mädchen auf eine gute Haltung sieht, müssen dieselben, ohne sich anzulehnen, kerzengerade sitzen, ja, es ist Princip, ihnen die Lehne überhaupt zu versagen. Diese Strapaze halten aber die Kinder nur kurze Zeit aus; wir sagen Strapaze, denn bei dieser Art Sitzen befinden sich die Rumpfmuskeln keineswegs im Ruhestande, sondern sie werden beständig in Action gehalten, um die Wirbelsäule zu balanciren, und dabei wird noch mit den Händen gearbeitet. Es gewährt nur einige Erleichterung, die Wirbel in der Art zu verrücken, daß die Bänder den Muskeln zu Hülfe kommen; die Krümmung nach vorn wird nicht gestattet und so biegen die Kinder das Rückgrat zur Seite. Die Erholung, welche eine solche Ausbiegung, respective Einknickung nach längerem Geradesitzen gewährt, kann Jeder an sich selbst leicht controliren.

Wie bereits angedeutet, findet sich bei Knaben etwa bis zum achten Jahre die Skoliose mit vorherrschender Lendenkrümmung oder vielmehr diese leitet die Entstehung derselben ein. In diesem Alter sind dieselben viel auf den Beinen und stehen auch meist bei den Beschäftigungen am Tische; es gibt Erziehungsanstalten, wo diese Stellung geradezu für das Schreiben und Lesen eben aus orthopädischen Rücksichten eingeführt ist. Bei näherer Beobachtung wird man finden, wie die Kinder mit Vorliebe auf dem linken Beine ruhen, den rechten Fuß dagegen auf jenes aufsetzen; es geschieht dies, um das Stehen zu erleichtern oder bei eintretender Ermüdung. Gleichzeitig verrücken sie den Schwerpunkt des Körpers aus der senkrechten Linie nach links und die Wirbelsäule erhält dadurch eine Krümmung im Lendentheile ebenfalls nach links. Es ist dies so häufig, daß der erfahrene Arzt, wenn ihm ein schiefer Knabe unter zehn Jahren zugeführt wird, diese Art der Skoliose vorher bestimmt.

So mannigfach die Beschäftigung, so verschieden ist auch die jedesmalige Figur der Skoliose innerhalb des unter I. abgesteckten Rahmens. Nach der gegebenen Andeutung wird es leicht werden, für jeden einzelnen Fall die besondere Entwickelungsgeschichte der Skoliose zu entwerfen.

Anfangs kann, wie gesagt, die schiefe Haltung sogleich willkürlich wieder aufgegeben werden; schließlich aber wird sie dermaßen zur Gewohnheit, daß das richtige Urtheil über die eigentliche gerade Haltung verloren geht. Man überzeugt sich hiervon durch die Beobachtung am nackten Rücken des schiefen Kindes; gebietet man ihm, sich gerade zu halten, so macht es eine forcirte Bewegung mit dem Rumpfe nach hinten, es überstreckt die Wirbelsäule und zieht etwa die Schulterblätter nach hinten zusammen; im Uebrigen bleibt es schief, obgleich es sich nun beim besten Willen für gerade hält. Gibt man ihm nur durch Manipulation erst die richtige Stellung, so erscheint ihm diese vielmehr als schief, sie ist ihm unbequem, selbst schmerzhaft und es kehrt alsbald in die schiefe Haltung a's die in seinem Sinne gerade zurück.

IV.

Diese Beobachtung liefert uns sofort den Schlüssel zur richtigen Behandlung, welche bei nöthiger Consequenz nach einmaliger Anweisung des Arztes auch der Laie durchzuführen im Stande ist. Zunächst einige Winke zur Verhütung der Skoliose,

Digitized by Google

welche sich ebenfalls aus den unter III. gegebenen Erörterungen direct herleiten: Es kommt darauf an, die Einflüsse, welche den Willen zur Annahme einer Skoliose bestimmen, fern zu halten.

1. Die Zeit des anhaltenden Sitzens ist überhaupt möglichst einzuschränken, der Unterricht soll durch zweckmäßige Einschaltung von Erholungspausen unterbrochen werden, auch im Lehrgegenstande sich der nöthigen Abwechselung befleißigen, nicht Stunden lang ein und dasselbe Thema tractiren. Es sei den Kindern erlaubt, sich anzulehnen, wobei sie sich immerhin gerade halten werden, wenn nur der Sitz nicht zu lang ist, sondern der Art, daß bei herangezogenen Knieen die Füße auf den Boden zu ruhen kommen und der Rücken die Lehne gerade erreicht. Beim Schreiben sollen beide Arme in gleichem Umfange aufliegen, die Höhe des Tisches muß dem Größenmaße des Körpers entsprechen. Der Tisch darf nicht rund sein. Die gemeinsame Schulbank hat bei der verschiedenen Körpergröße der Schüler manche Inconvenienz und noch mehr, wenn dieselben gedrängt sitzen und der Einzelne für seine beiden Arme nicht den gehörigen Spielraum gewinnt. Beim Beginn jeglicher Art Unterricht soll den Kindern vor Allem die nöthige Haltung beigebracht werden, sie müssen lernen, die erforderliche Stellung mit Bewußtsein einzuhalten, und bei Beginn jeder Stunde soll dieser Punkt, wenn nöthig, stets von Neuem erörtert werden.

Die Kleidung liege in der Taille fest an, dagegen lose um Brust und Schultern, sie hindere den Arm in keiner Weise; die hohen Kleider bei den Mädchen sind zu verwerfen: dieselben sind in der Regel, damit sie gut sitzen, in den Rückentheilen so schmal geschnitten, daß sie die Schulterblätter stark nach hinten zusammenziehen, und die Arme in eine gezwungene Haltung bringen.

2. Hat ein Kind bereits eine Skoliose erworben, so kommt es vor Allem darauf an, es über die fehlerhafte Haltung und deren Unterschied von der geraden gründlich zu belehren. Es ist hierbei viel Geduld und Vernunft von beiden Seiten nothwendig; bei aufrechter Stellung ist es nicht möglich, die gerade Haltung von Anfang an den ganzen Tag über zu beobachten. Denn das Ungewohnte der neuen Muskelthätigkeit wirkt ermüdend, erst allmählich gewöhnt man sich daran. Leichter gelingt es in der Rückenlage: deshalb lasse man das Kind, nachdem man es gerade gerichtet, längere Zeit auf dem Sopha liegen und controlire des Oefteren durch Betasten der Wirbelsäule mit der Hand. Es ist diese Methode der Untersuchung überhaupt die einzig zuverlässige; das bloße Beschauen ist betrügerisch, und das bloße Liegen thut es durchaus nicht: die Kinder können auch mit krummer Wirbelsäule liegen.

3. Bei höherem Grade erwächst der Behandlung eine zweite Aufgabe: es sind nämlich alsdann die Muskeln an der Concavität in einen Zustand von Unthätigkeit gerathen, und sie müssen der Willkür erst wieder zugänglich gemacht werden. Dieser Zweck wird erreicht, indem man vorerst eine der bestehenden entgegengesetzte Krümmung annehmen läßt, wobei die Hände des Andern thätig mitwirken. Auch diese Procedur wird durch Liegen wesentlich erleichtert; abwechselnd mit der Rückenlage schiebe man in der Seitenlage unter der der hohen Schulter entsprechenden Weiche des Kindes ein Kissen unter. Als sehr wirksames Unterstützungsmittel hat sich hierbei die locale Faradisation der Muskeln (s. Gartenl. 1857. Nr. 36.) erwiesen.

4. Der Wille ist die beste orthopädische Maschine — Rückenschilder, Geradhalter u. dgl. sind nicht geeignet, allein eine radicale Cur herbeizuführen. Abgesehen von manchen ganz unzweckmäßigen Apparaten, haben sie wenigstens das Gute, den Kranken an die gerade Haltung beständig zu mahnen und dieselbe durch ihre mechanische Unterstützung zu erleichtern. Am einfachsten und zweckmäßigsten ist der sogenannte Inclinationsgürtel nach Hossard und Tavernier.*

5. Turnen, Schwimmen u. s. w. sind ganz gute diätetische Exercitien, aber nicht für Skoliotische. Diese müssen im Gegentheil geschont werden; nach jeder durch die Tagesarbeit herbeigeführten Ermüdung müssen sie gründlich ausruhen, und es kann sogar nothwendig erscheinen, sie ganz vom Schulbesuche zu dispensiren. Turnen und Schwimmen sind Strapazen, und überdies kann sich der Skoliotische, wenn der Lehrer nicht stets darauf achtet, auch im Wasser schief halten.

Die höheren Grade der Skoliose fallen der eigentlichen Orthopädie anheim, über die sich manch' kräftig Wörtlein sagen ließe. Uns kam es hier zunächst darauf an, die Skoliose in soweit abzuhandeln, als sie in das Bereich der häuslichen Kinderpflege gehört, welche eben bei gehöriger Ausübung jene kostspieligen und nicht immer erfolgreichen Curen in orthopädischen Instituten unnöthig macht.

* Unter Umständen ist auch der Gebrauch der Kopfschwebe zu empfehlen, in welcher die Wirbelsäule durch das Körpergewicht gestreckt wird. Beide Apparate sind billig und werden von jedem Bandagisten gefertigt.

Erlebnisse in Mexico.

Auf dem Hochplateau der alten Hauptstadt Mexico gedeihen nur noch Maulesel, ihre Treiber und Fremde, besonders Deutsche, Deutsche, das unermüdlichste, siegreich eroberndste aller Völker, das bereits in alle Breiten- und Längengrade der Erde waffenlos, aber mit den allein erobernden Waffen des Fleißes, der Geschicklichkeit und Ausdauer, der erfinderischen Noth, des Stehens und Gehens auf den Füßen eigenster und doch elastisch in fremde Zustände sich hineinfindender Cultur eingedrungen ist, sich dort behauptet, ausbreitet und immer bedeutsamer geltend und für die Weltcultur nützlich zu machen weiß. Doch wir wollen den Mund nicht zu voll nehmen, zumal, da es hier einem bankerotten, deutschen Kaufmann in Mexico gilt. Nach einem ehrenvollen Heldenkampfe mit der faulen, intriguanten spanischen und Bastard-Bevölkerung fiel er. Er glaubte sich nicht wieder erheben zu können und beschloß deshalb, seinem Leben selbst ein Ende zu machen, ein Act, der unter der feigen, Andere mordenden Bevölkerung Mexico's nie vorkommen soll. Aber er wollte in den Tod gehen, ohne den angehörigen Lebenden die Schande eines Selbstmordes zu vererben. So sann er und fand endlich ein Mittel, unter dem Scheine eines tragischen Todes seinem Leben ein Ende zu machen.

Ueber dem Krater des von A. v. Humboldt geschilderten Vulcans Popocatepetl hängt stets eine giftige, beizende Wolke bläulichen Schwefeldampfes, der stets aus dem Abgrunde des Schlundes genährt wird. Jede Annäherung an den Rand des Kraters droht mit Erstickungstod. Eine persönliche Versenkung in den Krater hinein erschien unserm lebensmüden Landsmanne deshalb ein sicheres Mittel, die sonst so geliebte Bürde des Lebens los zu werden. Das wußte er. Er verbreitete unter seinen Freunden die Nachricht, daß er sich einmal erholen, eine Gebirgsreise machen und die Schwefelkappe des Popocatepetl einmal näher untersuchen wolle.

So reiste er ab zum Selbstmord.

An den verschiedenen Abhängen des schluchtenreichen Vulcankegels kleben mehrere Indianerdörfer. Aus einem der höchsten nahm er sich zwei Führer mit und die nöthigen Stricke und Balken. Mit diesen stieg er an den Rand des Kraters und befahl ihnen, zwei Balken quer am Krater überzulegen, die Stricke zu befestigen und ihn daran hinunterzulassen, da er wünsche, das Innere des Abgrundes zu untersuchen. Vergebens redeten sie ihm ab, da dies sicherer Tod sei. Er sagte ihnen blos, daß sie seine Befehle ausführen, ihn hinunterlassen und warten sollten, bis er mit einem an seinem Arme befestigten Seile das Zeichen zum Hinaufziehen geben werde. Hierauf schloß er die Augen, hielt den Athem an und glitt an dem Seile hinunter. Um alle seine Sinne stach und brannte und brauste es, das Hirn im Kopfe drohte zu springen und der gewaltsam angehaltene Athem durchrieselte ihn mit den Vorboten des Erstickungstodes aus Mangel an athembarer Luft. Aber er hielt noch aus und fuhr fort, hinunterzusteigen, bis plötzlich, wie durch ein Wunder, ihn eine reine, erquickend geathmete Luft aufnahm und sofort auch ein fester Boden. Er öffnete die Augen und sah sich in einer andern Welt, in einem ungeheuern goldgelb-krystallenen Wunderdome voll der abenteuerlichsten Arabesken und Figuren, angeglitzert von unzähligen blauen Flammen, die wie Geister dieser vulcanischen Kirche aus Winkeln, Spitzen, Säulenfinsen und Mauerlöchern hervorflackerten oder in den malerischsten Zuckungen an den Colonnaden und Wänden emporzuckten, sich bald verkleinernd, bald zu grimmigen, schlanken Riesen auf-

Digitized by Google

schießend. Die goldenen Säulen und Colonaden, oft ungeheuern Gaben gleichend, glänzten wie polirt hinter den blauen Flammen.

Unser Landsmann staunte und besann sich. Diese goldene Wunderwelt und schon sterben? Zwar wußte er, daß nicht Alles Gold sei, was glänzt, ahnte aber, daß aus diesem Schwefeldome viel reelles Geld geschlagen werden könne. Der Selbstmörder fühlte sich plötzlich wieder speculativer Kaufmann und zuckte sehr energisch an der Leine, die ihn noch allein an die Oberwelt über den Schwefelwolken fesselte. Er hatte nicht daran gedacht, daß er noch einmal diesen Strang ziehen werde, aber jetzt zog er mit neu aufgeflammter Lebenslust. Der heitere mexicanische Himmel lachte einige Male lockend herab durch gelegentliche Risse in den tödtlichen Kraterwolken. Hinauf, hinauf! Wieder leben und mit Schwefel handeln! Ja, ja und sei's auch nur mit Schwefelhölzchen. Nur leben! leben!

Er befand sich in einer unerschöpflichen Mine von Schwefel-Krystallen und Schwefelblume. Der speculative Kaufmann war erwacht und erkannte mit einem Blick den ungeheueren Reichthum, der sich hier ihm bot. Ein unbegrenzter Horizont von Hoffnung erweiterte sein Herz und während seine Augen sich mit Thränen füllten in Dankbarkeit gegen einen erbarmenden Gott, dem das erschütterte Herz gern unerhörte Ereignisse zuschreibt, fühlte er sich sicher und kräftig emporgezogen, körperlich und geistig.

Er bemerkte dabei, daß blos um den Mund des Kraters oben sich giftige Schwefeldämpfe sammeln und unten durch stets zuströmende Luft, welche die ewigen Flammen unten herbeiziehen, sich eine athembare Luft halte. Die von ihm entdeckte Schwefelmine war sein. Er ging sofort an's Werk, wurde bald ein reicher Mann, als welcher er nach Deutschland zurückkehrte, nachdem er den Schatz vortheilhaft verkauft hatte, und kann jetzt, wenn er will, Zeugniß ablegen von der Wahrheit dieses Versuches sich selbst zu begraben und der gelungenen Auferstehung.

Die Schwefelwerke des Kraters werden bis heutzutage bearbeitet und erscheinen immer noch unerschöpflich. Am Rande des Vulcans oben sind noch heute die zwei Querbalken zu sehen, an welchen unser Held sich hinunterließ.

Diese Geschichte finden wir in dem eben erschienenen englischen Werke des Herrn G. F. von Tempsky, eines Deutschen, der nach dreijährigem Aufenthalte in Californien eine abenteuerliche Reise durch Mexico, Guatemala und San Salvador machte und sie unter dem Titel: „Mitla" ꝛc. in London erscheinen ließ.

Hier lernen wir Mexico kennen, wo eben wieder einmal Revolution gewesen und zwar zum Siege der Kirchen-Partei, die sich aber eben so wenig halten, wie die unterliegende sie aushalten kann, so daß beide Parteien um fremde, amerikanische Hülfe der Vereinigten Staaten intriguiren. Diese Hülfe kann denn wohl auch nicht lange ausbleiben, d. h. Mexico muß unter einer Regierung von außerhalb Schutz gegen sich selbst, gegen seine ewig kochende und gährende Corruption, gegen die faule, verfallene Cultur, gegen Rauben, Stehlen und Laster aller Art und aller möglichen spanischen und indianischen Mischracen und Bastarde suchen. Ob es in Amerika Schutz dagegen finden wird, ist eine andere Frage.

Mexico's physische Oberfläche besteht aus den erhabensten und großartigsten Gebilden von Felsen und ungeheueren Schluchten, Thälern und üppigen Paradiesen, aber moralisch und social, politisch und kirchlich ist es die gigantischste Bühne aller Arten von Verderbniß, der Nemesis aus der spanischen Civilisation, die ehemals statt der „angelsächsischen" verbreitet ward. Was bei diesen Civilisationsverbreitungen mit Pulver und Blei, mit Kriegsschiffen und Kanonen, Bombardements und „Annexationen" herauskommt, sehen wir auch in der neuen angelsächsischen Auflage in Indien, China ꝛc. Wenn man in die Welt gehen und alle Heiden lehren und bekehren will, muß man's wie die Pioniere aller dieser Missionen, die deutschen Schneidergesellen, machen, welche den Heiden überall die ersten Hosen der Civilisation anmessen und mit ihren kleinen Nadeln sich größere Verdienste um diese Weltcultur erwerben, als alle Bayonnette und Kanonen Großbritanniens.

Wie es in Mexico aussehen mag, dafür blos einige Beispiele und Bilder aus Herrn v. Tempsky's Werke.

Sie kamen eines Tages in das kleine Paradies von Santa Lucia. „Santa" heißt heilig, Santa Lucia aber ist Herberge und Asyl aller möglichen Spitzbuben und Räuber von Profession, die nur von den wüthenden Comanche-Indianern an Grausamkeit übertroffen werden. Letztere machen denn auch nicht selten tollkühne Einfälle in Städte und Dörfer. Bei einem derselben wurden mehrere von ihnen getödtet, Andere gefangen. Der Alcalde oder Bürgermeister von Santa Lucia ließ letztere nach Durango für den Criminal-Gerichtshof transportiren. Die Soldaten wurden aber unterwegs ihrer Gefangenen müde, hingen dieselben an Bäumen auf und kehrten friedlich in das „kleine Paradies" zurück.

Die Soldaten Mexico's werden überhaupt als feiges, grausames, stehlendes und liederliches Lumpengesindel der ekelhaftesten Art geschildert. Auf dem Wege fanden unsere Reisenden überall erhabene und üppige Natur und verfallene, ruinirte Cultur mit Brand- und Mordscenen aller Art dazwischen, verbrannte Säulenstumpfe, schwarze Wände, künstliche Einöden, verstümmelte Leichname und Gräber. In einer dieser ausgebrannten Stätten wollten sie übernachten, und hier folgt eine Mondscheinscene:

„Die Dunkelheit senkte sich langsam auf unsern Weg. Der Mond stieg auf und beleuchtete unsere rauhe, durchschluchtete Bahn. Auf einmal hält mein Freund an und zeigt auf einen Gegenstand niedergekauert auf dem Wege. Wir geben unsern Nachfolgern ein Zeichen, sich ganz still zu verhalten, spannen unsere Büchsen und schleichen uns von Baum zu Baum leise heran. Die Gestalt ist eine menschliche, nackende, also ein Indianer, der mit dem Ohre auf dem Boden lauscht, wahrscheinlich Vorposten einer größeren Bande. Es wäre also Unsinn gewesen, auf ihn zu schießen. Ich ziehe mein großes Messer, messe vorsichtig meinen Sprung und habe ihn mit einem Griffe bei der Kehle, während ich mein Messer in seine Brust stoße. Da fühl' ich zu meinem Schrecken an der kalten Steifheit des Halses, daß mir die Hand des Todes zuvorgekommen. Der Mond bricht aus den Wolken hervor und glitzert auf den kopfhautlosen Schädel eines mit Wunden bedeckten Leichnams. Schaudernd gehen wir weiter und zählen bald einen Leichnam nach dem andern, im Ganzen neunundzwanzig. In einem derselben erkannten wir einen Juristen von Mazatlan, der uns eingeladen hatte, uns seiner Reisegesellschaft anzuschließen. Die ganze Gesellschaft lag jetzt hier in verstümmelten Leichen."

Sie kamen später in die große Stadt Durango mit echt mexicanischer Civilisation, einer Plaça do Toros, Stiergefechttheater, wo jeden Sonntag Ochsen dramatisch zerstochen werden und für welche Crethi und Plethi ihr letztes Hemd versetzen, vielen Caballeros mit kühnen Reitkünsten, Musik, Leidenschaft, Guitarren, hinter Fächern blitzenden, kokettirenden Augen und scharfen Messern, spanischer Etikette und mexicanischer Unmoralität, die, wenn auch professionell getrieben, nicht von der guten Gesellschaft ausschließt. — In diese Civilisation und in diese Straßen reiten öfter Comanche-Indianer mit langen Lanzen hinein, stechen todt, wen sie erreichen können, und nehmen nur Frauen und Mädchen, die ihnen gefallen, lebendig mit sich fort.

Alte, echte mexikanische Race und Ruinen der hohen Cultur, welche an die Zeiten Montezuma's erinnert und von den allerchristlichsten Spaniern in das jetzige, stets kochende Höllennest Mexico verwandelt ward (was man Verbreitung des Evangeliums und der Civilisation nennt), findet man noch rein in Mitla und Tehuantepec. „Hier zog ein Schwarm allerliebster indianischer (altmexicanischer) Mädchen unsere Aufmerksamkeit an. Sie boten uns kleine Götzenbilder von Thon oder Sandstein an, die früher als Ornamente in den jetzt nur noch als Ruinen vorhandenen Häusern und Tempeln Alt-Mexico's gedient haben sollen. Die Bevölkerung ist hier noch rein altmexicanisch. Eine kleine, sehr delicate Race. Ihre Frauen und Mädchen sind ungemein schön und graciös, üppig entwickelt und noch schöner durch ihre malerische Bekleidung. Ihre Züge sind regelmäßig, fein ausgemeißelt, sehr hervortretend und ausdrucksvoll. Kohlschwarzes, feinseidenes Haar rahmt ihre leicht gebräunten Gesichter ein, auf welchen in der Jugend ein warmes Erröthen duftet, das den Glanz ihrer dunkeln Augen erhöht, dieser Augen, die unter scharf markirten Brauen und zwischen langen, horizontalen Wimpern leuchten. Sie sind gutherzig, leidenschaftlich, vertrauungsvoll, großmüthig und naiv in ihrer leicht weichenden Sittlichkeit."

Was hat nun wohl Mexico gewonnen durch diese mit Bluthunden, Geldgier und Grausamkeit aller Art ausgerottete Race und das siegreiche, christliche Spanien mit dem jetzigen Siege der „Kirchen-Partei"? Beide Parteien suchen in den Vereinigten Staaten Schutz und Hülfe gegen einander und gegen dieses ganze Mexico, wie es durch Spanien geworden.

Aber mit der jetzigen „anglo-sächsischen" Civilisationsverbrei-

Digitized by Google

tung ist's etwas Anderes, nicht wahr? O ja, China wurde durch den „Opiumkrieg" der Civilisation geöffnet, während welches sich anständige chinesische Familien nach Gützlaffs Augenzeugniß vieltausendweise selbst ermordeten, nur um nicht in die Hände der „rothborstigen Barbaren" zu fallen. Nach hundertjähriger Civilisation in Indien wurden 1800 Engländer mit Frauen und Kindern abgeschlachtet, und die Soldaten fallen wie die Fliegen. In Amerika zerreißen sich die Südstaaten und die nördlichen gegenseitig Geister und Leiber, Cultur, Ehre und Anstand, nur wegen der Frage, ob die stets neu hinzukommenden Staaten Sclaven- oder freie Staaten werden sollen. Und siehe, es werden immer Sclavenstaaten. Vielleicht brechen auch England und Amerika noch einmal wegen dieser Civilisations-Verbreitung gegen einander los. Dabei kommt kein Weltfriede, keine Menschheits-Cultur heraus. Diese wird nur von den Deutschen, die einzeln mit Kraft, Willen, Geschicklichkeit, Fleiß, Talent, Kunst und Wissenschaft in alle Welt gehen und produciren, statt zu schlachten, wirklich und wahrhaft verbreitet und rund um die Erde verwirklicht werden.

Die Geschichte eines Irren.

Aus J . . e. (Schluß.)

„Geh, Du närrisches Mädchen," rief da Heinrich, der Goldschmiedssohn, und versuchte, über die Furcht des Mädchens zu spotten und zu lächeln, aber er vermochte es nicht, denn es fiel ihm ein, daß er heute gekommen war, um Abschied von seinem Mädchen zu nehmen und ihr anzukündigen, daß er zurück in das Heimathshaus wolle, um dort das Geschäft zu übernehmen und sein Röschen dann als Frau nachzuholen.

Schon seit einem Jahre war er mit Röschen heimlich verlobt. Er hatte seinen Eltern nichts darüber geschrieben, weil er sie einst selbst mit der freudigen Kunde überraschen wollte. Daß dieselbe freudig aufgenommen wurde, daß er der elterlichen Zustimmung von vornherein gewiß sein konnte, war außer Zweifel, denn er wußte, wie sein Wille seinen Eltern heilig war — auch hätte Niemand gegen die Verbindung Einwendung machen können. Röschen war ein liebevolles, gebildetes Mädchen, die einzige Tochter eines Schullehrers. Der Vater war indeß vor Jahren gestorben und die Mutter deshalb mit der verwaisten Tochter von der Hauptstadt zurück in ihr Heimathsstädtchen gezogen, wo ihr von ihren Eltern her noch ein Häuschen und ein Gärtchen blieben. Da lebte sie in stiller Zurückgezogenheit von ihrer Pension und ihrem eigenen Vermögen. Der hübsche junge Goldschmied Heinrich Hartmann hatte sich einen Eingang in das Herz ihres Röschens verschafft und ihr mütterliches Gewissen hatte gegen dieses „Verhältniß" keine Einwendungen, sie ließ es unter getreuer Ueberwachung sich gründen und bestehen. Es war dem biedern Manne auch wirklich Ernst um seine Liebe — daher das erwähnte Vorhaben.

Die Thräne, welche die Kunde davon in den blauen Augen des Mädchens hervorrief, denn es hieß ja jetzt: Meiden und Scheiden, zerrann bald in dem Gedanken, daß es keine dauernde Trennung, sondern nur eine solche sein sollte, welche, um eine ewige, unauflösliche, innigere Vereinigung herbeizuführen, nothwendig war.

Acht Tage später stand Heinrich wieder im Garten, das Ränzchen auf dem Rücken, den Wanderstab in der Hand — denn das war damals noch in der guten alten Zeit, wo das „Wandern" noch in Ehren und durch die Eisenbahn noch nicht verdrängt war. Schluchzend hing Röschen an seinem Halse, auch die alte Frau Schullehrerin stand theilnehmend dabei und hatte viel goldene Sprüche und alte weise Lehren im Munde, welche sie dem Wanderer mit auf den Weg gab, auch manch' schönen Gruß an die Eltern daheim. Des früh verstorbenen Gatten ward dabei auch gedacht, wie ein Schmerz immer wieder die alten alle aus ihren Schlummerhöhlen weckt. Heinrich hatte für alle Worte des Trostes, obwohl es ihm recht schwer zu Herzen ging und er Mühe hatte, die Thränen zurückzuhalten — er fühlte jetzt erst, wie unentbehrlich er der kleinen Familie war, wie er ein nothwendiges Glied derselben geworden, wie sein Scheiden eine Lücke lassen müßte, und jetzt, gerade jetzt flüsterte ihm eine Stimme tief aus einem bisher unaufgedeckten Winkel seines Herzens zu, daß er sich in seiner Zuversicht auf das heimische Glück doch getäuscht haben könnte. Konnte in der Zeit, seit er vom heimischen Heerde geschieden, sich nicht Vieles geändert haben? Aber — fort mit den verwirrenden Gedanken; er drückte das weinende Röschen noch einmal an Mund und Herz, reichte der Mutter die letzte Abschiedshand und —

„Heinrich, Heinrich, mir ist, als wenn wir uns nicht wieder sähen!"

„Wenn nicht hier unten, da droben sicher!" sagte Heinrich, mit dem Finger gen Himmel weisend. „Lebt wohl!"

Als sich Mutter und Tochter vom ersten Schmerze erholt hatten und aufblickten, war Heinrich schon weit fort; drüben, wo die Landstraße sich erhöht und hinter einem Wäldchen verschwindet, winkte er noch mit seinem Hute, auf welchen die Geliebte ihm den schönsten Strauß Blumen gesteckt hatte.

Mutter und Tochter sanken sich weinend in die Arme. Im Abendwinde nickten die Blumen und beugten sich leise nieder — eine weiße Rosenknospe fiel gebrochen zur Erde.

...

III.

„Es wird kein Faden so heimlich gesponnen, daß er nicht käme an die Sonnen! — Das Sprüchwort hat sich hier wieder bewährt," sprach der Schneider Baldrian zu seinem Nachbar, dem Webermeister Habekorn, der bei ihm auf der Steinbank vor der Hausthüre saß. „Ich hätte es voraussagen können, wenn sie mich gefragt hätten. Wie war der alte Hartmann auf einmal zu dem Gelde gekommen? Und lauter harte Goldstücke? Geerbt? Das ist die gewöhnliche Ausrede. Erbschaften fallen nicht blos so mir nichts, dir nichts vom blauen Himmel herunter. Das mußte eine andere Bewandtniß haben — und die hat's auch gehabt. Nun ziehen sie ihm die doppelfarbige Jacke an und er muß den Leuten Holz mit vor die Thüre fahren. Ja, unrecht Gut gedeiht nicht."

„Ei, ei! Was man nicht Alles erleben muß. Wer hätte das gedacht — der Mann war immer so brav und redlich."

„Nur der arme Junge dauert mich, wenn der heim kommt und sieht das Elend."

„Ja, auf die Kinder geht der Fluch der Eltern auch mit über."

„Sieh, sieh, da führen sie ihn vorbei!"

Begleitet von einem Schwarme Kinder kam die Straße herauf ein Gerichtsdiener mit einem Gefesselten. Es war ein überaus bleicher Mann, den Blick schlug er tief zu Boden, die Augen wie geschlossen.

„Es ist Hartmann, der Goldschmied, der Falschmünzer," flüsterte es aus Thür und Fenster.

Er war es, gefänglich eingezogen wegen Verdacht der Falschmünzerei. Jener finstere, unheilvolle Gang, auf dem wir ihn begleiteten, führte in den verborgenen Schlupfwinkel einer Falschmünzerbande. Schon lange hatten diese, mit dem trostlosen Zustande des Goldschmieds bekannt, ihn zu sich zu locken gesucht, weil sie ihn seiner Kunst wegen gut brauchen konnten. Die steigende Noth hatte ihn endlich zu ihrem Bundesgenossen gemacht. Sein unbeholfenes Benehmen hatte sie verrathen, ihm fehlte die heuchlerische Routine eines Verbrechers.

Während sie ihn fortführen, treten wir einmal bei ihm ein in's Haus.

Unheimliche Stille empfängt uns da, weite, dumpfe Leere. Nur der Uhrpendel geht seinen einförmigen Schlag und der Vogel im Bauer hüpft unbekümmert von Sprosse zu Sprosse. Auf dem Sopha sitzt die Frau, die Hände im Schooße gefaltet, die glanzlosen Augen starr nach der Thüre gerichtet, da, wo er hinausging. In ihren Gesichtszügen zuckt der wildeste, tiefste Schmerz. So sitzt sie lange, ihrer selbst nicht bewußt, zur Bildsäule erstarrt von der furchtbaren Gewalt der Ereignisse. Endlich steht sie auf, stumm und starren Auges, wie sie dagesessen. Sie tritt zu dem Vogel und reicht ihm sein Futter; sie legt Alles im Zimmer in säuberliche Ordnung; — sie thut dies Alles wie mechanisch, wie eine Nacht-

Digitized by Google

wandelnde. Sie sieht sich noch einmal im Zimmer um und geht dann hinaus, die Thüre schließend. Ruhig steigt sie die Treppe hinauf in's zweite Stock, weiter fort die schmale kleine Treppe zum Boden, da setzt sie sich auf eine alte, morsche Kiste, welche hier neben allerhand altem Geräthe steht. Sie legt wieder die Hände in den Schooß, von Neuem zuckt's in ihrem Gesichte, ihre Lippen scheinen sich zu bewegen — sie weint. Plötzlich steht sie auf. Sie reißt sich das seidene Tuch vom Halse. Rasch an den Pflock dort und rasch um den Hals geschlungen — noch einige Minuten ein zuckender Todeskampf — nun ist's geschehen — nun ist der Schmerz begraben.

IV.

Es ist schon tief dämmernd und die Nacht hereingebrochen, aber wenn die liebe Heimath so nahe ist, die Heimath, die man seit Jahren nicht wieder gesehen, wer sollte da sich von dem Dunkel zurückschrecken lassen, da macht die Freude die Nacht zum hellen Tage und verleiht den Füßen Flügelkräfte, und es hat auch wieder etwas Schönes, etwas Poetisches, so über Nacht in der Heimath anzukommen, statt so am nüchternen Tage. Es klopft draußen an der Hausthüre. Wer mag das wohl sein in der späten Nacht; gerade zu stören in dem lieben Traume; wir waren gerade bei dem lieben Sohne, der in der Fremde weilt, wir unterhielten uns mit ihm, schlossen ihn in die Arme, nun ist das Glück gestört, nun war es nur ein Traum — doch ist es wirklich ein Traum? Die Stimme da drunten hatte so etwas Bekanntes, regte alte liebe Klänge in uns wieder an. Wir lassen den nächtlichen Besuch ein, leuchten ihm in die Augen — war es denn wirklich kein Traum — die Züge scheinen uns so bekannt — das Gesicht so ähnlich, nur der Bart — doch der kann in der Länge der Zeit schon gekommen sein — wahrhaftig — er ist's, es ist kein Traum mehr. Da wird schnell Lärm gemacht, das vereinsamte Bett schnell bereitet und ein warm Süppchen gekocht. Wie erwartungsvoll wird dann dem Morgen entgegengesehen, wo eine liebe Stimme mehr das „Guten Morgen" spricht, als bisher! Man plaudert ein halb Stündchen länger zum Kaffee — und dann geht's in der Eile zu Muhmen und Basen und all' den Nachbarsleuten, — die Bäckersfrau hat's gleich heut Morgen erfahren beim Semmelholen, daß er da ist, der liebe Ersehnte, wohl, frisch und gesund und hübsch, ei, wie hübsch geworden — das Letzte hat besonders der Nachbarin junges Töchterlein aufmerksam vernommen. Wenn man so über Nacht heim kommt, wird man viel früher heimisch zu Hause; die Nacht, der Schlummer hat Heimath und Fremde vermittelt, den Uebergang gleich gebahnt; eh' wird man nicht heimisch zu Hause, als bis man eine Nacht wieder da zugebracht.

So meinte auch der rüstige junge Wanderbursch, der dort auf der Straße einherschritt. Nur noch eine Stunde weit nach Hause und wegen der hereinbrechenden Nacht noch einmal zu übernachten, noch einmal bei fremden Leuten sich zu betten, während das liebe Elternhaus so nahe — das wäre doch furchtsam und zugleich thöricht gedacht. Nein, rüstig fort bis an's Ziel, die Zeit mit lieben Erinnerungen ausgefüllt und mit freudigen Bildern der Zukunft ausgeschmückt!

„Was wohl jetzt mein holdes Röschen macht? Sie sitzt vielleicht noch einsam im Gärtchen, in der Laube, um die sich ihr tausend liebe Erinnerungen ranken — so allein, das Mütterchen kann die Abendluft nicht vertragen, doch nein, — nicht allein, sie denkt wohl an mich, den Fortgezogenen, bin ich doch auch nicht allein, geht sie doch stets an meiner Seite — das liebe, liebe Kind. Wie werden meine Eltern sich freuen, wenn ich ihnen von ihr erzähle; es reut mich fast, daß ich sie nicht gleich selbst mitgebracht habe — die Eltern, was sie wohl jetzt vornehmen werden? Nun, der Vater, der Vater sitzt wahrscheinlich im goldnen Lämmlein beim Bierkruge und schmaucht behaglich sein Pfeifchen, denn das hat er früher immer so gehalten, aber die Mutter — die Mutter ist gewiß zu Hause. Sie wird am Fenster sitzen und stricken, am Fenster — ob wohl die Monatsröschen da noch in den Töpfen stehen, die ich einmal dahin gepflanzt? — die Mutter — und die denkt gewiß auch an mich — wie ich sie überraschen will, ich trete zu ihr hin — erscheine wie als Fremder — spreche sie vielleicht um eine Gabe an — sie wird mich nicht gleich wieder erkennen — wie ich mich darauf freue, wenn ich mich dann plötzlich ihr zu erkennen gebe — die gute, liebe Mutter!" —

„Ein saures Stückchen Brod! Die alten Knochen sind doch noch recht schwer —" das sagte ein Mann, der einen Karren vor sich her schob durch das Dunkel der Landstraße.

„Guten Abend, Landsmann!" sagte lustig der junge Goldschmied. „Wo hinaus noch so spät? Was habt Ihr denn da?"

„Muß noch nach J..a. Was ich da habe? Futter für die Herren Mediciner in J., und wenn die es satt haben, bekommen es die Hündlein und die Vögel unter dem Himmel. Sie werden mit ihr nicht viel mehr machen können, es ist eine arme alte Frau, die sich erhängt hat. Ihr werdet ja wohl die Geschichte des Goldschmieds kennen. Er hat gefalschmünzt und sitzt jetzt hinter eisernen Stäben, und sie hat sich aus Gram darüber die Gurgel zugeschnürt. Na, ich hab' Eile. Gute Nacht!"

„Ein Goldschmied, sagt Ihr? Wie heißt der Mann?"

„Na, wie soll er heißen? Hartmann heißt er."

Der arme Heinrich hat kein Wort gesagt, er stand noch eine Weile sprachlos, starr, der Wanderstab entfiel seiner Hand, plötzlich erhob er eine furchtbare, weithin schallende Lache, und rannte in wilder Flucht in die Nacht hinein — geraden Wegs durch den Wald, der an der Straße lag.

Am Morgen fanden Holzhacker einen jungen Menschen unter einem Baume im Walde sitzend; er spielte mit Blumen, die er gepflückt hatte. Aus seinen irren Augen starrte der Wahnsinn. Man erkannte aus seinen gebrochenen Worten und aus den Papieren, welche er bei sich trug, daß es der junge Goldschmied Heinrich Hartmann war. Man schaffte ihn in die Irrenheilanstalt zu J. Still und ruhig lebt er dort in der Nacht, die seinen Geist gefangen hält. Mechanisch gehen die Functionen des Körpers fort, er lebt, lebt immer fort, aber sein Geist ist gestorben, todt für alle Zeiten.

Wer das Irrenhaus in J. besucht, kann den armen Heinrich jetzt noch lächeln und spielen sehen.

Und Röschen? — Sie harrte, harrte wie an jenem Abend, harrte Stunden, Tage, Jahre, er kam nicht. Still pflegte sie ihre Blumen, und läßt sich heimlich von ihnen all' die Erinnerungen wieder erzählen, deren Zeugen sie waren. Eine Hoffnung nährt sie noch — die auf droben — da muß sich ihr Harren doch noch einmal erfüllen.

Tr. Hbg.

Leipzig jetzt und vor zweihundert Jahren.

Ein Blick auf die beiden Ansichten von Leipzig, die wir vorlegen — und von denen die eine aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts herrührt, während die andere erst vor wenigen Wochen nach der Natur aufgenommen wurde — läßt nicht blos erkennen, wie die berühmte Meß- und Universitätsstadt sonst war, und wie sie jetzt ist, sondern zeigt auch das Charakteristische der Städte in alter und neuer Zeit. Sonst drängten sich die Stadtbewohner so eng als möglich an einander, bauten ihre Häuser nahe zusammen zu schmalen Straßen, thürmten Stockwerke über Stockwerke, wenn die Einwohnerzahl wuchs und der Raum für die Wohnungsuchenden fehlte, umschlossen sich mit Mauern und Bastionen, und gestatteten den Eingang nur durch enge, burgartige, befestigte und streng bewachte Thore. Der so umschlossene Raum war die eigentliche Stadt, die sich gegen äußere Feinde im Nothfalle schützen konnte, und deren Bewohner die vollen Rechte und Pflichten der Bürger hatten. Wie um einen Edelhof her sich aber die von demselben beschäftigten Arbeiter ansiedelten, bauten sich vor den Städten allmählich Leute an, die ihre Beschäftigung in der Stadt fanden, aber aus irgend einem Grunde in derselben nicht wohnen durften oder konnten. So entstanden die Vorstädte, die im Kriege u. s. w. allen Gefahren ausgesetzt waren, denn sie wurden nicht nur von anrückenden Feinden geplündert und verbrannt, sondern nicht selten auch von der eigentlichen Stadt selbst zerstört, damit die Feinde da sich nicht festsetzen könnten.

Digitized by Google

Seit die politiſchen und Kriegsverhältniſſe ſich geändert haben, erhalten die Städte ein völlig verändertes Ausſehen: an die Stelle des Zuſammenrückens iſt das des Ausbreitens getreten; ſtatt der Enge ſucht man das Weite; man reißt die Thore und Mauern nieder, trägt die Feſtungswerke ab, und füllt die Gräben aus; die Vorſtädte ſind nicht mehr nur halbgeduldete Anhängſel, ſondern gleichberechtigte Theile der Stadt, die ſich weiter und weiter hinausdehnen. Statt der himmelhohen Häuſer, in denen ſich zahlreiche Familien ſonſt zuſammendrängten, baut man breitere, niedrigere, in denen wenige Familien größere Bequemlichkeiten finden; ja es läßt ſich bereits das Streben erkennen, für jede Familie ein geſondertes Haus zu erlangen.

Daß die Städte dadurch an Schönheit gewinnen und geſünder werden, liegt auf der Hand.

Betrachten und vergleichen wir nun die beiden Anſichten von Leipzig etwas näher.

An der Staffage, die das perſpectiviſch ſehr mangelhafte Bild enthält, erkennen wir die Zeit, aus welcher daſſelbe herrührt. Die Männer tragen dreieckige Hüte und Perrücken, die Frauen erſcheinen mit bloßer Bruſt; wir ſehen mehrere Reiter und auch eine Equipage. Das Alles erinnert an eine Verordnung des Rathes der Stadt Leipzig aus dem Jahre 1680, in welcher ſtreng verboten werden alle „Schleppen an den Röcken, alle von weißen Haaren gemachten und andern koſtbaren Perrücken, Locken und Stirnbänder, alle unzüchtige, freche und zu allerhand Ueppigkeit, großem Aergerniß, Verſchwendung und vielem Koſtenaufwande Anlaß gebenden neuen Moden, darunter zugleich mit ſonderlicher Entblößung der Brüſte ſchwarze Pfläſterchen, welche zum Uebermuthe bisher in die Geſichter geklebt worden“ u. ſ. w. „Wir ſehen Viele,“ heißt es weiter, „deren Vorfahren in Stand und Würden ſich nicht geſcheut haben, zu Fuß zu gehen, die ſchönſten Pferde, fürſtliche Carethen, auch öfters fünf, ſechs und mehr Diener in koſtbarer Liverei beiherlaufend halten, ja kein Schneider und Schuſter will mit den Seinigen mehr zur Hochzeit oder Kindtaufen erſcheinen, er werde denn mit Carethen geholet und abgeführet. Zu Leipzig iſt annoch in Menſchengedenken, daß keine Carethe bräuchlich geweſen, itzo werden da gar viele gebraucht, iſt auch wegen der vielen Carethen und „muthwilligen“ Pferde auf den Gaſſen faſt nicht fortzukommen.“ Wie eine ſolche Carethe ausſah, erkennen die Leſer auf unſerem Bilde.

Der Garten in der Mitte des Vordergrundes iſt der berühmte boſeniſche Garten, lange Zeit der Sammelplatz und der Vergnügungsort der eleganten Welt Leipzigs, den jeder Fremde, der nach Leipzig kam, beſuchen mußte, wie jetzt etwa das Roſenthal. An der hinteren Ecke deſſelben bemerkt man einen Bau, Colonnaden. Hier war es, wo die Geſellſchaft ſich verſammelte und wo namentlich berühmte Concerte gehalten wurden. Noch in den zwanziger Jahren des jetzigen Jahrhunderts war

Das alte Leipzig.

Das neue Leipzig.

es ſo. Dieſer ganze Garten iſt jetzt verſchwunden und hat der Königsſtraße weichen müſſen, in welcher ſich namentlich ſehr viele der Leipziger Buchhandlungen befinden und von der aus auch „die Gartenlaube“ in die Welt ausgeht. An dieſen Garten, auf dem Bilde, grenzt rechts die Johannisvorſtadt mit dem berühmten Kirchhofe. Gerade vor derſelben ſieht man das gethürmte Grimmaiſche Thor mit ſeinen Baſtionen. An der Stelle deſſelben befindet ſich das allbekannte Café français, auf dem zweiten Bilde kenntlich an dem Blumengebüſch vorn, neben der Kirche. Dieſe Kirche, die Paulinerkirche, in welcher unter Anderen der berüchtigte Tetzel begraben lag, begrenzt auf dieſer Seite die Gebäude der Univerſität, welche auf der erſten Abbildung bis zur nächſten Baſtion links reichten, und nun völlig umgebaut ſind, wie das zweite Bild zeigt. Auf der eben erwähnten Baſtion aber ſteht die ſchöne Bürgerſchule. Der tiefe Graben, der ſich vor den Feſtungswerken hinzog, iſt bereits vor beinahe hundert Jahren zum größten Theile ausgefüllt und in gartenähnliche Anlagen umgeſchaffen worden, namentlich in den ſogenannten Park mit dem Schwanenteiche u. ſ. w. und zwar hauptſächlich auf Betrieb des Bürgermeiſters Müller, den dafür in dem von ihm geſchaffenen Parke ein Denkmal ehrt. Offen war bisher nur noch der Graben von der Baſtion, auf welcher die Bürgerſchule ſteht, bis links zu dem Petersthore in der Nähe der Pleißenburg. Im Jahre 1857 iſt auch dieſer Theil ausgeſchüttet und mit einem Aufwande von ungefähr 70,000 Thalern in geſchmackvolle Anlagen umgewandelt worden, zunächſt weil man hier das ſtädtiſche Muſeum (S. das ſtattliche Gebäude in der Mitte vorn auf der zweiten Abbildung) erbauete, in welchem die Schletter’ſche Gemäldeſammlung aufgeſtellt werden wird. Mit dieſen neuen Anlagen zur Verſchönerung Leipzigs ſteht ein weitergehender Plan in Verbindung. Nach demſelben wird die ganze Gebäudereihe zwiſchen der Bürgerſchule und dem Petersthore mit dem hochgedachten alten Magazin (S. die zweite Abbildung) niedergeriſſen und durch ſtattliche Häuſer erſetzt werden, zwiſchen denen eine neue Straße aus der innern Stadt heraus durch die neuen Anlagen hindurchführen wird. Gleichzeitig wird auch der Garten ſchwinden, der mit der Ecke ſeiner Umfaſſungs-Mauer auf unſerem zweiten Bilde rechts im Vordergrunde liegt.

Der hohe, ſpitzzulaufende Thurm zur äußerſten Linken auf unſerem erſten Bilde gehört zu der Pleißenburg, iſt ſeitdem, wie das zweite Bild zeigt, oben zum Theil abgetragen worden und enthielt bisher die Sternwarte, die aber nächſtens einen andern Platz erhalten wird. Die genannte Pleißenburg iſt die Stätte, wo die berühmte Disputation zwiſchen Dr. Luther und Dr. Eck abgehalten wurde, wenn auch das Gebäude nicht mehr ſteht, in welchem jene geſchichtlich merkwürdige Disputation ſtattfand. Hier ſtarb ferner Pappenheim nach der Schlacht bei Lützen; hier wohnte Kleiſt, als er mit preußiſchen Truppen in Leipzig ſtand; hier ſchmachteten in ſchrecklichen Kerkern zahlreiche Opfer während der traurigen krypto-calviniſtiſchen Streitigkeiten und hier verlebte Goethe als Student heitere Tage bei dem alten Oeſer, dem Director der hier befindlichen Zeichenakademie.

Links von dem Thurme der Pleißenburg ſieht man auf dem erſten Bilde ein paar Thürmchen, die ſeitdem verſchwunden ſind, während ihm zur Rechten auf dem zweiten Bilde ein zierlicher gothiſcher Thurm erſcheint. Er gehört zu der ſchönen katholiſchen Kirche, die vor einigen Jahren erbaut worden iſt.

Gänzlich verändert iſt das Nordende der Stadt, wie man daſſelbe auf dem erſten Bilde ſieht. Urſprünglich ſtand hier ein Ciſterzienſerkloſter, das aber nach Einführung der Reformation theils niedergeriſſen, theils als Kornhaus benutzt wurde. Der freigewordene Platz diente lange als Zimmerhof und Reitplan. Das Kornhaus wurde ſpäter in ein Opernhaus umgewandelt, „darinnen alle Meſſen

Digitized by Google

von den unter den Studenten befindlichen Virtuosen die schönsten Opern präsentirt werden, und ist die Notiz davon mitten auf den vornehmsten Straßen an gewissen Tafeln zu lesen, die mit Leinen querüber festgemacht sind." Jetzt steht da das Zucht- und Waisenhaus, dem sich neuerdings eine großartige Fleischhalle anschließt. Von da aus ist durch den Park eine neue Straße angelegt worden, die zu den drei (nächstens vier) Eisenbahnhöfen führt, welche in dieser Gegend sich aneinanderreihen, etwa da, wo auf dem ersten Bilde rechts am äußeren Ende die einzelnen Bäume und das kleine Fuhrwerk sich befinden.

So hat sich Leipzig auf der Ostseite, welche die Abbildungen darstellen, im Laufe von zwei Jahrhunderten verändert. Die Erweiterungen der Stadt nach andern Seiten hin sind noch viel bedeutender, namentlich die im Westen, welche von Dr. Heine herbeigeführt und von der Gartenlaube bereits ausführlich beschrieben worden sind.

Leipzig gehört nicht zu den größten, aber zu den bekanntesten Städten der Erde; ihren Ruhm und ihren Wohlstand verdankt sie den Messen und der Universität, welche beide ihr auch den eigenthümlichen Charakter gegeben haben, über den eine neuere Schilderung sagt: „Eine wunderlich zusammengewürfelte Bewohnerschaft siedelt in dieser Handelsstadt an der Elster, Pleiße und Parthe. Die Firmen zeigen schweizerische, französische, italienische, specifisch süd-, specifisch norddeutsche Namen. Unter den niederländischen sind die Nachkommen der von Herzog Alba vertriebenen Antwerpener Kaufleute, unter den französischen manche, welche die Aufhebung des Edicts von Nantes zur Auswanderung zwang. Hieran mag es auch größtentheils liegen, daß die Stadt in der Sitte des Hauses so wenig wie im öffentlichen Leben einen ausgeprägten Charakter hat. Jene wahrhaft patriotische Anhänglichkeit des Bremer Kaufmannes an seine Vaterstadt z. B., die Rivalität des Kaufherrn mit dem Adel, welche dem Vergnügen und dem geselligen Treiben Frankfurts a. M. die einfache und ausgesuchte Eleganz gibt, fehlt in Leipzig, wo sich unter siebenzigtausend Einwohnern kaum siebenzig Adelige befinden und diese, wie die zahlreichen Professoren und Gelehrten, nicht begütert genug sind."

Zum Schluß möge hier eine kurze Geschichte der Leipziger Messen stehen, deren eigentlicher Beginn sich mit Bestimmtheit nicht ermitteln läßt, die aber wahrscheinlich bereits im zwölften Jahrhunderte entstanden.

„Sie sind," heißt es in „Leipzig von A. Diezmann" (Leipzig, Lorck, 1856. 10 Ngr.), „durch Kriege, Aufstände, Krankheiten und theure Zeiten oftmals theils ganz verscheucht, theils sehr gestört worden. Großen Abbruch thaten ihnen die calvinistischen Streitigkeiten und, wie leicht erklärlich, der verderbliche dreißigjährige Krieg, obgleich selbst Tilly bei Eroberung Leipzigs bewilligte, „daß den Commerciis ihr ungesperrter Lauf zu lassen und sie auch mit keinen neuen Exactionen zu beschweren sein sollten," und später Torstenson, von schwedischer Seite, versicherte, es solle Niemand, er sei aus Feindes oder Freundes Land, gehindert und dem Handel der Stadt der altgewohnte Verlauf gestattet werden. Ein neues Unglück brachte die furchtbare Pest, die 1680 von Böhmen her sich verbreitete, denn während der Dauer derselben konnten die Messen nicht abgehalten werden und selbst, als sie nicht mehr zu fürchten war, brauchte man die ängstlichsten Absperrungsmaßregeln, genau wie hundertfunfzig Jahre später bei der Annäherung der Cholera. Kaum hatte der Verkehr sich wieder zu heben begonnen, so trat 1689 der Krieg Frankreichs mit dem deutschen Reiche ein, und in Regensburg beschloß man, nicht nur die Einführung aller französischen Waaren zu verbieten, sondern dieselben überall, wo man sie finde, zu confisciren und die Eigenthümer „am Leibe zu strafen", wie es im Anfange des neunzehnten mit den englischen Waaren geschah. Im Jahre 1693 gab es eigentlich keine Neujahrsmesse wegen der Theuerung im Jahre vorher und auch, weil die Kaufmannswaaren nicht zu rechter Zeit eintrafen, da wegen der schlechten Witterung und des schlechten Zustandes der Straßen die Fuhrleute nicht fortkommen konnten. Neue Störung erlitt die Messe 1706 „durch den Einbruch der königlich schwedischen Waffen," wie sich ein Rathspatent ausdrückt, welches die Meßwechsel bis zu Ende Octobers prolongirte.

Die schlimmsten Zeiten begannen mit dem siebenjährigen Kriege, und als erst Friedrich der Große, dann Oesterreich ihre Grenzen den Waaren aus Sachsen sperrten, und dieses darauf Repressalien brauchte. Die Stadt hatte an Truppenverpflegungsgeldern und Contributionen gegen acht Millionen aufzubringen, und die Messen kamen so in Verfall, daß Gotzkowski in seiner Biographie erzählt, er habe in der Michaelismesse von 1756 von seinen Seidenwaaren nur für 200 Thaler verkauft, während er sonst in einer Messe einen Absatz von gegen 40,000 Thalern gehabt. Dazu kamen die Münzverschlechterung durch die jüdischen Münzpachter und die beginnenden Experimente mit allerlei Abgaben. Die Zeiten wurden in Leipzig so schlecht, daß 1766 der Handel anfing, nach Gera, Weimar, Hof und Arnstadt sich zu wenden. Erst als man die drückenden Abgaben beseitigte und Zollfreiheit einführte, hoben sich die Messen wieder.

Lange machten Leipzig die Messen in Frankfurt an der Oder viele Noth, bis die falschen Maßregeln, die man dort ergriff, unserer Stadt wiederum zum Vortheile ausschlugen. Leipzig wurde von Juden aus Polen, Rußland u. s. w. im Anfange fast gar nicht besucht, da sie ihre Einkäufe in Frankfurt machten, weil sie für die nach Polen gehenden Waaren die preußische Durchgangsabgabe nicht zu zahlen hatten. Dies hielten aber die preußischen Fabrikanten für nachtheilig, und jene Abgabenfreiheit wurde nicht nur aufgehoben, man belegte auch die aus Polen kommenden Producte mit einer Abgabe von dreißig Procent an Werth. Sofort mieden die Polen und Russen Frankfurt und kamen nach Leipzig, das sie zuvorkommend aufnahm. Zwar wurde jene drückende Einfuhrabgabe nach Friedrichs des Großen Tode aufgehoben, und Frankfurt hob sich wieder, aber da kam man in Preußen auf den Gedanken, dort die fremden baumwollenen und halbseidenen und seidenen Waaren zu verbieten. Die Einkäufer aus Warschau, Brody, Jassy u. s. w. fanden also in Frankfurt nicht mehr, was sie brauchten, und sie wendeten sich von nun an fast ausschließlich nach Leipzig, wo sie nicht nur die größte Auswahl in den Waaren, sondern auch ziemlich leicht Credit fanden.

Die französischen Kriege lasteten schwer auch auf Leipzigs Messen. Anfangs kamen zwar viele Engländer mit Waarenlagern nach Leipzig, weil dies den Verkehr bis in die Türkei und nach Persien vermittelte; als aber Napoleon das Continentalsystem aufstellte, erfuhr Leipzig mit seinen Messen einen lange nachwirkenden empfindlichen Schlag. Mit sieben Millionen Francs kaufte die Stadt einmal, am 7. April 1807, die in Beschlag genommenen englischen Waaren vom General Billemangy los, aber 1810 erschien wiederum ein Commissar, welcher nach englischen Waaren suchte, um die vorgefundenen zu verbrennen. Der Schade konnte durch den um etwas gesteigerten Absatz nach Rußland nicht ausgeglichen werden. Die Messen kränkelten fort und fort, zumal 1818 das von Preußen eingeführte Grenzzollsystem mit hohen Durchgangsabgaben bis nahe an Leipzig heranrückte, und ihm die Hauptadern unterband, auch Rußland seine Einfuhrzölle bedeutend steigerte, und die Abgaben in Sachsen selbst erhöht wurden. Leipzig mußte erwarten, seine Handelsblüthe ganz geknickt zu sehen, als 1834 die Schlagbäume endlich fielen, Sachsen dem deutschen Zollvereine beitrat, und Leipzig einen Aufschwung nahm, wie nie zuvor. Nach funfzehn Jahren war der Umsatz in den Messen auf mehr als das Doppelte gestiegen, und wenn auch seit 1834 Cholera, Revolutionen, Theuerung, Handelskrisen und Kriegsbesorgnisse Schuld trugen, daß einige Messen nicht von großer Bedeutung waren, wenn auch Kurzsichtige dann prophezeieten, die Zeit der Messen und damit die Zeit der Blüthe Leipzigs sei vorüber, so läßt sich doch mit weit größerer Wahrscheinlichkeit weissagen, daß unter der Segensherrschaft des Friedens, bei Fernhaltung aller den Handel stets lähmenden Beschränkungen, die Messen und mit ihnen der Handel Leipzigs noch weit großartiger sich gestalten werden."

Blätter und Blüthen.

Der bestrafte Spaßmacher. Vor einigen Jahren hatte mich meine Reiselust nach einer der bedeutendsten Handelsstädte des nördlichen Europa geführt. Wochen vergingen, ohne daß mir irgend Erhebliches begegnete. Viele Bekanntschaften, von denen einige bald angenehm und cordial wurden, waren die einzige allerdings sehr schätzenswerthe Ausbeute meines Aufenthaltes. Da ward mir ein Wechsel fällig. Um diesen zu

Digitized by Google

heben, ging ich zu der betreffenden Bank. Als ich in das Geschäftslocal trat, sah ich eine Menge Leute darin versammelt, unter ihnen einen meiner Bekannten, einen jungen Mann von unerschöpflicher Heiterkeit und Laune, und — Lust, Andere zu necken. Diese Ueberfülle seiner guten Gemüthsart schien sein einziger Fehler — doch, was sage ich, sein einziger Fehler! Als ob nicht das beste Menschenkind sein volles Mandel hätte! Ich wollte sagen, dieser Fehler war der hervorstechendste, der ihm schon manchen Freund gekostet und also gewiß auch so manche trübe Stunde bereitet hatte.

Der sonst immer zu Späßen und lustigen Streichen aufgelegte junge Mensch sah heute gar nicht lachend aus. Sein Blick war verwirrt und Todesblässe lag auf seinem etwas, von innerer Angst, wie es schien, verzerrten Gesicht. Kaum begegneten sich unsere Blicke und sogleich kam der junge Mann in überhaster Eile und mit offenbar etwas erleichtertem Herzen zu mir, der ich mit Erstaunen und Mitgefühl die sonderbare Veränderung an dem jungen Manne wahrgenommen hatte.

„Was gibt's, junger Freund?" fragte ich theilnehmend.

„Ach Herr! es gewährt mir Erleichterung, Sie zu treffen, und Ihnen, einem würdigen, besonnenen Manne" — natürlich machte ich hier meinen geziemenden Kratzfuß — „meine entsetzliche Verlegenheit auseinander zu setzen; vielleicht wissen Sie Rath und haben Erbarmen mit meiner Angst, trotz meiner unverzeihlichen Unvorsichtigkeit."

Und nun erzählte der junge Mann mit bebenden Lippen wie folgt.

„Sie wissen, Herr, mein einziger Fehler ist," — wie offenherzig ihn seine Angst machte! — „Andern einen kleinen unschuldigen Schabernack zu spielen. Als ich nun heute hierher ging, traf ich auf der Treppe mehrere Menschen, unter ihnen auch, wie ich glaubte, meinen intimen Freund H., der in seiner Rocktasche eine dicke Brieftasche so übel verwahrt hatte, daß offenbar ein Griff hinreichte, sie, ohne bemerkt zu werden, herauszuziehen. Ei, ei! dachte ich, wie unvorsichtig Freund H. ist; er verdient eine Lehre. Kaum dies gedacht, war ich in zwei Sätzen hinter ihm, zog unbemerkt die verhängnißvolle Brieftasche aus seiner Rocktasche und steckte sie zu mir, worauf ich Andere mir vorgehen ließ, hielt mich aber doch immer in seiner Nähe, um, wenn er seines Verlustes inne würde, herbeizuspringen und ihm mit Begleitung einer tüchtigen Ermahnung das Verlorene zuzustellen.

„Ich sah meinen Freund hier- und dorthin sich wenden, die Hand schütteln ꝛc., aber nie traf es sich, daß er sein Gesicht zu mir gewendet hätte. Aber diesmal traf mich der Schrecken, nein, das gräßlichste Entsetzen. Denn, heiliger Gott! als sich mein Freund nach meiner Seite wendete, erblickte ich ein mir stockfremdes Gesicht, dessen Eigenthümer eben todtenbleich nach dem verfluchten Taschenbuche suchte. Das Enorme meiner That trat plötzlich vor meine Augen; ich fühlte mich niedergeschmettert. Das Blut stürzte mir zu Kopfe, gerade so, als ob ich einen Schlaganfall bekommen sollte; Alles schwamm vor meinen Augen. Mit Riesenstärke kämpfte ich gegen den Anfall, aber als ich mich genügend gesammelt hatte und den beraubten Herrn anreden wollte, war er verschwunden.

„Was sollte ich thun? Zwar konnte mir der Inhalt der Brieftasche über seinen Namen ꝛc. Auskunft geben, aber mit welchem Gesicht könnte ich zu dem Manne sagen: „Mein Herr, hier ist Ihre Brieftasche, ich stahl sie Ihnen; es that mir leid, es gethan zu haben, ich nahm Sie für einen meiner intimsten Freunde." Das ist Alles, was ich zu meiner Entschuldigung sagen kann. Was möchte mir wohl der beleidigte und in Schrecken gejagte Herr antworten, und vor Allem, was möchte er thun? Würde er nicht am Ende sagen: „I Sie verdammter, niederträchtiger Spitzbube, wissen Sie, daß Sie durch Ihren sogenannten Spaß mir nicht geringe Ungelegenheit bereitet haben? Wissen Sie, daß ich durch ihren verruchten Spaß genöthigt wurde, einen Wechsel zu protestiren, daß ich eine mir unendlich kostbare Zeit verlor und wohl gar einen bedeutenden Gewinn riskire? Ihre Geschichte von einem Mißverständnisse ist nichts, als eine elende Erfindung, ersonnen, um den schweren Folgen der Gerechtigkeit zu entfliehen, da Sie wissen, daß man Ihnen auf der Spur ist! Mensch, ich fühle mich verpflichtet, ein so gefährliches Subject der menschlichen Gesellschaft der Polizei zu überliefern."

„O, es ist kein Zweifel," fuhr der ehemalige Spaßmacher in seiner Desperation fort, „so würde der Mann zu mir reden, würde mich der Polizei übergeben, würde — großer Gott! welche Schande und Schmach, ich vor Gericht wegen Diebstahl! O, es ist entsetzlich! Selbst vor Gericht würde man mir nicht glauben und der Richter erklären, daß auf solche Entschuldigung hin kein Mensch freigesprochen werden dürfe, weil das nur heißen würde, dem Diebstahle Thür und Angel öffnen. O, ich sehe es, ich bin verloren! Im besten Falle komme ich mit ein paar Jahren Gefängniß davon. Sagen Sie, habe ich nicht Recht, Herr?"

Offenbar sprach sich der Dieb wider Willen in immer tiefere Angst hinein; ich wollte ihm in die Rede fallen und ihn beruhigen, allein er fuhr in seiner Relation fort, ohne auch nur meine Antwort auf seine Frage abzuwarten.

„Das waren und sind noch meine Gedanken, die mir durch den Kopf raunten, als ich zur Thüre eilte, um nach Hause zu eilen, dort die Brieftasche zu öffnen und zu überlegen, wie ich sie dem Eigenthümer, ohne mich zu verrathen, zustellen könnte. Aber zu meinem Entsetzen gewahrte ich am Eingange des Hauses den Herrn, welchen ich bestohlen hatte, mit zwei Polizeileuten sprechen. Diese bewachten offenbar Jeden, der aus- und einging. Worte vermögen meinen Schrecken nicht zu beschreiben. Ich sah ein, jeder Versuch, das verfluchte Taschenbuch zurückzuerstatten, würde unter diesen Umständen mir als eine Folge der Furcht und nicht der Ehrlichkeit ausgelegt werden. Was blieb mir übrig? Ich zog mich wieder hierher zurück, da ich mein Geschäft an der Bank noch nicht einmal begonnen habe. Als Sie kamen, fanden Sie da nicht vor der Thür einige Polizisten?"

„Ich sah da wohl einige Leute stehen, doch achtete ich nicht auf sie. Es ist mir, als wenn —"

„Sehen Sie, Herr, sehen Sie; man observirt auf mich! Um Gottes Willen, rathen, helfen Sie!"

Die Erzählung hatte mich sehr ernst gestimmt. Die Sache war kritisch und zwar um so mehr, als der junge Mann im Gefühle seiner Schuld offenbar alle Geistesgegenwart verloren hatte. Zudem verdiente er eine scharfe Züchtigung für künftige Fälle. Je tiefer diese in seine Seele schnitt, desto sicherer konnte man hoffen, er werde von seinem Fehler geheilt werden. Für jetzt war jedenfalls nöthig, ihn zu sich selbst zu bringen, damit er in Ruhe die Lage der Sache beurtheile.

„Ich bin weit entfernt, junger Mann," sagte ich sehr ernst, „Ihnen Vorwürfe zu machen; diese machen Sie sich selbst. Aber Ihre nicht abzuleugnende Schuld hat Sie Ihrer sonstigen Geistesgegenwart gänzlich beraubt. Gleich nach dem ersten Schreck, der wohl unvermeidlich war, hätten Sie die Sache in Ordnung bringen können. Hätten Sie nicht einfach die Gegenwärtigen fragen können, ob einer von Ihnen etwas Werthvolles verloren habe? Fand sich keiner, so übergaben Sie die Brieftasche an den Bankier. Jetzt freilich ist dies nicht mehr möglich; denn allerdings bemerkten Sie ganz richtig, daß die Rückgabe jetzt mehr aus Furcht als aus Ehrlichkeit dictirt erscheinen dürfe."

„Ja, ja! Sie haben ganz Recht. Die Schuld hat mich meines Verstandes beraubt. Es ist mir, als ob sie jeder von meinem Gesicht herablesen vermöchte. Welch ein fatales Ding um ein böses Gewissen! Herr Gott, was wollt' ich nicht Alles darum geben, wenn ich ebenso frei und offen überall hinzugehen vermöchte, wie noch vor einer halben Stunde! O, mein Herr, denken Sie für mich! Gibt es kein Mittel, aus diesem gräßlichen Zustande glücklich herauszukommen?"

„Habe ich Sie recht verstanden," sagte ich, „so haben Sie das Taschenbuch noch nicht geöffnet, um den Namen des Eigenthümers zu erfahren. Das muß sogleich geschehen. Wissen wir erst, mit wem wir es zu thun haben, wird sich doch wohl ein Plan zur Rückgabe finden. Kommen Sie in jene Ecke, dort öffnen Sie das fatale corpus delicti."

Wir gingen an den bezeichneten Platz und ich stellte mich so, daß Niemand das Taschenbuch zu Gesicht bekommen konnte. Eine Minute darauf flüsterte mir der Geängstigte zu:

„Es gehört einem Herrn B."

Dieser Name war mir wohl bekannt. Den Träger desselben hatte ich seit Jahren hier und da auf meinen Ausflügen getroffen. Auf Reisen schließt man bekanntlich sich viel schneller aneinander und so waren dieser Herr und ich ziemlich intim geworden. Schon wollte ich dem natürlichen Gefühle der Ueberraschung nachgeben und meinem jungen gequälten Freunde meine Hoffnung, die Sache schnell beilegen zu können, aussprechen, als dieser von fern mit den Worten angerufen wurde;

„Hollah M.," — so hieß unser Missethäter — „was machst denn Du dort in der Ecke?"

„Gott sei Dank!" rief mit tiefem, aber erleichterndem Seufzer M., „da ist mein intimer Freund H."

Inzwischen kam dieser zu uns und als er das verstörte Aussehen seines Freundes bemerkte, rief er:

„Was? Du Ewiglustig, Niemalstraurig, wie siehst Du denn aus? Was ist mit Dir?"

Ich ließ die beiden Freunde allein und ging, mein Geld zu holen. Während dieses nach Vorweisung meines Wechsels mir ausgezahlt wurde, hatte ich Zeit, nachzudenken, was ich für meinen jungen Freund thun könnte, um ihn schnell und doch auch zu seinem Heile von seiner Angst und den etwaigen Folgen seines Leichtsinnes zu befreien. Späterhin erfuhr ich, was zwischen ihm und H. verhandelt worden war; ich lasse dies sogleich hier folgen.

Während ich mich von den beiden Freunden entfernte, hörte ich noch M. zu H. sagen:

„Du siehst in mir einen unglücklichen, elenden Menschen."

„Was?" hatte darauf H. geantwortet, „Du hast doch nicht Bankerott gemacht? Wie kam das, und so schnell?"

„Ach lieber Bruder, es ist viel schlimmer."

„Schlimmeres? Den Teufel, was könnte schlimmer sein, als zum Bettler werden? Du bist doch gesund?"

„Ach lieber Junge, meine Ehre, meine Ehre! Hilf, wenn Du kannst."

Und nun erzählte der Zerknirschte wieder seine Geschichte. H. hörte bis zum Ende schweigend und immer düsterer werdend zu, und schwieg selbst dann noch einige Secunden.

„Um Gotteswillen, H.!" rief M., als er seines Freundes tiefen Ernst gewahrte. „Du glaubst doch nicht, daß ich wirklich die Brieftasche stehlen wollte, daß ich irgend Schlimmes beabsichtigte?"

„Gewiß nicht, Freund M.," erwiderte noch immer sehr ernst H. „Ich glaube Dir auf's Wort. Ich kenne Deine unglückliche Neigung, auf anderer Leute Kosten Spaß zu machen. Doch kann ich Dir nicht verhehlen, die Geschichte hat ihre bösen Haken. Der B. ist ein Mensch, mit dem sich nicht spaßen läßt. Es wird schwer halten, ihn von unangenehmen Schritten abzuhalten, sage ich Dir. Doch will ich mit ihm reden; ich hoffe, er nimmt Vernunft an."

„Herr Gott, H.! siehst Du die Polizeibeamten dort? sie beobachten uns."

„Leider, mein Junge. Es ist die höchste Zeit, daß ich den B. aufsuche und mit ihm rede. Bleibe inzwischen hier, bis ich wiederkehre, und sollte während deß etwas geschehen, was ich nicht abwenden kann, so möge Dich der Gedanke stärken, daß ich für Dich thun werde, was ich vermag."

H. ging und ließ seinen Freund in wenig getröstetem Zustande zurück. Am Abend, da er seine Rettung feierte, beschrieb er diesen etwa folgendermaßen:

„Ich habe Vieles über die Schreckniße eines Schiffbruchs gelesen; so Manches gehört von dem feierlichen Augenblicke, in dem man sein Leben im Kampfe auf das Spiel zu setzen im Begriffe ist, aber alle diese Zustände sind gewiß nicht so entsetzlich, als der, in welchem ich mich befand, als H. mich verließ. Eine Zeit lang schauten meine Augen unver-

Digitized by Google

wandt auf den Boden, während meine Seele fort und fort bebte in dem Gedanken, man werde mich bald genug gefangen fortführen, und doch schien jede Minute, die verfloß, ein Jahrhundert. Denn die ersehnte Rettung nahete nicht. Zuweilen schielte ich nach den Polizisten hin, deren Blicke immer mißtrauischer auf mir zu haften schienen. Die Angst stieg immer gräßlicher; die Todesangst kann nicht schauerlicher sein. Jetzt — jetzt! Gott meiner Väter! jetzt traten die Polizisten auf mich zu. Da öffnete sich, so schien es mir, der Boden unter mir, ich versank, mein Bewußtsein schwand. Nur das weiß ich noch, daß ich einen verzweifelnden Blick nach der Thüre warf."

Das war der Augenblick, in welchem ich mit H. und dem Eigenthümer des Taschenbuches eintrat; gleich darauf sank M. zu Boden. Wir eilten zu seinem Beistande, nahmen das unglückselige Taschenbuch aus der Tasche und brachten ihn fort, indem wir den neugierigen umstehenden Leuten sagten, der junge Kaufmann M. sei in Folge eines gefürchteten sehr bedeutenden Verlustes erkrankt.

Nachdem wir den halb Ohnmächtigen nach Hause und wieder gehörig zu sich gebracht hatten, sagte Herr B., dem wir, H. und ich, sehr dringend hatten zusetzen müssen, bevor er von seinem Entschlusse, den Dieb der Polizei zu überliefern, abstehen wollte:

„Junger Mann, ich sehe wohl, daß die Herren mir recht berichteten, als sie sagten, Sie hätten aus Spaß das Taschenbuch aus meiner Tasche gezogen. Ich wollte es anfangs, ich gestehe es, gar nicht glauben, obwohl mir diese Herren als sehr ehrenwerth bekannt sind. Auch glaubte ich, es sei eine unerläßliche Pflicht, solchen gefährlichen Spaßmacher dem Gericht zu überantworten. Es freut mich jetzt, es nicht gethan zu haben. Doch nehmen Sie sich diese Affaire ad notam, junger Mann, und —"

„Kein Wort weiter, lieber Herr! Ich bin für immer von meiner Spaßmacherei geheilt, und ich fühle mich jetzt so leicht, wie ein neugebornes Kind, und so froh, wie ein Verliebter, der von seiner Geliebten erhört worden ist. Thun Sie mir den Gefallen, meine Herren, und besuchen Sie mich heute Abend zu einer Flasche echten Champagner."

An diesem Abend erzählte M., in welchem schauerlichen Seelenzustande er sich befunden, als H. von ihm ging.

Höstermann.

Doctor Véron Der Mann, von dem ich diesmal eine Skizze entwerfe, ist ein sehr interessanter und eigenthümlicher Mann; nicht allein, daß er Apotheker, Arzt, Journaldirigent, Operndirector, Politiker, Schriftsteller und — Bonapartist gewesen, sondern weil er mehr ist, als dies, ein Schlaukopf und doch nicht schlau genug, ein echter Typus jenes französischen Bourgeoisthums, welches aristokratelnd, ehrgierig und blasirt wieder in mehrere Kategorien sich scheidet, in eine gutmüthig-eingebildete — wie sie Doctor Véron repräsentirt, dessen Manövers wir zu skizziren gedenken; in eine raffinirt-geistreiche, wie Herr Emil von Girardin sie vorstellt; in eine auf ihr Geld, ihre Macht und ihre Parvenüschaft stolze, von der der Bankier Mirès ein Typus ist, und endlich in eine niederträchtig-servile, von welcher das widerliche bonapartistische Federvieh Granier de Cassagnac, der durch seine Berserkerwuth gegen die widerstandslose Partei sich auszeichnet, das sprechendste Bild gibt. Dr. Véron ist, wie man hieraus sieht, der Vorsteher der relativ besten Kategorie dieses französischen Bourgeoisthums und wenn dessen Schwächen viel Lächerliches bieten, so kann man im Grunde doch nie böse darauf sein.

Véron, geboren 1798, begann unter der berüchtigten Restauration mit der edlen Doctorei, das beste Geschäft zu jener Zeit, denn alle Welt, Gesellschaft und Staat, laborirte an Krankheiten Nachdem der Arzt nähere Einblicke in die Pathologie der Zeit gemacht, fühlte er, daß ihm im Grunde doch viel Witz und Verstand zu Theil geworden sei und diese kostbaren Eigenschaften sich in einem Lande, wie Frankreich, besser als in der Medicin verwerthen könnten. Der Doctor legte deshalb Pillen und Mixturen bei Seite, ergriff die Feder und schrieb für die „Quotidienne", ein ihrer Zeit sehr geachtetes Blatt. Da er das Glück hatte, vom Honorar der Schriftstellerei nicht leben zu müssen, weil er Vermögen besaß, so fühlte Véron sich ungemein wohl bei diesem Zeitvertreib und streichelte sich wohlgefällig sein glattes Kinn, wenn er von einer Tänzerin am Ambigu oder von einem Schauspieler am Vaudeville vernahm, daß seine Artikel sehr geistreich seien.

Unter Ludwig Philipp war der Besitz eines Journals eins der besten Geschäfte; denn nicht allein las das Publicum viel und gern, sondern man vermochte auch dadurch ein Coteriechen, ein Parteichen zu bilden, wodurch man wieder ein bischen Einfluß und Ansehen, zuletzt möglicher Weise eine Deputirten- oder Ministerstelle erreichen konnte. Es war die Zeit, wo das Bourgeoisthum aufblühte, wo es anfing, geistreich zu werden, Salons zu bilden, und Alles unter seine Einflüsse gerieth. Dr. Véron, als ein echter Bourgeois, der Esprit hatte, Salons öffnete und doch gern eine politische Rolle gespielt hätte, verkannte diese Zeit nicht, sondern gründete die Revue de Paris — jenes unglückliche Ding, welches nie recht leben und auch nicht sterben konnte, bis ihm der Zorn des Bonapartismus unlängst das Grab machte, weil der Fanatismus einiger Italiener die beste Gelegenheit bot, aus Frankreich noch mehr denn sonst einen Kirchhof zu schaffen. Die Revue de Paris war von Hause aus übrigens schon so wild und jugendlich-lustig, daß dem vorsichtigen Véron die Geschichte anfing bedenklich zu werden. Da er nicht die Natur besitzt, sich längere Zeit geduldiglich zu ärgern, so überließ er sie endlich der Partei des „National", des republikanischen Journals, welches Armand Carrel gegründet und Armand Marraft fortgesetzt hatte.

Véron hatte mindestens soviel durch sein Journal erreicht, daß man ihm den Pacht der Oper übergab, und vorläufig, da er vermeinte, man werde späterhin noch seiner Staatsweisheit bedürfen, begnügte sich der gute Doctor, dem ersten, aber herabgekommenen Theater von Frankreich zu präsidiren. Er that dies auch mit einem so unendlichen Glück, daß er ein kolossales Vermögen dabei erübrigte, worüber die verzweifelten Theaterdirectoren Deutschlands noch heute verwundert die Köpfe schütteln. Den Bourgeois Véron ließ jedoch der Ehrgeiz, eine politische Größe vorzustellen, nicht ruhen und überdies hat es etwas Qualvolles, ewig Theaterdirector zu sein — ein Amt, welches selbst eine gewisse Virtuosität im Komödienspielen bedingt. Der Doctor-Operndirector zog sich deshalb von der Herrschaft über die Sänger und Sängerinnen zurück, um so mehr, als er das gute Bewußtsein mit sich nahm, um eine halbe Million reicher geworden zu sein.

Von nun an — es war die Zeit, wo Louis Philipp in der größten Verlegenheit mit Staatsmännern war — verfolgte Véron nur das Ziel, ein Mann und ein Stern der Politik zu werden. In der Mitte der vierziger Jahre kaufte er daher den Constitutionnel, eines der größten Journale von Frankreich und damals als das Organ von Thiers von außerordentlichem Einfluß. Der Grund davon war sehr einfach. Véron konnte es dem genialen Berthin, dem mit Recht geehrten Besitzer und Leiter des alten Journal des Debats, nicht gönnen, daß er Pairs und Minister vermöge seines Einflusses gemacht habe. Ein solches Ansehen erstrebte Véron nicht minder, wenn ihm auch weniger daran lag, der Schöpfer von Pairs und Ministern zu sein, als vielmehr womöglich selbst einen solchen oder doch ähnlichen Platz zu erreichen. Als Director und Eigenthümer eines so bedeutenden Blattes, wie der Constitutionnel es war, und nebenbei als Freund und „College" des Herren Thiers, glaubte er einen Gesandtenposten oder einen Sitz im Staatsrath als etwas ganz Natürliches ansehen zu müssen, von dem ihm, als grundgescheidtem Bourgeois, Eins oder das Andere nicht ausbleiben könne. Dem armen Véron ist dieser Wunsch nie in Erfüllung gegangen, und diese Kränkung hat er bis heute noch nicht vergessen, besonders Herrn Thiers, dem er trotz angeborner Gutmüthigkeit fortdauernd grollt.

Noch einmal faßte er Muth und Hoffnung, als die Geschichte sich änderte, und Louis Napoleon das Glück Frankreichs mit den sonderbarsten Mitteln herzustellen begann. Dr. Véron hoffte Alles von ihm, er lobte ihn, er pries Frankreich glücklich unter dem Scepter des einstigen Flüchtlings, und war eins der Werkzeuge Morny's und Persigny's, um den Staatsstreich von 1851 ausführen zu helfen. Solche Dankbarkeit, meinte Doctor Veron, könne nicht ohne Lohn bleiben — und sieh, Doctor Véron ward nicht belohnt, der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan, der Mohr konnte gehen.

Diese neue Kränkung verbitterte dem guten Doctor alle fernere Liebe für politische Carrière, zu der er jetzt auch schon zu alt und zu gewitzt ist. Er raffte sich in seinem Unmuth auf, fühlte sich groß als freier, reicher Bourgeois, und verkaufte seinen Constitutionnel für schweres Geld an Herrn Mirès, den größten Parvenü der heutigen Finanz-Bourgeoisie. Als Bourgeois wollte Véron fortan leben und der Literatur sich dankbar erweisen, da sie doch immer liebenswürdiger gegen ihn gewesen war, als die Politik. Er ergriff das Handwerk der Mäcenas, und setzte Preise von 10,000 Francs für die Schriftsteller aus, gab literarische Banquette, und lebt noch heute in dieser sinnigen Beschäftigung, die selbstverständlich von Seiten der Schriftsteller sich der schmeichelhaftesten Anerkennung erfreut.

Als Bourgeois grollte er sich in den bekannten Memoiren gegen alle Diejenigen aus, die ihn in seinen politischen Hoffnungen betrogen, und die Seligkeit seiner Schriftstellerbeschäftigung athmet der Roman „das Haus Picard oder 500,000 Francs Rente." Der erlittene Undank über seine Mitwirkung am Staatsstreich förderte außerdem noch die Broschüre „Vier Jahre Herrschaft, oder wer sind wir?" zu Tage, wo er durchblicken läßt, daß ohne Morny und Fould der Kaiser seinen Verdiensten Rechnung getragen haben würde. Aber Véron's Groll ist harmlos und sein Bourgeois-Naturell so gesund, daß ihm trotz aller Enttäuschungen mindestens der gute Glaube geblieben ist, er sei eine literarische Celebrität.

Schmidt-Weißenfels.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das 2. Quartal, und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das 3. Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 27. 1858.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der erste Fall im neuen Amte.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder."

Ich wurde — vor nahe an dreißig Jahren — nach N. in der preußischen Provinz N. als Director des dasigen Inquisitoriats versetzt.

Ich kannte weder die Stadt, noch die Provinz. Ich wußte nur aus der Geographie, daß die Stadt ein Landstädtchen mit 5000 Einwohnern war. In der Stadt und deren Umgegend war mir auch kein einziger Mensch bekannt; eben so waren mir die Verhältnisse von Stadt und Land, also auch das Besondere meiner neuen amtlichen Stellung völlig fremd. Was ein Inquisitoriat war und was der Director einer solchen Criminalbehörde zu thun habe, wußte ich freilich.

Indeß hatte ich auf der Reise von meinem bisherigen zu meinem neuen Aufenthaltsorte Berlin berühren und dort dem Justizminister mich vorstellen müssen, und dieser hatte wenigstens mit Einzelnem für meine künftige amtliche Stellung mich bekannt gemacht.

„Sie wird in der ersten Zeit eine schwierige und auch außerdem keine angenehme für Sie sein. Aber —"

Der Minister ging auf meine bisherige Amtsführung ein und fuhr dann fort:

„Aber Sie werden Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten zu überwinden wissen. Beide sind durch das bisherige und zum Theil noch vorhandene Richterpersonal des Inquisitoriats hervorgerufen. Der jetzt endlich pensionirte Dirigent war schon lange unfähig; die noch fungirenden Criminalräthe sind es auch, doch es ist zur Zeit unmöglich, sie gleichfalls zu pensioniren. In Folge von dem Allen sind die Geschäfte des Gerichts in große Unordnung gerathen, und eine Folge davon ist wieder gewesen, daß die Verbrechen in dem Bezirke des Gerichts auf eine schreckenerregende Weise zugenommen haben.

„Zu Ihnen vertraue ich nun," schloß der Minister, „daß Sie einerseits mit Strenge und Energie die Ordnung der Geschäfte wieder herstellen, andererseits aber auch jene beiden alten Criminalräthe, die zu ihrer Zeit tüchtige Beamte waren und nur durch den langen und angreifenden Dienst stumpf geworden sind, mit aller Milde und Rücksicht behandeln werden, welche langjährige treue Dienste fordern und verdienen."

Ich war jung, rüstig, an Arbeiten gewöhnt. Ich hatte in dem Amte, aus dem ich unmittelbar herausgerufen war, vollständig ähnliche Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten zu überwinden gehabt und ohne Mühe überwunden. Ich ging getrost dem neuen Amte entgegen.

Mein neuer Gerichtsbezirk lag an der hannoverschen Grenze; ich hatte im Hannoverschen einen Universitätsfreund. Ich bat den Minister nur, diesen vor Antritt meines Amtes besuchen zu dürfen. Er gestattete es mir.

Ich reiste von Berlin nach Hannover mit der Schnellpost — Eisenbahnen gab es damals in Deutschland noch nicht — besuchte meinen Freund, der von der großen Straße entfernt wohnte, und kehrte dann nach Preußen zurück, und zwar aus dem Hannoverschen unmittelbar in meinen neuen Gerichtsbezirk. Ich hatte bis zu diesem anderthalb Tagereisen. Mein Weg führte mich, nach der Versicherung meines Freundes, fast ununterbrochen durch schöne Gegenden. Ich machte die kleine Reise zu Fuße.

Ich hatte dabei zugleich etwas Anderes im Auge. Von der Grenze bis zu der Stadt N. hatte ich eine ziemliche Strecke meines neuen Gerichtsbezirks zu passiren; eine Fußwanderung gab mir Gelegenheit, Manches kennen zu lernen und zu erfahren, was mir für meine künftige Wirksamkeit von Nutzen sein konnte.

Ich war, nach den Nachrichten, die ich eingezogen, nicht mehr weit von der Grenze entfernt. Ich befand mich in einem weiten Walde, wie man sie merkwürdiger Weise gerade an den Grenzen verschiedener Staaten hüben und drüben so häufig findet, als wenn die Regierungen den vielen und schweren Verbrechen, welche eben das Grenzverhältniß zu erzeugen pflegt, auch noch recht einen passenden Schauplatz und den Urhebern derselben einen sicheren, unzugänglichen Schlupfwinkel einräumen wollten.

Es war ein heller, warmer Frühlingsabend. Die Sonne stand schon tief am Horizont, gerade so tief, um von den belaubten Kronen der Bäume nicht mehr gehindert zu werden, ihre goldgelben Strahlen bis recht mitten, recht tief in den Wald hineinzuwerfen. Es bildeten sich wundervolle Licht- und Schattenpartieen unter den alten hohen Bäumen, zwischen dem jungen niedrigen Gebüsch. Das alte und das junge Volk freute sich auch hier in dem stillen, entlegenen hannoverisch-preußischen Grenzwalde der hellen, lustigen Sonnenstrahlen, und wenn ein dicker, alter, knorriger und knurriger Eichenstamm sie lange festgehalten, aber doch zuletzt ihnen nicht hatte wehren können, auf die Seite zu huschen und mit einer kleinen hübschen grünen Haselstaude oder mit den schneeweißen Blüthen eines jungen Kirschbäumchens zu spielen, dann meinte man ordentlich, die jungen Blätter und die frischen Blüthen vor Wonne in dem lauen, leisen Abendwinde sich schauern zu hören. Den armen kleinen jungen Dingern wurde es ja selten so wohl unter den hochmüthigen, dickbäuchigen Großen des Waldes.

Digitized by Google

Ich hatte mich, seitab vom Wege, auf einen alten Baumstumpf gesetzt, um den schönen Frühlingswaldabend recht voll zu genießen. Ihr meint vielleicht, er sei wohl etwas zu poetisch gewesen für ein criminalistisches Gemüth? Ein Anderer erwidert Euch vielleicht darauf, ich sei ja damals noch jung gewesen.

Ach, was das Letztere betrifft, so gibt es kaum ein vertrockneteres Gemüth, als das eines jungen Criminalisten. Wo andere Menschen ein Herz haben, der junge Kaufmann selbst noch neben allen seinen Zahlen, Haupt- und Wechselbüchern, einfacher und doppelter Buchführung, da hat der junge Criminalist nur — eine Carrière, und erst im späteren Alter bekommt er, vielleicht, wieder ein etwas aufgehautes Herz.

Ich sah dem Spiele der immer goldener werdenden Sonnenstrahlen mit den alten und den jungen Bäumen zu. Rund umher war Alles tief still. Die Waldvögel schienen sich wohl schon zur Ruhe vorzubereiten. Andere Vögel, Raben und Krähen, die am Tage ihr Futter draußen in Feld und Wiese und bei den Menschen gesucht hatten, kehrten zurück, ihr Nachtlager in den dichten Zweigen der Bäume, fern von den Menschen, denen doch nicht zu trauen sei, zu suchen. Aber ihre sonst so geschwätzigen Stimmen waren verstummt und selbst ihr Flug war so leise, daß man ihn kaum über sich hören konnte; sie mußten sehr müde sein.

Ich wurde in meinen Betrachtungen der Natur unterbrochen. Etwas noch Poetischeres, etwas so recht tief und zugleich freundlich Poetisches unterbrach mich. Ein klarer, heller Gesang einer weiblichen Stimme schallte durch den Wald. Er nahete sich der Gegend, in der ich mich befand, und kam von der Seite der preußischen Grenze her. Die Sängerin mußte auf der Landstraße näher kommen, die durch den Wald führte, auf der auch ich gegangen war, und von der, etwa zwanzig bis dreißig Schritte seitab, ich mich auf den Baumstumpf gesetzt hatte.

Es war eine hübsche, frische, jugendliche Stimme. Sie sang so fröhlich und lustig, als wenn sie jedem Baume, jedem Sträuchen, jedem Blatte und jeder Blüthe im Walde ihre Freude und ihre Lust mittheilen wollte. Freilich mochte sie wohl nicht daran, sondern an etwas ganz Anderes denken.

Aber die Bäume, die vorhin neidisch die Sonnenstrahlen einander weggefangen hatten, schienen über den frischen Gesang aus der fröhlichen Mädchenbrust Neid und Eifersucht zu vergessen; es war, als wenn sie sich die Töne zuhauchten, immer weiter und weiter, damit Jedes sie vernehmen, sich daran erquicken solle. Der Gesang drang bis in die fernsten Tiefen des Waldes hinein.

„Zufriedenheit ist mein Vergnügen,
Das Andre laß ich Alles liegen
Und liebe die Zufriedenheit.
Und lieb' und lieb' und lieb' und lieb'
Und liebe die Zufriedenheit!"

Kennt Ihr die einfache, herzliche, lustige Melodie zu diesen Worten?

Ich lauschte mit den Bäumen und Zweigen und Blättern und Blüthen. Ich war neugierig wie sie, die Sängerin zu sehen. Endlich kam sie. Sie ging langsam und sah vor sich hin. Aber ihre Augen schweiften, wie suchend, überall im Walde umher. Mich hatte sie dennoch nicht gesehen. Auf meinem Baumstumpfe verbarg mich ein vor mir stehender breiter Baumstamm. Ich sah sie desto deutlicher.

Es war eine kleine, dralle, hübsche, außerordentlich behende Figur; eine von jenen Figuren, die ein junger Bursch, wenn er sie sieht, meint, in den Arm nehmen zu müssen, und die einem blasirten deutschen Jüngling das Blut in die Wangen und die Blasirtheit aus dem Herzen treiben könnte. Ihr Gesicht war wie Milch und Blut, ihre Augen wie ein neckisches Feuer. Aber besonders sprach eine kindliche, unschuldsvolle Gutmüthigkeit in dem hübschen, frischen Gesichte sich aus. Sie trug halb städtische, halb ländliche Kleidung, etwa wie ein Dienstmädchen von einem benachbarten Gute. Sie hatte trotz dem scharfen Umhersuchen ihrer feurigen Augen nicht blos mich, sondern auch etwas Anderes nicht gesehen. Ich hatte es bemerkt.

In gerade entgegengesetzter Richtung von ihr schritt ein Mensch nach der Gegend der Grenze zu. Er ging nicht auf der Landstraße, er hielt sich vielmehr jenseits derselben im Walde. Dort schlich er unter den Bäumen, leise und leicht. Er wollte offenbar gerade von dem Mädchen nicht gesehen sein, das seine Augen, wie ich, ungeachtet der Entfernung, deutlich glaubte wahrnehmen zu können, sorgsam wahrten. Er schien ein noch junger Mensch zu sein. Seine Kleidung war ebenfalls eine halb städtische, halb ländliche, als wenn er ein Knecht aus der Gegend wäre.

Als er in derselben Linie mit dem Mädchen war, ließ er dieses noch ein paar Schritte weiter gehen. Dann drehete er sich plötzlich um und schnell, wie ein Blitz, und eben so unhörbar schoß er aus dem Walde, unter den Bäumen hervor, auf die Landstraße, auf das Mädchen zu.

Sie sah und hörte ihn auch jetzt nicht und ging singend und suchend weiter.

„Und lieb' und lieb' und lieb' und —"

Auf einmal verstummte ihr Gesang.

„Was ist denn das?" rief sie.

Sie war von hinten umfaßt. Zwei Hände hatten sich auf ihre Augen gelegt; sie konnte nicht sehen, sie konnte nicht den Kopf, nicht die Arme, nicht den Körper rühren.

„Spitzbube, Du bist es!" rief sie.

„Wer?" fragte eine verstellte Stimme hinter ihr.

„Wirst Du mich auf der Stelle loslassen?"

„Eine solche Landläuferin!"

„Ich kratze Dir die Augen aus."

Die verstellte Stimme lachte.

„Womit?"

„Nachher. Du wirst sehen."

„Nun, das möchte ich sehen."

Das sprach keine verstellte Stimme. Die umschlingenden Arme hatten sie losgelassen. Ein schmucker, hübscher Bursch stand lachend vor dem Mädchen.

„Angeführt, mein Mädchen!"

„Aber Deine Strafe bekommst Du, gottloser Bursche."

„Nachher," sagte er jetzt.

Und er legte seinen Arm um sie und sie den ihrigen um ihn, und sie küßten sich herzhaft und herzlich. Als sie sich satt geküßt hatten, sagte der Bursch lachend:

„Nun meine Strafe; haben muß ich sie doch einmal, ich kenne Dich ja. Nachher können wir um so besser miteinander plaudern."

Aber das Mädchen sah ihn ernst an und erwiderte:

„Diesmal soll sie Dir geschenkt sein. Ich habe Dir etwas Wichtiges und etwas recht Glückliches zu sagen."

„Laß hören, mein Mädchen."

„Mein Oheim war bei mir."

„So? Und was wollte er?"

„Ich soll wieder zu ihm kommen."

Das Gesicht des jungen Menschen nahm einen Ausdruck der Verstimmung an.

„Und das ist Dir ein Glück?"

„An dem Oheim ist mir auch nicht viel gelegen."

„Ich kann ihn nicht ausstehen."

„Aber meine Tante ist doch brav."

„Gerade sie hat Dich damals fortgejagt."

„Es reuet sie. Sie ist zuweilen heftig, aber sie hat ein gutes Herz. Ich soll wieder zu ihr kommen; sie hat den Oheim deshalb expreß zu mir geschickt."

„So sagt er?"

„Wie könnte er es lügen?"

„Und Du gehst gern hin?"

„Es ist doch besser, als bei den fremden Leuten dienen. Sie sind so grob, so schlecht hier an der Grenze."

„Du verläßt mich also auch gern?"

Der junge Mann fragte in bitterem Tone.

Das Mädchen wurde traurig. Aber doch zeigte sie durch ihre Trauer einen ruhigen, zuversichtlichen Muth.

„Fritz, so, wie jetzt, können wir auf die Dauer hier nicht beisammen bleiben. Du darfst nicht auf die andere Seite der Grenze kommen; die preußischen Beamten lauern auf Dich, wie auf ein wildes Thier, um Dich Jahre lang in das Zuchthaus zu schicken. Und ich kann mich nur verstohlen des Abends hier in den Wald schleichen, wenn ich Dich einmal sehen will."

„Ja, es ist ein trauriges Leben," sagte der Bursch.

Und doch waren sie noch wenige Augenblicke vorher so lustig und fröhlich gewesen. Sie hatten gesungen; er hatte den Scherz mit ihr gemacht; sie hatten Beide gelacht, und umfaßt und geküßt hatten sie sich so herzlich und so glücklich, als wenn es für sie nimmer ein Leid in der Welt geben könne.

Digitized by Google

War das das ruhige, edle Vertrauen der Unschuld? Oder war es ein, und dann schon tief eingewurzelter, Leichtsinn verbrecherischer Schuld?

Sie hatten vom Zuchthaus gesprochen! — Sie waren stehen geblieben und setzten ihr Gespräch fort. Das Mädchen hob wieder an.

„Und einmal muß es doch anders werden; und das kann es nur durch meine Tante. Nach Preußen darfst Du nicht zurück; Dein Leben hier in dem fremden Lande kannst Du so auch nicht fortsetzen. Meine Tante aber hat Vermögen und keine Kinder. Ihr Geld kann uns helfen; wir könnten damit überall Etwas anfangen."

Ich sah auf einmal die Augen des jungen Mannes leuchten.

„Gretchen, ich habe da einen Gedanken."

„Was ist es, Fritz?"

„Wann willst Du fort?"

„Mein Oheim wartet auf mich."

„Also heute noch?"

„Heute Abend noch; wir werden die Nacht durch fahren. Aber was hattest Du?"

„Ich bringe Dich zur Grenze zurück. Unterwegs sage ich es Dir."

Sie gingen Arm in Arm der Grenze zu. Von ihrem Gespräche hörte ich nichts mehr. Was ich gehört und gesehen, hatte mich interessirt: die hübschen, frischen Gestalten, das traurige und doch so glückliche Verhältniß Beider, ihr wahres Gefühl, besonders der klare, zuversichtliche Muth des Mädchens; dann aber auch wieder das Zuchthaus und daß der Bursch nicht nach Preußen zurückkommen dürfe, und daher der Zweifel, ob Schuld oder Unschuld. Und wenn Schuld, wenn verbrecherische Schuld da war, sollte sie, da der Bursch nicht nach Preußen zurückdurfte und die preußische Grenze hier zugleich die Grenze meines neuen Gerichtsbezirks bildete, sollte sie in dieser Beziehung nicht auch mich von nun an angehen?

Der Mensch ist ein Egoist und ein schlimmer Egoismus ist der bureaukratische.

Endlich, wenn Schuld da war, konnten dann nicht gar die letzten Worte, die ich gehört hatte, einen verbrecherischen Sinn haben, einen verbrecherischen Plan andeuten, den die Beiden jetzt im Weitergehen, während ich über die Worte nachdachte, weiter ausbildeten und verabredeten? Sie waren mir längst aus den Augen verschwunden, als ich noch diesen Gedanken nachhing.

Der Abend war hereingebrochen.

Wie der fröhliche Gesang des hübschen Mädchens verstummt war, so waren die Strahlen der Sonne verschwunden; im Walde herrschte nur das Dunkel und die Stille des Abends. Die alten und die jungen Bäume mit ihren Blättern und Blüthen hüllten sich in sie zum Schlafen. Ich verließ meinen Baumstumpf, schlug wieder die Landstraße ein und setzte meinen Weg fort. Ich mußte noch eine Zeitlang im Walde gehen. Es blieb still und einsam um mich her.

Auch von dem jungen Liebespaar sah und hörte ich nichts wieder. Der Bursch hätte zurückkommen müssen oder können. Er begegnete mir nicht. Dagegen hörte ich nach einiger Zeit im Galopp ein Pferd hinter mir herkommen. Ich war noch im Walde, gerade in einer Biegung der Landstraße. Ungefähr ein paar hundert Schritte vor mir war das Ende des Waldes. Ich hemmte meinen Schritt, um zu sehen, wer an mir vorübergaloppiren werde. Die Umrisse eines Reiters auf einem Pferde konnte ich hinter mir erkennen; mehr aber in der Dunkelheit der Bäume nicht. Allein auf einmal, als Pferd und Reiter neben mir waren, sah ich in dem Lichte, das aus der freien Ebene in die Landstraße hereindrang, auf einem großen, mageren, dunklen Pferde ein so häßliches, widerwärtiges Gesicht, daß ich, wäre es mir mitten im Walde begegnet, mich davor hätte erschrecken können. Es war breit; es schien mehr gelb, als blaß zu sein; es war von Blatternarben zerrissen; ein dichter, aufstehender, dunkler Schnurrbart theilte es; ein paar grünlich aussehende Augen fielen mit einem fast blendenden falschen Blitzen auf mich. So flog der Reiter an mir vorüber. Ich sah ihm noch überrascht nach.

Da kam um die Biegung des Weges mir ein Mensch entgegen. Als der den Reiter plötzlich vor sich sah, kam es mir vor, als wenn er erschrocken auf die Seite in den Wald hineinspringen wolle. Der Reiter, als er ihn gewahrte, wollte plötzlich sein Pferd anhalten; aber er besann sich anders und sprengte vorüber. Der Fußgänger sprang nicht in den Wald. Nach zehn Schritten begegnete er mir. Es war der Bursch Fritz, der mit dem hübschen Mädchen gesprochen hatte. Ich blieb bei ihm stehen.

„Wer war der Reiter?" fragte ich ihn.

Ich glaubte, in seinem Gesichte noch Spuren von Erschrecken zu bemerken. Mich sah er mißtrauisch an.

„Ich kenne ihn nicht," antwortete er mir flüchtig und setzte, ohne sich bei mir aufzuhalten, seinen Weg fort.

Aus dem eigenthümlichen hastigen Tone seiner Stimme glaubte ich zu entnehmen, daß er den Menschen wohl kannte, aber irgend einen Grund hatte, dies nicht zu sagen.

Welcher war dieser Grund?

Wer war der Reiter mit dem häßlichen, Schrecken erregenden Gesichte?

An einer Landesgrenze haust allerlei Gesindel. — So nahete ich mich meinem neuen Gerichtsbezirke.

Als ich mit einer neuen Biegung der Landstraße aus dem Walde trat, sah ich etwa hundert Schritte weit vor mir links am Wege ein großes, einzeln stehendes Haus liegen. Ich ging darauf zu. In einer großen Stube sah ich durch die Fenster Licht. Vor der Thür stand ein Mensch, es schien ein Knecht zu sein.

„Ist dies ein Wirthshaus?"

„Ja."

„Noch auf hannoverschem oder schon auf preußischem Gebiete?"

„Noch im Hannoverschen. Die Grenze ist dort, dreißig Schritte weiter."

„Kann man hier Nachtquartier finden?"

„Ich sollte denken. Gehen Sie in die Wirthsstube, Sie werden da die Frau Wirthin finden."

Ich ging in das Haus. Die erleuchtete Stube war die Wirthsstube. Ich trat hinein. In der Stube fand ich die Wirthin und einen einzigen Fremden. Jene saß bei einer Lampe mit Nähen beschäftigt. Der Fremde saß an einem anderen langen Tische und hatte ein Glas Bier vor sich stehen.

Ich ließ mir von der Wirthin ebenfalls ein Glas Bier geben. Meine Absicht war, noch am Abend die preußische Grenze zu überschreiten, falls ich drüben in der Nähe ein convenables Wirthshaus finden werde. Hiernach wollte ich mich nun zunächst erkundigen.

„Die Grenze ist hier ganz in der Nähe?" fragte ich die Wirthin.

„Ja, gleich hinter dem Garten des Hauses."

„Wie weit ist das nächste preußische Dorf entfernt?"

„Eine starke halbe Stunde."

„Trifft man vorher kein Wirthshaus?"

„Bis zu dem Dorfe ist nur Wald; er fängt gleich hinter der Grenze wieder an und in dem Walde ist kein Wirthshaus."

„Dennoch führt die Landstraße hindurch?"

„Sie führt hindurch. Die preußische Regierung leidet keine Wirthshäuser in dem Walde und so dicht an der Grenze. Sie würden den Schleichhändlern zu sehr zum Schlupfwinkel dienen."

„Ist hier viel Schleichhandel an der Grenze?"

„Wir bekümmern uns nicht darum."

Die Frau sprach das mit Zurückhaltung. Sie schien weder mir noch dem andern Fremden zu trauen.

Ich setzte dennoch meinen Versuch fort, über die Verhältnisse der Gegend Auskunft zu erhalten.

„Es ist hier wohl oft unruhig an der Grenze?" fragte ich die Frau weiter.

„Es fallen manchmal Streitigkeiten zwischen den preußischen Zollbeamten und den Schmugglern vor."

„Sind die Schmuggler Preußen oder Hannoveraner?"

„Preußen. Es wird nur nach Preußen hereingeschmuggelt, wo Alles theurer ist. Sie haben da so viele Zölle und Steuern. Darum lebt das Volk da schlechter. Es ist auch schlechter drüben, als bei uns."

„Und kein Hannoveraner nähme an dem Schleichhandel Theil?"

„Einige nichtswürdige Bursche abgerechnet, keiner. Gesindel findet sich überall."

„Besonders an den Grenzen," bemerkte ich.

„Aber am meisten auf jener Seite," bemerkte dagegen fast eifrig die gute hannoversche Patriotin.

Digitized by Google

Mir fiel der unheimliche Reiter ein, der an mir vorbeigeritten war. Der Fremde, den ich in der Wirthsstube traf, war es nicht. Dieser war ein Mann von mittler Statur, vielleicht einige dreißig Jahre alt, mit einem hübschen, feinen, blassen Gesichte. Das Gesicht hätte etwas Angenehmes gehabt, wenn nicht ein eigenthümlicher Zug um die ein wenig aufgeworfenen Lippen ihm einen zurückstoßenden Ausdruck verliehen hätte. Ich kann den Zug und den Ausdruck nicht näher beschreiben. Ich habe sie auch nicht oft in den menschlichen Gesichtern gesehen. Aber wo ich sie gesehen habe, sah ich ein schweres Verbrechen. Und nicht etwa blos der gefallene Mensch sprach sich darin aus, eine Natur vielmehr schien sich mir zu verrathen, die sich bewußt war, daß sie innerlich schon ausgestoßen sei aus der Gemeinschaft der Besseren, und nun Rache nehmen wollte, nehmen mußte für diese Ausstoßung, die fortan das Gute nicht mehr lieben konnte, die es dafür hassen, mit aller Kraft der Seele hassen wollte.

Das Nämliche schien im Hintergrunde der großen, dunkeln, melancholisch blickenden Augen des Mannes zu lauern.

Seinem Aeußern nach gehörte er übrigens dem mittlern Bürgerstande an. Er trug einen einfachen grauen Oberrock; eine blaue Tuchmütze und einen Stock, wie Bürgersleute ihn auf einer Reise über Land zu tragen pflegen, lagen neben ihm auf der Bank.

Ich hatte ihn anfangs nicht beachtet. Erst als die Frau von dem Gesindel an der Grenze sprach, hatte ich ihn plötzlich aufzucken sehen. Jetzt fiel er mir auf. Wie ich ihn genauer ansah, traf mich gleichzeitig ein scharfer Blick aus seinen melancholischen und doch so lauernden Augen. Sie stachen mißtrauisch nach mir hin, aber in dem Moment, in dem sie mir begegneten, senkten sie sich wie verwirrt, erschrocken zu Boden.

Ich hatte den Menschen nur prüfend angesehen, jenen plötzlich mir auffallenden Ausdruck studirend, wie sich der Criminalrichter den Inquisiten, den er zum ersten Male sieht, unwillkürlich prüfend und studirend betrachtet.

War er mit jenem erschreckenden Ausdrucke vor mir erschrocken? Und warum? Ich kannte ihn nicht; er konnte schwerlich mich kennen. Ich hatte ihn noch nie gesehen; er gewiß auch mich nicht. In irgend einer Beziehung zu mir konnte er gar nicht stehen. Hatte er eine Ahnung, daß er zu mir, dem ihm völlig Unbekannten, in so nahe und sein Schicksal so nahe berührende Beziehung treten werde?

Ich hatte ihn seitdem wiederholt in's Auge fassen müssen. Jedesmal, wenn ich nach ihm hinschaute, bemerkte ich, wie sein Blick sich rasch vor dem meinigen niederschlug. Er hatte mich also angesehen, er hatte mich ansehen müssen, wenn ich nicht nach ihm sah. Er konnte mich nicht ansehen, wenn ich nach ihm sah.

Mir war in dem Gespräche mit der Wirthin der häßliche Reiter wieder eingefallen. Es lag nahe, daß ich mich nach ihm erkundigte.

„Ist hier nicht kurz vor mir Jemand zu Pferde eingetroffen?" fragte ich die Frau.

Die Frau antwortete: „Nein."

Aber der blasse Fremde hatte plötzlich, beinahe heftig, das Gesicht nach mir gewandt. Er sah mich so sonderbar an, als wenn der Reiter ihn angehe, und er von mir etwas zu erfahren hoffe.

„Es ist hier auch Niemand vorbeigeritten?" fragte ich die Frau weiter.

„Ich habe keinen Menschen gesehen, auch kein Pferd gehört."

Der Fremde horchte gespannt meinen Worten, wie denen der Wirthin; ich konnte es ihm ansehen, obwohl er sein Gesicht wieder halb von mir abgewandt hatte.

Ich setzte um so mehr meine Erkundigungen nach dem Reiter fort. Zwischen dem Fremden und dem Reiter mußte eine Beziehung bestehen. Der Fremde fürchtete eine Beziehung zwischen ihm und mir.

„Sonderbar," fuhr ich zu der Frau fort, „er ritt im Walde an mir vorüber, nicht gar weit von hier. Wenn er nicht hier vorbei kam, so muß er dicht vor dem Hause die Landstraße verlassen haben."

Auch die Frau war aufmerksam geworden.

„Wie sah er aus?" fragte sie.

„Er hatte ein breites Gesicht, Blatternarben, einen Schnurrbart."

„Ich wüßte nicht, wer das sein könnte."

„Er ritt ein großes, dunkles, mageres Pferd."

Die Frau sann nach, aber sie schüttelte den Kopf, als wenn sie auf Pferd und Reiter sich nicht besinnen könne.

Der Knecht, den ich vor dem Hause getroffen, war während ihrer Fragen in die Stube getreten. Er hatte unser Gespräch angehört. Sie wandte sich an ihn.

„Hast Du den Menschen gesehen?"

„Es ist Keiner vorbeigekommen," antwortete der Knecht.

„Kannst Du Dich auch nicht besinnen, wer es sein könnte?"

„Nein. Aus der Gegend ist er nicht, sonst müßte ich ihn kennen."

Der Knecht, der nur einen Schlüssel geholt hatte, ging wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an den Kaukasus.

Von einem russischen Officier.

Anapa, eine im Krimkriege oft genannte russische Festung in Kaukasien, wird den Lesern der Gartenlaube auch noch durch eine gelungene Abbildung, welche dieses Blatt in einem früheren Jahrgange brachte, in frischem Andenken sein. Die Stadt liegt vierzig Werste südlich von der Mündung des Kuban auf einem Kalksteinfelsen, welcher sich in das schwarze Meer halbkreisförmig hineindrängt, und fast senkrecht nach dem Meeresspiegel zu abfällt. Das Plateau, welches der Felsen bildet, senkt sich von Süden nach Norden hin, so zwar, daß sich seine höchste Stelle 19 Saschen *, die niedrigste, von den Festungswerken gekrönt, nur noch 5 bis 6 Saschen über das Wasser erhebt. Hier sucht ein kleiner Fluß, der Bugür, das Meer zu erreichen; aber es ist ihm nicht vergönnt, sein klares Wasser dem Pontus zuzuführen, denn neidische Sandbänke haben sich vor seiner Mündung gelagert, und hindern grausam die Vereinigung mit dem ersehnten Freunde. Trotzig sucht das Flüßchen, indem es sich in mehrere Arme theilt, den Feind zu umgehen, da es nicht die Kraft hat, seine Mitte zu durchbrechen, doch überall stellen sich neue Sandmassen entgegen. So unterliegt der Arme dem durch die Meeresfluthen täglich wechselnden Widersacher; nur ein kleiner Theil seiner Kräfte erreicht das Ziel, die größere Menge Wasser bleibt stehen und bildet einen Sumpf, der einen Umfang von mehr als zwei Werften hat, während das Flüßchen hundert Schritt vor der Mündung seine Kräfte auf eine Breite von drei Saschen concentrirt. Früher war der Sumpf vielleicht ein Meerbusen, der nach und nach durch Sandbänke vom Meere abgeschnitten wurde. Die zuströmenden Wasser des Bugür verhinderten das Austrocknen, und so erstreckt er sich jetzt an acht Werste weit landeinwärts, bewachsen mit Schilf und Rohr, und bevölkert von wilden Schweinen und allerhand Sumpfvögeln, besonders vielen Millionen wilder Enten. Am südlichen Ufer dieser morastigen Strecke haben Kleinrussen, aus verschiedenen Domänengütern abstammend, zwei Dörfer gebildet. Erdwälle und Gräben schützen nothdürftig gegen plötzliche Ueberfälle der benachbarten Tscherkessen. Einige Kanonen und in jedem Dorfe eine Compagnie Soldaten (350 Mann) sind jedoch nicht hinreichend zur Vertheidigung bei stärkeren Angriffen der kriegerischen Feinde, und deshalb ist jeder Bewohner, welcher die Waffen zu tragen im Stande ist, auch verpflichtet, solche zu besitzen, sie immer mit sich zu führen, und sogleich an der Vertheidigung Theil zu nehmen.

Das Anapa zunächst liegende Dorf heißt Alexejewka und liegt etwa vier Werste von ihm, das andere, Nikolajewka, bedeutend größer, ist am Ende des Sumpfes erbaut worden. Hier verwandelt sich der Morast in ein Dickicht von Eichen, Ahorn, Eschen, Weiden und vielen andern Bäumen, welche selten mehr als armsdick und höher als drei Saschen und dabei so von Hopfen, wildem Wein und andern Schlingpflanzen umschlungen

* 7 Werste = 1 deutsche Meile; 1 Werst = 500 Saschen oder 3500 engl. Fuß, also 1 Sasche = 7 Fuß engl. = 6¾ Fuß rheinisch.

Digitized by Google

Aus dem russisch-tscherkessischen Kriege.

Digitized by Google

und unter sich verbunden sind, daß es unmöglich ist, durch dasselbe anders, als auf den gebahnten Wegen, zu dringen. Bis zum Fort Rajewski zieht sich dieser Wald, dann wird die Gegend etwas heiterer. Geht man weiter, so trifft man auf die 1838 neu angelegte Stadt Noworossisk. Die Stadt ist anmuthig an einem vom Meer gebildeten Busen gebaut, ist der Sitz des Generals, aber auch nicht besser befestigt, als die Dörfer und das Fort Rajewski, ja letzteres kann sogar mehr Anspruch auf Sturmfreiheit machen. Die Festungswerke dieses Forts umfassen einen viereckigen Raum, dessen Seiten kaum einige hundert Schritt lang sind. Es hat 1 Compagnie Infanterie zur Besatzung, sowie 16 Kanonen zur Vertheidigung. Auf halbem Wege zwischen Anapa und Noworossisk gelegen, umgeben von Wald und Sumpf, ist die Garnison oft Monate lang von allem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschlossen. Aus dem von den Wällen begrenzten engen Raum, den Kasernen, Lazareth und Proviantmagazine noch mehr verringern, darf keine Seele hinaus, und so ist es natürlich, daß das ungesunde Klima bei der unzureichenden Bewegung und dem langweiligen, keine Abwechselung erlaubenden Leben Fieber und Scorbut nicht ausbleiben läßt. Ein Freudentag für die Garnison ist es immer, wenn die Proviantcolonne von Anapa ankommt; aber nur kurze Zeit genießen sie das Vergnügen, die Freunde zu sehen, denn diese kommen Abends, geben ihren Proviant, Pulver, Briefe u. s. w. ab, schlafen die Nacht und ziehen am andern Morgen wieder von dannen.

Etwas besser ist das Leben für die Soldaten, welche in den Städten und Dörfern einquartiert sind. Ihre Aufgabe ist, den Bauer bei allen Feldarbeiten gegen etwaige Angriffe des grausamen Feindes zu schützen. So wie im Frühjahr die Erde aufthaut — und das geschieht recht früh — so beginnen die Feldarbeiten der Bauern. Mit diesen rückt denn frühmorgens der Soldat aus, kleine Trupps werden in gehöriger Entfernung von den Arbeitern aufgestellt, und bleiben so lange, als der Bauer das Feld bestellt oder sein Vieh weidet oder Heu macht u. dgl., stehen. Einer von jedem Trupp wacht, die Andern schlafen oder, da man doch nicht den ganzen Tag schlafen kann, spielen Karte und verwünschen den Bauer. So geht das Leben bis zum Winter fort, und wenn dieses Leben auch besser ist, als das im Fort Rajewski, da man doch wenigstens eine gesunde Bewegung hat, auch die benachbarten Orte und Städte besuchen kann, so ist es doch erklärlich, daß man den Winter mit Sehnsucht erwartet.

Der Winter im Kaukasus erscheint freilich in ganz anderer Gestalt, als in den nördlichen Provinzen. Erst in der Mitte des Decembers tritt der Frost ein, der wohl ziemlich heftig auftritt, aber kaum einen Monat anhält. Vor und nach der Frostzeit pflegen häufige Regengüsse den Winter an- und abzumelden. Natürlich können während dieser Zeit die transkubanischen Bauern nicht im Felde arbeiten, und deshalb benutzt man den Frostmonat, um durch kriegerische Operationen irgend einen Vortheil über die Bergvölker zu gewinnen. Jetzt beginnt erst die eigentliche Bestimmung des Soldaten am Kaukasus, der Krieg gegen die räuberischen Nachbarn.

Man wird es begreiflich finden, daß wir, die wir das oben beschriebene Leben während des Frühlings, Sommers und Herbstes im Jahre 1851 geführt hatten, uns Alle nach der Frostzeit und nach dem Befehl zum Ausmarsch sehnten, aber wir mußten dieses Mal ziemlich lange auf die erwünschte Ordre, „uns zum Marsch zu rüsten," warten. Endlich, am letzten Tage des alten Jahres, traf diese ein. Unbeschreiblich war die Veränderung, welche dieser Befehl in unserer Garnison hervorbrachte. Wie wenn man einem bis dahin in Ordnung und Ruhe arbeitenden Ameisenvolke den schützenden Hügel zerstört und die emsigen Thierchen dadurch zu unerhörter Thätigkeit anspornt, so lief jetzt Alles, was Uniform trug, durcheinander. Die schmutzigen Straßen Nikolajewka's, sonst so menschenleer, waren plötzlich mit geschäftigen Leuten bedeckt.

Die Expedition für dieses Jahr sollte eine s. g. fliegende sein; man wollte möglichst weit in die vom Feinde bewohnten Gegenden eindringen, mußte aber deshalb sich auf so wenig Gepäck als irgend möglich einschränken. Man ließ deshalb alle Zelte zu Hause und nahm nicht einmal Proviantwagen mit, sondern gab jedem Soldaten seinen Mundvorrath auf 10 Tage — denn so lange sollte der Marsch dauern — zu tragen. Nur zwei leere mit Ochsen bespannte Wagen folgten jeder Compagnie, um etwaige Verwundete transportiren zu können. Wir wußten zwar sehr gut, daß uns Mühseligkeiten und Gefahren aller Art bevorständen, aber dennoch freute sich Alles auf den Tag des Ausmarsches, denn es brachte doch Abwechselung in unser einförmiges Leben. Läßt doch auch jeder Feldzug, und wenn er noch so kurz ist, dem Soldaten auf lange Zeit die schönsten Erinnerungen zurück, und gibt er doch oft dem strebsamen Officier Gelegenheit, sich auszuzeichnen und so seinem Glück den Weg zu weisen.

Am 3. Januar 1852 trafen ein Kosakenregiment, zwei Bataillone aus Anapa und die Compagnie aus Alexejewka bei uns in Nikolajewka ein, um vereint mit uns noch denselben Tag bis zum Fort Rajewski zu marschiren. Die Cameraden trafen uns bereits in Reih und Glied, der griechische Priester sprach ein kurzes Gebet, die zitternden Töne der Signalhörner schallten durch die Luft, und fort zogen wir scherzend und lachend, als ginge es zu einem lustigen Vergnügen. Und doch mag Manchem das Herz geschlagen haben, wenn er sich jetzt fragte: „Wirst Du wohl auch wiederkehren, und wie wirst Du zurückkehren?" Aber solche Gedanken passen nicht für den Soldaten; er sucht sie zu verbergen, und so gelingt es auch bald, sie zu unterdrücken. Der Marsch ging ziemlich langsam von Statten, denn die Wege waren durch den Regen, der vor einigen Tagen eingetreten war, aufgeweicht; jetzt fror es, und so brach der Fuß bei jedem Schritt durch die dünne Frostdecke, wobei das schmutzige Wasser immer über den Füßen zusammenschlug. An den Rädern der Wagen und Kanonen fror der hängenbleibende Schmutz, und bildete aus dem Kreise unregelmäßige Polygone.

Trotz der nur 18 Werste betragenden Entfernung langten wir unter solchen Umständen erst Abends im Fort Rajewski an. Ein Landsmann, der deutsche Arzt Kühn, nahm mich mit noch vielen anderen Officieren gastfreundlich auf. Wir waren froh, uns in der lieben Muttersprache unterhalten zu können, und beachteten nicht den Aerger der Anderen, die weder deutsch noch lettisch verstanden. Am andern Tage wurde der Marsch nach dem 20 Werste entfernten Noworossisk auf gefrornem, aber sehr holperigem Wege fortgesetzt. Bei Nacht trafen wir ein und wurden, wie es gerade traf, einquartiert, doch kamen Alle unter Dach. Weshalb wir den nächsten Tag hier liegen blieben, weiß ich nicht, doch benutzte ich diese Gelegenheit, um mich mit gesalzenem und geräuchertem Fleische, mit Tabak u. dgl. zu versehen, da alle diese Gegenstände in Nikolajewka nur theuer und schlecht zu bekommen waren. Gern hätte ich auch etwas Hafer für mein Pferd mitgenommen, aber das arme Thier hatte an mir und meinem Mundvorrath genug zu tragen, ich konnte es nicht noch mehr überladen.

Früh in aller Stille brachen wir auf. Unsere Colonne hatte sich in Noworossisk um drei Bataillone Infanterie, zwei Compagnien vom griechisch-balaklavischen Bataillon und ein Regiment Kosaken verstärkt, so daß wir jetzt eine Macht von 6—7000 Mann mit 17 Kanonen bildeten. Anfänglich zogen wir längs des Meerbusens hin, bald jedoch stieg der Weg im Zickzack den Berg hinauf. Nach sieben solchen Windungen hatten wir den Gipfel erstiegen. Unter uns schwebten die Wolken, welche so dicht waren, daß man weder die Stadt, noch den Meerbusen sehen konnte. Auf der andern Seite stiegen wir wieder in das Thal eines Baches hinab, den die Einwohner Adagum nennen. War das Aufsteigen beschwerlich gewesen, so war es das Hinabsteigen noch mehr, obgleich der Weg durch unsere Noworossisklischen Cameraden so viel als möglich geebnet worden war. Wie ein solcher Weg aussieht, hat die Gartenlaube im vorigen Jahre ihren Lesern gezeigt, denn sie gab eine Abbildung von einem Gebirgspaß in Persien, der den Wegen im Kaukasus ganz ähnlich war.

In dem Thale wurde Halt gemacht. Alles lagerte sich und begann, von den mitgenommenen Lebensmitteln sich ein Frühstück zusammenzustellen. Es war der erste Tag und alle Vorräthe noch unberührt, auch war es die letzte Ruhe, welche wir, vom Feinde unbelästigt und ohne besondere Vorsichtsmaßregeln abhalten konnten. Mit jedem Schritt tiefer in das Land mußten wir dann jeden Augenblick einen Ueberfall des Feindes befürchten, und deshalb wurden auch jetzt die nöthigen taktischen Maßregeln getroffen, um wenigstens eine Ueberraschung dem Gegner unmöglich zu machen. Auf dem Wege marschirten etwa drei Viertheile der ganzen Macht dicht aufgeschlossen, das sogenannte Corps de bataille, in dessen Mitte sich auch sämmtliche Wagen befanden. Vor diesem Gros befand sich eine Abtheilung Kosaken und Infanterie, welche wieder einige Reiter auf Schußweite vorgeschoben hatten. In gleicher

Digitized by Google

Weise war der Rücken der Colonne gedeckt, während die Seiten durch Tirailleurketten, gleichfalls auf Schußweite vom Gros entfernt, geschützt wurden.

So bewegte sich der ganze Heereskörper weiter, vorsichtig die Fühlhörner nach allen Seiten hin ausstreckend und damit aufmerksam jede Terrainfalte prüfend, jedes Gebüsch durchsuchend. Freilich haben diese Seitentirailleurs einen beschwerlichen Marsch. Sie haben nicht, wie das Gros, einen gebahnten Weg, sie haben nicht einmal einen Fußpfad, und doch müssen sie mit diesem auf gleicher Höhe bleiben. Durch Wasser und Sumpf, durch Busch und Dickicht, über Felsblöcke und Abgründe, die steilsten Schluchten hinab und herauf geht der Marsch dieser Leute, und dabei heißt es noch, die Augen nach dem Feinde offen haben, der gewandt jedes Gebüsch, jede Felspartie, jeden Graben zu benutzen weiß, um den Unvorsichtigen die todtbringende Kugel in's Herz zu treiben. Deshalb geht auch Alles vorsichtig vor und benutzt die sich darbietenden deckenden Gegenstände, um unter deren Schutz weiter zu kommen. Kommen sie Abends auch todtmüde im Lager an, was thut das? sie wissen, daß sie dann für die Nacht vom Sicherheitsdienste befreit sind und daß ihnen ein guter Schnaps, ihr Universalmittel gegen jedes Uebel, winkt. Deshalb bleiben die Tirailleurs munter, singen und tanzen sogar manchmal, wo es der Platz erlaubt, trotz des schweren Tornisters, und treiben allerhand Possen unter einander.

Noch hat sich kein Feind sehen lassen und auch in dem Walde, durch welchen eben der Marsch geht, scheint kein Tscherkesse versteckt zu sein. Da plötzlich entdecken die Tirailleurs hinter jener Baumgruppe eine Anzahl Feinde, von denen sie, wie es scheint, schon eine Zeitlang beobachtet worden sind. Noch fällt kein Schuß; es ist, als fürchte man sich, die Verantwortung zu übernehmen, da endlich schwirrt die erste Kugel durch die Luft, der Zauber ist gelöst und herüber und hinüber schlägt das Verderben bringende Blei. Es ist ein eigenes Ding um diesen ersten Schuß. Ich habe schon oft im stärksten Kugelfeuer gestanden und doch erweckt mir der erste Schuß stets ein unangenehmes Gefühl. Ein Frösteln durchläuft den ganzen Körper; man weiß, daß der erste Schritt gethan ist, sowohl um Verderben zu senden, als es zu empfangen. Hinter Bäumen und Felsen liegen die Schützen, aufmerksam den Feind im Auge behaltend, um ihn, wenn einer einen Theil seines Körpers neben dem deckenden Gegenstande sehen läßt, durch eine gut gezielte Kugel unschädlich zu machen.

Auch beim Gros hat der erste Schuß großen Eindruck gemacht. „Halt!" tönt das Commando der Führer, das Signalhorn ruft es lautschallend nach; bald fliegen Adjutanten zu der Schützenlinie, um Nachricht über den Gang des Gefechtes zu bringen, und schon gehen Abtheilungen nach dem am meisten bedrohten Flügel zur Unterstützung der Kämpfenden ab. Alles lauscht auf das immer stärker werdende Tirailleurfeuer. Einzelne Commandoworte und Signale tönen zu der Colonne herüber, aber so undeutlich, daß man nur unklare Töne unterscheiden kann. Lebhaft rühren sich die Zungen, denen noch vor einer Viertelstunde alles laute Sprechen untersagt war, und hundert Verwünschungen, an dem Kampfe nicht selbst theilnehmen zu können, werden von den Ungeduldigen ausgestoßen. Das immer um so heftiger wiederkehrende Knattern der Schüsse nach minutenlangen Pausen, wie sie im Schützengefechte vorzukommen pflegen, wird stets mit freudigen Ausrufen begrüßt.

Doch jetzt bringt man die ersten Verwundeten getragen. Auf zwei Gewehren liegt ein Soldat, dem eine feindliche Kugel das Kinn zerschmettert hat; leise wimmert er, ihm scheinen nur noch wenige Minuten zum Leben übrig zu bleiben. Der traurige Anblick setzt die Soldaten nur noch mehr in Wuth und laute Verwünschungen ergießen sich gegen die verhaßten Feinde. Da schallt das Commando „Marsch!" die Colonne bewegt sich wieder vorwärts, eingehüllt auf allen vier Seiten von einer rauch- und feuerspeienden Linie. Mit großer Gewandtheit springen die Tirailleurs von einem Baume zum andern, von Gräben zu Felsen, überall einen Augenblick verweilend, um gedeckt zu laden und dem Feinde eine Kugel zuzusenden. Trotz der Gefahr lassen sie oft auch jetzt ihre Possen nicht. Sie necken sich unter einander und necken den Feind, und wenn ja eine feindliche Kugel Einem oder dem Andern das Scherzen verbietet, so verstummt zwar plötzlich Alles, man bringt den Verwundeten zur Colonne, übergibt ihn dem Arzte, kehrt aber gleich darauf zur Schützenlinie zurück, um die alten Possen von Neuem anzufangen.

So wird der Marsch fortgesetzt unter dem unaufhörlichen Geknatter der Gewehre, dann und wann accompagnirt durch den tiefen Baß eines Geschützes, das dahin, wo der Feind am dichtesten steht, eine Sendung Kartätschen oder eine Granate schickt. Durchschreitet die Colonne ein feindliches Dorf, so sucht man das darin von den flüchtigen Einwohnern etwa zurückgelassene Vieh zum Gros zu treiben und zündet dann die Hütten an. Es scheint zwar eine unnütze Grausamkeit zu sein, die Dörfer wegzubrennen, die Felder zu verwüsten, die Vorräthe zu zerstören, aber bleibt uns dem barbarischen Feinde gegenüber ein anderes Mittel? Schon oft hat man den Krieg mit mehr Menschlichkeit zu führen gesucht, doch stets haben die Bergvölker die Milde für Schwäche gehalten und um so frecher, um so mordgieriger unsere Ansiedelungen überfallen und zerstört. Erhalten die Tscherkessen jedoch eine scharfe Lehre, wie wir sie in diesem Jahre verhatten, so kann man darauf rechnen, daß sie eine Zeitlang ruhig bleiben. Hier hilft nur Gewalt, ebenso wie bei den Beduinen in Algier.

Unterdessen hat sich der Tag seinem Ende zugeneigt. Man sucht einen passenden Lagerplatz, womöglich in der Nähe eines Dorfes, um Wasser und Holz, Heu und Stroh für Menschen und Pferde vorzufinden. Die Wagen werden in der Mitte des Platzes zusammengefahren und die Truppen lagern im Viereck um diese herum. Das Ganze schließt in geeigneter Entfernung eine dichte Tirailleurlinie ein, welche aus Truppen des Gros besteht, während die den Tag über zur Deckung der Colonne verwendeten Leute endlich abgelöst sind. Wenige Minuten nach dem Einrücken lodern die Feuer in die Höhe, geschäftig laufen die Soldaten nach dem Wasser, füllen ihre Kochkessel und bald ist das frugale Abendbrod bereitet, um ebenso schnell von den Hungrigen verzehrt zu sein. Die Feuer werden dann sogleich wieder gelöscht, da man dem nie nachlassenden Feinde kein zu leichtes Ziel bieten will, die Soldaten werfen sich auf das wenige Stroh, das ihnen zu Theil geworden ist, und bald liegt Alles im tiefsten Schlafe, Gott und der Wachsamkeit der Tirailleurs überlassend, für ihre Sicherheit zu sorgen.

Todtmüde war auch ich in diesem improvisirten Lager angekommen. Ich war den ganzen Tag über bei den Tirailleurs gewesen und hatte während der ganzen Zeit keinen Augenblick an Erholung denken können. Ich suchte mein Pferd auf, tränkte es und war so glücklich, in dem tscherkessischen Dorfe genug Heu, ja sogar etwas Mais zu finden, welches ich natürlich sogleich als gute Beute erklärte und dem hungrigen Thiere vorwarf. Ein einfaches Abendessen war bald von mir verzehrt und wie todt sank ich jetzt zur Erde. Mein Schlaf muß recht fest gewesen sein, denn vergebens hatte man mir des Nachts zugerufen, mein Feuer zu löschen, bis man es selbst gethan hatte. Auch davon, daß die ganze Nacht hindurch das Feuern in der Schützenlinie nicht einen Augenblick geschwiegen, daß man sogar mit Kanonen geschossen hatte, wußte ich nichts.

Am andern Morgen wurde rasch ein Frühstück bereitet und die nächtliche Postenlinie durch frische Truppen abgelöst. Bevor wir jedoch aus dem Lager abmarschirten, flogen erst die zündenden Feuerbrände in das Dorf. Der Marsch wurde in derselben Ordnung, wie am vorigen Taze, fortgesetzt, doch war ich heute nicht in der Tirailleurlinie, sondern beim Gros, das nur wenig Belästigung von dem Feinde zu leiden hat und selten handelnd in das Gefecht eingreift. Schon am Abend vorher hatten wir das Gebirge verlassen und traten jetzt in die fruchtbare Ebene, welche sich zwischen der kaukasischen Gebirgskette und dem Kuban ausdehnt. Kleinere Eichenhaine und größere Waldungen wechselten mit Wiesen und Feldern, die Dörfer wurden zahlreicher und zeigten von der Wohlhabenheit ihrer Bewohner. Noch nie hatte ein russischer Fuß diesen Boden betreten und daher kam es auch, daß die noch nicht durch Razzias heimgesuchten Dörfer besser gebaut waren und reichlichere Vorräthe enthielten, als die in der Nähe russischer Festungen liegenden.

Wir lagerten uns bei einem Dorfe, das malerisch schön auf einem hohen Hügel lag. Ein klarer Bach umfloß denselben von drei Seiten und umfaßte ihn wie mit einem Silbergürtel. Weithin blickte das Auge in die flache Ebene und nur im Süden hinderte das Gebirge die Fernsicht. Felder und Wiesen, Dörfer und Wal-

dungen wechselten anmuthig mit einander ab und müssen im Sommer ein herrliches Landschaftsbild gegeben haben. So reizend auch dieser Anblick war, der Soldat sah doch wenig danach, denn die durch einen den ganzen Tag anhaltenden Marsch und das an die sechzig Pfund und oft noch schwerer wiegende Gepäck ermüdeten Leute finden einen dampfenden Thee, ein Stück Fleisch und die horizontale Lage des Körpers viel schöner, als die prächtigste Rundsicht. Wir Officiere waren durch unsern von uns Allen geliebten Oberst für die Dauer des ganzen Marsches zum Essen eingeladen. So hatten sich auch gestern mehrere Cameraden bei ihm eingefunden, aber viele, wie auch ich, waren der übergroßen Ermüdung wegen ausgeblieben. Heute jedoch versammelten sich Alle bei ihm und heiterer Sinn würzte das einfache Mahl. So vergingen mehrere Stunden, bis der Oberst erklärte, daß es Zeit sei, durch Ruhe den Körper zu neuen Anstrengungen für den morgenden Tag zu stärken. (Schluß folgt.)

Aerztliche Strafpredigten.

Den hoffenden Frauen.

Noch ehe ein Kind das Licht der Welt erblickt, hat schon dessen Mutter heilige Pflichten gegen dasselbe zu beobachten und zu erfüllen. Denn schon vor seiner Geburt kann der Mensch für sein ganzes Leben durch eine unzweckmäßige Lebensweise seiner Ernährerin vollständig oder doch zum Theil untauglich zur Erreichung von solchen körperlichen und geistigen Fähigkeiten gemacht werden, die den Menschen so hoch über das Thier erheben. Daß so viele Kinder todt oder doch krank und lebensschwach zur Welt kommen, daß so viele bald nach ihrer Geburt erkranken und sterben, daß eine so große Menge von Menschen zeitlebens siechen und vorzeitig sterben, findet in sehr vielen Fällen seinen Grund nur in einem unzweckmäßigen Verhalten der Mutter vor der Geburt ihrer Kinder. Daß sich aber die meisten Frauen während dieser Zeit so arge Verstöße gegen ihr eigenes Fleisch und Blut zu Schulden kommen lassen, darüber braucht man sich nicht zu wundern, da nur sehr wenige Frauen über die Wichtigkeit ihres Berufes nachgedacht oder sich gar dazu vorgebildet haben.

Man beobachte nur das Thun und Treiben von vielen Frauen, denen der Segen zu Theil wurde, bald Mutter zu werden. Anstatt jetzt auf ihre eigene Gesundheit doppelte Aufmerksamkeit zu verwenden und für das Kind, dem sie das Leben geben sollen, ängstlich Sorge zu tragen, leben sie sorglos und ohne sich nur das Geringste von ihren gewohnten Vergnügungen und Gelüsten versagen zu können, in den Tag hinein. Da wird noch bis tief in die Nacht in viel zu leichter und zu enger Kleidung getanzt und geschmaußt; da müssen trotz Kälte und Nässe die Füßchen in dünnen Strümpfen und Schuhen frieren; da soll die Taille noch lange eine jungfräuliche Schmächtigkeit heucheln; da läßt man den verschiedensten Leidenschaften und der Leidenschaftlichkeit erst recht den Zügel schießen. Kurz es ist ein Jammer, wenn man unsere Nachkommen, die doch immer besser und vollkommner als wir Jetztmenschen werden sollten, schon im Keime verderben sehen muß; wenn man die einem tugendhaften Weibe süßesten Hoffnungen in einer Nacht leichtsinnig hinweggetanzt oder nach dem Ausbruche eines leidenschaftlichen Gemüths durch zu frühe Niederkunft alle Hoffnungen der Zukunft grausam vernichtet sieht. Man möchte es wirklich für ein Glück halten, daß viele Frauen, aber nur ihrer Schwächlichkeit wegen, das Unglück haben, einen großen Theil der Zeit ihrer Hoffnung von Beschwerden befallen zu werden, die sie an das Zimmer und eine vernünftige Lebensweise bindet. Denn das glaube man ja nicht etwa, daß die Schwangerschaft eine Krankheit sei und daß die damit verbundenen Erscheinungen von Unwohlsein bestimmten Arzneimitteln weichen könnten.

Da dem jungen, noch nicht gebornen Weltbürger vor Allem Raum zu seinem ziemlich schnellen Wachsthume nöthig ist, so muß es auch die erste Pflicht einer Mutter sein, diesem Wachsthume und der Entwickelung der kindlichen Organe nicht hindernd in den Weg zu treten. Deshalb darf die Kleidung der Mutter, zumal in der Gegend der Taille, nicht beengend, sondern sie muß stets der Körperform genau angepaßt und auch gehörig erwärmend sein. Festes Schnüren und der Druck des (besonders eisernen) Planchette's, sowie straffes Binden der Kleidungsstücke in der Taillengegend hat nicht selten zur Bildung von Mißgeburten und schwächlichen, erbärmlichen Kindern Veranlassung gegeben. Außerdem wird ja aber durch eine enge, Brust und Bauch einpressende Kleidung nicht blos auf die Entwickelung des Kindes, sondern auch noch auf die Verrichtungen der Brust- und Unterleibsorgane der Mutter ein nachtheiliger Einfluß ausgeübt. Erschwertes Athemholen, Beängstigungen, Herzpochen, Verdauungsstörungen, Verkümmerung der zur Ernährung des Kindes bestimmten Brüste sind die gewöhnlichsten Folgen enger Bekleidung. Dagegen gewährt ein einfaches, weiches (für den Sommer aus doppelter Leinwand, für den Winter aus Barchent gefertigtes) Leibchen, welches über den ganzen Unterleib hinweggeht, oder auch eine passende Leibbinde große Erleichterung.

Es kann das Kind nun aber nur dann bis zu seiner Geburt ordentlich wachsen und sich vollständig ausbilden, wenn es die gehörige Menge einer zweckmäßigen Nahrung erhält. Diese wird ihm aber (und zwar direct in sein Blut hinein, nicht etwa in den Magen) durch das Blut der Mutter zugeführt und deshalb ist wieder die richtige Ernährung des mütterlichen Blutes zum Gedeihen des Kindes ganz unentbehrlich. Eine richtige Nahrung für die Mutter ist aber diejenige, welche nicht blos nahrhaft, sondern auch leicht verdaulich ist, die also nicht blos die nöthigen Materialien zum Aufbaue unseres Körpers in sich enthält, sondern die im Verdauungsapparate bald aufgelöst und von da in's Blut geschafft wird. Vorerst sind deshalb hoffnungsvolle Mütter vor wiederholter Ueberladung des Magens und vor Unregelmäßigkeit im Essen und Trinken zu warnen, weil hierdurch leicht die Verdauung auf längere Zeit gestört werden kann. Mäßigkeit und Regelmäßigkeit in dieser Beziehung kommt Mutter und Kind zu Gute. Auch ist die Art zu essen nicht ohne Einfluß auf die Verdauung; alles Feste, zumal Fleisch, muß hübsch klein geschnitten und tüchtig zerkaut, nicht aber eilig, in großen Stücken unzerkaut verschluckt werden. Was die Speisen und Getränke selbst betrifft, so sind reizende und erhitzende, zumal solche, die stärkeres Herzklopfen veranlassen (wie starker Kaffee und Thee, Spirituosa, Gewürze ꝛc.), sowie schwer verdauliche, blähende und urintreibende (Sellerie, Spargel, Petersilie, Kohlarten, ältere Gemüse, Geräuchertes, sehr Hartes und Fettes ꝛc.) wo möglich zu vermeiden, dagegen Milch-, Eier-, Mehl- und Fleischspeisen mit jungem, verdaulichem Gemüse und Obst, als Getränk aber Wasser, Milch und leichtes Bier zu empfehlen. Sollte gegen gewisse Speisen und Getränke eine ungewöhnliche Abneigung vorhanden sein, dann vermeide man dieselben. Gelüste nach unpassender Nahrung sind bei gut erzogenen Frauen äußerst selten und leicht zu besiegen. — Der Stuhlgang ist stets, wenn nöthig durch Klystiere (nicht aber durch Abführmittel), in Ordnung zu halten, dem Drange zum Entleeren des Urins stets Folge zu leisten, nicht gewaltsam entgegen zu treten.

Der Zusammenhang des Kindes mit der Mutter ist zwar ein sehr inniger, trotzdem aber doch auch ein sehr leicht löslicher. Deshalb müssen sich Mütter vor Allem hüten, was dieses Band lockern und lösen könnte. Dahin gehören aber außer Stoß und Druck des Leibes: alle stärkeren und rascheren Bewegungen des Körpers, als Springen, Laufen, Tanzen, Reiten, schnelles Treppen-Auf- und Abrennen; sodann das Tragen und Aufheben schwerer Gegenstände, schnelles und anhaltendes tiefes Bücken und Niederkauern, sehr lautes Lachen und Rufen, hohes Aufheben der Arme, Fahren in stoßendem Wagen und auf holprigem Wege. Wie viele junge Frauen im hoffnungsvollsten Zustande haben nicht sich und ihrem Kinde durch eine Fahrlässigkeit in dieser Hinsicht geschadet! Am öftersten ist dies aber in den ersten vier Monaten ihrer Hoffnung geschehen, weil es da am leichtesten zu einer Fehlgeburt (Abortus, Fausse-couche) kommen kann.

Daß das körperliche und geistige Wohlsein und Unwohlsein

der Mutter auf das innig mit dem mütterlichen Körper verbundene Kind guten oder nachtheiligen Einfluß ausüben muß, läßt sich wohl denken, und es ist sonach Pflicht einer jeden Mutter, wenn sie einem gesunden Kinde das Leben schenken will, zunächst ihr eigenes Wohl gehörig im Auge zu haben. — Wenn wir von geistigem Wohl- und Unwohlsein sprechen, so meinen wir damit das naturgemäße und naturwidrige Anregen und Vorsichgehen der durch das Gehirn, die Sinne und die Nerven vermittelten Thätigkeiten, vorzugsweise der Gemüthsthätigkeit. Wie ein einziger Sturm nicht selten die Hoffnungen eines ganzen Sommers von den Bäumen wirft, so zerstört oft blitzesschnell ein einziger Ausbruch irgend einer heftigen Leidenschaft die lang gepflogenen Hoffnungen der jungen Gattin. Und wo gar im Gemüthe derselben ein Sturm von Leidenschaften den andern treibt, wo anstatt eines sanftmüthigen und ruhigen Betragens Leidenschaftlichkeit und Unart das Herz bewegt, da wird die Gesundheit des Kindes und der Mutter für immer oder doch für lange Zeit untergraben. Alle Leidenschaften (Zorn, Furcht, Traurigkeit, Haß, Neid, Eifersucht) haben einen unermeßlich schädlichen Einfluß auf den kindlichen und mütterlichen Körper, wie überhaupt Alles, was sogen. Wallungen (stärkeres Herzklopfen) verursacht. Der gesteigerten Erregbarkeit des Nervensystems wegen verlangt dieses mehr Schonung als sonst, und deshalb ist auch vor dem Anblicke abscheuerregender Gegenstände, vor Schreck, starken Sinneseindrücken und Reizmitteln, ebenso aber auch vor Empfindelei und Schwärmerei zu warnen. Ruhe des Geistes und Gemüthes, Heiterkeit und Zufriedenheit, das sind die jeder in Hoffnung lebenden Frau nicht dringend genug anzurathenden Schutzmittel vor späterem Gram.

Das körperliche Wohl der Mutter wird wesentlich unterstützt: durch tägliche, aber mäßige Leibesbewegung im Freien und im Hause, sowie durch passende Ruhe (Schlaf). Man glaube ja nicht etwa, daß fortwährende behagliche Ruhe und Nichtsthun dem Kinde gute Früchte bringe. Es ist weit besser, wenn eine Frau leichtere häusliche Geschäfte besorgt und öfters ausgeht, als wenn sie ruhig zu Hause auf dem Stuhle sitzt oder auf dem Sopha liegt. Auch das zu lange und häufige Schlafen taugt nichts. — Daß Bäder jedem Menschen zum Gesundbleiben nöthig sind, wird täglich mehr und mehr anerkannt; ganz vorzügliche Dienste leisten sie aber den in der Hoffnung lebenden Frauen. Alle 8 bis 14 Tage sollten diese ein mäßig warmes Bad (von + 24—28° R.) nehmen. Nur Frauen, die schon an kaltes Waschen und Baden gewöhnt sind, können dasselbe, aber stets mit großer Vorsicht und Vermeidung von Erkältung fortsetzen; keinenfalls jedoch darf damit in der Zeit der Schwangerschaft begonnen werden. Ueberhaupt haben sich Mütter vor Kälte und Erkältung in dieser Zeit sehr zu schützen, weshalb die Kleidung, zumal der Füße, stets gehörig erwärmend sein muß. Ebenso ist aber auch das Gegentheil, starke Hitze und Erhitzung zu vermeiden.

Was die Beschwerden betrifft, welche die Frauen gewöhnlich zur Zeit ihrer Hoffnungen heimsuchen, so müssen dieselben, wenn sie nicht ausarten, ruhig ertragen werden. Dagegen ist baldigst ein vernünftiger Arzt herbeizurufen, wenn sie einen sehr hohen Grad erreichten, oder wenn heftige und anhaltende Schmerzen im Leibe, Blutungen, Durchfälle, Urin- und Stuhlverhaltungen, Fieberanfälle u. dgl. eintreten. Niemals ist ein homöopathischer Arzt zu rufen, da ein solcher mit seinen Nichtsen durchaus nicht dahin paßt, wo es gilt, zu handeln. Man höre und staune! Gegen die Blutaderanschwellungen (sogen. Weh- oder Krampfadern) an den Beinen Schwangerer, welche auf ganz mechanische Weise, nämlich durch Druck des Kindes auf die Hauptblutader des Beines entstehen, und auch, wie wohl jeder Verständige einsehen muß, nur auf mechanische Weise (durch Binden, Schnürstrümpfe) behandelt werden können, empfiehlt die Homöopathie ganz im Ernste Lycopodium, Pussatilla oder Sulphur innerlich zu nehmen und zwar dann, wenn die Wehadern eine übermäßige Ausdehnung erreichen, allgemeine Fußgeschwulst erregen und zu platzen drohen. Platina soll die verkehrten Geschmacksrichtungen, die eigenthümlichen Gelüste und Verlangen Schwangerer mindern und heben; es soll dieses Mittel aber auch, wie die Sepia, gegen die Anlage zum Abortus ausgezeichnete Dienste leisten. Ist das nicht ein sehr trauriges Zeichen für unsere Zeit, daß man solchen kolossalen Unsinn, wie diese homöopathischen Mittel-Anpreisungen, zu veröffentlichen wagen kann? Red.

Das Paradies der Wahnsinnigen.

Mitten auf den traurigen Moor-Ebenen, die ihre unfruchtbaren Wüsten über einen großen Theil der nördlichen Provinzen Belgiens und die Südgrenzen Hollands ausdehnen — bekannt unter dem Namen Campine — breitet sich eine freundliche Oase der eigenthümlichsten Industrie und Cultur aus. Deren Mittelpunkt ist das heitere, reich umgrünte und umblühte Stadtdorf Gheel, Hauptstadt der belgischen Campine. Der freundliche Ort ist breit umgürtet von Obst-, Küchen- und Blumengärten, im Winde rauschenden und wogenden Getreidefeldern und einfachen, aber behäbigen Gehöften, Hütten und Bauerhäusern. Diese künstliche Oase in einer weiten Oede nimmt uns auf den ersten Blick für die Bevölkerung ein, die solch' blühendes Leben aus dem öden Boden zu zaubern verstand. Hört man nun auch die Geschichte dieses Ortes und seiner Bewohner und deren charakteristischsten Bestandtheile, gewinnt das Ganze ein reiches Interesse für allerhand humane, wissenschaftliche und heilsame Beziehungen.

Zunächst findet man als Fremder den auffallenden Gegensatz zwischen dem ruhigen, sanften, flämisch-phlegmatischen Charakter der meisten Bewohner und mehrerer sich in allerlei Seltsamkeiten und Excentricitäten gefallenden Individuen unerklärlich. Ist es Sonntag, wird man sich noch mehr wundern, daß diese lebhafteren, seltsameren Bewohner alle nach der zweiten Hauptkirche der Oase, der St. Dymphne, strömen, während die phlegmatischen, heiteren, dicken Flamänder mit pausbäckigen Kindern, breitschulterigen Frauen und großblauäugigen Töchtern sich in der St. Amandkirche versammeln. Haben diese excentrischen Leute, die nach St. Dymphne strömen, eine eigene, besondere Religion? Sind sie eine eigene Race? Alle diese Conjecturen erklären nichts. Man muß warten, bis der Gottesdienst vorüber ist, und dann die Inschriften, Gemälde, Bildnisse und allerhand andere Monumente von St. Dymphne studiren. Dann geht uns allmählich ein Licht auf. Wir lesen, daß die heilige Dymphne, Tochter eines Königs von Irland im siebenten Jahrhundert, der ein starrer Heide geblieben, während die Tochter für das Evangelium des Menschheits-Erlösers gewonnen war, vor ihrem grimmig verfolgenden Vater floh, hier in der belgischen Campine ein stilles Asyl fand, eine Capelle baute und den Grund zu dem jetzigen Gheel legte, daß sie aber von ihrem grausamen Vater hier aufgefunden und von dessen eigener Hand enthauptet ward. Einige Geisteskranke, die zufällig diese unerhörte Gräuelthat sahen, bekamen durch diese moralische und nervöse Erschütterung ihren gesunden Verstand wieder. In ihrer Dankbarkeit schrieben sie die Herstellung ihrer geistigen Gesundheit dem mysteriösen Einflusse dieser heiligen Märtyrerin zu und erhoben sie zur Schutzheiligen aller Wahnsinnigen. Angehörige anderer Wahnsinnigen erwarteten weitere Wunder und ließen ihre im Geiste gestörten Unglücklichen vor dem errichteten Grabkreuze der heiligen Dymphne knieen. Selbst wenn's nichts half, der Glaube blieb und dehnte sich aus und befestigte sich und hielt an und fest bis in diese Tage der blühendsten belgischen Maschinen-Industrie. Die Pilgerfahrten der Wahnsinnigen wurden wiederholt und durch neue Zuströmungen gesteigert, bis diese Kreuzzüge der Geisteskranken zu dem Grabe der heiligen Dymphne Sitte und Gebrauch und eine feste Institution, ein Cultus wurden. Viele dieser Unglücklichen wurden in der Obhut der Bewohner zurückgelassen, die so allmählich Routine und Praxis in der Behandlung dieser Kranken bekamen und zwar eine Praxis, welche die stolze Wissenschaft in Irrenhäusern erst nach Durchprobirung aller Arten von Zwangsjacken, Ketten, Fesseln und Grausamkeiten allmählich annehmen lernte.

Der Zudrang von Geisteskranken, die Wohnung, Pflege und Wartung brauchten und dafür bezahlten, machte aus der Wüste eine Oase und dehnte die Hütten um Dymphne's Grab zu einer weiten, blühenden Garten- und Ackerstadt aus. Die Ruhe und Heiterkeit hier, die phlegmatische Gutherzigkeit der Gesunden, die Beschäftigung in Garten und Feld — dies Alles wirkte wohlthätig

Digitized by Google

auf die Geisteskranken. Alle besserten sich hier, Viele wurden gesund. Der Glaube an die Wundercuren der heiligen Dymphne stand felsenfest. Papst Eugenius IV. sanctionirte im vierzehnten Jahrhundert die Dymphne-Kirche und ganz Gheel als einen Ort des Heils für Geisteskranke. Der feste Glaube war nun auch officiell geheiligt. Der Glaube kann nicht nur Berge versetzen, sondern auch verrückte Geistesbauten wieder einrenken. Der Glaube ist selbst in dem rationellsten physiologischen Sinne eine Macht und Medicin (respective ein tödtliches Gift). Mancher Hund, der zu civilisirt ist, um trockenes Brod zu fressen, verzehrt es mit dem größten Appetite und leckt noch mit der Zunge nach beiden Seiten, wenn man das von ihm verschmähte Stück trocknes Brod vor seinen Augen auf einem ganz absolut reinen Teller wischt. Er glaubt: Aha, nun ist Fett dran! und so schmeckt's ihm. Wie oft werden Menschen von imaginären Krankheiten gequält! Wie oft stärkt man die Recreationskraft der Natur dadurch, daß man einen festen Glauben an einen bestimmten Arzt oder an eine Medicin in einem Kranken auferbaut!

Der Glaube that hier auch viel. Er lieferte eine günstige Disposition unter den Geisteskranken. Das Meiste that freilich die ruhige, heitere Luft und gesunde Beschäftigung hier, das Allermeiste und Beste aber die traditionelle Behandlung, welche hier Praxis, Regel und Gesetz ward und vor Jahrhunderten schon gelöst hatte und leistete, was in wissenschaftlichen Irrenhäusern erst neuerdings eingeführt wird. Die Grundgesetze in Behandlung der Wahnsinnigen in Gheel sind seit Jahrhunderten: Freiheit der Handlung und Bewegung, Beschäftigung in freier Luft, Fernhaltung von den grinsenden Leidenschaften, Sorgen und Gebrechen der Gesunden und Civilisirten, gütige Behandlung und thätige, aufrichtige Sympathie!

Die Geisteskranken leben mit den einfachen, arbeitsamen Einwohnern von Gheel wie Pensionäre, als Familienmitglieder und arbeiten, essen und trinken und sprechen auch bald wie alle andern, gesunden Leute. Die Väter der einzelnen Familien üben ein patriarchalisches Amt: sie herrschen, weil ihnen Jeder aus Liebe, in dem Glauben an ihre natürliche Autorität, freiwillig gehorcht. Die Obrigkeit des Staates hat sie auch officiell zu „pères nourriciers" (Pflege-Vätern) der Geisteskranken ernannt. Das Verhältniß zwischen ihnen beruht durchweg auf Zuneigung und bildet einen schneidenden Contrast zu dem sonst zwischen Geisteskranken und ihren Wärtern herrschenden Widerwillen.

Die Bewohner von Gheel haben außerdem bis auf den heutigen Tag den durch viele Jahrhunderte hindurch fortgeerbten Glauben, daß ihr Ort und sie selbst eine besondere Gabe und Kunst in Behandlung der Geisteskranken besitzen. Das ist auch Thatsache und Folge einer Jahrhunderte lang fortgesetzten Praxis und Uebung. Dieser auf Thatsachen fußende Glaube hat denn auch Hand und Fuß und gibt ihnen die furchtlose Zuversicht, die sich auch den Geisteskranken mittheilt und oft schon die halbe Cur ausmacht. Die einzelnen Pflegeväter sind stolz auf das blühende, gesunde Aussehen ihrer Pfleglinge und wetteifern miteinander in Gewinnung und Pflege derselben. Familien, die zufällig einmal keinen solchen Pflegling haben, halten sich für unglücklich und thun alles Mögliche, sich einen solchen Schatz zu verschaffen. Geldinteresse spielt dabei keine Hauptrolle. Manche werden für sehr wenig Kostgeld, viele ganz umsonst aufgenommen.

Mancher Pflegevater behielt seinen Kranken, nachdem er gesund geworden, nachdem er Angehörige verloren, die für ihn bezahlten oder wenn er die größte Abneigung zeigte, wieder in die Städte der Civilisation und des modernen Lebens zurückzukehren. Ein in Brüssel verlaufenes, wahnsinniges Mädchen ward nach Gheel gebracht, wo sie durch ihre Feinheit und Bildung zu dem Glauben führte, daß sie von hoher Abkunft sein müsse. Ihr Pflegevater ließ sie zwanzig Jahre lang an einem besondern feinen Tische essen und behandelte sie wie eine Ehre und ein Glück seines Hauses, ohne je einen Pfennig dafür zu erhalten. Ein Arzt trat einmal in das Zimmer einer Pflege-Familie, wo der Wahnsinnige den Ehrenplatz am Kamine einnahm. Die Kinder, erschreckt durch das fremde Gesicht, klemmten sich zwischen die Kniee des Wahnsinnigen, um sich von ihm schützen und zureden zu lassen, daß der Doctor nicht beiße ꝛc.

Vor einigen Jahren beschlossen einige Städte Belgiens, ihre Wahnsinnigen von Gheel wegzunehmen und in einem vermeintlich besseren Institute unterzubringen. Die darauf erfolgten Scheidescenen in Gheel waren zum Theil herzzerreißend. Die Wahnsinnigen klammerten sich weinend an ihre weinenden Pflege-Familien an, sich mit Schrecken von ihren natürlichen Angehörigen abwendend, Andere hatten sich versteckt und mußten mit Gewalt aus ihren Winkeln hervorgeholt und entfernt werden. Die Folge davon war, daß viele dieser Geisteskranken in Tobwahnsinn verfielen, fast alle sich verschlimmerten und die Meisten nach Gheel zurückgebracht wurden, wo sie wieder Feld und Garten bestellen helfen, Blumen und Bäume pflegen, Vieh hüten, Kinder warten, Wüsten urbar machen und die lachenden Meere goldner Halme um die Stadt herum ausdehnen. Andere tischlern, schneidern, schustern, häkeln, klöppeln Spitzen — Jeder und Jede nach Gewerbe, Talent und Neigung. Sie thun dies umsonst contractmäßig, aber die Pflegeväter finden es viel vortheilhafter, ihnen stets einen Gewinnantheil oder den ganzen Gewinn zukommen zu lassen und sie sonst durch die Früchte ihrer Arbeit angenehm zu überraschen. Der Eine bekommt Sonnabends Extra-Tabak, der Andere Extra-Bier ꝛc., die Eine ein Tuch, Band oder sonstigen Schmuck, auch Geld, das sie nach ihrer eigenen Disposition verwenden. Viele arbeiten ganz auf eigene Rechnung. In diesen Arbeiten werden sie Alle blos von gutem Beispiel (Alles in Gheel ist sehr fleißig), Nacheiferung und gutherziger Ermahnung, wie von der Gewißheit des Erfolges und Lohnes getrieben. Und so sind diese Unglücklichen, die sonst überall als der Gesellschaft gefährlich eingekerkert und in strenger Haft gehalten werden, hier als frei in Familien, Garten, Feld, Haus und Hof Umherwandelnde glückliche Mitglieder einer blühenden Menschengemeinde. Nur in einzelnen, entschieden gefährlichen Fällen wird Dieser oder Jener in einer ihm kaum merklichen Aufsicht und in Schranken gehalten, dies aber auch nur für die Perioden besonderer Anfälle. Im Uebrigen gelten sie stets als freie Mitbürger, die sich zum Theil unter sich, zum Theil mit Andern amüsiren. Nur daß Gastwirthen u. s. w. verboten ist, ihnen spirituöse Getränke zu verkaufen. Die Geisteskranken von Gheel geben zuweilen hübsche Concerte unter Direction eines wahnsinnigen Violinisten.

Freiheit und Arbeit — das ist's — das ist Alles, womit die Geisteskranken von Gheel behandelt, geheilt oder wenigstens in den Schranken der Gefahrlosigkeit gehalten werden. Dies ist so seit vielen Jahrhunderten und so ein Ruhm und ein Verdienst, welcher den meisten Anstalten und Gesetzen für Geisteskranke in der ganzen Welt zur Schmach, zum ewigen Vorwurfe wird, da sie erst alle Arten von Barbareien und Torturen durchprobirten, ehe sie gezwungen zu dieser Einfachheit und Menschlichkeit schritten.

Die seit Jahrhunderten praktisch geübte Behandlung der Geisteskranken in Gheel ist um so bemerkenswerther, als sich bis in die neue Zeit niemals Wissenschaft und Obrigkeit darum bekümmerten. Erst mit dem Jahre 1795, als Belgien mit dem Alles regieren wollenden Frankreich verbunden ward, nahmen die „Behörden" Notiz von diesem alten Paradiese der Wahnsinnigen. M. de Pontecoulin, Präfect des Departements, wozu Gheel gehörte, verglich das entsetzliche Elend und die Barbarei in den obrigkeitlichen Irrenhäusern von Brüssel u. s. w. mit dem Institute in Gheel, und ließ aus ersterem so viel Wahnsinnige, als unterzubringen waren, in letzteres übersiedeln. Diesem Beispiele folgten bald andere Städte Belgiens und Hollands, so daß Gheel nach Jahrhunderte langem stillen Wirken weit und breit als Paradies der Geisteskranken berühmt ward. Doctor Guislain, einer der ersten Reformatoren der Irrenhäuser, studirte Gheel und die Praxis daselbst sehr genau, gab aber im Ganzen ein ungünstiges Urtheil, so daß die Behörden Alles genau untersuchen ließen, worauf sie natürlich „Verordnungen" des Besserwerdens erließen, ohne aber damit die bewährte, alte, wohlthätige Praxis zu ändern.

Gheel hat jetzt etwa 10,000 Einwohner, wozu 800 bis 1000 Geisteskranke kommen. Vier von den „Behörden" angestellte Aerzte führen eine Art Aufsicht über die Kranken, und geben vierteljährlich Berichte. Medicinisch greifen sie aber nicht ein, und überlassen Alles der Natur und alten Praxis der Pflegeväter.

Außer den geisteskranken Bewohnern wallfahrten stets noch eine Menge anderer Unglücklicher zu dem Grabkreuz der heilige Dymphne, um sich einen gesunden Geist zu erflehen, obgleich die dabei angewandten Mittel selbst eine Steigerung intellectueller Verirrungen sind. Die Steinstufen vor dem Grabkreuze sind tief ausgehöhlt von den rutschenden Knieen geistesirrer Gläubigen, welche seit Jahrhunderten ihre „neuvaines" durchmachten, d. h. neun Tage hinter

Digitized by Google

einander jeden Tag neun Mal auf den Knieen um das Grabmal herumrutschten. — Früher trieben die Geistlichen der Dymphne-Kirche auch officiell die Teufel des Wahnsinns aus, aber in neuerer Zeit ist dieses Geschäft ganz in Mißcredit gekommen. Die „Behörden" haben neuerdings bestimmte Löhne für Wohnung und Kost der Geisteskranken in Gheel „vorgeschrieben." Diese officielle Vergütigung beträgt jährlich zwischen 70 und 100 Thaler. Die höhere Summe wird für Kranke bezahlt, die wegen besonderer Paroxysmen u. s. w. besondere Aufsicht und Sorgfalt verlangen. Für diese 70 bis 100 Thaler jährlich erhält der Kranke Alles, was zu seiner Existenz und Pflege gehört, mit Ausnahme der Kleidung.

Dies sind die nöthigsten Angaben über ein Institut, das die größte Beachtung und im Wesentlichen Nachahmung verdient, um so mehr, als man, trotz wohlthätiger Reformen in Irrenhäusern, noch nicht auf den Standpunkt gekommen ist, auf welchem Gheel schon seit Jahrhunderten stand, welcher diesen Unglücklichen ihre Lage so erträglich macht, wie sie überhaupt möglich zu sein scheint. Sie wohnen nicht in Gefängnissen, sie sind frei und können lichte Momente ohne Schrecken und Kummer ertragen, und ohne alle weitere Zuthat sehr oft als heil und gesund entlassen werden. Freiheit und Arbeit wirken sehr oft als radicale Heilmittel auch in diesen Krankheiten.

Die Frau des Dichters.

Es war ein milder, warmer Juniabend. Die Rosen blühten und dufteten, die Nachtigall sang ihr schmelzendes Liebeslied. In einer Laube des Reichelschen Gartens in Leipzig saß eine glückliche Familie, die herzensgute Mutter und zwei Töchter, von denen die jüngere einer ahnungsvollen Knospe glich. Charlotte Willhöft war eine reizende Erscheinung; mit ihrer schlanken ätherischen Gestalt, ihrem seelenvollen Auge, den edlen und feinen Zügen des lieblichen Gesichts bildete sie durch ihren sinnigen Ernst den Gegensatz zu ihrer heiteren, lebenslustigen Schwester Julie, welche an den Kaufmann Sickmann verheirathet war. Von Jugend auf zeigte das seltsame Kind eine wunderbare geistige Begabung, ein ungewöhnliches Streben nach dem Höheren. So oft sie konnte, zog sie sich in die Einsamkeit zurück mit einem Buche in der Hand; dort überließ sie sich den schwärmerischen Gedanken ihrer jugendlichen Phantasie, der Sehnsucht nach dem Jenseits, den mystischen Träumen ihres von Frömmigkeit und unbegriffener Liebe überströmenden Herzens. Sie befand sich in dem schönen Alter, wo die Psyche, noch frei von jeder irdischen Last, ihre Schwingen entfaltet und im begeisterten Fluge sich zu ihrer himmlischen Heimath erhebt, der sie noch näher steht, als dann, wenn die Alltäglichkeit des gemeinen Lebens ihr die Flügel lähmt. Diesen angebornen Hang religiöser Schwärmerei hatte besonders ein verehrter Lehrer der Bürgerschule, welcher daselbst den Religionsunterricht ertheilte, in ihr genährt; als derselbe wegen seiner phantastischen Richtung angeklagt, zur Niederlegung seiner bisherigen Stellung sich genöthigt sah, faßte Charlotte als dreizehnjähriges Mädchen mit einer gleichgesinnten Freundin den Entschluß, an die Spitze ihrer Mitschülerinnen zu treten, und im Namen derselben ein Schreiben an die Direction der Anstalt zu verfassen, worin um Beibehaltung des geliebten Lehrers gebeten werden sollte.

Sie selbst war um diese Zeit fast anzusehen, wie eine kleine Nonne, und ihr ganzes Wesen erhielt einen klösterlich strengen Anstrich; sie hielt sich von den Zerstreuungen und Vergnügungen fern, welche ihre Jugendgespielinnen erfreuten; nur mit Mühe war sie zum Besuch des Theaters zu bewegen und in übertriebener, fast kindischer Askese entsagte sie dem Genusse der Fleischspeisen, sich wie der fromme Hindu mit Pflanzenkost begnügend. Zum Glücke wirkte der heitere Familienkreis ihrer Schwester, in deren Hause sie fortan lebte, beruhigend und sänftigend auf ihre bedenkliche Richtung ein, so daß sie allmählich selbst von ihrer Strenge zurückkam, und der Erde und der Wirklichkeit wiedergegeben wurde; nur der fromme Ernst war ihr als eine Erinnerung an ihre religiösen Kämpfe geblieben, und bildete gleichsam den Grundton ihres Wesens. Als Vermittler zwischen dem Jenseits und Diesseits war in ihrer Brust die heilige Kunst erwacht, welche vollends die zurückgebliebene Beklemmung löste, und sie mit dem Leben versöhnte. Schon frühzeitig entwickelte Charlotte eine überraschend schöne Stimme und ein bedeutendes musikalisches Talent, das von den Ihrigen mit Sorgfalt gepflegt und ausgebildet wurde. Die Macht der Töne bewährte sich an ihr; die Schwermuth schwand und ein heiterer Friede zog in ihre Brust. Die verwandte Poesie wurde von der Musik geweckt, und unwillkürlich dichtete sie zu ihren Lieblingsmelodien die passenden Worte, von dem unwiderstehlichen Drange erfaßt, ihren Gefühlen einen bestimmten Ausdruck zu verleihen.

So wuchs das seltsame Kind zur wunderbaren Jungfrau heran, eine herrliche ahnungsvolle Blüthe, welche der Sonnenschein der Liebe erst vollkommen erschließen sollte.

Eines Tages führte Charlottens Bruder einen jungen Mann in die Familie ein; derselbe war von Göttingen, das er wegen politischer Verbindungen verlassen mußte, nach Leipzig gekommen, um Philologie zu studiren. Heinrich Stieglitz war eine poetische Natur und selbst Dichter; er fühlte sich sogleich zu der ihm nur zu sehr verwandten Charlotte hingezogen. Beide hatten dasselbe Streben nach dem Ideal, dieselbe Verachtung der gemeinen Alltäglichkeit, den gleichen Hang und Drang zu einem künstlerischen Leben; nur daß in ihm ein vulcanisches, dämonisches Feuer brannte, welches ihn und Alles, was sich ihm näherte, zu verzehren drohte, während die Flamme der Begeisterung stiller und klarer in Charlottens Seele wieder brannte. Seine kecke Physiognomie, von den dunklen, schwärmerischen Augen durchleuchtet, sein ganzes auf das Höchste gerichtete Wesen, selbst ein gewisser Stolz, der zur Selbstüberschätzung seiner Kräfte führen konnte, sprachen sie an und ließen sie, sonst den Männern gegenüber scheu und verschlossen, an seinem Umgange Gefallen finden. Aufgefordert, seine Besuche zu wiederholen, sahen sie sich öfter und tauschten ihre Gedanken gegenseitig aus. Hauptsächlich bewegte sich der Inhalt ihrer Gespräche um religiöse Gegenstände, welche der aufkeimenden Liebe zum Anhalt dienten. —

So saßen sie auch heute in der blühenden Laube und während die Blumen dufteten, die Nachtigall sang, Mond und Sterne freundlich niederschauten, theilten sie ihre Gefühle über die göttliche „Bergpredigt" des Erlösers mit, in der sich ihre sonst verschiedene Andacht begegnete. Die wackere, treffliche Mutter hörte zu, und sprach von ihrem Standpunkte mit, während die sorgsame Schwester ab und zu ging, um das Abendbrod zu bereiten. Charlotte hing mit Bewunderung an den Lippen des jungen Freundes, der mit dichterischer Begeisterung den innern Kern des Christenthums vor ihr entwickelte, und von jener geistigen Kirche sprach, welche, abgesehen von allen äußeren Formen, die Auserwählten zu einem Bund der Liebe vereint. Ihre früheren streng gläubigen Ansichten erhielten durch seine Auffassung eine wesentliche Umwandlung; sie fühlte, wie sich während dieser Unterredung ihr Gesichtskreis nach und nach erweiterte, eine freiere Auffassung der Religion sich ihr aufdrängte und die dunkeln, asketischen Wolken von ihr wichen, ohne daß sie darum aufhörte, zu glauben und fromm zu sein.

Es war ihr, als würde sie von einer drückenden Last befreit, als gehörte sie erst jetzt wieder ganz der schönen Erde an, ohne darum den Himmel zu verlieren. Eine nie gekannte Heiterkeit bemächtigte sich ihrer Seele; sie hätte laut aufjauchzen mögen vor innerer Lust. So schön war ihr die Welt noch nie vorgekommen, so wonnevoll die Natur ihr noch nie erschienen. Sie liebte und dies Gefühl erfüllte sie mit nie gekannter Seligkeit.

Aber mitten in ihrem Glücke überschlich sie ein leiser Schauer, ihr ahnungsvolles Herz wurde plötzlich von einem unerklärlichen Bangen ergriffen, wie von einem Vorgefühl künftiger Schmerzen. Als Heinrich gegangen war, lagerten sich die dunkeln Schatten des kaum besiegten Ernstes über ihre Seele; sie empfand eine nie gekannte Unruhe, und Thränen entstürzten unwillkürlich ihren Augen.

So weint die junge Rosenknospe, wenn sie über Nacht die keusche Hülle sprengt; ein funkelnder Thautropfen glänzt in ihrem Kelch, der sich zum ersten Male den schmeichelnden Sonnenstrahlen erschließt.

So bald Charlotte allein war, griff sie zu ihrem Tagebuche, dem sie ihre geheimsten Gedanken anvertraute. Sie schrieb: „Nichts

Digitized by Google

wollen, nichts wünschen, als lieben; sich selbst vergessen im Glück des geliebten Wesens, ohne Erwiederung zu hoffen oder zu wünschen, stellt uns den Engeln gleich, ist Vorgefühl himmlischen Glückes! So lehrtest Du mich, meine Mutter! Warum bin ich denn nicht glücklich? Warum treibt unwillkürliche Unruhe mich machtlos umher? Warum beklemmt meine Brust ein Wünschen, ein etwas Erwarten von der nächsten Minute, für das ich sogar nicht einen Namen habe? Könnte ich nur einmal recht Großes, recht Schweres für ihn vollbringen, ohne daß er ahnete, von wo es ausginge! Könnte ich ungesehen ein trübes Geschick, ein großes Unheil von seinem geliebten Haupte auf das meinige lenken, und dann in mich geschmiegt und still aus meinem Dunkel hinauf zu ihm blicken, und mich in seinem freudigen Lächeln sonnen! Dann, dünkt mich, wäre ich ruhig und glücklich für mein ganzes übriges Leben. — Der Abend war einer der schönsten meines Lebens. Sein Andenken wird mir wie ein strahlender Stern durch meine Seele gehen. — — Es wird still in mir." —

Diese Worte, welche Charlotte im überströmenden Gefühl als sechzehnjähriges Mädchen niederschrieb, waren keine bloßen Tagebuch-Phrasen, sie offenbarten ihr inneres Sein, sie waren nur der Ausdruck eines echt weiblichen Gemüthes, das für den Geliebten sich selber hinopfern will; in ihnen lag der Keim und Schlüssel ihrer späteren Handlungsweise.

Ihre Liebe blieb nicht unerwidert, Heinrich's Geständniß seiner tiefen und innigen Neigung ließ nicht warten, und die Mutter segnete den Bund der beiden jungen Herzen.

Charlotte war Braut und die Braut eines Dichters, in dem sie die Verkörperung ihrer eigenen Ideale sah; mit schwärmerischer Begeisterung blickte sie zu dem Geliebten auf, in dem sie nicht nur den Mann, sondern das Talent, die göttliche Poesie selbst verehrte; war stolz auf ihn, auf seinen Ruf und bestrebte sich, seiner würdig zu werden, ihm das Leben nach allen Seiten hin angenehm zu gestalten, für alle seine Bedürfnisse zu sorgen, jede Unannehmlichkeit von ihm abzuwehren. Für ihn war ihr nichts zu schwer; sie begann sogar von nun an ein lebhaftes Interesse an den wirthschaftlichen Angelegenheiten zu nehmen, um einst als tüchtige Hausfrau allen ihren Pflichten zu genügen und ihren Platz vollkommen auszufüllen.

Die Nothwendigkeit, sich eine dauernde Stellung zu verschaffen, und die unabweisbare Sorge um das tägliche Brod führten seinerseits Stieglitz nach Berlin, wo sich ihm mannichfache Aussichten für die Zukunft eröffneten, da es ihm nicht an einflußreichen Freunden und Gönnern fehlte, die er zum Theil seinem täglich wachsenden literarischen Rufe zu verdanken hatte. Sein Talent wurde anerkannt, sein Name vielfach genannt; er wurde in manche geistreiche und interessante Kreise der Hauptstadt eingeführt, wo ihm ehrender Beifall, Anerkennung und Aufmunterung im reichsten Maße zu Theil wurden. Sein Vertrauen wuchs, sein Selbstbewußtsein hob sich und er hielt sich immer mehr berufen, als Dichter einen hervorragenden Platz einzunehmen.

An diesen Erfolgen nahm Charlotte den lebhaftesten Antheil, indem sie mit dem Geliebten seit ihrer Trennung in fortwährendem Briefwechsel stand, worin sie die ganze Fülle ihrer Liebe und ihre fortschreitende geistige Entwicklung offenbarte; sie zeigte sich ihm in jeder Beziehung ebenbürtig, indem sie rastlos bemüht war, ihre Kenntnisse zu erweitern, ihre Bildung der seinigen anzupassen. Durch dieses Streben und durch die Entfernung gewann ihre Liebe eine mehr geistige und übersinnliche Gestalt, die kleinen Schwächen und Mängel, die beim näheren Umgange unausbleiblich bemerkt werden, verschwanden oder wurden nicht gesehen. Beide befanden sich in einer verzeihlichen Selbsttäuschung, welche vor dem Zusammenleben in der Ehe verschwinden mußte. Die Wirklichkeit mit ihrer rauhen Hand sollte früher oder später den Schleier zerreißen, den schönen, selbst gepflegten Wahn zerstören.

Ein unvorhergesehener Schlag beschleunigte die Verbindung Charlottens mit dem Mann ihrer Wahl; die heitere Schwester Julie, in deren Haus sie bisher gelebt, starb im Wochenbette, treu von ihr gepflegt. Stieglitz fühlte jetzt doppelt die Verpflichtung, der schutzlosen Braut ein Stütze zu werden, und ihr eine neue Heimath zu geben; deshalb bewarb er sich ernstlich um die Stelle eines Gymnasiallehrers und Custos an der königlichen Bibliothek zu Berlin, die er auch erhielt. Der Dichter hatte ein Amt und eilte jetzt nach Leipzig, um die Braut als Gattin heimzuführen. Unmittelbar nach der Trauung traten sie eine Reise durch den schönsten Theil von Deutschland an, um im poetischen Genusse der Natur ihr höchstes Glück zu feiern. Heinrich wünschte sich aus übertriebener Vorsicht mit einer Reisewaffe zu versehen, Charlotte spottete zwar über seine Furcht, aber sie ging selbst in ein Gewölbe und kaufte für ihn einen — Dolch.

Im Wagen saßen die Neuvermählten und rollten, begleitet von den Segenswünschen der Ihrigen, dahin. Die anfängliche Beklommenheit löste sich in süße, bräutliche Wonne auf, Charlotten's noch hervorquellende Thränen, die dem Abschied galten, trockneten bald, und sie lächelte verschämt, wenn sie den geliebten Mann in ihrer Nähe sah, dem sie nun für immer angehörte. Das war eine schöne Fahrt durch das südliche Deutschland; in Frankfurt wurde Börne besucht, der damals eben erst durch seine liebenswürdigen Journalaufsätze bekannt geworden war, in Heidelberg die epheuumrankte Ruine bestiegen, der herrliche Rhein befahren und an seinen rebenbekränzten Hügeln geschwärmt.

Stieglitz genoß noch einmal, bevor er in das Joch des bürgerlichen Lebens trat, das ganze Glück der ungebundenen Freiheit an der Seite eines holden Weibes in vollen Zügen. Mit jedem Jugendmuthe überließ er sich der romantischen Neigung, über Berg und Thal in der Wildniß herumzuschweifen; er wurde noch einmal der kräftige, übermüthige, enthusiastische, schwarzlockige Student, wie ihn seine Charlotte gern hatte. Sie vergaß dabei die eigene Anstrengung und Uebermüdung, der ihr schwächerer Körper nicht gewachsen war, und begleitete ihn auf seinen oft beschwerlichen Fußwanderungen, welche er ohne Rücksicht auf ihre Gesundheit unternahm. In seiner ungemessenen Lust trieb er es mit seinen romantischen Kreuz- und Querzügen so bunt, daß selbst der Kutscher, den er für die ganze Reise gemiethet hatte, ihm den Contract aufkündigte und davon lief.

Ungeachtet dieser kleinen Beschwerden und Abenteuer waren es die glücklichsten Zeiten, die sie verlebten, und wenn die Reisenden eine waldbewachsene Höhe erklommen, auf moosigem Steine ausruhten und zu ihren Füßen der blaue Strom, die gesegneten Thäler im Abendglanze schwammen, über ihrem Haupte die rosigen und goldenen Wolken zogen, da glaubten sie wohl, dem Himmel näher zu sein, und Charlotte stimmte eines ihrer schönsten Lieder mit herrlicher Stimme an, dem die vorüberziehenden Wanderer wie dem Gesange eines seligen Geistes lauschten.

Von diesem poetischen Ausfluge waren sie nach Berlin zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurückgekehrt. Der Dichter mußte die unleserlichen Hefte der Tertianer corrigiren, Unterricht ertheilen oder auf der Bibliothek bei seinen Büchern sitzen und Kataloge anfertigen, während Charlotte das kleine Hauswesen in Ordnung hielt. Sie war viel allein, da ihn seine tägliche Arbeit vom Hause fern hielt. In der Einsamkeit beschlich sie wohl noch zuweilen die alte Schwermuth, aber meist kämpfte sie siegreich dagegen an. Nur wenn Stieglitz verstimmt aus der Classe oder von der Bibliothek kam, wo die einförmige und anstrengende Thätigkeit ihn leicht anwiderte, theilte sich seine Verdrießlichkeit auch ihr mit. Hier und da fehlte es noch an dem Behagen in der neuen, etwas übereilten Einrichtung, das mäßige Einkommen legte ihnen manche Beschränkung auf. Als aber zum ersten Male durch ihre gemeinschaftlichen Anstrengungen das Feuer auf dem eigenen Heerde brannte und die junge Hausfrau in der weißen Küchenschürze davor stand, rosig von den angefachten Flammen angeglüht, da lachten Beide wie zwei glückliche Kinder.

Bald bildete sich auch um das ausgezeichnete Paar ein Kreis von hervorragenden Männern und liebenswürdigen Frauen, die sich ihnen enger anschlossen. Das geistige Leben der großen Stadt, der Verkehr mit verschiedenen literarischen Persönlichkeiten wirkte fördernd und belebend ein, wenn auch anderseitig der kritisch zersetzende Verstand, ein gewisses absolutes Absprechen und eine Ueberschwänglichkeit der ganzen sie umgebenden Atmosphäre nicht ohne allen Einfluß auf Beide blieb. Charlottens Hang zum Nachdenken, zu einer fast ausschließlich metaphysischen Richtung fand unter diesen Verhältnissen nur allzureiche Nahrung; sie sog wie eine Pflanze den Sauerstoff der Poesie begierig ein, ohne den zum Leben eben so nothwendigen schwereren Stickstoff der Prosa als den unentbehrlichen Ballast des Daseins zuzulassen. Das aufreibende Element ließ die geistige Flamme heller glänzen, um sie desto schneller zu verzehren. Es war eine künstliche Gluth, die keine gesunde Entwickelung gestattete.

Stieglitz benutzte die ihm freie Zeit zu neuen Dichtungen, von

Digitized by Google

Charlotte Willhöft.

denen er sich zum Theil einen ungemessenen Erfolg versprach. Sein Talent war ein ausschließlich lyrisches, von der Stimmung des Augenblickes beherrscht; er täuschte sich meist selbst über die Tragweite seiner Kraft und wurde mißmuthig, wenn der Erfolg seinen Erwartungen, das Geleistete seinem hochfliegenden Wollen nicht entsprach. Charlotte suchte ihn dann wohl zu beruhigen und den schon damals aufsteigenden finstern Dämon in seiner Brust durch liebevollen Zuspruch zu beschwichtigen. Sie selbst stand ihm rathend und fördernd zur Seite. Als er die „Bilder des Orients" schrieb und mit sich selber wegen einzelner Gedichte unzufrieden war, unablässig besserte und wieder das Niedergeschriebene verwarf, erachtete in ihr der Wunsch, ihm helfend beizustehen und die quälende Arbeit ihm abzunehmen. Sie machte den Versuch und während Stieglitz auf der Bibliothek zu thun hatte, setzte sie sich an seinen Schreibtisch und dichtete eine der schönsten Scenen in seinem Trauerspiele „Selim III.", die Unterredung zwischen dem Arzte und der Sultana Walide, an welcher Stieglitz nach mehreren vergeblichen Versuchen gescheitert war. Als er nach Hause kam, trat ihm Charlotte ganz erschöpft und blaß entgegen und deutete lächelnd auf das Pult, wo er die ihm mißglückte Aufgabe von ihrer Hand in vollendeter Form und mit poetischer Kraft gelöst fand. Ueberrascht und gerührt umarmte er die holde Frau, welche die Liebe zur Dichterin gemacht hat.

Hier und da aufsteigende Schatten fehlten nicht, aber Charlotte wußte sie durch Nachgiebigkeit und anschmiegendes Eingehen auf die Eigenthümlichkeiten des geliebten Mannes noch immer zu bannen. Je mehr sie seine Schwächen kennen lernte, desto opferfreudiger wurde sie, und mit Sanftmuth ertrug sie die kleinen Störungen, welche das Leben und die Ehe mit sich bringen. Allerdings hatte diese zarte Schonung oft gerade den umgekehrten Erfolg und bestärkte Stieglitz in seinen launenhaften Ansprüchen und hypochondrischen Quälereien, die zu ihrer Heilung der Strenge und des Widerspruches bedürfen. Die geringfügigsten Umstände reichten zuweilen hin, Verstimmung und selbst Schwermuth in ihm hervorzurufen, wozu seine Natur um so mehr neigte, da er durch angestrengte geistige Arbeiten seine Nerven überreizte. Wie einst David die Wuth Saul's, so bannte sie seinen Trübsinn durch ihren seelenvollen Gesang und, wenn dieser nicht mehr ausreichte, durch ernstere Mahnungen, die sie auf ein Blättchen niederschrieb und ihm so hinlegte, daß er sie lesen mußte. Einer dieser Gedenkzettel, der sich noch erhalten hat, lautete folgendermaßen:

„Recept für Uns. — So lange wir aber leben, also uns lieben, laß uns gegenseitig so viel wie irgend möglich heitere Blumen (lebensfrische heißt das) warten für einander, das geringe Unkräutchen (ein bloßer Schnupfen, eine zerbrochene Lampe), das sich einschleicht, mit thätiger Hand vertilgen, aber es um Gotteswillen für keine Trauerweide ansehen, sonst bleibt uns am Ende kein heiliger Baum für das Grab der geliebtesten Todten — und dies wird sicher ein furchtbarer Verlust. — Laß uns gegenseitig erfreuen, stärken, halten, erheben, handeln und somit froh sein — hörst Du?! — Laß uns denken, wenn wir säen allerlei Samen, daß die Früchte zu rechter Zeit schon reifen werden; der Boden, der lange liegen kann, bringt es doppelt ein.

Liebe ist der Athem, der ihn nährt,
Vertrauen ist die Sonne, die's bewährt,
Und wo sich dies vereint gefunden,
Muß auch die rechte Frucht gesunden."

Selten verfehlten derartige Erinnerungen bei Stieglitz ihren Zweck. Ueberhaupt glaubte Charlotte, nach einem längeren Zusammenleben die Bemerkung über seinen Charakter gemacht zu haben, daß jedes wahre Unglück ihn weit stärker und widerstandsfähiger fand, als die kleinen Unannehmlichkeiten des alltäglichen Daseins. Als sie einmal ernstlich erkrankte und zu ihrer Wiederherstellung das Seebad Dobberan besuchen mußte, vergaß er seine eigenen unbedeutenderen Leiden und erwies sich eben so besorgt und aufopfernd, wie sie selbst bei ihn betreffenden Krankheitsfällen.

Digitized by Google

Zu ihrer beiderseitigen Zerstreuung und Erholung wurden kleinere und größere Reisen unternommen, von denen ein Ausflug nach Petersburg und Moskau zu den dort lebenden Verwandten ihnen die mannichfachsten und bedeutendsten Anregungen und Bereicherungen ihrer Anschauungen brachte. In dem Hause und in der Familie des reichen Barons von Stieglitz wurde ihnen die freundlichste Aufnahme zu Theil; dort lernten sie eine kaufmännische, ihrem eigenen Leben gänzlich fremde, großartige Thätigkeit kennen, der sie ihre Anerkennung und Achtung nicht versagen konnten. Besonders fühlte sich Charlotte zu dem Chef des Hauses hingezogen, der mit der klaren und scharfen Auffassung des erfahrenen Geschäftsmannes die humanste Bildung und den feinsten Takt verband. Ihm vertraute sie auch ohne Rückhalt ihre Bedenken über die aufreibende Thätigkeit ihres Mannes, dem sie vor allen Dingen eine unabhängige Stellung wünschte, weil sie in den Beschwerden seines Doppelamtes einzig und allein den Grund seiner inneren Unzufriedenheit sah; sie wollte ihn der gemeinen Sorge für das tägliche Brod und einer unerfreulichen Beschäftigung enthoben sehen, damit er sich von nun an um so freier und ungehinderter dem Dienste des Genius und der Poesie widmen könnte. Der großmüthige Onkel nahm diese schüchtern angedeuteten Wünsche der zutrauungsvollen jungen Frau mit zarter Berücksichtigung auf und versprach ihr vor der Abreise, für Heinrichs Zukunft Sorge zu tragen, falls derselbe seine bisherige Stellung aufgeben wollte. Charlotte dankte dem würdigen Manne mit kindlicher Zärtlichkeit und überließ sich der verzeihlichen Täuschung, durch eine derartige äußere Veränderung dem Geliebten für immer den inneren Frieden gesichert zu haben.

Der Anschein sprach für ihre Ansicht, da die Zeit, welche auf diese Reise folgte, durch keinen Unfall getrübt, in der heitersten Weise für sie verfloß. Der Petersburger Aufenthalt hatte auf Heinrichs Gemüthsstimmung überaus vortheilhaft eingewirkt; das reiche und anregende Leben in dem Hause des Onkels, die fortwährende Abwechselung, die ihm in dieser fremden Welt geboten wurde, die großartigen Verhältnisse seiner neuen Umgebung, die Erweiterung seines Gesichtskreises konnten ihren erfrischenden und stärkenden Eindruck auf ihn nicht verfehlen. Selbst das anspruchslose Stillleben in seiner Studirstube zu Berlin bildete jetzt einen angenehmen Contrast zu dem geräuschvollen Treiben und dem prachtvollen Aufwande in dem Hause des großen Bankiers. Er bedurfte und fand erst in den gewohnten Verhältnissen die nöthige Sammlung, um die empfangenen Eindrücke zu verarbeiten und sich ihrer in der Rückerinnerung zu erfreuen. Seine früheren Beschäftigungen waren ihm wieder lieb geworden und mit doppeltem Eifer kehrte er zu seinen alten Büchern und Arbeiten zurück. Nie war Stieglitz zum Schaffen und Dichten so aufgelegt gewesen, wie nach diesem Besuche, seine Gesundheit blieb bis auf ein kleines Unwohlsein ungetrübt, seine Stimmung heiter und selbst zum Scherze aufgelegt. Charlotte freute sich an seiner guten Laune und ließ, wenn er von der Arbeit ausruhte, ihren herrlichen Gesang zur Belohnung erschallen.

So leuchtet die Sonne am schönsten, bevor sie untergeht; so duften die Blumen am süßesten, wenn sie für immer verwelken wollen. —

Im Frühjahr 1834 entwickelte sich von Neuem bei Stieglitz jenes räthselhafte Nervenleiden, welches die Medicin mit dem allgemeinen Namen der „Hypochondrie" zu belegen pflegt. Gerade die am meisten geistig begabten Menschen sind ihm verfallen, eine Beute dieser wunderbaren Krankheit, die sich in den verschiedensten Formen und in stets wechselnden Stimmungen kund gibt; bald in übermüthige Hoffnungen, bald in kleinmüthige Verzweiflung ausbricht, mit selbstquälerischer Phantasie vor eingebildeten Schreckbildern zittert und die Willenskraft nach und nach vollkommen lähmt. Stieglitz hatte die körperliche Disposition durch seine Lebensweise, geistige Ueberanstrengung und Mangel an Selbstbeherrschung zu einem bedenklichen Grade der Entwicklung gesteigert. Statt den Dämon, der mehr oder minder in jeder Menschenbrust schlummert, zu bekämpfen, den lauernden Feind niederzuhalten, überließ er sich wie Tasso den dunklen Mächten, welche allein der feste Wille zu besiegen im Stande ist. In einzelnen Aeußerungen und Ausbrüchen gab sich seine damalige Reizbarkeit zu erkennen, er haderte mit seinem Schicksal, statt es mit Geduld zu ertragen.

„Ich will nicht länger mehr," rief er einst in eigensinniger Verblendung, „die verstimmte Leyer, ich will der stimmführende Spielmann sein, der Ernst und Spiel zu mächtigen Accorden eines Weltchors vereint!"

Charlotte suchte ihn durch milden Zuspruch zu beruhigen; sie litt unaussprechlich, da sein Zustand sie oft den Uebergang zum Wahnsinn fürchten ließ. Seine Launen ertrug sie mit rührender Geduld, sie theilte seine selbstgewählte Einsamkeit, sie war seine einzige Gesellschaft, die treueste Krankenpflegerin; all ihr Sinnen und Trachten war nur darauf gerichtet, ihm die Gesundheit wieder zu verschaffen, das gestörte Gleichgewicht seines Geistes wieder herzustellen. Man muß derartige hypochondrische Patienten häufig und in der Nähe beobachtet haben, um die ganze Größe ihres Opfers zu begreifen; sie peinigen nicht nur sich, sondern noch weit mehr ihre Umgebung, sie entwickeln eine wahrhafte Höllenkunst der Quälerei für sich und Andere; sie reiben den stärksten Willen, wie die zarteste Hingebung endlich auf, und theilen in nicht seltenen Fällen ihre eigene geistige Zerstörung den Nächsten mit, wie ein ansteckendes Contagium, das auch den gesunden Körper nicht verschont. In jener Zeit mag Charlotte wohl den Grund zu ihrem eigenen spätern psychischen Leiden gelegt haben, woran sie zu Grunde ging. —

(Schluß folgt.)

Aus Amerika.

Ein Hinterwäldler von den Boulevards.

Unter den Linden in Berlin — die Hausnummer wird nicht verrathen — lebt schon seit vielen Jahren ein königlich preußischer Generalmajor nebst Familie im Ruhestande. Eine ansehnliche Pension und ein hübsches Privatvermögen setzen ihn in den Stand, ein recht angenehmes Haus zu machen, und die jungen Lieutenants von Kaiser Franz und Alexander amüsiren sich „famos" auf seinen Bällen. Aber so flott sie auch dort tanzen, vor vier Jahren noch — tanzte dort Keiner flotter, als des Generals eigener Sohn. Keiner ritt auch flotter durch den Thiergarten, den Jockei natürlich hinterher, Keiner trank flotter und Keiner — spielte flotter.

In Jefferson County im Territorium Minnesota, einige hundert englische Meilen südwestlich von St. Paul wohnt jetzt unter Indianern und Bären ein Mann, der sich seit vier Jahren nicht mehr rasirt hat und dessen sonstige Erscheinung jedwedem königlichen Constabler zu Aggressiv-Maßregeln Veranlassung geben würde. — Es ist derselbe flotte Vogel, nur die Flügel sind ihm eklig verschnitten. — Armer Vogel!

Als ich das erste Mal zu ihm kam, buk er gerade Plinsen. Ich setzte mich auf einen Baumstumpf an's Feuer und schaute ihm dabei zu. Bevor er das in Wasser eingerührte Weizenmehl in die eiserne Pfanne löffelte, bestrich er diese jedes Mal mit einer alten Speckschwarte, um, wie er meinte, das Anbrennen der Plinse dadurch zu verhindern. Ich bemerkte überdies, daß ich nicht der einzige Zuschauer war. Zwei magere Wolfshunde und eine große schwarze Katze beobachteten jede seiner Bewegungen mit nie ermüdender Aufmerksamkeit. Die Hunde verschlangen jede einzelne Plinse mit den Augen lange ehe sie noch fertig war und die Katze, das Hintertheil eingebogen und die Ohren zurückgelegt, stand wie ein bengalischer Tiger zum Sprunge bereit nach der Speckschwarte. Aber der ci-devant kannte seine Pappenheimer. War ich nicht anwesend, so hätten sie sicherlich nichts erlangt. So aber wollte es das Unglück, daß er sich im Gespräch zu mir wandte, während er sich gerade die Pfeife anzündete, und dabei unbedachtsamer Weise die Hand mit der Speckschwarte etwas zu tief sinken ließ. Im Nu hatte die Katze dieselbe im Rachen und im nächsten Moment rannte sie mit ihrer Beute — mein Landsmann ihr nach — dem nächsten Hickory-Baume zu.

„Die Hunde, um Gottes willen, die Hunde!" rief er mir noch zu, als er in weiten Sprüngen, zwischen den Baumstumpfen hindurchvoltigirend, den Baum noch vor der Katze zu erreichen strebte.

Digitized by Google

Die Warnung war keine überflüssige. Eine Secunde später und der Inhalt der Plinsenschüssel war ebenfalls unterwegs nach dem Walde. Ich hielt sie hoch über meinen Kopf hinaus und begann mich nach meinem Landsmanne umzuschauen. Aber so wohlfeilen Kaufes kam ich doch nicht davon. Die heißhungrigen Hunde mochten mir den Neuling angewittert haben, die momentane Abwesenheit ihres Gebieters flößte ihnen auch noch mehr Muth ein und sie begannen daher, andere Saiten aufzuziehen. Ich kann nicht leugnen, daß mir etwas ungemüthlich zu Muthe ward, als mir die Bestien ihre langen, spitzen Zähne wiesen und mir mit heiserem Knurren auf den Leib rückten. Als ehemaliger Militair wußte ich glücklicherweise, daß man immer das Ganze im Auge haben muß und daß man, um dieses zu retten, unter gewissen Umständen weise handelt, einen Theil zu opfern. Ich warf ihnen also die oberste Plinse freiwillig an die Köpfe, und — heiß, wie sie war — die Canaillen hätten sie in einem Momente verschlungen, wenn es ihnen nicht zweckmäßiger erschienen wäre, sich erst eine Weile um den ungetheilten Besitz derselben herumzubeißen. Meine Taktik wurde selbst von meinem unterdessen zurückgekehrten Landsmanne gebilligt, so sehr er auch diesen abermaligen Verlust beklagte. Er wies mit zorniger Gebehrde nach dem Aste hin, auf dem die Katze ihr Mittagsmahl hielt, warf den Hunden, die jetzt wieder herangewedelt kamen, ein brennendes Scheit Holz zwischen die Beine und setzte sich niedergeschlagen neben mich auf den Boden.

„Sie haben gut lachen," meinte er, als er sah, wie mir die Thränen über die Backen liefen. „Aber wie soll ich jetzt Plinsen backen! Die Speckschwarte war keine vier Wochen alt und hätte noch ein ganzes Vierteljahr gelangt, — jetzt kann ich alle Tage Mehl und Wasser fressen!"

— Tempora mutantur! —

Mir verging das Lachen überdies auch hinterher, denn da ich einige Zeit bei ihm blieb, um mich zuvörderst etwas in der Gegend zu orientiren, so traf mich der Schlag selbst mit und gar manches Mal noch gedachte ich mit Bedauern der jungen Speckschwarte.

Den folgenden Tag regnete es in Strömen und wir waren gezwungen, uns im Shanty aufzuhalten. Glücklicherweise besaß mein Landsmann, als ehemaliges Mitglied des Jockei-Clubs, aus besseren Zeiten her noch eine französische Spielkarte, mit der wir uns die Zeit vertreiben konnten. Er gewann in wenig Stunden 10,000 Thaler von mir, da es aber seine besonderen Schwierigkeiten hatte, auf seiner Karte das Pique vom Coeur ꝛc. zu unterscheiden, so behielt ich mir die Regelung der Angelegenheit noch bis auf Weiteres vor.

Nach dem Spiele hatte er einen andern Zeitvertreib in Vorschlag. Er verstand nicht viel Englisch und ich sollte deshalb in dieser Sprache einen Brief für ihn aufsetzen, zu dem er mir nur die allgemeine Idee angab, die Ausführung aber mir ganz anheimstellte. Der Brief wäre höchst wichtig, wie er meinte, und ich mußte ihm darin Recht geben, denn es handelte sich um nichts Geringeres, als um den wichtigsten Schritt, den wir Menschenkinder hienieden zu thun vermögen — um eine Heirath nämlich. Ich sollte für ihn anhalten. Das Mädchen war die Tochter eines wohlhabenden Farmers in Indiana, bei dem er eine Zeitlang gearbeitet hatte. Er war zwar schon damals seiner Sache völlig sicher, er hatte aber doch erst eine Verbesserung der eigenen Umstände abwarten wollen, ehe er mit der Sprache herausrückte. Meine Aufgabe bestand nun darin, diese „Verbesserung" in möglichst schlagender Weise einleuchtend zu machen, und da er mir in Bezug hierauf den unbestrittenen Besitz von 160 Ackern Waldlandes als bestimmtes Factum angab, so hatte ich vor Allem diesen Umstand gehörig hervorzuheben, das Areal dabei im Allgemeinen zu schildern und nur in Bezug auf dessen specielle Beschaffenheit die nöthige Rückhaltung zu beobachten. Eine ähnliche Discretion rieth er mir auch in Hinsicht auf die weiteren Angaben seines beweglichen Vermögens, namentlich der Wäsche an. Diese letztere bestand nämlich noch aus einem Hemde, welches mein Landsmann schon seit zwei Jahren auf dem Leibe trug. Indessen dasselbe stammte noch von der Mohrenstraße in Berlin her und hieraus ließ sich schon allenfalls etwas machen. In Bezug auf die Garderobe gewährte mir nur ein Stück einen festen Anhaltepunkt; es war dies ein noch immer eleganter, wenn auch vom langen Liegen etwas zerknitterter — Ballfrack. — Der Brief verursachte mir einiges Kopfzerbrechen, indeß erklärte sich mein Landsmann beim Vorlesen mit dessen Fassung völlig einverstanden. Wir looseten noch darum, wer von uns Beiden den Brief die 25 Meilen weit nach Lexington, der nächsten Ortschaft, tragen und dabei gleichzeitig eine frische Speckschwarte einhandeln sollte, und er gewann richtig wieder.

Es regnete die ganze Nacht durch und am andern Tage brauchten wir nicht für Beschäftigung zu sorgen, wir hatten mehr wie genug. Die Hunde weckten uns noch vor Tagesanbruch durch ein ununterbrochenes Klagegeheul und wir gewahrten, daß sie bereits bis an den Bauch im Wasser standen. Es regnete nämlich nicht mehr blos durch das Dach hindurch, sondern das ablaufende Wasser hatte auch den Keller gefüllt, stand jetzt bereits $^3/_4$ Elle hoch in unserem Shanty und verrieth noch immer steigende Tendenzen. Wir mußten bis zum Abend ununterbrochen mittelst Wassereimer und Plinsenschüssel mit dem feindseligen Elemente kämpfen, das fast eben so schnell wieder zulief, als wir es auszuschöpfen vermochten. Es war gut, daß der Regen gegen Abend nachließ, sonst ist es mehr als zweifelhaft, ob ich meinen Lesern jemals die ganze Geschichte hätte erzählen können.

Am andern Morgen kam die liebe Sonne endlich wieder zum Vorschein und mein Landsmann schlug eine Promenade nach dem See vor, wo wir Aussicht hätten, ein paar Schildkröten zu finden, die uns doch einigen Ersatz für die verlorene Schwarte gewähren könnten. Ich war wirklich so glücklich, nach einigem Suchen zwei große Thiere, jedes über eine Elle lang, anzutreffen und wir gingen sogleich daran, sie zu schlachten. Die Fabrikation der Suppe behielt ich mir jedoch allein vor, da mein Landsmann in der neuen Welt ein Anhänger der Verdünnungstheorie geworden war und ich befürchtete, er möchte aus purer Sparsamkeit die Suppe nicht schmackhaft und kräftig genug herstellen. Um namentlich in letzterer Beziehung meiner Sache völlig gewiß zu sein, schüttete ich in seiner Abwesenheit den ganzen Inhalt eines alten Pfefferfackes mit einem Male in den Topf und setzte diesen sodann seelenvergnügt an's Feuer. Mein Landsmann kam bald nachher mit einigen großen Salatstauden zum Vorschein, deren Wachsthum der Regen wunderbar beschleunigt hatte, und während er nach dem Walde ging, um einige wilde Zwiebeln zu suchen, machte ich einen entschlossenen Angriff auf eine große Oelflasche, die ich herzhaft über den Salat ausgoß.

Wir warteten noch auf das Garwerden unserer beiden Amphibien, von deren Genuß wir uns nicht wenig versprachen, als plötzlich die beiden Wolfshunde anschlugen und ihren Posten am Feuerheerd verließen. Kurz darauf sahen wir drei Männer über die Fenz steigen und auf unser Shanty zukommen. Dieselben waren auf dem Wege nach Lessueur zur Land-Office und hatten während der letzten Sündfluth im Walde bivouakiren müssen, da sie weit und breit keine Spur einer menschlichen Wohnung vorfanden. Man kann sich denken, wie diese armen Teufel aussahen; mein Landsmann mit seinem zweijährigen Hemde machte förmlich Staat neben ihnen. Die Männer waren Irländer und erklärten uns in ihrem Kauderwelsch, daß sie etwas zu essen haben müßten, gleichviel, was sie auch dafür zu bezahlen hätten.

In Betracht unseres diesmal ausnehmend luxuriösen Diners schien es uns vollkommen gerechtfertigt, den doppelten Satz des in Lessueur-County in solchen Fällen üblichen Preises für eine Mahlzeit anzusetzen, da wir ohnehin den erlittenen Verlust der Speckschwarte ꝛc. wieder zu ersetzen suchen mußten, und wir erklärten ihnen deshalb, daß sie jeder für einen halben Dollar einen Teller Schildkrötensuppe nebst etwas Salat haben könnten, womit sie sich nicht nur einverstanden erklärten, sondern auch in die verlangte Vorausbezahlung willigten, die mein Landsmann noch überdies vorschlug. Er verschloß das Geld sogleich in die nämliche Kiste, worin auch sein Frack lag, und setzte die Plinsenschüssel darauf, in welcher sich noch Ueberbleibsel unseres letzten Gerichtes befanden und welche die beiden Hunde fortan nie mehr aus den Augen ließen.

Die Suppe war endlich fertig geworden und da ich mich hartnäckig sträubte, auf den Vorschlag meines Landsmannes einzugehen, der durchaus ihre Quantität auf Kosten ihrer Qualität durch Hinzuthat eines halben Eimers Regenwasser zu erhöhen wünschte, so wurde sie ganz und ungetheilt aufgetragen. — Die Irländer fielen wie Wölfe darüber her, aber sie hatten kaum den ersten Löffel im Munde, als sie denselben fast à tempo wieder ausspuckten und mit solcher Energie zu husten begannen, daß ich glaubte, sie müßten sich die Luftröhren zersprengen. Mein Landsmann war ahnungsschwer sogleich aufgesprungen und nach dem Pfefferfacke gelaufen,

Digitized by Google

aus dem er jetzt mit niedergeschlagener Miene nur noch einen feinen Staubregen herausschüttelte. Er meinte, der Vorrath wäre noch auf ein halbes Jahr berechnet gewesen! Es mußte nun dennoch zum Verdünnungs-Processe geschritten werden, aber obgleich mein Landsmann diesen in einem Umfange vornahm, der ihn ermöglicht hätte, die gesammte Einwohnerschaft von zwei oder drei Counties mit Schildkrötensuppe zu tractiren, so schnitten die Irländer doch noch barbarische Gesichter, als sie jetzt das abgeschwächte Gericht löffelweise zu sich nahmen. Ein Glück, daß sie seit zwei Tagen nichts gegessen hatten! — Weder ich noch mein Freund waren im Stande, mehr wie einen einzigen Löffel davon hinterzuschlucken und selbst dieser brannte mir noch am andern Tage im Leibe. Wir beschlossen deshalb, uns an den Salat zu halten, in den mein Landsmann auch alsbald mit Energie einhieb. Aber diesmal erschrak ich in vollem Ernste über das verzweifelte Gesicht, mit dem er die erste Handvoll augenblicklich wieder ausspuckte und das am Morgen genossene Frühstück gleich hinterdrein folgen ließ.

„Aus der großen Flasche?" fragte er mich nur mit matter Stimme, und auf die erfolgte Bestätigung meinerseits sank er wie gebrochen auf die Kiste nieder, die sein mobiles Vermögen einschloß.

Den Irländern schien zu meiner Verwunderung trotzdem der Salat recht gut zu munden — wahrscheinlich wirkte das Oel mildernd auf den Pfeffer — und die stille Hoffnung meines Landsmanns, daß sie denselben stehen lassen und ihn dadurch ermöglichen würden, der Lampe wiederzugeben, was der Lampe gehörte, wurde zu nichte. Nachdem sie gegessen hatten, sonnten sie sich — noch immer heftig hustend — vor unserem Shanty im Grase, und als ich kurz darauf Wasser herbeiholen wollte, sah ich, wie die drei Kerls sich ihre Beine in unserm Brunnen rein wuschen, was mir heute auch noch den Appetit zum Kaffee verdarb. Es erschien ihnen beim Weggehen noch dazu sehr ungastfreundschaftlich, als ich ihnen für das nächste Mal den Rath gab, eine andere Localität für ihr Fußbad zu wählen.

Am andern Tage machte ich mich nach Lexington auf, und als ich am dritten Tage darauf außer einer neuen Speckschwarte auch noch eine Flasche Whisky und einige Citronen mitbrachte, da strahlten die Augen meines Landsmanns in ihrem früheren Glanze. Er war wieder in seinem Elemente; er konnte Punsch machen.

Wir saßen, diesen trinkend und unsere Pfeifen dazu rauchend, vor unserem Shanty, als mein Landsmann plötzlich mit der Hand auf das jenseitige Ufer des vor uns liegenden Landsee's wies. — Bei meiner Seele! Ein großer feister Hirsch ging soeben ganz gemüthlich in's Wasser und schickte sich an, ein kühlendes Bad zu nehmen. Das war ein Bissen! Wir verschlangen ihn schon mit den Augen.

„Vier Wochen können wir Beide davon leben und das Fett reicht zu, ein halbes Jahr davon Plinsen zu backen," meinte mein Landsmann, das Fell des Waldbewohners schon im Voraus zu ein paar Hosen für sich und die Eingeweide desselben zu Sonntagsfutter für die Hunde bestimmend.

Da die Sonne bereits im Untergehen war, so durften wir keine Zeit verlieren, und mein Freund entwickelte auch eine wahrhaft fabelhafte Thätigkeit. Zuerst sperrte er geräuschlos die Hunde ein, von denen er meinte, sie wären viel zu gierig bei der Jagd, und wenn der Hirsch etwa blos angeschossen würde und dann noch weit abgehen sollte, so fräßen sie ihn allein auf, noch ehe wir dazu kommen könnten. Dann umwickelte er die Ruder zweier Indianerkanoes mit alten Lumpen, wovon er einen beträchtlichen Vorrath besaß, und nachdem wir unsere Büchsen nachgesehen hatten, banden wir die beiden Kanoes zusammen, und ruderten auf einem großen Umwege geräuschlos dem gegenüberliegenden Ufer zu. Die Musquitos zerstachen uns jämmerlich auf dem Wasser; indessen dies war Nebensache, Hauptsache war der Hirsch. Als wir drüben ankamen, war die Sonne unter, und es wurde schnell immer finsterer. Da wir uns noch eine große Strecke im Walde anzuschleichen hatten, dabei aber unsern Weg nicht mehr deutlich sehen konnten, so fielen wir alle Augenblicke über die umherliegenden Stämme, und rissen uns dabei Gesicht und Hände an den fingerlangen Dornen des Unterholzes blutig. — Die ganze Geschichte war „um in die Luft zu springen," wie mein Begleiter meinte. Mit einem Male hörte ich einen heftigen Plautz und wurde über und über vollgespritzt. Als ich mich umsah, war mein Freund vollständig verschwunden, und als ich ihn endlich wieder entdeckte, hatte ich die größte Noth, ihn aus dem Sumpfloche herauszuziehen, in welchem er bis an den Hals feststak. Mittlerweile war es aber stockpechfinster geworden und wir waren froh, als wir erst wieder ganzbeinig in unserem Shanty eintrafen — auch ohne Hirsch.

Etwa vier Wochen nach unserem Jagdabenteuer traf ich meinen Landsmann in Lexington wieder, hatte aber Mühe, ihn wiederzuerkennen. Er trug eine grüne Brille, die seinem Gesicht ein völlig verändertes Ansehen verlieh. Seinem gewöhnlichen Hinterwäldlercostüm hatte er heute noch den schwarzen Ballfrack beigefügt, der dazu den seltsamsten Contrast bildete. Man müsse sich ein Bischen herausputzen, wenn man auf die Post-Office ginge, die Leute wären dann gleich höflicher. Er schlug mir vor, ihn zu begleiten, da er die Antwort auf den Werbebrief aus Indiana erwarte. „Wenn sie eingetroffen ist, sind Sie mein Gast hier," sagte er, „und dann sollen Sie man sehen!"

Die Antwort war da und stand bald auf seinem Gesichte geschrieben.

„Nun?" fragte ich ihn.

„'s ist um in die Luft zu springen," meinte er, „wieder ein Korb!"

Gg.

Blätter und Blüthen.

Julius Mosen. Eine ihm nahestehende Hand schildert die Leiden dieses trefflichen Mannes und liebenswürdigen Dichters auf folgende ergreifende Weise:

„Der qualvolle Zustand seiner körperlichen Leiden ist seit dreizehn Jahren in langsam, aber unaufhaltsam steigender Verschlimmerung und schließt seinen trotz aller unsagbaren Schmerzen und Martern unverändert regen, klaren und strebsamen Geist in die peinlichsten Fesseln, indem er ihn von der so heiß ersehnten geistesschöpferischen Thätigkeit fern hält und ihn, den lebhaften Mann, an seinen Stuhl festschmiedet. Das ist mehr als Tantalusqual; der arme, unaussprechlich unglückliche Mann! Die Krankheit begann — o, es ist schon eine kleine menschliche Ewigkeit her! — indem sie ihm erst ganz leise den linken Fuß und Arm lähmte und sich mit der Zeit langsam und allmählich, gleich einer bösen Schlange, um seinen ganzen Körper zingelte und ihn einschnürte, so daß er seit acht Jahren nun nicht mehr gehen kann, Arme und Hände gelähmt und dabei in fortwährend schmerzhaftem Zittern und Schütteln begriffen sind. Ja sogar am Sprechen wird er behindert und so steht zu befürchten, daß sein hartgeprüftes und entbehrungsreiches Leben bis zum allerschwersten Loose getrübt wird. Die Ergebung des Dulders in dieses herbe Schicksal ist wahrhaft bewundernswürdig. Mit ungemindertem Interesse erfaßt sein Geist alle Regungen und Bewegungen der Gegenwart, wie er die Erinnerung an die Erlebnisse der Vergangenheit bewahrt, ja zuweilen schmückt noch ein heiterer Strahl von Humor diese dunkel überschattete schöne Dichterseele. Aber freilich folgen Tage der bittersten Leiden und Kämpfe einem solchen Lichtblicke. Das stille, grüne Oldenburg liebt der Kranke mit großer Dankbarkeit für die viele und innige Theilnahme der Edlen, die nicht eine glücklichere Vergangenheit, nicht ein langgepflegtes Verständniß mit ihm verbunden und die ihm nun als wahre und warme Freunde zur Seite stehen und ihn pflegen, unterhalten, erheitern."

Mosen tritt diesen Sommer in das sechsundfunfzigste Lebensjahr.

Eine Anekdote aus dem heutigen Paris. Ein eben von da kommender Freund erzählt uns folgende verbürgte Anekdote aus der dortigen „guten Gesellschaft." Eine vornehme Dame, die eben im Begriff stand, ihre Tochter mit dem Fürsten von P. zu vermählen, sah sich kurz vor der Heirath zu folgenden Enthüllungen veranlaßt: „Ma chère enfant, bevor Du den wichtigsten Schritt Deines Lebens thust, habe ich Dir eine Mittheilung zu machen, deren längere Zurückhaltung meine Seele allzusehr beschweren würde. Meine Tochter — Du bist nicht das Kind Deines angeblichen Vaters, Du bist — die Tochter des Grafen M.!" Die Tochter des Grafen M. verhüllt sich das Gesicht und ein tiefer Schmerz scheint ihre heiligsten Ueberzeugungen betroffen zu haben. Endlich bricht sie in die klagenden Worte aus: „O Mama, welch süße Täuschung, welch' schöne Illusion zerstören Sie da in mir! . . Ich — ich habe immer geglaubt, ich sei die Tochter (der Leser errathe einmal, was nun kommt!!) — — des Duc d'Orleans!" . . . Wie bezeichnend, wie sehr bezeichnend ist diese Anekdote für eine Stadt, wo Alles — Alles „Crédit mobilier" ist: auch die Liebe und die Ehe! —

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. 1858.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der erste Fall im neuen Amte.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder."

(Fortsetzung.)

Ich hatte unterdeß den Fremden nicht aus den Augen gelassen. Ich hatte eine auffallende Unruhe an ihm bemerkt, die er vergebens zu verbergen suchte. Um sie zu verbergen, hatte er von seinem Bier getrunken. Aber er hatte unwillkürlich rasch das Glas hinuntergestürzt, das noch beinahe ganz voll gewesen. Nach einigen Augenblicken stand er anscheinend ruhig und unbefangen auf.

„Was bin ich schuldig, Frau Wirthin?"

„Sie wollen noch weiter?"

„Ja, ich muß."

„Nach Preußen zurück?"

„Ja."

„Aber fürchten Sie sich nicht, am dunklen Abend so allein den Wald zu passiren?"

„Mir wird schon Keiner etwas thun," lächelte der Mann mit seinem melancholischen Blick. Das Gesicht war in dem Augenblicke nur hübsch, interessant.

Die Wirthin nannte ihm den Betrag seiner Zeche. Er bezahlte ihn. Dann nahm er seine Mütze und seinen Stock und ging.

„Gute Nacht," sagte er.

„Gute Nacht und gute Reise!" erwiderte ihm die Frau.

Indem er aus der Thüre trat, sah ich ihn noch einen jener raschen, erschrockenen Blicke auf mich werfen.

Ist der Mensch wirklich ein Verbrecher? fragte ich mich. Und trägt denn auch der Criminalrichter jenes Wahrzeichen an sich, durch das der Scharfrichter dem Verbrecher so unheimlich wird? —

„Wer war der Fremde?" fragte ich die Wirthin.

„Ich kenne ihn nicht. Er sagte, er sei von der anderen Seite."

„Aus Preußen?"

„Ja."

„War er schon früher hier?"

„Ich habe ihn heute zum ersten Male gesehen."

„Kam er aus Preußen?"

„Er kam vor ungefähr einer Stunde an. Er sagte, er komme aus dem Hannoverschen, wo er Geschäfte gehabt habe."

„Sie wissen auch nicht, woher er ist?"

„Er sagte nichts davon."

Der Abend war sehr dunkel geworden. Der Himmel hatte nach Sonnenuntergang sich mit Wolken bezogen; die Wolken droheten mit Regen.

Die Wirthin war eine reipliche Frau. Alles im Hause sah sauber aus. Ich beschloß, die Nacht da zu bleiben. Vielleicht trug zu meinem Entschlusse bei, daß das nächste Wirthshaus eine starke halbe Stunde entfernt war, und daß ich in der Dunkelheit durch den einsamen Wald mußte, in dem es, nach den Aeußerungen der Wirthin, nicht ganz sicher zu sein schien. Ich bat die Frau um Nachtquartier und erhielt es.

Aber noch regnete es nicht. Es war eine milde, warme Luft draußen. In der großen Wirthsstube war ich, während die Frau mir das Nachtquartier besorgte, ganz allein. Ich verließ die Stube und trat vor das Haus; ich ging auf die Landstraße. Auf hannoverscher Seite kannte ich sie.

Wie mag denn die preußische Grenze hier aussehen? Ich war unmittelbar von der russischen Grenze her versetzt.

Mir stand diese russische Grenze mit ihrem ganzen abenteuerlichen, ängstigenden und drolligen Apparate vor Augen. Der schwere, gelb und grün angestrichene Schlagbaum, mit der furchtbaren eisernen Kette, die Landstraße versperrend, der tiefe Grenzgraben und der ungeheure Grenzwall dahinter, das ganze Land absperrend; jede Werst ein großes Blockhaus (Cordonhaus), voll von Grenzhusaren und Kosaken zur Bewachung der Grenze; auf dem Grenzwall die schmutzigen Kosaken mit den kleinen scharfen Augen auf den kleinen grauen Pferden unaufhörlich auf- und niedertrabend; über den Rand des Grabens und Walles fortwährend lauernde Augen und Mündungen gespannter Gewehre. Und nun, wenn man den gefährlichen fremden Gesellen mit einem blinkenden Achtgroschenstücke sich nahete, plötzlich vor Freude leuchtende Gesichter, grobe Fäuste, die sich nach den acht Groschen ausstreckten, noch gröbere Lippen, die dem Geber den Saum des Rockes küssen, und wenn sie den nicht fassen können, den Stiefel. Wie oft hatte ich mir selbst so den Uebergang über die Grenze verschafft, wenn die saumseligen russischen Behörden, mit denen ich drüben Geschäfte hatte, mich warten ließen.

So war freilich Rußland gegen Deutschland abgesperrt. Deutsche Länder gegen einander sind es freilich so noch nicht.

Auch Hannover und Preußen waren es damals nicht, obwohl das verschiedene Zollsystem der beiden Länder nicht viel — zu wünschen übrig ließ.

Zwei Grenzpfähle standen an der Landstraße, recht dicht und recht friedlich beisammen; auf dem einen ein weißes Pferd, auf dem andern ein schwarzer Adler. Die beiden Thiere hatten in der That nichts zu thun, als einander anzusehen. Das thaten sie; sie hatten es schon so viele Jahre gethan; man sah es ihnen an, wie langweilig es ihnen war. Sie theilten und theilen noch diese Langeweile mit einigen deutschen Kammern, denen auch die Zeit

Digitized by Google

bis zur deutschen Einigkeit zu lang wird. Sie wollen freilich nur die Einigkeit.

Ich überschritt spazierend die Grenze. Ich ging auf der Landstraße weiter. Der Abend war still, er schien auf den Regen zu warten.

Vierzig bis fünfzig Schritte jenseits der Grenze kam ich an ein kleines Gebüsch. Es war ein Vorläufer des Waldes, der bald hinter ihm begann, um sich eine volle halbe Stunde lang an der Landstraße hinzuziehen. Ich wollte an den Bäumen vorbeigehen. Auf einmal hörte ich unter ihnen das Schnauben eines Pferdes.

Zollbeamte, dachte ich, die sich nicht nach der deutschen Einigkeit sehnen, denn sie leben von der deutschen Uneinigkeit.

Ich trat hinter einen Baum an der Landstraße. Er verbarg mich nach dem Gebüsche hin, wo ich das Pferd gehört hatte. Ich bekam auch einmal ein — wenigstens gleichsam — gesetzwidriges Gelüste.

Sie sollen Dich für einen Schmuggler halten; was werden sie wohl thun?

Sie hatten mich wahrscheinlich noch nicht bemerkt. Ich wollte ein verdächtiges Geräusch machen, sie sollten mich überfallen. Aber wie ich ruhig hinter dem Baume stand, und über meinen Plan nachdachte, hörte ich in dem Gebüsche flüstern. Es war in der Gegend, wo das Pferd geschnaubt hatte.

Als ich hinhorchen wollte, war es still. Gleich darauf jedoch hörte ich Fußtritte, die sich mir naheten. Dicht an dem Baume, hinter dem ich stand, trat ein Mensch aus dem Gebüsch auf die Landstraße. Er sah mich nicht, desto genauer mußte ich ihn ansehen. Es schien mir der Fremde zu sein, den ich drüben in dem Wirthshause getroffen, der, als ich des häßlichen Reiters auf dem mageren Pferde erwähnt, unruhig geworden und bald nachher aufgebrochen war. Ich glaubte die schlanke Gestalt, den grauen Ueberrock, die blaue Mütze zu erkennen. In der Dunkelheit konnte ich es nicht mit Sicherheit, aber ich hätte darauf schwören mögen, daß ich mich nicht irrte. Er ging weiter nach Preußen hinein

Ich sah ihm noch nach, als meine Aufmerksamkeit in der entgegengesetzten Richtung in Anspruch genommen wurde.

Aus dem Gebüsch, aus dem der Fremde gekommen, sprengte ein Pferd rasch an mir vorüber, quer über die Landstraße, in ein offenes Bruch, das sich bis an die Grenze zog.

Den Reiter auf dem Pferde konnte ich im Dunkel und in der Geschwindigkeit gar nicht erkennen, aber über das große, magere Pferd blieb mir, als es an mir vorbeiflog, kein Zweifel. Es war das Pferd des häßlichen Menschen, der mich im Walde eingeholt hatte. Sein Reiter mußte also auch jetzt dieser Mensch sein. Er jagte, immer querfeldein, aber in der Richtung der Grenze.

Was hatten die beiden Menschen mit einander gehabt? An dem dunkeln Abende, in dem einsamen Gebüsch, so heimlich, beide von so unheimlichem Aeußern?

Schleichhändler konnten sie nicht wohl sein. Sie hätten dann offen auf dem hannoverschen Gebiete mit einander sprechen können. Aber der Eine, der aus dem Hannoverschen kam, hatte gar nicht einmal gewagt, sich vor den Leuten sehen zu lassen. Er hatte vorhin das Wirthshaus und die Landstraße vermieden, er vermied sie auch jetzt wieder.

Ich kehrte zu dem Wirthshause zurück, und blieb die Nacht dort. Ich hoffte, von der Wirthin noch Manches über meinen neuen Gerichtsbezirk zu erfahren; aber sie wußte nichts. Sie meinte nur, in Hannover sei es am besten. In Preußen machten sie zwar viel Wesens von sich selber, und auf dem Papiere möchten sie auch Alles besser haben; aber das sei auch eben Alles.

Am andern Morgen setzte ich meine Reise fort. Es hatte die Nacht nicht geregnet. Die Wolken hatten sich verzogen, das Wetter war wieder schön, wie am Tage vorher. Ich kam durch meist flache, aber fruchtbare, wohlhabende, angebaute Gegenden. Es war doch auch in Preußen wohl nicht ganz so, wie die hannoversche Wirthin gemeint hatte. Und wenn ich gar an die lüneburger Heide mit den Heideschnucken dachte —!

Aber Eins erfuhr ich doch.

In allen Dörfern, durch die ich kam, klagten die Leute über Zunehmen der Spitzbüberei im Lande. Die Herren am Inquisitoriate in N. möchten recht brave Leute sein, aber mit den Spitzbuben könnten sie nun einmal nicht fertig werden; die seien ihnen zu klug. Wenn die Polizei sie auch nach N. schaffe, nach einigen Wochen oder Monaten kämen sie zurück, ohne daß man ihnen habe etwas beweisen oder anhaben können. Daß dies wahr sein müsse, und woran es lag, sollte ich bald erfahren.

Ich kam des Abends in N. an.

Gleich am andern Morgen übernahm ich mein Amt.

Todte Ruinen sind interessant, oft schön, erhaben. Lebende Ruinen sind traurig, immer nur traurig. So waren meine alten Criminalräthe.

Gewiß brave Leute, auch wahrscheinlich früher tüchtige Criminalisten. Alter, Gewohnheit, Schlendrian hatten sie abgestumpft, verknöchert. Das sah ich gleich. Nur die gewöhnlichsten Sachen konnte ich ihnen überlassen. Alles Andere, Ungewöhnliche, Wichtigere mußte ich für mich, auf mich nehmen. Das sollte alsbald, noch an dem nämlichen Morgen meines Amtsantrittes, beginnen müssen.

Ich hatte kaum meine alten neuen Mitarbeiter kennen gelernt, als der Physikus des Kreises, als solcher zugleich der Gerichtsarzt, sich bei mir melden ließ; er habe mich in einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen.

Ich empfing ihn sofort.

„Ich komme," sagte er, „in einer sehr wichtigen Angelegenheit mir Ihre Ansicht zu erbitten. Der Fleischermeister Mahler hier —"

Ich unterbrach ihn.

„Ich bitte Sie, beachten zu wollen, daß ich seit gestern Abend erst hier bin, daß Personen und Verhältnisse hier mir völlig fremd sind."

„Ich muß also weiter ausholen. Hier wohnt der Fleischermeister Mahler; er gehört einer der achtbarsten Bürgerfamilien der Stadt an; er selbst ist ein bisher unbescholtener, allgemein geachteter Bürger; so war es bis heute, bis vielleicht vor einer Viertelstunde. Gestern nun ist seine Frau plötzlich erkrankt; heute Nacht ist sie gestorben; auf einmal hat sich heute Morgen in der Stadt das Gerücht verbreitet, Mahler habe seine Frau vergiftet. Das Gerücht ist dem Mahler selbst zu Ohren gekommen. Vor wenigen Augenblicken war er bei mir, mit dem Ersuchen, den Leichnam seiner Frau zu seciren, damit aller Welt klar werde, daß das schlechte Gerede ein falsches sei."

Ich weiß nicht, wie es kam, mir kam unwillkürlich der Mann aus Preußen in das Gedächtniß, den ich am vorgestrigen Abende in dem Wirthshause an der hannoverschen Grenze und wahrscheinlich in dem heimlichen Gespräche mit dem unheimlichen Reiter getroffen hatte.

„Ich bin zweifelhaft," fuhr der Arzt fort, „wie ich diesem Ersuchen gegenüber mich zu benehmen habe."

„Sie denken an die Feststellung des objectiven Thatbestandes?" fragte ich.

„So ist es."

Der Arzt war ein eben so verständiger als vorsichtiger Mann. Seine Zweifel und Bedenken waren die begründetsten.

Er sollte die Section der Leiche für seine Person allein, als keine amtliche, sondern als eine ärztliche Privathandlung vornehmen. Dennoch handelte es sich hier um ein Verbrechen, gar um ein Capitalverbrechen, dessen Existenz oder Nichtexistenz zunächst gerade durch die Section festgestellt werden sollte.

Damals galt die preußische Criminalordnung noch in ihrem vollen Umfange. Diese schrieb aber klar und bestimmt vor, daß eine Leichenöffnung zum Zweck der Feststellung des Thatbestandes einer Tödtung nur amtlich und zwar gerichtlich geschehen solle. Sie sollte unter Direction eines Richters mit Zuziehung eines Gerichtsactuarius von zwei Gerichtsärzten, dem Kreisphysikus und dem Kreischirurgus, vorgenommen und der ganze Hergang dabei sollte Schritt für Schritt, Punkt für Punkt zum gerichtlichen Protokolle verzeichnet werden. Außerdem mußte vor der Section die Leiche den Angehörigen, dem etwaigen Angeschuldigten oder Verdächtigen, oder anderen Personen, die sie kannten, vom Richter zur Anerkennung der Identität vorgezeigt werden. Fehlte an diesen durch das Gesetz vorgeschriebenen Erfordernissen etwas, so konnte, nach einer durch constante Praxis der Gerichte feststehenden Auslegung des Gesetzes, niemals auf die volle gesetzliche Strafe des Verbrechens erkannt werden, es fand vielmehr immer nur eine geringere, außerordentliche Strafe statt, wenn auch im Uebrigen der Beweis des Verbrechens auf das Klarste und Vollständigste hergestellt war. Es wurde stets angenommen, der objective Thatbestand, der Beweis, daß die Handlung des Thäters den Tod zur Folge gehabt habe,

Digitized by Google

könne nach der Absicht des Gesetzes vollständig, zur Anwendung der vollen Strafe, nur durch jene gerichtliche, mit allen genannten Erfordernissen versehene Leichenöffnung erbracht werden.

Die Folge für den vorliegenden Fall war klar. Nahm der Kreisphysikus die von ihm verlangte Privat-Handlung vor, und er fand wirklich Spuren oder selbst den klarsten Beweis einer stattgehabten Vergiftung, so war dennoch schon von vornherein dem ganzen weiteren Verfahren die Spitze abgebrochen; den Verbrecher konnte nie mehr die volle Strafe des Gesetzes treffen. Eine Leichenöffnung unter jenen Formalitäten ließ sich nicht reproduciren.

Aber woher denn Bedenken? fragt vielleicht mancher Leser von entschiedenem Charakter. Warum nicht sofort die gerichtliche Leichenöffnung mit allen jenen Formalitäten vorgenommen?

Allein, meine lieben, entschiedenen Leser, das ging nicht so ohne Weiteres.

Die preußische Criminalordnung war eins der besten Gesetze in Deutschland; ich scheue mich nicht, es auszusprechen, für ihre Zeit das beste deutsche Criminalgesetz, und mir auch jetzt noch lieber, als alle Criminalproceßordnungen, deren in neuester Zeit so viele in Deutschland mit und ohne Kammern berathen und erlassen sind. Sie hatte namentlich auch strenge Vorschriften zum Schutze des unbescholtenen Bürgers gegen unbegründete Anklagen und Verfolgungen. Und insbesondere verordnete sie, daß kein Act einer gerichtlichen Untersuchung vorgenommen werden solle, wenn nicht ein begründeter Verdacht vorhanden sei, daß wirklich ein Verbrechen begangen worden.

War hier ein solcher Verdacht nur irgendwie begründet?

Es lag nichts vor, als daß sich in der Stadt das Gerücht verbreitet hatte, Mahler habe seine Frau vergiftet.

„Worauf stützt sich das Gerücht?“ fragte ich den Arzt.

Er wußte es nicht, er hatte es nur von Mahler selbst gehört; dieser von seinem Schwager, dem Bruder der Verstorbenen.

„Was halten Sie von dem Gerede?“

„Ich habe kein Urtheil darüber. Ein Arzt war bei der Kranken nicht gewesen.“

„Erscheint das nicht auffallend?“

„Kaum. Die geringeren und die mittleren Classen helfen sich hier noch vielfach mit Hausmitteln.“

„Aber wenn der Tod kommt?“

„Sie wissen auch ohne den Arzt zu sterben. Zudem behauptet Mahler, er habe nach einem Arzte schicken wollen, seine Frau habe es verboten.“

„Sie halten das für glaubwürdig?“

„Die Frau war als geizig in der Stadt bekannt.“

„Hat Mahler Ihnen über Krankheit und Tod seiner Frau Mittheilungen gemacht?“

„Sie hat an Erbrechen gelitten. Er war vorgestern verreist gewesen —“

„Vorgestern?“ mußte ich ihn unwillkürlich lebhaft unterbrechen.

Der Arzt sah mich über meine lebhafte Unterbrechung verwundert an.

„Darf ich bitten, fortzufahren?“

Er fuhr fort:

„Bei seiner Rückkehr fand er sie schon krank, schon sehr schwach; er wollte sofort zum Arzte schicken, aber sie verbot es. Später ließ sie sich Rhabarber aus der Apotheke holen. Als sie den eingenommen, war es jedoch schlimmer mit ihr geworden.“

„Das Alles erzählt Mahler selbst?“

„Daß sie Rhabarber hatte holen lassen, hatte ich schon in der Apotheke gehört; und daß durch dessen Genuß ihr Zustand sich verschlimmern mußte, ist wahrscheinlich; denn ich habe die Frau gekannt, sie war schwächlich, schon lange leidend.“

„Wann ist sie gestorben?“

„Heute Nacht. Mahler hatte gestern seinem Geschäfte nachgehen müssen: er war nur wenig zu Hause gewesen. Um acht Uhr gestern Abend hatte er nochmals ausgehen müssen. Als er sie verlassen, war sie ruhig gewesen, auch dem Anscheine nach wohler. Um elf Uhr des Nachts war er zurückgekehrt Unterdeß hatte sich aber ihr Zustand wieder bedeutend verschlimmert; sie lag in den letzten Zügen und eine halbe Stunde darauf war sie schon todt.“

„Sie haben die Todte gesehen?“

„Ja.“

„Und?“

„Nach dem Mitgetheilten könnte sie, wenn vergiftet, nur in Folge einer Arsenikvergiftung gestorben sein; deren Spuren sind an dem Aeußeren der Leiche nicht zu entdecken.“

„Aber die Ausleerungen?“

„Man konnte sie mir nicht mehr vorzeigen; sie waren fortgeschafft.“

„Welche Hausgenossen hat Mahler?“

„Die Frau war geizig. Sie hatten nur ein Mädchen von dreizehn Jahren als Dienstmädchen; außerdem hatte Mahler bei seiner Rückkehr gestern eine Nichte der Verstorbenen mitgebracht.“

„Eine Nichte? Ein hübsches, junges Mädchen?“

„Sie kennen sie?“

„Ich weiß es nicht. Lassen Sie uns fortfahren. War außerdem Niemand um die Kranke gewesen?“

„Eine Nachbarin, die Wittwe Kühl, ist gestern fast den ganzen Tag im Hause gewesen, um der Kranken Handreichungen zu leisten; sie war auch bei ihrem Tode da.“

„In welchem Rufe steht die Frau?“

„Im besten.“

„Sie haben sie gesprochen?“

„Sie war vorhin bei der Leiche, als Mahler mich zu dieser führte.“

„Und?“

„Sie erzählte mir über die Krankheit, aber nichts weiter Verdächtiges. Sie bestätigte nur die Angaben Mahlers.“

„Ist jene Nichte der Frau Mahler hier bekannt?“

„Sie war schon früher im Mahler'schen Hause.“

„Und warum hatte sie dieses verlassen?“

„Ich weiß es nicht.“

„In welchem Rufe steht sie?“

„Ich habe nie etwas von ihr gehört.“

„Und Mahler selbst steht in gutem Rufe?“

„Bis heute vollkommen.“

„Und Sie wissen keinen Grund, so wie keine Quelle jenes Gerüchtes der Vergiftung?“

„Keinen.“

Wir waren mit den Thatsachen zu Ende.

Was war zu machen? Es mußte eine schnelle Entscheidung getroffen, ein sofortiger Entschluß gefaßt werden.

Ueberließ ich dem Arzte allein die Section als eine Privathandlung — und nur das war sie ohne eines jener Erfordernisse unter allen Umständen, so trug ich die Schuld, wenn ein wirklich verübtes Verbrechen der verdienten gesetzlichen Strafe entging. Als Dirigent des Criminalgerichts machte ich mich doppelt verantwortlich. Der verwahrloste Gerichtsbezirk war durch den neuen Director aus dem Regen in die Traufe gekommen.

Andererseits hatte ich zu einem amtlichen Einschreiten durchaus keine gesetzliche Befugniß. Nichts sprach für das Vorhandensein eines Verbrechens. Jeder directe Schritt, den ich that, war ein ungesetzlicher Angriff, zudem gegen einen Mann und eine Familie, deren Ruf ein völlig unbescholtener, bisher vollkommen unangerührter war. Wollte ich auch nur unter dem Scheine eines unbefangenen oder neu- oder wißbegierigen Zuschauers dem Acte der Section beiwohnen, in der kleinen Landstadt hätte sich auf der Stelle das Gerücht eines gerichtlichen Vorgehens gegen den Fleischer Mahler wegen Vergiftung seiner Frau verbreitet, und wenn dann auch der Arzt erklärt hätte, er habe kein Gift gefunden — es bleibt immer etwas haften; ein Mensch, gegen den das Criminalgericht einmal verfahren hat, gar wegen heimlichen und daher doppelt verabscheuten und doppelt geglaubten Verbrechens der Vergiftung, ist für die Masse stets ein Gegenstand des Mißtrauens, des Verdachtes. Das Gewerbe des Mannes forderte hierin eine besondere Schonung seiner Ehre gegenüber dem Publicum.

Ich durfte nicht einschreiten; ich mußte es auf jene erste Alternative ankommen lassen. Indeß traf ich mit dem Kreisphysikus die Verabredung einer Art von Mittelweg.

Ich hätte noch einen andern Ausweg haben können; ich konnte auf die Entscheidung des Gerichtscollegiums provociren. Ich konnte, ich mußte nicht. That ich es, so war ich von wenigstens rechtlicher Verantwortlichkeit frei. Aber ich wollte mich lieber aller Verantwortlichkeit unterwerfen, als gleich zu Anfang meiner amtlichen Wirksamkeit mich von einer Majorität abhängig machen, unter deren Einfluß die Strafrechtspflege in dem Gerichtsbezirke eine verwahrloste geworden war. Ich hatte schon die besseren Gerichtscollegien kennen gelernt!

Digitized by Google

Ich redete mit dem Arzte Folgendes ab:

Er sollte die Section der Leiche bis zum späten Nachmittage aufschieben. Ich wollte unterdeß nähere Erkundigung nach dem Gerüchte einziehen; das befahl mir die Criminalordnung, freilich auf dem für Mahler schonendsten Wege; ich fand den letzteren zunächst in einem Anfragen bei dem Schwager des Mahler selbst.

Lieferte diese Nachforschung mir einen Anhalt, so wurde am Abend ohne Weiteres die gerichtliche Section vorgenommen. Blieb sie ohne Resultat, so nahm der Kreisphysikus die Leichenöffnung ohne mich, aber unter Zuziehung des Kreischirurgus vor. Gegenüber dem Mahler verlangte er diese zur mehreren Beruhigung ihrer Beider. Wurde Gift in dem Körper ermittelt, so waren schon sofort bei dessen Auffinden die beiden vom Gesetze geforderten Medicinalpersonen zugegen gewesen. Um aber auch dem Erfordernisse der Anwesenheit der beiden Gerichtspersonen zu genügen, sollte in dem Momente, in welchem Gift gefunden wurde, mit jeder weiteren Operation eingehalten, Alles in dem Zustande des Augenblickes des Auffindens gelassen und nach mir geschickt werden. Ich wollte mit einem Actuarius des Criminalgerichts mich bereit halten, um sofort die gesetzliche Direction des Verfahrens von da an übernehmen zu können.

Dabei kamen wir noch über einen Umstand überein.

Nach der Criminalordnung gehörte zu den Erfordernissen der „Legalsection" auch die Eröffnung aller drei „Haupthöhlen" des menschlichen Körpers, der „Kopf-, Brust- und Bauchhöhle". Dabei war zwar nicht vorgeschrieben, in welcher Reihenfolge die Oeffnung geschehen solle; ein alter Gerichtsgebrauch hielt aber jene genannte fest. Ich hatte mich schon früher an diese Ordnung nicht immer gebunden und ersuchte auch jetzt den Arzt, mit der Oeffnung der Bauchhöhle und zwar hier mit Untersuchung des Magens zu beginnen, da in diesem allem Vermuthen nach die ersten Spuren eines Giftes sich zeigen müßten.

So hatte ich in aller Weise dafür gesorgt, daß, wenn es nöthig sei, das Verfahren auf der Stelle möglichst vollständig in das gesetzliche umgewandelt werden könne.

Der Arzt ging.

Ich ließ den Schwager des Fleischers Mahler zu mir rufen. Er war gleichfalls Fleischermeister, ein stattlicher, besonnener, dem Anscheine nach etwas zurückhaltender Mann.

„Ihre Schwester, die Frau Mahler, ist gestorben?"

„Ja, Herr Director."

„Unter verdächtigen Umständen?"

„Ich weiß das nicht, Herr Director. Weder ich, noch ein anderer Verwandter ist bei ihr gewesen."

„Auch kein Arzt?"

„Nein."

„Wären diese Umstände nicht schon verdächtig?"

„Ich kann das nicht sagen. Sie war nur kurze Zeit krank, und was den Arzt betrifft, so gab sie nicht gern unnützes Geld aus."

„Mahler hat die Section der Leiche beantragt?"

„Er hat es mir selbst gesagt."

„Was hat ihn dazu bewogen?"

„Er hat doch wohl Gewißheit über die Todesursache haben wollen."

„Und warum dies? Zu solchen Sectionen schreitet die Familie ungern."

Der Mann besann sich einen Augenblick.

„Herr Director," sagte er dann, „es war davon gesprochen, daß meine Schwester an Gift gestorben sein möge. Ich hörte das und theilte es meinem Schwager mit. Darauf entschloß er sich zu der Leichenöffnung."

„Kam der Entschluß aus ihm selbst?"

„Ich hatte zuerst davon gesprochen."

„Und Ihr Schwager war darauf sofort bereit?"

Der Mann besann sich erst wieder, was er sagen solle.

„Sogleich wohl nicht. Ich fand das aber auch natürlich. Es war seine Frau und Sie selbst sagten eben, man schreite nicht gern zu so etwas."

„Sie redeten ihm also zu?"

„Ja."

„Mußten Sie ihm viel zureden?"

„Das kann ich eben nicht sagen."

„Wurde ein Grund jenes Gerüchtes der Vergiftung angegeben?"

„Die Frau sei so plötzlich gestorben und habe so sehr viel Erbrechen gehabt."

„Kein anderer?"

„Kein anderer."

„Von wem ist es Ihnen mitgetheilt?"

„Auf der Schranne heute früh, von meinen Freunden."

„Wurde keine Person dabei als verdächtig genannt?"

„Kein Mensch."

„Haben Sie Niemanden in Verdacht?"

„Keinen Menschen."

„Lebte Ihre Schwester mit ihrem Manne glücklich?"

„Ich habe nie von einem Streite gehört."

„Hatten sie Kinder?"

„Die Ehe war kinderlos."

„Die Frau war oft kränklich?"

„Und älter, als er."

Die paar Worte entfielen dem Manne rasch, wie unwillkürlich. Er wurde unruhig, als sie ihm entfallen waren.

„Meister," sagte ich zu ihm, „Sie haben noch etwas auf dem Herzen, was Sie sich scheuen, mir mitzutheilen."

Er sah ein paar Secunden vor sich hin.

„Nein," sagte er dann entschlossen. „Ich weiß nichts Gewisses, und durch die Oeffnung muß sich ja finden, ob sie Gift hat."

Ich sah ein, daß ferneres Fragen vergeblich sei, und entließ ihn deshalb.

Ich durfte auch jetzt nicht gerichtlich einschreiten.

Die Verstorbene war älter, als ihr Mann, die Ehe kinderlos. Der Schwager des Mannes hatte vielleicht nicht Alles gesagt, was er wußte; weitere Verdachtsgründe hatte ich nicht. Aber sie reichten nicht zum zehnten Theile aus, um auf sie und ein grundloses Gerücht hin gegen eine geachtete Familie das schwerste Verbrechen anzunehmen.

Es war an demselben Tage gegen sechs Uhr Abends, als der Kreisphysikus selbst wieder zu mir kam. Er war in großer Eile.

„Die Mitwirkung des Criminalgerichts wird nöthig."

Ich begleitete ihn auf der Stelle unter Zuziehung eines Actuars und mehrerer Criminalboten. Wir gingen zu dem Hause des Fleischermeisters Mahler.

Unterwegs theilte der Arzt mir mit:

Er hatte mit dem Kreischirurgus die Besichtigung, dann die Oeffnung der Leiche begonnen. Der Verabredung gemäß hatte er zuerst den Magen untersucht. Aber schon gleich anfangs bei dessen äußerer Besichtigung hatte er an demselben solche röthliche, entzündete Stellen gefunden, daß ihm, nach Wissenschaft und Erfahrung, kein Zweifel einer metallischen Vergiftung mehr blieb. Er hatte darauf sofort eingehalten und sich entfernt, um mich herbeizurufen. Der Kreischirurgus war bei der Leiche zurückgeblieben, um darüber zu wachen, daß bis zu unserer Ankunft nichts verändert werde.

„Und Mahler?" fragte ich.

Mahler war bei der Section ununterbrochen zugegen gewesen, und hatte den Aerzten die nothwendigen Handreichungen geleistet. Sein Benehmen war dabei ein unbefangenes gewesen.

„Aber," setzte der Arzt hinzu, „in dem Hintergrunde dieses Benehmens schien mir eine große Angst zu lauern. Der Blick seines Auges war nur unbefangen, wenn er sich beobachtet wußte. Glaubte er sich unbeachtet, so sprach sich jene Angst desto unverhohlener darin aus. Bei der Entdeckung des verdächtigen Zustandes des Magens verrieth ich nicht die geringste Ueberraschung und Bewegung und ich entfernte mich unter dem Vorwande, daß ich zu Hause etwas vergessen habe; gleichwohl sah er mich mit sichtlicher Unruhe gehen."

„Sie halten den Mann also für verdächtig?"

„Nach diesem Allen, ja; aber Sie werden es ja schon selbst sehen."

Eine Vergiftung war jetzt jedenfalls wenigstens angezeigt; eine gerichtliche Untersuchung und Feststellung des Thatbestandes war also nicht nur noch blos zulässig, sondern sogar unbedingt erforderlich, mochte der Thäter sein, wer er wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Erinnerungen an den Kaukaſus.

Von einem ruſſiſchen Officier.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen ſollte die Feſtung Abyn erreicht werden, wozu wir nur einen kleinen Marſch, circa 15 bis 16 Werſte, vorhatten. Kaum eine Werſt von unſerem Nachtquartiere betraten wir einen dichten Hochwald, in dem wilde Aepfel- und Birnbäume das vorherrſchende Holz waren. Der Weg war ſo ſchmal, daß nur ein Wagen darauf fahren und wir nur in Abtheilungen von geringer Breite marſchiren konnten. Hierdurch wurde die Colonne ſo hinderlich iſt es im Walde und Gebirge. Auch uns hatte die Kanone noch nichts genützt und jetzt mußten wir noch warten, bis ihre Wiederherſtellung vollendet war. Geſchickt wußte der aufmerkſame Feind den Stillſtand zu benutzen. Mit überwiegendem Angriff drängte er unſere Tirailleurs auf der linken Seite bis nahe an das Gros. Schon fielen Leute in der Colonne, erreicht von den feindlichen Kugeln, da rief unſer Oberſt: „Mir nach, Kinder!“

Uebergang über den Abyuka.

bedeutend länger, öftere Stockungen traten ein und ſo bewegten wir uns nur langſam vorwärts. Dazu kam, daß der Feind das dichte Holz zu verſtärktem Angriffe benutzte und unſern Tirailleurs, die alle Noth hatten, in dem gräulichen Dickicht mit der Colonne zugleich vorwärts zu kommen, vielen Schaden zufügte. Immer heftiger knatterten die Gewehre, Verwundete wurden häufiger gebracht und obgleich Abtheilungen vom Gros nach den bedrohteſten Punkten zur Verſtärkung abgingen, ſo wurde doch dadurch der Angriff nicht ſchwächer, die Zahl der Verwundeten nicht geringer. In dieſer gefährlichen Situation tönte plötzlich das Signal „Halt!“ klagend durch die Luft. Auf dem ſchlechten Wege war die Achſe eines Geſchützes gebrochen und wenn man auch ſogleich eine andere bei der Hand hatte, da deren immer vorräthig gehalten werden, ſo nahm doch das Einlegen ziemlich viel der gerade jetzt höchſt koſtbaren Zeit in Anſpruch.

So viel Nutzen ein Geſchütz im freien Felde bringen kann, ſo hinderlich iſt es im Walde und Gebirge. Auch uns hatte die Kanone noch nichts genützt und jetzt mußten wir noch warten, bis ihre Wiederherſtellung vollendet war. Geſchickt wußte der aufmerkſame Feind den Stillſtand zu benutzen. Mit überwiegendem Angriff drängte er unſere Tirailleurs auf der linken Seite bis nahe an das Gros. Schon fielen Leute in der Colonne, erreicht von den feindlichen Kugeln, da rief unſer Oberſt: „Mir nach, Kinder!“ und jubelnd ſtürzte ſich Alles mit lautem Hurrah, das Haubajonnet auf dem Gewehre, dem Feinde entgegen. Geworfen und auf einige Zeit zerſtreut, wich dieſer raſch zurück, unſer Zweck war erreicht, aber — die Achſe hatte nahe an 50 Menſchen das Leben gekoſtet. Bald waren wir nun am Ende des Waldes und hier winkte uns auch ſchon, freilich noch auf eine Entfernung von 5 bis 6 Werſten, unſer Ziel, Abyn, entgegen.

Außerhalb des Waldes hörte auch das Schießen allmählich auf, wir ſchritten wacker aus und bald bezogen wir mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen unſer Lager rings um die Werke der Feſtung. In dieſer ſelbſt konnten wir nicht unterkommen, da der Platz zu klein war und übrigens auch noch ein Truppencorps aus Tſchernomorien, dem Lande der tſchernomoriſchen Koſaken, erwartet wurde. Alle Verwundete jedoch wurden in dem Lazareth der Feſtung untergebracht, den Todten aber die ewige Wohnung bereitet.—

Raſch ſtieg unter den fleißigen Händen der militairiſchen Bau-

künstler eine aus Holz, Strauch und Stroh zusammengestellte Hütte für unsern Oberst in die Höhe, welche er mit allen ihm speciell untergebenen Officieren bezog. Ein alter schnurrbärtiger Lieutenant bereitete ein ordentliches warmes Mittagessen, zu dem Jeder eine kleine Gabe beisteuern mußte. Der Eine gab Fleisch, ein Anderer Graupen, ein Dritter Brod u. s. f., ich löste mich mit Pfeffer und Salz aus und der Oberst gab einige Flaschen Mersalewein. Zwar würde einem Gastronomen unser auf den Kohlen geröstetes Fleisch und die durch die Sorgfalt des Windes reichlich mit Asche gewürzte Suppe nicht recht gemundet haben, und auch wir würden jetzt diese Speisen nicht mit solchem Appetite genießen, als damals, wo der Marsch und die frische Luft unsern Hunger bedeutend geweckt und die heitere, lebhafte Unterhaltung den Genuß gehoben hatte. Das Diner wurde unter Scherzen beendet, man zündete die Pfeifen an und suchte sich ein möglichst angenehmes Lager zu verschaffen. Leider war dem Frost Thauwetter gefolgt, und wenn wir auch durch Stroh und sonstige Soldatenmittel uns zu helfen suchten, das Lager blieb doch immer ein ziemlich unsauberes. Ueber solche Kleinigkeiten ist jedoch der Kaukasussoldat erhaben. Hatten wir uns doch gesättigt, blieb uns doch Tabak genug und die heitere Gesellschaft guter Cameraden!

Auf diese Art verstrich uns rasch die Zeit, so daß wir uns ordentlich wunderten, als ein großer Kessel nebst allen zum Thee nöthigen Gegenständen erschien, der uns das Hereinbrechen der Nacht verkündete. Ein wenig in den Thee gegossener Rum vermehrte nur unsere Heiterkeit und bald erschallten lustige Soldatenlieder aus den rauhen Officierkehlen. So wechselten Lieder, Anekdoten und Witze bis gegen Mitternacht mit einander ab, erst dann legten wir uns zum Schlafen nieder.

Da der folgende Tag ein Ruhetag war, so behielt ich Zeit, mir die Festung zu besehen, welche 1840 einen äußerst hartnäckigen Sturm der Tscherkessen abgehalten hatte, wobei mehr als 700 Feinde in den Gräben geblieben waren. Augenzeugen berichteten mir ausführlich den Hergang und aufmerksam lauschte ich ihren Worten, nicht ahnend, daß ich im nächsten Jahre (den 26. Juli 1853) selbst eine Festung gegen dieselben Feinde vertheidigen helfen würde. Um die Mittagszeit erschienen 4 — 5000 tschernomorische Kosaken aus Jekaterinodar mit mehreren Kanonen und erst jetzt war unsere Expeditionsarmee vollzählig, d. h. 11,000 Mann stark mit 21 Kanonen.

Zu unserem großen Aerger sahen wir am folgenden Tage eine ziemlich dicke Schneeschicht auf der Erde liegen. Wir wußten, daß diese nicht lange liegen bleiben, sondern bald schmelzen und die Gebirgsbäche und Flüßchen bedeutend vergrößern würde, und da wir diese immer zu Fuß durchschreiten mußten, so war die Aussicht auf einen unangenehmen Marsch nur zu gewiß. Glücklicherweise war das Flüßchen bei Abyn, die Abynka, noch ziemlich seicht, wir überschritten sie und zogen in südöstlicher Richtung weiter dem Gebirge zu. Am Fuße desselben lagen mehrere Dörfer, deren Einwohner vor Kurzem großen Schaden in den Niederlassungen der tschernomorischen Kosaken angerichtet hatten. Die Razzia begann und bald schlugen die Flammen über den Dächern zusammen. Was an Vorräthen gefunden wurde, nahmen wir mit oder verdarben es, überhaupt wurde so viel verwüstet, als nur möglich war. Der Tag verging trotzdem ziemlich ruhig und, wie gewöhnlich, schlugen wir in einem Dorfe unser Nachtlager auf.

Wir mochten wohl einige Stunden geschlafen haben, als plötzlich eine heftige Salve uns weckte. Die Kugeln schlugen mitten in das Lager ein, die Trompeten und Trommeln lärmten, als sollten sie Todte erwecken, und dazwischen mischte sich das gellende Geschrei der Tscherkessen. Wie eine vom Sturm gejagte Wolke kam eine Reiterschaar auf schnaubenden Rossen gegen uns angestürmt. Hoch über dem Kopfe schwangen sie den blitzenden Säbel, unaufhaltsam jagten sie vorwärts und es schien, als würden uns im nächsten Augenblicke die Hufe ihrer Rosse zertreten. Da donnern ihnen einige gutgezielte Kartätschenladungen entgegen und bringen sie zu einem kurzen Aufenthalte. Dieser Augenblick war entscheidend, denn rasch geordnet standen unterdessen auch schon unsere Schaaren, fest aneinander gedrängt, bereit, die Salve zu geben, sobald das Commando ausgesprochen würde. Dieses erfolgt und Salve auf Salve sendet das tödtende Blei in den verwirrten Haufen. Sogleich wird die Unordnung des Feindes benutzt. Zwei Bataillone dringen mit gefälltem Bajonnet vor, die übrige Infanterie folgt feuernd zu beiden Seiten. Aber noch weichen die Tapfern nicht, ja sie setzen von Neuem an, um sich auf unsere Infanterie zu stürzen, und schon glaubt man, daß es zu einem verzweifelten Handgemenge kommen werde, da kracht es von der Seite, da stürzen Rosse und Reiter im wilden Chaos durcheinander. Eine Kanone der reitenden Artillerie brachte die großartige Wirkung hervor; sie war in Carrière angesprengt gekommen, hatte rasch abgeprotzt und sogleich ein heftiges Kartätschenfeuer eröffnet. Jetzt war auch die Ausdauer der Tscherkessen zu Ende. Hoch auf die Hinterbeine rissen die Reiter ihre Pferde, warfen sie herum und fort ging es wieder in tollem Jagen. Wie die Teufel waren ihnen die Kosaken mit ihren kleinen Pferden auf den Fersen, aber die Dunkelheit war ihr Schutz und nur wenige Gefangene wurden zurückgebracht.

Für diese Nacht war es mit dem Schlafen vorbei und wir waren deshalb recht froh, daß wir mit frühem Morgen aufbrachen. War es die Nacht über heiß zugegangen, so sollte es diesen Tag noch besser gehen. Jedes Dorf mußte von uns gestürmt werden, denn jetzt stellten sich nicht nur die Bewohner desselben, sondern auch noch die aus den bereits zerstörten Dörfern Geflohenen in großer Anzahl uns entgegen. Der alte Haß war durch unsere Verwüstungen zu hellen Flammen angefacht worden. Wir trafen überall auf den hartnäckigsten Widerstand und konnten uns nur mit äußerster Anstrengung unsern Weg bahnen. Daß solche Kämpfe Opfer kosten, ist wohl natürlich. Zwei von den Officieren unseres Regiments wurden gleich bei dem ersten Dorfe verwundet, wovon einer bald darauf seinen Geist aufgab. An einem anderen Dorfe sah ich zwei Artillerieofficiere fallen, einer mit einem Schuß durch den Kopf, der andere mit der tödtlichen Wunde in der Brust. Ich habe vergessen, wie viel uns dieser Tag an Todten und Verwundeten kostete.

Schon war der Abend angebrochen und noch hatten wir kein Nachtquartier. Wir konnten zwar recht gut auf freiem Felde übernachten, aber unsere Pferde brauchten Heu und das fand sich nur in den Dörfern. Dieses wußten die Feinde aber so gut, wie wir, und deshalb steckten sie jedes Dorf, das sie verlassen mußten, an und nahmen alle Fourage mit oder zerstörten dieselbe. Da gelang es endlich den Kosaken, ungesehen vom Feinde, durch ein Gehölz sich einem Dorfe zu nahen. Wir Scharfschützen folgten rasch im schnellsten Dauerlauf wohl eine Werst lang und alles Uebrige beeilte sich, so schnell als möglich nachzukommen. Das Dorf wurde gestürmt und die überraschten Gegner herausgeworfen, bevor sie Zeit behielten, es in Brand zu stecken. Leider war auch hierbei unser Verlust nicht unbedeutend gewesen, so daß wir traurig und verstimmt uns diesen Abend beim Oberst zusammenfanden. So Mancher fehlte heute, der gestern noch frisch und heiter an unserer Seite gesessen hatte. Auch unser Abyn'scher Koch, der sonst immer Heitere, war verwundet, und obgleich er selbst keinen Schmerzenslaut ausstieß, so zeigte das Zucken seiner Gesichtsmuskeln doch genugsam an, was für Qualen er zu dulden hatte. Eine Kugel war ihm durch beide Beine gegangen, doch erklärte der Arzt die Verwundung für keine sehr gefährliche.

Hatte der geschmolzene Schnee schon am Tage die Wege fast grundlos gemacht, so vollendete der über Nacht beginnende und ununterbrochen fortdauernde Regen das angefangene Werk. Durch und durch naß traten wir am andern Morgen unsern Weitermarsch an. Die grauen Wolken, mit welchen der Himmel bedeckt war, gaben keine Hoffnung, den Regen schwinden zu sehen; aber wie alles Schlimme auch seine gute Seite hat, so kam es auch uns nicht ungelegen, daß der Feind der Witterung wegen unsern Marsch nur wenig belästigen konnte. Die Tscherkessen führen an ihren Feuerwaffen noch durchweg die alten Feuerschlösser, bei denen der Regen leicht das Pulver naß werden läßt, und so kam es, daß nur selten ein Schuß von ihrer Seite fiel, während unsere Percussionsgewehre sie in respectvoller Entfernung hielten. Unser Weg ging heute wieder zur Abynka zurück, denn wir hatten unsern Auftrag, eine Strecke weit in das Land zu marschiren und die räuberischen Tscherkessen für ihre Verwüstungen in Tschernomorien zu züchtigen, vollständig erfüllt. Wie verändert fanden wir am Nachmittag diesen kleinen Fluß, der bei unserm ersten Ueberschreiten so unbedeutend, so seicht gewesen war! Tobend und schäumend stürzten jetzt mächtige Wassermassen dem Kuban zu. Mit jeder Minute wuchs der Strom und fast überfluthete er seine freilich nicht allzu hohen Ufer. Anfangs ging das Durchschreiten noch so ziemlich. Bis an die Brust reichte das Wasser den Infanteristen und sie

Digitized by Google

mußten deshalb Patronentasche und Gewehr hoch über den Kopf halten, um die Munition nicht zu verderben. Bald war jedoch der Fluß so angeschwollen, daß es dem Fußvolk nicht mehr möglich war, hindurchzukommen. Deshalb wurden jetzt die Kosaken zu Hülfe genommen. Hinter sich auf die Gruppe ihrer kräftigen, gewandten Pferde nahm jeder Kosak einen Infanteristen und führte mit erfahrener Hand das treue Thier durch die tobenden Fluthen. Glücklich hatte so die Infanterie und die Verwundeten das jenseitige Ufer erreicht, aber noch standen drüben die Geschütze und Wagen, welche man auf keinen Fall dem Feinde überlassen durfte. Auch für diese wurde Rath geschafft. An jedem Geschütz wurden die vorhandenen Ketten und Taue fest zu einem Ganzen verbunden, dessen eines Ende an dem Geschütz befestigt wurde, während das andere in der Hand der Kanoniere blieb. Diese schwammen nun mit ihren Pferden über den Fluß, hängten das Tau in die Zugseile ihrer Geschirre, trieben die Pferde an und so zogen sie Wagen und Kanonen zum jenseitigen Ufer.

Wiederum wurden die Verwundeten und Todten in Abyn untergebracht, wieder wurde um die Festung herum das Lager bezogen. Wie gar verschieden war unser heutiges Bivouac von dem letzten Male, und nicht einmal Ruhe wurde uns zu Theil, denn um Mitternacht wurde Alles geweckt, und der Weitermarsch angetreten. Es hatte sich nämlich schon in der vorigen Nacht das Gerücht verbreitet, daß die Tscherkessen, unsere Abwesenheit benutzend, Nikolajewka eingenommen, geplündert und angezündet hätten. Man denke sich unsern Schreck! Jeder von uns hatte dort sein, wenn auch noch so geringes Hab und Gut, viele Weiber und Kinder zurückgelassen. Deshalb brach man auch sogleich auf, um den Wald, in dem wir das erste Mal so manche üble Erfahrung gemacht hatten, noch bei Nacht zu passiren, Noworossisk in Eilmärschen zu erreichen und, wenn sich das Gerücht bestätigen sollte, blutige Rache an den Thätern zu nehmen. In möglichster Stille ging der Marsch fort, Niemand sprach, Keiner rauchte, ja die Lunten bei den Geschützen waren versteckt, um durch ihr Glühen die Colonne nicht zu verrathen. Wäre der Weg nicht gar zu kothig und weich gewesen, so hätte man auch die Räder der Fahrzeuge mit Stroh umwickelt gehabt, aber so war dieses theils nicht so nöthig, wie bei hartem Boden, theils auch nicht anwendbar. Glücklich waren wir durch den Wald gekommen, nur die Arriere-Garde befand sich noch darin. Die anbrechende Dämmerung verrieth jetzt dem Feinde unsern Marsch, und wüthend stürzte er sich in Massen auf diese Nachhut, um wenigstens an ihr sich für das Entkommen der Uebrigen schadlos zu halten. Man beschränkte sich nicht mehr auf Tirailleurfeuer, sondern stürmte mit blanker Waffe auf einander los. Besonders zeichneten sich hierbei die Grenadiere des vierten Bataillons aus, die durch ihre Bajonnetangriffe den Feind stets zurückwarfen, und sogar einige Gefangene machten. Das Letztere geschieht nur äußerst selten, denn die Tscherkessen sind schnellfüßig, wie ein Reh, und gewöhnlich nur den Reitern gelingt es, dann und wann Einige gefangen zu nehmen.

Wir schlugen jetzt einen andern Weg ein, der näher sein sollte, doch glaube ich, lag der Grund hierzu mehr darin, daß man nicht nochmals die verwüsteten Gegenden durchziehen, sondern lieber andre aufsuchen wollte, die den Truppen Lebensunterhalt gewähren konnten. Unsere Vorräthe waren nämlich aufgezehrt, da sie nur auf zehn Tage berechnet waren, und es hätte uns auf dem alten Wege leicht so ergehen können, wie den Franzosen auf ihrem Rückzuge aus Rußland, die in den schon durchzogenen Gegenden auch nur Kohlen und Schutthaufen statt Nahrung und Obdach fanden. Gegen Mittag hatten uns die letzten Feinde verlassen. Wir hingen die Büchsen über den Rücken und marschirten nun rasch vorwärts, so daß wir am Abend die größere Hälfte des Weges nach Noworossisk zurückgelegt hatten. Obgleich wir das Wegbleiben der Tscherkessen nur für eine Kriegslist hielten, und für die Nacht einen Angriff erwarteten, so verging doch diese ganz ruhig, ohne daß wir durch einen Schuß gestört worden wären.

Am andern Tage wurde der Marsch mit gleicher Geschwindigkeit fortgesetzt, und wenn wir an der Schlucht des Adagum die Tscherkessen abermals erwarteten, so hatten wir uns, Gott sei Dank, nochmals geirrt. Spät am Abend zogen wir in Noworossisk ein. Die erste Frage war natürlich nach Nikolajewka. „Alles wohl und unversehrt!“ war die ersehnte Antwort, die uns Allen eine Centnerlast vom Herzen nahm. Tapfer, wie vor einigen Tagen in den Feind, hieb jetzt Jeder in das Abendessen ein, denn unsere Magen waren in den letzten Tagen sehr vernachlässigt worden, da wir höchstens Hühner, und auch diese nur äußerst mager, in den Dörfern gefunden hatten.

Am 16. Januar kehrten die Truppen der Expedition wieder nach ihren verschiedenen Garnisonen zurück, um nach einigen Wochen einen ähnlichen Zug wieder zu beginnen, vor der Hand aber sich von den gehabten Strapazen etwas zu erholen.

Nun noch einige Worte über unsere Feinde und ihre Art zu kämpfen.

Die Bergvölker des Kaukasus pflegt man gewöhnlich mit dem Namen Tscherkessen zu bezeichnen, obgleich sie aus einer Menge kleiner Völkerschaften bestehen, von denen nur eine die Tscherkessen sind. In der obigen Erzählung kämpften gegen uns die Stämme der Natchbisch, Schapcüg und Abadsech. Die Bewaffnung dieser kriegerischen Volksstämme ist so eingerichtet, daß sie sowohl zu Fuß, als zu Pferd kämpfen können, und besteht aus einer Büchse von sehr kleinem Kaliber (Erbsenrohr), einer, zwei und manchmal noch mehr Pistolen, einem Dolch und einem Säbel. Statt dieser beiden letzten Waffen sollen die am caspischen Meere wohnenden Stämme einen circa zwei Fuß langen Dolch haben. Nur selten findet man Bogen und Pfeile noch in Gebrauch. Ihre Patronen, deren sie etwa 16—20 Stück mit sich führen, bestehen aus kleinen hölzernen Röhrchen, welche das Pulver aufnehmen und durch die mit einem Fettlappen umwickelte Kugel fest zugestöpselt werden. Diese Röhrchen stecken sie in lederne Kapseln, welche von der Achsel bis zur Mitte der Brust reichen. Je nach der Breite der Brust und der Stärke der Patronen richtet sich die Anzahl derselben. Die Büchse hängt in einem Filzfutterale über die rechte Schulter auf dem Rücken, der Dolch vorn am Ledergürtel. Den Säbel, welcher weder Parirstange noch sonst eine Vorrichtung zum Schutz der Hand hat, tragen sie beim Gehen an einem schmalen Riemen über der Schulter, beim Reiten um den Leib geschnallt, jedoch immer so, daß er mit der Schärfe nach oben hängt. Derselbe befindet sich in einer hölzernen Scheide, die mit Leder überzogen ist, und in welche die Klinge mit fast dem ganzen Griffe hineinfällt. Die Pistolen stecken eine hinter dem Rücken im Gürtel, eine andere in einem ledernen Futterale, welches vorn am Gürtel an der linken Seite hängt. Führen sie noch eine dritte Pistole, so steckt diese am Sattel. Im Gefecht bedienen sie sich der Feuerwaffen, obgleich sie nur schwach mit Pulver versehen sind; selten greifen sie zur blanken Wehr. Jeden Strauch, jeden Fels, jeden Baum benutzen sie meisterhaft, um von da aus dem Feind eine unerwartete Kugel zuzusenden.

Gewöhnlich jedoch kämpfen sie zu Pferde, und dann ist ihre Gefechtsmethode die der meisten kriegerisch wilden Völkerschaften. Im stärksten Laufe ihrer vorzüglichen Rosse stürzen sie auf die Tirailleurlinie zu, schießen, ohne viel zu zielen, auf 20—35 Schritte los und suchen sich eben so schnell, wie sie gekommen, wieder den russischen Kugeln zu entziehen. Gewöhnlich kämpft Jeder nach eigenem Gutdünken, und nur höchst selten vereinigen sie sich zu einer gemeinschaftlichen Operation; wenigstens habe ich es in den Jahren 1850—1856 in den der Mündung des Kuban zunächst liegenden Theilen des Kaukasus nicht anders bemerkt. Haben sie sich aber einmal zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen vereinigt, dann suchen sie dieses auch mit Hartnäckigkeit durchzusetzen, und wir können uns immerhin auf harte Kämpfe, oft mit den blanken Waffen, vorbereiten. Freilich vereitelt auch öfters ihre Uneinigkeit, die besonders beim Vertheilen der Beute nach einem Siege hervortritt, das Unternehmen, oder ihre Absicht wird früh von uns errathen und durch energische Gegenmaßregeln vernichtet. In beiden Fällen kehren sie ruhig in ihre Wohnungen zurück, sich, wie alle Muhamedaner, damit tröstend, daß es von dem unabwendbaren Fatum nicht anders bestimmt war. Kommt es aber doch zum Zusammentreffen, dann bereite man sich auf einen heftigen, wenn auch kurzen Kampf vor. Wie die Katzen kommen sie gewöhnlich des Nachts angeschlichen, nichts verräth ihre gefahrdrohende Nähe. Da blitzt ein Schuß durch die dunkle Nacht, gespenstergleiche Schatten springen hinter jedem Busch und Baum in die Höhe, ein gellendes Geschrei erschüttert Mark und Bein. Die Pistole in der einen Hand, den Säbel in der andern, so stürzen sie in das Lager, Schuß auf Schuß erhellt die Dunkelheit mit grellem Licht, um uns auf Augenblicke den grausamen Feind zu zeigen. Wehe uns, wenn unsere Tirailleurkette die Wüthenden nicht so lange aufzuhalten vermag, bis die Truppen im Lager einigermaßen geordnet sind! Tod oder, was viel schlimmer ist, eine Gefangenschaft, wie sie einst die Christen in den afrikani-

Digitized by Google

schen Raubstaaten erdulden mußten, droht dann Jedem. Doch gehört ein gelungener Ueberfall zu den größten Seltenheiten. Unsere braven Soldaten verstehen sich auf diesen Krieg, ihre Reihen sind blitzschnell geschlossen, Salve auf Salve empfängt die Anstürmenden, Kartätschen rasseln in die dichten Haufen, und so schnell, wie sie gekommen, so flüchtig sind sie verschwunden, verfolgt von den nachsprengenden Kosaken. Verzweifelter Widerstand gegen sichere, wenn auch schrittweise Unterwerfung, tollkühnes Ungestüm gegen unerschütterliche Ausdauer, Brand und Mord auf beiden Seiten — das ist der Krieg im Kaukasus.

Eine Ruine von Haus aus.

Das besitzhungrige Streben unserer Zeit mag mit Neid auf diejenigen Thiere blicken, welche man geborene Hausbesitzer nennen könnte, ja welche mit einem, ihrem kleinen Bedürfniß angemessenen Häuschen auf die Welt kommen, welches zusehends mit dem Insassen wächst und dabei oft einen hohen Grad von äußerem Glanz erhält, der unsere stuckverzierten Häuser weit hinter sich zurücklässt. Natürlich meine ich die Schnecken mit ihren Häusern und denke dabei auch an die Muschelthiere, deren Schalen der Sprachgebrauch nicht auch Häuser, sondern eben Schalen nennt, obgleich sie eigentlich Dasselbe wie jene sind. Diese Verschiedenheit im Sprachgebrauche hat ihren Grund wohl jedenfalls wie so Vieles in der mangelhaften Anschauung der natürlichen Dinge. Wenn eine Schnecke aus ihrem Gehäuse kriecht und es dann auf dem Rücken mit sich schleppt, so glaubt die Menge, daß dieses eben nun leer sei und bis zur Wiedereinkehr mit fortgenommen werde. Genaueres Hinsehen würde belehren, daß die oberen Umgänge des Schneckenhauses noch ganz erfüllt sind von den weichen Eingeweiden des Thieres und daß es gewissermaßen blos der Stamm des letzteren ist, was sich aus der Mündung des Gehäuses hervorstreckt. Ja der auf Unkenntniß beruhende Glaube geht noch weiter. Da man so viele leere Gehäuse herumliegen und namentlich in feuchten Waldungen so viele Schnecken ohne Gehäuse frei herumkriechen sieht, so glaubt man, die Schnecken könnten ihr Gehäuse willkürlich verlassen. Dies ist bei keiner einzigen der Fall; das Gehäuse ist vielmehr stets durch sehnige Bänder fest an das Thier geheftet, und jene frei herumkriechenden Schnecken sind so unglücklich, keine Hausbesitzer zu sein und nicht einmal zur Miethe wohnen zu können. Die Wissenschaft nennt sie Nacktschnecken.

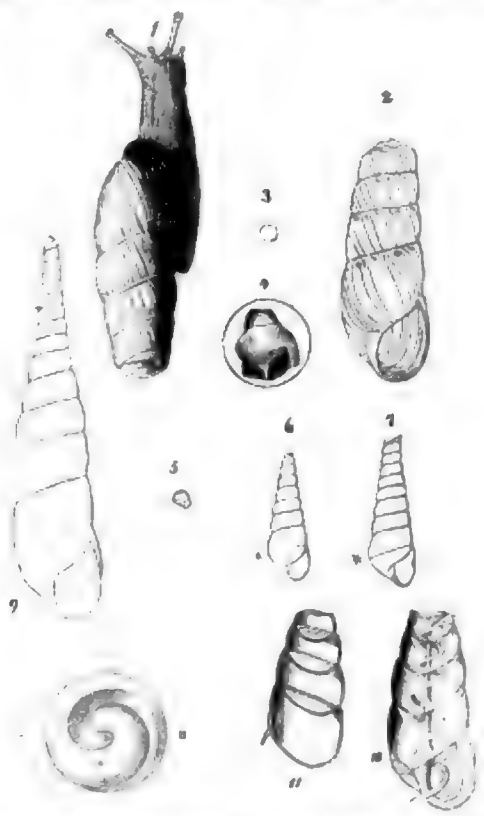
Wie das Menschengeschlecht, seit es steinerne Häuser aufführen lernte, seine verschiedenen Baustyle hatte, so ist es ähnlich auch mit den Schnecken, indem wir nun die Muschelthiere nicht weiter berücksichtigen, da sie eine ganz andere Thierclasse bilden. Man kann unter den Schneckenhäusern für den ernsten und ehrfurchtgebietenden egyptischen wie für den schmuckvollen gothischen Baustyl Gleichnisse finden. Das Meer scheint der phantasiereichen Entfaltung der Schneckenarchitektur offenbar viel günstiger zu sein, als das Süßwasser oder das trockene Land, denn die Gehäuse der Land- und Süßwasserschnecken kann man meist schon an ihrer Einfachheit und Schmucklosigkeit von den prächtigen Seekonchylien unterscheiden, wie letztere schon durch diesen besonderen Namen vor den bescheidenen Schneckenhäusern bevorzugt werden, während beide doch von Thieren gleicher Rangordnung gebaut sind.

Neben der Auffassung der Schneckengehäuse als Wohnräume, welche der kindlichen Anschauung des Volkes so nahe liegt, kann man dieselben auch als ein äußeres Skelet auffassen, wenigstens in so fern, als dieselben fast eben so unbewußt von dem Thiere durch Kalkausscheidung gebaut werden, wie wir unser Skelet bauen. Doch paßt dieser Vergleich auf die Schneckenhäuser weit weniger, als auf die aus einzelnen Stücken gelenkig zusammengefügten harten Panzer der Krebse und Käfer.

Doch wir kommen zu unserer „Ruine von Haus aus", eine Bezeichnung, welche auch für manches unserer pilzartig aufschießenden, vom speculativen Capital emporgezauberten Häuser gelten könnte. Freilich trifft unsere ruinenbauende Schnecke nicht der Vorwurf wie letztere.

Im Süden Europa's und am Nordrande von Afrika, überhaupt im Küstengebiete des Mittelmeeres lebt an feuchten Mauern und unter Hecken und Büschen im modrigen Erdboden eine Schnecke, welche uns Fig. 1. in natürlicher Größe darstellt. Es ist die gestutzte Vielfraßschnecke, Bulimus decollatus. Wir sahen ihr Gehäuse (Fig. 2.) oben abgestutzt und wie abgebrochen und nicht wie gewöhnlich mit kleinen Umgängen anfangend. Jedermann würde glauben, es sei ein schadhaftes Exemplar und das Thier habe das durch das Abbrechen der Spitze entstandene Loch wieder ausgebessert. Es verhält sich aber in der That anders. Verfolgen wir den sonderbaren Ruinenbau vom Anfange bis zum Ende.

Vom Mai an legt die Schnecke 30 bis 40 kugelrunde, schneeweiße, kalkschalige Eier von der Größe eines großen Senfkornes (Fig. 3.) und verbirgt sie in kleinen Grübchen des feuchten Erdbodens. Bricht man kurz vor dem Auskriechen ein Ei auf (Fig. 4.), so findet man darin das junge Schneckenthier bereits mit einem kleinen Gehäuse versehen, welches nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem Mutterthiere hat. Es besteht aus 2 Umgängen und ist beinahe kugelrund (Fig. 5.). Mit dem Eintritt in die Welt erwacht



Die abgestutzte Vielfraßschnecke, Bulimus decollatus, und die Entwicklung ihres Gehäuses.

Fig. 1. Das Thier mit seinem Gehäuse; — Fig. 2. letzteres allein, beides in natürlicher Größe; — Fig. 3. ein Ei in nat. Gr.; — Fig. 4. ein altes, vertrocknetes, dem Auskriechen nahe gewesenes Ei aufgebrochen, um das kleine Gehäuse sichtbar zu machen, vergrößert; — Fig. 5. dieses Gehäuse in nat. Gr.; — Fig. 6. ein 6—8 Wochen altes Gehäuse, — Fig. 7. ein etwas älteres, an welchem die erste Beseitigung der Spitze bereits stattgefunden hat, — Fig. 8. vergrößerte Ansicht des Verschlusses nach erfolgter letzter Abdrehung der oberen Umgänge, — Fig. 9. Größe und Form, welche das Gehäuse haben müßte, wenn nicht die Abdrehung der oberen 8—10 Umgänge stattfände; — Fig. 10. innere Ansicht eines der Länge nach durchschnittenen Gehäuses (Fig. 11. stellt das abgetrennte Stück dar), wodurch man die Spindelsäule als Achse des Gehäuses wahrnimmt, ein korkzieherartig gedrehtes Band herumkreisen ist in den Umgängen um die Spindelsäule gewunden, um die Figur verständlicher zu machen.

in dem jungen Schneckchen der Bautrieb; es vergrößert sein Gehäuse durch Anbau am Mundsaume, wobei die neuen Umgänge, aber anfangs nur in sehr unbedeutendem Grade, immer etwas höher und weiter werden, weil das wachsende Thierchen einen zunehmenden Raum braucht. Dem jungen Baumeister dient dabei eine ziemlich scharfe Kante als Lehre, welche die Umgänge haben und auf welcher die neuen Umgänge aufgesetzt werden. An Fig. 6. und 7. ist diese Kante mit einem Sternchen bezeichnet. Etwa 6—8 Wochen nach dem Auskriechen aus dem Ei hat das Gehäuse die Gestalt und Größe von Fig. 6. erreicht und bis dahin hat das Thier das ganze Gehäuse bis hinaus in die oberste Spitze ausgefüllt, wie es bei allen Schnecken Regel ist. Nun aber wird

das Thier von einem unerklärlichen Drange veranlaßt, sich aus den obersten 2 oder 3 Umgängen zurückzuziehen und sie leer stehen zu lassen, indem es diesen leeren Raum durch Errichtung einer Querscheidewand abschließt, gewissermaßen vermauert.

Es ist gerade so, als wenn die Bewohner des obersten Stockes eines Hauses eine Treppe tiefer Wohnung nähmen, und dann die Treppe nach dem verlassenen obersten Stock hinter sich zumauerten. Wie ein unbewohnter Theil eines Hauses auch allmählich verfällt, so geschieht es, nur viel schneller, auch mit dem oberen Theile des Gehäuses unserer Vielfraßschnecke, aus dem sich das Thier herabgezogen hat: er verwittert und bricht ab. Fig. 7. zeigt uns ein noch lange nicht vollendetes Gehäuse, an welchem gleichwohl bereits eine Wohnungsveränderung stattgefunden hat und die obersten Umgänge abgebrochen sind. Nach einiger Zeit rückt das Thier abermals tiefer herab, vermauert wieder die verlassenen Umgänge und diese brechen wiederum ab. Dies geschieht mit jedem Gehäuse 3 bis 4 mal, und währenddem wird unten dasselbe in erweitertem Maßstabe fortgebaut, bis endlich zum Zeichen des Abschlusses des Gehäusebaues der Mündungsrand durch besonders reichliche Ablagerung von Schalensubstanz etwas verdickt und mit einer dünnen lippenartigen Wulst belegt wird (Fig. 2.). Ist dann das Gehäuse fertig, so ist es eben doch nur eine Ruine, die höchstens aus 4 oder 5 Umgängen besteht. Der letzte Abbruch ist nun an der breit abgestumpften Spitze durch die Vermauerung bezeichnet. Fig. 8. gibt uns davon ein vergrößertes Bild und es ist daran die nach Maßgabe des wendeltreppenartigen Raumes des Gehäuses spiral gedrehte Scheidewand mit einem Sternchen bezeichnet.

Unter vielen Hunderten von Exemplaren, die ich in Spanien und Frankreich lebend gesammelt und in Sammlungen gesehen habe, hatte nur eins nach Beendigung des Gehäusebaues noch 8 Umgänge oder Windungen, die übrigen nur 4 und 5, ja einige blos noch 3. Ohne dieses sonderbare freiwillige und mehrmalige Aufgeben eines Theiles des erbauten Hauses würde dieses 14 bis 15 Umgänge und Gestalt und Größe von Fig. 9. haben. Aber ein solches ist meines Wissens noch nie gefunden worden: diese Schneckenhäuser sind eben „Ruinen von Haus aus."

E. A. Roßmäßler.

Die Frau des Dichters.

(Schluß.)

In ihrer Verzweiflung wandte sie sich an den berühmten Arzt Medicinalrath Stieglitz in Hannover, zu dem sie als nahem Anverwandten ihre Zuflucht nahm. Auf seinen Rath besuchte sie mit Heinrich das Bad Kissingen, ohne jedoch den gewünschten Erfolg zu haben. In der Rückreise begriffen, berührten sie Arolsen, wo Stieglitz geboren war und seine Mutter und Geschwister lebten, aber der Anblick der Heimath konnte ihn nicht erheitern und weckte nur trübe Erinnerungen. Die Medicin, von der sie sich Heilung versprach, wurde zum Gift für ihn; sein düsterer Geist saugte aus der sonnigsten Landschaft nur die verderblichen Dünste und schwarzen Nebel ein; er schien unrettbar den finstern Mächten verfallen.

Charlottens Muth war gebrochen; damals schien zum ersten Male der fürchterliche Entschluß in ihrer Seele dämmernd aufgestiegen zu sein, ihr Leben für den Geliebten zum Opfer zu bringen, mit ihrem eigenen Blute ihn zu erlösen.

„Der Dichter," sagte sie zu ihm, „ist wie eine Schlingpflanze. Mit ihm muß man in Eins verwachsen sein oder es ist keine Gegenseitigkeit. Daher kann nur der ihm Freund sein, der an seinem Schaffen und Werden entschieden Theil nimmt. Sobald dieser Freund nichts mehr von der Welt hat, wird er verkommen in sich, während der Dichter nothwendig fortschaffen, ausströmen, der Welt sich hingeben muß, nicht aber mehr dem Freunde. Meine Stellung zur Welt ist mein Leben für Dich. Darum könnte ich auch bei der tiefsten, innigsten Liebe nimmermehr mit Dir in einer Wüste allein leben, ohne zu verkommen, weil ich Dir da nichts mehr sein könnte, und das wäre das Einzige, was ich nicht ertragen würde. Dir muß ich wieder Alles sein, energisch, durchdringend. Darum kann ich ordentlich mit einem Heimweh auf Deine geistige Wiedergeburt hinblicken. Sie wird wiederkommen! gewiß, sie wird wiederkommen. Könnte ich nur, wie ich wollte, sie zu beschleunigen — und wär' es durch einen Kaiserschnitt — aber wenn er mißlänge?!"

Ein anderes Mal äußerte sie zu Stieglitz:

„Du bist der einzige Mensch, gegen den ich ganz rückhaltlos offen bin; und dennoch hab' ich ein Geheimniß vor Dir — es betrifft Dich selbst und wird einst vielleicht zu Deinem Besten sich entschleiern, wiewohl es etwas dunkel aussieht."

In ihr Tagebuch schrieb sie in jener Zeit:

„Die Welt erscheint mir erst jetzt recht heiter, seit ich sie einmal ganz aufgegeben und nun darüberstehend sie betrachte und erhalte. Sie erscheint mir gleichwie im letzten schönen Abendroth, wie beim Sonnenuntergang sie verklärt daliegt."

Vom Entschlusse bis zur That ist jedoch noch immer ein weiter und verschlungener Weg; der keimende Gedanke bedarf der Zeit zum Reifen; er liegt mit tausend andern verborgen in der Menschenbrust, bis der Augenblick ihn an das Licht zieht, ein ungeahnter Moment ihn zur rascheren Entwickelung treibt oder für immer vernichtet. Einem Saatfeld gleicht des Menschen Geist, von der Sonne beschienen, vom Thau und Regen des Himmels genährt; nicht jedes Korn geht auf, nicht jeder Halm trägt seine Frucht.

Es kamen wohl auch Tage, wo Charlotte sich neuen Hoffnungen hingab; denn das ist das Eigenthümliche dieser Krankheit, daß sie mit dem Anscheine der Genesung spielt und Stunden der vollkommenen Gesundheit mit verzweiflungsvoller Niedergeschlagenheit abwechseln. — Auf den Rath der Aerzte und Freunde hatte Stieglitz endlich seine amtliche Stellung aufgegeben, die Großmuth des Onkels in Petersburg schützte ihn vor jedem Mangel; aber diese Veränderung entsprach nicht den davon gehegten Erwartungen. Früher wurde Stieglitz durch seine Beschäftigung aus dem Hause geführt und zerstreut, jetzt waren die Gatten auf ein fortwährendes Beisammenleben angewiesen, das für Beide nicht wohlthätig sein konnte, ihn nur noch mißmuthiger machte und Charlotte zum Anhören seiner hypochondrischen Klagen nöthigte. Ihre Gesundheit wurde immer mehr angegriffen und die Aerzte verboten ihr, zu singen, um ihre leidende Brust zu schonen. Damit wurde ihr der letzte Trost geraubt, womit sie die finsteren Geister des Hauses zu beschwören pflegte.

Es waren traurige Tage, die sie von nun an in der Gesellschaft des kranken Mannes verlebte. Am achtzehnten December hatte Stieglitz einen Traum. Es war ihm, als versinke drüben im Flusse, in dessen Nähe seine Wohnung lag, das geliebte Weib; er stürzte ihr nach, schrie und weinte; streckte seine Arme nach ihr aus, um sie den Wellen zu entreißen, aber es war zu spät und Charlotte nicht mehr zu finden. — Als er erwachte und wußte, daß er nur geträumt, überkam ihn ein eigenes Gefühl. Er mußte unwillkürlich an manche ihr entfallene Mahnung denken und beschloß fortan, durch eigene Kraft sich aufzuraffen und die theure Frau durch seine Launen und krankhaften Stimmungen nicht länger zu quälen. Die Möglichkeit ihres Verlustes wies ihn auf seine eigene Energie an und er machte sich mit dem Gedanken vertraut, in edler Resignation seine verlorene Selbstständigkeit wiederzufinden. — Sein Wesen wurde ruhiger und gehaltener. Die wohlthätige Veränderung war Charlotten nicht entgangen und als sie nach dem Grunde forschte, nahm er keinen Anstand, den Traum der Nacht ihr mitzutheilen.

„So?" sagte sie, gedankenvoll lächelnd. „Also das kann Dir helfen? Nur so ist es recht. Ja, ja, nur aus der Tiefe des Schmerzes, nur aus der echten Resignation kommt uns die rechte, die dauernde Kraft, die hohe Ruhe des Geistes, ohne die nichts wirklich Großes geschieht. Halte nur fest an Deinem Vorsatze und sie wird Dir werden."

So bestärkte sie sich immer mehr in dem Entschlusse; er selbst gab ihr ohne sein Wissen die tödtende Waffe in die Hand. Sein Aufraffen zu erneuter Thätigkeit war ebenfalls nur vorübergehend, bald verfiel er wieder in jenen Zustand geistiger Lähmung, der keine gedeihliche Arbeit aufkommen ließ. Trostlos schleppten sich die Tage hin; am Abend saßen Beide in selbstgewählter Einsamkeit; nur selten ließ sich einer der alten Freunde sehen, verscheucht von der melancholischen Stimmung oder abgehalten von dem egoistischen Treiben der großen Stadt. Der einförmige Schlag der Uhr, die von der Kammer hereintönte, unterbrach mit schauerlichen Takten

Digitized by Google

die Stille, in der sich zwei zum Glück vor Allen berechtigte Wesen in unheilbar gewordener Gemüthsverwickelung gegenübersaßen. Unheimliche Vorzeichen, woran sich der gemeine Aberglaube hält, vermehrten die Beklemmung; die Möbel krachten hin und wieder gespenstisch und die obere Platte von Charlottens Schreibebureau zerbarst einmal schreiend, daß Heinrich entsetzt zusammenfuhr, während sie mit einem erzwungenen Scherz ihn zu beruhigen suchte.

Den einmal aufgetauchten Gedanken verfolgte von nun an Charlotte mit der ihr eigenen Willensstärke. Sie fühlte die Nothwendigkeit der That, von der sie sich einzig und allein Rettung für den Unglücklichen versprechen konnte. Durch ein gewaltsames Ereigniß sollte Stieglitz aus seinem dumpfen Hinbrüten aufgerüttelt werden, sie selbst wollte sein Arzt sein, aber in ihrer eigenen krankhaften Verblendung irrte sie sich in der Wahl des Mittels; auch sie war nicht mehr gesund, nicht so zurechnungsfähig, um den richtigen Weg zu seiner Heilung einzuschlagen. Seine Verwirrung und Reizbarkeit hatte sie angesteckt und ihren klaren Verstand getrübt. Der Tod schien ihr nur noch die einzige Hülfe zu sein und zwar ihr Tod, der dem kranken Manne seine Selbstständigkeit wiedergeben, ihn zu neuem Leben erwecken sollte.

Der alte Glaube an die versöhnende Kraft des „Menschenopfers" war unbewußt in ihrer Seele aufgestanden, ein Glaube, welcher vielleicht mit ihren früheren religiösen Schwärmereien innig zusammenhing.

In der Fülle ihrer überschwänglichen Liebe wollte sie sich selbst zum Opfer bringen; sie war nicht Mutter; kinderlos blieb all' ihr Denken und Fühlen nur auf den einen Punkt gerichtet, kein anderer Gegenstand zog sie davon ab; ihr Leben hatte nur so lange einen Werth für sie, als sie Heinrich damit nützen konnte; sie gab es hin, da ihr Tod nach ihrer Meinung ihn allein von dem Banne der Krankheit zu befreien vermochte. Dieser Entschluß war in ihr nach und nach zur Gewißheit geworden und sie ging an die Ausführung desselben mit ruhiger Besonnenheit, mit klarem Bewußtsein, das höchstens durch die Sophistik ihrer Liebe getrübt war. Sie rechnete noch einmal im Stillen mit sich ab und prüfte ihre bisherige Handlungsweise; sie konnte sich das Zeugniß geben, nichts für Heinrich unversucht gelassen, Alles gethan zu haben, was irgend erdenkbar, und dennoch fruchtlos!

Was blieb ihr nach all' den Anstrengungen zu thun noch übrig, als für ihn zu sterben?

So kam der neunundzwanzigste December heran; Charlotte war zur That bereit, nachdem sie sich immer mehr darin bestärkt und vorbereitet hatte. Der Abschied von der Welt konnte ihr nicht schwer fallen, da sie nach und nach die irdischen Bande leise und unmerklich abgestreift. Ihr Geist schwebte bereits in einer höheren Welt, während sie noch zerstreut mit seltsam glänzenden Augen wie ein verklärter Geist auf dieser Erde herumwandelte. Heinrich war an diesem Tage abwechselnd wohler und dann wieder tief verstimmt, wie dies in der wunderlichen Natur seines Nervenleidens lag. Nach Tische kam eine Einladung zu der Ries'schen Quartettmusik für den Abend, die auch von ihm angenommen wurde. Von diesem Augenblick an war Charlotte plötzlich ernst und still. Sie sagte ihm noch nicht, daß sie ihn auf den Abend nicht in das Concert begleiten wollte.

Gegen Abend legte sie sich ermüdet auf das Sopha, sie bat ihn, allein oder in Begleitung eines in der Nähe wohnenden Freundes zu gehen, da sie der Ruhe bedürfe.

Er versprach, deshalb zeitiger zurückzukehren.

„Nein, Heinrich!" sagte sie eindringlich. „Du mußt das Concert anhören! Versuch' es wieder einmal, ob Du Musik mit Ruhe anhören kannst; besonders zwinge Dich, den aufregenden Beethoven wieder zu ertragen und zu bewältigen."

Es lag ihr Alles daran, daß er nicht vor der Zeit, die sie zur Ausführung ihrer That bedurfte, wiederkäme.

„Hörst Du," fügte sie hinzu, „sei ruhig, mein Heinrich! Was soll denn nun noch aus Dir werden, da Alles mit Dir geschehen, was wir heilsam glaubten? Nur Resignation kann Dir helfen. Ruhig mußt Du werden, Dich in Dir selbst zusammenfassen! Man muß erst Alles aufopfern, um den Frieden und die Erlösung zu gewinnen. Ist das nicht auch die Bedeutung von dem Opfertode des Herrn?"

Sie drückte ihm die Hand; er küßte sie auf die Stirn und ging ohne jede Ahnung ihres Entschlusses. Kein Ton, kein Blick verrieth ihm ihre innere Bewegung, als sie so für immer von ihm Abschied nahm.

Sie war allein; draußen lag die öde Winternacht auf dem einsamen Schiffbauerdamme, wo sie wohnten. Wenn sie an's Fenster trat, erblickte sie den Mond in schneidender Klarheit, die dunkle Spree und die gegenüberliegenden eingeschneiten Gärten und Häuser. Es war hell und kalt und ein leises Fröstеln mochte sie wohl beim Anblick dieser melancholischen winterlichen Umgebung beschleichen. Nur das Dienstmädchen, welches ihr sehr ergeben war, verweilte in der Nähe; sie rief es, um ihm einige Aufträge zu ertheilen. Ihm war der besonders milde und freundliche Blick der Herrin aufgefallen, die, mit der Lampe in der Hand, vor ihr stand und sie verabschiedete.

Nur zwei Stunden hatte sie noch bis zur Rückkehr ihres Mannes Zeit; sie mußte sich beeilen, da sie noch viel zu thun hatte.

Sie legte mit rührender Sorgfalt das Geld für Heinrich heraus, das sie bisher immer in Verwahrung gehabt, und einige Sachen, die er zunächst brauchen konnte; dann setzte sie sich an den Schreibtisch und schrieb, während ihre Thränen leise fielen:

„Unglücklicher konntest Du nicht werden, Vielgeliebter! Wohl aber glücklicher im wahrhaften Unglück! In dem Unglücklichsein liegt oft ein wahrer Segen, er wird sicher über Dich kommen!!! Wir litten Beide ein Leiden, Du weißt es, wie ich in mir selber litt, nie komme ein Vorwurf über Dich, Du hast mich vielgeliebt! Es wird besser mit Dir werden, viel besser jetzt, warum? ich fühle es, ohne Worte dafür zu haben. Wir werden uns einst wieder begegnen, freier, gelöster! Du aber wirst Dich noch hier herausleben und mußt Dich noch tüchtig in der Welt herumtummeln. Grüße Alle, die ich liebte und die mich wieder liebten! Bis in alle Ewigkeit!

Deine Charlotte.

„Zeige Dich nicht schwach, sei ruhig und stark und groß!"

Diesen Brief, den sie absichtlich auf einen großen Bogen von starkem Papier geschrieben hatte, damit er nicht übersehen würde, legte sie zu dem Gelde in das Pult, wo sie in glücklicheren Tagen die ihm zugedachten Ueberraschungen, neckende Notizen und schalkhafte Erinnerungen zu bergen pflegte. Ihre Handschrift war in diesen letzten Zeilen fest und zeigte nur auffallend große Buchstaben. Einige Mal mußte sie heftig geweint haben, besonders waren die Worte „in der Welt herumtummeln" am stärksten von ihren Thränen benetzt.

Jetzt warf sie vielleicht, von dem lauernden Dämon des Wahnsinns fortgerissen, den kleinen Pelzmantel und die Boa ab, welche sie gewöhnlich trug, und schleuderte sie an die Erde, wo sie in der Mitte der Stube gefunden wurden. Sie nahm das Licht, und eilte in ihre Schlafkammer mit dem Dolch, den sie als Braut für Stieglitz gekauft hatte.

Hier mußte ihre frühere Ruhe zurückgekehrt sein, wofür die besonnene Ausführung ihres Entschlusses ein klares Zeugniß gibt. Nicht in wilder Verzweiflung, mit ernstem Bewußtsein brachte sie sich selbst zum Opfer dar.

Sie stellte das Licht auf den Nachttisch und begann sich zu entkleiden, wusch sich erst, that ein reines, weißes Nachtkleid an und bedeckte das Haupt mit einem reinen, weißen Häubchen. So angethan, legte sie sich, wie sonst zum Schlummer, jetzt zum ewigen Schlaf in ihr Bett, und senkte hier mit furchtbar sicherer Hand den Dolch in das Herz. Sie behielt noch so viel Kraft und Ruhe, den Dolch aus der Wunde herauszuziehen und neben sich zu legen; dann deckte sie die rechte Hand auf die blutige Brust, mit der linken zog sie das weiße Betttuch bis an den Hals herauf.

So erwartete sie, das Haupt ruhig in die Kissen gedrückt, den nahen Tod; kein Schrei, kein Laut verrieth ihren Schmerz; endlich jedoch konnte sie das unwillkürliche Stöhnen der röchelnden Lungen nicht mit dem Aufgebote ihrer letzten Willenskraft überwinden. Das in der anstoßenden Küche verweilende Mädchen wurde aufmerksam; es rief und die Nachbarn eilten herbei. — Als die Thür geöffnet wurde, verhauchte Charlotte ihren letzten Seufzer. Sie lag in wunderbarer Milde da, einer Schlafenden gleich, in so ruhiger Haltung, ohne jede Spur des Todeskampfes, daß die Wunde als Ursache ihres Todes selbst von dem herbeigerufenen Arzte erst später entdeckt wurde. Die Wange war noch roth, die Hände leise heruntergeglitten, kaum einige Finger krampfhaft verzogen, nur um den Mund zeichnete sich ein scharfer, trüber Zug, der die Welt anzuklagen schien.

Eine halbe Stunde später kam Heinrich, nichts ahnend, aus dem Concert; die Musik hatte ihn heiterer gestimmt als sonst; er

Digitized by Google

hatte sich, wie dies in seiner Natur lag, neuen Hoffnungen hingegeben, neue Lebenspläne gefaßt, die er nach seiner Gewohnheit Charlotten mitzutheilen gedachte In einer romantisch gelegenen Bergstadt, die auch ihr immer gut gefallen, wollte er mit ihr von nun an leben und in dem Schoße der Natur für Beide Stärkung und Genesung suchen. Er war noch voll von diesen freundlichen Gedanken, die er mit dichterischer Phantasie sich unterwegs ausmalte, als er in das Zimmer trat, wo er seine Frau als Leiche fand.

Mit einem lauten Schrei stürzte er zu Boden.

Er erholte sich zwar, der furchtbare Schlag hatte ihn nicht getödtet, aber auch Charlottens schwärmerische Aussichten auf seine geistige Erhebung in Folge einer solchen Katastrophe nicht gerechtfertigt. Sie hatte sich über die Wirkungen ihres Opfertodes in Bezug auf ihn getäuscht; die von ihr erwartete Erlösung trat für ihn nicht ein. Stieglitz verließ Berlin und zog nach dem Süden, wo er in Venedig starb, ohne die Hoffnungen, welche er bei seinem ersten Auftreten als lyrischer Dichter erregt hatte, zu erfüllen.

Auf dem Sophienkirchhof in Berlin ruht unter dem schlichten Grabstein Charlotte Stieglitz, die Frau des Dichters, die aus übergroßer Liebe für ihn sich selbst den Tod gegeben hat.

Was die irdische Liebe geirrt und gefehlt, hat ihr die himmlische des milden, göttlichen Richters gewiß verziehen.

Max Ring.

Eine Seemannsfamilie.

Norddeutsches Küstenbild. Von A. v. Wickede.

Auf eine von allem regeren Verkehr abgeschnittene tiefsandige Landzunge, die sich an der norddeutschen Seeküste weit in die kurzrollenden Wellen der klaren Ostsee hineinerstreckt, wollen wir unsere Leser hier führen. Ein gar einsamer Platz, wie man solchen — außer in den entlegensten Thälern der Hochalpen — nicht leicht in ganz Deutschland wieder finden wird, ist es, auf dem eine Seemannsfamilie ihre Heimathsstätte errichtete. Fast eine Stunde weit entfernt liegt das große Stranddorf, in das diese Familie eingepfarrt ist, und viel näher wird man auch im ganzen Umkreise keine andere Wohnung finden können.

Trotz dieser Entfernung gehen im Winter die Kinder doch tagtäglich regelmäßig in die Schule des Dorfes und an Sonn- und Festtagen wird so leicht kein in der Heimath anwesendes Glied der Familie den Gottesdienst in der Kirche versäumen. Mag der Nordost auch noch so gewaltig auf dieser schmalen, ganz dem Ungestüm der Winde preisgegebenen Landzunge toben oder das dichteste Schneegestöber bis auf wenige Schritte den freien Blick versperren, deshalb versäumt weder der alte zweiundsiebzigjährige Großvater, noch das jüngste Enkelkind, ein blühendes, rothbackiges Mädchen von zehn Jahren, jemals die Kirche. Wer dieser Familie angehört, der ist gegen jede Ungunst der Witterung von frühester Kindheit an gekräftigt und wird die Verweichlichung so vieler Städter hierin kaum begreifen können. Sturmwind oder Schneegestöber, glühende Sonnenhitze oder eisige Kälte macht diesen abgehärteten Menschen hier wenig aus und sie lassen sich in ihren Gängen und Beschäftigungen durch solche Hindernisse nicht stören. Versäumt aber wirklich Jemand den sonntäglichen Gottesdienst, so liest er in der Zeit desselben sicherlich in der alten, großgedruckten Bibel mit dem abgenutzten, schwarzen Ledereinband, die schon über hundert Jahre ein hoch in Ehren gehaltenes Besitzthum der Familie war. Wahre Gottesfurcht ohne jegliche Heuchelei ist hier heimisch und die Kinder beschließen stets ihr Tagewerk mit dem lauten Beten des Abendsegens. Einen gleich frommen Sinn wird man übrigens in den meisten deutschen Seemannsfamilien sowohl an der Ost- wie Nordseeküste finden.

Nur ein schmaler Fußweg, der kaum für einen niedrigen Bauernkarren fahrbar sein dürfte, führt durch weite Tannenwaldungen aus dem Kirchdorfe zu dieser menschlichen Wohnstätte. Kaum dürfte ein fremder Wanderer — wenn überhaupt sich ein solcher jemals in diese entlegene Gegend verirren sollte — hier noch eine Ansiedelung von Menschen erwarten, so still und öde ist Alles ringsumher. Seitdem das Gehöft hier erbaut wurde, hat nie ein Wagen davor gehalten oder ein Pferdehuf den dahinführenden Pfad betreten. Was nicht auf den Schultern kräftiger Menschen hierher getragen wird, das findet seinen Platz in dem leichten, aber dabei stark gebauten Segelboote, was hier bei jeder Gelegenheit die Stelle des Wagens vertreten muß und in dessen sicherer Handhabung alle Familienglieder, gleichviel, ob Mann oder Weib, von frühster Kindheit an geübt werden. Von zwei Seiten umgibt das offene Meer die kleine Landzunge, auf der das Wohnhaus, mit dem niedrigen Viehstall daneben, erbaut wurde, während landwärts ein mit Strandhafer dünn bewachsener Dünenhügel das Ganze von den Waldungen trennt.

Glück und Zufriedenheit, wie solche in dem elegantesten Hause der glänzendsten Residenz nicht größer gefunden werden könnten, haben in diesem Gehöfte ihren Sitz aufgeschlagen. Schon das Aeußere des Wohnhauses zeigt eine gewisse Wohlhabenheit des Besitzers. Es ist zwar nur ein Stockwerk hoch, um so den heftigen Stürmen besser Widerstand leisten zu können, aber lang und ziemlich geräumig. Man sieht dem ganzen Gebäude sogleich an, daß es anfänglich kleiner war, allmählich aber, wie die Familie sich mehr vergrößerte, auch wiederholt einen neuen Anbau erhielt, um allen Gliedern derselben ein Obdach gewähren zu können. Drei Schornsteine dampfen von dem rothen Ziegeldach, das, je nach seinem Alter, sich schon in verschiedenen Färbungen zeigt, und zwei Hausthüren führen in das Innere.

Von den Söhnen dieser Familie haben drei sich bereits verheirathet und eine eigene Familie gegründet. Die alte Heimath war ihnen so an das Herz gewachsen, daß sie es vorzogen, dem Vaterhause stets einen neuen Anbau zu geben, statt sich anderswo niederzulassen.

Das ganze Wohnhaus und die Ställe daneben haben einen Anstrich von hellgrauer Farbe, während die vielen Ständer und Balken in den Wänden mit braunrothem Theer, die Thüren, Fensterrahmen und Läden aber mit grüner Oelfarbe angestrichen sind. Alljährlich zwei Mal wird dieser Anstrich, den der alte Familienvater immer eigenhändig besorgt, regelmäßig erneuert und glänzt daher stets in den frischesten Farben, wie man überhaupt an dem ganzen Gehöfte nirgends die mindeste Spur von irgend einer Vernachlässigung oder Unordnung entdecken wird. Wie auf seinem Schiffe auf der See, so wird der tüchtige Seemann in seinem Hause auf dem Lande nirgends Unordnung und Verfall dulden. So etwas bessert er sich gewöhnlich selbst mit geschickter Hand aus, denn ein vielerfahrener Seemann pflegt fast immer dem Schiffszimmermanne die Handgriffe abgelernt zu haben, und Pinsel und Farbetopf ebenfalls geschickt zu gebrauchen.

Eine ziemlich hohe und starke Hecke von Weißdorn umgibt Haus, Garten und Hof und verleiht einigen Schutz gegen die heftigen Winde, die gar viele Tage im Jahre ihr Spiel hier treiben. Hohe Obstbäume trägt der Garten zwar nicht, denn der Boden ist für dieselben hier zu dürftig und der Wind zu heftig, aber Kohl, Kartoffeln und andere gewöhnliche Gemüse gedeihen vortrefflich in ihm und an den Seiten finden immer noch einige Blumenbeete Platz. Mit großer Sorgfalt ist dieser Garten angelegt und fruchtbare Erde aus der Ferne herbeigeholt worden, den Sandboden mehr zu verbessern. Schiffe, die Getreide nach Bordeaux bringen und dort nicht immer wieder volle Ladung bekommen können, pflegen mitunter Gartenerde als Ballast einzunehmen und nach dem heimischen Hafen zurück zu führen. Durch solche französische Erde ist theilweise auch dieser Garten auf der entlegensten Landzunge der norddeutschen Ostseeküste verbessert worden, während die Breter im Hause auf schwedischen Sägemühlen geschnitten, die Klinkersteine — mit denen der Fußboden ausgelegt und die Oefen erbaut sind — aber in holländischen Ziegeleien gebrannt wurden. Hier an diesen Seeküsten erscheint den Bewohnern das europäische Küstenland, was sie auf ihren Schiffen erreichen können, ungleich näher, als eine Binnenstadt, die vielleicht nur eine Meile landeinwärts davon liegt. Es gibt gar manche alte Schiffer, die alle Meere der Welt vielfach durchkreuzten, in ihrem ganzen Leben aber noch niemals nur einige Meilen landeinwärts gekommen sind. So auch die so eben geschilderte Familie, die es für schwieriger halten würde, mancherlei Bedürfnisse nur einige Meilen weit aus dem inneren Lande, als aus England, Holland, Frankreich und Schweden zu erhalten.

Schildern wir nun, bevor wir das Innere dieses so freundlich und behäbig aussehenden Hauses betreten, zuerst die am meisten hervortretenden Glieder der Familie, die es bewohnt. Zuerst den

Digitized by Google

Gründer und Patriarch des Ganzen, den alten, ehrwürdigen Schiffer. Schneeweiß ist schon sein spärliches Haar, denn an siebzig Jahre, größtentheils in schwerer Arbeit vollbracht, bleichten dasselbe. Das Gesicht, von Wind und Wetter gefärbt, zeigt unzählige Falten und Runzeln, die unter dicken, weißen Brauen schon etwas tiefliegenden, hellblauen Augen bewahrten aber noch einen scharfen und klaren Blick. Wohl an sechs Fuß hoch steht der Alte in seinen Schuhen und Brust und Arme haben eine dieser Größe entsprechende Breite und Stärke, während die Beine verhältnißmäßig viel schwächer gebaut sind. Bei allen Schiffern und Fischern, die ihr Leben größtentheils auf der Ruderbank sitzend verbrachten, sind die Arme und der Brustkasten durch die Anstrengung des Ruderns häufig im Verhältniß ungleich stärker ausgebildet, als die Beine, die nur selten angestrengt wurden. Unser alter Seemann kann auch nur noch am Krückstocke gehen und wenn er regelmäßig des Sonntags zur Kirche wandert, muß er, auf den Arm seiner jüngsten Tochter gestützt, langsam dahin schleichen. Sitzt er aber erst einmal im Boote, so weiß er die langen, schweren Schlagruder noch mit voller Kraft zu führen und bei den Fischernetzen gleich dem kräftigsten Jünglinge zu arbeiten. Eigenthümlich sieht es aus, daß dem Greise sein linkes Ohr scharf vom Kopfe abgeschnitten ist. Der Säbelhieb eines algerischen Corsaren, der das Schiff, auf dem der alte Claus damals als rüstiger Steuermann diente, entern wollte, hatte dies gethan, war aber von ihm dafür mit einer Axt sogleich zu Boden geschlagen worden.

In seiner Jugend hatte der „Großvater", so ward der Alte allgemein von allen Familiengliedern und selbst von den eigenen Söhnen genannt, ein sehr bewegtes Leben geführt, und wenn er gerade besonders guter Laune war, so liebte er es, in den langen Winterabenden hie und da Manches von seinen früheren Fahrten zu erzählen. In den westindischen Gewässern besonders hatte er lange gedient, und war mehrere Jahre erster Steuermann auf einem spanischen Kriegsschooner gewesen. Während der Napoleonischen Continentalsperre hatte er als Eigenthümer einer kleinen Schaluppe viel Schmuggelhandel getrieben, große Summen dabei verdient, freilich aber auch — wie das gewöhnlich bei solchen unregelmäßigen Geschäften zu gehen pflegt — wieder verloren. So viel war aber doch dabei übrig geblieben, daß er hier sich ein Haus erbauen und überhaupt den Grund zu einem behaglichen Wohlstand für die ganze Familie legen konnte. Seit mehreren Jahren trieb der Großvater mit Hülfe seiner Enkelsöhne nur Fischerei, und zwar nicht für den Verkauf, sondern lediglich für den eigenen Bedarf der Familie. Freilich war derselbe nicht gering, denn der Familienmitglieder gab es viele, der Appetit war stark, und frische Seefische kamen fast jeden Mittag auf den Tisch, wie sie getrocknet, geräuchert oder eingesalzen auch selten beim Abendessen oder dem zweiten Frühstück fehlten. Auch die Schweine, Katzen und Hunde der Familie verzehrten viele Fische. Nicht mit Unrecht führt diese ganze Strandgegend den Namen „das Fischland." Wer ein Freund von Schollen, frischen, geräucherten oder eingesalzenen Heringen und anderen Seefischen ist, der gehe hierher, er kann seinen Appetit darnach zur Genüge befriedigen.

Die Ehegattin des alten Familienhauptes war jetzt ein kleines, zusammengetrocknetes Mütterchen, der man es nicht ansehen konnte, daß sie einst acht starken, blühenden Kindern das Leben gegeben hatte. Stets reinlich und ordentlich gekleidet, das weiße Haar unter einer Mütze versteckt, war sie, trotz ihres hohen Alters, den ganzen Tag noch unermüdlich auf den Beinen, und erklärte besonders jedem Staub- und Schmutzflecken im Hause den Krieg. An den langen Winterabenden spann sie fleißig, und der größte Theil des Garnes zu den großen Fischernetzen der Familie war aus ihren thätigen Händen hervorgegangen. Gleich den meisten Frauen in diesen Strandgegenden war auch diese alte Hausmutter während ihres langen Lebens niemals aus der Heimath fort gewesen. Mann und Söhne hatten die ganze Erde durchmessen und es gab keinen Welttheil, in dem sie nicht einst gelandet waren, für sie selbst und alle ihre Töchter aber war eine Fahrt nach dem ungefähr fünf Meilen weit entfernten Stralsund die größte Reise, die sie jemals gemacht, und dieselbe bildete noch jetzt ein vielbesprochenes Ereigniß in ihrem einförmigen Leben. (Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Der Nestor der Gemsjäger starb kürzlich in seinem [redacted]. Lebensjahre in seiner Heimath, dem glarnerischen Flecken Ennenda. Es war dies Rudolf Bläsi von Schwanden, ein kühner, waghalsiger Mann, der sehr viel erzählen konnte. Er pflegte jährlich seine 30 bis 40 Gemsen zu schießen und hatte dieses gefahrvolle Gewerbe unverletzt und glücklich bis in sein 50. Lebensjahr fortgesetzt. Da aber streckte der Tod schon einmal seine Faust gegen den Abenteurer aus. Eines Tages zog er mit seinem Freunde und Gefährten Walcher das wilde Sernftthal hinauf, aus welchem zwei der rauhsten und gefährlichsten Passwege über den Schneekamm der zerrissenen Gebirge nach dem bündnerischen Vorder-Rheinthal führen. Den einen überragt das eisbedeckte Felshorn des Tschingels. In dessen Nähe trennten sich die Jäger, indem sie Beide die unzweifelhaften Spuren eines Gemsbockes verfolgen wollten, der ihnen nicht entgehen konnte, wenn sie, wie sie verabredeten, auf der Alp Falz wieder zusammentrafen. Bläsi trifft das Thier auf seinem Wege auch an und verfolgt es eifrig, ihm von Absatz zu Absatz nachkletternd. In seiner Hitze übersringt er zuletzt auch eine tiefe, gähnende Kluft, bemerkt aber, als er sich jenseits befindet, mit Grausen, daß ihm der Rückweg abgeschnitten, indem er von dem höheren Absatz nach dem niederen gesprungen. Dicht vor ihm aber ragt eine glatte, kahle Felswand zum blauen Himmel empor. Er hält sich für verloren, sucht sich jedoch in sein Schicksal zu ergeben. Die Nacht bricht herein, ihre Schrecken aber werden durch ein starkes Gewitter erhöht, das sich neben und unter dem Unglücklichen entladet. Da der Felsabsatz zu schmal ist, um sich setzen oder legen zu können, muß er, auf seine Büchse gestützt, stehend ausharren: eine Bewegung und der bodenlose Abgrund verschlingt ihn. — Inzwischen ist sein Jagdgenosse auf dem Orte des Stelldicheins angelangt, wo er, obwohl in einer Sennhütte, die Nacht ebenfalls schlaflos, weil besorgt und bekümmert um seinen Cameraden, zubringt. Bei Tagesanbruch macht er sich, mit einem Seile versehen, auf, den vermuthlich todten Freund aufzusuchen. Bis 11 Uhr Morgens irrt er umsonst umher, da endlich bringt ihn der Zufall an den Rand jener Felswand, an welcher er den Vermißten wie angeklebt stehen sieht. Wie wird aber Bläsi zu Muthe, als er plötzlich den Freund rufen hört und ihn über seinem Haupte erblickt! Walcher läßt sofort das Seil hinab und es gelingt ihm, den Todgeweihten glücklich zu sich heranzuziehen. Allein diese Nacht hatte hingereicht, dem rüstigen Manne die Haare gänzlich zu bleichen.

Einige Jahre nach diesem Vorfalle ward es aber Bläsi, trotz der fortgesetzten Gemsjagden, in seiner Heimath zu eng und langweilig. Er wanderte nach Amerika aus und begab sich dort in den äußersten Westen der Vereinigten Staaten, wo er der Anführer einer Jagdgesellschaft ward und mannichfache Abenteuer zu bestehen hatte. Allein trotzdem und obgleich es ihm wohl erging, kehrte er schon nach einigen Jahren nach den Felsenthälern von Glarus zurück: das Heimweh litt ihn nicht mehr drüben. Da machte es ihm aber Vergnügen, von seinen Jagden und Erlebnissen in den Urwäldern erzählen zu können. Der kühne Jäger mußte aber zuletzt auf einem langwierigen, schmerzensvollen Krankenlager sterben. — d.

Wien vor hundertundzwanzig Jahren. An Gottsched schrieb einer von dessen Verehrern am 1. März 1738 aus Wien:

„Die hiesige Sprache ist zwar nicht die beste, doch finde ich sie so schlecht nicht, als ich glaubte. Mich deucht, daß sie zuweilen der niedersächsischen nahe kommt, und mehr als in Sachsen so geredet wird, als man schreibt. Ich habe von gebornen Wienern die Redensarten gehört, woran man sonst die Niedersachsen erkennt, z. B. ich bin lange, schämen Sie sich was. Die Geschlechter der Wörter sind zuweilen ganz verschieden. Man sagt hier z. B der Butter, der Bier. Zu manchen Wörtern setzt man ein n: man sagt hier nicht die Suppe, sondern die Suppen. Die Doppelbuchstaben redet man ganz vernehmlich aus und man macht z. B. aus dem Worte Wien zwei Sylben. Die Wörter, welche eine Sache als klein beschreiben sollen, haben hier am Ende weder das sächsische chen, noch das schwäbische l, sondern erl, und man sagt nicht Tischchen, nicht Tischl, sondern Tischerl. Von Provinzialredensarten habe ich folgende angemerkt: die Accise heißt hier Mauth, ein Fächer ein Waberl, der Mund Goschen, die Mücken nennt man Gäseln, Gurken Gmürken, Habnbutten Hietschbietsch. Anstatt befehlen spricht man schaffen: was schaffen Sie? Wie man in Sachsen das hören Sie einschaltet, so bringt man hier das schauen Sie immer an. Nirgends habe ich die Sprache schlimmer gefunden, als im Bambergischen und Bayerschen, woselbst ich alle Mühe gehabt habe, die Leute zu verstehen.

Der Geschmack ist hier, zum wenigsten unter den Evangelischen, nicht so gar verderbt. Man hält Günthers und Opitzens Gedichte hoch; ich habe hier Leute von beiderlei Geschlecht gefunden, die ganze Stücke aus den Schweizer-Gedichten auswendig wußten, und sich das schöne Gedicht des Herrn Dr. Haller auf den Tod seiner Liebsten als ein Meisterstück aus den Zeitungen abgeschrieben hatten.

Die Musik ist hier in ganz ungemeinem Flore; man liebt dasjenige am meisten, was melodisch und singbar ist; daher weder Bach noch Gabebusch Beifall finden. Die Faustina, welche sich noch bei ihrer letzten Durchreise hat hören lassen, gilt hier wenig, weil man glaubt, daß sie ihre Stimme schon verloren habe und anitzo mehr belle als singe. Am Donnerstage war am Hofe zum ersten Male ein Oratorium, das ich auch gehört. Die kais. Castraten sangen unvergleichlich, aber die Musik war gar zu traurig und tragisch, und so muß sie sein, wenn sie dem Kaiser gefallen soll.

Die hiesige Lebensart gefällt mir ungemein, sie ist so ungezwungen und vertraulich, als an irgend einem andern Orte. Die spanischen Complimente und Ceremonien sind nur am Hofe und bei feierlichen Begebenheiten gewöhnlich, aber im gemeinen Umgange, auch mit den Vornehmsten, kann man sich dadurch lächerlich machen."

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 29. 1858.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der erste Fall im neuen Amte.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder."

(Fortsetzung.)

Ein Verdacht gegen den Ehemann der Verstorbenen mußte unter den angeführten Umständen mindestens angeregt sein. Bei mir um so mehr, als ich immer wieder an den Fremden in dem Wirthshause an der hannoverschen Grenze denken mußte.

Die Leiche befand sich in einer auf den Hof führenden Kammer des Hauses.

Der Arzt hatte nur kurze Zeit gebraucht, mich herbeizurufen. Der Kreischirurg hatte unterdeß den Mahler in der Stube zu halten gewußt. Wie er nachher mittheilte, hatte Mahler sich zwar äußerlich ruhig gezeigt, ihn aber doch zweimal mit einer Gleichgültigkeit, die desto verdächtiger erscheinen mußte, gefragt, ob nichts Verdächtiges in der Leiche aufgefunden sei. Der Chirurg hatte es verneint.

Ich vergesse nie den Moment, als wir in die Stube eintraten. Als die Thür sich öffnete, fiel mein erster Blick auf den Fremden in jenem hannoverschen Wirthshause. Ich erkannte ihn auf der Stelle. Es war der Fleischermeister Mahler. Er stand am Fenster, und wandte sich nach der Thür, als diese geöffnet wurde.

Ich hatte absichtlich den Kreisphysikus zuerst eintreten lassen; ihm folgte ich. Ich konnte so besser beobachten.

Mahler sah mit unruhig forschendem Blick den zurückkehrenden Arzt an.

Dann sah er auf einmal mich.

Sein Gesicht wurde kreideweiß. Er griff mit der einen Hand nach seiner Brust, als wenn er den Tod dort fühle. Mit der andern faßte er nach der Fensterbank; er mußte sich fest halten, wollte er nicht umfallen.

Hinter mir traten die Beamten des Criminalgerichtes ein, die er kannte. Es konnte ihm auch nicht mehr zweifelhaft sein, wer ich sei. Er warf einen Blick fürchterlicher Wuth auf die Leiche, die mitten in der Stube auf einem Tische lag. Es war der Blick des Mörders, der seinem Verräther tödtliche, vernichtende Rache droht. So psychologisch merkwürdig und doch so psychologisch wahr!

Das Alles hatte keine drei Secunden gedauert. Ich hatte in diesen drei Secunden eine schreckliche Ueberzeugung gewonnen. Sie drückte mich doppelt, denn sie war meine menschliche Ueberzeugung; ich mußte mich hüten, sie dem Criminalrichter aufzudrängen. Das hält schwer.

Indeß, Mahler war kein gewöhnlicher, wenigstens kein schwacher, charakterloser Verbrecher. Er hatte sich in einer Secunde gefaßt. Sein Gesicht war nur noch weiß; bleich war es immer. Aber er stand aufrecht, fest und er sah mit seinem gewöhnlichen melancholischen Blicke auf die Leiche, auf uns. Ich mußte ihm das gerichtliche Einschreiten und dessen Grund ankündigen.

„Nach der Anzeige des Kreisphysikus haben in der Leiche Ihrer Frau sich Spuren gezeigt, die den Verdacht einer Vergiftung begründen. Dadurch wird die gerichtliche Section der Leiche und weitere gerichtliche Untersuchung, auch Ihre Vernehmung nöthig. Sie werden anwesend bleiben und über Alles, wonach ich Sie befragen werde, vollständige Auskunft geben."

Er hatte sich einmal gefaßt, und blieb vollkommen gefaßt. Keine Miene seines Gesichts veränderte, kein Glied seines Körpers bewegte sich. Er blieb nur bleich und melancholisch, wie ich ihn schon in jenem Wirthshause gesehen hatte.

Ich begann die gerichtliche Handlung mit der äußern Besichtigung der Leiche, und ließ dann die Oeffnung derselben fortsetzen. Ueber die Vergiftung blieb kein Zweifel. Schlund, Magen und Darmcanal zeigten sich in einer Weise entzündet, selbst brandig, die bewies, daß die Verstorbene eine ungewöhnliche, wie der Arzt sich ausdrückte, eine „unsinnige" Masse von Gift müsse genossen haben. Auch die Species des genossenen Giftes ließ sich schon bei der Section selbst erkennen. In der Regel kann sie bei mineralischen Vergiftungen erst durch die künstliche Anwendung chemischer Reagentien dargestellt werden. Allein in dem Körper der Frau fand sich das erkennbare Gift offen vor. Bei seiner Auffindung verrieth Mahler noch einmal die ungeheure Angst seines Innern. In dem Magen hatten sich mehrere feste Körnchen vorgefunden. Wir besahen sie genau, aber schweigend. Schon dies war ihm unheimlich; sein Blick verlor den melancholischen Eindruck, und schweifte desto unsicherer umher.

Um unseren, meist nur durch Gebehrden ausgedrückten Verdacht, daß die Körnchen reiner Arsenik seien, zu verstärken, ließ ich eine brennende Kohle herbeibringen; auf die wurde eins der Körnchen gelegt; in demselben Augenblicke entwickelte sich der schneeweiße Dampf und der bekannte Knoblauchgeruch des Arseniks. Unsere Mienen verriethen unsere vollständige Ueberzeugung.

Mahler hatte unsere Operationen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt. Als er bemerkte, wie wir mit jener Ueberzeugung uns ansahen, erschien er wieder einen Augenblick innerlich vernichtet. Nur durch ein gewaltsames Aufschlucken konnte er sich Luft verschaffen.

Es war schon dunkel geworden, als die vollständige Obduction der Leiche beendigt war. Das zu Protokoll gegebene Gutachten der Aerzte sprach entschieden als Ursache des Todes der Ehe-

frau Mahler Vergiftung durch Arsenik aus. Der Thatbestand des Verbrechens stand fest.

Es kam nun darauf an, den Thäter, den Verbrecher zu ermitteln und zu überführen.

Zu ermitteln? War nicht in dem eigenen Manne der Vergifteten der Thäter bereits ermittelt?

Ich mußte auch als Criminalrichter wenigstens an das anknüpfen, was auf meine menschliche Ueberzeugung so tief eingewirkt hatte.

Das Mahler'sche Hausperſonal bestand nur aus dem Manne, dem dreizehnjährigen Dienstmädchen und jener Nichte, die Mahler in der Nacht vor dem Tode seiner Frau heimgebracht hatte.

Durch die ausführliche, sorgfältige Vernehmung zunächst dieser Personen, und sodann der Nachbarin, der Wittwe Kühl, die während der Krankheit und beim Tode der Frau im Hause gewesen war, mußte der Weg zur Auffindung der Wahrheit betreten werden; ein ungewisser, dunkler, schwieriger Weg.

Mahler war ein kalter, besonnener, fester Mann und, wenn der Thäter, einer von jenen Verbrechern, an denen alle ehrlichen Mittel der Inquirenten zur Erforschung der Wahrheit scheitern. Zu unehrlichen konnte ich nicht schreiten.

Das Dienstmädchen war ein Kind, unbefangen, arglos, beschränkt. Die Nichte hatte ich noch nicht gesehen. Sie war, als ich in das Mahler'sche Haus kam, ausgegangen, man wußte nicht, wohin. Sie war während meiner Anwesenheit dort nicht zurückgekehrt.

Hatte ich sie wirklich noch nicht gesehen? Mahler hatte diese Nichte in der vorhergehenden Nacht mitgebracht. Er war in derselben Gegend gewesen, wo ich an der hannoverschen Grenze das hübsche Mädchen mit den schwarzen Augen von dem Burschen hatte Abschied nehmen sehen. Sie hatte von einer Reise mit ihrem Oheim gesprochen. War die Nichte Mahler's jenes Gretchen? Der Bursche des Mädchens hatte sich vor dem Zuchthause zu fürchten.

Mit der Vernehmung der sämmtlichen genannten Personen mußte ohne allen Verzug verfahren werden, bevor sie unter sich oder mit anderen irgend eine Rücksprache nehmen konnten.

Den Mahler nahm ich sofort selbst mit zum Gebäude des Inquisitoriats. Das Dienstmädchen ließ ich durch einen Criminalboten hinführen. Andere Criminalboten ließ ich als Wache im Hause zurück mit der Anweisung, die Nichte, sobald sie zurückkehre, zum Gerichte zu führen. Die Nachbarin war schon vorher dahin bestellt. Sämmtliche Personen wurden dort getrennt und unter Aufsicht von Beamten untergebracht.

Ich begann mit der Vernehmung Mahlers. Je weniger ich bei seinem Verhör von der Sache wußte, desto unbefangener war ich dabei, desto mehr ließ er also auch sich gehen, desto eher war er, wenn schuldig, zum Vorbringen von Unwahrheiten geneigt; und jede Unwahrheit von seiner Seite war ein erheblicher Schritt zu seiner Ueberführung.

Er trat mit seiner vollen Ruhe, Kälte und Besonnenheit in das Verhörzimmer. Er hatte mir nicht viel zu sagen. Aber was er sagte, sprach er klar und dem Anscheine nach mit voller Offenheit, ohne allen Hinterhalt. So fast bis zum Ende des Verhörs.

Er war in der vorgestrigen Nacht von einer mehrtägigen Reise durch das Land zurückgekehrt. Seine Reise hatte den Ankauf von Schlachtvieh von den Bauern zum Zweck gehabt. Er war bis an die hannoversche Grenze gekommen. Bei seiner Rückkehr hatte er seine Frau unwohl gefunden. Wie schon seit Jahren öfters, hatte sie an Erbrechen gelitten. Sie hatte sich immer durch Hausmittel geholfen und durch Rhabarber, den sie aus der Apotheke holen ließ. Sie hatte dieselben Mittel auch diesmal angewandt, und auch er hatte den gewohnten Erfolg von ihnen gehofft. So war er schon des Morgens früh seinen Geschäften nachgegangen; um so weniger beunruhigt, da er sie unter der Pflege ihrer Nichte zurückließ. Auch auf die Hülfe der Nachbarin Kühl durfte er, wie in früheren Fällen, rechnen. Erst zu Mittag war er zurückgekommen. Der Zustand der Kranken hatte sich bedeutend verschlimmert. Er hatte davon gesprochen, zum Arzt zu schicken. Sie hatte es entschieden nicht gewollt. Nach Tisch hatte er wieder ausgehen müssen. Vor acht Uhr Abends hatte er nicht zurückkehren können. Sie hatte unterdeß fürchterlich gelitten. Bei seiner Ankunft aber war sie ruhig. Es war wohl nur Erschöpfung, wie er sich, aber erst später, überzeugen mußte. Seine Geschäfte erforderten sein nochmaliges Ausgehen. Als er um elf Uhr in der Nacht wieder kam, kämpfte sie schon mit dem Tode. Er hatte noch jetzt zum Arzt schicken wollen, obwohl er keine Hülfe mehr sah. Aber auch die Frau Kühl hatte ihm vorgestellt, wie völlig fruchtlos dies sei, und sie hatte ihn gebeten, die Sterbende nicht zu verlassen. Nach einer Viertel- oder halben Stunde war sie verschieden.

Am andern Morgen schon, gleich nach sechs Uhr, hatte er seinen eigenen und den Verwandten der Frau Mittheilung von dem Todesfalle gemacht. Um neun Uhr war sein Schwager, der Fleischermeister Kopp, zu ihm gekommen, hatte ihm gesagt, in der Stadt spreche man davon, daß seine Frau vergiftet sei, und hatte ihn aufgefordert, um die Sache klar zu stellen, die Leiche durch den Kreisphysikus seciren zu lassen. Er sei gleich dazu bereit gewesen, obwohl er die Entstehung des Gerüchts nicht habe begreifen können. Mit seiner Frau habe er immer in Frieden gelebt. Sie sei zwar älter gewesen, als er, auch schwächlich und sehr oft kränkelnd; ihre Ehe sei ohne Kinder geblieben. Er habe sie dennoch geachtet und geliebt, wie eine brave Frau das verdiene.

Das Alles erzählte er, wie gesagt, offen, mit allen Anzeichen der Wahrheit.

Ich fragte ihn nach der Nichte seiner Frau.

Sie hieß Gretchen Kopp, war achtzehn Jahre alt, die Tochter eines verkommenen und in Armuth gestorbenen Bruders seiner Frau. Diese hatte das Mädchen als Kind zu sich genommen; allein das Mädchen hatte einen eigensinnigen und etwas trotzigen Charakter gezeigt, hatte sich daher mit ihrer Tante nicht vertragen können und vor etwa einem halben Jahre sein Haus verlassen, um in der Nähe der hannoverschen Grenze bei entfernten Verwandten in Dienst zu treten. Hinterher hatte es seiner Frau leid gethan, daß ihre Nichte doch eigentlich bei fremden Leuten dienen müsse, und als sie vor einigen Tagen gehört, daß er zu der Grenze verreisen müsse, hatte sie ihn gebeten, das Kind wieder mitzubringen. Dies hatte er gethan.

Er erzählte auch dies offen, wahr.

Ich theilte ihm jetzt mit, daß Gift, Arsenik, in dem Körper seiner Frau gefunden sei. Er hatte die Mittheilung erwartet, nach Allem erwarten müssen. Sie ließ ihn ruhig.

„Ich hatte es schon gemerkt," sagte er, „als Sie in die Stube traten. Ich sah auch ein, warum Sie es mir nicht gleich sagten. Sie müssen einen Verdacht gegen mich haben. Ich kann nur nicht begreifen, wie dieser hat entstehen können."

„Hat Ihnen Ihr Schwager nichts darüber gesagt?"

„Wie konnte er? Er hat mir ja nicht einmal zu verstehen gegeben, daß man mich in Verdacht hätte; er sprach nur von einem Gerüchte der Vergiftung."

„Haben Sie auf Niemanden Verdacht?"

„Auf keinen Menschen."

„Könnte Ihre Frau nicht durch Unvorsichtigkeit Gift genossen haben?"

„Ich könnte mir auch das nicht erklären."

„Haben Sie keinen Arsenik im Hause gehabt?"

„Niemals."

Bevor ich durch Vernehmung anderer Personen neuen Anhalt hatte, konnte ich mit ihm nicht weiter verhandeln. Ich ließ ihn in ein besonderes Zimmer unter Aufsicht von Beamten abtreten. Es durfte dort Niemand zu ihm.

Sein Verhör hatte nicht das Geringste dazu beitragen können, meinen Verdacht gegen ihn zu bestätigen. Er hatte keinen Augenblick Unruhe oder Verwirrung gezeigt; ich konnte ihn keines unwahren, keines zurückgehaltenen Wortes zeihen. Dennoch konnte ich mich des Verdachtes nicht entledigen.

Ich vernahm hierauf das Dienstmädchen. Von dem arglosen und beschränkten Kinde erhielt ich nur geringe Auskunft, und was sie wußte, bestätigte fast nur die Aussage ihres Herrn.

Die Frau war öfters krank gewesen. Als Mahler abgereist war, hatte sie sich wohl befunden. Am Abende vor seiner Rückkehr hatte sich aber wieder einer ihrer gewöhnlichen Krankheitsanfälle, Erbrechen, eingestellt. In der Nacht war Mahler mit der Nichte zurückgekommen. Der Zustand der Frau war bis zum Morgen der gleiche geblieben. Schon um sechs Uhr hatte sie das Mädchen in die Apotheke geschickt, ihr ein Rhabarberpulver zu holen. Mahler selbst hatte dies der Kranken eingegeben.

Nach dem Genusse des Pulvers hatte der Zustand der Kranken sich plötzlich und sehr verschlimmert. Diese beiden Umstände waren die einzigen neuen. Wie unerheblich sie zu sein schienen, ich mußte sie unwillkürlich besonders festhalten.

Digitized by Google

Das Mädchen diente seit einem halben Jahre im Hause und hatte nie Unfrieden zwischen den Eheleuten bemerkt.

Auch die Wittwe Kühl konnte mir nichts wesentlich Neues mittheilen. Um acht Uhr des Morgens hatte sie gehört, daß ihre Nachbarin, die Frau Mahler, wieder krank sei. Sie hatte früher die Frau gepflegt, wenn diese unwohl war; Mahler hatte fast den ganzen Tag außer dem Hause und das Mädchen genug mit der Wirthschaft im Hause zu thun gehabt; so hätte die Kranke ohne die Nachbarin ganz allein liegen müssen. Sie hatte sich zu ihr begeben. Die Frau hatte auch diesmal ihr gewöhnliches Unwohlsein, aber in weit höherem Grade; sie selbst schob es darauf, daß sie in Abwesenheit ihres Mannes Fische gegessen, die sie nicht vertragen könne. Zu Mittag sei Mahler nach Hause gekommen und habe zum Arzte schicken wollen; die Frau habe sich entschieden dagegen gewehrt; sie werde es aus dem Fenster werfen, was der Arzt ihr verschreibe.

Mahler war sehr gut gegen seine Frau gewesen; er hatte ihr des Mittags Suppe an das Bette gebracht und des Abends um acht Uhr, als er nochmals nach Hause gekommen, eine Tasse Kaffee. Die Frau habe auch beide Male das Gebrachte genossen; es sei ihr aber nicht gut bekommen; sie habe sich jedes Mal stärker darnach erbrechen müssen.

Wieder dieselben, dem Anscheine nach so unbedeutenden Umstände, wie in der Aussage des Dienstmädchens, und mir dennoch so schwer wiegend!

Die Frau hatte in dem Tode der Frau Mahler nichts Auffallendes gefunden. Die Kranke, schon lange sehr schwächlich, hatte, wie sie meinte, das viele Erbrechen zuletzt eben nicht mehr aushalten können. Das Erbrechen war aber nun einmal schon immer ihr Leiden. War die Frau wirklich an Gift gestorben, so war ihr dies unerklärlich, und sie wußte in der Welt keinen Menschen, auf den sie einen Verdacht werfen könne.

Die Frau war völlig unverdächtig und ehrlich.

Ich hatte jetzt nur noch die Nichte zu vernehmen. Sollte sie das völlige Dunkel, das um mich herrschte, mir erhellen können?

Daß sie jenes hübsche, frische, fröhliche, liebende und geliebte Gretchen war, an dem ich in dem hannoverschen Grenzwalde eine so herzliche Freude gehabt hatte, konnte mir kaum mehr zweifelhaft sein. In welches traurige, schreckliche Drama war sie hier mitten hineingerathen!

Sollte gerade sie das Mittel zu der Entdeckung des unzweifelhaft vorliegenden schweren Verbrechens sein?

Sollte sie gar — der Fleischer Mahler hatte sie eigensinnig, trotzig genannt; ihr Geliebter war ein Mensch, der das Zuchthaus zu fürchten hatte — sollte sie gar selbst eine Rolle in diesem schrecklichen Drama spielen?

Sie war schon im Gerichtslocal und wartete auf ihre Vernehmung, abgesondert, wie die Anderen.

Als ich sie gerade wollte vorführen lassen, meldete sich der Fleischermeister Kopp, der Schwager Mahlers, den ich schon am Morgen befragt hatte. Ich ließ ihn sofort eintreten.

„Herr Director, es hat sich Gift in der Leiche meiner Schwester gefunden?"

„Ja, Arsenik."

Der Mann war sehr aufgeregt; er konnte, in sichtlichem heftigen Kampfe mit sich selbst, kaum auf einer Stelle stehen bleiben.

„Sie haben etwas auf dem Herzen, Meister Kopp!"

Er faßte einen Entschluß; vielleicht nur einen halben.

„Herr Director, ich habe Ihnen heute Morgen nicht die volle Wahrheit gesagt."

„Ich hoffe, Sie werden sie mir um so mehr jetzt sagen."

„Es soll geschehen. Heute Morgen wußte ich ja noch nicht, ob meine Schwester wirklich vergiftet war, und ich durfte Niemandem zu nahe treten. Jetzt darf ich nun aber nichts mehr verschweigen."

Er hatte einen vollen Entschluß gefaßt; man sah es ihm an; es mochte ihm schwer genug geworden sein. Er fuhr fort:

„Ich hatte Ihnen heute Morgen gesagt, daß Mahler gleich auf mein Zureden sich entschlossen habe, die Leiche seiner Frau öffnen zu lassen."

„Das war nicht der Fall?"

„Nein. Erst als ich ihm drohete, vom Criminalgerichte die gerichtliche Oeffnung der Leiche zu verlangen, entschloß er sich, zum Arzte zu gehen. Und auch dabei war er in großer Angst."

„Sie haben mir noch mehr zu sagen."

„Ja. Von dem Gerüchte, daß Mahler seine Frau vergiftet habe, hatte ich nichts gehört; ich habe es nur vorgegeben."

„Sie? Und was bewog Sie dazu?"

„Ich muß Ihnen Alles sagen. In dem Hause meines Schwagers diente früher ein Mädchen, Namens Louise Schmid. Sie mußte das Haus verlassen."

„Warum?"

„Meine Schwester hatte darauf bestanden; sie war eifersüchtig auf das Mädchen."

„Hatte sie Grund dazu?"

„Ich glaubte das damals nicht."

„Wann war es?"

„Schon vor zwei Jahren."

„Und jetzt —? Nach so langer Zeit —?"

„Das Mädchen lebt seitdem hier bei ihren Eltern. Sie leben gut; im Hause ist beinahe Ueberfluß; das Mädchen hat sogar Putzsachen, und kein Mensch weiß, woher die Leute das Alles nehmen. Ich habe Verdacht, daß mein Schwager die Familie unterhält und daher noch immer mit der Person in einem Verhältnisse steht."

„Und worauf gründet sich Ihr Verdacht?"

„Das ist es eben; ich habe eigentlich gar keinen Grund dafür. Das Mädchen ist hübsch und sehr verschlagen. Mein Schwager ist ein eben so entschlossener wie verschlossener Mann. Die Leute leben im Ueberfluß und ich wüßte von keinem Menschen in der Welt, außer meinen Schwager, der sie unterstützen könnte."

„In welchem Rufe steht die Familie Schmid?"

„Man weiß nur das von ihnen, was ich sagte."

„Und das Mädchen besonders?"

„Ehe sie zu meinem Schwager in den Dienst kam, soll sie leichtfertig gewesen sein; seitdem weiß man nichts mehr von ihr zu sagen."

„Wie lange war sie in dem Dienste?"

„Kaum ein halbes Jahr. Da wollte meine Schwester Vertraulichkeiten zwischen den Beiden bemerkt haben, und das Mädchen mußte aus dem Hause. Mein Schwager hatte sie hineingebracht."

„Sie haben seitdem nichts von einer Verbindung Ihres Schwagers mit dem Mädchen gehört?"

„Nichts."

„Ihr Schwager besucht das Haus nicht?"

„Ich habe nichts davon erfahren."

„Man hat die Beiden niemals beisammen gesehen?"

„Niemals."

„Sie müssen gestehen, daß das Alles Umstände sind, die weit mehr gegen, als für Ihren Verdacht sprechen."

„Ich weiß das, und doch kann ich mich nicht frei von ihm machen."

Es ging mir beinahe, wie dem Manne.

Ich ließ ihn in ein anderes Zimmer abtreten; es konnte sein, daß ich seiner noch bedurfte.

So sollte es sein.

Ich wollte jetzt die Nichte Mahlers vernehmen, wurde aber nochmals daran verhindert. Ein Criminalbote meldete mir, der Fleischer Mahler wünsche dringend, mich auf der Stelle zu sprechen. Ich ließ ihn sofort vorführen.

Er trat ruhig, kalt, aber doch mit einem eigenthümlichen Ausdrucke eines festen Entschlusses ein.

„Herr Criminaldirector, ich habe über Alles nachgedacht, und ich muß Ihnen etwas anvertrauen, so schwer es mir auch wird."

Ich sah ihn erwartungsvoll, aber auch forschend, mißtrauisch forschend an. Daß er mir kein Geständniß abzulegen habe, zeigte dieses völlig allen Gefühls, namentlich aller Reue baare Gesicht. Er begegnete indeß meinem Blicke mit voller Festigkeit.

Er fuhr fort:

„Sie haben Arsenik in der Leiche gefunden?"

„Ja."

„In Preußen kann man nur schwer Arsenik bekommen; nur aus den Apotheken und dann nur gegen einen Schein von der Polizei."

„So ist es."

„Aber im Hannoverschen ist man nicht so strenge."

Wohin wollte er mit dieser Einleitung? Ich rieth vergebens hin und her.

Digitized by Google

„Woher ist Ihnen dies bekannt?“ fragte ich ihn.

„Ich habe oft davon sprechen hören.“

„Von wem?“

„Wir Fleischer sprechen oft davon. Sie wissen, man mengt dem Vieh Arsenik unter das Futter; es wird fetter davon, bekommt ein besseres Ansehen.“

Ich schwieg.

Er machte eine Pause. Dann fuhr er fort:

„Sie fragten mich vorhin nach der Nichte meiner Frau.“

Ich schwieg wieder, konnte aber noch immer nicht errathen, wohin er wollte.

„Das hat mich auf sonderbare Gedanken gebracht. Das Mädchen wohnt dicht an der hannoverschen Grenze und ist oft über diese gegangen; sie hat auch drüben eine Bekanntschaft.“

Ich ließ ihn immer sprechen, ohne ihm zu antworten. Was er mir auch zu sagen hatte, er sollte es einzig und allein aus sich selbst herausſagen; um so objectiver konnte ich meinerseits seine Angaben würdigen.

Er sprach immer pausenweise und schien eine Bemerkung, eine Frage von mir zu erwarten; aber um so mehr beobachtete ich jenes Schweigen.

Er sprach weiter:

„Sie hat eine Bekanntschaft mit einem schlechten Menschen, der nicht nach Preußen zurückdarf. Der Mensch ist ein Verbrecher. Er hat auch das Mädchen auf schlechte Wege gebracht; schon hier, als sie bei mir im Hause war.“

Er machte eine längere Pause.

Ich sah ihn fragend an. Er schien mit sich zu berathen, ob er weiter sprechen solle.

„Weiter!“ sagte ich kurz.

Und nun fuhr er rascher und ohne sich wieder zu unterbrechen, fort:

„Das Mädchen zeigte leider keinen guten Charakter; sie war hart, roh gegen meine Frau, die ihre Tante und Wohlthäterin war; darum mußte sie auch aus dem Hause. Sie schied damals in Haß und Zorn und mit der Drohung von uns, wir sollten noch an sie denken. Meine Frau behielt sie dennoch lieb. Sie hatte ihr in ihrem Testamente fünfhundert Thaler vermacht; sie hat dies nicht zurückgenommen.“

Noch einmal machte er eine Pause. Dann sagte er langsam und die Worte betonend:

„Das Mädchen wußte von dem Vermächtniß; meine Frau hatte es ihr selbst gesagt.“

Er schwieg und sah jetzt seinerseits mich fragend an. Ich mußte sprechen.

„Haben Sie mir noch mehr mitzutheilen?“

„Ich wüßte für den Augenblick nichts.“

„Sie halten nach dem, was Sie mir sagten, Ihre Nichte der Vergiftung verdächtig?“

„Ich habe von keinem Verdachte gesprochen, Herr Director; aber ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen mitzutheilen, was ich wußte.“

„Warum haben Sie das Mädchen in Ihr Haus zurückgebracht?“

„Meine Frau hatte mich darum gebeten, und dann erfuhr ich auch, als ich in der Gegend war, wo sie diente, daß sie mit dem schlechten Menschen dort in einem fast täglichen Verkehr stehe.“

„Warum duldete ihre Herrschaft diesen Verkehr?“

„Sie mußte wohl, aus Furcht vor dem Menschen, der in der Gegend berüchtigt genug ist. An der Grenze ist solch' Gesindel zu Allem fähig.“

„War das Mädchen bereit, Ihnen zu folgen?“

„Sogleich. Es ist mir hinterher aufgefallen.“

„Wie heißt jener Mensch?“

„Friedrich Beck. Er ist von hier.“

„Weiter haben Sie mir für jetzt nichts zu sagen?“

„Nein.“

Ich ließ ihn zurückführen.

Seine Angaben hatten doch Eindruck auf mich gemacht. Waren die Thatsachen, die er mittheilte, richtig, so berechtigten sie zu einem Argwohne gegen das Mädchen mindestens eben so sehr, als das Wenige, was gegen ihn vorlag, zu einem Verdachte gegen ihn.

Die Art und Weise, wie alle jene Verdachtsmomente vorgebracht waren, war zwar nicht geeignet, Vertrauen zu erwecken; aber das konnte überhaupt die Art und Weise dieses kalten, besonnenen, vorsichtigen Mannes sein.

Dazu kam: eine falsche Denunciation, nur eine falsche Insinuation gegen das Mädchen mußte sich leicht herausstellen und bildete dann sofort ein nicht unerhebliches Anzeichen gegen ihn. Als verständiger, sogar kluger und berechnender Mann, wie ich ihn nach Allem schon jetzt auffaßte, mußte er Beides sich selbst sagen.

Und dennoch, jenes frische, fröhliche Kind eine Giftmörderin? Es wollte und wollte mir nicht in den Sinn.

War ich aber in meinem vielbewegten Inquirentenleben nicht schon mehrfach in noch schlimmerer Weise ge- und enttäuscht worden? Ferner, mußte nicht der Mensch, der wider besseres Wissen das völlig unschuldige Kind als Mörderin anklagen konnte, ein so vollendeter Böſewicht sein, wie sie mir, was ich freilich auch schon davon gehört haben mochte, in jenem vielbewegten Leben noch nicht vorgekommen waren? Ich hatte wohl falsche Denunciationen erlebt, aber bis dahin nur entweder von sehr stupiden Verbrechern, oder von solchen, die durch die Kraft der gegen sie vorhandenen Verdachtsgründe und durch ihre eigenen Lügen und Widersprüche momentan völlig den Kopf verloren hatten. Ein Fall so vollendeter Bosheit, wie er hier vorliegen müßte, war mir bis jetzt fremd geblieben.

Ich mußte über das Mädchen nähere Auskunft haben, ehe ich zu ihrer Vernehmung schritt. Ich ließ ihren leiblichen Onkel, den Fleischer Kopp, wieder hereinkommen. Er war ein ordentlicher, einsichtiger Mann, von dem ich die Wahrheit erwarten konnte.

„Ihr Schwager Mahler hat bei seiner Rückkehr vorgestern Abend eine Nichte mitgebracht?“

„Ich habe es gehört.“

„Kennen Sie das Mädchen näher?“

Der Mann hatte die ersten Worte kurz, kalt gesprochen. Jetzt antwortete er mit einer gewissen scheuen Zurückhaltung.

„Ich habe das Mädchen wenig gesehen.“

„Sie ist doch auch Ihre Nichte?“

„Die Tochter meines verstorbenen Bruders. Aber mein Bruder führte kein gutes Leben; ich hatte deshalb keinen Umgang mit ihm; und nach seinem Tode nahm meine Schwester, die Mahler, das Mädchen zu sich.“

„Und wie betrug sie sich gegen Ihre Schwester?“

Es kostete dem Manne Ueberwindung, zu antworten.

„Es kommt mir sehr viel, Alles auf die vollständige Wahrheit an,“ bemerkte ich ihm.

Er überwand seine Bedenken.

„Wenn ich es Ihnen denn sagen muß — ich fürchte, auch das Mädchen ist aus der Art geschlagen, wie ihr Vater. Meine Schwester hat sich oft mit Thränen in den Augen über sie beklagt. Sie war ungehorsam, widerspenstig, wollte immer nur ihrem eigenen Willen folgen; dabei war sie heftig, jähzornig.“

„Sie mußte das Haus Ihrer Schwester verlassen?“

„Vor ungefähr einem halben Jahre. Es war nöthig, wenn endlich Friede im Hause sein sollte.“

„Das Mädchen hatte Bekanntschaft mit einem jungen Menschen gemacht?“

„Muß ich auch das sagen?“

„Es kommt mir auch gerade viel darauf an.“

Man sah es dem Manne an, wie er nur mit großem Widerstreben zu seinen weiteren Mittheilungen sich entschließen konnte.

„Ja, sie hatte eine Bekanntschaft. Hier lebte ein Bursch, der zu nichts Lust hatte, als zu unnützen Streichen; sein Vater war Executor beim Landrathsamte, darum ging dem Burschen auch Manches hin. Dieser fing mit meiner Nichte eine Liebschaft an, als er kaum neunzehn und sie noch nicht einmal vierzehn Jahre alt war. Das Mädchen war ganz vernarrt in den Jungen und nichts konnte sie von ihm abhalten; so wie sie ohne Aufsicht war, lief sie zu ihm, da er nicht zu ihr kommen durfte. Das war ein Hauptgrund mit ihres Ungehorsams gegen meine Schwester. Um Beide zu trennen, mußte sie fort. Der Zweck wurde aber nicht erreicht. Kaum war sie weg, so folgte er ihr. Hier machte er nichts, als dumme Streiche, und lebte aus seines Vaters Tasche. An der Grenze ist er ein berüchtigter Schleichhändler geworden.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Frauenhand.

Als der Herr der Welt den Menschen
Einst aus Edens Thal verstieß,
ließ er ihm doch mild das Beste
Vom verlornen Paradies
Denn auf seinem Lebensgange,
Von der Wiege bis zum Grab,
Führt ihn mit der Liebe Scepter
Und der Anmuth Zauberstab,
Ordnend, bildend und verschönend,
Segnend, heilend und versöhnend,
Durch das ird'sche Pilgerland
Freundlich — zarte Frauenhand.

Hilflos, wie kein andres Wesen,
Tritt das Kind in's Leben ein,
Und begrüßt das Licht des Tages
Mit des Schmerzes bangem Schrei'n.
Doch mit liebeglüh'ndem Walten,
Unermüdlich Tag und Nacht,
Hegt und nährt den schwachen Funken,
Pflegt und wartet, sorgt und wacht,
Zieht im Geiste und Gemüthe
Jeden guten Keim zur Blüthe,
Gründet ihm des Lebens Stand —
Mütterliche Frauenhand.

Keck mit ungestümem Drange
Stürmt der Jüngling in die Welt,
Probt im Lebenskampf die Kräfte,
Die kein sichrer Zügel hält
Durch des Daseins Höh'n und Tiefen
Tobt er fort in wildem Lauf;
Doch in einer schönen Stunde
Geht des Lebens Stern ihm auf.
Und im grünen Zweig der Myrthe
Reicht ihm Maß und Ziel und Würde
Und des Glückes Unterpfand —
Eine holde Frauenhand.

Brütend über tiefen Plänen,
Von der Sorge hart bedrängt,
Finstre Wolken auf der Stirne,
Sitzt der Mann, das Haupt gesenkt.
Da mit unhörbarem Schritte
Schwebt es leise zu ihm her,
Legt sich's weich mit sanftem Drucke
Auf die Stirne, heiß und schwer.
Und magnetische Gewalten
Glätten schnell die düstern Falten;
Müh' und Gram und Sorge bannt —
Eine liebe Frauenhand.

Müde von der Lebensarbeit,
Matt von schwerer Tageslast,
Sehnt am stillen Feierabend
Sich der Greis nach Ruh' und Rast.
Da bewährt, gleich lauterm Golde,
Sich die Liebe wahr und echt;
Und es legt zum süßen Schlummer
Ihm das Kissen sanft zurecht,
Pflegt ihn bis zum letzten Hauche,
Drückt ihm zu das müde Auge,
Führt ihn bis an's beff're Land —
Eine treue Frauenhand.

Gustav Heubner.

Digitized by Google

Eine Seemannsfamilie.

Norddeutsches Küstenbild. Von A. v. Wickede.

(Schluß.)

Von den Söhnen waren die drei ältesten bereits verheirathet, und hatten in dem vorhin erwähnten Anbau des Hauses sich ebenfalls ihre Heimathsstätten gegründet. Große, feste Gestalten, ganz dem Vater nachgebildet, waren es, und wirklich ein Geschlecht von Riesen ging aus dieser entlegenen Wohnung hervor.

Der Aelteste, jetzt schon ein Vierziger, war in seinen jungen Jahren lange Steuermann auf einem Bremer Wallfischfänger gewesen, und hatte manches Jahr die ferne Südsee durchkreuzt. Seit er sich mit einer Schifferstochter aus einem benachbarten Dorfe verheirathet, gab er diese weiten Reisen auf, erbaute sich eine kleine schnellsegelnde Schaluppe, und trieb mit derselben während der guten Jahreszeit eine einträgliche Küstenfahrt auf eigene Rechnung. Ein halbes Dutzend Kinder, lauter frische, kräftige Geschöpfe mit rothen Backen, blauen Augen und hellblondem Haar, waren aus dieser Ehe hervorgegangen. Der Aelteste davon, ein derber zwölfjähriger Bube, half schon mitunter beim Fischfang, die drei nächstfolgenden gingen tagtäglich, mochte das Wetter auch noch so schlecht sein, regelmäßig zur Schule im nächsten Dorfe, während die Jüngsten noch im Sande herumkrabbelten, und sich kleine Schiffe aus Eichenborke schnitzten, die ihnen der Großvater dann in müßigen Augenblicken ganz regelrecht auftakelte.

Der zweite Sohn, der ein ruhigeres und bequemeres Temperament hatte, war nur wenige Jahre Matrose gewesen, dann aber wieder zu der Fischerei zurückgekehrt, die er mit großem Eifer und Geschick betrieb. Auch er hatte eine derbe, stattliche Frau aus der Nachbarschaft genommen, und hatte bereits mehrere gesunde Kinder.

Eigenthümlicher war das Leben des dritten Sohnes, der, früh zu Schiffe gekommen, größtentheils im mittelländischen Meere seine Fahrten gemacht hatte. Einer der schönsten Männer, die man nur sehen konnte, war er, und die Herzen der feurigen Südländerinnen mußten ihm, dem stattlichen, blauäugigen, blondhaarigen Deutschen, mit einer Gestalt, wie ein Bildhauer sie zum Modelle einer Statue des Mars sich nur wünschen kann, in Menge zugeflogen sein. Ganz gegen die Sitte seiner Landsleute, die solches fast niemals thun, hatte Carl, so hieß er, sich in der Ferne verheirathet. Großer Kummer war im elterlichen Hause gewesen, als ein Brief von dem Sohne aus Cadix meldete, daß er die Tochter eines spanischen Seemannes zur Frau genommen, und eine Heimath daselbst sich gegründet habe. Während mehrerer Jahre hatten weder Eltern noch Geschwister etwas von ihm vernommen und es hieß nur, er bekleide die Stelle eines Steuermannes auf einem spanischen Schiffe. Der Tod seiner Frau hatte dem deutschen Seemann Spanien bald verleidet, und ein mächtiges Heimweh nach dem alten Vaterhause auf der öden Landzunge war in seine Brust gezogen. Gewaltsam hatte er sich aus seinen Verhältnissen in Cadix losgerissen, seine beiden Zwillingskinder, einen Knaben und ein Mädchen, mit sich auf das Schiff genommen, und war so nach zehnjähriger Abwesenheit wieder in die deutsche Heimath zurückgekehrt. Eine alte Schwester seines Vaters, die kinderlose Wittwe war, vertrat Mutterstelle an den beiden Kindern, und sorgte mit treuer Pflege für sie. Gar feine, zierliche Gesichter mit echt andalusischem Charakter zeigte dies Zwillingspaar, und die schwarzen Locken und dunklen feurigen Augen desselben stachen seltsam von den Flachsköpfen der übrigen Buben- und Mädchenschaar, die in dem Hause und um dasselbe herumkrabbelte, ab. Alle Bewegungen derselben waren schneller und graziöser, und so freundlich auch die übrigen Hausgenossen, Jung wie Alt, sich der beiden kleinen „Spanioler" — so wurden die nunmehr neunjährigen Kinder allgemein genannt — annahmen, so schien es doch, als würden sie hier am deutschen Ostseestrande niemals die wahre Heimath finden, so verschiedenartig zeigte sich ihr ganzes Wesen noch immer von dem der Uebrigen. Besonders das kleine Mädchen, eines der reizendsten Kinder, das ich jemals sah, sprach nur aus Nothwendigkeit deutsch, und als ich einige spanische Redensarten ihr sagte, sprang sie mit echt südländischer Freudigkeit mir um den Hals, und weinte bei meinem Abschied bitterlich.

Der Vater dieser beiden Kleinen schien durch den Verlust seiner geliebten Frau in tiefe Schwermuth, wie solche bei einem Seemann sonst nicht gewöhnlich ist, verfallen zu sein. Er diente jetzt als Steuermann auf einem Dampfer, der zwischen Stockholm und Stettin seine Fahrten machte, und war nur während der rauhen Wintermonate, wo in der Ostsee des Eises wegen jegliche Schifffahrt aufhört, zu Hause.

Die drei jüngeren Söhne des alten Ehepaares waren noch unverheirathet, und fast immer von der Heimath entfernt. Der Eine von ihnen fuhr bereits als Untersteuermann auf einem holländischen Ostindienfahrer, und hatte zuletzt aus einem chinesischen Hafen geschrieben. Ein zweiter diente in der preußischen Kriegsmarine, und war gewöhnlich am Bord der Fregatte Thetis stationirt. Um das Schicksal des Dritten aber hatte die Familie mehrere Jahre großen Kummer gehabt, und ihn bereits verloren gegeben.

Beim Ausbruch des letzten orientalischen Krieges war er zufällig in England gewesen, und hatte aus Lust zu kriegerischen Abenteuern als Matrose Dienste auf der englischen Flotte genommen. Als solcher war er mit nach der Krim gekommen, dort aber bei irgend einer Gelegenheit verwundet und von den Russen gefangen genommen worden. Von seinem ferneren Schicksal hatte die Familie fast drei Jahre lang nicht das Mindeste gehört, und selbst alle Nachforschungen der englischen Gesandtschaft in Rußland waren fruchtlos geblieben. So hatte man denn endlich den Wilhelm, so hieß er, für todt gehalten, und die alte Mutter, deren besonderer Liebling dieser jüngstgeborne Sohn zu sein schien, schon viele bittere Thränen um seinen Verlust geweint. Desto größer sollte nun auch die Freude sein, die sie über sein plötzliches Wiedererscheinen empfand. Im letzten Monat November, zwei Tage zuvor, als ich diese mir längst bekannte wackere Familie wieder besuchte, war der Vermißte an einem dunklen Regenabend ganz unerwartet in das Zimmer getreten. Die alte Mutter, die sich allein darin befand, war mit einem hellen Freudenschrei dem geliebten Sohne sogleich um den Hals gefallen, und ihr lauter Jubel hatte alsbald alle übrigen Familienglieder herbeigerufen. Noch standen der wackern Alten die Freudenthränen in den Augen, als sie mir in ihrer schmucklosen Weise dies Wiedersehen treuherzig schilderte.

Auch der wiedergefundene Sohn wußte seine Erlebnisse während der Gefangenschaft in Rußland auf zwar schmucklose, aber dabei ganz interessante Weise zu schildern, und seine ganze Erzählung trug dabei den Stempel der größten Wahrheit. Daß seine Eltern keine Nachricht von ihm erhalten, war nicht sein Verschulden, da er seiner Angabe nach dreimal Briefe aus dem Innern von Rußland an sie abgesandt hatte, die somit entweder verloren gegangen oder auch absichtlich unterschlagen sein mußten.

Nach seiner Verwundung hatten Kosaken ihn gefangen genommen und zwar, ihrer Gewohnheit nach, bis auf das Hemd ausgeplündert, sonst aber nicht schlecht behandelt. Die Heilung seiner Wunden war in einem von Verwundeten aller in der Krim kämpfenden Heere überfüllten, elenden Feldhospitale geschehen, in dem, seiner Erzählung nach, sich viele grausige Scenen ereigneten und Hunderte von Menschenleben aus Mangel an geeigneter Pflege zu Grunde gehen mußten. Ueberhaupt soll die Lage des russischen Heeres in der Krim keine beneidenswerthe gewesen sein und die Soldaten desselben mußten ungleich größere Strapazen ertragen, als selbst die Engländer in dem Winterlager vor Sebastopol. Die Schwierigkeit des Transportes aller Bedürfnisse durch die weg- und wasserlosen Steppen der Krim, wobei viele Tausende von Zugpferden zu Grunde gingen, habe diese Entbehrungen, welchen abzuhelfen selbst die russische Regierung trotz aller Anstrengung nicht vermochte, hauptsächlich herbeigeführt, lautete die Erzählung des ehemaligen Gefangenen.

Ein höherer russischer Militairarzt, ein geborner Preuße, hatte sich mit eifriger Sorgfalt seiner angenommen, und mit dem Ausdrucke der innigsten Dankbarkeit versicherte er mir, daß es diesem wackeren Manne die Erhaltung seines Lebens besonders mit verdanke. Von seinen Blessuren wieder geheilt, war er mit anderen Gefangenen in das Innere von Rußland abgeführt und dann in ein kleines Städtchen an der Wolga internirt worden. Die Behandlung aller Gefangenen von Seiten der Russen sei stets sehr milde gewesen, nur habe die dürftige Beköstigung nicht immer ausgereicht, einen ordentlichen deutschen Matrosenmagen gehörig zu sättigen, wie Wilhelm lachend hinzufügte. Ihm, dem geschickten See-

Digitized by Google

manne, sei indessen bald ein besseres Schicksal geworden, da er noch als Gefangener die Erlaubniß erhalten habe, auf einem Regierungsdampfer auf der Wolga und später im caspischen Meere Dienste zu leisten. Auf diese Art habe er sich eine gute Zulage verdient, auch den Verhältnissen nach gar nicht schlecht gelebt.

An der entferntesten Stelle des caspischen Meeres stationirt, hatte der Gefangene erst mehrere Monate nach erfolgtem Friedensschlusse seine Freiheit und die Erlaubniß zur Rückkehr erhalten. Als ein abgerissener Bettler wollte er auch nicht gern in der Heimath wieder erscheinen und da gute Seeleute in Rußland sehr selten und daher auch verhältnißmäßig gut bezahlt sind, so ließ er sich verleiten, noch ein Jahr in Odessa zu bleiben und als Steuermann auf einem Dampfschiffe zu fahren. Länger duldete es ihn aber nicht in der Fremde und gar die Besorgniß um das Schicksal seiner Eltern, die ihm auf alle seine — nicht angelangten — Briefe keine Antwort gegeben hatten, trieb ihn zur Rückkehr in das Vaterhaus. Gegen freie Ueberfahrt ließ er sich auf einem von Odessa nach England segelnden Kauffahrer als Matrose annehmen, hatte in London die rückständigen Gelder, die er noch aus seiner Dienstzeit auf der englischen Flotte zu fordern berechtigt war, eincassirt und war dann zu den lang entbehrten Eltern geeilt.

So lautete die Erzählung des wiedergefundenen Sohnes, die ich in aller Kürze hier mitgetheilt habe, da sich aus ihr so recht wieder ergibt, in welche verschiedenen Lebenslagen das Schicksal unsere norddeutschen Seeleute mitunter führt und mit welcher tüchtigen Energie sie sich dann gewöhnlich zu benehmen pflegen. Der zurückgekehrte Sohn wollte übrigens die Wintermonate ruhig in der Heimath verbringen, zum Frühjahr aber wieder nach Odessa reisen, da er dort, wie er sagte, sichere Hoffnung habe, ein Kauffahrteischiff als Capitain führen zu können.

„Dann noch sechs bis acht Jahre umhergefahren, und hab' ich nur etwas Glück, so verdiene ich mir in dieser Zeit so viel Geld, daß ich mir an dem Hause hier noch einen Anbau machen lassen und meine eigene Wirthschaft gründen kann. Für immer möchte ich nicht in Rußland bleiben und wenn ich alle Jahre auch eine ganze Tonne Gold verdienen könnte. Wo man als Junge gespielt hat, da lebt es sich doch als alter Mann auch am Besten," sagte er mit — trotz aller Wanderlust — echt deutschem Heimathsgefühl, da ich ihn um seine ferneren Pläne befragte. Alle anderen Brüder, die daneben standen, stimmten dieser Aeußerung mit bei, und der Aelteste von ihnen fügte noch hinzu:

„In der ganzen Welt bin ich in meinen jungen Jahren gewesen, habe viel Geld verdient und lustig gelebt, aber so schön, als es hier oben bei uns auf dem „Dauf" sich lebt, ist es doch nirgends. Und wenn sie auch anderwärts mich gar zum König machen wollten, ich ginge doch nicht wieder von hier mehr fort."

So lautet aber fast durchgängig die Ansicht aller bejahrten Seeleute in diesen norddeutschen Stranddörfern.

Noch an dem Abende des Tages, an dem ich diese Familie besuchte, hatte ich so rechte Gelegenheit, die Handlungs- und Denkweise der Männer kennen zu lernen. Es war gerade ein Sonntag und so hatte der Alte seine Schwiegersöhne und die Brüder und Verwandten seiner Schwiegertöchter, die fast Alle in den nächsten Dörfern lebten, zu einem Familienfeste eingeladen, dadurch die Wiederkehr seines Sohnes gebührend zu feiern. Zwölf bis funfzehn Seeleute und Fischer hatten in der eigentlichen Wohnstube Platz genommen, während ihre Frauen und Töchter in einem geräumigen Nebenzimmer eine Kaffeegesellschaft abhielten. Riesige Kaffeekannen von feinem Porzellan, deren Inhalt wahrhaft unerschöpflich zu sein schien, standen auf dem mit einer sehr feinen Decke belegten Tische, wo außerdem eine silberne Zuckerdose und schwere Silberlöffel glänzten.

In der Männerstube konnte man bald vor den dichten Tabakswolken die Ausschmückung nicht mehr erkennen. Feine Havanna-Cigarren, die einer der Anwesenden direct aus Westindien mitgebracht hatte, wurden von den jüngeren Männern in Menge geraucht, während ein halbes Dutzend der älteren ihren holländischen Thonpfeifen, mit zierlich geschnittenem Knaster gestopft, treu blieben. Das viele Rauchen erzeugte starken Durst und die großen Punschbowlen mit einem so trefflichen Punsch, wie man ihn im deutschen Binnenlande nur äußerst selten finden wird, mußten wiederholt gefüllt werden. Holländischer Käse, russischer Caviar und spanische Sardellen standen nebst Heringen und geräucherten Seeschollen auf dem Tische und wurden in Menge verzehrt, um den Durst noch mehr zu reizen. Welche wirklich ungeheuere Portion des starken Punsches konnten aber auch manche dieser alten Seebären vertragen, ohne daß man ihnen die allermindeste Spur irgend einer Trunkenheit anmerkte!

Neben mir zur Linken saß ein recht verwetterter Steuermann eines „Grönland-Fahrers", der seit achtzehn Jahren jeden Frühling und Sommer im nördlichen Eismeere mit dem Wallfisch- und Robbenfange beschäftigt war und im Herbste dann regelmäßig noch eine Fahrt nach Petersburg machte, bis er zur Winterrast nach Hause ging. Funfzehn große Viertelgläser mit Punsch sah ich selbst den Alten trinken und doch war äußerlich nicht die mindeste Spur irgend einer Veränderung bei ihm bemerklich. Nur die Nase ward nach und nach röther und die kleinen Augen zwinkerten nach jedem neuen Glase noch lebendiger, im Uebrigen blieb er sich stets völlig gleich.

Eine Freude war es übrigens, dem ruhigen und verständigen Gespräche aller dieser erprobten Seemänner zuzuhören, besonders als erst der genossene Punsch ihre oft etwas schweigsamen Zungen lebendiger machte. Nur Alter und Erfahrung berechtigten hier zum Sprechen, die Jugend mußte bescheiden schweigen, bis sie gefragt wurde. Um Vorfälle aus dem Seeleben drehte sich beinahe ausschließlich das Gespräch Aller, aber fast durchgängig waren die Ansichten so vernünftig und wohlgegründet, daß man Vieles, sehr Vieles daraus lernen konnte.

Die mitternächtliche Stunde hatte schon lange geschlagen, da trennte sich erst die frohe Gesellschaft, um den Rückweg anzutreten, und auch ich bestieg im nächsten Dorfe den Leiterwagen, der mich aus der Stadt in diese abgelegene und doch so heimische Gegend geführt hatte. So oft ich auch an dieser deutschen Ostseeküste weilte, immer schied ich mit wohlthuenden Eindrücken von dort und lernte den kernhaften Sinn ihrer Bewohner immer mehr schätzen. Nicht reiche Gaben spendete die Natur dieser Gegend, denn mühsam mußte des Menschen Fleiß ringen, um sich hier eine behagliche Heimath zu gründen. Dank sei es der festen Ausdauer, es gelang dies Streben vollkommen, und selbst in den üppigsten Gauen Deutschlands wohnt keine glücklichere und tüchtigere Bevölkerung, als hier oben am sandigen Dünen-Strande des baltischen Meeres.

Eine Reise im Apenninengebirge — — des Mondes.

Ein Beitrag zur Verbreitung naturgemäßer Ansichten von H. Wendel.

Zweiter Artikel.

Streifzüge im Apenninen-Gebirge selbst.

(Der Bergcomplex des Huygens und der erste Eindruck, den eine Mondlandschaft auf den Erdbewohner macht.)

Schon mit bloßen Augen sieht man bei Vollmond große, dunkle Flecken in der Mondscheibe. Dies sind große Ebenen, die früher für Meere gehalten und deshalb auch so genannt wurden. Die hell glänzenden dagegen sind die Erhöhungen. (Man erinnere sich dessen, was ich in der Einleitung dieser Schilderung sagte, als ich damals auf die Abbildung der Mondscheibe verwies.) — Ziemlich in der Mitte der Scheibe, zwischen den beiden größten dunklen Flecken, ist die Gegend, wohin wir uns stellen. Es ist das Apenninen-Gebirge.

Wir wollen nun zunächst Platz nehmen auf einem Punkte, von dem aus wir uns am leichtesten orientiren können und der somit am schicklichsten der Ausgangspunkt unserer Mondreisen sein wird. Hierzu wählen wir einen hohen Bergrücken, der vom Astronomen Schröter den Namen des berühmten Mathematikers Huygens erhalten hat. Vergebens zwar suchen wir uns einen bequemen Sitz, vergebens die grünen Polster, die die Natur den Reisenden auf der Erde so freigebig gemeinhin gestattet und die Tausende von elastischen Stahlfedern haben — ich meine einen Rasensitz mit seinen

Digitized by Google

elastischen Grashalmen — jedoch laßt uns vorlieb nehmen mit dem nackten Gestein; laßt uns vergessen, wie rauh und hart* unser Lager, die Felsecken des Huygens, sind; denn wir haben jetzt Gelegenheit, hineinzuschauen in ein so ganz fremdes Land! Wo wäre da wohl Jemand, dessen Sinne und Gedanken nicht ganz gefesselt würden von Wißbegierde nach dem, was sich unserem Blicke zeigen werde?

Schon der Knabe, wenn sein Geist nicht irgendwie gelähmt ist, möchte wissen, wie die Gegenden aussehen, die hinter den Bergen, hinter den Wäldern und Dörfern liegen. Und den Jüngling ergreift Sehnsucht in die Ferne, wenn er an den Schienen einer Eisenbahn steht, die uns jetzt so schnell fremde Länder sehen läßt. Stürmische Gefühle regen sich in seiner Brust, deren er sich selbst nicht recht klar wird, und drängen ihn mit geheimnißvoller Kraft fort, weit fort in die Ferne, ohne oft zu wissen, warum und wohin. Der Mann, der nicht durch Lüste abgelebt ist oder dessen Nerven nicht durch Sorgen erschlafften, — er ergreift begierig den Wanderstab, erklettert Höhen, scheut nicht Schweiß, nicht Mühen; wie sind all' seine geistigen Sehnen gespannt, wie peinigt ihn schon die Ungeduld, indem er sich fragt: was für eine Landschaft wird sich dann wohl dem Auge darbieten?

Wenn uns aber schon bei Reisen auf der Erde der Reiz der Neuheit und die Wißbegierde so gewaltig erfaßt, wie viel mehr muß dies geschehen, wenn uns gestattet wird, thatsächlich fremde Länder zu sehen, die fern, gar fern in dem Himmel liegen und in die wir wohl nie, so lange wir an unsern irdischen Leib gebunden sind, eintreten können!?

Die Giganten der alten Griechen thürmten Felsblöcke auf Felsblöcke und Berge auf Berge, um in den Himmel zu gelangen. — Die alten Babylonier bauten einen riesigen Thurm, von dem aus sie die Landschaften des Paradieses sehen wollten, — sie mühten sich vergeblich ab. Uns dagegen ist's vergönnt, wirklich zum Theil zu schauen, wie es im Himmel aussieht; wir sehen da Reiche ausgebreitet, so deutlich, so klar, daß wir meinen, wir könnten darin schon herumspazieren. Wer könnte da wohl so weit dem gleichgültig dahinlebenden Thiere gleichen, daß er ruhig fort essen und trinken könnte!

Wenigstens muß ich es von mir gestehen, wie ein Gefühl, welches sich mit keinen irdischen Worten beschreiben läßt, — das nur nachgefühlt werden kann, mich erfaßte, so oft ich die Landschaft des Mondes mit ihren Bergen und Thälern und Sonnenglanz und Schattengestalten vor mir ausgebreitet sah, ausgebreitet vor mir so schön, so zauberhaft, daß ich meiner sterblichen Hülle, meiner irdischen Verhältnisse vergaß, daß Betrübniß mein Gemüth erfüllte, wenn ich meinen Geist, der schon gekostet die süße Freiheit hinauszuschweifen weit über die Grenzen der Erdnatur, da draußen, zwischen den Bergen und Ebenen eines Theiles des Himmels, — ich sage, wenn ich meinen Geist wieder gewaltsam herabziehen mußte, zurück in die oft verschränkten und beengenden Stellungen zur menschlichen Gesellschaft; ja, ich gestehe, oft hätte ich weinen mögen, weinen so heiß, wie ein junger Wanderer, der längere Zeit im fernen Lande geweilt und dort so tief in ein schönes Augenpaar geschaut, so tief, daß er dort nur seinen Himmel wähnt, — wenn die kalte Nothwendigkeit ihn dann zwingt, weiterzuziehen, und er sich nur dadurch trösten kann, daß er hofft, bald, recht bald wieder dahin zurückzukehren. Und wie mich, so wird es gewiß Alle ergreifen, sobald sie noch ein frisches Herz und einen frischen Geist sich bewahrten. —

So laßt uns denn von unserem hohen Felssitze aus den Blick genießen, den Mondlandschaften gewähren!

Wir fühlen, indem wir hier auf dem Huygens sind und hinausschauen in die wundersame Natur des Mondes, die ganze Großartigkeit einer fremden Welt. Der Eindruck, den das Panorama der Apenninenlandschaften auf uns macht, ist jedoch nicht der liebliche eines irdischen; nicht schweift das Auge über saftiges Grün von Auen und Wäldern; nicht findet es den reizenden Farbenschmuck einer Blume; nicht sieht es des Himmels Blau sich spiegelnd in fernen Seen; nicht glänzt ein in fruchtbaren Geländen dahin sich schlängelnder Fluß; nicht hüpft plätschernd ein munterer Felsbach oder murmelt über glatte Kiesel ein helles Bächlein, an dessen schwellendem Herzen weiches Moos ruht oder an dessen Rande ein bescheidenes Vergißmeinnicht träumt; keine Biene summt über Rosenhecken, über duftigen Levkoy; kein Gesang eines Vögleins tönt und nicht ziehen Kraniche hinaus in blaue Fernen. Vergebens suchst Du den zarten Zauberschleier, womit auf der Erde die Natur die fernen, von Schnee silbern erglänzenden Berge feenhaft umhüllt und der als blauer Duft, oder zu Wolken phantastisch zusammengeballt, so oft den Erdenlandschaften jenen unbeschreiblichen Reiz gibt.

Das Rauschen der Wipfel alter Bäume, das unheimlich und doch so eigen süß die Seele erschauert, — es durchzittert nicht das ahnungsvolle Gemüth. Nicht ruft das idyllische Geläute eines benachbarten Dorfkirchleins, nicht eines ferneren Stadtthurms Glocke, die weithin ihre dumpfe und feierlich ernste Stimme sendet, nicht ruft eines Gott geweihten Priesters Wort uns zu erhebender Andacht frommer Gefühle, zu tröstendem Gebete — — — Eine ewige Grabesstille hält die Natur des Mondes in Fesseln! Gesang und Sprache ist unbekannt. Der Mensch hat hier einen Sinn zu viel, umsonst. Er bedarf hier nie des Ohres!

Stumm sitzen wir auf dem nackten Felsen des Huygens und stumm ist ringsum Alles. Dagegen brennt heiß die Sonne und die Helligkeit ihrer Strahlen vermag unser Auge kaum zu ertragen. Doch — nicht können wir den Durst löschen: Wasser gibt es nicht! — nicht fächelt ein kühlender Wind uns an: Luft gibt es nicht! — Wer also die Genüsse liebt, die eine Symphonie gewährt, oder die das Gemälde eines furchtbar blitzenden Gewitters, eines wilden Seesturmes oder einer Landschaft mit lieblichen Gruppirungen malerischer Laubhölzer bietet, — oder wer seine Sorgen zu vergessen gewöhnt ist, sobald er das ängstliche Drängen des Herzens ausströmen läßt in der Sprache eines Flehens zum Allvater, laut aufrufend zu ihm, — diejenigen, die es verwandeln in die so leicht aneinander sich schmiegenden Töne und den muntern Rhythmus eines lustigen Reigens, — sie alle würde auf dem Monde ein Heimweh nach der Mutter Erde erfassen, wie den Schweizer nach seinen Bergen, das junge Gemüth nach seinen fernen, geliebten Eltern.

Wenn Ihr, die Ihr mit mir jetzt auf dem felsigen Huygens weilet, mich fragt:

„Sind denn überall die Mondlandschaften so kahl, so dürr, so ganz des Schmuckes entblößt, den die Natur den Erdlandschaften verlieh?" — so muß ich sagen:

„Ja. Nirgends auf der ganzen Weite der Mondländer ist ein Baum, nirgends ein Strauch oder dergl."

Doch urtheilt deshalb nicht gleich, daß der Anblick des Mondpanorama's nur abstoßend sei; nein, er hat auch seinen Zauber.

„Aber welchen?" höre ich Euch fragen.

Man muß sich erst an den Mond gewöhnen, gleichsam sich in ihn hineinleben, ihn erst genauer kennen lernen, dann wird die Seele für seine Eigenheiten empfänglicher. Auf das Eine nur will ich hier aufmerksam machen.

Wer hinausgeschaut hat in die Weite des Meeres, wo kein Baum, keine Insel dem Auge als Ruhepunkt sich bietet; wo das ermüdende Auge vergeblich die fernen Grenzen zu erreichen sucht; — oder wer ergriffen wurde von dem bangen Eindrucke, den eine gewaltige, öde Ebene, eine Wüste, auf unser Menschenherz ausübt; — der wird am meisten die Großartigkeit unserer Mondlandschaft verstehen. Denn auf der furchtbaren Höhe des Huygens stehend, haben wir eine Fernsicht, die wir wohl nicht so leicht auf Erden finden würden.

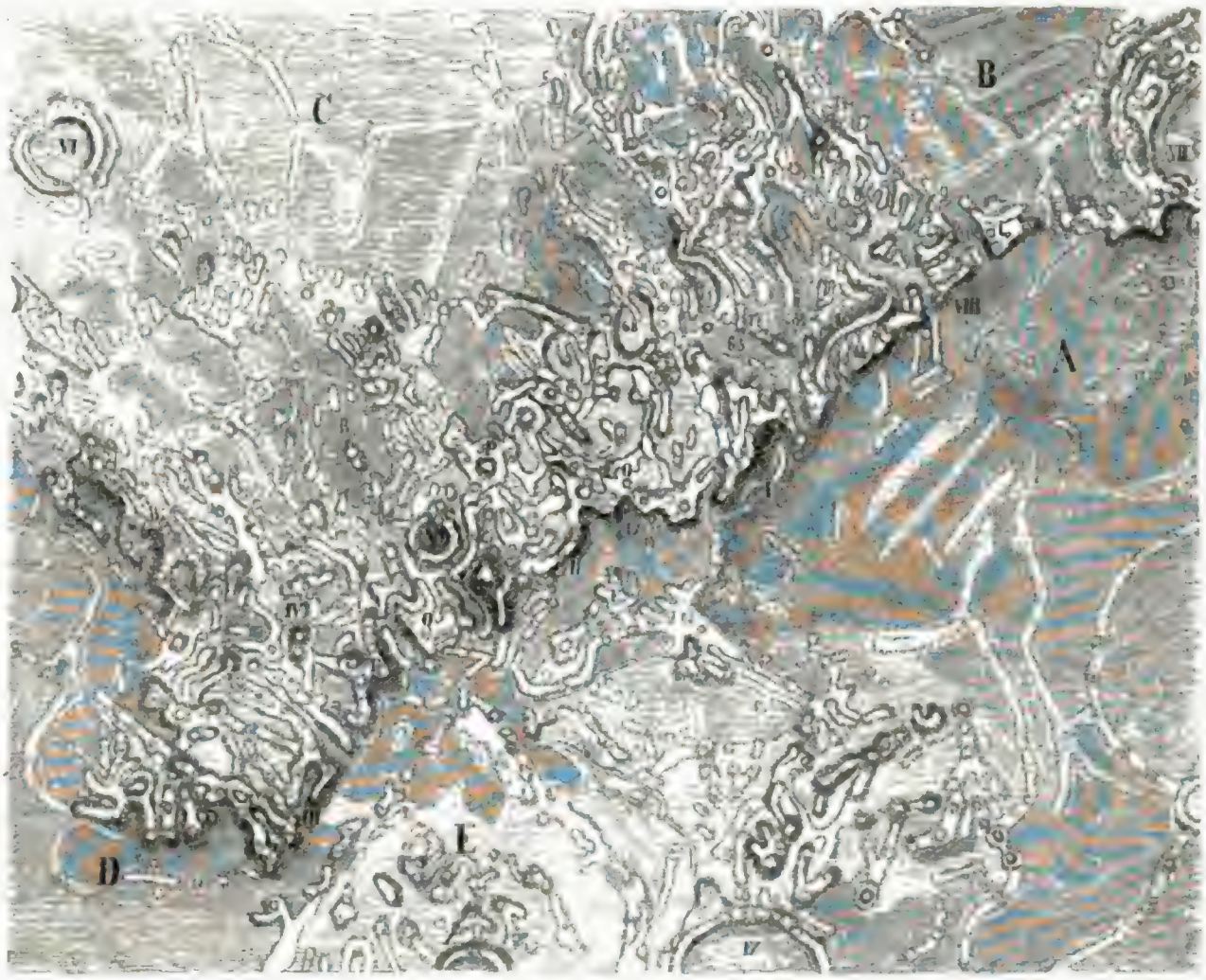
Wir sind auf dem höchsten Theile der Mond-Apenninen und diese sind das größte aller Mondgebirge. Schon das breite Hochland dieses Gebirges ragt hier weiter hinein in den Himmel, als die von Schnee ewig bedeckten Pyrenäen Europa's; denn während der Maladetta in Spanien nur 10,700 Fuß hoch ist, beträgt die Höhe des Mondhochlandes 11,700 Fuß. Nun denke man sich: auf diese furchtbare Höhe thürmt sich noch ein Koloß von 5100 Fuß, mithin beinahe 1½ Mal so hoch, als der Brocken (im Harzgebirge). Von dieser erstaunlichen Höhe des Huygens aus übersieht man nach W und nach S hin die zahllosen Gipfel der Mond-Apenninen. Dieses Gebirge erstreckt sich von NW nach SO in einer Länge, die um 9 Meilen größer ist, als die Entfernung von Straßburg nach Wien, und bedeckt einen Flächenraum, der 1000 Quadratmeilen mehr in sich faßt, als Sachsen, Schlesien, Böhmen und Mähren zusammen (nach den Ausmessungen von Mädler be-

* Obgleich die Steinmassen des Mondes härter als unsere Kalk- und Kreidefelsen sind, so erreichen sie doch nicht die Dichte unserer Metalle. Die Bergmassen des Mondes haben nämlich 2,8 als specifisches Gewicht; nach andern Angaben sind sie noch etwas dichter; — mithin sind die Mondfelsen unsern Marmorfelsen ganz gleich, da bekanntlich die Dichte unsers Marmors ebenfalls 2,8 beträgt.

Digitized by Google

trägt es 3500 Quadratmeilen). Wie das Erzgebirge nach der einen Seite (nach Sachsen) mehr terrassenartig, dagegen nach der andern (nach Böhmen) steil abfällt, so werden auch die Berge der Mond-Apenninen nach der einen Seite (und zwar nach S, also auf der entgegengesetzten Seite, als beim Erzgebirge) immer niedriger, bis sie sich in einer Entfernung von 15 bis 20 Meilen zu der Ebene mare vaporum verflachen. Dagegen stürzt es nach N ungemein schroff ab, wie kein irdisches Gebirge, mag es noch so furchtbares Felsengezack und schauerliche Tiefen von Schluchten haben, ein ähnliches Schauspiel zu bieten vermag. Unmittelbar an jener schwindelnden Höhe sehen wir die gewaltige Ebene mare imbrium vom Fuße des Huygens nach O und N sich ausbreiten. Unser Blick reicht von unserer Felsenhöhe aus 15½ Meilen in gerader Entfernung, und wir sehen den Horizont sich in einem großen Bogen von circa 116 Meilen Länge um uns herumziehen. Ueberhaupt liegt vor unsern Blicken eine Fläche ausgebreitet, die (in runder Zahl) 1000 Quadratmeilen ist, ungefähr ein Land, so groß wie ganz Baiern und Sachsen vereint.

Nachdem wir uns nun orientirt haben, wollen wir die Gebirgspartien durchstreifen. Man erwarte aber ja nicht schöne, glatte Wege, die es uns auf der Erde möglich machen, bequem, sogar in Wagen Gebirge zu besuchen; — ja, man erwarte nicht einmal schmälere Bergpfade; denn Felssteige (wie z. B. in der Schweiz), welche nur die kühnsten der Gemsjäger zu betreten wagen, — sie sind hier auf dem Mondgebirge diejenigen, die noch den meisten Comfort im Verhältniß zu den übrigen gewähren. Davon überzeugen wir uns sogleich beim ersten Blick, den wir zu dem Behuf über die Felsecken suchend senden. Denn wir sehen, daß der Rücken des Mondgebirges durchaus nicht dem Rücken eines Kameels ähnelt, also nicht wellenförmig ist, vielmehr bieten uns alle die Gesteinsformationen, die wir so reich und mächtig um uns her gestellt sehen, einen Anblick, der eher verglichen werden kann mit den Häusermassen einer schon in der Zeit des Mittelalters erbauten großen Stadt, wo die viele Stock hohen Häuserfronten oft nur durch schmale, finstere Gäßchen getrennt werden. Hie und da sehen wir größere Erweiterungen, breitere Straßen und freie Plätze, aber gerade an solchen Stellen befinden sich, wie wir von unserm Huygens aus trefflich bemerken können, gewöhnlich die großartigsten Gesteinsaufthürmungen mit vielen Tausenden jäher Felszacken. Sie erscheinen uns bald wie ein altes Residenzschloß, bald wie ein mächtiger Dom



Specialkarte vom Apenninengebirge des Mondes. *

A. mare imbrium (Meer der Platzregen); B. sinus aestuum (Busen der brausenden Fluthen); C. mare vaporum (Meer der Dämpfe); D. mare serenitatis (Meer der Heiterkeit); E. palus putredinis (Sumpf der Fäulniß); — I. Huygens (höchster Berg); II. Bradley (ein Berg); III. Hadley (westlicher Berg); IV. Aratus (ein Krater); V. conon (ein Krater); VI. Manilius (ein Ringgebirge); VII. Eratosthenes (ein Ringgebirge); VIII. Wolf (östlicher Berg); IX. Archimedes (ein Ringgebirge); X. Autolycus (ein Ringgebirge).

in gothischer Bauart, der auch mit seinem reichen Schmuck an Spitzthürmchen, Spitzbögen, schlanken Säulen, einzelnen himmelstrebenden Hauptthürmen emporstarrt. Mit dieser Großartigkeit verglichen, wie armselig sind da die romantischen Gegenden der Erde! Der Mond hat zwar nicht die Reize einer irdischen Vegetation, — sein Schmuck ist ganz anderer Art, der mehr, ich möchte sagen, architektonischen Charakter trägt. Wie würde ein Mondbewohner, wenn er zum ersten Mal in einer Erdlandschaft sich befände, über das Reizlose derselben klagen, da ihre Felsgestalten doch so monoton seien! — Der Grönländer sehnt sich aus Italien zurück zu seinen Eisbergen; der Italiener aus des Nordens Schneefeldern hin an „Neapels goldnen Strand."

* Noch muß bemerkt werden, daß vorstehender Holzschnitt die Karte so gibt, wie man auf einer Sternwarte das Mondgebirge durch einem Refractor sieht, also verkehrt; demnach ist der untere Theil der Karte der nördliche, der obere ist der südliche; links ist Westen, rechts Osten.

Versuchen wir irgendwo aus unserer Höhe herabzuklettern. Nach Ost und West scheint es am allerwenigsten möglich; nach allen diesen Seiten hat der Huygens das wildeste Ansehen. Er zeigt rabenschwarzen Abgrund, aber fast keinen Felsvorsprung, keine sanftere Biegung, auf die unser Fuß sich stützen könnte. Wenigstens sind jene zu sehr von einander entfernt. Wir versuchen deshalb ein Herabsteigen nach dem Norden. Doch die Frucht dieser unserer mühsamen Wanderung ist, daß wir das weitere Vordringen auch nach dieser Seite hin gleichfalls aufgeben müssen. Denn bald bemerken wir, daß, je weiter wir herabzusteigen versuchen, desto mehr die Felsmasse des Huygens sich verengt, bis wir zuletzt auf einem bedeutend in die nördliche Ebene hinausragenden Felsvorsprung angelangt sind. Es ist dies das sogenannte „Cap Huygens", das zwar viel niedriger, als der Rücken des Felscomplexes ist, aber dafür so schnell und schroff endigt, daß uns der Muth vergeht, noch ferner Versuche zum Herabsteigen zu unternehmen. Gezwungen treten wir also den Rückweg an. Wieder angelangt bei den Partien, die die höchsten Theile des Huygens sind, entdecken wir da oben nebenbei eine ringförmige Einsenkung. Jene kraterförmige auf Vulcanismus hindeutende Bildung ist überhaupt der Typus aller Mondflächen, besonders des Südens, der ganz davon übersäet ist. Selbst die Ebenen, namentlich ihre Grenzen, selbst die wenigen Längengebirge haben diesen Charakter, so daß der ganze Mond von unzählig vielen Kratern, meist dicht aneinander gereiht, nach allen Richtungen hin völlig bedeckt erscheint, ähnlich einer Menschenhaut voll Blattergruben. Dies letztere Ansehen hat die Mondfläche dann besonders, wenn die Sonne gerade über ihr steht, so daß die Lichtstrahlen ziemlich senkrecht auf die Flächengebilde des Mondes fallen, mithin in letztere fast gar keinen Schatten werfen, und so nicht die Größe ihrer Erhebungen zeigen können. — Häuften sich diese Gebilde an einer Stelle sehr, so ward ein Gebirg daraus, also so, wie eine Stadt entsteht, wenn viele einzelne Häuser neben einander erbaut werden. Auch unser Apenninen-Gebirge ist in der That nichts anderes, als eine starke Menge von einzelnen, isolirt neben einander stehenden Bergcomplexen.

Wir wenden uns nach dem Süden des Huygens, mit dem festen Vorsatz, um jeden Preis unser Herabsteigen auszuführen. Wir klimmen von Felszack zu Felszack, von einem Vorsprung zum andern. Wir sehen, wie sich die Bergmassen des Huygens bald rechts, bald links biegen und dadurch weite, großartige Thaleinschnitte bilden. Oft droht uns die Gefahr, in die schauerlichsten Tiefen hinabzustürzen, und zu beiden Seiten gähnen uns Schlünde entgegen, als lägen zu unsern Füßen furchtbare Ungeheuer, die hungrig ihren Höllenrachen heraufstreckten. Aber regungslos liegen sie da; ganz so, als wollten sie ruhig unsere verzweifelte Anstrengung abwarten, als wären sie gewiß, daß wir ihnen nicht entrinnen könnten, als wären wir ihre sichere Beute. Wir sehen, eine zu starke Bewegung unseres Körpers, vielleicht schon ein Zucken der Glieder, wie es oft vom Erschrecken hervorgerufen wird, reicht hin zum Uebergewicht, reicht hin, uns rettungslos in den finstern Abgrund zu werfen! Würde unser Fuß nicht wie rankender Epheu mit den geringsten Anhaltepunkten vorlieb nehmen, er glitte — um wohl nie mehr uns zu tragen. Denn, wenn wir auch krampfhaft den Boden erfaßten, um uns noch etwa im Halmengewirre festzuklammern, vergebens wär' es. Unser ängstlich spähender Blick sagt uns ja: keinen Baumstamm, keinen zähen Strauch, selbst keinen morschen Ast, keine schwache Wurzel, nicht einmal das dünnste Gestrüpp würden wir im Fallen finden, um daran als letztes Wrack zur Rettung uns etwa festzuhalten; — wir würden nur scharfen Kanten und Felsecken begegnen. Ja nicht einmal merken würden wir, daß einer unserer Reisegefährten eben an unserer Seite auf immer verschwand, denn nicht würde ein Getöse seines Sturzes sein Unglück uns verrathen, nicht ein Hülferuf könnte uns darauf aufmerksam machen, was neben uns vorgeht, — es ist ja ewig stumm Alles in der Natur des Mondes, und lautlos geschieht ja jede Bewegung darin! — Also plötzlich, ohne auch nur das geringste Geräusch verschwindet der gleitende Gefährte; vergebens lauschen wir, ob der Unglückliche irgendwo hängen bleibt, — wir hören ihn weder, noch sehen wir ihn; denn die Schwärze des Abgrundes verwehrt unserm Blicke, dem Fallenden hinab zu folgen! Kein Wunder also, wenn die Freude, die beim Eintritt in die interessante, fremde Gegend unsere Gesichtszüge belebte, bei dem Anblick dieser Umgebung zu todesbleichem Schrecken erstarrt, wie winterlicher Nordwind das muntere Wellengekräusel eines Baches zu steifem Eis erstarren läßt. „Wie!" rufen wir aus, „ist's unter solchen Verhältnissen möglich, vom Huygens herabzusteigen? Sollen wir unser Vorhaben wirklich durchführen?" Doch auf, laßt Bangen, laßt Zagen! Wir wollen keck und rastlos abwärts klettern. Gilt's, über die Treppe einer Reihe schroffer und scharfkantiger Felsecken zu steigen, — muthig schreiten wir darüber hinab; gilt's, eine große, schiefe Felsebene zu passiren, blitzschnell rutschen wir auf ihr herunter.

Freilich, mancher kühne Sprung muß gewagt werden! Ein Glück ist's, daß wir diese Wanderungen nicht mit unserem irdischen Leibe auszuführen haben; nicht blos, daß unsere Hände und Füße zerrissen und mit Blut bedeckt sein würden, — denn die Felsränder des Mondes sind gar nicht sehr sanft, oft wohl scharf wie Glas, — nein, es dürften auch die nothwendigen Sprünge, die wir nur zu oft von thurmhohen Felswänden herab riskiren müßten, — ich sage, diese Sprünge dürften wohl selbst dem hartnäckigst kranken Unterleibe eines stubensitzenden Gelehrten doch zu arge Erschütterungen bringen.

Auch abgesehen von allen diesen doch wohl ein wenig zu beschwerlichen Reiseabenteuern würden wir nicht sobald vom Huygens herabgelangen, denn dieser Felscomplex hat eine so große Ausdehnung, wie der Thüringerwald. Nach Schröter's Ausmessung ist der Huygens 10 Meilen lang. Gut ist's, daß auf der südlichen Seite der Fuß dieses Gesteinriesens nicht ganz so tief liegt, wie nach den andern Himmelsgegenden hin.

Endlich sind wir am ersehnten Ziele angelangt. Reiche Erholung finden wir nach diesen überwundenen Schwierigkeiten. Eine schöne, hellgraue, ebene Landschaft nimmt uns auf.* Indem wir nun zunächst Rast hier machen, wird unsere Ruhe, die unsere ermatteten Glieder jetzt genießen, von dem prächtigen Anblicke dieser romantischen Gegend gewürzt. Zwar ist auch diese von himmelhohen Felsbergen umgürtet, aber sie trägt doch im Ganzen weit mehr den Charakter des Milden, Sanfteren. Um so wohlthuender, einladender muß sie uns erscheinen. Froh blicken wir deshalb zurück auf die tückischen Felsblöcke des Huygens, die bis zu unabsehbarer Höhe mürrisch aufeinander gelagert breit daliegen; es ist uns, als wenn wir den markigen Fäusten wilder, breitschultriger Giganten und Cyklopen entronnen seien. Hinter ihnen anscheinend hervorkriechend sitzen keck auf deren riesigen Schultern und dickköpfigen Schädeln Tausende von heimtückischen, schadenfrohen Berggnomen — die scharfschneidigen Felszacken, die uns so viele Possen spielten und manches traurige Andenken hinterlistig uns mitgaben.

Rechts und links von unserer flachen Landschaft treten die Felsriesen bescheidener zurück, wie die gewaltigen Recken der alten Deutschen, ungeachtet ihres trotzigen Ansehens, doch ehrfurchtsvoll abstehen von ihrem starken Herzog, um den sie sich schaarten und dem sie Gehorsam weihten. Kein einziger der dem Huygens nahestehenden Berge, obgleich oft gar wilde Gestalten, wagt, ganz an den hohen Huygens heranzutreten, noch viel weniger etwa vertraulich sich an ihn anzulehnen; kerzengerade und schweigend stehen sie da, wie die eisernen Krieger eines scharf disciplinirten alten Garderegiments, anscheinend nach Süden hin in 2 lange Fronten aufgestellt.

* Siehe Nr. 65 der Abbildung.

Aus meiner Pilgertasche.*

Von Freiherrn v. Biedenfeld.

Eine Begegnung mit General Radowitz.

Es war in der Zeit des tiefsten Schmerzes und der innersten Entrüstung aller Deutschen. Nachdem für die edle Sache von Schleswig-Holstein unter der Aegide der deutschen Regierungen und der Nationalehre viel kostbares deutsches Blut vergossen worden, hatte

* Unter diesem Titel wird der obengenannte bekannte Verfasser eine Reihe Erinnerungen aus seinem vielbewegten Leben geben, die besonders durch die charakteristischen Streiflichter, welche sie auf bekannte Persönlichkeiten des neunzehnten Jahrhunderts werfen, für viele unserer Leser von großem Interesse sein werden. D. Red.

Digitized by Google

die unglückselige Gewohnheit des Sichbeugens vor auswärtigen Einflüsterungen und Drohungen, die Verblendung der rückwärts strebenden Partei eine plötzliche Angst vor dem Wiedererwachen eines 1848 in der Phantasie mancher Gewalten erweckt, in Schleswig-Holstein eine Revolution erblickt, deren heilige Sache aufgegeben und die Pacification über das Land verhängt. Gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht, das Nationalgefühl erkannte darin eine viel schmachvollere Erniedrigung des Vaterlandes, als jene unter dem Joche des allmächtigen Franzosenkaisers gewesen. Und dieser giftige Wurm nagt noch heute an dem Herzen der Deutschen.

Bei der Heimkehr von einer glänzenden Hühnerjagd auf den Grenzen zweier Staaten beredete mich mein vieljähriger Jagdfreund, General von K., bei ihm einzukehren, wo ich ein schlesisches Fräulein comme il faut finden würde, die vor Begierde brennte, den Verfasser des Buches der Rosen persönlich kennen zu lernen. So geschah denn auch. Nachdem mein unbezahlbarer Caro mit Futter, Trank und einem trefflichen Strohlager versorgt war, wie es ein Reiter seinem Rosse und ein echter Waidmann seinem Hunde schuldet, labten wir uns selbst mit einer kühlen Abwaschung von Kopf und Hand und zogen dann im vollen Jagdhabit hinauf in den Salon der Damen.

Wir fanden nur drei Personen: die Hausfrau, ein Fräulein und einen Herrn, der in einer Ecke des Salons sich auf einem Stuhle schaukelte. General K. war so von der Sehnsucht nach dem Imbiß befangen, daß er, sogar die allergewöhnlichste Ceremonie der gegenseitigen Vorstellung vergessend, sich zu Tische setzte und mir winkte, ein Gleiches zu thun. Nachdem die edle Weinsuppe glücklich hinunter war, richtete sich der General wie neu belebt auf und begann, an das Fräulein sich wendend:

„Schönen Dank, Milchen, für die köstliche Suppe. Hättest heute bei uns sein sollen, ein Prachtjunge, der in Holstein tüchtig mitgefochten hat, war von der Gesellschaft — das wäre 'was für Deinen Schnabel gewesen, Du hättest ihm secundiren können, als er in der Ruhestunde für sein Schleswig-Holstein so glühend schwärmte, daß er darüber fast Händel bekommen hätte mit denen, welche Alles nur nüchtern mit officiellen Augen zu betrachten gewöhnt sind und sogar unsern lieben Gott nur anerkennen, weil er in dem „Von Gottes Gnaden" officiell anerkannt wird."

Die Hausfrau meinte, man solle doch endlich wieder an Anderes denken, als an das ewige Lied von Schleswig-Holstein. Das Fräulein ergrimmte fast über diese Anmuthung und antwortete mit Leidenschaftlichkeit:

„Das wäre abscheulich, beste Tante! Nein, so lange noch ein einziger Deutscher lebt, muß er mit seinem Morgen- und Abendgebet diesen Namen und diese Geschichte sich laut wiederholen, den Schmerz darüber in seine Seele zurückrufen, zum heiligen Zorn darüber sich entflammen und auf den Knieen stehen: Allmächtiger, hilf Du zu unserem Rechte, da wir selbst zu verblendet, zu uneinig und feig dazu sind!"

Emilie hatte sich dabei unwillkürlich von ihrer Stickerei erhoben und stand unbeweglich, den begeisterten Blick der großen blauen Augen zum Himmel gerichtet: sie war sehr schön in diesem Augenblicke, sie schien wirklich zu beten.

Der seltsame General in der Ecke schaukelte nicht mehr auf seinem Stuhle, er saß wie unbeweglich, den Blick zu Emiliens Antlitz emporgerichtet. Die in sich selbst gekehrte schwärmerische Träumerei, welche seinen scharfen Zügen mit der feingeschnittenen Nase, den schwarzen Augen und der hohen Stirn ein so eigenthümlich anziehendes Gepräge verliehen hatte, war nun plötzlich verschwunden: um den Mund zuckte ein ironisches Lächeln, sein Auge blitzte fast schalkhaft heiter; er fuhr mit der Hand langsam über die Stirn, als wollte er die letzten Wölkchen von Ernst und Träumerei beseitigen, und sagte in einem Tone, warm und gefühlvoll, aber doch voll Sarkastik:

„Liebes Fräulein, Sie ereifern sich stets so edel über diese traurige Geschichte, daß es wahrlich Schade ist, daß Sie nicht alle Ihre hinreißenden Gedanken zu Papier bringen, Sie würden die Nation damit feuriger begeistern, als es Friedrich Hecker jemals gekonnt hat."

Nicht ohne die Empfindlichkeit einer edlen Entrüstung erwiderte Emilie:

„Herr General, schon öfters hatte ich die Ehre, Ihnen zu bedeuten, daß ich niemals anders schreibe, als Briefe an meine Verwandten und Freundinnen, den Wäschzettel und zuweilen ein Recept für die Küche."

„Wohlan, bestes Fräulein," fiel der General lachend ein, „so schreibe Ihre Güte mir endlich das oft versprochene Recept zu dem polnischen Karpfen, welchen Sie so vortrefflich bereiten."

Emilie stickte wieder ruhig fort.

„Friede, Friede!" predigte die Hausfrau.

General K. meinte, sein Freund sollte doch nicht immer die liebe Nichte mit dem Störenfried Hecker zusammenstellen.

„Du hast Recht," entgegnete der Andere in der Ecke lachend, „die holde Emilie hat mit diesem stürmischen Ferment nicht das Mindeste gemein, in ihr lebt der höhere Beruf zu einer Jungfrau von Orleans, und Gott weiß, ob wir nicht einst als solche sie brauchen werden."

Bei den letzten Worten war alles Lachen und alle Ironie von den Zügen des Mannes plötzlich verschwunden, sein Auge haftete einen Moment schmachtend am Himmel, als erflehte er Trost von oben, der Schleier düsterer Träume verbreitete sich über sein Gesicht und er schaukelte wieder monoton mit seinem Stuhle.

Offenbar in dem Sehnsuchtsdrange, sich den beengenden Gefühlen des Momentes zu entheben und den General in eine heitere Stimmung zu versetzen, erwiderte Emilie mit der heitersten Affectation von Begeisterung:

„Wohlan, Herr General, ich nehme die Jungfrau von Orleans für mich an, um so getroster, weil ich darauf rechnen zu dürfen glaube, daß Sie in jeder ernsten Stunde als Dunois mir zur Seite stehen und auch gegen jeden Lionel mich schirmen werden."

„Ich Ihr Dunois? Unmöglich, ich bin ja kein Bastard."

„Um Vergebung, Sie sind einer und zwar in mehrfacher Beziehung: Bastard zwischen Hohn und Herz, Bastard zwischen Verstand und Phantasie, Bastard zwischen Liebenswürdigkeit und — Abscheulichkeit —"

„Halten Sie inne, mein Fräulein, Sie machen sonst aus mir eine förmliche Bastarden-Colonie. Und — was würde Ihnen meine Dunoisschaft helfen, käme ich nicht in Betreff eines Lionel allenfalls jetzt schon zu spät?"

„Ausflüchte, Herr General Chamäleon, leere Ausflüchte. Sie wissen vollkommen, daß es bei mir mit einem Lionel noch nichts ist."

„Was wüßte der sterbliche Mensch vollkommen? In der That nichts, als daß er sterben muß."

„Doch noch etwas weiß der vernünftige Mensch vollkommen."

„Und das wäre?"

„Daß er Grundsätze haben und festhalten soll, daß er die Hoffnung niemals aufgeben darf."

„Grundsätze, Hoffnungen? — Liebes Kind, die Grundsätze sind so wandelbar, wie die Zeiten und Menschen selbst. Es gibt nur einen unwandelbaren, unbestreitbaren und ewigen, den des wahren Christenthums, der zum Glück erhaben über alle confessionelle Zweifel und Wirren, allen Christusgläubigen gleich verständlich, überzeugend und warm zum Herzen spricht: fürchte Gott und liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst. — Aehnlich verhält es sich auch mit der Hoffnung: jeder Sterbliche hofft anders und Anderes durch alle Phasen seines Lebens; aber wenn dann hienieden Jedem die letzte irdische Hoffnung entschwunden ist, wenn Dante's: „qui cessa ogni speranza" die Nichtswürdigen mit der Höllenqual der Verzweiflung erfaßt, alsdann erwacht erst in den Seelen aller wahren Christen eine und dieselbe Hoffnung mit einer Lebendigkeit und beseligendem Schwung, die Hoffnung auf ein ewiges Jenseits, auf ein höheres Dasein, auf eine Seligkeit der unmittelbaren Anschauung alles dessen, was wir hier kaum zu ahnen vermögen und in unseren gebenedeiten Augenblicken als Höchstes anbeten."

Dies sprach der seltsame Mann ohne alle priesterliche Emphase natürlich, einfach, warm, und aus seinem schönen Auge leuchtete dazu Glauben und Liebe so erwärmend und überzeugend, daß wir Alle, vom Ernste seiner Stimmung unwillkürlich ergriffen, zu wahrer Andacht uns erhoben fühlten und stumm der Fortsetzung seiner Rede harrten. Er schaukelte sich wieder behaglich, wie in Träume versunken. Der lustige General von K. konnte in so ernster Stimmung nicht lange beharren; um sich selbst und uns herauszuhelfen, ergriff er hastig sein Glas Burgunder, stieß mit mir an und rief:

„Waidmanns Heil für übermorgen! — Apropos, Bruder, Du bist mir noch etwas schuldig, trage Deine Schuld jetzt ab, damit mein Mädchen nicht ganz melancholisch werde."

Digitized by Google

„Ich verstehe Dich nicht und entsinne mich auch nicht."

„Nun, Du hast doch sonst ein Riesengedächtniß, womit Du uns Allen gelegentlich aushilfst. Besinne Dich: habe ich Dir nicht schon vor ein paar Wochen das neue Buch über den badischen Aufstand und Feldzug gegeben und Dich gebeten, mir Dein Urtheil zu sagen, ob es der Mühe werth ist, es zu lesen?"

„Ja so, allerdings — ich habe das Zeug über den badischen Jammer durchgeblättert —"

„Nun, heraus mit der Sprache, her mit Deinem Urtheil."

Mir wurde unheimlich zu Muthe und aus Besorgniß, vielleicht Aeußerungen hören zu müssen, die mir wehe thun würden, fiel ich mit den Worten in die Rede:

„Vor allen weiteren Erörterungen glaube ich hier daran erinnern zu dürfen, daß ich Badenser bin und der Bruder jenes unglücklichen Commandanten von Rastatt, der von preußischen Kugeln gefallen ist."

„Ja, Donnerwetter!" rief der General v. K. „Ich habe die gegenseitige Vorstellung vergessen. Also: Herr General von Radowitz, — Herr Baron von Biedenfeld!"

Hundert Mal hatte ich eine Bekanntschaft mit diesem interessanten Freunde des Königs gewünscht und jetzt, da sie mir so nahe geboten war, stand ich in der Ueberraschung ihm verlegen gegenüber und starrte ihm fast unartig in's Gesicht. Auch er betrachtete mich einen Augenblick starr, dann flog es plötzlich wie ein Hauch von Mitleiden verklärend über seine Züge, mit herzgewinnendem Blick eilte er zu mir herüber, faßte meine Hand zwischen seine beiden Hände, sah mir mit unbeschreiblicher Wehmuth Auge in Auge und sprach mit bebender Stimme des innigsten Gefühles:

„Ich habe die Minerva gelesen, ich habe alle Ihre Schmerzen mitgefühlt und alle die schweren Kämpfe mit durchgerungen, welche Ihre Seele zu bestehen hatte, bevor jene Biographie des Bruders fertig auf dem Papiere stehen konnte. Herzlichst freut es mich hiernach, Ihre persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben, und hoffentlich sehen wir uns recht oft wieder."

Und als wäre er froh, über die badische Geschichte schnell hinwegzukommen und die Anregung des Mitgefühls los zu werden, wendete er sich rasch an das Fräulein, ließ meine Hand mit einem Druck frei und sagte in der heitersten Laune:

„Nun, mein schönes Fräulein, haben Sie endlich Ihren Rosenmann; hoffentlich verfahren Sie mit ihm gnädiger, als mit Ihren Freunden. — Aber Sie, Herr Baron, warne ich von vornherein, unserer künftigen Jungfrau von Orleans ja nicht etwa zu glauben, wenn sie viel Schönes über das Rosenbuch sagen sollte, denn sie hat in der That nur die Beigaben, die Gedichte und besonders die Fleurette gelesen."

Mit einer leichten graziösen Verbeugung trat er einen Schritt zurück, kreuzte die Hände auf dem Rücken, stellte sich breit in die Positur eines eifrigen Zuhörers, seine Stirn, dieser Thron des Verstandes und des raschen, entschiedenen Urtheils, war offen und heiter, sein Blick lauschte erwartungsvoll, um seinen Mund spielten Sarkasmen. Nach den gewöhnlichen zierlichen Eingangsphrasen bemerkte Emilie:

„Es ist doch sonderbar, daß die Phantasie der Leser sich gewöhnlich ganz andere Bilder von den Schriftstellern vorspiegelt. So habe auch ich in Ihnen mir etwas ganz Anderes gedacht —"

„Natürlich," fiel Radowitz ein, „die edle Jungfrau dachte sich irgend einen Mauerbrecher von Dunois oder einen herzenerstürmenden Lionel und verwundert sich nun, eine Art von Duchatel zu finden, dem die heilige Liebe zum Vaterland keine Zeit mehr zum Courschneiden läßt. . . . . ."

Wir saßen wieder und auch Radowitz hatte seinen Schaukelplatz in der Ecke aufgegeben und an dem runden Tische Platz genommen. Die Hausfrau bereitete den Thee und Emilie zierliche Butterschnittchen. Die Conversation wogte von Gegenstand zu Gegenstand hin und her. General K. kam wiederholt auf sein Buch über Baden zurück, aber mit feinstem Takte glitt Radowitz stets darüber hinweg und wußte stets unmerklich wieder Anderes auf das Tapet zu bringen, neckte die Hausfrau, weil das Theewasser nicht kochen wollte, und Emilien wegen der unsäglichen Mühe unsichtbare Butterschnittchen zu Stande zu bringen, den Bruder General, weil er die Parade versäumt habe, um eine schöne Portion Hühner zu fehlen, mich wegen meiner Geschichte der Mönchs- und Nonnenorden, woran ich ein paar Lebensjahre gesetzt habe, nur um mit einer solchen General-Uebersicht andern Historikern eine bequeme Eselsbrücke zu bauen und à la Talleyrand seligen Andenkens die Sprache zu gebrauchen, um meine Gedanken über mancherlei Dinge zu verstecken. Meine Geschichte der Ritterorden habe er, ähnlichen Erscheinungen analog, für einen Sehnsuchtswalzer nach einigen Ordensbändchen gehalten, bis er nach Durchlesung der Vorrede von solcher Sehnsucht mich habe freisprechen müssen. Mit meinem Buch der Rosen habe er sich den Magen nicht verderben wollen, weil er eine Menge demagogischer Stacheln und Dornen darin vermuthet, indem so viele demagogische Herren und Damen (mit einem Seitenblick auf Emilie) ihm so emphatisch Lob gespendet. Er war prächtig im Zuge und trug die Kosten der Conversation fast allein.

Wir kamen, ich weiß selbst nicht wie, im Verfolg dieses Herumhüpfens durch allerlei Lappalien, unversehens in die ernsteren Gebiete von Abbé Chatel, Ronge, Röhr, Bretschneider, Hengstenberg ꝛc. Da floß kein Scherz mehr über seine Lippen, seine ganze Physiognomie hatte ein anderes Gepräge angenommen, seine Stirn erschien mir höher, glätter, glänzender, seine Blicke wurden eindringlicher, stechender, während sein Auge oft so seltsam verdüstert in die Welt hinaussah, wie die Sonne, wenn sie hinter einem Schleier von Wolken blutroth erscheint. Der Mann war wieder ernst geworden, er sprach weniger, aber um so entschiedener. In solchen Momenten beherrschte indessen offenbar seine stets leicht aufregbare Phantasie den sonst so klaren und prägnanten Verstand, und riß ihn häufig zu kategorischen Urtheilen hin, welche mit seiner eigentlichen Ansicht der Dinge und mit seinen Schriften nicht wohl in Einklang zu bringen sind, mitunter ihnen geradezu widersprechen. Dergleichen hat Manchen über den Geist, das Wollen und Streben dieses merkwürdigen Mannes irre gemacht, und ihm manche schiefe Beurtheilung zugezogen.

Emilie äußerte in einem Anfall von Unmuth:

„Diese Reformation ist das größte Unglück, welches jemals über uns verhängt worden; seit jener Zeit hat Deutschland aufgehört, Deutschland zu sein —"

„Sie irren, mein Fräulein," fiel er mit didaktischem Ernste ein, „Sie irren nicht nur, sondern Sie lästern geradezu die Vorsehung. Diese Reformation ist die mächtigste und furchtbarste providentielle Erscheinung des letzten Jahrtausends. Mag sie immerhin Deutschlands politische Kraft für geraume Zeit gebrochen, die äußere und innere Einheit zerrissen haben, so hat sie doch Deutschland erst zum eigentlichen Hebel und Mittelpunkt, zum providentiellen Ferment der allmählichen Civilisation der ganzen Welt erhoben, was auch dagegen Franzmanns Eitelkeit und Englands Stolz einwenden möge. Der durch die edeln Söhne St. Benedicts von Nursia aus den Trümmern der Barbarei geretteten Wissenschaft und Literatur der alten Welt wurde durch die Reformation ein neues fruchtbares Leben verliehen, ihr allein verdanken sie alle Tiefe, Hoheit und Würde, und ohne sie wären ein Lessing, ein Goethe und Ihr Schiller unmöglich, nein undenkbar. Sogar die Kirche, die Religion —"

Da verstummte er plötzlich, als wäre er über sich selbst erschrocken, bedeckte mit der flachen Hand Stirn und Augen, fuhr dann langsam über das Gesicht herab, starrte einen Moment seine Theetasse an, erhob dann den Blick weit geöffnet, und fuhr fast im Ton eines Träumenden fort:

„Nun ja, auch die Kirche, durch die verhängnißreiche Appellation an die Vernunft blutig in zwei Kirchen zerrissen, hat sich zu Gedanken und Prüfungen erhoben, wozu sie niemals gelangt sein würde, wenn sie nur eine Kirche geblieben wäre. Und dieses häufig so heillos mißverstandene und falsch gedeutete „prüfet Alles" wird am Ende der Prüfungen zu der allgemeinen Ueberzeugung führen, daß nur eine wahrhaft christliche Kirche möglich ist, und die zwei Kirchen werden wieder in eine Kirche zusammenfließen. Wann? Das weiß nur der, der Alles weise und gnädig lenkt — —"

Offenbar hatte er nicht Alles ausgesprochen, was er dachte und fühlte; aber ich hielt es für unbescheiden, ihm Weiteres zu entlocken, durch Widerspruch ihn zur vollen Offenheit zu reizen. Die Uhr erinnerte uns, daß es Zeit zur Trennung geworden.

Oft habe ich diesen merkwürdigen Mann besucht, oft dabei das „Generals Chamäleon" von Fräulein Emilie mich lebhaft erinnert, aber stets schied ich von ihm mit höherer Achtung und Liebe.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. 1858.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der erste Fall im neuen Amte.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder."

(Fortsetzung.)

Ich setzte das Verhör fort.

„Hat er hier Verbrechen begangen?" fragte ich.

„Ich habe gerade nicht davon gehört; aber dem Menschen ist Alles zuzutrauen."

„Ich hörte, er habe Zuchthausstrafe zu befürchten, wenn er nach Preußen zurückkomme."

„Das ist wohl möglich."

„Seit wie lange steht Ihre Nichte mit dem Burschen in Verbindung?"

„Sie ist jetzt achtzehn Jahre alt; also seit vier Jahren."

„Halten Sie auch das Mädchen für fähig, ein Verbrechen zu begehen?"

„Der schlechte Mensch kann sie leicht ganz verdorben haben."

Er hatte mir die Antwort schnell gegeben, wie die früheren. Auf einmal mochte er ihre Schwere fühlen.

„Das heißt, —" wollte er einlenken, aber er vollendete nicht und schwieg.

„Nun?" fragte ich.

Eine große, sichtbare Angst hatte sich seiner bemächtigt.

„Herr Criminaldirector," fragte er, und er hatte kaum den Muth, zu sprechen — „Sie denken doch wegen der Vergiftung nicht an das Mädchen?"

„Wenn das nun der Fall wäre?"

„Großer Gott, großer Gott!"

Er mußte das Gesicht mit beiden Händen bedecken.

Er glaubte daran. Er hielt das Mädchen für fähig, einen Giftmord zu verüben, ihre eigene Tante, ihre Wohlthäterin zu vergiften.

„Sie sind mir noch Ihre Antwort schuldig," sagte ich.

Er entblößte sein Gesicht; es war leichenblaß.

„Herr Director, ich kann Ihnen die Antwort nicht geben. Sie ist das Kind meines Bruders. Aber wenn es wahr wäre, nein, ich überlebte das Unglück und die Schande nicht."

Ich hatte noch eine Frage an ihn:

„Ist Ihnen das Testament Ihrer Schwester bekannt?"

Sein Schmerz fuhr von Neuem auf.

„O, mein Gott, sie hatte ja darin dem unglücklichen Geschöpfe fünfhundert Thaler vermacht."

„Wußte das Mädchen das?"

„Gewiß, gewiß."

Ich entließ den Mann, den der furchtbarste Schmerz immer heftiger ergriff.

Ich wußte jetzt für den Augenblick genug, leider genug.

Wie tief, wie fest begründet mußte bei dieser Angst, bei diesem Erschrecken, bei diesem Schmerze die Ueberzeugung des Mannes von dem schlechten Charakter und von der Schuld des Mädchens sein!

War sie denn wirklich eine Verbrecherin, eine Mörderin, das frische, fröhliche Kind?

Ich mußte jetzt mit ihrer Vernehmung verfahren; ich konnte es nur mit schwerem Herzen, eine große Angst ergriff mich. Fand ich sie schuldig — und wie sehr mußte ich das jetzt fürchten? — in welches entsetzliche moralische Elend sah ich dann hinein! Den fröhlichen Sinn des Mädchens hatte ich selbst kennen gelernt; auch ihre herzliche, tiefe, innige Liebe; und vier Jahre lang schon hatte diese innige Liebe in ihrem Herzen geblüht und allen Drohungen und Stürmen, die sie erflicken wollten, widerstanden. Und dennoch eine Mörderin! Noch so jung und schon eine Mörderin! Wenn auch nur von einem schlechten Menschen verführt, immer eine Mörderin, die mit kaltem Blute, mit teuflischer Hinterlist das Leben eines Menschen, ihrer nächsten Anverwandten, ihrer zweiten Mutter, hatte vernichten können! War es denn möglich?

Und auch der Gedanke ergriff mich mit Schrecken, daß das junge, frische Leben dem Henker verfallen sei, daß ich selbst sie diesem überliefern sollte.

Sie trat in das Verhörzimmer. Es war wirklich das hübsche Kind aus dem hannoverschen Walde. Ich mußte mich doppelt zusammennehmen, um mich nicht zu verrathen, daß ich sie schon kannte. Sie hatte mich damals nicht gesehen. Sie hatte sich sehr verändert; es war keine Spur mehr von jenem heiteren, fröhlichen, neckischen Wesen an ihr zu bemerken.

Hatten diese — wie von vielem Weinen — erschlafft herabhängenden Lippen damals so herzhaft den jungen Mann küssen können? Hatten sie so fröhlich gesungen: „Zufriedenheit ist mein Vergnügen!"? Hatten sie so schelmisch gerufen: „Spitzbube, Du bist es!"? Und hatten diese rothen, verschwollenen Augen damals so glücklich gelacht, als sie dem Burschen zurief: „Ich kratze Dir die Augen aus!"?

Sie war sehr verändert. Aber konnte diese Veränderung nicht eben Folge und Zeichen einer tiefen, schmerzlichen Trauer um den Verlust einer theuren Verwandten sein, die früher von ihr verkannt und gekränkt war und über deren Kränkung sie noch vorgestern in meiner Gegenwart so aufrichtige Reue ausgesprochen hatte? Und in ihrem noch immer frisch blühenden, hübschen Gesichte mochte

sich noch so starker Schmerz, noch so tiefe Trauer zeigen, von der Spannung, von der Angst, von dem unruhigen, ängstlichen Lauern eines Verbrechers fand ich keine Spur darin. Sie mußte zugleich eine vollendete Heuchlerin sein, wenn sie eine Verbrecherin war, eine so vollkommene Heuchlerin, wie nach meinen bisherigen Erfahrungen nur eine langjährige Schule des Lasters und des Verbrechens sie bilden konnte.

Nein, rief es in mir, und wenn auch ihre nächsten Verwandten es ihr zutrauen und sie anklagen, und wenn auch der Mensch, an den sie seit Jahren gefesselt ist, ein unerhört frecher Verbrecher wäre, und wenn auch ihr Verhältniß zu ihm das verbrecherischste wäre, die Mörderin ist sie nicht, kann sie nicht sein.

Ich begann mit mildem Ernste das Verhör mit ihr. Sie that sich Gewalt an, ihren Schmerz zurückzudrängen; sie antwortete mir klar, bestimmt, ruhig.

„Sie sind vorgestern Abend hier angekommen?"

„Ja, mit meinem Oheim Mahler. Es war schon in der Nacht."

„Wo waren Sie bis dahin gewesen?"

„Bei Verwandten an der hannoverschen Grenze."

„Warum kamen Sie hierher?"

„Mein Oheim kam, mich abzuholen."

„Welchen Grund gab er Ihnen dafür an?"

„Er sagte, meine Tante wünsche es; es thue ihr leid, daß wir in Unfrieden auseinander gegangen seien, ich sei doch ihres Bruders Kind; sie wünsche, mich wieder bei sich zu haben."

„War Jemand zugegen, als Mahler Ihnen dies sagte?"

„Wir waren ganz allein."

„Sie waren schon früher im Hause Ihrer Tante gewesen?"

„Sie hatte mich schon als Kind, nach dem Tode meines Vaters, zu sich genommen."

„Waren Sie wirklich in Unfrieden von ihr geschieden?"

Sie schlug die Augen nieder und weinte.

„Ja, ich war unartig gegen die Tante gewesen, sehr unartig. Und sie hatte mich doch immer so lieb. Als ich fort war, sah ich es ein, und es that mir leid genug. Darum war ich auch gleich bereit, mit meinem Oheim zurückzukehren."

Nur die Unschuld oder die vollendete Heuchelei konnte so sprechen.

„Sie haben einen Liebhaber?" fuhr ich, ohne Vorbereitung, im Fragen fort.

Sie wurde glühend roth und sah mich plötzlich unwillkürlich an; aber eben so schnell schlug sie in großer Verwirrung die Augen nieder. Aber die glühende Röthe wich nicht aus ihrem Gesichte. Nur die Verwirrung des Mädchens, des unschuldigen Mädchens beherrschte sie also. Bei einer Verbrecherin wäre der Röthe eine Todesblässe gefolgt, alle ihre Nerven hätten zittern, auffliegen müssen.

Sie mußte mir antworten.

Leise sagte sie: „Ja."

Aber dann auf einmal erhob sie ihr Gesicht. Sie sah mich mit ihren großen, schwarzen Augen klar an, und mit lauter, fester, stolzer Stimme sagte sie schnell:

„Aber er ist ein braver Mensch, was man Ihnen auch von ihm gesagt hat. Es ist ein Unglück für ihn, daß er nicht nach Preußen zurückkommen darf; er ist kein Verbrecher, glauben Sie es mir."

Das war wieder der schöne, zuversichtliche Muth, den sie in jenem hannoverschen Walde gezeigt hatte.

„Warum darf er nicht nach Preußen zurückkommen?" fragte ich sie.

„Er hat sich leider unter die hannoverschen Schleichhändler begeben, die nach Preußen herüberschmuggeln. Sie verdienen viel Geld und er meinte, wir kämen um so eher zum Heirathen; darum litt ich es. Aber hätte ich Alles vorher gewußt, so hätte ich es nicht gelitten."

„Was wußten Sie nicht vorher?"

„Daß in Preußen so schwere Strafen darauf stehen. Und dann auch —"

„Und dann?"

„Sie haben ihn in Verdacht, daß er dabei gewesen sei, als vor einem Vierteljahre ein Grenzbeamter von den Schmugglern erschlagen ist; aber es ist nicht wahr."

„Wie wissen Sie das?"

„Er hat es mir selbst gesagt."

Es war mir nicht möglich, den schönen Glauben des Mädchens auch nur durch eine Frage des leisesten Zweifels zu stören. War sie wirklich eine verdorbene, verbrecherische Heuchlerin, dieser Schein der reinsten Unschuld hatte etwas Zauberhaftes für mich. Ich konnte ihn mir selber nicht zerstören.

Ich richtete eine andere Frage an sie

„Ist Ihr Verhältniß zu dem jungen Menschen Ihren Verwandten bekannt?"

„Ja," sagte sie mit ihrer vollen Offenheit. „Daher kam auch jener Unfriede mit meiner Tante. Sie sagten, der Fritz sei ein schlechter Mensch und ich solle von ihm lassen. Aber er machte nur lustige, mitunter tolle Streiche, die er freilich wohl hätte lassen sollen; schlechte Streiche hat er aber nie gemacht, und er hat das bravste Herz von der Welt."

Ich mußte ihr doch noch näher treten.

„Haben Sie vorgestern Abschied von ihm genommen?"

„Ja."

„Sagte er Ihnen dabei nicht etwas Besonderes?"

„Ich wüßte nicht."

„Besinnen Sie sich."

„Ich wüßte gewiß nicht."

Sie sprach immer mit allen Zeichen vollster Aufrichtigkeit.

„Aber, als Sie im Walde bei ihm waren, sagte er auf einmal zu Ihnen die Worte: Gretchen, ich habe da einen Gedanken!"

Sie sah mich verwundert an, auch mit einem kleinen Schreck; etwa wie einen Menschen, von dem man unerwartet etwas sieht, das man für Zauberei halten möchte. Ein böses Gewissen war es nicht, was in ihr erschrak.

Sie vergaß in ihrer Verwunderung das Antworten.

„Sprach er nicht jene Worte?" fragte ich.

Sie wurde traurig.

„Gewiß sprach er sie, der arme Fritz."

„Und welchen Gedanken hatte er?"

„Er meinte, wenn ich hier wäre, so sollte ich meine Verwandten bitten, daß wir uns heirathen dürften, und meine Tante, daß sie uns ein kleines Capital geben möchte, um uns drüben im Hannoverschen Land zu kaufen. Meine Tante hatte Vermögen, sie hätte es wohl gekonnt."

Sie sprach auch das Alles offen und frei; ihre Trauer erschien so natürlich.

Auf einmal sah sie mich wieder verwundert, fragend an. Meine Zauberkünste fielen ihr wieder ein; sie mußte jetzt darüber im Klaren sein

„Aber woher wissen Sie, daß der Fritz jene Worte zu mir gesprochen hat?"

„Ich weiß es."

„Wir waren doch ganz allein."

Hätte ich noch einen Zweifel an ihrer Unschuld haben können, diese Worte der höchsten Unbefangenheit hätten ihn mir genommen.

Als vorsichtiger Inquirent durfte ich ihr dennoch diese Frage nicht beantworten. Ich mußte in meinem Verhöre fortfahren.

„Wissen Sie, daß Ihre verstorbene Tante ein Testament gemacht hat?"

„O ja. Sie hat mir darin fünfhundert Thaler vermacht. Mit dem Gelde hätten wir uns ja eben das Land kaufen können."

Und Mahler hatte insinuiren wollen, sie habe, um das Geld zu erben, den Mord verübt!

Ich fragte sie nach der Krankheit und dem Tode ihrer Tante. Sie antwortete auch hier mit der bisherigen Offenheit und Bestimmtheit.

„Wir fanden meine Tante schon krank, als wir ankamen; sie lag im Bette und hatte Erbrechen. Sie hatte auch schon früher oft daran gelitten. Am Morgen ließ sie Rhabarber holen; als sie den aber genommen hatte, wurde es schlimmer mit ihr. Ich war den ganzen Tag bei ihr, um sie zu pflegen; sie freute sich sehr darüber und versprach daher auch, wenn sie wieder besser werde, für mich zu sorgen und auch mit ihrem Bruder für mich zu sprechen. Auch die Frau Kühl war da. Diese blieb die Nacht bei ihr, als ich um neun Uhr Abends zu Bette ging. Ich war müde von der Reise in der vorigen Nacht. Aber schon gegen Mitternacht weckte mich die Frau Kühl: die arme Tante war gestorben."

Ich richtete specielle Fragen an sie.

„War die Frau Kühl immer bei der Kranken?"

„Nicht immer; sie mußte ein paar Mal nach Hause gehen."

Digitized by Google

„Wer blieb dann bei der Kranken?"

„Ich."

„Sie allein?"

„Ich allein."

„Genoß Ihre Tante in ihrer Krankheit etwas?"

„Das Rhabarberpulver."

„Wer reichte es ihr?"

„Der Oheim. Aber er hatte es mir gegeben, um es einzurühren."

„Das hatten Sie gethan?"

„Ja."

„Haben Sie gesehen, wie Ihr Oheim der Tante das Pulver gab und sie es einnahm?"

„Nein. Ich war unterdeß mit dem Dienstmädchen beschäftigt, die Stube zu reinigen."

„Warum hatte Ihr Oheim Ihnen die Zubereitung des Pulvers übertragen?"

„Das weiß ich nicht. Er bat mich darum; ich hatte gerade nichts zu thun."

„Was genoß Ihre Tante mehr?"

„Soviel ich weiß, nur des Mittags etwas Suppe und des Abends eine Tasse Kaffee."

„Wer gab ihr die Suppe?"

„Der Oheim."

„Und den Kaffee?"

„Auch der Oheim. Aber ich hatte ihn einschenken und Milch hinzugießen müssen."

„Trank sie ihn mit Zucker?"

„Den that der Oheim hinein."

„Sahen Sie das?"

„Ich sah, wie er ein Stück aus der Zuckerschale nahm, die auf dem Tische stand."

„Und dann?"

„Er muß es in die Tasse geworfen haben; gesehen habe ich es nicht. Aber wo sollte er es gelassen haben? Ich sah ihn auch mit dem Löffel in der Tasse rühren. Dann reichte er sie ihr und sie trank."

„That der Genuß der Suppe und des Kaffee ihr wohl?"

„Sie konnte Beides nicht bei sich behalten und mußte sich immer von Neuem danach erbrechen."

Ich war mit meinen Fragen zu Ende und mit mir im Klaren. Sie war nicht die Mörderin; jede ihrer Mienen vom Anfange des Verhörs bis zum Ende bewies es mir; jedes Wort, jedes Zugeständniß, bis zu dem letzten, der offenen, freiwilligen Erklärung, daß sie das Pulver eingerührt, den Kaffee und die Milch eingeschenkt habe.

Ich hatte nicht einmal mehr die Wahl zwischen Unschuld und vollendeter Heuchelei. So konnte, nach meinem Dafürhalten, auch die vollendetste Heuchlerin sich nicht benehmen.

Dennoch mußte ich ihr vorhalten, was ihr Oheim gegen sie insinuirt, denuncirt hatte; auf meine Physiognomik allein durfte ich mich nicht verlassen; sie konnte trotzdem schuldig sein. Nichts mehr als jener plötzliche, unerwartete Vorhalt, in einem Augenblicke, in dem sie die völlig Unschuldige, Sichere spielte, sich für völlig sicher hielt, konnte, wenn sie schuldig war, geeignet sein, zum Verräther ihrer Schuld zu werden.

„Ihre Tante," hob ich an, zwar etwas langsamer sprechend, als bisher, aber ohne besonderen Nachdruck und ohne sie irgend scharf zu fixiren; nur nachdem ich geendigt hatte, ließ ich mein Auge fest und durchdringend auf ihr ruhen; „Ihre Tante ist an Gift gestorben und Ihr Oheim gibt an, daß Sie sie vergiftet hätten."

Die ruhig gesprochenen Worte machten in der That einen überraschenden Eindruck auf sie. Sie zuckte heftig auf; dann zitterte ihr ganzer Körper; aus ihrem Gesichte war alles Blut getreten; ihre Lippen waren blau geworden; ihre Augen starrten mich an. Sie wollte sprechen und vermochte es nicht; sie war in einem entsetzlichen Zustande. Ich fürchtete einen Schlag-, einen Krampfanfall. Aber sie konnte sich aufrecht halten.

Die Veränderung war plötzlich, mit unglaublicher Schnelligkeit erfolgt. Sie versetzte mich in Besorgniß; ich machte mir Vorwürfe, daß ich einen so heftigen, ich mußte mir sagen, so rohen Angriff auf das jugendliche Geschöpf gemacht hatte; ich hätte für meinen Zweck milder verfahren können.

Sie erholte sich nur sehr langsam. Als das convulsivische Zittern aufgehört hatte, bekam sie die Sprache wieder.

„Das ist abscheulich!" rief sie. „Mein eigener Oheim!"

Weiter sagte sie nichts; aber ein Strom von Thränen folgte ihren Worten. Sie war unschuldig; sie hatte auch die letzte Probe bestanden.

Zeigte mir jene plötzliche, furchtbare Veränderung auch die Heftigkeit ihres Charakters an, von der auch ihr Oheim Kopp gesprochen hatte, eine Mörderin war sie nicht; gerade diese Heftigkeit legte Bürgschaft dafür ein. Ich ließ sie sich setzen, sich völlig erholen und ausruhen. Sie saß noch eine halbe Minute stumm; dann sah sie mit ihren dunklen Augen mich bittend, ängstlich bittend an.

„Sie haben ihm doch nicht geglaubt?" fragte sie.

Die Frage war so unschuldig, so kindlich unschuldig. Wäre ich nicht ihr Inquirent gewesen, ich hätte sie an mein Herz drücken und ihr zurufen mögen: Nein, Du gutes, unschuldiges, schändlich verleumdetes Kind; aber Dir glaube ich. — Aber ich mußte der kalte, ruhige, vorsichtige Criminalrichter bleiben.

„Ich glaube nur den Beweisen, die mir gebracht werden," erwiderte ich ihr.

Sie athmete leichter. Sie sagte nichts darauf; aber sie sah mit einer stillen Befriedigung vor sich hin, als wenn sie sagen wollte: Was ich nicht gethan habe, wie wollte man das beweisen können?

Ich richtete noch ein paar Fragen an sie.

„Wußten Sie, daß Ihre Tante vergiftet ist?"

„Ich erfuhr es von den Nachbarn, als ich heute Abend nach Hause zurückkehrte."

„Hatten Sie Verdacht auf Jemanden?"

„Ich habe an keinen Menschen in der Welt denken können."

„Auch jetzt nicht?"

„Nein, auch jetzt nicht."

„Auch nicht an ihren Oheim?"

Sie erschrak bei dieser Frage. Sie sann ein paar Secunden nach; dann sagte sie hastig, heftig abwehrend:

„Nein, nein!"

„Sie haben mir nichts weiter zu sagen?"

„Nein. Aber halten Sie auch nicht meinen Oheim für den Thäter."

„Sie können gehen," sagte ich zu ihr.

„Nach Hause?" fragte sie in einem Tone, als wenn sie einen, allerdings nur leichten Zweifel habe.

„Nach Hause."

Sie ging. Sie war nicht überrascht, verwundert, denn sie ging ruhig. Aber desto überraschter und verwunderter sah mich der Criminalactuarius an, der mir das Protokoll führte.

Ich muß hier einige Worte über ihn sagen. Er war ein Mann in den mittleren Jahren, mit einem intelligenten Gesichte. Ich hatte ihn in den wenigen Stunden, die ich ihn kannte, zu erkennen geglaubt, und ich überzeugte mich später bald, daß ich mich nicht in ihm geirrt hatte. Er gehörte zu jenen klaren und praktischen Menschen, die zu ihrem Glücke nicht, wie der große Haufe, studirt, also ihren klaren Verstand und praktischen Sinn nicht durch gelehrte Brocken beeinträchtigt haben. Er hatte aber auch andererseits, indem er gar nicht studirt hatte, seinen Geist und Sinn durch das Aufnehmen der wahren Wissenschaft in sich nicht läutern, nicht auf eine höhere Stufe erheben können. So hatte er zwar stets eine richtige Einsicht in die Bestimmungen des Gesetzes und in die Bedürfnisse der Praxis. Aber beides nur für gewöhnliche Fälle. Ungewöhnliche Ereignisse lagen außerhalb seines Verständnisses des Gesetzes wie des Herkommens, des Gebrauches, der Praxis. Durch seine Stellung unter Vorgesetzten, denen er geistig so sehr überlegen war, hatte zudem sein Urtheil für ihn selbst, wenn auch nicht die Eigenschaft der Untrüglichkeit, doch die der Richtigkeit, bis man ihm überzeugend das Gegentheil beweisen werde, gewonnen. Er war dabei zu klug und zu sehr Mitglied der preußischen Bureaukratie, um jemals anmaßend oder nur im geringsten beschwerlich zu werden.

Er sah mich verwundert an, und sagte nichts. Aber ich las in seinen Augen deutlich: Was ist denn das? Diese Person läßt er ohne Weiteres gehen, läßt er frei, die geradezu des Verbrechens bezichtigt ist, bei deren Eintreten in das Haus plötzlich Gift in dem Hause war, die den Tod mitbrachte, unter deren Augen das Gift genossen sein muß, die sogar nach ihrem eigenen Geständnisse zwei-

Digitized by Google

mal den Trank gemischt hat, in welchem fast unzweifelhaft das Gift enthalten war! Diese Person läßt er frei, weil sie ein ehrliches Gesicht machen, weil sie in etwas anderer Weise, wie gewöhnliche Spitzbuben, ihre Unschuld versichern, weil sie allerdings recht hübsch weinen kann! Nun, ich bin neugierig, wie das enden wird. Ich fürchte, ich fürchte, mit diesem neuen Herrn Director haben wir nicht viel gewonnen.

Der Mann sollte freilich noch mehr erstaunen. Sollte er auch Recht haben?

Ich hatte schon gleich nach der Vernehmung des Fleischers Kopp einen Criminalbeamten ausgesandt, die Louise Schmid herbeizuholen, jenes frühere Mahler'sche Dienstmädchen, auf das die Frau Mahler eifersüchtig gewesen, von dem aber trotzdem, und trotz dem noch immer bei Kopp vorhandenen Verdachte, nichts bekannt war, daß Mahler irgend ein Verständniß mit ihr unterhalte. Es lag nichts, gar nichts Thatsächliches gegen sie vor. Ich konnte mir das nicht verhehlen, aber eine Stimme rief mir zu: sie ist, wenn nicht selbst eine Mitschuldige, die Ursache des verübten Verbrechens; durch sie wird auch das Verbrechen an den Tag kommen. Diese Ahnung wurde immer lebendiger in mir. Ich mußte daher das Mädchen vernehmen. Und nicht blos sie. Voraussichtlich, sollte ihre Aussage von Erfolg sein, mußte ich sie vorher auf Lügen ertappen. Deshalb hatte ich durch einen zweiten Boten auch ihre beiden Eltern zum Criminalgericht abholen lassen. Zuletzt hatte ich noch etwas Anderes vor.

Alle waren mit voller Schonung nur vorgeladen, um als Auskunftspersonen vernommen zu werden. In der That war es auch so. Beiden Gerichtsboten hatte ich die möglichste Vorsicht empfohlen. Mahler durfte nicht erfahren, daß irgend Jemand von der Schmid'schen Familie am Gerichte erscheine; die zuerst abgeholte Tochter durfte von dem Erscheinen ihrer Eltern nichts wissen.

Ich vernahm zuerst das Mädchen. Es war wirklich eine hübsche, beinahe schöne Person; eine schlanke und doch runde, weiche Gestalt; ein feines Gesicht, große, tiefblaue Augen, mit dem Ausdrucke der bescheidensten, stillsten Sanftmuth.

Ich wurde beinahe irre an meiner innern Stimme. Aber ich sah ein, wie verführerisch dieses Mädchen sein konnte. Eine Mitschuldige brauchte sie ja darum nicht zu sein. Sie erschien mit ihrem ganzen sanften Wesen in dem Verhörzimmer. Sie sah mich mit ihren schönen, dunkelblauen Augen klar, ruhig erwartend an.

„Sie kennen den Fleischer Mahler?" fragte ich.

Sie antwortete mit der Ruhe ihrer äußern Erscheinung:

„Ja, ich habe bei ihm gedient."

„Wie lange?"

„Ein halbes Jahr lang."

„Warum verließen Sie den Dienst?"

„Die Frau konnte mich nicht recht leiden."

„Was hatte sie gegen Sie?"

„Sie that mir Unrecht."

„Sprechen Sie aus, was es war."

Das Mädchen wurde roth, sie schlug die Augen nieder. Es war eine natürliche Scham, die sich so verrieth. Auch ihr Zögern, mit der Wahrheit herauszukommen, sprach für sie. Nicht minder die Art, wie sie zuletzt damit herauskam.

„Sie hatte ihren Mann und mich in Verdacht mit einander. Aber ich versichere Sie, Herr Director, die Frau hatte Unrecht."

„Haben Sie, seitdem Sie den Dienst verlassen, Mahler wieder gesehen?"

„Auf der Straße."

„Haben Sie mit ihm gesprochen?"

„Im Vorbeigehen."

„Sonst nicht?"

„Ich kann mich nicht besinnen."

„Hat er Sie nie in Ihrem Hause besucht?"

„Nein."

Sie sah mich außerordentlich klar und unbefangen bei der Antwort an. Sie konnte indeß bei dieser einen Hintergedanken haben.

„Er war auch nie in Ihrem Hause?".

„Ich sage Ihnen ja, er hat mich nie besucht."

„Sein Besuch könnte Ihren Eltern gegolten haben?"

„Er war nie in unserm Hause."

Ich endete das kurze Verhör mit ihr. Sie hatte mit einer Bestimmtheit, die später keine Ausrede zuließ, abgeleugnet, Mahler anders, als auf der Straße, namentlich in ihrem Hause, gesehen zu haben. Das genügte mir für meinen Zweck vorläufig vollkommen.

Ihr Vater mußte eintreten. Es war ein Mensch von gemeinem, aber entschlossenem Aeußern. Etwas von einem Trunkenbolde glaubte man ihm ansehen zu müssen. Wenn er schon vor der Abholung mit seiner Tochter sich verabredet hatte, so war auf Widersprüche bei ihm nicht zu rechnen. Und in der kleinen Stadt hatte die Kunde von dem Verbrechen und dem gerichtlichen Einschreiten schon seit Stunden sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Schuldbewußte mußten also bereits die genauesten Verabredungen getroffen haben.

Der Mann wollte den Fleischer Mahler nur von Ansehen kennen, und in seinem Hause nie gesehen haben.

Ich vernahm die Frau, eine lauernde, verschmitzte Person. Sie machte einen noch schlechteren Eindruck, als ihr Mann.

Ihre Aussage stimmte völlig mit denen des Mannes und der Tochter überein.

Bis jetzt hatte ich für die Bestätigung meiner Ahnung noch nichts gewonnen. Das Mädchen hatte sich völlig so unschuldig und unbefangen gezeigt, wie Gretchen Kopp. Was konnte sie dafür, wenn ihre Eltern gemein aussahen? Was galt dies überhaupt für die Untersuchung?

Aehnliche Bemerkungen las ich wieder in dem Gesichte meines Actuarius, dem es nicht hatte entgehen können, welches Gewicht ich auf die Vernehmung der Familie Schmid legte.

Ich ließ die drei Personen sogleich nach Beendigung ihres Verhörs nach Hause gehen. Der Actuarius schien das wieder nicht begreifen zu können. Es war allerdings gegen die gewöhnliche Praxis. Noch weniger begreiflich war ihm das gleich Folgende.

Ich ließ den Fleischer Mahler wieder vorführen.

„Bei Ihnen hat vor nicht langer Zeit eine Louise Schmid gedient?"

Ein erdfahler Schein flog plötzlich durch sein Gesicht, und wenn auch der ganze übrige Mann fest und eisern stand, sein Auge zitterte.

War ich doch auf dem rechten Wege?

„Ja," antwortete er, und es kostete ihm Anstrengung, um nur zu dem einzigen kleinen Worte Luft zu gewinnen.

Ja, ich war auf dem rechten Wege; ich mußte es sein. Auch in dem still, zwar überrascht, aber befriedigt vor sich hin nickenden Gesichte des Actuarius las ich es. Ich hatte jetzt nur noch wenige Fragen an den Menschen, fast nur dieselben, die ich an das Mädchen gerichtet hatte.

„Haben Sie die Louise Schmid seit ihrer Entfernung aus Ihrem Hause wieder gesehen?"

„Zuweilen auf der Straße."

„Auch gesprochen?"

„Es ist möglich, im Vorbeigehen."

„Haben Sie sie in ihrem Hause besucht?"

„Nein."

„Waren Sie niemals in ihrem Hause?"

„Niemals."

Fast Wort für Wort die Antworten des Mädchens und mit völliger Ruhe und Bestimmtheit abgegeben; jenes Erschrecken hatte nur den kürzesten Augenblick gedauert. Aber ich war zufrieden; ich hatte jetzt die Fäden des Verbrechens und mußte sie nur noch zusammenknüpfen.

Mein Plan, schon gleich, als der Fleischer Kopp die Louise Schmid erwähnt hatte und ich darauf durch die Vernehmung der Gretchen Kopp die Ueberzeugung gewonnen zu haben glaubte, daß dieses Kind unschuldig sei, mein Plan, schon damals rasch entstanden, hatte während der letzteren Vernehmungen sich immer mehr entwickelt und bis in seine Einzelnheiten ausgebildet.

„Sie können nach Hause gehen," sagte ich zu dem Fleischer Mahler.

Er verließ das Verhörzimmer, ohne ein Wort zu sagen, ohne nur eine Miene zu verziehen. Aber mein Actuarius war außer sich gerathen. Es ist kein Zweifel, mit dem sind wir aus dem Regen unter die Traufe gerathen, sagte sein Gesicht.

Der brave, pflichtgetreue Beamte aber mußte noch mehr thun.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Weichselbrücke bei Dirschau.

Ein Wunderwerk der Baukunst, ein herrliches Zeugniß dafür, wie Großes Menschengeist und Menschenkraft zu schaffen vermag, ist die Weichselbrücke bei dem westpreußischen Städtchen Dirschau. Als nach vielfachem Deliberiren der Bau der Ostbahn, jenes großen Schienenweges, welcher die Metropole Preußens mit der entlegensten Provinz dieser Monarchie, Ostpreußen, verbindet, endlich fest beschlossen worden, da drängte sich die Frage in den Vordergrund und gab zu den ernstesten Erwägungen Veranlassung: „Wie kommen wir über die Weichsel?"

Diese durchschneidet nämlich die Provinz Preußen in ihrer ganzen Breite von Süden nach Norden, von der polnischen Grenze bis zum baltischen Meere. Eine Ueberbrückung der Weichsel

Die Weichselbrücke bei Dirschau.

erwies sich als unumgänglich nothwendig, weil die von einem nicht überbrückten Strome durchschnittene Eisenbahn einer durchschnittenen Pulsader geglichen haben würde. Gleichwohl stellten dieser Ueberbrückung — zumal an dem Punkte, wo die Bahn an den Strom anlief — sich so viele und große Schwierigkeiten entgegen, daß Laien wie Sachverständige in Menge an der Möglichkeit verzweifelten. Woher diese Zweifel? Die eigenthümliche Beschaffenheit der Weichsel begründete sie.

Die Weichsel ist zwar nicht einer der größten Ströme Europa's (sie steht in dieser Hinsicht nicht blos der Donau, dem Rhein und der Mehrzahl der russischen Hauptflüsse nach, sondern selbst der Elbe, indem der Lauf dieser 155, der der Weichsel aber nur 140 Meilen Länge beträgt), wohl aber der gefährlichste und am schwersten zu passirende. Fließt ein Strom von Norden nach Süden, wie beispielsweise die meisten schwedischen Flüsse, dann rollt sich im Frühlinge die Eisdecke, ganz von selber auf: die Wärme verzehrt Scholle auf Scholle, die Wasser fließen allmählich ab, der Eisgang geht ohne Gefahr für die Uferbewohner vorüber. Die Weichsel aber richtet ihren Lauf vom Süden nach dem Norden. Wenn in jenem die Frühlingssonne die Eisdecke und den Schnee plötzlich schmilzt, zerbrechen die herbeikommenden Wasser die Eisschollen und wälzen sie nicht etwa einem Meere oder einer See, sondern den nördlicheren Niederungen zu, die noch in völliger Winterruhe, von schneeiger Fessel gekettet, daliegen.

Dieses nun macht den Eisgang der Weichsel so gefährlich. Die im Strome treibenden Eisschollen häufen sich, wenn ihnen noch zu festes Eis sich entgegenstemmt, zu Bergen an, stopfen sich bis auf den Grund so fest und dicht, daß nur wenig Wasser hindurch fließen kann und der Fluß also von den Stopfungen ungemein anschwillt. Häufig wird nun wohl durch den Druck des Wassers das Hemmniß fortgeschoben und somit die Passage frei. Aber nicht selten auch tritt das Gegentheil ein. Dann wälzen sich die noch compact gebliebenen Eismassen und das aufgestaute Wasser gegen den Damm, welcher die meist noch unter dem Weichselspiegel liegenden Niederungen schützt; dieser weicht und mit furchtbarer Gewalt stürzt der Strom in das niedriger liegende Land und reißt Alles mit sich, was ihm im Wege steht, dessen Loos dann Vernichtung, Graus und Schrecken ist. Häuser, Scheuern und Brücken werden zerstört, hier Aecker ausgewühlt, dort angeschwemmt, und über die ganze Landschaft wälzen sich, oft in Meilen-Breite, sechs, acht, zehn, ja noch mehr Fuß tief die Wogen hin und verwüsten Alles. Der Schaden, den ein solcher Durchbruch (in Westpreußen gewöhnlich „Grundbruch" genannt) verursacht, ist sehr bedeutend. Außer den enormen Kosten der Zudämmung, den verwüsteten Gebäuden und Vorräthen, der verloren gegangenen Ernte, wird auch noch das (meist sehr fruchtbare) Land, welches dem Durchbruche zunächst liegt, mehrere Fuß hoch mit Sand bedeckt und so für lange Jahre hin uneinträglich gemacht.

Solch' ein unbändiger und verheerender Strom nun ist die Weichsel. Daß demnach seine Ueberbrückung äußerst schwierig, liegt auf der Hand; doppelt schwierig aber unter den gegebenen Umständen, weil nämlich aus mercantilen und strategischen Rücksichten die Route über Dirschau und Marienburg gewählt wurde und gewählt werden mußte, und also nicht blos eine Ueberbrückung des Haupt-

Digitized by Google

armes der Weichsel (bei Dirschau), sondern auch eine solche ihres Nebenarmes, der Nogat (bei Marienburg), nöthig wurde.

Die nächste Frage war: „Was für eine Art von Brücke soll gewählt werden?“ Eine hölzerne — unter den vorliegenden Umständen und bei der Wohlfeilheit des Holzes in Westpreußen weitaus die billigste — würde dem Drange der Eisschollen auch nicht einen Winter über Widerstand geleistet haben; eine gemauerte wegen der vielen Pfeiler, die sie erforderte, den Strom zu sehr eingeengt, die Passage zur Uebergebühr beschränkt und im Winter die gefährlichsten Eisstopfungen herbeigeführt haben. Eine Drahtbrücke, wie sie nun in Vorschlag gebracht wurde, würde allerdings diese Hindernisse nicht hervorgebracht haben; aber Drahtbrücken eignen sich ihres steten Schwankens, ihrer leichten Durchbiegung, ihrer Unsicherheit wegen durchaus nicht für Eisenbahnen; so blieb also nur die Wahl zwischen der Röhren- und der ihr verwandten Gitterbrücke. Man entschied sich für die letztere, als die genialere Construction. Was aber ihre Herstellung so wesentlich erschwerte, das war die enorme Länge, welche sie erforderte. Sie mußte nämlich nicht etwa blos über den hier 1260 Fuß breiten Strom geführt, sondern es mußte auch noch der Raum zwischen dem Höhenzuge von Dirschau und dem Damme des linken Flußufers überbrückt werden; Alles in Allem eine Strecke von 2668 Fuß.

Dies ist nun auch, aber nur unter Anwendung der großartigsten Mittel, nach Besiegung unendlicher Schwierigkeiten, geschehen; Schwierigkeiten, welche anfänglich unüberwindlich erschienen. Der fette Boden verlangte mühsame Vorarbeiten für die Grundlegung der Pfeiler, und die Gewalt des Stromes, welcher namentlich zur Zeit des Eisganges mit Ungestüm zwischen den hohen Uferdämmen dahin schießt, machte es wieder nothwendig, ihm so wenig Pfeiler als möglich entgegenzustellen. So mußten denn die Pfeiler so kolossale Dimensionen annehmen, wie sie gegenwärtig darbieten: 80 Fuß in der Länge, 32 in der Breite. Solcher Riesenpfeiler sind im Ganzen sieben, von denen die an den beiden Enden die Landpfeiler, die anderen fünf die Strompfeiler heißen. Interessant ist die Art und Weise, wie die Strompfeiler gebaut sind. An der Stelle, wo ein solcher zu stehen kommen sollte, schlug man in der Größe und Grundform desselben eine Pfahlwand, welche durch Einrammen mittelst einer kolossalen Dampframme in eine möglichst große Tiefe versenkt wurde, während man den seit Jahrtausenden aufgeschwemmten Triebsand so weit als möglich herauszuschaffen suchte. In diese mit Wasser ausgefüllte Grube wurde demnächst ein Pfahlrost geschlagen und darauf eine eigenthümliche cementartige Mischung, Béton genannt, geschüttet, welche im Wasser vollständig zu Stein verhärtet. Auf diese, mehrere Fuß hohe Grundlage schüttete man längs der Pfahlwand einen Fangdamm bis über den Spiegel des Flusses, worauf das Wasser aus der Baugrube ausgepumpt und das Mauerwerk der Pfeiler aufgeführt werden konnte, zu welchem man vortreffliche, auf's Sorgfältigste bearbeitete, granitne Steinquadern und Formsteine verwendete. Da, wo sich der eigentliche Wogenschwall und das Eis zu brechen hat, wählte man als Material spröde Basaltlava. Im Innern der Pfeiler sind theilweise Sandsteine von der porta Westphalica, meistens aber Ziegelsteine verwendet worden, welche in ungeheuerer Menge in der zu diesem Behufe eigens beim Dorfe Kniebau (unfern Dirschau) errichteten großen Ziegelbrennerei geformt und gebrannt wurden. Von der Großartigkeit dieser Pfeiler kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß zu ihnen allein in dem einen Baujahre 1856 3,478,000 Stück Ziegel, 14,240 Tonnen Béton und 1600 Schachtruthen (das ist soviel als 230,400 Kubikfuß) Formsteine verbraucht wurden.

So viel vom Baue der Pfeiler. Gehen wir nun zum zweiten Haupttheile der Brücke, zum Gitterwerke, über.

Der Ueberbau der Weichselbrücke besteht aus drei Theilen, deren jeder in einem Ganzen über zwei Brückenöffnungen reicht, mithin auf drei Pfeilern ruht. Die 37 F. 2 Z. hohen durchbrochenen Wände von Eisen, welche 20 Fuß „im Lichten“ von einander entfernt sind, bilden die Träger der Brücke. Ihrer Länge nach sind sie von verschiedener Stärke; der Widerstand, den sie dem Verbiegen entgegenstellen, ist, von je 6 zu 6 F. der Länge, der Wirkung des eigenen Gewichts der Brücke und der größten denkbaren Belastung überall angemessen bestimmt. Die Stäbe der Gitterwände haben verschiedene Querschnitte; die stärksten sind 5 Z. breit und 1 Z. stark, die schwächsten 4 Z. breit und nur ½ Z. stark. Sie überkreuzen sich unter rechten Winkeln von je 2 zu 2 Fuß der Gitterlänge und Höhe. Mit ihren Enden greifen sie über die verticalen Platten des unteren und oberen horizontalen Rahmens so lang hinüber, daß sie die zur größeren Befestigung dienenden Bolzen (die heiß eingetrieben und vernietet wurden) in einer ihrer Stärke entsprechenden Anzahl aufnehmen konnten. Die Haupttragfähigkeit der Gitter basirt in den „Gürtungen“ (den oberen und unteren Balken), während die dazwischen befindlichen Gitterwände nicht nur den oberen gegen den unteren Rahmen vollständig unveränderlich erhalten, sondern auch, je weiter sie von der Mitte entfernt sind, desto mehr selbst mittragen. Die Stärke der Gürtungen sowohl als der Gitterwände ist, den statischen Proportionen nach, verschieden und nach der Mitte des Trägers bedeutend zunehmend.

Der ganze Brücken-Ueberbau ruht unverschieblich nur auf der Mitte des ersten, dritten und fünften Pfeilers; alle anderen Punkte der mittleren und Endauflager sind für das Spiel der Längen-Aenderung mit Rollen versehen, welche zwischen geebneten gußeisernen Platten sich bewegen. Diese Längen-Aenderung, welche durch den Wechsel der Temperatur hervorgebracht wird, ist genau nach physikalischen Gesetzen berechnet, äußert sich an sechs Stellen der Brückenbahn und fordert einen fünf Zoll breiten Spielraum. Dieser wird innerhalb des Schienengleises mit Auszugsschienen, in den beiden Fuhrwerksbahnen zur Rechten und Linken desselben mit Bohlen, in den Fußgänger-Passagen aber — als solche dient eine an der Außenseite der Gitter zu beiden Seiten angebrachte Gallerie von 3 F. Breite, ein luftiger, Schwindel erregender Gang! — mit dünnen Eisenplatten stets überdeckt gehalten.

Für die seitliche Haltung des eisernen Ueberbaues auf den Pfeilern sind die Brückenthürme bestimmt, welche der Brücke vornehmlich das grandiose Aussehen verleihen und mit ihrem Mauerwerk, bis auf den geringen Spielraum für die Ausdehnung des Eisenwerks bei erhöhter Lufttemperatur, dicht an den eisernen Ueberbau schließen.

Die Höhe der Pfeiler vom untern Absatz (d. h. etwa vom Niveau des niedrigsten Wasserstandes an gerechnet) beträgt 35 Fuß; der höchste bis jetzt vorgekommene Wasserstand bleibt immer noch 12 bis 13 Fuß unter der Brücke. Sieht man die Gitter von der Seite her aus einiger Entfernung, so ist es schwer, das Durchbrochene, Lauben- und Spitzenartige des Baues zu erkennen. Ganz anders, wenn man die Brücke selbst betritt, und nun unter dem Gitterwerke dahinschreitet. Die imposante Höhe der Gitter (sie beträgt ja fast 40 Fuß!), welche über dem mächtigen Strome zu schweben scheinen; der eigenthümliche, hellklingende Luftzug, der durch die Gitter streicht; der Blick in die weite, nur am äußersten Horizonte durch Höhenzüge schwach begrenzte Ferne; der schöpferische Gedanke, der aus dem Werke redet; das Alles erzeugt einen Eindruck, der erhebend und überwältigend wirkt, ähnlich demjenigen, der uns ergreift, wenn wir das Schiff eines gothischen Domes durchschreiten und der Fuß zögernd nur die Quadern des Estrichs betritt, während die Blicke forschend und bewundernd zu den ihnen kaum erreichbaren Spitzbogen der Decke schweifen. Wie Geisterlispeln säuselt der Luftzug durch die hohen Münsterräume; heilige Schauer ergreifen uns, Bilder aus den längst entschwundenen Tagen, wo dieser Dom entstand, tauchen vor unserem inneren Auge auf: da dringt, die hehren Räume mit magischem Lichte übergießend, ein Strahl der Sonne durch die buntgemalten Scheiben der hohen Spitzbogenfenster und führt uns freundlich zur Gegenwart zurück.

Aehnlicher Art sind die Betrachtungen und Gefühle, welche uns ergreifen, wenn wir auf dieser Brücke stehen, den Blick in die Ferne gleiten lassen, und dabei Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieses Riesenbaues erwägen. Jetzt steht das Werk als ein vollendetes vor unserem Auge. Der Reisende, der im glänzenden Waggon durch diese luftige Halle rollt, wird wohl kaum in einem unter hundert Fällen daran denken, daß zwölf Jahre (fünf der Vorarbeiten, sieben des eigentlichen Baues) erforderlich waren, dies Wunderwerk zu schaffen; wird weder der Gedankenarbeit in den Köpfen der kühnen Techniker, die es schufen, noch der tausend Handlanger sich erinnern, die, wenn sie auch nur Steine auf Steine legten, nur Eisen zum Eisen schweißten, dennoch dazu beitrugen, daß das Gedachte in's Leben trat und unsere Zeit und Deutschland ein Bauwerk erhielt, welches sich den kühnsten, herrlichsten baulichen Schöpfungen aller Zeiten und Länder dreist zur Seite

Digitized by Google

stellen darf. Glatt, schmuck und wie geleckt* steht jetzt das Ganze vor uns, wie ein Soldat auf der Parade, und von all' den gewaltigen Vorrichtungen, welche die Hauptarbeit erforderte — von all' diesen Schuppen, Scheunen, Schienenhaufen, Werkstätten, Dampfmaschinen und Barracken, von all' dem bunten und doch arbeitsamen, chaotisch ausschauenden und doch geordneten Treiben, das einst auf dieser Stätte wogte — ist kaum eine Spur noch übrig! Und doch ist gerade das Werden das Interessanteste, denn es ist das Leben; hinter dem Gewordenen, Fertigen lauert, wie ein blasses, unabwendbares Fatum, die Vernichtung. Auch die Weichselbrücke wird ihr zum Raube werden, denn sie ist ja das sichere Loos alles Irdischen; aber Jahrhunderte werden vergehen, ehe diese Katastrophe eintritt, Jahrhunderte lang wird sie das Staunen und die Bewunderung der Welt erregen; denn was so laut und eindringlich aus diesen gigantischen Eisenstäben, diesen kolossalen Pfeilermauern zur Jetzt- wie zur Nachwelt spricht, das ist die allbezwingende, an Alles sich wagende, vor Nichts zurückbebende Menschenkraft; ist jener Geist, der aus den egyptischen Pyramiden und den Werken der stolzen Roma spricht; jener Geist der Gottähnlichkeit im Menschen: der Geist des Ewigen in der Endlichkeit. Und so wird denn auch Dirschau's Weichselbrücke ein ewiges Werk sein; denn seine Kunde wird dann noch leben, wenn vielleicht nach einem Jahrtausend kaum noch die verwitterten Trümmer des letzten Pfeilers aus dem Strome ragen!** **O. J.**

* Das schmucke, frische Aussehen rührt namentlich auch von dem rothen Oelanstrich des ganzen Gitterwerks her, durch welchen das Eisen zugleich vor dem Rosten geschützt wird, während wieder das sämmtliche Holzwerk der Brücke zur besseren Conservirung mit Kupfervitriol getränkt ist und die Eisenbahngehänge mit Eisenblech beschlagen sind, um einen Brand zu verhüten, der etwa durch das Herausfallen von Coles aus den über die Brücke sausenden Locomotiven entstehen könnte.

** Zum Schluß dieses Artikels sei noch angeführt, daß, so neu auch die Erfindung und Anwendung der Gitterbrücken ist — die beiden auf der Ostbahn (die Dirschauer und die kleinere bei Marienburg) angelegten sind bis jetzt noch die einzigen im preußischen Staate, und dürften auch im übrigen Deutschland nur wenig Colleginnen haben — man doch bereits die Erfahrung gemacht hat, daß sie sich durch Sicherheit beim Gebrauche und verhältnißmäßige Billigkeit der Herstellung vor den gewöhnlichen Brücken vortheilhaft auszeichnen. Aus diesem Grunde hat das königlich preußische Ministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten — in dessen Hand die Leitung der Staatseisenbahnen und die Oberaufsicht über die Privatbahnen dieses Landes liegt — denn auch kürzlich sich dahin entschieden, in der Regel für diejenigen Fälle, wo bei Anlage gewöhnlicher Brücken die Errichtung eines oder mehrerer Strompfeiler erforderlich wäre, Gitterbrücken, sowohl bei dem Neubau von Eisenbahnen als auch bei dem Umbau von Brücken auf schon bestehenden Bahnen, anzuwenden Dieser Vorgang des das größte Eisenbahnnetz habenden deutschen Staates dürfte auch anderwärts in Deutschland baldige Nachahmung finden. D. Vers.

Mutterpflichten und Mutterfünden.

Von einem Lehrer und Erzieher.

Mutterfünden.

Wenn das Muttergefühl mit seinem ersten Entzücken den weiblichen Busen durchbebt, dann erheben sich wohl in jedem Mutterherzen heiße Wünsche für des Kindes Glück, Ahnungen von dem, was die Mutter sein kann, sein soll, und fromme Entschließungen, was die Mutter dem Kinde sein und werden will. Ein Bild malt sie sich aus voll Lust und Liebe. — Das ist das Werk der Natur, o würde nur ein Theil von diesen Phantasien Wirklichkeit! Allein Gewohnheit schwächt die Freude ab. Bald das tägliche Geschäft der thätigen Hausfrau, bald die Ansprüche des geselligen Lebens, die Convenienzen und die zerstreuenden Genüsse desselben verwischen jenen ersten Eindruck einiger heiligen Momente, entfremden die Mutter den Kindern, und dann ist das bedauernswerthe Verhältniß erreicht, welches leider zur Zeit immer mehr „modern" zu werden und zum bon ton zu gehören scheint.

Nachdem die jungen Mädchen aus den Töchterschulen oder Töchterpensionaten entlassen sind, in welchen sie mit wenigen Ausnahmen einzig und allein für das „Erscheinen" zugestutzt werden, so geht von Stund an ihr und ihrer eitlen Mütter Streben vornehmlich dahin, „Effect zu machen" und zu „erobern." Zu dem Ende muß ihre „Erziehung" hin und wieder noch „vollendet" werden. Piano spielen und Singen, Tanzen und Malen, Unterhaltung führen, Putzen und Coquettiren sind unvermeidliche Kenntnisse und Fertigkeiten. Wehe dem Mädchen, dem sie fehlen! Ihr Loos ist Verachtung aller ihrer Schwestern. In minder anspruchsvollen Kreisen muß das erwachsene Mädchen eine Zeit lang „den Haushalt erlernen." Wie und wo aber wird das junge Weib für den Mutterberuf vorbereitet? — Unvorbereitet und mit Werth und Wesen dieser natürlichsten aller weiblichen Berufspflichten unbekannt, treten die meisten in den Ehestand, und glücklich sind noch die Kinder zu schätzen, deren Mutter sich durch ihr natürliches Gefühl leiten läßt. — Wir wollen nicht weiblichen Berufsanstalten („Universitäten") das Wort reden, sie sind gefährlich. Aber für eine unabweisbare Pflicht müssen wir es erklären, daß das Mädchen sich auf den Mutterberuf vorbereite. Die Familie, das deutsche Haus, der Kinderkreis, die Kinderstube sind die geeignetsten Stätten, wo unter Aufsicht und Leitung einer gebildeten und verständigen Mutter das Mädchen sich vorbereiten kann, und einer solchen Mutter Lehre und Beispiel muß die reichen natürlichen Anlagen des Weibes zu duftigen Blüthen entfalten. — Auch unter den Erziehungsschriften gibt es Bücher, die im zugänglichen Gewande das Mädchen vorzubereiten vermögen, einige unter ihnen aus weiblicher Feder. — Wie selbst die Schule schon diesen weiblichen Beruf nicht unbeachtet lassen darf, hoffen wir später darzuthun. — Wenn aber Männer von wissenschaftlicher Bildung und pädagogischem Takte Vorlesungen hielten, und die Zeitschriften ihre Spalten diesem Gegenstande mehr öffneten, so wären auch damit mindestens Anregungen gegeben.

Eine an Genuß und Vergnügen gewöhnte Mutter, die schon seit ihrem zwölften Jahre die „Dame" gespielt, alle Moden mit durchgemacht, von allen Freudenbechern genascht, thés dansants und Bälle besucht und die Huldigungen (pour ainsi dire) der Männerwelt empfangen hat; eine solche Mutter ist für die höchste und natürlichste Freude des Weibes, für die Mutterfreude verdorben. Mag sie eine solche bei Gelegenheiten affectiren, es ist rein äußerer Schein, wie Alles, was man an ihr sieht. Die tiefe, innige, beseligende, zum höchsten Opfer begeisternde Mutterfreude, Mutterliebe — wie sie jedem fühlenden Wesen der Natur eigen ist — kennt sie nicht, als aus Romanen; sie ist ihr eben auch nur romantisch; wirklich, selbst empfunden wird sie nicht. — Tritt sie in die Kinderstube hinein, da blüht ihr nur Verdruß statt Freude. Das Geräusch, das fröhliche Tummeln, das Weinen und das Jauchzen können ihre „zarten Nerven nicht vertragen" und ihre Roben-Crinoline und eine ganze Reihe von Putzsachen können das Nahen der Kinder eben so wenig vertragen. Wenn die Aerzte dann klagen über Verwahrlosung der Körpers, so haben wir Erzieher noch weit mehr über geistige und sittliche Verwahrlosung zu klagen.

Wärterinnen und Dienstboten werden so oft mißachtet; ihr Betragen, ihre Sittlichkeit, ihre mangelhafte Bildung so sehr gerügt. Schränke, Keller und Cassen sind sorgfältig vor ihnen verschlossen. Die Kinder aber, den köstlichsten Schatz der Eltern, vertraut man ihnen unbedenklich an. — — Wir erachten es für unerläßliche Pflicht jeder Mutter, sich ihren Kindern ganz zu weihen, einen Theil ihrer Vergnügungen und Genüsse ihnen zu opfern, unter ihnen ihren Thron aufzuschlagen, ihre kleinen Freuden und Leiden zu theilen, die Eindrücke zu überwachen, welche die jungen Seelen empfangen, und mit ängstlicher Sorgfalt alle, auch die kleinsten Regungen ihres seelischen Lebens zu beobachten. Das Vertrauen und die ungeheuchelte Liebe der Kinder wird sie belohnen, jeder dazu verwandte Tag ihr höhere Befriedigung gewähren, als ein Tag des rauschendsten Genusses.

Die meisten Eltern und viele Erzieher wollen mit Worten erziehen. Sie ertheilen Befehle und Verhaltungsregeln, sie predigen und moralisiren, sie warnen, drohen und strafen fast ausschließlich mit Worten, mit Phrasen. Das ist eine traurige Täuschung. Erziehen heißt handeln. Die Thaten des Erziehers vollbringen die Erziehung und durch sie erhalten seine Worte erst Werth und Bedeutung. Wir müssen mehrfach hierauf zurückkommen.

Die erziehende Mutter verlangt Resignation Die Kinder sollen sich etwas versagen können. Sehr schön! Sie befiehlt, sie

Digitized by Google

überredet, sie schildert, sie warnt, sie droht und züchtigt endlich: vergeblich! zur freien Entsagung des Genusses kommen sie nicht, denn die Mutter vermag sich selbst nichts zu versagen, und das wissen die Kleinen besser, als die Mutter, die nicht auf sich Acht hat. Sobald sie aber die Mutter ohne Rumor und freudig Opfer bringen sehen, lassen sie sich leicht und willig daran gewöhnen und ein einziges Wort der leisen Anerkennung wiegt jener tausend auf.

So lange die Mutter sich nicht scheut, die Kleinen im Scherz und Ernst zu täuschen, oder den Vater oder Andere, werden alle moralischen Predigten und die härtesten Strafen das Kind nicht zur Offenheit, zur Wahrheit führen. Die Reinlichkeit und Ordnung, die Pünktlichkeit, die Vorsicht und Bedachtsamkeit, Bescheidenheit und Anstand in Benehmen und Sprache muß das Kind der Mutter absehen können (natürlich auch anderen Personen, mit denen es in Berührung kommt), wenn dasselbe sie lernen, lieben und üben soll. — Darum achtet die verständige Mutter (wie auch jeder Erzieher) auf sich selbst mit der größten Sorgfalt und führt die Kinder mitten in die Sache hinein, benutzt die Gelegenheiten ihres kleinen Kreises, um sie zu gewöhnen, und erspart sich Verdruß und alle vergeblichen Redensarten und Scheltworte.

„Ich erziehe meine Kinder mit der größten Strenge," rühmt jene Mutter von sich. Nehmen wir doch diese mütterliche „Strenge" ein wenig näher in Augenschein! — Die Kleinen haben sich unter den Augen der Mutter eine Zeitlang beschäftigt, plötzlich ist es die strenge Mutter überdrüssig und die Ruhe verschafft ihr Ruhe. — Wirklich, diese Strenge ist eine sehr sonderbare. Dasselbe, was viele Male erlaubt ist, zieht den Kindern Strafe zu. Die Kinder folgen bewußtlos ihren Neigungen, kein freundliches Leiten, kein Ablenken ihrer Thätigkeit auf ein anderes Gebiet, kein Blick, kein Wink der Mißbilligung, keine Frage nach der Ursache — das Alles ist ja keine Strenge. Sobald die Mutter irgend eine Unbequemlichkeit von ihrem Treiben empfindet, Heftigkeit, Zürnen, Scheltworte und Strafe! — Strafen ist kein Erziehen! — Die Strafe ist das letzte und folglich das seltenste Erziehungsmittel, kein Mittel, um des Erziehers Verdruß austoben zu lassen. Züchtigung ist nur dann am Platze, wenn das Kind mit Bewußtsein das Unrechte thut.

Miene, Wesen und Verhalten der Mutter muß gleichmäßig ruhig, heiter, freundlich sein. Es muß dem glatten Spiegel eines ruhigen See's gleichen, aus dessen Grunde stets nur die Sonne der Liebe niederstrahlt. Heftiges Zürnen und Schelten, lieblose und unästhetische Ausdrücke, lautes, lärmendes Gebahren und nie endendes „Klapfen" ist keine Strenge, ist kein Erziehen. Es ist ein völlig zweckloses, unvernünftiges und seiner traurigen Einflüsse — auf die Mutter selbst, sowie auf die Kinder — halber durch nichts zu entschuldigendes Verhalten. Der wirklichen Strenge aber ist ebenfalls die Mutter nicht zu entbinden. Sie ist aber auch nichts Anderes, als das unerschütterliche Festhalten an dem einmal ausgesprochenen Willen, mit anderen Worten, Consequenz. Damit dies möglich werde, muß solcher Willensausdruck möglichst selten vorkommen, ein freundlicher Wunsch oder Wink der Mutter und, im besten Falle, das in den Kindern selber erregte freie Gefühl für's Rechte und Schöne muß in den meisten Fällen genügen. Eine große Anzahl von Gesetzen kann der Erzieher selbst nicht, geschweige die Kinder behalten. Ferner muß der Ausdruck des Willens wohl überlegt sein, nicht eine augenblickliche Laune, die uns nöthigt, selbst ihn wieder aufzuheben, weil kein Kind ihn ausführen kann oder mag.

Ein solcher Ernst und solche Strenge schließt die Freundlichkeit nicht aus, dieselbe bleibt vielmehr die Alles beherrschende Gebieterin.

Mutterliebe ist vielleicht die edelste und stärkste Empfindung, deren ein Menschenherz fähig ist. Mütterliche Zärtlichkeit rührt jeden Menschen. Hochachtung und tiefe Verehrung daher diesen Genien der Menschheit! Allein was Mütter manches Mal mit diesem Namen belegen, das verdient sie nicht. — Welche Gewalt üben oftmals Kinder über die Mutter aus — oft durch Verstellung! — Sie weinen schmerzlich, sie stellen sich ungebehrdig, sie schmollen oder toben oder schmeicheln, warum? — Weil sie die schwachen Seiten der Mutter genau kennen, und sie greifen sie so geschickt an, daß sie in der Regel ihren Willen durchsetzen und recht verzogene und noch dazu verschlagene Kinder werden. Es ist unvergleichliche Schwäche, wenn die Mutter sich durch jedes Weinen rühren läßt, keinen Wunsch verweigern, keine Bitte abschlagen, keinen Befehl durchsetzen kann; und strömte ihr Herz gleich über von zärtlicher Besorgniß, und wäre es ihr heißester Wunsch, ihr ganzes Streben, ihnen eine gute Mutter zu sein: sie könnte es nicht sein. Die Mutter bedarf neben der Seelenruhe auch der Seelenstärke für ihren Beruf.

Kennen die verehrten Leserinnen den Schmerz der Mutter über ungerathene Kinder, die Thräne, die vom Auge rinnt und in's Gewissen den Vorwurf der Selbstverschuldung brennt, das von Aerger und Kummer gebleichte Haar und das von Kindern gebrochene Herz? — Sie sind nur zu häufig zu finden!

Kennen dieselben den Stolz, die Wonne der Mutter am Arme des edlen, des dankbar ihre Hand verehrenden Kindes, die Thräne der glücklichsten Rührung, die sie erquickt, im Auge? — Sie sind nicht allzuhäufig zu finden! — Dann kennen sie auch Strafe und Lohn!

Von den schwarzen Bergen.

I.

Die Bucht von Klek und die Ausschiffung der türkischen Truppen.

Von einem österreichischen Marineoffizier.

Dalmatien ist ein wenig gekanntes Land und die Bucht von Klek, welche neuerdings bei Gelegenheit der Landung der türkischen Truppen so oft in der Presse genannt worden ist, ein noch weniger gekannter Theil dieses doch recht interessanten Küstenstriches des adriatischen Golfes. Im südlichen Dalmatien, wenige Stunden von den Mündungen der Narenta, des größten Stromes der westlichen Türkei, entfernt, erstrecken sich die Grenzen des osmanischen Reiches bis an die Gestade der Adria mitten in österreichisches Gebiet hinein und türkische Lande umgeben die blos in ihrem nördlichen Theile zu Oesterreich gehörenden Gewässer der dort befindlichen Bucht von Klek.

So interessant, romantisch, voll herrlicher Partien und üppiger Vegetation das nahe Sumpfthal der Narentamündungen sich zeigt, so öde, wüst und einförmig ist die Gegend um Klek. Dort eine reizende Landschaft, hier nichts als kahle, schroffe Berge, nur hier und da niedriges, verkrüppeltes Gebüsch oder Olivenbäume mit ihrem monotonen Grün. — Einige wenige, ärmliche Hütten, am Ausgange einer Thalenge gelegen, der einzigen in der Umgegend, die etwas Ackerland zwischen dem ringsumher liegenden zackigen Gestein und eine größere Olivenpflanzung aufzuweisen hat, bewohnt von armen Hirten, deren Ziegen und Schafe das wenige Grün noch mehr am Gedeihen hindern, deren einziger Erwerb eine glückliche Olivenernte, Fischfang und vielleicht etwas Tabakschmuggel ist, dies ist der Ort Klek im oberen österreichischen Theile der Bucht. Am Ausgange dieser Thalenge steigt das Gebirge steil hinan; — eine kahle Felswand, auf deren First ein Kirchlein, wieder einige Hütten, ein Fleck mühsam bebauter Erde, dann abermals Fels, Gerölle, Gestein!

Unten am Gestade, am äußersten Ende der Bucht, steht neben der Ruine eines alten verfallenen Thurmes ein kleines Wachthaus, da weht auch täglich von Sonnenauf- bis Untergang der türkische Halbmond, bezeugend, daß man sich auf Grund und Boden Sr. Großherrlichkeit des Sultans befindet. Einige Albanesen bewohnen dieses Gebäude und halten die Grenzwache. — Dort verflacht sich die Gebirgskette, bildet ein längliches Thal, macht einen stumpfen Winkel und erstreckt sich dann, im Berge Klek sich noch einmal steil erhebend, gegenüber dem Festlande in eine niedrige, schmale, fast ganz unbewohnte Landzunge abfallend, gegen NW bis auf sechs Seemeilen in die See hinaus.

Dadurch wird eine vollkommen geschützte, von allen Seiten geschlossene Bucht mit gutem Ankergrund in ihrer ganzen beträchtlichen Ausdehnung gebildet, ein prächtiger Hafen für eine ganze

Digitized by Google

Flotte, für jede Zahl und Gattung von Schiffen. Dalmatien hat viele solche von der Natur geschlossene, gut gedeckte Buchten und Baien, aber nächst den Bocche di Cattaro ist sicherlich die Bucht von Kiek eine der vorzüglichsten. Doch da die Landzunge und ein Theil des diese Gewässer einschließenden Festlandes türkisches Gebiet mitten in österreichischen Landen und See sind, so hat man die ganze Bucht für ein **Mare clausum** erklärt: keiner Nation Schiffe dürfen dort einlaufen oder ankern, nicht einmal den Fischerbarken ist der Aufenthalt im Innern desselben gestattet. Die See ist daher ganz unbelebt und öde, kein Kiel durchfurcht die Wellen, kein Fischer zieht hier seine Netze, ruhig und unbesorgt leben hier die Bewohner des Meeres vor den Nachstellungen der Menschen.

Sowie die See also öde, verlassen und ruhig ist, so sind es auch die unwirthlichen Gestade, die sie einschließen. Es ist wirklich eine traurige, einförmige Einöde, doppelt traurig, doppelt einförmig für die jungen, lebensfrohen Officiere des dort stationirten österreichischen Kriegsdampfers, der, in der Nähe des Ortes Kiek geankert, die Bestimmung hat, die Regeln dieses Mare clausum aufrecht zu erhalten, daher sie sich immer darnach sehnen, daß irgend ein Ereigniß eine Abwechselung in ihr hier sehr monotones Seemannsleben bringen möchte. — Begierig wurden daher die Nachrichten über die Aufstände der Raja's in der Herzegowina gelesen. Schon lange spukte es in den verschiedensten Journalen davon, wie die Montenegriner, dieses unruhige Bergvolk, nicht mehr Platz hätten in ihren Höhlen und Felsen, wie sie oft räuberisch in türkisches Gebiet einfielen und auch die Raja's zum Aufstande gegen deren Oberherrn, den Sultan, aufstachelten. — Jedes Zeitungsblatt beinahe brachte neue Erzählungen von frischen, frechen Gräuelthaten der übermüthigen Montenegriner und allgemein verlautete das Gerücht von einem energischen Auftreten der Türken gegen diese Uebergriffe, namentlich wurde eine Landung türkischer Truppen in Kiek erwartet.

Es kamen bereits bestimmte Nachrichten, daß für diese Landung eine besondere Ausnahme gemacht und die Erlaubniß zum Einlaufen der Schiffe in die für alle Nationen geschlossene Bucht gegeben werden solle, und daß mehrere Schiffe größerer Gattung die Truppen von Constantinopel hierherführen, ausschiffen und das österreichische Wachschiff dabei interveniren sollte. Die Landung einer größeren Truppenabtheilung aber war für Kiek so ungewöhnlich, so unerhört, daß man, obwohl die Nachrichten schon bestimmt und zuverlässig waren, noch immer nichts recht glauben wollte.

Indessen wurde es lebendiger, interessanter in der Bucht. Der österreichische Dampfer St. Lucia war auch angekommen, um bei der Landung gegenwärtig zu sein. Man disputirte und politisirte fortwährend über die Türken und Montenegro. Vom südöstlichsten Theile der Bucht, dort, wo der Wachtthurm liegt, gegen Neum hinauf, wurde eine soi disant-Straße von den türkischen Unterthanen hergestellt, d. h. das Gestrüpp wurde hier und da, wo es gar zu dicht war, abgehauen und einige Steine bei Seite geschafft, ein miserabler Weg. Ein Matrose wurde an der äußersten Spitze der Landzunge, an der sogenannten Santa turca, mit einer Flagge als Ausluger aufgestellt, um die zu erwartenden Schiffe zu signalisiren. Boote fuhren mehrere Male des Tages in die See hinaus, beim Wachtthurme brannte allabendlich ein mächtiges Feuer: Alles wegen der Türken.

Im türkischen Orte Neum zeigte sich auch schon reges Leben. Ganze Heerden von Maulthieren wurden aus dem Innern des Landes zum

Die Bucht von Kiek, nach der Originalzeichnung eines österreichischen Marineofficiers.

Digitized by Google

Transport der Bagage und Lebensmittel zusammengetrieben und der Pascha von Mostar mit einem kleinen Gefolge war dort angekommen. Den Mann mußte man sich ansehen, wie er mit seiner türkischen Gemächlichkeit in diesen elenden Behausungen sich eingerichtet hatte. Vielleicht konnte man auch einiges Neue von ihm erfahren. Es wurde ihm daher eine Visite abgestattet. Er hatte sich auch hier, so gut als es eben ging, mit allem Comfort, d. h. auf orientalische Manier, umgeben. — In dem besten Hause, aber auch nur einer Hütte, wurde ein Gemach ganz mit Teppichen und geflochtenen Strohmatten belegt, an den Wänden einige Polster statt Divans ausgebreitet, eine immer Kaffee siedende Küche eingerichtet und das Meublement war besorgt. Der Pascha selbst war ein corpulenter, gemüthlicher Mann, der blos türkisch sprach und auf den Kissen hingekauert den ganzen Tag seinen Tschibuk schmauchte. — Merkwürdig waren die kleinen Füße an den dicken Beinen, sie hätten keinem unserer Dandies Schande gemacht, und wundern mußte man sich, wenn man daran dachte, wie diese Figur mit ihrem Embonpoint und ihrer Unbeholfenheit die Reise von Mostar hierher auf diesen elenden Wegen gemacht hatte. — Von der Ankunft der Truppen wußte auch er nichts Bestimmtes.

Mehr als drei Wochen waren schon seit diesen Vorbereitungen verflossen, und noch schien es nicht Wahrheit werden zu wollen. Entweder ging man in Constantinopel mit gewöhnlicher muselmännischer Saumseligkeit zu Werke oder die Schiffe hatten auf der See übles Wetter, welches sie am Weiterkommen hinderte.

In Klek gab man sich schon den verschiedensten Vermuthungen hin, da schwenkte eines schönen Morgens, es war am 23. März dieses Jahres, der an der Spitze der türkischen Landzunge auslugende Matrose die Flagge zum Signal: die türkischen Schiffe in Sicht. Bald darauf sah man auch von Klek aus diese das äußerste Vorgebirge passiren.

Langsam und vorsichtig bewegte sich der mächtige Körper des Schraubenlinienschiffs Perki Zaffer mit 94 Kanonen (ein Zweidecker) und die Schraubenfregatte Gevan Bahri mit 38 Kanonen, beide Fahrzeuge gepfropft voll Truppen, den ihnen fremden Gewässern der Bucht von Klek zu. Vom Dampfer Lucia wurde ihnen ein Boot mit einem Officier entgegengeschickt und lootste sie in das Innere der Bucht auf ihren Ankerplatz.

Die österreichischen Dampfer hatten unterdeß geheizt, kamen bald nachgesteuert und legten sich in der Nähe der türkischen Schiffe vor Anker. — Unverzüglich begann die Ausschiffung der Truppen, die vom Deck herab und aus allen Kanonenpforten sich die fremden unwirthlichen Gestade des Landungsplatzes neugierig betrachteten.

Was für ein reges Leben und Treiben brachte dies in die sonst so öde, ruhige Bucht! Früher nichts, als das kleine österreichische Wachtschiff Achilles, ganz verborgen in einer kleinen Valle (Einbuchtung) im nördlichen Theile der Bucht vor Anker liegend, keine Barke, kein Fischerboot, am Lande einige Bauern, mühsam die wenige Erde zwischen den Steinen auflockernd und Hirten, ihre Schafe und Ziegen weidend! — Und jetzt: ein gewaltiges Linienschiff, eine Fregatte, zwei Dampfer, nebst einer Unzahl immer ab- und zufahrender Boote, und die Gestade, die Hügel und Berge ringsum belebt, wie Ameisenhaufen, von der Menge der gelandeten Truppen. Welch' ein fremder, sonderbarer Anblick für die ruhigen, eingezogenen Bewohner der Umgegend und auch für die des „Achilles." Man glaubte sich gar nicht mehr in Klek, sondern dachte eher eine Scene des Krieges im Orient mit dessen großartigen Truppenlandungen hier dargestellt zu sehen. Man fühlte, daß Klek, die verborgene, einsame Bucht, eine wichtige Station geworden sei.

Um die Landung der von der Seereise ermüdeten Truppen — im Ganzen 3600 Mann Nizams (d. i. reguläres Militair) nebst Feldgeräthe, einer Batterie von Gebirgshaubitzen, Munition und den Pferden des Generals — schneller bewerkstelligen zu können, als dies mit Booten hätte der Fall sein können, weil die türkischen Schiffe beinahe in Mitte der Bucht, weit vom eigentlichen Landungsplatze entfernt lagen, so ersuchte der Obercommandant der Expedition Kadri Pascha* um Beihülfe des österreichischen Dampfers Achilles. — Dieser heizte sofort, begann alsbald zu dampfen und legte sich in die Nähe des Linienschiffs, von wo man fort und fort die schwer bepackten, ermüdeten Soldaten so dicht als möglich in die Boote lud, welche dann vom „Achilles" in Schlepp genommen und zum Landungsplatze geführt wurden. Kaum waren die Boote geleert, so wurden sie zum Schiffe zurückbugsirt, um wieder neue Ladung einzunehmen. Auf diese Weise wurde die Ausschiffung den ganzen Tag fortgesetzt und ging sehr schnell von statten.

In der Nähe des Landungsplatzes, an dazu möglichst geeigneten Punkten, wurden in aller Eile sofort zwei Bivouacs aufgeschlagen, um die von der ungewohnten Seereise und von dem schlechten Wetter sehr erschöpften Truppen einigermaßen zu restauriren, bevor sie den Marsch durch die unwirthlichen Gegenden in der Richtung nach Trebigne gegen die Grenze von Montenegro antreten sollten. Der steinige Boden wurde, so gut es ging, geebnet, das Gesträuche abgehauen und dann die Zelte ausgespannt; alsbald stieg auch der Rauch von einer Menge von Wachfeuern zum Himmel empor, denn die Luft war noch empfindlich kalt.

Die Soldaten hatten ein ziemlich gutes Aussehen, freilich hatte das enge Beisammenleben auf der neuntägigen Seereise nicht gut auf sie gewirkt, sie waren auch nicht besonders rein und nett, aber doch so ziemlich egal und in mancher Beziehung praktisch adjustirt, so z. B. hatten sie eine Art von Gamaschen aus Schaffellen, die bis unter das Knie reichten und den Fuß vollkommen schützten, gewiß für diese steinigen Gegenden sehr zweckmäßig. — Sie trugen blaue Röcke und Hosen, einen blaßgrauen Mantel aus sehr dickem Stoffe und als Kopfbedeckung den türkischen Feß. Die Bewaffnung war durchgehends mit langen Kapselgewehren. Nur ihre voluminösen Tornister waren zu schwer geladen, denn außer Mantel, Reserveschuhen u. s. w. war noch eine Kotze und ein kupferner Kochkessel daran geschnallt, welches die Last für den Marsch durch dieses Gestein und besonders auf die Dauer etwas zu unbequem und schwierig machte. Trotzdem krochen sie doch wohlgemuth, obwohl langsam, weiter.

Zur großen Befriedigung Kadri Pascha's, der froh war, seine Truppen bald im Lager zu haben, und dem österreichischen Commandanten persönlich hierfür seinen Dank abstattete, setzte man derartig den ganzen Tag die Landung fort. — Bis gegen Nachmittag ging auch Alles glücklich von Statten. Ueber die Hälfte der Mannschaften und ein großer Theil des Gepäcks waren schon in den Bivouacs untergebracht. Es war drei Uhr vorüber, der Achilles wartete beim Linienschiff auf frisch geladene Boote, indeß die näher am Lande liegende Fregatte Gevan Bahri ihre Truppen zum Theil auch selbst mit Hülfe ihrer Boote ausschiffte. Da erscholl plötzlich Hülferuf. Eines der Boote, welches, wahrscheinlich zu voll geladen, von der Fregatte gegen das Land zu sich entfernte, schlug plötzlich um, und Alles versank in die Tiefe. — Noch weiß man nicht die eigentliche Ursache, ob das Boot leck, ungeschickt geleitet oder zu voll geladen war. Die See war nur wenig bewegt.

Kaum aber hörte man das verworrene Geschrei in dem untern Theile der Bucht und den Tumult, der dabei und unter den in der Nähe des Unfalls am Lande anwesenden Leuten entstand, so hatte sich schon im Nu ein Boot mit kräftigen Matrosen behende bemannt und, von einem Officier geleitet, vom Achilles entfernt, und eilte pfeilschnell dem Unglücksplatze zu. Indeß obwohl es das erste zur Stelle war, und ihm bald eine Menge anderer Boote folgten, so gelang es doch nur, drei Menschenleben den Fluthen zu entreißen. Mit Theilnahme und Bedauern waren alle Fernröhre, Aller Blicke auf jene Gegend gerichtet, doch blieben die fortgesetzten ferneren Versuche durchgehends erfolglos. Die See wollte ihre Opfer behalten.* Die Leute waren zu schwer bepackt, um sich retten zu können. Man sprach von 20 Mann, die ertrunken sein sollen.

Andern Tages bis Sonnenuntergang waren beide Schiffe von ihrer Ladung entblößt, und alle 3600 Mann ausgeschifft. Gegen Abend brachte man noch Pferde, Munition und die Gebirgshaubitzen an's Land, wo es jetzt noch lebhafter und reger herging, um alle diese verschiedenen Gegenstände weiter zu schaffen. Von den Truppen hatte sich schon ein Theil in Marsch gesetzt, um den Uebrigen mehr Platz in den dürftigen Bivouacs zu machen.

Den folgenden Tag, nachdem die Landung beendet war, hatten die Officiere der österreichischen Dampfer Zeit und Muße, die inneren Räumlichkeiten und Einrichtungen der türkischen Schiffe zu betrachten. Eine Gesellschaft, die von dem zwei Stunden entfernten Orte Stagne angekommen war, um sich das Linienschiff als ein für sie noch nie dagewesenes Schauspiel anzusehen,

* Vielen Gerüchten zufolge soll dieser General in dem jüngst bei Grahowo zwischen den Türken und Montenegrinern abgehaltenen mörderischen Treffen den Heldentod gestorben sein, nachdem er gesehen, daß für seine Truppen keine Rettung mehr möglich sei.

* Erst drei Wochen nach diesem Unfalle fischte man einige Leichen auf.

Digitized by Google

bot um so mehr die beste Gelegenheit, als sich einige recht hübsche Mädchen unter derselben befanden, die zwar begierig waren, das Schiff und die Türken zu sehen, aber vor letzteren gar zu große Angst hatten. Nach einigen Aufmunterungen der österreichischen Officiere, erstiegen sie alsbald die hohe Fallreepstreppe, und betraten mit verwunderten Augen das geräumige Deck. Der türkische Commandant empfing auch Alle recht zuvorkommend, nahm besonders die Damen, welche er genau musterte, freundlich auf, und befahl sofort einem sehr schmutzigen Officier, der aber einige Medaillen auf seiner Brust trug, die Gesellschaft im Schiffe herumzuführen.

Obwohl die große Anzahl der Truppen, die in den Batterien, im Deck und in den untern Räumen eng zusammengedrängt war, und die weite Reise in schlechtem Wetter einige Entschuldigungsgründe sind, so hätten die Fahrzeuge, besonders in den untern vollkommen dunklen Räumen etwas reiner, jedenfalls aber ordentlicher sein können. Aber da war Alles schmutzig und unordentlich, nirgends ein rechtes Zusammengreifen, wie es besonders auf einem Kriegsschiffe sein soll; und wie das Schiff, so die Matrosen. — Freilich war es der Tag nach der Landung und unmittelbar vor der Abreise. Man putzte, fegte und malte zwar überall herum, doch sah es noch schmierig genug aus. Ein Fahrzeug in allen seinen Theilen rein und ordentlich zu halten, ist eben keine leichte Sache, und die Türken werden wohl noch einige Zeit brauchen, bevor sie die ihrigen mitdenen fremder Nationen vergleichen können.

Nachdem man sich das Schiff zur Befriedigung der neugierigen Mädchen genugsam angesehen, und Treppen auf, Treppen ab gestiegen war, ließ der freundliche Commandant in seiner geräumigen Cajüte den bei einem Besuche bei einem Türken unausbleiblichen schwarzen Kaffee serviren, und Tschibuks, mit gutem Tabak gestopft und mit kostbaren Ambraspitzen, wurden herumgereicht. Die Cajüte war reinlicher als das Schiff, aber mit keiner besondern Eleganz und ohne Geschmack eingerichtet. An den Wänden bunt gemalte Verse aus dem Koran in goldenen Rahmen, ringsum Divans und echte Smyrnateppiche auf dem Boden.

Nachdem der Kaffee getrunken, die Tschibuks geschmaucht und Jedem zum Abschiede die Hand gereicht worden war, verließ man das Schiff. Am Morgen des 26. mit Tagesanbruch lichteten beide Fahrzeuge die Anker und steuerten mit der Lucia aus der Bucht. Und der Achilles? Blieb da und begab sich wieder an seinen gewöhnlichen Ankerplatz im obern Theile der Bucht!

Ruhig, still und öde wurde es wieder hier, wo noch wenige Stunden vorher so reges Leben geherrscht hatte. Die Officiere des Achilles langweilten sich wieder, wie schon viele Monate vorher. Nichts zeigte mehr von den geschilderten Vorfällen, als ein Theil des türkischen Lagers am südlichen Ende der Bucht, wo einige wenige Kranke zurückgeblieben waren. Die Truppen hatten sich bereits in der Richtung gegen Gradacz und Trebigne in Marsch gesetzt.

Es kehrte die vorige Ruhe und der vorige Friede, höchstens durch das Geschrei der Seemöven unterbrochen, wieder über die Gewässer der Bucht, bis neuerdings in den ersten Tagen des April die Fregatte Feizi Bahri mit dem Gouverneur von Bosnien, Riani Pascha und mit dem türkischen Commissair für diese Provinz, Kemal Effendi, am Bord, und dann später am 9. Mai wieder das Linienschiff Peik Zaffer und der Seetransportdampfer Silistria, abermals mit 3500 Mann Landungstruppen unter Hassan Pascha, hier anlangten. Seit dieser letzten Ausschiffung aber scheint die Bucht an Wichtigkeit nicht mehr verlieren zu wollen, und von Tag zu Tag hört man neue, aber doch verschiedene Gerüchte von ernsten, blutigen Vorgängen an den türkischen Grenzen von Montenegro, und wieder spricht man von neuen bedeutenden Truppenmassen, die hier ausgeschifft werden sollen. Hoffentlich kann ich Ihnen in den nächsten Tagen Interessantes mittheilen.

Blätter und Blüthen.

Aus meiner Pilgertasche. Von Freiherrn v. Biedenfeld. Nr. 2. Herr von Senkenberg, der von seinem kleinen Gute bei Pforzheim oft in mein väterliches Haus kam und durch seine Frau mit uns in ferner Verwandtschaft stand, hatte mich für einige Tage nach Baden-Baden mitgenommen, wo damals zu dem jetzigen Glanz und Rumor noch gar viel fehlte. Ich war regierender Tertianer und wurde von drei Leidenschaften beherrscht: Vögel schießen und Schmetterlinge schonend fangen, daß mein Vater solche ganz naturgetreu malen konnte: Flöte spielen auf dem schönen Instrumente, welches Kammermusikus Ehrhardt in Karlsruhe für meine einzige linke Hand erfunden und gemacht hatte, und in irgend einem einsamen Winkel Schiller's, Hölty's, Salis', Matthison's Gedichte mit wahrer Andacht lesen. Ich liebte das einsame Herumstreichen, gewöhnlich ausgerüstet mit Allem zu abwechselnder Pflege dieser drei Passionen. Der alte Waidmann hatte meiner Schießlust ein würdiges Ziel angewiesen: ein dichtes anmuthiges Hölzchen am Abhange des Schloßberges, worin eine ganze Familie von Dorndrehern (Lanius minor) hauste und mit Vertilgung aller kleinen Sänger des Waldes drohte. Die Jagdlust gegen diese Wütheriche spiegelte sich in lebendigen und bilderreichen Träumen, erweckte mich vor Tagesanbruch, trieb mich unwiderstehlich hinaus. Die Jagd fiel äußerst glänzend aus: nach einigen Stunden des Rennens, Schießens, Laufens hatte ich drei der Mörder in der Tasche und fühlte mich unendlich glücklich in allerlei wachenden Träumen. Ich lehnte die Flinte an eine Eiche, ließ mich daneben auf einer Rasenbank nieder, blies „Freut euch des Lebens" und „Guter Mond, du gehst so stille" auf meiner Flöte, vertiefte mich alsdann in Schiller's Gedichte und schlummerte am Ende der Götter Griechenlands selig ein.

Plötzlich weckte mich eine rauhe Stimme aus den süßesten Träumen, erschrocken fuhr ich empor, verstand noch halb im Dusel die Worte: „Aha, Herr Wilddieb, haben wir Dich!" und vor mir stand in grauer Pikeiche und mit grauer Mütze ein wohlbeleibter, stattlicher Mann von Mittelgröße, dessen Auge aus dem runden Gesicht auf mich herab wetterleuchtete, während seine Rechte mein Gewehr erfaßt hatte. Unwillkürlich fuhr ich danach, es ihm zu entreißen, aber er zog es rasch zurück und grollte:

„Damit ist's nichts, junger Herr, Wilddieben nimmt man ihre Gewehre."

„Ich bin kein Wilddieb, ich habe nur ein paar Dorndreher geschossen."

„Dorndreher? Was ist denn das für ein Wild?"

„Da liegen sie ja, sehen Sie selbst."

Beim Anblick der kleinen Vögel schnurrte er mich noch zorniger an:

„Wie, Bösewicht! Wir danken dem lieben Gott, daß er uns den Busch mit Singvögeln bevölkert hat, und Du läufst herum, die lieben Thierchen zu morden."

„Die Dorndreher sind ja keine Singvögel —"

„Was sind sie denn anders?"

„Raubvögel, welche unsere kleinen Singvögel fressen, wenn man nicht sie selbst vertilgt. Da sagte mir nun der alte Förster, ich sollte früh Morgens hierher gehen und die Dorndreherbrut wegschießen, also darf man mir meine Flinte nicht nehmen."

„Da hast Du sie wieder, ich wollte Dich nur erschrecken. Der alte Förster ist ein kluger Mann und Du scheinst ein braver Junge zu sein. Aber wem gehörst Du?"

Ich nannte ihm meinen Namen.

„Dein Vater ist also der Major und Kammerherr in Karlsruhe?"

„Ja!"

„Das ist mir lieb, wir sind recht gute Freunde. Aber sage mir, wo steckt denn der Bursche, der Dir die Flinte ladet?"

„Ich lade sie selbst."

„Du ladest sie selbst, armer Junge? Mit einem Arme? * Nun, das laß mich einmal sehen."

Nicht auszudrücken vermag ich, wie wunderbar sich indessen seine Blicke, seine Züge, seine Stimme verändert hatten. Unaussprechlich rührend klang das „armer Junge!" zwischen den Worten des heitern Wohlwollens hervor, sein Auge ruhte so wehmüthig und liebevoll auf mir, sogar die flachen silbernen Ohrringe, welche mir anfangs so seltsam vorgekommen, erhöhten nun den eigenthümlichen Eindruck dieser herzgewinnenden Erscheinung. — Mechanisch lud ich das Gewehr, wie gewöhnlich, sehr schnell. Er sah mir eifrig zu.

„Sehr gut! Und wie machst Du es mit dem Schießen?"

Ich zeigte ihm auch diese einfache Manipulation.

„Wer hat Dir das Alles gelehrt?"

„Niemand, ich habe es von selbst so gelernt."

„Merkwürdig! Und dabei wollen die gelehrten Herren dem Menschen den Instinct absprechen. Hast Du, außer Deinen Dorndrehern, auch schon anderes Wild geschossen?"

„Ja, Hasen und Hühner und Wachteln."

„Du bist ein ganzer Kerl! Aber," fuhr er lachend fort, „was thust Du denn mit der Flöte hier? Wartest Du auf einen Cameraden, der Dir was vorblasen soll, wenn Du da in dem Buche studirst?"

„Ich blase mir selbst etwas vor, es klingt so hübsch in den Büschen und Bäumen."

„Du selbst, mit einer Hand?"

Er wendete und betrachtete die Flöte nach allen Seiten mit tiefem Sinnen, schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe und reichte mir die Flöte mit den Worten:

„Seltsam! So etwas muß man selbst sehen, wenn man es glauben soll. Thu' mir den Gefallen und blase mir eins, was Dir gerade einfällt."

Mir fiel das „Blühe, liebes Veilchen" ein und ich blies es mit der vollsten mir angeborenen Wärme. Er schien ebenfalls von dieser einfachen Melodie tief ergriffen zu sein, nahm mich am Kopfe, küßte mich auf die Stirn und sagte herzlichst:

„Nun, ein Veilchen bist Du eben nicht, aber blühe so fort, Du glücklicher Junge!" Von der Rührung sich aufraffend, fuhr er hastig fort: „Du Tausendkünstler, wie geht es denn mit dem Schreiben?"

* Herr v. Biedenfeld hat nur einen Arm. D. Redact.

Digitized by Google

„Es geht sehr leicht: aber das kann ich Ihnen hier nicht zeigen, ich habe nichts zum Schreiben bei mir."

„Mir geht's auch so; nun, kommt Zeit, kommt Rath. Ich muß jetzt ohnehin wieder nach Hause, sonst glauben am Ende meine Leute, ich sei verloren gegangen. Wie lange bleibst Du noch hier?"

„Bis heute Nachmittag, da nimmt mich Herr von Senkenberg wieder mit nach Karlsruhe."

„Heute schon? Hm, da sehen wir uns ein anderes Mal wieder. Apropos, bringst Du denn Deinen Schwestern von hier etwas mit?"

„Dazu hat mir der Vater kein Geld gegeben."

„Alle Hagel, das ist gerüstig von dem Vater. So nimm Geld von mir und kaufe Deinen Schwestern etwas recht Hübsches."

Dabei hatte er aus der Westentasche eine Portion Geld geholt und reichte mir es freundlich hin. Verlegen schob ich die Hand auf den Rücken, erröthete über und über, es verdroß mich, daß der fremde Mann mir Geld anbot. Lachend holte er meine Hand vom Rücken hervor, drückte mir das Geld hinein und sprach:

„Brauchst nicht krebsroth zu werden, von mir kannst Du das Geld schon annehmen; sage Deinem Vater nur, der König Max von Baiern habe Dir's gegeben und lasse ihn schön grüßen. Glückliche Reise!"

Ich stand eine gute Weile ganz verblüfft und regungslos in dem ehrfurchtsvollen Schrecken, diesem munteren, liebevollen König Max, von dem mein Vater mir so viel erzählt hatte, so ungenirt gegenüber gewesen zu sein. Endlich packte ich meine sieben Sachen zusammen, ging verdutzt nach Hause und erzählte dem guten Herrn von Senkenberg, was mir im Wäldchen widerfahren. Er tröstete mich mit den Worten:

„Dem König Max gegenüber braucht's kein Katzenbuckeln, er gibt sich natürlich, wie er ist, und liebt auch Offenheit und Natürlichkeit im Umgange mit Anderen. Der König hat in ihm den Menschen nicht verdrängt, sondern veredelt, und Anderen Freude machen ist seine größte Freude."

König Max vergaß mich nicht. Als er wieder in unser Land kam, ließ er mich rufen: ich mußte bei ihm schreiben, Federn schneiden, Bleistifte spitzen, besonders aber beeifrigte er sich daran, wie ich mit Hülfe der fünf Finger und der Zähne mir die Halsbinde umlegte, wollte es nachmachen und brachte es nicht zu Stande und schilderte bei der Tafel sehr jovial seine königliche Unbehülflichkeit gegenüber dem Raffinement meines Instinctes, der mir alle Dinge leicht machte.

Lebhaftest ergötzte er sich über die Schilderungen einiger Caricaturen von Lehrergestalten am Lyceum und über die lustigen, freilich eigentlich betrübenden, Vorfälle zwischen ihnen und den ausgelassenen Schülern, deren manche heutzutage, dem Himmel sei Dank, für durchaus unmöglich gelten würden.

Später sah ich den freundlichsten aller Könige niemals wieder; aber trennen kann ich mich von ihm nicht ohne die Erzählung eines Zuges seines königlichen Hanges, in heiterer Weise Freude zu machen, zu überraschen.

Mein Vater war für ernstere und tiefere Studien geboren, jedoch in der Pagerie zum Officier damaligen Zuschnittes und zum Hofcavalier erzogen, auch bald Officier, aber dabei nicht reicher, geworden. Dieser oft so verhängnißreiche Widerspruch zwischen Natur und Erziehung brachte bei ihm keine unglücklichen Folgen. Den Müßiggang als einen der ärgsten Menschenfeinde hassend und stets vom Bedürfniß irgend einer geistigen Anregung gedrängt, beschäftigte er sich in allen dienstfreien Stunden mit Zeichnen und Malen nach der Natur, mit Vogel- und Blumenzucht, mit dem Studium von Werken über Physik und Chemie, was ihn oft trostlos stimmte, weil er Manches darin nicht verstand. Im Dämmerstündchen erfreute er sich mit seiner Violine und später las er der arbeitenden Frau und Schwiegermutter irgend einen Roman vor, häufig erst, wenn er uns Kinder beseitigt hatte, weil er uns kein Romanzeug in den Kopf setzen wollte. Auswärts bestand sein einziges Vergnügen in der kleinen Jagd mit dem Hühnerhunde. Bei dem Allen kamen denn mitunter barmiote Schrullen und Seltsamkeiten zum Vorscheine.

So hatte er sich einmal in den Kopf gesetzt, durch Erziehung und Macht der Gewohnheit die Natur der Insectenfresser überwältigen und sie mit pur vegetabilischer Nahrung fortbringen zu können, worüber seine schönen Grasmücken, Nachtigallen u. s. w eingingen. Ein anderes Mal verfiel er auf den Gedanken, die heterogensten Vögelgattungen zur Vermischung zu bringen, woraus ihm nur Aergerniß erwuchs. Das Absterben des Ultramarins an seiner vortrefflich gemalten Schmetterlingssammlung brachte ihn auf den lustigen Gedanken, sich selbst echten Ultramarin zu bereiten, und zwar aus Silber. Er studirte hiernach eifrigst einige Schriften über Ultramarinbereitung, versah sich mit den nöthigen Utensilien und Ingredienzien und verwendete dabei eine Portion der alten silbernen Löffel, welche gelegentlich durch neue ersetzt werden sollten.

Meine vortreffliche Mutter, welcher das männliche Rumoren in der Küche, der Geruch von Scheide- und Königswasser schon ein Gräuel gewesen, hatte sich völlig entsetzt über eine so abenteuerliche Anwendung der Silberlöffel, und darüber bei ihren vertrautesten Freundinnen sich ausgelassen. Diese hatten es wieder bei Hofe erzählt, und König Max hatte sich die lustige Geschichte auf seine Weise ad notam genommen. Am andern Tage sendete er meinem Vater ohne alle weitere Bemerkung als „zum Ultramarinmachen!" ein Dutzend silberner Löffel in schönem Etui und 12 Flaschen Champagner, statt der gewöhnlichen Etikette mit der Aufschrift „echtes Königswasser" versehen; zugleich aber meiner Mutter eine mächtige Portion des kleinen Zuckerbackwerks, welches in Karlsruhe „Geduldstäfelchen" genannt wird.

Vor sechsunddreißig Jahren. An einem heitern Sommertage des Jahres 1822 ritt ein junger Mann im blauen, weiten, blousenartigen Rock, eine rothe Mütze auf dem langen dunklen Haar, ein hellfarbiges Tuch schärpenartig umgegürtet, so daß der ganze Anzug ein etwas phantastisches Ansehen gewann, durch das Städtchen Neustadt an der Orla, den Weg nach Jena entlang.

Der sehr dunkle Teint des Jünglings zu dem Blau und Roth seiner Kleidung erhöhte das Fremdartige der Erscheinung. Nachlässig, mit etwas vorgebeugter kokalischer Haltung, saß er auf dem Jenaischen Klepper. So trabte er dahin, dem schönen Saalthale zu.

Sehr dem Jünglinge nur einmal näher in das Auge, das dunkle, mit wie reinem, tiefem Glanze es um sich und vor sich hinschweift! Welche Bilder und Träume mögen das schwärmerische Gemüth bewegen, das aus diesem Auge, aus dieser ganzen Erscheinung spricht!

So viel ist gewiß, an Kirchen- oder Rechtsgeschichte so wenig, als an trockene Philosopheme denkt der blaue Reitersmann. Anderes bewegt seine Seele, was kein Katheder lehrt, was aus unbekannten Himmelsräumen sich herabsenkt in die warme, junge, offene Menschenbrust.

Zu Michaelis 1822 bezog auch ich die Universität Jena.

Kaum hatten die Vorlesungen seit einigen Wochen begonnen, und Professor Konopak mochte am ersten Viertelhundert Paragraphen seiner Institutionen docirt, da ward durch Verbot des Singens auf Markt und Straßen Jena's jene Erregung veranlaßt, welche den hoffnungsvollen Auszug nach Kahla unter Sang und Klang zur Folge hatte, und mit dem trostlosen Wiedereinzug in Jena ohne Sang und Klang endete. Aber es waren immerhin prächtige, flügel- und fesselose, echt burschikose Tage, die zwischen dem fröhlichen Anfange und tristen Ende inne lagen.

Die Hauptepisode bildete der am 24. oder 25. October 1822 erfolgte Auszug der sämmtlichen Studenten nach dem drei Stunden entfernten altenburgischen Städtchen Kahla, dieser Auszug mit seinen Berathungen, Deputationen, seinem Singen, seinem Trinken und Lieben. Die Studentenallmacht träumte von Bedingungen, unter denen die Rückkehr nach Jena erfolgen solle. An der Spitze dieser Bedingungen stand die Aufhebung des Singverbotes. Daß diese Bedingung nicht in Erfüllung ging, das ganze Stück Revolutionsgeschichte vielmehr mit einem Nachspiel akademischer Strafen schloß, versteht sich gleichsam von selbst.

Das freiwillige Exilleben in Kahla war aber, namentlich in den ersten Tagen, ein höchst ergötzliches, und wird Allen unvergessen sein, die daran Theil hatten.

Auf der Saalbrücke bei Kahla, wo von der Stadt aus links die Leuchtenburg mit ihrer herrlichen Aussicht auf und ihrem Jammer und Verbrechen in ihren Mauern sich erhebt, traf ich mit demselben jungen Manne zusammen, den ich im Sommer vorher durch Neustadt hatte reiten sehen auf dem Jenaischen Klepper. Er war kaum mittelgroß, trug noch immer den weiten blauen Rock, die rothe Mütze, und aus dem dunkeln Antlitz leuchtete das Auge so innig, so freundlich und gutmüthig.

Wir kamen in's Gespräch mit einander. Wir sprachen, was man als Jenaischer Student bei solchen ersten Bekanntschaften zu sprechen pflegte: „Woher? Wie der Name? Was studiren? Wie lange in Jena?" u. s. w.

Der Blaue war schon Brandfuchs oder gar junger Bursch, ich noch grasser Fuchs, er achtzehn, ich siebenzehn Jahre alt. Nach ungefähr einer Viertelstunde schieden wir mit derbem Händedruck, wie das damals Sitte war.

Die Strömungen des Studentenlebens rissen uns auseinander, so daß ich mich nicht entsinne, mit dem jungen Manne, der einen eigenthümlich wohlthuenden Eindruck auf mich gemacht hatte, wieder in Berührung gekommen zu sein.

Jahre vergingen, da fand ich den Namen, den mir damals das herzige Menschenkind auf der Kahlaischen Saalbrücke genannt hatte, in der Dichterwelt genannt und gefeiert. Er hatte den Lebenslauf des Studenten Anselmus in Hoffmann's Mährchen vom goldenen Topf richtig durchgemacht, war auf der glückseligen Insel Atlantis angelangt, und lebte dort das göttliche Leben über der Welt Alltäglichkeit, wie man es eben nur auf besagter Insel Atlantis leben kann.

Wieder sind Jahre auf Jahre vergangen, und auf dem Schmerzenslager ruht der Körper, der die reine, schöne Dichterseele umfesselt hält. Noch brechen ihre Strahlen durch die Schmerzensnacht, die sich um das edle Leben gelagert hat, noch schweift die Erinnerung aus der traurigen Gegenwart zurück in die glückliche Vergangenheit.

Wird bei der Kunde von dem Jenaischen Jubelfest, das aus weiten Kreisen die einstigen Musensöhne von Jena wieder dort versammelt, auch Deine Erinnerung wieder zurückschweifen in die versunkene Jugendwelt? Wirst Du der Zeit gedenken, wo Dir noch glücklich und sorglos das freie, frische Dichterherz unter dem schlichten blauen Rocke schlug, und die rothe Mütze noch statt des Lorbeerzweiges das Haupt Dir schmückte? Wirst Du der Zeit gedenken, Du edler, unglücklicher und doch glücklicher **Julius Mosen?** —

am Ende.

Bei **Ernst Keil** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ludwig Heros,

Die deutschen Giftpflanzen.

Mit 36 Abbildungen. — Preis 12 Sgr.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. 1858.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der lahme Knabe.*

Allein, auf einer ind'schen Matten,
In eines Eichbaums kühlem Schatten,
Ein kleiner, lahmer Knabe saß,
Die Augen braun und groß; und blaß
Das Antlitz, klug und früh veraltet;
Die weißen Hände auf dem Knie gefa'tet.
Zum Nüsseſammeln waren fortgeſprungen
Die andern Kinder — muntre, frohe Jungen.
Da ſprach der Knabe: „Mutter mein,
Trag' in [illegible] Schatten mich hinein!"
Da konnt[illegible] den Amſeln lauſchen,
Und horchen auf der Blätter Rauſchen —
Muſik der Wildniß — ſeltſam' Spiel der Winde —
Sie brachte oft Vergeſſenheit dem Kinde!

Auf eine Prairie, wild und weit,
Blickt er heut voller Herzeleid.
Der Tag war wonnig, der Himmel klar;
O, ein liebliches, ſonniges Bild es war!
Um eine Wolke ſilberblaß
Ein ſtetzer Aar die Luft durchſchnitt,
Und unten auf dem wolligen Gras
Sein dunkler Schatten kreiſte mit.
Und drüben aus dem grünen Wald
Der Knaben Rufe und Vogelgeſang
Jetzt näher, ferner dann erſchallt;
Wie das in ſeinem Ohre klang!
„Du gold'ne Welt! — Das Licht der Schönheit ſcheint
Auf Alles — nur auf mich nicht!" — und er weint. —

In dem traulichen, kleinen Breterhaus
Des Kindes Mutter ging ein und aus,
Und wie dann heiter ihr Gemüth,
Summt ſie ein halb vergeſſen Lied.
Da ſieht ſie weinen das kranke Kind,
Und tritt zu ihm und fragt geſchwind:
„Mein liebes Herz, was weineſt Du?
Du und ich ſind hier in Ruh'.
Sie ſammeln Nüſſe, mühen ſich,
Dumme Buben, für Dich und mich.
Sieh nur, wie der Adler kreiſ't!
Warum Du weinſt, Du ſelbſt nicht weißt."
„Mutter mein, ich wünſch', ich wär'
Ein Schiffer auf dem weiten Meer!"
„Ein Schiffer auf dem Meer! — was ficht Dich an!
Was haben nur die Lüfte Dir gethan?"

„Ja, Mutter mein, ich wünſche ſehr,
Ich wär' ein Schiffer auf dem Meer!
In der Segel Schatten dann
Wollt' ich ziehen Tag für Tag,
Weit' hinab und Weit' hinan,
Wie ein alter Schiffer ſprach.
Käme dann von Zeit zu Zeit
Zu Dir von der Reiſe weit,
Wo das Heerdesfeuer lacht,
Und die Prairie brennt zur Nacht.
Dann erzählt' ich, was ich ſah
Auf dem Meere fern und nah." —
„Still! ſtill! — ſprich nicht vom wilden Meere ſo;
Beſſer zu Haus ein Jäger, frei und froh!"

Halb lacht, halb weint das kranke Kind,
Und weiter ſprach es ſo, geſchwind:
„Ich wollt', ich wär' ein Jägersmann,
Schneller, als der ſchnelle Hirſch,
Berg hinab und Berg hinan,
Unermüdet auf der Pirſch
Im Regen und im Sonnenſchein.
Doch das ſoll ja nimmer ſein!
Hinter'm Haus die Wälder weh'n,
Vorn die Prairie in dem Thal,
Hab' mit Thränen ſie geſeh'n,
Ach, wohl tauſend Mal.
Und war doch im Walde nie,
Spielte nicht auf der Prairie!
O, Mutter, mein, ich wünſche doch ſo ſehr,
Ich wär' ein Schiffer auf dem weiten Meer."

Da hat der Knabe in die Höh'
So eigen aufgeſchaut —
Dem armen Weib, es that ihm weh —
Sie ging und weinte laut.
Daß bitter ſei des Kindes Loos,
Das hatt' ſie wohl gewußt,
Doch daß ſein Leid ſo groß, ſo groß —
Durchbohrte ihr die Bruſt.
Ach, des geliebten Kindes Schmerz
Trifft dreifach ja das Mutterherz!
Hätt' es enthoben ihn der Noth,
Sie hätte nicht gelechzt den Tod.
So hat ſie lange, lange noch geſeſſen;
Das alte Lied — es war wohl ganz vergeſſen.

Pfiff der Märzwind; Hirſch und Rehe
Zogen langſam in dem Schnee;
Der lahme Knabe ſaß im Flur,
Er ſah ſie aus der Ferne nur.

* Aus einer demnächſt erſcheinenden Sammlung „Amerikaniſcher Gedichte", überſetzt von Fr. Spielhagen, die ſich durch vortreffliche Auswahl und gediegene und geſchmackvolle Uebertragung auszeichnet. D. Redact.

Digitized by Google

„Mutter, Mutter, wird nimmermehr
Die Prairie wegen, wie das Meer?
Begrünen die Wälder sich wieder, und wann?
Und kommt der duftige Sommer dann?“
Sie blickt in Schweigen auf ihr Kind;
Die großen Augen noch größer sind,

Und ach, so hell — es war wohl, daß
Er war so mager jetzt und blaß. —
Es kam der süße Maienmond und gab
Der Mutter Trost und Blumen für ein Grab.

Louis Legrand Noble.

Der erste Fall im neuen Amte.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“

(Schluß)

Nach der Criminalordnung konnte ich als Inquirent, auf meine Verantwortlichkeit, handeln, wie ich wollte; nur ein Beschluß des Richtercollegiums konnte mich binden. Der Actuarius hatte aber die Pflicht, wenn er Unregelmäßigkeiten oder gar Gesetzwidrigkeiten in meinem Verfahren bemerkte, mir „seine Bedenken mit Bescheidenheit vorzutragen.“ Das that er.

„Herr Criminaldirector, daß ein Giftmord verübt ist, steht fest. Mahler hat sich durch sein Benehmen verdächtig gemacht. Er hat sich namentlich dadurch sehr verdächtig gemacht, daß er jede Beziehung zu der Louise und Familie Schmid ableugnete, die, wie Sie so richtig geahnt hatten, auch nach meiner jetzigen Ueberzeugung dennoch besteht. Der Wahrheit dürfte also fast nur dann auf den Grund zu kommen sein, wenn es gelänge, ihn mit der Familie Schmid und diese unter sich in Widersprüche zu verwickeln. Dennoch lassen Sie alle diese Personen in Freiheit und geben ihnen somit volle Gelegenheit, so viel zu colludiren, wie sie wollen. Entschuldigen Sie, wenn ich es für meine Pflicht halte, Ihnen diese Umstände zur Erwägung vorzutragen.“

Ich hatte ihn ruhig aussprechen lassen und hatte ihm verläufig nur wenig zu erwidern.

„Lieber Herr Actuar, ich habe das Alles erwogen; aber auch noch mehr. Indeß darüber später, jetzt thut Eile Noth. — Sie kennen die Unterbeamten des Gerichts. Rufen Sie mir drei oder vier der gewandtesten und zuverläßigsten herein.“

Er verließ das Zimmer und kehrte nach wenigen Augenblicken mit vier Boten und Executoren des Inquisitoriats zurück. Ich instruirte diese einzeln: Zweien trug ich auf, das Mahlersche Haus zu bewachen, das nach zwei Seiten Eingänge hatte; zwei andere mußten das Schmid'sche Haus in Obacht nehmen. So wie einer von ihnen den Mahler oder die Louise Schmid oder den Vater oder die Mutter des Mädchens auf der Straße sah, hatte er ihnen zu folgen und sie nicht aus den Augen zu lassen. So weit es außerdem angehe, hatten sie auch auf die Gretchen Kopp und das kleine Mahler'sche Dienstmädchen zu achten.

Alle hatten mit großer Vorsicht zu verfahren und sich vor keiner der genannten Personen sehen zu lassen, aus ihrer Verborgenheit nicht hervorzutreten, es mochte sich ereignen, was wollte. Keine einzige der genannten Personen durfte nur eine Ahnung davon haben, daß sie beobachtet werde oder beobachtet worden sei. Am folgenden Morgen um sieben Uhr hatten sie mir am Criminalgerichte zu rapportiren.

Sie begaben sich auf ihre Posten.

„Nun?“ fragte ich den Actuarius.

Der einsichtige und erfahrene Mann hatte meinen Plan begriffen.

„Sie erwarten, daß namentlich der Mahler und die Louise Schmid sich heimlich sprechen und dies morgen ableugnen werden?“

„So ist es, wenn sie schuldig sind.“

„Aber Sie spielen, entschuldigen Sie den Ausdruck, ein gefährliches Spiel.“

„Ich fürchte nicht. Mahler und das Mädchen wissen nichts davon, ob sie gegenseitig übereinander vernommen sind. Es liegt ihnen Alles daran, dies zu erfahren und was Jeder gesagt hat. Beide, von ihrem Gewissen belastet, haben daher ein kaum widerstehliches Verlangen, sich zu sprechen, zugleich, um Ferneres für die Zukunft zu verabreden. Es ist also mit Sicherheit zu erwarten, daß sie nicht nur sich gegenseitig aufsuchen, sondern auch, im Gefühle ihrer Schuld und um ihre Aussagen nicht Lügen zu strafen, auf eine heimliche Art sich zu treffen suchen werden. Dies macht sie von der einen Seite eben so verdächtig, als sie von der anderen Seite, indem sie eben durch ihre Nichtverhaftung sicher geworden sind und deshalb auf genaue Verabredungen und für alle Fälle nicht bedacht sein werden, morgen nothwendig sich in Widersprüche verwickeln müssen.“

„Ihr Verfahren,“ meinte der Actuarius, „bleibt dennoch ein gefährliches und gegen alle Grundsätze der Criminalordnung ist es unzweifelhaft.“

Er hatte nicht Unrecht. Nach den Grundsätzen der Criminalordnung hätte ich, bei dem Vorhandensein eines so schweren Verbrechens, vor allen Dingen die verdächtigen Personen in Haft nehmen müssen, damit sie „einerseits nicht durch Flucht sich der Strafe entziehen oder andererseits durch Verabredungen unter einander nicht die Wahrheit verdunkeln und die Zwecke der Untersuchung vereiteln“ konnten.

Diese Grundsätze hatten auch an sich ihre volle Berechtigung und ich wagte selbst für den vorliegenden Fall viel, konnte eine große Verantwortlichkeit auf mich laden. War wirklich, woran ich ja eben ausging, Mahler schuldig: konnte er nicht die Freiheit, die ich ihm ließ, dazu benutzen, durch schleunige Flucht ein Leben zu retten, das unter den unmöglich im Voraus zu berechnenden Chancen der bereits eingeleiteten Untersuchung so leicht dem Henker verfallen war? Und wenn auch das nicht, ein einziger Mißgriff der von mir bestellten Wächter, zudem ungebildeter, mir kaum erst dem Namen nach bekannter Unterbeamten, die geringste Unachtsamkeit von ihrer, eine kleine List von seiner Seite, mußten sie ihm nicht, ohne alle Gefahr der Entdeckung, ein Einverständniß mit seinen Mitschuldigen, wenn auch nur Mitwissern, ermöglichen, durch welches ich für immer alle Fäden der Entdeckung und Ueberführung wieder aus den Händen verlor?

Ich hatte mich dann schwer verantwortlich gemacht und — ich leugne nicht, daß auch der Gedanke bei mir mit in die Wagschale fiel, ich hatte mich dort, wo ich gerade eine bessere Rechtspflege wieder herstellen sollte, lächerlich, unmöglich gemacht; die Leute waren wirklich aus dem Regen unter die Traufe gekommen.

Und doch mußte ich es wagen; ich konnte, so meinte ich, den Charakteren der verdächtigen Personen gegenüber, nicht anders. Der verschlossene, kalte Mahler; das Mädchen, die, wenn sie seine Geliebte war, unter ihrem sanften Aeußeren die Natur einer lauernden Katze verbarg; die gemeinen, verschmitzten Eltern der Person; sie Alle sahen nicht darnach aus, als ob ich auf gewöhnlichem Wege Geständnisse oder erhebliche Auskunft von ihnen erlangen könne. Und um sie in Lügen und Widersprüche zu verwickeln, dazu fehlte es mir, ohne den eingeschlagenen Weg, an aller Handhabe.

Ich wagte es und verließ mich auf meine Physiognomik, auf meine Psychologie, auf mein Glück. Aber ruhig schlafen konnte ich doch nicht; ich träumte von Auslachen, von Regen, von Dachtraufen, von Mord; zuletzt wollten sie mich sogar köpfen.

Mit dem Glockenschlage sieben am andern Morgen waren die Criminalboten zum Rapport bei mir; und — ich hatte mich nicht geirrt, bis jetzt wenigstens hatte ich richtig gerechnet.

Mahler war vom Gerichte auf dem geraden Wege nach seinem Hause gegangen. Bis Mitternacht hatten die Verhöre gedauert. Er hatte seine Nichte und das kleine Dienstmädchen noch wach gefunden und ihnen befohlen, zu Bette zu gehen; er wollte auch gehen. Einer der Wächter hatte das durch das Fenster der zu ebener Erde gelegenen Stube gehört.

Die beiden Mädchen waren in eine Kammer gegangen. Mahler hatte dann die Hausthür verschlossen; gleich darauf aber war er an dem Fenster der Stube erschienen, hatte es geöffnet und in die Straße geblickt; als er nichts gesehen und gehört, schloß er dasselbe wieder und löschte das Licht in der Stube aus. Wenige Minuten nachher hatte er das Fenster zum zweiten Male geöffnet,

Digitized by Google

aber sehr leise. Eben so leise war er hindurch auf die Straße gestiegen. Er hatte dann das Fenster angelehnt und war nun mit raschen, fast unhörbaren Schritten, immer dicht an den Häusern entlang, die Straße hinaufgegangen, in der Richtung nach dem Schmid'schen Hause.

Der Beamte, der ihn soweit beobachtet, hatte den zweiten, an der Rückseite des Hauses aufgestellten Wächter herbeigerufen. Beide hatten auf verschiedenen Wegen gleichfalls die Richtung nach dem Schmid'schen Hause eingeschlagen; der erste, indem er Mahler von Weitem folgte.

Das Schmid'sche Haus lag am Stadtwalle, am äußersten Ende einer nur mit wenigen, zerstreuten Häusern besetzten Straße. Es lag dort einsam, nach allen Seiten frei.

In diesem Hause hatte schon bei der Ankunft der dahin beschiedenen Wächter eine heimliche, geheimnißvolle Unruhe geherrscht. Die Fensterladen waren fest verschlossen gewesen, aber die Hausthür hatte sich zum Oefteren geräuschlos geöffnet und es war eine Frauensperson darin erschienen, die auch wohl einige Schritte, wie um nach Jemandem auszusehen, auf die Straße getreten war. Bald hatte auch der Schornstein geraucht und aus dem Hause hatte sich ein Geruch von Braten und Backen verbreitet. Man erwartete im Hause Jemanden. Der Erwartete erschien endlich. Die Frauensperson stand wieder in der Thür. Es war die Louise Schmid Der Angekommene war der Fleischer Mahler.

„Kommst Du doch?" rief das Mädchen.

Sie rief es mit nur wenig gedämpfter Stimme. Häuser waren nicht in der Nähe und Menschen vermuthete sie hier auch nicht.

„Kommst Du doch noch? Sie haben Dich also frei lassen müssen?"

„Jetzt bist Du die Frau Mahler!" war die Erwiderung des Fleischers.

Beide umarmten sich. Dann fragte das Mädchen:

„Was haben sie Dir gesagt?"

„Was wollten sie mir sagen? Sie hatten mir eben nichts zu sagen."

„Von uns hatten sie nichts erfahren."

„Das wußte ich wohl."

„Dennoch hatte meine Mutter Angst; aber ich blieb dabei, daß sie Dich noch in der Nacht loslassen müßten und daß Du zu mir kommen würdest. Laß uns jetzt in's Haus gehen."

Sie gingen dem Hause zu. Unterwegs mußte der Mann dem Mädchen etwas zum Tragen übergeben haben.

„Was ist es?" fragte sie.

„Ich habe zwei Flaschen Wein mitgebracht."

Sie verschwanden im Hause und machten die Thür fest hinter sich zu. Was drinnen geschehen war, hatten die Beamten durch die dicht verschlossenen Laden nicht wahrnehmen können. Nur einmal hatten sie gemeint, Gläserklirren zu vernehmen.

Mahler war bis gegen drei Uhr Morgens in dem Hause geblieben. Als er sich entfernt, hatte ihn das Mädchen bis mitten auf die Straße begleitet, und Beide hatten dann dort durch eine lange Umarmung Abschied von einander genommen. Das berichteten mir die Beamten.

Es verschaffte mir eine große Genugthuung. Mein Verfahren hatte sich, wenn auch aller Regel, allem Herkommen und allen Vorschriften der Criminalordnung zuwider, als ein richtiges, zweckmäßiges erwiesen. Was sind alle Regeln und Gesetze gegenüber dem Rechte und der Eigenthümlichkeit des einzelnen Falles? Jene sind todt, dieser allein ist lebendig; und nur das Lebende hat Recht.

Ich hatte auf einmal einen Anhalt für die Untersuchung, ein Licht in dem Dunkel des empörenden Verbrechens gewonnen, wie ich sie auf dem gewöhnlichen Wege der Vorschriften und des Hergebrachten wahrscheinlich gar nicht, jedenfalls nicht in solchem Umfange und nur mit vieler Mühe und nach langer Zeit würde erhalten haben.

Ich sandte auf der Stelle alle vier Beamten mit dem Befehle zurück, sofort den Fleischermeister Mahler, die Eheleute Schmid und deren Tochter Louise zu verhaften und in die Gefängnisse des Inquisitoriats abzuliefern. Mahler sollte nichts von der Verhaftung der Schmid's, diese sollten nichts von der Mahler's erfahren. Ueber das mir Mitgetheilte empfahl ich den Beamten das tiefste Stillschweigen gegen Jedermann an.

Ich wollte zugleich einen kleinen Triumph der Eitelkeit haben.

Ich begab mich auf das Inquisitoriat und ließ den Actuarius herüberbitten, um mir das Protokoll führen zu lassen. Er kam alsbald.

Ich dictirte ihm zunächst einfach die Berichte der vier Beamten Wort für Wort zu Protokoll. Die Ueberraschung, das Erstaunen des Mannes waren in der That groß; aber er war ein braver Mann, er freute sich über das gewonnene Resultat.

Wir sind doch nicht aus dem Regen unter die Traufe gekommen, sprachen seine Augen. Laut sagte er:

„Gott sei Dank, jetzt wird hier Vieles anders werden."

Aber das gewonnene Resultat war nur ein vorläufiges und es war noch Manches zu thun, um zu jenem Ziele zu gelangen, an welchem erst der zu einer Verurtheilung der Schuldigen erforderliche Beweis hergestellt war.

Die vier Personen waren verhaftet, ganz, wie ich es angeordnet hatte. Sie hatten sich am gestrigen Abende, noch heute Nacht so sicher gewußt. Sie mußten sofort, unter dem ersten überraschenden, ängstigenden Eindrucke ihrer Verhaftung vernommen werden; ihre Vernehmung mußte schnell, ohne Umschweife auf ihr Ziel losgehen.

Ich ließ zuerst Mahler vorführen. Er zeigte keine Spur von Angst oder Unruhe.

„Wann haben Sie die Louise Schmid zum letzten Male gesehen?" begann ich.

„Ich weiß es nicht genau; es können vierzehn Tage bis drei Wochen sein."

„Wo?"

„Auf der Straße."

„Wo waren Sie heute Nacht?"

„In meinem Hause."

„Die ganze Nacht?"

„Die ganze Nacht."

„Sie waren gar nicht ausgegangen?"

Er besann sich doch; sein Blick zeigte eine leise Unruhe; aber nach einer Weile antwortete er dreist:

„Nein."

„Gefangenwärter, führen Sie den Gefangenen in das Gefängniß zurück."

Da wurde er sehr unruhig; diese kalte Kürze hatte sich wie eine Last auf ihn gewälzt, die ihm den Athem nahm. Er blieb stehen und sah mich fragend an, als wenn ich in meinem Schweigen sein Verderben bei mir trüge, das er von mir herausbaben müsse, als wenn er lieber dem Tode in das Gesicht sehen, als ihn lauernd hinter sich wissen wolle.

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen?" fragte ich ihn.

Er fühlte, daß er sich verrathen habe, und nahm sich zusammen.

„Nein!"

Er ging mit dem Gefangenwärter.

Louise Schmid mußte eintreten. Sie hatte nichts von ihrem sanften Wesen verloren; ein Ausdruck stillen Leidens war hinzugetreten. Wäre ich zum Scherzen aufgelegt gewesen, ich hätte sie mit einer sanft leidenden Katze vergleichen können.

„Wann haben Sie den Fleischer Mahler zuletzt gesehen?"

„Vor zwei oder drei Wochen etwa."

„Wo?"

„Auf der Straße."

„War er nicht gestern Abend bei Ihnen?"

„Ich war ja fast bis Mitternacht hier am Gerichte."

„Aber nachher? Heute Nacht?"

„Ich habe ihn nicht gesehen."

„Und doch war er bei Ihnen."

„Er war nicht bei mir."

„In Ihrem Hause."

„Wer Ihnen das gesagt hat, der hat mich verleumdet."

„Sie waren ihm bis auf die Straße entgegen gegangen."

„Großer Gott, welche abscheuliche Verleumdung!"

„Er sagte Ihnen: jetzt seien Sie Frau Mahler."

„Das ist nicht wahr, das ist gelogen."

„Er hatte zwei Flaschen Wein mitgebracht."

„Herr in Deinem Himmel, wie werde ich armes Mädchen verleumdet!"

Sie weinte. Sie hatte wirkliche Thränen. War sie eine von der Natur so wunderbar und so selten begabte Heuchlerin, daß sie diese Thränen hatte, oder preßte sie ihr die ungeheuerste Angst aus?

Ich fuhr ruhig fort:

Digitized by Google

„Mahler blieb bis drei Uhr Morgens bei Ihnen?"

„Er war gar nicht bei mir," schluchzte sie.

„Als er ging, begleiteten Sie ihn wieder bis auf die Straße und nahmen mit einer Umarmung Abschied von ihm."

„Es ist Alles schändlich erfunden und erlogen."

„Ich bringe Ihnen die überzeugendsten Beweise."

„Das thun Sie. Auf der Stelle!"

„Später; vorher habe ich eine andere Pflicht. Gegen Mahler ist bereits ein dringender Verdacht begründet, daß er seine Frau vergiftet hat. Dadurch, daß Sie hier Thatsachen ableugnen, die auf das Vollständigste bewiesen werden können, machen Sie sich einer Theilnahme an seinem Verbrechen in hohem Grade verdächtig. Der Verdacht steigt, je beharrlicher Sie bei Ihrem Leugnen bleiben. Erwägen Sie das, bevor Sie, wenn Sie unschuldig sind, sich selbst in eine Lage gebracht haben, unschuldig als schuldig verurtheilt zu werden." Auch diese Ermahnung fruchtete nichts. Sie sah mich mit ihrer leidenden, mit der unschuldsvollsten Miene an.

Einmal verworfene Frauen haben eine unglaubliche Gewandtheit in der Heuchelei, besonders in der leidenden Heuchelei.

Mit der Person war, wenigstens jetzt, nichts zu machen; ich ließ sie daher abtreten und ihren Vater verführen.

Der Mann hatte in der Nacht einen Rausch gehabt; man sah es dem aufgedunsenen Gesichte, den rothen Augen, dem wüsten Blicke an, der verrieth, wie wüst es ihm im Kopfe sein müsse.

Ich hatte falsch gerechnet, wenn ich meinte, darum mit ihm leichtere Mühe zu haben. Auf alle meine Fragen, auf alle meine Vorhaltungen, daß Mahler die Nacht über in seinem Hause gewesen sei, antwortete er mir einfach und beharrlich: er sei in der Nacht von dem Verhör durstig nach Hause gekommen und da müsse er über den Durst getrunken haben, und darauf sei er alsbald schläfrig geworden, und er habe sich zu Bette gelegt und wisse von nichts, was in seinem Hause passirt sei. Uebrigens glaube er nicht, daß Mahler dagewesen sei, denn er habe diesen noch nie in seinem Hause gesehen.

Sein Rausch sollte indeß mir mehr Dienste leisten, als ihm.

Ich ließ nach seiner Entfernung seine Frau vorkommen.

Der Gefangenwärter, bevor er sie in das Verhörzimmer führte, theilte mir, um Entschuldigung bittend, mit, daß durch ein Versehen von seiner Seite die Frau im Verhörgange ihren Mann gesehen, wie er gerade in die Gefängnisse zurückgeführt werden sei. Zum Glück habe der Mann sie nicht gesehen, so daß sie sich keine Zeichen hätten geben können. Dieser Zufall kam mir zu Nutzen.

Die gewandte, listige Frau trat nicht mit ihrer gestrigen Sicherheit ein. Hatte sie wirklich Angst, daß ihr noch halb berauschter Mann geplaudert, den Verräther gemacht haben möge? Der Gedanke stieg plötzlich in mir auf.

Es wäre unrecht von meiner Seite gewesen, den Irrthum in ihr zu nähren; aber benutzen durfte ich ihn.

Ich sagte ihr sofort auf den Kopf zu:

„Frau, heute Nacht war Mahler in Ihrem Hause."

Sie erschrak heftig. Er hat Alles verrathen, sagte ihr Erschrecken.

„Wer hat das gesagt?" fragte sie, leise zitternd, ablehnend, aber lauernd.

„Ich kann Ihnen auf der Stelle den Mann bringen, der es Ihnen in das Gesicht sagen wird."

„Es ist nicht möglich."

„Soll ich?"

Ich griff nach dem Klingelzuge. Ich hätte ihr nach und nach die vier Criminalbeamten gegenüber gestellt, um ihr Alles, was in der Nacht an ihrem Hause passirt sei, in das Gesicht zu sagen. Bei der Angst, in der sie einmal war, konnte ich davon ein Resultat erwarten, zumal da sie in ihrem Irrthum befürchten mußte, daß ich zuletzt doch noch ihren Mann ihr bringen werde. Sie überhob mich der Operation.

„Nein, nein," sagte sie ängstlich; „ich will Alles sagen."

Ihre Angst war mir erklärlich. Sie glaubte an eine Gegenüberstellung ihres Mannes. Sie mußte auch ihm gegenüber die Rolle des Leugnens fortsetzen, ihn also zum Lügner machen. Und nun mußte sie ihn wohl genau kennen, wie das ihn zum Aeußersten, zu den gefährlichsten Geständnissen treiben werde.

„Ich will Alles sagen. Ja, Mahler war die Nacht bei uns; aber in allen Ehren, und er hat nie etwas Schlechtes mit meiner Tochter gehabt."

„Was that er bei Ihnen?"

„Er ißt gern etwas Gutes. Und seine Frau war geizig und meine Tochter ist eine perfecte Köchin. Das ist Alles."

„Er ist also öfters zu Ihnen gekommen?"

„Manchmal; aber blos darum."

„Er hatte gestern Wein mitgebracht?"

„Ja, zwei Flaschen."

„Er blieb bis drei Uhr?"

„Es mag sein."

Jetzt mußte ich weiter gehen.

„War er auch vorgestern bei Ihnen?" fragte ich sie.

„Zu welcher Zeit?" fragte sie zurück.

„Am Abend?"

„Ich weiß es nicht."

„Lügen Sie nicht wieder."

„Ja, ja, es kann sein; ich habe nicht recht darauf geachtet, ich hatte zu thun."

„Um welche Stunde des Abends war er da?"

„Es kann nach acht Uhr gewesen sein."

„Wie lange blieb er?"

„Nicht lange."

„Ging er allein fort?"

„Ich denke doch."

„Besinnen Sie sich, Sie müssen es wissen."

Die verschmitzte Frau hatte den Kopf verloren. Ich hatte ihr Thatsachen vorgehalten, die ich, da sie an meine ausgesandten Wächter nicht denken konnte, nach ihrer Meinung nur von Mahler selbst oder von ihrer Tochter oder von ihrem Manne haben mußte. Sie dachte unzweifelhaft an den Letzteren, zugleich mit jener Angst.

„Meine Tochter ging mit ihm," sagte sie.

„Um welche Stunde war das?"

„Es konnte beinahe zehn Uhr sein."

„Wann kam Ihre Tochter zurück?"

„Etwa nach einer halben Stunde."

„Allein?"

„Mahler hatte sie bis an das Haus zurückgebracht."

„Was erzählte Ihre Tochter bei ihrer Rückkehr?"

„Was hätte sie erzählen sollen?"

„Wo sie mit Mahler gewesen sei?"

Die Frau wurde auf einmal leichenblaß und zitterte wieder. Mir kam es vor, als ob sie mit Entsetzen sich frage: Sollte mein Mann auch das verrathen haben?

„Sagen Sie die Wahrheit," ermahnte ich sie.

Sie sah mich mit großer Angst an.

„Sie wissen auch das?"

„Ich will es von Ihnen wissen."

Sie glaubte in der That Alles verrathen, und rang die Hände.

„O, mein Gott, mein Gott, mein armes Kind! Aber sie ist unschuldig! Glauben Sie mir, Herr Director, bei Allem, was heilig ist, bei Gott im Himmel, sie ist unschuldig, sie hat keinen Theil an dem Verbrechen. Sie hat ihn immer davon abgehalten; sie wollte ja gern warten, bis die Frau, die immer kränkelte, eines natürlichen Todes gestorben sei; aber er hatte keine Geduld mehr, und da hat er es denn gethan. Aber er allein, und sie hat vorher nichts davon gewußt; glauben Sie mir. Glauben Sie mir, daß sie unschuldig ist."

Die Frau war gebrochen. Die Mutterliebe hatte sie gebrochen. Sie weinte bittere, heftige Thränen der Angst, der Todesangst für ihr Kind, und nun auch der Reue.

„Frau," sagte ich zu ihr, „nur ein volles Geständniß von Ihrer Seite kann beweisen, daß Ihre Tochter unschuldig ist, wenn sie es wirklich ist."

„Sie ist es!" rief sie.

Und nun erzählte sie Folgendes:

Mahler war vorgestern Abend um acht Uhr in ihr Haus gekommen, wie sehr oft, seitdem ihre Tochter nicht mehr bei ihm im Dienste war. Er war mit dem Mädchen allein gewesen, wie ebenfalls häufig. Er war der Frau bei seiner Ankunft etwas blaß vorgekommen. Sonstige Veränderung wollte sie nicht an ihm bemerkt haben. Kurz vor zehn Uhr war er mit dem Mädchen ausgegangen. Sie hätten blos gesagt, sie wollten ein halbes Stündchen spazieren gehen. Als bald nach halb elf Uhr das Mädchen, von Mahler bis an die Hausthür begleitet, zurückgekommen, habe sie so ganz besonders, so verstört ausgesehen. Sie, die Mutter, habe

Das Reh.

Wild-, Wald- und Waidmanns-Bilder Nr. 5.

sie gefragt, was sie habe. Da habe sie unter Jammer und Weinen gesagt, die Frau Mahler liege im Sterben. Mahler habe sie zu seinem Hause geführt; sie hätten sich vor das Fenster der Stube gestellt und draußen hören können, wie die Frau schrecklich gestöhnt habe, so daß sie es nicht lange mehr machen könne. Und nun habe Mahler ihr auch gesagt, daß seine Frau sterben müsse; sie sei ohnehin immer kränklich und es geschehe ihr eine Wohlthat damit, wenn sie von ihren ewigen Leiden erlöst würde, und sie Beide könnten desto eher heirathen; er könne es nicht mehr aushalten, bis sie seine Frau werde. Sie habe aber über diese Worte einen solchen Schreck bekommen, daß ihr die Knice eingeknickt seien, und Mahler sie nach Hause beinahe habe tragen müssen. Früher habe Mahler zwar wohl zuweilen Redensarten geführt, als wenn er den Gedanken habe, seiner Frau Gift zu geben, aber sie, das Mädchen, habe das nie für seinen Ernst gehalten und auch immer gesagt, daß er es nicht thun solle und daß sie gern mit dem Heirathen warten wolle, bis die Frau eines natürlichen Todes sterbe. Das Mädchen habe sich gar nicht trösten können, und sie, Mutter und Tochter, hätten noch bis gegen zwei Uhr Morgens so beisammen gesessen, als es auf einmal an den Fensterladen geklopft habe und Mahler dagewesen sei und gesagt habe, um Mitternacht sei seine Frau gestorben. Er sei darauf gleich wieder gegangen.

Das waren die Mittheilungen der Frau; vielfach offen und aufrichtig, wenn auch sehr wahrscheinlich noch mit mannichfacher Zurückhaltung von Umständen, die auf die Schuld der Tochter Bezug hatten. Weitere Auskunft war aber von ihr nicht zu erhalten.

Ich suchte nach einem auch für Inquirenten goldenen Spruche, das Eisen zu schmieden, so lange es warm war. Allein vergeblich. Ich inquirirte den ganzen Tag bis wieder spät in den Abend hinein.

Aus dem alten Schmid war nichts herauszubekommen. Er versteckte sich hinter seine Gewohnheit, gern zu trinken, und schnell und früh betrunken zu werden. So wisse er von nichts, was in seinem Hause passirt sei, und er könne daher nicht dafür aufkommen, was „seine Weibsleute im Hause trieben."

Louise Schmid gestand zu, daß Mahler in der letztverflossenen Nacht, nach dem Ende der Verhöre, in dem Hause ihrer Eltern bei ihr gewesen, und daß er auch früher hin und wieder dagewesen sei, wo sie ihm dann etwas Gutes habe kochen müssen, was er zu Hause nicht bekommen habe. Sie habe das bisher aus Angst verschwiegen, was, wie sie jetzt einsehe, unrecht genug sei, und ihr Schaden bringen könne. Alles Andere bestritt sie unter stillem Weinen des sanften Leidens. Die Dirne war eben so zähe wie glatt.

Mahler war ein durch und durch kalter, fester Mensch, der keine einzige Stelle darbot, an der man ihn fassen konnte. Daß

er gestern Nacht, nach seiner Entlassung aus dem Verhöre, in dem Schmid'schen Hause gewesen, konnte er, nachdem ich ihm die Beweise darüber vorhielt, nicht mehr leugnen. Er wollte nur dagewesen sein und auch den Wein hingebracht haben, um die Familie Schmid für die Angst und Leiden ihrer langen Verhöre zu entschädigen. Daß sie verhört seien, habe er sich denken müssen, da ich ihn nach dem Mädchen gefragt habe. Nur um nicht das Mädchen unschuldig in die Sache zu verwickeln, habe er auch zuerst seine Anwesenheit im Hause abgeleugnet. Alles Andere bestritt er. Wenn die Schmids, Mutter und Tochter, anders sagten, so begreife er das nicht, die Angst müsse ihnen den Kopf verdreht haben. Dabei blieb er.

Ich confrontirte die Frau Schmid mit ihm. Die Frau wiederholte ihm ihre Aussage in's Gesicht. Er zuckte kalt die Achseln, und erklärte auch ihr, es sei ihm unerklärlich, wie sie zu solchen handgreiflichen Lügen komme.

Zu einer Confrontation zwischen Mutter und Tochter konnte ich es nicht bringen. Es war mir das eine Erscheinung, die mir zeigte, wie auch in dem verdorbensten und verwerfensten Menschen noch immer einiges wahre und bessere Gefühl lebt. Nach ausdrücklicher Vorschrift der Criminalordnung hätte ich den Versuch einer Zusammenstellung zwischen Mutter und Kind machen müssen; aber die Frau erklärte mir jedesmal mit einer Festigkeit, die ich nicht bewältigen konnte, nichts in der Welt werde sie bewegen, ihrer Tochter nur ein einziges Wort verzuhalten, das diese veranlassen könne, sich als Lügnerin darzustellen. Ich mußte von meinen Versuchen Abstand nehmen.

Gegen Mahler hatte ich indeß durch die Aussage der Frau erhebliche Indicien gewonnen. Zu einem Beweise gegen ihn, der seine Bestrafung begründen mußte, bedurfte ich nur noch des Nachweises, daß er im Besitze von Arsenik gewesen sei. Und diesen Nachweis sollte mir die kleine Gretchen Kopp herbeischaffen. Dabei mußte ich mich aber in der That einer kleinen List schuldig machen.

Das brave Kind war nicht zu bewegen, auch nur ein einziges Wort zum Nachtheile des Mannes auszusagen, der sie mit so unendlicher Bosheit des von ihm verübten Verbrechens bezichtigt hatte. Er sei ihr Oheim, er sei ihr wie ein Vater gewesen; sie könne nun einmal nichts gegen ihn sagen, und sie thue es nicht. Dennoch war namentlich über einen Punkt ihre Aussage mir von der größten Wichtigkeit.

Jener häßliche Reiter an der hannoverschen Grenze hatte eine heimliche Zusammenkunft mit einem Menschen gehabt, in dem ich mit großer Wahrscheinlichkeit den Fremden aus dem Wirthshause an der Grenze, also den Fleischer Mahler, zu erkennen gemeint hatte. Ich verband damit den dringenden Verdacht, daß Mahler damals von jenem Menschen sich habe Gift geben lassen. Aber wer war der häßliche Reiter? In dem Wirthshause hatte Niemand von ihm gewußt. Nur Fritz Beck, der Liebhaber Gretchens, hatte ihn gesehen. Er schien ihn auch gekannt zu haben. Jedenfalls konnte durch ihn der Mensch ermittelt werden.

Allein wo hielt Fritz Beck sich auf? Und wie war dem von den Behörden Verfolgten so beizukommen, daß er sich zu der nöthigen Auskunft entschloß?

Das war nur durch Gretchen Kopp zu erlangen; und von ihr erlangte man es nicht, wenn sie den Zweck wußte.

Ich sprach mit ihrem Oheim Kopp über sie und den Burschen. Das Testament der Frau Mahler war eröffnet. Dem Mädchen waren darin die fünfhundert Thaler vermacht. Der Oheim war bereit, in Gemeinschaft mit den übrigen vermögenden Verwandten eine etwa gleiche Summe zuzugeben. Dafür sollte dem Mädchen im Hannoverschen, aber weit genug von der Grenze entfernt, ein bäuerliches Grundstück gekauft werden, und die beiden jungen Leute sollten sich heirathen. „Man könne es ja einmal probiren."

Das Mädchen war außer sich vor Freude, als ihr das Alles gesagt wurde. Sie fuhr mit ihrem Oheim zur Grenze, um dem Burschen sein Glück anzukündigen. Ich fuhr, wie zufällig, ebenfalls dahin. Ich traf mit Kopp und seiner Nichte zusammen, wie sie eben in der Nähe des Wirthshauses an der Grenze ihre Unterredung mit Fritz Beck hatten. Der Bursch erkannte mich wieder. Ich nahm ihn auf die Seite, und fragte ihn nach dem häßlichen Reiter.

„Der Henker hier auf der Grenze!"

Hatte Mahler von dem Henker das Gift geholt, das ihn dem Henker überliefern mußte?

Ich ließ mir Namen und Wohnort des Henkers nennen, und fuhr dann weiter zu dem nächsten hannoverschen Gerichtsorte. Ich wandte mich dort an das Gericht. Die hannoversche Behörde war sehr zuvorkommend. Noch an demselben Tage wurde der Mann vernommen. Ich wurde zu der Vernehmung zugelassen.

Der an der Frau Mahler verübte Giftmord war auch schon an der Grenze bekannt geworden. Der Henker, sobald er sich bezüglich des Verbrechens vernommen sah, hatte daher eine dringende Veranlassung, wenigstens nicht Alles abzuleugnen, wenn er sich nicht als Mitschuldigen in die Sache verwickelt sehen wollte.

Er räumte sofort ein, daß Mahler Arsenik von ihm erhalten habe, und zwar damals an jener nämlichen Stelle, wo ich mich so sehr in der Nähe der Zusammenkunft der Beiden befunden hatte. Mahler war, so gab er an, des Nachmittags bei ihm gewesen, um ihn um das Gift zu bitten. Er hatte ihn auf den Abend an jenen Ort bestellt, da seine Rückkehr zum Hause des Henkers bemerkt werden und auffallen könne; dort unmittelbar an der Grenze seien sie am sichersten. Zu welchem Zweck Mahler das Gift haben wolle, hatte dieser nicht gesagt. Die Heimlichkeit sei übrigens schon darum geboten gewesen, weil der Giftverkauf auch im Hannoverschen für Privatpersonen verboten sei.

Der Mann wurde mir von den hannoverschen Behörden mit nach Preußen gegeben. Er wiederholte dort seine Aussage dem Mahler in's Gesicht.

Mahlers Kaltblütigkeit war unterdeß zu einer verstockten Unempfindlichkeit geworden. Ihn beherrschte nur ein Gefühl, die Lust zum Leben. Das Leben hatte er aber gerettet, wenn er sein Verbrechen nicht eingestand.

Nach der preußischen Criminalordnung konnten noch so viele und noch so vollkommen überzeugende Anzeichen gegen ihn vorliegen, auf Grund derselben konnte nie eine Todesstrafe, nicht einmal eine lebenslängliche Freiheitsstrafe, sondern höchstens, als sogenannte außerordentliche Strafe, eine Zuchthausstrafe von zwanzig bis dreißig Jahren gegen ihn erkannt werden.

So bestritt er Alles, was gegen ihn vorgebracht wurde, mit einer Beharrlichkeit und Unempfindlichkeit, die, zumal in diesem von Natur kalten und schlechten Menschen, vollkommen unerschütterlich waren. Es schien eine Art Verzweiflung so in ihm zu wirken.

Indessen waren der überzeugenden Anzeichen gegen ihn genug da. Er wurde nach jenem Grundsatze der außerordentlichen Strafe zu fünfundzwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Louise Schmid, gegen welche, bei ihrem gleichfalls beharrlichen Leugnen, außer ihrem verdächtigen Benehmen, nichts vorlag, als die Aussage ihrer Mutter, wurde von einer Theilnahme an dem Verbrechen Mahler's vorläufig freigesprochen.

Gretchen Kopp und Fritz Beck wurden ein Paar und zwar ein recht glückliches Paar. —

Und nun, nachdem ich meine Erzählung beendigt habe, höre ich manchen Leser fragen:

„Aber wozu hat er uns diese, nicht einmal so ganz absonderliche Criminalgeschichte erzählt? Welche Idee soll dadurch veranschaulicht werden? Welche Tendenz nur spricht sich darin aus?"

Ich weiß es, ohne Idee und Tendenz thut es die deutsche Novellistik nicht mehr. Nur eine Idee, nur eine Tendenz, dann sind die Geschichte und das Erzählen selbst gleichgültige Nebensachen.

Nun könnte ich Euch in der That auch über die vorstehende Geschichte recht viel von solchen Dingen sprechen, von der Idee eines reinen, schuldlosen, im Gegensatze zu einem verdorbenen, schuldbewußten Charakter; von der erhabenen Idee: „wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch." Oder, wenn Ihr eine Tendenz wollt, so könnte ich Euch bitten, anzunehmen, ich hätte Euch einen echt professerlichen — „praktischen Excurs" aus der empirischen Psychologie geben wollen, oder gar einen Beitrag zu der Kunst des Inquirirens. —

Nehmt, was Ihr wollt, auch nichts. Ich werde zufrieden sein, wenn Euch meine Erzählung gefallen hat, das heißt, nicht blos für Eure Phantasie, sondern auch vernehmlich für Euer Herz.

Also doch eine Tendenz?

Digitized by Google

Wild-, Wald- und Waidmanns-Bilder.

Von Guido Hammer.

Nr. 5. Das Reh. †

(Mit Abbildung.)

Unter allen Hirschgattungen der Welt ist der europäische Hirsch entschieden der edelste, stolzeste Vertreter derselben, obgleich er an Mächtigkeit durch das Elen und durch den amerikanischen großen Elkhirsch weit übertroffen wird. Man hat ihm deshalb auch mit vollem Rechte ausschließlich die Benennung: „Edelhirsch" beigelegt. Mit gleichem Recht stellt sich unstreitig das Rehgeschlecht als das zierlichste, liebenswürdigste unter diesen Gattungen dar, selbst noch dem niedlichsten von allen, dem Moschushirschchen, gegenüber.

Ohne unsere Lieblinge jagen oder nur stören zu wollen, stehen wir einmal an einem schönen Morgen Ende Mai oder Anfang Juni recht frühzeitig auf und durchstreifen den frischgrünen, duftigen Wald, um unsere harmlosen Lieblinge zu beobachten. Auch wenn wir keins zu Gesicht bekommen sollten (was aber bei einem halbwege guten Rehstande nicht zu erwarten steht), würde uns unser Gang sicher nicht gereuen, so wunderbar erquickend für Seele und Leib ist's früh im Walde. Ja, hier jauchzt das Herz auf und nirgends kann sich ein innigeres Morgengebet zum Himmel erheben, als in diesem heiligen Dome. Nicht blos bittend wird sich hier der Mensch seinem Schöpfer nahen, sondern zu allererst dankend, daß er ihn so unaussprechlich Schönes genießen läßt, und dann erst wird er bittend flehen, daß er ihn dieser vollkommenen, liebeathmenden, heiligen Natur würdig machen, daß er ihn mehr und mehr zum Einklange mit ihr führen möge. Wenden wir uns jetzt jenem Gründchen zu, über das sich die Buchen mit ihrem smaragdgrünen Laubdache wölben. Schon leuchtet der Aether über ihnen wie eine Glorie; die noch vor Kurzem schimmernden Sterne sind mit ihrem silbernen Glanze verschwunden, als hätten sie sich aus Demuth vor der strahlenden Wohlthäterin, der Sonne, zurückgezogen. In voller Pracht steigt diese, die Erde küssend, empor; das geblendete Auge muß sich abwenden und mit Erstaunen fällt der Blick auf die im himmlischen Lichte zitternden Wipfel all' der thauerfrischten Bäume und streift von da an den dicht umwobenen Stämmen nieder auf die nach und nach in goldigem Schein erglänzenden Gräser, an denen die frischen Tropfen des krystallreinen Thaues perlen. Wie spielend dringt der goldige Lichtstrom in einzelnen Streifen in das dämmerreiche Gründchen und schießt über ein murmelndes Bächlein und dessen lebendige Wellen hinweg, die, wie von selbst leuchtend, im Dahinfliehen blauäugiges Vergißmeinnicht und zierlich geformte Farrenkräuter netzen. Der Kuckuck ruft uns zu, als wolle er uns zum Aufschauen der Herrlichkeiten ermuntern; wilde Tauben girren in den alten Buchenwipfeln, der Pirol pfeift mit seinem vollen und doch so schmelzend flötenden Tone seine weithin schallende Weise und all' die andern Vögel des Waldes singen und jubeln, schmettern und jauchzen dem entzückenden Morgen in dieser entzückenden Natur ihre Freude entgegen.

Da, wo sich das Gründchen einmal verflacht und breiter wird, durchschneidet das Bächlein ein blumiges Wieseplätzchen, und siehe, welch' reizender Anblick! — ein Reh mit seinen beiden Kälbchen steht am Bachesrand, hin und wieder das niedliche Köpfchen bewegend und mit den unschuldsvollen, klaren, dunkeln und doch so milden Augen* umherschauend, dann sich niederbeugend und äßend oder ein schmeichelnd sich anschmiegendes Kälbchen leckend, das hierauf seinem dahinspringenden Brüderchen folgt. Beide setzen muthwillig über Bach und Stauden, einander haschend und überschießend. Kaum ist etwas Anmuthigeres zu denken, als diese niedlich geformten Rehkitzchen in ihren weißgefleckten Jugendkleidchen; dazu die feuchten tiefschwarzen Näschen und die sammetschwarzen und weichen Ränder der Oberlippe, beides noch gehoben durch das weiße Unterlippchen und die weißen Punkte vorn zwischen dem Näschen und den schwarzen Lippenrändern. Mit gleicher Zeichnung am Kopfe ist das alte Reh ausgestaltet, während es ungefleckt in seinem aalglatten, gelbrothen, an den Läufen und nach dem Bauche zu heller werdenden und bis in's Weiße übergehenden Fell von nicht minder reizendem Aussehen ist. Jetzt schreitet es mit elastischem Schritt durch die thauigen Halme und Blumen, um an einer andern Stelle süße Gräser zu naschen, während die Kitzchen im tollen Spiel mit graziösen Sätzen das Bächlein überspringen, in dessen durchsichtigem Gewässer die Forellen pfeilschnell dahin schießen. Der mütterlich lockende Ton des Rehes läßt die Kälbchen inne halten und sich zur Mutter wenden, die sie nun, das eine an ihr saugend, und das andere sie neckend, umdrängen oder umkreisen. So geht es noch ein Weilchen fort, bis die höher steigende Sonne die Gräser trocknet und das alte Reh weiterzieht. Doch jetzt muß dieses etwas in Wind bekommen haben, denn laut schmälend* setzt es mit federleichten Sprüngen dahin und alle drei eilen jetzt von dannen, daß die weißen Spiegel** im lichten Grün weithin leuchten, bis sie unserem Auge in der Waldestiefe verschwinden. Auch ein Schmalreh, was unbemerkt hinter einem Erlenbüschchen sich geäßt hat, folgt dem Warnungsrufe und eilt den andern nach. Entweder ist dasselbe ein vorjähriges Kälbchen von dem alten Reh oder es hat sich ihm nur angeschlossen, als seine eigene Mutter durch irgend einen Umstand, vielleicht durch die Schlinge eines Wilddiebes oder den Schuß eines sogenannten Jagdliebhabers, um's Leben gekommen sein mag.

Benutzen wir die falsche Brunst (s. weiter unten) und suchen wir dieselbe Familie im August einmal gegen Abend auf einem Gehau auf, wo sich das alte Reh, seit die Kälbchen erwachsener sind, seinen Stand gewählt hat, so finden wir einen Bock dabei, der dem jugendlichen, braunäugigen Schmalreh, wie es scheint, zu tief in das glänzende, traute Augenpaar gesehen hat, so liebebrünstig folgt er ihm auf Schritt und Tritt. Mädchenhaft, vielleicht auch etwas kokett, entflieht es zwar seinen Bewerbungen, feuert ihn aber doch wieder durch einen Lockton an, ihm zu folgen. Wo es sich äßt, da verweilt auch er; zieht es weiter, so zieht er mit. Eine kleine Strecke davon übersieht willig die liebende Mutter mit ihren Kälbchen, von denen das eine, vom Springen müde, sich niedergethan hat, während das andere schmeichelnd zur Alten aufblickt, diese kleinen Liebesabenteuer in der Familie; ist sie doch ganz von ihren neuesten Mutterpflichten erfüllt und lebt froh nur ihren Kitzchen. So waltet die allumfassende Liebe der Natur in ihren verschiedenen Ergüssen auch in unserer kleinen Rehfamilie, und wahrlich, kaum dürfte irgend ein Geschöpf in seiner ganzen Erscheinung mehr im Einklange mit so friedlichem Gebahren stehen, als eben das Reh.

Eine eigenthümliche Erscheinung beim Rehwildpret ist die Ende Juli eintretende und nur ungefähr acht bis zehn Tage dauernde sogenannte „falsche Brunst", im Gegensatz zu der wahren Brunst, die erst Ende November und Anfang December eintritt. Jene hat früher zu unendlich vielen Streitfragen Veranlassung gegeben, bis die Wissenschaft, durch sorgfältige Beobachtungen unterstützt, festgestellt hat, daß die wirkliche Begattung erst in den letztgenannten Monaten geschieht. Merkwürdig aber bleibt es immer, daß bei der falschen Brunst der Bock es nur auf Schmalrehe abgesehen zu haben scheint, indem er, sobald er den Ruf einer solchen jugendlichen Schönen hört, im Fluge herbeieilt, um mit der Schmachtenden zu kosen. Wird nun dieser Ton, am besten mit einem Buchenblatt, einem breiten Grashalme oder nur mit den zusammengekniffenen Lippen, oder auch, und zwar am bequemsten, auf einem dazu gefertigten Instrument, dem sogenannten Rehblatt, welches man in den Mund nimmt, gut nachgeahmt, so kann sich der Täuschende darauf verlassen, daß ein etwa in der Nähe stehender Bock, falls dieser nicht schon wirklich ein Schmalreh treibt***, augenblicklich flüchtig auf ihn zukommt, glaubend, es sei eine Eroberung zu machen, während er auf diese Weise in den Tod läuft. Es ist dies für den Jäger die liebste Art, einen Rehbock zu schießen, und diese wenigen Tage im Jahre, in denen der Rehbock auf's Blatt springt †, werden nicht

* Bei allem Wild heißen die Augen eigentlich Lichter.

* schmälen, beim Bock schrecken, ist ein Warnungsruf bei geahnter Gefahr und klingt beim Bock wie ein tiefes, kurzes Bä, Bä, Bä, das beim Reh weniger tief und voll klingt

** Spiegel: eine Spanne im Durchmesser haltende, herzförmige, weiße Zeichnung am Hintertheile des Rehes, die es namentlich im Springen noch mehr entfaltet.

*** treiben: verfolgen.

† auf's Blatt springen: dem auf dem Blatte nachgeahmten Tone des Schmalrehes folgen.

† Die ganze Wildgattung heißt Reh, das Männchen: der Rehbock; das Weibchen: Ricke, Reh; das einjährige männliche Junge: Spießbock, das einjährige weibliche: Schmalreh; die Jungen unter einem Jahre: Kälbchen oder Kitzchen.

Digitized by Google

minder sehnsüchtig erwartet, als die gleichfalls nur kurze und heiß ersehnte Zeit, wenn die Schnepfe zieht. Derselbe Ton, nur feiner gehalten, führt auch oft das alte Reh in der Einbildung, das Kälbchen rufe, herbei; doch kann natürlich hier von Schießen keine Rede sein. Wiederholt sich nun Ende November diese Brunst, diesmal, wie bemerkt, die wirkliche, so verliert sonderbarer Weise gerade um diese Zeit der Rehbock das Gehörn,* das erst im Mai wieder ausgewachsen ist, ein gewiß sehr auffallender Umstand, da jedes Thier zur Zeit der Begattung nicht nur sein schönstes Kleid, sondern auch alle Zeichen der Mannheit entwickelt besitzt, das Gehörn beim Rehbock aber eben so entschieden seine männliche Zierde, als seine Wehre gegen Nebenbuhler und Neider ist, gegen welche er sie in der falschen Brunst recht gut zu gebrauchen versteht. Dieser Punkt wurde denn auch von der Partei, welche die Augustbrunst für die wahre hielt, stets in die Wagschale geworfen, und allerdings war er nicht ungewichtig. Dennoch ist die von ihm hergeleitete Meinung eine irrige. Wer vermag die Zwecke der geheimnißvoll waltenden Natur zu ergründen, die hier eine Ausnahme von der Regel macht? Bei der wahren Brunst vergißt auch das Mutterreh die Gattenpflicht nicht über der Mutterliebe; sind ihre Kälbchen doch nun schon selbstständiger. Gleicher Weise bleibt nun der Bock den ganzen Winter über bei seiner Auserwählten, von der er sich erst wieder trennt, wenn das Reh instinctartig mehr die Nähe des Menschen aufsucht, um unter dessen mittelbarem Schutze sein Wochenbett zu halten, und dabei von Raubthieren, die ja stets Ursache haben, den Herrn der Schöpfung zu fliehen, weniger gefährdet zu sein.**

So leben diese friedfertigen, harmlosen Thiere in Wald und Flur, Abends aus den Dickichten und Stangenhölzern, in welchen letzteren sie sich den Tag über gern aufhalten, herausziehend, um auf die Gehaue und Wiesen, oder, ist's im Frühjahr, auf die Saaten zu treten. Im Hochsommer bleiben sie am liebsten in den wogenden Saatfeldern, welche sie mehr vor Ungeziefer schützen, als der Wald. Freilich bringen sie da dem Landmanne durch Niedertreten nicht unerheblichen Schaden. Aber nicht das ganze Jahr feiern sie blos ein Dolce far niente; denn auch sie werden von September bis Ende Februar, in vielen Gegenden das ganze Jahr, theils auf dem Anstande, auf dem Pirschgange oder beim Blatten geschossen, theils mit dem Dachshunde aufgestöbert und im Winter getrieben und dabei erlegt. Nach echter Waidmannsart gilt dies allerdings nur dem Bock oder doch nur einem gelten Reh;* allein seit dem Jahre 1848 ist ein wahrer Vertilgungskrieg auch gegen diese, allerdings sehr schmackhafte Wildgattung eingetreten und wer irgend zu jagen berechtigt ist, schießt Reh, Schmalreh und Kälbchen ohne Schonung todt, sich mit dem Grundsatze tröstend: „Wenn ich selbst es nicht schieße, so schießt's der Nachbar."

Wir gönnen dem Jäger von Herzen die Freude einer vernünftigen Jagd auf Rehe, wie auf jedes andere Wild; denn wollte man aus lauter Zärtlichkeit für so reizende Geschöpfe niemals eins derselben tödten, so würden sie bald zur unerträglichen Plage werden. Darum, lieber Leser, bist Du nicht Jäger, erfreue Dich am schönen Anblicke des Wildes und Waldes, ohne dem Waidmanne die berechtigte Lust am Jagen zu verargen; bist Du aber selbst Jäger, so bewahre Dir die Fähigkeit des Genusses sinniger und denkender Anschauung der Natur mit ihrer lebendigen Schöpfung und bedenke, daß auch das Schönste auf Erden — warum sollte Dein Lieblingsvergnügen ausgenommen sein? — seine Beschränkung haben muß. Dir bleibt außer der Jagd noch viel Schönes übrig, und dies erkennend wirst Du ein waidgerechter und vortrefflicher Jäger sein können, ohne, wie man oft nicht mit Unrecht sagt, zum „rohen Handwerk" zu gehören.

* Gehörn: Geweih.

** Zur Satzzeit, das ist: zur Zeit, wenn das Wild, sowohl Hoch- als auch Rehwild, Junge bekommt, sucht es gern Dickichte, die an Wegen in der Nähe von Kohlenmeilern, Forsthäusern u. s. w. liegen, auf, weil an solchen von Raubthieren gemiedenen Stellen weniger Gefahr für das Junge droht.

* Gelttes Reh: ein Reh, welches keine Jungen mehr bekommt.

Eine deutsche Herculesarbeit vor dem englischen Parlamente.

England kann vor lauter „Ausland" gar nicht mehr an sich selbst denken. Seit Jahren schon wurden „Reformen" und sonstige innere Angelegenheiten bald wegen dieses, bald wegen jenes Streites mit irgend einer auswärtigen Macht abgewiesen. Diesen Sommer konnte man Indiens wegen gar nicht zu sich kommen, ohne daß deshalb Indien wieder ordentlich zu ihnen kam. Die Augiasställe zu Hause blieben liegen und der in Indien wird fortwährend mit noch mehr Blut und Leichen gefüllt. Aber einer dieser Ställe, der größte und stinkendste in der Welt, wollte sich heuer durchaus nicht wieder abweisen lassen. Er eroberte ganz London und durchdrang jede Mauer, jede Statue, jede goldene Malerei und jeden gothischen Spitzbogen des gigantischen Parlamentsgebäudes, die Nase jedes Parlamentsmitgliedes — der Themse-Augiasstall, in welchen sich seit Jahrhunderten alle Excremente der Metropolis entladen, ohne daß die zwei Mal täglich zurückkehrende Fluth diese furchtbare Düngermasse in's Meer hinabführt. Die Themse spült diesen Unrath vor den Nasen der Bewohner und ganz dicht vor den Nasen der Parlamentsmitglieder vorbei stets offen auf und ab, hin und her. Und als die heiße Junisonne dieses Jahres auf die offene Riesen-Cloake brannte, stank sie bis zum Himmel, „stank" sie das ganze Parlamentsgebäude zum Hause „hinaus", wie sich eine Zeitung in alter angelsächsischer Derbheit ausdrückte. Ganz London seufzte mit zugehaltenen Nasen zum Parlamente unten dicht an der Themse, „etwas zu thun." Das Parlament schrie im Ober- und Unterhause hinter großen, in Chlorwasser getauchten Vorhängen: „Thut etwas! Bitte, thut etwas! Wer erlöst uns von diesem Vater Themse, dessen Vater und Conservator der Lord-Mayor ist?" Die Presse brachte alle Morgen frische Leitartikel mit Drohungen allgemeiner Pest, an der London schon vier Mal fast ganz ausgestorben sei. Die Times donnerte besonders erschütternd: „Wir haben uns selbst vernachlässigt! Unsere Sünden werden uns heimsuchen. Thut etwas gegen diesen Gestank! Wo ist der Hercules, der diesen Stall ausmiste?"

Die Weisesten und Mächtigsten im Lande nahmen jetzt ihren Witz zusammen und schrieben und sprachen über die Entstänkerung der Themse. Das Parlament wählte die Sachverständigsten in Stänkerungssachen aus seiner Mitte zu einem ununterbrochen sitzenden Ausschuß in Sachen der Themse gegen 3 Millionen Nasen, von denen die des Parlaments just am dichtesten dabei athmeten. So viel wurde bald als unzweifelhafte Thatsache parlamentarisch festgestellt, daß die Themse nicht nur ein Ding sei, was da sei, sondern auch in einem gewissen Geruch stehe, daß es Anspruch habe, als der größte Augiasstall der Welt zu gelten. Diese Wahrheiten waren bald gefunden, aber wo blieb der Hercules? Viele erhoben sich und versprachen, für 10 Millionen Pfund die Themse binnen 10 Jahren zu reinigen und alle 80 großen Hauptcloaken-Ausflüsse hinunter in das Meer zu führen. Andere traten mit Plänen für ungeheuere Fluththore und Thürme auf, um den Themsegestank einzusperren, in die Thürme hinauf zu pumpen und dann anderswo wieder loszulassen. Aber dabei kam Alles heraus, nur nicht der Gestank aus der Themse. Diese Projecte erinnerten nur an Goethe's Vers:

„Rührst Du den Quark auch noch so lang:
Nur unsern Nasen thust Du Zwang."

Die Projecte gaben alle Aussicht, daß es für 10 Millionen Pfund in 10 Jahren nur noch ärger stinken werde. Es waren ihrer viele, aber kein Hercules darunter. Wo steckt Hercules?

Vor 45 Jahren wurde im fetten Mecklenburg einem Großvater geistlichen Standes ein sehr wilder Junge geboren, dem er Vater ward, da er keinen mehr hatte, als er geboren war. Großvater ließ den Jungen aufwachsen, ohne ihm den Rücken zu bläuen oder ihn sonst in seiner Wildheit zu brechen. So wurde der Junge stark und groß und lernte nichts und lief in die Welt als Mechaniker, Maschinenbauer, Mitglied des Freihandels-Vereins in Berlin, Laterna magica-Director von Brill und Siegmund u. s. w., um endlich von Hamburg nach London spedirt zu werden und sich jetzt als der verlangte Hercules dem Parlamente Großbritanniens vorstellen zu lassen. So stand er da vor dem Parlamente am 2.

Digitized by Google

Juli Nachmittags und zeigte er den Sachverständigsten unter ihnen mit Wort und That, wie man London erlösen, die Themse befreien und, statt Geld dafür zu geben, noch täglich mindestens 7000 Pfd. Gold herausfischen könne.

Es war eine interessante Scene Nachmittags den 2. Juli auf der prachtvollen Themse-Terrasse an der Hauptfront des glorioſen Parlamentsgebäudes mit dem Rauch-Salon für die Mitglieder in der Ecke unten. Das England gegenüber gern so arm thuende Deutschland kann stolz darauf sein. Hier kamen wir — lauter Deutsche ohne Namen und Rang — mit alten Bretern und Tonnen und schwarzen Kugeln, die man in Frankreich für Hand-Granaten gehalten haben würde, gegen das Parlament angerückt, das sonst so grimmig gegen gewöhnliche Sterbliche verschlossen gehalten wird. Wir drangen ungehindert unter den prächtigen Portalen durch Corridore hindurch vor blauen Policemen vorbei, die da staunten, uns aber nicht anzuhalten wagten, weil dem Hercules, dem Retter und Befreier Londons und des Parlaments, seine Mission auf die Stirn geschrieben zu sein schien. Wir bauten unsere Modelle des großen Rettungs-Apparates auf und die Sachverständigsten des Parlaments und die Glorien Großbritanniens traten heran und stellten sich drum herum, zu sehen, zu hören und zu staunen.

„Paßt auf," sagt der Mecklenburger, jetzt Hercules vor dem Parlamente, „so will ich Euch die Themse reinigen und noch täglich mindestens 7000 Pfund Gold herausfischen."

So stand er da in seinen grauen Hosen, seiner grauen Weste, seinem grauen Rocke und dem großen, schwarzen Barte, den der Herzog von Cambridge nicht größer aufweisen kann, mit den großen blauen Augen und der hohen Stirn vor dem Parlaments-Comité und Lord Palmerston und Sir Benjamin Hall, dem Chef des „Gesundheits-Amtes", und Lord John Manners und andern Lords und Großen des Reichs und filtrirte ihnen originale Themsejauche vor den Augen zu trinkbarem, klarem Wasser und forderte Sir Benjamin Hall auf, ein Glas davon zu trinken. Dieser nahm Anstand gegen eine so unanständige Zumuthung und sagte:

„Es riecht noch!"

„Das ist die Themse im Allgemeinen," sagt der graue Mann, „welche so gesundheitsamtlich riecht."

Alle lachten und Lord Palmerston am meisten. Gurney, der Parlaments-Ventilator, der schriftlich erklärt hatte, daß er keine Luft mehr schaffen und nicht mehr für die Gesundheit des Parlaments stehen könne, Erfinder eines Projects, den Themsegestank auf Thürme hinaufzupumpen und den Himmel damit zu verstänkern, tritt heran und sagt:

„Das ist nichts Neues!"

„O, Sie haben jedenfalls schon vorher Kohlen in England gesehen," antwortet der graue Mann und Alles lacht wieder. Paxton im weißen Hute ist begeistert und ruft:

„Ich habe in meinem Leben nichts so Geniales gesehen."

„O doch, jedenfalls im Spiegel," versetzt der graue Mann, und das Parlament ruft Beifall über dieses verdiente Compliment für den ehemaligen Gärtnerlehrburschen.

Um die Hauptsache nicht zu vergessen, bemerken wir, daß der graue Mann (Freund Bühring, von dem wir in Nr. 43. Jahrg. 1857, bei Gelegenheit der „Plastischen Kohle" erzählten) aus der Themse dicht vor dem Parlamente originale Jauche holen ließ, diese in eine Tonne füllte, und dann durch einen schwimmenden Kohlenfilter in ein anderes Gefäß überführte. Dazu gab er im Wesentlichen folgende Erklärung: „Diese Kohlenbälle, durch welche der Schmutz filtrirt wird, sind meine patentirte Erfindung, die jetzt von einer Compagnie mit 10,000 Pfund Capital im Großen ausgeführt werden soll. Ich filtrire damit allen Ausfluß der 80 Londoner Cloakenmündungen auf folgende Weise: Jede Mündung wird in ein System von etwa 10,000 Filterbällen, die oben schwimmen, in ein dicht verschlossenes Fahrzeug geleitet. Um den gröbsten Schmutz von den Bällen abzuhalten, leit' ich ihn erst durch ein gröberes Medium, vielleicht Seegras oder bessere, sehr poröse, grobe Kohlenplatten. Alle größeren, festeren Schmutztheile fallen von selbst zu Boden, und berühren die schwimmenden Filter gar nicht, so daß diese für den feineren und *chemischen* Reinigungsproceß thätig offen bleiben. Alle Flüssigkeit dringt mechanisch oder capillarisch durch die Filterbälle und fließt so, wie Sie's hier sehen, in die Themse. Den stinkenden Schmutz behalt' ich sofort in den verschlossenen Kasten, die, wenn voll, als *werthvoll* beladene Schiffe den Dünger dahin fahren können, wo er am besten bezahlt wird. Die Tonne Dünger aus der Themse kostet jetzt sechs Pfund Sterling. Nehmen wir an, daß der Preis durch Gewinnung alles Düngers sechsfach fällt, bekommen wir doch noch jeden Tag für 7000 Pfund des Stoffes, der bisher nutzlos in's Meer fließt oder größtentheils die Themse zu dem gemacht hat, was sie geworden, der Pesthöhle Londons. Es ist genau ermittelt worden, daß täglich mindestens 7000 Tonnen fester Schmutz durch die Londoner Cloaken in die Themse geschwemmt werden. Das ist eine tägliche Beraubung der Aecker und Felder um London herum von täglich 7000 Tonnen Brod- und Nahrungsstoff, den Sie zwar auf Umwegen von 40—50 Jahren durch die Fische des Meeres, die Vögel, welche Fische fressen und dann *Guano* davon auf den Inseln bei Peru u. s. w. absetzen, wieder importiren, aber um welchen Preis, mit welchen Zinsen während der 40—50 Jahre! Liebig sagt ganz richtig: Man muß in den Boden eben so viel wieder hinein thun, als man in Form von Getreide, Frucht oder Grünfutter aus ihm herausnimmt. Läßt man nun aber jährlich viel über 4 Millionen Centner dieses kostbaren Nahrungsstoffes für die Felder in der Themse verschwinden, wo sich diese Quellen neuen Lebens in Lungengifte, Pest und Tod verwandeln, so leuchtet ein, daß man den fehlenden Dünger für schweres Geld von anderswo herbeischaffen oder hungern und dabei doch Themse-Atmosphäre, d. h. doppelten Tod, athmen muß. Ich lasse euch keinen Tropfen schmutziges Wasser mehr in die Themse, und liefere euch den Schmutz, diesen Tod, in Form neuer Lebensmittel im Betrage von mindestens $2^1/_2$ Millionen Pfund Geldwerth jährlich. Mittel und Capitalien, um diesen Zweck zu erreichen, sind sehr einfach, wenigstens im Vergleich zu den fünfzig- bis hundertfach theuerern Projecten, die dem Parlamente vorgelegt worden sind, von denen keines den kostbaren Dünger herausschafft, sondern nur weit nach unten durch meilenlange Mauertunnels in die Themse*mündungen* abführen will. Ich stelle vor jeden der 80 großen Cloakenausflüsse verschlossene Kasten in Form von kleinen Dampfschiffen. In diesen Kasten werden sich die Kohlenfilterapparate von je etwa 10,000 Bällen befinden, die auf dem hineinfließenden Unrathe schwimmen, diesen sofort aussaugen und rein in die Themse ableiten. Was zurückbleibt, wird die Kasten bald füllen. Sind sie voll, machen sie andern Kasten und Fahrzeugen Platz, während erstere mit ihrem Inhalte an Orte fahren, wo der Dünger präparirt, getrocknet und comprimirt wird, um dann in trocknen, geruchlosen Stücken verkauft, verfahren und angewandt zu werden. Um die schwimmenden Filterballsysteme mit dem dicksten Schmutze zu verschonen, lasse ich die Cloakenausflüsse zuerst durch ein grobes Medium, etwa Seegras, dann durch grobe Kohlenstücke erst zu den feineren Bällen herandringen. Diese bleiben demnach längere Zeit filterkräftig. Sind sie etwas verstopft, werden sie durch neue ersetzt, während die alten ausgebrannt werden, um sofort wieder als neue verwendbar zu sein. Meine schwimmenden Filterapparate für Zwecke, die viel reines Wasser brauchen, haben jetzt die Form verschlossener Kasten, die wie Fischkasten aussehen. In den Löchern stecken grobe Kohlenpfropfen, durch welche das unreine Wasser, schon von gröberen Bestandtheilen frei (die gröbsten fallen schon vorher zu Boden, weshalb ich meine Apparate auch stets oben schwimmen lasse), an die Filterbälle herantritt. Letztere stecken in Reihen auf Glas- oder Knochenröhren, die in Canäle leiten, durch welche das eingedrungene Wasser aufsteigt, um mechanisch und capillarisch durch die Poren der Filterbälle zu dringen, und so gereinigt durch einen gemeinsamen Canal auszufließen."

Das war's etwa. Er sprach noch von der chemischen Filtration der Filterbälle von plastischer Kohle, die so ungeheuer porös ist, daß alle darin concentrirte Körperoberfläche, glatt gelegt, eine ungeheuere Ausdehnung einnehmen würde. Nach Liebig bilden die Poren in einem Cubikzoll Birkenkohle *mindestens* einhundert Fuß Oberfläche. Einige andere Arten von Kohle sind mehr als doppelt so porös. In diesen Millionen von Poren-Kämmerchen bildet und hält sich vorzüglich Oxygen oder Sauerstoffgas condensirt in etwa 10 Volumen auf; d. h. das in Kohle gebundene Sauerstoffgas würde frei einen zehnfach größeren Umfang einnehmen, als der Kohlenkörper. Unreine, faule Flüssigkeiten nun, welche durch diese Kohle sickern, werden durch chemische Einwirkung dieses Sauerstoffs unschädlich gemacht. Also verwandeln sich z. B. kohlenstoffhaltige Bestandtheile in Kohlensäure, wasserstoffhaltige in Wasser. Stenhouse und Andere haben durch vielfache Versuche gefunden, daß Cadaver aller Art sich, in Kohle gehüllt, zersetzen, ohne je schädliche Gase nach außen zu lassen, da diese alle durch die Kohle

Digitized by Google

chemisch so geändert werden, daß sie entweder als unschädliche, geruchlose entweichen, oder gebunden werden.

Die Bühring'schen Experimente * vor dem Comité des Parlaments fielen so befriedigend und überraschend aus, daß es beschloß, sich sofort der Sache anzunehmen. Was in Folge davon geschehen wird, wissen wir noch nicht. Allerdings sind mächtige Schwierigkeiten zu überwinden, da in England die wichtigsten Unternehmungen nicht von Talent und Tüchtigkeit, nicht von den besten Ergebnissen bei Concurrenz, sondern von Connexionen, Referenzen, Relationen, Muhmen, Vettern und Onkels „bei der Spritze" abhängen.

* In England hatte man schon viel in dieser Sphäre gearbeitet, ehe Bühring mit seinen plastischen Kohlenkörpern auftrat. Näheres über das hier Angedeutete in der Broschüre von John Stenhouse: „On the Economical Applications of Charcoal to Sanitary Purposes" u. s. w., worüber ich in der Gartenlaube vor etwa zwei Jahren berichtete: „Ein Abend im Royal-Institution". Hier, wie damals, schreiben wir nicht technisch für Techniker, sondern als Laien für Laien, blos um dergleichen Dinge im Großen und Allgemeinen eben anschaulich zu machen, und die Aufmerksamkeit darauf hin zu leiten.

Da nun ein späteres Experiment Bühring's vor Bevollmächtigten des Gesundheitsamtes, des „Board of Works" mit dem mächtigen Sir Benjamin Hall an der Spitze, durch Versehen von Arbeitern unglücklich ausfiel, haben die Feinde auch Waffen in den Händen. Es wurde nämlich bei diesem Experimente eine mächtige Messing-Pumpe angewandt, durch welche das dickste, schmutzigste Lehmwasser mit ungeheurer Gewalt durch die Filtrirbälle hindurchgerissen ward, so daß es nicht Zeit hatte, zu filtriren, und noch unklar herauskam. Einen darauf folgenden, vollständig glücklichen Versuch mit dem dicksten Themsewasser warteten diese Beamten gar nicht ab.

Doch die Herren des Parlaments sahen zu ihrer größten Befriedigung zum ersten Male den Proceß, wodurch die zum Entsetzen und Fluche gewordene Themse auf die gründlichste, wohlfeilste und profitabelste Weise gereinigt und rein gehalten werden kann. Es war zwar blos ein Deutscher, der's ihnen zeigte, aber er zeigte es ihnen doch auch.

Pariser Bilder und Geschichten.

Eine Arbeiter-Hochzeit.

Samstag ist der gewöhnliche Tag der Hochzeiten in Paris. Die zwölf Mairien oder Bürgermeistereien, vertheilt in die verschiedenen Quartiere der Stadt, reiche und arme, belebte und fast geräuschlose, werden das Theater der buntesten, festlichen Scenen. Während in den aristokratischen und handelsreichen Vierteln lange Reihen Wagen die eleganten Brautleute, Eltern und Zeugen abladen, drängen einander kleine, aber lebhaft wechselnde Gruppen einfach gekleideter Leute um die Thore, auf den Stiegen und in den Corridors der Mairien der Arbeiterbezirke.

An diesem Tage sehen Sie keine Blouse vor dem ernsten Gebäude, auf dem über der klingenden Uhr die dreifarbige Fahne flattert. Selbst der bescheidene Eckensteher, welcher das Recht erhielt, die Wagenthüren zu öffnen und den Tritt herabzuschlagen, den Arm der jungen Braut und der alten Mutter zum Heraussteigen zu bieten, auch er hat seine stattliche Toilette gemacht, den abgetragenen aber gebürsteten Frack, den hohen Cylinderhut oder die beste Mütze, baumwollene weiße Handschuhe und eine Art von weißer Halsbinde hervorgesucht und sein freundlichstes Lächeln über sein gebräuntes Gesicht gebreitet.

Der Bräutigam, auch wenn er bescheiden zu Fuß einherschreitet, glänzt auf funfzig Schritte mit seinem kunstreich gearbeiteten Vorhemdchen zwischen dem saubern schwarzen Rocke oder Fracke und hat seine derbe Hand, mit der er vor dem ersten Bürgermeister und der ganzen Versammlung die Feder führen soll, in neue Handschuhe gezwungen, die zu zerspringen anfangen. Die Braut, schüchtern wie ein Landmädchen, die musternden Blicke aller Neugierigen des Stadttheiles aushaltend, in ihren neuen, noch knisternden Schuhen, dem leichten wohlfeilen weißen Kleide und dem künstlichen weißen Blumenkranze im Haar, vielleicht ihre einzigen, leicht vergoldeten Geschmeide an Hals und Handgelenk; und die wenigen Zeugen folgen in ceremoniöser Haltung dem jungen Manne, der heute Alles ordnen und tragen muß — das ganze Gebäude seiner ersehnten Hochzeitsfeier, die ihm so manchen Gang in Kanzleien und Sacristeien und die wenigen ersparten Zwanzigfrankenstücke kostet.

Ich hatte versprochen, Zeuge zu sein, und kam in Eile über den Platz vor der Mairie gelaufen; von Weitem erkannte ich den Vater der Braut, einen geschickten, alten Tischler, an seinem hohen schwarzen Hute neben der Bärenmütze eines Gensd'armen über die Menge hervorragen. Der Gensd'arm war der Vater des Bräutigams und aus den Pyrenäen gekommen, um durch seine stattliche Gestalt und Uniform der Feier Glanz zu verleihen; ich selbst kenne den Geschmack des Volkes und war in Ueberrock und dunklen Handschuhen, aber mit zwei buschigen Blumensträußen für Braut und Ehrenfräulein erschienen.

Der Pariser Arbeiter führt nicht ganz das lustige Leben, das unsere und französische Feuilletons ihm reichlicher schenken, als der Himmel; er fürchtet im Gegentheil viele Götter, den Hausherrn und den Bäcker, seine Cameraden und die Krankheit, kurz Alles was ihn um die Arbeit bringen kann und ihn im Elend unbarmherzig behandelt. Einen Doctor zum Freunde zu haben, ist daher ein beneidetes Glück unter diesem Theile der Pariser. Man hatte mich am Thore erwartet und grüßte mich herzlich.

„Wir haben Nummer 39," tröstete mich der alte Gensd'arm, „und kommen erst in einer Stunde an die Reihe." Aber der Brautführer (le garçon d'honneur), ein Lithograph meiner Bekanntschaft, der größte Weltmann unserer kleinen Gesellschaft, vielgeübt in zierlichen Worten und anmuthigen Manieren, ordnete schnell seinen Zug, nahm die beiden jungen Frauen unter die Arme und schritt voran in der Stellung, wie auf seinen Lithographien der Kaiser Napoleon erlauchte Gäste die Haupttreppe der Tuilerien hinaufführt. Ich übernahm die alte Mutter und die Arbeitgeberin der Braut, eine lustige, geschwätzige Pariser Kinderschuhfabrikantin; die alten Väter escortirten den Bräutigam, die übrigen Männer folgten.

Im großen Saale des ersten Stockwerkes konnten Sie unsere Pariser Gleichheit beobachten. Mit einem einzigen Blicke hätten Sie die zwanzig Hochzeiten unterschieden, welche eben versammelt waren. Während der Maire, mit der dreifarbigen Schärpe um den Frack und mit dem bürgerlichen Gesetzbuche in der Hand, eben zwei Personen der reicheren Bürgerschaft zu lebenslangem Leid und Freud' vereinigte und die Gäste dieses Paares in allem Edelgestein, Gold und Seidenzeug prangten, bereiteten sich zwei arme Seelen, beide längst über der Jugend Uebermuth hinaus, mit sorgengefalteten und gelblich verwelkten Gesichtern, in schüchterner Haltung und dürftiger Kleidung vor, um zunächst vor den Maire zu treten; ein einziger Zeuge, alt, gebrechlich und arm, wie sein Ehepaar, stellte sich so gerade als möglich hinter diese und schien verlegen in der Richtung der Thür den zweiten Zeugen zu erwarten, der zu zögern schien; vielleicht saß dieser Unglückliche daheim, vergeblich auf das einzige Sonntagshemd wartend, das die trügerische Wäscherin auf neun Uhr früh versprochen hatte. Alle Gruppen hatten sich streng gesondert; die unsrige, Dank dem erfahrenen Anordner, unserem Lithographen, machte einen sichtbaren Effect in ihrer stolzen Einfachheit; dieser hatte die drei schönen Frauen unserer Gesellschaft klüglich gruppirt und vorangestellt, die sechs martialischen Männer auf den zweiten Plan vereinigt und die alte Mutter sammt zwei „unlithographischen Figuren", wie er mir zuflüsterte, zwei Arbeitscameraden des Bräutigams, hinter den Ofen geschoben, vor dem wir Posto gefaßt hatten.

Da trat die reiche Bürgerschaft zurück und der Amtsschreiber rief zwei Namen auf, welche deutsch klangen; die armen drei Leute thaten einige Schritte vorwärts, „ohne alle Haltung," versicherte unser Gensd'arm, „häßliche Gesichter," sagte die Fabrikantin mit einer gewissen Miene, „um den raffinirtesten Zeichner zur Verzweiflung zu bringen," rief der Lithograph kopfschüttelnd aus.

Eine leise Unterredung zwischen dem Amtsschreiber und dem invaliden Zeugen fand inzwischen statt; das ärmliche Ehepaar stand gesenkten Hauptes, lautlos seine Verdammung erwartend. Auf ein Wort, das der Schreiber dem Maire in's Ohr flüsterte, rief dieser laut und mit abwehrender Hand: „bis nächsten Samstag; und bringen Sie zwei Zeugen mit."

Digitized by Google

Der Schreiber bereitete sich vor, einen neuen Namen aufzurufen; der einzelne Zeuge, erschöpft von den Anstrengungen seiner diplomatischen Verhandlung und vielleicht auch am Ende seines bürgerlichen Muthes, suchte die Bank und rief:

„Mein Gott! ich bin 120 Stunden weit hergekommen und muß wieder nach Hause."

„Na, so warte Se bisch zu Ende; der Herre Borgermeister wird sich scho erweiche lasse," rief der Amtsschreiber, „der Andere kimmt vielleicht noch!"

Es waren also Lothringer; auch der Schreiber.

Ich schritt rasch vor und bat den Maire, mich als Zeuge anzunehmen; ein bejahendes Kopfnicken des Maire, der wieder nach seinem Gesetzbuche griff — dann schoben der Schreiber und ich die drei furchtsamen Leute vorwärts, in drei Minuten war Alles vorüber; die Namensunterschrift hatte zwei Minuten gebraucht; der Mann war Schuhflickergesell, 48 Jahre alt, die Frau Köchin in einer kleinen Garküche, 47 Jahre alt; diese Beiden hatten den Rest der Geistesfassung verloren und wankten stumm der Thüre zu; der Zeuge, aus F. an der preußischen Grenze gebürtig, drückte mir die Hand und bat mich, wenn ich einmal nach F. käme, . .

Aber ein neuer Namens-Aufruf erscholl; lebhafte junge Arbeiter aus der sogenannten Künstlerwelt, umschwärmt von muthwilligen Freunden, Zimmermalern, Tapetenzeichnern, Möbeltischlern, eilten vor den Maire und ich trat zu meinen Leuten, wo ich von dem Lithographen mit seiner schärfsten Kritik empfangen wurde:

„Das heißt doch Effect verlieren, wenn man ihn Anderen leiht."

„Es ist doch ein fürchterliches Gesindel in diesem Paris," brummte der Gensd'arm.

„Sie haben Ihre Adresse angeben müssen," warnte die Fabrikantin, „man wird Sie schon zu Neujahr zu finden wissen."

Die Reihe war spät an uns gekommen und die Gäste bekannten einen heißen Hunger, als wir auf der Straße standen. Der Lithograph wollte ein ganz kleines Gabelfrühstück auf dem Wege zur Kirche organisiren, „das nehme sich ganz gut aus;" der Gensd'arm versicherte, daß das in der Ordnung sei — aber die Frauen fürchteten, mit zerdrückten Kleidern in die Kirche zu kommen, und wir entschlossen uns, den ersten Befehlen der Pantoffelherrschaft zu gehorchen.

In einer kleinen Pfarrkirche der Vorstadt St. Antoine, in einem der verwickeltesten Straßengewirre, wo die Braut geboren war, wurde die Einsegnung vollzogen. Als wir in die Sacristei traten, fanden wir unsere armen Lothringer eben im Begriff, ihre Namen in das Kirchenregister einzutragen; sie hatten ihren zweiten Zeugen aufgetrieben und mitgebracht und blickten muthiger drein. Als der alte Bräutigam herzhaft und auf gut lothringisch den Pfarrer fragte, was er schuldig sei, versetzte dieser mürrisch und im andern deutschen Dialekte der Franzosen, im elsässischen:

„Dreißig Sous für Euch, Andere müschten dri Franke zohle."

Während unsere eigenen Brautleute sich dem Schreibtische näherten, flüsterte der Gensd'arm, vor Hunger um seine Besonnenheit gebracht:

„Wir werden gar nicht fragen, gar nichts zahlen und ganz im Rechte sein."

Ein junger Mann eilte durch die offene Thür herein, machte den fortgehenden vier Lothringern ein vertrauliches Zeichen, zu warten und ergriff, freundlich und herzlich mich grüßend, meine Hand.

„Ich erfahre eben," sagte er, „daß Ihre Gesellschaft und die meinige in demselben Restaurant an der Stadt-Barrière das Hochzeitessen halten werden; Sie haben schon Ihr Scherflein diesen armen Leuten gebracht," fuhr er fort, nach den Lothringern blickend, die verlegen an der Thüre standen, „wir wollen das Unsrige thun und wir bitten Sie nur, uns das Vergnügen zu machen, in unseren Saal zu kommen und mit diesen armen Leuten anzustoßen; wir werden sie in eine Ecke des Saales setzen und tractiren; wir haben uns geschämt, daß unter uns dreißig jungen Leuten kein Einziger das Herz gehabt hat, sich als Zeuge anzubieten."

Ich drückte ihm die Hand und bat ihn, mir kein Verdienst daraus zu machen, daß ich zufällig etwas Lothringisch verstehe.

„Ah, das war Lothringisch?" rief der Franzose, „wir glaubten Alle, das sei Preußisch. Aber das thut nichts; versprechen Sie, zu kommen?"

„Ja, gewiß; aber die arme Person ist Köchin und kann vielleicht nicht von ihrer Arbeit abkommen."

„Haben Sie keine Sorgen, wir werden Alles schlichten; wir sind lauter Künstler und werden wohl einem Bourgeois und seiner Frau das Herz umzudrehen verstehen; ich bin Fortepianobauer, Arbeiter, und hier ist meine Karte."

Er ließ mich stehen und zog schnell seine Gäste nach sich hinaus, so daß die verdutzten Leute fast über die Sacristeithüre in die Kirche gestürzt wären, wo noch mehrere junge Männer von der Hochzeit standen, die ich in der Mairie gesehen hatte.

Der Gensd'arm rollte mittlerweile seine großen, schwarzen Augen Allen zu und schien in der Geldbörse, die er in der Hand hielt, die Taxen oder das Geschenk für den Pfarrer bereit zu halten. Wir begriffen und näherten uns der Thür.

„Herr Pfarrer," begann der Gensd'arm in voller Haltung, „ich weiß, daß wir Ihnen nur höflich zu danken haben, und das thue ich denn auch, wie es sich gehört."

Er verneigte sich und ich erblickte keine Börse mehr in seiner Hand. Der Pfarrer erstaunte, aber ein flüchtiges Lächeln um seinen gutmüthigen Mund beruhigte mich über die Folgen für den sprudelköpfigen alten Soldaten.

„Herr Brigadier," versetzte der Geistliche, den Rang des Gensd'armen nennend, „ich habe diese dreißig Sous von den armen Leuten nicht für mich verlangt; ich habe nur arme Pfarrkinder und die müssen mir helfen, die elendesten zu unterstützen — wollen Sie mir wohl fünf Franken im Namen der Gesellschaft in meine Armencasse beisteuern?"

„Herr Pfarrer," bat ich, „wir werden zusammenlegen und Sie dann zusammen bitten, unserem alten Herrn zu verzeihen; er hat heftigen Hunger und der Hunger ist ein schlechter Rathgeber."

„Mein Gott, mein Gott, Herr Pfarrer, nom de Dieu — ah, jetzt fange ich noch an zu fluchen — also ich schweige und bitte Sie nur um Ihre Hand."

Die beiden Herren machten Frieden, und wir legten zehn Franken zusammen, wovon der Pfarrer nur fünf annahm.

„Es ist Ihnen doch nicht der Hunger vergangen?" frug ich boshaft meinen alten Brigadier, als wir auf der Straße standen.

„Im Gegentheil," sagte er ehrlich, „so oft ich Etwas bewundere, so gibt mir diese Rührung nur noch mehr Appetit; Bewunderung, Freude, Mitleid, ein guter Schlaf, selbst Zorn, kurz jede moralische Regung menschlicher Gefühle . . . aber sehen wir, daß wir zum Essen kommen. Meine Damen, Ihre Kleider gehören jetzt der Gesellschaft und nicht mehr aller Welt — also marsch! Herr Lithograph, organisiren Sie."

Wir saßen schon eine volle Stunde in einem Gartenhäuschen des Gastwirths „Zum fröhlichen Invaliden" an der Barrière de Grenelle und ich hatte dem jungen Bräutigam meinen muthmaßlichen Antheil an der Zeche eingehändigt; denn solche Arbeiterhochzeiten werden auf gemeinschaftliche Kosten gefeiert. Wir hatten den Brunnen der gewöhnlichen Galanterien längst erschöpft, und Jeder von uns zeigte schon den wahren Grund seiner heitern Laune; der Gensd'arm namentlich begann, die jungen Damen zu necken, und ich hatte ohne große Mühe meine linke Nachbarin, die nun natürlich gewordene Fabrikantin, dahin gebracht, uns Lieder aus der Bretagne zu singen, als die Thüre aufsprang, und meine neuen Freunde, die Künstler, hereinbrachen, sich dann lebhaft entschuldigten und uns baten, mit ihnen auf einen Augenblick in ihren Speisesaal zu kommen, wo das herzlichste Einvernehmen zwischen Lothringen und Frankreich hergestellt sei.

Als wir eintraten, spielte ein junger Mann auf der Clarinette einen langsamen Walzer; alle Gäste bildeten den Kreis und in der Mitte des Saales, wo man die Tische weggeräumt hatte, tanzten die vier Lothringer mit Ernst und Kunst einen Ländler, wie man in Schwaben ihn noch sieht.

Ich sah wohl, daß die drei Männer ziemlich getrunken hatten, und daß die Gutmüthigkeit dieser Herren Künstler boshafter oder muthwilliger Weise sich einen Spaß nicht versage. Nach dem Tanze war es auch nicht schwer, mit Hülfe der nüchtern gebliebenen alten Köchin, der Braut nämlich, die Ehre des Tages zu retten. Wir luden sie ein, auch uns die Ehre ihres Besuches zu schenken, und von da konnte die Köchin ihren schwachköpfigen neuen Gemahl nach Hause schaffen. Der Vetter, welcher 120 Stunden Wegs nach Hause hatte, schlief in einem Winkel unseres Saales ein; nur der vierte Lothringer, der unglückliche Zeuge von heute früh, hielt mit uns aus, bis wir uns trennten.

Digitized by Google

Er hatte einem der Herren Künstler im andern Saale gestanden, daß er in der That am Morgen vollständig verhindert gewesen sei, auf die Mairie zu kommen. Sein einziges Paar Schuhe, sagte er, habe der Schuhflicker, sein Landsmann, der Bräutigam nämlich, versprochen, früh zeitig ausgebessert zu bringen. Der Mensch, fuhr der Zeuge fort, ohne ein zweideutiges Lächeln hinter seinem breiten Gesichte ganz verbergen zu können, der arme Mensch aber habe wahrscheinlich in seiner verliebten Sehnsucht auch sein Pech vergessen, und als sie ihn nach der Mairie aufgesucht hätten, um ihn auszuzanken, habe sich der verliebte Bräutigam an die Schuhe erinnert, und eine halbe Stunde lang arbeiten müssen, um ihn in die Kirche mitnehmen zu können. Dr. B—r.

Ein Austernfang bei Helgoland.

Von C. Reinhardt.

Es gibt kein deutsches Land- oder Seebad, wo sich die Badegäste so aneinander schließen und zusammenhalten, als in Helgoland. Der Grund davon liegt darin, daß die Fremden, auf einen kleinen Raum gebannt, nur wenige Vergnügungen finden und am Ende, von langer Weile geplagt, bei Anderen das Talent, die Zeit todtzuschlagen, vermuthen und suchen, was ihnen selbst nur mit großer Anstrengung und sehr langsam gelingt.

Eine solche Gesellschaft von Zeitmördern war es, in die ich an einem schönen Augustmorgen von der Spitze eines Dünenhügels mit sammt dem Grasbüschel, worauf ich gesessen, hineinfiel, weil sich Jemand den Spaß gemacht, meinen Sitz zu untergraben.

„Wenn Sie so mit der Thüre in's Haus fallen," sagte Einer, „so kann der Grund Ihrer Eile nur darin liegen, daß Sie uns so schnell als möglich sagen wollen, was wir heute anfangen sollen."

„Haben Sie schon einmal Austern gegessen?" fragte ich, mich im Kreise umsehend.

„Wenn das ein neuer Zeitvertreib sein soll," antwortete verächtlich eine auf dem Bauche liegende Rothnase, „so können Sie uns eben so gut fragen, ob wir das A B C kennen!"

„Gut, also Sie haben gegessen. Aber haben Sie schon einmal Austern *gefangen*?"

Das hatte noch Keiner. Ein Doctor erinnerte sich zwar an zwei Weißfischchen, die er vor zwanzig Jahren einmal aus dem Wasser gezogen — aber an Austernfangen hatte er noch nie gedacht, so viel er sonst hinabgeschluckt. Er war der Meinung, daß dieselben von selbst an's Land kämen, wie die Seehunde, und dann von den Fischern gepackt und verpackt würden, um Gott weiß wie weit von ihrer Heimath bei einem Frühstück mitzuwirken.

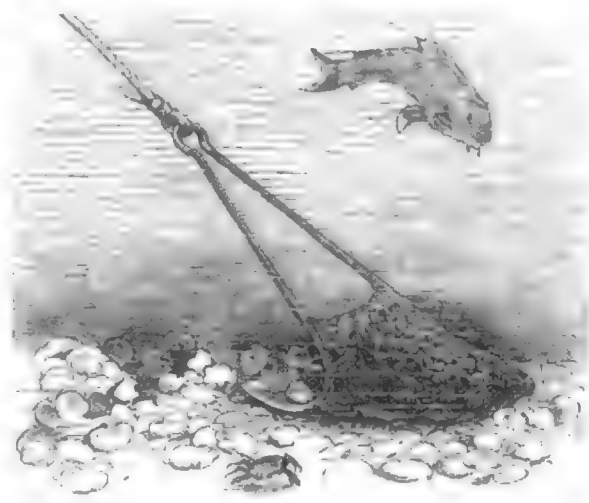
Mein Vorschlag, einen Kreuzzug nach der Helgoländer Austernbank zu unternehmen, um den Geburtsort unserer kleinen Freunde kennen zu lernen, fand allgemeinen Beifall, und nachdem ich noch bemerkt, daß zu den vermuthlich zu fangenden und zu verspeisenden Austern auch Wein, Citronen, Semmeln und Pfeffer gehöre, welchen letzteren ich zu liefern versprach, wogegen ich die Anderen ersuchte, das Uebrige zu besorgen, stiegen wir zum Strande herab und ließen uns nach der Insel übersetzen.

Da die Austernfischerei eigentlich erst im September beginnt, so wird im Sommer nur wenig — theils zur Cur, theils zum Vergnügen für Badegäste — gefischt, und wir mußten uns zu diesem Zwecke eine Slup miethen, welche uns, nachdem alles Betreffende abgemacht war, am Landungsstege erwartete.

Ein herrlicher, leichter Wind bog nur hier und da einer Welle den Kopf um, so daß er in weißen Schaum zerfloß, und das Fahrzeug schoß ziemlich gleichmäßig und ohne große Schwankungen auf die Südspitze der Düne zu, beschrieb dort einen Bogen um die Brandungen und lief, Düne und Insel im Rücken, in die See hinaus.

Die Insel blieb weiter und weiter zurück, die Düne sah aus, als wolle sie in's Meer versinken, und wir segelten immer noch darauf los. Einige unserer Gesellschaft machten trotz des ziemlich ruhigen Ganges der Slup bedenkliche Gesichter, während Andere mit Späherblicken rundum suchten, um „die Bank" zu entdecken, was bei dem Manne am Steuer ein freundliches Schmunzeln hervorrief. — Als wir ungefähr eine Stunde in dieser Weise gesegelt waren, wobei der Mann am Steuer nach dem Kompaß und ein anderer fortwährend nach der Insel geschaut, sprach der rückwärts Schauende einige helgeländische Worte, worauf der Steuermann das Fahrzeug sofort nordwärts drehte und, nach der Insel blickend, uns erklärte, daß wir jetzt auf der „Bank" seien und die Austernfischerei angehen werde.

Da mir bekannt war, daß die Seeleute nach Landmarken eine Stelle in der See finden, so sah ich mir die Stellung der Gegenstände auf Düne und Insel genau an und bemerkte, daß der Kirchthurm der Insel gerade über der Nordbake der Düne stand, während der Dünenstrand selbst vom Wasser verdeckt war und nur die Hügel hervorschauten, auf welche Weise die Schiffer Lage und Entfernung der Austernbank sehr gut finden. Diese Leute haben indeß eine solche Gewandtheit, sich auf der See zu orientiren, daß ich glaube, sie würden die Stelle auch in finsterer Nacht treffen.



Eine Austernharke.

Unsere Schiffer brachten nun ihre Fangwerkzeuge in Thätigkeit. Dieselben bestehen in einem Sack von eisernen Ringen, etwa wie die eisernen Geldbeutel gearbeitet, welche früher einmal Mode waren, nur ungleich größer. Dieser Sack ist an einem breiten, scharfen Bügel befestigt, der nach hinten zu gebogen in zwei Stangen ausläuft, welche in einem Ringe endigen, durch den das Tau gebunden ist. Dieses Instrument, die „*Kurre*" genannt, wird über Bord geworfen und an einem Taue hinten nachgeschleppt, indem das Schiff segelt. Das scharfe Eisen reißt dabei die Austern von der Bank los und diese fallen in den Sack.

Wir hatten mit den Fischern zugleich *unsere* Vorbereitungen getroffen; Citronen wurden zerschnitten, eine Essigflasche erhielt von einem alten Praktikus einen Papierstöpsel, der den Essig nur tropfenweise durchließ, meine Pfefferbüchse stand fertig und Freund Dabbertin aus Hamburg saß da mit aufgestreiften Hemdärmeln, ein kurzes dickes Messer in der Hand und einen Eimer mit Seewasser zwischen den Beinen, in welcher Stellung er mordgierig nach dem Taue sah, die baldige Ankunft der ersten Beute erwartend. Natürlich folgten unsere Blicke den seinen, was einige im Voraus gefüllte Weingläser benutzten, um umzufallen und ihren rothen Inhalt über unsere Beinkleider zu schütten, wofür sie indeß ohne Gnade über Bord geworfen wurden, da, wie der Doctor bemerkte, Diogenes auf der See stets aus der Flasche getrunken hätte. — Jetzt zogen die Fischer das Tau an, bis der Sack aus der See auftauchte, und hoben denselben mit einem Ruck in das Fahrzeug.

Unsere Beute bestand in einigen vierzig Stück Austern, von denen die meisten in einem großen Klumpen mauerfest beisammen saßen, so daß wir sie mit einem Hammer auseinander schlagen mußten, worauf sie dem „Austernschlachter" übergeben wurden, der die erste feierlich und langsam öffnete, mit einem eleganten Kreisschnitt vom Bart rasirte und, nachdem er sie mit zugedrückten Augen verschluckt hatte, mit dem Worte „ausgezeichnet" seine Meinung klar und deutlich an den Tag legte. In Folge dessen erlaubten wir uns die schüch-

terne Bitte, nicht blos an sich zu denken, sondern auch das Dasein mehrerer Austernfreunde zu berücksichtigen. Da er uns nun nicht zumuthen konnte, ihm zuzusehen, wir aber auch nicht verlangen konnten, daß er uns die Austern öffne und zusehe, so wurde beschlossen, jedem Mann ein Ei und dem alten Schweppermann zwei, d. h. jeder von uns erhielt nach der Reihe eine Auster und der Oeffner alle Mal zwei, was sich freilich sehr in die Länge zu ziehen drohte; da jedoch noch ein Helgoländer mit „schlachten" half und ich die meichen Klumpen zusammen leben können, worin es doch den Mittelsten total unmöglich sein muß, ihre Schalen zu öffnen und Wasser und Nahrung zu erhalten, denn einige zwanzig Austern, die wir aneinander schlugen, hatten ganz die Festigkeit und Dichte eines Mauerklumpens. Freilich erzählt man von Kröten, die in Sandsteinen lebend gefunden worden sein sollen, und was eine Kröte im eingesperrten Zustande leisten kann, wird eine Auster wohl auch zu Stande bringen. Es müssen aber auf einer solchen Bank eine große Masse

Auf dem Austernfang bei Helgoland.

nigen mit dem Bleistiftmesser sehr leicht öffnete, so ging es schneller und das Schlucken war bald allgemein.

Ein Räthsel ist es, wie die Austern eigentlich in einem solchen Klumpen zusammen leben können, worin es doch den Mittelsten total unmöglich sein muß, ihre Schalen zu öffnen und Wasser und Nahrung zu erhalten, denn einige zwanzig Austern, die wir aneinander schlugen, hatten ganz die Festigkeit und Dichte eines Mauerklumpens. Freilich erzählt man von Kröten, die in Sandsteinen lebend gefunden worden sein sollen, und was eine Kröte im eingesperrten Zustande leisten kann, wird eine Auster wohl auch zu Stande bringen. Es müssen aber auf einer solchen Bank eine große Masse dieser Thiere übereinander gemauert sein, da das Wasser auf der Bank an 80 Fuß und neben der Bank 18—20 Fuß tiefer ist, welche Stärke also das Austernlager haben soll, wie ein Helgoländer sagte*.

* Ueber die Austern und deren Fang veröffentlicht Julius Althaus in einer der letzten Nummern des Prutz'schen Museums einen Artikel, aus dem wir zur Ergänzung des Obigen einige Mittheilungen entnehmen. Die Redaction.

„Unter den Muschelthieren," sagt Althaus, „sind die Austern am allgemeinsten bekannt und wegen ihres pikanten Geschmacks geschätzt. Man findet die Austern gewöhnlich in großen Mengen zusammen; sie kitten sich durch Kalk und Sand an unterseeische Gegenstände, Felsen oder Thiere der eigenen Art fest. Die ungeheueren Dimensionen dieser Austernbänke, welche trotz des enormen Verbrauchs, der alljährlich davon gemacht wird, unerschöpflich sind, erscheinen nicht auffallend, wenn man die Art der Fortpflanzung dieser Thiere in's Auge faßt. Die Austern sind nämlich hermaphroditisch, d. h. dasselbe Thier erzeugt Eier und Samenfäden.

Die Bank selbst soll über 1000 Fuß breit und eine halbe Stunde lang sein und liegt etwa zwei Stunden von Helgoland, östlich von der Düne.

Wenn die Helgoländer für den Handel fischen, so werden die gefangenen Austern gemeinschaftlich verkauft und jeder Fischer erhält eine Art Tagelohn, der etwa 1 Thlr. 18 Sgr. beträgt, was für einen, der eine Slup besitzt und einige Söhne zur Hülfe hat, einen guten Verdienst abgibt. Den helgoländer Austernreichthum entdeckte vor zehn bis zwölf Jahren ein helgoländer Fischer, der jedoch die Sache für sich behielt und im Stillen fischte, bis Andere auch dahinter kamen.

Nachdem unsere Fischer ihre Kurre noch mehrere Mal in Thätigkeit gesetzt hatten, wobei das Fahrzeug stets auf der Bank hin und her segelte, drehten wir den Schiffsschnabel nach der Insel, und traten unsern Heimweg an. Da wir aber den Wind entgegen hatten, so waren wir genöthigt, nach Art der Krebse zu gehen, die man Dwarsläufer nennt, eine Art Taschenkrebse, die stets von der Seite laufen. Wir mußten nämlich laviren. Die Insel, nach der wir wollten, blieb dabei rechts liegen, und unsere Schiffer segelten nach Kuxhaven zu. Als sie glaubten, die Südspitze der Düne gewonnen zu haben, sagte der Steuermann einige Worte, drehte dann plötzlich den Griff des Steuerruders ganz nach Backbord, d. h. links, und rief „ree!" worauf einer die Fock, das vordere dreieckige Segel, an der Seite festhielt, wo es eben anlag, während ein Anderer die Taue desselben in Bereitschaft hielt und uns zurief: „bücken, meine Herren!" welche Erinnerung auch sehr zur Zeit kam, denn im nächsten Augenblick hätten uns die umschlagenden Segel die Hüte in die See gefegt. Auf diese Weise waren wir durch den Wind oder über Stag gegangen, und segelten nun gerade auf den Landungsplatz zu, den wir vor etwa vier Stunden verlassen hatten.

Die Schellfisch- und Hummerfischerei wird in Helgoland mit denselben Fahrzeugen betrieben, nur daß man zum Hummerfang sich öfter kleiner Boote bedient, die nach dem dabei angewandten Instrument Plumperböte genannt werden. — Dieser Plumper ist ein starker eiserner Ring, unter dem ein Netz hängt, worin der Fraß für den Hummer liegt, der Ring wird an einer Leine auf den Meeresgrund gelassen und der Fischer, der dieselbe leicht zwischen den Fingern hält, fühlt augenblicklich, wenn etwas daran ist. Dann zieht er mit einem schnellen Ruck das Ding in die Höhe, damit der Hummer hineinfällt, und holt es nun so schnell wie möglich an Bord.

Ist Meister Hummer im Boot angelangt, so setzt er sich sofort auf Schwanz und Hinterbeine, guckt den Schiffer sehr malitiös an, und greift mit seinen respectablen Scheeren rücksichtslos um sich. Wehe dann dem, was er erwischt. Ein Finger z. B. würde ihm nicht mehr Umstände machen, als uns ein Wiener Würstel. Man steckt ihm dann etwas in die Scheeren, was er grimmig festhält, während ihm der Schiffer dieselben mit Bindfaden festbindet, was auch in den großen Hummerkasten geschehen muß, die bei der Insel liegen, sonst nimmt dort die „Kneiperei" überhand.

Eine andere Art des Hummerfanges besteht darin, daß man eine Art Vogelbauer anwendet. Diese sind von Reifen gebaut, haben einen Boden von schweren Steinen und nach oben einen Eingang, um den ein Netz in der Art gespannt ist, daß der Krebs wohl leicht hinein, aber beinahe gar nicht heraus kann. Als Köder trocknet man die Köpfe von Dorsch und Schellfischen und macht sie darin fest, worauf das Instrument, mit einem kleinen Anker versehen, in die Tiefe gelassen wird. Eine Leine, an der ein Stück Holz oder eine Blase befestigt ist, die oben schwimmt, zeigt den Ort an, wo der Hummerkorb liegt.

Der Fischfang wird meist mit Angeln betrieben. Jedoch muß man nicht glauben, daß der Helgoländer etwa mit der Angelruthe da sitzt und wartet, bis einer kommt. — Die Haken sind an zwei bis drei Fuß langen Schnüren befestigt, welche in gewissen Entfernungen an eine schwache, etwa bleistiftstarke Leine gebunden werden. — Die Helgoländer Mädchen besorgen dann gewöhnlich das Anstecken des Köders, der in Sandwürmern oder kleinen Fischen besteht, worauf die Schnur sehr sorgfältig in eine hölzerne Mulde zusammengelegt wird, damit sich die Haken beim Auswerfen nicht verwickeln. Solche einzelne Schnuren werden viele an einander gebunden, auf welche Art die ganze Angel oft eine Länge von anderthalb bis zwei Stunden erreicht.

Die erste Schnur wird an einen Anker befestigt, von dem eine Boje oben schwimmt, damit man, im Fall die Angel reißt oder ein Sturm die Fischer verjagt, die Geräthe wieder findet; dann segelt das Fahrzeug so, daß Ebbe und Fluth quer durch die Angeln streicht; die letzte Schnur bindet man dann an den Anker der Slup, die dann liegen bleibt, bis der beim Fischen nie fehlende Grog oder Kaffee gekocht ist, worauf die Angeln mit einigen dabei gebräuchlichen Helgoländer Sprüchen aufgezogen werden. C. R.

Wenn die Eier reif sind, werden sie auch befruchtet und als Laich, der eine weißliche Flüssigkeit bildet, ausgestoßen. Millionen von Eiern werden durch einen kleberigen Stoff, den das Thier in der Brunstzeit absondert, in eine kugelige Masse vereinigt, und heften sich an einem Orte fest, wo sie sich ungestört entwickeln können.

„Man findet in älteren zoologischen Werken die Notiz, daß die Austern einen ruhigen Wasserstand lieben. Dies ist folgendermaßen zu verstehen. Die Austern kommen zwar in allen Meeren und an den verschiedensten Stellen vor; die größten Bänke aber sind in geringer Tiefe, ziemlich nahe an der Küste und vor allem in Buchten, welche vor starken Strömungen geschützt sind. Durch solche Strömungen wird nämlich der Laich der Austern, sowie er aus den Schalen derselben hervorgekommen ist, in's hohe Meer hinausgetrieben und bildet dann vielleicht an einem Orte, wo noch nie eine andere Auster gesessen hat, eine Bank. Wo aber ein ruhiger Wasserstand ist, bleibt aller Laich an den eigenen Austernbänken festkleben, so daß ein beständiges Nachwachsen dieser Bänke stattfindet. So erklärt es sich, warum z. B. die Austernbänke von Recher de Cancale, am Ufer des Canals, zwischen St. Malo, Mont St. Michel und Cancale, trotz des enormen Verbrauchs, der hier seit 150 Jahren stattfindet, sich gar nicht vermindern. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts brachen die Engländer in der Absicht, künstliche Bänke an ihrer eigenen Küste anzulegen, so bedeutende Massen von Austern in der Bucht von Cancale, daß man sich ernstlichen Befürchtungen für diese Bänke hingab; der Verlust war jedoch in wenigen Jahren ersetzt. Ueber den genaueren Vorgang des Anwachsens der Austern und über die Lebensdauer der einzelnen Thiere weiß man sehr wenig. Die Fischer in St. Malo glauben, daß die Austern durchschnittlich zehn Jahre leben. Altersschwache Austern erkennt man daran, daß die Schalen im Verhältniß zum Thiere sehr groß sind. Werden die Austern nicht gebrochen, so gehen sie auf eine eigenthümliche Weise zu Grunde. Indem beständig neuer Nachwuchs stattfindet, ersticken die Jungen die Alten, indem sie das Wasser von ihnen abhalten und sie verhindern, ihre Schalen zu öffnen. Daß wir Austern brechen, ist also gewissermaßen ein Act der Humanität.

„Einige Arten von Austern leben in halb süßem, halb salzigem Wasser, in Flüssen nahe an deren Mündung in's Meer, aber immer nur so hoch, wie das Meerwasser mit der Fluth hinaufsteigt. Bei der Ebbe bleiben die Thiere dann auf dem Trocknen sitzen. So wie sie fühlen, daß das Wasser sich zurückzieht, schließen sie ihre Schalen sehr fest und halten eine ziemlich beträchtliche Menge Flüssigkeit im Innern der Körperhöhle zurück. Dies befähigt sie, längere Zeit außer Wasser zu leben, so daß sie ziemlich weit transportirt werden können, ohne zu sterben — ein Umstand, der den Austernhandel sehr erleichtert.

„Die Austern haben keine Spur von einem Fuß, Ortsveränderung ist ihnen nicht gestattet und ihre willkürlichen Bewegungen beschränken sich ausschließlich auf Oeffnen und Schließen der Schalen. Für gewöhnlich klaffen die Schalen, um dem Wasser und mit ihm den Nahrungsstoffen freien Zutritt zu gestatten. Die Nahrung der Austern wie aller Muscheln besteht ausschließlich aus Infusorien und kleinen organischen Theilchen, welche in halbaufgelöstem Zustande in erstaunlicher Menge im Meerwasser suspendirt sind. Nicht selten findet man beim Oeffnen der Schalen Krebse, Schnecken und andere kleine Thiere zwischen den Schalen angeklemmt. Dies ist rein zufällig; es kommen nämlich hin und wieder solche Thiere in den Bereich der Auster, rühren vielleicht an die Fühler und veranlassen dadurch sofortiges Schließen der Schalen; aber nie werden sie von den Austern gefressen. Wiewohl ihre Mundöffnung groß ist, erlauben doch die weichen Ränder und Fühler des Mundes nicht, daß nur etwas consistente Nahrungsstoffe durchpassiren. In der That stoßen auch die Zähne der Gourmands niemals auf harte Stoffe im Leibe der Auster, wenn es nicht etwa eine unechte Perle ist, die sich zufällig im Mantel der Auster gebildet, und woran sich allerdings schon mancher die Zähne ausgebissen hat. Um solchen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, ist es daher besser, die Auster auf einmal zu verschlucken, als sie zu kauen. Die Austern kommen nicht unmittelbar aus dem Meere

Digitized by Google

auf unsern Frühstückstisch. Zwischen ihrem natürlichen Zustand und dem Verspeistwerden liegt ein Intermezzo ihrer Existenz, welches sie in den sogenannten Austernparks zubringen. Austern nämlich, die unmittelbar frisch von der Bank kommen, riechen gewöhnlich nach Schlamm, sind hart, zähe und haben einen unangenehmen Geschmack, den man verbessern muß, und auch schon in den ältesten Zeiten verbessert hat. Die Austern von Venedig, von den Dardanellen, von der britannischen Küste, welche von den Römern besonders geschätzt wurden, mästete man erst eine Zeit lang im Lucriner See, bevor sie auf den Tafeln der Gourmands erschienen.

„In unserer Zeit beginnt die Austernernte, wenn man so sagen darf, Ende September, und hört im April auf. In den Monaten, welche kein r enthalten, bricht man nirgendwo Austern, weil es ihre Laichzeit ist. Zum Brechen dient ein großes Schleppnetz, eine Art eiserner Harke, hinter der ein kupferner Behälter angebracht ist; dieser Apparat wird von einem Schiffe gezogen, das mit vollen Segeln fährt; das Netz rasirt die Oberfläche der Bank, und jeder Bruch bringt 1000—1200 Austern ein. Sowie sie gebrochen sind, werden die Austern in die Parks gebracht — große in Felsen oder Erde ausgehöhlte Reservoirs, worin man nach Belieben Meerwasser ansammeln und abfließen lassen kann. Diese Parks sind gewöhnlich viereckig und ziemlich seicht; mit dem Meere stehen sie durch einen langen Canal in Verbindung, welche nach Belieben mittels einer Schleuse aufgehoben und wiederhergestellt werden kann. Während der Ebbe unterbricht man die Verbindung, mit dem Beginn der Fluth stellt man sie wieder her, um das Wasser zu erneuern. Sehr schädlich ist den Austern der Niederschlag von Schlamm; um dies zu verhüten, sind die Wände der Höhlung mit Kiesel oder Sand ausgekleidet; auch hält man deswegen in den Parks eine bestimmte Mischung von süßem und salzigem Wasser, welche erfahrungsmäßig dem Niederschlage von Schlamm entgegenwirkt. Auch spült man von Zeit zu Zeit die Wände des Parks ab, und gießt frisches Wasser auf die Austern, nachdem man sie vorher einen Augenblick auf das Trockene gesetzt hat. Lebhafte Bewegung des Wassers vermeidet man soviel als möglich, indem dabei leicht Sandkörner in die Schalen kommen. Je zweckmäßiger die Austern in den Parks ausgelegt werden, je vorsichtiger man sie bewegt, je ängstlicher man den Niederschlag von Schlamm zu verhindern sucht, desto besser und preiswürdiger werden die Austern sein, welche man erzielt. Es schadet der Qualität der Thiere, wenn durch Regengüsse oder Ueberschwemmungen die Menge des süßen Wassers in den Parks zu beträchtlich wird. Auch scheuen die Austern sehr die Kälte, weswegen man sie in einer gewissen Entfernung vom Wasserspiegel halten muß. Dies hat auf der andern Seite wieder den Nachtheil, daß man sie dann nicht so leicht inspiciren kann; und schnelles Aussondern der etwa gestorbenen Thiere ist von fundamentaler Wichtigkeit, da eine todte Auster, wenn sie nicht schleunig entfernt wird, einen ganzen Park verderben kann. Die Diagnose des Todes ist leicht zu stellen; wir wissen schon, daß die Schalen todter Thiere klaffen, wenn das Wasser abgeflossen ist. Durch die verschiedene Art und Weise des Wasserwechsels ist man ferner im Stande, die Beschaffenheit der Austern bedeutend zu modificiren. In Etretat, einem kleinen französischen Badeorte in der Nähe von Havre-de-Grace, der sehr reich an Austernparks ist, wechselt man das Wasser mit jeder Fluth — die Thiere werden dadurch hell, glänzend, dick, zugleich aber etwas hart und zähe. In Dieppe erneuert man das Wasser nur alle zwei Monate einmal, wodurch allerdings die Austern sehr zart werden, aber nicht ganz so frisch bleiben, wie in Etretat. Man sieht, daß ein taktvoller Gouverneur eines Austernparks sehr viel aus den seiner Obhut anvertrauten Thieren machen kann.

„Sind die Austern in den Parks für den Handel reif geworden, so verlangt ihr Transport in's Innere des Landes noch manche Vorsichtsmaßregeln. Sie müssen in horizontaler Stellung liegen, mit der gewölbten Schale nach unten, damit sie so wenig als möglich von dem in ihnen befindlichen Wasser verlieren, welches ihre Kiemen bespült; auch bedeckt man sie mit nassem Seegras, um die austrocknende Wirkung der Luft zu verhüten. Je schneller der Transport geschieht, desto besser, besonders bei warmem Wetter. Ein Versuch, den man neuerlich machte, die Austern in Schiffen voll von Meerwasser die Flüsse hinaufsahren zu lassen, schlug gänzlich fehl, indem das wegen der darin enthaltenen aufgelösten organischen Theilchen sehr zur Zersetzung geneigte Seewasser in Fäulniß überging. Das betreffende Austernschiff kam in Paris mit einer großen Menge todter Thiere an, welche sich schon von Weitem durch ihren Geruch so unvortheilhaft ankündigten, daß die Polizei sich veranlaßt sah, die ganze Ladung zu versenken."

Blätter und Blüthen.

Gebehrden-, Finger-, Fuß- und Knöchen-Sprache. Sprache ist die Fähigkeit eines Wesens, mittelst sinnlich wahrnehmbarer Zeichen seine Vorstellungen, Begriffe und Empfindungen Andern mitzutheilen. Dies geschieht theils durch die dem Auge sichtbare Schrift (hierher gehört auch die Stenographie, Hieroglyphen- und Bilderschrift), theils durch die dem Ohre verständliche Lautsprache. Außer den genannten Mittheilungsmitteln und der überall bekannten Blumensprache gibt es noch einige, die, obgleich zum Theil allgemein gebraucht, dennoch weniger bekannt sein dürften. Hierzu gehören besonders die Pantomimik, die Daktylologie und die Podologie.

Die Pantomimik oder Gebehrdensprache ist das Vermögen, seine Vorstellungen und Empfindungen durch Mienen und Gebehrden, d. h. durch verschiedene Veränderungen und Bewegungen des Körpers und dessen einzelner Theile, insbesondere der Hände, auszudrücken. Alle Menschen gebrauchen beim Sprechen instinctmäßig die Pantomime. Wir sind uns oft unserer Gebehrden und Mienen gar nicht bewußt, ja, es steht oft nicht einmal in des Menschen Macht, sich dieser Begleiterinnen seiner Gespräche und Verrätherinnen seiner Empfindungen und Gesinnungen zu entledigen oder sie auch nur im Zaume zu halten, zu mäßigen oder nach Willkür abzuändern. Die natürlichen Gebehrden begleiten und beleben jede articulirte Sprache, sie sind überall gleich und werden überall verstanden. Wer erkennt nicht die Mienen des Fröhlichen und des Traurigen, des Mitleidigen und des Schadenfrohen, des Liebenden, des Hassenden, des Zornigen, des Neidischen, des Verlegenen? Wer liest nicht in den Mienen die Wirkungen des angenehmen und widrigen Geruches, des süßen, sauren, bittern Geschmackes, den Ekel, das Wohl- und Mißbehagen? Wer erkennt nicht an der Bewegung der Hände und der übrigen Körpertheile, an der Stellung des Körpers, an der Haltung des Kopfes, die Beschäftigung des Arbeiters, auch wenn er weder den Stoff, den er bearbeitet, noch das Werkzeug, womit er arbeitet, sieht? Wer erkennt nicht an der Stellung und den körperlichen Bewegungen den Schneider, den Schuster, den Schmied, den Weber, den Drescher, den Schreiber? Die natürliche Gebehrdensprache ist demnach die eigentliche Weltsprache, die Sprache des ganzen Menschengeschlechts. Mit Hülfe der Pantomimik kann sich demnach der gebildetste Europäer dem wildesten Hottentotten verständlich machen. Welches Mittel hatten die Entdecker fremder Länder, um sich den Eingebornen verständlich zu machen? Wodurch machen sich noch heute Handwerksgesellen, wenn sie in Länder kommen, deren Sprache ihnen unbekannt ist, verständlich? Nur durch die Pantomime. Man irrt sich, wenn man glaubt, daß durch die natürliche Gebehrdensprache nur sinnlich wahrnehmbare körperliche Formen, physische Handlungen und heftige Gemüthsbewegungen sich darstellen lassen. Sie ist im Gegentheile so reich, daß dadurch auch alle Modificationen und Formen des Denkens und selbst die feinsten Uebergänge bei der Verbindung der Begriffe und Urtheile, wobei man z. B. in der Wortsprache die Umstandswörter: ungemein, beinahe, unglaublich u. s. w., wie auch die Bindewörter: aber, entweder — oder, sonst, nur, folglich u. s. w. gebraucht, ausgedrückt werden können.

Um sich hiervon deutlich zu überzeugen, gehe man in ein Taubstummen-Institut und sehe, wie sich die Taubstummen, vermöge der allerdings vollständig ausgebildeten Gebehrdensprache, über alles Mögliche besprechen und unterhalten. Es ist schade, daß die ausgebildete Pantomimik außerhalb dieser Anstalten so wenig bekannt ist. In vielen Verhältnissen müßte ihre Anwendung sehr angenehm und interessant sein. Wie hübsch wäre es z. B. für ein Liebespaar, wenn es sich unbeschadet der es umgebenden Gesellschaft mit Hülfe der Pantomime die zärtlichsten Dinge sagen könnte. Man befindet sich mit einem Freunde in langweiliger, steifer Gesellschaft — wie angenehm, wenn man sich mit ihm, dem in die Gebehrdensprache Eingeweihten, ohne irgend eine Störung zu verursachen, gemüthlich unterhalten könnte. Es gibt eine Masse Blumensprachen, in meiner Vaterstadt gab es sogar eine Lehrerin darin, die Liebesleuten beiderlei Geschlechts duftende Selams binden lehrte; aber eine Anleitung zur Gebehrdensprache für Liebende existirt noch nicht. Es würde damit wirklich in unserer bücherarmen Zeit einem dringenden Bedürfnisse der Gegenwart abgeholfen werden. Interessante, die Menschenkenntniß ungemein fördernde Studien kann man machen, wenn man auf dem Markte, auf der Straße die ausdrucksvollen Gebehrden der Käufer und Verkäufer, der Marktheiser, Köchinnen u. s. w. beobachtet, überhaupt, wenn man sich gewöhnt, die Pantomimen lebhafter Menschen genau in's Auge zu fassen. Schauspielern, Malern, Bildhauern, Schriftstellern sind solche Studien unumgänglich nothwendig.

Ein zweites, weniger bekanntes Mittheilungsmittel ist die Daktylologie oder Fingersprache. Man versteht darunter das Buchstabiren mittelst der Fingeralphabetzeichen. Die Römer verstanden darunter die Kunst, an den Fingern zu rechnen, indem sie durch verschiedene Figuren und Krümmungen, die sie mit den Fingern bildeten, die Zahlengrößen ausdrückten. So bezeichneten sie eine Million durch Falten der Hände über dem Kopfe. Diese Art von Sprache wird fast nur in Taubstummen-Instituten angewendet und auch da nur selten. Sie ist mühsam zu lernen und zur Mittheilung ziemlich schwerfällig. Welche Aufmerksamkeit gehört nicht dazu, ein 20–30 Buchstaben enthaltendes Wort zu übersehen, etwa wie „Constantinopolitanischer Geschäftsträger."

Noch ein anderes Mittheilungsmittel ist die Podologie oder Fußsprache.

Digitized by Google

Zwar sind die Füße unbehülflicher, als die Hände, aber dennoch können durch verschiedene Bewegungen mit denselben Buchstaben bezeichnet und zur Mittheilung kurzer Gedanken benutzt werden. Diese Art der Mittheilung heißt Podologie, sie kann sitzend, stehend und tanzend angewendet werden. Man kann diese Sprache, wie auch die vorher genannten, zu geheimen Unterredungen benutzen und die hohe Politik hat sich zuweilen derselben bedient. Die Geschichte erzählt, daß Kaiser Ferdinand III. die Podologie zuweilen gebraucht habe. Als einst ein Gesandter bei Gelegenheit traulicher Unterredung den Fürsten Titius, der vom Kaiser in das Geheimniß der Fußsprache eingeweiht war, rühmte, warnte ihn der Kaiser vor dem Fürsten, weil derselbe mittelst der Astrologie in die verborgensten Geheimnisse einzudringen wisse; und um ihn davon zu überzeugen, ließ der Kaiser den Fürsten Titius rufen, der auch sofort erschien. Der Kaiser hieß ihn an das entfernteste Ende des Saales sich begeben und forderte dann den Gesandten auf, ihm ein Wort in einer ihm beliebigen Sprache in's Ohr zu sagen, worauf der Gesandte lächelnd das englische Wort a dream — ein Traum — dem Kaiser in's Ohr lispelte. Er wollte damit zu verstehen geben, daß des Kaisers hohe Meinung vom Fürsten Titius ein bloßer Traum sei. Unterdessen theilte der Kaiser dem Fürsten das ihm in's Ohr gesagte Wort a dream durch die verabredeten Bewegungen der Füße mit, ohne daß es der Gesandte merkte; und als der Fürst auf die an ihn ergangene Aufforderung dieses Wort sogleich richtig angab, hielt ihn der erstaunte Gesandte in der That für einen Schwarzkünstler.

Ich habe schon oben bemerkt, daß die Podologie auch tanzend angewendet werden kann. Obschon der Tanz in unserer Zeit nicht so in Ehren gehalten wird, wie zur Zeit David's, so bildet er doch immer noch einen Hauptbestandtheil der körperlichen Bildung unserer Jugend. Welch' hohes Interesse könnte man ihm durch die Podologie geben! Wäre es für die Tänzer, wie für die Bewunderer dieser Kunst nicht weit unterhaltender, statt eines sinnlosen Solo, Pas de deux, Pas de trois u. s. w., ein Gedicht, einen Dialog vorzutragen oder vortragen zu sehen? Welche Mannichfaltigkeit der Figuren würde ein solcher Tanz enthalten! Die Tänze der Südländer, z. B. der Bolero der Spanier, mehr aber noch die Tänze der Wilden bieten etwas Aehnliches dar, da durch sie wirkliche Gedanken ausgedrückt werden.

Noch eine Sprache muß ich hier erwähnen, die nach der Pantomimik am meisten verbreitet ist. Es ist dies die Musiksprache, die Sprache des Herzens und der Gefühle. Wo das Wort zu arm ist, da tritt oft Musik an seine Stelle; dies ist bekannt. Weniger bekannt dürfte es vielleicht sein, daß die Noten als Buchstabenschrift verwendet worden sind, indem durch die verschiedenen Intervallen die Buchstaben ausgedrückt werden. Man kann also auf diese Weise in Form eines Walzers, eines Galopps der Geliebten die zärtlichsten Briefchen überreichen.

Zum Schlusse gedenke ich noch der Knötchensprache. Sie ist im Gefängniß zu suchen. Ein einfacher Faden ist das Material dazu und große und kleine Knoten, ihre Entfernung von einander, ihre eigenthümliche Verknüpfung sind die einfachen Zeichen, mit denen sich einsame Gefangene die Zeit vertreiben oder etwa Pläne zur Flucht entwerfen. In neuester Zeit haben auch Klopfgeister zu reden angefangen, da dies aber die Sprache unvernünftiger Wesen ist, so kann sie hier, wo von den Mittheilungsmitteln vernünftiger Geschöpfe die Rede gewesen, eben so wenig in Betracht kommen, wie die Sprache der Katzen und Hunde.

Singschwäne. In dem noch ungedruckten Werke: „Anleitung zur Anlegung von naturhistorischen Sammlungen" des Herrn Dr. Schilling zu Naumburg, der früher Conservator am zoologischen Universitätsmuseum in Greifswald war — eine Schrift, welche wir im Voraus allen Freunden der Naturwissenschaften mit bestem Gewissen empfehlen — findet sich eine Stelle über den Singschwan, welche in diesen viel gelesenen Blättern weit verbreitet zu werden verdient. Er sagt über diesen herrlichen Vogel:

Der Singschwan, Cygnus musicus, Bechst., bietet dem Beobachter und Naturfreunde ein überaus schönes Schauspiel dar, nicht allein für dessen Auge, durch seine schöne Körpergestalt und durch die anmerksame, kluge Weise, die sich bei ihm im Vergleiche mit dem stummen Schwan sehr vortheilhaft in seiner Kopfbewegung und Haltung ausdrückt, sowie durch sein schneeweißes Gefieder, wenn er als leichter und kräftiger Schwimmer, den blauen Wasserspiegel durchfurchend, darauf hinzieht, sondern auch dem Ohre durch die lauten, verschiedenen, reinen Töne seiner Stimme, die er bei jeder Veranlassung als Lockton, Warnungsruf und, wenn er in Schaaren vereinigt ist, wie es scheint, im Wettstreite zur eigenen Unterhaltung fortwährend hören läßt. Wenn bei starkem Frostwetter, wo die Gewässer der See außerhalb der Strömungen nach allen Seiten mit Eis bedeckt, und die Lieblingsstellen des Singschwans, die Schare (Untiefen) ihm dadurch verschlossen sind, diese stattlichen Vögel zu Hunderten in diesen offenen Wassern versammelt liegen, und gleichsam durch ihr melancholisches Geschrei ihr Mißgeschick beklagen, daß sie aus der Tiefe das nöthige Futter nicht zu erlangen vermögen: dann habe ich die langen Winterabende und ganze Nächte hindurch diese vielstimmigen Klagetöne in stundenweiter Ferne vielmals vernommen. Bald möchte man dieses vielstönige, singende Rufen mit Glockenläuten, bald mit den Tönen von blasenden Instrumenten vergleichen, allein sie sind beiden nicht gleich, sondern übertreffen sie in mancher Hinsicht, eben weil sie von lebenden Wesen kommen, und daher unserm Sinne näher verwandt sind, als die Klänge des todten Metalles.

Dieser eigenthümliche Gesang des Singschwanes verwirklicht in Wahrheit die für Dichtung gehaltene Sage vom „Schwanengesang" und er ist oftmals auch der Grabgesang dieser schönen Thiere, denn da diese in dem tiefen Stromwasser ihre Nahrung nicht mehr zu ergründen vermögen, so werden sie vom Hunger so sehr ermattet, daß sie zum Weiterziehen nach milderen Gegenden die Kräfte nicht mehr besitzen, und dann häufig auf dem Eise angefroren und verhungert, dem Tode nahe oder bereits todt gefunden werden, wobei sie dennoch bis an ihr Ende ihre melancholisch hellen Laute hören lassen.

Wie klug die Singschwäne übrigens sind, wenn sie verfolgt werden, habe ich oftmals bei der Jagd nach ihnen gesehen. Unter vielen andern Beispielen will ich nur eins anführen: Ein solches Thier, das auf dem Binnenwasser flügellahm geschossen war, rettete sich zu Fuß auf einen benachbarten Teich, und mischte sich unter die zahmen, stummen Schwäne. Wurde später auf ihn Jagd gemacht, so flüchtete er jedesmal durch ein geschicktes Manöver unter diese, die er außerdem gern mied, indem er sich, wenn er eben nicht von Schützen verfolgt wurde, lieber allein hielt.

L. Brehm.

G. A. Wislicenus, früher in Halle, dann zwei und ein halbes Jahr in Amerika, wohnt jetzt, nach seiner Rückkehr, seit zwei Jahren in Zürich in der Schweiz, wo er zum Theil mit literarischen Arbeiten beschäftigt ist, zum Theil seine Thätigkeit der Erziehung von Knaben und Mädchen widmet, von welchen einige ihm aus Amerika gefolgt, einige andere erst hier von ihren Eltern aus verschiedenen Gegenden Deutschlands übergeben worden sind. Das Pensionat ist sehr zu empfehlen. Meistens besuchen die Zöglinge die dortigen Privat- oder öffentlichen Schulen, die Knaben insbesondere die Cantonsschule, welche aus Gymnasium und Industrieschule besteht, und eines guten Rufes genießt. Es sind mit ihr, außer dem gewöhnlichen Turnen, nach schweizerischer Einrichtung auch militairische Exercitien in Infanterie und Artillerie verbunden, indem die gesammten Schüler, eine bedeutende Zahl, ein Cadettencorps bilden, welches mit denen anderer Schulen und Cantone zuweilen selbst zu Manövern zusammentritt. Als höhere Lehranstalten besitzt Zürich dann die Universität und das Polytechnikum; jene gehört dem Cantone an, dieses ist von der gesammten Eidgenossenschaft gegründet.

Das Verhältniß der Zöglinge zur Familie ist ein trauliches, und insbesondere leben die Mädchen mit der Frau und den vier Töchtern von Wislicenus in steter nächster Gemeinschaft, werden auch zu häuslichen Arbeiten angeleitet. Bei den Privatarbeiten wird Aufsicht und Nachhülfe gewährt. Die Wohnung liegt hoch und frei, dicht vor der Stadt, mit einer reizenden Aussicht, und ist mit einem großen Garten versehen. Die herrliche Umgebung von Zürich, mit Berg, Wald, Wiese und dem klaren See in der Mitte, so wie auch die nahen Hochalpen, geben reichliche Gelegenheit zu Ausflügen und Ferienreisen, und müssen auf Geist und Körper der Zöglinge einen nachhaltig wohlthätigen Einfluß üben. Die Familie von Wislicenus, welche außer den oben Angegebenen noch aus vier Söhnen besteht, unterstützt ihn wesentlich in der Ausführung. Sie bildet einen Kreis, welchem Eltern ihre Kinder gern anvertrauen können.

Ein deutsches Fest im Ausland. An einem Maiabende 1857 war in Gothenburg, der zweitgrößten Stadt Schwedens, eine muntere Gesellschaft junger Deutscher versammelt, die einem scheidenden Freunde das letzte Lebewohl brachten. Ein Theil derselben war zwar früher schon an besondern Tagen zu geselligen Vergnügungen zusammengekommen, aber erst an diesem Abend, wo die geweckte Erinnerung an das gemeinsame Vaterland sie enger zusammenführte, beschlossen sie, in größerer Anzahl einen deutschen Verein zu gründen. An demselben Tag noch, wo früh in der Nacht ihr Landsmann abgesegelt, den 19. Mai, wurde der Verein constituirt, in wenigen Tagen zählte er bereits vierzig Mitglieder, und in stetem Fortschreiten erfreut er sich gegenwärtig trefflichen Gedeihens An seiner Spitze stehen ein junger Kaufmann, Sohn eines Hamburger Senators, ein Dr. philos. und Privatlehrer, der, wenn auch in England geboren, doch stolz darauf ist, in Deutschland seine Erziehung erhalten zu haben, und ein Ingenieur, der bereits im dänischen Kriege Gelegenheit hatte, als schleswig-holsteinischer Lieutenant seine deutsche Gesinnung zu bethätigen. Wenn die Zusammenkunft des Vereins auch hauptsächlich dem geselligen Vergnügen geweiht, zeigt doch die bereits ganz stattliche Bibliothek, daß auch noch andere Zwecke verfolgt werden. Nicht der geringste davon ist wohl der, allen ankommenden Deutschen eine Zufluchtsstätte zu bieten, wo sie freundliche Aufnahme, bereitwilligen Rath, und im Fall der Noth auch kräftige Unterstützung finden. Vor Kurzem feierte der Verein sein erstes Stiftungsfest und zwar, wegen Abwesenheit des Vorstandes, einen Monat später. Der dazu bestimmte Saal war mit Eichenkränzen festlich geschmückt; über der reichbekleideten Rednerbühne wehete neben der schwedischen die schwarz-roth-goldene Fahne, die, in Deutschland selbst verpönt, hier im Ausland lautes Zeugniß für den der Versammlung innewohnenden deutschen Geist ablegt. Als Ehrenmitglieder waren mehrere Consuln, angesehene Kaufleute, der Pfarrer der dortigen deutschen Gemeinde, sowie der Director der Handelsschule gegenwärtig. Die Festreden der Herren Vorstände wechselten mit ganz tüchtig ausgeführten Quartettgesängen ab, worauf noch der Herr Director Dr. Heinemann eine herrliche Ansprache hielt. Für Erfrischungen war auch bestens gesorgt, und erst spät in der Nacht trennte sich die fröhliche Gesellschaft, voll Freude über das schön gelungene Fest.

Wir haben mit Vergnügen Anlaß genommen, auf diesen Verein hinzuweisen, und überhaupt auf das Verhalten unserer Landsleute im Ausland, wo sie ja überall zerstreut sind, und meistens auch gern gesehen werden. Wenn der Verein auch jetzt noch klein ist, und meistens nur jüngere Mitglieder hat, so bleibt doch ein großer Theil dort fest, und bildet einen älteren Stamm, an den sich die andern Nachkömmlinge anschließen können. Zählt doch gegenwärtig die dortige deutsche Gemeinde schon fünfhundert Seelen. In einer Zeit, wo Schweden in der dänischen Frage eine deutsch-feindliche Stellung inne hat, wo die mächtige scandinavische Partei jede Vermischung mit deutschen Elementen stolz zurückweist, kann es uns nur mit Freude erfüllen, wie unsere Landsleute im Auslande ohne mächtige Kriegszüge ruhig und still Eroberungen machen, wie sie als echte Pioniere deutschen Geistes ihm immer weitere Strecken zugänglich machen, und deutsche Sitte überall weithin verpflanzen. Möge auch der deutsche Verein in Gothenburg, dem wir fröhliches Gedeihen wünschen, das Seinige dazu beitragen, eingedenk der herrlichen Worte unsers Schiller:

An's Vaterland, an's theure, schließ Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 32. 1858.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Oberst Hußlar.

Ein Lebensbild von Ernst Fritze.

I.

In einem Thale, das sich breit gegen eine weite Ebene öffnet, während der Hintergrund mit schönen waldigen Höhen prangt, liegt ein Landstädtchen, das wir der Bequemlichkeit wegen Fürstenhall nennen wollen, weil es uns aus Gründen versagt ist, es mit dem wahren Namen zu bezeichnen.

Fürstenhall hat unendliche Vorzüge vor andern Provinzialstädten. Die Umgebungen sind anmuthig, die Luft frisch und rein, die Häuser in der Stadt allerliebst und die Menschen, welche darin wohnen, vortrefflich. Ein kleiner Landsee, welcher von der Ebene herein bis zu den ersten Häusern der sogenannten Vorstadt, sich zieht, erhöht nicht allein die Reize der Gegend, sondern mischt die Anmuth mit dem Nutzen, indem er die Veranlassung zu Kaltwasserheilanstalten, Badehäusern und Badebassins gab.

Alle die Vorzüge dieses kleinen Fleckchens Erde machen es erklärlich, daß sich eine Menge Reisende, namentlich kränkliche junge und alte Damen, Hypochondristen und Podagraleidende, fanden, die dort für die Sommermonate ihren Aufenthalt nahmen, und das stereotype Einerlei einer unausbleiblichen Kleinstädterei in ein buntes, bewegliches Leben voll Abwechselung verkehrten. Fremde flogen aus und ein. Die Häuser, alle elegant erhalten und hübsch möblirt, wurden monatsweise vermiethet, in einigen Gasthöfen errichtete man eine table d'hôte, und die hübschen Bergwaldungen hatten bald das Ansehen eleganter Parkanlagen erhalten. Der Wohlstand der Einwohner stieg und die Speculation, das nachgeborne Kind jedes unerwartet glücklichen Erfolges, erwachte.

In Fürstenhall wohnte seit mehr als zehn Jahren die Medicinalräthin Schlesing. Sie war Wittwe seit dieser Zeit, und hatte zur Vermehrung ihrer sonst schon ganz guten Existenzmittel ein großes Haus daselbst gekauft, und theilweise zu chambres garnies eingerichtet. Die Dame verstand es, ihren Einrichtungen ein nobles Ansehen zu geben. Sie hielt sich einen Portier, der, für freie Wohnung auf dem Hofe, die Geschäfte eines Encassirers und Verpflegers der fremden Hausbewohner übernommen hatte. Sie selbst thronte in der Bel-Etage wie eine Königin, und ließ sich nur in einzelnen Fällen herab, mit ihren Miethern Freundschaft zu schließen. Dabei war sie aber keineswegs hochmüthig und eingebildet. Ihr Betragen entsprang mehr aus Gründen der Klugheit und durch Einwirkung einer bis zur weitesten Ausdehnung gelangten Bequemlichkeitsliebe. Stolz und Hochmuth wären auch am unrechten Orte gewesen, da sie besser als jeder Andere wußte, was es mit ihrem klangreichen Titel für eine Bewandtniß habe. Ihr verstorbener Mann war Wundarzt erster Classe gewesen, hatte sich durch einige gut geheilte Arme und Beine einen Namen zu machen gewußt, war endlich so glücklich geworden, den Thränerben eines kleinen Fürstenhauses von einer Nackengeschwulst zu befreien, und war von diesem auf seine specielle Bitte zum Medicinalrathe ernannt, weil er den Doctortitel nicht hatte erlangen können. Bald darauf starb er, und hinterließ seine kinderlose Gattin als stattliche Medicinalräthin mit einem hinreichenden Einkommen, das sie auf eine sehr bequeme Weise noch bedeutend zu vergrößern wußte.

Der Monat Mai war immer der Zeitpunkt, wo die schwachen, lahmen, müden und gelangweilten Fremden von nah und fern herzuströmten, um Fürstenhall als Abhülfe aller innern und äußern Gebrechen zu versuchen.

Unsere Medicinalräthin hatte ihre Zimmer sämmtlich schon vermiethet und sogar in ihren eigenen Apartements für diesmal eine junge, blasse, aber bildschöne Frau mit einem eben so hübschen, doch kerngesunden und blühenden Mädchen von drei Jahren aufgenommen. Die junge Dame wurde einfach Frau Hußlar genannt, sah jedoch einer vornehmen Dame gar nicht unähnlich. Das kleine Mädchen rief man Pauline.

Drei Wochen wohnten diese Zwei schon bei der Medicinalräthin, welche von ihnen „Tantchen" genannt wurde, als eines Tages der Postbote einen Brief abgab, den die alte Dame mit großem Erstaunen betrachtete.

„Von meinem Schwager, dem Oberst!" rief sie überrascht. Ein Schrecken schien die junge Frau zu durchfliegen, sie ließ ihre Stickerei in den Schooß sinken, und sah ihre Verwandte sprachlos an, bis diese zu Ende gelesen hatte.

„Das ist ein sonderbarer Zufall," sprach die alte Dame, nachdenklich über den Brief weg zu Frau Hußlar aufschauend. „Hören Sie, liebe Nichte, was er schreibt:

„Hochweise Frau Schwester.

„Es sind fünf Jahre, seit wir uns nicht gesehen haben. Wir sind Beide in der Zeit nicht jünger geworden. Der Aerger über meine Jungens hat mich erst desperat, dann krank gemacht. Meine Milz, meine Leber, meine Nieren und meine Lungen haben von all' der Galle gelitten — ja, ja! und der Medicus, nicht so einer, wie Ihr seliger Mann, der Beine und Arme abschneidet, der meint, Fürstenhall könne meine alte Maschine etwas einölen helfen. Mir ist's egal, wo ich lebe. Hier wie da bin ich ein alter verlassener Vater, der das Unglück hat, zwei Taugenichtse zu Söhnen zu haben. Sie wissen's doch, weise Christine,

Digitized by Google.

daß Ihr einer Schwesterſohn „Steine klopft in Amerika“, und der Andere „Locomotivführer“ geworden iſt. Es ſind ſchmucke Geſchichten, weiſe Frau Schweſter, aber man thut gut, gar nicht daran zu denken. Damit ich's Ihnen nicht mündlich zu ſagen brauche, will ich es ſchriftlich thun — ein paar Dutzend Federn werde ich wohl dabei zerſtampfen vor Aerger — ſchadet nicht. Eberhard, mein und Ihrer Schweſter, Gott hab' ſie ſelig, Aelteſter, ſchreibt mir eines Tages, daß er nicht länger Krieger in Friedenszeiten bleiben möchte, und bittet mich, ihm zu erlauben, ſeinen Lieutenant an den Nagel hängen zu dürfen.

„Ich antwortete „quod non!“ Was half mein Vaterwort? Nichts! Er quittirte den Dienſt, und ging bei einem Schloſſer Harteberg in die Lehre. Klingt das nicht wie ein Märchen — ? Iſt ſo etwas ſchon in der Welt vorgekommen?“

Die Medicinalräthin unterbrach ſich im Vorleſen, und hielt mit einem guten Lächeln ihre Hand der jungen Frau hin, die ſie lächelnd und erröthend annahm.

„Ein Vierteljahr darauf ſchreibt der Taugenichts abermals, und bittet mich um meinen Segen zu einer Verbindung mit Thereſe, des Schloſſers Töchterlein. Ich antwortete kurz und grob: „Thu', was Du nicht laſſen kannſt — in's Haus bringſt Du mir Schloſſers Töchterlein nicht. Ich habe einſt einen Sohn gehabt, der Eberhard hieß und Lieutenant war. Baſta.“ Er ſchreibt und Thereschen ſchreibt, der alte Schloſſer ſchreibt und die alte Schloſſerin ſchreibt. Schreibt nur, ſagte ich und antwortete nicht. Da kommt der Junge angefahren. Ich ſchließe die Thür zu — er muß unverrichteter Sache zurück, und denken Sie einmal, der Junge ſtellt ſich vor meine verſchloſſene Thür und ruft: „Vater, laß mich nicht ungehört abreiſen, öffne die Thüre, höre meine Entſchuldigungen, höre, daß mein Glück davon abhängt — daß ich Thereſe liebe, wie nichts auf der Welt.“ — Na, weiſe Frau Schweſter, Sie kennen doch ſolche ſchönen, hochtrabenden Romanwörter. Ich ließ ihn reden, und öffnete nicht eher, bis er mit dem Schwure: „meine Schwelle nicht eher wieder zu betreten, bis ich mein Unrecht eingeſehen hätte,“ fortgegangen war. Er wird ſein Schloſſertöchterlein wohl geheirathet haben, wenigſtens machte mir der hochnaſige Herr Schloſſer, der komiſcher Weiſe eine adelige Frau geheirathet hatte, und ſich deshalb gewiß am liebſten als Schloſſer Harteberg, geborner von Kezinsky, unterzeichnen würde, eine ſchuldige Anzeige, und holte ſich meine ſpecielle Erlaubniß „wegen kirchlicher Erforderniſſe“ ein.

„Das war vor vier Jahren, hochweiſe Frau Schweſter. Was geſchieht im vorigen Jahre? Mein Lothar, der Juriſt, ſchreibt mir, er würde, ſo ich nichts dagegen hätte, einen Auftrag übernehmen, der ihn nach Amerika führte. Haben Sie je ſo etwas gehört, daß preußiſche Juriſten Aufträge übernähmen, welche ſie nach Amerika führen? Ich antwortete: „Daraus wird nichts, mein Junge!“ Erſt kommt keine Antwort auf meinen Brief, dann erhalte ich eine, geſtempelt „Hamburg.“ Moſje Lothar iſt ſchon in See, als ich die ſaubere Epiſtel, worin er auch Redensarten von „Lebensglück“ beibringt, in Händen halte.

„Nun wiſſen Sie meine Vaterfreuden, Frau Schweſter, und nun bitt' ich mir aus, daß Sie mich nach nichts fragen. Am achtundzwanzigſten Mai rücke ich ein in Fürſtenhall. Miethen Sie mir ein Zimmer, ein Schlafcabinet und ein Bedientenkämmerchen. Alt und elend bin ich, aber ſonſt noch immer bereit, mich ſelbſt, die ganze Welt und Sie tapfer zu verſpotten. Baſta.“

„Was ſagen Sie zu dieſem Zufalle, liebe Nichte?“ fragte die Medicinalräthin in ihrer beliebten Breite, als ſie den Brief zuſammenfaltete. „Das iſt ja fabelhaft — Sie kommen von Norden herunter, um Ihre leidenden Nerven hier zu ſtärken, und der Oberſt kommt von Süden herauf, um wahrſcheinlich eine Waſſercur zu gebrauchen. — Und ich unglückſelige Perſon bin nun zwiſchen Euch. — Ja, da möchte ich Ihnen doch rathen, ſobald wie möglich abzureiſen, liebe Thereſe.“

Die junge Dame hob ſchnell ihr feines, bleiches Geſicht zu ihr auf.

„Warum, Tantchen? Meinen Sie, daß des Schloſſers Töchterlein ſich vor dem Vater ihres Mannes fürchtet?“ fragte ſie mit ſo liebenswürdigem Lächeln, daß man ſahe, ſie ſprach ohne Empfindlichkeit.

„Kind — Sie kennen ſeine Spottſucht nicht — die kann einen Menſchen zermalmen!“

„Nicht doch. Mich wenigſtens nicht, mein Tantchen. Des Schloſſers Töchterlein iſt geſtählt — und geſtähltes Eiſen läßt ſich kaum biegen, geſchweige zermalmen!“ ſcherzte ſie.

„Freilich wohl, aber es läßt ſich brechen, Kind, und ich habe Ihrem Eberhard heilig verſprochen, als Mutter über Sie zu wachen. Sie müſſen ihm gleich ſchreiben, was ſich ereignet hat, und dann wird er wohl einſehen, daß Sie mit dem Oberſt nicht in einem ſo kleinen Orte zuſammenleben können, ohne von ihm zu leiden!“

Die junge Frau hatte während dieſer Worte ſinnend vor ſich hingeblickt. Ein Gedanke ſchien feuerfangend ihr ganzes Innere zu durchglühen.

„Tantchen,“ begann ſie plötzlich, ihr blaues Auge begeiſtert aufſchlagend, „Tantchen, ich bleibe und melde meinem Manne nichts. Mir ſcheint Gottes Finger in dieſem ſeltſamen Begegnen zu walten; wer weiß, ob es mir nicht gelingt, dieſer unſeligen Familienzwiſtigkeit, wovon mir ein gutes Theil zur Laſt fällt, ein Ende zu machen.“

„Thereſe, was fällt Ihnen ein?“ rief die alte Dame entſetzt. „Was wollen Sie thun? Sie kennen den Mann nicht, gegen den ſie kämpfen wollen. Um's Himmelswillen, ſtützen Sie auf dieſen Zufall nicht einen Glauben an die Vorſehung — mein Schwager, der Oberſt Hußlar, hält nichts von „Gottes Finger“.“

„Ich werde trotzdem bei meinem Vorſatze bleiben,“ meinte die junge Dame mit großer Entſchiedenheit. „Pläne entwerfe ich nicht. Hat der Zufall einmal den Ariadnefaden in die Hand genommen, ſo wird er mich auch richtig zu den Entſchlüſſen führen, die noth thun. Wo werden Sie den Oberſt logiren?“

„Ich — ihn logiren?“ wiederholte die alte Dame mit ſteigendem Entſetzen. „Was denken Sie? Hier im Hauſe etwa? Nimmermehr! So weit als möglich fern von meinem Hauſe. Unten am See ſind noch zwei ſchöne Quartiere — da kann er wohnen. Wenn er wirklich „elend“ iſt, wie er ſchreibt, ſo wird er mich wenigſtens nicht alle Tage incommodiren, da es beinahe eine halbe Stunde entfernt liegt.“

Die junge Frau war theilweiſe einverſtanden mit dieſer Anordnung, obwohl ein heißes Mitleiden ihre Bruſt durchſchlich, als ſie daran dachte, daß er vielleicht weiblicher Pflege bedürftig war, und dadurch fremden Händen anheim fiel.

Die unerwartete Ankunft des Oberſten regte die Medicinalräthin doch mehr auf, als ſie eingeſtehen mochte, und Frau Thereſe bemerkte mit leiſem Lächeln, daß ſie nicht ſo gleichgültig gegen den vornehmen Schwager geſinnt war, wie ſie ſich den Anſchein zu geben ſich bemüht hatte. Trotz des weiten Weges machte ſie ſich ſelbſt auf, um das Quartier unten am See zu beſichtigen, und Thereſe ſah, daß ihr die Frau des Portiers mit einem vollgepackten Traglorbe voll Bequemlichkeiten und feiner Wäſche folgte.

Die junge Frau blieb allein mit ihren Gedanken und ſie benutzte dieſe Zeit, um die ganze Vergangenheit nochmals an ihrem Geiſte vorüberziehen zu laſſen. Bis dahin hatte ſie, zwar nicht gleichgültig, aber doch ſehr ruhig alle Ereigniſſe ertragen, welche zwiſchen ihrem Gatten und ihrem Schwiegervater eine Kluft aufgeriſſen. Sie fand von ihrem Geſichtspunkte aus eine unverzeihliche Herrſchſucht in des Oberſten Widerſpruch gegen den Wechſel der Carrière, welche ſein Sohn Eberhard für nöthig und dienlich hielt. Den übrigen Streitigkeiten war ſie fern geblieben. Erſt als ſie in Fürſtenhall, wohin Eberhard ſie mit Zuſtimmung des Arztes gebracht hatte, durch die Medicinalräthin zu offenherzigen und detaillirten Erzählungen veranlaßt worden war, fiel das Zerwürfniß der Familie ſchwerer auf ihre Seele und nach der Vorleſung des Briefes jetzt, da fühlte ſie ein ſo echtes, weibliches Erbarmen mit dem verlaſſenen alten Manne, daß ſie ihn knieend um Vergebung hätte anflehen mögen.

In ihrer Bruſt regte ſich das Bewußtſein von der Macht ihrer Liebenswürdigkeit. Sollte es wirklich einem Manne möglich ſein, ſich bei perſönlicher Bekanntſchaft noch gegen ſie zu verhärten? Sie glaubte es nicht, und ſie ging den bevorſtehenden kleinen Kampfſcenen muthig entgegen. Sie hatte bis dahin nie erfahren, was ſchweres Leid ſei, und als einzige Tochter ſehr wohlhabender Eltern, verhätſchelt von der Liebe eines ſehr liebevollen Bruders, und vergöttert von der Zärtlichkeit eines leidenſchaftlichen Gatten, die Laſten des Lebens ſehr gering anſchlagen lernen.

Ihr Vater war wirklich Schloſſer geweſen, hatte ſich jedoch im Strudel des Zeitgeiſtes, auf den Flügeln der Erfindungen emportragen laſſen und ſtand jetzt als Beſitzer einer bedeutenden Maſchinenfabrik da. Sein Sohn gab dieſer Unternehmung die richtige Ausdehnung und der ehemalige Lieutenant Hußlar, von der Liebe

zu Thereſe getrieben, ſtand demſelben durch ſeine bedeutenden mathematiſchen Kenntniſſe hülfreich zur Seite. Zuſammen genommen bildeten dieſe Leute eine durchweg ſo glückliche Familie, daß ſie die herrſchſüchtige Eigenwilligkeit des Oberſten ganz zu überſehen vermochten. Das war denn auch bis jetzt geſchehen und nur in gelegentlichen Aeußerungen Eberhard's brach ein verhaltener Schmerz hervor, daß ihm des Vaters Liebe zu ſeinem Glücke fehle.

Thereſe dachte in dieſem Momente daran. Ihr Entſchluß reifte an dieſen Erinnerungen und ſie meinte, ſich ein Verdienſt zu erwerben, ſowohl um ihren Gatten, als um den eigenſinnigen Oberſt, aus deſſen Briefe ein eigenthümlicher Anhauch ſtiller Klage wehte. Sie war harmlos und einfach genug, um den darin enthaltenen Spöttereien über ihre Eltern keine größere Bedeutung beizulegen, als ſie wirklich verdienten, und ihr unparteiiſches Urtheil fand ſogar die Kritik über ihren Vater, der allerdings auf ſeine adlig geborne Frau etwas ſtolz war, ſehr beluſtigend. Von Minute zu Minute mehr geneigt, den alten Oberſt mit allen ſeinen Launen zu ertragen, ja, ihn zu lieben, erwartete ſie mit Sehnſucht den Augenblick ſeiner Ankunft und bereitete ſich mit einiger Selbſtüberſchätzung vor, durch ihre bloße Erſcheinung die Scrupel mit einem Schlage zu tödten, die eine trennende Kluft zwiſchen ihnen gezogen hatten.

II.

Es verging glücklicher Weiſe ein Tag, eine Nacht und abermals ein Tag, bevor Oberſt Hußlar nach ſeinem Ausdrucke „einrückte", und Frau Thereſe hatte Muße, ihre Exaltationen verfliegen zu laſſen.

Die Medicinalräthin mit ihren Anekdoten von dem maßloſen Spotte und der rückſichtsloſen Grobheit des Schwagers kühlte den Muth der jungen Frau auch bedeutend ab, ſo daß ſie eher mit Bangen, als mit Freude, ſeiner Bekanntſchaft entgegenlebte. Bisweilen freilich hob ſich ihre Courage wieder und ſie fußte mit eifrigem Beharren auf den „Finger Gottes", der dieſes Zuſammentreffen bezeichnete. Die Medicinalräthin ſchüttelte aber dazu ihr weiſes Haupt ſehr bedenklich und warnte ſie vor Uebereilungen.

Der Abend neigte ſich. Die Damen hätten gern einen Spaziergang auf die Berge unternommen, wenn nicht die ſtündlich erwartete Ankunft des Oberſten ſie verhindert hätte. Unmuthig ſchaueten Beide in das lichte Blau des Himmels, von den Goldſtrahlen der ſinkenden Sonne durchleuchtet, als ein Wagen die Straße herabkam und richtig in der Nähe des Medicinalrath Schleſing'ſchen Hauſes langſamer fuhr.

„Er iſt's!" rief die alte Dame pathetiſch „Kind, verlaſſen Sie das Zimmer und horchen Sie erſt im Nebenzimmer auf ſeine Entretien — ich wette, Ihre ſanguiniſchen Hoffnungen verfliegen. Sehen Sie, der Wagen hält. Himmel, wie alt und grämlich iſt der Mann geworden — gelb und mager das hübſche, alte Geſicht. Der arme Mann!"

„Der arme Mann," wiederholte Thereſe leiſe und gefühlvoll, als der Oberſt jetzt Anſtalten traf, mit Hülfe ſeines Bedienten den Wagen zu verlaſſen. Es ſchien ein ſchwieriges Werk zu ſein, denn es währte lange, ehe er ſich aus dem Innern des Wagens herausbewegte. Es hatte ganz den Anſchein, als ſei er von Gicht und Nervenleiden am Körper gelähmt.

Frau Thereſe zitterte vor Theilnahme. Sie hätte hinabſpringen und ihm helfen mögen. Aber das war nicht nöthig. Plötzlich ſtützte ſich eine weiße, feine Männerhand auf die kräftigen Schultern des ſteif daſtehenden Bedienten und flink, wie ein junger Mann, kletterte der Oberſt die unbequemen Tritte des Wagens hinab. Bei einer Wendung, die derſelbe gegen den Kutſcher machte, entfielen ihm die Handſchuhe und ein Cigarrenetui, ohne daß es Jemand bemerkte.

Thereſe ſah es. Allein ehe ſie zu dem Entſchluſſe kam, ob ſie es von oben herab bemerklich machen ſollte, ſchlüpfte ihr Töchterchen Pauline, das unten im Hauſe einige Spielgefährtinnen gefunden hatte, aus der Thür, hob die Gegenſtände auf und überreichte ſie mit der kindlichen, uneinſtudirten Grazie ihres Weſens dem alten Herrn. Dieſer nahm ſie und blickte verwundert auf das kleine Mädchen, das mit ſeinem engelſchönen, freundlichen Kinderkopfe voll blonder Locken wie ein Seraph der Verſöhnung zu ihm aufſchaucte. Ein Lächeln eigener Art verklärte augenblicklich des Oberſten Geſicht. Er neigte ſich, legte ſeine Hand auf dieſen kleinen Lockenkopf und fragte mit weichem Wohlwollen:

„Wie heißt Du denn, mein kleines Fräulein?"

Der Medicinalräthin, welche eben die Treppe herniederſtieg, um den ehrenwerthen Schwager gebührend zu empfangen, ſtockte der Athem in der Bruſt vor Furcht, das Kind werde, wie es bisweilen that, ſeinen Vor- und Zunamen nennen. Sie athmete frei auf, als es antwortete:

„Pauline heiße ich! Biſt Du auch krank, wie meine Mama?"

Ueberraſcht blickte der Oberſt die Kleine an bei dieſer Kundgebung von Theilnahme, während die alte Dame unwillkürlich an Thereſens „Gottes Finger" dachte und mit Rührung beobachtete, wie ſich Pauline an die Hand des alten Herrn ſchmiegte und dieſe in einem Anfalle liebenswürdiger Schmeichelei mit Küſſen bedeckte.

„Gott gebe ſeinen Segen!" rief ſie ſelbſtvergeſſen aus und weckte damit den Oberſten aus einer Gemüthswallung, die ihm ſelbſt fremd erſchien. Er bezog aber dieſen Ausruf auf ſeinen Plan „hier Geſundheit zu ſuchen" und erwiderte, kräftig ihre Hände ergreifend und ſchüttelnd:

„Ja, Frau Schweſter, Gott gebe ſeinen Segen!"

Sie gingen miteinander hinauf, nachdem der Kutſcher beordert war, mit dem Bedienten in das gemiethete Quartier am See zu fahren und dort die Koffer abzupacken.

Frau Thereſe hatte ſich richtig in's Nebenzimmer geflüchtet, ihr Herzklopfen, vor der Ankunft des Oberſten ſo zuverſichtlich, war ganz bedeutend ausgeartet, nun er da war und ſie ihm entgegen treten wollte.

Lachend trat der alte Herr ein.

„Tauſend Wetter, Frau Schweſter, Sie wohnen aber fürſtlich ſchön hier — welche brillante Einrichtung — alles ſtrotzt von Gold und Silber — ja, da werde ich mich wohl verrechnet haben, als ich mein Barbierbecken zu Hauſe ließ, weil ich dachte, hier von denen Ihres ſeligen Mannes noch eins zu finden!"

„Thut mir herzlich leid, Herr Schwager," entgegnete mit höflicher Kaltblütigkeit die alte Dame, „aber Sie ſollten doch wiſſen, daß meines ſeligen Schwiegervaters Barbierbecken von meinem ſeligen Manne nie benutzt wurden und deshalb Anno 1816, als Sie Ihres Vaters Liqueurladen verkauften, mit verauctionirt worden ſind."

„Gut zurückgeſchlagen, weiſe Dame," lachte der Oberſt. „Ich bemerke zu meiner Freude, daß Sie unſere Kriegführung noch nicht verlernt haben."

Er ließ ſich ſeinen Paletot vom Hausmädchen abziehen, gab ihr die Mütze und Handſchuhe und dachte bei dieſer Gelegenheit wieder an das kleine hübſche Paulinchen.

„Apropos, Frau Schweſter," ſprach er, ſich bequem im Sopha zurechtſetzend, „was war denn das für eine kleine Dame, die mir meine Handſchuhe und mein Etui vorhin überreichte?"

Die Medicinalräthin wurde beinahe blaß vor Schrecken bei dieſer Frage. Sie ſuchte ſich auf eine Antwort zu beſinnen.

„Eine Dame? Ach, Sie meinen das Kind? Das iſt das Töchterchen einer Fremden, die eben ſo, wie Sie, Heilung von allerlei Uebeln ſuchen will. Das Kind iſt Aller Liebling und nennt Jeden Onkelchen und Tantchen. Sie heißt Pauline."

„Weiß ich ſchon. Iſt ein Schmeichelkätzchen?"

„Das eben nicht. Im Gegentheil, ſie kann eher kühl und altklug genannt werden. Freilich gegen Sie zeigte ſie ſich ſonderbar zärtlich — Sie müſſen ihr gefallen haben."

Der Oberſt ſtrich ſich vielſagend über ſein graubärtiges Geſicht und erwiderte ſpöttiſch:

„Weiß nicht, ob meine Larve viel Anziehendes für kleine Fräuleins haben kann. Sie ſehen noch recht friſch und appetitlich aus, Frau Schweſter — das macht, Sie haben nicht die Ehre, ungerathene Söhne zu beſitzen."

Die alte Dame richtete ſich kampfluſtig in die Höhe.

„Hören Sie, Herr Schwager, da Sie von vornherein anfangen, ſo nehme ich mir die Freiheit, Ihnen zu ſagen, daß Sie ſehr Unrecht thun, Ihre wackern Söhne zu verachten. Sie haben Ihre Gewalt hinreichend geübt, ſo lange Eberhard und Lothar Knaben und Jünglinge waren, ich dächte, jetzt beim Beginne der dreißiger Jahre hätten Beide ein Recht, zu thun und zu laſſen, was ſie für gut fänden. Eberhard iſt nur auf Ihren Befehl und ganz gegen ſeinen Willen Officier geworden."

„Richtig, Frau Schweſter," fiel der Oberſt ein. „Ich habe auch nichts dagegen, ihn als Locomotivführer zu wiſſen, nur ſehen mag ich den rußigen Kerl nicht."

Digitized by Google

„Sonderbare Grillen, sich gegen eigene Ueberzeugungen aufzulehnen! Sie wissen recht gut, daß er nicht Locomotivführer ist, eben so wenig, wie Lothar „Steine klopft in Amerika".

„Ist Lothar auch gegen seinen Willen Jurist geworden? Bin ich Schuld, daß er jetzt landesflüchtig ist? Ja, so geht es; wenn die Söhne aus der Art schlagen, so ist der Vater schuld. Warum wohl der liebe Gott den Jungens Väter gibt!"

„Mit Ihnen ist nicht gut streiten," entgegnete die alte Dame aufstehend, um nur nicht seinen Spott zu schärferen Ausfällen zu leiten, die der lauschenden jungen Frau wehe thun konnten. „Hat Ihnen Lothar gar nichts Näheres über den Grund seiner Reise gemeldet?"

„O ja. Er hat mir Märchen erzählt von einem Könige, der ihm seine Tochter geben will, wenn er drei Kunststücke ausführt: erstens ein paar tausend Meilen über's Meer schwimmt — zweitens einen verlorenen Bruder aufsucht — drittens die Hinterlassenschaft dieses verlorenen „Joseph's" als treuer Sclave überliefert. Ich denke aber, er wird schon beim ersten Probestückchen sein Leben eingesetzt und verloren haben, denn es mangeln mir alle Nachrichten von ihm."

„Sie wissen nicht, ob er in Amerika angelangt ist?" forschte die alte Dame theilnehmend.

„Direct ist mir keine Gewißheit zugekommen, aber der König, der ihn gesendet in jene überseeische Welt, hat sich herabgelassen, mir in einem huldvollen Briefe anzuzeigen, daß mein Sohn Lothar glücklich in Amerika sei — mein Scharfsinn reicht nicht aus, um zu begreifen, warum Lothar das nicht selbst an seinen Vater berichten solle, wenn er wirklich noch lebe."

„Es ist der Präsident von Sundwihl, den Sie zum König metamorphosiren?" fragte die Dame, welche sich beeilte, die gnädige Stimmung des Obersten auszubeuten.

„Ja wohl. „Von" Sundwihl, seitdem er der Schwiegersohn des mächtigen Chef-Präsidenten von Rathenow wurde. Will er Lothar zum Schwiegersohn machen, so bleibt nichts übrig, als diesem den Adel zu verschaffen. Natürlich der Herr von Hußlar ist mein Sohn nicht mehr. Lieber soll er „Steine klopfen"."

„Wunderlicher Mann! Wenn nun Se. Majestät Ihnen den Adel zur Belohnung Ihrer Verdienste angeboten hätte?"

„Dann hätte ich geantwortet: Majestät, das „von" hat nicht geholfen, als ich, kaum sechzehn Jahre alt, wie blind und toll hervorsprengte auf General York's Ruf: heran, Ihr brandenburgischen Husaren — eingehauen! und aus Leibeskräften schrie: es lebe unser König! Ich war eines preußischen Bürgers Sohn und will es bleiben! Ja, weise Frau Schwester, nicht alle Menschen lieben es, Medicinalrath zu heißen, ohne Doctor zu sein!"

Jetzt kam der alte Herr auf sein altes Capitel und wer ihn so genau kannte, wie die Medicinalräthin, der wußte, was das heißen sollte.

Sie schloß ihre Forschungslust ruhig mit den Worten ab:

„Sie sind ein Mann, der sich mit eigensinnigen Verblendungen selbst quält und der seinen Verstand nur dazu verwendet, sich selbst und Andere zu kränken."

Darauf bereitete sie ihm seinen Thee und vermied es beharrlich, irgend eine Frage an ihn zu richten, die Bezug auf seine Söhne hatte. Ob dem Obersten das lieb war? Schwerlich. Er hatte das Herz so sehr auf seiner Zunge gehabt, daß sie sehr wohl erkannte, wie erleichternd ihm ein Gespräch über diesen Gegenstand sein würde.

Während des Theetrinkens kam Pauline in's Zimmer gesprungen und fragte eilig nach ihrer Mama. Auf den Bescheid der Medicinalräthin, daß sie gleich kommen werde, setzte sich das kleine Ding ganz gravitätisch auf ein niedriges Polstersesselchen und bat um eine Tasse Thee. Die Art, wie sie das that, die Anmuth und Lieblichkeit, womit sie sich trotz ihrer großen Jugend benahm, entzückte den Obersten. So lange die Kleine Thee trank und ihr Butterbrödchen dazu aß, verwendete er kein Auge von ihr. Sie bemerkte es und nickte schelmisch mit dem Köpfchen. Es lag ein unbeschreiblicher Reiz in diesem vertraulichen Nicken. Warm, wie die Liebe, floß es dem alten Krieger bis in's Herz hinein und er rief ihr ein liebkosendes Wort zu. Fröhlich klatschte die Kleine in die Händchen und lachte auf eine herzinnige Weise.

„Du bist auch ein allerliebster Mann," wiederholte sie kindlich muthwillig. „Du bist ein guter Mann. Wenn ich fertig bin, will ich Dir auch Küßchen geben! Warte nur so lange."

Die Kleine stopfte schäkernd den Rest ihres Butterbrodes in den Mund und sprang dann leichtfüßig auf den Obersten zu, der sie zu sich emporhob und ihr in das seelenvoll heitere Auge blickte. Sie näherte ihr Mäulchen tapfer seinem bartumwachsenen Munde und drückte ihm einen herzhaften Kuß auf die Lippen. Eben so schnell, wie dies geschehen war, entschlüpfte sie wieder seinen Händen, und eilte flüchtig aus dem Zimmer.

„Das ist ein liebes, liebes Kind, Frau Schwester!" rief der alte Herr ganz entzückt. „In meinem Leben habe ich solch' ein reizendes Kind nicht gesehen!"

„Das macht, weil Sie überhaupt keine Kinder gesehen haben," erwiderte die alte Dame mit trockenem Tone, während ihr Herz jauchzte und ihre Gedanken an Theresens „Gottes Finger" hängen blieben. Er fängt sich selbst in selbstgewebten Netzen, jubelte es in ihr und sie sah schon ihr gebenedeites Haus als den Sammelplatz der versöhnten Familie.

„Wohl habe ich Kinder genug in meinem Leben gesehen," polterte der Oberst jovial heraus; „ich bin immer ein ganz besonderer Freund und Verehrer aller jungen Fräulein gewesen und ich habe nichts so schmerzlich bedauert, als daß ich nicht statt der Jungens zwei Mädchen gehabt habe."

„Ach, die armen Mädchen!" neckte die Medicinalräthin mit komischer Gebehrde. „Unter Ihrer Tyrannei wären sie längst Todes verblichen."

„Meinen Sie, Dame Weisheit?" fragte der Oberst gut gelaunt. „Ich möchte den Strom Ihrer Ueberzeugungen durch die Bemerkung hemmen, daß ich meinen Mädchen so viel Liebe einzuflößen gewußt haben würde, um sie allen Auswüchsen des Zeitalters aus freiem Antriebe abhold zu sehen. Was weiß eine Medicinalräthin von der Macht der Liebe in einem Vaterherzen?"

Bis zu diesem Zeitpunkte war Frau Therese, die eine eifrige Zuhörerin des Gespräches im Nebenzimmer abgegeben hatte, noch immer zweifelhaft geblieben, ob es gerathen sein möchte, mit ihrer persönlichen Erscheinung einen gewissen Angriff auf den alten Herrn zu machen. Seine schwankende Laune, hastig abspringend von Spott zur Güte, hatte ihr Furcht verursacht, jetzt aber schien es ihr gerathen, mit ihren Ansprüchen auf seine gerühmte Vaterliebe hervorzutreten, und sie sammelte vorsichtig ihre Lebensgeister, um würdig vor dem Manne zu erscheinen, der ihr, sie fühlte dies mit einem innigen Behagen, sehr gut gefiel.

Schnell Alles das im Geiste recapitulirend, was sie für eindrucksfähig auf dies sonderbar construirte alte Soldatenherz hielt, faßte sie den Griff der Thür und erschien auf der Schwelle des Zimmers, gerade dem Oberst gegenüber, der noch auf dem Sopha saß.

Die Medicinalräthin begrüßte sie mit einem kleinen Schrei der Ueberraschung, der Oberst jedoch stand ritterlich artig auf und sah sie erwartungsvoll an.

Sie eilte zu ihm hin und ergriff leidenschaftlich bewegt seine Hand.

„Ich mache Anspruch auf diese Macht der Liebe in einem Vaterherzen!" rief sie. „Sie können meinem Eberhard nicht länger zürnen — Zeit und Entbehrung haben Ihr Herz weicher gestimmt — lernen Sie uns kennen — Sie finden in meiner Familie dieselben Grundsätze, welche Sie ausgesprochen — ich appellire mit Fug und Recht an Ihr Vaterherz, das seine Lebensfreuden vermindert, indem es sich eigensinnig in seinen Vorurtheilen befestigt — nicht wahr, theurer, lieber Vater meines Eberhard's, nicht wahr, Sie sind besiegt, Sie erkennen, daß „Gottes Finger" obwaltete, indem er unser wunderbares Zusammentreffen leitete?"

Arme Therese! Sie hatte sich die Folgen der Ueberrumpelung in wunderschönen Farben gemalt und sich dabei total vergriffen. Zuerst hatte der Oberst sie groß und vollständig verwundert angesehen, war aber sehr bald auf die richtige Vermuthung verfallen. Bei ihren fortgesetzten Reden, die einen Angriff auf seine „Vorurtheile" enthielten, welche er als einen Theil seines gesinnungstüchtigen Charakters, unter den Gährungsprocessen der Sichtung reif geworden, betrachtete, verdrängte ein gewisser, gar zu leicht erregter Gallstoff das Wohlgefallen, das er unwillkürlich bei der Betrachtung der wunderhübschen jungen Frau empfunden hatte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Landsberg bei Meiningen.

Die Werrabahn, welche eine neue Verbindung des deutschen Nordens und Südens gewährt, führt an der Wartburg, der stolzen Herde Thüringens, und an der Coburger Veste, der nicht minder ruhmreichen Krone Frankens, vorüber. Fast in gleicher Entfernung von beiden bietet die neue Eisenbahn den schönen Anblick einer jüngeren Schöpfung der Baukunst, zwar weit weniger genannt, aber doch schon vielfach von Reisenden besucht.

In nördlicher Richtung, $^3/_4$ Stunden unterhalb der Residenzstadt Meiningen, ist das Thal von einem Kalksteinhügel begrenzt, der noch vor zwanzig Jahren sich traurig und öde aus dem Wiesengrün emporhob. „Die Burgtrümmer auf seinem Rücken," heißt es in Meyer's Universum, dem wir diese Textnotizen, trotz unseres entschiedenen Hasses gegen alle Art von Nachdruck, ausnahmsweise entnehmen, „lagen am Boden, nichts Erhebendes versöhnte mit seinem Anblick. Früher war und jetzt ist das anders. Die Lage der isolirten Höhe zwischen drei belebten Straßen, dem alten Thalwege im Werragrund, der alten Frankenstraße und der Straße in das sogenannte Sandland, war zu lockend für die Burgengründer des Mittelalters, um lange unbenutzt zu bleiben. Urkundlich ist erwiesen, daß die nahen Orte Meiningen, Bachdorf und Leutersdorf unter König Heinrich I., dem Städtebauer und Hunnenbesieger, ihre Befestigungen erhielten. Da nun Wallderf und Meiningen damals Reichsdomänen waren, so spricht Vieles für die Wahrscheinlichkeit, daß auch auf dem heutigen Landsberg schon zu jener Zeit (zwischen 924—930) eine feste Burg erbaut worden sei. Am deutlichsten spricht aber dafür der Name jener ältesten Burg, sie hieß: „Landeswehr", und der Berg: „der Landwehrberg."

„Wenn dies der Ursprung der alten Burg ist, so haben wir damit den interessantesten Theil ihrer Geschichte erzählt. Später hatte sie das Schicksal von Hunderten ihres Gleichen in Thüringen, Franken und Schwaben. Lange Zeit sammt der Stadt Meiningen und deren Umgegend Besitzthum der Bischöfe von Würzburg, welche Burgmänner daselbst hielten, blieb sie am längsten in der Hand des Geschlechts der Wolfe, die jedoch in jenen Blüthentagen des Faustrechts ebenso oft die Grafen von Henneberg, von deren Gebiet Meiningen und Landeswehr rings umschlossen waren, ihre Lehnsherren nennen mußten. Burg und Berg mit den Hofstätten am Fuße desselben waren wieder würzburgisches Kammergut geworden, als der Bauernkrieg 1525 der Herrlichkeit auf der Höhe ein Ende machte. Ein hoher Thurm und einige Thor- und mächtige Mauer-

Der Landsberg bei Meiningen.

reste mit hohlen Fensterluken bedeckten den Landwehrberg, als derselbe sammt Meiningen 1542 an Henneberg und endlich, 1583, an das Haus Sachsen kam. Der dreißigjährige Krieg hatte hier nur den Meierhof mit allem Zubehör zu verwüsten, that dies aber so gründlich, daß noch lange nach dem westphälischen Frieden sich Niemand zum Wiederanbau der hier entstandenen Wildniß entschließen wollte. Nach der Ländertheilung des Herzogs Ernst des Frommen ward Meiningen durch Bernhard I. Fürstensitz; man verwendete nun die Steine der Ruine Landeswehr zum Schloßbau in Meiningen und sprengte den letzten Stolz des Hügels, den hohen Thurm, mit Pulver. Dies geschah im Jahre 1685. Ein zerborstener Theil dieses Thurmes liegt noch heute, quer und fest, wie sein Heidelberger Schicksalsgenosse, auf dem Fundamente seiner Vergangenheit. Seitdem machte der Name „Landwehrberg" dem kürzeren „Landsberg" Platz.

„Diesen Namen erhielt auch das neue Schloß, dessen Bau im

Digitized by Google

Jahre 1836 begonnen und nach dem Plane und unter der Leitung August Döbner's, des herzoglichen Baumeisters, bis 1840 in den Hauptmassen vollendet wurde. Das Ganze besteht aus dem mit drei starken Eckthürmen und zwei hohen Plattformen zierend umgebenen Hauptbau und zwei durch Bogengänge und Thermauern damit in Verbindung stehenden Nebenbauten, der Castellanswohnung und dem Thorwarthause. Von diesem bis zu jenem zieht sich eine Ringmauer hin, die einen freundlichen Hofraum umgürtet und das alte Thurmgetrümmer noch mit umschließt. Neben letzterem führt eine Pforte zu dem zweiten neuen Schmuck des Landsbergs, zu der herrlichen jungen Waldanlage, aus deren frischem Grün das Schloß so heiter und anmuthig emporragt und durch welche schattige Fußwege zur ebenfalls neuen und von Döbner nach Schweizermanier erbauten Meierei am Fuße des Hügels führen. Unser Holzschnitt zeigt uns Burg und Berg von dieser Seite.

„Dem äußeren Bilde der Burg entspricht vollkommen das Innere. Die Anmuth herrscht im ganzen Bau vor und hält die Pracht im rechten Maße zur Größe der Räumlichkeiten. Das Mittelalter zeigt uns hier alle heiteren Seiten seiner Lebensformen, und wie Herzog Bernhard II. dasselbe angesehen wissen will, sagt uns der Spruch über dem Eingange der Waffenhalle:

„Nicht zurückwünschen laßt uns die alte Zeit,
Wohl aber der Ahnen Kraft und männlich Walten,
Nicht den Lehnsdruck, nicht der Ritter Eisenkleid,
Wohl aber die felsenfeste Treu' der Alten."

„Die Waffensammlung selbst ist klein, aber wohl gewählt und geschmackvoll geordnet. Besondere Beachtung nimmt der große Saal (50 Fuß lang, 17½ Fuß breit und eben so hoch) in Anspruch wegen W. Lindenschmitt's acht historischer Bilder aus der Vorzeit Thüringens, der trefflichen Glasmalereien, der reichen gothischen Schnitzereien am Holzgetäfel der Wände, des Credenztisches, der geschmackvollen Kronleuchter und der neuerdings dort aufgestellten sehr werthvollen Autographensammlung. Drei hohe Glasthüren verbinden diesen Saal mit der 3219 Quadratfuß großen nördlichen Plattform der Burg, die den Blick nach Norden und Osten frei läßt.

„Das nordöstliche Thurmzimmer und das Lutherzimmer sind hauptsächlich mit Sculpturwerken Ferdinand Müller's ausgeschmückt, jenes mit einem beziehungsreichen Turnierfries, dieses mit Reformatorenstatuetten. Eine besondere Zierde des letzteren ist Kellner's (in Nürnberg) Glasgemälde: „Der Tod der Maria."

„Im zweiten Stock des Schlosses fesselt uns im Mittelzimmer ein Bild, das alle heiteren Eindrücke der bisher durchwandelten Räume plötzlich verdüstert. Da sitzt der arme Tyrann auf dem Balkone, das abgefeuerte Gewehr im Schooße, im Gesicht das Zeugniß eines vom Glaubenswahn verbrannten Gehirns: „Karl IX. nach seinem ersten Schusse auf die Hugenotten in der Bartholomäusnacht", Beit's treffliche Copie nach Wapper's weltberühmtem Gemälde. Auch die übrige Zimmergesellschaft kann einem ehrlichen Deutschen das Herz nicht erleichtern: Kaiser Karl V., Tilly und Ferdinand II. von Spanien. Was die in den Freinächten der Geister während der heiligen Zeit da droben mit einander berathen mögen? — Offenbar, um eine protestantische Opposition gegen etwaige Beschlüsse dieser gefährlichen vier Herren zu ermöglichen, hält im nordöstlichen Eckzimmer eine Versammlung von anderen Männern geheimen Rath: Ernst der Fromme, Bernhard von Weimar, Gustav Adolph, Philipp der Großmüthige und Friedrich von der Pfalz; Erzengel Michael, der Drachenbesieger, ist ihnen sinnig zugesellt, letzteres ein feineres Holzrelief. — Nachdem wir noch die Laube, das Spruch- und das Stammbaumzimmer, deren Bestimmung und Hauptschmuck durch die Bezeichnung erklärt ist, betrachtet haben, besteigen wir vom ebenfalls noch zimmerreichen dritten Stock aus die Schneckenstiege des 120 Fuß hohen Hauptthurmes, auf dessen freier Zinne wir 456 Fuß über dem Spiegel der Werra und 1343 Fuß über der Nordseefläche stehen.

„Gleichwohl kann die Aussicht in das von höheren Bergen begrenzte und an sich schmale Thal der Werra nur eine beschränkte sein. Außer den fern herüberschauenden Köpfen der Rhön und des Thüringerwaldes sind die Berge der Nähe, Geba und Dolmar, die Zierden des Rundbildes, welches gegen Süden die untere Vorstadt von Meiningen, nach Norden die berühmte Tabaksstadt Wasungen mit den Trümmern der ehemaligen Burg Maienluft (im Hintergrunde unseres Holzschnittes sichtbar) und außerdem noch zwischen Feldern und Wiesen und an Waldrändern und kahlen Höhen 8 Dörfer und Einzelnhöfe, die Meierei des Landsbergs eingeschlossen, in sich faßt. Anstatt der Aussicht erquickte mich auf der Thurmzinne beim Hinabblick auf das Schloß eine wohlthuende Einsicht. Vergleiche, liebe Leser, die Jahre vor der Julirevolution, wo die großen Sonnenblumen der ersten Restauration blühten, mit der Gegenwart: damals wieder, wie zu Ludwig's XIV. Zeit, war Paris die Sehnsucht aller Prinzen, und nur das Ausland bot standesmäßige Bezugsorte für alle feineren Bedürfnisse der höheren Regionen. Was „nicht weit her" war, taugte nichts, und wer nichts taugte, war „nicht weit her". Ist das nicht anders, nicht besser geworden? Bei den schönsten Arbeiten da unten im Schlosse, zu deren Vollendung Handwerk und Kunst sich die Hände reichen mußten, frage: Wer sind ihre Meister? Wer war des Schlosses Maurer? Wer verfertigte jene Kronleuchter? Wer jene Holzschnitzereien der Sessel, Stühle und Wandbänke, der Thüren und Decken? Wer jenen kunstreichen Credenztisch? Wer die architektonische Malerei der Zimmer? Wer die Glasmalereien der Fenster und Thüren? Wer die plastischen Ornamente und historischen Sculpturwerke? Da erfährst du Namen, wie: Meister Thomas, Meister Meiße, Meister Morgenroth, Meister Rieneck, Eberlein, Kellner, Thieme, Müller u. s. w., lauter deutsche Namen, deren Inhaber nicht weit her, meistens in Meiningen und, wenn nicht im Inland, höchstens nur in Deutschland daheim sind. Das thut wohl und macht dem edlen Bauherrn wie den tüchtigen Meistern der Heimath Ehre!"

Vom Luxus. *

II. Der Luxus eines blühenden Volkes.

Der Haushalt eines Volkes hat im Großen ganz dieselben Grundlagen und Bedingungen, wie der Haushalt einer Familie im Kleinen. Der Aufwand hängt vom Einkommen ab und ist, wenn er von diesem bestritten wird, daneben aber einige Ersparnisse möglich sind, unschädlich. Wenn auf solche Weise ein Volk neben dem nothwendigen und entbehrlichen Aufwande durch derartige Ersparnisse wohlhabender wird, so entsteht ein Nationalcapital, und dieses ist die Grundlage der ungeheuren Unternehmungen unsers Jahrhunderts. Da wo ein Volk nicht spart, müssen diese nothwendig unterbleiben. Die Vereinigung der in den Händen der Einzelnen angesammelten Capitalien hat jene großen Werke möglich gemacht, die dem Handel und Verkehr den nie geahnten Aufschwung gegeben haben. Nur durch die vereinte Macht der Einzelcapitale wurden — wenn wir von Staatsbauten absehen — die Eisenbahnen, Canäle, Brücken, Häfen, Schiffswerften, Schiffe und jene zahllose Menge der Maschinen zu dem verschiedensten Betriebe geschaffen. Hier zeigt es sich, welche Wichtigkeit die Sparsamkeit des Einzelnen für das Ganze, dessen Wohl und Gedeihen gewinnt, zeigt sich, wie der Einzelne, wenn er einen wahren Vortheil für sich selbst verfolgt, auch stets für die Allgemeinheit arbeitet. Es würde leicht sein, zu zeigen, daß jene großartigen industriellen und technischen Schöpfungen auch dem Geringsten in dem entferntesten Dörfchen zu Gute kommen. Deshalb ist jener socialistische Haß des Proletariers gegen den Vermögenden nur in der Unwissenheit begründet, die nicht ermessen kann, wie weit unsere Culturzustände ohne jenes Nationalcapital ohne jenes Zusammenwirken desselben zu einem Zwecke in wirthschaftlicher Hinsicht zurückliegen würden. — Diese wirthschaftliche Sparsamkeit des Volkes ist wiederum Folge der allgemeinen Cultur und Segen des Handels- und Gewerbefleißes. Sie findet sich bei minder cultivirten Völkern nicht oder kann, wo sie auftritt, nur von geringem Erfolge sein. Geringe Cultur und Armuth gehen mit der Unfreiheit meist Hand in Hand. Man nehme die Völker Asiens und Afrika's. Da, wo sich große gewerbliche Anstalten oder technische Werke bei ihnen vorfinden, sind es durchgängig Werke der Abendländer.

* Siehe Nr. 21.

Digitized by Google

Fleiß, Kunstfleiß, Ordnung sind die Begleiter der nationalen Sparsamkeit, höherer Arbeitslohn, reichlicherer Gütergenuß und Anwachs der Bevölkerung die erfreulichen Folgen der Ersparung neuer Capitalien. Nur dasjenige Volk, welches nicht Alles, was es erwirbt, dem Genusse opfert, sondern einen Theil aufspart, gelangt zum höheren Genusse seines Lebens, ein armes geht dessen verlustig und nur allzuleicht auch seiner Freiheit.

Der Luxus ist deshalb innerhalb maßvoller Grenzen eine segensreiche Folge der wirthschaftlichen Cultur, er ist statthaft und als sittlich veredelnd von großer Bedeutung für das innere Volksleben. Wenn die von der Capitalmacht geschaffenen Riesenwerke der Verkehrsmittel und großartigen Handelsanstalten den Wohlstand mehr und mehr heben, die Behaglichkeit des Lebens immer weiter auszudehnen ermöglichen, die höheren Zwecke des Daseins mittelbar in Kunst und Wissenschaft fördern, so ist der sich alsdann ausbreitende Luxus besonders deshalb so freudig zu begrüßen, weil auch die arbeitende Classe sich Genüsse verschaffen kann, die ihr Erholung gewähren, ihre Gefühle veredeln, ihre Denkkraft üben und den Kreis ihrer Erkenntnisse erweitern, so daß sie ihre Arbeit nicht im bloßen dumpfen Hinbrüten mechanisch verrichtet. Das Denken steigert die Geschicklichkeit und nur der denkende Arbeiter arbeitet schnell, froh und gut zugleich.

Der Luxus eines blühenden Volkes richtet sich mehr auf solide Behaglichkeit des Lebens, als bloßen Scheinglanz und Flitter, mehr auf wahren Genuß, als bloßes Genügen der Eitelkeit. — Die goldgestickten oder mit kostbarem Pelzwerk ausstaffirten Kleider, Puder, Zopf, dreieckige, mit reichen Tressen versehene Hüte sind aus der Mode. Die Herrenkleidung ist im Vergleich zu früheren Jahrhunderten unendlich einfach. Sieht man die durch die Herbeiziehung der Wissenschaft, der Chemie erzeugten Prachtfarben, welche jetzt unser Handel in seinen Artikeln auf den Markt bringt, so könnte man wohl einen Augenblick versucht sein, zu fragen, ob es nicht bedauernswürdig sei, daß die Kleidung des Mannes so wenig heitere Farben hat. Wir überlassen sie aber dem leichteren und veränderungsfroheren Sinne des Weibes, und tragen einen schwarzen Rock oder Frack und Hut und nur in der Feinheit des Stoffes liegt der mindere oder größere Aufwand. Es gilt deshalb für uns das Wort Shakespeare's:

„Die Kleidung kostbar, wie's Dein Beutel kann,
Doch nicht in's Grillenhafte; reich, nicht bunt,
Denn es verkündigt oft die Tracht den Mann."

Man sehe alte Portraits aus früheren Jahrhunderten, und man wird sich der ungemein großen Vereinfachung dann recht bewußt werden.

Ein Muster ganz allgemeiner und solider Einfachheit ist England. Die französische Küche hatte eine Unzahl zusammengesetzter Saucen und Confituren. An ihre Stelle sind einfache, aber kraftvolle Fleischgerichte getreten. — Die Landstraßen sind vortrefflich unterhalten, wenn auch weniger breit. Im Innern der Städte finden sich Trottoirs und Alles dient, anstatt überflüssiger Zierrath zu sein, einem praktischen Zwecke. — Der rohe Wilde schmückt sein Haar noch mit bunten Federn und Farben, Lippen, Nase und Ohren mit Metallringen und Korallen. Im Mittelalter herrschte Bombast und Prunksucht, die auch die äußerste Unbequemlichkeit in Tracht und Steifheit, im Ceremoniell ertrug; erst auf höherer Culturstufe kehrt der Mensch zur natürlicheren Kleidung und Sitte zurück. Die Kleider passen sich den Formen des Körpers wieder mehr an, und feines Linnenzeug wiegt in der Haushaltung mehr, als Goldstickerei und Spitzen. Selbst auf dem Gebiete der Künste ist diese Umkehr sehr entschieden und tief eingreifend. Ich erinnere hier auch an den Gartenbau. Welche Veränderung des Geschmacks ist in demselben eingetreten! Während früher alle Anlagen im Versailles-Harlemer Styl hergerichtet waren, hat jetzt die Vorliebe für die Schönheit der unverkümmerten Natur den englischen Styl in ganz allgemeine Aufnahme gebracht. Das Streben nach Einfachheit ist ein allgemeines. Die Athener legten in der Blüthezeit ihres Staates die sie sonst stets begleitenden Waffen ab und hörten auf, in den Haaren goldnen Schmuck zu tragen.

In dieser zweiten Entwicklungsperiode ist denn auch die Blüthezeit der Bürgertugenden. Die Sparsamkeit des Volkes gibt ihm die Mittel an die Hand, einem edleren Luxus zu folgen, und so das ganze innere wie äußere Leben zu heben. — Die Zeit ist alsdann längst vorbei, wo der Fürst wohl gar das Vermögen und Einkommen Aller als eigentlich ihm gehörig ansieht, wie dies Ludwig XIV. ganz offen aussprach, und in den Grundsätzen seines Besteuerungssystems zu einem Theil in's Leben übersetzte. So erklärt sich auch sein Wort: „Ein König gibt Almosen, wenn er verschwendet." — Jetzt gehören die Früchte des Fleißes dem Bürger, der sie errungen hat. Die Schweiz, nach dem vorjährigen Berichte des belgischen Consuls, im Verhältniß ihrer Einwohnerzahl zu ihrer Industrie der erste Handelsstaat der Welt, auch England nicht ausgenommen, zeichnet sich durch eine nationale Sparsamkeit aus. Die reichste Stadt ist Basel, und ein dortiger Bürger läßt gegenwärtig, nach einem neulichen Zeitungsberichte, eine Kirche mit einem Kostenaufwande von drei Millionen Francs bauen. Es herrscht noch viel patriarchale Sitte. Selbst reiche Familien weisen ihre Töchter auf den Ertrag ihrer Weißstickereien, also den Ertrag des eigenen Fleißes anstatt des Taschengeldes an; die Söhne erhalten vom Hause wenig, und müssen sich meist erst durch eigne Thätigkeit ihren Hausstand gründen. Nach Tisch kehrt man ohne Scheu vor den Gästen die Krumen sorgsam zusammen, um sie noch anderweit zu Suppen zu verwenden. — Der Luxus dieser Periode sucht nicht nur das Gute und Dauerhafte, sondern verzichtet vor Allem auf den eitlen Alleinbesitz und das dünkelhafte Voraushaben vor Andern. Dies ist eine wichtige Erscheinung für unsere ganze Industrie. Sie kann nunmehr die Erzeugnisse der Mode massenhaft und in gleicher Form, somit aber nicht nur billiger, sondern auch besser herstellen. Daher datirt theilweise der bei manchen Artikeln zum Verwundern niedrige Preis, wie denn mit dem technischen und mercantilen Aufschwung die Preise der bei weitem meisten Artikel eine entsprechende Erniedrigung erfahren haben. Dies hat die Lage der ärmeren Classen gegen frühere Jahrhunderte ganz bedeutend gebessert. Schuhe, Strümpfe, Tuchkleidung, Kaffee, Bett und ein wohnliches Zimmer sind heut zu Tage das Bedürfniß auch des Aermsten. Der Arbeiterstand hält jetzt Manches für unentbehrlich, was vor einigen Menschenaltern kaum der Reiche besaß und genoß. Deshalb ist auch jene Klage des älteren Geschlechts über das Verschwinden der „alten guten Zeit" so thöricht, das nicht ahnt, was Alles in den tausendfachen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens unsere Voreltern entbehrten.

Der wohlfeile Luxus unserer Zeit durchdringt alle Bedürfnisse des Haushaltes, auch des Unbemittelten. Man nehme nur allein den wichtigsten Consumtionsartikel der niedern Classen in heutiger Zeit gegen die Vergangenheit an: das Brod. Im Jahre 1700 gab es Frankreich nicht mehr als 33 Procent der Bevölkerung Weißbrodesser, im Jahre 1791 schon 37 Procent, im Jahre 1839 dagegen 60 Procent. In England aß unter Heinrich VIII. eigentlich nur der Adel Weizen. Um 1758 gab es hier und in Wales etwa 6 Millionen Menschen, von denen $3^3/_4$ Millionen von Weizenbrod, 739,000 von Gerste, 888,000 von Roggen, 623,000 von Hafer lebten. In Irland rechnete man noch 1838, daß von 8 Millionen Einwohnern 5 Millionen Kartoffeln und $2^1/_2$ Mill. Haferbrod als Hauptnahrung genössen. Auch die alten Völker lebten auf der niedern Culturstufe meist von Haferbrod. Das Bier unserer Altvordern war ebenfalls aus Hafer gebraut.

Die Prunkgegenstände haben einen auch dem gemeinen Mann zugänglichen Ersatz durch plattirte Waaren, Argentan, Baumwollensammt ꝛc. gefunden. Man denke an die tausendfache Vervielfältigung von Kunstwerken durch Stahl- und Holzstiche, durch Abguß in Gyps und Metall, durch Galvanoplastik und Lichtbildnerei. Unter dem veredelnden Luxus steht neben der Verbreitung gemeinnütziger, durch die Schnellpressen außerordentlich billiger Schriften die Musik obenan. Welche Ausdehnung haben die Gesangvereine gewonnen, zu welcher Pflege ist die Musik nicht durch die zahllosen Pianofortefabriken — deren eine in London täglich 40 Stück Pianoforte liefert — gelangt! Es ist nicht nur für den Musikfreund, es ist auch für den Patrioten eine erfreuliche Erscheinung, daß das deutsche Volk bis in die kleinsten Gauen seine Meister kennt und der Name Beethoven auch auf Dörfern längst aufgehört hat, unbekannt zu sein, daß deutsche Musik die fremdländische zumeist verdrängt und jenseits des Rheins, jenseits des Canals und Oceans den Sieg bereits entschieden hat.

Mit dem Wachsen der Cultur, mit der Verbreitung des Luxus nimmt auch die Reinlichkeit des Volkes zu. Ein sehr beweiskräftiges Beispiel ist England. Noch zur Zeit des Erasmus war dasselbe nach dessen Zeugniß ein höchst schmutziges Land. Erasmus lebte vom Jahre 1467—1536. Erst im Jahr 1520 entstand daselbst die erste Seifensiederei. Heut zu Tage hat es die bedeutendste Sei-

Digitized by Google

fenconsumtion, welche 1807 für den Kopf 4.84 Pfd., im Jahre 1845 bereits 9.65 Pfd. betrug. Die niedrigst cultivirten Völker sind auch die unreinlichsten. Der Anstand verbietet, manche Gewohnheiten der Tunguſen und Korjäken anzuführen. An den Hottentotten und Buschmännern ist die natürliche Hautfarbe nur unter den Augen noch sichtbar, wo die vom vielen Rauch ihrer Hütten erzeugten Thränen die sonst den ganzen Körper überdeckende Schmutzkruste hinwegwaschen. Auf höherer Culturstufe wird die Reinlichkeit zum unabweislichen Bedürfniß, auch der Arme sorgt in seinem Hause für Sauberkeit. Noch im vorigen Jahrhundert mußten die Abtritte unter Androhung von Strafen anbefohlen werden.

Die wachsende Bildung des Volkes ist das beste Mittel gegen die Uebervölkerung. Mit der Verallgemeinerung der Kenntnisse, der Veredelung des Sinnes zieht sich des Menschen Neigung von der Befriedigung der Sinnlichkeit ab, sucht höhere Genüsse, der Wille erstarkt mit dem Geiste und die Enthaltsamkeit und freiwillige Selbstbeschränkung sind die Frucht der Hebung des inneren Volkslebens. Dies zeigte sich recht deutlich, als mit dem ungeheueren Handelsaufschwunge in England die Arbeitslöhne bedeutend stiegen. Der Engländer wandte die Ersparnisse der Behaglichkeit des Lebens und höheren Genüssen zu. Der Irländer nützte die Zeit und den damals vermehrten Kartoffelbau nur dazu, die Volksmenge zu vermehren. Freilich war der Engländer schon frei, der Ire noch Sclave einer unbarmherzigen Aristokratie und unduldsamen Kirche. Der Freie nur ist auf die Zukunft bedacht, der Sclave hält sich an die Genüsse des Augenblicks. In der Zeit des Mittelalters eines Volkes fällt die Armenpflege und der Unterricht meist den milden Stiftungen und der Kirche zu. In der Blüthezeit eines Volkes ist der Staat hinlänglich erstarkt, Beides aus der Hand der Kirche zu nehmen, die meist nur ihr dienende Zwecke verfolgt. Die gleichzeitige Blüthe der schönsten Bürgertugenden zeigt sich auch darin, daß jetzt der Einzelne am bereitesten ist, zur Abhülfe der Noth darbender Mitmenschen und zur Förderung des Gesammtwohles Opfer an die Allgemeinheit zu bringen.

Die rohe Massenverschwendung, der kolossale Prunk weicht einem unendlich einfacheren Aufwande. Selbst an den Höfen wird das Leben weit einfacher und doch weit fürstlicher, als in früheren Zeiten. Das sittliche Leben gewinnt immer festeren Boden in der Allgemeinheit, und an die Stelle nutzloser Luxusverbote traten Vereine zu demselben Ziele. Die englische Regierung machte vor Jahrzehnten ungeheuere Anstrengungen gegen das Laster des Branntweintrinkens. Die Folgen waren einfach die, daß die Steuern und Zölle sich minderten und der Schmuggel aufwucherte, während das Uebel das alte blieb. Da traten später Mäßigkeitsvereine auf, die Trunksucht minderte sich bedeutend, mit ihr der Schmuggel, die Zolleinnahmen zeigten allerdings einen großen Ausfall, der jedoch schon im nächsten Jahre durch den Mehrertrag der Einfuhrabgabe auf Colonialwaaren bis zur Hälfte aufgehoben wurde. Der Consum hatte sich also vom Branntwein auf die Colonialwaaren übertragen. Es ist dies eine allgemeine, nicht unwichtige Erscheinung. Auch Liebig macht die Bemerkung, daß man die Cultur eines Volkes an dem Verbrauchsquantum der Colonialwaaren ersehen könne. Es mag deshalb hier eine Consumtionsübersicht aus einem früheren Jahre über Colonialwaarenverbrauch in Deutschland folgen.

Oestereich verbrauchte jährlich für 2,410,000 Thlr. Kaffee, nach Verhältniß seiner Einwohnerzahl per Kopf 2 Silbergroschen; ferner für 6,207,000 Thlr. Zucker, per Kopf für $5^1/_6$ Silbergroschen; endlich für 327,000 Thlr. Gewürze, per Kopf für $2^2/_3$ Silbergroschen.

Der Zollverein für 13,241,000 Thlr. Kaffee, per Kopf $14^1/_2$ Silbergroschen; für 12,173,000 Thlr. Zucker, per Kopf $13^1/_2$ Silbergroschen; für 1,051,000 Thlr. Gewürze, per Kopf $10^5/_6$ Silbergroschen.

Der Steuerverein für 2,000,000 Thlr. Kaffee, per Kopf 30 Silbergroschen; für 2,300,000 Thlr. Zucker, per Kopf $34^1/_2$ Silbergroschen; für 2,600,000 Thlr. Gewürze, per Kopf 36 Silbergroschen.

Das Verhältniß dieser drei Staatsverbände ist also beim Kaffee wie 1 : 7 : 15; beim Zucker 3 : 8 : 20; beim Gewürz 2 : 8 : 27.

Ein edler Luxus unserer Zeit sind die Pferde. Ich spreche hier nicht von Luxuspferden im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern von Arbeitspferden. Fast der sämmtliche Ackerbau wird in Deutschland mit Ausnahme der sandigen Strecken des nordöstlichen Sachsens und Preußens mit Pferden betrieben, im Mittelalter dagegen fast durchgängig mit Ochsen. Nach altdeutscher Mythologie fuhren die Götter mit Stieren und noch die Merovingischen Könige bespannten ihre Staatscarossen mit solchen. Auf den Domänen Karl's des Großen gab es sehr wenig Pferde. — Viele Küchengewächse und Früchte sind ebenfalls noch nicht allzulange verbreitet. Die Engländer haben erst nach dem Jahre 1660 Artischocken, Spargel, Bohnen und Salat kennen gelernt; die mittleren Classen in Frankreich erst seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts die feineren Obstsorten. — Ein schöner Luxus ist seit 1804 die Beleuchtung durch Gas. Der Luxus in Seidenroben hängt vom Wohlstande und der industriellen Stufe eines Landes ab. England verbraucht allein über halb so viel Seide, als das ganze übrige Europa, ein Engländer fünf bis sechs Mal mehr, als ein Franzose. Ein glänzendes Zeugniß der späteren römischen Kaiserzeit ist es, daß Seidenzeuge auch bei den unteren Ständen Bedürfniß waren, obwohl sie zu Lande aus China geholt werden mußten.

In dieser Periode, der Blüthezeit eines Volkes, sind die Güter noch gleicher vertheilt; der Luxus ist noch ein Gemeingut, ist für das äußere Volksleben eine reiche Quelle der Behaglichkeit, für das innere versittlichend und hebend, er wird der stärkste Hebel der Gewerbekünste und des Handels, Millionen danken ihm ihr ausreichendes Brod, Alle ihm die Verschönerung und tausendfache Freuden des Daseins und gerade die niederen Stände ihren verhältnißmäßigen Antheil an den Genüssen des Geistes auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste. Begrüßen wir ihn deshalb freudig!

Auf dem englischen Transportschiff.

Skizzirt von Capitain v Tr.

In einer Zeit, wo abermals ein großer Theil der englischen Armee schwimmt, um auf einem überseeischen Kriegsschauplatze seine Thätigkeit zu entfalten, dürfte es nicht uninteressant sein, einen Blick auf das Leben am Bord eines Transportdampfers zu werfen, das wir aus eigner Anschauung kennen und zu skizziren versuchen wollen.

Es gilt immer als ein sicheres Zeichen, daß ein Regiment für den überseeischen Dienst bestimmt ist, wenn der Generaladjutant Ihrer Majestät, Generallieutenant Witherall, in der Garnison eines solchen anlangt und für den anderen Morgen eine Specialrevue anordnet, um sich von dem Zustande desselben auf das Genaueste zu überzeugen. Nicht nur, daß Unterofficiere und Soldaten äußerlich von ihm besichtigt werden, nein, auch jeder Tornister wird vor seinen Augen ausgepackt und Nichts entgeht seinem scharfen Blicke. Jeden Mann befragt er, ob er alle seine Gebührnisse richtig empfangen, ob er eine Bitte oder Beschwerde anzubringen habe, die sofort von einem ihm folgenden Adjutanten aufgezeichnet wird, um ihre Erledigung so rasch als möglich zu finden. Ist diese Revue beendet, so visitirt er alle Vorräthe des Regiments und sieht die Bücher desselben durch. Dann erstattet er seinen Rapport an die Königin und die Horseguards (Kriegsministerium) und das Regiment kann sich versichert halten, daß wenige Tage darauf der Befehl kommt, sich als „für den auswärtigen Dienst commandirt" (on abroad) zu betrachten. Nun entfaltet sich im Lager oder in der Caserne, wo es steht, eine Thätigkeit, eine Rührigkeit, nicht unähnlich der eines gestörten Ameisenhaufens, — Alles rennt durch einander, um sich so gut als möglich zur bevorstehenden Reise auszurüsten, das Exerciren hört ganz auf, die Feldwebel schreiben sich fast die Finger krumm, denn ein Befehl jagt den anderen, die Kammerunterofficiere verpacken die Vorräthe, die ihnen anvertraut sind, die Capitains müssen ihren Namen drei Mal so oft unterzeichnen, als gewöhnlich. Da müssen Requisitionen angefertigt werden, über Tabak, den die Compagnie für die Reise fassen will, wie viel Marineseife sie bedarf, wie viel weißen Thee und Glanzwichse, wie viel Nähzeuge, Eßgeschirre, Leinwandkittel ꝛc. ꝛc. Der Zahlmeister des Regimentes rechnet mit den Capitains ab und zahlt ihnen einen der Größe der Reise verhältnißmäßigen Vorschuß aus,

Digitized by Google

— nach Indien einen dreimonatlichen Gehalt —; von ihm werden die sogenannten sea necessaries bestritten und an den Quartiermeister bezahlt, der sie zu liefern hat; der Ueberschuß wird dem Zahlmeister gegen Quittung zurückgegeben, wenn der Capitain nicht ausnahmsweise verheirathete Soldaten vollständig auszahlt, damit diese für ihre Familien etwas sorgen können, natürlich auf sein Risico, denn stirbt der Mann vor Ablauf jener drei Monate, so muß ersterer das zu viel ausgezahlte Geld dem Staate ersetzen. Unter allen möglichen Vorwänden suchen die Soldaten einen Vorschuß an Geld vom Capitain zu erlangen, Geld, das gewiß nur zum Ankaufe von Gin und Rum verwendet wird.

Portsmouth, als Kriegshafen ersten Ranges, ist in der Regel der Ort, von wo aus die Einschiffung nach dem Mittelmeere oder Indien erfolgt. Kommt das Regiment in den Dockyards an, so marschirt es in Colonne mit Compagniefront auf und zwar dicht an der Schiffsbrücke, denn da liegt das Schiff, das es aufnehmen, in seinen Räumen bergen und nach fremden Ländern bringen soll, wie ein riesiger Koloß, noch durch eine transportable hölzerne Brücke mit dem Lande verbunden. — Auch das Schiff ward vorher vom Hafenadmiral auf das Genaueste revidirt, es ist vollständig verproviantirt, lebende, fette Hammel, für den Officiertisch bestimmt, stehen in einem Stalle am Vordertheil, eben so eine Kuh, um täglich frische Milch zu haben, während eine Menge Hühner, Enten und Gänse in einem niedrigen Stalle am Quarterdeck jedenfalls ihre letzte Reise machen werden. Ein Adjutant des Admirals geht in Begleitung sämmtlicher Hauptleute auf das Schiff und weist jedem den Raum für seine Compagnie an. Wohl schüttelt Mancher, der noch nicht zur See war, das Haupt, wohl hält er den Raum für viel zu klein, eng und finster, er macht den Adjutanten darauf aufmerksam und erhält höchstens ein it is ordered, Sir (es ist befohlen) zur Antwort. Sind alle Räume angewiesen, so kehren die Officiere an das Land zurück und die Compagnie, welche in den untersten Raum zu liegen kommt, marschirt zuerst ab, und die andern folgen, so daß in längstens einer halben Stunde das ganze Regiment an Bord ist. — Die Gewehre werden an den Wänden in Reihen so festgestellt, daß sie selbst bei rauhem Wetter nicht umfallen, dann wird die Compagnie in so viele Cameradschaften getheilt, als sie Tische erhält, jeder solchen Cameradschaft ihr Platz angewiesen, ihr Eß- und Trinkgeschirr übergeben, die Torniſter unter den Tisch gelegt, die Czako's an die Bajonnets gehängt und jeder Mann bekommt seine Hängematte. In einer Stunde kann dies Alles geschehen sein, doch gehört diese gewiß nicht zu den angenehmsten im Leben, namentlich wenn, wie es uns im Jahre 1855 geschah, der Raum für die Compagnie unter dem Wasserspiegel liegt, Luft nur durch die Treppenluke, Licht nur von zwei düster brennenden Laternen erhält, wenn derselbe, ohnedies eng und klein, durch die aufgeschlungenen Hängematten so niedrig ist, daß man den Czako abnehmen muß, wenn man endlich in ihm sich hundert Soldaten denkt, die ihre Waffen, ihr Gepäck ablegen und unwillkürlich einer dem anderen im Wege stehen. Da noch zu befehlen, das ist nicht leicht, und wir waren froh, als wir auf das Deck gehen konnten, um frische Luft zu schöpfen.

Mittlerweile ist das Gepäck des Regimentes angekommen und auf das Deck geschafft worden, um, mit Ausnahme der Officiersequipagen, in den Raum verstaut zu werden. Die Pferde der beritteten Officiere werden den Matrosen übergeben, welche sie in Kästen führen, deren vordere Seite mit der daran befindlichen Krippe nur bis zur Höhe der Brust reicht. Die Kästen sind so lang, daß die Pferde in ihnen stehen, doch so schmal, daß sie sich nicht legen können, und um sie vor dem Niederfallen zu bewahren, werden ihnen zwei Gurte unter dem Bauche durchgezogen und an den Wänden des Standes befestigt, so daß sie in diesen ruhen können. Dann wird der Kasten mit dem Pferde mittelst eines an der großen Raa befestigten Krahnes an Bord gehißt und am vorderen Ende des Gangweges niedergestellt und festgebunden. — Sind alle Pferde, ist alles Gepäck an Bord, so hißt der Capitain den sogenannten blue Peter, blauen Peter, eine blaue Flagge mit weißem Quadrat in der Mitte, an dem Hauptmaste auf, dadurch meldend, daß er zum Auslaufen bereit sei, — der Lootse kommt an Bord und nimmt seinen Platz auf dem Stege nahe am Hauptmaste ein, der von einem Räderkasten zum andern führt, um von da aus seine Befehle zu ertheilen. Die Ordre, „die Anker zu lichten und auszulaufen", überbringt ein Adjutant des Hafen-Admirals; dies geschieht, und langsam und vorsichtig unter den Befehlen des Piloten dampft das Schiff den schwierigen Hafen hinaus, um auf der Rhede von Spithead abermals die Anker fallen zu lassen, und dann hier bis den folgenden Morgen liegen zu bleiben.

Es geschieht dies, um Alles in Ordnung zu bringen, den Officieren werden ihre Cabinen angewiesen, die Mannschaft wird in drei Wachen getheilt, die alle vier Stunden wechseln und deren mindestens immer eine auf Deck sein muß, der Dienst wird commandirt und der Capitain und drei Subalternofficiere wechseln mit demselben alle vierundzwanzig Stunden, sie haben die Ausführung gegebener Befehle zu überwachen, so wie das Kochen und Vertheilen der Rationen an die Compagnieen zu beaufsichtigen. Die nöthigen Schildwachen werden ausgestellt, kurz der Dienst so vorbereitet, wie er auf See dann ausgeführt werden muß.

Eine Hauptschwierigkeit liegt in der Verpflegung der Mannschaften, da die Küchen sehr beschränkt sind. — Gegen einen Abzug von täglich 6 Pence (5 Neugroschen) empfängt der Soldat früh 1 tin pot — ungefähr eine halbe Kanne haltend — Thee mit braunem Zucker, Mittags 1 Pfund gepökeltes Schweine- oder Rindfleisch mit einer halben Kanne Erbsen oder Reis, um 6 Uhr abermals eine halbe Kanne Thee und um 7 Uhr ¼ Kanne Grog, d. h. Rum mit zwei Theilen kalten Wassers vermischt. Zwieback wird in Ueberfluß geliefert, mit Trinkwasser muß dagegen sparsam umgegangen werden.

Ganz anders und beinahe luxuriös ist die Verquartierung und Verpflegung der Officiere. Gewöhnlich bewohnen drei bis vier derselben eine Cabine zur Seite des Salons; die Betten sind schmal, aber sehr rein und gut, freilich zwei Reihen übereinander. — Der Salon ist ihnen ausschließlich zur Benutzung übergeben, eben so das Quarterdeck. Der Salon selbst ist höchst elegant möblirt, Polstermöbel von Mahagoni mit rothem Damast überzogen, große Spiegel in Goldrahmen, elegante Teppiche auf dem Fußboden, Alles ist schön und comfortabel.

Früh 6 Uhr bringt der Steward jedem Officier eine Tasse schwarzen Kaffee an das Bett, gegen 7 Uhr stehen sie auf, machen Morgentoilette und gehen in den Salon oder auf das Verdeck bis 9 Uhr, wo die Glocke zum ersten Male Frühstück ruft. Dies ist echt englisch, es besteht aus Kaffee, Thee, Milch, Toast, frischem Weißbrod, Butter, Fischen, Eiern, gekochtem Schinken, Kartoffeln, Reis und kaltem Braten. Dann beginnt der Dienst, bis gegen 12 Uhr dauernd, die Leute müssen ihre Hängematten rollen und in die Sinkmatten legen, alle Räume werden inspicirt, kein Fleckchen auf Tisch oder Diele darf zu sehen sein, Alles muß gescheuert sein, eine Maßregel, die nicht wenig zur Erhaltung der Gesundheit der Mannschaften beiträgt.

Um 12 Uhr haben die Mannschaften ihr Mittagessen, die Officiere ihr zweites Frühstück, luncheon, dessen Hauptbestandtheile Butter, Weißbrod, Zwieback, Käse, Anchovis oder Sardinen bilden; Porter, Ale, Sherry, Rum, Whisky und Brandy stehen auf der Tafel und Jeder kann davon nach Belieben zulangen.

Das Diner findet um 4 Uhr statt; zu dieser Stunde wird verlangt, daß jeder Officier in dem Anzuge ist, wie ihn das Reglement für die Messe (den gemeinschaftlichen Mittagstisch der Officiere) vorschreibt. Das Diner beginnt mit einer Suppe, die, in der Regel sehr stark gepfeffert, Appetit erregen soll. Sind die Teller gewechselt, so erscheinen sämmtliche Stewards, jeder eine mit einem plattirten metallenen Deckel bedeckte Schüssel tragend, und setzen diese nach Anordnung des Oberstewards auf den Tisch; sobald er nun den Deckel von der ersten Schüssel erhebt, thun sie dies gleichzeitig mit allen anderen, riesige Rinderbraten, Hammelkeulen, Gänse, Enten, Hühner und Pökelfleisch reizen den Gaumen. Jeder Officier, vor dem ein solcher Braten steht, ist verpflichtet, zu tranchiren und vorzulegen, ein nicht immer leichtes Geschäft, — jeder der Gesellschaft schickt seinen Teller durch den Aufwärter dahin, von wo er etwas zu haben wünscht, und jeder hat vollständig Zeit, von allen Gerichten zu essen, wenn es sein Magen sonst erlaubt. Reis, Rüben und Kartoffeln sind die Gemüse, Salat haben wir nie gehabt, — der Wein und Sherry steht in geschliffenen Flaschen auf der Tafel, Bier wird nur auf Verlangen gläserweise verabreicht. Will ein Officier die Gesundheit des andern trinken, so schickt er, nachdem er sich sein Glas vollgeschenkt, den Aufwärter zu dem Betreffenden mit der Bitte, ihm die Ehre zu erweisen, ein Glas Wein mit ihm zu trinken, nun schenkt sich dieser auch ein, beide nehmen die Gläser in die Hand, verneigen sich gegenseitig und leeren sie dann.

Wenn Niemand mehr Braten ißt, räumen die Kellner Schüsseln,

Digitized by Google

Teller, Messer und Gabeln ab, legen frische auf, und erscheinen abermals in Procession, genau die oben beschriebene Ceremonie wiederholend. Diesmal sind es Mehlspeisen, Puddings, Confituren aller Art, welche sie bringen. Ist diesen gehörig zugesprochen worden, so räumen sie wieder ab, und bringen das Dessert, aus Käsen und Früchten, Mandeln, Nüssen ꝛc. bestehend. Alsdann erhebt sich der Capitain des Schiffes, der obenan sitzt, nimmt sein Glas und bringt die Gesundheit der Königin aus. — „Gentlemen, the queen!“ ruft er, „the queen!“ antworten die Officiere im Chor, erheben sich und leeren ihre Gläser auf das Wohl Ihrer Majestät.

Nunmehr wird Alles, selbst das Tischtuch, entfernt, neue Gläser aufgesetzt, und die Flasche geht nach altbritischer Sitte Reihe um; in der Regel ist es Portwein oder Claret, der nun getrunken wird. — Jetzt kann Jeder nach Gefallen die Tafel verlassen, um auf das Deck zu gehen und zu rauchen, oder der Regimentsmusik zuzuhören, welche dort bis sechs Uhr spielen muß. Da sitzen die Officiere auf dem Bollwerk oder am Steuer, Andere wandeln auf und ab, noch Andere blicken nach fernen Schiffen, und theilen sich ihre Vermuthungen über dieselben mit, kurz, unterhalten sich, so gut sie können. Um sechs Uhr ruft die Glocke zum Thee oder Kaffee, der mit Zwieback und Weißbrod nebst Zucker, Milch und Butter im Salon aufgetragen wird, und um neun Uhr endlich das letzte Mal zum „Grog“, diesem beliebten Seemannsgetränk. In Krystallflaschen stehen Rum, Arac, Whisky, Genever und Brandy nebst heißem Wasser und Zucker auf der Tafel, jeder der Herren mischt sich seinen Grog selbst, und trinkt so viel er mag, bis zehn Uhr — da wird der Tisch abgeräumt, die Lichter werden ausgelöscht, und wer nicht im Dienste ist, sucht sein Lager. Für diese gewiß splendide Verpflegung zahlt der Officier täglich 3 Shilling 6 Pence, ungefähr 1 Thlr. 5 Sgr., die Königin legt 11 Shillinge (3 Thlr. 20 Sgr.) für Jeden zu; für beinahe 5 Thlr. täglich kann man selbst auf See etwas Vergnügliches verlangen.

Etwas anders gestaltet sich die Sache bei schlechtem Wetter. Schon wenn man sich früh erhebt, muß man sich ängstlich festhalten, um nicht zu fallen; es ist ein beinahe schwieriges Manöver, sich in der engen Cabine anzukleiden, ohne sich braun und blau zu schlagen; man balancirt in den Salon, hält sich an die Stangen, welche zu dem Zwecke an den Wänden befestigt sind, und erklettert mühsam das Quarterdeck. Die Schildwachen an den Treppen halten sich mit einer Hand am Takelwerk fest, und vergessen es, die Ehrenerweisung zu machen, sie sehen blaß aus und müssen öfters abgelöst werden, denn auch sie erliegen jenem Ungeheuer, „Seekrankheit“ genannt. Kopfschmerzen und Schwindel erfassen uns, doch wir wollen uns dies nicht anmerken lassen, versuchen hin und her zu gehen, lehnen uns über das Bollwerk, und befinden uns unsäglich elend. Die Wellen schlagen donnernd gegen die Wände des Schiffes, ja über dieselben, das Schiff wankt und schwankt, sinkt und hebt sich, und das Alles müssen wir ertragen, wir, denen es wahrhaftig recht übel ist. Es schlägt neun Uhr, die Frühstücksglocke läutet, wir gehen vorsichtig hinab in den Salon, — über das blendend weiße Tischtuch liegen Rahmen von braunem Holze, die festgeschraubt das Herabfallen von Tellern, Tassen und Schüsseln wehren sollen. Viele Herren erscheinen gar nicht zum Frühstück, andere setzen sich hin, um bei dem Anblick von fetten Speisen sofort den Tisch verlassen zu müssen, nur Wenige vermögen es, mit Appetit zu essen. Je länger, desto schlimmer wird es; überall nur bleiche Gesichter, man könnte das Schiff als die Heimath des „Katzenjammers“ bezeichnen. Nur die Seegewohnten, die „Meerwölfe“, der Schiffscapitain, seine Officiere und Matrosen sind vom allgemeinen Leiden nicht ergriffen, und blicken uns ironisch lächelnd an, uns, die wir doch alle Kräfte aufbieten, nicht krank zu erscheinen.

Da ruft uns der Dienst hinab in die Räume der Compagnie. Die Hängematten sind noch nicht aufgerollt, der Boden, die Tische sind noch nicht gereinigt, und mancher Soldat bietet einen so erbärmlichen Anblick, daß dies die festesten Nerven erschüttert, — dieser Anblick, verbunden mit der schwülen, dunstigen Luft, welche wir athmen, überwindet uns — dazu die Hitze — — halb krank stiegen wir hinab, blaß und ganz krank kehren wir zurück, suchen unser Lager, schließen die Augen, und danken es dem Steward nicht eben mit freundlichen Worten, wenn er kommt, uns zu erinnern, daß es Tischzeit sei, oder zu fragen, ob wir etwas zu genießen wünschen. Wohl denen, deren Nerven dem Uebel zu widerstehen vermögen, aber auch sie leiden unter der allgemeinen Calamität, denn sie müssen den Dienst für ihre erkrankten Cameraden übernehmen. — Vorzüglich ist es die Bucht von Biscaya mit ihrer ewigen Unruhe und ihren Stürmen, wo die Krankheit ihren Anfang nimmt, und Manchen nicht eher verläßt, bis er an das Land kommt.

Doch mit dem Wetter bessert sich auch im Allgemeinen der Gesundheitszustand, die Gesichter nehmen eine blühendere Farbe an, der Appetit findet sich wieder, und manchem Soldaten erscheint sein Revier zu klein; — bald erfüllen ihre fröhlichen Lieder die Luft, Scherze und Neckereien aller Art treiben sie unter sich, und die Officiere haben zu wehren, damit sie in den Schranken der Heiterkeit bleiben, und nicht Dinge unternehmen, die gefahrbringend sein könnten. Erlaubt es das Wetter irgend, so schlafen sie auf dem Verdeck, anstatt in ihre Räume herabzugehen und sich in die Hängematten zu legen. Das Scheuern und Waschen beginnt auf's Neue, die weiße Farbe der Dielen würde manche Hausfrau kaum so schön herstellen können. Und wenn es heißt: „Land!“ wenn man den Hafen erreicht, dann sieht das Schiff, wenn es sonst kein Unglück gehabt hat, netter und reiner aus, als am Tage, wo sich die Truppen einschifften.

Ein thüringischer Wunderdoctor des vorigen Jahrhunderts.

Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß Aber- und Wunderglaube in den Köpfen der Gebirgsbewohner fester sitzen, als in denen der Leute im flachen Lande. Halten sich doch dicke Nebel auch am längsten in den tiefen Waldgründen der Gebirge auf. Sonst schien es, als sollten Wahrsager, Zauberer, Wunderdoctoren, noch mehr aber die Individuen weiblichen Geschlechts, welche in derlei gesuchten Artikeln machten, in den schönen deutschen Bergländern gar nicht aussterben; die Popularisirung der Wissenschaften und das dadurch bewirkte Eindringen von richtigen Kenntnissen und vernünftigem Denken in die untersten Schichten der Bevölkerung scheinen doch endlich dem uralten, wunderlichen Götzendienst den Garaus machen zu wollen. Die meisten Dictate des Aberglaubens sind inzwischen Ueberreste des altdeutschen Heidenthums, das aus einer kindlichen, d. h. poetisch schönen, aber befangenen Anschauung der Natur hervorgegangen war. Im südlichen Thüringen und an den Rändern des Thüringerwaldes lassen sich die Spuren des polytheistischen Cultus noch ganz genau nachweisen, deshalb war aber auch die geistige Lebensluft der Bewohner dieses schönen Gebirges Aberglaube, und deshalb ist auch fast kein anderes deutsches Gebirge so überschwänglich reich an poetischen Volkssagen; sie sind ja Kinder des Wunderglaubens.

Unter den mancherlei Volkstypen, welche der dem menschlichen Bedürfniß zu Hülfe kommende Aberglaube schuf, nehmen die Wunderdoctoren oder Naturärzte beiderlei Geschlechts die erste Stelle ein; denn das ist merkwürdig, daß auf diesem nebelreichen Felde der menschlichen Wirksamkeit immer auch Frauen sich hervorthun und sich gar nicht selten in größern Ruf zu bringen wissen, als die Männer. Auch das muß ein geheimnißvoller Zug unseres Volksthums sein, da uns Tacitus schon Frauen als berühmte Wahrsagerinnen, Priesterinnen und Aerztinnen vorführt.

Unsere etwas genaueren Kenntnisse der Verhältnisse des Thüringerwaldes reichen kaum über das 17. Jahrhundert zurück. Da werden aber auch schon Wunderdoctoren erwähnt und im vorigen Jahrhundert gibt es dergleichen in allen Gegenden des Gebirges. Ihr Ruf hat sich zumeist im Munde des Volkes erhalten. Einer der berühmtesten war Johannes Hornschuh, „Börwerts-Hans“ genannt, in Thal bei Eisenach. Berühmter noch war sein Vorgänger in dieser Gegend und gewissermaßen sein Lehrer, Johannes Dicel in Seebach (kaum ½ Stunde von Thal), und gerade über diesen in vieler Hinsicht merkwürdigen Mann haben sich ausführliche schriftliche Aufzeichnungen erhalten und der Volksmund hilft ergänzend nach, so daß wir eine ziemlich genaue ausführliche Anschauung von seiner Persönlichkeit, seinem Charakter und seiner naturärztlichen Wirksamkeit erhalten.

Da Zustände und Persönlichkeiten der Art, wie sie im vorigen Jahrhundert existirten, schon jetzt zu den Unmöglichkeiten gehören, weil wissenschaftliche Aufklärung und Polizei ihnen die Lebensader unterbinden, so ist es von allgemeinem Interesse, sie in getreuen Federzeichnungen aufzubewahren. Der Mann, dem wir diese

Digitized by Google

kleine Darstellung widmen, verdient es schon, daß ihn nicht allein die Nachwelt seines Geburtsortes kenne und nenne.

In einer der flachen Thalmulden, welche die Vorberge des nordwestlichen Thüringerwaldes in westlicher und nordwestlicher Richtung nach dem Hörselthale hin bilden, liegen die einzelnen, von Gärten und Feldern umgebenen, meist kleinen und unansehnlichen Häuser des langhingestreckten Dorfes Seebach. Zum Großherzogthume Sachsen-Weimar-Eisenach gehörig, grenzt seine Flur meist an das Herzogthum Gotha. Der berühmte Hörselberg, der jetzt auf allen Theatern spielt, ist nur eine kleine Stunde nördlich davon entfernt, Ruhla liegt kaum so weit westlich. Von der Anhaltestelle Wutha an der thüringischen Eisenbahn zwischen Eisenach und Gotha geht ein rüstiger Fußgänger in einer Stunde über das Dorf Farnrode mit seinem schmucken Schlosse und über den Hof Hucherode nach Seebach, ein grüner, angenehmer Weg, welcher das in geringer Entfernung aufsteigende Gebirge zur Rechten läßt. Die paar hundert Bewohner dieser bescheidenen Hütten treiben Ackerbau, Viehzucht und etwas Obstbau; auch nähren sich manche von Fabrikarbeiten für die Ruhlaer Kaufleute.

Westlich begrenzt der malerisch geformte, mit Buchenwald bepflanzte, in botanischer Hinsicht merkwürdige Wartberg, im Volksmunde „Markberg" genannt, die Thalfläche.

Die in den benachbarten Thälern in geringer Entfernung von einander liegenden Dörfer Eichrodt, Farnrode und Seebach, der Weiler Wutha und der Hof Hucherode bildeten sonst die burggräflich Kirchberg'sche Herrschaft Farnrode unter der Lehnshoheit der Herzöge von Eisenach. Die Burggrafen von Kirchberg, ein uraltes thüringisches Adelsgeschlecht, dessen verfallenes Stammschloß bei Jena unter dem Namen des „Fuchsthurmes" bekannt ist, hatten die Herrschaft Farnrode 1461 käuflich an sich gebracht und wohnten fast dritthalb Jahrhunderte dort. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts erbten sie die Hälfte der großen und reichen Grafschaft Sayn am Fuße des Westerwaldes im Fürstenthume Nassau-Weilburg und wohnten in der Hauptstadt derselben, Hachenburg. In Farnrode hatten sie nur noch ihre Kanzlei, ihre Rentkammer und ihr Unterconsistorium, welche die kleine Herrschaft in weltlicher und geistlicher Beziehung regierten.

Aus solchen Miniaturregierungen lassen sich viele Erscheinungen im deutschen Volksleben erklären, welche außerdem unverständlich sein würden. Wenn man das Heute und das Gestern in Deutschland genau kennen und verstehen lernen will, muß man durchaus diese eigenthümliche Zersplitterung der Herrschaft im vorigen Jahrhundert schärfer in's Auge fassen, als gewöhnlich geschieht. Wer es auf einem Sommerausfluge in den an Naturreizen so reichen und deshalb in der neueren Zeit so stark besuchten nordwestlichen Thüringerwald der Mühe werth hält, einen Abstecher nach Seebach zu machen, der wird dann wohl auf den in der Mitte des flachen Thales am „Glockenhügel" sich sanft emporziehenden Gottesacker und an die schmucke Kirche mit dem hübschen Thurme treten, und da werden seine Augen auf eine zur Rechten der Kirchthüre eingemauerte Votivtafel von Sandstein fallen, welche folgende Inschrift trägt: „Herren Johannes Dicel, ihrem vormaligen treugesinnten Mitnachbar und unvergeßlichen Wohlthäter, dem edlen Begründer aller hier bestehenden frommen Stiftungen für Kirche, Pfarrei und Schule, dem Erbauer dieses Gotteshauses, als Denkmal unvergänglicher Dankbarkeit geweiht am ersten hundertjährigen Stiftungstage dieser Kirche, den 28. Juni 1836 von der Gemeinde Seebach."

An der steinernen Kirche hängt die Sacristei als kleiner hölzerner Anbau, worin mehrere werthlose christliche Schildereien zu sehen sind, darunter ein Bild von Bedeutung für den hier besprochenen Mann, der es der Sage nach selbst gemalt hat. Es stellt eine Apotheke vor, und der Apotheker ist Christus, dem ein hülfsbedürftiger Käufer gegenüber am Ladentische sitzt. Die Wage zeigt uns in der einen Schale ein Crucifix als Gewicht, in der andern wird „Absolution" auf einem Zettel abgewogen, und ein kleiner Sündenbock hat sich unten an die Wagschale gellammert. Die Kasten, Schachteln, Büchsen und Flaschen tragen mystisch-religiöse Inschriften, wie „Geduld, Demuth, Gottesfurcht, Glaube, Liebe, Hoffnung, Friede, schweigsam, bescheiden, holdselig, keusch, gerecht, nüchtern, mäßig, dankbar, aufrichtig, sanftmüthig, mitleidig, freigebig" ꝛc. Außerdem ist das Bild noch mit passenden Bibelversen geschmückt. Wenn man sich erinnert, daß zu jener Zeit die Gegenden der Wetterau und Nassau der Sitz des tollsten Mysticismus und der Neuinspirirten waren (Berleburg, Büdingen, Ysenburg ꝛc.), wo der Sattler Rock seine Rolle spielte, so leitet diese gemalte Apotheke auf die richtige Vermuthung, daß durch die burggräfliche Familie, die von den mystischen Einflüssen in Hachenburg nicht unberührt blieb, ein geistiger Strom in diese einsamen Thäler am westlichen Fuße der Thüringerwaldberge geleitet wurde und dem frommen Naturarzte zu gutem Gedeihen verhalf.

Im neuerbauten Pfarrhause so wie in der Kirche findet man gar nicht übel gemalte Oelbilder von Dicel und seiner zweiten Frau, der Angabe nach von ihm selbst gemalt. Auch noch andere religionsgeschichtliche Oelbilder im Pfarrhause sollen von seinem Pinsel herrühren. Auf Verlangen des Besuchers wird der freundliche Pfarrer einige Actenvolumina und andere Schriftstücke aus dem Kirchenarchiv vorlegen, welche Dicel betreffen. In einem derselben erzählen des „hochgebornen Grafen und Herrn Herrn Georg Friedrich Burggrafen von Kirchberg, Grafen zu Sayn und Wittgenstein, Herrn zu Farnrode ꝛc. gnädigst verordnete Räthe und Befehlshabern" die Lebensgeschichte Johannes Dicels und stellen die von demselben gemachten Stiftungen und Legate zusammen, um zu erkennen zu geben, „daß der liebe Gott den Medicum Herrn Johannes Dicel in dem Burggräflich Kirchbergischen Dorfe Seebach zu einem ganz besondern Werkzeuge seiner Ehre und Verherrlichung seines Namens ausersehen und nach seiner Weisheit ihn ganz wunderbarer Weise mit denen hierzu erforderlichen Eigenschaften ausgerüstet habe."

Aus diesem Documente, aus den übrigen Schriftstücken, aus dem Kirchenbuche und dem Volksmunde, in welchem ein Mann wie Dicel natürlich noch ziemlich frisch, aber freilich auch schon mit der Glorie der Volkssage geschmückt lebt, ist die folgende kurze Darstellung seines Lebens und Wirkens genommen.

Johannes Dicel, 1676 zu Seebach als der siebente Sohn eines sehr armen, ehrlichen Leinwebers und Tagelöhners geboren, besuchte bis in's 13. Lebensjahr die Dorfschule und arbeitete bis zum 18. als Leinweber, Drescher, Holzhauer, ging aber dann mit seiner verwittweten Mutter „in den noch immer anhaltenden Kriegs- und theuren Zeiten" betteln. „Kleinhans" wurde in seinem 20. Jahre nach dem Tode der Mutter von seinem ältern Brüder „Junghans", der das elterliche Haus übernommen, ausgewiesen, und zeigte „ohne Rath und That und also in einem höchst betrübten Zustand" große Lust zur Malerei, zu deren Erlernung ihm die damals regierende Burggräfin von Kirchberg, Magdalene Christine, 60 Thaler schenkte. „Weilen aber vor dieses Geld sich Niemand fande, welcher Ihme darinnen (in der Malerkunst) etwas Tüchtiges zu lernen (lehren) getraute, so ergriff Er vor sich den Pinsel, gienge damit aus und tünchte vor sich im Sommer, im Winter aber half er denen Leuten dreschen." Schon im 21. Jahre heirathete er eine zwölf Jahre ältere Magd, zeugte drei Kinder, und ernährte seine Familie als Tüncher, Maler und Drescher, ja er schaffte sich sogar ein Häuschen für 37 Gulden „Markwehr."

Seebach hatte eine uralte kleine, baufällig gewordene Kirche, unter dem Wartberge weit ab im Walde gelegen, so daß ihr Besuch im Winter kaum möglich war. Verschiedene Versuche, sich ein neues Gotteshaus zu schaffen, waren der Gemeinde mißglückt. Nun nimmt der 22jährige Kleinhans die Sache in die Hand, und bettelt als „Kirchencollectante" in Thüringen umher, aber er bringt nicht viel zusammen; auch gestattet ihm sein armer Haushalt nicht, lange auszubleiben, und so wird aus dem Kirchenbau wieder nichts.

Der Volksaberglaube schrieb den siebenten Söhnen eine wunderthätige Heilkraft der Kröpfe mittels Bestreichen und Händeauflegen zu. So wurden denn schon früh dem Kleinhans als geborenem sympathetischem Arzte eine Menge Kröpfiger zugeführt. Ferner wird erzählt, seine Mutter sei eine sogenannte Kräuterfrau gewesen, welche für die Aerzte und Apotheker der benachbarten Städte an dem an officinellen Pflanzen reichen Wartberge Kräuter und Wurzeln gesammelt, wobei ihr Kleinhans geholfen. Dann fiel ihm ein Arzneibuch in die Hand, welches einer seiner Brüder gekauft, um sich selbst vom Krebs zu heilen, und er studirte dasselbe fleißig. Endlich soll er einen jener geheimnißvollen Männer, welche in den Volkssagen und schriftlichen Ueberlieferungen des Thüringerwaldes und Fichtelgebirges als Venetianer oder „Walen" auftreten *, krank im Gebirge gefunden, in sein Haus aufgenommen und für Wartung und Pflege die Bereitung von seltnen Arzneien von demselben erfahren haben. Genug, in seinem 30. Jahre war Kleinhans bereits ein in der Umgegend beliebter „Wunderdoctor", dessen Arzneien man eine ungemeine Heilkraft zuschrieb.

Der Zulauf zu ihm machte Aufsehen; die recipirten gelehrten Aerzte in Eisenach und Ruhla legten sich gegen Dicel's Medicasterei;

* Wir besprechen diese eigenthümliche Erscheinung in einem spätern Artikel.

Digitized by Google

die herzogl. Regierung in Eisenach erließ auf ihr Anstiften ein Verbot derselben. Natürlich erhöhten diese Maßnahmen nur des schlichten Mannes Ruf. Die massenhaft zuströmenden, bei ihm Hülfe suchenden Menschen zwangen ihn gleichsam, ihnen Arzneien zu verabreichen. Kleinhans bestimmte aus Frömmigkeit, oder aus Klugheit, oder aus beiden zugleich, einen Theil seiner Einnahmen für den Kirchenbau. Nun sah ihm die burggräfliche Kanzlei zu Farnrode erst durch die Finger, dann schützte sie ihn sogar auf heimlichen Befehl der regierenden Burggräfin, Mutter des unmündigen Burggrafen Georg Friedrich, seiner Gönnerin, gegen die Strenge der herzogl. Regierung. Dicel kaufte gute medicinische Bücher, und „fing sogar einen großen Proceß zur Universal-Medicin zu laboriren an". Die Universalmedicin, die Panacee, der Stein der Weisen! Das war das goldne Ziel aller Laboranten, Medicaster und Aerzte von Theophrastus Paracelsus an, und einstweilen der Nimbus, in welchen sie vor den Augen des Volks das Haupt steckten. Dicel schlug die rechten Wege ein, um ein berühmter und reicher Mann zu werden. Im Jahre 1712 kaufte er einstweilen in die alte Kirche „zu mehrerer Andacht" ein kleines Orgelwerk, und damit setzte er sich bei der burggräflichen Regierung den ersten großen Stein in's Bret.

So sehr nun auch die recipirten Aerzte lärmten und sich beschwerten und es endlich sogar dahin brachten, daß eine militairische Execution von Eisenach nach Seebach geschickt wurde, um Dicel's Arzneivorrath zu vernichten und „seine Gläser und Büchsen zu zerschlagen", so hielt doch der burggräfliche Hofrath zu Farnrode die Hand so kräftig über ihm, daß von den Befehlen gegen ihn keiner ausgeführt wurde. Die Sache ist um deshalb so sehr interessant, weil sie einem recht vor Augen führt, wie im Duodezstaat Eisenach ein mikrokosmisches Stätchen Farnrode existirt, dessen burggräfliche Kanzlei allen Befehlen der herzoglichen Regierung spottet. Eben so spottet ja wiederum die herzogliche Regierung des Duodezstaates den Befehlen des Kaisers und des Reiches. Das war im vorigen Jahrhundert die süße staatliche Wirthschaft in Deutschland.

Von nun an stieg der Zudrang zu Dicel von Jahr zu Jahr und seine Einnahmen mehrten sich natürlich in gleichem Verhältniß. Aus ganz Thüringen strömten hülfsbedürftige Menschen nach Seebach und der Name des „Seewicher Doctors" wurde immer berühmter und erschallte sogar über die Grenzen Thüringens hinaus. Und Dicel war nicht nur etwa der Arzt des gemeinen Volkes; die vornehmen Classen suchten seine Hülfe nicht minder und fürstliche Carossen führten ihn an die thüringischen Höfe und Höfchen. Freilich war kein deutsches Land so mit fürstlichen Familien gesegnet, als Thüringen. Wie es im 16. Jahrhunderte unzählige Klöster hatte, so im 18. unzählige Fürstenresidenzen, und da nicht so viele Städte da waren, als fürstliche Häuser, so residirten viele in Dörfern. Diese höchsten und hohen Personen waren in Folge der verkehrten luxuriösen Lebensweise des vorigen Jahrhunderts alle krank, und da ihre Hof- und Leibärzte ihnen nicht helfen konnten, so nahmen sie ihre Zuflucht zu dem berühmten Wunderdoctor in Seebach. Den regierenden, d. h. wüst lebenden Herzog von Eisenach selbst stellte Dicel von einem schweren Gebreste her, nachdem der Fürst alle Arzneien seiner Aerzte vergeblich gebraucht hatte. Auf Betrieb seiner Cousine, der Burggräfin Magdalene Christine, veranlaßte der Herzog Diceln, sich von der Medicinalbehörde in Eisenach examiniren zu lassen. „Bei welchem Examine man Ihn dergestalt befunden, daß sogleich das emanirte Verbot in Eisenach aufgehoben wurde, kraft dessen Niemand aus diesem Fürstenthume bei Ihm Arznei holen sollte." Dicel erhielt den Titel als „hochfürstlicher Medicus."

Jetzt stieg die Menge seiner Patienten auf eine noch höhere Zahl; Hunderte strömten Tag für Tag zu Wagen, Roß und Fuß in das kleine Dorf und der „fromme" Dicel wurde immer reicher. An die Stelle seines alten Häuschens baute er eine große, bequeme Wohnung mit Scheuer und Stallung, kaufte Aecker, Wiesen und Gärten, legte sich eine bedeutende Landwirthschaft zu und lebte auf gutem Fuß. Als in seinem 50. Jahre seine einzige Tochter ohne Leibeserben starb (seine beiden andern Kinder waren klein gestorben), so beschloß er, auf einen bedeutungsvollen Traum hin, all' sein Hab' und Gut an die neuzuerbauende Kirche zu wenden und auch die Schule nach Kräften auszustatten. Ueberhaupt träumte der merkwürdige Mann viel und bedeutungsvoll. An Wendepunkten seines Lebens und in kritischen Lagen kam ihm stets ein vielgestaltiger Traum, der ihm Fingerzeige für sein einzuschlagendes Verhalten gab und den er gut zu deuten wußte. Dem erwähnten Documente sind mehrere solcher wunderbaren Träume in Dicel's eigener Erzählung und mit seiner Auslegung beigefügt. Sie lassen errathen, wie klug dieser Fromme war.

Um diese Zeit malte Dicel die oben besprochene Heilandsapotheke und hing sie in seiner eigenen Apotheke mit einer Sammelbüchse auf. Jeder bei ihm Hülfe Suchende erhielt die Aufforderung, ein Scherflein zum Kirchenbau in die Heilandsbüchse zu legen. Der Ruf seiner Gottseligkeit und daraus entspringenden Heilkraft stieg dadurch bis in's Fabelhafte. Man opferte ihm, wie man sonst Heiligen geopfert hatte. Er war ein von Vornehm und Gering weit und breit hochgefeierter und fast abgöttisch verehrter Mann. Von seinen Wundercuren weiß die Sage nicht Erhebens genug zu machen. Vorzüglich kettet sie sich an die Heilandsapotheke, so daß es eine allgemeine und feststehende Annahme war, der Heiland komme Nachts selbst zu ihm, helfe ihm die Arzneien bereiten und gebe ihm bei schwierigen Krankheitsfällen Aufschluß, ob der Patient und womit er zu retten, oder ob er dem Tode verfallen sei.

Im Jahre 1733 bat Dicel die herzogliche Regierung in Eisenach und die burggräfliche Kanzlei in Farnrode um die gnädigste Vergünstigung, den Kirchenbau in Seebach auf seine eigenen Kosten beginnen zu dürfen. Zum Bauplatz hatte er schon einige Jahre früher ein Grundstück erworben. Als der Bau die vorhandenen Gelder aufzehrte, collectirte Dicel in der Umgegend, forderte zur Füllung der Heilandsbüchse auf, ging die Herrschaften um Beisteuern an und brachte durch unermüdlichen Eifer genug zusammen, um den Bau nicht stillstehen zu lassen. Auf dem Johannisfeste 1736 wurde die Kirche mit großen Feierlichkeiten eingeweiht und der Mann, der sie eingeweiht hatte, ließ sich (seine Frau war des Jahrs vorher gestorben) mit seiner Dienstmagd, die ihm 25 Jahre treu gedient, als erstes Brautpaar in der neuen Kirche einsegnen. Nicht ohne Absicht war diese Doppelfeier auf das Johannisfest verlegt; der Medicus hieß ja Johannes, und er hatte nichts dagegen einzuwenden, als der „hochgräfliche Hofprediger" seiner Weihepredigt den Bibelvers als Thema zu Grunde gelegt hatte: „Es war ein Mann von Gott gesandt, der hieß Johannes," und der Eisenacher Generalsuperintendent ihn in seiner Rede als den „Seebacher Micha" hinstellte.

Dicel trug nicht nur alle nicht unbeträchtlichen Kosten dieser Feier allein, sondern speiste auch 125 arme fremde Leute auf seine Kosten. Auf sein Nachsuchen wurde vom burggräflichen Unterconsistorium zu Farnrode zum Andenken an dieses Weihefest das Seebacher Kirchweihfest („die Kirmeß"), abweichend von allen anderen Dorfkirmessen im Lande, welche im Herbst gefeiert werden, auf den Dienstag nach dem Johannistage festgesetzt. Die Speisung der Fremden wiederholte Dicel auch in den folgenden Jahren, und er sah es gern, wenn sich recht viele an seinen Tisch setzten, bis endlich ein herkömmlicher Gebrauch daraus wurde. Dies ist der Ursprung der sonst in jener Gegend so berühmten und vielbesuchten „Seebacher Doctorkirmeß", später auch wohl „Pfarrkirmeß" genannt, welche jährlich auf wenige Tage in das sonst so stille und einsame Dorf ein merkwürdig bunt bewegtes Leben und fröhliches Treiben brachte. Sie war ein echtes, charakteristisches, thüringisches Volksfest.

Nach Herstellung der Kirche ging Dicel's Bestreben dahin, sie reich und schön auszustatten; er schmückte Kanzel, Altar und Taufstein, stellte geschnitzte Bilder darin auf, ließ die Orgel bauen und die Glocken gießen. Dann rastete er nicht, bis er durch Anlegung bedeutender Capitale auch eine Pfarrbesoldung beschafft. Und so hatte er die Freude, den ersten Pfarrer selbst in die Kirche zu führen, dem er sein eigenes Haus zur Amtswohnung bestimmte. Nach seinem Tode wurde es ausschließlich Pfarrhaus und das jetzige neue Pfarrgebäude steht auf der Stelle des alten.

Als der fromme Mann mit Kirche und Pfarre fertig war, wendete er seine Vorsorge der Schule zu.

Es war natürlich, daß Dicel mit der Zeit ein vornehmer Mann wurde, der mit Fürsten und Herren ziemlich vertrauten Verkehr hatte. Das geht aus Briefen hervor, die sich erhalten haben. Besonders schloß ihn der Herzog Ernst August von Weimar, der originellste aller Fürsten, die je ein Land regiert haben, als er Erbe des Fürstenthums Eisenach geworden war, in „Affection." Ein eigenhändiger sehr gnädiger Brief war der Begleiter eines vom Herzog selbst erlegten Rehbocks.

Dicel starb 1758 einen Tag vor seinem 82. Geburtstage. Die Doctorkirmeß hat ihren alten Glanz verloren, dem Volke ist der gemüthliche Frohsinn abhanden gekommen. Seine Stiftungen werden aber das Andenken des ungewöhnlichen Mannes erhalten, der Charlatanerie und Frömmigkeit so gut zu verbinden wußte.

Ludw. Storch.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. 1858.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Oberst Hußlar.

Ein Lebensbild von Ernst Frihe.

(Schluß.)

Der Oberst benutzte die erste Pause, die Therese ihrer zitternden, fast athemlosen Stimme erlaubte, um mit widerspruchsvollem Tone die letzte Bemerkung zurückzuwerfen:

„Was? Gottes Finger? Unser Zusammentreffen? Gnädige Frau, Sie halten mich wohl für einen Komödienvater, aber Gottlob, da irren Sie sich. In meinen Ansichten kann weder Zeit noch Entbehrung etwas ändern und was die Verminderung meiner Vaterfreuden betrifft, so haben Sie mir jetzt eben wenig Lust gemacht, diese durch Ihre persönliche Einwirkung zu vergrößern. Befehlen Sie noch irgend etwas, meine Gnädige, so stehe ich zu Diensten, sonst aber möchte ich Sie bitten, sich wieder hinter die Coulissen, wohinter Sie das Stichwort Ihrer Rolle abgepaßt haben, zu verziehen, denn wir Beide können nicht in einem Zimmer leben."

Das Mienenspiel der würdigen Medicinalräthin hatte hinlänglich verrathen, daß sie nichts Anderes erwartet hatte, als diese untröstliche Erwiderung, und Frau Therese, von der Sprödigkeit, woran ihr Sühnungsversuch abprallte, aufs Aeußerste erschreckt, stand leichenblaß da, bis es ihr gewiß wurde, daß für jetzt und für immer die Brücke abgebrochen war, worauf eine wiederherzustellende Verbindung versucht werden konnte. Sie wagte kein Wort. Sie wußte auch keins. Schmerzlich betroffen, ohnedies leidend, schlug sie mit unsäglich leidendem Ausdrucke die Augen einen blitzschnellen Moment zu dem harten Manne auf und verschwand im Nebenzimmer.

Eine peinliche Stille folgte ihrem Abgange. Der Oberst ließ sich nicht wieder nieder, sondern machte Anstalt, sich zu entfernen. Die Medicinalräthin, eigentlich etwas erzürnt auf Therese, weil sie dennoch, gegen ihren Rath, einen Auftritt herbeigeführt hatte, stellte ihm ein Hinderniß entgegen. Sie klingelte ihrem Mädchen, befahl ihr, dem Oberst Paletot und Mütze zu reichen, fragte, ob der Bediente des Obersten da sei, der ihn zu seiner Wohnung führen könnte, und gab sich keine Mühe, ihre ungnädige Laune irgendwie zu verbergen.

Die alte Dame wußte ihn zu behandeln. Ihr Benehmen hatte den Erfolg, daß er mit sarkastischer Gutmüthigkeit beim Abschiede sagte:

„Gehaben Sie sich wohl, Frau Schwester. Wenn des Schlossers Töchterlein abgereist ist, komme ich wieder, eher aber nicht. Sie hätten wissen können, Dame Weisheit, daß bei meiner Strategie solche Empfindungs- und Ueberraschungsexplosionen verpuffen ohne den mindesten Nachhall. Nun gehen Sie und trösten Sie Ihren weinenden Schützling, denn ohne Thränen geht's nicht ab — nicht wahr?"

Er lachte und verabschiedete sich.

III.

Acht volle Tage verflossen, ohne daß es dem Obersten einfiel, sich nach dem Wohlbefinden seiner „Frau Schwester" zu erkundigen. Er fühlte sich behaglich und wohl in seiner sehr netten Wohnung, welche eine Aussicht auf den See und die ihn begrenzenden Berge hatte, und begann unter der Leitung des Wasserheilanstaltarztes seine vorgeschriebene Cur.

Während der Zeit war Frau Therese abgereist. Ihr Aufenthalt, von Anfang bis Ende Mai festgesetzt, kürzte sich des Rencontre's wegen um einige Tage, da zwischen ihr und der Medicinalräthin nach demselben eine kleine Verstimmung eingetreten war, die ihrem Beisammenleben den sonstigen Reiz raubte. Die junge Frau, von den Vorwürfen der alten Dame belehrt, war tief betrübt über ihren Fehlgriff, den sie sich aus Unkenntniß und Selbstüberschätzung hatte zu Schulden kommen lassen, und es fehlte ihr fast der Muth, ihrem Gatten, der ihr bis zur Hälfte des Weges entgegengereist war, den mißlungenen Versöhnungsversuch zu beichten. Nur ihr eigenthümliches, auf unbeschränktem Vertrauen beruhendes Verhältniß vermochte sie endlich dazu und da war es ihr ein Trost, daß Eberhard nicht allein ihre Handlungsweise vollkommen billigte, sondern den Tadel der alten Tante mit seinen Tröstungen gänzlich entkräftigte. Der junge Mann war empört über die Härte seines Vaters der lieblichen, sanften Frau gegenüber und in seinem Innern regten sich rachsüchtige Gefühle. Was hatte ihm Therese gethan? Wie konnte er sie aus seiner Nähe verweisen, ohne den Versuch zu machen, sie nur oberflächlich zu prüfen? Er überantwortete mit einer stillen Verwünschung denjenigen einer rächenden Nemesis, der ihm zwar das Leben gegeben, aber es ihm auch vergällt hatte.

Und der Himmel erhörte die Bitte des schwer gekränkten Sohnes.

Der Oberst hatte vorsichtig durch seinen Bedienten Erkundigungen einziehen lassen und kam richtig am Tage nach der Abreise Theresens im Hause der Medicinalräthin an. Sie empfing ihn, als wäre nichts vorgefallen.

Unter den leichten und amüsanten Plaudereien, wie der Oberst

Digitized by Google

sie liebte, wurde abermals der Thee servirt und in ganz natürlicher Gedankenassociation verfiel der alte Herr darauf, sich angelegentlich nach dem „hübschen kleinen Fräulein, welches Pauline hieß," zu erkundigen und zu fragen, warum sie nicht mit Thee trinke.

„Die Kleine ist ja abgereist, Herr Schwager," entgegnete die Medicinalräthin in der Voraussetzung, er wisse jetzt, wem das Kind angehöre. „Die Mutter würde doch ihr Kind nicht hier lassen, und da die arme Therese von Ihnen eben nicht handgreiflicher aus dem Hause gewiesen werden konnte, so machte sie sich mit ihrer Kleinen natürlich so eilig als möglich davon."

Dem Obersten ging es wie ein Stich mit tausend Widerhaken durch's alte, verhärtete Herz, während er mäuschenstill zuhörte und aus den Erklärungen seiner Frau Schwester erkannte, daß die engelhübsche freundliche Kleine „sein Enkelkind, seines Sohnes Tochter" gewesen sei. Zu seiner Qual war sein Gedächtniß nie treuer gewesen, als in diesem Augenblicke, wo des Kindes reizendes Lächeln, ihre Verheißung, ihn zu belohnen, weil er ein „guter Mann" sei, ihr süßes Anschmiegen und ihre anmuthige Artigkeit wie ein bitterer Vorwurf vor ihn hintrat.

„Warum haben Sie mir denn nicht gesagt, daß Pauline meine Enkelin sei?" fuhr er etwas unsanft auf.

„Was hätte das geholfen?" warf die alte Dame ganz gelassen ein. „Pauline ist ihrer Mutter Tochter."

„So, Dame Weisheit? Das Kindchen zeigte aber eine liebenswürdige Hinneigung zu dem alten Großpapa —"

„Die zeigte ihre Mutter auch," fiel die „Frau Schwester" prompt ein, „sonst würde sie wahrhaftig nicht um die Liebe des Schwiegervaters, der sich nie liebenswürdig gegen sie gezeigt hatte, gebettelt haben. Die Sache ist vorbei, lassen wir sie ruhen."

Zum ersten Male in seinem ganzen Leben war der Oberst mit diesem Beschlusse nicht zufrieden und schwieg dennoch. Das Bild des kleinen Mädchens, auf das er ein Recht hatte, das zu ihm gehörte, das sein Herz mit einem Gefühle voll süßer Frühlingsgedanken erfüllte, wie er sie seit seiner ersten Liebe gehabt zu haben sich nicht erinnerte, das Bild wich und wankte nicht aus seiner Erinnerung. Er sah sie sitzen und Thee trinken — sein Blick suchte die Stelle — da stand der kleine Polsterstuhl, worauf sie es sich so allerliebst bequem gemacht — jetzt hatte die große graue Katze der Medicinalräthin darauf Platz genommen und blinzelte ihn mißtrauisch an, als er mit unzufriedenen Mienen zu ihr hinsah — er machte eine verscheuchende Gebehrde und schnitt ihr ein grimmiges Gesicht zu. Die Katze rührte sich natürlich nicht.

„Was hat Ihnen denn meine Mieze gethan, Herr Schwager?" fragte die alte Dame. „Lassen Sie doch das alte gute Thier in Ruhe."

„Ach was — sie soll nicht auf dem Stuhle liegen, wo Pauline gesessen hat," brummte der Oberst beschämt.

„Was Sie doch herrschsüchtig sind," meinte sie und setzte sich neben ihn.

Er sah immerfort die Katze an — die Katze ihn ebenfalls. Zuletzt wurde ihm die Geschichte Ernst — er stand leise auf und näherte sich dem kleinen Stuhle. Die Katze hob mit naseweisem Zwinkern den Kopf zu ihm auf — patsch, hatte sie einen Schub, daß sie bis in die Mitte der Stube flog.

„Aber Sie sind doch der unerträglichste Tyrann auf Gottes Erdboden," schalt die alte Dame, indem sie sich erhob und die Katze hinausjagte. Ihre Stirn stand dabei voller Donnerwetter. Der Oberst lachte herzlich.

„Nehmen Sie mir es nicht übel, Frau Schwester," rief er, „aber es war mir unmöglich, dies abscheuliche Katzengesicht da sitzen zu sehen, wo ich zuletzt mein herziges Paulinchen bewundert hatte. Stellen Sie den Stuhl fort. Ich will ihn nicht wieder sehen, will überhaupt an Nichts erinnert sein, was geschehen ist. Ertragen Sie mich nur die fünf Wochen lang, die ich hier bleibe, nachher nehmen wir Abschied von dieser Welt und sehen uns hoffentlich nicht wieder. Ich bin's nachgerade satt auf der Erde — mein Abschied vom Dienst kann nicht lange mehr ausbleiben, dann kaufe ich mir eine Eremitage und thue Buße!"

„Ah bah," entgegnete die Dame. „Wenn Sie Buße thun wollten, so hätten Sie keine Eremitage nöthig, sondern könnten des Lebens Herrlichkeit im schönsten Familienkreise genießen!"

„Basta!" schrie der Oberst mit gewaltiger Stimme.

Es wurde von dieser Zeit an bis zum Ende seines Aufenthaltes nicht ein Wort wieder gesprochen, weder von Pauline, noch von Therese und Eberhard.

IV.

Die Wohnungen am See vereinigten die Annehmlichkeiten eines Landhauses mit den Bequemlichkeiten städtischer Eleganz. Die Kaltwasseranstalt lag mitten in der Gruppe dieser Häuser und wurde nur von den ganz absonderlich leidenden Fremden bewohnt, während die gewöhnlichen Cur- und Brunnengäste es vorzogen, den größeren Comfort in den Privatwohnungen zu genießen.

Am Tage nach der eben beschriebenen Scene erblickte der Oberst, der seine Leidensgenossen mit theilnehmender Artigkeit zu behandeln pflegte, ein paar Damen langsam unter den Acacien am Strande entlang promeniren, die er bis dahin noch nicht bemerkt hatte. Sie schienen einfach und solid zu sein, obwohl ihr Anstand jene angeborene Sicherheit aufwies, welche Damen aus den mittleren Lebensstellungen sich selten anzueignen wissen. Die ältere Dame war sichtlich leidend, sie trat unsicher auf und hielt den Arm ihrer Begleiterin als nothwendige Stütze umfaßt. Das junge Mädchen, in schlichten, grauen Stoffen, mit großem Kragen und breitrandigem Strohhute hatte ein Etwas an sich, was die Blicke der Menschen ganz unwillkürlich fesselt, obwohl es nicht auf bedeutender äußerer Schönheit beruht. Braunes Haar, braune Augen, blühende Farbe, purpurrothe Lippen und schön geformte Wangen mit einem Grübchen, die den ernsten Mienen einen wunderbaren Reiz mittheilten, das war ungefähr dasjenige, was dem prüfenden Auge sogleich auffiel. Es mußte im Geiste der jungen Dame liegen, daß sich diesen oftmals dagewesenen Reizen die Bedeutung einprägte, welche sie auszeichnete.

Die Damen gingen an dem Platze vorüber, wo der Oberst am Ufer unter den Bäumen stand und in Gedanken versunken die schöne Gegend betrachtete.

Er grüßte sie achtungsvoll, wendete sich aber, da er sie nicht kannte, ohne sie anzureden, wieder nach dem Wasser um.

Kaum hatte er dies gethan, so hörte er, augenscheinlich von der älteren Frau gesprochen, die Worte:

„Das muß er sein, Baleska."

„Daran habe ich gar nicht gezweifelt, Mama, schon als ich ihn von fern erblickte," entgegnete die Tochter mit einem sonoren, wohlklingenden Organe.

Der Oberst hatte das Wechselgespräch ganz deutlich verstanden und sah sich befremdet nach den Damen um. Wer mochte das sein? Er tröstete sich, daß nicht vierundzwanzig Stunden vergehen würden, ohne seine Neugier zu befriedigen. Es sollte früher geschehen.

Nachdem die Fremden eine kleine Tour um den See, gleichsam nur, um sich an dem Anblicke zu erlaben, gemacht hatten, führte das Fräulein ihre Mutter wieder in das Kaltwasser-Curhaus zurück und kam eilig und entschlossenen Schrittes auf den Oberst zu, der sich eben auf eine Bank niedergelassen hatte.

Sie verneigte sich nochmals leicht mit den fragenden Worten: „Herr Oberst Hußlar, wenn ich nicht irre?"

Der Oberst, angenehm überrascht von dem leichten, gewandten Wesen und dem Ausdrucke des hübschen Gesichtes, bejahte mit ausgezeichneter Ritterlichkeit und sah dann erwartungsvoll in die braunen, lebhaften Augen des jungen Mädchens.

„Ich setze mich Ihrem Tadel aus, Herr Oberst, indem ich es nicht dem conventionellen Herkommen überlasse, unsere Bekanntschaft zu vermitteln," begann sie, schnell sprechend und mit dem Bewußtsein geistiger Sicherheit. „Allein, da wir nicht viel Zeit haben, die Pläne zu verschieben, die nothwendig geworden sind, und da wir nur Ihretwegen Fürstenhall zur Cur meiner armen Mutter gewählt haben, so beeile ich unser Zusammentreffen. Ich bin Baleska Sundwihl und habe die Ehre, von Ihrem Sohne Lothar innig geliebt zu sein."

Der Oberst, der am liebsten jetzt „rechts schwenkt" gemacht hätte, entgegnete einige gewöhnliche Gesellschaftsfloskeln mit einer spöttischen Manier, die bedeutend gegen seine Empfangsfeierlichkeit abstach. Fräulein Baleska schien dadurch nicht im Geringsten beirrt zu sein. Sie fuhr eben so schnell fort:

„Sie sollen und müssen mich kennen lernen, mein Herr Oberst, und da dies auf keine andere Art zu bewerkstelligen war, so gab

Digitized by Google

meine Mutter meinen Bitten nach und kam hierher, als Eberhard uns mitgetheilt, daß Sie hier wären."

Der Oberst, mit sarkastischem Lächeln die Redefertigkeit des Mädchens bewundernd, unterbrach sie und sagte, auf die Bank neben ihnen deutend:

„Setzen wir uns, mein Fräulein, damit es nicht scheine, als gäbe ich in fürstlicher Laune eine Audienz. Das würde Ihnen nicht angenehm sein, meine ich."

„Gewiß nicht, denn es zeigte eine Ueberhebung von Ihrer Seite, die ich Ihrer Klugheit nicht zutraue," warf Baleska kurz hin, ohne den Blitz zu beachten, der aus seinen Augen über sie hinfuhr. Ich rufe Ihren Gerechtigkeitssinn an, Herr Oberst, und stelle mich Ihnen zu einer Prüfung. Vier Wochen werden für einen Mann von Ihrer Welterfahrung und von Ihrer Menschenkenntniß hinreichen, um zu beurtheilen, ob ich werth bin, Ihres Sohnes Gattin zu werden. Unterbrechen Sie mich nicht, mein Herr, ich habe noch viel zu sagen und meine Zeit gehört meiner Mutter, so lange sie nicht, wie jetzt, unter den Händen der Badefrauen ist. Ich rufe Ihre Gerechtigkeit auf bei der Feststellung eines Verhältnisses, das mich beglücken würde. Ich verlange Ihre Billigung — nicht Ihre Liebe, sondern Ihre Achtung. Ihre Liebe kann ich entbehren, denn ich habe sie nie besessen, aber Lothar kann sie nicht entbehren und er soll sie nicht entbehren meinetwegen, damit er nicht ein getheiltes Leben mir verdanke, die ihm ein ganz ungetrübtes Glück verschaffen möchte. Prüfen Sie mich mit Gerechtigkeit, nicht unter den Eingebungen eines Eigensinnes, wie viele Väter bei der Wahl ihrer Kinder zeigen. Prüfen Sie mich, ich bin bereit, mich Ihrem Urtheile nachher zu unterwerfen, und wenn es auch in den Augen der Welt ein Anathema für mich werden sollte. Aber rechnen Sie nicht darauf, mein Herr, daß ich Sie mit Empfindungen, mit Liebe und Verehrungszeichen zu meinen Gunsten stimmen werde."

„Ich glaube, daß Sie mir keine Gelegenheit zu diesem Glauben geben werden," fiel der Oberst lächelnd ein.

„Schön — Sie verstehen mich, wie ich merke! In einer Woche kommt Lothar von Amerika zurück — er wird es Ihnen gemeldet haben —"

„Kann sein," entgegnete der Oberst trocken. „Ich habe seine letzten Briefe noch nicht gelesen."

Baleska heftete ihre sprechenden, braunen Augen fest auf ihn, als wolle sie in seiner Seele lesen, und erwiderte mit ruhiger Würde:

„Dadurch haben Sie sich selbst mehr Schaden gethan, wie jedem Andern. Doch, ich kritisire Ihre Handlungsweise nicht. — Sie wissen, daß Lothar mit mir schon seit zwei Jahren, ohne Erklärung, in einem Bündnisse steht, welches am Ziele ein unaussprechliches Glück verheißt. Wir hatten aber nie große Hoffnung, weil mein Vater auch zu den Vätern gehört, die unter den Eingebungen ihres Eigenwillens handeln. Das Schicksal erbarmte sich unser. Der Bruder meines Vaters, weniger glücklich in seinen Bestrebungen vorwärts zu kommen, als mein Vater, wanderte nach Amerika aus und man hörte lange Zeit nichts wieder von ihm, als daß es ihm gut gehe und er bei Pittsburg wohne. Voriges Jahr erhält mein Vater die Meldung seines Todes mit der Nachricht, daß sein bedeutender Nachlaß nach seinem ausdrücklichen Willen meinem Vater zufallen solle. Die Sache, so leicht sie sich ansah, entwickelte nach und nach Schwierigkeiten, man schrieb uns geradezu, wenn von Europa kein Bevollmächtigter gesendet werde, so würde die ganze Erbschaft, die aus Grundbesitz bestand, in Rauch aufgehen. Väter sind fast immer egoistisch. Der meinige benutzte Lothar's Liebe zu mir, um ihn für den Vorschlag zu gewinnen, sein Bevollmächtigter zu werden. Das Uebrige wissen Sie besser, als ich. Sie verweigerten Ihre Erlaubniß zu der Reise — Lothar bestand einen harten Kampf —"

„Er ging aber," unterbrach sie der Oberst. „Natürlich, den Bitten einer Geliebten muß der Vater weichen —"

„Wenn Sie mich erst kennen, Herr Oberst, so werden Sie sich überzeugen, daß ich lieber eine ewige Trennung von Lothar ertrage, als eine innere Zerrissenheit seines Gemüthes. Lothar kommt zurück, beladen mit Geld. Der Dank meines Vaters besteht in der Erlaubniß zu unserer Heirath, aber ich mache diese von Ihnen abhängig und schwöre Ihnen zu, daß ich Lothar nicht wiedersehen will, wenn Sie mich als Tochter verwerfen. Das Schicksal Eberhard's soll nicht das seine sein, wir haben uns gewöhnt an dies eine Jahr der Entbehrung und werden die wenigen Jahre eines Menschenlebens viel eher unter dem stützenden Stolze eines unbefleckten Bewußtseins tragen, als unter dem Harme, den Vaterzorn in die schönsten und reinsten Lebensfreuden mischt."

Sie stand auf, vielleicht, um den feuchten Glanz ihrer Augen zu verbergen. Der Oberst sah sie aber gar nicht an, sondern schaute nach den Bergen, als müsse er sich dort Rathes erholen. In solcher Situation hatte er sich noch nicht befunden. Mit solcher kalten Ruhe war ihm noch nie Jemand entgegen getreten. Durch solche Geistesklarheit waren ihm noch nie die Hände gebunden und Wege vorgeschrieben worden, die er gehen sollte. Er fühlte, daß hier sein Spott ohne Eindruck blieb und auf scharfe Erwiderung rechnen konnte. Darum sah er gleichgültig in die Ferne und ließ die lange Rede unbeantwortet.

Baleska bot ihm die Hand.

„Wollen Sie mir versprechen," begann sie wieder und ihre Stimme klang sehr milde, „mich nicht zu vermeiden, wenn ich der Pflege meiner Mutter einige Minuten abmüßigen kann, um Sie aufzusuchen? Wollen Sie mir versprechen, mich Ihrer Prüfung werth zu halten? Wollen Sie darauf eingehen, „ohne Vorurtheile" das Schicksal Ihres Sohnes zu bestimmen?"

Der Oberst sah sie spöttisch lächelnd an und erwiderte:

„Und wenn ich jetzt gleich, ohne jede Widerrede, Sie für würdig erklärte, Lothar's Gattin zu heißen?"

„Dann würde ich Lothar dem Schicksale Eberhard's verfallen sehen, der auch ohne Widerrede „thun sollte, was er nicht lassen könne"."

„Sie würden ihn aber dennoch heirathen?"

„Niemals ohne Ihre freudige Zustimmung, ohne den Segen eines ganz zufriedenen Vaterherzens!" rief Baleska mit fester Entschiedenheit.

Der Oberst nahm ihre Hand und versprach ihr, was sie verlangt hatte. Sie sah ihm freudig bewegt in's kalte Gesicht, und preßte flüchtig seine Rechte mit heißer Innigkeit, dann neigte sie das stolze Haupt, und ging schnell zum Hause hinauf.

Der Oberst schaute ihr verstohlen nach.

„Ob sie Wort hielte?" fragte er sich, und ein dämonisch-häßliches Lächeln zuckte über seine Lippen. „Ich fühle ein starkes Gelüst in mir, dies kecke, stolze, herausfordernde Fräulein von Sundwihl in den Staub zu treten."

V.

Am Nachmittage, als die Präsidentin von Sundwihl Mittagsruhe hielt, machte sich Fräulein Baleska bereit, die Tante ihres Geliebten aufzusuchen. Sie hatte Briefe von Therese Hußlar mitgebracht, und schon hinaufgeschickt, um sich diese Bekanntschaft zu erleichtern.

Die Medicinalräthin empfing sie mit warmen Freudenbezeigungen. Sie theilte überhaupt die Grundsätze und Lebensansichten ihres Schwagers nicht, war aber in Bezug auf die Wahl ihrer Neffen eine ganz entschiedene Gegnerin desselben. Frau Therese hatte ihr in ihrem Briefe angedeutet, daß Fräulein Baleska, vor deren Klugheit sie einen ganz besondern Respect zeigte, es übernehmen wolle, den Sinn des Obersten allen Verhältnissen, aber insbesondere dem ihrigen, geneigt zu machen, aber sie war nicht näher auf die Art und Weise eingegangen, die von derselben angewendet werden würde.

Mit Begierde forschte die alte Dame nach den Plänen des Fräuleins.

Diese legte sie ihrer Beurtheilung vor und gestand, daß sie schon heute den Anfang gemacht habe. Nachdenklich hörte die Medicinalräthin zu. Sie schüttelte ihr Haupt mit den bedeutungsvollen Zeichen der Weisheit, die ihr stets den Spott des Obersten zuzogen.

„Sie calculiren falsch, mein Kind," erklärte sie betrübt. „So kommen Sie niemals zum Ziele! Ich kenne meinen Schwager! Und wenn er Ihnen tausendmal die Hand zum Pfande gegeben hat — er findet Mittel und Wege, seinen Kopf aufzusetzen."

Baleska lächelte sieghaft.

„Vertrauen Sie mir," sprach sie zuversichtlich, „der Oberst wird und kann seine Hartnäckigkeit nicht bis zu dem Punkte treiben, ein Mädchen unglücklich zu machen, das ihm nie etwas zu Leide gethan hat, und hat er sich erst mir gegenüber für besiegt erklärt, so wird es ein Leichtes sein, die Verhältnisse mit Eberhard's Fa-

Digitized by Google

milie, die außerdem ein unaussprechlich glückliches Patriarchenleben führt, zu ehren."

„Würden Sie denn wirklich Wort halten, und Lothar nicht heirathen?" examinirte die alte Dame zweifelnd.

Valeska gab ihr in einer sichtlichen Bewegung, mit erhöhter Feierlichkeit in Stimme und Gebehrde die Versicherung ihres ernsten Willens. Die alte Dame wiegte bedenklich ihr Haupt:

„Valeska —; Sie stehen an einem Abgrunde — seien Sie nicht zu sicher — es gilt Ihr und Lothars Glück — bedenken Sie, was Sie thun! Weiß Lothar um diesen Entschluß?"

Das Fräulein bejahete diese Frage und fügte hinzu, daß er ihn billige.

„Auf das Risico hin, Ihnen entsagen zu müssen, wenn sein Vater Ihnen abgeneigt bleibt?" fragte die Medicinalräthin frappirt. „Das ist ein sonderbarer Heroismus oder eine Selbstverblendung, indem er Ihnen einen ungetheilten Einfluß zutraut. Der Oberst hat, trotz seines Hanges zur Ironie und trotz seines gefährlichen Eigenwillens, den Sie ihm ganz in aller Ordnung vorgerückt haben, zwar ein gutes Herz, aber was diesen Punkt betrifft, so hat er darüber seltsame Ansichten."

Valeska wurde ungeachtet der Bedenklichkeiten der Dame nicht wankend in ihrem hoffnungsvollen Glauben und sie versprach, am nächsten Tage wieder zu kommen, um zu hören, wie sich der Oberst gegen seine „Frau Schwester" über die ganze Angelegenheit ausgelassen haben möchte.

Wohlgemuth spazierte Fräulein Valeska zurück zum Curhause, wohlgemuth pflegte und erheiterte sie ihre schwer leidende Mutter, wohlgemuth überließ sie sich Abends dem zauberhaften Eindrucke der himmlisch schönen Gegend und träumte von ihrer Zukunft, und wohlgemuth stand sie am andern Morgen früh auf, um einen Spaziergang am See zu unternehmen, bevor ihre Mutter das Bett verließ. Vielleicht wurde sie bei dem letzten Entschlusse von der Hoffnung geleitet, den Obersten zu treffen.

Sie täuschte sich auch nicht. Kaum hatte sie die Allee einmal durchschritten, so sah sie den alten Herrn, stattlich und vornehm, mit echt militairischem Anstande sich entgegen kommen. Schon von fern grüßte er mit einem weit freundlicheren „Guten Morgen", als sie schon heute erwartet hatte.

An einem recht einsamen, pittoresk romantischen Flecke, wo die ersten Felsen mit schroffen und eckigen Abhängen weit über das dunkle Wasser hinwegragten, trafen sie zusammen.

„Mein Fräulein, Sie müssen diabolische Kräfte besitzen," rief er mit einem Humor, dem man einen gewissen Zwang anhörte, „denn Ihnen ist gelungen, was bis jetzt noch Jeder vergeblich versucht hat. Sie haben mir eine schlaflose Nacht bereitet."

Das junge Mädchen richtete mitleidig ihre sprechenden, braunen Augen mit zu ihm auf, und sprach einige bedauernde Worte.

„Aber ich weiß, wie ich fernern schlaflosen Nächten entrinnen kann," fuhr er, ihre sanften Beileidsbezeigungen nicht beachtend, fort. „Ihr solider Plan, den Sie zu meinem und zu Ihrem Besten entworfen haben, ist Schuld an meinem Elende gewesen. Sie haben mich damit in einen Belagerungszustand versetzt und Sie hoffen, daß ich eines Tages capituliren soll — mein Fräulein — la vieille garde meurt, mais elle ne se rend pas! sagt der Franzose, und das ist die einzige Gleichheit zwischen mir und diesem Volke, daß wir dieser Devise huldigen. Ich räume Ihnen ein, daß Sie Recht haben, aber ich verlasse in dieser Stunde Fürstenhall und gehe nach Steitenbach, um meine Cur ungestörter fortsetzen zu können. Leben Sie wohl!"

Fräulein Valeska glich einem schönen Steinbilde. Alles Leben schien aus dem blühenden Gesichte gewichen, kraftlos und schlaff hingen ihre Arme herab, und ihr Auge zeigte sich völlig glanzlos.

„Soll das mein Urtheil sein?" brachte sie mühsam heraus.

„Nehmen Sie es, wie Sie wollen. Heirathen Sie meinen Jungen — ich habe nichts dagegen — leben Sie wohl!"

Valeska regte die Lippen, um diese Abschiedsworte zu wiederholen; es gelang ihr nicht — stumm neigte sie den Kopf, und blieb wie erstarrt stehen.

Der Oberst entfernte sich, mit großer Gefühllosigkeit frohlockend die Hände reibend. Nachdem er eine weite Strecke entfernt war, schauete er um. Valeska stand unverändert auf derselben Stelle, und starrte über das Wasser hinweg.

Er kam bei seinem Hause an, und blickte abermals zurück. Dieselbe Stellung, dieselbe traurige Unbeweglichkeit.

Er betrat sein Zimmer. War es Neugierde, sein Opfer zu betrachten, die ihn zu seinem sehr guten Fernrohre greifen ließ? Er stellte es und suchte die Dame, die sein Sohn liebte, die er jetzt unheilbar verletzt hatte.

Valeska hatte sich nicht bewegt, hatte nicht einmal die Lage ihrer Arme geändert — sie schien vergessen zu haben, daß sie noch lebte, und schien es nicht zu wissen, daß große Thränentropfen ihre Wangen hinabträufelten. So sah sie der Oberst, Dank seinem guten Fernrohre, und das Herz begann ihm mächtig zu klopfen. Unruhig schritt er auf und ab im Zimmer. Seine Augen glüheten vor innerer Bewegung, mehrmals stand er an der Thür — dann nahm er sein Fernrohr abermals — Valeska schritt ruhig und voll graziösen Anstandes die Allee herauf. Jetzt war sein Herzklopfen fort, und in einer Stunde saß er im Wagen, ohne seine „weise Frau Schwester" eines Abschiedes gewürdigt zu haben.

VI.

Steitenbach lag sechs Stunden von Fürstenhall entfernt im flachen Lande, und die Heilanstalt befand sich in dem ärmlich ausgestatteten Städtchen, unter dürftiger Umgebung eines Krautgartens, nebst Rasenflecken unter alten Obst- und Lindenbäumen. Die ganze Anlage verrieth sich schon von außen als ein Hospital voll lahmgewordener Menschen, das Heilung für alle Fälle verheißt, und der Oberst sah schon vor seinem Eintritte in das mehr als einfache Curhaus ein, daß er sich selbst in's Exil geschickt habe. Es vermehrte seine gute Laune nicht, als er sich in dem Zimmerchen sah, welches ihm als das beste eingeräumt worden war. Bunt bemalt, ohne Tapete, rothbunte Kattungardinen an den niedrigen Fenstern — es gemahnte ihn an seine Knabenjahre, wo er als Gehülfe seines Vaters in der Gaststube stand, welche von den Honoratioren seiner Vaterstadt als Niederlage benutzt wurde. Er glaubte sich fünfzig Jahre zurückversetzt zu sehen. Aber was half es? Wer trug die Schuld? Niemand als er!

Verdrießlich fügte er sich in's Unabänderliche, weil ein Rückzug unmöglich war, und nahm seine Cur wieder vor.

Von Stunde zu Stunde drängten sich seinem Geiste Vergleichungen auf, die ihn verdüsterten. Dort in Fürstenhall Alles neu, Alles elegant, Alles behaglich — hier häßliche Gebäude, unfreundliche Wirthe und stöhnende Kranke.

Drei Wochen verflossen ihm unter den Höllenqualen eines Verdammten, der das Paradies aus Eigenwillen verließ, um seinen Wohnsitz so zu wählen, daß er durch jeden Sonnenaufgang an dasselbe erinnert werden mußte.

Es geschah während dieser Zeit gar nichts, was im Stande gewesen wäre, ihn zur Erkenntniß zu bringen. Es kam kein Brief, es kam keine Anregung, die ihn auf die Vergangenheit zurückführte, und doch standen die letzten Ereignisse seines Lebens in immerwährender Mahnung vor seiner Seele.

Die Zeit war da, wo sein Sohn Lothar von seiner überseeischen Reise zurückkommen mußte.

„Packe meine Sachen, Jean," befahl er eines Abends, nachdem er lange mit tief gerunzelter Stirn das altmodisch ausstaffirte Stübchen durchmessen und in die untergehende Sonne geschaut hatte, bis er geblendet bis zur Blindheit war. „Packe meine Sachen — besorge einen Wagen zur Station Bimberge."

Der Bediente sah ihn groß an.

„Nach Bimberge?" wiederholte er im bescheidenen Tone kluger Zurückhaltung.

Bimberge lag nördlich — sie mußten nach Süden reisen.

„Ja. Wir gehen über Berlin nach —" Er ließ den Satz unvollendet, und spazierte von Neuem im Zimmerchen umher.

Die Dampfgelegenheit ist ein prächtiges Mittel, gute Gedanken schnell auszuführen, und wer einmal eingepackt in einem Coupé, mit der Weisung der Reiseroute von — — nach — — versehen, sitzt, der ist seinem Schicksale verfallen.

Vielleicht wäre der Oberst noch zehn Mal andern Sinnes geworden, vielleicht noch dicht vor der Station ††† umgekehrt, an deren Bahnhof die weltberühmte Maschinenfabrik von Harteberg und Compagnie angrenzte, aber Gott sei Dank, er kam richtig dort an, kletterte richtig aus seinem Waggon heraus, und sah sich ganz bedächtig das fürstlich schöne Haus an, das ihm ein Reisegefährte als das Wohnhaus des Fabrikbesitzers bezeichnet hatte.

Ohne Zögern stieg er die breiten Fliesenstiegen hinauf, die zu

Digitized by Google

Die Fahrt nach dem Adlerneſt.

Digitized by Google

einem balkonartigen Portale führten. Ohne irgend ein Zeichen von Gemüthsbewegung öffnete er die große geschnitzte Flügelthüre, die sogleich in ein weites, salonmäßiges Gemach führte. Er trat ein. Eine weibliche Gestalt stand in einem Bogen der hochgewölbten Fenster, und schauete achtsam auf das Gewühl, das ein ankommender Bahnzug immer verursacht.

„Guten Morgen, Frau Tochter!" rief der Oberst, und seine Stimme klang ein klein wenig anders, als damals, wo er ihr auseinandersetzte, „daß sie nicht in einem Zimmer zusammen leben könnten."

Die Dame sah sich um. Einen Moment nur, einen einzigen Moment, dann aber flog sie unter einem Freudenjauchzen ihm entgegen, klammerte ihre Arme um seinen Nacken, und drückte ihre Lippen auf seinen Mund.

Das hatte er nicht verdient! Eine Stimme in seinem Innern flüsterte ihm dies vernehmlich zu, allein seine Lippen hüteten sich, es auszusprechen.

Im Nu riß sich Therese wieder los von ihm und schrie, zur Thür eilend, die Namen ihres Mannes, ihrer kleinen Tochter, ihres Vaters, ihrer Mutter und ihres Bruders. Alle stürzten erschrocken herbei — der Schreck verwandelte sich in Jubel, als sie den alten Herrn, mitten im Salon stehend, erblickten. Eberhard trat zuerst zu ihm. Wie Mann zum Mann standen sie voreinander, die Hände faßten sich, die Augen sahen sich fest an, und die Herzen öffneten sich wieder ohne Worte und Erklärungen.

Jetzt kam Pauline hereingesprungen. Sie riß die Kinderaugen weit auf, und ein Schelmenlächeln flog über das liebe Gesicht.

„Du? Wo kommst Du her —?" fragte sie, fröhlich, wie damals, die Händchen zusammenklatschend.

„Bin ich denn noch ein allerliebster Mann, Du allerliebstes Aeffchen?" fragte der Oberst, das Kind mit Entzücken emporhebend, und unverwandt betrachtend. „Hast Du mich wirklich noch nicht vergessen?"

„Nein, wirklich nicht!" betheuerte die Kleine. „Und dafür, daß Du zu mir gekommen bist, sollst Du auch von Pauline ein Küßchen haben."

Nach und nach legte sich der Sturm. Man wurde ruhiger, und der Oberst fragte, ob sein Sohn Eberhard Nachrichten von Lothar habe. Als er hörte, daß das Schiff, welches er zur Ueberfahrt erwählt habe, laut telegraphischer Depesche in Southampton angelangt sei, da erklärte er, nach Hamburg zu wollen, dem Sohne entgegen. Ein freudiger Blick Theresens auf ihren Gatten verrieth etwas von ihren mitleidigen Hoffnungen für Baleska, aber auszusprechen wagte sie nichts davon, denn ihre bittere Erfahrung hatte sie vorsichtig gemacht.

„Habt Ihr Nachricht von dem Fräulein Sundwihl?" fragte der Oberst in Folge dieses wohlverstandenen Blickes.

Man bejahete.

„Es liegt ein Brief an Lothar hier, den wir ihm bei seiner Ankunft in Europa sofort übersenden oder übergeben sollen," fügte Eberhard hinzu.

„Mal her den Brief! Ich will Postillon d'amour sein," scherzte der alte Herr.

Eberhard eilte, den Brief zu holen. Der Oberst nahm ihn, besah ihn von allen Seiten, und rasch zerriß er das Couvert. Einigermaßen erschrocken fuhr sein Sohn von seinem Sitze auf, um den Brief vor Entweihung zu schützen.

„Laß nur," rief der alte Herr gemüthlich. „Ich nehme alle Verantwortung auf mich."

Er stellte sich an's Fenster und las. Es währte lange, ehe er zu Ende kam, viel länger, als er zu den Zeilen gebrauchte, die Baleska im Gefühle einer dumpfen Hoffnungslosigkeit, in der tiefen Bedeutsamkeit einer stolzen Demuth, einzig und allein für den Mann geschrieben hatte, den sie mit der ganzen Kraft eines ungewöhnlichen Mädchenherzens liebte.

Die edle Ergebung, womit sie ihre Demüthigung aus den Händen des Obersten hingenommen hatte, prägte sich klaglos in ihren Worten aus, welche sie „entsagend bis zu günstigeren Zeiten," schriftlich an Lothar richtete, „weil sie fest beschlossen hatte, ihn nicht eher wiederzusehen, bis sein Vater aus eigener Entschließung den Bund segnen würde, der das seligste Glück ihres Lebens in sich schließe."

Es mußte in der unerschütterlichen Selbstbeherrschung Baleska's etwas liegen, was den Obersten ganz besonders rührte — vielleicht folgerte er von sich auf sie und umgekehrt von ihr auf sich — wer weiß und kennt alles das, was in einem eigensinnigen Gemüthe eine Stätte findet? genug, Frau Therese, die ihn fest und beharrlich beim Lesen von der Seite betrachtete, wollte finden, daß ein auffallender Farbenwechsel mehrmals stattgefunden habe, und daß seine Lippen mit dem Bemühen, eine innere Rührung zu bemeistern, fest eingekniffen seien.

Als er endlich fertig mit Studiren war, forderte er ein neues Couvert, Feder, Tinte und Siegellack.

Gehorsam, wenn auch mit durchweg unbehaglichen Gefühlen, willfahrte sein Sohn Eberhard diesem Verlangen. Er konnte und mochte auch nicht mit einem einzigen Worte den Frieden und die Freude beeinträchtigen, die nach Jahre langer Entbehrung in seine Brust eingekehrt war. Im Allgemeinen hatte er weit mehr durch seines Vaters fortgesetzt zur Schau getragene zornige Gemüthsstimmung gelitten, als er zu verrathen für gut hielt, und er war um so williger auf Baleska's Pläne eingegangen, als er es für unmöglich hielt, diesem außergewöhnlichen, begabten und liebenswürdigen Mädchen auf längere Zeit zu widerstehen. Danach muß man die Beklemmung abmessen, die ihn peinigte, wenn er bedachte, daß jetzt mit einem Federstriche, der falsch angewendet, falsch aufgegriffen und falsch verstanden wurde, Verhältnisse gebrochen und Lebenshoffnungen vernichtet werden konnten.

Der Oberst that gar nicht, als ob irgend Jemand in der Welt außer ihm lebte und Interesse an seinen auszuübenden Handlungen nähme. Er tauchte die Feder ein. Er legte Baleska's Brief vor sich hin, warf noch einen vielsagenden, etwas triumphirenden Blick auf die zierliche Schrift und setzte groß und deutlich die Worte unter ihre Entsagungsepistel:

„Wird nicht acceptirt. Oberst Hußlar."

Frau Therese, mit ihren scharfen Augen und ihrem ahnenden Herzen, entzifferte von fern her die Lapidarschrift und flog mit Windeseile ihrem Gatten an die Brust, ihm die Worte zuflüsternd.

Der Oberst hatte es gehört. Er schaute sich um und rief, spöttisch lächelnd:

„Die Frau Tochter hat gewiß gedacht, der Löwe hat auch eine Bärennatur — höre, Eberhard, mein Junge, ich rathe Dir, daß Du ihr etwas Unterricht in der Naturgeschichte geben läßt. — So. — Jetzt mein Siegel darauf — nun gebt den Brief sofort auf, damit er eher im Sundwihl'schen Hause anlangt, als wir, das heißt Lothar und ich."

Nun war Alles, Alles gut. Beschreiben läßt sich ein solcher hergestellter Familienfrieden mit seinen verstohlenen Liebesäußerungen nicht. Am offenkundigsten wurde Pauline, das Kind, vom Obersten damit überschüttet, allein man merkte aus den neckischen Zärtlichkeiten, womit er ihre Anmuth mehrmals als ein Erbtheil von ihrer Frau Mama annoncirte, heraus, welchen Eindruck Therese auf sein altes, störrisches Herz gemacht hatte.

Von dem Wiedersehen zwischen Lothar und dem Obersten können wir nur das sagen, daß der Anblick des alten, stattlichen Papa's hinreichte, um des jungen Mannes Brust mit den gegründetsten Hoffnungen zu erfüllen. Vater und Sohn waren einig, sofort dem Präsidenten von Sundwihl „in's Quartier rücken zu müssen."

„Du gehst zum Vater — ich zur Tochter," erklärte der alte Herr mit schelmischem Ernste.

„Wollen wir es nicht umgekehrt machen?" fragte Lothar lachend. „Ich habe eine unbezwingliche Sehnsucht nach meiner Baleska."

„Sie nimmt Dich nicht eher an, bis ich mit ihr gesprochen habe," entgegnete der Oberst mit Gleichmuth. „Es ist zwischen uns etwas passirt —"

Lothar richtete erschrocken seine Blicke fest auf den Vater.

„Baleska ist stolz," flüsterte er beklommen. „Mein Glück wird doch nicht gefährdet sein?"

Der Oberst schnitt ein verdrießliches Gesicht, machte aber keine Anstalt, seines Sohnes Sorgen zu zerstreuen.

„Die Ungewißheit der nächsten vierundzwanzig Stunden sei Deine Strafe dafür, daß Du ohne meinen Willen und ohne Abschied nach Amerika geschwommen bist. Basta!"

Lothar wußte von Alters her, daß jedes Fragen und Forschen von nun an überflüssig war, also schwieg er und zählte heimlich jede Station, die ihn von seiner Geliebten trennte.

Endlich war die letzte Station erreicht und ein Wagen brachte

die beiden Herren — den alten beladen mit guten Vorsätzen, den jungen ausgestattet mit Beweisen seiner thätigen Tüchtigkeit, welche eine gefährdete Erbschaft gerettet hatte — vor das Haus, wo Sundwihl wohnte.

Der Präsident, schon benachrichtigt durch Depeschen, empfing Lothar mit Freudenbezeigungen an der Treppe — Fräulein Baleska hielt sich schüchtern hinter der Thür ihres Zimmers verborgen und wartete mit Spannung der Lösung des Räthsels, das ihr durch ihren zurückgesendeten Brief mit der vieldeutigen Unterschrift aufgegeben worden war.

Der Oberst trat hastig zu ihr ein, führte das leise zitternde Mädchen bis zum Fenster, um sie der hellsten Beleuchtung auszusetzen, legte beide Hände auf ihre Schultern und sah sie unverwandt an. Es mußte etwas in dem Ausdrucke seiner Augen liegen, was eindringlich zu ihrem Herzen sprach, denn sie neigte ihr stolzes Haupt und schmiegte es fest an seine Brust. Er umschlang sie lautlos, stark und innig und es verfloß eine heilige und stille Minute, ehe er mit bewegter Stimme flüsterte:

„Du trotziger Mädchenkobold, der mir seit drei vollen Wochen den Schlaf meiner Nächte verkürzt, kannst Du denn wirklich ganz und gar meine Liebe entbehren, wie Du damals sagtest?"

„Es war ein vermessenes Wort, mein Vater," entgegnete Baleska mit gebrochener Stimme.

Weiter bedurfte es keiner Auseinandersetzungen zwischen diesen beiden Menschen.

Lothar hatte sich sein Glück errungen durch sein opferbereites Wirken jenseit des Meeres und es stand ihm jetzt nichts mehr im Wege, die Geliebte mit dem vollen Bewußtsein seiner fernern Seligkeit in die Arme zu schließen.

Wollte man zu erforschen suchen, welche von den Schwiegertöchtern dem Obersten die liebste sei, so müßte man tiefer hinter den Scherz und hinter den Ernst seines Benehmens zu blicken vermögen, um ein Urtheil geben zu können. Frau Therese ist der Gegenstand seiner fröhlichen Spöttereien, während sein Blick auf Baleska unverkennbar eine warme und ernste Huldigung in sich faßt.

Das aber ist gewiß, daß Pauline, das reizendste aller Enkelkinder, einen Thron in seinem Großvaterherzen erobert hat, den ihr Niemand streitig machen wird, und wenn ihm noch Dutzende von Enkeln gebracht werden sollten.

An seine „Frau Schwester", die Medicinalräthin Schlesing, schrieb der Oberst eines Tages:

„Die Furcht, daß Sie mich auf dem Monde suchen könnten, nachdem ich spurlos aus Fürstenhall verschwunden bin, bringt mich zu der Nachricht meines Daseins in „Harteberghouse." Lachen Sie nur, Frau Schwester — ich lache auch über einen alten Kerl, der Hußlar heißt und von der Rolle eines Bären zu der Rolle eines — eines — na, Frau Schwester, es wird doch dem Menschen nichts schwerer, als seine Irrthümer einzugestehen, also nur heraus mit der Wahrheit — eines grundglücklichen Vaters, Schwieger- und Großvaters übergegangen ist! Kommen Sie und sehen Sie, damit Sie es glauben, daß der bärbeißige Hußlar, Ihr ehrenwerther Schwager, sich von Thereschen, des Schlossers Töchterlein, hätscheln läßt, daß er mit der muthwilligen Enkelin Pauline Galopp tanzt und daß er der stolzen Präsidententochter Baleska den Hof macht. In vier Wochen heirathet mein Sohn Lothar, und er erwartet, daß die Frau Medicinalräthin Schlesing in Crinoline und Steifseide Zeugin dieser großen Lebenstragödie — merken Sie wohl — Tragödie — sein wird. Schließlich versichere ich Ihnen, daß ich unverändert der alte Oberst Hußlar bin, der aber in „Harteberghouse" eine Eremitage bezogen hat, wo er, mit Erlaubniß seiner weisen Frau Schwester, Buße thut."

Es läßt sich erwarten, daß die Medicinalräthin nicht gezögert haben wird, einer Einladung Folge zu leisten, welche ihre liebsten Wünsche erfüllte, und es läßt sich voraussetzen, daß sie nicht ohne Spottreden vom Oberst Hußlar empfangen worden sei, die sie hoffentlich gebührend erwidert hat.

Die Fahrt nach dem Adlerneſt.

„Ja Herr," sagte mein Führer, der mich vom Rigi herab durch das ganze Berner Oberland begleitete, ein eben so williger, wie gebildeter Mann*, „es ist doch ein Unterschied zwischen Reisenden und Reisenden. Ich fahre (in der Schweiz nennt man das Reiten auf Saumrossen „fahren") nun schon seit 20 Jahren Berg auf, Berg ab, ich habe Tausende von Engländern, Franzosen und Deutschen geführt, und spreche die drei Sprachen fast gleich gut aber so gemüthlich gepfauscht, wie mit Ihnen, Herr, hab' i holt noch mit keinem. Und wenn man so Wochen lang in den Bergen umherschweift, still und ohne Lust an der Reise, da ist's oft recht langweilig. Ich hab's genossen. Der Sonderbarste aber," fuhr er fort, „der mir in meiner langen Praxis begegnet ist, war doch ein Engländer. Er mochte, weiß Gott wo, erfahren haben, daß ich früher mancher Gemse den Garaus gemacht und da drüben auf den tyroler Bergen verschiedene Adlernester ausgenommen, genug, er ließ mich plötzlich durch den Wirth aus dem Hotel Victoria in Interlaken auf 14 Tage engagiren, und eines Morgens rückten wir mit den ersten Sonnenstrahlen in die Berge, ohne ein Wort zu sprechen und ohne daß er meinen englischen Morgengruß erwidert hätte. Nach einer Stunde Wanderung aber stand er plötzlich still. Mit dem Alpstock auf das schneebedeckte Haupt des Silberhorns zeigend, und von dort weiter einen Kreis beschreibend, als wolle er damit andeuten, daß die ganze Gebirgskette zu durchwandern sei, sah er mich eine Weile schweigend an, und sagte dann langsam nur die beiden deutschen Worte: „Adler zeigen!" — Dann ging er weiter. Von da ab ist während der ganzen Reise keine Sylbe über seine Lippen gekommen. Vierzehn Tage sind wir gewandert, durch Wind und Wetter, Schnee und Eis, haben alle Pässe, Höhen und Gletscher besucht, haben keinen Adler gesehen, aber ich habe auch kein Sterbenswörtchen mehr aus dem Munde dieses Menschen gehört, keine Klage, keinen Ausruf der Freude. Als wir nach 14 Tagen Abends spät wieder in Interlaken einrückten, zahlte er mir stumm in schönen Goldstücken den festgesetzten Lohn aus, nickte mit dem Kopfe und ging in sein Zimmer. Und Roß und Reiter sah'n sich niemals wieder."

Die komische Geschichte stimmte mich sehr heiter, und lachend plauderten wir noch lange über das schweigsame Beefsteak, dessen Gestalt und Wesen mir der Führer sehr genau schilderte. Im Verlaufe des Gesprächs kamen wir natürlich auch auf seine früheren Gems- und Adlerjagden, über die er Vieles und Interessantes zu erzählen wußte.

„Ja, Herr *," sagte er ernst, während wir die steinigen Pfade der Wengern-Alp hinaufkletterten, „seitdem da oben auf den Hirschhörnern, die von Gemsen wimmeln, mein Bruder hinabgestürzt ist — vor den Augen seines Sohnes, den er zum ersten Mal mit auf die Jagd genommen — seitdem habe ich das Gemsenspüren aufgesteckt, und bleibe daheim bei Frau und Kind. Es ist doch ein eigen Ding, den leiblichen Bruder da unten in dem Abgrund zu wissen, und dann wieder hinaufzusteigen auf dieselben Klippen und Felsen, von denen der Arme hinabgegleitet. Mit dem Adlerfang aber ist es schon aus, seit ich aus den tyroler Bergen zurückgekehrt und die weißen Haare mir geholt hatte."

Ich sah den Erzählenden fragend an.

„Ja, Herr," lächelte er munter, „bei den Jägern in den Alpen kömmt es schon vor, daß Einer am Morgen hinaufsteigt auf die Berge, munter und frisch und mit vollen braunen Locken, und nach einigen Tagen zurückkehrt, bleich und matt und mit weißem Haar. So ist's mir ergangen da drüben in Tyrol."

Der steile Pfad hatte mich ermüdet, ich setzte mich auf ein

* Zu den vielen Nöthen einer Schweizerreise gehört auch die Noth um gute und rechtliche Führer, die nicht mit den Hotelbesitzern unter einer Decke spielen. Wir haben böse Erfahrungen gemacht, benutzen aber diese Gelegenheit, allen Reisenden den Führer Franz Eichhorn aus Arth (am Fuße des Rigi, Zuger See) als einen eben so dienstwilligen, bescheidenen, wie erfahrenen Begleiter in dem Gebirge zu empfehlen. Es vermehrt die Freuden der Reise, einen Mann an der Seite zu wissen, auf den man sich in jeder Beziehung verlassen kann. Die Redaction.

* Es ist eine Eigenthümlichkeit der meisten Schweizerführer, daß sie auf jede Frage mit dem stereotypen „Ja, Herr" antworten. D. Verf.

Digitized by Google

Felsstück und forderte den Plaudernden auf, sich neben mir zu placiren, und seine Geschichte zu erzählen.

„Nicht doch, Herr," sagte er bestimmt, „setzen werden wir uns nicht. Wir haben uns warm gegangen und gesprochen, und der Schneewind da drüben von der Jungfrau bläst hier schon zu eisig kalt, als daß wir ohne Gefahr die Glieder strecken dürften. Lassen Sie uns langsam weiter gehen, ich erzähle Ihnen schon.

„Es sind jetzt wohl an die vierundzwanzig Jahre her," hub er an, „daß ich drüben in Tyrol bei Verwandten lebte. Ich war damals ein rüstiger, kräftiger Mann, für den es keine größere Lust gab, als mit der Büchse auf dem Rücken hinauf auf die Berge zu steigen. Kein Gemspfad war da zu steil, kein Adlernest zu hoch. Meine beiden Vettern, ebenfalls tüchtige, pralle Buben, theilten mit mir die Leidenschaft der Jagd. Wo eine Gemse aufgespürt oder ein Adlernest entdeckt worden, da waren wir drei Vettern gewiß nicht weit davon. Das wußten auch Alle im Thale, und brachten uns Nachricht, wo sich irgend Etwas zeigte.

„Eines Tages meldete uns ein Hirtenbub, daß auf dem Vorsprung einer Felsplatte ein Adlernest klebe, in dem, so viel er erkennen könne, sich zwei junge Adler bewegten. Die Platte führte in die Tiefe eines schauerlichen Abgrundes, und der Vorsprung war nur von oben zu erreichen, indem man sich an einem Seile dahin hinabließ. Das Gefährliche der Jagd konnte uns, wo es eine so schöne Beute galt, nicht abhalten, das Wagestück zu bestehen, und ich selbst erbot mich dazu, das Nest auszunehmen.

„Andern Morgens rückten wir, mit starken Seilen wohl bepackt, auf die Berge. Ich hatte mich mit einem Alpstock versehen, dessen untere Eisenspitze eine mehr als gewöhnliche Länge hatte, und mir im Nothfalle als kräftige Stoßwaffe dienen konnte. Außerdem steckte ich noch mein großes Bergmesser bei.

„Oben auf der Spitze des Felsens angelangt, legte ich mich vorsichtig mit der halben Länge des Leibes über den Abgrund, und schaute hinunter in die Tiefe, um den Vorsprung zu entdecken. Es war ein furchtbarer Anblick. So scharf auch sonst mein Auge war, hier reichte es nicht bis an die Sohle der Schlucht, die nur als schwarzes Chaos mir entgegenstarrte. Der Vorsprung mit dem Adlernest war leicht gefunden, und lag ungefähr 70 bis 80 Fuß unter der Höhe, auf der wir standen. Es hockten, wie der Bube ganz richtig gesehen, zwei junge Adler in dem knorrigen harten Holzlager, dessen ältere Eigenthümer, Mann und Weibchen, aller Wahrscheinlichkeit nach auf Aetzung ausgeflogen waren. Da es noch früh am Morgen war, so durften wir hoffen, daß diese so bald nicht zurückkehren würden, und beschlossen, sofort an's Werk zu gehen.

„Meine beiden Vettern legten nunmehr um den Rest eines dicken Baumstammes, der oben auf der Felsspitze stand, das eine Ende des Seiles, während an dem andern ein festes Querholz in der Mitte und zwar in der Weise befestigt wurde, daß ich es als Sitz bei der gefährlichen Fahrt benutzen konnte. Außerdem umschlang ich meinen Leib mit einem kurzen Seile, das wiederum an das größere, aber so befestigt war, daß ich beim Hinunterlassen und Heraufziehen nicht genirt wurde. Es war dies eine Vorsichtsmaßregel für den Fall, daß ich von dem Querholz herabgleiten würde.

„Nachdem Alles in Ordnung war, legte ich mich mit den Füßen nach dem Abgrunde hin und auf den Bauch gestreckt, vorsichtig auf den Felsen, stieß mich dann mit beiden Händen langsam von der Wand ab und hing nun über dem Abgrunde, dessen ganze schauerliche Tiefe ich überblickte. Es war das erste Mal, daß ich eine solche Partie machte. Und, Herr, es ist doch ein eigen Ding, so in der Luft zu schweben, hoch oben an einem schwachen Seile, das jeden Augenblick zerreißen oder abgleiten kann, und unter sich die schwarze, gräßliche Schlucht, deren unermeßliche Tiefe schauerlich heraufgähnt. Hätte mir die Jagdlust nicht in allen Gliedern gezuckt und die Scham vor meinen Vettern mich nicht zurückgehalten, ich hätte fast bitten mögen, mich wieder hinaufzuziehen. Ich that es nicht, sondern bat nur um Hut und Alpstock und langsam ging es in die Tiefe.

„Sie erlassen mir wohl die Schilderung dieser Fahrt, die nicht zu den angenehmsten Erinnerungen meines Jagdlebens gehört. Genug, daß ich nach einer Luftreise von ungefähr fünf Minuten in der Nähe des Vorsprunges ankam, bei dem ich zu meiner großen Freude einen kleineren Vorsprung entdeckte, auf dessen Platte ich in Verbindung mit dem Adlernester fußen konnte. Als mich die junge fast noch nackte Brut erblickte, sperrte sie die Schnäbel weit auf und hob die unbefiederten Flügel, als ob sie davon fliegen wollte. Ohne weiter auf sie zu achten, klammerte ich mich an eine Felsspalte, setzte meinen Fuß auf den Vorsprung und stand nun, hoch aufathmend und glücklich, festen Grund unter meinen Sohlen zu wissen, wieder auf den Füßen.

„Still und mit möglichst wenig Geräusch richtete ich mich ein. Die Seitentaschen meines Bergrockes waren so geräumig, daß in jeder derselben ein junger Adler gut Platz hatte. Um beim Ausnehmen nicht gehindert zu werden, signalisirte ich meinen Vettern hinauf das Seil nachzulassen und war eben im Begriff, den Arm auszustrecken und den einen der jungen Adler zu fassen, als mir ein eigenthümlicher Schrei in die Ohren gellte. Unter Rauschen, das sich wie Flügelschlag anhörte, klang ein heller, halb pfeifender, halb klagender Ton hervor, der sich mit jedem Augenblick mehr und mehr näherte und schließlich in ein ängstliches Geschrei ausartete. Den Kopf nach der Gegend des Geräusches hinwendend, erkannte ich sofort die Ursache. Ein Adler, größer als ich je gesehen, stürzte mit der ganzen Wucht seines raschen Fluges und zornfunkelnden Auges auf mich, den Räuber seiner Kinder, ein. Ich wußte, daß ich verloren war, wenn es mir nicht gelang, den Anprall zu schwächen und seine Flügel zu lähmen.

„Im Nu hatte ich mit der Linken wieder das Seil gefaßt. Mit der Rechten packte ich mit nerviger Faust die untere Hälfte des Alpstockes, grub, um einen Widerhalt zu finden, die Eissporen meines rechten Fußes so tief als möglich in den verwitterten Felsen des Vorsprunges ein und zu gleicher Zeit, als der Adler unter Geschrei und Flügelschlag auf mich einstürzte, führte ich einen so mächtigen Stoß nach seiner Brust, daß sich das Eisen tief in sein Fleisch eingrub und er schwer getroffen die Flügel zusammenschlug.* Seine Flugkraft, das sah ich, war gelähmt, aber in demselben Augenblicke verlor auch ich durch die Wucht des furchtbaren Anpralles das Gleichgewicht, meine Füße strauchelten — ich taumelte zurück in die Tiefe.

„Das Blut gefror mir in den Adern, aber ich verlor keinen Augenblick die Besinnung. Mitten im Sturz faßte ich mit beiden Händen das Seil. Ich fühlte, wie das am Ende des Seiles befestigte Holz, auf dem ich saß, durch den prallen Sturz und das Gewicht meines Körpers unter mir zusammenbrach und ich nur durch das zweite um meinen Leib geschlungene kleine Seil noch mit der Oberwelt zusammenhing. „Hol' auf — hol' auf!" klang mein heller Ruf hinauf zu den Vettern, die mein Signal erwiderten, und sofort ward das Seil angezogen — ich schwebte in die Höhe. Der schwer getroffene Adler, das konnte ich noch bemerken, suchte sich mit den Krallen an den Felsenvorsprung anzuklammern, um das Nest zu erreichen.

„Herr, ich war in meiner Jugend einer der ersten Ringer und meine Arme und Muskeln waren von einer Stärke, daß sie sich mit den besten im ganzen Oberlande messen konnten. Aber ich war und bin auch, was man so sagt, ein „Mann von Gewicht" und bemerkte bald, daß das kleine Seil bei der langen Fahrt von 80 Fuß den schweren Körper nicht allein tragen konnte. Nothwendig mußten meine Arme mit helfen, wenn ich die Höhe erreichen wollte. Ich that, was in meinen Kräften stand, und umklammerte mit beiden Händen das große Seil, aber ich hatte nicht berechnet, daß bei der Schwere meines Körpers das Aufziehen nur langsam vor sich gehen konnte. Sehnsüchtig richtete ich meine Blicke nach oben. Wiederholt schrie ich den Vettern zu: „Hol' auf — hol' auf!" sie antworteten aufmunternd, aber die Fahrt ging deshalb doch nicht rascher, die Armmuskeln waren bis zum Uebermaß gespannt, und meine Kräfte schwanden mehr und mehr.

„Plötzlich fühlte ich, daß mich ein kalter Todesschweiß bedeckte. Beim sehnsüchtigen Aufblicke nach der Höhe bemerkte ich — noch jetzt durchschauert's mich kalt — wie sich unter der Last meines Gewichts der Knoten des kleinen Seils von dem größeren langsam löste und mit jeder Secunde der Augenblick näher heranrückte, wo ich mich allein auf die schon schwindenden Kräfte meiner Arme verlassen mußte.

* Eine ähnliche Situation scheint der bekannte Jagdmaler: Straßgschwendter in seinem vortrefflichen Bilde: „Adler, seinen Horst vertheidigend", benutzt zu haben. Der Verleger seines prachtvollen „Jagdalbums" hatte die Freundlichkeit, uns die Nachbildung dieses einen Blattes für unsere Gartenlaube zu erlauben und wir danken ihm dafür, indem wir zugleich alle Jagdfreunde auf das Kunstwerk aufmerksam machen. Das Jagdalbum enthält 34 Blatt in Tondruck, Scenen aus der niedern und hohen Jagd, sämmtlich meisterhaft in Auffassung und Ausführung.

Die Redaction.

Digitized by Google

Ich werde diesen Augenblick nie in meinem Leben vergessen. Mit jedem Ruck von oben zog sich der Knoten länger, rückte der Sturz in die Tiefe näher. Noch einmal rief ich den Vettern in höchster Seelenangst zu, fester und krampfhafter packten meine Fäuste das Seil, dann schloß ich die Augen — Gott meine Seele empfehlend und — der Herr im Himmel half.

„Seppel," rief es auf einmal neben mir und eine Hand packte in mein Haar und zog mich an sich. „Seppel — um Gott, was ist mit Dir? Wo hast'n Hut — wo'n Stock?"

„Ich öffnete die Augen. Meine beiden Vettern knieten auf der Höhe und zogen das Seil an, um mich auf festen Boden zu bringen. Ich war der Höhe näher gewesen, als ich geahnet hatte. Der Knoten, wenn auch schon halb gelöst, hatte immer noch gehalten und die Last bis zu Ende getragen. Vielleicht zwei Minuten später, und das Ende schnellte vom großen Seile ab und mich in die Tiefe. Als ich die Felsspitze erreichte, stürzte ich ohnmächtig zusammen. Wie lange ich so gelegen, weiß ich nicht; als ich aber nach einigen Tagen im Hause meiner Anverwandten wieder erwachte und erfahren hatte, daß ich stark gefiebert und viel böse Dinge gesprochen, hielt mir der ältere Vetter lächelnd einen Spiegel vor.

„Mein Haar war schneeweiß."

Reiseerinnerungen.*

I. Bamberg.

Der Michelsberg und das Bürgerhospital in Bamberg.

Wenn der schaulustige Reisende seinen Fuß durch die deutschen Gauen setzt, so prägen sich ihm vor allen solche Punkte ein, die ihm Auge und Herz besonders befriedigten und große geschichtliche Erinnerungen in ihm wach riefen. Darum sei es mir vergönnt, meine flüchtigen Reisebilder mit dem herrlichen Bamberg und seinen Umgebungen zu beginnen. Ist dieses doch eine der reizendsten Stellen in dem schönen, malerischen Garten, der den Main und die Regnitz umsäumt! Schon von Weitem gewährte mir Bamberg, die uralte, geschichtlich berühmte Bischofsstadt, einen zugleich majestätischen und deutsch gemüthlichen Anblick. Hoch über ihr emporragend winkte der Michelsberg mit seiner prächtigen ehemaligen Abtei, welche gegenwärtig in ein Bürgerhospital und eine Leihanstalt verwandelt ist, sowie seine Altenburg und aus der Mitte der Stadt wie ein ehrwürdiger Patriarch sein hehrer Dom einen ergreifenden Willkommengruß entgegen. Aber das Gefühl freudigen Entzückens und der Bewunderung ergriff mich, als ich die Staffeln des Michelsberges erstiegen hatte und in der Nähe der einzig schönen Abtei meine Blicke weit über die Stadt und ihre in jeder Beziehung reizende, üppige Umgebung schweifen ließ. Hier, in den schattig grünen Lindenalleen des ehemaligen Klostergartens, vor mir im Thal die ewig merkwürdigen Gebäude der Stadt und weiterhin die unermeßlichen Reichthümer einer gottgesegneten Flur, heimelte es mich an, als befände ich mich am hochklopfenden Herzen des deutschen Vaterlandes; wahrlich, ein Genuß, der den Touristen für lange Strapazen köstlich belohnt!

Bamberg, vormals die Residenz eines reichsfreien Hochstifts, ist eine der ältesten Städte Deutschlands und zählt gegenwärtig noch etwa 20,000 Einwohner. Sie ist im Allgemeinen in gutem Style erbaut und hat mit wenigen Ausnahmen lauter schöne, breite Straßen. Seinen Dom baute Kaiser Heinrich II. in reinem byzantinischem Style. Er enthält das Grabmal dieses Kaisers und seiner Gemahlin, des Papstes Clemens II. und vieler Bischöfe, welche einst hier in voller geistlicher Herrlichkeit den Krummstab schwangen. Die alte Residenz der Bischöfe, ein verwitterter und geschmackloser Palast, ist durch die im Jahre 1702 vom Kurfürsten und Fürstbischof Lothar von Schönborn auf demselben Platze aufgeführte neuere Residenz ganz in Schatten gestellt worden. Diese neuere Residenz, 1803 sammt allen übrigen Klostergütern säculasirt, ist unter Anderem dadurch merkwürdig, daß der französische Marschall Berthier sich am 1. Juni 1815 aus Verzweiflung über den Untergang des Napoleonischen Waffenglückes vom dritten Stock in die Tiefe stürzte und auf der Stelle verschied. Außerdem fesseln in der Stadt das ehemalige Jesuitencollegium, gegenwärtig zu einem katholisch-theologischen Seminar, einer öffentlichen, trefflich

* Unter diesem Titel werden wir unsern Lesern eine Reihe Abbildungen bringen, die ihnen in den Winterabenden als Erinnerungszeichen dienen sollen an schöne Sommer- und Ferienreisen, an sonnige Fahrten durch Berg und Wald. Die Stoffe dazu werden wir aus Nord, Süd, Ost und West unseres schönen Vaterlandes wählen. D. Redact.

einge.ichteten Bibliothek und einem ausgesuchten Naturaliencabinet dienend; ferner auf der äußersten Spitze der Stadt die alte Gertrudenkirche und die, jetzt protestantische, Kirche Sanct Stephan, aus dem elften Jahrhundert stammend. Den bei Weitem imposantesten Anblick aber gewährte mir die auf der Höhe des Michelsberges ruhende ehemalige Benedictinerabtei, ebenfalls von Kaiser Heinrich II. erbaut und seit 1803 säculariſirt. Ihre beiden Thürme ragen wie mächtige Erinnerungszeichen an die versunkene Glorie der Hierarchie in die Wolken und man kann sie nicht anschauen, ohne lebhaft daran zu denken, wie sie einst Zeugen waren von dem großen Einflusse geistlicher Herrschaft.

Ein helleres, freieres Leben waltet und entfaltet sich jetzt überall in der Runde. Muntere Gewerbthätigkeit, welche nicht mehr, wie vor Zeiten, blos einem exclusiven Stande zinsbar ist, verleiht der ohnehin freundlichen fränkischen Städteperle einen überaus gemüthlichen Charakter. Dieser magische Eindruck verstärkte sich in mir, als ich Bambergs Mauern verließ und vor seinen Thoren all' die herrlichen Flächen mit Spargel, Bohnen, Schoten, Salat, Zwiebeln, Radieschen, Kohlköpfen, gelben Rüben, Anis, Koriander, Mohn, Süßholz ꝛc. bemerkte, welche ein Zeugniß geben von der großen Ausdehnung der landwirthschaftlichen Gärtnerei Bambergs, namentlich auch des Anbaues officineller Kräuter. Statistische Ausweise nennen in Bamberg allein an 540 Gärtner mit circa 400 Gehülfen.

Noch einmal weckte der Anblick der kaum eine Viertelstunde von der Stadt entfernt hoch auf dem Berge liegenden Alten oder Babenburg, der Wiege Bambergs, in mir trübe, geschichtliche Erinnerungen. Hier, wo das Auge des Reisenden bis nach Nürnberg, Würzburg, Koburg, Baireuth ꝛc. schweifen kann, ermordete Otto von Wittelsbach im Jahre 1208 den unglücklichen Kaiser Philipp von Schwaben; hier vollführte ein elender Bischof den schändlichen Verrath gegen den Grafen Adalbert von Babenberg, indem er, als Bote eines die Burg belagernden feindlichen Heeres gekleidet, in die Burg kam, und ihren Besitzer aufforderte, zu Friedensverhandlungen ihm gegen das Versprechen des freien Geleits in's feindliche Lager zu folgen. Graf Adalbert erklärte sich ohne Furcht bereit dazu, denn er war ein gerader deutscher Mann, wie das schöne Bamberg auch damals deren viele barg. Nachdem er den Bischof köstlich bewirthet und dieser ihm geschworen hatte, ihn unversehrt in seine Burg zurückbringen zu wollen, ritten Beide über die Zugbrücke der sicheren Veste in's Freie, dem bischöflichen Feldlager entgegen. Kaum tausend Schritte weit hatten sie ihre Rosse getragen, da fing der Bischof an zu jammern und meinte, sein Tod müsse nahe sein. „Ach," rief er, „lasset uns nach Eurer Burg umkehren, auf daß ich nicht im Freien verende!" Graf Adalbert hieß ihn umkehren. Beide ritten wieder in die Burg. Da aber genas der Bischof so schnell, daß er in Begleitung des arglosen Grafen schon kurz darauf wieder herausreiten konnte. Im Lager angekommen, warf der Bischof plötzlich die höllische Maske ab, und ließ den Grafen fesseln. „Bindet den Hund!" schrie er jetzt, „und henkt ihn an den Galgen!" Graf Adalbert berief sich auf das ihm zugeschworne freie Geleit. „Wie," entgegnete der Bischof, „habe ich Dich nicht, wie ich geschworen, unversehrt in Deine Burg zurückgebracht, als ich unterwegs erkrankte, und wir umkehrten?" „O schändlicher Verrath!" rief schmerzvoll der getäuschte Mann, indem er die Hände vor's Gesicht schlug und solche pfäffische Bosheit nicht fassen konnte. Er mußte sterben. Mit Wehmuth ward mein Herz erfüllt, als ich durch eine Halle, die mit Schilden, Wappen und anderen Denkmälern einer längst erstorbenen Zeit geschmückt ist, in den inneren Burghof schritt, und den in dessen Mittelpunkt liegenden hohen Thurm bestieg. Erst als sich hier vor meinem Blicke das bezaubernde Panorama einer meilenweiten Umgebung mit Anhöhe und Thal, Holz, Feld und Garten aufrollte, und die glänzende Fluth der Regnitz flüchtig nach dem Maine dahinschoß, da ward der traurige Eindruck magisch verwandelt, und ich athmete wieder freier auf.

Noch muß ich, bevor ich die alte Babenburg verlasse, eines Mannes gedenken, dessen Name in der Literatur Deutschlands noch immer vielfach genannt wird, nämlich J. T. Hoffmann's, des Verfassers der „Phantasiestücke in Callots Manier", der einst in einem Thurmzimmer der Babenburg hauste, und hier mehrere seiner genial verfratzten Phantasien zeichnete, z. B. „die Elixire des Teufels", und so dem classischen Boden seine classische Narrheit einimpfte. Nur ungern scheide ich von dir, schönes Bamberg, und mein schautrunkenes Auge hängt an deiner lächelnden Flur, wie der Blick des liebedürstenden Jünglings am Antlitz der holdseligen Jungfrau. Du hast mich reich erquickt, Perle im Frankenlande, und zum Danke nehme ich dich als erstes Bildlein mit wenigen starken Strichen in meine Reisemappe auf. Da ist dieses Bildchen, freundlicher Leser der Gartenlaube; sieh Dir's an, und wenn Du Deinen Wanderstab durch das reich wechselnde Franken setzest, so vergiß ja nicht, Dir sein lockendes Urbild anzuschauen.

Erinnerungen eines alten Jenensers.

Zur Vorfeier des Jubelfestes.

Nr. 1.

In dem lieben alten Jena wird viel Freude und Lust sein. Die Hochschule feiert in der zweiten Hälfte des Augustmonats ihr dreihundertjähriges Jubelfest, und tausend ehemalige Burschen werden herbeiströmen, um sich noch einmal jung zu fühlen. Olim meminisse juvabit! Sie kommen aus allen Landen, wo die deutsche Zunge klingt und vaterländische Lieder singt, selbst aus Ungarn und Siebenbürgen haben sie sich angemeldet, und wenn das Gerücht Wahrheit spricht, werden auch alte „Germanen" nicht vermißt werden, die nun schon seit einem Menschenalter am Mississippi leben. Denn wohin wären nicht alte Jenenser verschlagen worden? Von denen, mit welchen ich einst so manches Kännchen Lichtenhainer oder Ziegenhainer geleert, war Einer längere Zeit Gouverneur der spanischen Provinz Huesca, nachdem er sich durch tapfere Kriegsthaten wacker hervorgethan. Ein Anderer, Gustav Körner, war Vicegouverneur des Staates Illinois und ist angesehener Bürger in der deutschen Stadt Belleville; ein Dritter, Wislicenus, hat die weiten nordamerikanischen Prairien durchzogen und die Felsengebirge überstiegen; ein Vierter Sibirien durchwandert; Andere sind im fernen Texas angesiedelt oder haben den Sand der afrikanischen Wüsten durchmessen, leben am Erie-See, in Australien, am Fuße des feuerspeienden Vesuv, unter allen Zonen. Den Meisten ist freilich ein ruhigeres Loos beschieden worden; sie rückten gemächlich in Amt und Würden ein und sind Pfarrer oder Richter, Advocaten, Professoren oder Aerzte geworden, sie bestellen den Acker ihrer Väter und Einige haben es bis zum Staatsminister gebracht. Aber Alle ohne Ausnahme, wo sie auch sein mögen, tragen warme Anhänglichkeit im Herzen für das liebe Jena, und wo immer alte Jenenser zusammentreffen, sei es irgendwo im deutschen Lande oder in ferner Fremde, — allemal ist bald ein freundschaftliches Einvernehmen gefunden, alte Erinnerungen tauchen auf und der Sinn wird froh. „Auf den Bergen die Burgen, im Thale die Saale und im Städtchen die Mädchen."

Und diese warme Empfindung wird durch die Zeit nicht abgeschwächt; bei mir wenigstens ist sie noch eben so frisch, innig und lebendig, wie damals, als ich das Lied anstimmen mußte: „Bemooster Bursche zieh ich aus." Auf nicht weniger als vier Universitäten habe ich studirt, deren Leben und Eigenthümlichkeiten kennen gelernt, auf allen gute Dinge gesehen und sehr heitere Tage in jugendlicher Lust verbracht; ich kenne noch ein halbes Dutzend anderer Hochschulen, aber keine ist mir so lieb gewesen und geblieben, wie Jena. Auch habe ich gefunden, daß bei meinen sämmtlichen Freunden und Bekannten dasselbe der Fall ist. Dieses kleine, auch heute noch von keinem Schienenstrange berührte Jena übt einen ganz eigenthümlichen Zauber. Schon der Anblick des Städtchens macht aus der Ferne einen sehr freundlichen Eindruck, es liegt so ruhig und wohlig hingegossen in dem reizenden Thale, die Umgebungen sind von vornherein so anmuthend und werden einem täglich lieber. Das Ganze ist eine ruhige, freundliche Idylle, die unser Herz erquickt, und in der Stadt selbst fühlt man sich schon nach wenigen Tagen heimisch. Man weiß sich unbehindert, man findet fröhliche Kumpane aus allen Gauen und lebt sich rasch ein. Durch Jena ist, dem Himmel sei es gedankt, nie ein finsterer Geist gegangen, die Bücker und Mucker haben in der reinen Luft keinen Boden gewonnen; das Andenken an jene großen Tage, in denen

Digitized by Goog

diese kleine Stadt eine Centralsonne war, von welcher aus belebende und anregende Geistesstrahlen das Leben des gesammten Vaterlandes durchwärmten, dauert noch fort und wird nach Gebühr in Ehren gehalten.

Seit ich Jena zum ersten Male betreten, sind nicht weniger als — vierundsechzig Semesterwellen über die thüringische Hochschule hinweggerauscht und über mein Haupt, auf welchem vereinzelte graue Haare sichtbar werden! Es liegt etwas Wehmüthiges darin, wenn man auf eine so lange Zeit zurückblickt, welche Jedem manche harte Prüfung auferlegt hat. Aber man wird rasch wieder froh, wenn man sich selber sagen kann, daß man sich tapfer und rechtschaffen durch das Leben geschlagen und sich selber freie Bahn gebrochen hat, und wenn man sich frisch und ungebrochen fühlt. Ich wüßte nicht, daß meine Empfindungen weniger warm und lebhaft wären, wie damals, als mir die Kunitzburg und der weltberühmte Fuchsthurm zum ersten Male entgegenwinkten.

Damals war ich eben siebzehn Jahre alt. Sechs Semester hatte ich in der Prima meines vaterstädtischen Gymnasiums zugebracht und war vollreif zur Universität, die ich schon früher hätte beziehen können; allein ich sollte so jung nicht zur Universität, obwohl ich mir einbildete, daß ein angehender Schnurrbart, der schon für was mehr als weichen Flaum gelten wollte, mich zum Abgange berechtigte. Ich konnte die Zeit der Maturitäts-Prüfung kaum erwarten, ich schrieb die lateinische Rede, welche ich vor Ostern beim Abgangsactus zu sprechen hatte, mit einer Art von Inbrunst, denn sobald sie gehalten war, lagen ja nur noch wenige Wochen zwischen dem Pennal und dem Studio, und mit den ersten Frühlingsknospen begann für mich die goldene Zeit.

Damals waren in der Studentenwelt sehr aufgeregte Tage. Die Burschenschaft stand im Geruche der Demagogie, sie hatte an Herrn von Kamptz, der 1848 selber eine schwarz-roth-goldne Cocarde und Schleife trug, an Herrn Schmalz, an Herrn von Ahrens in Gießen, überhaupt in Cabineten, auf Thronen und in den Curatorien der Universitäten bittere Feinde. Sie war geächtet und wurde verfolgt. Die Mainzer Untersuchungscommission hatte aufgeräumt, die Verbindungen gesprengt, viele Hunderte von Mitgliedern relegirt. So war es namentlich in Göttingen und Halle geschehen, von wo dann die Fortgeschickten zurückkamen, um in der Heimath ein halb müßiges Leben zu führen. Sie waren zugleich verbittert und enthusiastisch, denn die Sache, für welche sie leiden mußten, wurde ihnen nur noch theurer. Wir Gymnasiasten kamen mit ihnen in mannichfache Berührung und wurden halb und halb in die Mysterien des Studentenlebens und des Verbindungswesens eingeweiht. Bald waren uns alle Burschen bekannt, die eine Rolle gespielt hatten; diese Haupthähne wurden uns lieb und wir sehnten uns, sie von Angesicht zu Angesicht vor uns zu haben. Auch von den Vorträgen und Eigenthümlichkeiten der Professoren wurde uns viel erzählt, überhaupt unsere junge Phantasie lebhaft beschäftigt.

Allmählich ließ die Verfolgung von Seiten der Behörden etwas nach. Zwar lag noch immer auf der Burschenschaft ein schwerer Druck und die eigentliche Verbindung war und blieb gesprengt. Allein es bildeten sich wieder Ansätze, die dann freilich nicht öffentlich hervortraten, an welche sich aber Hunderte anschlossen und die sogenannte weitere Verbindung bildeten. Man trug wieder die alten lieben Farben des deutschen Reiches und sang dabei Spottlieder, deren Text zu jeder Melodie paßte, z. B.:

„Auch Barette sind verboten,
Und zumal die schwarz und rothen,
Denn den Farben schwarz-roth-gold
Ist man in Berlin nicht hold.
Auf die neue Mode."

Von meinen speciellen Landsleuten studirten zu jener Zeit viele in Halle, wo die Meisten eifrige Mitglieder der Burschenschaft waren. Zu Ostern und Michaelis kamen sie in die Ferien, in welche sie gewöhnlich Commilitonen aus ferneren Gegenden, namentlich aus Schlesien, Pommern und Westphalen mitbrachten. Es waren kräftige, sehr gebildete Menschen unter ihnen, die uns imponirten. Sie trugen altdeutsche Röcke, langes Haar, gestickte Hemdkragen und steckten Federn auf die Barette, wenn mit uns Gymnasiasten ein Feriencommers veranstaltet wurde. Ein paar blanke Glockenschläger fehlten nicht, der Präses hielt eine Rede, in welcher er begeistert die vaterländischen Bestrebungen der Burschenschaft hervorhob, vom alten Kaiser Rothbart im Kyffhäuser sprach und entwickelte, welchen Verfolgungen die gute Sache ausgesetzt sei.

„Habt Ihr Muth? Fürchtet Ihr Euch vor Verfolgungen? Dann werdet keine Burschenschafter, dann tragt nicht diese deutschen Farben, sondern geht unter die Landsmannschafter, die Schooßkinder des Curators, die nur an Pauken und Kneipen denken und sich um's Vaterland nicht bekümmern."

Der Präses setzte sich, klopfte mit dem Schläger auf die Tafel und begann das „Brause, Du Freiheitsdrang, brause wie Wogendrang aus Felsenbrust."

Ein solcher Präses gab mir Jahn's „Volksthum." Er hatte den „Alten" mehrmals in dessen Verbannung in Freiburg an der Unstrut besucht und trug mir Grüße auf, da ich, wie sich von selbst verstehe, ihn doch einmal besuchen werde. Das Buch machte auf mich einen tiefen Eindruck und noch heute weiß ich viele Stellen desselben auswendig.

Die Zeit, in welcher die Collegia begannen, rückte heran. Ich hatte mich entschlossen, zunächst einige Semester in Jena zu studiren und dort in die Burschenschaft zu treten. Mein Vater wollte den einzigen noch blutjungen Sohn nicht allein ziehen lassen, sondern ihn an Ort und Stelle bringen und sehen, wie er es dort haben werde und wo er bleibe. Der Onkel gab seine Pferde, Wagen und Kutscher; die mehr als dreißig Meilen sollten in drei Tagen zurückgelegt werden. Eine so lange Fahrt galt damals für eine erklecklich weite Reise und kostete der Mutter viele Thränen. An einem Montage oder Freitage sollte sie um keinen Preis angetreten werden und so wurde ein Sonnabend gewählt. Einige Schulfreunde fuhren mit bis zur nächsten Stadt; sie wollten am folgenden Tage nach Göttingen abgehen. Nachdem sie uns verlassen, blickte ich munter vorwärts und hörte, ich will es aufrichtig gestehen, nicht viel auf die guten Regeln und Mahnungen des Vaters, weil ich dieselben schon so oft vernommen und seit langer Zeit mir eingeprägt hatte. Ob ich sie alle befolgt habe? Alle nicht, insbesondere habe ich es im Punkte der Sparsamkeit nicht so genau genommen, wie er wollte, viel mehr Kännchen und Gläser geleert, als er für zuträglich hielt, ich bin auch nicht ohne Paukereien davon gekommen und habe etliche Schulden gemacht. Der Student pflegt seinen eigenen Weg zu gehen; habe ich weiland Jenenser Burschenschafter doch das Herzeleid erleben müssen, daß mein Sohn ein Corpsbursche geworden ist, obwohl ich ihm für einen solchen Fall Entziehung aller Subsidien in Aussicht gestellt hatte. Ich muß mich damit trösten, daß einer wahren Säule der Jenaischen Burschenschaft, einem geistlichen Herrn in hohen Würden, mir damals sehr befreundet und von uns allen der „kleine Jahn" benannt, dasselbe Schicksal begegnet ist. Unsere Herren Söhne tragen 1858 „der bunten Farben herbstliches Spiel", während von den Vätern 1826 meine Person die Burschenfarben trug, der „kleine Jahn" aber, der „Abhärtung wegen", jede Kopfbedeckung verschmähete und jede Bekleidung, außer Leinwandhosen, altdeutschem Rock und kurzen Stiefeln, für durchaus überflüssig hielt. Kein Student kann behaupten, daß er ihn jemals, gleichviel ob im Winter oder Sommer, bei Schnee oder Sonnenbrand, in einer Mütze gesehen habe. Der alte Jahn hatte an dem kleinen Jahn seine wahre Freude; noch jetzt legt dieser Letztere in einem Tage mit Bequemlichkeit sechzehn Wegstunden zurück und liest eifrig die — Kreuzzeitung!

Ich mochte die Landsmannschafter nicht leiden und war von vornherein gegen sie eingenommen, weil nach unsern Ansichten ihnen der Patriotismus fehlte und weil sie von den Curatorien begünstigt wurden, während meine Freunde nur auf Ungunst zu rechnen hatten.

In Alsleben an der Saale fuhr ein Wagen an uns vorüber, in welchem Hallesche Märker saßen. Den „schönen Fritz", ihren Senior, kannte ich von Ansehen; seine Heimath war nur wenige Stunden von der meinigen. Es ließ sich nicht abstreiten, daß Premper aus Oelber am weißen Wege ein „forscher Kerl" war; er sah in seiner orangegelben Mütze stattlich aus und unter ihm zählte die Marchia mehr als sechzig Köpfe. Jetzt soll der schöne Fritz im Staate Wisconsin sein, aber nicht als Seelenhirt, sondern als wohlhabender Landwirth. Während ich meinem Vater von den Halleschen Landsmannschaften allerlei erzählte, fuhr meines Onkels Kutscher, der ein Herrnhuter war, uns drei Mal um die Kirche herum, aus welcher Gesang und Orgelton zu uns drangen. Der Papa wurde gerührt und hielt das für eine gute Vorbedeutung.

An jenem Sonntage war das Wetter warm und klar und wir saßen so recht gemüthlich in der Halbchaise. Da sprengten mittwegs zwischen Halle und Könnern Studenten in Lederhosen

Digitized by Google

und Kanonenstiefeln heran, um „Füchse abzufangen“. Das war zu jener Zeit Sitte; man ritt auf den Straßen den neu Ankommenden entgegen, um sie möglicherweise für die Verbindung zu „keilen“. Jene Reiter trugen blau-weiße Cerevismützen, nur einer hatte eine Bärenmütze, von welcher ein blausammetner Sack oder Beutel mit silberner Quaste bis nahe zur Hüfte hinabhing. Sie machten vor unserem Wagen Halt und sahen hinein, es war aber für sie keine Beute darin. Ich hielt ihnen meine Pfeife mit den schwarz-roth-goldnen Quasten entgegen und sie ritten mit einem „Guten Morgen“, den ich eben so lakonisch und in dem obligaten langen und gezogenen Studententone erwiderte, weiter gen Könnern, wo ihnen dann der schöne Fritz mit den übrigen Märkern begegnet sein muß. Mein Vater schlug plötzlich die Hände zusammen, zeigte nach dem Chausseegraben, und ich begriff im Augenblick, weshalb er so entsetzt war. Da lag in jenem Graben neben einer Pappel ein Bruder Studio, auch mit Lederhosen und Kanonen angethan, und schlief in der Sonne den Schlaf der Gerechten, die ja auch manchmal von einem Rausche heimgesucht werden. Die blauweiße Mütze war ihm vom Kopfe gefallen, der Philistergaul graste in aller Gemüthlichkeit. Das Ganze war ein Bild, das meinem Vater großen Kummer machte. Er meinte, es sei schändlich, daß die Cameraden diesen Menschen so im Graben liegen ließen, denn der Boden sei feucht und der Student könne sich erkälten; schändlich sei es von dem Studenten, daß er sich, noch dazu an einem Sonntage, so betrunken habe; dergleichen verstoße gegen alle „Conduite“, und wenn nun das seine Eltern erführen! Und ob wir ihn nicht aufwecken sollten, da ja ein Vorübergehender ihm leicht Uhr und Geld aus der Tasche nehmen könne? In dieser letztern Beziehung suchte ich meinen Vater zu beruhigen, indem ich meinte, ein Bruder Studio könne vor Anfang des Semesters gar kein Geld haben, und was die Uhr angehe, so wollte ich wetten, daß der Pommer im Graben eine solche nicht habe, da sie sicherlich im Versatzamte Gevatter stehe.

„Aber du lieber Himmel, wenn diese Menschen kein Geld haben, wie können sie denn solche Suiten machen?“

„Auf Pump, lieber Vater,“ antwortete ich lakonisch.

Er wurde sehr nachdenklich und sprach dann:

„Gott, unter solche Menschen sollst Du gerathen, unter so rüde Menschen!“

Ich suchte ihn damit zu beruhigen, daß jene Reiter nur Landsmannschafter seien, und daß dergleichen bei „uns“ Burschenschaftern gar nicht vorkomme. Es ist aber auch unter uns Aehnliches vorgekommen. Zum Beispiel. Wir waren einmal in Ziegenhain bei Jena und traten Abends den Rückweg an. Der Schnee lag hoch. Wir nahmen Kienfackeln und zogen in langer Reihe oben am Hohlwege hin. Es wäre kühn, zu behaupten, daß wir, wir Burschenschafter, bei klarem Verstande gewesen wären; auch waren unsere Schritte und Tritte nicht sicher. Einer nach dem Andern sank in den Ziegenhainer Hohlweg, fiel ab und lag im Schnee, wie jener Pommer im Graben bei Könnern. Zum Glück hatten wir keine Pferde und sprengten nicht fort, sondern halfen einander empor, so gut es eben ging. Auch der „lange Itze“ erhob sich und zog wohlgemuth mit auf den Burgkeller, wo er dann nach einer Stunde verspürte, daß eine Schraube los sei; er hatte sich nämlich den Arm verrenkt. Dieses wurde kund gemacht, der lange Itze auf den Tisch gelegt, und nachdem ein Dutzend angehender Aesculape ihn grenzenlos mißhandelt hatten, war der Arm wieder eingerenkt. Der Patient hörte nun auf zu schreien und das Erste, was er wieder sprach, waren die unvergeßlichen Worte:

„Ich trinke Euch schlechten Medicinern Allen und Jedem Einen vor!“

Und so geschah es.

Mit der Dämmerung fuhren wir in Halle ein und fanden noch Zeit, durch die Straßen und über den Markt zu gehen. Wir standen vor dem Roland, als uns abermals Pommern ein Lebensbild vorführten. Zwei von ihnen schleiften einen Dritten, der nur mühsam gehen konnte, mit sich, um ihn irgendwo auf ein Bett oder Sopha zu bringen, denn der volle Jüngling bedurfte der Ruhe. Mein Vater war außer sich; am Sonnabend hatten wir in Halberstadt einen Westphalen gesehen, der sich aus Renommage die Pfeife mit einem preußischen Thalerscheine anstreckte, am Sonntage Pommern im Graben und auf dem Halleschen Markte, und Abends erzählte uns im Gasthause ein Philister beiläufig, daß ein Märker (der nachher unter die Frommen im Lande gegangen ist) binnen fünf Minuten fünfundvierzig Gläschen Kümmel getrunken und doch an demselben Abende von Kröllwitz seinen Weg zurückgefunden habe. Nun wollen wir es mit der Zahl 45 in 5 Minuten nicht so genau nehmen, denn Philister auf Universitäten schneiden manchmal auf, als wären sie Berliner; gewiß ist aber, daß damals auf den norddeutschen Universitäten viel Branntwein getrunken wurde. In Göttingen habe ich selbst gesehen, daß namentlich die Ostfriesen dem „Gandihl'schen Bittern“ alle Ehre anthaten, und auch in Halle ging jene Unsitte im Schwange; in Jena kannte man sie nicht.

Es war mir nicht recht, daß ich keinen Studenten mit schwarz-roth-goldner Mütze sah, denn ich hätte ihn ohne Weiteres angeredet und wäre mit ihm auf das Burschenhaus gegangen. Aber beim Drechsler Madut war der Laden offen und ich konnte mir einige Pfeifen mit Quasten kaufen. Mein Vater blieb inzwischen im Gasthofe und ich fand ihn, als ich zurückkam, sehr schweigsam. Diese Halleschen Studentengeschichten machten auf ihn einen unangenehmen Eindruck und wir wurden erst wieder gesprächig, als wir bei Dornburg einen Blick in das schöne Thal der Saale gewannen. Ein paar Stunden später waren wir in Jena, machten am Dienstag einige Ausflüge in die Umgegend, mietheten eine Wohnung und Mittwoch in aller Frühe fuhr der Herr Papa wieder heim; ich begleitete ihn bis Zwätzen und erhielt zum Abschied noch einmal die obligaten guten Lehren und obendrein scharfe Warnungen, an denen offenbar die Halleschen Pommern schuld waren.

In Jena kannte ich Niemand; meine Landsleute wollten erst acht Tage später aus den Ferien zurückkommen und zu Anfang der Collegia eintreffen. Es waren nur erst einige Studenten da, die Straßen sehr still. Etwa um acht Uhr früh kam ich von Zwätzen zurück. Gestern hatte ich von Jena selbst nicht viel gesehen, heute konnte ich es mir in aller Muße betrachten und war ein freier Mann. Ich ging um den Graben und lenkte dann meine Schritte unwillkürlich nach dem Burgkeller, der im Leben der deutschen Jugend eine so große Bedeutung gehabt hat. Wie viele Tausende haben in jenem Eckzimmer gesessen, getrunken und gesungen und sich unbeschreiblich glücklich gefühlt! Mir galt Jena für eine Art Mekka der Burschenschaft und der Burgkeller für die Kaaba, die ich mit einer Art von frommer Scheu betrat. Es war noch kein Student da, aber die „Frau Bettern“, welche viele Jahre als Wirthin dem Burschenhause rühmlich vorgestanden und nie mit doppelter Kreide an die schwarze Tafel geschrieben hat, erschien bald und sah mit geübtem Kennerblicke, daß sie in dem jungen Blut aus Niedersachsen einen Fuchs vor sich hatte. Das Gespräch der erfahrenen kleinen Frau mit den schlauen Augen, von der ich schon Manches hatte erzählen hören, war ermunternd, und an jenem Morgen wurde zwischen uns eine Freundschaft geschlossen, die niemals wankte. Frau Bettern hat mich nur ein einziges Mal sanft „getreten“, und damals wies sie mir überzeugend unter vier Augen nach, daß sie wirklich Geld nöthig habe und daß ihre Ausstände eine sehr beträchtliche Höhe erreicht hätten. Wie gern hätte ich sie damals bezahlt, aber war nicht kurz vorher, ich weiß nicht mehr, ob in Kahla oder Eisenberg, Vogelschießen gewesen? Ich demonstrirte ihr, was Unmöglichkeit sei, und als ich einige Zeit nachher mit ihr Nachmittags eine Tasse Kaffee trank, borgte sie mir mit Vergnügen dreißig Kopfstücke. Sie war eine sehr wohlhabende Frau mit trefflichen Eigenschaften, hatte große Menschenkenntniß und wußte jeden Studenten richtig zu nehmen. Schon nach einer halben Stunde hatte sie mich gut orientirt und mir nebenbei manchen praktischen Wink gegeben.

Dann ging ich auf den Markt und rauchte meine Pfeife, an welcher natürlich Halleſche Quasten prangten. Aus der Netzei an der Ecke kamen einige Studenten, aber sie trugen grün-roth-gold, waren also Franken, Landsmannschafter, und folglich nicht meine Leute. Sie hatten Rappiere und fochten, was damals in Jena allgemeiner Brauch war; man trug das Floret in der Hand oder steckte es in die Mappe querüber, und traf man einen Bekannten, mit dem man einen Gang machen wollte, so geschah es gleich an Ort und Stelle, auf dem Markte, auf dem Eichplatze oder auf dem Graben. Nachher steckte man das Rappier wieder in die Mappe und ging weiter. Ich sah den Franken zu und ergötzte mich an ihrem Stoßen, bis ich drei Burschenschafter um die Karlei biegen sah. Endlich! Vor der Weinschenke des Stadthauses sah ich einen behäbigen Philister, der sollte mir Rede stehen.

„Können Sie mir nicht sagen, wie die drei Burschen da heißen?“

Digitized by Google

„Ei ja, die Herren kenne ich. Der Große da ist der Herr Stülpnagel, der Kleine mit dem rothen Barte der Herr Pamel und der Dritte, das ist der Herr Kaptein."

Wie doch der Zufall spielt! Gerade an den Ersten und den Dritten hatte mir mein Landsmann P. ganz besondere Grüße aufgetragen; zu ihnen sollte ich gehen, um mich einzuführen. Alle Drei waren forsche Leute aus Mecklenburg. Damals spielten die Mecklenburger in Jena in der Burschenschaft eine große Rolle; sie waren meist Juristen, welche den „Staats Schmidt" und den „alten Martin" hören wollten; sie hatten gute Wechsel und stießen eine rechtschaffene Klinge. Niemals habe ich Jemand „patenter" stoßen sehen, als den Mecklenburger Buschmann; es war eine rechte Freude, zu sehen, mit welcher Kraft und Gewandtheit er die Waffe handhabte. Mehr oder weniger waren alle sehr brave Leute, aber geistige Regsamkeit in höherem Grade war nicht bei vielen; in dieser Beziehung waren sie durchschnittlich Mittelgut, ohne erheblichen Schwung, aber mit einem gewissen praktischen Treffer. Davon machten nur Wenige eine Ausnahme, so viel ich weiß, sind auch nur ein Paar in späteren Zeiten rühmlich aufgetaucht; die Andern haben sich begnügt, in engeren Kreisen zu wirken, was ja auch nicht unrühmlich ist, wenn man nur seine Pflicht thut; es wäre ja auch nicht gut, wenn Jeder berühmt würde. Ein ganz prächtiger Mensch und liebenswürdig, wie wenige, war Kurt Besendahl, wenn ich nicht irre, aus der Gegend von Rostock; wir Alle hatten ihn herzlich lieb und das Auge der Frau Bettern leuchtete, wenn sie ihn nur sah. Leider ist er früh gestorben, aber tief betrauert von Allen, die ihn gekannt haben.

Auf Kleiderluxus gab zu jener Zeit der Student in Halle und Jena nicht viel; namentlich die Burschenschafter trieben die urthümliche Einfachheit sehr weit, und was ich oben vom Anzuge des kleinen Jahn gesagt habe, paßte noch auf manchen Anderen. Ein als Schriftsteller und Dramatiker berühmt gewordener Hallenser besaß für Winter und Sommer nur einen grünen Flausrock, der kaum bis an die Knie reichte; er hatte ihn schon auf seinem schlesischen Gymnasium getragen und half mit diesem unschätzbaren Kleidungsstücke gern seinem Stubenburschen aus, der auch nur einen einzigen Rock besaß.

Ein ausgezeichneter deutscher Sprachforscher, der seit lange in der Schweiz lebt, brachte 1822 einen altdeutschen Rock von Zittau mit nach Leipzig und dann nach Jena. Daß er etwas fadenscheinig aussah, will ich nicht in Abrede stellen, aber er hielt doch 1830 noch zusammen. Dann aber erhob sich eine Schwierigkeit. Inhaber des Rockes wollte promoviren und bedurfte zu diesem Behufe eines Fracks. Gab es in der Jenaischen Burschenschaft ein solches Kleidungsstück, das von uns so gründlich verachtet wurde? Die Antwort war schwierig; endlich wurde ermittelt, daß die sorgsame Mutter des langen Ihe den schwarzen Einsegnungs-Frack mit in den Koffer des Sohnes gepackt hatte. Nun war aller Noth Ende, denn der Confirmationsfrack paßte dem damals äußerst schmächtigen, heute freilich sehr wohlbeleibten Doctorandus, als wäre er angegossen gewesen. Wer sich „patent" trug, wurde von Vielen mit einer Art Ungunst betrachtet, und man bezweifelte, ob er correcte burschenschaftliche Grundsätze haben könne. Die eigentliche Herrschaft des sogenannten altdeutschen Rockes war freilich zu meiner Zeit schon vorüber; im Sommer konnte er mit blauen oder grauen Fuhrmannskitteln keinen Wettbewerb halten und in der Winterzeit wurde er vom Flausrock überflügelt. Die Landsmannschafter ihrerseits suchten etwas daria, möglichst patent zu sein und sich „herauszuschnipeln", dafür ernteten sie aber von Seiten urwüchsiger Burschenschafter nur eine unaussprechliche Summe von Verachtung ein. Ich für meinen Theil, der ich in dieser Beziehung im Stillen mit den verruchten Landsmannschaftern sympathisirte, hatte anfangs mit allerlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die mir mein blauer Schnürenrock zuzog. Außerdem trug ich, horribile dictu! Vatermörder und wollte doch Burschenschafter werden! Gleich am ersten Tage kam ich schön an, wie der geneigte Leser sogleich erfahren soll.

Die drei obengenannten Mecklenburger schlenderten den Markt hinab. Ich faßte mir ein Herz, ging gerade auf sie zu, brachte meinen Gruß von P., und man gab mir die Hand, ohne gerade zuvorkommend zu sein. „Stülpnagel" war ein schlanker Mensch mit goldblonden Locken und sehr einfachem Anzuge, die Brust trug er bloß; „Pamel" war kleiner und breitschultriger, der „Kaptein" eine jener Figuren, die man nie wieder vergißt. Er mochte damals reichlich 26 Jahre alt sein, und die Züge seines breiten und knochigen Gesichts waren so scharf ausgeprägt, ich möchte sagen ausgewirkt, wie bei einem Fünfziger, den Stürme des Lebens und der Leidenschaften vielfach umhergewettert haben. Er trug sich stets einfach schwarz, und ich habe ihn nie mit einer farbigen Mütze gesehen, außer wenn er im Bierstaate zu Zwätzen auf dem Kaiserthrone saß. Er war eigentlich der wahre Haupthahn in der Burschenschaft, und es haftete etwas Mysteriöses in ihm. Von seiner Vaterstadt Rostock aus war er mit seinem Schwager, einem Schiffsführer, zur See gegangen, und 1822 zur Zeit des gelben Fiebers in Barcelona gewesen. Er kannte viele Häfen des Mittelmeeres, war dem Seeleben eifrig zugethan, und erklärte uns alle seemännischen Ausdrücke in Coopers Lootsen, den wir während des Sommers 1826 in kleinerm Kreise mit großem Eifer lasen. Den Spitznamen „Kaptein" erhielt er eben seiner Seefahrten wegen, von denen er übrigens nur selten sprach; er war überhaupt schweigsam und verschlossen und verkehrte nicht mit Vielen. Seine Haut war tief gebräunt, sein Auge scharf und stechend, seine Ausdrucksweise kurz und bestimmt, und nicht selten mischte er ihr eine eigenthümliche Ironie bei. Die „Landeskinder", d. h. die thüringischen Studenten, sahen im Kaptein einen seltsamen Menschen; es ging unter Einigen die Sage, er möge wohl Seeräuber gewesen sein, während Anderen „der Zaun aufgebunden" wurde, er sei in Algier Galeerensclave gewesen, und durch eine schöne Türkin befreit worden. Sein oft nachdenkliches Wesen und seine Schweigsamkeit habe sich erst eingestellt, als er erfahren, daß sein eifersüchtiger türkischer Gebieter jener Lebensretterin den Kopf abgeschlagen habe. Eine andere Lesart behauptete dagegen, sie sei in einen Sack gesteckt und elendiglich ersäuft worden. Der Kaptein lebt noch als Arzt irgendwo in den westlichen Staaten Nordamerika's.

Mit dem Kaptein und den beiden andern Mecklenburgern ging ich an's schwarze Bret, um zu sehen, welche Professoren bereits ihre Collegia angeschlagen hatten, und las ein Relegat, dergleichen der alte Eichstädt so viele in seinem Leben verfaßte, alle im zierlichsten Latein, mit durchaus ciceronianischer Redeweise. Der alte Römer selbst oder Muretus hätten sie nicht in eleganterm Styl schreiben können, auch wußte sich der alte Professor der Eloquenz viel damit, daß man auf keiner andern Universität so schöne und correcte Relegate zu verfassen im Stande sei. Ich weiß nicht mehr, wer der so zierlich abgethane Sünder war, noch was für Unfug er angestellt hatte, ob er z. B. mit dem Pedell Dorschel in unsanfte Berührung gerathen war; denn wir gingen nach dem Burgkeller, um einen Morgentrank einzunehmen, ein Glas Wöllnitzer Bier, das mit dem obligaten: „Frau Bettern, ein Glas Knotenwuchs!" bestellt wurde. Ich war sehr glücklich, als ich das strohgelbe Naß vor mir hatte. Dabei wurde ich ausgefragt: „Was willst Du studiren, welche Collegia willst Du hören?" Ich stand Rede und gab Antwort, vernahm auch Urtheile über die Professoren. Plötzlich sah mich der Kaptein mit einem ironischen Blicke an, und sprach im besten mecklenburger Plattdeutsch:

„Kiek mal, Bos, wat häst Du denn da för Dinger? De moßt Du afleggen, de passet nich for Jena; wenn Du Burschenschafter syn wult, so do de Jammerlappen weg."

Nun hatte ich als krasser Fuchs alle mögliche Hochachtung vor so forschen Kerlen und Haupthähnen, mir wollte aber doch die Logik nicht einleuchten, welche meine Vatermörder mit der löblichen Burschenschaft in Zusammenhang brachte. Was hatten steife Hemdenkragen mit vaterländischen Bestrebungen zu thun? Mich verdroß jene Frage sammt der apodiktischen Zuthat, und ich antwortete keck, daß ich meine Vatermörder nicht ablegen würde; ich habe übrigens gar nichts dagegen, wenn Andere umgeklappte Hemdkragen trügen. Das sagte ich ganz resolut; der Kaptein lächelte beifällig, und Stülpnagel, dessen Lachen allzeit olympisch war, rief laut:

„Kiek mal, wat de Bos for eene Snute hät."

„Wir haben eben ein Eichstädt'sches Relegat gelesen, wie würdest Du das, was Du eben sagst, in classischem Latein ausdrücken?"

Das war eine kühne Frage, welche unbeantwortet blieb.

„Sieh mal, der krasse Fuchs will uns examiniren! Wie würdest Du denn lateinisch ausdrücken, daß Du ein so vorlautes Maul hast? Kiek mal!" Man war verwundert über eine solche Keckheit.

Ich hatte meinen Tacitus gelesen, und mir war die prächtige Schilderung gegenwärtig, welche der „erste Priester der Wahrheit, den Rom hervorgebracht," (so nennt Luden ihn) von dem Aufstande

Digitized by Google

der pannonischen Legionen entwirft, und die Portraitzeichnung des vermaligen Schauspieldirectors Percennius.

„Ich würde sagen, ich sei lingua procax gewesen.“

Damit war meine philologische Gelehrsamkeit über allen Zweifel festgestellt, und mir des Kapteins Wohlwollen gesichert. Ich war aber kein Philolog von Profession und, gottlob, auch kein Theolog.

Es ist merkwürdig, wie lebhaft dergleichen an sich so unbedeutende Dinge dem Gedächtnisse sich einprägen. Heute, nach 32 Jahren, ist es mir, als sei das Alles erst gestern geschehen.

Die Ferien waren zu Ende, die Immatriculation hatte stattgefunden, die Collegia begannen. Jena konnte mit seinen beschränkten Geldmitteln nicht gegen reichbegabte Hochschulen, wie Berlin oder Göttingen ankommen, und auch heute noch erhalten die besten Professoren ein geringeres Gehalt, als in den Hansestädten ein erster oder zweiter Handlungsdiener, oder ein Musterzeichner in Elberfeld oder ein Maschinenbauer. Doch haben günstige Umstände es gefügt, daß die kleine Universität an der Saale stets sehr bedeutender wissenschaftlicher Kräfte sich erfreute. Zu meiner Zeit war freilich der große Glanz aus den Tagen, da Fichte, Paulus und die übrigen Heroen in frischer Jugendkraft dort gewirkt, längst vorüber; auch zählte die Hochschule nicht anderthalbtausend Studenten, wie in den ersten Jahren der Burschenschaft; aber wir waren immer noch mehr als sechstehalbhundert Studenten, und unter den Professoren befanden sich Gelehrte ersten Ranges in allen Facultäten. Jena zeichnete sich namentlich durch die Anregungen aus, welche der kleine Ort in reichlicher Fülle gab; man fühlte sich gepackt, erhielt eine gewisse Weihe, sah sich getragen und gehoben; das alles Guten fähige Gemüth der Jünglinge bekam schöne Eindrücke, und manche Professoren waren Männer, zu denen man mit wahrhafter Verehrung hinaufblickte. Die Collegia wurden fleißig besucht, und ich glaube nicht, daß ich einen von Luden's Vorträgen anders als gezwungen versäumt habe.

Luden war als Docent von ganz ungemeiner Bedeutung. Der feine Mann von Welt mit der saubern Kleidung, dem freundlichen Gesicht und dem sehr gemessenen und würdigen Wesen, gewann uns Alle. In früheren Zeiten, bevor man ihn als „Demagogen“ verdächtigt hatte, stand seine Persönlichkeit den Studenten näher, und er empfing sie gern in seinem Hause. Es war geradezu lächerlich, einen so besonnenen, umsichtigen und weltklugen Mann als einen Jugendverderber zu bezeichnen. Gewiß hat nie ein Jüngling aus Luden's Munde etwas Anderes vernommen, als Gutes und Edles, und wohl dem, welcher dem Rathe eines solchen Lehrers gefolgt ist. Luden war ein gebildeter Kopf, und begreiflicherweise freisinnig, wie denn ein Historiker mit fünf gesunden Sinnen und rechtschaffenem Charakter nicht anders sein kann. Karl August von Weimar und Goethe wußten ihn zu schätzen, und würdigten sehr wohl, was er für Jena war. Seine große Bedeutung lag nicht sowohl in dem Wissen und der Gelehrsamkeit, sondern im Vortrage, in der anregenden und gewinnenden Weise desselben, in dem edlen Pathos, mit welchem er geschwängert war. Manche haben vielleicht die wissenschaftliche Anlage seiner Vorträge anders gewünscht, aber Jeder wird sagen, daß Luden's Collegia eine erhebende Wirkung auf ihn gemacht haben, und von bleibendem Eindrucke gewesen sind.

Luden war im besten Sinne patriotisch, und er verstand es, uns zu erwärmen und zu begeistern. Ich vergesse den Winterabend nicht, an welchem er das Leben des Arminius schilderte. Er that es in einfacher ungeschmückter Weise, mit Kraft und Klarheit. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten wir seinen Worten, wir waren ergriffen und der Redner packte uns immer mächtiger. Die Federn ruheten, Niemand mochte oder konnte ferner nachschreiben; der Vortrag war nicht lediglich auf den Kopf berechnet, sondern ging an's Herz. Luden führte die Stelle des Tacitus an, mit welcher der Römer vom germanischen Heerführer scheidet, nahm dann sein eigenes Geschichtswerk zur Hand und las, was er selber über den Sieger im teutoburger Walde geschrieben. Wir hingen an seinen Lippen, und als er die Worte gesprochen: „Dann aber wird Deutschlands letzte Stunde schlagen, wenn unter seinem Volke Niemand mehr gefunden wird, der wünscht, wie Armin zu leben und zu sterben,“ da war Todtenstille im großen, auf allen Bänken gefüllten Hörsaal; wir athmeten kaum. Es hatte noch lange nicht drei Viertel auf sechs geschlagen, aber es war, als ob ein elektrischer Strom durch uns Alle gegangen sei, wir bliesen unwillkürlich die Lichter aus; wir hätten nichts Anderes mehr hören können. Luden trat von seiner Lehrbühne herab, und wir gingen schweigend aus dem Auditorium.

Solche geweihte Stunden vergißt man nie, ihr Ton klingt und hallt durch das ganze Leben nach, und das Gemüth bleibt dankbar für den Mann, welcher in des Jünglings Herz so edle Antriebe flößt.

Der Philosoph Fries wohnte in Luden's Hause, und hatte einen Kreis um sich versammelt, der ihm schwärmerisch zugethan war. Mit vollem Rechte konnte er ein gütiger und edler Mensch genannt werden, durch dessen ganzes Wesen ein Strom des schönsten Wohlwollens, der lautersten Humanität floß. Er rückte seinen Zuhörern die höchsten Probleme nahe, sein heller Verstand wagte sich besonnen, aber energisch an Alles; er wollte Freiheit und Klarheit im Denken, und meinte es von Grund aus redlich mit sich, mit seinen Schülern und dem Vaterlande. Seine Schüler blickten zu ihm hinauf, wie zu einem Weisen, sie verglichen ihn gern mit Sokrates, auch liebte er es manchmal, gleich dem alten Athener, die heuristische Methode bei ihnen anzuwenden, und die Wahrheit durch Fragen hervorzulocken oder auffinden zu lassen. Fries war mild, wohlwollend und kindlich; aber auch ihn hatte die bleierne Faust der Demagogenriecher gepackt und für verdächtig, für einen Jugendverderber erklärt. Natürlich, er war ja Patriot im edelsten Sinne des Wortes.

Noch ein anderer leuchtender Stern am Firmamente der Wissenschaft sollte wo möglich ausgelöscht werden, aber wenn er auch keine Vorträge halten durfte, so strahlte er doch fort in unvermindertem Glanze. Ich meine Oken, dem man heute Denkmäler setzt. Er lebte still und zurückgezogen, und ich habe ihn nur in einsamen Seitengründen des Saalthales gesehen, fernab von den Straßen, denn er war gern allein und suchte Käfer oder Gewürm, und achtete auf den Flug der Libellen an den grünen Stromwiesen. Concentrirte Leidenschaft, starkes Wollen und unbeugsamer Nachdruck sprachen damals aus den Zügen Oken's, dessen Gesicht mir einen etwas finstern Ausdruck zu haben schien. Er mochte wohl gegenüber den Verfolgern, welche ihn so viel geärgert und ihm so schwere Tage bereitet hatten, nicht wenig verbittert sein. Herr von Kamptz konnte dem Naturforscher nicht vergessen und vergeben, daß dieser einst gesagt hatte, die Ohren des bekannten grauen Thieres, welche ein Zerrbildner dem Portrait des Oberdemagogenverfolgers beigefügt hatte, seien — Arabesken, Schmuckverzierungen!

Luden hatte in früheren Zeiten ein Collegium über Politik gelesen; aber schon seit Jahren mußte dasselbe ausfallen. Karl August hatte ihm diese Vorträge nicht gerade verbieten wollen, er soll aber den Wunsch ausgesprochen haben, daß sie bis auf bessere Zeiten ausgesetzt blieben. Dagegen waren die staatsrechtlichen Vorträge des Geheimenrathes Schmidt sehr besucht, und dieser gelehrte und einsichtsvolle Mann verdiente Beifall und Dank der Zuhörer durch seine Gründlichkeit und Klarheit und seine fesselnde Darstellung. Auch der alte Criminalist Martin stand damals auf seiner Höhe. Er war ein seltsamer, ganz eigenthümlicher Mensch, der es zu sehr hohen Jahren gebracht hat, grundgescheidt, scharfsinnig in hohem Grade, oft spitzfindig, sehr dialektisch und äußerst redegewandt. Bei ihm lernten die Studenten viel, und er wußte sie ungemein zu fesseln. Auf dem Burgkeller verging kaum ein Abend, an welchem nicht über irgend etwas hin und her geredet wurde, wozu der alte Martin am Morgen im Colleg die Anregung gegeben hatte. Ich erinnere mich des Tages noch sehr genau, an welchem ungemein lebhaft über die Zweckmäßigkeit der Geschwornengerichte debattirt wurde. Man zog eine Menge von Fällen und Beweisen für und gegen herbei, die Erörterung erregte allgemeine Theilnahme, und dauerte bis gegen elf Uhr Nachts. Auch Theologen mischten sich ein, aber zu einem Ergebniß kam man lange nicht. Da bat einer um's Wort und sprach etwa:

„Ihr seid Juristen, und klaubt an euren Rechtsprincipien und dergleichen herum. Nun will ich einmal den gesunden Menschenverstand zu Hülfe rufen. Sagt mir, wie kommt es, daß alle Völker, welche die Schwurgerichte haben, mit denselben zufrieden sind, und sie trotz aller Mängel, die der alte Martin an ihnen findet und nachweist, nicht fahren lassen wollen? Sagt mir ferner, weshalb andere Völker sie sich wünschen und ihr jetziges Proceßverfahren los sein möchten? Weshalb sind jene zufrieden und diese nicht? Und sagt mir endlich noch: sind die Schwurgerichte nicht echt deutsch und ist der Inquisitionsproceß mit verschlossenen Gerichtssälen nicht in den traurigsten Zeiten unserer Geschichte

Digitized by Google

bei uns eingeführt worden? Auf alle Euere juristischen Spitzfindigkeiten und Principienklaubereien gebe ich kein Kopfstück (24 Kreuzer). Nun antwortet, Ihr Juristen, ich vertheidige den gesunden Menschenverstand. Dixi!"

Sehr lebhaft wurde auch über die Griechen hin und her disputirt und Wilhelm Müller's Griechenlieder waren ein sehr beliebtes Buch. Zur Burschenschaft hielt sich ein kleiner Grieche, wenn ich nicht irre, hieß er Pagon, der recht flott turnte. Die Füchse betrachteten diesen angeblichen Nachkommen der alten Hellenen mit großem Interesse; wenn ich mir aber heute seine Physiognomie vergegenwärtige und an seine entschieden arnautische Nase denke, so zweifle ich keinen Augenblick, daß dieser Mann, gleich der Hälfte seiner „helleanischen" Landsleute, albanesischer Abkunft war. Er las eifrig die Augsburger Allgemeine Zeitung, die einzige, welche außer der Dorfzeitung und der Neckarzeitung gehalten wurde; daneben hatten wir dann noch den Eremiten von Gleich. Man sieht, wie harmlos unsere Lecture war; auch befanden sich in der Burschenbibliothek keine Werke, welche man heutzutage verbieten würde.

Es war viel neuer Zuwachs aus allen Theilen Deutschlands eingetroffen und für den Neuling war es von hohem Interesse, zu sehen, wie sich Alles so rasch ein- und zusammenlebte, und wie in der Burschenschaft, die mit Allem, was darum und daran hing, mehr als dreihundert Köpfe zählte, ein Geist die Gesammtheit durchdrang. Und dieser Geist war deutsch, gesund und patriotisch, er war derselbe bei denen, welche von der Donau kamen, wie bei jenen, welche das Licht der Welt in den Marschen von Schleswig-Holstein erblickt hatten. Wir Niederdeutschen waren damals stark vertreten und mochten wohl ein Viertel der ganzen Studentenschaft ausmachen. Deswegen hörte man auch auf dem Burgkeller viel Plattdeutsch in allen Mundarten reden, namentlich ließen sich die Mecklenburger ihr süßes Obotritisch nicht nehmen und Stülpnagel war stets bereit, zu behaupten, daß man für das hochdeutsche Pferd nicht Pärd, sondern Pierd sagen müsse. Am Ende entschied der alte Jahn, daß er Unrecht habe. Das Zusammentreffen so vieler Jünglinge mit ganz verschiedenen Anlagen und Begabungen, so vieler Leute aus ganz verschiedenen Gegenden, erzeugte eine eigenthümliche und frische Geistesatmosphäre, in der man sich ungemein wohl und frei fühlte.

Der Congreß deutscher Volkswirthe zum 6. Septbr. d. J.

und die deutschen Associationen. *

Die auf den 6. bis 9. September dieses Jahres in Gotha stattfindende Vorversammlung zu einem Congreß deutscher Volkswirthe hängt mit den mehrfach in diesen Blättern durch den Unterzeichneten vertretenen Bestrebungen zur Hebung der arbeitenden Classen so nahe zusammen, daß derselbe nicht umhin kann, die durch das ganze Vaterland verbreiteten Leser der Gartenlaube auf Zweck und Bedeutung dieses nationalen Unternehmens aufmerksam zu machen.

Dem von allen gebildeten Ländern Europa's beschickten sogenannten internationalen Wohlthätigkeitscongreß zu Frankfurt a. M. im September vorigen Jahres mit seinen Verhandlungen in der socialen Frage war es vorbehalten, bei den deutschen Mitgliedern desselben das lebhafte Verlangen nach einer ähnlichen, aber vaterländischen Versammlung zu erwecken, um dessen Realisirung es sich gegenwärtig handelt. Wirklich thut die Erfassung dieser hochwichtigen Angelegenheit vom nationalen Standpunkte in Deutschland Noth, weil der Congrès international in Folge der specifischen Richtung seiner Stifter, der Belgier und Franzosen, die ganze große Aufgabe bei Weitem nicht umfassend genug, sondern ziemlich einseitig und selbst mit nationaler Befangenheit umfaßt und weit eher den Namen eines belgisch-französischen, als eines allgemeinen Congresses verdient. Dem tritt aber der deutsche Standpunkt um so berechtigter entgegen, als derselbe den vollen humanen Inhalt der Frage weit erschöpfender zur Darstellung bringt. Außer der Pflege und Behandlung der bereits Verarmten, Verwahrlosten und Verbrecher hat man nämlich auf jenen internationalen Congressen bisher im Wesentlichen nur diejenigen Bestrebungen zur Hebung der arbeitenden Classen beachtet, welche eine Leitung und Unterstützung von oben, sei es vom Staate, der Kirche oder den höhern Gesellschaftsschichten, voraussetzen, nicht aber die auf der Selbsthülfe, der eignen Kraft und Tüchtigkeit der Betheiligten beruhenden. Daß nun in Erweckung und Pflege des letzten Elements gerade der wichtigste Theil der Aufgabe liegt, und daß, wenn dasselbe den Hülfsleistungen ersterer Art nicht entgegenkommt, diese niemals zum Ziele gelangen, ist in dem im Eingange angezeigten Buche dargethan. Es ergeht dabei den Männern, welche in Frankreich und Belgien an der Spitze der Bewegung stehen und deren großes Verdienst und bedeutende Leistungen in den von ihnen erwählten Fächern Niemand bestreiten wird, wie den Aerzten in einer Epidemie. Ueber der Sorge für die von dem Uebel bereits, zum Theil rettungslos, Befallenen verlieren sie das Interesse für Conservirung der noch Gesunden, und in ihre Spitäler vergraben, haben sie für den Stand der Dinge außer denselben, für die, welche ihrer Cur noch nicht anheimgefallen sind, keinen Sinn. Am Ende freilich müssen ihnen, so lange sie für einen Patienten, den sie vielleicht geheilt entlassen, jedes Mal zehn neue zugeführt erhalten, die Dinge über den Kopf wachsen.

So ist es ohne Zweifel auch auf dem vorliegenden Gebiete mindestens eben so wichtig, die noch gesunden, jedoch bereits mehr oder weniger gefährdeten Elemente des Arbeiterstandes, insbesondere der kleinen selbstständigen Gewerbtreibenden zu erhalten und dadurch der um sich greifenden Massenverarmung vorzubeugen, als den bereits Verarmten, den vom sittlichen und wirthschaftlichen Ruin schon Ergriffenen beizuspringen. Daß der internationale Congreß über dem Letzteren das Erstere hintenanstellt, ist, wie gesagt, nur aus den nationalen Traditionen seiner Stifter und Leiter zu erklären, von denen sich dieselben nicht loszumachen vermögen. Die vorherrschende Neigung, zu centralisiren, Alles von oben zu gängeln, den Leuten zur Entfaltung eigner, selbstständiger Bewegung keinen Raum zu lassen und sie dafür lieber, um ihrer blinden Unterordnung gewiß zu sein, auf öffentliche Kosten zu subventioniren, wie dies in Frankreich zum förmlichen politischen und socialen System ausgebildet, in Belgien mindestens für die Arbeiterfrage an der Tagesordnung zu sein scheint: dies Alles spiegelt sich unverkennbar in der Haltung jenes Congresses wieder. Damit steht aber die Auffassung der Sache auf englischer und deutscher Seite in directem Gegensatze, welche für die Arbeiter gerade die freie Bewegung, die beliebige Einordnung in selbstgebildete Genossenschaften, die Autonomie und Selbstverwaltung derselben verlangt, ihnen sodann aber auch die Sorge für die eigene Existenz ganz allein aufbürdet. Indem man die Einzelnen ausschließlich auf die Selbsthülfe, die eigene Kraft und Regsamkeit rücksichtlich ihres Erwerbes verweist, wird jede fremde Unterstützung, ein Dasein durch Anderer Gnade und auf Anderer Kosten, als unwürdig und unausführbar von vornherein abgewiesen. So drängt sich der tiefe Zwiespalt des Romanischen und Germanischen, des Wälsch- und Deutschthums, welcher die gesammte Völkerentwickelung der Neuzeit in zwei feindliche Lager theilt, auch in der socialen Frage hervor, und hiermit wird uns, einem dem deutschen Wesen feindlichen Elemente gegenüber, wie es auf jenen internationalen Congressen überwiegt, die Festhaltung und bewußte Ausprägung des national deutschen Standpunktes in solcher hochwichtigen Sache zur gebieterischen Pflicht.

O, es ist etwas Gefährliches und Verführerisches um die Mildthätigkeit, das Almosen! Das Elend tritt uns in so kläglicher, oft so widerlicher Gestalt vor die Augen, daß Viele gar nicht rasch genug durch einen Griff in die Tasche sich damit abfinden zu können meinen. Ob das Gegentheil von dem, was der Geber beabsichtigt, erreicht wird, ob nicht die wahre Noth in den meisten Fällen solcher Hülfsbezeigung sich entzieht, wird im Drange

* Man vergleiche das Werkchen des Unterzeichneten, welches so eben die Presse verlassen hat: „Die arbeitenden Classen und das Associationswesen in Deutschland, als Programm zu einem deutschen Congreß." — Leipzig, 1858. Bei G. Mayer. Preis — 15 Neugroschen. —

Digitized by Google

des Augenblickes selten beachtet. Indessen ist gegen diesen in der Bequemlichkeit der Menschen, in ihrer sinnlichen Erregbarkeit wurzelnden Hang schwer anzukämpfen. Ohne daher den sittlichen Werth einer geordneten Almosenspende in einzelnen Fällen dringenden Bedürfnisses, augenblicklicher, vorübergehender Noth bestreiten zu wollen, tritt der Unterzeichnete nur jeder directen und indirecten Unterstützung aus Privat- oder öffentlichen Mitteln alsdann auf das Entschiedenste entgegen, wenn es gilt, den dauernden, chronisch gewordenen Nothstand ganzer zahlreicher Gesellschaftsclassen zu heben. Hierzu ist die Subvention das allerverkehrteste Mittel, weil sie das Elend systematisch hegt und pflegt, anstatt es zu bekämpfen, die Massenverarmung förmlich decretirt, anstatt ihr entgegen zu treten.

Dem Arbeiterstande im Allgemeinen ein Recht auf Unterstützung zuerkennen, ihn an die Vorstellung gewöhnen, daß er durch eigene Thätigkeit sich seine Subsistenzmittel nicht vollständig verschaffen könne, ihn somit der Verantwortlichkeit für die eigne Existenz, der Hauptvoraussetzung alles gesellschaftlichen Zusammenlebens, entheben, ist das allergefährlichste und unausführbarste Experiment, der verderblichste Socialismus, der je dem Hirn eines Menschen entsprungen ist. Dadurch müßte die Gedankenlosigkeit und Trägheit, das Indentaghineinleben, in erschreckendem Maße gesteigert werden, und die Menge der Unterstützungsbedürftigen bald zu einem Haupttheile der Bevölkerung anwachsen, die für sie erforderlichen Mittel den Wohlstand der Gesammtheit verschlingen. Den besten Beleg, wohin man auf diesem Wege gelangt, bietet uns Belgien, das Musterland der Armen- und Rettungsanstalten, der Hospitäler und milden Stiftungen, welche, meist in geistlichen Händen, zusammen die ungeheuere Rente von 14 Millionen Francs jährlich consumiren, bei einer Bevölkerung von noch nicht 4 Millionen Seelen. Bereits erhält dort, ganz abgesehen von der gar nicht zu controlirenden Privatwohlthätigkeit, ein Viertheil der Bevölkerung, der je vierte Mensch Unterstützung aus öffentlichen Fonds, ein Verhältniß, wie es nirgends anders vorkommt. Wenn man bedenkt, welche ungeheure Summe hierdurch der Industrie, dem Fond, aus welchem die Arbeitslöhne bezahlt werden, verloren geht, und wie dieses Deficit mit den steigenden Forderungen der Armenpflege stetig wächst, eröffnet sich eine Aussicht, um welche man das gepriesene Land wahrhaftig nicht zu beneiden hat. Und was hier gilt, gilt überall, wo man den gleichen Weg einschlägt. Ueberall, wo die Subvention als Regel organisirt wird, geht nothwendig mit dem Sinken des allgemeinen Wohlstandes das Sinken der sittlichen und wirthschaftlichen Tüchtigkeit in der Arbeiterwelt Hand in Hand, was wiederum die Verschlechterung der gewerblichen Leistungen der Leute zur Folge hat.

Wie hierdurch einerseits die Productionsfähigkeit der ganzen Industrie, also die allgemeine Einnahme, geschwächt wird, wächst andererseits die Noth und das Bedürfniß der Unterstützung in den Arbeiterschichten, also die Ausgabe mittelst der Armentaxen, immer reißender, und mit den gesteigerten Ansprüchen in letzterer Beziehung sinkt das productive Capital des Landes, bis am Ende die Gesellschaft unter der unerträglichen Bürde zusammenbricht.

Die Selbsthülfe also, der streng durchgeführte Satz, daß durch vernünftigen Gebrauch der eigenen Kraft und gehörige Wirthschaft ein Jeder, auch der ganz Unbemittelte, sich eine angemessene Existenz sichern, sich emporarbeiten kann und soll, und daß Niemandem ein Recht auf fremde Unterstützung zusteht: mit einem Worte, die Selbstständigkeit und Selbstverantwortlichkeit auf dem Felde des Erwerbes, das ist die alleinige gesunde Grundlage, auf welcher der gesammte Haushalt der Gesellschaft beruht. Indem wir vorzugsweise die Bestrebungen für berechtigt erkannten, welche die Ermöglichung jener Selbstständigkeit für die Arbeiter förderten, kommen wir dahin, daß der nationale Standpunkt bei uns mit dem allgemein wissenschaftlichen, d. h. dem durch Vernunft und Erfahrung begründeten zusammenfällt, ein Umstand, auf welchen wir besondern Werth legen. So befinden wir uns recht eigentlich im Bereiche der Volkswirthschaft, und dürfen uns ungescheut den Volkswirthen, den Anhängern jener Wissenschaft beigesellen, von denen die erwähnte in Gotha stattfindende Versammlung ausgeht. Hat es doch die Volkswirthschaft mit Production und Handel, Arbeit und Lohn, Tausch und Werth, Eigenthum und Erwerb, also gerade mit den Fragen zu thun, die uns zunächst interessiren. Von allen diesen wichtigen Vorgängen im wirthschaftlichen Verkehrsprocesse der Menschheit sucht sie die natürlichen, aus dem Wesen der Sache selbst fließenden Grundbedingungen und Gesetze auf, von denen der Verlauf derselben abhängt und zum Heil oder Unheil für die dabei Betheiligten ausschlägt. Ohne gründliches Eindringen, ohne klares Bewußtsein von diesen Naturgesetzen des Verkehrs bleibt alles Eingreifen auf socialem Felde ein blindes Umhertappen, gleich dem Gebahren eines Quacksalbers, der sich mit Curen von Krankheiten abgibt, ohne den mindesten Begriff vom menschlichen Organismus zu besitzen. Mit dem bloßen guten Willen ist nichts gethan, und nirgends haben Unverstand und falsch verstandener Philanthropismus so geschadet, wie hier, wo solches verkehrtes Experimentiren schon hier und da beigetragen hat, ganze Gesellschaftsclassen jeder vernünftigen Einsicht in die eigenen Zustände immer mehr zu verschließen. Begrüßen wir daher die deutschen Volkswirthe, welche sich eine Erörterung der wichtigsten Fragen auf diesem Felde zur Aufgabe gestellt haben *, als erwünschte Bundesgenossen, und helfen wir, ihrer Versammlung nach Kräften das nöthige Material zu übermitteln, betheiligen wir uns bei ihren Berathungen, um sie möglichst praktisch und fruchtbringend für das große Publicum zu machen. Nicht blos die Gelehrten, Erfahrenen, welche an den Debatten thätig Theil nehmen, zur Belehrung beizutragen vermögen, nein Alle, welche Trieb und Beruf in sich fühlen, sich über die einschlagenden Fragen aufzuklären und zu unterrichten, sind geladen, wenn sie nur den Ernst und die Hingebung mitbringen, wie sie die Sache erfordert. Dann erst, wenn von den verschiedensten Seiten sich die Theilnahme diesem ersten Versuche zuwendet: „eine große, tief in das Volkswohl eingreifende Angelegenheit in voller Oeffentlichkeit zu verhandeln und zur Nationalsache zu erheben," mag es geschehen, daß die in Gotha tagende Versammlung zu einem wahrhaften deutschen Congresse werde und ihre Berathungen, mit der ganzen Macht der aufgeklärten öffentlichen Meinung dahinter, eine Geltung erlangen, wie man sie gern und willig dem Verdict einer Jury von Vertrauensmännern der Nation zugesteht.

Mögen die rechten Männer und die rechte Weihe der Versammlung nicht fehlen. Schulze-Delitzsch.

* Die Tagesordnung der Gothaer Versammlung enthält folgende Gegenstände: 1) die Reform der Gewerbegesetze; 2) das Associationswesen in Deutschland; 3) die Durchfuhrzölle des Zollvereins; 4) Spielbanken, Lotto, Lotterie; 5) die Wuchergesetze.

Allgemeiner Briefkasten.

St. in **Dresden.** Allerdings wird die Gartenlaube verschiedene Abbildungen und Schilderungen der sächsischen Ueberschwemmungen bringen, und sind sofort zwei tüchtige Künstler nach Glauchau und Zwickau abgegangen, um an Ort und Stelle die nöthigen Aufnahmen zu machen. Nur erwarte man die Zeichnungen nicht in der nächsten Nummer. Wir achten unser Publicum zu hoch, um ihm improvisirte Schauerscenen und schlechte Holzschnitte zu bieten; zu guten Arbeiten aber gehört Zeit und haben namentlich unsere Leser noch zu berücksichtigen, daß bei der großen Auflage der Gartenlaube Satz und Druck einer Nummer vierzehn volle Tage wegnehmen. Ein schnelles Erscheinen dieser Abbildungen ist also unmöglich.

L. K. in **Mühlhsn.** Herr Wislicenus in Zürich wird sehr gern auf etwaige Anfragen wegen seiner Pension Auskunft ertheilen. So viel wir wissen, beträgt das jährliche Honorar nicht über 200 Thaler.

Fr. Gß. in **Amsterdam** und **Otto B.....** in **Prag.** Wie oft sollen wir wiederholen, daß Manuscripte von unaufnehmbaren Gedichten stets in den Papierkorb wandern. Wir bitten dringend, dies endlich zu beachten und uns nicht mit Reclamationen zu plagen.

Paul J—nickow in **St. Petersburg.** Bedauern, den gesandten Beitrag nicht acceptiren zu können. Die Gartenlaube bringt nur Originalartikel, keine Uebersetzungen. Wünschen Sie Ihr Manuscript zurück und auf welchem Wege?

E. H. in **Prag.** Ihre Erzählung: „die schwarzen Berge", kann keine Aufnahme finden. Verfügen Sie gefälligst über Ihr Manuscript.

Bei **Ernst Keil** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

A. Dräger, Lehrer am Domgymnasium zu Güstrow.

Die Natur des Hochgebirges mit besonderer Rücksicht auf die Gletscher.

Mit 4 lith. Ansichten in Tondruck und 5 Holzschnitten. — Preis 12 Ngr.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. Die Gartenlaube. 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Blätter aus der Kriſis.

Von Ludwig Rein.

Nr. 2. Meiſterbrod.

„Fabrikantenbrod“, — ein Blatt aus der „Kriſis“, wir reichten es jüngſt unſern Leſern dar.

„Meiſterbrod“ bringen wir heute.

Und der Unterſchied? Du kannſt Dir ihn faſt denken, — denn Fabrikanten treiben die Arbeit im Großen, Meiſter nur im Kleinen. Wiſſe noch mehr. In den meiſten ſtädtiſchen und gewerbſteuerlichen Kataſtern wird der Unterſchied ziemlich ſtreng genommen, denn der Fabrikant wird höher beſteuert, als der Meiſter.

Faſt in allen deutſchen Tuchmacherſtädten wird Jeder, der auf mehr als vier Stühlen arbeiten läßt, den Fabrikanten beigezählt, während Derjenige, welcher weniger als vier Stühle beſchäftigt, nur als Tuchmachermeiſter gilt.

In dem „Blatte aus der Kriſis“, welches wir jüngſt gaben, hatten wir es mit Fabrikanten zu thun, — wir bewegten uns als Zuſchauer in einem ſchon ziemlich bedeutenden Etabliſſement. Heute iſt es anders, wir ſteigen tiefer, wir treten ein in die Stube eines kleinen Tuchmachermeiſters, der nur auf zwei Stühlen arbeitet. Er lebt in Schleſien, in der Stadt H—. Viele Tauſende ſolcher Kleinmeiſter gibt es ja in der deutſchen Tuchmacherwelt. Und eben ſo viele und mehr noch arbeiten nur auf einem einzigen Stuhle.

Aber wie? Brach die „Kriſis“ verderblich auch auf die Kleinen herein? Traf ſie nicht ausſchließlich die Großhändler, die Kaufleute, die bedeutenderen Fabrikanten? Zunächſt allerdings. Aber die weitgreifenden Ereigniſſe, welche in der Handelswelt auftraten und nicht nur Amerika, ſondern faſt mehr noch Europa erſchütterten, warfen ihre Folgen, als die Großen geſtürzt waren, verderblich auch auf viele Tauſende der Kleinen. Von ihnen melden freilich die Zeitungen nichts. Dieſe Kleinen ſind keine Häuſer, haben keine Firma, von großartigen Zahlungseinſtellungen kann hier nicht die Rede ſein. Sie haben keine Geſchäfte mit dem fernen Auslande, ſtehen nicht in Verbindung mit Amerika; ihr Beutel reicht weder auf den Geld-, noch auf den Waarenmarkt, und ſo ſind ſie auch ausgeſchloſſen von der Wechſelreiterei, Aufkauferei, Geldmacherei.

Wie viele Tauſende aber von dieſen Kleinen ſeufzen noch jetzt unter den Folgen der „Kriſis“! Wie Unzählige fürchten noch dieſe Folgen und wehren ſich gegen Verarmung, Noth, Spital!

Und das that und thut die „Kriſis“? — Nicht anders.

Siehe da, eine Sommerlandſchaft! Weinberge, Aehrenfelder, Obſtgärten, Felder mit Erdfrüchten und Futterkräutern, Wieſen, Park und Blumenbeete: welch’ reifende Fülle, welch’ eine Ausſicht auf Ernte und Gewinn!

Da verbirgt ſich die Sonne, — der Donner rollt, ein Wetter zieht heran. Nicht lange — und das Wetter bricht los. Es iſt nicht ein gewöhnlicher Regenfall, nicht ein gewöhnlicher Gewitterſturm, — es iſt ein gewaltiger Hagelſchlag. Aus den geriſſenen Wollenſchläuchen, die in fahlen Maſſen ſich heranwälzten, fällt fußhoch der eiſige Schutt. —

„Nur nicht verderben, nicht untergehen!“ ſagte trübſinnig der Tuchmacher Friedel zu ſeiner jungen Frau. „So kommen wir nicht durch. Wir werden untergehen, — die theuere Wolle, — Gott, Gott, ich gab für den Centner achtzig Thaler! Die ſteckt nun in den Tuchen, — und die Tuche ſinken täglich im Preiſe, — und die Wolle haben wir zum dritten Theil erſt bezahlt, —“

Ein verdächtiger Huſten unterbrach den blaſſen, etwa funfzig Jahre zählenden Mann. Seine Frau holte Topf und Taſſe vom Ofen und ſchenkte ein.

„Quäle mich nicht mit dem Thee,“ wendete der Mann ein, als der Huſten nachließ; „Thee hilft mir nicht, — vielleicht hilft Braunſchweig, — nach vierzehn Tagen iſt dort die Meſſe, ich will hin.“

„Warſt ja nie zur Meſſe, lieber Mann, — und Dein Huſten, — ach, laß doch Deine Sorge nicht zu groß wachſen.“

Dieſe Stimme klang ſo weich, ſo gut, ſo treu.

„Wächſt doch die Sorge immer größer, wenn ich Dich anſehe, Liſette,“ entgegnete der Mann, an welchem der Harm zehrte. Es war nicht allein der Harm, der an ihm zehrte, — die Krankheit in den Lungen ſchritt ſchnell nur fort, weil der Harm mitzehrte.

„Sollſt nicht ängſtlich ſorgen um mich. Ach, denke doch an Dich allein, an Dich! Biſt Du geſund, werden wir ja Alles überwinden.“

Das klang wiederum ſo mild, ſo innig, ſo beſorgt.

Was liegt doch in der Stimme eines tieffühlenden, theilnehmenden Weibes! Werde ſie laut im Salon oder in der einfachen Tuchmacherſtube: der Engel klingt durch.

Auch Meiſter Friedel ſpürte das. Er blickte dankend ſein Weib an, — er lächelte, — er drückte ihm die Hand, — er ſagte:

„Du gute Liſette! — und ja, ich will doch nach Braunſchweig.“

Als müſſe er zeigen, daß er noch Kraft dazu beſitze, ſtand er auf und verließ den Tiſch, an welchem er, ungefärbte Wolle ſortirend, bis jetzt geſeſſen hatte.

Liſette ſchenkte noch einmal die Taſſe voll. Wir wollen nicht

Digitized by Google

faſeln von einer Göttin, von einer Hebe, von der hetruriſchen Form der Theekanne. — Der blanke, blecherne Topf, den Liſette in der Hand hielt, war ein gewöhnliches Klempnerſtück, — Liſette ſelbſt keine Göttin, keine Hebe, — aber dennoch ſtand ſie da in jugendlicher, voller Frauenſchöne. — An Jahren zählte ſie kaum halb ſo viel, als ihr Mann. Dieſer hatte als Wittwer ſie genommen. Der Wohlſtand, welcher ihn damals — es war nun vier Jahre her — umgab, rückte merklich zuſammen durch erlittenes Brandunglück. Das Häuschen war wohl wieder aufgebaut, aber belaſtet mit Hypotheken, und hatte Meiſter Friedel in alter Zeit drei, ja zuweilen vier Stühle beſchäftigt, ſo arbeitete er jetzt weit geringer, — er ſelbſt auf dem einen, der Geſelle auf dem anderen Stuhle.

Während des Geſpräches, welches Meiſter Friedel in dieſem Augenblicke mit ſeiner Frau führte, arbeitete der Geſell auch wirklich. Das Klippklapp der „Tritte“, der taktmäßige Schlag der „Lade“, der raſſelnde Flug des „Schützen“ ging von Hand und Fuß des Burſchen aus, welcher hinter dem einen Stuhle ſaß. Der andere Wirkſtuhl, der Stuhl des Meiſters, ſtand nicht nur ſtill, er ſtand auch leer, und eine Werſte war an ihm nicht „aufgebäumt.“

An dieſen leeren Stuhl — kein günſtiges Zeichen in einer Tuchmacherwerkſtätte, welche nur zwei Stühle aufweiſt — lehnte ſich jetzt der Meiſter und ſagte:

„Liſette, wenn ich auch noch nie zur Meſſe ging, wenn ich auch draußen keine Kundſchaft habe, ich muß es doch thun, muß fort, muß nach Braunſchweig. Zeither hat ſich's wohl immer gemacht mit dem Verkauf im Hauſe und da war es beſſer, daß wir Kleinen nicht zur Meſſe gingen, — wir erhielten Speſen und Ungemach und Zeit. — Aber wie es jetzt ſteht, nein, nein! Bieten mir die Aufkäufer nicht einen Spottpreis? Geſtern wieder weniger, als vorgeſtern. Freilich, freilich,“ ſeufzte er laut, „täglich wird nun die Wolle billiger, die übernatürlich hinaufgetrieben war, und das drückt täglich tiefer und tiefer die Tuche herab. Lieber Gott, wie wollen wir beſtehen, da die Wolle, die jetzt in unſern Tuchen ſteckt, theuere, viel zu theuere Wolle war?“

„Und wird man in Braunſchweig uns mehr zahlen, als uns im Hauſe der Aufkäufer zahlt?“ fragte ſinnend die Meiſterin.

„Ich hoffe es, Liſette. Wenigſtens glückte es einigen meiner Mitmeiſter auf der Leipziger Neujahrsmeſſe, die doch im Ganzen ſo ſchlecht war. Im Hauſe hatte man ihnen vier Groſchen weniger für die Elle geboten, als ſie dann auf der Meſſe erhielten. Freilich iſt es mit Glücksſache. Aber man muß es wagen, — 's trägt bei achtzehn Stück, die ich nun daliegen habe, gar zu viel aus. Lieber Gott, verloren wird diesmal noch immer, auch wenn wir leidlich verkaufen.“

„Gut, ſo werde ich reiſen, ich will nach Braunſchweig,“ erklärte die Meiſterin. „Du bleibſt daheim, Du pflegſt Dich, Du wirſt geſund, Dich laß ich nicht reiſen in dieſer Winterzeit.“

„Gute Frau, die Du biſt! Du hinaus, Du, wie würde mich's dauern! — aber wenn ich nicht könnte, zu verrichten wär's wohl auch von Dir —“

Da hörte das Klippklapp auf hinter dem Stuhle. Es erklangen die Worte:

„Zu verrichten wär's auch wohl von mir!“

Und hervor trat der Geſell, Bernhard, genannt der „Glogauer“, weil er aus Glogau war.

„Meiſter, Sie werden doch die Frau Meiſterin nicht reiſen laſſen? Schicken Sie mich nach Braunſchweig,“ ſprach der junge, kräftige Burſche, und es war ſchwer zu entſcheiden, ob in dieſen Worten mehr Bitte oder Befehl oder Mitleid lag. Er ſpielte mit ſeinem vollen, tief ſchwarzen Barte und ſah nur den Meiſter an. Der Meiſter ſah nach dem Fenſter hin und am Fenſter vorbei ging eine wohlhabende Bürgerstochter. Dieſelbe ging wöchentlich einige Male da vorbei und blickte hinein nach dem einen Webſtuhle in der Tuchmacherſtube.

„Gucken Sie, Glogauer, gucken Sie, da geht Auguſte wieder! Haben Sie denn durchaus nicht Luſt? Greifen Sie zu, dann werden Sie kein armer Tuchmacher, werden kein Kleiner, kein Placker ſein, wie ich es bin,“ mahnte der Meiſter.

„Ich habe nichts mit dem Mädchen,“ entgegnete der Geſell und fuhr mit der Hand raſch von dem Barte herab und ſteckte ſie in die Taſche der reinlichen Arbeitsjacke. Schnell drehte er ſich um und ſchritt dem Wirkſtuhle zu.

„Glogauer, wenn Sie nach Braunſchweig wollen, ich hätte nichts dagegen,“ rief der Meiſter ihm nach.

„Wir danken ſchön, Bernhard, wir danken für Ihren guten Willen,“ entſchied freundlich die Meiſterin, „nach Braunſchweig gehe ich ſelbſt. Die Leute hier würden ſich ja wundern, — Bernhard, Sie ſind wohl ein braver Geſell, aber doch unſer Geſell, Sie können nicht für uns zur Meſſe gehen.“

Der Geſell griff hoch in den „Garnbaum“ ſeines Stuhles. Das konnte nöthig oder nicht nöthig ſein, — aber das Angeſicht wurde dabei von der Werſte doch bedeckt. — Gegen den Ausſpruch der Meiſterin ſagte er kein Wort.

Aber die junge Meiſterin trat einen Schritt näher zum Geſtühl.

„Bernhard,“ ſprach ſie, „Sie haben uns ohnedies immer beigeſtanden in unſerm Hausweſen, — und wenn Sie das thun wollen auch während meiner Abweſenheit, ſo würden wir's dankbar annehmen.“

„Das thut er, das thut er, Liſette,“ fiel der Meiſter ein, „da trage nicht Sorge! Nicht wahr, lieber Glogauer?“

„Gewiß, gewiß!“ antwortete dieſer und ſchnellte nun den „Schützen“ durch die Werſte und ſchlug mit der „Lade“ ſo eifrig, als wolle er die Zurückweiſung verſchmerzen oder doch das Geſpräch durch das raſche Arbeiten unterbrechen.

Letzteres gelang ihm auch. Die Meiſtersleute gingen an den Wolltiſch. Die Frau half dem Manne beim Sortiren, und der Mann theilte ſeiner Frau nun Nöthiges mit in Bezug auf die Braunſchweiger Meſſe. Oefters wurde er dabei wieder bedenklich, — er wollte ſie in der Winterzeit nicht hinauslaſſen, — trug auch noch andere Sorgen, wollte es ſich noch länger überlegen und wiederholte bittend:

„Gute Liſette, bleibe Du lieber da.“

So oft aber der Meiſter eine ſolche Aeußerung that, ging hinter dem Stuhle das Klippklapp langſamer, hörte auch ganz auf, — der Geſell hatte da immer einen Faden zu knüpfen, oder er machte ſich zu ſchaffen am „Garnbaume“ oder an den „Tritten“, — und da ward es ſtill einige Secunden lang und noch länger.

Auch jetzt war es ſtill, — der Meiſter rieth wieder zum Dableiben.

Da klopfte es an die Thür.

„Das wird Wurm ſein, der Wolljude aus Breslau,“ ſagte ſtill und wie erſchrocken der Geſell vor ſich hin.

„Herein!“ rief der Meiſter.

Nicht ein Breslauer Wolljude, der Arzt trat ein.

Einige Fragen, — einige Mittheilungen, — und der Geſell konnte nun fortarbeiten, brauchte nicht mehr zu pauſiren, nicht mehr Fäden zu knüpfen oder am Garnbaume zu drehen. Die Sache war entſchieden, — der Arzt ließ den Meiſter nicht reiſen, der Meiſter aber ließ der Meiſterin den Willen, weil der Arzt dieſen Willen ſehr vernünftig fand.

„Alſo wirſt Du zur Meſſe gehen,“ ſagte der Meiſter, als der Arzt ſich entfernt hatte. „Nun die Tuche, die Tuche, die achtzehn Stück, Liſette! Laß uns rechnen.“

Aus dem Wolltiſche nahm er Kreide, — aus dem Wandſchranke holte ſie ein Buch herbei.

„Gut ſo, gut, liebe Liſette,“ fuhr er fort, „nun erſtens die Wolle.“

Die Meiſterin ſagte an, — und der Meiſter ſchrieb mit der Kreide und ſeufzte.

„Zweitens: die Farbe,“ ſprach er dann weiter, „drittens: die Spinnerei, — viertens: die Walke und Appretur, — fünftens: Geſellenlohn — —“

Und die Meiſterin ſagte an, — und der Meiſter ſchrieb, — ſchrieb mit zitternder Hand.

Das Exempel ſtand kreideweiß auf dem Wolltiſche, — kreideweiß ſpiegelte ſich's ab auf dem Angeſichte des Meiſters.

Auch die Meiſterin erſchrak, als ſie das Facit der Ziffern und Zahlen überſah, welche ſie angeſagt hatte aus dem Buche. Sie hielt die Hand vor die Augen und ſagte:

„Lieber Mann, wir wollen den Muth nicht verlieren.“

Nun war es ſtill, — ganz ſtill auch hinter dem Wirkſtuhle. Die Werſte und der Einſchlag ruhten, — es ſchien, als wolle der Augenblick an der Schickſalswerſte dieſer drei Menſchen arbeiten.

Hervor trat der Geſell, — er ſchritt an den Wolltiſch, — er löſchte das Wort: „Geſellenlohn“ weg, — raſch auch die Zahl der Thaler, welche hinter dem Worte ſtand. — Er ſah nur den Mei-

ster an, aber er sprach, wie die Meisterin eben gesprochen, denn er sagte:

„Lieber Meister, wir wollen den Muth nicht verlieren."

In die Augen des Meisters drängten sich Thränen, — die Meisterin hielt noch immer die Hand vor ihre Augen, — sie drückte sie fester vor dieselben, — dann sagte sie ruhig und bestimmt:

„Das können wir nicht annehmen."

„Das ist zu viel," setzte der Meister hinzu, „zweiundzwanzig Thaler, — lieber Glogauer, —"

„Und wären es auch nur zwei, — wir könnten sie nicht annehmen," erklärte so ruhig, aber noch bestimmter, wie vorhin, die Meisterin.

„Wenn sich's um Gesellenlohn handelt," sprach bittend der Arbeiter, ohne die Meisterin anzublicken, „dann ist's Sache zwischen Meister und Gesellen; — der Meister zahlt den Lohn."

Die Thür ward geöffnet. Die Meisterin wendete sich und bedeutete den fremden Mann, der den Kopf hereinsteckte:

„Schon gut, — gehen Sie nur hinter an den Stall, — ich komme schon."

Schnell nahm sie die Kreide und erneuerte auf der durchwischten Stelle: „Gesellenlohn 22 Thlr." — Dann verließ sie die Stube.

„Der Fleischer wird draußen sein, wird um das Schwein handeln," bemerkte der Meister; „haben's aufgezogen und gepflegt seit dem Sommer, — wollten's bald schlachten für uns, — nun muß es fort."

„Auch ich will bald fort, lieber Meister, — kommt bessere Zeit, komme ich wohl wieder," sagte theilnehmend der Gesell. „Ich sehe hier das Exempel, das Sie schrieben, — und denke ich an den geringen Wollvorrath, den Sie noch auf dem Boden haben, —"

„Glogauer, guter Glogauer," fiel erschrocken der Meister ein, „thun Sie das nicht! Bleiben Sie wenigstens bei mir, so lange mein kleiner Vorrath an Wolle reicht. Und äußern Sie nichts gegen meine Frau, nichts davon, daß Sie fort wollen."

„Nichts, nichts, wenn Sie nichts äußern, daß wir hierin einig sind," antwortete der Gesell und wischte von Neuem jenen Ansatz: „Gesellenlohn" weg. „Sind wir einig hierin?"

„Wir sind's, mein guter Glogauer, wir sind's!" versicherte Meister Friedel mit thränenfeuchtem Blick. „Sie schweigen, Glogauer, und ich schweige!"

Sie schüttelten sich die Hände.

Der Gesell wollte wieder hinter den Stuhl, an seine Arbeit, aber der Meister ließ ihm die Hand nicht los, sondern fragte:

„Wie stimmt das zusammen, Glogauer? Vorhin mahnten Sie: wir möchten den Muth nicht verlieren, — dabei meinten Sie sich doch selbst mit, — und bald darauf redeten Sie davon, daß Sie fort wollten?"

„Als ich vom Muth sprach, hatte ich noch nicht über jenes Kreideexempel nachgedacht."

„O, lieber Gott, lieber Gott!" klagte Friedel, „und denke ich an die Hypothek, die auf meinem Hause lastet, — was würde mir bleiben, wenn ich —"

Die Meisterin trat ein. Der Gesell ging schnell an seine Arbeit, der Meister löschte das ganze Exempel weg und setzte sich und sortirte Wolle.

„Machte sich der Handel?" fragte er.

„Noch nicht ganz, lieber Mann," antwortete freundlich die Meisterin, „aber ich bin zufrieden mit der Aussicht, ich verlangte dreißig Thaler und der Fleischer ist hinaufgegangen bis auf achtundzwanzig."

Da zuckte ein Freudenstrahl über des Mannes Stirn. Er dachte an des Glogauers zweiundzwanzig, — er addirte dazu die angekündigten dreißig, — bald aber sagte er betrübt vor sich hin:

„Das ist ja noch lange keine Rettung."

Und betrübter noch wurde er; denn die Frau trat zu ihm und theilte nach und nach und schonend ihm mit, daß der Wolljude Wurm in der Stadt sei.

Gar schwer drückte diese Nachricht, welche der Fleischer mitgebracht hatte, auch auf der Meisterin Herz. Aber dennoch erschien sie äußerlich ruhig und gefaßt, — nur des Mannes wegen.

Sorgenvoller blickte ihr Auge nach dem Gesellen hin, — durch ihre Stimme zitterte es wie Tadel und Vorwurf, als sie sagte:

„Sie waren doch am gestrigen Abend auf dem Rathskeller, — dort logirt ja der Jude Wurm, — gewiß sahen Sie ihn, — Bernhard, Sie schwiegen davon?"

Der Gesell erröthete, und schwieg auch jetzt. Schneller und schneller ließ er den Schützen durch die Werfte fliegen, — wie träumend sah er nach der Decke, — wie Thränenglanz leuchtete es in seinen Augen.

„Lieber Gott, der Wollwurm, da kommt er!" seufzte der Meister, während ihn zugleich der verdächtige Husten ergriff.

„Der Wollwurm!" rief der Gesell.

Die Meisterin wendete sich ab, und eilte erschrocken nach dem Fenster, — der Gesell warf den Schützen bei Seite, dann stürzte er rasch zur Stube hinaus, — der Meister saß am Wolltische und hustete. — Es schien, als habe Jeder nur mit sich zu thun, — und doch war es eigentlich nur ein zündender Funke, der in den Brennstoff der Gedanken Aller fiel, — die Gewißheit: der Wolljude kommt!

Und er kam, — er klopfte an die Thür. Der Meister hustete, er konnte nicht „herein!" rufen. Die Meisterin wollte nicht rufen, — sie griff, als es klopfte, nach der Klinke, öffnete, trat hinaus.

Da steht sie nun vor dem Juden, die junge, schöne Frau. — Wie ganz anders steht sie, als sie drinnen stand in der Stube. Gebeugt ist ihre schlanke Gestalt, der Kopf gesenkt, so daß die vollen, dunklen Haarflechten hereinfallen bis zur Hälfte des Gesichts. Und über das Gesicht hin zuckt die Schrift, die jeder gute Mensch versteht, die Schrift der Bekümmerniß, und in den Augen das Zeichen der Bekümmerniß, der feuchte, schöne Glanz, der nahe daran ist, das Auge mit großen Tropfen zu füllen.

So steht sie, — und nach einigen Secunden spricht sie:

„Herr Wurm, mein armer Mann ist krank, — der Wechsel, der nach einigen Tagen zahlbar wird, — achtzehn Stück Tuch liegen da, — warten Sie, Herr Wurm, bis diese verkauft sind, — sein Sie nicht hart, — der Mann ist krank vor Sorge und Harm."

„Werde doch hören den bösen Husten! Und muß ich gelten immer als hart?" entgegnete Wurm.

„O, das wollte ich nicht sagen, Herr Wurm," sprach erschrocken und mit leiser Stimme die Meisterin, und nahm des Juden Hand — „habe ich das gesagt?"

„Ob gesagt, ob nicht gesagt — soll ich's untersuchen bei der hübschen jungen Frau?" lächelte Wurm, indem er die zitternde Hand der Meisterin drückte.

Aber plötzlich verschwand sein Lächeln, er ließ die Hand der Meisterin los, er griff nach der Thürklinke. Ehe er letztere nieder drückte, sprach er gereizt:

„Schon gehört von dem Rathskeller? — gesagt, gesagt, getrompetet haben dort die Leute, daß ich sei hart, — daß ich ruinire die Tuchmacher, die Schuhmacher," —

Er drückte die Klinke, er trat in die Stube, er grüßte den Meister, er las in dem harmvollen Angesicht desselben, — las fort und fort, obgleich er dabei sprach: „Pleite, Pleite, — miserable Zeit! — Warum haben gestichelt die Leute auf mich? Sollten doch sticheln auf die Krisis, welche schier nun ruinirt auch die Tuchmacher und Schuhmacher, weil sie haben gekauft theure Wolle und theures Leder. — Hab' ich's gemacht theuer, hab' ich's gemacht wohlfeil? Hat's nicht gemacht die Krisis in Wolle und Leder und allen Artikeln, mit welchen handelt der Mensch in Europa und Amerika? Wer hat gemacht die miserable Zeit, wo nirgends sich zeigt eine Nachfrage und überall wimmelt das Angebot, — Angebot im Großen und im Kleinen, in allen Artikeln? Soll ich tragen die Schuld, daß die Rohartikel standen so hoch im Preis, und die fertige Waare nun steht so niedrig im Preis? Schaff ich's, daß man die fertige Waare nicht begehrt, nicht haben will, selbst zu einem Spottpreis? — Unverstand, miserabler Unverstand, wenn die Leute auf dem Rathskeller sticheln nach mir, da ich doch nicht handle mit etwas Anderem, als mit einem Bischen von Wolle und Leder. Wir haben's zu thun mit einander in Wolle, Herr Friedel," fuhr er jetzt ruhiger fort, indem er die Brieftasche öffnete, und einen Wechsel herausnahm, den er dem Meister vorzeigte.

„Fünfhundert und zwanzig Thaler," las laut, aber mit angstvollem Ausdruck der Meister, während die Meisterin den großen Wandschrank aufschloß.

„Und hier sind die achtzehn Stück Tuche, von denen ich vorhin sprach," erinnerte ruhig die Meisterin, und deutete auf den geöffneten Schrank.

Digitized by Google

„Schon abgemacht Alles? schon glatt und rund Alles?“ fragte der Jude nach dem geöffneten Schrank hin.

„Nein, Herr Wurm,“ antwortete die Meisterin, „wir haben noch die Spinnlöhne und andere Auslagen zu decken.“

„Lieber Gott,“ sprach ängstlich der Meister, als er sah, daß der Jude die Achseln zuckte, „wenn Sie nun Tuche nähmen, wenn Sie mir abkauften, Herr Wurm, — ich kann den Wechsel nicht mit Geld — Geld wird erst, wenn ich die Tuche absetze.“

„Hab' schon gehört in der Stadt, was man that für ein Gebot auf Ihre Waare, — ich weiß auch, daß sie gut ist, Ihre Waare, — könnte aber dennoch so viel nicht geben, als man schon bot auf die Waare. So dürfte es sein das Beste, wir machten kein Geschäft, — müßte Sie drücken, Herr Friedel, — drücken, selbst wenn ich nicht haben wollte einen kleinen Profit, — überall Angebot, nirgends Begehr, — aber nicht streng will ich sein mit dem Wechsel, will warten nicht heute nur und morgen, — will in Geduld stehen zwei Monate lang, Herr Friedel.“

„O Gott, lieber Gott, meinen Dank!“ rief der Meister.

„Unsern Dank, — o wir werden ja ehrlich bezahlen!“ sprach gerührt die Meisterin, und ging hin und gab dem Juden die Hand.

„Müssen eigentlich danken nicht mir,“ antwortete Wurm, „müssen danken Ihrem Tuchknappen, Ihrem Glogauer, — wird erzählt haben schon von dem Rathskeller, — und wo ist der brave Knapp, der brave Tuchknapp? Hat er erzählt gar nichts davon? So will ich erzählen.“

Der brave Tuchknapp aber befand sich arbeitend oben in der Wollkammer. Wir wissen, daß er schnell die Stube verließ, als der Jude sich zeigte. Da war er denn zuerst hinter gelaufen in den Hof, hatte Holz geordnet für die Meisterin, hatte den Hof gesäubert, das Schwein gefüttert, dann sich hinaufbegeben in die Kammer, wo noch einige Stein Wolle lagen, — der letzte dürftige Rest von dem letzten theuern Einkauf. — Die Arbeit in der Kammer war keine drängende, aber der Gesell wollte dem Juden ausweichen, wollte nicht zugegen sein, wenn derselbe den Wechsel präsentiren würde.

Braver Bursche, es wäre besser für Dich gewesen, wenn Du unten geblieben. Du hast Deine Sorge, Deine Angst ja mit hinaufgenommen in die dürftige Kammer, — Du sagst Dir, Du weißt es, der Jude wird keine Nachsicht üben, wird und will nicht in Geduld stehen. Hast Du ihn doch begrüßt darum, gebeten darum, innigst mit Deinem ganzen Herzen gebeten gestern, als Du seiner Dich annahmst auf dem Rathskeller, wo Viele durch Witz und zweideutige Reden ihn in's Gedränge brachten. Sprachst Du doch für den Mann mit Wärme, mit Kraft, mit voller Jünglingswürde. Brachtest Du seine Feinde doch zum Schweigen. — Und als Dich dann der Jude in einen stillen Winkel zog und Dir dankte, und Dir ein Goldstück in die Hand schob, und Du das Goldstück nicht annahmest, sondern Deine Bitte, Deine innigste Bitte für den Meister vorbrachtest, — — — guter, braver Bursche, das Alles geht jetzt durch Deine Seele, — der Jude schlug Deine Bitte Dir ab. — Du hast geschwiegen von Allem gegen Meister und Meisterin, — ach wie gern hättest Du erzählt, hättest Du Tröstliches ihnen mittheilen können! Du bist geflohen, als der Jude vorhin in die Nähe des Hauses kam. Wie gern wärest Du unten geblieben, wäre der Mann am gestrigen Abend nicht unerbittlich geblieben in dem stillen Winkel auf dem Rathskeller! — Gesell, wir wollen nicht mit Dir rechten, daß das Leid, welches Deine Seele füllt, auch durchflammt wird von Bitterkeit und Zorn.

Deine Arbeit in der dürftigen Wollkammer ist gethan. Du stehst — Du sinnst — Du greifst in Deinen tiefschwarzen Bart, — blickst düster auf das Häuflein schneeweißer Wolle.

Da ruft es unten aus dem Hausflur nach der Treppe hinauf: „Bernhard, kommen Sie doch herunter!“

Hörst Du es nicht? — Ach, Du hörst es, Du kennst die Stimme, — Dein Gesicht wird roth, — einen Schritt thust Du vorwärts, dann trittst Du wieder zurück an das Häuflein Wolle, — Du bleibst. —

Zwei Minuten kaum, da ruft es wieder: „Glogauer, kommen Sie doch herunter!“

Du kennst die Stimme, — würdest sie kennen, auch wenn sie nicht begleitet wäre von einem Hüsteln.

Da sprichst Du: „Der Jude wird fort sein.“

Und Du gehst nun.

Der Jude aber war noch da.

Als der Gesell in den Hausflur gelangte, traf er auf den Juden und die Meistersleute zugleich. Der Jude aber öffnete die Stubenthür, und schickte die Meistersleute hinein, zog ein Goldstück aus dem Beutel und sagte: „Zuerst das hier, nehmen Sie, will nicht bleiben in Schulden!“

Der Gesell sah den Juden nicht an, drängte die Hand, die das Goldstück hielt, zurück, sagte keinen Gruß, kein Wort, — wollte nach der Thür.

Der Jude vertrat ihm den Weg.

„Herr Glogauer,“ hob er an, „hab' Alles gefunden, wie Sie's beschrieben auf dem Rathskeller, — hab' daher erfüllt Ihre Bitte, — werde in Geduld stehen zwei Monate — bis die achtzehn Stück Tuche verkauft sind, — kann ich mehr?“

„O, ist das wahr, ist's wahr, Herr Wurm?“ rief laut und freudig und sich selbst vergessend der Gesell.

Und drinnen in der Stube klopfte ein Finger an die Thür, und zwei Stimmen antworteten zugleich: „Ja, es ist wahr!“

„Werde ich machen eine Lüge, eine Lüge gegen Sie?“ versetzte der Jude. „Haben Sie mir nicht geholfen auf dem Rathskeller, und müssen wir uns nicht gegenseitig helfen in der Krisis?“

Da warf sich der Gesell an des Juden Brust. Leise dankte er ihm, leise versprach er, ihm zu dienen, wie und wo er nur könne. Dann zog er ihn ein Stück weg von der Thür, hin an die entgegengesetzte Wand, und fragte ihn leise wie vorher, ob die Meistersleute ihm gesagt, daß die Frau nach Braunschweig wolle zur Messe, ob dort Absatz und höhere Zahlung zu erwarten, — was überhaupt für den Meister zu thun sei.

Der Jude sprach nun ebenfalls still. Er theilte ihm mit, daß die Meistersleute mit ihm geredet über den Besuch der Braunschweiger Messe, und wie er das billige und der Meisterin einige gute Adressen für diesen Meßplatz gegeben habe, — wie er aber für günstige Erfolge in der gegenwärtigen Zeit nicht stehen könne, — wie Alles bei solch einem Versuch auf's Glück ankomme.

„Und was ist für Meister Friedel überhaupt zu thun? Was würden Sie thun, Herr Wurm, wenn Sie in des Meisters Lage sich befänden? Geben Sie mir guten Rath, Sie sind ein erfahrener Geschäftsmann, Herr Wurm. Kann die Meisterin etwas thun? Kann ich etwas thun? Was soll geschehen, wenn es in Braunschweig fehlschlägt? Ich dachte im Stillen schon an Frankfurt, denn einige Wochen nach Braunschweig ist Messe in Frankfurt an der Oder, — ließe sich dort nichts schaffen, Herr Wurm?“

Als der Gesell so gesprochen und gefragt, lächelte der Jude vor sich hin, und wiegte langsam den Oberkörper, ohne etwas zu erwidern.

„Also nichts mit Frankfurt?“ fragte der Gesell.

„Ist nichts zu machen in Braunschweig, wird noch weniger sein zu machen in Frankfurt,“ erklärte nun Wurm.

„Und was da zu thun? Wissen Sie nichts, Herr Wurm?“ drängte Jener. „Sie lächeln und geben doch keinen Rath, — wissen Sie keinen?“

„Wissen, wissen,“ entgegnete der Jude, „wenn ich überlege, wie Alles steht, warum sollt' ich nicht wissen? — Und wenn Sie nicht wären zu jung und zu brav, — aber weil Sie brav, brav, haben Sie mich ja geschützt gestern auf dem Rathskeller, und das war schön, — also nicht gestrichen werden, nicht wegbleiben soll das Brav, — doch sind Sie zu wenig Geschäftsmann noch, wissen noch nicht, daß man kann sein brav und doch auch Geschäftsmann, — also wenn Sie nicht wären zu jung und zu wenig braver Geschäftsmann, würde ich rathen —“

„So rathen Sie, Herr Wurm!“ bat der Gesell, „bin ich doch nicht zu jung, nicht zu wenig Geschäftsmann!“

„Wenn Sie mir versprechen, zu handeln brav gegen mich, wenn Sie sorgen dafür, daß bezahlt wird mein Wechsel, bezahlt unter allen Umständen.“

„Das verspreche ich! Dafür will ich sorgen!“ versicherte der Gesell, und gab dem Juden ehrlichen Handschlag.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Adolf Schults.

„Er war ein Mann, ſagt Alles nur in Allem!“
Shakeſpeare.

Adolf Schults.

Die wahren Dichter werden immer ſeltener in dieſer Zeit, deren Induſtrie alle Poeſie zu ertödten droht. Das materielle Intereſſe iſt die eherne Achſe, um welche das Rad unſeres gegenwärtigen Lebens in fieberhafter Haſt ſich dreht. Jagen nach Erwerb und Gewinn, Ueberfluß auf der einen, Verarmung auf der anderen Seite, ſchroffe Gegenſätze, die ohne Ausgleichung nebeneinander liegen und ſich reiben, und die drückend auf Allem laſtende Schwüle unſerer Zuſtände lähmen die Begeiſterung der Schaffenden, die Empfänglichkeit der Genießenden. Der unermüdlich rechnende Verſtand richtet das Herz zu Grunde, die Zahl mordet das Gefühl, Courszettel und Getreidepreiſe laſſen für Verſe wenig Papier übrig. Der Dichter iſt der Sohn ſeiner Zeit, er ſinkt jetzt zu ihrem Sclaven herab. Auch die heutige Literatur, mit wenig ehrenvollen Ausnahmen, iſt nur ein Zweiggeſchäft der allgemeinen großen Speculation geworden: der Schriftſteller genügt mit ſeinem Werke nicht mehr dem eigenen Drange, er gibt vielmehr ſich dazu her, das flüchtige Bedürfniß der Menge zu befriedigen, ihre wechſelnden und verkehrten Launen zu kitzeln. Bücher ſind Waare für den, der ſie verhandelt, der ſie kauft, und leider auch für den, der ſie ſchreibt, die, wie jede andere, zum höchſten Preiſe und in größter Maſſe an den Mann gebracht werden ſoll. Daher kommt es, daß auch in der Literatur die Ankündigung eine Macht geworden, daß häufig ſie allein die großen Männer ſchafft. Unwillkürlich ergibt ſich der Vergleich mit jenen Thierbuden, die durch abenteuerlich rieſenhafte Aushängebilder, durch Trompetenſtöße und Beckenſchlagen das ſie umfluthende Gewühl des Jahrmarktes einen Augenblick zu feſſeln trachten, aber — die Löwen ſind einzig auf der Leinwand, und innen erblickt man nur die herkömmlichen Affen und Papageien.

Wie tief und wie gerecht iſt unter ſolchen Verhältniſſen der Schmerz bei dem Verluſte eines wahren Dichters, eines Dichters von Beruf und Begeiſterung, dem die Poeſie die ernſte und heilige Aufgabe ſeines Lebens, deſſen Stellung keine gemachte, ſondern der tief in dem Herzen ſeines Volkes wurzelt, das immer noch ſich aufthut, wenn am rechten Flecke angeklopft wird. Ein ſolcher Dichter aber war Adolf Schults, der in der Frühſtunde des 2. April zu Elberfeld verſchied und deſſen Tod wir bereits kurz angezeigt. Er war ein deutſcher Dichter im weiteſten Umfange dieſer Worte, und mithin auch — ein unglücklicher Menſch, der, von peinlicher Lage gedrückt, mit ſeinem äußeren Berufe entzweit, im Liede die Verſöhnung ſeines Daſeins fand, dem „Singen ein Segen war.“ Mitten in einem der geräuſchvollſten Feldlager der Induſtrie, als deren Tagelöhner er mit Widerſtreben das kärgliche Brod für ſich und die Seinen erringen mußte, unter dem Schwirren und Sauſen der Maſchinen, zwiſchen dem ſtrotzenden Reichthume der Fabrikherrn und den bleichen Geſichtern der Arbeiter dichtete er ſeine köſtlichen Lieder, in denen jede rein menſchliche Empfindung den natürlichſten und ergreifendſten Ausdruck findet. Es iſt eine eben ſo bezeichnende als erfreuliche Erſcheinung, daß gerade im Wupperthale, dem Sitze einer großartigen und blühenden Handels-Thätigkeit, zugleich aber auch dem Heerde jenes nüchternen, hohlen Pietismus, dieſer geſpenſtiſchen Verzerrung des Glaubens, mit welcher unſere Zeit über ihre Armuth an wahrem und lebendigem Glauben ſich ſelbſt zu täuſchen bemüht iſt, alſo gleichſam „zwiſchen Himmel und Erde“ ein ſtattlich Fähnlein wackerer Sänger die friſchen Weiſen keck erſchallen läßt. Leider betrauert die edle Zunft jetzt in Adolf Schults den begabteſten und bekannteſten ihrer Meiſter.

Geboren ward er am 20. Juni 1820 zu Elberfeld in einem kleinen, dem Geräusche der Stadt fernab gelegenen Häuschen. Sein Vater, Peter Schults, Seidenweber und später Werkführer in der Fabrik von Joh. Simons' Erben, war ein schlichter Mann von schroffer Rechtschaffenheit und strengster kirchlicher Richtung; seine Mutter, eine Französin, die durch die Kriege der Republik zur armen Waise geworden, hatte das lebhafte, leicht erregbare Temperament ihres Volkes und zugleich eine den Stand ihres Mannes weit überragende Bildung. Wie in dem Charakter und dem Gemüthe eines jeden Dichters eine gewisse Weiblichkeit unerläßlich, und wie jeder Dichter diesen Theil seines Wesens von seiner Mutter überkommt, so auch bei Schults, dessen Empfänglichkeit, Weichheit und Reizbarkeit sein mütterliches Erbe. Die engen Räume reichten bald zum Tummelplatze vier munterer Knaben nicht mehr aus und der alte Schults bezog mit seiner Familie eine größere Wohnung, die, zwischen Gärten gelegen, von Wald und Bergen fern begrenzt, das aufknospende Dichtergemüth in unmittelbare Berührung mit der Natur brachte, deren Verständniß sich ihm bald auf's Innigste erschloß und mit der er sein ganzes Leben lang in ununterbrochenem Verkehr geblieben, sowie eine tiefe Sehnsucht nach jenem grünumlaubten Paradiese seiner Kindheit ihn nie verlassen. In dieser fast ländlichen Zurückgezogenheit entwickelte sich aber auch jene Schüchternheit, die Schults nie überwunden, die ihn stets von der Welt fern gehalten, und die Ursache war, daß er der Realschule seiner Vaterstadt, in der er seine weitere Ausbildung erhalten sollte, gleich am ersten Tage entlief und trotz aller Vorstellungen nicht wieder zurückkehrte. So hat er seinen eigentlichen Unterricht nur in einer Elementarschule erhalten; Bibel und Gesangbuch, die ganze Bibliothek des väterlichen Hauses, waren seine ersten Bücher, seine ersten praktischen Versuche Nachbildungen alter Kirchenlieder. Obwohl schon früh der rege Geist und die ungewöhnliche Begabung des Knaben sich offenbart, rieth gerade der einzige Mann, der um deswillen Theilnahme ihm geschenkt, ein Prediger des Thales, davon ab, ihn studiren zu lassen, und so mußte er in seinem vierzehnten Jahre als Handlungslehrling in dem Hause eintreten, wo sein Vater Werkführer war, und hat — wie ein Freund, dessen Güte wir diese Notizen verdanken,* schreibt, — „von dieser Zeit an bis an sein Ende mindestens neun Stunden des Tages mit Abneigung und Ueberwindung als Comptoirist gearbeitet," zugleich aber auch mit Fleiß und Pünktlichkeit, denn er war ein Mann und füllte seinen Beruf, wenn auch mit Widerstreben, doch tüchtig aus. Seine einzige freie Zeit, die späten Stunden des Abends und der Nacht, opferte er dem rastlosen Drange, sich auszubilden; mit eisernem Fleiß und unerschütterlichem Muthe verfolgte er sein Ziel; sein eigener Lehrer und Schüler verdankt er Alles, was er geworden, sich selbst. In dieser Zeit entstanden auch seine frühesten Lieder, von denen Lewald's „Europa" im Jahrgang 1837 die ersten veröffentlichte. Einer anderen Nachricht zufolge soll das „Negerschiff" das zuerst, und zwar in der „Didaskalia", gedruckte seiner Gedichte sein. Gleiches Streben und ähnliches Loos führten ihm einen Freund zu, der bis zum letzten Augenblicke treu an seiner Seite blieb: Friedrich Röber, durch mehrere dramatische Dichtungen unterdeß bekannt geworden.

Bald auch trat ein wichtiges Moment, eines der einflußreichsten in dem Leben eines Dichters, in das seinige: die Liebe. Sein vereinsamtes, im glühenden Drange wesenloser Gefühle überquellendes Herz suchte und fand den Gegenstand seiner unbestimmten Sehnsucht, die Verwirklichung seiner Träume in einem Mädchen, das häufig des Dichters Eltern besuchte, zugleich die erste und einzige weibliche Erscheinung, die diesem in seiner Zurückgezogenheit näher trat. Von ihrem Bilde erfüllt, wanderte er hinaus auf einen Waldhügel mit herrlicher Aussicht über das ganze Wupperthal, auf dem er zu träumen und zu dichten liebte. Dieser Minnefrühling war die letzte sonnenhelle Zeit seines Lebens, ein flüchtiger Kuß, den das Glück auf des Dichters Stirne hauchte. Der Sommer 1843 vereinigte ihn mit der Geliebten, die, obgleich acht Jahre älter und an Bildung unter ihm stehend, mit unermüdlicher Aufopferung, mit selbstlosester Hingebung sein Schicksal theilte, sein Trost und seine Stütze, und die er mit unverminderter Zärtlichkeit bis zur letzten Stunde geliebt, um so wärmer, je höher er sie achten und ihren Werth erkennen lernte. Mit seinem Herzblut ist das schöne Lied geschrieben: „O, mein Weib, wie hat das Leben Deine Bürde schwer gemacht!" Und sie war schwer, für Beide! Gleich nach dem schönsten Tage ihres Lebens begann die Reihe der trüben. Mißhelligkeiten veranlaßten ihn, aus dem Geschäft, in dem er bis dahin gearbeitet, auszutreten. Damit kam ihm der Gedanke, des verhaßten Berufes sich gänzlich zu entledigen und den Weg einzuschlagen, den Neigung und Talent ihm anzuweisen schienen. Er redigirte eine Zeitlang stellvertretend die Barmer Zeitung, correspondirte für auswärtige Blätter, ohne jedoch bei dieser rein literarischen Beschäftigung ausreichendes Brod und innere Befriedigung zu finden. Die ihm angebotene Stellung eines Unterbeamten bei einer Eisenbahn widerte ihn noch mehr an, als seine bisherige kaufmännische, und so kehrte er verstimmter denn je auf das Comptoir zurück, dem er nun einmal verfallen war. Zu diesen Leiden der Seele gesellten sich auch noch körperliche: er stürzte bei einer Kahnfahrt in's Wasser und war seit dieser Zeit mit peinlichen Kopfbeschwerden behaftet. Die nervöse Reizbarkeit des Hypochonders übertrieb in krankhafter Einbildung die Bedeutung dieses Uebels, das allerdings durch seine sitzende Lebensweise noch vermehrt wurde, er wähnte sich unrettbar. Eine im Sommer 1845 nach Homburg unternommene Badereise besserte nichts, da er seinen dortigen Aufenthalt weit über das Bedürfniß abkürzte: er fühlte sich in der Fremde noch unglücklicher, als zu Hause. Am Tage der Rückkehr starb sein Vater, den er mit glühender Verehrung geliebt und dem er blutende Lieder nachweinte. Diese allgemeine körperliche und geistige Verstimmung lähmte auch die schaffende Kraft des Dichters. Die „Blumenlieder" hatten zuerst seinen Namen in weiteren Kreisen zur Geltung gebracht, dagegen entsprach der Erfolg seiner gesammelten Gedichte, die in erster Auflage bei Baensch in Magdeburg erschienen, seiner vielleicht etwas zu hoch gespannten Erwartung nicht ganz. Er wurde auch nach dieser Seite hin mißmuthig und verbittert und schwieg mehrere Jahre, bis erst gegen Ende 1846 mit einigen im Cotta'schen Morgenblatte abgedruckten Artikeln seine geistige Thätigkeit einen neuen Anlauf nahm. Das Jahr 1848, obschon es den unterdeß Familienvater gewordenen Schults eine Zeit lang außer Brod brachte, gab der Seele des Dichters neuen Aufschwung und regte ihn mächtig an. Nachdem er in einzelnen, meist sarkastischen Liedern, wie dem „Weberlied", der lange in ihm angesammelten Bitterkeit Luft gemacht, dichtete er, durch die Schilderungen eines ausgewanderten Freundes begeistert, seine schwungvollen, kräftigen „Lieder aus Wisconsin" voll glühender Begeisterung für die Freiheit und zugleich inniger Anhänglichkeit an das Vaterland. Ihre Frische und Lebendigkeit veranlaßte mehrfach zu dem auch in die biographischen Notizen einiger Anthologien übergegangenen Irrthume, daß der Dichter wirklich im Lande seiner Sehnsucht wohne. Eine Thatsache statt eines Urtheils. Kurz darauf entstanden die „Märzgesänge und Leierkastenlieder", politische Schwärmereien, Kinder der damaligen Zeit und mit der Mutter zu Grabe getragen. Für alle Zeiten aber werden leben und den Namen des Dichters in hohen Ehren erhalten die „Lieder des Hauses", die mit jenen beiden Cyklen zusammen erschienen und denen unsere gesammte Literatur nichts Aehnliches an die Seite zu stellen hat. Nach dieser so fruchtbaren Periode verfiel Schults wiederum in mehrjähriges, unthätiges Versunkensein. Eine angemessene Stellung, die ihm 1850 auf's Neue im Simons'schen Hause wurde, gestaltete seine Verhältnisse freundlicher und ermunterte ihn zu ernsten und anhaltenden Studien auf dem Gebiete der epischen Dichtung, das er jetzt zum ersten Male betrat. Die nächste Frucht dieser Thätigkeit waren gediegene Vorlesungen über neuere Balladen- und Romanzendichter, zwei Jahre später in Elberfeld vor einem großen und gewählten Kreise mit bedeutendem Erfolge gehalten. Sie führten ihm auch jene jungen Poeten zu, die seitdem oft mit ihm als „Wupperthaler Dichterschule" genannt sind: Gustav Reinhardt, Emil Ritterhaus und Karl Siebel. Ihr jugendliches Streben regte ihn an und bei und mit ihnen vergaß er oft der drückenden Sorgen, die seine allmählich zahlreicher werdende Familie täglich schwerer auf sein müdes Haupt häufte. Im folgenden Jahre, 1853, erschien sein erstes episches Gedicht „Martin Luther" bei Brockhaus. Es fand vielen und verdienten Anklang und in rascher Aufeinanderfolge dichtete Schults drei ähnliche Epen: den „Huß von Genf" (Servet), „Andreas Hofer" und „Thomas Münzer", die bis jetzt noch sämmtlich Manuscript geblieben, wiewohl sie der Veröffentlichung würdiger, als die meisten der goldgeschnittenen Reimereien, mit denen wir jeden Tag überfluthet werden. 1855 hielt er wieder öffentliche Vorträge über „Schiller und Goethe vom phrenologischen Standpunkte auf-

* Karl Siebel, der bekannte und geschätzte Wupperthaler Dichter.

Digitized by Google

gefaßt" und gab bei Bädeker in Iserlohn den „Ludwig Capet", ein größeres erzählendes Gedicht, heraus. Leider wurde es für ihn eine Quelle neuer Bitterkeit, die bis zu seinem Ende an ihm nagte. Er hatte das Epos nach der Vollendung in Elberfeld vor zahlreichen Hörern an mehreren Abenden vorgelesen und die Gemüther auf's Tiefste ergriffen und erschüttert, der Verleger es um namhaften Preis gekauft, der Dichter auf hohen Erfolg gehofft. Die Kritik und das weitere Publicum aber, die ein großes, mit kräftigem Pinsel ausgeführtes Gemälde des welterschütternden Revolutionsdrama's erwartet, fühlten sich enttäuscht, statt dessen nur die Leidensgeschichte des unglücklichen Königs zu finden, geschildert allerdings mit jener hinreißenden Gemüthswärme, mit jener überwältigenden Wahrheit, wie sie nur Schults, der selbst ein kummerschwerer Märtyrer, zu eigen.* Die Aufnahme war lau, die Hoffnung des Dichters geknickt. In diesem Jahre erschien bei Böhlau in Weimar die letzte Lieder-Sammlung von ihm: „der Harfner am Heerd", eine würdige, unabgeschwächte Fortsetzung der Lieder des Hauses. Es herrscht darin oft eine glückliche, friedliche Stimmung, die wohlthun würde, wüßten wir nicht, daß sie leider nur die Stimmung des Dichters, nicht auch die des Menschen. Er war schon seit langer Zeit von neuem, anhaltendem Siechthum heimgesucht, dem er endlich am 2. April erlag, nachdem er wenige Tage vorher sein letztes Gedicht niedergeschrieben, das wir bereits mitgetheilt. Es ist ein erschütternder Schmerzensschrei seines müden Herzens, das die Sehnsucht nach dem erlösenden Tode zurückdrängt und noch weiter dulden will — des Weibes und der sieben Kinder wegen! Es brach. —

Und so haben wir ihn denn zur Gruft gesenkt, einen jener gegeißelten Könige des Gesanges, deren Purpurmantel mit dem eigenen Herzblute getränkt ist, deren Lorbeerkranz die Dornenkrone nicht verdecken kann, die ihre Stachelu tiefschmerzend in die bleiche, grangefurchte Stirne drückte. Sein Tod hat die Menge wieder einmal aus ihrer Stumpfheit emporgerüttelt, die Achtung seiner Mitbürger die nächste Zukunft der Hinterbliebenen gesichert, die Zeitschriften bringen trauernde Artikel, man wird ihm vielleicht ein Denkmal setzen, irgend ein Papierspeculant wird ihn zum Helden eines „literarhistorischen Romans" machen, gierig verschlungen von der Masse, die mit naiver Grausamkeit an den Leiden ihrer Lieblinge sich weidet, wie ein Kind den farbenprächtigen Schmetterling, das Ergötzen seiner Augen, qualvoll sich zu Tode martern sieht, aber trotz alledem und alledem bleibt der Dichter todt, und was noch viel schlimmer, hat er in Elend und Unglück gelebt. Wieder einmal stehen auf dem Sarge eines verkommenen bedeutenden Menschen die fluchbeladenen Worte: „zu spät!" dieses Mene Tekel unserer Zeit, die bei all ihrem athemraubenden Rennen und Jagen dennoch stets am Ziele blindlings vorbeischießt und erst dann umkehrt, wenn es eben zu spät ist. Wie viele eurer Besten mußten sterben, um von euch in ihrem vollen Werthe erkannt und gewürdigt zu werden, an zahllosen Bahren habt ihr leidtragend gestanden, schamgeröthet ob der Ueberzeugung, daß ihr hättet helfen, retten können, da es noch Zeit war!! Fern sei es von uns, gleich dem jungen Frankreich, für jedes schiffbrüchige Talent, für jeden Verbrecher und jede gefallene Dirne mit declamatorischem Pathos die ganze Gesellschaft verantwortlich zu machen, mag sie gleich nicht immer ohne Schuld sein, vielleicht auch diesmal nicht. Aber den Druck der Verhältnisse wollen wir beklagen, der mit roher Faust die zarten Saiten dieses Dichtergemüthes zerriß, dem blinden Glücke fluchen, das dem edlen Todten die Gewährung so bescheidener Wünsche versagte, während es nur zu oft die erbärmlichste Gemeinheit vom leeren Schädel bis zu den Fußsohlen übergoldet!

Adolf Schults ist mitten in seiner Entwickelung uns entrissen worden, und wie war diese Entwickelung gehemmt! sie hat sich förmlich durch Felsen hindurchhauen müssen. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, kann sich den kurzen Abriß seines einfachen äußern Lebens, wie wir ihn oben gegeben, zu einer langen Leidensgeschichte voll verzweifelten Kämpfens und Ringens, voll trüber Tage und durchwachter Nächte, voll bitterer Enttäuschungen und gescheiterter Hoffnungen weiter ausspinnen. Wie ein armer Gefangener ohne Licht und Luft, verschmachtete der unglückliche Dichter in den Fesseln des ihm aufgezwungenen Berufes, den er nicht verlassen konnte, nicht verlassen durfte, denn er wollte leben, mußte leben um Anderer Leben willen, und — die Poesie gibt ihren Kindern Alles, nur kein Brod, sie ist eine arme Mutter. Was er an Schmerz und Bitterkeit darob empfunden, hat er beredter und überwältigender, als wir es auf endlosen Bogen zu thun im Stande, in folgenden zwei Versen ausgehaucht:

„O, wäre mir gewiesen
Ein besserer Beruf!
O, könnt' ich stieb'n nur diesen,
Für den kein Gott mich schuf!

Von allen Götterbildern
Erblickt' ich eines nur:
Auf bunten Krämerschildern
Den Handelsgott Mercur.

Das Herz möchte Einem brechen vor Wehmuth, wenn man sie liest! Schults war zum Dichter geboren und bestimmt; er vergaß, was ihn drückte und quälte, er war gesund, geistig und körperlich, wenn er dichtete. Müde und abgespannt von der Arbeit des Tages, sang er seine Lieder voll Duft und Frische, wie jene Blumen, die am Tage den Kelch ängstlich verschlossen halten, und nur in die stille, verschwiegene Nacht hinaus ihre köstlichen Wohlgerüche hauchen. Er schuf mit fast fiebernder Schnelle, seine umfangreichsten Dichtungen sind in wenig Wochen entstanden. Der Trieb und die Lust des Schaffens hielten ihn aufrecht; war ihnen genügt, dann sank er wieder in sich zusammen: ein kranker Mensch mit überreizten Nerven und verbittertem Gemüthe, das nur im Kreise vertrauter Freunde zuweilen in scharfschneidigen, geistvollen Sarkasmen sich äußerte. Ein stiller Dulder, hat er schweigend sein hartes Loos getragen, der Schmerz hatte ihn geläutert: er war einer der edelsten Menschen, die je gelebt und gelitten. Ohne Falsch, treu, brav und zuverlässig in allen Lagen und Verhältnissen, hat er den schweren Pflichten, die ihm auferlegt, bis zum letzten Augenblicke standhaft und ohne Murren genügt. Mit welch heißer, aufopfernder Liebe er Weib und Kinder umfaßte, erkennt sich am besten aus seinen Liedern, die das Gepräge wahrer Empfindung auf jedem einzelnen Worte tragen; was er seinen Freunden war, lehrt uns deren trostloser Schmerz. Sein Volk aber hat einen Dichter verloren, wie es deren wenige besitzt, der tief in ihm wurzelte, der für all seine Freuden und Leiden Gefühl und Wort hatte, der den trauten Heerd des Hauses mit den grünen Ranken seines Liedes schmückte. Keiner vor ihm hat den süßen Zauber der Häuslichkeit, das Glück und den Trost der Familie mit solcher Innerlichkeit erfaßt, mit so hinreißender Wärme und Wahrheit geschildert und verherrlicht, als Schults, und diese Seite seiner Poesie ist ihre größte und verdienstvollste. In einer Zeit, die an ihrer Aeußerlichkeit zu Grunde zu gehen droht, hat er uns auf die Schätze des Innerlichen aufmerksam gemacht, denen so Viele leichtsinnig und frevelhaft den Rücken kehren. Nichts bei Schults ist gemacht und gekünstelt, Alles wahr, einfach und schlicht, seine Empfindungen und seine Verse, die noch lange unser Stolz und Entzücken sein werden. Er hat keine Unterstützung genossen, keine Pension bezogen, kein Orden machte sich auf seinem schlichten Rocke breit, kein Titel hat sich angemaßt, seinem Namen Glanz und Würde verleihen zu wollen; dafür hat ihn das Volk in sein Herz geschrieben, das sich seine Dichter nicht aufdrängen läßt, sondern sie mit richtigem Gefühle und gesundem Urtheil sich selber auswählt. Einen Kranz auf seinen Hügel und Friede seiner Asche!

Albert Traeger.

* Die Verlagshandlung (Bädeker in Elberfeld) verkauft jetzt Exemplare des Ludwig Capet für 15 Silbergroschen zum Besten der Hinterlassenen des Dichters.

Die Nörgelsucht.

Vom Verfasser der „nervenkranken Damen." (Gartenlaube 1858. Nr. 13.)

Mein Incognito hat mir Gelegenheit verschafft, die verschiedenen Urtheile und Gespräche zu belauschen, welche mein voriger Aufsatz im Publicum hervorrief. Bei dieser Gelegenheit habe ich unter Anderem wahrgenommen, daß man im Publicum eine Menge von Personen als „Hysterische" oder „Hypochondrische" betrachtet, welchen man durch eine solche Benennung viel zu viel Ehre

anthut. Es sind dies die sogenannten Nörgelsüchtigen oder Nörgelanten.

Unter „Nörgeln" versteht man bekanntlich, wenn Jemand unabläßig ohne zureichenden Grund seine Umgebungen mit Klagen, Tadel und sonstigen Aeußerungen von Unzufriedenheit belästigt. Mit dieser Sucht (welche in keinem ärztlichen Lehrbuche erwähnt ist) haben allerdings die Aerzte vorzugsweise häufig zu thun und sie ist oft schwer von wirklicher Krankheit zu unterscheiden. Aber sie ist keine solche, sondern ein Erziehungs- und Charakterfehler. — Die Hysterische und der Hypochondrist sind Beide wirklich nervenkrank; ihre Krankheitssymptome stehen immer im Verhältniß zu ihrer körperlichen Störung (wenigstens würden wir dies finden, wenn Letztere nicht oft für unsere Sinne unzugänglich wäre). Auch gehört das „Sichausklagen" nicht nothwendig in allen Fällen zu den Symptomen Beider, denn es gibt Hysterische und Hypochondristen, welche trotzig Alles in sich zu verschließen streben. Außerdem befällt die Hysterie nur das geschlechtsreife Frauenalter und die Hypochondrie fixirt alle Aufmerksamkeit des Befallenen nur auf seine eigenen Körperzustände. Die Nörgelsucht hingegen kommt in beiden Geschlechtern und in allen Lebensaltern vor und erstreckt sich auch auf nichtmedicinische Gegenstände (als Beispiel dienen: die Ehemänner, welche immer in die Töpfe gucken oder an dem Putze ihrer Frauen mäkeln; die Kinder, welche immer von anderen Menschen herumgetragen und beschäftigt sein wollen; die Greise, welche auf die gesammte Jetztwelt schmähen).

Auch der krankhafte Trübsinn, die Melancholie, wird leicht mit der Nörgelsucht verwechselt; aber Melancholie ist eine wirkliche Geisteskrankheit, in der Regel die erste Stufe zu den übrigen Seelenstörungsformen: hier klagt und weint der Kranke ohne Rücksicht auf seine Umgebungen; letztere kommen bei ihm nur in so fern in Betracht, als sie (gleich jeder anderen Berührung der Außenwelt) auf sein Gemüth einen schmerzerregenden Eindruck machen, also eine Veranlassung mehr zum Sichunglücklichfühlen geben. Der Nörgler hingegen will nicht sich, sondern seine Umgebungen quälen, um an ihnen seine üble Laune auszulassen. Daher suchter sich seine Leute aus, und wenn er unter den Seinigen Niemand findet, der sich dazu eignet oder herg'bt, so nimmt er (wenn er Geld hat) einen Arzt an, der sich für so und so viel jährlich etwas vernörgeln lassen muß.*

Nach diesen Charakterzügen wird es leicht sein, den Nörgelkranken von anderen wirklichen Kranken zu unterscheiden. Begreiflicher Weise sind die Symptome, welche er angibt, hauptsächlich „subjective", d. h. Befindensveränderungen, Berichte über die mannichfachsten Empfindungen, Gefühle und Stimmungen. Doch kommen nachgeahmte oder unwillkürlich erzeugte Bewegungs- oder Krampfsymptome vor, besonders oft ein eigenthümliches kurzes Husten, sodann Räuspern, Nachsen, Kurzathmigkeit, asthmatisches Athemholen, selbst Würgen und Brechbewegungen, Zittern, Zuckungen, Phantasiren u. s. w. Der scharfe Beobachter wird aber bald den unechten, nachgeahmten Charakter solcher Empfindungs- oder Bewegungssymptome ermitteln, namentlich durch die stattfindenden Uebertreibungen oder durch das Nichtzusammenstimmen mit den erfahrungsmäßig bekannten Nebenumständen, mit den typischen Zeit- oder anatomischen Ortsverhältnissen, vor Allem aber mit den Ergebnissen der objectiven physikalisch-ärztlichen Untersuchung. — Am schwierigsten zu erkennen ist der nicht seltene (und entschuldbarste) Fall, wo wirkliche, besonders lange hinausgezogene Krankheit sich mit Nörgelsucht complicirt, wo dem Kranken das Mark der Körperkraft, die Hoffnung schwindet und er geneigt wird, alle seine gerechte Unzufriedenheit ungerechterweise dem Arzte (auch wohl den Arzneien und dem Apotheker) entgelten zu lassen.

„Aber wie in aller Welt kann man sich so etwas angewöhnen?" fragst Du, lieber Leser.

Gemach! bedenke, ob Du nicht selbst in Dir einen Keim dieses Uebels trägst. Denn die Nörgelei beruht auf denselben Einrichtungen und Gesetzen des menschlichen Hirnlebens, welche wir im vorigen Artikel (Gartenlaube Nr. 13.) als allgemeine Nervengesetze kennen lernten. Das Seelenorgan, unabläßig mit Empfindungsreizen geladen, sucht sich derselben zu entledigen: durch Worte, Handlungen oder sonst auf eine Art. Gleichwie mein Kanarienvogel singt, um seinen Gefühlen Luft zu machen, so quält der Nörgler sich und Andere, weil er kein besseres Mittel kennt, um seine Stimmungen hinauszulassen. Die Quelle dieser Unart aber, die Ursache, daß gerade dieses Mittel so häufig von den Leuten gewählt wird, liegt theils in dem allgemeinen Charakter unserer Zeit, theils in der Erziehung und den besonderen Lebensläufen gewisser Personen. —

Ein Grundübel unserer Zeit ist die Charakterlosigkeit, der Mangel an Thatkraft, an Energie. Thatkräftige Leute nörgeln nicht, weil sie handeln und sich dadurch Luft machen. Aber die Unentschlossenen, die Hamlete männlichen und weiblichen Geschlechts, haben immer die vorwiegende Neigung, Alles zu bekritteln und tadelnswerth zu finden. — Unsere Erziehung trägt oft schon vom Wickelbettchen an reichlich dazu bei, Nörgelsüchtige heranzubilden. Wie wird der Wilde erzogen? Als Säugling bindet ihn seine Mutter in Moos und Baumrinde und hängt ihn so-Stunden lang an einen Ast, bis sie gelegentlich wieder nach ihm sieht. Dabei gewöhnt sich der junge Weltbürger frühzeitig, auf sich selbst angewiesen zu sein, sich allein zu unterhalten und allerlei Unannehmlichkeiten (z. B. ein bischen Naß- oder Unbequemliegen) geduldig zu ertragen. Ganz anders bei uns. Da wird der künftige Weltbürger (in vielen Familien) von Klein auf gehätschelt und verwöhnt, dutzendmal umgebettet, herumgetragen, durch Schäkern, Spielen, Versingen u. s. w. frühzeitig daran gewöhnt, immer von Andern unterhalten und amüsirt zu werden. Namentlich die Erstgeborenen! Denn da in unsern Landen die Hauptvorbereitung der Mädchen auf ihr künftiges Mutteramt in dem Puppenspielen besteht (was ich, wie das Soldatenspielen der Knaben in meinem Staate gesetzlich verbieten würde), so ist ein solches armes Erstgeborenes für seine jugendliche Mutter in der Regel nur Ersatzmittel oder neue Auflage der vor wenig Jahren zurückgeschobenen Lieblingspuppe. Den ganzen Tag wird das kleine Geschöpf herumgetragen und geherzt, sein zartes Gehirn durch Licht, Spielwerk und Schäkerei aufrecht erhalten, auf jedes Schreien (wäre es auch deutlich nur von Langeweile oder Ermüdung erzeugt) wird sogleich geachtet, vielleicht sogar deshalb zum Doctor geschickt oder doch das Dienstmädchen gescholten. Kein Wunder, wenn das dem Kinde zur Gewohnheit wird und sich so ein verwöhnter, anspruchsvoller Charakter bildet, der schon im Wickelbett seine Wärterinnen peinigt und im späteren Leben immer zum Unzufriedenwerden geneigt ist, sobald nicht Alles nach Wunsche geht oder Unterhaltung fehlt. Sind namentlich die Eltern reich genug oder sonst in der Gesellschaft hoch genug gestellt, daß ihre Kinder Schmeichler finden, so halten sich diese zeitlebens für etwas Besseres, als andere Leute, und damit spukt das unzufriedene Wesen unvertilgbar in solchen Köpfen. („Sie sehen stolz und unzufrieden aus, sie sind aus einem hohen Haus!" Goethe, Faust.)

In den späteren Lebensjahren wirken als Quellen der Nörgelsucht: das leidige Stillsitzenmüssen in den Schulen, der gehemmte Bewegungstrieb bei Knaben und Mädchen mit seinen traurigen Folgen (Rückenmarks- und Genitalien-Reizung, Blutmangel, Muskelschwäche und Nervenschmerzen); — die Periode der Liebesaffairen, der verkehrten und verunglückenden Jugendträume, der getäuschten Hoffnungen und abwellenden Ideale; — der Mangel an tüchtiger, in's Leben eingreifender Berufsarbeit, das Müßiggehen und die Langeweile, die Unfähigkeit, ohne Anderer Beihülfe sich angenehm und nützlich zu unterhalten, sich selbst zu beschäftigen; im höheren Alter das immer Nüchterner- und Kahlerwerden des Lebens, das Schwinden jeder freudigen oder erhebenden Zukunft und die reuevollen oder unbefriedigenden Rückblicke in die Vergangenheit, endlich die specifische Eigensinnigkeit, Hartherzigkeit und Herrschsucht der alten Leute. — Vor allen sind Emporkömmlinge, Geldprotzen und Couponschneider, — Leute, die den ganzen Tag nichts zu thun haben und sich doch ihres Geldes wegen für besonders kostbare und wichtige Personen halten, — zum Nörgeln am meisten aufgelegt. Doch kommt dies Uebel auch unter den ärmeren Classen vor. Weiße erzählt in dem alten Kinderfreund eine ganz hübsche Geschichte von so einem nörgelnden Frauenzimmer, das zuletzt, als sein Wohlthäter jeden andern Grund zu Klagen hinweggeräumt

* Oder Andere halten ihm einen solchen als Blitzableiter! Einst berief man mich zu einer verheiratheten Dame, welche über ihr vermeintliches Lungenleiden und baldiges Ende mit so viel dramatischer Wirksamkeit zu klagen wußte, daß ihre jungen Töchter öfter in Thränen zerflossen. Sie that dies alltäglich von zwölf Uhr Mittags an, steifaufrecht von Crinoline und Seide umwallt, im Lehnstuhle sitzend. Vor zwölf Uhr war sie für Niemand, selbst nicht für den Arzt zu sprechen. — Ihr Gemahl war der größ'e Phlegmatiker, den ich jemals sah (ich zählte bei ihm in der Minute unter sechzig Pulsschläge und kaum mehr Worte, wenn er sprach). Er bezahlte seiner Frau einen Arzt, um selbst Ruhe zu haben.

Digitized by Google

hatte, über das Schreien eines Pfaues unglücklich wird. — Gutmüthige Aerzte werden oft genug von solchen Personen aus den ärmsten Volksclassen geplagt; freilich kann man bei Solchen am ersten noch das Klagen verzeihlich finden!

Es kann aber das Bedürfniß des Nörgelns auch künstlich erzeugt werden. Dies geschieht schon von jenen (nicht selten zu findenden) Eltern, welche immer in ihre Kinder mit gesundheitlichen Fragen dringen: „es fehlt Dir doch nichts? bist Du denn wohl? thut Dir etwas weh?“ u. s. w. — Namentlich aber geschieht dies durch die Aerzte und zwar fast alltäglich. Das Geschlecht der Aerzte zerfällt in zwei Gattungen (natürlich mit Zwischennüancen): die wissenschaftlichen und die industriellen. Beide haben, je von ihrem Standpunkte aus, vollkommen Recht und so auch in den Consequenzen desselben. — Der industrielle Mediciner treibt sein Fach, um Geld zu verdienen und das auf Studien, Reisen und Doctorhut verwendete Capital nutzbar zu machen. Er denkt entweder ganz entschieden im Geiste „unseres Verkehrs“: „Laß Dir treten von die Leut', laß Dir spucken in's Gesicht, Du mußt doch werden reich!“ Oder als billigdenkender Christ: „Wir Aerzte wollen doch auch leben! Müssen wir nicht alljährlich eine Menge von Visiten, von schweren Operationen und wichtigen Curen ganz unentgeltlich oder für ein Spottgeld machen? Warum sollen wir uns nicht an den reichen Nörglern schadlos halten? Wenn ich's nicht thue, so thut's ein Anderer!“ Er hat durchaus keinen Grund, Jemand zu behindern, der ihm etwas vornörgeln will, dafern es nur ordentlich bezahlt wird. Im Gegentheil! Da es doch sein unvermeidlicher Tagesberuf ist, Klagen zu hören und zu beschwichtigen: so sind ihm jene Fälle eine wahre Erholung, wo dem Kranken eigentlich nichts oder doch nur sehr wenig fehlt, wo also die ärztliche Verantwortlichkeit weit geringer und ein grober Fehlgriff in der Behandlung gar nicht zu fürchten ist, — wo der Arzt demnach seinen Geist gar nicht anzustrengen braucht und sogar während des Zuhörens und Jasagens nebenbei „an ganz andere Dinge denken kann.“ (Eigne Worte eines Collegen.)

So kommt es denn, daß ein solcher Arzt, besonders als wohlsalarirter und zu regelmäßigen Visiten verpflichteter Hausarzt, sich daran gewöhnt, durch sein herkömmliches „Wie befinden Sie sich?“ die Orgel der Klagen aufzuziehen, und eine halbe Stunde lang ihre bekannten Stückchen spielen zu hören. Namentlich ist die Homöopathie auch für diese Zwecke meisterlich ausgesonnen und mit Recht das Hätschelkind der blasirteren west- und der halbcivilisirteren ost-europäischen Aristokratie geworden. Der homöopathische Arzt ist durch sein System verpflichtet, kein Symptom und besonders kein subjectives (d. h. Klagen über Befindensveränderungen) gering zu achten, vielmehr nach Ergebniß derselben (ohne sich über ihren Grund den Kopf zu zerbrechen) seine Auswahl unter seinen Mitteln sorgsam zu treffen. So wirkt also schon sein bloßes Eintreten auf den Kranken gerade so viel, als ob er fragte: „Haben Sie denn gar nichts Neues zu klagen? Strengen Sie sich doch ein Bischen an!“ Eine Aufforderung, welcher nur zu gern entsprochen wird. Nimmt man hierzu die hingebende Aufmerksamkeit und geheimnißvoll erwägende Miene des Doctors, die pedantisch genaue, oft von beiderseitigen Erörterungen unterbrochene Auswählung des entsprechendsten, symptome-deckenden Mittelchens (es kommt sogar vor, daß der Doctor „des Nachts aufgewacht ist und nachgedacht hat, welches Mittel am besten passe!“) — nun, jeder Unbefangene muß zugeben, daß, wenn einmal Komödie gespielt und „viel Lärm um Nichts“ aufgeführt werden soll, es schwerlich auf unterhaltendere Weise geschehen kann. Unterhaltender jedenfalls als Patiencelegen und Grillenspiel, und weniger angreifend als Schach oder L'hombre. Denn von Nichts reden die meisten Menschen lieber, als von ihrem lieben Ich; dieser Gegenstand ist unerschöpflich, und strengt gar nicht an. Und so bildet sich denn eine süße Gewohnheit des täglichen Nörgelns, bei welcher beide Parteien, Arzt und Kranker, sich ganz wohlbefinden. Ich sah fast ein Jahr lang täglich die Equipage unseres vornehmsten Homöopathen vor einem der schönsten Häuser unseres nobleren Stadtviertels halten, und zwar so lange, daß ich inzwischen meist zwei bis drei Krankenvisiten in meiner raschen Art vollbrachte. Endlich erfuhr ich zufällig, wer die vermeintliche schwere Kranke war: eine kürzlich verheirathete reiche Erbin, welche nach Abschied des Doctors regelmäßig spazieren fährt, und im Park aussteigt. Diese junge Dame hat zwischen Frühstück und Toilette täglich ein Stündchen übrig, welches der Doctor ausfüllen muß. Soll Er es ihr etwa ausreden? Soll Er ihr in's Gesicht sagen, daß sie sich mit etwas Besserem beschäftigen möge, und daß es zweier vernünftiger Menschen unwürdig sei, solch eine tägliche Komödie mit einander zu spielen? — Im Gegentheil! — Es gehört vielmehr zu den besonderen Kunstfertigkeiten des industriellen Arztes, den Kranken an das Besucht und Befragtwerden so sehr zu gewöhnen, daß derselbe endlich (wie Molière's Malade imaginaire) ohne den Arzt gar nicht mehr leben zu können vermeint.

Der rationelle Arzt allerdings denkt anders; er wird zum Theil von gewissen naturwissenschaftlichen und sittlichen Bewegungsgründen geleitet, welche jedem andern Gewerbe der Welt fern bleiben. Er darf nicht blos auf seinen eigenen Vortheil achten. So fühlt er sich berufen, Leuten, denen eigentlich nichts fehlt, das Doctorn abzugewöhnen, und sich selbst gewissermaßen entbehrlich zu machen. Aber welche Summe von Mühe und Verdruß dieses Bestreben, die Leute zu ihrem eigenen Besten vernünftig zu machen, mit sich bringt, davon hat Niemand einen Begriff, der es nicht selbst versucht hat. Ja, wenn die Leute vernünftig sein wollten! Aber das fällt ihnen gar nicht ein. Die Meisten, und namentlich die Geldhabenden, wollen ihren Stimmungen und Eigenheiten und Launen so ungestört als möglich dahinleben. Wer sie darin stört, ist ihr Feind, und den Arzt bezahlen sie als den Lootsen, der auf diesem Meer am besten herumzusteuern versteht. Nun werfe derselbe sich zum Nacherzieher, zum Leuteverbesserer und Kritiker auf! Abgedankt, als grob oder rauh, als Tyrann oder gefühlloser Mensch verschrieen zu werden, ist seine nächste Aussicht! Nur in einzelnen Fällen, und erst spät nach Jahren bringt er es vielleicht dahin, daß sein uneigennütziges Streben hier und da mündliche Anerkennung findet. Aber während dessen hat sein industrieller College, der liebevoll Theilnehmende, längst seine klingende Anerkennung massenhaft in Sicherheit gebracht!

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß man es nicht vom Arzt verlangen kann, daß er allein sich dem Volksübel der Nörgelsucht entgegenstemmen solle. Soll Er sich den Haß dieser Leute zuziehen, welche oft so einflußreich auf seine sociale Stellung sind? Denn dieselben Quängler sind es, welche zum Theil die öffentliche Meinung bestimmen, welche an öffentlichen Orten wie in Privatgesellschaften und Familiencirkeln das Wort führen, hier und da etwas zu tadeln finden und, wenn sie nichts Anderes wissen, über den Werth oder Unwerth der Aerzte (deren sie gewöhnlich eine Mehrzahl gebraucht haben) aburtheilen und sich alle Mühe geben, um andere, bisher harmlose Menschen, mit ihrer Unzufriedenheit anzustecken und gegen den oder jenen Arzt, der ihnen einmal die Wahrheit gesagt hat, aufzuwiegeln.

So kommt es denn, daß ein umsichtiger Arzt sich nur sehr behutsam an die Behandlung dieses häßlichen Gebrechens wagt. Nur Schritt für Schritt, unter großem Aufwand von Geduld und Beharrlichkeit, durch Milde und Ernst, mit geschickter Benutzung jedes Zwischenfalles und unter consequenter Unterstützung der Angehörigen gelangt er dahin, einen solchen moralischen Einfluß auf den Kranken zu gewinnen, daß dieser nach und nach der Nörgelei sich schämen lernt, und sich in Selbstbeherrschung zu üben sucht. — Die Molière'sche Curmethode, den eingebildeten Kranken selbst zum Arzt zu machen, ist inzwischen durch Hahnemann's Erfindung in's Großartige getrieben worden. — Auch bei der Kaltwassercur spielt dieses Selbstdoctorn eine Rolle mit; doch hat diese Behandlungsweise hauptsächlich dadurch Werth gegen Nörgelsuchten, daß der Patient in die Hände einer fanatisch für Abhärtung und Naturheilungen begeisterten Mehrzahl fällt, welche ihn bald mit fortreißt und fernere Verweichlichungen unmöglich macht. Auf jede Klage eine neue Kaltwasser-Procedur, wobei er aus dem Regen in die Traufe kommt: das ist ein vortreffliches Mittel, um einem Solchen das Queruliren endlich ganz zu verleiden! — Auch das Turnen, besonders in Vereinen, ist ein hochzuschätzendes moralisches Hebungsmittel für Nörgelnde jedes Alters oder Geschlechtes; es steckt in ihm, besonders in der edlen deutschen Turnkunst, ein merkwürdiges erfrischendes, geistig freimachendes und erheiterndes Element. Ein Turner, der nörgelt, ist fast gar nicht denkbar. — Im Nothfall thun es auch andere Körperbewegungen. Das Specificum, welches Cullen für Gichtische empfahl: „täglich einen Schilling zu verzehren, den man sich mit grober Körperarbeit verdienen müsse“, — paßt auch für Nörgelsüchtige! — Eine Mehrzahl derselben besuchen Jahr aus Jahr ein die Bäder:

zur Erholung — ihres Hausarztes und der daheim gebliebenen Angehörigen. Saphir schreibt ihnen die Erfindung der Badereisen zu: „Ich stelle sie mir vor, diese Frau mit dem mondscheinblassen Gesicht, dem veilchenfarbigen Teint und dem Leben einer Herbstfliege: wie sie nur vom Scheintod erwacht, wenn ihr das Kammermädchen eine Locke schief gewickelt hat. Ich höre sie über Appetitlosigkeit klagen, wie sie von den dreißig Speisen, welche den kleinen Mittagstisch ausmachen, überall nur ein Wenig kostet. Ich bemerke, wie die Dienerschaft nach allen vier Winden läuft, um den Doctor zu holen. Ich sehe, wie der Nachkomme des Aesculap seinen mächtigen Perrückenkopf schüttelt, keine Symptome eines Uebels findet, und endlich auf den Gedanken kommt, die Krankheit sei aus der Luft gegriffen und daher eine Luftveränderung nothwendig!" In der That ist diese medicinische Mekkawallfahrt, wie Saphir sagt, contagiös geworden. Es mag wohl der vierte oder dritte Theil der gesammten Badereisenden zu den Nörgelanten gehören. Das Talent, mit ihnen umzugehen, bildet sogar ein Haupterforderniß eines guten Brunnenarztes, und sie sind es andererseits, welche denselben am raschesten abnutzen.

In der That, es ist keine Kleinigkeit, den ganzen Tag quängeln zu hören, mit und ohne Grund. Das bringt den Mann mehr herunter als Strapazen und Schreckdinge, welche ihm die Nerven stählen. Wer daher als Arzt straff bleiben, sich die Schärfe der Diagnose und die Entschiedenheit im Handeln bewahren will, der pflegt sich die Nörgelkranken thunlichst (und mit Manier) vom Halse zu halten. Denn sonst verfällt man leicht in den Gewohnheitsfehler, auch da an eingebildete Krankheiten zu denken, wo hinter den Klagen wirkliche, entschiedene Krankheiten (z. B. Neuralgia, Gallensteine, Bandwurm, Darmverengung, beginnende Krebs- oder Tuberkelbildungen, bevorstehende Seelenstörungen) verborgen sind. Wer in solchen, nicht seltenen Fällen weiter nichts zu thun weiß, als die Leute zu trösten und mit Scheinmittelchen hinzuhalten, der läuft Gefahr, daß zum Heil des Kranken ein schärfer sehender oder entschlossenerer Arzt herbeigeholt wird, welcher in den erstgenannten Fällen durch rasch durchgreifende Hülfe, in den letztgenannten durch eine rechtzeitig ausgesprochene Diagnose und Prognose den Fall in's Klare stellt und die Wissenschaft über die gemeine Routine triumphiren macht. Dr. —r.

Die Wassersnoth in Sachsen.

I. Glauchau

Die letzten Tage des Juli bis zum 3.—4. August waren für Sachsen und einen großen Theil von Böhmen und Schlesien Tage der Angst und des Schreckens, wie sie seit langen Jahren nicht verlebt wurden. Nach wochenlanger drückender Hitze stürzte endlich am 28. Juli der langerwartete Regen, aber in so furchtbaren und anhaltenden Strömen herab, daß sehr bald alle Bäche und Flüsse austraten und die benachbarten Fluren überschwemmten. Mit jeder halben Stunde hob sich die Wassermasse zu einer früher nicht gekannten Höhe, und stürmte zerstörend und Brücken, Dämme und Häuser mit sich fortreißend, in die Tiefe der Thäler und Ebenen hinab. Besonders war es in Sachsen das Muldenthal, von Zwickau bis nach Wurzen herab, dessen Fluren und Ortschaften nach allen Seiten hin in schreckenerregender Weise überschwemmt wurden. Zwickau, Glauchau, Penig, Colditz, Wolkenburg, Grimma standen tagelang bis über die erste Etage in Wasserfluthen, an einigen dieser Orte sind 50 und mehr Häuser weggerissen und eben so viele dem Einsturze nahe. Eisenbahnstrecken von 200 und mehr Ellen wurden vernichtet, und Menschenleben in Masse gingen verloren. Neben der Mulde waren es indeß auch die Pleiße, Elster, Chemnitz und Weiseritz, die aus ihren Ufern traten und furchtbare Verheerungen anrichteten, so daß Millionen kaum hinreichen werden, den Schaden zu decken.

Die Redaction der Gartenlaube hat sofort nach Eingang der betrübenden Nachrichten tüchtige Künstler an die am meisten dem Wasser ausgesetzten Ortschaften gesandt, um naturgetreue Abbildungen aufzunehmen, die ein deutliches Bild des Unglücks geben. Außerdem sind Veranstaltungen getroffen, daß die detaillirten Schilderungen nur von Augenzeugen geliefert werden, und so dürfen sich unsere Leser der Ueberzeugung hingeben, daß sie keine aus Zeitungsberichten zusammengerafften Beschreibungen, sondern authentische, auf eigene Anschauung gegründete Schilderungen lesen.

Schon oft und zu verschiedenen Zeiten ist die Mulde entweder in Folge des Thauwetters oder durch bedeutende Regengüsse zum Strome angeschwollen und hat dann, die Ufer überschreitend, ihr schönes Thal unter Wasser gesetzt, was sich indeß stets in kurzer Zeit wieder zu verlaufen pflegte.

Mit diesem Ereignisse waren die Bewohner der Stadt Glauchau durch die fast gleichmäßige Wiederkehr im Laufe der Zeiten so bekannt und vertraut geworden, daß sie meinten, Höhe, Umfang und Dauer einer solchen Ueberströmung ziemlich sicher im Voraus bestimmen zu können. Der höchste Wasserstand und die gewaltigste der Ueberfluthungen hatte seit Menschengedenken einen größeren Schaden kaum angerichtet, als daß vielleicht das große Wehr eingerissen, oder die dem Muldenflusse nächstgelegenen Felder und Wiesen mit Sand und Schlamm belegt, oder höchstens eine Hausflur der wenigen Anwohner der Mulde eingenäßt worden war.

Daher kam es auch, daß besonders seit dem zweiten Jahrzehent unseres Säculums, als die Industrie Glauchau's sich entfaltete, man kein Bedenken trug, in unmittelbarer Nähe der Mulde Wohnungen aufzubauen, denn bis dahin war solches nur von Seiten der Leute geschehen, die zu ihrem Gewerbe hauptsächlich des Wassers bedurften.

Während die alte Stadt Glauchau auf der an östlicher Seite des Muldenthales befindlichen Höhe lag, entstand so im Thale selbst, zu beiden Seiten des Mühlgrabens und der Mulde, nach und nach ein neuer Stadttheil, den man mit dem Namen des Wehrdigts belegte, während man das ursprüngliche, auf der Höhe liegende Glauchau die Oberstadt oder auch kurzweg die Stadt zu nennen anfing.

Dieser sogenannte Wehrdigt hat nun von Jahr zu Jahr sich vergrößert und erweitert und auch verschönert. Aus Gassen sind Straßen geworden und inmitten der bekannten großen Etablissements in Spinnerei, Färberei, Druckerei und Tuchscheererei, in Fabrikation wollener, baumwollener und halbseidener Waaren, in Eisengießerei und Maschinenbauwesen stehen die vielen Häuser und Häuschen der Musterschläger, Weber, Handwerker, Arbeiter und verschiedener anderer Leute, welche das Thal der Höhe vorgezogen haben, so daß man die Bewohner dieses Stadttheiles jetzt mit Bestimmtheit über dreitausend annehmen kann.

Die auf der Höhe sich lang ausdehnende Oberstadt mit ihren beiden Schlössern der erlauchten Grafen von Schönburg, mit ihren großen und kleinen Thürmen und mit ihren vielfensterigen Häusern der verschiedensten (alten und neuen) Bauart schaut von oben herab auf den Wehrdigt, wie eine achtbare, ehrwürdige Mutter auf die muntere, rührige Tochter.

Besonders in neuester Zeit war für die Erweiterung und Verschönerung Glauchau's Vieles und für die Hebung des Lebens selbst in allen Beziehungen Bedeutungsvolles und Wichtiges geschehen. — Die Eisenbahn, welche, von Chemnitz her über Glauchau nach Zwickau sich ziehend, mit ihrem hohen Damme, mit ihrer schönen Muldenbrücke und ihrem aus vielen Bogen bestehenden Viaducte das Thal quer durchschneidet, sollte nächstens feierlich eröffnet werden; schon waren überall in Glauchau die Gasröhren gelegt und deren aufgestellte Candelaber harrten dem Abende ihrer ersten Lichtströmung entgegen; auf dem Wehrdigt waren längst des Muldenflusses zu Fahrstraßen aufgefüllte Dämme ihrer Vollendung nahe; die Oberstadt war mit Schleußen und mit einer künstlichen Wasserleitung versehen worden, welche das flüssige krystallene Element bis in die obersten Stockwerke der Häuser treiben kann; der Bau einer neuen großen Bürgerschule ist längst in Angriff genommen, und nur des letzten Werkes, einer durchgehenden Pflasterung mit Trottoirs, bedurfte es noch, um Glauchau in vollendetem Zustande der Zukunft übergeben zu können.

Man freute sich dieser durchgängigen Vervollständigung, wie viele Opfer sie auch schon gekostet hatte und wie viele Opfer sie auch noch kosten mußte; die Tafeln, so zu sagen, woran die nachfolgenden Geschlechter speisen sollten, waren schon fast durchgängig

Digitized by Google

und reichlich gedeckt — — da brachen die unglückseligen Tage anhaltender Regenwetter an, welche die Oberstadt bis zum Einbruche verschiedener Kellerstrecken erweichten und den Wehrdigt mit einer nie dagewesenen Wasserfluth heimsuchten, wodurch die Dämme und Straßen zerrissen, die Brücken des Verkehrs nach außen abgebrochen und fortgeführt, die Wohnungen vieler Menschen zerstört, Waarenlager beschädigt, Candelaber der Gasbeleuchtung umgestürzt, der Damm der Eisenbahn durchbrochen, deren Viaduct ruinirt, Hunderte von Menschenleben in Gefahr gebracht und die Geschäftsthätigkeit, diese nährende Mutter Glauchau's, theils unterbrochen und gehemmt, theils auf längere Zeit zur Unmöglichkeit herabgedrückt worden ist.

Zwar ist der Umfang des durch dieses Ereigniß herbeigeführten Schadens und Unglückes noch nicht allseitig ermittelt und kann es auch nicht sein, und es müßte daher voreilig erscheinen, wenn man schon jetzt Alles als genau bemessen darstellen wollte, doch so viel ist mit voller Bestimmtheit zu behaupten, **daß Glauchau aus diesem Unglücke sich nicht sobald wieder aufrichten kann, wofern nicht die hülfreiche, allgemeine Theilnahme und namentlich die Vermittelung des Staates ihr Mögliches thun.**

Die vorliegende Mittheilung kann nur den Zweck haben, vor dem Auge der Welt ein wahrheitsgetreues Bild der Angsttage und Schreckensnächte aufzurollen, welche die erwähnte Wasserfluth über Glauchau's Bewohner gebracht hat.

Am 30. Juli d. J. begann die Mulde, durch anhaltende Regenwetter genährt, zu schwellen, und vielleicht mancher Knabe hoffte, in Erinnerung an frühere Zeiten, auf die Gelegenheit, wieder einmal mit Fug und Recht im Wasser umherwaten, oder die Vortrefflichkeit seiner Juchtenstiefeln erproben, oder in Gemeinschaft mit seinen Cameraden in gewohnter Weise eine kleine Flottille von Bretern und alten Thüren improvisiren zu können. Diese Hoffnung wuchs, da der Himmel sich nicht aufheiterte.

Sonnabends den 31. Juli früh fand man schon ein Stück der Terrassenmauer am Meisterhause der Weberinnung in Folge der den Grund lockernden Nässe eingestürzt, welches in chaosähnlicher Lagerung am Berge hinab bis auf den vorüberführenden Fußweg gerollt war. Aehnliches nahm man auch an anderen Stellen des Berges wahr, worauf die Oberstadt gelegen ist; ja, eine herabgestürzte Bergmasse hatte bereits die Wand einer am Fußwege gelegenen Schankwirthschaft eingedrückt, was Alles um so unheilverkündender erschien, als der Regen noch immer fortdauerte. Die Mulde drohte und begann endlich, ihre Ufer zu überschreiten, und zwar von früh neun Uhr an mit sichtbarer Geschwindigkeit. Schon kamen verschiedene Holzstücke u. s. w. geschwommen, welche die Freunde und Liebhaber des Strandrechtes zu vielfacher von sonst schon gewohnter Thätigkeit veranlaßten. Gegen elf Uhr wurden schon hier und da die Wege und Gassen ungangbar, Zusammenrottungen Neugieriger zeigten sich und es entwickelte sich nach und nach jenes Umherwogen der Menschenmassen, was, durch unbestimmte Erwartungen und Befürchtungen verursacht, lawinenartig zuzunehmen pflegt. Es regnete fort, — das Wasser stieg mehr und mehr, zuletzt von fünf Minuten zu fünf Minuten.

Pferde und anderes Vieh wurde in die Ställe der Oberstadt gebracht. Um zwei Uhr schon watete man in den meisten Gassen und Straßen bis an die Knie und höher im Wasser. Jetzt nun, und leider zu spät, wurde geahnt, daß noch nie Dagewesenes bevorstehe. Aeltere Leute namentlich konnten aber immer noch nicht sich zum Glauben an das Schlimmste bequemen. Indessen wurde schon wacker gerettet. Die Gemüther waren aufgeregt und erglühten in jener kühnen Verachtung aller Gefahr, welche noch vor Sonnenuntergange sich zum Heldenmuthe steigern sollte, wie ihn nur die verzweifelte Liebe oder die Sorge für das eigene Herzblut eingeben kann.

Kähne waren nicht vorhanden. Die Mulde ist in der Regel so seicht, daß man sie nur an sehr wenigen Stellen befahren könnte, und der Gedanke an Beschaffung derartiger Fahrzeuge mußte den Bewohnern Glauchau's fern bleiben, da die Stadt zeither zwei große hölzerne Brücken zum Verkehre nach außen hatte, die sogenannte obere und die niedere Wasserbrücke, so bezeichnet zum Unterschiede von drei anderen Brücken, die in Nord und Süd die durch Thalwindungen getrennten Theile der Oberstadt verbinden. Aber die erwähnten beiden Muldenbrücken wurden schon im Laufe des Nachmittags von den immer höher gehenden Wogen beleckt und bespült und sind in der mächtigen Finsterniß zwischen Sonnabend und Sonntag krachend gebrochen und in großen Stücken von den Wogen fortgetragen worden. Vorher aber und noch vor Eintritt der Abenddämmerung waren eiligst zusammengefügte Fähren bei dem Rettungswerke in voller Thätigkeit, und die geringe Tragfähigkeit derselben zeugte theils von der Unkunde ihrer hülfseifrigen Verfertiger, theils war sie Ursache, daß mancher edle Retter bis an den Hals im Wasser gehen mußte, um das Fahrzeug nur einigermaßen zu dirigiren, und war auch Ursache, daß die Rettungsbedürftigen oft nicht ohne eine Angst- und Nothtaufe in Sicherheit gebracht werden konnten. Schon am späten Nachmittag begannen Häuser zu wanken und endlich einzustürzen. Nothschüsse erfolgten, Hülferufe wurden gehört, hier und da sah man weiße Nothfahnen ausgesteckt. Welche Stunden der Angst und Trostlosigkeit habt ihr durchleben müssen! Der Griffel sinkt mir aus der Hand, wenn und so oft ich jener Seelenkämpfe gedenke. Ach, ihr hülfeflehenden Seelen, die ihr fast nicht mehr auf Rettung hoffen durftet, weil die Wasser höher wogten und immer reißender strömten, und weil der Tag sich neigte und in die tiefste Finsterniß versank! — Ach, ihr bebenden Herzen, die ihr die Noth der Unglücklichen tausendfach mitfühltet, ohne helfen zu können, und, wenn in der Finsterniß drüben die Häuser krachend in den Tumult der Wasser sanken, nicht ahnen konntet, wen das Schicksal erreicht haben mochte!

Alles ward gedacht, versucht und gethan, was umsichtige Fürsorge, Herzensangst und Heldenmuth denken, versuchen und thun können. Säle wurden geheizt und erwärmende Tränke bereitet für Retter und Gerettete, ja sogar an den Rettungsstellen selbst stellte zuvorkommendes Mitleid seine gastlichen Tische unter freiem Himmel auf. Man telegraphirte von Seiten des Stadtrathes nach Chemnitz um Kähne, welche aber wegen dortiger Ueberschwemmung nicht zu erlangen waren. Man wandte sich in gleicher Weise nach Zwickau, von wo die Nachricht einging, daß die neue Eisenbahn füglich nicht zu befahren sei. Hiesige Zimmermeister sagten zu, mit Anbruche des Sonntags brauchbarere Rettungsfähren zu schaffen; — und damit die in der Wassersnoth Befindlichen Wahrzeichen der allgemeinen aufgeregten Wachsamkeit und Hülfsbereitschaft haben sollten, wurden an vielen Stellen Pechpfannen angezündet, und namentlich in der langen Fronte des Meisterhauses Lichter in die zahlreichen Fenster gestellt. Ach, die Unglücklichen verstanden diese Trostzeichen der Liebe nicht! Die nebelige Beschaffenheit der nächtlichen Finsterniß verdoppelte, und verdreifachte den scheinbaren Umfang der leuchtenden Pechflammen, und zu der Trostlosigkeit inmitten der tobenden Gewässer gesellte sich nun noch der schreckliche Wahn, daß zu der Wassersnoth auch noch die Feuersnoth gekommen sei. Inzwischen wagte und vollbrachte in wirklicher Todesverachtung der Heldenmuth Einzelner göttliche Werke der Hülfe und Rettung.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines alten Jenensers.

Zur Vorfeier des Jubelfestes.

II.

Mit den Landsmannschaftern standen wir Burschenschafter damals eigentlich in gar keinem Verhältnisse; beide Theile gingen neben einander her. Die leidige „Paukfrage" spielte schon dieselbe Rolle, wie noch heute. Wir hielten am Ehrengerichte fest und gingen nicht los, ohne daß ein solches zuvor den betreffenden Fall untersucht hätte, wozu die Landsmannschafter sich nicht verstehen wollten. Unter uns selbst waren aber die Ansichten darüber verschieden, ob das Ehrengericht unbedingt entscheiden dürfe oder nicht. Viele, und zwar auch solche, die eine tüchtige Klinge stießen, waren grundsätzlich gegen jeden Zweikampf, in welchem sie unter allen Umständen eine rohe Unsittlichkeit, eine völlige Barbarei erblickten. Sie meinten, ein Bursch habe Besseres zu thun, als sich von früh bis spät über unnütze Paukereien zu unterhalten und die Zeit mit platten Nichtigkeiten zu vergeuden. Während meines zweiten Aufenthaltes in Jena hatten sich in dieser Beziehung die Ansichten einigermaßen geändert: man war paukflüchtiger geworden.

Digitized by Google

Die Neugaſſe in Glauchau während der Ueberſchwemmung.

Digitized by Google

Zwischen beiden Theilen waltete ein Verrufsverhältniß ob, das dann und wann recht unangenehme Auftritte herbeiführte, im Allgemeinen gingen aber die Dinge ziemlich glatt ab; man hatte gelernt, sich gegenseitig zu dulden, und unter der Hand verkehrten auch Hausburschen der feindlichen Parteien ganz gemüthlich miteinander. Mir persönlich haben die Extreme niemals zugesagt und so nahm ich denn auch keinen Anstand, mit einigen „netten Kerlen" Umgang zu pflegen, obwohl sie andere Farben trugen. Ihre Versuche, mich zu „keilen" und der Burschenschaft abwendig zu machen, scheiterten an der starken Neigung zu meiner Farbe.

Unter den Landsmannschaftern gab es ganz vortreffliche Burschen, ich fand sie gar nicht so „verrucht", wie mir die Hallenser gesagt hatten, auch waren sie nicht so abgestumpft gegen vaterländische Dinge, wie ich mir eingebildet. Zwar blieb ich ein strenger Burschenschafter, aber ich legte einige Vorurtheile ab und sprach dann und wann mit Leuten, die blau-blau-weiße, grün-roth-goldne oder schwarz-roth-weiße Mützen trugen. Unter diesen war auch der Thüringersenior, welcher auf der Johannisstraße dem Eichplatze gegenüber wohnte und den ich auch manchmal besuchte. Bei ihm ereignete sich Nachstehendes.

Ein Hallescher Märker, aus Potsdam gebürtig, war nach Jena gekommen und dort, ich habe vergessen, mit welchem Burschenschafter, auf krumme Säbel losgegangen. Sein Gegner hatte ihm einen fürchterlichen „Schmiß" über die Nase gegeben, die nur mit großer Mühe wieder angeheilt wurde. Nun standen zwar die Halleschen Märker mit den Jenensischen Franken im Cartell, aber der Verwundete wurde der Sicherheit wegen in die Behausung jenes Thüringers gebracht und sah dort seiner Heilung entgegen. Sie war ihm langweilig, zum Zeitvertreib griff er oft an seine Nase, die dadurch viel schlimmer wurde, trank auch insgeheim, weil ihm alles Bier verboten war, Spiritus mit Wasser verdünnt, auch zum „Zeitvertreib", wie er sagte; am Ende drohten seine Freunde, ihm die Hände an den Bettpfosten festzubinden, und nun wurde er folgsam. Als er mit der Jenaischen Hieroglyphe im Gesicht nach Halle kam, mußte er manche spitzen Worte hören, man sagte ihm zum Beispiel, daß eigentlich nicht mit dem Gesichte parirt werden müsse, sondern mit dem Schläger. Darüber fielen dann viele „dumme Jungen" und jene Paukerei hatte in Halle ein halbes oder ganzes Dutzend Nachfolger. Dieser nun verstorbene Märker brachte es bis zum königlich preußischen Zeitungscensor und hat als solcher in Köln am Rhein viele Angriffe erfahren müssen.

Die Fremden, welche in Jena erschienen, um „Gastrollen" zu geben, hatten, wenigstens zu meiner Zeit, schlechtes Glück. Ich erinnere mich sehr genau zweier Fälle, die uns viel zu lachen gaben. Um Pfingsten war damals, wie noch heute, der Zusammenfluß auswärtiger Studenten sehr stark; sie kamen von Halle, Göttingen, Leipzig, auch manchmal von Würzburg und Erlangen, und Alle wurden gastlich aufgenommen. Da fremden Landsmannschaftlern gegenüber kein Verrufsverhältniß bestand, so freuten sich auch manche Burschenschafter auf Pfingsten, um sich dann einmal recht „auszuleben" zu können, und Paukereien blieben nicht aus. Die Einen wollten es den „Büchsiers", die Anderen den „Landskneten" einträufeln. Mit den Jenensern hatte freilich das Losgehen einen kleinen Haken, denn es galt der Stoßcomment, während die Hallenser und Göttinger nur mit Hiebschlägern umzugehen wußten. Deshalb suchten bei „Scandälen" die Fremden es so einzurichten, daß sie die Reihenfolge der Waffen zu bestimmen hatten, und sie wählten natürlich immer die Hieber zuerst, in der Hoffnung, während der ersten sechs Gänge den Jenenser „abzuführen". Gelang das nicht, und ich habe nie gehört und gesehen, daß es gelungen wäre, dann kamen freilich die spitzigen Dinger, die „Pariser", Stoßschläger mit kleinen vergoldeten Glocken, daran, und der Fremde wußte schon, was ihm bevorstand. Sein Secundant mochte es noch so geschickt anstellen, um den Gegenpaukanten zu „geniren," es half nichts, der Pariser „saß" und der Fremde konnte daheim nicht von gelungenen Thaten erzählen, er hatte in Jena Blut gelassen.

Während die Landsmannschafter, die sich untereinander immer in den Haaren und täglich auf der Mensur lagen, der gewöhnlichen Schläger mit großen Tellern sich bedienten und nur ausnahmsweise zu den ungleich gefährlicheren Parisern griffen, gingen die Burschenschafter mit anderen Burschenschaftern gewöhnlich, mit Landsmannschaftern aber nur auf Pariser los, und niemals unter vierundzwanzig Gängen. Wir hatten aber auch viele tüchtige Schläger unter uns, die sich auf den Hieb verstanden, namentlich vormalige Rostocker, Kieler und Göttinger. Wenn nun die fremden Renommisten mit solchen anrannten, die beider Waffengattungen mächtig waren, dann waren sie doppelt im Nachtheil.

Zu Pfingsten 1830 war ein kleiner dicker Neoborusse aus Leipzig nach Jena gekommen, ein munterer, quirliger Kerl, dem man es ansah, daß er ohne ein paar Scandäle nicht zufrieden sein werde. Am ersten Festtag-Morgen war er mit einer Menge anderer Landsmannschafter mitten auf dem Markte; sie schlugen mit Glockenrappieren, und dieser kleine Leipziger B. „löffelte" sich dabei ganz erklecklich. Etwa ein Dutzend von uns Burschenschaftern standen ein paar Schritte abseits und sahen dem munteren Spiele zu. Da wuchs dem quirligen Dicken der Kamm, er kam auf uns zu, suchte sich den Größten heraus und sprach zu dem langen M. aus Mecklenburg:

„Willst Du vielleicht einen Gang mit mir schlagen?"

Nun war der lange M., ein bildschöner, großer, breitschultriger Bursch, die personificirte Ruhe, welche aber mit einer sehr nachhaltigen Kraft gepaart war. In seiner lakonischen Weise entgegnete er dem kleinen Neoborussen:

„Mit Vergnügen," rückte seine Mütze zurecht, sagte leise zu uns auf Plattdeutsch: „den will ich dreschen," und nahm das Glockenrappier. Da der Lange dem Kleinen schon eine Viertelstunde lang seine obligaten Fechterstreiche abgesehen hatte, so war er darauf vorbereitet und sie konnten ihm nichts anhaben. Er ließ jenen erst recht in's Zeug gehen, nahm dann seine Zeit wahr und gab ihm einen Schmiß über Schulter und Rücken, daß der kleine Quirl in die Kniee sank. Aber er hielt sich tapfer und verzog keine Miene. Es kam wieder ein Gang; schwapp! derselbe Hieb; und so ging es ein halbes Dutzend Mal hinter einander, bis der kleine üppige Neoborusse förmlich zermürbt war. Der lange M., welcher während dieser eisernen Drescherei auch nicht eine Silbe gesprochen hatte, sagte dann mit äußerster Gelassenheit und ohne eine Miene zu verziehen:

„Willst Du vielleicht noch einige Gänge mit mir machen?"

Der Leipziger hatte indessen für jene Pfingstferien genug, wir aber erfreuten uns am zweiten Pfingsttage wieder eines gemächlichen Schauspiels. Wöllnitz bei Jena ist ein Dorf, das sich durch sein Bier und seine hübsche Lage empfiehlt; es war auch Sitz zweier Herzogthümer, die freilich im gothaischen Kalender nicht mit aufgeführt werden; es scheint, als ob sie bei anderen Potentaten nicht für legitim galten, wiewohl sie von den Fürstenthümern in Lichtenhain anerkannt wurden. Das eine Herzogthum war jenes der Franken, das andere wurde von den Burschenschaftern gebildet, und diesem letzteren hat viele Jahre lang der starkbärtige Morba, nun längst Hauptgewaltiger auf der lustigen Schmücke im Thüringerwalde, rühmlich vorgestanden. Er ist zwar Unterthan des Herzogs Ernst von Gotha, aber Se. Hoheit versteht, mit seiner bekannten Liebenswürdigkeit Talente und Größen zu würdigen und mag sie nicht fallen lassen. Deswegen hat der prächtige Mann auch den weiland Herzog Morba von Wöllnitz, ohne Zweifel in Anerkennung für dessen Regentenverdienste im Bierstaate Wöllnitz, auf die Schmücke erhoben und mit dieser belehnt. Seit der alte Joel dort das Zeitliche gesegnet, darf Morba sich oben als Alleinherrscher fühlen. Es muß nicht übel sein: als Student Herzog von Wöllnitz im Thale und als Philister Gebieter der Wellen auf der Schmücke!

Auf den Bergen bei Wöllnitz ist ein hübscher grüner Platz. Die Studenten sind der teleologischen Ansicht, daß derselbe von der Natur nur deshalb geschaffen sei, damit sie dort ihre Paukereien in aller Gemüthlichkeit, am liebsten Sonntag Morgens, abmachen können. Wenn ein gewisser Hofrath oder ein beliebiger Pastor die Ansicht hegt, das Gras sei nicht roth, sondern grün, damit der von Gott geschaffene Mensch sich die Augen nicht verderbe, so sehe ich nicht ab, welcher Mangel an Logik darin steckt, wenn der Jenenser Student meint, die Wöllnitzer Berge seien zum Pauken da. Gewiß sind sie bequem auch für die Zuschauer, denn die niedrigen Halden über der kleinen Tafelebene steigen langsam an und man kann das Schlachtfeld in aller Bequemlichkeit überschauen; auch fehlt es natürlich nicht an Platz für Kännchen und Stübchen, aus welchen man stärkende Züge nach Belieben trank; ohne dieses Letztere wäre jene Zweckmäßigkeitsansicht keineswegs gerechtfertigt.

Ein Hallescher Märker aus Hamburg hatte mit einem Burschenschafter aus dem braunschweiger Lande, der früher in Göttin-

Digitized by Google

gen studirte, contrahirt und man wollte auf Hieb losgehen. Wir hatten von den Göttinger Teutonen ein paar sehr schöne Korbschläger zum Geschenk erhalten und diese kamen am zweiten Pfingsttage zum ersten Male auf die Mensur. Sie wurde auf dem ebenen Platze genommen; wir Zuschauer lagen auf der grünen Halde und rauchten unsere Pfeife Tabak. Solch' eine Paukerei im Freien sieht malerisch aus. Der Himmel war blau, die Schläger blitzten, der Unparteiische trat vor, die Secundanten stellten sich neben ihre Paukanten, die Zeugen standen abseit, wir Uebrigen bildeten das Publicum. „Auf die Mensur; bindet die Klingen; gebunden ist; los!" Und dann klirrten die Schläger, bis die Secundanten einsprangen. „Nichts gesessen!" So wurden einige Gänge gemacht, bis dann wirklich etwas saß oder vielmehr fiel, nämlich ein Ohr des Hallenser's. Das war im Jahre 1830. Sieben Jahre nachher kam ich eines Abends nach einer stürmischen Fahrt von Helgoland in Hamburg an. Gegen Mitternacht befand ich mich in Unbescheiden's Austern- und Delicatessenkeller. Nach einiger Zeit traten mehrere Männer ein; unter ihnen erkannte ich jenen zu Wöllnitz am Ohr beschädigten Hallenser wieder. Wir haben damals einige vergnügte Stunden verplaudert.

Freilich nehmen die Paukereien nicht alle Mal einen so harmlosen Ausgang. An einem abgehauenen Ohre oder einer zerklüfteten Nase oder einem Quartenschmiß durch's Gesicht liegt am Ende nicht viel; Inhaber und Empfänger muß sich mit der lieben Eitelkeit abzufinden suchen, falls er nicht etwa nur eine lokette, gut geheilte Narbe hat, denn eine solche gilt bei Mädchen und Frauen als Empfehlungsbrief. Aber ein „Lungenfuchser" war ein böses Ding und ich kenne aus der Zeit meines zweijährigen Aufenthaltes in Jena mehr als einen, der daran zu Grunde gegangen ist. Einen Mann habe ich auf dem Flecke erstechen sehen.

Es gab in Jena eine Teutonia, die zumeist aus solchen Mitgliedern bestand, welche früher zur Burschenschaft gehört hatten, wegen allerlei Irrungen ausgetreten waren und eine eigene Verbindung bildeten. Sie trugen schwarz, roth, gold und grün und hatten anfangs burschenschaftliche Ansichten und Bestrebungen festgehalten; es geht aber allen solchen abgezweigten Vereinen so, daß bald das landsmannschaftliche oder Corpswesen bei ihnen die Oberhand gewinnt. Das war auch 1826 mit den Constantisten der Fall, welche sich vom Burgkeller trennten und bald zu „Banda'en" wurden. Unter jenen Teutonen waren sehr begabte und tüchtige Leute, namentlich ein durch seine Schweigsamkeit und seine gute Klinge ausgezeichneter Koburger; sodann ein Bremer oder Hannoveraner (ich weiß nicht, ob ich den alten Rups als Calaber an Apulus bezeichnen soll), der als Kenner der Geschichte und der schönen Literatur bedeutend geworden ist und dessen poetische Muse manches schöne und correcte Kind erzeugt. Ein Hallenser hatte dem kleinen Menschen, der auch im Sommer einen grauen Mantel mit langem Kragen und Pelz trug, eine Bärenmütze geschenkt, deren ellenlang herabhängender Sammetbeutel einst orangegelb gewesen sein soll; doch hat wohl in Jena kein Sterblicher gelebt, der beschwören könnte, welche Grundfarbe er eigentlich gehabt. „Rups" hat die Mütze später am Weserstrande einem Auswanderer geschenkt und so wird jene unvergleichliche Hallisch-Jenensische Kopfzier wohl das Erstaunen der Indianer am Missouri oder Plattefluß erregt haben. Mein wackerer und poetischer Freund von der weiland Teutonia ist friedlich, jovial und grundgutmüthig, aber er war auf das Pauken wie versessen. Als er etwa vierzig Mal auf der Mensur gewesen war, gerieth er an einen Burschenschafter, S. aus Weimar, der ihm den rechten Arm von unten bis oben zerstieß und denselben für das ganze Leben unbrauchbar machte. Aber Rups war nicht der Mann, der sich durch solch ein Pech hätte niederschlagen lassen; noch ehe der rechte Arm gänzlich geheilt war, fing er an, mit der linken Hand schreiben und stoßen zu lernen und er ist dann wohl noch zwanzig bis dreißig Mal links losgegangen. Bei manchen Landsmannschaftern war der rechte Arm mit Dreiecken von Stichwunden förmlich übersät, wie eine Forelle mit rothen Flecken. In der Mäderei habe ich gesehen, wie ein Paukant durch Hemd und Haut an die Thür gespießt wurde.

Manche Duelle wurden im Rauthal abgemacht; ich habe aber dasselbe nur zwei Mal betreten. Burschenschafter und Teutonen neckten sich zuweilen, namentlich jene, die noch zusammen in einer Verbindung gewesen waren. Der Gothaer B., neben dem Mecklenburger Buschmann der beste Stößer, war eines Tages, im August 1826, nach Lichtenhain gegangen. Er wollte zu Michaelis sein theologisches Examen machen. Der Teutone G—g aus Oldenburg fing an, ihn zu hänseln; er nannte ihn „einen Mann von Kunitz mit 'nem dicken Koppe," suchte ihn auch sonst zu reizen, und das Ende war ein Duell auf Pariser, bei welchem der Teutone L. jenem G. secundirte. B., der mich einstieß, hatte mir gesagt: „ich will ihm nichts thun;" auch sah man, daß er seinen Gegner schonte. Zum Unglück kam aber auf der Mensur etwas vor, das ich mit Schweigen übergehen will; B. wurde gereizt, drängte den Secundanten zur Seite und rannte eine Querquart durch Brust und Hals G.'s. Das Blut strömte, der Getroffene sank zu Boden und war binnen wenigen Minuten eine Leiche. B. war außer sich; wir brachten ihn sammt seinem treuen weißen Pudel fort und ich habe ihn auch später während der Ferien in meiner Heimath beherbergt und weitergeschafft. Er war ein guter und friedfertiger Mensch. Vier Jahre später sah ich in demselben Rauthale, wie ein Göttinger einem Burschenschafter aus Erfurt den Dickmuskel des Oberarmes mit einem krummen Säbel gleichsam herausschälte, als hätte ein Fleischer ihn handwerksgerecht abgelöst.

Doch genug und übergenug von diesen Paukereien, von denen unsere akademische Jugend leider nicht lassen will und welchen sie durch ihre Sophistereien keine vernünftige Seite abgewinnen wird. Wenn man mit Studenten von Paukereien redet, hört zwar nicht die Gemüthlichkeit auf, wohl aber die Logik; das wollen sie freilich nicht zugeben.

Abgesehen von solchen blutigen Zwischenfällen hatte das Studentenleben in Jena eine sehr heitere Seite, und es war außerdem in der That ganz geeignet, den wechselseitigen Unterricht zu fördern. Das geschah vor Allem in den Kränzchen, in welchen ältere Burschenschafter mit den Neulingen allwöchentlich zusammen kamen. Es gab Fuchs-, Renoncen- und Verbindungskränzchen und in allen ging es sehr ernst und angeregt zu. Der Vorsitzende brachte irgend einen Gegenstand von allgemeinem Belang auf das Tapet, über welchen dann eine Erörterung stattfand. Es wurde darauf gesehen, daß die acht bis zehn Mitglieder eines Kränzchens aus ganz verschiedenen Theilen Deutschlands gebürtig waren, damit der Gedankenaustausch recht mannichfach sei. Das war dann auch durchgängig der Fall und wir Alle denken jetzt noch mit Genuß an jene schönen Stunden zurück, in welchen über Angelegenheiten des vaterländischen Lebens und die Herrlichkeit von Kaiser und Reich und von deutscher Größe warme Worte gesprochen wurden. Diese Kränzchen waren Bildungsanstalten der besten Art und nichts weniger als „demagogisch". War es etwa eine Sünde, daß die Karlsbader Beschlüsse bei einer gesunden Jugend keine Gunst erfuhren und daß sie zornig darüber war, zu sehen, wie die Befreiungskriege für das große Gesammtvaterland, das Allen so theuer war, keine anderen Früchte gebracht hatte, als Reaction und Demagogenverfolgung? Diese Ansicht war aber, wie die Folge gezeigt hat, nicht auf die Burschenschafter und die Studenten überhaupt beschränkt, sondern durchschwängerte längst die ganze Nation. In der Jenensischen Burschenschaft dachte Niemand an „Anzettelung von Umtrieben", wie man damals sich auszudrücken pflegte, auch in der sogenannten engern Verbindung nicht.

Diese letztere war eigentlich geheim oder sollte es doch sein. Die Burschenschaft war streng verboten, sie lag aber in den Gemüthern und war nicht auszurotten, deshalb bestand sie fort, nicht öffentlich constituirt, sondern halb und halb geduldet. Aus den mehr als Dreihunderten, welche in Jena unsere Farben trugen, hatten sich etliche dreißig der Tüchtigsten enger aneinander geschlossen und die alte Verfassung angenommen; sie bildeten einen festen Kern, an welchen die Uebrigen gleichsam als Krystalle anschossen. Diese munkelten wohl davon, daß eine engere Verbindung bestehe, und vermutheten auch ganz richtig die einzelnen Mitglieder, aber Gewisses wußten sie nicht. Im Grunde gab es gar nichts, das zu verheimlichen gewesen wäre, allein in jenen Zeiten konnten die Verfolgungen leicht in jedem Augenblicke wieder beginnen und man wollte auch der humanen weimarischen Regierung Verlegenheit ersparen. Sie drückte ein Auge zu, weil sie recht gut wußte, wie es sich mit dem angeblichen Demagogenthum verhielt. Für uns hatte aber der Nimbus des Geheimnißvollen einen großen Reiz und ich erinnere mich sehr gut, wie angeregt ich wurde, als der Anhaltiner L. mir auf einem Morgengange im Paradiese Eröffnungen machte, die dann weiter führten. Die engere Verbindung wählte sich die, welche sie zur Mitgliedschaft geeignet hielt, selbst aber, denn wie und bei wem hätte Jemand sich zum Eintritt melden können?

Digitized by Google

Aeußerlich bestand nur eine „Allgemeinheit", deren Angehörige auf den Burschenbrauch verpflichtet wurden.

Man theilte mir mit, daß ich mit noch einem andern Fuchs, einem Lübecker, aufgenommen werden solle, und die Nacht wurde anberaumt. Die Versammlung fand in der Wohnung eines Burschen statt, der nachher in einem thüringer Staate eine Zierde unter den höheren Staatsdienern geworden ist. Nach zehn Uhr wurden wir eingeführt und sahen jene Dreißig bis Sechsunddreißig dasitzen; der Sprecher des Vorstandes hielt eine treffliche Rede und verpflichtete uns durch Handschlag auf die Verfassung der deutschen Burschenschaft. Diese feierliche Stunde habe ich nie vergessen, wie ich es denn auch nie bereuen werde, ein Mitglied jener Verbindung gewesen zu sein. Daß ich späterhin dadurch in manche Widerwärtigkeiten gerathen bin, die meinem Lebenslauf eine eigenthümliche Richtung gaben, hat sie mir um so lieber gemacht. Ich verdanke ihr viele wohlthätige Anregungen und herrliche Stunden und will ihr meine Anhänglichkeit bis an mein Lebensende bewahren. Heute freilich sind andere Zeiten; die Gemüther der akademischen Jugend haben, wie es scheint, einen andern Strich und eine andere Richtung, als wir vor drei Jahrzehnten; die Romantik ist ihr abhanden gekommen und ich will sie deshalb nicht schelten. Es kann nicht schaden, daß Deutschland, sammt seiner Jugend, endlich angefangen hat, praktisch zu sein. Aber schwungloser und prosaischer kommen die heutigen Studenten mir vor. Oder wäre ich etwa ein laudator temporis acti? Ich glaube kaum.

Wir durchlebten in Jena eine schöne Idylle. Wie reizend war es im Griesbach'schen Garten! Dort erzählten wir uns von Karl August, Amalie, Goethe, Schiller, Herder und den anderen Heroen jener weimarischen Tafelrunde des Geistes; dorthin ging, wer in schöner Einsamkeit Tieck, Novalis oder Jean Paul genießen wollte; dort las er auf einem Denkſteine die vielbekannten Worte:

Zierlich denken und süß erinnern,
Ist das Leben im tiefsten Innern,

deren Sinn er zu enträthseln suchte. Sie schienen Manchem dunkel, wie das bekannte: „Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu ertragen, ist Tugend, ist Begriff; Geduld und Wachsamkeit sind mehr denn Gold und Jugend werth."

Man bestieg den Landgrafenberg, den Fuchsthurm und die Kunitzburg, von welcher der Wanderer in der That einen wahren Prachtblick auf das reizende Thal der Saale hat. Nach Süden hin schloß in demselben die Leuchtenburg die Aussicht; sie stand wie ein Memento da, denn auf ihr hatte mehr als ein Burschenschafter seine Strafe abgebüßt. Aber das hinderte uns nicht, nach Kahla zu fahren, das am Fuße jener Burg liegt, und dort ein lustiges Vogelschießen mitzumachen. Die thüringer Mädchen fanden wir lieb und frisch und mancher Studio aus Süd und Nord hat dort oder in Eisenberg und den anderen Orten, wo flott getanzt wurde, sein Herz wenigstens auf einige Zeit verloren. Diese munteren Gesichter machten einen gar lieblichen Eindruck; Alle waren so ungeziert und dabei so sittsam und anständig; und wie mir ein Freund aus Schlesien, der Besitzer des schönen Hundes Scheck-Munni, sagte: „Es ist mit diesen thüringer Mädeln zum Schwerenothkriegen!"

Es ging ihm nämlich wie Buridans Esel; er glaubte in zwei schmucke Dirnen verliebt zu sein, in zwei verschiedenen Städtchen, und wußte doch nicht recht, welche eigentlich es ihm angethan habe. Darüber hatte der „Spektakel" große Qual, und ich glaube, er ist auch von Jena fortgegangen, ohne in's Klare zu kommen, welche denn eigentlich die hübscheste und angenehmste gewesen. Ich meinerseits hatte ein Stück Jugendherz in Rudolstadt, wo mir, wie jenem Schweizer im Tell, ein Mägdlein im Schlosse hold war. Keine Seele erfuhr davon; ich ritt Nachmittags fort, war Abends an Ort und Stelle und stieg bergan. Es fehlte nicht an buschigen Stellen und lauschigen Plätzen, wo Hand in Hand traulich gekoset wurde. Gegen Mitternacht sprengte ich wieder heim. Das waren schöne und reine Stunden, an welche ich in ungetrübter Stimmung zurückdenken kann. Um mit der Jobsiade zu sprechen:

Wir tranken des Mondes Silberschein
Und das Flimmern der lieben Sternelein.

Doch das ist nun schon lange, lange her, und die Hand, welche damals der romantische Bruder Studio drückte, auch schon lange, lange kalt!

Die Bierstaaten sind seit langen lieben Jahren ein sehr wichtiges und charakteristisches Item in dem Jenaischen Studentenleben. Die Landsmannschaften hatten ihre „Burgen" und Herzogthümer in Lichtenhain, mit Ausnahme der Franken, deren Staat, wie schon bemerkt, in Wöllnitz war. Bei jenen hieß der Fürst immer Thus oder Tus, wie in Schwarzburg der Fürst allemal Günther heißt. Die Reihenfolge der Tusse ist länger als jene der reußischen Fürsten älterer oder jüngerer Linie. Ich darf kühn behaupten, daß Jena und die Dörfer, welche um das Städtchen herumliegen, die wackersten Zecher gesehen hat, die je in deutschen Landen das gelbe oder braune Naß getrunken haben. O, was ist da Alles geleistet worden! Wir waren klüger, wie der König von Thule, und warfen die Becher nicht in's Meer, sondern wir behielten Kännchen und Stübchen, Aebte und Lanzen, wir ließen sie nicht, sondern machten es wie der lustige Zecher, den Robert Prutz so schön geschildert hat. „Wir zechten und zechten mit durstigem Mund" ohne Unterschied der Facultät, und trotzdem hofften auch die Theologen, dermaleinst selig zu werden. Ob ihnen der liebe Gott so gnädig ist, wie dem Zecher von Prutz, weiß ich nicht, wünsche es aber aus vollem Herzen; so viel aber weiß ich, daß manche von ihnen helle Kirchenlichter geworden sind, welche ihre Gemeinden erleuchten.

Wir Burschenschafter hatten auch in Bezug auf unsere Bierstaaten Mannichfaltigkeit in der Einheit, denn unser waren zu Viele, als daß wir uns an einem einzigen Staate hätten genügen lassen; keine Dorfkneipe war geräumig genug, uns Alle zu fassen. In Zwätzen, der Kunitzburg gegenüber, hatten wir 1826 ein Kaiserthum, auf dessen Throne, wie ich schon früher sagte, der „Kaptein" in hoher Würde prangte. Die Zahl seiner Unterthanen, zu welchen ich gehört habe, mochte gegen siebenzig betragen. Die Reichsämter waren mit tüchtigen Zechern besetzt; es wurde aber in Zwätzen nicht selten ein hoher Sinn in das kindische Spiel gelegt, indem der „Bierwitz" als Folie für patriotische Anmahnungen und Bestrebungen diente. In Ammerbach hatte sich ein Vasall des Kaisers als Herzog festgesetzt, in der Person des „Schnick", eines pudelnärrischen Kerls aus Meiningen, der eine ausgezeichnete Klinge führte und in trockenen Späßen unübertrefflich war. Dieserhalb will ich es ihm auch vergeben, daß er einmal, als er mir bei einer Paukerei auf Pariser secundirte, nicht zu rechter Zeit die Klinge des von mir verwundeten Gegenpaukanten aushob, wodurch ich in empfindlicher Weise zu Schaden kam. Schnick hatte „Landeskinder" um sich versammelt, zumeist Thüringer, und sein Staat war in guter Ordnung. Auch wurde in Ammerbach, wo es sicher war, manchmal gepaukt. Wir stellten auf den Bergen und in den Schluchten Füchse als Späher auf, und wenn der schlaue Pedell Dorschel kam, fand er allemal Alles in bester Ordnung, und — wir tranken ihm vor. In Wöllnitz thronte der schon erwähnte Morba in unnachahmlicher Hoheit; nie aber habe ich ihn größer und majestätischer gesehen, als eines Tages im Sommer 1830, da er im Hermelinmantel, mit Herzogshut, Schwert, behängt mit Orden, zu Esel, gefolgt von Vasallen, in Ziegenhain einritt. Dort hatte sich, nach Verfall des Kaiserthums Zwätzen, welches nach des Kaptein's Abgang hinsiechte, wie weiland das heilige römische Reich deutscher Nation, ein blühender Freistaat erhoben, der zu Anfang eines jeden Halbjahres seinen Landammann wählte; dieser führte die höchst wohlklingende Benennung „Ulk", und trug als Zeichen seiner Würde eine hohe Pelzkappe. Zwischen der Republik Ziegenhain, deren Wahlspruch: Bier, Freiheit, Gleichheit, auf dem Wappen und den Pfeifenköpfen prangte, und dem Herzogthum Wöllnitz waren einige Irrungen ausgebrochen, wie denn das bei Nachbarn wohl zu geschehen pflegt. Es handelte sich natürlich um Bierstreitigkeiten, und ob bei einem Wettkampfe die Unterthanen oder die freien Bürger mehr und rascher getrunken hätten. Der Zwist war jedoch in Güte beigelegt worden, und zum Beweise, daß aller Zank und Span verschwunden, die Streitaxt begraben sei, ließen Seine Durchlaucht dem Herrn Landammann Ulk melden, daß Allerhöchst Sie dem befreundeten Staate einen Besuch zugedacht hätten. Der große Tag erschien. Herzog Morba wurde auf der Grenze der beiden souverainen Staaten Ziegenhain und Wöllnitz von freien Bürgern festlich begrüßt; sie hielten ihm den berühmten Birkenmaier entgegen, jenen kolossalen hölzernen Humpen, auf welchen Jena stolz sein kann. Durchlaucht tranken mit Würde auf das Wohl der befreundeten Republik einen Zug, der wirklich sehr tief und also rechtschaffen war. Wir nahmen daraus ab, daß aller Groll verschwunden sei, denn so wacker konnte nur ein gutes, friedsames Gemüth Bescheid thun. Sämmtliche Wöllnitzer Unterthanen hatten ihren Potentaten begleitet. Ich will die Einzelnheiten jenes großen Tages nicht näher schildern, sondern nur

Digitized by Google

hervorheben, daß die Verbrüderung sehr innig war, denn ich sah Republikaner und Monarchisten umschlungen oder neben einander im grünen Grase liegen, guten Bieres voll. Der Wetteifer zwischen beiden Theilen ließ in der That nichts zu wünschen übrig, jeder blieb unbesiegt. Palmam, qui meruit, ferat.

Aber wem hätte man die Palme zuerkennen sollen, wo Alle und Einer und Einer und Alle gleich tapfer waren? Wie kühn strahlte Dein Blick, „schöner E s", als Du der Durchlaucht gegenüberstandest und Deine Kräfte mit ihm maßest; wie stottertest Du kecke Worte, „langer Itzig", als Du den Wölnitzern beweisen wolltest, sie seien „Kameele"! Und wie lebhaft declamirte der Philolog H. aus Anhalt, der längst in griechischer Erde den ewigen Schlaf schläft, ein Gedicht Anakreons nach dem andern, während der „Burggeist" aus der Lausitz vom Kunee Luarin, der Völuspa und der Gudrun erzählte und Verse aus den Nibelungen sprach! War nicht auch die „Bierlatte", jener ewige Student, der heute, Anno 1858, noch die Mappe trägt und Jena's Pflaster tritt, schon damals seit sechs Jahren ein sehr durstiger Bursch? Und wer könnte es je vergessen, daß Z. aus Rudolstadt und Hebelmann aus Westfalen, diese zwei unverwüstlichen Kämpen, deren Einer den Andern nie in hundertfachem Wettkampf besiegt hat, damals beide zu gleicher Zeit „abfielen" und dermaßen von der Bank herunterfanken, daß von Keinem etwas zu sehen war? Der Herzog sagte gemessen: „Schafft man diese Mannen nicht in's Burgverließ?" worauf ein dienender Knappe, ein Ziegenhainer Bäuerlein, naseweis erwiderte: „Nä, ich will die beeden Herren lieber uf's Stroh bringen." Was denn auch geschah, weil es sehr nöthig war.

Es war Sitte, daß man sich häufig auf den Stuben besuchte, und daß vier bis sechs nähere Bekannte zu Kaffee oder Chocolade kamen, um gemeinschaftlich gute Bücher zu lesen. Auf solche Weise bin ich z. B. mit Menzel's Geschichte der deutschen Literatur bekannt geworden, welche damals manche von uns sehr beschäftigte. Gleich nachher wurde des Disputirens über Justinus Kerner's Seherin von Prevorst kein Ende, welche der „kluge Mann" aus Altenburg auf's Tapet gebracht hatte. Andere wollten von dem „Geisterkram" nichts hören und spielten lieber Schlauch; es machte ihnen mehr Vergnügen, wenn der „Consistor", gerade weil er ein sehr solider und uns Allen äußerst werther Bruder Studio war, auf dem Burgkeller den Masaniello zum Besten gab. Er warf den Rock ab, streifte die Hemdärmel zurück, setzte eine rothe Mütze auf, schlang einen rothen Shawl um den Leib, und der leibhaftige neapolitanische Fischer stand vor uns auf dem Tische. Er stimmte das: „O seht, wie herrlich strahlt der Morgen!" an, schwang dabei einmal sogar das große Tischmesser der Frau Bettern, und spielte seine Rolle ganz ausgezeichnet; deshalb erntete er auch allemal wohlverdienten Beifall. Dieser Consistor war der gewissenhafteste Mensch, den man sich denken kann, dabei ein durchaus reines, mildjoviales Gemüth. Als Seelsorger wirkt er seit vielen Jahren sehr wohlthätig und gehört zu jenen Predigern, die getrost ihrer Gemeinde sagen können: „Thut nach meinen Worten und nach meinen Werken."

Im Jahre 1830 war durch ganz Europa große Aufregung in den Gemüthern, von welcher auch die Studentenwelt berührt wurde. In einem so zahlreichen Gemeinwesen, wie die Burschenschaft, wo so viele verschieden begabte junge Männer mit mannichfachen klaren oder verworrenen Anschauungen und oft abweichenden Bestrebungen mit einander in täglicher Berührung lebten, mußten nothwendig die Geister aufeinander platzen. Die Trennungen, von welchen die Geschichte der Burschenschaft Manches zu erzählen hat, liefern, meiner Ansicht zufolge, einen Beweis für den Ernst, der in den Bestrebungen selbst lag. Gewiß haben bei denselben nicht selten Eitelkeit und selbstsüchtige Beweggründe Einzelner in verhängnißvoller Weise mit hineingespielt; im Allgemeinen darf aber behauptet werden, daß geistige Gegensätze und Hinneigung zu verschiedenen Richtungen den Ausschlag gaben. So verhielt es sich auch mit der Arminia und Germania. In Erlangen, wo stets ein sehr reges, burschenschaftliches Treiben herrschte, war die sogenannte christlich-germanische Richtung zur Geltung gekommen, und hatte einzelne sehr rührige und begabte Vertreter nach Jena geschickt. Diese fingen sogleich an, für ihre Ansicht Proselyten zu machen, und einen Kreis von Leuten um sich zu schaaren, mit welchen sie dann eine Opposition zu Stande brachten. Wir hatten bis dahin sehr einträchtig gelebt, und waren vollkommen zufrieden; wir hielten uns für gute Burschenschafter, auch ohne daß man uns aus den jüdischen Büchern des Alten Testamentes den Beweis zu führen suchte, daß die Burschenschaft eine von Jehova angeordnete Einrichtung sei. Wir meinten, es sei genug, daß sie als eine Verbindung dastehe, deren Mitglieder darnach strebten, den Staaten des deutschen Vaterlandes einmal tüchtige und patriotische Bürger zu liefern. Da auch Katholiken und zeitweilig auch Israeliten zu uns gehörten, und die Protestanten theils lutherisch, theils reformirt waren, so wollten wir von einer specifischen sogenannt christlichen Auffassung als Burschenschafter nichts wissen, sondern überließen es getrost jedem Einzelnen, wie er sich mit seinem Gott und seinem Gewissen abfand, wenn er nur im Uebrigen ein ehrenhafter Kerl war. Wir fanden es lächerlich, bei Comment- und Studentensachen Beweise aus der Bibel hernehmen zu wollen. Mit einem Worte, als die „christlich-germanischen" Erlanger Theologen erschienen, war es mit Frieden und Eintracht vorbei; wir hatten christlich germanischen Zank. Begreiflicher Weise wurden jene, durch welche der Unfrieden gebracht worden war, verhöhnt; es gab scharfe Worte und die Pariser blitzten, auch wuchs die gegenseitige Verbitterung immer mehr. Diese Erlanger Richtung war die sogenannte „arminianische", und die Hauptträger derselben mochten es wohl längst auf eine Trennung abgesehen haben, um nicht ferner in ihrem Wesen und Streben Widerspruch zu erfahren. Die andere Richtung war die „germanische"; jene verschwommen und idealistisch, diese realistisch und praktisch. Nachdem die Theologen einmal Pulver angehäuft und den Zunder hineingeworfen hatten, flog die alte Burschenschaft auf, und trennte sich in Arminia und Germania.

Ich lasse die Arminianer, unter denen ich übrigens einige liebe Freunde hatte, bei Seite. Nicht alle waren „verbohrt", da außer jenen „christlichen" Motiven manche Umstände mitwirkten, welche den Einen oder Andern veranlaßten, mit jenen zu gehen. Der trübselige „Wingolf" kann als ein extremer Ausläufer der Arminia betrachtet werden.

Die Germanen waren vielleicht die merkwürdigste Verbindung, welche je auf einer deutschen Hochschule geblühet hat. Mindestens zwei Drittel waren bedeutende Menschen und sie sind, gleichviel, welchen Berufskreisen sie später angehörten, weit über die Gewöhnlichkeit emporgetaucht; die Uebrigen waren wenigstens „forsche" Leute. Ihre Gesammtzahl betrug einige siebenzig Köpfe, sie hielten zusammen wie Pech und Schwefel, und wurden von den Landsmannschaften als die Hälfte der Universität anerkannt, hatten auch in den Conventen allein so viele Stimmen abzugeben, wie die übrigen Verbindungen zusammen. Sie konnten in der That für eine wahre flos juventutis gelten. Welche Freude für diese alten „Germanen", so viel ihrer noch übrig sind, sich nun in Jena wieder zusammenzufinden post tot discrimina rerum! Ueber jene alten Zerwürfnisse ist mehr als ein Vierteljahrhundert hinweggezogen, und so werden denn auch Manchen Becher zugetrunken werden, mit denen man früher Stiche gewechselt hat.

Die Nachrichten von der Julirevolution hatten die Gemüther noch mehr aufgeregt; sie waren wie ein Blitz aus heiterm Himmel gekommen. Auf dem Markte standen, wenn ich mich recht erinnere, am 1. August, viele Studenten in verschiedenen Gruppen wie gewöhnlich, plauderten und rappierten. Da kam plötzlich A—ee, ein Burschenschafter aus Braunschweig, der ein eifriger Schüler Luden's war, und diesen Professor eben besucht hatte, aus der Leutragasse und hielt einen großen Zeitungsbogen in der Hand. Nachdem er mit Einigen ein paar Worte gewechselt, verbreitete sich plötzlich die Kunde, daß in Frankreich eine Revolution ausgebrochen und König Karl der Zehnte aus Paris verjagt sei. Diese Nachricht ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt, Studenten und Philister strömten von allen Seiten herbei, und A. wurde nolens volens gepackt und auf den Marktbrunnen gehoben, von welchem herab er dann einem mit gespannter Aufmerksamkeit horchenden Auditorium, als improvisirter Professor der Politik, eine ganze Nummer des Constitutionnel verdolmetschte. Die Nachricht, daß General Lafayette an die Spitze einer provisorischen Regierung getreten sei, machte einen ungeheuern Eindruck. Diese politischen Mittheilungen wurden dann während der nächsten Tage vor einem stets anschwellenden Zuhörerkreise fortgesetzt, bis es dem von allen Seiten in Anspruch genommenen Professor wider Willen zu viel wurde; er verschwand plötzlich auf einige Tage, und ließ die Commilitonen mit den Pariser Zeitungen zurecht kommen, so gut sie konnten.

Einige Zeit nachher verließ ich die liebe Universität Jena und ging in's Philisterium.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

№ 35. Die Gartenlaube. 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Blätter aus der Kriſis.

Von Ludwig Rein.

Nr. 2. Meiſterbrod.

(Schluß)

„So muß der Meiſter benutzen die Kriſis," fuhr lächelnd der Jude nun fort; „iſt die Kriſis benutzt doch worden von Vielen. Meiſter Friedel hat noch einige Außenſtände, — müſſen eingezogen werden in den Beutel, — das Stück Feld, der Garten, das Haus iſt zugeſchrieben der Frau, und ſo iſt's glatt, da wird übrig bleiben und gerettet werden das Meiſte, wenn Herr Friedel es macht, wie Andere, — wenn er anzeigt ſeine Inſolvenz, ſo er nicht leidlich verkauft in Braunſchweig."

„Inſolvenz?" fragte heimlich und tief erſchrocken der Geſell, „und ich ſoll dazu rathen? O nein, nein, Herr Wurm," ſetzte er bittend hinzu, „geben Sie einen anderen Rath, denken Sie an den ehrlichen Meiſter, an die Frau Meiſterin, — das thun dieſe ehrlichen Menſchen nicht, — ich kann's auch nicht —"

„So bezahlt, bezahlt Alles ehrlich! bezahlt die Wolle, die Spinnerei, die Farbe, die Appretur, — alle Rechnungen," eiferte ſtill der Jude und nahm ſchnell von Neuem das Goldſtück aus dem Beutel. „Hier, hier, Herr Tuchknapp', hab' doch für Sie beſtimmt den Friedrichsd'or, — nehmen Sie, will nicht bleiben in Schulden, — und wär's geweſen doch beſſer, wenn ich hätte geſchwiegen."

Er wollte fort, aber der Geſell ließ ihn nicht, nahm auch das Goldſtück nicht, ſondern blickte den Juden erſchrocken und mit feuchten Augen an, — er wollte reden und vermochte es nicht, ergriff nur die Hände des Juden und hielt ſie feſt, wie ein Rettungsſeil.

Auch der Jude ſchwieg. Eine tiefere Bewegung, als man glauben möchte, ging durch ſein Gewiſſen, durch ſein Gemüth. — Endlich ſagte er:

„Wenn die Tuche nicht abgeſetzt werden in Braunſchweig und wenn Sie, lieber Glogauer, nicht befolgen wollen den guten Rath, ſo kommen Sie mit den Tuchen nach Breslau, — wollen ſehen, was ſich läßt thun damit, — könnte ſein, daß es ginge, wenn ich ſelbſt dort bin."

Er gab dem Geſellen die Adreſſe für Breslau, und als er ihm vergeblich noch einmal das Goldſtück aufgenöthigt hatte, erklärte er, er bleibe Schuldner, — er wolle den Friedrichsd'or aufheben.

Auch wickelte er wirklich das Goldſtück in ein Papier und ſteckte es in ſeine Brieftaſche. Dann reichte er dem Geſellen die Hand zum Abſchied, indem er ſagte:

„Wollen uns nicht vergeſſen, — wollen Beide immer bleiben brav."

„Und haben Sie den Rath, welchen Sie mir gaben, auch den ehrlichen Meiſtersleuten angedeutet?" fragte heimlich der Geſell.

Der Jude ſchüttelte verneinend den Kopf mit den Worten:

„Ueberlaſſ' ich das ganz doch Ihnen, — und haben Sie doch Zeit zu rechnen und zu überlegen, bis gewonnen ſein wird ein Meßreſultat in Braunſchweig."

Damit wendete er ſich und verließ das Haus. Draußen klopfte er an's Fenſter, den Meiſtersleuten ein flüchtiges Lebewohl ſagend.

Der Geſell ſtand noch im Hausflur, hatte nicht Luſt, ſofort in die Stube zu treten, wollte nochmals hinauf in die Bodenkammer, einige Minuten noch allein ſein. Ehe er jedoch die erſte Treppenſtufe erreichte, klinkte Meiſter Friedel die Thür auf.

„Dafür belohne Sie Gott!" ſprach er gerührt; „o, lieber Glogauer, nun denken Sie ja nicht mehr daran, daß Sie —" er drückte ihm die Hand und ſetzte leiſe hinzu: „daß Sie fort wollen. Nun werden wir ja wieder arbeiten können, der Jude wird uns gewiß auch wieder Wolle ablaſſen auf Credit, — verzeih' es uns Gott, daß wir den Mann zuweilen den Wollwurm nannten. In unſerm Hauſe, lieber Glogauer, ſoll's nicht wieder geſchehen."

„Gewiß nicht," antwortete zerſtreut der Geſell, da jetzt die Meiſterin herauskam.

„Bernhard, wir danken Ihnen," ſagte ſie mit Innigkeit, indem ſie dem Geſellen die Hand gab.

„Könnte ich doch mehr thun," erwiderte ruhig der Erröthende und ſchlug die Augen nieder.

„Vielleicht glückt es mir nun auch in Braunſchweig," fuhr die Meiſterin fort.

„Vielleicht," wiederholte der Geſell.

„Das walte Gott," ſchloß Meiſter Friedel und griff nach der Thürklinke.

In der Stube gingen alle Drei an ihre Arbeit. Niemand äußerte es, — und doch ſuchten Alle das vorhin Verſäumte reichlich wieder einzubringen.

Die freudige Erhebung des Gemüthes aber, welche Alle durch den veränderten Sinn des Wolljuden gewonnen hatten, fing an, mehr und mehr ſich abzuſchwächen. War doch nur eine Sorge gewichen, — und nicht einmal gewichen für immer, nur hinausgeſchoben mit ihrer Gefahr auf zwei Monate. Und gab es doch

Digitized by Google

noch andere Sorgen, andere Rechnungen, und darunter eine Rechnung, gegen deren Ziffern und Zahlen der Arzt durch Thee und Pulver, das treue, besorgte Weib aber durch Pflege und Gebet ankämpfte.

So war es still nicht in der Gedankenwelt unserer Arbeiter, — auch still nicht in der Tuchmacherstube. Meister Friedel hustete öfter, der Gesell wirkte und webte, und da draußen auch die Abenddämmerung dunkler und dunkler ihre Fäden in die Werfte des Januartages schoß, so trug die Meisterin Licht hinein; auch der Gesell zündete hinter dem Stuhle seine Arbeitslampe an. Dann ging die Meisterin, um die Fensterläden zu schließen.

Da klang es laut durch die Gasse wie Musik und Gesang. Mitunter ein Ruf, eine aufjauchzende Stimme. Und bald kam's näher, immer die Gasse herein, bis hin vor unser Haus. Hier blieb der Schwarm stehen, während Einzelne riefen:

„Leb' wohl, Bruder Glogauer!"

Es war eine Menge Tuchmachergesellen, — auch getroffen von der Krisis, — denn sie hatten Feierabend bekommen in Folge des schlechten Geschäftsganges, mußten wandern aus der Stadt, eine neue Werkstatt suchen und durften sich nicht sagen, daß sie bald eine solche finden würden. Am nächsten Morgen gedachten sie auszurücken. Darum kamen sie jetzt, um bei ihren Mitgesellen, denen die Arbeit nicht gekündigt war, Abschied zu nehmen, den sogenannten Zehrgroschen zu holen und dann nach der Herberge zu ziehen und den Valetkrug zu leeren in Gemeinschaft mit den Bleibenden.

„Zieh den Rock an, Bruder Glogauer, begleite uns mit zur Herberge," sagten, nachdem sie höflich die Meisterseute gegrüßt, die eingetretenen Deputirten, während draußen von den Uebrigen ein Vivat auf den Meister Friedel ausgebracht wurde.

„Mitgehen will ich nicht, Ihr guten Jungen," erklärte der Glogauer, „mein Meister ist kränklich, kann nicht hinter dem Stuhle arbeiten, ich selbst aber hatte heut' viel Abhaltung, also nehmet es nicht übel, wenn ich dableibe, ich will noch einige Stunden arbeiten."

„Wenn Sie Lust haben, Bernhard, so gehen Sie doch mit," sprach freundlich die Meisterin, als die Stube mehr und mehr sich füllte von Abschiednehmenden und unter diesen einige gute Freunde Bernhards sich befanden, denen er unter herzlicher Umarmung das Lebewohl sagte, während er den Anderen zum Abschied nur die Hand schüttelte.

„Weiß ich doch, daß es beim Valetkruge auf der Herberge bis zum frühen Morgen dauern wird, — ich verderbe mir den kommenden Tag und das Stück muß morgen vom Stuhle, ich muß fertig werden damit, muß es abwirken," erwiderte der Gesell.

Meister Friedel ward froh darüber, — denn die herzliche Umarmung, welche der Gesell einigen Freunden gab, hatte in ihm die Furcht aufsteigen lassen, der Glogauer könne auf der Herberge wohl gar noch Lust bekommen, auch mit zu wandern. Er steckte daher, wie dies auch der Glogauer that, gern und reichlich in die Zehrgroschenbüchse, die der eine der Deputirten ihnen hinhielt.

„Mögen Sie Alle bald Arbeit finden!" wünschte die junge Meisterin und schob ebenfalls ein Scherflein in die Blechbüchse.

„Im Namen Aller unsern Dank!" rief der Deputirte, welcher die Casse trug.

„Hast wahrhaftig die schönste Meisterin in der ganzen Stadt, Bruder Glogauer!" behauptete laut ein Anderer.

„Wirst nicht fortkommen aus dem Städtel —"

„Auguste will ihn haben, die Gerberstochter."

„Das Zweitausendthalermädel! Ja, ja, Auguste läuft immer an seinem Fenster vorbei!"

So sprach's und rief's durcheinander, und Meister Friedel nickte und gab sein Wort dazu, — und der Glogauer eilte zur Thüre, ging hinaus zu den Mitgesellen und nahm Abschied von den Wanderburschen.

Nun kamen auch die Uebrigen aus der Stube. Der Cassenträger schwang schüttelnd die Büchse und auf dieses Zeichen, das man gar wohl verstand, ertönte unter Begleitung einer Zugharmonika das schöne bekannte Lied:

„Wohlauf denn getrunken den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Brüder, geschieden muß sein!
Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!
Uns treibt in die Ferne die Krisis hinaus!"

Die Burschen sangen so ruhig, so rein und innig, daß die letzte Zeile, welche mit ihrer Abänderung eigentlich an's Komische zu streifen scheint, doch einen tiefen, wehmüthigen Eindruck machte. Mancher der Vorübergehenden steckte noch etwas in die Zehrgroschenbüchse, — manche Bürgerstochter guckte zum Fenster heraus, — manches Dienstmädchen setzte auf der Straße die Wasserkannen nieder und wischte sich eine Thräne aus den Augen und wartete, bis der Zug vorüberkam. Da wurde denn noch eine Hand gereicht, — ein Abschiedskuß gegeben, — ein Versprechen gethan, — doch das Bündel war geschnürt, es mußte Alles überstanden werden.

O, daß man nicht glaube, in solcher Gesellschaft herrsche nur Raschheit, Leichtsinn, Oberflächlichkeit! Gerade das Herz des jungen, kräftigen Arbeiters ist oft so empfänglich für die tiefere Leidenschaft der Liebe, — er fragt nicht danach, ob Täuschung oder Erfüllung, ob Glück oder Unglück erfolgen werde, — die Liebe selbst ist ihm genug, — er gibt sie nicht hin, er hält sie fest als den einzigen süßen Strauß, den blühend das Schicksal ihm zugeworfen hat.

Unter Gesang und unter den Klängen der Zugharmonika schritten die Arbeiter noch durch Straßen und Gassen und Gäßchen, — dann ging's hinein in die Tuchmacherherberge.

Werfen wir noch einen Blick in die Tuchmacherstube.

Es ist spät. Meister Friedel sitzt noch am Sortirtische. Die Wollscheere hält er noch in der rechten, ein Wollflöckchen in der linken Hand, — aber die Scheere greift nicht mehr in das Flöckchen, der Meister ist eingeschlafen. — Die junge Frau sortirt fleißig fort, sie gönnt dem Manne den Schlaf und als der Husten ihn aufweckt, spricht sie bittend:

„Gehe zu Bett, lieber Mann, — Du bist ja fleißig gewesen, — ich werde nun auch bald gehen."

Als aber Meister Friedel hinaus war in die Schlafkammer, ging die Meisterin noch nicht. Sie holte Buch und Rechnungen herbei, schob den Docht der Lampe weiter heraus und setzte sich wieder. Sie las nun, sie schrieb, sie verglich, — that es allein, — trug die schmerzliche Ueberzeugung allein, daß es blieb, wie es war. — Sie klagte nicht laut, — das innere Seufzen hörte Niemand.

Und dennoch, — wenn er's auch nicht hörte, — der Gesell, der noch eifrig den Schützen durch die Werfte schnellen ließ, er verstand, er theilte das Seufzen.

Auch hörte er die wenigen Worte, welche leise die Meisterin sprach, indem sie Buch und Rechnungen wieder forttrug, die Worte:

„Herr Wurm ist nicht gegen Braunschweig, — o, daß ich von dort Hülfe brächte!"

„Vielleicht, vielleicht," antwortete der Gesell, und die Meisterin vernahm diese Antwort.

„Und wollen Sie nun nicht auch zu Bett?" fragte sie nach der Werfte hin.

„Nein, nein," entgegnete der Gesell, „bringe ich morgen das Stück vom Stuhl, so kann es noch mit nach Braunschweig gehen."

„Das wäre wohl gut," sprach die Meisterin sanft, „auch mein Mann wird sich freuen."

Tiefer zog sie den Docht in die Lampe ein, aus der Flamme ward ein mattes Flämmchen. Mit dem Gruße: „gute Nacht, Bernhard," ging die junge Meisterin hinaus in die Schlafkammer, — und „gute Nacht, Frau Meisterin," sendete kaum hörbar der Gesell ihr nach.

Durch den kleinen weißen Vorhang des kleinen Kammerfensters leuchtet noch das Flämmchen der Lampe. Das bedrängte junge Weib denkt nicht daran, sich geheimnißvoll zu schmücken für ein geheimnißvolles Fest des Herzens, — und doch ist das einfache Nachtzeug für das junge Tuchmacherweib ein geheimnißvoller Schmuck, — ein Schmuck in Reiz und Fülle.

Es ist gut, Gesell, daß Du den Schmuck nicht siehst, es ist gut, daß Du arbeitest und nur dann und wann Deinen Blick nach dem matten Lampenscheine wendest.

Jetzt verlischt das Flämmchen, — heimlich sprichst Du noch ein Mal: „gute Nacht," — — und nun arbeitest Du fort Stunde für Stunde, bis in der Nachbarschaft die Hähne krähen.

Du bist zufrieden, das Stück ist tüchtig gewachsen, — da lässest Du ruhen den Schützen, den Tritt, die Lade, — Du stützest Dein müdes Haupt in die müde Hand, — Du schläfst — — Du träumst. — Nun ist es still, ganz still; über dem Haupte des Träumenden knistert nur die matt brennende Arbeitslampe.

O Werkstätte, still oder lärmend,
O Werkstäue, groß oder klein:
Schwer stellt sich in deinen vier Wänden
Die Nahrungssorge oft ein.

Digitized by Google

O Werkstätte, still oder lärmend,
Und schafft du das tägliche Brod:
Der Arbeiter trägt doch im Herzen
Oft and're Sorge und Noth.

O Werkstätte, still oder lärmend,
Bleib' stets ein heiliger Raum!
Und träumt man in dir oft von Liebe,
Selbst heilig dann webe der Traum!

Der Fleischer war gekommen, hatte dreißig Thaler gezahlt und das Schwein fortgetrieben.

Das war gut, denn die junge Meisterin besaß nun Geld, — Reisegeld nach Braunschweig, wohin sie seit einigen Tagen theils auf dem Postwagen, theils auf der Eisenbahn sicher und wohlbehalten gelangt war. Neunzehn Stück Tuche hatte sie mit sich zur Messe geführt, — das eine Stück, an welchem der Gesell in jener Nacht so fleißig arbeitete, war noch dazugekommen.

Auch jetzt arbeitet der Gesell fleißig. Aber nicht hinter dem Wirkstuhle, — er schafft im Hause, säubert, legt Holz in den Ofen, läuft in die Apotheke mit den vom Arzte geschriebenen Recepten, — kommt wieder und setzt sich an's Bett und gibt dem Kranken Medicin nach Vorschrift, wie's auf der Flasche steht.

Der Kranke ist Meister Friedel. Kurz vor der Abreise seiner Frau traten in seiner Krankheit bedenkliche Zustände ein. Dieselben gingen nicht, wie der Arzt es hoffte, vorüber, sondern traten nach der Abreise der Meisterin weit drohender auf.

Gerade jetzt will der Husten den armen Meister wieder ersticken. Es ist gegen Abend, — der Arzt kommt. — Nach zehn Uhr kommt er noch einmal, verspricht auch, am nächsten Morgen schon zeitig da sein zu wollen, — und der Glogauer weicht nicht vom Bett seines Meisters. — Ehe aber der Morgen und der Arzt kommt, ist der Meister gestorben.

Nun stellen sich die Nachbarn und Verwandten ein und berathen, ob die Meisterin zurückzurufen sei oder ob das Meßgeschäft ungestört seinen Fortgang haben solle. Man beschließt das Letztere, — die Frau erfährt nichts von dem Tode des Mannes, — und der Todte wird begraben.

Treuer Gesell, was geht Alles durch Deine Seele, indem Du weinend hinter dem Sarge Deines Meisters gehst! — Durch Deine Thränen dämmert ein Hoffnungsstrahl, — — hoffe nicht zu viel!

Nach dem Begräbniß stellt sich der Vater Augustens ein, der wohlhabende Gerber. Er meint, Du werdest nun nicht bleiben können, werdest das Haus verlassen, — und wenn Du Dich daher selbstständig machen wolltest, — wenn Du Neigung hättest für seine Tochter Auguste, — —

Du aber sprichst still: „nein, nein," — Du errötheſt dabei und schlägst die Augen nieder, — und der Gerber verläßt Dich.

Kaum ist dieser hinaus, da tritt der Briefträger in die Stube.

„Ein Brief aus Braunschweig an den Meister," erklärt er und übergibt dem Gesellen den Brief. „Da der Meister todt ist, werden Sie den Brief wohl lesen müssen, — er scheint ohnedies nur von der Frau Meisterin zu sein."

Der Briefträger ging, — der Gesell erbrach den Brief und in demselben stand:

„Mein lieber, theurer Mann!

„Vor allen Dingen möge es besser gehen mit Deiner Gesundheit. Das ist und bleibt ja die Hauptsache. Sei nur getrost, lieber Mann, und verzage nicht, wenn auch die Messe schlecht geht. Den guten Bernhard grüße herzlich und sage ihm, ich würde sogleich von hier aus mit den Tuchen nach Breslau gehen und an Herrn Wurm mich wenden. Dort wird uns schon Brod werden, lieber Mann, ich habe Hoffnung, und so sei recht heiter, wie ich es bin, da ich ja weiß, daß Bernhard bei Dir ist. Also über Breslau kommt zurück Deine treue Lisette."

„Treu, treu, beim Himmel, das bist Du!" sprach der Gesell, indem er den Brief zusammenschlug und an sein Herz drückte. „Mit blutender Seele hast Du geschrieben, — und doch — wie, wie geschrieben!

„Also nicht verkauft, — und sie will selbst nach Breslau, will die Tuche sogleich mit dorthin nehmen —"

Er setzte sich an den Sortirtisch und sann. Nach wenigen Augenblicken sprach er weiter:

„Was könnte ich auch Besseres thun? Selbst bei der Todesnachricht, welche ich ihr dort geben muß, wird der Jude mir und ihr beistehen, — wird das Richtige rathen in Allem, was nun geschehen muß."

Eine Verwandte des verstorbenen Meisters stellte er einstweilen für das Haus ein, — eine Hand voll Thaler, den früher ersparten Gesellenlohn, steckte er zu sich, — zwei Stunden später reiste er ab nach Breslau.

Wollen wir die Gespräche hören, welche er führt im Postwagen und auf der Eisenbahn? Er ist Neuling im Reisen, — spricht nur wenig mit Andern, viel mit seinem Herzen. — Die Andern aber sprachen von der schlechten Braunschweiger Messe, von der Krisis, von der grollenden Gegenwart und von der gefährlichen Zukunft.

Am Abend des dritten Tages sehen wir den Gesellen an der Seite des Juden durch eine der Straßen Breslau's kommen. Der Gesell hat dem Juden den Brief mitgetheilt, hat daran alles Weitere geknüpft, — sein ganzes Fühlen, Denken, Verhalten gegen die Meisterin. — Der Jude erkannte vollkommen nicht nur den Gemüthszustand des jungen Mannes, sondern auch die ganze Lage der Dinge. Er war theilnehmend, er versprach, zu rathen, zu helfen Wolle zu geben auf neuen Credit, sobald durch eine Erklärung daß der Meister insolvent gestorben sei, die Sachlage sich einigermaßen regulirt haben würde. Die Erklärung der Insolvenz hielt er jetzt, wenn irgend noch geholfen werden sollte, für unabweislich — Und das war's, was den jungen Menschen niederbeugte, — darum ging er so still, so blaß an den erleuchteten Häusern hin, — es schien ihm nicht möglich, daß er — daß sie auf solchem Grunde ein neues Glück bauen könne.

Jude und Gesell gelangten jetzt an den Bahnhof. Der Zug kam, — die Meisterin war nicht zu sehen, — so sicher und scharf der Blick des Gesellen auch suchte und musterte, so laut auch sein Herz dabei schlug: die junge Wittwe fehlte.

„Kann's doch noch dauern einen Tag, zwei Tage, ehe sie kömmt," sprach der Jude lächelnd, „müssen uns gedulden, — für heute ist's nichts, — wir wollen gehen auf ein Kaffeehaus, junger Freund."

Weit lieber wäre der Gesell in sein Quartier gegangen, aber der Jude stellte ihm vor, es sei besser, auf ein Kaffeehaus zu gehen und sich dort zu zerstreuen, als unter Sorgen und Mißmuth im engen Quartier zu sitzen. So folgte denn Bernhard seinem Führer. Unter dem Leuchten der Gaslaternen durchschritten sie einige Straßen, — sie kamen auf das Kaffeehaus.

Der Anblick des großstädtischen Lebens, der ganze Eindruck, welchen der Gesell in diesen erleuchteten, bewegten Räumen gewann, stimmte ihn nicht heiterer. Er war froh, als der Jude, der sich häufig, aber still mit einem der Kellner unterhalten, schon nach einer Viertelstunde wieder zu ihm trat und zum Aufbruch winkte. Sie gingen.

Draußen im Vorsaal erklärte der Jude mit leiser Stimme, es werde hier wöchentlich einige Mal eine geheime Spielbank aufgeschlagen, — es treffe sich gut, heut sei sie gerade im Gange. Daran knüpfte er die Frage, ob der Gesell schon einmal an solch einer Bank gespielt habe, und als dies Bernhard verneinte, auch nicht Lust bezeigte, heute zu spielen, faßte der Jude ihn an der Hand und sprach:

„Warum wollen Sie's nicht versuchen in Ihrer Lage? Können Sie doch haben Glück, können viel Geld gewinnen, — viel, so viel, daß es würde ausreichen zu Allem, auch zur glücklichen Heirath!"

Das durchzuckte den Gesellen, — er griff unwillkürlich in die Tasche, als wolle er die Zahl seiner wenigen Thaler prüfen. —

„Wird's jetzt nicht passen, daß ich ausgleiche meine Schuld? Da fällt mir's ein, daß ich noch habe Ihren Friedrichsd'or, lieber Glogauer, den Sie ehrlich verdienten auf dem Rathskeller," redete der Jude weiter, und hatte in demselben Augenblick schon die Brieftasche in der Hand, und hielt dem Glogauer den einpapierten Friedrichsd'or hin.

„Herr Wurm, o ich weiß nicht, lassen Sie das!" rief heimlich, aber im Innersten bewegt, der Jüngling.

„Wert' ich Sie zwingen, wenn Sie wollen!" rief Jener. „Aber glauben Sie mir, lieber Glogauer, daß ich's meinte sehr gut, — junge Leute haben oft Glück, — könnten Sie's nicht auch haben?"

Er sah, daß der Gesell in einem Kampfe mit sich lag. Von

Digitized by Google

Neuem hielt er ihm daher das Goldstück hin, streifte von demselben das Papier ab, und sagte lächelnd:

„Wie es glänzt! Kann nicht so blank und blanker noch Ihr Glück glänzen in dieser Stunde? — Kommen Sie, lieber Glogauer, Sie sollen nur wagen diesen Friedrichsd'or, sollen nur aussetzen ein einziges Mal, — schlägt's fehl, dann wollen wir's lassen, wollen gehen nach Haus, — greifen Sie zu, Glogauer."

Und der Gesell griff zu.

Sie schritten jetzt zwei Treppen höher, schritten hinter in einen schwach erleuchteten Gang, wo ein hütender Kellner sich zeigte. Diesem gab der Jude eine Marke, — nach wenigen Augenblicken standen sie im Bankzimmer.

Der Gesell mußte den Friedrichsd'or aussetzen, — er gewann, — gewann wieder und wieder. — Dem jungen Spieler zitterten die Hände, die Füße, das Herz, — aber der Jude wich nicht von seiner Seite, er ordnete den Aussatz, zog den Gewinn ein, ließ den Aussatz höher und höher steigen, — zu Glück ging's Schlag auf Schlag. —

„O, fort nun, fort," sagte heimlich der zitternde, blasse Gesell, „ich bitte Sie, Herr Wurm, ich vermag's nicht mehr."

Der Jude erkannte den aufgeregten Zustand des bleichen Spielers, — er wollte wenigstens eine Pause eintreten lassen, — sie entfernten sich von der Bank, gingen hinaus, und der Jude zeigte ihm den Gewinn und lächelte freudig:

„Bis jetzt zweihundert und vierzehn Friedrichsd'or, — wie wird sich doch freuen die Meisterin!"

„O Gott, o Gott, wie schön ist das! Dieses Glück, Herr Wurm, dieses Glück!" rief der Jüngling bebend, und warf sich weinend an des Mannes Brust. „Und das Alles für die Meisterin, — das Alles ist Dein, — Dein, Lisette!"

„Ruhig, ruhig," mahnte Wurm erschrocken, „wird's doch nur sein ein Krampf, der bald vorübergeht!"

Ruhig war nun wohl auch der glückliche Spieler, aber seine Glieder zuckten, sein Gesicht verzerrte sich. — Der Jude bat den Kellner, ein Brausepulver zu bringen, und dieser erklärte, er könne seinen Posten nicht so lange verlassen, die Apotheke sei zu weit, — er sei jedoch bereit, den jungen Mann mit hinabzuführen.

Darum bat nun der Jude, und so führten sie den Gesellen hinab. In einer Droschke fuhr der Jude mit ihm fort zu einem Arzte. —

„Das ist ein Schlaganfall, ein starker," erklärte der beschränkte Arzt, „darum einen starken Aderlaß!"

Ein solcher wurde nun unglücklicher Weise auch sogleich vollzogen. — — —

„Meister Friedel, ich komme, — — Lisette, Lisette!"

Das waren fast die einzigen Worte, welche der fiebernde Gesell in den Armen des Arztes und des Juden jetzt sprach.

Der Kranke blieb in der Wohnung des Arztes, der Jude fuhr weinend nach Hause.

Am nächsten Morgen kam die Meisterin mit den Tuchen. — Der erschütterte Jude vermochte es nicht, einen Umschweif zu machen. Er nahm abermals eine Droschke, man fuhr zum Arzt. Unterwegs erzählte er, — also fuhr man eigentlich nicht zum Arzt, sondern zum todtkranken Gesellen. —

Unterwegs weinte die Meisterin gar sehr. Von dem gewonnenen Gelo aber erzählte der Jude jetzt noch nichts. Er ahnte den Stand der Dinge, er freuete sich solcher Liebe, solcher Liebe und Treue in der Noth. Daher ließ er auch die Meisterin allein eintreten in das Krankenzimmer, während er selbst im Vorsaal wartete. Auch den Arzt bat er dann, jetzt nicht einzutreten, jetzt nicht zu stören.

Und es war gut so. Drinnen gab's heilige Minuten.

Als die Meisterin eintrat, weinte sie nicht mehr laut; sie drängte die Thränen zurück; sie lächelte, und stellte sich leise zu Häupten des Kranken, und grüßte und tröstete.

Und der Kranke richtete sich schnell empor. Durch Blick und Stimme der Theuren kam er zum klaren Bewußtsein — wie ein aus dem Schlaf erwachendes Kind an den Augensternen der Mutter. — Und er lächelte nun auch, — aber seine Augen glänzten dabei feucht und wunderbar, und er sprach:

„Frau Meisterin, ich werde sterben, ich fühle es, nur wenige Minuten sind noch mein, — darf ich etwas bekennen? — O, ich darf es, — und ich muß es, — muß mein ganzes Herz" —

Er hielt inne, — er streckte ihr seine Hände entgegen, — dann setzte er tiefbewegt und mit zitternder Stimme die wenigen Worte hinzu:

„Wie hab' ich Dich so lieb gehabt, ach, so lieb, so lieb!"

Und in diesen wenigen Worten lag Alles. —

Da konnte die Meisterin die Thränen nicht länger zurückdrängen. Sie neigte sich nieder zu dem Kranken, ihr schönes Haar fiel auf sein Gesicht, sie küßte innig, so innig seine Lippen, und schluchzte und sagte:

„Wie schwer ist mir oft mein Schweigen geworden!"

Nun setzte sie sich an sein Bett, und so saßen sie, Hand in Hand, und der ganze volle Frühling der Liebe schoß auf ein Mal in die Blüthe, — um bald mit Eins dem Herbststurm Raum zu geben — dem Herbststurm ohne vorhergegangenen Sommer. —

Und leise öffnete sich die Thür. Der Jude trat ein. Er wischte sich die Augen, er legte die zweihundert und vierzehn Friedrichsd'or auf den Tisch, und gedachte dabei gerührt und mit wenigen Worten des gethanen Gewinnes.

„Lisette," sprach lächelnd der Tuchknapp, „Lisette, da es denn sein muß, so sterbe ich nun doch ruhig, es ist äußerlich nun gesorgt für Dich, — Lisette, und o, ich sterbe ja schön, ich sterbe im Glanz Deiner Liebe!"

Die junge Wittwe konnte nicht sprechen. Und abermals neigte sie sich nieder, und ihre heißen Thränen und heißen Küsse bedeckten den Sterbenden, auf dessen Angesicht Licht und Lächeln lag. —

Als der treue Tuchknapp begraben war, ordnete sich Alles schnell mit den Tuchen, mit der Wolle, — denn es war ja nun Geld vorhanden. — Nur der Schmerz der jungen Wittwe ordnete sich nicht schnell. Eine Hand voll Erde holte sie sich noch vom Grabe des Todten, dann reiste sie heim.

Und als sie heim war, weinten Viele mit ihr, — weinten um den Meister und um den Gesellen.

Und Eine kam, die sagte:

„Ach, wie habe ich ihn lieb gehabt! Wie gern bin ich vorbeigegangen an seinem Fenster, — konnte ich mehr thun? — Ich wußte, daß es vergebens war, und doch liebte ich ihn!"

Und die Meisterin dachte und fühlte still die Worte durch:

„Konnte ich mehr thun?"

Und Beide kamen oft zu einander, und weinten mit einander.

Nach einiger Zeit traf auch Herr Wurm ein. Er ordnete hülfreich, was zu ordnen noch nöthig war für die Fortsetzung des Geschäfts. Bei seiner Abreise versprach er, einen braven Gesellen herbeizuschaffen. Ob er einen finden wird, der da ist, wie der Glogauer war? Möge es geschehen!

So viel wir wissen, steht jetzt die Werkstätte noch leer; kein Webstuhl ist noch im Gange. Indem wir von der Werkstätte scheiden, werfen wir noch einen Gruß hinein, und gedenken der Worte:

O Werkstätte, still oder lärmend,
O Werkstätte, groß oder klein:
Schwer stellt sich in deinen vier Wänden
Die Nahrungssorge oft ein.

O Werkstätte, still oder lärmend,
Und schafft du das tägliche Brod:
Der Arbeiter trägt doch im Herzen
Oft and're Sorge und Noth.

O Werkstätte, still oder lärmend,
Bleib' stets ein heiliger Raum!
Und träumt man in dir oft von Liebe,
Selbst heilig dann webe der Traum!

Die Pflege der gelähmten Gliedmaßen.

Von Dr. Paul Niemeyer.

Non est in medico semper, relevetur ut aeger — es steht nicht immer in der Macht des Arztes, daß der Kranke völlig gesunde; ein vom Nervenschlage Getroffener wird nur selten den ursprünglichen Gebrauch des gelähmten Gliedes ganz wieder erlangen;

Digitized by Google

aber wo nichts zu heilen ist, bleibt doch manches zu verhüten, zu lindern und zu bessern, und in dieser Richtung steht in den angedeuteten Zuständen der ärztlichen und häuslichen Pflege ein segensreicher Wirkungskreis offen. Indem wir einige hierauf bezügliche praktische Winke zu ertheilen gedenken, wollen wir die Krankheiten, auf welche wir vornehmlich reflectiren, zunächst kurz skizziren:

1) bei Kindern: nach einer Gehirnentzündung, einem bitzigen Fieber, zurückgetretenen Masern, nach einem Fall oder Stoß auf den Kopf, und wie die nicht immer klaren Erinnerungen sonst lauten, hat das Kind entweder gar nicht gehen gelernt, oder es ist ein Bein lahm geblieben, der Fuß ist in der Ferse verkürzt (Pferdefuß), oder der Unterschenkel im Knie angezogen, wobei der Fuß nicht selten die Hinterbacke berührt; zuweilen sind auch noch an der Hand derselben Seite einige Finger contract. Die Kinder zeichnen sich nebstdem durch eine zarte Constitution, sehr weiße Gesichtsfarbe, Schreckhaftigkeit aus; die Sprache, besonders die Articulation ist mangelhaft, wenn auch die geistige Entwickelung im Allgemeinen nicht zurückgeblieben ist.

2) bei Erwachsenen ist meist eine ganze Körperhälfte schwächer, als die andere, was aus dem Gange sogleich ersichtlich: das Bein, im Knie nach hinten gebogen, wird nachgeschleppt oder unter Beschreibung eines Kreises aufgesetzt; der Stock wird zum integrirenden Körper-Supplement; sehr fatal ist der Weg von einer Anhöhe herab oder auf höckrigem Steinpflaster, lehmigem Boden u. dgl. Bei dieser Einseitigkeit des Ganges verläßt der Schwerpunkt des Rumpfes die gerade Linie, und das Rückgrat wird schief nach der gelähmten Seite hin. Die Schwäche der oberen Extremität offenbart sich bei subtileren Handthierungen, die Hand geräth leicht in's Zittern, kleinere Gegenstände werden schwer gegriffen; auch klagen diese Leute über Gedächtniß- und Gesichtsschwäche, sie sind in der Regel stark hypochondrisch und leicht erregbaren Gemüthes.

3) bei alten Leuten ist die halbseitige Lähmung entweder eine totale oder sie ist bis auf den Arm zurückgegangen; dieser kann nur sehr unvollkommen gehoben werden, und im Anfange ist jeder Versuch einer Bewegung mit Schmerzen in der Nähe der Gelenke verbunden; die Finger sind krallenartig zusammengezogen, bei höheren Graden auch die übrigen Gelenke contract.

Es geschieht namentlich in den Fällen der letzten Nummer, daß die Kranken und ihre Angehörigen in einen Zustand von Indifferentismus den ärztlichen Leistungen gegenüber verfallen: nachdem sie allerhand gebraucht, und in der Erwartung eines sofortigen Erfolges getäuscht, bleiben sie schließlich sich selbst überlassen; als Hauskreuz bemitleidet und geduldet, bringen sie ihre Tage auf dem Lehnstuhle oder im Bette regungslos zu. Man erinnere sich aber, wie ein blos Stunden langes Verharren in einer und derselben Körperstellung, z. B. wegen chirurgischer Schäden oder beim Fahren im Postwagen, schon einen Gesunden völlig contract machen kann, um sich eine Vorstellung davon zu bilden, wie ein solches Tag aus, Tag ein sich gleichbleibendes Verhalten den Zustand der Lähmung noch steigern, das Glied noch vollends verlahmen muß. Zum Wohlbefinden der Gliedmaßen gehört vor Allem die Lebendigkeit des Blutlaufes, und dieser wird vornehmlich durch Muskelbewegung gefördert, durch Ruhe geräth er in's Stocken, zumal wenn die Vegetation des Gliedes ohnedem durch abnormen Zustand der Nerven beeinträchtigt ist; ferner verlieren lange unthätige Muskeln das Vermögen, sich zusammenzuziehen, und es erwächst hieraus die wichtige Aufgabe, ein zur selbstständigen Action unfähiges Glied durch passive Bewegung auf dem Stande der normalen Existenz zu erhalten, und dadurch nachträgliche Erkrankungen zu verhüten. Morgens und Abends muß der Arm, das Bein in den Hauptgelenken mehrere Minuten lang von Andern gebeugt und gestreckt werden; der Kranke wird im weiteren Verlaufe die Fähigkeit erlangen, selbstthätig mitzuwirken, und um die Wiederherstellung des Willenseinflusses zu beschleunigen, heißt man ihn, der jedesmaligen passiven Bewegung in entgegengesetzter Richtung activen Widerstand leisten. Dadurch läßt man zugleich dem ganzen Körper eine für den Appetit, den Schlaf und die Transpiration überaus förderliche Bewegung angedeihen. Gelähmte, bei denen dies Verfahren erst nachträglich angewendet wird, erwachen dadurch ordentlich zu neuem Leben.

Muskeln, welche in beständiger Verkürzung verharren, bleiben schließlich zu kurz und manche Contractur ist durch die Nichtbeachtung dieses Momentes entstanden: es ist streng und beständig darauf zu achten, daß die Füße der Gelähmten eine solche Lagerung einnehmen, daß die Muskeln möglichst gedehnt sind, die Gelenke im Mittel von Beugung und Streckung sich befinden. Es wird dies namentlich bei Kindern vielfach versehen: man läßt sie unbeachtet auf der Erde herumkriechen, mit gekreuzten Beinen sitzen, und in der Wachsthumsperiode ist eine organische Verbildung ganz besonders zu befürchten. Eine solche wird ferner dadurch begünstigt, daß man die Kinder mit dem lahmen Beine ohne Stütze umherhinken läßt, wo alsdann durch die Schwere des Körpers der Unterschenkel ausgebeugt wird, der äußere Fußrand wird zur Sohle beim Auftreten und die Fußwurzelknochen erleiden allmählich eine Verschiebung und Verrenkung. Um dies zu vermeiden, muß, wenn die Kinder wirklich zu gehen anfangen, das schwache Bein durch eine Krücke unterstützt, es kann durch eine solche auch ganz ersetzt werden; wenn solche Kranke wieder zu gehen anfangen, müssen sie nicht nur möglichst ökonomisch mit ihrer Körperkraft umgehen, sondern auch die größte Aufmerksamkeit auf eine richtige Balance des Körpers verwenden, unter Umständen auch erst sich der Krücken bedienen.

Die von uns bereits mehrfach in der Gartenlaube erwähnte Faradisation trägt, frühzeitig genug angewendet, wesentlich dazu bei, das Muskel- und Nervenleben zu erhalten; sie ersetzt die Erregung durch den Willen, indem der elektrische Strom in dem gelähmten Gliede jegliche Bewegung hervorzurufen vermag, und die Anwendung derselben kann im Nothfalle für einen bestimmten Kranken von intelligenten Laien dem Sachverständigen abgelernt werden.

Einreibungen haben wohl den Nutzen, daß sie die Haut beleben und eine wohlthätige Empfindung hervorrufen; auf die gelähmten Nerven und Muskeln selbst üben sie wenig directen Einfluß, daher man im Anfang die günstige Zeit nicht mit ihnen verthun soll. Am besten und billigsten nimmt man Calmusspiritus, den man durch Ausziehen der Calmuswurzel mit Franzbranntwein oder durch Vermischen etlicher Tropfen Calmusöl mit Spiritus selbst bereiten kann. Wichtiger als das Medicament der Einreibung ist die damit verbundene mechanische Wirkung auf die Muskeln, besonders wenn man damit ein methodisches Kneten verbindet. — Sehr wohlthuend und stärkend sind ferner kalte Waschungen und darauf folgende Frictionen mit den eigens dazu fabricirten bürstenartigen Handschuhen; im Winter verdienen warme Bäder der Füße und Hände, auch des ganzen Körpers den Vorzug. — Als Bekleidungsstückzulage für gelähmte und daher leicht frierende Gliedmaßen erfreut sich die Waldwolle eines besonderen Rufes. —

Aus der Belagerung von Lucknow.

Abermals sind die besorgten Blicke der Engländer und der civilisirten Völker der Erde nach Lucknow gerichtet, welches, wie vor einem Jahre, neuerdings wieder von indischen Rebellenhaufen umringt wird und so noch einmal den Schrecknissen einer grauenvollen Belagerung entgegen sehen muß. Außer Zeitungsberichten und Bruchstücken aus Briefen, die theilweise große Uebertreibungen enthielten, ist neuerdings ein Werk* erschienen, welches in einer treuen Darstellung des blutigen Drama's, das sich im vergangenen Jahre vor Lucknow entfaltete, so viel Interessantes darbietet, daß wir durch Mittheilung einiger Auszüge das Interesse der Leser dieses Blattes anzuregen hoffen.

Der Verfasser, ein Engländer, wie er selbst sagt, Kaufmann in Calcutta, früher dem Martinière-Collegium in Lucknow beigegeben, der sich plötzlich auf einer Geschäftsreise in die Netze der Belagerung letztgenannter Stadt verstrickt fand, spricht sich mit großer Unparteilichkeit über das Benehmen der Engländer in Indien folgendermaßen aus:

„Aufrichtig gesagt, hatten wir wenig gethan, die Liebe der

* Selbsterlebtes während der Belagerung von Lucknow von L. E. Rutz Rees. Mit dem Plane der Stadt und der Residenz und dem Portrait des Generals Sir Henry Lawrence. Leipzig, Lorck's Verlagsbuchhandlung, 1858.

Digitized by Google

Hindu's, aber viel, deren Abscheu zu verdienen. Tausende von Edelleuten, Würdenträgern und Beamten, welche zu Zeiten des Königs einträgliche Stellen bekleidet hatten und die zu faul zum Arbeiten waren, steckten tief in Noth und Elend, und Myriaden ihrer früheren Diener und Gehülfen waren ebenfalls beschäftigungslos und bitteren Entbehrungen preisgegeben. Ferner sah eine Unzahl von Leuten, welche unter der früheren Regierung als Vagabunden, Banditen und Bettler mit Rauben, Morden, Plündern und Stehlen ein sorgenfreies und theilweise ganz lustiges Leben geführt hatten, seitdem wir an's Ruder gelangt waren, den Hungertod vor Augen. Die eingebornen Kaufleute, Krämer und Bankiers, welche, so lange Wajid Aly auf dem Throne saß, so ansehnlichen Gewinn aus den Luxusbedürfnissen gezogen hatten, die sie dem Könige, seinem üppigen Hofe und den reichen Weibern in den wohlgefüllten Harems lieferten, fanden für ihre Waaren keinen Absatz mehr; und das Volk im Allgemeinen, besonders aber die ärmere Classe, war unzufrieden darüber, daß es direct und indirect so sehr mit Steuern aller Art überladen ward.

„Wir hatten" — fährt Ruutz Rees fort — „uns gar zu sehr bemüht, auf der Creditseite unserer Bücher eine ansehnliche Bilanz zu ziehen, daß wir uns weniger darum kümmerten, das indische Volk glücklich zu machen, als vielmehr, es unsere Schatzkammern füllen zu lassen. Da gab es eine Stempeltaxe, eine Steuer auf Eingaben, auf Futter und Häuser und einen Zoll für Lebensmittel, für Wege und Fähren zu entrichten. Da gab es einen Opiumlieferanten, einen Korn- und Mehllieferanten, einen Salz- und Branntweinlieferanten, und in der That wurden alle Gegenstände, die man in Paris unter dem Begriffe Octroi zusammenfassen würde, in Accord gegeben. Jeder mehr oder minder zur Nahrung dienende Artikel war demzufolge sehr theuer und die Lieferanten, unter denen der Reichste ein gewisser Shirf ed Dawlah war, ein Renegat, der sogar unter der Regierung des Königs wegen seiner gröblichen Unterschleife und Betrügereien berüchtigt gewesen — zu einer Zeit, wo doch Diebstahl und Raub bei hellem Tageslicht begangen wurden — erwarben sich Schätze, während das Volk unter ihren Erpressungen darbte.

„Besonders die Steuer auf Opium verursachte eine grenzenlose Mißstimmung im Lande, vornehmlich aber in Lucknow. Opium war ein Artikel, der in jener Stadt ein ebenso allgemeines Bedürfniß war, wie in China; und die Entziehung dieser so beliebten Waare fiel als ein harter Schlag auf die ärmeren Opiumesser. Mancher, der nicht reich genug war, den erhöhten Preis bezahlen zu können, schnitt sich aus Verzweiflung darüber den Hals ab. — Auch Fanatiker waren zahlreich in der Stadt und verstanden den religiösen Enthusiasmus zu benutzen, um ihre Glaubensgenossen noch heftiger gegen die eingedrungenen Engländer aufzuregen. Jeder echte Muselmann ist im Grunde seines Herzens ein geborener Feind aller Bekenner des Christenthums, wie sehr er auch zeitweise seine Gefühle verbergen oder wie viele Wohlthaten und Liebesdienste er aus deren Händen empfangen haben mag. Einen Ungläubigen zu Grunde zu richten oder zu morden, ist eine verdienstvolle Handlung. Lucknow war einer der Hauptsitze muhamedanischer Gelehrsamkeit und wir brauchen uns darum nicht zu verwundern, wenn die zahllosen Prediger, die gegen die Engländer aufstanden und ihrer Herrschaft fluchten, eine große und beistimmende Zuhörermasse fanden. Sie überzeugten ihr Publicum leicht, daß eine Auflehnung gegen die Engländer dem Himmel gefällig und angenehm sei, und daß Allah jeden Versuch mit Erfolg krönen werde, das verhaßte Joch der ungläubigen Fremden abzuschütteln und die Bande zu zerreißen, in welchen die Plünderer ihres Königs, die Schänder und Verächter ihrer heiligen Religion, die Esser des unreinen Thieres, die Säufer des verbotenen Trankes sie gefesselt hielten. Und, Glaubenseifer mit Verschmitztheit paarend, fügten sie hinzu, daß auch für die Hindu's der Tag gekommen sei, wo ihre Religion mit Füßen getreten und sie selbst getauft und gezwungen werden sollten, sich mit dem Fette von Kühen zu beschmutzen und unreines Fleisch zu essen. Bald erblickte die andächtige Gemeinde in den Verbrechern, die am Galgen büßten, Märtyrer einer guten und heiligen Sache."

Sir Henry Lawrence hatte bei einer solchen Stimmung, und nachdem bereits an vielen anderen Orten Empörungen ausgebrochen waren, den Belagerungszustand als Statthalter von Lucknow ausgesprochen und die umsichtigsten Vorkehrungen getroffen, als in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai 1857 die Meuterei unter mehreren indischen Truppenabtheilungen, welche zahlreiche Insurgentenhaufen verstärkten, ausbrach. Wir übergehen die Einzelheiten der Belagerung, durch welche die Residenz von Lucknow immer enger eingeschlossen wurde, nachdem Sir Henry alle getreuen Verstärkungen an sich gezogen und in die Residenz geworfen hatte. „Die letzte Kanone und der letzte Mann" — erzählt Ruutz Rees — „waren ungefährdet innerhalb der Mauern der Residenz, als ein entsetzlicher Donnerschlag die Erde erschütterte. Der Zündfaden der Engländer hatte sein Werk gethan und Fort Matchee Bhawn — ein Außenwerk von Lucknow — war nicht mehr! Alle unsere Kriegsvorräthe, die wir nicht Zeit gehabt hatten, zu entfernen, etwa 250 Fässer Pulver und viele Millionen scharfer Patronen waren mit den Gebäuden, worin sie gelegen, zu gleicher Zeit vernichtet. Eine undurchdringliche schwarze Wolke hüllte sogar uns in der Residenz ein, — Dunkelheit überdeckte ein sternenreiches leuchtendes Firmament. Wir hatten in der That der Verstärkungen bedurft. Alle, bis auf einen Mann, waren gerettet. Dieser Eine lag schwer betrunken in irgend einem stillen Winkel und konnte nicht aufgefunden werden, als die Truppe antrat. Die Franzosen sagen: Il y a un Dieu pour les ivrognes, und die Wahrheit des Sprüchwortes hat sich wohl nie besser bewährt, als in dem Falle dieses Mannes. Er war in die Luft geschleudert worden und unverletzt zur Mutter Erde zurückgekehrt, hatte sich in seinem gesunden Schlafe durchaus nicht stören lassen, war am nächsten Morgen erwacht, hatte zu seinem nicht geringen Staunen das Fort in einen Schutthaufen verwandelt und verlassen gefunden, von keiner Menschenseele belästigt, gemächlich den Marsch nach der Residenz angetreten und sogar noch ein paar Ochsen, vor einen Munitionswagen gespannt, mitgebracht. Unsere Leute waren nicht wenig überrascht, als sie ihn schreien hörten: „Das Thor auf, ihr verfluchten Kerls!" und ließen ihn ein, fast berstend vor Gelächter."

Ueber die homerische Art des Kämpfens führt unser Berichterstatter eine ergötzliche Anekdote an. Ein Posten von Innes' Piket wurde von einem kleinen Knirps, Namens Bailey, einem Volontair, dem Sohne eines eingeborenen christlichen Capitains in der Armee des Exkönigs, und von einem paar Sepoys mannhaft vertheidigt. Der junge Mensch sprach so geläufig hindustanisch und schimpfte und schalt hinter seinen Pallisaden vor nach so echt indischem Nationalgebrauche, daß die Meuterer ihn für einen muhamedanischen oder Hindu-Sepoy hielten und ihm antrugen, sein Leben zu schonen, wenn er seine Waffen strecken und ihnen beistehen wollte. Eine sehr lebhafte und interessante Unterhaltung entspann sich.

„Komm," rief ihm einer der Rebellen zu, welcher, nicht fünf Schritte von Bailey's Pallisade entfernt, eine sichere Deckung in einer der vielen benachbarten Hütten gefunden hatte, „komm herüber zu uns und lasse die verfluchten Feringhees (Franken, ein Collectivname für alle Fremden) im Stiche, deren Mütter und Schwestern wir geschändet haben und die wir heute Alle umbringen werden. Komm, was hast Du mit ihnen zu schaffen? Willst Du Dich auch zum Christen machen lassen? (piff, paff!) oder hast Du gar schon Deine Kaste verloren?"

„Da scheuk ich Dir 'was," schrie Bailey und drückte los; „glaubst Du, ich hätte auch Schweinefleisch gegessen, wie Du? Glaubst Du, ich sollte mich auch so schmachvoll versündigen und meinem Salze untreu werden? Nimm dies, Du Sohn des Hundes! (piff!) Du, dessen Großvaters Grab ich besudelt habe!" (paff!)

„Warte nur, Du Bankert einer entehrten Mutter," drohte ein Anderer, „wir kommen schon. Ich werde gleich bei Dir sein und über Eueren lumpigen Wall springen. Mein Schwert ist scharf."

„Wahrhaftig?" höhnte Bailey, „aber Dein Herz ist feig. Komm nur daher, Du Maulaufreißer! Mein Bajonnet wartet auf Dich, steige herauf! Wir Alle sind bereit, und Dein Schandblut taugt gerade recht gut dazu, von meinem Bajonnet den Rost wegzuwischen. Halt ein wenig, es kommt wieder eine!" (piff!)

Und los knallten wieder ein Dutzend Raketen, unterdessen von den andern Sepoys geladen, welche nicht länger den Drang bezähmen konnten, ihrem Landsmanne auch im Schimpfen tüchtig beizustehen. —

Ueber den hohen Muth und die ruhige Ausdauer des weiblichen Theils der Besatzung von Lucknow äußert sich Ruutz Rees in sehr lobender Weise.

„Ihre stille Ergebung und herzinnige Frömmigkeit" — sagt er — „gab unseren Frauen gerechten Anspruch auf ungetheilte Be-

Digitized by Google

wunderung. Furcht war verbannt aus ihrem Busen. Die meisten von ihnen, aufgewachsen inmitten von Wohlstand und Reichthum, bewiesen nun, plötzlich auf sich selbst angewiesen und Hunger und Noth preisgegeben, daß Frauen fähig sind, so viele Entbehrungen zu erdulden und sich vielleicht mit noch mehr Hingebung in die traurigsten Zeitumstände zu schicken, als das andere, härtere Geschlecht. Wie vielen von ihnen bluteten die Herzen in Trauer um den Tod von Gatten und Brüdern, wie manche arme Mutter wachte an dem Sterbebette ihres Kindes, verwundet von einem feindlichen Geschosse oder, was noch weit öfter der Fall war, dahinsiechend vor Hunger und Erschöpfung! Und die armen Kleinen, wenn sie Schusser spielten mit den Musketenkugeln und lachend die gewaltigen Kanonenbälle in den Höfen umherrollten, ahnten kaum, mit welcher Angst und Bangigkeit ihre Mütter sie bewachten, mit wie viel Kummer und Sorge sie an deren furchtbares Verhängniß dachten!

Das Lazareth war zu der Zeit stets überfüllt, und das Schauspiel, das es darbot, herzzerreißend. Ueberall lagen die Officiere und Leute umher, auf Betten, mit Blut bedeckt und voller Ungeziefer. Der Chirurgen, Krankenwärter und Diener hatten wir viele, und doch reichten sie nicht aus, um bei all' ihrer unermüdlichen Thätigkeit Jedem helfen zu können; und was das Wechseln der Wäsche anlangte, wo hätten wir reines Linnen hernehmen sollen? Wir hatten einen oder zwei Dhobhies (eingeborene Wäscher), das ist richtig, welche dann und wann zu fabelhaften Preisen wuschen, — schlecht genug und ohne Seife, an der ein großer Mangel in der Garnison herrschte, — aber die waren mit Arbeit überhäuft und wollten sich nicht plagen; außerdem besaßen wir keinen großen Vorrath an Wäsche. Reinlichkeit war ein Luxus, auf den zu pochen nur Wenigen vergönnt war.

Es gab nicht genug Bettstellen für Alle. Viele der Verwundeten lagen stöhnend und röchelnd blos auf Matratzen und Mänteln. Von allen Seiten ertönten Schmerzenslaute, jämmerliches Geschrei um Wasser und Beistand. Die Räucherungen, zu denen wir Zuflucht nahmen, reichten nicht hin, den über der ganzen langen Krankenhalle lagernden lästigen Verwesungsgeruch zu entfernen. Die Atmosphäre darin war erstickend und pestartig. Des unaufhörlichen Feuers wegen mußten die Fenster verbarrikadirt werden und so konnte Luft und Licht einzig durch die Thüren gegenüber der Residenz und der Baileywache in das Gebäude eindringen. Das obere Stockwerk war ganz unbewohnbar, selbst der Aufenthalt in dem unteren nichts weniger als gefahrlos.

Die Belästigung durch Fliegen nahm von Tag zu Tag in einem so heillosen Maßstabe überhand, daß uns zuletzt das Leben durch diese Plagegeister mehr als durch irgend ein anderes unserer zahlreichen Bedrängnisse gänzlich verleidet wurde. Bei Tage Fliegen, bei Nacht Mosquito's. Letztere waren noch auszuhalten, die ersteren aber unerträglich. Lucknow ist längst wegen seiner Fliegen berüchtigt, aber zu keiner Zeit hat diese Plage eine solche Höhe erreicht. Die Unmasse faulender Stoffe, welchen wir nicht verwehrten, sich mehr und mehr anzuhäufen, der Regen, die Commissariatsmagazine und das Hospital hatten unglaubliche Schaaren dieser Insecten herbeigelockt. Die Egypter können unmöglich unter ihrer Fliegenplage heftiger gelitten haben, als wir. Sie schwärmten in Millionen und wenn wir jeden Tag von ihnen Hunderttausende in die Luft bliesen, so schien dies ihre Legionen nicht um ein Milliontheil verringert zu haben. Die Fußböden waren schwarz von ihnen und unsere Tische buchstäblich bedeckt mit diesen verfluchten Geschöpfen. Wahrlich, der bloße Gedanke an jene Pest wäre hinreichend, einen Heiligen zum Fluche zu verleiten."

Nachdem Noth und Entsetzen unter den Belagerten die höchste Stufe erreicht, nachdem die Hoffnung auf herrannahenden Entsatz mehrmals getäuscht worden war, vernahmen die Unglücklichen endlich während des 23. und 24. Septembers eine heftige Kanonade in einiger Entfernung von der Stadt. Lassen wir jetzt unsern Berichterstatter selbst erzählen:

„Wir wußten nun ziemlich gewiß, daß außerhalb unseres Platzes ein wilder Kampf wüthete. Obgleich die strengsten Befehle gegeben waren, unsere betreffenden Posten nicht zu verlassen, so fühlte ich mich doch zu sehr aufgeregt, um das Verbot zu beachten, und stahl mich in der Stille hinweg nach der Terrasse vor der Statthalterschaft. Ich sah nichts, als Rauch, und hörte nichts, als Musketengeknalle. Offenbar hatte das Straßengefecht seinen Anfang genommen. Das Feuer kam allmählich, aber sicher näher und näher gegen unsere Verschanzungen heran und endlich verkündigte ein lauter Jubelschrei den Einmarsch der langersehnten Verstärkungen.

„Das grenzenlose Entzücken, mit welchem sie begrüßt wurden, beschreiben zu wollen, wäre Wahnsinn. Als ihre Hurrahs und die unseren in meine Ohren schallten, brach mir das Herz fast vor Wonne. Thränen stiegen mir unwillkürlich in die Augen und ich fühlte — nein! es ist unmöglich, in Worten dieses beseligende Gefühl von Erlösung, diese Mischung von Freude und Hoffnung wiederzugeben, die mich beinahe überwältigten. Der zum Tode verurtheilte Missethäter, der im nämlichen Augenblicke, wo der Scharfrichter zum Hiebe ausholt, begnadigt und befreit wird, oder der schiffbrüchige Matrose, der in dumpfer Hoffnungslosigkeit das Bret, an dem er sich bisher krampfhaft festgeklammert, fahren läßt und mit einem Male gerettet wird, können allein ein annäherndes Bild unserer Empfindungen geben. Wir waren nicht blos glücklich, glücklich über alle Begriffe, und dankten dem Gott der Barmherzigkeit, der uns durch unsere edlen Befreier, die Generale Havelock und Outram, vom sicheren Tode erlöste, sondern fühlten uns auch stolz auf die Vertheidigung, die wir geführt, und auf den Erfolg, mit dem wir gegen eine so furchtbare Uebermacht um unser Leben sowohl, als für die Ehre und das Leben der Frauen und Kinder, die unserer Hut anvertraut waren, gekämpft hatten.

„Als unsere Erlöser hereinströmten, begrüßten sie uns mit lauten Hurrahs und dann stieg von allen Seiten und Ecken, von allen Posten und Terrassen ein furchtbares Jauchzen zum Himmel empor, ein tausendstimmiges „Hurrah!" es war kein „Gott sei uns gnädig" — es war der erste Ausbruch ungebundener Lust einer von Verzweiflung erretteten Schaar. Gott sei gelobt, wir blickten nun in die Gesichter unserer Landsleute, wir rannten auf sie zu, Officiere und Soldaten, ohne Unterschied, und schüttelten ihre Hände, mit welch' unnennbarer Herzlichkeit! Nun drangen die schrillen Noten unserer hochschottischen Dudelsackpfeifer in unsere Ohren. Nie hat die herrlichste Musik süßer geklungen, nie hat irgend eine Melodie ihre Zuhörer mehr begeistert, mehr beseligt. Und diese braven Soldaten selbst, viele von ihnen blutig und erschöpft, vergaßen die Verluste ihrer Cameraden, die Qual ihrer Wunden, die Anstrengungen, mit welchen sie unsertwegen die unsäglichsten Hindernisse bekämpft und überwunden hatten, über der Freude, das Werk unserer Befreiung vollendet zu haben.

„Wie begierig wir ihren Erzählungen lauschten! Mit welchem Gefühl von Dankbarkeit, Stolz und Vergnügen wir vernahmen, was für eine Theilnahme unsere verlassene Lage nicht nur in ganz Indien, sondern auch in allen Volksschichten Englands hervorgerufen hatte! Mit welcher Spannung wir, die wir von aller Verbindung mit der übrigen Welt abgeschnitten gewesen, auf die Nachrichten horchten, welche die Braven uns von andern Stationen Indiens brachten! Wir erfuhren nun den wahren Sachverhalt der Schlächterei in Cawnpore zum ersten Male in all seinen schrecklichen Einzelheiten. Aber wir hörten auch, wie fürchterlich Brigadier Neill, dieser tapfere Führer, Rache geübt hatte für die Schändung unserer Frauen, für den Mord unserer Kinder. Mit Kummer und tiefem Schmerz, gemischt mit einem wilden Entzücken über die gräßliche Vergeltung, mit der wenigstens einige von den Missethätern heimgesucht worden, vernahmen wir die Erzählung. Aber ein schwerer Gram dämpfte die allgemeine Freude — der Tod eines unserer bravsten und beliebtesten Officiere, des Generals Neill."

„Am nächsten Morgen" — fährt Rutz Rees später fort — „erfuhren wir, was für schwere Opfer die Ausführung des edlen Unternehmens unseren Freunden gekostet hatte. Das erste Gefecht hatte in Futtypore stattgefunden. Nena Sahib führte ungefähr 7000 Mann gegen die 1500 Mann Havelock's; seine Manöver waren ausgezeichnet, aber die feindliche Cavalerie taugte wie gewöhnlich nichts. Die englischen Truppen schlugen sie mit dem Verluste von 2000 an Todten, und nahmen ihnen beinahe alle Kanonen ab. Noch zwei Treffen wurden geliefert, bis sie vor Cawnpore eintrafen. In beiden war Havelock siegreich.

„Der Nena, wüthend über die Niederlage seines Heeres, ganz im Einklange mit seinem scheußlichen Charakter, ließ alle die Weiber und Kinder, welche von dem ersten Blutbade in Cawnpore übrig waren, umbringen. Nun aber rückte Neill an mit dem 1. Madras-Regimente, Sikh- und Brigademajor Cooper's Artillerie, dem 78. Hochschotten-Regiment und einigen freiwilligen Artilleristen, und schlug, ungeachtet seiner geringen Zahl, die Feinde in einer regelmäßigen Schlacht, unweit der Stadt Cawnpore. — Zuletzt sank

des Nena feiges Herz. Er und seine ganze Armee von großsprecherischen Sepoy's flohen, nachdem sie zuvor die Magazine in Brand gesteckt, aus der Station. Am nächsten Morgen zog Neill in die Stadt ein.

„Einige Gefangene waren gemacht worden, und zwar Muhamedaner und Brahminen von der höchsten Kaste, bei denen die bloße Berührung der Gebeine eines Todten für die höchste Entweihung gilt. Sie wurden nach dem Hause geschleppt, wo die unglücklichen Frauen und Kinder der Engländer unter den Klauen jener erbarmungslosen Teufel gestorben waren, die durch kein Flehen, keine Schwüre gerührt werden konnten, die in der Ausführung ihres schaurigen Amtes keine Reue, kein Mitleid gefühlt, die Säuglinge von den Brüsten ihrer Mütter gerissen und Kinder vor den Augen ihrer Eltern gespießt hatten, blos um diesen die wenigen Minuten vor ihrer Ermordung noch qualvoller zu machen.

„Der Boden war noch schwarz von eingetrocknetem Blut; Büschel langer Haare, wahrscheinlich von den feigen Henkern des Nena den unglücklichen Opfern ausgerissen, lagen zerstreut umher; die Wände waren bedeckt mit blutigen Fingerspuren kleiner unschuldiger Kinder und den Abdrücken zarter Frauenhände; und Bibeln, Frauenkleider und sogar ein vollkommenes Tagebuch bewiesen, daß die Damen dieses Gemach bewohnt hatten. General Neill nahm Rache.

„Die Gefangenen — von denen Einige, wenn nicht Alle, zweifelsohne (?), bei diesem massenhaften Niedermetzeln wehrloser Frauen und schwacher Kinder mitgespielt hatten — wurden gezwungen, das Blut, welches durch Wasser gelöst worden, vom Boden aufzulecken, und nachdem sie ihre Kaste vollständig verloren hatten und in ihren Augen nicht mehr länger würdig waren, nach dem Tode sich ihren Göttern zu nahen, gehängt oder von den Kanonen zerrissen! Der Brunnen, in welchen sie nach Vollendung des gräßlichen Blutbades die Opfer ihrer Wuth geworfen, wurde zugefüllt, und ein geistliches Lied über dem gemeinschaftlichen Grabe gesungen!“ — —

Der nachmalige gänzliche Entsatz Lucknows durch die Generale Sir Colin Campbell und Outram sind auf dem letzten Bogen des genannten Werkes dargestellt; aus den obigen Auszügen kann der Leser beurtheilen, wie von beiden Seiten rohe Barbarei und Grausamkeit geübt wird. Ob sich aber die englischen Eindringlinge durch ein solches Auftreten eine bleibende Herrschaft in Indien sichern werden, dies ist eine Frage, die wir nicht mit Ja zu beantworten vermögen. —bt.

Die Wassersnoth in Sachsen.

I. Glauchau.

(Fortsetzung.)

Ach, daß es möglich wäre, ohne der Bescheidenheit und dem Zartgefühle aller jener Helden zu nahe zu treten, ihre Namen auszurufen, und die Welt aufzufordern, ihnen im Namen der Menschlichkeit zu huldigen! Die Dichter würden manches Lied von manchem „braven Manne“ zu singen haben, das erbaulich wie Orgelton und Glockenklang in den Herzen guter Menschen wiedertönen müßte. Und in all solcher Noth hörten die bedrängten Bewohner Glauchau's die Sturmglocken des weiter unten gelegenen, ebenfalls überflutheten Dorfes Jerisau, und erhielten zeitweilig Hiobsposten von den höher an der Mulde gelegenen Dörfern Wulm und Schlunzig. Auf dem Wehrdigt brachen sich die bedrängten Insassen der unsichern oder sinkenden Häuser mit der Gewalt der Verzweiflung einen Weg in festere Häuser, indem sie die Giebelwände durchschlugen und so durch Löcher aus einem Hause in das andere krochen. Auf solche Weise wurden die festeren Häuser in Casernen der Verzweiflung verwandelt. Ja, auf den Dächern ist man weiter gerutscht, und an Seilen und ausgespannten Leinen hat man die Orte der Angst verlassen. Aus dem Fenster eines wankenden Hauses hat sich die zahlreiche Bewohnerschaft desselben mit Hülfe eines der elendesten Fahrzeuge auf einen im Garten aufgestellten Bretterhaufen eines Tischlers gerettet, hat daselbst in schwebender Pein die dunkle Nacht zugebracht, und ist erst mit dem Grauen des Tages auf derselben elenden Fähre an ein entfernteres Nachbarhaus gerudert, um dort durch's Fenster aufgenommen zu werden.

Sonntags früh telegraphirte man nach Dresden, um Schiffe und Kähne herbeikommen zu lassen, und in gleicher Weise wurde das hohe Ministerium des Kriegs um eine Pionnier- und Pontonnier-Abtheilung mit Schaluppen gebeten. Beide Gesuche waren von Erfolg, und schon Mittags 12 Uhr ging der erste Extrazug mit Privatkähnen und später ein zweiter Extrazug mit Militair und Kähnen von Dresden ab. Unterdeß ward in Glauchau das Rettungswerk vom frühen Morgen an unausgesetzt fortbetrieben, was namentlich dadurch sehr unterstützt wurde, daß wenigstens vom Bade Hohenstein ein kleiner Kahn angekommen war, mit und auf welchem aus einer der schon oben erwähnten Verzweiflungscasernen gegen 64 Menschen gerettet wurden. Ein wahres Trostwort war für Glauchau die Zusage von Dresden. Aber der Hülfsbedürftige ist ungeduldig und kann die Zeit nicht erwarten. Darum schmeichelte man sich, die Dresdner Hülfe könne schon Nachmittags 4 Uhr eintreffen. Der etwaigen Hindernisse gedachte man nicht. Der Nachmittag verging, aber die Hülfe war noch nicht da. Auch hatten die Fluthen den Eisenbahndamm zerrissen, was die Aufmerksamkeit vieler Leute auf sich zog und Veranlassung ward, daß eine Menge Menschen die Eisenbahn in nächsten Augenschein nahm. Die auf dem Viaducte, der Sonntags noch unbeschädigt war, stehenden Leute bemerkten bald einen Mann, der scheinbar zu seinem Vergnügen auf der weit ausgedehnten Wasserfläche, von dem sogenannten Feldschlößchen her, in einem Backtroge, aber mit einer großen Ruderstange versehen, anscheinend ganz gemüthlich thalabwärts schiffte. Je mehr er aber der Eisenbahn sich näherte, desto mehr konnte man seine Rührigkeit und Anstrengung bemerken, von der Richtung, die das fluthende Wasser nach dem Viaducte zu nahm, ab und nach den Feldern hinzukommen. Seine Mühe war vergebens. Die Strömung führte ihn nach der Ueberbrückung der Waldenburger Straße zu, auf welcher das Wasser sich wie ein Golfstrom hinwälzte, und man sah ihn bald darauf unterhalb der Eisenbahn, von seinem Backtroge getrennt, in den Fluthen verschwinden. Alle harrten gegen Abend den Schiffern und Soldaten entgegen, welche nun bald eintreffen mußten, und während Tausende gespannter Augen, von den Höhen der Stadt aus, der Gegend zugewandt waren, wo sie, von Gößnitz oder Zwickau kommend, in der Ferne erscheinen mußten, entfaltete sich am westlichen Horizonte ein Schauspiel, das unter günstigeren Verhältnissen für die Reisen ein Gegenstand der heitersten Bewunderung und für aufknospende Herzen die Ursache zu einem Seufzer und zum Wunsche nach allem Namenlosen geworden wäre.

Noch sah man an vielen Häusern die Nothfahnen flattern, noch hörte man Schüsse und Hülferufe und noch lag der Schatten dunkler grauer Wolken über dem Schauplatze des Unglücks, der Angst und der Zerstörung, als mit einem Male die zum Untergange sich neigende Sonne, groß, wie ein feuriges Rad, ihre blutrothe Scheibe aus den Wolken drängte, den ganzen Himmel färbte und aus jedem Diamanttröpfchen der nebeligen Atmosphäre tausendfarbig zurückgestrahlt wurde. Die Wogen, Wellen und Wellchen der über das ganze Thal fast bis nach Gesau ausgedehnten Wasserfluth tanzten gleichsam und spiegelten den rothen Glanz des Himmels zurück und manches bange und verzagte Herz fühlte dabei wohl eine Anwandelung von Trost und Muth und von Erinnerung an jene kindliche Erzählung des alten Testamentes von Noah und dem Regenbogen. War es doch, als ob selbst die Nothschreie der Bedrängten bei solchem Erscheinen der Himmelskönigin verstummten und der Kampf des Elementes sich zum Frieden neigen wollte. Dieser schöne Moment dauerte nicht lange; die Sonne verhüllte sich wieder und in Wasser und Luft und in der zunehmenden Geschäftigkeit der Menschen kündigte sich der nahende Abend und die ihm folgende Nacht an.

Viele, Viele waren schon gerettet und die Geretteten liefen theilweise umher, sich gegenseitig suchend. Manches Kind wußte — vielleicht nur in Folge der Bestürzung oder der Freude über seine Rettung — nicht, wem es angehöre und wo es gewohnt habe. Die zur Aufnahme der Geretteten geöffneten und geheizten Säle füllten sich von Stunde zu Stunde mehr. Auch war man durch die anhaltende Uebung im Retten geschickter, gewandter und schneller geworden. Spät des Abends kamen endlich die Dresdner Schiffer mit ihren Kähnen von Dresden an. Sie hatten den Weg über

Digitized by Google

Anſicht von Glauchau während der Ueberſchwemmung

Digitized by Google

Gößnitz und Zwickau nehmen mussen, wo sie erst um sieben Uhr ungefähr eingetroffen waren, und von da aus hatten sie bis nach Glauchau drei langer Stunden bedurft, weil sie theilweise nöthig gehabt hatten, ihre auf Bahnwagen verpackten Kähne eigenhändig vorwärts zu schieben. Die ermüdeten und doch hilfbegierigen Männer dachten auch nicht erst an ihre Erholung, sondern setzten ihre Kähne sofort in's Wasser, und obschon der grauenhaften Finsterniß wegen ihre Ordre dahin lautete, während der Nacht nicht über den Strom zu setzen, sondern an der linken Seite der Mulde zu bleiben, so hatte doch der eine Kahn, durch eine Pechpfanne verleitet, den weiten Weg vom Eisenbahndamme ab zwischen dem Feldschlößchen und dem Waisenhause nach der Muldenstraße (genannt Westphalen) und von da über den Sandanger querein durch den furchtbaren Strom bis zum Gründeldamme gefunden. Nun war Trost für Glauchau vorhanden und bis früh gegen zwei Uhr ward theils gerettet, theils Nahrung zugeführt. Mit Tagesanbruch schwammen auch schon die Schaluppen des nachgekommenen Militairs auf der Hochfluth. Schiffer, Soldaten und die beherzten Männer und Jünglinge der in Glauchau bald von selbst gebildeten Schaar der Rettung vereinten nun ihre Kräfte, erst, um die Personen, dann, um die nachgelassene Habe zu retten; — und wer sollte es meinen?! Alle sind gerettet worden, bis auf ein siebenjähriges Kind, welches dem mit seiner Rettung beschäftigten Vater durch einen stürzenden Balken vom Arme geschlagen und von einer einstürzenden Mauer überschüttet wurde. Die Gewässer verliefen sich endlich, so daß man schon Dienstags in verschiedenen Straßen theils gehen, theils waten konnte, und Mittwochs konnte man das fast bloß liegende Elend überall in Augenschein nehmen. Die Muldenstraße, die Webergasse, Neugasse, die breite Gasse, die kleine Druckergasse, die Kaiserstraße, Mühlgrabengasse und der Lehngrund sind die hauptsächlichsten Schauplätze der Zerstörung, und man kann nicht durch dieselben gehen, ohne mit Ovid auszurufen:

Si licet in parvis exemplis grandibus uti,
Haec facies Trojae, cum caperetur, erat!

Soweit man jetzt durch genauere Besichtigung ermittelt hat, sind 26 Hauptgebäude, 10 Nebengebäude und 28 unbewohnte Gebäude ganz zerstört. Ferner sind wegen Beschädigung abzutragen 25 Hauptgebäude, 11 Nebengebäude und 15 andere Gebäude. Rathsam ist es ferner abzutragen 19 Hauptgebäude, 2 Nebengebäude und 6 andere Gebäude. Bedeutend beschädigt sind, ohne die Scheunen, 75 Hauptgebäude und 18 Nebengebäude. Jedenfalls stellt sich bei nochmaliger Besichtigung der Nachtheil an Gebäuden noch weit umfassender heraus.

So beklagenswerth auch Alle sind, die an Hab' und Gut verloren haben, so müssen Aller Herzen sich darüber freuen, daß die übertriebenen Zeitungsberichte von Verlusten an Menschenleben sich auf den Tod eines einzigen Kindes zurückführen, denn das Schicksal jenes freiwilligen Piloten im Backtroge kann nicht der Ueberschwemmung schuldgegeben werden.

Nächst Gott haben wir diese wunderbare Errettung so Vieler den Veranstaltungen der gemeinsamen Bereitwilligkeit zur Hülfe und dem Muthe und der Ausdauer Einzelner zu danken.

Wie Viele gerettet werden mußten, sah man erst Montags, als auf den Kähnen alle die herübergebracht wurden, welche aus Sorge und Angst in den gefährdeten Häusern geblieben waren, statt den schwankenden und wasserschöpfenden Fähren sich anzuvertrauen; und welchen Hunger und Durst Manche in ihren unheimlichen Aufenthaltslocalen gelitten hatten, sah man ihnen beim Aussteigen an's Land an. Heldenthaten sind von den Rettenden ausgeführt worden: nicht allein durch die Fluthen, auch über die schwankenden Dächer sogar hat man die Verlorenen gerettet.

Wenn der Mensch genöthigt wird, sich und Alles, was er sein nennt, gegen die Uebermacht der Elemente zu schützen, ereignen sich an verschiedenen Plätzen gleichzeitig und in nicht festzuhaltender Reihenfolge Scenen, die eben so unbeschreiblich, wie unvergeßlich sind. So auch zu Glauchau in den Tagen seiner Wassersnoth.

Schon am 31. Juli, also Sonnabends, Nachmittags, als alle Straßen mit Wasser gefüllt waren und immer noch die Fluth höher stieg, watete in der Schießgasse ein Mann, der offenbar im Begriffe war, der Gefahr noch rechtzeitig zu entfliehen, bis an die Brust langsam im Wasser dahin, dessen fortwährendes Steigen ihn endlich nöthigte, sich an eine geschlossene Hausthür zu lehnen. Sein Anklopfen war vergebens. Die Insassen des geschlossenen Hauses hörten es entweder nicht oder getrauten sich nicht zu öffnen. Glücklicherweise für den Bedrängten kam ein hölzerner Bock, dergleichen Maurer und Zimmerleute zu benutzen pflegen, geschwommen, welchen der schon Verzweifelnde erfaßte, mit vieler Mühe hart an der Wand aufstellte und nun selbst seinen Stand darauf nahm. In dieser Stellung verharrte er, gleich einem christlichen Säulensteher, stundenlang, bis die Leute im gegenüber befindlichen Hause bemerkten, daß er zu wanken begann und sein Gesicht sich veränderte. Zuruf und Gebehrden machten endlich die Bewohner der Seite, woran der Unglückliche stand, darauf aufmerksam, was unter ihren Fenstern vorging, und ein aus dem Fenster geworfenes Seil erfaßte noch der Wankende, schlang sich dasselbe um den Leib und ward so zum Fenster emporgezogen.

Auf der Neugasse wollte ein Familienvater mit den Seinigen der Einladung in das vielleicht noch festere Haus seines Nachbars folgen, aber ein Zwischenraum von neun Ellen mit vier Ellen hohem Wasserstande machte dies unmöglich. Endlich wurde eine Leine aus einem Hause in das andere geworfen, eine ladenartige Kiste auf das Wasser gesetzt und dieselbe noch an eine andere Leine gebunden, damit man sie nach beiden Häusern hin- und herziehen konnte. Ein Knabe bestieg zuerst die Kiste und gelangte glücklich in das andere Haus. Die zweite Fahrt sollte nun die ältere Schwester des gedachten Knaben machen. Auch sie bestieg das elende Fahrzeug, verstand aber nicht, Gleichgewicht zu halten, die Kiste schlug um, das Mädchen lag im Wasser und wäre verloren geweien, wenn nicht ein junger Mann aus dem Hause, wohin die Fahrt beabsichtigt war, sich in das Wasser gestürzt und die Sinkende wieder so weit gehoben hätte, daß der Vater sie am Haare noch erfassen und in's Fenster ziehen konnte. Den Andern war natürlich der Muth zur Ueberfahrt vergangen.

In einem äußerlich fest und gut aussehenden Hause der Neugasse war durch den Einsturz der Hinter- und Bund-Wände auch die Decke der Oberstube eingesunken, wohin sich die Bewohner des Hauses zurückgezogen hatten. Denselben blieb also nichts übrig, als sich in die offenen Fenster zu setzen und unter entsetzlichem Angstgeschrei die Hülfe Anderer anzurufen. Ein junger, aber eben nicht starker Mann aus dem gegenüberstehenden Hause, wohin sich, wie verlautet, nach und nach 23 Familien gerettet hatten, schwamm, mit einer langen Leine versehen, hinüber, verband beide Häuier durch diese Leine, er selbst aber nahm auf seinem Rücken eine der bedrängten Seelen wieder mit zurück. Bei Wiederholung dieser Hülfe reichte aber seine Schwimmerkraft nicht mehr aus und er wäre selbst umgekommen, wenn nicht der starke Besitzer des von so Vielen besuchten Hauses aus dem Fenster gesprungen wäre und ihn selbst gerettet hätte. Derselbe starke Mann holte nun auch nach und nach die in den erwähnten Fenstern Sitzenden zu sich, und zwar in der Weise, daß er, selbst bis ziemlich an den Mund im Wasser gehend, sie auf seinen Achseln trug, und diese, weil er selbst füglich nicht gut sehen konnte, durch ihr Festhalten an der erwähnten ausgespannten Leine ihn auf dem geraden Wege nach seinem Hause erhalten mußten. (Siehe nebenstehende Abbildung.)

Wie erwähnt, war der Tag, an welchem die Ueberfluthung der Stadt eintrat, ein Sonnabend. Weil nun der regelmäßig des Sonnabends geschehende Einkauf des Proviants für die einzelnen Wirthschaften unterblieben war, stellte sich bald überall in den bedrängten Häusern der Mangel an Nahrungsmitteln, selbst an Trinkwasser ein. Wie viel Hunger und Durst gelitten worden war, konnte man auf dem Antlitz derer lesen, die endlich am dritten Tage durch die Dresdner Rettungskähne aus ihren Nothwinkeln hervorgetragen wurden. Am gräßlichsten war aber der Mangel in den Häusern, wohin sich theils auf schlechten Fähren, theils schwimmend oder getragen, oder durch eingeschlagene Giebelwände kletternd, so Viele versammelt hatten.

Aus den wankenden und stürzenden Häusern der Druckergasse hatte sich namentlich eine Menge Menschen vermittelst brückenartig übergelegter Breter in die Fenster des nahestehenden Fabrikgebäudes der größten Druckerei gerettet. Niemand hatte Etwas mitgebracht, und Nahrungsmittel waren in dem Fabrikgebäude selbstverständlich nicht zu finden. Nichts blieb übrig, als den Schmachtenden wenigstens Kaffee in Gießkannen vermittelst ausgeworfener Leinen vom Wohnhause des Besitzers aus zuzuschwenken.

So reichte sich, so weit thunlich, der gute Wille überall die Hand.

Gräßlich besonders ist die Noth einer Familie gewesen, welche in einem elenden Bleichhäuschen in der Nähe des Muldenwehres

Digitized by Google

bis zum Montag früh hatte verweilen müſſen. Glücklicher Weiſe und zufällig hatten in der Nacht vom Sonntag zum Montag zwei der von Dresden angekommenen Kähne in der Finſterniß den Weg bis zu jenem Häuschen eingeſchlagen, und die Nacht über daſelbſt angelegt.

Die in den entfernteren Theilen des überſchwemmten Wehrdigts Wohnenden hatten von den Rettungsverſuchen anfänglich nicht eben viel bemerkt, und namentlich diejenigen, deren Häuſer der gewaltigen Strömung wegen für die bloßen Fähren unzugänglich waren, hatten angefangen, zu zweifeln, ob man überhaupt etwas zu ihrer Rettung thun werde. Manche, durch dieſen Zweifel erbittert, hatten ihrem Unmuthe endlich durch heftige Worte Luft gemacht. Ein Solcher, der wahrſcheinlich heftiger und lauter, als alle Andern, auf die Mitbürger ſchimpfte, welche nicht herüberkämen, um zu retten, wurde von ſeiner Nachbarſchaft durch den freundlichen Ruf unterbrochen:

„Holla, Herr Nachbar! Kommen Sie herüber zu mir!“

„Ja, wie kann ich denn durch das Waſſer kommen?“ lautete die Antwort.

Rettungsſcene in der Neugaſſe.

„Sehen Sie, Herr Nachbar,“ mußte er ſich nun belehren laſſen, „die guten Leute da drüben, auf die Sie ſchimpfen, können noch weit weniger zu Ihnen kommen, als Sie zu mir.“

Nicht unbeachtet darf auch die Hülfe von außen bleiben. Die Nachbarſtädte und ſelbſt ganz entfernte Orte, wie Dresden, Leipzig u. ſ. w. waren rechtzeitig mit ihrer rettenden Hand in jedem Bezuge da. Kleider und Nahrung und auch Geld iſt uns reichlich geſpendet worden. Tief aber hat uns die Theilnahme unſerer Nachbarſtadt Meerane gerührt. Von der erſten Nachricht unſerer Heimſuchung durch Waſſersnoth an hat daſelbſt der Edelmuth in permanenter Sitzung Berathungen über Hülfe für uns gepflogen und nicht mit Rath allein, mit That und Erweiſungen der Güte in jedem Bezuge iſt uns Meerane nahe geweſen in jedem Augenblicke. Die mitleidige Theilnahme daſelbſt iſt ſo weit gegangen, daß man das Geld, das eine Abtheilung der dortigen Schützengilde, der ſogen. „ſchwarzen Jäger“, zu einem Vergnügen beſtimmt hatte, ſofort der bedrängten Stadt Glauchau zuzuwenden beſchloſſen hat.

Blätter und Blüthen.

Mein Name iſt Meier. Von wannen biſt Du? — Woher ſtammſt Du? — Das ſind Fragen, die ſich gewiß ſchon Mancher, Namens Meier, vorgelegt hat. Hier die Löſung.

Meier, altdeutſch Mahr, iſt gleichbedeutend mit mehr. Den alten Deutſchen war alſo ein Mahr oder Meier ein Menſch, der mehr war wie die andern. (Jetzt kann dies nur von den Geldmeyern geſagt werden.) Es iſt dies die älteſte deutſche Titulatur der Volksvorſteher, iſt älter als: Meiſter, Richter, König, Herzog, Graf, Vogt. Schon hundert Jahre vor Chriſti Geburt kommt ein Frido-Mahr (Friedemeier), ein Wer-Mahr (Kriegsmeier) und ein Wal-Mahr (Wahlmeier) vor. Als die Römer nach Deutſchland kamen, hängten ſie dem deutſchen Mahr ein us an; ihre Schriftſteller reden daher von einem Gaumarus, Visumarus, Ligmarus, Bodomarus und dieſe deutſchen Anführer, gewählte Volks- und Kriegsmeier, werden von den Römern bald Könige, bald Fürſten genannt. In ſpätern Zeiten wurde aus Meier Major gemacht und Majohr geſprochen. Die fränkiſchen Könige oder beſſer die fränkiſchen Ober-Meier ernannten mit Genehmigung des Volks ihre Hausmeier, major domus. Anfangs waren dieſe Hausmeier nur Aufſeher über den königlichen Hof und das Hofgeſinde, ſo wie die geringeren Meier auf den Königshöfen, Hofmarken, Tafelgütern ꝛc. die Aufſicht über die Bauern, Knechte, Mägde und Einkünfte

Digitized by Google

hatten. Nach und nach aber zogen die Hausmeier immer mehr Macht an sich, und wurden erbliche Statthalter, an die sich Leute, Mannen und Gesellen anschlossen, zumal da die Könige Jagd und Weiber mehr liebten, als Geschäfte und Krieg.

Lothar I. setzte einen solchen Hausmeier über das östliche, einen andern über das westliche Reich und einen dritten über Burgund. Zur Zeit Lothar's III. hatte der Hausmeier Eberwein schon mehr Gewalt, als vordem die Könige. Zweierlei war der Ausdehnung ihrer Macht besonders günstig. Einmal hatten diese Hausmeier die Obliegenheit, nach dem Tode des Königs die Wahl eines neuen zu veranstalten, und die ganze Völkerschaft mit ihren Meiern zusammenzurufen; zum andern hatten sie eine Art von Vormundschaft über die minderjährigen Könige zu führen, die ihnen Gelegenheit gab, sich in Kriegs- und Friedenszeiten beim Volke beliebt zu machen, Gunstbezeigungen willkürlich auszutheilen, Viele in ihr Gefolg und ihre Dienste zu ziehen, und durch diese Anhänger sich im Voraus der Uebermacht über den einst volljährigen König zu versichern. Der fränkische Hausmeier Pipin trieb es sogar so weit, daß er seinen König und Obermeier Hilderich III. in's Kloster steckte, und sich unter dem Beistand des Papstes Zacharias selbst zum Könige ausrufen ließ. Dieser gekrönte Hausmeier war der Vater Karl's des Großen, und da er so klug war, sich keinen neuen Hausmeier anzuschaffen, so nahmen diese im fränkischen Reiche ein Ende.

Die Benennung Mayer, Mayr, Maier hat sich nach ihrem Hauptbegriffe bis in die Neuzeit erhalten! Der Kurfürst von der Pfalz hieß nach dem allemanischen Landrechte des heiligen Reichs oberster Richter und Hausmeier. Noch heute existirt die Würde des Lordmayor in London und die der maires in Frankreich. Der Schöppenmeister der ehemaligen Reichsstadt Aachen wurde Vogt und Meier genannt. In Hildesheim gab es sogar einen Großmeier. Im Osnabrück'schen hatten die Hausgenossen oder Hausbesitzer einen Redemeier, so viel als Vorsteher. Er saß auf dem Redemeiershofe, und dort versammelten sich an gewissen Tagen die Hausgenossen oder Redehöfer, um ihre Hofsprache, d. h. ihre innern Hofrechte verlesen zu hören.

Noch im vorigen Jahrhundert gab es in Thüringen, in Schwaben, an der Weser Lindenmeier, das waren alte erfahrene Rechtsgelehrte, Richter und Schöppen, welche die deutschen Rechte und Rechtsgewohnheiten durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzten. Sie hatten ihren Namen von den Lindenbäumen, unter denen ehedem oft die Gerichte abgehalten wurden. Hofmeier, Geiselmeier ist noch heute in Franken und Schwaben das, was im Sächsischen Vogt oder Schirrmeister ist. Die Meierhöfe und Meiergüter entstanden aus den Königshöfen und Hofmarken, die Aufseher wurden Meier genannt, sie mußten dem Mundschenken Rechnung ablegen. Man wählte dazu alte freie Bauern, die sich aber oft diesen Besitz zu Nutze machten, und nach und nach gegen gewisse Frohnen das Ganze an sich brachten.

Eine Menge deutscher Namen sind mit Meier zusammengesetzt, als Angelmeier, Brunnenmeier, Burmeier (Bauermeister), Halbmeier, der ein halbes Meiergut hatte, Kirchmeier (jetzt Superintendent), Kriegsmeier, Strohmeier, Teichmeier, Veltmeier, Weinmeier, Wedemeier (Wiesenaufseher), Waldmeier, Abmeier, Tultmeier, Grundmeier, Bärmeier, Meyerbeer, Hartmeier ꝛc. Den Schluß bilden Burdelmeier, wahrscheinlich so viel als Bummelmeier, und Mausemeier.

So hat sich das Geschlecht der Meier, Meyer, Maier, Mayer, Mayr, Maber, Majer ungemein ausgebreitet, so daß nach Müller und Schulze Meier einer der beliebtesten deutschen Namen ist.

Friedrich Wilhelm III. von Preußen hielt ein Manöver. Friedrich Wilhelm III. sprach bekanntlich, wenn er lebhaft wurde, ziemlich rasch, kurz abgebrochen und undeutlich. Dabei hatte er, wie mild und wohlwollend er überhaupt war, es ungern, wenn er nicht sofort verstanden wurde, und eine Frage machte ihn noch lebhafter, so daß, wenn er seinen Satz wiederholen mußte, er sehr schwer zu verstehen war.

Am schlimmsten war das, wenn der König ein Feldmanöver commandirte und seine Befehle auf das Schnellste und auf das Pünktlichste vollzogen werden mußten. Seine Adjutanten freilich, die täglich um ihn waren, hatten seine Ausdrucksweise so studirt und sich bald so an sie gewöhnt, daß schon ein einzelner Ton, ein Wink des Königs ihnen verrieth, was er wollte.

Aber bei einem Manöver reichten die Adjutanten des Königs nicht aus, die verschiedenen Befehle an die einzelnen Commandeure nach allen Seiten zu überbringen und es wurden immer eine Anzahl anderer Officiere als Ordonnanzofficiere in die Umgebung des Königs commandirt. Und diese verstanden den König desto schlechter.

Bei einem Manöver hatte der König seine sämmtlichen Adjutanten mit Befehlen fortgeschickt. Nur noch ein Lieutenant, einer jener unglücklichen Ordonnanzofficiere hielt bei ihm. Der junge Mann war in Höllenangst. Seit einer Stunde hatte er alle jene Befehle gehört, von denen er kein Wort, keine Sylbe verstanden hatte. Die Adjutanten hatten sie verstanden, und doch hatte er bemerkt, wie der König schon ungeduldig geworden war, wenn einer von Ihnen nur eine Secunde lang über den Sinn der königlichen Worte zweifelhaft nachgesonnen hatte.

„Wenn ich nur keinen Befehl bekomme!" jammerte der Lieutenant für sich. Da bekam er schon einen.

„Lieutenant R.," rief der König plötzlich hastig, „reiten zum General Thile und sagen —"

Und nun verstand der Officier in seiner Angst nichts mehr, er hörte nur Töne, die ihm vorkamen wie: Remteremteremteremtemtem. Einen Augenblick war der junge Mann wie von einem Schlage gerührt.

„Reiten!" befahl der König dringender.

Da hatte er sich aber auch schnell gefaßt. Er setzte seinem Pferde beide Sporen ein und jagte im gestreckter Galopp, als wenn hinter ihm der Tod herjage, zu dem General Thile, der ungefähr eine Viertelstunde entfernt stand. Als er bei dem General ankam, rief er, so eilig, wie er herangesprengt war:

„Excellenz, Majestät lassen befehlen, remteremteremterem."

„Herr," rief der General, „was lassen Se. Majestät befehlen?"

„Remteremteremteremteremterem."

Und er gab seinem Pferde wieder die Sporen und jagte zum Könige zurück, als wenn er sich dort das Leben holen solle.

Man hat übrigens nicht gehört, daß das Manöver verunglückt wäre.

Titel und Titulaturen. Titel und Titulaturen gehören noch immer zu den nothwendigen Bestandtheilen des amtlichen und geselligen Lebens der Deutschen. Sie sind ein altes Erbübel und ein unbezweifelbarer Theil unserer Nationalität, obschon diese von uns selbst bezweifelt wird. Alle unsere Philosophen, Satiriker, Lustspieldichter und Publicisten haben nichts dagegen vermocht. Lauremberg's Spottgedichte (1654) wurden ein halbes Jahrhundert in allen Ständen mit vielem Beifall gelesen und endlich wieder vergessen, aber die Titel überlebten jeden Angriff und leben heute noch in Glanz und Glorie. Der unsterbliche Kant wußte deshalb in seiner Anthropologie vom Jahre 1798, als er den Deutschen charakterisirte, fast weiter keine unvortheilhafte Seite an ihm aufzufinden, als eben sein Titelwesen:

„Eine gewisse Methodensucht, sich mit den übrigen Staatsbürgern nicht etwa nach einem Princip der Annäherung zur Gleichheit, sondern nach Stufen des Vorzugs und einer Rangordnung peinlich classificiren zu lassen und in diesem Schema des Ranges, in Erfindung der Titel (von Edlen und Hochedlen, Wohl- und Hochwohl-, auch Hochgeborenen) unerschöpflich und so aus bloßer Pedanterie kuechtisch zu sein, welches Alles freilich wohl der Form der Reichsverfassung Deutschlands zugerechnet werden mag; dabei sich aber die Bemerkung nicht bergen läßt, daß doch das Entstehen dieser pedantischen Form selber aus dem Geiste der Nation und dem natürlichen Hange des Deutschen hervorgehe: zwischen dem, der herrschen, bis zu dem, der gehorchen soll, eine Leiter anzulegen, woran jede Sprosse mit dem Grade des Ansehens bezeichnet wird, der ihr gebührt, und der, welcher kein Gewerbe, dabei aber auch keinen Titel hat, wie es heißt, Nichts ist."*

Es sind seitdem schon sechzig Jahre vergangen und Kant's Worte passen noch heute wie damals. Ob das gewaltige Vorwärts der Zeit uns auch in dieser Beziehung vernünftig oder doch wenigstens mäßig machen wird, wer möchte das zu behaupten wagen, seit noch in neuester Zeit Fürsten über Hoheit und königliche Hoheit diplomatisch verhandelt, und deutsche Geistliche sich über Hochwürden und Hochehrwürden ernstlich gezankt haben. Zuweilen taucht aber doch auch in diesen Dingen eine Hoffnung auf. Vor Jahr und Tag befahl ein preußischer Justizminister, daß sich die Justizbehörden unter einander der Prädicate in ihren Zuschriften enthalten sollten, und eine neue Verordnung des Generalpostmeisters Herrn v. Schaper verbietet den Postbehörden das Hochlöblich und Wohllöblich. Wie weit die Lächerlichkeit gehen kann, habe ich noch neulich gesehen. Auf einem Briefe in Angelegenheiten einer milden Stiftung, die sich der Portofreiheit erfreut, stand: „Vom hochlöblich königl. preuß. Porto befreit."

Im Privatverkehre dauert die alte Ueberlieferung ebenfalls ziemlich hartnäckig fort. Nur der Kaufmannsstand, bei dem Zeit Geld ist, hat zur Zeitersparung die lästigen Titulaturen unter sich aufgegeben und schreibt auch da, wo der Vorstand eines Handelshauses preuß. Geheimer Commerzienrath, dänischer Justizrath oder lötheuscher Consul ist, weder Wohlgeboren noch etwas der Art. In geselligem Verkehre ist es gewagt, das Prädicat wegzulassen; man muß seine Leute genau kennen. Oft schon hat ein vergessenes Hochwohlgeboren oder auch nur Wohlgeboren eine grobe Erwiderung oder gar einen Injurienproceß zur Folge gehabt. Der Vorschlag, daß diejenigen Deutschen, die auf das briefliche Wohl- und Hochwohlgeboren verzichten, eine Art Enthaltsamkeitsverein bilden und dann auf ihren Briefen mit einem † andeuten möchten, daß sie solchem Vereine angehörten, hat wenig Anklang gefunden; es ist damit gegangen, wie mit den lieben Vorschlägen gegen das lästige Hutabnehmen. Leichter aber würde man schon auf Titulaturen verzichten, als auf Titel im geselligen Verkehre. Besonders würden die Frauen sich sehr zurückgesetzt fühlen, wenn sie nicht bei jeder Gelegenheit mehr Frau Geheimerräthin, Frau Hofräthin, Frau Oberbürgermeisterin zu hören bekämen, und wenn auch Manches so lächerlich klingt, wie das hannöversche Frau reitende Försterin. In Hamburg wird wohl ein betitelter Fremder schlechtweg mit Herr vorgestellt und angeredet, bei den einheimischen Würdenträgern wagt man aber doch nicht den Senator wegzulassen und man gibt jedem Kaufmanne den Titel, der ihm für irgend eine kaufmännische Dienstleistung von irgend einem deutschen oder ausländischen Hofe verehrt ward.

Nicht allein die Betitelten fühlen sich geehrt, nach ihren Titeln benannt zu werden, sondern auch die Anderen, mit Betitelten verkehren zu können. Nur der Adel geht hier mit nachahmungswürdigem Beispiele voran: er hat es lieber, wenn er statt mit seinen Würden und Aemtern, selbst im Militair, schlechtweg in einer Gesellschaft vorgestellt und genannt wird: Herr von —. Er hat sich doch etwas gemerkt aus der Weltgeschichte, und erinnert sich der Anekdote vom Marquis de Saint-Sauveur und daß der Nachtwächter zu Straßburg einst ausrief zur Zeit, als Nichts mehr Monsieur, sondern Alles Citoyen war: „Und lobet Gott den Bürger!"

H. v. F.

* Kant's Werke, Ausgabe von Hartenstein, 10 Band S. 356.

Die Zusammenkunft deutscher Volkswirthe in Gotha.

Die obige in Nr. 33 dieser Blätter besprochene Zusammenkunft findet nicht den 6. bis 9., sondern erst den 20. bis 24. September d. J. in Gotha Statt, und wird die definitive Einladung dazu noch besonders bekannt gemacht werden. Die Redaction i. A.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº. 36.
Die Gartenlaube.
1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure **F. Stolle** u. **A. Diezmann.**

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Leyer und Schwert.

Hiſtoriſche Novelle von Max Ring.

1.

Noch nie war das Burgtheater in Wien ſo gedrängt voll geweſen, als bei der erſten Aufführung des neuen Trauerſpiels „Zriny“ von Theodor Körner. Die Jugend des Dichters, die Wahl des Stoffes und die vortreffliche Beſetzung hatten ein überaus zahlreiches Publicum herbeigelockt, das mit geſpannter Erwartung dem Beginn der Vorſtellung entgegenſah. Das Parquet war zum großen Theil von den anweſenden Ungarn eingenommen, deren nationaler Held in dem Stücke gefeiert werden ſollte. In den Logen ſaß die Elite der Wiener Geſellſchaft, die hochgeſtellte Ariſtokratie und die reiche Finanzwelt. Neben der liebenswürdigen Frau von Pereira bemerkte man den preußiſchen Geſandten, Wilhelm von Humboldt, der, ein Freund von Körner's Vater, ein ganz beſonderes Intereſſe an dem Erfolge dieſer erſten Aufführung nahm.

Der Dichter ſelbſt befand ſich hinter den Couliſſen, wo er noch einige nöthige Anordnungen zu treffen hatte. Obgleich ſchon mehrere kleine Stücke von ihm auf der Bühne mit großem Beifalle gegeben waren, ſo konnte er ſich doch einer gewiſſen Aufregung nicht erwehren, die ſich in ſeinen haſtigen Bewegungen und in dem ſtärkeren Pochen ſeines Herzens bekundete. Es iſt ein eigenthümliches Gefühl, das wohl jeden dramatiſchen Schriftſteller bei einer erſten Aufführung zu ergreifen pflegt. Die größte Aehnlichkeit hat dieſe Empfindung mit der des Spielers, welcher eine hohe Summe auf eine Karte ſetzt. Wer mit dem Theaterleben nur einigermaßen bekannt iſt, der weiß nur zu gut, daß alle Berechnungen hier täuſchen können, und der Zufall ſeine wunderlichen Launen hat. Die Stimmung des Publicums iſt ſo veränderlich, wie das Glück; ſie hängt von einem Ungefähr, von der Luſt oder Unluſt der Schauſpieler, von einer mangelhaften Decoration, von der Ungeſchicklichkeit eines Statiſten ab. Dennoch liegt ein wunderbarer Zauber in dieſer Ungewißheit des Erfolges, und wer einmal mit den Bretern, welche die Welt bedeuten, genauere Bekanntſchaft gemacht hat, der läßt nicht bald davon, und wird ſelbſt von einem Mißlingen nicht ſo leicht zurückgeſchreckt.

Aehnliche Gedanken bewegten die Seele des jungen Dichters, der von Hoffnung und Zweifel beſtürmt wurde. Das Bild der geliebten Eltern umſchwebte ihn, und er gedachte wohl auch des Kummers, den ein nicht vorauszuſehender Durchfall ſeines Trauerſpiels dieſen bereiten würde. Der treffliche Vater, hinlänglich bekannt als der Freund Schiller's, hatte die früh ſich äußernde dichteriſche Thätigkeit des jungen Theodor eher zurückgedrängt, als gefördert. Aus eigener Anſchauung kannte er das eben nicht beneidenswerthe Loos eines deutſchen Poeten. Er rieth um ſo mehr von einer ſolchen Laufbahn ab, da er als fein gebildeter Kenner und Kritiker die höchſte Anforderung an jeden Dichter ſtellte, und über alle mittelmäßige Leiſtungen entſchieden den Stab brach.

Der erfahrene, lebenskluge Mann hatte dem Sohne erſt vor Kurzem in dieſem Sinne geſchrieben:

„Zu bedauern iſt Jeder, der von der Gunſt der Muſen Unterhalt erwartet. Nähren ſoll den Mann ſein Geſchäft, und hierzu ſoll ſich der Jüngling vorbereiten. Zu der Kunſt treibt ihn die Liebe, und was ſie ihm dagegen darbietet, hat er blos als Geſchenk anzunehmen, aber nie als auf einen Sold darauf zu rechnen. —— Die Kunſt ſei die Würde Deines Lebens. Widme ihr Deine ſchönſten Stunden, aber nicht immer zur Production, ſondern oft auch zum Studium.“

Theodor beſaß trotz ſeiner Jugend hinlängliche Beſonnenheit, um die Richtigkeit dieſer väterlichen Worte einzuſehen, aber auf der andern Seite trieb ihn ſein Genius und der jugendliche Schöpferdrang zu immer neuen Verſuchen. Das Glück war ihm dabei in auffallender Weiſe günſtig geweſen; mehrere kleine Luſtſpiele hatten von Seiten des nachſichtigen Wiener Publicums eine überaus freundliche Aufnahme erfahren, ſelbſt ein größeres Schauſpiel „Toni“, nach einer Novelle von Heinrich Kleiſt gearbeitet, wurde mit enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommen, und machte den Namen des Dichters ſchnell bekannt. Um ſo mehr fürchtete er einen Umſchlag der öffentlichen Meinung, zumal er ſich in ſeinem neuen Trauerſpiele „Zriny“ auf ein ihm bis jetzt fremdes Gebiet der Geſchichte gewagt hatte.

Er verſchwieg auch den Schauſpielern, welche in ſeiner Nähe ſtanden, nicht ſeine Beſorgniſſe, während dieſe dem jungen Dichter Muth einzuſprechen verſuchten.

„Verlaſſen Sie ſich auf mich,“ ſagte der erſte Liebhaber Korn, welcher die Rolle des „Juranitſch“ in dem Drama ſpielte. „Ihr Zriny wird nicht durchfallen, dafür haben Sie geſorgt. Der Stoff iſt herrlich und die Begeiſterung, die aus Ihren ſchönen Verſen weht, muß zünden. Ich kenne meine Wiener. Geben Sie Acht, das Stück macht Furore und bringt Ihnen Geld und Ehre ein.“

„Das gebe Gott,“ ſeufzte der ängſtliche Dichter. „Je länger ich mit dem Theater zu thun habe, deſto unſicherer fühle ich mich.“

„Das geht uns Allen ſo,“ ſagte der tüchtige Charakterdarſteller Ochſenheimer. „Ich bekomme jedes Mal wieder das Lampenfieber, wenn ich in einer neuen Rolle auftrete. Für den Ausgang kann Einem kein Menſch einſtehen. Ich habe in meiner

Digitized by Google

Bühnenpraxis Geschichten erlebt, die sich gar nicht erzählen, geschweige gar erklären lassen. Das Publicum ist ein vielköpfiges Ungeheuer."

„Und was haben nicht Dichter und Schauspieler von der Kabale und den verwünschten Recensenten auszuhalten!" bemerkte der feurige Schauspieler Grüner. „Die Kerle sollte man eigentlich alle hängen lassen."

„Bis jetzt habe ich mich über die Kritik nicht zu beklagen," entgegnete bescheiden der Dichter. „Sie hat meine geringen Versuche mit einer anerkennungswerthen Nachsicht aufgenommen."

„Wird noch kommen," brummte der erfahrene Ochsenheimer. „Mit jedem Erfolge wächst auch die Zahl der Feinde, aber trösten Sie sich nur, liebet Herr Körner! Mein Wahlspruch ist: besser Neider als Mitleider."

Das erste Zeichen, welches jetzt der Inspicient gab, unterbrach die Unterhaltung, und sämmtliche Künstler eilten auf ihren Posten. Körner selbst stellte sich in eine Coulisse, und sah dem Treiben der Maschinisten zu, die noch mit dem Aufstellen der Decorationen beschäftigt waren. Die Bühne bietet hinter dem Vorhange dem Beobachter ein ganz verschiedenes Bild von ihrer gewöhnlichen Erscheinung dar. Der Zauber verschwindet, die Illusionen werden zerstört; die goldenen Paläste und bezaubernden Gärten verwandeln sich in der Nähe in grobe Pinseleien und Kleckse; die gediegene Pracht erweist sich als betrüglicher Flitter. Alles ist nur auf Täuschung aus der Ferne berechnet. Man sieht die grobe Schminke, die lügenhafte Pracht, den falschen Putz, welche durch die künstliche Beleuchtung erst ihre volle Wirkung thun. Die ungeschickten Statisten mit ihren nichtssagenden Gesichtern drängen und stoßen sich, die Schauspieler, denen der Dichter sein theuerstes Gut anvertraut, scherzen und lachen, reden von den gleichgültigsten Dingen oder treiben ihre Possen. Selbst die wahren Künstler sind nur mit sich und dem Triumph beschäftigt, den sie durch ihre Rolle zu erlangen hoffen. Das Ganze kümmert sie weit weniger, als der eigene Erfolg. Verlassen steht der Dichter voll banger Erwartung, ohne daß auf ihn die nöthige Rücksicht genommen wird. Er bleibt allein mit seinem Zweifel, seinen Hoffnungen und Befürchtungen.

Ein ähnliches Gefühl beschlich auch Theodor, je näher der entscheidende Augenblick herannahete. Er hörte das Brausen des sich immer mehr anfüllenden Hauses, die Unruhe des Parquets, die Ungeduld des sich drängenden Parterres, welches wie das Meer hin und her wogte, und sein Opfer zu verlangen schien. Zwar besaß er hinlänglichen Muth, aber in solchem Momente wird auch der Muthige verzagt, und die lebhafte Phantasie des Dichters erging sich wider Willen in schreckenden Bildern. Alle Schwächen und Fehler seines Werkes, die er selber nicht verkannte, die Einwürfe seiner Freunde, denen er es vorgelesen, fielen ihm jetzt ein, und hätte es noch in seiner Macht gestanden, so wäre die Aufführung wenigstens am heutigen Tage unterblieben. Er hatte sein Trauerspiel erst vor einigen Wochen den geistreichen Freunden seines Vaters, Wilhelm von Humboldt und dem berühmten Aesthetiker Friedrich Schlegel vorgelegt, die Beide sich äußerst vortheilhaft darüber geäußert hatten; aber selbst die Billigung dieser ausgezeichneten Kunstkenner vermochte nicht, in diesem Momente seine aufsteigenden Besorgnisse zu beschwichtigen.

Weit besser gelang dies einem reizenden Mädchen, das jetzt für die Rolle der „Helene" vollkommen angekleidet aus der Damengarderobe heraustrat, und den ängstlichen Dichter mit einem vertraulichen Kopfnicken begrüßte. Es war dies die junge und höchst talentvolle Schauspielerin Antonie Adamberger, seit kurzer Zeit der Liebling des Wiener Publicums. Die anmuthige Künstlerin besaß in ihren Zügen, wie in ihrem ganzen Wesen, den Zauber echter Weiblichkeit, dem kein Herz und am wenigsten das eines Dichters zu widerstehen vermochte. Sie war eine jener seltenen Erscheinungen im Theaterleben, welche in dieser geschminkten Welt voll Täuschung und Lüge sich die ganze Wahrheit und Unschuld einer ursprünglichen Künstlernatur zu bewahren wissen. Nicht der leiseste Flecken lag auf ihrem Leben, und die Verleumdung verstummte in ihrer reinen Nähe. Voll Begeisterung für ihren Beruf, hatte sie sich der Bühne gewidmet, einzig und allein ihrer Kunst lebend. Ebenso durch körperliche Reize wie durch ihr Talent glänzend, fehlte es ihr nicht an Verehrern und Bewunderern, aber noch hatte kein Mann einen Eindruck auf ihr Herz gemacht, und alle Bewerbungen um ihre Liebe wurden bald mit feinem Spott, bald mit würdigem Ernst von ihr zurückgewiesen. Sie lebte zurückgezogen unter der Obhut ihrer trefflichen Eltern und der alten Großmutter, welche von ihr mit rührender Zärtlichkeit gepflegt und verehrt wurde.

Was bis jetzt keinem Manne gestattet war, hatte sie Theodor erlaubt, sie in ihrem Hause zu besuchen. Sie war in einigen seiner Stücke mit dem größten Beifalle aufgetreten, und so mit ihm bekannt geworden. Natürlich fehlte es zwischen dem jungen Dichter und der reizenden Künstlerin nicht an vielfachen Berührungspunkten, aus denen nach und nach ein der Liebe verwandtes Gefühl erwuchs. Theodor achtete indeß Antonien zu hoch, um eines jener gewöhnlichen Verhältnisse anzuknüpfen, die in der Bühnenwelt oft eben so leicht geschlossen, wie gelöst werden.

Es war ihm heiliger Ernst mit seiner Neigung, und als er das Geständniß seiner zärtlichen Leidenschaft nicht länger zurückzuhalten vermochte, so bot er mit Bewilligung seiner vorurtheilslosen Eltern der überraschten Künstlerin mit seinem Herzen auch seine Hand, ohne sich um das Vorurtheil der Menge und um das Geschwätz gewisser Kreise zu kümmern, welche über die Verbindung mit einer Schauspielerin vornehm die Nase rümpften. Nur eine Bedingung hatte der Vater des Dichters dem Sohne auferlegt, nämlich mit seiner Verheirathung noch einige Jahre oder doch wenigstens so lange zu warten, bis er eine angemessene Anstellung gefunden haben würde, um sich und seine Braut hinlänglich zu ernähren. Die Liebenden fügten sich dem väterlichen Ausspruche, indem sie den weisen Grund vollkommen einsahen und auf ihr gutes Glück bauten. Einige hochgestellte und einflußreiche Gönner des jungen Poeten, welche mit seinen näheren Verhältnissen bekannt waren, bemühten sich im Stillen, ihm die vorläufig seinen Wünschen und seinem Talente ganz entsprechende Stelle eines kaiserlichen Hof-Theaterdichters mit einem nicht unansehnlichen Gehalte zu verschaffen. Zum Theil von der Aufnahme der heutigen Vorstellung hing das von ihm ersehnte Ziel und der Erfolg jener Bemühungen bei dem damaligen Intendanten, dem Fürsten Lobkowitz, ab.

Dieser Umstand und besonders der Stolz, seinen Eltern nicht länger zur Last fallen zu wollen, war ein zweites und bedeutendes Gewicht in der Wagschale der gegenwärtigen Aufregung. Zu dem Ehrgeiz des Dichters gesellte sich die Sehnsucht des Bräutigams, der sobald als möglich die Erwählte seines Herzens heimführen wollte.

In derartige Gedanken versunken, bemerkte er daher nicht eher die holde Künstlerin, bis ihn der Saum ihres Gewandes leise streifte und ihre Hand leise berührte. Er blickte auf, und ein unwillkürlicher Ausruf der Bewunderung entschlüpfte seinen Lippen. So schön war ihm seine „Toni" noch nie erschienen. Sie war bereits für ihre Rolle vollkommen angekleidet; eine Tunika von weißer Seide umspannte ihre schlanke Gestalt, während der ungarische Kalpak mit wehenden Reiherfedern sich keck auf ihrem Lockenhaupte wiegte. Ein idealer Hauch umschwebte das anmuthige Mädchen, welches mit schwärmerischen, seelenvollen Blicken an den Zügen des Dichters hing. Sie schien in seinem Innern zu lesen und zu wissen, was in seiner Brust vorging.

„Muth, mein theurer Freund!" flüsterte sie leise, ihm die Hand drückend. „Eine innere Stimme sagt es mir, daß der Abend für uns Beide ein schöner werden wird. Dein Trauerspiel muß dem Publicum gefallen."

„Du bist eine bestochene Richterin," lächelte er ihr zu, „und überträgst die Liebe zu Deinem Dichter auch auf seine Werke."

„Du irrst, mein geliebter Theodor! Wie oft hab' ich nicht schon Deine Arbeiten einer strengen Kritik unterworfen und Dich getadelt. Die echte Liebe ist nicht blind, sie sieht die Schwächen und Fehler an dem geliebten Gegenstande; denn wenn sie nichts zu entschuldigen und zu vergeben hätte, so wäre ihr ja das schönste Vorrecht geraubt."

„Und Du vergibst und entschuldigst so gern und viel, Toni! Du bist mein guter Engel."

„Wenn ich der wäre, so würde ich heute bei dem lieben Gott ganz besonders für Dich bitten, daß er Dir einen glänzenden Erfolg schenkt."

„Du wirst mehr thun, Du wirst auf den Schwingen Deiner Kunst mein Werk zum Himmel tragen und in Deinen Rollen das Publicum bezaubern, wie Du mich bezaubert hast."

„Das will ich thun, so weit ich es vermag. Du sollst einmal sehen und selber urtheilen, wie ich die Helene spielen werde.

Digitized by Google

Die Rolle hast Du mir aus der Seele geschrieben. Es ist mir, so oft ich sie ansehe, gerade so zu Muthe, als wären es meine eigenen Gedanken und Gefühle, die Du mir abgelauscht, als wäre ihr Geschick das meinige, als müßte ich einst, wie sie, mit Dir für das Vaterland sterben und als ein heiliges Opfer der guten Sache fallen."

Während die Schauspielerin so sprach, leuchteten ihre Augen von einem überirdischen Glanze und sie schien dem Dichter selbst wie die Verkörperung jener idealen Heldenjungfrau in seinem Trauerspiele, die, ihres Vaters würdig, den Tod der Schande vorzieht und durch die Hand ihres geliebten Juranitsch wie eine edle Römerin zu sterben weiß.

Eben wollte Theodor ihr mit gleichem Enthusiasmus antworten, als die Glocke des Souffleurs den Beginn der Vorstellung verkündigte. Er hatte nur noch so viel Zeit, um einen innigen Kuß auf die Hand der Geliebten zu drücken, welche auf die andere Seite eilte, wo sie ihr Stichwort zu erwarten hatte. Das kurze Gespräch mit Toni hatte ihn wunderbar gekräftigt und alle seine Befürchtungen verscheucht. Das alte Vertrauen war zurückgekehrt, die Spannung verschwunden, und als der Vorhang langsam in die Höhe rauschte, vermochte er der Aufführung mit einer Ruhe zu folgen, als handelte es sich um das Werk eines andern und ihm völlig fremden Dichters.

Eine athemlose Stille herrschte in dem vollen Hause bei den ersten Scenen, allmählich wurde das Publicum wärmer und folgte dem Verlaufe der Handlung mit wohlverdienter Theilnahme, die sich bereits im zweiten Aufzuge zu mehrfachen Ausbrüchen des lauten Enthusiasmus steigerte. Besonders sprach die Scene zwischen den Liebenden an, welche meisterhaft gespielt wurde. Juranitsch stürzte fort zum neuen Kampfe und ließ die geliebte Braut zurück. Toni sprach als „Helene" den schönen Monolog mit einer Innigkeit und Zartheit, welche das Publicum zur Bewunderung hinriß; sie hauchte in wunderbar rührenden Tönen ihre Klagen aus:

Leb' wohl, leb' wohl! — Müßt' er mich jetzt verlassen?
Mir wird das Herz so voll, wenn ich ihn sehe,
Die Luft ist mir so süß in seiner Nähe —
Die Glückliche, sie darf ihn stets umfassen,
Daß all' die schönen Farben so verblassen!
Daß ich den einen Strahl nie wiedersehe!
Ach Gott! — mir war so wohl in seiner Nähe,
Und jetzt bin ich so einsam und verlassen! —
Wo ist er hin? — wo ist mein Stern geblieben? —
Von kühnem Geist nach stolzer Bahn getrieben,
Rein, wie sein Herz, unendlich, wie mein Lieben! —
Ich träume schwer; die Burgen seh' ich rauchen!
Könnt' ich mein Herz in seine Seele tauchen,
Der Ahnung Qual in Thränen auszuhauchen!

Als sie geendet hatte, ging anfänglich nur ein leises Gemurmel des Beifalls durch die Räume des Theaters. Die Zuschauer waren noch zu ergriffen, um sogleich durch ein rohes Händeklatschen den mächtigen Eindruck zu stören. Erst wie sie langsam die Bühne verließ, folgte ihr der laute Sturm der Bewunderung nach. — Theodor selbst war auf das Tiefste erschüttert, seine eigenen Verse erhielten in dem Munde der Künstlerin eine fast prophetische Bedeutung. Ein Schauer erfaßte ihn und seine Augen wurden naß. Als sie an ihm vorüberging, vermochte er kaum, ihr zu danken. Sie schien ihn zu verstehen und lächelte ihn freundlich an.

Der fernere Verlauf der Darstellung entsprach vollkommen der erregten Erwartung, von Scene zu Scene wuchs der Beifall des Publicums und als am Schlusse die Gattin Zriny's mit der Fackel auf dem Pulverthurme stand, die Heldenschaar zum Tode gerüstet sich auf die Feinde stürzte, da fiel der Vorhang unter dem tobenden Jubel der begeisterten Zuschauer, welche wiederholt den Namen des gefeierten Verfassers riefen. Besonders waren die anwesenden Ungarn entzückt von der Verherrlichung ihres vaterländischen Leonidas, aber auch die guten Wiener wurden von dem Heldentode Zriny's mächtig ergriffen und fühlten die nahe liegende Bedeutung des zeitgemäßen Stoffes, welcher auf die immer mehr hervortretenden Sympathien für die Befreiung Deutschlands von dem Joche des fremden Unterdrückers anzuspielen schien.

Alle diese Umstände vereinigten sich, dem Verfasser eine bisher in den Räumen des Burgtheaters noch nie erhörte Auszeichnung zu verschaffen. Es war fast das erste Beispiel, daß ein Dichter, der nicht zugleich Schauspieler gewesen wäre, von dem Publicum in dieser Weise geehrt wurde. Körner nahm auch deshalb Anstand, dem immer stürmischer werdenden Rufe sogleich Folge zu leisten, aber das aufgeregte Haus gab nicht eher nach, bis er, von dem Schauspieler Grüner fast mit Gewalt fortgezogen, auf der Bühne erschien.

Es war ein in seinem Leben unvergeßlicher Augenblick.

Die Herren begrüßten ihn mit wiederholtem Zuruf, die Frauen, und darunter die schönsten und vornehmsten Damen der Wiener Aristokratie, lehnten sich weit vor über die Brüstung ihrer Logen, um den Gefeierten zu sehen.

Theodor bedurfte einiger Augenblicke, um sich zu sammeln und seinen Dank in schmuckloser Rede auszudrücken.

„Ich fühl' es deutlich in mir," sagte er mit bebender Stimme, „daß ich diesen schönen Zuruf nicht meiner schülerhaften Muse, nein! nur dem schönen Eifer des edlen Künstlervereins und dem begeisternden Andenken an die große That einer großen Nation zu danken habe."

Als der Vorhang zum letzten Mal am heutigen Abend gefallen, der Jubel verbraust und die Glückwünsche der ihn umringenden Schauspieler verstummt waren, suchten seine Blicke die holde Braut, welche mit vor Seligkeit strahlenden Augen ihm die Hand reichte.

„O!" flüsterte sie, sich innig anschmiegend, „ich bin so glücklich mit Dir, daß ich mich fast vor unserem Glücke fürchte."

„Wie kommst Du zu solchen Gedanken?"

„Mir ist es immer, als drohte unserer Liebe ein schweres Mißgeschick."

„Was auch kommen mag, unsere Liebe wird jede Prüfung bestehen. Ich bin Dein auf ewig."

„Ewig!" wiederholte Toni mit nachdrucksvoller Bedeutung.

II.

Einige Tage war von nichts Anderem in Wien die Rede, als von dem Erfolge des jungen Dichters und von seinem Trauerspiele. Alle Welt wollte das Stück sehen und den Verfasser kennen lernen. Sämmtliche Plätze für die nächsten Vorstellungen waren schon im Voraus vergeben, die Billete wurden weit über den gewöhnlichen Preis bezahlt. Theodor fehlte es nicht an Einladungen und Beweisen der ehrenvollsten Theilnahme von Seiten der ersten Wiener Häuser. Selbst die Salons der Aristokratie standen ihm offen und mancher schöne und sonst so stolze Mund hatte für ihn ein freundliches Lächeln und ein aufmunterndes, selbst zuvorkommendes Wort.

Es gehörte schon ein hoher Grad von Charakterfestigkeit dazu, um nicht der gewöhnlichen Eitelkeit zu verfallen und sich von dem allgemein gestreuten Weihrauch nicht betäuben zu lassen. Zum Glück besaß Körner nicht jene Selbstüberschätzung, woran so manches schöne Talent schon zu Grunde gegangen ist. Außerdem hatte er an dem trefflichen Vater und an den Freunden desselben, besonders an Humboldt, die besten und zugleich schärfsten Beurtheiler seiner Leistungen, die ihn weder durch Schmeicheleien einwiegten, noch durch übermäßige Strenge entmuthigten.

Das Glück war ihm in dieser wie in jeder anderen Beziehung auffallend günstig. Mit zweiundzwanzig Jahren hatte er bereits einen hervorragenden Namen in der deutschen Literatur und noch dazu auf dem überaus schwankenden Boden des Drama's eine fast gesicherte Stellung sich errungen. Seine Eltern legten ihm ferner keine Hindernisse in den Weg bei der Wahl seines Berufes und ihre Wohlhabenheit und Freigebigkeit schützten ihn vor der gemeinen Sorge des Lebens. Der bekannte und hochgeachtete Name seines Vaters erleichterte ihm den Eintritt in die Gesellschaft, öffnete ihm die besten Kreise, welche sonst selbst dem Verdienste schwer zugänglich sind, verschaffte ihm Freunde, die ihn nach allen Seiten förderten, und ebnete alle seine Pfade. Zu dem Allen kam noch die Liebe einer schönen, geistreichen und tugendhaften Künstlerin, die er in kurzer Zeit als sein holdes Weib heimzuführen gedachte. Und als wollte das Geschick nicht müde werden, seinen Liebling mit reichen Gaben zu überschütten, so fügte es zu dem Uebrigen noch neue und gewichtige Gunstbezeigungen hinzu.

Kaum waren einige Tage nach der ersten Aufführung des Zriny verstrichen, so beeilte sich der kaiserliche Theaterintendant, Fürst Lobkowitz, den Dichter für immer in Wien zu fesseln, indem er ihm jetzt von freien Stücken die Stelle eines Hof-Theaterdichters mit einem für die damaligen Verhältnisse ganz ansehnlichen Gehalte antrug. Körner nahm dies Anerbieten an, um so bald als

Digitized by Google

möglich selbstständig zu werden und die Unterstützung seiner Eltern, von der er noch zum Theil lebte, entbehren zu können. Wurden auf diese Weise seine materiellen Ansprüche und Wünsche erfüllt, seine Zukunft gesichert, so versetzte ihn ein Brief von Goethe, den er in jener Zeit erhielt, in wahrhaftes Entzücken. Der deutsche Dichterfürst, ebenfalls ein Freund von Körner's Vater, bekundete in seinem Schreiben die größte Anerkennung für das Talent des strebsamen Jünglings, dessen kleinere Lustspiele er mit Beifall auf der Weimarschen Bühne, die unter seiner Leitung stand, zur Aufführung gebracht hatte. Der Meister ließ es dabei nicht an trefflichen Rathschlägen für den hoffnungsvollen Schüler fehlen, den er zu sich einlud, um unter seinen Augen das Bildungswerk zu vollenden.

Mit dem Decrete seiner Anstellung als Hof-Theaterdichter und den ehrenvollen Zeilen Goethe's eilte Theodor zu der Geliebten, um sie an seiner Freude Theil nehmen zu lassen. In Toni's Nähe verschwanden ihm die Stunden wie Augenblicke, indem sich Beide mit jugendlicher Schwärmerei den lachenden Bildern der Zukunft überließen.

„In wenigen Monaten," sagte er, sie sanft umschlingend, „wirst Du mein geliebtes Weib. Dann bauen wir uns in dem freundlichen Döblingen ein trautes Nest, umgeben von duftenden Blumen und rankendem Weinlaub. Da will ich für Dich dichten und die schönsten Rollen schreiben. Du wirst meine Muse, meine Göttin sein."

„Und ich werde für meinen Dichter sorgen und ihm das Leben so behaglich und angenehm machen, wie ich nur kann. Es soll Dir an nichts fehlen und selbst die „gebackenen Händel", die Du so gern ißt, bereitet Dir Deine Muse, welche über die Kunst nicht das Kochen verlernt hat, mit eigener Hand."

So scherzte das anmuthige Mädchen und machte den glücklichen Dichter noch glücklicher durch ihre sonnig helle Heiterkeit und kindliche Naivetät.

Als Körner nach längerem Verweilen in seine Wohnung zurückkehrte, fand er daselbst einen Adjutanten des Erzherzogs Karl von Oesterreich, des berühmtesten deutschen Feldherrn, der in seinen Kämpfen gegen Napoleon sich ewigen Ruhm erworben hatte. Der überraschte Dichter fragte den Officier nach der Ursache seines Besuches.

„Ich komme," sagte dieser, „im Auftrage des Erzherzogs, der Sie persönlich kennen zu lernen wünscht, nachdem er ihr herrliches Gedicht auf die Schlacht von Aspern gelesen und Ihren Zriny gesehen. Seine kaiserliche Hoheit erwartet morgen um die zehnte Stunde Ihren Besuch, um Ihnen mündlich seine höchste Anerkennung auszusprechen."

Mit einem achtungsvollen Gruße verabschiedete sich der Adjutant und ließ Theodor in seliger Verwirrung zurück. Der Held, den er am meisten verehrte, in dem er das Ideal eines deutschen Mannes erblickte, hatte an ihn gedacht und sich mit den Leistungen seiner Poesie beschäftigt. Jetzt sollte er den hohen Herrn auf dessen ausdrücklichen Wunsch von Angesicht zu Angesicht sehen, ihn kennen lernen und ihm gegenüber seine Bewunderung aussprechen dürfen. — Wie schlug sein Herz, von gewaltigen Empfindungen bewegt, als er die Treppen des erzherzoglichen Palastes emporstieg. Derselbe Adjutant, der ihn vorher aufgesucht, empfing ihn und führte ihn in das Audienzzimmer, wo er ihn bat, einige Augenblicke zu verweilen. Die ganze Umgebung zeichnete sich durch würdevolle Einfachheit aus, fern von jedem Luxus und dem gewöhnlichen Prunk der Großen. An den Wänden hingen einige Portraits von berühmten Feldherrn aus früherer Zeit, wie Prinz Eugen und Laudon. Auf dem Schreibtische lagen mehrere Bücher und Landkarten, in denen der Besitzer so eben studirt zu haben schien. Dies Alles deutete auf einen Fürsten hin, der die Vorzüge seiner hohen Geburt durch eigene Tugenden zu überstrahlen und nicht durch äußeren Glanz, sondern durch inneren Werth zu imponiren liebte. Während Theodor sich ähnlichen Betrachtungen mit jenem ehrfurchtsvollen Schauer überließ, den uns die Nähe jeder wahrhaft großen Natur einzuflößen pflegt, öffneten sich die hohen Flügelthüren. Durch das Geräusch aufmerksam gemacht, wandte er sich um. Vor ihm stand ein Mann im kräftigsten Lebensalter von mehr untersetzter als hoher Gestalt, die jedoch durch eine gewisse würdevolle und feste Haltung gehoben wurde. Sein längliches Gesicht trug die bekannten Züge des österreichischen Kaiserhauses, umflossen von einer unbewußten Majestät und geadelt durch den Ausdruck einer geistigen Ueberlegenheit, welche sich, mit angeborener Bescheidenheit gepaart, hinter die einfachsten Formen seines Benehmens und einer wohlthuenden Herzlichkeit verbarg.

Er war das Bild eines echten Deutschen, bei dem eine fast unscheinbare Schale den trefflichen Kern umgab. Er wollte mehr sein als scheinen.

Nur in seinen Blicken, die bis in die Tiefe der Seele drangen, verrieth sich das Genie. Seine Augen leuchteten bald im milden Glanze, bald in flammender Gluth. Das Wetterleuchten der Schlachten zuckte dann und wann in diesen blauen Sternen.

Der Erzherzog warf einen prüfenden Blick auf die jugendliche, anmuthige Gestalt des Dichters, der sich tief verneigte. Mit wohlwollendem Lächeln trat er auf ihn zu, seinen ehrfurchtsvollen Gruß erwidernd.

„Ich habe Sie rufen lassen," sagte er freundlich, „um Ihnen meinen Dank zu bekunden. Nicht dem Dichter allein, sondern vor Allem bin ich dem deutschen Manne diese Anerkennung für die Gesinnung schuldig, welche Sie in Ihrem herrlichen Liede „Auf dem Schlachtfelde von Aspern" ausgesprochen haben."

„Ihre kaiserliche Hoheit beschämen mich durch Ihre Güte. Ich fühle nun in diesem Augenblicke, daß mein Talent an der Größe meiner Aufgabe scheitern mußte. Das Wort des Sängers schwindet vor der That des Helden."

„Sagen Sie lieber, vor den Thaten eines Volkes, das zu jedem Opfer stets sich bereitwillig gezeigt, wenn auch leider die von uns gestreute blutige Saat nicht immer die gewünschte Frucht getragen hat. Doch wir haben unsere Pflicht gethan, unsere Ehre gewahrt; das Uebrige liegt in Gottes Hand."

Plötzlich brach der Erzherzog diese schmerzlichen Ergießungen ab, indem er sich bemühete, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Er lenkte die Unterhaltung auf das Gebiet der Literatur, deren neueste Erscheinungen und Fortschritte er mit überraschender Aufmerksamkeit verfolgt zu haben schien. Er sprach mit hoher Anerkennung von Goethe, mit Begeisterung von den Dramen Schiller's, wobei er längere Zeit verweilte. Dann erging er sich mehr in allgemeinen Betrachtungen über den Beruf des wahren Dichters, indem er vor allen Dingen den nationalen Standpunkt hervorhob.

„Sie haben," bemerkte er, „mit Ihrem „Zriny" einen höchst glücklichen Wurf gethan, weil die Wahl des Stoffes Ihnen die reichsten Anknüpfungspunkte an die Gegenwart bot, und die in Aller Herzen lebenden Sympathien dafür erweckte. Ich bin nicht der jetzt allgemein verbreiteten und selbst von den geistreichsten Männern vertheidigten Ansicht, daß die Kunst nur um ihrer selbst willen da sei. Sie darf sich nicht selbstgefällig isoliren, und über die schöne Form den Inhalt und ihre Beziehungen zu dem Leben und seinen Ansprüchen aufgeben. Wenn sie wirken und Segen bringen soll, so muß sie im Vaterlande und im Volke Wurzeln haben. Sonst bekommen wir eine Kunst- oder Stubenpoesie, die, auf die sogenannten Gebildeten berechnet, dem eigentlichen Volke ewig fremd und ungenießbar bleibt. Gerade in einer Zeit, wie die gegenwärtige, darf sich der Dichter nicht abschließen, er hat die schöne Aufgabe, die Liebe zum Vaterlande zu erwecken, den gesunkenen Muth zu erheben —"

„Und wenn der Augenblick kommt," fiel Körner mit jugendlicher Schwärmerei ein, „die Leyer mit dem Schwerte zu vertauschen und mit seinem Tode die Wahrheit seiner Lieder zu besiegeln."

„Von Ihnen glaube ich," entgegnete der Erzherzog, „daß Sie nicht bloße Phrasen bringen. Ich traue Ihnen zu, daß Sie eben so rasch zu dem Schwerte greifen werden, wie zu der sanften Cither, wenn das Vaterland Sie ruft."

„O, daß die Zeit schon da wäre!"

„Die Zeichen deuten auf große Ereignisse; in Spanien hat sich das Volk erhoben und kämpft mit wahrem Löwenmuthe; der Brand von Moskau wirft seinen ersten Flammenschein furchtbar und erhaben in die Welt, wie das „Mene-Tekel", von der Hand des Ewigen geschrieben. Die deutschen Herzen schlagen lauter, und wenn mich nicht Alles täuscht, so gehen wir einer gewaltigen Katastrophe, einem wahrhaften Befreiungskampfe entgegen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Jubelfest in Jena.

Ja, es ist viel Freude und Lust gewesen während des Jubiläums in dem alten Jena! Die schönen Tage sind vorüber, aber die Erinnerung wird Allen theuer und erquicklich bleiben bis an's Ende ihres Lebens. Nicht ein einziger Mißton hat sich in die Erhebung und den Frohsinn gemischt, nicht eine einzige Störung das heitere Leben getrübt, und ich behaupte dreist: nie ist ein schöneres Fest gefeiert worden, nie eins gelungener ausgefallen.

Es war ein freier, frischer und froher Geist, der die vielen Tausende beseelte, welche aus allen Himmelsgegenden herbeigezogen waren. Von den Bergen winkten Fahnen ihren Gruß herab, und wie war das liebe Städtchen so prächtig geschmückt! Alle Ehre den Bürgern von Jena! Sie haben ihr Mögliches gethan. Die Häuser waren neu angestrichen, aus allen wehten Fahnen, die gleichsam einen Baldachin bildeten, bunt und farbig; hoch vom Stadtthurme flatterte die riesige Flagge der Universität; schwarz-roth-goldne Banner, die Symbole der Burschenschaft, spielten zu Hunderten in Sonne und Wind, und neben ihnen die Fahnen der verschiedenen Corps und die Farben des weimarischen Landes. Auch das weiße Kreuz der Schweizer winkte an manchen Stellen herab. Schon am Freitage (13. August) und noch mehr am Sonnabend, zogen in jeder Viertelstunde ganze Schaaren alter Jenenser ein, zum Theil auf Leiterwagen; denn woher hätte die Post bedeckte Fuhrwerke für die Tausende nehmen sollen? Männer mit grauem Haar sangen das Fuchslied, abwechselnd mit dem: Stoßt an, Jena soll leben! und schwenkten die Hüte; sobald sie die Stadt erblickten, bemächtigte sich ihrer eine festliche, heitere Stimmung; dann wurden die Straßen durchzogen, in denen frohe Menschen auf und ab wogten, und welche Erinnerungen tauchten auf! Man fand alte Freunde wieder; man erfreute sich einer Ueberraschung nach der andern, und während man eben mit dem Einen den Austausch der Gefühle und der Gedanken begonnen hatte, kam schon ein Anderer, und so ging es von früh bis spät ununterbrochen fort.

Jena kann stolz sein und kann Jene belächeln, von denen es bemäkelt wird. Wie viele äußerten an jenen schönen Augusttagen: „Es ist doch ein wahres Lebensglück, daß wir gerade hier studirt haben." Diese Hochschule hat eine so eigenthümliche Stellung, wie kaum eine andere. Sie ist Landesuniversität für die thüringischen Herzogthümer, deren Fürsten ihre Pflege anvertraut worden ist, aber sie trägt doch mehr als irgend eine andere Universität einen allgemein deutschen Charakter. Sie ist lange ein wahres Seminarium gewesen, aus welchem andere Lehranstalten sich ihre großen Männer holten, die in Jena gebildet waren oder dort die ersten Sporen in der Wissenschaft verdienten; sie hat auch auf die Entwickelung des Studentenlebens einen größeren Einfluß geübt, als irgend eine andere. Niemand darf ungestraft von seinen großen Traditionen abfallen, und Jena ist so glücklich, sich die seinigen zu bewahren. Es zeugt von Beschränktheit, wenn die Anhänger des starren Buchstabens dieser Hochschule das Gepräge des theologischen Dogmatismus von Anno 1550 aufdrücken möchten, wenn sie jammern und schelten, daß Jena nicht eine Beute jener Richtung geworden sei, welche die Wissenschaft an Formeln binden möchte, die vor dreihundert Jahren aufgestellt wurden und zu deren Sclaven sie den Geist im neunzehnten Jahrhundert machen möchten.

Seit man in mehreren Staaten Hochschulen in den Hauptstädten gegründet hat, sind jene in den kleineren Ortschaften theilweise allerdings in den Hintergrund getreten. Während die Ersteren mit reichlichen Mitteln ausgestattet werden und wissenschaftliche Sammlungen von europäischer Bedeutung haben, ist der Aufwand für die kleineren nicht nach Erforderniß gesteigert worden. Universitäten wie Berlin und München üben schon an sich eine große Anziehungskraft und entziehen den übrigen Tausende von Studirenden. Selbst Heidelberg und Bonn bringen es nie zu mehr als etwa achthundert Studenten, Göttingen hat kaum so viele, während die Zahl vor einem Jahrhundert die doppelte war; Leipzig und Tübingen halten sich Jahr aus Jahr ein auf derselben Höhe, weil dort die Landeskinder alljährlich ihr regelmäßiges Contingent liefern. Auch ziehen gegenwärtig die technischen Wissenschaften und die polytechnischen Schulen viele Köpfe an, welche früher Universitäten besuchten. Es ist, solchen Verhältnissen gegenüber, geradezu böswillig, die Abnahme der Frequenz auf der Universität Jena der freisinnigen Richtung ihrer theologischen Professoren schuld zu geben. Mit größerem Rechte könnte man sagen, daß Jena in unseren Tagen glänzender dastehen würde, wenn die thüringischen Staaten für dieses Kleinod mehr Geldmittel bewilligten, jährlich nur etwa 50,000 Thaler mehr, damit es möglich wäre, viele Männer der Wissenschaft ersten Ranges zu berufen und so zu besolden, wie es an den großen Universitäten geschieht. Das ist aber nicht der Fall. Ein zweiter Uebelstand liegt vielleicht darin, daß man in zu weitem Umfange den Brauch befolgt, Professorensöhne wieder als Professoren anzustellen. Gewiß sind dieselben tüchtige Männer, aber den Hochschulen thut es stets gut, wenn recht viel Elemente aus der Ferne gewonnen werden; dadurch wird die Reibung und Regsamkeit der Geister befördert.

Doch genug davon; den Anklagen gegenüber, welche gewisse Leute gegen Jena erheben, waren obige Bemerkungen nicht überflüssig.

Die Weltbedeutung Jena's, als einer Universitas literarum, sprang Jedem auf den ersten Blick in's Auge, der die Straßen durchwandelte. Es war ein guter Gedanke, die Häuser, in welchem einst bedeutende Männer gewohnt, mit Tafeln zu schmücken, auf welchen der Name und Jahreszahlen verzeichnet stehen. Und welche Namen treten uns entgegen? Kein London und Wien, kein Berlin oder Paris hat größere. Man fühlt deutschen Stolz, wenn man auf diese Tafeln sieht. Es ist eine wahre Milchstraße von Berühmtheiten aller Facultäten; vor Allem aber haben in Jena Männer gelebt, welche schöpferisch auf unsere Nation wirkten, und denen sie es verdankt, daß sie an der Spitze der Culturvölker steht, daß sie Herrscherin im Gebiete des Geistes ist. Kein Hauptpastor Götze und kein Formelgläubiger hätte Ruhm auf unser Deutschland gehäuft; wer wüßte von solchen Zionswächtern etwas, wenn nicht ein Lessing sie unsterblich gemacht hätte? Aber Männer, die ich nennen will, die auf den Tafeln in Jena verzeichnet stehen, die dort gelehrt oder gelernt haben, die sind es, auf welche das Vaterland mit Stolz blickt; sie, die vollen frischen Geist ausströmten, der die Wissenschaft belebte, und eine unberechenbare Summe von Wohlthaten in's Leben brachte.

Da sehe ich die Namen: E. M. Arndt, den Platoniker Ast, die Romantiker Clemens Brentano und Novalis, Hölderlin, Tieck und die Schlegel; Steffens, Hegel, Fichte, Schelling, Reinhold, Tannemann und Herbart; Fries, Krause und Krug; den alten Klopstock; den Symboliker Creuzer, Joh. Matthias Gesner, der in der Erklärung der Alten so correct war, Hase aus Paris, Eichstädt, Eichhorn, Gottfried Hermann, Göttling, Reisig, Jakobs, Ilgen, Lobeck, Schütz, Johann Heinrich Voß, Ersch, Gruber und den unsterblichen Winckelmann. Ich lese die Namen des Dichters von Hagedorn, Friedrich Schiller's und von Knebel's; des alten Jahn's und Salzmann's; jenen von Luden und Troxler, von Liscow und Musäus, Pesselt, Manso und von Woltmann; ich lese auch jenen Grollmann's und der beiden Humboldt.

Und unter den Theologen finde ich Namen wie de Wette, Paulus, Reimarus, Augusti, Baumgarten-Crusius, Gabler, Griesbach, Credner und jenes Großmann, welcher den Gustav-Adolf-Verein gestiftet; die Juristen können sich Thibaut's, Feuerbach's, Savigny's und Justus Möser's rühmen; während die Reihe der Naturforscher und Aerzte nicht minder Namen ersten Ranges in Menge zählt. Der wunderliche Helmstädter Beireis und Blumenbach, Döbereiner und Froriep, Gall und Lichtenstein, Heinly und Oken, Hufeland und Langenbeck, Loder und Pfaff, Nees von Esenbeck und Rudolphi, der Biolog Treviranus und Siebold, — sie alle gehörten Jena an. Solche Früchte hat Jena getragen unter der Obhut seiner Erhalter, und es wird trotz geringerer Studentenzahl seine Bedeutung für das gesammte Deutschland behalten, so lange es seinem eigenen guten Geiste treu bleibt. Ich habe die Todten genannt; auch unter den Lebendigen und rüstig in der Gegenwart Arbeitenden kann es mehr als einen Lehrer und viele Männer, welche in Jena ihre Bildung erhalten haben, andern

Digitized by Google

größeren Hochschulen dreist zur Seite stellen. Und deshalb sage ich mit dem alten Burschenliede: Pereant osores!

Der Zug am Sonntag Morgen war stattlich und wurde durch den Regen, welcher zwei Stunden lang fiel, nicht gestört. Großes Interesse erregten die berühmten Männer, welche als Abgeordnete anderer Hochschulen gekommen waren, um den großen Tag zu verherrlichen. Wenn keine deutsche Universität einen namhaften Theologen der Formelrichtung, sogen. Orthodoxen, zum Gruß und Glückwunsch geschickt hatte, so wurde ein solcher Mangel höchst freudig verschmerzt; was solche Theologen unterlassen hatten, geschah von Paris und Petersburg, Tiflis in Georgien und Straßburg, von Schweizern und Ungarn. Sie alle waren willkommen und huldigten froh dem Geiste, wie er in Jena stets gelebt und sich hoffentlich stets erhalten wird. Die Festpredigt des Kirchenraths Schwarz war Jena's würdig; kräftig und mild, anregend und eindringlich; sie wirkte wohlthätig auch dadurch, daß sie nicht, was höchst unpassend gewesen wäre, dogmatisirte oder theologisch eiferte, während sie doch, um mit Luther zu sprechen, den Aufeindern der Universität und ihres Geistes „auf's Maul schlug." Es wird wohl getroffen haben. Die Predigt ist gedruckt, und drei starke Auflagen wurden in zwei Tagen vergriffen.

Ueber das Festmahl, die Ernennung der Ehrendoctoren, unter welchen vielleicht einige Spreu ist, und die amtlichen Vorgänge überhaupt werden wohl die Zeitungen ausführlich berichten, und ich brauche derselben nicht zu erwähnen. Mir kommt es darauf an, einige Federzeichnungen zu liefern. Ein Maler würde in Jena zu Genrebildern eine große Menge Stoff gefunden haben. So zum Beispiel war das ganze Treiben der Studenten höchst malerisch. Sie zogen auf mit Marschällen und Fahnen, die Schläger blitzten, und die Gesichter sahen so frisch und munter darein, daß man seine rechte Freude daran hatte. Alle Verbindungen hatten neue Fahnen erhalten, die an jenem Tage eingeweiht wurden; auch die Bürgerschützen und die Innungen und Schulkinder fehlten nicht in dem Zuge, welcher dann die große Kirche füllte.

Schon am Sonnabend hatten viele alte Freunde sich zusammengefunden und gingen in Gruppen, Arm in Arm. Viele hatten ihre Verbindungsbänder und farbige Mützen mitgebracht, die sie vor Jahrzehnten getragen, und das ganze Treiben in Jena hatte etwas ungemein Farbiges, Buntes, Anmuthendes. Die Feier war, mit Ausnahme einer zweistündigen Unterbrechung am Sonntag Morgen, von heiterm Himmel begünstigt, der gewiß seine Freude an dem muntern, frischen Treiben gehabt hat. Prachtvoll wirkten die Feuer, welche am Sonnabend Abend auf allen Bergen emporloderten, in's Thal hinableuchteten, und sich in der Saale widerspiegelten. In der großen Festhalle im Paradiese saßen frohe Menschen bis spät in die Nacht beisammen, während zugleich alle Gasthäuser gefüllt waren, und die verschiedenen Verbindungen ihre Commerse hielten. Dabei will ich eine Bemerkung nicht unterdrücken. Während meines viertägigen Aufenthaltes in Jena habe ich auch nicht einen einzigen lärmenden Menschen gesehen, nicht gesehen oder gehört, daß irgend eine Irrung oder ein Zank vorgekommen sei. Das Benehmen Aller, der Studenten wie der herbeigeströmten Landleute, der Bürger wie der Fremden, war in der That musterhaft und in hohem Grade preiswürdig: der Großherzog von Weimar, welcher dem Feste seine lebhafte Theilnahme schenkte, muß auch an einem so anständigen Benehmen Aller seine Freude gehabt haben; überall wurde der „Rutritor" nicht nur, wie sich von selbst versteht, mit Hochachtung begrüßt, sondern ihm tönte auch überall freudiger Jubel entgegen. Er ist in der That ein Schirmer von Jena.

Das Standbild seines Ahnherrn, Johann Friedrich's des Großmüthigen, Dichters des kernigen, von allem Dogmatismus freien „Kurfürstenliedes", prangt stattlich auf dem Marktplatze, und wurde in Gegenwart des Großherzogs enthüllt. Die Weihrede war zu lang, was bei dergleichen Gelegenheiten, wie überall, ein Fehler ist; aber am Ende sank die Umhüllung, und da stand, in schimmerndem Erze, kräftig und markig, der alte Recke, welcher so viel schwere Tage erduldet, aber doch mannhaft geblieben, er, der Gründer der Jenaischen Universität. Die Arbeit des Berliner Bildhauers Drake ist in der That ein Meisterwerk, und macht der Sculptur Ehre; die malerische Tracht war geschichtlich gegeben, und ist zugleich kleidsam und monumental. Aber allgemein war der Eindruck, daß das Postament für ein solches Standbild viel zu winzig sei.

Ein Fackelzug fehlte natürlich nicht; und das Gaudeamus klang voll in die Lüfte. Die meisten ehemaligen Jenenser schlossen sich gruppenweise den Verbindungen an, zu welchen sie einst gehört, und waren bei diesen willkommen. Von den Corps sind manche eingegangen; die alten Teutonen mit schwarz-roth-gold-grün, die Constantisten, Vandalen und Westfalen verschwanden, waren aber an den Festtagen wieder durch Einzelne vertreten. Es hatte für sie etwas Wehmüthiges, wenn sie so in einem kleinen Häuflein beisammen saßen und sich der alten Zeit erinnerten. Ich sah sechs oder sieben alte Teutonen aus den zwanziger Jahren, unter welchen, ich wußte es im Voraus, der tapfere, schon früher von mir erwähnte „Rups" nicht fehlen würde. Der Treffliche war in poetischer Stimmung, er blickte in's Paradies und träumte vor sich hin, bis ihm dann jener Weimaraner, der ihm vor vierunddreißig Jahren den rechten Arm gelähmt, entgegentrat. Sie umarmten sich und — tranken einmal.

Ich ließ die officiellen Festlichkeiten möglichst bei Seite; mir lag daran, Gemüthseindrücke aufzunehmen, und zu sehen und zu hören, wie die heutige akademische Jugend denkt und fühlt. Ich mischte mich in die Gesellschaft aller verschiedenen Verbindungen. Es ist ein heiterer, frischer Muth unter diesen Studenten, sowohl unter jenen der Corps, als unter den Burschenschaften. Jena zählt drei Corps: Sachsen, Thüringer und Franken, und drei Burschenschaften: Teutonen, Germanen und Leute vom Burgkeller. Alle hatten ihre „Kneipen" prächtig herausgeputzt, wie denn überhaupt Jena so grün aussah, als sei der ganze Birnauwald in dasselbe eingerückt.

Der Burgkeller ist nicht mehr er selbst, und ich habe ihn mit Wehmuth betrachtet. Zwar die Treppenstufen sind noch so schlecht, wie vor dreißig Jahren, aber wo sind die alten Säulen im untern Zimmer geblieben, wo die angeräucherten Wände, welche Anspruch darauf machten, einmal weiß gewesen zu sein? Sie sind hin; man sieht tapetenartig überpinselte Mauern, braun lackirte Tische, Bilder an den Wänden, der forsche Tisch und der Trompetertisch haben ihren Auszug gehalten; — es behagte mir nicht mehr, der Trunk, den ich nahm, schmeckte mir nicht. Dort unten hausen die Burgkelleraner, Leute mit rothen Mützen; sie bilden unter den burschenschaftlichen Parteien den linken Flügel, sind Männer des Progresses und verwerfen das Duell völlig; sie sind grundsätzliche Gegner desselben. Damit haben sie die reine Vernunft auf ihrer Seite; da sich aber im Raume oftmals die Sachen sehr hart aneinander stoßen, und das Abstracte schwer zur Geltung gelangt, so haben diese Männer des Progresses den anderen Studenten gegenüber eine schiefe Stellung, und stehen außerhalb des allgemeinen Verbandes. Die oberen Räume des Burgkellers sind im Besitze der neuen Germanen, die, so viel ich erfahren habe, das Duell nicht unbedingt verwerfen, aber den Corps keine Satisfaction geben. Sie scheinen eine Art von burschenschaftlichem Centrum zu bilden, und hatten sich während des Festes mit den Leuten, die im Erdgeschoß des Burgkellers hausen, in beringter Weise vereinigt. Ich ging mit einigen alten Freunden Abends auf ihren Saal, und wir kamen gerade recht, um eine interessante Mittheilung zu hören. Ein alter, noch sehr stattlicher und rüstiger Lützower Jäger, Prediger Horn aus Mecklenburg, erhob sich und erzählte, wie die Burschenschaft gestiftet worden sei:

Unter den Studenten Jena's herrschte, gegenüber der Napoleonischen Schmach, ein patriotischer Ingrimm. Ein Theil von ihnen beschloß, die Waffen zu ergreifen und für das Vaterland zu kämpfen. Sie verließen bei Nacht und Nebel die Stadt, gelangten unter mancherlei Gefahren über die Elbe und erreichten Breslau. „Dort wählte," so sprach Pastor Horn, „kein geringerer Mann, als König Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen, für uns die Farben schwarz, roth, gold, als Sinnbild der vaterländischen Sache; das ist der Ursprung dieser herrlichen Farben; ein König hat sie gewählt, und wer Euch sagt, daß sie einen revolutionären Ursprung haben, der lügt; ich sage, er lügt!"

Dann schilderte er ergreifend, wie nach erfochtenem Siege und nach Befreiung des Vaterlandes von fremdem Joch die Jugend sich zur Burschenschaft vereint habe. Die alten Landsmannschaften seien ein Abbild der Zerrissenheit Deutschlands gewesen, durch Zerrissenheit sei das letztere eine Beute der Fremden geworden; aber die Jugend habe, so viel an ihr gewesen, dazu helfen wollen, daß eine solche Schmach nicht wiederkehre. Ihrer Vier seien zusammengetreten und hätten auf der Tanne, dem bekannten Gasthaus an der Saalbrücke, die Verfassungsurkunde der Burschenschaft entworfen. Pastor Horn

fügte die Namen derer hinzu, von welchen die einzelnen Abschnitte verfaßt worden seien.

Seitdem sind mehr als vierzig Jahre verflossen und in Jena haben sich durch alle Wechselfälle hindurch Burschenschaften erhalten. Sie sind ein Spiegelbild der verschiedenen Bestrebungen in der deutschen Jugend. Es ist löblich, daß ihre Angehörigen sich in vaterländischem Sinne ausbilden, sobald sie alle Ausschreitungen vermeiden. Es schadet nicht, wenn manchmal der Becher überschäumt, dagegen hatte selbst König Philipp II. von Spanien nichts einzuwenden; aber in's staatliche Leben einzugreifen, ist niemals Beruf der Jugend, der die Erfahrung mangelt. Diesen Satz sprach auf dem Commers der Teutonen einer ihrer Sprecher, ein Hannoveraner, sehr scharf aus und bezeichnete die Grenze, innerhalb welcher die deutsche Jugend sich zu halten habe. Diese Teutonen bilden den rechten Flügel unter den Jenensischen Burschenschaftern; sie pauken mit den Corps. An diesen rüstigen, frischen Leuten hatten wir Aelteren unsere wahre Freude; der Redner, welcher ihren Commers eröffnete, ein Braunschweiger, ein noch junger Mann, hielt eine prächtige Rede, in welcher Weihe und Schwung mit großer Klarheit des Gedankens vereinigt waren. In Bezug auf den letztern Punkt scheinen diese Teutonen die Dinge richtiger zu treffen, als die Studenten vor zwanzig und dreißig Jahren; man sieht, daß die Erfahrungen, welche die Zeit gebracht, doch Früchte getragen haben. Der Patriotismus zog sich durch die Reden aller dieser jungen Leute, es war aber nichts Aufgepufftes darin, sondern Alles schlichte Natur, und politisirt wurde gar nicht. Das mag denen zur Beruhigung dienen, welche besorgt hatten, die Jubelfeier möchte für politische Demonstrationen zum Vorwande genommen werden.

Selbst die alte Wartburgsfahne gab zu dergleichen keinen Anlaß. Dieses Palladium der Burschenschaft war lange Zeit verborgen und in guter Obhut, nur Wenigen kam sie zu Gesicht. Nachher brachte man sie in die Schweiz, wo Professor Reinhold Schmidt in Bern sie lange treu verwahrt hat. Jetzt ist sie wieder in Deutschland, und gewiß hätte das Jubelfest eine passende Gelegenheit dargeboten, sie wieder an's Tageslicht zu bringen und an irgend einer Stätte, als geschichtliche Merkwürdigkeit, für immer niederzulegen. Die Tausende von anwesenden Burschenschaftern würden sie ohne Zweifel mit ungeheuerem Jubel begrüßt haben, aber das wäre sicherlich die ganze „Demonstration" gewesen. Auch eine solche ist geflissentlich vermieden worden. Reinhold Schmidt war in Jena, er setzte die Lage der Dinge auseinander, und wenn auch seine Art und Weise, in welcher er die „Nichtherausgabe der Fahne für jetzt" motivirte, nur Wenigen gefiel und sein Ton nicht behagte, so beruhigten sich doch Alle, weil sie begriffen, daß an den hohen Freudenfesten der geliebten alma mater auch nicht der entfernteste Anlaß zu Verdächtigungen gegeben werden dürfe, denn daß Gegner und Feinde, kirchliche wie weltliche, auf der Lauer lagen, um wo möglich Steine auf Jena zu werfen, das war Allen wohlbekannt. Die alte romantische Fahne wird indessen bald zum Vorschein kommen und man sollte dieser jedenfalls geschichtlich gewordenen Merkwürdigkeit einen Platz auf der Wartburg, neben anderen Merkwürdigkeiten, gönnen.

Das patriotische Gefühl machte sich bei mehr als einer Veranlassung unwillkürlich Luft. Die Teutonen saßen am Montag Morgen in der Sonne am Markte. Da trat ein alter Herr unter sie, der die Achtzig längst zurückgelegt hatte. Man bot ihm einen Trunk, kam mit ihm in's Gespräch und sah an seinem Hute die Jahreszisser 1789 bis 1792. Damals hatte er in Jena studirt; er hatte zu Friedrich Schiller's Füßen gesessen, als dieser seine Collegia mit dem berühmten Vortrage über das Studium der Universalgeschichte eröffnete. Er erzählte von jenem Tage, und die Teutonen brachten Schiller und dem alten Burschen ein Hoch. Dieser erzählte aber mehr. Er war bis vor wenigen Jahren ein treuer Hirt einer deutschen Gemeinde in Schleswig gewesen, dann aber hatten die Dänen ihn abgesetzt, weil er treu am Deutschthum hält. Seitdem lebt der fast neunzigjährige Greis in der Verbannung.

„So seht Ihr mich, liebe Jugend; ich bin ein alter Mann und werde bald meinem Gotte Rechenschaft zu geben haben. Aber ich habe gelebt als ein guter Deutscher und will als ein solcher sterben. Thut Ihr desgleichen."

Es versteht sich, daß „Schleswig-Holstein meerumschlungen" angestimmt wurde. Am Nachmittage ereignete sich aber noch eine andere Episode, die nicht minder ergreifend war. Die Teutonen und mit ihnen Hunderte von Gästen waren nach Ziegenhain hinausgezogen. Auch der „Reichshausknecht", der alte Herr von Zerzog (aus Regensburg, bekannt vom Frankfurter Reichstage), der 1818 in Jena studirt, manche andere alte Reichstagsmitglieder und Notabilitäten der Wissenschaft waren zugegen; auch Jakob Venedey war da. Es wurden heitere Reden gehalten und vaterländische Lieder gesungen, während die Kännchen in der Runde gingen. Da trat in Folge einer zufälligen Anregung ein alter Burschenschafter aus Schleswig-Holstein auf, dessen Sohn vor zwölf Jahren Mitglied der Jenenser Teutonia gewesen. Dieser Mann sprach ergreifende Worte. Er rief:

„Ich sehe Euch hier in den Farben, die ich vor langer Zeit getragen und die auch meinen ältesten Sohn geschmückt. Er hat Euch angehört, aber er kam heute nicht unter Euch sein. Ich habe zwei Söhne in den heiligen Krieg geschickt, den wir Schleswig Holsteiner für die deutsche Sache geführt, und er, der Euer Bruder war, ist gefallen und hat seine Treue für Deutschland mit seinem jungen Blute besiegelt. Glaubt nicht, daß ich als Vater über ihn trauere; er that nur seine Pflicht, er that nur, was das Vaterland von ihm verlangen konnte. Er ging wohlgemuth in den Kampf, ich hoffe, ich erwarte, ich fordere, daß Ihr Alle, seine Verbindungsbrüder, desgleichen thun würdet, wie ich denn das von jedem jungen Manne in Deutschland verlange. Ich habe noch einen Sohn, er ist mein einziger. Aber ich sage Euch, wenn das Vaterland ruft, dann geht er zum zweiten Male in den Kampf, und er wird seine Schuldigkeit thun. Und auch ich werde sie thun, das glaubt mir."

Man sah es dem Manne an, daß es ihm heiliger Ernst war, und seine wahrhaft spartanische Rede übte eine ungeheuere Wirkung.

„Ja, dieses Schleswig-Holstein ist die brennende Wunde; man wird ingrimmig, wenn man davon nur hört," rief ein Student, nachdem die Stille, welche den obigen Worten folgte, wieder verschwunden war.

Mehr als einmal zeigte sich in Jena, wie zuweilen das Lächerliche dem Erhabenen auf dem Fuße folgt. Als Pastor Horn seine obenerwähnte Schilderung über das Entstehen der Burschenschaften geendet hatte, trat ein Mann seltsamer Art an den Tisch. Ich mußte ihn schon gesehen haben, seine Züge schwebten mir vor. Richtig; vor dreißig Jahren war der Mann häufig in der Bierrepublik Ziegenhain gewesen; damals zählte er schon zehn Semester, jetzt lebt er noch immer in Jena mit den Studenten und unter ihnen. Da stand er leibhaftig, dieser Demelius, weiland Ceres genannt, aber seit drei Jahrzehnten allen Jenensern als „Bierlatte" oder „die alte Latte" bekannt. Er hat den Musensitz nie verlassen, will in ihm sterben, wie er sagt: „als Studente." Er trat vor, erfüllt von süßem Gerstensaft. Die Germanen, welche ihn damit laben, hatten ihm zum Jubiläum eine neue Mütze geschenkt, in welcher er prangte, in der linken Hand hielt er eine neuangemalte Latte, in der rechten einen Krug. Er wollte reden, aber die Stimme versagte ihm den Dienst, und der Zuruf: „Latte, fall' ab," verscheuchte ihn. Solcher alter Originale gibt es in Jena noch einige; doch ist die berühmte „Puppe", welche seit 1823 inscribirt war, vor einigen Jahren gestorben. Die „Latte" hat zur Jubiläumsfeier Gedichte drucken lassen.

Auf das erheiternde Intermezzo folgte ein widerwärtiges. Ein Mann, den ich als frischen, liebenswürdigen Studenten gekannt und den ich herzlich lieb gehabt hatte, ist Professor an einem Gymnasium geworden und noch heute ein kernbraver Mensch. Aber die moderne theologische Richtung hat ihn gepackt und er benutzte das Commerciren der Studenten, um ihnen eine Predigt zu halten. Sie müßten lernen „die Kniee beugen", sonst sei es gar nichts mit ihren vaterländischen Bestrebungen. Dann redete er viel vom wahren und rechten Glauben (darüber sind sie Alle in Streit, da dem Einen nicht wahr und nicht recht erscheint, was der Andere dafür hält), den er einst in Jena nicht gefunden habe. Dann klagte er die Lehrer an, jene Lehrer, die ihm doch einst so große Freundlichkeit und Güte erwiesen. Ein neben mir sitzender Germane war über solchen Undank und solche Herbigkeit empört und meinte, wenn der „rechte" Glaube solche Früchte bringe, so möge der liebe Gott ihn davor bewahren.

Jakob Venedey, der ehrliche Mensch, war, wie gesagt, auch in Jena; er sprach bei den Teutonen, sie möchten sich mit den Germanen und den Leuten vom Burgkeller vereinigen, und meinte es gut. Ruhig besehen, schadet es gar nichts, daß die Burschenschaft

Digitized by Google

sich in mehrere Theile getrennt hat; in der deutschen Jugend sind einmal Gegensätze und sie werden bleiben. Mögen verschiedene Richtungen ihren Weg für sich gehen; sobald sie in einer Verbindung aufeinander prallen, werden doch wieder Trennungen stattfinden müssen; das liegt in der Natur der Sache. Laßt sie also nebeneinander gehen; aber zu wünschen wäre allerdings, daß es in freundlicher Weise geschähe. Aber dazwischen macht dann alle Mal die leidige Duellfrage einen Strich.

Da ich in den früheren Mittheilungen mancher alten Bekannten erwähnt habe, so will ich bemerken, daß sie in Jena nicht fehlten; namentlich waren die Mecklenburger stark vertreten, aber Stülpnagel, der alte wackere und heitere Mensch, hatte die schönen Locken nicht mehr; der „kleine Jahn" trug einen runden Hut und der „lange Itze" war zum Koloß geworden. Der altdeutsche Gelehrte aber, welchem er einst seinen Confirmationsfrack zum Promoviren geborgt und der aus der Schweiz gekommen war, sah noch immer aus wie ein Burggeist und steinerner Gast. Es that dem Herzen wohl, so viele alte Freunde so frisch und in guten Verhältnissen wieder zu sehen.

Am Graben in Jena liegt ein Haus, von welchem eine Schweizerfahne herabwehte. Es ist die bekannte Mäderei, die seit einem Jahrhundert windschief steht. Als im Jahre 1784 ein Lübecker Rathsherr seinen Sohn nach Jena schickte, gab er ihm die Warnung mit, ja nicht in die Mäderei zu ziehen, denn sie könne jeden Augenblick einstürzen. Der Sohn gab viele Jahre später seinem Sohne dieselbe Warnung, aber dieser zog in die Mäderei gleich seinem Vater und Großvater, und auch der Urenkel hat dasselbe Zimmer bezogen. Windschief ist die Mäderei freilich, aber sie ist neu aufgeputzt und sieht schmuck aus, kann auch reichlich noch ein Jahrhundert stehen.

Und nun will ich von Jena scheiden. Das Fest hat die Erwartungen Aller nicht nur erfüllt, sondern sie bei Weitem übertroffen. Ein froher, trefflicher, frischer Geist belebte das Ganze, und die Erinnerung an die herrlichen Tage des Jubiläums dieser Hochschule wird für die, welche zugegen waren, eine der schönsten Lebenserinnerungen bleiben.

Möge Jena sich selber treu bleiben!

Die Wassersnoth in Sachsen.

II. Zwickau.

Vorüber sind die Tage des Schreckens, der Verwüstung, der Gefahr. Der Geist, für den Augenblick fast erdrückt von der Großartigkeit und Gewalt der in rascher Folge an ihm vorüberziehenden Erscheinungen, hat sich wieder sammeln können, läßt Bild für Bild von dem Geschehenen und Erlebten an dem Spiegel der Erinnerung vorüberziehen, durchlebt gleichsam das Einzelne noch einmal, aber ruhiger und bewußter, und webt nach und nach ein großes Gesammtbild zusammen, dessen Umrisse in scharfer Zeichnung für alle Zeit in seiner Erinnerung eingegraben bleiben werden.

Freilich wäre es ein vergebliches Bemühen, wenn wir diesem Bilde durch das Wort entsprechenden Ausdruck geben wollten: die großartigsten Ereignisse sind immer am wenigsten geeignet, sich treu in den engen Rahmen des Wortes fassen zu lassen; — aber doch gelingt es uns vielleicht, auch in denen eine mehr oder minder deutliche Vorstellung von der Macht der entfesselten Naturkraft hervorzurufen, welche sie bis jetzt nur in ihrem friedsamen Zustande sahen.

Ein schon lange anhaltender, über das ganze Muldengebiet verbreiteter Regen hatte sich in der Nacht vom 30. zum 31. Juli so gesteigert, daß der Muldenstrom bei dem Grauen des Tages, schmutzigrothes Wasser führend, in vollen Ufern brausend, an Zwickau vorbeischoß, und daß der Mühlgraben, nicht im Stande, die Wassermasse des in ihn mündenden hoch angeschwollenen Planitzer Baches zu fassen, anfing, den untern Theil der Eselswiese und den Turnplatz zu überfluthen. Auch die Mulde selbst wuchs zusehends, trat aus und vereinigte ihre Wasser mit denen des Mühlgrabens zu einem den Asch, die Lindenstraße und den Silberhof unter Wasser setzenden Strome. Vormittags 8 Uhr stand das Wasser schon 4 Zoll höher, als bei dem Sommerhochwasser im vorigen Jahre, welches für das höchste galt, das seit 1830 vorgekommen war. Und der Regen ergießt sich weiter; auf der Mulde treiben schon Breter, Stämme und Brückentrümmer, und bedenklich fragt Einer den Andern, was das so werden solle. Doch hat noch Niemand eine klare Vorstellung von der drohenden Gefahr, und die Menschen glauben noch, sie könnten ihre Werke vor dem weiter und weiter dringenden Feinde bewahren.

Um elf Uhr Vormittags ist von dem Wassermesser an der Bierbrücke, welcher bei mittlerem Wasserstande noch 5½ Ellen über dem Spiegel emporsteht, kaum noch eine Elle zu sehen und unterhalb der Brücke ergießen sich die Fluthen rechts und links in mächtigen Strömen über die Ufer, setzen den größeren Theil der Leipziger Vorstadt unter Wasser und verwandeln die breite Aue, so weit das Auge reicht, in einen kochenden und brausenden See.

Aber auch der inneren Stadt ist ihre Stunde gekommen. Vom Silberhofe her schlängeln sich kleine Bäche der Mühlgasse zu, froh begrüßt von der Schaar der Kinder, die sich, nicht ahnend, für welche Ereignisse wohl diese unschuldig spielenden Wellen die Vorboten sein könnten, mit lärmender Lust darin umhertreiben; aber mit ernster Miene und unter Kopfschütteln betrachtet von den Männern, welche mit möglichster Eile die Kellerlöcher verschließen und die Thüren verrammeln. Dazu läßt der strömende Regen weiteres Steigen befürchten und die Befürchtung wird durch telegraphische Nachrichten aus dem Obergebirge zur Gewißheit.

Man gewinnt nun endlich eine klarere Vorstellung von der Gefahr; der Gedanke, daß das Wasser, welches die Menschen schon in ihren Wohnungen aufsucht, diesen wohl auch an das Leben gehen könne, gewinnt Raum. Darum ordnet der Stadtrath an, daß die Kähne vom großen Teiche hereingeschafft und an die verschiedenen, am meisten bedrohten Punkte der Stadt vertheilt werden. Zugleich wird die Erbauung von Flößen kräftig in Angriff genommen. Freilich erfordern diese Geschäfte erhebliche Zeit, und inzwischen wächst das Wasser so weit, daß der Messer an der Bierbrücke ganz unter der Fluth verschwunden ist.

Um drei Uhr Nachmittags erhebt sich der ganze Vorrath von Floßholz von seinem Lager; in ruhiger Majestät und in geordneten Zügen setzen sich, gleichsam einem geheimen Befehle folgend, 3000 Klaftern Holz in Bewegung; aber bald werden die Schragen durch Anstoßen an Bäume oder Zäune umgeworfen und ein wildes Chaos von Holz dringt stoßend und wirbelnd mit unwiderstehlicher Gewalt durch die Gärten am linken Muldenufer, um sich von da in kleineren oder größeren Abtheilungen weithin über das Land zu verbreiten. Auf dem Hauptstrome der Mulde treiben in fast ununterbrochener Folge Hausgeräthe aller Art, Trümmer von Häusern, Brücken, Mühlen und Wehren, mächtige Stämme und Bäume mit Kronen und Wurzeln. Die Ueberbrückung des Rechens, aus gewaltigen, zusammengeschraubten Ballen bestehend, weicht von ihrem Lager, zertheilt sich in Stücke und diese schaukeln und tanzen wie spielende Fische über die Wogen hin, und Fässer, dem communlichen Pichschuppen entrissen, hüpfen in langer Reihe von Welle zu Welle.

Um sechs Uhr ist der größte Theil der Stadt unter Wasser gesetzt; mächtige Ströme dringen von verschiedenen Seiten in die Straßen, füllen die Keller und zwingen die Bewohner von Parterrestuben, ihre Habe dem Wasser zu überlassen und in die Oberstuben zu flüchten. An der Fleischerpforte stürzt das erste Haus zusammen und sendet seine Trümmer mit trauriger Mahnung an das Geschick, welches noch vielen Gebäuden bevorsteht, durch die Straßen. Nur noch das einzige Schneeberger Thor ist vom Wasser frei und Tausende von Menschen sind in ihrer oder Anderer Wohnungen abgesperrt und sehen mit Grausen, wie sich die Fluthen mit jeder Stunde neuen Raum verschaffen.

Nun galt es, die Kähne mit muthigen und geschickten Männern zu besetzen, hinauszufahren in die reißenden Fluthen und den Menschen die helfende Hand zu reichen oder wenigstens anzubieten. Nur Wenige aber konnten sich schon am Sonnabend entschließen, ihre Wohnungen zu verlassen; von Stunde zu Stunde hofften Alle, daß der Regen nachlassen und das Wasser wieder zurückgehen werde. So kam es, daß ein Kahn, welcher von der Treppenmühle

Digitized by Google

aus am Sonnabend drei mühevolle Fahrten nach dem Aſch und der Lindenſtraße ausführte, nur acht Menſchen nebſt einigen Hausthieren und Habſeligkeiten an das Land bringen konnte. Es war aber der Kahn ſo groß, daß er ohne Ueberfüllung außer den ſechs Schiffern noch funfzehn Mann aufzunehmen vermochte. So große Kähne wurden gewählt, weil es ſich ſchon bei den erſten Verſuchen zeigte, daß die kleinen keineswegs im Stande waren, dem Andrange der Fluthen nur einigermaßen zu widerſtehen. Ebenſo waren die meiſten Flöße, weil ſie wegen ihres zu geringen Umfanges zu wenig tauchen, nicht zu gebrauchen.

Mit dem Anbruche der Nacht mußten die Fahrten in das Freie ganz eingeſtellt werden, denn ſie hätten bei einem Terrain, das allenthalben durch Zäune und andere Hinderniſſe durchzogen war und die Kähne bald vorn oder hinten, bald rechts oder links der heftigſten Strömung ausſetzte, nur zum Verderben führen können. In den Straßen der innern Stadt aber, in welchen das Waſſer weniger ſtrömte, fuhren die ganze Nacht Kähne auf und ab; wenn auch nur wenig Hülfeſuchende bei der Finſterniß der Nacht ihre Perſonen denſelben anvertrauen mochten und die Meiſten es vorzogen, ihr Leben bei drohender Gefahr auf andere Weiſe in Sicherheit zu bringen.

Aber die ſchrecklichſten Stunden waren nun mit der Nacht herangenaht, ſchrecklich nicht nur für die vom Waſſer Umgebenen, ſondern ſchrecklich auch für die der Gefahr noch nicht Ausgeſetzten. Die Fluth nahm immer rieſigere Verhältniſſe an, das Gefühl der Hülfloſigkeit wurde von der Finſterniß verſtärkt und das Toben und Brüllen des Waſſers brachte die Gefahr in vergrößertem Bilde vor die geängſtigten Gemüther.

Bleich ſitzen die Glieder der Familie in der Stube umher; da wankt der Boden unter den Füßen und die Mauer, worauf er ruht, ſinkt, erweicht vom Alles durchdringenden Waſſer, in ſich zuſammen. Der Vater und die Mutter ergreifen entſetzt die ſchreienden Kinder und fliehen in ein anderes Zimmer; auch hier dieſelbe Gefahr. Sie rufen nach Hülfe, aber dieſe zu erwarten, iſt nicht Zeit. Es bleibt ihnen nichts übrig, ſie nehmen die Kinder auf den Rücken und den Arm, ſteigen hinunter in die kalte Fluth, waten bis unter die Arme im Waſſer über den Hof, erzwingen ſich mühſelig über Zäune und Gärten den Weg und kämpfen, bis ſie in des Nachbars feſtem Hauſe einen ſicherern Aufenthalt gewonnen haben. Andere brechen, wenn ihr Haus dem Einſturz droht, durch den Giebel des Nachbars, müſſen ſich aber,. weil auch hier ihres Bleibens nicht iſt, mit den Nachbarn vereint gewaltſam weiter den Weg von einem Hauſe zum andern bahnen, bis ein feſtes und ſicheres erreicht iſt. Auf dieſe Weiſe erhielt der Stadtförſter Richter in der Leipziger Vorſtadt 64 Gäſte, denen er in ſeinen beiden Stuben nicht nur nothdürftiges Lager, ſondern auch, ſo weit ſeine Vorräthe reichten, Erquickung durch Speiſe und Trank angedeihen ließ.

Einer nahm den Andern gern und willig auf, theilte mit, ſo viel und ſo lange er etwas hatte. Man hat nicht gehört, daß ein Hülfeſuchender da, wo überhaupt Hülfe noch möglich war, zurückgewieſen oder verabſäumt worden wäre. Solche Zeiten machen die Herzen weit und groß; die kleinlichen Rückſichten fallen und die gewöhnlichen Verhältniſſe des Lebens ſind nicht mehr maßgebend; der Menſch wird Menſch und erkennt in jedem Andern ein gleichberechtigtes Weſen; ſelbſt Feinde reichen ſich, wenn ſie ihr Weg zuſammen führt, ſchweigend die Hand und feiern ein ſtilles Feſt der Verſöhnung.

So nur, indem Alles half, wo nur zu helfen war, iſt es möglich geworden, daß in der grauſigen Nacht vom 31. Juli zum 1. Auguſt bei hundertfacher Lebensgefahr auch nicht ein Menſchenleben zu Grunde gegangen iſt. Wem die verzweifelten Hülferufe und Nothſchreie während der ganzen Nacht in faſt allen Theilen der Stadt durch die Seele gedrungen ſind; wer die Wuth des noch immer ſteigenden Waſſers geſehen und gehört hat, welche um Mitternacht einen unerſchrockenen Mann bewog, von ſeinem ihm gegenüberwohnenden Nachbar über das Brauſen des unten ſtrömenden Mühlgrabenarmes hinüber laut mit den Worten Abſchied zu nehmen: „Nachbar, wir ſehen einander nicht wieder; leb' wohl, leb' auf ewig wohl, wir ſehen einander nicht wieder!“ — dem muß es als ein Wunder erſcheinen, wie dem Wüthen des Alles verſchlingenden Elementes auch nicht eines einzigen Menſchen Leben zur Beute geworden iſt.

Endlich früh $^1/_2$2 Uhr hatte das Waſſer ſeinen Höhepunkt erreicht und behauptete dieſen eine halbe Stunde lang; dann aber fing es an, langſam zu fallen, und mit dem Dämmern des Tages dämmerte auch in den am meiſten geängſtigten Seelen der Glaube

Die Erlmühle bei Zwickau nach der Waſſerfluth.

an Erlösung und Rettung wieder auf. Sofort nach dem Anbruche des Tages wurden die Kahnfahrten nach den in der oberen Stadt vereinzelt stehenden Häusern des Aſches und der Lindenstraße wieder aufgenommen. Die Schiffer, deren Hülfe man am Abend vorher noch nicht gebrauchen zu können glaubte, wurden jetzt mit dem größten Verlangen erwartet und mit Freudestrahlen auf den bleichen Gesichtern begrüßt. In zehn Fahrten, die alle glücklichen Verlauf hatten, wurde der Aſch fast vollständig geräumt und aus den neuen Häusern der Lindenstraße kamen Alle, die es wünschten, an's Land. Gegen Mittag war hier das Rettungswerk, so weit es sich auf Menschen erstreckte, zu Ende; nur die Bewohner des Silberhofes mußten noch, weil der Zugang zu ihnen durch eine mächtige Barrikade von Langholz gesperrt war, weiter in ihren theilweise nicht unerheblich beschädigten Häusern aushalten, konnten aber doch wenigstens wieder Menschen sehen und wahrnehmen, wie die Fluth, zwar langsam, doch stetig sank.

In der inneren Stadt hatte man alle Hände voll zu thun, um in der Eile die dem Einsturz drohenden Häuser zu stützen. Der Stadtrath hatte zu diesem Behufe schnell Stammholz herbeischaffen lassen und Zimmerleute beordert, überall, wo nöthig, beim Stützen behülflich zu sein. Gar manches Haus würde ohne solche Vorsicht weit mehr beschädigt oder wohl ganz eingestürzt sein.

In der Leipziger Vorstadt, welche mit der inneren Stadt bis jetzt ganz ohne Verbindung gewesen war, ertönten Vormittags acht Uhr Nothschüsse und auf dem an dem linken Ufer der Mulde liegenden Stadtkrankenhause wurden auf dem Dache Nothfahnen aufgesteckt. Die Verbindung konnte, da erst noch ein großer Kahn vom großen Teiche hereingeschafft werden mußte, erst um die Mittagsstunde hergestellt werden und man fürchtete traurige Nachrichten; doch ergab es sich, daß die Menschen in den festen Häusern zusammengepfercht waren und daß meist Mangel an Lebensmitteln die Ursache zu den Nothsignalen abgegeben hatte. Diesem Mangel wurde denn auch so schnell als möglich, wenn auch in dem Stadtkrankenhause nur nach ziemlich gefährlichen Fahrten, abgeholfen.

Inzwischen hatte die Rettung von Menschen, deren Leben mehr oder minder gefährdet war, den ganzen Tag hindurch ununterbrochenen Fortgang und der Berichterstatter glaubt, den Lesern dieses Blattes eine nicht unwillkommene Gabe zu bieten, wenn er bei einigen Rettungen die näheren Umstände vorführt.

Nur wenig oberhalb des über die Mulde führenden Röhrensteges soll für eine neue Kohleneisenbahn nach Hohendorf und Reinsdorf eine Brücke über die Mulde gebaut werden. Als Bauexpedition ist auf dem rechten Ufer ein kleines Haus von Steinfachwerk errichtet worden. Darin wurden zwei Baubeamte von dem Hochwasser so überrascht, daß sie den Rückzug durch das Wasser nicht für räthlich hielten. Als sie die zunehmende Gefährlichkeit ihrer Lage erkannten, suchten sie durch verschiedene Zeichen die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu richten. Es gelang dies auch, indem sie in der etwa 300 Schritt davon liegenden Hering'schen Bierbrauerei bemerkt und verstanden wurden. Dort wurde sofort ein Floß, soweit sich Materialien dazu vorfanden, hergerichtet und ein Brauerbursche und noch einige Andere unternahmen es, auf diesem gebrechlichen Fahrzeuge, das von hinten her zu wenigstens einiger Sicherheit an einem Seile gehalten wurde, nach der im vollen Strome stehenden Bauhütte zu fahren. Als sie aber in die unmittelbare Nähe derselben kamen, zerbrach in dem starken Strome ihr Floß, sie stürzten in das Wasser und mußten nun auf ihre eigene Rettung bedacht sein. Der Brauerbursche rettete sich in die Bauhütte an einer Stange, die ihm von dort aus entgegengehalten wurde, und die Uebrigen gelangten glücklich wieder an's Land. Nun waren in der Bauhütte drei Menschenleben gefährdet. Die Lage der Gefangenen fand namentlich in dem nicht fernen Hohendorf die regste Theilnahme.

Am Sonnabend war wegen der eingebrochenen Nacht nichts mehr zu thun. Aber am Sonntag wurde das Rettungswerk mit wahrer Begeisterung angegriffen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit wurde ein festes Fahrzeug kahnartig hergestellt. Man besetzte dasselbe mit fünf kräftigen Männern und ließ es vom Fuße des Hohendorfer Berges aus, etwa 8—900 Ellen von der Bauhütte entfernt, an zwei aneinander gefügten langen Schachtseilen langsam hinaus in die Fluth. Die Männer kamen unter harter Arbeit und Gefahr hinunter bis zur Bauhütte, waren aber nicht im Stande, den zwischen ihnen und der Hütte befindlichen reißenden Strom zu überwinden. Unverrichteter Sache kehrten sie wieder zurück und mußten bei ihrer Erschöpfung die Weiterführung der Rettung fünf anderen noch vollkräftigen Männern überlassen. Diese nahmen bei ihrer Fahrt eine Leine mit und banden an deren Ende einen Stein. Glücklich erreichten sie dieselbe Stelle, an welcher der Versuch ihrer Vorgänger gescheitert war. Von hier warfen sie das durch den Stein beschwerte Ende ihrer Leine nach der Bauhütte, wo man es begierig auffischte. Von der Leine gehalten, vertraut sich einer der Gefangenen den Fluthen, wird kräftig durch den Strom gezogen und steigt gerettet in den Kahn, und ihm folgen glücklich die beiden Gefährten. Nachmittags fünf Uhr lief der Kahn mit den Geretteten unter allgemeinem Jubel im Hafen wieder ein.

Ein Maurerlehrling, ein kräftiger Bursche von achtzehn Jahren, der als vater- und mutterlose Waise schon seit Jahren Wohnung und Verpflegung im Armenhause hat, wollte am Sonntag gegen Mittag, nachdem er etwas vorwitzig in das Stadtkrankenhaus und von da in ein Haus der Leipziger Vorstadt, immer in tiefem Wasser watend, gekommen war, wieder in das Armenhaus zurückkehren. Als er sich aber diesem nähert, ergreift ihn der Strom und reißt ihn fort, bis er dem Armenhause gegenüber, etwa 12 bis 15 Ellen von diesem entfernt, an einem kleinen Apfelbaume wieder einigen Halt gewinnt. An diesem klebend, wird ihn der Aufseher im Armenhause gewahr und ruft ihm zu, am Baume in die Höhe zu klettern. Als er dies gethan hat, versucht man, ihm vom Armenhause aus Hülfe zu bringen; aber Stangen fehlen und den Strom kann Niemand passiren. Es muß gewartet werden, bis andere Hülfe erscheint.

Endlich kommt von der Leipziger Vorstadt her ein Kahn, geführt von einem jungen Manne, dem Zeichner der unserem Texte eingefügten Bilder. Der einsame Schiffer bemerkt bald das Rufen vom Baume her und richtet seinen Weg dahin. Die Strömung faßt ihn, aber noch zu rechter Zeit drängt er seinen Kahn seitwärts und legt an dem erstrebten Baume an. Der Lehrling jedoch, jedenfalls von der Näſſe, Kälte und gezwungenen Haltung etwas erstarrt, zögert mit dem Einsteigen und muß nun sehen, wie der Kahn von der Fluth gepackt und ohne ihn niederwärts gerissen wird. Noch einmal gelingt es dem Schiffer, mit Aufbietung aller Kraft stromaufwärts zu kommen und an dem verhängnißvollen Baume anzulegen. Hier drängt er zur Eile, streckt ermuthigend die Hand entgegen; aber leider dieselbe Zögerung. Und wieder packt die Fluth den Kahn mit solcher Macht, daß an ein Halten nicht mehr zu denken ist. Wie ein Pfeil schießt er davon, und sein Führer gilt in den Augen derer, die ihn sehen, für einen verlorenen Mann. Aber dieser springt, als er über ein Kornfeld weggerissen wird, mit kühner Entschlossenheit aus dem verrätherischen Fahrzeuge, arbeitet sich mit Aufbietung der letzten Kraft, an zusammengerafften Kornähren einigen Halt gewinnend, aus der ärgsten Strömung heraus, erreicht endlich die höher liegende Straße, und kommt nach einer Stunde, bis zur Ohnmacht erschöpft, in einem zur Stadt gehörigen Gute an, wo er freundliche Aufnahme und Pflege findet.

Es ist nun schon die sechste Stunde gekommen, und unser armer Lehrling hängt immer noch auf dem Baume. Da kehrt ein Floß mit neun Zimmerleuten vom Stadtkrankenhause zurück, wohin sie Lebensmittel und Kohlen gebracht haben. Auch sie bemerken den auf dem Baume klebenden Menschen, und schlagen sofort die Richtung nach ihm ein. Doch auch sie werden von der Strömung fortgerissen, und können sich nur mit größter Mühe bis an einen dem Apfelbaum zunächst stehenden Kirschbaum wieder heraufarbeiten. Hier stemmen sie sich ein, halten dem Gefährdeten eine Ruderstange entgegen, fordern ihn auf, dem Floß zugewendet in die Fluth zu springen, und sobald als möglich die Stange zu fassen. Er läßt sich endlich bewegen, thut, wie ihm geheißen ist, es geht Alles gut, — er ist gerettet, nachdem er sechs Stunden auf dem schwachen Baume in Todesangst zugebracht hat.

Drei Männer gingen am Sonntag Nachmittag unterhalb der Bergkeller am Bergrand hin, um Kunde über das Schicksal der Erlmühle, von der es hieß, daß sie ganz verschwunden sei, einzuziehen. Da kommt es Einem vor, als habe sich in dem gerade gegenüber einsam am Muldenufer stehenden und schon arg beschädigten Würker'schen Hause noch ein Mensch am Fenster hin bewegt. Während sie nun scharf nach dem Hause hinblicken, kommt eine Frau desselben Weges und erzählt ihnen, daß allerdings noch ein alter Mann in dem Hause sei. Man habe schon versucht, ihn herauszuholen, aber es sei nicht gegangen, und der Schwimmmeister, der auch mit dabei gewesen sei, habe gesagt, man könne ihm tausend

Thaler geben, er führe nicht mehr mit. Auf diese Rede kehren die Männer sofort um, steigen in den dort bereitstehenden großen Kahn, verstärken sich durch zwei andere Männer, worunter sich der Schwiegersohn des zu rettenden Alten befindet, und fahren hinunter nach den rings von den Fluthen umtobten Hause. Sie dringen in den Garten und gelangen, mit Macht kämpfend, unter einigem Schutze der Bäume bis in die Nähe des Hauses. Hier aber wird der Strom so reißend, daß mit dem Kahne kein Fortkommen mehr ist. Da springen drei der Männer heraus in die Fluth, und arbeiten sich, gegenseitig sich haltend und stützend, hinüber in das Haus. Oben finden sie den alten 72jährigen Mann, anscheinend ganz unbesorgt.

„Nun, Alter," wird er angeredet, „macht, daß Ihr mit fort kommt."

„Jech kah net miet," antwortete er, „iech hoh kähne Stiefeln ah."

Aber Zeit ist nicht zu verlieren, die Weigerung des eigensinnigen Alten wird nicht beachtet. Der Stärkste der Männer nimmt ihn auf den Rücken, die beiden Andern decken von hinten, der Widerstand des Alten durch Einstemmen in der engen Treppe und in der Thüre wird schnell überwunden, und der Strom bis zum Kahn, wie das erste Mal, mit vereinter Kraft glücklich durchschritten. Als der Alte gerettet das Land betritt, meint er: es sei doch gut, daß er nun aus dem Wasser sei, und zwanzig Minuten darnach war das Haus, aus dem er geholt wurde, ein Trümmerhaufen.

Das Würker'sche Haus am Muldenufer.

Wir könnten noch andere hochherzige Handlungen dieser und anderer Art erzählen; aber wir dürfen die Geduld unserer Leser nicht allzusehr auf die Probe stellen. Wir bemerken nur noch, daß den ganzen Sonntag hindurch das Wasser fortwährend langsam fiel. Die niederen Stadttheile waren zwar sämmtlich noch bedeutend überfluthet; aber neue erhebliche Unglücksfälle kamen nicht vor, und am Montag ging die Mulde beinahe ganz in ihr durch die Eroberungen der Fluth allerdings erweitertes Bette zurück. Von allen Hochwassern, die Zwickau erlebt hat, ist das gegenwärtige das größte gewesen; denn seine Höhe hat die der Fluth vom Jahre 1694, welche die größte in Zwickau vorher dagewesene war, um eine halbe Elle überstiegen.

Der Schaden, den diese Ueberschwemmung an Gebäuden angerichtet hat, ist sehr groß: 112 zur Stadt Zwickau gehörige Häuser sind beschädigt, darunter mehrere so arg, daß ihre Ruinen nur noch zum Abbruch taugen. Aber der Schaden an Ufern, Wehren, Brücken, in Gärten, auf Wiesen und Feldern ist ungeheuer.

Sehr erfreulich ist, daß trotz der vielen großen Verluste die Thatkraft der Leute nicht gebrochen worden ist. In den Häusern hat man sofort nach dem Rückzug des Wassers die Ausbesserung der Schäden kräftigst begonnen; auf den Straßen und Wegen verschwinden mit jedem Tage mehr und mehr die traurigen Spuren der Fluth; die gebrochenen Dämme sind nothdürftig wiederhergestellt, und theilweise sind die Mühlen schon wieder in Gang gekommen. Es wird nicht lange mehr dauern, so wird Zwickau sein altes Aussehen, vielleicht sogar etwas schöner und solider, wieder gewonnen haben. Nur die Fluren werden noch manches Jahr trauriges Zeugniß ablegen von der verheerenden Wasserfluth des Jahres 1858.

Blätter und Blüthen.

Ein bedecktes Grab. Erst jüngst in die kleine Stadt S. gekommen, suchte ich, meiner alten Neigung folgend, einsame Spaziergänge auf, und so wanderte ich eines Tages wieder hinaus, um auf einem Höhenpunkte eine freundliche Aussicht zu gewinnen. Dunkle Kiefern umsäumten den Bergesabhang und rauschten düster-gedankenvoll zur Erde, während auf der andern Seite die Landstraße sich hinzieht, auf der schwer beladene Wagen langsam vorüberknarren.

Weiterhin tönt aus einem Garten Musik. Es athmet Alles ringsum Freude und Glück, nur hier oben ist es still, still wie bei den Todten, und bei denen sind wir in der That. Aber so still es hier ist, die Sonne ruht doch auch auf diesem verlassenen Fleck Erde und zittert warm und belebend um kaum bemerkbare Hügel. Nur keine Blume wiegt sich auf den kahlen, leicht hingeworfenen Gräbern, kein Denkmal der Liebe kündet die Namen derer, die hier einschifften zum fernen, uferlosen Ocean des Todes, denn es ist der Begräbnißplatz weiblicher Sträflinge.

Welche Kämpfe, welche Leidenschaften, welch' wilde Fieberträume und Verbrechen deckt hier die kühle Erde!

Sonderbar, dort im Winkel, von einer Kiefer beschattet, liegt ein Grab, das gegen die andern kahlen Hügel freundlich absticht, es ist bedeckt, ein frisches Grün breitet sich darüber, ein mächtiger Rosenstrauch mit den schönsten weißen Rosen prangt auf dem mit Buxbaum eingefaßten Hügel, der einen eigenthümlichen Contrast bildet gegen die übrigen Sandhaufen.

Es blieb mir dies bedeckte Grab lange räthselhaft, Niemand wußte mir Auskunft zu geben, bis mich der Zufall mit dem Prediger der Straf-Anstalt zusammenführte.

Ich forschte nach dem bedeckten Grabe. Ein finsterer Schatten flog über sein Antlitz, dann frug er mich rasch:

„Glauben Sie noch an Justizmorde, an bestrafte Unschuldige?"

„Offen gestanden, nein!" entgegnete ich, „unsere jetzige Gerichtspflege —"

„Ich g'laub' es auch nicht," war seine Antwort, und er lächelte bitter.

Er erzählte:

„Vor einigen Jahren kam in unsere Anstalt ein junges Mädchen; sie war in ihrem National als ein heuchlerisches, verstocktes Geschöpf aufgeführt, die zwar verurtheilt, aber trotz aller Maßregeln nicht zum Geständniß hatte gebracht werden können. Ich las ihre Acten, wie ich dies bei neuangekommenen Strafgefangenen immer thue. Sie war wegen ersten, gemeinen Diebstahls zu zwei Jahr Zuchthaus verurtheilt worden und obwohl sie, wie erwähnt, hartnäckig geleugnet, lagen zu viele Indicien vor, die ihre Schuld ohne Zweifel ließen. Marie Krauß war von armen, aber rechtschaffenen Eltern, sie hatte früh dienen müssen, und bisher einen unbescholtenen Lebenswandel geführt, ihre letzte Dienstherrin, eine verwittwete Baronin, war mit dem Mädchen sehr zufrieden gewesen, weil sie still und fleißig und, ganz gegen die Gewohnheit der übrigen Dienstleute, alle Vergnügungen genieden, und von ihrem Lohne ihre Eltern unterstützte. Die Baronin hatte Mariens bescheidenes Wesen lieb gewonnen und ihr mehr Vertrauen geschenkt, als es für schwache, von der Gelegenheit leicht verführte Menschen räthlich ist. Marie durfte in den Zimmern bleiben, auch wenn sich die Baronin entfernte, selbst Geld aus der Cassette herbeholen; und wenn Freunde die Baronin vor solchen Experimenten warnten, entgegnete sie ruhig: „Marie ist treu, ich verlasse mich auf meine Menschenkenntniß." Diese Bevorzugung Mariens mußte natürlich bei ihren Mitdienenden Haß und Neid erregen, man verspottete ihr stilles Wesen, nannte sie eine Heuchlerin, eine Frömmlerin, die es sanftdick hinter den Ohren habe, und die Frau Baronin werde es schon noch sehen. Der Kutscher allein, ein heimlich dem Trunke ergebener Mensch, hatte sie anfangs in Schutz genommen, weil ihm, dem wilden Gesellen, nach dem Gesetz der Anziehungskraft entgegengesetzter Pole, das hübsche, stille Mädchen gefallen; aber als Marie sein Werben entschieden zurückgewiesen und ihm seine brutalen Zärtlichkeiten vor dem ganzen Dienstpersonal mit einer Ohrfeige erwidert, war's mit seiner Freundschaft vorbei. Er wurde von seiner Umgebung so lange geneckt und verspottet, bis seine frühere Liebe in Haß übergegangen, denn er war es wenigstens, der den ersten Verdacht auf Marie lenkte.

„In Kurzem kamen mehrere kleine Diebstähle vor, zuletzt war aus dem Schlafzimmer der Baronin ein goldenes Armband und zwei Louisd'or entwendet worden. Die Baronin wurde unruhig, sie mußte unwillkürlich an Marien denken, aber so viel dies für sich hatte — denn Niemand anders war in das Zimmer gekommen, als sie — die gute Frau wollte dennoch ihren Verdacht unterdrücken, und verbot jedes Geschwätz hierüber, weil es ihr peinlich, ihre Hausangelegenheiten in dem Munde der Leute zu wissen. Ihr Dienstpersonal dagegen wußte unter sich um so mehr zu schwatzen. „Man wisse es schon," hieß es da, „stille Wasser seien tief, freilich dürfe man nichts sagen, aber die Sperlinge auf dem Dache zwitscherten schon

Digitized by Google

davon," und dergleichen Redensarten. Endlich schlug der Kutscher „Schlüsseldrehen" vor, jene Albernheit, die schon Tausende um ihren ehrlichen Namen gebracht. Hier sollte sich diese Kunst bewähren. Der Schlüssel dreht sich bei allen Namen, nur bei dem Mariens bleibt er stehen. Man wiederholt das Experiment — dasselbe Resultat. Alle jubeln, am meisten der Kutscher, als ob damit wirklich die Thäterin entdeckt, denn das Orakel hat ja nur die Gedanken ihres Herzens bewahrheitet. Die Baronin kommt zu dem Treiben hinzu, man erzählt's ihr triumphirend; sie schüttelt verächtlich den Kopf. „Aber ich will nicht mehr mit der Diebin dienen!" ruft die alte Köchin erbittert. „Wir Alle nicht mehr!" stimmen die Andern trotzig ein. „Und untersucht wollen wir sein!" bemerkt der Kutscher, „damit wir Unschuldigen nicht mit leiden!" — „Ja wohl, gnädige Frau Baronin," rufen Alle, „das muß sein, damit wir unschuldig werden!" — „Nun gut, mein Secretair wird alle Eure Sachen untersuchen und das auf der Stelle," entgegnet die gnädige Frau, um endlich die Sache los zu werden.

„Alle schleppen freudig und bereitwillig ihre Sachen herbei, sie kramen Alles bis auf den Boden heraus, das Geringste wird durchsucht, keine Tasche, kein Schlupfwinkel wird verschont, aber von dem Gestohlenen nirgends eine Spur. „Wo ist Marie? Jetzt kommen ihre Sachen dran!" ruft man jubelnd. „Vielleicht hat sie den Braten gerochen, und sich unsichtbar gemacht," ruft die Köchin, da tritt sie schon zur Thür herein, sie erblaßt, als sie der Secretair zur Oeffnung ihrer Schränke auffordert, sie wird verlegen und weigert sich. „Aha," rufen die Andern jauchzend, „jetzt kommt's." Der Secretair dringt heftiger auf Oeffnung, sie weigert sich und will endlich nur öffnen im Beisein der Frau Baronin und wenn sich das übrige Personal entfernt. Die Frau Baronin kommt, verstimmt und unangenehm berührt von dem ganzen Treiben. Marie öffnet jetzt, man durchsucht die dürftige Wäsche, dort auf dem Boden liegt ein Packet, das Armband und ein Louisd'or fällt heraus."

Der Pfarrer machte eine Pause und blickte düster vor sich, dann fuhr er fort: „So steht's in den Acten und dort ist nichts als Wahrheit. Marie hat kein Wort sprechen können, sie hat nur ihre Umgebung starr und versteinert angesehen, und bekennen Sie, das war ziemlich gut die Unschuldige gespielt. Aber die Baronin fühlte sich auf's Schmerzlichste berührt, von der frommen Heuchlerin sich so hintergangen zu sehen, sie sagt ihr in herben, scharfen Worten, wie elend, wie schlecht sie sei und daß sie augenblicklich das Haus zu verlassen habe, solle nichts Schlimmeres folgen.

„Da wirft sich ihr das Mädchen zu Füßen, schluchzt und jammert, daß sie unschuldig, daß sie bei Gott und allen Heiligen es beschwören könne, nicht die Sachen gestohlen zu haben. Diese Verstocktheit, diese Blasphemie war zu arg, zu niederträchtig.

„Leugne nicht länger!" ruft die Baronin außer sich, „Du freches, undankbares Geschöpf, bekenne wenigstens Deine Schuld und ich will Dir die Strafe schenken, wenn nicht —"

„Ich kann es nicht, ich bin unschuldig!" schluchzt das Mädchen und ringt die Hände.

„Dann fort mit ihr!" ruft die Baronin mit einer bezeichnenden Handbewegung und zieht sich, reicher an Menschenkenntniß, ärmer an Vertrauen, in ihr Zimmer zurück, um das verstockte Frauenzimmer ihrem Schicksale zu überlassen.

„Marie wurde in's Gefängniß geschafft und inquirirt. Sie leugnete eben so hartnäckig vor Gericht, wie vor der Baronin, und war entweder ehrlich oder die vollendetste Heuchlerin, und daß sie nur das Zweite war, ließ keinen Zweifel zu. Niemand anders hatte das Zimmer betreten, ihr Weigern, den Schrank zu öffnen, das Finden der gestohlenen Sachen, ja, noch ein Umstand stellte ihre Schuld bis zur Evidenz heraus — sie hatte ihren Eltern vor kaum acht Tagen einen Louisd'or geschickt, nur noch ein Louisd'or war im Schranke gefunden worden — Alles das genügte, ihre Schuld festzustellen. Zwar behauptete Marie, das sei ein altes Ersparniß, und da ihr Vater so dringend um Geld gebeten, habe sie ihren letzten Sparpfennig hingegeben, und daß sie stets ihre Ersparnisse in dieser Münzsorte aufbewahrt, weil sie eine besondere Vorliebe für Gold habe.

„Begreiflich," hatte man ihr lachend entgegnet, „nur hätte die Vorliebe für dies edle Metall nicht in dieser Weise ausarten sollen."

„Ihr Weigern des Schranköffnens aber wollte die Angeklagte damit entschuldigen, daß sie sich geschämt, ihre geringe, defecte Wäsche zu zeigen, aber diese Vertheidigung war doch zu unhaltbar den schlagendsten Thatsachen gegenüber, sie konnte nicht einmal eine Vermuthung aufstellen, wie dies Geld ohne ihr Zuthun in ihren Schrank gekommen, und sie wurde von Rechts wegen zu zwei Jahr Zuchthaus verurtheilt.

„Nach dem Lesen der Acten war ich gespannt, die abgefeimte Heuchlerin zu sehen. Es war ein blasses Mädchen mit einem hageren Gesicht, ziemlich niedriger Stirn und hartnäckig zur Erde gerichteten Augen. Das Gesicht drückte Verschlossenheit aus, auch die zusammengepreßten Lippen schienen gern schweigen zu wollen. Die ganze Erscheinung machte auf mich keinen günstigen Eindruck. Ich empfahl ihr, sich ordentlich zu führen, und der Himmel würde dann schon ihre Unschuld an den Tag bringen, denn sie schien mir eine von denjenigen Verbrecherinnen zu sein, die so lange lügen und ihre Unschuld betheuern, bis sie selbst daran glauben, und ich wollte gerade in dem Eingehen auf ihre Thorheit am ehesten der Sache auf den Grund kommen. Ich hatte nun ein freudiges Zutappen erwartet, aber statt aller Antwort sah sie mich mit ihren großen, dunklen Augen forschend an, als wolle sie in meiner Seele lesen, und als ich sagte:

„Wenn ich nun doch an Deine Unschuld glaubte?" entgegnete sie ruhig:

„Es ist zu spät, ich gebe mich schon drein."

„Das war nicht das Benehmen einer Intriguantin, ich blickte forschend in ihr Auge, das sie klar und hell aufschlug; es lag eine Reinheit und wahre Unschuld in ihrem Auge, wie sie keine befleckte Seele zeigt.

„Anfangs," fuhr sie jetzt fort und ihre Stimme zitterte, „da wollt' ich verzweifeln und rasend werden, daß es mir Niemand, Niemand glaubte, auch meine gnädige Herrin nicht, ich hielt mich von Gott und aller Welt verlassen und wünschte mir den Tod."

„Aber wenn Du unschuldig bist, da konntest Du ruhig sein," war meine Antwort.

„Nein, nein," entgegnete sie, „wenn uns Niemand hört, Niemand glaubt, den höchsten Schwüren und Betheuerungen nicht, das ist das Schrecklichste, darüber geht nichts — jetzt haben sie mich verurtheilt und nun kann ich ruhig sein."

„Ihre Ruhe hatte etwas Zwingendes, ich mußte ihr glauben. Wäre sie so vor dem Richter erschienen, wer weiß, ob es nicht anders gekommen; aber dort hatte sie sich wahnsinnig gebehrdet, sich verwünscht und verschworen, wenn sie schuldig sei, und gerade diese Heftigkeit, die in solchen Situationen bei den ruhigsten Naturen am ehesten anzutreffen, hatte gegen sie vollends eingenommen und ihre Schuld zweifellos gemacht. Ich sprach mit dem Director über das arme Mädchen und bat für sie um eine mildere Behandlung; er lachte mich aus.

„Da spielt Ihnen wieder Ihre Gutmüthigkeit einen tollen Streich, lieber Pfarrer," sagte er spottend; „käme es auf Sie an, so wären meine hartgesottensten Sünder bald so weiß und unschuldig, wie Engel. Gerade dies Mädchen ist eine abgefeimte Spitzbübin, wir wollen sie auf Rosen betten, aber ich kann nicht dafür, wenn sie den Schnupfen hat und nur die Dornen fühlt.

„Auch hier in der Anstalt wurde das arme Mädchen nur verspottet und gehänselt. Man hieß sie, die Unschuldige, „das Lamm", und eben weil sie so ruhig, wenn auch mit etwas verbissenem Trotz, jeden Schimpf, jede Mißhandlung ertrug, hielt man es für Stumpfsinn, der durch eine noch strengere Behandlung aufgerüttelt werden müsse.

„Ich sah, wie sich das arme Mädchen langsam verzehrte, wie sie zusammenbrach unter der Last ihres Geschickes, und überzeugte mich immer mehr, daß dies keine Heuchelei, keine Verstellung, und doch, wenn ich ihre Acten las, wie klar fügte sich da Alles ineinander und deutete auf ihre Schuld! Da ich in jener Stadt, wo der Diebstahl vorgefallen, Verbindungen hatte, schrieb ich an einen Freund, daß dies Mädchen unschuldig sein müsse, er möge mir noch einmal über den Verlauf der Sache berichten und womöglich neue Nachforschungen anstellen. Ich erhielt die Antwort, daß man dort am Orte von dem verstockten, heimtückischen Charakter Mariens und von ihrer Schuld völlig überzeugt sei. Es schmerzte mich tief; wollte das Mädchen wirklich nur eine Rolle spielen und wenigstens Jemand haben, der sie für unschuldig hielt, oder war sie es dennoch? Ihr Gesicht erschien mir seitdem wieder verschlossener und weniger vertrauenerweckend und ich vermied es, mit ihr zu sprechen, gab ihr aber wenigstens auf ihre Bitten Gebetbücher, mit denen sie sich in ihren Freistunden eifrig zu schaffen machte, und gerade dieses nahm mich gegen sie ein.

„Sie lächeln?" fuhr der Erzähler fort, „daß ich, ein Pfarrer, nichts davon halte, aber eine langjährige Erfahrung hat mich überzeugt, daß Verbrecher, die am zerknirschtesten, reuevollsten das Gebetbuch zur Hand nehmen, die elendesten und schändlichsten sind. Es ist für sie ein Kunstgriff, mit dem sie sich die Gunst ihrer Aufseher erschleichen — weiter nichts.

„Darüber war ein Jahr vergangen, ich hatte in Familien-Angelegenheiten eine Reise gemacht und kam eben davon zurück, als ich von meinem Freunde einen Brief erhielt mit citissime, da ist er. Ich las: „Du hast Recht gehabt, alter Freund! Das arme Mädchen ist unschuldig, es ist eine Tollheit, ich würd's nicht glauben, wenn es nicht bittere Wahrheit. Der Kutscher der Baronin ist der Schurke gewesen, der die Aermste so elend gemacht, er hat Alles gestanden, jetzt im Angesicht des Todes. Doch ich will ordentlich erzählen. Der nichtswürdige Kerl war schon lange dem Trunke ergeben und bei einer Ausfahrt, wo er wieder zu viel getrunken, fällt er vom Bock und zwischen die Räder. Der Doctor gibt ihn auf und jetzt schlägt ihn das Gewissen. Er hat aus Rache und Bosheit die Sachen gestohlen und das Armband und ein Goldstück in den Schrank des Mädchens gebracht. Ein Goldstück nur, weil er gewußt, daß sie einen ersparten Louisd'or an ihren Vater abgeschickt. Er hat Alles so geschickt und heimlich ausgeführt, daß Marie aus dieser Schlinge nicht herauskommt, vielleicht mit Hülfe der alten Köchin, die gefänglich eingezogen worden. Das Alles hat der nichtswürdige Kerl noch eidlich bekräftigt und dann die Seele ausgehaucht. Die Entlassung des armen Mädchens ist schon verfügt. Hier ist die Theilnahme allgemein, man sammelt für sie, die Baronin will ihr einen Jahrgehalt aussetzen; für ihr unverdientes Leiden freilich macht das Alles nicht das Vergangene gut. Ich schreibe Dir, damit Du der Aermsten die Freudenpost, die sie tödten könnte, schonend mittheilen kannst."

„Ich eilte in die Anstalt," erzählte der Pfarrer weiter, „vielleicht war sie schon entlassen. Welche Seligkeit, welch' unendlich Glück mußte es für sie sein, dieser Sonnenstrahl neuen Glückes nach solch' einer düstern, verzweiflungsschweren Nacht. Ja wohl! die Nachricht von ihrer Unschuld war endlich eingetroffen, aber, wie Alles, wie die Erfüllung der schönsten Erdenträume — zu spät! — Sie lag auf der Bahre, still und einsam, die ewig nagende Qual hatte ihr geräuschlos das Herz abgedrückt. Wirklichen Verbrechern naht der Tod nicht mit dem Strahle der Hoffnung und Versöhnung im Auge, sondern nur mit leerem, kaltem, glanzlosem Blicke, die Kette lösend, daß es ihnen dünkt, als wäre das Sterben nur ein Wechseln der Zelle; hier auf diesem Antlitz lag Frieden und Versöhnung. Der Director trat hinzu, auf meine Aeußerung: „sie war doch unschuldig!" zuckte er nur mit den Achseln und schwieg. Jener grüne Rasen dort ist das Einzige, womit die Welt der gekränkten und zertretenen Unschuld lohnen konnte."

„Aber Sie sagten vorhin, Herr Pfarrer," warf ich ein, „daß Sie an Justizmorde nicht glaubten, und was war dies anders?" — „Weil ich es nicht zu glauben brauchte, weil ich es weiß," entgegnete der Pfarrer bitter. „Glück der Welt, wie blindgedankenlos streust du deine Perlen aus!" schloß er tiefbewegt seine Erzählung. „Den Unwürdigsten überhäufst du oft mit deinen glänzendsten Gaben, um edle Gemüther in die Nacht des Unglücks zu stürzen, und darum bleibt uns dieses unerschütterliche Vertrauen auf ein ewiges Leben, auf die Ausgleichung in einer andern Welt."

Das war die einfache Geschichte eines bedeckten Grabes.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 37. Die Gartenlaube. 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Leyer und Schwert.

Hiſtoriſche Novelle von Max Ring.

(Fortſetzung.)

Der Erzherzog, bisher ſo zurückhaltend und vorſichtig, ließ die beobachteten Schranken immer mehr fallen und ſeine echt deutſche Geſinnung brach jetzt ungehindert hervor. An der Begeiſterung des patriotiſchen Dichters entzündete ſich der eben ſo patriotiſche Eifer des im Kampfe bereits bewährten Helden. Alte Erinnerungen lebten in ſeiner hohen Seele auf, neue Hoffnungen erſchloſſen ihre Blüthen. Nicht zwei fremde, durch Geburt und Lebensſtellung ſo weit von einander verſchiedene Perſonen ſtanden einander hier gegenüber, ſondern zwei für das gemeinſame Vaterland gleich laut und kräftig ſchlagende Herzen voll der edelſten Geſinnung.

Eine Stunde war faſt unbemerkt verſtrichen, als der Erzherzog den Dichter verabſchieden mußte.

„Es iſt mir lieb,“ ſagte er, Körner ſeine Hand reichend, „einen ſolch' wackern jungen Deutſchen kennen gelernt zu haben.“

Mit dieſen ſchlichten Worten entließ er den Dichter, der ſeine tiefe Bewegung kaum zu bewältigen vermochte. Eine mächtige Umwandlung war die Folge dieſer Unterredung, welche alle ſeine ſchlummernden oder mit Gewalt zurückgedrängten Empfindungen von Neuem aufwühlte. Dahin ſchwanden die reizenden Bilder einer geträumten Häuslichkeit, die lachenden Ausſichten einer heiteren Zukunft. Ernſte und dunkle Scenen des nahe bevorſtehenden Kampfes für das Vaterland nahmen ihre Stelle ein, blutige Viſionen, wilde, kühne Erſcheinungen des Schlachtentodes und der mörderiſchen Vernichtung. Statt der friedlichen Bühne breiteten ſich die ſchrecklichen Leichenfelder vor der Phantaſie des Dichters aus, ſchmetternder Hörnerklang und das dumpfe Raſſeln der kriegeriſchen Trommel verdrängten den ſanften Klang der Lyra und der ſie begleitenden Flöten. Statt von friedlichem Lorbeer, träumte der Dichter von blutgetränkten Eichenkränzen um das Haupt der Erſchlagenen. Selbſt das Bild der Geliebten erblaßte wie in dämmernder Ferne vor der Geſtalt des Vaterlandes, das aus der bisherigen Erniedrigung mit Hülfe ſeiner Söhne ſich zu erheben bereit ſchien.

Wie klein und unbedeutend kam Theodor jetzt Alles vor, was er bisher geleiſtet und erlebt hatte, neben der hohen Aufgabe, die ſeiner noch harrte! Was er bis jetzt gegeben, waren nur Worte und Redensarten, zum Theil von Anderen geborgt und von der Oberfläche geſchöpft.

Er fühlte, daß damit noch nichts gethan, die Schuld des Daſeins nicht abgetragen ſei. Für ſeine Ueberzeugung wollte er ſein Herzblut, für eine einzige große That ſeinen leicht erworbenen Ruhm, ſein Leben ſelber hingeben.

Von ſolchen Gedanken erfüllt, bedurfte es nur des leiſeſten Anſtoßes, um den Wunſch, die ſchwankende Sehnſucht zum feſten Entſchluſſe zu geſtalten und eine neue gewaltige Wendung ſeines Schickſales herbeizuführen.

Der Weg führte ihn an dem Hauſe vorüber, welches von Wilhelm von Humboldt, dem preußiſchen Geſandten, bewohnt wurde. Es drängte ihn, das volle Herz vor dem väterlichen Freunde auszuſchütten, bei dem er ſicher war, Rath und Hülfe in allen Bedrängniſſen zu finden. Der geniale Staatsmann empfing den jungen Dichter mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit in ſeinem Arbeitscabinete, trotzdem er gerade in dieſem Augenblicke mit den wichtigſten Angelegenheiten beſchäftigt war.

„Sie kommen gewiß,“ ſagte er mit freundlichem Lächeln, „um mein Urtheil über Ihr neueſtes Trauerſpiel, über Ihre „Roſamunde“ zu hören. Verzeihen Sie nur, daß ich im Drange meiner Geſchäfte noch nicht dazu gekommen bin, es vorzunehmen. Am beſten wird es ſein, wenn Sie es an einem Abende in meiner Familie vorleſen. Sie werden uns Allen einen großen Genuß dadurch bereiten.“

„Nicht deswegen bin ich hier,“ entgegnete Theodor, „eine wichtigere Angelegenheit führt mich zu Ihnen, Excellenz!“

„Laſſen Sie hören, womit ich Ihnen dienen kann.“

„Ich komme ſo eben vom Erzherzog Karl, der mich rufen ließ. Die Worte und der Anblick des edlen, deutſchen Helden reiſten in meiner Seele einen Entſchluß, den ich ſchon lange Zeit mit mir herumgetragen. Ich will Wien verlaſſen, um meinen Arm der Befreiung des Vaterlandes zu weihen, die, wie ich weiß, in naher Ausſicht ſteht.“

„Wie?“ fragte Humboldt überraſcht, „Sie wollten Ihre eben erſt errungene, glänzende Stellung aufgeben, einer Laufbahn entſagen, die Sie mit ſo ſeltenem Glücke betreten haben? Was werden Ihre Eltern, was Ihre Braut dazu ſagen?“

„Ich fühle lebhaft all' die Unruhe und Beſorgniß meiner guten Mutter, ich kenne die Bedenken meines Vaters, der als ſächſiſcher Unterthan ſich gezwungen ſehen dürfte, meinen Schritt zu mißbilligen, aber im Grunde ſeines Herzens wird er mein Vorhaben ſegnen, denn er ſelbſt hat dieſe Liebe zu unſerem deutſchen Vaterlande mir in's Herz geſenkt, ſie gehegt und gepflegt. Meine Braut wird mich verſtehen; ihr Herz ſchlägt für die gute Sache, der ſie ihre Liebe zu opfern bereit ſein wird.“

„Aber Sie können dieſer auf andere Weiſe beſſer nützen. Der Geiſt iſt ebenfalls und eine edlere Waffe, als die rohe Kraft im

Digitized by Google

Dienste des Vaterlandes. Sie können auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutenderes leisten. Ein großes Pfund ist Ihnen anvertraut, das Sie der Menschheit schulden. Nicht umsonst ward Ihnen das schöne Talent verliehen, das Sie besitzen."

„Ich war auf Ihren Einwurf gefaßt; aber meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist Keiner zu gut, wohl aber sind Viele zu schlecht dazu! — Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter den günstigsten Verhältnissen sich entwickeln durfte, wo ist eine Gelegenheit, wo ich ihn mehr geltend machen kann? — Eine große Zeit, der wir entgegengehen, will große Herzen und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogenbrande die muthige Brust entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleyern? — Soll ich Komödien schreiben auf dem Spottheater, wenn ich den Muth und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? — Daß ich vielleicht mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mich beseligt, das ist eben das Opfer, würdig einer solchen Sache. Wer wollte noch feilschen und rechnen, wo es das Höchste gilt? Je mehr Einer hat, desto mehr ist er zum Geben verpflichtet. Nicht mit der halben, mit der ganzen Kraft, mit Geist und Leib, mit Blut und Leben muß jeder Deutsche eintreten, wenn die große Stunde der Befreiung schlägt."

„Und sie wird schlagen," entgegnete Humboldt, indem er über den Patrioten den Diplomaten vergaß. „Sie ist näher, als wir Alle geglaubt haben. Diese Depeschen, die ich so eben aus Berlin erhalten und Ihnen mittheilen will, da Sie mein volles Vertrauen verdienen, legen ein Zeugniß ab für den Geist, der in dem preußischen Volke lebt. York's kühne That, die Bemühungen des über das ganze Land verbreiteten Tugendbundes und vor Allem der Uebermuth der Unterdrücker haben den glimmenden Funken zur hellen Flamme entfacht. Länger läßt sich der kriegerische Muth der Nation nicht zurückhalten; der König sieht sich, trotz seiner Friedensliebe und Unentschlossenheit, gezwungen, dem allgemeinen Drängen nachzugeben. Es handelt sich nur noch darum, seine Person vor dem Feinde in Sicherheit zu bringen und den Verdacht der Franzosen einzuschläfern. Während der feine Hardenberg mit seinen diplomatischen Künsten Napoleon zu umstricken sucht, ruft der feurige Stein im Gefolge des russischen Kaisers alle deutschen Sympathien wach und schürt die heilige Gluth der Begeisterung. Schon werden im Stillen alle Vorbereitungen für den nahen Kampf getroffen, schon sammeln sich die einzelnen Truppentheile, schon waffnet sich die Jugend und das Volk zeigt eine nie geahnte Opferfreudigkeit."

„Und Sie wollen mich zurückhalten?" fragte Theodor vorwurfsvoll.

„Nein, bei Gott, das will ich nicht! Wäre ich jünger und kräftiger, ich würde gewiß mich selber anschließen und der heiligen Sache mit meinem Arme dienen. Ich müßte nicht der Freund und Bewunderer des hellenischen Alterthums sein, wenn ich Ihren Eifer tadeln sollte. An den freien Griechen scheiterte der asiatische Despotismus eines Xerxes, an dem deutschen Volke wird der neue Weltdespot zu Grunde gehen, wenn mich meine Ahnungen nicht trügen. Aber wir müssen mit Vorsicht auftreten und nicht durch Uebereilung das große Werk in Gefahr bringen. Selbst hier in Wien sind wir vor französischen Spionen nicht sicher und deshalb hielt ich es für meine Pflicht, Ihnen jeden vorschnellen Schritt zu widerrathen. In einigen Wochen wird die Entscheidung nicht ausbleiben und dann werde ich Ihnen selbst die Hand zu Ihrem Vorhaben bieten, Ihren Vater bestimmen, daß er seine Einwilligung Ihnen nicht versagt, und Ihr ungehindertes Fortkommen nach Preußen vermitteln. Bis dahin müssen Sie mir Ihr Versprechen geben, nichts zu unternehmen. Vor allen Dingen aber verlange ich das tiefste Stillschweigen und die Bewahrung unseres Geheimnisses."

„Ihre Excellenz können sich auf mein Wort verlassen. Ich verlange nur, daß ich sogleich von Ihnen in Kenntniß gesetzt werde, wenn der Krieg von Seite Preußens an Napoleon erklärt wird, damit ich keinen Augenblick verliere, um in die Reihen seines Heeres zu treten."

„Dafür will ich Sorge tragen und es soll Ihnen nicht an den nöthigen Empfehlungen fehlen, die Ihnen eine freundliche Aufnahme sichern werden."

In freudig bewegter Stimmung verließ Theodor den Gesandten, der ihm mit freundlichen Blicken nachschaute.

„Wo ein solcher Geist," sagte dieser ergriffen, „in der Jugend lebt, da ist das Vaterland noch nicht verloren."

III.

Seit jenem Tage stand Theodor's Entschluß fest, seine bisherigen Verhältnisse aufzugeben und an dem großen sich vorbereitenden Kampfe Theil zu nehmen. Mit jugendlicher Ungeduld erwartete er den Augenblick, auf den all' sein Sinnen und Trachten gerichtet war. Seine Unruhe war der Geliebten nicht entgangen, und umsonst bemühte er sich, die Ursache dieser Umwandlung vor ihr zu verbergen. Ein liebendes Frauenherz sieht mit scharfen Augen und prophetischen Blicken. Toni ahnte die nahe bevorstehende Trennung, aber sie vermied es, darüber mit ihm zu reden. Es drückte ihn, vor ihr ein Geheimniß zu haben, er war jedoch durch sein an Humboldt gegebenes Wort gebunden; auch fehlte ihm der Muth, das entscheidende Wort zu sprechen. Er fürchtete, sie zu betrüben, obgleich er ihr die Kraft zutraute, das Unabänderliche mit Würde zu ertragen. Indem er aber an die nahe bevorstehende Abschiedsstunde dachte, verdoppelte er seine Zärtlichkeit für sie. Nie war er aufmerksamer und hingebender gewesen, als in der letzten Zeit, doch sie ließ sich darum nicht täuschen und war auf Alles vorbereitet. Zuweilen litt sie an Anwandlungen einer verzeihlichen Eifersucht, doch diese Gespenster einer selbstquälerischen Phantasie verschwanden wieder, wenn sie in sein treues Auge blickte und seine vom Herzen kommende Sprache hörte. Der edle Jüngling konnte sie nicht betrügen und wenn er sie verlassen wollte, so mußte ihn ein edlerer Grund als gemeine Treulosigkeit bestimmen.

Endlich erhielt er von Humboldt die gewünschte Nachricht. Preußen hatte an Napoleon den Krieg erklärt, der König war nach Breslau gegangen und hatte von dort den berühmten Aufruf an sein Volk erlassen. Theodor las mit Begeisterung jene fürstlichen Worte, welche darauf berechnet waren, den Geist der Nation in seinen Tiefen aufzuregen, die Herzen zu entflammen und jeden Deutschen an seine Pflicht zu mahnen. Thränen stürzten aus seinen Augen, als er geendet hatte, Thränen der Rührung und der Bewunderung. Alle Bedenken schwanden in seiner Seele vor dem großen, welterschütternden Ereignisse. Der Augenblick war gekommen, den er so sehnlichst herbeigewünscht, der ihn mit Entzücken und Schauder zu gleicher Zeit erfaßte. Unter der Gewalt dieses ersten Eindruckes stürzte er zu Toni, der er athemlos das Blatt, worin der Aufruf stand, entgegenhielt.

„Lies!" sagte er mit bebender Stimme. „Lies, was ich so eben von Humboldt erhalten habe."

„Ich hab' es längst geahnt," entgegnete sie, nachdem sie gelesen hatte. „Du willst mich verlassen, um an dem heiligen Kampfe Theil zu nehmen."

„Und Du zürnst mir nicht?"

„Darf ich denn, selbst wenn ich so schwach wäre? Ich werde Dich nicht zurückhalten, wenn Dich das Vaterland ruft. Ich wußte ja, daß ich Dein Herz mit ihm theilte, daß Du mir nur zur Hälfte angehören konntest. Du mußt Deine Pflicht thun, ohne auf das Blümchen zu achten, das Dein Fuß jetzt rücksichtslos zertritt."

„Toni, Du thust mir weh!"

„Bei Gott, das wollte ich nicht! Ich bin nur ein armes Mädchen, das seinem Schmerze nicht zu gebieten vermag. Ich habe zu schön geträumt, um nicht über ein solches Erwachen laut zu klagen. Nenne mich schwach, egoistisch, meine Liebe hat mich einzig und allein zu einer solchen Egoistin gemacht. Ich kann mich noch nicht in die mir zugemuthete Heldenrolle finden. Jetzt fühle ich es klar, daß ich Deine „Helene" besser spiele, als in der Wirklichkeit bin."

„Dein Turanitsch wird aus dem Kampfe siegreich zurückkehren und Dir tausendfach den Kummer vergüten, den er Dir bereiten muß."

Unter Thränen lächelnd reichte Toni dem Dichter ihre Hand, indem sie seinem gütlichen Zureden Gehör schenkte. Sie war, wie sie sich richtig selbst bezeichnete, keine heroische Natur, aber sie besaß dafür jene echte Weiblichkeit, welche vor keinem Opfer zurückschrickt, sobald sie sich von der Nothwendigkeit eines solchen überzeugt hält. Die Liebe machte sie stärker, als sie war; um den

Digitized by Google

Geliebten nicht zu kränken, bekämpfte sie diesen großen Schmerz ihres Lebens und verbarg die Thränen, welche sie nur im Verborgenen seinem Verluste weinte. Mit der ihr eigenen Besonnenheit sorgte sie von nun an fast ausschließlich für Theodor's Ausrüstung und schaffte Alles herbei, was zu seiner Reise nöthig war. Die wenigen Tage, welche er noch in Wien verweilte, wurden durch Abschiedsbesuche ausgefüllt. Theodor besaß eine große Anzahl von Freunden und Bekannten, welche an ihm und seinem Geschick den lebendigsten Antheil nahmen. Viele hielten seinen Entschluß für jugendliche Schwärmerei und suchten ihn davon abzubringen, Andere, zu denen besonders Frau von Pereira und ihre schöne Cousine Marianne Saling gehörten, gaben dagegen unumwunden ihm ihre Bewunderung zu erkennen. Er mußte ihnen versprechen, noch einen Abend in ihrer Gesellschaft zuzubringen und von seinen Kriegserlebnissen fortwährend Nachricht zu geben.

Obgleich er am liebsten die freien Stunden bei seiner Toni zubrachte, so konnte er die dringende Einladung der befreundeten Familie nicht ablehnen. Das Haus des Herrn Pereira war eines der glänzendsten in Wien und in seinen Sälen versammelte sich die beste und vornehmste Gesellschaft. Staatsmänner, Diplomaten und die geistreichsten Schriftsteller wurden von der Großmuth des Mannes und der Liebenswürdigkeit der Hausfrau angezogen. Ein Kranz der schönsten Frauen umgab die ausgezeichnete Wirthin, welche eben so sehr durch ihre körperlichen wie durch ihre geistigen Vorzüge glänzte. Es herrschte in diesem Kreise der freie Ton einer heiteren Geselligkeit, dem durch die vorhandenen bedeutenden Persönlichkeiten eine höhere Weihe zu Theil wurde. Für einen jungen Mann, wie Theodor, mußte eine derartige Versammlung einen ganz besonderen Reiz zu jeder anderen Zeit haben; heute war er jedoch zu zerstreut und von dem nahe bevorstehenden Abschied ergriffen.

Deshalb verließ er die in jeder Beziehung auserwählte Gesellschaft so zeitig als möglich, nachdem er einige flüchtige Worte mit den Damen des Hauses und einigen Bekannten, wie Humboldt und Schlegel, welche ebenfalls zugegen waren, gewechselt hatte. Er wußte, daß Toni im Theater beschäftigt war, und richtete deshalb seine Schritte nach der Burg. Es war eine helle Mondscheinnacht, welche den ehrwürdigen Stephansdom mit lichtem Silberglanze umfloß und wie mit einer Glorie umgab. Vom Thurme schlug die mächtige Glocke die zehnte Stunde, als er vorüberschritt. Bei den feierlichen Klängen erfaßte ihn ein eigenthümlich wehmüthiges Gefühl. Der alte Stephansthurm mit seinen gothischen Pfeilern und Bogen war ja auch ein alter Bekannter, von dem er Abschied nahm. Wie oft hatte er voll Bewunderung seine schlichte Größe angestaunt und, wenn auch Protestant, den Drang gefühlt, in seinen heiligen Hallen niederzuknieen und bei dem mächtigen Brausen der Orgel sein Gebet zu sprechen. Er wäre kein Dichter gewesen, wenn er diesen frommen Riesen nicht jetzt wie einen alten Freund gegrüßt, den er im Begriff stand zu verlassen.

Das Strömen der Menge über den Platz verkündigte ihm, daß die Vorstellung im Theater zu Ende war. Er beeilte sich deshalb, um seine Braut noch anzutreffen. Da ihre Wohnung ganz in der Nähe war, so pflegte sie selten und nur bei schlechtem Wetter von einem Wagen Gebrauch zu machen. Meist ging sie in seiner Gesellschaft oder in Begleitung eines Mädchens, das ihre Garderobe trug, zuweilen auch ganz allein, da sie sich nicht fürchtete. Als Körner in eine der kleinen Seitenstraßen einbog, sah er eine weibliche Gestalt im hastigen Laufe auf ihn zukommen, gefolgt von einem Manne in fremder Uniform. Im hellen Mondschein erkannte er Toni, welche bei seinem Anblick einen lauten Freudenschrei ausstieß und fast athemlos seinen Arm erfaßte.

„Beschütze mich vor dem Zudringlichen!“ flehte die geängstigte Schauspielerin.

Theodor wandte sich nach dem Fremden um, indem er ihn zur Rede stellte.

„Was wollen Sie von meiner Braut?“ fragte er entrüstet.

„Ihre Braut?“ lachte dieser höhnisch. „Ich wußte in der That nicht, daß das Fräulein Ihre Braut sei.“

„So will ich es Ihnen sagen, um Ihren unanständigen Verfolgungen ein Ende zu machen. Ein solches Benehmen einem wehrlosen Mädchen gegenüber ziemt keinem Mann von Ehre.“

„Ich bin der Baron von Färber, und stehe in französischen Diensten,“ entgegnete der Unbekannte hochfahrend.

„Und ich heiße Theodor Körner,“ rief der Dichter in gereiztem Tone, „und verachte jeden Deutschen, der dem Tyrannen dient.“

„Wir sehen uns wieder,“ murmelte der Baron, indem er es für gerathen hielt, seinen Rückzug anzutreten, da der Streit bereits mehrere Zuhörer herbeigezogen hatte, welche für den Dichter offen Partei nahmen.

Bald war er im Schatten der naheliegenden Häuser verschwunden. Toni gab nun dem Geliebten nähere Auskunft über ihr so eben erlebtes Abenteuer. Seit einigen Tagen hatte sie schon in der Fremdenloge, so oft sie auftrat, das ihr widerwärtige Gesicht des Barons bemerkt, der sie unablässig mit seinen Blicken verfolgte. Er hatte es sogar gewagt, ihr anonym einen Brief, Blumen und allerlei werthvolle Geschenke zu überschicken, welche sie natürlich zurückgeschickt hatte. Wie die meisten Frauen von ihrem Stande, fand sie jedoch nichts Besonderes und Verdächtiges in solchen Aufmerksamkeiten, die Schauspielerinnen vielfach zu Theil werden. Auch wollte sie nicht Theodor durch voreilige Berichte in Unruhe versetzen. Dies war der Hauptgrund, weshalb sie bisher geschwiegen hatte. An diesem Abende verließ sie nach ihrer Gewohnheit das Theater gleich nach beendigter Vorstellung, um sich nach Hause zu begeben. An der kleinen Ausgangspforte, die nur für die Künstler der Burg bestimmt war, wurde sie von dem Baron erwartet, welcher ihr hier auflauerte. Anfänglich hielt sie ihn für ihren Bräutigam, und eilte darum auf ihn zu, um ihn freudig zu begrüßen; sobald er sie aber anredete, wurde sie ihren Irrthum gewahr. Sie ließ seinen schon ergriffenen Arm vor Schreck fahren, und entfernte sich in eiliger Verwirrung; eben so schnell folgte er ihr nach, indem er die leidenschaftlichsten Geständnisse seiner Liebe ihr zuflüsterte. Je rascher sie ging, desto mehr beschleunigte auch er seine Schritte, wobei er nicht abließ, sie mit seiner Neigung bekannt zu machen.

Trotzdem Theodor weit entfernt von jeder Eifersucht war, so verstimmte ihn Toni's Erzählung. Bald aber schwanden die Wolken auf seiner Stirn vor ihrer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit. Er begleitete sie bis an die Thür, wo er mit einem zärtlichen Kusse von ihr Abschied nahm. Indem er die holde Gestalt an sein Herz drückte, fühlte er die ganze Größe des sich selber auferlegten Opfers; ein schmerzlich wehmüthiges Gefühl erfüllte seine Brust, und zitterte noch in seiner Seele nach, als Toni schon längst verschwunden war.

Er blieb noch einige Augenblicke unter ihrem Fenster stehen, und sah zu den weißen Vorhängen ihrer Wohnung empor. Ein leichter Schatten bewegte sich, und er glaubte das Profil der Geliebten zu erkennen.

„Gute Nacht!“ flüsterte er leise. „Gott behüte mir diesen Schatz, daß ich ihn wiederfinde, wie ich ihn verlassen.“

Er war zu aufgeregt, um nach seinem Hause zu gehen und die Ruhe zu suchen. Aus der Ferne tönte durch die stille Nacht die Lust des heitern Wiens. Die Kaffeehäuser waren alle noch hell erleuchtet und mit Gästen gefüllt; fröhliche Leute zogen an ihm vorüber und sangen lustige Lieder, von rothem „Ofener“ und kräftigem „Nußberger“ angeregt. Er fand darunter einige bekannte Schauspieler, die den Dichter mit österreichischer Herzlichkeit begrüßten und trotz seines Widerstrebens mit sich fortzogen. Seine nahe bevorstehende Abreise war bekannt geworden und wurde von Allen mit innigem Bedauern aufgenommen. Jetzt konnte er ihrer Einladung nicht widerstehen, mit ihnen noch ein Glas zum Abschiede zu leeren. Er mußte ihnen in das nächste Weinhaus folgen, wo bald der feurige Ungarwein wie flüssiges Gold in den Gläsern funkelte.

„Es lebe der Dichter des Zriny!“ rief der Schauspieler Korn. „Auf ein baldiges und glückliches Wiedersehen!“

„Auf ein glückliches Wiedersehen!“ wiederholte der Chor der ihn verehrenden Gäste.

Die Gläser klangen so hell wie festliches Glockengeläute zu dem allgemeinen Wunsche der Anwesenden, welche Körner als Mensch und Dichter gleich lieb hatten und nur ungern scheiden sahen. Noch mancher Toast wurde auf sein Wohl geleert, bis er sich selber erhob, um den Freunden zu danken. Er sprach mit Begeisterung von der Kunst, der er stete Treue gelobte, wenn er auch gegenwärtig für längere Zeit freiwillig ihr entsage, um an dem Befreiungskampfe seiner deutschen Brüder Theil zu nehmen.

„Dem Vaterlande gilt dies Glas!“ rief er laut, sein Glas erhebend. „Wenn erst diesem meine Schuld gezahlt, dann kehre ich zu Euch zurück, um einzig und allein der Kunst zu leben.“

„Und jetzt ein frisches Lied!“ ließ sich Ochsenheimer vernehmen, „ein Lied von unserem Körner!“

Damit waren alle Anwesende einverstanden und die trefflichen Sänger begannen nach einer ansprechenden Melodie:

Digitized by Google

„Es blinken drei freundliche Sterne
In's Dunkel des Lebens hinein;
Die Sterne, sie funkeln so traulich:
Sie heißen Lied, Liebe und Wein. —"

Noch manches andere Lied wurde gesungen und manches Glas getrunken, ehe die Gesellschaft sich entschließen konnte, aufzubrechen. Beim Fortgehen bemerkte Theodor an einem abgesonderten Tische zwei Personen, welche sich leise flüsternd unterhielten. Der Eine war der Baron von Färber, der Andere ein Abenteurer, der in Wien allgemein für einen französischen Spion gehalten wurde. Beide thaten, als ob sie den Dichter nicht bemerkten; sie steckten die Köpfe zusammen und zischelten. Als sich Körner umwendete, begegnete sein offenes Auge den lauernden Blicken des Barons, dessen tückische Physiognomie sich seinem Gedächtnisse für immer einprägte.

Noch eine andere Beobachtung berührte ihn schon früher unangenehm. Als er nämlich vom Tische aufstand, bemerkte Ochsenheimer zufällig, daß dreizehn an der Tafel gesessen. Der Schauspieler scherzte über die ominöse Zahl, Theodor aber, der nicht ganz vom Aberglauben frei war, konnte sich eines leisen Schauers nicht erwehren, obgleich diese augenblickliche Verstimmung bald wieder schwand. — Die Freunde begleiteten ihn bis zu seiner Wohnung, und zogen Arm in Arm mit ihm durch die stillen Straßen. Es war eine herrliche, sternenklare Winternacht, und das alte Wien mit seinen eingeschneiten Dächern glich einer Feenstadt mit silbernen Zinnen. So gingen sie an den Ufern der Donau, die, zum Theil zugefroren, wie eine demantene Zauberbrücke in magischer Beleuchtung schimmerte. Das winterliche Landschaftsbild paßte zu des Dichters eigenem Gefühl, aber die heiteren Scherze der Künstler verdrängten bald wieder die in ihm aufsteigende Trauer. Noch einmal wurde vor der Thür auf das Herzlichste Abschied genommen, die Hände geschüttelt und ein inniges Lebewohl gesagt. In seiner Stube überließ sich erst der Dichter ganz seiner Stimmung; all die reizenden Bilder seines Wiener Aufenthaltes traten vor seine Seele und umschwebten ihn; er fühlte die ganze Größe seines nahen Verlustes und des Abschiedes von der theuren Kaiserstadt, die ihm so viel gewährt, den Lorbeer des Ruhmes und die Rose der Liebe. — Er nahm die Guitarre in die Hand, sein Lieblingsinstrument; das blaue Band daran, mit Rosen gestickt, war ein Geschenk seiner Toni. Nachdem er einige Griffe über die Saiten gethan, sang er mit leiser wohlklingender Stimme ein Abschiedslied von Wien:

Leb' wohl! Leb' wohl! — Mit dumpfen Herzensschlägen
Begrüß' ich Dich, und folge meiner Pflicht.
Im Auge will sich eine Thräne regen;
Was sträub' ich mich? Die Thräne schmäht mich nicht. —
Ach, wo ich wandle, sei's auf Friedenswegen,
Sei's, wo der Tod die blut'gen Kränze bricht:
Da werden Deine theuren Huldgestalten
In Lieb' und Sehnsucht meine Seele spalten.

Was er so gesungen, brachte er zu Papier, indem er den einmal angeregten Gedanken zu einem Gedichte gestaltete, das er am nächsten Morgen der Geliebten brachte.

Endlich schlug die Stunde der Trennung von Wien und Toni. Die holde Braut suchte ihn voll liebevoller Aufopferung über ihren Schmerz zu täuschen und lächelte unter Thränen, während ihr von bangen Ahnungen erfülltes Herz zu brechen drohte. Immer von Neuem umschlang sie ihn und rief ihn zurück, wenn er schon bis zur Thüre gegangen war. Dann heuchelte sie wohl auch eine größere Fassung, als sie wirklich besaß. Ihre Seele war von bangen Befürchtungen erfüllt, die sie vor ihm zu verbergen suchte.

„Bin ich nicht ein thörichtes Mädchen?" fragte sie. „Am liebsten möcht' ich mit Dir ziehen in den Krieg und an Deiner Seite kämpfen und sterben. Doch nein, Du wirst nicht sterben, Du wirst als Sieger aus dem Kampfe zurückkehren, und ich werde Dich mit wohlverdientem Lorbeer schmücken."

„Nicht mit dem Lorbeer, sondern mit der Myrthe, theures Mädchen! Wenn ich wiederkomme, ist das Vaterland frei, und dann erst sollen sich unsere schönsten Träume erfüllen; dann bauen wir unser Nest, und keine Gewalt auf Erden soll uns trennen."

„Ich will Dir auch ein Amulet mitgeben, das Dich vor jedem Unheil behüten wird. Ich hab' es von der Großmutter bekommen, die es als ein theures Erbstück unserer Familie mir auf die Seele gebunden hat. Wer es trägt, hat nichts zu befürchten und ist vor jedem Unglück geschützt; so sagte sie mir oft. Nimm es hin und trag' es zum Angedenken, wenn Du auch nicht daran glaubst."

„Was Deine Hand mir reicht, bringt sicher Glück. Deine Liebe ist der Talisman, der mich vor jedem Unfalle schützen wird."

Erröthend zog sie aus dem keuschen Busen eine alte Goldmünze hervor, auf welcher in seltsamen Charakteren ein frommer Spruch um ein Crucifix eingegraben war. Sie hing ihm das Amulet um und er versprach, es niemals abzulegen und auf seiner Brust zu tragen.

Noch einen langen, langen Kuß drückte sie auf seine Lippen; dann drängte sie ihn selbst, sie zu verlassen, weil sie sich einer Ohnmacht nahe fühlte. —

IV.

Das war ein wunderbares Schauspiel, welches im Monat Februar 1813 die alte Stadt Breslau in Schlesien darbot. Sonst ein regsamer und fleißiger Handelsort, hatte sich ihr Weichbild plötzlich in ein kriegerisches Lager verwandelt. Der König von Preußen war von Berlin hierher geflüchtet und hatte sein Hoflager in der Nähe der Grenze aufgeschlagen. Um ihn schaarten sich seine Getreuen, die Räthe der Krone und die berühmtesten Generäle. Welche Namen von gutem Klang wurden da genannt, welche großen Männer sah man da täglich nach dem Schlosse gehen, um dem viel geprüften Monarchen ihre Treue zu beweisen und mit Rath und That ihm beizustehen! Neben dem greisen Blücher, der im hohen Alter sich die Gluth der Jugend zu bewahren wußte und kaum seine kriegerische Ungeduld zu zügeln vermochte, schritt der bedächtig kluge Gneisenau in eifrigem Gespräche mit dem genialen Scharnhorst, der sein System der Landwehr den aufmerksamen Zuhörern auseinandersetzte und ihre Gegenbemerkungen mit schlagenden Gründen zu widerlegen suchte. — Dort der stattliche hohe Herr mit aristokratischer Haltung und einnehmenden, würdevollen Zügen war der Staatskanzler Hardenberg, der all' die unerschöpflichen Hülfsquellen seines schöpferischen Geistes jetzt entwickelte, um den großen an ihn gestellten Anforderungen zu genügen. Aeußerlich anscheinend ruhig, war er in seinem Herzen voll banger Sorge, aber auch voll Hoffnung für die nächste Zukunft. Nicht umsonst hatte er den kühnen Schritt gewagt, den Geist des Volkes anzurufen, um das Land von seinen Unterdrückern zu befreien. Die Jahre eines schmachvollen Friedens waren von ihm auf das Beste benutzt worden, um auf dem Wege einer eben so kühnen als weisen Gesetzgebung den Bürgersinn zu heben, die durch Zwang, Bedrückungen und Vorurtheile aller Art gelähmten Kräfte des Staates zu entfalten. Seine Bemühungen waren jetzt reichlich durch die Opfer belohnt, welche die Nation mit Freuden darbrachte, und mit hoher Befriedigung konnte er den Abgesandten des russischen Kaisers die Mittel zeigen, die ihm zu Gebote standen, um den Krieg mit Nachdruck zu beginnen und fortzusetzen.

Ein einiges Gefühl ging durch das ganze preußische Volk, welches auf den Aufruf des Königs aus allen Theilen der Monarchie herbeiströmte, um an dem heiligen Kampfe Theil zu nehmen. Kaum, daß ein Obdach noch zu finden war, obgleich die Einwohner mit echt schlesischer Gastfreundschaft Haus und Tisch mit den Fremden theilten. Die Gasthäuser und Schenken waren überfüllt; Generäle und Minister mußten sich oft mit einem elenden Hinterstübchen begnügen und Leute aus den besten Ständen waren glücklich, wenn sie nur noch ein Strohlager fanden. Auf dem großen „Ringe" drängten sich die frisch angekommenen Truppen, welche hier eingekleidet wurden und zur Fahne schworen. Das alte gothische Rathhaus war umlagert, die breiten Treppen stets von der muthigen Jugend besetzt, die sich zum freiwilligen Dienste und zu anderen Opfern meldete. Hier zog ein neu gebildetes Regiment unter klingendem Spiele und dem Jauchzen der Menge vorüber, dort wurden Rekruten eingeübt und in aller Schnelligkeit einexercirt. Das waren aber nicht jene gepreßten und gezwungenen Marionetten mehr, sondern begeisterte Männer, die mit Bewußtsein Blut und Leben einer großen Sache weihten.

(Fortsetzung folgt.)

Die engliſche Kriegs=Werkſtatt.

(Ein Beſuch im Arſenale zu Woolwich.)

Die Engländer ſind das größte Handelsvolk der Gegenwart. Sie ſind aber auch das kriegeriſchſte und zwar, wie ſie vermeinen, zu Gunſten ihres Handels. Wer ihnen keine Waaren abnehmen will, den bombardiren ſie, um dann zwiſchen Ruinen und Leichen Handelsverträge zu ſchließen. Dies iſt aber der kernfaule Fleck in der Politik Englands. „Handel und Krieg vertragen ſich nicht mit einander,“ ſagte ihnen ſchon Thomas Roe, ihr erſter Geſandter in Indien vor mehr als 200 Jahren, der ſie ganz entſchieden und wiederholt warnte, Ländereien in Indien zu erobern. Dafür rieth er ihnen die Handelsartikel, die ſie ſchicken ſollten und die einen guten Markt finden würden zum Austauſch für prächtige Seidengewebe und Stickereien. Sie hörten nicht auf ihn, ſondern ſie eroberten ein Land nach dem andern und ſchickten Kanonen und Kanonenfutter ſtatt der Handelsartikel. Die Folgen dieſer Politik wurden bald ſichtbar und können, da man von der Nemeſis immer weiter, immer tiefer in den Widerſpruch zwiſchen Handel und Krieg getrieben ward, dem ſtolzen England (ſtolz auch auf — Cherbourg?) noch das Leben koſten.

Die engliſche Kriegswerkſtatt zu Woolwich.

Was an dem Marke Englands ganz weſentlich zehrt, iſt dieſer überall herausgetriebene Widerſpruch zwiſchen Handel und Krieg, weil es ſo weit gekommen iſt, daß der Krieg und die gegen alle Völker zu erhaltende Kriegsbereitſchaft immer mehr koſtet, als der dadurch angeblich begünſtigte und geſchützte Handel jemals wieder einbringen kann, weil für den Krieg mehr producirt werden muß, als für den Handel. Die Production für den Krieg, die Fabrikation von Zerſtörungsmitteln iſt in England größer, blühender, vollkommener, als jede andere Production, größer, vollkommener, als in jedem anderen Lande der Welt.

Das königliche Arſenal bei *Woolwich* im Oſten von London bedeckt mehrere Morgen Fläche mit den gewaltigſten und zum Theil wunderbarſten Dampfmaſchinen. Die rieſigen Eiſenſchafte, welche die Tod und Verderben producirenden Maſchinen drehen, haben zuſammen eine Länge von *ſieben* engliſchen Meilen. Das Arſenal iſt eine ſchnaubende, hämmernde, gießende, drehende, wirbelnde, Tag und Nacht mit flüſſigen Metallen ſpielende ganze Stadt mit mehreren Tauſenden der geſchickteſten Arbeiter Englands, die alle ſtets Tod und Verderben im Großen produciren und glänzender dafür bezahlt werden, als die beſten Arbeiter in productiven Induſtrieen.

Es iſt nicht leicht, Eintritt in dieſe größte Werkſtatt der Welt zu erhalten. In der Regel brauchen Fremde ſpecielle Empfehlungen von Geſandten oder erſten Chefs des Arſenals. Und auch dann bleiben ihnen noch gewiſſe Geheimniſſe verſchloſſen. Mir gelang es, durch Bekanntſchaft mit einem im Arſenale angeſtellten Artillerie-Officier Zutritt und manche intereſſante Mittheilung zu erhalten. Folgendes iſt das Hauptergebniß meines Beſuchs und der Notizen, die ich mir nach authentiſchen Belehrungen machen konnte.

Vom Haupteingange in die ummauerte Arſenalſtadt kamen wir zuerſt in die Kanonengießerei mit etwa zwanzig Arbeitern, die gerade bereit waren, vierzig Centner fließendes, weit um ſich glühendes Kanonenmetall in zwei Haubitzen zu verwandeln. Alle waren ſehr geſchäftig, bis der Pfropfen des großen Steinkeſſels herausgeſtoßen ward und ein dicker, ſilberner Strom herausfloß und Alles um ſich her zu zitternder, wallender, rother Gluth verwandelte und ein unbeſchreibliches Geräuſch von ſich ſtieß, wovon mir alle Glieder bebten, während eine helle Flamme über den entſetzlichen Gluthfluß hin= und herleckte. Man ſagte mir, daß hier zwanzig größere Arbeiter und zwölf Knaben jede Woche, Jahr aus Jahr ein, zwölf Kanonen gießen, außerdem noch eine große Menge metallene Beſtandtheile für Kriegszwecke. Jede Kanone braucht zwei Tage zum Kühlen. Darauf wird ſie mit Hülfe rieſiger Hebemaſchinen in die Kanonen-Drechſelei gebracht und gebohrt, polirt und zu ſofortigem Gebrauch fertig gemacht. In dieſer Drechſelei daneben ſahen wir eine rohe Kanonenmaſſe ſich binnen drei Viertelſtunden glätten und abrunden. Die rieſige Maſchinerie, welche die Kanonen packt, dreht und mit verſchieden geformten Meißeln ſelbſt glättet, ausſchleift, formt und polirt, kann ich ohne Zeichnungen nicht deutlich beſchreiben. Auch hatten wir nicht viel Zeit, da eine ungeheuere Maſſe von Anſtalten, Schmieden ꝛc. in gegebener Friſt beſichtigt ſein wollte.

Digitized by Google

Wir eilten in die Bomben-Fabrik, wo die Formen und Modelle für Bomben jeder Größe von unerwachsenen Knaben mit solcher Geschwindigkeit gemacht wurden, daß es förmlich Bomben regnete. Die Maschinerie machte aber Alles, die Jungen trugen eigentlich nur zu und ab.

Jetzt traten wir in eine Anstalt mit 24 pfauchenden, brausenden, gen Himmel feuerwerkenden Schmieden, die nichts machten, als Röhren zu Congrève-Raketen. Dampfhämmer der verschiedensten Größen schlugen stets, von mechanischen Riesenarmen geschwungen, auf umherspritzende, rothglühende Metallmassen und verwandelten diese in alle mögliche Größen von Congrève-Röhren, von 1½ Zoll im Durchmesser an bis zu den Zweiunddreißigpfündern, welche so meisterhafte Verwüstung auf ganze Städte und Flotten schleudern, daß sie in einer Stunde mehr ruiniren können, als 100,000 fleißige Einwohner in Jahren aufzubauen vermögen.

Und nun in's Centrum, das Laboraterium, das größte Wunder der Welt in Bezug auf Dampfmaschinen-Automatie, die von hier aus hauptsächlich ihre Kraft bekömmt. Diese Dampfkraft pflanzt sich an sieben Meilen langen Schaften, ungeheueren Lederbändern und Tausenden von Rädern brausend, sausend, brummend, donnernd, zischend nach allen Richtungen der Windrose fort und verwandelt sich immer wieder durch Maschinerie in Tausende der riesigsten Cyclopen und geschicktesten Vulcane, Gottheiten, die aber dabei nicht lahm sind, wie der unglückliche Gatte der Venus. Vor diesen Labyrinthen von Straßen brausender Räder, wo sich Alles dreht, bleibt dem Beschauer der Verstand still stehen, da er verzweifelt, sich diese drehende Welt irgendwie in Sinn und Zusammenhang zu erklären. Nur so viel blieb von den Erklärungen sitzen, daß hier 70 Dampfkessel die sieben Meilen langen Schafte und was sich durch sie und mit ihnen dreht, in sausender, brausender Bewegung halten. Es ist Alles so gewaltig, daß man meinen sollte, es sei der leibhaftige Erdgeist, „sitzend am brausenden Webstuhl der Zeit." Freilich kann man nicht hinzusetzen: „Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid." Au contraire.

Von den Maschinen-Automaten zog besonders die, welche die Kugeln für Minié-Gewehre fabricirt, meine Aufmerksamkeit auf sich. Man sieht ungeheuere Gewinde bleierner Röhren, welche die Maschine zunächst abwindet, dann in bestimmte Stücke zerschneidet, um diese dann unter Stahlstempel zu werfen, sie hierauf mit den Stahlstempeln in glatte Minié-Kugeln zurechtzuschlagen und endlich diese in nebenbei stehende Kasten zu werfen. Es waren vier solche Maschinen thätig, jede mit vier Stempeln. Jede fabricirt fix und fertig 36 Kugeln per Minute oder 7000 per Stunde. Sie zusammen liefern täglich (bei Nachtruhe) 300,000 Kugeln, also jährlich — mit gehöriger Feier des Sonntags, um den Himmel und die ewige Seligkeit nicht zu vernachlässigen — etwa 100,000,000, also in zehn Friedensjahren genug, um die ganze lebende Menschheit, und die Engländer natürlich auch, damit mausetodt zu schießen. Mehr kann man in zehn Jahren nicht von dem christlichsten, freiesten, glücklichsten Staate verlangen. Wenn's übrigens nöthig sein und die Menschheit es wünschen sollte, sich von englischen Kugeln todtschießen zu lassen, braucht sie gar nicht zehn Jahre zu warten. Erstens ist schon Vorrath für die halbe Menschheit da und dann beschäftigen sich daneben stets mehrere Arbeiter, auf die alte Manier täglich sieben Centner Blei in 12,500 gemeine Flintenkugeln zu verwandeln. Wenn diese ordentlich treffen, thun sie ihre Dienste auch. Und bei dieser grandiosen Richtung der Civilisations-Verbreitung wird man's nicht so genau nehmen. Kugel ist Kugel, und wer sie einmal in's Herz bekommen hat, fragt nicht danach, ob's eine Minié-, Rifle- oder gemeine blaue Bohne war.

Auf der andern Seite zehn kleine lustige Maschinen neben einander, ganz wie Kinderspielzeuge, da zehn Knaben fortwährend mit ihnen spielten, d. h. ihnen fortwährend kleine Pflöcke Buchsbaumholz zuwarfen, die von den zehn kleinen Maschinen reißend schnell genommen und auf der andern Seite als concave Pflöcke für die Minié-Kugeln — 300,000 täglich — abgeliefert wurden.

In der Nähe ist eine neue Maschine damit beschäftigt, stets Kupfer zu verzehren und es in Form von Percussions-Zündhütchen — 84,000 Stück jede Stunde oder eine Million täglich — wieder herausregnen zu lassen. Daneben andere Jungen, die mit Hülfe älterer Maschinerie Jeder täglich 40 Pfund Kupfer in 30,000 Zündhütchen verwandeln.

Bomben abgerundet, mit Kugeln gefüllt, mit Zündern versehen, aufgeschichtet zu Pyramiden und zu Fonds für Verbreitung des Christenthums und der Freiheit unter der Menschheit — nichts Besonderes in technischer Beziehung. Aber man sieht doch die Liebe. Aber Papiermühlen in der Kriegswerkstatt? Ja, drei neue Papiermühlen, expreß zu dem alleinigen Zweck, Lumpen in Papier zu verwandeln, um das Papier in Kanonen-, Minié- und Cavallerie-Pistolen-Patronen zu pressen. Die Lumpen, den Mühlen übergeben, kommen als hohle, blos an einer Seite offene, derbe, dicke Papierröhren heraus. Mit Hülfe anderer Maschinen werden Pulver und Kugeln hineingethan, so daß sie nun sofort bereit sind, der Menschheit, die nicht mit den Engländern handeln will, einen offenen Kopf zu verschaffen.

Quick! Quick! Rasch in den furchtbaren, feuerspritzenden, donnernden, die Erde weit umher erschütternden Cyklus von dreißig Schmieden mit unzähligen Dampf-, darunter mehreren Vierzig-Centner-Hämmern, unter deren Schlägen sich ein Stück Holz sofort durch und durch in hellen Flammen auflöst. Hier werden schmiedeeiserne Kriegsstücke der verschiedensten Art mit Stahlstempeln zu allerhand Formen glatt ausgeschlagen, zu Bolzen und Beschlägen, zu runden, viereckigen, dreieckigen, verschiedenartig gebogenen und gehöhlten Formen, deren Verwendung mir ein Räthsel blieb und hoffentlich auch bleiben wird.

Der Kanonenwagenschuppen enthielt natürlich Kanonenwagen, aber auch etwas Anderes: neue Sänften, Tragbahren für die Todten und Verwundeten. Man hat versucht, durch neue Construction solcher Wagen es den Todten und Verwundeten bequemer zu machen, aber auch, sie rascher und in größeren Massen von den „Feldern der Ehre" wegzubringen. Es geht doch nichts über die Humanität. Auch Mauleselsättel, jeder mit zwei bis drei kleinen Haubitzen oder einzelnen Dreipfündern für die edele Kriegskunst auf und zwischen Bergen, wie man mir Laien beizubringen suchte.

Durch lange Straßen von Kanonenreihen und Kugelpyramiden in die Werkstätten, wo Maschinen und Menschen alles Holz, das zu Kriegszwecken gebraucht wird, in Wagen, Wagenräder, hölzerne Cavallerie-Degenscheiden u. s. w. verwandeln. Hier war Vieles in technischer Beziehung merk- und bewundernswürdig. Zwei verschiedene Dampfmaschinen schneiden, glätten und höhlen krumme Holzstöcke zu Degenscheiden, wobei die Schneideinstrumente und Hohlmeißel in 4000 Drehungen per Minute je eine Scheide in 80 Secunden fix und fertig machen. Drei Knaben machen für zwei Pence per Stunde mit Hülfe dieser Maschinen täglich 600 Degenscheiden. Eine neue Zapfenmaschine von seltsam complicirter Construction macht 24 Zapfen per Minute für Pulverkasten. Früher brauchte man zu je einem Zapfen 30 Minuten.

Unweit davon eine seltsame Thätigkeit in einer Dampfhammerschmiede, an welche alle Eisenabfälle der ganzen Anstalt abgeliefert werden, um hier mit spielender Geschwindigkeit zusammengeschmolzen, geschweißt und in Weißglühhitze zu neuen Eisenbarren ausgeschlagen zu werden. Die schmutzigen, unförmlichen Eisenstücke verwandeln sich hier wie durch ein Wunder in 20 Fuß lange glühende Schlangen, die sich unter den Händen der Arbeiter hin- und herwinden, und kurz darauf als glatte, starre Eisenbarren ruhig hinfallen.

Die Kanonenräder-Manufactur liefert täglich mit Hülfe weniger ungeschickter Arbeiter vierzig vollständige Kanonenräder aus dem härtesten rohen Holze. Maschinerie macht hier Alles. Die Arbeiter dienen blos als Handlanger. Besonders interessant war die neue, leichte, schnelle und sichere Art, wie die einzelnen Theile jedes Rades von Maschinenkraft und hydraulischem Druck in je ein solides Stück zusammengepreßt werden. Die von Maschinen genau gefügten Felgen-Curven werden auf dem Boden in einem Kreise zusammengelegt, die Speichen zwischen Felgen und Nabe geordnet, und dann das Ganze durch hydraulische Blöcke, die sich mit ihren Curven genau an die Außenseiten der Felgen anschließen, unter einem von allen Seiten gleichmäßigen Drucke von 250 Tonnen in ein einziges Stück zusammengedrückt. Dieser ganze Proceß dauert eine halbe Minute.

Eine Menge knarrendes und donnerndes Maschinenwerk, das sägte, Sattlerarbeit verrichtete, Eisenkanonen abdrechselte u. s. w. übergehen wir, da es technisch nichts auffallend Neues zu bieten schien. Nur die Eisenkanonengießerei, welche jetzt gerieselte oder gezogene Eisenkanonen von mathematisch genauem Caliber liefert, ist für Personen von Fach von großem Interesse, und hat bereits zu mancherlei Discussionen Veranlassung gegeben. Die großen Eisenkanonen sind bis jetzt, so viel ich weiß, größtentheils geplatzt und als unpraktisch für die englischen Civilisationszwecke befunden wor-

Digitized by Google

den; aber kleinere, von denen eine ziemliche Menge glänzender, genau gearbeiteter Modelle von verschiedener Größe gezeigt wurden, sollen sich bewähren.

Aus der Kanonengießerei traten wir heraus in's Freie, nein, erst in den Kanonenwerft: acht Straßen dicht neben einander schlummernder Kanonen. Der Officier sagte mir: es sind über 1500. Und wie viel Tausende schwimmen schon auf allen Meeren? Ein unvergeßlicher und der herzzerreißendste Anblick für mich — diese Straßen noch in aller Unschuld schlummernder Kanonen! Welche Stätte friedlichen Fleißes, welche Väter vor ihren Weibern und Kindern, welche unschuldige Kinder und Frauen werden sie noch zerreißen, und welche Haufen von Leichen und Ruinen werden sie noch produciren! Daneben erheben sich einige Dutzend Kanonenkugel-Pyramiden! Und Pyramiden von Kartätschen, Bomben und Shrapnells! O und rings um, weit umher ringsum dieses Rauchen und Pfauchen, dieses Donnern, Dröhnen und Krachen, diese immer und immer bebende Erde unter meinen Füßen, dieses dumpfe Aechzen aus verschiedenen Werkstatten, diese gen Himmel spritzenden Feuerfontainen aus langen, schlanken Schornen, diese schnarrenden und quiekenden Krahne und Hebel, mit gewaltigen Eisenlasten in der Luft spielend, diese sieben Meilen langen Schafte, Tausende von Tod und Verderben producirenden Rädern in rasender Hast schwirrend, als wäre jede Minute eine Stunde werth in dieser Industrie — und diese ruhigen, friedlichen Menschen dazwischen, die mit derselben Seelenruhe millionenfachen Tod schaffen, wie der Bäcker Semmeln, diese spielenden und über die schlummernden Feuerschlünde springenden Kinder, die wahrscheinlich Ferien hatten, bis ihre Stunde für Bedienung der unersättlichen Maschinen wieder schlug!

Wer bürgt Dir dafür, braver, rothbäckiger Junge, daß die Kanone, auf der Du reitest, um so ritterlich Dein Butterbrod zu verzehren, nicht Dir oder den Deinigen die Glieder zu scheußlicher Verstümmelung zerreißen wird? Wer bürgt diesem mit Todesvorrath für die ganze Menschheit prunkenden England dafür, daß nicht ein einziger Hafen, wie z. B. Cherbourg, mehr Verderben für es liefere, als sie hier producirt haben?

Wie man säet, wird man ernten. Und da die Engländer schon von jeher mit besonderem Bekehrungseifer für die Menschheit Kugeln von Blei und Eisen gesäet haben, können sie natürlich keinen Weizen auf diesen Feldern mähen. Aber das ist richtig, großartig und beispiellos in der Welt ist diese Kriegswerftstatt zu Woolwich. Und das muß allen Gläubigen gegen meine Friedenstaubenmoral ein Trost sein.

Vom Luxus. *

Nr. 3. Der Luxus eines sinkenden Volkes.

Schon die Ueberschrift sagt, daß es eine Grenze gibt, bei deren Ueberschreitung der Luxus verderblich zu werden beginnt, moralisch verderblich, sobald er die Gesinnungen der Menschen zu beherrschen anfängt, die Kraft der Selbstbeherrschung lähmt und den Geist von großen Gedanken und edlen Entschlüssen ab zu entnervenden Vergnügungen niederzieht. Die Entsittlichung reißt dann wie ein schwellender Strom alle Schranken in verheerender Ausbreitung nieder und ist nicht blos eine theilweise innerhalb der höheren Stände, sondern eine ganz allgemeine. Es braucht zur Schwelgerei und Unmäßigkeit nicht kostbarer Prunkgeschirre. Die Ausschweifung herrscht im Palast wie in der Strohhütte. Nur die Form ihres Auftretens ist eine verschiedene. Werden die Menschen unmäßig und träge, so rührt dies von der Erschlaffung anderer edlerer Bestrebungen, von dem Widerwillen gegen andere Beschäftigungen her, wie Ferguson bemerkt, und Sallust schon sagt von dem späteren Römerstaate, dem großartigsten Beispiele eines verfallenden Volkes: „Nachdem man angefangen hatte, in Reichthümer eine Ehre zu setzen, und dieselben Ruhm, Herrschaft und Macht in ihrem Gefolge hatten, begann die Tugend und Tapferkeit abzunehmen, die Armuth für eine Schande, die Unbescholtenheit für Heuchelei gehalten zu werden. Daher kam aus dem Reichthum die Schwelgerei und die mit Stolz gepaarte Habsucht der römischen Jugend." — Der ungezügelte Luxus Rom's ist aber nicht allein als Ursache des Sinkens anzusehen, denn er selbst ist erst wieder Wirkung und Symptom desselben.

Der Luxus verschlingt alsdann das ganze Volkseinkommen, er wird unklug und unsittlich. Auf eingebildete Genüsse und erkünstelte Sinnenreize werden enorme Summen verwendet. Unnatur tritt an die Stelle maßvoller Schönheit und eines wahren Genusses, Verweichlichung an die Stelle der Tüchtigkeit und Enthaltsamkeit. Die große Seltenheit einer Sache oder bedeutende Schwierigkeit ihrer Erlangung gibt schon an sich und häufig einzig den Reiz, sie zu begehren. Ein murrhinisches Waschbecken kostete dem Kaiser Nero 300 Talente (412,500 Thlr.); Sclaven der Kaiser besaßen Fischteiche in einem Areal von sieben Morgen Ackerlandes. Diese hatten einstmals dem ältesten römischen Bürger zur Erbauung der nöthigen Feldfrüchte genügt. Ein verschwenderischer Luxus wurde in menschengroßen Metallspiegeln getrieben, und nicht selten war der Werth eines einzigen solchen Spiegels der Maitresse eines Freigelassenen größer, als der der Aussteuer, welche der römische Senat der Tochter des großen Scipio gegeben hatte.

Die Ueppigkeit brachte die dünnen serischen Kleider in Mode, welche nach Seneca den Körper eigentlich nicht mehr verhüllten. Die Gastmahle boten die seltensten Speisen aller Länder der damals bekannten Erde. Ein Admiral des Kaisers Claudius erwarb sich durch die Kunst der Uebersiedelung von Seefischen aus entfernten Meeren an die italienische Küste besondern Ruhm. Der Seefisch Mullus schillerte beim Sterben in allen Farben. Der Feinschmecker Apicius erfand zur Erhöhung dieses Farbenspiels, womit der Römer seine Tafelgäste zu entzücken pflegte, eine eigene Brühe. Dieser Apicius nahm später den Giftbecher, als er nur noch eine halbe Million hatte und dies nach dem Begriff eines römischen Wüstlings damaliger Zeit nicht mehr zum Weiterleben genügte. Der Kaiser Heliogabalus ließ bei einer einzigen Mahlzeit 600 Straußengehirne serviren. Dem berühmten Tragöden Aesopus kostete eine einzige Schüssel, welche auf die Tafel kam, 6000 Louisd'or. Man staunte, fragte und erfuhr, daß sie nur Zungen von solchen Vögeln enthielt, die zum Singen oder Sprechen abgerichtet worden waren. Man aß die Zunge der Nachtigall wegen ihres Gesanges, des Flamingo wegen seiner Farbenschönheit. Auf Dächern gab es Gärten und Fischteiche. Hortensius begoß seine Bäume mit Wein. Tausende reißender Thiere, aus den Wäldern und Wüsten Asien's und Afrika's erst herbeigeholt, mußten die Schaulust des entarteten Geschlechts bei den öffentlichen Kampfspielen reizen. Man ließ selbst Rehe kämpfen, Elephanten tanzen, fuhr mit gezähmten Löwen, Tigern, ja sogar wilden Schweinen, und hielt sich purpurgefärbte Schaafheerden. Cleopatra löste kostbare Perlen in Wein auf, nur um seinen Werth auf eine enorme Summe zu steigern. Caligula that das Gleiche und ließ, um seinem Uebermuth zu fröhnen, Berge ab- und an einem andern Orte auftragen. Nur das Seltsame, Unnatürliche hatte noch Reiz. — Man wechselte damals bei Tafel die Kleider häufig elf Mal. Zu jedem einzelnen täglichen Dienst hielt der Römer einen besonderen Sclaven und ließ sich ans Essen, Baden, ja selbst ans Schlafen erinnern.

Das war dasselbe Volk, das einstens seinen Dictator zur Rettung des Vaterlandes halb nackend am Pfluge fand und von diesem hinweg in die Schlacht rief, dasselbe Volk, von dem einst Pyrrhus gesprochen hatte, seine Stadt, Rom, sei ein Tempel und sein Senat eine Versammlung von Königen!

Wie in dem Leben des einzelnen Menschen gewisse Erscheinungen der Kindheit im höheren Alter wiederkehren, so sieht man bei einem sinkenden Volke die gröberen Ausschweifungen der mittelalterlichen niederen Culturstufe sich wieder den raffinirten Genüssen der höheren Cultur beigesellen. Les extrêmes se touchent. Bedientenschwärme, Zwerge, Narren, Castraten, Zwitter, Geistesbeschwörer und Zeichendeuter kommen wieder zur Aufnahme. Schmausereien und sonstige Feste mit maßloser Massenverschwendung, greller Prunk und staatsgefährliche Söldnerbanden treten von Neuem als Luxus der Reichen und Großen auf. Cäsar bewirthete bei seinem Triumphessen das ganze römische Volk. Als Nero seine Gemahlin

* Siehe Nr. 32.

Poppäa Sabina begrub, wurde mehr Weihrauch und Cassia verbrannt, als ganz Arabien in einem Jahre nachwachsen lassen konnte. Plinius erzählt von gemalten und polirten Scheiterhaufen, und während in dem alten Gesetz der XII Tafeln nur ein einziger Scheiterhaufen zur Verbrennung einer Leiche erlaubt war, brannten bei der Todtenfeier Sulla's deren sechstausend.

Nach den bisherigen in drei Abhandlungen eingetheilten Betrachtungen sehen wir den Luxus der ersten Periode, der niederen Culturstufe, in noch roher Weise auftreten; er ist grobsinnlich, geht nur auf das Massenhafte oder äußerlich Prunkende und leistet gewöhnlich blos dem Müßiggange Vorschub. In der zweiten Periode, der Blüthezeit eines Volkes, nimmt auch der Luxus den schönsten Aufschwung. Er fördert alsdann, indem er zur Nachahmung anspornt, die Production mächtig, Millionen finden durch ihn ihr genügendes Brod in der Werkstätte der zahllosen Artikel, mit denen der Handel und die Industrie die höheren Bedürfnisse erweitern, den Comfort, die Behaglichkeit des Lebens vergrößern und dem Wechsel des Geschmacks und der neuerungssüchtigen Mode zuarbeiten. Schon Colbert erkannte dies und ermunterte den Luxus überall. Auch die arbeitende Classe gelangt in dieser Zeit zu einem größeren Genusse des äußeren Daseins und erhält ihren Antheil an dem höheren Geistesleben der Nation.

Interessant ist es nun, einen Blick in die Luxusgesetzgebung der einzelnen Jahrhunderte zu thun. Sie tritt natürlich durch die mittelalterliche Periode hindurch als Bekämpferin des Luxus auf und die angedrohten Strafen gehen vielfach bis zur Todesstrafe. Es spiegelt sich also in dieser Zeit durchaus der sittliche Grund in ihnen wieder und erst gegen das Ende derselben schaut aus ihnen die Absicht heraus, das alsdann mächtig aufblühende Bürgerthum in seinem Aufwande, namentlich in seiner Tracht niederzuhalten, um der schon sinkenden Aristokratie, welche außer der Prätension höherer Abkunft bald Nichts mehr voraus hat, im Luxus überhaupt, zumeist aber in der Kleidung, noch einen unterscheidenden Vorzug zu wahren.

Bei den Griechen richtete sich zuerst die lykurgische Gesetzgebung gegen den Luxus. Niemand sollte ein Haus oder Hausgeräth besitzen, das mit feineren Werkzeugen als Beil und Säge verfertigt wäre. Bei Speisen durften außer Salz und Essig keine Gewürze gebraucht werden. Namentlich gegen die Leichenpracht und die Putzsucht der Frauen wendeten sich seine Verbote und waren über letztere besondere Aufseher gesetzt, die gleichzeitig auch die Gastmähler controlirten. Die solonischen Gesetze erlaubten der Braut als Mitgift nicht mehr als drei Kleider und einige wohlfeile Gefäße. Der altitalische Gesetzgeber Zaleukos verbot, ungemischten Wein zu trinken, und wollte den Uebertretungsfall mit dem Tode bestraft wissen.

In Rom bestanden gegen den Begräbnißluxus schon einige Königsgesetze, Sulla verschärfte sie und verbot gewisse Speisen, sowie die Glücksspiele. Der Standesunterschied der Ritter und Senatoren zeigte sich in den nach bestimmten Vorschriften gearbeiteten Ringen. Nach dem oppischen Gesetz vom Jahre 215 v. Chr. Geb. sollte keine Römerin mehr als eine halbe Unze Goldes noch bunte Kleider besitzen. Später gelang es den Frauen unter dem Consulate des älteren Cato, die Rücknahme dieses Gesetzes zu erwirken.

Wenn schon bei den Griechen nach Vorschrift der solonischen Gesetzgebung die öffentlichen Köche die Größe der bei ihnen bestellten Mahlzeiten der Obrigkeit anzeigen mußten und Niemand mehr als dreißig Gäste laden sollte, so erließ später der Tribun Orchius im Jahre 187 v. Chr. Geb. die Verordnung, daß zur Erleichterung der Controle alle Gastmähler bei offenen Thüren abgehalten werden sollten, wozu die Lex Fannia im Jahre 161 v. Chr. Geb. das erlaubte Maximum der Kosten eines Gastmahls bestimmte.

Derselbe ältere Cato verbot nachmals den römischen Frauen alle theuern Schmucksachen und Equipagen, wie von ihm schon früher fremde Salben und kostbare griechische Weine untersagt worden waren. Im Jahre 161 v. Chr. Geb. wurde ferner auch bestimmt, nicht mehr als 100 Pfund Silbergeschirr auf die Tafel zu setzen, während früher ein Consul von der Senatorenliste gestrichen worden war, weil er mehr als zehn Pfund Silbergeschirr besaß.

Unter den gesetzlich verbotenen Delicatessen sind bei dem Tafelluxus auch die damals in Mode gekommenen Spitzmäuse und ausländischen Muscheln genannt. Unter dem Kaiser Heliogabalus tagte — ein charakterisirendes Zeichen der Zeit — der weibliche Senat unter dem Vorsitz der Kaiserin Mutter behufs der Niedersetzung einer Kleider-Ordnung und anderer den Umgang betreffenden Bestimmungen. Die Tracht wurde in derselben streng nach den Ständen abgestuft und sogar über das Küssen Vorschriften gegeben. Bekannt ist das einfache Schwarz der venetianischen Aristokratie in Tracht, Verkleidung und Farbe der Gondeln. Niemand sollte vor dem Anderen sich auszeichnen und die Blicke des Volkes auf sich ziehen. Jeder glänzende Luxus war streng untersagt und nur Fremden oder Dirnen eigentliche Kleiderpracht erlaubt. Der Aristokratie dagegen war selbst Schnitt und Stoff des Mantels vorgeschrieben und nur in den Unterzeugen konnte Aufwand entfaltet werden.

Im Mittelalter durften nur die Ritter Gold, Damast und Sammet tragen, die Knappen nur Silber, Atlas oder Tafft. Die meisten Länder des Continents hatten bereits im dreizehnten Jahrhundert Tisch- und Kleider-Ordnungen. In Frankreich ist Philipp IV. der erste Luxusgesetzgeber. Die Bestimmungen betreffen hier meistens die Kleider, in Deutschland dagegen auch neben diesen das Zutrinken. Im vierzehnten Jahrhundert eifert man namentlich gegen den Luxus in Pelzwaaren, im sechzehnten Jahrhundert gegen die Gold- und Silberpracht.

Ein braunschweigisches Gesetz von 1228 läßt bei Hochzeiten höchstens zwölf Schüsseln und drei Spielleute zu. In England verbot man später das Tragen von Seide an Hut, Mütze und Hose. Gegen das Ende unserer deutschen Ritterzeit war es nur den Reichsunmittelbaren erlaubt, Kutschen zu gebrauchen. Philipp IV. hatte in seinen Luxusgesetzen den Aufwand der einzelnen Stände streng geschieden. Die Bürger durften keine Wagen halten, kein Gold, keine Edelsteine und nur gewisse Pelzwerkarten tragen. Selbst der Preis der Stoffe war bestimmt, sowie der Termin, bis zu welchem alle über den Stand hinausgehenden Kleider abgeschafft sein mußten. Die gleichzeitige Tischgesetzgebung verordnete, daß man bei Gastmahlen nur zwei Schüsseln und eine Speckspeise auftrage, während man in England schon unter Eduard III. zwei Gänge zu drei Schüsseln gestattete mit der Erläuterung, daß Pökelfleisch als besondere Schüssel gelte. Nachdem die Geistlichkeit auf den Concilien zu Paris im Jahre 1212 und zu Angers im Jahre 1365 vergeblich gegen die Schnabelschuhe damaliger Zeit geeifert hatte, verbot sie endlich Karl V. in einem Gesetz vom Jahre 1368 gänzlich. Dagegen wurden wiederum von der Ritterschaft auf mehreren Reichstagen heftige Angriffe gegen die Schmausereien der Geistlichkeit und Mönche gerichtet.

Ludwig XII. wendete sich namentlich gegen den Luxus von Gold- und Silbersachen, und knüpfte den Ankauf von solchen im Werth von über drei Mark an die Einholung des königlichen Consenses. Im 16. Jahrhundert erscheinen mehrere Verbote gegen den Aufwand in Pelzwaaren und Goldstoffen. Der Gebrauch der letzteren wird in einem Gesetz von 1543 nur noch den Enfants de la France vorbehalten. Später brachten es auch die Hofdamen dahin, zu diesem Luxus berechtigt zu werden. In diesem Gesetz wurde den bürgerlichen Frauen untersagt, des Titels „Demoiselles" sich gegen einander zu bedienen. Auch das Maximum des Macherlohnes der Kleider für jeden Stand war besonders bestimmt. Doch wurden in dieser Zeit bei Tische bereits drei Gänge zu sechs Schüsseln erlaubt, nur nicht Fische und Fleisch bei einem Gastmahl zugleich.

Seit der Entdeckung von Amerika stiegen die Preise der Luxusgegenstände mit denen der Lebensbedürfnisse. Dies veranlaßte Heinrich III. zum Erlaß seines Luxusedicts vom Jahre 1576. Es wurde alles vergoldete Holz, Blei, Eisen und Leder außer für die königlichen Prinzen untersagt, während man später dem Luxus in feinen Linnen aus Genua und Venedig durch das gesetzliche Preismaximum von 3 Livres für die Elle, nachmals von 9 Livres, zu steuern suchte. Die Strafen gingen bis zu 3000 Livres.

Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts findet sich ein wichtiger und zugleich interessanter Umschwung in den Motiven der Luxusgesetzgebung. Die Gesetze fassen bis dahin meist die Standesunterschiede in's Auge, und sprechen dieses Motiv auch ganz offen aus. Allein es ist ein ganz eitles Vornehmen, die Consumtion zu überwachen. Während die Production an die Werkstätten gebunden ist, bedürfte die Controle über die Consumtion eigentlich eines Polizeimannes für jeden einzelnen Haushalt. Von der Unausführbarkeit solcher Prohibitivgesetze überzeugt sich denn endlich auch der Staat selbst, und man läßt sie stillschweigend fallen oder man drückt denjenigen Gesetzen, die man aufrecht erhalten will, entweder einen handelspolizeilichen Charakter auf, oder wandelt sie in rein finanzielle um. Der Bürgerstand ist im Laufe der Zeit erstarkt und wohlha-

bend geworden, und die Ausgleichung der Stände fängt unabweislich an. Als Ludwig XIV. im Jahre 1644 die Einfuhr von Luxusgegenſtänden und namentlich den Aufwand von Goldſtoffen beſchränkte, erklärte er das Verſchwinden des Goldes und Silbers als zwingenden Beweggrund, da allein zu Lyon wöchentlich 100,000 Livres edles Metall verarbeitet würden. Man verbot im Jahre 1656 die Caſtorhüte und für künftig jeden Hut über 50 Livres, motivirte die Maßregel aber nicht als gegen den Bürgerſtand nothwendig, ſondern als zum Schutz des Adels gegen deſſen Verarmung genommen.

Während der Staat bei dem früheren Syſteme ſich geſcheut hatte, die bei Uebertretungen verhängten Strafen ihrer Gehäſſigkeit wegen zu eigenem Nutzen zu verwenden, deshalb ſie meiſt dem Patron, der Geiſtlichkeit oder milden Stiftungen zuwies, erkannte er den Luxus jetzt als eine ſeiner ergibigſten Finanzquellen. Er ließ ihn gewähren, erhob aber eine hohe Steuer, und ſtand ſich dabei ſehr wohl. Nur wo ein ſittliches Motiv unterliegt, treten noch Verbote auf.

CHERBOURG
20
21

1. Querquereille-Fort zur Deckung der Einfahrt. — 2. Fort auf dem Cavaignac-Felſen. — 3. 4. u. 5. Drei zuſammenhängende kleine Forts. — 6. Plee-Inſel mit Fort. — 7.—11. Forts zur Beſchützung des Hafens. — 12. u. 13. 17. 18. 19. 22. 23. Redouten. — 14. 15. 16. 20. 21. Forts zur Deckung der Landſeite.

Eine eigenthümliche Geſchichte hat der Branntwein, Tabak und Kaffee gehabt.

Der Branntwein war urſprünglich Arznei, und in Heſſen durften ihn nach einem Geſetz vom Jahre 1530 nur Apotheker verkaufen. Seit dem dreißigjährigen Kriege aber wurde er ganz allgemein.

Den Tabak lernte man im Jahre 1496 in St. Domingo als Arzneipflanze kennen, und fing ſeit etwa 1550 an, ihn in Europa zu bauen. Sehr bald aber ging er in die allgemeine Conſumtion über, und heut iſt er ein ſo unabweisliches Bedürfniß, daß in Oeſterreich die Einnahme aus dem Tabaksmonopol allein ſo viel betrug, als die Summe ſämmtlicher übriger Zolleinnahmen. Jakob I. in England ſchuf eine hohe Steuer gegen den Tabak, weil die niedern Stände nach dem Beiſpiel der höheren Geſundheit, Luft und Boden damit verdürben. — Hier kommen ſogar Enterbungen wegen des Rauchens vor. — Eine Sultans-Verordnung von 1610 gebot, daß jeder Raucher über die Straße geführt und ihm ſeine Pfeife quer durch die Naſe geſtoßen werde. Michael Romanoff ſetzte im Jahre 1634 der Feuergefährlichkeit halber Todesſtrafe auf das Rauchen, was ſpäter in Abſchneiden der Naſe gemildert wurde. Papſt Urban VIII. drohte im Jahre 1624 denen, welche Tabak mit in die Kirche nähmen, mit Excommunication und Innocenz XII. 1690 denen, die in der Kirche ſchnupften, mit dem Bann.

Im Jahre 1652 entſtand das erſte Kaffeehaus in England, im Jahre 1671 das erſte in Frankreich. Karl II. ſuchte ſie 1675 unter politiſchem Vorwande zu unterdrücken. Vom Sultan Murad IV. wurde der Kaffee 1633 bei Todesſtrafe, in Heſſen-Darmſtadt im Jahre 1766 allen Landbewohnern bei 10 Thlr., in Hildesheim im Jahre 1768 allen Bürgers- und Bauersleuten bei 6 Gulden Strafe unterſagt.

Was aber haben die Luxusgeſetze nun für einen Erfolg gehabt? Sie haben, anſtatt zu nützen, meiſt nur zur Defraude angereizt, ſo verſchieden und complicirt auch die Controlmaßregeln und ſonſtigen Vorſchriften waren. Selbſt die Continentalſperre, jene gewaltſame Anſtrengung gegen England, war fruchtlos. Franzoſen trugen in echtfranzöſiſcher Eitelkeit damals ſchon deshalb engliſche Waaren, um zu zeigen, daß ſie die hohen Schmuggelpreiſe bezahlen könnten.

Der Staat läßt heut den Luxus frei gewähren, in deſſen richtiger Würdigung als einträglicher Finanzquelle, als Hebels der Induſtrie und des Handels, als eines Segens der höheren Cultur und der Volkswohlhabenheit, der das Leben Aller, auch der arbeitenden Claſſen verſchönt und hebt. Ein in der Blüthe ſtehendes Volk bedarf keiner verbietenden Geſetze, es weiß ſich ſelbſt zu beſchränken, ein ſinkendes vermögen auch die ſtrengſten Verbote vor dem Falle nicht zu retten!

Digitized by Google

Aus Amerika.

Des Vaters Heimkehr.

Am Einfluß des Buffalo-Flusses in den Red-River lebt seit vier Jahren schon ein deutscher Ansiedler, Hacker ist sein Name. Er war der Erste gewesen, der sich so weit in die dortige Wildniß gewagt hatte, denn das Land ist den Indianern nur erst seit ganz Kurzem vom Staate abgekauft und die dort lebenden Stämme haben demungeachtet ihre einstigen Gebiete noch bis auf den heutigen Tag nicht verlassen. Er hatte den Muth gehabt, sich schon vorher mitten unter ihnen niederzulassen. Die Strapatzen, die er dabei auszustehen gehabt, mag ich meinen Lesern nicht erst schildern; sie können sich aber versichert halten, daß die so oft gerühmten Fatiguen eines Feldzugs wahres Kinderspiel dagegen sind. Der Mann hatte Lebensmittel für sich und seine Familie auf ein ganzes Jahr mitgenommen. Für das folgende Jahr rechnete er auf den Ertrag der Ernte. Das Welschkorn, das er in den mühsam gelichteten Waldboden gepflanzt, wucherte auch mit fabelhafter Ueppigkeit empor und versprach schon Anfang September eine reiche Ernte. Aber ein Sturm, der um diese Zeit, über die hohen Plateaus der westlichen Prairien dahinbrausend, ganze Waldstrecken zu Boden warf, riß auch die schwache Umzäunung seines Feldes nieder. Als der Mann dasselbe am andern Morgen besuchte, war es zum Pferdestall geworden. Einige 80 Sioux-Pferde waren eifrig damit beschäftigt, das Wenige noch vollends abzuweiden, was sie nicht schon unter die Hufe getreten hatten. Kam der Sturm nur acht Tage später, so waren die Indianer — und ihre Pferde natürlich mit — ein paar hundert Meilen westlicher auf der Büffeljagd und die eingerissene Fenz hatte so viel nicht zu sagen. — Wer wollte es Hackern verdenken, daß er jetzt die Bestien verwünschte mit sammt ihren Herrn? — Er dachte an sein Weib, an seine vier Kinder! — Aber das Fluchen allein konnte in der Sache nicht helfen. Es mußte Rath geschafft werden. Er revidirte seine Vorräthe, — sie reichten bei der äußersten Beschränkung noch höchstens vier Wochen hin. Bis zur nächsten Ortschaft Homesmill am Prairiefluß hatte er 160 englische Meilen, meist durch Wald — Wege gab es nicht. Er mußte unerhörte Anstrengungen machen, wenn er diese Strecke mit Pferd und Karren in 14 Tagen zurücklegen wollte, eben so viel Zeit brauchte er zur Wiederkehr. — Er spannte auf der Stelle ein, warf die Büchse über die Schulter und vergaß auch die andere Waffe nicht, die wichtigste des Hinterwäldlers, die großartigste der Civilisation, die mehr ausgerichtet hat, als alle gezogenen und nicht gezogenen Feuerröhre zusammengenommen, — die Axt meine ich. Dann nahm er Abschied von Frau und Kindern, mit schwerem Herzen; — der Weg war weit und wenn ihm etwas zustieß? — Sie hatten noch auf vier Wochen zu leben.

Die Sorge um die Seinen verdoppelte des Mannes Kräfte. Er leistete Unglaubliches und oft noch tief in der Nacht hallte der Wald wieder von den kräftigen Axtschlägen, mit denen er sich häufig die Bahn zu brechen hatte. Nach acht Tagen hatte er bereits 100 Meilen zurückgelegt. Am neunten Tage fühlte er plötzlich seine Beine heftig zittern, der Kopf ward ihm glühend heiß, die Füße centnerschwer. Eine fast wahnsinnige Angst kam über ihn — er hatte das Fieber! —

Ihr vornehmen Herrn, die ihr vor Ungeduld scheltet und mit den Füßen den Boden eurer Wiener Caroſſe stampft, wenn diese sich in ihrem raschen Fluge von einem unverschämten Mistwagen aufgehalten sieht, mit dem ein noch unverschämterer Bauerlümmel nicht schnell genug ausbiegen konnte, wißt ihr, was der Mann ausstand, der hier auf Leben und Tod nach dem noch 60 Meilen fernen Ziele strebte, an dessen Erreichung das Leben der Seinen hing? — Nun, wenn ihr Frau und Kinder habt, so werdet auch ihr es wissen, denn — wir sind ja alle Gottes Geschöpfe.

Er ließ nicht ab. Kalte Schweißtropfen rannen ihm von der Stirn; die Axt, mit der er sonst wie mit einer Gerte spielte, lag ihm jetzt wie Blei in den Händen; zuweilen verließen ihn die Kräfte ganz und er brach ohnmächtig zusammen, aber all die lustigen Bilder, die dann wie toll vor seinen Augen wirbelten und tanzten, — immer nahmen sie wieder die Gestalten seines Weibes, seiner Kinder an und immer raffte er sich wieder auf und „vorwärts! nach Homesmill! Brod, Brod für die Seinen!“ —

Am 16. Tage erreichte er endlich den Ort. Die paar Familien, die dort wohnten, liefen neugierig zusammen, als sie von Weitem das Fuhrwerk erblickten, das aus der ungewöhnlichen Richtung von Westen herkam. Sie wunderten sich bald noch mehr, als sie den Mann gewahrten, der wie ein Trunkener daneben hertaumelte. Beim ersten Blockhaus hielt der Wagen still, — der Mann stürzte nieder.

Es waren gute Menschen, und sie hoben ihn daher auf und schafften ihn zu Bett; aber er machte ihnen viel Noth. Während vierzehn langer Tage und Nächte kam er auch nicht ein einziges Mal zur Besinnung. Er raste und tobte wie ein Wüthender, und vier Männer hatten häufig Mühe, ihn mit Aufbietung aller ihrer Kräfte niederzuhalten, sonst hätte er sich kopfüber zum Fenster hinausgestürzt. Sie mußten ihn zuletzt mit Stricken festbinden. Manchmal, in seinen Phantasien, weinte er, als ob ihm das Herz brechen sollte, und er rief flehentlich nach Weib und Kindern. Einen Arzt gab es nicht in dem elenden Orte, und der Indianerdoctor, der die Niederlassung zuweilen besuchte, war mit seinem Stamme auf der Büffeljagd. Eine Büchsenkugel hätten ihm die Männer ausziehen können, auch allenfalls einen gebrochenen Schenkel einrichten, aber sie hielten dafür, daß es mehr eine Gehirnentzündung sei, die den Mann ergriffen habe, und da konnten sie freilich nichts thun; die Natur mußte sich selber helfen.

Sie half sich auch endlich selber. Nach drei Wochen vermochte der Mann, sich von seinem Lager zu erheben. Aber wie groß war das Erstaunen der guten Leute, als er sich sogleich nach dem Stalle schleppte und Anstalt machte, sein Pferd an den Karren zu schirren! Sie hatten nicht wenig Noth, ihn davon abzubringen. Es würde sein sicherer Tod sein, meinten sie, und eine Woche müsse er wenigstens noch bei ihnen aushalten. Er sah bald ein, daß sie Recht hatten, denn seine Kräfte reichten nicht einmal hin, die Mehlfässer auf den Wagen zu heben. Als die Woche um war, hätte keine Gewalt der Erde hingereicht, ihn länger aufzuhalten. Er lud den gekauften Proviant auf, und nahm auch ein paar Axten mit, da er fürchten mußte, Schnee auf dem Rückwege zu bekommen. Dann brach er auf. Die Richtung konnte er nicht verfehlen, sie war genau westlich.

Es war Anfang October. Die Wälder standen in ihrem schönsten Schmucke, und die tausendfältige Schattirung ihres Laubwerks, vom dunkelsten Grün des Lorbeerbaumes bis zum hellsten Roth des Ahorn, gewährte einen Anblick von wunderbarer Pracht. Tausend buntgefiederte Sänger wiegten sich noch in den Zweigen. Die Luft war am Tag über mild wie im Frühjahr, nur die Nächte waren kalt. Der indianische Sommer lag über der schweigenden Wildniß.

Nach 10 Tagen hatte er 90 Meilen zurückgelegt. In der folgenden Nacht fiel Schnee. Er mußte die Fässer abladen, die Räder vom Wagen ziehen, diesen auf Kufen setzen, und er verlor zwei ganze Tage mit dieser Arbeit, denn er war noch immer äußerst matt.

Die Reise ging jetzt etwas langsamer. Der tiefe Schnee machte sie überaus beschwerlich. Aber am meisten griffen ihn die Nächte an. Die Aufregung ließ ihn nur wenig schlafen, und auch dann war ihm der Schlaf keine Erquickung. Wilde, beängstigende Träume weckten ihn oft plötzlich und trotz des gewaltigen Feuers, das er immer sogleich bei anbrechender Dunkelheit anzündete, zitterte er beim Erwachen an allen Gliedern vor Frost.

Sein Herz klopfte immer gewaltiger, je näher er seiner Gegend kam. Er dachte oft nicht anders, als es wolle ihm die Brust zersprengen. — Hoffte er noch? —

Wenn nicht ein Wunder geschehen war, so mußte er an seinem Blockhause fünf halbverweste Leichname antreffen! — Er schauderte. Er bemühete sich, die Zeit zu vergessen. Er wollte, er konnte so Gräßliches nicht denken. Er trieb den halbgebrochenen Klepper mit neuem Ungestüm an. Vorwärts! — Er hoffte noch!

Am vierundzwanzigsten Tage nach seinem Aufbruche von Homesmill und am achtundsechzigsten nach seiner Abreise von zu Hause erblickte er die beiden gewaltigen Zuckerahornstämme, die er selbst mit der Axt gezeichnet hatte. Er befand sich endlich auf eigenem Grund und Boden.

Ein paar Schritte noch, und er trat aus dem Walde auf die von ihm selbst geklärte Bodenstrecke, auf der sein Haus stand. Aber er riß den Gaul zurück, der jetzt ungeduldiger war, als sein Herr, und hielt still. Seine Brust wogte wie die eines mit dem Tode Kämpfenden, und er hielt sich das Gesicht mit beiden Händen zu. —

Digitized by Google

Er blieb lange in dieser Stellung; dann schritt er plötzlich rasch dem Waldsaum zu, und richtete den düstern Blick mit Entschlossenheit nach seiner Wohnung.

Eine blaue Rauchsäule stieg aus dem niedern Schornstein empor, und wirbelte lustig in die kalte Novemberluft.

Er warf die Büchse, die Axt weg. Er rief mit weitschallender Stimme die Namen seines Weibes, seiner Kinder. Er sprang, wie ein gejagter Hirsch über die hohe Fenz und lief spornstreichs dem Blockhause zu.

Die beiden Jungen von zehn und zwölf Jahren sprangen ihm jubelnd entgegen. Die Frau trat aus der Thür; sie hatte das jüngste Kind auf dem Arme, ein kleines vierjähriges Mädchen führte sie an der Hand. Alle sahen frisch aus, wie die Waldblumen zur Zeit des indianischen Sommers.

Wer hätte nicht emporgeschaut in das reine Blau des Aethers über ihm in *solcher* Stunde? Der Mann that es und seine Augen strahlten von Dankbarkeit. Dann küßte er das Weib, die Kinder. Die beiden Jungen konnte er gar nicht satt werden, immer wieder von Neuem zu herzen. Er hatte sie so lieb, so lieb, die kräftigen Jungen, und wenn er daran dachte, in welchem Zustande er sie zu finden geglaubt — so hob er sie immer wieder hoch empor und drückte sie, bald weinend, bald lachend, an das schwellende Herz.

Aber welches Wunder war hier geschehen? Wovon hatten sie alle gelebt seit vierzig qualvollen Tagen?

Die Frau erzählte ihm dies Alles. Mit banger Sorge hatte sie den zurückgelassenen Vorrath schwinden sehen und mit wachsender Angst die Tage bis zu seiner erwarteten Ankunft gezählt. Als der Vorrath erschöpft war und er noch immer nicht wiederkehrte, hatten sie sich einige Tage mit den wenigen Maiskörnern gefristet, die sie aus dem zerstampften Felde ausscharren konnten. Dann hatten sie zwei Tage hindurch gänzlich gefastet und alle Qualen des Hungers und der Verzweiflung ausgestanden. Da war der Frau plötzlich in der äußersten Noth eingefallen, daß noch einige Säcke voll Kleie, als Pferdefutter für den Winter bestimmt, da sein mußten, an die Reines von ihnen gedacht hatte. Ihr Jubel war unbeschreiblich, als sie dieselben nach langem Suchen endlich vorfand. Sie hatten die ganze Zeit über davon gelebt und noch heute Morgen hatte sie das letzte Brod daraus gebacken, — aber auch das letzte.

Ihre Noth war jetzt zu Ende und auf keinem noch so glänzenden Hoffeste in der alten Welt konnte es am selbigen November tage fröhlicher hergehen, als in dem bescheidenen Blockhaus am Einfluß des Buffalo in den rothen Fluß.

Walker gilt jetzt — nach dortigen Begriffen — für einen ziemlich wohlhabenden Mann. Die Handelsleute, die, vom Superior See kommend, sich nach den rothen Pfeifensteinbrüchen begeben, wo alljährlich die Indianerstämme des Westens zusammenkommen, um ihre Bedürfnisse einzutauschen, rühmen seine Gastfreundschaft. So viel ist gewiß, er hätte nicht mehr nöthig, 160 Meilen durch die Wildniß nach Brod zu gehen, auch wenn den Indianerpferden der Gaumen nochmals nach seinem Welschkorne stände.

Cherbourg und der atlantische Telegraph.

Zwei pikante, moralisch und materiell scharf entgegengesetzte Ereignisse bewegen gleichzeitig die Köpfe, Herzen, Zungen und Federn Englands und Frankreichs im Besonderen und der Welt im Allgemeinen — das vollendete Cherbourg und der vollendete atlantische Telegraph zwischen der alten und neuen Welt; ersteres eine aus grimmigem Mauerwerk mit dreitausend Kanonenaugen stierende, massive, feindselige Drohung gegen das drüben liegende England, und letzterer — der Telegraph — das über zweitausend englische Seemeilen lange Freundschaftsband zwischen zwei Erdtheilen, die doppelte Bruderhand, welche ferne, weite Völkermassen aus überoceanischer Entfernung und Entfremdung für alle friedliche, nützliche und Culturzwecke heranzieht zu freundnachbarlicher Gemeinsamkeit, der großartigste Sieg der Wissenschaft, Technik und industriellen Unternehmungskühnheit, ein Draht, gegen welchen alle Mauer- und Metallwerke von Cherbourg zu einer lächerlich drohenden Kinderfaust herabsinken. Ein bourbonischer Louis rühmte sich einst, daß er die Pyrenäen abgeschafft habe — für den Krieg. Amerika und England können sich einer nobleren That rühmen: es gibt keinen atlantischen Ocean mehr für Frieden, Freundschaft und deren segensreiche Thaten — wohl aber noch für den Krieg.

Noch ist's nicht ausgemacht, ob das elektrische Freundschaftsband aushalten und sich bewähren wird. Aber die Thatsache wird ewig groß und richtig bleiben, daß es wirklich bis zum 5. August — dem großen Cherbourgfesttage — 2022 Meilen lang von Valentia in Irland bis zur Trinity-Bucht in Neufundland ausgestreckt und so durch den großen atlantischen Ocean gelegt und versenkt worden war. Wir überschätzen diese welthistorische That nicht. Sie muß sich erst bewähren. Und *wenn* sie sich bewährt, spricht der Telegraph zunächst die Sprache der Börse, der Marktpreise, der Baumwollen- und Sclavenzüchter, der Twistspinner und Kattunfabrikanten — eine trockene, erbarmungslose Sprache mit Zahlen und Brüchen. — Beide Völker an den Endpunkten des Telegraphen haben sich jetzt nichts Gescheidtes, Menschenerfreuendes zu sagen; aber es werden andere Interessen aufsteigen und durch den Telegraphen reden. Und der Telegraph ist erst ein Anfang, wie die erste Entdeckung und grausame Eroberung Amerika's (der Telegraph ist eine zweite, bessere, menschlichere) ein Anfang für ganz andere große Erfolge in der Menschheitsgeschichte war, das Hauptband für eine längst von einem Deutschen speciell ausgearbeitete *elektrische Umspinnung der ganzen runden Erdkugel*, ein Werk, welches nun rasch über andere Theile des Meeres, durch das in neuer Cultur aufstrebende Sibirien u. s. w. fortgesetzt und vollendet werden wird, so daß wir bald jeden Morgen zu einem Thore hinausfragen können, wie's den Völkern der Erde gehe, um jeden Abend die Antwort zum entgegengesetzten Thore hereinzittern zu sehen.

Ich glaube nicht, daß dann die Menschheit danach fragen wird, wie sich die dreitausend Kanonen und dreißig Festungen von Cherbourg befinden. Jetzt freilich — während der pikanten Festtage mit der Königin von England — war's die Frage aller Fragen, über die man selbst den atlantischen Telegraphen vergaß.

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren."

Für den Augenblick, und beständ' es aus dreißig Fuß dicken Mauern und dickem, dreitausendfachem Kanonenmetall. Wir tragen aber dem Augenblicke Rechnung und zeigen unsern Lesern zeit- und pflichtgemäß Cherbourg aus der Vogelperspective der Höhen dahinter, von welchen unsere Ansicht aufgenommen ward.

Cherbourg, ursprünglich „Cäsar's" oder der „Ceres" Burg (beide Ableitungen bestehen nebeneinander), liegt in einer Bucht, der Insel Wight gegenüber und in fast gleicher Entfernung von den englischen Küstenstädten und Kriegshäfen Plymouth und Portsmouth, so recht als auserkorner, drohender Mittelpunkt aller Gefahren, die dem sich Frankreich gegenüber weit ausbreitenden England von den französischen Gestaden entstehen können. Hinter Cherbourg und dessen Hügeln breitet sich die germanische Normandie aus, von welcher aus Wilhelm der Eroberer vor 792 Jahren nach England übersegelte, um es zu erobern und zu beherrschen bis auf den heutigen Tag. Die Aristokratie, welche Englands Boden und Vorrechte besitzt, wurde von Wilhelm dem Eroberer geschaffen. Die neue Eisenbahn, welche Cherbourg mit Paris und mittelbar allen Hauptmilitairstationen von Frankreich verbindet, bringt die bisher entlegene und obscure Stadt in nahe Verbindung mit den Militairgewalten, welche Frankreich jetzt noch mehr zu beherrschen scheinen, als Napoleon III. selbst.

Wir übergehen die vielfach sich windende Geschichte Cherbourgs, das ein Mal beinahe ein halbes Jahrhundert den Engländern gehörte, und beschränken uns auf Skizzirung seiner jetzigen Gestalt und Bedeutung.

Louis XIV. dachte zuerst an eine große, französische Flotte für seine brutalen Kriegs- und Eroberungszwecke, also auch an Häfen zur Beherbergung der Schiffe. Als man sich nach Häfen umsah, entdeckte man Cherbourg, das vom Jahre 1688 an befestigt und zu einem Kriegshafen vorbereitet ward. Man baute unter mancherlei Unterbrechungen fort. Stürme zerstörten wiederholt die

Digitized by Google

Der Hafen

Digitized by Google

Cherbourg.

Hafenbauten und den mächtigen Querbau durch das Meer von einem Ende der Hafenbucht bis zum anderen, der als „Wogenbrecher" dienen sollte. Erst Napoleon, der sich ärgerte, daß man den „Wogenbrecher" für eine Unmöglichkeit erklärte, ließ wieder mit Energie und Wuth daran arbeiten. Aber seine Kriege zu Lande und sein Ende vor seiner Zeit verhinderten seine Pläne gegen England und die Vollendung des Wogenbrechers. Er ward fortgesetzt 1829—30, 1840 ziemlich und 1853 ganz vollendet, nachdem man 68 Jahre daran gebaut. Der jetzige Napoleon ließ blos vervollkommnen und abrunden, was noch fehlte. Er ist der großartigste Wasserbau in der Welt, 2½ englische Meilen lang und auf dem Grunde 200 Fuß breit, im Durchschnitt 50 Fuß hoch, ganz von Stein und Cement. Er bildet dem Oceane gegenüber einen Winkel von 169 Grad. Beide Endpunkte sind befestigt und mit Kanonen gespickt, eben so die gegenüberliegenden festen Punkte des Landes, die blos enge Durchfahrten in das Haupthafenwasser bieten. Letzteres gewährt nun eine geschützte Herberge für 50 Segel- und eben so viel Fregattenschiffe.

Der Kriegshafen innerhalb ist ein Werk Napoleon's I., begonnen 1803 und bestehend aus einem Hafen und zwei Fluth-Docks, einem Marine-Arsenal ꝛc. Sein Beschluß, noch einen inneren Dock auszuführen, blieb unerfüllt und ward erst 1836 begonnen und von dem jetzigen Napoleon vollendet, um am 6. August in Gegenwart der Königin von England und der meisten Größen Englands eingeweiht und gefüllt zu werden. Er ist 70 Fuß tief in soliden Felsen hineingesprengt und groß genug, 12 Kriegsschiffe erster Classe aufzunehmen. Die Füllung dieses ungeheuern Felsenwasserbeckens war die Hauptscene bei den Festlichkeiten und dauerte länger, als eine fünfactige Tragödie, nämlich vier Stunden.

Wir sehen, daß das künstliche Hafenwerk aus drei Bassins besteht, dem Außenhafen 900 Fuß lang und 750 breit, groß genug für eine ganze Kriegsflotte, mit Eingangscanälen zwischen 200 bis 500 Fuß breit, einem Fluth-Bassin 800 Fuß lang und 700 breit mit Schuppen für Kriegsschiffbau und einem speciellen Dock, drittens dem inneren Fluthhafen oder dem Bassin Napoleon III., in Verbindung und Trennung durch Fluththore mit den anderen Hafentheilen, 1300 Fuß lang, 650 breit und 70 tief — das ungeheuerste künstliche Wasserbecken in solider Felsenwandung. Drum herum kleinere Trocken-Docks ꝛc. Das Bassin „Napoleon III." besteht nach Tocqueville „aus egyptischen Pyramiden, abwärts in den Felsen gehauen, statt aufwärts gethürmt."

Diese stolzen, gigantischen Kriegshafenwerke sind umgeben von einem Sebastopol von dreißig Festungswerken mit mehr als dreitausend Kanonen, die Eingänge zu Wasser doppelt und dreifach durch sich kreuzende Kanonenschußlinien schützend, so daß jedes Schiff, das sich in feindlicher Absicht hineinwagte, von drei Seiten zugleich binnen drei bis vier Minuten von mehreren hundert Kanonenkugeln durchlöchert werden würde, um, wenn es diesen träufelnden Regen dennoch überstanden haben sollte, vor sich noch andere derartige Kanonenkugel-Cascaden auf sich herabspielen zu lassen. Wir wollen die einzelnen Forts, die an allen Ecken der Meeresseite und weit draußen im Meere lauern, nicht namentlich nennen; auch begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß die hinter malerischen Hügeln und Felsen nistende, an sich unbedeutende Stadt von der Landseite her eben so doppelt und dreifach mit Forts und Redouten gespickt ist, um eine Einnahme auf trockenem Wege ebenfalls doppelt und dreifach unmöglich zu machen, die Einfuhr von Soldaten und Munition aber zu schützen, zu erleichtern und zu beschleunigen.

So wäre das Kriegsvorrathshaus, der Hebelpunkt, um von da aus England aus den Angeln zu schleudern oder das ganze mittelländische Meer unsicher zu machen, das Sebastopol Napoleon's vollendet, nachdem er in Allianz mit den Engländern das Sebastopol Nikolaus I. seiner Schrecken beraubte.

Mehrere englische Zeitungen wüthten gegen den Besuch der Königin als „die größte Schmach, die England je erduldet" und drohten mit Meetings, dem offen ausbrechenden Zorne der Nation, welche diesen Besuch zu verhindern wissen werde. Aber in dieser Richtung blieb Alles still. Nur in dem Eifer, das Geschwader der Königin in besonderen, auf Speculation eingerichteten Yachten und Booten à 5 oder 10 Pfund die Person (letztere mit Beköstigung) zu begleiten, zeigten die höheren und reicheren Classen den heißesten Eifer. Daraus geht hervor, daß die Engländer diese Art von Schmach nicht mehr zu fühlen fähig sind, oder daß diese Auffassungsweise überhaupt veraltet ist und ihre Macht verloren hat. „Nationale Gefühle" haben dabei gar keine Macht gezeigt. Jeder, der Geld genug hatte, fühlte nur, daß es in Cherbourg ein ungewöhnliches Schauspiel geben werde, das nicht alle Tage vorkomme und das man deshalb auf jeden Fall mit zu genießen suchen müsse. Dies trieb mehr Engländer nach Cherbourg, als Franzosen zugelassen wurden. Sie waren es, welche das Fest verherrlichten und dem Kaiser Napoleon freiwillig den höchsten Triumph bereiteten. Die Königin war eingeladen und kam, kam mit der Elite der ganzen Nation.

„Wenn er nun als Feind nach England käme," sagte eine Zeitung, „wär's eben so schlimm, als hätte er bei dem Banket den Wein der Königin eigenhändig vergiftet."

Aber die Zeit zieht ihre eigenen Schlüsse und diese wollen wir abwarten. Was den atlantischen Telegraphen anlangt, so sprechen wir mit unsern Lesern noch ein Weiteres darüber.

„Zeit" und „Zeitmesser."

Die großartige Thatsache der gelungenen Legung des transatlantischen Telegraphentaues hat zugleich eine andere, bisher wohl gekannte, aber wenig beachtete Thatsache zu allgemeinerer Bedeutung gebracht, — die Thatsache des Zeitunterschiedes, der zwischen zwei ost-westlich von einander liegenden Punkten der Erdoberfläche stattfindet. Die Sache ist von Wichtigkeit bei dem nunmehr zwischen der alten und neuen Welt eintretenden Telegraphenverkehr, denn es handelt sich hierbei nicht allein um Stunden, nein, es kann der merkwürdige Fall eintreten, daß eine in Europa am 1. September z. B. aufgegebene Depesche Tags zuvor, also den 31. August Abends noch in Amerika anlangt. Wie geht dies zu?

Die Erde ist Kugel und bewegt sich täglich einmal in der Richtung von Westen nach Osten um ihre Achse, eine von Pol zu Pol gedachte Linie. Nicht alle Punkte der Kugeloberfläche können zu derselben Zeit eine gleiche Stellung zur Sonne einnehmen, diese vorläufig innerhalb eines Tages in unveränderter Stellung zur Erde gedacht. Bei der fortschreitenden Achsendrehung werden nach und nach andere Punkte in die Stellung früherer gelangen, die Stellung eines Punktes zur Sonne aber bedingt die „Zeit." Der natürliche Anfangspunkt dieser gleichen Zeitabschnitte (denn gleich sind sie, weil die Achsendrehung der Erde mit der größten Regelmäßigkeit vor sich geht und stets 24 Stunden dauert) ist der Zeitpunkt, in welchem sich für einen bestimmten Ort die Sonne am höchsten über dem Horizonte befindet. Dieser Zeitpunkt ist der Mittag für jeden Ort; für verschiedene Orte, die ost-westlich auseinander liegen, wird es daher auch verschiedene Mittage geben müssen, und natürlich muß ein Ort später Mittag haben, als ein anderer, wenn ersterer westlich von dem zweiten liegt, denn da die Achsendrehung der Erde von West nach Ost gerichtet ist, so muß der Eintritt des Mittags an verschiedenen Orten in umgekehrter Ordnung erfolgen. Zwei Punkte der Erdoberfläche, welche um den halben Erdumfang von West nach Ost auseinander liegen, werden deshalb einen Zeitunterschied von 12 Stunden haben, so daß, während es an dem einen Mittags 12 Uhr ist, gleichzeitig der andere Mitternacht hat. Nach dem Gesagten wird man daher leicht den Zeitunterschied zweier Orte finden können, wenn man nur ihren Längenunterschied kennt, d. h. wenn man weiß, wie viele Grade der geographischen Länge der eine westlicher gelegen ist, als der andere.* Man multiplicirt alsdann die Anzahl der Grade mit vier und erhält so den Zeitunterschied in Minuten ausgedrückt, welche man von irgend einer gegebenen

* Da man den ganzen Erdumfang (Aequator) in 360 gleiche Theile (Grade der Länge) sich zerlegt denkt, der Zeitunterschied aber für 180 Grade 12 Stunden beträgt, so muß für jeden Grad ein Unterschied von $\frac{12}{180}$ Stunden oder von 4 Minuten stattfinden; um so viel wird an dem um einen Grad westlicher gelegenen Orte der Mittag später eintreten, also die Zeit zurück sein gegen den östlicher gelegenen.

Digitized by Google

Zeit entweder abzieht, wenn der Ort, dessen Zeit gesucht wird, westlicher liegt, dagegen addirt, wenn man die Zeit eines östlicher gelegenen Ortes aufsuchen will. Ein Beispiel wird es uns noch deutlicher machen.

Paris liegt unter dem 20. Grade östlicher Länge, von der Insel Ferro (einer der canarischen Inseln bei Nordafrika) aus gerechnet, Leipzig ungefähr unter dem 30. Grade, also zehn Grade östlicher als Paris, folglich wird Paris mit seinem Mittage und seiner Zeit überhaupt 40 Minuten hinter Leipzigs Zeit zurück sein.

Wie verhält es sich aber mit den Zeitbestimmungen überhaupt, welchen astronomischen Verhältnissen verdanken sie ihre Begrenzung? Diese Frage steht mit der vorigen im genauesten Zusammenhange, wir wollen ihre Lösung versuchen.

Jedermann weiß, daß die Uhren es sind, deren wir uns bedienen, um stets zu wissen, „welch' Zeit es ist," weiß aber auch, daß die Zeit nicht nach den Uhren sich richtet, sondern diese nach jener gestellt werden müssen, dafern sie ihren Zweck der richtigen Zeitangabe wirklich erfüllen sollen. Die richtigst gehende Uhr wird daher diejenige sein, welche uns das Fortschreiten der Zeit, wie die Vorgänge des Himmels es veranlassen, zu unmittelbarer Anschauung bringt, und das ist die Sonnenuhr. Wollen wir, daß unsere Taschen- oder Zimmeruhr mit der wirklichen Zeit fortwährend im Einklange steht, so ist eine Vergleichung derselben mit der Sonnenuhr unumgänglich nothwendig, denn auch der künstlichste, beste von Menschenhänden gefertigte Mechanismus erleidet Störungen, die Gesetze der Natur, nach denen das Rad der Zeit fortrollt, sind unabänderlich, ohne Störung und ohne Fehler. Sehen wir daher, wie eine richtige Sonnenuhr beschaffen sein muß, die sich Jeder selbst leicht herstellen kann.

Die Sonne geht täglich am Morgenhimmel auf, steigt höher und höher, erreicht einen höchsten Stand (ihren Culminationspunkt, sie culminirt) und sinkt während der Nachmittagsstunden wieder allmählich hinab, um am Westhimmel zu verschwinden. Der höchste Sonnenstand bezeichnet den Mittag, er fällt genau in die Mitte des Bogens, den die Sonne während des Auf- und Niederganges am Himmel beschreibt. Dies sind bekannte Thatsachen, die Jeder selbst schon oft beobachtet hat, ebenso wie gewiß auch den Umstand, daß der Punkt, an welchem die Sonne früh über den Horizont auftaucht, an den verschiedenen Tagen des Jahres eben so wenig derselbe bleibt, als der Ort des Verschwindens, — dennoch müssen wir sie uns hier in's Gedächtniß zurückrufen. Stellen wir auf einer ebenen Fläche einen Stab auf, so wirft derselbe, sobald sich die Sonne am Himmel zeigt, einen Schatten, welcher mit dem scheinbar sich bewegenden Tagesgestirn ebenfalls seinen Ort verändert, sich auch verkürzt, je höher sich jenes emporhebt. Beobachten wir die Richtungen dieses Schattens in verschiedenen Jahreszeiten bei Sonnenauf- und Untergang, so finden wir, daß sie sich nicht gleichbleiben, während dagegen die Richtungen, welche der Schatten bei den höchsten Sonnenständen hat, Jahr aus, Jahr ein in dieselbe Linie zusammenfallen. Diese Linie, welche genau von Nord nach Süd läuft, heißt die Mittagslinie, sie zu finden ist nicht nur für den Astronomen, sondern überhaupt für Jeden, der sich eine richtig gehende Sonnenuhr darstellen will, von der größten Wichtigkeit. Man verfährt bei ihrer Aufsuchung am leichtesten auf folgende Weise:

Auf eine möglichst wasserrechte Fläche (eine Tischplatte z. B.) legt man ein Blatt Papier und befestigt es. Auf dasselbe zieht man um einen gemeinsamen Mittelpunkt mehrere (concentrische) Kreise und errichtet im Mittelpunkte einen lothrechten Stift. An einem heitern Sonnentage beobachtet man darauf, sowohl des Vormittags als des Nachmittags, den Schatten, welchen der Stift auf das Papier wirft. Bei höher steigender Sonne wird die Spitze des Schattens zunächst in den Umfang des äußersten Kreises fallen, sodann des zweiten, dritten ꝛc. Jedes Mal, wenn die Spitze genau mit der Kreislinie zusammentrifft, bezeichnet man diesen Punkt des Zusammentreffens auf dem Papiere. Dasselbe thut man auch Nachmittags; jetzt wird natürlich die Schattenspitze den innersten Kreis zuerst treffen, die weiter nach außen gelegenen später und später. Auch diese Punkte des Zusammenfallens werden auf dem Papiere bemerkt. Hierauf halbirt man die Bogen, welche zwischen den zwei auf jedem Kreise bemerkten Punkten liegen, und zieht durch alle Halbirungspunkte eine Linie. Diese ist die gesuchte Mittagslinie (vorausgesetzt, daß man das Blatt Papier ganz genau in derselben Stellung auf dem Tische gelassen, in welcher es während der Beobachtung sich befand), in sie fällt alle Mal Mittags der Schatten.

Hat man so die Mittagslinie gefunden, so ersetzt man den lothrechten Stift, dessen man sich vorhin bediente, durch den Sonnenzeiger (Gnomon) und zieht durch den Fußpunkt des Sonnenzeigers die Stundenlinien, d. h. diejenigen Linien, welche der Lage des Schattens zu den einzelnen Tagesstunden entsprechen. Der Sonnenzeiger darf nämlich auf der untergebreiteten Horizontalebene nicht lothrecht stehen, muß vielmehr mit derselben einen Winkel bilden, welcher gleich ist mit der geographischen Breite des Ortes, also gleich der Anzahl der Grade, um welche der Beobachtungsort vom Aequator nach dem Nord- oder Südpol zu absteht. Die Winkel, welche die Stundenlinien einschließen, sind zwar nicht für alle geographischen Breiten einander gleich, indessen ist die Abweichung für die einzelnen Grade unter mittlerer Breite nur eine unbedeutende, so daß die unten für den 50. Breitengrad angegebenen auch noch für den 45.– 55. ziemlich richtig angenommen werden können; sie werden jedesmal rechts und links von der Mittagslinie (natürlich nach Norden zu) aufgetragen, und an ihren Endpunkten die Stunden geschrieben.*

Gewöhnlicher, weil bequemer als die horizontalen Sonnenuhren, sind die verticalen. Ist einmal die Mittagslinie auf der Horizontalfläche gefunden, so läßt sie sich leicht auch auf eine verticale oder lothrechte übertragen. Man verlängert nämlich die Mittagslinie bis zur aufrechtstehenden Fläche, welche so von jener in einem Punkte getroffen wird. Durch diesen Treffpunkt zieht man auf der lothrechten Fläche eine wagerechte Linie, welche natürlich mit der Mittagslinie zwei Winkel bildet. Sind die Winkel gleich, so ist das ein Zeichen, daß die lothrechte Fläche, also z. B. eine Mauer, ganz genau nach Süden gerichtet ist (von Ost nach West läuft); dann wird ein im Treffpunkte der horizontalen Mittagslinie, auf der wagerechten Seite der Mauer errichtetes Loth die Mittagslinie auf der lothrechten Fläche darstellen. Sind dagegen die beiden Winkel nicht von gleicher Größe, so weicht die Mauer um so viel von der genauen Richtung von West nach Ost ab, als der eine Winkel einen rechten an Größe übertrifft. Um denselben Winkel weicht dann die Mittagslinie auf der Mauer von der Richtung des im Treffpunkte auf der wagerechten Linie errichteten Lothes ab; um denselben Winkel muß dann auch die Tafel der Sonnenuhr, welche an der Mauer angebracht werden soll, gegen die Mauer selbst geneigt sein, damit erstere genau nach Süden gerichtet ist. Bei den verticalen Sonnenuhren wird nun in einem Punkte der lothrechten Fläche ebenfalls ein Sonnenzeiger oder Gnomon errichtet, von dessen Fußpunkte aus man die Stundenlinien zu ziehen hat. Hierbei hat man jedoch wieder zu beachten, daß der Sonnenzeiger mit der lothrechten Fläche keinen rechten Winkel bilde, sondern einen Winkel, welcher die geographische Breite zu einem rechten ergänzt, mit dieser zusammen 90 Grade ausmacht. Die Stundenwinkel sind ebenso wie bei der horizontalen Sonnenuhr je nach der geographischen Breite etwas verschieden, und eben so auch verschieden von denen der horizontalen Sonnenuhr.**

Eine so eingerichtete und mit der nöthigen Genauigkeit beim Abmessen der Stundenwinkel hergestellte Sonnenuhr wird uns die Zeit bis auf wenige Minuten genau anzugeben im Stande sein. Wir erhalten auf diese Weise die rechte wahre Sonnenzeit. Abgesehen davon, daß eine solche Uhr allerdings oft gar nicht zu

* Bei einer Sonnenuhr auf horizontaler Fläche haben die Stundenwinkel (Winkel, welche die Stundenlinien mit der Mittagslinie bilden) folgende annähernde Werthe: zwischen 12 — 11½ und 12½ sind 6 Grade; zwischen 12–11 und 1 Uhr sind 11½ Grade; zwischen 12—10½ und 1½ sind 17½ Grade; zwischen 12—10 und 2 sind 24½ Grade; zwischen 12—9½ und 2½ sind 30½ Grade; zwischen 12—9 und 3 sind 37½ Gr.; zwischen 12—8½ und 3½ sind 45½ Grade; zwischen 12—8 und 4 sind 53½ Grade; zwischen 12—7½ und 4½ sind 62 Grade; zwischen 12—7 und 5 sind 71 Grade; zwischen 12—6½ und 5½ sind 80½ Grade; zwischen 12—6 und 6 sind 90 Grade oder ein rechter Winkel. Grad ist nämlich der 360ste Theil des Kreisumfanges oder der 90ste Theil eines rechten Winkels.

** Bei der verticalen Sonnenuhr gelten für den 50sten Breitengrad annähernd folgende Werthe der Stundenwinkel: zwischen 12 — 11½ und 12½ sind 4½ Grade; zwischen 12—11 und 1 sind 9½ Grade; zwischen 12—10½ und 1½ sind 14½ Grade; zwischen 12—10 und 2 sind 20 Gr.; zwischen 12—9½ und 2½ sind 25½ Grade; zwischen 12—9 und 3 sind 32½ Grade; zwischen 12—8½ und 3½ sind 39½ Grade; zwischen 12—8 und 4 sind 47½ Grade; zwischen 12—7½ und 4½ sind 57½ Grade; zwischen 12—7 und 5 sind 67 Grade; zwischen 12—6½ und 5½ sind 78½ Grade; zwischen 12—6 und 6 sind 90 Grade.

Digitized by Google

gebrauchen ist, selbst Wochen lang uns im Stiche läßt, ohne uns nur ein einziges Mal zu erlauben, die wirkliche Zeit von ihr abzulesen, so hat sie doch wenigstens den großen Vortheil, daß ihre Angaben mit der Wirklichkeit stets und unter allen Umständen übereinstimmen, weil sie von der Wirklichkeit selbst nur ein treues Abbild darstellt. Und doch wird unser Glaube an die Untrüglichkeit der Sonnenuhren zu Gunsten eines Vorurtheiles oft erschüttert, das wir für unsere theuer erkaufte, für ganz solid garantirte Taschenuhr hegen, welche durchaus zu manchen Zeiten des Jahres, ja fast niemals mit der Sonnenuhr gleichen Schritt hält. Freilich, wir bedenken nicht, daß die Sonnenuhr sich nach den Ereignissen am Himmel selbst richtet, die Taschenuhr den geregelten Gang beibehalten muß, den der Künstler ihr einmal beigebracht. Beide, Sonnenuhr und Taschenuhr, gehen richtig und weichen dennoch ab, ja sie müssen abweichen, wenn wir nicht letztere einen Tag um den andern corrigiren, zum schnellern oder langsamern Gange stellen wollen. Worin aber der eigentliche Grund dieser Erscheinung, dieses zeitweiligen Nichtübereinstimmens liege, wollen wir in einem zweiten Artikel untersuchen, der von der mittleren Zeit und deren Zeitmessern handelt.

Blätter und Blüthen.

Ein Handelsartikel, der seinen Markt vorzugsweise in Paris hat, sind unechte Adelsdiplome und untergeschobene Ordensdecorationen. Ein Börsenspieler B. fand, daß er, um für einen Mann von Bedeutung zu gelten, einer Ordensdecoration bedürfe. Er sprach gegen mehrere Personen seine Sehnsucht nach einem Stern oder Bändchen aus und eine von diesen bezeichnete ihm einen Herrn G., der sich G. de Chabaignes nennen ließ, als einen Mann, der wohl im Stande wäre, ihm zur Erfüllung seiner Wünsche zu verhelfen. G., ein ehemaliger Notar, der in Folge gerichtlicher Verfolgung genöthigt gewesen, seine Stelle niederzulegen, und der seitdem sich mannichfachen industriellen Unternehmungen zweideutigen Ursprungs hingegeben, brachte den Bittsteller mit einem gewissen D., einem Winkelmakler an der Börse, in Verbindung, und dieser Letztere wies den Ordenssüchtigen an Herrn L., der sich Graf L. de Bellefonds nannte. Nach mancherlei Verhandlungen verpflichtete sich der Pseudograf von Bellefonds, Herrn B. gegen Erlegung von 2000 Fr. den „Orden der vier Kaiser von Deutschland" zu verschaffen. Herr B erklärte sich zur Zahlung jener Summe bereit, wünschte aber zuvor Näheres über die Personen, mit denen er zu thun habe, zu erfahren und sich von der Rechtsgiltigkeit der Titel, die man ihm verkaufen wollte, zu überzeugen. Man fand dies Begehren gerechtfertigt und wies den Liebhaber ausländischer Orden an den Herrn Grafen v. St. Maurice-Cabanis. Dieser seltsame Graf ist ganz einfach ein Herr C., Sohn eines ehemaligen Papierhändlers der Straße St. Avoie. Er gab den „Nécrologe Universel" heraus und nannte sich Historiograph des „Ordens der vier Kaiser von Deutschland" und des „Löwen von Holstein-Limburg." Von dem Besuche des Herrn B. im Voraus unterrichtet, nahm er denselben mit einer würdevollen Courtoisie auf. Seine Brust war mit Bändern und funkelnden Ordenssternen bedeckt. Um ihn her lagen Pergamente mit heraldischen Wappen. Der eitle Börsenmann war von diesem Glanze geblendet. Als der Graf ihm versicherte, er habe mit den respectabelsten Persönlichkeiten zu thun, beeilte er sich, den Handel abzuschließen, zahlte die 2000 Francs und erhielt dafür ein Diplom, das ein wahres Meisterstück der Kalligraphie war. Begierig sein Ordensband in das Knopfloch zu knüpfen, eilte B in die Kanzlei und suchte um die Autorisation nach, die Insignien des „Ordens der vier Kaiser" tragen zu dürfen. Man antwortete ihm, daß dieser Orden seit langer Zeit aufgehört habe zu existiren (wenn er überhaupt jemals bestanden hat). Wüthend über den Betrug, dem er zum Opfer gefallen, machte er eine Klage anhängig und die Untersuchung, zu welcher diese Klage Anlaß gab, führte zu der Entdeckung eines beträchtlichen Handels, der in Paris, London, Brüssel, Madrid, Rom, Florenz und Parma seine Märkte hat und von Industrierittern geleitet wird, die auf die Eitelkeit ihrer Mitmenschen speculiren. Gegenstände dieses Handels sind Pergamente, Genealogien, Adelstitel, Ahnenbilder, Decorationen, Ehrentitel, Diplome gelehrter Gesellschaften u. s. w.

In Paris sind die Etablissements dieser Art sehr zahlreich. Die Leiter derselben nennen sich Wappenrichter (juges d'armes), Genealogen, Chronologisten, Historiographen, und entfalten in dieser eigenthümlichen, nicht patentirten Industrie eine große Fruchtbarkeit der Phantasie. Sie verschaffen jedem Beliebigen, der ihnen zahlt, seine Biographie, seine Genealogie mit zahlreichen Ahnen, Adelscertificate und im Nothfalle auch Decorationen. An Personen, welche behaupten, ihre Familienpapiere verloren zu haben, verkaufen sie mehr oder weniger authentische Pergamente. Einige dieser Industriellen haben gewisse unbedeutende Orden zu ihrer Disposition, die von kleinen italienischen Fürsten und Autoritäten gegründet worden. Diese geben mit einer Art von Regelmäßigkeit zu Werke. Sie haben ein goldenes Buch, ein wahres Meisterwerk der Typographie und des Kupferstichs, dessen Seiten die Namen der Gewählten enthalten. Sie bringen Genealogien zum Vorschein, in denen die Wahrheit mit dem Betruge in so geschickter Weise vermischt ist, daß es fast unmöglich ist, den letztern nachzuweisen. In ihrer Eigenschaft als juges d'armes ertheilen sie Titel und Decorationen, mit denen sie nachher handeln. Die Anderen, welche über solche Mittel nicht verfügen, verlegen sich einfach auf Gaunereien. Sie haben ebenfalls ihr goldenes Buch und ihre Genealogien, welche, wie man leicht denken kann, rein erfunden sind. Jene Industrieritter ließen abgeschaffte Orden wieder aufleben, oder sie schufen neue Orden, wie z. B. den des „Don Juan von Nicaragua", und um den Wirkungen des Gesetzes von 1853 zu entgehen, welches den Gebrauch von Decorationen ohne Autorisation der Kanzlei verbietet, trugen sie in der Regel ein Datum ein, das der Promulgation jenes Gesetzes vorangeht. Sie verkauften auch Diplome mit Consuls- und Viceconsuls-Titeln, gründeten angebliche Akademien oder gelehrte Gesellschaften, ertheilten Medaillen an Industrielle und Kaufleute, verliehen Ehrentitel, vermittelten Heirathen und verschmähten nicht, auf Wucherzinsen Geld auszuleihen.

Heringszüge. In einem noch ungedruckten Werke des Herrn Dr. Schilling in Naumburg, welcher früher Conservator am Universitätsmuseum in Greifswald war, „Anweisung zur Anlegung von zoologischen Sammlungen," welches wir allen Freunden der Zoologie im Voraus mit bestem Gewissen empfehlen, fanden wir folgende Nachricht über die Heringe, welche wichtige Aufschlüsse über diesen äußerst nützlichen Fisch enthält und deshalb eine weitere Verbreitung verdient. Er sagt: „Was insbesondere den Hering betrifft, der wegen seines außerordentlichen Nutzens für den Küstenbewohner eigentlich verdiente, Goldfisch genannt zu werden, so mag ich auch nicht behaupten, daß er seit vierzig Jahren, seit welcher Zeit ich den Fang desselben aus eigener Anschauung kenne, an Menge zugenommen habe, vielmehr könnte man Spuren seiner Verringerung nachweisen. Wenn daher die Heringsfischereien in dem Maße zunehmen, wie es bisher geschehen ist, dann wird die Zeit auch nicht mehr fern sein, wo man es für nöthig halten wird, diesem überaus nützlichen Fische in seiner Laichzeit eine kurze Periode gesetzlichen Schutzes angedeihen zu lassen.

„Man glaubte vormals allgemein, und es sind noch jetzt Viele der Meinung, daß der Hering aus dem hohen Norden alljährlich an unsere Küsten komme; dies ist jedoch ein Irrthum, der dadurch widerlegt wird, daß die Heringszüge sehr oft an südlich gelegenen Küsten in Menge vorkommen, während sie zur Zeit an nördlicheren Küsten noch gar nicht erschienen sind. Dann zweitens würde der junge Hering, der aus den an unseren Küsten gelaichten Eiern geboren wird, genöthigt sein, ungeheure Reisen nach den hochnordischen Meeren zu machen; allein ich habe denselben in allen Altern und zu allen Jahreszeiten in unseren Küstengewässern angetroffen. Die noch ganz kleinen Thiere fand ich im Brackwasser in den in die See ausmündenden Flüssen und Binnengewässern, die größeren, aber noch nicht ausgewachsenen im Wasser des äußeren Strandes, z. B. in der Umgebung der Inseln Oe und Hiddensee ꝛc. in der Ostsee, von wo sie sich dann nach erlangtem weiteren Wachsthum in die größeren Tiefen der letzteren ziehen, um dann nach erlangter völliger Reife von dort als Laichheringe an ihr Geburtsland zurückzukommen. Die aus dem tiefen Meere zurückkehrenden massigen Züge der Heringe werden wahrscheinlich von kleineren Leitzügen geführt und diese scheinen sehr willkürlich ihre jedesmalige Richtung zu nehmen; denn die Züge kehren oftmals nicht alljährlich in gleichem Maße an derselben Oertlichkeit wieder. Ich kenne viele Beispiele, wo sie in einem Jahre Gewässer der Küste, in denen sie die Jahre vorher sehr häufig waren, sehr wenig oder gar nicht besuchten und dagegen die nur fünf bis sechs Meilen entferntern mit ihren Massen überschwemmten. Es mögen auch noch andere unbekannte Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinung des Heringszuges zu Grunde liegen, welche einer weiteren Beobachtung vorbehalten bleiben. Die Züge der sich aus der Meerestiefe nach den Küstengewässern bewegenden Heringe sind oftmals von fabelhafter Größe. Sachkundige Fischer, welche ich zum Fange begleitete, zeigten sie mir in der starken Dämmerung von meilenweiter Länge und Breite, nicht etwa auf der Meeresfläche, sondern am Wiederschein der durch sie erhellten Atmosphäre. Sie zieben dann so gedrängt, daß Boote, die dazwischen kommen, in Gefahr gerathen. Mit Schaufeln kann man sie dann unmittelbar in das Fahrzeug werfen, und ein langes Ruder, welches in diese lebende Masse gestoßen wurde, blieb aufrecht stehen. (Außer dem gemeinen Heringe, Clupea Harengus L., kommen in unseren Meeren, wie auch in anderen, mehrere Arten vor, die ich bei der systematischen Aufzählung anführen werde, welche für den Menschen ebenfalls sehr werthvoll sind.)" L. Brehm.

In dem so eben im Verlage von C. A. Händel in Leipzig erschienenen, mit Stahlstichen ausgestatteten Werke des Dr. Gustav Rasch: „der Thüringerwald und das Thüringerland" ist zum ersten Male die geschichtliche Bedeutung der Neuenburg, des alten Landgrafenschlosses oberhalb Freiburg a. d. Unstrut, ordentlich gewürdigt worden. Sie war von keiner geringeren Bedeutung, als die Wartburg. „Lasset mir meine liebe Elisabeth den armen Menschen nur Gutes thun. Niemand sage Etwas darwider, wenn sie nur Wartburg, Neuenburg und Eisenach nicht verschenkt," sagte Landgraf Ludwig der Eiserne und stellte so die Neuenburg mit der Wartburg in eine Reihe. Der Strom der Reisenden ist bis jetzt an dem schönen Unstrutthale so ziemlich vorübergerauscht und Wenige haben deshalb von dem alten, schöner als die Wartburg gelegenen und jetzt neu restaurirten Schlosse Notiz genommen. Der Verfasser des erwähnten Werkes hat sich dadurch ein Verdienst um die Geschichte Thüringens erworben, daß er der Neuenburg ein besonderes Capitel widmet, in welchem er alle auf das Schloß bezüglichen historischen Notizen und Sagen mit Schärfe und Klarheit sondert und in einer elegant geschriebenen Darstellung auf die Wichtigkeit des alten, berühmten Landgrafenschlosses aufmerksam macht. —r. —

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Nº 38. 1858.

Die Gartenlaube

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Leyer und Schwert.

Hiſtoriſche Novelle von Max Ring.

(Fortſetzung.)

Neben dem flotten Studenten ſtand der ruhige Bürger, der fleißige Beamte, der kräftige Bauer. Der Unterſchied der Stände ſchien vollkommen aufgehoben und die ganze Nation glich einer rieſigen Familie von gleichgeſinnten Brüdern. Der einſeitige, provinzielle Geiſt war verſchwunden, es gab jetzt keine Schleſier, keine Sachſen, Brandenburger, Oſt- und Weſtpreußen mehr; nur ein Volk, erfüllt von der erhabenſten Begeiſterung.

Das war eine herrliche Zeit, ein mächtiger Völkerfrühling voll göttlicher Blüthen!

Jedes Herz fühlte ſich gehoben, jede Kraft entfaltete frei ihre Schwingen. Der niedrige Egoismus mußte vor dem gewaltigen Aufſchwunge, vor dem friſchen Enthuſiasmus weichen. Der Gelehrte verließ ſeine Studirſtube, der Landmann ſeinen Pflug, der Schreiber warf die Feder hin, um nach der Büchſe zu greifen. Auf den Altar des Vaterlandes legte Jeder ſeine Opfer nieder, der reiche Mann ſeine Schätze, die arme Wittwe ihren Trauring, das Höchſte, was ihr übrig geblieben. Eine Jungfrau Breslau's, welche das ſchönſte blonde Haar beſaß, hatte ſich daſſelbe abſchneiden laſſen und verkauft, weil ſie nichts bieten konnte, als dieſen einzigen Schmuck, den ihr Gott gegeben. Aus ihren Locken wurden Ringe geflochten und zu hohen Preiſen bezahlt als ein Andenken ihrer hochherzigen Geſinnung.

Die Straßen waren mit Kanonen und Munition angefüllt; in den Werkſtätten wurden Geſchütze gegoſſen, Lafetten gebaut und alle Handwerker arbeiteten unabläſſig bei Tag und Nacht an der Ausrüſtung des Heeres. Wer nicht als Krieger mitgehen konnte, blieb darum nicht zurück und förderte in ſeiner Weiſe das Werk der Befreiung. Frauen zupften Charpie und nähten Verbandſtücke, Knaben leerten ihre Sparbüchſen oder trugen Waffenſtücke herbei, ſtolz auf ihre Bürde und traurig, daß ſie wegen ihrer Jugend an dem Kampfe noch nicht Theil nehmen durften.

In dieſen Tagen der friſcheſten Entwickelung und Begeiſterung war auch Körner auf Umwegen in Breslau angelangt. Er brannte vor Begierde, ſich den Reihen der Krieger anzuſchließen. Seine Wahl war ſchnell getroffen, er meldete ſich bei der Freiſchaar, welche der kühne Major von Lützow unter ſeine Fahne ſammelte. Theodor wurde nach einer ärmlichen Schenke vor dem Oderthor gewieſen, wo ſein künftiger Befehlshaber ſein Quartier aufgeſchlagen hatte. Er trat in ein großes, ärmliches Zimmer und frug nach dem Major, der jedoch, durch dienſtliche Geſchäfte abgehalten, nicht zugegen war. An ſeiner Stelle empfing ihn eine zarte Dame mit feinen Zügen, deren vornehme Haltung und Anmuth wunderbar von der wüſten Umgebung abſtach. Sie befand ſich von einem Kreiſe jugendlicher Krieger umringt, von denen ſie mit größter Ehrerbietung angeredet wurde. Ihr ſchlanker Wuchs, die blonden Locken um die edle, weiße Stirn und die blauen, mild ſtrahlenden Augen verliehen ihr das Ausſehen eines deutſchen Frauenbildes, wie es die alten Maler darzuſtellen liebten. Ein eng anſchließendes, bis zu dem Nacken hoch hinaufreichendes Kleid von ſchwarzer Seide und ein weißer ſtehender Kragen verſtärkten dieſen Eindruck keuſcher Weiblichkeit.

„Ich bin die Gattin des Majors von Lützow,“ ſagte ſie mit ſanfter, wohlklingender Stimme. „In ſeiner Abweſenheit bin ich bereit, Ihre Wünſche zu vernehmen.“

„Ich habe die Abſicht, als Freiwilliger einzutreten. Da aber der Herr Major nicht zugegen iſt, ſo will ich zu einer gelegeneren Zeit kommen.“

„Er hat mich ermächtigt, in ſeiner Abweſenheit die Meldungen anzunehmen; darum bitte ich um Ihren Namen, damit ich ihn in die Liſte des Bataillons eintragen kann.“

„Ich heiße Theodor Körner,“ entgegnete der Dichter zögernd.

„Theodor Körner!“ rief die Dame überraſcht, indem ſie ſich verneigte. „Der Dichter Körner! Sie ſind uns Allen hoch willkommen als eine der ſchönſten Zierden unſeres Corps.“

Damit reichte ſie dem Jünglinge ihre weiße Hand wie einem alten Freunde. Auch die übrigen Anweſenden drängten ſich an ihn heran, um ihn herzlich zu begrüßen. Beſonders zutraulich erwies ſich ihm ein hochgewachſener Krieger mit den edelſten Zügen, der in ſeinem blonden Lockenſchmucke und ſeinem kräftig männlichen Weſen auch auf Theodor den angenehmſten Eindruck machte. Er nannte ſich Frieſen und war eine jener Heldennaturen, bei denen ſich die Stärke mit der Anmuth, die Kraft mit einer ſeltenen Beſcheidenheit paarte. Nicht mit Unrecht erhielt und verdiente er ſpäter den Namen des deutſchen Achill. Frieſen war zu Großem berufen, als ihn auf franzöſiſchem Boden eine tückiſche Kugel aufſtändiſcher Bauern mitten in ſeiner Siegeslaufbahn niederſtreckte.

Beide Jünglinge fühlten ſich vom erſten Augenblicke an zu einander hingezogen und waren ſchon nach wenig Stunden innig befreundet. In ſolch aufgeregten Zeiten reift die Blüthe ſchnell zur Frucht und die Herzen, die ein gleiches Gefühl entflammt, finden und verſtehen ſich im raſchen Fluge der Begeiſterung. Auch für die Majorin von Lützow, die ſpäter als Gräfin Ahlefeldt in ein bekanntes Verhältniß zu dem Dichter Immermann trat, empfand Theodor die aufrichtigſte Verehrung, welche bald in die reinſte

Digitized by Google

Freundschaft überging. Sie fand schon in den nächsten Tagen Gelegenheit, ihm einen unter den damaligen Umständen sehr großen Gefallen zu erweisen. Die Einsegnung des Lützow'schen Freicorps sollte in feierlicher Weise vor sich gehen und sämmtliche Theilnehmer dabei im vollen Waffenschmucke erscheinen. Theodor hatte sich eine neue Uniform bestellt, um nicht hinter den Uebrigen zurückzubleiben. Unglücklicher Weise aber erklärte der von allen Seiten in Anspruch genommene Schneider, die gewünschten Kleidungsstücke nicht zu der bestimmten Frist abliefern zu können. Umsonst verschwendete der ungeduldige Dichter seine ganze Ueberredungskraft, vergebens ließ er es nicht an Bitten und Beschwörungen fehlen, der vielbeschäftigte Kleiderkünstler blieb unerbittlich, indem er sich auf ältere Versprechungen berief. In seiner Noth wandte sich Theodor an die Majorin von Lützow und klagte ihr in verzweiflungsvollen Worten sein Mißgeschick.

Obgleich es schon spät und dunkle Nacht war, begab sich die gutmüthige Dame mit ihrem Schützlinge nach der Wohnung des Meisters, die drei Treppen hoch auf dem schmutzigen Hofe lag. Muthig überwand sie alle Hindernisse und trat in die niedrige Wohnung des Schneiders, der nicht wenig von der Erscheinung der anmuthigen, vornehmen Frau überrascht schien und vor Verlegenheit mit einem Satze von seinem Stuhle sprang. Schnell wurde ein Sessel von ihm abgestäubt und herbeigerückt, worauf er nach ihrem Begehren fragte. Was weder den Worten, noch den Versprechungen Theodor's gelungen war, glückte den liebenswürdigen Schmeicheleien und dem Zureden der Majorin, von deren Herablassung und Freundlichkeit der brave Meister so entzückt war, daß er den Schlaf einer Nacht zu opfern versprach, um zur gewünschten Zeit Theodor die Uniform abzuliefern.

Nach diesem kleinen Abenteuer wohnte dieser mit wahrhaftem Hochgefühle der feierlichen Begehung der Einsegnung bei, welche in der Nähe der kleinen schlesischen Gebirgsstadt Zobten stattfand. Dort versammelten sich zwölfhundert edle Jünglinge mit ihrem Führer und stimmten einen einfachen Choral an, den Körner für diese Gelegenheit gedichtet hatte. Nach Absingung des Liedes bestieg der würdige Geistliche des Ortes, Namens Peters, die Kanzel und hielt an die todesmuthige Schaar eine kräftige, allgemein ergreifende Anrede, wobei kein Auge thränenleer blieb. Es war ein wunderbares Schauspiel, hier Jünglinge, die kaum dem Knabenalter entrückt, neben bärtigen Männern und selbst grauköpfigen Greisen weinend zu sehen. Zum Schlusse erhob sich der Prediger und ließ all' die anwesenden Krieger den Eid schwören, für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Blut noch Gut zu schonen und freudig zum Siege oder Tod zu gehen. Höher schlugen all' die Herzen und pochten gegen die muthige Männerbrust, die Augen flammten und die Lippen leisteten mit ehrfurchtsvollem Beben den versprochenen Eid auf die blanken Schwerter der Officiere.

„Mit Gott für König und Vaterland," tönte ein einziger gewaltiger Ruf zum Himmel empor, von dem Gewölbe der Dorfkirche wiederhallend, als leisteten noch Tausende ungesehen den heiligen Schwur neben ihnen.

Plötzlich ertönte ungeheißen und ohne Verabredung wie aus einem Munde: „Eine feste Burg ist unser Gott," begleitet von den brausenden Klängen der Orgel.

Das war die Einsegnung des Lützow'schen Freicorps im Angesicht des Zobtenberges und der blauen Höhen des Riesengebirges.

Und nun ging es in's Feld; mit fröhlichem Hörnergeschmetter begann die „wilde verwegene Jagd", an der Theodor lebendigen Antheil nahm. — Eines Abends nach einem beschwerlichen Marsche lagerte die kühne Schaar in der Nähe eines Waldes. Die jungen Birken streuten ihren Duft, welchen die milden Frühlingslüfte weiter trugen. Die Wachtfeuer flammten und beleuchteten mit ihrer rothen Gluth die malerischen Gruppen der muthigen Krieger und ihre blitzenden Waffen. Die Marketenderin, von Körner und seinen Freunden mit dem classischen Namen „Gustel von Blasewitz" getauft, hatte so eben ein frisches Fäßchen angestochen und schenkte unermüdlich die leeren Gläser voll. Auf dem grünen Rasen saß der Rittmeister Fischer, ein zweiundsiebzigjähriger Greis, der unter Friedrich dem Zweiten bereits als Trompeter unter den sogenannten „Todtenköpfen" gedient. Trotz seines Alters war er ein Mann von riesiger Gestalt und Löwenstärke, mit Adleraugen, Habichtsnase, ein paar Fäusten, wie Geierklauen, und schwarzem, über die Brust herabwallendem Barte. Er erzählte den jüngeren Cameraden Soldatengeschichten aus den Tagen des „alten Fritz." Aus der Ferne tönte dazwischen der Ruf der ausgestellten Wachen und der Ablösung. Da traten an das Feuer Arm in Arm Theodor und sein neuer Freund, der edle Friesen, ein wahres Dioskurenpaar an kriegerischem Muthe und körperlicher Schönheit.

„Willkommen!" tönte es von allen Seiten und die Hände wurden geschüttelt.

„Wo habt Ihr Teufelskerle denn gesteckt?" fragte der Rittmeister, seinen langen Bart streichend.

„Wir sind im Walde gewesen," entgegnete Friesen. „Dort war es gar zu schön. Das grüne Laub drängt sich mit Macht hervor, Alles blüht und duftet."

„Und hinter den Büschen lauern die Franzosen," brummte der alte Fischer, „und schicken Euch aus dem sichern Hinterhalt ihre blauen Bohnen in die Brust."

„Daran haben wir gar nicht gedacht," entgegnete Körner. „Ich hab' mich so wohl gefühlt und auch ein neues Lied für Euch gedichtet."

„Na, man her mit dem Liede," rief der alte Rittmeister.

„Hier ist's," antwortete Körner, indem er die mit Perlen gestickte Brieftasche, ein Geschenk seiner Braut, hervorzog. „Ich singe es Euch nach einer bekannten Weise und Ihr stimmt in den Chorus ein und singt den Rundreim mit."

Und er begann:

„Was glänzt dort vom Walde wie Sonnenschein?
Hör's näher und näher erbrausen.
Es zieht sich hinunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd."

Der Chor wiederholte mit wilder Freude die letzten Strophen und die Hornisten fielen zur rechten Zeit mit ihrem Schmettern ein, daß das Echo in den nahen Bergen wach wurde und der grüne Wald wiederhallte. Als Körner das schöne Lied geendet hatte, da brach ein lauter, unerhörter Jubel los. Die Cameraden schlossen einen Kreis um ihn und kränzten ihn mit frischem Eichenlaub, das sie nicht weit zu suchen brauchten.

Von jenem Abende an war dies Lied der Lieblingsgesang der Lützower und Körner der populärste Mann im ganzen Heere. Seine Gedichte aber gingen wie Werbetrommeln durch das ganze Land und wo sie ertönten, da strömten Jünglinge und Männer zu den Waffen.

So diente er dem Vaterlande mit dem Schwerte wie mit seinem Geiste.

V.

Seit dem Ausbruche des Krieges waren bereits zwei große Schlachten und mehrere bedeutende Gefechte geschlagen worden, ohne eine Entscheidung herbeizuführen. Die verbündeten Preußen und Russen mußten trotz aller bewiesenen Tapferkeit sich zum Rückzuge entschließen, aber auch Napoleon fühlte, ungeachtet seiner Siege, das Bedürfniß nach Ruhe, um seine erschöpften Kräfte wieder zu sammeln. Man sprach allgemein von einem nahe bevorstehenden Waffenstillstande, der unter Vermittelung Oesterreichs zu Stande kommen sollte. Dies hielt jedoch den Major Lützow nicht ab, einen jener kühnen Streifzüge zu unternehmen, wie er sie liebte. Es handelte sich um einen Einfall in das südliche Deutschland, den er im Rücken des Feindes auszuführen gedachte. Mit vierhundert entschlossenen Männern brach er auf, nachdem er Körner zu seinem Adjutanten ernannt hatte. Die kleine Schaar brannte vor Begierde, sich mit den Franzosen zu messen, und setzte in der Nähe von Jena über die Saale, um über Plauen und Hof bis nach Augsburg vorzudringen. In dem altenburgischen Städtchen Roda stießen die Freiwilligen auf vierhundert Mann thüringischer Rheinbundtruppen, welche, trotzdem sie Deutsche waren, sich dem Heere Napoleon's anschließen wollten, aber gerade keine große Lust bezeigten, sich zu schlagen. Lützow befahl seinen Truppen, Halt zu machen, galoppirte mit Körner und nur von zwei Husaren begleitet vorauf in die Stadt und commandirte, gegen die verblüfften Rheinbündler gewendet, die sich einen solchen Ueberfall nicht träumen ließen, „Stillgestanden." Sie standen mäuschenstill mit dem Gewehre im Arme.

„Herr Hauptmann," rief er dem überraschten Anführer zu, „befehlen Sie Ihren Leuten, das Gewehr zu strecken."

Digitized by Google

Dieser hatte alle Besinnung verloren und that, was man von ihm verlangte. Sein Befehl wurde mit der größten Pünklichkeit nach dem Exercier-Reglement ausgeführt, die Officiere auf ihr Ehrenwort entlassen, von den Soldaten erbot sich die Mehrzahl, freiwillig in preußische Dienste einzutreten, was ihnen von Lützow gern bewilligt wurde. Dieser unblutige Sieg hatte jedoch die Franzosen auf die kleine verwegene Schaar aufmerksam gemacht; größere Colonnen des Feindes setzten sich in Bewegung, um sie zu verfolgen und ihr den Weg abzuschneiden, aber Lützow war ein Meister des kleinen Krieges, bekannt mit allen Listen und Schlichen, führte er die Seinigen durch Haide, Moor und Wald ungefährdet bis an die bairische Grenze, wobei es dem muthigen Parteigänger nicht an Sympathien der deutsch gesinnten Bevölkerung fehlte, die nur gezwungen noch ihre wahre Gesinnung verbergen mußte. In Eilmärschen rückte er bis nach der Stadt Hof vor, um dieselbe im Sturmschritt zu nehmen. Während er den Befehl ertheilte, kam der bairische Commandant mit einem Trompeter und wehendem Tuche herausgeritten. Alle glaubten schon, es sei dies ein Zeichen der Uebergabe, als dieser jedoch erklärte, daß der längst erwartete Waffenstillstand zwischen Napoleon und den Verbündeten abgeschlossen sei. Diese Nachricht wurde von Lützow und seinen Getreuen mit Unwillen aufgenommen, da sie sich mitten in ihrer Siegerlaufbahn aufgehalten sahen, aber sie konnten nicht länger zweifeln und mußten demnach die Feindseligkeiten einstellen.

Abgeschnitten von jeder Verbindung mit dem Hauptheere, umringt von überlegenen feindlichen Abtheilungen, war die Lage der kleinen Schaar eine wahrhaft bedenkliche, da Napoleon, wie bekannt war, seinen besonderen Haß auf die „Freiwilligen" und vorzüglich auf die „Lützower" geworfen hatte. Diese traten indeß, dem abgeschlossenen Vertrage vollkommen trauend, ihren Rückweg an, nachdem ihr Führer dem in Dresden commandirenden General Gersdorf die nöthige Anzeige gemacht und dieser den Lieutenant von Gösnitz ihm als Marschcommissar zugetheilt hatte. Ungehindert gelangten die Truppen bis zu dem Dorfe Ritzen am Fleßgraben, unfern Eisdorf und Groß-Görschen, zwei Meilen von Leipzig, wo sie des Nachts ankamen und sogleich ein Bivouac bezogen.

Kaum waren die Pferde abgezäumt, als die Meldung einlief, daß eine starke Cavallerie-Abtheilung anrückte, an deren Spitze sich der Oberst Becker befand. Dieser erklärte, „der Herzog von Padua, der in Leipzig commandirte, lasse den Major Lützow ersuchen, Halt zu machen, da er ihm Officiere senden werde, seinen ferneren Marsch zu dirigiren."

Damit erklärte sich Lützow vollkommen einverstanden, beide Führer gaben sich gegenseitig das Ehrenwort, ihren Truppen keine Feindseligkeit zu gestatten, und ein Lieutenant der Freischaar wurde nach Leipzig abgeschickt, um von dem französischen Heerführer nähere Verhaltungsmaßregeln einzuholen.

Der Herzog von Padua hatte von Napoleon bereits den gemessenen Befehl erhalten: „Hinreichende Colonnen ausrücken zu lassen, um die Räuberbande," so titulirte der Kaiser das Lützow'sche Corps, „einzufangen und niederhauen zu lassen."

Als der preußische Parlamentair sich bei ihm meldete und unter Berufung auf den abgeschlossenen Waffenstillstand um die weitere Bestimmung der Marschroute bis zur Elbe bat, entgegnete der Marschall:

„Der Major Lützow mit seiner Räuberbande ist auf Befehl des Kaisers außer dem Gesetz erklärt, er hat sich selbst von dem Waffenstillstande ausgeschlossen; Sie sind mein Arrestant."

Vier handfeste Gensd'armen vollzogen sogleich den Befehl des Herzogs von Padua, indem sie den Officier packten und, nachdem sie ihn entwaffnet hatten, in festen Gewahrsam brachten. Unterdeß hatte Lützow vergebens auf die Rückkehr seines Abgesandten gewartet, von Stunde zu Stunde wuchs seine Verlegenheit, da ihm gemeldet wurde, daß neue feindliche Abtheilungen heranrückten und ihn vollends zu umzingeln drohten. Trotzdem er nicht an einen solchen Verrath glauben konnte, der in der Geschichte des Krieges und des Völkerrechtes gleich unerhört war, befahl er den Seinigen, aus Vorsicht aufzusitzen. Er selbst ritt, von Körner begleitet, den feindlichen Truppen entgegen, welche in zwei Corps von fünftausend Mann bestanden. Da ihn ein breiter Feldgraben von den nahenden Gegnern trennte, gab er seinem Pferde die Sporen, um über den Graben zu setzen und von dem Commandeur Aufklärung zu verlangen. Das treue und sonst so sichere Thier trat fehl und strauchelte, so daß der Reiter zu fallen drohte. Theodor konnte sich nicht enthalten, ein Zeichen schlimmer Vorbedeutung zu sehen, und äußerte sich auch in diesem Sinne. Lützow lachte über seinen Aberglauben und bat ihn, die Poesie aus dem Leben zu verjagen.

An der Spitze der ihm gegenüberstehenden Truppen ritt der würtembergische General Normann. Er begrüßte Lützow mit militairischer Höflichkeit, und als dieser um gefällige Aufklärung bat, ob ihm und seinem Corps der Aufmarsch gelte, versicherte jener auf Ehrenwort: „er habe nur Befehl, das nächste Dorf zu besetzen." Dagegen bezeichnete er den französischen General Fourier als Befehlshaber der ganzen Abtheilung, und verwies ihn an diesen. Als Lützow sich dahin wendete mit dem Ersuchen, Halt zu machen, um ein Zusammendrängen mit seinen Leuten zu vermeiden, entgegnete der General mit kreischender Stimme:

„L'armistice pour tout le monde, excepté pour vous!" (Waffenstillstand für Alle, nur nicht für Euch!)

Jetzt konnte Lützow nicht länger über die Absicht des Feindes im Zweifel sein. Schnell wandte er sein Pferd, welches diesmal den Sprung über den breiten Graben ihm nicht versagte. Hinter ihm drein sprengte Körner, doch ehe die Beiden noch die Waffenbrüder erreichten, schwenkte die würtembergische Cavallerie, welche den auf der Chaussee in gestreckter Linie reitenden Lützowern zur Seite ritt, mit gezogenen Säbeln ein, und warf sich auf die eines solch niederträchtigen Ueberfalls nicht gewärtigen Preußen. Diese wehrten sich mit Löwenmuth, und fochten wacker für ihr Leben. Bald war Körner von dem Getümmel mit fortgerissen, zwei feindliche Dragoner bedrängten ihn zu gleicher Zeit, als er eben im Begriff stand, sich zu Lützow durchzuschlagen, der verwundet vom Pferde gesunken und von Feinden umringt war. Mit kräftigen Hieben wehrte er die beiden Reiter ab, als ein Dritter in der Uniform eines höheren Officiers heransprengte, und ihm den Weg verlegte. Theodor glaubte kaum seinen Augen zu trauen, als er in dem Gesichte seines neuen Gegners die ihm verhaßten Züge des Barons von Färber wiederfand.

„Ergeben Sie sich!" rief ihm dieser von Weitem zu.

„Lieber todt, als in Ihre Hände fallen," antwortete Theodor mit edler Entrüstung.

„So nimm das," schrie der Baron, mit einem Pallasch zu einem Hiebe ausholend, den Körner jedoch mit Geschicklichkeit parirte.

Die beiden Reiter hatten sich ein wenig zurückgezogen, vielleicht aus Respect für ihren Oberen, oder weil sie so viel Ehrgefühl und Achtung vor Körner's Tapferkeit besaßen, daß sie nicht mit dreifacher Ueberlegenheit einen einzelnen Feind angreifen wollten. Damit schien aber dem Baron, der die Stärke seines Gegners bald kennen lernte, nicht gedient zu sein.

„Was steht Ihr?" rief er ihnen zu. „Helft mir, dem Burschen das Garaus machen!"

Erschöpft von dem anstrengenden Kampfe und aus mehreren Wunden blutend, hielt sich Theodor unter solchen Umständen verloren, aber auch jetzt verließ ihn nicht sein Muth und die Geistesgegenwart, indem er zu einer Kriegslist seine Zuflucht nahm.

„Die vierte Escadron soll vorrücken!" rief er mit starker Stimme in den Wald hinein.

Die Feinde, welche einen Hinterhalt vermutheten, stutzten und zogen sich zurück, voran der Baron, welcher seinem Pferde feig die Sporen gab und davon sprengte, gefolgt von den Reitern. — Es war die höchste Zeit, denn im nächsten Augenblick sank Theodor, von übermäßigem Blutverlust geschwächt, ohnmächtig von seinem Pferde auf den grünen Rasen nieder.

Es war bereits dunkle Nacht, als Körner aus seiner Ohnmacht erwachte. Mühselig schleppte er sich zu dem nahen Birkenwäldchen, wo er, erschöpft von einem neuen Blutverlust, bis zum Morgen liegen blieb. Die Wunden schmerzten ihn, seine Lippen brannten, deshalb machte er noch einen Versuch, den vorbeifließenden Bach zu erreichen, wo er mit hohler Hand ein wenig Wasser schöpfte. Zwei Bauerkinder, welche im Walde nach Früchten suchten, hörten sein Stöhnen, und kamen neugierig herbei. Er winkte ihnen und das Mädchen bot ihm mitleidig ihr mit frisch gepflückten Erdbeeren gefülltes Körbchen an. Nachdem er sich daran erquickt, ergriff er mit vom Fieberschauer zitternder Hand seine Brieftasche, und riß ein Blatt heraus; dann schrieb er den Namen eines Freundes in Leipzig darauf. Den Zettel gab er dem Knaben, eine gute Belohnung verheißend, zur Besorgung. Dieser versprach, den Auftrag zu vollziehen, und kehrte im eiligsten Laufe nach dem Dorfe zurück, während das Schwesterchen bei dem Verwundeten zurückblieb, um ihn

Digitized by Google

zu pflegen und noch mehr Erdbeeren für ihn zu suchen. Ermattet schlief er wieder ein, von holden Träumen umgaukelt. Im Schlummer nahte ihm die holde Braut, und drückte einen leisen Kuß auf seine bleichen Lippen; noch ein anderes erhabenes Frauenbild stand an ihrer Seite, mit edlen Zügen und von göttergleicher Gestalt. War es die Muse, die ihn selbst im rauhen Kriegsgetümmel nicht verließ, oder die Freiheit, für die er sein Blut gegeben? Sie beugte sich zu ihm nieder und kränzte seine Heldenstirn mit ewigem Lorbeer. Als er erwachte, fühlte er sich wundersam gestärkt, trotzdem konnte er sich nicht von dem Gedanken frei machen, daß er am Ende seiner Tage stehe. Was ihn in diesem Augenblick bewegte, gestaltete sich zu einem Gedicht, das er mühsam mit Bleistift sogleich niederschrieb:

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben.
Ich fühl's an meines Herzens mattem Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie du willst, dir hab' ich mich ergeben.
Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben,
Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage —
Muth, Muth! Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben!
Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:
Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen; —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

Unterdeß war der ausgeschickte Knabe mit seinem Vater zurückgekehrt. Der gutmüthige Bauer nahm den Verwundeten einstweilen in seine Hütte auf, bis der Freund aus Leipzig anlangte, an den Körner jene Zeilen geschrieben hatte. Doctor Wendler hieß der edle Mann und Menschenfreund, der die Gefahr nicht scheute, womit Jeder von den französischen Machthabern bedroht wurde, der Einen von der Lützow'schen Freischaar bei sich aufzunehmen wagte. Unter dem Schutze der Nacht gelang es ihm, auf Schleichwegen durch das Hinterpförtchen seines Gartens den Dichter nach Leipzig und in seine Wohnung zu bringen, wo er ihn verborgen hielt und durch seine sorgfältige Pflege so weit wieder herstellte, daß er das Bett verlassen konnte. Seine nächste Sorge war, Erkundigungen über das Schicksal seiner Freunde einzuziehen: mit Freude vernahm er, daß sich Lützow mit Hülfe seiner Getreuen gerettet hatte, aber mancher brave Reiter hatte mit seinem Leben zahlen müssen. Weit mehr noch betrübte ihn das Schicksal der Gefangenen, die auf Napoleons ausdrücklichen Befehl wie Straßenräuber die schmählichste Behandlung erlitten und meist in den Kerkern Frankreichs mit Ketten beladen schmachteten. Theodor brannte vor Begierde, seine Cameraden zu rächen, und sich so schnell als möglich wieder dem preußischen Heere anzuschließen und an dem nahe bevorstehenden Kampfe Theil zu nehmen. Nachdem er seine Eltern und Toni unter einem angenommenen Namen, um die Wachsamkeit der französischen Spione zu täuschen, über sein Schicksal beruhigt hatte, war er nur mit dem Gedanken beschäftigt, unbemerkt Leipzig zu verlassen. —

Es war dies keineswegs so leicht zu bewerkstelligen, und für ihn und seinen Gastfreund mit mannichfacher Gefahr verbunden. So geheim auch sein Aufenthalt geblieben war, so fehlte es doch nicht an Aufpassern und Spionen, zu welchem schändlichen Amte sich selbst Deutsche und Männer von hohem Range hergaben. Ein sächsischer General in Dresden hatte es nicht unter seiner Würde gehalten, ein vollständiges „Bureau d'espionage" für Napoleon einzurichten, wodurch dieser von allen Vorgängen in seiner Nähe Kenntniß erhielt. Zu diesem Zwecke wurden Leute aus allen Ständen besoldet, Diener und Beamte bestochen, und selbst das Briefgeheimniß nicht geschont. Die verborgensten Familienverhältnisse, die Gespräche vertrauter Freunde, hingeworfene Aeußerungen blieben dem wachsamen Auge der französischen Polizei nicht verborgen; vor der gemeinen Angeberei gab es keinen Schutz.

Es war daher kein Wunder, daß auch Körner's Aufenthalt in dem Hause des Doctor Wendler Verdacht erregte, zumal es ihm nicht an einem erbitterten Feinde fehlte, der ihn zu verderben suchte. Baron Färber befand sich in Leipzig und in der Nähe des Herzogs von Padua; er gehörte zu jener geheimen Sicherheitsbehörde, war die rechte Hand des sächsischen Generals und wurde vielfach zu ähnlichen Missionen benutzt, zu denen sich kein anderer Officier und Mann von Ehre brauchen ließ. Auch nach Wien war er gesendet worden, um die dortige Stimmung zu beobachten und darüber Bericht zu erstatten, da Napoleon Grund zu haben glaubte, der österreichischen Regierung nicht zu trauen. Bei dieser Gelegenheit hatte er Toni im Theater gesehen und jene Leidenschaft für die reizende Schauspielerin gefaßt, welche zu der unangenehmen Berührung mit dem jungen Dichter führte. Seitdem haßte er Körner mit seiner ganzen heimtückischen Bosheit und hatte keinen andern Wunsch, als ihn zu verderben. Er leitete den Ueberfall der Lützow'schen Freischaar, wozu er dem Marschall den Gedanken eingegeben, um seine Privatrache zu befriedigen.

Von seinen ihm untergebenen Spionen, denen er besondere Achtsamkeit auf seinen Gegner eingeschärft hatte, wurde er hinlänglich unterrichtet, um Verdacht zu schöpfen, um so mehr, da er wußte, daß der Doctor Wendler zu den intimsten Freunden der Körner'schen Familie gehörte.

Ohne Ahnung der drohenden Gefahr saß der Arzt in seinem Studirzimmer, als die Frau eines sächsischen Gensd'armen, deren Kind er erst vor Kurzem vom Tode gerettet hatte, ihn dringend zu sprechen wünschte.

„Mein Mann," sagte das gute Weib, „hat so eben den Auftrag erhalten, heute Abend Sie zu überfallen und Haussuchung zu halten. Ich bin deshalb vorangeeilt, um Sie in Kenntniß zu setzen, damit Sie keine Ungelegenheiten haben; denn die Franzosen verstehen keinen Spaß."

Der Doctor dankte ihr und wollte ihr für ihre Nachricht einige Geldstücke aufnöthigen, die sie hartnäckig ausschlug, so sehr er auch in sie drang.

„Ich bin Ihnen noch so großen Dank schuldig," entgegnete sie, „daß diese kleine Gefälligkeit gar nicht in Betracht kommt. Auch freue ich mich jedesmal, wenn ich den Fremden einen Possen spielen kann. Mein Mann denkt wie ich, aber er muß doch thun, was seines Amtes ist; denn wessen Brod ich esse, dessen Lied ich singe."

Sobald die Frau gegangen war, dachte der edle Arzt an die Rettung Theodor's. Obgleich seine Wunden noch nicht geheilt waren, blieb ihm kein anderer Ausweg, als die Flucht zu ergreifen. Mit Hülfe des Doctors legte er die Verkleidung eines Bedienten an, und verließ das Haus sicher und unerkannt von den ihm auflauernden Spionen.

Am Thore erwartete ihn ein Wagen, worin eine Patientin des Doctors saß, die ihrer Krankheit wegen nach Karlsbad reisen sollte. Sie war in das Geheimniß eingeweiht, und führte einen Paß, der auf ihre eigene Person und auf ihren Bedienten lautete.

Als die angedrohte Haussuchung stattfand, war Körner bereits in Sicherheit und den Verfolgern entgangen. —

VI.

Ohne jedes fernere Abenteuer langte Körner wohlbehalten in Karlsbad an, wo ungeachtet der kriegerischen Zeiten eine zahlreiche und elegante Gesellschaft sich eingefunden hatte. Bald fand auch er darunter Bekannte und Freunde, die ihn anzogen, und von denen ihm Schutz und Pflege zu Theil wurde.

Eines Tages saß er auf der Bank des Sprudelhauses, um den Arzt wegen des Wiederaufbruches seiner Wunden zu befragen. Das vulcanische Naturwunder des merkwürdigen Badeortes nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und er vermochte nicht, seine Augen von dem interessanten Schauspiele abzuwenden. Aus der unterirdischen Werkstätte der Natur, aus den geheimnißvollen Tiefen der Erde brach der kochende Wasserstrom, mit Dampf vermischt, wie ein ungestümer Geist hervor. Körner wurde nicht müde, diesem Steigen und Fallen der brausenden Fluth zuzusehen, die gleich einem Zaubertrank, von Feenhand bereitet, Genesung und Gesundheit allen Hülfsbedürftigen spendete. Er fühlte eine gewisse Verwandtschaft mit jener dämonischen Gewalt, die mit jugendlicher Kraft aus der Felsenrinde drang, und jeden Widerstand besiegte.

Einige Damen in Begleitung eines älteren Herrn näherten sich jetzt dem Sprudel, um von den aufwartenden Brunnenmädchen sich die leeren Becher füllen zu lassen. Die Züge und der Ton ihrer Stimmen kamen ihm bekannt vor; er blickte auf und ein leiser Schrei der Ueberraschung entschlüpfte seinen Lippen. So leise dies geschah, so erregte er doch dadurch die Aufmerksamkeit der Anwesenden, die sich unwillkürlich nach ihm umwendeten. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Feſt der tauſendſten Locomotive.

Es war im Jahre 1837, daß der verſtorbene Commerzienrath **Borſig**, damals ein unbekannter Arbeiter, mit unbedeutenden Mitteln, aber einer ſeltenen Geiſteskraft und einem eiſernen Fleiße ausgerüſtet, ſeine Maſchinenbauanſtalt begründete. Aus derſelben ging im Jahre 1841 die erſte Locomotive hervor, über deren Vollendung ein ganzes Jahr verſtrich. Schon im September 1846 verließ die hundertſte die Werkſtatt, die fünfhundertſte den 25. März 1854, in dem Todesjahre des Begründers. Zugleich wurde 1847 von ihm das große Eiſenwerk in Moabit angelegt, welches 1855 bereits 250,000 Centner Schmiedeeiſen lieferte. Die ſechshundertſte Locomotive wurde bei der großen Induſtrie-Ausſtellung in Paris mit dem goldenen Preiſe geehrt; endlich kam am 21. Auguſt dieſes Jahres der Tag, wo die tauſendſte Locomotive aus derſelben Werkſtatt hervorging.

Dieſe Zahlen repräſentiren ein Capital von **zwölf Millionen** Thalern, das Brod und den Wohlſtand von dreitauſend Arbeiterfamilien, die Fortſchritte der deutſchen Induſtrie, die friedlichen Siege und Eroberungen des ſchaffenden Menſchengeiſtes. Darum bekam das Feſt, welches der Erbe ſeines würdigen Vaters ſeinen Arbeitern zu dieſer Gelegenheit gab, die Bedeutung einer großen nationalen Feier, eines Volksfeſtes im ſchönſten Sinne, eines erhebenden Triumphes der Arbeit und ihrer Söhne. — In der Culturgeſchichte der Menſchheit nimmt dieſer einundzwanzigſte Auguſt des Jahres 1858 eine höhere Stelle ein, als ſo mancher berühmte

Der Feſtzug der tauſendſten Locomotive.

Digitized by Google

Tag der Weltgeschichte, welche meist nur von blutigen Siegen die Kunde auf die Nachwelt bringt. Auch dies ist ein Sieg, aber kein Tropfen Blut klebt daran, höchstens nur der segensreiche Schweiß der Arbeit, auch dies ist eine Eroberung, die jedoch kein Menschenleben kostete und statt Verwüstung und Schrecken Wohlstand, Segen und Ueberfluß um sich verbreitet. Der deutsche Fleiß darf sich jetzt kühn der englischen Industrie an die Seite stellen. Die größten Locomotivenbau-Anstalten der Welt, die von Stephenson und Gebrüder Charp in Manchester müssen jetzt die Borsig'sche Fabrik in Berlin als ihre ebenbürtige Schwester anerkennen. In der Stephenson'schen sind zwölfhundert, in der von Charp erst tausend und dreißig Locomotiven erbaut worden, wobei noch zu erwägen ist, daß diese englischen Bauanstalten nicht selber die einzelnen Theile anfertigen, während dagegen in der Borsig'schen Fabrik von der Zurichtung des Rohmaterials bis zur Vollendung jedes einzelnen Maschinentheils Alles selbstständig geschaffen wird. Mit Recht dürfen wir daher das „Fest der tausendsten Locomotive" als ein deutsches, als ein nationales bezeichnen. — Dasselbe zerfiel in zwei Abtheilungen, gleichsam in eine ernste und eine heitere Feier.

Am Morgen des einundzwanzigsten August versammelten sich unter Anführung des Besitzers die eingeladenen Ehrengäste und das gesammte Personal der Fabrik, nahe an dreitausend Arbeiter, auf dem riesigen Hofe der großen Maschinenbauanstalt vor dem Oranienburger Thore, um die tausendste Locomotive „Borussia", welche, mit Blumen und Kränzen geschmückt, wie eine Braut im hellen Festschmuck prangte, auf dem neuen Schienenwege nach dem Stettiner und von da auf der Verbindungsbahn bis zum Potsdamer Bahnhofe zu begleiten. Hier hielt Herr Borsig von der Locomotive herab eine kurze, passende Ansprache an die Anwesenden, welche von dem gegenwärtigen Handelsminister von der Heydt beantwortet wurde. Ernst und feierlich war die Stimmung der zahlreichen Menge, welche die große Bedeutung dieses Momentes vollkommen erfaßte; ein Gefühl von Andacht erfüllte die Seele der Zuhörer bei diesem Cultus der Arbeit und des Menschenfleißes. — Mit dem Nachmittage begann das eigentliche Fest, welches Herr Commerzienrath Borsig zunächst seinen Arbeitern gab, die an dem großen Werke, von seinem Vater begründet und von ihm in demselben Geiste fortgeführt, redlich und mit allen ihren Kräften mitgeholfen. Sie hatten wohl den ersten Anspruch auf eine Gastfreundschaft, die in solch' riesigem Maßstabe weder in Berlin, noch an einem anderen Orte des ganzen Continentes von einem einzelnen Privatmanne geübt worden ist und so leicht nicht wieder geübt werden dürfte. Ganz Moabit, ein Ort von mehr als tausend Einwohnern, rings von Gärten umgeben und an den Ufern der Spree gelegen, hatte sich durch die Bemühungen des edlen Wirthes in einen einzigen, unermeßlichen Festsaal verwandelt, der mehr als dreißigtausend Menschen aus allen Ständen, vom Arbeiter der Fabrik bis zum Minister, in seine Räume aufnahm. Am Eingange erblickte man eine großartige und in ihrer Einfachheit imponirende Ehrenpforte mit Kränzen verziert. An ihrer vorderen Front zeigte sie die Bildnisse der berühmtesten Erfinder und Verbesserer der Dampfkraft, eines Watt, der die Dampfmaschine ihrer gegenwärtigen Vollendung näher geführt, eines Stephenson, dem wir im Jahre 1814 den ersten Dampfwagen zu verdanken hatten. Die hintere Seite war dagegen mit den wohlgetroffenen Portraits des Geheimraths Beuth und des verstorbenen Commerzienraths Borsig versehen, als Beförderer und Schöpfer unserer heimischen Industrie. An der Spitze des Bogens prangte zu beiden Seiten die passende Inschrift: „Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis." Durch diese Pforte gelangte man in den eigentlichen Festraum, der in seiner Länge und Breite mehr als eine Viertelmeile einnahm. Längs der Chaussee ragten zahllose bewimpelte Maststämme empor, zwischen denen für die abendliche Illumination tausend und abertausend bunte Lampen und Ballons hingen. In ähnlicher Weise waren alle Häuser mit Lampen und Blumenguirlanden geschmückt, was den freundlichsten Eindruck machte. Auf der Straße bewegte sich in bewunderungswürdiger Ordnung die ungeheuere Menschenmenge, darunter die Arbeiter der Borsig'schen Fabrik mit ihren Familien, sie selbst kenntlich an der festlichen Kleidung und der Medaille, welche Herr Borsig zu Ehren des Tages für sie prägen ließ und die sie jetzt stolz wie einen wohlverdienten Orden ihres Fleißes trugen. Sämmtliche Fenster und Balkons waren mit Zuschauern besetzt, „die Damen im schönen Kranz." Ein großer Platz zur Rechten der Chaussee wurde ausschließlich für die Volksbelustigungen bestimmt; gedielte Tanzplätze wechselten mit Schaubuden, Puppentheatern, Carroussels und Kletterstangen ab, an denen Uhren, Tücher und volle Weinflaschen für die kühnen Sieger hingen; das Alles auf Kosten des freigebigen Wirthes, der auf das Beste für den Geschmack aller seiner Gäste zu sorgen wußte. Zwischen den schattigen Bäumen waren zu beiden Seiten Tribunen errichtet für die eigens dazu geladenen Gäste; in der Mitte befand sich unter einem tempelartigen Vorbau, mit der kolossalen Büste des verstorbenen Borsig geschmückt, die Rednerbühne, welche zuerst der Sohn des würdigen Vaters betrat, um ungefähr folgende Worte an seine Arbeiter und die übrigen Anwesenden zu richten:

„Hochverehrte Versammlung! Es war der Wille meines theuren, unvergeßlichen Vaters, daß der Ausgang der tausendsten Locomotive gefeiert werde durch ein Fest, das Allen, die mit ihm für ihn geschaffen, ein Fest sei der Freude und des stolzen Selbstbewußtseins. Als Erbe eines großen Namens, als Erbe der großen Ideen, die hier und in der Residenz aus glänzenden Schöpfungen zu Ihnen sprechen, als Erbe seines letzten Willens vollziehe ich hierdurch den Wunsch des theuren Vaters und habe Sie zu dem Feste geladen, das seine Augen leider nicht mehr erblicken durften. Es ist die schönste Erinnerungsfeier, die ich ihm weihen kann, es ist nicht nur ein Fest der von ihm gegründeten Fabriken, nein! ein Fest der preußischen Industrie, ein Fest von wahrhaft culturhistorischer Bedeutung. Ich habe nur geerntet, wo er gesäet, nur fortgeführt, was er begonnen, nur gebaut, wo er den Grund gelegt. Sein Andenken tragen nunmehr tausend Dampfrosse über eine Million von Meilen und weit hinaus über die Grenzen Deutschlands, seinem Andenken glühen Tausende von Flammen und ihm zu Ehren steigt der Rauch nicht nur aus den hohen Schornsteinen der Dampfmaschinen, sondern aus all' den Hütten und Häusern der Arbeiter, wohin seine schöpferischen Gedanken Leben, Arbeit, Brod und Wohlstand getragen. Wo vor einundzwanzig Jahren auf träger Sandscholle kümmerlich Gras wuchs, da erheben sich heute Häuser und Werkstätten und kündigen die Hämmer bei Tag und Nacht vom Fleiße der Menschenhand und von den Thaten des Menschengeistes. Was vor einundzwanzig Jahren von uns angestaunt wurde als ein unübertreffliches Wunderwerk des Auslandes, das schaffen wir heute selbst, das geht aus unserer Werkstätte hervor, gediegen, — kunstreich und erprobt. Und neben und mit unserer Fabrik sind andere Industrielle emporgestiegen, ist die Industrie selbst zu nie geahnter Blüthe gediehen und hat sich neben und mit uns eine großartige Stätte des Gewerbfleißes, ein neuer Stadttheil erhoben. So ist das heutige Fest ein Fest der preußischen Industrie. Sie Alle, die hier versammelt, sind Zeugen und zum Theil Mitschöpfer dieses Triumphes. Sind nicht die Werke der Industrie lebendige Zeugnisse der Größe eines Staates? Hat nicht, zumal in Preußen, Wohlstand und Glück des Volkes im gleichen Schritte mit der Industrie zugenommen? Wer theilte heute noch das Vorurtheil, daß durch die Maschinenkraft die Kraft des Einzelnen, durch den eisernen Arbeiter die Arbeit des Menschenarmes gelähmt und Armuth erzeugt werde? Wer sieht nicht ein, daß durch die Industrie dem Capital der Boden zugeführt werde, auf dem es reiche Früchte tragen könne? Wer bestreitet, daß durch die Industrie Handel und Wandel an Umfang gewonnen haben und friedliche Eroberungen gemacht worden sind, größer und einträglicher als alle, welche jemals das Schwert gemacht? Wer muß nicht bekennen, daß durch die Industrie dem Bürger des Staates Arbeit zugeführt wird? und wo Arbeit ist, da ist auch Sittlichkeit, und je mehr Arbeit bei einem Volke, desto höher steht es in seiner Sittlichkeit, in seiner Achtung vor den Ländern und Völkern der Erde. Preußen steht im friedlichen Völkerkriege der Industrie obenan."

An diese Worte knüpfte der Redner seinen Dank an die Regierung für den Schutz, den sie zu allen Zeiten seiner Anstalt gewährt hat, indem er ein Lebehoch dem Könige, dem königlichen Hause und dem anwesenden Handelsminister ausbrachte.

„Zum Schlusse," fuhr er fort, „aber sei mein Dank Ihnen Allen geweiht, die Sie durch Ihres Kopfes oder Ihres Armes Kraft mit meinem Vater, die Sie mit mir gearbeitet und das heutige Fest möglich gemacht haben. Sie Alle, die Sie treu, unermüdlich und strebsam mit uns ausgehalten in guter und in böser Zeit; Sie, meine Rathgeber, Verwalter und Beamten, Sie, meine lieben, braven Arbeiter! Nehmen Sie meinen herz-

Digitized by Google

lichsten Dank auf. Die Beamten und Arbeiter meiner Fabrik, sie leben hoch!"

Auf die lautlose Stille, womit diese Rede angehört wurde, folgte der donnernde Jubelruf, womit die ganze Versammlung in dieses „Hoch" einstimmte. Hierauf bestieg ein ehemaliger Zögling des Borsig'schen Instituts die Rednerbühne, um dem Festgeber zu danken. Tief ergriffen von der hohen Bedeutung des Augenblicks versagte dem Sprecher fast die Stimme; Thränen der innigsten Rührung flossen über die Wangen des schlichten Mannes, die noch beredter als alle Worte waren.

Unter der Veranda des herrlichen Gartens vereinigte ein Festmahl die eingeladenen Gäste, unter denen sich auch der greise Humboldt, ungeachtet seines hohen Alters und der zunehmenden Schwäche, befand. Seine Anwesenheit wurde durch einen begeisterten Trinkspruch, ausgebracht von dem Oberbürgermeister von Kölln, in würdigster Weise gefeiert. Mit Ehrfurcht blickte die Versammlung auf den höchsten Vertreter der Wissenschaft, welcher gekommen war, die Arbeit und die Industrie durch seine Gegenwart zu ehren.

Die fernere Zeit bis in die späte Nacht war von nun an dem eigentlichen Vergnügen des Volkes gewidmet. — Zunächst erschien unter dem Schmettern der Trompeten der eigentliche Festzug, der die Wunder des Dampfes bildlich in überwiegend humoristischer Weise darstellte und durch ein Programm in Versen erklärte. Voran dem Zuge schritt Neptun, der Gott des Wassers, in der Hand den mächtigen Dreizack, und von Schwänen gezogen; ihm folgte Vulcan, der Gott des Feuers und der Schmiede, auf einem Felsen thronend, umgeben von seinen Cyclopen und den Gnomen, welche das Erz aus der Tiefe der Erde holten. Beide kamen als Väter des weltbewegenden Dampfes, dessen Erscheinung durch eine Reihe komischer Bilder eingeleitet wurde. Zunächst fuhr eine Riesenschmiede vorüber; die wackeren Gesellen hatten alle Hände voll zu thun, um die zerbrochenen Stahlröcke der Damen auszubessern; auch ein Fortschritt der modernen Industrie, die wir der Crinoline zu verdanken haben. Anschaulich zogen vor dem Zuschauer die früheren Zustände und Reisegelegenheiten vorüber, welche vor Erfindung der Locomotive im Schwunge waren. Diese antediluvianische Vorzeit wurde durch die edle Zunft der „Wanderburschen" repräsentirt, wie sie früher langsam und bedächtig auf des Schusters Rappen, fechtend durch die Welt sich schlugen. Würdig schloß sich ihnen die alte Post mit ihren abgetriebenen Gäulen an, beladen mit Koffern, Hut- und andern Schachteln, zu denen auch die ehrwürdige Dame, welche darin saß, gerechnet werden mußte. Das Ganze erinnerte an die treffliche Monographie „die Postschnecke" von Börne und an jene Zeit, wo man bei einer Reise von Berlin nach Leipzig sein Testament machte, und weinend von der ganzen Familie und allen Nachbarn Abschied nahm. — Aus einem riesigen Theekessel stieg der neugeborne Dampf empor; denn aus der Gewalt, womit der in einem solch gemeinen Topf eingeschlossene Dampf den Deckel abwarf, lernten Papin und de Caus, die ersten Erfinder, diese neue Riesenmacht kennen. Soweit kam heute der zum Schimpfwort degradirte „Theekessel" zu Ehren, wie das gereimte Programm folgendermaßen besagte:

De Caus sah sich drauf den Theekessel an,
Und sann und grübelte Nacht und Tag,
Wie man den Dampf wohl zu fesseln vermag,
Daß er als Sclave, als Trieb der Maschine
Der ganzen Menschheit zum Nutzen diene.
Und als er gefunden die große Kunst,
Zu fesseln in Kesseln Dampf und Dunst,
Da kamen auch Andere hinterher
Und sannen und grübelten immer mehr,
Und fanden nach weiser Ueberlegung:
Das Heil unser Aller liegt in der Bewegung.

Dem Theekessel folgte ein mächtiges Dampfschiff, natürlich von Pferden gezogen, mit zahlreichen Passagieren besetzt und mit Kaufmannsgütern reich beladen, den Welthandel darstellend. Den Handel begleitete die Börse, welche in einer Schaukel bestand, auf der Herr Zwickauer mit einem würdigen Geschäftsfreunde bald als Haussier in die Höhe flog, bald als Baissier wieder niedersank, während das nächste Bild eine Stockbörse in des Wortes verwegenster Bedeutung zeigte, wo à tout prix losgeschlagen wurde. Ein wilder Lärm verkündigte die Dampfmusik der Zukunft. Auf dem Schornstein saß der langfingerige Capellmeister, von wo aus er das mit Hülfe des Dampfes getriebene Orchester von Monstre-Posaunen und Riesen-Ophikleiden dirigirte. Eine Dampfbäckerei lieferte kolossale Dampfbrode, bei deren Anblick die dicksten Bäcker vor Schreck zusammenschrumpften. Auch die neue englische Dampf-Wasserleitung mußte es sich gefallen lassen, mit all ihren Werken und Brunnen auf einem zierlichen Präsentirteller davongetragen zu werden. Den Schluß des imposanten Zuges bildete:

Die Nummer Tausend: „Borussia!"
Berlin zur Ehre, Berlin zur Zier —
Und wär' sie auch hundert Meilen von hier!
Das erste Tausend ist heut erreicht —
Das zweite auch folgt bald vielleicht
Und dampfet hinaus auf fernen Wegen —
(Dazu geb' Gott uns seinen Segen!)
Dem Staat und der Stadt zum Ruhm und Schmuck!! —
Zu End' ist mein Text jetzt, zu Ende der Zug.

Beim Anblick des letzten Bildes ertönte ein nicht enden wollender Jubel, womit dies jüngste Kind der Borsig'schen Industrie begrüßt wurde.

Unterdeß war es allmählich dunkel geworden; mit dem Beginn der Nacht entzündeten sich wie auf einen Zauberschlag Tausende von bunten Lampen und Laternen; zugleich flammten in rothem, weißem und grünem Glanze die Schornsteine des Borsig'schen Eisenwerkes von elektrischen Sonnen beleuchtet. Ganz Moabit schien von einem Kranze leuchtender Blumen umschlungen, von flammenden Schmetterlingen, riesigen Leuchtkäfern und Glühwürmern umschwärmt. Es war ein feenhafter Anblick, ein verkörpertes Märchen aus Tausend und einer Nacht. Die Tanzplätze, von denen eine lustige Musik ertönte, alle Häuser, Vergnügungsorte und Gärten waren in ähnlicher Weise mit rothen, grünen und blauen Flammen erleuchtet. In transparentem Feuer glänzte ebenfalls die Ehrenpforte mit ihren Bildern. Wohin das Auge blickte, schimmerte, leuchtete und strahlte der ganze Ort wie eine kolossale Weihnachtspyramide, deren Spitze der hundert Fuß hohe Schornstein mit seinem elektrischen Lichte bildete. —

Wunderbarer als Alles aber war die würdige Haltung der zahllosen Menge und besonders der Arbeiter, welche mit stolzem Selbstgefühl jede Störung vermieden, und von Neuem den Beweis einer hohen Gesittung gaben.

Drei Kanonenschläge gaben jetzt das Zeichen zu dem von Herrn Borsig veranstalteten, großartigen Feuerwerk, welches den Schluß der Festlichkeiten bildete. Durch die dunkle Nacht schossen die glühenden Raketen, flammende Leuchtkugeln und feurige Garben. Im Brillantfeuer stieg eine mächtige Cascade auf und goß statt Wasser ihren sprühenden Funkenregen aus, worauf das Bild der tausendsten Locomotive in flammenden Linien am Horizont wie ein neues Sternbild, ein Symbol des ganzen Festes, niederschaute und mit jubelndem Beifallsrufe begrüßt wurde. Rothe, grüne und blaue bengalische Flammen warfen dazwischen ihr phantastisches Licht über die unzählige Menschenmasse, welche, Kopf an Kopf gedrängt, einem wogenden Meere im Phosphorglanze glich.

Nach dem Feuerwerke zerstreuten sich die Zuschauer, von denen ein Theil nach den Tanzplätzen eilte, während die Mehrzahl den Rückweg antrat. Jeder Anwesende aber nahm gewiß die Erinnerung eines schönen, bedeutenden Tages in seinem Leben mit, denn vom letzten Arbeiter bis zum Festgeber schien man es zu fühlen, daß es sich hier nicht um ein eitles Schaugepränge, nicht um eine Befriedigung der Eitelkeit und des sinnlichen Genusses, sondern um einen großen Gedanken, um eine mächtige Idee handelte, welche diese ganze Feier beseelte. Es war das Fest der Arbeit und des Menschenfleißes, das Fest der Verbrüderung zwischen Kopf und Hand, zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, das Fest der Liebe zwischen allen Betheiligten, der Ehrentag des vierten Standes, welcher seine hohe Bedeutung fühlte, und durch seine würdige Haltung dieses stolze Selbstgefühl verrieth. Darum ruhte das Auge des wahren Menschenfreundes beim Scheiden noch einmal mit innerer Befriedigung auf der leuchtenden Inschrift des Portals:

„Arbeit ist des Bürgers Zierde;
Segen ist der Mühe Preis." —

M. N.

Die Forellen und die künstliche Fortpflanzung derselben.

Nach eigener Ansicht von L. Brehm.

Wir haben bekanntlich in Deutschland, wenigstens im mittleren, nur zwei Arten Forellen, nämlich die Stein- und Lachsforelle. Die erste ist ein echter Gebirgsfisch und lebt in schattigen, hellen Bächen und Flüssen, welche einen steinigen, kieseligen Grund haben. Die letztere wird auch an ähnlichen Orten angetroffen, allein sie geht viel tiefer herab, und kommt sogar in das Meer; denn der Herr Doctor Schilling, früher Conservator des königlich preußischen zoologischen Museums zu Greifswald, traf sie spät im Frühjahre einzeln in der Ostsee an. Beide schön rothgefleckte Arten sind am leichtesten zu unterscheiden, wenn sie gesotten sind; denn dann hat die Lachsforelle ein fettes, röthliches, die Steinforelle aber ein etwas trocknes, weißliches Fleisch. Die Lachsforelle wird viel größer als die Steinforelle. Sie sind im Geschmack etwas verschieden, haben aber beide ein gesundes, schmackhaftes Fleisch. Viele ziehen das der Steinforelle dem der Lachsforelle vor, während andere das der letzteren besonders lieben. Es gibt viele Arten Forellen, welche zum Theil noch nicht richtig bestimmt sind. Eine der größten ist die gefleckte Forelle, welche im Genfer See lebt und bis 50 Pfund schwer werden soll. In den auf dem Rücken der norwegischen Gebirge liegenden Seen, inwelchen im August noch eine Menge Eisschollen herumtreiben, gibt es nach Boje sehr viele Forellen; doch kann ich nicht sagen, welcher Art sie angehören. Die merkwürdigsten sind offenbar diejenigen, welche in den isländischen Teichen leben. Da diese im Winter bis auf den Grund gefrieren, so stecken die sie bewohnenden Forellen in der kalten Jahreszeit im Eise, werden aber, wenn dieses im Frühjahre aufthaut, nach Faber wieder lebendig und so munter, als wenn nichts vorgefallen wäre! Daß der Lachs, der ein Gewicht von 20, nach Anderen sogar von 60 Pfunden erlangt, auch eine große Forelle ist, bemerke ich nur beiläufig.

Doch ich komme wieder zu unsern mitteldeutschen Forellen zurück. Beide Arten hält man auch in Teichen und zwar in solchen, welche von Quellen gespeist werden und helles Wasser haben. Ein Haupterforderniß aber zum Gedeihen dieser Forellen in den Teichen ist das Vorhandensein kleiner Wasserschnecken, besonders der kleinen Ohrschnecken, mit denen der Grund guter Forellenteiche fast bedeckt ist. Diese verlangen aber, um sich so zu vermehren, daß sie den sie häufig verschlingenden Forellen hinlängliche Nahrung gewähren können, einen ganz besonderen Boden. In manchen Teichen kommen sie durchaus nicht fort. Forellenliebhaber der hiesigen Gegend haben den Versuch gemacht, Eimer voll dieser Ohrschnecken in ihre Forellenteiche tragen zu lassen, allein, weil der Boden derselben ihnen nicht zusagte, waren sie in zwei bis drei Jahren ganz verschwunden. Wie gern sowohl die Lachs- als Steinforellen diese Ohrschnecken fressen, sieht man daraus, daß oft ihre ganze Speiseröhre mit nichts Anderem, als mit ihnen angefüllt ist, was ich oft selbst beobachtet habe. Sie verschlucken sie mit den Häuschen, und scheinen diese durch ihren scharfen Magensaft auch mit zu verdauen.

Merkwürdig ist die Geschicklichkeit, welche die Forellen besitzen, durch Springen in die Ausgangsrinnen der Teiche ihrem Gefängnisse zu entfliehen, und in den unter ihnen fließenden Bach zu gelangen. Man muß deswegen, um dieses Entschlüpfen derselben nach Möglichkeit zu verhindern, den Rechen vor der Abflußrinne hoch machen lassen. Die Müller an den Gebirgsbächen behaupten, daß die Forellen im Stande seien, in dem Wasserstrahle der gehenden Mühlräder emporzusteigen, und ein Besitzer schöner Forellenteiche in der hiesigen Gegend hat mir erst neulich versichert, daß mehrere aus seinen Teichen in den unter ihnen fließenden Bach entwichene Forellen in die 3 bis 4 Fuß über demselben stehende Abflußrinne wieder heraufgekommen, und von ihr aus durch einen gewaltigen Sprung über den Rechen in die Teiche zurückgegangen seien.

Ein Haupthinderniß der Forellenzucht in Teichen, aber ist der Umstand, daß sie sich in denselben sehr schwer oder gar nicht fortpflanzen. Sie laichen, entweder nicht, oder fressen die Jungen auf. Ein Forellenteichbesitzer der hiesigen Gegend hatte vor längerer Zeit einen seiner Teiche, welcher nicht vollständig ablief, sondern in der Mitte einen Wassertümpel übrig ließ, gesischt und mit 40 Stück 4—5 Zoll langen Forellen besetzt. Nach zwei Jahren wurde dieser Teich wieder gezogen; aber zur großen Verwunderung des Besitzers sah dieser anfangs gar keine Forellen in demselben. Endlich zeigte sich eine in dem Tümpel in der Mitte. Sie war bei der letzten Fischerei unbemerkt daselbst zurückgeblieben, und hatte die 40 kleinen Forellen ganz aufgezehrt, dadurch aber auch ein Gewicht von 5 Pfund erlangt. Die Forellen haben auch in den gewöhnlichen Teichen keine Stellen, an denen sie ihren Laich bequem absetzen können. In den Bächen und Flüssen wählen sie Sand- oder Kiesbänke, über welche ein sanft strömendes Wasser fließt. Hier bereitet sich das Weibchen, indem es die untere Seite der Schwanzflosse als Grabscheit benutzt, eine Rinne, in welche es seine Eier ablegt. Sobald dies von dem in der Nähe befindlichen Männchen bemerkt worden ist, streicht dieses längs der Rinne hinauf über die Eier hinweg und läßt seine Milch darauf fallen. Ist dies geschehen, dann kommt das untern der Eier gebliebene Weibchen wieder herbei, wedelt mit dem Schwanze, und bedeckt die Eier mit dem neben der Rinne liegenden Sand oder Kies 3—4 Linien hoch, so daß das über ihnen hinwegrieselnde Wasser sie durch die dünne Decke derselben zwar noch berühren, aber nicht wegschwemmen kann.

Da nun die Forellen in den Teichen solche für das Laichen geeignete Plätze nicht finden, so unterbleibt dieses gewöhnlich ganz. Allein der menschliche Verstand hat hier nachgeholfen und

eine künstliche Fortpflanzung der Forellen

aufgefunden, welche wohl verdient, in diesen vielgelesenen Blättern bekannt gemacht zu werden. Ich halte mich dazu um so mehr befähigt und berechtigt, je öfter ich sie mit eigenen Augen gesehen habe.

Wer die Forellen künstlich fortpflanzen will, muß Quellen oder Abflußrinnen mit reinem hellem Wasser haben, unter welche Kasten von $1\frac{1}{2}$ Fuß Höhe so gesetzt werden können, daß ein etwa 1 oder $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser haltender Wasserstrahl oben auf den Kasten fallen kann. Diese Kasten von 3—4 Fuß Länge und $1\frac{1}{2}$—$1\frac{3}{4}$ Fuß Breite und Höhe werden entweder von Bohlen (dicken Bretern) gefertigt oder aus Sandstein gehauen und oben mit einem Falz versehen, so daß der hölzerne Deckel gut schließt und nicht die kleinste Oeffnung läßt. Knapp unter dem Deckel und in demselben wird eine 2 Zoll im Durchmesser haltende Oeffnung angebracht und mit einem wie ein Reibeisen durchlöcherten Eisenbleche verschlossen. Der Boden dieses Kastens wird mit einer 4—6 Zoll hohen Schicht von ausgewaschenem Kies bedeckt und so unter den Wasserstrahl der Quelle oder einem von einer Teichrinne abgeleiteten gestellt, daß dieser durch das auf dem Deckel befindliche durchlöcherte Eisenblech fällt und das im Kasten oder Steintroge befindliche Wasser bis auf den Grund bewegt, ohne jedoch den Kies aufzurühren. Einen Steintrog kann man viel später an seinen Ort stellen, als einen Holzkasten, weil dieser auswässern, d. h. seiner harzigen und anderen Theile beraubt werden muß, ehe man die Forelleneier hineinbringt.

Zur Zucht hat man schon im Frühjahre bei der Fischerei der Forellenteiche die größten Forellen beider Geschlechter ausgewählt und in einen kleinen Teich, in der hiesigen Gegend Hälter genannt, eingesetzt. Zu Ende des November oder zu Anfang des December — das Letztere ist die passendste Zeit — läßt man den Hälter ablaufen, fischt die darin befindlichen Forellen heraus und bringt sie in ein Gefäß, in welches entweder fortwährend frisches Wasser läuft oder gebracht wird. Jetzt nimmt man ein kleines Böttchergefäß, hier Männchen genannt, und füllt es ein bis zwei Zoll hoch mit Wasser an, ergreift mit der einen Hand eine weibliche Forelle, hält sie über das Männchen und streicht mit den Fingern der andern so lange über den Bauch derselben hinweg, bis ihre reifen Eier in das Männchen fallen. Ist sie aller ihrer reifen Eier entledigt: dann wird sie in den gewöhnlichen Forellenteich gesetzt. Es wird nun eine zweite und dritte ergriffen und auf ähnliche Weise, wie die erste, ihrer Eier beraubt, bis man eine hinlängliche Zahl, d. h. so viel derselben erlangt hat, daß man überzeugt sein kann, sie werden die Oberfläche des im Kasten befindlichen Kieses beinahe bedecken. Nun kommt die Reihe an die Forellenmännchen. Auch sie werden nach einander über das Männchen mit den Forelleneiern gehalten und, wie die Weibchen, am Bauche gestrichen, bis sie ihre Milch in das Wasser fallen lassen. Sobald dies geschehen ist, wird das Wasser mit den Eiern und der Milch umge-

Digitized by Google

rührt, bis Alles als eine gelbliche Masse erscheint. Dies geschieht jedes Mal, so oft ein Männchen seine Milch hergegeben hat.

Ist Alles gehörig umgerührt und jede Forelle ihrem Teiche wiedergegeben, dann gießt man das Wasser mit den Forelleneiern in den Kasten, legt den Deckel darauf und verschließt auch wohl denselben durch eine daran früher gemachte Vorrichtung, wenn man von bösen Menschen Beschädigung zu fürchten hat.

Will man eine bedeutende Menge Forellen ziehen, dann macht man vorher zwei bis drei der oben beschriebenen Kasten oder Steintröge zurecht. Dies that stets ein Freund von mir, in der hiesigen Gegend, welcher die Forellenzucht mit eben so viel Eifer als Geschick betrieb. In kurzer Zeit klärt sich das Wasser in den Kästen oder Trögen ab und die gelblichen Eier liegen auf dem Kiese. Jetzt ist große Vorsicht nöthig. Man muß nämlich genau nachsehen, daß die Eier nicht übereinander liegen und nicht von dem auf sie fallenden Wasserstrahle unter den Kies getrieben werden; in beiden Fällen kommen sie nicht aus. Ist also das Erstere der Fall, dann bringt man sie behutsam in die gehörige Ordnung und bemerkt man den letztern Uebelstand, dann befreit man sie mit Vorsicht von dem sie bedeckenden Kiese und mäßigt die Gewalt des in den Kasten fallenden Wasserstrahles so, daß er zwar das Wasser in dem Kasten, nicht aber die Eier, noch weniger den Kies bewegen kann. Auch muß man vorher genau nachgesehen haben, ob der Wasserstrahl reines Wasser oder moorige Theile enthält; denn im letzteren Falle, welcher öfter vorkommt, als man glauben sollte, werden die Forelleneier mit einem moorigen Ueberzuge bedeckt und gehen ebenfalls zu Grunde.

Es versteht sich von selbst, daß man die beschriebenen Forellenkästen nur dahin stellen kann, wo das Wasser auch im strengsten Winter nicht gefriert. Denn hat es nicht so viel Wärme, um der Kälte zu widerstehen, dann bildet sich auf dem Deckel oder am Kasten eine Eiskruste, welche das Ein- und Ausfließen des Wassers unmöglich macht und in kurzer Zeit alle Eier zu Grunde richtet.

Will man nach dreißig oder vierzig Tagen wissen, wie es mit der Zucht steht, so sieht man nach, hebt den Deckel auf, weist dem Wasserstrahle einen andern Weg an, nimmt sehr behutsam ein Ei nach dem andern aus dem Wasser und hält jedes einzelne an das Licht. Die ganz hellen, durchsichtigen wirft man weg, denn diese sind faul; die aber mit dunkeln Punkten oder einer dunkeln Masse legt man vorsichtig wieder in den Kasten, denn diese sind gut.

Nach sechzig bis achtzig Tagen — die gelinde oder strenge Kälte bewirkt diesen Unterschied — kriechen die jungen Forellen aus. Sie bilden dann eine ungestaltete, röthliche, gallertartige Masse, an welcher unten die Eierschale noch hängt und die Augen als dunkle Punkte bemerkbar sind. In kurzer Zeit aber entwickeln sie sich zu niedlichen, einer kleinen Stecknadel an Größe ähnlichen, nur etwas stärkeren Fischchen, welche munter im Kasten herumschwimmen. In diesem dürfen sie aber nicht lange bleiben, denn sie würden aus Mangel an Nahrung zu Grunde gehen. Die meisten Forellenzüchter lassen sie nun in kleine Teiche, welche auch warmes, dem Froste widerstehendes Wasser haben. Allein es ist viel besser, sie in einen kleinen, nicht zufrierenden Bach zu bringen. Der Aufenthalt in diesem ist ihrer Natur angemessen und bekommt ihnen deswegen am besten. Man kann sie ja später wieder fangen und als Brut in einen Forellenteich setzen. Wie ungern diese Forellchen, wenn sie sich gehörig entwickelt haben, im Kasten verweilen, sieht man daraus, daß sie, wenn die Löcher in dem Bleche, durch welche das Wasser aus dem Kasten abläuft, nicht ganz eng sind, sich zuweilen durch sie hindurchdrängen und das Weite suchen.

In sehr strengen Wintern friert trotz des warmen Quellwassers der Deckel zuweilen an den Kasten an. In diesem Falle läßt man Alles ganz ruhig und wartet, bis die mildere Witterung im Februar das Oeffnen des Deckels gestattet. Sobald als möglich muß man aber, wie wir gezeigt haben, nachsehen, weil die vollständig entwickelten Fischchen, um nicht zu verkümmern, aus dem Kasten genommen und in den Bach gesetzt werden müssen.

Mein schon oben erwähnter Forellenfreund machte einst den Versuch, eine Forelle in einem Bierglase zu entwickeln. Er brachte deswegen zwei Forelleneier in ein solches, stellte es in das Fenster seiner Schlafkammer, in welche der Frost nicht dringen konnte, und füllte das Glas alle Tage mit frischem Wasser. Nach fünfundsechzig Tagen hatte er die Freude, aus dem einen noch übrigen Ei — das andere war schon früher als faul weggeworfen worden — ein junges Forellchen auskriechen zu sehen.

Dieses ist aber das einzige mir bekannte Beispiel, daß sich ein Forellchen auf diese Art aus dem Ei entwickelt hat.

Wie nahe beide deutsche Forellenarten mit einander verwandt sind, zeigt sich auch bei dieser künstlichen Fortpflanzung derselben. Wir haben von beiden Arten Eier und Milch in einem Gefäße untereinander gemischt und die Forellenzucht litt dadurch nicht im Geringsten. Es entstanden Bastarde, deren Kinder aber theils Stein-, theils Lachsforellen wurden und so die echten Arten, wie die Bastarde der Raben- und Nebelkrähen, wieder herstellten.

Diese künstliche Forellenzucht, welche mein Freund Jahre lang mit dem besten Erfolge betrieben hat, ist sehr zu empfehlen; denn sie ist wohlfeil, wenig mühsam, sicher und vortheilhaft.

Sie ist 1) wohlfeil; die Kosten derselben werden blos durch die Anschaffung und Einrichtung der Kasten verursacht und betragen wenig mehr, als der Satz, wenn man ihn kaufen soll, für einen einzigen Teich in einem einzigen Jahre, weil dieser sehr theuer, überhaupt schwer und in manchen Gegenden gar nicht zu haben ist. Ueberdies hat man die Ausgabe für die Kasten nur ein einziges Jahr, denn selbst die hölzernen halten viele Jahre und die steinernen ein Menschenleben lang. Ebenso ist sie

2) wenig mühsam. Das Streichen der Forellen macht nur wenig Arbeit, und befinden sich ihre Eier einmal in dem Kasten, dann hat man nur nachzusehen, daß Alles in gehöriger Ordnung bleibt und das Auskriechen der Jungen zur rechten Zeit bemerkt wird, damit diese nicht zu lange im Kasten bleiben und verkümmern. Diese Aufsicht über die Zucht macht dem Freunde der Natur mehr Freude als Mühe und gewährt ihm eine anziehende Unterhaltung. Diese Forellenzucht ist auch

3) sicher. Wie schon bemerkt wurde, schlägt sie bei richtiger Behandlung nicht fehl. Darauf muß man natürlich besonders aufmerksam sein, daß das Wasser nach der oben angegebenen Anweisung gehörig ein- und ausfließt, die Eier richtig liegen, nicht von einem moorartigen Ueberzuge bedeckt und nicht von einer Wasserspitzmaus aufgefressen werden; denn wenn der Deckel nicht gehörig schließt oder der Kasten so schadhaft ist, daß diese sich hineinarbeiten kann, werden die Eier von ihr in einer einzigen Nacht vernichtet. Endlich ist diese Forellenzucht auch

4) vortheilhaft. Die Forelle ist in unserer Gegend schon theuer — das Pfund wird hier aus erster Hand für 10 Sgr. verkauft — in den benachbarten Städten aber sehr kostbar, und der Satz ist, wie wir gesehen haben, überall schwer und nur für hohen Preis zu haben. Welch' ein Vortheil ist es da, diese gesunden, sehr schmackhaften und kostbaren Fische selbst ziehen zu können!

Das neueste Land des Goldes.

Es wälzt sich wieder ein glühendes, dämonisches Goldfieber wie eine Epidemie über die Erde hin und wüthet zunächst in Amerika, besonders an den westlichen Gestaden hinunter, hat aber bereits in allen Vereinigten Staaten gewaltig um sich gegriffen. Mit jeder überseeischen Post kommen Nachrichten von der zunehmenden Gluth und Wuth des Fiebers. Es reißt die Menschen blindlings von ihrer Scholle los, aus Familien-, Mutter- und Kinderarmen und treibt sie willenlos hinunter in die neu entdeckten Lande, wo zum ersten Male Alles, was glänzt, Gold sein soll, wo sich Alles unter den Händen, wie bei dem eselsohrigen König Midas, in Gold, in pures Gold verwandelt.

Das neue, dritte, große und reichste Gold-Paradies streckt sich um den 50. nördl. Breitengrad an der Westküste des englischen Amerika im Fraserflusse und um denselben herum bis in die lange, bergige Vancouvers-Insel, die sich von seinen Mündungen nach dem großen, stillen Oceane in nördlicher Richtung zuspitzt, jenseits der fürchterlichen Felsengebirge und Cordilleren, welche das diesseitige englische Amerika von dem jenseitigen westlichen, gesünderen, nach dem stillen Oceane sich abdachenden grimmig abscheiden, als sollte drüben eine neue Welt entstehen, geschützt vor der alten Wirthschaft diesseits. Seltsam neu und mannichfaltig bunt ist diese gährende Mischung genug drüben und sie wallet und siedet und brauset und zischt, als wollte diese Völker- und Racen-Mischung noch eine neue Menschheit gebären. Die Engländer und Amerikaner

Digitized by

sind von dieser neuen goldenen Welt durch endlose Felsengebirge und Wüsten weiter geschieden, als die Chinesen und das neue Rußland am Amur gegenüber. Nur zwei Flüsse, der Atabaska südlich und der Friedensfluß im Norden des Fraser, treten mit vorgerückter Wasserscheide nahe genug an die westliche heran, daß von ihnen aus eine Verbindung mit dem ungeheueren Netzwerk von Flüssen und Seen der diesseitigen Partieen Amerika's und des westlichen Goldflusses thunlich erscheinen mag. Die Engländer hoffen auch schon, daß sich drüben ein neues Großbritannien bilden werde, mächtig genug, um es mit den Vereinigten Staaten aufzunehmen, Aeußerungen, welche die stets gespannte Eifersucht Bruder Jonathan's bitter aufstacheln.

Das neue amerikanische England an der Westseite rechnet vernünftiger Weise nicht so sehr auf das Gold, als auf die unerschöpflichen Kohlen und die Vortheile der Communication im Vergleich mit den westlichen und östlichen Vereinigten Staaten. Seitdem Californien hervortrat, haben die Amerikaner unablässig versucht, einen besseren Weg dahin zu finden, als über die Landenge von Panama, einen Landweg, eine Eisenbahn, und zu diesem Zweck unter den ungeheuersten Schwierigkeiten nicht weniger als vier Terrain-Vermessungen über die ganze wüstenvolle Breite vorgenommen. Bis jetzt scheint keine Eisenbahn möglich. Sie müßte durch wasser- und holzlose Wüsten von 80 bis 200 geographischen Meilen Breite, über Thäler und durch 4 — 10,000 Fuß hohe Felsenmassen gezwungen werden. Im nördlicheren, englischen Gebiete fallen diese Wüsten weg. Statt derselben eine reiche Communication zu Wasser und zuletzt nur ein verhältnißmäßig geringes Hinderniß durch eine blos 900 Fuß hohe Felsenmasse. Der Weg nach dem amerikanischen Westen auf englischem Gebiete bietet fruchtbare Prairien und den großen Saskatschewan-Fluß, der bis zu dem Fuße der großen Felsengebirge führt. Am „rothen Fluß" hat sich schon eine englische Colonie mit Energie und Ausdauer festgesetzt, der Saskatschewan ist noch günstiger. Er tritt mit Nebenflüssen bis jenseits der Felsengebirge in die Nähe des Fraser hinauf. Eine monatliche Post geht bereits von Callingwood am Huron-See nach dem Superior-See und den rothen Fluß hinauf. Eine Compagnie hat jetzt begonnen, diesen Wasserweg zu vervollkommnen, nöthigenfalls Eisenbahnen anzulegen. Man hat gefunden, daß die Verbindungen zu Wasser, durch eine 15 geographische Meilen lange Eisenbahn unterstützt, durch den rothen Fluß, den Winnipeg-See und den Saskatschewan bis in das Herzder Felsengebirge führen werde. Dieser Wasserweg ist jetzt schon offen. Einige kleine Eisenbahnen kürzen ihn ab und können sofort den verschlossenen, goldenen Westen Amerika's öffnen.

„Am Golde hängt, — Nach Golde drängt — Doch Alles,"

sagt Goethe. Mit einer solchen dämonischen Zugkraft drüben läßt sich gewiß bald der lange gesuchte Weg nach dem stillen Oceane und dessen Goldküsten und Goldkisten durchbrechen. Jetzt stürzen sich die Leute schaarenweise zu Wasser und zu Lande in Wildnisse und Gebirge hinein, wenn's nur in der Richtung des neuen Gold-Paradieses ist, und kommen größtentheils unterwegs um, entweder vor Hunger und Erschöpfung oder durch wüthend gemachte, kriegerische Indianer, welche ein allgemeines Blutbad unter den Goldfischern am Fraser vorbereiten sollen. Am leichtesten haben's die Californier und Chinesen nach dem neuen Paradiese. Von China kann man in fünfundzwanzig Tagen herüberkommen, von St. Francisco in noch kürzerer Zeit. In der Hauptstadt des californischen Goldlandes war die Wuth am größten. In einem Schiffe, groß genug für 300 Passagiere, hatten sich am Ende Juni's dieses Jahres 800 Personen zusammengedrängt. Alle Winkel und Wände, alle Taue und Mastkörbe wimmelten von Menschen, als es abfuhr. Im Hafen von Victoria, der Hauptstadt des Gold-Paradieses auf der Vancouvers-Insel, kam es leer an. Nur die Matrosen und ein paar Dutzend wankende Schatten lebten noch auf dem Schiffe, das mit 800 Passagieren von St. Francisco abgegangen war. Welch' eine Seereise! Die noch Lebenden hatten einige Tage weiter nichts zu thun, als Todte oder Scheintodte in's Wasser zu werfen. Einige dieser Todtengräber wurden dabei wahnsinnig, warfen ihre Leichen auf's Deck und sprangen — sich mit ihnen verwechselnd — in den stillen Ocean hinunter. — Noch ehe diese Nachricht in San Francisco ankam, erlebte es einen andern Beweis von der „Macht des Goldes". Ein Dampfschiff lag bereit, nach dem neuen Gold-Paradiese abzufahren. So wie dies bekannt ward, belagerten Hunderte stämmiger Kerle das Billet-Bureau, um Einer vor dem Andern das theuere Recht der Mitreise zu erkämpfen. Der Kampf ward bald zur wilden Schlägerei, so daß eine ganze Schaar Policemen herbeigeschafft werden mußte, um einige Ordnung herzustellen. Schrecklich klingen einzelne bekannt gewordene Nachrichten von Goldbesessenen, die den Weg zu Lande versuchten. Viele kamen vor Hunger und Erschöpfung um, Andere wurden von Indianern überfallen, todtgeschlagen und scalpirt. Die californischen Zeitungen sind voll davon, aber noch voller von der Unerschöpflichkeit des Goldes, das die Glücklichen dort finden, wo sie auch einhauen. Diese Gemälde auf Goldgrund bewältigen alle Contraste des Unglücks und Schreckens. Man setzt sein Leben ein, nur um goldselig zu werden. Eine andere Seligkeit kennt man, wie es scheint, in Amerika nicht mehr. Man hört und liest von Goldfischern, die nach acht Tagen mit einem Vermögen für's ganze Leben zurückkehrten, obgleich dies, die Wahrheit der Angaben (z. B. 179 Unzen in einer Woche) vorausgesetzt, sehr auf Verkennung der Wirkungen schnell erworbenen und sich plötzlich anhäufenden Goldes beruht.

Die Ueberfluthung mit Gold hat stets eine doppelte Wirkung: eine persönlich-demoralisirende und eine volkswirthschaftliche. Der schnell reich gewordene Goldfischer wird nicht selten Säufer, Spieler, Lumpacivagabundus in allen Richtungen, so lange das Gold reicht, d. h. er ruinirt sich und seine nächste Umgebung eben so schnell, als er reich ward. Dann wird außerdem das Gold um so werthloser, je mehr es sich anhäuft, d. h. die Preise der Lebensmittel und sonstigen Realitäten steigen verhältnißmäßig. In Australien und Californien mußte zuweilen ein Sack voll Mehl mit beinahe eben so viel Gold aufgewogen werden. Mit Stiefeln und Kleidern war dies öfter ganz wörtlich der Fall. In der bisher ruhigen, kleinen Stadt Victoria auf der Vancouvers-Insel bezahlte man schon 30,000 Thaler für eine leere Baustelle zu einem einfachen Privathause. Es hat drei Mal so viel Einwohner, als es unter Dach bringen kann. Eine Schlafstelle unter einem Zelte, blos der bedeckte leere Platz, wird mit drei bis fünf Thaler für jede Nacht bezahlt. Noch vor drei Monaten wurde ein ganzer Morgen Landes bei Victoria für den Regierungs-Preis, ein Pfund Sterling, verkauft: jetzt kostet er in der Nähe 500 und weiter ab 300 Pfund. Dasselbe gilt verhältnißmäßig von allen realen Bedürfnissen, die auf diese Weise stets mit unbesiegbarer Macht gegen die scheinbare Allmacht des Goldes kämpfen und unfehlbar den Sieg behaupten, so daß Jeder, der arbeitet und producirt, statt in die Goldlotterie zu gehen, sich besser und sicherer steht, als der glücklichste Gewinner. Letztere müssen Ersteren ihre Goldhaufen bringen, um zu leben, oder sie sinken dahin, wie Fliegen im Frost. Dies scheint nach allen Erfahrungen in Australien Niemand zu begreifen, als die gelben, blauhosigen, schlitzäugig lächelnden Chinesen. Alles strampelt und scrampelt in dem dreigabeligen Fraser-Flusse in Löchern und Pfützen, zwischen Bergen und Wasserfällen obdachlos nach Gold umher, das reichlich genug im Wasser und an den Ufern liegt, aber oft fein wie Mehl, so daß es ungeheuere Mühe macht oder gar unmöglich wird, es aus Schlamm und Sand herauszusieben. Die Chinesen sind auch zahlreich gekommen, aber sie sehen gar nicht hin nach dem Golde: es kommt von selber zu ihnen. Wie fangen sie's an? Sie handwerken,* kochen, braten, fischen Lebensmittel aus dem Meeresufer. Das Uebrige findet sich von selbst. Sie haben sich besonders auf eine scheinbar ganz kleinliche Fischerei gelegt, doch verstehen sie's besser, was damit zu machen ist. Sie kratzen eine Art See-Schnecken aus den Meeresufern (von den Franzosen bèche de mer genannt), trocknen sie auf eine unbekannte Weise, verpacken sie und verkaufen sie an Liebhaber. Dies sind vor Allem die Chinesen selbst zu Hause, so daß alle Schiffe, die nach China zurückkehren, so viel, als sie bekommen können, für fast jeden Preis kaufen, weil die Gutschmecker in China wieder jeden Preis dafür zahlen. Diese getrockneten Seeschnecken werden aber auch in den bunten, wilden Goldgefilden der Fraser-Ufer eine täglich im Preise steigende Delicatesse, so daß das Gold von allen Seiten zu ihnen kömmt. Obgleich dies im neuen Paradiese schlechterdings überall umherliegen soll, ist es doch kein Kinderspiel, es aufzunehmen und davon zu leben. Lebensmittel steigen desto fabelhafter im Preise, je weiter sie in die Unwegsamkeit und Rohheit der Goldlager hineingeschafft werden. Die Crösus der Goldfischer leben, wie die Krebse, in Höhlen und Winkeln, stets mit gespannten Revolvers schlafend, aber nicht auf Daunen, sondern auf blanker Erde, wo sie sich früh aus dem Sacke Mehl, den sie mit schwerem

* Nicht das neue Goldland hat den gepriesenen goldenen Boden, sondern das ehrliche, alte Handwerk.

Digitized by Google

Golde erkauften, erst etwas backen müssen, wenn sie etwas gegen den Hunger in den Magen pfropfen wollen. Dasselbe gilt Mittags und Abends nach harter, schmutziger, gefährlicher, erschöpfender Arbeit.

Welch' eine Arbeit! Welch' ein Leben! Das Terrain ist eine verwilderte Wildniß, Urwald, Urwüste, Gestrüpp, Gestein, verworrene Hügel- und Thalgebilde, der Fluß mit gefährlichen Stromschnellen und Wasserfällen. Der goldgierige Kerl dringt einsam oder mit unzuverlässigen Gesellen hinein in die Wildniß. Erst findet er schon überall den Boden grimmig und planlos durchwühlt mit Hacken und Spitz-Aexten, voller Löcher und Pfützen; umgehauene Bäume und Haufen sperren seinen Weg, besonders wenn er mit Wagen oder Karre belastet sein sollte. Weiterhin ein wild zerstreutes Heer von schmutzigen Kerlen, aus allen Nationen und Racen zusammengerafft, gelbe, rothe, weiße, schwarze, braune Kerle in allerhand Costümen und Zerlumpungen, mit Wasserstiefeln und barfuß, mit Hüten und Mützen von allen erdenklichen Formen und Farben, Halstüchern von allen möglichen Stoffen und Verrenkungen. Sie haben sich planlos über Thäler und Berge verstreut, hackend, grabend, siebend, kochend, singend in englischer, französischer, deutscher, indianischer, vandiemensländer, chinesischer und russischer Sprache, aber auch ächzend, betend, fluchend, sterbend in allen möglichen Sprachen. Unten ragen auf schweineartig aufgewühltem Boden Zelte empor. Vor denselben hocken und kauern Kranke neben dem Feuer am feuchten Boden und wärmen sich oder suchen sich Medicin zu brauen. Der Neuangekommene krüppelt sich von Einem zum Andern. Die zehn Ersten verstehen ihn gar nicht und brummen etwas in unbekannter Zunge. Endlich versteht ihn Einer und gibt ihm eine rohe, abstoßende Antwort. Hier ist nichts. Also weiter, weiter in's Innere, den Fluß hinauf. Aber die Nacht kommt heran und die erschöpften Wanderer müssen sich von wollenen Decken, Leinwand und Pfählen einen Gasthof zurecht machen. Aber ohne Klingel und Kellner. So viel sie auch Geld haben mögen, es gilt, selber Feuer zu machen, selber zu kochen und zu braten, um dann auf nacktem Boden zu schlafen, nein, zu wachen, ob nicht die Wildniß ihre Schrecken auf sie abschieße, z. B. herangeschlichene Indianer, die dann mit einem Tigersprunge und einem pfeifenden Geheul auf die erstarrten Eindringlinge losstürzen, sie todtstechen und ihnen die Kopfhaut abfäbeln.

Es fehlt natürlich unter solchen abenteuerlichen Verhältnissen an allen Bequemlichkeiten, ja selbst an den unentbehrlichsten Nothwendigkeiten des Lebens, die sich wohl zuweilen in großer Menge einstellen, dann aber wieder ganz ausbleiben; da sich erst mit der Zeit geregeltere Befriedigungen zwischen Angebot und Nachfrage, Marktplätze, Marktpreise und etwas Ordentliches dafür bilden.

Auch fehlt es an Gesetzen. Niemand weiß bis jetzt, wem das neue Goldland eigentlich gehören mag. Der englische Senator Douglas in Victoria ist selbst in den Goldgefilden gewesen, um da Gesetz und Ordnung zu proclamiren, d. h. jedem Goldfischer monatlich eine Abgabe von fünf Dollars abzufordern; aber die Hudsons-Bai-Compagnie (ein anderer Staatskrebs Englands und noch schlimmer, als die ostindische Compagnie) will die Leute auch besteuern, da sie behauptet, auch dies Terrain gehöre ihr. Eine dritte Partei beweist, daß das Gold-Paradies Niemandem gehöre, als der englischen Krone, und nur von dieser Gesetze gegeben und dafür Steuern eingetrieben werden könnten. Es herrscht also reale Anarchie in dem neuen Eldorado. Doch geht aus Privat-Briefen und Details hervor, daß sich die wilden Männer aller Nationen und Farben im Durchschnitt ganz erträglich selbst regieren und jedes räudige Schaf oder jeden sich geltend machen wollenden Bösewicht durch eine Art Volks-Justiz und Volks-Polizei immer bald ducken oder beseitigen. Diese Selbstregierung, für so schwer und verbrecherisch man sie auch in geordneten Staaten halten mag, ist gleichwohl sehr leicht und natürlich. Wo sich die Leute Alles selbst besorgen müssen, Schlafstellen, Frühstück, Mittag- und Abendessen, Wäsche, Licht, Holz ꝛc., findet sich auch wohl das Talent, sich Gesetze zu machen und sie anzuwenden. Jedenfalls scheint es, daß sie's an Ort und Stelle besser verstehen, als andere Herren Tausende von Meilen weiter ab.

Die wahre Anarchie macht sich wohl erst geltend, wenn die drei verschiedenen Obrigkeiten in Streit gerathen sollten, wer eigentlich den Goldmännern Gesetze geben und dafür Steuern eintreiben solle. —

Das ist ein erster Blick auf eine sonderbare neue Welt. Man wird mehr davon hören, höchst wahrscheinlich vorläufig nicht viel Gutes. Cultur und Menschlichkeit werden dort erst eine Stätte finden, wenn an die Stelle der Goldhacke der noble Pflug, die säende Hand, das freundliche, unterrichtende Wort der Bildung, das lächelnd erziehende Auge der Mutter, das Bruder-Rohheiten beschämende, jungfräuliche Walten edler Schwestern, das Familien-, das Wissenschafts-, das schöne Leben gesunder Production und gebildeter Consumtion — woran es bis jetzt in ganz Amerika so sehr fehlt, daß fast alle wirklich gebildeten Menschen dort umkommen, wenn sie sich nicht zeitig genug wieder in unsere alte Welt retten — ihre Rechte und Werkstätten gefunden haben werden.

Ein Ball bei Lady Stratford de Redcliffe.

Skizzirt von W. v. T.

Die dunklen Straßen Pera's waren am Abend des 31. Januar 1856 sehr belebt, namentlich die, welche vom britischen Gesandtschaftshotel in östlicher Richtung laufen; denn die Bevölkerung der Stadt wußte, daß Seine Hoheit der Sultan Abdul Medschid heute den Ball, welchen Lady Stratford de Redcliffe geben würde, mit seiner Gegenwart beehren wollte. Wer nur irgend jung und hübsch und vornehm, oder in Folge seiner Stellung auf diese Ehre Anspruch machen konnte, war eingeladen, die Damen waren gebeten, in Costüme zu erscheinen, um dem Feste noch mehr Glanz zu verleihen, und sie boten Alles auf, um recht brillant zu erscheinen; konnte doch nun jede die Tracht wählen, welche sie für sich am passendsten, am vortheilhaftesten hielt. Es war der erste christliche Ball, wenn wir uns dieses Ausdruckes bedienen dürfen, den je ein Sultan besuchte; sollten sie es ihm nicht beweisen, daß es noch etwas Reizenderes gäbe, als die trägen Schönheiten im Harem? sollten sie ihm nicht zu beweisen versuchen, daß Bewegung, Leben und Grazie Vorzüge sind, die er dort selten oder nie in der Vollendung wie hier sehen würde?

Das Gesandtschaftshotel selbst bot einen herrlichen Anblick dar, alle Fenster waren illuminirt, und wenn man über den Hof, welcher dasselbe von den umliegenden Gebäuden trennt, geschritten war, und in das Portal des ersteren trat, so ward das Auge durch die prächtigen Blumendecorationen, welche dieses selbst und die Treppen, welche mit den weichsten Teppichen belegt waren, schmückten, gefesselt und entzückt. Kerzen strahlten und erhellten den Raum mit ihrem Lichte bis zum Uebermaße, zwischen den Blumen selbst standen englische Uhlanen mit ihren geschmackvollen Uniformen, die Lanze mit dem weiß und rothen Fähnchen in der Hand, ruhig und regungslos, als seien sie aus Stein gehauen, nur am Blitzen der Augen sah man, daß sie belebt waren, diese gebräunten, bärtigen, man darf wohl sagen schönen Männer, die man aus dem ganzen Regimente ausgewählt hatte. Auf dem großen Corridore, welcher von der Treppe nach den Sälen führte, stand das über 80 Mann starke Musikchor der britisch-deutschen Legion, um den Sultan bei seinem Erscheinen mit den Klängen des „God save the queen" zu begrüßen; wenn nach unsern Begriffen diese Musik im Verhältniß zum Raume jedenfalls sehr geräuschvoll sein mußte, so war dies durchaus nicht die Ansicht der Türken, die gerade, je lauter sie ist, sie um so vorzüglicher finden, und wir glauben, daß dieses starke Chor einer türkischen Regimentsbande im Spectakelmachen allerdings nicht gleich kommen konnte.

Die Zimmer, welche vom Corridor nach dem Ballsaale führten, waren alle reich geschmückt; in letzterem selbst befand sich der Thron, auf welchem der Sultan Platz nehmen sollte. — Welche bunte Menge wogte in diesen Gemächern umher, welcher Aufwand an Brillanten und Edelsteinen, Federn, Sammet und Seide war hier zu sehen! Die Damen hatten sich wirklich so geschmückt, wie sie es nur bei den seltensten, feierlichsten Gelegenheiten zu thun pflegen. Keine derselben trug ein Hofkleid mit Schleppe, alle waren in Ballcostümen, aber man möchte sagen, aus verschiedenen Jahrhunderten. Da ging eine französische Marquise in dem Anzuge, wie ihn vielleicht ihre Urgroßmutter bei dem Balle in Trianon oder Fontainebleau getragen hatte, hier eine Griechin in ihrer so höchst eleganten Nationaltracht, daneben sah man wieder eine Engländerin in dem

Digitized by Google

idealisirten Anzug aus den Zeiten der Königin Elisabeth; — auch Charaktermasken waren vielfach vertreten. Nur Türkinnen, oder vielmehr Damen als solche gekleidet, sah man nicht; die hiesigen Damen wissen recht gut, wie unkleidsam deren Tracht ist, wie sie in derselben beim Tanzen grotesk lächerlich erscheinen würden, denn der Anzug, wie wir ihn so häufig auf Bildern, auf der Bühne oder auf Maskenbällen sehen, ist durchaus nicht der der türkischen Frauen. Manche Damen schienen aber auch maskirt, obgleich sie es nicht sein wollten, — die Crinolines kamen eben auf, und wurden deren mehrere hier gesehen; die europäischen Damenmoden waren uns seit längerer Zeit zu unbekannt, als daß wir nicht in diesen gewiß verzeihlichen Irrthum hätten fallen sollen. Sollte man aber nicht auch jenen jungen, blühend schönen schottischen Officier, der in voller Uniform gleich einem Clan seiner Heimath einherschreitet, für maskirt halten? Sollte man es glauben, daß Ihre Majestät die Königin von Großbritannien Regimenter hat, deren Nationaltracht es nicht gestattet, Beinkleider zu tragen, und die sogar in höchster Galla, bei Paraden, ja selbst bei Hofe ohne solche erscheinen? Was dieser zu wenig hat, hat jener französische Officier zu viel, der in der geschmackvollen Uniform der Chasseurs d'Afrique seinen unteren Menschen in Gewänder gehüllt hat, deren Weite den Neid eines Alttürken erregen könnte. Hier führt ein englischer Husarenofficier eine Schäferin mit gepudertem Haare und Mouchen am Arme, dort ein junger Gesandtschaftsattaché im Hofkleide eine idealisirte Marketenderin der Zuaven, und ein riesiger Grenadier spricht mit einer Ophelia. — Officiere aller in der Nähe stehenden Regimenter beleben durch ihre bunten Uniformen den Saal nicht wenig, der schwarze Jäger steht neben dem rothen mit Gold beladenen Infanteristen, der französische Artillerist neben dem Scotch Grey (Grenadier zu Pferde) — wer vermöchte den Glanz und das bunte Wogen der Menge zu beschreiben? Auch höhere türkische Angestellte und Officiere hatten sich eingefunden, letztere sämmtlich Christen im Dienste der Pforte, die aber, der dortigen Sitte getreu, ihren mit gelbem Metallknopf — das Zeichen des Soldaten — verzierten Fez auf dem Kopfe behielten, und ihn so weit rückwärts als möglich geschoben hatten, wie es die Mode, denn auch hierin herrscht eine solche, zu dieser Zeit mit sich brachte.

Wahrlich, es hätte der Maskenanzüge der Damen kaum bedurft, um dem Ganzen das Ansehen einer Redoute zu geben; die Trachten von halb Europa wogten bunt durcheinander, und nicht immer als Verkleidung, sondern sehr oft als wirklicher Nationalanzug — sogar der biedere schwarze Frack mit weißer Weste war hin und wieder, wenn auch nur sehr vereinzelt, zu sehen.

Jetzt donnerten 21 Kanonenschüsse, die Royal-Salute der in der Nähe des Hotels aufgestellten englischen Artillerie, und verkündeten die Ankunft des Großherrn. Sofort ordnete sich die bunte Menge im Saale, die Damen traten vor und bildeten Spalier nach dem Throne zu, während die Herren in dichten Reihen hinter diesen standen.

An der Seite des Lord Redcliffe, welcher die Uniform eines englischen Staatsministers trug, trat der Sultan mit Mehemed Ali Pascha und einem zahlreichen Gefolge von Großwürdenträgern und Adjutanten ein; — Lady Redcliffe ging ihm bis an die Thür entgegen und verneigte sich tief vor ihm, auch er beugte sein Haupt, und schritt dann zwischen dem Wirth und der Wirthin dem Throne zu. Sein Gang war etwas unsicher, seine Haltung nicht ganz aufrecht, der dunkle, faltenreiche, kragenlose Mantel, den er bei jeder feierlichen Gelegenheit trägt, verhüllte seine Gestalt und nur, wenn derselbe durch Zufall auseinander schlug, sah man, daß der Sultan die überaus reiche Uniform eines türkischen Generals trug. Der rothe Fez ließ die hohe Stirn vollständig frei, er war mit einer kostbaren Brillantagraffe und einer Reiherfeder geschmückt. Sein Gesicht, ganz orientalisch geschnitten, wäre schön zu nennen, trüge es nicht zu sehr den Stempel der Ermattung; die gewölbten schwarzen Augenbrauen geben ihm ein strenges, majestätisches Ansehen, doch wird dies durch die müden, fast immer halb geschlossenen Augenlider gemildert, die sein feuriges schwarzes Auge bedecken, das durch die langen Wimpern noch mehr verschleiert wird. Ein dunkler, nicht zu starker Bart umrahmt sein ovales Gesicht, und ein eben solcher Schnurrbart bedeckt die Oberlippe. — Als er auf dem Throne und sein Gefolge neben demselben Platz genommen hatte, wurden ihm die Frauen und Töchter der verschiedenen Gesandten vorgestellt — der Ausdruck seines Gesichts, seine Gebehrden zeigten, daß er unsern geselligen Formen durchaus nicht fremd war; sein Antlitz nahm einen so verbindlichen, so liebenswürdigen Ausdruck an, wie wir ihn nicht immer bei ähnlichen Gelegenheiten bei Fürsten sehen, die ihm an Rang und Macht bei weitem nicht gleich kommen. — Und doch macht sein Lächeln einen unendlich wehmüthigen Eindruck, — es ist schwer zu glauben, daß er ein Nachkomme Solimans ist.

Hierauf wandte sich der Sultan zu dem französischen Gesandten, und sprach angelegentlichst mit ihm, — man erzählte sich, er habe gegen diesen den Wunsch ausgesprochen, auch in seinem Hause einem Balle beizuwohnen, und sich zu diesem selbst eingeladen. Während dessen, was wir eben schilderten, hatte die Musik der deutschen Legion auf dem Corridor gespielt; jetzt ward sie von der Capelle der hiesigen recht guten italienischen Oper abgelöst, welche die Musik zum Tanzen zu executiren hatte. — Mit sichtbarem Vergnügen schien der Sultan den Bewegungen der Tänzer und Tänzerinnen zuzuschauen, er folgte mit den Blicken einzelnen Paaren, die sich durch Schönheit oder Gewandtheit auszeichneten. Wendete man sich von dem Sultan zu Lord Redcliffe, der gerade damals mehr Einfluß als je vorher hatte, so mußte man unwillkürlich die Bemerkung machen, daß er diesen wohl schwerlich seiner Liebenswürdigkeit oder dem Reize seiner äußern Erscheinung zu danken hatte. Gekleidet in einen überladenen, geschmacklosen Uniformfrack, mit dem dünnen Degen, der im richtigen Verhältnisse zu seinen Beinen zu stehen schien, den furchtbar hohen dreieckigen Hut unter dem Arme, hatte die ganze Erscheinung wirklich etwas Carricaturähnliches, — sein blaues, kaltes, theilnahmloses Auge überblickte das Ganze ruhig, als sei es ein Schauspiel, das ihn gar nicht angehe, — was hatte er auch nöthig, gegen jemand Anders, als den Sultan, aufmerksam zu sein? War es doch der Ball der Lady Redcliffe, waren doch die Anwesenden ihre und nicht seine Gäste, und wie seine Frau die Honneurs zu machen verstand, das wußte er; — in der That kann man sich kaum etwas Liebenswürdigeres und Verbindlicheres denken, als das Benehmen dieser Dame in ihrer hohen Stellung. Ihren Töchtern, von denen eine fertig deutsch spricht und gern Gelegenheit nahm, sich dieser Sprache zu bedienen, muß man genau dasselbe Lob ertheilen. Da sie wirklich schön sind, konnte es nicht fehlen, daß sie allgemein geliebt und verehrt wurden.

Mit nicht geringerer Neugier und Theilnahme, als der Sultan selbst, sahen seine Umgebungen dem Feste zu; noch mehr belebten sich ihre Züge und der bis dahin streng bewahrte Ernst machte dem Lächeln Platz, als die Musik eine Polka zu spielen begann und sie die Paare nach allen Richtungen, vorwärts, seitwärts, rückwärts umherhüpfen sahen, — manche der Tanzenden konnten aber durch ihre Bewegungen Leute zum Lächeln bringen, die an solche Tänze gewöhnt sind, namentlich excellirten die Nationalengländer in diesen durchaus nicht.

Fortwährend wurden Erfrischungen von reichgekleideten, gepuderten Dienern herumgereicht und reichlich versehene Büffets in den Nebenzimmern boten ausgesuchte Genüsse, so daß auch in dieser Beziehung der Ball als ein vollkommener bezeichnet zu werden verdiente.

Nach Mitternacht brach der Sultan mit seinem Gefolge auf; abermals bildete Alles eine Haie und verneigte sich tief, als er, freundlich mit dem Kopfe nickend, durch dieselbe schritt, — an der Thür des Saales, bis wohin sie ihn begleitet, reichte er Lady Redcliffe die Hand und ward dann vom Lord bis an das Portal begleitet, wo er sein Pferd bestieg. Abermals feuerte die Artillerie die Royal-Salute, eine Schwadron englischer Uhlanen ritt vor dem Sultan und seinem Gefolge her und brach Bahn durch die Menschenmasse, die sich in den engen Straßen versammelt hatte und mit ihren bunten Papierlaternen die Nacht erhellte.

Der Ball währte noch einige Stunden; viele Persönlichkeiten waren anwesend, die gewiß eine Nennung ihres Namens, eine Schilderung ihrer Persönlichkeit verdient hätten, der Sultan nahm aber die Aufmerksamkeit Aller so ausschließlich in Anspruch, daß selbst die Helden aus der Krim und von Kars heute übersehen wurden; der Beherrscher der Mohamedaner auf einem Balle bei dem Gesandten einer christlichen Macht, das ist und bleibt ein Zeichen des Fortschrittes des neunzehnten Jahrhunderts.

Daß bei dem Gefolge des Sultans keine Spur von Turban, Kaftan und jenen berühmten weiten Beinkleidern zu sehen war, wollen wir noch nachträglich erwähnen. Dasselbe war in reichgestickte Waffenröcke von dunkelblauer Farbe mit goldenen Epauletten verziert gekleidet, trug enge Beinkleider mit goldenen Streifen, lackirte Stiefeln und Glacéhandschuhe so gut wie jeder andere Officier, und wir sahen viele Großkreuze europäischer hoher Orden bei demselben. Auch die Gesichter des größten Theiles desselben waren schön zu nennen, an die vollen Bärte hat man sich auch in anderen Staaten Europa's längst gewöhnt, und mehr als eine junge Dame richtete ihre neugierigen Blicke auf jene Herren, die gar nicht so schrecklich, so uncultivirt aussahen, daß man von ihnen hätte glauben können, daß sie mehrere Frauen besitzen und sie so viel als möglich von der Außenwelt abschließen, — wie natürlich auch keine einzige derselben bei dem Feste zugegen war.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. 1858.

Die Gartenlaube

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Leyer und Schwert.

Hiſtoriſche Novelle von Max Ring.

(Schluß.)

„Mein Gott!“ rief eine der Damen, deren Kleidung und ganzes Weſen ihren hohen Rang verrieth. „Wenn ich nicht irre, ſo iſt jener junge Mann mein Pathe Theodor Körner, den ich, wie alle Welt, als einen Todten beklagte.“

Unterdeß war der Dichter näher getreten, um die Geſellſchaft zu begrüßen, welche aus der Herzogin von Kurland, ihren beiden Töchtern und ihrer Schweſter, der bekannten Eliſe von der Recke, beſtand. Bald ſah er ſich von ihnen umringt und mit wohlwollenden Fragen nach den letzten Ereigniſſen ſeines Lebens überhäuft. Die Herzogin von Kurland, eine der ausgezeichnetſten Frauen jener Zeit, war eine Freundin ſeiner Familie und zugleich in der That ſeine Taufpathin geweſen. Ihre beiden Töchter, von denen die eine an den Herzog von Dino, den Neffen Talleyrand's, vermählt war, gehörten zu den hervorragendſten Erſcheinungen der Ariſtokratie, gleich ausgezeichnet durch ihre Schönheit wie durch ihren Geiſt, während Eliſe von der Recke als Schriftſtellerin und Beſchützerin jedes Talents ſich einen klingenden Namen erworben hatte. Auch der Herr in ihrer Begleitung war für Theodor kein Fremder, da er in ihm den Dichter Tiedge, den Verfaſſer der „Urania“, wiederſah, eines Buches, das in jenen Tagen auf keinem Leſetiſche fehlen durfte und von allen zarten und ſchönen Lippen laut bewundert und geprieſen wurde.

Der ganze auserwählte Kreis bewies für Theodor die freundlichſte Theilnahme und Aufmerkſamkeit. Die gute, ſanfte Eliſe, deren ganzes Leben nur im Wohlthun beſtand, hatte nicht ohne Beſorgniß die bleichen Wangen und das krankhafte Ausſehen des Jünglings bemerkt; ſie rief deshalb ſogleich den in der Nähe verweilenden Arzt herbei, der für die Wiederherſtellung des Patienten Sorge zu tragen verſprach. Damit nicht zufrieden, übernahm ſie ſelbſt mit mütterlicher Sorgfalt die Pflege des Verwundeten, der unter ſolchen Verhältniſſen ſchnell genas.

Bald war er im Stande, einer Einladung der Herzogin zu folgen, die es ebenfalls nicht an vielfachen Beweiſen ihrer Freundſchaft und Zuneigung fehlen ließ. Es war ein in jeder Beziehung auserleſener Kreis, der ſich in der Wohnung der hohen Frau verſammelte. Ihr Rang und die gefeierte Schönheit ihrer Töchter zogen die vorzüglichſten Männer und Damen an. Faſt vergaß Theodor in einem Wirbel von Zerſtreuung ſeine Waffengenoſſen und vor dem Zauber, der ihn umgab, verblaßte ſelbſt das Bild ſeiner geliebten „Toni“, wenn auch nur für kurze Zeit. — Nach den rauhen Scenen des Krieges und des Lagerlebens fühlte er ſich doppelt angenehm berührt von einem Kreiſe, wo die höchſte Bildung mit Feinheit der Sitten, Eleganz des Lebens und nie geſehener Schönheit wetteiferte.

Welch' eine Welt that ſich hier vor dem entzückten Jüngling auf!

Während in der einen Ecke des Salons Eliſe von der Recke mit Tiedge über die Unſterblichkeit der Seele phantaſirte und die tiefſten Fragen der Menſchheit verhandelte, verſammelten an einem andern Theile die jungen, ſchönen Herzoginnen von Sagan und Dino die berühmteſten Diplomaten und Staatsmänner zu ihren Füßen, um mit ihnen die Angelegenheiten Europa's, die Geſchicke der Völker zu beſprechen. Beide Schweſtern zeigten ſich ſchon damals als würdige Verwandte Talleyrand's, da ſie, wie er, mit meiſterhafter Geſchicklichkeit das Netz der Politik zu verſchlingen und zu weben wußten. Ueber den berühmten Staatsmann trugen ſie noch den Sieg davon, weil ſie mit ſeinem Geiſte die weibliche Anmuth und Liebenswürdigkeit verbanden, ihre Anſichten mit dem Feuer ihrer Augen, ihre Pläne mit dem gewinnenden Lächeln des reizenden Mundes unterſtützten. Wer konnte einer ſolchen diplomatiſchen Armide widerſtehen, zu deren Füßen die einflußreichſten Perſonen ſchmachteten?

Es war gerade damals der günſtigſte Zeitpunkt für politiſche Intriguen und Verhandlungen. Napoleon hatte, um ſich der öſterreichiſchen Regierung gefällig zu zeigen, die Miene angenommen, als ob er geneigt ſei, den abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand in einen Frieden zu verwandeln. Im Grunde war es ihm jedoch nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen und ſeine Verſtärkungen heranzuziehen. In ganz ähnlicher Lage befanden ſich die verbündeten Preußen und Ruſſen, die ebenfalls neue Kräfte ſammeln wollten. Beide Gegner gingen daher ſcheinbar auf die Wünſche des Wiener Cabinetes ein und beſchickten eine Art von Friedenscongreß, der in Prag zu Stande kommen ſollte. In der That erſchienen auch in der alten, böhmiſchen Reſidenz die Geſandten der betheiligten Mächte, Wilhelm von Humboldt von preußiſcher, Baron Anſtett von ruſſiſcher und Metternich von öſterreichiſcher Seite. Dagegen ließen die franzöſiſchen Diplomaten ſo lange auf ſich warten, daß darüber faſt die beſtimmte Zeit verging und zum Aerger der kriegeriſchen Jugend und der wahren Patrioten der Waffenſtillſtand noch um einige Tage verlängert, der Beginn des neuen Kampfes verſchoben werden mußte. Als endlich die franzöſiſchen Geſandten eintrafen, ergab ſich ſchon in den erſten Sitzungen, daß es ihnen nicht Ernſt ſei, indem ſie mit unweſentlichen Streitigkeiten und Etikettenfragen hervortraten und die Zeit vertrödelten. Das Ganze glich einem Poſſenſpiele, deſſen Verantwortung ein Gegner dem andern zuſchob.

Digitized by Google

Je näher aber der Tag heranrückte, wo der verlängerte Waffenstillstand zu Ende ging und damit auch das beabsichtigte Friedenswerk aufgegeben werden mußte, mit desto ängstlicherer Spannung waren die Augen Aller auf die Maßregeln der österreichischen Regierung und auf den Mann gerichtet, der damals am Ruder des Staatsschiffes stand.

Wird Kaiser Franz seinem Schwiegersohne Napoleon den Krieg erklären und zu den Verbündeten stehen oder gegen diese die Waffen ergreifen, da sich die bisherige neutrale Stellung kaum länger behaupten ließ?

Diese Frage wurde überall und auch in dem Salon der Herzogin von Kurland mit dem lebendigsten Eifer abgehandelt; die entgegengesetzten Ansichten je nach Neigung und Interesse verfochten und angegriffen. Jedermann fühlte, daß von der Beantwortung derselben das Schicksal der Welt abhing. Die hohe Stellung und der mannichfache Einfluß, den die Personen eines derartigen Kreises ausübten, begnügte sich indeß nicht mit der bloßen Rolle interessanter Zuschauer, sondern ging zu selbstthätigem Eingreifen in das rollende Rad des Schicksals über und gerade die zartesten Hände erwiesen sich hier am mächtigsten und kühnsten. — Die reizende Katharina, Herzogin von Sagan, stand zu den bedeutendsten Diplomaten in naher Beziehung und verkehrte fortwährend mit den Leitern der verschiedenen Cabinete. Da sie für Theodor eine fast schwesterliche Freundschaft zeigte, so wurde auch er von ihr fortgezogen und in das Getriebe dieser geheimen diplomatischen Verwickelungen eingeweiht.

Die Herzogin übte eine fast magische Gewalt über jeden Mann, der in ihre Zauberkreise trat; sie war eins jener seltenen Weiber, das den schwärmenden Jüngling wie den erfahrenen Weltmenschen zu fesseln verstand. Groß und bedeutend selbst in ihren Verirrungen, bald weich und hingebend wie ein einfaches liebendes Mädchen, bald stark und energisch wie ein Held, mit warmem Herzen und kaltem Verstande, einer glühenden und mächtigen Phantasie, die jedoch von einer ehernen Willenskraft beherrscht wurde, mußte eine solche Frau gerade einem Dichter, wie Theodor Körner war, mehr als gewöhnliches Interesse auch ohne ihr Zuthun einflößen. Sie imponirte ihm mehr, als er sich es eingestehen wollte. Es war auch nicht Liebe, was er für sie empfand, aber ein Gefühl von höchster Verehrung und Bewunderung. In Toni sah er das holde Mädchen, die Braut seiner Wahl, sein künftiges Weib, während er zu der Herzogin wie zu einer Erscheinung aus einer anderen und höheren Welt emporschaute. Selbst die Rücksichtslosigkeit und der vertrauliche Ton, den sie zuweilen ihm gegenüber anschlug, verletzte ihn nicht. Es lag darin für ihn weit weniger ein Mangel an Weiblichkeit, als ein hoher, vornehmer Sinn, das Bewußtsein der ihr zustehenden Macht und Würde, womit sie sich über all' die kleinlichen Formen und Beschränkungen des Lebens hinwegsetzte.

Wie Theodor von der aristokratischen Schönheit der Herzogin sich anziehen ließ, so interessirte sich diese für seine jugendliche Unbefangenheit, für die warme Huldigung, die er ihr ohne Rückhalt entgegentrug, und vor Allem für seinen Dichterruhm, welchen sie jedoch mehr nach dem äußeren Erfolge als nach dem inneren Werthe abzumessen sich versucht fand. Wie die meisten Frauen ihrer Art und ihres Standes schmeichelte ihr der Gedanke, den talentvollen Jüngling zu beschützen, zu fördern, ihm eine bestimmte Richtung zu geben und ihn mit sanfter Hand dem von ihr einseitig gesteckten Lebensziele entgegenzuführen. Im Verlaufe ihrer vielfachen Gespräche mit Körner hatte sie halb im Scherz, halb im Ernst, seine bisherige Laufbahn als eine verfehlte bezeichnet und auf eine andere hingewiesen, für die sie ihm ihre Hülfe und Unterstützung zusagte.

„Sie dürfen," sagte sie ihm an diesem Abende, „nicht mehr in den Krieg zurückkehren; Sie müssen in unserer Nähe bleiben, wo sich ein angemessener und für Sie weit mehr passender Wirkungskreis eröffnen wird. Ich habe Ihretwegen an Metternich geschrieben und dieser ist gern bereit, Ihnen eine Stelle in seiner Kanzlei zu geben."

„Ew. Durchlaucht vergessen, daß ich in preußischen Diensten als Soldat stehe. Wenn ich nicht zurückkehre, wird man mich als Deserteur behandeln."

„Ich werde für Ihre ehrenvolle Entlassung Sorge tragen. Humboldt ist Ihr Freund; Sie können noch heute an ihn schreiben und um Ihren Abschied einkommen, den man Ihnen nicht verweigern wird."

„Sie wissen, daß ich einen heiligen Schwur geleistet habe, mein Blut und Leben dem Vaterlande zu weihen."

„Das sind überspannte Schwärmereien. Sie sind ein geborener Sachse, so wie ich eine geborene Russin bin, die in Preußen ihre Güter hat und in Oesterreich wohnt. Wo ist denn dieses so oft genannte Vaterland des Deutschen? Ich denke, nur da, wo er seine Wirksamkeit und sein Talent am besten entfalten kann."

„Es gibt aber noch ein deutsches Volk."

„O ja!" spottete die Herzogin. „Eine Nation, von den verschiedensten Interessen und kleinlichsten Bestrebungen zerrissen. Ich kenne Würtemberger, Baiern, Hessen und Rheinländer, die es mit Napoleon halten, Sachsen, welche mit eifersüchtigen Augen auf Preußen sehen und es anfeinden. Das heilige römisch-deutsche Reich ist eine Chimäre, das Phantasiegemälde einiger jugendlichen Phantasten. In der Wirklichkeit existirt es nirgends."

„Es wird aus diesem Kampfe wie der Phönix aus seiner Asche auferstehen."

„Ich will Ihnen diesen Glauben nicht nehmen, wenn ich ihn auch nicht theilen kann. Aber selbst vorausgesetzt, daß Sie Recht behalten, wer hindert Sie, dieser Idee in anderer Weise zu dienen, als mit den Waffen in der Hand? Jeder ungebildete Rekrut kann Ihre Stelle auf dem Schlachtfelde ausfüllen, Geister, wie der Ihrige, haben einen höheren Beruf, als mit der Faust darein zu schlagen. Ich will Ihnen eine würdigere Laufbahn eröffnen, wo Sie all' Ihre schönen Gaben entfalten können. Nicht die Hand, sondern der Kopf regiert die Welt. Ich werde Sie in die Geheimnisse der Staatskunst einweihen und Ihnen die Augen öffnen. Sie sollen das innere Getriebe, die verborgenen Räder und Kräfte der Welt kennen lernen. Dazu scheinen Sie mir geboren, nicht zu dem Handwerk der Waffen, wozu nach meiner Ansicht der Dichter am wenigsten greifen sollte."

„Und glauben Sie, daß der Dichter einen guten Diplomaten abgeben würde?"

„Warum nicht? Sie sehen noch die Diplomatie mit den Augen und dem Vorurtheile der Menge an. Lernen Sie erst die geheimnißvolle Kunst genauer kennen, beschäftigen Sie sich ernstlich mit ihr und Sie werden mehr Poesie daran finden, als Sie glauben. Ist es denn kein hoher Genuß, das Geschick der Völker zu leiten, große und unerwartete Ereignisse mit Bedacht und kluger Einsicht herbeizuführen, hoch über dem Troß zu stehen und von dieser Höhe herab die streitenden Kräfte mit scharfen Augen zu beobachten? Da gilt es, mit Feinheit den gordischen Knoten zu entwirren, den das gewaltsame Schwert des Kriegers nur zu durchhauen versteht, jeden Vortheil wahrzunehmen, die Schwächen des Gegners zu erspähen und zu benutzen, mit den kleinsten Mitteln oft die größten Erfolge herbeizuführen, durch Ueberredung zu siegen, durch den Geist zu triumphiren. Vor dem gewandten Odysseus und seinem Verstande muß der tapfere Achill verschwinden, der zwar zu kämpfen, aber nicht zu siegen wußte. Troja wäre nicht erobert worden und stände heute noch, wenn das hölzerne Pferd des Ulysses nicht gewesen wäre."

„Ich fürchte, daß Ew. Durchlaucht eine zu günstige Meinung von meinem Talente haben," entgegnete Theodor, mehr geblendet von dem Geiste der Herzogin, als überzeugt.

„Gerade weil Sie ein Dichter sind, eignen Sie sich für diese Laufbahn. Die Zeit ist vorbei, wo blos trockene Geschäftsmänner und ergraute Actenmenschen im alten Schlendrian die Welt regieren können, die aus ihren Fugen zu weichen droht. Wir bedürfen jetzt der jugendlichen Kraft, selbst des Enthusiasmus, um das schwankende Gebäude zu stützen und das Gefallene wieder aufzurichten. Die alten Formen sind zerbrochen und eine neue Ordnung der Dinge bereitet sich vor. So sehr ich auch die französische Revolution hasse, so sehr ich in Napoleon auch nur den tyrannischen Emporkömmling verabscheue, so kann ich Beiden meine Bewunderung nicht versagen. Sie haben Großes gethan und das alternde Europa aus dem Todesschlafe geweckt. Die Völker sind erwacht, und in den Adern des Staatslebens kreist ein neues, frisches Blut. Es ist mit uns eine Art von Verjüngungsproceß vorgegangen. Für solche Zeiten der allgemeinen Gährung taugen die alten Schläuche nichts mehr, wir müssen uns nach jüngeren Kräften umsehen, nach Elementen, die, dem Geiste der Zeit verwandt, ihn auch besser kennen und begreifen, als die verschimmelten Perrücken der alten Diplomatie. Das hat Metternich erkannt und darum einige hervorragende Schriftsteller, wie Adam Müller und den ge-

Digitized by Google

nialen Gentz, in seine Nähe berufen. Er bietet auch Ihnen eine ähnliche Stellung, doch Sie müssen sich bald entscheiden. In drei Tagen reise ich ab, bis dahin lassen Sie mich Ihren Entschluß wissen."

„Die Wahl wird mir um so schwerer, da ich gern dem Vertrauen Ew. Durchlaucht und dem Wohlwollen des berühmten Staatsmannes entsprechen möchte."

„Ich will jetzt nicht länger in Sie dringen. Ueberlegen Sie reiflich meinen Vorschlag; nur das Eine kann ich Ihnen noch sagen, daß Sie der Sache, die Sie mit so vielem Eifer verfolgen, durch Ihre Wahl nicht untreu werden. Der Beitritt Oesterreichs zu den Verbündeten steht in naher Aussicht. Meine Abreise hängt mit diesem wichtigen Ereignisse eng zusammen. Ich begebe mich auf mein Schloß Ratiborzig, wo sich der Kaiser Alexander, Humboldt, Nesselrode, Hardenberg und Metternich zu einer geheimen Zusammenkunft einfinden wollen, um über die zu treffenden Maßregeln zu berathen. Ich glaube, mich für den Erfolg verbürgen zu können, da ich die Gesinnungen des österreichischen Cabinetes kenne. Eine solche Gelegenheit, den Großen der Erde näher zu treten und die bedeutendsten Ereignisse unmittelbar zu beobachten, wird Ihnen nicht zum zweiten Male geboten werden. Sie können mich begleiten und ich werde Sie selbst Ihrem zukünftigen Berufe unter den glücklichsten Vorzeichen entgegenführen."

Mit Ihrem bezaubernden Lächeln wandte sich die Herzogin von dem Dichter zu der übrigen Gesellschaft und ließ ihn in Gedanken versunken zurück. Wohl lockte ihn ihr Anerbieten und die glänzende Aussicht, die sich vor ihm erschloß. Er schwankte, von den verschiedensten Empfindungen hin- und hergetrieben, indem bald sein jugendlicher Ehrgeiz, bald seine patriotische Liebe zu dem Vaterlande die Oberhand gewann. Unentschlossen, wohin er sich wenden sollte, nahm er geräuschlos Abschied von dem auserlesenen Kreise der Herzogin von Kurland. So geheim er auch seinen Rückzug antrat, so wurde er doch von den scharfen, strahlenden Augen der hohen Gönnerin bemerkt.

„Ich rechne," flüsterte sie im Vorbeistreifen mit einem viel verheißenden Blicke, „auf Ihre Begleitung nach Ratiborzig."

Theodor verneigte sich, ohne ihr zu antworten, und stürzte aus dem Salon, dessen schwüle Atmosphäre ihn zu erdrücken drohte. Er befand sich in einer eigenthümlichen Aufregung, in die ihn die Unterhaltung mit der Herzogin versetzt hatte. Eine neue, ihm vollkommen unbekannte Welt hatte sich in verführerischem Lichte vor ihm aufgethan, Schönheit und Ruhm winkten ihm verlockend und füllten seine leicht entzündliche Phantasie mit ihren blendenden Bildern. Er hatte früher nie die Diplomatie und ihre Stellung von dem Standpunkte seiner hohen Freundin angesehen; ihre Ansichten waren so überraschend, ihre Auffassung so originell, daß seine bisherigen Vorurtheile dadurch erschüttert wurden; sie hatte den richtigen Ton angeschlagen, um ihn zu gewinnen, indem sie seine Einbildungskraft in Anspruch nahm, seine Neugierde reizte und den Ehrgeiz, der ihm nicht fehlte, stachelte. Er konnte die ihm gebotenen Vortheile nicht so leicht von der Hand weisen, obgleich eine innere Stimme in seinem Herzen mächtig dagegen sprach und die Erinnerung an seine Waffengefährten ihn wiederum in seinen Entschlüssen irre machte.

Was hätte er jetzt darum gegeben, seinen Vater oder einen Freund, wie Friesen, in der Nähe zu haben, um sich Rath bei ihnen zu erholen, da er sich selber nicht die nöthige Einsicht zutraute!

Von solchen Zweifeln gequält, langte er in seiner Wohnung an, wo ihn seine freundliche Wirthin erwartete. Sie händigte ihm zwei Briefe und ein kleines Paket ein, die so eben mit der Post für ihn angelangt waren. An der Aufschrift erkannte er die Hand seines Vaters und Toni's Schrift. Schnell erbrach er den Brief der Eltern, von denen er schon längere Zeit ohne Nachricht geblieben war. Das Schreiben war zu seinem Erstaunen aus dem nahen Teplitz adressirt, wohin, wie er erst jetzt erfuhr, sein Vater vor den Nachstellungen der Franzosen geflüchtet war. Man hatte diesem den Eintritt des Sohnes in das preußische Heer und besonders den Anschluß an das Lützow'sche Freicorps zum Verbrechen gemacht, so daß er um seiner Sicherheit willen sich genöthigt sah, das ihm lieb gewordene Dresden heimlich zu verlassen und sein einträgliches Amt aufzugeben. Aus jeder Zeile des Biedermannes sprach sein patriotischer Sinn, sein Eifer für die deutsche Sache, seine Opferfähigkeit und sein Gottvertrauen. Nicht sein Schicksal ging ihm zu Herzen, sondern nur die Noth des Vaterlandes und die Sorge um dessen Befreiung von dem Joche der Unterdrücker. Keine Klage, kein Bedauern seiner Verluste enthielt der Brief; frei von jedem Egoismus freute er sich vielmehr, jetzt ungestört und ungehindert seiner Ueberzeugung leben zu dürfen, nachdem er aus dem ihm unter solchen Verhältnissen zur Last gewordenen sächsischen Staatsdienste geschieden war. Er schloß mit der ernsten Mahnung an den Sohn, bis an's Ende auszuharren und für die Erhebung des Vaterlandes mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft zu wirken. — Die sanfte Mutter hatte eine Einladung beigefügt, worin sie den Wunsch aussprach, ihren Theodor in Teplitz zu sehen und umarmen zu dürfen.

Toni's Brief war, wie sie selber, gut und lieb; in jedem Worte spiegelte sich ihr kindlich frommer Sinn und ihre innige Zärtlichkeit. Aber noch mehr, als durch ihr Schreiben, wurde Theodor von dem Inhalte des Paketes entzückt, das ihr wohlgetroffenes Bild enthielt. Er stellte es vor sich hin und wurde nicht müde, diese sanften, unschuldigen Züge anzusehen, um die der wehmuthsvolle, milde Schmerz der Trennung von dem Geliebten zu schweben schien. Er konnte sich nicht enthalten, das meisterhaft gelungene Portrait zu küssen, es anzureden und all' seine Gedanken ihm anzuvertrauen, als wenn Toni selbst zugegen gewesen wäre.

All' sein Schwanken war nun beseitigt; sein Entschluß stand jetzt fest.

Am andern Morgen schrieb er an die Herzogin und lehnte in höflicher Form ihr wohlgemeintes Anerbieten ab. Zugleich nahm er in seinem Briefe von ihr Abschied, da er sich nicht den Muth zutraute, ihrer Ueberredungskraft zu widerstehen. Seine mütterliche Freundin, Elise von der Recke, suchte er dagegen auf, um ihr für die ihm erzeigte Pflege zu danken.

Noch an demselben Tage reiste er nach Teplitz, wo er seine Eltern fand. Dort ruhte er an dem Herzen seiner Mutter, die ihn, vor Freude weinend, in ihre Arme schloß, während der Vater mit Stolz auf den Sohn blickte, der alle seine Hoffnungen nicht nur erfüllt, sondern noch übertroffen hatte.

VII.

Unterdeß hatten die Zeitereignisse eine immer drohendere Gestalt angenommen; die Aussichten auf einen nahen Frieden waren durch die Prager Conferenz nicht verwirklicht worden, indem die angeknüpften Unterhandlungen vollkommen scheiterten, wie sich dies leicht voraussehen ließ.

Metternich war nach Dresden gereist und hatte daselbst seine berühmte Unterredung mit Napoleon gehabt. Der Kaiser empfing den österreichischen Staatsmann in seinem Arbeitscabinete; er bewohnte den Marcolinischen Palast auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden. Seine Stimmung war im höchsten Grade eine gereizte und er nahm keinen Anstand, dieselbe offen und ohne Schonung zu zeigen. Von seinen Spionen unterrichtet, war ihm die Zusammenkunft auf dem Schlosse Ratiborzig, wo die Herzogin von Sagan als Wirthin ihrer hohen Gäste Alles durch ihre Anmuth bezauberte, nicht verborgen geblieben. Napoleon trat Metternich mit gerunzelter Stirn und düsterer Laune entgegen. Es gehörte mehr als ein gewöhnlicher Muth dazu, den durchbohrenden Blick seiner blitzenden Augen zu ertragen, vor dem seine muthigsten Marschälle zitterten.

„Sie sind nun hier, Metternich," so empfing ihn der Kaiser, „sein Sie willkommen! Wenn Sie aber den Frieden wollen, warum kommen Sie so spät? Wir haben schon einen Monat verloren und Ihre Vermittelung wird schon allein dadurch feindselig, daß sie mit Absicht unthätig scheint. Sie lassen mich neuerdings die größten Anstrengungen machen und rechneten ohne Zweifel nicht auf so schnelle Ereignisse. Der Sieg hat diese kühnen Anstrengungen gekrönt. Ich gewinne zwei Schlachten. Meine Feinde stehen auf dem Punkte, von ihren Täuschungen zurückzukommen; auf einmal schlüpfen Sie zwischen uns hinein. Zu mir sprechen Sie von Waffenstillstand, zu jenen von Allianz, und Alles geht in Verwirrung über. Ohne Ihre unglückliche Dazwischenkunft würde jetzt der Friede zwischen mir und den Verbündeten geschlossen sein. Geben Sie nur zu, seit Oesterreich die Rolle des Vermittlers übernommen hat, steht es nicht mehr auf meiner Seite."

„Die einzige Absicht," entgegnete Metternich würdevoll, „welche Seine Majestät der Kaiser, mein allergnädigster Herr, zu erreichen

Digitized by Google

strebt, ist: den Cabineten Europa's jenen Geist der Mäßigung und Achtung vor den Rechten und dem Besitze der unabhängigen Staaten einzuflößen, von dem er selbst beseelt ist. Oesterreich wünscht eine Ordnung der Dinge, die vermöge einer weisen Vertheilung der Macht die Bürgschaft des Friedens unter die Aegide einer Verbindung unabhängiger Staaten setzt."

„Sprechen Sie deutlicher," unterbrach ihn Napoleon, „und kommen wir zum Ziele; aber vergessen Sie nicht, daß ich Soldat bin, der lieber den Handel abbricht, als sich unter das Joch beugt. Ich habe Ihnen Illyrien angeboten, damit Sie neutral bleiben; genügt Ihnen das? Meine Armee reicht vollkommen hin, die Russen und Preußen zur Raison zu bringen, was ich von Ihnen verlange, ist Ihre Neutralität."

Der Kaiser, welcher eine zustimmende Antwort erwartete, richtete seine Blicke fragend auf Metternich; dieser aber schwieg. Da regte sich in Napoleon die vulcanische Natur des geborenen Corsen, seine feinen Lippen zuckten von der inneren Bewegung, seine marmorkalten Züge verzerrten sich und seine Augen schossen ihre Blitze auf den ruhigen Diplomaten. Mit hastigen Schritten, die Hände, in denen er den bekannten dreieckigen Hut hielt, auf dem Rücken, stürmte er durch das Cabinet in das benachbarte Zimmer, wo die Karten und Pläne aufbewahrt wurden. Metternich blieb an seiner Seite und suchte den Aufgebrachten zu besänftigen, indem er ihn von der Nothwendigkeit überzeugen wollte, von französischer Seite für den Frieden der Welt die geforderten Opfer zu bringen.

„Wie?" schrie Napoleon mit erhobener Stimme, „nicht blos Illyrien? auch die Rückkehr des Papstes nach Rom! und Polen und das Aufgeben von Spanien! und Holland, den Rheinbund und die Schweiz! Das nennt Ihr also den Geist der Mäßigung, der Euch beseelt? Mit einem Federzuge vermeint Ihr, die Wälle von Danzig, Küstrin, Glogau, Magdeburg, Wesel, Mainz, Antwerpen, Alessandria, Mantua, der stärksten Festungen in Europa, fallen zu machen, deren Schlüssel ich mir durch wiederholte Siege erobert habe? Und ich, gehorsam Euerer Politik, soll Europa, das ich noch zur Hälfte besetzt halte, räumen, meine Legionen mit gesenktem Gewehr hinter den Rhein, die Alpen, die Pyrenäen zurückführen, einen Vertrag unterschreiben, der nur eine riesenhafte Capitulation wäre, und mich wegen einer unsicheren Zukunft auf den Edelmuth derjenigen verlassen, deren Sieger ich heute bin? Zu einer Zeit, wo meine Fahnen noch an den Mündungen der Weichsel, an den Ufern der Donau wehen, wo meine Armee triumphirend an den Thoren von Berlin und Breslau steht, wo ich selbst an der Spitze von dreimalhunderttausend Mann mich hier befinde, schmeichelt sich Oesterreich, mich zu veranlassen, solche Bedingungen zu unterzeichnen? Ohne den Degen zu ziehen — eine solche Zumuthung ist Beschimpfung. Hat Sie mein Schwiegervater hierher geschickt? In welche Stellung will er mich gegenüber dem französischen Volke bringen?"

Plötzlich, wie von einem neuen Gedanken ergriffen, wandte er sich mit kaltem Hohn an den österreichischen Staatsmann mit der verletzenden Frage:

„Ei, Metternich, wie viel hat England Ihnen geboten, um gegen mich eine solche Rolle zu spielen?"

Den schwer Beleidigten verließ seine gewohnte Ruhe und Fassung nicht, nur eine schnell vorübergehende Blässe verrieth den Schmerz über die ihm widerfahrene Kränkung, die er nicht verdient zu haben glaubte. Im Eifer des Gesprächs hatte Napoleon, ob aus Zufall oder mit Absicht, mag unentschieden bleiben, den kleinen welthistorischen Hut auf den Boden fallen lassen. Beide bemerkten diesen Zwischenfall und der Kaiser schien zu erwarten, daß der Diplomat sich beeilen würde, diese Kopfbedeckung aufzuheben und ihm zu überreichen. Vielleicht wollte er an diese unbedeutende Dienstleistung seinen Dank anknüpfen und den Uebergang zu einer Versöhnung und zu einer milderen Sprache finden. Es war ein entscheidender Moment und das Schicksal der Welt ruhte jetzt auf diesem kleinen Hute, der so ruhig am Boden lag.

Stillschweigend und voll Erwartung ging der Kaiser auf der entgegengesetzten Seite, während er Metternich geschickt in die Nähe des Hutes zu bringen wußte. Dieser schritt aber, indem er that, als ob er ihn nicht bemerkte, mit noch größerer Geschicklichkeit darüber hin. Der Abgesandte Oesterreich's bückte sich nicht.

Zornig biß Napoleon mit knirschenden Zähnen sich auf die bleichen Lippen; dann machte er eine verabschiedende Bewegung, welche Metternich benutzte, um sich zurückzuziehen.

Der Krieg war somit erklärt, Oesterreich's Beitritt zu der Sache der Verbündeten gesichert.

Am zehnten August verkündigten die Glocken des Rathhauses zu Prag und der Hauptpfarrkirche im Thein langsam die mitternächtige Stunde, denen die Glocken des alten, herrlichen Doms zu St. Veit auf dem Hradschin mit zwölf feierlichen Schlägen antworteten; es war das letzte Stündlein, welches den Friedenshoffnungen jetzt hier geschlagen hatte. — Zu derselben Zeit in später Nacht erließen die Bevollmächtigten von Preußen und Rußland ihre Abschieds-Noten, welche am anderen Morgen Metternich mit einem Schreiber an die französischen Gesandten, den Herzog von Vicenza und den Minister Narbonne, abgehen ließ.

Es war der Absagebrief Oesterreichs an Napoleon, welchem die Kriegserklärung auf dem Fuße folgte, deren Verfasser der bekannte Schriftsteller Gentz, ein geborener Preuße, war.

Theodor jubelte, als er die Nachricht in Teplitz erhielt; er riß sich aus den Armen seiner Eltern und der einzigen Schwester, die er überaus zärtlich liebte.

„Geh' mit Gott," sagte der würdige Vater beim Abschiede. „Thue Deine Pflicht, schone nicht Dein Leben, wo es gilt, aber setze Dich auch nicht unnöthig der Gefahr aus. Der Himmel segne Dich und Dein Thun."

Schmerzlicher war die Trennung von der zärtlichen Mutter, die ihren eben erst dem Tode entronnenen Sohn wieder in den Kampf ziehen sah; sie vermochte nicht, die Thränen zu unterdrücken; immer von Neuem umarmte sie den Sohn und hielt ihn fest, als könnte sie nicht von ihm lassen. Auch seine Schwester Emma warf sich schluchzend an seine Brust.

„Wenn Du stirbst, so werde ich Dich nicht lange überleben," sagte sie, von plötzlichen Todesahnungen erfaßt.

„Du bist eine kleine Thörin," schalt der Bruder, seine eigene Rührung gewaltsam unterdrückend. „Der Krieg kann nicht lange dauern und ich werde mit Gottes Hülfe als Sieger zu Euch zurückkehren und meine Emma wohl dann als die Braut eines wackern Mannes wiederfinden. Oder ich bringe Dir den Bräutigam mit. Mein Freund, der wackere Friesen, der Dich nur aus Deinen Briefen an mich kennt, liebt Dich schon, ohne Dich gesehen zu haben. Soll ich ihn von Dir grüßen?"

„Grüße ihn; als Dein Freund ist auch er mir durch Deine Schilderung werth geworden," entgegnete die Jungfrau mit sanftem Erröthen.

„O, wenn Du ihn erst kennen lernen wirst, er wird Dir schon gefallen! Er ist der schönste Mann, den ich gesehen habe, schön, wie ein Apoll, und tapfer, wie Achill. Ihr Beide sollt und müßt ein Paar werden."

So scherzte Theodor in der Abschiedsstunde, den eigenen Schmerz verbergend und die Seinigen aufrichtend. Doch es bedurfte dessen kaum, denn seine Familie besaß den besten Schutz in ihrem tiefen religiösen Gefühl und in ihrer Liebe zu dem Vaterlande, dem sie mit freudigem Herzen jedes Opfer und selbst das höchste brachten. In jenen denkwürdigen Tagen waren die Gemüther Aller von dem gleichen Geiste der Hingebung und des Gottvertrauens erfüllt; der patriotische Sinn war in der ganzen Nation erwacht und bewirkte wahrhafte Wunder. Jünglinge wurden zu Helden und Mütter sahen mit Stolz auf ihre Söhne, die sich freudig in den Kampf stürzten; schwache Frauen dachten und handelten, wie die gepriesenen Weiber Sparta's und Roms, mit antikem Sinne den Verlust der theuersten Kinder tragend. Alle kleinlichen und egoistischen Gedanken schwanden vor der einen großen Idee, welche alle Herzen höher schlagen ließ.

Es war eine große und schöne Zeit der Erhebung, Prüfung und Läuterung.

Noch einmal kniete Theodor vor seine Mutter hin und bat um ihren Segen.

„Gott mit Dir und unserem Vaterlande," flüsterte sie mit bebender Stimme.

Ihre Augen leuchteten in überirdischem Glanze, sie weinte nicht mehr, sondern blickte mit begeisterter Zuversicht zu dem Himmel empor, in dessen Schutz sie ihren Liebling empfahl.

Erschüttert richtete sich der Sohn empor und drückte noch einen innigen Kuß auf ihre bleichen Lippen, dann reichte er dem Vater und der Schwester seine Hände und stürzte durch die Thür nach dem Wagen, der ihn unten erwartete. Sein nächstes Reiseziel waren Breslau und Berlin, von wo er zu seinem Corps zu stoßen

Digitized by Google

gedachte. Unterwegs hielt er ſich noch einige Tage bei Bekannten und Freunden in Schleſien auf. Wohin er kam, fand er die wärmſte und liebevollſte Aufnahme; ſeine Kriegslieder hatten ſeinen Namen ſchnell berühmt gemacht, weit berühmter, als ſeine Dramen; ſie lebten im Munde des Volkes. Wo er einem Trupp junger Rekruten, welche zu den Fahnen eilten, begegnete, wo er mit Patrioten zuſammentraf, wurden ſie ihm entgegengeſungen. Er ſelbſt hatte keine Ahnung gehabt von ihrer Verbreitung und der Wirkung dieſer Schlachtengeſänge. Es war nicht Eitelkeit, was ihn bei dieſer Gelegenheit ergriff, ſondern das Bewußtſein, auch ſeinerſeits den Geiſt der Nation zur That geweckt zu haben.

Das machte ihn ſo froh, wie er ſchon lange nicht geweſen. Darum bedauerte er auch nicht, daß er die wohlgemeinten Anerbietungen der Herzogin zurückgewieſen.

Wir hielten Dich ſchon für verloren. Wir müſſen Deine glückliche Wiederkehr feiern."

„Das wollen wir," bekräftigten die Uebrigen.

Schnell wurde der Feldkeſſel herbeigeſchleppt und darunter ein tüchtiges Feuer angezündet. Die Marketenderin Guſtel von Blaſewitz lieferte mehrere Flaſchen Wein und Rum, die zu einem trefflichen Punſch gemiſcht wurden. Bald dampfte das liebliche Getränk in den Gläſern.

„Auf das Wohl des Freundes!" rief der ehrliche Frieſen, „er lebe hoch!"

„Er lebe hoch!" wiederholte der fröhliche Chor mit klirrenden Gläſern.

„Auf einen friſchen Kampf und einen ſeligen Reitertod!" ſtieß Körner an. Alle erhoben ſich und tranken ihre Gläſer aus.

Auf einer zerbrochenen Hängebrücke.

„Gott hat mir," ſagte er ſich ſelber, „die Leyer und das Schwert gegeben, ich will ſie Beide nach meinen Kräften gebrauchen. Mögen Andere auf einem anderen Boden wirken; ich habe mein Theil vom Himmel erhalten und bin damit zufrieden."

VIII.

Bei Aufkündigung des Waffenſtillſtandes ſtand die Lützow'ſche Freiſchaar nebſt der ruſſiſch-deutſchen, ſo wie der hanſeatiſchen Legion und einigen engliſchen Hülfstruppen unter General von Wallmoden auf dem rechten Elbufer oberhalb Hamburg. Körner's Ankunft wurde im ganzen Lager wie ein glückliches Ereigniß gefeiert.

„Hol' mir der Teufel," ſchrie der alte Rittmeiſter Fiſcher mit dem langen Barte. „Unſer Poete iſt wieder da. Ich hab' ſchon geglaubt, daß ihn der Henker geholt hat. Nun wird man doch wieder ein vernünftiges Lied hören."

Die alten Waffengenoſſen umringten ihn und Frieſen ſchloß den Freund mit inniger Herzlichkeit in ſeine Arme.

„Das iſt brav von Dir," ſagte er, „daß Du gekommen biſt.

„Jetzt aber," mahnte Frieſen, „mußt Du uns erzählen, wie es Dir ergangen und wie Du gerettet worden biſt."

Gern erfüllte Theodor den Wunſch der Freunde, und berichtete ſeine Abenteuer', worauf auch die Cameraden ihre Erlebniſſe zum Beſten gaben. Eine Geſchichte knüpfte ſich an die andere, ein Abenteuer an das andere. Die Thaten der kleinen Heldenſchaar boten einen reichen Stoff, werth, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. — Als der Major Lützow ſein Pferd im Kampfe verloren hatte und in Gefahr ſtand, gefangen zu werden, bahnten ſich ſeine Getreuen den Weg zu ihm, und hieben ihn wieder aus dem dichteſten Gedränge der Feinde heraus. Der Huſar Gebhard ſtieg von ſeinem Pferde, und bat den Führer inſtändigſt, ſich deſſelben zu bedienen, indem er ſtatt ſeiner ſich zum Gefangenen machen ließ. Doch das war nicht der einzige Beweis von edler Selbſtaufopferung. Der tapfere Frieſen kämpfte wie ein Löwe gegen eine ganze Schaar und ſchlug ſich heldenmüthig durch. Da erblickte er in ſeiner Nähe einen verwundeten Cameraden; mit Rieſenkraft hob er ihn vom Boden auf und trug ihn auf ſeinen Armen in Sicherheit, während er unabläſſig verfolgt wurde und ſein Leben bedroht war.

Digitized by Google

„Und Euch habe ich verlaſſen ſollen!“ ſagte Theodor ergriffen. „Nein, ich bleibe bei Euch, und würden mir alle Ehren und Schätze der Welt geboten!“

Das Feuer war dem Erlöſchen nahe, der Keſſel mit dem Punſch bis auf die letzte Neige geleert. Die meiſten Cameraden hatten ſich müde in ihre Mäntel gehüllt, und überließen ſich jetzt dem Schlafe; nur Theodor und Frieſen blieben noch wach, und tauſchten ihre Gedanken und Gefühle aus.

„Meine Schweſter läßt Dich auch grüßen,“ ſagte Körner. „Sie ſchätzt und verehrt Dich. Es iſt ein gar liebes Mädchen, das Du kennen lernen wirſt.“

„Wenn ſie Dir ähnlich iſt, ſo werde ich ſie lieben, wie ich Dich liebe.“

„Wenn erſt Friede iſt, ſo ziehſt Du mit mir. Dann mache ich Hochzeit mit meiner Toni. Du ſollſt mein Brautführer ſein, wir werden in Wien und Dresden herrliche Tage verleben. Meine Eltern wünſchen, daß ich ſogleich nach beendetem Kriege auf einige Zeit unſere Weinbergsvilla in Loſchwitz beziehe, wo Schiller ſeinen Don Carlos gedichtet hat. Vielleicht iſt mir die Muſe dort ſo günſtig, wie ſie ihm geweſen.“

So ergingen ſich die Freunde in anmuthigen Ausſichten und Hoffnungen. Die Zukunft lag vor ihnen ausgebreitet, wie ein lachendes Gefilde, und ſie vergaßen darüber die Gefahren der Gegenwart und die Nähe des Feindes.

Rings umher herrſchte die tiefſte Stille, kaum durch das Wiehern eines losgebundenen Pferdes, oder durch den Ruf der Wachtpoſten aus der Ferne unterbrochen. Der Abendwind ſäuſelte durch die Bäume und ſang ſein Schlummerlied, am blauen Himmel ſtand der ſanfte Mond, und die goldnen Sterne ſchauten wie treue Augen auf die Schläfer nieder.

Endlich wurden auch die Freunde von der Müdigkeit überwältigt, und ſchloſſen ihre Augen, vor denen der Gott der Träume ſeine reizendſten Erſcheinungen vorüberſchweben ließ.

Als der Morgen graute und das Signalhorn tönte, ſprangen die Krieger von ihrem einfachen Lager auf. Ein reges Leben, ein friſches Getümmel begann an allen Ecken und Enden. Hier kroch ein bärtiger Koſak unter dem Bauche ſeines treuen Pferdes hervor, das ihm zum ſchirmenden Dach gedient, und rieb ſich den Schlaf aus den funkelnden Katzenaugen; dort wiſchte ein tyroler Scharfſchütz den gefallenen Nachtthau von ſeiner Büchſe ab, während ein Engländer ſein Theewaſſer mit der ſeiner Nation eigenen Ruhe zum Kochen brachte, als ob man mitten im tiefſten Frieden lebte. Adjutanten ſprengten heran, und brachten den Befehl zum Aufbruch, Officiere bemühten ſich, ihre Abtheilungen zu ſammeln und Ordnung in das Chaos zu bringen, was trotz der militairiſchen Disciplin bei dieſen aus den verſchiedenſten Nationalitäten und Ständen zuſammengeſetzten Truppen keine leichte Aufgabe war.

Der franzöſiſche General Davouſt, welcher von däniſchen Hülfstruppen bedeutend verſtärkt worden war, bedrohte von Hamburg aus das nördliche Deutſchland. Wallmoden, der ihm gegenüber ſtand, hatte den Befehl erhalten, nur mit Zurücklaſſung einer Brigade und der leichten Truppen unter Tettenborn, mit dem übrigen Theile ſeines Armeecorps ungeſäumt nach Brandenburg aufzubrechen. Es kam jetzt Alles darauf an, den Franzoſen den Abzug Wallmodens und die Stärke und Zahl der ihnen noch gegenüberſtehenden Truppen zu verbergen. Dazu eigneten ſich vorzugsweiſe die Koſaken und das Lützow'ſche Freicorps, deſſen Aufgabe es war, bald hier, bald da unerwartet hervorzubrechen, den Feind bei Tag und Nacht zu beunruhigen, ſeine Verbindungen zu unterbrechen, ſeine Zufuhren und Couriere aufzufangen.

An dieſem Morgen hatte der Major Lützow einen Streifzug mit zweihundert Reitern angeordnet, dem ſich eine kleine Abtheilung tyroler Schützen und Jäger anſchloß. Mit fröhlichem Geſange brach die kriegeriſche Schaar auf, in Erwartung, ſich mit dem Feinde zu meſſen. Theodor und ſein Freund Frieſen waren bei der Partie und ritten neben einander, in ihrer Nähe der alte Rittmeiſter Fiſcher, der aus ſeiner kurzen Thonpfeife dampfte, ſtets bereit, dieſelbe mit dem Säbel zu vertauſchen. — Es war ein herrlicher Morgen; der Thau funkelte im Graſe, und die Waffen der Reiter glänzten, von der Sonne angeſtrahlt. Die Pferde wieherten vor Luſt und die Hörner miſchten ihre ſchmetternden Klänge in das Lied der Sänger. Von der Poeſie des Kampfes begeiſtert, dachte Theodor einem neuen Gedichte nach. Wie die Schwerter klangen, weckte der muthige Ton das Echo in ſeiner Bruſt.

„Ich wette,“ ſagte Frieſen, der den Freund ſchon kannte, „Du denkſt an ein neues Lied.“

„Das Ding,“ entgegnete Körner, „iſt noch nicht fertig, aber im Kopfe hab' ich's ſchon zurecht gelegt; auch etwas Melodie dazu ſummt mir im Kopf herum; ſobald wir abſitzen und zur Ruhe kommen, will ich es aufſchreiben und Dir zeigen.“

In der Nähe eines Gehölzes unweit Roſenhagen, rechts der Straße von Gadebuſch nach Schwerin, ließ Lützow ſeine Leute abſitzen. Der Tag verging, ohne daß der Feind ſich zeigte. Der Führer traf die nöthigen Anordnungen, und ſtellte an verſchiedenen Stellen Wachtpoſten aus. Frieſen erhielt den Auftrag, eine kleine Anhöhe zu beſetzen, weshalb die Freunde von einander Abſchied nehmen mußten. Von einer wunderbaren Ahnung ergriffen, zeigte der ſonſt ſo ruhige Frieſen eine an ihm früher nie bemerkte Wehmuth. Er drückte Theodor wiederholt an ſeine Bruſt, und ſchloß ihn faſt krampfhaft feſt in ſeine Arme, als ob dies ſeine letzte Umarmung ſein ſollte.

„Was fehlt Dir?“ fragte dieſer, über die ungewohnte Aufregung des Freundes erſtaunt.

„Ich weiß es ſelber nicht,“ entgegnete jener, „aber unwillkürlich kommt mir der Gedanke, als ſollten wir uns nicht wiederſehen, als müßte Einer von uns Beiden ſterben.“

„Sei kein Thor! Was fällt Dir ein? Seit ſie mich bei Kitzen gezeichnet haben, wo ich wirklich vermeinte, daß es aus mit mir ſei, kommt mir nichts mehr an; ſeitdem bin ich ſtich- und kugelfeſt. Alſo nichts mehr davon; hab' guten Muth und laß uns auf dergleichen furchtſame Einbildungen nicht achten. Leb wohl!“

So ſchieden ſie; Körner blieb allein zurück, und begab ſich in das Hauptquartier, welches ſich in einer nahe gelegenen Mühle befand. Nachdem ihm Lützow, deſſen Adjutant er war, noch einige Befehle für den nächſten Tag ertheilt, zog er ſich auf ſein Lager zurück, wo er ſich mit dem Gedichte beſchäftigte, das er in ſeine Brieftaſche niederſchrieb.

Es war das bekannte Schwertlied, welches er wenige Stunden vor ſeinem Tode dichtete.

Als der Morgen graute, hatte er es beendet, und leiſe ſang er vor ſich hin, während er ſein eigenes Schwert anſchaute:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was ſoll dein heitres Blinken?
Schauſt mich ſo freundlich an,
Hab' meine Freude dran.
Hurrah!“

Er zog die blitzende Klinge blank, und ſtieß ſie wieder in die Scheide, daß ſie laut erklang und mit ihrem freudigen Klirren zu antworten ſchien:

„Mich trägt ein wack'rer Reiter,
Drum blink' ich auch ſo heiter,
Bin ſtolz ein Mannes Wehr;
Das freut dem Schwerte ſehr.
Hurrah!“

In ſeinem poetiſchen Erguſſe wurde er durch die Meldung des Wachtpoſtens unterbrochen, der die Ankunft eines feindlichen Wagenzuges unter dem Schutze einer ſtarken Infanterieabtheilung anzeigte.

„Aufſitzen!“ befahl Major Lützow.

Die Koſaken erhielten den Auftrag, durch einen ſtürmiſchen Angriff den Transport aufzuhalten, während das Lützow'ſche Corps der Bedeckung den Rückzug abſchneiden ſollte. Mit eingelegten Lanzen brachen die Steppenreiter auf ihren kleinen Pferden unter lautem Hurrahruf hervor, und warfen ſich mit wildem Ungeſtüm auf den Zug. Die Bauern, welche die Wagen führten, hieben bei dem Anblick der gefürchteten Koſaken aus Leibeskräften auf ihre Pferde, um ſo ſchnell als möglich aus dem Bereiche des Gefechtes zu kommen. Die zum Schutz des Transportes beigegebenen Infanteriſten des Feindes hielten ſich meiſt an den Wagen und Pferden an, um das nahe liegende Gehölz zu erreichen. Andere warfen ſich in die Gräben zur Seite der Straße und feuerten auf die Lützow'ſchen Krieger. Dieſe ſetzten zunächſt den Wagen nach, die bald eingeholt und genommen wurden; weit ernſter war jedoch der Widerſtand der franzöſiſchen Tirailleurs, die, in Büſchen und Gräben verſteckt, gegen die Reiter ein wirkſames Feuer eröffneten und ihnen bedeutenden Schaden zufügten. Dabei gebrauchte der Feind noch die Liſt, daß er ſcheinbar Pardon annahm und, wenn die Lützower heranritten, um dem Gefangenen das Gewehr abzunehmen, es in unmittelbarer Nähe abfeuerten. — Darüber ergrimmte der Rittmeiſter

Digitized by Google

Fiſcher, dem es ähnlich erging. Ein windiger Franzoſe, dem er ſchon Pardon gegeben, ſprang, ehe der Alte ihn daran hindern konnte, wieder zurück, ergriff ſein hingeworfenes Gewehr, womit er einen wohlgezielten Schuß abfeuerte, der glücklicher Weiſe nur den Czako durchbohrte. Durch den Graben gedeckt, ſuchte ihm der Franzoſe eiligſt zu entkommen, aber der grimmige Fiſcher verſtand keinen Scherz; er blieb ihm zur Seite, und rief mit ſeiner gewaltigen Stentorſtimme einigen am Waldrande im Anſchlage liegenden Jägern zu:

„Nicht ſchießen! Tyroler, haltet mir den Muſje!“

Zwei handfeſte Tyroler ſprangen auf, und jagten dem flüchtigen Franzoſen nach, den ſie bald ergriffen und feſt nahmen; gelaſſen und langſam, als handelte es ſich um die gleichgültigſte Sache von der Welt, ritt der Alte heran, nur ſein graues blitzendes Auge verkündigte die innere Wuth. Mit einem einzigen Hiebe ſpaltete er dem mordluſtigen Feinde den Kopf in zwei Hälften, worauf er eben ſo ruhig, als wäre nichts geſchehen, den blutigen Säbel abwiſchte, und einen gewaltigen Zug aus ſeiner gefüllten Korbflaſche that.

In dieſem Augenblick ſprengte Körner herbei; er war Zeuge der eben vollſtreckten Execution und wie der Rittmeiſter voll der höchſten Entrüſtung über die Hinterliſt der feindlichen Soldaten.

„Die Halunken!“ rief er empört. „Wer ein braver Camerad iſt, folge mir!“

Das ließen ſich die Lützower nicht zum zweiten Male ſagen, obgleich der alte Fiſcher vergeblich abmahnte und, als die Freiwilligen nicht hören wollten, hinterdrein fluchte und wetterte, wie es einmal ſeine Art war. Mehrmals ließ der Rittmeiſter Appell blaſen, um die Hitzköpfe von dem gefährlichen Unternehmen abzubringen, aber ihre Erbitterung führte ſie nur immer weiter. Wie die Windsbraut ſtürmten ſie einher, Allen voran aber Theodor auf ſeinem Schimmel, gleich einem jungen Schlachtengott. Leiſe ſang er das am Morgen erſt vollendete Gedicht:

„Lochlauf, ihr kecken Streiter,
Wohlauf, ihr deutſchen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm,
Nehmt's Liebchen in den Arm.
Hurrah!“

„Hurrah!“ jauchzten die kecken Reiter, und dahin brauſte die wilde verwegene Jagd am Saume des Waldes. Die Schwerter glänzten im Sonnenlicht und klirrten die wilde Melodie zu dem letzten Liede des Dichters, zu ſeinem Schwanengeſange.

Es wurden mehrere Gefangene gemacht, allein die Reiter waren in dem Gehölze zu ſehr im Nachtheile gegen die feindlichen Tirailleurs, welche im Gebüſch und hinter den Baumſtämmen verſteckt lagen, und aus ſicherem Verſtecke ſchoſſen. Ihre Kugeln waren vorzugsweiſe auf den kühnen Reiter gerichtet, der auf leuchtendem Schimmel den Andern vorausritt, um den Feind aus ſeiner Stellung zu vertreiben.

„Hurrah!“ rief er noch einmal, ſeinem ſchäumenden Pferde die Sporen einſetzend.

Da fiel aus dem Dickicht ein Schuß. Die Kugel pfiff, die Kugel traf in das Herz, das ſo glühend für die Freiheit geſchlagen. Körner ſank zu Tode verwundet von ſeinem Roß, und ſein Blut färbte roth die grüne Haide von Roſenhagen.

Die Freunde, welche ihn fallen ſahen, eilten ſogleich herbei, und während der Oberjäger Helfritz den Verwundeten aufzurichten ſich bemühete, rächten die Andern ſeinen Tod, ſo daß keiner der Feinde entkam. Noch einmal ſchlug Theodor die blitzenden blauen Augen auf.

„Es wird wohl nichts zu bedeuten haben,“ ſuchte er die Cameraden noch im Sterben zu beruhigen. Bald darauf hauchte er mit einem letzten „Lebt wohl!“ die Heldenſeele aus.

Er ſtarb den ſchönen ſeligen Reitertod, den er ſich oft gewünſcht.

IX.

Der Kampf war vorüber, die Leichen der Gefallenen wurden von den Cameraden aufgehoben, um ſie feierlich zu beerdigen.

Ein Schmerzensſchrei ging durch die ganze Schaar bei der Nachricht, daß auch Körner gefallen, der der Liebling Aller war.

Der alte Rittmeiſter ſuchte ſeinen Schmerz in lauten Flüchen zu verbergen.

„Ich wollte,“ rief er grimmig aus, „daß Euch Freiwilligen alle der Teufel hole. Lieber die feigſten Hundsfötter commandiren, als ſolche Bramarbaſſe, die nicht darauf hören, wenn ich Appell blaſen laſſe!“ Dabei aber rannen ihm die Thränen über den ſchwarzen Bart und ein ſchwerer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt.

Körners Leichnam wurde in ein der Landſtraße zunächſt gelegenes Bauernhaus gebracht, in dem Dorfe Wöbbelin. Die Aerzte unterſuchten die Wunde, und gaben wenigſtens den leidigen Troſt, daß die Kugel ihn auf der Stelle getödtet haben müſſe, da ſie unter der Herzgrube bis in das Rückenmark gedrungen ſei. Frieſen eilte ſogleich mit einigen Freunden und Landsleuten herbei, um eine Grabſtätte auszuwählen, und für eine angemeſſene Leichenfeier Sorge zu tragen.

Sein Schmerz war namenlos. Weinend ſank er neben dem todten Waffenbruder nieder.

„Ich folge Dir!“ rief er, überzeugt von ſeinem nahen Ende. „Droben werden wir uns wiederſehen.“

Er hatte nur zu wahr geſprochen; ein Jahr ſpäter vereinigte ihn eine mörderiſche Kugel auf franzöſiſchem Boden mit dem Freunde.

Zwei Schreiner von der Compagnie, bei welcher Theodor geſtanden, beſchäftigten ſich, den Sarg für ihren Lieutenant zu zimmern. In dem Bauernhofe waren unterdeß andere Freunde thätig, Kränze von Eichenlaub für den Gefallenen zu winden und ein Paradebett aufzubauen, auf welches der Sarg geſtellt werden ſollte.

Noch einmal begab ſich Frieſen in das Kämmerlein, wo der entſeelte Freund auf Stroh gebettet lag. Er kniete an ſeiner Seite hin und ſprach ein kurzes, inniges Gebet bei der Leiche. Die hereintretenden Cameraden unterbrachen ihn und erinnerten daran, daß man für die unglücklichen Eltern die Brieftaſche aufbewahren möge. In ihr fand ſich das mit Bleiſtift flüchtig geſchriebene „Schwertlied,“ ſein letztes Vermächtniß. Um den Hals hing das goldene Amulet, welches ihm Toni beim Abſchied umgebunden hatte; es war nicht im Stande geweſen, ihn zu beſchützen. Das Amulet und einen kleinen goldenen Ring mit einem thränenhellen Demant übernahm ein Freund, um Beides der armen Braut einzuhändigen.

Das Haupt mit einem grünen Eichenkranz geſchmückt, wurde Körner in den Sarg gebettet; ſo lag er da, ruhig mit gefalteten Händen, als ob er ſchlummerte. Sein edles Geſicht war durch keinen Schmerzenszug, durch keine Verzerrung entſtellt, die Verklärung der jenſeitigen Seligkeit ſchien bereits auf ſeinen ſchönen Zügen zu ruhen, der Tod hatte ſeine Macht verloren, die Unſterblichkeit breitete ſchützend ihre Schwingen ſelbſt über ſeine Leiche.

Mit gedämpftem Trommelſchlage wurde er zu der Ruheſtätte getragen, welche die Cameraden mit ihren eigenen Händen für ihn gegraben. Daneben waren größere Gruben zur Aufnahme der mit ihm in demſelben Gefechte Gefallenen. Wegen der Nähe des Feindes hatte General Wallmoden eine Ehrenſalve aus Geſchütz und Gewehr unterſagt; aber nicht ſtumm und lautlos wurde der junge Held beſtattet.

Aus den Reihen der Cameraden trat noch einmal der edle Frieſen hervor und entblößte ſein Haupt; Alle folgten ſeinem Beiſpiele, worauf er mit bebender Stimme das von Theodor gedichtete Gebet ſprach:

„Vater, ich rufe Dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geſchütze,
Sprühend umzucken mich raſſelnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe Dich!
Vater, Du führe mich!“

Kein Auge blieb thränenleer, jedes Herz war erſchüttert, und die Nähe Gottes that ſich dieſen rauhen Kriegern kund.

„Gott, Dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, Dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe Dich!“

Leiſe wiederholten die Cameraden den letzten Vers voll Ergebung in den göttlichen Willen.

Der Sarg war herabgelaſſen und die Schollen, welche die Hand der Freunde darauf warf, wölbten ſich ſchnell zum Hügel, über den eine alte mächtige Eiche emporſtieg. Sein Körper war der Erde zurückgegeben, aber ſein Geiſt ſchwang ſich empor zur himmliſchen Heimath. Körner lebte noch bei ſeinen Cameraden, wie er ſtets im Munde ſeiner Nation und einer begeiſterten Jugend leben wird. Schon an ſeinem Grabe wurde es offenbar, denn wie aus einem Munde ertönte mit einem Male:

Digitized by Google

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnden Feinden gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Die deutschen Freiheitskriege waren geschlagen, Napoleon besiegt, und die Verbündeten glücklich aus dem unterworfenen Paris zurückgekehrt. Die alte Eiche bei Wöbbelin, unter der der Dichter schlummerte, grünte wieder, denn es war zur schönen Sommerzeit.

Neben Theodor's Grabe hatte sich ein zweites erhoben; darin ruhte an seiner Seite die treue Schwester, welche ihm schon nach einem Jahre gefolgt war, und neben ihm zu ruhen wünschte. Ein Rasen deckte die zärtlichen Geschwister; an dem gemeinschaftlichen Hügel knieten zwei Frauen in schwarzer Trauer, neben ihnen ein ältlicher Herr von würdigem Aussehen mit zahlreichen Orden geschmückt.

Es waren Körner's Eltern und seine Braut, welche der Bühne entsagt hatte, und in der Familie ihres Verlobten gleich einer Tochter lebte.

Der Jahrestag von Theodor's Tode wurde von ihnen hier still gefeiert; sie klagten nicht, obgleich ihr Schmerz ewig blieb. Nach einem stillen Gebete zog Körner's Vater ein Blatt heraus, und las folgende Stelle den bewegten Frauen aus einer Rede vor, welche der Dichter Immermann zum Fest der Freiwilligen in Köln gehalten hatte: „Ist der alte Blücher," so lauteten die Worte, „der erdgeborene Muth, die erfolgbringende Thatkraft, so tritt in einem andern Kreise eine nach außen hin mit solchen Wirkungen nicht vergleichbare, innerlich aber eben so bedeutende Potenz jenes Kampfes besonders hervor. Die Jugend und Frische des deutschen Gesammtlebens war in seinen zartesten Nerven von der fremden Ueberziehung angetastet worden, deutsches Denken, Sinnen und Dichten stand in Gefahr, mit der heimischen Sprache den fremden Lauten und dargeliehenen, oft aufgedrungenen Geistesformen weichen zu müssen. Deshalb kämpfte die Blüthe der Jugend aus dem Hörsaal, der Kirche, dem Lehrstuhl, der Gerichtshalle so begeistert mit; diese Jugend fühlte, daß das ganze Erbe unserer großen geistigen Ahnen und die Zukunft des Geistes, welche ihr anheim fallen sollte, auf dem Spiele stehe. Der Athem dieser Jugend durchdrang erfrischend das Heer; überall hin waren ihre Sprossen gepflanzt, nirgends aber stand der junge grüne Hain so dicht, als in der Lützow'schen Freischaar. Hier war der Student der Nebenmann des Professors; Aerzte, Künstler, Lehrer, Geistliche, Naturforscher, ausgezeichnete, zum Theil schon hochgestellte Staatsbeamte aus allen Gauen Deutschlands waren an die Jägercompagnien und Schwadronen, deren Masse aus tüchtigen Handwerksgesellen und Bauernburschen bestand, vertheilt, welche zum Zeichen, daß alle Farben des deutschen Lebens erst wieder aufblühen sollten, das farblose Schwarz trugen. — Die Lützow'sche Freischaar war die Poesie des Heeres, und so hat denn auch der Dichter des Kampfes, Theodor Körner, in ihren Reihen gesungen, gefochten und vollendet. Von ihm kann man sagen, was Wallenstein von Max sagt:

„Sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet."

„Ein schönes, beneidenswerthes Leben! Indem er den Kriegsrock anzieht, streift er alles Schwache, Nachgeahmte seiner ersten Versuche ab; er ist ein Anderer geworden. Von Feldwacht zu Feldwacht, von Gefecht zu Gefecht quellen ihm Lieder zu, eigne, unnachgeahmte, unnachahmbare, welche die Nation zu ihren Schützen stellt, er dichtet sein „Schwertlied", einen der höchsten Laute unserer Sprache; da werben schon die Trompeten. Er wirft den Stift weg, und ergreift die Eisenbraut, welche er eben besungen; in der Fülle dieser Wonne, auf dem Gipfel solchen Glückes tritt ihn der Tod an rasch, ohne daß er sein Antlitz gesehen hat, und die Brüder geben ihm den letzten Gruß in die erkämpfte Gruft. Er fehlt im Siegesheimzuge, aber er ruht, wie er gehofft, in freier Erde und lebt, wie er es verdient, im deutschen Volke fort von Geschlecht zu Geschlecht:

„Denn was berauscht die Leyer einst gesungen,
Das hat des Schwertes freie That errungen."

Die Eiche über den Gräbern rauschte im Abendwind, und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen auf den grünen Hügel wie eine milde Glorie. Getröstet und gestärkt erhoben sich die Drei, nur in dem Auge der Mutter schimmerte eine Thräne, die bald wieder verschwand.

„Er lebt," flüsterte sie mit bewegter Stimme, und ihre Blicke richteten sich zum Himmel, an dem der Abendstern schon tröstend glänzte.

Auf einer zerbrochenen Hängebrücke.

(Mit Abbildung.)

Nirgends in der Welt gibt es so viele und so schauerliche Reise-Abenteuer, d. h. Unfälle auf der Reise, als in den Vereinigten Staaten und den englischen Colonien in Amerika, weil man nirgends so leichtsinnig baut und so leichtsinnig fährt, als dort. Bauschwierigkeiten erkennt man nicht an und die Hauptsache bei allen Bauten dort ist „schnell fertig", wie bei allen Fahrten der Postwagen, der Eisenbahnzüge und der Dampfschiffe, „nur vorwärts!" Das Leben der Menschen, die bei einer Fahrt etwa verunglücken, hat in jenen jugendlichen Ländern wenig Werth, wie das Holz billig ist, von dem man einen Bau, der zusammenbrach, rasch wieder aufführt. Das Volk in jenen Gegenden befindet sich in einem fortwährenden Wettrennen, um „vorwärts zu kommen", in dem eigentlichen, wie in dem bildlichen Sinne dieses Ausdruckes. Niemand kümmert sich viel um die, welche bei dem allgemeinen Treiben und Drängen fallen; unaufhaltsam geht es über die Leichen hinweg, die man kaum zu zählen sich die Mühe nimmt; die Zeitungen melden wohl solche Unfälle, aber man vergißt sie sofort und Niemand läßt sich dieselben zur Warnung dienen.

Auf unserem Bilde sieht man die Hängebrücke, die man einige Meilen oberhalb der Stadt St. John in der englischen Colonie Neu-Braunschweig über den sehr breiten und wilden St. John-Fluß mit echt amerikanischer Kühnheit gebaut hat. Der Fluß zwängt dort seine ungeheure Wassermasse mit Ungestüm zwischen zerrissenen Felsenufern hindurch. Er gewährt einen großartigen Anblick, aber schwerlich hätte man in Europa jemals daran gedacht, an dieser Stelle über den Fluß, wo seine Ufer mehrere hundert Fuß hoch sind, eine Brücke zu bauen. Man hat eine leichte Hängebrücke darüber gespannt und derselben nicht etwa einen Stützpunkt in der Mitte gegeben. Sie zieht sich vielmehr ununterbrochen in schwindeliger Höhe von einem Ufer zum andern. Kein Wunder ist's, daß sie immer schwankte, ein Wunder aber wohl, daß sie einen lebhaften Verkehr getragen hatte, bis ein Sturm ihr ein Ende machte.

Am 24. März d. J. wüthete fast in ganz Neu-Braunschweig ein furchtbarer Orkan. Trotz dieses Sturmes mußte der Postwagen von Fredericktown, der Hauptstadt, abgehen. Der Abend kam heran, ehe er sein Ziel erreichte, und die Finsterniß war fast greifbar geworden, ehe der Wagen jene Hängebrücke erreichte, über die er zu fahren hatte. Der Himmel war mit schweren Wolken überzogen, aus denen bisweilen Blitze zuckten. Der Postillon fuhr keck auf die Brücke, obgleich er kaum die Pferde vor dem Wagen sehen konnte, ja er handhabte sogar eifrig die Peitsche. Noch war er nicht bis zur Mitte des schwankenden Baues gekommen, als seine Pferde plötzlich still standen. Er brauchte die Peitsche noch gewaltiger, als vorher, aber vergebens; die Pferde weigerten sich, weiter zu gehen, wurden überdies sehr unruhig und versuchten zu bäumen und zur Seite zu prallen.

Nachdem der Postillon vergebens geflucht hatte, entschloß er sich abzusteigen und nachzusehen, ob ein und welches Hinderniß in dem Wege liege, oder ob irgend etwas an dem Geschirr in Unordnung gerathen sei. Die Reisenden im Wagen, die das Ziel ihrer Fahrt so bald als möglich zu erreichen wünschten, durch den Sturm, den

Digitized by Google

sie ertragen, nicht in die beste Laune versetzt worden waren, und den neuen Aufenthalt deshalb mit Mißmuth sahen, steckten die Köpfe heraus, fragten ungeduldig, was es gebe, oder schimpften. Der Postillon wußte es selbst nicht. Das Geschirr war, so weit er fühlen konnte, in Ordnung; dicht vor den Füßen der scheuenden Pferde lag nichts Hinderndes. Weiter freilich konnte er nicht sehen. Er ließ sogar die Hand vom Zügel, und trat einige Schritte vor, konnte aber auch da nichts bemerken, was ihm erklärte, warum die Pferde nicht weiter gehen wollten. Er kehrte also wieder um, faßte den Zügel von Neuem und wollte versuchen, ob er seine Pferde weiter führen könnte. Da zerriß ein Blitz die schwarzen Wolken und beleuchtete die Scene. Der Kutscher entsetzte sich, denn er stand mit den Pferden nur wenige Ellen von einem Abgrunde auf der zerbrochenen Brücke über dem tief unten tosenden Flusse, in den die Pferde, wenn sie einige Schritte weiter gegangen wären, mit dem Wagen und den Reisenden hätten stürzen müssen.

Der Sturm hatte so gewaltig an der Brücke gezerrt, daß sie endlich zerrissen war. Ein zweihundert Fuß langes Stück derselben, in der Mitte, war abgebrochen und hinuntergestürzt in den Fluß.

Wir brauchen nicht zu schildern, mit wie raschen Worten er den ungeduldig fragenden Reisenden erzählte, was das Weiterfahren hindere, wie vorsichtig er seinen Wagen von den Pferden zurückschieben ließ, um wieder auf festen Boden zu kommen, und wie gern die Reisenden, die in so wunderbarer Weise dem Tode entgangen, zur nächsten Station zurückkehrten.

Die Brücke aber ist seitdem längst wieder ausgebessert worden; sie spannt sich leicht und schaukelnd von Neuem über den Strom, und der Verkehr geht wie sonst lebhaft darüber hin.

Eine Erinnerung an die Herzogin von Orleans.*

Das Glarner-Land ist nicht so berühmt, wie das lustige Appenzell oder das vielbesuchte Berner-Oberland, und doch ist es ein wunderschönes Land. Es besitzt einzelne Partien, wie man sie auf der ganzen Welt nirgends findet, einzelne Naturschönheiten, die ganz unvergleichlich sind. So ist z. B. unsern Glarus, zwischen Enneda und Ennetbühl, die Aussicht auf den Glärnisch, namentlich an einem schönen, stillen Abende, ein Genuß, den man nicht beschreiben kann. Der Berg steht da wie eine gewaltige Pyramide. So frank und frei hebt sich kein Berg von der Ebene ab. Er steht auf einem Fußgestelle, aber ringsum ist er frei. Der Mondschein fließt über die Pyramide herunter; sie wird immer heller, ragt immer ferner, immer lichter, immer geisterhafter in den Himmel hinein. Links glänzen in der Ferne weiße Schneegipfel, der Hausstock, der Selbsanft, der Tödi; sie sind vom Mond beleuchtet; rechts im Schatten des Glärnisch sind die dunkeln schwarzen Felsen des Wiggis. Siehe dieses an und dann sage: ob das nicht ein schönes Stück Schweizererde sei! Wieder ganz eigenthümliche Reize bietet das Klönthal dar, bewacht von den sieben hohen Glärnischen, die wie stolze Grenadiere in Reihe und Glied dicht hintereinander stehen neben dem schwärzlichen Klönthalersee. Hier wohnt eine Stille, eine Erhabenheit, eine Größe, die ganz wundersam zu dem menschlichen Gemüthe spricht. Prächtig ist auch das Linththal mit dem gleichnamigen Dorfe, das zwei Kirchen zieren, eine protestantische und eine katholische, eine weiße mit einem grauen Helme auf dem Thurme und eine graue mit braunrothem feinen Helme. Wenn am Sonntag in beiden Kirchen alle sechs Glocken läuten, so klingt das den „Kirchenstock" hinauf, über die Wälder hinauf: Schöneres findest Du im ganzen Glarner-Lande nicht! Aber das Schönste ist, daß hier die protestantischen und katholischen Einwohner in der friedlichsten Harmonie beisammenwohnen. — Da es den Stöcken und Bergen des Glarner-Landes nicht an Schnee und Gletschern fehlt, so fehlt es auch nicht an Seen, Bächen und — für den Fremden die Hauptsache — an Wasserfällen. Diese letztern sind noch nicht illustrirt und colorirt in den Reisehandbüchern zu finden; auch hat man noch an keinem derselben ein industriöses Gasthaus gebaut und Vorrichtungen für ihre Beleuchtung getroffen, wie beim Staubbach im Berner-Oberland: nein, die Wasserfälle des Glarner-Landes sind da und dort versteckt, verschmähen die Kunst und machen ihre Sprünge oft nach den seltsamsten Launen der jeweiligen Naturbeschaffenheit. Um so angenehmer wird aber der Fremde von diesen Wildfängen überrascht.

In diesem schönen Fleck Erde, im Dorfe Linththal, an einem Rande dieses schönen Winkels, am Fuße der Braunwaldberge, etwas erhöht, daß man Alles gut erblicken kann, liegt das Stachelbergerbad. Auf dem Balkone desselben hat man eine prachtvolle Aussicht in stille, ländliche, in große, gewaltige Natur. Hierher, und sehr wahrscheinlich nicht blos wegen der Quelle, sondern um in dieser schönen Natur ihr Herz zu erleichtern und zu stärken, kam im Spätsommer 1853 die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Söhnen, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres.

Wir wollen nicht davon reden, wie sich die Herzogin im Bade einrichtete, Bergtouren machte und kleinere Spaziergänge, wie sie zeichnete, wenn ihr etwas über die Maßen gefiel u. s. w., sondern nur davon, wie sie mit der Armenpflege in Linththal in Conflict gerieth.

Damals nämlich ging man auch in Linththal damit um, den Gassenbettel abzuschaffen. Da war es denn natürlich, daß man sich auch an die Stachelberger Badegäste wandte. Es schien, diese könnten dem Bettel am besten abhelfen, wenn sie den Bettlern auf den Straßen nichts mehr gäben, und sie dürften das, weil sie ja alle Sonntage so schöne Gaben für die Armen zusammenlegten. Man setzte eine Schrift auf, worin das Alles ausführlich und gründlich behandelt wurde. Der Wirth im Stachelbergerbade war so freundlich und brachte diese Schrift auf einen Kartendeckel und hängte sie dann im Speisesaale auf, fast zuoberst bei der Tafel. Die Herzogin von Orleans nahm aber von diesem Täfelchen keine Notiz.

Schon voraus ging der Herzogin der Ruf, sie sei eine gar gute Frau mit den Armen. Wenn so ein Ruf in eine Gemeinde kommt, vernehmen es alle Leute und die Armen auch; die letzteren dachten an gar nichts Anderes mehr, als daß die Herzogin eine gute Frau sei. Als sie im Stachelbergerbade anlangte, gab sie den Befehl, daß man ihr keine Armen abweise! Die Armen im Linththal ließen sich das nicht zwei Mal sagen; sie sprachen bei der Herzogin tüchtig zu. So theilte sie denn innerhalb und außerhalb des Bades manchen schönen Fünffrankenthaler aus. Etwa einmal begegnete es ihr freilich auch, daß die Gabe nicht gerade an den Nothdürftigsten kam. Aber von der Liebe heißt es: unweises Lieben sei ein Zeichen echter Liebe. So möchte es auch beim Geben sein. Es ist wahr, wo man Alles abzirkelt und ausrechnet und sich über alle Verhältnisse rapportiren läßt, da ist man vor Mißgriffen viel sicherer; aber die Poesie des Gebens und viel von der Liebe geht verloren. Der Graf von Paris gab in die Spinnerei von Linththal auch hundert Franken zum Austheilen. Da waren nützliche Menschen, die meinten, das sei nicht ganz klug gewesen von dem Grafen von Paris; er hätte sie in die Krankencasse der Fabrik geben sollen! Als ob ein Graf von Paris nicht auch einmal hundert Fränklein zum Vertrinken geben könnte! — Die Herzogin von Orleans gab aber den Armen nicht nur so zum Fenster hinaus, wie man etwa zur Belustigung Geld unter Knaben wirft. Nein, zur Belustigung that diese Frau nichts. Die arme Frau, von der weiter unten die Rede sein wird, sagte dem Schreiber dieser Zeilen: die Herzogin sei stets sehr ernst gewesen; da habe man nie ein Lächeln gesehen. Sie ging auch selber zu den Armen. Es kommen viele Frauen in das Stachelbergerbad und sind keine Herzoginnen, aber was die Herzogin von Orleans that, thaten sie nicht.

Die Herzogin von Orleans ging einst durch das Ennetlinth und gewahrte da auf einer Bank vor dem Hause sitzend oder vielmehr zusammenkauernd ein armes, altes Mütterchen, das schon seit fünf Jahren von der Gliedersucht geplagt ist und weder stehen noch gehen kann, sondern überall getragen werden muß. Sie trat zu ihr, fragte sie nach ihren Umständen und sah diese zusammengezogenen Hände und die mageren Arme an. Sie fragte, ob sie Niemand habe zur Hülfe und Unterstützung. Da sagten ihre Nachbarsleute, die hinzukamen, sie habe noch einen alten,

* Durch das Testament der Herzogin von Orleans, welches jetzt durch alle Zeitungen läuft, werden wir wieder an die Vortrefflichkeit dieser hohen Dame erinnert, die ihr Unglück mit so vieler Würde und sittlichem Ernste trug. Wie diese Frau, deren ganzes Leben nur aus einer Kette edler Handlungen bestand, zu geben und zu helfen verstand, davon gibt auch obige Erinnerung wieder ein schönes Zeugniß. D. Redact.

Digitized by Google

aber ebenfalls kranken Mann und eine noch unverheirathete Tochter; aber das sei eine gute Tochter; sie habe nicht heirathen wollen blos ihrer alten, kranken Eltern wegen. Das kam der Herzogin etwas schwer zu glauben vor. Es heirathen oft Mädchen aus andern Gründen nicht und sagen dann, sie thäten es der alten Eltern wegen.

Die Herzogin wollte hierin Gewißheit haben: entweder sollte man ihr so etwas nicht sagen, oder dann wollte sie eine so brave Tochter auch sehen. Sie wünschte, daß man sie rufen möchte. Die Tochter, die schon vor gewöhnlichen Herrenleuten schüchtern ist, erschrak nicht wenig, als sie vor der Herzogin erscheinen sollte und zwar gerade so, wie sie im Augenblicke gekleidet war. Die Herzogin fragte sie, ob sie denn auch gut hätte heirathen können. O ja, sagte das Mädchen, es hätte Einen bekommen, bei dem es Milch und Anken (Butter) genug gehabt hätte. Und Milch, und Anken genug erheirathen, gilt in Linththal und auch wohl noch anderswo für gut heirathen. Jetzt hatte die Herzogin genug. Sie lobte die gute Tochter, und gab ihr für das arme Mütterchen sechs Franken Geld. Mehr hatte sie wahrscheinlich nicht bei sich; sie war auf dem Rückwege begriffen, und den allerletzten Fünffränkler hatte sie vor dem gleichen Hause einer andern armen, wassersüchtigen Frau gegeben, die dann bald darauf starb. Es war der letzte ganze Thaler, den sie in diesem Leben noch erhalten hatte. Dann sagte die Herzogin zu der Tochter, sie solle mit ihr in's Bad kommen. Und da erhielt sie denn eine größere Gabe.

Nach ein paar Tagen kam die Herzogin mit ihrer Gesellschaft wieder vorbei. Weil es ein schöner Tag war, saß das kranke Mütterchen auch wieder da. Diesmal wollte die Herzogin aber auch den alten kranken Mann sehen. Der war aber eben auf der Kammer im Bett. Das ganze Haus war klein, und machte schon im Voraus einen verdächtigen Eindruck, ob man da auch gut in die oberen Stockwerke hineingelangen könne. Sie fragte, wie man da hinaufkomme. Der verheirathete Sohn, der Hauseigenthümer und zugegen war, sagte, da könne man nicht anders hinauf, als aus der Stube hinter dem Ofen; eine Treppe von außen führe nicht hinauf. Und so ist es in der That in vielen Glarner Häusern, daß man von der Stube aus hinterm Ofen in die Stubenkammer hinaufgelangt, besonders im Winter eine vortreffliche Einrichtung. Aber in Herrenhäusern und in rechten Krügershäusern ist außer dem „Ofenschmuck", wie man das Ding heißt, außen im Treppenhause auch noch ein Zugang; auch ist die Treppe in der Stube zwischen Wand und Ofen breit genug, daß man sie bequem passiren kann, und vom Ofen führt wieder ein kleines Treppchen weiter. Das war aber in Maurer Andresen's Haus in Ennetlinth alles nicht der Fall. Für's Erste konnte man da von außen auf diese Kammer gar nicht gelangen. Zweitens war der Ofen sehr groß, ging nahe an die Wand und ließ nur ein schmales Gängchen offen. Drittens führte vom Ofen gar keine Treppe mehr weiter. Das letztere ist fast eine allgemeine Eigenschaft der Linththaler „Ofenschmücke." Da hat man also nichts vor sich, als über dem Ofen eine viereckige Oeffnung in dem Kammerboden; mit dem Leibe ragt man in die Kammer hinein und die Beine sind noch in der Stube auf dem Ofen. Da heißt es, mit den Armen sich auf den Kammerboden aufstämmen und einen wackeren „Hupf" thun. Manchmal ist an der Wand noch eine Leiste Holz angenagelt; da kann man unterwegs den linken Fuß aufsetzen. Der Graf von Paris sprach zu seiner Mutter in der Stube:

„Mama, da kommen Sie nicht hinauf!"

Die Herzogin von Orleans, die gerade mit diesem Sohne, dem Grafen von Paris, schon nach andern Orten, wo's viel beser war, den Weg gefunden hatte, ließ sich so leicht nicht abschrecken. Sie faßte ihr weites schwarzes Kleid etwas zusammen, und rasch war sie eben beim alten Maurer Andres. Der Graf von Paris folgte ihr nach. Hier setzte sie sich neben dem armen Mann auf ein anderes Bett. Stühle haben oben auf solchen kleinen Kämmerchen, besonders wenn mehrere Betten darin sind, keinen Platz. Sie unterhielt sich mit dem armen Manne über eine Viertelstunde lang. Der alte Schweizermann verstand die hochdeutsche Sprache der ehemaligen deutschen Prinzessin nicht gut, und war überdies von dem Ereignisse, daß ihn eine solche Frau besuchte, so ergriffen, daß ihm nur Thränen über die Backen herunter rollten. Er konnte nicht viel reden, aber einen Eindruck hat er bekommen, den er nicht mehr vergaß. — Als die armen Leute unlängst in Linththal hörten, die Herzogin von Orleans sei ohne Todeskampf gestorben, glaubten sie es Alle gern, und Viele sagten, das hätte sie um die Armen verdient!

Der Graf von Paris wollte nun auch wissen, wie sie das arme gliedersüchtige Mütterchen da auf die Kammer hinaufbrächten. Da erzählte ihm denn der Sohn: Eines setze sich auf den Ofen und ein Anderes auf der Kammer greife ihr mit den Händen unter die Arme, und so ziehen sie sie hinauf. Da meinte der Graf von Paris, das sei nicht gut, und er wollte schon dafür sorgen, daß es anders werde. Das Wort hat das arme Mütterchen nie wieder vergessen. Sie erzählte Jedem, was der Graf von Paris von ihrem Schicksal gesagt habe, und jedesmal kommen ihr dann Thränen der Rührung in die Augen.

Als die hohe Frau wieder aus dem Hause getreten war, ging sie mit ihrer Gesellschaft, die unterdessen gewartet hatte, ein wenig auf die Seite. Dort nahm sie ihren Hut ab, und ohne ein Wort zu sagen, nur mit dem bittenden Blick im Auge, ging die edle Dame betteln von Einem zum Andern, und Alle gaben in schönen blitzenden Goldstücken so viel, daß der armen Frau geholfen war auf lange — lange Zeit. Was diese sagte, unter Thränen und Schluchzen, als die Herzogin ihr die Goldstücke in den Schooß schüttete, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß sie wünschte, die Tochter möge ihr das Geld in Silber auswechseln; Silber sei schwerer und mache einen größeren Haufen; und dann sollte sie ihr das Geld in die Hand geben; einen Augenblick möchte sie es doch auch haben; sie habe in ihrem Leben nie so viel Geld bei einander gehabt. Was sie nun empfand, als ihr die Tochter die Hand öffnete und die armen, gekrümmten Finger einen nach dem andern von einander that, und die dreißig Fünffrankenthaler hineinlegte, das wolle jetzt der liebe Leser selber überdenken.

Die Familie der Orleans hat viel verloren, aber nichts hat sie mehr zu beklagen, als den Verlust dieser hochedlen Frau und echt deutschen Mutter.

Die Brüder Grimm.

Auf dem Wege nach der Universität oder in den öffentlichen Sitzungen der königlichen Akademie in Berlin, wo die Notabilitäten der Wissenschaft sich von Zeit zu Zeit zu versammeln pflegen, sieht man meist zwei hohe Gestalten nicht getrennt, sondern miteinander erscheinen, als wären sie durch ein geheimnißvolles Band vereinigt. In ihrem schlanken und doch festen Wuchs, in der würdigen Haltung Beider, wie in ihren ausgeprägten Zügen, gibt sich schon äußerlich eine entschiedene, verwandtschaftliche Aehnlichkeit zu erkennen. Dasselbe graue, gelockte Haar, dieselben klaren, blauen Augen, die gleiche hochgewölbte Stirn drücken ihrem Gesicht das Gepräge und die Merkmale auf, welche vorzugsweise dem deutschen Volke eigen: Offenheit, beharrliche Ausdauer, sinnigen Forschertrieb und Treue gegen sich und Andere.

Aber trotz dieser auffallenden Aehnlichkeit, die sich auch auf Kleidung und alltägliche Gewohnheiten erstreckt, verräth sich dem genaueren Beobachter in der bloßen, äußeren Physiognomie, daß wir es hier mit zwei in sich abgeschlossenen Individualitäten zu thun haben, deren jede fest auf ihren eigenen Füßen steht; die sich zwar ergänzen, aber nichts von ihrer Eigenthümlichkeit darum aufgeben, die zu einander gehören, ohne ihre Selbstständigkeit einzubüßen, deren Verbindung nicht auf den dunklen Banden des Blutes allein beruht, sondern aus dem gleichen geistigen Streben, aus derselben Erkenntniß des Wahren, Guten und Schönen hervorgegangen ist.

So stehen zwei Eichen in demselben Boden, deren Wurzeln sich verschlingen, deren Zweige sich umarmen, deren Stämme aber doch gesondert emporsteigen; der eine knorriger und breiter, der andere glatter und schlanker, bald mit dichtem, dunklem, bald mit hellerem, sonnigerem Laub bekleidet, hier einen jungen Schoß treibend, dort einen alten Ast ausstreckend; ähnlich in ihrer Verschiedenheit, verschieden in ihrer Aehnlichkeit.

Zwei solch' deutsche Eichen sind die Brüder Grimm, die man sich nicht getrennt denken kann, deren Namen stets zusammen klingen.

Digitized by Google

Sie wurzeln in dem gemeinsamen Boden des Vaterlandes; deutsche Sprache und Geschichte, deutsche Sitte und deutsches Recht sind die Elemente, aus denen sie ihre Nahrung ziehen, die sie zum wahren Lebenssaft für sich und Andere verarbeiten. Zu diesem Zwecke steigen sie, wie der Bergmann, in die Tiefe der vergangenen Jahrhunderte und suchen, rings von dunkler Nacht umgeben, nach den reinen Goldadern, in denen sich die Herrlichkeit, Macht und wunderbare Schönheit des deutschen Volksgeistes verbirgt. Mit einem Fleiße und einer Gewissenhaftigkeit, die selten Ihresgleichen finden, werden von ihnen die alten, kaum lesbaren Urkunden durchforscht, die räthselhaften Runenschriften gedeutet, die Pergamente aufgerollt, die Folianten aufgeschlagen, ein Zeugniß abzulegen für die Schätze von unsern Vätern auf uns vererbt, die da sind deutsche Sprache, an tiefer Weisheit und Innigkeit des Gemüths allen Zungen der Erde überlegen; deutsches Recht, zwar vom römischen Unwesen überwuchert, aber noch heute dem verwandten Bruderstamme der Angelsachsen als Schutz und Bollwerk ihrer beneideten Freiheit dienend.

Durch derartige Forschungen haben sich die Brüder Grimm ein unsterbliches Verdienst um das deutsche Volk erworben, indem sie nicht nach der Weise anderer Gelehrten in die Ferne schweifen und darüber das Nächste vergessen, Fremdes preisen und das Heimische verachten; sondern der Kräftigung, Hebung und Erstarkung des deutschen Nationalbewußtseins ihr ganzes, segensreiches Leben und Wirken widmen. So wird nicht nur die Wissenschaft, sondern das Leben selbst durch ihre Arbeiten bereichert, nicht ein Stand, sondern ein ganzes Volk ihnen zu Dank verpflichtet. Was sie mit unsäglichem Fleiße aus den Tiefen der Vergangenheit heraufgeholt, gereicht der Gegenwart und den Zeitgenossen zur Freude und zum Nutzen. Während sie auf dem dunkeln Sprachgebiete den Wurzeln und Abstammungen der Worte und ihren wunderbaren Fügungen nachgehen, erschließen sie uns zugleich den Geist und die tiefere Beziehung zu unserem Nationalcharakter, welche oft in dem bloßen Worte ruhen; indem sie uralte Sitten, Gebräuche und Rechtsverhältnisse aufdecken, erwecken sie in uns das Bewußtsein unserer eigenen Zustände, stellen sie in uns den Zusammenhang mit der Vergangenheit wieder her, weisen sie uns auf die Bahn organischer Entwickelung in dem Leben der Nation.

Alles, was damit zusammenhängt, fällt in das Bereich ihrer bewunderungswürdigen Thätigkeit, die deutsche Grammatik, welche sie erst begründet und ausgebaut, deutsche Rechtsalterthümer, die sie aus dem Schutt hervorgegraben, deutsche Minne- und Meistersänger, die sie liebevoll uns durch treffliche Ausgaben zugänglich gemacht, deutsche Märchen, die sie gesammelt und der Kinderwelt geschenkt.

Wie die Wellen des Rheinstroms die Burgen des Mittelalters, die rebenbekränzten Hügel und den blauen Himmel wiederstrahlen, umrauscht von den ernsten Mahnungen der Geschichte, den wehmüthigen Stimmen der Sage, den Liedern der Sänger, in der Tiefe aber den goldenen Hort der Nibelungen, den Schatz der Muttersprache bergend: so spiegelt sich in diesen beiden Männern das ganze deutsche Leben nach allen Seiten wieder.

Nur dem verwandten Geiste erschließt sich der Geist, wie sich dem leuchtenden Auge das Licht offenbart. Um die hohe Bedeutung des deutschen Wesens und Volkscharakters zu erfassen, muß man vor allen Dingen selbst ein Deutscher und ein Charakter sein. Die Eigenschaften, welche mit Recht den Deutschen zugeschrieben werden, finden sich in den Brüdern so scharf ausgeprägt, so schön entwickelt, daß man sie als Typen der Nation hinstellen darf. Ihr ganzes Leben legt dafür ein unumstößliches Zeugniß ab.

Jakob und Wilhelm Grimm wurden zu Hanau im alten Kattenlande Hessen geboren, wo trotz aller traurigen Ereignisse die angeborene Treue nicht zu ersterben, die Liebe zum Vaterlande mit der Muttermilch eingesogen zu werden scheint. Ihr früh verstorbener Vater war Justizamtmann in Steinau an der Straße, ein höchst arbeitsamer, ordentlicher und liebevoller Mann. Nach seinem Tode blieb die Familie mit einem schmalen Einkommen zurück, das kaum hingereicht hätte, die Mutter mit ihren sechs Kindern zu erhalten, wenn nicht eine ihrer Schwestern, Henriette Philippine Zimmer, die bei der Kurfürstin oder damaligen Landgräfin von Hessen erste Kammerfrau und von der reinsten, aufopfernden Liebe für die Anverwandten beseelt war, sie treulich unterstützt hätte. Auf ihre Veranlassung kamen die beiden Knaben, nachdem sie einen dürftigen Privatunterricht in ihrer Heimath genossen, auf das Lyceum nach Kassel, wo Jakob noch so sehr zurück war, daß er erst in Untergquarta gesetzt werden konnte. Bald aber holte er, durch Fleiß und von seiner ungeduldigen Lernbegierde getrieben, das Vernachlässigte ein und rückte von Classe zu Classe weiter, während Wilhelm, durch ein sich ausbildendes, von den schrecklichsten Qualen und Martern begleitetes Herzleiden heimgesucht, noch zwei Jahre zurückbleiben mußte, ehe er, wie sein Bruder, die Universität zu Marburg beziehen konnte.

Die Trennung der Geschwister, die stets in einer Stube gewohnt und in einem Bette geschlafen hatten, ging Beiden sehr nahe, allein es galt für Jakob, der geliebten Mutter, deren Vermögen fast zusammengeschmolzen war, durch eine zeitige Beendigung seiner Studien und baldige Erlangung einer Anstellung einen Theil ihrer schweren Sorgen abzunehmen. Er wählte das Studium der Jurisprudenz, hauptsächlich, weil sein Vater Jurist gewesen war und die Mutter es am liebsten sah. In späteren Jahren hätte er, wie er selbst geäußert, keine andere Wissenschaft gewählt, als — Botanik, zu der er sich besonders hingezogen fühlte, gerade wie Wilhelm, der an dem Sammeln von Insecten und Schmetterlingen seine Freude fand. — Eine gemeinsame Liebe zur Natur ist ihnen zu allen Zeiten geblieben, ein naturwissenschaftlicher Trieb und Blick, der sich auch in ihren sprachlichen Arbeiten wiederfindet.

Auf der Universität mußte Jakob sehr eingeschränkt leben; er selber klagt, daß es ihm, trotz aller Verheißungen, nie gelungen war, die geringste Unterstützung zu erlangen, obgleich die Mutter Wittwe eines verdienstvollen Beamten war und fünf Söhne für den Staat groß zog; die fettesten Stipendien wurden daneben an seinen Schulcameraden von der Malsburg ausgetheilt, der zu dem vornehmen hessischen Adel gehörte und einmal der reichste Gutsbesitzer des Landes werden sollte. So hatte er und sein Bruder sich Alles selber zu verdanken.

„Dürftigkeit," schreibt er, über diese Periode seines Lebens redend, „spornt zu Fleiß und Arbeit an, bewahrt vor mancher Zerstreuung und flößt einen nicht unedlen Stolz ein, den das Bewußtsein des Selbstverdienstes gegenüber dem, was Andern Stand und Reichthum gewähren, aufrecht erhält. Ich möchte sogar die Behauptung allgemeiner fassen und Vieles von dem, was Deutsche überhaupt geleistet haben, gerade dem beilegen, daß sie kein reiches Volk sind. Sie arbeiten von unten herauf und brechen sich viele eigenthümliche Wege, während andere Völker mehr auf einer breiten, gebahnten Heerstraße wandeln."

Zwei Jahre später holte Jakob den unterdeß genesenen Bruder nach Marburg ab, um sich nicht mehr von ihm zu trennen. Beide besuchten dieselben Collegia und hörten dieselben Lehrer, unter denen Savigny durch seine Erscheinung und Vorträge einen großen Eindruck auf die Brüder ausübte. Bald war es ihnen vergönnt, dem ausgezeichneten Manne näher zu treten, der einen so bedeutenden Einfluß auf ihren späteren Bildungsgang und auf ihr Schicksal ausüben sollte. Durch Savigny erhielt ihr Geist eine neue, höhere Richtung, welche die ausgetretenen Gleise des praktischen Brodstudiums weit hinter sich ließ.

Dazu kam der damals unter den Marburger Studirenden waltende Geist; es war ein frischer, unbefangener. Wachler's freimüthige Vorlesungen über Geschichte und Literatur wurden von Jakob und Wilhelm fleißig gehört und eröffneten ihnen ein neues Gebiet, das sie später so segensreich selbst anbauen sollten. Ohne ihre juristischen Collegia zu vernachlässigen, nahmen sie auch an anderen Fächern den lebendigsten Antheil und erweiterten so nach verschiedenen Seiten den Kreis ihres Wissens. Savigny's ausgezeichnete Bibliothek wurde daneben fleißig benutzt; hier bekam auch Jakob andere, nicht juristische Bücher zu sehen, darunter die Bodmer'sche Ausgabe deutscher Minnesänger, die er später so oft in die Hand nehmen sollte. So vielfache Anregungen und Beschäftigungen förderten die jungen Leute, ohne sie zu zersplittern.

„Die Obergewalt des Staates," sagt Jakob selbst in einem Rückblick auf sein Universitätsleben, „hat seitdem merklich mehr in die Aufsicht der Schulen und Universitäten eingegriffen. Sie will sich ihrer Angestellten fast allzu ängstlich versichern und wähnt, dies durch eine Menge von zwängenden Prüfungen zu erreichen. Mir scheint es, als ob man von der Strenge solcher Ansichten in Zukunft wieder ablassen werde. Zu geschweigen, daß sie der Freiheit des sich aufschwingenden Menschen die Flügel stutzt und einem gewissen, für die übrige Zeit des Lebens wohlthätigen, harmlosen Sichgehenlassenkönnen, das hernach doch nicht wiederkehrt, Schranken setzt; so ist es ausgemacht, daß, wenn auch das gewöhnliche

Digitized by Google

Jakob Grimm.

Nach Photographien von

Talent meßbar ſein mag, das ungewöhnliche nur ſchwer gemeſſen werden kann, das Genie vollends gar nicht. Es entſpringt alſo aus den vielen Studienvorſchriften, wenn ſie durchzuſetzen ſind, einförmige Regelmäßigkeit, mit welcher man in ſchwierigen Hauptfällen doch nicht berathen iſt. Wahr iſt es, das ganz Schlechte wird dadurch aus Schule und Univerſität abgewehrt, aber vielleicht wird auch das ganz Gute und Ausgezeichnete dadurch gehemmt und zurückgehalten. Im Durchſchnitt betreten jetzt die Schüler die Akademie mit gründlicheren Kenntniſſen, als vormals; aber im Durchſchnitt geht dennoch daraus eine gewiſſe Mittelmäßigkeit der Studien hervor. Es iſt Alles zu viel vorausgeſehen und vorausgeordnet, auch im Kopfe der Studirenden. Die Arbeit des Semeſters nimmt unbewußt ihre Richtung nach dem Examen; der Student muß alle Collegia hören, worüber er Zeugniſſe beizubringen hat. Dagegen bleibt ihm keine Zeit übrig, diejenigen zu hören, die ihm nicht vorgeſchrieben ſind. Der Staat hat dadurch gewiſſe Vorleſungen gleichſam zu officiellen geſtempelt und die übrigen, die nebenbei gehört werden können, herabgeſetzt."

Im Jahre 1804 trat Savigny eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Paris an, von dort ließ er den ihm liebgewordenen Jakob auffordern, dahin zu kommen, um ihn bei ſeinen literariſchen Arbeiten zu unterſtützen. Mit Freuden wurde ein ſolch' ehrenvolles Anerbieten angenommen. Wenige Wochen darauf ſaß er auf dem Poſtwagen und traf über Mainz, Metz und Chalons Anfangs Februar in Paris ein, wo er ſich unter der Leitung eines ſolchen Lehrers und Freundes bald in die Schätze der dortigen überreichen Bibliothek vertiefte. Unterdeß war die liebevolle Mutter jede Nacht aus dem Bette aufgeſtanden, um nach dem kalten Wetter auszuſchauen. Frankreich ſchien ihr ganz außer dem Bereich der Welt zu liegen und ſie hatte nur mit heimlicher Angſt ihre Einwilligung zu der damals unendlich weiten Reiſe gegeben.

Im September 1805 wurde die Heimreiſe angetreten, in Marburg traf er mit Wilhelm zuſammen, mit dem er ſich nach Kaſſel begab, wohin die Mutter unterdeß von Steinau gezogen wär, um von nun an in der Mitte ihrer Kinder zu leben. Jakob ſuchte eine Anſtellung, die er nach vollendetem Examen mit Noth als

Digitized by Google

C. Friedländer in Berlin.

Wilhelm Grimm.

Supernumerarius bei dem Kriegscollegium mit einem Gehalte von hundert Thalern erhielt. Die viele geiſtloſe Arbeit wollte ihm nur wenig ſchmecken, wenn er ſie mit der verglich, welche er ein Vierteljahr vorher zu Paris verrichtete. Ebenſo bedauerte er, ſeine modiſche Pariſer Kleidung gegen die heſſiſche ſteife Uniform mit dem gebotenen Zopfe zu vertauſchen. Dennoch war er zufrieden und ſuchte alle ſeine Mußeſtunden dem Studium der Literatur und Dichtkunſt des Mittelalters zuzuwenden, die ihn immer mehr anzogen und feſſelten.

Unterdeß hatte auch Wilhelm im Jahre 1807 ſein Examen abgelegt und wartete auf eine Anſtellung, die jedoch in Folge der großen politiſchen Ereigniſſe, von denen das Vaterland betroffen wurde, ausblieb. Ein Machtſpruch Napoleon's hatte das heſſiſche Regentenhaus abgeſetzt und ſeinen eigenen Bruder Jerome auf den Thron des neugeſchaffenen Königreichs Weſtphalen berufen. Die alten Verhältniſſe ſtürzten zuſammen, das treue Heſſenland wurde von Franzoſen beſetzt, Kaſſel zur Reſidenz des neuen Herrſchers erhoben und die alten Beamten zum Theil entfernt, während Andere freiwillig ihren Abſchied nahmen. Zu den Letzteren gehörte Jakob Grimm, der ſeine bisherige Stellung, müde der unzähligen damit verbundenen Quälereien und aus Widerwillen gegen den neu eingeführten „Code Napoleon“, aufgab, unfähiger, als je vorher, zur Erleichterung der Mutter und der Geſchwiſter beizutragen.

Aus dieſem Grunde bewarb er ſich um den ihm mehr zuſagenden Poſten bei der öffentlichen Bibliothek in Kaſſel, da er ſich theils in das Leſen von Handſchriften eingeübt, theils durch Privatſtudien mit der Geſchichte der Literatur vertrauter gemacht hatte. Die gewünſchte Stelle wurde einem Andern zu Theil; zu dieſer getäuſchten Erwartung kam noch der Tod der geliebten Mutter, um ihn vollends niederzubeugen.

Auch hier beſtätigte ſich das alte Sprüchwort: „Je größer die Noth, deſto näher iſt Gott.“ Durch eine Empfehlung des berühmten Geſchichtsforſchers Johannes von Müller, der am neuen weſtphäliſchen Hofe eine der höchſten Stellen einnahm, wurde Jakob mit dem Cabinetsſecretair des Königs, Couſin de Marinville bekannt, und zur Verwaltung der Privatbibliothek, die in Wilhelms-

höhe aufgestellt war, vorgeschlagen und auch angenommen. Die ganze Instruction, die er erhielt, lautete bezeichnend für die damaligen Verhältnisse: „Vous ferez mettre en grands caractères sur la porte: Bibliothèque particulière du Roi.“ Er erhielt sogleich 2000 Franken, die, da man mit ihm zufrieden war, bald auf 3000 erhöht wurden. Nach einiger Zeit kündigte ihm der König selbst eines Morgens an, daß er ihn zum Auditeur au conseil d'Etat ernannt habe, doch solle er dabei die Bibliothek nach wie vor verwalten. Sein Gehalt wurde noch um 1000 Franken vermehrt, so daß alle Nahrungssorgen schwanden.

Seine neuen Aemter machten ihm wenig Mühe. König Jerome war ein lustiger Herr, der lieber mit jungen Damen als mit alten Büchern zu schaffen hatte; es herrschte ein frohes, ausgelassenes Treiben an dem neuen Hofe, und so behielt Jakob hinlängliche Zeit, sich mit seinen Lieblingsstudien zu beschäftigen. Auch der Staatsrath legte ihm keine andere Verpflichtung auf, als von Zeit zu Zeit in der gestickten Prachtuniform zu erscheinen. Kleine Unannehmlichkeiten blieben allerdings nicht aus. Als der König einst auf Wilhelmshöhe einen Ball geben wollte, mußte die ganze Bibliothek schnell über Hals und Kopf geräumt werden. Da lagen nun die schönen Bücher in der leidigsten Unordnung, bis sie nach Kassel geschleppt wurden, um in dem dortigen Schlosse aufgestellt zu werden. Größer war die Gefahr noch bei dem im Jahre 1811 stattgefundenen Brande. In Rauch und Qualm wurden die Bücher von den Leibgardisten aus den Fächern genommen, in Leinentücher geschüttet, und auf den Schloßplatz geworfen. Jakob eilte um Mitternacht herbei, und ordnete die Rettung des ihm anvertrauten Schatzes an, während rings um ihn Alles knisterte und dampfte. Im Hinuntergehen verirrte er sich auf einer der kleinen Wendeltreppen und mußte ein paar Minuten nach dem rechten Ausgang umhertappen, in Gefahr, von dem eindringenden Rauche erstickt zu werden.

Während Jakob in angemessener Stellung verblieb, reiste Wilhelm nach Halle, wo er wegen seines mit erneuter Gewalt zurückgekehrten Herzübels den berühmten Reil mit Erfolg consultirte. In dem Hause des bekannten Capellmeisters Reichardt fand er die herzlichste Aufnahme. Reichardt selbst war bei manchen Eigenheiten und einem starken Selbstgefühl ein Mann von leicht bewegtem, edlem Herzen, eine echte Künstlernatur; die übrigen Mitglieder der Familie und besonders die herangewachsenen Töchter hochgebildet und liebenswürdig. In einem solchen Kreise fand Wilhelm ungeachtet der trüben Zeit, welche über das Vaterland hereingebrochen war, mannichfache Anregung und Förderung, wozu sich noch die musikalischen Genüsse gesellten, wenn die herrlichen Compositionen des Vaters zu den Liedern Goethe's in den Abendstunden von den Kindern in unvergeßlicher Weise vorgetragen wurden. Nach einem längeren Aufenthalte stattete er dem Dichter Achim von Arnim einen Besuch in Berlin ab, wo er trotz der allgemeinen Zerstörung in Gesellschaft des gleichgestimmten Freundes genußreiche Tage und fröhliche Stunden verlebte. Auf der Rückkehr wurde ihm das Glück zu Theil, Goethe selbst in Weimar persönlich kennen zu lernen. Der Meister äußerte seine Theilnahme für die Bemühungen, die altdeutsche Literatur wieder zu erwecken, und zeigte sich geneigt, diese Studien der Brüder auf das Beste zu unterstützen.

Mit dem Jahre 1813 war die große Bewegung des deutschen Volkes, die Befreiung von dem fremden Joche herangebrochen. Beide Brüder begrüßten freudig den heiligen Kampf, an dem sie vermöge ihrer Lage nicht mit den Waffen in der Hand Theil nehmen konnten; sie hatten dafür durch ihre Arbeiten bereits an der Hebung des nationalen Sinnes redlich mitgeholfen.

Als Jerome mit den Franzosen abzog und der alte Kurfürst nach Kassel zurückkehrte, da jubelten sie mit den treuen Hessen, und liefen an dem offenen Wagen des alten Herrschers durch die mit Blumen bekränzten Straßen hin. — Jakob wurde als Legationssecretair mit dem hessischen Gesandten in das Hauptlager der Verbündeten geschickt, und kam mit ihnen in das frisch eingenommene Paris. Unterwegs hatte er nicht versäumt, die vorzüglichsten Bibliotheken zu besuchen. In Paris sorgte er im Auftrage seiner Regierung für die Zurückgabe der geraubten literarischen Schätze, worauf er in seiner Eigenschaft als Legationssecretair dem Congresse in Wien beiwohnte, wo er sich jedoch lieber mit altdeutschen Studien beschäftigte, und einen Kreis berühmter Männer kennen lernte. Auch die slavischen Sprachen wurden hier mit Erfolg von ihm getrieben, wie seine spätere Uebersetzung der serbischen Grammatik von Wuk Stephanowitsch beweist. Bereits war sein Ruf so hoch gestiegen, daß die preußische Regierung ihn von dem Kurfürsten forderte, um die aus allen preußischen Provinzen zusammengeraubten werthvollen Handschriften in Paris zu ermitteln, und zurückzuverlangen; ein Auftrag, dessen sich Jakob mit so großem Eifer unterzog, daß er dadurch den Haß der ihm sonst befreundeten Pariser Bibliothekare auf sich lud, welche ihm nicht mehr gestatten wollten, auf der Bibliothek für seine Privatstudien zu arbeiten. Ein anerkennendes Schreiben des Staatskanzlers, Fürsten Hardenberg, war der einzige Lohn für seine Bemühungen.

Nach seiner Rückkehr erhielt er endlich den gewünschten Posten als zweiter Bibliothekar in Kassel mit dem bescheidenen Gehalt von 600 Thalern; eine Anstellung als Gesandtschafts-Secretair beim Bundestage hatte er zuvor entschieden abgelehnt. Um einzig und allein seinen mühevollen Forschungen zu leben, hatte er die Aussicht auf die diplomatische Laufbahn und eine schnellere Beförderung aufgegeben. Statt ewige Protokolle zu schmieden, arbeitete er an seiner deutschen Grammatik, und förderte dadurch mehr die deutsche Einheit und das Nationalgefühl, als dies durch alle Actenstöße des Bundestages geschehen konnte. — Auch Wilhelm fand bei der Bibliothek in Kassel eine höchst bescheidene Anstellung, die er aber mit Freuden annahm, um sich von dem geliebten Bruder nicht zu trennen.

Jetzt erst begann für beide Brüder die schönste Zeit ihrer segensreichen Thätigkeit, eine Reihe bewunderungswürdiger Werke reiften im Stillen, und machten ihren Namen weit und breit berühmt. Gemeinschaftlich gaben sie die Resultate ihrer Forschungen heraus, welche das größte Aufsehen erregten, und ihnen von Akademien und Universitäten Titel und Ehrenbezeigungen aller Art eintrugen. Trotzdem konnten sie von der eigenen Regierung nicht einmal eine für ihre Bedürfnisse nöthige Gehaltszulage erlangen, auch die gehoffte Beförderung blieb aus, als sich nach jahrelangem Harren die Gelegenheit dazu darbot. Sie hatten, wie die meisten deutschen Gelehrten, sich keiner besonderen Fürstengunst zu erfreuen.

Unter diesen Umständen rissen sie sich mit blutendem Herzen von dem hessischen Vaterlande los, um einem ehrenvollen Rufe nach Göttingen zu folgen, wo sie zu Neujahr 1830, Jakob als Professor und Oberbibliothekar, Wilhelm als Unterbibliothekar, einen angemessenen Wirkungskreis fanden. Hier wirkten sie im Stillen Großes durch Schrift und Wort, eine Reihe ausgezeichneter Schüler bildend, welche in ihrem Geiste das begonnene Werk fortsetzten. — Wilhelm hatte bereits im Jahre 1825 sich mit Dorothee Wild verbunden, und genoß im reichsten Maße das Glück der Ehe, während Jakob in dem neuen Verhältnisse des Bruders seine eigene Häuslichkeit fand, da er selber unvermählt blieb; Bücher und Collectaneen gehörten ihnen ohnehin zusammen. Sie hatten erreicht, was der deutsche Gelehrte erreichen kann, ein bescheidenes, aber ehrenvolles Loos.

Da kamen die Tage der Prüfung, aus denen die deutschen Männer wie geläutertes Gold hervorgehen sollten. Das Grundgesetz des Königreichs Hannover, zwischen dem Regenten und den Ständen vereinbart und feierlich beschworen, wurde von dem neuen Herrscher Ernst August beim Antritte seiner Regierung im Jahre 1837 durch seine beiden Patente willkürlich verletzt und umgestoßen. Nur sieben Männer, Professoren der Göttinger Universität, darunter die beiden Brüder, hörten auf die Mahnung des Gewissens, und erhoben ihre Stimmen laut ohne Menschenfurcht. Sie wollten ihren geschworenen Eid nicht brechen. Da geschah das Unerhörte; ohne Untersuchung, ohne Urtheil und Rechtsspruch wurden die getreuen Sieben ihrer Aemter entsetzt, und Drei von ihnen — Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus — des Landes verwiesen.

Sie zogen als Flüchtlinge fort und nahmen nichts mit, als die gerettete Ehre und die unverletzte deutsche Treue. Ihr opferten sie Rang, Stellung und das sichere Brod, um einer ungewissen Zukunft entgegen zu gehen.

Die Krone der Märtyrer schmückte die Stirne der Gelehrten. — Wilhelm folgte seinem Bruder in die Verbannung; sie hatten nicht geschwankt, für ihre Ueberzeugung Alles hinzugeben. Das Studium des Mittelalters und der Vergangenheit hatte sie nicht der Gegenwart entfremdet, sondern eher ihren Heldenmuth geweckt, daß sie, wie einst die Ritter und Edlen der Vorzeit, den Kampf für das Recht der Gewalt gegenüber nicht scheuten. Sie gingen daraus mit blankem Schild und an Ehren reich hervor. Das deutsche Volk lohnte ihnen mit seiner Achtung und Liebe, und ein deut-

Digitized by Google

scher Fürst rief sie einige Jahre nach diesen Vorfällen in seine Nähe nach Berlin, wo sie reichlich für das Verlorene entschädigt wurden.

Im Jahre 1848, als im März das deutsche Volk, von einer gewaltigen Bewegung ergriffen, den alten schönen Traum von seiner Einheit und Freiheit zu verwirklichen gedachte, erinnerte es sich sogleich an die Göttinger Vorgänge. Jakob Grimm war einer der Ersten, der in dem Frankfurter Vorparlamente saß, und mit freudiger Ehrfurcht begrüßt wurde. Aber nicht auf dem vulcanischen Boden der Revolution fühlte sich der stille Gelehrte heimisch; er liebte die Freiheit, welche mit der Ordnung und dem Gesetze Hand in Hand geht.

Darum zog er sich wieder zurück und bereitete mit seinem Bruder in friedlicher Studirstube, während die Parteien stritten und darüber Freiheit und Einheit von Neuem verloren gingen, ein unvergängliches Denkmal deutschen Fleißes, einen Ehrentempel des deutschen Geistes vor. Es erschienen die ersten Hefte jenes Wörterbuches, welches einen Schatz von Wissen, Belesenheit und von tiefen sprachlichen Studien enthält. Langsam, aber sicher der Vollendung entgegenreifend, erhebt sich dieses Riesenwerk, das die Brüder als den Schlußstein eines inhaltreichen Lebens, zum ewigen Gedächtniß ihres Namens und ihrer brüderlichen Liebe, zur Ehre der Nation und sich selbst zum andauernden Ruhme errichtet haben. Wozu in Frankreich eine ganze Akademie in Anspruch genommen wurde, das leisten hier allein die beiden Deutschen — Jakob und Wilhelm Grimm.

Max Ring.

Blätter und Blüthen.

Wenn der Herbst kommt!

„Ach, in diesen blauen Tagen,
Die so licht und sonnig fließen,
Welch ein inniges Genießen,
Welche still verklärte Ruh'!"

Schon hat der Sommer im abgeblühten Kranze segensmüde das Haupt geneigt. Still und leise kommen die blauen, lichten Tage des Herbstes, wo die Seele den Traum des Frühlings noch einmal nachträumt, bevor die Todesschauer des Winters Fluren und Wälder durchbeben. Zwar an Pracht und Duft mag der Herbst, in dem die letzte Regung des Frühlings verklingt, mit seinen Vorgängern sich nicht vergleichen können; doch hat auch er seine eigenthümlichen Reize. Und wie ernst-rührend, wie tief ergreift er jedes Gemüth! Wer kennt nicht die mahnende, eindringende Deutung, die in diesem leisen Entfärben und Verstummen, in diesem milden Sterben liegt! Gewiß, an der tief ergreifenden Symbolik des Wechsels der Jahreszeiten hat der stille Herbst keinen geringen Antheil.

Der Feierabend des Jahres ist eingetreten, und hierin besonders liegt der so eigenthümliche Reiz des Herbstes für uns. Das rege Leben und Treiben des Sommers hat sich in feierliche Stille verloren, eine wunderbare Sabbathruhe fließet weit und breit in den leeren Ebenen, wo es noch vor wenig Wochen so geschäftig sich regte, und über all den schimmernden Hügeln und den blaudämmernden Gebirgen. Der Gesang der munteren Vogelwelt ist verstummt. Keine Lerche trillert mehr ihre fröhliche Weise in den Lüften; sie liegt gesanglos in der Ackerfurche, oder schreitet still hinter dem Pflüger her. Zwar segeln die munteren Schwalben noch durch die Luft, aber ihr Zwitschern klingt schon wie wehmuthsvolle Klage über den Wandel des irdischen Glückes, und bald werden auch diese trauten Sommergäste, die sich schon hie und da auf den Dächern versammeln, dem Kuckuk und der Nachtigall nach den wärmeren Lüften des fernen Südens folgen, wohin auch der Storch, dieser alte treue Hausgenosse, uns verlassend, bereits seine Reise angetreten.

Gleichwohl ist noch nicht alles Leben auf den Fluren erstorben. Weithin schallt der Büchsenknall des Jägers, der arme Hase flieht in banger Furcht zu dem sichern Verstecke, ruhige Schafheerden weiden im melodischen Getön ihrer Glocken über die leeren Felder, indeß der Hirt, auf seinen Stab gelehnt, sinnend von dem Hügel herabschaut. Freibeutende Schaaren von Sperlingen und Tauben schwirren und flattern von Breite zu Breite, und in den Stoppelfeldern eilt die diebische Feldmaus mit Blitzesschnelle durch ihre labyrinthischen Gänge. Darüber aber umkreisen sich, wie Sonnen im Weltenraume, die Weihen, und von dem Hügel steigt der Papierdrache des fröhlichen Knaben in die blaue Luft empor.

Auch in der Pflanzenwelt grünt und blüht es noch immer unverdrossen fort. An allen Wegen steht noch die blaue Cichorie und die rosige Hauhechel, am Feldraine die weiße Dolde der Schafgarbe und der duftende Feldkümmel, zwischen nachgelassenen Halmen und Stauden eine Klatschrose, ein Rittersporn, und von dem noch immer grünen Anger schauen dichtgedrängte Gruppen von Gänseblümchen so unschuldsvoll herauf. Im Garten erfreut sich die blasse Malve und die Georgine des milden Sonnenscheins, indeß die Astern verschüchtert auf die sterbenden Sommerfarben herabschauen. Aber es sind Spätlinge, ohne Duft, Kinder der schon gesunkenen Sonne. Sie heucheln nur den Frühling, es sind „Rosen, wobei kein Lied mehr flötet." Die Blüthezeit ist vorüber, es ist nur noch die Zeit der Früchte. Doch erfreuen wir uns dafür der reichen Fülle der herrlichen Gaben Pomona's. Da lacht uns an schwerbehangenen Aesten die goldene Birne entgegen, der rothwangige Apfel und die blaubereifte Pflaume; an der Gartenmauer lagert an zähen Ranken der dickbäuchige Kürbis, und am Rebengeländer reift der köstliche Saft der Trauben, das Mark und Oel der Welt. Draußen am Feldraine leuchten uns die rothen Korallen der Hagerose und die schwarzblauen Kugeln des Schlehdorns entgegen, und am Waldespfade zwischen dem grünen Laube der Quitsche der Schmuck ihrer scharlachrothen Beerensträuße.

Im neuen frischen Grün prangt die Wiese. Aber hier ist schon, wie eine blaßrothe Erdflamme, die Zeitlose hervorgebrochen, eine echte Herbstblume, und in den Espen und Weiden am kiesigen Ufer des vorbeiströmenden Gebirgswassers spielt schon der helle Sonnenschein mit vergilbten Blättern. Doch jene Erlen, als wollten sie dem Herbste trotzen, breiten noch ihren dunkelgrünen Blätterschirm über den Wiesenbach, in dessen blinkende Wellen das rothe Weideuröschen so sehnsüchtig hinabschaut. Rinder lagern und weiden in mildbesonnten Gruppen auf dem grünen Teppich des freien Geländes, und im Hintergrunde breitet sich, so heimisch winkend aus Busch und Strauch, vergnügt das Dörfchen aus.

Und diese heilsame Milde des lichtblauen Himmels über der stillen Landschaft, dieses Licht, dieser Glanz, die Alles überfluthen! Badewellen gleich legen sich die weichen Lüfte an das Herz, um Alles, was uns bedrückte, sanft und liebreich abzustreifen. Wie rein und friedlich sieht die klare Natur aus, als könne nichts Widerwärtiges in der Welt sein! Träumend versinkt jedes Herz in Genuß, wähnt, den Frühling noch zu fühlen, und ahnt nicht die Nähe des laueruden Winters.

Grüngolden, als sollte ein neuer Frühling erblühen, leuchtet noch einmal der Wald empor. Umflossen vom milden Sonnenschein glänzen Busch und Baum und durch die ruhige Bläue des goldgedämpften Aethers schweben wie schlanke weiße Luftgeister die zarten Fäden des fliegenden Sommers. An der Haselstaude locken uns die traubigen Nüsse hinein in's Gebüsch, die Brombeerranke kriecht über den Weg und bietet ihre dunkelblauen Beeren an, unten im Moose zwischen zierlichen Eichelnäpfchen steckt die Genziane ihre Blüthe hervor und in den hohen Halmen der schon erbleichenden Gräser versteckt sich das Tausendgüldenkraut. Aber auch hier schon trifft uns das Wehen des Herbstes. Sanfte Ruhe breitet sich um uns her. Keine muntere Vogelmelodie schallt uns mehr aus den Zweigen entgegen, stille Schatten gaukeln auf dem verlassenen Waldwege und es weht uns an, wie stille Wehmuth. Nur zuweilen erschallt der Schrei eines Hähers, einer Weihe über den Wipfeln, und aus den Gründen das Schrillen der Meise und die feine Stimme des Goldhähnchens, die den Abschied der Schwestern beklagen. Auf der Berghaide umfliegen Bienen und Schmetterling: das rothblühende Haidekraut, vom sanften Hauche gerührt, schwankt am zarten Stengel die kleine zarte Glockenblume, die Eidechse sonnt sich und die Haselmaus schlüpft durch das Kraut. Ferner läutet die Heerde und, von dem Athem des Himmels getragen, wiegt sich wie im Traum hoch oben der Falke. — Die Eichen strecken noch dunkelfarben ihre Titanenhäupter empor; aber schon brennt in hellem Gelb als Trauerkerze die Birke und bald leuchtet der Wald im Gemisch seiner letzten bunten Farben.

Wie angenehm auch dem Auge diese malerische Färbung erscheint, so erfüllt sie doch das Gemüth mit unendlicher Wehmuth. Es ist das letzte Auflodern einer still verglühenden Flamme. Bald wird das Licht erlöschen und dieselben Blätter, deren junges Grün unsere Seele so hoffnungsvoll begrüßte, werden vergehen und verwehen nach kurzer Sommerlust, und dürr und kahl die Bäume trauern, die einst dem Träumer ihren Schatten geliehen. Gedankenvoll in sich selbst versunken blickt die Seele in das ewig offene Grab der Zeiten, der Worte des alten Dichters gedenkend, dessen hoher Geist in diesem Blätterfall ein Verschwinden der Geschlechter der Menschen erblickte.

Bedeutungsvoll schaut die Burgruine von der Höhe des Waldberges herab und winkt den stillen Traurer zu den Trümmern einstiger Größe und Herrlichkeit. Wie freundlich schmiegt sich die Ruhe des Herbstes an diese öden, verlassenen Hallen, durch deren Fenster und Lücken sich die mächtigen Aeste der buntgefärbten Bäume hindurchgeschlungen! Buntes Gebüsch erzittert im hellen Sonnenschein auf dem Rande des zerstörten Gemäuers und schmückt die kahle Stirn mit einem bunten Todtenkranze. In milder Lichtgestalt naht uns die Vergangenheit und wie sanfte Klage über die Vergänglichkeit des Irdischen ertönt aus dieser gebrochenen Veste.

Alles mahnt uns schon an den vollen Herbst. Die Schwalbe ist heimwärts gezogen und durch die Weite des Himmels ertönt der Ruf von wandernden Kranichen, die hoch oben ihre blitzschnellen Dreiecke bilden. Mit sehnendem Blicke begleiten wir diese Wanderzüge und ihr ahnungsvoller Laut, „dieser Angstschrei wirren Traumes von einem ewigen Leben", erweckt in der Brust ein süßes Heimweh, eine namenlose Sehnsucht nach dem heiligen Porte der Zukunft. Alles scheint zu fliehen und zu scheiden.

Aber warm und hoch ist noch der Tag. Noch wirft die Sonne ihr vollstes Licht auf das seltsame Gewebe der Wanderspinnen über den Stoppelfeldern und spielt mit süßem Scheine um die ersterbenden Stauden und Sträucher. Und dieses verklärte Blau der grenzenlosen Runde des Aethers, dieses klare, von allem Irdischen gelöste Licht, das die Welt durchströmt! Himmel und Erde stehen in stiller Verklärung!

Auch die zerfließenden Wolken trinken das verklärte Sonnenlicht. Ungewiß, wohin ihren Lauf lenken, weben sie ihren lichten Schleier über dem klaren Saume der Wälder und Hügel und schlummern in seliger Ruhe dort bis zum Abend. — Und wie weit und still ist diese Welt geworden! Endlose Fernen öffnen sich dem sinnenden Blicke und jeder Laut tönt durch die „hellhörige" Luft zu uns herüber. Von dem Berge schallt das Knarren des gefesselten Rades, die Stimme des Landmannes und aus dem Dörfchen Hundegebell und das Klappern der Flachsschwingen.

Doch immer näher rückt das herbstliche Ende heran.

Digitized by Google

„Die Wipfel des Waldes umflimmert
Ein schmerzlicher Sonnenschein:
Das mögen die letzten Küsse
Des sterbenden Sommers sein."

Der Himmel bezieht sich Tage lang mit trübstillem Gewölk; „er gleicht einem Auge, dem mit jedem Blicke eine Thräne entfallen kann." Grauer Nebel dehnt sich um die ersterbenden Sträucher und Bäume; von den Winden zu Grabe getragen, fällt unablässig das welke Laub zur Erde nieder. Dann und wann senkt sich wohl noch, wie ein Hauch genossener Zeiten, ein warmer Lichtblick durch's trübe Gewölk herab und Alles freut sich noch einmal vor dem tödtlichen Ermatten des flüchtigen Glückes; aber bald erstirbt auch der letzte Sonnenkuß im bleichen Wolkenschatten. Mit zögerndem Schritte kommt der junge Tag gegangen, mit immer größerer Eile erheben sich die dunkeln Schatten des Abends. Alles neigt und rüstet sich. Die Heerden verlassen die Weiden, die Vögel nahen sich den Wohnungen der Menschen. Ernst und stumm in sich selbst versunken liegt die Welt. Kein Laut in der zur Ruhe gebenden Natur, als das Rascheln der erstorbenen Pflanzen unter unsern Tritten. Das Bächlein gleitet,

„Wie durch das Sterbgemach die Freunde schreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu stören."

Auch im erstorbenen Haine ist's todtenstill. Nur der Rabe flattert noch krächzend über den Wipfeln und dem Armen, der sich sein Bündel dürres Reisig sucht, naht sich mit leisem Gesange das Rothkehlchen, gleichsam sein gequältes Gemüth zur Hoffnung zu erheben. — Die rauhen Stürme kommen und brausen über die Oede und kreiseln sich in das Dach der Strohhütte und bald hüllt der eisige Winter Alles in sein großes, weites Leichentuch.

W. Gr.

Aus den holsteinischen Marschen. I. Ein Reisebild aus den holsteinischen Marschen zu schreiben, ist schon ein etwas bedenkliches Unternehmen, bedenklicher, viel bedenklicher, als eine ganze Mappe voll Bilder über Frankreich, Spanien oder Italien. Denn in Frankreich gibt es ein Paris mit seinen Mysterien, seinem Bal-mabille, seinen Grisetten und seiner Demimonde, seinem Palais-royal und seinem Père-Lachaise, in Spanien gibt es eine alte, zerfallene Alhambra, maurische Burgruinen, Gitanos, Fandangotänzerinnen, Schmuggler und romantische Maulthiertreiber, grauenhafte Posadas oder Wirthshäuser mit noch entsetzlicherem Ungeziefer, in Italien gibt es Banditen, Apenninen, Mönche, Nonnen, eifersüchtige Ehemänner, Lagunen, Seufzerbrücken — Himmel! was läßt sich aus solchem Stoff nicht für prächtige Arbeit machen. In den Marschen dagegen findet man kein einziges dieser für feuilletonschreibende Touristen so nützlichen Requisite. Flaches Land und einfache, meist blondhaarige Menschen — was läßt sich da erzählen, schildern? Pikante Reiseabenteuer à la Alex. Dumas, bei dem jede Eisenbahnfahrt nach der Schweiz, jede Excursion nach Rom oder Madrid zu einer romantischen Wallfahrt wird, wie sie die Paladine von Arthur's Tafelrunde nicht wunderlicher erlebt, allerdings nicht, aber doch bieten auch die Marschen, diese äußersten Ausläufer der großen germanischen Tiefebene viel Eigenthümliches dar, wenn man auch das Charakteristische hier erst nach längerem Aufenthalte im Lande kennen lernt, während es anderwärts vielleicht sofort in die Augen springt. Man sagt den norddeutschen Niederungen Einförmigkeit nach. Die häufigen, schweren, trüben Nebel, die aus dem Moorboden aufsteigen oder vom Meere herein in's Land getrieben werden, das ewige Einerlei der Flächen, ohne Abwechselung von Thal und Hügel, die matt und träg, mit ihrem vom Moor- und Torfgrund dunkel gefärbtem Wasser dahinschleichenden Bäche, die weiten Seen mit ihren baumlosen Ufern, in deren Schilf und Gestrüpp eine Menge Wasservögel nisten, die sich oft lang und monoton dahinstreckenden Kieferwaldungen, nur hier und da durch etwas Laubgehölz unterbrochen — Alles das trägt zu jenem Eindruck der Einförmigkeit bei, zumal wenn man vielleicht mitten aus der großartigen Tyroler- oder Schweizeralpenwelt, aus den sonnigen Thälern und Hügeln des Rheingau's oder aus den waldigen, grünen Bergen Thüringens mit ihren frischen, klaren Quellen, Bächen und Flüssen dahin versetzt wird. Läßt sich nun auch Einiges, was wir über die Eintönigkeit der norddeutschen Niederungen sagten, auf die Marschgegenden Holsteins anwenden, so haben diese, besonders die dicht an der Meeresküste gelegenen, doch noch mannichfaltigere Unterschiede. Der Boden — angeschwemmtes, dem Meere abgerungenes und durch Deiche (Dämme) gegen die Einbrüche des Wassers geschütztes Land — ist fett, schwer und schwarz. In hügelloser Ebene breitet sich die Gegend vor unseren Blicken aus. Aber es ist trotz dieser Flachheit ein charakteristisches Landschaftsbild, das vor uns liegt. Die großen, grünen, gutbewässerten Wieen, hier und da von lebendigen Hecken eingeschlossen, die runden, holländischen Windmühlen mit dem beweglichen Dach, eingerichtet, jede Winddrehung zu benutzen, die vielen kleinen, mit den buntesten, glänzendsten Farben, roth, grün, blau, gelb, weiß, braun, angestrichenen Häuser, die zwischen den Büschen und Laubgehölzen sichtbar, dazu, in der Nähe der Elbe oder des Meeres, das ewig bewegliche Element des Wassers mit seinem kräftigen Wellenschlage, seinen buntbewimpelten Schiffen, die mit weitausgespannten, weißen Segeln oder mit dampfender Esse dahinfahren — Alles das bietet ein Ensemble, welches zwar an Romantik von einer Menge Gegenden Süd- und Mitteldeutschlands übertroffen wird, aber dennoch für das Auge des Beschauers einen ganz eigenthümlichen Reiz hat. Gerade diese Gegensätze: die unbewegliche Ruhe des Landes und die bewegliche Wasserwelt, die rastlos dahinfluthenden Wellen, über welche in niedrigem Fluge mit mißtönendem Geschrei die Möve fliegt, ziehen uns unwiderstehlich an. Wenn wir von der Ruhe des Landes sprechen, so wollen wir damit aber blos den Contrast zu dem beweglichen Meere und Wasser ausdrücken, nicht etwa damit von einer unbelebten, todten Landschaft sprechen. Im Gegentheil, nirgends ist das Land belebter, als in den Marschen. Ist doch die Marsch berühmt, hochberühmt durch ihre Viehzucht, besonders durch ihre Rinder, und alle diese Thiere sind vom Frühjahr bis zum Herbst, wenn die ersten Schneeflecken fallen und der kalte Nordwestwind über die Haiden streicht, Tag und Nacht draußen auf der Wide. Die Stallfütterung ist blos für die Wintermonate; sobald die ersten grünen Grasspitzen sprossen, wird alles Vieh hinaus in's Freie getrieben. Auf die Güte des Fleisches, wie auf den ganzen Zustand des Viehes überhaupt hat dies Verfahren einen bedeutenden Einfluß. Jene berühmten Hamburger Beefsteaks, deren Ruf sich von der alten Hansstadt bis hinunter nach Triest erstreckt, jene englischen Roastbeefs, von deren zahlreicher Consumtion englische Schriftsteller die physische Ausdauer, die zähen Nerven John Bull's herleiten: sie stammen von jenen Ochsen der Marsch, deren stolzer, kräftiger Nacken sich im strengsten Sinne des Wortes nie unter ein Joch gebeugt, die nie durch die Furchen der Aecker, wie es im Binnenlande geschieht, die Pflugschaar gezogen. Auch dies trägt ungemein zur Trefflichkeit des Fleisches bei. Ein lebensmüder Stier oder eine altersschwache Kuh, die zehn Jahre lang vor den Pflug gespannt waren, können unmöglich ein solches kräftiges Fleisch liefern. Doch auch große, starknochige Pferde, besonders als stattliche Wagenpferde und für die schwere Reuterei gesucht, zieht die Marsch, und es ist in der That ein reizender Anblick, diese schönen, kräftigen Thiere auf grüner Weide sich ihrer ungeburdenen Freiheit freuen zu sehen. Indessen ist hierbei etwas Vorsicht räthlich. Die Thiere — besonders die Stiere — gerathen bei der Annäherung fremder Personen leicht in Wuth und es sind dadurch schon so manche Unglücksfälle vorgekommen. Der Export an Schlachtvieh und Butter bildet einen sehr beträchtlichen Handelsartikel und über Hörning werden jährlich Tausende von Rindern nach den englischen Häfen, besonders London, ausgeführt.

Die Schafzucht ist in den Marschen nur unbedeutend — im Verhältniß zu der übrigen Vieh zucht wenigstens. — dagegen sahen wir, allerdings bei einer Thierschau im südwestlichen Holstein, Schweine von solchem enormen Umfange, daß man sie getrost als Seltenheiten in Menagerien hätte sehen lassen können. Am unbedeutendsten aber ist die Federviehzucht und es scheint, als hätte der Marschbauer seinen einzigen Ruhm und Stolz in die Rinderzucht gesetzt, die sich denn auch ohne Gefahr der holländischen, schweizerischen und einigen berühmten englischen Racen kühn zur Seite stellen kann, ohne einen Vergleich zu scheuen. Charakterisirt doch auch der alte Arndt in seinem „Was ist des deutschen Vaterland?" diese Gegenden durch die Worte: „Dort wo des Marsen Rind sich streckt." So viel für dieses Mal zum Eintritt in die Marschgegenden Holsteins. Das nächste Mal wollen wir von ihren Bewohnern, unsern wackern deutschen Brüdern dort oben in den nordalbingischen Herzogthümern erzählen.

A. Wtg.

Avis für Angler Größer, als in irgend einem anderen gleich nördlichen Lande, ist in Norwegen der Fisch-Reichthum. Nicht nur, daß man vom Kleinsten bis zum Größten alle Durchgangsorten, sowohl von Süß- als Salzwasserfischen findet: die Menge dieser Thiere setzt besonders in Erstaunen. Auf dem Meeresgrunde, namentlich innerhalb des Bereiches des Malstroms, soll es nach der ausdrücklichen Versicherung der Taucher förmlich wimmeln von allerlei Seethieren, und an zwei Stellen im Eismeere habe ich gesehen, wie zwei Angler binnen etwa einer Stunde einen ganzen Kahn voll großer Fische, als Dorsche, Lachse, Plattfische, Hisen u. dgl. aus dem Meere heraufzogen. Das Angeln ist in Norwegen nicht ein solch' langweiliges Vergnügen, wie in England und Deutschland, sondern ist eine anstrengende Arbeit. Die dort gebräuchliche, aus gedrehten Rennthiersehnen bestehende Angelschnur hat am untern Ende drei kurze Schwänze, von denen jeder durch einen aus Weißblech geschlagenen kleinen Hering läuft. Der Angelhaken sitzt am Munde des Blechfischchens. Die drei Schnurenden wirft man über Bord und läßt die Schnur ablaufen. Dann zieht man fortwährend leise die Schnur auf und nieder, so daß die drei Enden mit den Blechfischchen auf dem Meeresgrunde spielen. Bald beißt ein großer Fisch, oft auch zwei zugleich, und im Heraufziehen faßt noch ein dritter den dritten Blechfisch, so daß es häufig schwer wird, die Fischlast zu bewältigen. Unendlich mehr Fische, als die Menschen, holen die Seevögel aus dem Meere. Wenn man eine Schaar fischender Möven beobachtet und sieht, wie viele Fische in einer Stunde von denselben vertilgt werden, so staunt man über die Masse von Fischen, welche das Meer birgt für die zahllosen fliegenden und schiffenden Fischfänger. Und welche unberechenbare Menge von Fischen vertilgt sich im Wasser untereinander selbst?! — Die Süßwasserfische, als Lachse, Forellen u. dgl. fängt man mit künstlichen Ködern an Angelruthen. Für den täglichen Tischgebrauch dürfen sowohl bei den See- als Flußfischen nach neuerer Verordnung keine dreitheiligen Angelschnuren angewendet werden, weil bisher die Fischer von den zwei oder drei Fischen, welche sie an den dreitheiligen Schnuren ohne ihren Willen gleichzeitig fingen, immer nur die besten nahmen, die übrigen wieder in's Wasser warfen, worin sie schmerzvoll starben, als faulende Körper die Fische ihres Geschlechtes vertrieben und wodurch ohne Zweck der Fischreichthum vermindert wurde.

Zur Notiz.

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. Die Gartenlaube. 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen,

Ein Kirchhofsgeheimniß.

Mitgetheilt vom Verfaſſer der „neuen deutſchen Zeitbilder.“

„Es gibt gute, es gibt ſchlechte Geſetze. Nicht jedes Geſetz ſetzt das Recht feſt. Wie wenige! Aber das ſchlechteſte Geſetz kann unſchädlich werden in den Händen eines verſtändigen, gerechten, humanen Beamten. Und das beſte Geſetz iſt nichts werth in den Händen eines ſchlechten Beamten. Und wie gute und ſchlechte Geſetze, ſo hat es auch zu allen Zeiten gute und ſchlechts Beamte gegeben.

Ueberheben wir uns nicht über die Zeit vor uns. Sagen wir nicht, wenn uns ſo manchmal nur die Gebrechen früherer Rechtspflege vorgehalten werden, ſagen wir nicht phariſäiſch hochmüthig: das kann jetzt nicht mehr vorkommen!“

So ſchrieb mir vor wenigen Tagen ein ſehr alter Criminaliſt aus Deutſchland, indem er mir die nachfolgende Geſchichte ausdrücklich zum Zwecke ihrer Veröffentlichung mittheilte. Die Zeit ſeiner Geſchichte liegt funfzig bis ſechzig Jahre hinter uns. Das, was er erzählt, iſt wahr und belehrend auch für die jetzigen Zeiten.

Er erzählt:

Ich war ein junger Amtsauditor.

Amtsauditoren, Referendarien, Aſpiranten, Praktikanten — die Unzahl junger Männer, die in Deutſchland nach vollendeten Univerſitätsſtudien bei den Behörden ihres Vaterlandes arbeiten, um ſich als tüchtige Mitglieder der Büreaukratie auszubilden, hat viele Namen, wie — die lieben Kinder.

Sie ſind auch liebe Kinder. Dem Rathe, der ihnen ſeine Arbeiten übertragen kann; dem Staate, der ihnen für ihre Arbeiten nichts zahlt; den jungen Mädchenherzen, die darnach ſeufzen, Frau Amtmännin, Frau Räthin, gar Frau Präſidentin, ſelbſt Frau Miniſterin zu werden. Amtmann, Rath, Präſident, Miniſter — der Auditor, der Referendarius, und wie ſie weiter heißen, ſie ſind das Holz, aus dem Alles geſchnitten werden muß. Sie ſind auch glücklich, wie die lieben Kinder. Sie müſſen zwar manchmal recht herzhaft ſchwitzen unter der Laſt ihrer Arbeiten, und ſie erhalten nie auch nur einen rothen Pfennig dafür. Ja, man hat Beiſpiele, daß, wenn ſie einmal, um ſich zu erholen, Urlaub nehmen wollen, ſie auf ihre Koſten einen Stellvertreter beſtellen. Aber ſie ſind in der luſtigen, kräftigen, goldenen Zeit der Jugend und die Welt ihres Staates ſteht ihnen offen. Es gibt im Lande kein Amt, bei dem ſie nicht Amtmann werden, keine Rathsſtelle, die ſie nicht einmal einnehmen, keinen Präſidentenpoſten, auf den ſie nicht künftig erhoben werden können. Man muß nur Muth und Vertrauen haben.

Ich arbeitete bei dem Amte meiner Heimath. Meine Heimath lag in einem Winkel des Landes. Auf dieſen Winkel war meine künftige Carriere nicht beſchränkt, denn auch mir ſtand das ganze Land offen. Es war gleichſam meine Domaine. Ich mußte meine künftige Domaine kennen lernen.

Als die nächſten Ernteferien kamen, trat ich eine Fußreiſe durch das Land an. So ganz abſonderlich groß war damals, außer Oeſterreich, kein deutſches Land, und in Oeſterreich war ich nicht.

In den Ernteferien arbeitet der Landmann doppelt, und daher feiert der Richter.

„Kommſt Du auch nach Z., mein Sohn?“ fragte mich meine Mutter.

Wie meine Heimath an dem einen, ſo lag Z. an dem andern, entgegengeſetzten Ende des Landes.

Aber das ganze Land wollte ich kennen lernen.

„Gewiß,“ antwortete ich meiner Mutter.

„So erkundige Dich doch nach einer Jugendfreundin von mir, Nettchen Thalmann; ſie iſt von hier gebürtig, und ſpäter nach Z. gekommen.“

„Seit wann, Mutter?“

„Es können einige zwanzig Jahre ſein.“

„Verheirathet oder unverheirathet?“

„Verheirathet.“

„Und wie hieß ihr Mann?“

„Den Namen habe ich vergeſſen. Aber der Mann war ein Mechanikus, ein Genie. Du wirſt ſie ſchon finden. Erkundige Dich, wie es ihr geht, und grüße ſie von mir.“

Ich mußte lächeln. Mir fiel etwas Aehnliches bei.

Als ich vier Jahre vorher zur Univerſität abgegangen war, hatte mein Vater zu mir geſagt:

„Mein Sohn, vergiß ja nicht, den Profeſſor B. zu beſuchen und ihn und die ganze Familie von mir zu grüßen. Ich hatte als Student freundliche Aufnahme im Hauſe. Grüße beſonders ſeine älteſte Tochter, die ſchöne Auguſte. Nimm Dich aber vor ihr in Acht, ſie iſt eben ſo gefallſüchtig wie ſchön. Sie wollte auch mich — Nun, ich hoffe, Du wirſt nicht weniger verſtändig und beſonnen ſein, wie Dein Vater.“

Ich mußte es feierlich verſprechen.

Ich kam zur Univerſität und in das Haus des Profeſſors B.

Himmel, wie ſah die „ſchöne Auguſte“ aus, die vor fünfundzwanzig Jahren ihre Netze nach meinem Vater ausgeworfen hatte, vor der ich mich „in Acht nehmen“ ſollte. Fünfundzwanzig Jahre vermögen über die Schönheit eines Mädchens doch etwas mehr, als mein Vater gedacht hatte. Freilich nicht immer über die Gefallſucht. Die

Digitized by Google

„schöne Auguste“ mit ihren grauen Runzeln und entsetzlichen Zahnlücken kokettirte zwar nicht mehr mit jungen Studenten, aber desto mehr mit dem lieben Gott.

Das fiel mir wieder ein bei der Bitte meiner Mutter, und ich mußte lächeln. Aber ich versprach ihr Alles, und reiste ab.

Ich kam nach Z. Es war im Monat August, als ich hinkam. Der Tag war sehr heiß gewesen und ich hatte ihn deshalb meist ausruhend zugebracht, in Dorf, in Wald, unter den dichten Haselnußhecken der Wiesen am Wege. Gegen Abend erst, als es kühler wurde, fing ich an, eigentlich zu marschiren.

Ich wollte den Tag noch bis Z. Nach den Erkundigungen, die ich einzog, konnte ich hingelangen, aber erst zwischen zehn und elf Uhr in der Nacht, und auch das nur, wenn ich tüchtig darauf los marschirte.

Ich marschirte deste langsamer, behaglicher. Was lag mir daran, wenn ich auch erst um Mitternacht ankam! Ich war deste länger in der schönen, frischen Nachtluft, in dem klaren Scheine des Vollmondes, der so malerisch über Flur und Wiese, über Wald und Berg, über Dörfer und Landhäuser sich ausbreitete. Und das Wirthshaus des Städtchens öffnete sich mir auch nach Mitternacht.

Ich wanderte mit voller Lust einsam durch die schöne Nacht auf breiter, bequemer Landstraße dahin. Aber als es zehn Uhr vorbei war, erhielt ich ungebetene Gesellschaft. Zwar zuerst nur in weiter Ferne und auch hoch genug über mir; allein sie kamen doch immer näher, und zuletzt drohten sie mir gar sehr frech. Dunkle Wolken zogen von allen Seiten am Himmel herauf, sie schienen Regen, ein Gewitter bringen zu wollen. Vorläufig freilich brachten sie noch nichts, sie drohten nur. Doch eins brachten sie, indem sie nahmen; sie nahmen das schöne klare Licht des Mondes weit und breit der Erde völlig fort, und hüllten Alles um mich her in dunkle, schwarze Nacht ein.

Ich setzte meinen Weg ruhig, nur mit etwas schnelleren Schritten fort. Vom Regen durchnäßt, vom Gewittersturm gejagt zu werden, ist eben kein großes Vergnügen, wenigstens nicht immer und nicht für Jedermann. Die Landstraße blieb breit und bequem; ich konnte mich nicht verirren, und ging ihr immer nach.

Es konnte bald Mitternacht sein. Ich sah links von der Straße einige Lichter. Ueber den Lichtern grenzten an dem dunklen Nachthimmel sich noch dunklere Umrisse von Gebäuden ab. Das mußte Z. sein. Die Zeit traf zu, in der ich die Stadt erreichen sollte. Auch die Lage. Ein Bauer hatte mir unterwegs gesagt, nahe vor dem Wege biege sich die Landstraße nach rechts, um dann, wieder links sich krümmend, in das Thor zu führen; ich brauche aber diesen Krümmungen nicht zu folgen; ein Fußweg führe links von der Straße in gerader Richtung nach dem Thore hin. Ihn solle ich einschlagen; ich könne nicht fehlen, er führe an dem alten Kloster vorbei, das man schon von Weitem sehe.

Von Weitem sah ich nun bei der großen Dunkelheit gar nichts, aber einen schmalen Fußweg, der links von der Straße abbog, entdeckte ich. Er ging nach jenen Lichtern hin. Ich schlug ihn ein; aber nach wenigen Minuten hatte ich ihn auf einmal verloren. Ich hatte nicht auf ihn geachtet, sondern nach den Lichtern gesucht, die mir ebenfalls so auf einmal und so sonderbar abhanden gekommen waren. Ueber dem Suchen nach ihnen entkam mir auch der Weg. Ich wollte umkehren, um ihn so wiederzufinden, da aber hatte ich in der Finsterniß Richtung und Alles verloren. Ich befand mich nur auf einem unebenen Boden zwischen wild durcheinander stehenden Stauden und Sträuchern. Und der Boden war so sonderbar uneben, Berg und Thal, Thal und Berg; wohin ich meinen Fuß setzte, stolperte ich. Und die Sträucher waren fast nur Dornen; wohin mein Körper sich wandte, waren meine Kleider festgepackt, wohin ich mit den Händen fühlte, wurden sie mir zerrissen.

Wo war ich denn?

Ich ging rechts und links, ich ging vorwärts und zurück, und konnte aus dem Labyrinthe von Thal und Berg, von Strauch und Dornen nicht heraus.

Auf einmal rissen über mir zwei Wolken auseinander, der Mond stand hell und klar zwischen ihnen, und beschien mich und den Ort, an dem ich mich befand. Zugleich wurde kaum dreißig Schritte von mir ein Ton laut, und zeigte es auch meinem Ohre an, wo ich war. Ich war mitten auf einem alten Kirchhofe, mitten zwischen alten, verfallenen, verwüsteten Gräbern. Dreißig Schritte von mir schlug auf einem Kirchthurme die Uhr zwölf.

Ah! Um Mitternacht allein, fremd, so auf einmal auf einem einsamen Kirchhofe, zwischen verfallenen, verwüsteten Gräbern!

Ich mußte doch unwillkürlich hinter mich blicken, ob nicht ein Grab sich geöffnet habe, und ein Gerippe hinter mir stehe, und drohend auf mich zuschreite. Aber es standen nur Dornen hinter mir, und wenn ich nicht zu ihnen kam, so kamen sie nicht zu mir. Und auch ein alter Schädel, in den mein Fuß sogar hineingetreten war, blieb ruhig liegen, und that mir nichts.

Ich wußte, wo ich war. Ich hatte den rechten Weg getroffen, den der Bauer mir angezeigt hatte, ich hatte ihn nur später wieder verloren und war, anstatt an dem Kirchhofe entlang zu gehen, mitten auf den Kirchhof gegangen. Ich war indeß vor dem Thore von Z., neben dem Kloster, an dem der rechte Weg vorbeiführte. Ich brauchte nur auf das Kloster zuzuschreiten, um den Weg wieder zu finden.

Der Thurm mit einem hohen Kirchendache stand dicht vor mir; gleich daneben dehnten einige andere hohe und lange Dächer sich aus. Es waren das Alles unzweifelhaft Klosterkirche und Klostergebäude. Sie lagen in dem hellen Mondscheine vor mir. Ich ging darauf zu; vorsichtig zwischen den Dornen und Gräbern und Schädeln und Knochen von allerlei Gestalten.

Allein schon nach wenigen Schritten stand ich auf einmal wieder in völliger Dunkelheit. Die Wolken hatten sich eigensinnig wieder zusammengefügt; kein Mondstrahl schien mehr zu mir hernieder, kein anderer Lichtstrahl schien zu mir herüber. Doch die Umrisse des Kirchthurms, auf dem es Mitternacht geschlagen hatte, konnte ich noch am Himmel erkennen. Zu ihm wollte ich mich hinarbeiten, über die Gräber, durch die Dornen. Ich begann die Arbeit; es war keine leichte in der tiefen Dunkelheit. Ich stolperte vorau, ich riß mich los.

Plötzlich hörte ich ein sonderbares Stöhnen. Es kam unten aus der Erde, kaum dreißig Schritt von mir, fast unter mir. Es war leise, schwach, aber ich vernahm es deutlich. Die Haare standen mir fast zu Berge.

Was war das? Woher kam es? War es wirklich unter der Erde, oder kam es von der Oberfläche des Bodens?

Es hielt an, ich hörte es immer deutlich, an derselben Stelle, in denselben Tönen. Und es war nicht über, es war unter der Erde, nur wenige Schritte von mir. Sollte sich doch noch ein Grab neben mir öffnen? Sollte ein lebendes Wesen oder der Tod mir entgegentreten? Dem einsamen, fremden Wanderer, in der tiefdunklen Mitternachtsstunde?

Ich sah um mich, ob ich denn in der That einsam und allein sei, ob ich nicht ein Licht oder irgend ein anderes Zeichen der Nähe von Menschen entdecken könne? Die weitläufigen Klostergebäude, die so nahe vor mir lagen, mußten doch bewohnt sein. Die Thurmuhr hätte doch nicht Mitternacht schlagen können, wenn nicht ein lebendes menschliches Wesen sie aufgezogen hätte. Ich sah nichts. Kein einziges Licht aus allen den weitläufigen Gebäuden schimmerte mir entgegen.

Das Stöhnen in der Erde hielt an. Auf einmal hörte es auf, aber ein Klagen, ein Jammern trat an seine Stelle. Es drang ebenfalls nur schwach zu mir herauf.

Aber es war entsetzlich anzuhören. Ich wollte fortstürzen und konnte es nicht. Das ist eben das Bannen des geheimnißvollen Entsetzlichen, daß es uns ewig forttreibt und ewig festhält. Aber konnte ich auch unthätig, feige, blos dastehen und horchen? Ich wollte mich kund geben, wollte meine Hülfe anbieten, wenn hier überhaupt Hülfe geleistet werden konnte; da vernahm ich plötzlich einen andern, zwar unbestimmten Ton, aber es kam mir vor, als wenn eine Thür in alten Angeln knarre. Da unten in der Erde? Daher kam auch dieser Ton.

Jetzt hörte ich auch von dem Klagen und Jammern nichts mehr. Ich lauschte eine lange Zeit mit Anstrengung, vernahm aber keinen Ton, keinen Laut mehr.

Was hatte sich denn da in der alten Erde, unter den wüsten Gräbern zugetragen?

Es blieb still. Aber wie es still blieb, konnte ich mich nicht entfernen, ohne vorher einen Versuch gemacht zu haben, ob ich nichts entdecken könne. Warum hatte ich jetzt den Muth, da Alles still und vorbei war? — Vorbei? — Ich klopfte mit meinem Reisestocke auf die Erde. „Heda, heda!“ rief ich.

Ich bekam keine Antwort; es blieb still, wie vorher, unter mir, um mich. Ich wiederholte Klopfen und Rufen.

Digitized by Google

„Heda, wer iſt hier? Kann ich hier Jemandem helfen?“

Ich trat raſch ein paar Schritte vor. In demſelben Momente bewegte ſich Etwas in meiner Nähe. Ein Gebüſch rauſchte, als wenn Jemand hindurchdringen wolle; es war kaum zehn Schritte von mir.

„Wer da?“ rief ich in die Finſterniß hinein.

Ich erhielt keine Antwort; um deſto lauter aber wurde das Rauſchen.

Ich hatte mich völlig wieder gefaßt und eilte jetzt der Stelle zu, wo ich das Geräuſch gehört. Ich ſtolperte aber dabei über ein paar Gräber. Auf einmal flog Etwas an mir vorüber. Es war wie der Schatten eines langen, hageren Menſchen. Er flog mit leichten geflügelten Schritten dahin. Als ich mich nach ihm umſah, gewahrte ich nichts mehr; auch mein Ohr vernahm keinen Laut weiter.

Was war denn das wieder? Hatte ich einen Todtenſchatten erblickt? War ein Lebender in meiner Nähe geweſen? Was hatte er in der Mitternacht auf dem alten Kirchhofe gemacht? Warum hatte er ſich verborgen gehalten, bis ich rief? Warum war er bei meinem Rufe davongeeilt? War er einem Grabe entſtiegen? Rührte gar von ihm jenes unterirdiſche Klagen und Jammern her?

Ich hatte auf alle meine Fragen keine Antwort. Ich ſtand ſinnend und wieder horchend; aber diesmal nicht lange, da kam es mir vor, als hörte ich Schritte. Sie kamen mir zur Seite, rechts, etwa funfzehn bis zwanzig Schritte von mir. Sie kamen näher. Das Alles dem Gehöre nach; denn die Wolken hatten ſich dunkler zuſammengezogen und ich ſah nichts. Es war mir doch unheimlich. Ich faßte meinen Reiſeſtock ſchlagfertig; es war ein tüchtiger, bewährter Ziegenhainer. Aber was ich beinahe in dem nämlichen Augenblicke ſah, dagegen half der beſte Ziegenhainer nichts. Zwei glühend rothe Punkte leuchteten auf einmal vor mir, ſtarrten mich an, unbeweglich, gleich zwei dunkel glühenden Kohlen. Ein Schauder überlief mich. Dann wollte ich dreinſchlagen. Da ſchoß, unmittelbar über den beiden unheimlichen, unbeweglichen, leuchtenden Punkten, eine ganze helle Feuermaſſe auf mich los. Ich ſtand geblendet.

Ich hatte nur eins erkannt in der Helle des Feuers, daß ich mich dicht neben einer hohen, alten Mauer befand. Das war die Mauer des Kloſters, an dem ich vorbeikommen mußte.

Hatte mich im Augenblick vorher ein Schauder überlaufen, jetzt ergriff mich Entſetzen. Alle Geſchichten, die ich jemals von lebendig und auf Lebenszeit eingemauerten Mönchen und beſonders Nonnen gehört und geleſen hatte, fielen mir wieder ein. Waren das Stöhnen und Klagen, das ich vernommen hatte, Schmerzenstöne einer eingemauerten Nonne aus ihrem fürchterlichen unterirdiſchen Grabe? Oder hatte — da ſie mir mehr einer männlichen Stimme anzugehören ſchienen, worin ich mich allerdings täuſchen konnte — hatte ein unglücklicher, vielleicht wegen ſeiner freien Anſichten eingemauerter Mönch ſie ausgerufen?

Ich wußte nur, daß ich an einem Kloſter vorbeikommen mußte; ob es ein Mannes- oder Frauenkloſter ſei, davon war mir nichts bekannt.

Aber ich wußte auch nicht, ob es noch als Kloſter beſtand oder ob es nicht ſchon längſt aufgehoben war. Das Letztere war ſogar das Wahrſcheinlichere, da ſchon ſeit hundert Jahren Klöſter in unſerem Lande aufgehoben waren. Hatte ich dann nicht den klagenden, jammernden Geiſt eines oder einer vor Hunderten von Jahren, vielleicht ſchon im grauen Mittelalter, eingemauerten Unglücklichen vernommen, verdammt zum Stöhnen und Wehklagen bis zur Stunde ſeiner Erlöſung, des letzten Gerichts?

Mein Auge erholte ſich von der plötzlichen Einwirkung der blendenden Lichtmaſſe. Ich unterſchied.

Ein langer, baumſtarker Mann ſtand vor mir, in der einen Hand eine Blendlaterne haltend, die er plötzlich geöffnet hatte, in der andern einen ungeheueren Knotenſtock. Vor ihm ſtand mit dunkelglühenden Augen ein rieſiger Hund.

Der Mann war ſchon alt, er hatte graue Haare; aber er ſtand kräftig da, in ſeinem langen, weiten Kamiſol und ſeiner alten Pelzmütze auf dem Kopfe. Sein verwittertes Geſicht war finſter, ingrimmig, drohend.

„Was macht Er hier?“ rief er mir drohend zu.

Aber es war kein Bild aus dem Mittelalter. Im Mittelalter hatte man den Begriff, den reinen, geläuterten Begriff der Obrigkeit noch nicht erfunden, und der Mann ſah ſo durch und durch obrigkeitlich aus, hatte ſo vollſtändig das Ausſehen eines Handlangers der Obrigkeit.

Die Entdeckung machte mich ſicher, ruhig. War ich doch ſelbſt ein Stück der Obrigkeit.

„Guter Freund,“ ſagte ich, „bin ich auf dem rechten Wege nach Z.?“

Aber da wurde ſein Geſicht finſterer, drohender. Er muſterte mich von unten bis oben.

„Hat Er vorhin gerufen?“ rief er.

„Ich habe hier gerufen.“

„Folge Er mir.“

„Wohin?“

„Das wird Er ſehen.“

„Hört, guter Freund —“

„Ich bin Sein guter Freund nicht.“

„Zum Teufel, Freund, Landsmann, Mann, ich will nach Z. Ich hatte mich hierher verirrt. Wollt Ihr mich wieder in die Stadt bringen oder nicht?“

Er beſann ſich einen Augenblick.

„Folge Er mir,“ wiederholte er dann.

„Ihr wollt mich alſo in die Stadt führen?“

„Ja.“

Er ſetzte ſich in Bewegung. Sein großer Hund war immer einen Schritt vor ihm, nicht mehr und nicht minder. Das Thier ſchien wunderbar dreſſirt zu ſein.

Ich folgte ihm. Er führte mich an der alten, hohen Mauer entlang, die ich vorhin geſehen hatte.

„Wo ſind wir hier?“ fragte ich ihn im Gehen.

„Braucht Er das zu wiſſen?“

Seine Stimme, wie ſeine Worte waren immer kurz, grob. Ich überzeugte mich mehr und mehr, daß ich es mit einer obrigkeitlichen Perſon zu thun hatte, zu der ich mithin in einem berufsverwandtſchaftlichen Rapport ſtand. Seine Grobheit machte mich um ſo ſicherer, beinahe kecker.

„Ihr hattet alſo vorhin meinen Ruf gehört?“

„Ja, und wenn Er ſich noch einmal unterſteht, mitten in nachtſchlafender Zeit ſo zu ſchreien, ſo wird man anders mit Ihm verfahren.“

„Wo wart Ihr denn, als Ihr mich hörtet?“

„Bekümmere Er ſich um Seine Sachen.“

„Wißt Ihr, warum ich rief?“

„Es geht mich nichts an.“

„Ich hatte ſo ſonderbare Töne gehört.“

„Auf einem Kirchhofe, in der Nacht, hört jeder Narr etwas Sonderbares.“

„Was ich hörte, konnten auch verſtändige Menſchen hören, zum Beiſpiel Ihr ſelbſt.“

Auf einmal drehte er ſich nach mir um, leuchtete mir hell in das Geſicht und ſah mich dabei ſo unheimlich forſchend und überlegend an, daß ich wahrhaftig meinen konnte, er gehe mit ſich zu Rathe, nicht, ob er mir den Garaus machen ſolle, ſondern nur noch, ob er dies ſofort und in welcher Weiſe ausführen werde.

Auch ſein großer Hund richtete ſich wieder höher auf, ſchüttelte ſich und rollte ſeine glühenden Augen.

Ich erſchrak doch unwillkürlich. Ich wußte nicht, wo ich war, und in dem obrigkeitlichen Ausſehen des Mannes konnte ich mich irren. Aber er wandte ſich ſtill wieder von mir, ging noch einige Schritte weiter, blieb dann ſtehen und ſagte:

„Hier, marſchire Er!“

Mit den kurzen Worten ſchob er die Blende ſeiner Laterne vor, ich ſtand in voller Finſterniß und er und ſein Hund waren meinen Augen entſchwunden. Auch meinem Ohre. Plötzlich, wie ſie auf dem Kirchhofe vor mir geſtanden hatten, ſah und hörte ich nichts mehr von ihnen. Waren ſie vorhin aus der Erde emporgeſchoſſen? Hatte die Erde ſie jetzt wieder verſchlungen? Hatte ich lebendige, körperliche Weſen oder Geſpenſter geſehen? Hatte ich gar nur geträumt?

Ich ſchaute und horchte noch eine Weile, doch ich ſah und hörte nichts mehr. Aber in weiterer Entfernung, einige hundert Schritte vor mir, entdeckte ich bald einige Lichter und als ich darauf zuſchreiten wollte, ſah ich, daß ich mich zur Seite einer breiten Straße befand.

Hinter mir erhoben ſich hohe, lange, mehrfach gezackte Dächer; darüber ein dicker Thurm. Das war wohl das Kloſter, an dem

Digitized by Google

ich vorbeigekommen, auf dessen Kirchhofe ich ein seltsames, noch nicht entwickeltes Abenteuer bestanden hatte. Ich folgte der Straße. Sie führte mich den Lichtern entgegen und bald war ich an den ersten Häusern der Stadt Z. Es war ein offenes Landstädtchen. Ich klopfte an eins der Häuser und fragte nach dem besten Gasthofe der Stadt. Ein dienstfertiger Bursche führte mich bereitwillig dahin.

Meine Neugierde, Näheres über mein Abenteuer zu erfahren, war groß genug; ich mußte ihre Befriedigung auf morgen verschieben. In dem Wirthshause war nur noch ein schläfriges Dienstmädchen wach; von ihr hätte ich schwerlich befriedigende Auskunft erhalten können.

Am andern Morgen war mir doch zuerst der Auftrag meiner Mutter heilig, mich in Z. nach ihrer Jugendfreundin zu erkundigen. Allein welche Anhaltepunkte sollte ich dafür auffinden? Wer konnte mir Auskunft geben über eine Frau, die als Mädchen Nettchen Thalmann geheißen hatte, aus A. gebürtig, vor vielleicht dreißig Jahren an einen Mechanikus unbekannten Namens verheirathet und dann hierher gekommen war?

„Wohnt hier im Orte ein Mechanikus?" fragte ich den Wirth.

„O, mein Herr, unsere Stadt hat sogar zwei, und beide sind sehr berühmt. Der Eine ist besonders stark in Bruchbändern und der Andere —"

„Ihre Namen, Herr Wirth?"

„Müller heißt der Eine und Schulze der Andere."

„Verheirathet?"

„Der Eine noch nicht."

„Aber der Andere?"

„Nicht mehr; er ist Wittwer."

„Sie wissen wohl nicht, was für eine Geborene seine Frau war?"

„O ja. Sie ist erst im vorigen Jahre gestorben und hieß Therese Schrader."

„Hat nicht früher noch ein Mechanikus hier gewohnt?"

„Es ist möglich, aber ich erinnere mich nicht. Ich selbst wohne erst seit zwölf Jahren hier."

„Ist Ihnen der Name Nettchen Thalmann nicht bekannt?"

„Nein."

Das war also nichts. Ich hatte meine Pflicht gegen meine Mutter erfüllt und konnte nun zur Befriedigung meiner eigenen Neugierde übergehen.

„Ist hier ein Kloster im Orte, Herr Wirth?"

„O ja, mein Herr, aber ein aufgehobenes."

„Ah! War es ein Mönchs- oder Nonnenkloster?"

„Ein Nonnenkloster."

„Und ist schon lange aufgehoben?"

„Ich habe gehört, schon vor hundert Jahren."

Eine lebendige, lebendig eingemauerte Nonne hatte ich also unter der Erde an der Klostermauer nicht gehört.

„Teufel!" rief ich.

„Fällt Ihnen das auf, mein Herr?" fragte der Wirth.

„Nicht im Geringsten. — Welche Bestimmung hat das Kloster gegenwärtig?"

„Das Amt ist darin."

„Das Amt?" rief ich noch verwunderter.

„Gewiß, mein Herr," erwiderte belehrend der Gastwirth, „das Justiz- und Rentamt, denn die moderne französische Revolutionscultur ist noch nicht bis zu uns gedrungen und bei uns zu Lande sind Justiz und Verwaltung glücklicher Weise noch nicht getrennt."

Ich bedurfte der Belehrung nicht; ich mußte nur Auskunft über mein Abenteuer haben und fragte deshalb weiter:

„Wohnen auch die Beamten des Amtes in dem Kloster?"

„Sie haben ihre Amtswohnungen darin."

„Alle?"

„Mit Ausnahme einiger Schreiber."

„Sind Ihnen die Beamten bekannt?"

„Gewiß."

„Kennen Sie einen alten Mann unter ihnen, groß, stark, fast ein Riese und von finsterem Aussehen?"

„Ja, ja."

„Er trägt ein langes, weites, graues Kamisol, eine Pelzmütze —"

„Richtig, richtig!"

„Führt einen riesengroßen Hund bei sich?"

„Der Hund sieht braun aus."

„Sie kennen ihn also genau?"

„O ja, es ist der Schließer des Amtes, Martin Kraus."

„Schließer?"

„Oder Gefangenwärter, wie man auch sagt."

Welch' ein Licht wollte mir da auf einmal aufgehen! Welch' ein trübes, fürchterliches, entsetzliches Licht!

Der Schließer, der Gefangenwärter des Amtes hatte mich gestern Abend, vielmehr heute Nacht, in der Mitternachtsstunde gehört, als ich die seltsam und schrecklich klingenden Klagetöne vernommen und dem Klagenden meine Hülfe angeboten hatte! Er hatte also auch jene Klagetöne gehört. Er war vielleicht zu dem Klagenden eingetreten, als die Töne plötzlich verstummten. Er hatte die Thür geöffnet, deren Knarren ich vernommen hatte. Er, der Schließer! Ein Gefangener, ein Gefangener des Gerichts hatte also gestöhnt, geklagt, gejammert.

Aber da unten in der Erde? Unter der Klostermauer? An dem alten, verwüsteten Kirchhofe? Vielleicht unter diesem, unter den Gräbern? Wie konnte ein Gerichtsgefangener dahin kommen? Und warum hatte der Mann mich, der ich in der Nähe der Klagetöne gewesen war, mit solchem obrigkeitlichen Mißtrauen behandelt und, als ich ihn nach ihnen gefragt, mit solcher obrigkeitlicher Grobheit abgefertigt? Kam ich da nicht aus einem Geheimniß in ein anderes, geheimnißvolleres, aber auch schreckenvolleres?

„Hat das Amt viele Gefangene?" fragte ich den Wirth weiter.

„Es fallen immer Verbrechen vor, wenn auch nicht schwere. Ein paar Dutzend Menschen mögen da sitzen."

„Wo sind die Gefängnisse?"

„In einem Klosterhause, das zum Stockhause eingerichtet ist."

„Liegt das Stockhaus nach dem alten Kirchhofe hin?"

„Nein, gerade auf der andern Seite, nach der Stadt zu."

„Herr Wirth, erzählt man sich nicht Spuk- und Gespenstergeschichten von dem alten Kloster?"

„Von welchem alten Kloster erzählte man sich die nicht!"

„Von welcher Art zum Beispiel hier?"

„Mein Herr," erwiderte mir der Wirth mit großer Selbstgenugthuung, „den Glauben an Märchen und Gespenstergeschichten überlasse ich den ungebildeten Classen."

„Aber man kann sich doch davon erzählen, Herr Wirth!"

„Auch damit gebe ich mich nicht ab."

Auch mit meinen Fragen über mein Abenteuer war ich nun zu Ende; sie waren aber gleichfalls ohne Resultat, doch nicht ganz ohne allen Erfolg.

(Fortsetzung folgt.)

Indianische Räuber.

Seit die Weißen in Amerika die rothen Bewohner des Landes von dem Boden ihrer Väter zu verdrängen begannen, haben zahllose blutige Kämpfe zwischen den beiden Racen stattgefunden. Die Indianer übten überall und bei jeder Gelegenheit durch Rauben und Morden und Sengen die gräßlichste Wiedervergeltung an ihren weißen Gegnern, die ihnen auch nicht eine Wohlthat gebracht hatten, wohl aber neue Laster, neue Krankheiten und das Gift des verlockenden „Feuerwassers." Haarsträubende Scenen dieses vier Jahrhunderte alten Kampfes sind in Reisebeschreibungen, Romanen und andern Schriften zu Tausenden geschildert worden, bis man endlich, des Einerlei des Gräßlichen müde, schon seit vielen Jahren fast aufgehört hat, von neuen blutigen Thaten solcher Art zu erzählen. Das große Publicum, dem die Lage der Dinge in Amerika nicht so genau bekannt sein kann, glaubt nun, es gäbe gar keine Feindseligkeiten mehr zwischen Indianern und Weißen. Die Rothhäute sind freilich aus vielen Gegenden des Landes lange und gänzlich verdrängt, aber im „fernen Westen", an den Grenzen der Ansiedlungen der Weißen, in Minnesota, in Iowa, in Californien, in Texas,

Digitized by Google

Indianiſcher Raubzug.

gitized by Google

in Oregon, in Utah u. s. w. hausen die Indianer heute noch zu Tausenden und da setzen sich auch die Kämpfe ganz so fort, wie sie gleich nach der Ankunft der Europäer begannen. Ein bekannter amerikanischer Maler hat eine dieser Scenen in einem großen Gemälde verewigt, das auf den Ausstellungen der Hauptstädte durch seine Wahrheit und durch den traurigen Vorfall, der dem Künstler das Sujet lieferte, allgemeines Aufsehen erregte. Unsere heutige Abbildung gibt eine sehr gelungene Copie dieses Gemäldes.

In Texas mußten vor einigen Jahren ein paar Indianerstämme ihre Jagdgründe verlassen und weiter ziehen, weil die Weißen das Land mehr und mehr überfluteten. Eine Anzahl der Rothhäute hatte ihr Lager an einem Flusse, und sie erfreuten sich zum letzten Mal da an der Jagd auf heimischem Boden, von dem sie nach wenigen Tagen scheiden sollten. Ein etwa fünfzehnjähriger Bursch, der längst schon behaglich nach den Feuerwaffen der Weißen gesehen, hatte eine günstige Gelegenheit erlauscht, in ein Blockhaus zu schleichen und da ein Jagdgewehr zu stehlen. Aber ehe er mit seiner Beute entkommen konnte, erschienen drei der Ansiedler, die ihn ergriffen, ihm das Gewehr abnahmen und ihn mit grünen, schmiegsamen, fingerdicken Ruthen blutig schlugen. Hätten sie ihn auf der Stelle niedergeschossen, so wäre es vergeben und vergessen worden, aber durch die Züchtigung, die der stolze Indianer ohne einen Schmerzenslaut ertrug, hatte man den ganzen Stamm beleidigt, und sie dachten an nichts als an Rache. Zu befriedigen freilich war sie nicht sogleich. Der Stamm wanderte aus, Jahre vergingen, und viele Meilen lagen zwischen den verhaßten Feinden, aber die Erinnerung an die erlittene Schmach blieb lebendig und schürte fortwährend das Feuer der Rache. Der Bursch war herangewachsen, und ein angesehener Krieger geworden. Aber Freude kannte er nicht, so lange der einst erlittene Schimpf nicht im Blute der Weißen getilgt wurde. Er schlich mehr als einmal in die Nähe der Stätte, die seine Schmach gesehen, theils um seine Rachlust zu reizen, theils um zu sehen und zu hören, wie er sie für ihn am freudigsten, für die Gegner am schmerzlichsten befriedige. Er fand es, denn er erfuhr, daß einer der Männer, die ihn gezüchtigt hatten, eine schöne Tochter habe, die der Stolz und die Freude seines Lebens sei, seit er seine Frau, die Mutter der schönen „Blume der Prairie", verloren. Darauf bauete er seinen Plan, den er den Kriegern seines Stammes mittheilte. Mit feurigen Worten stellte er ihnen vor, die Stunde sei gekommen, die Schmach abzuwaschen, die er wie der Stamm so lange getragen, und er forderte sie auf, mit ihm auszuziehen, Rache zu üben und Beute zu machen.

Neunzehn junge Krieger, die muthigsten und blutgierigsten, schlossen sich ihm an und auf ihren halbwilden Pferden zogen die wilden Krieger aus. Hundert Meilen weit ritten sie, wohl bedacht von Niemandem gesehen zu werden, durch das Land, in dem bereits wenigstens dreitausend Weiße wohnten, bis sie in die Nähe der Ansiedelungen kamen, die einst die Schande des Indianers gesehen hatten und nun Zeuge der Rache desselben sein sollten. Die Rothhäute verbargen sich in der Nacht in der Nähe und als der Morgen graute, schlichen sie vorsichtig aus ihrem Verstecke hervor. Die drei Besitzer der drei Blockhäuser standen eben beisammen, vielleicht um sich wegen einer gemeinschaftlichen Arbeit zu berathen, ohne im Mindesten zu ahnen, welche Gefahr sie bedrohe und wie nahe sie sei. Zwei der Männer wurden erschossen, als sie nach ihren Wohnungen zugingen, der Dritte aber, an welchem das Hauptstück der Rache geübt werden sollte, ergriffen und an einen Baum in der Nähe festgebunden. Dann theilten sich die Indianer in drei Haufen, drangen in die schutzlosen Blockhäuser ein und erschlugen da mit kaltem Blute die Bewohner, alle, mit Ausnahme der schönen Tochter dessen, der an den Baum gebunden die Seinigen morden, die Lieblingstochter aber einem schrecklicheren Schicksale als dem Tode zuführen sehen mußte. Diese nahm der Führer des Raubzuges auf sein Pferd, um sie mit sich zu nehmen zu den Seinigen und sie zu seinem Weibe zu machen. Das beste Vieh wurde dann zusammengetrieben, um mit hinweggeschleppt zu werden. Das Mädchen schrie in den Armen ihres Räubers vergeblich um Hülfe, und sie rief in verzweifelter Angst den Vater an, der die Fesseln nicht zerreißen konnte, welche ihn fest und fern hielten von der geliebten Tochter.

Jubelnd zogen die Rothhäute mit der Beute in rasender Eile von dannen, so daß ein Weißer, der zufällig in diesem Augenblicke erschien, ihnen nur aus weiter Ferne eine Kugel nachsenden konnte, die nicht traf. Aber er vermochte wenigstens den Vater des geraubten Mädchens zu befreien, der, heiser vor Zorn und Angst, ihn anrief. Aber was sollte der Mann beginnen? Sollte er die Räuber seiner Tochter verfolgen? Er hatte kein Pferd und — drinnen im Hause lagen alle seine andern Kinder todt und im Sterben. Er beschwor den Fremden, nach der nächsten Farm zu reiten, zu erzählen, was er gesehen, die Leute aufzufordern, ihm ein Pferd zu bringen und, nachdem er seine Kinder mit eigener Hand begraben, sich ihm anzuschließen, die Räuber zu suchen und die Tochter ihnen zu entreißen.

Alle Ansiedler in meilenweitem Umkreise, die der immer drehenden Gefahr gegenüber gleichsam eine Familie ausmachen, fanden sich am nächsten Tage wohlberitten und wohlbewaffnet bei dem unglücklichen Vater ein und stellten sich ihm zur Verfügung. Sie suchten die Spur der Indianer, sie fanden dieselbe auch, aber die Rothhäute hatten einen zu großen Vorsprung und waren, wie es sich ergab, in das Gebirge entkommen. Die Weißen mußten unverrichteter Sache umkehren.

Der beraubte Vater hat seitdem keine Mühe und keine Kosten gespart, wenigstens zu erfahren, ob seine Tochter noch lebe. Es ist ihm bis heute nicht gelungen und so weiß er nicht, ob seine „Blume der Prairie" die Frau des rothen Mannes geworden ist, der sie geraubt, oder ob sie den Mißhandlungen, dem Grame und der Sehnsucht erlegen.

Erinnerungen aus Afrika.

Aus dem Tagebuche eines Touristen.

Sidi-Ben-Jellul. — Das Frühstück auf dem „Cameleon." — Des Califat's culinarische Bestrebungen. — Ankunft bei Mustapha-Ben-Said. — Einladung nach Dschebel-Ammur. — Reise dorthin. — Bivouacs. — Ali's Begrüßung Sidi-Ben-Jellul's. — Sein Palast. — Die Sahara.

Es war zu Anfang des Octobers 1854, als Sidi-Ben-Jellul, der Kalifat (spr. Kalifa) des Dschebel-Ammur, begleitet von den Vornehmsten seines Stammes, in Algier eintraf, um dem französischen Gouverneur die Zeichen seiner kürzlich erfolgten freiwilligen Unterwerfung zu bringen und dafür den rothen, goldgestickten Burnuß, das Zeichen seiner Anerkennung Seitens der französischen Regierung, in Empfang zu nehmen.

Ben-Jellul, der die Grenzen der Sahara am südlichen Abhange des großen Atlas beherrscht, und ehemals zu den eifrigsten und mächtigsten Anhängern Abd-el-Kader's gehörte, ist ein Kind der Wüste, und stammt aus einer der nobelsten Familien jener alten Berber-Aristokratie, welche das Vordringen der türkischen Macht in den Sand der Sahara zurückgetrieben hat. Er hatte früher die französischen Städte mit dem seinem Volke eigenen Mißtrauen gemieden; alle unsre Einrichtungen, Sitten und Gebräuche waren ihm und seinem Gefolge vollkommen fremd, aber die Araber schienen es sich zum Gesetz gemacht zu haben, über Nichts zu erstaunen. Sie würdigten die großartigen Bauwerke und reichen Läden kaum eines Blickes — nur das Meer schien Ben-Jellul, der vielleicht nie ein anderes Wasser gesehen hatte, als den schmalen Streifen des Ouëd-Mydroë und die schäumenden Gießbäche seiner Berge, unwiderstehlich anzuziehen. Stundenlang stand er an der Ballustrade des Platzes, der die Aussicht auf das mittelländische Meer gewährt, und schaute mit stillem Entzücken auf die tausend bunt bewimpelten Masten der im Hafen liegenden Schiffe, und folgte mit seinen Adlerblicken den Fischerkähnen, die mit ihren weißen vom Winde geblähten Segeln über das blaue Wasser dahinschossen, wie riesenhafte Möven. Nur die kommenden und gehenden Schiffe schienen die Wißbegierde des Kalifat zu erregen, und um diese zu befriedigen, lud der Commandant der Dampfcorvette „Cameleon" den Wüstenfürsten zu einem Frühstück am Bord ein.

Am andern Morgen führte das Boot des Capitains eine muntere Gesellschaft, unter welcher sich der Kalifat, sein Sohn, sein Kodja und der Agha seiner Reiterei befanden, dem Schiffe zu.

Digitized by Google

Die Corvette zeigte sich zu Ehren der seltenen Gäste im vollen Glanz und Schmuck. Die Mannschaften befanden sich in Paradeuniform auf Deck, und präsentirten das Gewehr, die Trommeln wirbelten, das blank geputzte Kupfer der dreißig Karonaden und das Compaßhäuschen blitzten wie Gold im Sonnenlicht. Auf dem Quarterdeck war ein elegantes Zelt mit Festons von rothen schweren Fransen aufgeschlagen und Blumen und Waffentrophäen schmückten die Brustwehr. Die Tafel war mit prächtigem Krystall und Porzellan bedeckt und bot einen Anblick, der ebenso angenehm für das Auge wie für den Magen hoffnungerregend war.

Bis zur Frühstücksstunde führte der Commandant seine Gäste auf dem Schiffe umher, und der Kalifat konnte ganz nach Belieben die einzelnen Theile desselben bewundern. Er ließ sich das Fahrzeug vom Kohlenraume bis zur Cajüte des Commandanten zeigen, und man führte, um ihn vollkommen zu befriedigen, selbst einige kriegerische Evolutionen mit dem Schiffe aus. Bei diesen schnellen, leichten und präcisen Bewegungen konnte er sein Erstaunen nicht mehr verbergen, aber es sollte sich noch steigern, als wir den Maschinenraum betraten. Der Anblick dieses Kunstwerks von polirtem Stahl, dessen einzelne Theile mit ebenso viel Eleganz wie Präcision in einander griffen, trieb seine Verwunderung auf den Gipfel. Sein Auge folgte den Bewegungen der Maschine mit dem Eifer und der Hartnäckigkeit eines Kindes, welches den Mechanismus eines Spielzeuges ergründen will. Er schien durchaus erspähen zu wollen, wo sich die Seele des Werkes versteckte, dessen Thätigkeit und Kraft er sich nicht zu erklären vermochte.

Endlich machte das aufgetragene Frühstück seinen Untersuchungen ein Ende. Die Söhne der Wüste aßen sehr mäßig, bedienten sich dabei ihrer Finger und fanden den Gebrauch, den wir von unsern Gabeln machten, sehr belustigend. Sie tranken nur Wasser und Limonade, während wir den ausgesuchten Weinen des Commandanten alle Ehre erwiesen.

Beim Dessert glaubte der Kalifat, dem die cordiale Gastfreundschaft, mit der er empfangen wurde, zu gefallen schien, sich nicht besser revanchiren zu können, als durch eine Einladung nach dem Dschebel-Ammur. Wir waren in einer Stimmung, die uns eine achtzig Lieues weite Vergnügungsreise, die durch wüste Ebenen und zerklüftetes Hochland führte, wie eine ganz natürliche Sache erscheinen ließ. Die Einladung wurde also angenommen und wir schieden sehr entzückt von unsern neuen Bekannten, die nach zwei Tagen die Stadt verließen, nachdem sie uns nochmals das Versprechen unseres baldigen Kommens abgenommen hatten.

An dem Tage, als wir die liebenswürdige Einladung des Kalifats annahmen, hatten sich wenigstens ein Dutzend Theilnehmer an der Reise gefunden und während einer ganzen Woche blieben auch Alle bei ihrem Entschlusse; als aber der 15. October, der letzte Termin der Abreise, herangekommen war, den wir nicht versäumen durften, wenn wir noch die schöne Jahreszeit benutzen wollten, da fanden fast Alle gute Gründe, sich von der Ausführung des Projectes zurückzuziehen. Es blieben von den Eingeladenen außer mir nur drei, welche fest entschlossen waren, ihr dem Kalifat gegebenes Wort zu halten.

Zwei von meinen drei Gefährten waren eben angekommene Pariser, die nach Abenteuern dürsteten, das Land noch nicht kannten und selbst von Frankreich noch nichts gesehen hatten, als die Baumeile von Paris und die Straße, welche nach Marseille, dem Orte ihrer Einschiffung, führt. Mein dritter Gefährte, Henri G., ein lustiger Kumpan, der seit Jahren ein vagabondirendes Leben theilte, und Ali, mein arabischer Diener, vervollständigten die Karawane. Ali war ohne Zweifel die eigenthümlichste Personage der Gesellschaft. Er war sechzehn Jahre alt, listig und behend, wie ein Affe, treu und anhänglich wie ein Mann, muthig wie ein Löwe, flink wie eine Gazelle, faul wie eine Schildkröte, und lügnerisch wie fünfundzwanzig Beduinen zusammen, was gewiß nicht wenig sagen will. Zwei Maulthiere, die durch einen Araber geführt wurden, trugen unsere Zelte und Provisionen und zwei Mekalliahs, welche das arabische Bureau zu unserer Verfügung gestellt hatte, sollten uns als Führer und Bedeckung dienen.

Wir traten unsern Weg in früher Morgenstunde an, passirten die Stadt Blidah, durchschwammen die reißenden Wasser der Chiffa und kamen am folgenden Abende in Medeah, der alten Hauptstadt der Provinz Titterih, an.

Erst von hier aus gewann unsere Reise einen eigenthümlichen Charakter. Bis hierher hatten wir noch immer Wirthshäuser, ein Obdach und Spuren europäischer Civilisation gefunden, von da ab gab es aber weder Straßen, noch Städte, noch Gasthäuser. Wir trafen nur hier und da noch einen Militairposten, stießen hin und wieder auf die Duars (Zeltdörfer) arabischer Hirten und das von tiefen Schluchten durchschnittene Land wurde immer wilder und einsamer.

Zuweilen genossen wir, Dank unserem Schutz- und Empfehlungsbriefe, die Gastfreundschaft der Kaids (Häuptlinge der Nomadenstämme), auf deren Horden wir stießen, nicht selten aber waren wir auch genöthigt, unser Nachtlager an einer Quelle im Schutze eines Palmenwäldchens aufzuschlagen. Wir Beide, Henri und ich, fanden uns ziemlich gut in diese Lebensweise, aber unsere Pariser zeigten sich, obgleich sie sich Mühe gaben, zufrieden auszusehen, wenig empfänglich für die Schönheiten dieser Bivouacs. Sie fanden die riesenhaften Flöhe, die zu Millionen im heißen Sande der Wüste nisten, außerordentlich unbequem und konnten sich nicht daran gewöhnen, ihren Schlaf durch das Gebell des Schakals und das klägliche Geheul der Hyäne unterbrochen zu sehen, welche sich nur durch die angezündeten Feuer in respectvoller Entfernung halten ließen.

Auch die culinarischen Bestrebungen Ali's, welcher unter unserer Aufsicht und oft sogar mit unserer Mithülfe die Mahlzeiten bereitete, ließen viel zu wünschen übrig. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich freilich gestehen, daß er sein Möglichstes that und selbst nie versäumte, die Gärten zu plündern, an denen wir vorüberkamen. Henri bestärkte ihn durch Lobsprüche in diesen verderblichen Neigungen und die gestohlenen Wassermelonen, Orangen und Datteln, sowie einige Rebhühner, die wir schossen, und zwei oder drei Hasen, welche so unvorsichtig gewesen waren, unseren Hunden zu Gesicht zu kommen, bildeten die Hauptbestandtheile unserer Nahrung, deren Zubereitung eine sehr summarische war. An den an Schildkröten reichen Ufern des Oued-Mydroë machte ich den Versuch zu einer Schildkrötensuppe, aber ich fand dabei nur neue Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß Eifersucht der Grundzug des französischen Charakters ist. Meine Reisegefährten fanden die Suppe abscheulich, während sie hingegen den Arabern, die nicht von jenem Gefühl beherrscht waren, ausgezeichnet schmeckte. Ich, als Chef der Gesellschaft, erklärte sie ebenfalls für delicat.

Wir waren seit acht Tagen unterwegs, als wir am Duar des Mustapha-Ben-Said, eines Vasallen Ben Jelluls, ankamen. Nachdem der alte Muselmann den Firman des arabischen Bureau's und das Siegel des General Daumas genau betrachtet hatte, sprach er seine Ergebenheit und seinen Eifer, uns zu dienen, mit echt orjentalischer Uebertreibung aus, stellte uns zwei große Erdhütten, die mit der von ihm selbst bewohnten in Verbindung standen, zur Disposition und lud uns endlich zu einem Souper ein, bei welchem er mit großer Liebenswürdigkeit die Honneurs machte.

Wir trafen bei dieser Gelegenheit mit einem der berühmtesten Thalebs (Gelehrter, auch Richter) der Gegend zusammen, welcher die neuesten Commentare zum Koran geliefert hatte, und waren nicht wenig erstaunt, zu bemerken, daß er wirklich in den exacten Wissenschaften ziemlich zu Hause war, ganz im Gegensatz zu den meisten seiner Collegen, die sich Thalebs nennen, wenn sie fertig lesen und schreiben können.

Dies Dorf war unser letzter Ruhepunkt. Am andern Morgen saßen wir mit Sonnenaufgang zu Pferde. Der Kaid erbot sich, uns mit einer Ehrenwache von funfzig Reitern zu begleiten, und ich konnte nicht umhin, bei dieser Gelegenheit die ungewöhnliche Größe seiner Leute und den reinen Typus ihrer Gesichtsbildung zu bewundern, der sich bei den in den Küstengegenden lebenden Stämmen durch die Vermischung der Racen verloren hat. Auch die Pferde waren von seltner Schönheit.

Nach zweistündigem ziemlich schnellem Ritt näherten wir uns den Höhen des Dschebel Ammur. Noch einige Schritte und wir sollten die grenzenlose Sahara vor uns sehen — nur die Bergkette, deren Gipfel wir fast erreicht hatten, verbarg sie noch vor unsern Blicken; da, als wir um die Ecke eines schwärzlichen Felsens bogen, an welchem sich ein arabischer Weg, d. h. eine Art Ziegenpfad hinauf zog, sahen wir plötzlich eine Wolke von Reitern mit wahrhaft erschreckender Schnelligkeit auf uns zukommen. Die Burnusse flatterten im Winde und die lange Reihe der Bewaffneten wand sich wie eine Schlange um den Felsen, an welchem sich der Pfad herabschlängelte. In stolzer Haltung und mit hoch erhobenen Flinten ritt, oder vielmehr flog die Truppe auf uns zu.

Von einem momentanen Mißtrauen überfallen, hielten wir einen Augenblick unsre Pferde an und sahen uns nach unserm Kaïd um, aber sein wohlwollendes, ruhiges Lächeln beruhigte uns und wir hörten nun, daß er Ben-Jellul von unsrem Kommen benachrichtigt hatte, und daß dieser in eigner Person kam, um uns einzuholen. In diesem Augenblicke begrüßte uns die nahende Truppe mit einer tausendfach in den Bergen wiederhallenden Gewehrsalve und wenige Minuten später hatte der Kalifat und sein Sohn uns erreicht. Wir schüttelten uns die Hände auf's Freundschaftlichste; Ben-Jellul dankte uns mit Herzlichkeit für das Vergnügen, das wir ihm durch unser Kommen bereiteten, während die uns begleitenden Araber seinen Burnuß und seine Steigbügel küßten, und bald darauf ritten wir an der Seite des Wüstenfürsten seiner Residenz zu.

Ben-Jellul ließ das Zeichen seiner Macht, eine grüne, reich mit Gold gestickte Fahne, vor sich hertragen. Er wollte uns mit allem ihm zu Gebote stehenden Pomp empfangen und ich habe diesen Empfang in so dankbarem Gedächtnisse, daß ich von den Leistungen der Musiker, die uns ganze anderthalb Stunden mit einer Fanfare von zehn sich ewig wiederholenden Takten regalirten, kein Wort sagen will; aber ich bin fest überzeugt, daß der Director dieser Musikschule nicht allzugroße Mühe gehabt haben kann, um seine Eleven bis zu dieser Höhe der Kunstfertigkeit zu bringen.

Nachdem wir endlich eine Art Avenüe hinter uns gelassen hatten, kamen wir auf einem Platze an, welcher mit einem Wassertrog und einem Brunnen versehen war, und hielten vor dem Palais unsres Wirthes.

Im Vergleich zu den Bauwerken, die es umgaben, konnte man den Palast Ben-Jellul's großartig und prächtig nennen. Es war ein umfangreiches, in maurischem Geschmack erbautes Haus, welches westlich mit einem Säulengange verziert war und aus einem etwas erhöhten Parterre und einer ersten Etage bestand, über welcher sich eine Plattform befand. In der Mitte der Gebäude lag ein Hof, nach welchem hin sich sämmtliche Fenster der Zimmer öffneten.

In diesem Hofe wurden wir empfangen. Ein Springbrunnen kühlte hier die heiße Luft. Die Steinplatten des Fußbodens waren mit Teppichen belegt und hier und da lag ein Kissen, das uns zum Sitze dienen sollte. Etwas seitwärts stand ein niedriger Tisch, mit Schüsseln und Körben besetzt, in denen sich Wassermelonen, Datteln und Feigen befanden. An jedem Ende der Tafel erhob sich eine Pyramide von Orangen; ein Dutzend kleine Tassen, die auf kleinen silbernen Dreifüßen standen, waren für den Kaffee bestimmt, und drei große Gefäße voll Schnee theilten ihre Frische den Limonadenkrügen mit, die man in ihrer Mitte versenkt hatte.

Man servirte den Kaffee und während unsre Araber die Pferde in die an das Haus grenzenden Schuppen brachten, konnten wir nach Belieben das Landschaftsbild betrachten, das sich uns durch die Zwischenräume der maurischen Colonnade zeigte. Im Norden erhoben sich mächtige terrassenförmig aufsteigende dunkle Bergmassen und südlich dehnte sich die unabsehbare, vom Sonnenlicht vergoldete Sahara vor uns aus. Einige ferne Karawanen, die nur wie bewegliche dunkle Linien erschienen, und der leichte Nebel einiger Quellen, der in die Luft aufstieg und hin und her wogte wie ein weißer leuchtender Federbusch, boten die einzigen Ruhepunkte für das Auge. Der Anblick dieses glänzenden unendlichen Sandmeeres macht einen großartigen Eindruck auf jeden für Naturschönheiten empfänglichen Menschen und unser Auge schweifte noch immer ungesättigt bald über die Wüste hin, bald zu den Gipfeln der Berge hinüber, als Ben-Jellul zu uns trat und sich entschuldigte, daß er uns nicht in seinem eignen Palaste aufnehmen könnte. Da Frauen im Hause seien, sagte er, wäre das unmöglich. Dann ließ er uns in ein andres Gebäude führen, welches zwar an seinen Palast grenzte, aber nicht damit in Verbindung stand.

(Fortsetzung folgt.)

Stein- und Braunkohlen und Torf.*

Von E. A. Roßmäßler.

Woraus entstanden die Steinkohlen?

Zwischen den Bedürfnissen, nicht blos des Menschengeschlechts, sondern aller Thier- und Pflanzengeschlechter und den tausenderlei Befriedigungsmitteln jener besteht ein so inniges und oft so überraschend bedingtes Wechselverhältniß, daß man sich über Diejenigen nicht zu sehr wundern darf, welche die allerdings wunderliche Meinung aussprechen, es seien jene Befriedigungsmittel eine vorausbedachte Abhülfe für das später auftretende Bedürfniß. Bei den Steinkohlen hört man diese sonderbare Umkehr zwischen Ursache und Wirkung zuweilen auch aussprechen. Ein vorausbedachter Wille soll da die Steinkohlen im Schooße der Erde niedergelegt haben, damit sich später mit ihrer Hülfe die großartige Industrie unseres Jahrhunderts entwickele! Ist es nicht gescheidter, die Sache einfach zu nehmen, wie sie ist, d. h. Ursache und Wirkung in ihrer naturgemäßen Aufeinanderfolge zu lassen und zu sagen: das Vorhandensein der Steinkohlen ist eine selbstständig bedingte Thatsache, und erst in zweiter Linie wird sie die Ursache für den ungeheueren Aufschwung unserer Industrie.

Immerhin aber bleibt es ein erhabener Gedanke, die Ereignisse unserer Tage mit Zuständen in unmittelbarem Folgezusammenhange zu sehen, welche vor Millionen von Jahren stattfanden, die Wurzeln des mächtig und über den ganzen Erdkreis verzweigten Baumes der Industrie der Culturvölker Tausende von Fußen tief in den Erdboden verfolgen zu können.

Wo jetzt der Bergmann im finstern Schacht die Steinkohle bricht — die unerläßliche Bedingung der Fabrikindustrie, die emsige Gehülfin des Arbeiters, das oft blos erträumte Gut des Actienschwindels — da grünte einst eine stille Pflanzenwelt in üppiger Fülle, so verschieden in ihren Formen von der gegenwärtigen, daß ein Bild davon, an die heutigen Fundstätten der Steinkohlen gezaubert, unserem Deutschland einen durchaus fremdartigen Charakter geben würde.

Es ist schon mehrfach versucht worden, nach den vorhandenen versteinerten Ueberresten der Steinkohlenpflanzen landschaftliche Bilder jener Pflanzenwelt zusammenzustellen. Nebenstehendes Bild hat auch einen solchen Versuch gemacht und ein Blick auf dasselbe lehrt uns, daß Saarbrücken und Zwickau, wenn wir sie wieder mit einer solchen Pflanzenwelt umgürten könnten, das Ansehen von Städten der Südsee-Inseln oder von Peru gewinnen würden. Damit soll jedoch nur ein oberflächlicher Vergleich ausgesprochen und keineswegs gesagt werden, daß auf den Südsee-Inseln und in Peru oder überhaupt irgendwo auf der Erde eine solche Pflanzenwelt zu finden sei. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß von allen jenen Pflanzenarten keine einzige auf uns gekommen ist, ja, daß die meisten Geschlechter und sogar ganze Familien derselben völlig ausgestorben sind.

Machen wir mit der alle Hindernisse überwindenden Gedankenlocomotive eine botanische Excursion in einen Steinkohlenwald. Auch die Naturwissenschaft, die doch vor allem sich unbestechliche Nüchternheit bewahren muß, auch sie hat ihre Zaubermärchen und Feengärten. Es würde meinen Lesern die geistige Rückkehr in längst verklungene Aeonen oder Zustände, und somit den Erfolg meiner Worte erleichtern, wenn sie mit diesem Blatte in der Hand hinuntersteigen könnten in einen tiefen Kohlenschacht, um in einer ausgedeuteten Weitung bei dem schwachen Scheine des Grubenlichtes unser Bild zu betrachten und die nachfolgende Schilderung zu lesen.

Unser Blick dringt nicht in weite Ferne und unser Fuß schweift nicht auf bequemen trockenen Pfaden, denn eine dichte Pflanzenwelt hüllt uns in ein mattes Dämmerlicht und der Boden ist von Wasser durchtränkt und vielfach von Lachen und natürlichen Canälen verdeckt. Die Luft ist mit feuchtwarmen Dünsten erfüllt und das Sonnenlicht fällt nicht in blendenden Strahlen von einem blauen Himmelsgrund hernieder, sondern durchleuchtet als weißer Schein die dampferfüllte Atmosphäre.

Der Ort, wo wir uns befinden, ist ein Punkt in dem pflanzenreichen flachen Ufergelände, welches einen großen Binnensee um-

* Siehe die Nr. 42 u. 46 des Jahrg. 1857 u. Nr. 15 von 1858.

Digitized by Goo

ſchließt, deſſen ſüßes Waſſer in zahlreichen Buchten und Kanälen in ſeine Ufer eindringt.

Ehe wir die einzelnen Formen dieſer uns fremden Pflanzenwelt muſtern, laſſen wir die nicht minder befremdende Stille des Ortes in unſer Gemüth einziehen. In den Wipfeln der uns umragenden Bäume tönt nicht das kräftige Rauſchen unſerer deutſchen Laubwälder, ſondern nur ein feines, melancholiſches Säuſeln bebt über uns in der Luft, ähnlich demjenigen, welches der Abendwind hervorruft, wenn er durch die feinbenadelten Kronen eines Kieferngehölzes auf einſamer Hügelkuppe im Felde ſtreicht. Kein einziger thieriſcher Laut miſcht ſich in dieſes verſtohlene Koſen des warmen Lufthauches mit der zarten Belaubung. Ein friſcher grüner Wald ohne Sänger, etwas uns völlig Neues, umgibt uns; ja, ſelbſt die Inſectenwelt iſt nur durch wenige vereinzelte Stücke vertreten. Dagegen iſt das Waſſer von Thieren mancherlei Art belebt und zwiſchen ihm und dem Lande ſpielt ſchon hier wie auch heute eine Amphibie, der ſonderbare Archegoſaurus, eine Eidechſe, die Vermittlerrolle. Schnecken und Muſcheln bedecken den ſchlammigen Grund der Gewäſſer, über welchem die Fiſche in bereits ſehr großer Mannichfaltigkeit der Arten ihr Element durchgleiten, hier, wo Alles ſtumm iſt, den Beinamen der ſtummen eigentlich nicht verdienend. Höheres zeigt uns die Thierwelt nicht, denn Vögel und Säugethiere ruhen noch tief in der unerſchöpflichen Vorrathskammer ſchöpferiſcher Geſtaltungspläne.

Ein Blick in einen Steinkohlenwald.

So iſt denn unſere Aufmerkſamkeit beinahe allein an di Pflanzenwelt gewieſen.

Der erſte Blick erinnert uns an den melancholiſchen Charakte unſerer Fichtenwälder und dieſe unwillkürliche Vergleichung läßt e uns Anfangs überſehen, daß hier etwas fehlt, weil es ja auch unſeren Fichtenwäldern, wenn auch nicht ſo gänzlich, mangelt: de bunte Blüthenſchmuck. Grün und nur Grün in vielen Abſtufungen Die Form der Blätter iſt im weſentlichen nur eine dreifache: di einfache Nadelgeſtalt unſerer Kiefern und Fichten, die ſäbelförmige Blätter unſerer ſogenannten Schilfgewächſe und die fein zuſammengeſetzten Blätter der Farrenkräuter. Nur einige niedrige unſcheinbare Pflanzen zeigen noch eine andere Blattform. Unſere Erinn rung an die Pflanzenſchätze der Gewächshäuſer macht uns nach un nach vertraut in dieſer Geiſter-Pflanzenwelt. Wir glauben Caſuarinen und Araucarien, Fichten, Pandanen und baumartige Farre zu ſehen, welche letztere auch in der That in reicher Mannichfaltigkei in dieſem unterirdiſchen Zauberhaine vor uns ſtehen. Aber jen Caſuarinen und die anderen täuſchenden Formen ſind etwas gan Anderes und mit Ausnahme der Farrenkräuter haben wir durchau nur Pflanzen vor uns, welche höchſtens Familienähnlichkeit und nu wenige, welche Gattungsverwandtſchaft mit heutigen haben.

Keiner der Bäume trägt in die Augen fallende Früchte, noc weniger ſolche, welche zur menſchlichen Nahrung dienen könnten Doch dazu war ja auch in jenen Jahrtauſenden kein Bedürfni

vorhanden, wo das Menschengeschlecht noch tief im Schlummer des Nichtseins ruhte und noch lange auf den Weckruf zu warten hatte, welcher erst dann allmählich laut und immer lauter werden konnte, als die Bedingungen des Entstehens und des Bestehens des Menschengeschlechts sich immer günstiger gestalteten. Wir befinden uns also bei unserer gedachten Wanderung durch den Steinkohlenwald recht eigentlich in einer Lage, die für menschliches Sein gar nicht angethan ist.

Mit steigendem Interesse betrachten wir die Einzelnheiten. Vor Allem fallen uns schlanke Stämme dicht vor uns in die Augen, denn ihre Rinde zeigt eine Zierlichkeit und Regelmäßigkeit der Bildung, die wir noch an keinem lebenden Gewächse sahen. Die Wissenschaft gab diesen Bäumen auch ganz dieser Rindenbeschaffenheit angemessene Namen. Hier steht eine Gruppe schlanker Schuppenbäume, Lepidodendron, (links im Vordergrunde des Bildes) — deren oben gabeläftig getheilte Stämme zierlich beschuppten Schlangenleibern gleichen. Die reiche luftige Krone besteht aus dicht und lang benadelten Zweigen, und gewinnt dadurch eine große Aehnlichkeit mit unsern Kiefern, namentlich mit der aus Nordamerika eingeführten Weimuthskiefer. Die Schuppenbäume haben jedoch mit den Nadelhölzern unserer Tage nichts gemein; sie sind die kräftigen Ahnen eines in der Gegenwart verkommenen Geschlechts, der Bärlappgewächse, Lykopodien, welche jetzt entweder wie die Moose, denen sie auch ähnlich sind, am Boden kriechen, oder höchstens 1 bis 2 Fuß hoch sich über denselben erheben. An den Spitzen der Triebe zeigen die Schuppenbäume, wie manche unserer Bärlapparten, zapfenähnliche Bildungen, zwischen deren Blättchen sie die kleinen Fruchtkapseln tragen.

Durch einen kleinen Canal getrennt, treffen wir — (rechts im Vordergrunde) — eine schlanke Sigillaria, Sigillaria, was wir deutschthümelnd Siegelbaum übersetzen müssen. Die glatte, zarte Rinde derselben ist reihenweise mit zierlichen Eindrücken besetzt, welche wie bei den Schuppenbäumen die bleibenden und sich sogar noch fortbildenden Spuren der abgefallenen Blätter sind. Diese elegante Rindenbildung ist bei dieser Gattung eben so wie bei den Schuppenbäumen beinahe das einzige Mittel, die verschiedenen Arten zu unterscheiden, deren man von ihnen weit über 30 und bei den Schuppenbäumen über 40 unterscheidet.

Doch wir schauen uns von unserm Standpunkte, der durch das Wasser sehr beschränkt ist, weiter um und bemerken — (rechts im Mittelgrunde des Bildes) — mehrere Arten baumartiger Farrenkräuter, einer Pflanzenfamilie angehörend, welche Jeder liebt, der ihre eigenthümliche Organisation und Laubentfaltung und ihre besondere Bedeutung als Glied in der Reihe des Pflanzensystems neben ihrer einfachen Schönheit kennt. Während die gegenwärtige Flora Europa's nur etwa 50 Arten zählt, welche nur einen kleinen Bruchtheil der etwa 6000 Arten betragenden Flora Europa's bilden, waren die Farrenkräuter in der Steinkohlenflora die herrschende Pflanzenclasse. In runder Summe kann man etwa 500 Pflanzenarten aus den Schichten der Steinkohlenformation als bekannt annehmen, und von diesen sind 250 Farren, über 100 schuppenbaumartige Bärlapppflanzen und baumartige Schachtelhalme, welche beide den Farrenkräutern sehr nahe verwandt sind. Hier rechts ganz in unserer Nähe bei dem Stamme einer Sigillaria steht ein junger kräftiger Farrenstock, an welchem wir die eigenthümliche spirale Entfaltung der zwei jungen Blätter sehen, welche jedoch auch an den entfernter stehenden baumartigen deutlich erkennbar ist.

Was sind das für sonderbare Gewächse, welche zu den Füßen jener zwei sich kreuzenden Farrenbäumchen dicht am Ufer im Wasser stehen? Wenn bei den andern bisher betrachteten unsere hülfreiche Einbildungskraft in der Hauptsache das Richtige getroffen haben wird, so ist diese Pflanze, von der drei Stöcke vor uns stehen, vielleicht nichts weiter als Phantasiegebilde; wenigstens wird sie von vielen Naturforschern dafür erklärt, indem sie behaupten, daß diese Gebilde, die man namentlich in den englischen Kohlengruben häufig findet, nicht sowohl selbstständige Pflanzenarten, sondern nichts Anderes als Wurzelstöcke der Sigillarien seien, deren Stamm von jenen abgebrochen sei, und die man allerdings fast immer in der unmittelbaren Nachbarschaft der Stigmaria findet, wie man diese räthselhaften oder wenigstens streitigen Gebilde nennt.

Links jenseits des Wassers bemerken wir, den Farrenbäumchen gegenüber, einen dichten Trupp von baumartigen Gewächsen, welche die regelmäßige quirlartige Zweigstellung der Kiefern zeigen. Es sind Calamiten, deren regelmäßig längsgestreifte Stämme in den Schiefer- und Sandsteinschichten der Steinkohlenformation außerordentlich häufig vorkommen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie zu der Familie unserer Schachtelhalmgewächse gehören. Wie bei den Schuppenbäumen, so glaubte man auch von den Calamiten bis heute, daß ihre auf uns gekommenen überlebenden Familienverwandten sämmtlich nur schwächliche, kleine, höchstens einige Fuß hohe Pflanzen seien, und man erblickte darin ein Zurückgehen der schaffenden Natur in diesen niedern Pflanzenordnungen, während in den höheren ein Fortschreiten stattfindet. Allerdings waren die bis heute bekannten Schachtelhalme nur schwächliche Gebilde gegenüber den Calamitenbäumen der Steinkohlenflora. Ganz neuerdings hat jedoch Spruce in den Urwäldern von Peru Schachtelhalme von 20 bis 30 Fuß Höhe gefunden, so daß dadurch der Abstand zwischen der ältesten und der heutigen Pflanzenwelt wieder um einen Schritt geringer geworden ist.

Die schlanken Stengel, welche hier vor uns aus dem Wasser emportauchen, sind dagegen schwer zu deuten und haben in der Jetztwelt nicht ihres Gleichen. Es sind Asterophylliten und Annularien, welche durch ihre quirlförmig stehenden Blätter einigermaßen an unsere Labkräuter erinnern.

Den Hintergrund unserer Landschaft bilden die majestätischen Gestalten von Nadelbäumen, welche sich aber sehr von den heutigen unterscheiden.

Dies ungefähr ist es, was uns die von der Wissenschaft erleuchtete Vorstellungsgabe über die Steinkohlenflora vormalt. Außerordentlich groß muß die Fruchtbarkeit des jugendlichen Bodens gewesen sein in der Hervorbringung so großer Pflanzenmassen, daß aus ihnen die unerschöpflichen Steinkohlenvorräthe sich bilden konnten; und mit Interesse sehen wir unser Bild wieder an, denn wir erblicken auf ihm die geistig wiedererweckten Gründer unserer großartigen Industrie. Wie sie aus dieser wurden, soll uns im nächsten Artikel beschäftigen.

Der Dampf-Pflug.

Von dem Spaten und dem Pfluge, womit seit Jahrtausenden der Getreide- und Fruchtacker bearbeitet ward, bis zu den unzähligen, complicirten und zum Theil genialen Hand- und Dampfmaschinen, welche jetzt in England und Amerika über und durch den Boden fliegen, um in Stunden bessere und mehr Arbeit zu verrichten, als der Bauer mit seinen Ochsen in ganzen Wochen, ist es ein großer, weiter Culturschritt, zwischen welchem ungeheuere Massen von angewandter Mathematik und Mechanik aufgestapelt liegen. Und doch findet man noch überall neben dem vollkommensten Ackerbau mit Dampfmaschinen die rohesten Spaten und einfachsten Pflüge, wie sie von einem Jahrhundert zum andern sich von Vater auf Sohn und Enkel forterbten. Die kleinen Farmer und Gärtner in England arbeiten noch mit den rohesten Werkzeugen neben den triumphirendsten Dampfpflügen, und die ermüdende Menschenhand muß noch concurriren mit den nie ermattenden feurigen Drachen oder räder- und hebelreichen Mechanismen, welche für die Menschen dreschen, Getreide von der Spreu und vom Staub sichten, Häckfel schneiden, Getreide säen, mähen und mahlen, Knochen in Düngerstaub zermalmen, Rüben schneiden, buttern, käsen und sonstige Bauerarbeiten verrichten. Ja, man hat schon versucht, mit einer einzigen, irgendwo feststehenden Dampfmaschine alle diese Arbeiten und noch mehr gleichzeitig verrichten zu lassen. Der einzige Kolben, der von der Dampfkraft gedankenlos, aber zuverlässig, sicher und unermüdlich auf- und abgetrieben wird, zieht hier den Pflug, dort drischt er, an einer anderen Stelle schneidet er Häckerling, und auch zum Buttern läßt er sich dabei herab.

Als Bauer und Ackersmann steckt der Dampf-Riese noch in den Kinderschuhen und in allerlei kindischen Versuchen, die aber alle in der einen oder andern Weise Vorzüge vor der Menschenarbeit haben. Im Allgemeinen sind die Apparate, welche als hand- oder dampfbewegte Mechanismen die Menschen-Plackerei beim Ackerbau ersetzen und überwiegen sollen, noch zu complicirt und theuer. Aber

unzählige Köpfe und Hände arbeiten fortwährend praktisch und theoretisch daran, auf einfache, wohlfeile Wege zurückzukommen, d. h. den simpeln Spaten und den rohen Pflug für die höhere Mechanik wiederzugewinnen und deren Unbeholfenheit und Langsamkeit zu überwinden.

Ohne uns hier auf das bunte Gebiet der Maschinerie für den Ackerbau im Allgemeinen einzulassen, wenden wir uns sofort zu einer bestimmten, der interessantesten Sphäre und zwar dem Dampfpfluge. Da es nun deren auch wieder eine große Menge von Arten gibt, über deren Werth man noch nicht im Klaren ist, scheint es für unseren Zweck am Gerathensten, uns auf einen der in England beliebtesten und zwar auf bestimmte Experimente damit einzulassen.

Dies ist der Dampfpflug, der durch eine feststehende Maschine getrieben wird. Die Experimente damit wurden von William Smith in Woolston, Berkshire, vorgenommen. Einem Berichte darüber an Disraeli sind die Hauptthatsachen dieses Artikels entnommen. Der Pflug wendet die Oberfläche des Bodens blos um, ohne ihn gehörig zu lockern, ohne Unkrautwurzeln zu vertilgen. Im Gegentheil zerreißt er diese in der Regel blos und vervielfältigt sie. Der Spaten kann den Pflug nicht ersetzen, so daß seine Vorzüge vor dem Pfluge für Getreidefelder kaum in Betracht kommen können. Man hat mit dem Spaten den Boden mehr in der Gewalt und kann ihn in kleinen Stücken aufgraben, umwenden und von wuchernden Unkrautwurzeln aus dem Gröbsten befreien. Aber das Umwenden gelingt dabei nur theilweise. Pflug und Spaten in ihrer Wirkung vereinigt wären schon eine vollkommenere Bearbeitung des Bodens. Ersterer wendet blos roh um und in der Regel blos aus einer Tiefe von 5—6 Zoll. Der Spaten bringt leicht bis 12 Zoll tief und die nur theilweise gelingende Umwendung des Bodens wird durch tiefe Auflockerung und Zerstückelung des Grundes mehr als aufgewogen. Gute Vorbereitung des Bodens zu reichen Ernteerträgen müßte die Arbeiten des Pfluges und Spatens vereinigen. Dies thut der Dampfpflug, wie ihn W. Smith anwandte. Der mit dem Dampfpfluge bearbeitete Acker lieferte durchschnittlich 46½ Scheffel Weizen von jedem Acker, der gewöhnlich gepflügte blos 42½ Scheffel. Dieses Ergebniß ist schon allein etwas werth, steigt aber noch bedeutend, wenn wir erfahren, daß die Beackerung mit Dampf weniger kostete, als die Bestellung mit Menschen- und Pferdekraft.

W. Smith fing im Winter 1855—56 mit dem Dampfpfluge an und fuhr damit auf 100 Morgen bis zum heutigen Tage fort. Die bisher gewonnenen Ergebnisse laufen auf folgende Thatsachen hinaus. Verschieden construirte Pflüge je nach Boden und Saat (S. Fig 1., 2., 3. und 4. auf unserer Abbildung) von einer Siebenpferdekraft-Dampfmaschine gezogen, wendeten und lockerten den Boden so, daß er porös blieb und die schädlichen Unkrautwurzeln auf die Oberfläche kamen, wo sie verdorrten und der so bearbeitete Acker 9 Quarters 2 Scheffel Hafer, 5 Quarters 1 Scheffel Erbsen, 6 Quarters 3 Scheffel Bohnen per Morgen lieferte.

Was die Pflüge betrifft, so wandte er Nr. 3. für Herbstsaat an. Er ist von Eisen und zieht drei Untergrund-Schare, das mittelste 30 Zoll vor den beiden andern, tief durch den Boden. Durch das Mittelrad wird die Tiefe, bis zu welcher die Schare greifen sollen, geregelt. Vom Dampfe widerstandslos gezogen, reißt er spielend den Boden 8 und mehr Zoll tief und über 1 Yard breit auf, so daß er dahinter durcheinander bröckelt und schädliches Wurzel- und Queckenwerk auf die Oberfläche wirft.

Nr. 4. wird zur Vorbereitung brachen Landes und zum Pflügen im Frühlinge gebraucht. Eine Dampfmaschine kann damit in einem Tage 12 Morgen Landes umwühlen, um- und durchpflügen.

Nr. 2. ist ein Untergrund-Rajolpflug, sehr gut für Herbst-Bestellung. In der Construction ähnlich dem Nr. 3., hat er hinten zwei Untergrund-Schare, in der Mitte ein Schar mit doppelten Streichbretern und vorn das übliche Sech. Die hinteren Untergrund-Schare sind so gestellt, daß sie 5 Zoll tiefer dringen als das mittelste Pflug-Schar. So wird der Boden in 28 bis 36 Zoll breite Furchen auseinander gelegt und zugleich unter Grund aufgerissen, so daß Wind und Winterwetter erfolgreich darauf einwirken und die nöthigen chemischen Zersetzungen unterstützen, den Boden lüften, austrocknen und ertragkräftig machen können.

Der einfache Untergrund-Pflug Nr. 1. wird auf dem von Nr. 2. bearbeiteten Boden mit 3 Pferden gebraucht, um die Furchenrücken wieder in 15 bis 20 Zoll breite und 18 bis 22 Zoll tiefe neue Furchen aufzureißen und den Boden wieder aufs Neue der Luft und dem Lichte zu öffnen.

Um diese und andere Pflüge vom Dampfe ziehen zu lassen, macht's Mr. Smith, wie Figura zeigt. Die Mitte unserer Abbildung stellt ein Feld von 12 Morgen dar und die Art, wie der Dampf pflügen muß. Wir sehen im Vordergrunde die feststehende Dampfmaschine, welche den Krahn oder die Winde vor ihr dreht. Letztere besteht aus zwei großen, trommelartigen Körpern, auf welchen sich der starke Draht, der den Pflug zieht, auf- und abwindet. Die eine Trommel zieht hin, die andere her, je nachdem die Dampfkraft der Maschine mit einem einfachen Mechanismus auf sie übergetragen wird. C1, C2, C3, C4 sind Drehscheiben, um welche das eiserne Tau läuft, E1, E2, E3, E4 die Anker, durch welche sie gestellt und festgehalten werden, so daß der Pflug sich danach ziehen lassen und richten muß. Um die Friction der ziehenden Taue auf dem Boden ꝛc. zu vermeiden, läßt man ihn über Rollen laufen, wie man sie auf allen vier Seiten des Taues angedeutet findet. Diese müssen auf dem Boden leicht beweglich sein, damit sie vor dem Pfluge bequem weggenommen und hinter demselben wieder placirt werden können.

Das nöthige Personal besteht aus einem Manne an der Maschine, einem andern an der Krahnwinde, dem Pflüger und einem Assistenten, um die Rollen zu entfernen und wieder zu placiren, endlich einem Anker-Manne, der durch verschiedene Fixirung der Anker die Richtung des Pfluges und die Furchen bestimmt. Von letzteren sind, wenn's schnell gehen soll, zwei erforderlich neben C2 und C3. Am Ende des Pflugbaumes befindet sich eine Handhabe von starkem Schmiedeeisen, um daran das ziehende Eisentau zu befestigen. Man nehme dies als geschehen an und den Pflug in Bewegung von C2 nach C3, gezogen von dem sich über C3, C4 und C1 und die Krahnwinde wickelnden Zugtaue, dessen anderes Ende sich von der zweiten Krahnwinde um C2 herum loswickelt. Der Pflug wird, bei C3 angekommen, durch ein Signal für den Maschinenmann angehalten, Drehscheibe und Anker bei C3 zu einer neuen Furche gestellt, der Pflug gewendet, die Bewegung der Krahnwinden rückwärts gerichtet, die Maschine wieder in Thätigkeit gesetzt und eine neue Furche in umgekehrter Richtung gezogen. Diese Operation, um den Pflug wieder in umgekehrter Richtung in Bewegung zu setzen, dauert nicht länger, als ¼ bis ½ Minute.

Während sich der Pflug von C3 nach C2 bewegt, schiebt der Ankermann E3 in der Richtung nach C4. Aehnlich macht's der andere Ankermann am Punkte C2, während der Pflug sich wieder in entgegengesetzter Richtung bewegt. Dieser Proceß wird wiederholt, bis von dem einen Ende her, von C3, der Punkt C4 und von dem andern, E6, der E1 erreicht und somit die ganze Fläche Nr. 1 bestellt ist. Um die andere Hälfte Nr. 2 ebenso zu bearbeiten, werden von den Endpunkten der gepflügten Theile aus die Punkte C3, C4 und C5 beankert, und das ganze Feldstück mit dem Zugtaue umspannt, so daß es nun vollständig beherrscht und eben so, wie das erstere, mit Furchenlinien durchzogen werden kann. Die bequemste Größe für ein Feldstück ist nach Mr. Smith etwa 10 bis 12 Morgen und die beste Entfernung zwischen C2 und C3 etwa ein Achtel einer englischen Meile.

Ohne Rücksicht auf die Details unserer Abbildung wird man nun leicht begreifen, daß der Pflug von den Zugtauen der beiden Krahnwinden hin- und hergezogen und dessen Richtung und Furchen durch die Anker und Drehscheiben bestimmt werden. Also eine sehr einfache Operation, die man allenfalls durch ein Stück Bindfaden und zwei in entgegengesetzter Richtung gedrehte Winden anschaulich machen kann.

Was die Kosten, die Zeit und Bestellungsart des Dampfpflügens betrifft, so gibt Mr. Smith darüber folgenden Aufschluß. Im September vorigen Jahres pflügte er mit Nr. 3. 30 Morgen Stoppelfeld in 6 Tagen für 7 Pfund und 15 Schillige oder 5 Schillinge 2 Pence per Morgen, alle Ausgaben für Leute, Feuerung u. s. w. mit eingerechnet. Hierauf wurde mit dem Dampfpfluge Nr. 2 das Land unter Grund gepflügt und für die Winterwitterung geöffnet. Dies dauerte 8 Tage mit einem Kostenaufwande von 8 Schillinge 8 Pence per Morgen. Eine zweite Untergrundpflügung mit Pferden von 18 Zoll tief brachte das Feld in musterhafte Ordnung.

Diese erste, skizzenhafte Veranschaulichung der Dampfpflugarbeit möge genügen, da wir hier nicht für den Landmann schreiben, damit er auch etwa gleich Dampf aufspanne, statt der Pferde, sondern für Land und Leute im Allgemeinen, die blos ein Bild von den

Digitized by Google

Operationen bekommen ſollen, mit welchen man in England und Amerika zu dampfpflügen angefangen. Man verſucht's noch auf verſchiedene andere Weiſe, iſt aber bisher noch mit keiner vollkommen zufrieden. Die königliche Agricultur-Geſellſchaft hat über 20 Preiſe auf verſchiedene Ackerbau-Maſchinen ausgeſetzt und den erſten von 500 Pfund Sterling auf den beſten Dampfpflug. Beweiſes genug, daß man zugibt, den beſten noch nicht gefunden zu haben.

Aber es iſt auf tauſenderlei Weiſe theoretiſch und praktiſch eine neue, wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Bahn für den Ackerbau, nung auf der Oberfläche etwa mangelt, außerdem die unten wuchernden ſchädlichen Wurzeln auf die Oberfläche zu bringen und ſo von Luft und Sonne zerſtören zu laſſen (oder zu entfernen), Summa Summarum den durch flache Cultur erſchöpften Boden aus der Tiefe zu recrutiren und ſo beſſere und ergiebigere Ernten zu ſichern.

Was unſere Abbildung betrifft, ſo fügen wir hinzu, daß die lebendigen Einhegungen der Ackerfläche nicht etwa Phantaſie, ſondern über den ganzen engliſchen Boden millionenfach in Kreuz und Quere gezogene lebendige Einhegungen und Verbarricadirungen ſind, den goldenen Boden alles menſchlichen Gedeihens, gebrochen worden und ſchon in den mannichfaltigſten Regungen betreten und befahren.

Der Dampfpflug.

Der eigentliche Zweck des Dampfpfluges iſt, eine größere Tiefe zu erreichen und ſo den bisher unbenutzbar bleibenden Unterboden mit zu verwerthen, aus der Tiefe zu gewinnen, was an Ausdeh- theils um perſönliches Grundeigenthum überhaupt beſſer zu ſichern, theils um Kühe, Schafe und Pferde im Herbſte und Winter darauf ohne Hirten zu weiden. Gemeinde-Hirten und Gemeinde-Triften gibt's nicht in England. Jeder für ſich ein- und abgeſchloſſen in Haus, Heerd, Herz und Hutung.

Ein Abend bei Mendelsſohn mit Leſſing.

Es war am Freitag zur Abendſtunde; der jüdiſche Gottesdienſt ging zu Ende, der Vorbeter hatte ſchon das Schlußgebet geſprochen oder vielmehr in ſingendem Tone vorgetragen, wobei er es nicht an den üblichen Bewegungen und Schütteln, Beugen und Verneigen des Oberkörpers fehlen ließ. Die Gemeinde verließ die in der Heidereitergaſſe gelegene große Synagoge und ſtrömte in ziemlicher Unordnung und mit orientaliſcher Lebhaftigkeit zu dem geöffneten Portale hinaus, um ſich in den benachbarten Straßen und Winkelgaſſen zu verlieren, wo die meiſten Juden in Berlin damals zu wohnen pflegten. — Mitten in dem ſummenden Schwarme befand ſich ein Mann, der unter ſeinen beweglichen Glaubensgenoſſen eine hervorragende Stelle einzunehmen ſchien, denn wo er ſich zeigte, machte man ihm ehrerbietig Platz und begrüßte ihn mit dem üblichen Zurufe: „Gut Schabbes, Reb Moſes!"

Dieſen Vorzug hatte er jedoch keineswegs ſeiner körperlichen Geſtalt, noch weniger ſeinen Reichthümern zu verdanken. Er war klein und verwachſen, eine merkliche Erhöhung, die man faſt einen Buckel nennen konnte, verunſtaltete ſeinen Rücken; ſein Hals war ſchief und nach einer Seite geneigt, aber auf dieſem Halſe ruhte ein Kopf, der bei genauerem Anſchauen durch ſeinen geiſtigen Ausdruck unwillkürlich Achtung und Intereſſe einflößen mußte. Die hohe Stirn, mit bräunlich krauſem Haar bewachſen, trug den Stempel, welchen die großen und tiefen Ideen wie einen Abglanz des Ueberirdiſchen um das Haupt des Denkers zurücklaſſen; um die feinen Lippen ſchwebte ein eigenthümliches Lächeln, das man verſucht war für ironiſch zu halten, wenn nicht die Milde und Freundlichkeit des ganzen Mannes dieſer Annahme widerſprochen hätte. War es Ironie, ſo ſchien es die göttliche Ironie eines Sokrates zu ſein. — Zuweilen aber nahm dieſes Lächeln einen wahrhaft ſchmerzlichen Ausdruck an und man bemerkte dann wohl um den Mund jenen traurigen Zug, welchen Jahrhunderte voll Leid und Schmach dem Volke der Juden aufgedrückt. — Ein unausſprechlicher Zauber aber lag in den dunklen Augen dieſes Mannes, welche trotz ihres Glanzes ſo ſanft und freundlich dreinſchauten, daß man über ihre friedliche Klarheit ſeine Mißgeſtalt vollkommen vergeſſen mußte. Es war die Tiefe des Philoſophen, die Milde des Menſchenfreundes,

mit der unschuldigen Schalkhaftigkeit eines Kindes gepaart, die so wunderbar aus diesen Blicken leuchteten. — Seine etwas bleichen und kränklich aussehenden Wangen wurden von einem schmalen Bartstreifen wie von einem Rahmen eingefaßt. Er war einfach, aber reinlich und sorgfältig gekleidet mit einem zimmetbraunen Frack ohne jede Stickerei, die damals von den besseren Ständen mit Vorliebe getragen wurde. Kurze Hosen von geschorenem Sammet, seidene Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen vollendeten seinen Anzug; ein dreieckiger Hut mit Band eingefaßt bedeckte seinen Kopf; in der Hand trug er das mit Messing beschlagene Gebetbuch und einen kleinen grünen Beutel, der den Gebetmantel enthielt.

Freundlich dankend ging er an den Glaubensgenossen vorüber, die sich meist durch seinen Gruß geehrt fühlten; nur einige finstere Zeloten, denen seine tolerante Gesinnung ein Aergerniß war, wandten ihr Gesicht ab und murmelten eine Verwünschung in den Bart, dem Abtrünnigen fluchend, für den sie ihn hielten.

Dieser Mann war der schon damals bekannte und berühmte jüdische Philosoph Moses Mendelssohn.

An seiner Seite ging ein polnischer Jude, der erst seit Kurzem nach Berlin gekommen war, hauptsächlich, um Moses kennen zu lernen. Rabbi Isaak Satanof konnte seine orientalische Abkunft noch weniger wie Mendelssohn verleugnen. Dafür sprachen die langen, wie Propfenzieher gedrehten, schwarzen Locken, welche unter der hohen Pelzmütze hervorquollen; die gebogene Nase, die dunklen, unstäten Augen und die echt jüdischen Gesten der Hände und des ganzen Körpers, womit er seine Rede zu begleiten pflegte. Trotz seiner schlechten und gebückten Haltung schien er fast noch einmal so groß, wie sein philosophischer Freund zu sein, neben dem er wie ein Riese neben einem Kinde dahinschritt.

Das seltsame Paar mochte die Aufmerksamkeit eines vorübergehenden Officiers auf sich gezogen haben, der sich nicht das Vergnügen versagen konnte, sein Müthchen an den Juden zu kühlen, die zu jener Zeit ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung selbst für die besseren Stände waren.

„Jude! Nischt zu handeln?“ fragte der Lieutenant, den buckligen Mendelssohn anstoßend.

„O ja!“ antwortete dieser schnell gefaßt und mit seinem feinen Lächeln. „Nur fürchte ich, daß der Herr Officier von unserer Waare keinen Gebrauch machen kann.“

„Na, womit handelt denn der Mauschel?“

„Mit Witz und Verstand!“ entgegnete Moses und ließ den verblüfften Officier stehen, der sich, so abgeführt, mit einem lauten Fluch entfernte.

Ohne weitere Abenteuer gelangten die Beiden in Mendelssohn's Wohnung, welche in der Spandauerstraße Nummer 68 lag. Das Zimmer, in welches sie traten, war zu Ehren des kommenden Sabbath festlich geschmückt, der Fußboden mit frischem Sand gestreut, der Tisch mit einem reinen, weißen Leinentuch bedeckt, auf welchem die silberne Lampe mit sieben Armen stand, ein Hochzeitsgeschenk des reichen Seidenfabrikanten Bernhard, bei dem Moses, trotz seines hohen Rufes, noch immer als Buchhalter in Diensten stand, zufrieden mit seinem bescheidenen Loose. — Die übrigen Möbel waren überaus einfach, einige Stühle ohne Polster mit hohen Rückenlehnen, ein Bücherschrank, der eine Auswahl der vorzüglichsten deutschen, französischen und englischen Schriftsteller enthielt, dazwischen auch viele seltene hebräische Werke, selbst römische Classiker und griechische Autoren, die letzteren in Uebersetzung. Eine derartige Bibliothek war in dem Hause eines Juden eine unerhörte Seltenheit in damaliger Zeit, wo es fast für ein Verbrechen galt, andere Bücher, als hebräische, zu lesen. Für Moses knüpften sich an diese Bücher noch die schönsten Erinnerungen an die Vergangenheit. Diesen zerlesenen „Cicero“ hatte er für die Ersparnisse gekauft, die er sich an seinem Leibe abgedarbt; er hatte Wochen lang gehungert, um ihn endlich zu erlangen. Heimlich und mit Hülfe eines Lexikons, worin er jedes Wort einzeln nachschlug, hatte er Latein gelernt, oft beim Scheine des Mondes oder im Zwielicht der Morgendämmerung, weil ihm das Geld fehlte, um sich das nöthige Oel für seine Lampe anzuschaffen.

Von heißem Wissensdrange beseelt, war er aus dem kleinen Dessau nach dem großen Berlin gekommen, wo ein neuer Geist unter den Augen des großen Friedrich erwacht war, der Geist allgemeiner Bildung und Aufklärung. Von diesem Geiste wurde auch der arme Judenknabe so mächtig ergriffen, daß ihm kein Opfer, keine Anstrengung, selbst der Ruin seiner Gesundheit, die er durch übermäßigen Fleiß zerstörte, zu groß oder zu schwer schien. Seinen Körper gab er für Geist hin und für Wissen tauschte er Gesundheit ein.

Ein solches Streben konnte nicht unbemerkt bleiben, er fand Freunde und Gönner, die ihn materiell und geistig unterstützten. Ein junger Arzt gab ihm unentgeltlich Unterricht im Lateinischen, ein College desselben stellte dagegen Mendelssohn seine große und auserlesene Bibliothek zur Verfügung, wodurch er mit der neuesten Literatur, besonders mit den philosophischen Werken eines Leibnitz und Wolf bekannt wurde. Mehrere talentvolle Jünglinge suchten den scheuen Moses auf, der in ihrem Umgange seine bisherige Einseitigkeit verlor und eine neue, weitere Weltanschauung erlangte, als der enge, beschränkte Geist seiner talmudischen Studien gestattete. Er bekam auch später einige Schüler, denen er Unterricht ertheilte, wodurch er den nothdürftigen Lebensunterhalt gewann, der gerade hinreichte, um ihn vor dem Verhungern zu bewahren. Endlich war er Hauslehrer in der Familie des reichen Seidenhändler Bernhard geworden und gegenwärtig Aufseher und Geschäftsführer in dessen Fabrik.

Das Alles erzählte nun Mendelssohn seinem Gaste, den er zu Tische geladen hatte, während die emsige Hausfrau ab- und zuging, um noch allerlei Anordnungen zu treffen. Endlich wurde das Essen von der Köchin aufgetragen und auf den Tisch gesetzt. Der Hausherr erhob sich und sprach den Segen über die geflochtenen und mit Mohn bestreuten Weißbrode, welche am Sabbath in keinem frommen Judenhause fehlen dürfen; ebenso verfuhr er mit dem Weine, den er in den silbernen Becher goß, wobei er ebenfalls einen frommen Spruch hersagte. Der Becher wanderte darauf von Mund zu Mund und Jeder trank daraus nur einen Schluck. Das Mahl war einfach und bestand hauptsächlich aus einem Gericht schmackhaft zubereiteter Fische, welche am Freitag Abend allen anderen Gerichten vorgezogen wurden.

„Laßt es Euch schmecken,“ sagte Mendelssohn zu seinem Gaste, ihn zum Zugreifen einladend.

„Ihr sorgt,“ entgegnete Isaak Satanof im blumigen Styl des Orients, „nicht nur für den Leib, sondern auch für den Geist; Euere Worte sind wie Manna in der Wüste und Euere Lehren wie edler Wein. Ihr seid ein Licht in Israel; um so weniger begreife ich die Vorsehung, daß sie Euch zum Diener eines so rohen und ungebildeten Mannes, wie dieses Herrn Bernhard, gemacht hat, der nichts gelernt hat und in jeder Beziehung weit unter Euch steht. Man möchte sich fast versucht fühlen, an ihrer Weisheit zu zweifeln.“

„Das wäre ein großes Unrecht,“ entgegnete Mendelssohn im milden Tone. „Die Vorsehung weiß, was sie thut, und hat immer Recht; denn wenn ich an der Stelle des Herrn Bernhard wäre und er an der meinigen, so wüßte ich ihn nicht zu gebrauchen; ich könnte ihn nicht anstellen, wie er mich, da er leider nichts gelernt hat.“

„Ja, ja!“ lachte der Gast. „Ihr habt dieses Mal, wie immer, Recht. Die Vorsehung muß für die Dummen sorgen. Dem Einen gibt sie Reichthum, dem Andern Wissen und Gelehrsamkeit. Ihr seid eben so gut, als klug, und darum ertragt Ihr die Ungerechtigkeit des Schicksals mit derselben Sanftmuth, wie die Schmähungen und Verleumdungen der Menschen. Wo mir die Faust zuckt, habt Ihr höchstens ein mitleidiges Lächeln, und wo ich gleich dreinschlagen möchte, da zuckt Ihr nur mit den Achseln. Denkt Ihr, ich habe nicht bemerkt, wie die eifrigen Finsterlinge Euch verwünschten, als wir an ihnen vorüberkamen?“

„Das können sie immerhin thun. Meinetwegen sollen sie mich auch prügeln, wenn ich nur nicht dabei bin,“ scherzte der Philosoph in sokratischer Weise. „Wer die Vorurtheile der Welt bekämpfen will, muß vor allen Dingen Geduld haben. Ihr seid noch immer zu aufbrausend, mein lieber Isaak! Denkt an die Fabel von dem Wanderer mit dem Mantel, den ihm der Sturmwind entreißen wollte. Was that er? Er hüllte sich nur immer fester hinein und gab ihn nicht; als aber die milde Sonne mit ihren erwärmenden Strahlen schien, da legte er ihn von selber ab.“

„Ich an Euerer Stelle hätte schon längst die unfruchtbare Mühe aufgegeben, dies störrige Volk zu belehren. Was nützen alle Euere guten Lehren, Vorschläge und Arbeiten zur Hebung Israels; hat es nicht ein anderer Moses schon ein hartnäckiges und verstocktes Volk genannt?“

„Und doch hat er es nicht aufgegeben. Wißt Ihr denn nicht, Satanof, daß ein Vater von allen seinen Kindern das schwächste und ungezogenste am meisten liebt, das ihm die größten Sorgen bereitet? Ich werde meine Aufgabe, die mir vorschwebt, nach besten

Digitized by Google

Kräften zu lösen suchen; wenn es mir nicht gelingen sollte, so liegt die Schuld gewiß an mir und nicht an meinen Glaubensgenossen."

„Und was wollt Ihr aus ihnen machen?"

„Aus verachteten Juden geachtete Menschen, aus schacherenden Hausirern nützliche Staatsbürger."

„Und Ihr glaubt, daß die Christen uns eine solche Stellung einräumen werden, selbst wenn wir uns derselben würdig zeigen? Geht, geht, lieber Mendelssohn! Ihr träumt mit offenen Augen. Soll ich Euch erst an den Officier erinnern, der kaum vor einer Stunde Euch beschimpft hat, blos weil Ihr ein Jude seid? Wie er, denken alle Christen."

„Ich glaube das Gegentheil und hoffe, Euch noch heute Abend von Euerer Ansicht zu heilen."

„Und ich glaube," entgegnete der feurige Gast, die schwarzen Locken schüttelnd, „daß es nicht eher besser wird, bis der Messias kommt, auf den wir warten, der Sohn David's, der das auserwählte Volk erlösen wird aus der Sclaverei und heimführen in das Land seiner Väter; bis die Zeit kommt, von der geschrieben steht in den heiligen Büchern, von welcher die Propheten verkündet haben, daß sie nicht ausbleiben soll nach den Tagen des Trübsals und des Elends."

Mendelssohn antwortete nicht, sondern schüttelte nur lächelnd das weise Haupt; er nöthigte den Gast, von den aufgetragenen Speisen zu genießen, wozu derselbe sich auch nicht lange bitten ließ. Als das Mahl zu Ende war, sprach der Wirth den üblichen Segen, dann rief er seine Kinder, denen er mit einem frommen Spruch die Hände auf den Kopf legte, worauf sie von der sorgsamen Mutter zu Bette gebracht wurden.

Die beiden Männer blieben allein zurück und vertieften sich in gelehrte, talmudische Gespräche, als die Thür sich öffnete und mehrere Herren eintraten, von denen einer von Mendelssohn mit lautem, freudigem Ausrufe begrüßt wurde. Der neue Gast konnte ungefähr in den dreißiger Jahren stehen; er war von mittlerer Größe, breitschulterig und kräftig gebaut; die majestätische Stirn mit den zurückgestrichenen Haaren und vorzüglich die scharfen, durchdringenden Augen verkündigten schon äußerlich einen ungewöhnlichen Geist. In seinem ganzen Wesen lag etwas Festes, Energisches, verrieth sich bereits der abgeschlossene Charakter, wie es bei deutschen Gelehrten nur selten angetroffen wird. Sein vorwiegender Verstand und manche bittere Lebenserfahrung gaben ihm einen ernsten Anstrich; doch konnte er auch selbst heiter bis zur Ausgelassenheit erscheinen; sein Lächeln war dann bezaubernd und von hinreißender Liebenswürdigkeit. In den offenen Zügen herrschte eine unverkennbare Gutmüthigkeit vor, die freilich weit entfernt von unmännlicher Schwäche war. Man sah es den festen, ausgeprägten Linien des Gesichtes sogleich an, daß man es mit einem rücksichtslosen Forscher zu thun hatte, dem die Wahrheit mehr als Alles galt. Ungeachtet einer gewissen Bescheidenheit, womit er auftrat, zeigte er doch das Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit, die er zwar nur seinen Gegnern, niemals aber seinen Freunden empfinden ließ. Unwillkürlich wurde man durch seine Erscheinung an die Worte Shakespeare's erinnert:

„Nehmt Alles in Allem; er war ein Mann."

„Willkommen, mein lieber Lessing!" rief ihm jetzt Mendelssohn entgegen, indem er ihm die Hand bot. „Willkommen, Ramler, Nikolai und Sulzer! Einen solchen Besuch hab' ich für heute kaum noch erwartet."

„Wir hatten uns schon längst vorgenommen," entgegnete Lessing, „Sie zu überfallen, da wir wußten, daß Sie am Freitag Abend sicher anzutreffen sind. Ich hatte wieder einmal Lust, mich mit Ihnen herumzustreiten und zur Abwechselung auch eine Partie Schach zu ziehen."

„Das trifft sich prächtig," sagte Mendelssohn, indem er auf Satanof zeigte. „Sie finden hier einen Meister, vor dem ich die Segel streichen muß."

Erst jetzt bemerkte Lessing den polnischen Juden, der sich bisher verlegen, fast scheu im Hintergrunde gehalten hatte.

„Gut! Ich will mit Ihrem Gast eine Partie spielen, während Sie mit unseren Freunden Philosophie und Aesthetik treiben. Ich höre doch zu und wenn Ihr es mir zu toll macht, so fahr' ich nach meiner gewohnten Weise mit dem kritischen Besen in Euere metaphysischen Spinneweben."

Schüchtern folgte Isaak der ehrenvollen Einladung des berühmten Gelehrten, dessen Name und Schriften ihm nicht unbekannt geblieben waren. Gern hätte er ihm seine Bewunderung zu erkennen gegeben, aber die den besseren Juden fast angeborene Furcht, zudringlich zu erscheinen, schloß ihm den Mund. Das Spiel begann und schon nach einigen Zügen erkannte Lessing, daß er es mit einem ausgezeichneten Meister im Schach zu thun hatte; auch das geistreiche Gesicht Satanof's flößte ihm Interesse ein. Er strengte sich an, die Partie zu behaupten, aber weil er zugleich auf das Gespräch der Uebrigen achtete und von Zeit zu Zeit seine scharfen Bemerkungen dazwischen warf, kam es wohl, daß er einige Fehler machte und Blößen gab, die indeß sein Gegner nicht benutzen wollte. Als sich dieser Umstand indeß mehrere Male wiederholte, wurde auch von Lessing das nachsichtige Benehmen des Juden bemerkt.

„Ihr schont mich, guter Freund!" sagte Lessing. „Aber ich will nicht geschont werden. Warum benutzt Ihr Euren Vortheil nicht."

„Vielleicht," entgegnete Satanof, „lasse ich mir einen kleinen Profit entgehen, um einen weit größeren zu haben."

„Das läßt sich hören, doch wir spielen nicht um Geld. Ihr könnt mir daher nichts abgewinnen."

„Muß es denn immer Geld sein, was man gewinnen will?"

„Ihr seid ein Jude, und verachtet das Geld?" bemerkte Lessing mit einem freundlichen Lächeln, das seine Worte mildern sollte.

„Das nimmt Sie freilich Wunder, aber der Talmud sagt: Wissen ist mehr als Gold und Silber werth, es kann Dir nicht gestohlen werden; es ist wie der Ring des weisen Salomo, welcher Gewalt gibt über die Geister in der Höhe und Tiefe, der dem Besitzer alle Schätze der Welt verschafft."

„Ich wollte, daß Ihr die Wahrheit sagtet," scherzte Lessing. „Mir hat mein ganzes Wissen noch nicht so viel eingetragen, daß ich ohne Sorge leben kann."

„Weil Ihr Sinn nicht auf den irdischen Erwerb gerichtet ist, weil ein höheres Ziel vor Ihren Augen schwebt. Sie haben gesucht die Wahrheit und gefunden, um deretwillen ich hierher gekommen bin, und verlassen habe meine polnische Heimath, von Durst nach der Wissenschaft gequält, welche hier lebendig fließen soll."

„Ich habe die Wahrheit gesucht," wiederholte Lessing nachdenklich, „aber nicht gefunden. Wer kann sich rühmen, sie gefunden zu haben? Auch wäre sie kein Glück. Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht träge, stolz. — Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzig immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!"

„Bei Gott!" rief Satanof mit leuchtenden Augen. „Sie haben gesprochen, wie unsere weisesten Gelehrten. Wenn Alle so dächten, wie Sie, würde kein Zank und Streit mehr sein in der Welt, Keiner dem Andern vorwerfen, daß er irrt, Niemand mehr verfolgt werden wegen seines Glaubens und seiner Religion."

In seinem Enthusiasmus war der Jude mit echt orientalischer Lebendigkeit aufgesprungen, und hatte die Schachfiguren in einander geworfen, so daß das Spiel nicht mehr fortgesetzt werden konnte. Auch Lessing trat jetzt zu den Uebrigen, um an der allgemeinen Unterhaltung Theil zu nehmen. Dieselbe drehte sich um die Ernennung Mendelssohn's zum Mitgliede der Berliner Akademie, welche indeß von Friedrich dem Großen nicht gut geheißen wurde, indem der sonst so tolerante König mit eigener Hand den Namen des jüdischen Philosophen von der Liste der vorgeschlagenen Candidaten gestrichen hatte.

„Es ist kaum glaublich," bemerkte Professor Sulzer, „daß Friedrich der Große, der gekrönte Philosoph, bei seinen bekannten Ansichten über Religion so handeln konnte."

„Ich habe keinen Grund," entgegnete der milde Mendelssohn, „mich über den König zu beklagen. Er hat bereits mehr für mich gethan, als ich billiger Weise fordern konnte. Hat er mir nicht voll Gnade das Bürgerrecht und die Erlaubniß, in Berlin zu wohnen, ertheilt, da ich bisher nur als Dienstbote meines Brodherrn Bernhard geduldet wurde, und jeden Augenblick ausgewiesen werden konnte?"

„In der That," rief der Buchhändler Nikolai, „unsere Enkel werden es für Verleumdung halten, wenn sie einst hören, daß der

Digitized by Google

weise Mendelssohn nur seiner Eigenschaft als Diener seinen Aufenthalt in Berlin zu danken hatte, daß er erst nach wiederholten Bitten und den dringendsten Empfehlungen eines Franzosen und persönlichen Freundes des Königs das Bürgerrecht, aber nur für seine Person und nicht einmal für seine Kinder, erlangen konnte."

„Das ist nun die gepriesene Toleranz und Aufklärung in Berlin," fuhr Lessing auf. „Sie beschränkt sich lediglich darauf, von der Religion so viel Schlimmes als möglich zu sagen, und den Glauben zu verspotten."

„Wenn man Sie so reden hört," entgegnete Nikolai, „weiß man wirklich nicht, woran man mit Ihnen ist. Die Theologen glauben, daß Sie ein Freigeist sind, und die Freigeister, daß Sie ein Theolog geworden."

„Mögen sie von mir halten, was sie wollen. Mein Glaube ist, daß die Religion nur dazu dienen soll, die Menschen zu erziehen, sie sittlicher und humaner zu machen, Duldung und Liebe zu verbreiten. Ich will kein Freigeist, aber noch weniger so ein intoleranter Pietist sein, der da meint, die Seligkeit allein gepachtet zu haben, und gleich mit Feuer und Schwert dreinschlagen will, wenn ein Mann eine andere Ansicht hat, als er. Nur gegen diese blinden Eiferer gedenk' ich meine Waffen noch einmal zu erheben. Wie wenig verstehen sie den wahren Geist des Christenthums, wie wenig beherzigen diese das Wort des milden Johannes, des Lieblingsschülers unsers Herrn! Als dieser alt und schwach geworden war, so daß ihn seine Schüler in die Kirche tragen mußten, wo er, anstatt wie sonst zu predigen, nur einige Worte mühsam vorbringen konnte, sprach er nur das einzige und wiederholte es immer wieder: „Kindlein, liebet einander!" Seine Schüler und die übrigen Zuhörer wurden darüber auf die Länge der Zeit ungeduldig und fragten: „Meister, warum redest Du immer dasselbe?" — „Weil," antwortete der würdige Greis, „die Liebe das Gebot Gottes ist, und allein schon zur Seligkeit hinreicht.""

„Damit kommen Sie schön bei unseren Theologen und Orthodoxen an," bemerkte Ramler, der bisher nach seiner Gewohnheit still geschwiegen hatte.

„O!" entgegnete Lessing, „diesen Herren kann ich noch mit einer andern Geschichte dienen, die ich im Dekameron des Boccaccio gefunden habe, worin mehr Toleranz zu finden ist, als in all' den Schriften des windbeuteligen Monsieur Voltaire, von dem der König so entzückt ist, daß er ihn allen deutschen Schriftstellern vorzieht."

„Lassen Sie uns Ihre Geschichte hören, lieber Lessing!" bat Mendelssohn.

„Ein Jude," begann Lessing, „so klug und auch so mild wie unser Moses hier, wurde von dem Sultan gefragt, welche Religion er für die beste halte."

„Eine schwierige Frage," bemerkte Mendelssohn, „und besonders, wenn ein Sultan sie an einen armen Juden richtet, der dadurch in die größte Verlegenheit gerathen mußte."

„Hören Sie, wie sich unser Jude aus dieser Schlinge gezogen hat. Er erzählte dem Sultan eine Geschichte, die ungefähr folgendermaßen lautete. Vor Jahren lebte ein reicher Mann, der drei Söhne besaß, welche er gleich lieb hatte. Unter den Schätzen, mit denen ihn der Himmel gesegnet hatte, befand sich auch ein kostbarer Ring, der die Eigenschaft hatte, daß er dem Besitzer Macht und Ansehn verlieh und ihn zugleich beliebt vor Gott und Menschen machte. Als der Vater sein Ende nahe fühlte, gerieth er in die größte Verlegenheit, indem er nicht wußte, welchem der drei Söhne er den Ring und mit ihm die ganze Erbschaft, wie es in der Familie bräuchlich war, lassen sollte, weil er alle Drei eben so sehr liebte und Keinen kränken wollte. Außerdem hatte er mit zärtlicher Schwachheit Jedem von ihnen diesen Wunderring schon früher zugesagt. Was nun beginnen? Da gerieth er auf einen Ausweg; er ließ von einem geschickten Meister noch zwei falsche Ringe anfertigen, die dem wahren so ähnlich waren, daß sie kein menschliches Auge und selbst er nicht zu unterscheiden vermochte. Als er nun auf dem Sterbebette lag, ließ er seine Söhne einzeln kommen, segnete sie und gab Jedem heimlich den Ring und somit das Anrecht auf die gesammte Erbschaft. Kaum hatte der Vater die Augen geschlossen, als jeder der Söhne die Erbschaft für sich beanspruchte, weil er sich im Besitz des Ringes wußte und diesen vorzeigte. Natürlich behauptete jeder, den echten Ring allein zu haben, und erklärte die andern beiden Brüder für Betrüger und Fälscher. Der Streit wurde immer heftiger und endlich kamen die Söhne überein, ihre Ansprüche vor dem Richter geltend zu machen. Dieser war ein weiser Mann und hörte sie ruhig an."

„Ich bin wirklich neugierig auf das Urtheil," bemerkte Professor Sulzer.

„Und ich kann es mir denken," sagte Satanof; „der weise Richter wird durch das Loos entschieden haben, da es nach meiner Meinung kein anderes Mittel gab."

„Dann wäre er der weise Richter nicht," meinte Mendelssohn mit sanftem Lächeln. „Irre ich nicht, so besaß der wahre Ring die Eigenschaft, den Besitzer beliebt vor Gott und Menschen zu machen. Dies Kennzeichen mußte nach meiner Ansicht den Ausschlag geben. Dem besten der Söhne gebührte die Erbschaft, demjenigen vor Allen, welcher sich durch sein Betragen als der Würdigste im Lauf der Zeit erwiesen."

„Und konnte der weise Richter nicht auch sagen: Eure Ringe sind alle drei nicht echt. Der echte Ring ging vermuthlich verloren? Und hiermit endet meine Geschichte, die ich dem Boccaccio entlehnt."

Als Lessing jetzt schwieg, waren alle Anwesende von seinen Worten tief ergriffen; erst nach einer längeren Pause brach der Dichter Ramler das allgemeine Stillschweigen.

„Und die Moral," fragte er ernst, „die Moral der Geschichte?"

„Liebet einander," entgegnete Mendelssohn, „beweist durch Duldung, Nachsicht und Menschenfreundlichkeit, daß Ihr den wahren Ring besitzt. Das soll von nun an unser einziges Streben sein."

„Ja!" rief Lessing mit einem sonst an ihm nicht gekannten Feuer. „Wir wollen insgesammt nach dem echten Ringe suchen, der, wie der weise Richter sagt, verloren gegangen ist. Die Liebe, welche schon Johannes gepredigt hat, soll unsere Führerin auf den richtigen Weg sein; die Toleranz uns zur Seite stehn. Ich verstehe freilich darunter nicht jene schwächliche, weichliche Nachsicht auch mit dem Schlechten und mit den Vorurtheilen der Menge. Gerade gegen diese müssen wir mit aller uns zu Gebote stehenden Kraft ankämpfen. Unsere Bundesgenossin aber soll die Wissenschaft werden, welche in Deutschland aus dem Todesschlaf erwacht, die Fackel schwingt, vor der die Nachteulen und Fledermäuse des Aberglaubens, der Verfolgungssucht und der geistigen Inquisition fliehen müssen. Dann wird die Zeit kommen, die Zeit der Vollendung, der nach meinem festen Glauben die Menschheit trotz aller Hemmungen und Hindernisse unaufhaltsam entgegengeht, die Zeit eines neuen Evangeliums für Alle, zu welcher Religion sie sich auch äußerlich bekennen mögen."

„Amen!" rief Mendelssohn mit gefalteten Händen und mit seinen Blicken an den Lippen des Freundes hängend.

„Und der Messias?" fragte Rabbi Satanof hartnäckig. „Der Messias, wird er dann kommen?"

„Jene Zeit bringt Allen und auch den Juden sicher die Erlösung," entgegnete der weise Moses lächelnd. „Der Messias wird nicht ausbleiben, mein lieber Freund!"

„Ich verstehe Euch jetzt," antwortete der Jude. „Unser Messias heißt Liebe mit Wissen verbunden und dort Herr Lessing ist sein Verkündiger. Mir ist's, als hätt' ich ein Gesicht gehabt, als wäre der Geist des Ewigen hier unter uns."

Lessing nahm die Hand des Rabbi, die ihm dieser hinreichte, und drückte sie; als er die seinige zurückzog, glänzte sie von einer Thräne, die der Jude darauf fallen ließ.

Einige Jahre später hat Lessing die „Geschichte der drei Ringe" zu einem Drama benutzt, das seinen Namen unsterblich gemacht hat. Nathan der Weise war sein Freund Mendelssohn, der ihm die Umrisse zu diesem herrlichen Charakter lieferte; Rabbi Isaak Satanof aber wurde von dem Dichter in der Figur des ehrlichen Schach spielenden Derwisch gezeichnet.

Max Ring.

Blätter und Blüthen.

Aus den holsteinischen Marschen. II. Wie das Land, so die Leute. Beide stehen in genauester Wechselbeziehung. Fruchtbar, unerschöpflich an Ergiebigkeit ist der Boden der Marsch und kräftig, gesund, blühend der Menschenschlag, der auf ihr wohnt. Der nationale Charakter ist bei den holsteinischen Marschbewohnern vielleicht mit am reinsten und bestimmtesten unter allen deutschen Stämmen erhalten. Blonde Haare, blaue Augen, breite Schultern, starke Flanken, die Nase in der Regel wohlgeformt, mehr groß, als klein. Stumpfnäschen sieht man selbst beim weiblichen Geschlecht selten. Ich erinnerte mich, als ich diese holsteinischen Gesichter sah, lebhaft der interessanten Beobachtungen, die Arndt in seinen

Digitized by Google

„Wandlungen und Wanderungen mit dem Freiherrn von Stein“ über die charakteristische Verschiedenheit der deutschen und russischen Physiognomien macht. Die russischen Nasen nennt er breite, unförmliche Fleischklumpen, flach und platt in's Gesicht geklebt, im schärfsten Gegensatz zu der bestimmten, scharf begrenzten, hervortretenden Nasenbildung der germanischen Race. — Das weibliche Geschlecht in den Mar schensteht den Männern an körperlicher Tüchtigkeit nicht nach. Frauen und Mädchen blühen und strotzen von Kraft und Gesundheit und wenn sie im Durchschnitt auch mehr feste, derbe Figuren, als zarte, ätherische Erscheinungen sind, so findet man doch auch nicht unter ihnen jene bleich- und schwindsüchtigen Gestalten, wie sie anderwärts nur zu zahlreich unter der Frauenwelt zu erblicken. Eine allerdings nicht gerade schöne Eigenthümlichkeit der Frauen und Mädchen aus der Marsch ist, daß sie fast durchgängig große Füße haben, eine Specialität, an welcher der fette, schwere Marschboden, in welchem sich, besonders nach dem Regen, der Fuß beim Gehen platt und breit drückt, Schuld sein soll. Diese Eigenthümlichkeit des Bodens mag auch wohl — wie hier gleich bemerkt werden mag — den so häufigen Gebrauch des hohen, schweren Holzpantoffels, wie er auch von dem Bauer in Frankreich und Belgien getragen wird, verursacht haben. Niemals ist mir das abscheuliche Geklapper der Holzpantoffeln häufiger vorgekommen, als in den holsteinischen Marschen, wo sie von Jung und Alt auf dem Lande und auch von den ärmeren Classen in der Stadt durchgängig getragen werden.

Der Hauptgrund dieser kräftigen Gesundheit liegt wohl vor Allem in der reichlichen und nahrhaften Kost, welche die Marschbewohner genießen. Zum Frühstück Grütze und Klöße mit Speck, zu Mittag wieder Speck, wieder Klöße, dann Rindfleisch, Fische in Butter gebraten, Kartoffeln, Grütze und wieder Speck: das ist so die Kost der Bauern in der Marsch, wozu als Modulation vielleicht einmal eine Fruchtsuppe oder Buttermilchsuppe mit Klümpen oder Klößen tritt. Im Durchschnitt werden die Speisen sehr fett zubereitet und zu einem Gericht Bohnen (sogen. Pferdebohnen), welches vielleicht für drei Personen bestimmt ist, kommt sicherlich ein Pfund Speck. Das Brod, das eigentliche Schwarzbrod, ähnelt dem westphälischen Pumpernickel; das Korn wird nur geschroten und dann verbacken. Es sieht schwärzer aus, als das Commißbrod unserer Soldaten, ist zwar etwas schwer zu verdauen — für einen mitteldeutschen Magen nämlich — doch trotzdem wohlschmeckend und man gewöhnt sich auch leicht an den Genuß desselben. Häufig wird dazu, wie überhaupt in Norddeutschland, feines weißes Brod gegessen, so daß die Grundlage ein Stück Schwarzbrod bildet, worauf eine Lage Butter oder ein Stück Speck, auch Schinken kommt, und ein Stück weißes Brod den Schluß macht. Auf eine Entbehrung muß man sich in den Marschen gefaßt machen, auf den Mangel an gutem Trinkwasser, von Bier nicht zu reden, denn das, was man unter diesem Namen braut, kann von einem Menschen, der nur einmal in seinem Leben gutes Bier getrunken, nicht über die Lippen gebracht werden. Aber dieser Trinkwassermangel ist für den, welcher aus einer quellenreichen Gegend kommt, in der That sehr empfindlich. Quellen mit gutem Trinkwasser gibt es in den Marschen sehr wenige, man muß daher zu dem Hülfsmittel seine Zuflucht nehmen, das schon die Patriarchen des alten Testamentes anwendeten und das noch heute im Orient, der Natur der Sache nach, gebräuchlich: zum Cisternenwasser. Wohlhabendere filtriren dieses Wasser durch Tropfsteine, die arbeitenden Classen im engeren Sinne aber trinken es, wie es eben aus der Cisterne kommt. Im Winter mag dies noch hingehen, aber im Sommer, wenn die Juli- und Augustsonne mit einer Gluthhitze von 25—27 Grad R. auf diesem Cisternenwasser gebrütet, ist es ein ganz abscheuliches Getränk. Und selbst dieses Cisternenwasser war in diesem jetzigen, anfangs so heißen und trockenen, regenarmen Sommer so kostbar und selten, daß in Dithmarschen dieses Wasser förmlich unter Aufsicht vertheilt wurde.

Durstige Herzen müssen sich in den Marschen mit dem landesüblichen Thee, mit Milch und Tropfsteinwasser, das sie mit Rothwein, Cognac, Rum ꝛc. vermischen können, begnügen. Die letztgenannten Spirituosen, sowie die französischen Weine sind in den Marschen wohlfeiler, als im Zollvereinsgebiet, da die von der dänischen Regierung davon erhobene Steuer eine bedeutend niedrigere ist, als die zollvereinsländische. — Die eigentliche Industrie ist unbedeutend in den Marschgegenden; Handel, Schifffahrt und Ackerbau nebst Viehzucht sind die vorherrschenden Berufsarten. Wenn man von Ackerbau und Viehzucht spricht, denken wir in Mittel- und Süddeutschland zugleich an Dörfer, große geschlossene ländliche Ortschaften. Diese findet man in den Marschen nicht. Jeder Bauer oder Hofbesitzer hat sein alleinstehendes Haus, um welches dicht herum seine Grundstücke, Aecker und Wiesen liegen, und ihn dadurch von dem vielleicht eine Viertel- oder halbe Stunde weit entfernt wohnenden Nachbar isoliren. Eine vielleicht halb- oder ganzstündige Entfernung der Grundstücke vom eigentlichen Bauerhofe, wie es in vielen unserer ländlichen Districte vorkommt, ist dort schon wegen der Bodenbeschaffenheit, die ein weites Fahren mit schwerbeladenem Wagen ungemein beschwerlich und mühsam macht, nicht üblich. Das Haus, der Hof selbst ist ein Muster von Reinlichkeit, und wir übertreiben nicht, wenn wir sagen, daß in manchen Bauerhöfen die Stalldiele, zu deren beiden Seiten die Ställe mit den Futterkästen hinlaufen, und die zugleich als Tenne zum Ausdreschen des Getreides dient, so blank und reinlich aussieht, wie in vielen andern Gegenden die Wohnzimmer der Menschen nicht. Das oft wüste, liederliche Durcheinander so vieler Bauerhöfe kennt man dort nicht, es herrscht eine fast holländische Ordnung und Reinlichkeit, die beim ersten Anblick in's Auge springt. Unter den Landleuten selbst trifft man sehr viele gebildete Männer mit scharfem, praktischem Verstand, die neben ihrem Platt, das sie im gewöhnlichen Verkehr sprechen, auch das schönste und reinste Hochdeutsch reden, besser, als mancher elegante Spaziergänger der Brühl'schen Terrasse, der das „beste Deitsch“ zu reden glaubt, weil er in „dem scheenen Träsden“ das Licht der Welt erblickt hat. Doch von der Sitte, Bildung und dem innern Wesen des Volks wollen wir in unserm dritten und letzten Bericht erzählen. K. Wtg.

Ein delphisches Orakel im neunzehnten Jahrhundert. In dem protestantischen Rom, wie die stolzen Genfer ihre Stadt einst nannten, hat in diesem unserm aufgeklärten Jahrhundert jenes allbekannte und wieder verschollene Experiment, Holz mit animalischer Elektricität zu durchdringen, das Tischrücken nämlich, einen so mächtigen Eindruck auf einige ihrer guten Bürger gemacht, daß sie darin einen übernatürlichen Einfluß zu erkennen vermeinen.

Gestützt auf einen Ausspruch des alten Testamentes, wonach eine Zeit kommen solle, in welcher selbst die Hölzer reden würden, glauben sie, daß der Geist Gottes sich auf diese Weise fort und fort offenbare, und haben dem seine Orakel verkündenden Tisch als göttlichem Organ einen bestimmten Cultus gewidmet.

Gering freilich ist die Zahl dieser Gläubigen, die den gebildeten Ständen angehören, aber sie hoffen, daß das neue Licht sich weiter verbreiten werde, und halten sich ihres Glaubens willen für keine schlechteren Christen, als Andere. In ihrem Versammlungssaale steht ein runder Tisch von Mahagoniholz mit einem Psychograph versehen, auf welchen ringsum die Buchstaben des Alphabetes eingeschoben werden. Die Gemeinde beginnt mit einem Gebet, in welchem der göttliche Geist angefleht wird, dann legen sie die Hände auf und sobald der Tisch in Bewegung gesetzt ist, stellt der Vorsteher, Mr. de M., die Frage, ob er gestatte, heute durch ihn den Ausspruch Gottes zu vernehmen? worauf er sich nun entweder bejahend neigt oder sich, falls er die Gemüthsverfassung der Versammlung nicht für geeignet hält, verneinend schüttelt.

In ersterem Falle kann dann jedes Mitglied seine Fragen, überweltliche Interessen berührend, an ihn richten. Selten jedoch erfolgen darauf kurze und bündige Antworten, sondern das Orakel läßt es sich sehr angelegen sein, die Gewissen seiner Gläubigen durch Dictiren langer Strafpredigten zu erschüttern, und der Bläße auf den Gesichtern der sündigen Frager nach zu schließen, verfehlen sie auch ihre Wirkung keineswegs. Mitunter begeistert sich auch der Tisch zum Dictiren frommer Dichtungen, sechs bis acht Verse lang und im besten Rhythmus, in welchen er göttliche Geheimnisse verkündet.

Der oder die von der Versammlung bestimmte Schreiber oder Schreiberin muß allerdings viel Uebung haben, um mit dem Psychographen gleichen Schritt zu halten, denn „der geheiligte Finger“ arbeitet rasch.

Mitunter werden jedoch auch weltliche Angelegenheiten dem Ausspruch des Orakels unterbreitet. Ein junges Mädchen, die Tochter eines der Gründer der Secte, fügte sich ganz gegen ihre Neigung in den also verkündeten Willen des Himmels, ihre Hand einem eifrigen Jünger dieser neuen Lehre zu reichen.

Auch an den im Jahre 1857 verkündeten Untergang der Welt glaubte die Gemeinde so fest, daß ihr reichstes Mitglied bereitwillig seine Börse zum allgemeinen Besten öffnete. Wie sich das Orakel aus der Affaire gezogen, als die Welt doch nicht unterging, ist freilich dem Laien ein Geheimniß geblieben.

Ein polnischer Arzt und Magnetiseur, der eine seiner fremden Patientinnen, eine Dame von Distinction, für diese Sache zu gewinnen hoffte, führte dieselbe in die Versammlung ein, die alsbald erkannte, wie besonders befähigt die Dame sei, in unmittelbaren Verkehr mit den himmlischen Mächten zu treten, und ihr einige Fragen zu thun gestattete. Darauf eingehend, stellte die Neophytin nur die Bedingung, daß ihr der Tisch auf englisch antworte, da es ja dem göttlichen Geist gleich sein müsse, in welcher Sprache er rede. Das Orakel jedoch schien eben so wenig, wie Jemand aus der Versammlung, dieser Sprache mächtig, und da man darauf nicht einging, blieb Jene unerleuchtet und unbekehrt.

Wenn man aber aus dem Umstande, daß eine solche religiöse Verirrung in Genf geduldet wird, schließen wollte, daß sie darum auch gebilligt werde, so wäre dies ein großer Irrthum. Im Gegentheil möchten sich vor jedem Mitglied der Tischrücker-Secte alle Thüren der Genfer Patricierfamilien schließen, so wie vermuthlich die aller vernünftigen Menschen, denen das Christenthum eine Wahrheit geworden ist.

Mit dem 1. October begann ein neues Quartal der bei **Ernst Keil** in Leipzig erscheinenden Zeitschrift:

„Aus der Fremde.“ Wochenschrift für Natur- und Menschenkunde der außereuropäischen Welt,

redigirt von **A. Diezmann,**

Wöchentlich ein Bogen mit und ohne Illustrationen. Vierteljährlich 16 Ngr.

Unsere Zeitschrift beschäftigt sich mit Land und Leuten weit und breit, auf dem ganzen Erdenrunde. Sie gibt **nicht** Erdichtetes, sondern Wahrheit, aber, was sie erzählt, bestätigt gar oft den altbewährten Spruch: „Wirklichkeit ist seltsamer als Dichtung.“ Sie gibt **nicht** trockne Reiseberichte; sie beschreibt vielmehr Erlebnisse in der pikantesten und kleidet ihre Schilderungen in die eleganteste und anmuthigste Form; denn, was gelesen zu werden verdient, soll auch angenehm zu lesen sein. Ihr Feuilleton ist stets reich und neu. — Die große Verbreitung, welche die „Fremde“ seit ihrem kurzen Bestehen gefunden hat, beweist am besten die Gediegenheit des Blattes.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

No. 41. Die Gartenlaube. 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure **F. Stolle** u. **A. Diezmann.**

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Kirchhofsgeheimniß.

Mitgetheilt vom Verfaſſer der „neuen deutſchen Zeitbilder."

(Fortſetzung.)

Was ich von dem Wirth erfahren, hatte mir wenigſtens eine beſtimmte Richtung angezeigt, in welcher ich weiter nachforſchen konnte. Und nachforſchen mußte ich. Meine Begierde, das Räthſel zu löſen, das mir ſo ſeltſam, ſo nahe entgegengetreten war, war eine zu brennende geweſen, als daß ich nicht die möglichen Verſuche zu ſeiner Löſung hätte machen ſollen. Ich konnte dieſe nur im Amte ſelbſt finden.

Die Aemter zu beſuchen, mich mit den Beamten zu unterhalten, das war übrigens gerade der Hauptzweck meiner Reiſe; dadurch lernte ich am beſten, am gründlichſten meine künftige Domaine kennen. Sodann konnte vielleicht der Amtmann mir Auskunft über Nettchen Thalmann, die Freundin meiner Mutter, geben.

Ich machte mich auf den Weg zum Amte.

Vor allen Dingen mußte ich mir bei hellem Tage genau den Schauplatz meines Nachtabenteuers anſehen. Ich ging denſelben Weg zurück, den ich geſtern Abend gekommen war; ſo konnte ich mich am beſten wieder hinfinden.

Das Amt, das ehemalige Kloſter, lag einige hundert Schritte vor dem Städtchen. Es beſtand aus mehreren weitläufigen Gebäuden; den Mittelpunkt bildete das alte Kloſtergebäude ſelbſt. Es war ein langes, dreiſtöckiges Gebäude mit unzähligen Fenſtern und einem hohen, ſpitzen Schieferdache. Ihm gegenüber lag eine alte, verfallene Kirche, auf der ein dicker, noch wohl erhaltener Thurm ſtand. Rechts vom Kloſter lagen einige Wirthſchaftshäuſer, hinter ihm ein ziemlich großer Garten. Die ſämmtlichen Gebäude waren mit einer hohen, grauen Mauer umgeben. Sie umſchloß nur nicht den Garten, der von einer lebendigen Taxushecke eingefaßt war, und nicht die Kirche, die nach außen ganz frei lag. Dieſe äußere, freie Seite der Kirche ſtieß unmittelbar auf den Kirchhof. Das Ende des Kirchhofes war durch die Taxushecke von dem Ende des Kloſtergartens getrennt.

Der Kirchhof war wüſt und verfallen, wie ich ihn ſchon in der Nacht geſehen hatte. Er war ſchon ſeit vielen Jahren nicht mehr gebraucht. Auf den alten, hohen Gräbern wuchſen Neſſeln und anderes Unkraut, manche waren ganz eingefallen; Dornen und wildes Strauchwerk aller Art wucherte und rankte überall zwiſchen den Gräbern umher.

Ich ſuchte vergeblich irgend eine Stelle, an der ich mich in der Nacht befunden haben möchte. Ich war in zu großer Dunkelheit dageweſen und jede Stelle des Kirchhofs war beinahe wie die anderen; überall Gräber, Neſſeln, Strauchwerk.

Mein eigentliches Abenteuer hatte ich in der Nähe einer Mauer gehabt. Es war nur jene Einfaſſungsmauer des Kloſters da. Sie lief eine weite Strecke an dem Kirchhofe entlang bis zu der Taxushecke des Gartens. Ich verfolgte ſie hin und her, ſie lief immer gerade, ich konnte aber nirgends, weder an ihr ſelbſt, noch in ihrer Nähe, auf dem Kirchhofe einen Platz finden, von dem ich nur mit Wahrſcheinlichkeit hätte ſagen können, gerade dort ſei das Wehklagen geweſen, ſei der Schatten an mir vorübergehuſcht, ſei der Schließer mit ſeinem Hunde mir erſchienen.

Am auffallendſten war mir, daß die Mauer keinen einzigen Ein- oder Ausgang hatte. Woher waren der Schließer und ſein Hund auf den Kirchhof gekommen, daß ſie ſchon ſo bald nach meinem Rufen und ſo plötzlich, wie aus der Erde hervorgeſchoſſen, hatten vor mir ſtehen können?

Sie konnten aus der Kirche gekommen ſein, denn dieſe hatte zwei Thüren nach dem Kirchhofe hin, ein großes Portal und eine kleinere Seitenthür. Aber das Portal — ich beſichtigte es genau — war überall mit Spinnengeweben umhangen, als ob es ſeit einem halben Jahrhundert nicht geöffnet worden ſei, und das Seitenpförtchen, wahrſcheinlich zu der alten Sacriſtei der Kirche führend, war, obwohl verſchloſſen, zum Ueberfluß noch mit Bretern vernagelt. Abgeſehen davon, hatte ich in der Nacht nicht das geringſte Geräuſch des Oeffnens einer Thür vernommen.

Es blieb die Gartenhecke. Ich beſichtigte auch dieſe genau, fand aber keine Thür darin. Die Zweige des Taxus waren überall dicht verſchlungen. Aber die Stämme ſtanden dennoch mitunter weit genug von einander, daß Jemand einen Weg durch die Hecke hätte finden können; daher konnte der Schließer gekommen ſein. Unerklärlich blieb dann freilich, daß ich ſein Näherkommen nicht früher vernommen hatte, als bis er ſchon dicht vor mir war. Der Weg von der Hecke war von Hunderten wilder und rankender Dornen und Brombeerſträucher durchſchnitten.

Es blieb Alles für mich räthſelhaft, wie es geweſen war.

Und ein neues Räthſel kam hinzu.

Ich war an der Taxushecke des Gartens ein paar Mal auf- und abgegangen, ſinnend, manchmal ſtehen bleibend. Ich ſchritt noch einmal an ihr entlang und diesmal kehrte ich nicht an ihrem Ende um, ſondern ging weiter. Ich war raſch gegangen und ſtand auf einmal jenſeits ihres letzten Stammes, als ich plötzlich ein ſonderbares Bild vor mir ſah.

Mit der Taxushecke ging dort auch der Kirchhof zu Ende. Die Hecke lief in einen kleinen, ſcharfen Winkel, und in demſelben befand ſich ein Pförtchen, aus dem Amts- oder Kloſtergarten auf

den Kirchhof führend. An dem Pförtchen standen zwei Personen. Die eine war ein junges Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren, ihrer Kleidung nach den höheren Ständen angehörend. Sie war das Bild eines schönen Kindes in jenem so nahe an der Jungfrau stehenden Alter. Aber die schönen, feinen, sanften Züge bedeckte Blässe und in den großen, blauen Augen lag unverkennbar eine tiefe Trauer. Bei ihr war ein junger Mensch. Seine Kleidung war sehr einfach, wenngleich nicht geradezu ärmlich. Er konnte sechzehn, vielleicht auch siebzehn Jahre zählen. Es war eine jener unglücklichen, langen, schmalen Gestalten mit eingefallener Brust, die in dem genannten Alter plötzlich in die Höhe geschossen sind, meist, um früh nach wenigen Jahren ineinander zu knicken und in das Grab zu sinken. Dem entsprach auch sein Gesicht. Es war fahl, die Augen waren hohl, der Blick war matt; über dem Ganzen lag überhaupt eine tiefe Melancholie. Kannte der junge Mensch das traurige Schicksal, das ihm bevorstand? Oder was machte ihn sonst so traurig?

Die beiden jungen Leute hatten sich tief in den Winkel gedrückt, als ich auf einmal vor ihnen stand. Sie erschraken sichtlich, als sie mich bemerkten; sie wurden verlegen und wußten nicht, wohin sie ihre Blicke wenden sollten. Ihr Erschrecken und ihre Verlegenheit that sich in einer Weise kund, daß es mir nicht zweifelhaft blieb, daß ich von ihnen schon vorher beobachtet worden sei, und gerade, daß sie mich beobachtet hatten, sollte ich nicht gewahr werden.

Auf einmal schoß es mir wie eine Ahnung, dann wie eine dunkle Erinnerung, dann wie ein klarer, fertiger Gedanke durch den Kopf: der junge Mensch war der lange, hagere Schatten, der in der vergangenen Nacht auf dem Kirchhofe an mir vorüber geflogen war. Auch er hatte mich erkannt und seiner Begleiterin von mir erzählt; Beide hatten mich mit ihren neugierigen Blicken verfolgt und, als ich mich ihnen nahete, sich eilig in den Winkel geflüchtet; sie erschraken auf den Tod, als ich sie dort plötzlich ertappte.

Woher mir das Alles gewiß war? Ich hatte in der Dunkelheit der Nacht keinen Zug eines Gesichtes wahrnehmen, sondern nur flüchtig einen Schatten sehen können. Wie konnte ich den jungen Menschen wieder erkennen? Ich wußte es nicht, aber daß er es war, stand fest in mir, fest, wie so manche Ueberzeugung, für die wir uns eben nur auf unseren Glauben berufen können. Es ist uns gewiß, wir können uns gar nicht denken, daß es möglicher Weise anders sein könne, und doch ist es eben nur unser Inneres, unser innerer Glaube, der es uns versichert.

Aber was hatte den jungen Menschen in der Nacht auf den Kirchhof geführt? Was hatte er dort gethan? Warum war er vor mir geflohen? Warum erschrak er auch jetzt so heftig, als er mich, als ich ihn wiedersah? Warum war auch das Mädchen an seiner Seite so erschrocken?

Wer waren sie? Warum waren sie Beide so traurig? Die bloße Neugierde macht sonst nicht traurig.

Ich war ohne Antwort auf meine Frage, wie ich in der Nacht vorher meine vielen Fragen mir nicht hatte beantworten können. Ich verließ Beide, denn ich konnte sie ohne Zudringlichkeit und Unhöflichkeit nicht anreden.

Ich ging zum Kloster oder „auf das Amt", wie man im Städtchen gesagt hatte; dort mußte ich der Auflösung des Räthsels, oder der Räthsel, näher kommen. Kam sie mir nicht von selbst entgegen, so mußte ich sie suchen, gerades Weges oder auf Umwegen, wie es sich traf. Hatte ich nicht gar eine Verpflichtung, selbst eine beamtliche Verpflichtung dazu? Der Gedanke an die Gefängnisse des Amtes wollte mich nicht verlassen. Wie, wenn das Geheimniß mit einem Verbrechen, mit einem amtlichen Verbrechen zusammenhing? Ich machte meinen Plan des Forschens. Ich ließ mich bei dem Amtmann, dem Chef des Amtes, melden.

Wie war ein solcher Amtmann in jener Zeit ein ganz anderer Mann, als gegenwärtig der Director eines Gerichtes! Er war wie ein Souverain, wie ein Autokrat in seinem Amtssprengel. Justiz und Verwaltung waren verbunden, aber nur erst in seinen Händen; die Behörden über ihm waren andere für die Justiz, andere für die Verwaltung. So konnte jeder seiner Vorgesetzten ihn nur theilweise controliren. Eigentlich gar nicht; denn wo hörte in einer und derselben Hand die Verwaltung auf, wo fing die Justiz an? Zudem war damals die Zeit der amtlichen Controlen noch nicht; von oben controlirte daher in der That Niemand. Wer von oben nicht controlirt wurde, konnte nach unten hin thun und nicht thun, was er wollte. Was halfen Beschwerden von unten ohne Controle von oben? Und wer wollte sich auch über den gestrengen Amtmann beschweren, der, als Justizamtmann angeklagt, die Anklage zehn Mal als Rentamtmann entgelten ließ, und umgekehrt?

Der Amtmann in Z. war ein vornehmer, strenger Mann; das zeigten seine stolzen, ruhigen, strengen Mienen, seine sorgfältige Kleidung und seine gemessenen Bewegungen.

Ein paar Säckchen unter den Augen, eine feine Röthe auf den nicht mehr ganz festen Wangen, eine trotz aller Gemessenheit hervorblickende Leichtigkeit des Benehmens schienen aber auch anzuzeigen, daß er früher ein Lebemann gewesen war, daß er es zu Zeiten vielleicht noch jetzt war.

Er empfing mich mit jener verbindlichen und doch zurückhaltenden, etwas herablassenden Höflichkeit des gebildeten und humanen höheren Beamten, gegenüber dem jüngeren, dem er dadurch ausspricht: Du stehst zwar jetzt noch weit unter mir, allein du bist ein wissenschaftlich gebildeter Mensch, ganz wie ich, und du kannst künftig noch einmal mein College, gar mein Vorgesetzter werden.

Indeß diesem vornehmen, kalten und gemessenen Manne durfte ich nicht von einer Rundreise in meiner künftigen Domaine sprechen.

„Herr Amtmann," sagte ich zu ihm, „ich benutze die Gerichtsferien zur Befriedigung eines lange gehegten Wunsches. Die Theorie allein macht nicht einen praktischen Beamten. Einseitigkeit in der praktischen Ausbildung macht nur einen einseitigen Praktiker. Ich wünsche daher für meinen künftigen Beruf mich dadurch mehr auszubilden, daß ich soviel als möglich den Geschäftsgang der Behörden in allen Theilen unseres Landes kennen zu lernen suche. Hätten Sie die Güte, mir zu gestatten, daß ich mich von den geschäftlichen Einrichtungen informiren darf, die Sie an dem hiesigen Amte getroffen haben?"

Er ging mit großer Bereitwilligkeit auf meine Bitte ein, führte mich selbst durch die Geschäftszimmer und zeigte und erläuterte mir den Mechanismus, den er in den einzelnen Geschäftszweigen eingeführt hatte.

Ich fand überall eine strenge, musterhafte Ordnung. Wäre er Monate lang auf die umständlichste amtliche Geschäftsrevision eines Vorgesetzten vorbereitet gewesen, die Ordnung hätte nicht größer, nicht strenger sein können. Jedes Actenstück war auf seinem Platze; kein Journal, keine Liste zeigte einen Rest an und jeder Beamte war in seiner Thätigkeit.

In dem Gange vor einer Terminstube stand ein Mensch, der zu warten schien.

„Was macht Ihr hier?" redete ihn der Amtmann an.

„Ich habe einen Termin bei dem Herrn Assessor."

„Auf welche Zeit seid Ihr bestellt?"

„Zu neun Uhr."

„Es ist jetzt ein Viertel über neun."

„Der Herr Assessor habe noch andere Geschäfte, wurde mir gesagt."

Der Amtmann öffnete die Thür des Terminzimmers.

„Herr Assessor, Sie haben den Mann auf neun Uhr bestellt?"

Der Assessor wurde verlegen.

„Ich war gerade bei einer dringenden Arbeit, die ich nicht unterbrechen mochte."

„Der Mann hat vielleicht eine noch dringendere Arbeit unterbrechen müssen, um zur bestimmten Zeit hier zu sein. Die Eingesessenen sind nicht um der Beamten willen, die Beamten sind um der Eingesessenen willen da."

Der Assessor mußte auf der Stelle den Mann abfertigen.

In dem Cassenzimmer hatte der Rendant Streit mit einem Landmanne. Der Mann wollte eine Zahlung leisten und der Beamte wollte sie nicht annehmen, weil sie erst nach den Ferien fällig sei.

„Aber ich müßte dann nochmals einen Weg von drei Meilen machen," sagte der Landmann.

„Aber ich habe das Reglement für mich," sagte der Beamte.

In diesem Augenblicke trat der Amtmann ein.

„Sie nehmen die Zahlung an," befahl er kurz dem Rendanten. „Auf das Reglement darf der Beamte zu seiner Bequemlichkeit sich nie berufen."

In einem anderen Zimmer verlangte ein Bauer von dem Beamten, sofort mit einer Klage gegen seinen Nachbar zu Protokoll vernommen zu werden.

Der Beamte bedeutete ihn, er müſſe nach den Ferien wiederkommen.

Der Amtmann ſah den Bauer an.

„Ihr ſeid ein täglicher, unnützer Querulant am Gerichte; mit Euch wird nach der Strenge verfahren. Fort!“

Der Bauer ging.

Das waren kleine, an ſich unbedeutende Züge, aber ſie zeigten die ſtrenge und zugleich gerechte Herrſchaft des Amtmanns. Niemand hatte gewagt, ſeinen ſtets eben ſo kurzen wie entſchiedenen Befehlen auch nur die Miene eines Widerſpruches entgegenzuſetzen. Es folgte ihnen ſtets ein ſofortiger, unbedingter Gehorſam.

Deſto mehr ſollte ein anderer Vorfall mich überraſchen.

Wir kamen in die Kanzleiſtube des Gerichts. Die Schreiber ſaßen emſig beim Schreiben; kein Platz an den langen Tiſchen war leer. Im Hintergrunde ſaß an ſeinem Bureau der Actuarius, der Inſpector der Kanzlei. Er ſaß auf einem erhöhten Platze, ſo daß er ſtets die ſämmtlichen Schreiber und ihre Thätigkeit überwachen konnte.

Unter den Schreibern fiel mir gleich beim Eintritt in das Zimmer ein Geſicht auf; es war lang, blaß, hohl, kränklich. Es war der junge Menſch, den ich eine halbe Stunde vorher in Geſellſchaft des ſchönen jungen Mädchens an der Taxushecke neben dem Kirchhofe geſehen hatte, von dem ich überzeugt war, daß er in der vergangenen Nacht in ſo räthſelhafter Weiſe mit mir auf dem Kirchhofe geweſen ſei.

Er ſchrieb emſig, wie die Anderen, als ich eintrat. Als er ſich dann aber, ebenfalls gleich den Anderen, mit einer natürlichen Neugierde halb ſcheu nach den Eintretenden umgeſehen und mich erblickt hatte, wurde ſein Geſicht plötzlich fahler und die Feder in ſeiner Hand wollte auf dem Papiere nicht mehr vorwärts gleiten; die Hand ſchien ihm zu zittern. Es fiel mir auf. Ich war indeß nicht der Einzige, der es bemerkt hatte; auch der wachſame Actuar ſah es.

Dieſer Mann war ein ſonderbares Männchen, noch ziemlich jung, klein, rund, mit rothen Haaren, mit noch rötherem Geſicht, mit fliegenden und ſtechenden Augen, mit dem Ausdrucke des ſteten ärgerlichen, verdrießlichen, verbiſſenen Keifens.

Er war mit großer Ehrerbietung aufgeſtanden, als der Amtmann mit mir eintrat. Er hatte mit der ehrfurchtsvollſten Dienſtfertigkeit die Journale, Liſten und Bücher herbeigeholt, die der Amtmann mir zeigen wollte. Er hatte aber dabei keine Secunde lang die Schreiber aus den Augen gelaſſen, und es war ihm alſo auch nicht entgangen, daß der blaſſe, kränkliche junge Menſch nicht mehr ſchrieb. Sein Geſicht wurde röther, ſeine Lippen biſſen ſich feſter aufeinander; lange konnte er ſeinen Aerger, ſeinen Ingrimm nicht in ſich verſchließen.

Während der Amtmann die Bücher mit mir durchging, trat er an den Schreibertiſch zu dem jungen Manne.

„Warum ſchreibſt Du nicht?“ ſagte er zu ihm, leiſe, aus Reſpect vor dem Vorgeſetzten, obwohl zitternd vor Zorn.

„Mir iſt unwohl,“ antwortete der kränkliche Menſch mit einer kränklichen Stimme.

„Unwohl? Ja, ja, ich glaube es. Wenn man die Nacht herumläuft, dann kann man auch des Morgens nicht zur rechten Zeit in der Schreibſtube ſein.“

In das blaſſe Geſicht des jungen Menſchen ſchoß eine dunkle Röthe; nur einen Augenblick lang, dann war es blaſſer, als vorher.

Ich war aufmerkſamer geworden. Der Geſcholtene war in der Nacht herumgelaufen! War das nicht eine Beſtätigung ſeiner Anweſenheit auf dem Kirchhofe?

Er hatte dem Actuar nicht geantwortet. Dieſer fuhr fort:

„Aber es ſoll anders mit Dir werden. Ich werde Dich zur Anzeige bringen, und ich muß es, mein Gewiſſen fordert es von mir, der Dienſt.“

Er hatte ſeinem Gewiſſen, dem Dienſte ſchon Genüge geleiſtet. Er hatte, wohl abſichtlich, lauter geſprochen. Der Amtmann hatte die Worte gehört.

„Was gibt es da?“ fragte er, aber nicht mit der Strenge, die ich von dem gemeſſenen, ſtrengen Manne erwartet hatte; ſeine Stimme hatte vielmehr etwas Zurückhaltendes, das mir auffiel.

Der zornige Actuar aber hielt nicht zurück.

„Herr Amtmann,“ ſagte er eifrig, „der Brunner gibt mir wieder viele Veranlaſſung zu Klagen. Auch heute iſt er wieder zu ſpät zur Arbeit gekommen, erſt wenige Minuten, bevor der Herr Amtmann eintraten, und geſchrieben hat er ſeitdem faſt noch nichts.“

Durch das Geſicht des Amtmanns flog ein ſichtbarer Unmuth. Er blieb aber vollkommen ruhig, und wiederum ſprach er ohne Strenge, ſogar mit einem gewiſſen, obgleich ernſten Wohlwollen, diesmal zu dem blaſſen jungen Menſchen:

„Ich hoffe, Carl, ich höre keine fernern Klagen über Dich.“

Der Actuar aber wurde eifriger.

„Er will immer unwohl ſein, Herr Amtmann. Ja, er iſt es auch. Aber iſt es ein Wunder? Auch heute Nacht iſt er wieder nach Mitternacht nach Hauſe gekommen. Der Schließer hat es mir geſagt. Wo hat er ſich herumgetrieben? Er will keine Rede darüber ſtehen, auch nicht, warum er jetzt wieder über eine halbe Stunde zu ſpät gekommen iſt. Der Herr Amtmann behandeln ihn mit ſo vieler Güte, er verdient es nicht.“

Der Amtmann runzelte doch die Stirn, und ein wenig ſtrenger ſprach er zu dem jungen Schreiber:

„Carl, der Herr Actuar iſt Dein nächſter Vorgeſetzter, und Du wirſt ihm Auskunft darüber geben, warum Du die Zeit verſäumt haſt.“

Er wollte ſich damit wieder zu mir wenden, aber ein ſonderbarer Zufall hielt ihn zurück.

Der junge Schreiber hatte ſich nicht gerührt. Er hatte fortwährend ſtill vor ſich hingeblickt auf den Bogen Papier, der vor ihm lag, an dem er geſchrieben hatte, nicht genug nach der Meinung des dienſteifrigen Actuars. Auf einmal fielen dicke, langſame Thränen aus ſeinen Augen auf das Papier. Man konnte ſie fallen hören.

Unmittelbar vorher aber war plötzlich und haſtig eine Seitenthür aufgeriſſen, und in der Thür ſtand ein ſchönes Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren, mit hochgröthetem Geſichte, mit blitzenden, funkelnden Augen. Es war die Gefährtin des kränklichen jungen Mannes an der Taxushecke. Sie ſtand mitten in der Thür. Raſch, wie ſie dieſe aufgeriſſen, wollte ſie in das Zimmer ſtürzen. Da ſah ſie mich. Ihr Schritt hemmte ſich unwillkürlich, aber nur einen Augenblick. Was ſie vorhatte, wozu ihr Inneres mächtig, unwillkürlich ſie drängte, auch die Gegenwart des Fremden konnte ſie nicht davon zurückhalten.

Sie ſtürzte in die Stube, und ging auf den Amtmann zu. Ihr vom Zorn gerötheten Geſicht bekam zugleich den Ausdruck eines zwar heftigen, aber doch noch mehr edlen Stolzes.

„Vater,“ ſagte ſie zu dem Amtmann, „ich habe Alles gehört. Ja, ich habe gehorcht“ — ſie erhob ihr ſchönes Geſicht ſtolzer —; „Carl war bei mir, ich habe ihn zurückgehalten. Und ich weiß auch, wo er heute Nacht geweſen iſt. Nun weißt Du Alles.“

Nun weißt Du Alles!

Der Amtmann ſchien in der That Alles zu wiſſen. Eine Bläſſe flog über ſein Geſicht. Eine Verlegenheit machte ſeinen Blick ungewiß, freilich kaum eine Secunde lang. Er wußte ſich augenblicklich zu beherrſchen.

Aber ſeine Verwirrung kam mir doch ſo ſonderbar vor. Eine bloße Verlegenheit des Vaters, des Beamten, der durch die Heftigkeit ſeines Kindes in ſeinem Amte compromittirt wurde, war es nicht. Es lag ein anderer, ein tieferer Grund vor.

Das junge Mädchen, nachdem ſie die flüchtigen Worte zu dem Vater geſprochen hatte, wollte ſich wieder entfernen. Da ſah ſie, wie der junge Schreiber weinte. Seine Thränen fielen nicht mehr langſam, ſie fielen ſchneller, dichter auf das Papier.

Sie ging nicht zu der Thür; ſie flog auf ihn zu und nahm ſeine Hand.

„Weine nicht, Carl!“

Dann flog ſie zu ihrem Vater zurück.

„Vater, darf ich ihn mitnehmen? Er iſt ſo krank, ich weiß es.“

Sie ſchien Alles von dem jungen Menſchen zu wiſſen.

Der Amtmann runzelte wohl wieder die Stirn, aber er ſagte doch, obwohl diesmal mit mehr Ernſt als Wohlwollen:

„Carl, Du kannſt gehen.“

„Ich danke Dir, Vater!“ rief das Mädchen.

Sie flog wieder zu dem jungen Manne.

„Komm, Carl!“

Sie ergriff ſeine Hand, und verließ mit ihm das Zimmer. Ihre Augen ſtanden voll Thränen, während die des jungen Mannes ſich trockneten.

Es war ein ſonderbarer Zwiſchenfall geweſen. Dieſer heftige muthige Stolz des ſchönen jungen Mädchens, deſſen körperliche Entwickelung noch lange nicht die Jungfrau, noch vollkommen ein Kind

Digitized by Google

zeigte; dieser Stolz, der sich nicht um Formen und um Dienst, nicht um einen Fremden, nicht um die Schreiber kümmerte; dieser ungestüme Eifer, den jungen Freund zu beschützen, zu befreien; diese liebevolle, innige, hingebende Zärtlichkeit, die jeder Blick, jede Bewegung der Tochter des gestrengen Herrn Amtmanns für den kränklichen jungen Schreiber aussprach, das Alles war sehr seltsam, es war aber auch sehr ergreifend.

Und der Vater, der gestrenge und strenge Amtmann, unterwarf sich fast gehorsam den Forderungen, den Launen, den Eingriffen der Tochter! Welche eigenthümliche Verhältnisse lagen hier vor? Zwischen dem Mädchen und dem Schreiber! Zwischen dem Amtmann und den Beiden! —

Der Amtmann war taktvoll und vornehm genug, nach der Entfernung der Beiden kein Wort weiter über den Vorfall zu sprechen. Der Actuar kehrte etwas abgekühlt auf seinen Platz zurück.

Meine Besichtigung in der Kanzlei war zu Ende. Noch hatte ich für meinen besondern Zweck nichts gethan. Der kleine Zwischenfall hatte das Verlangen, ihn zu erreichen, lebendiger in mir gemacht. Ich mußte näher an ihn herantreten.

„Dürfte ich bitten, Herr Amtmann, mir auch die Gefängnisse des Amtes zeigen zu lassen? Ich interessire mich besonders für Criminal- und Gefängnißwesen."

Er zeigte auch hier dieselbe Bereitwilligkeit.

„Ich freue mich, jenes Interesse von Ihnen zu vernehmen," sagte er. „Unsere Juristen überhaupt vernachlässigen die Criminalrechtspflege; besonders die jüngeren. Der Richter und Advocat können in Civilsachen mehr Scharfsinn und mehr Rechtskenntnisse geltend machen, sagen sie. Als wenn Richter und Advocaten nur darum, und nicht zum Schutze des Rechtes Aller, wie jedes Einzelnen, da wären, und als wenn nicht gerade die Strafrechtspflege den Schutz der höchsten Güter des Menschen zu ihrem unmittelbaren Zwecke hätte!"

Er ließ durch einen Diener, der uns begleitete, den Schließer herbeirufen, um uns in die Gefängnisse zu führen.

„Haben Sie viele Gefangene?" fragte ich ihn unterdeß.

Er wußte die Zahl genau. Er nannte sie mir. Es waren einige dreißig.

„Sind schwere Verbrecher darunter?"

„Zur Zeit, Gott Lob, nicht. Die meisten sind kleine Diebe, Vaganten und dergleichen."

„Es sitzt also auch wohl keiner von ihnen seit längerer Zeit?"

„Länger als ein halbes Jahr keiner."

Es kam mir doch vor, als hätte ich bei der Antwort hinten in seinem Auge eine leise Spur von Mißtrauen gewahrt, das meine Frage geweckt haben mußte.

„Die verurtheilten Gefangenen," fuhr ich fort, „verbüßen ihre Strafe hier?"

„Mit Ausnahme schwerer Zuchthausstrafen."

Ich mußte meinem Ziele näher kommen.

„Ich habe," sagte ich, „aus Ihrer Aeußerung vorhin geschlossen, daß Sie der Criminalrechtspflege ein besonderes Interesse widmen."

„Gewiß," antwortete er. „Sie verdient es aus so manchen Ursachen. Von der Wichtigkeit der Güter, die sie schützt, sprach ich schon. Noch wichtiger ist mir der wohlthätige Einfluß, den der Criminalrichter auf den Verbrecher ausüben kann, wenn er sich daran gewöhnt, in diesem nicht mit der Menge einen verworfenen und verlorenen Bösewicht, sondern einen Unglücklichen zu sehen, den menschliches Behandeln, Mitleiden, Trösten und Belehren wieder aufrichten, wieder mit seinem Gotte, also auch wieder mit den Menschen versöhnen können."

Er sprach das mit so wahrem und warmem Gefühle, daß ich mich beinahe der Umwege schämte, auf denen ich bei einem Manne von so edlen Gesinnungen zum Ziele kommen wollte. Aber jene Spur von Mißtrauen in seinen Augen hatte mich stutzig gemacht.

„Sie haben Recht," sagte ich, „darin liegt eine erhabene Seite des Berufes des Criminalrichters. Und dagegen kommt allerdings nur in untergeordneten Betracht ein anderes Interesse, das ich noch hervorheben möchte. Ich meine das psychologische."

„O," entgegnete er; „es ist kein untergeordnetes. Nur der Criminalrichter wird seinem Berufe genügen können, der das menschliche Herz zu seinem Hauptstudium macht."

Auf diesen Gegenstand hatte ich kommen wollen,

„Sie haben wohl manche interessante psychologische Erfahrungen in Ihrer Praxis gemacht?"

„Welcher beobachtende Criminalrichter macht sie nicht!"

„Freilich wohl meist betrübende, der Heuchelei, der Simulationen aller Art, selbst des Wahnsinns —"

„Auch solche."

„Auch des wirklichen Wahnsinns, von dem Verbrechen erzeugt?"

„Auch ihn habe ich kennen gelernt."

„In neuerer Zeit?"

Die rasche Frage hatte ihn überrascht. Ich gewahrte wieder jenes Mißtrauen in seinem Auge. Ich war freilich etwas plump herausgeplatzt. Es wäre daher völlig verfehlt gewesen, wenn ich jetzt mein nächtliches Kirchhofsabenteuer hätte vorbringen wollen; ich mußte vielmehr für den Augenblick den Gegenstand des Gesprächs fallen lassen und konnte erst später wieder darauf zurückkommen.

Auch er hielt ihn nicht fest.

Mir fiel mein zweiter Zweck wieder ein, der Auftrag meiner Mutter. Ich fand kein Bedenken, die Frage nach der verschollenen Dame sofort vorzubringen, zumal da ich nicht die geringste Beziehung derselben auf den eben besprochenen Gegenstand sah.

„Darf ich mir eine völlig nicht hierher gehörige Frage erlauben?" begann ich.

„Ich bitte."

„Meine Mutter hatte mir den Auftrag gegeben, mich nach einer Jugendfreundin von ihr zu erkundigen, die hier wohnen soll. Im Städtchen konnte man mir keine Auskunft über sie ertheilen. Rettchen Thalmann ist ihr Tauf- und Geburtsname."

Welche plötzliche Veränderung war mit dem ruhigen, kalten, gemessenen Manne vorgegangen! Sein Gesicht war leichenblaß geworden, seine Augen glanzlos. Aber welche Gewalt hatte der Mann über sich!

Mein Auge hatte die Veränderung seines Gesichtes kaum mit einem flüchtigen Blicke auffassen können, da stand er schon wieder in seiner vollen Ruhe und Kälte und Gelassenheit da.

„Ich erinnere mich des Namens ebenfalls nicht," antwortete er mit fester und gleichgültiger Stimme.

„Sie soll hier an einen Mechanikus verheirathet gewesen sein."

Noch einmal schien es leise in ihm zu zucken; aber ruhig, wie eben, fragte er:

„Der Name des Mannes?"

„Er war eben meiner Mutter entfallen. Die beiden Eheleute sollen vor einigen zwanzig Jahren hierher gezogen sein."

„Ich bedauere, Ihnen durchaus keine Auskunft geben zu können; ich bin seit mehreren zwanzig, seit beinahe dreißig Jahren hier und habe keine Erinnerung, welche paßte."

In dem Augenblicke trat der herbeigerufene Schließer zu uns. Das Gespräch wurde dadurch unterbrochen. Ich hätte es ohnehin kaum fortsetzen können. Der Amtmann wollte offenbar meinen Fragen nach Rettchen Thalmann nicht Rede stehen; und er konnte es eben so offenbar. Welches Geheimniß lag da wieder vor? Welches, das ihn so heftig ergreifen konnte, daß der besonnene Mann so völlig, wenn auch nur auf einen Augenblick, die Herrschaft über sich verloren hatte? Und stand dieses neue Geheimniß mit jenem des Kirchhofes in Verbindung? Ich mußte es unwillkürlich denken. Die Phantasie bringt so gern Geheimnißvolles mit Geheimnißvollem in Verbindung.

Der Schließer war der riesige, baumstarke, alte Mann in dem weiten Kamisol und der Pelzmütze, den ich in der Nacht auf dem Kirchhofe gesehen hatte; ich erkannte ihn auf der Stelle wieder. Auch er erkannte mich. Ich hatte ihn erwartet, er mich nicht.

Sein erster Blick, als er mich erkannte, fiel auf den Amtmann, forschend, fragend, Alles mit einer gewissen Aengstlichkeit. Als er den Amtmann völlig ruhig sah, wurde auch er es wieder. Zugleich mußte er schnell einen Plan gefaßt haben.

„Schließer Kraus," sagte der Amtmann zu ihm, „führt uns in die Gefängnisse."

„Zu Befehl, Herr Amtmann. Aber ich habe dem gnädigen Herrn Amtmann vorher eine Meldung zu machen."

Ein von mir ungesehener Wink mußte diese Worte begleitet haben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine ſeltene Frauenfreundſchaft.

Von Ludwig Storch.

Louiſe Dorothee, Herzogin von Gotha.

Die geſchriebene Geſchichte iſt keineswegs ſo gerecht und unparteiiſch, als ſie von phraſenreichen Schriftſtellern geſchildert wird. Wie könnte ſie ſonſt oft von hervorragenden Perſönlichkeiten, die der Fortbildung der Menſchheit gerade durch die Pflege des Geiſtes förderlich geweſen ſind, und von ſeltenen edlen und der Bewunderung würdigen Verhältniſſen ſo wenig Notiz nehmen, daß dieſe faſt im reißenden Strome der Ereigniſſe verſchwinden? Die Aufzeichnungen der Geſchichtsbücher ſind eben auch ein unvollkommenes Menſchenwerk.

Nie drängte ſich mir dieſe Wahrheit ſchmerzlicher auf, als wenn ich in der allgemeinen Geſchichte des vorigen Jahrhunderts die Würdigung einer deutſchen Fürſtin und ihres merkwürdigen Freundſchaftsverhältniſſes mit einer adligen Dame vermißte und in der ſpeciellen Geſchichte des kleinen Landes, dem ſie im eigentlichen Sinne des Wortes als regierende Frau angehörte, nur ſo obenhin erwähnt fand, die es doch mehr als hundert Kriegs- und Staatsmänner verdiente, ausführlich beſprochen und gewürdigt zu werden, weil ſie und ihre Freundin hochedle, leuchtende Geiſtesträger waren, und ihr Freundſchaftsverhältniß in der Geſchichte hochgeſtellter Frauen kein Gegenſtück hat.

Dieſe Fürſtin war die Gemahlin des Herzogs Friedrich III. von Gotha und Altenburg, welcher von 1732 bis 1772 regierte, ihr Name: Louiſe Dorothee. Ihre Freundin war ihre Oberhofmeiſterin Franziska von Buchwald, geborene Freiin von Neuenſtein.

Die großartige Freundſchaft dieſer beiden Frauen erinnert in Bezug auf äußere Lebensſtellung und innere hohe Begabung und Tüchtigkeit ungemein ſtark an die etwas ſpätere des Herzogs Karl Auguſt von Weimar und Goethe's; denn man kann die Herzogin Louiſe Dorothee mit Fug und Recht einen weiblichen Karl Auguſt nennen, ebenſo Frau von Buchwald einen weiblichen Goethe, wenn ſie auch nicht als Schriftſtellerin aufgetreten iſt. Und merkwürdiger Weiſe war die Herzogin von Gotha die Pflegemutter und Erzieherin ihres früh verwaiſten Couſins, des Erbprinzen Ernſt Auguſt Conſtantin von Weimar, des ſchon im Jünglingsalter verſtorbenen Vaters Karl Auguſt's, und übte entſcheidenden Einfluß auf die Wahl ſeiner Gattin, der ihr geiſtig ſo ſehr ähnlichen Prinzeſſin Anna Amalia von Braunſchweig. Frau von Buchwald aber war die Gönnerin Goethe's, und er hat als junger Mann in Geſellſchaft Herder's und Wieland's den Weg von Weimar nach Gotha oft gemacht, um im traulichen Zimmer der von ihm hochverehrten Oberhofmeiſterin ihr und einem kleinen auserwählten Kreiſe, zu welchem der Dichter Gotter gehörte, ſeine jüngſten Geiſteswerke vorzuleſen, deren ſcharfſinnige Bewundererin ſie war.

Auch trifft die merkwürdige Parallele auf überraſchende Weiſe bis in die Details zu. Frau von Buchwald war auch um mehrere Jahre älter, als die Herzogin, und auch ſie überlebte die fürſtliche Freundin eine Reihe von Jahren und erreichte daſſelbe Alter, wie Goethe. Und ihre geſellſchaftliche Stellung am gothaiſchen Hofe und in der Stadt Gotha in ihrem Greiſenalter war ganz dieſelbe, wie die des greiſen Goethe am weimariſchen Hofe und in der Stadt Weimar.

Louiſe Dorothee war als Tochter des regierenden Herzogs Ernſt Ludwig I. von Sachſen-Meiningen am 10. Auguſt 1710 zu Coburg, welche Stadt damals zum Herzogthum Meiningen gehörte und wo ihr Vater mehrere Jahre reſidirte, geboren, von vier Geſchwiſtern die einzige Prinzeſſin. Ihre Mutter, die Herzogin Dorothee Maria, eine Tochter des Herzogs Friedrich I. von Sachſen-Gotha und Altenburg und eine Schweſter des Nachfolgers deſſelben, des durch ſeine Prachtliebe ausgezeichneten Herzogs Friedrich II., verlor ſie ſchon in ihrem vierten Lebensjahre, worauf ſich ihr Vater

1714 mit einer Tochter des großen Kurfürsten von Brandenburg, Elisabeth Sophie, anderweitig vermählte.

Diese Fürstin war schon zwei Mal Wittwe, erst vom Herzog Friedrich Kasimir von Kurland und dann vom Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg Kulmbach (Bayreuth), und sie wurde es 1724 zum dritten Male vom Herzog Ernst Ludwig von Sachsen-Meiningen. Als die Prinzessin Louise Dorothee ihren Vater verlor, zählte sie erst vierzehn Lebensjahre, und wie ihre Erziehung schon seit zehn Jahren von ihrer Stiefmutter geleitet worden war, so hatte die beklagenswerthe Vater- und Mutterwaise sich auch ferner dem Willen dieser Dame zu fügen.

Was das für eine Erziehung gewesen sein muß, geht am besten aus der drastischen und pikanten Charakterschilderung der verwittweten Herzogin von Meiningen hervor, welche die geistreiche Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Bayreuth* von dieser Fürstin, ihrer Großtante, in ihren Memoiren entworfen hat.

Die Bildung fürstlicher Kinder war im vorigen Jahrhundert ausschließlich eine sogenannte französische, d. h. enge, kümmerliche und pedantische. Lehrer und Gouvernante, in der Regel geborene Franzosen von ungenügendem Wissen, verstanden nur das Eine gut, ihre Oberflächlichkeit durch steife Förmlichkeit und künstlichen Schliff zu verdecken. Auch die Herzogin von Meiningen kannte nichts Höheres und war drauf und dran, ihre Stieftochter in der herkömmlichen Weise abrichten zu lassen. Aber ein Glücksstern stand zu Häupten der Prinzessin und eine ungemein günstige Fügung des Geschickes führte ihr trotz aller Verkehrtheiten ihrer Stiefmutter eine gesunde Geistes- und Herzensnahrung zu und machte sie frühzeitig mit den echten Perlen und Edelsteinen des Schatzes der französischen Literatur bekannt.

Ihre Stiefmutter war auf ihre Abstammung vom großen Kurfürsten und auf ihre nahe Verwandtschaft mit dem mächtig aufstrebenden preußischen Königshause stolz und überragte an Bildung die meisten fürstlichen Frauen der kleineren Häuser, aber sie ließ auch Beides im persönlichen Umgange mit ihrem Schauspielertalente fühlen. Sodann gehörte die verwittwete Herzogin, wie das ganze brandenburgische Fürstenhaus, der reformirten Kirche an; die sächsisch-ernestinischen Häuser hielten aber um so strenger am reinen lutherischen Glauben, als ihr Ahnherr, der Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige, zum Märtyrer desselben geworden war, und die albertinische Linie in ihren vornehmsten Gliedern sich wieder zur katholischen Kirche bekehrt hatte. Seit den verunglückten Versuchen des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, die beiden protestantischen Kirchen zu vereinigen, war die Entfremdung zwischen ihren Bekennern nur noch stärker geworden. Besonders zeigten sich die orthodoxen Lutheraner als die abgesagtesten Gegner der Calvinisten, und der Spruch: „lieber türkisch, als calvinistisch!" galt als ihr Grundsatz. Es war natürlich, daß die Calvinisten ihnen einen gleichen Trotz entgegensetzten. An mehr als einem thüringischen Hofe hatte sich der fromme lutherische Glaubenseifer zum hallischen Pietismus niedergeschlagen, aber die Spener-Francke'sche Lehre von der innerlichen Gnadenwirkung war in diesen Fürstenconventikeln zum verschwommenen, hochmüthig weinerlichen Separatismus ausgeartet, welchem der demüthig stolze, oberflächliche, innerlich hohle und geistesarme Bekehrungseifer des damals noch jungen Grafen Zinzendorf sehr willkommen kam. Noch nicht Gegner seiner Lehrer, der Hallenser, sang und betete er in den Nachbarstädten Saalfeld, Rudolstadt und Jena mit höchsten und hohen, mit niederen und niedrigsten Personen. Eigentlich hatte er aber doch schon an dem Kunststück zu laboriren begonnen, wie er die ihrem innersten Wesen nach demokratische Christuslehre mit ihren einfach erhabenen Gestalten, welche die Reformation von ungebührlichem Prunke befreit und auf ihre ursprünglich einfache, sittliche Größe zurückgeführt hatte, in eine aristokratische Puppenstube verwandele.

In Gotha donnerte Cyprian als strenger Orthodox, wie in Leipzig Carpzov, in Dresden Löscher, in Hamburg Neumeister, eben so gegen den Calvinismus, wie gegen den Pietismus. — Der alten Herzogin von Meiningen war dagegen der Dogmatismus ebenso ein Gräuel, wie der Pietismus; sie verachtete die Privatandächtelei und den Gnadendurchbruch an den einen Höfen nicht minder, wie die gelehrte, auf die symbolischen Bücher fundirte Theologie an den anderen. Dafür wurde sie, die den strengsten Calvinismus zur Schau trug, der aber in Wahrheit das Bayreuther Silberservice, mit guten Speisen gefüllt, lieber war, als alle Religion, in demselben Grade, wenn nicht noch mehr, von ihren pietistischen und symbolgläubigen thüringischen Verwandten gehaßt und angefeindet. Es war also natürlich, daß man sie möglichst vermied, zumal sie als Wittwe eines kleinen Fürsten, dem sie nicht einmal Kinder geboren, in den Familienangelegenheiten nicht befragt wurde. Ihr beleidigter Stolz zog sich in eine abgeschlossene Stellung zurück, und ihre junge Stieftochter theilte selbstverständlich das Schicksal der Vereinsamung mit ihr.

Endlich lebte das meininger Herzogshaus schon seit Jahren in den verdrießlichsten Erbschaftsstreitigkeiten mit den übrigen von Herzog Ernst dem Frommen von Gotha und Altenburg abgezweigten Dynastien, und diese Streitigkeiten verzogen sich bis zu Louise Dorothee's Mündigkeit.

Solche verschiedenartige Antipathien herrschten zwischen den zahlreichen, hundertfach verwandten thüringischen Höfen.

Unter so deprimirenden Einflüssen verlebte Louise Dorothee ihre stille Jugend in der kleinen, damals noch häßlichen Stadt Coburg. Aber diese abgeschlossenen und beschränkten Verhältnisse begünstigten die Ausbildung ihres reichen Geistes und ihres schönen Herzens und hielten jede schädliche Einwirkung wie eine schützende Mauer von ihr fern. Keine ungesunde Hofluft verdarb die sich entfaltende köstliche Blüthe. Und diese Jugend war nicht freudenlos. Ihrem Genius hatte sich ein zweiter zugesellt, welcher ihm die höchsten und reinsten Schätze bot, die der hingebenden Liebe und aufopfernden Freundschaft. Kurz vor dem Tode ihres Vaters kam vom herzoglich würtembergischen Hofe zu Stuttgart ein siebzehnjähriges Fräulein calvinistischen Glaubens als Hofdame der alten Herzogin von Meiningen nach Coburg, ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes und liebenswürdiges Wesen.

Juliane Franziska Freiin von Neuenstein war die älteste Tochter des Freiherrn Philipp Jakob von Neuenstein aus dem Kanton Ortenau im Elsaß und der einem altfranzösischen Adelsgeschlecht entsprungenen Dame Jeanne Marguerite de Moysen de la Rochelogerie und wurde 1707 zu Paris geboren, wo ihr Vater Oberjägermeister des Herzogs von Bouillon, ihre Mutter Hofdame der Herzogin Charlotte Elisabeth von Orleans, Gemahlin des Herzogs Philipp I. von Orleans und Mutter des nachherigen Regenten von Frankreich, war. Aber schon in ihrem vierten Jahre zog Franziska von Neuenstein mit ihren Eltern, welchen als Hugenotten durch die Glaubensverfolgungen des von Jesuiten und der Maintenon gemißbrauchten alten und schwachsinnig gewordenen Königs Ludwig XIV. der Aufenthalt in Paris verleidet war, nach Stuttgart, wo der Vater Oberjägermeister des Herzogs Eberhard Ludwig von Würtemberg wurde. Die hochgebildete Mutter wurde die Lehrerin der Tochter, die sich auf überraschende Weise entfaltete. Franziska hatte von ihrem Vater die deutsche Gründlichkeit, von ihrer Mutter den französischen Enthusiasmus. Zu einer Zeit, wo in Deutschland die Kenntnisse des schönen Geschlechts der höheren Stände, selbst an den Höfen, selten über Gebetbuch und Katechismus hinausgingen, war Fräulein von Neuenstein in ihrem sechzehnten Jahre in allen schönen Wissenschaften bewandert. Und dabei besaß sie ein Herz, welches mit Recht ein Juwel genannt werden durfte.

Die jugendliche Prinzessin von Meiningen hatte gerade die rechte Empfängniß für ein Wesen, wie Franziska. Welch' ein Leben begann nun für diese beiden keuschen, hochbegabten Seelen im einsamen coburger Schlosse! Wie ergänzten sie sich in einander fluthend und flammend! Was kümmerte sie die widrige Sittenverderbniß an den meisten deutschen Höfen? Was die ärgerlichen Glaubenszänkereien? Sie lebten nur sich, der Kunst, der Poesie, der Natur. Es waren fünf selige Jahre, welche die beiden Freundinnen auf diese Weise genossen; es war das Paradies ihrer Jugend, und gerade die Abhängigkeit, in welcher sie von der dicken, stets im hohen Styl sprechenden Herzogin standen, erhöhte den Reiz ihres Lebens und wurde ihnen zur unerschöpflichen Quelle von Heiterkeit und Genuß.

Im Sommer 1729 wurde Louise Dorothee die Gemahlin des Erbprinzen Friedrich von Gotha und Altenburg, ihres Geschwisterkindsvetters.* Ihr Herz war bei dieser Wahl nicht befragt

* Siehe Gartenlaube 1856. Nr. 28.

* Es hat sich die Sage erhalten, die holde und geniale Prinzessin von Meiningen sei von ihrer Stiefmutter dem Großneffen derselben, dem Kronprinzen Friedrich von Preußen, zur Gemahlin bestimmt gewesen; die Partie habe sich aber an der Abneigung des Königs oder der Königin gegen eine solche Verbindung zerschlagen. Man kann sich des Gedankens nicht entschlagen: was würde aus Friedrich dem Einzigen geworden sein, wenn Louise Dorothee seine Gemahlin und die Mutter seiner Kinder geworden wäre! Und wie weit großartiger würde sich der preußische Staat, würde sich Deutschland entwickelt haben!

Digitized by Google

worden. Der Erbprinz war ein gutmüthiger, für höhere sittliche Eindrücke nicht unempfänglicher Herr, fast zwölf Jahre älter als seine Gemahlin, von gewöhnlicher Begabung und ohne tiefere Bildung. Einen solchen Gatten konnte die geniale Fürstin nicht mit der Gluth und Schwärmerei lieben, deren ihre Seele fähig war, ja zu welcher sie das Bedürfniß hatte. Aber sie war ihm eine treue Gattin. Nie ist der reine Spiegel ihrer Tugend von einem leidenschaftlichen Hauche getrübt worden. Sie wachte streng über ihrem Herzen und hatte, so jung, so geistreich, so gefühlvoll und lebensfroh sie war, doch die größte sittliche Gewalt über sich. Aber die Kämpfe, die ihr das gekostet haben mag, konnten nicht ohne Einfluß auf ihr späteres Leben und ihren Charakter bleiben, und der dunkle Schatten, der auf das Leben ihres Sohnes, des Herzogs Ernst fiel, und das trübe, fast unheimliche Erlöschen des Fürstenhauses herbeiführte, hat in ihnen gewiß seine erste Wurzel. Für den Erbprinzen und das Land war diese Wahl vorerst vom reichsten Segen. Friedrich war eine lenksame Natur, und erkannte den hohen Werth seiner Gemahlin.

Die Trennungsstunde war für die beiden Freundinnen eine schwere. Die Erbprinzessin hatte ihrer Stiefmutter den Wunsch an's Herz gelegt, das Fräulein von Neuenstein mit nach Gotha nehmen zu dürfen, aber die alte Herzogin konnte sich nicht entschließen, zugleich beide ihr theuern Wesen von sich zu geben. Oft flogen nun Briefe zwischen Gotha und Coburg hin und her, voll der reinsten und zärtlichsten Herzensergüsse, und kein Jahr verging, daß die Freundinnen sich nicht umarmten.

Schon im Frühling 1732 starb der Herzog Friedrich II. von Gotha und Altenburg erst im höheren Mannesalter, und Friedrich III. trat die Regierung der beiden Fürstenthümer an. Die schöne und fruchtbringende Wirksamkeit der Herzogin Louise Dorothee begann. Ihr Geist hatte nun die volle Reife und Festigkeit erlangt. Sie war das herrlichste und genialste Weib nicht allein des Landes, welches sie als Herrin verehrte. Vielleicht hatte das deutsche Reich keine zweite Frau, welche alle hohen und edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens in so vollendeter Weise mit den anmuthigsten körperlichen Reizen vereinigte. Wer hätte in ihre Nähe kommen können, ohne von ihr entzückt und bezaubert zu sein! Um ihren Mund spielten die neckischen Götter süßer Schalkhaftigkeit und edlen Frohsinns; aus ihren Augen leuchtete vom Lichte der Jugend und Freude verklärtes Selbstbewußtsein; auf ihrer Stirn thronte die göttliche Majestät des Genies, und diese entfernte die Nebel der Unwissenheit, des unsittlichen Stolzes, der forcirten Frömmigkeit und des nüchternen Glaubenseifers, von welchen die Schlösser der Großen erfüllt waren, aus ihrer Nähe. Sie wollte die Sonne der Wissenschaft über ihrem Haupte rein glänzen sehen, und ihr Land davon erleuchtet und erwärmt wissen, und das Gestirn strahlte über Gotha, wie die Sonne des Geistes siegend aus dem Auge seiner Fürstin glänzte.

Als Herzogin wiederholte sie die Bitte um Franziska von Neuenstein bei ihrer Stiefmutter, aber mit nicht mehr Glück als früher, und erst im Jahre 1735, als sie zum ersten Male Mutterhoffnungen fühlte, erreichte sie das Ziel ihrer Wünsche. Erst nach sieben Jahren wurden die schönsten Wünsche des Fürstenpaares und des Landes erfüllt, aber nun erwachte auch die Sehnsucht nach der Jugendfreundin mit einer Stärke in Louise Dorothee's Seele, deren stürmischem Verlangen die Herzogin-Wittwe von Meiningen nicht länger widerstehen konnte. Franziska siedelte als erste Hofdame nach Gotha über.

Von jenem Tage der Wiedervereinigung begann ein neues und höheres Leben am gothaischen Hofe, ein ideelles und spirituelles Wirken und Schaffen, wie es kein deutscher Hof weiter aufzuweisen hatte. Die beiden Freundinnen haben sich nicht mehr getrennt; in treuer Liebe sind sie zusammengestanden 32 Jahre lang, eng vereint bis zum Tode der Herzogin 1767, und sie haben Herrliches vollbracht; denn die glänzende Bildung und Humanität Gotha's zu Ende des vorigen Jahrhunderts war allein ihr Werk. Diese Culturperiode ist freilich gänzlich abgeblüht, und ein unparteiisches Urtheil darüber zum Spruche gereift. Niemand wird die öffentliche Anerkennung der Verdienste dieser beiden Frauen heute eine Schmeichelei zu nennen wagen, und mit ehrfurchtsvollem Staunen darf sich das Auge zurück auf diesen einzigen Freundschaftsbund der beiden Frauen und ihre Größe richten.

Auch Franziska kam reif und gefestigt nach Gotha. Kein adliger Mann hatte es verstanden, ihr Herz zu gewinnen. Alle, mit welchen sie in Berührung gekommen, waren rohe oder raffinirte Lüstlinge gewesen, hohle Puppen, bemüht, die sittliche Fäulniß ihres Wesens, an welcher die höhere Gesellschaft krank lag, mit Essenzen und Pomaden zu überduften, oder in ein Bußgewand zu stecken; Bacchus- und Nimrodsbrüder, oder weinerliche Frömmler oder galante lustige Betbrüder. Das waren keine Männer für ein Weib wie Franziska von Neuenstein. Und doch brachte sie ein lebhaftes Interesse für einen jüngern Mann, als sie selbst war, mit an den Hof nach Gotha, und theilte dieses auch der fürstlichen Freundin mit. Dieser Mann war aber ein Fürst, dessen Gattin Franziska von Neuenstein nicht werden konnte: es war der Kronprinz Friedrich von Preußen.

Die Herzogin von Meiningen stand mit dem ihr blutsverwandten preußischen Hofe in enger Verbindung. Der König Friedrich Wilhelm I. war ihr Neffe. Das Familienunglück, welches die Jugend des Kronprinzen Friedrich verdüsterte, ging ihr nah. Noch innigern Antheil nahm ihre geniale Hofdame daran. Wenn die Augen von ganz Europa sich nach Potsdam und Berlin richteten, als die Flucht des Kronprinzen mißglückt war, durch welche er sich der Tyrannei seines Vaters hatte entziehen wollen, so zitterte in Coburg das Herz dieser Hofdame für das Leben dieses Prinzen; denn sie wußte aus den Familienbriefen, welche ihre Gebieterin empfing, wie sehr dasselbe gefährdet war. Bald nachdem dieser bedrohliche Sturm am Haupte des Kronprinzen vorübergegangen war, reisete die Herzogin von Meiningen mit ihrer Hofdame nach Berlin zur Vermählungsfeier der königlichen Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Bayreuth (1731), und hier sah Franziska zuerst und unerwartet den vom König begnadigten neunzehnjährigen Friedrich, der sie seiner besonderen Aufmerksamkeit würdigte, und von dessen künftiger Größe eine Ahnung in ihrer Seele aufging. Sie überzeugte sich in einigen Unterredungen mit ihm, daß er nicht nur ein genialer Mensch, sie fand auch, daß er ein ausgezeichneter Tänzer sei. Sie hatte die Freude, mit ihm Schwäbisch zu tanzen, worin sie als naturalisirte Schwäbin alle Damen des Berliner Hofes übertraf. (Schluß folgt.)

Meine liebsten Hausheilmittel.

Auch wenn ein Stoff nicht aus der Apotheke stammt, so kann er doch ein ganz vortreffliches Heilmittel sein, ja man wagt wirklich nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die meisten Apothekenmittel eigentlich gar keine und am allerwenigsten vortreffliche Heilmittel sind. Daß aber alle Mittel der homöopathischen Apotheken, sogar die mit lebensmagnetischer Kraft zusammengeschüttelten und dadurch wirksamer gemachten homöopathischen Mittel der Lutze'schen Hausapotheken (mit 145 Mitteln für 2 und mit 60 Mitteln für 1 Louisd'or, mit 80 Mitteln für 7 und mit 40 Mitteln für 2 Thaler) in homöopathischer Gabe = 000 d. h. gleich ganz und gar Nichts sind, versteht sich von selbst. — Naturgemäße Hausmittel, passend angewendet, die sind es, welche in den allermeisten Fällen von Krankheit die wahren Heilmittel abgeben, obschon ihnen fast stets, vom Kranken wie vom Arzte, ganz ungerechter Weise ihre Heilmacht abgesprochen und irgend einem gleichzeitig angewendeten, aber mittels Receptes aus der Apotheke herbeigeholten, übrigens ganz unnützen Arzneistoffe zugesprochen wird. Es verhält sich dies ganz so wie mit den Bädern und Mineralwässern; was geistige und gemüthliche Ruhe, vernünftige körperliche Bewegung, Licht und Luft, Wasser und Nahrung in den Bädern Gutes am Kranken thun, das wird dem Bischen Arzneistoffe (Salzen, Schwefel, Eisen, Kohlensäure u. s. w.) oder wohl gar dem Brunnengeiste im Mineralwasser zugeschrieben. Weil dies aber von den Meisten geschieht, und das Trinken und Baden für wichtiger als das diätetische Verhalten während der Cur gehalten wird, eben darum nützen auch die Badereisen so Wenigen. Ja wenn nicht blos von Denen, welchen ein bestimmtes Bad geholfen zu haben scheint, so laut die Heilkraft desselben ausposaunt würde, sondern wenn auch Die, denen ein Bad nicht nur nichts genützt, sondern sogar geschadet hat, ihre Stimme über die Wirksamkeit desselben hören ließen, der Besuch der Bäder und die Consumtion

Digitized by Google

des Mineralwassers daselbst würde sicherlich sehr bald zum Schrecken der Badeärzte ganz aufhören und einem zweckmäßigen diätetischen Verhalten weichen müssen, was allerdings in Badeorten am besten und bequemsten durchgeführt werden kann.

Unter Hausheilmitteln wollen wir nun aber nicht etwa irgend welche von einem Schäfer oder Hufschmiede empfohlenen oder in der Großmutter Handkörbchen aufgelesenen oder von Charlatanen und Betrügern für hohen Preis verkauften Geheimmittel, Kräuter, Thees, Säfte, Elixire, Balsame, Pflaster, elektrische und magnetische Ketten und Ringe, Amulette, Versprechungen und dergleichen Hokuspokus verstanden wissen, sondern solche in den Apotheken nicht vorhandenen, bei Krankheiten trotzdem aber dienlichen Stoffe und Verfahrungsweisen, welche auch ohne Zuziehung eines Arztes von Laien bei diesem oder jenem Leiden in Gebrauch genommen werden können. Solche Hausmittel sind dem Verf.: Wasser in kalter und warmer Form, äußerlich und innerlich angewendet, Ueberschläge, Fett, Wärme, Reibungen und Druck, bestimmte Bewegungen u. s. w. Von allen diesen Hausmitteln, deren heilsame Wirkung in gewissen Fällen wir hier nach und nach besprechen wollen, gebührt aber ohne Zweifel das meiste Lob und deshalb die erste Erwähnung dem

frisch ausgelassenen Rinds- und Hammeltalge,

einem Fette, welches seines Gehaltes an festerm Fettstoffe wegen zur Talglichtfabrikation verwendet wird und deshalb sehr leicht vom Seifensieder frischausgelassen zu erhalten ist. Es schafft, wie wir sehen werden, durch seine äußere Anwendung (als Bestreichung, Einreibung) den offenbarsten Nutzen bei sehr vielen und den mannichfaltigsten Hautaffectionen in den verschiedenen Lebensaltern und Verf. zieht es allen fettigen Heilmitteln der Apotheken vor. Besser als alle übrigen Fette und Oele bildet nämlich dieser frische Talg eine schützende, die Einwirkung äußerer Reize hindernde Decke für die Haut und ist deshalb bei Entzündungen, Ausschlägen (besonders mit scharfer Absonderung), Wundsein, Verbrennungen und Erfrierungen der Haut, sowie deshalb, weil er die Haut weich und geschmeidig macht, bei großer Trockenheit und Sprödigkeit mit Aufgesprungensein derselben von ausgezeichnetem Vortheile. Auch bei hohen Fiebergraden mit trockner, heißer Haut, zumal beim Scharlach und zwar mit Krampferscheinungen, schafft die Einreibung der Haut mit Talg als kühlende und die gereizten Hautnerven besänftigende Decke nicht unbedeutende Linderung. Nicht unmöglich ist es ferner, daß Talgeinreibungen solcher Theile, die mit Ansteckungsstoffen in Berührung kommen, diese vor Ansteckung schützen können. Kurz, dieser Talg kann so oft als Heilmittel in Anwendung gezogen werden, daß ihn Verf. weder im Hause noch auf der Reise missen mag. Es gibt aber auch keinen Theil am menschlichen Körper, dem er nicht zu Zeiten wohlzuthun vermöchte.

Schon in der ersten Lebenszeit und im Säuglingsalter des Menschen findet der Talg Gelegenheit, zu nützen, und zwar zunächst beim Wundsein der Haut an faltigen und vertieften Stellen, zumal wenn diese leicht verunreinigt werden können, wie an den Oberschenkeln und am After, sodann an der Achselhöhle, dem Halse, Oberarme und hinter den Ohren. Dem Wundwerden geht immer Röthung der später wunden Hautstelle voraus und es kann jenem schon dadurch vorgebeugt werden, daß man die geröthete Stelle öfters mit kaltem Wasser sanft abtupft, dann mit frischem Talge bestreicht und auch noch ein mit Talg bestrichenes Leinwandläppchen einlegt. Beim wirklichen Wundsein ist auf ähnliche Weise zu verfahren, nur reinige man dann die wunden Stellen öfters durch Betupfen mit lauem Wasser. — Beim Wundsein des Nabels schlage man dasselbe Verfahren ein, aber achte noch mehr auf öftere Reinigung dieser Stelle, da bei Verschwärung derselben und bei Aufnahme von Jauche in den Blutstrom (durch die Nabelblutader) nicht selten der Tod in Folge von Eitervergiftung des Blutes mit Gelbsucht eintritt. — Auch die Ernährerin des Säuglings wird Hülfe beim Talge finden können und zwar beim Wundwerden der säugenden Brust, wo neben öfterer Reinigung durch Betupfen mit kaltem Wasser das Bestreichen mit frischem Talge ebensowohl das Wundwerden verhüten, wie auch das Wundsein heilen kann.

Die Hautausschläge, welche den Säugling nicht selten heimsuchen, weichen bei Anwendung des frischen Talges ebenfalls und zwar in ziemlich kurzer Zeit. Hierher gehört: der flechtenartige Zahnausschlag oder Zahnfriesel auf den Backen zahnender Kinder, der aus kleinen sogen. Schälknötchen besteht, die einzeln oder in Gruppen beisammen auf rother, heißer (entzündeter) Haut sitzen und sich bisweilen in Folge des Kratzens und Reibens in kleine, eine klare oder trübe Flüssigkeit enthaltende Bläschen und Pusteln umwandeln, welche durch ihr Zerplatzen und Eintrocknen zur Bildung von Grinden Veranlassung geben. — Ebenso ist die Milchborke, der Gesichtsausprung der Kinder, der Milchschorf oder Freisam, ein Säuglings-Ausschlag, wo der Talg hilft. Dieser Ausschlag nimmt seinen Sitz auf den Wangen und der Stirn des Kindes und besteht darin, daß sich auf einem entzündeten (rothen, heißen) Boden einzelne oder beisammenstehende, später zusammenfließende Honigpusteln entwickeln, welche zerplatzen und eine dickliche, gelbliche, klebrige Flüssigkeit ergießen, die eingetrocknet dann grünliche Grinde bildet; diese ähneln der am Feuer vertrockneten Milch, woher sich auch der Name der Krankheit schreibt. Diese Grinde oder Borken hinterlassen bei ihrem Abfallen eine rothe dünnhäutige oder nässende Hautstelle, welche unter Abschilferung der Oberhaut heilt Sie werden aber nicht selten bald durch Ausbruch und Berstung neuer Pusteln ersetzt und dann greift der Ausschlag nicht selten viel weiter als früher um sich. — Beim Säugling, doch auch bei größern Kindern kommt sodann noch ein Gesichtsausschlag vor, welcher bösartiger als die eben erwähnten Ausschläge ist, aber auch durch Talg gehoben werden kann. Es ist dies der sogen. Flechtengrind oder räudige Ausprung des Gesichts. Er nimmt gewöhnlich in der Ohrgegend seinen Anfang, dehnt sich über das ganze Gesicht und zum Theil auch auf die behaarte Haut des Kopfes aus, und gibt sich durch kleine zusammengedrängte Bläschen zu erkennen, die sich auf rothem Boden entwickeln, heftig jucken, deshalb Kratzen veranlassen und eine sehr scharfe Feuchtigkeit ergießen, die zu dünnen, dunklen, schuppigen, rissigen Borken eintrocknet, unter denen die Haut sogar von Verschwärung befallen werden kann. Nicht selten entzünden sich hierbei zugleich die Augenlider und die Drüsen am Halse schwellen an.

Sowie das Gesicht, wird bei Kindern auch die behaarte Haut des Kopfes gar nicht selten von Ausschlägen befallen, bei denen der Talg gute Dienste thut. Man begreift diese Ausschläge gewöhnlich unter dem Namen „Kopfgrinde (Tineen)" und unterscheidet die wahren von den unechten. Die ersteren, zu denen der Wabenkopfgrind (Favus) und der Rasir- oder kahlmachende Kopfgrind gehören, haben ihren Grund in Entwickelung von Pilzmasse in den Haaren und Haarsäckchen und sind deshalb ansteckend, die letzteren, bei denen der Talg empfohlen werden kann, entsprechen so ziemlich den Gesichtsausschlägen und bestehen in Entwickelung von Bläschen, Pusteln, Schuppen und Schorfen, meist auf gerötheter Kopfhaut.

Bei allen diesen Kopf- und Gesichtsausschlägen läßt sich mit Hülfe des frischen Talges, natürlich neben größter Reinhaltung der Haut durch Betupfen derselben mit lauem Wasser (nicht durch Waschen und Reiben mit kaltem oder heißem Wasser), die Dauer dieser Hautaffection sehr abkürzen und das damit verbundene Brennen, Jucken und Kratzen mildern oder heben. Ja, wenn sogleich beim Trocken-, Spröde- und Rothwerden der Haut frischer Talg öfters und fett auf die verdächtige Stelle gestrichen wird, so kann man sogar den Ausbruch des Ausschlages verhindern oder doch in seiner Ausbreitung mäßigen. Ist nun aber der Ausschlag mit seinen Schuppen, Schorfen oder Grinden vorhanden, dann verfahre man auf folgende Weise: man weiche jene auf der Haut aufsitzenden Borken mittels warmen Wassers oder Dampfes auf und hebe sie sanft ab, betupfe dann die von ihren Auflagerungen befreite rothe, meist nässende Haut mit lauem Wasser und bestreiche sie hierauf mit frischem Talge. Freilich muß dies einige Male des Tages oder doch so oft gemacht werden, als sich Borken gebildet haben, weil unter diesen die Haut nicht gut heilen kann. Da nun dieses Verfahren viele Mühe macht und deshalb von Müttern oder Wärterinnen nicht gern und ordentlich vorgenommen wird, so ziehen sich jene Ausschläge in der Regel sehr in die Länge und der Arzt wird von jenen gern gesehen, der diese örtlichen Leiden ganz mit Unrecht als innere Uebel mit Leberthran, Abführmitteln u. dgl. behandelt. Allerdings ist es bequemer, dem Kinde von Zeit zu Zeit Medicin einzugeben, als ruhig, geduldig und mit Vorsicht die Ausschlagsstellen zu reinigen, aber vortheilhafter ist es wahrlich nicht.

Dies wären denn bis jetzt einige wenige Uebel und zwar nur der frühesten Kindheit, bei welchen der frische Talg als ein vorzügliches Heilmittel gerühmt zu werden verdient; nächstens von noch vielen andern.

Bock.

tized by Google

Erinnerungen aus Afrika.

Aus dem Tagebuche eines Touristen.

(Schluß.)

Der erste Anblick der Wüste. — Tag und Nacht zugleich. — Arabische Küche. — Die Geschichte des Kalifats. — Eine Wildschwein- und Gazellenjagd mit Geierfalken. — Das Opernglas. — Ein Wahnsinniger. — Gerichtssitzung in der Wüste. — Eine Löwenjagd.

In dem Gebäude fand Jeder von uns ein Zimmer, das mit einem Ueberfluß von geflochtenen Matten, Thierfellen, großen, weichen, aus Kameelhaaren gefertigten Teppichen und kleinen runden, mit Kupfer unterlegten Spiegeln versehen war. Unser Wirth hatte die Aufmerksamkeit so weit getrieben, uns ein maurisches Bad bereiten zu lassen, das wir mit um so größerer Lust genossen, als wir seit acht Tagen der Hitze, dem Staub, sowie den Angriffen der Muskitos und der Myriaden der schon erwähnten stechenden Insecten ausgesetzt gewesen waren, und Dank den Bemühungen der Benizijabs, welche damit beauftragt waren, uns zu frottiren und zu kneten, fühlten wir uns bald eben so frisch, wie wir vor etwa zwei Stunden erschöpft und ermüdet gewesen waren. Wir empfanden ein unbeschreibliches Behagen, das sich über den ganzen Körper verbreitete, und nachdem wir einen Tschibuk geraucht und uns in gekühlter Orangenlimonade gütlich gethan hatten, wickelten wir uns in unsere Burnusse, streckten uns auf die mit weichen Teppichen belegten Marmorplatten, und waren bald in tiefen erquickenden Schlaf versunken.

Als wir nach vier Stunden erwachten, gingen wir sogleich in's Freie, denn wir waren förmlich durstig nach Luft und Licht.

Die Aussicht, welche sich uns bot, sollte unser Entzücken und unsere Bewunderung von heute Morgen noch steigern. Man glaubt gewöhnlich, daß sich der Anblick der Wüste immer und überall gleich bleibe, aber dies ist ein Irrthum. Die Veränderungen der Luft und der Wechsel der Beleuchtung, welche fast zu jeder Stunde des Tages stattfinden, wirken auf die Formen und Farben der endlosen Ebene und verändern die Ansicht der Landschaft unaufhörlich. Als wir aus dem Hause traten, war die Sonne eben im Untergehen. Nicht das kleinste Wölkchen war am Himmel zu sehen, nicht das leiseste Geräusch berührte das Ohr; nur ein leichter weißer Nebel stieg hier und da in spiralförmigen Windungen in die stille Luft. Die purpurrothe Scheibe der untergehenden Sonne erschien in ungeheurer Größe und ihre matten Strahlen brachten eine so kalte, todte Beleuchtung hervor, wie bei uns zuweilen die bleiche Decembersonne. Dabei schien es, als wäre die gluthrothe Scheibe mit großen Augen übersäet, die uns unverwandt anstarrten — ich kann nicht beschreiben, welchen eigenthümlichen Eindruck diese merkwürdige Erscheinung auf uns hervorbrachte. Und je tiefer das Gestirn des Tages in sein sandiges Bett hinabsank, je riesenhafter wuchsen die Schatten. Gräser und Halme erschienen in ihren Schattenbildern wie ungeheure Bäume, und die dunklen Umrisse der Palmen streckten sich weit über die Wüste hin, und schossen selbst an den Wänden des weit entfernten Gebirges empor.

Plötzlich wandten wir den Blick von der scheidenden Sonne nach Osten und sahen zu unserer nicht geringen Ueberraschung, daß an der anderen Seite des Berges bereits die Nacht hereingebrochen war und Mond und Sterne ihr mildes Licht über die Gegend ausgossen, während nach Westen hin die Landschaft noch im Sonnenlicht glänzte. Der Pinsel des größten Meisters, die beredteste Feder vermöchte den unbeschreiblichen Reiz dieses Doppelschauspiels nicht wiederzugeben und die Scene nicht zu beschreiben, deren Stille nur durch die klare, kindliche Stimme des Muezzin unterbrochen wurde, der von der Höhe des Minarets die Gläubigen zum Gebet rief.

Einen Augenblick kniete jeder Muselmann nieder, beugte die Stirn in den Staub und rief den Propheten an, dann führten uns unsere Gastfreunde in das Palais zurück, wo uns die „Tiffa," d. h. die Ehrenmahlzeit, die der Araber seinem Gaste gibt, erwartete.

Die Tafel war gedeckt. Der Kuskussu (ein aus Weizengrütze bereiteter Brei) dampfte in großen Schüsseln. Ein ganzes am Spieß gebratenes Schaf, sowie die ebenfalls gebratene hintere Hälfte einer Gazelle und einige Flaschen Portwein standen vor uns. Der brave Ben-Jellul, der sehr streng gegen sich selbst war, und in seiner doppelten Eigenschaft als Marabout und Kalifat nichts trank als Wasser, glaubte seinen Gott nicht zu beleidigen, wenn er den Bekennern einer andern Religion einen Theil des Tributs vorsetzte, den die Thuaregs (Räuber) der Wüste von irgend einem jüdischen Handelsmanne erhoben hatten. Wir unsererseits tranken den vortrefflichen Wein, trotz seines zweifelhaften Erwerbs, mit philosophischer Ruhe und ohne alle Gewissensbisse.

Die arabische Küche ist außerordentlich einfach. Saucen sind völlig unbekannt. Das gebratene Schaf war mit Datteln, Oliven, Pistazien und spanischem Pfeffer gefüllt, und lag in seiner eigenen Brühe. Die Gazellenkeulen lagen, von Gurken- und Citronenscheiben umgeben, in Palmenessig, der mit Thymian und Salbei gewürzt war.

Der Kalifat besaß zufällig ein Dutzend Teller von englischem Steingut, hatte diese vor uns hinstellen lassen und servirte uns ohne Umstände mit der Hand ansehnliche Portionen von den vorhandenen Gerichten. Wir waren, was arabische Reinlichkeit betraf, bereits vollkommen abgestumpft, außerdem war hier nicht der Ort zu Weitläufigkeiten, denn unsre Magen schrieen laut, und so gingen wir ohne weitere Ueberlegung an's Werk. Unsere Becher wurden oft gefüllt und geleert, denn die arabischen Gewürze lassen die Pfeffersaucen der französischen Küche weit hinter sich. Die Gazelle und das Schaf waren bald verzehrt und, ich muß es dem Koch unsers Wirthes zur Ehre nachsagen, sie waren ausgezeichnet. Besonders das Schaf war delicios, und wir haben später noch oft Veranlassung gehabt, mit sehnsüchtigem Verlangen an dies eigenthümliche Gericht zurückzudenken.

Dank der Redseligkeit einiger Gäste, deren Rang nicht die strenge Zurückhaltung und Würde erheischte, zu welcher der Kalifat verurtheilt war, ging das Diner sehr heiter vorüber. Der Kaffee wurde im innern Hofe unter dem Sternenzelte des Himmels servirt, und halb in den Kissen liegend, schmauchten wir eine Cigarre, und verfolgten mit den Augen die eigenthümlichen Figuren der Rauchwölkchen, die vor uns in die Luft stiegen, während drei arme Teufel, Naturkünstler der Gegend, auf Violinen mit zwei Saiten und einer entsetzlichen Guitarre in monotonem Rhythmus kratzten und klimperten.

Ben-Jellul rauchte nicht. Hochgestellte Araber und besonders die, welche zu den Marabouts gehören, erlauben sich niemals diesen vom Koran verbotenen Genuß. Trotzdem wir Europäer gewohnt sind, uns den Muselmann fast nie ohne Pfeife vorzustellen, ist es Thatsache, daß nur die Schismatiker unter den Muhammedanern in dieser Beziehung den Gesetzen des Propheten trotzen. Das Volk, das hier wie überall der Sclave seiner Neigungen ist, raucht ohne Bedenken und ohne Gewissensbisse.

Ich beobachtete den Kalifat, dessen Blicke verriethen, daß er zerstreut war und an Dinge dachte, die ihn sehr in Anspruch nahmen. Unsere Augen begegneten sich endlich — Ben-Jellul streckte mir die Hand entgegen, reichte mir ein grünsammtenes, goldgesticktes Täschchen und gab mir ein Zeichen, es zu öffnen. Ich gehorchte, und fand ein Pergament, auf welchem in den gothischen Schriftzügen des Mittelalters die lateinischen Worte: „Qui credit in me, in aeternum vivet" * zu lesen waren. Das viereckige Stück Pergament war allem Anscheine nach aus einem reich verzierten Meßbuche geschnitten — aber durch welchen sonderbaren Zufall kam es in die Hände des Kalifat? Ben-Jellul bemerkte meine fragenden Blicke und ehe ich noch Zeit hatte, ein Wort zu sagen, erbot er sich, uns die Geschichte zu erzählen. Ich rief Ali, um mir Wort für Wort übersetzen zu lassen, und der Fürst begann:

„Ich stamme, wie Ben-Salem, von der Familie des Propheten. Meine Vorfahren sind in Euer Land gekommen (dabei richtete er sich stolzer auf), wie Ihr jetzt zu uns kommt, und eins der Häupter meiner Familie ist dem ruhmgekrönten Abd-er-Rahman über das Meer hinüber gefolgt. Ali-Ben-Jellul-Ben Omar war zugleich Agha (Befehlshaber der Reiterei) des Sultans und Kalifat des eroberten Landes. Sein Muth, seine Frömmigkeit und Weisheit hatten ihm den Beinamen Ben Allah (Mann Gottes) erworben und trotz seiner Jugend stand er in hohem Ansehen und der Prophet würdigte ihn zuweilen im Traume seiner Erscheinung.

„Eines Tages nun, als Ben-Omar spazieren ging, sah er ein

* Wer an mich glaubt, der wird leben in Ewigkeit.

Digitized by Google

schönes Weib, das vor einigen seiner Soldaten floh. Ihr Mann war todt, sie stand allein und ohne Schutz in der Welt und rief das Mitleid des Siegers an. Er ließ sie in seinen Palast führen, gab ihr alle ihre Güter wieder und stellte eine Wache vor ihre Thür. — Ben-Omar und die Christin sahen sich oft. Er war ein großer Feldherr und ein schöner Mann, sie war ein reizendes Weib — sie liebten sich bald und der Muselmann hätte sich vielleicht verführen lassen, seinen Glauben zu den Füßen der Ungläubigen abzuschwören, die ihre Religion nicht aufgeben wollte, als ihm in einer stürmischen Nacht der Prophet im Traume erschien und ihm befahl, die Gegend ohne Säumen zu verlassen und nach Spanien zu ziehen, um dort die Christen zu bekämpfen, welche Krieg gegen die Mauren führten. Erschreckt ließ Ben-Omar seine Waffen und seine Schätze einpacken, sandte einen Boten mit der Nachricht an Abd-er-Rahman und reiste ab. — Wenige Tage darauf, an einem schönen Morgen des Blüthenmonats, ließ sich eine Taube vor Ben-Omar's Zelte nieder, legte dies Blatt zu seinen Füßen und erhob sich mit der Schnelligkeit des Gedankens zu den Wolken, hinter denen sie verschwand. Es war die Seele der Christin, die am Tage nach Ben-Omar's Abreise aus Sehnsucht nach ihm gestorben war. Das Pergament ist aber ein Talisman," fuhr der Kalifat mit allem Anscheine der Ueberzeugung fort, „der vor bösem Zauber schützt und sich seit Jahrhunderten auf das älteste Glied der Familie vererbt."

Ben-Jellul verlangte nach Beendigung seiner Erzählung die Uebersetzung der Schrift auf dem Pergamente. Er zweifelte nicht, daß Gelehrte von unserer Bedeutung im Stande sein würden, die Worte der Christin zu entziffern. Wir erzeigten ihm die Gefälligkeit recht gern, erklärten ihm den Sinn des Spruches, konnten aber unsere Heiterkeit kaum unterdrücken, als wir den altgläubigen Muselmann die christliche Reliquie mit Andacht an sein Chapelet befestigen sahen.

Nachdem Jeder von uns eine Anzahl Cigarren geraucht und etwa zehn Tassen des unschädlichen arabischen Kaffee's getrunken hatte, begaben wir uns zur Ruhe, um uns auf die Strapazen des folgenden Tages vorzubereiten, der mit einer Jagd auf wilde Schweine und Gazellen begonnen werden sollte.

Wir waren mit dem ersten Morgenroth auf den Beinen. Die Pferde stampften bereits vor der Thür; die Slughis, die Windhunde der Wüste, die zwei Mal so groß sind wie die unsrigen, bellten wie rasend; die großen borstigen Schweißhunde gingen knurrend umher und zeigten ihre ungeheueren Zähne.

Ben-Jellul hatte eins der schönsten seiner Pferde bestiegen, sein Sohn und einige höhere Würdenträger des Stammes begleiteten ihn, etwa funfzig Araber folgten zu Fuße und zu Pferde, fünf oder sechs starke, halbnackte Neger führten die Hunde und die Falkoniere trugen ein halbes Dutzend Geierfalken von der stärksten Art, die bei der Gazellenjagd benutzt werden sollten. Dieser ganze fremdartige, stampfende, lärmende, knurrende Trupp bot, beleuchtet vom Morgenroth der Wüste, den eigenthümlichsten Anblick, den man sich denken kann.

Wir ritten einen langen Hohlweg hinab und gelangten zu einem Felsenthale, in welchem ein für Pferde und Menschen undurchdringliches Dickicht und ein Sumpf stehenden Wassers unserem Vordringen bald ein Ziel setzten. In diesem Dickicht sollten sich wilde Schweine befinden. Die Schweißhunde wurden losgelassen, drangen mit kühnem Muthe in das Gebüsch ein und wir stellten uns ringsum auf, um das zuerst erscheinende Thier mit Flintenschüssen zu empfangen.

Seit einer Viertelstunde folgten wir mit den Augen der Spur der Hunde, die sich durch die Bewegung der Büsche verrieth, und noch zeigte Nichts das Dasein eines Wildschweines an. Endlich hörten wir ein anhaltendes Gebell und konnten genau den Weg sehen, den das Thier sich durch Gesträuch und Dornen bahnte; drei der zusammengekoppelten Windhunde wurden losgelassen und bald darauf stürzte ein ungeheuerer, borstiger Eber aus dem Gebüsch. Die Windhunde hatten ihn mit wenigen Sprüngen erreicht; der schnellste von ihnen griff den Eber mit Ungestüm an, empfing aber in dem Augenblicke, wo er seine Zähne einschlug, einen so kräftigen Schlag mit den Hauern, daß das ungeheuere Thier zehn Schritte weit hinweggeschleudert wurde und kaum die Kraft hatte, sich wieder zu erheben.

Obgleich aber dies mit der Schnelligkeit des Gedankens vor sich gegangen war, hatte es den übrigen Windhunden doch Zeit gegeben, sich ebenfalls zu nähern, und der Eber wurde von Beiden zugleich am rechten Ohre gepackt. Er stieß ein lautes Gegrunze aus und machte einen ungeheueren Sprung, in welchem er seine beiden Feinde, die ihn mit ihren Zähnen festhielten, wie mit eisernen Zangen, mit fortriß. Jetzt ließ man die zwei andern Hunde los und Menschen und Thiere stürzten sich dem Eber nach durch die enge Schlucht, die von Geschrei, Hundegebell und Pferdegetrappel wiederhallte.

Trotz ihrer Geschwindigkeit konnten die letzten beiden Hunde den Eber nicht erreichen; der eine der beiden Slughis, die ihn zuerst packten, hatte seine Beute losgelassen, der andere hielt noch immer fest, da drängte sich der Eber plötzlich in einen Winkel der steil aufsteigenden Felswand, kehrte seinen Verfolgern den Rüssel mit den ungeheueren Hauern entgegen, preßte den noch immer an seinem Ohre hängenden Windhund gegen den Felsen, daß er erstickt zu Boden fiel, und wollte sich, seiner Last entledigt, mit verdoppelter Schnelligkeit eben in der Richtung nach der Ebene hin wieder auf den Weg machen, als sich zehn oder zwölf von unseren Flinten zugleich entluden und der Eber fiel. Er hatte, wie sich bei näherer Besichtigung ergab, sechs Kugeln im Leibe.

Die Jagd hatte beinahe drei Stunden gewährt. Wir waren in Schweiß gebadet und mit Staub bedeckt, aber wir wollten noch Jagd auf Gazellen machen, wenn sich eine Heerde dieser Thiere auftreiben ließ. Die Gazelle ist in der Gegend sehr häufig, aber es ist außerordentlich schwer, sich ihr zu nähern. Sie sieht sehr scharf und das geringste Geräusch treibt sie in die Flucht. Man muß die Wachsamkeit ihrer Vorposten täuschen, um sie zu überraschen, oder sie durch Treiber den zum Jagdgrund bestimmten Plätzen zutreiben lassen. Diese schwierige Jagd wird von den Arabern mit großer Geschicklichkeit betrieben. Sie kennen die Gewohnheiten des Thieres und ihr scharfes Auge vermag die Spur des Wildes im feinsten, leichtesten Sande eben so sicher zu verfolgen, wie auf moosigem und rasigem Boden oder auf kahlem Felsengrunde.

Wir wurden an den Eingängen einiger tiefer Schluchten aufgestellt. Die Treiber entfernten sich im Halbkreise und die Falkoniere hielten sich bereit, ihre Thiere loszulassen. Die Zeit der Erwartung schien uns um so länger, da wir unbeweglich und im tiefsten Schweigen verharren mußten und die Hitze auf etwa 42 Grad gestiegen war. Die senkrechten Strahlen der Sonne, die auf uns herabfielen und im Zustande der Ruhe viel unerträglicher erscheinen, als bei zerstreuender Bewegung, durchdrangen glühend unsere Kopfbedeckung und unsere leichte Kleidung und machten unseren Zustand zu einem höchst unbehaglichen.

Seit etwa einer Stunde mochten wir so gestanden haben, als sich plötzlich das verabredete Zeichen, ein schriller Pfiff, hören ließ. Fast zu gleicher Zeit sahen wir ein Heerde von zwanzig bis dreißig Gazellen erscheinen, welche mit der ihnen eigenen fabelhaften Geschwindigkeit auf unsere Linie zustürmten. Da sie nicht rückwärts konnten, ohne den Treibern in die Hände zu fallen, so bogen sie, als sie uns bemerkten, seitwärts ab und passirten unsere Linie in einer Entfernung von etwa hundert Schritt. In diesem Augenblicke wurden die Geierfalken losgelassen und diese stürzten sich mit unerhörter Schnelligkeit auf die Heerde. In einem Augenblicke hatten die behendesten unter ihnen schon ihren Raub gepackt und vier Gazellen, in deren Nacken eben so viele Falken ihre mächtigen Klauen eingeschlagen hatten, blieben sichtlich hinter ihren übrigen Cameraden zurück.

Die hiesigen Geierfalken, welche viel größer und stärker sind, als die unsrigen, werden ganz so verwendet, wie die Falken in alten Zeiten bei uns, nur mit dem Unterschiede, daß man hier nicht nöthig hat, sie mit einer Haube zu bedecken und sie zu befestigen. Sie sind sehr gut dressirt, steigen nicht eher auf, bis ihre Herren das Signal geben und kehren auf dies Signal ebenfalls ohne Zögern zurück.

Haben sie ihre Opfer gepackt, so breiten sie ihre großen Flügel aus, beugen sich zurück und hemmen auf diese Weise den schnellen Lauf des Thieres, während sie es zu gleicher Zeit mit ihrem scharfen Schnabel zu verwunden suchen.

Die zwei Falken, welche auf keine Gazelle gestoßen waren, schwebten in großen Kreisen über der flüchtigen Heerde, die sich von den vier angefallenen Gazellen getrennt hatte. Der Moment, welchen die Vögel erwartet zu haben schienen, war endlich gekommen; die Gazellen beschrieben, ich weiß nicht, warum, in ihrem Laufe einen Bogen und in demselben Augenblicke schossen die beiden Falken

Digitized by Google

mit der Schnelligkeit des Pfeils auf sie herab. Der eine faßte eins der flüchtigen Thiere, der andere war weniger glücklich.

Damit war die Jagd eigentlich beendigt, denn nach wenigen Minuten waren die von Schmerz und Müdigkeit überwältigten Gazellen eingeholt und zehn Minuten später lagen sie verendend zu unseren Füßen.

Wir kehrten mit Vergnügen, ja sogar mit Ungeduld nach unserem Dorfe zurück, denn es war vier Uhr Nachmittags, und da wir in unserer Sorglosigkeit versäumt hatten, Mundvorräthe mitzunehmen, waren wir fast noch nüchtern. Endlich kamen wir an, und nie ist wohl ein Mittagsessen mit größerem Appetit verzehrt worden, als der Kuskussu des Kalifat. Selbst unsern Parisern schien er vortrefflich.

Der Kaffee wurde auf der Terrasse servirt, und ich betrachtete mehr als zum zehnten Male das prachtvolle Panorama vor mir. Um einige Punkte genauer unterscheiden zu können, zog ich mein Opernglas, das ich vorsorglich mitgenommen hatte, aus dem Etui. Der Kalifat folgte allen meinen Bewegungen mit Aufmerksamkeit und ich sah, daß nur seine rücksichtsvolle Höflichkeit ihn abhielt, mich um den Zweck des Instrumentes zu fragen. Ich reichte ihm also das Glas und forderte ihn auf, durchzusehen — kaum hatte er das aber gethan, als er in Ausrufungen des Erstaunens und der Freude ausbrach. Der Kalifat beschäftigte sich lange mit dem Glase, und als er es mir endlich zurückgab, schien er es nur mit Bedauern zu thun.

„Das muß wohl sehr theuer sein," meinte er.

„Nein," entgegnete ich, „ich bitte Euch, es als ein Andenken an unsern Besuch zu behalten."

„Aber es ist jedenfalls ein Werk des Teufels, und Gott verbietet alle Zauberei;" antwortete er zögernd.

Ich drang weiter in ihn, das Glas zu behalten, und er kämpfte sichtlich zwischen dem Wunsche, es zu besitzen, und der Furcht, eine große Sünde zu begehen, oder auch vielleicht dem Bedenken, mich eines Gegenstandes zu berauben, der mir lieb war. Endlich besiegte ich seine Scrupel, und er übergab das Glas seinem Agha, der sich ohne Zweifel beeilte, ihm einen Platz zwischen den Waffen und dem Kriegsgeräth seines Herrn anzuweisen.

Wie wir am Abend noch hörten, hatten die zu diesem Zwecke ausgesandten Leute die Spuren des Löwen aufgefunden, welcher seit einiger Zeit die Heerden des Stammes decimirte, und kaum war am andern Morgen die Sonne aufgegangen, als wir, zur Jagd gerüstet und mit ausreichendem Mundvorrath versehen, der Oase von Sebaün-Ainn (der Oase der sechzig Brunnen) zuritten. Sie liegt an einem kleinen Gewässer, das sich in den Chelif ergießt, und wird von einem großen Walde begrenzt, der sich am Ufer dieses Flusses hinzieht. Wir hatten fünfzehn Lieues in nördlicher Richtung zurückzulegen, ehe wir unser Ziel erreichten.

Zwei Stunden nach unserem Aufbruche fühlten wir, daß uns der schreckliche Wind der Wüste, der Sirocco, bedrohte. Die Ebene hinter uns glich dem aufgeregten Meere und vor uns trieb der Wind mächtige Sandwolken empor. Trotz der Ungewohnheit ertrugen wir diese Beschwerden und eine Temperatur, welche geeignet schien, Eier in der Schale hart zu kochen, ziemlich gut. Aber die Karawane kam nur langsam vorwärts. Unsere Pferde schienen dem verderblichen Einflusse des glühenden Windes zu erliegen. Wir befanden uns im buchstäblichen Sinne des Wortes wie in einem gut geheizten Backofen.

Unter solchen Umständen war an diesem Tage nicht an die Jagd zu denken. Menschen, Pferde und Hunde waren wie gelähmt, und so beschlossen wir, bei dem Kaid von Sebaün-Ainn ein Unterkommen zu suchen, und den Kampf mit dem Löwen auf morgen zu verschieben. Nachdem wir diesen Entschluß gefaßt hatten, ritten wir in tiefem Schweigen weiter, und selbst der unermüdliche Schwätzer Henri war stumm, wie eine Sphinx von Granit.

Der Kaid empfing uns mit großer Gastfreundschaft. Hungrig wie wir waren, aßen wir, obgleich ohne allen Appetit, ein riesenhaftes von zwei Straußeneiern bereitetes Omelette und etwas Kuskussu und streckten uns dann, von Hitze und Anstrengung tief erschöpft, auf eine lange Matte.

Gegen Abend drehte sich der Wind. Er wehte jetzt von Nord-West, und brachte mit einigen Tropfen Thau eine etwas erträglichere Temperatur. Wir verließen unsere Zelte, um die Betäubung, die auf uns lag wie Blei, von uns abzuschütteln, und hörten plötzlich die Töne eines Tambourin und einer Pfeife, die uns ein Marionettentheater in der Nähe vermuthen ließen. Henri wollte sogar aus diesen Tönen auf die Gegenwart eines Savoyarden schließen, und um uns in dieser Frage Gewißheit zu verschaffen, verfügten wir uns so schnell wie möglich nach dem öffentlichen Platze, welcher etwa sechzig Fuß im Geviert messen mochte und mit einer hohen Hecke von Cactus und Aloe umgeben war. In der Mitte desselben bemerkten wir einen dichten Knäuel von Männern und Kindern, die im Kreise um einen Araber geschaart waren, der irgend eine Litanei psalmodirte, während ein Negerknabe auf einer Art von Flageolet mit zwei Löchern blies.

Der in der Mitte des Kreises stehende Araber hatte eine lange Ruthe in der Hand, mit welcher er fremdartige Figuren in den Sand zeichnete, während er mit großen, regelmäßigen Schritten im Kreise um einen blauen am Boden liegenden Sack herumsprang, und bei jedem Schritte drei- oder viermal um sich selbst drehte, wie ein Kreisel.

Das Auditorium lachte und schauderte abwechselnd und verfolgte mit ungetheilter Aufmerksamkeit alle Bewegungen, Gesten und Worte des Mannes. Wir fragten, was die Scene zu bedeuten habe, und einige Araber antworteten lachend und mit bedeutsamem Achselzucken: „Mabul, mabul!" (Er ist wahnsinnig.) Indessen sprang und drehte sich der Mann immer fort, Schaum trat ihm auf die Lippen und die Scene nahte sich offenbar ihrer Entwickelung. Die Aufmerksamkeit war bis auf's Aeußerste gespannt und der Zuschauerkreis war so still, daß man nichts als das dann und wann ausgestoßene rauhe Geschrei des Fanatikers hörte. Plötzlich näherte er sich dem Sacke, löste den Knoten der Schnur, die ihn zusammenhielt, befahl dem Kinde mit der Pfeife Schweigen, murmelte in näselndem, klagendem Tone eine neue Litanei, und holte dann eine kleine Pfeife aus der Tasche, welcher er zwei scharfe, schreiende Töne entlockte.

Bei diesem Signal wälzte sich ein Knäuel von Schlangen und Nattern von allen Größen und Farben aus dem Sacke hervor, die sich auf ihren Herrn zuschnellten und ihn mit unzähligen Ringen umschlangen. Der Mann küßte die Thiere, drückte sie zärtlich an sich und liebkoste sie, indem er fortwährend in eigenthümlicher Weise mit den Füßen stampfte. Endlich, als er völlig athemlos und mit Schaum und Schweiß bedeckt war, gab er dem kleinen Neger ein Zeichen, dieser schlug wie toll auf das Tambourin, und sogleich lösten die Schlangen ihre Ringe und kehrten, von der Ruthe getrieben, die das Kind dem Tausendkünstler aus der Hand nahm, in den Sack zurück. Sobald die letzte Schlange sich zurückgezogen hatte, drehte sich der Araber nochmals etwa fünf Minuten lang wie ein Kreisel um sich selbst und fiel dann mit offenen Augen, aber starr und leblos, inmitten des Zuschauerkreises nieder.

Alle kehrten nun zu ihren Zelten zurück; wir waren ziemlich die Letzten auf dem Platze, und Ali erklärte uns auf dem Nachhausewege, daß wir einen der Convulsionäre von der Secte der Aichaua gesehen hatten.

Bei der Rückkehr zu unsern Zelten wartete unser ein anderes Schauspiel. Einige streitende Parteien hatten sich eingefunden, um von der Weisheit des Kalifat einen Rechtsspruch zu erbitten. Das Zelt des Kaid diente zum Gerichtssaal. Einige arme Teufel, die zu den Füßen des Kalifat kauerten, vertheidigten ihre Sache mit Behemenz — aber das Urtheil ließ nicht lange auf sich warten und lautete in allen Fällen auf Bastonnade oder eine Geldstrafe.

Zwei der Schuldigen waren zu einer Geldstrafe von vier Duros, ein Dritter zu fünfundzwanzig Stockhieben auf die Fußsohlen verurtheilt und der Chaouk war schon bereit, das letztere Urtheil zu executiren, als wir uns in's Mittel legten und es durch unsere Fürsprache dahin brachten, daß die Stockschläge in eine Geldstrafe von dreißig Francs verwandelt wurden. Mit großem Bedauern mußten wir aber hören, daß der Betroffene uns nichts weniger als dankbar war. Er hätte lieber funfzig Stockprügel erduldet, als sechs Piaster bezahlt. Erst als wir ihm mit der fraglichen Summe ein Geschenk machten, drückte er seine Dankbarkeit aus und versprach mit großer Weihe, unser in seinem Gebete zu gedenken und uns dem Schutze eines der Mächtigsten im Paradiese, eines gewissen Abd-el-Kader, zu empfehlen.

Nach einer schlaflosen Nacht stiegen wir am andern Morgen zu Pferde und kamen bald bei dem Zufluchtsorte des Löwen, einem von Schluchten durchschnittenen, dichten Walde, an. Wir ritten in geschlossenen Reihen über eine sumpfige Lichtung, auf welcher die Hufe unserer Pferde oft fußtief einsanken. Zwei Neger von Be-

Digitized by Google

kara gingen voran und folgten der für ungeübtere Augen völlig unsichtbaren Spur des Löwen, bis diese sich am Fuße eines dunkeln Granitfelsens verlor, dessen Wände senkrecht vor uns aufstiegen. Es war nicht denkbar, daß der Löwe eine Höhe von mehr als sechzig Fuß hätte überspringen können — er mußte sich also links oder rechts gewendet oder in eine Höhle versteckt haben, die unseren Augen vielleicht durch das dichte Gebüsch verborgen war.

Wir erschöpften uns in Muthmaßungen, als einer der beiden Neger uns auf einen bedeckten Gang aufmerksam machte, der an der Seite des Felsens hinauflief. Nach besonderen Zeichen glaubte er schließen zu dürfen, daß das Thier seinen Weg hier hinauf genommen hätte, aber es war unmöglich, ihm auf diesem Pfade zu folgen, wir hätten denn auf Händen und Füßen hinaufkriechen müssen. Zwei oder drei Hunde, die wir in die Höhlung schickten, um ihre Länge zu erforschen, kamen nach einigen Minuten mit hängenden Ohren und eingekniffenem Schwanze zurück.

Der Felsen mochte etwa vierhundert Fuß lang sein, war von der einen Seite durch einen stinkenden Sumpf, von der andern durch ein undurchdringliches Dickicht begrenzt und mit hohem, stachligem Gebüsch und ungeheueren, gelbblühenden Aloes bewachsen. Die Höhe des Felsens schien eine Art von Plattform zu bilden, die sich nach nordwestlicher Richtung hin senkte. Wir beschlossen nach einiger Ueberlegung, uns nach dieser Seite des Felsens zu begeben und einen Versuch zu machen, ihn von hier aus zu besteigen. Aber es erwies sich als eben so unmöglich, den Sumpf zu durchreiten, als in das Dickicht der anderen Seite einzudringen, und wir fingen schon an, zu verzweifeln, sahen aber bald ein, daß wir die Hülfsmittel unserer Gefährten unterschätzt hatten.

Nachdem der Agha die Befehle seines Herrn empfangen hatte, rief er den Negern zu: „Djib-el-afia!“ und sogleich bewaffnete sich jeder von ihnen mit einem Bund brennender Reiser und begann, das Gebüsch in Brand zu stecken. Die dürren Zweige fingen sogleich Feuer, eine schwarze Rauchwolke erhob sich und fünf Minuten später stiegen die Flammen, vom Winde angefacht, in mächtigen Garben zum Himmel.

Dem Löwen blieb jetzt nur dreierlei übrig. Er konnte sich in den Flammen rösten lassen, sich in den Sumpf werfen oder den Weg nach der Ebene einschlagen, auf welchem wir eben gekommen waren. Das Letztere war das Wahrscheinlichste, denn die Ebene, welche im Süden vom Tschebel begrenzt wird, bot dem Löwen sicherlich bekannte Verstecke. Jeden anderen Weg versperrte das Feuer.

Nachdem der Brand etwa eine Viertelstunde gewährt und schon mehrere der einzeln stehenden großen Bäume krachend zu Boden gestürzt waren, hörten wir ein mächtiges Gebrüll. Der Feind stieß sein Kriegsgeschrei aus und ich gestehe, ohne zu fürchten, daß einer meiner damaligen Cameraden mich widerlegen wird, daß dieses ein schreckenerregendes ist. Mein Pferd warf den Kopf zurück, spitzte die Ohren und ich fühlte, daß sein ganzer Körper unter mir erzitterte. Da ich den Muth des wackeren Thieres bei anderen Gelegenheiten erprobt hatte, trug seine unverkennbare Angst und Aufregung nicht eben dazu bei, mich über die Bedenklichkeiten zu beruhigen, die in mir aufstiegen. Es war sicher, daß das, was uns erwartete, eher ein Kampf, als eine Jagd war, bei dem ein Sturz, ein falscher Tritt oder ein momentanes Zaudern des Pferdes unser Leben ernstlich in Gefahr bringen konnte, und ich gestehe gern, daß diese Art und Weise, meine Existenz zum Abschlusse zu bringen, durchaus nichts Verführerisches für mich hatte. Selbst Buffon's Schilderungen des großmüthigen Charakters des Löwen, die mir einfielen, vermochten in diesem Augenblicke nicht, meine Reflexionen freundlicher zu gestalten.

Ein zweites, wuthzitterndes Gebrüll benachrichtigte uns, daß der Löwe nicht mehr sehr fern war. Wir begaben uns mit gespannten Karabinern nach dem einzigen Auswege, welchen das Feuer ihm ließ und zogen uns von da einige hundert Schritt nach der Ebene zurück, um das Thier aus größerer Entfernung herankommen zu sehen. Kaum hatten wir unsere Linie geordnet, als wir den Löwen auf dem nördlichen Abhange des Felsens erscheinen und langsam nach der Ebene herabklettern sahen. Zuweilen blieb er stehen, ließ ein langgedehntes Gebrüll erschallen, peitschte seine Flanken mit dem mächtigen Schweife und schien die Entfernung zu messen, die uns von ihm trennte.

Ich wage, zu bezweifeln, daß irgend Jemand von uns in diesem Augenblicke große Lust gehabt hätte, dem Thiere in der Nähe gegenüber zu stehen. Die Araber versicherten zwar, es würde fliehen, wenn wir uns näherten, aber seine ganze Haltung deutete eher auf einen Angriff, als auf die Absicht zum Rückzug. Die Pferde zeigten fast alle Furcht und Schrecken und die Hunde, selbst die großen Molossen nicht ausgenommen, verkrochen sich zwischen die Beine der Pferde.

Indessen ist der Löwe nicht der Feind, dem gegenüber es gerathen wäre, Zeit zu verlieren und Jeder machte sich bereit, sein Bestes zur Niederlage des Feindes beizutragen. Das Fußvolk war hinter die Reiter postirt und diese hatten den Burnuß zurückgeworfen, die Zügel auf den Hals des Pferdes gelegt und harrten unbeweglich und mit angelegtem Gewehr der Dinge, die da kommen sollten. — Nachdem das vom Feuer verfolgte Thier einige Mal am Rande des Felsens hin- und hergelaufen war, faßte es plötzlich einen entscheidenden Entschluß, sprang von einer Höhe von mindestens zwanzig Fuß herab, fiel brüllend, mit gesträubter Mähne und hochgeschwungenem Schweife etwa 150 Fuß von unsern Posten entfernt zur Erde und schlug in mächtigem Trott die Richtung nach den etwa funfzehn Lieues entfernten Bergen ein.

Als sich der Löwe unserer Linie auf etwa achtzig Schritt genähert hatte, wurde er von einer Flintensalve empfangen, die er mit entsetzlichem Gebrüll beantwortete; aber nichts verrieth, daß eine unserer Kugeln das Thier erreicht hätte; sein Gang war schnell und kräftig. Ein Trupp von etwa zwölf Arabern, an ihrer Spitze Omar-Ben-Jellul, der Sohn des Kalifat, suchte dem Thiere einen Vorsprung abzugewinnen, um ihm den Weg nach den Bergen abzuschneiden, während wir Uebrigen hinter ihm herjagten, so schnell unsere Pferde laufen wollten.

Nachdem der erste Schrecken überwunden war, thaten unsere Pferde ihre Schuldigkeit, aber der Löwe hatte einen Vorsprung von zwei- bis dreihundert Schritt und ein dann und wann von den Arabern abgefeuerter Schuß hatte kein anderes Resultat, als ihn zu nur noch größerer Eile anzutreiben. So folgten wir dem Thiere bereits länger als eine Stunde, ohne daß sich die Entfernung zwischen ihm und uns verkürzte, und schon näherten wir uns den Bergen, die dem Löwen Schutz gewähren und ihn unserer Verfolgung entziehen mußten, als plötzlich Omar mit seiner Truppe erschien und ihm den Weg versperrte.

Einen Moment stand das Thier beim Anblick des neuen Feindes unschlüssig, dann, als schäme es sich dieses augenblicklichen Zauderns, nahm es seinen Weg gerade auf die Reiter zu. Mir trat der Angstschweiß auf die Stirn, ich sah den Kalifat an, dieser aber lud lächelnd seine Flinte und spornte sein Pferd, um dem Kampfplatze näher zu kommen.

Der Löwe war noch etwa funfzig Schritt von der Gruppe der Reiter entfernt. Wir sahen, daß die Araber ihre Flinten anlegten. Der unternehmende Jüngling, der sie anführte, erhob sich in dem Steigbügel; zielte so ruhig auf den Löwen, als wäre es ein Rebhuhn, und drückte ab. Das Thier fiel, erhob sich aber sogleich wieder. Der junge Cheriff warf sein Pferd zur Seite, um dem Sprunge auszuweichen, womit der Löwe ihn bedrohte, und die ihn begleitenden Araber machten durch gut gezielte Schüsse dem Kampfe und dem Leben des Thieres ein Ende. Es war von zehn Kugeln getroffen, und als wir den Kampfplatz erreichten, wand es seine ungeheueren Glieder in den letzten Zuckungen.

Unsere Jagdbeute wurde auf das Pferd eines unserer Piqueurs gelegt und langsam nach dem Dorfe transportirt, während wir, nicht wenig stolz auf unsern Triumph, im Galopp zurückkehrten.

Nach einigen Tagen der Ruhe traten wir unsere Rückreise nach Algier an. Das Fell des Löwen, welchen wir zusammen jagten, hat der Kalifat mit rothem Tuche füttern und mit Goldstickereien verzieren lassen — es liegt als Fußteppich unter meinem Schreibtische. Der Sohn Ben-Jellul's aber wird diesen Winter nach Europa kommen und ich und meine damaligen Gefährten hoffen, uns hier für die Gastfreundschaft erkenntlich beweisen zu können, mit der uns sein Vater am Dschebel-Ammur aufgenommen hat.

A. S.

Ein Dampfwagen mit eigener Eiſenbahn.

Ein Dampfwagen mit eigener Eiſenbahn.

Man hat bereits zu verſchiedenen Malen Verſuche gemacht, Dampfwagen oder Zugmaſchinen zu bauen, die auf gewöhnlichen Straßen, ohne Eiſenbahnen, angewendet werden könnten. Es ſind wirklich mehrere ſehr ſinnreiche Maſchinen dieſer Art conſtruirt worden, die als ſolche von Fachmännern bewundert wurden, aber aus verſchiedenen Gründen nicht zur wirklichen Anwendung kamen, weil ihnen eben ein gewiſſes Etwas noch fehlte. In den Straßen Newyorks fuhr z. B. öfters eine ſolche Maſchine, aber auch ſie entſprach nicht allen Anforderungen.

Jetzt ſcheint ein Engländer, Francis Hamilton, die Aufgabe vollſtändig gelöſt zu haben. Seine „Zugmaſchine“, welche unſere Abbildung zeigt, kann eine Laſt von vierhundert Centnern auf einem leidlichen Wege, der nicht mehr als einen Fuß auf ſiebzehn ſteigt, binnen einer Stunde über eine halbe Meile weit fortſchleppen.

Die Eigenthümlichkeiten an dieſer Maſchine ſind das Steuerrad vorn, durch welches ihr beliebig jede Richtung gegeben werden kann, die kleinen Vorder- und die großen Hinterräder mit ſog. Schuhen, die ſich auf den Boden legen unter die Räder und ſonach eine bewegliche Eiſenbahn bilden, welche die Maſchine mit ſich führt. Dieſe Schuhe ſind kleiner oder größer, je nachdem der Boden, auf welchem die Maſchine laufen ſoll, hart oder weich iſt. Sie ſind ſo eingerichtet und angebracht, daß bei der Umdrehung des Rades ein Schuh immer liegt und ein anderer ſtets bereit iſt, die Stelle des erſteren einzunehmen, ſobald der letztere rückwärts hinweggezogen wird. Der Mechanismus dabei iſt ſo ziemlich dem des menſchlichen Beines, in Bezug auf die Gelenke, entlehnt. Wie das Bein, das fortſchreiten ſoll, vom Kniegelenk an ſich bewegt, mit Zehen, Ferſe und Knöchelgelenk, ſo bewegen ſich die einzelnen Schuhe an den Rädern dieſer ſinnreichen Maſchine, deren Nutzen und Vortheil nicht beſtritten werden wird.

Eine einzige ſolche Maſchine wird ſoviel leiſten als ungefähr vierzig Pferde und auf einer gewöhnlichen Chauſſee eine Laſt von 400 Centnern, auf mehrere Wagen vertheilt, eine halbe Meile weit für etwa zwei und einen halben Neugroſchen befördern, vorausgeſetzt, daß die Kohlen da ſo billig ſind, wie z. B. in England. Vorzugsweiſe nutzbar dürfte ſie freilich in ebenen Gegenden ſein, in denen es noch keine Straßen gibt, und für ſolche iſt ſie zunächſt auch berechnet. Auch hat die ruſſiſche Regierung, die ihre Augen bekanntlich überall hat, bereits mehrere dieſer Zugmaſchinen gekauft, um ſie in den ruſſiſchen Steppen zu verwenden. Eben ſo ſteht der

Erfinder mit einigen südamerikanischen Staaten in Unterhandlung, denn auch diese haben erkannt, wie wichtig solche eigenthümliche Dampfwagen, die ihre Eisenbahn bei sich führen, z. B. in den Pampas sein würden. Sie werden da die Anlegung von Eisenbahnen unnöthig machen und doch der Gegend den Vortheil derselben gewähren. Dasselbe gilt von dem westlichen Theile der Vereinigten Staaten, in denen die Anlegung von Eisenbahnen des geringen Verkehrs wegen bedenklich ist, die Beförderung der Waaren u. s. w. aber auf den gewöhnlichen Ochsenwagen dem wachsenden Bedürfnisse nicht entspricht. Aber auch in unserer Nähe dürften sich Gegenden finden, in denen diese neue Zugmaschine mit großem Vortheile die noch mangelnden Eisenbahnen vertreten würde, z. B. in Ungarn, in den Donaufürstenthümern u. s. w., überhaupt in dünn bevölkerten Strichen, wo Eisenbahnen noch nicht rentiren, raschere und wohlfeilere Transportmittel aber nothwendig und wünschenswerth sind.

Vergilbte Blätter.

Von Carl von Wehrs.

Es ist immer ein eigenthümlich, gleichsam wie zur Andacht stimmendes Gefühl für mich gewesen, wenn ich durch das Lesen alter Briefschaften oder Papiere, die die Schriftzüge der längst dahingeschiedenen Theueren trugen, in die Vergangenheit mich versetzt denken konnte; und stets habe ich nur mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu dieselben in die Hand nehmen können, einer Scheu, etwa ähnlich der, die uns beschleicht, wenn wir ein Gotteshaus betreten. — Denn tritt nicht in solchen Hinterlassenschaften der Geist der Verstorbenen näher zu uns heran? Ist's dann nicht oft, als wenn der Odem der Verklärten unsere heiße Stirne kühlte? und fühlen wir's nicht bisweilen dann wie den Druck ihrer Hand, die sich auf unser schneller und aufgeregt schlagendes Herz beruhigend zu legen scheint? — — Wenigstens geht's mir wohl so und auch noch kürzlich passirte mir's, als ich in einigen der vielen von meinem Großvater nachgelassenen Papiere blätterte.

Mein Großvater hatte im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in Göttingen studirt und dort dem Kreise jener jungen Männer angehört, deren Wirken und Streben hauptsächlich dahin zielte, unserer deutschen Literatur eine nationale Selbstständigkeit, unserer Muttersprache aber mehr Reinheit und Reichthum zu verschaffen. Dieses Ziel in der Hauptsache durch eigene Schöpfungen zu erreichen suchend, verwarfen sie deshalb nicht die Erzeugnisse des Alterthums und die neueren Muster des Auslandes, unter welchen letztern sie vorzüglich den Engländern ihre Anerkennung zollten. Ihre schöne Vereinigung, die sich unter dem Namen des Göttinger Dichtervereins oder des Hainbundes einen anerkannten Ruf und wirkende Bedeutung in unserer deutschen Literatur erworben hat, wurde im Jahre 1772 gestiftet; Klopstock war ihr Panier, der, gegen die sogenannte französisch-schlesische Schule auftretend, denselben Kampf kämpfte, dem ihre jungen, begeisterten Herzen entgegenschlugen!

— — — Also ich blätterte — ich darf mich wohl so ausdrücken — ich blätterte andächtig in den alten Papieren und, indem ich auch nach einem Album griff, stieß ich auf gar manchen Gedenkspruch, der als Unterschrift den Namen eines Dichters jener Epoche trug, — und gerade das gab die Veranlassung zur Niederschreibung und Veröffentlichung dieser Zeilen. — So fand ich gleich auf einer der ersten Seiten folgende mit kräftiger Hand geschriebenen Worte:

„Sich nicht rächen, auch da nicht, wo Rache Gerechtigkeit wäre,
Das ist edel! Erhaben ist's, den Beleidiger lieben!
Ihn mit geheimem Wohlthun im Elend erquicken, ist himmlisch!
Klopstock.

Hiermit, mein liebster Wehrs, empfiehlt sich Ihrem freundschaftlichen Herzen G. A. Bürger, Göttingen, den 26. Sept. 1777."

Das sind nun 80. Jahre, die seit dem Schreiben der Zeilen verflossen; über 60. Jahre, seitdem Gottfried August Bürger ausgekämpft und ausgelitten hat all' das bittere Herzeleid und Weh', an dem sein Leben so überreich war! Doch sein Name wird durch seine Gedichte fortleben im Munde des deutschen Volkes, dessen Eigenthum sie schon zu Lebzeiten des Dichters geworden; hätte Bürger nur seine „Lenore" gedichtet, sie würde hingereicht haben, ihm die Unsterblichkeit zu sichern! — Wer aber, wenn er unseres Dichters gedenkt, wird nicht unwillkürlich erinnert an seine unglückselige, romanhaft klingende dritte Ehe mit jenem schwäbischen Mädchen aus Stuttgart — Elise Hahn — die ihm in einem Gedichte Herz und Hand angetragen hatte? — Eine Ehe, voll des grenzenlosesten Leides für Bürger, die nach sechzehnmonatlicher Pein wieder getrennt werden mußte.

Vielleicht ist nur wenigen Lesern das betreffende Gedicht bekannt geworden, und da ich dasselbe gerade unter einem Pack Briefe, die an meinen Großvater gerichtet waren, gefunden habe, glaube ich, dasselbe hier folgen lassen zu dürfen. — Der Brief ist im Jahre 1792 von dem nachmals so berühmt gewordenen Astronomen Harling geschrieben, dem Entdecker der Planeten Ceres, Pallas und Juno, der, sich anfänglich in Göttingen der Theologie widmend, später im näheren Umgange mit Lichtenberg seinen alten Hang zu den Naturwissenschaften und der Astronomie neu erwachen fühlend, sich diesen Fächern wieder zuwandte und als Professor dieser Wissenschaften den 31. August 1834 zu Göttingen starb — und lautet derselbe seinem ganzen auf diese Sache Bezug habenden Inhalte nach:

„— — Wir sprachen auch kürzlich von dem gekrönten Dichter Bürger; Sie hatten das Lied seines Schwabenmädchens an ihn nicht gelesen; hier ist es:

O Bürger! Bürger! edler Mann,
Der Lieder singt wie Niemand kann
Vom Rhein an bis zum Belt.
Vergebens berg' ich das Gefühl,
Das mir bei Deinem Harfenspiel
Den Busen schwellt!

Mein Auge sah von Dir sonst Nichts,
Als nur die Abschrift des Gesichts;
Und dennoch lieb' ich Dich. —
Und Deine Seele fromm und gut
Und Deiner Lieder Kraft und Muth
Entzücken mich!

So stillt' im ganzen Musenhain
Von allen Sängern groß und klein
Noch keiner mir die Brust!
Sie wogt empor wie Fluth der See,
Es kämpfen stürmend Leid und Weh
Und Weh und Lust!

An Wonne, wie an Thränen reich,
Rief ich, wie oft — o! bergen gleich
Und küssen möcht' ich Dich!
So wechselte, wie Dein Gesang,
In mir der Hochgefühle Drang,
Dem Alles wich.

O Bürger! Bürger! süßer Mann,
Der Ohr und Herz bezaubern kann
Mit Schmeichelton und Sinn;
Mein Loblied gilt Dich freilich nicht,
Doch höre, was mein Herz Dir spricht
Und wer ich bin.

In Schwaben blüht am Neckarstrand
Ein schönes, segenreiches Land,
Das mich an's Licht gebar;
Ein Land, wenn fern grauer Zeit
Die alte deutsche Redlichkeit
Zu Hause war.

Da wuchs ich wohlbehalten auf
Und meines reinen Lebens Lauf
Maß zwanzigmal das Jahr.
Zu Grabe sank mein Vater früh;
Kaum ließ mir noch der Himmel die,
Die mich gebar.

Schon wankend an des Grabes Rand,
Ergriff sie des Erbarmers Hand
Und gab sie mir zurück.
Sie bildete mit weiser Müh',
Was Gutes mir Natur verlieh,
Zu meinem Glück.

Bei heiterm Geist, bei frohem Muth
Ward mir ein Herz, das fromm und gut —
Von Gott zu sein bescheert.

Digitized by Google

Nur edler Liebe huldigt's frei,
Und was es liebt, das liebt es treu,
Und hält es werth!

Mein Leib — er zeigt vielleicht dem Blick
Kein Stümper- und kein Meisterstück
Der bildenden Natur. —
Ich bin nicht arm, ich bin nicht reich,
Mein Stand hält meinen Gütern gleich
Die Mittelspur.

Die bin ich, die — und liebe Dich —
Im schönen St – find'st Du mich,
Du trauter Wittwersmann.
Umschlänge wohl nach langem Harm
Ein liebevolles Weib Dein Arm?
So komm heran.

Denn träten tausend Freier her
Und hätten Säcke Goldes schwer,
Und Du begehrtest mein; —
Dir weigert' ich nicht Herz und Hand,
Selbst um mein liebes Vaterland
Tauscht' ich Dich ein.

Steht Schwaben-Lieb' und Treu Dir an,
So komm, Geliebter, komm heran!
Und wirb, o wirb um mich.
Nimm oder nimm mich nicht, so ist
Und bleibt mein Lied zu jeder Frist:
Dich lieb' ich — Dich —!

Der arme Bürger ließ sich durch punica fides verleiten, und was aus ihm ward, zeigt sein hörnerschweres Dichterhaupt" ꝛc.

In der That, welcher Unterschied ist zwischen diesem Schwabenmädchen des vorigen Jahrhunderts und den Schönen unserer Gegenwart, die sich — ihr verschmähtes, korbreiches liebes „Ich" — in Zeitungsannoncen auf den Markt bringen und ausbieten?

Wir schlagen in unserm Album wenige Blätter um, und finden folgende Zeilen mit blasser Tinte niedergeschrieben, und so zwar, daß die Buchstaben steil, fast von der Rechten zur Linken übergebogen, auf dem Papiere stehen:

„Ehr', Ueberfluß und Pracht ist Tand,
Ein ruhig Herz ist unser Theil! — Kleist.

Zum Denkmal der Freundschaft von C. C. H. Hölty aus dem Hannöverschen, J. G. G. L. — Göttingen den 8. Februar 1772."

Wie charakteristisch sind diese Zeilen des Sängers von „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit!" Seine Anspruchslosigkeit, welche auch aus allen seinen schönen Gedichten, die voller Innigkeit und Wahrheit des Gefühls, uns anweht, ließ ihn nicht nach jenem „Tand" streben; ihm war's genug, durch Uebung von Treu' und Redlichkeit und durch Wandlung der Wege Gottes, von denen er „keinen Finger breit" abzuweichen empfahl, sich ein ruhig Herz zu erwerben. — Auch Hölty's kurzer Lebensweg war voller Dornen; in materieller Beziehung litt er meist an den allernothwendigsten Bedürfnissen Mangel. So konnte er denn auch dem Keime der Krankheit, die er in sich trug, im Entstehen nicht kräftig genug entgegen wirken, und starb viel zu früh für uns — kaum 28 Jahre alt — zu Hannover, wo er sein „kühles Grab" auf dem St. Nicolai-Kirchhofe gefunden hat. Wahrlich, auf unsern Hölty paßten die Worte der Schrift: „Du hast das bessere Theil erwählt, das soll nicht von Dir genommen werden!"

Weiterhin finden wir die Worte niedergeschrieben:

„Sie ists nicht werth, so eine Welt wie diese,
Daß man ihr eine Thräne weint!
Denke Deines Freundes J. M. Miller aus Ulm in Schwaben,
Göttingen, den 1. October 1772."

Kennzeichnen nicht auch diese wenigen Zeilen die überspannt empfindsame, weltschmerzliche Richtung, deren Schöpfer Miller in seinen später erschienenen Romanen ward? — Seine Klostergeschichte „Siegwart" ist wohl das non plus ultra jener schwärmerischen, weinerlich weichlichen Empfindsamkeit. Sein schönes lyrisches Talent entfaltete sich übrigens in Göttingen, wo er dem Hainbunde angehörte, in reichem Maße, und viele seiner Lieder sind ja volksthümlich geworden. Zu Ulm 1750 geb., starb er daselbst als Decan und geistlicher Rath 1814.

Von größerem Interesse — gerade in diesem Augenblick — sind auf einem folgenden Blatte die Zeilen des Grafen Stolberg, nach seinem Uebertritte zur katholischen Religion niedergeschrieben: „Die Gründe meiner Ueberzeugung bedarf ich nicht darzulegen, das ist eine Sache zwischen Gott und mir." — Stolberg opferte durch die Kundwerdung dieser seiner Ueberzeugung nicht allein die wichtigsten äußern Vortheile, sondern auch die Freundschaft vieler seiner alten Freunde. — Stolberg wurde in dem holsteinischen Flecken Bramstedt geboren, stand auch später als Gesandter in Berlin in dänischen Diensten; war also ein Landsmann des kürzlich zur katholischen Religion übergetretenen Grafen Hahn, dem man — wenn ich nicht irre — vor Kurzem in einem Blatte nachsagte, er sei der Erste von der hohen Aristokratie Holsteins, der diesen Schritt thäte, was hiernach zu berichtigen sein würde.

Noch fällt uns auf einem Blatte ein mächtiges „G" in die Augen, das, mit stumpfer, breiter Feder geschrieben, beinahe ein Drittel der ganzen Höhe des Blattes in Anspruch nimmt; es stammt vom „Vater Gleim" und sein eben nicht sehr geistreicher Spruch lautet:

„Thue recht, scheue Niemand. — Gleim, zu Göttingen den 29. Juni 1771."

Er war zu jener Zeit schon Domsecretair in Halberstadt und hatte der Musenstadt wohl nur einen Besuch abgestattet.

Viele Namen, die sich einen weit über die Grenzen Deutschlands reichenden, berühmten Klang erworben haben, treten uns auf den vergilbten Blättern noch entgegen. — Jene Männer, die durch ihr segensreiches Wirken als Lehrer der Georgia Augusta jenen unvergänglichen Glanz verliehen, der bis in die fernsten, dunkelsten Theile der Erde seine lichtvollen Strahlen senkte, — ein Glanz, den auch die Stürme der dreißiger und vierziger Jahre doch nicht haben vernichten können — jene Männer verschmähten es nicht, dem damaligen Bruder Studio ein Blatt der Erinnerung zu weihen. — Da finden wir die Namen eines Schlözer, Heyne, Kästner ꝛc.; auch Herder, der einmal eine Professur in Göttingen annehmen wollte, schreibt „vor der Abreise von Göttingen den 20. Febr. 1772" die Worte Klopstock's auf ein Gedenkblatt:

„— Das edelste
Verdienst ist Tugend. Meisterwerke
Werden unsterblich; die Tugend selten!
Allein sie soll auch dieser Unsterblichkeit
Nur wenig achten!" —

Blätter und Blüthen.

Wie man in Paris Größen macht. Ziemlich sicher vertraut mit den Anstalten, die dem hiesigen Volke Quellen einer geistigen Strömung sind, unternehme ich es heute am Spätabende, aus meinem Stübchen in der Rue Rivoli Ihnen einen Bericht über die saubere Wirthschaft zu senden, welche in den meisten und achtbarsten Theatern der Kaiserstadt herrscht. Hier rauschen die Tage unter Speculationen dahin, von denen eine immer geschraubter als die andere ist. Eine Theatergesellschaft spielt, um ihren Director frei zu haben, der nebst achtzehn Garanten verschiedener Actiengesellschaften festgenommen worden ist. In einem anderen kleinen Theater sind die Decorationen von den Gläubigern belegt worden. Ein Fünftheil aller Billets in sämmtlichen Pariser Theatern sind Freibillets für Ehrengäste, Kritiker und Lobhudler, die sogenannten „Amateurs", und vor Allem für die berüchtigte „Claque", von denen ich ausführlicher erzähle, soweit es für Ihre Leser interessant ist. Ein einziges Theater mit 500,000—600,000 Francs Jahreseinnahme gab an 100,000 Freibillets aus, und die meisten verschlang die heulende Charybdis der „Claque", indeß der kleinere Theil als Honorar für Billeteurs, Entrepreneurs, Journalexpeditionen und Beamte des Theaters verschlungen wurde.

Sonderbar ist's, wie in dieser Theaterwelt Größen geschaffen werden. Bei Euch ist's doch nicht wohl möglich, das Gute schlecht und Schlechtes gut zu heißen. Hier geht's; und selbst Männer wie Roger, die, bei Licht besehen, gar nicht so bedeutende Helden sind, verdanken dem mächtigen Institute der Claque ihren Glorienschein. — Es mag bei Ihnen auch wohl vorkommen, daß eine welkende Coulissenrose oder ein laues Talent, um seines äußeren Erfolges sicherer zu sein, zwanzig oder dreißig Billets an gute Freunde, „Amateurs", austheilt, welche nun bei Effectstellen, oder wohl gar schon beim Auftreten tapfer klatschen. Dies Manöver aber zu einem förmlichen Geschäft, zu einem Ding der Speculation, des Gelderwerbs auszubilden, das will in Deutschland nicht gut angehen, vielleicht am ehesten noch in Berlin, der „Stadt der Intelligenz." — In Paris heißt die große Gesammtheit der miethbaren Klatscher mit einem Worte la claque, und wenn sie auch den Kenner nicht besticht, die Menge wird oft hingerissen. Seit zwanzig Jahren etwa besteht dies einträgliche Gewerbe mit all seinen Gesetzen und seinen Vortheilen, dem sich sogar fremde Gesellschaften fügen müssen. So litt im Sommer 1857 das damals hier spielende „deutsche Theater", unter dessen Mitgliedern Frau Schuselka-Brünning glänzte, gar sehr unter solchen Einflüssen.

Da die meisten Pariser Theater eine gesellschaftliche Speculation sind und keinerlei Selbstständigkeit durchdringen kann, so liegt es auf der Hand, daß man alle Mittel in Bewegung setzt, sich Kundschaft zu machen und sich diese, wenn sie errungen, zu erhalten. Erst wurde aus Vorliebe applaudirt, dann „aus Freibillets." Endlich gab man den Klatschern ste-

Digitized by Google

lendes Entrée und außerdem Gehalt. In der Probe wurden schon damals die Stellen angegeben, wo geklatscht werden sollte; ein Mann von „esprit" mußte immer den Schwarm leiten. 1837 legte Sauton ein förmliches Bureau an, das hieß: „Assurance de succès dramatiques" oder auf ehrlich Deutsch: „Versicherung von dramatischen Erfolgen." Bei ihm meldeten sich die schamlosen Claqueurs; die Theaterdirectionen machten ihre Visiten, gaben Aufträge und Sauton bestimmte dann für so und so viel Franken und Freibillete die größere oder kleinere Heerde von Klatschern; der geschlossene Vergleich enthielt z. B. Bestimmungen, wie oft und wie stark geklatscht werden sollte. Man unterschied drei Grade der Stärke, welche in der Spitzbubensprache der Claqueurs also bezeichnet wurden: Petit (klein, gering), modéré (mäßig, eingezogen), assaut (Sturm, voller Anlauf.) — Als Veron die Pariser Oper dirigirte, war der Heros der Claque ein gewisser Herr Auguste, welcher die Claque sachkundig disciplinirte, leitete und ihr vor allen Dingen Ensemble lehrte. Für drei Pelotons Klatscher à funfzehn Mann bekam Auguste 45 Billets, wovon er die Hälfte billig an Leute verkaufte, die sich verpflichteten, Abends zu arbeiten; auf die andere Hälfte gingen seine Stammtruppen in's Feuer. Die eitle Tänzerin M. Noblet zahlte ihm für jedes Auftreten mit hellem Empfange (assaut) durch 45 Mann 50 Francs, was ihm in funfzehn Jahren das Sümmchen von 55,000 Francs eingebracht hat.

Einem Schauspieler war aus Versehen an einer anderen Stelle, als er wünschte, Zuruf geworden. Aergerlich darüber kam er zu Hrn. Auguste und drohete, sich Herrn Sauton zum Klatschen zu bestellen.

„Gehen Sie, mein Herr," rief Auguste stolz, „ich weiß, Sie werden gar bald meine Dienste wieder aufsuchen."

Als die Hugenotten einstudirt waren, schrieb Auguste folgenden, in weiten Kreisen bekannt gewordenen Brief:

„Herr Director!

„Ich bin mit der neuen Oper sehr zufrieden; für solche Werke zu arbeiten ist ein Genuß. Man kann bei allen Arien und fast bei allen Duetten etwas machen; für das Duett im vierten Acte sichere ich drei Salven zu, für das Trio im letzten einen Hervorruf. Was die Sänger und die Verfasser anlangt, erwarte ich Ihre Befehle."

Scribe, Macquet und Andere gingen bei ihm ein und aus, wenn sie Beklemmungen fühlten.

Graf B. gab ihm einst den Auftrag, für 500 Francs eine treulose Sängerin auszupochen und auszupfeifen. Als Sängerin war sie nur mittelmäßig. Am Abende applaudirte Herr Auguste mit seinen Truppen so stark, daß er in Zwiespalt mit dem ganzen Publicum gerieth und man, um die Claque zu dämpfen, pochte und pfiff. Der Graf war verdutzt und nannte am andern Tage Auguste und dessen Pelotons Verräther.

„Mein Herr Graf," sagte Auguste, „meine Bildung verbietet mir, eine Dame auszupochen. Ich habe aber dafür so laut applaudirt, daß das empörte Haus es für mich gethan hat."

Als Fanny Elsler in Paris war, fand sie unsern Auguste zu kühl und bestellte sich ebenfalls Herr Sauton, der damals gerade im Théatre second und Gymnase zu klatschen hatte. Sauton erschien mit seiner derben Schaar, erhielt vierzig Billete und sechzig Francs, versäumte aber, selbst entzückt und vom Glanze des Theaters trunken, mehrmals seine Pflicht, so daß es nach mehreren Wochen Herrn Auguste zu Ohren kam, Fanny werde Sauton wieder entlassen. Da bat Auguste um eine Audienz bei Fanny.

„Mademoiselle," sagte er, „ich, Sie, Direction, Publicum, alle Welt leidet; denn Sauton ist ein Cretin. Setzen Sie mich wieder ein, ich beschwöre Sie. Hier sind 50,000 Francs, die Sie unter die Armen vertheilen mögen."

Die Künstlerin, deren Ehrgeiz durch letzteres Angebot verletzt war, warf ihm zwar seine angebotene Brieftasche, die nichts, als Theaterzettel enthielt, entrüstet vor die Füße, nahm ihn jedoch wieder zu Ehren an.

Auch galt Herr Auguste, soviel es gehen wollte, im Publicum; seine strenge Disciplin, seine Höflichkeit gefiel; keiner seiner Leute durfte scheel sehen oder in die Hitze kommen, wenn man schwieg oder gar zischte, indeß alle drei Pelotons Unsterblichkeitsverleiher wie ein Mann klatschten. Auguste starb 1844 und ließ seiner Tochter ein bedeutendes Erbe, nachdem er zuerst Chauffeurs, Chatouilleurs und Bisseurs geschaffen hatte. Ich muß den verwunderten Lesern diese Schöpfungen erklären, denn sie sind in diesen Tagen zu den größten Ehren gestiegen.

Will man mit Applaus empfangen werden, so schickt man die bestimmte Summe hin, d. h. soigner l'entrée (für Aufnahme Sorge tragen). Den Nebenbuhler auspfeifen, kostet jetzt die gleiche Summe. Faire mousser, moussiren machen, heißt die Claque bezahlen; unter dem Kronleuchter, Jedermann sichtlich, sitzt gewöhnlich das Centrum dieser Theaterablaßkrämer. Man nennt diese offenen Herren darum „Chevaliers du lustre", d. h. Ritter vom Kronleuchter. Die übrigen Claqueurs vertheilen sich. Zuerst nenne ich hier die Tapageurs; diese klatschen beim kleinsten Anlaß auf's Heftigste; es sind also die rechten Tümmler, wahre Quecksilberleute! Nach ihnen kommen die feineren Connaisseurs oder Kenner. Sie müssen sich fein kleiden, sitzen auf theuren Plätzen, murmeln dann und wann in vornehmer Ungenirtheit beifällig, machen auf Schönheiten und interessante Steigerungen aufmerksam, indeß die Rieurs die alte „biederbe" Ehrlichkeit, selbst die philisterhafteste Gutmüthigkeit heucheln und beim flachsten Spaß auf's Herzlichste lachen — und plötzlich, wie sich besinnend, noch einmal, bis es ansteckt. Man sieht, jede Seite des Menschen ist belagert. Die Pleureurs, welche man in den Trauerspielen P. Corneilles im Théatre français bewundern kann, sind die Weinerlichen, die Gerührten. Ihre weißen Taschentücher trocknen unaufhörlich die trocknen Augen.

Die schon unter Auguste florirenden Chatouilleurs bringen ihre Chatouillen und Bonbonnièren hervor, und stimmen durch Darbieten von Bonbons, Prisen Schnupftabaks, Leihen von Theaterzetteln und Operngucker schon empfänglich und heiter. Die Chauffeurs aber bringen des Mittags und Nachmittags die Gaffer am Theaterzettel in Gluth, wenn sie vor dem Zettel stehen und rufen: „Ach, heute wird's wundervoll werden! Der Engel singt und spielt heute wieder! Wie ein Gott schreitet er über die Bühne!" — Sie lesen auch in Restaurationen laut die Recensionen vor, erkundigen sich fleißig nach Portraits in allen Läden, bis sie der Händler aushängt, arbeiten Kritiken für Winkelblätter, entfernen schlechte Kritiken schlau und dergl. Die Bisseurs endlich sind die unermüdlichen Biß- (d. i. zweimal) Rufer, deren da capo nimmer stirbt.

Nun — heißt das nicht Ordnung in dieser Armee von Lügnern? Macht jetzt manche Apotheke ein solch' Geschäft, wie ein Bureau der Claque, das gar nicht mehr unter 10,000 Francs, oft aber für 18—19,000 Francs verkauft wird? — Eine strenge Justiz gibt's für solche Leute, welche auf die Dauer der klaren Vernunft immer weichen müssen, in Frankreich jetzt noch nicht; aber man tröstet sich billigerweise immer damit, nur die plumpe Einfalt wird von dem Lärm der Claque geblendet. Aber Angesichts solcher Thatsachen thut's uns doch im Innersten wohl, deutsche Treu und Ehrlichkeit noch nicht zur bloßen Redensart herabgesunken, noch die Meinungen Anderer in Dutzenden verhandelt zu sehen. Freede.

Wie man durch Nichtsthun täglich zweihundert Thaler verdienen kann. Man zieht 'n Paar dicke Strümpfe an, setzt sich damit an einen murmelnden Bach, raucht starken Tobak dazu oder gute Cigarren, bleibt so sitzen, bis es Abend wird, zieht dann die dicken Strümpfe aus und hat zweihundert Thaler darin. — „Aber das machen Sie mir erst 'mal hübsch vor!" wird der geneigte Leser ausrufen, ehe er an diese mysteriöse Arbeit geht. Nun, hier ist das Recept.

Die californische Zeitung: „San Joaquin Republican" vom 23. Juni sagt in einer Correspondenz: „Hier am Fraser-Flusse (im neuen Goldlande) kann Jeder täglich 150 Dollars durch Nichtsthun machen. Der Fluß enthält ungemein viel aufgelöstes Gold. So braucht man sich nur ein paar Strümpfe von Schaffell zu machen, die Wolle über Nacht mit Quecksilber zu sättigen, die Strümpfe mit der Wolle nach außen anzuziehen und die Füße den Tag über in's Wasser zu halten. Abends schüttelt man die Strümpfe aus und für 150 Dollars Gold fällt heraus. Nur muß man eine Stromschnelle oder einen Wasserfall wählen und die Füße ganz steif und unbeweglich halten, um vollkommen erfolgsicher zu sein."

Da haben wir's. Ob's nicht auch ginge, wenn man die Schafsstrümpfe ohne bewegliche Füße (die sich doch nicht bewegen dürfen) hineinhielte? Man könnte es sich dann jedenfalls noch bequemer machen und vier, sechs bis zwanzig Paar Schafsstrümpfe ohne lebendige Beine in's Wasser stecken, um Abends von einem Diener mit Goldtressen Hunderte und Tausende von Dollars herausschütteln zu lassen.

Glück. Obgleich Acte besonderer Generosität eigentlich das traditionelle Vorrecht der reisenden Lords sind, scheinen jetzt die Russen ihnen den Rang streitig machen zu wollen, und wenn früher in allen schweizer Gasthöfen bis zur elendesten Berghütte herab die besten Räume und Comforts für Albions Kinder aufbewahrt blieben, so werden sie jetzt dies System auf „die Barbaren des Nordens" anwenden. Und man kann es ihnen nach folgender Thatsache auch gar nicht verdenken.

Wer, der je den Genfersee geschaut, kennte nicht das Hôtel des trois couronnes, vulgo Hôtel Monnet genannt, in dem reizend gelegenen Vevay? Es wird mit Recht als ein Muster seines Gleichen gepriesen, und wer darin gewohnt, denkt sicher mit Behagen daran zurück und erinnert sich gern des braven, freundlichen Besitzers, der dieses Etablissement ohne eigene Mittel gegründet und zu solch' europäischem Rufe gebracht hat.

Dort logirte vor etwa einem Jahre ein reicher Russe und fand an dem ihn empfangenden Oberkellner, einem Frankfurter Kinde, ein besonderes Wohlgefallen; ja, seine Zuneigung stieg so weit, daß er den jungen Mann um seine Aussichten und Pläne für die Zukunft fragte. Diese waren so bescheidener Natur, daß er die Frage seines Gönners: „Ob er nicht gern dies Hotel übernehmen würde?" für einen Scherz nahm.

Aber der Russe meinte es anders; nach Jahresfrist kehrte er nach Vevay zurück, hat das große Etablissement für 1,250,000 Fr. gekauft und unter bestimmten, sehr günstigen Bedingungen dem glücklichen Oberkellner übergeben, der es hoffentlich eben so gut verwalten wird, als der Gründer desselben, welcher der behaglichsten Ruhe genießt.

Allen Freunden gemüthlichen Humors

wird für das laufende Quartal der überall gern gesehene

Illustrirte Dorfbarbier.

Ein Blatt für gemüthliche Leute von **Ferdinand Stolle.**

bestens empfohlen. Während General Pulverrauch und der Dorfbarbier die Weltgeschichte coram nehmen, verhandeln Breetenborn und Nudelmüller die brennenden Fragen des Tages, und legt der Bildermann seine

komischen Illustrationen und Zeitbilder

vor. Für 10 Ngr. vierteljährlich abonnirt man bei allen Postämtern und Buchhandlungen.

Die Verlagshandlung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 42. 1858.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Kirchhofsgeheimniß.

Mitgetheilt vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder."

(Fortsetzung.)

Der Amtmann trat mit dem Schließer auf die Seite. Dort machte derselbe seine Meldung, leise, lange. Der Amtmann blieb unbeweglich. Keine Miene in seinem Gesichte zeigte, daß er etwas Anderes, als eine gewöhnliche dienstliche Anzeige, entgegen nehme. Auch der Schließer sprach mit großer Ruhe. Nur ein einziger unbewachter Seitenblick auf mich verrieth mir, daß er von mir sprach. Handelte es sich um mein nächtliches Abenteuer? Das schien mir gleich darauf das Benehmen des Amtmanns zu bestätigen.

Nach Beendigung seiner Unterredung mit dem Schließer trat er zu mir zurück. Er war ruhig und höflich wie vorher. Nur glitt ein leise forschender Blick wie unwillkürlich aus seinem Auge über mein Gesicht, und etwas kälter und zurückhaltender schien er mir doch geworden zu sein.

„Ich bedauere," sagte er zu mir, „Sie nicht in die Gefängnisse begleiten zu können. Ich erhalte in diesem Augenblicke eine Mittheilung, die mich abhält. Es ist mir übrigens sehr angenehm gewesen, einen so intelligenten und strebsamen jungen Beamten kennen gelernt zu haben."

Da hatte ich zugleich meinen Abschied von ihm.

Ich dankte ihm für seine Freundlichkeit, drückte ihm, sein Compliment erwidernd, meine Bewunderung über Ordnung und Vortrefflichkeit seiner Einrichtung des Amtes aus, und schied von ihm.

Er kehrte in seine Wohnung im Klostergebäude zurück. Ging er wirklich dahin, oder welches andere Ziel verfolgte er?

Mich führte der Schließer Martin Kraus zu den Gefängnissen. Ich war sehr neugierig, ob sich diese in der That nicht nach der Kirche, nach dem Kirchhofe, nach der Gegend meines nächtlichen Abenteuers hin befinden würden.

Sie lagen nicht nach dieser Seite, sie lagen, wie schon der Wirth mir gesagt hatte, in der völlig entgegengesetzten Richtung, nach der Stadtseite; die sämmtlichen Klostergebäude befanden sich zwischen ihnen und der Kirche mit dem Kirchhof. Jenes Klagen konnte also aus einem Gefängnisse nicht hervorgegangen sein, oder das Amt mußte mehrere Gefängnisse haben.

Der Schließer Kraus hatte nach der Entfernung des Amtmanns ganz die finstere Miene der vergangenen Nacht. Er sah nur nicht drohend aus. Dafür war er völlig schweigsam. Er führte mich, ohne ein Wort zu sagen, in das Gefangenhaus, in die einzelnen Gefangenzellen. Auf meine Fragen gab er nur die allernothdürftigste Auskunft.

Gefängnisse und Gefangene boten nichts Bemerkenswerthes dar, nur daß auch hier überall die größte Ordnung, Pünktlichkeit und Ruhe herrschte. Ein strenger, aber zugleich humaner Geist mußte auch hier walten.

Die Besichtigung war bald vorüber.

In den Zellen, in Gegenwart der Gefangenen hatte ich über Anderes mit dem Schließer nicht sprechen können. Auch jetzt mußte ich jede Frage über unser nächtliches Begegnen für überflüssig halten. Er stand zwar vor mir wie ein Untergeordneter, der seine Entlassung erwartet. Aber sein finsteres Gesicht sprach den festen Entschluß aus, mir auf keine Frage eine Antwort zu geben. Ich entließ ihn.

Und wie Vieles hätte ich ihn fragen mögen! Wie Vieles den Amtmann, der so plötzlich mich entlassen hatte! Wie Vieles die Leute in dem Städtchen, die aber nichts wußten, als daß es auf dem Kirchhofe spuke!

Aber daß ich hier ein Geheimniß zurücklassen müsse, wahrscheinlich ein furchtbares Geheimniß, um das vielleicht nur zwei Menschen wüßten, der finstere Gefangenwärter und der peinlichordentliche, gerechte, humane, aber doch auch kalte, gemessene Amtmann, das ferner aller Muthmaßung und Berechnung nach nur irgend ein gefangen gehaltenes Wesen betreffen könne, darüber war ich nicht in dem mindesten Zweifel mehr.

So reiste ich ab.

Sechs Jahre waren seitdem verflossen. Ich war nie wieder nach Z. gekommen. Ich hatte nie wieder etwas über mein dortiges Abenteuer gehört. Desto öfter hatte ich daran denken müssen.

Meine Mutter hatte auch nie wieder etwas von Nettchen Thalmann gehört. Ob sie noch oft an sie gedacht hatte, weiß ich nicht.

Ich war schon seit mehreren Jahren wohlbestallter Amtsassessor in der Nähe meiner Heimath.

Eines Tages erhielt ich ein mit „sehr eilig" bezeichnetes, an mich persönlich gerichtetes Rescript aus dem Ministerium der Justiz und des Innern. Es war darin der Befehl für mich enthalten, mich Angesichts dieses nach Z. zu begeben, um an Stelle des plötzlich und schwer erkrankten dortigen Amtmanns die Direction des Amtes zu übernehmen. Der Postenlauf von der Residenz nach Z., hieß es ferner in dem Schreiben, sei ein langsamer; wahrscheinlich sei daher die gleichzeitig an das dasige Amt abgesandte Benachrichtigung von dem mir gemachten Auftrage dort bei meiner Ankunft noch nicht eingetroffen; ich habe dann gleichwohl sofort die Geschäfte zu übernehmen, und durch Vorzeigung dieses Rescriptes mich zu legitimiren.

Digitized by Google

Der mir ertheilte Auftrag war, bei meiner Jugend an natürlichem wie an dienstlichem Alter, eine große Auszeichnung. Sie beschäftigte gleichwohl meine Gedanken kaum so sehr, als das mit neuer Kraft und Lebendigkeit vor mich hintretende Geheimniß, das ich vor sechs Jahren in Z., in dem Amte zu Z., hatte zurücklassen müssen. Jetzt mußte ich den Schlüssel zu ihm finden.

Mit dieser Gewißheit reiste ich gleich nach Empfang des Ministerialrescripts ab. Ich war noch unverheirathet. Meine gute Mutter lebte nicht mehr. Ich hatte keinen einzigen schweren Abschied zu nehmen.

Es war an einem Sonntag Abend, als ich in Z. eintraf.

Ich konnte an demselben Tage in meine neuen Geschäfte nicht mehr eintreten. Es war schon spät, ich mußte auch fürchten, die Beamten nicht bei der Hand, nicht einmal in ihren Wohnungen zu finden. Und ich wollte überraschen, um jenes Geheimnisses willen, daher vor Allem die Gefängnisse, den Gefangenwärter, den Schließer Martin Kraus, wenn er noch am Leben und im Amte war. Deshalb gab ich mich auch an dem Abende in dem Wirthshause nicht kund, und ließ mich vor Niemandem sehen.

Ich war in dem nämlichen Gasthofe abgestiegen, der mich vor sechs Jahren aufgenommen hatte, denn es gab keinen andern in dem Städtchen. Es war ein neuer Wirth da, der mich nicht kannte.

Am folgenden Morgen, gleich nach acht Uhr, der Zeit des Beginnes der Bureaustunden, begab ich mich auf das Amt. Ich wollte zugleich sehen, ob der strenge Ordnungsgeist des Amtmanns auch während seiner Krankheit nachwirke. Er wirkte noch. Alle Beamten waren auf ihrem Platze.

Ich ließ mich zu dem ältesten Assessor führen, der bis zu der Uebernahme der Geschäfte durch mich einstweilen die Direction des Amtes führen mußte. Der Diener, der mich führte, kannte mich nicht, auch der Assessor nicht; er hatte mich bei meiner früheren Anwesenheit nicht gesehen.

Der Assessor war eine aufgeblasene Null, eine Schreiberseele, wie man ihrer leider auch in dem Richterstande so viele findet. Als interimistischer Chef hatte er sich doppelt aufgeblasen. Er empfing mich hochmüthig in seinem Arbeitszimmer; er stand nicht auf, er sah kaum nach mir auf.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?"

Ich überreichte ihm schweigend mein Ministerialrescript.

Da flog er freilich schnell genug in die Höhe, und er war nicht blos mein gehorsamster, er war mein unterthäniger Diener, der nur unterthänigst fragte, was zu meinen Befehlen stehe.

„Ich bitte nur," erwiderte ich ihm, „daß Sie, nach Inhalt des Rescriptes, mir sofort die Geschäfte übergeben."

„Zu Befehl. Womit befehlen der Herr Amtmann den Anfang zu machen? Mit den Cassen?"

„Ich bin kein Amtmann; ich bin Amtsassessor, wie Sie."

„Gehorsamster — unterthänigster Diener. Also zuerst die Cassen, befehlen Sie?"

„Ich denke, zu ihnen gehen wir später, damit die Rendanten unterdeß ihre Abschlüsse machen können."

„Sie könnten aber auch unterdeß Unrichtigkeiten, selbst Malversationen verdecken."

„Ich halte die Menschen nicht eher für schlecht, als bis ich sie für schlecht erkannt habe."

„Ah, ah, im Beamtenleben — !"

„Die Beamten sollten die Besten unter den Guten sein."

„Freilich, freilich!"

„Aber wenn ich bitten darf, so machen wir den Anfang mit der Uebergabe der Gefängnisse."

„Wie Sie befehlen."

Er sandte den Diener, der mich zu ihm geführt hatte, zu dem Schließer.

„Rufe Er auf der Stelle den Schließer hierher," befahl er blos.

Einen Namen nannte er nicht. Ich erwartete fast klopfenden Herzens, ob ich Martin Kraus werde eintreten sehen. Ich erkundigte mich unterdeß nach dem Befinden des Amtmanns.

„Er ist sehr schwach," erwiderte mir der Amtsassessor. „Er hatte plötzlich eine Lungenlähmung bekommen. Sowohl der Arzt des Städtchens, wie ein herbeigeholter Arzt aus der benachbarten größeren Stadt haben ihn aufgegeben. Er kann höchstens noch drei Tage leben."

„Hat er Familie?" fragte ich.

„Nur eine Tochter. Er ist schon lange Wittwer."

„In welchem Alter ist die Tochter?"

„Sie wird ungefähr zwanzig Jahre zählen."

War es jenes schöne, heftige, leidenschaftliche Mädchen, das ich an der Taxushecke so traurig bei dem blassen Schreiber gesehen, das sich dann so heftig und doch so liebevoll zärtlich des kränklichen jungen Mannes angenommen hatte?

Der Schließer trat ein. Es war der alte Martin Kraus. Er war in den sechs Jahren nicht älter geworden, war noch eben so kräftig und rüstig, wie damals, als ich ihn zum ersten Male sah, und sah auch noch eben so finster, verschlossen und schweigsam aus. Aber als er mich erblickte und sofort erkannte, da schrak er plötzlich und heftig zusammen, und als der Assessor ihm dann erklärte, daß ich der neue Vorgesetzte des Amtes sei und jetzt gleich mein Amt antreten und zuerst die Gefängnisse mir übergeben lassen wolle, da sank der riesige, kräftige Mann ineinander, daß er sich kaum aufrecht halten konnte; er schien in einer Secunde um zehn Jahre älter geworden zu sein.

Was war das? Hier mußte ich zu meinem Geheimnisse kommen.

„Sogleich befehlen der Herr?" konnte er kaum fragen.

„Ich wünsche es," sagte ich.

„Gewiß!" rief befehlend der Assessor, der noch, indem er mir das Amt zu übergeben hatte, als erster Beamter befehlen konnte.

Martin Kraus mußte gehorchen. Er gehorchte; er führte uns, als ob er uns zum Richtplatze, zu seinem Richtplatze führen sollte. Auf dem Wege erholte er sich jedoch nach und nach, als wenn näheres Nachdenken ihm eine plötzliche Hoffnungslosigkeit genommen habe. Auch in den Gefängnissen waltete noch der Geist des Amtmanns; überall die frühere Ruhe und Ordnung. Von den Gefangenen, von denen keiner über ein halbes Jahr lang saß, hatte kein einziger eine Klage zu führen, weder über seine Untersuchung, noch über seine Behandlung in der Haft. Das Gefängnißgebäude war das frühere. Es lag für sich allein, von den übrigen Kloster- oder Amtsgebäuden getrennt, von einer hohen Mauer umgeben. Daß zwischen ihm und dem Kirchhofe sich die sämmtlichen anderen Gebäude des Amtes befanden, habe ich schon gesagt. Ich ließ mich in jeden Raum des nicht weitläufigen Hauses führen, immer an mein Geheimniß denkend. Ich fand nirgends etwas Verdächtiges, nirgends eine Spur, daß in einem der Räume jemals ein Mensch etwa in verborgener Gefangenschaft gehalten sei. Ich mußte den Schlüssel zu dem Geheimnisse anderswo suchen. Nur in der Nähe der Kirche und des Kirchhofes konnte er auch jetzt noch zu finden sein.

Leider konnte ich ihn dort nicht sogleich suchen; ich mußte mir die sämmtlichen übrigen Geschäfte des Amtes übergeben lassen, und das nahm den ganzen Tag weg.

Welche Vorbereitungen und Verdunkelungen konnte nicht unterdeß der Schließer Martin Kraus treffen, der auch den Schlüssel des Geheimnisses hatte! Hatte sich darauf seine plötzlich erwachte Hoffnung gebaut?

Außer dem Schließer fand ich bei meiner Einführung in das Amt noch zwei andere Bekannte wieder. Der Actuarius mit dem rothen Gesichte und den rothen Haaren schien seine Kanzlei mit eben so cholerischem Diensteifer zu überwachen, wie vor sechs Jahren. Und der so kränkliche Schreiber Karl Brunner, der Schützling der schönen Amtmannstochter, saß noch auf seinem alten Platze an dem Kanzleitische. Er war noch mehr in die Höhe geschossen; aber auch seine Brust war noch mehr eingefallen und sein hohles Gesicht bedeckte rund um die hektische Röthe auf der Spitze der Backenknochen eine furchtbare Blässe; sein Athem war kurz, beschwerlich; man glaubte zu hören, wie jeder Zug sich mühsam durch zerstörte Lungen hindurcharbeiten müsse. Und der arme Mensch mußte noch immer die kranke Brust über den Schreibtisch krümmen!

Er stand mit jenem Geheimnisse in Verbindung. Auch dieses sein Schicksal?

In sein Gesicht schoß wieder eine dunkle Röthe, als er mich erkannte; dann wurde es so leichenblaß, daß selbst jene verrätherischen rothen Flecken verschwanden. Aber weiter schreiben konnte er. Hatte der cholerische Eifer des Actuar ihn das seitdem gelehrt? Der rothe Mann sah es wenigstens mit zufriedenem Stolze, daß er weiter schrieb. —

Die Uebernahme der Geschäfte war beendet. Ich hatte mit Ungeduld das Ende abgewartet.

Seit sechs Jahren hatte mich der Gedanke nicht verlassen, daß in den Räumen des Amtes auf geheimnißvolle Weise eine gefangene

Perſon verborgen gehalten werde; daß der Amtmann und der Schließer darum wiſſen; aber auch nur dieſe Beiden; daß auch nur dieſe Beiden darum wiſſen dürften, daß ein ſehr wichtiger Grund vorliegen müſſe, das Geheimniß zu bewahren, wahrſcheinlich zugleich ein neues Verbrechen zu dem des Gefangenen, wenn dieſer überhaupt ein Verbrechen begangen hatte.

Beide Beamte wußten aber auch, daß ich eine Ahnung von dem Geheimniſſe hatte. Ich hatte ſogar ſchon einmal den Verſuch gemacht, meine Ahnung zur Gewißheit zu erheben. Ich hatte es damals aufgeben müſſen; mir hatte jedes Mittel dazu gefehlt.

Heute, wenn das Geheimniß noch beſtand, wie leicht konnte ich als Vorgeſetzter des Amtes alle Mittel dazu mir verſchaffen, wenn dieſe nicht ſchon vor meiner Ankunft beſeitigt waren oder ſchnell nach meiner Ankunft beſeitigt wurden! Und daß das Geheimniß noch beſtand, daß der Gefangene — wie ich nun einmal meinte — noch immer in ſeiner verborgenen Haft war, darüber hatte das Erſchrecken des Schließers mir keinen Zweifel gelaſſen.

Man hatte aber auch vor meinem Eintreffen ſchwerlich an Beſeitigung jener Mittel denken mögen.

Der Amtmann lebte noch. Daß das Miniſterium einen fremden Beamten zu ſeiner Stellvertretung ſchicken werde, daran hatte Niemand gedacht. Wäre man aber auch darauf vorbereitet geweſen, ſo hatte dies wenig zu ſagen; denn wie außer dem Amtmann und dem Schließer kein anderer Beamter des Amtes das Geheimniß nur geahnt hatte, ſo konnte auch ein neuer Beamter nicht gefürchtet werden, der nicht ſchon einen Verdacht mitbrachte.

Das war einzig und allein ich, und ich war völlig unerwartet gekommen.

Freilich, auf deſto mehr Eifer und Eile zur Verbergung des Geheimniſſes ſeit meiner Ankunft mußte ich rechnen. Aber der Amtmann lag auf den Tod krank; nur der Schließer allein konnte mithin handeln. Er war indeß den ganzen Tag beſchäftigt geweſen und hatte ſich überdies immer beobachtet wiſſen müſſen. Meine Anweſenheit hatte ſämmtliche Beamte fortwährend in den Gebäuden zurückgehalten; ſelbſt Neugierige hatten ſich eingefunden. So hatte er am Tage ſchwerlich Zeit und Gelegenheit gehabt; erſt der Abend konnte ihm dieſe bringen, und er mußte ſie ihm auch bringen; er mußte dann aber auch mir Licht bringen.

So hatte ich combiniren müſſen ſchon während der vielen Geſchäfte, die mit der Uebernahme meines Amtes verbunden waren; ſo mußte ich nach deren Beendigung combiniren.

Aber welchen Weg ſollte ich einſchlagen, um zu dem Lichte zu gelangen? Mir ſtanden mehrere Wege zu Gebote.

Der erſte war, dem Schließer Alles, was ich wußte, meinen ganzen Verdacht geradehin auf den Kopf zuzuſagen und ihn zur ſofortigen Enthüllung der Wahrheit und Nachweiſung des Gefangenen aufzufordern, für den Fall der Weigerung ihm die ſtrengſte Nachſuchung und, bis dieſe ein Reſultat geliefert hätte, ſeine Einſtellung in ſeinen amtlichen Functionen anzudrohen; dieſer Weg war der geradeſte. Es war von ihm am ſicherſten ein Reſultat zu erwarten, ſchon darum, weil bei einer Entfernung des Schließers aus ſeinen Amtsverrichtungen und aus dem Amte der verborgene Gefangene nothwendig dem Verhungern ausgeſetzt war und ſein Tod im Falle einer Entdeckung ihm, dem Schließer, als einem Mörder zur Laſt fiel. Zu einem Morde hielt ich ihn nicht fähig. Allein das Alles ſetzte voraus, daß wirklich ein verborgener Gefangener da war, und dafür hatte ich keinen einzigen thatſächlichen Anhalt, nichts als perſönliche Vermuthungen. Wie leicht konnten dieſe mich täuſchen! Und hatten ſie mich getäuſcht, ſo hatte ich mich auf die allereinfältigſte Weiſe von der Welt lächerlich gemacht und nicht nur meine Stellung in Z., ſondern meine beamtliche Laufbahn für immer verdorben.

Die beiden zunächſtfolgenden Wege beruhten auf der gemeinſamen Vorausſetzung, daß der Schließer entweder den Aufenthaltsort des Gefangenen oder den Weg dahin noch verborgener als bisher machen oder den Gefangenen an einen noch verborgeneren Ort bringen werde. Beides konnte allerdings nur innerhalb des Umfanges der Amts- oder ehemaligen Kloſtergebäude geſchehen. Ich konnte es aber in zweierlei Weiſe beobachten. Einerſeits, indem ich ſelbſt im Innern der Gebäude mich auf die Lauer ſtellte; aber es waren der Gebäude ſo viele, und es war mir völlig unbekannt, welches das rechte war. Andererſeits konnte ich mich auf dem Kirchhofe aufſtellen, um, wenn auch nicht wieder die Klagetöne jener Mitternacht, doch mindeſtens ein Geräuſch der jedenfalls in der Nähe des Kirchhofes unter der Erde vorzunehmenden Arbeiten zu hören. Allein theils war es auch hier ungewiß, ob ich die richtige Gegend des Kirchhofs treffen werde, theils lief ich Gefahr, die ganze Nacht ohne Reſultat auf dem Kirchhofe zubringen zu müſſen, um dennoch vielleicht durch irgend einen Zufall entdeckt und zum Geſpötte zu werden. Zudem waren beide Wege keine geraden, offenen.

Es blieb mir nur ein vierter Weg übrig. Er war zugleich ein offener und er konnte mich nicht compromittiren. Dieſen ſchlug ich ein.

Es war ſchon dunkel, als meine Geſchäfte beendigt waren.

Ich ließ den Schließer Martin Kraus zu mir rufen. Er kam mit ſeiner finſteren, verſchloſſenen, undurchdringlichen Miene und erwartete ſchweigend, was ich ihm befehlen würde.

Ich ſagte ihm nichts auf den Kopf zu; ich wußte ja auch nichts. Aber ich ſagte zu ihm:

„Schließer Kraus, Ihr ſeit der älteſte Beamte hier am Amte?“

„Zu Befehl, Herr Aſſeſſor.“

„Wart Ihr ſchon vor dem Herrn Amtmann hier?“

„Zehn Jahre früher.“

„Und wie viele Jahre ſeit Ihr im Ganzen hier?“

„Sechsunddreißig.“

„Immer als Schließer?“

„Die erſten acht Jahre als Schließerknecht, dann als Schließer.“

„Ihr habt zur Zeit keinen Schließerknecht?“

„Ich verſehe den Schließerpoſten allein. Mein Vorgänger war krank, darum hatte er einen Knecht zur Hülfe.“

„Ihr kennt die ſämmtlichen Amtsgebäude hier wohl genau?“

„Zu Befehl, Herr Aſſeſſor.“

„Ich wünſche, ſie ebenfalls kennen zu lernen. Ihr führt mich wohl umher?“

„Zu Befehl.“

„Jetzt gleich.“

„Zu Befehl.“

„Holt eine Laterne herbei, oder gleich zwei; wenn die eine ausgeht, bleibt die andere.“

„Zu Befehl.“

„Habt Ihr eine Blendlaterne?“

„Zu Befehl.“

„Bringt ſie mit, und dazu eine größere.“

„Zu Befehl, Herr Aſſeſſor.“

Er ging.

„Zu Befehl! Zu Befehl, Herr Aſſeſſor!“ Ich hatte faſt keine anderen Worte von ihm gehört. Sie waren immer mit derſelben feſten, unzerſtörlichen Ruhe geſprochen. In dem finſteren, harten Geſichte hatte ſich nichts bewegt.

Er war nach wenigen Minuten mit den zwei Laternen wieder da. Ich nahm die Blendlaterne.

„Wohin befehlen der Herr Aſſeſſor zuerſt?“

Ich hatte mir ſchon am Tage während einer Mittagspauſe die Lage der ſämmtlichen zu dem Amte gehörigen Gebäude wiederholt betrachtet. Sie beſtanden aus dem ehemaligen eigentlichen Kloſter. Es war ein langes, gerades Gebäude, in welchem ſich jetzt die ſämmtlichen Geſchäftsbureaux und die Wohnungen der höheren Beamten befanden. Links von ihm, ein wenig vorſtehend, lag das Gefangenhaus, iſolirt und mit einer hohen Mauer umgeben. In ihm hatte zugleich der Schließer ſeine Dienſtwohnung. Rechts vom Kloſter, mit ſeiner ganzen Front quer vorſpringend, befand ſich ein großer, hoher Speicher; er diente blos zur Aufnahme und Aufbewahrung der an das Amt als Rentamt einzuliefernden Naturalien, Roggen, Weizen, Gerſte und anderer ländlicher Producte. Er war unbewohnt. Rechts von ihm, wieder durch einen Zwiſchenraum von ungefähr zehn Schritten getrennt, ſtand die alte Kloſterkirche; ſie war verfallen und wurde zu nichts mehr gebraucht. Zu ihrer rechten Seite, nach einem Zwiſchenraume von ungefähr zwanzig Schritten, lag ein langes Gebäude, das zum Aufbewahren der Wirthſchaftsvorräthe für die Beamten des Amtes und für die Gefangenen, zu Stallungen und Remiſen diente und in dem zugleich die Unterbedienten des Amtes ihre Wohnungen hatten. Sämmtliche Gebäude lagen in einem länglichen Viereck; der Platz in ihrer Mitte war ein freier Hof. Durch dieſen gelangte man in ein eiſernes Gitterthor zur Rechten des Gefangenhauſes, mithin ſo, daß, wenn man durch das Thor trat, man links zuerſt das Gefangenhaus, dann das ehemalige Kloſter, jetzt ſogenannte Amthaus, darauf gerade vor ſich den hohen Speicher, ſodann rechts, gerade dem

Digitized by Google

Amthause gegenüber, die Kirche, und hierauf neben dieser, dem Gefangenhause gegenüber, das Wirthschaftsgebäude vor sich sah.

Der hohe Speicher und die Kirche stießen mit ihren Rückseiten an den alten Klosterkirchhof, der zugleich ein Gemeindekirchhof gewesen war, jetzt aber gleichfalls nicht mehr gebraucht wurde.

Das Ganze war nach außen von einer hohen, dicken Mauer umschlossen, jedoch nicht überall. Die nach außen vorspringende Kirche stand frei; der Garten des Amthauses, unmittelbar hinter diesem gelegen, war nur mit einer dichten Taxushecke umgeben.

„Wohin befehlen der Herr Assessor zuerst?" hatte mich der Schließer gefragt.

„Zu dem Speicher. Ihr habt doch die Schlüssel?"

„Zu Befehl."

Er führte mich zu dem hohen Speicher.

Wir Beiden waren ganz allein; ich hatte keinem Dritten von der Besichtigung etwas gesagt und mußte auch bezweifeln, daß der schweigsame Schließer davon gesprochen hatte.

Der Speicher war ein altes Gebäude, noch aus den Zeiten des Klosters. Er hatte aber auch schon damals wohl nur seine heutige Bestimmung gehabt. Er bestand in allen seinen drei Stockwerken nur aus fast regelmäßigen, ungeheueren Räumen zur Aufnahme jener Naturalien. Es war jetzt September; sie waren beinahe sämmtlich gefüllt.

An einen geheimen Versteck konnte man hier kaum denken. Ueberall lagen die Mauern, so weit die Vorräthe nicht in die Höhe reichten, nackt und kahl da; nirgends ein Zeichen, daß eine geheime Thür, eine verborgene Treppe vorhanden sein könne.

„Zu der alten Kirche, Schließer!"

„Zu Befehl, Herr Assessor!"

Immer der gleichmäßig ruhige, feste Ton.

Wir gingen zu der Kirche. Speicher und Kirche stießen, wie gesagt, an den Kirchhof. Ersterer war nur durch die hinter ihm laufende Mauer davon getrennt und letztere grenzte unmittelbar daran. Beide lagen zehn Schritt von einander; den Zwischenraum trennte die Mauer gleichfalls von dem Kirchhofe.

In dem Speicher, in dem Zwischenraume, in der Kirche, nur in einem dieser drei Räume konnte der Ort oder der Eingang zu dem Orte sich befinden, an welchem ich vor sechs Jahren das Wehklagen gehört hatte. In dem Speicher hatte sich mir keine Spur eines Verdachtes gezeigt; auch jener Zwischenraum zeigte keine. Ich besichtigte ihn genau, ich leuchtete mit meiner Laterne überall hin; der Schließer mußte überall das Licht der seinigen hinfallen lassen. Der Boden bestand aus harter, fester Erde, die vielleicht seit Menschengedenken nicht aufgewühlt war. Die Steine der Mauer saßen fest, wie sie vor ein paar Jahrhunderten zusammengemauert waren.

„Schließt die Kirche auf, Schließer."

Er schloß sie auf.

Die Kirche hatte, wie ich schon früher bemerkte, nach dem Kirchhofe hin zwei Thüren, ein großes Portal und ein Pförtchen, das, wie ich meinte, in die ehemalige Sacristei geführt hatte. Nach dem Kloster-, jetzt Amtshofe hin hatte sie ein zweites Portal, es hatte wohl den Haupteingang für die Geistlichen, für Processionen und andere kirchliche Feierlichkeiten gebildet. Weitere, als diese drei Thüren, waren nicht da.

In früheren Zeiten hatte ein bedeckter Bogengang unmittelbar aus einem oberen Stockwerke des Klosters auf ein verschlossenes Empor der Kirche geführt; er war nur für die Nonnen bestimmt gewesen. Seit Aufhebung des Klosters war er abgebrochen und der Eingang vermauert. Der Schließer Martin Kraus schloß das Portal am Hofe auf. Dabei machte mich ein Umstand stutzig. Das Schloß öffnete sich leicht; das Thor drehte sich ohne Geräusch in seinen Angeln. Es mußte also oft, auch in neuester Zeit aufgeschlossen sein. Dennoch war die Kirche außer allem Gebrauch.

„In wessen Gewahrsam befindet sich der Schlüssel zu der Kirche, Schließer?"

„Ich führe die Schlüssel zu allen Gebäuden."

„Warum?"

„Ich bin der Schließer für Alles."

„Kommt Ihr oft in die Kirche?"

„Zu Befehl."

„In welchen Verrichtungen?"

„Ich lasse hier die Kleidungsstücke der eingebrachten Gefangenen reinigen. Der Ort ist am abgelegensten."

Wir traten in die Kirche ein.

Es war eine gewöhnliche alte, verfallene, zum Theil absichtlich zerstörte Klosterkirche. Sie war nicht groß; sechs kahle, etwas plumpe Säulen bildeten das Schiff; das Chor mit dem Hochaltar war eine große, leere Nische; Emporbühnen, in denen früher hinter Gittern die Nonnen ihre Andacht verrichtet hatten, waren abgebrochen; einzelne Risse in der Mauer zeigten kaum noch an, wo sie sich befunden hatten. Ein Schmuck, nur eine Spur, daß irgend ein Kirchenschmuck vorhanden gewesen sein könne, war nirgends mehr zu sehen. In den hohen Bogenfenstern befand sich keine einzige Scheibe mehr; selbst die Fensterkreuze waren nur noch hin und wieder da. Das Ganze war so vollkommen zerstört, so nackt, so kahl, so vollständig prosaisch, daß selbst die schwache, ungewisse, schwankende Beleuchtung der beiden Laternen an dem späten Abende in dem ehemaligen Gotteshause keinen Eindruck, weder auf Gefühl, noch auf Phantasie machen konnte. Man sah sich eben nur in einem nackten, kahlen, wüsten Raume. Zum Ueberfluß waren im Chor ein paar Seile, wie zum Trocknen von Wäsche, aufgespannt; auf einem lag ein altes, zerrissenes Hemd.

Ich nahm mir nicht die Zeit, Betrachtungen über den Wechsel und Verfall der menschlichen Dinge anzustellen, auch der Gotteshäuser. Ich durchschritt, von dem Schließer gefolgt, die ganze Kirche und besah überall den Erdboden und die Mauern; weiter war freilich nichts da zum Besehen. Aber Mauern und Erdboden waren auch hier überall fest und hart, und wie seit Menschengedenken, vielleicht seit Jahrhunderten nicht gerückt und gerührt. Da konnte gleichfalls nirgends ein heimlicher, verborgener Versteck sein. Ich unterwarf zuletzt die beiden Thüren, die auf den Kirchhof führten, meiner Untersuchung.

Das große Portal, eine Flügelthür von altem, dickem, überall mit ungeheueren Nägeln beschlagenem Eichenholze, lag in festem Verschlusse. Auch von innen zeigten zahllose Spinnengewebe, wie lange sie nicht könne geöffnet gewesen sein.

„Habt Ihr den Schlüssel zu der Thür, Schließer?"

„Es ist kein Schlüssel für sie da."

Wir gingen zu dem kleinen Pförtchen. Es führte nicht, wie ich vermuthet hatte, in die ehemalige Sacristei, sondern in eine ehemalige Seitencapelle der Kirche, die auch nach innen mit dieser durch eine jetzt zerstörte Thür verbunden war. Wir traten in die Capelle. Sie war kahl und nackt, wie die Kirche; Boden und Mauern darin waren fest und hart, wie in dieser.

Ich untersuchte die Thür, jenes auf den Kirchhof führende Pförtchen. Von außen war es mit Bretern beschlagen gewesen; so war es auch von innen der Fall. Aber ich berührte eins dieser Breter. Ich faßte es stark an, drückte und schob daran, und auf einmal war es mir, als wenn es nachgebe, als wenn es sich schieben lasse. Nur ein wenig, nur sehr wenig; aber es gab doch nach, es wich doch zur Seite, wenn ich auch meine Hand sehr anstrengen mußte. Das war mir ein wichtiger Fund; aber ich durfte mir nicht merken lassen, daß ich ihn gemacht hatte. Freilich konnte ich deshalb auch meinen Begleiter nicht ansehen und nicht gewahren, ob er meinen Fund bemerkt und welchen Eindruck er auf ihn gemacht hatte.

Als ich mich nach einer Weile, wie zufällig, nach ihm umwandte, bemerkte ich nicht die mindeste Veränderung an ihm.

„Auch dieses Pförtchen wird nicht gebraucht?" fragte ich ihn, gleichgültig, wie ich die anderen Fragen an ihn gerichtet hatte.

„Nein," antwortete er mir ruhig, wie er mir immer geantwortet hatte.

Ich war mit meinen Besichtigungen zu Ende. Es war keine Stelle mehr zu untersuchen, welche möglicher Weise mit meinem früheren nächtlichen Abenteuer hätte in Verbindung stehen können.

Ich trat meinen Rückweg an.

Ich hatte nichts Verdächtiges gefunden, als jene verschiebbaren Breter an dem Capellenpförtchen; aber wie gering, wie entfernt, wie unbestimmt war der Verdacht!

Der Schließer war ohne alle Unterbrechung ruhig, unbeweglich geblieben.

Sollte ich ihn nicht doch noch überraschen können, um nur eine einzige verrätherische Veränderung seiner Mienen aufzufangen?

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Wild-, Wald- und Waidmanns-Bilder.

Von Guido Hammer.

Nr. 6. Ein Tag in Moritzburg. Das Damwild.

Das Damwild.

Obgleich das Damwild urſprünglich nicht einheimiſch bei uns iſt, ſondern aus dem ſüdlichen Europa und der Berberei ſtammt, ſo iſt doch gerade dieſe Gattung beim großen Publicum die bekannteſte, weil ſie meiſt nur in Wildgärten gehalten wird und ſich der Betrachtung leicht darbietet, zumal da ſie vor allen in eingeſchloſſenem Raum ungemein fromm* wird. Suchen wir es denn auch in einem ſolchen auf, und zwar diesmal auf einem beſtimmten, wirklichen Schauplatze. Der ſchöne Wildgarten umgibt ein Schloß, das wohl die meiſten Leſer, wenn auch nicht aus eigner Anſchauung, doch dem Namen nach kennen — ich meine das königliche Jagdſchloß Moritzburg bei Dresden. Wer hätte nicht ſchon von den glänzenden Feſten des prachtliebenden Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen, Auguſt des Starken, die in dieſem Schloſſe und ſeiner Umgebung abgehalten worden ſind, gehört oder geleſen? Oder wer hätte nicht von der weltberühmten, in ihrer Art einzigen Hirſchgeweihſammlung vernommen, welche die innern, ſonſt ziemlich ſchmuckloſen Räumlichkeiten ziert? Gibt es doch hier das vielendigſte Edelhirſchgeweih, was man überhaupt kennt: ein Geweih von 66 Enden! Geſchoſſen wurde dieſer Hirſch, der 6 Centner 11 Pfund wog, von Friedrich I. von Preußen im Jahre 1696 und dem Kurfürſten von Sachſen, Auguſt dem Starken, zum Geſchenk gemacht. Außerdem befindet ſich in dem mit vier großen runden Eckthürmen und einem höheren Capellenthurme geſchmückten Schloſſe noch manche Sehenswürdigkeit aus der Zeit des ſtarken Auguſt; unter anderm ſein Himmelbett in einem mit den glanz- und farbenreichen Federn tropiſcher Vögel bekleideten Zimmer, welche Tapete aus Mexico herrührt und Geſchenk des Königs von Spanien iſt. Andere Zimmer haben gemalte Ledertapeten, auf denen Jagdſcenen mit dem Portrait des Königs, der Gräfin Königsmark, der Gräfin Koſel und anderer bekannter Perſönlichkeiten veranſchaulicht ſind. Auch theilweiſe ſehr werthvolle Bilder fehlen nicht, wie z. B. von Lucas Kranach, dann ein prächtiges Bild: ein Wilddieb einen Rehbock aufbrechend, lebensgroße, ganze Figuren von Ch. Paudig. Dieſes Gemälde hat noch ein beſonderes Intereſſe dadurch, daß der darauf dargeſtellte Wildſchütz der letzte (in Sachſen) zum Tode verurtheilte ſein ſoll, und zwar zu einer der grauſamſten Todesarten, die es gibt. Er wurde nämlich auf einen lebenden Hirſch gebunden, dem man die Freiheit

* fromm: zahm.

gab. Natürlich stürzte das durch die ungewohnte Last in Angst versetzte Thier in rasendem Lauf durch Dick und Dünn, bis es verendend zusammenbrach. Es geschah dies auf dem Steinbacher Revier im Moritzburger Forstbezirk, wo der Hirsch mit dem noch festgebundenen zerrissenen Leichnam des Unglücklichen gefunden ward. Doch entziehen wir uns dem gräßlichen Bild, und treten wir von Dresden aus unsere Wanderung an, um die bewaldete Gegend, die eine Hochebene ist, friedlich zu durchstreifen.

Schon auf halbem Wege, ein und eine halbe Stunde von der Residenz, nimmt uns eine schnurgerade, ehrwürdige alte Kastanienallee auf, der sich ungefähr drei Viertelstunden vor dem Schloß eine noch ehrwürdigere, prachtvolle Lindenallee anschließt, welche bis vor das Schloß führt. Da liegt die stattliche Moritzburg, umgeben von zwei Weihern, auf deren einem man eine kleine Insel mit einem von italienischen Pappeln umgebenen Pavillon — ein Anblick, wie die Illustration eines Stammbuches — liegen sieht. Beide Weiher sind nur durch einen Damm getrennt, auf dem eine kurze, zopfig verschnittene Kastanienallee geradezu in die mit verschnittenen Taxus- und anderen Bäumen verzierte Umgebung führt, von wo aus die breite Auffahrt nach dem höher gelegenen, charakteristisch mit Hirschgeweihen verzierten Schlosse beginnt. Am Anfang derselben blasen zwei vortrefflich in Stein ausgehauene lebensgroße Jäger im Rococcocostüm, mit mächtigen Flügelhörnern versehen, ihr stummes „Hallali". Auf beiden Seiten der Auffahrt stehen auf steinernen Geländern pausbackige, ebenfalls steinerne, mit Emblemen der Jagd und Fischerei bezeichnete Jungen. Auch die Terrasse des Schlosses ist rings herum von dergleichen Gestalten umgeben, unter denen sich wiederum auf den Ecken lebensgroße Jäger mit Hunden u. s. w. auszeichnen, besonders zwei, welche ihrem Costüm nach einer früheren, der Zeit des Mittelalters, angehören. Rechts und links gehen Freitreppen hinan, während die hintere Seite abermals eine breite Auffahrt bildet, die in den unmittelbar dahinter liegenden Schloßgarten mündet. Dieser führt uns in seinem Zopfstyl mit den sonderbar künstlich geformten Bäumen und Hecken so recht charakteristisch in jene Tage der Vergangenheit. Sechs kleine pavillonartige Häuschen sind am Fuße des Schlosses vertheilt.

Das Ganze nun umgibt der Thiergarten, und zwar ursprünglich der nicht bedeutend umfangreiche sogenannte alte Thiergarten, in dessen Mitte das „Hellhaus" steht. Es ist dieses ein achteckiges, zweistöckiges, erhöht liegendes Gebäude, von dem aus acht Alleen den Thiergarten durchschneiden, welche dazu bestimmt waren, bei früheren Jagden wahrnehmen zu lassen, wo sich das Jagen hingewendet habe, indem auf jenem Hellhause nach der betreffenden Richtung eine Fahne ausgesteckt wurde, die man von den Alleen aus bequem beobachten konnte. Außerdem liegt östlich vom Schlosse die Fasanerie mit ihrem charakteristischen, in chinesischem Styl erbauten Schlößchen, an dessen vier Ecken lebensgroße, in Stein ausgehauene verendende Hirsche mit mächtigen natürlichen Geweihen liegen. In Verbindung mit diesem Schlößchen steht das sogenannte Garnhaus, ein ebenfalls in chinesischem Styl erbautes, aus lauter dünnen Latten zusammengefügtes, luftiges Gebäude, in welchem unter lebendigen Taxushecken und künstlichen Palmen Fontainen plätschern und buntfarbige Gold- und hellglänzende Silberfasanen nebst prächtig schillernden Pfauen umherwandeln, während das Proletarievolk der Sperlinge in den blechernen Blättern der Palmeninsel sein Wesen treibt. Dicht dahinter liegt der „Großteich" von bedeutendem Umfange, versehen mit einem Leuchtthurm und einer Insel, auf der unter Pappeln und Trauerweiden ein Pavillon steht, welcher früher, wie jener auf dem Schloßteiche, bei Festlichkeiten zu fröhlichen Schäferstunden benutzt worden sein soll. Ein Seeschiff in verkleinertem Maßstabe, das ebenfalls früher unter Kanonendonner seine hohen Gäste auf dem Teiche umhergetragen hat, ist nicht mehr vorhanden, hat jedoch noch bis in die neuere Zeit existirt.

Zwischen dem Fasanen- und dem Hauptschlosse zieht sich ein breiter Canal hin, der die „weißen Hirschgärten" durchschneidet, in denen sich bis in die jüngste Vergangenheit das sogenannte „Bläß-" und weiße Edelwild befand — Varietäten, die leider in Moritzburg ausgestorben sind. Die verwaisten Räume werden jetzt nur von verwilderten Haideschnucken bewohnt, und doch haben gerade diese Gärten mit ihrem zopfigen und doch so respectablen Schmuck einen eigenthümlichen Reiz. Großartige, für Wasserkünste bestimmte Gruppen, Vasen, Statuen und breite Canäle bilden zu den mächtigen Eichen, Buchen, Fichten u. s. w. einen eigenen Contrast, sowie die dabei stehenden, aus glatt verschnittenen, nach oben zu die Höhe mächtiger Bäume erreichenden Fichtenhecken gebildeten kolossalen Buchstaben A. F. A. für die wunderbare Ausdauer unserer Vorfahren zeugen, die so etwas anlegen konnten, ohne hoffen zu können, ihre Schöpfung je in ganzer Vollendung zu sehen.

Dies ist so der eigentliche Complex von Moritzburg; es ist jedoch dem „alten Thiergarten" noch eine bedeutende Waldung beigefügt worden, der sogenannte „Hinterwald" und die „Oberecke", so daß der ganze, ringsherum durch einen hölzernen Wildzaun vermachte Thiergarten nun gegen 4000 Acker umfaßt. An Wild enthält er Sauen, Hochwild und Damwild, nicht gerechnet die Rehe, welche durch den Zaun ein- und ausgehen.* Es steht daher zu erwarten, daß wir auf unserer Wanderung auch noch anderes Wild, als das vorzugsweise gesuchte, zu sehen bekommen, und wir werden unsere Unterhaltung nicht beeinträchtigen, wenn wir es nicht gänzlich unbeachtet lassen. Zuvörderst wenden wir uns wieder dem Hauptschlosse zu, in dessen Nähe wir nicht lange zu suchen haben werden, um auf das Gewünschte zu stoßen.

Wir gehen am Schloßteiche vorüber, dessen Damm eine Kastanienallee bildet. Die ehrwürdigen, alten Bäume senken ihre Aeste tief hinunter, um mit Zweigen und Blättern das klare, kühle Wasser zu streifen, als zöge sie eine unbewußte Sehnsucht dahin. Säuselnd und flüsternd klingt's im Schilf, das unter ihnen wächst, und setzt sich fort in den schwankenden, niedergebeugten Aesten der alten Kastanien, bis es in den hohen Wipfeln wie ein voller Accord dahin rauscht. Weiter hin, ein Stück hinter dem Schlosse, ersteigen wir einen sanften Anhang, dessen hügeliges Terrain stellenweise mit einzelnen mächtigen, silberbemoosten Steinblöcken oder mit Gruppen solcher bedeckt, so wie mit alten, zum Theil schon verwitterten Buchen bestanden ist. Wie ladet hier der kurze Rasen unter dem herbstlich gefärbten, goldenen Laubdache ein, sich darauf hinzustrecken und den bezaubernd schönen Anblick zu genießen, der sich nördlich vom Schlosse dem erstaunten Auge darbietet! Befanden wir uns eine kurze Strecke hinter uns noch unter Statuen, Mauern und Thürmen und unter Bäumen, die, durch Menschenhand in bestimmte Formen gebracht, kaum noch an die Natur erinnerten, so schweift jetzt das Auge über eine echte stille Waldlandschaft hin. Unmittelbar vor uns, unter dem Buchenhange, dehnt sich eine weite, hier und da durch eine einzelne mächtige Eiche oder Buche beschattete Waldwiese hin, hinter der ein weiter Wasserspiegel, der sogenannte „Mittelteich", umschlossen von Nadelholzwald, sich ausbreitet. In herbstlich morgentlichem, ruhigem, silbernem Ton liegt das Ganze vor uns. Eben rührt sich kein Lüftchen, so daß die alten Buchen über uns wie träumerisch schweigen und nur das Klopfen eines Spechtes, gleichsam der Herzschlag dieser stillen und doch so beredten Zeugen eines liebenden Schöpfers, zu hören ist. Sichtbar sind in diesem Augenblicke von lebenden Wesen nur ein über dem schilfbekränzten Weiher kreisender Reiher und ein paar im Sonnenschein weithin leuchtende Möven, die über der spiegelnden Fläche kreischend umherkreuzen, um dann und wann niederzuschießen und dem Gewässer die scharf erspähte Beute zu entreißen.

Nicht satt sieht man sich an dieser melancholischen, friedlichen, stillen, feierlichen Waldesnatur. Immer und immer wieder schweifen die Blicke darüber hin, bis sie dort auf dem Bruch an einem Gegenstande haften bleiben, der sich eben bewegt und den man, wenn dies nicht der Fall wäre, wohl für einen aus dem hohen Grase hervorragenden Ast halten könnte. Aufmerksam gemacht, entdeckt man aber, daß es das Geweih eines Damhirsches ist. Jetzt sieht man auch noch mehrere hervorragen, und genau hinüberblickend, gewahrt man die Köpfe eines ganzen Trupps. So haben wir denn vor uns, was wir suchten, wenn auch etwas fern und liegend.

* An dieser Stelle erlaube mir der Leser eine kleine Unterbrechung zur Bemerkung und Berichtigung eines Irrthumes, der, wie er früher selbst unter den bedeutendsten Männern der Wissenschaft allgemein gewesen, neulich von mir ausgesprochen worden. Derselbe ist aber durch die neuesten Untersuchungen, von denen ich mich aus den bezüglichen Schriften seitdem überzeugt habe, aufgeklärt und beseitigt worden. Er betrifft nämlich den Gegenstand der Rehbrunft, von der ich im vorigen Artikel gesagt hatte: „im August sei die falsche Brunft." Dem ist nicht so, vielmehr geht in diesem Monate die wirkliche Begattung vor sich und es bietet daher die Gattung Reh den auffallenden Umstand dar, ungefähr 42 Wochen tragend zu gehen und zwar so, daß sich bis Weihnachten nichts oder doch nur gegen Ende dieser Zeit die Entwickelung des Embryo zeigt und dann erst einen regelmäßigen Fortgang nimmt. Wir geben die Notiz, um nicht den Vorwurf zu verdienen, wissentlich einen Irrthum aus bloßem Indifferentismus unberichtigt gelassen zu haben. G. H.

Schreiten wir deshalb darauf zu, um die Thiere wenigstens flüchtig und flüchtend zu betrachten; denn so leicht sie am Fütterungsplatze oder auch wohl im Stangenholz an sich herankommen lassen, — auf freier Wiese halten sie ungern.*

Und richtig, kaum haben wir uns bis auf 3 — 4(0) Schritt genähert, so erhebt sich der ganze Trupp, Eines nach dem Andern, Groß und Klein, Weiße und Bunte. Alle wenden uns die Köpfe zu, uns neugierig anängend. Jetzt wendet ein altes Thier um und schreitet langsam vorwärts; dann geht es in einen unbeholfenen, bocksteif aussehenden Galopp über und alle Uebrigen folgen in dieser drollig aussehenden Gangart nach, die Blumen** dazu hoch emporhebend, bis sie sich in's gewöhnliche Trollen finden. In einiger Entfernung machen sie sämmtlich wieder Halt, um nochmals zurückzuäugen, und verschwinden dann, ruhig weiterziehend, in dem gegenüberliegenden Walde.

Nachdem wir wenigstens einen flüchtigen Gesammteindruck der gesuchten Wildgattung gewonnen, lassen wir uns verleiten, ihnen nachzufolgen, um sie möglicher Weise nochmals und besser zu Gesicht zu bekommen, oder, wenn nicht dieselben, doch andere. Schon ehe wir zum Saume des über die Wiese hinliegenden Waldes gelangen, springen kurz vor uns im Grase mit erschrecktem, grunzendem Tone mehrere Sauen auf, die — es sind unter ihnen zwei Bachen mit einer Schaar von Frischlingen — eilig die Flucht ergreifen. Ein Keiler nur bleibt in kurzer Entfernung stehen und kommt mit aufgehobenem Gebräch*** schnaubend ein paar Schritte zurück, eilt aber dann ebenfalls mit grunzend auffahrendem Tone dem Rudel nach. In der Hoffnung, auch dieses Wild weniger flüchtig betrachten zu dürfen, setzen wir unseren Waldgang fort. Meist ist es Kiefernwald, der uns jetzt aufnimmt, obgleich gerade dieser Theil des Thiergartens, „der Hinterwald", manche echt waldige Partie von Fichten, hier und da eine alte, verwetterte Eiche oder Buche aus alter, guter Zeit bergend, in sich schließt.

Von hohem Reiz sind aber die mitten im Walde liegenden Brüche, auf denen öfter einsam eine oder mehrere viele hundert Jahr alte Eichen stehen und mit ihren zackigen, theilweise vom Blitz zerschlagenen Wipfeln in die Luft hineinstarren. Kreischend tummeln sich darin die Nußheher, die dann mit welligem Fluge dem die Wiese begrenzenden Nadelwalde zufliegen, um hier emsig die im Kropfe aufgespeicherten Eicheln zu verstecken, und so unwillkürlich die Beförderer der Laubholzculturen zu werden. Auch Sauen erblickt man, wie sie ruhig, da sie von uns, die wir still am Waldsaum hingehen, keinen Wind bekommen, die Eicheln unter mächtigen Bäumen aufsuchen. Stören wir sie nicht in ihrer Lieblingsäßung und benutzen wir den Vormittag, um den Hinterwald zu durchstreifen. Wieder kommen wir an stille Teiche, die „Alten Teiche" genannt, und sehen wohl hier und da ein Stück Wild oder auch einen Edelhirsch hinziehen, aber mit der zunehmenden Tageswärme sucht Alles mehr die schattigen Dickichte auf. Stiller wird's und einförmiger; kein Vogel, kein sonstiger Ton läßt sich hören, über der blühenden Haide sieht man die Luft zittern, und die Sommerfäden ziehen über die Blößen hin; der Mittag naht heran.

Auch wir suchen einen zum Haltmachen geeigneten Ort, doch nach guter Waidmannsart mit Fourage in der Jagdtasche versehen, nicht im Wirthshause, sondern im duftigen, schattigen Walde. Um unsern nächsten Zweck zu erreichen, gehen wir noch ein Weilchen, und ziehen uns am Hinterwalde zurück. So kommen wir wieder an den Mittelteich, aber an sein anderes Ende. Hier erlauben wir uns, in einer Thorwärterwohnung uns durch einen frischen Trank Bier zu erquicken, worauf wir gestärkt weiter ziehen, und zwar den Teichdamm entlang, der noch vor kurzer Zeit einen der malerischsten Punkte der Umgegend von Moritzburg bildete. An tausend Jahr alte, kerngesunde Eichen standen hier, wundervoll gruppirt, als Baumrecken der Vorzeit — sie verfielen der Neuzeit als Opfer, weil in der Forstverwaltung das Princip aufgestellt wurde: auf Dämmen keinen Baum zu dulden. Kein Mächtiger that Einspruch, diese lebendigen Denkmäler grauer Vergangenheit zu schützen. — Also mit einem Seufzer schreiten wir auf kahlem Damme dahin und schlagen uns, wie jener grollende Indianer, „seitwärts in die Büsche." Im Schatten untermischten Holzes von Kiefern, Fichten, prächtigen Buchen und Eichen erreichen wir das schon Eingangs erwähnte „Hellhaus", um vor der Hand an diesem Platze zu rasten.

* So zahm das Damwild überhaupt im eingehegten Raume ist, so scheu und schlau benimmt es sich, wenn es im Freien vorkommt.

** Blume: Schwanz. — *** Gebräch: Schnauze.

Kaum kann man sich ein reizenderes Plätzchen zum Ruhen wählen, als dieses. Vor der heißen Mittagssonne geschützt durch den Schatten des auf einer Erhöhung liegenden Gebäudes, auf kurzem, von wildem Thymian duftendem Rasen hingestreckt zu liegen, umgeben von prächtigen feinnadeligen Weimuthskiefern, alten bemoosten Lärchbäumen, Fichten und Buchen, die theils die acht Alleen bilden, theils die unmittelbare Umgebung dieses stillen Asyls sind, und Alles dies an einem schönen Herbsttage zu genießen, ist von unnennbarem Reize. Stundenlang möchte man sich dem Wohlgefühle überlassen und den dahineilenden, silberscheinigen Wolken zuschauen, die bald in dieser, bald in jener phantastischen Gestalt am blauen Aether dahinziehen, immer und immer die Formen wechselnd, bis sie zergehen und endlich dem Auge ganz verschwinden. Neue kommen, zerrinnen und verschwinden, immer dasselbe Spiel — und doch immer anziehend, nimmer ermüdend! Dazu löst der linde Wind die aromatischen Wohlgerüche des Thymians und des Nadelholzes und streift weiter durch die feinen, langen Nadeln der Weimuthskiefern und all' die nadel- und blätterreichen Wipfel des Waldes dahin, daß es wie ein sanftes Schlummerlied klingt. Träumerisch schließt man die Lider, die Eindrücke des Tages am inneren Auge nochmals vorüberziehen zu lassen, bis man dabei entschlummert und die Träume in phantasiereicher Geschäftigkeit zauberische Bilder schaffen. Da eilt man flügelbegabt mit den Wolken über die Wipfel des Waldes dahin, sieht liebliche Wildgruppen unter sich oder läßt sich wohl gar zu den nun vollkommen Zutraulichen hernieder, unter ihnen zu wandeln und mit ihnen verständlich zu verkehren. Ein ganzes Leben lebt man mit ihnen, zieht mit in thaufrischen Gräsern umher, über blühende Haide hinaus auf Wiesen und an die Weiher. Jahre sieht man so an sich vorüberstreichen in freier Ungebundenheit und doch brauchte die Phantasie der Seele vielleicht nur Minuten, ja Secunden dazu, all' diese glücklichen Bilder herbeizuzaubern. Hier erwacht man aus einem schönen Traume wenigstens zu einer schönen Wirklichkeit und gestärkten, heitern Sinnes gibt man sich wieder froh dem Vollgenusse der freien Natur hin.

Verweilen wir noch etwas auf unserem Ruhepunkte und sehen bald da, bald dort über eine der Alleen ein Stück Hochwild, Damwild oder einen borstigen Keiler ziehen, die sich nun nach und nach dem nahen Fütterungsplatze zuwenden und bis dahin entweder in den umliegenden Dickichten und Stangenhölzern verweilen, oder auf der freiliegenden Wiese im hohen Grase liegen oder sich dort äßen. Dies ist auch der Ort, wo wir unsere Burschen, die Damhirsche nebst Familie, näher in Augenschein nehmen werden.

Auf einem von Nadeln glatten Wege gehen wir, oft ausgleitend, die östliche Allee hinab und kommen auf einen freien Bruch, auf dem am Rande des Waldes bereits allerhand Gewild erscheint, um der baldigen Fütterung, die hier auf einer Blöße geschieht, zu harren.

Inzwischen lassen wir uns auf die von rohen Stangen massiv gezimmerte Bank nieder. Die Zeit kann uns nicht lang werden; denn da sieht man den borstigen, dunkeln Kopf eines Keilers aus dem nahen Dickicht gucken, dort eine Bache, hinter sich her die Frischlinge, über die Wiese traben. Auch läßt sich in gemessener Entfernung schon ein Edelhirsch sehen, während das Damwild schon in ganzen Trupps vorhanden ist.

In nicht zu großer Ferne hört man jetzt auf hartem Wege einen Wagen heranfahren und wie ein Zauberton wirkt dieses sonst so gleichgültige Geräusch auf unsere lebendige Umgebung. Wohlbehäbig grunzend kommen auf einmal aus allen Ecken und Enden aus den nahen Dickichten Rudel von Sauen hervor. Groß und Klein, schnaubend und quiekend ziehen sie allesammt eine kleine Strecke dem gehörten Wagen entgegen, der bald, von den Thorwärtern bespannt und gezogen, sichtbar wird. Angekommen auf dem Platze, umgeben die Sauen die Equipage, auf der sich das Futter für sie befindet, so daß die Leute sich mit den Füßen vor ihrer Zudringlichkeit wehren müssen. Bald ist das aus Kartoffeln, Haidekorn, Erbsen, Eicheln ꝛc. bestehende Futter aus den Säcken geschüttet und in langen Streifen ausgestreut. Nun geht es mit geschäftiger Eile an das Heben* desselben. Zuerst nehmen sie die Körner und Eicheln auf; Kartoffeln bleiben bis zuletzt liegen. Dabei streiten sie sich um ein einzelnes Korn, das sie bequem wo anders heben könnten, und nicht selten kommt es vor, daß sie sich mit ihren scharfen Gewehren** klaffende Wunden schlagen, die zuweilen tödtlich sind.

* Heben: aufsuchen, fressen.

** Gewehre: Eckzähne.

Unterdessen ist aber auch unser Damwild herangekommen, und zwar nun so nahe, daß man es zehn bis funfzehn Schritte vor sich hat. Die harmlosen Thiere halten sich an die Kartoffeln, die sie mitten unter dem Schwarzwild als ungeladene Gäste sich aufsuchen; jedoch immer von Zeit zu Zeit die Köpfe emporhebend und sich sichernd. Da gibt es weiße mit ihren rosigen Nasen und graubläulichen Lichtern, deren längliche Pupillen, wie bei den Ziegen, horizontal stehen, was dem Damwild eigen, dem weißen und bunten sowohl, als dem schwarzen. Wir haben deren von allen Sorten vor uns. Bei allen sieht man auf den ersten Blick, um wie viel feister sie gegen das Hochwild sind, welches sich mit elastischem Schritt auch mehr und mehr genähert hat. Der Grund dieses feisteren Aussehens des Damwildes liegt darin, daß es auch die Naschhaftigkeit der Ziegen besitzt und immer das Beste wählt. Dazu kommt, daß sie in den Thiergärten, wo gefüttert wird und werden muß, sich am besten dazuhalten; ja zur Zeit, wenn Heu und Hafer gefüttert wird, gar nicht von den Raufen und Krippen weichen, sondern gleich dabei liegen bleiben und den ganzen Tag daran herumknuspern. Dabei leidet das Edelwild zwiefache Beeinträchtigung, indem es bald nur das Uebriggebliebene, bald wohl auch gar nichts bekommt, weil es aus Abneigung gegen das Damwild die von diesem hartnäckig besetzten Raufen lieber ganz meidet. Trotzdem sehen die Mitglieder der Damwildsippe bei weitem weniger imponirend aus, als das Hochwild, da sie nicht nur viel kleiner und gedrungener, als dieses, sind, sondern auch ihr ganzer Habitus ein mehr ziegenartiger ist. Das bekanntlich schaufelartige Geweih ist wohl ganz respectabel, mit dem Edelhirschgeweih kann es sich jedoch in Beziehung auf Schönheit und würdevollen Schwung durchaus nicht messen. Außerdem fehlt dem Damhirsch die Mähne oder Krause am Halse, die dem Edelhirsch namentlich zur Brunftzeit so vortrefflich steht, gänzlich, so wie er auch, was freilich äußerlich nichts zum Unterschiede beiträgt, keine Haken* hat.

Ein charakteristisches Merkmal des Damwildes ist die Blume, und es sieht gar sonderbar aus, wenn ein Trupp beisammensteht, um mit diesem Werkzeuge die Fliegen und Mücken zu vertreiben, indem sie ununterbrochen damit hin- und herwedeln, als wären eben so viele Perpendikel in Bewegung gesetzt. Ihren originellen Galopp, der nur ihnen eigen ist, haben wir gleich Anfangs zu beobachten Gelegenheit gehabt. Der Schrei des Damhirsches zur Brunftzeit, die im November eintritt, ist ebenfalls nicht mächtig, wie beim Edelhirsch, sondern muckend und kurz abgestoßen. Sonst ist die Lebensweise dieser Thiere ziemlich gleich der des Edelwildes, und wie bei diesem gehen die Schaufler bis zur Brunftzeit meist beisammen, nur die schwachen Hirsche bleiben mit den Thieren, Schmalthieren und Kälbchen das ganze Jahr über, die Brunftzeit abgerechnet, vereint. Um auf die Farbe zurückzukommen, so gibt es, wie schon erwähnt, weiße, bunte, nämlich rothbraune mit regelmäßig vertheilten weißen Flecken, und schwarze, die am seltensten vorkommen; namentlich sind sie in Moritzburg schwach vertreten. Die Schwärze erstreckt sich über den ganzen Körper, und nur Kopf und Läufte gehen in das Aschfarbene über.

Ehe wir uns vom Fütterungsplatze trennen, fesseln unsre Augen unter dem unterdeß ebenfalls herangekommenen Hochwild ein paar Stücken Bläßwild, worunter ein Hirsch, gleichsam die „letzten der Mohikaner"; denn von dem ganzen derartigen Stamme, den es hier gab, sind sie allein übrig geblieben. Das weiße Edelwild ist, wie schon erwähnt, bereits ausgestorben. Beide Arten sind Varietäten und in Bau und Lebensart vollkommen dem Rothwild gleich, nur etwas zärtlicher. Jedenfalls ist das Bläßwild eine Kreuzung des weißen und des rothen. Gewöhnlich hat es auf der Stirn eine weiße Blässe oder auch wohl einen ganz weißen Kopf, und dabei sind meist die untern Theile der Läufte weiß; sonst hat es die Farbe des Rothwildes, aber bläuliche Lichter, mit denen es wie das weiße Wild, welches ebenfalls derartige besitzt, sehr schlecht sieht.

Wir brechen jetzt auf, und bei der ersten Bewegung, die wir zum Aufstehen machen, fährt Alles auseinander, Sauen, Damwild und Hochwild, das letztere am weitesten. Kaum aber hat man die Lücke durchschritten, so schaaren sich die Gescheuchten wieder zusammen und äßen ruhig weiter; nur wiederum das Hochwild kommt nicht gleich zurück.

Der Abend fängt bereits mit seinem vergoldenden Lichte an herabzusinken, und wir beeilen uns, noch den entgegengesetzten Theil des Thiergartens, „die Oberecke", auf unserm Heimwege zu durchstreifen. Ehe wir dorthin gelangen, kommen wir nochmals bei dem Schlosse vorbei, so wie wir zur andern Hand noch einmal das Fasanenschlößchen liegen sehen; beide strahlen im purpurnen Abendschein, und die Moritzburg spiegelt sich in der ruhigen, klaren Bläue des Schloßweihers. Hier begegnen unserm Blicke noch ganz in der Nähe zwei starke Damhirsche, die am Wasser stehen und die charakteristische Staffage zu diesem Abendbilde am Schlosse bilden. Im Weiterschreiten sehen wir noch manches verspätete Wild der Fütterung zuwandeln, während wir unsern Weg nach den sogenannten „Dardanellen" einschlagen. Diesen gewichtigen Namen führt eine ruinenartig im Festungsstyl aufgeführte, mit Schießscharten versehene Mauer, die den Großteich vom Thiergarten scheidet. Jedenfalls dachte man sich den Großteich als Bosporus und das früher darauf schwimmende Seeschiff als türkische oder russische Flotte. Bereits auf der „Oberecke" angekommen, lassen wir eine kleine Fütterung für die Sauen dieses oberen Theiles links liegen, und durchschneiden ihn seiner Länge nach. Auch hier breiten sich stille Teiche aus, die namentlich jetzt, wo sich der sanft leuchtende Abendhimmel mit den in tiefem Ton gefärbten Waldessäumen auf der durch keinen Hauch gekräuselten Fläche wiederspiegelt, einen melancholischen Eindruck machen. Schon neigt sich das Zwielicht zur wirklichen Dunkelheit, da wir den südlichsten Theil des Thiergartens erreichen, in dessen äußerster Ecke eine kolossale Eiche steht. Den Wald mächtig überragend, überschaut sie wie ein Riesenwächter mit malerisch zerwettertem Gipfel das Ganze. Ist dieser Nestor unter den Bäumen doch ziemlich siebenzehn Ellen im Umfange des Stammes stark! Ein Blick nach dem in geringer Entfernung liegenden „Georgenteiche" läßt uns noch ein paar Edelhirsche erblicken, die eben auf die Blöße herausgezogen sind. Stolzen Schrittes ziehen sie dahin, und bieten dem Beschauer ein reizendes Bild. Die friedliche Stimmung der Natur wird selbst durch die herbstliche Frische, welche der Abend mit sich gebracht hat, so wie durch die gespenstig hinschleichenden Nebel noch erhöht. Es ist dieser Anblick gleichsam der Scheidegruß eines an einem schönen poesievollen Ort verlebten glücklichen Tages.

Bald nehmen uns die außer dem Thiergarten liegenden Felder, von welchen die Kartoffelkräuter ihren herbstlichen, eigenthümlich scharfen Geruch ausströmen lassen, und dann die Dörfer auf, durch die uns unser Weg führet. Indem wir zögernd rückwärts blicken, bietet sich uns eine neue Aussicht dar: noch einmal winkt uns ein stiller, außer dem Thiergarten liegender, waldumsäumter Teich zu, der die letzten goldigen Säume der im Westen aufsteigenden Wolkenmassen in sich spiegelt. Vor uns tönt das melodische Abendläuten im nahen stillen Haidedorfe, das wir durchwandeln, bis uns hinter diesem abermals Wald, die bis unmittelbar an die Residenz heranreichende „Dresdner Haide" aufnimmt. An ihrem Saume liegt meine Wohnung, und hier rufe ich meinen Begleitern, die mir willig und nachsichtsvoll gefolgt, ein „Waidmanns Heil" zu.

* Haken: zwei rundliche Eckzähne, die beim Hochwild im Oberkiefer stehen und beim Jäger als Trophäen einen großen Werth haben.

Eine seltene Frauenfreundschaft.

Von Ludwig Storch.

(Schluß.)

Auf der Rückreise machte die Herzogin von Meiningen einen Besuch am gothaischen Hofe und Franziska ergoß die begeisterten Schilderungen vom Kronprinzen bei der Erbprinzessin und legte damit in Louise Dorothee's Seele den Grund zu der hohen und innigen Verehrung Friedrichs, welche sie ihm ihr Leben lang treu bewahrt hat.

Drei Jahre später (1734) kam der König von Preußen mit dem Kronprinzen zu seiner Tante nach Coburg, auf einer Reise begriffen, um das Hülfscorps zu besichtigen, das er zur kaiserlichen Armee am Rhein marschiren ließ. Nie konnte es Franziska vergessen und in ihrem späteren Leben liebte sie es, oft zu erzählen, daß der König den Kronprinzen seiner Tante mit den Worten vorgestellt habe: „Da bring' ich Ew. Liebden meinen großen Jungen." — „Ja wohl war's ein großer Junge!" pflegte die Erzählerin

Google

mit einer launigen Gebehrde hinzuzusetzen. Das Epitheton ist für alle Zeiten an ihm haften geblieben.

Von Gotha richtete sich die Aufmerksamkeit der beiden Freundinnen auf das kleine Schloß Rheinsberg, wo Friedrich ganz in ihrem Sinne und Geschmacke, von geistreichen Freunden umgeben, sich dem reizvollen Cultus des Genie's ergab; ebenso auf das alte Schloß Cirey in Lothringen, wo Voltaire bei der gelehrten Besitzerin desselben, der schönen Marquise du Chatelet, der „göttlichen Emilie", wie sie Friedrich der Große in einer an sie gerichteten Epistel nannte, wohnte und Geisteswerke schuf, die seinen Namen, mit den unsterblichen Kränzen des Ruhmes geschmückt, über Europa trugen. Die Strahlen, welche von Schloß Cirey ausgingen in den „Elementen der Newton'schen Philosophie", in den „Gesprächen über den Menschen", in den Tragödien „Alzire", „Merope", „Mahomet", vergoldeten zuerst die Alpengipfel des Geistes, die geistig und gesellschaftlich hochgestellten Menschen des achtzehnten Jahrhunderts, und unter ihnen stehen die beiden Freundinnen in Gotha in vorderster Reihe. Mit Stolz darf das Wort ausgesprochen werden, wie der königliche Friedrich der erste Priester des neuen Geistescultus war, so waren Louise Dorothee von Gotha und Franziska von Neuenstein seine ersten Priesterinnen in Deutschland, und wenn sie in der Geschichte nicht so strahlend hervortreten, als ihr Zeitgenosse, der königliche Philosoph und Feldherr, und als das später in sein Zenith tretende Doppelgestirn Karl August's und Goethe's, so liegt das in ihrem bescheideneren und stilleren Frauenloose; aber sie haben eben so redlich wie Jener und Diese das Ihrige gethan, die Arbeit des Geistes auf Erden zu fördern.

Von jenen Tagen begannen ihre Verbindungen mit allen ausgezeichneten Geistern der Zeit, die im Dienste der aus dem damals noch rohen und dumpfen Materialismus, aus der bunten Petrefactenwelt der kirchlichen Zustände auf der einen und aus dem nicht minder starren Dogmatismus der Orthodoxie auf der andern Seite, aus der Chrysalide des Mysticismus und aus der Verschwommenheit des Pietismus sich emporringenden Menschheit standen. Fast die Dauer eines Menschenalters hindurch war der gothaische Hof durch diese beiden Frauen eine Pflegestätte der Wissenschaften und Künste und blieb es auch nachher noch eine geraume Zeit, als Louise Dorothee's Genius nicht mehr dort unmittelbar waltete. Außer Voltaire waren es Diderot, d'Alembert, Baumele, Holbach, Helvetius, Grimm, mit welchen das hohe Frauenpaar nach einander in briefliche Verbindung kam und deren Werke es studirte. Der Natur der Sache nach mußten sie dem aufstrebenden Genius der Menschheit, als er seine tausendjährigen Fesseln abzuschütteln begann, in den Werken französischer Schriftsteller huldigen; schleuderten doch deutsche Gelehrte, wie Holbach und Grimm, von Paris aus ihre Gedankenblitze gegen die alten Götzen in französischer Sprache in die Welt. Aber die beiden Freundinnen ließen keineswegs den deutschen Genius unbeachtet, als er sich anschickte, die erste Schlangenhaut des Pedantismus abzustreifen. Der Name des deutschen Geisteshercules, des rechtskundigen Bekämpfers der Hydra Aberglaube, Christian Thomasius, war am gothaischen Hofe ein mit Ehrerbietung genannter, wo man sich selbst von der Trockenheit der Wolf'schen Philosophie nicht zurückschrecken ließ, welche damals alle guten Köpfe Deutschlands beschäftigte. An der Hand eines Magisters Schenk, welcher Informator der beiden Prinzen von Meiningen, Brüder der Herzogin, gewesen und von dieser nach Gotha berufen war, ihr und der Freundin Vorträge zu halten, wagten sie sich auf das Gebiet des speculativen Denkens. Noch mächtiger wurden sie von den bedeutenden Entdeckungen angeregt, welche im Bereich der Naturwissenschaften gemacht wurden. Sie studirten die naturgeschichtlichen Werke der Marquise du Chatelet, stolz und glücklich, daß ihr Geschlecht sich im Forschen und Ringen nach Erkenntniß so ruhmreich betheiligte. Professor Hamberger von Jena führte ihnen 1742 die wichtigsten physikalischen Experimente vor, und als nur wenige Jahre darauf die Erscheinungen der Elektricität Aufsehen zu machen begannen, schickte Professor Winkelmann in Leipzig, einer der Ersten, welche in Deutschland diesen Zweig der Naturwissenschaften cultivirten, einen seiner Schüler mit einer Elektrisirmaschine von seiner Erfindung nach Gotha, um den Hof damit bekannt zu machen.

Jean Jacques Rousseau erzählt in seinen Bekenntnissen, daß ihm die Herzogin von Gotha ein Asyl anbot, als er vom Unverstand seiner Landsleute von der Petersinsel im Bielersee vertrieben wurde.

Schon war Franziska vier Jahre in Gotha, als sie den Bitten der Freundin nachgab und ihre Hand einem würdigen, ebenfalls nicht mehr jungen Hofherrn, dem classisch gebildeten Oberhofmeister Schak Hermann von Buchwald reichte. Es war eine Anstands-, keine Herzensverbindung; aber Franziska's Schwärmerei gefiel sich in dem Gedanken, auch in dieser Beziehung nicht glücklicher zu sein, als ihre fürstliche Freundin. Es war ein eigenthümliches Geschick, gewissermaßen eine in die äußersten Spitzen verlaufende Rache der von einem Uebermaße von Geistigkeit doch beleidigten Natur, daß diese beiden Frauen, welche auf der Sonnenbahn des Geistes ein Ziel erreichten, welches dem schönen Geschlecht selten zu Theil wird und auch, beim rechten Lichte besehen, über die Grenzen der weiblichen Capacität hinausliegt, die süßesten und sanftesten Gefühle, für die das Weib vorzugsweise geschaffen ist und zu welchen wohl keins mehr Befähigung und Anlage hatte, als gerade sie, niemals befriedigen durften. Der Frühling des Herzens, die Liebe, überschüttete sie nie mit seinen duftenden Purpurblüthen: sie mußten sich mit den Blumen und Früchten des Geistes begnügen. Die sichtbare Rache dieser Versündigung am Herzen trat später im unglücklichen Leben des edlen, hochherzigen Herzog Ernst hervor. — Franziska gab als Frau von Buchwald ihre Stellung als Hofdame auf, blieb aber in der unmittelbaren Nähe der Herzogin, ja, sie behielt sogar ihre Wohnung auf dem Schlosse Friedenstein und wurde bald darauf zur wirklichen Oberhofmeisterin der Fürstin ernannt, womit sie die höchste Würde erreicht hatte, welche die Freundin ihr bieten konnte.

Auch die Regierungsgeschäfte gehörten zum Ressort der beiden so engverbundenen Frauen und wenn die Herzogin den Sitzungen des Ministeriums beiwohnte und ihre maßgebende Stimme abgab, so nahm die Oberhofmeisterin gewissermaßen die Stelle eines Cabinets-Ministers ein.

Man kann sich denken, mit welchem Jubel sie ihr Idol auf dem preußischen Königsthrone begrüßten!

Für die verschiedene Geistesrichtung der beiden Freundinnen ist es bezeichnend, daß, als J. J. Rousseau's Stern am Literaturhimmel des gebildeten Europa aufging und sein Glanz Voltaire's Neid erregte und dessen unwürdige Angriffe hervorrief, die Herzogin Voltaire's, die Oberhofmeisterin Rousseau's Partei nahm.

Als Voltaire durch seine unedlen Leidenschaften seinen königlichen Verehrer so gegen sich erbittert hatte, daß er am 26. April 1753 Berlin verlassen mußte, besuchte er auf der Rückreise nach seinem Vaterlande den gothaischen Hof, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde und fast bis zu Ende des Monats Mai verweilte. Seine Bewunderung und Ehrfurcht gegen die beiden Freundinnen, deren Umgang den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hatte, spricht sich in seinen Briefen und Memoiren in voller Weise aus. Die Herzogin nennt er „die beste Prinzessin der Erde, die sanfteste, weiseste, die gerechteste." Die Oberhofmeisterin redete er in einem Briefe also an:

Grande maitresse de Gotha
Et des coeurs grande maitresse.

Er kann gar nicht glänzende Worte genug finden für das hohe Glück, das er „à la cour enchanteresse de Gotha" „dans ce palais enchanté" bei „la Minerve de l'Allemagne" genossen. Er wollte auch durchaus nach Gotha zurückkehren, um seine Reichsannalen, mit deren Abfassung er sich von der Herzogin hatte beauftragen lassen, obgleich er weder Lust, noch Talent, noch Kenntnisse für ein solches Werk hatte, dort zu vollenden. Und doch hatte er das Klima in Gotha abscheulich gefunden. Sein Körper fror, aber die Seele des neunundfunfzigjährigen Philosophen stand in Flammen, welche die hohe Liebenswürdigkeit der beiden Frauen entzündet hatte. Seine Briefe an die Herzogin, welche im herzoglichen Archiv zu Gotha aufbewahrt werden, reichen bis ein Jahr vor ihren Tod (1766).

Nicht anders erging es Friedrich dem Großen, als er die persönliche Bekanntschaft der Herzogin von Gotha gemacht und die ihrer Oberhofmeisterin erneuert hatte. Auch er ist wie berauscht von den hohen und glänzenden Eigenschaften der beiden Damen und auch zwischen ihm und der holden genialen Fürstin entspinnt sich ein Briefwechsel, welcher die charakteristischen Eigenschaften Beider zur Erscheinung bringt und die Verehrung ausdrückt, welche sie für einander hegen. Dieser Briefwechsel ist in der von Preuß zusammengestellten Prachtausgabe der Werke des Königs abgedruckt. Aus ihren Briefen lernt man die fürstliche Frau kennen und überzeugt sich, daß der ihr von Voltaire gegebene prächtige Name der

Digitized by Google

„deutschen Minerva" keine leere Schmeichelei war. König Friedrich hat seine Freundin und Verehrerin zwei Mal in Gotha besucht, beide Male während des siebenjährigen Kriegs, 1757 und 1762. Der erste dieser Besuche ist mit eigenthümlichen Umständen verknüpft. Bei dem bekannten Ausbruch des Krieges, dem Einfalle Friedrich's in Sachsen, war man in Wien ungehalten auf den gothaischen Hof, weil derselbe ein Bündniß mit England abgeschlossen (die Prinzessin von Wales, Auguste, Mutter des Königs Georg III., war die Schwester des Herzogs Friedrich III. von Gotha und Altenburg) und sich Preußen geneigt gezeigt hatte. Der Kaiserin Marie Thresie war die Verehrung der Herzogin Louise Dorothee für König Friedrich bekannt und sie war derselben deshalb nicht gnädig gesinnt. Nicht ohne Besorgniß erfuhr man in Gotha, daß das kleine Land ausersehen sei, den Vereinigungspunkt der französischen und der Reichsarmee zu bilden. Ein französisches Corps fiel im August unvermuthet im Herzogthum ein und verlangte unter dem Vorgeben, als habe der Herzog seine Verpflichtung als Reichsfürst nicht erfüllt, eine große Contribution, die inzwischen nie bezahlt wurde.

Am 21. August kam das französische Hauptheer nach Gotha, Tags darauf sein Befehlshaber, der feine und liebenswürdige Prinz Soubise, der Günstling der Frau von Pompadour. Die Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen bezog wenige Tage später ein Lager zwischen Arnstadt und Ichtershausen. Prinz Soubise begab sich am 25. August mit seinem Generalstabe nach Erfurt, wo die Vereinigung mit der Reichsarmee stattfinden sollte; täglich gingen französische Durchmärsche durch Gotha. Plötzlich erfuhr man das Heranrücken der preußischen Armee unter dem König. Die Reichsarmee zog sich erschreckt durch das gothaische Land nach Eisenach zurück. Die ganze französische Armee warf sich von Weimar und Erfurt zurück nach Gotha. Die Preußen kamen heran; es schien, als sollte es hier zu einer entscheidenden Schlacht kommen. Aber die französische Armee zog am 13. September nach Eisenach. Dafür rückten österreichische Truppen in Gotha ein. Am 15. September früh zeigten sich plötzlich preußische Dragoner in der östlichen Umgebung der Stadt, es kam zu einem kleinen Scharmützel, die Oesterreicher und was noch von Franzosen da war, zogen sich eilig über die westlichen Höhen nach Eisenach zu. Prinz Soubise, vom Zauber des gothaischen Hofes zurückgehalten, soll mit Mühe in der weißen Jacke und Küchenschürze eines französischen Kochs entkommen sein.

Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, der König sei selbst da und reite bereits in die Stadt. Der Zulauf und Jubel der Bevölkerung war ungeheuer. Gegen 3 Uhr kam der gefeierte Held mit seinen Generalen auf Schloß Friedenstein an, wo er von der herzoglichen Familie im Hofe empfangen wurde. Dem Herzog bezeigte der König auf freundliche, verbindliche Weise seine Theilnahme an der beängstigenden Lage, in welcher er sich befinde, der Herzogin eine Hochachtung und Aufmerksamkeit, welche selbst seine Umgebung in Erstaunen setzte. Er führte sie zur Tafel, an welcher seine Generale mit der herzoglichen Familie und auf des Königs ausdrücklichen Wunsch Frau von Buchwald, „seine alte, gute Freundin", wie er sie nannte, Platz nahmen, und welche bereits für die österreichischen und französischen Officiere servirt war. So ereignete sich das komische Qui-pro-quo, daß für die Oesterreicher gekocht und gedeckt war und die Preußen speisten. Nach der Tafel küßte der König der Herzogin sogar die Hand, bei ihm etwas Unerhörtes, und empfahl sich wieder. Er ritt nach Erfurt zu und übernachtete im Dorfe Gamstedt.

Beim zweiten Besuch hatte der König die schweren Schläge des Jahres 1761 überstanden. Die Welt hatte ihn für verloren gehalten, aber wider Aller Erwarten war im Laufe des Jahres 1762 sein Stern glänzender, als je, aufgestammt. Nach der Niederlage der Oesterreicher durch den Prinzen Heinrich, Bruder des Königs, bei Freiberg am 29. October, wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, der Husarengeneral von Kleist züchtigte mit 1000 Mann überraschend schnell die noch widerspenstigen Reichsstände, Frankreich schloß mit England Friede; die Waffen ruhten überall. Da gedachte der große König die Muße zu einem zweiten Besuche bei seiner verehrten Freundin in Gotha, mit welcher er selbst während des Krieges in lebhaftem Briefwechsel gestanden hatte, zu benutzen. Am 3. December langte er mit dem Prinzen Heinrich in einem mit acht Pferden bespannten Wagen an, auf das Ehrenvollste empfangen. Als er aus seinen Zimmern zur Tafel abgeholt wurde, erschien er zum Erstaunen seiner Umgebung in Schuhen und seidenen Strümpfen. Seit dem Kriege hatte man ihn nicht in solchem Costüme gesehen. Mit ungemeiner Galanterie führte er die Herzogin unter den für ihn selbst bestimmten Baldachin und nahm neben ihr Platz. Er sprach und lachte während der Tafel ungewöhnlich viel und fühlte sich dem Anscheine nach sehr wohl. Nach der Tafel begleitete der König die Herzogin auf ihr Zimmer, wo er, die herzogliche Familie, Prinz Heinrich und die Frau von Buchwald (sie gehörte also ganz zum fürstlichen Hause) sich ohne Zeugen unterhielten. Aufflackernd vor Entzücken über die geistreichen Dinge, die der König sprach, rief die Oberhofmeisterin plötzlich: „Ach, welcher Mann! Ich muß mich vor ihm beugen." Der König versetzte lächelnd: „Nein, Madame, es ist an mir, vor Ihnen auf die Kniee zu fallen und ich sterbe vor Vergnügen. Aber ich tauge nichts zu Scenen großer Leidenschaften."

Um 11 Uhr entfernte sich der König, um auf seinem mitgebrachten Feldbette zu ruhen. Am folgenden Morgen musicirte er auf der Flöte, nahm dann Abschied von der fürstlichen Familie und fuhr um 7 Uhr früh, begleitet von einem starken Commando, über Langensalza und Freiburg nach Leipzig zurück, wo er sein Winterquartier nahm.

Es ist auffallend, daß die herzogliche Familie diese Besuche später nicht erwiderte. Niemals ist Louise Dorothee nach Berlin gekommen. Vielleicht hielt sie zunehmende Kränklichkeit davon ab. So scheinen sich auch die Herzogin und die ihr ähnliche (nur milder war Louise Dorothee) und mit ihr im gleichen Alter stehende Markgräfin von Bayreuth nicht persönlich gekannt zu haben, obgleich der von der Herzogin gestiftete Orden der lustigen Einsiedler auf dem Lustschlosse Friedrichswerth eine Nachahmung des Einsiedlerordens auf der Eremitage bei Bayreuth war. — *

Die französischen hohen Officiere, welche während des Kriegs Gäste auf Schloß Friedenstein waren, zeigten sich nicht minder entzückt von den Eigenschaften der Herzogin. Prinz Soubise, Graf Lugnac, Graf Scey und Andere überboten einander in Lobeserhebungen und Artigkeiten; sie nannten Gotha das zweite Versailles. Ein Marquis de Custine, welcher bei Roßbach drei Säbelhiebe in den Kopf erhalten hatte, an welchen er sterben mußte, begann im heftigen Wundfieber einen sehr drolligen Brief in Versen an die vergötterte Herzogin, den zu vollenden ihm der Tod verwehrte.

Im Anfange ihres Wirkens als Herzogin hatte Louise Dorothee eine eigenthümliche Stellung zu ihrem der bissigsten Orthodoxie ergebenen Hofprediger, Kirchenrath Cyprian, der sich wohl gern den lutherischen Papst nennen hörte. Er donnerte in der Schloßkirche ihr sein Verdammungsurtheil ihrer philosophischen Richtung in die Ohren, ja er ging einst so weit, zum Thema einer Predigt den Satz aufzustellen: Alles Uebel kommt uns aus Meinungen. (Die Doppelsinnigkeit entspringt aus der damals mehr gebräuchlichen Form Meinungen für Meiningen.) Sie urtheilte mild über den Zionswächtereifer des Mannes, und unterwarf sich allen kirchlichen Formen. Im Beichtstuhl redete er sie einst ebenso pathetisch als abgeschmackt an: „Durchlauchtigste gnädigste Herzogin! Große, große, erhabene Sünderin!" Auf dem Rückwege nach ihren Gemächern lächelte der sie begleitende Page. „Er hat gewiß gehorcht?" fragte ihn die Fürstin. „Je nun, der Mann meint es doch gut."

Als Zinzendorf, dessen religiöse Richtung von der ihrigen so himmelweit verschieden war, aus seinem Vaterlande vertrieben, sie bat, mit seinen Glaubensgenossen eine Synode in Gotha halten zu dürfen, wurde ihm vom Herzog auf ihren Betrieb gegen Cyprian's und des Oberconsistoriums Willen, die Erlaubniß dazu ertheilt. Ihrem Einfluß war es zuzuschreiben, daß der Versuch, eine Herrnhutercolonie in Neudietendorf zu errichten, endlich doch nicht

* Wie ich im Jahrgang 1856 der Gartenlaube das Bild der berühmten Markgräfin in der Ordenstracht der Einsiedler gab, so führe ich heute das Bild ihrer Geistesverwandten, der Herzogin von Gotha, ebenfalls in der Ordenstracht der lustigen Einsiedler von Friedrichswerth, deren Priorin sie war, vor. Das Original befindet sich in köstlicher Farbenfrische im sogenannten Damenzimmer des Schlosses zu Molsdorf, diesem einst so berühmten Lustsitze des Grafen Gotter. Ich werde diesen merkwürdigen Mann und sein Schloß in einem spätern Artikel besprechen, eben so werde ich interessante Mittheilungen über Friedrichswerth und die lustigen Einsiedler machen, obgleich sie von einer andern, aber mit den Verhältnissen nicht genau bekannten Feder in diesem Blatte schon kurz abgehandelt worden sind.

Die Herzogin trägt den bebänderten Schäferstab und an der Busenschleife die bedeutungsvolle Ordensdevise: Vive la joie! welche auch in den vier Deckeneken des großen Saales zu Molsdorf en relief mit goldenen Lettern prangt. — Von Frau von Buchwald habe ich leider kein Bild weiter auftreiben können, als das nach einer von Fr. Wilh. Döll gearbeiten Marmorbüste, die sie als hohe, ehrwürdige Greisin darstellt.

Digitized by Google

mißlang. So großartig tolerant war diese fürstliche Frau. — Nach Cyprian's Tode erhielt freilich ein persönlicher Freund J. J. Rousseau's und Voltaire's, Klüpfel, dessen Stelle, ein ausgezeichneter Gelehrter, aber rationaler Theolog, ja, wenn man mündlichen Ueberlieferungen unbedingt trauen darf, ein Stück Freigeist und eine Art französischer Abbé. Ein merkwürdiger Contrast zwischen Cyprian und ihm! Die Extreme berühren sich. Gotha's Bildung hat Klüpfeln viel zu verdanken.

Erst 57 Jahre alt, starb die Herzogin, fest in ihren Grundsätzen. Ihre Freundin überlebte sie 22 Jahre, und genoß bis an ihren späten Tod die höchste und ausgezeichnetste Achtung am gothaischen, wie an den übrigen thüringischen Höfen, in Stadt und Land. Zuletzt wurde Frau von Buchwald von Jedermann „la Maman" genannt, selbst von den hohen Gästen des herzoglichen Hauses. Sie war die Liebe und Wohlthätigkeit selbst; wie ein höheres Wesen waltete sie auf Schloß Friedenstein, wo sich ihr Name an der Gallerie, die sie bewohnte, verewigt hat. („Die Buchwald'sche Gallerie.") An Kunst und Poesie blieb ihr ein lebendiges Interesse bis fast zu ihrem Ende, und mit ganzer Seele freute sie sich der großartigen Entwickelung des deutschen Genius. Wieland, Herder und Goethe waren mit ihr in Verbindung. Oberon, Egmont u. A. wurden „am grünen Kanapee" (in ihrem Boudoir) im Manuscript vorgelesen. Der berühmte Thalberg schrieb eine besondere Brochüre über sie.

Ueber ihre greisen Züge vermochte zuletzt der Widerschein des ersten Gluthstrahls der Neuzeit nicht mehr zu zucken. Paris war ihre Geburtsstadt, aber Frau von Buchwald war in der letzten Zeit ihres Lebens abgestorben für die Außenwelt. Sie starb eben so unbekehrt, wie ihre Freundin, am 19. December 1789. Der Dichter Gotter dichtete folgendes Distichon auf sie:

Lange die Zierde der Menschheit, entschlief sie müde des Lebens,
Aber noch immer dem Wunsch zärtlicher Freundschaft zu früh.

Blätter und Blüthen.

Das Urbild von Byron's „Corsar". Es hat zu jeder Zeit Individuen gegeben, deren wirklicher Lebenslauf tausend Mal romanhafter war, als die feurigste Phantasie eines Dichters ihn erfinden kann. Eins dieser merkwürdigen Individuen ist der Mann, welchen Lord Byron zum Urbild seines berühmten Gedichts: „Der Corsar" genommen, dieses Epos' voll Blut, Mord und Tod, voll von den düstersten Schilderungen, die den Leser oft bis in's Innerste erbeben lassen. Die Naturtreue einiger Schilderungen in diesem dunkeln Gemälde und einige Stellen darin haben zu der Vermuthung Anlaß gegeben, daß Lord Byron, dessen Excentricität eine solche Annahme nicht unwahrscheinlich macht, eine Periode seines eigenen Lebens darin geschildert, allein diese Vermuthung ist eine irrige. Vielmehr war es der Lebenslauf eines seiner intimsten Freunde, des Engländers Trelawney, den er in dem Corsar mit so düsterflammenden Farben gemalt. Es war in Italien, wo er die Bekanntschaft dieses kühnen, verwegenen Abenteurers, der meist als gefürchteter Seeräuber die malavischen Gewässer unsicher gemacht, anknüpfte. Von da ging er mit ihm nach Griechenland, wo sich Beide an dem Unabhängigkeitskampfe gegen die Türken betheiligten. Byron fand den seinen Tod, nicht durch einen Türkensäbel oder eine Albaneserkugel, sondern von einem hitzigen Fieber hingerafft, welches er sich bei einem scharfen Nachtritt zugezogen. Trelawney überlebte ihn, lernte die Tochter seines Gastfreundes, des Griechenfürsten Odysseus, kennen, heirathete sie und ging mit ihr nach England, wo er in Form eines Romans — für welchen man das Werk lange hielt — seine Erlebnisse unter dem Titel: „Abenteuer eines jüngeren Familiensohnes" herausgab. Das Buch ist in seiner Art eins der interessantesten, spannendsten und enthält Schilderungen, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie mit der Farbe des Lebens gemalt sind und nicht mit der bleichen Tinte der Reflexion. Selbst Byron's Schilderungen in dem Corsar bleiben häufig hinter diesen Darstellungen Trelawney's zurück, aus denen wir nur eine Episode wählen wollen, wie dieser Seeräuber, an dessen Dolchspitze das Leben von hundert Menschen hing, auch das Geheimniß der Feder, die spannende Erzählung, kennt.

Eines Tages ging Trelawney mit seiner Geliebten, einer jungen Araberin, Namens Zela, die mit rührender Zärtlichkeit an dem Seeräuber hing, an dem felsigen Ufer der Insel Borneo spazieren. Plötzlich hören sie das Rauschen eines Vogels in der Luft und Zela ruft, als sie ihn erblickt, ängstlich aus:

„Gib Acht — ein Tiger ist in der Nähe. Das ist der Faon."

Faon ist der Name des Vogels, von dem man auf Borneo sagt, daß er der Begleiter des Tigers sei und diesem voranfliege.

„Mein Karabiner," erzählt Trelawney, „war geladen. Ich lud noch eine neue Kugel hinein, legte mein Gewehr gegen den Felsen und beschloß, festen Fußes den Angriff der Bestie zu erwarten. Hätte ich ihn nicht mit dem ersten Schusse getödtet, so war ich verloren, denn zu einem zweiten und um der Schaluppe, die nicht weit vom Ufer lag, zuzuschwimmen, würde ich keine Zeit gehabt haben. Das Rascheln in den Büschen wurde immer stärker. Auf einmal sah ich zu meinem größten Erstaunen nicht den Tiger aus dem Gestrüpp kommen, sondern einen alten, mit grauem Haar bedeckten — Menschen. Ich wollte ihm entgegentreten. Zela hielt mich zurück, gab mir ein Zeichen, zu schweigen und mich nicht zu bewegen. Der Greis — wie ich das wunderbare Geschöpf nach dem ersten Eindrucke, den seine Erscheinung auf mich machte, nennen muß — untersuchte den Ort mit vieler Aufmerksamkeit, bückte sich, um zu sehen, ob Niemand sich in der Nähe verborgen, und richtete sich wieder empor. Als er stand, bemerkte ich die sonderbarste aller Gestalten. Seine außerordentliche Magerkeit, das lange Haar, welches ihn am ganzen Körper bedeckte, sein hoher Wuchs und die ungewöhnliche Länge seiner Hände und Füße erregte mein Erstaunen. Sein Gesicht war schwarz und von tiefen Runzeln durchfurcht, aus denen weißes Barthaar buschweise hervorstand. Er machte sehr große Schritte, hielt sich gekrümmt und stützte sich auf einen keulenförmigen, dicken Baumast. Je mehr ich ihn beobachtete, um so mehr verwunderte ich mich über ihn. Seines anscheinend hohen Alters und seiner Hinfälligkeit ungeachtet glühte ein wildes Feuer, eine wahrhaft teuflische Bosheit in seinen hohlen Augen. Dieses Geschöpf näherte sich hierauf dem Meere, setzte sich auf eine Felsenspitze, ergriff einen scharfen Stein, bediente sich desselben, um vom Felsen einige Schleimthiere abzulösen, verschlang sie, ohne sie zu kauen und wickelte dann mehrere Austern, Ueberbleibsel seiner Mahlzeit, in ein breites Blatt. Dann erhob er sich, tauchte seine langen Finger in's Wasser und schritt dann rascher fort, als er gekommen. Ich wollte ihm folgen und sprang auf.

„Hüte Dich vor ihm," sagte Zela warnend, „dieser Greis ist ein Jungle Admie! Kein wildes Thier ist gefährlicher und grausamer, als er."

„Er ist allein," antwortete ich, „ich fürchte ihn nicht. Mein Karabiner ist geladen, ich will es schon mit ihm aufnehmen." Ich folgte in der That, doch auf einem anderen Pfade, als der, auf welchem er ging. Der meinige war dergestalt mit Gebüsch bedeckt, daß ich unmöglich von ihm gesehen werden konnte. Ich hörte des alten Wilden Schritte. Von Zeit zu Zeit bemerkte ich ihn und sah, wie er mit seiner Keule die Zweige zerbrach, welche seinen Weg versperrten. Zela, die ich nicht hatte vermögen können, zurückzubleiben, folgte mir auf der Ferse. So schritten wir einige Zeit schweigend durch das Gehölz. Dem seltsamen Wesen, das unsere Nähe nicht vermuthete, folgend, wendeten wir uns rechts, durchwanderten eine große Ebene, gingen durch das ausgetrocknete Bett eines Baches und standen nun vor einem steil abgerissenen Felsen, einer Art senkrechten Mauer von sechzehn bis siebzehn Fuß Höhe. Eine mit Moos bedeckte Tanne wuchs am Fuße des Felsens und ragte mit ihrem spitzen Wipfel darüber hinaus. Der Greis, wie ich ihn nennen will, klammerte sich um den Baumstamm, kletterte hinan, hielt sich sodann an einen Seitenzweig, auf die Weise der Matrosen, und erreichte so den Felsen, auf dem er sich niederließ. Wir ahmten ihn in allen seinen Bewegungen nach, doch mit Vorsicht, um von ihm nicht bemerkt zu werden. Er überschritt einen nackten Felsgrat, wo nur einige Tannen wuchsen. Er machte viele Umwege, pflückte einige Früchte von Bananen- und Mangobäumen, warf die unreifen bei Seite und wendete sich endlich gegen ein kleines offenes Feld. Der Boden war eben, sandig, wie rein gefegt. Ein prächtiger Baum, mit Blüthen und weißen Knospen bedeckt, beschützte mit seinem Schatten eine wohlerbaute indische Rohrhütte.

„Ich bewunderte des seltsamen Einsiedlers guten Geschmack, der sich durch den malerischen Ort bekundete, wo er seine Wohnung gewählt. — Auf der einen Seite eine Felsenbrustwehr mit Sauerdattel- und wilden Haselnußbäumen bedeckt, vor diesem Felsen die schlanken Stämme von drei Betelbäumen, hinter der Einsiedelei ein Wald von Bambusrohr und Dorngestrüpp, über welches hier und da der Tamarindenbaum, der Cactus, die Acacie, der Banyanenbaum und der Bambus mit seinem schwarzen Laube hoch empor ragten. Des alten Wilden Bewegungen waren merkwürdig durch eine auffallende Gelenkigkeit, die jedoch mehr von thierischem Instinct, als von menschlicher Verstandeskraft bestimmt schien. Er legte vor seiner Hütte die Früchte nieder, die er mitgebracht, und kroch dann durch die niedrige Oeffnung in's Innere.

„Als er im Innern war, trat ich näher und bemühte mich, zu beobachten, was er weiter thue. Auf einmal vernahm ich hinter mir ein starkes Rascheln im Gebüsch. Ich wendete mich um und sah eine Klapperschlange, deren Augen, funkelnd wie Diamanten, auf meine in einiger Entfernung von mir stehende Begleiterin geheftet waren. Nur an die Gefahr denkend, der sie ausgesetzt war, stürzte ich mich darauf zu. Die Schlange zog sich in's Dickicht zurück und verschwand. Ich hielt Zela noch in meinen Armen, als diese erschrocken und bleich ausrief:

„O, der Jungle Admie!"

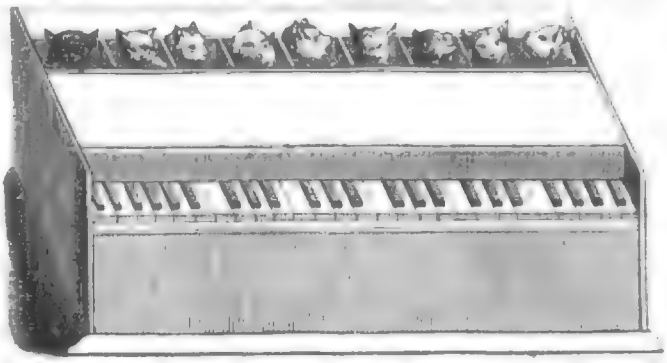
„Ich wendete den Kopf. Der seltsame Greis näherte sich uns mit sichern Schritten. Er bewegte seine Baumastkeule über sich, wie der Tambourmajor an der Spitze des Regiments seinen Stock. Seine Gestalt schien viel höher, als vorher. Alle seine Muskeln waren wie krampfhaft gespannt. Seine Augen sprühten verzehrende Flammen. Die weißen, dicht aneinander gedrückten Zähne fletschten zwischen den schwarzen Lippen hervor, seine Augenbrauen schienen ineinander gewachsen. Ich hielt meinen Karabiner mit der linken Hand zum Schuß bereit. Doch bevor ich ihn an meine Schulter legen konnte, war er durch einen ungeheueren Sprung schon an mich gelangt und versetzte mir einen Streich mit seiner Keule. Ich warf mich einen Schritt zurück und gab Feuer. Die ganze Ladung traf ihn und ging ihm durch die linke Seite. Er fuhr über drei Fuß in die Höhe und fiel auf mich. Seine Schwere schlug mich nieder. Ich lag unter ihm, beständig mit dem zum Tode Verwundeten ringend. Er hatte noch ungeheuere Kraft und mein Tod — durch Erstickung — schien unvermeidlich. In diesem Augenblicke schrie ich Zela zu: „Rette Dich!" „Er ist todt," rief

sie. Sie stand neben mir, das mit Blut bedeckte Messer, das meinem Gürtel entfallen, in der Hand. Damit hatte sie ihn vollends getödtet. Nicht ohne Mühe arbeitete ich mich unter dem schweren Körper hervor. Ich betrachtete ihn nun genauer. Der gemordete Greis war ein Orang-Utang, eines jener Geschöpfe, deren Existenz so lange von den Naturforschern geleugnet wurde, bis neuere Forschungen ihr Dasein bewiesen. Die Hütte, welche er bewohnte, war ohne Zweifel die verlassene Wohnung eines jener malayischen Einsiedler, die ziemlich zahlreich auf Borneo zu finden sind. Das Innere war sehr bequem eingerichtet. Die Behaglichkeit (comfort sagt Trelawney) einer schottischen Bauernwohnung war in die Hütte eines Affen der Insel Borneo übertragen."

Katzen-Orgel. Katzengold, Katzenminze, Katzenkopf, Katzenjammer, Katzenmusik sind Alles Begriffe, die Jedem mehr oder weniger aus dem Sprachgebrauche oder eigener Erfahrung bekannt geworden sind; befremdend möchte aber Vielen die „Katzenorgel" klingen. Hiermit hat es folgende Bewandtniß: Der Hofnarr irgend eines melancholischen Fürsten, der seine ganze Erfindungskunst aufbot, um seinen melancholischen Herrn zu heilen, kam unter Anderen auch auf die Idee, eine Partie verschiedene Katzen, alte und junge, mit groben und feinen Stimmen, in Abtheilungen einer Kiste gesondert einzusperren, und zwar so, daß die Schwänze derselben durch je ein Loch in so viel Röhren gingen und da festgehalten wurden, so viel der Katzen waren. Am vorderen Theile der Kiste befand sich eine Klaviatur, deren Tangenten unter jene Röhren reichten und je einen Stift trugen, der beim Anschlagen der Tasten die betreffende Katze in den Schwanz stechen mußte.

Diesen Marterkasten stellte er nun an einen passenden Platz und als der Fürst traurig einherkam, griff er nicht, wie einst David, zur Harfe, sondern schlug herzhaft auf die Tasten, und „ein Lied, das Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann", wenigstens wenn sie dadurch aus dem Schlafe geweckt werden, vertrieb auf einige Zeit den bösen Geist aus dem Monarchen.

Ob der Hofnarr, dessen Name uns eben so unbekannt, wie der seines Herrn, der Erfinder dieser Katzenorgel gewesen sei oder ob er aus Brüssel Kunde davon bekommen hat, müssen wir dahin gestellt sein lassen. So viel



ist aber gewiß, daß Jean Christoval Calvette, welcher die Reise Philipp's II. im Jahre 1545 von Madrid nach Brüssel beschreibt, unter den daselbst angestellten Festlichkeiten auch der Katzenorgel gedenkt. Sie wurde von einem Bären gespielt, Affen, Bären, Wölfe, Hirsche und andere Thiere tanzten darnach um einen Käfig, in welchem zwei Affen auf Dudelsäcken den Gesang der Katzen accompagnirten. Es gab das sicher ein Concert, gegen welches unsere modernen Katzenmusiken nicht in Betracht kommen!

Aus den holsteinischen Marschen. III. Wir haben in ganz Deutschland keinen Volksstamm kennen gelernt, der im Grunde seines Charakters conservativer wäre, als der holsteinische, zumal in den Marschen. Nur muß man unter diesem conservativen Charakter nicht den Begriff einer gewissen Partei, das zähe, egoistische Festhalten an verrotteten, abgelebten und deshalb naturwidrigen Zuständen verstehen, sondern die beharrliche stete Ausdauer im Kampfe für das durch gewissenhafte Prüfung errungene Rechtsbewußtsein und Geltendmachung desselben, die Scheu vor der Annahme von Neuerungen, über deren Werth oder Unwerth nicht das eigene Urtheil zu Gericht gesessen, und die Pietät, mit welcher jenes Charakteristische der Volkssitte gepflegt wird, über dessen Verschwinden alle wahren Patrioten Ursache zur begründetsten Klage haben. Wir wollen in Bezug auf letztern Punkt nur zwei Seiten hervorheben. Wenn irgendwo in Deutschland, so gilt noch in den Marschen der alte deutsche Spruch: Ein Mann, ein Wort, gilt noch hier das feste, unverbrüchliche Halten des Versprechens. Wir waren Zeuge, wie Landleute bedeutende geschäftliche Verträge, Kauf, Pacht, Darlehn u. s. w. abschlossen, ohne nur eine Zeile darüber niederzuschreiben, das einfache, gegebene Wort genügte. So sind auch die Processe wegen Meineids oder leichtsinniger Eidesleistung die verhältnißmäßig seltensten. Eine andere Tugend der Marschbauern, die allerdings durch gewisse locale Verhältnisse unterstützt wird, ist die Gastfreundschaft, die sie üben. Die Gastfreundschaft der Dithmarschen, dieses kernigen Menschenschlags, die von den ältesten Zeiten an freie Männer waren, nie einen Edelmann, der sie mit Frohnden und Lasten beschweren wollte, unter sich duldeten, dieser kühnen, tapfern Bauern, welche Jahre lange Kriege mit den Königen von Dänemark, den Herzögen von Oldenburg und andern Fürsten und Herren führten, und vor deren langen Spießen und Morgensternen der Schreckensruf herging, welcher mehr als einmal die Söldnerschaaren erbleichen ließ: „Garde, hab' Acht, der Buer (Bauer) kommt", diese dithmarschische Gastfreundschaft besteht auch jetzt noch. Sie machen dabei nicht viele Worte, wie denn überhaupt die Leute hier oben, im Vergleich zu den Mittel- und Süddeutschen, weniger redselig, schweigsamer sind. Rege und bewegliche Phantasie besitzen die Süddeutschen überhaupt in bedeutenderem Maße, ein Grund, weshalb das Kunstleben dort auch auf einer viel höheren Stufe steht, als hier, wo schon das alte Sprüchwort: „Holsatia non cantat" die in dieser Hinsicht geringere Befähigung ausdrückt.

Besonnene Ruhe, praktischer Blick, Kaltblütigkeit in der Gefahr sind die hervorstechendsten Tugenden des Marschbewohners. Es sind dies Vorzüge, die sie mit dem übrigen Volke Holsteins und Schleswigs theilen, und deshalb sind auch die Matrosen aus unsern Herzogthümern Holstein und Schleswig die besten, welche je auf dem Salzwasser gefahren, und weder Holländer, noch Engländer und Amerikaner können in ihren eigenen Ländern so treffliches Schiffsvolk werden, wie das unserer norddeutschen Küsten ist. Die Leser dieser Zeilen werden sich wohl noch des furchtbaren Sturmwetters erinnern, welches am 25. Juli d. J. über das nordwestliche Deutschland mit so unerhörter Heftigkeit, wie es im Sommer seit Jahrzehnten nicht der Fall gewesen, hereinbrach. Eine Menge Schiffe gingen dabei zu Grunde, und auf der Elbe allein verloren gegen hundert Menschen das Leben. Ich befand mich damals gerade an der holsteinischen Küste, und mit einem kleinen Handfernrohr konnte man deutlich den Kampf der vom Sturm überraschten Schiffe gegen die Elemente wahrnehmen. Zwei Schiffe besonders, die ganz in der Nähe der Küste steuerten, ein portugiesisches und ein holsteinisches, erregten unsere Theilnahme. Beide Schiffe waren in gleich gefährlicher Lage — entweder unterzugehen oder zu stranden. Auf dem Portugiesen, dessen Schiffsmannschaft vielleicht 12 bis 15 Mann stark war (genau konnten wir trotz unserer guten Fernröhre bei dem Sturm der entfesselten Elemente die Mannschaft nicht zählen), schienen schon alle Bande der Disciplin gelöst zu sein. Wir sahen die Matrosen rathlos und verwirrt durcheinander laufen, und ein Commando des Capitains schien es gar nicht mehr zu geben. Auf dem holsteinischen Schiff dagegen herrschte eine geordnete Rührigkeit, wie sie kaum besser bei einem Scheinmanöver auf einem Kriegsschiffe Ihrer Großbritannischen Majestät auf der Rhede vor Spithead gefunden werden kann. Unweit des Steuerruders stand die lange, gedrungene Gestalt des Capitains, mit dem Sprachrohr in der Hand, in dem Tauwerk hing die Mannschaft und die Befehle wurden, wie gesagt, mit einer Pünktlichkeit und Ruhe ausgeführt, als wölbte sich der klarste blaue Himmel über ihren Häuptern und als spiegelte sich das goldene Sonnenlicht in ruhiger, glatter, von sanftem West bewegter Fluth. Das Resultat war leicht vorauszusehen. Der Portugiese ging — ein Rettungsversuch von der Küste aus mißlang trotz der übermenschlichen Anstrengung der Schiffer — zu Grunde und der Holsteiner kam mit schweren Verletzungen, aber doch ohne Verlust an Gut und Mannschaft davon.

Wenn sich je die Hoffnung Deutschlands verwirklicht, eine Kriegsflotte zu besitzen, so werden uns diese Gegenden, sowie Ostfriesland, Mecklenburg, Oldenburg, Matrosen liefern, wie sie kein Land der Erde besser hat. Es ist hier gar nichts Seltenes, daß ein funfzehn- oder sechzehnjähriger Bursche, der kaum einen Flaum auf der Lippe hat, schon in Valparaiso, Kanton oder Bombay, zum wenigsten aber in Grönland war. Elmshorn und Glückstadt sind nämlich die beiden Häfen des südwestlichen Holsteins, die noch Grönlandfahrer auf Wallfisch- und Robbenjagd nach dem nördlichen Eismeer aussenden. In den letzten Jahrzehnten haben sich diese Grönlandsfahrer jedoch bedeutend vermindert. Denn während noch vor vierzig Jahren 10 Schiffe von Glückstadt nach den nördlichen Meeren auf Wallfisch- und Robbenfang ausliefen, ist die Zahl jetzt bis auf zwei oder drei herabgesunken. Die Ursache ist der immer geringer werdende Ertrag dieser gefährlichen Expeditionen, von denen schon so manches Schiff nie wieder zum heimischen Hafen zurückkehrte, und dieser geringe Ertrag hat seinen Grund wieder in dem Hinderniß, welches, bei lange anhaltendem Winter, das Eis dem Auslaufen der Fahrzeuge in den Weg legt. Engländer und Schweden, die gleich in das offene Meer fahren können, sind deshalb stets früher in den Gewässern, wo der beste Fang zu machen ist, und nehmen die beste Beute vorweg. Der heurige Ertrag des einen Schiffs (der Glückstädter „Lucie") waren 2000 Stück Robben und zwei Wallfische. Die Zeit des Auslaufens fällt gewöhnlich gegen Ende März bis Anfang April, die der Heimkehr gegen Ende Juni oder Anfang Juli.

Eine ganz charakteristische Belustigung des jungen Volks in der Marsch ist im Winter, wenn die Felder hart und fest gefroren sind, und eine glänzende, weiße Eisdecke Gräben und Bäche überzieht, das Eisbosseln. Die Bossel ist eine kleine, eiserne Kugel, welche im Ricochetwurf über die festgefrornen Felder und Wiesen geschleudert wird. Es gehört viel Uebung, eine gewisse Kraft und Geschicklichkeit zu diesem harmlosen Kampfspiel, welches ganze Kirchspiele nach vorhergegangener feierlicher und förmlicher Herausforderung mit einander abhalten. Eine Hauptperson ist dabei der „Kretscher", welcher in zierlicher, wohlgesetzter Rede die Herausforderung überbringt und dann den Sieg der triumphirenden Partei feiert, während er die unterlegene durch launige Scherzreden neckt. Ein lustiger Abend im Wirthshaus, wo die Sieger von den Besiegten mit Punsch, Grog und Rothwein tractirt werden, beschließt die friedlichen Wettkämpfe. Das Eisbosseln ist ein höchst populäres und beliebtes Spiel in der Marsch, und Männer, die schon seit vielen Jahren in Amt und Würden stehen, erinnern sich noch mit lebhaftem Vergnügen jener Kämpfe ihrer Jugendzeit.

Erwähnen wir zum Schluß unserer Skizze noch eine Tugend des Marschbauers: die Häuslichkeit. Der Besuch der Wirthshäuser und Schankwirthschaften ist bei Weitem nicht so im Schwang, wie in vielen Gegenden Mittel- und Süddeutschlands, wo das Kneipenleben in erschreckendem Maße überhand genommen, und alle edleren Blüthen des Lebens zu ersticken droht. Ist aber nun auch diese Tugend anzuerkennen und zu loben, so darf doch auch nicht unerwähnt bleiben, daß vielleicht mit darin die Ursache einer gewissen Exclusivität zu suchen, die sich sowohl auf dem Lande, als in den Städten der Marsch geltend macht. Die verschiedenen Kreise der Gesellschaft sind viel strenger von einander geschieden, als in dem mittleren und südlichen Deutschland, wo die Gesellschaft unstreitig demokratischere Principien in dieser Hinsicht hat, ein Vorzug, der wohl verdient hervorgehoben zu werden, da er auf die Entwicklung unserer socialen Verhältnisse von bedeutendem Einfluß ist. K. Btg.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. Die Gartenlaube. 1858

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Kirchhofsgeheimniß.

Mitgetheilt vom Verfaſſer der „neuen deutſchen Zeitbilder.“

(Fortſetzung.)

Wir waren auf unſerem Rückwege bis an das Portal gelangt, durch welches wir in die Kirche eingetreten waren. Ich blieb ſtehen.

„Kehren wir noch einmal um, Schließer.“

„Zu Befehl.“

Es war das ewige ruhige „Zu Befehl.“

Ich kehrte zurück nach der Seitencapelle. Er folgte mir. Ich faßte an das Pförtchen, an die Breter, und drückte ſtark daran, daß er es ſah. Sie gaben nach. Ich wandte mich raſch nach ihm um. Er ſtand ruhig und unbeweglich. Nun drückte ich ſtärker, die Breter gaben noch mehr nach; es entſtand eine Oeffnung, durch die ich meinen Arm ſtecken konnte. Ich that es, und fühlte ein Schloß, eine Klinke. Ich drückte darauf. Die Thür öffnete ſich. Ich blickte auf den Kirchhof. Die Thür hatte ſich leicht geöffnet, ohne das geringſte Geräuſch.

„Was iſt das, Schließer?“

„Die Thür iſt zu öffnen, Herr Aſſeſſor.“

Kein Zug in ſeinem Geſichte hatte ſich geändert. Seine Stimme war feſt und ruhig, wie vorher.

„Ihr hattet mir geſagt, die Thür werde nicht gebraucht?“

„Ich weiß es nicht anders.“

„Ihr habt ſie nie gebraucht?“

„Nein.“

„Schließer, erinnert Ihr Euch, wie Ihr mich vor ſechs Jahren in einer Nacht auf dem Kirchhofe antraft?“

„Zu Befehl.“

„An welcher Stelle war es?“

„Ich weiß es nicht mehr.“

„Woher waret Ihr gekommen?“

„Um die Kirche herum.“

„In welcher Abſicht waret Ihr um die Kirche herumgegangen?“

„Ich mache jede Nacht einen Umgang um das ganze Amt.“

„Zu welchem Zweck?“

„Die Bewachung des Amtes gehört zu meinem Dienſte.“

„Warum jagtet Ihr mich von dem Kirchhofe?“

„Es war meine Pflicht, ich kannte den Herrn Aſſeſſor nicht.“

Und bei dem Allen blieb er der kälteſte, der ruhigſte, der unbefangenſte Menſch. Auch mein letzter Verſuch war alſo mißglückt.

Ich hatte nichts, als eine Thür, die geöffnet werden konnte. Was hatte ich mit ihr gewonnen? Ich verließ mißmuthig die Kirche und verabſchiedete den Schließer Martin Kraus.

Es war neun Uhr Abends. Ich wollte auch das Amt verlaſſen und zu meinem Gaſthofe zurückkehren. Da fiel mir eine Pflicht der Höflichkeit ein. Ich hatte den ganzen Tag während der Einführung in mein neues Amt nicht daran gedacht, mich nach dem Befinden des kranken Amtmanns zu erkundigen. Die Sitte hätte es erfordert, zumal da er noch immer der Vorgeſetzte war, den ich nur einſtweilen vertrat. In dem kleinen Leben des kleinen Städtchens konnte man den Verſtoß mir doppelt übel nehmen. Ich mußte ihn wieder gut machen. Ich entſchloß mich kurz und raſch, mich in ſeine Wohnung zu begeben, einen Dienſtboten zu fragen, wie es dem Kranken gehe, und mein Compliment machen zu laſſen.

Die Dienſtwohnung des Amtmanns befand ſich in dem obern Flügel des Amthauſes, des alten Kloſters. Sie war mir noch aus früherer Zeit bekannt. Er bewohnte jenen Theil des Gebäudes mit ſeiner Familie allein. Ich ging dahin.

Die Hausthür ſtand offen. Ich trat durch ſie in einen dunklen Flur. Nach fünf bis ſechs Schritten erreichte ich eine ſteinerne Treppe, die in den obern Stock des Hauſes führte. In dem obern Stock lagen die Wohnzimmer der Familie. Ich ſtieg die Treppe hinauf, ſie war gleichfalls dunkel. Als ich ihr oberes Ende erreicht hatte, befand ich mich erſt recht in vollkommener Finſterniß.

Ich glaubte mich noch zu erinnern, daß ich in einem langen Gange ſein müſſe, an deſſen beiden Seiten die Wohnzimmer lägen. Aber ich wußte nicht, ob ich mich rechts oder links wenden müſſe.

Ich ſtand unſchlüſſig. Ich war langſam die Treppe hinaufgeſtiegen. In dem Hauſe des Kranken mußte ich eine tiefe Stille erwarten, die ich auch überall fand. Ich wollte ſie nicht durch ein Geräuſch ſtören, das nur zu leicht in die Stube des Kranken ſelbſt hätte dringen und, zumal in ſo ſpäter Abendzeit, Unruhe verurſachen können.

Auf einmal, als ich oben am Ende der Treppe ſtand, hörte ich in dem Gange, nicht weit von mir, Jemanden leiſe ſprechen. Ich erkannte die Stimme ſofort. Es war die heiſere, kurzathmige Stimme des kränklichen Schreibers Karl Brunner. Ich dachte im erſten Augenblick, irgend ein gleichgültiges Geſchäft habe ihn hergeführt; vielleicht auch, meinte ich, wohne er im Hauſe, und er mache eine Beſtellung an einen Dienſtboten. Ich wollte ihn ausreden laſſen, um dann an ihn mich zu wenden, und durch ihn mein Anliegen auszurichten. Daß er leiſe ſprach, konnte mir in der Nähe des Kranken nicht auffallen.

Allein ich verſtand bald, was er ſprach, und als ich es verſtand, und als ich hörte, was ihm geantwortet wurde, und wer ihm antwortete, welche andere Richtung erhielten alle meine Gedanken! Die Tochter des Amtmanns war es, die ihm antwortete, jenes

Digitized by Google

schöne, heftige und liebevolle Mädchen. Ich erkannte ihre Stimme bei dem ersten Laut, wie leise sie auch sprach. Sie war runder, voller geworden; sie war aber frisch und glockenrein geblieben, und sie flüsterte mit derselben Innigkeit zu dem jungen Manne, mit welcher sie früher zu ihm gesagt hatte:

„Komm, Karl, weine nicht."

Damals waren sie Beide Kinder gewesen, auch er noch, wie kränklich hoch er auch emporgeschossen war. Als Kinder hatten sie in dem Versteck hinter der dichten Taxushecke gesessen. Sie waren heute keine Kinder mehr. Er mußte drei- bis vierundzwanzig, sie neunzehn bis zwanzig Jahre zählen. Und sie waren in einem finsteren Versteck beisammen. Sie waren aber auch wieder nicht glücklich. Sehen konnte ich diesmal ihren Schmerz nicht; aber hören sollte ich ihn desto deutlicher.

„Und er war lange hier, sagst Du?" hörte ich zuerst die Stimme des jungen Menschen sprechen.

„Ueber eine halbe Stunde," antwortete die Stimme des jungen Mädchens.

„Und ganz allein mit ihm?"

„Ganz allein. Ich mußte hinausgehen. Hinter mir verschloß er die Thür. Mir wurde so angst; er sah so schrecklich, so entsetzlich aus. Ich fürchtete ein Unglück, und wollte nicht gehen, aber ich mußte."

Von wem sprach sie? Von dem Schließer, antwortete es in meinem Innern. Es war lächerlich, aber es war auch so natürlich. Ich hatte ja fast den ganzen Tag nur an ihn denken müssen. Ich mußte horchen, weiter horchen, wie unangenehm es mir war. Ich stand wie gebannt; ich konnte nicht rückwärts, nicht vorwärts.

Der junge Mensch fuhr fort zu fragen:

„Und Du hast kein Wort von dem verstanden, was sie mit einander sprachen?"

„Kein Wort. Ich war draußen an der Thür stehen geblieben und lauschte, aber ich verstand nichts. Nur einmal kam es mir vor, als wenn mein Vater ihm etwas beföhle. Er weigerte sich aber, es zu thun."

„Und Dein Vater darauf?"

„Er schien ihm noch einmal zu befehlen, strenger. Aber aus dem Tone, mit dem er meinem Vater antwortete, schloß ich, daß er bei seiner Weigerung blieb."

„Das Alles war schon heute Morgen?"

„Heute Morgen gegen zehn Uhr."

„Um die Zeit war er mit dem neuen Assessor aus den Gefängnissen gekommen."

Ich hatte also Recht gehabt, sie sprachen wirklich von dem Schließer. Martin Kraus war sofort, auf der Stelle, nachdem er von mir sich hatte trennen können, zu dem Amtmann geeilt. Der auf den Tod Kranke hatte über eine halbe Stunde lang mit ihm gesprochen. Beide hatten eine geheime Unterredung mit einander gehabt. Ich mußte weiter horchen. Das Mädchen fuhr fort:

„In den Gefängnissen mußte etwas vorgefallen sein, weil er so verstört ankam. Ich entsetzte mich vor seinem Anblicke."

„Es war damals nichts vorgefallen," erwiderte der Schreiber. „Aber vorher, nachher."

„Und was, Karl?"

„Nichts, nichts!"

„Du willst es mir verschweigen, Karl!"

„Nichts. Ich weiß nichts."

„Karl, ich höre an dem Tone Deiner Stimme, daß Du etwas weißt, was Du mir verhehlen willst."

„Das hast Du schon seit Jahren zu mir gesagt. Ich konnte Dir nur immer sagen, daß ich nichts wußte."

„Und schon seit Jahren, Karl, konnte ich Dir das nicht glauben. Seit Jahren? Seit meiner Kindheit schon, so lange ich denken kann, habe ich Dir immer angesehen, daß Du etwas auf dem Herzen hattest, etwas recht Schweres, ein schreckliches Geheimniß. Wie viele hundert Male, wenn ich Dich träumend oder weinend sitzen sah, mußte ich Dich fragen, was Dir fehle, was Dir das Herz drücke. Wie oft bin ich Dir, wenn ich des Abends, noch ganz spät, Dich plötzlich fortschleichen sah, nachgefolgt — Du warest in den Garten gegangen, durch die Taxushecke auf den Kirchhof gekrochen, gingst auf dem Kirchhof zwischen den Dornen und den Gräbern herum, und horchtest und suchtest, und ich mußte durch die Hecke hinter Dir herkriechen, und an Dich heran treten, und Deine Hand nehmen und Dich fragen, wonach Du dort horchtest, was Du in der Nacht zwischen den Gräbern suchtest. Aber immer sagtest Du: es ist nichts. Ich habe nur so traurige Gedanken, die mich quälen. Ich muß allein sein, dann wird mir wieder besser. — Einmal, als wir auch wieder am späten Abend auf dem Kirchhofe waren, und plötzlich unten in der Erde das sonderbare, schreckliche Stöhnen hörten, und ich mich vor Angst an Dich drückte, und Du mich von Dir stießest, und auf die Erde niedersankest und laut schluchztest, das eine Mal wolltest Du mir sagen, was Dir das Herz abdrückte. „Komm!" riefst Du auf einmal. „Komm und höre diese Töne, und dann höre eine Geschichte, die ich Dir erzählen will." — In dem Augenblicke stand der finstere Mensch hinter uns, und schrie uns an, was wir da machten, er wollte es dem Vater anzeigen, daß wir uns in der Nacht so umher trieben. Wir waren noch Kinder und fürchteten uns vor ihm, und liefen auf verschiedenen Wegen in das Haus zurück. Und nachher, als ich Dich nach der Geschichte fragte, die Du mir hattest erzählen wollen, hattest Du nur wieder die alte Antwort, Du wissest nichts, Du seiest durch einfältige Träume aufgeregt gewesen, was wir auf dem Kirchhofe gehört hätten, sei wohl ein Thier gewesen. Ich glaubte Dir schon damals nicht. Aber Du bliebst bei solchen Antworten trotz alles meines Unglaubens, aller meiner Bitten, aller meiner Thränen. So hast Du Jahre lang, wohl über zehn Jahre lang, mich fortwährend getäuscht. Getäuscht, Karl. Denn Du weißt wohl etwas! Dich drückt ein schweres Geheimniß. Theile es mir mit, jetzt, jetzt, in den letzten Stunden vor dem Tode meines Vaters. Denn, Karl, eine entsetzliche Ahnung hat mir manchmal gesagt, daß Dein Geheimniß meinen Vater betreffe, und daß Du es mir darum nicht verrathen wolltest. Und jetzt muß mein Vater sterben. Ich weiß es, und auch er weiß es. Sage es mir, Karl, was Du auf dem Herzen hast. Vielleicht kann ich die letzten Stunden des armen Vaters beruhigen, wenn ich es weiß. Er schien ohnehin so sonderbar, so schwer unruhig zu sein. Besonders seitdem heute Morgen der Schließer von ihm gegangen war. Sage es mir, sprich endlich, Karl."

Sie schwieg. Ihre schöne Stimme hatte so innig, so traurig, so bittend, so flehend gesprochen. Sie hatte mir, dem Fremden, mit ihren flehenden Schmerzenstönen tief das Herz ergriffen. Wie mußte sie es dem jungen Manne zerreißen, der in einer so nahen, engen Verbindung mit ihr stand! Konnte er ihr widerstehen?

Ich hatte schon lange gehört, wie während ihrer Worte sein Athem schwerer und kürzer wurde. Ich glaubte zu sehen, wie ungestüm seine kranke Brust wogte. Aber sein Sinn war fest geblieben. Es war ein edler Sinn.

„Rosa, meine liebe Rosa," sagte er, „ich beschwöre Dich, dringe nicht weiter in mich, nur heute nicht. Glaube mir, was mich quält und ängstigt, sind meist Träume und Einbildungen, zu denen mir aller gewisse Grund fehlt. Es kann etwas Wirkliches für sie da sein. Aber ich weiß es noch nicht. Ich habe es in all den Jahren nicht ermitteln können. Ich weiß es heute noch nicht. Wie könnte ich mit meinen leeren Ahnungen auch Dir das Herz beschweren, unglücklich machen? Ist aber etwas Wirkliches da, Rosa, dann fürchte ich noch heute Nacht etwas Schreckliches, und dann kann es auch Dir nicht länger verborgen bleiben."

„Und Du willst es mir nicht sagen, Karl?"

„Ich kann nicht."

„Du bist grausam."

„Grausam?" rief schmerzlich der junge Mann. „O, Rosa, wenn Du wüßtest —! Aber erzähle mir weiter. Sahest Du den Schließer von Deinem Vater fortgehen?"

„Ich sah ihn."

„Und wie war sein Aussehen?"

„Finster und in sich gekehrt, wie immer."

„Wie fandest Du Deinen Vater?"

„Ich sagte es Dir schon, ich fand ihn unruhiger. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben. Er schien es aussprechen zu müssen. Er richtete sich auf, dann sah er mich an, so sonderbar. Auf einmal legte er sich wieder zurück. Das that er oftmals so."

„Er sagte Dir nichts?"

„Kein Wort."

„Rosa, ich muß jetzt gehen. Versprichst Du mir Eins?"

„Was könnte ich Dir abschlagen, Karl?"

„Bleibe mir immer gut, bleibe immer meine Freundin."

„Wie könnte ich anders werden? Aber wie kommst Du zu der Bitte?"

Digitized by Google

„Ich kann es Dir nicht sagen. Aber sage Ja zu meiner Bitte. Ich habe nur noch kurze Zeit zu leben. Dann folge ich Deinem Vater. Dann — Sage Ja, Rosa, daß Du mich immer lieb behalten willst. Gib mir die Hand darauf."

„Immer, immer, Karl. Hier hast Du meine Hand. Ich werde Dich nie verlassen."

Sie schwiegen und drückten sich wohl stumm die Hände.

In stummer Liebe?

Nicht weit von ihnen wurde leise eine Thür geöffnet.

„Mamsell Rosa," flüsterte eine männliche Stimme in den Gang hinein.

„Hier bin ich," antwortete das junge Mädchen.

Die Thür wurde leise in das Schloß gelegt. Dann sagte die Stimme: „Der Herr Amtmann haben mir befohlen, schleunig den neuen Herrn Assessor herzubitten. Ich soll auf der Stelle gehen."

Das junge Mädchen schien sich einen Augenblick zu besinnen. Darauf sagte sie:

„Gut, Friedrich, gehe. Ich werde zum Vater zurückkehren. Führe aber den Herrn Assessor nicht gleich in das Krankenzimmer, sondern in den blauen Saal. Ich möchte ihn vorher sprechen."

Das hörte ich noch. Es blieb mir, in der allerdings traurigen Rolle, die ich einmal übernommen hatte, nichts übrig, als mich so eilig und leise wie möglich zurückzuziehen. Ich that das, und verrieth mich nicht. Ich verließ unbemerkt das Haus und den Hof. Draußen vor dem Hofthore kehrte ich um, als wenn ich aus der Stadt komme. Ich ging wieder auf das Amthaus zu.

Mitten im Hofe begegnete mir ein Bedienter mit einer Laterne. Er erkannte mich und blieb vor mir stehen.

„Ich war gerade auf dem Wege, um den Herrn Assessor zu dem Herrn Amtmann zu bitten."

Es war die Stimme des Friedrich, der mit der Tochter des Amtmanns gesprochen hatte.

„Mich?" antwortete ich. „Und ich bin auf dem Wege, um mich nach dem Befinden des Herrn Amtmanns zu erkundigen."

„Es geht dem guten Herrn sehr schlecht. Ich fürchte, daß er die Nacht nicht überlebt, obgleich sie Alle im Hause das Ende noch nicht so nahe erwarten."

Ich ging mit ihm in das Haus. Er führte mich in einen blauen Salon und bat mich, einige Augenblicke zu verziehen, er wollte mich ankündigen.

Was wollte der Amtmann von mir? Was seine Tochter?

Nach einer Minute erschien das junge Mädchen. Das Kind, das ich vor sechs Jahren gesehen hatte, war zu einer vollblühenden Jungfrau geworden, und in den schönen Zügen sprachen sich Geist und Herz aus. Angst und Sorge um den kranken Vater hatten zwar für den Augenblick die Wangen etwas gebleicht. Sie war nur um so schöner. Sie wurde nicht verlegen, als sie mich wiedersah. Sie hatte etwas Schweres auf dem Herzen, das sie über eine kleinliche Verlegenheit erhob.

„Mein Herr," sagte sie, „mein kranker Vater wünscht Sie dringend zu sprechen. Er hat mir nicht gesagt, was er Ihnen mitzutheilen hat. Es muß ein schweres Geheimniß sein. Aber was es auch sei, darf ich zu Ihnen vertrauen, daß Sie meinem armen Vater seine letzten Stunden nicht schwer machen, und daß Sie —"

Sie konnte vor plötzlichem Schluchzen nicht weiter sprechen. Erst nachdem sie sich gesammelt hatte, fuhr sie fort:

„Und daß Sie stets meines Vaters Ehre schonen werden? Darf ich Sie darum bitten, mein Herr?"

„Mein Fräulein," erwiderte ich ihr, „mein Thun wird Ihnen beweisen, daß es Ihrer Bitten bei mir nicht bedurfte. Sie sind mir dennoch heilig, als die Bitten eines edlen, treuen Tochterherzens."

„Sie beruhigen mich, mein Herr. Wie danke ich Ihnen!"

Sie führte mich zu dem Zimmer des Kranken. An der Thür blieb sie zurück. Ich war mit dem kranken Amtmann allein.

In dem Zimmer brannte nur eine Nachtlampe hinter einem Schirme. Es war kaum ein Dämmerungslicht, das die Stube erhellte. Der Kranke lag in einem mit Vorhängen versehenen Bette. Die Vorhänge waren zurückgeschlagen. Ich konnte gleichwohl in dem Halbdunkel seine Züge nicht erkennen. Nur seine Stimme erkannte ich wieder, wie matt, wie gebrochen, wie den Tod ankündigend sie auch schon war.

„Sie sind der Herr Assessor —?" fragte er mich.

„Ich bin der Assessor —, vom Ministerium mit Ihrer einstweiligen Vertretung betraut."

„Einstweilig?" sagte er schmerzlich.

Aber er verweilte bei dem Gedanken nicht.

„Setzen Sie sich zu mir, Herr Assessor; hier nahe an mein Bett. Ich habe Sie zu einer dringenden Unterredung bitten lassen."

Ich setzte mich an das Bett.

Er hatte gefaßt gesprochen. Seine Fassung schien mir aber eine etwas mühsam gemachte zu sein.

„Vorher eine Frage," fuhr er fort. „Sie waren schon einmal hier, vor ungefähr sechs Jahren?"

„Sie hatten damals die Güte, mich mit den geschäftlichen Einrichtungen des Amtes bekannt zu machen."

„Dann noch eine Frage: Sie haben heute die sämmtlichen Geschäfte des Amtmanns übernommen?"

„Die sämmtlichen."

„Sie haben dabei —?"

Er stockte. Gleich darauf fuhr er fort:

„Sie hatten vor sechs Jahren gegen den Schließer Kraus einen gewissen Verdacht gezeigt?"

„Ich glaubte, dazu Veranlassung zu haben."

„Haben Sie heute denselben Verdacht gegen ihn geäußert?"

„Ich weiß es nicht —"

„Sie haben, ich weiß es. Aber etwas Anderes wünschte ich zu wissen. Haben Sie heute irgend eine Entdeckung gemacht, die Ihren Verdacht hätte bestätigen können?"

„Eine thatsächliche: — nein."

„Und der Schließer Kraus hat sich davon überzeugt?"

„Er kann wenigstens nicht das Gegentheil wahrgenommen haben."

Der Kranke hatte die letzten Fragen mit einer gewissen ängstlichen Spannung ausgesprochen, die er wohl vergebens zu verbergen gesucht hatte. Meine Antwort schien ihn zu beruhigen.

„Wohl," sagte er, „so drängt die Zeit nicht."

Ich begriff nicht, was er damit sagen wollte; ich hatte aber auch keine Veranlassung, ihn zu fragen.

Hätte ich ihn gefragt!

Er fuhr fort. Seine Stimme zeigte wieder jene gewaltsam erzwungene Fassung.

„Herr Assessor, ich habe Ihnen ein schweres Geheimniß zu entdecken. Ich muß es, um ruhiger sterben zu können, denn der Tod steht hinter mir; aber auch, um ein neues Unglück, ein neues Verbrechen zu verhüten. Ich bitte Sie, mich ruhig anzuhören.

„Ich wurde als junger Mann von fünfundzwanzig Jahren Vorstand des hiesigen Amtes. Ich hatte Verbindungen in der Residenz. Ich war rasch befördert. Ich war leichtsinnig, liebte ein angenehmes Leben und scheute die Arbeit. Am Amte ließ ich die andern Beamten arbeiten, auch für mich. So wurden bald alle Geschäfte vernachlässigt, am meisten die meinigen. Dabei war ich strenge gegen die Unterthanen. Sie fürchteten mich. Es wurden daher nach oben keine Klagen gegen mich laut. Es gab daher auch von oben her keinen Richter gegen mich. Ein pünktlicher Cassenvorstand war hier. Er sorgte für die Einnahmen des Amtes, für ihr Eingehen, für ihr Absenden nach oben. Das hielt das Amt. Um Weiteres bekümmerte man sich in der Residenz nicht; nicht, ob die Gerichtseingesessenen ihr Recht erhielten, nicht, ob die Gefangenen Jahre lang unverhört in den Gefängnissen schmachten mußten. Bald nach oder kurz vor meiner Ankunft hier war ein fremder Mechanikus nach Z. übergesiedelt. Er war verheirathet. Seine Frau hieß Antoinette Thalmann, jene Freundin Ihrer Mutter, nach der Sie mich vor sechs Jahren fragten. Der Mann hieß Brunner."

Welches Licht schienen mir auf einmal die paar Namen zu geben! In welches Dunkel sah ich doch nur noch immer!

Der Kranke fuhr fort:

„Der Mechanikus Brunner war ein fleißiger, stets arbeitsamer Mann; er war, wie man sagt, ein Genie, und zwar ein unglückliches Genie. Er machte hundert neue Erfindungen, unternahm hundert neue Sachen, aber keine schlug ein, keine glückte ihm, und er kam in seinem Hauswesen immer mehr und mehr zurück. Nach einiger Zeit waren auf einmal falsche brabanter Kronthaler in der Gegend verbreitet. Sie waren von unbekannten Menschen ausgegeben. Aber man hatte die unbekannten Menschen bei dem Mechanikus Brunner sich ein- und ausschleichen sehen; als man näher nach ihnen forschte, waren sie verschwunden. Brunner hatte unterdeß angefangen, besser zu leben.

„Schon damals entstand der Verdacht gegen ihn, daß er mit

Digitized by Google

den Falschmünzern in Verbindung stehe; daß er vielleicht der eigentliche Falschmünzer sei und die Anderen nur seine Helfershelfer, die das falsche Geld verbreiteten. Der Verdacht war indeß zu schwach, um ein Einschreiten gegen ihn veranlassen zu können. Allein bald nachher las man in den Zeitungen, daß auch anderswo im Lande und in den benachbarten Ländern durch unbekannte Menschen falsche Fronthaler verbeitet seien, der Beschreibung nach aus derselben Fabrik, aus welcher die in hiesiger Gegend ausgegebenen herrührten. Zugleich hatte man wieder zur Nachtzeit einen jener verdächtigen Menschen das Haus Brunner's heimlich verlassen sehen. Man hatte vergebens auf den Menschen gefahndet. Aber zu einem Verfahren gegen den Mechanikus Brunner schien jetzt hinreichender Verdacht vorzuliegen. Es mußte gegen ihn eingeschritten werden. Die wichtige Untersuchung mußte ich selbst übernehmen. Zudem reizte mich das Geheimniß, das über der Sache lag, und die Lust, sein Dunkel zu erhellen, die Fäden, die wild verworren da lagen, einen nach dem anderen aufzulösen.

„Ich nahm eine unvermuthete Haussuchung bei dem Mechanikus Brunner vor. Ich fand in der That allerlei Apparate zur Anfertigung von falschen Münzen bei ihm. Er behauptete, die Gegenstände für fremde, unbekannte Personen angefertigt zu haben, die sie so bestellt hätten, nach ihrer Angabe zur Fabrikation von Zimmerzierrathen, an Fenstern, Schränken und so weiter, und die sie abholen würden. Er gestand ein, denselben Personen schon seit einiger Zeit ähnliche Instrumente verfertigt zu haben. Ich konnte in diesen Angaben nur leere Ausreden finden und mußte ihn deshalb verhaften und die Untersuchung gegen ihn eröffnen.

„Ich führte dieselbe anfangs mit all' dem Eifer, den der Reiz des Neuen und des Geheimnisses geben kann; aber ich konnte das Geheimniß nicht erhellen, und das Neue wurde alt. Ich betrieb bald die Untersuchung nachlässiger; sie lieferte desto weniger ein Resultat. Ich vernachlässigte sie darauf ganz und mochte gar nicht mehr an sie denken, denn sie wurde mir unangenehm. Ich vergaß sie, vergaß sie völlig, vergaß sogar auch den verhafteten Angeschuldigten.

„So waren acht Jahre verflossen; da trat eines Morgens der Schließer Martin Kraus zu mir. Er war schon damals, er war immer ein finsterer, verschlossener Mann; aber er war auch immer ein pünktlicher, zuverlässiger Beamter und mir unbedingt treu, blind ergeben. Er sah finsterer aus, wie je; aber nicht gedrückt. Sein Wesen schien mir vielmehr leichter zu sein, als vorher. Er hatte in der letzten Zeit manchmal etwas Gedrücktes gehabt.

„Herr Amtmann, die Frau des Mechanikus Brunner ist heute Nacht gestorben."

„Ich hatte seit Jahren den Namen nicht gehört und eben so lange an den Gefangenen nicht gedacht; bei dem Namen erst fiel mir der Gefangene wieder ein.

„Und der Mann," fragte ich.

„Die Frau ist im Elende gestorben."

„Und was macht der Gefangene?"

„Er ist wahnsinnig."

„Mensch, seid Ihr wahnsinnig?"

„Er hatte schon vor drei Jahren den Verstand verloren."

„Und Ihr habt mir nie ein Wort davon gesagt?"

„Es wäre ja zu spät gewesen; mit dem Wahnsinnigen konnten der Herr Amtmann nichts machen, und entlassen konnten Sie ihn auch nicht."

„Warum nicht? Gewiß, gewiß hätte ich es gekonnt. Ich hätte es gethan."

„Damit die Welt erfahren sollte, der Mensch habe ohne Verhör, vergessen, verloren und vergessen, und doch unschuldig, fünf volle Jahre in den Kerkern des Amtes schmachten müssen und zuletzt wahnsinnig werden müssen? Das durfte kein Mensch in der Welt wissen. Dazu war mir die Ehre des Herrn Amtmanns zu lieb."

„Mensch, was habt Ihr mit dem Unglücklichen gemacht?"

„Er ist schon seit drei Jahren gut aufgehoben."

„Todt? Ihr habt ihn —?"

„Er lebt, Herr Amtmann."

„Wo?"

„Das Amthaus hat viele und weite Keller."

„Dahin habt Ihr ihn gebracht?"

„Ja."

„Hier unter dieses Haus?"

„Die Keller gehen weiter; sie gehen bis unter den Kirchhof."

„Dahin?"

„Dahin. Nur ich allein in der Welt weiß, daß die Keller des Amthauses so weit laufen. Dort nur allein war er sicher, ist er sicher. Man könnte oben auf dem Kirchhofe seine Stimme hören, aber nur undeutlich aus der Tiefe, nur schwach. Wer sie hört, wird an einen Kirchhofsspuk glauben."

„Aber er hat dort keine Sonne, kein Licht."

„Nein."

„Mensch, Ihr seid grausam, ein Ungeheuer."

„Herr Amtmann, den Verstand hatte er einmal verloren; es war nicht meine Schuld. Ob ein Mensch, der seiner Sinne nicht mehr mächtig ist, Licht und Sonne sieht und mit Menschen sprechen kann oder ob er dasselbe nicht mehr kann, darauf kommt es nicht an; aber Ihre Ehre, Herr Amtmann, mußte rein bleiben; kein Mensch durfte sagen können, daß Sie ihn in den Zustand gebracht hätten, daß Sie einen Justizmord begangen hätten, was man so gern von der Justiz sagt — darum brachte ich ihn in den Keller und den Leuten sagte ich, er sei todt. Sie haben seitdem nichts mehr von ihm gehört, auch andere Leute nicht. Heute ist seine Frau gestorben, die Einzige, die seit den acht Jahren seiner Haft nach ihm gefragt hat. Jetzt wird keine Menschenseele mehr nach ihm fragen und er kann ruhig da unten bleiben, bis er stirbt. Lange wird er es doch nicht mehr machen; er ist sehr mager und hinfällig. In die Acten und Listen schreiben Sie schon jetzt, daß er gestorben sei, vor fünf Jahren, vor sechs, vor sieben Jahren, wie Sie wollen.

„Aber noch eins, Herr Amtmann; die Frau hat einen Knaben zurückgelassen von bald acht Jahren, welcher kurze Zeit nach der Verhaftung seines Vaters geboren wurde. Das Kind ist hülflos. Wollen der Herr Amtmann sich seiner annehmen? Sie thun ein Werk der Barmherzigkeit."

„Welche entsetzlichen Entdeckungen hatte der Mann mir gemacht! Welche furchtbaren Wahrheiten hatte er mir gesagt! Meine Ehre sollte vor der Welt rein bleiben. War sie nicht vor meinem eigenen Bewußtsein vollständig, für immer gebrochen? Von einem Justizmorde sollte die Welt nicht sprechen dürfen. Hatte ich nicht den empörendsten Justizmord begangen, den jemals Leichtsinn, Selbstsucht, Rohheit, die vollste Herzlosigkeit verüben konnten? Und was sollte ich ferner thun? Zu den alten Verbrechen ein neues begehen? Um meine Ehre vor der Welt zu retten, immer weiter ehrlos handeln, gemein, herzlos, niederträchtig? Ich war schwach genug, so zu handeln. Innerlich an meiner Ehre gebrochen und verloren war ich einmal, blieb ich. Sollte ich auch äußerlich gebrandmarkt werden? Sollte ich — denn das war für den Fall der Entdeckung mein Loos — von meinem Amte mich entsetzen, als gemeiner Criminalverbrecher mich in das Zuchthaus sperren lassen, mein Weib und mein Kind der allgemeinen Verachtung, der Schmach, der Armuth, dem Elende preisgeben? Ich hatte nicht die Kraft, mich dem Allen zu unterwerfen.

„Ich ließ den Unglücklichen in seinem unterirdischen Gefängnisse. In den Acten verzeichnete ich seinen Tod, als schon vor längern Jahren erfolgt. Mein Gewissen suchte, wußte ich zu beschwichtigen. Wie viele Mittel findet der Mensch dafür! Ich wurde der strengste, pünktlichste Mann in meinem Dienste, der gerechteste, der humanste Richter.

„Den Knaben des Unglücklichen nahm ich zu mir. Ich hielt ihn wie mein Kind. Er war kränklich, ich konnte ihn nichts lernen lassen. Ich ließ ihn in den Kanzleien des Amtes sich beschäftigen.

„Es entwickelte sich früh eine Neigung für meine Tochter in ihm. Ich trat ihr nicht entgegen. Ich hätte ihm mein einziges Kind zur Frau gegeben, wenn sie seine Neigung erwidert hätte. Aber sie hatte nur Freundschaft, nur Mitleiden für ihn, und ich wünschte oft, sie möchte ihn lieben.

„Um den Unglücklichen kümmerte sich Niemand weiter. Niemals tauchte nur irgendwo eine Ahnung auf, daß er noch am Leben sein könne; niemals wurde nur die leiseste Vermuthung laut, daß unter den Gräbern des Kirchhofes, in Räumen die außer mir und dem Schließer Niemand kannte, ein menschliches Wesen verborgen sein, gefangen gehalten werden könne. Nur Sie hatten vor Jahren einmal einem solchen Verdachte Raum gegeben, hatten ihn aber nicht weiter verfolgen können. So hatte ich gemeint." (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Löwe von Aspern.

Wenn das Herz an Gott und dem Unſichtbaren verzagen will — flüchtet es um Troſt und Erhebung an eine eigens erbaute Stätte, die Kirche. Wenn aber das Herz an dem Sichtbaren, an den Menſchen, ja ſelbſt an ſeinem Volke verzagen will — wohin wendet es ſich dann?

Ich habe mir in ſolchem Falle Stätten erſehen, heilige, große und erhabene! Und wenn ich ſo klug oder ſo närriſch bin, ein unnennbares, ein unausſprechliches Etwas über Zeitenlauf in meinem Innern zu fühlen, das einem Schmerzensaufſchrei und einem Hohngelächter gleichzeitig ähnlich zu werden ſucht, ſo reiße ich mich los von meiner alltäglichen Umgebung, und pilgere einer ſolchen Stätte zu, wie ich ſie meine und mir erkoren habe.

Lachen Sie oder weinen Sie über mein Denken; ich befand mich kürzlich in einer ähnlichen Stimmung — ich hatte von Cherbourg, Negerſclaverei, Deutſch-Däniſch, Napoleonsſtatuen ꝛc. ꝛc. geleſen, ich mußte mir wieder einmal eine Stätte meiner alten heiligen Art aufſuchen!

Draußen vor der Taborlinie Wiens, der ungariſchen Grenze und der Donau entgegen, ſtreckt ſich eine Gegend, die ſo reizend und romantiſch iſt, als hätte ſie eine deutſche Gelehrten-Akademie verfaßt. Sie können wohl denken, daß ſie der Haſenhaide Berlins ſehr gleicht, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie von Alleen durchzogen iſt. Alles friſche Grün darauf würden die Herren Verfaſſer, wenn ſie noch zu revidiren hätten, ſicherlich für Druckfehler erklären.

In dieſe romantiſche Gegend will ich einen Ausflug machen. Sage mir Keiner, ich erſticke vor Hitze und Staub, ich vergähne vor endloſen Pappelalleen; mein Weg geht dahin, ich will gerade jetzt nach Aspern, nach der heiligen Stätte von Aspern!

Geſagt, gethan! Bald ſtand ich vor Wien. Bald überſchritt ich die vierundzwanzig Joch breite Donaubrücke und noch mehrere andere, zog durch Florisdorf und darüber hinaus, dann rechts in's Marchfeld, deſſen Ebenen unabſehbar, der heiligen Wahlſtatt entgegen, wo der unbezwingbare Corſe zum erſten Male bezwungen wurde.

Zwiſchen Florisdorf und Kagran, mitten in den Feldern, ſteht eine Erdſchanze; ehrfurchtsvolle Scheu und erhebende Achtung hat die Ackereigenthümer verhindert, dieſes funfzigjährige Gedenkzeichen mit Hacke und Pflug zu vernichten. Sie ſteht mit ihren Gräben, Bruſtwehren, Kanonenfuhrten und Schußlöchern noch wie damals — Blut hat ſie gekittet. Ich konnte mich nicht enthalten, ſie zu betreten, und hinausſehend in die Ebene, überzeugte ich mich, daß ich mich ferner ruhig meinem Nachdenken hingeben könne, ohne auf dem Wege die geringſte Unterbrechung durch irgend welche Abwechslung mehr zu erleiden zu haben.

Der Löwe von Aspern.

Rüſtig ſchritt ich darauf los: Florisdorf, Kagran, Hirſchſtätten, Aspern! Glauben Sie, mein Herz bebte, ich war zum erſten Male auf dieſen geweihten Wegen, auf dieſem Boden der Heldenſchlacht, auf dem jeder Grashalm von einem zerfetzten Herzen lispelt und keimt. So viel Kornblümlein hier ſtehen, ſo viel Augen brachen vielleicht auf demſelben Flecke, und alle rothen Steinnelkchen und wilde Mohnblüthen langen nicht aus, um die Wunden und rothen Blutstropfen zu bezeichnen.

Sehen Sie jetzt das Thürmlein und Kirchlein ragen? Legen Sie im Geiste die Todten zusammen, die dort, nur dort und gerade an jenen Mauern fielen, so überstarren die bleichen Gesichter weit die Giebel! Ja, so ist's buchstäblich! —

Nur noch wenige Schritte und die Straße bringt mich zwischen Dorf und Kirche. Letztere steht quer außer derselben zwischen Pfarr- und Kirchhof, und im Gesammt lugen sie wie Neugierige in die lange Dorfzeile hinab. Ich bin nun vier gute Stunden gegangen, links öffnet sich mir das Dorf, rechts steht die Kirche und davor zu meinem ersten Anblicke der Löwe, den ein Verein wackerer Männer im heurigen Frühlinge daselbst aufgerichtet. Ich lese seine Inschrift, sie lautet:

Dem Andenken der am 21. u. 22. Mai 1809
Ruhmvoll gefallenen österreichischen Krieger.

Ich lasse mich an der Stufe nieder. Der Tag ist heiß, die Wolken ziehen am Firmamente in dichten, schattigen Gruppen, die nur zuweile lichte Risse zeigen und in der Ferne fast auf der Ebene lagern.

Ach, sehen Sie dort die Sonne mit ihrem gedämpften, durchkämpfenden Schimmer! Machen wir sie zur halbentfalteten Morgensonne; die Wolken beleben sich, die Bäume rauschen geheimnißvoll — es ist Pfingsten, der grünste, üppigste, duftigste Pfingstsonntag! Erzherzog Karl, der Feldmarschall, ist vor wenigen Wochen in's Reich eingerückt, die Deutschen zur Befreiung auffordernd — sie schwiegen —; blutige Siege und Verluste haben für beide Theile den Erfolg zweifelhaft gemacht; am 12. April fliegt der „Herr der Heerschaaren", der „Führer der Führer" von Paris herbei, bis am 20. will er gesiegt und mit Oesterreich ganz Deutschland zu den Füßen haben. — Landshut und Eckmühl! — Am 10. Mai langt er vor Wien an, das ohne Schwertstreich am 12. fällt, am 13. zieht er ein, am 17. erklärt er von da aus die Weltherrschaft des heiligen Stuhles aufgehoben, er stößt ihn um, und wie kein heiliges römisch-deutsches Reich, gibt es kein heiliges, nur ein napoleonisch-kaiserliches Rom! — Aber Wien ist nicht Oesterreich und nicht Deutschland; Erzherzog Karl's Roß stampft noch den heimischen Boden, und er überschreitet, von Böhmen kommend, die Donau. Napoleon hat dies Ziel unterhalb Wien noch nicht erreicht, er wählt die inselunterbrochene Donau bei Ebersdorf, deren jenseitiges Ufer von einem Walde, die Lobau, bekränzt ist, dafür. Auf dem Marchfelde sollen Beide gegenüberstehen; nein, die rauschende Donau am Marchfelde soll das Grab der Feinde und die Scheidelinie für jetzt wenigstens sein, denn hier geht der Weg nach Ungarn, und die Sirene Napoleonischer Proclamationen lockt den ganzen Osten in's glänzende, berauschende Verderben!

An der einen Seite des Marchfeldes, die Lobau bekränzend und in einem Bogen: Aspern, Eßlingen, Enzersdorf; gerade gegenüber im Felde: Wisamberg, Gerasdorf, Wagram. Hier Karl, dort Napoleon.

Die Sonne des 21. Maimorgens, des ersten heiligen Pfingsttages, bricht an — sehen Sie dort die dunklen Wolken sich theilen? Das sind fünf Colonnen, die sich aus dem österreichischen Heere formiren; gleichzeitig nach einem Glockenschlage bewegen sich die Colonnen, dehnen sie sich wie Lindwürmer, wie riesige Schlangenleiber stumm und gewaltig heran! Die schwarze Wolkenmasse über meinem Haupte, wo ich jetzt bin, an dem Löwen und der Kirche, wird vielleicht so gut sein, ein wenig auszuharren, denn gerade da, auf demselben Punkte, steht Massena, Lannes; die Furchtbaren haben den Auftrag, zu sterben, aber nicht zu weichen! — Die Oesterreicher sind an Zahl kleiner, wie die Feinde, aber sie bringen auch 300 Feuerschlünde.

Furchtbar ist es, wie die Colonnen anrücken. An der Spitze der zweiten ist Erzherzog Karl, die Kanonen donnern, die weit zahlreichern des Feindes (120,000 gegen 75,000) entgegnen. Furchtbar mäht der Tod in dem braven Fußvolke Oesterreichs; es wankt vor Massena's Gegenstoße — die Kugelsaat des Feindes überdeckt es, bevor die Geschütze Zeit zum Laden haben — die Flanke ist entblößt, das Centrum kann durchbrochen und die Armee in zwei Theile getrennt werden — schon wendet die Fronte, die Kanonen protzen auf und eilen zurück — aus der Au brechen zudem Napoleon's verborgene „eiserne Männer" hervor, die schwarzen und glänzenden unheimlichen Gestalten zu Rosse, die mit Helmen, langen Schwertern und schauerlichem Geraffel einer Sage der mittelalterlichen Vorzeit gleichen. — Da sprengt ein Mann zur gefährdetsten Stelle, zu den fliehenden Oesterreichern, er heißt Karl.

„Halt!"

Alles steht wie elektrisch getroffen und festgewurzelt! Der rasselnde Tod Napoleon's sprengt wild heraus zum letzten vertilgenden Einhauen auf die Massen, welche im Fliehen waren — er rastet vor, die Oesterreicher stehen und sehen ihm entgegen; er mäßigt den rasenden Lauf — die Oesterreicher stehen, er ist schon heran auf vierzig Schritte — die Oesterreicher stehen, und die Todesfeinde messen sich Mann für Mann — da ergreift die kühnen, schwarzen, eisenbedeckten Reiter Entsetzen, unwillkürlich zucken ihre Finger am Zügel, die Rosse halten an. — Es ist eine Pause des Entsetzens und der Ehrfurcht, der Wuth und der Demuth, der Todesangst und Lebenslust an solchen Männern! — Die Oesterreicher stehen.

„Ergebt Euch!" rufen endlich französische Officiere, „streckt die Waffen!"

„Holt sie Euch!" ist die Antwort.

Kein Schuß fällt auf dieser Seite, wenn nicht ein Finger unversehens das Schloß rührt. — Auf französischer Seite dröhnt es: „en avant!" die Pferde bäumen vor dem starren, regungslosen Gegenüber, die schwarzen Reiter kommen tosend heran bis auf funfzehn Schritte, Aug' sieht in Auge — „Feuer!" commandirt Karl nun und wie mit einem Schlage blitzt's durch alle Reihen! Die Franzosenpferde bäumen sich und überschlagen mit den schwarzen Reitern, ganze Reihen reißt es in den Sand, die schwarzen Panzermänner gerathen in Unordnung, sie werden ein wirrer, fliehender, bäumender und sinkender Knäuel. Die österreichische Infanterie in sie hinein, der blutende Rest flieht bald in die Aue zurück — Napoleon's schwere Cavallerie ist gewesen!

Sehen Sie das Kirchlein da mit seinen niederen Kirchhofsmauern? In dieser Kirche dröhnten hundert Gewehrläufe als seltsame Orgelpfeifen und stimmten die Kanonen „dies irae" im gewaltigsten Basse an. Dieser Kirchhof hat mehr Leichen auf einmal beherbergt, als je vielleicht einer der Erde. Diese schwachen Bollwerke waren weltbedeutende Festung, hier weinten ergraute Krieger Frankreichs vor Wuth und Leid, hier knirschten der wilde Massena, der kühne Lannes — elf Mal an einem Tage ward der Fleck gestürmt, erobert und verloren, lag Mann an einem Mann, die Brust zerfleischend, eine wilde, wirre Masse, jeder Stuhl, jeder Pflug, jedes Grabkreuz ward zum Bollwerke, unter flammenden und stürzenden Trümmern brach man sich durch das Dorf in die Kirche, von der Kirche in das Dorf Bahn zur Flucht und zum Siege!

„Aspern muß genommen werden!" ruft von Neuem stets Karl, der schon eine Wunde trägt.

„Wir nehmen es!" entgegnen seine Tapferen.

Er greift einem Fahnenträger das Panier aus der Hand, er ist der Erste beim Sturme und Siege! Die Nacht sieht zwei blutende, erschöpfte Heere; so kostbar ist der Boden, daß man selbst das Dorf theilen muß und sich beiderseits Besitze finden. Die Vorposten stehen hart an einander — die Nacht bedeckt sie Beide und Sternenthränen flimmern ihr im dunkeln Auge.

Auf der Donau rennen die Brander und Stürmer, die verderbenbeladenen Gefährte, die brennenden und losgehauenen Bäume an Napoleon's Brücken an, leuchtende Vernichtung auf's Wasser zeichnend. Jedem kleinen Inselchen hat er schon einen Namen gegeben, „Napoleon", „Lannes", „St. Hilaire" ꝛc. heißen sie; sie sind nur feuchte Hügel zum Ausathmen für Sterbende!

Wie eine Löwenklaue hält ihn Karl's Heer im Bogen umklammert, er kann sich nicht vom Ufer rühren und nur im Walde, am Wasser sich bergen. — Wüthend bricht er beim Tagesbeginne von Neuem hervor, wie ein angeschossenes Wild, das eine Lichtung gewinnen will — vergebens! Sechs Mal wird Aspern, Eßlingen auch am Pfingstmontage erstürmt und verloren, Lannes ist zerschossen und stirbt auf der Lobau, die Brücken beginnen zu brechen — die französischen Trommeln wirbeln — en arrière — Zurück! — — Napoleon lernt es nach funfzehn Jahren zum ersten Male, was es heißt, besiegt werden, und die Welt hat es vernommen: auch dieser kann fallen!

Ganz Deutschland durchschauert ein Wonnegefühl, die Geknebelten können nur in Grimm und Freude die Nägel in ihre Fesseln drücken, aber sie dürfen nicht jauchzen und rufen.

Das bleiche, starre Corsenhaupt sinkt zur wogenden Brust — der Engel von St. Helena rauscht darüber hin — der Imperator,

der auf stolzen Rossen und Carrossen, umjubelt von Hunderttausenden hierhergekommen, er schifft einsam, von zwei armen Bauern geführt, auf kleinem, schwankendem Nachen an's jenseitige Ufer, woher er gekommen.

Die schwimmenden Todten in den Wellen grinsen an den Kahn hinauf.

Das ist die große, gewaltige Lehre — das bedeutet der steinerne, ruhende Löwe vor Aspern!

3000 Franzosenküraſſe und 17,000 Gewehre wurden aufgelesen — 7000 Feinde wurden begraben, 5000 blieben verwundet zurück auf dem Felde, in Wien hatten sie noch 20,000 — vier Generale waren todt (darunter Lannes), acht verwundet, zwei gefangen. — Auch 4000 Oesterreicher waren todt, 16,000 verwundet.

Das bedeutet der steinerne, ruhende Löwe bei Aspern vor der Kirche.

Sie haben ihn heuer mit geringer, aber empfundener Feier hier aufgerichtet (er ist aus Sandstein vom Bildhauer Fernkorn), aber nächsten Mai wird es funfzig Jahre — ein grünes, grünes Pfingsten!

Ist es nun der Mühe werth, daß ich — in dieser Zeit — den langen, langweiligen Weg herausgepilgert, gewallfahrtet bin nach der heiligen Stätte?

Ich bin nicht hier, um die strategischen und diplomatischen Folgen zu untersuchen — am 13. Juli war Karl nicht mehr beim Heere — die ihm das Leben und die Siege vergällt, stehen nun vor dem deutschen Gotte oben mit ihm und werden gerichtet.

Und nun lassen wir die Wolken in blitzdummer Unordnung ziehen und die Sonne neblig scheiden, wir brauchen sie nicht mehr zu unserem Feldzugsplane; ich erhebe mich und besehe nun genauer den Löwen.

Warum haben sie ihn nicht aufgerichtet mit gewaltigen, zerfleischenden Pranken und einer Mähne, die man zitternd vom gewaltigen Brüllen glauben möchte? — Gebt unserer Phantasie eine Stütze, daß wir glauben, sein Geheul dringe bis über den Rhein und die, welche ihn hören, zittern mitten in ihrem Mahle!

Doch sachte, als Deutsche sind wir bescheidene Leute und als Oesterreicher „gemüthliche" — wir fühlen die Wunden und hören das Blut aus den offenen Herzen tropfen. Der Löwe liegt gerade vor der Kirche auf dem Grunde, den die Tausende Leichen deckten und der sie jetzt überschattet, ohne Hader friedlich, den Knochenarm in den Knochenarm geschlungen, die Geschiedenen miteinander ruhen läßt. Unser Löwe hat die Augen eingedrückt und den Mund, erschöpft — schlafend oder sterbend? — halb offen. Er stützt sein Haupt auf einen Helm, der das N trägt, seine breite Brust ruht auf einer französischen Standarte und mehrere gebrochene Adler Galliens liegen ihm unter den gewaltigen Pranken. Aus seiner Vorder-Weiche dringt eine Speerespitze, die ihn in der Schlacht verwundet.

Kommt, ihr Städter — ihr Wiener; — was „Mödling" und „Brühl" und „hohe Warte" und „Baden" und „Heiligenstadt" mit ihren „romantischen" Gegenden — kommt hierher in brennender Sonnenhitze und glühendem Staube und gesundet! Dieser Athemzug ist erquickender, als Euere Luft- und Pump-Brunnen — da fließt die Heilquelle für allerlei Beklemmung, Ausſatz, Schwäche, Herzleiden und Mattigkeit allerlei Art. Das ist ein Heilort und kein Franzose darf da eine Spielhölle haben!

Aug. Silbstn.

Schutz den Vögeln!

Eine Bitte an alle vernünftigen Menschen. Von Dr. A. E. Brehm.

Die Dummheit und Bosheit der Menschen zeigt sich recht deutlich in der sinnlosen Verfolgung und Vernichtung vieler Thiere, welche unbestritten in hohem Grade nützlich sind. Um auch jene so überaus praktischen Menschen unserer Zeit gleich von vornherein aufmerksam zu machen, bemerke ich, daß es sich hier um einen Nutzen handelt, welcher mit Worten und Zahlen ausgedrückt werden kann und mit Hunderten und Tausenden von Thalern nicht aufgewogen werden dürfte. Namentlich die Vögel sind solche nützliche Thiere, und namentlich sie werden noch immer, selbst von gebildeten und gutmüthigen Menschen, rücksichtslos verfolgt. Noch heut' zu Tage nageln Dummheit und Bosheit die ohne Zweck, ohne Noth erlegten Bussarde und Eulen, deren Nützlichkeit sie durchaus nicht anerkennen wollen, prahlend an's Hofthor, als wollten sie sich allen Vernünftigen offen zeigen; noch heute ziehen Dummheit und Bosheit im Spätherbst in den Wald hinaus, um auf der Meisenhütte einer der allernützlichsten Familien unter den Vögeln nachzustellen, obgleich deren Glieder so klein sind, daß jedes einzelne Vögelchen kaum einen Bissen gibt; noch heute geben Dummheit und Bosheit kleinen, nichtsnutzigen Buben das Vogelflintchen in die Hand, um aus dem Kinde frühzeitig — nicht Jäger, sondern mordlustige Todtschläger lieblicher Wesen zu bilden; noch heute sehen Dummheit und Bosheit ruhig zu, wenn Dümmlein und Bös-lein in den Wald gehen und Vogelnester ausnehmen oder, wie man in meiner Heimath treffend sagt, „ausschinden!"

Mir ist es unbegreiflich, wie man es über's Herz bringen kann, unsere nützlichen Vögel in der angedeuteten Weise rücksichtslos zu verfolgen. Ich weiß nicht, wie es möglich ist, daß ein fühlender Mensch, anstatt die Vögel an sich zu fesseln, sie von sich treiben kann, sie, denen er so viele schöne, schöne Stunden verdankt, die ihm in jeder Weise angenehm sein müssen. Hat denn derjenige, welcher gleichgültig tausend Leben zerstört, welcher ein fröhliches Herz schon im Keime vernichtet, niemals daran gedacht, was der Vogel ist?! Ist es ihm denn niemals klar und verständlich geworden, daß der Vogel ein poetisches Bild, ein herrliches Gedicht der großen Dichterin Natur ist?!

Heute noch kommen viele zu uns gezogen, siedeln in dem Garten, auf dem First des Hauses, in der Hausflur an, und bitten den Menschen mit Nicken und Neigen des Hauptes, Klappern und Pfeifen und Singen, ihnen doch ein gütiger Gastfreund sein zu wollen. Welch ein freundlich Bild, und wie wenig wird es beachtet!

Der Winter hat sein weißes Schlummertuch über die Erde gebreitet; auf Bergen und in Thälern, auf First und Dach liegt die schneeige Decke. Draußen im Walde ist's still geworden; blos an den sonnigen Gehängen streifen unter Führung des Buntspechts die lustigen Schaaren der Meisen und Goldhähnchen umher. Tiefer im Walde führt das Zigeunervolk der Kreuzschnäbel sein bewegliches Leben; einzelne von ihnen haben sich wohl schon gepaart und beginnen, im Sturm und Winterfroste am warmen Neste zu bauen. Sonst ist der Wald merkwürdig still: er ist arm geworden und vor dieser Armuth sind seine Bewohner geflohen. Sie kommen nun in großen Haufen zu dem Menschen heran und begehren das Gastrecht; sprich, Menschenkind, vermagst Du es, ihnen dasselbe zu verweigern? Gewiß nicht! Wer könnte dem armen Goldammer, dem Feldsperling, der Meise, dem Finken, Gimpel, Stieglitz, der Amsel, dem lieben „König im Schnee", dem bunten Zimmermann Specht, den vom fernen Norden hergewanderten Schaaren der Zeisige und Leinfinken, selbst den Nebel-, Raben- und Saatkrähen ihre jetzt gar mühselig zu erwerbende Nahrung kürzen wollen?! Wer könnte ihnen, den Schutzsuchenden, geringen Gewinnes halber tückisch Fallen stellen, in welche sie eben die Noth treibt?! Nur ein Mensch, welcher nicht weiß, was die Vögel ihm sind, nicht weiß, was sie ihm sagen, wenn sie, von seinem Ueberflusse gesättigt, singend zu ihm sprechen, zu seiner Freude und Lust; nur ein Mensch, welcher kein Wort von ihrem Gesange versteht. Und man sollte sich doch bemühen, dies zu können. Man frage nur unsern lieben Dichter Mosen, was der Ammer, nachdem er sich vor dem Thore der Scheuer gesättigt, von der höchsten Spitze des Hofbaumes herab seinem Gastfreunde zusingt:

„Horch, ein Vöglein singet:
Wie, wie, hab' ich Dich lieb!
Singet wieder, das klinget:
Wie, wie hab' ich Dich lieb!"

Und alle die Andern, welche unser Gehöft umfliegen, sagen Dasselbe, wenn auch vielleicht nicht ganz so verständlich, als er; sie alle werben um unsere Freundschaft. Kaum sind alle Wintergäste vollständig bei uns eingezogen, da erscheinen bereits die Boten des Frühlings wieder im Hofe, im Garten, und wenn sie uns nichts Anderes zu bieten hätten: Grüße vom Frühling und Mai bringen sie alle, Worte des Lebens, Hoffnung zur Freude wissen sie alle.

Digitized by Google

sammt zu geben. Da, gleich zu Anfange Februars, wenn noch der Winter, der alte mürrische Gesell, seine Herrschaft fest- und die Blumenpoesie unter der starren Decke niederhält, erscheint der immerfrohe, liederreiche Stahr im Garten, fliegt, wie sich's gebührt, auf des Thurmes höchste Spitze, dort ein Danklied zu singen, und kommt dann zum bewährten Gastfreunde, und bittet und schmeichelt mit lustigen Liedern, welche der Schelm der Golddrossel und der Zippe abgelauscht hat, und komischem Pfeifen, wie er es vom Hirten hörte, oder Krächzen, wie der Heher es ihn lehrte, ihm doch wieder Quartier zu geben für den Sommer. Er scheint seinen Freund förmlich auffordern zu wollen, dem Hause, welches dessen Güte ihm bescheerte, eine Besichtigung angedeihen zu lassen: die es zusammenhaltenden Nägel könnten verrostet sein! — Wenn die Sonne ein wenig wärmer strahlt, kommen Bachstelze und Rothschwänzchen in das Gehöft und den Garten; draußen auf dem Felde und auf den Haideplätzen im Walde die Haidelerchen, „des Aethers Nachtigallen." Wenn wir nun auch die Lerchen nicht gerade unsere Gäste nennen können, die ersteren müssen wir zu ihnen zählen. Beide haben so ihre Weise, sich bei uns beliebt zu machen. Bachstelzchen tanzt ihren anmuthigen Reigen auf dem Hausdache vor; Rothschwänzchen grüßt seinen Gastfreund, so oft es ihn erblickt, mit artigen Verbeugungen ohn' Ende: — 's sieht allerliebst komisch aus, wenn es sein Körperchen so tief vor ihm neigt; ich glaube, jede Verbeugung ist eine Bitte an ihn, ihm seine Freundschaft zu schenken.

Immer neue Gäste kommen gezogen. Die noch blätterlosen Bäume leuchten im Blüthenschmuck, und schütteln dann ein ganzes Blüthenheer auf den schneefreien Boden herab. Das ist die Einladung für die im fernen Süden Verweilenden, doch ja recht bald in die Heimath zurückzukehren. Laubsänger und Fliegenfänger, Fink und Grünling beziehen den Garten; sie haben auch Viel in ihm zu thun! Denn mit der Meise, dem Baumläufer und allen andern müssen sie jetzt die Blüthen schützen und schirmen vor den sie sonst sicher vernichtenden Insecten. Deshalb sind sie so geschäftig auf Bäumen und Sträuchern und gucken in alle Blüthen scharf hinein. — Von nun an bringt jeder neue Tag neue Gäste. Zum Rothkehlchen, welches schon seit ein paar Wochen in der Hecke wohnte, gesellen sich die singfertigen Grasmücken, die behende Braunelle, der Gartensänger, der komische Wendehals und wie sie sonst alle heißen mögen — und unter ihrem Jubeln und Singen wirken sie alle zu unserem Nutzen, nicht blos zu unserer Freude.

Denn alle Vögel, welche das Haus, das Gehöft, den Garten des Menschen bewohnen, sind nützlich, außerordentlich nützlich, nicht einer von ihnen ist schädlich. Von den 530—560 Arten der europäischen Vögel, ist noch nicht der sechste Theil schädlich! Viele von denen, welche schädlich genannt werden, wiegen den wirklich verursachten Schaden reichlich durch ihren Nutzen auf, welcher aber gewöhnlich nicht erkannt wird. Ich will deshalb zunächst alle wirklich schädlichen und alle nützlichen Vögel unseres Vaterlandes aufführen und den Schaden, der uns von ihnen verursacht wird, mit dem Nutzen vergleichen, den sie uns bringen.

Die wirklich schädlichen Vögel unseres Vaterlandes, deren Verfolgung und bezüglich Vernichtung nothwendig ist, sind folgende:

1. Der Geieradler (Lämmergeier, Bartgeier). Er bewohnt höchst einzeln die Hochalpen und ist dort von Jedermann hinlänglich gekannt. Ich führe ihn nur der Vollständigkeit halber hier auf.

2. Der Seeadler, weil er vom Meeresstrande, seiner eigentlichen Heimath, aus Raubzüge und Wanderungen durch's feste Land unternimmt und dabei den Fischereien in Flüssen, Teichen und Seen arg zusetzt, auch Hasen und junge Rehe, Lämmer und Zicklein gelegentlich mitnimmt.

3. Alle Edeladler ohne Ausnahme; namentlich der Steinadler, der Königsadler, der Goldadler, die verschiedenen Schreiadler und die Zwergadler. Sie sind kühne Feinde der jagdbaren Thiere und zahmen Heerden, denn sie fangen junges Edelwild, Hasen, Kaninchen, Auer- und Birkwild, Rebhühner, Stein- und Schneehühner, Hausthiere: namentlich junge Ziegen, Schafe, Hunde, Katzen, Trut- und Haushühner, Pfauen, Fasanen, Gänse, Enten, selbst die flüchtigen Tauben (nach eigenen Erfahrungen thut es der Zwergadler). Die großen Arten von ihnen, also Stein-, Gold- und Schreiadler, sind es, welche, wie erwiesen ist, schon mehr als einmal kleine Kinder geraubt haben. Alle Adler bringen dem Menschen gar keinen Nutzen.

4. Der Fischadler. Er ist der größte und furchtbarste Feind aller Fischereien und wird sehr schädlich.

5. Der Milane (Milvus regalis, ater und parasiticus). Erstere rauben Jagd- und Hausgeflügel und junges Niederwild, fischen auch fleißig; letzterer zwingt die Edelfalken, mehr zu fangen, als sie zu ihrer Nahrung brauchen würden, weil er ihnen den schon erhobenen Raub wieder abjagt.

6. Alle Weihen, namentlich der Rohr-, Korn-, Wiesen- und Steppenweih. Sie nehmen zwar viele Mäuse von der Erde weg, vernichten aber dabei weit mehr kleine, nützliche Vögel.

7. Alle Edelfalken; namentlich die Jagdedelfalken — welche freilich mehr dem Norden und Nordosten, als unserem Vaterlande angehören — der Wanderfalk und seine Verwandten im Süden Europa's, der Baumfalk und seine südlichen Verwandten und der Zwergfalk. Sie rauben blos lebende Thiere und namentlich Vögel; denn blos zufällig nehmen sie ein Säugethier weg.

8. Habicht und Sperber. Beide sind heimtückische, abscheuliche Räuber der nützlichen Vögel und werden außerordentlich schädlich. Die Habichte tragen oft genug selbst Haushühner weg. Beide fangen ebensowohl im Fluge, als im Sitzen, sind gefräßig und ziehen eine zahlreiche Brut heran. Eine unnachsichtliche Verfolgung Beider belohnt sich reichlich.

9. Der Uhu. Er raubt selbst Hasen und verfolgt alle Hühner eifrig. Krähen und Kaninchen sind vielleicht seine Hauptnahrung. Zwar fängt er auch Mäuse; allein der Schaden, den er bringt, überwiegt diesen geringen Nutzen bedeutend.

Außer dem Uhu ist **keine andere deutsche Eule schädlich.**

10. Der Kolkrabe. Er ist vielleicht durch Vertilgung vieler Mäuse eben so nützlich, als er durch Rauben von jagdbarem Wild und jungem Hausgeflügel schädlich wird.

Zuweilen wird auch die Rabenkrähe schädlich. Einzelne Individuen plündern nämlich gern die Nester kleiner Singvögel aus, nehmen wohl auch ein junges Rebhühnchen, Fasanchen, Haushühnchen auf, fressen die Eier von Auer- und Birkwild, wenn die Mutter auf Augenblicke das Nest verläßt, und richten anderen Unfug an. Da jedoch im Uebrigen die ganze Gesellschaft entschieden nützlich ist, wäre es Unrecht, den Unschuldigen das entgelten zu lassen, was Einzelne verbrechen.

Aehnlich verhält es sich auch mit der Elster und dem Heher; jedoch möchte es schwer sein, so Vieles und Gewichtiges zu ihren Gunsten, wenigstens zu denen der Elster, zu sagen, als bei der Rabenkrähe. Ich zähle die Elster ganz entschieden zu den schlimmsten Feinden des Kleingeflügels und dulde sie nicht in meinem Gehege.

11. Der Raubwürger. Von ihm hat mein Vater beobachtet, daß er sogar eine Amsel abgewürgt hat; sein Name ist also bezeichnend genug. Unter dem Kleingeflügel und seiner Brut richtet er oft bedeutenden Schaden an. Auch der ganz unschuldig aussehende Dorndreher oder Neuntödter ist von dem Verdachte, Vogelnester auszunehmen, nicht ganz freizusprechen.

12. Der große Trappe. Der Nutzen, welchen dieser Vogel durch sein ziemlich wohlschmeckendes Fleisch gewährt, wird aufgewogen und gewiß überwogen durch den Schaden, den er, zumal im Winter, den Saaten zufügt; namentlich auf Rapsfeldern richtet eine Trappengesellschaft im Winter große Verwüstungen an.

13. Die Kraniche. Sie fressen zur Saatzeit und auch zur Zeit der Reife des Getreides nur dieses und brauchen ziemlich viel zu ihrer Nahrung.

14. Alle Fischreiher; namentlich der graue und Purpurreiher, die Rohrdommel und der Nachtreiher. Sie nähren sich von Fischen und nehmen blos gelegentlich einen Frosch oder eine Maus zu sich (Rohrdommel). Auch die Silberreiher sind eben so schädlich, als die bunten Reiher; ich brauche sie jedoch nicht namentlich aufzuführen, weil sie dem Südosten angehören und dort an großen und so fischreichen Moräasten und Brüchen leben, daß ihre Nahrung die Wirthschaft des Menschen nicht beeinträchtigt.

15. Alle Säger und Seetaucher, namentlich der Gänse-, langschnäbelige und gehäubte Säger, der Eis-, Polar- und rothkehlige Taucher, sowie auch der Haubensteißfuß. Sie sind sämmtlich Fischfresser und sehr geschickte Jäger, welche den Menschen dadurch beeinträchtigen, daß sie auf süße Gewässer

kommen. Dasselbe gilt von den Scharben, und zwar von dem Kormoran und der gehäubten Scharbe.

Mit ihnen ist die Liste der schädlichen Vögel geschlossen; denn die wenigen, welche noch Schaden bringen, sind entweder so klein (wie der Eisvogel), daß der Schaden ein kaum zu beachtender ist, oder sie wiegen den Schaden durch ihren Nutzen auf, wie die Saatgans. Zu letzteren haben wir überhaupt noch manche andere zu zählen, welche leider noch immer als schädliche Vögel aufgezählt werden, weil ihre Verdienste im Stillen bleiben.

Wer hätte nicht schon unsern Haussperling verdammen hören! O, der ist ein Spitzbube, ein Erzdieb, Schelm, Schurke! — anderer übler Nachreden, namentlich hinsichtlich seiner in der That etwas stürmischen Liebeserklärungen, gar nicht zu gedenken! Armer Sperling! Wer hat wohl jemals deine Verdienste anerkannt?! Die Körner, welche Du aus den Aehren des Getreides stiehlst — und stehlen mußt Du, weil dir die Menschen sonst dein Brod vor der Nase wegnehmen, — hat man gezählt, geschätzt und überschätzt, die Kirschen, welche du dir schmecken ließest, die Weintrauben, von denen du dir deinen Zehnten nahmst, gewiß alle in dein Schuldbuch eingetragen; aber wer hat jemals dir zu Gunsten gesprochen? Höchstens dann und wann ein lustiger Kauz, ein Philosoph, dem dein weltgerechtes Wesen und Leben die verdiente Bewunderung entlockte, — weiter Niemand! Ich aber habe dich lieb gewonnen, alter, getreuer Hausfreund, trefflicher Menschenkenner, kluger Gesell! Drum will ich dein Anwalt sein. Mein geneigter Leser mag mir verzeihen, wenn ich bei dem Sperling noch einen Augenblick verweile.

Der Haussperling ist ganz gewiß eine Zeit lang im Jahre schädlich; aber wie lange währt diese Zeit? Kaum zwei Monate! So lange die Kirschen, Trauben und Getreidearten reifen — länger nicht! Wenn er im Winter auf die Kornspeicher fliegt, und sich von dort seinen Bedarf holt, ist es eben blos die Schuld des nachlässigen Besitzers, welcher den Speicher nicht verschloß; deshalb darf dieses ihm gar nicht zur Last gelegt werden. Wegen der wenigen Kirschen und Weinbeeren aber, welche er verzehrt, würde man vielleicht kein so großes Geschrei erheben, wenn man bedenken wollte, daß jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist. Und der Sperling ist ein solcher Arbeiter. Auf jede Kirsche, welche er sich zum Lohne erbittet, kommen ganz gewiß hundert Insecten, die er von demselben Baume im Laufe des Jahres ablas; wenn man die Eier rechnen wollte, vielleicht tausend. So ist es auch bei den Trauben; und nur beim Getreide tritt ein anderes Verhältniß ein: er macht sich eben am Getreide für das bezahlt, was er den Gartenpflanzen und anderen Früchten genützt hat. Das, denke ich, ist doch recht und ehrlich gehandelt! Kurz, der Sperling ist eben so nützlich als schädlich; warum ihn also rücksichtslos verdammen und verfolgen?! Er hat außerdem Feinde genug.

So gibt es noch mehrere Vögel, deren Nutzen mit dem Schaden gleich ist; man thut gewiß wohl, auch diese zu schonen. —

(Zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Die Hauptstadt des himmlischen Reiches.

Wir haben die Chinesen bis jetzt größtentheils durch Engländer kennen gelernt, durch Engländer, welche durch die auswärtige, chinesische Politik innere, parlamentarische Politik machten. Cobden stürzte den Premier Palmerston über dessen chinesische Politik. Palmerston „appellirte an das Land" und bekam eine glänzende Majorität. Aber wie?

Vor und während der Wahlen trat der chinesische Bäcker Allum auf, der auf Befehl des Gouverneurs Yeh von Canton — des Erzfeindes der Engländer — diesen vergiftetes Brod gebacken, Alles gestanden hatte und zum Tode verurtheilt, item auch erschossen worden war. Vor und nach den Wahlen hatte Yeh 175,000 Menschen köpfen lassen u. s. w. Nichts erschien sonach nothwendiger, christlicher, verdienstlicher, als Canton zu bombardiren und große Löcher nach China hineinschießen zu lassen, just wie es auf Palmerston's Geheiß geschehen war. Dieser bekam also die glänzendste Majorität. Hinterher freilich — aber hinterher — kam's heraus, daß der Bäcker Allum nicht gestanden, nicht verurtheilt, nicht erschossen, nicht Brod vergiftet, kurz nichts von alledem gethan, was ihm zu Gunsten Palmerston's aufgebürdet worden war. Selbst englische Geschworne hatten ihn freigesprochen, obgleich der von Palmerston nach China geschickte Staatsanwalt Anstey in seiner Anklage die Geschwornen himmelhoch gebeten, sie möchten den Bäcker Allum verurtheilen, obgleich er unschuldig sei, weil dessen Freisprechung wie Feigheit u. s. w. erscheinen könne. Auch das Scheusal Yeh verwandelte sich bei näherer Besichtigung und persönlicher Bekanntschaft (die Engländer nahmen ihn ja gefangen) in einen äußerst genialen und großen staatsmännischen Charakter. Diese politisch gefärbten, erlogenen, im besten Falle blos von Canton abgeleiteten Darstellungen der Chinesen wurden den englischen Zeitungen von deutschen, französischen u. s. w. nachgebetet und Palmerston demgemäß in allen Sprachen gepriesen.

Der ehrliche Gützlaff, der nach einem dreißigjährigen persönlichen Leben und Studium in China vor etwa einem Jahrzehente nach Deutschland kam und die Chinesen nach einem dreißigjährigen Leben mit ihnen beinahe in den Himmel erhob, war und ist vergessen. Eben so ging's dem braven Le Huc, der China und die Chinesen aus dem Innersten heraus kennen gelernt hatte und darstellte. Er war allein und einzig durch das ganze Innere von China gewandert, bis nach Tibet hinauf. Aber, kann man einwenden, auch richtige Darstellungen der Engländer stimmen darin überein, daß die Cantonesen eine schauderhafte Bande seien u. s. w., die Chinesen also Barbaren und Hallunken.

Richtig. Die Cantonesen sind Summa Summarum der liederliche Auswurf China's. Alle Genies, Taugenichtse, Hals- und Beutelschneider, See- und Landräuber und die professionelle weibliche Demoralisation scheint sich von ganz China her in Canton zusammenzufinden. Die Gondeln der Prostitution, die Messerverschlucker und Jongleurs, die dem Schwerte und Galgen entlaufenen gröbsten Verbrecher, die Roués und Bonvivants, der Bodensatz von Schmugglern, Matrosen und Seeräubern haben ihren Brennpunkt, ihre Hauptstadt, ihre Waarenlager in Canton, welches daher von allen übrigen Chinesen scharf gehaßt wird. Auch versteht man nun den Yeh besser, diesen massiven, chinesischen Jupiterkopf, der das Amt übernommen hatte, diese Residenz aller Taugenichtse, Verbrecher und liederlichen Genies zu regieren.

Wir sehen schon, daß Canton nicht China ist. Im Gegentheil, China nach Canton zu beurtheilen, wäre viel schlimmer, als ganz Deutschland nach den gemüthlichen Wienern, oder nach den spitzigen Berlinern, oder nach den hyperökonomischen Frankfurtern oder nach den groben Hanauern.

Auch dann lernen wir die Chinesen, die nicht zu Canton gehören, noch durchaus nicht kennen, wenn wir sie nach ihrem Benehmen gegen die Engländer der Palmerston'schen Politik beurtheilen. Als die Engländer opiumkriegerisch zum ersten Male in das Innere China's eindrangen, machten sich anständige Familien thatsächlich tausendweise selbst todt, nur, um nicht in die Hände der „rothborstigen Barbaren" zu fallen (Vergl. die furchtbaren Gemälde Gützlaff's aus dessen eigener Anschauung). Jetzt suchen Chinesen, wenigstens Cantonesen, die Engländer tausendweise todt zu machen, so daß der glänzende Friedens-Vertrag, der ihnen ganz China eröffnet, vielleicht ganz China grimmiger verschließt, als je. Wenigstens darf es so bald kein Engländer wagen, sich als Freund unter den Chinesen zu zeigen. Gegen andere Fremde sind sie bekanntlich übertrieben höflich und liebenswürdig.

Doch enfin, sie sind doch nun in Peking, wo die Russen, beiläufig gesagt, längst diplomatisch stark vertreten waren, um sich und ihren blühenden russisch-chinesischen Handel zu schützen, ohne daß sie vorher bombardirt und Opiumkriege geführt hatten, so daß sie nun auch — wegen des Contrastes, den die Engländer bilden, stärker in Peking sind, als je.

Sehen wir uns die Hauptstadt des himmlischen Reiches etwas näher an, in welchem beinahe ein volles Drittheil der ganzen lebenden Menschheit wohnt, die Compaß, Buchdruckerkunst und sogar das Pulver erfunden hatten, als die Europäer noch die Kunst studirten, auf Bärenhäuten zu schlafen.

Peking breitet sich in der Mitte eines sehr fruchtbaren, über-

Digitized by Google

aus cultivirten Districtes aus, voller schattiger Haine und Grotten, aus deren üppigen Laubdächern goldenschimmernde Tempel, malerische Bonzenklöster und garten- und springbrunnenumhegte Privatresidenzen hervorleuchten. Dazwischen kreuzen sich Labyrinthe von Wegen und Straßen mit endlosem Gewimmel von Last- und Luftwagen, seiden auswattirten Tragstühlen, Frucht- und Gemüsekarren, Fuhrleuten mit Mukden-Butter oder mongolischem Arac. Aus diesem malerischen, vielfarbigen Wirrwarr ragen die Hälse und Rücken schwerbeladener Dromedare, die russische Producte weither von Kiachta und vom Amur herbeiwiegen und chinesische Theekisten, Seidenstoffe, Schnitzwerke u. s. w. wieder davontragen. Näher nach der Stadt drängen sich schwarze Zöpfe, gelbe Gesichter und blaue Kittel um zahllose „Theater im Freien", Luftspringer, Jongleurs, Tabuletkrämer oder Verbrecher, deren Köpfe aus schweren Bretern, die sie tragen müssen, hervorragen.

Endlich kommt man durch dieses Ameisengewimmel von Menschen in die Nähe eines der sechzehn Thore, die alle ganz egal aussehen in ihrer thurm- und festungsartigen Architektur und ihren blauen Dächern. Man windet sich durch einen großen Bogengang, der in einen großen, umhegten Raum führt, wo Wachtposten und Beamte verschiedene polizeiliche Functionen vorzunehmen scheinen. Der große Raum dient hauptsächlich als Exercirplatz für Truppen. Am Ende desselben muß man durch einen zweiten Bogengang, an dessen Seiten Cavalleriewege auf die schweren, dicken, breiten Mauern hinaufführen. Sie umgeben 45 Fuß hoch die tatarische und 30 Fuß hoch die chinesische Stadt und sind so breit, daß vier Wagen oder acht Reiter nebeneinander passiren können. Unten aus den Wänden und von oben drohen zahlreiche Kanonen Die Mauern beider Stadttheile haben einen Umfang von 24 englischen Meilen. Mit den Vorstädten bedeckt Peking mehr Raum, als das größte Städteungeheuer London. Nach den Namen der Thore und Straßen zu schließen, haben die Chinesen mehr Geschmack und Poesie, als wir Europäer. In London heißt Alles Victoria- oder Albert-, Wellington-, Königs-, Königinnen-, Herzogs-, Russel-, Jones-, John-, Johnsen-, Johnston- (zu Deutsch: Schulz-, Schulze-, Schultz- und Schultzen-) Straße, Platz, Square oder Terrain, in Berlin Alles Friedrichs-, Wilhelms- oder gar Puttkammerstraße, in Amerika hören die Namen ganz auf und die Straßen sind blos numerirt. Die zwei nördlichen Thore Pekings heißen übersetzt (wodurch sie freilich langstielig und lächerlich werden): „Thor erhabener Tugend" und „Thor ewigen Friedens". Ersteres ist stets geschlossen und wird blos für den Einmarsch siegreicher Armeen (die ganz aus der Mode gekommen zu sein scheinen) geöffnet. Das „Thor weiser und gelehrter Männer" führt in das Professoren- und gelehrte Mandarinen-Viertel.

Aus dem Gebäude-Meere der Stadt ragen 700 Tempel und Klöster hervor, nach unsern Begriffen seltsam und bizarr in Bau und Construction, aber phantasiereich, pompös und farbenglänzend. Im größten Buddhisten-Tempel sitzen fortwährend 300 Priester bewegungslos auf Postamenten an den Tempelsäulen.

Nach außen bilden die Häuser der Straßen in der Regel nur einförmige, polizeilichen Classen- und Standesregeln angepaßte Formen. Die Chinesen wohnen aber nicht nach der Straße, sondern nach dem Hofe und Garten zu. Hinter den Eingängen (und das sind hauptsächlich die Straßenfronten) entfaltet sich oft feenhafte Gartenpracht mit Parks, Felsen, Cascaden, Wasserfällen, klaren Flüßchen mit goldenen und silbernen Fischchen, üppigen Blumenbeeten, Zierteichen, Springbrunnen, Brücken, Grotten, Gondeln, luftigen Gartenhäusern, seidenen Vorhängen, weichen Polstern, elfenbeinausgeschnitzten Ornamenten, goldenen, silbernen und porzellanenen Geräthen aller Art. Vor den Fenstern dieser Gartenhäuser Außen-Gallerien ringsum, an deren Geländern üppige Schlinggewächse sich wiegen, blühen und duften. In diesen Gärten künstliche Berge mit zarten, glockenklingenden Thürmchen, von denen man weit umher über die Stadt und Haine, Gärten, Parks und künstliche Wälder blickt, auch auf den Kinhai-See, den goldenen, umgeben von reichtöniger Vegetation, von Kiosks, Tempeln und Villen.

Dies gilt im vollsten Maße allerdings nur von den kaiserlichen Gärten, aber die der Großen, Reichen und Wohlhabenden sind wenigstens alle in diesem Style gehalten, wenn auch nur im dichtesten, kleinsten, überladenen Miniatur.

Die kaiserliche Residenz mit den Gärten bildet eine ganze, große, roth und gelb ummauerte Stadt für sich selbst: Tsen-king-sing, d. h. die verbotene Stadt. Die sonst ummauerte innere Stadt heißt Nei-tsching. Hier fallen zunächst die beiden großen, geraden, vierundzwanzig Schritte breiten Hauptstraßen durch ihren Läden- und Verkehrsreichthum auf. Die wogenden Meere von Menschen darin verstehen sich von selbst. Man sieht sie vor ihnen selber, wie den Wald vor Bäumen, nicht, desto mehr riecht man sie. Im Allgemeinen kleiden sich die Chinesen weder aus zum Schlafengehen, noch um, nachdem sie aufgestanden. Außerdem gibt's 20—30,000 ganz obdachlose Menschen in Peking, die des Nachts schlafen, wo und wie sie eben können. Dazu kommt, daß die Leute allen Koth und Mist, den sie und Andere machen, sorgfältig in großen Steingefäßen aufbewahren, bis sich Gelegenheit zum Verkaufe oder zur Verwendung auf eigenen Grundstücken findet. Aus diesen und anderen Gründen sind die Chinesen nichts weniger, als „ruchlos".

Die Läden haben keine Schilder, sondern große, seidene Fahnen an langen Stangen vor den Eingängen mit Verzeichnissen der verkäuflichen Artikel. Dies gibt über dem Gewimmel unten ein malerisches, heiteres Flattern und Flappen von oben. Viele Verkäufer in den Läden fabriciren gleichzeitig und zwar vor den Thüren, wo auch die meisten Handwerker schmieden und schneidern, pochen und hämmern, schnitzeln und schneiden. Zwischen dieser Arbeit unter freiem Himmel treiben sich Bonzen-Bettler (für Klöster), Kunststückmacher aller Art, Köche mit Kuchen und Speisen, Tabaks-, Schnupftabaks- und Opiumhändler, Geldverleiher, Buchhändler und Papierlaternen-Höfer umher.

Diese Nordseite der Stadt gehörte früher ausschließlich dem Militair, das aber mit der Zeit dem Handwerker- und Handelsvolke Platz machte. Jetzt sind die 80,000 tatarischen Truppen Pekings in verschiedene Districte oder „Banner" von verschiedenen Farben vertheilt.

Auch gibt es eine „Bürgerwehr" oder Nationalgarde, Siangdschung, welche aber, ganz wie bei uns, eigentlich blos die Nachtwächter ersetzt und des Nachts durch die Straßen patrouilliren muß. Vom Militair sind die eigentlichen Chinesen ausgeschlossen. Das Militair ist ein Privilegium der Tataren, die vor mehr als zwei Jahrhunderten China eroberten. Die Südstadt gehört den Civil-Chinesen, in welche keine Soldaten oder Staatsbeamte ohne Erlaubniß gehen dürfen. Deshalb sieht's in dieser eigentlichen militair- und beamtenlosen Südstadt auch lustiger und heiterer aus, als je im Norden. Hier, besonders in den Straßen Ta-tschalar und San-yeou-keou sieht's aus, als könnten die Chinesen nichts weiter, als sich den ganzen Tag auf das Höchste amüsiren, und dazu allerhand Delicatessen (darunter delicat zubereitete Mäuse, Ratten und Hunde) genießen. Man findet hier die reizendsten und großartigsten Blumen- und Fruchthandlungen. Eine andere Hauptstraße, Bai-lo-tsching, gehört fast ausschließlich den Künstlern, Schauspielern, Musikern, Taschenspielern, Schlangenbeschwörern und Rhapsoden, die, wie einst Homer in Griechenland, den Leuten auf den Straßen ihre eigenen und anderer Poeten Schöpfungen mit Instrumentalbegleitung vorsingen. Dahinter der Richtplatz, wo die schweren Verbrecher allemal im Herbste hübsch mit einander aus freier Hand gelöpft werden. Nur politische Verbrecher können auch im Frühling wie im Sommer und Winter gelöpft werden. Der Henker ist [illegible]roth gekleidet, hat aber eine weiße Schürze vor und eine lange, gerade in die Höhe stehende Feder auf der rothen Mütze. Die zum Tode Verurtheilten werden eines schönen Octobermorgens auf den Richtplatz geführt, begleitet von Polizei, einem kaiserlichen Beamten und dem Henker. Der Beamte hat das Todesurtheil für Jeden, vom Kaiser eigenhändig untersiegelt, bei sich; er liest eines nach dem andern vor. So wie eins abgelesen ist, ergreift der Henker den „Verlesenen", bringt ihn auf die Kniee, beugt ihm den Kopf herunter und schlägt ihn ab, ehe der Gebogene daran denkt, sich wieder aufzurichten. Die Andern sehen zu, bis die Reihe auch an sie kommt.

Aus Bai-lo-tsching kommen wir in die Straße der Juweliere und Edelsteinschleifer, welche in die Straße der Theater führt. Wenigstens findet man hier sechs Tempel der dramatischen Kunst täglich von 12 Uhr Mittags bis 12 Uhr Nachts offen und activ, so daß die Leute 12 Stunden hinter einander immerwährend spielen sehen können, notabene, ohne etwas dafür zu bezahlen. Nur besondere Sitzplätze und Logen sind nicht unentgeltlich zugänglich. Aber das Parterre unten ist frei für Jedermann, der das Gedränge und den Geruch nicht scheut, und den Zopf vorher wie ein Halstuch umbindet, damit er wenigstens nicht im Gedränge leide.

Eine große Rolle spielen die Tempel, von denen aber bis jetzt

Digitized by Google

Niemand etwas Gescheidtes weiß. Nur der größte Buddha-Tempel, Thian-Than, innerhalb eines Mauerumfangs von zwei englischen Meilen, ist dem Namen nach und wegen der grandiosen Procession bekannt, mit welcher ihn der Kaiser jedes Jahr einmal besucht. Die Truppen bilden Spalier, durch welche der „Sohn des Himmels", begleitet von hundert Instrumental- und tausend Vocalmusikern, welche die Fundamental-Glaubenshymne (geschrieben vor mehr als 4000 Jahren) spielen und singen, und von einem glänzenden Beamtengefolge, einherzieht, um dem Stifter der verbreitetsten Religion, dem Königssohne Buddha, seine Huldigung darzubringen.

Das sind einige erste Blicke auf die Hauptstadt eines Staates, der viel über 300,000,000 Einwohner zählen soll. So wenig Bestimmtes wir bis jetzt auch sehen, so viel ist handgreiflich, daß nur die frechste Unverschämtheit dieses Volk mit einer solchen Hauptstadt und Tausenden blühender Städte und vielen Millionen der meister- und musterhaft bestellten Felder und Gärten, mit Druckereien, Zeitungen und Bibliotheken in jedem Dörfchen als „Barbaren" bezeichnen kann. Im Gegentheil ist Alles, was man Cultur und Luxus nennt, so ungeheuer und fein und übertrieben ausgebildet, daß man die Chinesen der „Ueberfeinerung" und Verweichlichung beschuldigen muß. Mit dieser Feinheit werden sie auch nie Freunde der Engländer werden, zu denen nach dem neuesten Kriege auch die Franzosen gehören.

Friede und Vertrag sind in einer Vorstadt Pekings abgeschlossen und unterzeichnet worden. Aber in Canton steht folgende Proclamation der „Bravo's" an allen Straßenecken und wird nach Kräften ausgeführt:

„Die Nation der rothhaarigen ausländischen Hunde ist bekannt als eine Nation von Dieben, die oft unser blumiges Königreich der Mitte heimsuchen. Wir, die Bravo's der Provinz Kwang-tung, bekriegten in dem Jahre 22 des Tao-kwang den Elliot (Capitain Elliot) und enthaupteten Pama (?) am südlichen Ufer. Es ist Schade, daß wir sie damals nicht alle umbrachten. Sie würden dann nicht im 11ten Monat vorigen Jahres mit Hülfe der französischen Teufel, vorgebend, daß sie keine Feindseligkeiten beabsichtigten, die Mauern unserer Stadt zerschmettert, 10,000 Häuser und Läden zerstört, das Volk seiner Habe beraubt, Frauen entehrt und friedliche Leute mit Knütteln niedergeschlagen haben. Sie erließen Proclamationen, nach denen sich unser Volk richten sollte. Wir, die Untergebenen des himmlischen Thrones, hochgepriesen vom Kaiser, wollen uns diesen Barbaren nicht unterwerfen. Es sind blos 2—3000 englische und französische Hunde in unserer Stadt. Wir aber zählen nach Tausenden von Tausenden. Wenn nur Jeder von uns eine Waffe trägt, und jeden dieser Fremden, der ihm begegnet, umbringt, werden wir sie bald alle getödtet haben. Jeder, der mit einem dieser ausländischen Hunde handelt oder ihm Lebensmittel gibt, soll ergriffen und nach den Gesetzen bestraft werden. Jeder in Amt und Brod dieser Hunde muß binnen hier und einem Monat seine Stelle verlassen. Wenn nicht, werden seine Angehörigen ergriffen und behandelt, als wenn sie selbst Roth-Kopf-Rebellen wären. Jede Ortschaft, die unsren Bestimmungen entgegenhandelt, wird der Erde gleich gemacht, und deren Bevölkerung bestraft. Jeder, der Blut und Leben hat, ist verpflichtet, den Kummer unseres Kaisers zu theilen. Wer dagegen Bedenken hat, wird als Dieb behandelt, Jeder kann ihn tödten. Die Amerikaner, Spanier und andere fremde Nationen stehen in gutem Vernehmen mit unserm Volke. Die Zerstörung und die Stauung des Verkehrs ist allein durch die englischen und französischen Hunde verursacht worden."

Die Belohnungen für Engländer- und Franzosenköpfe sind doppelter Art, private von den „Vornehmen" und officielle, staatliche von dem neuen Gouverneur von Canton. Der jetzige Gouverneur hat folgende Proclamation und folgende Preisliste an die Straßenecken schlagen lassen (in der von Engländern und Franzosen siegreich eingenommenen Stadt!):

„An die Soldaten:

1) Jeder, der einen englischen oder französischen Häuptling fängt, erhält eine Belohnung von 5000 Dollars.
2) Jeder, der einen barbarischen Rebellenkopf abschneidet, erhält 50 Dollars.
3) Jeder, der einen barbarischen Rebellen lebendig fängt, erhält 100 Dollars.
4) Jeder, der einen Verräther fängt, wird mit 20 Dollars belohnt.
5) Jeder, dem es gelingt, ein großes Dampfkriegsschiff zu verbrennen, erhält 10,000 Dollars.
6) Jeder, der ein kleineres Dampfschiff verbrennt, erhält 2000 Dollars und wird für künftige Belohnungen empfohlen."

Dies gilt gegen die Engländer und Franzosen.

Der Friede ist in Peking unterzeichnet: ganz China steht den Engländern und Franzosen offen — mit den Proclamationen obiger Art an den Straßenecken. Das ist keine Oeffnung, sondern ein sehr kostbarer Verschluß, hinter welchem andere Völker handeln und profitiren mögen, aber nicht die „heiligen Alliirten".

Nutz und Lehre hieraus: Man soll weder einzeln, noch in Gesellschaft in die Häuser und Länder der Leute einbrechen, sondern hübsch anklopfen, ob sie etwas kaufen oder verkaufen oder dem Bettler) geben wollen.

Blätter und Blüthen.

Eine seltsame Cur. Der Zufall hatte mich während der ersten Wochen meines Aufenthaltes in Paris im Jahre 1864 meine Wohnung in einem freundlichen Hause am südlichen Ende des Boulevard Bourdon nehmen lassen. Die Aussicht ging auf den Arsenalcanal und einen Theil des Platzes Mazas, bekannt durch sein großes Zellengefängniß. Von dem Arsenalcanal gehen zwei kleine Canäle, an welchen die Wä[illegible] singend und plaudernd ihre Arbeit verrichten, bis zu der Gegend, wo die Rue de la Contreescarpe beginnt. Meine Wirthsleute waren ein sehr junges, vielleicht ein Jahr verheirathetes Ehepaar, dessen ganze Familie in einem kleinen, vier Monate alten, rosigen Knäbchen bestand, dem Abgott des Vaters, wie der jungen hübschen Mutter. Herr Bernard, so hieß der junge Ehemann, war ein kleiner Beamter (Commis) im Finanzministerium; die junge Frau, Tochter eines würdigen Gewürzkrämers aus dem Marais, hatte ihrem Gatten wohl auch einige Tausend Franken jährlicher Rente als Mitgift mitgebracht, und so lebten denn die beiden jungen Leute mit einem Einkommen von 3—4000 Franken ganz glücklich und behaglich. Denn so hübsch Madame auch war, so tugendhaft war sie auch, und ihre Ehe wurde nicht durch Auftritte gestört, wie sie bei einem großen Theil der Pariser Gesellschaft so lange an der Tagesordnung sind, bis man sich gegenseitig „arrangirt", d. h. sich die Erlaubniß gegeben hat, zu thun und zu lassen, was Jedem gefällt. Indessen — man kennt die Unbeständigkeit alles irdischen Glücks und die Versuchungen Asmodi's.

Herr Bernard gerieth eines Tages in eine Gesellschaft Jugendfreunde, die einen Club im Café Bercy hatten und Monsieur Bernard zu einer Clubsitzung einluden, bei der man sehr viel Haut-Sauterne trank und jenes entsetzlich langweilige Domino spielte, in welchem die Franzosen von heut zu Tage einen Ersatz für vielen andern verbotenen Zeitvertreib zu suchen scheinen. — So ein Junggesellen-Club ist für einen Ehemann eine sehr gefährliche Klippe, die Erinnerungen und Gewohnheiten des Garçonlebens tauchen wieder auf, der verführerische Einfluß des Kneipenlebens macht seine Macht geltend, und nur zu bald war auch für Bernard das Café Bercy seine zweite Heimath geworden, in die er sich flüchtete, sobald der Dienst in seinem Bureau zu Ende. Amelie, so hieß seine junge Frau, war über diese Umwandlung ihres Mannes, der jetzt oft drei bis vier Mal in der Woche spät Abends mit einem kleinen Rausch nach Hause kam, außer sich. —

Meine Wohnung war nur durch eine ziemlich dünne Wand von dem Schlafgemach der beiden Gatten getrennt, und so war ich Ohrenzeuge von Gardinenpredigten, die an Beredsamkeit und Energie des Ausdrucks denen Bossuets gleichkamen.

Aber — consuetudo est altera natura, sagt der Lateiner. Bei Monsieur Bernard war das abendliche Kneipenleben schon wieder zu sehr andere Natur geworden, als daß die Vorstellungen seiner jungen Frau, die jedenfalls weiter als er sah, und in diesem Anfang den Ruin ihres Glückes erblickte, ihn hätten von seiner Gewohnheit abbringen können.

Eines Abends — es war im Monat October — kam denn Herr Bernard gegen elf Uhr wieder aus dem Café Bercy mit einer sehr weinheitern Laune nach Hause zurück. Ich war noch wach und hörte, wie er mit einem lustigen Liedchen trällernd in das Zimmer seiner jungen Gattin trat.

„Guten Abend, meine Liebe," sagte er und bemühte sich vergebens, eine feste Haltung anzunehmen.

Die junge Frau antwortete nichts; offenbar kämpfte in ihrer Brust ein gewaltiger Entschluß. Endlich hatte sie sich so weit gefaßt, daß sie sprechen konnte, und indem sie ihren berauschten Mann bei der Hand ergriff und ihn zur Wiege des kleinen Gustav führte, sprach sie mit einer Entschlossenheit, welche den Zuhörer beben machte:

„Höre, Bernard, auf das, was ich Dir jetzt sage. Deine Lebensweise, die Du seit einiger Zeit führst, ruinirt uns; sie tödtet unser Glück und das unseres Kindes. Aber es ist ein langsamer, qualvoller Tod. Nun höre mich: ich will nicht diese Marter eines täglich sich wiederholenden Unglückes, ich fürchte mich vor diesem langsamen, qualvollen Tode und des-

Digitized by Google

bald schwöre ich Dir: das nächste Mal, daß Du wieder trunken nach Hause kommst, stürze ich mich mit meinem, mit unserem Kinde in den Canal."

Bei dieser Drohung erbebte ich unwillkürlich, denn ich fühlte die Energie heraus, die in dem Tone der jungen Frau lag, und wußte auch, daß Bernard, so gutmüthig er auch war, doch auch seine Schwäche hatte. Indessen mußte die Drohung auch auf ihn Eindruck gemacht haben, denn er versprach seiner Frau, sich zu ändern, und in den nächsten zwei Tagen ging auch Alles gut. Bernard kam nach Schluß des Bureau's nach Hause und das alte Glück schien wieder in dem kleinen, freundlichen Hause am Boulevard Bourbon eingezogen zu sein.

Aber der Teufel läßt seine Beute nicht so leicht fahren! Am dritten Abende begegneten Bernard bei seiner Rückkehr vom Bureau einige Clubmitglieder und am Abend desselben Tages kam der leichtsinnige Gatte mit einem stürmischen Rausche nach Hause. Es war nach zehn Uhr, und ich lag noch im offenen Fenster und blickte hinaus in die sternenhelle Octobernacht und in die große Stadt, die vor mir ausgebreitet lag. Die junge Frau sprach kein Wort beim Eintritte ihres Mannes, stillschweigend setzte sie den Leuchter, den sie in der Hand hielt, auf den Tisch, ging, noch ehe der bestürzte Ehemann ein Wort stammeln konnte, nach der Wiege und eilte, schnell, wie ein Vogel, mit ihrem Kinde zur Treppe hinunter, aus dem Hause und auf den Canal zu. Der Unglückliche stieß einen wilden Schrei aus und stürzte seiner Gattin nach. Doch diese hatte einen zu großen Vorsprung und er kam eben am Canal an, als er den plätschernden Fall des Kleinen in's Wasser hörte, während Amelie, wie von Entsetzen über ihre That ergriffen, nach dem Hause zurückfloh. Es war im October und die Nacht schon empfindlich kalt, doch Bernard stürzte, ohne sich nur einen Augenblick zu bedenken, dem Kinde nach, ergriff das arme Kleine, dessen weite Nachtkleidchen sein schnelles Untersinken verhindert, und schwamm mit ihm an's Land, wo er, bebend vor Frost und zitternd vor Freude, einen heißen Kuß auf des geliebten Kindes Mund drücken wollte — und entsetzt zurückfuhr, als er statt den rosigen Kindeslippen der borstigen Schnauze seines Hauskaters begegnete, der, in des kleinen Gustavs Kleider gewickelt, dem bestürzten Vater seinen Dank für die Rettung aus dem kalten Bade entgegenmiaute.

Ueber die weitere Entwickelung dieser zur Komödie so plötzlich verwandelten Tragödie schweige ich, da sie sich der Leser selbst denken kann; doch will ich nur so viel noch hinzufügen, daß Herr Bernard fortan wieder der solideste Ehemann wurde und Amelie die glücklichste Gattin, die sich nie wieder über ihres Mannes abendliches Ausbleiben zu beklagen brauchte. Er war curirt. W.

Diesterweg, der würdige unermüdliche Kämpfer für Volksbildung und Aufklärung, erhebt in seinem „Pädagogischen Jahrbuch" für 1859 von Neuem seine Stimme gegen jene Partei, welche die Umkehr der Wissenschaft predigt und das Licht der Sonne gern verdunkeln möchte. Unter den vielen lesens- und beherzigenswerthen Aufsätzen heben wir besonders seine Worte zur Säcularfeier von Schiller's Geburtstag hervor. Dieselben lauten im Auszuge ungefähr:

„Ob Schiller für Lehrer noch etwas Besonderes ist und werden könne, ist das noch eine Frage? Es wäre nicht nöthig, aber es ist so. Theile der Lehrer, der angehende, wie der gereifte, die Begeisterung der ganzen Nation für diesen herrlichen Mann, der, ohne arm zu werden, die Armuth von Millionen in Reichthum verwandeln kann; aber lerne er auch als Lehrer speciell von Ihm! Nicht blos, wie Alle, die Begeisterung für Alles, was groß und menschenwürdig heißt, sondern auch speciell: seine Tapferkeit im Kampfe mit den widrigsten Verhältnissen, die ihm in keiner Periode seines Lebens fehlten, unter welchen seine ökonomische Beschränktheit und seine kränkliche Leibesbeschaffenheit nicht die kleinsten waren (sein Leben war selbst eine Tragödie), seine Anstrengung zur Reife der Ausbildung und Vollendung („Perfectibilität") bis zum letzten seiner Tage — seine Leidenschaft des Schaffenstriebes, denn keine Begeisterung ist ohne Leidenschaft — seine Grundsätze und Principien für wahre, menschliche Bildung und Cultur! Von ihm, in dem sich nicht blos die veredelte deutsche Natur, sondern die edle Menschheit selbst offenbart, muß man lernen können, wie man Menschen erziehen und bilden kann und soll. Frage man sich — schmerzlich und wider Willen berührt von den Mißklängen unserer Tage — ob Er darauf ausging, seine Zeitgenossen und Nachfahren in die Enge von Kirchensatzungen einzumauern — ob von ihm der Rath herrührt, die Jugend durch Gedächtnißwerk zu belasten und niederzudrücken — ob er das Nachsprechen und Nachglauben empfahl — ob er das Uniformiren der Geister für pädagogische Aufgabe erachtete! Wie Er gelebt, so hat er gedacht und gewollt: zuoberst die Selbstständigkeit des Geistes, die Freiheit im Empfinden, Denken und Wollen, die Selbstbestimmung nach den Grundsätzen der gewonnenen und eroberten Erkenntniß und sittlichen Bestimmung — das Streben nach der Einheit mit dem ganzen menschlichen Geschlecht, nicht mit einer Partei nach der Mahnung der gepriesenen „Bekenntnißtreuen", sondern nach der Forderung der „Wahrheitstreuen" und der Treuen gegen redliche Ueberzeugung „aus Religion" — den Grundsätzen huldigend, daß das Denken wichtiger sei, als das Gedachte, daß das Verarbeiten der Stoffe die Hauptsache sei bei allem Lernen und Bilden, daß es überall auf die Erweckung der Selbstthätigkeit ankomme, daß das passive Verhalten zu überwinden, die gottgegebene, individuelle Natur des Zöglings zu respectiren und auszubilden, der Einzelne in eigenthümlicher Weise dem Ganzen anzuschließen sei. Ueberlege man von Tausenden seiner Andeutungen und Aussprüche nur die folgenden, vergleiche man sie mit dem, was heut' zu Tage als Resultat pädagogischer Weisheit den Lehrern aufzudringen versucht wird:

„Immer strebe zum Ganzen, lebe im Ganzen, schließ' an das Ganze Dich an!

„Gib dem Zögling die Richtung zur freier Entwickelung, handle stets nach dem Bedürfniß seiner Jahre und Du darfst Dich der Vollendung seiner Individualität getrösten.

„Das edelste Vorrecht der menschlichen Natur ist, sich selbst zu bestimmen und das Gute um des Guten willen zu thun. Wehe dem Bestreben, die Unterjochung des Geistes als die Aufgabe der Erziehung zu betrachten und zu empfehlen!

„Religionsunterricht soll man nicht eher ertheilen, als bis sich das Bedürfniß dazu in dem Kinde kund gibt. Jede Verfrühung rächt sich durch naturwidrige Folgen.

„Nicht durch Satzungen, sondern durch die Erweckung der Gefühle legt man den Grund zu edler Menschlichkeit.

„Das Wesen der Religion liegt nicht im Lehrgebäude, nicht im System, nicht in überkommenen Worten, sondern in der lebendigen Unmittelbarkeit des Gefühls.

„Ein Kind ist ein heiliger Gegenstand, eben so heilig, wie das Sittengesetz.

„Religions- wie politische Gesetze sind gleichmäßig verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie ihm in irgend etwas Stillstand auferlegen."

Also unser allverehrter Schiller.

„Vergleiche man damit," fährt Diesterweg fort, „was die deutsche Pädagogik bisher wollte, was aber die, welche von „überwundenen Standpunkten" reden, nicht mehr wollen."

Diese Proben dürften genügen, um auf die trefflichen Grundsätze des „Pädagogischen Jahrbuchs" aufmerksam zu machen und dasselbe allen Freunden echter Volksbildung zu empfehlen.

Avis. Das furchtbare Schicksal der mit dem Hamburger Dampfschiffe **Austria** verbrannten und untergegangenen Passagiere (von 600 wurden nur 70 gerettet) hat eine so allgemeine und große Theilnahme erregt, daß wir uns den Dank unserer Leser zu verdienen glauben, wenn wir in der nächsten Nummer eine ausführliche und authentische Schilderung dieses entsetzlichen Unglücks geben. Wir freuen uns, einen Bericht aus kundiger Feder versprechen zu dürfen, der (nach Mittheilungen eines Geretteten) sowohl über das Schiff und seine Fahrt, wie über die Katastrophe selbst genaue Mittheilungen bringen wird.

Berichtigung. Herr Hofrath Winter aus Oblau gibt eine nähere Erklärung zu dem in Nr. 38 der Gartenlaube mitgetheilten Factum („Leyer und Schwert"), daß beim Ausbruche des Befreiungskrieges eine Jungfrau Breslau's, welche das schönste blonde Haar besaß, dieses sich abschneiden ließ und verkaufte, um diesen einzigen Schmuck, den ihr Gott gegeben, auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. — Es war dies, nach seiner Angabe, ein Fräulein Nanni von Schmettau in Bergel [illegible] in Schlesien, die Tochter des im Jahre 1817 in Bergel verstorbenen Oberst von Schmettau. Dem Einsender obiger Nachricht ist um so mehr Glauben zu schenken, da er zu jener Zeit Bürgermeister in Oblau war.

Ein Buch für Alle!

In unserem Verlage erscheint in Bändchen von 12 bis 15 Bogen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsche Criminalgeschichten

von

Jod. Temme,

Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder."

Preis à Bdchn. nur 12 Ngr.

Aus der Feder eines Fach-Mannes (früherem Criminaldirector in Berlin), der wie kein anderer deutscher Schriftsteller es versteht, den schwierigen Stoff der Criminalistik zu beherrschen und in eben so klaren wie ansprechenden Bildern zur Anschauung des Laien zu bringen, verbindet dieses Werk in ausgezeichneter Weise mit dem Zwecke der Unterhaltung zugleich den der Belehrung.

Die Tendenz des Werkes gibt der Verfasser selbst in der Vorrede mit kurzen Worten an: **„Die nachfolgenden Erzählungen beruhen auf wahren Thatsachen.** Sie sind nur in eine novellistische Form gebracht. Dieses Letztere aus einem einfachen Grunde. Hätte ich sie nur actenmäßig erzählen wollen, ich hätte, namentlich in der ersten Erzählung des ersten Bändchens, fast nur Grausen und Abscheu erregen können. Dadurch unterhält man weder, noch belehrt man. Ich aber wollte Beides, vorzüglich belehren durch Unterhaltung."

Die Sammlung wird höchstens 8 bis 10 Bändchen à 12 bis 15 Bogen zu dem sehr billigen Preise von — **12 Ngr.** — umfassen. Einzelne Bände kosten den dreifachen Preis. — 3 Bändchen sind bereits erschienen.

Magazin für Literatur in Leipzig.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 44. 1858.

Die Gartenlaube.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Maiblumen.

Die weite Stadt auf nacktem Fuße
Durchwandert ſie von Haus zu Haus
Und bietet ſcheu mit blödem Gruße
Des Lenzes liebſte Kinder aus:
„Maiblumen kauft! Kauft aus Erbarmen,
„Auf Stroh der Vater ſterbend liegt,
„Die Mutter auf den welken Armen
„Ein ſchmachtend Kind in Thränen wiegt!“

Iſt das des Frühlings erſtes Grüßen,
Ein Weheſchrei der bittern Noth?
Sie feilſcht mit ſeinem Duft, dem ſüßen,
Um einen Biſſen trocken Brod;
Maiglöckchen, Perlen, die voll Liebe
Der Braut in's grüne Haar er flicht,
Wie, darum ſproßten eure Triebe,
Daß ein verhungernd Kind ſie bricht?!

Und dieſes Kind — die zarten Glieder
Verhüllen ſchlechte Lumpen kaum,
Das blaue Auge ſpiegelt wieder
Des jungen Lenzes ſchönſten Traum.
Die Locke ſchließt mit goldnem Rahmen
Ein rührend Bild der Unſchuld ein,
Und ſelber rufſt Du Deinen Namen,
Du Maienblume zart und rein.

Der Mutter Wangen, hohl und mager,
Verblichen in der dumpfen Luft,
Den Vater auf dem Sterbelager
Umwebeſt Du mit friſchem Duft,
Und wie vom Hauch des Abendwindes
Das Maienglöckchen ſanft erklingt,
So tönt's um ſie, wenn ihres Kindes
Gebet ſich auf zum Himmel ſchwingt.

Die zarte, lenzentſproßte Blüthe,
Die Gott ſo hold und rein erſchuf,
Daß treu ſein Auge Dich behüte,
Mitleid erwecke Dir Dein Ruf:
„Maiblumen kauft! Kauft aus Erbarmen,
„Auf Stroh der Vater ſterbend liegt,
„Die Mutter auf den welken Armen
„Ein ſchmachtend Kind in Thränen wiegt!“

Albert Traeger.

Ein Kirchhofsgeheimniß.

Mitgetheilt vom Verfaſſer der „neuen deutſchen Zeitbilder.“

(Schluß.)

„Es lebte aber noch ein anderer Verdacht. Jener Sohn des Unglücklichen mußte von ſeiner ſterbenden Mutter Worte vernommen haben, die ein entſetzliches Mißtrauen in ſein Herz gepflanzt hatten. Er verſchloß die Worte, er verſchloß das Mißtrauen in ſein Inneres. Aber mancher ſpäte Abend, manche ſtille und manche ſtürmiſche Nacht ſah ihn auf dem Kirchhofe einem Geheimniſſe nachſpüren, das er nicht ergründen konnte, deſſen Daſein ihm aber eine fürchterliche Gewißheit war. Indeſſen er konnte es nicht ergründen, und hätte er es auch vermocht, ſeine faſt krankhafte Liebe zu meinem Kinde hätte es ſtets in ſeinem Herzen verſchloſſen gehalten.

„So konnte ich ſicher leben, ſicher vor jeder Entdeckung. Martin Kraus war der treueſte Menſch von der Welt. An ſeinen Tod dachte ich nicht. Aber ich lebte nicht ruhig. Der Menſch hat tauſend Mittel, durch die er ſein mit Schuld beladenes Gewiſſen zu beſchwichtigen ſucht. Kein einziges kann es ihm beruhigen. Und vor Allem hatte ich nicht an meinen Tod gedacht. Er ſteht ſeit einigen Tagen an meinem Bette. Heute habe ich ihn erkannt.

„Ich kann mein Herz nicht mehr von ſeiner Schuld befreien, ich muß ſie mit mir hinübernehmen vor den ewigen Richter, denn ich glaube an ihn.

Digitized by Google

„Aber ich konnte nicht, ich kann nicht sterben, ohne nach meinen Kräften Alles gethan zu haben, was sie minder schwer machen kann. Und dann mußte ich ein neues Verbrechen verhüten. Martin Kraus ist zu dem Aeußersten fähig, um meine Ehre auch nach meinem Tode zu bewahren, er hat es mir geschworen. In dem Augenblicke, in welchem er weiß, daß Ihre Ahnung von der Existenz des Gefangenen zur Gewißheit geworden ist, zur Gewißheit werden könnte, hat der Wahnsinnige aufgehört zu leben, und Martin Kraus wird den Leichnam Ihnen spurlos entziehen. Kommen Sie ihm zuvor.

„Ich habe lange geschwankt, ob ich Sie mit dem fürchterlichen Geheimnisse bekannt machen solle. Ich mußte es, der nahende Tod forderte, fordert es von mir.

„Retten Sie den Unglücklichen, er ist zugleich ein Unschuldiger. Auch in seinem Wahnsinne spricht er sich frei. Er würde sich anklagen, verurtheilen, wenn er schuldig wäre. Erleichtern Sie ihm seine dunklen Tage. Thun Sie es mit möglichster Schonung meines armen Kindes. Sie ist so brav, und hält mich [illegible] so brav."

Der Kranke mußte hier innehalten, das liebende Vaterherz hatte an dem Rande des Grabes noch Thränen, und welche bittre Thränen für sein armes Kind!

Nach einer Pause sprach er weiter:

„Die Keller, in denen der Gefangene sich befindet, liegen unter meiner Dienstwohnung. Sie haben einen besonderen Eingang, rechts nach der Seite des hohen Speichers. Unter diesen her zieht sich einer ihrer weiten Arme; er zieht sich bis unter die Mitte des Kirchhofes. Es ist gleich vom Eingange rechts. An seinem äußersten Ende befindet sich links ein verschließbarer Raum, in diesem werden Sie den Gefangenen finden. Sie werden Gewalt anwenden, wenn Martin Kraus nicht mit Güte Sie hinführen will."

Er machte eine neue Pause. Dann sagte er noch ein paar Worte:

„Schonen Sie auch, so viel Sie können, des Schließers Martin Kraus. Sein Verbrechen war nur seine Treue für mich. Und nun, mein Herr, handeln Sie, wie Ihre Pflicht, wie aber auch Ihr Herz es Ihnen eingibt."

Er schwieg. Ich stand auf. Er reichte mir noch seine Hand, und drückte die meinige.

„Leben Sie wohl. Wir sehen uns hier nicht wieder. Nehmen Sie sich meines armen Kindes an."

Ich ging, ich ging tief erschüttert. Meine Neugierde war jetzt befriedigt, endlich, nach so langer Zeit. Aber wie konnte ich an ihre Befriedigung denken? Eine furchtbare Last drückte mich fast zu Boden.

Im Gange vor der Thür trat die Tochter des Sterbenden mir entgegen. Sie hatte auf mich gewartet, und sah mich ängstlich fragend an.

„Sie waren so lange bei ihm," sagte sie, „darf ich ihn fragen, was er mit Ihnen gesprochen hat?"

Durfte sie es?

„Fragen Sie ihn nicht," antwortete ich ihr. „Sie werden ihn ruhiger finden, und er bedarf der Ruhe."

Ich eilte fort.

Auch die Arme hatte ja eine Ahnung, nicht blos der Sohn des Gefangenen, wie der Sterbende gemeint hatte. Jenes Gespräch mit dem kränklichen jungen Menschen hatte es mir verrathen. Durfte er auch die Ahnung seines Kindes kennen?

Aber was hatte ich jetzt zu thun? Ich hatte eine schwere, traurige Aufgabe, und mußte mich ihrer Lösung unterziehen. Nicht blos das Vermächtniß des Sterbenden, meine eigene Pflicht forderte es von mir, meine amtliche, wie meine menschliche Pflicht. Von einem neuen Verbrechen hatte der Amtmann gesprochen, das verhindert werden müsse. Ich war auch nicht zweifelhaft, wie ich jener Lösung mich zu entledigen hätte. Der Amtmann hatte nicht eine sofortige Verübung des Verbrechens gefürchtet. Ich war besorgter darüber, als er. Ich mußte es sein. Er wußte nicht, daß ich noch unmittelbar vor meiner Unterredung mit ihm, unter Zuziehung des Schließers, die alte Kirche durchsucht hatte. Die Nachsuchung war zwar ohne alles Resultat geblieben, hatte mich diesem um nichts näher geführt, aber sie hatte dem finsteren, mißtrauischen, entschlossenen Manne die Energie zeigen müssen, mit der ich auf Verfolgung meines Verdachts beharrte. Wie leicht konnte ihn das zur sofortigen Ausführung seines angedrohten entsetzlichen Verbrechens veranlassen!

Ich begab mich aus der Wohnung des Amtmanns gerades Weges in die des Schließers Martin Kraus. Ich ging allein hin.

Einen Augenblick hielt ich unterwegs meinen Schritt an. Ich ging einen gefährlichen Gang. Ich wollte zu dem Schließer und dann weiter mit ihm allein gehen. Ich war ohne alle Waffen, ich trug nicht einmal einen Spazierstock bei mir. Er war, wie viele Jahre er mehr zählte, als ich, mit seinem riesigen Körperbau mir noch immer an körperlichen Kräften weit überlegen. Er konnte zu dem Gange, den ich mit ihm vorhatte, sich mit Waffen versehen. Ich ging mit ihm einen Gang, der ihn zur Verzweiflung führen konnte, führen mußte. Er war zu einem fürchterlichen Verbrechen entschlossen. Die Ehre des Amtmanns, diese von ihm mit der rücksichtslosesten Entschlossenheit vertheidigte Ehre hing daran. Nicht minder seine eigene Ehre, seine Existenz, sein Leben. Von diesem Verbrechen wollte ich ihn zurückhalten, mit Gewalt, wenn es sein müßte! Aber ich mußte allein gehen. Die Ehre des Amtmanns, die auch ich nach Möglichkeit schonen mußte, forderte es von mir, und auch meine eigne Ehre.

Der Schließer Martin Kraus wohnte in dem Gefangenhause neben dem Amthause. Er war zu Hause, in seiner Stube. Der finstere Mann war ohne Familie. Er saß in einem alten Lehnsessel, die Beine über einander geschlagen, aus einer alten Pfeife rauchend, durch den Tabaksdampf vor sich hinstarrend.

Ich war zu ihm eingetreten, ohne mich vorher anzukündigen. Er erschrak nicht, er fuhr nicht auf, als er mich plötzlich erblickte. Er sah mich nur einen Augenblick wie mit leiser Verwunderung an, dann stand er auf, legte seine Pfeife fort, und stellte sich, meine Befehle erwartend, aufrecht vor mich.

„Schließer, zündet Eure Laternen an."

„Beide, Herr Assessor?"

„Beide."

Er zündete die beiden Laternen an, die uns in der Kirche geleuchtet hatten. Ich nahm wieder die Blendlaterne.

„Ihr werdet mich in die Keller unter der Wohnung des Herrn Amtmanns führen."

„Zu Befehl, Herr Assessor."

„Und dort zu dem, der sich bis unter den Kirchhof zieht."

„Zu Befehl."

Er ging an einen alten Koffer, der in einer Ecke der Stube stand, schloß ihn auf und nahm ein paar große Schlüssel heraus. Den Koffer verschloß er wieder.

„Ich stehe dem Herrn Assessor zu Befehl."

Er war bei dem Allen vollkommen so ruhig, wie er auf dem Gange in die Kirche gewesen war. Einmal glaubte ich sogar ein leises spöttisches Lächeln in seinem harten Gesichte zu bemerken.

Wir verließen seine Wohnung. Es war zwischen zehn und elf Uhr in der Nacht. Auf dem Hofe, in den Gebäuden rings umher war Alles still. Nur in dem Wohnhause des Amtmanns waren ein paar Fenster erleuchtet. Sonst überall eine Finsterniß, so vollkommen wie die Stille.

Wir gingen durch Nacht und Stille, Niemand begegnete uns, Niemand sah uns. Wir gingen schweigend, der Schließer vor mir, ich unmittelbar hinter ihm. Wir kamen an der ganzen Länge des Klostergebäudes vorüber. Als wir sein Ende erreicht hatten, bogen wir links um die Ecke. Nach wenigen Schritten gelangten wir an eine niedrige, halb unter der Erde liegende Thür. Der Schließer schloß sie mit einem seiner Schlüssel auf. Sie öffnete sich leicht. Wir traten in einen Kellerraum.

„Soll die Thür offen bleiben?" fragte mich der Schließer.

Ich durfte ihm keine Spur einer Furcht zeigen.

„Verschließt sie."

Er verschloß sie von innen.

Ich sah mich in dem Raume um. Er schien vor mir ohne Ende zu sein. Das Licht der Laternen brach sich an kleinen, niedrigen Pfeilern und nicht hohen Gewölben. Pfeiler und Gewölbe waren dunkelgrau, beinahe schwarz, sie schienen bei dem schwachen Lichte sich in's Unendliche auszudehnen. Wir traten weiter in den ungeheuern Raum hinein. Nach wenigen Schritten waren wir an einem breiten Gange. Er wurde durch Mauern gebildet, die eben so dunkelgrau waren, wie jene Pfeiler und Gewölbe. Er lag zur rechten Seite. Martin Kraus führte mich in ihn hinein. Er zog sich ein Dutzend Schritte weit fort abschüssig in die Tiefe; dann wurde er eben, aber er bog sich immer mehr und mehr nach rechts. Wir mußten so, ganz wie mir der Amtmann gesagt hatte, unter den großen Speicher und unter diesem hinweg unter den Kirchhof kommen.

Digitized by Google

Wir erreichten das Ende des Ganges. Links von uns befand sich eine eiserne Thür. Wir waren völlig schweigend gegangen. Ich horchte eine Weile an der Thür. Ich hörte nichts. Doch etwas hörte ich. Das Klopfen meines Herzens.

Ich stand, nicht mehr vor der Auflösung des Räthsels, aber vor der Entscheidung eines entsetzlichen Schicksals, die so unendlich viel neues Elend, neuen Jammer nach sich ziehen sollte.

Daß ich mit dem riesigen, zum Aeußersten entschlossenen, vor einem Verbrechen, auch dem schwersten, nicht zurückbebenden Menschen mich allein befand, hier, tief unter der Erde, allein, ohne daß in der Welt ein dritter Mensch davon wußte, allein in einem verborgenen Winkel, dessen Existenz nur er und der vielleicht unterdeß schon verstorbene Amtmann kannte — ich dachte in diesem Augenblicke weder an alle diese Umstände, noch an die gefahrvolle Lage, in die sie mich versetzten.

Martin Kraus stand unbeweglich mit seinem unbeweglichen Gesichte neben mir.

„Schließt die Thür auf."

Er schloß sie auf.

Wir traten in einen großen Raum. Es war ein neuer, weiter Keller. Eine Menge kleiner Pfeiler trugen niedrige Gewölbe. Alles war von jenem dunkelgrauen Stein aufgemauert. Ich horchte mit angehaltenem Athem hinein. Ich hörte nichts, nicht das leiseste Geräusch. Nur eine kalte, feuchte, dumpfe Luft wehte mir entgegen.

„Schließer, folgt mir."

Wir schritten tiefer in den Raum hinein. Es blieb still um uns her, todtenstill. Aber der Raum war auch völlig leer. Die nackten grauen Pfeiler, die nackten grauen Mauern, das war Alles, was meine Augen erblickten. Ich durchschritt ihn in allen Richtungen, ich sah nichts weiter.

Ein menschliches Wesen war hier nicht; auch keine Spur, daß jemals ein Mensch hier gelebt habe. Selbst die Luft verrieth es in dem freilich ungeheuer weiten, dumpfen und feuchten Keller nicht.

Ich trat vor den Schließer Martin Kraus.

„Wo habt Ihr den Gefangenen gelassen, der bis heute sich noch hier befand?"

„Hier hat sich kein Gefangener befunden."

„Brunner hieß er."

„Ein Gefangener Brunner ist vor zwanzig Jahren und noch länger oben in den Gefängnissen gestorben."

„Mensch, der Herr Amtmann hat mir Alles entdeckt. Gebt den Gefangenen heraus."

„Wenn der Herr Amtmann Ihnen etwas gesagt hat, so hat er wohl schon in der Verwirrung des Todes geredet."

Der Mensch blieb eisern fest und ruhig. Jedes fernere Wort an ihn blieb vergeblich. Weitere Räume, in denen der Gefangene hätte verborgen sein können, gab es dort nicht mehr.

Martin Kraus hatte ihn also entweder in einen andern der Verstecke gebracht, deren die alten Klostergebäude so viele darbieten mußten, oder er hatte schon jenes entsetzliche Verbrechen begangen, das der Amtmann befürchtet hatte. In beiden Fällen konnte ich in den unterirdischen Kellerräumen, zumal in der Nacht und allein, nichts mehr machen. Und draußen?

Ich verließ mit ihm die Keller. Wir gelangten wieder an die Oberfläche der Erde, auf den Hof.

Und jetzt?

Auf dem Hofe gingen Menschen hin und her, mit Laternen, ohne Laternen.

„So eben ist der Amtmann gestorben," theilten sie uns mit, als sie uns gewahrten.

Martin Kraus athmete an meiner Seite tief auf. Dann war er auf einmal von meiner Seite verschwunden. Ich sah mich in der Dunkelheit vergebens nach ihm um. Warum hatte er mich so plötzlich verlassen? Wohin war er gegangen?

Ich konnte es mir nicht beantworten. —

Ich war den ganzen Tag in einer langweiligen und desto mehr ermüdenden Thätigkeit gewesen. Mein Gemüth war so vielfach, oft so heftig angegriffen, zuletzt noch durch diese plötzliche Todesnachricht. Ich fühlte mich ermüdet, ermattet. Ich wollte nachsinnen, was zu thun sei. Ich konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Alle meine Kopfnerven schmerzten mich. Ich fühlte nur, daß ich nicht mehr nachdenken könne, nicht mehr nachdenken dürfe.

Ich verließ den Amtshof. Ich wollte zu meinem Gasthofe zurückkehren. Mein Weg führte mich hinter der alten Klosterkirche her. Jenseit der Kirche stand ich an dem Eingange zu dem alten Kirchhofe.

Auf einmal zog es mich unwillkürlich auf den dunkeln, stillen Friedhof. Es war mir, als müsse ich zwischen den einsamen, verlassenen und verfallenen Gräbern etwas finden, die Ruhe, deren mein schmerzhaft aufgeregtes Nervensystem so sehr bedurfte; vielleicht etwas Anderes. Ich mußte hin.

Ich sollte etwas Anderes finden.

Ich trat zwischen die Gräber. Ich ging weiter zwischen ihnen, zwischen ihnen und den Sträuchern und den Dornen und Brombeeren. Immer weiter. Hinter mir schlug die Uhr auf dem Klosterthurme Mitternacht.

Als der Ton des letzten Schlages verklungen war, glaubte ich, hinten am Ende des Kirchhofes ein Geräusch zu vernehmen. Ich horchte. Ich hörte etwas sich bewegen. Ich ging darauf zu, leise, langsam. Eine furchtbare Ahnung ergriff mich.

Das Geräusch dauerte fort. Es arbeitete Jemand an und in der Erde. Er arbeitete emsig, eilig, im Dunkeln. Er unterbrach die Arbeit nicht; er hatte mich nicht gewahrt. Auf einmal stand ich bei ihm.

Der Schließer Martin Kraus füllte ein Grab, vielleicht ein altes, längst verfallenes, aber zu einer neuen Bestimmung. Er warf die letzten Steine, die letzte Erde hinauf. Rasen zur Bedeckung des Ganzen lag neben ihm.

„Martin Kraus, wen habt Ihr da begraben?"

Da war er erst meiner gewahr geworden. Er erschrak wieder nicht; aber er sah mich mit einem wilden Blicke an.

„Herr," sagte er, „Sie können das Grab öffnen lassen. Sie werden einen nackten Leichnam darin finden, den kein Mensch auf der Welt kennt. Und weiter werden Sie nichts erfahren."

Ein Schuß fiel neben mir. Der Schließer Martin Kraus sank mit zerschmettertem Gehirn auf das Grab. Er war auf Alles vorbereitet gewesen.

Welch' ein treuer Mensch! Welch' ein Beamtenthum! —

Ich ließ den Leichnam ruhen und ließ auch die dunkeln Verbrechen ruhen, die hier begangen waren. Kein Mensch war mehr da, den die irdische Strafe erreichen konnte. Das Andenken des Gemordeten war längst aus der Menschen Gedächtnisse verschwunden.

Sein Sohn hatte nur noch wenige Monate zu leben. Er starb in der That noch vor dem Winter. Er hatte geahnt, aber er hatte geschwiegen. Auch er in Treue und Liebe.

Rosa, die Tochter des Amtmanns, hat nie erfahren, was ihr Vater verbrochen hatte. Sie wurde meine glückliche Gattin. Vor wenigen Jahren ist sie gestorben.

Da erst theilte ich meinen Söhnen die Geschichte ihres Großvaters mit, zu ihrer Warnung auf den Beamtenweg, den auch sie eingeschlagen hatten.

Eine deutsche Prinzessin.*

Einer unsrer gewiegtesten und conservativsten Diplomaten streitet in vollem Ernst und mit großer Entschiedenheit schon deshalb gegen Aufhebung aller deutschen Kleinstaaten, weil dadurch leicht Mangel an ebenbürtigen Prinzessinnen eintreten und mancher Thron ohne Landesmutter bleiben könnte. Er schildert mit lebhaften Farben die Verlegenheit heirathslustiger Fürsten, die dann umsonst nach einer ihm an Rang gleichstehenden Gemahlin suchen würden. Und in der That, nach welchem Throne Europa's wir auch schauen mögen, überall erblicken wir auf ihm oder ihm nahe deutsche Fürstentöchter.

* Obwohl wir bereits in einer frühern Nummer eine Skizze über die Herzogin von Orleans mittheilten, so glauben wir doch durch unsere heutige, die mehr biographischer Natur ist, und verschiedene neue Thatsachen bringt, unsern Lesern eine willkommene Gabe zu bieten.

Die Redaction.

Digitized by Google

Gegen keine dieser Verbindungen deutscher Prinzessinnen scheint aber das Schicksal mehr Protest eingelegt zu haben, als gegen die mit den Fürsten von Frankreich. Die Vermischung deutschen und französischen Blutes gebar immer Verderben, und mit einer merkwürdigen Consequenz folgte ihr stets Unglück, Tod und Trauer. Die drei Herrscherfamilien Frankreichs verloren den Thron, sobald sie deutschen Prinzessinnen sich anvermählten: Marie Antoinette war das Grab der Bourbons, Marie Louise der Sturz Napoleon's, Helene von Mecklenburg war die Zeugin des orleanistischen Untergangs. Sollte der Himmel wirklich Zeichen des Zornes geben, wenn die menschlichen Handlungen die Natur der Geschlechter zu verfälschen drohen? Fast möchte man es glauben, wenn man der bösen Omina gedenkt, unter denen alle drei jener deutschen Herzoginnen ihre Vermählung mit dem französischen Blute feierten. Als Marie Antoinette sich mit Ludwig XVI. am 16. Mai 1770 im Alter von funfzehn Jahren vermählte, deckte das Firmament ein schwarzer, Alles verfinsternder Schleier, furchtbare Donnerschläge waren die Festmusik der Natur, leuchtende Blitze die Hochzeitsfackeln, der Regen die Thränen des Himmels. Und als die Stadt Paris einige Tage darauf ein prachtvolles Volksfest gab, kamen durch den Einsturz eines Gerüstes und durch Gedränge 1200 Menschen um. Als zur Verherrlichung der Heirath der Erzherzogin Marie Louise mit Napoleon, im Jahre 1810, der österreichische Gesandte, Fürst Karl Schwarzenberg, eine glänzende Soirée gab, bei der auch der Kaiser mit seiner neuen Gemahlin anwesend war, stand plötzlich der ganze Saal in Flammen, und Hunderte der edelsten Damen und Herren verbrannten oder wurden durch das herabstürzende Gebälk erschlagen oder schwer verletzt. Kaum daß Napoleon selbst dem furchtbaren Geschick entging. Und so wie bei jenen beiden Herrscherhäusern, so kam das Unglück auch beim dritten, das Frankreich erhielt, zu Gaste, als es den Erben des Reiches, den Herzog von Orleans, am 30. Mai 1837 mit Helene Louise Elisabeth von Mecklenburg vermählte: beim Gedränge des Volksfestes auf dem Marsfelde fanden nahe an hundert Menschen ihren Tod.

Dennoch gab es wohl Wenige, welche die Zukunft der Herzogin von Orleans und des Hauses, dem sie sich vermählte, in fatalistischem Sinne vorhersagten. Alles schien sich zu vereinigen, diese Ehe zu einer der glücklichsten, das Schicksal der deutschen Prinzessin zu einem beneidenswerthen zu machen. Die Tochter des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin und die Enkelin des braven deutschen Karl August von Sachsen-Weimar besaß in seltener Vollkommenheit alle Vorzüge und Tugenden einer deutschen Frau, um wohl dem Ideal zu entsprechen, welches die Franzosen sich gern von den Prinzessinnen des protestantischen, in Märchendunkel gehüllten Deutschlands machen.

Sie stand in der Blüthe einer dreiundzwanzigjährigen Schönheit, ihr reiches blondes Haar umwölbte wie ein goldener Kranz die Stirn, in der Bläue ihrer Augen wiegte Sanftmuth sich mit Stolz, Gefühl mit Klugheit, Edelsinn mit Festigkeit des Charakters; die Größe und Grazie ihrer Gestalt, die Anmuth ihrer Bewegungen, der einfache und bestimmte Charakter harmonirten vollkommen mit der ritterlichen Erscheinung des Herzogs von Orleans, des besten Gatten und Erben des schönsten Thrones. Wer sie damals in einfach weißem Kleide, mit dem schlichten Strohhut auf dem Kopfe, auf den Bergen Jena's und im Park von Belvedere bei Weimar botanisiren sah, wird die durch und durch hochpoetische Erscheinung nie vergessen können. Wer hätte Unglück und Ungemach voraussehen wollen, da die Wahl des populärsten französischen Prinzen auf eine so würdige Person gefallen war? Selbst die Herzogin von Orleans, deren Wiege vom Geschick zwischen die Gräber ihrer Mutter, ihres Vaters, ihres Bruders gestellt ward, und deren Sinn sich gern dem romantischen Zauber der Melancholie überließ, lächelte sorgenlos ihrer Zukunft, die ihr den Thron von Frankreich bestimmte, entgegen. Der protestantischen und ihren Glauben bewahrenden Herzogin begegnete in ganz Frankreich wohl nur eine Mißgünstige, und das war die katholische Königin Marie Amalie, eine strenge, hartherzige, das droit divin der illegitimen Familie Orleans vertretende Frau, eine Tochter Ferdinand's I. von Neapel, der erste Minister Louis Philipp's, Katholikin im Sinne der Ligue, welche in der neuen Thronfolgerin stets eine gefährliche, populäre Hugenottin erblickte.

Man weiß, welche officielle Bedeutung der Geburt von Kronprinzen beigelegt wird. Ehe diese Bedingung Seitens der jungen Kronprinzessinnen erfüllt ist, haben sie sich keines Einflusses und Ansehens im Staatsleben zu schmeicheln, und schwerer straft das Geschick die weibliche Unfruchtbarkeit nirgends, verzweifelter vernimmt kein Gatte die unaufhörlichen Geburten von Töchtern, als bei diesen Frauen auf der ersten Stufe der Throne. Ihr Unglück beginnt, wenn der Segen des Himmels ausbleibt, und dem Lande der junge Erbprinz und die bekannten 101 Kanonenschüsse fehlen. Aber umgekehrt wird auch nirgends die Stellung der Frau mehr erhöht. Mit dem Beweis, daß die Nachkommenschaft einer glücklichen Natur anvertraut ist, steigt die Autorität der Mutter, und sie wird eine politische Person von höchster Bedeutung. So konnte unter den damaligen Umständen in Frankreich die Herzogin von Orleans der königlichen Familie keinen höhern Dienst leisten, als durch die Geburt des Grafen von Paris, am 24. August 1838, und durch die des Herzogs von Chartres, im Jahre 1840. Seit diesen Ereignissen, welche der glücklichen Ehe die Weihe gaben, war die Herzogin von Orleans eine Autorität der Familie; ihr Gemahl war auf dem Gipfel seiner Wünsche, die Nation verehrte in ihr das Muster der Frau und Mutter, und das stolze Bewußtsein, die Erben Frankreichs zu Kindern zu haben, gab der Herzogin jene Festigkeit und Sicherheit, mit der sie der Königin und oft auch der Prinzessin Clementine entgegentrat.

Diese Tage des Glückes und der Zufriedenheit wurden nur zu schnell durch ein tragisches Ereigniß abgekürzt, welches das memento mori der Julidynastie sein sollte. Am 13. Juli 1842 zerschmetterte sich der Herzog von Orleans, indem er aus dem von den wildgewordenen Pferden fortgerissenen Wagen sprang, auf dem Steinpflaster der Chaussee la Revolte das Haupt. Der Stolz des Landes, der Erbe des Reiches, das Glück und der Genius der Orleans war damit vernichtet, und von nun gab es gegen das immer drohender sich aufthürmende Unwetter am französischen Horizont keinen schützenden Ableiter mehr für die sorglose Königsfamilie. Louis Philipp, der sehr materialistische Grundsätze hatte, hielt es überdies für eine Schwäche, in diesem Unglück eine Warnung des Himmels zu sehen. Er war so sehr überzeugt von seiner Nothwendigkeit für Frankreich, von der Weisheit seiner Politik und der bekannten Rolle der Vorsehung, die er spielte, daß er an einen Sturz seines Reiches nicht im Traume dachte. Die Königin ihrerseits verstand sich besser auf das Verständniß der Himmelszeichen; sie sah in diesem gräßlichen Tode ihres ältesten Sohnes nur eine Art göttlicher Strafe für die Vermählung mit einer Protestantin.

Die Herzogin ihrerseits fiel durch den jähen Tod ihres Gemahls, der das Glück ihres Lebens gewesen war, in eine Melancholie und Resignirtheit, die ihrem Charakter entsprach und der sie düstere, aber auch für sie trostreiche Reize abzugewinnen wußte. Die Standhaftigkeit, mit der sie den großen Schmerz ertrug, die Strenge und Würde, mit der sie der Wittwenschaft und der Erziehung ihrer Söhne sich hingab, verklärte sie in den Augen des Volkes, und umhüllte sie mit jenem Duft der Tugenden, der noch ihr Grab umgab. Sie lebte sehr einzogen im Pavillon Marsan, im Cultus der Trauer um den verblichenen Gatten, dessen Andenken sie pflegte, und in dem Eifer für die Erziehung ihrer Söhne, denen sie die ritterlichen Eigenschaften und die Grundsätze ihres Vaters einzuflößen suchte. Ihr Trost bestand darin, das Zimmer des Herzogs unversehrt zu erhalten, tagtäglich hineinzugehen, sich auf den Sessel zu setzen, der ihm einst gehörte, von ihm zu träumen und um ihn zu weinen. Mit erneutem Schmerze verließ sie dann diese Stätte, um zu den Abendcirkeln der königlichen Familie zu gehen.

Das Familienleben Louis Philipp's war in seiner Art merkwürdig. Der König sowohl wie die Königin spielten darin Despotenrollen und quälten die Prinzen und Prinzessinnen weidlich mit ihrer philiströsen Anschauung und der von Auerbach gut gezeichneten Lust am „Befehlerlesspielen". Aber selbst das königliche Blut gefiel sich im Oppositionmachen und suchte dem Herrn Papa und der strengen Mama Nasen zu drehen, besonders was die Politik betraf; denn außer den Eltern war die ganze königliche Familie durchaus revolutionär. Der Herzog von Orleans z. B. hatte in seinem Testamente, in dem er die Erziehung seiner Kinder vorzeichnete, ausdrücklich angeordnet, daß der Graf von Paris „ein leidenschaftlicher Diener Frankreichs und der Revolution" sein und sich „dem Triumph der neuen socialen Ideen" widmen solle, um, „wenn nicht der Apostel dieser Sache, so doch ihr Märtyrer zu werden"! Noch schlimmer spielte der Prinz von Joinville mit dem Feuer: er sang nicht allein die Marseillaise, sondern schnitt den Text davon auch in sei-

Digitized by Google

Helene, Herzogin von Orleans.

nen Tiſch. Die Kinder des Königs hatten überdies ein ſeltſames Lexikon für die Bezeichnung der Herren Miniſter und Räthe Ihrer Majeſtät; ſo nannten ſie Herrn Guizot den Schulfuchs, den Miniſterconſeil die kleinen Thiere, die Deputirtenkammer den Club, den Herzog von Nemours Than, Joinville den Hadji, den König Papa Oliban, und Andere waren mit Einfaltspinſel, Naſeweis, Schleicher u. ſ. w. gekennzeichnet. Waren ſie des Abends freilich unter den Augen der Königin, ſo verſtanden Alle kein Wort von Politik und die Prinzeſſinnen ſtickten mit erſtaunlicher Emſigkeit.

Von dieſer Hausregel war nur die Herzogin von Orleans ausgenommen, die des Abends öfters Arm in Arm mit dem Könige den Salon durchſchritt und von Politik ſprach. Ihr war von Allen ein ganz ſelbſtſtändiges Leben geſtattet und dies verfloß in einer ſo ruhigen, der Pflichterfüllung gewidmeten Weiſe, wie keins von denen der übrigen Prinzeſſinnen.

Plötzlich brach der Sturm, den die königliche Familie in ihrer Sorgloſigkeit nicht ſah und ſehen wollte, los. Ganz Paris ſtand am 22. Februar 1848 auf und das Volk machte ſeine Schlüſſe aus dem Teſtamente des Herzogs von Orleans und ſang, wie Joinville, allons enfants de la patrie! In den Tuilerien kam man zur Erkenntniß, als die Schüſſe des Volkes dicht unter den Fenſtern erdröhnten, und noch mehr, als man die Miniſter in Aengſten, die Generäle kühl, die Polizei betäubt ſah, als die Undankbarkeit halb den Rücken wandte und die Feigheit den ſonſt geſchmeichelten König ſeinem Schickſale überließ. Zwei Tage vergingen in dieſer peinlichen Situation. Am 21. Febr. Mittags drangen unbekannte Perſonen in das Schloß und der Herzog von Montpenſier, Emil Girardin und Crémieux drangen haſtig in den alten König, ſeine Abdankung zu unterſchreiben. Man wollte die Herzogin von Orleans zur Regentin für den Grafen von Paris ernennen laſſen und Emil Girardin beſonders, der ſich bereits Miniſter dünkte, drang in die Herzogin, dieſe Stellung anzunehmen. In der That zeigte ſich dieſe bereit und vergaß, im Angeſicht der Gefahr, für einen Augenblick die teſtamentariſche Verfügung ihres Gatten, welche ihr die Ablehnung einer ſolchen Stellung zur Pflicht gemacht hatte.

gitized by Google

Auch war inmitten des Tumultes kein Augenblick günstig zu einer ruhigen Ueberlegung und nach der Flucht der königlichen Familie, von der sie kaum Abschied nehmen konnte, blieb die Herzogin gewissermaßen als der Spielball des Ehrgeizes einzelner Personen allein zurück. Dupin bestürmte sie, nach der Deputirtenkammer zu gehen, und bleich, zitternd vor Aufregung verließ sie das Schloß, gefolgt von mehreren Deputirten, ihren beiden Söhnen und dem Herzoge von Nemours.

Eben hatte sich die Deputirtenkammer in Permanenz erklärt, als die Herzogin in den Saal trat, an der einen Hand den bleichen König einer Stunde, an der anderen den kleinen Herzog von Chartres. Ihre bleichen Züge rötheten sich vor Hoffnung und Freude, als sie die Rufe: „Es lebe die Regentin!“ „Es lebe der Graf von Paris!“ begrüßten. Wie schnell sollte dies schwanke Gebäude königlicher Hoffnungen beim Andrange der revolutionairen Fluthen zerschellen! Kaum schien es, als wenn die Sache der Herzogin gewonnen sei, als mitten in dem Lärme der Debatten die Thüren des Sitzungssaales eingeschlagen wurden und eine aufgeregte Masse von Blousenmännern und Nationalgardisten zwischen die Sitze der Deputirten bis zur Tribune hinfluthete. Kaum gelang es dem Herzog von Nemours und einigen Deputirten, die Herzogin mit ihren Kindern aus der gefährlichen Umzingelung zu befreien und auf eine Bank der Montagne zu führen.

Der Lärm wuchs; jedes Wort für die Regentschaft ward mit dem wilden Geschrei nach der Republik überdonnert; von der Tribune herab fielen zwei Schüsse in das große Bild, welches Louis Philipp darstellte, wie er die Charte beschwört; schon fordert man die Einsetzung einer provisorischen Regierung und die Julikrone wankt auf dem schwachen Haupte des Grafen von Paris. Da bestürmen Crémieux und Girardin die Herzogin, auf die Rednerbühne zu steigen; man schreit um Ruhe, die Herzogin selbst erhebt sich und versucht zu sprechen — umsonst, man vernimmt keins ihrer Worte und der Tumult wird drohender, denn je. Gebrochen mit allen ihren Hoffnungen und umwogt von einer wild erregten Volksmenge wankt endlich die Herzogin aus dem Saale. Im Gedränge verliert sie ihre Kinder und doch darf sie nicht eher nach ihnen fragen, als bis sie im Hotel des Präsidenten in Sicherheit ist. Erst nach angstvoll durchlebten Viertelstunden findet der Herzog von Nemours sie mit dem Grafen von Paris wieder; aber der Herzog von Chartres bleibt verschwunden. Zwei qualvolle Tage vergehen, bis auch dieser Sohn, in schlechten Kleidern, bleich und zitternd, ihr von einem Huissier zugebracht wird, kaum, wie der Graf von Paris, den Händen einer wilden Volksmenge entronnen.

Im Angesichte der Zustände am 26. Februar wäre es Thorheit gewesen, sich noch Hoffnungen auf Wiederherstellung des Thrones hinzugeben. Das Höchste war schnell verloren und noch war das Leben und die Freiheit zu retten. Am Abend des 26. Febr. beschloß man daher, Frankreich zu verlassen. Der Herzog von Nemours, bei seiner Unpopularität mehr als jeder Andere bedroht, übergab die unglückliche Fürstin mit ihren beiden, von Krankheit geschüttelten Kindern dem Herrn von Montesquieu, der sie in der Nacht noch nach Schloß Ligny, einige Meilen von Paris, und in den nächsten Tagen mit aller Vorsicht über Amiens, Lille und Brüssel nach Ems führte, wo die Herzogin zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit und der ihrer Kinder mehrere Wochen blieb, um dann das Asyl zu Eisenach zu beziehen, welches ihr der Großherzog von Sachsen-Weimar, ihr Oheim, überließ.

In dieser Einsamkeit des thüringischen Schlosses fuhr die Herzogin mit Eifer fort, die Erziehung ihrer Söhne zu leiten. Es war wohl schwer und heroisch, unter den Schlägen des Unglücks und an Hoffnungen arm das begonnene Werk zu vollenden und dem Erben der orleanischen Ansprüche seine Pflichten zu lehren. Folgte doch das Unglück noch bis in's Exil! Louis Philipp starb in seinem Schlosse in England; ein neues despotisches Kaiserreich erstand und raubte der orleanischen Familie ihre Güter und ihr Vermögen, aus Dank dafür, daß der Bürgerkönig einst in politischer Unklugheit dem Rebellen von Straßburg und Boulogne das Leben schenkte. Selten ertrug aber eine Fürstin mit mehr Ergebenheit und sittlicher Größe das Unglück, mit dem ihr Leben erfüllt war; sie war die Wohlthäterin aller Armen und wohin sie kam, setzte sie sich Denkmale in die Herzen des Volkes; sie ward geliebt, wie Wenige ihres Gleichen, verehrt von allen Parteien als eine Frau und Mutter im Schmuck seltenster Tugenden, geachtet von allen ihren Gegnern als ein edler und großherziger Charakter. Sie gab die Hoffnung auf die Zukunft nicht auf, durfte sie nicht aufgeben und blieb, trotz aller Anstrengungen ihrer Freunde, fest in dem Entschlusse, die Fusion mit den Legitimisten zu verweigern. Was konnte das Haus Orleans auch gewinnen, wenn es sich mit dem überlebten und verhaßten Reste des Bourbonenthums verschmelzen hätte? Die Bourbons haben keine Zukunft und noch heute haben sie Nichts gelernt und Nichts vergessen; aber das Haus Orleans darf sich rühmen, noch Liebe und Sympathien in und außerhalb Frankreich zu besitzen, die es dereinst auf den Thron zurückführen werden; die ganze intelligente Welt Frankreichs steht auf seiner Seite und das französische Volk ist sicherlich schon zu der Erkenntniß gekommen, daß es unter der Herrschaft der Orleans, wie viel politische Sünden sie auch begangen haben, doch am glücklichsten und freiesten gelebt hat. *

Früher, als es das Alter der Herzogin erwarten ließ, und schnell, als wollte der Tod das Opfer nicht quälen, verschied die schwergeprüfte Fürstin am 18. Mai dieses Jahres in Camborne-House in Richmond, wohin sie, wie manches Jahr, sich begeben hatte. Welchen Eindruck ihr Tod hervorrief, wissen noch Alle; so viel Schmerz und Klage, so viel Trauer und Thränen folgten sicherlich selten einer Fürstin ohne Thron und Reich, deren Weisheit und Hochsinnigkeit sich noch in dem Testamente documentirte, welches unlängst veröffentlicht wurde. Am 22. Mai wurden ihre sterblichen Ueberreste in der katholischen Capelle zu Weybridge, wo auch Louis Philipp und die Herzogin von Nemours ihre Gräber haben, beigesetzt.

Schmidt-Weißenfels.

* Man erzählt, daß bei der Discussion des Gesetzes über die allgemeine Sicherheit der Kaiser nach Durchlesung des Morny'schen Berichtes ausgerufen habe: „Man sieht sehr gut aus diesem Berichte, daß es in Frankreich Legitimisten gibt; man sieht, daß es Orleanisten gibt; man sieht sogar, daß es Republikaner gibt; aber man sieht nicht, daß es einen einzigen Bonapartisten gibt!“ Der Kaiser würde sich vielleicht treffender ausgedrückt haben, wenn er gesagt hätte: „es gibt keinen Bonapartisten mehr!“

Meine liebsten Hausheilmittel.

Frischer Talg.

(Fortsetzung.)

In jedem Lebensalter, für jeden Theil und bei den mannichfachsten Affectionen an der Oberfläche unseres Körpers ist, wie schon früher erwähnt wurde (Gartenl. 1858. Nr. 41.), der frische Talg ein linderndes und heilendes, kurz ein prächtiges Heilmittel. Nur muß man von demselben nicht schon nach einmaligem Aufstreichen Wunder sehen wollen. Denn das ist so die Mode bei Kranken mit langwierigen Uebeln (zumal der Haut), daß sie nach dem erfolglosen Gebrauche der verschiedensten Arzneimittel, Bäder, Aerzte und Charlatane vom Talge, wie überhaupt von naturgemäßen Heilstoffen und diätetischen Verfahren den Erfolg in Tagen erwarten, der von jenen in Jahren nicht erzielt werden konnte. Es scheint überhaupt, als ob mit der täglichen Zunahme der Charlatanerie, trotz der wachsenden Bildung des Volkes, die Ansprüche der Patienten an den Arzt und die Arznei immer unverständiger und unverschämter würden. Obstructioner, die sich Jahre lang durch Morison'sche und Strahl'sche Pillen gewaltsam bestuhlt haben, wollen die von jenen nichtsnutzigen Abführmitteln erzeugte Magenschleimhaut-Verdickung und krebsähnliche Verhärtung, sowie die lähmungsartige Schwäche des Darmes, überhaupt die ruinirte Verdauung, in wenig Wochen, ohne aber das nöthige Verhalten zu beobachten, durch ein Magenmittel geheilt wissen. Kaltwasser-Fanatiker, die in ihrer durch die Kälte bewirkten Nervenerregung, wie sie auch bei Angetrunkenen in Folge der Weingeistwirkung besteht, eine Weile über ihr außerordentliches Wohlsein jubelten, und nichts lieber als Kaltwasser-Proselyten machten, möchten später, aber wo möglich neben dem Fortbetreiben der Kaltwasserwirthschaft, ihre durch die Kälte überreizten und dadurch geschwächten Nerven, sowie ihr widernatürlich reizbares Gehirn in kurzer Zeit durch Arznei wieder gestärkt sehen. Kaltfieberkranke, die monatelang

bei homöopathischer Behandlung Fieberanfälle mit Geduld ertrugen, werden ungeduldig, wenn nach baldiger Hebung des Fiebers durch allopathische Cur ihre wassersüchtig gedunsenen Beine neben großer Mattigkeit und bleicher, fahler Gesichtsfarbe, bei unnatürlich geschwollener Milz, nicht in Bälde weichen. Kleinköpfe mit wenig Verstandes-Gehirn und deshalb blödsinnig, soll der Arzt zu Genies machen, verfütterte, krummbeinige, buklige Mädchen soll er zu Grazien umformen, alte runzlige, graue und kahlköpfige Schwächlinge soll er zu strammen Burschen mit schwarzen Lockenköpfen metamorphosiren; kurz, über die Anforderungen, welche an den Arzt gemacht werden, müßte derselbe sich eigentlich theils todtlachen, theils todtärgern, wenn er nicht auch gern lebte. — Sprechen wir nun von unserm Talge.

Von dem großen Heere der Hautkrankheiten, deren verschiedene Formen und Namen den jungen Mediciner fast zur Verzweiflung bringen, die für den alten Praktikus aber meistentheils aus einem scharfen Blute stammende trockene oder nässende Flechten sind, weichen die meisten dem Talge, wenigstens die mit abnormer Schweiß- und Hauttalgabsonderung, sowie die mit krankhaften, zumal verkrustenden Ausscheidungen auf rothem Boden. Versuchen wir's, eine kurze Beschreibung der Hautübel zu geben, bei denen der Laie frischen Talg mit Erfolg anwenden kann.

Zuvörderst ist die übermäßige, gewöhnlich auf verminderter Absonderung der Talg- und Schweißdrüsen beruhende und in vielen Fällen von vernachlässigter Pflege der Haut (s. Gartenl. 1854. Nr. 46) abhängige Trockenheit der Haut zu erwähnen, welche mit dem unangenehmen Gefühle von Straffheit, Spannung und Sprödigkeit der Haut, sowie nicht selten mit Kältegefühl und feiner Abschilferung der Oberhaut verbunden, auftritt, zumal nach und bei chronischen Hautkrankheiten und nach örtlichen Schweißen. Hier wende man häufig Talgeinreibungen nach öfteren Waschungen mit warmem Seifenwasser an. Damen mit zarter, durch rauhe Luft leicht trocken und rissig werdender Haut, Wäscherinnen und Mägde, die viel mit Lauge und Seife umgehen, überhaupt Personen mit trocknen, rauhen, rissigen Händen müssen ihre Hände Abends tüchtig mit Talg einreiben und dann über Nacht einbinden oder mit weichledernen Handschuhen überziehen. Ebenso verlangt auch die Hauttrockenheit im Gesichte und auf dem Kopfe, wie überhaupt an allen übrigen Stellen des Körpers tüchtige Talgeinreibungen.

Bei übermäßiger Schweißabsonderung, sowohl bei allgemeiner, wie bei örtlicher, nützen ebenfalls Talgeinreibungen. Die erstere wird diesen Einreibungen natürlich nicht weichen können, wenn sie von innern, zumal fieberhaften Leiden veranlaßt wird. Oertliche, oft übelriechende Schweiße, wie der Füße und Achselhöhlen, die nicht selten auch Entzündung, Wundwerden der Haut und nach Eintrocknen des Schweißes Hart-, Sprödeund Rissigwerden derselben nach sich ziehen, werden durch häufige Talgeinreibungen, aber freilich neben gehörigem Reinhalten der schwitzenden Theile, bedeutend gelindert. Zur Mäßigung des üblen Geruches leistet das Auflegen von Leinwand, die mit Thon, oder mit Talg und Thon (zu gleichen Theilen) bestrichen oder mit einer mäßig sauren Weinsäurelösung (etwa 1 Theil Säure auf 10 Theile Wasser) getränkt und dann getrocknet ist, ausgezeichnete Dienste. — Der bisweilen in Begleitung heftiger, säuerlich riechender Schweiße erscheinende Schweiß-Friesel (Krystallfriesel: kleine halbkugelige, einem halben Stecknadelkopf oder Hirsekorn ähnliche, mit durchsichtiger Flüssigkeit gefüllte Bläschen), wenn er auf gerötheter Haut steht und Jucken oder Brennen erzeugt, ist ebenfalls mit Talgeinreibungen zu behandeln.

Wo und wie immer die Haut sich widernatürlich röthet (rosenartig entzündet), in größerer oder geringerer Ausdehnung, aus innern oder äußern Ursachen, da ist frischer Talg als milde Decke heilsam, denn er lindert den Schmerz und die Hitze und verhindert das Wund- und Geschwürigwerden an der entzündeten Stelle. Aeußere directe Einflüsse, welche rosenartige Hautentzündung veranlassen können, sind: Reibungen benachbarter Hautstellen aneinander (besonders bei beleibten Personen, namentlich im Sommer), anhaltendes Liegen, Reiten und Gehen (Wolf, Aufliegen), Abfluß reizender Flüssigkeit aus den natürlichen Oeffnungen des Körpers, Einwirkung stärkerer Hitze- und Kältegrade, Insectenstiche. — Selbst bei ausgebreiteteren und fieberhaften Hautrosen, sogar beim Scharlach, ist das Auflegen und Aufstreichen kühlen frischen Talges auf die gerötheten heiße Haut ein angenehmes Linderungsmittel.

Wenn sich bei fieberlosem Zustande auf gerötheter (entzündeter) Haut harte Knötchen (Papeln) oder mit heller Flüssigkeit gefüllte Bläschen und eiterhaltige Pusteln entwickeln, wenn diese Hauterhebungen, welche nicht selten zerplatzen, nebst ihrem Inhalte eintrocknen und Schuppen, Grinde (Schorfe) oder Borken bilden, wenn sich unter den Schuppen und Grinden Feuchtigkeit, Eiter oder Jauche, sammelt, dann ist das öftere Bestreichen dieser kranken Hautstellen mit frischem Talge, nachdem sie von den aufsitzenden Schuppen und Grinden vorsichtig befreit und mit lauem Wasser abgetupft sind, heilsamer als alle andern örtlichen Behandlungsweisen. Nochmals sei es aber gesagt: stets müssen die sich bildenden Schuppen und Schorfe sanft abgehoben werden, bevor man den Talg aufstreicht. — Hierher gehören nun vorzugsweise die sogen. flechtenartigen Ausschlagsformen, welche ihren Namen „Flechten" von der äußern Aehnlichkeit mit manchen Baum- und Steinflechten haben und nach der Beschaffenheit ihres Krankheitsproductes in trockene und nässende (Salzflüsse) geschieden, nach der Verwandlung des (in Knötchen-, Bläschen-, Eiterblasen- oder Knotenform) Abgeschiedenen aber als Kleien-, Schuppen-, Borken- und fressende Flechten bezeichnet werden. Alle diese Ausschläge haben mit einander gemein, daß sie größere, schleichend entzündete, rothe oder braunröthliche, mit Ausschwitzungsproducten, besonders Schuppen oder Borken, bedeckte Hautflecke bilden, die sich an den Rändern allmählich weiter ausbreiten und so gleichsam über die Haut fortkriechen. Die behaarte Haut des Kopfes, sowie das Gesicht wird häufig, zumal bei Kindern (s. Gartenl. 1858. Nr. 41.), der Sitz solcher Ausschläge.

Das Hautjucken, welches äußerst peinigend sein kann, sich entweder nur auf einzelne Stellen (besonders gern auf die Umgebung der natürlichen Oeffnungen des Körpers) beschränkt oder über die ganze Hautoberfläche ausdehnt und bald mit Ausschlägen (Juckknötchen, Flechten), bald ohne solche einhergeht, wird durch den frischen Talg fast stets gemildert und gehoben. Natürlich müßte, wenn das Jucken von Ungeziefer und überhaupt von Unreinlichkeit veranlaßt wurde, zunächst Entfernung und Tödtung des Ungeziefers (durch Quecksilbersalbe, grüne Seife, Anis- und Terpentinöl, Haarabschneiden), sowie Reinigung der Haut durch fleißig wiederholte Waschungen und Bäder (mit Abreibung mit grüner Seife), Dampfbäder mit tüchtigem Einseifen und Abreiben der Haut und reine Bekleidung stattfinden.

Bei den im Gesichte, besonders Erwachsener, vorkommenden Blüthen (Liebesblüthchen, Finnen, Hautsinnen, Mitesser, Talg- oder Schmeerknötchen) ist die Anwendung des frischen Talges ebenfalls von Nutzen. Man streiche denselben Abends ziemlich fett auf und wische dann denselben des Morgens mit weicher Leinwand von der Haut ab. Ueberhaupt streiche man des Tages die Gesichtshaut öfters mit einem weichen Leinwandläppchen ab und reinige sie nur durch Abtupfen mit lauem weichem (Regen- oder Fluß-) Wasser, nicht aber durch Abreibungen mit Seife und heißem oder kaltem Wasser.

Bei Verbrennungen der Haut, mögen diese nun oberflächlich sein und nur Entzündung (rothe, heiße, schmerzende Stellen) erzeugt oder tiefer greifend Blasen, Schorfe und wunde Stellen hervorgerufen haben, bei ihnen ist das Auflegen von feinen Leinwandläppchen, die fett mit kühlem frischem Talge bestrichen sind, mehr werth als der Gebrauch von Brandsalben. Vorher kann aber der Schmerz und die Hitze durch Kälte (kaltes Wasser, Schnee, Eis) gemindert werden. — Das Aufspringen erfrorner Glieder kann auch durch den Talg geheilt und verhütet werden, nur muß man denselben recht fleißig und zeitig genug einreiben; am besten ist es, wenn der erfrorene Theil eine Zeit lang durch eine Talgdecke von der Luft und Kälte abgeschlossen wird.

Oberflächliche Eiterungen und Verschwärungen der Haut heilen, bei gehöriger Reinigung durch öfteres Abspülen mit lauem Wasser, sehr gut unter betalgten Leinwandläppchen. Nur müssen auch hier, wie bei den Hautausschlägen mit Schuppen und Grinden, die Schorfe rings um und auf den wunden Stellen fleißig und vorsichtig entfernt werden.

Manche glänzende Cur habe ich nur mit Hülfe des frischen Talges gemacht, aber Anerkennung werden trotzdem diese Curen beim Geheilten ebensowenig finden, wie bei den Lesern der Werth des Talges überhaupt, denn „Talg ist doch ein zu ordinäres Mittel". Nun, da versetze man ihn mit etwas homöopathischem Hokuspokus oder hole sich denselben aus der Apotheke als Löwen-, Bären-, Dachs-, Hunde- oder vielleicht auch Eselsfett. Bod.

Digitized by Google

Eine Bergfahrt durch die Luft.

Von G. R.

Wenn ich Jemandem erzähle, daß ich in zwei Stunden einen Berg erstiegen habe, der eine Meereshöhe von 8660 Fuß hat, so erwidert er mir entweder: „Das ist nicht wahr!“ oder, wenn er viel gesellschaftlichen Takt hat, hört er mit zuweilen etwas lächelnder Miene meine Erzählung ruhig an, zuckt schließlich unmerklich die Achseln und denkt: „Das ist eine Geschichte, wie sie Münchhausen zum Besten gibt. Der setzte sich auf eine Kanonenkugel und ließ sich auf derselben in die Luft schleudern.“

Und dennoch ist die Erzählung vollständig in der Wahrheit begründet. Es gibt in den Alpen einen Berg, der 8660 Fuß in die Luft hinaufragt und den man, ohne Zauberkünste und ohne in einem Luftballon hinaufzusteigen, in der Zeit von zwei Stunden besteigen kann. Der Gipfel des Berges bietet eine prachtvolle Gebirgsrundsicht, welche der Aussicht vom Faulhorn in die schweizer Alpen wenig nachgibt, und nebenbei kann man bei seiner Ersteigung noch eine Menge Wunderdinge sehen. Und dennoch ist es, wenn man auch nur zwei Stunden Zeit braucht, nicht so leicht, diesen Wunderberg zu ersteigen! An Schwindel darf man nicht leiden, an Athem- und Brustbeschwerden auch nicht, vor Geistern und Kobolden darf man sich nicht fürchten, man muß überhaupt ein muthiges Herz haben und einen schwindelfreien Kopf. Eine einzige Eigenschaft, welche bei jeder andern Bergbesteigung ein unbedingtes Requisit ist, ist indeß nicht nöthig. Man braucht gerade kein guter Fußgänger zu sein. In der Mitte des Sommers, wenn es warm ist und nicht geregnet hat, so daß der Regen auf dem Gipfel des Berges sich nicht in Schnee verwandelt, wenn der Berg nicht, wie man in den Alpen sagt, angeschneit ist, kann man bei dieser sonderbaren Bergbesteigung sogar gute Toilette machen und Lackstiefeln anziehen. Man kommt ganz sauber und ohne daß die Kleider derangirt und die Stiefeln zerrissen sind, wieder am Fuße des Berges bei seinem Wagen an.

„Was ist das nur für ein Berg?“ höre ich meine Leser fragen. „Wo liegt er und wie kommt man hinauf?“

Der Berg erhebt sich auf dem zweiten Thalboden eines Querthales der Alpen, welches der Wunderdinge überhaupt viel und einen besonderen Reichthum an großartigen Landschaftsbildern hat, wie wohl wenig andere Querthäler in den Alpen. Es ist das Gasteinerthal, mit seinem eigentlichen Namen: „die Gastein“ genannt. Den Hintergrund seines zweiten Thalbeckens, des Thalbeckens von Böckstein, welches bereits 3456 Fuß über dem Meere liegt, bildet der Rathhausberg, ein Berg, der durch seinen früheren Goldreichthum, durch seine Mineralien und durch seine Pflanzen in der Tauernkette berühmt geworden ist. Er bildet einen mächtigen, umfangreichen Gebirgsstock, der im Osten das Anlaufthal, im Westen die hochgelegene Mulde des Naßfeldes umgibt, sein Fuß ruht bei Böckstein und mit vier Kuppen ragt er in die blaue Luft hinauf. Die höchste Kuppe ist der Kreuzkogl, der eine Meereshöhe von 8660 Fuß hat. Schon in den ältesten Zeiten war der Berg Sitz des Goldbergbaues. Taurisker, Noriker und Römer durchwühlten bereits seine Eingeweide nach Gold, und während alle Gruben der umliegenden und angrenzenden Thäler nach und nach eingingen, hat er noch allein bis heute seinen Ruf bewahrt, denn noch heute wird in seinen silber- und goldführenden Gneis- und Quarzgängen nach Gold und Silber gegraben. Stollen und Gruben durchziehen ihn nach allen Richtungen, so daß die ganze Gipfelmasse des Berges so untergraben ist, daß sie gleichsam nur auf Pfeilern ruht; Zechenhäuser, Bergstuben, Bergschmieden, Erzkammern und Pochwerke, in denen über vierhundert Knappen beschäftigt sind, sind neben den Hauptgruben auf halber Höhe des Berges angelegt, bis dann und wann die Gipfel eine Lawine hinabsenden, welche Bergstuben, Pochwerke und Menschen in den Abgrund fegt.

Drei Wege führen auf diesen Berg, ein breiter, langsam ansteigender und durch seine Steine und sein Geröll recht unbequemer Saumweg, ein kürzerer, schmaler und sich an den Abgründen steil emporwindender Fußsteig, der sogenannte Knappensteig, und ein dritter, wunderbarer und, wenn man will, auch gefährlicher Weg; er führt durch die Luft. Die beiden ersten Wege erfordern zwei bis drei Stunden, der letztere zwanzig Minuten. Es ist der Weg, auf dem man mehr wie die Hälfte des Berges, eine Meereshöhe von 5973 Fuß also, in nur etwas mehr als einer Viertelstunde ersteigt.

Neben den Grubengebäuden steht oben auf dem Rathhausberge eine Aufzugsmaschine. Sie besteht aus einem mächtigen, oberschlächtigen Kehrrade, welches einen Durchmesser von 50 Fuß hat, einem liegenden Korbe und einer 800 Klafter langen Tonnenfahrt. Das große Rad wird durch Wasser getrieben, welches von oben hinaufgeleitet wird, und hebt vermittelst eines 800 Klafter langen Seiles einen kleinen, niedrigen Wagen 2161 Fuß hoch auf den Berg hinauf. Die Tonnenfahrt besteht aus zwei Holzbahnen, welche gerade so breit sind, daß die Wagenräder mit ihren Radfelgen auf ihnen Platz haben, und theils auf Holzpfeiler gestützt, theils an den Felsen und Abhängen hinansteigend, von der Höhe der Aufzugsmaschine bis zum Sturzplatze reichen. Die Bodenfläche des Wagens ist 6 Fuß lang und 4 Fuß breit. Er hat vier kleine, rollenähnliche, mit Eisen beschlagene Räder, vier senkrechte Leitwalzen und an seinen vier Enden vier Stricke, zwischen denen die Last gepackt wird; abwärts ist zu größerer Sicherheit noch ein Bret vorgelegt, damit, wenn der Wagen hinaufgezogen wird, die Last nicht herunterrutscht. Der Strick, welcher den Wagen auf der hölzernen Bahn in die Höhe zieht, wird eigens zu diesem Behufe angefertigt. Er ist ganz aus Hanf gedreht, aus acht Stücken zusammengesetzt, $1\frac{1}{2}$ Zoll dick und dreißig Centner schwer. Seine Stärke wird jedes Mal, bevor er angewendet wird, durch eine Last von achtzig Centner geprüft; dennoch ist er seit den letzten zwanzig Jahren mehrere Male gerissen. Der zu schnelle Umschwung des großen Wasserrades kann durch einen Bremsenbaum und durch eine Wasserbremse gehemmt werden. Dies ist die Zusammensetzung einer Maschine, welche vom Auf- und Abladeplatze, dem sogenannten Sturzplatze, die Erze und andere Lasten auf den Berg und wieder herunterhebt und mit deren Hülfe man in wenigen Minuten einen mühsamen Weg von mehreren Stunden, liegend oder sitzend, zurücklegen kann. Gefährlich ist diese Reise nur in dreierlei Beziehung. Der Strick kann reißen. Sieht man freilich diesen nur wenige Daumen dicken, aber eisenfesten Strick an, so sollte man dies für unmöglich halten. Aber der Fall ist vorgekommen und die Möglichkeit, daß der Strick reißt, kostet unbedingt das Leben. Die Bahn, welche der Wagen zu durchlaufen hat, ist so steil, daß, wenn er sich von dem Stricke losgelöst hat, ein Aufhalten desselben unmöglich ist. Er würde von der Bahn in Sprüngen und Schwingungen in den Abgrund geschleudert und an dem Felsen mit demjenigen, der auf ihm fährt, in tausend Stücke zerschmettert werden.

Eine zweite Möglichkeit ist die, daß der Bergknappe, welcher mit dem Bremsenbaum das große Rad der Aufzugsmaschine zu reguliren hat, damit es in einen nicht zu schnellen Umschwung geräth, nicht aufpaßt. Er wird freilich beim Antritt seiner Stelle vereidigt; er muß schwören, alle nöthige Aufmerksamkeit auf seinen Posten zu verwenden; indeß — eine Vernachlässigung seinerseits, eine Indolenz kostet wahrscheinlich auch das Leben; denn wenn der Wagen in ein windschnelles Rollen geriethe, würde der Strick durch den plötzlichen Ruck wahrscheinlich auch zerreißen. Diese beiden Gefahren sind indeß sehr in die Ferne gerückt, es sind Zufälligkeiten, die äußerst selten passiren, und auf die man nicht rechnen kann. Nur eine dritte Gefahr ist unvermeidlich, und Jeder muß sie aushalten, der auf diese merkwürdige Weise den Rathhausberg ersteigt; sie besteht darin, Schwindel zu bekommen, und von dem Wagen in den Abgrund zu stürzen. Die senkrechte Höhe des Aufzugs mißt nämlich 2161 Fuß, und die Holzbahn, welche in dieser Höhe an den Wänden und Felsen über Abgründe und Thäler hinanführt, läuft oft so steil an den Wänden hinan, daß derjenige, der sich unten auf dem Sturzplatz der Länge nach in den Wagen legt, auf der Fahrt mehrmals ganz gerade auf die Füße zu stehen kommt. Er muß sich dann mit den Füßen auf das untere an dem Wagen befindliche Bret stützen, um nicht hinabzugleiten. Ein ganz schwindelfreier Kopf ist also zu dieser Luftfahrt ein absolut nothwendiges und das Hauptrequisit. Die dritte Gefahr ist also nicht zu vermeiden, und wenn man ihr nicht tapfer entgegentritt, so kostet sie wahrscheinlich auch das Leben.

Mit diesen Gedanken im Kopf, ging ich an einem heitern, sonnigen Augustmorgen zum Sturzplatz. Der Sturzplatz ist von

Digitized by Google

Wildbad Gastein ein und eine halbe Stunde entfernt; ich hatte also Zeit genug, mir die Fahrt ordentlich zu überlegen. Mein Weg führte durch ein sonniges, stilles Hochalpenthal. Das Donnern und Toben der Wasserfälle war verschwunden, eine Sonntagsruhe lag über den grünen Matten ausgebreitet, zwischen denen die silberhelle Ache langsam dahinglitt. Nur der Rathhausberg, der im Hintergrunde aufstieg, blickte mich mit seinen schneegefleckten Kuppen recht ernst an. Links über dem Anlaufthal blickte der Schneegipfel des Ankogl über die braunen Gneis- und Granitwände hervor, und über die Schultern des Rathhausberges schaute das eisige Haupt des Scharecks in das Thal hinein. Bald sah ich das Pech- und Almalgamirwerk und die kleine weiße Kirche mit der runden Kuppel vor mir; der Verwalter schrieb mir auf ein Blatt Papier die Worte: „Vorzeiger dieser benutzt die Maschine," und nach einer halben Stunde stand ich auf dem Sturzplatz.

Der Wagen war gerade oben auf dem Berge. Er wurde mit Erzstufen beladen, welche zum Ausschmelzen hinabgeschafft werden sollten, und einige Arbeiter standen mit einem Wagen unten, um die Stufen aufzuladen. Ein neues Ende Tau, ein Stück desselben Taues, womit der Wagen hinaufgezogen wird, lag auf der Erde. Ich betrachtete mir das Seil, es war freilich dünn, aber so fest und aus so starkem Hanf gedreht, daß es mir fast wie von Eisen vorkam. Meine Besorgniß, daß es reißen könne, verschwand nach und nach ganz. Die Holzbahn zog sich in einer geraden Linie zu dem Gipfel des Berges empor. Ich konnte sie von Anfang bis zu Ende mit den Augen verfolgen; sie schien mir, im Profil betrachtet, beinahe in senkrechter Linie in die Höhe zu steigen. Ich kann nicht leugnen, die Sache sah äußerst gefährlich aus, und der Gedanke, in einigen Minuten, auf einem Bret stehend, auf dieser abschüssigen Bahn einige tausend Fuß in die Höhe gezogen zu werden, machte mich ängstlich. Jetzt ging ich einige Schritte zur Seite, und sah mir die Holzbahn nochmals an. Ich bemerkte, was ich im Profil nicht gesehen hatte, daß die Richtung der Balken keine ganz senkrechte war, sondern daß sie in verschiedenen Neigungswinkeln hinanstiegen, oft einen großen, oft einen geringen Neigungswinkel mit den Felswänden beschreibend. In der Höhe konnte ich freilich die Stärke der Neigungswinkel nicht messen; jedenfalls beruhigte mich meine Bemerkung nur noch mehr. Durch den Ruf eines der Arbeiter, denen ich gesagt hatte, daß ich mich hinaufziehen lassen wollte: „der Wagen kommt!" wurde ich in meinen weiteren Betrachtungen gestört, und ich eilte schleunigst, um die Ankunft des Wagens zu beobachten, zum Sturzplatze zurück.

Ich sah in die Höhe und zog die Uhr.

Ein kleiner, dunkler Punkt erschien oben am Gipfel des Berges auf der Bahn. Er sah aus, wie ein Stein, der hinabrollt. Der Punkt rückte mit einer enormen Geschwindigkeit auf seiner Bahn vorwärts. Ich sah ihn plötzlich größer und plötzlich kleiner, je nachdem die Bahntrace eine größere oder geringere Neigung machte. Er rückte immer schneller vorwärts. Endlich erkannte ich einen kleinen, mit Erzstufen beladenen Wagen, die mit Eisen beschlagenen kleinen Räder blitzten, wie zwei funkelnde Streifen, in der Sonne. Immer rückte der Wagen näher, immer schien seine Geschwindigkeit, je näher er heranrollte, zuzunehmen, dann sah ich ihn mit der Schnelligkeit eines Wurfgeschosses durch die Luft fliegen, nun hörte ich das Geräusch der Räder auf den Bahnen, noch einige Secunden, und der Wagen schoß an mir vorüber, erst eine weite Strecke hinter dem Sturzplatze anhaltend.

Der Wagen hatte die 2000 Fuß in zehn Minuten zurückgelegt.

Ich kann nicht leugnen, es war mir eigenthümlich zu Muthe. Es war nicht das Gefühl der Furcht, was mich erfaßte, aber es erfaßte mich ein Schwindel, wenn ich daran dachte, daß ich mit derselben fabelhaften Geschwindigkeit in die Luft gehoben und aus der Waldregion eines tiefen Thales mit unsichtbarer Hand so auf einmal in die Alpenregion versetzt werden sollte.

„Nun, Herr, der Wagen muß bald wieder hinauf," unterbrach die Stimme eines Arbeiters, der die Erzstufen abgeladen hatte, meine Betrachtungen.

Ich sah den Wagen an, den der Mann eben von Schmutz und Staub reinigte. Es war ein Bret, welches auf einer Achse und zwei kleinen, dicken Rädern ruhte. Abwärts war ein ungefähr einen halben Fuß breites Bret vorgelegt, an den vier Ecken dieses sogenannten Wagens waren vier kurze, dicke Stricke befestigt.

Ich entschloß mich kurz und legte mich mit dem Rücken auf das Bret, die Füße gegen das untere Bret stemmend. Sodann ersuchte ich die Arbeiter, die beiden Ketten, welche die Erzstufen auf dem Wagen festgehalten hatten, mir über der Brust und über den Füßen zu befestigen. Ich prüfte mit der Hand, ob die Ketten eingehakt waren. Alles war in Ordnung. Der Strick fing an, straff angezogen zu werden. Das große Wasserrad oben am Berge war also in Thätigkeit. Die Fahrt begann. Der Wagen rollte aufwärts.

Die erste Steigung der Bahntrace war eine allmähliche, und die Geschwindigkeit, mit welcher der Wagen in die Höhe gezogen wurde, war anfänglich keine sehr große. Ich lachte über meine eigene Aengstlichkeit. Nach und nach gerieth das große Wasserrad oben indeß mehr in Schwung, die Geschwindigkeit vergrößerte sich und die Steigung der Bahntrace nahm zu. Dann und wann war meine Stellung noch eine horizontale, aber je höher ich mich über das Thal erhob, desto öfter richtete der Wagen sich in die Höhe und desto öfter kam ich in eine mehr gerade Richtung zu stehen. Die Arbeiter auf dem Aufladeplatze, der Wagen, die Pferde dort unten erschienen mir in immer mehr verkleinertem Maßstabe. Gerade vor mir erhob sich die Wand des Hirschkahrs. Als ich unten auf dem Sturzplatze stand, schien sie mir nicht höher zu sein, als die Thalwand, an der ich hinaufgezogen werden sollte. Jetzt hatte ich die ganz umgekehrte Erscheinung. Je höher ich stieg, desto höher schien mir die Wand zu wachsen. Es mußte eine Täuschung meiner Sinne sein, ich konnte mir die Täuschung nicht erklären, aber die Wand erschien mir riesengroß. Der untere Theil der Wand ist mit Waldung, mit dunkeln Tannen und Fichten bedeckt; wo die Waldung aufhört folgen die grünen Alpen und Matten mit ihren braunen Sennhütten; über ihnen erheben sich die nackten Gneisfelsen und die Felsenhörner der Wand sind bereits schneegefleckt. Ueber die Waldregion war ich bereits hinaus, die Matten und Sennhütten lagen gerade vor mir, aber statt kleiner zu werden, schien mir die Wand immer noch in die Höhe zu steigen.

Ich blickte wieder nach unten. Pferde, Wagen und Arbeiter auf dem Aufladeplatze erschienen mir wie schwarze Punkte. Ein Sonnenfunke blitzte in der Ferne auf der kupfernen, runden Kuppel der Böckstteiner Kirche. Ich mußte bereits an die tausend Fuß gestiegen sein, wenn ich mich nicht in der Entfernung täuschte. Ich hielt mich nur mit der einen Hand, zog mit der andern die Uhr und hielt sie mir vor die Augen; denn ich lag wieder horizontal auf dem Rücken. Die Fahrt hatte erst acht Minuten gedauert, ich konnte mich also noch nicht tausend Fuß erhoben haben. Ich steckte die Uhr wieder ein und ergriff die für einen Augenblick losgelassene Leitwalze. Ich hörte nichts, als das Rollen der Räder auf den Bahntracen und das Rauschen des Windes in den Bäumen, welche auf den Felsgipfeln standen, an denen ich vorüberfauste.

Plötzlich erhob sich der Wagen ganz vertical. Ich lag nicht mehr auf dem Rücken, sondern ich stand ganz gerade auf den Füßen. Mein einziger Stützpunkt war das Wagenbret, auf welches ich die Füße stemmte. Es war die erste steile Wand, die ich zu passiren hatte, die Bockmahdwand. Unwillkürlich schaute ich hinab. Die Pyramide des Cheops, das höchste Bauwerk der Erde, ist, wenn ich nicht irre, 431 Fuß hoch. Es waren wenigstens wieder fünf Minuten verflossen, seitdem ich nach der Uhr gesehen hatte; ich mußte jetzt drei Mal so hoch über dem Boden stehen, wie die Spitze der höchsten Pyramide. Gerade unter mir blickte ich in eine entsetzliche Tiefe. Den Boden, das Ende der Tiefe sah ich nicht, der Blaudust des Schattens verbarg es mir. Von dieser Tiefe trennte mich nur ein schmales, dünnes Bret, auf dem meine ganze Last ruhte. Wenn das Bret bräche —!

Ein Schwindel ergriff mich. Die Sennhütten drüben auf der Hirschkahrwand bewegten sich, sie schwankten hin und her. Ich konnte sie nicht mehr ansehen und blickte nochmals abwärts. Noch immer stand ich ganz gerade und der Wagen schien mir pfeilschnell aufwärts zu fliegen. Krampfhaft umfaßte ich die Leitwalzen und hob die Füße unwillkürlich etwas über das Bret empor, um dasselbe so wenig, wie möglich, zu belasten. Noch ein Blick in die Tiefe. Der Schwindel nahm zu. Ich verlor die Besinnung. Die beiden Ketten, mit denen ich um die Brust und an den Füßen befestigt war, hielten mich fest. Ich schloß die Augen.

Dann fühlte ich, wie der Wagen langsamer rollte. Die steile Wand war überstanden; ich lag wieder in meinem Wagen auf dem Rücken. Ich schlug die Augen auf und schaute in die azurblaue Luft. Der Blick stärkte mich. Nach und nach schwand der Schwindel.

Ich erinnerte mich, daß ich ja mit den beiden eisernen Ketten fest auf dem Wagen befestigt war, daß ich also selbst in dem Falle, wenn ich das Bewußtsein verlöre, gar nicht fallen könnte. Der Gedanke beruhigte mich einigermaßen und mit mehr Ruhe sah ich der zweiten, ebenso steilen Stelle an der Längenwand entgegen.

Wieder blickte ich abwärts. Das ganze Thal lag in tiefem Schatten. Ich unterschied gar nichts. Die gegenüberliegende Wand war in ihrer oberen Hälfte von der Sonne, welche gerade über dem Rathhausberge emporstieg, hell beleuchtet. Auch die Matten- und Sennhüttenregion lag bereits unter mir. Ich befand mich in der baumlosen Region; einzelne verkümmerte Tannen und sibirische Cedern rankten sich drüben noch an den nackten Gneisfelsen empor. Ich mußte bereits fünftausend Fuß über der Meeresfläche sein. Aber immer schienen mir die Felshörner der Hirschlahrwand noch an Höhe zuzunehmen. Plötzlich fühlte ich einen Ruck. Der Wagen stand wieder ganz gerade; ich war also an der Längenwand, an der zweiten steilen Stelle. Vorsichtigerweise schloß ich die Augen; ich fühlte nur, daß ich mit großer Schnelligkeit meinen Flug aufwärts fortsetzte. Diesmal ergriff der Schwindel mich nicht. Nach einigen Secunden schlug ich die Augen auf; noch stand ich steil an der Wand und sah auf die mir gegenüberliegenden, schneegefleckten Felshörner. Sie lagen mit mir in einer Linie. Ich mußte die Höhe der Hirschlahrwand erreicht haben. Noch einige Momente und ich war über derselben; aber plötzlich sank die Wand, die früher immer so riesengroß und so gespensterhaft gewachsen war, mit den Felshörnern, mit den Matten und den Sennhütten zugleich in den Abgrund.

Zum zweiten Male ergriff mich der Schwindel. Ich sah nichts mehr und schloß wiederum die Augen. Der Wagen senkte sich mehrmals. Neben mir hörte ich das Brausen eines Wasserfalles, ich hörte das Geschrei eines Geiers, welcher mir an den Ohren vorüberflog; dann schlug ein regelmäßiges, tempoartiges Geräusch an mein Ohr. Das konnte nichts Anderes sein, als das Geräusch des großen Wasserrades, welches meinen Wagen durch die Luft führte. Ich öffnete die Augen und blickte in die Höhe. Ich lag auf dem Rücken und sah ein fortwährendes Blinken in der Luft. Es waren die von dem Rade umhergeschleuderten Wasser. Ich war also oben. Noch wenige Secunden, dann erblickte ich das große Rad gerade über mir. Noch einen Moment, und mein Wagen rollte aufwärts in das Maschinenhaus. Die Fahrt hatte zwanzig Minuten gedauert.

Ein Bergknappe löste die Ketten, welche mich an das Wagenbret befestigten. Ich sprang auf; meine Füße berührten wieder festen Boden. Ich stand auf dem Rathhausberge, 6978 Fuß über dem Meere. Welche Ueberraschung hatte ich, als ich aus dem Hause auf das Plateau des Berges trat! Vor den Augen meiner Seele stand noch lebendig das Landschaftsbild, was ich unten gesehen hatte, bevor ich mich auf den Wagen legte, ein stilles, grünes Alpenthal, von hohen, mit dunkeln Waldungen bedeckten Wänden eingerahmt, der Thalboden, grüne, duftige Matten, mit weißen Häusern übersäet, von den klaren, silberhellen Wellen der Ache durchrieselt, im Hintergrunde einige Schneespitzen und Schneefelder über die braunen Felswände hineinblickend. Jetzt stand ich plötzlich mitten in der baumleeren Alpenregion. In hügeliger Form dehnte sich das Plateau des Berges rund um mich aus. Die Sträucher, die Bäume waren verschwunden. Nicht eine sibirische Ceder wuchs auf diesem hügeligen, mit einem matten Grün bedeckten Boden. Bergschmieden, Bergstuben, Erzkammern und ein großes Pochwerk standen mit ihren grauen, von Ruß und Rauch geschwärzten Mauern rings umher. Das Geräusch der Feueressen, des Blasebalgs und der Hämmer erfüllte die Luft und geschäftige Bergknappen gingen hin und her. Gerade vor mir lag ein wüster Platz; er sah aus, wie eine Brandstätte. Es war die Stelle, wo früher der Floriansbau stand. Zwei Lawinen waren zu gleicher Zeit vom Gipfel des Kreuzkogl herabgestürzt und hatten den ganzen Bau nebst den darin beschäftigten Knappen in die Tiefe geschleudert, aus der ich so eben auf meinem luftigen Wagen in die Höhe gestiegen war.

Rings um das Plateau des Berges, ganz in meiner Nähe, streckten die Schneeriesen ihre weißen Häupter in die Höhe, rechts über ihnen allen erhob sich die braune Granitwand des Kreuzkogl. Ein steil ansteigendes Schneefeld führte auf seinen Rücken hinauf. Seinen schneegefleckten Kopf sah ich nicht, weil ich gerade unter ihm stand und der vorspringende Felsrücken ihn verdeckte. Einige hundert Fuß über mir an der braunen Felswand erblickte ich den Christophsbau, von dem ein sogenannter Schneekragen zu dem höchsten Stolln, zu dem Christophsstolln führt. Dort hinauf ging mein Weg; denn vermittelst dieses Stolln mußte ich den ganzen Gipfel des Kreuzkogl durchschneiden, um auf seine andere Seite zu kommen. Der Eingang des Stolln liegt 6544 Fuß über dem Meere.

In einigen Minuten war ich oben. Ein Bergknappe nahm mich in Empfang, zog mir einen Bergmannskittel an und setzte mich auf einen niedrigen, vierrädrigen Wagen. Ein Anderer gab mir eine aus drei Bretern bestehende Holzlaterne in die Hand, in deren vorderer Oeffnung ein brennendes Talglicht steckte, ein Knappe spannte sich vor den Wagen, zwei schoben, und nun ging's in den dunkeln Stolln hinein. Nach wenigen Augenblicken umgab mich eine tiefe Dunkelheit. Das Licht meiner Laterne warf im Vorbeifahren schwache Streiflichter über die schwarzen Wände zu beiden Seiten und auf den den Wagen ziehenden Knappen. Ich hörte nichts mehr, als das Knirschen der Räder auf ihren Holzbahnen und die Tritte der im Trabe laufenden Bergleute. Die Straße war zuweilen recht eng und niedrig. Ich mußte mich oft ganz auf meinem Wagen zusammenkauern, die Arme eng anziehen und den Kopf so tief wie möglich hinunterneigen, um nicht an der Decke und an den Wänden anzustoßen. Dann hörte ich das Rieseln der Wasser. Es waren die Bergbäche, welche den Schneefeldern über meinem Kopfe entströmten und welche im Innern des Berges durch Schichten und Risse sich einen Weg bahnten. Jetzt ging der Wagen in einem etwas gemäßigteren Tempo vorwärts. Ich fühlte, der Stolln ging langsam hinan. Nun passirten wir ein eisernes Thor. Dann ertönten einige dumpfe Schläge und ein Rollen, wie entfernter Kanonendonner. Der ganze Berg schien zu beben und zu zittern. Ein fast erstickender Pulverrauch drang in meine Nase. In einem andern Stolln wurde gesprengt und die Pulverdämpfe drangen durch die Bergadern in den Stolln, wo ich fuhr. Ich hielt mir das Taschentuch vor Mund und Nase, um nicht diesen erstickenden Dampf einzuathmen. Der Wagen rollte jetzt wieder schneller vorwärts, die Luft wurde immer drückender und der Aufenthalt in dem engen, niedrigen Stolln höchst unangenehm.

„Sind wir denn noch nicht bald aus diesem Höllenloche heraus?" rief ich dem ziehenden Knappen zu.

„Nein, Herr," war die Antwort, „noch eine halbe Stunde."

„Wie lange fahren wir denn schon?"

„Auch eine halbe Stunde. Bei dem eisernen Thore war die Hälfte des Weges."

Das war eine Aussicht! Noch eine halbe Stunde in dieser miserabeln Stellung! Ich war oft gezwungen, mich wie eine Schnecke in ihrem Hause zusammenzuziehn, oder ganz auf den Boden des Wagens hinabzurutschen, um nicht mit dem Kopf oder mit den Armen an die Wände anzustoßen. Fast war mir die Fahrt, wie ich auf meinem Wagen durch die Luft sauste, angenehmer gewesen. Plötzlich hörte ich gerade über meinem Kopfe einige tempoartige Schläge, und jedem Schlag folgte ein dumpfes Donnern, welches in der Ferne zu verhallen schien.

„Was ist denn das wieder?" rief ich.

„Eine Lawine, Herr, die oben vom Kreuzkogl auf das Schneefeld fällt. Sie geht uns nichts an."

Der Wagen rollte unaufhaltsam weiter. Nun erblickte ich in weiter, weiter Ferne vor mir einen hellen Punkt. Er leuchtete wie ein Stern. Wir fuhren gerade auf diesen leuchtenden Punkt zu. Immer wurde er größer, immer heller und klarer, ein Lichtglanz schien von ihm auszugehn, und sich durch den schwarzen Stolln zu verbreiten. Das Licht, das meine Laterne ausstrahlte, wurde immer schwächer und schwächer, während der Stern an Farbe und Glanz zunahm, je näher wir kamen. Ich konnte mir selbst sagen, was es war. Der Stern war das jenseitige Stollnmundloch. Sein Leuten war das Leuchten des in der Augustsonne glänzenden Sommermorgens. Jetzt konnte ich deutlich die Oeffnung unterscheiden. Noch einige Minuten, und Ströme von Sonnenlicht und Alpenluft drangen in den Stolln. Mein Licht erlosch. Der Wagen rollte hinaus. Was sah ich?

Ein Hochgebirgsbild, nein, ein neues Zauberbild der Wunderfahrt auf und durch den Rathhausberg! In Morgenroth gekleidet, lag das ganze Felsenamphitheater des Naßfeldes mit seinen glänzenden Schneefeldern und seinen funkelnden Gletschern vor mir. Zu meinen Füßen sah ich einen duftigen, grünen Rasenteppich, mit Tausenden rothblühender Alpenrosen geschmückt, ausgebreitet.

Die ganze, wohl eine Stunde breite Fläche schimmerte in Roth und Grün. Das frische, kräftige Grün, wie man es nur in den letzten Kesseln der Hochgebirgsthäler sieht, bildete die Grundfarbe. Das Roth der Alpenrosen überhauchte es mit einem zarten, duftigen Schimmer, mit einem rosigen Hauch. Kein Baum breitete sein grünes Blätterdach über diesen Rasenteppich aus; ihn schmückten nur Rosenblüthen und Rosenknospen. Auf ihm weideten Hunderte von buntgefleckten Kühen und weißen Schafen, und das melodische Geläute der Heerdenglocken tönte durch den stillen Morgen zu mir herauf. Wie ein weißes, glänzendes Silberband schlängelte sich die Ache durch diesen blühenden Wiesenteppich. Rings um ihn baute sich in grünen und braunen Strebepfeilern die Tauernkette vom Malnitzerthal bis zum Sieglitzthal in der Form eines imposanten Felsenamphitheaters auf. Kein Strauch, kein Baum zeigte sich mehr an den braunen, steil in die Höhe steigenden Felswänden. Ihre scharfzugeschnittenen Bergrücken waren grün übermattet, und über den grünen Matten erschienen die majestätischen Massen der Eisberge, die weißen Schneefelder und die grünschimmernden Gletscherabstürze. Eine feierliche Ruhe lag über dem ganzen großartigen Hochgebirgsbilde ausgebreitet. Der betäubende Donner der Ache und der Wasserfälle war hier verklungen; nur ein tiefes, fernes Rauschen verkündete das Leben der Staubbäche, welche wie Silberstoffschleier, oder wie Lichtraketen, oder wie wehende, glänzende Bänder und Streifen überall von den Höhen hinabflatterten, und vermischte sich mit den Glockentönen der weidenden Heerden. Es war das Bild eines Hochgebirgsthales in seiner Sommerfrische und in seiner Sonntagsruhe.

Gerade über mir erhob sich das weiße Haupt des Kreuzkogl. Der achttägige Regen, der kurz vorher im Gasteinerthal gefallen war, hatte sich hier oben in Schnee verwandelt, und ein großes Schneefeld stieg von meinem Standpunkt bis zum Kopf meines weißhäuptigen Riesen hinauf. Ohne mich umzuschauen stieg ich in Begleitung eines der Knappen hinan. Der Schnee lag tiefer, je höher ich stieg, und der Weg wurde recht beschwerlich. Zuletzt sank ich bei jedem Schritt bis über das Knie in den frischgefallenen, lockern Schnee; es war ein fortwährendes Hineinstecken und Herausziehen der Beine. Der Schnee, auf dem die Sonnenstrahlen reflectirten, flimmerte vor den Augen, ich hatte vergessen, mir einen grünen Schleier um den Gebirgshut zu binden. Dazu wurde es unerträglich heiß. Recht mühsam stieg ich mit meinem Begleiter hinan. Der Weg bis zum Gipfel erfoederte fast zwei Stunden; endlich hatte ich ihn erreicht — ich athmete lang und tief. Die Rundsicht war groß und erhaben. Ich stand in der Mitte einer Reihe der höchsten Gipfel der östlichen Alpen, und nach Süden baute sich die ganze Tauernkette rund um mich auf, übereinandersteigende Bergketten, in blendendes Weiß gehüllt, weite Eisgefilde, Fel enmulden, in denen sich die Gletscher gebettet hatten, langgestreckte Eismeere, schneegefleckte, braune Felsenzüge, alle in einer Höhe von 9—10,000 Fuß aufsteigend; über ihnen erhoben sich die hohen Gletscherfirsten, ganz in weiße, glänzende Schneemäntel gehüllt, die Zackengipfel der Glocknergruppe, die weiße Pyramide des Großglockners, die sanftgewölbte Kuppel des Hohen Narren, der Obelisk des Ankogl, das Fuscher Eiskahr mit dem Wiesbachhorn, welche mich noch um mehrere tausend Fuß hoch überragten. Unten aus der Tiefe blickten aus ihren grünen Waldbergen die Bockhartseen mit ihren grünschimmernden Seeaugen zu mir herauf

Es war mir nicht möglich, nach diesem großartigen Blick in die Hochgebirgswelt und in die Welt des Erstarrtseins wieder durch meinen dunkeln Stolln zu kriechen. Nach dem Dunkel kann das Auge wohl in das Licht sehen; die umgekehrte Folge ist unerträglich. Noch einen langen, langen Blick, und ich stieg rückwärts den Gipfel hinab. Nach einigen Minuten standen wir auf der Höhe der Schneewand, welche sich in fast horizontaler Richtung zum Christophsbau hinabsenkte. Die Wand bildete eine einzige, glatte, glänzende Fläche. Wir steckten den langen Alpstock zwischen den Beinen durch, streckten die Füße gerade hinaus, und, uns ganz rückwärts überneigend, mit den Händen den Stock umklammernd, fuhren wir in wenigen Minuten mit Blitzesschnelle hinab. Der Wagen stand gerade zum Abfahren bereit. Ich legte mich auf das Bret, ließ mich festbinden, das Wasser fiel auf das Rad, ich hörte seine tempoartigen Schläge, der Wagen stürzte aus dem Maschinenhause, und ich rollte hinunter. Ich hörte wieder den Wasserfall brausen, die Winde rauschen, vor mir erschienen die braunen Felshörner der Hirschkahrwand, und nun sauste ich durch alle Regionen der Alpenwelt, indem ihre Bilder abwärts an mir vorüberflogen, durch die Luft. Kühn schaute ich, als der Wagen senkrecht stand, und ich stehend an der Felswand schwebte, in die dämmernde Tiefe. Bevor der Schwindel meinen Kopf ergriff, hatte der Wagen bereits die Wände übersprungen. Seine eisernen Räder schienen die Bahntrace kaum zu berühren. In zehn Minuten stand ich unten am Sturzplatz.

Der Untergang des Hamburgischen eisernen Schraubendampfschiffes „Austria“

am 13. September 1858.

Ein directe Verbindung der deutschen Küsten mit dem großen amerikanischen Continent wurde nirgends sehnlicher gewünscht, als in den beiden Schwesterstädten Bremen und Hamburg. Der Ausführung eines solchen Unternehmens stellten sich aber, sollte es den Namen eines deutschen tragen, gar viele Hindernisse entgegen. Diese ließen sich nur nach und nach beseitigen, und erst als man die Schraube zur Fortbewegung großer Fahrzeuge anzuwenden begann, und dieser Versuch sich als ein glänzender Sieg der Fortschritte der Mechanik erwies, konnten unternehmende Männer auch im deutschen Vaterlande daran denken, diese neue Entdeckung für die deutsche Schifffahrt erfolgreich nutzbar zu machen. Die Hamburg-Amerikanische Packet-Schifffahrt Gesellschaft, die sich schon längere Zeit im Besitz großer schnellsegelnder Segelschiffe befand, welche sie regelmäßig nach der neuen Welt in Fahrt setzte, und namentlich auch zur Beförderung von Auswanderern tüchtigen Capitainen anvertraute, faßte zu guter Stunde den Gedanken, nunmehr auch Dampfschiffe zu erwerben, welche unter deutscher Flagge den Ocean beführen, und als Eigenthum deutscher Rheder den Gegenfüßlern verkündigten, daß die Thatkraft im alten Europa noch nicht erlahmt sei. Es war wohl Niemand in Hamburg, der nicht Theil genommen hätte an der Freude, die täglich Tausende an den Hafen lockte, als das erste eiserne Schraubendampfschiff, die „Borussia“, unfern der Landungsbrücke von St. Pauli angelegt hatte. Diesem ersten Oceandampfer folgte alsbald die gleich große und auch in derselben Weise erbaute „Hammonia.“ Etwa nach Monatsfrist begannen die regelmäßigen Fahrten dieser Schiffe, deren Ziel die menschenwimmelnde Stadt auf der Manhattan-Insel, das schimmernde, Hunderttausende von Auswanderern anlockende New-York war. Wessen Brust hätte sich nicht höher gehoben, wenn er die schwarzen Kolosse unter dem Donnergruß der Kanonen, die Flagge Hamburgs von schwarzem Rauch umweht, den breiten Strom majestätisch, scheinbar still, und doch in beflügelter Schnelligkeit hinabgleiten sah! Diese Freude, der sich ein verzeihlicher Stolz beimischte, war eine gerechtfertigte. Hatte es doch der Unternehmungsgeist der Hamburger Bürger dahin gebracht, zum ersten Male die deutsche (Hamburgische) Flagge auf eigenen großen Dampfschiffen aufzuhissen und damit das atlantische Meer zu befahren!

Das immerhin gewagte Unternehmen, das ein Capital von Millionen erforderte, fand die allgemeinste Theilnahme in Europa, wie in Nordamerika. Die ausgezeichnet gebauten Schiffe erwiesen sich als ganz vorzügliche Segler, welche die Entfernung zwischen beiden Welttheilen gewöhnlich in 16 oder 17, oft aber in 14, ja in kaum 13 Tagen zurücklegten. Was Wunder, daß alsbald der Ruf der neuen Dampfschifffahrtslinie sich durch die ganze Welt verbreitete, und Passagiere aus aller Herren Länder sich auf diesen trefflich bemannten, von bewährten Capitainen commandirten, überdies auch mit der ausgesuchtesten Eleganz eingerichteten Dampfschiffen Plätze zur Ueberfahrt nach New-York bestellten! Es war ja mehr eine Lustfahrt, als eine Reise. Passagiere zumal, welche Mittel genug besaßen, um in erster oder zweiter Cajüte zu fahren, vermißten selbst auf der öden Wasserwüste zwischen beiden Hemisphären weder die Gewohnheiten ihrer Heimath, noch die Genüsse,

welche die Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts ihren etwas verwöhnten Kindern zu bieten pflegt. Am Bord der „Borussia" und „Hammonia" gab es eine ausgesuchte Küche, musterhafte Bedienung, die zuvorkommendste Behandlung Seitens der Officiere und Mannschaft. Trat unfreundliches Wetter ein, so bot der salonartige Raum der ersten Cajüte den schönsten Platz für gemeinschaftliche Conversation. Man konnte sich auch durch Musik erheitern, denn es gab ein wohlgestimmtes Pianoforte an Bord, und wer Lust hatte, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen, der fand Gelegenheit dazu, wenn er sie sonst begehrte. Eine ausgewählte Bibliothek bot die erwünschte Speise für Geist und Herz.

So kam es, daß nur selten eins dieser Schiffe mit einer geringen Anzahl Passagiere seine Reise antrat. Meistentheils waren alle Plätze vollständig besetzt, namentlich im Zwischendeck; denn es konnte nicht fehlen, daß die vortreffliche Einrichtung der Schiffe, die zahlreiche Mannschaft und die Vorkehrungen, welche zur Gesundheit getroffen worden waren, endlich die Schnelligkeit ihrer Fortbewegung bei jedem Wetter auch die Aufmerksamkeit der massenhaft zuströmenden Auswanderer fesseln mußte. Die neuen Schraubendampfer wurden somit die gesuchtesten Fahrzeuge für alle Auswanderer, welche die Kosten der Ueberfahrt bestreiten konnten.

Das Unternehmen rentirte. Man mußte auf Erweiterung desselben Bedacht nehmen, und so schritt denn die Gesellschaft zur Erbauung zweier neuer, gleich großer und wo möglich noch zweckmäßiger construirter Schraubendampfschiffe. Man taufte diese neuen Fahrzeuge „Saxonia" und „Austria." Jene führte unter dem Bugspriet die Saxonia, mit dem sächsischen Wappenschild zur Seite, diese den doppelköpfigen deutschen Reichsadler. Alle vier Schiffe waren in Greenock auf den Werften von Caird u. Comp. gebaut, und die beiden letzteren hatten 2500 englische Tons Gehalt, führten Maschinen von nominell 400 Pferdekraft, nach dem Indicator 1500, und konnten 500 Personen bequem an Bord nehmen.

Die „Austria", welche unsers Wissens von Hamburg aus zuletzt in regelmäßige Fahrt nach New-York gesetzt wurde, hatte über Deck eine Länge von 335 Fuß, am Kiel 330 Fuß, die Breite des Decks betrug 43, die Höhe 36, die Höhe des Zwischendecks endlich 8½ Fuß. Zu letzterem führten vom obersten Deck drei Eingänge, der hinterste unfern des großen Mastes und zwar zwischen diesem und dem Schornsteine. Zu größerer Sicherheit bei etwaigen Unglücksfällen, um diese weniger gefährlich zu machen, war das Schiff in zehn wasserdichte Räume eingetheilt. Es war außerdem mit den nöthigen Pumpen versehen, von denen eine mittelst Dampf in Bewegung gesetzt werden konnte, und über Deck, an Back- und Steuerbordseite hängend, führte es acht große Boote. Drei derselben, welche von Eisen waren, konnten 60 erwachsene Personen ein jedes bequem fassen, zwei hölzerne und ein anderes eisernes Rettungboot faßten jedes 50 Personen, und zwei kleinere Jollen boten Raum für 30 bis 40 Mann. Die Mannschaft des Schiffes, incl. des Küchen- und Aufwärterpersonals, bestand aus hundert Köpfen. Dem Capitain standen zunächst vier Officiere (erster, zweiter, dritter und vierter Steuermann) zur Seite. Für Besorgung und Ueberwachung der Maschine sorgten vier Ingenieure. Zur Bedienung des Schiffes vereinigten ihre Kräfte zwei Bootsmänner, vier Quarterleute, zehn Voll- und vierzehn Leichtmatrosen, zu denen noch zwölf Schiffsjungen kamen. Zur Behandlung etwaiger Kranker und Verwundeter war ein Schiffsarzt und ein Schiffschirurgus angestellt. Außerdem gab es noch einen Proviantmeister nebst Gehülfen, zwei Zimmerleute, einen Segelmacher, zwei Assistenten für die Maschinisten, einen Kesselschmied und einen Material-Verwalter an Bord. Beim Heizen waren 20 Feuerleute, die sich ablösten, beschäftigt, 15 Personen fungirten als Stewards und 9 walteten und schalteten in der Küche. Die Verproviantirung der „Austria" ließ wohl kaum etwas zu wünschen übrig; denn es gab in dem gewaltigen Schiffsrumpfe besondere Räume für Proviant, eine eigene Rauchfleischkammer, eine Eiskammer und ein Weinlager, die sämmtlich im Vordertheil des Schiffes, also in möglichst weiter Entfernung von den Dampfkesseln angebracht waren. Zu beiden Seiten der Dampfkessel lagerten die Steinkohlen. Ein Destillirapparat lieferte täglich 50 Orhoft Trinkwasser. Nach menschlicher Berechnung war demnach nichts vergessen, was zur Sicherung von Mannschaft und Passagieren dienen konnte, wenn etwa schweres Unwetter die Fahrt verlängerte, das Schiff verschlagen würde und vielleicht halb oder ganz mastlos längere Zeit auf dem Ocean umhertreiben mußte. Auch die Möglichkeit einer Feuersgefahr hatte man in's Auge gefaßt, und deshalb eine beträchtliche Anzahl Eimer (etwa vier Dutzend) angeschafft, die auf Deck mit Ketten befestigt waren, damit eine Sturzsee sie nicht über Bord spüle. Taue, Ketten, Anker, Reserveschraube, Alles war vorhanden.

Großbritannien war durch den indischen Aufstand eben in erschreckender Weise aus seiner sichern Ruhe aufgescheucht worden, als die „Austria" vom Stapel lief. Die ostindische Compagnie brauchte sichere, seehaltige und schnellsegelnde Fahrzeuge, um möglichst rasch Truppen von den britischen Inseln nach Ostindien werfen zu können. Sie sah sich nach solchen um, und trat mit den Eigenthümern des genannten Schraubendampfschiffes in Unterhandlung. Bald darauf ward die „Austria" von der ostindischen Compagnie gechartert, der Hamburgische Capitain Heydtmann übernahm das Commando, und das Schiff ging, mit Hülfstruppen für Indien besetzt, in See. Es leuchtete aber kein Glücksstern über dem prachtvollen Fahrzeuge, von furchtbaren Stürmen erfaßt, wodurch es starke Havarie erlitt, mußte es zweimal umkehren, was nur unter augenscheinlicher Gefahr geschehen konnte, wurde aber durch die geschickte Führung des Capitains, der in seemännischen Kreisen als ein unerschrockener, seinem Fache vollkommen gewachsener Mann bekannt war, glücklich wieder zurückgebracht. Dieses zweimalige Mißgeschick der „Austria" machte, scheint es, die ostindische Compagnie bedenklich, der Contract ward rückgängig gemacht und Seitens der Compagnie an die Eigenthümer des Schiffes eine Abstandssumme bezahlt, die jedoch von den nothwendig gewordenen Reparaturen vollständig verschlungen wurde.

Nun erst schloß sich das Schiff unter Führung desselben Capitains seinen Schwestern als Post- und Packetschiff an, und begann seine regelmäßigen Fahrten. Diese verliefen immer rasch und glücklich. Die „Austria" bewährte sich als ein ausgezeichnetes seehaltiges Fahrzeug und ward eben so von Passagieren gesucht, wie die übrigen drei ihr an Größe und Eleganz gleichen Schraubendampfer.

Am 1. September dieses Jahres trat das Schiff bei günstigem Wetter abermals seine Reise von Cuxhaven nach New York an. Bei Stade nahm es die letzten Passagiere an Bord, die ihm ein kleinerer, der Gesellschaft zugehöriger Schleppdampfer von Hamburg aus zuführte. Diese Schraubendampfschiffe können nämlich ihres sehr bedeutenden Tiefganges wegen den Hamburger Hafen nicht mit voller Ladung erreichen oder verlassen, da weiter elbabwärts große Sande sehr tief gehenden Schiffen hinderlich sind. Aus diesem Grunde ankern die Ocean-Dampfer sowohl bei ihrer Ankunft von New-York, wie bei ihrem Abgange dahin vor Stade.

Die „Austria" hatte volle Ladung, eine sehr starke Brief- und Packetpost und von Hamburg aus im Ganzen 420 Passagiere an Bord. Letztere vertheilten sich folgenderweise. Es kamen auf die erste Cajüte 49 Erwachsene, 16 Kinder und 3 Säuglinge, auf die zweite Cajüte 103 Erwachsene, 5 Kinder und 3 Säuglinge, auf das Zwischendeck endlich 211 Erwachsene, 27 Kinder und 3 Säuglinge. Die Zahl sämmtlicher Kinder betrug demnach mit den Säuglingen 57. Wie viele Frauen und Mädchen sich unter den Passagieren befanden, ist uns nicht genau bekannt, sie war aber sehr beträchtlich. Am 3. September erreichte das Schiff Southampton, wo es noch einige zwanzig Passagiere, auch unter diesen Frauen und Kinder, einnahm, und darauf am 4. September die Reise fortsetzte.

Es war Abends 5 Uhr, die Luft etwas neblig, und mithin nicht gut zu segeln. Der Vorsicht wegen ging der Capitain zwischen der Insel Wight und dem Festlande vor Anker, verblieb daselbst während der Nacht und ließ am 5. September früh 4 Uhr die Anker wieder lichten. Ein unglückliches Ungefähr, vielleicht auch eine Unvorsichtigkeit, ließ beim Aufwinden den Anker auslaufen, das Gangspill wirbelte in reißender Schnelligkeit rund herum, schleuderte die daran Arbeitenden nach allen Seiten hin und stürzte einen derselben über Bord, der auch um's Leben kam. Zwei Andere sollen bei diesem Unfalle schwer verwundet worden sein.

Schiffer sind abergläubisch. Wenn ein Schiff gleich beim Verlassen des Hafens von einem Unfalle heimgesucht wird, gibt ein solcher gewöhnlich allerhand zu glossiren. Es mag dies Thorheit sein, allein die Thatsache steht fest. Ob Jemand von der Bemannung der „Austria" diesem Seemannsglauben ergeben war, wir wissen es nicht, mehr als bloßes Gerücht scheint es aber zu sein, daß der Capitain des Dampfschiffes nicht gern die Führung des Schiffes behalten haben soll. Es wird wenigstens mit großer Bestimmtheit erzählt, derselbe habe schon seit geraumer Zeit ein anderes Schiff zu übernehmen gewünscht und geäußert, seine am 1. Sept. auf der „Austria" angetretene Reise sei die letzte im Dienste der

Digitized by Google

Der Poſtdampfer „**Auſtria**" vor dem Brande.

Digitized by Google

Gesellschaft gewesen. Die Reise der „Austria" verlief indeß ganz regelrecht, nur nicht so schnell, wie wohl manche frühere, denn das Schiff hatte fortwährend mit starken westlichen Winden zu kämpfen. Erst am 12. Septbr. war das Wetter günstiger und der Lauf der „Austria" ein ungleich schnellerer. Am 13. September betrug die Schnelligkeit des Schiffes 11 Knoten die Stunde.

Es war Nachmittags 2 Uhr. Von den Passagieren lustwandelten, das schöne Wetter zu genießen, Viele auf Deck, Andere hielten sich lesend in den Cajüten auf oder befanden sich im Rauchzimmer. Um diese Zeit pflegt sich der Capitain wohl in seine besondere Cajüte zurückzuziehen, wenn seine Gegenwart auf Deck nicht gerade durch besondere Umstände geboten ist. Zwei der Officiere haben dann die Wache und Aufsicht an Bord (an genanntem Tage der zweite und dritte) und sehen zum Rechten. Große Schiffe, in deren Innern viele Menschen sich aufhalten, bedürfen auch dann sorgfältigster Auslüftung, wenn keine Krankheit unter den Passagieren herrscht. Schon damit die Gesundheit Aller erhalten bleibe, ist Lüftung oder, wo diese nicht genügend beschafft werden kann, Räucherung mit stark riechenden Stoffen unerläßlich. Zur Einführung frischer Luft in das Zwischendeck hat man zwar auf allen Schiffen Ventilatoren, aber auch durch diese strömt nicht immer eine hinreichende Menge von Luft zu. Die „Austria" besaß zwei große Ventilationsröhre, links und rechts vom Schornsteine, dennoch mußte zur Verbesserung der Luft im Zwischendeck auf ihr, wie eben auf jedem andern Schiffe mit gleich vielen Passagieren, geräuchert werden. Der Capitain, menschenfreundlich und zuvorkommend gegen Jedermann, scheint überhaupt für Reinlichkeit am Bord die aufmerksamste Sorge getragen zu haben. Das Schiff ward nach Aussage eines Passagieres, welcher die Katastrophe seiner Vernichtung überlebt, täglich gescheuert und dann mit Essig geräuchert. Jeden Vormittag stieg der Capitain hinunter in's Zwischendeck, um nachzusehen, ob auch Alles in Ordnung sei, und sich nach dem Befinden der Passagiere ꝛc. zu erkundigen. „Er war die Leutseligkeit selbst und bezeigte" — berichtet Johann Palicrusca aus Cattaro — „jedem Leidenden eine herzliche Theilnahme."

An diesem unglücklichen dreizehnten September — könnte man nicht fast an das Ominöse zu glauben sich veranlaßt fühlen, das dieser Zahl von Alters her anhaftet? — war Befehl gegeben, das Zwischendeck mit Theer zu räuchern. Auch dies ist gebräuchlich, hat also nichts Auffälliges. Damit nun die Räucherung ungestört und mit erforderlicher Vorsicht in Angriff genommen werden kann, müssen alle Passagiere während derselben das Zwischendeck verlassen. Der größere Theil begibt sich auf das Deck, eine Anzahl hält sich wohl auch auf den Treppen und Gängen auf. Ordnungsmäßig soll die Räucherung unter Aufsicht wenigstens eines Officiers geschehen. Wir hören von sachverständigen Seeleuten, daß auch der Arzt oder der Chirurg dabei gegenwärtig ist und außerdem einige Matrosen. Daß an diesem Unglückstage die Räucherung nicht mit der dabei erforderlichen nöthigen Vorsicht geschehen sein muß, ist wohl kaum zu bezweifeln, oder alle Stimmen, die sich bis jetzt darüber vernehmen ließen, müßten Unwahres berichten. Ein Bootsmann mit einigen Matrosen — so lautet die Aussage Geretteter — stieg hinab in das Zwischendeck. Sie führten einen Eimer Theer und eine glühend gemachte Eisenstange — Andere sagen, das Ende einer Kette — mit sich, um dies erhitzte Stück Eisen in den Theer zu tauchen und diesen so darauf verdampfen zu lassen. Jedenfalls war das Eisen zu heiß, der Theer entzündete sich und höchst wahrscheinlich bei dem Bemühen der zuspringenden Matrosen, den brennenden Eimer zu löschen, stürzte dieser um, die auflodernde Flüssigkeit ergoß sich nach allen Seiten hin und entzündete im Nu alles zunächst Brennbare. Ein paar Secunden noch und schon wirbelten schwarze Rauchsäulen, von hohen dunkelrothen Loben durchglüht, rund um den Schornstein und schlugen aus dem dritten Eingange zum Zwischendeck auf's obere Deck herauf. Dieser Eingang befand sich dicht an dem Verschlage, welcher das Zwischendeck von dem Maschinenraume trennt, wohin sich allem Vermuthen nach das Feuer sogleich Bahn brach. Von Rauch und Flammen umzingelt, verloren hier muthmaßlich Heizer und Maschinisten unmittelbar nach Ausbruch des Feuers ihr Leben. Nur der erste Befehl, die Maschine auf halbe Kraft zu setzen, wurde vernommen und vollzogen, jedem späteren konnte nicht mehr Folge geleistet werden, da er an die Ohren Erstickter schlug. So arbeitete denn die herrenlos gewordene Maschine wie ein schadenfroher Dämon weiter und jagte das unglückliche Schiff mit seinen dem Verderben geweihten Passagieren unter dem Sausen des Dampfes und dem Geheul prasselnder Flammen gerade dem Winde entgegen.

Auf Deck verursachte der entstehende Brand sogleich die allgemeinste Verwirrung. Diese nahm in bedenklichster Weise zu, als man gewahrte, daß auch die befehlende Autorität, von dem Ungeheuern des Unglücks überwältigt, von Anfang an die Möglichkeit jeder Rettung zu bezweifeln schien. Alle Aussagen von Augenzeugen stimmen darin überein, daß mit dem Aufschlagen der Flamme aus dem Mitteldeck jede Leitung des Schiffes und sonach auch alle Ordnung aufhörte. Es läßt sich dies nur erklären aus dem reißenden Umsichgreifen der Flammen, die thatsächlich schon nach wenigen Minuten den ganzen mittleren Theil des Schiffes ergriffen und dieses selbst in zwei Hälften theilten. Die auf dem Quarterdeck Versammelten oder dahin sich Flüchtenden sahen nicht, was auf dem Vordertheil des Schiffes geschah, den hier Weilenden verhüllten die nachtschwarzen Rauchwolken mit ihren lohenden Feuerzungen den Jammer und das Entsetzen der Unglücklichen auf dem Hintercastell. Beim Anblick dieser grauenhaften Bedrängniß war es wohl möglich, daß dem Capitain, der baarhäuptig aus seiner Cabine auf Deck stürzte, im Gefühl der ihn überwältigenden Ohnmacht die Worte entschlüpften: „Wir sind Alle verloren!"

Es wollen diesen Verzweiflungsruf des Mannes, dem ja zunächst die Sorge oblag, die Passagiere zu retten, so Viele vernommen haben, daß wir ihn für wirklich gesprochen halten müssen. Nun stürzten sich, von den Flammen gehetzt, die jetzt schon Viele versengten, Andere erstickten, die Passagiere in ganzen Schwärmen auf die Rettungsboote, deren die „Austria", wie schon erwähnt, acht führte, und zwar vier auf jeder Seite. Nur die Hälfte derselben war erreichbar, von den übrigen hielt die wehende Feuersäule Jeden fern. Die ungestüme Eile, die sich Aller bemächtigte und eine Beschwichtigung der entsetzten Menge völlig unmöglich machte, erschwerte den Officieren, denen auch der Capitain sich zugesellte, das Klarmachen der Boote. Keins derselben konnte ordnungsmäßig in die See hinabgelassen werden. Man schnitt die Taue durch und in die noch schwebenden Boote warfen sich die Passagiere massenhaft. Sie stürzten hinab in die Wogen, schlugen um und die Mehrzahl der darin Befindlichen ward ein Opfer der Wellen. Die Boote selbst aber mit Ausschluß eines einzigen, wie es scheint, geriethen in das Kielwasser des schnell fortsegelnden Schiffes, wurden von den Flügeln der Schraube erfaßt und zerschmettert. Zur Vergrößerung des ohnehin schon namenlosen Unglücks verlor gleich in den ersten Minuten nach dem Ausbruche des Feuers der Capitain das Leben. Ueber die Art, wie er zu Tode kam, gehen die Aussagen der Augenzeugen mehrfach auseinander. Einige lassen ihn beim Losmachen eines der Boote, von dem er die verzweifelte Menge abhalten wollte, ausgleiten und über Bord fallen; Andere meinen, er sei von dem nach Rettung schreienden Menschenknäuel über Bord gedrängt worden; Einer sogar, Charles Rosen aus Richmond, ein funfzehnjähriger Jüngling, will ihn freiwillig über Bord haben springen sehen. *

* So eben geht uns eine Nummer der „Times" zu, welche ein vom 14. Octbr. datirtes Schreiben der geretteten drei Officiere der „Austria" nebst sechs von der Mannschaft an die Redaction genannten Blattes enthält. Darin sagen dieselben aus, der Capitain sei unmittelbar nach dem Rufe „Feuer" auf der Brücke erschienen und habe Befehl gegeben, die Pumpen in Bewegung zu setzen. Diesem Befehle wurde ordnungsmäßig Folge geleistet, leider aber blieb er deshalb erfolglos, weil das Blei an den Pumpen durch das Feuer bereits geschmolzen war. Sie gaben kein Wasser und die Gluth ließ auch am Arbeiten am Heerde des Feuers nicht lange zu. Eben so war es unmöglich, zu der Maschine zu gelangen, um diese zu führen. Innerhalb der ersten Viertelstunden brannten alle drei Decks vollständig. Da gab der Capitain Befehl, die Boote herabzulassen.

„Die Boote," heißt es in diesem Schreiben, „waren vollkommen in Ordnung und so aufgehängt, daß sie in sehr kurzer Zeit herabgelassen werden konnten. Wir hatten eine regelmäßige Bootsordnung am Bord eingeführt, so daß jedem Einzelnen der Mannschaft sein bestimmtes Boot angewiesen war, das er in Nothfällen unter Befehl eines Officiers oder Bootsmannes zu bedienen hatte. Die Leute wurden durch die im höchsten Grade aufgeregten Passagiere, die bereits zu den Booten gestürzt waren, daran verhindert, zu den Booten zu gelangen. Wir versuchten, die Leute durch alle uns zu Gebote stehenden Mittel zurückzutreiben, jedoch vergeblich. Die vier Boote an der Steuerbordseite geriethen bald in Brand, da diese Seite den Flammen am meisten ausgesetzt war. Auf der Backbordseite wurden vier Boote herabgelassen, allein drei derselben wurden, ehe sie das Wasser erreichten, von den Passagieren, die sie überfüllten, zertrümmert, und nur eins der Boote konnte regelrecht flott gemacht werden. Nachdem der Capitain den Befehl ertheilt hatte, die Boote in's Wasser zu lassen, sahen wir ihn die Brücke hinunterspringen, wahrscheinlich in der Absicht, die Passagiere in Ordnung zu halten. Als er auf's Hinterdeck eilte, mußte er durch's

So war denn das brennende Schiff mit den Hunderten, die es trug, sich selbst überlassen, ein Spielball zweier Elemente, die beide seinen Passagieren gleiches Verderben bringen mußten. Keine menschliche Hand griff mehr in die Speichen des Steuerrades; der Mann, der es regierte, hatte es verlassen oder war von dem erstickenden Rauche, dem sein Antlitz ja zugekehrt bleiben mußte, vertrieben worden. In dichten Haufen zusammengedrängt standen Frauen und Kinder weinend, jammernd, händeringend, nach den vermißten Männern, Brüdern oder Kindern schreiend, am Stern. Ueber ihre Häupter fort sauste der Rauch, fuhren die heulenden Flammen, und erfaßt von der verzehrenden Lohe, stürzten sich immer mehr in die Tiefe, um den leichteren Tod im Wasser dem langsameren des Verbrennens vorzuziehen. Männer warfen ihre Frauen, Mütter ihre Kinder über Bord, und folgten ihnen dann selbst. Schwestern umschlangen sich, um im Kusse zu sterben. Mit auflodernden Kleidern, ganz von Flammen umhüllt, stürzten viele Frauen in's Meer, trieben hier noch eine Weile und versanken dann spurlos in die Tiefe.

Es liegen bereits eine Menge Berichte über den Verlauf der entsetzlichen Katastrophe vor, welche Details mittheilen, bei deren Lesen das Herz jedes fühlenden Menschen erbeben muß. Wenn im Kriege die eisernen Würfel rollen, dann ist der Soldat wie der Bürger auf das Schrecklichste gefaßt; wenn aber mitten im gefahrlosesten Frieden, bei stillem Wetter und hellem Sonnenlicht plötzlich gleichsam der Orkus sich unter unseren Füßen öffnet und auf allen Seiten jede Möglichkeit, dem qualvollsten Tode zu entrinnen, abgeschlossen ist: dann lähmt starres Entsetzen selbst die Muthvollsten und Entschlossensten.

So fürchterlicher Art war das Schicksal, welches die harmlosen Passagiere der „Austria" schnell, wie der Blitz, ereilte. Es war Keiner auf einen Unfall, viel weniger auf eine große Katastrophe gefaßt, und je plötzlicher das Unglück in seiner grenzenlosen Furchtbarkeit hereinbrach, desto erschütternder und vernichtender mußte es niederstürzen auf die Passagiere. Wir stellen, um vor den Augen der Leser dieser Blätter ein möglichst anschauliches Bild von dem Untergange des brennenden Schiffes und von den Leiden der Unglücklichen, die es trug, zu entrollen, im Auszuge die wichtigsten Aussagen jener wenigen Glücklichen hier zusammen, die dem Verderben entrannen. Alle Angaben über die Entstehung des Brandes stimmen überein, weil aber jeder Einzelne sehr bald nur auf seine eigene Kraft, sich zu retten, angewiesen war, so erlebten Viele unter dem gemeinsamen Jammer Hunderter doch Verschiedenes.

Die ersten ausführlicheren Berichte über die Katastrophe der „Austria" kamen durch amerikanische Zeitungen nach Europa. Sie rühren von jenen zwölf Passagieren her, welche das Schiff „Lotus" von der Barke „Maurice" aufnahm und auf amerikanischem Boden landete. Mit vieler Klarheit erzählt namentlich Alfred Bezin aus Philadelphia, welcher seine Mutter und zwei Schwestern dabei verlor, den Beginn des Brandes und die Bestürzung, welche sich alsbald aller Passagiere bemächtigte, da durch ein Zusammentreffen vieler unglücklicher Zufälle jegliche Disciplin auf dem Schiffe nur zu bald aufhörte.

„Ich befand mich am Nachmittage des 13. September in der ersten Cajüte" — sagt dieser Gewährsmann — „als ich gegen zwei Uhr ein ungewöhnliches Lärmen auf Deck hörte, bald darauf den Ruf „Feuer!" „das Schiff brennt!" vernahm und sofort hinaufstürzte. Es war ein schreckliches Schauspiel, das ich erblickte: dicke Rauchwolken und ab und zu hoch auflodernde Flammen hüllten den Schornstein vollständig ein und machten alle Aussicht auf das Vorderdeck unmöglich. Die Flammen schienen rings um den Schornstein selbst und aus der Hauptluke emporzulodern. Ich hatte indeß keine Zeit, lange Untersuchungen darüber anzustellen, denn die Scene, die ich ringsum erblickte, und die Aufregung ließen keine ruhige Ueberlegung zu. Das Schiff fuhr gegen Wind, und da wir zur Zeit eine ziemliche Brise hatten (Andere, unter diesen auch der zweite Steuermann, behaupten, es sei fast gar kein Wind gewesen) und das Schiff weiter fuhr, so schlugen die Flammen mit erschreckender Geschwindigkeit nach dem Hintertheil des Schiffes zu. Als ich auf Deck kam, stürzte eine große Zahl von Passagieren der zweiten Cajüte dem Salon zu, wobei sie von den Flammen verfolgt und fast geradezu versengt wurden, sowie sie aus der zweiten Cajüte heraufkamen. Viele von ihnen sind meiner Meinung nach, trotz aller angestrengtesten Versuche, heraufzukommen, durch Flammen und Rauch in der zweiten Cajüte eingeschlossen geblieben. Die Flammen schlugen bald über das ganze Schiff herüber, obwohl Löschungsversuche gemacht wurden. Ich konnte zur Zeit keinen der Schiffsofficiere in der Nähe erblicken, doch hörte ich, daß der Capitain offenbar halb wahnsinnig eben mit dem Rufe: „Wir sind Alle verloren!" heraufgestürzt und sofort über Bord gesprungen sei. (Vgl. damit die Aussage der Leute von der Mannschaft.)

„Kurz zuvor war ein Boot hinabgelassen worden; auf dieses schwamm der Capitain zu und erreichte dasselbe. In diesem Augenblicke sprang auch der zweite Officier vom Quarterdeck aus über Bord, konnte das Boot jedoch nicht erreichen und ist wahrscheinlich in den Wirbel, welchen das Umdrehen der Schraube verursacht, hineingezogen und von dieser zerquetscht worden. So lange das Schiff mit der Breitseite gegen den Wind lag, wurden einige schwache Versuche gemacht, das Feuer zu löschen, oder wenigstens dessen größere Ausbreitung zu verhindern. Einige ergriffen ihre Taschenmesser, und versuchten Taue abzuhacken, um sie an Eimern zu befestigen, mit denen man Wasser heraufziehen wollte. Allein alle diese Versuche erwiesen sich fruchtlos; die Taschenmesser brachen ab, und die meisten Eimer gingen verloren, sobald sie das Wasser berührten. Das Feuer ergriff jetzt auch die Takelage, zerstörte die Taue und zwang uns, alle weiteren Löschungsversuche aufzugeben. Auch auf anderen Theilen des Schiffes wurden schwache Löschungsversuche gemacht, aber das Feuer nahm fortwährend zu, und als das Schiff nun vollends wieder gegen den Wind abdrehte, schlugen die Flammen mit rasender Schnelligkeit immer weiter gegen das Quarterdeck, so daß wir selbst auf dem äußersten Hintertheil des Schiffes es kaum mehr vor Hitze aushalten konnten. Die Scenen, die nun folgten, waren furchtbar. Viele sprangen, ohne sich irgend um etwas zu kümmern, in den Ocean. Die Damen fielen in Krämpfen auf dem Deck nieder. Mehrere Boote, die man hinunterließ, wurden vom Kielwasser nach der Schraube zu gezogen und von dieser zerschmettert. Der größere Theil der Passagiere lief auf Deck umher, um irgendwo Gegenstände zu entdecken, die wohl treiben möchten. Wer

Feuer hindurchlaufen, welches den vordern Theil des Schiffes bereits vom Schiffshintertheile trennte. Als er sich seinen Weg durch die Flammen bahnte, erhielt er bedeutende Verletzungen. Später sah ihn der erste Officier auf dem Backbord des Hintertheiles stehen. Wie es schien, war er durch die erlittenen Brandverletzungen betäubt. Einige Passagiere behaupten, sie hätten gesehen, wie er über Bord sprang.

„Das einzige Boot, das das Wasser erreichte, ohne zerschellt zu werden, war eins der großen eisernen Rettungsboote. Es war zuerst, als es niedergelassen wurde, vollständig mit Menschen angefüllt; aber das Gewicht war so groß, daß viele von ihnen herausfielen, als das Boot das Wasser erreichte. Dreißig Menschen hielten sich in dem Boote, aber da das Boot voll Wasser geschlagen war, so kenterte es mehrere Male, wobei sieben Personen ertranken. Es blieben im Boote der erste Officier, sechs von der Mannschaft, ein Steward und funfzehn Passagiere. Um drei Uhr kam unser Boot von dem Dampfer los und wir blieben sofort zurück, da das Schiff vorwärts ging und wir nicht im Stande waren, das Boot zu handhaben, so daß wir bald vom Schiffe getrennt wurden. Wir gaben uns große Mühe, das Wasser aus dem Boote auszuschöpfen, kamen damit aber nicht eher zu Stande, als bis wir ein Floß aus den zum Boote gehörenden Rudern und Masten angefertigt und die Passagiere darauf gebracht hatten. Hierauf schöpften wir das Boot aus und nahmen dann die Passagiere wieder ein. Etwa eine Stunde, nachdem wir den Dampfer verlassen hatten, bekamen wir die französische Barke „Maurice" in Sicht, ruderten auf dieselbe zu, erreichten sie um 8 Uhr und fanden bereits den dritten Officier und einige Passagiere am Bord.

„Der zweite Officier wurde schwimmend von der „Maurice" gegen 8½ Uhr aufgenommen. Er war etwa um 2½ Uhr durch das Andrängen der Passagiere der „Austria" über Bord gestoßen worden, als diese sich in sein Boot hineinstürzten und dasselbe zertrümmerten. Er hielt sich fast 6 Stunden lang durch Schwimmen über Wasser, ohne daß er irgend etwas gehabt hätte, an das er sich hätte festhalten können.

„Der dritte Officier verließ den Dampfer um 5 Uhr. Er war auf Deck der „Austria" geblieben, bis er sah, daß kein einziges Boot mehr vorhanden war, und wurde durch das Feuer über Bord getrieben. Er hielt sich an einem Taue außerhalb des Schiffes fest, bis um 5 Uhr die eisernen Platten des Schiffes roth wurden, worauf er in's Wasser sprang. Er schwamm einige Zeit herum, fand dann einige Stücke Holz umhertreiben und hielt sich hieran über Wasser, bis er um 6½ Uhr, mit bedeutenden Brandwunden bedeckt, von dem französischen Boote aufgefischt wurde.

„Als wir die „Austria" verließen, waren drei Segel in Sicht, von denen einzig die französische Barke „Maurice" herankam, um Hülfe zu leisten. Die „Maurice" nahm 66 Personen an Bord, von denen 12 an Bord der nach Halifax bestimmten „Lotus" übergeschifft wurden. Die Uebrigen wurden am 19. Septbr. auf Fayal an's Land gesetzt, von wo aus die Passagiere sich an Bord des englischen Kriegsdampfers „Valorous" nach New-York einschifften. Wir wurden von dem Londoner Dampfer „Ireland" an Bord genommen, der uns auf unserer Rückreise nach Hamburg gestern in Gravesend an's Land setzte."

Digitized by Google

etwas Derartiges gefunden hatte, warf es entweder denjenigen zu, die schon über Bord gesprungen waren, oder sprang selbst damit über Bord. Ueberall herrschte die größte Verwirrung. Die Frauen jammerten, die Kinder liefen schreiend nach dem Stern des Schiffes, und zwischen durch vernahm man die Todesschreie Ertrinkender! Und immer weiter noch drang das Feuer vor. Kaum konnte man es noch am Bord aushalten, ohne geradezu gebraten zu werden. Um diese Zeit stürzte eine junge Dame mit dem Ausrufe auf mich zu: „Was soll aus uns werden? Was sollen wir anfangen?" Ich entgegnete, daß wir höchst wahrscheinlich Alle umkommen würden. Darauf fiel sie sofort in Lachkrämpfe und schien vollständig ihr Bewußtsein verloren zu haben. Ich wurde von ihrer Seite gedrängt und weiß nicht, was aus ihr geworden ist. Fast alle Welt sprang jetzt über Bord, da die Hitze vollständig unerträglich geworden war, diese paarweise, Andere zu Dreien und Vieren, Einige Hand in Hand. Ich selbst, obwohl ich mich weit über den Stern des Schiffes hinauslehnte, ward beinahe geröstet; ich fühlte, daß alsbald auch die Reihe an mich kommen würde, nahm mir aber vor, so lange wie irgend möglich auszuhalten, und suchte mir zwei Taue zu verschaffen, an denen ich mich wenigstens etwas hinunterlassen könnte, um dann so weit wie möglich außerhalb des Bereiches der Schraube zu springen.

„Um diese Zeit war es, wo der Ungar mit seiner ganzen Familie über Bord sprang. Dies ist die gräßlichste Scene von allen, die ich erlebte. Eine junge Dame sprang nicht eher über Bord, bis ihre sämmtlichen Kleider Feuer gefangen hatten und die Flammen über ihr zusammenschlugen. Jetzt ließ auch ich mich an meinem Tau hinunter und sprang dann so weit wie möglich vom Schiffe ab in's Wasser. Als ich wieder auftauchte, schwamm ich auf eine Rettungsboye zu, die ich in einiger Entfernung von mir erblickte, und glücklicher Weise gelang es mir, dieselbe nach einiger Zeit zu erreichen.

„Die „Austria" dampfte noch immer brennend, mehr einer ungeheuern Feuermasse, als einem Schiffe gleichend, in der früheren Richtung fort, und noch immer sah ich die Passagiere einen nach dem andern in's Meer springen. In einiger Entfernung von mir bemerkte ich kleine dunkle Flecke auf dem Wasser, Boottrümmer, Rettungsboyen, schwimmende Menschen. Nachdem ich etwa zwei bis drei Stunden, an meiner Rettungsboye angeklammert, herumgetrieben war, sah ich ein Schiff in einer Zickzacklinie mir näher kommen. Eine Stunde später wurde ich von diesem Schiffe aufgefischt, nachdem ich volle vier Stunden im Wasser gewesen war."

Ein Passagier der zweiten Cajüte, **Philipp Berry** aus Hackensack (New-Jersey), welchen das Feuer in der Cajüte überraschte, entging dem Tode nur dadurch, daß es ihm gelang, durch das Skylight am hintern Theil der Cajüte zu entkommen. Nach den Aussagen desselben fand er bei Ankunft auf Deck drei oder vier Officiere beschäftigt, ein Boot in's Wasser zu lassen, was aber nicht gut gelingen wollte, da eins der Taue, an denen es hing, nicht leicht nachgab. In dieses Boot wollte, berichtet Berry, auch der Capitain steigen, trat aber fehl und fiel in's Wasser, wo er alsbald versank. Ferner bemerkt dieser dem Tode Entronnene, das Schiff habe damals etwa 8 bis 9 Knoten gemacht, und die Maschine anzuhalten, sei unmöglich gewesen, weil alle Ingenieure, wie erwähnt, vermuthlich sehr bald nach Ausbruch des Feuers erstickten. Die Schilderung der Scenen auf Deck, die Berry ansah, waren herzzerreißend. Unter andern kam eine Frau auf ihn zu und bat ihn um Gotteswillen, er möge ihr doch den Hals abschneiden; sie lief wie wahnsinnig auf dem Deck umher und ging seinen Blicken bald verloren. (Ein zweiter Artikel mit neuen Details in nächster Nummer.)

Blätter und Blüthen.

Der chinesische Damenfuß. Endlich wissen wir von Wingrove Cooke, dem Times-Correspondenten, der seine Briefe in einem besonderen Buche („China in 1857—58") veröffentlichte, ganz genau, wie der chinesische Damenfuß gebildet wird und aussieht. Er ließ sich Mädchenfüße in allen Stadien der Kunst zeigen. „Die älteste dieser 8 Mädchen hatte schon den vollendet schönen Fuß, einen formlosen Klumpen. Der Rest oder die Fußbiege nimmt die Stelle des Knöchels ein und Alles, was blieb, um darauf zu gehen, war der Ballen der großen Zehe und die Ferse. Das ist der kleine Fuß der Chinesinnen, ein Stückchen Zehe und ein Stückchen Ferse mit einem großen Riß dazwischen. Zwei der andern Mädchen, zweites und drittes Stadium der Vervollkommnung, litten noch große Schmerzen in den heißen, entzündeten Füßen. Die nächste war noch im Anfange des zweiten Stadiums, von welchem schwache Kinder oft sterben. Die Fußsohle war zu einem Bogen zusammengepreßt, Ferse und große Zehe möglichst nahe aneinander geschroben. Diese Folter wird nach und nach immer enger geschroben, Monat nach Monat. Der Fuß schwillt und entzündet sich, die Schmerzen sind oft furchtbar, aber die zärtliche Mutter harrt aus. Die vier jüngsten Mädchen waren noch im Vorbereitungsstadium, in welchem die große Zehe freigelassen, die vier andern aber fest unter den Fuß gebunden werden, bis sie dem Auge ganz verschwinden, ihre Articulation verlieren und mit der Fußsohle unten verwachsen. Hernach erst kommen die verschiedenen anderen Folter Pressen, bis die Dame auf großer Zehe und Ferse, dicht neben einander, frei, aber stets wackelig, einherstelzen kann."

Dies klingt so häßlich, so grausam, so empörend, daß man geneigt sein möchte, anzunehmen, schon wegen der Damenfüße müßten diese gräßlichen Barbaren niederkartätscht und mit westlicher Civilisation bekannt gemacht werden. Aber von diesem Standpunkte bekämen die Chinesen ein größeres Recht, uns niederzukartätschen, da wir Frauen, Töchter und Schwestern haben, die mit ihrem Leibe, mit ihrer Lunge, mit ihrem Schooße — die alle edler und wichtiger sind, als die Füße — eben so gräßliche Torturen vornehmen, wie die Chinesen mit ihren Mädchenfüßen. Und dazu der frech hintensitzende Spott eines Hutes, der wie Herausforderung zu allen Liederlichkeiten und Frechheiten aussieht! (Wie züchtig und sittsam war dagegen die alte „Eierkiepe!") Und dazu die eisernen Reifen (eine englische Fabrik in Birmingham verarbeitet jede Woche 400 Centner Eisen zu Damenreifreifen) und die luftballonartig bauschenden Falbeln! Sehen diese alle menschliche Form — nicht zu reden von weiblicher Grazie, Schönheit und Sittsamkeit — zu Carricaturen aufbauschenden Ungeheuer nicht aus, als hätte jede Frau und Jungfrau einen Zustand zu verbergen, den die erste (obgleich verheirathete) Erfinderin dieser Monstrosität thatsächlich damit beschönigen und verstecken wollte? Die englischen Damen (ich weiß nicht, wie's andere machen) geben dieser Frechheit und Häßlichkeit noch einen schamloseren Charakter. Sie tragen alle weiße, gestickte Unterröcke, welche die Welt bewundern soll. Das Erste, was sie daher thun, sobald sie auf die Straße kommen, besteht darin, mit beiden Händen auf beiden Seiten die äußere, aufgeschwollene Schabracke aufzuraffen, sie über dem Bauche festzuhalten und dann mit großen, frechen, runden Augen und hinten angeklebtem Hute wie hundenbezierte Prostituirte auf der Straße hinzusegeln. Ist das nicht eine schandbare, scandalöse Wirthschaft? Hätte sie die scham-, geschmack- und gehirnlose Mode nicht geheiligt und unsere Sinne unter unserem scandalösen Filzburme (genannt auch „Angströhre" für uns Heiden) dagegen abgestumpft, wir würden unsere Frauen, Töchter und Schwestern mit Gewalt zurückhalten, wenn sie Miene machten, in solcher Verhunzung und Verfrechung ihrer Schönheit und Sittsamkeit auf die Straße zu gehen. Wir westliche Civilisation verbreiten! Wir Chinesen und andere Heiden bekehren wollen! Um bei den zerfolterten Füßen und unseren verdorbenen Jungfrauen-Taillen zu bleiben, bemerken wir, daß nur vornehme Chinesinnen (und das auch abnehmend) so zerfoltert werden, während bei uns jedes arme Bürgermädchen sich in einen eisernreifigen Luftballon steckt, die Taille und die edelsten innern Theile zerschnürt und ein Stück Zeug auf den Hinterkopf kleben möchte. Selbst Riele und Lotte rauschen zuweilen in eisernen Reifen aus der Küche hervor. Wie graziös sieht dagegen die Chinesin in ihrer naiven, gestickten Blouse und in den Höschen aus trotz ihrer Klumpfüße! Also lasset uns erst noch ein Weilchen westliche (und auch ein bischen chinesische) Civilisation unter uns selbst verbreiten und die Damenkleider einschränken.

Literarische Anzeige. Von dem mit reich wissenschaftlichem Geiste, deutscher Gründlichkeit und deutschem Fleiße bearbeiteten, sehr interessant gehaltenen culturhistorischen Werke: „Die Frauen" von Gustav Klemm (rühmlichst bekanntem Culturhistoriker) ist soeben der fünfte Band (Dresden, Arnold) erschienen, und wird mit dem nächstbaldigst zu erwartenden sechsten Bande dieses Werk, welches eine fühlbare Lücke in der zeitherigen Culturgeschichte ausfüllt, beendet sein. — Der Zweck dieses werthvollen Buches besteht zunächst darin: durch sorgfältige Zusammenstellung der aus den Quellen geschöpften Thatsachen zu zeigen, welchen Einfluß das weibliche Geschlecht zu allen Zeiten und in allen Zonen auf die Entwicklung der menschlichen Cultur geübt hat und fortwährend noch übt. Wir erblicken daher im ersten Bande die Zustände der Frauen bei den passiven und activen Völkern außerhalb Europa. Alle übrigen Bände haben lediglich die Frauen Europa's zum Gegenstande der Betrachtung, und werden hier die Frauen in Familienkreisen und in der Gesellschaft, ferner als Fürstinnen, Heldinnen, als Pflegerinnen der Religion, auf dem Gebiete der Kunst und des Wissens in einer überraschend reichen Fülle von Zügen aus dem sittlichen und geistigen Leben vorgeführt. So schließen sich denn diese sehr freundlich ausgestatteten sechs Bände gleichsam als weibliche Hälfte an des Verfassers bekanntes Hauptwerk: „Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit" (10 Bände. Leipzig, 1843 bis 1852) an und dürften sich einer gleich ehrenden Aufnahme von Seiten des Publicums und der Kritik zu erfreuen haben.

S.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Roßmäßler, E. A., Der Mensch im Spiegel der Natur. Fünf Bände mit vielen Holzschnitten. Preis à Band ⅓ Thlr.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Nº 45. 1858.

Die Gartenlaube.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Rath Braunſtein und Familie.

Ein Lebensbild von Ernſt Fritze.

I.

In einer der geſegneten Fluren Deutſchlands, welche Anmuth mit Nutzbarkeit vereinen, finden wir eine hübſch gebaute, von thätigen und muntern Leuten bewohnte Stadt, die wir Blauberg taufen wollen, um ſie nicht ganz namenlos in unſerer Erzählung agiren zu laſſen. Die ganze weite Landſchaft um dieſe Stadt trägt den eigenthümlich idylliſchen Charakter derjenigen Berggegenden, welche nur weiche, ſaftig grüne Wieſenmatten und wellenförmige, waldbewachſene Höhen in ſchönſter Abwechſelung aufweiſen. Eine gewiſſe Poeſie umwogte die Stadt mit ihren allerliebſten Umgebungen und auf ihren Straßen ruhte der Hauch des Friedens. Harmloſer Sinn zeichnete die unteren Schichten der Bevölkerung vortheilhaft aus, aber in den Coterien der höheren Stände war es, wie überall in der Welt, wo Militair, Beamte, Adel und reicher Bürgerſtand zuſammentreten, um ſich zu amüſiren.

Es gab in Blauberg ein Appellations- und ein Kreisgericht; es gab dort reitende und nichtreitende Officiere; es gab arme und dabei hochgeſtellte Edelleute; es gab Regierungsbeamte und penſionirte Militairperſonen; dann aber gab es auch noch reiche Kaufleute, die es ſich zur Ehre ſchätzten, zur haute volée gezählt zu werden.

Der Kampf um Rang, Stand, Anſehen und Repräſentation ruhte in Blauberg, wie überall, mehr in den Händen der Frauen, als der Männer, und während ſich die Letzteren nur geneigt zeigten, ſich geiſtig zu geſellen, wogen die Damen behutſam die Ranges- und Standesunterſchiede ab, bevor ſie ſich einem Kreiſe ganz hingaben.

Der Appellationsgerichtsrath Braunſtein gehörte in der Stadt Blauberg zu den hervorragenden Perſönlichkeiten. Er bewohnte das hübſcheſte Haus dort und hatte die eleganteſte Frau. Er ſelbſt war, trotz ſeiner zweiundfunfzig Jahre, noch ein hübſcher, ſehr feiner Mann, woraus er ſich freilich leider Gottes gar nichts zu machen ſchien, und die Frau Appellationsräthin Braunſtein konnte ebenfalls, ungeachtet ihrer ſiebenundvierzig Sommer, noch in der Reihe ſchöner Frauen auftreten, worauf ſie denn auch ſo viel Werth legte, daß ſie mit einer Sorgſamkeit, die an's Lächerliche grenzte, die moderne Ausſtaffirung ihres ſiebenundvierzigjährigen Körpers beſorgte.

Der Morgen eines Septemberſonntages war beinahe bis zur Mittagsſtunde vorgerückt, als der Rath Braunſtein, tief beſchäftigt, in ſeinem Zimmer weilte, während die Frau Räthin mit exemplariſcher Geduld und Gelaſſenheit Toilette in ihrem Boudoir machte.

Von fern her drangen die Töne einer Militairmuſik, auf die ſie mit wohlgefälligem Kopfnicken bisweilen lauſchte, und endlich, unter den rauſchenden Klängen der Wilhelm-Tell-Ouvertüre, vollendete ſie ihr gelungenes Kunſtwerk einer Modedame, indem ſie die Hutbänder ordnete und die knappen Handſchuhe überpreßte.

Noch einen einzigen Blick warf ſie in den Ankleideſpiegel, der ihre ganze Figur in gewünſchter Breite wiedergab, und dann trippelte ſie eilig über den Vorſaal hinweg, um mit einigem Eclat die Thür zu ihres Mannes Zimmer zu öffnen.

„Nun, Eduard, biſt Du fertig?“ fragte ſie im Eintreten, ohne jedoch die Blicke von ihren Handſchuhen emporzuheben, die ſich beim Zuknöpfen widerſpenſtig zeigten.

Der Rath fuhr erſchreckt von ſeinem Schreibtiſche empor. Sein Blick verrieth eine völlige Abweſenheit der Gedanken und das Lächeln der Zerſtreutheit thronte auf ſeinen Lippen.

„Was meinteſt Du, Laurette, was?“ fragte er ſanft.

Die Dame hatte aber ſchon die wenig ſchmeichelhafte Entdeckung gemacht, daß ſie einmal wieder vollſtändig von ihrem Gatten vergeſſen worden war. Er ſaß im Schlafrocke, wie an jedem anderen Sonntage, und ſchrieb.

„Mein Himmel, was ſoll ich davon denken, Eduard? Du haſt Dich ja nicht angezogen!“ rief ſie, weit weniger ſanft, als er.

„Weshalb anziehen?“ fragte der Rath, augenſcheinlich mit ſeinen Gedanken ſchon wieder bei ſeinem Referate.

„Willſt Du etwa nicht mitgehen?“ warf die Räthin pikirt ein.

„Wohin?“

„Nach der Eiſenbahn,“ antwortete ſie kurz und ärgerlich.

„Wozu, Laurette, wozu?“

„Nein, das überſteigt denn doch Alles, was bis jetzt dageweſen iſt!“ rief die Dame voller Unwillen. „Du haſt kein Herz, wahrhaftig, Du haſt kein Herz!“

„Wie ſo? Kein Herz? Nein, Laurette, ich habe nur keine Zeit, mit zur Eiſenbahn zu gehen.“

Madame ſchlug die engbehandſchuheten Hände kräftig zuſammen.

„Daß ſich Gott erbarme! Ja, Eduard, Du haſt keine Zeit! Ich hätte es nachgerade lernen ſollen! Du haſt nie Zeit, niemals! Einen Mann zu beſitzen, wie Du biſt, iſt doch das allerſchlimmſte Unglück für eine gefühlvolle Frau!“

„Aber, Laurette —“ wendete der Rath ſehr ſanftmüthig ein, indem er ſeine Feder wieder ergriff, eintauchte und Miene machte, weiter zu ſchreiben.

„Schreibe nur, ich will gar nichts dagegen haben,“ eiferte die

Digitized by Google

Räthin nun in vollen Zornesflammen, indem sie ihre Mantille fester um sich zog und sich anschickte, das Zimmer zu verlassen. „O, hätte ich das vor dreißig Jahren geahnt!" Sie schlug die Thür ziemlich unmanierlich zu und eilte die Treppe hinab.

Braunstein sah nachdenklich vor sich nieder. Er versuchte, seiner Zerstreutheit Herr zu werden, um den Zusammenhang in dieser Scene zu finden.

„Was ist es nur wieder?" murmelte er, aber sein bedeutungsvolles Kopfschütteln bekundete, daß er sich vergeblich nach einem leitenden Faden in diesem Labyrinthe umsah. Bald überschlich ihn wieder die volle Fluth seiner Geschäftsthätigkeit und er vertiefte sich ohne Gewissensbisse in seine Arbeit.

Während dieser Zeit wanderte die zornige Appellationsgerichtsräthin, äußerlich graziös und vollendet elegant, die Straßen hinab, die zur Eisenbahn führten, empfing huldvoll die Grüße der jungen und alten Officiere, welche en grande tenue von der Parade kamen, und schlug dann seufzend den schmalen Weg zwischen den Gärten ein, der bei dem Perron auslief.

Jetzt erst fielen ihre Gedanken mit erneuerter Bitterkeit auf die eben erlebte Scene mit ihrem Gatten zurück.

„So geht es," dachte sie, ärgerlich ihren Schritt beschleunigend, denn die Locomotive signalisirte in der Ferne, „so geht es, wenn man durch die Märchen der Kinderwelt auf Irrwege geräth und in dem ersten Manne, der uns nahe tritt, das Ideal seiner Träume anbetet! Elf Jahre habe ich nach dem Zeitpunkte geschmachtet, der mich zu dieses Mannes Gattin erheben konnte — elf Jahre war ich eine zärtliche, eine treue Braut, um dann nach und nach die unglücklichste Frau zu werden."

Ihre Gedanken durchliefen pfeilschnell den weiten Zeitraum, den sie hinter sich hatte. Mit phantastischen Begriffen von Liebe und Glück war sie in die Welt getreten und hatte, vermöge ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit, die Liebe eines schönen, vielversprechenden Studenten errungen, der sie unter der Aussicht, „dermaleinst Assessor zu werden", sogleich zu seiner Braut machte. Nach elf vollen Jahren war sie dann ihres hübschen Eduard Braunstein Gattin geworden, um gleich darauf zu der Ueberzeugung zu kommen, daß ihr Mann mehr zu thun hatte, als sie für ihr Liebes- und Lebensglück zuträglich hielt. Er hatte nicht Zeit, mit ihr die Modehandlungen zu durchstreifen, er hatte nicht Zeit, sie Parade zu führen und als gehorsamer Diener bereit zu stehen, wenn sie einen Spaziergang für nothwendig hielt. Zuerst frappirte sie dieser Umstand, dann aber fand sie sich darein und suchte ihr Vergnügen auf anderen erlaubten Wegen. Sie spielte mit Geschick die Musterdame der Mode, vergaß aber dabei, daß sie zu alt für jugendliche Moden wurde. Kleine Spöttereien ihres Mannes ignorirte sie und weiter verstieg sich der Rath Braunstein nicht, wenn er auch innerlich unzufrieden über die Geistes- und Geschmacksrichtung seiner Gemahlin war. Von Natur zur Zerstreutheit und Vergeßlichkeit geneigt, bildete sich diese Naturanlage im Laufe der Zeit und unter der Einwirkung der Verhältnisse bis zum Fehler bei ihm aus und zeigte sich namentlich, zum größten Leidwesen der Räthin, in Rücksicht auf gesellige Verhältnisse, denen sie eine ungeheure Wichtigkeit beizulegen pflegte. Seine Beschäftigungen, zu abstract von den kleinlichen Dingen, die seine elegante Gemahlin zu ihrem Götzen erhoben hatte, rissen nach und nach eine Kluft zwischen den Gatten, die sich außerdem keineswegs haßten, denn kleine Anfälle von Heftigkeit abgerechnet, mußte man der Räthin Braunstein zur Ehre nachsagen, daß sie sich wunderbar gut mit ihrem Eheherrn zu stellen wußte. Freilich aber wurde sie dabei unterstützt von der unausbleiblichen Folge fortgesetzter Zerstreutheit, die zuletzt in Indolenz übergeht, um sich ein gewisses Ungestörtbleiben zu sichern.

Eine halbe Stunde nach der unwillkommenen Störung warf der Rath, tief aufathmend, die Feder auf das Schreibzeug.

„Das war ein schweres Stück Arbeit," murmelte er vor sich hin, indem er nach dem Cigarrenkasten griff, um sich mit einer Havanna zu belohnen. „Lieber will ich mich mit einer Legion Feinde herumcapituliren, als diplomatisch die Grobheit einer Zurückweisung Freunden gegenüber zu bemänteln." — Er spitzte die Cigarre ab, brannte sie an und murmelte weiter: „Ja, wenn es sich der Mühe lohnte, noch vorwärts zu streben! Warum aber sollte ich wohl die bequeme Bahn zum Alter verlassen, um mich durch den Wellenschlag der Fürstengunst auf eine Höhe schleudern zu lassen, wo ich ebenfalls, wie hier, allein stehe? Ja, wenn ich Söhne hätte —!"

Er trat langsam an's Fenster und blickte zerstreut und sinnend hinab auf die Straße. Seine Phantasie hing noch immer an dem Berichte, den er, in Folge einer Privatanfrage des Ministers, so eben zu Stande gebracht, nachdem er ihn, unschlüssig, seit mehreren Tagen verschoben hatte.

Mechanisch richtete er das Auge auf zwei Damen, die über den Straßendamm fort auf sein Haus zusteuerten. Es war seine unglaublich elegante Frau — er erkannte sie sogleich an dem Ueberflusse von Spitzen, Band und Blumen. Wer aber war die andere Dame? Kopfschüttelnd verfolgte er mit den Blicken beide Frauengestalten, bis endlich die Begleiterin der Räthin den Kopf emporhob und ein liebes Gesicht zu ihm emporschaute. Wie ein Blitzstrahl erleuchtete plötzlich die Macht der Erinnerung sein Inneres.

Jetzt wußte er, was der Zorn seiner Gattin zu bedeuten gehabt hatte. Wahrlich, sie hatte Ursache dazu gehabt! Ein herzlich frohes Lächeln zog wie Sonnenleuchten über des Mannes Züge.

„Himmel, meine Hermine!" rief er laut und eilte mit jugendlicher Lebhaftigkeit der Treppe zu, um seine Tochter im Ausbruche einer leidenschaftlichen Freude des Wiedersehens stürmisch zu umarmen. Unter der Wärme reuiger Zärtlichkeit klagte er sich dabei zum ersten Male einer unverzeihlichen Vergeßlichkeit an und bot seiner schmollenden Gattin bittend die Hand zur Versöhnung.

Sie verweigerte ihm dieselbe nicht, aber sie nahm doch kluger Weise die Gelegenheit wahr, ihm in haarscharfen Worten sein Unrecht gegen sie und sein einziges Kind im Allgemeinen und Speciellen vorzuhalten.

Rath Braunstein lachte in seiner herzgewinnenden Weise und räumte für's Erste Alles ein. Es war richtig, daß er, von der Rückkehr seiner Tochter unterrichtet, fest versprochen hatte, mit der Räthin nach der Eisenbahn zu gehen, aber er wendete ein, daß es ebenfalls ein Versehen von dieser gewesen sei, ihn „vor dem Beginne ihrer großen Empfangstoilette" nicht nochmals an diese Familienbegebenheit zu erinnern, da er durchaus „keine Zeit habe", an dergleichen Dinge zu denken.

Die Räthin ließ den Einwand nicht gelten. Sie meinte, sein Vaterherz müsse ihn an solche Dinge erinnern. Was die Leute nur davon denken sollten, daß er ruhig am Schreibtische säße, während sie allein hingeeilt sei, ihre Tochter nach monatelanger Abwesenheit wieder zu umarmen.

Ein eigenthümliches Lächeln, von einem schnellen Blicke über ihre ganze Gestalt hin begleitet, verrieth deutlicher, als er selbst es dachte, daß er im Stillen meinte, sie mache Staat mit ihrer Mutterliebe und das Töchterchen habe vielleicht den einfachen Vater selbst nicht so nöthig zum Empfange gefunden, als die prunktreibende Mutter.

Hier lag die Tragik seines Alltagslebens, welches den leise bohrenden Wurm innerlicher Verstimmung in sich verbarg. Nachdem er mit einigen schwachen Versuchen, seine junge Gattin zur Theilnehmerin edlerer Interessen zu gewinnen, früher gescheitert war, wendete er sich mit Hoffnung seinem einzigen Kinde zu, das ihm von der Natur hinreichend günstig ausgestattet erschien, um neben ihm zu wandeln.

Auch diese Erwartung scheiterte. Hermine Braunstein wurde der Affe ihrer modernen Mutter und opferte bereitwillig die schönen Gaben der Natur gegen die Triumphe der Aeußerlichkeit.

Als der Rath Braunstein diese Erfahrung gemacht hatte, quittirte er seelenruhig seine Lebensfreuden, warf sich mit regem Eifer seinem Berufe in die Arme und verlor natürlich von da an jedes tiefere Interesse für seine Familie. Hundert andere Männer mußten die Träume ihrer Jünglingsjahre von „Familienglück" begraben, weshalb sollte er nicht versuchen, sich bei dem traurigen Schicksale seiner Vereinzelung durch andere Lebensgenüsse schadlos zu halten? Er wählte, seiner edlen Natur zu Folge, die Bahn der Wissenschaften, um sein Alleinstehen zu verträumen. Dadurch verfiel er natürlich mehr noch, als früherhin, seiner Neigung zur Vergeßlichkeit, aber gleichzeitig gewann er auch dadurch eine Bedeutung in der juristischen Welt, wovon er nicht eher etwas ahnte, als bis ihm Anträge vom Ministerium gemacht wurden, die einen mehr ehrgeizigen Mann in Entzücken versetzt hätten. Er aber lehnte, seiner Gemüthslethargie vollen Spielraum lassend, alle Vorschläge ab, obwohl sie den sichersten Weg zum Chefpräsidenten irgend eines Obergerichtes in Aussicht stellten.

Man beruhigte sich nicht bei dieser abschläglichen Antwort, denn man konnte das Wissen und die Theorien eines Juristen, wie Rath Braunstein, gerade gebrauchen. Der Minister, von früherer Zeit

her mit ihm bekannt, richtete ein Freundeswort an ihn, um ihn für die vorliegende Stellung zu begeistern.

Auf diesen Brief hatte er an dem Sonntagmorgen, wo wir ihn tief versunken im Schreiben fanden, endlich ausführlich, jedoch abermals ablehnend, geantwortet und seine Gründe dafür mit aller nur möglichen Spitzfindigkeit zu motiviren gesucht. In der That hatte er aber keinen triftigen Grund weiter, als „ein Leben, das er als abgeschlossen vor sich liegen sah, nicht zwecklos von Neuem zu beunruhigen."

Wir haben gesehen, daß er sich eine Alternative stellte, indem er seinen Entschluß von dem Besitze einiger Söhne abhängig machte. Seine Tochter gehörte also nicht mehr in den Bereich seiner Lebenspläne, seitdem sie als Abbild ihrer oberflächlichen Mutter prangte.

Mit seiner Gattin stand er auf einem Fuße, der ihn eigentlich in den Augen aller vernünftigen Menschen fälschlich compromittirte. Man glaubte ihn allgemein dem Pantoffel-Regimente der eleganten Hausfrau verfallen, während er sich ganz einfach nur nicht darum bekümmerte, was seine Gemahlin zu thun und zu lassen für gut befand. Die ergötzlichen Geschichten, womit sich das Publicum amüsirte, kamen ihm nie zu Ohren, sonst würde er sich männlich gegen die falschen Auslegungen seiner fehlerhaften Hinneigung zur Zerstreutheit gewehrt haben. Richtig war es, daß er häufig erst im Beginne eines Festins in seinem eigenen Hause Nachricht davon erhielt und daß seine Tochter es sich zur Regel gemacht hatte, ihn jedes Mal mit den Worten zu unterrichten: „er möge sich ankleiden, denn es sei große Gesellschaft bei ihnen!" — Allein dies Verfahren beruhte weniger auf einer Nichtachtung der Hausfrau gegen ihn, als auf seiner eigenthümlichen Nichtbeachtung der häuslichen Angelegenheiten.

Mutter und Tochter hatten im Grunde einen außergewöhnlichen Respect vor dem Hausherrn, der sich durch die ernste Sanftmuth seines Wesens, trotz aller kleinen Kampfscenen, stets wach erhielt. Er übereilte sich nie in seinen Ausdrücken, während die sehr lebhafte und reizbare Frau Räthin durch heiße unüberlegte Worte die Achtung gegen sich selbst schwächte und schon dadurch, daß sie immer gezwungen war, die Aussöhnung mit ihrem Gatten zu suchen, in den Augen ihres aufmerksamen Töchterchens zu einer Zeit verloren hatte, wo sie dasselbe noch keiner Kritik fähig hielt. Mit dem dunklen Bewußtsein seines Werthes entspann sich in spätern Jahren in Herminens Herzen eine weit innigere Liebe zum Vater, als zur Mutter, und es hätte vielleicht nur eines ernsten väterlichen Wortes bedurft, um sie dem Flitterstaate der mütterlichen Lebenssphäre abwendig und zu einer Gefährtin der ernstern Gemüthsrichtung des Vaters zu machen. Dieser gab sich aber niemals die Mühe, ihr die Seichtigkeit ihres Strebens zu erklären, weil er auf diesem Felde der Erziehung in der eigenen Gattin die größte Widersacherin gefunden haben würde.

Hermine war vier Monate verreist gewesen. Der Rath Braunstein hatte ihre Abwesenheit kaum bemerkt und beachtet. Woher kam es, daß jetzt plötzlich ihre Wiederkehr sein Vaterherz mit einer sonderbar leidenschaftlichen Freude erfüllte, daß ihm seine Tochter anders, schöner, bedeutender, lebensvoller und lieblicher erschien? War das nur der Verklärungsschimmer der Entbehrung?

Sein Auge hing erstaunt an diesem liebenswürdigen Wesen, das er seine Tochter zu nennen berechtigt war, und so oft er auch Anstalten traf, sich endlich auf sein Zimmer zurückzuziehen, um den am Morgen angefertigten Brief zur Expedition reif zu machen, immer zog es ihn wieder zurück in die Nähe der holden Schwätzerin, deren heller, fröhlicher Stimmenklang mit einem Male anziehender für ihn wurde, als die prächtigste Musik. War es denn wirklich nur der Reiz des Wiedersehens, der ihn so mächtig ergriff, und ihn zu liebevollen Kundgebungen seiner Vaterfreude hinriß? War es denn auch nur der Reiz des Wiedersehens, der Herminens Blicke mit einer wahren Gluth der Begeisterung erfüllte, wenn sie sich strahlend vor Glück in ihres Vaters Arme schmiegte, die er ihr immer von Neuem bereitwillig öffnete?

Endlich riß der Rath sich los und ließ Mutter und Tochter allein. Er nahm denselben Platz wieder ein, den er am Morgen seiner Tochter wegen zu verlassen sich nicht gedrungen gefühlt hatte. Lächelnd dachte er daran zurück. Ein Befremden eigener Art beschlich ihn dabei. Er vergegenwärtigte sich die Minuten voller Genüge, die er jetzt durchlebt und, von dem Strahle heiliger Sympathie getroffen, wach und lebendig genossen hatte. Er fühlte zum ersten Male, wie bitter er gedarbt hatte, wie einsam sein Herz, wie durchkältet sein Gemüth gewesen war. Kopfschüttelnd zergliederte er seine Seelenstimmung, die ihn zu einer Würdigung der töchterlichen Liebenswürdigkeit zwang und ihn gleichsam zum Eingeständnisse eigener Ungerechtigkeit gegen sie aufforderte. Er forschte dem Ursprunge seiner veränderten Vatergefühle nach und kam zu dem Resultate, „daß in Hermine eine wesentliche Umwandlung vorgegangen sein müsse, der er ferneres Gedeihen wünschte."

Bei diesen Träumereien blieb sein Bericht an den Minister ganz natürlich in derselben Verfassung und wurde nicht zur Post expedirt. Als die hellen Glockentöne der Stutzuhr ihm anzeigten, daß es für diesen Tag zu spät geworden war, warf der gute Herr leichtfertig, wie nie, die Schreiberei bei Seite und beschloß, wieder in's Familienzimmer zu gehen. Eilig seinen Vorsatz ausführend, trat er gerade durch die halb offen gebliebene Thür in's Vorzimmer, als Hermine mit etwas bedrückter Stimme die Frage an ihre Mutter that:

„Ist es wahr, Mama, daß der Vater auf Deinen speciellen Wunsch eine ehrenvolle Berufung nach der Residenz ausgeschlagen hat?"

Die Räthin sah befremdet einen Moment zu der Tochter auf und antwortete schnell:

„Davon weiß ich nichts, kann also keine specielle Wünsche ausgesprochen und geltend gemacht haben. Wer sagte Dir das?"

„Es erzählte „Jemand" in einer Gesellschaft davon, ohne zu ahnen, daß ich die Tochter des Appellationsgerichtsrathes Braunstein sei."

„So —" warf die Räthin gleichgültig ein. „Du widersprachest doch dem Gerüchte?"

„Das konnte ich nicht, ohne mich bloßzustellen," antwortete Hermine, sichtlich mit einer Befangenheit kämpfend, die sonst, namentlich ihrer Mutter gegenüber, gar nicht in ihrem Wesen lag. „Man hatte meinen Vater eine „Celebrität" genannt, und „Jemand" war so kühn gewesen, ihn für den besten Juristen seiner Zeit zu erklären — nach solchen Lobhymnen wagte ich mich nicht als die Tochter des Appellationsgerichtsraths Braunstein kund zu geben."

„Warst Du denn der Gesellschaft nicht vorgestellt?" fragte die Räthin befremdet.

„Ja wohl, aber der Herr, welcher dies mittheilte, war viel später eingetreten. Er mag nachher zu seinem großen Schrecken erfahren haben, daß eine Tochter des Braunstein'schen Ehepaares, das er als ein ganz unpassendes Paar schilderte, Ohrenzeugin seiner Kritik gewesen war."

„Wie hieß dieser Herr? Kennen wir ihn?"

Hermine ließ geflissentlich die erste Frage unbeantwortet, indem sie lebhaft erwiderte:

„Nein, weder Du noch der Vater kennt ihn, und er selbst kennt Euch Beide auch nicht. Was er von Euch mittheilte, war das Tagesgespräch der Residenz, und hatte sich von oben herab durch alle Kreise verbreitet."

„Laß sie in der Residenz sprechen, was sie wollen, Hermine," fiel die Räthin eilig ein. „Du siehst, daß sie dort eben so gern klatschen und lügen, wie anderswo. Es kann freilich sein, daß Dein Vater einmal wieder „vergessen" hat, mir etwas mitzutheilen, was immerhin und auf alle Fälle Interesse für mich haben könnte, allein ich will mich darüber nicht weiter grämen und auch nicht darüber etwas vergessen, was mir weit näher am Herzen liegt, als Deines Vaters Berufung nach der Residenz. Hier wie dort hat er keine Zeit für uns — also laß ihn gehen, wohin er will, und beantworte mir lieber die Frage: wie steht es denn mit Deinem Herzen? Du bist einen halben Tag zu Hause, und hast noch nicht nach Bruno von Fahrenhorst gefragt? Was soll ich davon denken?"

„Nichts weiter, Mama," entgegnete Hermine mit fröhlichem Tone, „als daß ich ihn vergessen habe!"

Die Räthin sah sie strafend an.

„Keine Leichtfertigkeiten in Herzensangelegenheiten, mein Kind!" rief sie erzürnt.

„O — Mama, mein Herz hat nie etwas mit Bruno von Fahrenhorst zu thun gehabt," erwiderte Hermine, stolz den Kopf aufwerfend. „Du hast mir gesagt, er liebe mich, und darauf habe ich Dir geantwortet: ich aber liebe ihn nicht!"

„Es ist aber mein Wunsch, daß Du seine Gattin wirst," sprach die Räthin kurz und heftig.

„Diesen Wunsch kann ich nicht erfüllen!" erklärte Hermine fest, aber mit sehr sanfter Stimme.

Der Rath Braunstein, immerfort ein unsichtbarer Zeuge des Zwiegesprächs, konnte sich kaum enthalten, in einen Beifallsruf auszubrechen. Er trat so nahe wie möglich an die Thür, um kein Wort von einer Unterhaltung zu verlieren, die ihm einen Einblick in Herzen gestattete, welche er weniger kannte, als die Blauberger Bevölkerung. Sonst gleichgültig gegen das, was Mutter und Tochter zu discuriren hatten, waren ihre Gespräche bis dahin spurlos an seinen Ohren vorübergerauscht, trotzdem er bisweilen dicht neben ihnen gesessen hatte.

„So muß ich Dich dazu zwingen, mein Kind!" rief die Räthin mit erhobener Stimme.

„Zwingen — Mama," lachte Hermine. „Mich zu einer Heirath mit dem Lieutenant von Fahrenhorst zwingen?"

„Ich habe die Mittel in der Hand!" drohete die Räthin, ernstlich böse.

„Halt' ein, Mama! Ehe Du Dich in Deiner Heftigkeit zu tragischen Entschlüssen begeisterst, will ich Dir Geständnisse machen. Ich habe „Jemand" kennen lernen, der es mir unmöglich macht, eines Andern Gattin zu werden."

Die Räthin starrte sie erschrocken an.

„Hermine — Du hast Dich verlobt? — Du hast vielleicht dasselbe Schicksal zu erwarten, wie ich?"

Das junge Mädchen schlug in einem Augenblicke vollständiger Ueberwältigung beide Hände zusammen, hob sie mit Inbrunst empor und murmelte kaum hörbar:

„O — wenn ich das hoffen könnte — wenn ich das hoffen könnte — ich wollte gern elf Jahre um ihn dienen und mich seiner würdig machen —!" Dann ließ sie schnell besonnen die Hände sinken, und rief heiter: „Tröste Dich, Mama — verlobt habe ich mich nicht, werde auch nie darauf hoffen können, dieses Herrn Beifall zu gewinnen, denn er verachtet mich als Mode- und Putznärrin, wie Fama mich ihm genannt hat!"

„Elf Jahre Braut!" rief während der letzten Worte die Räthin unter einigen Zeichen innerlichen Schauders. — „Du weißt nicht, wie albern Du wünschest. Nein, Hermine, Du feierst nun in kurzer Zeit Deine Verlobung mit Bruno und im nächsten Jahre ist Deine Hochzeit. Das Erbtheil, welches mir von meinem Onkel zugefallen ist, reicht gerade hin, die nothwendige Einzahlungssumme zu schaffen. Daß Du Bruno nicht schwärmerisch liebst, ist mir eine Garantie Deines zukünftigen Glückes."

„Ich für mein Theil halte Liebe zum Manne für ein Haupterforderniß zur Ehe," fiel Hermine sehr gleichmüthig ein.

„Grundfalsche Ansichten, mein Kind! Mein Leben beweist es, daß man durch die treueste Liebe am unglücklichsten wird."

„Bist Du denn unglücklich, Mama?" fragte Hermine, halb erschrocken, halb ungläubig.

Die Räthin schlug etwas verwirrt die Augen nieder.

„Ich habe resignirt!" sagte sie dann mit Pathos „Aber ich will Dich glücklicher wissen. Bruno, mit seiner unaussprechlichen Sorgfalt für Frauen, wird Dich vor dem behüten, was mich elend macht!" Ein kühles Lächeln Herminens verrieth, daß sie eine andere Meinung von dem weibisch weichen Sinn des Herrn Lieutenant Bruno von Fahrenhorst hatte.

„Glaube mir, mein Kind, und vertraue Du meiner Erfahrung," fuhr die Räthin fort, „nur ein Officier ist im Stande, eine Frau vollständig glücklich zu machen, nur ein Officier! Er allein hat den nöthigen Gemüthsfond! — Der Officier allein übt die feinen ritterlichen Artigkeiten gegen das Weib seines Herzens — der Officier allein ist von der Ehrerbietung gegen seine Herzensdame durchdrungen, die uns zu unserm Wohlsein nöthig ist — der Officier allein versteht es, dem Leben seiner Gattin Bedeutung zu verleihen, ihre Stellung zu sichern und seinem Stande gemäß sie in der Welt zu situiren — der Officier allein vergißt über den Pflichten seines Berufes nicht die Gattin, sondern präsentirt sie in dem Lüstre, das sie beanspruchen kann — der Officier allein behält die huldigende Artigkeit bei, die der Verlobte seiner Braut beweiset — der Officier allein hat „Zeit", sich mit seiner Gattin in den Cirkeln seines Standes zu zeigen! Du wirst es mir erst nach Jahren danken, daß ich für Dein Lebensglück kämpfend auftrete!"

„Liebe Mama, ich danke es Dir schon heute," fiel Hermine mit der Stimme der Beschwichtigung ein, konnte aber einen gewissen schelmischen Ausdruck nicht ganz verbergen. „Aber trotz meines Dankes bin ich so undankbar, anderer Meinung zu sein, als Du. Von all' den schönen Lobpreisungen des Officierstandes hebe ich nur den letzten Passus hervor: „der Officier hat Zeit für seine Frau und deren Vergnügungen", und setze statt des Wortes „Zeit" das Wort „Lust"."

„Verändert dies die Sache?"

„O ja! Nach meinem Dafürhalten ist „Zeit" und „Lust" wesentlich verschieden und charakterisirt den Mann. Glaube mir, Mama, wenn Du Dich überwinden wolltest, „Zeit" und „Lust" für die Interessen und Vergnügungen meines Vaters zu haben, Du würdest bei Gott keine unglückliche Frau genannt werden können."

„Welche Ansichten, Hermine! — Was wagst Du zu sagen? Wer hat Dich gelehrt, mich zu tadeln? Willst Du mich böse machen?" eiferte die Räthin, heftig werdend. „Ich erwarte, daß Du meine Wünsche in Betreff des Lieutenant von Fahrenhorst berücksichtigst, und nun kein Wort weiter über diesen Gegenstand bis zu dem Momente, wo Bruno sein volles Herz gegen Dich ausschütten wird."

„Mir ist dieser Befehl ganz genehm, liebe Mama," erwiderte mit exemplarischer Gelassenheit, die sie jedenfalls von ihrem Vater gelernt hatte, die junge Dame, „aber ich werde in dem Momente seines feurigen Geständnisses dem Herrn Lieutenant mit derselben Offenherzigkeit erklären, daß ich ihn durchaus nicht zum Gatten wünsche, weil ich ihn niemals lieb gewinnen könne."

„Unverständiges Kind!" schalt die Räthin. „Aber wir werden sehen, ob Du diesen Vorsatz dem hübschen Freier gegenüber ausführst!"

„Ganz gewiß!" betheuerte das junge Mädchen.

Die Damen schwiegen jetzt und der lauschende Rath schlich in sein Zimmer zurück. Er hätte unmöglich mit kaltem Gesichte seiner Tochter entgegentreten können und die tiefe Bewegung seines Innern mochte er doch noch nicht ihrem Blicke preisgeben, da er nicht wußte, ob er sein Gefühl dadurch nicht profanirte. Zu den hervorstechenden Zügen seines Charakters gehörte die Sensibilität. Sich gleichgültigen Augen mit seinen Seelenregungen darzustellen, war ihm zuwider, und wenn er auch die Aeußerungen seiner Tochter günstig für sich auszubeuten berechtigt schien, so blieb doch seine Frau als kühle Beobachterin seiner Herzensrevolution neben ihr.

Aufgeregt betrat er sein Zimmer und ging in unverkennbarer Bewegung mehrmals hastig darin hin und her. Für's Erste dachte er nur an seine Tochter und sein Herz machte ihm Vorwürfe über die Vernachlässigung, welche er sich rücksichtlich ihrer hatte zu Schulden kommen lassen. Es hatte nur des Hauches der Liebe bedurft, um in ihrer Seele das zu wecken, was ihn stolz auf sie machte, also mußte der echte weibliche Zartsinn nur leise schlummernd in ihr geruht haben und er hatte, in halber Gedankenlosigkeit das Leben verträumend, nie der Mühe sich unterzogen, ihre besseren Gefühle zu erwecken. Eben so klar, wie er fühlte, daß Hermine seiner innigsten Zuneigung werth war, eben so tief war seine Reue und sein Bedauern über die Vergangenheit, die nicht ungeschehen gemacht werden konnte. Aber es lag eine Zukunft vor ihm!

Schnell trat er zu seinem Schreibtische und ergriff das Meisterwerk seiner Morgenstunden, worin er sich gleichsam selbst begraben hatte. Wie ein Wiedererauferstandener und in neuer Lebensthätigkeit Aufathmender hielt er das Schreiben an den Minister in seinen Händen. Es kam ihm plötzlich lächerlich vor, daß er sich „zu alt" für eine Berufsthätigkeit genannt hatte, wie sie ihm von dem Minister dargeboten war. Prüfend durchflog er im Geiste den Kreis der Männer, die für dergleichen Stellungen gewählt zu werden pflegten. War er nicht frischen Geistes? Glühte in ihm nicht die Kraft eines intellectuellen Wesens? Lohnte es sich nicht der Mühe, seine Tochter mit sich hinauf auf eine Höhe des Weltlebens zu ziehen, wo sie, sonnig bestrahlt, glücklich zu werden vermochte? Daß er früherhin, egoistisch seinen Eingebungen nachgebend, dem Rufe nach der Residenz nicht gefolgt war, gereichte ihm weniger zum Vorwurfe, aber wenn er jetzt, nach der Wiederbelebung seines Gemüthes, der Selbstsucht fortgesetzt Folge leisten wollte, so mußte er sich selbst verachten.

Diese Selbstprüfung endete mit einem raschen Entschlusse. Ein Lächeln, das nahe an Humor streifte, flog über seine Mienen, seine Hand zuckte und der Brief, das Opus voll diplomatischer Feinheit, das eine kräftige Zurückweisung aller künftigen Beförderungen enthielt, lag in Stücken vor ihm. Dann setzte er sich nieder und schrieb.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Land und Leute.

Nr. 12. **Die Bamberger Gärtner.**

Von Ludwig Storch.

Bamberger Gärtner am Morgen.

> Ehre jeder Hand voll Schwielen!
> Ferd. Freiligrath.

Wir hatten uns ziemlich lange in der fränkiſchen Schweiz herumgetrieben und ihre Romantik, die in ſolcher Zuſammenſtellung ihres Gleichen nicht weiter hat, in und auf den Bergen mit Raffinerie durchgekoſtet. Wo in der Welt fände man im Raume von ein paar Quadratmeilen im Schooße der Berge ſo großartige pittoreske und wiſſenſchaftlich wichtige Höhlen, wahre Zauberpaläſte der uralten und ewig jungen reizenden Mutter Gäa, Wundergrotten und Boudoirs mit der groteskeſten barockſten Ausſtattung, von der unſre vornehmen Damen und nach Originalität ſtrebenden Baumeiſter etwas lernen könnten; und auf den Gipfeln der Berge ſolche maleriſche Ruinen, einſt auch Paläſte ritterlicher Herrlichkeit, nun in ihrem Verfalle als Zeugen einer abgeblühten Culturperiode erſt recht Zierden des ſchönen Wiſentthales und ſeiner Nebenthäler?

Meinen Genuß erhöhte mein Geſellſchafter, den ein günſtiger Zufall mir zugeführt, ein echt moderner Charakter, wie ſie erſt ſeit einem Vierteljahrhundert auf der Weltbühne aufgetreten ſind.

Er war ſeines Zeichens Arzt, aber in dem Sinne wie die meiſten jungen, genialen und ehrlichen Aerzte unſerer Zeit; er

Digitized by Google

war aber auch Naturforscher (und kann denn ein ehrlicher Arzt etwas Anderes sein?), aber in demselben Sinne, d. h. wie alle geistbegabten, ehrlich und treu strebenden Naturforscher der Neuzeit es sind; und er war endlich Dichter und Schöngeist in dem Sinne Heinrich Heine's. Im Buche der Geschichte so bewandert, wie in dem der Natur, und voll köstlicher poetischer Anschauungen des Welt- und des Menschenlebens, entging seinem Scharfblicke nichts, das irgend geeignet wäre, der Beobachtung oder Forschung eine interessante Seite zu bieten, und da das Genie an jedem Gegenstande schnell Interessantes entdeckt, so war mein trefflicher Doctor L. unerschöpflich in geistreicher, fesselnder Unterhaltung und Belehrung. Was mich aber am meisten zu ihm hinzog, war seine schier begeisterte Liebe zum Volke, eben weil ich sie theilte. Er konnte sich eine Stunde lang mit einer alten Bauersfrau unterhalten, und ohne alle Ironie — obgleich diese sein Leibpferd war — auf ihre Ansichten eingehen, und sich von ihr belehren lassen.

Wir hatten verabredet, nach der alten Bischofsstadt Bamberg zu gehen, die noch soviele Zeugen und Denkmale eines einst reichen und prächtigen Fürstenhofes aufweist. Unterwegs im Waggon tauschten wir unsere Ansichten über das Mittelalter und die Jetztzeit aus, und Dr. L. erzählte mir köstliche Geschichten von fränkischen Rittern und Mönchen und ihren Begriffen von Ehre, Recht und Gottgefälligkeit, wie sie die Städtechroniken dieser gesegneten Länder aufbewahrt haben.

Wir fuhren dem stattlichen Bahnhofe zu. Vor uns stufte sich in imponirender Schönheit die alte verjüngte Stadt amphitheatralisch empor: unten im Thale auf der rechten (östlichen) Seite der Regnitz die langen Straßen der weit ausgedehnten Gärtnerei, auf der linken (westlichen) Seite des zweiarmigen Flusses die eigentliche Stadt sanft am Berge emporsteigend mit ihren majestätischen Kirchen, ehemaligen Klostergebäuden und ragenden Thürmen, auf einem der untern und niedern Berge der schlanke, vierthürmige Dom, auf einem etwas höheren Berge die erst anderthalb Jahrhunderte alten Gebäude des Michelsberges mit der weit ältern zweithürmigen Klosterkirche; noch etwas höher die bethürmte Kirche und die Gebäude der ehemaligen Propstei St. Getreu, jetzt Irrenanstalt, und als Gipfel dieser köstlichen Pyramide die hohe uralte Altenburg, gleichsam die Mauerkrone der Stadt.

Mein neuer Freund deutete auf dieses reizende Ensemble und sagte: „Sehen Sie, der Gärtner, der so bescheiden da unten in der Thalebene wohnt, war, wenn nicht schon früher, wie ich glaube, so doch gewiß gleichzeitig hier mit dem Mönche in der westlichen Bergstadt drüben und mit dem Ritter auf dem Berge droben. Das erst glänzende und nachher faulende Ritterthum haben wir in seinen vom Zahne der Zeit stark benagten und zum Theil ganz zerfressenen Schalen und Gehäusen in der fränkischen Schweiz kennen gelernt; die Exuvien der erst nützlichen, nachher ausgearteten Mönche rei kennen Sie in diesem gottgesegneten Frankenlande aus den prächtigen Häusern der ehemaligen Abteien Eberach, Banz, Langheim, Weißenohe, Michelfeld. Hier in Bamberg haben wir zur Erinnerung an den erstern Stand die hohe Altenburg, an den andern den schönen Michelsberg, das ehemalige Karmeliterkloster, das ehemalige Dominikanerkloster und noch eine hübsche Anzahl andere. Ritter, Mönch und Gärtner haben hier manch Jahrhundert gehaust und ihre Spitze und Blüthe wurden die Fürstbischöfe. Aber der Ritter ist längst verschwunden; die Altenburg ist ein angenehmes Bier- und Kaffeehaus geworden; der Mönch ist ebenfalls bis auf ein kleines Restchen schlafen gegangen, und die Klöster sind Armenversorgungs- und Krankenheilanstalten oder Kasernen; die mächtigen und prächtigen Fürstbischöfe sind dem Ritter und Mönche gefolgt, und ihre stolzen Schlösser stehen vereinsamt oder dienen der baierischen Staatsregierung zu profanen Zwecken. Dieses Stück mittelalterlicher Schlangenhaut ist beseitigt, weil es keine Lebenskraft mehr hatte, dem Organismus nicht nur nicht mehr nützlich sein konnte, sondern sogar schädlich geworden war, und seine innere Haltlosigkeit der siegreichen Macht des Fortschritts keinen Widerstand mehr zu leisten vermochte. Ritter, Mönch, Fürstbischof sind nicht mehr; aber der Gärtner ist noch; er hat sie alle überdauert, und er wird auch die hohlen, unwahren Gestalten unserer Zeit überdauern. Der Gärtner blüht markig und kräftig, und wird in seiner schlichten Würde sich noch stattlicher und gedeihiger entwickeln. Der Gärtner, der Arbeiter, der einfache Sohn des Volks, der Ritter des Fleißes, der Mönch des echten Gottesdienstes, des frommen Feld- und Gartenbaues, der Fürst der Arbeit, er war, ist und wird sein, alle Lüge in Fleisch und Bein und in Sammet und Seide überlebend, weil er eine Wahrheit, eine naturwüchsige Wahrheit ist. Sehen Sie sich nur die Geschichte dieser vier verschiedenen Menschenkinder in Compendio an, um ihren wahren Werth, ihre wahre Größe gleichsam mathematisch zu finden! Während die Ritter mit dem Schwerte raubten und die Fürstbischöfe Abgaben und Gefälle im schönen Frankenlande mit dem Krummstabe eintrieben, beide, um sich's wohl sein zu lassen, erwarben die Gärtner mit Hacke und Spaten, und ließen sich's blutsauer werden. Die Früchte des Ritterthums und des Fürstbischofthums wurden allmählich alle faul und bitter, die Früchte des Gärtnerthums waren stets süß, wohlschmeckend, nahrhaft. Das Gärtnerthum grünt und blüht, wie Kohl und Kraut in seinen Gärten, und seine Wurzel ist so gesund, süß und tiefgehend, wie die seines Süßholzes. Es hat sich ganz unmerklich in ein nützliches, segensreiches Institut der Neuzeit verwandelt, das der Zukunft nicht allein zarte, schmackhafte, sondern auch goldene Früchte bringen wird. — Haben Sie nicht Lust, die Gärtnerei mit mir zu durchwandern?"

Der köstliche Gegensatz hatte mich frappirt, und hastig rief ich: „Ich halte Sie beim Worte, Doctor! Wir besuchen die wackern und ehrenwerthen Bamberger Gärtnersleute in ihren heimischen Wänden und auf den Wahlstätten ihres Fleißes. Kenne ich doch die stattlichen Bamberger Gärtnersfrauen und Gärtnerstöchter, wie ich sie oft und viel auf den Märkten von Coburg, Hildburghausen, Meiningen, Nürnberg, Bayreuth, Hof und der kleineren Städte Frankens und Südthüringens zwischen Bergen von köstlichen Gemüsen sitzen gesehen und verkaufen gehört habe, mit einer Bestimmtheit und Charakterfestigkeit ihre Situation beherrschend, die einem Feldherrn Ehre gemacht haben würde. Bin ich ihnen nicht auf meinen Wanderungen im Thüringer- und Frankenwalde und im Fichtelgebirge, im Voigt- und Osterlande begegnet, den kräftigen, wohlgebauten Kindern des alten Babenbergs, auf ihren Körben große Lasten grünen Pflanzenreichthums hausiren tragend, den sie mit saurem Schweiß der mütterlichen Erde abgerungen und nun wieder mit saurem Schweiße auf ihrem Rücken viele Meilen weit fortschafften, den Küchenmägden zu Nutz und Frommen, den Hausfrauen zum Trost, den Hausherren zur Freude, den Gastwirthen zum Vortheil, der Kinderwelt zum unaussprechlichen Jubel, überall willkommen, stets zu gesundem derben Witz und Scherz bereit, Jedem Waare gebend, dem Koch wie dem Spötter, wenn auch dem Letzteren nicht immer wohlschmeckende? Ich habe mich der einen erfreut, wie der anderen, und in meiner Brust schlägt ein dankbares Herz. Also heute noch in die Gärtnerei!"

„Wir werden sogleich mitten darin stehen," sagte der Doctor, indem wir den Waggon verließen und den Weg nach der Stadt einschlugen. „Dieser der Bahn zunächstgelegene Stadttheil ist die Gärtnerei. Doch schlage ich vor, daß wir jetzt ohne Aufenthalt hindurchgehen und erst, nachdem wir meinem trefflichen Freunde, dem Professor Haupt, rühmlich bekanntem Naturforscher und Schriftsteller, Director des hiesigen ausgezeichneten Naturaliencabinets, einen Besuch gemacht haben, hierher zurückkehren. Professor Haupt wohnt im ehemaligen Jesuitengebäude in der Mitte der Stadt. Dieser Besuch wird uns von Nutzen sein und wir werden dann wohlvorbereitet zu den Gärtnern kommen."

Wir fanden in Herrn Prof. Haupt einen eben so liebenswürdigen, gefälligen Menschenfreund, wie tüchtigen, in allen Wissensfächern bewanderten, in den Naturwissenschaften ausgezeichneten Gelehrten, der mit der größten Bereitwilligkeit sogleich auf unsern Wunsch einging, uns über die Bamberger Gärtner zu unterrichten.

Die nachfolgende Skizze ist großentheils nach Prof. Haupt's freundlichen Mittheilungen entworfen.

Der Anfang der Bamberger Gärtnerei verliert sich im Dunkel der Vorzeit; es ist nichts davon aufgezeichnet. Wahrscheinlich entstand sie aber bald nach der von der doppelarmigen Regnitz westlich auf Hügeln am Fuße der Altenburg zerstreut gelegenen Stadt, vielleicht mit dieser zugleich. Diese östlich in der Ebene aufgebaute Niederlassung, Teuerstadt genannt, war jedenfalls ein Ort für sich und von slavischer Bevölkerung (Wenden) bewohnt, während die über dem Flusse drüben in der Hügelstadt sitzenden Franken waren. Teuerstadt lag im Radenzgau, Bamberg im Volkfeldergau. Die zu Karl's des Großen Zeit schon stark benutzte große Handelsstraße von Regensburg, Augsburg und Nürnberg über Forchheim, Hallstadt u. s. w. nach Erfurt mochte aus den slavischen Bewohnern Teuerstadts, wahrscheinlich Holzhauern, Köhlern, Theerschwelern,

Digitized by Google

Zeidlern, frühzeitig Land- und Gartenbauer, aus den deutschen Bewohnern Bambergs Häter, d. i. Wein- und Hopfenbauern, machen, die ihre Erzeugnisse meist an die reisenden Handelsleute absetzten. Die einzelnen Theile Teuerstadts, später Steinweg genannt, wurden dann durch einen Zunftverband zur Gärtnerei vereint, welche durch Siechenhäuser, Hospitale und Hospize für Pilger und durch das Collegiatstift St. Gangolph (1063) Ansehen und durch bischöflichen Schutz Sicherheit gewann. Beide Städte wuchsen im Laufe der Jahrhunderte über die Insel in der Mitte zwischen den zwei Flußarmen (St. Martin) zusammen. Aber noch heute erkennt man die Verschiedenheit der Bewohner beider Städte in Körperbildung, Sitte und Dialekt. Daß die Bewohner Teuerstadts, des spätern Steinwegs, der heutigen Maximiliansstraße und der Gärtnerei Slaven waren, beweist der Umstand, daß die deutschen Bewohner der westlichen Stadt sie nur an bestimmten Tagen durch die Thore eintreten ließen, die ihnen außer der bestimmten Zeit verschlossen blieben. Gegen Menschen ihres Stammes hätten Franken keine solche Maßregel genommen. In den Geschichtsbüchern Bambergs hat sich wenig über die Gärtner erhalten. Nur so viel weiß man aus den Aufzeichnungen, daß Bamberg schon in sehr früher Zeit wegen seiner Gärtnerei berühmt war. Die lateinischen Lobgedichte auf Bamberg aus dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gedenken ihrer immer mit besonderer Auszeichnung; eben so die späteren Beschreibungen. Traditionell weiß man, daß die Gärtner immer ein wildes, stets schlagfertiges Völkchen waren, vor dem die Bamberger Respect gehabt zu haben scheinen.

Der Samenhandel war schon im siebzehnten Jahrhundert hier sehr bedeutend und konnte selbst im dreißigjährigen Kriege nicht gestört werden. Weinbau wurde hier schon im elften Jahrhundert betrieben, war im funfzehnten in hoher Blüthe, ging aber im siebzehnten fast ein. Hopfen wurde schon im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts häufig gebaut weniger; einträglich, als andere Producte, ging er gegen Ende des Jahrhunderts meist ein. Doch ist er jetzt wieder in Flor. Wein und Hopfen wird von den Hätern (über 200 Meister) in der westlichen Stadt gebaut, die sich von den Gärtnern in der östlichen Stadt wesentlich unterscheiden.

Das Areal der Gärtnerei ist nicht größer, als etwa eine halbe Quadratmeile, alle Felder und Wiesen, selbst die der Städter mitgerechnet. Da sich davon gegen siebenhundert Gärtnermeister nähren müssen, so kann der Besitzstand des Einzelnen begreiflicher Weise kein bedeutender sein. Ja, was noch auffallender ist, der Boden ist an und für sich nicht einmal ein fruchtbarer; er hat durch tausendjährige Arbeit und den Dünger der Stadt erst zu so hoher Ertragsfähigkeit umgeschaffen werden müssen. Wenn irgendwo, so hat man hier eine Stätte vor sich, die uns Achtung vor dem deutschen Fleiße abnöthigt. Der südliche Theil dieses Garten- und Ackergeländes besteht nämlich fast nur aus Quarzsand, der nördliche bessere ist aus Keupersand und Moorboden gemischt, Kiesgerölle und loser rother Kalkmergel, von den Gärtnern Zinter genannt und sehr gefürchtet, bilden in der Regel den Untergrund. Im reinen Sandland werden die Cerealien, selbst Weizen, gebaut; das sandige Moorland ist der Mutterboden der Gemüse. Das Letztere ist das eigentliche bewundernswerthe Schöpfungsfeld der Bamberger höheren künstlichen Bodencultur, obgleich es, selbst in seiner besten Beschaffenheit, nur ungefähr den vierten Theil der Gesammtarea ausmacht. Dem Fleiße und der unabläßigen Düngung sind die Bodengestaltung der Gegend und das gesunde, laue, selbst den Weinbau fördernde Klima begünstigend entgegen gekommen. Bei der allzugroßen Parcellirung des an und für sich nicht bedeutenden Areals kann selbst der fleißigste Gärtner durch den Betrieb des Gartenbaues allein nicht reich werden. Die wenigen reichen Gärtner sind auf andere Weise zu Vermögen gekommen. Diese besitzen freilich zwanzig bis vierzig Tagewerke Felder und Wiesen und treiben für die hiesigen Verhältnisse ziemlich bedeutende Viehzucht (8 Kühe und 4 Ochsen). Eine weit größere Anzahl von Gärtnern ist Besitzer von einem Tagewerk Waizen, Viehfutter und Korn, von zwei Tagewerken Kartoffeln und hat in der Regel Antheil an den Marktfeldern (Gemüseland); diese halten vier Kühe und zwei Ochsen. Die dritte und zahlreichste Classe besitzt höchstens ein bis zwei Tagewerke Korn- und Kartoffelfelder, arbeitet um Tagelohn und hat zwei Kühe und höchstens einen Ochsen. Die meisten der kleinen Gärtner besitzen gar kein Land und erwerben ihren Lebensunterhalt auf Pachtfeldern und durch den Vertrieb der Gemüse, die sie von den Wohlhabenderen entnehmen.

Bei Grundtheilungen behält der Familienvater meist nur den Kindestheil, den er gewöhnlich von seinen Kindern bearbeiten läßt oder ihnen in Pacht gibt; der Sohn erhält bei seiner Verheirathung ein oder zwei Grundstücke. Diese haben sehr verschiedene Preise. Während der Körnerboden (Sandfelder) 50 bis 300 Gulden der Morgen kostet, wird der Gemüseboden (Marktfelder, Moorboden) je nach Lage und Güte zu 400 und 1200 Gulden gekauft. Die Parcellen liegen in der Flur außerordentlich weit zerstreut.

Nirgend wird wohl Dünger mehr geschätzt, als in der Bamberger Gärtnerei, und da die Erzielung der Gemüse das Hauptbestreben ist und Halmfrüchte kaum mehr, als für den eigenen Bedarf, gebaut werden, so fehlt die gehörige Einstreu und muß gekauft werden. Senkgruben werden in der Stadt gepachtet oder gekauft und Alles, was geeignet ist, zu Dünger verwendet.

Die Bamberger Gemüse werden durch den Kunstbau zu einer Fülle, Größe und Zartheit gebracht, von welcher man anderswo keine Ahnung hat. Dafür ist dieses delicate Erzeugniß der Natur und Kunst aber auch überall gesucht und bevorzugt, wohin es die emsigen Gärtnerfrauen führen. Wahrhaft in Erstaunen setzt die Größe des Kopfkohls, des Blumenkohls, die Schönheit und Zartheit des Rosenkohls, des Wirsings, Schnittkohls und des Kohlrabi. Von all' diesen Kohlarten werden fast alle Species erzeugt. Ferner alle Arten Rüben, von der kleinen baierischen Teltower bis zur rothen Einmachrübe und großen Runkel. Ebenso ausgezeichnet sind der Knollensellerie, die Schwarzwurzel, die Petersilie. Radieschen und Rettige gelten hier für wahre Delicatessen. Salatliebhaber werden von allen Bamberger Salatarten in Entzücken versetzt und die Spargeln der Gärtnerei sind als classisch gefeiert. Was soll man von der Süßigkeit und Zartheit des Spinats, was vom pikanten Reiz der Zwiebeln und Lauche, der Angelika und des Meerrettigs sagen? Ueberall verkörperte Poesie für Auge und Zunge, aber eine Dithyrambe verdienen die Gurken, große und kleine, in welchen auch die Melonen und Kürbisse mit besungen werden müssen. Männer, welche die Poesie der Küche verstanden haben, wie der Deutsche von Rumohr und der Franzose Grimod de la Reynière, würden diesem herrlichen Stoffe sein Recht widerfahren lassen, wie der Bildhauer dem Marmorblocke. Es versteht sich von selbst, daß die Küchenkräuter nicht fehlen: Koriander, Senf, Kümmel, Anis, Liebesäpfel, Fenchel, Körbel, Raute, Minze, Garten- und Brunnenkresse, Majoran, Basilikum, Bohnenkraut, Thymian, Melisse, Borangen ꝛc. Ich eile über die köstlichen Bohnen, als Wachs- und Schwertbohnen, Feuerbohnen, Buschbohnen, Puffbohnen, grüne und Golderbsen, Späterbsen und Linsen hinweg, um noch ein Wort über das hier gebaute Süßholz, die Freude der Kindheit, zu sagen.

Es wächst auch Kalmus und Eibisch hier, aber ich spreche nur vom Süßholz. Griechisch heißt es Glykyrrhiza oder Glykyrrhizon, daraus haben die Römer Liquiritia und aus diesem Worte die Deutschen Lakritze, die Franzosen aber Reglisse gemacht. Das ist denn nun der braune eingedickte Süßholz- oder Lakritzensaft, die braune Reglisse, der Lederzucker, die Leckerei der Kinder und das alte bewährte Hausmittel für Verschleimung und Katarrh. Die Süßholzpflanze ist ein Strauch oder vielmehr mannshohes Bäumchen mit rundlichen Blättern, denen der Akazie ähnlich. Die Wurzel, das eigentliche Süßholz, wächst eben so tief in die Erde, und es galt sonst als Meisterstück des Gärtners, sie unverletzt auszugraben. Die Blüthe ist weiß und blau — die baierischen Landesfarben. Durch den Süßholzbau war Bamberg im Mittelalter berühmter, als durch seinen Fürstbischof; ja dieser machte im 16. Jahrhundert anderen Fürsten Geschenke mit der bittersüßen Wurzel dieses Strauchs und seinem Decoct. Die zweite Stadt in Deutschland, welche mit Bamberg den Süßholzbau betrieb, war Erfurt, das überhaupt nicht allein im Gemüsebau und Samenhandel Aehnlichkeit mit Bamberg hatte und zum Theil noch hat. Jetzt hat der Anbau dieser Arzneipflanze sehr abgenommen, da andere Producte mehr Vortheil gewähren. Doch werden jährlich noch an 350 Centner davon gebaut.

Die ehemalige hohe Wichtigkeit des Süßholzbaues beweist auch eine Volkssage oder Kirchenlegende, welche die Cultur dieses Officinalstrauches in unmittelbare Berührung mit dem frommen Erbauer des Bamberger Doms und Stifter des Bisthums, dem Kaiser Heinrich II., bringt. Da nämlich die Süßholzpflanze nur in einem ganz bestimmten und scharf abgegrenzten Strich gedeiht, wie man mich versicherte, so berichtet die Sage, es wächst nur so weit, als Kaiser Heinrich spazieren gegangen ist. Der in Bamberg kirchen-

Digitized by Google

mythisch gewordene Kaiser ist übrigens eine ganz andere verhimmelte Figur, als jener letzte Sproß des Sachsenstammes in der Geschichte, der sich einsichtsvoll und thatkräftig erwies. Daß man ihn nun vollends zum Vater des Süßholzes gemacht hat, klingt wie eine unbewußte Volksironie.

Sonst wurde an den Berghängen im Westen und Nordwesten der Stadt auch viel Wein gebaut, seit aber zu Ende des vorigen Jahrhunderts das Bamberger Bier berühmt und stark ausgeführt wurde, trat die Hopfenranke an die Stelle der Weinrebe. Der Obstbau ist ziemlich stark. Dürres Obst, vorzüglich Zwetschgen, und Nüsse werden viel ausgeführt.

Der Betrieb der grünen Waare fällt fast ausschließlich den Frauen anheim, und sie werden dazu erzogen. Schon seit undenklichen Zeiten haben die Bamberger Gärtnerfrauen mit ihren schmackhaften und billigen Erzeugnissen fremde Märkte und Städte besucht. Sie fuhren mit ihren Ochsenwagen, oder gingen mit ihren Tragkörben in den Thüringer- und Frankenwald und in's Fichtelgebirge, nach Ober-, Mittel- und Unterfranken, und frequentirten in diesen Länderstrichen die Märkte geradezu aller Städte. Jetzt benutzen sie die Eisenbahnen und haben ihre Erwerbsthätigkeit schon auf das ferne München ausgedehnt. Die neue Werrabahn wird sie wahrscheinlich auch in das westliche und östliche Thüringen führen, und sie werden den Erfurter Gärtnern Concurrenz machen. Schwierigkeiten scheint es kaum für sie zu geben. In dem großen angedeuteten Umkreise sind sie bekannt und beliebt, als wenn sie in jeder Stadt zu Hause wären. (Schluß folgt.)

Der Untergang des Hamburgischen eisernen Schraubendampfschiffes „Austria“

am 13. September 1858.

Zweiter Artikel.

Der Zwischendeckspassagier Fritz Thompsen aus Cappeln (Schleswig) sah, wie der Bootsmann mit einem Theereimer und der vierte Steuermann mit einem glühenden Eisen herabkamen, um die befohlene Räucherung vorzunehmen. Thompsen hatte noch nicht die letzte Stufe unten an der Treppe erreicht, als Feuerruf erscholl und, indem er sich umkehrte, ihm schon dicker, erstickender Theerqualm entgegenkam. Die Bestürzung der Passagiere, das an Wahnsinn grenzende Entsetzen des Capitains schildert er wie Andere. Auch hörte er mit eigenen Ohren den Verzweiflungsruf des Capitains: „Wir sind Alle verloren!“ Thompsen suchte das Vorderdeck als die noch sicherste Zuflucht auf dem von Flammen umloderten Schiffe zu erreichen, und ihm verdanken wir die Schilderung von Scenen, die sich hier, wo Hunderte zusammengedrängt waren, in gleich schrecklicher Weise, wie auf dem Hintertheile der „Austria“, zutrugen. „Ich stand in der Mitte dieses Menschenknäuels“ — erzählt derselbe — „und wir konnten kaum so viel Platz gewinnen, um die Taue, welche den ersten Mast hielten, zu kappen, damit dieser nicht auf uns falle. Wir verharrten etwa zwei Stunden lang, die Flammen breiteten sich immer weiter aus, und setzten unsere Kleider in Brand. Wir vermochten nichts dagegen zu thun; später banden wir Kleider zusammen, tauchten sie in's Wasser und suchten so dem Vordringen der Flammen zu steuern. — Nach zwei Stunden waren bereits zwei Drittheile der Menschen vom Vordertheil über Bord gedrängt; die Flammen rückten so weit vor, daß man sich nicht mehr auf Deck aufhalten konnte. Ich ließ mich an einem Tau, das ich zu diesem Zweck an einen Ring an der Außenseite des Schiffes festband, herab. An dem untern Ende dieses Taues hatte ich eine Schlinge gemacht, in die ich meinen Fuß setzte, und mit den Händen hielt ich das Tau fest. Kaum aber war ich über'm Wasser angelangt, so kamen 4 bis 5 Menschen auf einmal das Tau herabgerutscht. Sie klammerten sich an meine Kleider fest, wurden aber durch frische Nachkömmlinge verdrängt und abgestreift. So ging es beiläufig drei Stunden lang. Während dieser Zeit fielen beständig Menschen, zum Theil halb verbrannt, auf mich herab, und versanken nach kurzem Kampfe in meiner Nähe. Kohlen und brennende Balken überschütteten mich, und da meine Kräfte schwanden, ließ ich endlich das Tau fahren und schwamm nach der Richtung, in der ich das Segelschiff früher vom Deck aus gesehen hatte.“

Dieser Schilderung schließt sich die Erzählung von der Rettung des Augenzeugen durch die französische Bark „Maurice“ an, die wir hier weglassen können, da sie sich von der Aussage anderer Passagiere der „Austria“ durch die Boote dieses Schiffes in nichts unterscheidet.

Wir wenden uns jetzt den Darstellungen noch zweier andern Geretteten zu, die der erschütternden Details wegen, welche sie enthalten, von Interesse sind. Unter den Passagieren des Zwischendecks befand sich auch ein Italiener aus Cattaro, Namens Johann Palicrusca. Dieser Mann besaß mehrere trefflich abgerichtete Singvögel, mit denen sich gern Jedermann beschäftigte. Die Officiere der „Austria“ schenkten vielleicht gerade dieser befiederten Sänger wegen dem Zwischendecks-Passagier, der durch seine abgerichteten Vögel zur Unterhaltung am Bord nicht wenig beitrug, etwas mehr Aufmerksamkeit, als gewöhnlich. Darum sprachen sie Palicrusca am 13. September an, indem sie ihn aufforderten, er möge seine Vögel heraustragen, damit der Theergeruch ihnen nicht schade. Palicrusca kam dieser Aufforderung sofort nach, und stieg mit seinen Vögeln auf's Deck. Hier war die größere Anzahl Passagiere versammelt, um das schöne, fast ganz stille Wetter zu genießen. Es war der erste schöne Tag seit der Abreise aus Hamburg, und Jeder war froh, endlich einmal in ungestörter Ruhe Luft schöpfen zu können. Zehn Minuten später brachen die Flammen aus, der Capitain stürzte baarhäuptig, weiß wie Schnee, den unheilvollen Verzweiflungsruf ausstoßend, unter die erschreckten Passagiere, und verschwand nach kurzem Verweilen für immer. Nach fünf Minuten trennten die in der Mitte des Schiffs auflodernden Flammen Vorder- und Hintertheil desselben dergestalt, daß kein Verkehr zwischen beiden Theilen mehr stattfinden konnte.

Palicrusca erzählt nun Folgendes: „Ich hatte noch Zeit, eine Planke zu ergreifen und mich zum Bugspriet zu drängen, wo ich sie zur Vorsicht fest band. Dann half ich den Balken vom Besahnmast zum Bugspriet kappen, der uns beim Fallen Alle erdrückt hätte. Jetzt platzte das Pulvermagazin, jedoch ohne großen Lärm. Nachher setzte ich mich auf eine der Ketten am Bugspriet und sah hier Scenen, die zu haarsträubend sind, als daß ich sie beschreiben könnte. Das entsetzlichste Schauspiel für mich war ein junges Geschwisterpaar, ich glaube, sie waren Israeliten und wollten nach Californien. Um der fast unerträglichen Hitze zu entrinnen, ließ der Jüngling seine Schwester mit beiden Füßen auf ein dünnes Seil treten, und ließ sie so weit hinab, daß sie nahezu das Wasser berührte und so, vor dem Feuer geschützt, die Ankunft eines rettenden Bootes abwarten konnte. Dann schlang er sich ein ähnliches Seil um den Leib und sprang ihr nach. Unglücklicherweise aber hatte er dieses zu wenig angezogen, im Fallen rutschte es und zog sich über seinen linken Arm und sein Gesicht, das ganz zerfleischt wurde. Wohl länger als eine halbe Stunde hörte ich das Mädchen um Hülfe für ihren unglücklichen Bruder schreien. Wer hätte da retten können? Mit Händen und Füßen arbeitete er, um emporzukommen, aber nach und nach erschlaffte er und hing endlich ruhig — ein Leichnam. Als ich endlich ein Boot von der Bark „Maurice“ rudern sah, sprang auch ich in's Meer und wurde nach langem Umherschwimmen an Bord desselben aufgenommen. Das Mädchen hing noch, als ich das Schiff verließ. Ueber ihrem todten Bruder hatten noch drei andere Personen sich an den Tauen angeklammert. Ihr Schicksal ist mir unbekannt. — Auch sah ich noch einen Böhmen, der seinen Sohn, so groß und stark wie er selbst, umhalste und, ihn küssend, in die Tiefe sprang. Ihnen folgte die Mutter in der Umarmung ihrer beiden Töchter. — Eine englische Dame, die erst in Southampton an Bord gekommen war, warf, als die Flammen näher und näher drängten, ihre zwei älteren Kinder in's Wasser; mit dem dritten, einem Säugling, folgte sie selbst.“

Th. Glanbensklee, Professor aus New-York, stimmt in seinen Angaben, soweit dieselben die Entstehung des Feuers betreffen, ebenso in Bezug auf das Erscheinen des Capitains, dessen Aeußerung und baldigen Tod, mit andern Augenzeugen vollkommen überein. Dieser Herr, der wahrscheinlich seine schließliche Rettung nur dem Umstande zu verdanken hatte, daß er das Hintertheil des

Digitized by Google

Dampfers nicht erreichen konnte, und sich deshalb nach dem Vordertheil desselben begab, bemerkt unter Anderem, daß er den ersten Ingenieur von Morgenstern in den Raum hinabsteigen sah, um die Maschine zum Stehen zu bringen. Er sah ihn nicht wieder, und die Maschine arbeitete fort. Daraus zieht er den Schluß, daß der Genannte zugleich mit allen andern bei der Maschine Beschäftigten seinen Tod alsbald im Raume gefunden haben dürfte. Von den Feuerleuten wurden Einzelne anfangs wohl nur verschüttet, denn einige Passagiere, die sich durch Schwimmen retteten, erzählten später, daß sie in den untersten Luken, unmittelbar über dem Wasserspiegel, verzerrte menschliche Gesichter sahen. Wahrscheinlich suchten diese Unglücklichen, über deren Köpfen die Flammen rasten, einen Ausgang zu erzwingen, ohne doch ihren Zweck erreichen zu können. Herr Glaubensklee wurde von einem Matrosen aufgefordert, ihm beim Abschneiden des Klüversegels zu helfen, um dies mit Wasser zu tränken und dadurch das Fortschreiten der Flammen wo möglich aufzuhalten. Leider verstanden die Umstehenden ihre Absicht nicht, sie warfen das Segel über Bord, und hatten nicht einmal ein Tau daran befestigt. Nach diesem mißlungenen Versuche, dem Feuer zu begegnen, suchte Glaubensklee mit demselben Matrosen nach Material, um ein Floß zu bauen, allein sie fanden gar nichts, da das Vordertheil der „Austria" ganz von Eisen war.

Als die Flammen etwa drei Viertelstunden gewüthet hatten, stürzte zuerst der Fockmast über Bord, dem alsbald der Mittelmast folgte. Der Besahnmast stand etwas länger. Die ersten beiden Maste fielen über die Steuerbordseite in die See. Als der Mittelmast fiel, glaubten Viele, der Kessel sei explodirt, weil eine große Menge Dampf in der Nähe des Schornsteins aufstieg. Das Schiff wendete sich von Südwest nach Nord und die Maschine stand still. Durch diese Wendung des führerlosen Schiffes verschlimmerte sich die Lage der auf dem Bordercastell Befindlichen in schrecklicher Weise. Die Flammen loderten jetzt über das ganze Schiff fort, und wer nicht lebendig verbrennen wollte, mußte sich auf das Bugspriet und die daran hängenden Ketten flüchten, die alsbald mit Menschen völlig überfäet waren. Die weniger Glücklichen stürzten sich aus freiem Antriebe in den Ocean oder wurden von Andern, die den Flammen zu entteilen suchten, über Bord gedrängt. An einer dieser Ketten hielt sich auch Herr Glaubensklee, indem er sich festklammerte an der Gallion der „Austria", dem zweiköpfigen Adler. Hier fand er als Leidensgefährten auf derselben Kette Herrn Palicrusca, den Schiffsarzt, einen Matrosen und einen Aufwärter, Namens Henry, die sich gegenseitig die von den Flammen ergriffenen Kleider löschten. Diese fünf Männer waren hier mehrere Stunden lang Zeugen der schrecklichsten Todeskämpfe, ohne doch helfen zu können. Der Vorsicht halber, und um besser schwimmen zu können, wenn er genöthigt sein würde, in's Meer zu springen, warf Glaubensklee Rock und Stiefeln ab, und verkürzte seine Beinkleider bis zum Knie. Näher, aber nur langsam, kam die französische Bark, das einzige Segel, das von drei in Sicht befindlichen dem brennenden Schiffe zusteuerte. Allein ehe dasselbe die „Austria" noch erreichte, mußten Hunderte den Todessprung in die Wogen thun, wollten sie an Bord des nun ganz von Flammen bedeckten Schiffes nicht verbrennen. Das Geschrei der Verzweifelnden und Ertrinkenden, das Gestöhn der Erstickenden war herzzerreißend und über alle Beschreibung entsetzlich. In's Meer stürzende Frauen trieben gewöhnlich, von ihren Kleidern über Wasser gehalten, eine Zeit lang umher, ehe sie jammernd für immer in die Tiefe sanken.

Volle drei Stunden hatten diejenigen, welche, durch ihre körperlichen Kräfte und die Erreichung eines den verheerenden Flammen weniger ausgesetzten Platzes begünstigt, den Tod ihrer Mitleidenden überlebten, unter den entsetzlichsten Qualen ausgeharrt. Da endlich nahte sich Rettung, leider nicht für alle noch Lebende, sondern nur für Wenige. Das erwähnte französische Schiff, die Bark „Maurice", Capitain Renaud, von Newfoundland kommend, schickte seine beiden Boote dem brennenden Dampfer zu Hülfe. Vier Mal legten beide Fahrzeuge den Weg von der Bark nach der „Austria" und von dieser zu jener wieder zurück. Auf dieser viermaligen Fahrt aber konnten die zu Hülfe Eilenden doch nur 45 Passagiere, die meistentheils an den Ketten des Bugspriets hingen, retten. Einzelne wurden, auf Wrackrümmern schwimmend, im leichenbedeckten Meere aufgefischt. Dies Rettungswerk dauerte bis zu völligem Einbruche der Nacht, wo man es, der Finsterniß wegen und weil die See unruhig ward, einstellen mußte. Zwischen acht und neun Uhr erreichte auch das einzige eiserne Boot der „Austria", das von den acht vorhandenen nicht verloren gegangen war, unter Führung des ersten Officieres des verunglückten Schiffes die französische Bark. Zwanzig darin Befindliche fanden an Bord der Bark die freundlichste Aufnahme, die an ihren Wunden Leidenden oder von langem Herumtreiben auf dem Meere Halbbewußtlosen Seitens des Capitains und der Mannschaft die menschenfreundlichste Pflege. Man versah sie mit Kleidern, reichte ihnen stärkende Nahrung, und der Capitain verband eigenhändig die vielen Brandwunden, mit denen Einzelne fast ganz bedeckt waren.

Nur 67 Personen von 542, welche die „Austria" barg, fanden sich auf der Bark „Maurice" am Spätabend des fürchterlichen Tages wieder zusammen. Zehn von diesen gehörten der Mannschaft des unglücklichen Schiffes an, darunter die drei ersten Officiere. Die „Austria" brannte die ganze Nacht fort im Angesicht der Bark und die rollenden Wogen des atlantischen Oceans spiegelten das fürchterliche Schauspiel wieder. Am Morgen des 14. September wollte der brave Capitain Renaud das durch die Nacht unterbrochene Rettungsgeschäft fortsetzen, es befand sich aber bereits eine norwegische Bark in unmittelbarer Nähe des glühenden Wracks, deren Boote dasselbe umkreisten. Durch das Fernrohr war nirgends an dem Rumpfe des verbrannten Schiffes ein lebendes Wesen mehr zu sehen. In einem Boote der norwegischen Bark bemerkte der Capitain des französischen Schiffes einige Personen und nahm an, daß es noch glücklich Gerettete sein möchten. Die Entfernung beider Segelschiffe von einander war zu groß, als daß sich die Führer derselben hätten sprechen können. Später aus Quebec nach Europa und Hamburg gekommene Nachrichten haben die erfreuliche Botschaft gebracht, daß jene Bark „Catharina" hieß und noch so glücklich war, 16 Passagiere des unglücklichen Schiffes und 6 von der Mannschaft zu bergen. In welchem Zustande jene Unglücklichen sich befanden, die eine ewig lange Nacht, an Ketten und Tauen der glühenden „Austria" hängend, verbrachten und diese fürchterliche Nacht überlebten, darüber sind uns bereits durch amerikanische Blätter einige Berichte zugekommen. Wir lassen diese, sowie einige Briefe Geretteter, soweit dieselben der Oeffentlichkeit übergeben worden sind, hier folgen.

Am 14. September Morgens zwei Uhr trieb das in Flammen gehüllte Wrack der „Austria" nach den Angaben des Capitains Tunnemark, welcher die norwegische Bark befehligte, auf 44° 40′ N. B. und 41° 39′ westlicher Länge (von Greenwich). Die Aussagen der etwa früh zwischen vier und fünf Uhr Geretteten geben an, daß die Dampfpumpe, welche mit der Maschine in Verbindung steht, nicht so in Ordnung gewesen sei, daß sie sofort hätte in Thätigkeit gesetzt werden können. Wir müssen jedoch hierbei bemerken, daß auf diese Aussagen kein großes Gewicht zu legen ist, indem in jenen Augenblicken entsetzlichster Aufregung und grenzenloser Bestürzung selbst den intelligentesten Passagieren schwerlich so viel Zeit übrig blieb, um ein vollkommen zutreffendes Urtheil fällen zu können über die Maßregeln, welche man ergriff, um das Feuer zu bewältigen. Viel wahrscheinlicher ist die bereits erwähnte Angabe der geretteten Passagiere, die auch mit anderen Aussagen übereinstimmt, daß die Pumpen versagten, weil das Feuer sie gleich im Anfange unbrauchbar machte. Die Rettungsboote — heißt es in den Aussagen der zu Quebec gelandeten Passagiere weiter — hingen in der Mitte des Schiffes, weshalb es unmöglich war, zu allen derselben zu gelangen. Eins derselben wurde, überfüllt mit Menschen, herabgelassen, schlug jedoch um, weil eine Menge Leute, die schon über Bord gesprungen waren, sich an dasselbe anzuklammern suchten. Das Herablassen eines anderen Bootes nahm, vermuthlich wegen des ungestümen Andrängens der geängstigten Passagiere, so viel Zeit in Anspruch, daß die darin befindlichen Menschen herausspringen mußten, um den Flammen zu entgehen. Eine große Menge Passagiere suchten sich zu retten, indem sie sich an die vom Vorderdeck herabhängenden Taue und Ketten anklammerten, allein allmählich wurden sie von den immer weiter um sich greifenden Flammen gezwungen, loszulassen und in den Ocean zu springen. Von denen, die auf dem Bugspriet, dem letzten Zufluchtsorte vor den Flammen, oft drei bis vier Personen über einander lagen, hielt es zuletzt nur ein einziger Mann aus, der auf dem äußersten Ende desselben saß. Achtzehn Personen hingen bis Morgens 4 Uhr an der Kette des Bugspriets. Nur dadurch, daß ein kühner Matrose von dieser Kette auf das bereits brennende Bugspriet kletterte und Geistesgegenwart genug besaß, seine Leidensgefährten zu ermahnen, ihre Kleider auszuziehen, diese in's Meer zu tauchen

und sie ihm zu reichen, gelang es, die Flammen zu löschen und so das Bugspriet mit seinen Ketten so lange zu einem verhältnißmäßig sicheren Zufluchtsorte zu machen, bis die Boote der „Catharina" bei grauendem Tage herankamen und die armen Leidenden erlösten.

Eine ausführliche Schilderung eines dieser später Geretteten, Namens Andreas Lindstein, enthält der „Newyork-Herald". „Am 13. September," erzählt dieser, „gegen 2 Uhr Nachmittags, als das Feuer auf der „Austria" ausbrach, stand ich ungefähr auf der Mitte des Schiffes auf Deck und sah, wie die Flammen drei bis vier Fuß hoch aus der auswärts gelegenen Luke herausschlugen. Ich eilte nach vorne zu und gewahrte auch dort schon die Flammen aus den Vorderluken emporlodern. Um diese Zeit sah ich den Capitain auf Deck kommen. Ich sah, wie er seinen Rock auszog und nach der Seite des Schiffes zustürzte, als wenn er über Bord springen wollte. (Diese Aussage stimmt mit denen anderer Augenzeugen nicht überein.) Herr Sweenska (?), ein Schwede, ergriff ihn beim Arme, zog ihn von der Takelage weg und fragte ihn, was er denn eigentlich zu thun beabsichtige. Aus der Antwort des Capitains ging hervor, daß er gar nicht wußte, was er eigentlich that. Der Capitain lief dann nach hinten, so daß ich ihn aus dem Gesicht verlor, da ich mich auf dem Vorderdecke unter einer großen Menge von Passagieren befand. Das Feuer machte reißende Fortschritte, so daß es uns in erschreckender Weise bedrohte. Die Passagiere waren so dicht aneinander gedrängt, daß sie sich gegenseitig über Bord stießen. Es gelang mir, bis zum Tauwerk vorzudringen, ein Tau zu ergreifen und dieses an einen Bolzen zu befestigen. Dann schlug ich eine Schlinge in das Tau, ließ mich hinunter und saß nun etwa zwei Fuß vom Wasser entfernt in meiner Schlinge. Diesen Zufluchtsort erreichte ich etwa zehn Minuten nach Ausbruch des Feuers. Drei Viertelstunden später ungefähr stürzten der Vorder- und Hauptmast auf der Steuerbordseite des Schiffes über Bord, wobei ich nahezu von der Raa erschlagen worden wäre. Als ich um mich blickte, um zu entdecken, ob sich nicht etwas Herumschwimmendes fände, woran ich mich halten könnte, sah ich das untere Ende des Hauptmastes etwa zwei Fuß hoch aus dem Wasser hervorragen. Augenscheinlich hatte sich das Tauwerk an der Spitze desselben in der Schraube verwickelt. Ich ließ mich in's Wasser und schwamm auf den Mast zu, dessen Ende ich glücklich erreichte. So vermochte ich mich denn über Wasser zu halten. Um diese Zeit gewahrte ich drei Personen außerhalb des Schiffes an Tauen hängen; einem derselben, dem Koch, warf ich ein Tau zu, zog ihn zu mir heran und hielt ihn an meiner Seite. In diesem Zustande verblieben wir die ganze Nacht, während welcher wir eine Menge Leichen um uns herumschwimmen sahen. Bis Dunkelwerden drehte sich die Schraube fortwährend langsam herum, so oft sich der Dampfer am Stern hob. Um nicht zu verbrennen, mußte ich meinen Rock ausziehen, ihn naß machen und um meine Seite schlagen. Einmal verbrannte ich mir die Schulter, da ich diesen Theil meines Körpers nicht gehörig schützen konnte. An diesen Brandwunden leide ich noch jetzt."

Lindstein erzählt nun weiter, wie er um diese Zeit die französische Bark langsam habe herankommen sehen. Sie legte gegen 5 Uhr etwa eine Meile von der „Austria" bei und sendete zwei Boote nach derselben ab, die sich indeß dem brennenden Schiffe nur bis auf Hörweite näherten. Sie hielten sich auf der Luvseite, so daß Lindstein sie nur sehen konnte, wenn der Dampfer sich herumschwang. Beim Eintritt der Nacht erhielt er die Gewißheit, daß diese zu Hülfe Herbeigeeilten ihn nicht gesehen hatten und er also auch nicht von ihnen gerettet werden würde. Sie kehrten in der Finsterniß zurück zu ihrem Schiffe, an dessen einem Maste etwa gegen zehn Uhr Nachts eine Laterne aufgezogen wurde. Am nächsten Morgen früh schon gewahrte der Unglückliche das norwegische Schiff „Catharina" dicht bei dem Wrack. Ein Boot derselben nahm ihn und seinen Leidensgefährten gegen 4 Uhr Morgens auf. Außerdem barg die „Catharina" noch jene 18 Personen, welche sich die ganze fürchterliche Nacht hindurch an den Ketten des Bugspriets gehalten hatten. Unter diesen befand sich auch ein Mädchen von nur 14 Jahren mit ihrem Bruder. Der Gerettete war der Vorletzte, welcher von den Booten der „Catharina" gefunden und an Bord des Schiffes gebracht wurde.

Unter den Zwischendecks-Passagieren der „Austria" befanden sich eine beträchtliche Anzahl Schleswiger, besonders waren viele in Cappeln an der Schlei Heimische als Auswanderer nach Californien am Bord. Von diesen hatten Mehrere das Glück, sich zu retten. Einige derselben haben bereits an ihre Verwandten oder Bekannten in Cappeln und Umgegend von Fayal aus, wo die Bark „Maurice" die Schiffbrüchigen landete, geschrieben, und wie Alles, was von irgend einem Augenzeugen über das erschütternde Ereigniß gemeldet wird, die Presse jetzt sofort veröffentlicht, sind auch die Briefe dieser schlichten Leute in der „Eckernförder Zeitung" abgedruckt worden. Das aus früheren Berichten noch nicht Bekannte in diesen Mittheilungen fügen wir zur Vervollständigung derselben hier bei. G. Bollersen schreibt unter Anderem:

„Der 13. September war der schreckliche, ewig unvergeßliche Tag. Es war, als sollten wir den Untergang der Welt sehen. In einer Zeit von fünf Minuten stand das Schiff hinten, in der Mitte und vorn in hellen Flammen. Es war keine Zeit, etwas zur Rettung zu thun. Keins von den acht großen Booten konnte heruntergelassen werden. Ach, was für ein Jammern, Händeringen und Beten! Ich faßte Fritz (Betke), lief mit ihm nach vorn, bat ihn, bei mir zu bleiben und Fassung zu behalten. Das Trauerspiel begann. Ich lief hin und kletterte auf den Vordermast, da dieser aber zu stürzen drohte, ließ ich mich an den Tauen herunter auf's Bugspriet. Ich sah nach Fritz und bezeichnete ihm durch Winke einen bergenden Ort. Das Feuer erreichte die Pulverkammer und alle Passagiere, die auf dem Hinterdeck waren, flogen in die Luft.... Das ganze Schiffsdeck brannte. Wer nicht verbrannt oder ertrunken war, saß auf dem Bugspriet oder trieb auf Trümmern im Wasser umher. Da kam eine französische Bark. Ich hatte immer ein scharfes Auge auf Fritz und der liebe Gott auf uns Beide. Ich bezeichnete ihm einen vor dem Feuer gesicherten Platz. Ein Boot vom französischen Schiff kam näher. Dies erste und ein zweites gingen schon beladen an ihr Schiff. Das dritte kam. Ich hörte die Stimmen zweier Damen der Unsrigen, stürzte entkleidet hinab, und da ich nicht ermattet war, erreichte ich mit Gottes Hülfe das Boot. Aber Fritz! — Ich wollte etwas thun, aber durfte nicht. Doch mit dem letzten Boote kam auch er. Nie habe ich mich mehr gefreut, als diesen Augenblick."

Fritz Betke, der Freund und Gefährte Bollersen's, berichtet in seinem Briefe Folgendes: „In Zeit von einer halben Stunde waren schon die Stricke an den Masten abgebrannt. Gustav (Bollersen) hatte zuerst seine Zuflucht auf der Spitze des Fockmastes genommen. Er sah jedoch bald ein, daß er sich da nicht halten konnte. Ganz herunter konnte er auch nicht mehr. Es blieb ihm also nichts übrig, als sich oben vom Bramsteg an dem Tau nach der Spitze des Auslegers herunterzulassen, von wo er dann den ganzen Gräuel mit ansehen mußte. Keine Rettungsmittel waren vorhanden. Sämmtliche Wassereimer waren zuerst in Brand gerathen und kein Mittel war da, das Feuer zu löschen. Ihr könnt denken, welch' ein Gejammer auf dem Schiffe war! Ein Jeder sah seinen Tod vor Augen und hatte nur die schreckliche Wahl zu verbrennen oder zu ertrinken. Gustav konnte sich dort, wo er war, am längsten halten. In der Entfernung von drei deutschen Meilen war ein Rettungsschiff zu sehen, aber in der Zeit, daß dieses herankam, war das ganze Schiff in vollen Flammen. Viele ließen sich an Stricken hinunter, diese brannten ab und sie fanden ihren Tod in den Fluthen. Ich hielt mich noch immer auf dem Vordertheile des Schiffes. Zuletzt wurde es so heiß, daß ich es nicht mehr aushalten konnte. Da stieg ich über die Köpfe derjenigen fort, die vor mir standen, und kletterte unter dem Bugspriet auf eine starke eiserne Kette. Hier konnte mir das Feuer so leicht nichts anhaben. Wie ich hier wohl beinahe eine Stunde gesessen hatte, waren beinahe sämmtliche Leute auf dem Verdeck verbrannt oder ertrunken. Unter solchem Jammer waren ziemlich drei und eine halbe Stunde vergangen. Da kam das rettende Schiff uns nahe. Es sandte zwei Boote aus, welche zuerst die auffischten, die im Wasser noch am Leben waren. Gustav schwamm dem vierten der ausgeschickten Boote nach. Er war der Letzte, der dort aufgenommen wurde. Ich saß noch auf meiner Kette. Es fing an dunkel zu werden. Man konnte nicht sehen, ob noch ein Boot käme, jedoch kam noch einmal eine Hülfe. Es wurde uns zugerufen, wer schwimmen könnte, sollte heranschwimmen, denn sie könnten nicht näher heranfahren. Da faßte ich Muth, zog meine sämmtlichen Kleider aus, schwamm nach dem Boote und erreichte es glücklich. Mit mir wurde noch ein Steuermann gerettet. Die noch an Ketten und Tauen hingen und nicht schwimmen konnten, mußten dort bleiben. Es waren wohl noch einige zwanzig Personen, Männer, Frauen und Kinder."

Wir wenden uns jetzt zu dem Berichte, welchen der brave,

Digitized by Google

menschenfreundliche Capitain Renaud, Befehlshaber der französischen Bark „Maurice" an seine in Nantes wohnenden Rheder über den Brand der „Austria" erstattete. Das „Journal de Nantes" theilte dies Schreiben zuerst mit. Aus ihm ging es über in verschiedene französische Blätter. Dasselbe ist aus Horta auf Fayal vom 19. Septbr. datirt. Es heißt darin:

„Am 13. September befand ich mich auf 45° 6' n. Br. und 44° 1' w. L. Um 2 Uhr Nachmittags sahen wir ein Dampfschiff vor uns. Um 2½ Uhr gewahrten wir nur noch Flammen. Ich steuerte darauf los und wir waren nur noch etwa eine Meile von dem brennenden Schiffe entfernt, als wir die ersten Unglücklichen retteten, welche sich an fast ganz verbrannte Masttrümmer klammerten. Wir retteten deren mehrere, immer auf den Dampfer zuhaltend, der von vorn bis hinten nur ein Feuerheerd war. Als ich es ohne Gefahr für mein eigenes Schiff und dessen Equipage thun konnte, schickte ich meine beiden Boote den Unglücklichen zu Hülfe, welche uns unter herzzerreißendem Geschrei die Arme entgegenstreckten." Capitain Renaud läßt nach dieser Einleitung seine beiden Steuerleute, welche die Rettungsboote commandirten, selbst sprechen, und von diesen erhalten wir denn eine Beschreibung des entsetzlichen Anblickes, welchen die „Austria" zu jener Zeit darbot, der an Furchtbarkeit kaum mit irgend welchem andern schrecklichen Ereignisse zu vergleichen ist. „Von vorn bis hinten" — erzählen die beiden Officiere der „Maurice", die Herren Rivert und Bertaud — „stand das Schiff in Flammen, und die Unglücklichen hatten keine Zufluchtsstätte. Auf dem Bugspriet waren wenigstens dreihundert Personen; längs der Schiffswände hingen wenigstens hundertundfünfzig bis zweihundert an Tauen, die man an den Oberbalken des Schiffes befestigt hatte. Manchmal klammerten sich zwanzig bis dreißig an dasselbe Tau. Das im Innern des Schiffes rasende Feuer verbrannte diese Taue, und alle die Unglücklichen verschwanden rettungslos in den Wogen; erst als Leichname tauchten sie wieder auf. Auf solche Weise sahen wir **250** bis **300** Menschen umkommen."

Hierauf nimmt Capitain Renaud den Faden der Erzählung selbst wieder auf, indem er über die bewerkstelligte Rettung berichtet. Nach viermaligem Hin- und Herfahren mit den Booten gelang es den beiden Steuerleuten, 45 Unglückliche an Bord der „Maurice" zu bringen, wo ihnen sofort der nöthige Beistand geleistet wurde. Um 9 Uhr Abends erreichte dann auch ein stark mit Wasser angefülltes Boot der „Austria" die Bark. Es hatte 20 Personen an Bord. Das letzte Boot des französischen Schiffes hatte nur noch zwei Personen retten können. Als es zur Bark zurückkehrte, war es bereits schon völlig Nacht. Herr Bertaud, der es befehligte, sagte aus, daß die noch am brennenden Schiff befindlichen Unglücklichen im Hinblick auf die schreckliche Nacht, die vor ihnen lag, sich größtentheils in's Meer stürzten und nur als Leichen wieder auftauchten. Das Schauspiel war über alle Beschreibung entsetzlich; die Ruder seines Bootes tauchten nie in's Wasser, ohne Leichen bei Seite schieben zu müssen. „Um meine Leute nicht unnütz auszusetzen und da auch die See anfing, hoch zu gehen," sagt Capitain Renaud, „hielt ich mich in der Nähe des Schiffes, um am andern Morgen zu sehen, ob nicht noch mehr Opfer zu retten seien. Frühzeitig aber war ein norwegisches Schiff mir zuvorgekommen, und als ich den Rumpf des Dampfers durch mein Fernrohr betrachtete, konnte ich nirgends mehr einen Menschen entdecken."

Dieser Erzählung fügt Capitain Renaud mit Unwillen die Bemerkung bei, daß, während er Alles that, um Unglückliche zu retten, drei andere Schiffe, deren Rumpf er erkennen konnte, und die mithin auch ihn sehen mußten, unbekümmert um das entsetzliche Unglück, vorübersegelten. Seinen Officieren wie der gesammten Mannschaft seines Schiffes ertheilt der Capitain das beste Zeugniß. Man sorgte auf alle erdenkliche Weise für die Unglücklichen, von denen Manche schwere Brandwunden erhalten hatten. „Sechs litten besonders heftig" — fügt er hinzu — „und einer derselben war ganz mit Brandwunden bedeckt, so daß es zu verwundern ist, wie sich derselbe so lange schwimmend erhalten konnte." Am 19. September erreichte der „Maurice" Fayal und landete hier diejenigen Geretteten, die am Bord seines Schiffes geblieben waren. —

Hiermit sind die Quellen, die uns bis jetzt über den Verlauf dieses grauenvollen Ereignisses zu Gebote stehen, erschöpft. Das Ereigniß selbst ist aber ein so ganz außerordentliches, daß wir unsere Schilderung desselben hier noch nicht schließen können. Bei der allgemeinen Theilnahme, die es auf beiden Erdhälften erweckte, so wie die erste Kunde davon durch den Telegraphen nach allen Richtungen hin verbreitet wurde, konnte es nicht fehlen, daß das Geschehene in der Presse die verschiedensten Beurtheilungen finden mußte. Man hatte ein solches Unglück nicht für möglich gehalten, und eben darum nahmen sehr Viele an, es müsse das Unglück selbst die Schuld unverantwortlicher Nachlässigkeit und eines Aufhörens aller Disciplin an Bord des Schiffes unmittelbar nach dem Ausbruche des Feuers sein. Die amerikanische Presse insbesondere fällt sehr harte Urtheile und verdammt namentlich die Handlungsweise des unglücklichen Capitains. Leider kann dieser beklagenswerthe Mann sich nicht mehr vertheidigen. Er muß es dulden, daß man ihn schmäht, ihm Unfähigkeit, ja sogar Feigheit vorwirft. Wir sollten aber vorsichtiger sein in unserm Urtheile, denn obwohl eine Menge Aussagen Ueberlebender Bemerkungen fallen lassen, die fast wie eine Anklage klingen, dürfen wir diesen doch nicht blindlings vertrauen. Neben den Berichten der Passagiere werden die Aussagen der geretteten Officiere doch auch zu beherzigen sein. Schon die Erklärung derselben in der „Times" deutet an, daß das entfesselte Element menschlicher Anstrengung von Anfang an spottete. Professor Glanbensklee, ein Zeuge, dessen Wort schwer in's Gewicht fallen dürfte bei Beurtheilung des Brandes der „Austria", hat in New-York erklärt, daß Capitain wie Officiere und Mannschaft des unglücklichen Schiffes ihre Pflicht vollständig gethan hätten, nur das reißend schnelle Umsichgreifen der Flamme machte jeden Rettungsversuch unnütz, und verhinderte die Bergung der Passagiere. Wir wissen, daß innerhalb weniger Minuten das ganze Zwischendeck in Flammen stand, daß zehn Minuten genügten, die Flammen durch alle drei Decks hindurch zu verbreiten, das Schiff in zwei Hälften zu theilen, und drei der Rettungsboote in Brand zu setzen. Die Furcht vor dem Tode und das Unerwartete des Unglücks jagte die entsetzten Passagiere nach den Booten. Die Angst raubte der Mehrzahl alle Besinnung, und obwohl die Officiere ihre Befehle ertheilten, die Mannschaft diese vollzog, wo sie überhaupt gehört wurden, konnten doch einige wenige Männer dem Andrange Hunderter nicht begegnen. Daß bei diesem Sturm auf die Boote, den nächsten und anscheinend sichersten Rettungsmitteln, diese beim Herablassen oder Herabstürzen in's Meer umschlagen, an die fortarbeitende Schraube treiben, und hier zerschellen mußten, läßt sich leicht begreifen.

Man hat die Katastrophe der „Austria" mit dem Untergange des „Central Amerika", des „Arctic" und anderer großer Schiffe verglichen und bemerkt dabei, daß auf jenen eine musterhafte Ordnung geherrscht und die Befehlenden ungleich besser ihrer Pflicht eingedenk gewesen wären. Diese Vergleiche, dünkt uns, hinken gewaltig. Der Untergang jener Schiffe und die Rettung der darauf befindlichen Menschen, so weit sie bewerkstelligt werden konnte, fand unter ganz anderen Umständen statt, als der der „Austria". Sturm und Wogen waren die Vernichter derselben, die Gefahr nahte sich nach und nach, man hatte Zeit, Vorkehrungen zu treffen, zu überlegen, was zu thun am zweckmäßigsten sei. Die „Austria" dagegen segelte bei schönem, fast stillem Wetter ruhig ihren Cours. Alles athmete auf, weil man die böse Zeit endlich für überstanden hielt. Kein Mensch, auch die Aengstlichsten nicht, vermuthete ein Unglück. Da brannte plötzlich das Schiff von einem Ende zum andern! Weil Niemand einen Ausweg sah, wollte jeder Einzelne, dem natürlichen Triebe der Selbsterhaltung folgend, diesen auf eine oder die andere Weise erzwingen. Ein solches, gleichsam vom Himmel herabfallendes Unglück war wohl geeignet, auf Alle gleich lähmend zu wirken, und wir sind der Meinung, kein Capitain der Welt würde dies fürchterliche Unglück haben bewältigen und die auf dem Schiffe weilenden Passagiere retten können.

Den Ausruf des Capitains, als der Feuerlärm ihn aus seinem Privatcabinet aufschreckte, in das er sich auf einige Zeit zurückgezogen hatte: „Wir sind Alle verloren!" macht man dem unglücklichen Manne zum schweren Vorwurfe. Aus ihm folgert man, er habe den Kopf verloren gehabt und nicht mehr gewußt, was er beginnen solle. Wir unsererseits können, hat er diese verhängnißvollen Worte wirklich gesprochen, darin nur den willenlosen Seufzer eines tief fühlenden Menschen erkennen, den beim Anblick der wild auflodernden Flammen das Bewußtsein seiner Hülflosigkeit überkam. Freilich verlangt die Welt, ein Seemann solle jeder Gefahr unerschrocken in's Auge schauen; die Tugend des echten Seemanns bestehe eben in einer Kaltblütigkeit, die sich durch nichts erschüttern lasse. Ein solches Verlangen mag gerechtfertigt sein, der Fall mit der „Austria" dürfte aber auch in dieser Hinsicht eine Ausnahme machen. Capi-

tain Heydtmann galt nicht blos für einen unerschrockenen, vor den drohendsten Gefahren nicht zurückschreckenden Seemann, er war es auch. Seine seemännische Vergangenheit legt Zeugniß davon ab. Dafür spricht unter Anderm ein Schreiben William Fraser's im „Globe." Dieser Mann kannte die „Austria" und deren Capitain. Er hatte das Schiff in Plymouth besucht, als es nach jenem schon zu Anfange dieses Aufsatzes erwähnten Sturme, mit einem ganzen Regiment englischer Soldaten an Bord, Zuflucht an Englands Küsten suchen mußte. Capitain Heydtmann hatte volle 14 Stunden lang das Deck nicht verlassen; um nicht von den Sturzseen über Bord gespült zu werden, ließ er sich festbinden, ertheilte mit größter Unerschrockenheit seine Befehle und brachte das ganze Regiment, mit Verlust nur eines einzigen Soldaten, glücklich zurück nach Plymouth. Derselbe Mann berichtet, der Capitain sei damals den Ingenieuren, die das Schiff rettungslos für verloren hielten, mit der Pistole in der Hand entgegengetreten und habe gedroht, jeden niederzuschießen, der seinen Posten verlasse. Diese Ruhe und Entschlossenheit rettete das Schiff, Mannschaft und Militair. Herr Fraser mag aber nicht Unrecht haben, wenn er hinzufügt, es sei eine mehr als schwere Aufgabe, Hunderte von Passagieren, die mehrere Sprachen redeten, in einem Unglück, wie es die „Austria" heimsuchte, ruhig zu erhalten. Wir glauben allerdings, daß diese Aufgabe kein Seemann so leicht genügend zu lösen im Stande sein dürfte.

Im Hinblick auf die ganz außerordentlichen Umstände, unter denen die „Austria" in Brand gerieth, finden wir es daher hart und liebles, über einen Todten schonungslos den Stab zu brechen, ehe noch vollständig zuverlässige Aussagen über den Hergang der Sache von allen Seiten vorliegen. Wenigstens wird man den Aussagen der Officiere und den von der Mannschaft Geretteten, ehe man ein Schlußurtheil fällt, doch eben so viel Gewicht beilegen müssen, als den vielfach unklaren Erzählungen der Passagiere.

Anders dagegen gestalten sich die Dinge, wenn wir der Entstehung des Feuers unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Hier haben jedenfalls sehr grobe Versehen stattgefunden oder man ist nicht mit der bei einer Theerräucherung erforderlichen Vorsicht zu Werke gegangen. Nur darf man die Schuld dieser Versehen nicht dem Capitain aufbürden wollen, der persönlich dabei gar nichts zu schaffen hatte. Diese Schuld trifft nur den Officier und diejenigen Leute von der Mannschaft, die dazu beordert waren. Leider kann man auch diese nicht befragen, noch zur Rechenschaft ziehen, denn sie büßten ihre Unvorsichtigkeit mit dem Leben. Den Hergang bei dieser unseligen Räucherung kennen wir ebenfalls noch nicht zur Genüge, denn von allen Augenzeugen, welche über den Brand der „Austria" berichteten, hat kein Einziger etwas Anderes erzählt, als daß das Feuer beim Räuchern entstanden sei. Keiner von diesen Berichterstattern war wirklich dabei; sie alle wissen nur, daß der vierte Officier und ein Bootsmann mit einem Gefäß voll Theer und einem glühenden Eisen in's Zwischendeck hinabstiegen. Was unten geschah, wie es kam, daß das Gefäß, nachdem es Feuer gefangen, umstürzte, was die dabei Beschäftigten thaten, um die Gluth im Entstehen noch zu ersticken: über diesem Allem schwebt ein undurchdringliches Dunkel. Erst das Emporlodern der Flammen machte die auf Deck weilenden Passagiere und die Officiere, welche die Wache hatten, aufmerksam. Mit dem Aufschlagen der hellen Lohe aber scheint auch jede Rettung unmöglich gewesen zu sein, denn die Flammen zeigten sich, wie Viele berichten, gleichzeitig in der Mitte des Schiffes und an den Luken des Vordertheils.

Einige Passagiere geben weiter in ihren Erzählungen an, es seien nirgends Vorkehrungen zum Löschen vorhanden gewesen, auch habe es an Rettungsmitteln gefehlt, deren die Passagiere sich hätten bedienen können. Wer die Einrichtung der Hamburgischen Ocean-Dampfer kennt und je einmal eins dieser schönen Schiffe sich etwas genauer betrachtet hat, der muß bei Lesung solcher Bemerkungen den Kopf schütteln. Außer den schon erwähnten acht Rettungsbooten, die für die große Zahl der Passagiere, welche die „Austria" am Bord hatte, allerdings nicht ausreichend sein konnten, besaß das Schiff noch eine beträchtliche Anzahl sogenannter Lifeboys, sowie 40 mit Korkspänen gefüllte Matratzen. Diese waren mit Riemen und Schnallen versehen, so daß sich dieselben Jeder zum Schwimmen ohne große Schwierigkeit umschnallen konnte. Endlich fehlte es auch durchaus nicht an hinreichenden Löschapparaten; denn außer einer Patent-Downtons-Feuerspritze, die mit Zweigröhren versehen war und deren Wasser durch anzuschnallende Schläuche je nach den Umständen sowohl über das obere Deck, wie in die unteren Deckräume hingeleitet werden konnte, waren auch an der Dampfpumpe Röhren und Hähne angebracht, mittelst deren sich jedes Deck hinreichend mit Wasser übergießen ließ. Ist nun von allen diesen Vorrichtungen gar kein oder ein höchst ungenügender Gebrauch gemacht worden, so müssen wir so lange, bis das Gegentheil bewiesen ist, an der Ansicht festhalten, daß nur die mit Blitzesschnelle durch die unteren Deckräume sich ausbreitenden Flammen, die ja, wie die Aussagen aller Augenzeugen berichten, auch sogleich das obere Deck ergriffen und den Verkehr auf diesem zwischen Hinter- und Vordertheil des Schiffes aufhoben, Officiere und Mannschaft verhindert haben, sich derselben zur Unterdrückung des Feuers zu bedienen.

Die drei ersten Officiere der „Austria" nebst einigen Personen von der Mannschaft haben die entsetzliche Katastrophe derselben überlebt. Ihre Aussagen vor Gericht bringen hoffentlich etwas mehr Licht in das Dunkel der schrecklichen Begebenheit. Die Publication dieser Aussagen erwartet nicht blos Hamburg, sondern die ganze Welt. Die Behörde darf und wird also, davon sind wir fest überzeugt, nicht länger, als eben nöthig, mit der Veröffentlichung zaudern. Sie ist diese Ehre der Hamburgischen Flagge und dem Rufe der deutschen Seeleute schuldig, deren Tüchtigkeit bisher noch von keiner Nation der Welt angezweifelt worden ist.

(Namensverzeichniß der Mannschaft und Passagiere s. Seite 650 u. ff.)

Schiffs-Fischerei mit Dampf.

Der eiserne Dampf-Derrick in London.

Das unersättliche Meer, wie viele Menschen und Güter verschlingt es jährlich, ja täglich, ohne je satt zu werden! Im Jahre 1857 verunglückten um die englischen Küsten allein 1141 Schiffe mit 176,544 Tonnen Gütern. Die Menschen, die mit diesen 1141 Schiffen verunglückten oder ertranken, werden dabei gar nicht besonders beachtet. Blos wenn, wie neulich in dem verbrennenden großen Hamburg-Newyorker Dampfer von 500 Menschen über 450 auf einmal doppelt umkommen, verbrennen und ertrinken, nimmt die Presse Notiz davon.

Nach Berichten aus allen Häfen und Meeren der Welt hat man angenommen, daß jährlich im Durchschnitt 20,000 Fahrzeuge auf dem Meere verunglücken, damit 10 Millionen Tonnen oder 200 Millionen Centner Waaren oder Güter und mehr als 100,000 Menschen. Von Letzteren kann Niemand gerettet werden, wenn er einmal den Meeresboden berührt und Millionen Einwohner der salzigen Fluth zur Mahlzeit eingeladen; aber von den Schiffen und deren Gütern, die der Tiefe verfallen, könnten im Durchschnitt zwei Drittel wieder auferstehen, wenn man ihnen nur eine kräftige, hülfreiche Hand von oben zu reichen verstände. Daran fehlte es bis jetzt. Nun aber nicht mehr.

Die Amerikaner haben einen Auferstehungshebel für diese Schiffe und deren Güter erfunden und bis jetzt mit dem überraschendsten Erfolge angewandt. Die Engländer machen's ihnen nach und zwar mit der Aussicht, daß sie von den im vorigen Jahre verunglückten 1141 Fahrzeugen mindestens 800 retten, emporziehen, ausbessern und wieder gebrauchen können. Für solche Auferstehungshebel hat sich eine patentirte Compagnie gebildet, die den Namen „Patent Derrick Company" führt und unlängst den ungeheuersten, eisernen Koloß von „Derrick" im Osten von London, unweit des trauernden „Leviathan", vom Stapel laufen ließ.

Ein Derrick?

Was ist das? Etwas ganz Neues, namentlich für uns „Landratten." Selbst $^{99}/_{100}$ der Londoner Bevölkerung staunten ein ganzes Jahr lang und wunderten sich, als sie nach und nach ein fabelhaftes Ungeheuer von Eisen emporsteigen sahen. Es ist 12 Fuß breiter, als der ganze Leviathan, und so merkwürdig von Gestalt, daß man sein Lebtage rathen kann, ohne das Richtige zu treffen, wenn's uns kein Eingeweihter sagt. Einige meinten, es sei ein

Digitized by Google

ſchwimmender Leuchtthurm, Andere wollten behaupten: ein Flotten-Katapult, ein Sturmbock des Krieges, um zunächſt die Feſtungswerke von Cherbourg damit zu zerſtoßen und niederzubröckeln.

Nein, es ſollte ein Derrick werden und iſt einer geworden, der größte. Aber was iſt nun ein Derrick? Der Henker, ja zunächſt der Henker Derrick, der berühmte amerikaniſche Henker Derrick, der die Kunſt, beſtimmte ihm übermachte Perſonen an einer zu engen Cravatte ſterben zu laſſen, ganz aus dem ff verſtanden haben ſoll. In Folge davon nannte man auf Schiffen die Kreuzmaſte, welche beim Laden und Löſchen als Hebel und Krahne benutzt werden: Derricks. Aus Mangel an Tauftalent heißen nun auch die ſchwimmenden Maſchinen mit großen Kreuzmaſten, beſtimmt untergegangene Schiffe heraufzuziehen und an's Land zu bringen, Derricks. Die vollkommenſte Art derſelben, in Amerika patentirt, nennt man „Patent Boom Derricks“ („Boom“ iſt der Hauptquermaſt auf Schiffen).

Der eiſerne Dampf-Derrick.

Der engliſche patentirte Boom-Derrick iſt nicht nur der größte Mechanismus der Art, ſondern auch zum erſten Male durchaus von Eiſen, der Hebel-Mechanismus von Schmiedeeiſen.

Das Fahrzeug von unten, der Schiffsrumpf oder „scow“ hat hier keinen andern Zweck, als den ungeheuern Galgen zu tragen und ihm Feſtigkeit und Hebelkraft zu ſichern. In der Mitte hat er eine rhomboidiſche Geſtalt und läuft nach beiden Seiten ſpitz zu, mit Rudern hinten und vorn. Der Boden oder Kiel unten iſt ganz gerade und platt, wie der Boden eines Faſſes, um dem Waſſer den möglichſt größten Widerſtand zu leiſten, wenn es gilt, tauſendtonnige Schiffe heraufzuheben. Daraus erklärt ſich leicht die ganz von andern Schiffsformen abweichende Geſtalt. Der ganze Rumpf unten iſt ein ungeheueres Eiſengerippe von 257 Fuß Länge und 90 Fuß Breite in der Mitte. Jede Rippe inwendig beſteht aus mehreren Tonnen maſſivem Eiſen. Das Rippengefüge iſt inwendig ſo mit Eiſenhaut überzogen, daß daraus 80 ſeparirte, waſſerdichte Zellen entſtanden. Dieſe ſind zunächſt das Gerüſt und Gerippe für den Herkules des Hebelns, dann dienen ſie auf einer Seite, mit Waſſer gefüllt, als Gegengewicht, wenn der Rieſe auf der anderen Seite ein geſunkenes Schiff heben muß.

Nun der Hebelapparat, der zunächſt von den gewöhnlichen Krahnen dadurch abweicht, daß er nicht einen ein-, ſondern zweiarmigen Hebel bildet, einen Wagebalken mit dem Stützpunkte auf der Haupt- und Mittelſäule, von den republikaniſchen Amerikanern Königs-Ständer, „King-post“, genannt. Dieſer zweiarmige Hebel bietet manche Vortheile, beſonders in der patentirten Structur. Man erreicht und vertheilt dadurch mehr Kraft, als mit dem einarmigen Krahnhebel. Der „Königsſtänder“ ruht, wie Figura zeigt, auf einer Pyramide von Eiſenſäulen, auf einem Kegel, deſſen Spitze, im Umfange von 7 Fuß und hohl (es ſpielten einmal zwei Herren Schach darin), den ſchmiedeeiſernen, 120 Fuß langen, 1600 Centner ſchweren Haupthebel, den Boom oder eigentlichen „Derrick“ trägt. Der Königsſtänder ragt 50 Fuß hoch über den Derrick empor und trägt ihn ſo, daß er ſich frei auf ſeinem Stützpunkte drehen kann. Die Hälfte des Derricks, welche dem directen Hebelarme entgegengeſetzt iſt, wird durch maſſive Metalltaue mit dem Rumpfe unten verbunden und ſo, nach hier nicht zu erörternden mathematiſchen Geſetzen, die Anſtrengung des Hebens über den ganzen maſſiven Eiſenkörper vertheilt und zerſtreut, ſo daß ſie ſich nicht auf einem einzelnen Punkte zerſtörend und Kräfte überbietend geltend machen kann.

Die Hälfte des Derricks, welche direct als Hebel dient, ragt über die Seite des Schiffsrumpfes hinaus und iſt oben mit zehn Partien von Hebelblöcken verſehen, die, in Flaſchenzugweiſe wirkend, jeder eine Hebekraft von 100 Tonnen ausüben. Ueber jeden der Hebelblöcke läuft eine Kette hinunter durch das Innere des Königsſtänders auf Spillbäume unten auf der entgegengeſetzten Seite. Letztere, durch Dampf gedreht, üben nun durch dieſen mächtigen Flaſchenzugapparat eine Hebekraft von nöthigenfalls 1000 Tonnen aus, ſo daß das mächtigſte Schiff, welches im Waſſer ſo viel von ſeinem Gewichte verliert, als es Waſſer verdrängt, damit aus der Tiefe gehoben werden kann.

Das ganze eiſerne Ungeheuer von 1200 Tonnen Gewicht, mit der Spitze der Königsſtänders mehr als 200 Fuß über die Waſſer-

fläche emporragend, geht gleichwohl nicht tiefer, als 30 Zoll, so daß es leicht, wie eine Wasserspinne, auf die seichtesten Stellen kriechen und dort sitzengebliebene oder gewrackte Schiffe erlösen kann. Zwei Dampfmaschinen bewegen die Füße dieser Spinne, eine große Menge lange, kleine Ruder, die nur einige Zoll tief eintauchen und durch ihre Menge und ihren gleichmäßigen Schritt eine Triebkraft ausüben, daß sich das Ganze nöthigenfalls schneller bewegen kann, als das beste ordinäre Dampfschiff. Die beiden Ruderdampfmaschinen haben 320 Pferdekraft, die Hebemaschinen 60. Das ganze Bauwerk, gleich einem Schiffe von 5000 Tonnen, kostet 45,000 Pfund. Es soll, wie man hofft, mindestens zwei Dritttheile der 15 bis 20 Millionen Thaler, die jährlich allein an den englischen Küsten durch Schiffbrüche in's Wasser fallen, wieder herausholen. Im Kleinen hat man schon die glücklichsten Versuche damit gemacht; die Anwendung im Großen ist in der alten Welt noch neu, aber in der neuen Welt alt. In Amerika holt man nicht nur seit langer Zeit gesunkene Schiffe mit solchen Derricks aus der Tiefe, sondern braucht sie auch bei großen Wasserbauten zur Hebung, Versenkung und Placirung ungeheuerer Steinblöcke, eben so in Häfen und auf dem Lande statt gewöhnlicher Krahne. 16 See-Derricks von Holz, mit einer Hebekraft von 2300 Tonnen, arbeiten in den Gewässern um und in Amerika schon seit Jahren mit dem größten Erfolge. Zwei solche Derricks haben bereits 400 gesunkene oder gestrandete Schiffe gehoben und gerettet, außerdem über 300 große Dampfmaschinen in neue Schiffe gehoben und placirt.

Vor einiger Zeit ging das weiland berühmte Schiff Ericsson von 2300 Tonnen, das den Dampf vertreiben und alle Maschinen mit heißer, verdünnter Luft bewegen wollte, in aller seiner Herrlichkeit und Schwere an der Küste von Neu-Jersey unter und wurde von einem dieser Derricks aus dem Grabe geholt, flott gemacht und dem Leben und Streben, sich von heißer Luft zu nähren, wiedergegeben.

Bisher hat man manches untergegangene Schiff durch Taucher noch auszubeuten gesucht, aber das ist langweilig, kostspielig und blos bis zu 15—20 Klaftern Tiefe möglich.

Mit diesen Derricks kann man in einem Zuge ganze Schiffe überhaupt aus fast jeder Tiefe herausholen, wenn nur die Hebelkette lang genug ist. Etwa sechs Mann sind im Stande, mit wenigen Kosten, binnen einigen Stunden jedes gesunkene Fahrzeug, das überhaupt noch zusammenhält, auf die Oberfläche des Wassers zu derricken, an's Land oder überhaupt in Sicherheit zu bringen und dessen Schätze oder das Schiff selbst für die Lebenden nutzbar zu machen. Wir sehen daraus schon, daß diese neue Combination von Hebelkräften nicht nur technisch interessant, sondern auch industriell praktisch und mittelbar uns Allen, die wir uns noch über Wasser und Kirchhofsrasen halten, zu Gute kommen wird.

Namensverzeichniß der Mannschaft und aller Passagiere der „Austria".

Die mit * versehenen Namen sind die der wenigen Geretteten.

Mannschaft der Austria.

Heydtmann, H., Capitain, aus Hamburg.
* Hahn, L., erster Officier, aus Hamburg (Maurice).
* Heitmann, B., zweiter Officier, aus Hamburg (Maurice).
* Bermitt, J., dritter Officier, aus Hamburg (Maurice).
West, M., vierter Officier, aus Neumühlen.
Schramm, Dr., Arzt, aus York.
Meyer, J., Chirurg, aus Braunschweig.
Wohlers, J., erster Proviantmstr., aus Hamburg.
Asch, A., zweiter Proviantmstr., aus Neuenburg.
Asmus, F., erster Zimmermann, aus Hamburg.
Detlefs, G., zweiter " " "
Nagel, J., erster Bootsmann, aus Heist.
* Michaelis, C., zweiter Bootsmann, aus Dassel (Maurice).
Becker, W., Quartermeister, aus Elmshorn.
Wendt, H., Quartermeister, aus Borstel.
* Plate, C., Quartermeister, aus Assel (Maurice).
Westphalen, H., Quartermeister, aus Heiligenhafen.
Friedrichsen, J., Segelmacher, aus Blankenese.
Cordes, J., Matrose, aus Helweseck.
Sommer, P., Matrose, aus Heitrege.
* Jürgensen, N., Matrose, aus Cappeln (Maurice).
Hu'er, N., Matrose, aus Cuxhaven.
Ahrens, J., Matrose, aus Seestemühe.
Heitmann, J., Matrose, aus Horst.
* Jarr, J., Matrose, aus Elmshorn (Catharina).
Nage, H., Matrose, aus Wilhafen.
* Rehmundt, J., Matrose, aus Dreechtersen (Catharina).
Schröder, P., Matrose, aus Hamburg.
Eckfert, J., erster Steward, aus Oberthau.
Wittgräfe, H., zweiter Steward, aus Hannover.
Lehmbeck, J., Steward, aus Altona.
Wolthmann, C., Steward, aus Trittau.
Röhs, F., Steward, aus Delvenhorst.
Gattermann, C., Steward, aus Lauenberg.
Bosse, H., Steward, aus Langenhagen.
Steinmann, A., Steward, aus Hamburg.
Röhrich, H., Steward, aus Hamburg.
Jörders, L., Steward, aus Teldau.
Uloth, C., Steward, aus Hamburg.
* Avenborph, E. (Neger), Steward, aus St. Croix (Maurice).
Dubbers, J., Steward, aus Altona.
Kröter, C., Steward, aus Lübeck.
v. Morgenstern, G., erster Ingenieur, aus Saalfeld.
Hansen, P., zweiter Ingenieur, aus Hamburg.
Schauer, A., dritter Ingenieur, aus Ziegenorth.
Meyer, W., vierter Ingenieur, aus Lackendorf.
* Pohl, G., Assistent, aus Hamburg (Maurice).
Grüning, J., Assistent, aus Krebswerder.
Schwien, C., Storkeeper, aus Hamburg.
Reder, J., Kesselschmied, aus Lüneburg.
* Theefeld, F., Heizer, aus Hannover (Catharina).
Meyer, P., Heizer, aus Esl.
* Friebert, J., Heizer, aus Travemünde (Maurice).
* Rieper, H., Heizer, aus Groß-Buchwald (Cath.)
Hamann, J., Heizer, aus Bordesholm.
Dirkop, J., Heizer, aus Hamburg.
Rutkowski, J., Heizer, aus Danzig.
Schreidel, J., Heizer, aus Hamburg.
Paustian, J., Heizer, aus Ranzau.
Witt, J., Junge, aus Oberndorf.
Willers, H., Junge, aus Lühr.
Wedl, A., Junge, aus Bayer.
Kraft, H., Junge, aus Oldendorf.
Heitmann, C., Junge, aus Horst.
Ziffig, J., Junge, aus Hamburg.
Butenbeich, H., Junge, aus Finkenwärder.
Stofer, J., Junge, aus Neuenfelde.
Wagener, H., Junge, aus Elmshorn.
Detlefsen, W., Junge, aus Horst.
* Richter, J., Junge, aus Dresden (Maurice).
Harte, J., Junge, aus Hamburg.
Müller, C., Junge, aus Göttingen.
Mic, F., Junge, aus Altona.
Becker, A., Junge, aus Hameln.
Fuchs, L., Junge, aus Hamburg.
Ditjen, G., Junge, aus Hamburg.
Bongard, C., Junge, aus Hamburg.
Steffen, J., Kochsmat, aus Rothwisch.
Peters, J., Kochsmat, aus Dunkelsdorff.
Bobs, J., Kochsmat, aus Lütjenburg.
Unzelmann, H., Kochsmat, aus Schwerin.
Burmeister, C., Volontair, von Fehmarn.
Algreen, W., Volontair, aus Colmar.
Lehmhus, C., Volontair, aus Oldenburg.
Lehens, C., Volontair, aus Altona.
Steiner, J., Volontair, aus St. Gallen.
Romberg, B. Hildebrand, Volontair, aus Hamburg.
Eberwein, A., erster Koch, aus Rudolstadt.
* Fabje, M., zweiter Koch, aus Hamburg (Catharina).
Petersen, J., dritter Koch, aus Flensburg.
Helbing, J., vierter Koch, aus Schwarzenbeck.
Benders, C., Conditer, aus Helmstedt.
Mayer, M., Stewardess, aus Hamburg.
Schwier, H., Trimmer, aus Hamburg.
Berg, A., Trimmer, aus Bolthagen.
Mortensen, J., Trimmer, aus Mortensen.
Wagener, H., Trimmer, aus Hummelsbüttel.
Lüth, D., Trimmer, aus Bleikendorf.
Knee, J., Trimmer, aus Usingdausen.
Peters, J., Trimmer, aus Lüneburg.
Böneck, J., Trimmer, aus Hamburg.
Hamann, J., Trimmer, aus Bordesholm.
Bartels, P., Trimmer, aus Itzehoe.

Im Ganzen 103 Mann.

Passagiere der ersten Cajüte.

Adelsdorfer, E., Kaufmann, aus New-York.
Bogel, C., Kaufm., aus New-York.
Bogel, J., Kaufm., nebst Frau, Marianne, aus New-Orleans.
Buich, Julius, Kaufm., aus New-York.
Bartels, Fr., Kaufm., aus San Francisco.
Dormitzer, Hedwig, unverh., aus Hamburg.
* v. Dürfeldt, R., Kfm., a. Dresden (Maurice).
* Eisfeldt, Th., Kaufm. a. New-York (Maurice).
Ebbinghaus, Julie, Frau nebst Tochter Auguste, aus New-York.
Friendly, Jac., Kaufm., nebst Frau, Hannchen, a. Wittelshofen.
Gorrissen, F., Kaufmann, nebst Frau, aus New-Orleans.
* Glaubenskiee, F., Professor, aus New-York (Maurice).
Horwitz, Caroline, unverh., aus Kopenhagen.
Hecken, Maria, Dienstmädchen, aus St. Louis.
Hope, Jos.
Herrmann, Adolph, Kaufm., nebst Frau und Kinder, Johanna, Ludmilla, Gustav, Lucia, Georg, Hermann, Clara, aus Izgle.
Jegel, Frau Sophie, nebst Kind, Ellen, a. New-York.
Kiritaff, S., Kaufm., aus Minden.
Kuhn, Gustav, Kaufm., aus Königsberg.
Loughlin, Brigel, Dienstmädchen, aus New-York.
v. Mengenhausen, Therese, unverh., a. Arnsberg.
Maisuy, J. N., Kaufm., aus Zanzibar.
Meyer, Lena, Dienstmädchen, aus New-York.
Nethmann, Karl, Kaufm., aus New-York.
Peipers, Frau Anna, nebst Kinder, Stephan, Sophie, Ferdinand, aus St. Louis.
Rosenthal, W., Kaufm., nebst Frau Friederike u. Kinder, Ludwig, Felix, Fanny, Julius, Ida, a. New-York.
Sondheim, Hermann, Kaufm., nebst Frau Sophie u. Kinder, Julius, Eugen, Emil, Ludwig, Clara, aus New-York.
Stachel, Wilhelm, Kaufm., aus Cincinnati.
Stannard, A. M., Kaufm., aus New-York.
Smith, Minna, Dienstmädchen, aus New-York.
Thorbeck, Herrm., Musicus, aus Philadelphia.
Trott, C. D.
* Bezin, (Maurice), (Frau Emilie nebst Kinder, Maria, Clara, Alfred todt), aus Philadelphia.
Weisler, C., Kaufm., aus New-York.
Weißenborn, A., Kaufm., aus New-York.
Wiedmann, A. C., Kaufm., aus New-York.
Wolf, Helene, unverh., aus Kopenhagen.

Digitized by Google

Passagiere der zweiten Cajüte.

Abpel, Ad., Kaufm., aus Peine.
Blumenthal, Joh., unverh., aus Darmstadt.
Brandt, Henry, Kaufm., aus Chicago.
* Berry, Philipp, Dr., aus Hackenlack (Maurice).
Becker, Anna, unverh., aus Bückeburg.
Born, Chr., Kaufm., aus New-York.
Black, Bertha, unverh., aus Braunschweig.
Brabant, J. B., Kaufm., aus New-York.
Büsel, W. K., Kaufm., aus New-York.
* Becker, Wilhelm, Kaufmann, aus New-York (Maurice).
v. d. Beck, Kaufm., nebst Frau und Kinder, Helene, Caroline, Paul, aus Wisconsin.
Bobiquet, Mathilde u. Otto, unverh., a. Kaiserslautern.
Coerst, Sophie, unverh., aus Zechendorf.
Clauffen, Jacob, Seem., nebst Frau, a. Cappeln.
Cortes, J. J., Kfm., aus San Francisco.
Dültgen, Aug., Kfm. nebst Frau u. Kinder, Emilie, Amalie, Auguste, Emil, aus Dültgendahl.
Freudenstein, M., Kfm. aus Adelebsen.
Freudenstein, S., Kfm., aus Adelebsen.
Freudenstein, Rosalie, unverh., aus Adelebsen.
Freudenstein, Johanna, unverh. aus Adelebsen.
Fritz, Babette, und Tochter Cath. aus Cassel.
Friedmann, Emma, unverh., aus Waismain.
Friedländer, A., Dr., nebst Frau, Sophie, aus Billou.
Gerock, Th., Apotheker aus Baltimore.
Gräter, W., Frau, aus Stuttgart.
Helpe, Ad., Kfm., aus New-York.
Hildebrandt, E., Kfm., aus Osnabrück.
Hahn, Chr., Kfm., aus Großmannhausen.
Hulmann, F. J., Kaufmann, und Frau Eleonore, aus Lingen.
Hennings, Johann, Farmer, und Frau Catharina, aus New-York.
Heinz, Chr., Kfm., aus St. Louis.
Heinz, Sophie, unverh., aus Kaiserslautern.
Heinz, Johann, unverh., aus Kaiserslautern.
Israel, J. M., Kfm., u. Frau Car., aus Pyrmont.
Joel, Marianne, Frau, aus Jarozia.
Iglauer, Lena, unverh. aus Burglandstadt.
Jonas, Nath., unverh., aus Hamburg.
Jacob, Julie, Frau, aus New-York.
Kunz, Moritz, Kfm. aus Stuttgart.
Küchen, Georg, Kfm. aus New-York.
Küchen, Lisette, unverh., aus Arolsen.
Küchen, Hermina, unverh., aus Arolsen.
Kupfer, Bertha, unverh., aus Burglandstadt.
Kopfer, Siegmund, Kfm. aus New-York.
Kohlhoff, Chr., Kfm. aus Lübeck.
Kolnberg, Joh., Kfm. aus New-York.
* Kuhlmann, Georg, Kaufmann aus Cincinnati (Maurice).
Löwenthal, Rieke, unverh., aus Jarozin.
Löwenthal, Jette, unverh., aus Wittkowo.
Louis, M., Kfm. aus New-York.
* Lindstein, J., Kfm., aus New-York (Catharina).
Meyer, Wilh., Apotheker, aus Hessen.
Marschütz, Cecilia, unverh., aus Zechendorf.
Meyer, Georg, Farmer, aus Dammel.
Milling, Victor, Juwelier, aus Wingerold.
Neumann, Rud., Tischler, aus Cincinnati.
Nackmann, M., Kfm., aus Baltimore.
Osbahr, Anna, unverh., aus Cappeln.
Pretzfelder, Michael, Clerk., aus Hirschberg.
Priece, Michael, Kfm., aus Chicago.
Ruttenburg, Emma, unverh., aus Rüthen.
Rubens, Rosalie, unverh., aus Hannover.
Riessen, Georg, Seemann, aus Fehmarn.
Riessen, unverh., aus Fehmarn.
Schiebe, Heinr., Dr., aus Neu-Brunswick.
Schmicke, H., Goldschmidt, und Frau, Emma, aus Gera.
Schramm, Emma, unverh., aus Berlin.
Silber, Franciska, unverh., aus New-York.
Schuhmann, Mich., unverh., aus Bernhausen.
Stamm, Dr. und Frau, Mary, aus Berlin.
Schmidt, Fanni, Frau, aus Oppach.
Striekmann, F. W., Bäcker, nebst Frau und Kindern, Wilh., Johann, aus Braunschweig.
Straube, J., Doctor, aus Lübeck.
Spott, Anna, unverh., aus Wingerodt.
Samuel, Martha, unverh., aus Thorn.
Seldener, Rich., Doctor, aus Philadelphia.
Theder, Hildegard, unverh., aus München.
Ulbricht, Therese, unverh., aus Pirna.
William, Frau, nebst Kinder Pauline und Chr., aus Washington.
* Witte, Ernst, Clerk., aus Wehdem (Maurice).
Weyer, Georg, Farmer, nebst Frau Barbara aus Niederingersheim.
Weinmann, John, aus Baltimore.
* Wolf, L., Kfm., aus New-York (Maurice).
Wieland, Th., Kfm., aus New-York.
Werner, Minna, Frau, nebst Kind aus Philadelphia.
Zoegel, Frau, aus Bückeburg.
* Zitz, Franz, Kfm., aus Mainz (Maurice).

Passagiere des Zwischendecks.

Abeles, Leopold, Farmer, aus Böhmen.
* Ahlers, Ed., Farmer, aus Fahren (Catharina).
Adler, Marcus, Farmer, aus Prag.
Bregber, Engeline, unverh., aus Lingen.
Bregber, Susanne do. do.
Becker, Chr., Farmer, aus Wehdem.
Breitzmann, Jul., Farmer, aus York.
* Brovendam, Beda, unverh., aus Scharnbeck (Maurice).
Behrmann, Carl, Schuhmacher, do.
Brechtel, Caroline, unverh., aus Guntershausen.
* Betcke, Fritz, Schmidt, aus Cappeln (Maurice).
Bracke, Carl, Seemann, aus Masholm.
Buckendahl, C., Juwelier, aus New-York.
* Birnstill, A., Kfm., aus Mannheim (Maurice).
* Benjamin, Wolf, aus Melisla (Maurice).
* Bock, Levy, Kind, aus Niederndorf (Maurice).
* Buchholz, Chr., Bäcker, aus Cölln (Maurice).
Buchholz, Marg., und Kind, Wilhelm, aus Cölln.
Blaunsdorf, Wilh., Farmer, aus Jemlo.
Berthold, Magdalena, Frau, aus Gießen.
* Becker, Carl, Kfm., aus Lippe (Maurice).
Brobbeck, Jacob, Farmer, aus New-York.
* Cohn, David, Kfm., aus Breslau (Maurice).
Cohn, Alwine, do.
Cordes, Johann, Schmidt, aus York.
Clauffen, Franz, Seemann, aus Cappeln.
* Cockes, John, Schuhmacher, aus New-York (Maurice).
Claasen, Heinr., Kfm., aus Cölln.
Carl, Maria, Frau und deren Tochter Anna aus Rohrberg.
* Dammüller, Joh., Kfm. aus Bennhausen (Cath.)
* Dunker, Chr., Farmer aus Selsingen (Cath.)
Diedewig, Fr., Schuhmacher, aus New-York.
Dahlström, Louis, Farmer, aus Sodersheim.
Danielsen, Dan. und Swen, Farm. a. Stavanger.
* Eilert, Conr., Kfm. a. Gelnhausen (Catharina).
Enders, Joh., Kfm. aus Greitz.
Eichenberg, Cäcilia, unverh., aus Adelebsen.
* Erdmann, Betty, aus Lemberg (Maurice).
Friedrich, Jacob, Kfm., nebst Frau Rosine und Kind Caroline aus Eberstadt.
* Fitscher, Jürgen, Farmer, a. Sollingen (Cath.)
Friedrich, Jacob, Kfm., aus Megglingen.
Frank, Maria, unverh., aus Mayn.
* Friedrich, Maria, unverh., aus Prag (Maurice).
* Fourier, Heinrich, Tischler, aus Wölfenheim (Catharina).
Grafelmann, Martin, Seemann, nebst Frau Sophie und Kind Mary, aus New-York.
Groß, Carl, Farmer, aus Böhmen.
Gerdes, F., Kfm., aus Rochester.
Gottschalck, Mendel, Kfm., aus Cassel.
Giessen, W., Farmer, aus New York.
Gamjost, Herm., Kfm., aus Lippe.
Gerstel, Samuel, Weber, aus Prag.
Heyne, Caroline, Frau, nebst Kinder, Alexander und Carl, aus Newyork.
Hinrichs, Marg., unverh., aus Marne.
Hartmann, Kath., unverh., aus Fulda.
* Haase, Heinr., Arbeiter, aus Berlin (Maurice).
* Homerlob, Tiedje, Seemann, a. Büllau (Maur.)
* Hauschild, Catharina, unverh., aus Seedorf (Maurice).
* Hess, Samuel, Schlachter, a. Chodziesen (Maur.)
* Hogauist, Chr., Seemann, aus Södersheim (Maurice).
* Heller, Leopold, Diener, a. Bochlowitz (Maur.)
Hasler, Anna, unverh., aus New-York.
* Itzig, Rosalie, unverh., aus Lobsens (Maurice).
Illet, Anna, unverh., aus Ubuschen.
Johannsen, Maria, unverh., aus Hadersleben.
Jürgensen, Carl, Seemann, aus Arnis.
Jalle, Louis, Bäcker, aus Jemlo.
Kroh, E., Kfm., aus Ostrowo.
Kullner, Fritz und Rosalie, unverh., a. Wreschen.
Koll, Jacob, Seemann, aus Wewelsfleth.
Kaltenborn, Heinr., Farmer, aus Scharnbeck.
Kolster, Caroline, Frau, und Kind Friedrich, aus Rendsburg.
Kütz, W., Kfm., aus Hamburg.
Klüver, Chr., Kfm., aus New-York.
Krauß, J. H., Tischler, aus Felsberg.
Koll, Claus, Seemann, aus Wewelsfleth.
Koch, L., Bäcker, aus Elberfeld.
Kuckuck, Aug., Farmer, aus New-York.
Letje, Claus, Seemann, aus Lieban.
Lusse, Maria, Frau aus Nimberg.
Laas, Wilhelm, Bäcker, aus Maasholm.
* Laas, August, Seemann, do. (Maurice).
Lucas, Vicenzia und Anna, unverh., a. Happelw.
Lehnhardt, Maria, unverh., aus Humlisch.
Löwenstein, Joel, Kfm. aus Adelebsen.
Löwenthal, Carl, Kfm., aus Bromberg.
* Lembcke, Carl, Diener, aus Ollendorf (Maurice).
Maaß, Martha, unverh., aus Elmsborn.
Moses, Frau Rieke nebst Kinder, Moritz, Rosalie, aus Filihne.
Maistein, John, Farmer, aus Stegamach.
Meyer, Carl, Kfm., aus Marklenthen.
Marsen, Carl, Farmer, aus Assens.
* Müller, Philipp, Schlachter, aus Gelnhausen (Maurice).
Muchow, Fr., Farmer, aus Schlatte.
Martens, Thies, Farmer, aus Obersehtenhausen.
Möller, Fritz, Seemann, aus Maasholm.
Mowotny, Vincenz, Arbeiter, aus Happely.
Maß, Otto, Seemann, aus Elmsborn.
Melichar, O. E., Musicus, aus Süd-Carolina.
Mohrmann, Fritz, Kfm. aus Winsen.
Merz, Johann, Tischler, nebst Frau Maria, aus New-York und Frau Elisabeth Merk nebst Kinder, Elisabeth, Hanna, aus Humlisch.
Mechelke, Alb., Kfm., aus Freienwalde.
Meinke, Th., Küper, aus New-York.
* Messmer, Franz, Kfm. (Maurice.)
Neuer, Anna, unverh., aus Augsburg.
Nielsen, A., Farmer, aus Newyork.
Nielsen, Caroline, unverh., aus New-York.
Nielsen, H., Seemann, aus New-York.
* Oebahr, Heinr., Seemann, aus Bredenbeck (Maurice).
Ohmicken, H., Farmer, aus Neu-Orleans.
Pantzlaff, Regine, Frau, mit Kindern Marie, Auguste, Carl, Rudolph, Anna, Alwine aus Niederzahden.
Pettenpohl, A., Kfm., aus Bückeburg.
Pichler, Johann, Farmer, nebst Frau Maria und Kindern Joseph und Johann, aus Neukirchen.
Pichler, Kunigunde, unverh., aus Altdorf.
* Pieß, Joach., Farmer aus Lanckow (Catharina).
Petersen, Aug., Seemann, aus Arnis.
* Palicrusca, John, Kfm., aus Newyork (Maurice).
Pietz, Joseph, Farmer, aus Bem.
* Petersson, Swen, Seemann, aus Landskrona (Maurice).
* Polack, Sam., Schlachter, aus Rith (Maurice).
Petrie, Frau und Kind, aus Humlisch.
Riessen, A., Seemann, aus Fehmarn.
Rohmann, Agnes, unverh., aus Lingen.
Rosenberg, S., Kfm., aus Krakau.
Riesberger, Farmer, aus Inwistel.
Rupers, Catharina, unverh., aus Bechstedt.
* Rheinländer, Friedrich, Kfm. a. Kim (Maurice).
Reus, Th. Ludwig, Kfm., aus Frankfurt.
Rettmayer, Marie, unverh., aus Fahren.
* Riedl, Franz, Farmer, aus Straubing (Maurice).
* Rauder, Herrmann, Seemann, aus Landskrona (Maurice).
Rapport, M., Kfm., aus Boldingen.
* Rosin, Sohn Chr., aus New-York (Maurice).
Ressel, Chr., Müller, aus New-York.
* Sasse, Emil, Kfm., aus Enger (Maurice).
Scherr, Lisette, unverh., aus Worms.
Scherr, Babette, unverh., aus Worms.
Simon, Eva, unverh., aus Wiesengieck.
* Smrczil, J., Farmer, aus Heibch (Catharina).
Stoll, Jacob, Farmer, aus Kaicken.
Silberberg, F. W., Kfm., aus Elberfeld.
Simm, J., Kfm., aus Kolin.
Schaller, Th., Kfm., aus Neuhausen.
Schilling, Wilhelmine, unverh., aus Eberstadt.
* Siets, Nicol., Seem. a. Remesweiler (Maurice).
Scheller, Joh., Schlachter, aus Gr. Eichlingen.
* Smith, Herrm., Seem., a. New-York (Maurice).
* Scheck, Hub., Kfm., aus Köln (Maurice).
* Stabenow, Friedrich u. Martin, Schmiede, aus Staylowo (Maurice).
Stirba, J., Farmer, aus Wien.
* Stöpel, S., Juwelier, a. New-York (Catharina).
Stern, Levina, unverh., aus Niederndorf.
Stern, Rachel, unverh., aus Niederndorf.
Stohlmann, Aug., Kfm., aus Erfurt.

Digitized by Google

* Svenson, S. P., Seemann, aus Landskrona (Catharina).
Spenn, Joach., Farmer, nebst Frau Maria, aus Warenberg.
Spenn, Joach., Schneider, aus Warenberg.
Stolze, Gottfr., Bäcker, aus Wittenberg.
* Tinken, Trina, Frau, a. Scharnbeck (Maurice).
* Thomsen, Fritz, Seem., a. Cappeln (Maurice).
Unger, Rane, Frau, aus Grätz.
* Vollersen, G., Seem., a. Cappeln (Maurice).
* Völker, Wilh., Müller, aus Lichen (Maurice).
Wiese, Asmus, Farmer, nebst Frau, Trina, aus Wisch.
* Wagener, Peter, Bäcker, aus Worms (Maurice).
* Wunschmann, Ed., Farmer, a. Linzen (Maurice).
Wisewede, Fr., Schlachter, nebst Frau, Dorothea u. Kinder, Friedrich, Otto, Emma, Anna, Bertha, aus Wedingen.
Weise, Ernst, Kaufm., nebst Kind, Bertha, aus New-York.
Wedeles, L., Kaufm., aus New-York.
Weninger, Michael, Farmer, nebst Frau, Barbara u. Kinder, Anna, Joseph, aus Neukirchen.
Weninger, Anton, Farmer, aus Neukirchen.
Wettin, Frau Magdalena, nebst Kinder, Therese, Otto, aus München.
Weinstock, S., Kaufm., aus Hamburg.
Wolf, Peritz, Kaufm., aus Culm.
Wolfheim, Hirsch, Kaufm., aus Löbau.
* Wagner, Fr., Kfm., aus Cassel (Maurice).
Wedel, Fr., Krüger, aus Bremerhafen.

In Southampton an Bord gekommen.

Zweite Cajüte:

Bickel, M.
Hundt, R., und Frau.
Jord, Fräulein.

Zwischendeck:

* Brews, C. (Maurice).
Brendenham.
Neale, M. T. und 3 Kinder.
Norris, A.
Renouf, N., und Nachel.

Von Havre. 2. Cajüte.

Le Favier und Frau.
Mentz, J.
Neumann, L.

Zwischendeck:

Keller, J. G.
Seibzl, J.
* Wepper, J. (Maurice).

Mannschaft	103	Personen.
Passagiere der 1. Cajüte	68	„
„ „ der 2. Cajüte	118	„
„ „ des Zwischendecks . .	253	„
Zusammen	542	Personen.

Unter den Geretteten nennen die Listen auch noch folgende, wahrscheinlich falsch geschriebene Namen, die sich in der Passagierliste nicht finden: Lindström, Blumdorf (Blaumsdorf?) Barker (vielleicht Becker a. Wehdem), Sven Nielsen (wohl H. Nielsen), Widscenty und Z. Karze (Letzterer von der Mannschaft). E. W.

Allgemeiner Briefkasten.

K. in L. Wir sind nicht Techniker genug, um Ihnen die Kunst, auf Porzellan zu zeichnen, in genügender Weise klar zu machen, und müßten Sie deshalb ersuchen, sich behufs näherer Erörterungen an den Erfinder dieser Kunst, Herrn Gutsbesitzer Julius Schmiel auf Fantaisie bei Bayreuth, zu wenden. So viel wir uns erinnern, wird jeder beliebige Porzellangegenstand mit einem Farbeton übertragen, der nach Wunsch in jeder Nuance und Färbung gegeben werden kann. Zweck dieses Belegens des Porzellans mit Farbetönen ist, daß mit der ebenfalls von Schmiel erfundenen Kreide darauf gezeichnet werden kann. Bei dem Zeichnen selbst verfährt man genau so, wie beim Zeichnen auf Papier; die Lichter werden in die aufgetragenen Töne einradirt, nicht ausgespart oder aufgetragen. Ist die Zeichnung fertig, so wird dieselbe eingeschmolzen und hat alsdann dieselbe Haltbarkeit, als die gewöhnliche Porzellanmalerei.

Diese Erfindung hebt die Porzellanmalerei in das Gebiet der höheren Kunst; denn jeder Künstler ersten Ranges kann seine Compositionen auf Porzellan zeichnen, sowohl in Skizzenmanier, als auch auf's Höchste ausgeführt, ohne vorher große Farbenstudien zu machen, wie dies bei den Porzellanfarben nöthig ist. Es ist somit die Möglichkeit gegeben, Original-Kunstwerke hervorzubringen, während bei der gewöhnlichen Porzellanmalerei nur die Werke berühmter Künstler copirt wurden, und diese Copien oft, um die Vollendung des Originals zu erlangen, eine dreimalige Einschmelzung erforderten, während bei der Zeichnung auf Porzellan nur ein einmaliges Einschmelzen nöthig ist. Sie haben ganz Recht, wenn Sie diese Kunst als besonders angenehm für Laien bezeichnen, die dadurch in den Stand gesetzt werden, Geschenke und Andenken mit selbstgefertigten Bildern zu versehen, die selbstverständlich dann einen größeren Werth für die Beschenkten erhalten, als gekaufte.

N. J. in Nbdg. Wir bedauern, Ihnen den Autor der fraglichen Artikel nicht nennen zu können. Eine Fortsetzung derselben werden Sie übrigens schon in einer der nächsten Nummern finden.

St. in Bonn. Eingesandte Reclamen wandern ohne Ausnahme in den Papierkorb. Humanitätsrücksichten, so sehr wir diese in jedem anderen Falle anerkennen und ehren, können uns nicht bestimmen, der Kritik Zwang anzuthun. Diese muß aus eigener Anschauung und eigener Ueberzeugung hervorgehen.

Mil. in Temeswar. Wir machen nicht „in Colonialwaaren" und können Ihnen deshalb keine Auskunft geben.

L. in Zwickau. Da uns von mehreren Seiten die günstigsten Zeugnisse über den Eifer und die Aufopferung des Schwimmmeisters Hanisch bei Gelegenheit der Zwickauer Wasserfluth zugehen, so kommen wir gern Ihrem Wunsche nach, diese Anerkennung mit Bezug auf den Artikel in Nr. 36. auch in unserem Blatte nachträglich noch auszusprechen.

Fr. in Sch. Sie haben ganz Recht, sich bezüglich des Storch'schen Gutkaufs auf unsere frühere Mittheilung zu berufen und der Zeitungsente entgegenzutreten. Es ist nicht Schuld des Verlegers der Gartenlaube, daß dieses Gerücht überhaupt in die Oeffentlichkeit kam. Wie wir aus zuverlässiger Quelle versichern können, hat sich derselbe an mehrere Redactionen der angesehensten Blätter gewandt und theils durch rechtzeitige Reclamation den Weiterabdruck der fraglichen Notiz verhindert, theils aber, wo dies zu spät, unter Mittheilung der einfachen Thatsache um Berichtigung ersucht. Selbst eine Erklärung abzugeben, war die Sache zu zarter Natur und würde unfehlbar zu weiteren Erörterungen geführt haben. Wir danken Ihnen deshalb im Namen der Betheiligten, daß auch Sie zur Berichtigung dieses Gerüchtes beigetragen haben. Herr Keil hat, wie wir Ihnen bereits mittheilten, damals nichts getan, als durch einen Capital-Vorschuß auf einen etwaigen späteren Gewinn der bei ihm erschienenen „Werke" seinem Landsmanne und Freunde L. Storch den Besitz eines kleinen Gütchens ermöglicht, das dieser später aus Gründen, die nicht hierher gehören, wieder aufgab und verkaufte. Es war dies eine Angelegenheit ganz privater Natur, die nur übelangebrachte Freundschaft in die Oeffentlichkeit bringen konnte, wohin sie nicht gehörte.

E. v. K. auf K. Wir können nicht errathen, in welchem Theile von Baiern Ihr Stammsitz liegt; dem Inhalt Ihres Briefes und der hämischen Freude nach, die sich darin über die öftern Confiscationen der „Nürnberger frechen Schandblätter" ausspricht, muß er tief in Alt-Baiern kauern. Wir haben für Leute Ihres Schlages keinen Haß, denn dem Hasse muß notwendig die Achtung vorhergegangen sein, sondern nur ein tiefes Bedauern und dann und wann ein mitleidiges Lächeln. Da Sie sich aber ausdrücklich auf die baierischen und österreichischen Regierungsblätter berufen, die „dem Gebahren der frechen Zeitungspresse so energisch entgegentreten und ihr bald den Garaus machen werden," so wollen wir Ihnen gegenüber die wackern Worte eines österreichischen Regierungsblattes, der „Oesterreichischen Zeitung" anführen, die folgendermaßen lauten. Wollte Gott, sie würden überall an den betreffenden Stellen beachtet:

„Zu dem Arsenal des deutschen Geistes aber gehört vor Allem auch das Rüstzeug der Presse. Die Buchdruckerkunst ist eine deutsche Erfindung, und wenn die Bornirtheit den ersten deutschen Drucker vom Teufel holen ließ, so hat der erste deutsche Dichter ihm ein Pförtchen in den Himmel geöffnet. Während der Periode der Schmach und Erniedrigung hat die Presse allein das deutsche Gefühl warm und frisch erhalten; das gedruckte deutsche Wort hat mehr als einmal die Macht feindlicher Kanonen aufgewogen, und nicht selten haben die Zeilen eines Journals Gefahren aufgedeckt, von denen sich selbst die Allweisheit der Diplomatie nichts träumen ließ. Ja, die Publicistik, die Zeitungsliteratur ist nicht, wie man so gerne hie und da ausstreuen wollte, eine Schling- und Schmarotzerpflanze am geistigen Leben; sie ist ein gesunder, sie ist der lebendigste, wenn auch der jüngste Ast der Literatur, der aus dem inneren Safte des Volkslebens hervorgetrieben wird. Wir haben alle Achtung vor den Büchern, und selbst vor den schweren Folianten, und ihrem Inhalte neigen wir unser Haupt in Demuth; aber in der Zeit, wo die Nachrichten mit Blitzesschnelle von einem Ende der Erde zum andern getragen werden, wo ein mündlicher Gedankenaustausch zwischen Wien und Paris nur zweier Tage Zeitraum nöthig hat, bedarf es auch für das geistige Fluidum eines schnellern Circulationsmittels, und dieses kann und wird allein die Tagespresse gewähren. Wohl hat auch sie ihre Mängel, wie jedes Institut der Erde; aber keines vermag rascher wieder gut zu machen, was es verschuldet, als eben die Journalistik selbst. Ihre Nachrichten mögen manchmal unrichtig, ihr Raisonnement irrthümlich sein, aber sie selbst berichtigt die Unwahrheit bald und der Irrthum wird rasch durch das Turnier in ihrer eigenen Mitte klar. Die Zeitungspresse ist für jeden gebildeten Staat eine Nothwendigkeit geworden, gleich den Eisenbahnen und Telegraphen. Man kann sie niederwerfen, kann eine Zeit lang ohne sie leben: aber man kann auch ohne Eisenbahnen und ohne elektrische Drähte bestehen, freilich muß man dann in einem wie im andern Falle auf den Anspruch, ein Culturstaat zu sein, verzichten. Das Volk fühlt dies allenthalben, wo ein Strahl der Bildung in die tiefern Schichten gedrungen, und darum wird auch jeder Streich gegen die Presse bis in die Massen herab schmerzhaft empfunden, man empfindet, daß ein Nerv des Volkslebens verletzt sei. Wie tief dieses Gefühl in Preußen wurzelt, beweist der Umstand, daß selbst die „Kreuzzeitung" bei jedem Gewaltstreich, den Herr v. Westphalen gegen die Presse ausführte, nicht aufzuschreien unterließ, und ihre Mißbilligung zu erkennen gab. Der Prinz von Preußen, als Stellvertreter des Königs, glaubte ein Recht zu haben, dem Gesetze Geltung zu verschaffen; er hat dem Minister das Handwerk gelegt, und sich dadurch in allen preußischen Landen Sympathien erworben. Herr v. Westphalen aber hat richtig erkannt, daß seine Zeit zu Ende sei."

L...en in E.... Ist es Ihnen nicht möglich, eine Abbildung der Geschilderten zu liefern? Der Artikel wird dann zum Abdruck kommen.

A. P. in M. Ihre Gedichte können keine Aufnahme finden.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 46. Die Gartenlaube 1858.

Illuſtrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Rath Braunſtein und Familie.

Ein Lebensbild von Ernſt Fritze.

(Fortſetzung.)

Es koſtete dem Rath Braunſtein weit weniger Zeit und Mühe, was er jetzt zu Papier brachte. Aus dem reſignirenden Manne von zweiundfunfzig Jahren war ein Vater mit Jünglingsmuthe geworden, der ſich bereitwillig in den Strom neuer Thätigkeit zu werfen beſchloſſen hatte, um eine ſüße Pflicht gegen ſein Kind zu erfüllen. Er ſchrieb in einem Zuge bis er fertig war, dann ſiegelte er und ſendete den Brief fort. In demſelben Momente öffnete ſich langſam ſeine Thür und Hermine erſchien ſchüchtern auf der Schwelle. Ihr Blick fragte, ob der Vater Zeit für ſie habe. Ein Lächeln voll Wohlwollen und Güte beantwortete dieſe ſtumme Frage. Verflogen war der ſtarre Ausdruck gedankenloſer Gleichgültigkeit, womit er ſonſt den Eintritt Herminens begrüßt hatte, verſchwunden die zerſtreute Haſt, mit der er ſie abzufertigen ſich ſtets beeilte.

Er ſtreckte ihr die Hand entgegen mit jener überſtrömenden Freundlichkeit, die mehr als Worte eine Bewillkommnung ausdrücken.

Hermine ergriff die Hand und ſchmiegte ſich an ſeine Bruſt. Es war erſichtlich, daß ſie ohne Abſicht das väterliche Aſyl aufgeſucht hatte, allein es lag nicht im Plane des Rathes, das vertrauliche Band ſogleich ganz feſtzuknüpfen.

Mit einigen leichten Fragen wendete er das Geſpräch auf Gegenſtände, die fern von denen waren, welche ihre Herzenswärme auf einen Höhepunkt zu führen vermochten, und nur, als ſie von einander ſchieden, glaubte er, ihr eine Bürgſchaft auf ſeine verbeſſerte Gemüthsſtimmung geben zu müſſen.

Er ſah dem Töchterchen feſt und ernſt in's Auge.

„Möchte das, was heute zwiſchen uns erwacht iſt, nie wieder einſchlafen, mein liebes Kind!“ ſagte er mit dem Ausdrucke tiefer Bewegung.

„Nie wieder — nie wieder, mein Vater!“ flüſterte ſie innig und legte ihre Lippen mit herzlichem Drucke auf ſeinen Mund.

II

Vierzehn Tage waren verfloſſen. Sie hatten eine weſentliche Veränderung in dem Verhältniſſe zwiſchen Mutter und Tochter entwickelt, die aber nur einem eingeweihten Beobachter bemerklich werden konnte. Es war ein ſtiller Kampf zwiſchen ihnen entbrannt, der ſich von Seiten der Tochter in conſequenter Ruhe hielt, während ſich die Räthin Braunſtein ſehr häufig im Eifer, ihre mütterlichen Rechte aufrecht zu erhalten, vergaß und die Maske der Mutterliebe fallen ließ. Danach ſollte man annehmen, daß keineswegs eine behagliche Stimmung im Hauſe herrſchte und dennoch begegnete man Geſichtern, in denen der heilige Friede keimenden Glückes ruhte.

Mit unverwüſtlicher Sanftmuth betrachtete Rath Braunſtein die Revolutionsſtürme ſeines Hauſes, ohne ſich im Geringſten daran zu betheiligen. Er genoß den Vortheil, der für ihn daraus entſtand, und ließ ſeelenruhig den Charakter Herminens durch den Wellenſchlag der Zeit ſich hiſtoriſch entwickeln.

Den Hauptgrund der kriegeriſchen Evolutionen bildete natürlich der Herr Lieutenant Bruno von Fahrenhorſt, welcher — als erklärter Günſtling der Räthin, von der Blauberger haute volée für den Verlobten Herminens gehalten — jetzt der Gegenſtand täglicher Debatten ſehr unerquicklichen Inhaltes wurde.

Er ſelbſt hielt ſich klüglich fern von den Flammen des Streites, der ſich ſeinetwegen entſponnen hatte, nachdem ihn das erſte Zuſammentreffen mit ſeiner angebeteten Hermine über ihre Gefühle gegen ihn hinreichend belehrt hatte. Aber er unterließ es nicht, hinter den Couliſſen als jammernder Liebhaber zu agiren und das Herz ſeiner quäſtionirten Schwiegermama in Bewegung zu erhalten.

Hermine benahm ſich ausgezeichnet. Sie betrachtete dieſe Sache als abgemacht und ihre Anlage zur ſarkaſtiſchen Kaltblütigkeit gab ihr Waffen in die Hand, denen die ſprudelnde Lebhaftigkeit der Mutter nicht gewachſen war.

Aber es war nicht zu leugnen, daß das ſtille Bündniß mit ihrem Vater dennoch bisweilen ſehr nöthig wurde, um die muthige Geduld des armen ſiebzehnjährigen Kindes aufrecht zu halten. Wenn ſie, geängſtigt und gequält von den Bitten, Drohungen und Befehlen ihrer Mutter, betäubt gemacht durch die Vorſtellungen von Glück in einer Ehe nach deren idealen Anſichten, ihr Auge endlich hülfeflehend auf den Vater richtete, ſo war ſie jetzt ſicher, nicht den gedankenloſen, durch Studien zerſtreuten Mann, ſondern einen ſtillen Theilnehmer und Beobachter neben ſich zu finden.

Der Rath Braunſtein hatte ſich gründlich gebeſſert. Mit der Zeitung in der Hand, in welcher er aber nicht las, poſtirte er ſich im Nebenzimmer, wenn die Räthin ihre Ueberredungskünſte ſpielen ließ, und erſchien immer ſo prompt in den Augenblicken, wo Herminens Noth am höchſten war, daß dieſe bald den treuen Verbündeten in ihm erkannte. Mit ſeinem Erſcheinen dämpfte ſich die Gluth der Begeiſterung für den Lieutenant von Fahrenhorſt und die Räthin ließ den Faden des Geſpräches fallen.

Obwohl Hermine ſich ihm dadurch zu herzlichem Danke ver-

Digitized by Google

pflichtet fühlte, so empfand sie doch in der Länge der Zeit einen kleinen Groll über die phlegmatische Ruhe, womit er sich immer wieder dem Fegefeuer solcher Kampfscenen überantwortete. Es hätte ihm doch nur ein festes Manneswort gekostet, um sie von dieser Pein zu befreien — daß er mit seinem Benehmen die Absicht verbinden könnte, sie erst gänzlich von der Einwirkung mütterlicher Principien frei zu machen, um sie dann mit unauflöslichen Banden an sich zu ketten, davon ahnte ihre sorglose Kindesseele nichts.

Die Scenen des Kampfes vermehrten sich aber nach und nach. Es schien gewaltsam eine Entscheidung zu Gunsten des Lieutenants herbeigeführt werden zu sollen und die sonderbaren Irrthümern hingegebene Mutter nahm selbst zu Thränen ihre Zuflucht.

Hermine wurde stiller. Sie schwankte vielleicht nicht, aber sie ermattete im Widerstande. Indem sie erwog, daß der „Jemand", dem sie ganz willenlos die ersten leidenschaftlichen Regungen ihres jungen Herzens geweiht hatte, unerreichbar für sie war, hob sie die guten Eigenschaften des Mannes, der sich edelsinnig einer directen Bestürmung ihres Herzens enthielt, hervor und prüfte resignirt, ob es wohl nicht am gerathensten sein könne, eine Steigerung ihrer Herzenswärme, die von ihrer erfahrenen Mama in Aussicht gestellt worden war, zu versuchen. „Nur zu versuchen," dachte sie in der Sicherheit der Jugend, die sich Titanenkräfte in Herzenskämpfen zutraut und oft dem ersten Angriffe der Eitelkeit erliegt.

Der Einfluß des bürgerlichen und socialen Lebens in einer Stadt, wie Blauberg, ist weit eingreifender, als man anzunehmen gewohnt ist. Die allgemeine Beachtung der jungen Männerwelt ist nicht zu entbehren — das Flüstern guter Freundinnen und ihr unberufenes Lächeln ist nicht zu ertragen — die Sehnsucht nach dem weltlichen Throne befriedigter Eitelkeit ist nicht zu überwinden! Hermine vermochte sich nicht mit eigener Willensstärke über den Einwirkungen des Geselligkeitsstromes zu erhalten.

Der Enthusiasmus für den „Jemand" begann zu verrauchen. Sie erlaubte es sich schon, den „Jemand" zu tadeln, daß er seinen jungen Freunden, laut genug, um es in der Gesellschaft überall zu hören, Urtheile über ihre Mutter und über sie mitgetheilt hatte. Zwar wollte der bewundernde Blick seiner schönen dunkeln Augen, den er, auffallend bewegt, immer wieder auf sie heftete, als er, freilich zu spät, erfahren hatte, wer seine Nachbarin sei, seinen bezaubernden Einfluß wieder geltend machen, zwar wollte die sichtliche Huldigung, die in seinem ganzen Wesen sich ausprägte, wieder verführerisch ihre Seele umgarnen; aber — es stand ein Ball bevor, wo sie als Königin der Saison zu glänzen hoffen konnte, ein Ball, der schon im Vorgeschmack ihre Seele zu berauschen fähig war. Sie gab zuerst nur den Befehlen der Mama nach und erklärte sich bereit, diesen Ball unter der Bedingung besuchen zu wollen, wenn der Herr Lieutenant von Fahrenhorst seine heiße Liebe für sie dadurch bewiese, daß er sich ganz kalt gegen sie benähme.

„Albernes Verlangen!" lachte die Räthin, im Innern seelenvergnügt über die Modification der töchterlichen Härte und Consequenz. „Heißt das: er soll nicht mit Dir tanzen? Nun," fuhr sie fort, als Hermine, von ihren eigenen Stricken gefangen, mit der Antwort zögerte, „nun, so wirst Du unausbleiblich in der Polonaise sitzen bleiben, denn bei der überall anerkannten Bewerbung des Herrn von Fahrenhorst wird es Niemand wagen, ihm den Vorrang abzulaufen."

Hermine hing das Köpfchen.

Wie? In der Polonaise sitzen bleiben, nachdem sie davon phantasirt hatte, den Ball zu eröffnen? Dieser Gedanke war doch nicht zu ertragen!

Was schadete es denn, wenn sie mit Herrn von Fahrenhorst den Ball eröffnete?

Keck hob sie das gesenkte Köpfchen wieder auf.

„Gut, Herr von Fahrenhorst mag die Erlaubniß haben, mich zur Polonaise zu engagiren," entschied sie kurz und ihre Wangen bedeckten sich mit tiefem Rothe.

Die Räthin hielt dies nicht für bedeutungslos.

„Und den Cotillon?" fragte sie neckend.

„Den tanze ich gar nicht," fiel Hermine hastig ein.

„Unsinn, Kind, Unsinn!" rief die Räthin. „Du tanzest den Cotillon mit Bruno, und so wahr ich lebe, Du wirst ihn gern mit Bruno tanzen, denn ihr werdet unbestritten das schönste Paar abgeben!"

Hermine sah nachdenklich vor sich nieder. Diese Bemerkung enthielt das Zauberwort, das die kleinen und großen Geister der Eitelkeit aus den Schlupfwinkeln ihres Innern wieder hervortrieb, wohin sie dieselben verbannt hatte. Wie schmeichelnd tönten die Worte „das schönste Paar"!

Aber das junge Mädchen raffte sich heroisch auf. Ihre Erinnerung traf auf einige anders lautende Worte, die ein „Jemand" ohne Scheu seinen Freunden mitgetheilt hatte. Mit der Kraft des Donners rollten sie an ihrem innern Ohre vorüber: „Der Rath Braunstein zählt zu unsern tüchtigsten Juristen," hörte sie deutlich, wie damals, „allein er soll das Unglück haben, eine Gattin und eine Tochter zu besitzen, die seinen Werth keineswegs begreifen, sondern ihren Triumph darein setzen, die größten Mode- und Putznärrinnen zu sein."

Hatte sie sich nicht insgeheim den Schwur abgelegt, dies harte Urtheil durch ihr ferneres Verhalten zu entkräften? War sie nicht von der wahrhaft edeln Persönlichkeit des ungenirten Kritikers dergestalt bezaubert, daß sie ihm nicht allein nicht zürnen vermochte, sondern ihn im Stillen zum Richter ihres Handelns erhob? Gut, was würde er sagen, wenn er im Stande wäre, die Inconsequenz ihrer Handlungen zu beurtheilen? Das junge Mädchen athmete tief auf und sprach beklommen:

„Ich möchte nicht zum Ball gehen, Mutter, ich möchte meinen Entschlüssen treu bleiben — laß mich, störe meinen Frieden nicht, ich will nicht zum Ball! — Ich bitte Dich, mir zu erlauben, daß ich mein voreilig gegebenes Versprechen zurücknehme!"

„Kleine Thörin, wie kannst Du mich und Dich so quälen!" rief die Räthin, gleich wieder in Hitze gerathend. „Dein Glück ruht in meiner Hand und, glaube mir, dort ruht es sicher. Erfahrung macht klug! Ich werde mein Leben daran setzen, um Dich vor dem Elend zu bewahren, das ich zu tragen habe, und Du wirst es mir danken, wenn Du, gewiegt und berauscht von dem Beifalle der Menge, in den Armen eines Gatten ausruhst, während ich — o, ich Unglückliche — einsam auf der Weltbühne figuriren muß —"

Ein leichtes Geräusch lenkte ihre Aufmerksamkeit nach der Thür und sie sah ihren Gatten auf der Schwelle derselben, mit mitleidigem Lächeln ihre Tiraden bewundernd. Verwirrt erhob sich die Dame. Ihre Exaltation fiel zusammen, wie der hohle Schaum eines abgestandenen Bieres, und sie erwartete beschämt eine Zurechtweisung von dem, welchen sie so eben verurtheilt hatte.

Der Rath Braunstein schritt langsam vorwärts. In seiner Hand schwankte ein offener Brief. Seine philosophische Ruhe trug diesmal einen kleinen Beigeschmack von stolzer Erhebung, als er kaltblütig begann:

„Ich habe so eben meine Ernennung als Vicepräsident des Appellationsgerichtes zu P. erhalten, verbunden mit der Anweisung, mich bis zum 31. October dort einzufinden. Sonach habt Ihr Euch einzurichten, daß wir heute über acht Tage in P. sind."

Unter dem Aufflammen zornigen Schreckens hatte die Räthin und unter dem nervösen Zittern einer großen und sehr freudigen Ueberraschung das Fräulein diese Ankündigung vernommen.

„In acht Tagen — das ist unmöglich!" schrie Erstere, ganz beherrscht von der Furcht, ihre lang gehegten Wünsche an diesem unerwarteten Ereignisse scheitern zu sehen.

„Nach P.?" flüsterte das Mädchen, „nach P.? Vicepräsident in P.?"

In P. stand nämlich der „Jemand", der sich so unverantwortlich dreist in ihre Phantasie eingenistet hatte, als Assessor beim Appellationsgerichte.

„Es muß möglich sein," entgegnete der Rath seiner Gemahlin, während er liebkosend über Herminens heißes Gesicht strich.

„Es ist durchaus nicht möglich," replicirte eigenwillig die Räthin. „Ich habe noch viel hier zu ordnen — auch ist heute über acht Tage der erste Ball — es wird am besten sein, Du reisest allein und wir kommen später nach."

Der Rath warf einen Blick auf seine Gemahlin, der niederschmetternd in ihre Seele drang.

„Wir reisen zusammen," erwiderte er dann. „Unsere Möbel und Hausgeräthe vertrauen wir sichern Händen zur Verpackung und Versendung, Kleidung und Wäsche hingegen nehmen wir gleich mit. Wir werden dort so lange Quartier im Gasthofe nehmen, bis wir ein Logis gefunden haben."

Sprachlos starrte die Räthin auf ihren Mann. So besonnen hatte er in seinem ganzen Leben noch nichts entworfen, was nicht in sein Fach schlug. Was war für ein Wunder geschehen, das

Digitized by Google

solche Umwandlung bewirkt hatte? Einige Momente sah sie in sein offenes und verschlossenes Auge, dann aber brach sie eben so entschlossen und dabei hartnäckig in die entschiedenste Widerrede aus. Sie erklärte schließlich, daß sie überhaupt nicht gesonnen sei, Blauberg ohne Weiteres zu verlassen, da es für sie den Inbegriff aller Lebensfreuden beherberge. Sie sähe nicht ein, weshalb sie eine Stellung verändern solle, die sie genügend beglücke — wolle ihr Herr Gemahl seinen misanthropischen Sinn in andere Welten tragen, so habe sie nichts dagegen, aber sie würde sich mit allen Kräften dagegen auflehnen, Blauberg mit seinen Annehmlichkeiten, wozu sie auch ihr brillant ausgestattetes Haus zähle, aufzugeben.

Nach dieser Relation erwartete die Dame nichts gewisser, als eine Nachgibigkeit, seiner früheren Indolenz entsprechend, von ihrem Gatten. Allein sie irrte. Der Herr Gemahl gab ihr eine Probe, daß er aller Indifferenz in Bezug auf seine Tochter Hermine entsagt hatte und nur Willens schien, sie selbst ihrem Schicksale zu überlassen, im Falle sie sich geneigt zeigen sollte, ihren Kopf aufzusetzen. Die traurig einsame Lebensweise seiner vergangenen Tage war zu vortheilhaft von den Bildern einer heitern Zukunft verdrängt, als daß er nicht Alles daran setzen wollte, um diese Bilder zu realisiren.

Der Rath Braunstein schloß seine Discussion mit der ernst wiederholten Aufforderung an beide Damen, „sich zur Abreise am neunundzwanzigsten October bereit zu halten," und machte Miene, nach dieser lakonischen Rede das Zimmer zu verlassen.

Hermine war taktvoll genug, den Abglanz innerer Fröhlichkeit über ein Ereigniß, das wie ein Stern in eine umnachtete Zukunft hineinleuchtete, hinreichend zu verbergen, allein sie empfand plötzlich den Muth, für diese Zukunft tapfer in die Schranken zu treten, als ihre Mutter, über alle Begriffe heftig aufbrausend, ganz entschieden mit dem Vorsatze hervortrat, Blauberg niemals zu verlassen, und sich lieber in eine ewige Trennung von ihrem Gatten zu fügen, als Verhältnisse, in denen sie allein ihre Seligkeit fände, zu zerreißen.

Der Rath sah sie mit ruhiger Hoheit unverwandt an, indeß Hermine sie mit Thränen in den Augen beschwor, ihre Heftigkeit zu mäßigen.

„Ich habe bis dahin des traurigsten Geschickes Last getragen!" rief die verblendete Frau mit Emphase. „Ich habe mich begnügt —"

„Womit begnügt, Laurette?" — fiel der Rath rasch ein und störte damit den erhabenen Gedankenflug der armen Räthin gänzlich. Ganz verdutzt gemacht, sah sie zu dem Gatten auf, welcher lächelnd fortfuhr:

„Mit demselben und vielleicht größerm Rechte könnte auch ich sagen: ich habe mich begnügt, allein ich will gerechter sein, und die Hälfte der Schuld auf meine Achseln nehmen. Laß uns nicht mit einander rechten, sondern laß uns vergessen, was geschehen ist, und ohne gegenseitige Vorwürfe eine neue Bahn voll friedlichen Glückes suchen. Sieh den Weg dazu im Dasein unserer Hermine —"

„Ganz recht," unterbrach ihn die Räthin, etwas gesänftigt. „Eben Hermine ist die Ursache meiner Weigerung, Blauberg zu verlassen. Herminens Glück keimt hier — ich muß diesen Keim pflegen, um ihn zur Blüthe und Reife kommen zu sehen. — Ich bitte Dich deshalb, mir nachzugeben — ja, ich will mein Glück und Wohlsein gern opfern und Dir späterhin folgen — aber für jetzt fordere ich, daß Du allein reisest, daß Du ohne mich und Hermine nach P. übersiedelst. Ich fordere dies von Dir und werde von Deiner Einwilligung meinen Entschluß abhängig machen, fernerhin mit Dir zu leben."

Eine so bittere Demüthigung mochte der Rath Braunstein, trotz aller Befürchtungen, doch nicht erwartet haben. Das war also das Ende aller romantischen Liebe der Jugendjahre! Dazu hatte er elf Jahre mit Entsagungen aller der Jugendfreuden, die ein junger Mann liebt, verbracht, um nun, nach einer beinahe zwanzigjährigen Ehe, wie eine abgenutzte Waare weggeworfen zu werden? Vielleicht hätte er gütiger und liebevoller verfahren können, um die Erbfeinde seines Eheglückes, Putzsucht und Eitelkeit, zu bekämpfen, aber bei alledem verdiente er es nicht, so schmachvoll aufgegeben zu werden, um einem Schwiegersohne Platz zu machen, der „Zeit und Lust" dazu hatte, sich in die Regionen einzubürgern, die ein Paradies für die geistige Oberflächlichkeit der Dame bargen.

„Ist dies Dein letztes Wort in diesem traurigen Zerwürfniß, Laurette?" fragte der Rath gelassen.

„Ja, mein letzter Vorschlag zu einer Einigung!" rief sie laut und pathetisch.

Der Rath wendete sich zu seiner Tochter, die in fieberhafter Aufregung dicht bei ihrer Mutter stand.

„In eine Scheidung der Ehe in aller Form willige ich für jetzt nicht, bis Deine Mutter zur vollständigen Besinnung kommt und im Stande ist, zurechnungsfähig zu handeln; aber, meine liebe Hermine, eine Entscheidung muß ich auf Dein junges Herz legen, da es sich, nach dem Ausspruche Deiner Mutter, um Dein Glück handelt. Ich frage Dich und warne Dich dabei vor jeder Uebereilung: willst Du bei Deiner Mutter in Blauberg bleiben oder willst Du mit Deinem Vater nach P.... gehen!"

„Mit Dir, mein Vater — mit Dir nach P....!" rief das Mädchen mit dem Accente der zärtlichsten Hingebung, flog auf den Vater zu, und schlug beide Arme um seinen Nacken. Der Rath zog sie fest an sein Herz und trug sie so in seinen Armen hinaus bis in sein Zimmer hinüber, das er sogleich hinter sich verschloß.

Machtlos, einer maßlosen Bestürzung hingegeben, stand die Räthin mitten im Zimmer und sahe ihnen nach. Ihre Blicke irrten dann, wie suchend umher — sie fand sich allein.

Haß und Groll erwachten in ihrer Brust! Haß gegen den Mann, den sie so lange geliebt — Groll gegen das Kind, welches sie glücklich zu machen gedacht hatte! Auch sie verschloß nun ihr Zimmer und setzte sich rachebrütend, so lange sie heftig war, in eine Ecke des Divans nieder, dann aber, als ihre Aufregung nachließ, weinte sie lange und schmerzlich.

Der Abend dämmerte unterdessen herein. Die letzten Sonnenstrahlen glühten nur noch auf den äußersten Bergspitzen und die Sichel des Mondes schwebte am Himmelszelte gerade den Fenstern gegenüber, aus denen die verlassene Gattin und Mutter zum Himmel emporschauete und Lust hatte, eine blutige Vergeltung auf die Häupter ihrer Lieben herabzubeschwören.

Es klopfte leise an die Thür und eine vorsichtige Hand drehte den Griff derselben versuchend hin und her. Gleich steifte sich Dame Braunstein wieder in Trotz und Widerspenstigkeit auf.

„Aha — jetzt kommt mein Töchterchen, um ihr Unrecht einzugestehen," dachte sie und rührte kein Glied, um aufzumachen.

„Mama!" flüsterte die Stimme ihrer Tochter weich und bittend durch das Schlüsselloch, „Mama — nur einen Kuß, nur einen einen einzigen Kuß — der Vater hat es verboten — aber ich kann nicht anders, ich muß ihm ungehorsam sein! Nur einen einzigen Kuß!"

Die Räthin nickte majestätisch mit dem Kopfe und ihr Blick verrieth, daß sie nicht gesonnen war, diesen erbetenen Kuß alsobald zu verabreichen.

„Mama," bat die Stimme weiter durch's Schlüsselloch. „Nur einmal will ich Dich küssen, nur ein einziges Mal Dir sagen, wie lieb ich Dich dennoch habe, wenn ich auch mitreise —" die Stimme brach in leisem Schluchzen.

Dame Braunstein hob stolz ihr Haupt, und sah von oben herab, als wollte sie die liebenswürdige Liebeserklärung des kindlichen Mädchens verachten. Die Stimme begann abermals:

„Der Vater kommt — o Mama — behalte Dein Kind lieb — lebe wohl! Auf Wiedersehen —!"

Wie Geisterhauch durchflog das letzte Wort den Raum des Gemaches und durchschauerte die Dame mit seltsamen Gefühlen. Trotzdem blieb sie noch eine ganze Weile ruhig sitzen und horchte, mit Spottlächeln auf den Lippen, nach der Thür hin.

Es blieb Alles still!

Dann stand sie auf und trat vor den Spiegel, um ihren verschobenen Kopfputz wieder zu ordnen und die Verwüstung zu verwischen, die ihre „albernen Thränen um solche Lappalien" in dem noch ganz hübschen Gesichte angerichtet hatten.

Ein Poltern auf der Straße, dicht vor ihrem Hause, veranlaßte sie, dabei an's Fenster zu gehen und hinauszublicken. Da stand ihr Diener, und hob mit Hülfe eines Eisenbahnkofferträgers einen Koffer auf den Rollwagen.

Ahnungsvoll riß sie das Fenster auf — dort unten am Ende der Straße verschwanden eben zwei Gestalten — hastig setzte sich der Kofferträger in Galopp, der Bediente sah ihm nach — dann ertönte das Signal der Locomotive — lachend schauete der Diener zu ihr auf und sagte:

„Der Herr und das Fräulein werden gerade noch zu rechter Zeit gekommen sein!"

Digitized by Google

Behutsam drückte die Räthin i'r Fenster wieder zu und schlug beide Hände vor die Augen.

„Allmächtiger Gott! Mein Mann — mein Kind! Sie sind fort! Sie sind fort!" flüsterte sie, sinnlos vor Schmerz, und sank zusammen. „Auf Wiedersehen!" tönte es wie ein Geisterhauch um sie, als sie wieder zur Besinnung kam. Aber die bösen Geister begannen wieder in ihr zu toben und unter dem Trotze eines tief beleidigten Herzens machte sie sich bereit, ihre Zukunft zu bestimmen.

III.

Die Maßregeln des Rath Braunstein waren längst vorbereitet gewesen. Er bezweckte, seine Stellung als Gatte und Vater gründlich zu verbessern, oder dies Verhältniß ganz zu lösen, wenn seine Tochter den Erwartungen nicht entspräche, die er hegte.

Hermine hatte sich bewährt — seine Gemahlin aber mit unverantwortlichem Leichtsinne die heiligen Bande der Ehe geringschätzend behandelt. Er gab sie deshalb noch nicht auf, überließ sie jedoch strafend einer Einsamkeit, die sie entweder läutern oder, was er mit schmerzlichem Bedauern ertragen haben würde — gänzlich verhärten konnte. Ihm blieben noch acht volle Tage bis zum Antritte seines neuen Amtes und er verwendete sie dazu, seine Tochter für großartige Weltanschauungen zu begeistern, um den Keim der Kleinbürgerlichkeit, welche der Selbstüberschätzung Thor und Thür öffnet, in ihr völlig zu ersticken. Er überantwortete sie stillschweigend der Einsicht ihres Verstandes, um diese Angelegenheit seines Herzens zu einer Quelle dauernder Glückseligkeit für sie selbst zu machen. Mit Absicht wählte er einige volkreiche Städte, die sie auf ihrer Reise nach P.... berühren mußten, zum Ruhepunkte, führte das junge Mädchen in den großartigen Volksverkehr ein und ließ sie ohne Belehrung selbst erkennen, daß die jämmerliche Effecthascherei des einzelnen Individuums entweder spurlos im Wogen der allgemeinen Interessen untergeht oder vom vernünftigen Theile des Publicums verlacht und verhöhnt wird. Der Begriff von wahrer Menschenwürde brach sich bei diesen kurzen Weltanschauungen Bahn, und nachdem das junge Mädchen erst eine Ahnung von dem außerordentlichen Werthe dieser selbstständigen Würde erhalten hatte, war es ihrem Vater nicht mehr schwer, für die Vollendung ihrer geistigen Cultur mit Wort und Blick zu sorgen.

Am bestimmten Tage langten sie in P.... an und nahmen Wohnung in dem ersten Hotel des etwas düstern, fast ehrwürdig ernsten Ortes.

Während der Rath Braunstein sich den Feierlichkeiten seiner Einführung als Vicepräsident unterwarf, schrieb Hermine mit der ganzen Lebhaftigkeit ihrer kindlichen Liebe an ihre Mutter, schilderte die Reise mit ihren belehrenden Erfahrungen, den Vater in seiner Liebenswürdigkeit als Reisegefährte und erklärte ihr, daß nur der Gedanke an den Zorn der Mutter ihre Freuden beeinträchtigt habe. Sie beschwor sie, ihr nicht ferner zu zürnen, berührte aber nichts von der nächsten Zukunft, die Bezug auf eine nachfolgende Uebersiedlung der Mutter haben könne, weil der Vater mit wenigen Worten angedeutet hatte, „daß dies seine Sache sein würde." Den Lieutenant von Fahrenhorst erwähnte sie mit keiner Sylbe, weil sie in Wahrheit nicht an ihn gedacht hatte, bat aber schließlich mit der Gluth der Kindeszärtlichkeit um schleunige Beantwortung ihres Briefes.

(Schluß folgt.)

Land und Leute.

Nr. 12. **Die Bamberger Gärtner.**

Von Ludwig Storch.

(Schluß.)

Früh um drei, spätestens um vier Uhr wandert der Gärtner mit dem Spaten der Stelle zu, auf der den Tag über sein Fleiß sich bewähren soll. Gegen sechs Uhr sind die Marktfrüchte schon in den Händen der Frau, die nun ihrerseits die Kunden bedient. Bis um zehn Uhr werden auf dem Felde die anstrengendsten Arbeiten verrichtet. Da bringt eine daheimgebliebene Tochter das sehr einfache Frühstück. Sie hat ihrerseits auch Eile nöthig. Zu Hause muß sie erst die Wirthschaft besorgen, dann Vater und Geschwister im Felde, endlich die Mutter auf dem Markte mit Stärkung bedenken. Von Mittagessen ist nicht viel die Rede; die frugale Speisung wird gewöhnlich mit kurzer Rast auf dem Felde eingenommen. Hier und beim Dreiuhrbrod spielt ein großer Krug mit, der gewöhnlich von den Kindern gefüllt herbeigetragen wird und dem fleißigen Arbeiter das ersehnte Labsal spendet. Aber er enthält nicht etwa gutes Bamberger Bier, ach nein! Nur zum achten Theil ist Bier die Mischung, sieben Achtel sind „Heinslein", Kovent, die Maß zu zwei Pfennigen. Erst der Abend setzt dieser Thätigkeit ein Ziel; im Sommer zieht die Familie zwischen fünf und sechs Uhr auf den schmalen Feldpfaden ihrer bescheidenen Wohnung zu. Nun beginnt nicht Ruhe und Genuß, sondern — die Arbeit des Hauses. Das Vieh wird besorgt, der Marktgang für den folgenden Morgen vorbereitet und die kleinen Geschäfte der Haushaltung verrichtet. Erst um acht Uhr wird die Abendmahlzeit eingenommen, oft nur die dampfende Kartoffel in der Schale auf den Tisch ausgeschüttet, oft Klöße von so kräftiger Substanz, daß ihre Verdauung den verzärtelten Culturmenschen zur Verzweiflung bringen, daß ein Wurf damit an seine Schläfe ihn tödten würde. Aber diese Kinder der Arbeit würden Steine verdauen. Und nun sinken sie sogleich dem stärkenden Schlafe in die Arme. Da ist von keinem Vergnügen die Rede. Dieses tritt bei den Burschen Dienstags und Donnerstags Nachmittags in seine Rechte; der Sonntag ist natürlich der Dritte im Bunde. Der Hausvater muß sich in der Regel mit dem letzteren Tage als dem Tage des Herrn im doppelten Sinne begnügen. Da wird dann freilich dem Gerstennektar Oberfraukens die gebührende Ehre erwiesen. Daß er dann dem Geiste Flügel ansetzt, indem er den Beinen schadet, mag wohl vorkommen. Wie sehr ist den braven Leuten solch' erhebendes Gefühl zu gönnen!

So leben sie Tag für Tag, Jahr aus, Jahr ein, das Leben durch in Arbeit und Mühe, in Mangel und Entbehrung, schlichte, biedre Menschen, die uns die höchste Achtung vor der deutschen Arbeit abnöthigen. Sie haben sich diese Achtung auch in Amerika verschafft, wohin die Stürme der neuesten Zeit viele verschlagen; denn die Jahre 1848 und 1849 regten diese kernigen, markigen Naturen sehr auf und es fehlte damals nicht viel, daß sie der bestehenden Ordnung gefährlich geworden wären.

Ihre Tracht hat keine Erinnerung mehr an ihren slavischen Ursprung bewahrt, wie bei den Hummelbauern; sie sind eben städtische Land und Gartenbauern. Die Frauen sind durchgehends bunt gekleidet und mit dem rothen Kopftuche versehen, dessen Zipfel in den Nacken herabhängen. Die abscheuliche fränkische Flügelhaube, „Bamberger Barthaube" genannt, die man noch vor zwanzig Jahren zu sehen Gelegenheit hatte, ist jetzt gänzlich verschwunden. Die Männer gehen Sonntags und bei kirchlichen Feierlichkeiten in langem blauen Ueberrocke mit kurzer Taille und rundem schwarzen Filzhute; die Burschen in kurzen Jacken und Kappen. — Die Tracht verallgemeinert sich hier wie überall.

Die Häuser der Gärtner sind meist einstöckig und sehr einfach; nur die Reichen haben zweistöckige Häuser, in welche auch der moderne Luxus eingewandert ist. Der Aermere begnügt sich mit dem bescheidensten Mobiliar. Die Viehställe liegen stets in der Nähe und sind meist in musterhafter Beschaffenheit. An das Haus stößt der große Garten mit dem Ziehbrunnen, gewöhnlich von sehr alter Construction. Die Straßen der Gärtnerei sind begreiflicher Weise tagsüber zum Erschrecken leer und einsam. Selbst die Kinder wandern aus der Schule auf das Feld. Der Säugling schläft dort in einem Marktkorbe unter dem schnell improvisirten Dache eines umgestürzten Wägleins. So werden sie von Kindheit an an Wind und Wetter gewöhnt und abgehärtet. In die Arbeit werden sie gleichsam spielend eingeführt.

Die früheren urkräftigen Sitten und scharfeckigen Umgangsformen der Gärtner haben Zeit und fortschreitende Cultur gesänftigt und abgeschliffen, namentlich sind die Frauen auf dem Markte durch den steten Umgang mit allerlei Menschen sehr gewandt, freundlich und höflich. „Höflich?" hör' ich manchen Leser verwundert fragen; „die Bamberger Gärtnersfrauen haben ja weit und breit den

Digitized by Google

etwas zweifelhaften Ruhm des Gegentheils!“ Gewiß, es ist etwas an der Sache, es liegt diesem Ruhme, den wir besser Ruf nennen wollen, etwas Positives zu Grunde. Wenn sie untereinander oder mit Leuten ihres Standes verkehren, so ist ihre Wortstellung allerdings keine gewählte. Es hat sich bei ihnen noch jene specifisch deutsche Art unserer Vorfahren, sich schlicht und recht mit ungeschminkter Geradheit auszudrücken, erhalten, jene primitive, barocke, handliche Redeweise, die ihre aus der nächsten Umgebung genommenen Bilder und Vergleiche mit originell kräftigen Pinselstrichen hinstellt. Wie z. B. Martin Luther in seinen polemischen Schriften seine Gegner — und wenn sie Könige und Fürsten waren — in einer gar köstlich derben, mit kräftigen Brocken gewürzten, mit pikanten Speckstücken gespickten Sprache bediente, daß uns beim Lesen die Augen übergehen, so hat sich auch noch etwas von der ursprünglichen naiven Ungebundenheit der Altvordern in der Ausdrucksweise der Bamberger Gärtner erhalten. Sie wissen noch nichts von der Lüge der Civilisation, diejenigen am höflichsten zu behandeln, die man am wenigsten leiden mag. Sie sagen's noch mit altdeutscher Biederkeit und angemessenen Worten, zuweilen sehr originell und drastisch, gerade heraus, wie's ihnen um's Herz ist. Gedanke und Wort ist bei ihnen eins; sie wägen nicht ab, sie wählen nicht, sie überlegen nicht, so daß es freilich in Franken zum Sprüchwort geworden ist: „ein Maulwerk haben, wie eine Bamberger Gärtnersfrau.“

Diese Originalität, die oft einen Kreis unparteiischer Hörer herbeilockt und mit Heiterkeit erfüllt, entspringt aus dem gerechten stolzen Selbstbewußtsein ihres Werthes, aus der übersprudelnden Fülle ihrer geistigen und körperlichen Kraft. Sie fühlen sich berechtigt, jede Ungebührlichkeit mit derben Worten zurückzuweisen. Wer so fleißig ist, wie sie, darf auch so — gerade heraus sein, wie sie. Das Letztere sind sie nie ohne Veranlassung. Im Gegentheil! Darum halt' ich die Behauptung fest: sie sind höflich, freundlich, mittheilsam; nur reizen darf man sie nicht. Die Männer sind dagegen um so schweigsamer. Der Gärtner läßt sich selten in eine Unterhaltung ein. „Guten Tag, guten Weg!“ das ist Alles. Die Wahrheit „Zeit ist Geld!“ sitzt ihm in Fleisch und Blut.

Im Hause des Gärtners herrscht noch ein gut Stück patriarchalisches Regiment. Der Vater ist Herr im Hause. Frau und Kinder, selbst die erwachsenen, folgen ohne Widerrede seinem Befehle. Er ordnet die Arbeit an, er weist die Familienglieder nach dem Maße ihrer Kräfte ein. Die Strenge waltet vor und in ihr thut sich die Liebe kund, und die Familie hängt mit schmuckloser Innigkeit aneinander. In der Arbeit suchen Alle die größte Ehre. Knaben wetteifern, schwere Lasten auf dem Schiebekarren zu fahren; mit dem zwölften Jahre dreschen sie schon.

Im „Bamberger Hofe“ hatten wir die schönste Gelegenheit,

Bamberger Gärtner am Abend — Gebet beim Vesperläuten.

uns vom unvergleichlichen Wohlgeschmack der Bamberger Gemüse und des fränkischen Fleisches zu überzeugen. Wir speisten mit einer Dame aus Coburg, welche mit vieler Erfahrung und Geschmack uns auf die Vorzüge der hiesigen Producte im Detail aufmerksam machte. Sie versprach uns, am folgenden Morgen unsere Begleiterin und Cicerona auf den Markt, in die Gärtnerei und auf die Felder zu sein. Einstweilen erzählte sie uns auf sehr anziehende und unterhaltende Weise von einem köstlichen, alljährlich im September abgehaltenen Volksfeste ihrer Vaterstadt, die Coburger Zwiebelkirmeß oder der Zwiebelmarkt genannt, welches vorzüglich von den Bamberger Gärtnersfrauen illustrirt wird.

Das muntere Coburger Stadtkind berichtete mit rührender Innigkeit und köstlichem Humor:

„Vom Spittelsthore bis zum Ketschenthore, den ganzen Steinweg und die Ketschenstraße entlang, sind da Berge von Zwiebeln,

Krautköpfen von fabelhafter Größe, Gurken, Sellerie, Lauch, gelben Rüben, Cichorien ꝛc., mit einem Worte, der ganze Bamberger Gemüsereichthum in augenfälliger Anordnung aufgehäuft. Dazwischen die ehrenwerthen Bamberger Gärtnersfrauen in ihrer stolzen Würde, in ihrem anerkennungswerthen Selbstgefühl mit Wannen voll Obst und Weintrauben. Sie kamen mir in ihrer malerischen Tracht, in ihrer großen Beweglichkeit und Zungenfertigkeit in der Mitte dieser künstlichen, köstlichen poetischen Berge, die Auge und Nase zugleich ergötzten und Zunge, Gaumen und Magen noch größeres Ergötzen, angenehme Befriedigung, behagliche Sättigung versprachen, wie ländliche Musen in theatralisch aufgebauten Musenbergen vor, geschickt einen heutigen Virgil zu einer modernen Georgica zu begeistern. Und in der That hat es mich oft Wunder genommen, daß kein Bamberger oder Coburger Dichter uns mit einem großen Gedicht über den Gartenbau, nach Art des Virgil'schen über den Feldbau, beschenkt und darin all' die classischen Erzeugnisse der Bamberger Flur, vorzüglich das Süßholz, verherrlicht hat.

„Die Maler sind da mehr dem Zuge ihres Herzens gefolgt. In der benachbarten berühmten Pommersfeldner Gemäldegallerie hängen unvergleichlich gute Stilleben, auf welchen die Bamberger Gemüse ihre künstliche Verherrlichung erfahren haben. Leider fehlen aber die ruhmreichen Gärtnersfrauen auch auf diesen Bildern, die doch durchaus zu Kohl und Kraut gehören, wie Daphne zum Lorbeerbaume. Dadurch kommt die Nachwelt um die richtige Vorstellung von der majestätischen Flügelhaube, die diesen interessanten Frauen ein so imposantes Ansehen gab, und die in meiner Erinnerung ganz mit ihnen verwachsen ist.

„Welch ein buntes Leben und Weben in den Straßen und in den Häusern, in Höfen und Ställen! Welch ein malerisches, stets wechselndes Treiben der Landleute und Städter! Alle Welt kauft ein für den Winter. Zwiebeln und Kraut werden in ungeheuern Säcken verladen. Der ganze große Markt ist in Bratwurstdampf und Duft gehüllt. Die wurmartig gefüllten Därme schmoren und broddeln auf den Rosten. Alle Welt schmaußt Bratwurst und Gurkensalat. Mit dem Dufte der Bratwürste mischt sich der der Gemüse, welcher alle Straßen erfüllt. Ganz Coburg riecht wie Bamberg, und der strengste Stoiker würde dadurch verführt werden, selbst auf die Gefahr einer Indigestion, über den Appetit zu essen. Alle Welt in den Häusern der genannten Straßen ladet ein, bäckt Kuchen; die Kaffeemühle schnarrt in jeder Küche, der Kaffeekessel wallt dazu, Tassen klappern; hie und da versteigt man sich zur Chocolade. Das Mundwerk bleibt nicht hinter Mühle und Kessel zurück. Das schwatzt, schnattert, lärmt, feilscht, schreit, lacht, schimpft, jubelt in den Häusern, auf der Straße, und das starke Bier verstärkt das Brausen des allgemeinen Chorus. Aber die Stimme der Bamberger Gärtnerin übertönt alles Geräusch. Die Flügel ihres Hauptes sind Symbole der Flügel ihres Stimmorgans.

„Das ganze Coburger Ländchen freut sich auf die Zwiebelkirmeß; sie ist das schönste Volksfest im Jahre, und den Kindern ist sie das Vorspiel des Weihnachtsfestes. Wir kleine Welt hatten kein Interesse an Zwiebeln und Kraut, unsere Kindsköpfe dachten nur an das Bamberger Süßholz. O, Du, gleich der Zauber- und Springwurzel des Märchens, Sehnsucht der Kinderseele, helle, köstliche Freude der Unschuld! Süßholz, unvergeßliches Wort, das mir noch heute den schönsten Traum der Kindheit vor das innere Auge zaubert! Süßholz und Johannisbrod, Du Dioskurenpaar am Jugendhimmel!

„Die oft mannslange Wurzel des Süßholzes ist entweder in Kränze oder Peitschen geflochten, jene für die weibliche, diese für die männliche Jugend. Die Kränze haben die Form der Dornenkronen auf dem Eccehomo oder dem Bilde des Gekreuzigten, aber so wie sie ohne Dornen, so sind die Peitschen ohne Strick. Köstliche Mädchenlust mit der Süßholzkrone im flatternden Haare durch die Straßen zu laufen! Köstliche Knabenlust, sich mit der Süßholzpeitsche gegenseitig einige Hiebe zu versetzen, und dann aus Krone und Peitsche gemeinschaftlich den bittersüßen Saft zu saugen! Dorn und Strick fügt das spätere Leben hinzu, und läßt allein die Bitterkeit zurück. O könnten doch alle Dornenkronen und Peitschen, mit welchen wir großen Kinder beglückt werden, auf so genußreiche Weise beseitigt werden!

„Schön ist der Zwiebelmarkt bei schönem Wetter, aber noch interessanter ist er bei schlechtem. Regnet es, was vom Himmel will, und dies ist oft der Fall, so heißt der Markt „die Zwiebelsuppe." Der flüssige Koth, worin alle möglichen Gemüseblätter, Wurzeln und Süßholzstückchen als Brocken schwimmen, reicht bis an's Schienbein; Regenschirm steht an Regenschirm; die Ketschengasse ist nicht breit; hüben und drüben die Bamberger mit ihren Miniaturchimborasso's von Gemüsen, in der Mitte der Weg so vollgestopft, daß sich Niemand bewegen kann. Lachen, Lärm, Fluchen und Jauchzen in der breiten fränkischen Mundart. Plötzlich ein improvisirtes Drama! Originelle saftige Ausdrücke, eine Fluth von Schimpfwörtern, Gelächter, Beifallsruf; darauf lauteres Rufen, kühneres Schelten, homerische Wendungen und homerisches Gelächter, Beifallssturm, Alles laut und lauter, drastisch farbenfrisch, poetisch prächtig. Und der Kern des Volksschauspiels? Eine Bambergerin weist auf ihre nationalkräftige Weise das Mindergebot eines Bauers aus dem Itz- oder Lautergrunde zurück.

„Die Coburger Damen an den Fenstern sind ungemein geputzt; die kleinen Jungen haben die Sonntagshosen und Jacken an; die Mädchen weiße Kleider mit grünen Schärpen. So werden sie massenweis in Reih und Glied zur wohlthätigen Fee geführt, die Kronen und Peitschen an sie vertheilt und Aepfel, Birnen, Pflaumen und Weintrauben hinzugefügt. Alles schwimmt in Lust und Freude. Der Herbst schüttet durch die Hand seiner Gesandtin, der Bamberger Gärtnersfrau, sein ganzes Füllhorn über Coburg aus. Und ich sollte euch nicht lieben, ihr wohlthätigen Feen, die ihr mir die schönsten Stunden meiner Jugend geschenkt habt? Wahrlich, heute möchte ich mit Thränen der Rührung im Auge ausrufen: „Schöner Traum der Kinderjahre, kehr' noch einmal mir zurück!"

Am andern Morgen gingen wir früh auf den Markt. Noch ein Begleiter hatte sich zu uns gefunden, mein trefflicher Landsmann, Meister Eduard Schade, der rühmlich bekannte Maler aus der Schmit'schen Kunstanstalt. Da saßen sie schon, so weit uns das Auge trug, bis über die untere Brücke in die jenseitige Stadt hinein, eine bunte lachende Reihe, die trefflichen Gärtnerinnen. Waare und Verkäuferinnen waren um die Wette preiswürdig. Aber auch uns lachte die helle Freude aus den Augen, und der Mund lief uns voll Wasser über die herrlichen Erzeugnisse der Gartenkunst. Wir plauderten mit den stattlichen Frauen; wie köstlich standen sie uns Rede! Wie verständig waren ihre Worte! Wie dienstwillig zeigten sie sich uns! Sie sprachen von ihren Kindern, von ihrem Vieh. Die Eine hatte einen blonden Knaben im Korbe neben sich schlafend liegen. Sie sagte, es gäbe kein größeres Glück, als ein paar hübsche Kinder und ein paar hübsche Milchkühe. Sie hatte Beides; sie war glücklich. Endlich hatte ich einen glücklichen Menschen gefunden; ich strich den Tag in meinem Kalender roth an.

Vom Markt gingen wir in die Gärtnerei. Wir traten mit seltner Befriedigung in die einfachen Wohnungen dieser durch nützliche Arbeiten glücklichen Menschen. Sie führten uns in die Gärten und zeigten uns die Cultur der Gemüse. Wir wurden äußerst freundlich über Natur und Wesen, über Wartung und Pflege dieser Küchengewächse belehrt. Unsere Coburgerin verstand es, die Leute, die sonst etwas mißtrauisch gegen Fremde sein sollen, zutraulich und gesprächig zu machen. Was sie begonnen, vollendete Dr. L. So hatten wir einige sehr genußreiche Stunden. Meister Schade zeichnete die Gärtnersleute für mich, wie sie das Gemüse putzen und für den Markt verladen. — Scheidend drückten wir ihnen die Hände, sie waren so hart von Schwielen wie eiserne Zangen.

Nachmittags ließen wir uns in die Felder hinausführen, die von den Eisenbahnen durchschnitten sind. Sie dehnen sich weit aus bis an den Hauptsmoorwald und den Breitenauer See, eine Ebene, deren hohe Cultur durch tausendjährigen Fleiß erstrebt war, und die ich mit ähnlichen ehrfurchtsvollen Gefühlen durchschritt, wie früher das Leipziger Schlachtfeld.

Ueberall fleißige Menschen und überall die Früchte, die die gütige Allmutter ihrem Fleiße grünend und blühend, üppig geschwellt und fleischig nahrhaft darbot. Wie viele Tausende werden davon gesättigt, gelabt, vergnügt! Die Sonne sank hinter die Altenburg und verklärte scheidend die schöne Stadt und das grüne Gartenfeld. Die Vesperglocke ertönte. Der Spaten entsank den Händen, damit sie sich falteten. Auch ich betete: „Aller Augen warten auf Dich, Herr, und Du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit." — Meister Schade zeichnete die Scene.

Westphälische Erinnerungen.

Mitgetheilt von Heinrich Koenig.

Es dürfte nichts schaden, dann und wann wieder an jene Zeit zu erinnern, in der Deutschland durch Selbstvergessenheit schwach und in die tiefste Schmach fremder Unterjochung gesunken war. Innere Feinde bedrohen jetzt jenes stolze Selbstbewußtsein, durch welches wir uns erhoben und gerettet haben. Aus politischer Uneinigkeit, die der deutschen Verfassung und leider auch dem deutschen Charakter so nahe liegt, waren wir einer fremden Macht verfallen; doch unter diesem Drucke, ja durch ihn befördert, nahmen die geistigen Kräfte unserer Nation ihren schönsten und mächtigsten Aufschwung. Wir verstanden und erkannten uns von innen heraus durch Sprache, Poesie, Wissenschaft, freie Forschung und höhere Ueberzeugungen, und mit dieser einigenden Macht warfen wir den fremden Druck ab, und entzogen uns dem fremden Einflusse. Und bei dieser Macht müssen wir uns aufrecht halten gegen Alles, was die Seele der Nation verwirren, unsere geistige Einheit entzweien könnte oder möchte. Aus politischer Entzweiung konnten wir zu geistiger Einheit, — aus geistiger Entzweiung aber würden wir nie zu politischer Einheit gelangen.

Diese Betrachtung, die sich hier nicht weiter ausführen läßt, brachte in ihrem Ausgangspunkte den Verfasser auf jene Erinnerungen an die westphälische Zeit zurück, auf jene Mittheilungen, die er während eines Sommeraufenthaltes in Kassel gesammelt hatte. Manches davon ist durch poetische Umwandlung in Fleisch und Blut seines Romans: „König Jerome's Carneval" übergegangen, Vieles ist nicht verwendet worden, und so dürfte das Ganze für viele Leser der Gartenlaube, die mit Liebe an der Geschichte unseres schönen Vaterlandes hängen, nicht ganz uninteressant sein.

Ehe wir auf die Schilderung einzelner Zustände und Persönlichkeiten eingehen, müssen wir, um dieselben richtig würdigen zu können, vor Allem einen Blick auf das Land werfen, und die Leistungen ermessen, die demselben zugemuthet wurden.

Jerome bekam einen Staat zugemessen von noch nicht zwei Millionen Einwohnern, vom Kriege heimgesucht und von fortwährenden Truppendurchzügen gedrückt, mit einer Staatsschuld von mehr als 100 Millionen Franken belastet; die Gewerbthätigkeit gehemmt, die Fabriken nur mittelst Opfern von Seiten der Regierung aufrecht erhalten; — ein Land, dessen Geldquellen auf Getreide- und Wollenausfuhr neben einigem Durchgangshandel beruhten, — Erwerbszweige, die durch den Seekrieg so gut wie vernichtet waren.

Der junge Staat brachte schon von seiner Geburt eine große Schwäche mit, — neben der großen, durch Contributionen aus der Kriegszeit erwachsenen Landesschuld auch noch verminderte Domänen, da die Hälfte dieser Staatsgüter vom Kaiser Napoleon zu Belohnungen für seine Generale zurückbehalten war. Dennoch mußte aus dem neuen Königreiche alsbald eine bewaffnete Macht von zehntausend Mann Infanterie, zweitausend Mann Cavallerie und fünfhundert Mann Artillerie errichtet werden, und ein Armeecorps von 12,500 Mann Franzosen, als Garnison von Magdeburg, gekleidet und besoldet werden, wobei die Kriegscommissaire den Zuschnitt auf Kosten des deutschen Landes machten. Dies Land aber bildete zur Zeit noch die Verbindungslinie zwischen Frankreich und den von den Franzosen besetzten preußischen Festungen, dem Militairdepôt zu Danzig und dem Großherzogthume Warschau, so daß Durchmärsche, Einquartierung, Vorspann u. dgl. fast nie aufhörten.

Dies war das Glück eines Landes, das doch der Fremdherrschaft befreundet, dessen Regent mit dem großen Despoten verbrüdert war. Und während die Abgaben, die zur Bestreitung solcher Lasten oft mit aller Härte beigetrieben wurden, das Land physisch erschöpften, konnte der Gebrauch, den Jerome von seinem Antheil des Aufkommens machte, nicht anders als verderblich auf die Sittlichkeit und auf die Zufriedenheit des Volkes zurückwirken.

Der König bezog zur Unterhaltung seiner Familie und seines Hofes eine jährliche Civilrente von fünf Millionen Franken, die später, beim Zuwachs einiger hannoverscher Länder, auf sechs Millionen erhöht wurde. Mehrmals zog aber auch dieser Kronschatz noch Capitale und Grundstücke an sich, die dem Staate gehörten, und Jerome verwies wohl auch Forderungen an seine Person auf die Staatscasse. So hatte er, um in Frankreich sich von seinen Schulden zu lösen und als König in seinem Westphalen zu erscheinen, zwei Millionen geborgt, die er nun aus der Staatscasse zurückzahlen ließ.

Ein unangemessener Prunk und Aufwand des Hofes, so angenehm er den Residenzbewohnern in die Augen und in die Taschen fiel, gab doch im Lande vielfaches Aergerniß. Er beleuchtete die Noth des Volkes, steigerte den heimischen Adel in seinen Ausgaben, und enthüllte die fremde Sittenlosigkeit im Lichtglanze des Thrones.

Jerome, unter der gebieterischen Gewalt des kaiserlichen Bruders in seiner Macht beschränkt, suchte sich durch den Glanz und Genuß einer ihm über Nacht zugefallenen Krone zu entschädigen, wie es eigentlich auch seiner sinnlichen Jugend und leichtfertigen Bildung mehr zusagte. Lustige Gesellen seiner ausgelassenen Jahre und reizende Damen des Hofes standen zunächst in dem vergoldeten Glanze, — Männer von untergeordneter Herkunft, die er durch Hof- und Staatsämter erhöhte, und Frauen des besten deutschen Adels, die er durch seine Zumuthungen erniedrigte. Jene, vielleicht, wie er selbst, mit erborgtem Reisegelde gekommen, ließen sich große Gehalte gefallen; diese gefielen sich in seiner verschwenderischen Galanterie.

Jerome war im December 1807 auf Wilhelmshöhe bei Kassel eingetroffen, und beging sein erstes königliches Christfest mit Schenkungen und Rangverleihungen aus der reichen, der Krone heimgefallenen Hinterlassenschaft einer kürzlich ausgestorbenen Adelsfamilie.

Alexander Le Camüs, angeblich Pflanzer von der Insel Martinique, wo ihn Jerome auf einer Expedition kennen gelernt hatte, erhielt die Dotation des Gutes Fürstenstein mit dem Grafentitel. Ein stattlicher Mann, mehr gravitätisch, als leicht und vornehm in seinen Manieren, etwas gesucht in seinen Redensarten, aber beschränkten Geistes, wurde Oberkammerherr und Minister des Auswärtigen.

Ein von derselben Expedition zur See mitgebrachter Schiffslieutenant, Namens Salha, wurde zum Grafen von Höne befördert, Pagengouverneur, Großhofmeister der Königin und Kriegsminister, blieb aber etwas unbehülflich in diesen wechselnden Stellungen und zuweilen etwas matrosenhaft im Benehmen.

Gegen diese und andere Lieblinge Jerome's wurden die Deutschen keineswegs zurückgesetzt. Im Gegentheil, sie waren um ihrer Kenntnisse willen im höheren Staatsdienste gar nicht zu entbehren, und für die Hofämter blieben Männer und Frauen von altem Adel höchst erwünscht. Sie verliehen dem neuen Hof ein altes Ansehen, und waren gut genug, den Emporkömmling hervorzuheben. Edelsteine geben auch einer Krone von unechtem Golde, bis sie etwa verkauft wird, einen scheinbaren Werth. Nur zu den recht lustigen Gelagen, wenn der König wieder einmal der alte ausgelassene Jerome sein wollte, wurden die französischen Günstlinge vertraulicher gefunden. Doch nennt man auch einen deutschen Grafen von fürstlichem Namen, den er als die Krone der Zechgesellschaften bezeichnet. Der Spaßmacher dabei war aber ein Franzose — Duchambon, Schatzmeister der Civilliste, ein Mann bei Jahren, früher emigrirter Ludwigsritter, eine groteske Figur mit rother Nase, die er sich angetrunken hatte, und die ihm Abends als Leuchtkäfer diente, wenn er in den unsaubern Gäßchen der Altstadt sich eine Geliebte suchte. Die Flasche verschaffte ihm den Karfunkel, mit dem sich ein „Schatz" heben ließ.

Die Hofdamen waren von anerkanntem Adel, wie es die Rücksicht für die Königin aus altfürstlichem Hause erforderte. Wir nennen nur die Gräfin Bocholz, eine Thusnelde aus den westphälischen Wäldern, nicht mehr die jüngste, aber noch immer von kraftvoller und majestätischer Anmuth; die Gräfin Pappenheim, mit einem Kalmückennäschen in reizendem Gesicht, Sylphide von Geist und Anmuth; die Gräfin Obenegg, die mit edelm Ausdruck von Leidenschaft und Treue an Heloise erinnerte, die ihren Abälard sucht; die Gräfin Truchseß-Waldburg, auch nicht mehr ganz jung und etwas stolz, liebenswürdig und geistreich, mehr hübsch als schön, mehr ehrgeizig als hingebend, machte sich durch Einmischung in die Staatsgeschäfte dem König unbequem, und ward bei Gelegenheit eines Neigungswechsels desselben auf Betrieb der französischen Partei, wie ihr Freund Bülow, verbannt.

Nur eine Bürgerliche von Herkunft unter diesen Damen that sich dafür durch ihre Schönheit hervor.

Digitized by Goog

Als nämlich Jerome nach seiner erwähnten Expedition zur See aus Baltimore, wohin er vor den Engländern geflüchtet war, zurückgekehrt, seine dort genommene Frau, Elisabeth, Tochter des Großhändlers Patterson, auf des Kaisers Befehl aufgegeben hatte, erhielt er den Auftrag, die in Algier gefangenen Genuesen vom Dey zurückzufordern. Es gelang, und er brachte 250 solcher Unglücklichen nach Genua. Hier, von dem Schimmer eines vorübergehenden Heldenthums umstrahlt, lernte er die schöne Frau seines Gastwirthes La Flèche kennen, eines Kaufmannssohnes aus Marseille, — Bianca, eine geborne Carrega, groß und stark von Gestalt, Kopf und Gesichtsbildung einer griechischen Antike, mit dem blendenden Teint einer Creolin. Nach zwei Jahren, als Jerome König von Westphalen geworden war, zog La Flèche mit der Frau nach Kassel über. Er mochte als Kaufmann schlechte Geschäfte gemacht haben und versuchen wollen, mit seiner schönen Frau bessere zu machen. Wenigstens wird erzählt, daß er zum Staatsrath und Intendanten der Civilliste mit dem Rang eines Barons von Reudelstein ernannt, so unbesonnen ausgezahlt, als früher ausgegeben habe. Es fehlten ihm endlich 100,000 Franken in der Casse, und seine liebenswürdige Bianca mußte in den Riß treten, und den König dahin bringen, daß er die Kleinigkeit übersah. So hatte die herrliche Frau in manche harte Nuß zu beißen. Wie schwer muß es ihr schon geworden sein, mit ihrer bezaubernden Stimme, mit der sie einst sich Bianca Carrega genannt hatte, jetzt ihren Namen und Rang als — Baronin von Reudelstein auszusprechen!

Wenn es nun auch wahr wäre, daß Jerome schöne Blumen nicht nur gern gesehen, sondern auch gern gebrochen habe: so dürfen wir darum doch nicht Alles glauben, was die Lästerchronik von der schmählichen Hingebung deutscher Frauen, selbst des ersten Adels, erzählt. Sie sahen freilich auch ihre Männer sich bücken und vergessen, und es war so verlockend, seiner persönlichen Würde nicht zu achten, um liebe Angehörige und theure Freunde zu befördern; es war so 'was Apartes, einen magern, blassen, etwas olivenfarbigen König zu lieben, der so reiche Geschenke machte, und so gern zu Gevatter stand. Wir wollen daher auch nichts von den oft so pikanten Liebes-Intriguen, von so manchem köstlichen Quidproquo berichten. Nein, wir wollen lieber zu den 50 echten Shawls greifen, die Jerome auf einmal von Paris zu Geschenken, im Werth von 12 bis 1500 Franken den Shawl, kommen ließ, und wollen, so viele dazu nöthig sind, über die entblößten Schultern dieser Comtessen, Baronessen und Demoiselles werfen, die eben manchmal so schwach waren, sich lieber zu putzen, als zu schämen.

Doch es gab noch stärkere Unterschiede der Auszeichnung. Jerome liebte es nämlich, sein Bild, mit Diamanten besetzt, einzelnen Frauen zu verschenken, die es dann auf der linken Brust trugen, wahrscheinlich als ein Aushängeschild, als ein Bekenntniß des Herzens. Noch höher aber stand ein ausdrücklich für Frauen gestifteter Orden mit dem Sinnbilde zweier überkreuzliegender Schwerter, ebenfalls mit Diamanten besetzt, — eine Auszeichnung, wie es scheint, der Tapferkeit im Kampfe der Liebe. Zwei Schwerter überkreuz deuten auf „pariren", was bekanntlich nicht blos „einen Angriff abwenden", sondern auch „gehorchen" „sich fügen" ausdrückt. Nebenher wurden auch bloße Schmucksachen von verschiedenem Werthe verschenkt. So weiß man von dem Diamantenschmuck, den eine Gräfin erhielt, und der auf 16,000 Francs geschätzt wurde.

Der Shawls und Diamanten wird denn auch ausdrücklich in einem französischen Spottgedichte gedacht, das nach der Schlacht von Leipzig, bei Jerome's Flucht, auskam und nach der Melodie: Bon voyage, Monsieur Dumolé gesungen werden konnte. Darin sangen die französischen Palastdamen:

Partons, partons en diligence,
Sauvons nos châles, nos diamants!
Jerôme se retire en France.

zu deutsch:

Fort, fort mit Post und guten Rappen!
Packt ein die Shawls und Diamanten,
Denn Jerome macht sich aus den Lappen!

Bei so vieler Aufmerksamkeit für liebenswürdige Damen versäumte jedoch Jerome durchaus nichts von liebender Aufmerksamkeit für die Königin. Nur eine wunderliche Artigkeit könnte befremden. Es war nämlich eine Liebhaberei von ihm, seiner geliebten Trinette, wie er Katharina gern nannte, die Nägel der Finger zu beschneiden. Die Königin, zu vornehm von Herkunft, zu unbefangen von Gemüth, lächelte dazu, ohne einen Argwohn gegen diese seltsame Zärtlichkeit zu fassen. Ohne Zweifel war es aber eine Angewöhnung Jerome's aus früheren Liebschaften, wo er es aus Vorsicht räthlich gefunden hatte, einer Geliebten in günstiger Stunde — voraus für Augenblicke der Eifersucht — die Nägel zu stutzen.

Jerome's lustige Verschwendung beschränkte sich aber keineswegs auf persönliche Genußsucht; sondern sie erwies sich prunkhaft und mittheilsam. Wir übergehen das Theater der Residenz, auf welchem freilich einige frühere Theaterbekanntschaften, wie Clara Lacome, Adele Louis und andere ihm selbst näher, als dem Publicum standen; so daß sie von der Bühne in seine Loge steigen konnten, um im leichten Costüme ihrer Rollen seinen hohen Beifall persönlich zu empfangen. Aber einen rechten Spielraum für seine prunkende, mittheilende Lustigkeit fand er an den Hofmaskenbällen.

Wohl tausend Billets für Damen und Herrn wurden vom Großmarschall des Palastes, Meyronet, Grafen von Wellingerode, in des Königs Namen zwar ohne Unterschied des Ranges ausgegeben, jedoch bei der Auffahrt um 7 Uhr Abends wiederholt controlirt, — hier am Eingang in das Schloß und beim Betreten der drei großen Säle. Der König und die Königin eröffneten jedesmal den Ball mit einer Française. Dann stahl sich Jerome in seine Gemächer, und kehrte in wechselnden Maskenanzügen zurück. Von seinen Cavalieren ließ er sich diejenigen jungen Damen zeigen, die etwas französisch sprachen, und sobald er Einiges von ihren Familienverhältnissen wußte, ging er darauf aus, sie zu necken und sich zu unterhalten.

Um zwei Uhr nach Mitternacht wurde im großen Speisesaal an doppelten Hufeisentafeln zu Nacht gespeist. Frugal konnte man nicht sagen; denn es herrschte der größte Aufwand, und die Gäste benahmen sich mit aller Maskenfreiheit im Zugreifen. Es kam vor, daß französische und deutsche Herren den Champagner in Dutzend Flaschen verlangten, und sie wurden auf's Artigste bedient. Aber über alle Gebühr hinaus ging doch einmal eine große Maske in elegantestem Domino. Sie trat an das Büffet, besah sich die aufzutragenden Speisen, ergriff dann rasch eine Serviette, deckte sie über eine kostbare Auerhahnspastete, und eilte mit dem Raub unterm Domino der Thüre zu. Hier von einem Lakaien angehalten, gab sich ein Herr zu erkennen, der an seinem eignen Tische wie oft eine solche Pastete hätte haben können. Auch hatte der Diener soviel Respect vor ihm, daß er ihn mit den Worten ziehen ließ: „Dürfte ich mir nur die Serviette zurück erbitten?"

Einmal an einem kleineren solchen Abende stand in einem der Säle eine Bude aufgeschlagen, und erregte verwunderte Neugier. Sobald die Gäste beisammen waren, erschienen, als Handelsleute maskirt, der König und die Königin. Die Bude wurde geöffnet, und ein Reichthum von Schmucksachen, Uhren, Dosen, Ringen und Ketten war ausgelegt. Während man staunte, was damit werben sollte, trat ein Minister hinzu, handelte um eine goldene Repetiruhr, aber mit der Entschuldigung, daß er eben kein Geld bei sich habe. Die Königin übergab ihm sehr freundlich die Uhr, und der König trug den Preis in ein großes Contobuch. Jetzt begriff man das Geschäft, und es läßt sich denken, daß die Sachen reißend Abgang fanden.

Die Hofdame Frau von Schele aus Hannover, die bei jedem Anlasse sich gern mit Stellen aus deutschen Dichtern hören ließ, brachte sehr glücklich aus Schillers Lied „An die Freude" den pathetischen Vers an:

„Unser Schuldbuch sei vernichtet!"

Mancher, der nicht das Kostbarste erwischt hatte, mag dagegen vertraulich gespottet haben, — wie gut sich doch Jerome in einer Bude ausnehme.

Es war nämlich die Meinung verbreitet, Jerome habe während seines Aufenthaltes in Baltimore bei seinem Schwiegervater als Commis gestanden. Ohne Zweifel eine schalkhafte Erfindung! Denn Jerome war als französischer Flottencapitain nach Martinique gesegelt und als solcher, auf seiner Flucht vor den Engländern, nach Baltimore gekommen. Ob er sich hier bei seiner Bewerbung um Miß Elisabeth Patterson auch ein wenig in Handelsangelegenheiten gemischt habe, steht dahin.

Es konnte nicht fehlen, daß solch ein üppiges, verschwenderisches Hofleben, ob günstig oder mit Mißbilligung angesehen, gerade in Kassel besonders stark in die Augen fiel, weil es auf dunklem Hintergrunde des früheren Hofhaltes doppelt glänzend erschien, und von

Digitized by Google

der trüben, gedrückten Atmosphäre der kriegerischen Zeit umgeben war. Man hatte sich unter dem entflohenen Kurfürsten entwöhnt, den geringsten fürstlichen Aufwand zu erleben, und nicht der eingefleischteste Hesse hätte sich einmal träumen lassen, fürstlich beschenkt zu werden. Nur die ältere Generation erinnerte sich noch des prunkhaften Hoflebens unter dem Landgrafen Friedrich, dem katholisch gewordenen Vater des jetzt vertriebenen Herrn. Aber auch gleich nach Friedrichs Begräbniß hatte der sparsame Sohn allen heiterm Aufwand entfernt, ja, man konnte sagen, verschworen. Von den ehemals strahlenden Kronleuchtern wurden die Wachskerzen jetzt einzeln, in zwei getrennten Wohnungen, der Kurfürstin und des Kurfürsten, verbrannt. Im Bellevue-Palais des Regierenden wurde ein einfaches, zurückgezogenes Privatleben geführt. Selbst der Kurhut, der vor etlichen Jahren sehr vergnügt mit so viel Pomp in Empfang genommen worden, zeigte der Residenz und dem Lande jetzt nur seinen dunklen Filz. Unter ihm war die Dienerschaft gering und oft knauserig bezahlt gewesen, die Handwerker und Händler mithin an ärmliche Beamte gewiesen. Es läßt sich denken, auf welche Sparsamkeit das Residenzleben eingerichtet war, und wie genügsam der Staatsdiener, dessen arbeitsamer Tag regelmäßig hinter einem Teller saurer Milch unterging, seine häuslichen Feste ordnete.

In solche Häuslichkeit und Genügsamkeit hinein blendete nun der üppige französische Hof. Glanz und Genuß wirkten aufregend und verlockend; die alte anspruchlose Gemüthlichkeit zog sich allmählich zurück, und ließ ein Pariser Restaurationsleben mehr und mehr um sich greifen. Zunächst nöthigte der prachtliebende Hof die ihn umgebenden höheren Kreise der Gesellschaft zu einem entsprechenden Aufwande. Die einreißende Genußsucht steigerte den lebhaftesten Ehrgeiz; nicht jenen Ehrgeiz, der in einem schwungvollen, freien Staatsleben seine Befriedigung sucht: solche Bahnen gab es hier nicht; sondern es war jener gemeine Wetteifer, bei spärlichen Hülfsquellen eignen Besitzthums in der königlichen Huld, durch ergiebige Aemter, die Mittel des Aufwandes zu gewinnen, den der Mitgenuß eines prunksüchtigen Hoflebens erforderte. Die Einen ängstigten sich um ihre Existenz, die Andern strebten nach Beförderung. Es war jener Ehrgeiz, der den Charakter erniedrigt, indem er den Menschen dahin bringt, durch Sitten- und Gesinnungslosigkeit zu Gunst und Einfluß zu kommen.

Die prunkende Genußsucht des Hofes breitete ihre Verlockung immer weiter aus, bis in die untern Classen der Residenz. Dem Volke nämlich wurden Abfälle des Freudenlebens gegönnt. Familienfeste des Königs setzten, durch Jerome's Freigebigkeit, an öffentlichen Orten lustige Volksfeste ab. Und daß außerdem Gaukler aller Art, Menageriebesitzer, Kunstreiter, Raritätenführer, Possenreißer einer so fröhlichen Residenz unaufhörlich zuströmten, läßt sich denken.

Zu den einheimischen Vergnügungen gehörten, neben dem glänzenden Theater, das mit Schauspiel, Oper und Ballet das ganze Jahr hindurch bestand, zur Zeit des Carneval die stark besuchten Maskenbälle im Theaterraum. Aber die Maskenlust hielt sich nicht immer innerhalb dieser Wände. Und so sah man eines Fastnachtdienstags eine wunderliche Maskerade von dort aus durch alle Straßen der Stadt ziehen.

Ein großer Korbwagen, von Frauenspersonen gefahren, eröffnete den Zug von Verkleidungen aller Stände, die einen Hanswurst mit sich führten. Die Schauspieler, einen Riesen in ihrer Mitte, hatten den großen Decorationswagen eingenommen, und zogen in ihren tollen Vermummungen noch ein buntes Gefolge der lächerlichsten Figuren hinter sich her, — Schäferinnen in Reiterstiefeln, Soldaten in Unterröcken u. dergl. Hinter denselben her trieben maskirte Metzgergesellen einen aufgeputzten Fastnachtochsen. Diesem folgte die Leiche des selig entschlafenen Carneval, im Schlafrock auf offener Bahre, und dahinter ein Zug von maskirten Leidtragenden. Zwei Gensd'armen zu Pferde geleiteten den ganzen Aufzug.

Dieser machte Halt am Palaste des Königs und Jerome schenkte 10 Louisd'or und einen Freiball zum Vergnügen des Tages. Dann setzte die Maskerade ihre Besuche vor den Wohnungen der Minister und Großbeamten des Hofes fort, um auch hier — Trinkgelder einzutreiben.

Nach allem dem wagen wir es nicht, unsere Leser noch zu den Nachtpartien, den sogenannten parties fines, bei Hofe und eben so wenig zu den Orgien reicher Wüstlinge zu führen, wohin wir eben — wenn wir nicht irren, zum Banquier J. B. — mehrere leichtfertige Theatertänzerinnen in Mänteln gehen sehen. Auch eilen wir an der Wohnung der sogenannten schwedischen Gräfin in der obersten Gasse vorüber, — einer jungen Dame, deren Leichtfertigkeit sprüchwörtlich geworden. Eben so wenig wollen wir uns mit dem Räthsel befassen, wozu wohl die elegante Frau von Steinbach nach Kassel gekommen sei und welches Anliegen sie bei Hofe durchzusetzen beabsichtige.

Wir sehen ohnedies schon, der Zustand bereitet sich vor, den ein Zeitgenosse mit den energischen Worten schildert:

„Die Steuerpflichtigen zahlen nicht mehr, die Beamten erschlaffen, die Soldaten verlieren den Muth, die Minister schlafen ein, der König amüsirt sich, — die ganze Bescheerung geht zum Teufel!"

Und doch hatte diese glänzende Vorderseite noch etwas Bestechendes für Viele; es gab aber noch eine Rückseite, noch eine Nachtseite jener glänzenden Wirthschaft, die einen allgemeinen Unwillen erregte. Wir meinen die geheime Polizei.

(Ein zweiter Artikel: „die geheime Polizei", später.)

Eine schweizer Landesgemeinde.

Brief an den Herausgeber der Gartenlaube vom Dr. A. J. D. H. Temme in Zürich.

Ich war sechs Jahre in der Schweiz und hatte noch keine Landesgemeinde gesehen. So oft war ich gefragt: Sind Sie noch auf keiner Landesgemeinde gewesen? Ich hatte verneinen müssen. So oft ich mich auch danach gesehnt hatte, eine zu besuchen, es war mir nicht gelungen. Wie viele Hindernisse treten Einem meist gerade bei Kleinigkeiten entgegen! Und eine Reise zu der nächsten Landesgemeinde war eine so große Sache nicht.

Da besuchten Sie, mein lieber Keil, mich in diesem Sommer. Und wie wir von Allerlei in der schönen, freien Schweiz sprachen, so sprachen wir auch von den Landesgemeinden, und auch Sie fragten mich, ob ich noch auf keiner gewesen sei, und wunderten sich, daß ich Ihnen nein antworten mußte. Aber erzählen mußte ich Ihnen, was ich davon wußte, und wie wenig ich auch aus eigener Anschauung davon erzählen konnte, es kam doch heraus, in Deutschland wußte man von der Sache fast gar nichts. Sie forderten mich daher dringend auf, die nächste Landesgemeinde in der Schweiz zu besuchen und Ihnen davon für die Leser Ihrer Gartenlaube eine Beschreibung zu geben. Ich versprach es Ihnen.

In Ihrem ersten Briefe nach Ihrer Rückkehr in die Heimath erinnerten Sie mich an mein Versprechen. „Vergessen Sie „„die Hündli"" nicht," schrieben Sie mir.

„Die Hündli!" Ich hatte Ihnen die Geschichte erzählt. Aber die Leser Ihrer Gartenlaube kennen sie nicht, und da Sie denn doch diesen Brief mittheilen wollen, so muß ich sie hier wohl noch einmal erzählen.

Vor einigen Jahren wollten die regierenden Herren des Landes Glarus eine Hundesteuer einführen. Gott weiß, wie sie auf den modernen staatsmännischen Gedanken kamen. Noch verwunderlicher war es, daß die Mehrheit der bedeutenderen Fabrikanten des Cantons — der Canton Glarus gehört zu den verhältnißmäßig gewerbreichsten Cantonen der östlichen Schweiz — für die Sache war. Die Regierung machte daher für die nächste Landesgemeinde die Vorlage, und man war um so gewisser, daß kein Widerspruch erfolgen werde, als außerhalb jener gewerbreichen Orte nur wenige Hunde gehalten wurden, die Steuer auch eine geringe war. Die nächste Landesgemeinde kam. Der regierende Landammann brachte den Antrag vor. Er machte ihn in einem populären Vortrage seinen „lieben Mitlandleuten" plausibel. Er sprach die Hoffnung aus, daß Jeder, der einen Hund zu halten vermöge, auch gern die paar Centimes zu einer Steuer bezahlen werde, die zu wohlthätigen, von ihm näher auseinandergesetzten Zwecken verwendet werden solle.

Es entstand kein Widerspruch. Keine Stimme wurde gegen

Digitized by Google

den Vorschlag laut. Schon wollte der Landammann die Abstimmung vornehmen lassen.

Da erhob sich ganz, ganz hinten auf dem Bretergerüste ein altes, graues, dürres Bäuerlein.

Es hatte sich lange Zeit verwundert umgesehen, ob denn Keiner ein Wort gegen die Sache habe, die ihm nicht gefallen zu wollen schien. Keiner hatte ein Wort unter allen den sieben- bis achttausend Männern rund um den alten Mann. Aber dafür hatte jetzt das alte Männlein kernige und körnige Worte.

„Herr Landammann, meine Herren von der Regierung und meine lieben Mitlandleute," erhob es sich, wie es die Form der Sitte und des Herkommens erheischte. Und es bat die „liebe Landslüt'," daß es seine Meinung über die Sache sagen dürfe. Es sei zwar nur ein „einfältig Hirtenmännli" hinten aus dem Gebirge, und es wisse nicht den hundertsten Theil von allem dem, was die gelehrten Herren im Hauptort Glarus, und all' die reichen und vornehmen Fabrikherrn des Landes in und außer dem Lande gelernt hätten. Aber er habe doch auch so seine Gedanken, auch in dieser Sache, über die „Hündli." Alle jene Herren möchten sich recht viele Hündli halten können, für ihr Plaisir, und die Steuer möge für sie auch eine geringe sein. Das sei aber wohl nicht so für manche andere Leute im Canton. Ihm zum Beispiel sei sein Hündli sein Freund, und einen Freund müsse der Mensch haben. Und er könne seinen Freund nun einmal gar nicht gut entbehren, denn er wohne hinten im einsamen Gebirge, viertausend Fuß hoch und noch höher, und auf eine halbe Stunde rund um ihn herum wohne kein anderer Mensch. Und wenn nun, nach dem Sinne der gelehrten und reichen Herren, die Hundesteuer eingeführt werden solle, die er, als ein armer Hirtenmann, nicht bezahlen könne, so müsse er sein Hündli „wirklich" abschaffen, und er habe da oben in seiner Einsamkeit keinen Freund und keinen Beschützer mehr. Und wie ihm, so ergehe es gewiß manchem seiner braven „Mitlandslüt'". Und — darauf schloß das Männlein — so sei denn seine Meinung an den Herrn Landammann, und an seine hochgeachteten Herren von der Regierung und an seine lieben Mitlandleute:

„Lasset die Hündli leben!"

Und da — ja, die Glarner sind das lebhafteste Völkchen der Deutschen Schweiz — da riefen auf einmal Tausende und Tausende von Stimmen:

„Lasset die Hündli leben!"

Und die regierenden Herren wußten nun schon, bevor sie das „Mehr" aufnehmen ließen, wie es ausfallen werde, und als sie es aufnehmen ließen, fiel ihr Antrag gegen eine große Mehrheit.

Ich habe Ihnen Wort gehalten, lieber Reil. Die erste Landesgemeinde seit Ihrem Hiersein war vorgestern, am Sonntag, den dritten October, im Appenzellerlande, und ich bin hingereist, und habe ihr beigewohnt, und setze mich heute hin, sie Ihnen zu beschreiben.

Theile ich Ihnen dabei zugleich Manches mit, was nicht strenge und nicht unmittelbar zur Sache gehört, so halten Sie und Ihre Leser es ja wohl einem Manne zu gut, der in seinen älteren Tagen noch ein Stück von einem deutschen Professor geworden ist; ein deutscher Professor kann nun einmal nicht wohl anders, als in die einfachste Sache hundert andere Sachen hineinbringen; er nennt das: seinen Gegenstand gründlich nach allen Seiten erschöpfen.

Zuerst lassen Sie mich Ihnen Einiges von meiner Reise erzählen. Es gehört vielleicht mit zur Sache, wenigstens in jenem Sinne des deutschen Professorenthums.

Ich reiste am Sonnabend von Zürich ab. Das Wetter war anfangs zweifelhaft, aber in Herisau, dem Hauptorte von Appenzell-Außerrhoden, wo ich übernachtete, prophezeite man zum folgenden Tage gutes Wetter. Und so traf es ein. Am andern Morgen um sechs Uhr weckte mich Musik. Ich sah zum Fenster hinaus. Der Himmel war klar, auf den Spitzen der Berge rund umher kündigte sich mit goldnem Glanze die Morgensonne an.

Die Musik durchzog bis sieben Uhr den Flecken Herisau; sie war zur Feier des Tages, der Landesgemeinde, des jährlichen wichtigsten politischen Tages im Lande. Es war die Musik des Cadettencorps des Orts.

Des Cadettencorps? fragen Sie und Ihre Leser! Doch nein. Da fällt mir eben ein, daß ja unser Freund Roßmäßler vor einigen Jahren in der Gartenlaube mitgetheilt hat, was Cadetten und Cadettencorps in der Schweiz sind. Vielleicht mache ich Sie und Ihre Leser ein andermal noch näher damit bekannt.

Um sieben Uhr machte ich mich von Herisau auf den Weg nach Hundwyl, wo die Landesgemeinde sich versammelte. Hundwyl ist ein altes, kleines Dorf, starke anderthalb Stunden (Schweizer-Stunden) von Herisau entfernt. Welch' ein schönes Stück der Erde, welch' ein schönes Stück Schweizerland sah ich da!

Die Sonne war goldenklar aufgegangen, wie sie sich angekündigt hatte. Keine Wolke war am Himmel, kein Nebel in der Luft. Nur hin und wieder hatten einzelne feine, schneeweiße Nebelstreifen an den Rand wie Berge sich gelagert, oder in eine Felsschlucht sich zurückgezogen.

In diesem klaren Sonnenmorgen lag das schöne Land da, Berg an Berg, Thal an Thal. Und Alles bedeckt mit den frischesten, grünen Matten. So weit das Auge reichte, grüne Weide, grüne Alpen, bis oben zu den Kämmen und Spitzen der Berge hinan, wo Tannen und Fichten und Birken sich anschlossen. Und wie voll, wie reich, wie üppig waren diese Matten!

Und überall waren sie wie besäet mit den frischen, braunen Bauernhäusern und den grauen Sennhütten. Und überall sah man das schöne, bunte Vieh grasen. Ueberall bis zu jenen mit den Tannen und Birken bedeckten Kämmen und Spitzen der Berge hinan, hörte man das Geläute der Glocken und Glöckchen, die die schönen Thiere trugen. Dazwischen das Geläute der Glocken von den fernen Thürmen der Dörfer, bald in der Tiefe der Thäler, bald von den Höhen der Berge.

Und nun die Menschen! Aus allen den Häusern traten sie heraus, auf allen Wegen und Pfaden, die von den grünen Alpen, durch die üppigen Matten führten, sah man sie herniedersteigen und weiter schreiten. Nur Männer! Die Frauen und Kinder sahen ihnen aus den Häusern nach oder geleiteten sie einige Schritte. Alle waren festlich gekleidet, Alle in stiller, gemessener, feierlicher Haltung. Die Männer gingen zur Landesgemeinde!

Und über dem Allem schien die Sonne so warm und so klar, war der Himmel so heiter, so hell, so frei!

Es war ein wundervoller Sonntagmorgen. So schön habe ich noch keinen in der Schweiz erlebt; noch keinen in meinem Leben. Ach, mußte ich unwillkürlich denken, wärst du doch jetzt erst sechzehn Jahre alt, anstatt beinahe sechzig! Den Sonntag vergäßest du in deinem ganzen Leben nicht, und er thäte dir gut für dein ganzes Leben, noch nach sechzig Jahren! So ein schöner, klarer, sonniger Sonntagmorgen in Gottes freier großer Natur ist etwas werth für das Leben.

Und frei und groß ist Gottes Natur in dem schönen Appenzellerlande. Diese sanft sich windenden Thäler, diese endlosen weichen Matten, diese reichen Alpen bis an die Spitze der Berge hinanreichend; diese hohen Berge, einer immer höher, als der andere, und über ihnen allen hervorragend der Säntis, der Bergriese des Appenzellerlandes! Dann plötzlich ein tiefer Riß durch die Berge, eine breite, weite Furche. Unten tief aus dem Grunde die Spitzen ungeheurer Bäume bis zu unseren Füßen heranreichend. Unter ihnen, an den Wurzeln ihrer Stämme ein helles, hastiges Rauschen. Auf einmal vor uns ein schmaler Steg, unter uns eine breite bedeckte Brücke. Wir sind an einer Schlucht, durch die der Rothbach sich drängt, die Sitter sich mühsam eine Bahn erkämpft, die wilde Urnäsch stolz und trotzig und gewaltsam die hohen Berge, die harten Felsen zerspalten und zerbrochen hat, um im schmalen, finsteren Bette fort und fort ihre grollenden Wellen weiter zu wälzen.

Am schönsten war der Anblick, als wir, nach Zurücklegung stark des halben Weges von Herisau nach Hundwyl eine neue bedeckte Brücke über die Urnäsch überschritten und jenseits auf steilem, manchmal keine zwei Fuß breitem, immer an dem tiefen Abgrunde entlang führendem Felsenpfade jenseits die Höhe des nächsten Bergkammes erreicht hatten.

Auf derselben Höhe mit uns, nur wenig tiefer, lag das Dorf Hundwyl, das Ziel unserer Reise, der diesjährige Versammlungsort der Landesgemeinde.

Rund um das Dorf herum erhoben sich höhere Berge. Wie es zwar eben auf einer Bergeshöhe lag, so lag es so dennoch in einem Kessel von Bergen vor uns.

Und von allen diesen Bergen liefen Pfade herunter nach dem Dorfe zu, und eben diese Pfade konnten wir übersehen. Und alle

Digitized by Google

waren von der Spitze bis zum Grunde mit Menschen bedeckt, die von allen verschiedenen Seiten nach dem Einen Mittelpunkte, dem alten Dorfe Hundwyl, herunterstiegen und zusammenströmten.

Das war auch ein Anblick, den man nie vergessen kann.

Ich erreichte das Dorf, eins der ältesten des Appenzellerlandes. Man sah ihm freilich sein Alter nicht sehr an. Altes und Verfallenes sah man wenigstens gar nicht darin. Die Bauart einiger Häuser schien zwar besonders eigenthümlich zu sein. Aber wenn es mir hier auffiel, so hatte ich wohl nur anderswo nicht so genau darauf geachtet. Die Bauernhäuser in den Schweizer- und besonders Appenzellerdörfern haben überall ihre eigenthümliche alterthümliche Bauart.

Andere Häuser, als die von Holz aufgeführten Bauernhäuser sah man in dem Dorfe nicht. Nur eins der Wirthshäuser war anders, neuer gebaut. Aber selbst das Pfarrhaus unterschied sich von den anderen Bauernhäusern nicht.

Ueberall aber sah man auch in diesem Appenzellerdorfe die Wohlhabenheit. Auch die Kirche zeigte sie. Sie war, mit ihrem Thurme, vor wenigen Jahren reparirt. Sie war so hübsch und freundlich, wie ich selten eine Dorfkirche gesehen habe. In der Evangelischen Schweiz gewiß nicht. Diese reformirten Kirchen, in denen man gar nichts sieht, als kahle, nackte, meist graue Wände und an einer der Wände einen schwarzen Gegenstand, der einer alten Tonne ähnlich sieht und die Kanzel ist, sie sind nicht mehr einfach, sie machen nicht den edlen, oft erhabenen Eindruck der Einfachheit; sie sind traurig einförmig und machen den Eindruck einer Wüste, in der man eben nichts findet, am allerwenigsten Liebe und Erhebung. Für mein Gefühl sind sie einmal so. Können Andere andere, bessere Eindrücke darin empfangen, desto besser.

Der Ort wimmelte schon von Menschen. Alle waren in ihrer festlichsten Sonntagstracht. Das Dorf selbst lag blos in dem Festschmucke des schönsten, klarsten, sonnigsten Herbstsonntagmorgens da. Nicht einmal eine einzige Fahne war zu sehen. Es fiel mir um so mehr auf, als man sonst in der Schweiz bei jeder Gelegenheit Fahnen sieht. In Zürich zum Beispiel findet keine Localfestlichkeit statt, ohne daß jedes Haus und in manchem Hause jedes Fenster seine rothweiße — die eidgenössische Farbe — und blauweiße (die Zürcherische) Fahne aufgesteckt hat.

Daß eine große Versammlung erwartet wurde, zeigten nur besonders eine Menge von Buden, die im Dorfe, namentlich in der Nähe der Kirche und der Wirthshäuser, aufgerichtet waren. Ungeheuer viele Kuchen und Cigarren waren da.

Auch ein Handelsmann mit Volksbüchern und Bildern. Er war aus dem würtembergischen Städtchen Friedrichshafen drüben vom Bodensee herübergekommen. Seine Bude war die am meisten umlagerte. Sie zog — ja, es muß heraus — selbst in diesem alten, schweizerischen, republikanischen, demokratischen Canton, die Leute heran durch die europäischen Potentaten, die stolz und in prächtigen Farben, hoch zu Rosse, an einem Faden neben einander hoch für Alle sichtbar aufgehängt waren. Und hatte der Mann sie so absichtlich sinnreich neben einander aufgerichtet?

Zuerst kam „Ihre Kaiserliche Hoheit, Olga, Kronprinzessin von Würtemberg." Der Mann war ja Würtemberger, und er zeigte, daß der Schwabe eben so galant, wie patriotisch sein kann. Neben ihr hing, wie billig, ihr Gemahl, der Kronprinz von Würtemberg.

Dann kam — nicht der König von Würtemberg. Ach, der ist schon alt, er zählt schon seine 76 Jahre, und — war der Mann auch ein Höfling, der sich, um die untergehende Sonne unbekümmert, nur der aufgehenden zuwendet? Ja, ja, wenn es die Fürsten nur immer wissen wollten, der moderne Patriotismus besteht vielfach nur in solchem — Sonnendienste.

Neben dem Kronprinzen von Würtemberg hing der Kaiser Alexander II. von Rußland. „Unser Schwager" sagten die Berliner früher von seinem Vater, dem Kaiser Nicolaus.

Auf den Kaiser von Rußland folgte der — türkische Sultan, und auf diesen die Königin Victoria von England. Und diese Aufstellung, mein lieber Freund, war äußerst sinnreich und gelungen. Der arme Sultan sah so schrecklich blaß und krank und elend aus, in der Mitte jener beiden Potentaten. Die Königin Victoria sprengte auf ihrem hohen Engländer so stolz auf ihn zu. Er fürchtete sich offenbar vor ihr. Er wollte ihr entfliehen. Er sah noch halb nach ihr zurück, er wollte sein Pferd in Galopp setzen. Da blickt er vor sich, und unmittelbar vor ihm sprengt von der anderen Seite, drohend, den Säbel geschwungen, der russische Kaiser auf ihn ein. Wohin soll der arme Sultan? Hier England, hier Rußland! Er konnte wohl blaß und kläglich aussehen.

Hinter der Königin Victoria kam der Kaiser Napoleon III. Sie hatten einander den Rücken zugedreht.

Dann kam der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Er war der Letzte. Er und der Kaiser Napoleon sahen sich etwas verwundert an.

Aber von den hohen Potentaten wieder zu der Republik, zu der einfachen Bauernrepublik.

Schelten Sie mich, wie Sie wollen, mein lieber Keil; ehe ich zu der Landesgemeinde des Appenzellerlandes komme, muß ich Ihnen doch noch Einiges über Land und Leute von Appenzell sagen.

Das Land Appenzell stand in früheren Zeiten unter der Grundherrschaft des Abtes von St. Gallen. Die Leute in Appenzell wurden von dem Abte behandelt, wie andere Klosterleute. Aber sie hatten früh einen freien, selbstständigen Sinn. Schon im Jahr 1367 standen sie auf gegen den Abt, um eine mildere Behandlung zu verlangen. Sie erhielten diese. Der Abt gab ihnen sogar, was früher nicht geschehen war, einheimische Amtmänner.

Es kam darauf an, den besseren Zustand sich zu sichern. Dazu schlossen sie, unter Vermittelung der ihnen befreundeten Stadt St. Gallen, eine Verbindung mit dem schwäbischen Städtebunde. Hierdurch war ihre Freiheit gesichert. Hieraus entstand auch zuerst ihre Landesgemeinde, die bis auf den heutigen Tag fortgewährt hat.

Nämlich am 22. Mai 1378 empfahl ein Bundestag der Schwäbischen Reichsstädte, zu Ulm versammelt, die Gemeinden, „Lendlin," von Appenzell der besonderen Aufsicht und Fürsorge der zwei benachbarten Städte St. Gallen und Constanz, und beschloß zugleich, daß jene aus ihrer Mitte dreizehn Männer erwählen möchten, welche die gewöhnlichen Steuern und andere gemeine Ausgaben unter sämmtliche Landleute nach Markzahl ihres Vermögens zu vertheilen und dafür zu sorgen hätten, daß dem Bunde die nöthige Hülfe geleistet werde. Diese dreizehn Männer wurden alle Jahre von den zu diesem Zwecke zusammentretenden Gemeinden des Landes gewählt und so entstand die jährliche „Landesgemeinde," und der erste Anfang der noch jetzt in dem Canton bestehenden demokratischen Verfassung.

Fast unmittelbar darauf, seit dem im Jahre 1379 erfolgten Tode des Abtes Georg von St. Gallen erhoben sich nun aber auch fortwährende Uneinigkeiten und Reibungen mit dem Grundherrn, dem Kloster zu St. Gallen, die zuletzt zu einem langwierigen Kriege führten, in welchem auf Seiten der Appenzeller ihre Eidgenossen, darunter auch schon Schwyz, Unterwalden und Glarus, auf Seiten des Klosters aber mehrere mit ihm verbündete Reichsstädte standen. Am 14. Mai 1403 erlitt das Heer des Klosters und dieser Reichsstädte bei Vögelinseck eine schimpfliche Niederlage. Die Reichsstädte verließen darauf den Abt, der sich nun mit dem Herzoge von Oesterreich verbündete. Das hatte neue Bündnisse der Appenzeller mit ihren Nachbarn zur Folge, und so entstand der berühmte „Bund ob dem See" (Bodensee), zur Festhaltung der Freiheit und der volksthümlichen Verfassung auf beiden Seiten des Rheines oberhalb des Sees. Nach der Schlacht am Stoß, 17. Juni 1405, die das Kloster wieder verlor, stand das kleine Appenzell gar an der Spitze dieses Bundes. Im Jahre 1421 kam demnächst auch ein Vergleich mit dem Kloster St. Gallen zu Stande, durch welchen, unter Vorbehalt mancher Rechte des Klosters, das Land Appenzell als ein Freistaat ausdrücklich anerkannt wurde.

Im Jahre 1513 wurde Appenzell, als „dreizehnter Ort", in die schweizerische Eidgenossenschaft aufgenommen.

Das Land hatte nun Freiheit, Friede und Sicherheit. Der Friede sollte ihm bald wieder genommen werden. Die Lehre des Friedens, der Liebe, die so oft gerade von ihren Priestern zu Unfrieden, zu Hader und blutigem Streit mißbrauchte Lehre der christlichen Religion, war die Veranlassung, auch dem friedlichen Lande einen Hader zu bringen, der es für immer, bis auf die gegenwärtige Zeit hinab, getrennt hat. Die neue Lehre Zwingli's drang auch in das Appenzellerland, aber nur in die äußeren Rhoden, die von dem Orte Appenzell entfernteren, äußeren Bezirke des Landes. Die inneren Rhoden, die Bezirke mit und um Appenzell herum, blieben bei dem alten Glauben. Die Glaubensverschiedenheit wurde zum Glaubensstreit; der Glaubensstreit wurde zum

Digitized by Google

Staats-, Volks- und Lebensstreit zwischen Land und Leuten. Von außen wurde der Streit genährt. Endlich kam im September 1597 ein Vergleich zu Stande, freilich ein Vergleich, der nicht vereinigte, sondern zerriß, völlig zerriß. Das Land Appenzell blieb zwar in der Eidgenossenschaft ein Ganzes, Eines. Im Innern aber war es fortan in zwei vollständig geschiedene selbstständige Ländergebiete getrennt, die nichts weiter mit einander gemein hatten, nicht Verfassung, nicht Lasten, nicht Rechte, nicht Behörden, auch nicht Landesgemeinde. Die Trennung wurde als eine so rein confessionelle aufgefaßt und durchgeführt, daß die einzelnen katholischen Leute, die sich noch in Außerrhoden befanden, nach Innerrhoden, dagegen die protestantischen Einwohner der inneren Rhoden nach den äußeren Rhoden ausgetauscht wurden. Nur zwei Klöster, Wonnenstein und Grimmenstein, konnten nicht über die Grenze transportirt werden; man mußte sie in den äußeren Rhoden lassen.

Die Trennung ist, wie gesagt, geblieben. Der jetzige eidgenössische Canton Appenzell, in der Eidgenossenschaft nur Ein Canton, zerfällt in die beiden „Halbcantone" Außerrhoden und Innerrhoden. Dieser ist auch seitdem streng katholisch, jener protestantisch geblieben.

Der Größe nach hat Innerhoden vier Quadratmeilen mit 16,000 Einwohnern, Außerrhoden hat sechs Quadratmeilen mit 44,000 Bewohnern.

Wir haben es hier nur noch mit Außerrhoden zu thun.

Daß es ein schönes Land, das fruchtbarste Weideland ist, habe ich schon gesagt. Aber darum hat es nicht blos Viehzucht, und seine Bewohner sind nicht blos Viehhirten und Käsefabrikanten. Schon seit einer Reihe von Jahren hat ein anderer Gewerbszweig durch das ganze Land sich verbreitet: Baumwollenweberei und Stickerei. Die Appenzeller Stickereien haben sich in der ganzen Welt berühmt gemacht. In jedem Bauernhause sind Weber und Stickerinnen. Die Viehzucht läßt ihnen Zeit genug zu diesen Beschäftigungen. Herisau, der Hauptort des Cantons, ist ein bedeutender Fabrikort geworden. Teufen nicht minder. Auch anderswo im Lande findet man größere Fabriken zerstreut. Die Fabrikherren sind mitunter sehr reiche Leute, Millionäre. Wohlhabenheit sieht man im ganzen Lande.

Auch auf der Landesgemeinde versammelt sich daher nicht blos ein Volk von Bauern und Hirten. Sie sind da; aber mit ihnen sind auch Fabrikanten und Kaufleute da, die nicht nur an Reichthum, sondern auch an Bildung und Kenntnissen Niemandem ihres Standes anderswo nachstehen. Sie haben wieder andere, weitere, selbst gelehrte Bildung in das Land hineingezogen. Ich habe bei Gelegenheit der Landesgemeinde ältere und jüngere Aerzte, junge Rechtsgelehrte kennen gelernt, die auf den schweizerischen, aber auch auf den ersten deutschen Universitäten ihre Studien gemacht hatten und vielfach die Lieblinge der berühmtesten Lehrer geworden waren. In dem Director der Cantonschule zu Herisau fand ich einen tüchtigen Pädagogen, und der Appenzeller Grunholzer, hier in Zürich seit Jahren mein lieber Freund und Miteinwohner, ist der erste Pädagog und populärste Name in der Schweiz.

Was das Land Appenzell geworden ist, das ist es durch sich selbst, einzig und allein durch das Volk geworden, durch seine freie Verfassung. Auch diese Verfassung hat sich das Volk selbst gegeben.

Und wie einfach ist diese Verfassung! Wie einfach die ganze Gesetzgebung des Landes! Ich habe sie hier gedruckt vor mir liegen, die Verfassung und die sämmtlichen Gesetze des Landes. Und was meinen Sie, mein lieber Freund, wie viele Bände es wären?

Ein einziges Bändchen ist es, klein Octav, groß gedruckt, und 140, sage vierhundert und vierzig Seiten stark.

Aber von dieser Verfassung der Appenzeller muß ich Ihnen nun noch Einiges mittheilen, ehe ich Ihnen von der Landesgemeinde am 3. October dieses Jahres erzählen kann. Ich könnte Ihnen sonst von dieser eben nicht viel Verständliches sagen.

In der Schweiz sind jetzt noch vier Cantone, die ihre uralte Verfassung beibehalten haben, und zwar in der Art, daß das gesammte Volk alljährlich zu der Landesgemeinde zusammentritt, um seine Obrigkeit zu wählen, die Verwaltung der abgehenden Obrigkeit zu prüfen und, wenn es nöthig sein sollte, sich neue Gesetze zu geben. Nach dieser rein demokratischen Verfassung werden sie besonderlich „die Schweizerischen Demokratien" genannt. Es sind die Cantone Uri, Unterwalden, Glarus und Appenzell. Ein paar andere Cantone führen gleichfalls noch den Namen. Aber sie haben sich in neuerer Zeit mehr eine Repräsentativverfassung gegeben.

Die anderen Cantone wurden früher bekanntlich durch einzelne privilegirte Städte oder Familien regiert. Jetzt sind aber auch sie sämmtlich demokratisch, sie haben nur keine allgemeine Urversammlung, keine Landesgemeinde. Sie üben Wahlen und Gesetzgebung durch Abgeordnete aus, freilich nicht immer alle Wahlen, wie z. B. in Genf. Die Landesgemeinde bildet also das wesentlichste Kennzeichen jener Demokratien.

In Appenzell-Außerrhoden besteht sie aus allen „Landleuten" (Cantonsbürgern), „die den Religionsunterricht erhalten und das 18. Jahr erreicht haben." Ausgeschlossen sind nur die, „welche ehr- und wehrlos, d. h. unter Scharfrichters Hand gewesen sind." Sie wird alle Jahre gehalten, am letzten Sonntag Aprils, abwechselnd in den Dörfern Hundwyl und Trogen. „Sie ist die oberste Gewalt im Lande; was sie erkennt, soll keine Behörde abändern oder aufheben mögen." Sie wählt alle Landesbeamte; ihr allein kommt es zu, neue Gesetze zu machen und alte abzuändern oder abzuschaffen. Sie ertheilt das „Landrecht" (Staatsbürgerrecht). Die Jahresrechnungen (der Landesverwaltung) werden ihr vorgelegt. Das ist die ordentliche Landesgemeinde.

Es können aber auch außerordentliche Landesgemeinden gehalten werden: „so oft die Obrigkeit es nöthig findet", oder auch, wenn „Landleute sie verlangen". In dem letzteren Falle kann Jeder sich an die Obrigkeit wenden und diese muß entweder dem Antrage entsprechen oder unverzüglich außerordentliche „Kirchhören" (Gemeindeversammlungen) anordnen. „Wenn dann wenigstens zehn Kirchhören dafür sind, so soll die Landesgemeinde außerordentlich versammelt werden, und zwar ebenfalls an einem der beiden Orte, wo die ordentlichen Landesgemeinden stattfinden, jedoch ohne Rücksicht auf diese."

Einer solchen außerordentlichen Landesgemeinde wohnte ich am 3. October in Hundwyl bei.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Ule.

Unter den an Zahl täglich zunehmenden berufsmäßigen Naturforschern muß man zwei Classen unterscheiden. Die Einen haben bei ihrem Forschen nur die Förderung der Wissenschaft an sich im Auge, wobei sie dem sehr verzeihlichen Ehrgeiz huldigen, ihrem Namen in den Annalen der Wissenschaft einen Ehrenplatz zu erringen. Die Andern bestimmen ihr wissenschaftliches Streben nur nach dem Grundsatze, daß vor allen andern die Wissenschaft der Natur Gemeingut Aller sei, und ihr Ehrgeiz ist darauf gerichtet, den Dank des Volkes zu gewinnen, dem sie klare Einblicke in den Naturhaushalt und somit das Verständniß ihrer irdischen Heimathsangehörigkeit eröffneten.

Wer wollte den Rang zwischen beiden Classen abwägen? Beide sind gleicher Ehre werth, die auch beiden von dem Volke bereitwillig zuerkannt wird.

Um so betrübender ist es, daß nicht wenige Naturforscher der erstgenannten Classe mit einer gewissen Geringschätzung auf die anderen herabsehen, und die „Popularisirung" für eine Entweihung der Wissenschaft halten. Einigen Grund zu dieser Anschauung haben Jene darin, daß sich allerdings unter die Zahl der naturwissenschaftlichen Volksschriftsteller mancher Unberufene eingedrängt und bei dem urtheilsunfähigen Publicum wohl gar einen großen Beifall gefunden hat.

Vielleicht mehr noch als hierin finden die strengen Forscher der ersten Classe einen, freilich nicht berechtigten, Grund, die Volksschriftsteller über die Achsel anzusehen, weil diese Letzteren meist nicht selbst forschen, sondern das von ihnen, den strengen Forschern, Erforschte nur weiter verbreiten, indem sie es für das Verständniß des großen Publicums zurichten.

Digitized by Google

Otto Ule.

Bis zu welchem verbissenen Ingrimm dieser naturforscherliche Corps Geist hinreißen kann, beweisen Liebig's Ausdrücke: „Spaziergänger an den Grenzen der Naturwissenschaft," „Kinder an Erkenntniß der Naturgesetze," „Dilettanten," womit derselbe einen Forscher wie Moleschott zu bezeichnen wagte.

Otto Ule, dem Gleichstrebenden, würde es wahrscheinlich gleich ergangen sein, wenn sein Streben das Feld der Chemie näher berührte, denn auch er ist, und zwar noch ausgesprochener, als Moleschott, ein Volksnaturforscher, der allerdings an dem Gebäude der Physik, wo er am liebsten weilt, vielleicht noch keine neue Stufe gelegt, noch ein neues Fenster gebrochen oder gar ein neues Stockwerk aufgesetzt hat. Dennoch geht er mit sicherem Tritt und Schritt dem Volke voran, wenn er es in den weiten Hallen und verschlungenen Gängen dieses Gebäudes herumführt; denn er ist darin vollkommen zu Hause, und mit sicherem Urtheil kann er seinen Begleitern zurufen: „duckt euch, hier sind die Wände nicht taktfest", oder an einer andern Stelle, wo es noch finster ist: „hier wird es bald auch hell werden, das Fenster ist schon ziemlich fertig." Otto Ule könnte bei der Fortführung des großen Baues sich seine Stelle vollberechtigt auswählen, aber — man werde sich nur dessen recht klar — er hat als Volkslehrer dazu keine Zeit, eben so gut wie die vorhin sogenannten strengen Forscher von sich sagen können: „wir haben keine Zeit, an das Volk zu denken; die Ueberwachung unserer Experimente, unserer Beobachtungen, die Aufzeichnung der Ausweise unserer Instrumente — Alles das nimmt uns so in Anspruch, daß wir uns in die gemüthliche Stimmung eines Volksnaturforschers gar nicht versetzen können, gar nicht versetzen dürfen."

Noch einmal, man werde sich nur dessen recht klar, daß der Volksnaturforscher, wenn er mit Hingebung seinem schönen Berufe huldigt, sich und seine ganze Zeit derselben zum Opfer bringen muß. Und in diesem Lichte wollten wir den Lesern der Gartenlaube das Bild Otto Ule's vorführen, als eines Volksnaturforschers im edelsten Sinne des Wortes. Aus alle dem, was er schreibt, leuchtet unverkennbar die ungeschminkte Hingebung an das Bildungsbedürfniß seines Volkes hervor.

Es bedarf der authentischen Unterlagen über Ule's Lebens- und Bildungsgang nicht, denn dieser geht, soweit er hierher gehört, aus seinen Schriften so deutlich von selbst hervor und spitzt sich so klar und bestimmt auf den Beruf des Volkslehrers zu, daß wir in diesem Augenblicke den Mangel solcher Unterlagen kaum empfinden.

Sein erstes Auftreten als Schriftsteller im Jahre 1850 mit seinem dreibändigen Werke „das Weltall", von welchem unseres Wissens jetzt die dritte Auflage unter der Presse ist, zeigte sofort, daß er seinen Beruf als Volkslehrer mit ernster Tiefe auffaßte. Er fügte sich darin nicht dem leider nur noch zu tief in allerlei Volk wurzelnden Gelüste nach angenehm mundender „belehrender Unterhaltung", sondern er verlangte von seinen Lesern den Ernst der Lernbegierde. Und er hat sich nicht verrechnet. Das Buch fand eine glänzende Aufnahme, welche Ule ermuthigte, schon im Jahre darauf in seinem kleineren Buche „Die Natur. Ihre Kräfte, Gesetze und Erscheinungen im Geiste kosmischer Anschauung", noch einen

Digitized by Google

Schritt weiter zu gehen. In diesem gibt er dem Volke nicht blos für seine Naturanschauung ein maßgebendes Gesetzbuch, sondern auch einen Spiegel, von dem er auf der letzten Seite selbst sagt: „hier findet ihr Freiheit und Liebe, Gesetz und Ordnung: hier findet ihr euch selbst wieder."

Um in noch innigeren Verkehr mit den Lesern seiner Schriften zu treten und in weiteren Kreisen belehrend zu wirken, gründete Ule im Jahre 1852 im Verein mit Karl Müller und Roßmäßler die seitdem im besten Fortgange stehende Zeitschrift „Natur". In dieser konnten die Drei mit vielen sich ihnen zugesellenden Gehülfen aus allen Gebieten der Naturwissenschaft ihren Lesern Belehrung bieten, wobei Ule nicht nur Hauptredacteur, sondern auch Hauptmitarbeiter ist, und dabei den ehrlichen Muth gehabt hat, den Verketzerungen seiner Weltanschauung namentlich in dem kritischen Beiblatte entgegenzutreten.

Treu seiner Auffassung von gründlicher Volksbelehrung auf physikalischer Basis gab er 1854 und 1857 die 2 Bände seiner „Physikalischen Bilder im Geiste kosmischer Anschauung" heraus. In diesem Buche ist es Ule meisterlich gelungen, das allgemein herrschende Gesetz der Bewegung in allen seinen Bethätigungen dem Leser klar zu machen und dadurch das große Publicum einzuführen in das weite Entdeckungsgebiet, wo jetzt die berühmtesten Forscher unabläßig beschäftigt sind und für eine nicht mehr ferne Zukunft die wichtigsten Umgestaltungen vorbereiten.

So ist denn Otto Ule nicht einer von den vielen naturwissenschaftlichen Volksschriftstellern, welche als immerhin kundige Ciceronen das Volk doch mehr nur bald hierhin, bald dorthin leichten Schrittes durch die vor ihm ausgebreitete Natur führen; sondern er gleicht mehr einem kundigen Bergführer, welcher durch wohl durchdachte Führung das Interesse und die Kräfte zu steigern und zu concentriren weiß. Wir dürfen hoffen, daß er dem Volke noch lange ein solcher Führer sein werde, denn er ist noch jung und körperlich und geistig frisch. Ule ist uns seit einigen Jahren in zwiefacher Hinsicht immer als das Glied einer Trias erschienen, die er, der Physiker, mit Moleschott dem Physiologen und Strecker dem Chemiker bildet; von drei Schwestern auch durch verwandtschaftliche Bande innig aneinander gefesselt, huldigen die Drei der wissenschaftlichen Trias, welche die Gegenwart bewegt und die Zukunft beherrschen wird. Wir führen dies nicht blos an als gelegentliche Notiz über Ule's äußeres Leben; sondern weil das äußere Leben die Basis des innern ist, so betonen wir es, daß Ule und seine beiden berühmten Schwäger durch ihre Frauen, welche ihre Männer verstehen, in ihrer wissenschaftlichen Einmüthigkeit gewissermaßen in Liebe getragen werden.

Der Panther-Jäger Bombonnel.

Nachdem Jules Gerard durch seine Löwenjagden eine Berühmtheit erlangt hat, wie weiland Nimrod, gibt das Pariser Jagd-Journal von einem Stern zweiter Größe Nachricht, welcher in Algier aufgetaucht ist, und Bombonnel, le Tueur de Panthères genannt wird.

Die Araber von Nord-Afrika unterscheiden zwei verschiedene Arten Panther oder Leoparden, den großen (Dolly) und den kleinen (Berrany). Ersterer fällt nicht selten Menschen an. In neuerer Zeit reisten zwei Einwohner der Stadt Algier von Blidah nach Koleah in einem Planwagen. In dem Gehölz von Mazafran sprang ein Panther bei hellem Tage auf den Wagen, stürzte diesen um, ergriff aber dann, wie auch der Königstiger dies thut, die Flucht, weil er mit dem ersten Sprunge seine Beute nicht erreicht hatte. Ein Araber, Sidi Hamdam, befand sich auf der Schweinsjagd, als ein Panther sich unvermuthet auf ihn stürzte. Er wurde vom Pferde gerissen, und obgleich es ihm glückte, den Panther abzuschlagen, starb er doch bald an den erhaltenen schweren Wunden.

Andere zahlreiche Fälle sind in Algier vorgekommen, daß Menschen von den Panthern getödtet oder schwer verwundet wurden, und man sieht hieraus, daß dieser große Panther nicht ein so feiges Thier ist, wie Gerard dies behauptet. Gerard selbst hatte wenig Gelegenheit, den Muth dieses Thieres aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, er wiederholte nur, was er von den Arabern gehört hatte; diese aber haben eine beinahe übernatürliche Scheu und Ehrfurcht vor dem Löwen, und es ist daher erklärlich, daß sie im Vergleich zu diesem den Panther für feig halten; denn den Muth des Löwen, welcher, auf seine Stärke vertrauend, keinen Feind scheut, hat der Panther allerdings nicht; er springt womöglich nur von hinten oder aus einem Versteck auf seine erwählte Beute. Verwundet ergreift er aber nicht die Flucht, sondern stürzt sich vielmehr wüthend auf seine Feinde.

So wie Gerard sich ausschließlich damit beschäftigte, die Löwen zu verfolgen, so hatte sich Bombonnel die Aufgabe gestellt, die Panther auszurotten. In einem Gebüsch in der Nähe von Bab-Ali, einer wilden Gegend voll Felsen und Schluchten, hatte ein Panther seit einiger Zeit seinen Aufenthalt. In dem kurzen Zeitraum von einigen Wochen wurde ein alter Mann, zwei Knaben und ein kleines Mädchen von dem Raubthiere zerrissen. Der Schrecken, von dem die Bewohner der Umgegend in Folge hiervon ergriffen waren, war nicht gering, und die Feldarbeiten wurden sogar einige Tage unterbrochen.

Bombonnel hatte vergebens das Lager des Raubthieres aufgesucht; er war der Spur desselben bis in die wildesten Gegenden gefolgt, ohne den Panther zu Gesicht zu bekommen; er beschloß daher, sich des Nachts auf den Anstand zu begeben. Zur Kirrung band Bombonnel eine Ziege an, und zwar auf den Rath der Araber eine Ziege mit ihrem erst wenige Wochen alten Lamm. Während er die Ziege an einen zwanzig Schritte von seinem Stande entfernten Pfahl anbinden ließ, behielt er das Junge bei sich. Dies ist ein sicheres Mittel, die alte Ziege zum Schreien zu bewegen, während eine andere des Nachts in der Wildniß aus Furcht vor den Raubthieren keinen Laut von sich geben würde. Bekanntlich sind die Geruchsnerven aller Katzenarten sehr schlecht, sie wittern selbst auf sehr geringe Entfernungen ihre Beute nicht, um so besser aber sind Augen und Gehör.

Der Araber, welcher sich auf diese Weise des Nachts auf den Anstand begibt, erklettert einen Baum, Felsen oder dergleichen, setzt sich also nicht der Gefahr aus, von dem vielleicht verwundeten Raubthier angegriffen zu werden. Nicht so Bombonnel: trotz der Ermahnungen und Warnungen der Araber, wählte er seinen Stand auf dem Boden der Schlucht selbst.

Er befand sich bereits mehrere Stunden auf seinem Posten. Der Mond, der bisher geschienen hatte, verschwand für einige Minuten hinter dichten Wolken, und die hierdurch eingetretene Dunkelheit verhinderte Bombonnel, die nächste Umgebung mit derselben Aufmerksamkeit zu beobachten, als er bisher gethan hatte. Es mochte ungefähr ein Uhr sein. Das Lamm hatte er eben wieder in die Höhe gehoben, um es zum Schreien und hierdurch die Mutter zum Antworten zu bewegen, da vernimmt er plötzlich einen dumpfen schweren Fall, hierauf einen Angstschrei, nur einen, — die Ziege war todt. Er hörte jetzt die Knochen des armen Thieres unter dem zermalmenden Gebiß des Panthers krachen, ohne daß er diesen sehen konnte. Nur mit vieler Mühe gewahrte er in der Dunkelheit eine undeutliche schwarze Masse. Bombonnel selbst stand nicht, sondern saß auf dem Boden; vor ihm befand sich ein zwei Fuß hoher, an seinem obersten Ende mit einer Gabel versehener Pfahl, auf diesem ruhte sein Gewehr. Dreimal brachte er dasselbe an den Backen, um Feuer zu geben, doch er setzte jedesmal wieder ab, weil er in der Dunkelheit die richtige Visirlinie nicht finden konnte, obgleich er die Vorsicht gebraucht hatte, einen Diamant am Ende des Gewehrlaufs zu befestigen. In dieser verhängnißvollen Lage war er kaltblütig genug, die Kugelpatrone aus dem Laufe des Gewehres herauszunehmen, und mit einer Cartouche, welche 24 kleine Posten enthielt, zu laden. Hierauf zielt er noch einmal und gibt Feuer. Alles bleibt still, kein Laut läßt sich vernehmen. Der Panther war, durch Kopf und Herz geschossen, auf der Ziege zusammengebrochen. Dieser erste glückliche Versuch trug viel dazu bei, die Passion für die Pantherjagd in Bombonnel zu vermehren; in allen Duars, welche er besuchte, versprach er denen Belohnungen, welche ihm das Lager oder die Spur eines Panthers nachweisen könnten. In der kurzen Zeit von einigen Monaten erlegte er sechs Stück, und sein Ruhm als Pantherjäger verbreitete sich bald in der ganzen Provinz.

Sehr interessant sind die Beobachtungen, die Bombonnel über das Benehmen der armen Ziegen machte, welche dazu dienen muß-

Digitized by Google

ten, die Panther herbeizulocken. Mit der feinsten Witterung begabt, kündigten sie gewöhnlich die Annäherung des Raubthieres schon lange vorher, ehe dasselbe erschien, durch Unruhe und Zittern an. Eines Nachts machte die vor Furcht zitternde Ziege mehrere vergebliche Anstrengungen, den Strick zu zerreißen, mit welchem sie befestigt war. In der Meinung, es wären nur Schakals, welche in der Nähe herumstrichen, wiederholte Bombonnel sein gewöhnliches Manöver mit der jungen Ziege; er hob dieselbe in die Höhe, um sie zum Schreien zu bringen, damit die Mutter dann ebenfalls laut werden sollte. Doch auf die Klagen des Jungen antwortete die Alte nur mit einem einzigen Tone, einem kurzen, durchdringenden, halblauten Warnungsrufe, und wunderbarer Weise verstand das Junge diesen Warnungsruf der Mutter vollkommen; es wurde plötzlich mäuschenstill. Alle Anstrengungen Bombonnel's, das kleine Thier noch ferner zum Schreien zu bewegen, blieben fruchtlos, es gab keinen Laut mehr von sich; es gehorchte dem Befehle der Mutter, denn ein solcher war der kurze, halblaute Warnungsruf gewesen. Selbst Schläge, welche der ungeduldige Jäger anwendete, um das Kleine zum Schreien zu bewegen, erwiesen sich als fruchtlos. In dieser Verlegenheit weiß Bombonnel kein anderes Mittel, als den Schrei des Jungen selbst nachzuahmen. Da blickt ihn die Alte starr an und, indem sie mit dem Vorderlauf ungeduldig auf den Boden stampft, läßt sie noch einmal jenen kurzen, eigenthümlichen Warnungslaut erschallen, welchen der Jäger bereits vernommen hatte und welcher jetzt deutlich zu sagen schien: „Schweige doch, der Mörder ist in der Nähe;" und wirklich gewahrte Bombonnel in diesem Augenblicke die leuchtenden Augen des Panthers, die gleich zwei glühenden Kohlen sich im Schatten des Gebüsches bewegten. Im nächsten Augenblicke stürzte sich der Panther auf die Ziege und riß sie zu Boden. Eine Kugel in den Kopf streckte ihn auf seine Beute nieder.

Die Jagden Bombonnel's hatten bisher glücklichen Erfolg gehabt. Seine nächstfolgende Pantherjagd hätte ihm jedoch beinahe das Leben gekostet.

„Mein Araber," erzählt er, „hatte mir die Nachricht gebracht, daß ein Panther ein Kameel getödtet habe. Ich reiste sogleich ab und stellte mich auf einem guten Stande des Nachts an. Sechs Nächte harrte ich vergeblich und in der siebenten erschienen drei Panther, ein Weibchen, gefolgt von zwei Liebhabern. Ich ließ meine kleine Ziege schreien, doch die Bestien nahmen keine Notiz davon, sie zogen vorüber. Bald darauf hörte ich, wie die beiden Männchen miteinander kämpften. Während des übrigen Theiles der Nacht sah ich nichts mehr von ihnen.

„Den folgenden Morgen brachte ein Araber die Nachricht, daß ein Panther abermals eine Ziege geraubt habe. Ich folgte sogleich. Einige andere Araber des Duars warteten bereits mit einer Ziege auf mich. Auf dem Platze angekommen, wo ich meinen Stand nehmen wollte, überließ ich es gegen meine Gewohnheit den Arabern, die Ziege anzubinden, ohne mich zu überzeugen, ob sie auch gehörig befestigt sei. Außerdem war ich so nachlässig, mein Jagdmesser, anstatt es neben mir in die Erde zu stoßen, wie ich dies bisher gethan hatte, in meinem Gürtel stecken zu lassen; auch hatte ich mir nicht die Zeit genommen, die Zweige der Sträucher, in denen ich meinen Sitz hatte, da abzubrechen, wo sie meinen Bewegungen hinderlich sein konnten. Als die Araber mich verlassen hatten und ich mich eben mit Abbrechen einiger Zweige beschäftigte, sprang plötzlich der Panther auf die Ziege. Der Mond war noch nicht aufgegangen, ich befand mich in vollkommener Dunkelheit und konnte daher das Raubthier nur sehr undeutlich sehen. Da ich mir fest vorgenommen hatte, niemals eher zu schießen, als bis ich den Kopf des Raubthieres deutlich unterscheiden könne, so beschloß ich, den Mond abzuwarten, welcher bald aufgehen mußte. Ich hoffte, der mit seiner Beute beschäftigte Panther würde mir so viel Zeit lassen. Da gewahrte ich, daß er ganz andere Gedanken hatte; er nahm nämlich die Ziege auf und wollte sich mit ihr entfernen; und zwar schien er das Thier mit einer solchen Leichtigkeit im Rachen zu halten, als wenn eine Katze eine Maus trägt. Bei diesem Anblick vergaß ich alle meine guten Vorsätze, ich gedachte der vielen Nächte, die ich bereits nutzlos auf dem Anstande verbracht hatte, und schlug auf die dunkle Masse an, die sich mehr und mehr entfernte. Ich gab endlich Feuer und der Panther brach zusammen. Unwillkürlich erhob ich mich, in der Absicht, ihm, wenn es nöthig sein sollte, noch eine Kugel zu geben. Doch kaum gewahrte er mich, so wendete er sich wie ein Pfeil mir zu und warf mich nieder. Dieser Angriff geschah so plötzlich und unvermuthet, daß ich den zweiten Lauf gar nicht abschießen konnte.

„In dieser fürchterlichen Lage, der wüthende Panther auf mir, suche ich voll Verzweiflung und Wuth mit der rechten Hand mein Jagdmesser, während ich zugleich den linken Arm wie einen Schild vorhielt, um meinen Hals vor den Bissen und Krallen der wüthenden Bestie zu schützen. Vergebens suche ich mein Messer zu ergreifen, die Falten meines Paletots verhindern mich, es zu fassen. Während der Zeit hatte ich den Hals des Raubthieres mit der linken Hand gepackt, in welche es sogleich seine Zähne einschlug. Nochmals bemühte ich mich, das Messer zu ergreifen, doch wieder vergebens. Nicht mehr fähig, die Bestie mit der linken Hand zurückzuhalten, packt sie mich jetzt am Halse, welcher glücklicherweise durch den Kragen meines Paletots geschützt war. Zweimal beißt sie voll Wuth mir in's Gesicht, meine Knochen krachen, meine Zähne fliegen umher. In dieser schrecklichen Noth strenge ich nochmals alle meine Kräfte an und packe das Raubthier am Halse; es glückt mir, mein Gesicht zu befreien, aber mein Arm wird abermals zerfleischt. Mit fürchterlicher Wuth schnappt der Panther jetzt nach meinem Kopfe; er glaubt ihn mit seinem Gebiß zu zermalmen; glücklicherweise aber ist es nur meine Mütze, welche er hält, und mit welcher er sich, wie mit einer Beute, entfernt, dieselbe wüthend zerreißend. In demselben Augenblicke richte ich mich auf, ergreife endlich mein Messer und folge ihm, um den Kampf fortzusetzen und Rache zu nehmen für meine Wunden, für fünf meiner Zähne, welche auf dem Kampfplatze umherliegen; — da erscheinen die Araber, welche den Schuß gehört hatten. Sie finden mich, mit Wunden und Blut bedeckt, und führen mich nach dem Duar."

Den folgenden Morgen gingen die Araber dem Panther nach, dessen Spur sie aber bald im dichten Gebüsch der Schlucht verloren. Einige Tage später aber fand man ihn verendet und bereits durch Hyänen und Schakals halb verzehrt. Es war dies der achte durch Bombonnel erlegte Panther. Bei dem Kampfe hatte Ersterer vier Wunden in den Kopf, zehn in's Gesicht, acht in den Arm, fünf in die linke Hand erhalten und fünf Zähne verloren.

Nachdem er von diesen größtentheils schweren Wunden geheilt war, meinten die Araber, er würde künftig auf der Pantherjagd einen Sitz auf einem Baume oder dergleichen vorziehen. Doch sie täuschten sich hierin, denn Bombonnel erklärte ihnen, er würde eher der Jagd entsagen, als von einem sichern Versteck aus dem Feinde auflauern.

Blätter und Blüthen.

Der Laubfall. Warum fällt das Laub? Warum fällt es erst im Herbst? Diese Fragen wollen uns beschäftigen.

Um sie uns klar zu machen, müssen wir den Baum, von dessen Laubfall handelt es sich, mit seinen Blättern und Blüthen und Früchten richtig verstehen. Verhalten sich die genannten Theile zu ihrem Stamme und Zweigen etwa ähnlich wie die Gliedmaßen zu dem Leibesstamme eines Säugethieres? Nimmermehr. Es ist überhaupt sehr bedenklich, das Verständniß der Pflanze von einer Vergleichung mit dem Thiere zu entlehnen. Beide haben wohl in dem Wesen der innern Lebensvorgänge Vieles mit einander gemein, aber, um so zu sagen, im ganzen Plane beider liegt ein großer Unterschied. Wir sind geneigt, die Blätter und Blüthen für das Wesentliche des Baumes zu halten, und dennoch sterben dieselben alle Jahre ab, um sich auf dem Jahrhunderte dauernden und jährlich zunehmenden Stamme durch neue zu ersetzen. Eine ähnliche Erscheinung bilden zwar auch die Federn, Haare, Schuppen, Häute vieler Thiere. Aber es kann uns dennoch nicht einfallen, diese unwesentlichen Hautgebilde mit den Blättern und Blüthen zu vergleichen, wenn auch Virgilius die Blätter das Haar des Waldes nennt.

Vielleicht hilft uns die Fortpflanzungsweise eines Baumes zu einem richtigen, wenigstens für unsern Zweck brauchbaren Verständniß der Blätter und Blüthen. Schon oft hat man den Baum mit einem Staate verglichen. Der Stamm, der im nahrungsreichen Boden wurzelt, gleicht gewissermaßen dem vaterländischen Boden, auf welchem nicht in durchgreifenden Abschnitten, sondern in ewiger Verjüngung ein Geschlecht dem andern folgt, und die zunehmende Volkszahl theils durch bessere Bodenbenutzung, theils durch Erweiterung der Landesgrenzen sich Raum schafft. Etwas Aehnliches finden wir am Baume. Die Blätter, die Einwohner des Baumes, bereiten den Stoff, der den Umfang des Stammes vergrößert und

Digitized by Google

die neuen Triebe bildet. Jedes sterbende Blatt hinterläßt dicht neben der Stelle, wo es im Leben stand, eine Knospe, gewissermaßen seinen Nachkommen. Aus ihr entfaltet sich im kommenden Jahre ein neuer Trieb mit neuen Blättern. So lebt also der Baum nicht wie ein Thier als abgeschlossener Leib, der wohl an Masse größer wird, aber keine neuen Glieder gewinnt, sondern wie ein Staat voll wechselnden Lebens, erfüllt mit arbeitenden Bewohnern, wo stets der Neugeborene das Werk des Sterbenden fortsetzt. Ein Pferd erlangt nach einer gewissen Zeit seine Vollendung, wo ihm dann kein Glied mehr nachwächst, wo wir ihm aber auch keins nehmen können, ohne es zu verstümmeln. Wann können wir denn von einem Baume sagen, nun sei er fertig? Wachsen ihm nicht bis zu seinem Tode neue Triebe hinzu? Ebenso können wir einem Baum Aeste abschneiden, ohne ihn wesentlich zu verstümmeln.

Aber der Baumstaat lebt nicht nur als ein sich fort und fort verjüngender und vergrößernder Mutterstaat — er sendet auch Colonisten aus. Das sind die Samen. Sie trennen sich vom Mutterlande und gründen in der Fremde des gedeihenspendenden Erdbodens junge Staaten nach dem Muster des Mutterlandes.

Demnach kann man mit einigem Recht sagen, daß das Blatt gewissermaßen nur ein Bewohner des Baumes ist, auf ihm geboren wird und stirbt. Deshalb kann man auch eine Knospe, die Wiege eines jungen Blättervereins, durch Oculation von einer Stelle an eine andere versetzen, nicht blos von einem Baume auf einen andern seiner Art, sondern in vielen Fällen selbst auf einen blos verwandten, z. B. ein Auge des Apfelbaumes auf ein Quittenbäumchen. Ja man kann zehnerlei Apfelsorten durch Oculation auf Einem Baume vereinigen, die alsdann ihre Eigenthümlichkeiten der Blatt- und Blüthenbildung, der Form und des Geschmackes der Früchte bewahren, obgleich ihnen allen mit einander nur dieselbe Art des Nahrungssaftes aus dem gemeinsamen Wohnstamme zuströmt.

Mit dieser Auffassung des Blattes als eines vorübergehenden Bewohners des mehrere Jahrtausende lebend überdauernden Stammes (ein so hohes Baumalter ist bekanntlich in einigen Fällen erwiesen) müssen wir es im Einklang finden, daß auch seine Anheftung am Zweige es sofort zu erkennen gibt, daß diese Verbindung auf eine baldige Trennung berechnet ist. Die Anheftungsstelle der Blätter finden wir bei allen Baumarten mehr oder weniger deutlich und scharf bezeichnet, und ist dann das Blatt abgefallen, so hinterläßt es am Zweige eine sehr bestimmt gestaltete Spur seines Standes, wie wir im Schnee oder auf weichem lehmigen Boden die Spuren unserer Fußsohlen zurücklassen. Bei den verschiedenen Baumarten sind diese Blattstielnarben, wie man diese Spuren nennt, verschieden und zuweilen sehr auffallend gestaltet, z. B. bei der Eiche, der Wallnuß, dem Ahorn, der Roßkastanie. Es ist also kein gewaltsames Abtrennen, etwa durch die berüchtigten Herbststürme, was den Laubfall verursacht, sondern die Blätter lösen sich freiwillig von ihrer Stelle, wie sich das Pelzchaft leicht von dem Lack löst, sobald dieses kalt und hart geworden ist.

Die meisten Blätter stehen mit einer besonderen, regelmäßig gestalteten Anschwellung des Blattstieles, welche am Kastanienblatt fast pferdehufähnlich ist, auf dem Zweige. So lange das Blatt noch frisch und kräftig ist, können wir es nur gewaltsam abreißen und es wird dann meist von der Rinde des Zweiges ein Stück mit abgerissen. Die Verbindung ist also innig und fest. Aber sie besteht nicht dadurch, daß sich die gestreckten Zellen und die sogenannten Gefäße des Zweiges durch die Verbindungsstelle hindurch bis in den Blattstiel verlängern, so wie sich die Holzzellen eines stärkeren Zweiges unmittelbar in die eines dünneren Seitenzweiges verlängern; sondern die Zellen des Zweiges enden in der Ebene der gewissermaßen vorausbedachten Ablösungsstelle, und fast Zelle um Zelle mit ihnen aneinandertreffend, beginnen im Blattstiele neue. Aber zwischen den Enden der Zweigzellen und den Anfängen der Blattstielzellen findet sich, gewissermaßen als ein verbindender Kitt, eine dünne Schicht eines zarten, kleinzelligen Zellgewebes, welches während des Blattlebens das Blatt fest an seine Stelle bindet. In dieser Zellenschicht müssen wir, da sie das Mittel der Verbindung ist, auch die Ursache des Abfallens suchen. Stoßen wir ein dem Abfallen ganz nahes Blatt von seiner Stelle, wozu im rechten Augenblicke die leiseste Berührung ausreicht, so bemerken wir mit dem Vergrößerungsglas an den nun beiderseits sichtbaren Berührungsflächen eine trockene Zellenschicht, welche am Triebe im folgenden Jahre sich rindenartig in eine dünne Korkschicht verwandelt. Ohne Zweifel ist dies die erwähnte zusammenkittende Schicht, die halb sitzen blieb, halb von dem abfallenden Blatte mitgenommen wurde. An beiden Flächen sehen wir einerseits die Enden, andererseits die Anfänge der Gefäße, die z. B. bei der Eiche einem liegenden ○ gleichen und bei der Roßkastanie einen Halbkreis von fünf oder sieben runden Punkten bilden.

Wir haben also die Ursache des Laubfalles in einem Schwinden, in einem Vertrocknen dieser verbindenden Zellenschicht zu suchen, wodurch sie ihre zusammenkittende Kraft verliert. Mit dem Ende des Blattlebens ersterbt diese Schicht. Das Band löst sich freiwillig.

Aber so ganz einfach ist der Vorgang doch nicht. Büsche von Eichen und Hainbuchen, namentlich Hecken von letzterer Baumart, behalten ihr dürres Laub meist bis zum kommenden Frühjahre, bis die dem Aufspringen ganz nahen Knospen es von sich stoßen. Hier mag eine noch unerforschte Ursache das bereits längst Erstorbene mumienartig an der Stelle des Lebens festhalten und der neueingetretene Saftstrom, der die Knospen schwellt, die endliche Beseitigung einleiten, und hier ist es vielleicht wirklich die beginnende Ausdehnung der Knospe, was die todten Blätter wegstößt. Früher nahm man diesen Grund für den Laubfall überhaupt an. Allein dies war ein Irrthum. Denn die Knospen sind im Spätsommer meist schon lange vor dem Laubfalle fertig. Eben so irrig erwies sich die Annahme, daß das Abfallen des Blattes dadurch bedingt sei, daß der den Sommer über dicker werdende Trieb allmählich die Anheftungsstelle des Blattes ausdehne und dadurch zuletzt das Blatt losdrücke.

Alles bisher Gesagte gilt blos von unseren sommergrünen Laubholzbäumen und von dem einzigen sommergrünen Nadelholz, dem Lärchenbaume, denn bekanntlich fallen dessen Nadeln im Herbst sogar noch früher, als manches Laubholzbaumes Blätter. Die immer- oder wintergrünen Bäume: Fichte, Tanne, Kiefer, Tarus, Wachholder und die in manchen Gegenden Deutschlands gemeine Stechpalme oder Hülse, Ilex aquifolia, ein kleiner Laubholzbaum, sind zwar immer grün, aber sie verlieren dennoch ihre Nadeln und die letztere ihre Blätter, nur nicht in demselben Jahre, wo sie wuchsen; sie verlieren sie auf dieselbe Weise und aus demselben Grunde und an den Zweigen bleiben dieselben regelmäßigen Narben zurück. Im Durchschnitt fallen diese starren Blattgebilde erst im dritten, vierten oder fünften Jahre ab, was trotz der Feinheit derselben den Nadelhölzern doch die dichten Kronen verleiht. An den Laubholzbäumen stehen die Blätter stets nur an den diesjährigen Trieben, an den Nadelhölzern die Nadeln an den ein-, zwei-, drei- bis vier- und fünfjährigen, ja an jungen Tannen findet man zuweilen noch sechs- und siebenjährige Nadeln.

Darin aber liegt noch ein fernerer erheblicher Unterschied zwischen den Blättern und den Nadeln, daß jedes Laubblatt uns in einer Knospe eine Gewähr der nächstjährigen Verjüngung hinterläßt, während die Kiefer streng nur an den Spitzen der Triebe, und Fichte und Tanne außer diesen Endknospen nur noch einige wenige Seitenknospen an den Trieben hervortreibt. Zum Theil aus diesem Grunde hat die völlige Entnadelung fast immer den unausbleiblichen Tod des Baumes zur Folge, während Entlaubung, etwa durch schädliche Insecten, nur in mehrmaliger Wiederholung den Tod bringt.

Aus dem Leben eines Geretteten. Ueber den Brand der „Austria" laufen noch immer Mittheilungen ein, aus denen wir schaudernd erfahren, daß kaum je ein so entsetzliches Ereigniß auf offenem Meere sich zugetragen hat. Mancher der Geretteten verlebte Stunden, deren Schrecken zu schildern kaum möglich ist. Unter den glücklich Zurückgekehrten hatte namentlich der zweite Officier der „Austria", B. Heitmann, Furchtbares zu erdulden, ehe eins der Rettungsboote der „Maurice" ihn fand und aufnahm. Heitmann ward bald nach Entstehung des Feuers, beschäftigt, eins der Boote, dessen Führung ihm zukam, herabzulassen, über Bord gedrängt. Die Angst der Passagiere hatte eine solche Höhe erreicht, daß sie nach der Schilderung dieses Augenzeugen an Raserei grenzte. Es war unmöglich, sie abzuhalten von den Booten, um diese zu lösen und in's Meer zu lassen. Die Mannschaft, deren Geschäft dies war, konnte sich nur mit Gewalt Bahn brechen. Als es dem Genannten endlich gelang, die Taue zu lösen, stürzten sich so Viele auf einmal in das Boot, daß es mit einem gewaltigen Ruck niederglitt. Der Officier war genöthigt, zu folgen, um das Boot zu steuern. Durch die Menge der auf einmal sich hinabstürzenden Menschen aber brach der Boden des Bootes durch, während es fast noch sechs Fuß über dem Wasser hing. Alle darin Befindlichen sanken kopfüber in's Meer, und wahrscheinlich ist kaum Einer dieser Unglücklichen gerettet worden. B. Heitmann, ein gewandter Schwimmer, behielt jedoch seine Geistesgegenwart. Er wußte, daß, gerieth er in's Kielwasser des Dampfers, das ihn zur Schraube fortreißen mußte, er von den Eisenflügeln derselben rettungslos zermalmt wurde. Mit Anstrengung aller Kräfte schwamm er daher in's offene Meer hinaus. So kam er aus dem Bereich des flammend fortsegelnden Kolosses. Aber er trug seine volle Uniform und Stiefeln an den Füßen. An baldige Rettung war nicht zu denken, und schon fühlte er seine Kräfte schwinden! Wollte er sich schwimmend halten, so mußte er sich vor Allem der behindernden Fußbekleidung zu entledigen suchen. Nur mit einem Arme rudernd, unternahm er es, die Stiefeln abzustreifen, ein schweres Stück Arbeit, mit dem er nach langem Mühen doch glücklich zu Stande kam. Nun aber war er ganz erschöpft. Um nicht zu sinken, legte er sich auf den Rücken. Da trafen seltsame Stöße seine Schultern, und die Schnauzen großer Fische wurden dicht neben ihm sichtbar. War unter diesen Ungeheuern der Tiefe vielleicht auch ein gefräßiger Hai? Wer konnte das wissen! So begann denn der Verlassene auf's Neue zu rudern, bis die Kräfte abermals erschöpft waren und er doch wieder seine Zuflucht zu der rettenden Lage auf dem Rücken nehmen mußte. Immer fanden sich dann regelmäßig die stoßenden Fische ein. Diesen gesellten sich aber noch weit gefährlichere Feinde zu. Es waren lang- und spitzschnäblige große Seevögel. Die treibenden Leichname mochten sie angelockt haben, und auch den Lebenden hielten sie für todt. Ihre Schwingen berührten den auf den Wellen Liegenden und ihre Schnäbel konnten sich jede Secunde in seine Augen bohren. So in steter Gefahr schwebend, entweder zu ertrinken oder der Raub eines hungrigen Seefisches oder endlich durch die nicht zu verscheuchenden Vögel seiner Augen beraubt zu werden, schwamm der Gerettete volle sechs Stunden im Ocean umher. Da erst nahete sich das rettende Boot und nahm ihn an Bord. Sechs so verbrachte Stunden wiegen in dem Leben eines Menschen schwerer als Jahrzehnte.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Palmen des Friedens.

Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise.

Dichtungen von Ferdinand Stolle.

Zweite Auflage.

Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt 1 Thaler 10 Neugroschen.

Magazin für Literatur in Leipzig.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 47. 1858.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Rath Braunstein und Familie.

Ein Lebensbild von Ernst Fritze.

(Schluß.)

Diese Epistel übergab sie offen ihrem Vater, als er, etwas angegriffen von der ceremoniellen Scene, aus dem Gerichtslocale nach dem Hotel zurückkam. Mit einer unwiderstehlichen Gebehrde bat sie ihn „um eine kleine, kleine Nachschrift für die Mama", und als er lächelnd zu willfahren versprach, zog sie sich schleunigst in ihr Zimmer zurück.

Kaum hatte sie die Thür hinter sich geschlossen und der neue Herr Vicepräsident etwas widerstrebend die Feder zur Hand genommen, als der Kellner des Hotels ehrerbietig in's Zimmer trat und den „Herrn Appellationsgerichtsassessor Windhagen" meldete.

Frappirt und einen ganz absonderlichen Anlaß zu diesem nicht gewöhnlichen Besuche ahnend, nahm der Vicepräsident den jungen Mann an, der gleich darauf zu ihm eintrat.

Braunstein erkannte ihn sogleich wieder. Er hatte ihn unter dem Personale des Gerichts bemerkt und war einigermaßen bewundernd mehrmals mit seinen Blicken zu ihm zurückgeschweift. Nicht, daß er einer jener schönen Männer gewesen wäre, denen die Mädchenblicke huldigend folgen, aber es lag etwas so Bedeutendes in dem Ausdrucke seiner Augen, in dem kaum bemerkbaren Lächeln seines Mundes, ja selbst in der Haltung des ganzen Körpers, daß er, trotz einiger Unregelmäßigkeiten in den Gesichtszügen, zu den hervorragendsten Männergestalten zählte.

Wie gesagt — der neue Vicepräsident hatte nicht umhin gekonnt, diesen jungen Mann verschiedene Male mit ernstem Wohlgefallen zu beobachten.

Assessor Windhagen schritt dem Präsidenten Braunstein bis zur Mitte des Zimmers entgegen und verneigte sich dann nochmals mit jener Ehrerbietung, die mehr dem eigenen Herzen entstammt, als dem Herkommen gemäß ist.

Braunstein reichte ihm grüßend die Hand entgegen, die der Assessor unter einem Anflug von Erröthen annahm, und sogleich begann: „Der ehrliche Mann, Herr Präsident, wählt stets den geraden Weg! Ihr befremdeter Blick hat mir hinlänglich verrathen, daß Sie es tadeln, mich unter den obwaltenden Umständen noch unter denen zu finden, die künftighin die Ehre haben werden, unter Ihrer Direction zu arbeiten."

Braunstein unterbrach ihn jetzt rasch mit höchster Verwunderung: „Mein Blick? Mein befremdeter Blick? — Herr College — hier waltet wohl ein Irrthum ob."

Der junge Mann hatte aber ziemlich aufgeregt weiter gesprochen: „Ich würde Ihnen unsere Begegnung erspart haben und sogleich bei der Nachricht Ihrer Ernennung zum Präsidenten von hier weggegangen sein, wenn nicht pecuniäre Verhältnisse meinem Vorhaben entgegengestanden hätten. Herr Präsident, ich bin arm, noch unbesoldeter Assessor, und habe meine Existenzmittel bis dahin durch eine bedeutende Remuneration des Justizraths Klemann, dessen rechte Hand in Anwaltsgeschäften ich bin, erworben. Es würde mir unmöglich sein, ohne diese Erwerbung zu leben, und ich kann nicht hoffen, an einem andern Orte, wo ich fremd bin, sogleich eine solche Nebenerwerbsquelle zu finden — deshalb, Herr Präsident, ersuche ich Sie, mir den Aufenthalt für jetzt noch hier zu gestatten oder, wenn Ihnen meine Persönlichkeit ganz zuwider ist, mich auf das Schleunigste mit irgend einem Commissorium zu betrauen, das mich von hier entfernt. Wohin Sie mich senden wollen, ist mir gleich — ich sehe ein, daß selbst die Bergwerke Sibiriens keine zu harte Strafe für meine unverzeihliche und unvorsichtige Offenherzigkeit sein können!"

Voll Erstaunen, aber mit ernster Haltung, hatte Braunstein den jungen Herrn ruhig sprechen lassen, bis dessen Bewegung ihm bekundete, daß er fertig mit seinem Vortrage war. Dann erwiderte er sehr freundlich:

„Es muß hier ein Irrthum obwalten, mein lieber junger College, aber mir ist dieser Irrthum angenehm, weil er mich sogleich mit Ihnen in nähere persönliche Berührung bringt, die für mich ein Vortheil ist."

Der Blick des Assessors bewölkte sich, und sein Auge streifte mißtrauisch über die Mienen seines Vorgesetzten hinweg, die mehr Wohlwollen verriethen, als bloße Höflichkeit.

Der Präsident fuhr fort:

„Ich finde trotz meines Nachdenkens keine Veranlassung, Ihre Entfernung, welche unter den mir vorgelegten Gründen ein Exil sein würde, zu wünschen. Sollte sich unter meinem Vorgänger etwas ereignet haben, was diese Maßregel nöthig macht, so muß ich Sie bitten, Ihre Offenherzigkeit ganz ohne Scheu weiter auszudehnen."

Der Assessor trat einen Schritt zurück und sah ihm fest in's Auge. Es lag Entschlossenheit, aber es lag auch Ironie in dem Ausdrucke, womit er seinen Blick auf ihn fixirte.

„Sie irren, Herr Präsident! Die Angelegenheit zwischen uns ist eine rein persönliche Berührung —"

„Aber mein Gott — ich habe Sie ja noch nie gesehen!"

„Doch aber gewiß von mir gehört?"

Braunstein sann nach. „Wildenhagen — Wild —"

„Nein, Herr Präsident — Windhagen!"

Digitized by Google

„Windhagen? Beim Himmel — nein! Nein, niemals!"

Der Assessor wurde glühend roth — er legte die Hand an die Stirn. „Mein Gott, sollte sie zartsinnig genug gewesen sein, dies schauderhafte Rencontre zu verschweigen? —" flüsterte er betroffen vor sich hin.

„Hat Ihnen Ihr Fräulein Tochter nicht von mir erzählt?" fragte er dann laut mit dem festen Entschlusse, diese fatale Scene sehr rasch zu endigen.

„Meine Tochter?" wiederholte der Präsident sehr aufmerksam, und wie ein Blitz durchfuhr ihn der Gedanke: „Aha — der Jemand!"

„Meine Tochter Hermine?" sagte er nochmals, um nur Zeit zur Antwort zu gewinnen.

„Ihr Fräulein Tochter, Hermine Braunstein, die vor ungefähr sechs Wochen in Volkmersau sich aufhielt —"

„Ganz richtig! Dort waren Sie?" forschte Braunstein, innerlich jubelnd, denn dieser Mann gefiel ihm über alle Maßen, und er gab schon ohne Weiteres sein Jawort, wenn er sich jemals um Herminens Hand bemühen sollte.

„Nur auf acht Tage in der Gegend daselbst —"

„Ei — so will ich meine Tochter benachrichtigen," rief Braunstein schnell einfallend, um fernere Geständnisse zu verhindern.

„Herr Präsident," stammelte der arme Assessor, „Sie wissen nicht! — Hat Ihnen wirklich Ihr Fräulein Tochter nichts von der boshaften Unvorsichtigkeit erzählt, womit ich ein unverbürgtes Gerücht öffentlich mittheilte — ein Gerücht, das eine furchtbar schwere Kränkung für Ihre Frau Gemahlin und für Ihr Fräulein Tochter enthielt?"

Der Präsident Braunstein nahm eine andere Miene an.

„Nicht ein Wort hat sie mir gesagt, lieber College! Sie übertreiben wohl! Weiß meine Tochter, daß Sie hier am Appellationsgerichte arbeiten?"

„Ja! Sie weiß Alles! Sie weiß, daß ich von pecuniären Verhältnissen gezwungen bin, hier zu bleiben! Sie weiß, daß ich sonst längst einen andern Plan ausgeführt haben würde. Ich selbst erzählte ihr dies vorher, ehe ich so unglücklich war, sie zu beleidigen — ich erzählte es ihr in der falschen Voraussetzung, eine Schwester meines Freundes, mit dem ich die Reise nach Volkmersau unternommen hatte, neben mir zu haben."

„So — so! Für Hermine muß Ihre Beleidigung nicht so schrecklich gewesen sein, wie Sie meinen, liebster College," erwiderte Braunstein dann sinnend. „Ich dächte, wir ließen die Sache auf sich beruhen, oder" — er ging so schnell entschlossen nach der Thür des Nebenzimmers, daß der Assessor nicht die geringste Zeit gewann, eine Einwendung zu erheben.

„Hermine," rief er im gütigsten Vatertone. „Ein alter Bekannter."

Das Fräulein erschien ahnungslos auf der Thürschwelle. Ein Blick genügte, um ihre Wangen mit dem brennendsten Rothe zu überziehen, doch schnell gefaßt, trat sie näher und rief:

„Herr Assessor Windhagen! Wer hätte das gedacht!"

„So — so!" dachte der Herr Papa und gefiel sich plötzlich in der Rolle eines schweigsamen Beobachters.

„Daß Sie mich noch hier finden könnten, nachdem es mir bekannt geworden, wer künftighin mein Präsident sein würde," — fügte der junge Mann mit großer Bitterkeit hinzu.

„O — nein, mein Herr!" stammelte das Mädchen, betroffen zu ihrem Vater aufschauend. „Mein Gott — es weiß ja Niemand," sagte sie dann leise, sich sammelnd.

„Sie haben Ihrem Herrn Vater nicht gesagt —"

„Daß Sie ihn für den größten Juristen seiner Zeit halten?" unterbrach ihn Hermine schelmisch. „Nein — wahrhaftig, das habe ich vergessen — will es aber hiermit nachgeholt haben!"

Der Präsident hätte sie gern in die Arme geschlossen für diese zeitgemäße Schelmerei, verschob es jedoch bis zu gelegener Zeit.

„Fräulein Hermine," rief Windhagen in steigender Bewegung. „Sie haben Ihrem Herrn Vater nicht gesagt —"

Mit einer verrätherischen Hast hob Hermine ihren Finger und legte ihn auf ihren Mund.

„Still," rief sie unter sprechenden Angstgebehrden. „O schweigen Sie, bitte, bitte, schweigen Sie!" fügte sie so weich und liebevoll hinzu, daß es einem Kannibalen das Herz gerührt haben würde.

Windhagen ergriff in der Ueberwältigung ihre Hand, und neigte sich eine volle Minute auf dieselbe. Ob er während der Zeit einen Schwur, des Ritters ohne Furcht und Tadel würdig, geleistet hat, können wir nicht verrathen, aber als er sein Auge wieder emporhob zu dem Präsidenten, der tief bewegt neben den beiden jungen Leuten stand, da glänzte es wie Thau im Sonnenscheine.

„Können Sie es begreifen, Herr Präsident" sprach er dabei ganz eintönig und ruhig, „daß die Welt dieses Mädchen hier für unfähig erklärte, den Werth ihres Vaters zu erkennen, und daß die Welt Ihre Tochter in die Reihe herzloser Modenärrinnen geworfen hatte?"

Der Präsident wollte um Alles in der Welt die tragische Seite dieses ersten Begegnisses zu verlöschen suchen, deshalb nahm er seine Tochter unter herzlichem Lachen in die Arme und rief:

„Die Welt hatte Recht, lieber College! Meine Kleine war auf dem besten Wege dazu — sie kehrte zu meinem Erstaunen plötzlich um — und ich glaube jetzt annehmen zu dürfen, daß Ihre Offenherzigkeit gerade rechtzeitig gekommen ist, um sie zu curiren. Schweigen wir von nun an über diesen aufregenden Gegenstand, und rechnen Sie auf meine ewige Dankbarkeit!"

Der Assessor empfahl sich, die Brust erfüllt von einem namenlos freudigen Gefühle, dem sich der Stolz über eine errungene Unabhängigkeit beimischte. Er hatte fest und redlich seiner Pflicht genügt, was nun kam, konnte er ruhig abwarten.

Nach seiner Entfernung nahm der Präsident den Brief Herminens an seine Gattin wieder zur Hand. Die junge Dame hatte sich sogleich sehr eilig und sehr leise wieder in ihr Zimmer zurückgezogen.

„Der Mann gefällt mir," murmelte er, indem er sich anschickte, dem Briefe ein Appendix anzuhängen. „Besonders gefällt es mir, daß er arm ist. Gewinnt er Vertrauen zu mir und Liebe zu meinem Töchterchen, so habe ich nichts dagegen. Für das Nothwendige muß sein Gehalt ausreichen, und für das Entbehrliche sorgt des Vaters Casse. Mir scheint diesem „Jemand" eine große Zukunft verliehen zu sein, was könnte sonst meine Blicke wohl so fesselnd zu ihm gelenkt haben? — warten wir ab, ob sich seine Zauberei auch bei meiner Frau Gemahlin bewährt!"

Ein leichtes, zufriedenes Lächeln stahl sich über seine Mienen, und er setzte sich hin und schrieb:

„Ich grüße Dich, Laurette und trete dem Urtheile unseres Kindes bei, daß Du uns auf unserer Reise hierher überall gefehlt. Besonders hätte es mein Entzücken gewiß gesteigert, wenn ich eine Vertraute bei den Beobachtungen des lieben Mädchens gehabt hätte. Ich bin erstaunt, wie sich ihre herrlichen Gemüthsanlagen überraschend entwickeln! Wir sind seit gestern in unserm neuen Wohnorte — ich seit wenigen Stunden in meinem neuen Wirkungskreise, der mich vollständig aus meinem alten Schlendrian herausschälen wird. Es regt sich in mir bisweilen etwas vom Studenten Eduard Braunstein, der seit dreißig Jahren nur einen Wunsch gehabt hat und zwar den, seine Laurette glücklich zu machen. Ich habe mich vielleicht unklugerweise in den Mitteln dazu vergriffen, allein, wie gesagt — der Student Eduard Braunstein hat Lust, seine Carriere nochmals zu beginnen! Ich grüße Dich, gute Laurette!"

Nach diesem herzensguten Briefe verflossen vierzehn Tage, ohne daß die Frau Präsidentin Braunstein die Gewogenheit hatte, ein Wort darauf zu antworten. Während der Zeit war Manches vorgefallen. Es war eine schöne, sehr hübsch gelegene Wohnung gefunden, durch die Bemühungen des Assessor Windhagen. Es war auch ein Wettstreit zwischen diesem Assessor und dem Präsidenten Braunstein entglommen, das junge Fräulein Hermine gleich einer Fürstin zu verehren und ihr unvergängliche Throne im Herzen zu bauen.

Dann war ebenfalls ein Kampf zwischen dem Fräulein und dem Herrn Assessor ausgebrochen, der jedenfalls mit blutendem Herzen enden mußte, wenn sie sich nicht gegenseitig als großmüthige Feinde beweisen und den leidenschaftlichen Kampf der Herzen dadurch stillen wollten, daß sie auf „Auslieferung der zu erkämpfenden Kleinodien" capitulirten.

Allein dahin waren die jungen Leute noch nicht gelangt. Windhagen ließ nur die brennendheißen Blicke dergestalt spielen, daß Herminens Wangen sich immer stärker unter diesem Feuer rötheten, aber sie wußte dafür ihrem innern neuen Leben so liebliche Worte zu leihen, daß die brennendheißen Blicke bis zum Siedepunkte avancirten und täglich in tragische Redensarten auszubrechen drohten.

Der Präsident wartete der Entwickelung der Dinge mit stoischem Muthe. Daß seine Gattin den Brief der Tochter unbeant-

Digitized by Google

wortet ließ, erfüllte ihn mit einiger Bitterkeit und er kam dadurch in die Lage, zweifelhaft zu sein, ob er zu der gemietheten Wohnung Möbel kaufen solle oder nicht. Daß seine Frau es auf eine Ueberraschung abgesehen haben könne, fiel ihm gar nicht ein; um so angenehmer war sein Erstaunen, als er eines Tages seinen ehemaligen Bedienten aus Blauberg in sein Zimmer treten sah, der ihm die Meldung brachte, daß ein großer Transportwagen mit ihm zugleich auf dem Bahnhofe angelangt sei, und daß die gnädige Frau Präsidentin am nächsten Tage mit dem Courierzuge ebenfalls eintreffen werde.

Jetzt erst fühlte Braunstein im vollen Ernste, daß man nicht dreißig Jahre ein Weib lieben könne, um sie dann ohne Schmerzen von seiner Seite zu entbehren. Eine heilige Freude durchzitterte seine Brust und lockte eine Thräne in sein Auge herauf. Mit einer heiligen Freude betrachtete er den Jubel seines und ihres Kindes, das bei dieser Botschaft hoch auffauchzte und der Zeit Flügel wünschte, die zwischen dem Heute und Morgen lag.

Vater und Tochter entwickelten nun eine staunenswerthe Thätigkeit im Ordnen der neuen Wohnung. Der Assessor Windhagen ward angesteckt von ihrem Eifer. Wie durch überirdische Kräfte befördert, gestaltete sich die Einrichtung in unglaublich kurzer Frist zum vollendeten Ganzen und als der Courierzug am nächsten Tage die Präsidentin Braunstein, zwar etwas ernster, als sonst, aber dennoch gütig und zur Versöhnung sehr geneigt, heranführte, da wurde sie im Triumphe empfangen und in die geschmückten Gemächer geleitet.

Zwischen den Gatten bedurfte es nur eines einzigen festen, versöhnenden Blickes, um diese ganze Störung ihres ehelichen Friedens auf immer zu begraben. Sie hatten erkannt, daß die Bande der Jugendliebe durch die Bande der Gewohnheit ersetzt und unendlich bindender gemacht werden, als man glaubt.

Auf Herminens Seele ruhte noch ein kleiner Druck, der trotz der liebevollen Worte, womit ihre Mutter sie begrüßte, nicht weichen wollte. Sie warf ihn endlich gewaltsam durch die Frage herunter:

„Was macht der Lieutenant von Fahrenhorst, Mama?"

Die Präsidentin lächelte verlegen.

„Er grüßt Euch und läßt Euch seine Verlobung mit seiner Cousine Therese von Fahrenhorst melden, die in wenigen Tagen stattfinden wird." Hermine lachte herzhaft.

„Siehst Du, daß er mich nicht geliebt hat!" rief sie.

„Das kann man doch nicht ganz bestimmt behaupten," meinte die Präsidentin.

„O, Mama, ich behaupte es! denn ich kenne Einen, der sich niemals im ganzen langen Leben verloben würde, wenn ich ihn nicht zum Gatten wählte."

In demselben Augenblicke trat der Präsident rasch in's Zimmer, an seiner Hand den jungen Hausfreund.

„Assessor Windhagen," sprach er, ihn der überraschten Gattin präsentirend.

Hätte die Dame eine Ahnung davon gehabt, daß dieser Assessor Windhagen der „Jemand" sei, welcher einst den Impuls zu den hartnäckigen Widerstrebungen ihrer Tochter gegeben hatte, so würde sie ihn nicht, von seinem wunderbar gewinnenden Wesen frappirt, so zuvorkommend empfangen haben. Allein Dank der Vorsicht Herminens, sie wußte es nicht und gab sich vollständig zwanglos dem Eindrucke hin, den der junge Mann auf sie machte.

Vier Wochen später feierte man im Hause des Präsidenten Braunstein ein brillantes Verlobungsfest. Die Anordnungen dazu gaben den Beweis, daß Dame Braunstein noch immer der Effecthascherei mit Vorliebe huldigte, allein die junge, frische und fröhliche Braut zeigte sich vollkommen curirt. Ihr Ehrgeiz beschränkte sich nicht mehr auf die kleinlichen Triumphe der Eitelkeit, er hatte seine Flügel zu einem mächtigeren Fluge entfaltet, der als Ziel einen unerschütterlichen Thron im Herzen ihres Vaters und ihres zukünftigen Gatten hatte. Vor phantastischen Einbildungen in Bezug auf ein ungestörtes Glück in der Liebe war sie durch das Beispiel ihrer Eltern frühzeitig bewahrt worden, aber sie hatte auch aus dieser Schule der Erfahrung als Resultat die Gewißheit erlangt, „daß eine echte und wahre Liebe den Grundstein zur Veredelung in sich tragen muß." Indem sie die Geistesherrschaft des Mannes als competent anerkannte, machte sie ihr Auftreten auf der Weltbühne abhängig von dem Urtheile desjenigen, den sie liebte, und räumte ihm von vornherein eine maßgebende Obergewalt über ihre innerlichen Regungen ein. Dadurch entging sie auf alle Fälle den Klippen, woran das Eheglück ihrer Eltern beinahe gescheitert war.

Beinahe, sagen wir, denn aus den brandenden Wogen der aufgeregten Gefühlswellen stieg wider alles Vermuthen ein sanftes, stilles Glück empor, das beschwichtigend eine ganze Vergangenheit von zwanzig Jahren mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckte.

Braunstein hatte bei der Katastrophe, die eine Wendung seiner häuslichen Verhältnisse herbeiführte, eingesehen, daß selbst die puppenhafte Geliebte seiner Jugend zu seinem Glücke nothwendig war. Ohne es also nur zu versuchen, die alten fehlerhaften Neigungen seiner Frau zu entfernen, war er geneigt, sie eben so „verputzt" neben sich wieder aufzunehmen, um sie nur nicht ganz entbehren zu müssen. Allein die Frau Präsidentin hatte auch nicht ungestraft die Zeitperiode durchgemacht, welche sie zu isoliren drohte.

In ihrem Innern erzürnt und durchaus entschlossen, ein Leben ohne Mann und Kind zu ertragen, wurde sie mit Erstaunen gewahr, daß nicht ihrer Person die achtungsvolle Auszeichnung galt, mit der sie seither in Blauberg behandelt worden war. Sie begegnete dem Lächeln der Verwunderung, als sie keine Anstalten traf, ihrem Gatten zu folgen, und sie erlitt Kränkungen einer gewissen Zurücksetzung als einzeln stehende Frau, denen sie nimmermehr ausgesetzt zu werden glauben konnte, so lange sie in ihren alten Verhältnissen blieb.

Der Brief ihrer Tochter kam zu rechter Zeit und die Worte ihres Gatten trafen wie Feuerpfeile eine gut vorbereitete Stätte. Sie war nicht so erkältet gegen die schönen Jugendgefühle, die sie zu einer geduldigen Braut gemacht hatten, um nicht in der Verheißung: „der Student Eduard Braunstein hat Lust, seine Carriere nochmals zu beginnen", den süßen Ton alter Liebe zu finden. Und als sie nun wieder an der Brust dieses Eduard Braunstein ruhte, von seinen Armen umschlungen, von seinem innig treuen Blicke begrüßt? Nun, da fühlte sie, daß sie doch recht glücklich sei, wieder neben ihm leben zu dürfen! Sie fand ihn aufmerksamer und gütiger, als sonst; konnte sie ihm nachstehen in der Besserung?

Willenlos und unbewußt ahmte sie endlich ihrer Tochter nach, die sich von Tag zu Tag inniger an den Vater anschloß, und wenn sie auch nicht im Stande war, dem Vergnügen zu entsagen, das die Siege der Eleganz bereiten, so fand sie doch neben diesen Beschäftigungen hinreichend Muße, sich für das Wohlsein ihres erweiterten Familienkreises zu interessiren. Sie lernte es, die Zerstreutheit und Gleichgültigkeit ihres Gatten zu bannen, und als sie erst bemerkte, daß er für die Gemüthlichkeit eines Familienzirkels „immer Zeit" hatte, da begann sie das Unrecht ihrer früheren Anforderungen einzusehen.

Die vorrückende Zeit mit der unausbleiblichen Großmutterwürde wird das Werk der Besserung hoffentlich vollenden.

Kind und Kindeskind.

Auch eine Dorfgeschichte von H. Nordheim.

Am Donnerstag ist Holztag; die Nachbarn und auch die Armen gehen in's Gemeindeholz und in die königliche Waldung, die dran stößt, um dürres Holz zusammen zu lesen oder von den Bäumen zu brechen. — Es zieht vom frühen Morgen an hinaus, und man hört es im ganzen Wald knacken und hauen. Die Reiser müssen auch da sein, daß kein Frevel am grünen Holz geschieht.

Die beiden Enkelkinder der Magdalene Arnold, die schon seit Jahren an Händen und Füßen durch die Gicht gelähmt ist, sind auch im Wald, weil sie keinen Stecken Holz mehr haben. Es ist zwölf Uhr, sie sitzen neben einander auf einer starken Welle, die ihnen gehört, und verzehren ihr Brod.

Die Marie ist siebenzehn, der Karl funfzehn Jahre alt; beide sind ärmlich, aber reinlich gekleidet. Der Karl hat ein offenes, frisches Gesicht, dunkle Haare und Augen, und es liegt was Trotziges in seinem ganzen Wesen. Die Marie ist ein schönes Mädchen; sie hat große blaue Augen und ein feines, helles Gesicht. Ihre

Digitized by Google

braunen Haare sind so lang und dick, daß sie früh schier nicht damit fertig werden kann, aber sie sind doch wie ein Spiegel so glatt. Sie hat nicht den trotzigen Ausdruck des Bruders, sie ist sanft und gefällig, aber ein resolutes Mädchen ist sie auch, wenn's gilt. Beide haben in ihrer Art was die Weißbacher „fürnehm" nennen. Sie sagen: „Man säh' doch gleich, wo sie her wären."

Die alte Magdalene war aus Weißbach gebürtig, die Tochter vom Kreiser, und weil sie als Kind schon was Anstelliges und ihre Mutter früh verloren hatte, wurde sie immer auf's Schloß zur kleinen „Freilen" geholt. Sie kriegte auch Unterricht mit ihr, weil es hieß, es lernte sich besser zu Zweien, und wie sie größer wurde, lernte sie bei der Kammerfrau Nähen und Kleidermachen, Waschen und Bügeln. Sie war in Allem geschickt und das Freilen Josephe und sie hatten sich immer gern. Wie sie alle Zwei achtzehn Jahre alt geworden waren, hieß es, das Freilen Josephe machte bald Hochzeit; und so war's. Der junge Herr von Walden war der Freund von ihrem Bruder, dem jungen Herrn von Weißbach, und als Student in den Ferien mit nach Weißbach gekommen. Da hatte ihm das Freilen Josephe so gut gefallen, daß er sie nimmer hatte vergessen können, obgleich sie erst funfzehn Jahre alt war; und wie er ausstudirt hatte, war kein Haltens mehr. Es war auch nicht nöthig, denn sein Vater war der reichste Mann in Franken, hatte Güter und Capitalien die schwere Meng' und nichts gegen die Heirath. Es wurde also richtig gemacht, und wie der Bräutigam kam, war ein Jubel ohne Ende.

Schön war es von der Freilen Josephe, daß sie mitten in der Freude doch immer auch an die Magdalene dachte, und ihr Erstes war, daß sie verlangte, sie müßte mit ihr ziehen. Sie sollte gar nicht wie die andern Dienstboten, sondern mehr wie eine Haushälterin gehalten werden, und der jungen Frau mit Hülfe an die Hand gehen. Dem Bräutigam, das kann man sich denken, war Alles recht, und so wurde es ausgemacht, daß die Magdalene mit zöge. Es war noch Einem nicht einerlei, sondern von Grund aus recht, daß sie mit ging, und das war der Jäger vom Herrn von Walden; der stand zu seinem Herrn bald so, wie die Magdalene zur Braut, und hatte schon, wie er das erste Mal dagewesen war, ein Aug' auf sie geworfen. Er war in seiner Art eben so brav wie sie in ihrer, und zwischen ihr und dem Arnold war's bald richtig. Die Herrschaft hatte nichts dagegen und versprach, wenn ein paar Jahre hin wären, sollte der Arnold eine gute Stelle als Förster bekommen.

Die Hochzeit wurde gehalten und die jungen Eheleute mit Arnold und der Magdalene zogen ihrer neuen Heimath zu. Es war ein Glück, daß der Himmel nur so voll Geigen hing, und die Frau von Walden dankte dem lieben Gott alle Tage, nicht nur, daß er ihr einen so guten braven Mann gegeben, sondern auch, daß sie an der Magdalene so einen Schatz mit in's Haus bekommen hatte. Sie war Alles in Allem, das machte, sie sah das Eigenthum der Herrschaft wie das ihrige an. Gerade so machte es auch der Arnold.

Die Magdalene war bildschön und Mancher, der in's Haus kam, Winters in der Stadt, Sommerszeiten auf dem Gute, klemmte seine gläsernen Gucker scharf in die Augen, um nach ihr hin zu schielen, und reckte sich um ein paar Zoll mehr, wenn er an ihr vorbei ging; aber die Müh' hätte er sich ersparen können, denn die Magdalene hatte ihren Arnold und er sie mit jedem Tage lieber, und so eine rechte Liebe bewahrt vor Allem, was unrecht ist oder Gefahr bringt. Beide hingen ebenso an ihrer Herrschaft, wie aneinander, und meinten, es gäb' keine mehr so weit und breit.

Im ersten Jahre kam ein kleiner Baron an, der Max geheißen wurde, und es war eine arge Freude im ganzen Haus. Im zweiten Jahre kam ein Töchterchen, das hieß man Marie, und wie drei Jahre um waren, wurde eine Försterstelle in Gleichenberg frei, die dem Arnold schon lang versprochen war. Es wurde ihm und der Magdalene freilich sauer, die Herrschaft zu verlassen, aber sie hatte treulich gedient, und jedes denkt doch gern einmal an den eigenen Heerd, jeder ist sich endlich doch einmal selbst der Nächste. Sie zogen nach Gleichenberg.

Die Magdalene war von Kindesbeinen an gut gewöhnt gewesen, darum hielt sie auf sich und Alles, was um sie her war; das wird nicht schwer, wenn's Einem nie knapp gegangen ist. Sie hielt aber nicht nur auf Ordnung, es mußte auch Alles nach was aussehen. Sie hatten gar manches schöne Stück zusammengetragen, und die Herrschaft hatte sie auch noch reichlich ausgestattet. Da sah's freilich in der Försterei ganz anders aus, wie in irgend einem andern Haus von ihres Gleichen. Die Leute sagten: In der Försterei spiegelte sich Alles.

Gleichenberg, wo sie wohnten, war nur eine Stunde von Waldenberg, wo die Herrschaft sich Sommers aufhielt, und da hatten Försters oft vornehmen Zuspruch von dort her. Die Leute im Dorfe meinten, sie trieben's doch selber zu fürnehm, und sie würden's schon nicht lang so treiben. — Der Arnold kriegte manchmal eine spitzige Rede zu hören und er sagte es der Magdalene wieder, sie lachte aber und sagte: „Das ist der pure blanke Neid." Und wenn die Leute scheel dazu sahen, daß sie Werkeltags weiße Strümpfe und weiße Fürtücher statt blauer und keine Kappe trug, sondern in bloßem Kopfe ging, so setzte sie erst einen rechten Trumpf-Daus drauf und that's. Sie legte auch jeden Sonntag Mittag ein reines weißes Tischtuch auf und wenn's dunkel wurde, stand ein gezogenes Licht statt der Lampe auf dem Tisch. Die Leute hätten sich an Alles gewöhnt, aber daß sie in die Kirche ohne Mantel, mit dem Shawl und Handschuhen ging, das konnten sie ihr nicht vergessen.

Die Magdalene sollte bald in's Kindbett kommen, und da sagten die Leute: „Nun wird's ihr schon vergehen; wenn erst ein Kind da ist, gibt's mehr zu thun, als Staat zu machen."

Das Kind kam und war ein Mädchen. Die gnädige Frau stand zu Gevatter und hatte schon vorher einen ganzen Koffer voll Sachen, lauter Abgelegtes von der kleinen Freilen geschickt. Die Förstern richtete aber Alles her, daß es aussah, wie nagelneu; das verstand sie perfect, und das kleine Josephechen sah aus wie ein Prinz.

Die Magdalene ließ sich nicht irre machen, und in ihrem Haus sah's ein Mal so blank aus, wie's andre Mal. Das Josephechen mußte immer etwas Apartiges an sich haben. Der Arnold konnte nicht genug sagen, wie fleißig seine Frau wäre, und weil's gar nicht rücklings, sondern eher vorwärts mit ihnen ging, so mußten die Leute still sein.

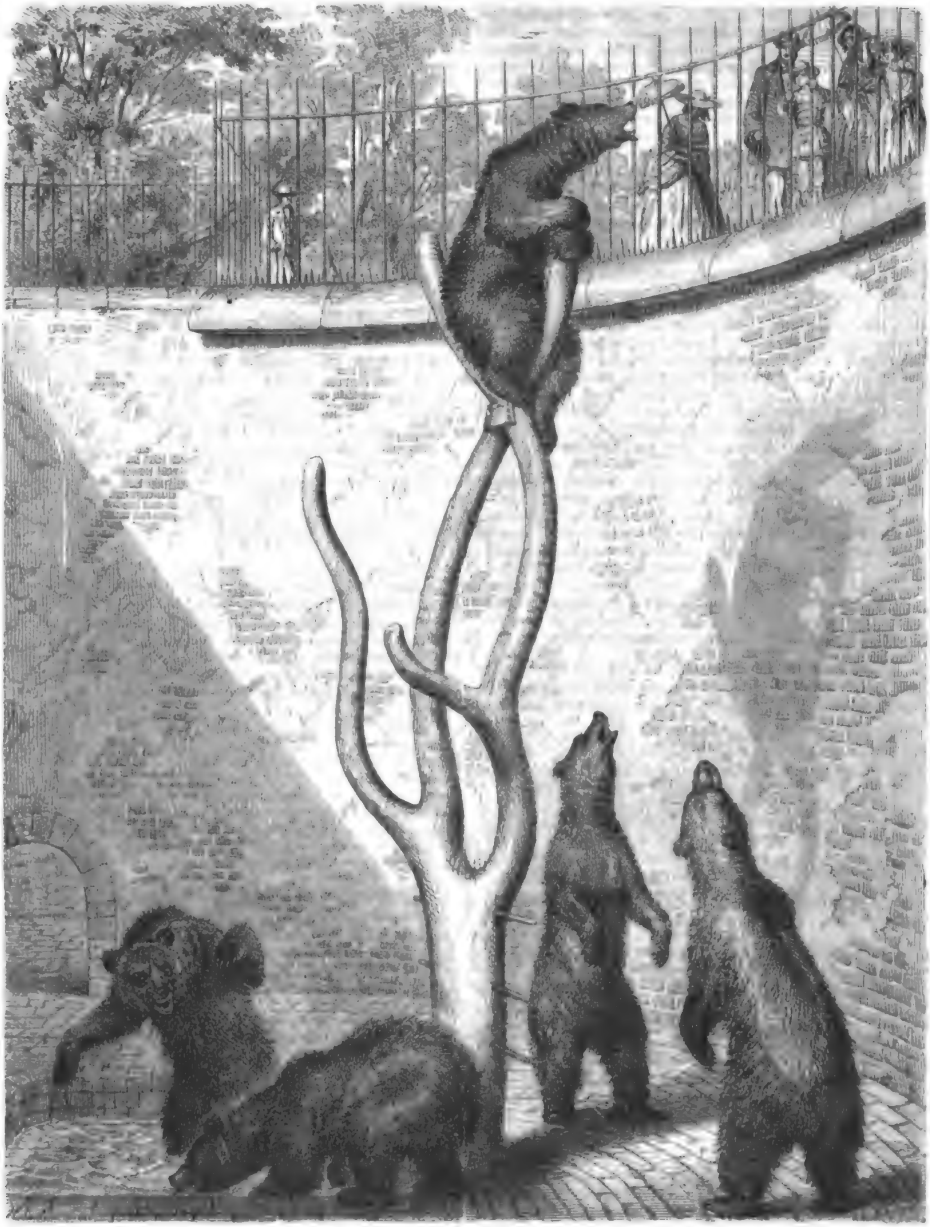
Ueber Eins schwieg aber der Arnold selber nicht. Wie die Josephe größer wurde, hielt's die Mutter wohl auch tüchtig zur Arbeit an, aber sie erzählte ihr immer dabei, wie schön 's bei den „fürnehmen Leuten" wär', und die fürnehmen Leute machten Alles anders und Alles viel schöner und besser, wie sie's machten, und wenn sie groß wäre, sollte sie auch als Kammerjungfer zu ihrer Frau Pathe oder zur Freilen Marie kommen. Da mußte das Josephechen nur immer dran denken, wie sie Alles recht fürnehm wollte machen, und wenn sie einen Eimer Wasser holte, so dachte sie, ob die fürnehmen Leute den Eimer wohl auch so hielten, wie sie ihn hielt. Da drüber fing der Arnold an zu brummen und war auch gar nicht der Meinung, daß seine Josephe Kammerjungfer würde. Wie hoch hinauf die andern Leute mit den Achseln zucken, davon wollen wir gar nicht reden, denn man hätte viel zu thun, wenn man allemal hinqucken wollte, wo Eins über's Andre die Achseln zuckt. Die Mutter stellte dem Vater, wenn er brummte, dann allemal vor, wie gut es ihr im Haus ihrer Herrschaft ergangen sei, und er wäre doch auch als Hausfrau mit ihr zufrieden; aber der Förster sagte es ihr gerade heraus, wenn sie ihn nicht immer an der Seite gehabt hätte, könne man gar nicht wissen, wie's gegangen wäre, wenigstens wäre sie gewiß nicht frei von Anfechtungen geblieben. (Schluß folgt.)

Ein Besuch im zoologischen Garten zu Berlin.

(Erster Artikel.)

Nach Berlin reist man bekanntlich nicht seiner Gegend wegen, es müßte denn in sehr melancholischer Stimmung sein, sondern es sind die Sammlungen und Werke der Kunst und Wissenschaft, welche die Besucher zur Metropole der Intelligenz hinziehen. Es ist in dieser Beziehung während der letzten Jahrzehnte Außerordentliches dort geleistet worden.

Digitized by Google



Die Bärengrube im zoologischen Garten zu Berlin.

Digitized by Google

Der zoologische Garten, am Ende des stauberfüllten, gleichwohl aber von jedem Vollblut-Berliner innig verehrten „Thiergartens" gelegen, gehört unter die Sammlungen, welche selbst von denen, die nur wenige Tage an einen Berliner Aufenthalt wenden können, gewiß besucht werden. Er bildet einen umschlossenen, von hübschen Gartenanlagen verzierten Hain, welcher in allen Richtungen von Wegen durchkreuzt ist, an denen in kleinen Entfernungen die einzelnen Gehege und Behälter der verschiedenen Thiere sich befinden. Man macht somit von Einem zum Andern gehend einen angenehmen Spaziergang, und da nach jedem Gesehenen der Weg zum Folgenden eine kleine Erholung gewährt, so hat man den Vortheil, nicht zu schnell zu ermüden, was bei der beträchtlichen Anzahl der Thiere sonst leicht der Fall wäre.

Freilich Mancher, der die stehenden Menagerien von London, Paris, Amsterdam und wohl auch Schönbrunn gesehen hat, geht vielleicht achselzuckend wieder heraus.

Aber wenn auch die kaiserliche Menagerie zu Schönbrunn, die der Schreiber dieses auch gesehen, großartiger erscheint wegen ihrer reichen Anzahl von imponirenden Thieren, so ist doch jedenfalls der Berliner zoologische Garten viel unterrichtender, also bildender, und das soll der wahre Zweck eines für das Publicum bestimmten Institutes sein. Er ist unterrichtender, weil man, so weit es überhaupt die Verhältnisse zulassen, fast immer die hauptsächlichsten Gattungen aus den drei obersten Thierclassen vertreten findet und weil diese Vertretung wo möglich auch mit durch unsere inländischen Thiere geschieht. Wie viele Besucher, denen Löwe und Tiger abgedroschen vorkamen, haben z. B. dort zum ersten Male Dachs, Fuchs, Hirsch, Reh, Eber, Reiher, Kranich u. dgl. lebend in der Nähe gesehen, denn alle diese Thiere werden von den Besitzern reisender Menagerien verschmäht, weil sie den großen Haufen nicht locken, es müßte denn sein, daß, wie dies z. B. schon Jahre lang in einem reisenden „Thiermuseum" geschah, unser heimischer Dachs, der biedere Grimbart, als afrikanischer Honigdachs vorgestellt ward. Dieser Schwindel ist indeß eben nur mit wenigen unserer einheimischen Thiere zu riskiren.

Versuchen wir nun in Folgendem, denen, die das Institut noch nicht kennen, eine kurze, vielleicht zum Besuch anregende Schilderung, denen, die es besucht haben, eine kleine Erinnerung zu geben.

Das Eintrittsgeld von 5 Sgr, (2½, wenn wir Handwerksbursch, Soldat oder dgl. sind) ist bezahlt, und das Geschrei und Gekreisch der gleich am Eingang sichtbaren Papageien, welches unparteiisch einen Jeden empfängt, schallt auch uns entgegen. Bei ihnen — vorüber denn wer hat nicht rothe und blaue Aras, gelb- und rothgehaubte Kakadus gesehen? — folgen wir der ersten, als Wegweiser sich zeigenden, auf einer Tafel gemalten Pfeilspitze, wie sie durchweg im ganzen Garten den zu verfolgenden Weg bezeichnen, so daß man sicher ist, sich höchstens zweimal zu verirren, wenn man ihnen folgt.

Ein schwerwandelndes Thier mit gewaltigem Geweih schreitet in seinem Gehege einher. Wie gemästet tritt es uns entgegen in seiner feisten Fülle, und wenn der Wapiti- oder Riesenhirsch aus Canada, denn ein solcher ist es, in seiner heimathlichen Freiheit dieselbe Feistigkeit erreicht, so mag er wohl mehr Kraft, schwerlich aber dieselbe Flüchtigkeit entwickeln, wie unser einheimischer Edelhirsch. Die Last seines mächtigen, wohl vierzehnendigen Geweihes trägt er nur mit gesenktem Haupte, und gleichwohl macht sein ganzer Anblick den Eindruck einer imponirenden Kraft. Dieser Hirsch war früher mit einem andern von gleicher Größe zusammen in einem Gehege, derselbe wurde aber verkauft, und so hat der Zurückgebliebene Jahre lang ein einsames Leben geführt, bis ihm kürzlich als Gefährtinnen zwei Hirschkühe derselben Art beigesellt worden sind; mochte aber die Jahreszeit für ihn noch nicht gekommen sein, oder war er durch Noth ein unverbesserlicher Junggesell geworden, genug, er nimmt jetzt keine Notiz von ihnen.

Das unaufhörliche Gekreisch und Gequiek aus dem nebenanstehenden Haus bezeichnet uns dasselbe, noch ehe wir die Urheber sehen, als das Affenhaus, einen der wichtigsten Anziehungspunkte des ganzen Gartens. Und in der That, selbst wer das Treiben dieser Gauner hundertmal gesehen, wer sich vorgenommen, gar nicht hinzusehen, wird doch, ist er einmal dort, unwillkürlich ihnen einige Blicke zuwenden, und wohl schwerlich ein Lächeln unterdrücken können. Es ist daher die dort aufgehängte Tafel, auf welcher vor Taschendieben gewarnt wird, nirgends so am Platze, wie hier, wo das Publicum über der Aufmerksamkeit auf das stets wechselnde Schauspiel vor sich leicht die nöthige Vorsicht vergessen kann.

Nur einige Minuten braucht man sich am Affenhaus aufzuhalten, um fast immer Zeuge komischer Scenen zu sein. Das eine Mal herrscht vielleicht allgemeiner Hader und Flucht der schwächern Partei, oft erregt auch nur ein Einzelner durch arrogantes Benehmen das Mißfallen der Andern, und rächt sich dafür, wenn er sich fühlt, durch entschiedenes Mißhandeln derer, welche er erreicht. Spaßhaft ist es, wenn ein Langgeschwänzter an dem verlängerten Theile seines werthen Ichs erfaßt und erbarmungslos daran herumgezerrt wird; er hat oft Ursache genug, die Verzierung hinwegzuwünschen. Freilich gibt es auch Scenen, die besser hinter den Coulissen vor sich gingen. Eine indeß, welche auch das Licht des Tages nicht zu scheuen hat, wird dem, der sie gesehen, nicht leicht aus dem Gedächtniß entschwinden. Wenn die Mittagshitze am höchsten gestiegen, und allgemeiner Waffenstillstand die Folge davon ist, sitzt oft die ganze zahlreiche Gesellschaft in Gruppen zu Zweien und Dreien auf dem Boden vertheilt, und Alle sind emsig beschäftigt, gegenseitig die wahre Bedeutung der vier Buchstaben L, a, u, s aufzufinden. Der Ernst und die Sachkenntniß, welche dabei entwickelt werden, können der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht angemessener sein, und hat schon eine einzige solche Gruppe viel Komisches, so ist der Anblick dieses ganzen Vereins in der That höchst lachenerregend.

Gewiß ist es, nicht das Ebenbild, sondern die furchtbarste Caricatur des Menschen bleibt der Affe!

Verlassen wir endlich das Affenhaus, was Manchem schwer genug wird, so werfen wir noch vorher einen Blick auf die Schildkröten, welche auf einem runden, durch Korbwerk umschlossenen Grasplatz sich bewegen, und an der Innenseite ihrer Gefängnißwand durch fortwährendes Herumgehen sich einen Pfad ausgetreten haben, den sie nun beschreiten können, ohne je umkehren zu müssen, ein Vortheil, der bei dem vorauszusetzenden Begriffsvermögen einer Schildkröte dem Zustande der Freiheit ziemlich nahe kommen muß.

Länger halten wir uns in dem Häuschen des Kaimans oder südamerikanischen Krokodils auf, welcher indeß fast stets in seinem Wasserbehältniß liegt, und nur ausnahmsweise auf dem Sandboden nebenan zu sehen ist. Sieht man ihn aber dann die wenigen Schritte thun, welche der enge Raum zuläßt, so schleift er keineswegs den Bauch am Boden, wie man aus der Stellung beim ruhigen Liegen zu schließen geneigt sein könnte, sondern er bewegt die kurzen Beine in ziemlich senkrechter Richtung und viel gelenkiger, als die langsame Schildkröte.

Es ist dies überhaupt einer der vielen Vortheile, welchen die zoologischen Gärten vor den wandernden Menagerien voraus haben, daß man fast in allen Fällen die Thiere in ihrer eigenthümlichen Bewegungsart beobachten kann, denn bei letztern ist wegen der stets gebotenen Raumersparniß die Möglichkeit derselben fast nie gegeben. Der besprochene Kaiman ist übrigens sechs Fuß lang, also schon von respectabler Größe.

Der Vortheil einer frei gewährten Bewegung tritt auch bei dem zunächst sich präsentirenden Kasuar, welcher neben zwei neuholländischen Straußen logirt, in helles Licht. Von letzteren ist leider der eine lahm, und auch dem andern fehlt die Lebendigkeit, wie man sie bei Rennvögeln gern vorausgesetzt. Dagegen erstaunt man über die gewaltigen und dröhnenden Schritte, mit welchen der Kasuar nach einem hingeworfenen Brocken sich stürzt, er ist voller Leben und voller — Freßgier. Gewiß erfordern auch seine gewaltigen Beine, die mit ihrer langen Innenkralle eine mächtige Waffe abgeben müssen, einen lebhaften Stoffwechsel. Ueberhaupt ist er ein stattlicher Gesell, mit seinem pechschwarzen, fast haarartigen Kleide, seinem prachtvoll blauen Halsbehänge mit den beiden rothen Läppchen unten dran und dem festen Helm auf seinem Kopf. Das herrliche Braun seiner glänzenden Augen leuchtet stets im feurigen Glanze und die nickende Bewegung seines Halses läßt in der Sonne dessen

Digitized by Google

schönes Blau in stets wechselnder Beleuchtung erscheinen. Es soll übrigens seit Kurzem auf der Insel Neu-Guinea eine neue Kasuar Art entdeckt worden sein, welcher der englische Naturforscher Owen nach der eingesandten Beschreibung und Abbildung auch schon den Namen gegeben hat. Bestätigt sich die Entdeckung und ist sie nicht eine von denen, die sich zuletzt in ein längst bekanntes Thier auflösen, so wäre dies wieder ein Beweis, daß selbst von den großen in's Auge fallenden Naturformen noch Manches dem Forscherauge der gelehrten Reisenden zu entgehen im Stande ist. Dasselbe beweist auch die erst in diesem Jahrhundert erfolgte Entdeckung des indischen Tapirs, der doch in dem den Holländern längst zugänglichen Sumatra lebt.

Blos im Vorübergehen betrachten wir ein kleines mit Baumrinde bekleidetes Eulenhäuschen, blos das Häuschen, denn den darin wohnenden Eulen zu Gefallen ist die Dunkelheit darin so groß, daß man z. B. blos eine Ahnung von der Schönheit bekommt, welche die Schleiereule unter ihres Gleichen auszeichnen soll.

Nicht weit davon ist ein Wasser, welches bald als schmaler Graben, bald mehr als Teich in viel veränderter Richtung den ganzen Garten langsam durchfließt und in zwei Hälften theilt. Es berührt die Aufenthaltsorte der vorzugsweise das Wasser liebenden Thiere und ist, wo nöthig, überbrückt.

Gleich hier an der ersten Brücke rechts befand sich früher ein amerikanischer Tapir, den man oft wohl Stunden lang bis an die Nase im Wasser konnte stehen sehen. An seiner Stelle sind jetzt die bekannten chinesischen Gänse; links von der Brücke hingegen, wo sich das Wasser etwas erweitert und kleine baumbewachsene Buchten und Inseln bildet, tummelt sich eine zahlreiche Gesellschaft von Schwimm- und Wadvögeln herum. Hier fallen die komischsten Verwechslungen vor. Wie überall, so ist nämlich auch hier der Name der gerade vorhandenen Thiere auf einzelnen Täfelchen verzeichnet. Da nun Pelikan, Reiher, Kranich, schwarzer Schwan, weiße und schwarze Störche, Vernickel- und andere Gänse bunt durcheinander laufen, so steht z. B. manchmal der schwarze Schwan gerade neben der Tafel, welche den Kranich nennt, der Pelikan in der Nähe der ihn als Storch bezeichnenden Tafel. Sicher kann man alsdann sein, daß, wenn eine Gesellschaft Besucher sich naht, deren Mitglieder Laien in der Zoologie sind, und zwar mehr Laien als erlaubt ist, daß dann der Schwan sofort als Kranich freudig begrüßt, und der merkwürdig lange Schnabel des vermeintlichen Storchs bewundert wird. Kommt nun freilich einer der wirklichen Störche zum Vorschein, so erkennt man wohl seinen Irrthum, aber selten dürfte hier eine Gesellschaft ganz aufgeklärt weiter ziehen.

Höchst anziehend ist das Treiben dieser Vögel für den aufmerksamen Beobachter. Da stehen die drei oder vier grauen Reiher, den Kopf und Hals eingezogen, am oder im Wasser. Unbeweglich, gleich Bildsäulen, verräth blos ihr feuriges, raubgieriges Auge das Leben in ihnen. Aber plötzlich schießt der Kopf wie ein Pfeil in's Wasser, und mit einem von der Fütterung übrig gebliebenen Fisch oder Stück Fleisch im Schnabel taucht er in demselben Augenblick wieder auf. Ebenso die Pelikane: eifrig schwimmen sie auf dem Wasser hin und her, nach Beute unter dem Wasser spähend. Ist sie erblickt, so verschwindet unter dem hochaufklatschenden Wasser der Kopf im Augenblick und das Erfaßte ist sofort mit hochgehaltenem Schnabel verschluckt.

Einen prächtigen Anblick gewährt der schwarze Schwan, wenn er, die flüchtigen Gänse vor sich hertreibend, mit gewaltigen Ruderschlägen das Wasser durchschneidet, oder wenn er, sein Gefieder, und besonders seine schönen gekräuselten Rückenfedern ordnend, den langen ungewöhnlich schlanken Hals in den herrlichsten Linien bewegt, und die Sonne durch ihre Beleuchtung das Schauspiel vollendet. Die beiden weißen nur gemeinschaftlich sich bewegenden Störche machen hingegen einen mehr komischen Eindruck; mit eigenthümlicher Gravität steigen sie einher, oder lassen vielleicht gar beide zugleich mit auf den Rücken gelegten Köpfen und senkrecht in die Höhe stehenden Schnäbeln ihr närrisches Klappern eifrig und, wie es scheint, zu großer Erbauung ihrer selbst ertönen.

Eine fatale, aber unvermeidliche Operation mag für die Vögel das Verschneiden der Flügel sein, denn da ihr Aufenthaltsort blos eine Umgitterung, wegen der Bäume und der Größe des Raumes aber keine Bedachung hat, so kann blos dadurch ihr Entweichen verhütet werden, und die Beobachtung, daß bei wieder wachsenden Schwungfedern ein Vogel mit Erfolg Flugübungen anstellt, ist zugleich die Mahnung, hier einzugreifen.

Ist es recht ruhig, vielleicht Vormittags, wo die Besucher nicht zahlreich sind, so hört man, wenn man den Wasservögeln zuschaut, ein eigenthümliches, in regelmäßig kurzen Zwischenräumen wiederkehrendes Knistern oder mehr leises Klappern. Es sind dies die Rennthiere, die sich in der Nähe befinden, und zwar ein Bock, eine Kuh und ein Junges, welches letztere, irren wir nicht, im Frühjahr dieses Jahres im Garten selbst geboren wurde. Obgleich der Bock mit einem ganz bedeutenden Geweih, welches überhaupt beim Rennthier sich durch seine Größe auszeichnet, gekrönt ist, so ist doch das ganze Thier eigentlich nicht schön. Der in gleicher Linie mit dem Rücken gesenkt getragene Hals, der mehr knechtige Bau geben ihm etwas Kuhartiges, wozu auch die breiten Hufe, die sich beim Auftreten noch mehr auseinander breiten und das Thier dadurch zum Laufen auf dem Schnee befähigen, nicht wenig beitragen. Die Hufe sind es auch, welche an den Hinterbeinen beim jedesmaligen Aufheben des Fußes zusammenschlagen und jenes Knistern verursachen. Rastlos wandern die Thiere, eins hinter dem andern, den ganzen Tag an den Schranken ihres Geheges entlang, nur bisweilen auf kurze Zeit bei einem Haufen weißlichen Mooses verweilend, jedes Mal aber durch zahllose Mücken und Fliegen, von denen sie arg geplagt werden, bald wieder verscheucht.

Denen, welche wissen, daß bei dem Rennthier auch das Weibchen Geweihe trägt, muß es auffallen, daß die hier befindliche Rennthierkuh zu der Zeit, wo doch der Bock sein Geweih hat, keine Spur eines solchen zeigte. Da unser Besuch in den August fällt, so ist übrigens das Geweih des Bockes noch von seiner dünnbehaarten Haut (dem Bast) umgeben und hat daher, wie überhaupt die Geweihe auch der andern Hirscharten, ein fremdartig haariges Ansehen. Anziehend ist es jedenfalls, das Thier, welches gewissermaßen als die Lebensbedingung der Lappländer und anderer nördlicher Völker bekannt ist, hier zu beobachten, zumal dasselbe, gleich dem Kameele des Südens, den Beweis liefert, daß manchmal da die Schönheit am meisten fehlt, wo der Nutzen am größten ist.

Einige Schritte von den Rennthieren wohnen die eigentlichen Edelhirsche, die Bewohner unserer Wälder. Es ist hier immer ein kleines Rudel zu finden, bestehend aus einem älteren Bock, einigen jüngeren und mehreren Weibchen und Jungen, so daß man stets Gelegenheit hat, die Geschlechter in ihren verschiedenen Altersstufen kennen zu lernen. Sind außerdem noch vollständig erwachsene Böcke vorhanden, so werden diese gewöhnlich abgesperrt, um Kämpfe zu vermeiden. Wir können uns hier füglich kurz fassen, da in diesem Blatte der Hirsch in der Pracht seines freien Waldlebens bereits so schön geschildert wurde, daß die beste Schilderung nach gefangenen Thieren von vornherein verfehlt wäre. Auch sie werden außerordentlich von Fliegen geplagt und legen sich, besonders die Böcke, deswegen und wohl auch wegen der Hitze oft gleich in's Wasser, wenn ein Regen die dazu hergerichtete Vertiefung mit Wasser gefüllt hat.

Schon von weitem erblicken wir jetzt durch das Gebüsch das schneeweiße Fell eines hin und her gehenden Thieres, eines erst zwei Jahre alten, aber für dieses Alter schon ganz respectabeln Eisbären. Wir befinden uns, näher kommend, an einem Häuschen, welches, innen in mehrere Behälter getheilt, nach außen rechts und links mit ziemlich großen, oben gleichfalls geschlossenen Eisenkäfigen versehen ist, deren mit Steinen gepflasterter Fußboden in der Mitte ein Wasserbassin enthält. Die ganze Einrichtung ist den Bären gewidmet, zur Zeit dem oben erwähnten Eisbär und zwei Exemplaren des in der letzten Zeit vielgenannten grauen Bären. Der Eis- oder Polarbär auf der einen Seite des Hauses ist ein prächtiges Thier, wie man es in reisenden Menagerien wegen des immer nicht ganz zu vermeidenden Schmutzes wohl nie finden wird.

Auf der entgegengesetzten Seite des Hauses kauert in einem anderen Käfige der gefürchtete graue Bär. Seit die Felsengebirge Nordamerika's mehr durchforscht worden sind, ist dieses Thier sehr häufig genannt worden, und es scheint in diesen Gegenden eine bedeutende Rolle zu spielen. Als eine Lücke würde es wenigstens erscheinen, wenn in einem Reisewerke über die dortigen Regionen seiner nicht erwähnt würde, und auch auf der Expedition, deren Erlebnisse in dem neuen Werke von Möllhausen so anschaulich geschildert werden, wurden zahlreiche Fußspuren einer wegen Wassermangel ausgewanderten Bärengesellschaft entdeckt, obgleich ein Zusammentreffen mit den Thieren selbst nicht stattgefunden zu haben scheint. Die beiden hier befindlichen Exemplare haben zwar offen-

bar nicht die Größe, wie sie das Thier in der Freiheit erreicht, immerhin aber kann man sich eine ziemliche Vorstellung von ihrer Gefährlichkeit machen. Die Krallen z. B. erreichen eine ungeheuere Länge schon bei dem einen größeren Thiere. Dasselbe ist schon seit Jahren blind, verräth aber eine solche Sinnenschärfe in Bezug auf Geruch und Gehör, daß viele Besucher es füttern und von dannen gehen, ohne das Fehlen jenes Sinnes bemerkt zu haben; so schnell findet der Bär jeden hingeworfenen Brocken, selbst aus dem Wasser, heraus. Sehr anziehend ist es, wenn er ein Bad in seinem Bassin nimmt, wobei er mit seinen breiten Vordertatzen das Wasser mit großem Eifer um sich herumschleudert.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Ekliches am Menschen.

Rümpfe Dein Näschen nicht gleich, liebe Leserin, über die Ueberschrift dieses Aufsatzes; Du kannst gar nicht wissen, ob Du nicht auch etwas Ekliches an Dir hast und ob Du nicht durch diesen Aufsatz davon befreit wirst. Du meinst, das würdest Du schon wissen? Da irrst Du aber! Viele sind ganz unbewußt recht ekelhaft, und solche gute Freunde gibt es nur selten, die auf die Gefahr hin, sich Haß oder vielleicht gar dauernde Feindschaft von unserer Seite zuzuziehen (weil die Wahrheit selten gern gehört und oft falsch ausgelegt wird), uns auf Eigenheiten und Fehler aufmerksam machen, welche durch widerwärtigen Eindruck auf die Sinne Ekel einflößen und Andere von uns abstoßen. Gerade das weibliche Geschlecht, welches doch anziehend sein muß, wird gar nicht selten durch manches Ekelhafte abstoßend. Vorzugsweise ist es hier der Mund, welcher die Veranlassung dazu gibt. Wie oft hört man nicht: welch' eine schöne Frau, aber — sie riecht aus dem Munde; welch' ein reizendes Mädchen, nur — muß sie den Mund nicht öffnen (denn anstatt auf Perlen hinter den Korallenlippen fällt der Blick auf gelbliche, grün- und schwarzveränderte Stifte). Kurz, es kann nicht weggeleugnet werden, daß an vielen Menschen Ekliges existirt und daß, wenn dieses nicht existirte, viele Menschen angenehmer wären. — Trennen wir das Ekliche in solches, was unsern Geruchsinn und in das, was den Gesichts- und Gehörsinn beleidigt.

Unser **Geruchsinn** wird am meisten durch solche üble Gerüche verletzt, welche der Fäulniß thierischer Stoffe ihren Ursprung verdanken, wie der üble Geruch des Mundes, der Nase und des (hauptsächlich Fuß- und Achsel-) Schweißes. Auch können von außen in den Körper gebrachte schlechtriechende Stoffe (wie Käse, Zwiebeln, Meerrettig, Knoblauch u. s. f.) einen Menschen in üblen Geruch bringen. Schlimm ist's hierbei, daß diejenigen, welche übel riechen, dies gewöhnlich selbst gar nicht bemerken und ihre Nächsten aus nächster Nähe anduften.

Der üble Mundgeruch ist am verbreitetsten und widerwärtigsten; er wird in der Regel, gewissermaßen zur Entschuldigung des Riechenden, Uebeln der verschiedensten Art zugeschrieben und soll bald aus dem Magen, bald aus der Lunge stammen. Er hat aber fast immer, wenigstens bei sonst gesunden Menschen, seinen Grund in Unreinlichkeit und falscher Behandlung der Mundhöhle. Er ist dann nämlich das Product der Fäulniß thierischer Nahrungsmittel, die sich in den Lücken zwischen den Zähnen oder in den Höhlen hohler Zähne verbergen. Auch bei dem sorgfältigsten Putzen mit Zahnpulver, Ausstochern, Ausspülen und Bürsten der Zähne lassen sich diese Speisereste nicht vollständig entfernen und deshalb ist es die Aufgabe einer richtigen Behandlung der Mundhöhle, die Fäulniß jener Stoffe zu verhindern. Dies läßt sich aber, auch bei falschen Zähnen, durch tägliches (ein- oder mehrmaliges) Putzen der Zähne mit reinem Spiritus, dem eine geringe Quantität Essig- oder Schwefeläther zugesetzt ist, oder auch durch Bürsten mit Eau de Cologne recht leicht ermöglichen. Jedenfalls wird die Reinlichkeit dadurch noch vermehrt, daß man die hohlen Zähne öfters vom Zahnarzte reinigen und ausfüllen läßt. Zum Putzen der Zähne wähle man eine recht scharfe Zahnbürste und führe dieselbe nicht blos horizontal, sondern auch senkrecht über die Zähne, damit die Borsten derselben besser in die Lücken zwischen den Zähnen eindringen können. Hohle Zähne müssen natürlich vorzugsweise gut gereinigt werden und das Zahnausstochern nach dem Essen ist sicherlich sehr empfehlenswerth, nur muß man Andern nicht ekelich damit werden, wie dies so oft geschieht. Vor Gesellschaften, Bällen und Gelegenheiten, wo man Leuten nahe treten muß oder wo es vielleicht gar zum Kusse kommen kann, sollte von jedem reinlichen Menschen die Mundhöhle stets einer sehr sorgfältigen Reinigung unterworfen werden. Hauptsächlich ist dies Tabaksrauchern (zumal aus dem ärztlichen Stande) anzurathen, denn der üble Geruch von im Munde faulenden Stoffen bildet mit dem der Tabakssauce eine böse Melange. Der Eltern Aufgabe ist es, bei ihren Kindern schon in der frühesten Jugend auf die gehörige Reinigung der Zähne zu sehen, weil dadurch gleichzeitig die Zähne für das Alter gesund erhalten werden.

Die Stinknase (Ozäna, Punaisie), bei welcher sich aus der Nase ein übler, den Umstehenden und bisweilen auch dem Kranken selbst sehr lästig fallender Geruch entwickelt, kommt am häufigsten bei jungen Mädchen vor, und ist das eine Mal mit Ausschnäuzen übelriechender, bisweilen blutiger und jauchiger Flüssigkeiten und Krusten verbunden, das andere Mal dagegen ohne allen Ausfluß. Es scheint dieses, in der Regel schmerzlose und sehr langwierige Uebel, bald von Geschwüren in der Nasenschleimhaut, bald nur von Fäulniß eingesperrter Schleimpfröpfe herzurühren. Wohl immer ist aber der Sitz desselben hoch oben in der Nasenhöhle. Von den gegen die Punaise empfohlenen innern und äußern Arzneimitteln (z. B. Chlorkalkflüssigkeit, 1 Th. auf 6 Th. Wasser) hat man keine besondere Hülfe zu erwarten, wohl aber vom häufigen Reinigen der Nase mit lauem Wasser. Nur muß dasselbe sehr oft (wo möglich alle Stunden und noch öfter) des Tages hoch hinauf und durch die Nasenhöhle hindurch in den Mund gezogen werden.

Uebelriechende örtliche Schweiße, wie der Füße und Achselhöhlen, beruhen auf Erweichung und Schmelzung der Oberhautschichten durch den faulenden, ammoniakalischen, specifisch riechenden Schweiß. Das Hauptmittel gegen solche Schweiße ist natürlich große Reinlichkeit, häufiges Waschen und Baden der schwitzenden Theile, öfterer Wechsel der betreffenden Wäsche, Vermeiden einer allzuengen, den Luftzutritt und das Ausdunsten des Schweißes ganz hemmenden Bekleidung. — Gegen übelriechenden Fußschweiß nützt das Einstreuen von Weinsäure in die Strümpfe oder das Tragen von Strümpfen und Leinwandlappen, die in eine Lösung dieser Säure getaucht und dann getrocknet wurden. Auch ist das tüchtige Einreiben der Fußzehen mit frischem Talge und das Bestreichen der Strumpfsohle mit Thonlösung heilsam. Ebenso wird gegen Fußschweiß eine Salbe aus gleichen Theilen Leinöl und Bleiglättenpflaster (Empl. diachylon simplex) empfohlen. — Bei übelriechendem Achselschweiße sind in der Achselhöhle Schweißblätter von Leinwand zu tragen, die entweder eingethont oder mit einer Weinsäurelösung getränkt und dann getrocknet sind. — Uebrigens soll hier auch noch die von den Meisten arg vernachlässigte Pflege der Haut (durch Bäder, Abreibungen ꝛc., s. Gartenl. 1854. Nr. 46) dringend anempfohlen werden.

Unser **Gesichtssinn** wird durch unsere Mitmenschen am meisten dann beleidigt, wenn diese die Vorbaue und Eingänge ihrer Sinnesorgane, der sogenannten Pforten des Geistes, in Unordnung halten. Man bedenke doch: daß das Auge der Spiegel der Seele (des Geistes) sein soll, in welchem Verliebte ihren Himmel sehen wollen; daß die Nase, durch welche der Charakter des menschlichen Antlitzes am entschiedensten bezeichnet wird, gewissermaßen der Ausläufer der Stirn und des hinter der Stirn in der Schädelhöhle geborgenen Verstandestheiles des Gehirnes ist; daß der Mund als Dolmetscher des Geistes und Herzens angesehen wird und daß das Ohr, nach Carus, das wichtigste und vielsagendste Organ der psychischen Entfaltung genannt werden darf, daß es der Sinn des Tiefinnerlichen ist, der Sinn des Geheimnisses, der Sinn, welcher die Welt in den Menschen hineinzutragen bestimmt ist.

Am menschlichen Auge bildet oft die entzündliche Röthung des Augenlidrandes, sowie die vermehrte Absonderung von Schleim und Augenbutter, die sich durch gelbliche Klümpchen oder weißliche eiterige Tropfen im innern Augenwinkel und durch Grindchen um die Wimpern bemerklich macht, einen eklichen Rahmen um den Spiegel der Seele. Oft trägt die Einwirkung von Zugluft, Staub, Rauch, scharfen Dünsten und großer Hitze die Schuld an diesem

Digitized by Google

Leiden. Merkwürdig ist, daß manchmal auch kleine Läuschen die Ursache der schleichenden Entzündung des Augenlidrandes sind. — Bei diesen Augenleiden ist zuvörderst die gehörige Schonung (Pflege) und Reinigung des Auges (s. Gartenl. 1854. Nr. 40.) von der größten Wichtigkeit. Man wasche die Augen nicht etwa des Morgens gleich nach dem Erwachen und ja nicht etwa mit kaltem Brunnenwasser, sondern mit lauem weichem (Regen- oder reinem Fluß-) Wasser. Auch bediene man sich zum Waschen der Augen nicht eines Schwammes, sondern der bloßen Hände oder eines leinenen Tuches. Das Baden der Augen in kaltem Wasser, sowie das Oeffnen derselben beim Eintauchen in kaltes Wasser ist sehr schädlich. Wenn nun auch jene schleichend entzündlichen Zustände der Augenlider Jahre lang bestehen können, ohne große Beschwerden zu machen und nachtheilig auf die Sehkraft einzuwirken, so ist doch Jedem, der daran leidet, auf's Dringendste an's Herz zu legen, sich mit einem Sachverständigen darüber zu berathen. Denn abgesehen davon, daß solche Augen nicht schön sehen und immer in Gefahr sind, bei irgend einer Verkältung durch Zugluft oder durch scharfen Wind u. dgl. in starke und gefährliche Entzündung versetzt zu werden, so wird der Zustand bei längerem Bestehen dem Auge und der Sehkraft sicher nachtheilig. Und nicht blos für den Kranken allein droht Gefahr, auch für die ihn Umgebenden, wenn das Leiden mit reichlicher Absonderung von Schleim verläuft, und zufällig, z. B. durch den gemeinschaftlichen Gebrauch eines Handtuches, desselben Bettzeuges, oder sonst auf eine Art von dem Kranken auf irgend ein gesundes Auge übertragen wird. Ganz vorzüglich muß auch vor der Anwendung von Augenwässern oder Salben, ohne Zuziehung eines Augenarztes, gewarnt werden; schon oft ist durch solche Mittel das Augenlicht verloren gegangen.

Bock.

Eine schweizer Landesgemeinde.

Brief an den Herausgeber der Gartenlaube vom Dr. A. J. D. H. Temme in Zürich.

(Fortsetzung.)

Die Veranlassung zu dieser außerordentlichen Landesgemeinde war eine der wichtigsten, die es für das Land und Volk geben konnte. Es handelte sich eben um eine neue Landesverfassung, in welcher mehrere der allerwichtigsten Bestimmungen der bisherigen Verfassung abgeändert werden sollten.

Mit dem ganzen Detail, das in Frage stand, werde ich Sie nicht belästigen.

Nur drei Punkte muß ich hervorheben. Sie sind zugleich die erheblichsten und führen Sie mitten in den eigenthümlichen Charakter des staatlichen Lebens von Land und Leuten hinein.

Das Land wird durch einen kleinen Fluß oder Bach, die Sitter, durchschnitten. Es wird dadurch das Land vor der Sitter und das hinter der Sitter unterschieden. Die oberste Landesbehörde hatte nun bisher aus jedem Districte gleichmäßig besetzt werden müssen, aus jedem mit einem Landammann u. s. w. Das führte manche Uebelstände mit sich. Die neue Verfassung sollte diese Scheidung aufheben. Das war der erste Punkt.

Noch wichtiger war der zweite. Bisher hatte das Land kein besonderes Obergericht. Eine zudem complicirt zusammengesetzte oberste Verwaltungsbehörde, der sogenannte „große Rath", entschied zugleich in letzter Instanz, sowohl Civil- als Criminalsachen. Die neue Verfassung wollte Trennung der Justiz von der Verwaltung, Aufstellung einer selbstständigen höchsten Gerichtsbehörde.

Wichtiger nach meiner Ansicht war ein dritter Punkt. In allen schweren Straffällen hatte nach der bisherigen Verfassung in erster und letzter Instanz jener große Rath das Urtheil zu fällen gehabt. Gerade für die wichtigsten Rechtssachen war also nur eine einzige Instanz gegeben. Diesem Uebelstande soll nach der neuen Verfassung in folgender Weise abgeholfen werden: Es wird für das Land ein „Criminal- und Polizeigericht" errichtet, hat jedoch keine Strafcompetenz, sondern hat einzig und allein sich darüber auszusprechen, ob und welches Verbrechens der Angeklagte schuldig sei, und sodann die Verhandlungen an den ordentlichen Richter des Wohnortes des Angeklagten zur Fällung des Endurtheils abzugeben. Gegen seine Entscheidungen kann nicht nur an das Obergericht appellirt werden, das Obergericht kann dieselben auch dadurch von Amtswegen vernichten, daß es in Fällen eines Verbrechens oder eines schwereren Vergehens nach seinem Ermessen von sich aus eine neue Proceßverhandlung vor seiner Gerichtsstelle anordnet.

Die Stellung des neugeschaffenen Gerichts ist also die eines modificirten und zugleich complicirten Geschworenengerichts, dessen Wahrsprüche aber durch Rechtsmittel, gar von Amtswegen, durch eine höhere Gerichtsbehörde vernichtet werden können. In dieser Weise kann allerdings das neue Gericht die erheblichsten Bedenken gegen sich herausfordern, mit denen ich Sie und Ihre Leser nicht weiter behelligen will. Die Schaffung zweier Instanzen für Strafrechtsfälle muß aber unzweifelhaft als ein Fortschritt der neuen Verfassung betrachtet werden.

Das waren die wichtigsten Punkte der neuen Verfassung. Sie waren als solche auch allgemein anerkannt, von der „Obrigkeit", von den „Landleuten", in der Presse. Das meiste Gewicht wurde auf das Obergericht gelegt. Schon vor dreißig Jahren hatten sich Stimmen für dasselbe, für die Trennung der Gewalten, im Lande erhoben. Stets war namentlich die „Obrigkeit" des Landes selbst dafür gewesen. Die Landesgemeinden hatten sich jedoch eben so entschieden dagegen erklärt. Die Obrigkeit war beharrlich geblieben. Auflösen konnte sie — eine Landesgemeinde nicht. Aber zum Oefteren hatte sie den Gegenstand bei der Landesgemeinde von Neuem in Anregung gebracht.

Sollte er auch am 3. October dieses Jahres fallen? Die Spannung war allgemein; nicht nur im Appenzellerlande, auch im übrigen Schweizerlande sah man vielfach nach Hundwyl.

Freilich war man in Appenzell selbst auch in Betreff der beiden anderen obengenannten Punkte nicht ohne Bedenken.

Wie der Schweizer überhaupt, so hängt der Appenzeller besonders mit großer Zähigkeit an dem Ererbten, Hergebrachten. Dazu kam in Betreff der Aufhebung jener Scheidewand zwischen dem Lande vor und hinter der Sitter, daß es sich in den Augen der Masse nur gar zu leicht um Hintansetzung, um Unterdrückung eines Landestheiles gegen den anderen handeln konnte. Und in Betreff des Criminal- und Polizeigerichts kann man es den einfachen Landleuten schwerlich verdenken, wenn die in dem Vorschlage liegende Unklarheit auch ihnen nicht klar werden wollte. Dennoch herrschte unter dem Volke selbst in Betreff der ganzen Verfassungsrevision eine bewunderungswürdige Ruhe. Keine Gleichgültigkeit!

Ich machte den Weg von Herisau nach Hundwyl mitten zwischen den zur Landesgemeinde gehenden Landleuten, und zwar an der Seite des Gemeindeschreibers, früher langjährigen Landschreibers Grunholzer von Herisau, an den ich von seinem in Zürich lebenden Bruder empfohlen war, eines Mannes, der in seiner Heimath Appenzell eben so geachtet ist, wie sein Bruder in der ganzen Schweiz. Er machte mich mehr mit den Zuständen und Verhältnissen, mit Land und Leuten bekannt, und führte mich mitten in diese hinein.

Aus keinem Munde vernahm ich über die Neuerungen nur ein einziges lebhaftes oder gar aufgeregtes Wort, nicht einmal untereinander, noch weniger gegen mich. Die Meisten sprachen gar nicht über die Sache. Sie gingen in dem sicheren und ruhigen Bewußtsein, daß sie über den Gegenstand genug nachgedacht, vielleicht auch gesprochen hätten, und nun darüber völlig im Klaren seien.

So war es auch, als wir in Hundwyl ankamen, wo schon Tausende von Menschen versammelt waren, und von Minute zu Minute immer mehrere eintrafen. Ueberall, in den Straßen des Dorfes, auf dem Platze, wo die Landesgemeinde abgehalten werden sollte, in den Wirthshäusern, herrschte die größte Ruhe und Ordnung, ja sogar Stille. Nirgends ein überlautes Wort, nirgends ein Disputiren, Streiten oder Zanken. Man kann sagen, daß über die Verfassung gar nicht gesprochen wurde. Höchstens wurde, wenn ein paar Bekannte sich begegneten, gefragt: Was meinen Sie? Wird die Revision durchgehen? Wird die neue Verfassung angenommen? Man wußte es nicht. Man hoffte oder fürchtete, je nach dem Standpunkte des Antwortenden.

Google

Bemerken muß ich übrigens, daß der Entwurf der neuen Verfassung mit erläuternden Bemerkungen schon seit August dieses Jahres in Aller Händen war, und daß seitdem auch namentlich die Presse des Landes ihn für und wider fast unablässig besprochen hatte. Die Leute hatten sich also wohl ein Urtheil bilden können. Und die es sich etwa noch nicht klar gebildet hatten, warteten ruhig ab, was ihnen in der Landesgemeinde noch vor der Abstimmung der regierende Landammann in seiner über den Gegenstand zu haltenden Rede sagen werde.

Daß diese große Ruhe und Sicherheit des Volkes etwas Imponirendes hatte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Man sah den Leuten an, einerseits das klare, felsenfeste Bewußtsein: Um unsere Freiheit handelt es sich nicht, die nimmt uns Niemand und nichts in der Welt. Es kommt eben nur auf eine oder ein paar neue Formen an, die ihr Gutes haben mögen, die aber auch ihre Gebrechen haben können, ohne die übrigens unsere Vorfahren fertig geworden sind. Man sah dann aber auch andererseits das Bewußtsein: Jedenfalls sind wir selbst und wir allein es, die darüber zu bestimmen haben, wie es werden soll; kein Fremder, kein Dritter, kein anderer Mensch in der Welt hat uns drein zu reden! —

Aber, Erbarmen! werden Sie zum öftern ausgerufen haben, mein lieber Freund! Erbarmen, wann kommt denn endlich die Appenzeller Landesgemeinde?

Geduld, jetzt kömmt sie wirklich!

Um neun Uhr Morgens waren schon mindestens sechs- bis siebentausend Appenzeller Männer in dem Dorfe Hundwyl versammelt. Zwölftausend „ehr- und wehrhafte Männer," welche das achtzehnte Jahr erreicht haben, zählt das Land Appenzell-Außerrhoden. Zehn- bis elftausend konnten also erwartet werden.

Die sämmtlichen Anwesenden waren in ihrer festlichsten Kleidung. „Festliche Kleidung" verordnet das Gesetz. Die Kleidung, in der man zum Abendmahl geht, schreibt das uralte Herkommen vor. Alle trugen dunkle, die bei weitem Meisten schwarze Röcke und Beinkleider. Beinahe Alle den schwarzen runden Hut (Cylinder). Tief hinten aus dem Lande waren auch noch alte Männer mit dem Dreimaster da. Aus anderen Gegenden wieder Andere mit dem czakoähnlich von unten nach oben immer weiter sich ausdehnenden runden Hute der ersten Zeit des französischen Kaiserreichs.

Jeder ohne Ausnahme trug ein Seitengewehr. Es war das Zeichen ihrer „Ehr- und Wehrhaftigkeit", sein Tragen war im Gesetze geboten. Ohne den Degen an der Seite hätte Keiner stimmen dürfen. Man sah Seitengewehre aller Art und Zeit. Die meisten trugen ihre Infanteriedegen, beziehungsweise Cavalleriesäbel des schweizerischen Heeres.

Jeder Schweizer-Soldat (Landwehrmann) hat seine Waffen stets bei sich zu Hause. Landwehrzeughäuser, worin sie, wie in Preußen, aufbewahrt würden, kennt man in der Schweiz nicht. Andere trugen Hirschfänger, noch Andere Patentdegen. Manches Gewehr mochte seine zwei- bis dreihundert Jahre alt sein.

Um elf Uhr Vormittags sollte die Landesgemeinde beginnen. Um neun Uhr fand der erste officielle Act zu ihrer Vorbereitung statt: ein Sonntagmorgengottesdienst in der Dorfkirche. Die Behörden des Landes, die „Regierung", mußten Theil daran nehmen. Von den Anderen konnten sich so viele anschließen, als die Kirche faßte. Es mögen nicht viel über tausend gewesen sein. Die Glocken des Kirchthurms riefen wenige Minuten vor neun zu der Kirche. In demselben Momente stellten sich Musiker vor dem Wirthshause zur Krone auf.

In dem Wirthshause zur Krone, nicht weit von der Kirche, befanden sich, des Rufes zur Kirche harrend, die „Herren von der Regierung." Sie waren in einem besonderen Zimmer versammelt.

Hinter der Musik stellte sich die Ehrenwache der Regierung auf, Wächter und Wärter aus dem Dorfe, gekleidet wie die anderen Männer, nur daß sie außer ihren Seitengewehren große alterthümliche Lanzen trugen.

Als die Glocke neun schlug, begann die Musik einen Marsch zu blasen. Augenblicklich traten die Herren von der Regierung aus dem Wirthshause hervor.

Zuerst die beiden Landammänner, sie gingen paarweise. Ihnen folgten die Anderen nach dem Range; alle gleichfalls paarweise. Hinter der höchsten Corporation, dem sogenannten „zweifachen Landrathe", gingen drei „Weibel", voran der „Landweibel." Mit Ausnahme dieser drei Weibel und des einen Landammanns zeichnete sich keiner durch seine Kleidung vor den übrigen Landleuten aus. Der „regierende" Landammann trug einen einfachen schwarzen Mantel und einen hohen dreieckigen Hut, den „Landammannsmantel" und den „Landammannshut." Die drei Weibel trugen Mäntel, von denen die ganze eine Seite weiß, die andere schwarz war.

Weiß und schwarz sind die Appenzeller Landesfarben, oder wie es hieß, „Standestracht."

Die drei Männer sahen sonderbar genug darin aus. Sah man sie links, so waren sie von unten bis oben schwarz, sah man sie rechts, so sah man nur die weiße Seite des Mantels. Alle hatten die Häupter entblößt. So ging der Zug feierlich in die Kirche. Alle Umstehenden entblößten gleichfalls ihre Häupter.

Was, wie gesagt, in die Kirche mit hinein konnte, ging mit hinein. Aber nur Männer der Landesgemeinde. Ich trug keinen Degen; ich konnte nicht mit hinein. Ich kann Ihnen daher auch nichts über den Gottesdienst sagen, zumal da ich wahrhaftig später vergessen habe, mich darnach zu erkundigen. Es wird wohl der gewöhnliche Sonntagsgottesdienst gewesen sein, mit Bezug in der Predigt auf die politische Wichtigkeit des Tages. In der Schweiz wird dadurch ein Gottesdienst nicht zu einem politischen Verein.

Um zehn Uhr war die Kirche zu Ende. Die Regierungsherren kehrten nicht in das Wirthshaus zurück; sie begaben sich in das Pfarrhaus, in welchem zugleich eine Etage zu dem von der Gemeinde zu liefernden Gerichtshause diente.

Um halb elf Uhr wurde darauf die Landesgemeinde feierlich zusammengerufen. Dies geschah in folgender Weise:

Zwei Trommler und ein Pfeifer durchzogen dreimal die Gassen des Dorfes. Eine Schutzwache von jenen Lanzenträgern begleitete sie. Trommler und Pfeifer trugen wieder die „Standesfarbe," eine Art Militairfracks, die zur einen Hälfte weiß, zur anderen schwarz waren. Bis vor einigen Jahren hatten sie auch Westen und Beinkleider so von verschiedener Farbe getragen, so daß das eine Bein schwarz, das andere weiß bekleidet war. Sie sahen auch jetzt noch sonderbar aus, auf der einen Seite Arm, Brustlatz, Rockschoß schwarz, auf der andern Alles weiß.

Nachdem der dritte Umzug der Trommler und des Pfeifers beendigt war, erschien ein Sängerchor von vierzig bis funfzig Männern auf dem Landesgemeindeplatze. Sie sangen zwei „Landesgemeindelieder": „Ode an Gott" (Alles Leben strömt aus Dir) und „Dem Vaterlande" (Rufst du, mein Vaterland).

Die ganze Landesgemeinde war unterdeß auf dem Platze versammelt. Es waren über elftausend Männer. Während des letzten Liedes erschienen die Herren von der Regierung, von Musik begleitet und in demselben Zuge, wie sie vorhin zur Kirche sich begeben hatten.

Aber vorerst muß ich Ihnen den Landesgemeindeplatz beschreiben. Ich kann es mit wenigen Worten. Mitten im Dorfe, an der Hauptgasse, liegt ein weiter, grüner, offener Rasenplatz. An seiner Rückseite und rechten Seite stehen kreisförmig Häuser des Dorfes. Links stößt die Kirche an ihn. Nach vorn läuft er ohne Beschränkung eine hohe Wiesenanhöhe hinan. Es waren zwei Tribünen auf ihm errichtet, die eine, kleinere, dicht an der Dorfgasse, mit dem Rücken nach den hinter dem Platze stehenden Dorfhäusern, die zweite, größere, der ersteren gegenüber, ungefähr funfzig Schritte von ihr entfernt. Jene erstere war einzig und allein für den regierenden Landammann bestimmt, dem der Landschreiber und die oben genannten drei Weibel in ihren halb schwarzen und halb weißen Mänteln folgten. Die größere Tribüne sollte die sämmtlichen übrigen Landesbehörden mit Einschluß des „stillstehenden" Landammanns aufnehmen.

Wie für die Landesgemeinde keine Sitze da waren, so mußten auch sämmtliche Beamte stehen, der regierende Landammann nicht ausgenommen. Es war Alles einfach. Die Beamten nahmen, so wie sie erschienen, ohne weiteres Ceremoniell ihre Plätze ein.

Sobald der regierende Landammann oben auf der Tribüne angelangt war, nahm er seinen „Landammannshut" ab. Einer der Weibel nahm ihn von ihm in Empfang. In demselben Augenblicke entblößten die Mitglieder der Behörde ihm gegenüber und alle elftausend Männer auf dem weiten Platze ihre Häupter. Ebenso Alles, was auf und neben dem Platze, in den Fenstern der benachbarten Häuser und auf der Gasse, selbst auf dem Dache der Kirche, an Zuschauern da war.

Sie fragen mich, wo ich mich befand?

Ich war mit dem Herrn Grunholzer gekommen, den Alle kannten. Ich konnte mich hinstellen, wohin ich wollte. Ich durfte mich

Digitized by Google

mitten in die Versammlung stellen, in die Nähe der Tribüne des Landammanns, wo ich Alles hören und übersehen konnte.

Bezüglich der Abstimmung und deren Controlirung hätte auch eine Anwesenheit Mehrerer zwischen den Stimmenden keine Verwirrung hervorbringen können. Mitstimmen durfte nur, wer seinen Degen an der Seite trug. Hierin konnte Jeder seinen Nachbar controliren. Wehe dem, der ohne das Zeichen der Ehr- und Wehrhaftigkeit mitgestimmt hätte! Er wäre sofort jenen Lanzenwächtern überliefert worden. Nun wurde aber abgestimmt durch Aufhebung der Hand, und es wurde bei jeder einzelnen Frage Probe und Gegenprobe gemacht, so daß das Resultat immer mit Sicherheit übersehen werden konnte, gleichviel ob Fremde in der Versammlung waren oder nicht.

Hier muß ich noch eine Bemerkung einschalten. Das Appenzeller Recht bestraft jeden Excess, jedes Vergehen, jedes Verbrechen, die am Tage der Landesgemeinde vorfallen, mit verhältnißmäßig weit härterer Strafe, wie sonst. Der Landesgemeinde ist ein ganz besonderer Friede geboten. —

Der regierende Landammann trat an die Schranke der Tribüne.

Es war ein schöner Mann, dem Anscheine nach einige vierzig Jahre alt. Das Gesicht war sehr ausdrucksvoll, etwas kränklich. Er ist Kaufmann in einem kleinen Dorfe vor der Sitter, Bühler. Sein Name ist Sutter. Wohin ich hörte und gehört hatte, sprach man mit der größten Hochachtung von ihm, von seinem Verstande, von seinem Charakter, von seiner ungeheuchelten Liebe für das Vaterland. Alle waren darin einig, mochten sie für oder gegen die Revision der Verfassung sein. Wie sehr der Mann diese allgemeine Achtung verdiente, sollte auch sein heutiges Auftreten und Verhalten zeigen.

Die Landesgemeinde begann mit der Eröffnungsrede des Landammanns.

Sie dauerte fast eine halbe Stunde. Er hatte darin die Veranlassung der außerordentlichen Landesgemeinde zu bezeichnen und die Vorlage für dieselbe, also den neuen Verfassungsentwurf im Ganzen und in seinen einzelnen Bestimmungen, namentlich den Hauptpunkten, der Versammlung näher zu erläutern, und dabei besonders hervorzuheben, von welchen Grundsätzen und Gesichtspunkten man bei den neuen Vorschlägen des Entwurfs ausgegangen sei.

Der einfache Kaufmann entwickelte in seiner Rede ein Talent, Kenntnisse, staatsmännische, wie selbst juristische; er sprach mit einer solchen Klarheit, ja mit einer solchen Eleganz des Ausdrucks, und dabei zugleich so allgemein verständlich und so volksthümlich; er zeigte überall eine solche ehrliche, treue, wahre Wärme für seinen Gegenstand, eine solche Liebe für sein Vaterland und dessen freie Institutionen; es drückte in jedem seiner Worte, in seinem ganzen Wesen eine solche edle Erhebung und Begeisterung neben voller Klarheit und Mäßigung sich aus, daß man unwillkürlich von Bewunderung für den Mann hingerissen und mit und von ihm für seinen Gegenstand mit fortgerissen wurde.

Ich habe in meinem Leben viele Reden angehört und anhören müssen, amtliche Reden früher als Beamter, parlamentarische Reden in Nationalversammlungen wie in Kammern, in demokratischen, wie in nicht demokratischen, von Demokraten und ihren Gegnern, von Abgeordneten und von Ministern. Glänzender mochte manche sein, mehr Kunst mochte sie entwickeln, — wie oft freilich die Kunst der Perfidie! — mehr Feuer der Begeisterung — wie oft auch wildes Feuer! — mochte in ihr brennen und flackern; aber wahrhaftig, mein lieber Freund, in Beziehung auf Klarheit, auf Eleganz und zugleich Popularität des Ausdrucks, auf besonnene Wärme, ehrliche Vaterlandsliebe, und vor Allem auf redliche Wahrheit, stelle ich die Rede des einfachen Kaufmannes auf der Appenzeller Landesgemeinde keiner Rede nach, die ich jemals gehört habe.

Er erhob seine Stimme unter der tiefsten, feierlichsten Stille. Nach seinen ersten Worten war auf dem weiten Platze unter all den elftausend Menschen keiner mehr, der nicht jede Sylbe hätte verstehen können. Er sprach frei. Er begann, nach altem Brauche, an seinen „stillstehenden" Collegen, an die Landesbehörden, an das gesammte Volk sich wendend:

„Herr Landammann, meine Herren, liebe und getreue Mitlandleute und Bundesgenossen!"

Wie die Eidgenossenschaft durch Bündnisse der einzelnen Cantone („Stände"), so sind wieder die meisten einzelnen Cantone, namentlich Appenzell, ursprünglich durch die freie Verbindung einzelner Gemeinden entstanden, daher noch immer die alte Anrede: „Bundesgenossen."

Er fuhr dann wörtlich fort: „An der letzten Frühlingsgemeinde habt Ihr eine Commission beauftragt, die nöthigen Verbesserungen unserer Cantonalverfassung vorzunehmen. Diese Commission ist dem ihr gegebenen Auftrage mit thunlicher Beförderung nachgekommen. Sie hatte zum voraus Euch eingeladen, ihr Eure Wünsche mitzutheilen. Sie hat diese Einladung wiederholt, nachdem sie den Entwurf unter möglichster Berücksichtigung der eingegangenen Wünsche vorberathen und Euch denselben zur Kenntniß gebracht hatte. Als sie dann endlich mit ihrer Arbeit zum Abschluß gelangte, übergab sie dieselbe dem ehrsamen großen Rathe, und damit auch Euch, getreue, liebe Mitlandleute und Bundesgenossen. Sowohl die Revisionscommission, als auch der große Rath haben Euch ihre Ansichten, Bemerkungen und Rathschläge darüber offen und freimüthig dargelegt, und diese beiden Körper, gebildet aus Männern des Volks, aus Männern Eures Vertrauens, empfehlen Euch alle die Vorschläge, welche nun heute an Eure Abstimmung gelangen, zur Annahme.

„Wenn solche Collegien, wie Eure Landesobrigkeit und Eure Revisionscommission, wenn solche erfahrene, biedere Männer des Volks gesprochen haben, könnte ich wohl schweigen und zur Abstimmung schreiten. Doch Euer Zutrauen hat mich an die Spitze dieser hohen Landesbehörde gestellt. Daher soll auch ich, und zwar von Angesicht zu Angesicht, treuherzig und offen zu Euch, getreue, liebe Mitlandleute und Bundesgenossen, sprechen. Ja, ich will zu Euch sprechen, einfach und schlicht, nach denjenigen Erfahrungen, die ich während meines Amtslebens, dem ich mit gewissenhafter Hingebung mich gewidmet habe, zu machen Gelegenheit hatte."

Der Redner ging nun in den neuen Verfassungsentwurf ein.

„Vorab kann ich Euch mittheilen, daß die Revisionscommission von dem Grundsatze ausgegangen ist, das Gute und Brauchbare an der bisherigen Verfassung, als ehrwürdiges und schätzbares Erbgut unserer Väter, beizubehalten, und das Neue, das der fortschreitende Zeitgeist, das veränderte Verhältnisse, das eine gehörige Garantie für persönliche Freiheit und Rechtssicherheit fordern, unserer einfachen patriarchalischen Verfassung eben so einfach anzureihen.

„Immerhin wird die neue Verfassung wohl Manchem doch nicht gefallen. Dem Einem wird sie, trotzdem, daß die Abänderungen sich nur auf das Allernothwendigste beschränken, schon zu viel Neues enthalten; sie würden lieber gar nichts ändern, und das Alte, gerade so wie es ist, fortbehalten. Sie übersehen dabei, daß alles Menschliche in der Welt, was immer wir haben und sehen, von Zeit zu Zeit der Verbesserung, der Auffrischung bedarf, daß die Zeit nicht mit uns geht, sondern wir eben mit der Zeit gehen müssen. — Andern hingegen wird unsere Verfassung zu wenig Neues, und zu viel Altes enthalten. Möchten diese aber nicht übersehen, daß jede Verbesserung die Sanction des Volkes haben muß, und daß ein Volk auch unter einfachen patriarchalischen Verfassungsformen glücklich sein kann, vorausgesetzt, daß das Wesen in den Verfassungsbestimmungen, daß der Schutz der Rechte und Freiheiten des Einzelnen wie der Gesammtheit gesichert sind, wie dieses Alles in dem neuen Entwurfe nun ja der Fall ist. Noch Andere aber, und täusche ich mich nicht, so dürften diese wohl die große Mehrheit bilden, werden in dem Vorgeschlagenen der Hauptsache nach das erblicken, was Eure Landesobrigkeit wiederholt als dringendes Bedürfniß Euch empfohlen hat. Sie werden darin ersehen, daß nicht nur alle die Freiheiten, all das Schätzbare in der alten Verfassung auf das Gewissenhafteste wieder in die neue Verfassung übergetragen sind, sondern daß auch namentlich das köstliche Gut persönlicher Freiheit und Rechtssicherheit dadurch neue Stützen, eine weit sicherere Grundfeste erhalten haben; und wenn allfällig einzelne Formen, wenn Nebensachen nicht gerade in aller Beziehung so wären, wie jeder Einzelne für sich es vorziehen würde, so werden sie gleichwohl nicht das Wesen selbst, die Perlen, die darin liegen, beseitigen, wohl wissend, daß doch nicht allen Wünschen entsprochen werden kann."

Der Redner wandte sich dann zu den hauptsächlichsten Einzelnheiten des Entwurfs. Es waren die nämlichen, die ich oben hervorgehoben habe.

Was er darüber sagte, werde ich hier nicht mittheilen. Es war — der Natur der Sache nach — von der einen Seite zu rein technisch, von der anderen zu speciell örtlich.

Digitized by Google

Mit besonderer Wärme und, wie es schien, mit besonderer Vorliebe verweilte der Redner bei der neuen Institution des Criminal- und Polizeigerichts, und der dadurch auch für Strafsachen neu geschaffenen zweiten Instanz. Wie er hier, gerade durch seine Wärme, einen gefährlichen Weg betreten hatte, davon nachher noch. Er schloß über diesen Punkt mit folgenden schönen Worten:

„Wie oft übersieht doch der Mensch etwas, und geräth in Irrthum! Ja, getreue, liebe Mitlandleute, der Pfad des Rechtsganges ist oft schlüpfrig und schmal, der Abgrund rechts und links aber schauerlich, sowohl für den gewissenhaften Richter, als für die zu Richtenden. Sichern und schützen wir diesen wichtigen Pfad mit jenen Schutzwehren, die wir zu geben im Stande, die wir zu geben verpflichtet sind! Und wissen wir der Freiheit neue Stützen zu verleihen, wissen wir die Rechte des Menschen und dessen Freiheiten zu sichern und zu befestigen, so möge doch Keiner solches ungeprüft nur aus Vorurtheil verhindern!"

Der so einfach vorgetragene und darum um so tiefer ergreifende Schluß der ganzen Rede lautete:

„Herr Landammann, meine Herren, getreue, liebe Mitlandleute und Bundesgenossen! Es war mir ein wahres Wohlthun, zur Erreichung besserer Rechtsmittel, zur Beruhigung so mancher Unglücklichen, zum Schutz und Troste der Unschuldigen das Meinige gewissenhaft beizutragen; — und in Wahrheit, ich habe das nun nach Möglichkeit gethan —, ich habe gesagt, was mir meine innere Stimme, mein Gewissen geboten hat. Mir ist nun leicht! — an Euch liegt der Entscheid. Stimmet, stimmet frei, wie nach reifer Prüfung auch Euer Gewissen Euch gebietet! Dazu verleihe Gott nun seinen Segen! Ja, um diesen wollen wir ihn, den Höchsten, in stillem Gebete bitten!"

Nach diesen Worten trat der Redner von der Brustwehr der Tribüne zurück. Er neigte sich und verblieb in stillem Gebete. Die ganze Versammlung folgte seinem Beispiele. Das Gebet dauerte fünf Minuten. Dann trat der Landammann wieder vor. Er hatte sich von dem Weibel seinen Hut zurückgeben lassen und bedeckte jetzt sein Haupt.

Die ganze Versammlung bedeckte sich nach ihm.

Bedeckten Hauptes wurde alles Folgende verhandelt.

Es wurde sofort zur Abstimmung über den Entwurf geschritten; er wurde nach der in der Schweiz üblichen Ausdrucksweise „ins Mehr gesetzt". (Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Für alle Schnupfer! — Es wird in unsern Zeiten von Seiten der Behörden vielfach Sorge getragen, daß Vergiftungsfälle aller Art immer seltener werden. Man führt eine strengere Aufsicht über Nahrungsmittel und Getränke, welche der Gesundheit nachtheilig sein können oder der Verfälschung unterliegen, wie Pilze, Bier, Wein; man verbietet oder beschränkt oder regelt den Gebrauch der giftigen Farben bei Zuckerbackwerk, bei Tapeten, Rouleaux u. s. w., sowie den Verkauf von Giften zur Vertilgung schädlicher Thiere, man gebraucht Vorsichtsmaßregeln, um die Arbeiter in Hüttenwerken, Farbenfabriken u. s. w. gegen die schädlichen Einflüsse ihres Berufes zu schützen, kurz, man sucht die Gelegenheitsursachen zu Vergiftungen überall zu entfernen, wo man sie nur kennt.

In der letzten Zeit ist nun die Aufmerksamkeit der Aerzte wiederum auf eine Vergiftungsursache gerichtet worden, die man fast vergessen hatte: ich meine nämlich die Vergiftung durch den Gebrauch von bleihaltigem Schnupftabak. Es werden nun meine schnupfenden Leser vielleicht sagen, daß man ja gegenwärtig nur kochsalzhaltige und durchaus bleifreie Saucen zur Bereitung der Schnupftabake anwende. Allerdings ist dies ganz richtig, wohl aber werden noch sehr häufig die Schnupftabake in Blei verpackt, und es hat sich herausgestellt, daß der Tabak auch aus seiner Verpackung das Blei aufnimmt. Bei der chemischen Untersuchung verschiedener in Blei verpackter Schnupftabake hat sich gezeigt, daß das zwischen den Tabak und die Bleikappe gebrachte Papier die Auflösung des Bleis nicht hindert, daß die Verzinnung des Bleis ebenfalls keinen Schutz gewährt, und daß selbst das Stanniol, das man häufig zur Verpackung anwendet, oft in beträchtlichem Grade bleihaltig ist.

Durch das fortgesetzte Schnupfen des bleihaltigen Tabaks wird nun das Blei allmählich dem Körper einverleibt, und erzeugt eine chronische Bleivergiftung (Bleidyskrasie, Bleikachexie). — Wenn größere Mengen Blei in kürzerer Zeit in den Körper eingeführt werden, so zeigt sich die unter dem Namen Bleikolik, Malerkolik bekannte Krankheit. Die Kranken werden von heftigen Unterleibsschmerzen befallen, die bald schneidend, bohrend, kneipend, besonders des Nachts auftreten. Damit ist hartnäckige Stuhlverstopfung verbunden, und es treten zugleich Gliederschmerzen ein, besonders in den Armen, meist gefolgt von Muskelkrämpfen, Taubsein, Eingeschlafensein, leisem Zittern. Endlich erfolgt Lähmung und häufig Schwund der am Vorderarm liegenden Streckmuskeln der Hände. Mitunter gesellen sich sogar Hirnaffectionen hinzu, und ein Glück ist es dann, wenn ein Schlagfluß dem Leiden der armen Kranken ein Ende macht.

Die Anfänge der Bleidyskrasie erkennt man besonders an dem eigenthümlich schieferfarbigen Zahnfleisch mit einem bläulichen Saume an den Zahnrändern. Die Kranken haben meist viel Durst und leiden an übelriechendem Athem und verschiedenen Verdauungsbeschwerden, besonders Verstopfung. Gewöhnlich haben solche Kranke auch eine fahle, gelbe Hautfarbe.

Glücklicherweise sind nun nicht alle Menschen für die schädlichen Einflüsse des Bleis gleich empfänglich, auch treten nicht bei allen Kranken alle die oben angeführten Erscheinungen so deutlich auf, daß sie Gegenstand ärztlicher Behandlung würden. In der Regel zeigen sich bei Leuten, die lange bleihaltigen Tabak geschnupft haben, in Pausen von 4 bis 6 Wochen bis zu einem Jahre mehrere Kolikanfälle der oben angegebenen Art, und allmählich bemerken die Kranken eine Schwäche in den Fingern, die sich bald als Lähmung, besonders des dritten und vierten Fingers, darstellt. Die Finger hängen meist herab, und können nicht gehoben und nicht von einander gespreizt werden. Hierdurch wird die Hand natürlich zu vielen Bewegungen sehr ungeschickt. Durch die Anwendung des elektrischen Stromes auf die einzelnen Muskeln (Faradisation, Gartenlaube Jahrgang 1856. Nr. 36.) ist es gelungen, die gelähmten Muskeln genau zu bestimmen. Diese sind nämlich bei der Bleilähmung unempfindlich gegen den elektrischen Reiz, und ziehen sich bei dessen Einwirkung nicht zusammen (contrahiren sich nicht), während ein gesunder Muskel dies immer thut.

Die ärztliche Behandlung dieser chronischen Bleivergiftung besteht nun in salzigen Abführmitteln, Bitterwässern, neben guter Kost und Schwefelbädern, um das Blei unwirksam zu machen und wieder gutes Blut zu bilden. Die einzelnen gelähmten Muskeln müssen elektrisch gereizt (faradisirt) werden und erlangen so, freilich oft erst nach Monate langer, mühevoller Behandlung meist ihre Beweglichkeit, Fülle und Kraft wieder.

Von den Schnupftabaken, die bei der chemischen Untersuchung mehr oder minder erheblichen Bleigehalt zeigten, erwähne ich folgende:

1) Rapé Nr. 4 von Loybeck, in Blei und Papier gepackt.
2) Virginie haut-goût von Bussierre, Manz u. Comp. in Offenbach. Blei- und Papierverpackung.
3) Tabak von Gleich in Berlin, in Blei gepackt.
4) Marocco Nr. 1. von Gebr. Bernard in Offenbach. Blei- und Papierverpackung.
5) Robillard von Gebr. Bernard in Offenbach.
6) Grand Cardinal von Franz Foveaux in Cöln.
7) Importirter Bahia Rapé de Meunon et Comp.
8) Rapé d'Hollanda fin von Bolongavo Crevenna in Frankfurt a. M.

Dies sind jedoch nur einige bei Gelegenheit von Erkrankungsfällen untersuchte Tabake und es sind deshalb die hier nicht aufgeführten nicht alle als bleifrei anzunehmen. So lange nicht von Seiten der Behörden jedwede Metallverpackung streng untersagt und etwa eine Guttapercha-Verpackung eingeführt wird, ist daher allen Schnupfern zu rathen, daß sie sich ihren Tabak von einem Chemiker vor dem Gebrauch genau untersuchen lassen, um sich vor etwaiger Bleivergiftung zu hüten.

Dr. V. A. Endmann in D.

Mawald, der jetzige Besitzer des Jahn'schen Hauses in Freiburg a. U., beabsichtigt das reizend gelegene Grundstück zu verkaufen. Es knüpfen sich an dieses Haus für alle persönlichen und sonstigen Freunde des alten Turnvaters so viele Erinnerungen, daß es sich wohl der Mühe lohnte, das schöne, verhältnißmäßig sehr billige Haus mit Garten, in dem der alte „Biederdeutsche" so oft arbeitete und ruhte, in Hände gelangen zu lassen, die diesen Erinnerungen etwas Rechnung trügen.

Bei Ernst Keil in Leipzig erschien so eben:

Das

Wasser und seine Quellen.

Von

Dr. Heinrich Birnbaum.

Mit 7 Abbildungen.

11 Bogen. — eleg. brosch. Preis 12 Neugroschen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 48. 1858.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Kind und Kindeskind.

Auch eine Dorfgeschichte von H. Nordheim.

(Schluß.)

Das wollte nun freilich Magdalene nicht zugeben und es gab darüber manchen Hoppas in der Försterei. Derweil lernte die Josephe Nähen, Waschen, Bügeln und Schneideriren, daß es ein Spaß war, und die Magdalene dachte: „Kömmt Zeit, kömmt Rath.“

Die Zeit kam und der Rath auch; nämlich das Frühjahr, was die Herrschaft nach Waldenberg brachte. Der Frau von Walden gefiel die Josephe, wie noch keine, seit sie die Magdalene gehabt hatte, und ehe der Vater Arnold nur so recht zur Besinnung kam, daß ja eigentlich aus seiner Josephe keine Kammerjungfer hatte werden sollen, war sie's schon, und noch dazu eine perfecte.

Das Freilen Marie kriegte gleich eine ordentliche Liebe zu ihr und die Mutter Magdalene erzählte es allen Leuten, die's hören wollten, es wär' ihr, als sei sie wieder jung geworden; denn mit ihrer Josephe ging's justement so, wie's ihr in ihrer Jugend gegangen wäre.

Es war doch nicht Alles justement so, wie bei ihr, aber das konnte sie freilich nicht wissen; denn erstens wurde die Josephe im ganzen Schlosse „Mamsell Sephe“ und vom Baron Max und vom Jäger Ulrich gar „Freilen Sephe“ geheißen, und zweitens war's auch darin ganz anders, daß der Jäger Arnold und der Jäger Ulrich wie Tag und Nacht von einander verschieden waren.

Der Jäger Ulrich hatte, er sagte es selber, einen wahren Narren an der Freilen Sephe gefressen, aber er war ihr in den Tod hinein zuwider. Es war ihr auch nicht zu verdenken, denn wenn man den Ulrich und den Baron Max nebeneinander sah, so hätte man müssen blind sein, wenn man den Jäger noch hätte angucken mögen.

Die Frau von Walden meinte, die Josephe wäre für eine Kammerjungfer beinahe zu fein, aber der Baron Max und das Freilen Marie waren anderer Meinung und konnten sie über ihre feine Art nicht genug loben. Wie das Jahr darauf die Herrschaft wieder von der Stadt nach Waldenberg kam, konnten sich die Leute nicht genug verwundern, was die Mamsell Sephe für einen Staat mitbrachte; sie trug sich schier wie das Freilen, und that auch gewaltig fürnehm. Die Frau von Walden war aber damit nicht zufrieden, und sie kam auch nimmer nach Gleichenberg. — Der Magdalene war das Herz gewaltig schwer, daß die Herrschaft schon über drei Monate in Waldenberg und die gnädige Frau noch mit keinem Schritte bei ihr gewesen war.

Dafür kam einmal der Herr von Walden angeritten und der Arnold kannte sich schier nicht vor Freuden, wie der Brandfuchs vor seiner Thür hielt. Aber gleich an der Thür merkte er's, daß kein gut Wetter war. Der Herr von Walden gab ihm wohl auch die Hand und drückte sie ihm, wie sonst, aber es kam ihm vor, als guckte er bei Seite, als er ihn grüßte. Er brauchte nicht lange zu warten, bis er wußte, wo's hing; denn der Herr von Walden war keiner, der viel Federlesens machte. Das war eine schlimme Stunde für die Försters. Der Herr von Walden sagte ihnen, der Jäger Ulrich wollte ihre Josephe nehmen; sie möchte ihn zwar nicht, aber um der Ehre willen wär's doch gut, denn im Schlosse könnte sie nicht bleiben.

Darauf sagte der Arnold:

„Ich weiß, daß der Ulrich ein Halunke ist, aber die Josephe nimmt ihn.“

Dem Herrn von Walden ging's bald so nah, wie den Försters, denn er hielt große Stücke auf den Arnold, und wie er wieder auf seinen Brandfuchs stieg, den der Förster ihm hielt, sah Einer so bleich aus, wie der Andere. Wie er aber droben saß, reichte er dem Arnold noch einmal die Hand und sagte mit einem tiefen Seufzer:

„Ja, Arnold, so geht's! Kleine Kinder, kleine Sorgen; große Kinder, große Sorgen.“

Der Arnold wußt's.

Nach acht Tagen kam die Sephe; die Leute sagten, auf Zuspruch zu ihren Eltern, und es wollte es kein Mensch glauben, wie sie am Sonntag ein für alle Mal mit dem Jäger Ulrich aufgeboten wurde.

Am Dienstag war die Trauung. Der Arnold ging herum, wie wenn er von Stein wäre, und sein Kopf wurde alle Tage weißer; die Magdalene traute sich nicht, ihn anzusehen, sah überhaupt schier nichts, denn ihre Augen waren ihr wie zugeschwollen, und die Sephe hatte vom Vater noch kein Wort und keinen Blick bekommen. Nur wenn der Arnold allein mit der Magdalene war, schlug er sich manchmal mit der Faust an die Stirn und sagte:

„Ich wollt' ja Alles tragen, wenn nur der Ulrich kein Halunke wär'.“

Der Arnold war selbst eine kreuzbrave Seele, drum sah er's den Augenblick, wenn Einer es nicht war; und er hatte es recht gesehen; der Ulrich war ein Halunke; aber dem Arnold war's beschieden, daß er's nicht lange mit ansehen sollte. Anfang Winters ließ die Sephe ein Töchterchen taufen, das hieß Marie. Der Ulrich war noch Jäger beim Herren von Walden und mit nach der Stadt gezogen, die Sephe aber bei den Eltern geblieben. Der Arnold

Digitized by Google

hob das Kind aus der Taufe, aber schon in der Kirche konnte man's merken, daß er sich immer veränderte, und wie er daheim in die Stube trat, fiel er der Länge lang hin und war todt.

Die Leute sagten, den habe der liebe Herr Gott zur guten Stunde abgerufen. Unser Herr Gott thut Alles zur guten Stunde; aber freilich, die Magdalene und die Sephe, die wußten nicht viel von guten Stunden mehr. Die Försterin hätte können in der Wohnung bleiben, bis der neue Förster einzog, weil aber der neue Förster ihr Eidam war, so blieb sie ganz drin. Sie zog nur in die obere Stube und da that sie ihr Möglichstes, um der Sephe beizustehen. Die hatte es schwer, denn dem Ulrich war nicht viel darum zu thun gewesen, schon aus dem Herrenbrode zu kommen, und wenn er auch eine schöne Stelle und noch ein Extra-Jahrgeld bekam, so konnte sie ihn doch nicht halten, wie er's im Schloß gewöhnt war. Da ging er früh und Abends in's Wirthshaus und der Wirth hielt Wein nur für den „Herrn Förster". Wie hurtig da aus den Kreuzern Gulden werden und ihrer Wege gehen, das weiß Jeder.

Die Magdalene und die Sephe guckten ängstlich dazu und das nahm der Ulrich übel. Es gab keine gute Stunde mehr in der Försterei.

Zwei Jahre, nachdem die Marie auf die Welt gekommen war, kriegte die Sephe den kleinen Karl; sie nahm aber einen Treff aus dem Kindbett mit; die Sorge that auch das Ihrige, denn der Ulrich kam bald nimmer aus dem Wirthshause und im Hause ging's immer knapper zu. Sie schlich herum, wie ein Gespenst, und endlich sagten die Leute auch von ihr, daß unser Herr Gott ihr eine gute Stunde geschickt habe. Die Magdalene dachte, das Herz müßte ihr brechen, wie sie an der Leiche von ihrem einzigen Kinde stand, aber sie dankte doch dem lieben Gott, daß ihr Kind die Last vom Leben hinter sich hatte; so was kann nur eine Mutter.

Ein Jahr lang mußte die Magdalene noch viel von dem Ulrich leiden; da wurde er ihr eines Abends in's Haus gebracht; die Leute sagten, es hätte ihn ein Wilddieb erschossen, es gab ihrer auch, die sagten, er hätte es selbst gethan.

Sie wollte, wie der neue Förster kam, nimmer in Gleichenberg sein, und zog mit den beiden Kindern nach Weißbach, wo sie her war; das lag doch seine drei Stunden weit von Gleichenberg und Waldenberg, wo die Leute sie im Glück gekannt hatten.

In Weißbach wußte keins mehr viel von ihr. Es braucht wenig Jahre, so ist ein menschlich Andenken verweht, wie der Wind. Die ersten Jahre bekam sie regelmäßig Geld geschickt, denn der Herr und die Frau von Walden lebten noch; auch wie die kurz nach einander gestorben waren, kam, vom Baron Max durch den Rentverwalter geschickt, das Jahrgeld. Die Magdalene war fleißig, da ging's ihnen gut; freilich darauf konnte sie nicht mehr so halten, wie sonst, daß Alles blank war und nach was aussah, denn das braucht Zeit, und bei der Marie war keine Rede von weißen Strümpfen und Fürtüchern, sie trug aber keine Kappe; das that sie, weil's billiger ist, im bloßen Kopfe zu gehen, und es fingen auch schon mehrere Mädchen an, die Kappe fortzulassen. Die beiden Kinder gingen in die Schule und die Nachbarn meinten, es ginge ihnen nichts ab.

Da kam ein Jahr um's andere weniger Geld und endlich blieb's ganz aus. Die Magdalene hatte aber 'was gespart und arbeitete noch besser; die Marie kam aus der Schule und griff mit zu, da ging's denn noch ein paar Jahr lang; das bischen Gespartes ging freilich drauf. Auf einmal kriegte das „Fröle"* die Gicht und das nahm so überhand, daß sie bald gar nichts mehr thun konnte. — Sie hatte noch ein paar „gute Stück" aus der „guten Zeit", die gingen eins nach dem andern fort, und bald sah's erbärmlich genug bei der Magdalene aus, aber reinlich immer. Der Hauptverdienst von der Marie war, daß sie die Wäsche hatte, wenn Gäste im Schlosse waren; sie bügelte und besserte aus und scheute sich überhaupt keiner Arbeit. Es gehörte ordentlich zu ihrem Leben, daß sie nur recht zugreifen konnte; es war, wie wenn ihre Hände es selber wüßten, was auf sie ankäme, und das Mädchen war nie glücklicher, als wenn sie vor Arbeit nicht wußte, wohin. Vom Fröle und von der Mutter war's ihr geblieben, daß sie gern hatte, wenn Alles nach was aussah, aber es fiel ihr nicht ein, daß es nach mehr aussehen sollte, als es bei armen Leuten recht war. Sie selber wußte nicht, daß sie nach was Rechtem aussah, mit sammt ihren blauen Strümpfen. Der Karl war bei einem Schreiner in der Lehre, aber das war ihm arg, denn er wollte partout Jäger werden; das ging freilich nicht, denn der Schreiner that's ohne Lehrgeld, und woher's nehmen zum Jäger?

* Großmutter.

Die Kinder hatten's nicht leicht bei ihrem Fröle, denn die Magdalene war nimmer, wie sonst. Der Mangel und die Leiden hatten sie schrecklich verbittert und besonders hatte sie jetzt gerade so einen Haß auf die „Fürnehmen", wie sie sonst einen Narren an ihnen gefressen hatte. Alles, was sonst die Ursache zum größten Lobe war, gab jetzt den Grund zum bittersten Tadel, und sie machte sich ein Geschäft daraus, den Kindern einen Hast gegen sie beizubringen. Beim Karl war es ihr nicht schwer geworden; der wäre jeden Augenblick bei der Hand gewesen, das „schlechte Volk" von der Erde zu vertilgen und damit der Welt einen großen Dienst zu thun; die Welt und Marie glaubte auch Alles, was das Fröle sagte, denn sie hatte einen gewaltigen Respect vor ihr, aber sie dachte mehr daran, wo sie genug Arbeit herkriegte, als wie sie die fürnehmen Leute hassen sollte, von denen sie, freilich immer nur durch die Dienstboten, doch den Hauptverdienst hatte.

Jetzt nun, gerade an dem Donnerstage, wo die Marie mit dem Karl in's Holz gegangen war, ging's der alten Magdalene oft so erbärmlich, daß der Doctor aus dem Flecken Siebenkreuz schon öfter hatte einsprechen müssen. In der Apotheke stand eine Rechnung, im Schlosse hatten sie schon lange keine Arbeit gefunden und die Herbsttage waren schon recht kühl; es mußte warm in der Stube sein und von einem Holztage zum andern ging das Holz rein auf. Heute hatten sie den letzten Stecken in den Ofen gethan, wie sie fortgingen, und wie sie ihr Mittagsbrod verzehrt hatten, trieb die Marie den Karl an, er sollte die große Welle an den Haken nehmen und heimschleifen, sie wolle noch die Kütze* voll Stückchen und Tannenzapfen lesen und dann auch kommen.

Der Karl that's und die Marie las und las, bis ihre Kütze voll war; dann band sie ihre Schürze ab, breitete sie auf den Boden und las wieder, bis sie auch voll war. Nun konnte sie aber vor Kreuzschmerzen sich schier nimmer bücken und sie setzte sich unter eine große Buche, um noch eine Viertelstunde auszuruhen, ehe sie heimging.

Sie hatte die Schürze mit dem gelesenen Holze zugebunden und das Bündel lag neben ihr, es dauerte aber nicht eine Minute, so lag der Kopf drauf; auf die Augen fiel's wie Blei und sie schlief fest; sie mußte erschrecklich müde gewesen sein.

Mit einem Male fuhr sie auf; sie hatte keine Ahnung, wie lange sie geschlafen, und dachte, sie wäre gerade erst „eingedusselt", und wenn nicht etwas in ihrer Nähe geknuspert und im Laub gerasselt hätte, wäre sie wohl noch lange nicht aufgewacht. Sie traute ihren Augen nicht, denn nicht weiter als funfzig Schritt von ihr stand ein prächtiger Rehbock.

Er schaute mit seinen klugen Augen nach allen Seiten, als wollte er seiner Sache erst recht sicher sein, dann bückte sich das zierliche Köpfchen und die Zunge leckte am Boden. Die Marie merkte erst, daß sie im Suchen bis an das Rehholz gerathen war.

Sie saß da und traute sich nicht zu athmen, in der Angst, das schöne Thier könnte fortlaufen; da hörte sie über sich in den Zweigen ein leises Knacken, das Thier fuhr in die Höhe, aber im nächsten Augenblick blitzte und krachte es. Das Thier that noch einen einzigen Sprung zur Flucht und im andern Augenblicke lag's zuckend am Boden. Das Blei hatte gut getroffen.

Die Marie dachte im Schreck, sie müßte selbst getroffen sein, und stieß, wie der Schuß knallte, einen gellen Schrei aus; sie konnte nicht von der Stelle, aber ihre Augen richteten sich in die Zweige hinauf und sahen ein paar Füße, dann einen grauen Rock, dann ein paar Arme, dann ein Gewehr und zuletzt zeigte sich ein braun gebranntes Gesicht mit einem schwarzen Barte. Der Mann, zu dem dies Alles gehörte, stieg auf lauter abgeschnittenen Aesten und, wo sie fehlten, auf eingekeilten Holzstücken am Baume herunter und stand im nächsten Augenblicke neben ihr, eben so erschreckt, wie sie, denn der Schrei der menschlichen Stimme gleich nach dem Schusse hatte ihm den Waidmannsspaß auch versalzen.

War die Marie nach dem Schusse erschrocken genug, so verging's ihr nicht, wie der Jäger auf sie zu sprang. Er sah aber gleich, daß er den richtigen Bock geschossen hatte und das Mädchen nur vom Schreck so bleich und zitterig unter dem Baume saß.

Der Schwarzbärtige dankte Gott, daß es nur ein Schreckschuß gewesen war. Er riß hurtig seinen Büchsenranzen herunter und

* Tragkorb.

Digitized by Google

brachte daraus eine Flasche hervor, die er ihr an den Mund hielt. Sie schüttelte sich, denn sie dachte, es wäre Schnaps, und davor hatte sie einen Ekel, wohl, weil sie sich noch dunkel erinnerte, was der in ihrer Kindheit für Unglück angerichtet hatte. Aber der Jäger sagte:

„Es ist ja Wein, trink' nur einen Schluck."

Die Marie war erst auch vor dem Jäger erschrocken gewesen, denn Mancher, der sonst ganz reputirlich in der Welt herumgeht, sieht aus, wie ein Menschenfresser, wenn er in seiner Jagdhaut steckt, und bildet sich dabei, das ist das Allerschönste, noch Wunders ein, wie was Rares er ausjäh'. Der den Bock neben der Marie geschossen hatte, sah auf den ersten Blick auch nicht zu schön aus, wie er aber mit der Flasche neben ihr kniete und mit freundlicher Stimme und noch freundlicheru Augen sagte: „Trink nur einen Schluck," da war es ihr, als dürfte sie's ihm gar nicht abschlagen und als wäre das ein ganz Anderer, als der ihr im ersten Augenblicke den Schreck einjagte. Sie trank einen Schluck und fühlte auch auf der Stelle, daß sie wieder Leben in sich hatte. Sie sagte, indem sie tief aufathmete:

„Jetzt ist mir's gleich besser."

Der Jäger mußte laut lachen; das passirt einem am ersten, wenn man sich von was erholen will, was gerade nicht zum Lachen war; und bei der Marie fing's auch an, im Munde zu zucken. Wenn man erst eine Metze Salz zusammen gegessen hat, kann man bekannt sein, aber manchmal wird man's auch schon, wenn man nur einmal zusammengelacht hat, und so ging's hier auch. Der Jäger wußte bald, wer die Marie war, und er hatte ihr erzählt, daß er mit dem Herrn von Walden auf Zuspruch im Schlosse sei. Die Marie sah ihn dabei wie scheu an und sagte:

„Da seid Ihr wohl der Jäger?"

„Ja, ich bin der Jäger."

„Drum."

Er lachte wieder laut auf und wollte wissen, warum sie „Drum" sagte. Sie meinte, weil sie gleich gesehen hätte, daß er kein Fürnehmer wäre, denn sonst hätte er gewiß eher nach seinem Bocke, wie nach ihr gesehen.

Man konnt's merken, daß er sich das nicht von ihr erwartet hatte; er sah sie eine Weile ganz ernstlich an, dann sagte er:

„Es ist auch wahr, ich hab' meinen Rehbock ganz vergessen."

Dabei stand er auf und ging nach dem Flecke hin, wo das todte Thier lag. Der Marie war's, als hätte sie was Unrechtes gethan und als müßte sie sagen, er sollte ihr's nicht verübeln, aber sie hatte nicht den Muth dazu. Sie blieb sitzen und legte die zwei Hände in den Schooß, derweil sie zusah, wie der Jäger den Bock sich über die Achsel warf, um fortzugehen. Wie er sich nach ihr umdrehte, sagte er:

„Bleibst Du denn noch immer sitzen?"

Da fiel's ihr ein, daß sie doch nun auch heim müßte, und sie sagte:

„Mich deucht, es muß spät sein."

Er sah sich nach der Sonne um und sagte:

„Es wird wohl bald um sechs sein."

Dunkelroth im Gesicht sprang sie auf, raffte ihr Bündel in die Höhe und rannte, was sie konnte, ein Stück in den Wald hinein, wo sie ihre Kütze hatte stehen lassen. Der Jäger dachte, sie müßte wiederkommen, aber ein paar Minuten darauf sah er sie drüben im Felde auf einem andern Pfad dem Dorfe zu laufen, als wenn es hinter ihr brennte. Wie sie an das Dorf kam, begegnete sie dem Karl. Er sollte ihr entgegengehen; das Fröle hatte Sorge, es wär' ihr was „gepassirt", weil alle die anderen Leute schon um drei Uhr aus dem Holze heim waren und sie allein nicht. Die Marie hatte ja selber nicht gewußt, daß sie an die vier Stunden geschlafen hatte. Sie erzählte dem Karl und dem Fröle, wie's ihr gegangen war; da hörte die Magdalene, daß der Herr von Walden in Weißbach wäre. Es gereute die Marie schier, daß sie's erzählt hatte; sie wußte, daß das Fröle auf den Baron Max schlecht zu sprechen war, und es war ihr gar nicht eingefallen, daß das ja der jetzige Herr von Walden wäre. Das Fröle kriegte ihren Stickhusten und hinterher war das Reißen in den kranken Gliedern schier nicht zum Aushalten. Sie legte sich nach der Wand zu und wollte schlafen; die Marie mußte ihr Licht machen und setzte sich an's Spinnrad. Der Karl ging zu seinem Meister, dort schlief er.

Der Marie war's ordentlich eine Wohlthat, daß Alles still wurde und sie mit ihrem Spinnrade allein war; sie hatte was auf dem Herzen, was sie drückte, und konnte an nichts Anderes denken; da hilft nichts so tragen, als wenn's still um einen wird. Der Jäger war erst so gut mit ihr gewesen und zuletzt, von da an, wo sie sagte „Drum", hatte er sie mit seinen schwarzen Augen angesehen, als wenn er sie in sie hineinbohren wollte. Und nun war sie auch noch so einfältig fortgelaufen und hatte nicht einmal „Schön Dank" gesagt. Der mußte sie doch für eine rechte Trampel halten; sie hätte wer weiß was darum gegeben, wenn er das nicht gedacht hätte. Sie konnte an nichts Anderes denken.

Da pochte es ganz leise an die Stubenthür, sie fuhr zusammen, daß sie um ein Haar das Rad umgeschmissen hätte. Sonst war sie ja ihr Lebtag nicht so schreckhaft gewesen, aber das mußte der Schuß machen. Sie hatte nicht das Herz, „Herein" zu rufen, aber es pochte noch einmal und das Fröle rief:

„Wer ist da?"

Die Thür ging auf und ein großer bleicher Mann in einen Mantel gewickelt trat herein. Die Marie zitterte am ganzen Leibe, wie sie seinen Gruß mit „Schön Dank" erwiderte. Sie sah gleich, daß sie ihn nicht kannte, aber die Stimme von dem Manne war auch nicht fester, als ihre, wie er mit einem „Guten Abend, Kind" auf sie zutrat. Sie sah, daß seine Augen schimmerten, wie wenn Wasser drin stände. Er sagte:

„Ist die Frau Arnold daheim?"

Da bog sich die Gestalt der Frau Magdalene auf ihrem Lager weit vor und sie rief noch einmal, aber mit so lauter Stimme, daß die Marie davor zusammenfuhr:

„Wer ist da?"

Der fremde Mann nahm seinen Hut ab, ließ den Mantel herunterfallen und wendete sich gegen das Lager der Alten.

„Kennt Ihr mich noch, Frau Magdalene? Es sind viele Jahre vergangen und mein Haar sieht wohl bald nicht mehr schwärzer aus, wie Eures."

Es war der Frau nicht möglich, darauf zu antworten; der Stickhusten ließ sie nicht zu Worte kommen und der Fremde sagte, indem er ihre Hand nahm:

„Kommt erst zu Euch, Frau Magdalene."

Aber der Husten wurde immer ärger und die Alte zog ihre Hand barsch weg. Die Marie sprang zu, um ihr das Kissen höher zu rücken und sie hinaufzuheben. Wie's ihr sauer wurde, denn das Fröle hatte seine Last, bog sich der Fremde über sie weg, um ihr zu helfen, und drückte sie so fest an sich, daß sie dabei an was denken mußte, was weit hinaus ihr im Sinne lag und wovon sie manchmal träumte. Allemal aber, wenn sie daran dachte, spannte sich's wie ein eisernes Band um ihre Brust und das Wasser mußte ihr aus den Augen schießen.

Sie sah sich, sie mußte noch recht klein gewesen sein, im Schooße von einer bleichen Frau, die sie fest an sich drückte und mit Küssen zudeckte, derweil die Thränen ihr über's Gesicht liefen. Sie wußte es noch ganz genau, daß ihre Aermchen nicht ganz um den Hals herumreichten, daß sie sie aber auch wieder und immer wieder küßte, bis sie ihr im Arme einschlief, und noch heute, wenn sie daran denken mußte, wollte sie alle Mal die Arme ausstrecken, und es ging leise, sie wußte es wohl selber nicht, aus ihrem Munde:

„Mein Mutterle."

Das Fröle war auch gut mit ihr gewesen und hatte ihr manchmal schön gethan, aber sie hatte dabei nicht an's Mutterle denken müssen. Wie der Fremde sie an sich drückte, ging's ihr leise über die Lippen:

„Mein Mutterle."

Er wandte sich plötzlich und sagte:

„Morgen komme ich wieder, Frau Magdalene," und ehe die Marie wußte, wie ihr geschehen, hatte er Hut und Mantel umgenommen und war zur Thür hinaus; die Alte hustete gewiß noch eine Stunde lang, bis sie so hin war, daß sie in die Kissen fiel und entschlief. Die Marie ging in die Kammer daneben und legte sich auch, aber sie mußte immer an den fremden großen Mann mit grauen Haaren denken, und wie sie endlich einschlief, träumte sie von „ihrem Mutterle". Der Jäger und daß er sie für „eine rechte Trampel" halten könnte, war ihr nimmer eingefallen.

Früh, wie sie zum Fröle kam, wunderte sie sich, daß sie freundlicher war, wie sonst, und ihr nachguckte, wohin sie auch ging, aber keins sagte was von dem fremden Manne und dem Karl wurde auch nichts gesagt. So ging der Tag hin und wie es dunkel war,

Digitized by Google

um die Stunde wie gestern, brannte die Lampe und die Marie saß am Spinnrad, da pochte es wieder an der Thür und der Mann kam auch wieder. Die Magdalene hatte schon einen Stuhl an ihr Bette rücken lassen und er setzte sich hin. Sie hustete nicht und gleich fingen sie mit Sprechen an.

Er hatte sich in der Stube umgesehen und fragte, ob es ihr denn knapp ginge. Da konnte sie erst weiter nichts thun, als mit den zitternden Händen in der Stube herumzeigen. Der Baron Max, denn der war's, konnte nicht begreifen, warum sie ihn dabei ansah, als wenn er Schuld dran wäre, und sagte:

„Hab' ich Euch nicht genug geschickt?"

Und wie sie sagte, daß sie nun schon seit vier Jahren keinen rothen Heller und vorher auch nur ein Weniges bekommen habe, fuhr er von seinem Stuhle auf, als wenn ihn ein Schlag getroffen hätte, und es ging wie ein Gestöhne aus seiner Brust.

Die Magdalene sah gleich, daß er unschuldig an ihrem Elende war, und wie er ihr nun sagte, daß er ihr jedes Jahr zur bestimmten Zeit das Geld durch seinen Rentmeister geschickt habe, da wachte mit einem Male die alte Liebe zu ihm und den Seinigen in ihr wieder auf; sie griff nach seiner Hand und weinte bitterlich.

Es war kein Zweifel, daß der Rentmeister das Geld mit noch vielem anderen unterschlagen hatte. Seit drei Monaten war er nicht mehr im Dienst. Wie die Magdalene zu Worte kommen konnte, erzählte sie ihm Alles, was sie betroffen, und wie die Noth gerade jetzt am größten gewesen und daß sie manchmal gedacht, unser Herr Gott habe sie ganz vergessen. Aber der Baron Max erzählte ihr auch, wie es ihm ergangen sei. Er hatte Weib und Kind gehabt und sie verloren, seine Schwester Marie war auch gestorben und nun er alt würde, wäre er kränklich und stehe allein in der Welt. Da habe er den Sohn von einem Vetter, der seinen Namen trüge, an Kindesstatt angenommen. Aber im Haus sei Niemand, der ihm die Wirthschaft führe und ein Herz für ihn habe, drum habe er sich ausgedacht, die Frau Arnold solle mit den beiden Kindern zu ihm ziehen. Sie sollte dort ihre gute Pflege und Alles haben, was sie brauchte, und die Marie wie das Kind vom Hause gehalten sein.

Die Magdalene traute nicht ihren Ohren, sie konnte auch nichts sagen, aber sie nahm seine Hand und weinte bitterlich. Endlich rief sie die Marie, nahm ihre Hand und legte sie auf die des Barons; aber das war ihm nicht genug. Er nahm sie in den Arm und küßte sie, wie nur ein Vater sein Kind küßt. Ihr kam's vor, als träumte sie, und sie schlang ihre Arme um seinen Hals und sagte:

„Mein Mutterle."

Im Dorfe war ein paar Tage lang ein großes Gerede, wie's hieß, die alte Arnolden zög' wieder nach Waldenberg, aber die Leute sagten, es wär' nicht mehr als billig, daß der Herr von Walden für sie sorgte. Der Karl, wie er's hörte, wollt' es partout nicht leiden, aber der Herr von Walden hatte versprochen, er sollte Jäger werden, und nun war ihm Alles recht. Wer immer die rechten Fliegen trifft, der kann alle Fische an seine Angel kriegen.

Nach acht Tagen kam ein Wagen von Waldenberg, der holte die Magdalene und die Kinder ab. Vorher hatten sie Alles bezahlt, was sie schuldig waren, und Jedes hatte einen neuen Anzug gekriegt. Wenn's einem wo noch so schlecht gegangen ist, so wird's einem doch sauer, wenn man auf einmal weg soll, und es ist ordentlich, als bände das Leid fester wie's Glück. Drum, wie die Drei im Wagen saßen, weinten die Magdalene und die Marie bitterlich, und die Leute, die noch Abschied nahmen, auch. Dem Karl sah man nichts von Trauer an; er saß mit dem Kutscher auf dem Bocke und konnte es nicht erwarten, bis es fort ging.

In Waldenberg wurden sie von dem Herrn von Walden aufgenommen, wie wenn sie alle zu ihm gehörten; im obern Stockwerk waren ein paar Stuben für die Magdalene und die Marie eingerichtet, die waren so hell und sonnig, daß ihnen das Herz lachte, wie sie hinein zogen. Der Karl kam zum Förster nach Gleichenberg.

Die Marie fand auch noch einen ganzen Schrank und eine Kommode voll neuer Anzüge und schöner Wäsche, sie dachte, von allen den Kleidern wären nur ein Paar, die sie anziehen könnte; so fürnehm könnte sie sich nicht tragen. Aber das Fröle war an so was gewöhnt, und nach und nach kam da und dort ein besseres Stück vor, und wurde angezogen. Das Zulegen gewöhnt sich leicht, nur wenn's rückwärts geht, wird's schwer; drum ist's bei allen Dingen gut, wenn man erst von unten anfängt. Die Marie hatte immer nach was ausgesehen, und jetzt sah sie schön aus; aber es fiel ihr gar nicht ein, daß sie drum Eins einmal mehr ansehen könnte; nur manchmal erwischte sie sich dabei, daß sie dachte, ob der Jäger sie wohl wieder erkennte, wenn er sie jetzt säh'; aber es war ihr immer traurig dabei zu Muthe, denn sie dacht's nun ganz gewiß, sie säh' ihn nicht wieder, denn in Waldenberg war er nicht, und dann wieder, es wär' so am besten, weil er im Bösen von ihr gegangen war.

Sie hatte vielerlei zu thun, und da vergehen solche Gedanken am besten. Sie mußte den ganzen Haushalt führen, es ging aber Alles am Schnürle, denn das Fröle sagte ihr, was sie nicht wußte, und die Leute sagten, sie machte es „wie eine Alte."

Der Herr von Walden konnte die Augen nicht von ihr lassen, und sie hatte ihn so lieb, wie wenn's ihr Vater wäre. Wenn sie nicht beim Fröle war, mußte sie bei ihm sein, und die Leute sagten, er wäre nicht mehr zu erkennen, so vergnügt säh' er aus; denn seit er Frau und Kind verloren hätte, wär' kein Lachen mehr von ihm gehört worden. Aber elend sah er aus, und er war auch nicht gesund, nur die Marie konnt' es ihm Alles recht machen, wenn er sich klagte; sie war so leise bei Allem, was sie that, daß er sie gar nimmer wollte von sich lassen. Dem Fröle ging nichts ab, denn sie konnte haben, was sie wollte, und der Doctor kam alle Tage zu ihr; da konnte die Marie beim Herrn von Walden bleiben.

Es war schon ein halbes Jahr, seit sie in Waldenberg waren, da wurde der Herr von Walden in der Nacht ernstlich krank. Der Doctor sagte, es wäre die fliegende Gicht, und der Kranke müßte recht in Acht genommen werden. Er hatte arge Schmerzen und die Marie wich Tag und Nacht nicht von seinem Lager. Die Leute sagten, das wäre dem Herrn sein guter Engel, und er selber, wenn sie sich über ihn hinbog und ihm den Trank reichte, denn er konnte selbst nichts thun, sagte es zu ihr, und zog ihre Stirn manchmal zu sich herunter, daß er sie darauf küssen konnte.

Nachts rückte sie einen großen Lehnstuhl neben sein Bett und wenn er schlief, schlief sie neben ihm; wenn er aber wachte, war sie auch da. Oft schlief er ein und hielt ihre Hand in der seinen; dann fiel ihr Kopf neben der Hand auf's Bett und sie schlief ein.

In einer Nacht war sie auch so neben ihm eingeschlafen, sein Athem war schwer. Der Arzt hatte zum alten Johann gesagt, er sollte manchmal nachsehen, und wenn sich etwas Bedenkliches zeigte, ihn rufen lassen. Um ein Uhr trat der Diener leise in die Thüre, um wieder nachzusehen; diesmal war er aber nicht allein; über seine Schultern hinweg bog sich das ernste Gesicht eines jungen Mannes. Es war braun gebrannt und dunkle Haare und Bart gaben ihm noch was viel Ernsteres. Der Johann drehte sich nach ihm um, und wies mit der Hand nach den Zweien. Er sah aber schon nichts Anderes mehr. Er holte sich leise einen Stuhl herbei, stellte ihn auch neben das Bett und sagte:

„So, Johann, nun schlafe Du, ich wache vollends."

Der Alte ging, und er setzte sich. Seine Augen sahen von dem Kranken auf die Marie und von ihr auf den Kranken, und es kam kein Schlaf hinein. Da regte sich der Kranke und gleich war auch das Mädchen da — aber er schlief weiter, und nur die Marie blieb wach. Da nahm eine Hand die ihrige — und sie dachte, sie träumte, wie sie die Augen aufmachte und vor ihr der Jäger saß. Endlich, wie er sie immer ansah und dabei so freundlich nickte, kam es ihr doch vor, als wenn das nicht nur geträumt könnte sein. Sie sagte leise: „Seid Ihr's denn, oder nicht, Herr Jäger?"

Fast hätte der Jäger wieder aufgelacht, aber er that's nicht, denn der Kranke regte sich nun wirklich und schlug die Augen auf. Sein Blick fiel auf den Jäger und der stand gleich auf vor ihm. Es ging wie eine Veränderung in dem Kranken vor, seine zwei Hände streckten sich aus und er rief:

„Gottlob, daß Du da bist, mein Werner! Ich hätte nicht mögen aus der Welt gehen, wenn Du mir nicht die Augen zugedrückt hättest."

Da ging's wie ein Zittern durch den ganzen Körper von der Marie, sie war aufgestanden, wie der Jäger aufstand, aber sie setzte sich wieder, denn „der Werner", das war ja der Neffe, der Sohn vom Herrn von Walden und dem mußte sie Platz machen. Nach einer kleinen Weile, die Beiden sprachen immer zusammen, aber sie hörte nichts, stand sie leise auf und schlich der Thüre zu;

Digitized by Google

Thierköpfe aus dem zoologischen Garten zu Berlin.

1. Virginisches Reh. — 2. Bisamschwein. — 3. Uhu. — 4. Luchs. — 5. Pelikan. — 6. Kranich. — 7. Gemeiner Seeadler. — 8. Wolf. — 9. Condor. — 10. Geyard. — 11. Zweihöckeriges Kamecl. — 12. Schakal. — 13. Zebu. — 14. Büffel. — 15. Känguruh. — 16. Affe. — 17. Weißköpfiger Seeadler. — 18. Damhirsch. — 19. Murmelthier. — 20. Schwarzer Panther. — 21. Affe. — 22. Grauer Geier. — 23. Gänse-Geier. — 24. Grauer Reiher. — 25. Silber-Fasan. — 26. Wilde Katze. — 27. Kasuar. — 28. Lama's. — 29. Amerikanischer Strauß. — 30. Gestreifte Hyäne. — 31. Steinadler. — 32. Eisfuchs. — 33. Gefleckte Hyäne. — 34. Grauer Bär.

Digitized by Google

es war ihr, wie wenn sie nichts mehr da zu thun hätte, aber sie war noch nicht bis an die Thür gekommen, da rief die Stimme des alten Herrn: „Marie, bleib da, mein Kind," und der Jäger war an ihrer Seite und zog sie zu dem Stuhle am Bette hin. Der Vater nahm ihre Hand, und legte sie in die des Sohnes und sagte: „Siehst Du, Marie, wenn ich fort muß, lasse ich Dich nicht allein."

Sie wußte nicht, was sie sagen und auch nicht, wo sie hinsehen sollte, denn ihr schwindelte es. Sie fühlte nur, wie die Hand des Sohnes sich fest um die ihre schloß und seine tiefe Stimme neben ihr sagte:

„Du sollst nie allein sein, Marie."

In der Thür aber stand der alte Johann, denn er hatte drinnen sprechen hören, und warnte, der Doctor habe es streng verboten, daß der Herr Baron sich nicht aufregen dürfe. Der Morgen brach auch schon hervor und der Kranke sagte, der alte Diener solle bei ihm bleiben, die Beiden, der Sohn und die Tochter, aber sollten schlafen gehen. Sie gingen, aber ob sie schliefen? Die alte Magdalene wunderte sich schier, wie sich die Marie früh anzog, denn sie brauchte nicht zuzureden, ungeheißen zog sie ein Sonntagskleid an, und es war doch nur ein purer blanker Werkeltag.

Von da an pflegte die Marie nicht mehr allein, der Sohn war neben ihr und in der Krankenstube waren drei glückliche Menschen. Der Vater sah's von Tag zu Tag, wie die Liebe seiner Kinder zu einander wuchs. Die Maria sorgte still fort für Alles, was er brauchte, und der Werner erzählte ihm und ihr von Allem, was er gesehen und gehört in der weiten, weiten Welt. Was er auch sagen mochte, und wenn sie früher nie davon gehört hatte, so wurde ihr's doch klar und begreiflich. Sie merkte und begriff, wovon sie früher nur so geahnt hatte, daß es eine Arbeit gäbe, die man nicht zu sehen braucht, und die erst in jede sichtbare den rechten Kern hinein legt, das ist die Arbeit, die der Gedanke thut; je mehr sie das inne wurde, je mehr Respect mußte sie vor jeder Arbeit bekommen, und je größer wurde ihre Liebe zu dem Werner. Der Werner aber meinte, so glücklich wär' er in seinem Leben nicht gewesen, als wie das fleißige, einfältige Mädchen ihm zuhörte, denn das Größte und Herrlichste, was man in der lieben Gotteswelt sehen und hören kann, sehen und hören wir ja erst dann im Sinne Gottes, wenn durch die Liebe des Menschen der göttliche Hauch darin Gestalt bekömmt.

Das Auge des Vaters ruhte immer seliger auf den Beiden, aber mit jedem Tage wurde es matter und der Athem wurde schwächer. Eines Abends sah Marie den Herrn Doctor und den Werner immer fragender an, weil sie bemerkte, daß sie sich bedenkliche Blicke zuwarfen; ihr Mund traute sich aber nicht zu fragen, und auch die Stube zu verlassen, hatte sie nicht den Muth; da winkte der Kranke sie zu sich heran und sagte:

„Marie, ich muß meinem Werner etwas sagen." Und sie verließ das Zimmer.

Der Sohn beugte sich zur Lippe des Vaters, die nur leise sprach: „Du wirst, nicht wahr, mein Werner, Du wirst meine Marie nicht verlassen?"

„Nein, Vater, sie wird die Meine sein."

„Ich danke Dir, Werner; ich wußte es, Du wirst sie zu Deinem Weibe nehmen und nie vergessen, daß sie in meinen letzten Lebensstunden die Freude meines Lebens wurde."

„Ja, Vater, Marie wird mein Weib werden und ich werde sie lieben für Dich und für mich."

Ein Lächeln zog über Herrn von Walden's Gesicht, wie er sagte: „Rufe mir Marie!"

Sie kam und ihr Auge begegnete dem Blick des Vaters. Sie neigte sich zu ihm und er sagte:

„Habe Dank, Marie, Du warst mein Engel."

Ihr Kopf schmiegte sich an des Vaters Brust. Es war eine tiefe Stille um sie her. Endlich bog sich Werner über sie, und sie hob den Kopf, um nach dem Vater zu sehen; ihr Blick begegnete aber dem seinigen nicht mehr, denn er war gebrochen.

Marie zuckte zusammen. Wie Sterben aussieht, hatte sie schon eine ganze Weile mit angesehen, aber den Tod kannte sie nicht.

Werner's Hand legte sich leise auf die Augen des Vaters und wie er sie aufhob, waren sie geschlossen. Marie sah zu ihm auf, da kniete er nieder neben ihr und sagte:

„Sieh, Marie, der Vater hat uns verlassen."

Es zuckte, wie wenn ein Messer sie getroffen hätte, durch ihre Glieder und sie sah ihn mit bitterem Jammer an; aber er legte seinen Arm um sie her, sein Kopf legte sich an den ihrigen und er sagte wieder:

„Nicht wahr, Marie, Du bist nun doch nicht allein, denn der Vater hat Dich mir gelassen, und nun sag' mir's gleich hier neben ihm, daß Du ihm folgen und mein sein willst für's ganze Leben."

Marie hatte viele Monate lang schwere körperliche Anstrengungen ertragen, um sich nur ganz der Pflege des Kranken hinzugeben, und ihr ganzes Leben war ja ein schweres gewesen von Kindesbeinen auf; sie hätte aber noch lange, sie hätte vielleicht immer solch' schwere Last des Lebens ertragen und nicht eher gemerkt, wie schwer sie sei, als bis alle ihre Kraft drangesetzt war; von Arbeit, Entbehrung und Aufopferung konnte sie leben; das ist so bei der Frau, die rein und natürlich aufwächst und ein frisches Herz in der Brust hat; wie aber Werner zu ihr sagte: „Sag' mir, ob Du mein sein willst," da ging die Kraft ihr aus; an's Glück muß man sich auch gewöhnen. Sie sah ihn stumm an, als verständ' sie ihn nicht, aber im andern Augenblicke hing sie ihm am Arme und war ohne Leben. Der alte Arzt, der im Schlosse zu Waldenberg schon lange wie ein Freund aus- und einging, kam gerade recht. Ihm konnte Werner sagen, was sie niedergeworfen, denn daß der Schmerz und die Sorge es nicht konnten, das hatte er am Bette des Kranken gesehn, und sein Haar war grau geworden unter viel Aufopferung. Er lächelte und sagte: „Dagegen gibt's Mittel."

Die Magdalene wußte nicht, wie ihr geschah, als ein Trauer- und Freudenfest zusammen in ihre stille Stube drang. Sie drückte die Hände fest zusammen und sagte zu dem jungen Schloßherrn:

„Unser Herr Gott macht Alles recht, denn das Kind weiß von Hoffahrt nichts und drum muß ihm das Glück zukommen aus freier Hand."

Ob sie wohl glücklich wurden, der reiche Schloßherr und das arme Försterskind? Und ob wohl keins von den vornehmen Verwandten die Nase rümpfte, wie der reiche Herr von Walden sie als sein Weib auch in die Stadt führte? — Lust hatte manches, aber schöner, wie sie, und feiner und klüger gab's keine im ganzen von Lichterglanz hellen Saale der großen Welt, als die Baronin Walden, unsere Marie Ulrich; und die Lust hatten, die Nase zu rümpfen, versahen's und lächelten ihr zu.

Lange waren sie aber nicht im hellen Saale der großen Welt, denn sie zog's nach Waldenberg und von da nach Gleichenberg. — In Waldenberg trafen sie nach wenig Jahren die alte Magdalene nicht mehr, sie war in Glück und Frieden heimgegangen, aber in Gleichenberg wohnte der junge Förster Karl Ulrich — und wenn der Herr und die Frau von Walden mit einem Häufchen braun- und schwarzgelockter Kinder dahin kamen, gab es einen Jubel ohne Ende, denn der Onkel Karl wußte jede Nußhecke und jeden Platz im Walde, wo Beeren und Blumen zu finden waren; die mußte er den Kindern der Schwester zeigen, denn er selbst lebte allein in dem Hause, wo er geboren wurde. Das war ein Jubel ohne Ende. Aber es jubelten nicht nur die Kleinen — auch Werner und Marie theilten die Kinderlust — was war ihnen dagegen der helle Saal der großen Welt?

Ein Besuch im zoologischen Garten zu Berlin.

(Zweiter Artikel.)

Zufolge des ganz glücklich beobachteten Systems einer angenehmen Abwechselung folgen den Raubthieren zunächst wieder die Wiederkäuer. Es sind die vier baktrischen Kameele und die Damhirsche. Von den ersteren befand sich eins schon im Garten, als zwei der übrigen von den von ihrer Reise aus dem Himalaya zurückgekehrten Brüdern Schlagintweit dorthin geschenkt wurden. Das Weibchen davon warf im Garten selbst kurz darauf ein Junges und dieses bewegt sich nun ganz munter und schon mit zwei ganz netten Höckern verziert unter den übrigen herum.

Gewiß wird Jeder das Kameel unschön finden mit seiner häß-

Digitized by Google

lichen Rückenform, seinem langen, dicken Halse und dem stets horizontal vorgestreckten Kopfe, seinen eingeschnittenen Weichen und den plumpen, in breiten Ballen endigenden Beinen. Und doch gehören alle diese Formen zu den Bedingungen seiner Nützlichkeit. Seine Höcker sind wie zum Aufpacken umfangreicher Lasten geschaffen, mit seinem langen Halse kann es selbst im gewöhnlichen Schritt die am Wege, selbst in Felsenspalten stehenden Kräuter erreichen, welche von den beweglichen gespaltenen Lippen und den für einen Wiederkäuer auffallenden Zähnen passend gepackt werden, selbst wenn sie stachlig sind. Die kräftigen Beine mit den breiten Ballen verhindern das Einsinken in nachgibigen Boden, und selbst die eingeschnittenen Weichen scheinen allein die eigenthümliche Art des Niederlegens und Liegens zu ermöglichen, welche den Kameelen und den in dieser Hinsicht gleichgeformten Lama's eigenthümlich ist, und welche denselben gestattet, in liegender Stellung bepackt sich zu erheben. Es ist daher zu bewundern, daß erst in diesem Jahre der erste energische Versuch gemacht wurde, das Kameel in Nordamerika einzuführen und zum Transport durch wasser- und pflanzenarme Gegenden zu verwenden. Von hundert nach Texas verschifften Kameelen wurde der vierte Theil als Probe zu einer weiten Expedition verwendet, bei welcher die Thiere schließlich sogar den Colorado schwimmend zu kreuzen hatten, und sie bewährten sich auf der ganzen Reise und auch bei dieser letzten Probe, auf welche man sehr gespannt war, vollkommen, so daß sie möglicherweise von nun an einen bedeutenden Einfluß auf die dortigen Culturverhältnisse ausüben werden und bei dem Anblicke künftiger Karawanen sich Mancher nach Afrika und Westasien versetzt glauben wird.

Die Damhirsche nebenan, ein starkes Rudel bildend, bieten durch die Schönheit ihrer Gestalt und oft schön gefleckten Färbung einen anziehenden Gegensatz zu den großen unförmlichen Kameelen. Auch sie sind unsern Lesern bereits so geschildert, daß wir sofort und im Fluge noch die Schweinewirthschaft in's Auge fassen, welche im vollsten Sinne des Wortes von den grunzenden und quiekenden Nachbarn nebenan geführt wird. Bis über die Ohren liegt der wilde Eber im Schlamm und, nicht zufrieden damit, ist er mit dem Rüssel noch beschäftigt, neue Quantitäten dieses Materials auf sich zu bringen.

Doch horch — ein donnerndes Gebrüll schallt uns ganz in der Nähe aus dem dichten Gebüsch in's Ohr. Erschrocken stehen wir still und fühlen uns gemahnt, wie wohl manchmal der Eingeborene oder Reisende in Afrika in ähnlicher Weise geschreckt werden mag, vielleicht, um nicht wieder davon zu erzählen. Wir nahen uns, und plötzlich springt mit einem gewaltigen Satze der Löwe, der unser Kommen gehört und lauernd im Sande gelegen hat, uns entgegen! Niemals fühlt man sich so sicher bei diesem Anblicke, daß man nicht seine Schritte hemmt oder gar zurückfährt, so wenig denkt man in solchem Augenblicke an das schützende Eisengitter. Da steht er, der Gewaltige, und blickt uns, obgleich Gefangener, herausfordernd und stolz an.

Der vor uns stehende Löwe ist ein schönes und lebensvolles Exemplar. Gleich einer Bronze-Statue schimmert sein glattes Fell in der Sonne und die an Leib und Schenkel hervortretenden feinen Adern vollenden das Noble seiner Erscheinung. Straff steht, ein Zeichen von Gesundheit und Kraft, das Mähnenhaar nach allen Seiten von Kopf und Hals ab und in seinen entschiedenen Bewegungen prägt sich das Gefühl der überlegenen Stärke aus. Wie viel mehr schleichen die anderen großen Katzenarten, die sich zugleich hier befinden, in ihren Käfigen umher, z. B. der schwarze Panther, welcher, wenn sein schwarzer Kopf mit den grünleuchtenden Augen und den blinkenden Zähnen den Beschauer anfletscht, einen wahrhaft diabolischen Eindruck macht! Selbst der Tiger, obgleich gewiß ein schönes Thier und eigentlich das Ideal der Raubthiere, hat weder in Haltung noch Bewegung den Ausdruck des Majestätischen, wodurch der Löwe allgemein berühmt ist. Gerade die größere Gelenkigkeit seiner Glieder, welche er vor dem letzteren voraus hat, nimmt dem Auftreten derselben einigermaßen das Entschiedene, was die Bewegungen des Löwen besonders kennzeichnet. Zwei andere noch hier befindliche Löwen sind jünger und weniger schön, dagegen gewährt das Leoparden-Paar einen herrlichen Anblick, wenn der eine den in ihrem Behälter aufgerichteten Baumstamm erklettert und, von dem andern spielend ergriffen, sich von oben durch blitzschnelle Tatzenhiebe vertheidigt.

Bei dem Anblicke dieser verschiedenartigen Raubthiere aus dem Katzengeschlechte wird man leicht an die Stellung erinnert, welche dieselben dem Ureinwohner ihrer Heimath, sowie dem civilisirten Europäer gegenüber einnehmen. Stetig weicht der Löwe in Algerien vor den Kugeln der Franzosen, insbesondere des Löwentödters Gerard, zurück, während er bis zu ihrer Ankunft der Schrecken der Araber gewesen ist. In manchen andern Theilen Afrika's, dieser Domaine des Löwen, wagen die Eingebornen gar nicht, sich ihm zu widersetzen, und erst der Europäer oder dessen Feuergewehr wird sein Gegner. In Indien scheint trotz der verfolgenden Engländer der Tiger nur langsam an Terrain zu verlieren, offenbar eine Folge der dortigen Vegetation, und es ist sicher, daß mit der Unordnung, welche durch den jetzigen Krieg dort entstanden ist, auch die Herrschaft dieses „Menschenfressers" sich wieder erweitert hat. Daß Kriege allemal diese Folge haben, ist eben so natürlich als bekannt. Im Winter 1812—13 kamen die Wölfe aus Rußland im Gefolge der Armeen bis in's Innere von Deutschland herein, auch der letzte Krieg in Ungarn hatte eine ungeheuere Vermehrung der Wölfe, Füchse, selbst Bären im Gefolge und Jahre gehören dazu, um die Thiere wieder zu verdrängen. Aber auch andere Ursachen können hier wirken, wie denn z. B. in Polen das Verbot des Führens von Schießgewehren ungestörte Vermehrung der Wölfe zur Folge hat und haben muß. Unzugängliche, dünn bevölkerte Gegenden sind natürlich Hauptbedingung einer Raubthierexistenz, und Südamerika mit seinen Wäldern wird daher gewiß noch sehr lange das Paradies des Jaguars, jenes dritten Herrschers im Katzengeschlechte, sein. In diesem Jahre allein wurden dort bei Rosario, einem am Parana gelegenen Orte, elf Jaguars gefangen oder erlegt, welche bei der letzten Ueberschwemmung dieses Stromes auf schwimmenden Inseln herabgeschwommen kamen, und in Gesellschaft anderer unfreiwilliger Passagiere, als Rehe, Hirsche, Wasserschweine, den Einwohnern der umliegenden Ortschaften zur willkommenen Beute wurden.

Der Riese der Landthiere, neben einem neuholländischen und einem amerikanischen Strauße wohnend, empfängt uns, ohne sich im mindesten in seinem Tagewerk stören zu lassen. Mit einem groben, von der Spitze seines Rüssels gepackten Leinwandlappen bewaffnet, ist er unaufhörlich beschäftigt, sich der ihn plagenden Stechfliegen zu erwehren. In mächtigen Schwingungen fliegt klatschend der eigenthümliche Fliegenwedel bald rechts, bald links, bald zwischen den Vorderbeinen hindurch an den Bauch, manchmal auch auf Schultern und Rücken, von wo er dann abgeschüttelt und mit dem Rüssel wieder aufgefangen wird, um von Neuem zu beginnen. Manchmal läßt auch der Rüssel den Lumpen plötzlich los, um ohne Hülfe mit einem gutgezielten wuchtigen Schlage den Feind, dem doch ein Stich gelungen, zu treffen. Zu Dutzenden ist das Schlachtfeld mit den Leichen der Gefallenen besät, aber neue Schaaren füllen stets ihre Lücken wieder aus. Freilich, wenn der Elephant seine Künste (welche die gewöhnlichen sind) zeigen muß, dann ist er seinen Peinigern preisgegeben, aber alles Verwendbare, z. B. Peitsche, Taschentuch, benutzt er deswegen auch schnell einige Augenblicke, ehe er es pflichtschuldigst seinem Wärter übergibt. Daß übrigens sein Lappen nicht lange vorhält, kann man sich denken; nach Verlauf einiger Wochen muß derselbe stets durch einen neuen, gut gesäumten ersetzt werden, welche Instandhaltung der Garderobe die Pflicht des Wärters ist.

Merkwürdigerweise scheint beim Ankauf dieses Elephanten für den zoologischen Garten von Seiten des Verkäufers der nicht ganz mißlungene Versuch gemacht worden zu sein, das Thier für ein männliches auszugeben, obgleich bei der Größe des Thieres der Mangel der Stoßzähne schon gar keinen Irrthum zulassen konnte.

Nichts hört wohl der Elephant so oft, als das Schnauben und Brummen seiner Nachbarn, der braunen Bären, deren Zwinger gleich den Resten eines mittelalterlichen Bauwerkes hinter dem Gebüsch hervorragt. Er bildet gleichsam einen hohlen Thurm, an dessen Außenseiten man auf Treppen bis zu seinem oberen umgitterten Rande emporsteigt und so von oben das Treiben der Bewohner erblickt. Außer zwei nebenan befindlichen Bären wird gegenwärtig die Bewohnerschaft aus fünf der Familie Petz angehörigen Mitgliedern gebildet: einer Bärin mit zwei erwachsenen Söhnen und deren Tante, sowie einem Hausfreund. In der Mitte ihres gepflasterten Fußbodens und am Rande eines Wasserbassins ragt ein in große Aeste sich theilender Baumstamm bis zur Höhe des oberen Mauerrandes empor, und mit mächtigen Schritten und die Vordergliedern fast wie menschliche Arme gebrauchend, steigt sofort einer der zottigen Burschen bis zur Spitze des Baumes, wenn sich Be-

Digitized by Google

sucher oben sehen lassen, um die Thiere zu füttern. Mit großer Behendigkeit fängt der Obensitzende die ihm zugeworfenen Stücken mit dem Maule oder, sind sie für dasselbe unerreichbar, wohl auch mit den Tatzen auf, während die Uebrigen unten sämmtlich aufrecht auf den Hinterfüßen stehen und durch sehnsüchtige Blicke und Töne die Mahnung, sie nicht zu vergessen, aussprechen. Die Gemüthlichkeit hört aber, wie überall beim Fressen, auch hier auf, wenn ein hinuntergeworfener Brocken sein Ziel, das offene Bärenmaul, verfehlt und zwischen die Gesellen fällt. Sehr widerhaarige Töne, zwischen Gebrumm, Geschrei und Gebrüll mitten inne stehend, sind dann auch für den entfernteren Spaziergänger das Zeichen eines solchen Mißgeschicks und bezeichnen die Stimmung des Leerausgegangenen.

Dieses ganze Schauspiel wiederholt sich den Tag über so oft, als durch das Publicum dazu Veranlassung gegeben ist, denn der Appetit ist stets vorhanden. Bei Gelegenheit des Appetites wollen wir uns auch einmal ausnahmsweise eine wissenschaftliche Bemerkung über die Nahrung der Bären erlauben; dieselbe besteht aus Brod, allen Arten Früchten, Mützen, Taschentüchern und anderen Vegetabilien. Ein leinenes Taschentuch, wenn es zu ihnen herunterfällt, wird sofort und unter großem Wetteifer der ganzen Gesellschaft zerrissen und verzehrt, wie wir dies selbst gesehen; und an einer Tuchmütze, die also doch auch für gut befunden wurde, hat der Vater des erwähnten Bären-Brüderpaares sein Leben lassen müssen. Die Mama dieses würdigen Paares hatte schon früher mehrmals im Zwinger Junge geworfen, es war aber versäumt worden, sie abzusperren, und so war die Mutter nicht im Stande gewesen, ihre Jungen vor dem neugierigen Appetite ihrer Genossen, selbst des Rabenvaters zu schützen, bis sie im späteren Falle, gleich jenem Pudel das Unnütze der Vertheidigung einsehend, aus Liebe oder Verzweiflung ihre Jungen selber fraß. Beim letzten Male ihres hoffnungsvollen Zustandes abgesperrt, zog sie aber dann ihre Kinder um so erfolgreicher auf.

Was glotzt uns aus dem Teiche, der jetzt vor uns liegt, für eine schwarze, unbewegliche Masse an? Soll das ein Thier sein? Ja, gewiß, und sogar ein seit Jahrhunderten in Europa häufiges Thier, der gemeine Büffel; bis an die Nasenspitze ist er im Wasser verborgen, stehend oder liegend suchen die übrigen der kleinen Heerde das Gleiche zu thun, und die muntere Bachstelze scheut sich nicht, auf den beweglichen, ungeschlachten Leibern zu ruhen oder Beute zu suchen. Mit seiner stets vorgestreckten borstigen Schnauze, seinem oft wild über das Auge wachsenden Stirnhaar, seinen hängenden Ohren und den plumpen, an den Knieen zottigen Beinen macht der Büffel den Eindruck einer zwar gewaltigen, aber auch stumpfthierischen Kraft, und gleichwohl war der Büffelstier ritterlich genug, als einst von zwei im Garten ausgebrochenen Bären der eine eine Büffelkuh angefallen hatte, dieselbe sofort durch einen mächtigen Stoß, mit welchem er das Raubthier in den Teich schleuderte, von demselben zu befreien.

Diese Büffel bilden, gleichwie die nebenan befindlichen Zebu-Rinder, eine kleine, sich immer selbst ergänzende Heerde, daher man bei beiden stets Junge antrifft. Beide, obgleich zur Gattung Ochs gehörig, repräsentiren ganz entschieden Gegensätze; die Büffel ungeschlacht und roh, der Zebu von feinem Bau und fast sanftem Blicke, jener schwarz, dieser weiß. Während die Hörner des Büffels nach hinten gerichtet und gebogen sind, stehen diejenigen des Zebu gerade nach außen. Der Büffel ist berüchtigt durch seine Widerspenstigkeit, während die Anwendung des Zebu's in seiner Heimath die vielfältigste ist und auf seine Anstelligkeit schließen läßt.

Das Inspectionshaus neben den Zebu's, in welchem der die Aufsicht über den Garten führende Inspector wohnt, enthält in seinem Erdgeschoß eine Sammlung größtentheils solcher Thiere, die theils ihrer Empfindlichkeit wegen die bei uns oft veränderliche Temperatur nicht vertragen, theils wegen ihrer Kleinheit diese Aufstellung erfordern. Im zweiten Zimmer fesseln besonders die Schlangen, obgleich die hier befindlichen „Riesenschlangen" durch ihre Größe nichts weniger als imponiren, wie das auch anderswo oft der Fall ist.

Sehr häufig trifft man es, daß die Thiere mit weißen Ratten oder Mäusen, welche in demselben Zimmer gezogen sind, gefüttert werden. Man sperrt die Opfer einfach in den Behälter der Schlangen und überläßt es diesen, sich derselben zu bemächtigen. So sehen wir z. B. in einem Käfig einen gräulichen Klumpen von drei bis vier durcheinander liegenden Klapperschlangen; eben so viele weiße und weiß- und graugefleckte Mäuse klettern mühsam, da sie schon durch erhaltene Bisse gelähmt sind, über die Leiber ihrer Feinde und an dem Drahtgitter empor, um sich zu retten. Gierig werden sie von den lauernden Blicken der gräßlichen Reptilien verfolgt und sobald eine, matt geworden, herabfällt, nähert sich langsam ein häßlicher Kopf und packt ganz gemächlich das unglückliche Thier. Doch die Todesangst gibt demselben neue Kräfte; schreiend sträubt es sich mit der Kraft der Verzweiflung und die Schlange, dadurch genirt, öffnet ihren Rachen und entläßt die Maus, um sich vielleicht einer andern zuzuwenden. So wiederholt sich dasselbe Schauspiel oft drei, vier Mal, auch öfter, ehe das Opfer sich ohne Widerstand ergibt. Schneller geht es, wenn zwei Schlangen zugleich eine Maus erfassen, in wenigen Augenblicken ist dann das Thierchen wehrlos und todt, und die widerlichen Köpfe rücken sich allmählich näher, bis der stärkere den andern zwingt, ihm die Beute ganz zu überlassen und sich nach anderer umzusehen. Höchst auffallend ist es, daß nicht schon durch den ersten Biß der giftigen Schlange das Opfer sofort oder doch in Kurzem getödtet wird, und es bleibt fast nur die Erklärung dafür, daß bei dem langsamen Anpacken die Giftzähne nicht wirken können, was bei einem schnell versetzten Bisse jedenfalls geschehen würde. Daß der Anblick dieser geschilderten Scenen ein höchst widerlicher ist und viel Ueberwindung erfordert, wird man übrigens gern glauben.

Unsere einheimischen Schlangen, die giftige Kreuzotter und die unschädliche Ringelnatter fehlen natürlich niemals, so wenig, als die schöne grüne Eidechse unseres Vaterlandes.

Die großen Raubvögel, von denen wir außer dem Uhu noch keinen sahen, befinden sich an dem wieder betretenen Gartenwege in einer Reihe nebeneinander angebrachter Käfige. Stumm und ruhig sitzen die zu den Adlern gehörigen Thiere auf ihren Blöcken, blos den Kopf in fortwährender Bewegung nach Allem, was irgend auffällt, und das Auge im feurigsten Glanze leuchtend. Die Geier hingegen, durch ihre gewöhnlich minder langen und krummen Krallen mehr dazu befähigt, halten sich öfter auf dem Boden auf, und die an das Schnattern der Gänse erinnernde Stimme des weißköpfigen Gänsegeiers ertönt häufig, wenn er sich mit seinen Genossen um die Reste der Mahlzeit herumstreitet. Alle diese Vögel kann man nur in ihrer Freiheit kennen lernen; der Flug ist es, in dem sie als das in seiner Art vollkommene Thier erscheinen, und der Gefangene ist nur das halbe Bild seiner selbst, weil das belebende Element ihm genommen. Ein wehmüthiges Gefühl überkommt den Beschauer, wenn er die riesigen Condors sich am Boden um sich selbst drehen sieht, sie, die in ihrer Heimath noch hoch über den Gipfeln der Anden im Aether schweben und keine Ferne kennen.

Bei der Colonie kleiner Raubthiere angekommen, stellen sich uns die Gebrüder Reinecke, obgleich höchst unfreiwillig, vor, und der bloße Anblick der immer scheuen, immer listig lauernden Gesellen läßt ihnen Alles zutrauen, was man denselben nachsagt. Sehen nicht alle Uebrigen, die Waschbären, der Wombat, der Schakal, selbst der graue Polarfuchs wie Biedermänner dagegen aus? Nur die Marder mit ihren fast schlangenartig sich windenden Leibern zeigen ein ähnliches listiges Gebahren, aber nicht entfernt kann sich in dieser Beziehung der Ausdruck ihres Kopfes mit dem eines Fuchses messen.

Das vollendetste Bild eines biedern Bürgers ist indeß jedenfalls der Dachs; er kennt keine krummen Wege, als höchstens die seiner unterirdischen Gänge, er schleicht nicht leise einher, sondern tappt, allen hörbar, mit seinen langen Grabekrallen laut genug auf seinem steinernen Boden herum, denn ihn plagt nicht das böse Gewissen seines Vetters. Leider ist die Gelegenheit sehr selten, diese Beobachtungen zu machen, denn man hat aus zu weit getriebener Nachsicht für seine Neigungen ihm einen unterirdischen Raum ausgemauert, in welchem er wohl den ganzen Tag verbringt, und nur des Abends zum Vorschein kommen soll. Wer übrigens Dachs und Fuchs gesehen, wird finden, daß in dem altdeutschen „Reinecke Fuchs" die Charakterzeichnung dieser Thiere ganz vortrefflich gelungen ist.

Weiterhin nehmen neue noch nicht gesehene Raubthiere unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, voran die gestreifte Hyäne, dieses merkwürdiger Weise immer noch Vielen als furchtbar geltende Thier. Man sieht hier schlagend, wie schwer es ist, einmal eingewurzelte Irrthümer auszurotten. Da glauben noch Manche, daß die Hyäne Löwen und Tiger bekämpfe und, was des Unsinns mehr

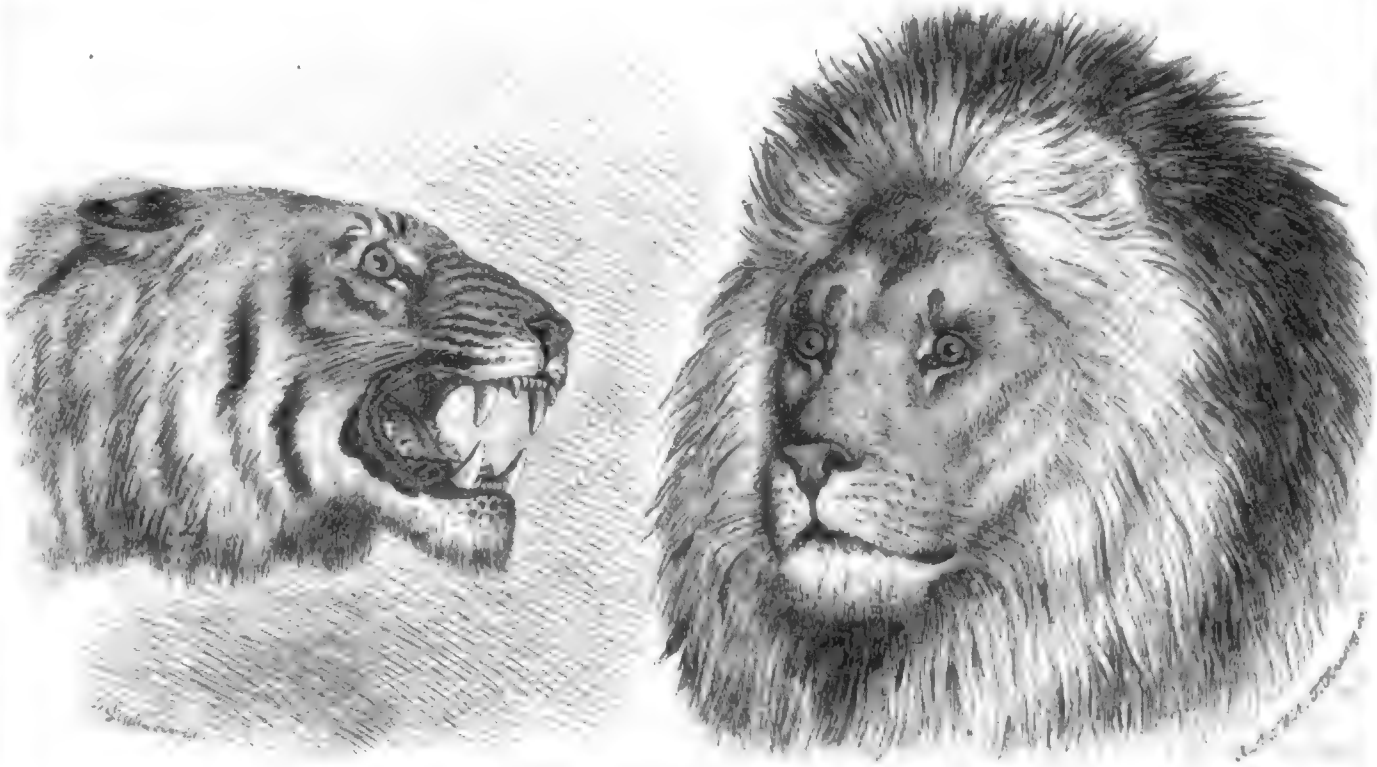
Digitized by Google

ist. Man übersieht dabei, daß schon die Beine des Thieres durch ihre Form verrathen, wie wenig es solchem Kampfe gewachsen ist. Nach den Berichten des Löwentödters Gerard in Algier ist dort die Hyäne nicht gefürchtet, sondern verachtet, gleichwie die Jagd auf sie, und alle Schilderungen von wahrheitsliebenden Reisenden scheinen damit überein zu stimmen. Ein neuerer Reisender in Südafrika, Livingstone, hat sie des Schießens gar nicht werth erachtet, sondern einen ganzen Trupp in die Flucht gejagt, indem er der vordersten den Feldstuhl an den Kopf warf. Diese Verachtung des Thieres ist auch nichts Auffälliges. — Nur todte oder sterbende Thiere fallen der Hyäne zur Beute, denn sie hat schwerlich den Muth, einen wirklichen Kampf zu bestehen. Die auf Schlachtfeldern, auf den Wegen der Karawanen, in den orientalischen Städten liegenden Leichen sind ihr, gleichwie des Geiers Futter. Dazu hat sie ihr starkes Gebiß, aber nicht zum Kampfe. Auch sind die Beobachtungen in Menagerien stets geeignet, den Glauben an ihre Furchtbarkeit umzustoßen. Das „Dressiren" hat, so weit ihre Intelligenz dazu reicht, jedenfalls in Bezug auf ihre Gefährlichkeit nicht viel Schwierigkeit, natürlich ist es aber im Interesse der Menageriebesitzer, dies dem Publicum zu verhehlen und im Gegentheil das Thier so furchtbar als möglich zu schildern. Außerordentlich häufig muß übrigens die gestreifte Hyäne in ihrer Heimath sein, denn in jeder, fast selbst der kleinsten Menagerie hat man Gelegenheit, das widerliche Thier, das das Gepräge seiner Lebensweise schon im Aeußeren trägt, zu sehen.

Durch die meisten deutschen Zeitungen ging im letzten Frühjahr die Nachricht, daß drei Wölfe aus dem zoologischen Garten zu Berlin ausgebrochen waren. Einer davon wurde in Charlottenburg erschossen, die andern hatte man, den einen sogar noch im Garten, wieder eingefangen. Man mußte geneigt sein, zu glauben, daß den Thieren die Flucht nur durch die nachlässig verschlossene Käfigthüre möglich gewesen sein konnte. Dem war aber nicht so, sondern sie hatten sich unter den Steinen, welche das Fundament ihres Eisengitters bilden, durchgewühlt und die etwa lockern Steine herausgebrochen. Der Aufruhr, welcher in dem gerade sehr zahlreich besuchten Garten entstanden war, und die lärmende Verfolgung hatte die Thiere so scheu gemacht, daß, wie schon gesagt, nur einer nach starker Gegenwehr von dem Wärter im Garten selbst konnte ergriffen werden; die andern übersprangen die an vielen Stellen defecte Umfassungsplanke und flohen, der eine dem Tode entgegen nach Charlottenburg, der andre, immer verfolgt, bis in den botanischen Garten. Dort, durch einen Teich schwimmend, empfing er am Ufer von einem auf ihn wartenden Gartenarbeiter einen Schlag auf den Kopf, der ihn leblos niederstreckte. Gebunden und zurücktransportirt, hat er sich aber vollkommen wieder erholt, und befindet sich nebst dem andern Zurückgebrachten wieder im alten Käfig. Ganz freundlich die Zähne fletschend geht der eine immer an seinem Cameraden vorüber, welcher vielleicht über neuen Fluchtplänen brütet.

Nach den Versicherungen der Wärter übrigens würden die Flüchtlinge wahrscheinlich ohne große Schwierigkeit von selbst wieder in ihren Behälter zurückgekehrt sein, wenn sie nicht der entstandene Lärm scheu gemacht hätte, wie denn z. B. einer der bereits erwähnten flüchtig gewordenen Bären gleichfalls sich wieder freiwillig in seinen Zwinger zurückbegab.

Der Anblick des Wolfes ruft gewiß bei Manchem das alte und doch immer noch anziehende Thema von der Abstammung des Hundes, überhaupt unserer Hausthiere wieder wach. Obgleich die Zähmung des Hundes ein Stück Culturgeschichte ist, so existirt doch, wie es scheint, dafür lediglich die nackte Thatsache. Ueber das Wie, Wann, Wo und ob das Urthier wirklich ein Wolf ist, wie Manche wollen, scheint wenigstens bis jetzt Gewisses noch gar nicht zu bestehen. Ebenso geht es mit den meisten, insbesondere den wichtigsten unserer andern Hausthiere. Bewundernswürdig ist jedenfalls, daß das Menschengeschlecht schon in den ersten Anfängen seiner Entwicklung dieselben Thiere mit sicherm Blick gefunden und zu seinen Zwecken gezähmt hat, welche auch noch jetzt bei den enorm entwickelten Culturverhältnissen die unentbehrlichen sind und voraussichtlich bleiben werden. Alle neuern Versuche, der seit Jahrhunderten festgestellten Zahl unserer Hausthierarten neue hinzuzufügen, scheinen zu scheitern und nur die Ausbreitung der alten zu glücken, und es muß daher der Eitelkeit des Menschen schwer werden, sich von der Ansicht zu trennen, daß gerade diese Thierarten ganz extra für ihn geschaffen seien.



Tiger- und Löwenportraits aus dem zoologischen Garten in Berlin.

Wir sehen noch die Beutelratte, den berühmten Ichneumon, dessen intimes Verhältniß zu den Krokodileiern auch bereits durch den Afrikareisenden Brehm auf Null reducirt ist, den Luchs mit seinen feinen Ohrpinselchen, und außer einer Himalayakatze nach zwei junge wilde Katzen aus dem Harz.

Und nun, lieber und ermüdeter Leser und Besucher, wenn Du eine Erinnerung aus Robinson auffrischen willst, so begleite uns

Digitized by Google

noch auf dem letzten Gange zu den Llama's, tritt aber nicht zu nahe, denn sonst spritzt Dir das boshafte Männchen sich bäumend seinen Speichel sofort in's Gesicht. Obgleich glücklicher Vater von zwei schönen Kindern, deren eines fast erwachsen, obgleich Gatte einer liebenswürdigen, schöngewachsenen Gattin, ist dieses Thier doch so bös, daß man fast wie vor einem Raubthiere zurückfährt, wenn es, sich bäumend, das Gitter zu überspringen sucht, und die Zähne des Unterkiefers dabei drohend zeigt. Und dabei ist es ganz oder ziemlich blind; wir müssen das Letztere annehmen, denn es ist außerdem fast unerklärlich, mit welcher Genauigkeit zielend es seinen Speichel wirft. Schöne Thiere sind es indeß, diese Llama's; alle Formen erinnern zwar an das häßliche Kameel, aber alle sind zur Schönheit umgewandelt. Besonders die prachtvolle Haltung des biegsamen Halses geben dem Thiere ein stolzes Ansehen, und der leichte elastische Schritt, in dem es die fein geformten Beine bewegt, vollenden diesen Eindruck. Eine schöne Staffage der Landschaft werden sie daher jedenfalls bilden, wenn die beabsichtigten Versuche der französischen Regierung, sie auch auf dem Atlas einzubürgern, gelingen sollten.

An dem benachbarten Rehpaar vorübergehend, zieht uns noch das Känguruh zur Betrachtung an, leider jetzt blos eins, so daß die Gelegenheit, die famose Bewegungsart dieser Thiere zu sehen, eine seltene ist. Früher lebte hier ebenfalls ein kleines Rudel dieser merkwürdigen Gestalten, und man konnte oft die mit den langen Hinterbeinen ausgeführten gewaltigen Sätze beobachten, wenn die Thiere sich gegenseitig verfolgten. Dieses einzelne Exemplar hat natürlich nie Veranlassung dazu, die größte Schnelligkeit zu entwickeln. Immerhin bleibt es aber selbst liegend eine höchst auffallende Erscheinung; besonders wenn das Thier mit den hintern gewaltig entwickelten Gliedern dem Beschauer näher liegt, kommt das Ganze dem Auge immer wie eine ungeheuere perspectivische Verkürzung vor, so klein sind die vordern Glieder im Verhältniß zu den hintern und dem langen, muskelreichen Schweife.

Die Urheber des schrillen Geschrei's, welches uns öfters in die Ohren getönt hat, sehen wir noch im Verlassen des Gartens, es sind Seeadler in verschiedener Altersfärbung. Auch ein weißköpfiger Seeadler aus Nordamerika, ein schöner Vogel, ist gleichfalls seit Kurzem hier und erinnert uns an Franklin, welcher das Thier, wohl weil es ein Raubvogel, nicht in dem Wappenschild der Vereinigten Staaten angebracht wissen wollte und, irren wir nicht, dafür, aber ohne Erfolg, den Truthahn vorschlug.

Doch genug, wir fürchten ohnedieß nicht ohne Grund, schon längst die Geduld des Lesers ermüdet zu haben. Gleichwohl ist vielleicht die Bitte um Nachsicht gerechtfertigt, da es uns darum zu thun war, ein einigermaßen vollständiges Bild des Institutes in seinem gegenwärtigen Zustande zu geben und zum Besuche anzuregen.

Eine schweizer Landesgemeinde.

Brief an den Herausgeber der Gartenlaube vom Dr. J. D. H. Temme in Zürich.

(Schluß.)

Eine Debatte der Landesgemeinde über das Gesetz fand nicht weiter statt. Der Entwurf war, nach Vorschrift der Verfassung, längere Zeit vorher — die Verfassung fordert mindestens vier Wochen — nicht nur von allen Kanzeln des Landes verlesen, sondern auch durch den Druck in Jedermanns Hände gebracht. Die Regierung hatte außerdem durch Druckschriften in speciell eingehender Weise ihre Ansicht darüber kund gegeben. Die verschiedenen Zeitungen des Landes hatten über die einzelnen Artikel nach allen Seiten sich ausgesprochen. Die Landesgemeinde hatte, nach dem Referate des Landammanns, nur noch abzustimmen, zu mehren, anzunehmen oder abzuwerfen.

Der Landammann verkündete vorab, welche Fragen, und in welcher Reihenfolge, gestellt werden sollten.

Die erste Frage war, ob der Verfassungsentwurf im Ganzen oder artikelweise ins Mehr gesetzt werden solle. Danach hatten die weitern Fragen sich zu richten. Die Revisionscommission sowohl als die Regierung hatten aus mehreren Gründen eine artikelweise Abstimmung gewünscht und vorgeschlagen. Der Landammann unterstützte den Wunsch. Der hauptsächlichste Grund war, daß so Keiner in der Manifestirung seiner freien Ueberzeugung irgendwie beschränkt werde.

Nachdem der Landammann die nöthigen Erläuterungen hierüber gegeben, erklärte er, daß der Landweibel nunmehr „das Mehr über die zu stellenden Fragen aufnehmen werde.“ Sofort trat in seinem halb schwarzen und halb weißen Mantel der zur Seite hinter ihm stehende Landweibel an die Schranke vor, und stellte in folgenden Worten die erste Frage ins Mehr:

„Wem es wohlgefallt („Wem's wohlg'fallt“, sprach er es aus), daß der Entwurf in seiner Gesammtheit, und daß nicht jeder einzelne Artikel desselben ins Mehr genommen werden soll, der hebe die Hand auf.“

Die Hände der für die Frage Stimmenden erhoben sich.

Es mußte die Gegenprobe gemacht werden.

„Wem es wohl gefallt, daß nicht der Entwurf in seiner Gesammtheit, sondern daß jeder einzelne Artikel besonders ins Mehr genommen werden soll, der hebe die Hand auf.“

Die Hände der dazu Stimmenden erhoben sich.

Das Resultat der Abstimmung war zweifelhaft. Der Landammann erklärte das, und daß er die Fragen noch einmal zur Abstimmung werde bringen lassen.

Dies geschah ganz in der vorigen Weise. Das Resultat war wiederum zweifelhaft.

Es wurde noch einmal verfahren, wie vorher. Ein klar erkennbares Mehr ergab sich diesmal für die Abstimmung des Ganzen, und der Landammann verkündete es.

Der Landweibel trat wieder vor:

„Wem es wohlgefallt, daß der der Landesgemeinde vorgelegte Entwurf der Verfassung noch besonders vorgelesen werden soll, der hebe die Hand auf.“

Keine Hand erhob sich. Bei der Gegenfrage erhoben sich alle Hände.

Der Landammann verkündete das Resultat.

Der Landweibel rief die Hauptfrage auf:

„Wem es wohlgefallt, daß der Entwurf zu einer Verfassung, wie er von der Revisionscommission ausgearbeitet und der Landesgemeinde vorgelegt worden ist, angenommen werden soll, wem das gefällig ist, der hebe die Hand auf.“

Auf dem weiten Platze unter allen den Tausenden von Menschen herrschte eine Stille, daß man einen Apfel zur Erde hätte fallen hören. Die Versammlung dieser beinahe zwölftausend freien Männer gewährte in diesem Augenblicke einen feierlichen, erhabenen und erhebenden Anblick. Ein Jeder war sich seiner Freiheit bewußt, war sich bewußt, daß er in der Ausübung eines der erhabensten Rechte für Freiheit sich befand.

Zwei Drittheile der Anwesenden erhoben die Hände.

Das freie Volk von Appenzell hatte sich eine neue Verfassung gegeben. Freilich nur neue Formen für die bessere Erhaltung seiner Freiheit. Denn die Freiheit selbst hatte es, unangetastet und ungeschmälert, schon seit Jahrhunderten.

Der Landammann verkündete das Resultat. Es wurde mit der vollen, bewußten Ruhe aufgenommen, unter der es entstanden war.

Es war nur noch die Frage zu stellen, wann, ob namentlich mit der nächsten ordentlichen Landesgemeinde im Frühjahre 1859, die neue Verfassung in Kraft treten, und der große Rath die hierauf hin bezüglichen Anordnungen treffen solle?

Die Frage wurde gestellt, wie die vorigen, und einstimmig bejaht. Damit waren die Geschäfte der Landesgemeinde beendigt. Noch einmal trat der Landammann vor. Er entblößte sein Haupt. Alle Anwesenden nahmen ihre Hüte ab. Der Landammann sprach:

„Herr Landammann, meine Herren, liebe, getreue Mitlandleute und Bundesgenossen! Ihr habt ein wichtiges Gesetz beschlossen. Ihr habt als freie Männer, als freie Eidgenossen, Euch eine neue Verfassung gegeben. Möge nun dieses neue Gesetz lange Zeit Gutes für und unter Euch wirken! Möge es Eure Freiheit und

Digitized by Google

Euren Sinn für Freiheit befestigen, bis einst ein glückliches Fortschreiten Eurer Zustände und Verhältnisse und der mit ihnen stets fortschreitende und sich entwickelnde Geist des Guten wieder neue, bessere Institutionen für das Land fordert. Das walte Gott!

„Und hiermit erkläre ich diese außerordentliche Landesgemeinde für geschlossen!"

Er bedeckte sich. Mit ihm alle Andern.

Die Landesbeamten zogen in dem frühern Zuge zum Pfarrhause zurück.

Die Landesgemeinde löste sich auf.

Es war auf der Kirchuhr noch nicht zwölf Uhr, und das Ganze hatte mithin keine Stunde gedauert.

Ein wichtiges Gesetz war in der Stunde beschlossen, ein großes Werk war gethan.

„Die Augen von Europa sind auf uns gerichtet!" Wie oft hörte man und hört man noch die Phrase in deutschen und anderen Kammern und Kämmerchen!

Kein Mensch in Appenzell dachte daran, daß Europa auf die Landesgemeinde in Hundwyl vom 3. October sehen werde. Noch weniger wurde ein Wort darüber laut. Europa sah auch nicht dahin; außerhalb der nächsten Cantone der Schweiz kein Mensch in der Welt. Europa wird auch ferner nicht daran denken, dem kleinen Cantone zu seiner „Errungenschaft" Glück zu wünschen.

Aber Europa hätte wohl auf den grünen Rasenplatz in dem Alpendorfe Hundwyl, auf den klaren Sonntagmorgen, auf die hohen Berge und Alpen ringsum, und auf die zwischen diesen Bergen auf der grünen Matte versammelten „ehr- und wehrhaften" und freien elf- bis zwölftausend Appenzeller Männer die Augen richten mögen, wie sie so klar, so ruhig, so besonnen, so frei, ihr großes Werk der Freiheit begannen, durchführten und beschlossen.

Auch ein Volk klein an Zahl kann groß sein!

Die Landesgemeinde war beendigt. Aber ich muß Ihnen doch noch Einiges von ihr erzählen.

Die bei weitem größte Mehrzahl der Anwesenden begab sich unmittelbar nach der Auflösung auf den Rückweg nach Hause. Nur verhältnißmäßig sehr Wenige blieben noch im Dorfe zurück.

Ich wollte den Tag noch bis zu dem hübschen St. Gallen, das ich seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte, und ich nahm deshalb Abschied von meinem freundlichen Begleiter Grunholzer, um, gleichfalls ohne weiteren Aufenthalt, meine Wanderung durch das Gebirge anzutreten.

Mein Weg führte mich in den größten Zug der Zurückkehrenden, durch und vorbei an den belebten Dörfern Stein, Teufen und so weiter. Ich hatte noch einzelne Begleiter bis in St. Gallen hinein; sie waren aus dem Badeorte Heiden jenseits St. Gallen.

Von den wunderbar schönen, fruchtbaren, reichen Gegenden, von den wilden Schluchten, durch welche Bäche und kleine Flüsse tief unten im Grunde rauschten, von den grünen Wiesen, Weiden und Alpen, von den hohen Bergen, malerischen Dörfern, Sennhütten und so weiter, von dem Allen, was ich auch auf diesem Wege so herrlich sah, will ich Ihnen nichts erzählen; ich könnte fast nur wiederholen, was ich Ihnen von dem Wege nach Hundwyl gesagt habe.

Aber von den Menschen, die von der Landesgemeinde zurückkehrten, habe ich Ihnen noch Einiges zu berichten.

Als wir die Höhe zwischen Hundwyl und Stein erreicht hatten, sah man sie rund umher auf allen Anhöhen, in allen Thälern in unübersehbaren Zügen auf den schmalen Bergpfaden dahingehen. Wie am Morgen alle die Menschenströme nach dem Einen Punkte von den hohen Bergen sich ergossen hatten, so stiegen sie jetzt von dem Einen Punkte aus nach allen Seiten und Richtungen die hohen Berge wieder hinan. Noch stundenlang konnte man durch neue Thäler, auf neuen Anhöhen diese Ströme verfolgen.

Und Alle waren sie eben so ordentlich und ruhig, wie auf dem Hinwege und auf der Versammlung selbst. Fast Jeder trug seinen Degen, um leichter in den Bergen marschiren zu können, in der Hand. Es waren in den Zügen der Heimkehrenden viele junge Leute. Aber nirgends sah man auch nur ein Fechten oder Handthieren mit dem Gewehre, nirgends ein Rennen, Ringen, Necken oder dergleichen, nirgends hörte man ein wüstes Schreien, nur ein überlautes Wort.

Und man sah es den Leuten an, nicht etwa die Furcht vor dem Gesetze, das Excesse und Verbrechen am Tage der Landesgemeinde mit doppelt schweren Strafen bedroht, wirkte auf sie ein, die feierliche Stimmung des Tages war es vielmehr, das bewußte oder unbewußte Gefühl des schönen Tages, des großen Werkes, das sie als freie Männer ausgeführt hatten.

Dabei war die Achtung auffallend, die die jüngeren Männer vor den älteren hatten. Ein ganz alter Greis ging mit in dem Zuge. Er war noch körperlich rüstig, aber den Geist hatte das Alter wohl etwas angegriffen. Er mußte die Andern von mir haben sprechen hören, und so machte er sich an mich heran.

„Der Herr ist aus Elbling?" fragte er mich.

Er meinte die Stadt Elbing.

Ich antwortete ihm „Nein."

Ein paar junge Männer waren dicht bei uns. Sie lächelten, so wie er die Frage an mich richtete. Aber gutmüthig, leise, daß er es ja nicht merken sollte. Einer von ihnen zog mich auch so auf die Seite:

„Er ist ein alter Soldat, der mit den Franzosen in Rußland war. Sein drittes Wort ist Elbling."

Der alte Soldat erzählte mir nun selbst, wie er im Jahre 1812, aus der Russischen Campagne zurückgekehrt, in Elbing krank geworden und längere Zeit im Quartiere gelegen habe. Und trotz meines Verneinens blieb er dabei, ich müsse aus Elbling und gar ein Sohn aus dem Hause sein, in dem er im Quartiere gelegen habe.

„Das sagt er zu jedem Fremden," flüsterte der junge Mann mir wieder zu. „Sonst ist er ein braver Mann."

Das war Alles, was über den Mann bemerkt wurde. Wo anders in der Welt hätten mitten in einem Volkshaufen die kindischen Worte des Greises nicht Spott und lautes Gelächter hervorgerufen? —

Eins war auf dem Rückwege anders, als auf dem Hinwege. Es wurde jetzt überall von der Landesgemeinde gesprochen, von ihrem Resultate, von den einzelnen Artikeln. Mit der Annahme der Verfassung waren Alle einverstanden, die ich hörte. Mit einzelnen Artikeln nicht, und sehr Viele hätten deshalb eine artikelweise Abstimmung lieber gesehen. Aber ein Streiten hörte man auch jetzt nicht. Nirgends traten die Leute aus ihrer Ruhe heraus.

Sie wandten in ihren Gesprächen sich auch an mich.

„Der Herr war mit dem Herrn Grunholzer gekommen? Der Herr hatte noch keine Landesgemeinde gesehen?"

„Nein, noch niemals."

„Nun, wie hat es dem Herrn denn bei uns gefallen?"

So konnte ich Theil nehmen, und ich hörte manches Interessante. Gegen die Schaffung des Obergerichtes hatten sie vorzüglich einzuwenden, daß wieder mehr Beamte gewählt werden müßten.

„Zu viele Beamte taugen nicht," bemerkten sie. „Sie meinen sonst zuletzt, sie seien die Herren im Lande."

Bei dem Criminal- und Polizeigericht hatte das Wort Polizei sie gestoßen. Sie kannten das Wort bisher nur in Beziehung auf Bettler und Vagabunden und auf den Wirthshausbesuch nach der nächtlichen Polizeistunde.

„Zu viele Polizei im Lande taugt nicht," hieß es auch hier, „und der Richter soll gar nichts mit der Polizei zu thun haben; er soll nach den Rechten über die Landleute zu Gericht sitzen. Wir sind aber keine Vagabunden, die man aus dem Lande transportiren kann."

Welch ein richtiges, bewußtes Gefühl lag überall den Urtheilen zu Grunde!

Am interessantesten waren mir folgende Bemerkungen. Sie fanden bei Gelegenheit des Gesprächs über die Criminal- und Polizeigerichte statt.

Ich habe schon oben gesagt, wie der Landammann über und für sie in seiner Rede mit besonderer Wärme gesprochen hatte. Das hatte nicht ich allein, das hatten alle Anwesenden bemerkt. Aber auf die Andern hatte es einen Eindruck gemacht, von dem ich keine Ahnung gehabt hatte.

Ein alter schlichter Landmann sprach sich auf dem Rückwege zuerst darüber aus und Alle ohne Ausnahme stimmten ihm bei.

„Ja," sagte der alte Mann kopfschüttelnd, „was der Herr Landammann über die Criminal- und Polizeigerichte sagte, das war nicht so ganz recht."

Ich bemerkte ihm, daß mir gerade das besonders gefallen habe. Der Landammann habe mit den einleuchtendsten Gründen und auf durchaus klare Weise die Nothwendigkeit einer zweiten Instanz in Straffachen hervorgehoben.

Digitized by Google

„Das mag ſein, Herr. Aber der Herr Landammann ſprach zu eifrig für die Sache.“

„Wie? Zu eifrig?“

„Ja, Herr, man ſah es ihm an, daß er da nicht mehr für das Volk, ſondern für ſich ſprach, und der Herr Landammann, wenn er auch unſere erſte Obrigkeit iſt, iſt immer nur für das Volk da, und wenn er auf dem Landammannsſtuhle in der Landesgemeinde iſt, dann ſoll er ganz und gar nicht für ſich, ſondern nur für das Volk ſprechen.“

Ich ſah den Mann verwundert an. Ich verſtand nur halb, was er ſagte. Ein Schullehrer aus einem benachbarten Dorfe ging mit, er nahm erläuternd das Wort.

„Wir ehren und achten unſere Obrigkeit; aber wir halten vor Allem auf unſere Freiheit, und beſonders auf der Landesgemeinde wollen wir, daß jeder Einzelne nur nach ſeinem eigenen, freien Urtheile beſchließen ſoll. Am allerwenigſten ſoll ſich unſere Obrigkeit herausnehmen dürfen, auf das Urtheil der Leute einwirken zu wollen. Ich gebe zu, daß der Herr Landammann heute nur für eine gute Sache und nur Gutes geſprochen hat; aber er zeigte doch offenbar, daß er die Leute überreden wollte, in ſeinem Sinne zu ſtimmen. Das wollen wir nicht; das ſoll er nicht. Wie er heute für eine gute Sache überreden wollte, ſo könnte es ein ander Mal kommen, daß er etwas durchſetzen wollte, was nicht zum Wohle des Landes gereichte.“

Das war es, was der alte Landmann gemeint hatte, als er ſagte, der Landammann habe nicht mehr für das Volk, ſondern für ſich geſprochen, und das dürfe nicht ſein. Er beſtätigte es, mit ihm alle Anderen.

Was ſagen Sie dazu, mein lieber Freund?

Die Leute erläuterten ihre Worte noch durch eine Thatſache. Ein anderer alter Landmann erzählte ſie mir:

„Vor mehreren Jahren war Landammann der Herr Zellweger. Er war einer der tüchtigſten Landammänner, die das Land gehabt hat. Aber einmal vergaß er ſich. Es war auch auf einer Landesgemeinde. Es handelte ſich darum, ob der Soldat (Landwehrmann) ſich, wie bisher, ſeine Waffen ſelbſt anſchaffen ſolle, oder ob ſie, wie ein neuer Vorſchlag gemacht war, auf Koſten des Landes ihm geliefert werden ſollten. Der Landammann Zellweger war gegen den neuen Vorſchlag, beſonders aus dem Grunde, weil dadurch eine neue Steuer für das Land herbeigeführt werde, und weil nichts bedenklicher und gefährlicher für das Land ſei, als die Schaffung einer neuen Steuer. Auf die erſte folge die zweite, auf die zweite die dritte u. ſ. w. Das Alles war recht und gut. Aber er brachte es mit einem Eifer vor, daß man merkte, es ſei ihm daran gelegen, daß die Leute nach ſeinem Willen ſtimmten, er wolle die Leute überreden, er wolle ſeinen Willen durchſetzen. Und was geſchah da, Herr? Er hatte, wie ich ſage, Recht. Es war daher auch faſt die ganze Landesgemeinde auf ſeiner Seite, und der neue Vorſchlag wurde verworfen. Ich ſelbſt ſtimmte auch ſo. Die ganze Landesgemeinde hatte aber auch auf der Stelle die Ueberzeugung gewonnen, daß ein Landesbeamter, der nicht für das Volk, ſondern für ſich ſpreche, der das Volk nach ſeinem Willen leiten wolle, nicht mehr unſere Obrigkeit, nicht mehr unſer Landammann ſein könne. Als nachher die neue Obrigkeit für das folgende Jahr gewählt wurde, wurde er nicht wieder gewählt. Ich ſelbſt ſtimmte gegen ihn.“

Und hiermit ſchließe ich meinen Bericht.

Sie ſehen, lieber Keil, iſt ein Volk auch noch ſo klein, es kann durch ſeine Tüchtigkeit, durch ſeine charakterfeſte Liebe für Geſetz und Freiheit doch groß ſein.

Dinant' Dampfſchiff in See.

Winans' neuer Dampfer.

Die Nordamerikaner gelten jetzt für die besten Schiffbauer; namentlich in der Herstellung von Segelschiffen haben sie eine unbestrittene Meisterschaft erlangt; ihre schnellsegelnden Kutter wetteifern beinahe mit den Dampfschiffen und noch immer ist man bemüht, die Schnelligkeit der Fahrt zu steigern. Immer und überall handelt ja dies merkwürdige Volk nach dem alten Sprüche:

„Zeit ist Geld!".

Je mehr sie Zeit ersparen und gewinnen, um so mehr glauben sie, und mit Recht, Geld und Geldeswerth zu gewinnen. Daher ihre Hast und ihre Eile in Allem, daher auch ihr Streben, die Zeit so weit als möglich abzukürzen, welche ihre Schiffe zur Fahrt auf den Flüssen und über die Meere brauchen.

Aus diesem Streben ist neuerdings der Plan zu einem Dampfschiffe hervorgegangen, das die Herren Winans jetzt in Baltimore bauen und beinahe vollendet haben. Ist dieser Plan ein richtiger, erreichen jene unternehmenden Schiffbauer ihren Zweck, so läßt sich erwarten, daß eine vollständige Aenderung im Schiffbau überhaupt eintritt. Ihr Dampfer unterscheidet sich vollständig von allem und jedem bisher bekannten Fahrzeuge; denn er hat keinen Kiel,

Hintere Ansicht von Winans' Dampfschiff.
(Nach einer Photographie.)

keine Masten, kein Takelwerk, kein Deck, kein stumpfes Bug, keinen runden oder vierseitigen Stern. Er gleicht so ziemlich dem Körper eines riesigen Fisches, etwa eines Wallfisches, und noch mehr einer gigantischen Cigarre. Rund um die Mitte dieses cigarrenhaften Dampfers läuft ein Ring mit Schaufeln, die in richtigem Winkel angesetzt sind, um so auf das Wasser zu treffen, daß sie das Fahrzeug vorwärts treiben müssen. Dieser mächtige Ring wird sehr rasch und mit großer Gewalt um das Schiff herumgetrieben durch vier Dampfmaschinen, die in der Mitte stehen. Das Deck oder vielmehr der Raum, welchen man so nennen kann, ist nur ein kleines Segment des oberen rundlichen Theiles, mit einer Gallerie rund herum und Bänken, auf denen die Passagiere Platz nehmen können. An beiden Enden des Fahrzeuges unten befinden sich große spatenförmige Steuerruder. Wir setzen nur hinzu, daß dieser neue Dampfer 180 Fuß lang ist und daß die Erbauer die feste Ueberzeugung haben, mit demselben

binnen vier Tagen

von Amerika nach Europa zu fahren.

In ihrem Programme, das sie in Bezug auf ihren neuen Dampfer erlassen haben, heißt es unter Anderem:

„Wir bauen denselben, um größere Sicherheit und Schnelligkeit, sowie dadurch wohlfeileren Transport zu ermöglichen. Da er ganz von Eisen gebaut ist, so steht nie eine Gefahr durch Feuer zu befürchten und wegen der von einander getrennten wasserdichten Gemächer kann auch nicht wohl ein Sinken in Folge von einem Zusammenstoße ꝛc. erfolgen, denn es kann eins der Gemächer, ja es können mehrere sich mit Wasser füllen, ohne die Sicherheit des Ganzen ernstlich zu gefähr-

Eigenthümlicher Bau von Winans Dampfschiff.

Digitized by Google

den. Die Gestalt des Schiffes ferner macht dasselbe stärker, als die übrigen, und gewährt dem Winde und den Wogen weit weniger Fläche, so daß die Gefahr durch schwere Wogen und durch Sturm ebenfalls verringert wird. Von je weniger Schwere das Schiff selbst ist, um so mehr Fracht kann es führen und um so weniger nimmt die Last des Schiffes allein von der bewegenden Kraft in Anspruch. Mit 200 Tonnen Kohlen an Bord wird dieser Dampfer 200 Passagiere, die Briefbeutel und werthvolle Fracht, wie Geld ꝛc. befördern können und wir glauben, daß er die Fahrt nach England binnen vier Tagen zurücklegt.

„In Folge dieser raschen Fahrt können die Fahr- und Frachtpreise sehr bedeutend herabgesetzt werden und da eine Verminderung der Kostspieligkeit der Seereisen und des Seetransports, bei Erhöhung der Sicherheit, ein Gewinn für die Nationen ist, so dürfen wir wohl auf besondere Beachtung unseres Unternehmens rechnen."

Eine Rose des Morgenlandes.

Schon mehrere Jahre sind vergangen, seit ich den letzten Becher aus des Niles Fluthen zum Abschiede trank, und noch immer habe ich die Wahrheit des arabischen Wortes: „Wer einmal den Nil gekostet hat, dem läßt die Sehnsucht keine Ruhe, bis er wiederkehrt zu seinen palmenbestandenen Ufern," nicht durch die That beweisen können, so gern ich auch wollte. Hundert Bande, die zu sprengen ich zu schwach bin, fesseln mich hier in der Heimath; nur der Geist kann sich ergehen auf jenen Lichtgefilden des Morgenlandes, welche mir lieb und theuer geworden sind, wie die Stätte meiner Geburt. Gar oft will mir ein eignes Sehnen im Herzen sagen, daß jene Länder mir zur zweiten Heimath geworden seien; denn niemals habe ich es vermocht, diese Sehnsucht von dem bittersüßen Heimweh zu unterscheiden. Ich sehne mich aber nicht blos nach den Ländern im Osten, sondern auch recht innig zuweilen nach Menschen, lieben, guten Menschen von dort her, welche mir einst theuer und werth waren. Gar befreundete Gestalten treten vor mein inneres Auge, wenn ich das alte, zerlesene Buch meiner Erinnerungen wieder aufschlage; jedoch ist unter ihnen allen kaum eine, welche sich mit der einen Rose vergleichen ließe. Ihr Duft hat mich eine Zeit lang berauscht, und weht heute noch oft herein in meine Gedanken und Träume. Es war ein frisch-milder, lieblich-wohliger Duft, den jene Rose verstreute, und heut zu Tage noch kann ich traurig werden, wenn ich an sie denke. Wenn ich doch einmal mir die Brust schmücken könnte mit dieser Rose!

Ich war in den Tagen, von denen ich reden will, ein munterer Bursch von kaum mehr als zwanzig Jahren, welcher trotz mancher sehr ernsten Erlebnisse lustig in die Welt hinaussah, und fröhlich übermüthig alle übrigen Adamskinder nur als Gegenstände seiner Heiterkeit oder seines Spottes betrachtete. Ein hübsches Stückchen Erde hatte ich bereits gesehen; mit verschiedenen Völkern hatte ich mich vertraut gemacht; Italienisch und Arabisch, die beiden Hauptsprachen für den europäischen Reisenden, waren mir geläufig geworden. Da führte mich mein unstätes Jägerleben auch nach einer der bedeutendsten Städte des untern Egyptens, in deren Nähe ein großer, jagdreicher See sich ausbreitet. Die Stadt liegt reizend. Ein Arm des Nils geht mitten durch sie hindurch, Palmenwälder umhegen sie, und in nicht allzu großer Ferne bildet ein Stückchen Meer den prachtvollen Rahmen zu dem am wenigsten anziehenden Theile des Rundbildes, das man von den platten Dächern der höheren Häuser der Stadt genießt. Man hatte mir in Kairo Empfehlungsbriefe an einige der reichsten und deshalb angesehenen christlichen Bewohner der Stadt mitgegeben, welche mir sogleich nach meiner Ankunft eine Wohnung verschafften, wie ich sie gern habe. Kabil, so hieß mein Gastfreund, räumte mir und meinen Dienern mehrere Zimmer in einer alten „Wekahle" ein, welche nur von Christen bewohnt wurde.

Um meinen deutschen Lesern die nöthige Beschreibung dieser Wohnung zu geben, muß ich wohl erst sagen, daß „Wekahle" eigentlich ein verwaltetes Gut bezeichnet, gewöhnlich aber als Benennung eines großen Gebäudehaufens gilt, dessen untere Räumlichkeiten Waarenlager sind, während die oberen von verschiedenen Familien bewohnt werden. Meist sind diese Wekahlaht schon alt und mehr oder weniger zerfallen; im Hofe gibt es ein wirres Durcheinander von Gängen, Thüren, Winkeln, Ecken, in der Höhe malerische Erker mit kostbarem alten Gitterwerk, in welchem der ganze, große Reichthum einer arabischen Künstlerseele sich geltend gemacht hat, jetzt aber einzelne Stäbe oder größere Theile herausgebrochen sind, gleichsam, um ein Malerauge noch unwiderstehlicher zu fesseln, als es ohnehin geschieht. Dazu fällt nun das reiche Licht des Südens auf Mauer und Wände und webt und dichtet mit den alten Gittern, Erkern, Ecken, Winkeln, Vorsprüngen auf den buntfarbigen Mauern Gemälde zusammen, deren Reiz so gewaltig ist, daß sie auch das trockenste Menschengemüth mächtig ergreifen. In einem solchen Hause zu wohnen, ist gar ein eigener Genuß. Bald lacht die Sonne hell durch's Fenster herein in's alterthümliche, arabisch-märchenhafte Zimmer, bald wirft sie nur noch Streiflichter an irgend eine Wand desselben, bald schielt und schafft sie an einer anderen Hofseite mit Schatten und Licht; bald läßt der Wind den ziemlich einsam Hausenden durch die sich sanft und anmuthig neigenden Palmenhäupter, welche überall hereinsehen, grüßen; bald fesselt ein morgenländisches Menschengetriebe unten im Hofe die Aufmerksamkeit. Nach des Tages ununterbrochenem Wechsel haucht dann das Abendroth noch seine duftigen Farbentöne über die Halbtrümmer, und der Mond versucht es, das in Silber nachzumalen, was die Sonne in glühenden Goldfarben mit südlicher Meisterschaft vorgemalt hatte. Dann wird es still genug, um die Klänge des „Soht", einer Art liegender Harfe, zu vernehmen, welche die einfache, wehmüthig ernste Weise begleiten, in die ein schmachtendes oder still beglücktes Menschenherz irgend ein Schasol einhüllt, weil dieses schier allzureich ist an Pracht und Fülle des Gedankens, Lieblichkeit und Anmuth des Wortes, als daß es so unverhüllt seine berauschenden Blüthen entfalten könnte. In einem derartigen Hause wohnte ich.

Meine Wohnung war von den übrigen streng geschieden. Wenn man von der Straße aus durch das große Hufeisenbogenthor hereintrat, kam man in eine Art Vorhalle mit einer prächtig alten, zerfallenen Holzdecke; zwei Treppen mit ziemlich unregelmäßigen Stufen führten rechts und links nach den oberen Geschossen. Man betrat nun einen breiten, durch Oberlicht erleuchteten Gang, in welchem die Eingangsthüren zu den einzelnen Wohnungen lagen. Die siebente oder achte Thüre führte zu meiner Behausung. Diese war im Ganzen einfach und klein. Eine Küche, ein Vorsaal und ein Zimmer lagen im ersten Geschoß, zwei Zimmer im zweiten. Von hier aus stieg man vermittelst einer Holztreppe zu dem platten Dache hinauf, welches mit hohen Mauern umhegt war und keinen Blick auf die Terrassen meiner Nachbarn gestattete, zum Glück aber noch einen Oberbau besaß, von wo aus das Auge nicht nur alle übrigen Terrassen des Hauses, sondern auch einen großen Theil der Stadt und das weite, in Fülle schwelgende Flachland beherrschen konnte. Was kümmerte es mich, daß allen früheren Bewohnern meines Haustheiles diese Höhe als heilige Stätte erschienen war, welche ihr Fuß nicht zu betreten wagte — weil sie von dort aus leicht irgend eine Frau der Nachbarn gesehen haben könnten! Ich wußte, daß meine Nachbarn Christen waren, und deshalb auf ihre Frauen unmöglich die eigentliche Bedeutung des Wortes „Harem" — d. i. das Unantastbare — angewendet werden konnte; darum stieg ich unbesorgt allabendlich auf das Dach jenes kleinen Terrassenstübchens hinauf. Von da aber hatte ich eine so reizende Aussicht! Die Sonne ging jedesmal prachtvoll hinter einem dünnbestandenen Palmenwalde unter, und malte dann immer einen so überaus herrlichen Goldgrund zu dem Palmenbilde, daß jede einzelne Kron: nicht nur scharf und deutlich davon abstach, sondern auch eine Farbe annahm, welche mir so wunderbar vorkam, daß ich mich gar nicht satt sehen konnte. Und das war noch durchaus nicht das Einzige, was ich sah. Jenes Zauberspiel des Lichtes, welches ich im Kleinen im Innern der Wekahle bemerkte, war auch über die Häuserreihen an beiden Ufern des Stromes verbreitet und dort von noch ganz anderer Wirkung — ich bin gar nicht im Stande zu beschreiben, von welcher. Nur das kann ich sagen, daß die kühnsten Gebilde meiner Einbildungskraft noch unendlich weit von der Wirklichkeit übertroffen wurden. Jeder Abend dort oben webte mir neue, gleich bunte und gleich liebe Träume um das Herz,

Digitized by Google

jeder Abend machte mir das Plätzchen theurer. Ich kannte zuletzt jeden Esser, ich wußte, wann dieser im Licht, jener im Schatten liegen würde; ich hatte die Barken auf dem Strome mit ihren weißen, dreieckigen, geblähten Segeln schon hundert Mal gesehen; ich wandelte schon seit mehr als Jahresfrist unter Palmen — und konnte doch nicht von meinem Schausitze lassen. Das kam daher, weil mir eine innere Stimme dunkel andeutete, daß ich einstmals noch weit mehr von jenem Orte aus entdecken sollte, als bisher.

Eines Abends träumte ich wiederum still der eben geschiedenen Sonne nach. Von den Minarets herab tönte noch die Mahnung des Mueddin an die Gläubigen, das Abendgebet zu sprechen. Deshalb war auch das Getöse der Stadt plötzlich verhallt, das Tiktak der Hämmer auf der nahen Werfte mit einem Male verstummt.

„Hai al el salah!" (Rüste Dich zum Gebet!) — sang der Verkündiger des Glaubens, und die meisten Gläubigen beeilten sich, der Aufforderung nachzukommen. Einige hatten die Wäsche bereits vollendet und lagen im Gebet auf den Knieen, zuweilen sich erhebend, um wieder niederzufallen und die Stirne in den Staub zu drücken, zuweilen beide Arme ausbreitend und wieder die Hände zusammenhaltend, wenn sie das aufgeschlagene Buch des Propheten darstellen sollten, wie dies das Gesetz des Islam erfordert; die ausdrucksvollen Gestalten waren förmlich umflossen von dem Golde des Abends. Andere waren eben im Begriff, sich nach den vorgeschriebenen Regeln zu säubern, „um rein hinzutreten im Gebet vor Gott." Ein Andachtshauch ging durch die still gewordene Stadt; selbst die Palmenkronen bewegten sich nicht mehr: ich aber lebte doppelt, denn ich wachte und träumte zugleich. Da wurden meine Augen von einem Bilde gefesselt, welches ich dem Traume zuschreiben wollte, und mit Lust der Wirklichkeit zuschreiben durfte. Auf der nächsten Terrasse war eine Frauengestalt erschienen, so schön, so anmuthig, so kindlich lieblich, wie ich sie bisher noch niemals erschaut hatte. Ich konnte mich nicht losreißen von ihr, und mußte sie anreden:

„Gebe Dir Allah, der Erhabene, einen glücklichen Abend, Herrin!" rief ich zu ihr herüber.

Sie erschrak, und wollte sich das Gesicht mit dem Schleier verhüllen, hatte aber zum Glück dieses jetzt ganz entbehrliche Kleidungsstück unten vergessen.

„Warum, Herrin meiner Seele, erschrickst Du? Und warum willst Du mir das Licht des Vollmondes, Deines Gesichtes, entziehen? Weißt Du nicht, daß ich ein Franke bin? In meiner Heimath verhüllen die Wolken wohl oft die Sonne am Himmel, aber die Wolken des Schleiers nicht die Sonnen auf Erden. Ich bin gewohnt, unsern lieblichen Töchtern der Erzmutter Eva frei in's Angesicht zu schauen; warum willst Du Sonne Dich mir verbergen? Bist Du nicht Christin?"

„Wohl bin ich Christin," erwiderte sie, „gelobt sei Gott und unser Herr; aber ich kenne noch keinen fremden Mann, welcher mein Gesicht gesehen hätte. Dein Land ist nicht mein Land, Deine Sitte nicht meine Sitte, Herr! Im Lande der Franken ist die Frau frei, hier ist sie Sclavin; bedenke das, Guter! Möge Deine Nacht glücklich sein!"

Sie wollte gehen.

„Halt, Herrin, warum willst Du davon eilen? Hast Du mich noch nicht gesehen?"

„O, schon sehr oft; gleich am ersten Tage Deiner Ankunft sah ich Dich und seitdem alle Tage."

„Nun wohl, fürchtest Du Dich vor mir?"

„Nein, aber die Sitte gestattet mir nicht, mit Dir zu reden."

„Aber, Mädchen, ist denn die Sitte meines Landes nicht besser, als die des Landes der Mohammedaner?"

„Gewiß, Herr; ich habe oft gewünscht, die Tochter eines Franken zu sein; denn ich liebe die Franken, weil ich weiß, daß ihre Männer anders sind, als die unsrigen. Man sagte mir, daß ihre Frauen die wahren Freundinnen ihrer Männer wären; wir sind die Dienerinnen unserer Herren!"

„Hast Du denn einen Herrn, meine Herrin?"

„Nein, ich bin noch bei meinen Eltern. Doch glückliche Nacht!"

„Warum entfliehst Du, Licht meiner Augen? Bleibe, ich bitte Dich!"

„Ich darf nicht."

„So sage mir wenigstens Deinen Namen, Du liebliche Gazelle!"

„Ich heiße Warde."

„Wirst Du wieder hierher kommen?"

„Ich darf nicht. Gute Nacht, Herr!"

Sie war verschwunden; ich wußte noch immer nicht, ob ich wachte oder träumte. Aber den Namen Warde hatte ich behalten, ich wußte genau, daß er „Rose" bedeutet; denn ich verspürte den Duft dieser Rose — im Herzen. Ich hätte ja nicht einundzwanzig Jahre alt sein müssen! Zwar dachte ich an eine andere Blume in der Heimath, von welcher ich oft gemeint hatte, daß sie einmal für mich allein blühen werde; aber diese Blume war, seitdem ich die Rose des Morgenlandes gesehen hatte, fast verblichen. Ich entwarf Pläne, mich in das Haus meines Nachbars einzuschmuggeln, die Mauer zu übersteigen, welche mich von der mir zum Rosengarten gewordenen Terrasse trennte; ich dachte plötzlich an Hierbleiben und Hüttenbauen, kurz an Alles, woran ein junger Mann unter derartigen Umständen denken kann. Vorerst aber beschloß ich, abzuwarten, was der folgende Abend bringen würde.

Er kam und brachte mir wirklich meine Rose! Kindlich aufrichtig erzählte mir Warde, daß sie nicht habe kommen wollen; aber ich sei auch nicht, wie die andern fremden Männer. Das möge wohl daher kommen, daß ich ein Franke sei. Dann fragte sie mich, was ich von ihr wolle.

„Reden will ich mit Dir, Gazelle; meine Augen bedürfen ihres Lichtes; meine Seele bedarf des Hauches ihres Lebens; die Muscheln meiner Ohren sind bereit, die Perlen Deiner Worte in sich aufzunehmen."

Ich wollte noch weit mehr sagen, aber ich merkte, daß es zweierlei Sprachen gibt im Leben. Vorher hatte ich mir eingebildet, recht gut arabisch sprechen zu können; jetzt sah ich, daß ich gar nichts von der Sprache verstand, als die allergewöhnlichsten Worte. Ich quälte mich mit Versuchen, die Gedanken auszudrücken, welche mir eine Wortfülle brachten, wie früher nie — aber nur eine Fülle deutscher Worte. Das, was ich eben gesagt hatte, war mir kurz vorher von einem weisen Scheich gelehrt worden, mit welchem ich eiligst Freundschaft geschlossen hatte. Aber der Unterricht dieses edlen Mannes reichte ja nicht zum hundertsten Theile aus. Ein Glück nur, daß er mir gesagt hatte, „Habihbti" bedeute „meine Geliebte." Ich radebrechte also flugs weiter:

„Ich wünsche, o Rose, Du bist Habihbti."

Sie lächelte. Dann fragte sie ernsthaft:

„Bist Du verheirathet, Herr?"

„Nein, Warde."

„Hast Du eine angelobte Braut?"

„Nein."

„Hast Du Eltern?"

„Gott sei Dank, ja."

„Hast Du Schwestern?"

„Ja, eine einzige; aber sie ist weit, weit von mir, und meine Eltern auch, und Alle, welche ich liebe; ich bin ganz allein hier in der Fremde."

Bedauernd sagte sie:

„Ja, Miskihn (Du Armer)!" — Dann setzte sie hinzu: „Wohl, so will ich Deine Schwester sein; nenne mich Schwester, ich werde Dich Bruder nennen!"

Nun folgten schöne, herrliche Tage oder vielmehr Abende; ich lernte verstehen, was das Wort: „Leila" (Nacht) bedeutet; es klingt mir noch heute wie Musik, wenn ich es höre. Ich sah Warde allabendlich; der Vater mochte schmollen, die Mutter grollen, wie sie wollten, sie erschien doch. Ich nannte sie Schwester, aber ich durfte sie auch Habihbti nennen, sie nannte mich ja auch zuweilen Habihbi" — und das Wort schien mir das schönste, wohllautendste der arabischen Sprache zu sein. Der Scheich lehrte mich Worte, wie sie in seinen Büchern standen; Warde lehrte mich solche, wie sie das frisch erblühte Leben bedurfte. Die Rose duftete für mich; ich durfte ihren Duft einsaugen, denn ich durfte meine Brust mit ihr schmücken. Ich war glücklich — und lernte alle Tage besser arabisch. Wie ein Kind — sie war noch fast ein solches — freute sich das liebliche Mädchen, als ich ihr einst Hafisee's Worte, die mich der Scheich gelehrt hatte, ohne Anstoß vortrug:

„Salah âle lillahi, ila jâmel el johm wu ol leila,
Wodjak, ja nuhni, el johm, wu schabrak, habihbti, el leila!"

zu deutsch:

„Ich preise Gott, der Tag und Nacht gemacht,
Den Tag, Dein Antlitz, und Dein Haar, die Nacht!"

Digitized by Google

Aber die Tage flogen dahin; die Pflicht gebot mir, zu scheiden. Ich sagte es Warde lange vorher und betrauerte jetzt den Abend, an welchem ich sie zuerst gesehen.

„Die Betrübniß ist eingezogen bei uns und der Schmerz ist zwischen uns getreten, mein Bruder, mein Freund, mein Herr," sagte sie mir; „doch Du kannst mich ja mit Dir nehmen, o Lust meiner Seele!"

„Nein, Warde, das kann ich nicht!"

„Und warum nicht, Herr?"

„Weil ich nach Ländern ziehe, in denen die Erde Feuer, der Wind eine Flamme ist; in denen die Luft zum Gifthauche und die Sonne zur Qual wird; in denen selbst der Mond ein Feind des Menschen ist. Ich muß und will nach dem Lande der Schwarzen gehen; und Du weißt ja wohl, was das bedeutet. Du duftige Rose aus dem blühenden Garten Deines schönen Landes würdest verwelken in jener Gluth; Du liebliche Gazelle würdest verdursten in dem Feuer der Wüste; Dein Leib würde verfiechen unter dem Gifthauche des Windes. Weiß ich doch nicht, ob ich selbst wiederkehren werde aus jenen Ländern, und ich bin ein Mann und gewohnt, Beschwerden zu ertragen!"

„O, Du irrst, Herr," erwiderte sie, „Du irrst, wenn Du glaubst, eine solche Reise besser ertragen zu können, als ich. Du bist ein Fremder hier im Lande; Dich haßt nicht blos das Volk der Länder, nach denen Du ziehst, Dich hassen auch dort die Sonne und der Mond, der Wind und die Erde. Dein Haupt wird der Wind beugen, Dein Auge wird die Sonne blenden, Deinen Leib wird ihre Gluth austrocknen, Deine Nacht wird der Mond zur Hölle machen. Ich bin eine Tochter des Landes, welches der Strom durchfließt; soweit seine Quellen reichen, dehnt sich meine Heimath. Diese Sonne glühte in der Stunde meiner Geburt; dieser Mond beleuchtete die erste Nacht meines Lebens. Meine Brust ist geschützt, wie die des persischen Kriegers gegen den Giftpfeil des Windes; Du aber wirst erkranken und verwelken und Niemand wird bei Dir sein und für Dich beten! Oder glaubst Du, daß Deine schwarzen Diener an Deinem Lager warten werden? Wären sie gute Menschen, hätte Allah ihnen nicht ein schwarzes Gesicht gegeben; so schwarz als dieses ist auch ihr Herz. Darum laß mich mit Dir gehen, ich folge Dir bis an's Ende der Welt. Ich will Dir dienen, wenn Du gesund bist, und Dich pflegen, wenn Du erkranken solltest; ich will Dir Schafelaht singen, wenn Du fröhlich bist, und Dich trösten, wenn Du traurig wirst. Nimm mich mit Dir, Chalil, mein Bruder, mein Freund!"

„Seele meines Lebens, ich kann, ich darf nicht. Es wäre Sünde an Dir und Deinem Leben, Habibbti! Und dann, wie soll ich Dich mit mir nehmen, Warde?"

„Als Dein Weib, Mann!"

„In meinem Lande heirathet man nicht so früh; ich zähle noch zu wenig Jahre, als daß ich Dich meine Frau nennen dürfte; das bedenke, o Gute!"

„So nimm mich mit Dir als Deine Dienerin, als Deine Sclavin; befiehl mir, was ich sein soll, ich werde Dir gehorchen, Herr, ich stehe auf Deinem Eigenthume."

„Es geht nicht; es ist unmöglich, Warde," sagte ich traurig; „es wäre eine Sünde an Dir. Denke an mich, wenn ich in der Fremde bin!"

„O, Du wirst meiner gedenken, wenn das Unglück in Dein Zelt tritt und die Krankheit sich auf Dein Lager legt!"

„Ich werde Deiner immer gedenken, Warde!"

Sie antwortete nichts mehr; sie weinte. — Auch später bat sie mich nicht mehr, sie mit nach dem Sudan zu nehmen; aber wenn ich sie sah, bemerkte ich Thränen in ihren Augen: Himmelsthau auf der Rose! — Endlich mußte ich von ihr scheiden. Der Abschied brachte mir alle Trauer, welche in diesem Worte liegt.

„Allah behüte Dich und Jssa (Jesus) sei mit Dir, Du lieber, böser, fremder Mann!"

Das waren die letzten Worte, welche ich von ihr vernahm.

Ich nahm einen arabischen Lehrer an und lernte mit wahrer Hast arabisch, um ihr schreiben zu können. Oft habe ich ihr geschrieben, doch niemals erhielt ich Antwort von ihr. Nach ihr zu fragen, verbot mir die Sitte des Landes. Wen hätte ich auch fragen sollen?

Ob sie wohl noch blühen mag, diese Rose? Ich weiß es nicht; das aber weiß ich, daß sie mir heute noch blüht, wenn mich der Wohlduft einer Rose anweht; und ich liebe darum diese Blume über Alles. Die Blume der Heimath war keine Rose — aber scharfe, giftig scharfe Dornen hatte sie wohl. Sie ist mir bald und vollkommen verblüht.

Die vorliegenden Zeilen beanspruchen nur Eins: die Würdigung der vollsten Wahrheit, welche sie enthalten. So weit ich es vermochte, habe ich arabische Worte treu in deutsche übersetzt.

A. B....

Allgemeiner Briefkasten.

Postämter in B., Dr., Berl., Döbeln, Oschatz, Riesa, Wurzen. Unglücksfälle aller Art verhinderten in den letzten Wochen die regelmäßige Ausgabe der Nummern zum Freitag. Es ist Vorkehrung getroffen, daß dergleichen Unregelmäßigkeiten nicht wiederkehren.

B. Th. Das Gedicht kann nicht aufgenommen werden.

A. Tr. Der Artikel, in seinen Einzelheiten ganz interessant, ist so formlos und liederlich gearbeitet, daß er beim besten Willen keine Aufnahme finden kann. Sie schildern polnische Wirthschaft in polnisch-liederlicher Weise.

F. M. in Brünn. Bedauern, keinen Gebrauch von Ihrer Offerte machen zu können.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Stimmen der Zeit.

Monatsschrift für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Adolph Kolatschek.

Inhalt:

1. Heft. October. 1858. 2. Heft. November.

Politik und Weltanschauung. — Das Komma im Frack. — Staatswirthschaft oder Volkswirthschaft? — Ein Gang durch Berlin. — Parteibestrebungen in Oesterreich. — Die Münchner Idealisten. — Die sardinisch-französischen Umtriebe in der Schweiz und die Genfer Politik. — Die Kunst im Gewerbe, mit besonderer Berücksichtigung der Pariser Industrie. — Robert Schumann. Eine kritische Studie. I. Schumann's Stellung in der Musik. — Ueber den wissenschaftlichen Geist der Zeit. — Politische Briefe aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Frdr. Kapp. I. Historische Rückblicke. — Ueber Max Wirth's Geschichte der Handelskrisen.

Die beste Wohlfahrtspolizei. Nach den Lehren der Volkswirthschaft. — Die Politik des Schreckens. — Thomas Carlyle's „Geschichte Friedrich des Großen." — Jean Law und seine Zeit. — Robert Schumann. Eine kritische Studie. II. Das Concrete in der Musik. III. Das Kränkliche in der Musik. — Die Kunst im Gewerbe, mit besonderer Berücksichtigung der Pariser Industrie. Allgemeine Regeln. — Die Aussichten in Preußen (Aus Süddeutschland). — Oesterreich und die preußische Regentschaft. — Londoner Correspondenz. London, 24. October.

Die „Stimmen der Zeit" erscheinen in monatlichen Heften von 7 bis 8 Bogen und kosten vierteljährlich 2 Thaler.

Gotha.

Expedition der „Stimmen der Zeit."

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 49. 1858.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Todtenbesuch am Skagerhorn.

Nach wirklichen Begebenheiten mitgetheilt von Ernst Willkomm.

I.

Ein Seemannshaus.

Am breiten Quai der Trave in Lübeck liegt ein altes Haus mit hohem ausgezackten Giebel, das unter den vielen höchst interessanten Baulichkeiten dieser an uralten Häusern von seltsamer Form so reichen Stadt eine nähere Besichtigung wohl verdient. Schon daß es vielleicht die älteste bekannte Weinschenke enthält, welche die Stadt besitzen dürfte, kann zum Besuche desselben einladen, mehr jedenfalls verdient es einen solchen des werthvollen Zimmers wegen, das wahrscheinlich schon seit ein paar Jahrhunderten als Gastzimmer benutzt worden ist. Eichenes Getäfel, mit kunstreicher Holzschnitzerei verziert, bekleidet die Wände des großen Raumes bis zur sehr hohen Decke hinauf, und hier unter dem Plafond ziehen sich eine Anzahl trefflicher Gemälde um alle vier Seiten des Zimmers, welche die Leidensgeschichte Christi darstellen. Leider sind diese Gemälde kaum mehr zu erkennen. Der Rauch so vieler Jahrzehnte hat sie mit bräunlichem Anfluge überzogen, so daß sie nur wenig von der noch dunkleren, in's Schwarze spielenden Färbung des eichenen Täfelwerkes abstechen.

Vor mehreren Jahren trat ich ab und an in dies merkwürdige Zimmer, das durch sein originelles Schnitzwerk Jedermann anheimeln mußte. Ich betrachtete genau die schon erwähnten Gemälde und notirte mir die darunter in noch immer glänzender Goldschrift befindlichen naiven Verse, in denen die Erklärung jedes einzelnen Bildes enthalten war. Das raubte Zeit, und da man nur entweder bei sehr hellem Wetter oder bei Licht Bilder und Verse entziffern konnte, so mußte ich wiederholt mit der Beschauung dieser Alterthümer mich beschäftigen. Es konnte nicht fehlen, daß mich dies in Berührung brachte mit den Männern, die hier verkehrten und ihren Wein oder Grog tranken. Es waren fast nur Schiffscapitaine, von denen einige sich zur Ruhe gesetzt hatten, die meisten aber, in ihren besten Jahren stehend, noch ihrem Berufe oblagen. Sie waren Alle gesprächig, erzählten gern Scenen aus ihrem Leben und fanden dazu jederzeit Anlaß. Denn bald grüßte die Flagge eines langsam den Strom heraufgeleitenden Schiffes durch die Scheiben der hohen, thorartigen Fenster, bald führte Windgebrause und wogendes Wasser die Gedanken der Männer hinaus auf's Meer.

Seeleute von Bildung haben nicht blos Mancherlei zu erzählen, sie *können* auch erzählen, vorausgesetzt, daß man sie nicht durch störende Fragen oder ungehörige Bemerkungen im Flusse ihrer Rede unterbricht.

Eines Tages — es war tief im November — betrat ich das Haus bald nach Mittag. Ich fand das große Zimmer fast ganz von Menschen erfüllt und eine ungewöhnlich lebhafte Unterhaltung. Meine Bilderbesichtigung konnte ich, aus Mangel an Platz, nicht fortsetzen, da ich aber mehreren der Anwesenden schon bekannt war und mich mit diesen unterhalten hatte, so forderte man mich auf, einige Zeit zu verweilen. Ich that es gern, denn es hatten sich neue Ankömmlinge eingefunden, die eben von längeren Reisen zurückgekehrt waren. Ihre Schiffe lagen nur wenige Schritte weit vom Hause in der Trave. Schwarze Träger mit rothen Gesichtern waren beschäftigt, die Ladung zu löschen, die bei einigen aus Eisen, bei andern aus Kohlen bestand.

Unter diesen Ankömmlingen fielen mir besonders zwei auf, welche vorzugsweise das Wort führten und offenbar bei ihren Collegen in großer Achtung standen. Leider war gerade der lebhafteste Erzähler schwer zu verstehen. Seine Baßstimme klang rauh und wenn er sprach, kollerten die Worte polternd über seine Lippen, so daß man aufmerksam zuhören mußte, wollte man den Sinn seiner Rede richtig fassen. Der Andere trug ungleich besser vor, stammelte aber dann und wann, besonders wenn man ihn scharf ansah.

Es hatte den ganzen Vormittag schon gestürmt, die Trave ging hoch und überspülte an den niedrigen Uferstellen den Quai. Dies ungestüme Wetter frischte das Gedächtniß der beiden Capitaine auf, und nachdem schon mancherlei Erlebnisse in schwerem Sturmwetter mitgetheilt worden waren, ergriff der Stammelnde von Neuem das Wort, indem sein bisher fröhlich aussehendes Gesicht einen ernsten, fast düstern Ausdruck annahm.

Hansen — so hieß der polternd Sprechende — hatte eben eine seiner kurz gefaßten Erzählungen beendigt und damit den Uebrigen neuen Stoff zu lebhaften Gesprächen geliefert. Petersen, wie sich der Andere nannte, nahm lebhaft Theil daran, bis er die Bemerkungen seiner Gegner mit der Aufforderung beseitigte, man möge ihm längere Zeit Gehör schenken. Sei man dazu geneigt, so wolle er eine Geschichte erzählen, mit der sich nichts von Allem vergleichen lasse, was ihm und den übrigen Anwesenden während ihres Seefahrerlebens begegnet sei.

Sofort ward es still. Die meist schon bejahrten Männer rückten enger zusammen, der gealterte Wirth füllte unaufgefordert die dampfenden Gläser, und Petersen, der dicht beim Ofen in der dunkelsten Ecke des Zimmers saß, begann seine Erzählung, die ich in Folgendem wiederzugeben versuchen will.

Digitized by Google

II

Der Verlust.

Vor noch nicht hundert Jahren war mein Großvater Leichtmatrose auf einem Grönlandsfahrer. Mit ihm zugleich wurde ein wohl zehn Jahre älterer Vollmatrose geheuert, der schon mehrere Fahrten in die Polargegenden gemacht hatte und in dem Rufe stand, ein geschickter Harpunier zu sein. Tom Peter, wie mein Großvater stets gerufen ward, mochte den Mann nicht gern leiden. Er war immer finster, that alle Arbeit anscheinend verdrossen, sprach nie mehr, als was hoch nothwendig war, und hielt sich fast immer allein. Dem Capitain gefiel das nicht, weshalb er Henrickſen zur Rede setzte und ihm ein freundlicheres Wesen anbefahl. Etwas fruchtete diese Weisung des Capitains, allein ein wirklicher Umgang mit dem finstern Manne wollte doch nicht zu Stande kommen. Erst an der grönländischen Küste, als sich Wallfische zeigten und allem Vermuthen nach ein guter Fang in Aussicht stand, thaute Henrickſen auf. Er arbeitete jetzt für Drei, war unermüdlich immer der Erste auf dem Platze, und die Harpune schleuderte er mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß es nur selten der Nachsendung einer zweiten bedurfte, um einen einmal getroffenen Wallfisch nicht entrinnen zu lassen. Sowie aber das Schiff volle Ladung hatte und die Anker zur Rückreise gelichtet wurden, verfiel Henrickſen wieder in sein früheres Schweigen, und auch die scharfen Worte des Capitains konnten nichts weiter darin ändern. Mein Großvater mag jetzt selbst weiter erzählen:

Ich ging dem unfreundlichen Manne überall aus dem Wege, was nicht schwer war, da er selbst ja Niemand suchte. Nur in einer Nacht, wo ich zugleich mit Henrickſen die Wache auf Deck hatte, konnte ich ihm nicht ausweichen. Es war Pflicht, uns dann und wann zu sprechen, wenn sich das Gespräch selbst auch nur auf wenige Worte beschränken sollte.

Wider Erwarten und auch ganz gegen meinen Wunsch näherte sich Henrickſen in dieser Nacht alsbald meinem Platze am Bug des Schiffes. Anfangs sprach er nicht, ich konnt' es ihm aber ansehen, daß er sprechen wollte. Nur getraute er sich nicht recht, zuerst das Schweigen zu brechen, vermuthlich, weil er fühlen mochte, daß mir dies auffallen müsse. Ich aber nahm mir vor, gar nicht auf ihn zu achten, bis die Pflicht es mir gebieten würde.

Wohl eine Stunde lang ging Henrickſen an der Backbordseite des Schiffes unermüdet auf und nieder, dann setzte er sich auf die Ankerwinde, holte tief Athem, als drücke ihn etwas, kehrte sein finsteres Gesicht mir zu und sagte:

„Tom Peter, ich bin Dir gut, sei mein Freund!"

Dabei streckte er mir seine breite Hand entgegen und ein bittender Blick traf mein Auge. Ich antwortete zwar nicht, meine Hand aber legte ich, fast ohne es zu wissen, in die dargereichte Rechte.

„Setze Dich zu mir, Tom Peter," fuhr er fort, „und höre mich an. Wir sind jetzt ganz allein. Der alte Brummbär von Capitain schläft, der Mann am Steuer kann uns nicht belauschen, und wir haben Mondschein und prächtigen Segelwind. Willst Du mir auch ruhig zuhören?"

Ich gab meine Bereitwilligkeit durch einen Händedruck zu erkennen.

„Weißt Du, Tom Peter, was mich so still macht?" fuhr er fort.

„Wie soll ich das wissen, Henrickſen?" erwiderte ich. „Hast Du in den vier Monaten, die wir nun in See sind, doch keine zehn Worte mit mir gesprochen!"

„Das Unglück ist's, Tom Peter, ein schreckliches Unglück!"

„Ich hab' so 'was vermuthet."

„Hast Du eine Braut?"

„Nein, Henrickſen; wär' auch zu früh für mich."

„Ich hatte eine, ein herziges Kind! Du hättest sie kennen sollen!"

„Ist sie gestorben?"

Henrickſen seufzte, sein Auge blickte zum gestirnten Himmel, und während seine Hand sich schwer auf meinen Arm legte, sagte er langsam:

„Ich weiß nicht!"

„Sie ward Dir doch nicht untreu?"

Henrickſen verneinte.

„Dann raubte man sie Dir?"

„Möglich! Möglich!"

„Möglich? Aber Henrickſen —"

Seine eisenharte Hand legte sich so fest um meinen Arm, daß mich der starke Druck schmerzte.

„Ich fürchte," sagte er mit dumpfer, zitternder Stimme, „man hat sie um's Leben gebracht!"

Ich sah ihn ungläubig, mißtrauisch an. Redete der Mann vielleicht irre? Sein ganzes Aussehen konnte der Vermuthung Raum geben, daß er seines Verstandes nicht vollkommen mächtig sei.

„Glaube nicht, Tom Peter," fuhr er fort, „daß ich mich nur mit leeren Einbildungen quäle. Ich will Dir den Hergang, soweit ich ihn kenne, genau berichten. Es sind jetzt gerade drei Jahre her, daß ich mich mit Marie Anne verlobte. Wir waren Nachbarskinder und Gespielen gewesen von Jugend auf. Ich ging mit dreizehn Jahren zur See, Marie Anne nahm einen Dienst an, sowie sie die Schule verließ. Drei Jahre später erst kam ich von meiner ersten Reise zurück und sah sie wieder. Sie gefiel mir besser, denn je, und halb im Scherz, halb im Ernst nahm ich ihr das Versprechen ab, das sie mir auch lachend gab, sie solle sich nicht etwa verloben, ehe sie mich noch einmal gesprochen habe. Nun blieb ich über vier Jahre vom Hause und hatte mich tüchtig in der Welt umgesehen. Ich war ein ganz stattlicher Bursche geworden. So trat ich vor Marie Anne hin, die ich ebenfalls zu ihrem Vortheil verwandelt fand, und da sie ihr Versprechen gehalten hatte und ich wohl merken konnte, daß sie mich leiden mochte, so waren wir bald einig. Unsere beiderseitigen Eltern waren schon seit Jahren todt, nahe Verwandte besaßen wir auch nicht, und so verlobten wir uns denn unter dem gegenseitigen Abkommen, daß wir noch ein paar Jahre tüchtig arbeiten wollten, um etwas vor uns zu bringen. Erst wenn uns dies gelungen sein werde, wollten wir heirathen. Glücklich, wie nie zuvor, ging ich fort, um ein paar Ringe zu kaufen. Ich bedurfte dazu einen Tag Zeit, weil der Wohnort meiner Braut hart an der Küste lag und die nächste Stadt einige Meilen entfernt war. Als ich nun wieder zurückkomme, finde ich den kleinen Ort in größter Aufregung, kaum aber erblickt man mich, so werde ich umringt und mehr denn Einer ruft mir erbittert zu: „Wo ist Marie Anne? Wo hast Du sie gelassen?"

„Entsetzt über diese Fragen, vermag ich anfangs nicht einmal zu antworten. Da gewahren auch die so heftig in mich Dringenden ihren Irrthum und führen mich theilnehmend zur Herrschaft meiner Braut. Hier erfuhr ich das Entsetzliche.

„Bald nach meiner Entfernung im abendlichen Zwielicht war ein Mann in's Haus des Küsters, wo meine Braut diente, getreten. Es hatten ihn Mehrere gesehen und Alle glaubten, da er von Gestalt mir völlig gleich, ich selbst sei es gewesen. Später sah man ihn die Wohnung des Küsters in Begleitung Marie Anne's wieder verlassen. Man gewahrte Beide mit einander sprechend der Meeresküste zuwandern, dort den Strand hinabgehen und hier längere Zeit verweilen. Zurückkommen sah Marie Anne Niemand, auch ihr Begleiter war verschwunden. Ein paar Leute, die ihn vor meiner Entfernung aus der Wohnung des Küsters gesehen zu haben behaupteten, sagten aus, er habe sich von mir nur durch sein strohblondes Haar unterschieden.

„Alle Nachfragen nach der auf so unbegreifliche Weise Verschwundenen blieben erfolglos. Daß sie am Strande verunglückt sei, war nicht wohl anzunehmen, das Wahrscheinlichste blieb eine durch Gewalt oder Schlauheit bewerkstelligte Entführung. Wer aber war der Räuber meiner Braut? Wem konnte Marie Anne so großes Vertrauen schenken, daß sie ihm arglos zu folgen sich entschloß? Wie oft ich mir diese Fragen vorlegte und über deren Beantwortung nachdachte, zu einem Ziele führten sie mich doch nicht. Meine Braut war und blieb für mich verloren!"

Henrickſen schwieg. Die Erzählung hatte ihn erschüttert. Ein paar Thränen zitterten an den Wimpern seiner Augen.

„Hast Du denn gar keinen Verdacht gegen Jemand?" fragte ich den tief Betrübten.

„Nicht den geringsten," erwiderte Henrickſen. „Unter allen meinen Bekannten war nicht Einer, der sich durch strohgelbes Haar kenntlich machte. Blondhaarige Matrosen kannte ich viele, es waren aber lauter offene, treuherzige Jungen, die nicht einmal wußten, daß ich eine Braut hatte. Sie waren nie in die Nähe ihres Wohnortes gekommen, denn sie hielten sich im Hafenplatze, wo unsere Schiffe lagen, auf. Erst sehr spät, nach Jahresfrist, brachte mich eine längere Unterredung, die ich zufällig mit einem alten Robben-

Digitized by Google

schläger anknüpfte, auf verdächtige Spuren. Dieser Mann hatte die Gewohnheit, häufig Nachts auf seinem Fahrzeuge, das ihn schon über zwanzig Jahre trug, zu schlafen. In derselben Nacht, bei deren Anbruch der fremde Mann meine Braut aus dem Hause zu locken wußte, hörte er leise Ruderschläge in der Nähe seines Schiffes. Er verließ seine Koje und hob den Kopf aus der Luke. Nur etwa hundert Fuß weit vom Ufer entfernt gewahrte der Robbenschläger einen Nachen, der offenbar landwärts steuerte und hier auch bald in den schmalen Hafen der kleinen Au einlief. Es saßen drei Personen in dem Nachen, zwei Männer und eine Frau. Letztere sprach lebhaft mit ihren beiden Begleitern und brach dann in Schluchzen aus. Gleich darauf will er einen dumpfen Schrei vernommen haben, worauf der Nachen in weiterer Entfernung von ihm wieder durch rasche Ruderschläge die hohe See zu gewinnen suchte. Etwa drei Meilen vom Lande in der Richtung, welche der Nachen nahm, lag — und dieses Umstandes erinnere ich mich ebenfalls — ein großer Schooner vor Anker. Am Morgen war er verschwunden, und da er keine Flagge gezeigt hatte, erfuhr man nicht, welcher Nation er angehört haben mochte."

In diesem Augenblicke ward der Wind lebhafter. Er war ein paar Striche westlicher gelaufen und der Grönlandsfahrer wurde dadurch genöthigt, seinen Cours etwas zu ändern. Mitternacht war vorüber. Ueber die bisher glänzenden Gestirne legten sich matte Schleier, der Mond hüllte sich in gelbliche Dünste, die alsbald einen farbigen Regenbogen um ihn bildeten. Die Wache sollte abgelöst werden und wir, ich und Henricksen, machten uns eben bereit, uns in unsere Kojen zurückzuziehen, als das langsame Heranschweben eines beweglichen Schattens uns noch länger fest hielt auf Deck. Es war ein prächtig getakeltes Schoonerschiff, das an uns vorübersegelte. Es kam uns so nahe, daß die weit ausgestoßenen Spieren unserer Bark beinahe die Segel des Fremden streiften. Außer dem Manne am Steuer und dem Wachtmat am Bug sahen wir Niemand am Bord. Still zog es an uns vorüber, ohne uns anzurufen oder eine Flagge zu zeigen. Dem Baue nach hielten wir es für einen Normann.

Henricksen erfaßte meine Hand und zog mich mit sich in die Cabine. Durch seine Erzählung war er mir viel näher gerückt worden. Ich betrachtete ihn jetzt mit ganz andern Augen, und was mir früher an ihm abstoßend erschien, das zog mich jetzt an. Das Schicksal des armen Mannes interessirte mich und wenn ich auch nichts für ihn thun konnte, so ward doch eine gewisse Neugier in mir lebendig, die befriedigt zu werden wünschte, wenn irgendwie eine Spur sich auffinden lassen sollte, welche zur Entdeckung des verschwundenen Mädchens führen könnte.

Die Erzählung Henricksen's hatte mich so aufgeregt, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte, an einer Fortsetzung derselben aber wurden wir verhindert, da der bis dahin so schweigsame Vollmatrose sich außer mir Niemand offenbaren wollte. Auf mein Befragen, weshalb er so zurückhaltend sei, erwiderte er nur:

„Ich bin mißtrauisch geworden gegen Jedermann. Marie Anne war treu und redlich und nur einem falschen Freunde konnte es gelingen, sie so zu bethören, daß sie ihm arglos folgte, um auf eine oder die andere Weise dem Verderben oder dem Tode anheim zu fallen."

III.

Das Busentuch.

Von dieser Nacht an wurde ich mit Henricksen eng befreundet. Ließ es sich irgend thun, dann ward es so eingerichtet, daß wir des Nachts die Wache immer zusammen hatten. Unsere Unterhaltung drehte sich dann meistentheils um Henricksen's verschwundene Braut, und wir entwarfen mehr als einen Plan, ihren Spuren auch jetzt noch nachzuforschen, obwohl sehr wenig Aussicht vorhanden war, diese nach so langer Zeit wieder aufzufinden. Man war Anfangs zu lässig gewesen, was freilich nicht Henricksen zur Last fallen konnte. Die spärliche Bevölkerung der Küste, wo Marie Anne unter nur wenigen Bekannten lebte, machte sie auch nur einem kleinen Kreise bekannt. Entfernter Wohnende konnten das junge Mädchen gesehen haben, ohne im Geringsten auf es zu achten. Und Henricksen war seinerseits verhindert, sich lange an Marie Anne's Geburtsorte aufzuhalten, da die Heuer ihn ungesäumt wieder an Bord des Schiffes rief, mit dem er schon in den nächsten Tagen in See gehen sollte.

Der Grönlandsfahrer hatte eine glückliche Reise. Er erreichte in verhältnißmäßig kurzer Zeit den Ort seiner Bestimmung, und nun beeilten wir uns, getroffener Abrede gemäß, Henricksen's Heimath zu besuchen.

Wir fanden Marie Anne's früheren Dienstherrn noch am Leben, ebenso den alten Robbenschläger. Beide wurden abermals an das Verschwinden des jungen Mädchens erinnert, und bereitwillig gingen sie auf eine nochmalige Erzählung des ihnen bekannt Gewordenen ein. Mir fiel dabei ein Umstand auf, den ich in Henricksen's Erzählungen bisher nicht angeführt fand. Der Küster wußte, daß eine Jugendfreundin Marie Anne's, die, wie die Verschwundene, in einem Dienstverhältnisse stand, ein Andenken von ihrer Freundin besitze, das sie sehr hoch halte und Niemand zeigen wolle. Worin dies bestehe, konnte uns der Küster aber nicht sagen.

„Das Mädchen müssen wir aufsuchen und sprechen," sagte ich. „Was sie Niemand entdeckt, wird sie Dir gewiß mittheilen. Komm, laß uns ungesäumt aufbrechen!"

Henricksen pflichtete mir bei. Der Hof, auf welchem Leonore diente, lag von dem Kirchdorfe fast eine Meile weit entfernt. Der Weg dahin führte den Strand entlang, über Deiche und um tief eingespülte Wehle, die man umgehen mußte. Er war öde, traurig von Ansehen, und für einsame Wanderer fast unheimlich. Das monotone Aufrauschen der Brandung an dem niedrigen Kiesstrande, das Geschrei und Gekrächz der zahllosen Seevögel, die über der weiten, unebenen Fläche flügelschlagend kreischten, dort und da ein uraltes Heidengrab, mit rostfarbenem Heidekraut und Ginster überwuchert, rauchende, halb verfallene Torfhütten dazwischen an tiefen, schwarzen Moortümpeln, und ab und an auf unfruchtbarem Gelände ein hochragender erratischer Block machten den Eindruck tiefster Schwermuth auf den Wanderer und erfüllten ihn mit düstern Gedanken.

Der Hof, das Ziel unserer Wanderung, lag ganz einsam auf etwas erhabenem Terrain, so daß sich von ihm aus die Umgebung nach allen Seiten ziemlich weit überblicken ließ. Außer einem großen Garten aber, auf dessen Pflege viel Sorgfalt verwendet war, umgab ihn ringsum unfruchtbares Moor- und Heideland.

Leonore war daheim. Unserm Wunsche, sie zu sprechen, willfahrte ihr Dienstherr. Sie stellte sich bald ein und musterte uns mit halb verlegenen, halb neugierigen Blicken. Es war ein sehr hübsches Mädchen, brunett, schlank und voll. In ihren feurigen Augen blitzte Schelmerei und Leidenschaft. Sie kannte uns nicht, erst als Henricksen sich nannte, ahnte sie den Zweck unseres Kommens. Sie erschrak so heftig, daß sie auf einen Schemel sank.

„Die arme Marie Anne!" rief sie aus. „Wo sie wohl geblieben sein mag?"

Ich war genöthigt, für Henricksen das Wort zu ergreifen. Es fiel mir nicht schwer, Leonore das Nöthige mitzutheilen, denn das Mädchen gefiel mir und es machte mir Vergnügen, recht traulich und, wenn es sein könnte, auch recht lange mit ihr zu plaudern. Meine einleitende Rede schloß ich mit den schnell hingeworfenen Worten:

„Ihr habt ein Andenken von Eurer Freundin?"

Leonore erröthete und sah mich fragend an, ohne zu antworten.

„Habt Ihr dasselbe von Eurer Freundin mit der ausdrücklichen Bedingung erhalten, es Niemand zu zeigen, Niemand wissen zu lassen, worin es besteht?"

„Es hat gar keinen Werth," sprach darauf Leonore, „denn es ist ein ganz einfaches Tuch."

„Das sie Euch schenkte?"

„Nein, ich fand es."

„Und warum behieltet Ihr den Fund?"

„Weil ich meine Freundin nie wiedersah," versetzte sie, indem klare Thränen ihre Augen füllten.

„Ihr fandet es also nach Marie Anne's Tode?"

„Mehrere Tage nach ihrem Verschwinden."

„Wollt Ihr mir das Tuch wohl zeigen, Leonore?" fiel jetzt Henricksen ein. „Ich möchte doch wissen, ob ich es kenne."

Das Mädchen stand auf, ging in ihre Kammer und kehrte mit einem Tuche in der Hand, wieder zu uns zurück.

Henricksen griff begierig darnach und betrachtete es genau. Es war ein Halstuch, wie es junge Mädchen auf dem Lande damal trugen, aber er kannte es nicht, er behauptete, es niemals bei seine

Braut gesehen zu haben. Das Tuch war offenbar noch ganz neu und nur ein paar Mal getragen worden.

„Nicht wahr, Ihr laßt es mir zum Andenken an meine Freundin?“ sagte Leonore nach einer Weile.

Henricksen gab es dem Mädchen zurück, indem er sprach:

„Behaltet es immerhin, Leonore, für mich hat es doch keinen Werth.“

Da langte ich danach, entfaltete es noch einmal und betrachtete es genau.

„Wo machtet Ihr denn den Fund?“ fragte ich das Mädchen.

„Weit ab von Marie Anne's Wohnung,“ versetzte sie. „Es hing an einem Ginsterbusch am Ende des hohen Seedeiches. Wahrscheinlich hatte die Arme dort geruht, und beim Aufbrechen mag ihr das Tuch entglitten sein.

„Da steht auf einem Zettel der Name des Kaufmanns, der mit solchen Tüchern handelt,“ fiel ich ein. „Ich kenne den Mann; er lebt in der nächsten Hafenstadt. So viel ich weiß, versorgen sich in seinem Laden viele Matrosen für sich und ihre Geliebten mit den erforderlichen Luxusartikeln. Am häufigsten aber verkehren bei ihm Seeleute des europäischen Nordens.“

Henricksen sah ein, daß dies ein Fingerzeig sein könne, den Unbekannten zu ermitteln, in dessen Gesellschaft mehrere Personen Marie Anne kurz vor ihrem Verschwinden gesehen hatten. Er ergriff ihn mit hoffnungsvoller Lebhaftigkeit, reichte Leonore die Hand, und wollte auf der Stelle den Hof verlassen. Ich hielt ihn zurück, indem ich dem Mädchen einen Wink gab, mir ein kurzes Gespräch unter vier Augen zu gönnen. In ihrem Blicke entdeckte ich etwas Unstätes, und dies ließ mich annehmen, sie möge noch etwas geflissentlich geheim halten.

„Liebes Kind,“ redete ich sie an, während sich Henricksen wieder mit dem Tuche beschäftigte, „Du kennst gewiß den Geber dieses Tuches.“ Lächelnd verneinte sie.

„Ich verspreche Dir das schönste Busentuch im ganzen Laden von Colhorn, wenn Du mir den Mann nennst oder näher bezeichnest, aus dessen Händen Marie Anne jenes Dir nun so liebe Andenken an sie empfing.“

„Wahrhaftig, ich kenne ihn nicht,“ sagte Leonore mit großer Bestimmtheit.

„Du kanntest aber Henricksen und wußtest, daß sich Deine Freundin ihm verlobt hatte?“

„Sie selbst hatte es mir gesagt, von Person aber kannte ich ihn nicht.“

„Sahst Du auch den Mann nicht, der Marie Anne jenes Tuch schenkte?“ forschte ich weiter.

Leonore schlug die Augen nieder. Sie ging offenbar mit sich zu Rathe, ob sie auch klüger handle, wenn sie lieber schweige, als spreche. Nach kurzem Besinnen aber sah sie mir frei in's Gesicht, indem sie sagte:

„Ja, ich habe ihn zweimal, aber nur von ferne gesehen.“

„Wann, Leonore, wann?“ rief Henricksen, der achtsam auf unser Gespräch gelauscht hatte. „Ich muß es wissen, und sollte ich Gewalt brauchen!“

„Ein paar Tage, ehe Marie Anne mir gestand, daß sie sich mit Euch verlobt habe,“ sprach das Mädchen vollkommen ruhig. „Sie fügte hinzu, nun sei es entschieden, sie werde Frau Henricksen, nicht die Frau des Steuermanns —“

„Sein Name? Sein Name?“ riefen wir Beide zugleich.

„Marie Anne steckte und verschwieg ihn mir,“ schloß Leonore ihre kurze Auskunft.

Henricksen schlug beide Hände über sein Antlitz, während ich die Frage an Leonore richtete:

„Würdest Du ihn wiedererkennen, wenn Du den Unbekannten je wieder sehen solltest?“

„Ich glaube, daß ich dies vermöchte,“ gab sie ruhig zur Antwort.

„Er hatte starkes, strohfalbes Haar,“ sprach wieder gefaßt Henricksen.

„Das er ziemlich lang trug,“ ergänzte Marie Anne's Freundin.

„Im Uebrigen glich er mir an Größe und Haltung?“

„Als ob Ihr Zwillingsbrüder wäret.“

Henricksen steckte das Tuch zu sich und erfaßte meine Hand.

„Komm, Tom Peter,“ sprach er, „mir brennt der Boden unter den Füßen! In Colhorn's Laden müssen wir weitere Nachrichten einziehen.“

„Ihr wollt mir also das einzige Angedenken an Marie Anne rauben?“ fragte Leonore betrübt.

„Ihr sollt Euer Eigenthum unbeschädigt wieder erhalten,“ erwiderte Henricksen, und ich setzte lächelnd hinzu, das Kinn des hübschen Kindes sanft berührend: „Getröste Dich, Leonore! Dafür, daß Du uns dies Tüchlein auf ein paar Stunden leihst, sollst Du eine Mütze von mir erhalten, um welche Dich alle Deine Mitschwestern beneiden werden!“

Sie machte darauf keinen Versuch, uns länger aufzuhalten. Das gefundene Tuch wohl verwahrend, das Marie Anne am Tage ihres Verschwindens entweder getragen, oder doch bei der Hand gehabt haben mußte, verließen wir den Hof und schlugen die nächsten Richtwege durch das wüste Heideland nach der Seeküste ein.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Wanderung durch die Adelsberger Höhle in Krain.

Von E. K.

Mein Weg führte mich von den berühmten Quecksilberwerken von Idria in Kärnthen nach dem Karst, dem höhlenreichen Kalksteinplateau Illyriens. Meine Begleiter, ein Sachse und ein Engländer, und ich beschlossen natürlich, die berühmte Adelsberger Grotte nicht zu übergehen.

In Begleitung von drei Führern und drei Andern, welche die Beleuchtung zu besorgen hatten, traten wir unsern Weg nach der Grotte an. Derselbe führt vom Städtchen Adelsberg hinab in das anmuthige Thal der Poik. Nach Verlauf von einer kleinen halben Stunde erreichten wir den Eingang, der eine natürliche Kluft bildet, die durch ein Gitterthor gesperrt wird. Dicht daneben, aber 60 Fuß tiefer, stürzt sich die Poik durch eine andere Spalte in die Höhle.

Ein breiter, mäßig hoher Gang führte uns erst etwas aufwärts, dann aber 13 Stufen abwärts über eine natürliche Brücke, ein Felsengewölbe, das jedenfalls durch die Poik, welche mindestens 100 Fuß darunter hinbraust, ausgewaschen worden ist, zu dem sogenannten Balcon, von welchem man den ersten größeren Theil der Höhle, den Dom, am besten übersieht. Derselbe, 510 Fuß vom Eingange entfernt, ist 151 F. breit und erhebt sich 70 F. über den Standpunkt des Beschauers, während seine Tiefe unter dem Balcon mindestens das Doppelte beträgt. Wunderbar gestaltete Säulen von Kalksinter (Stalagmiten) von Fingerlänge bis zu 50 Fuß im Umfange und 30 Fuß Höhe, bald als kolossale Baumstämme, bald als riesige Spargel oder unförmliche Statuen gestaltet, scheinen das Gewölbe zu stützen, während gleich seltsam geformte Stalaktiten von der Decke herabhängen. An der einen Seite desselben befindet sich ein Denkmal zur Erinnerung an die Anwesenheit des Kaisers Franz I., mit der Inschrift: „Franz I., Kaiser von Oesterreich, der Gerechte, der Gütige, der Weise, stand am 16. Mai 1816 hier, und besah diesen unterirdischen Schauplatz der wirkenden Natur.“

Von da etwas abwärts steigend, standen wir plötzlich an einer dunklen Kluft, aus welcher das Tosen des Wassers herauf schallte, und an deren Rande hin der Weg in die „alte Grotte“ führt. Hier wurde die Fahrt allerdings etwas gefährlich, aber obgleich der Führer uns abrieth, dieselbe zu betreten, so schritt doch unser Engländer muthig voran und wir eben so rüstig hinterdrein. Dies hatte jedoch sehr bald ein Ende; der schlüpfrige Pfad wurde immer schmaler, bis zu einer Breite von 12—15 Zoll. Rechts hatten wir die steile Felsenwand und links einen Abgrund von 50—70 Fuß Tiefe; ein Ausgleiten auf dem schlammigen Boden hätte uns also jedenfalls das Tageslicht nicht wieder erblicken lassen. Als uns aber der Führer gar noch einen Gang von ungefähr 20—25 Zoll Höhe zeigte, durch welchen wir auf allen Vieren im Schlamme hindurchkriechen sollten, so erklärten wir einstimmig, auf die Wunder dieses Theiles der Höhle Verzicht leisten zu wollen; nur der Engländer steckte noch neugierig den Kopf hinein, da ihm aber in demselben Augenblicke ein herabfallender Tropfen die Stearinkerze auslöschte,

Digitized by Google

und er außerdem verdächtige Spuren von Schlammbächen auf seinem weißem Chemisette bemerkte, so zog er es doch vor, uns zu folgen.

Uebrigens ist dieser Zweig der Grotte, nach daselbst vorhandenen Inschriften zu urtheilen, schon frühzeitig bekannt geworden (angeblich hat man die Jahreszahl 1213 darin vorgefunden), aber wahrscheinlich im 18. Jahrhundert des gefährlichen Zuganges wegen nicht mehr besucht worden. In der letzten kleinen Halle war noch vor einigen 20 Jahren ein inkrustirtes Skelett, „das vertropfte Gerippe", deutlich zu erkennen; gegenwärtig ist keine Spur mehr davon sichtbar.

Ein ziemlich enger Gang durch Stalagmiten führte uns vom Dom in die 1818 entdeckte Kaiser Ferdinands-Grotte. Am Eingange derselben ist ein Denkmal zur Erinnerung an die Anwesenheit des Kaisers Ferdinand, damals noch Kronprinz, aufgestellt.

Die durchschnittliche Höhe dieses Theils der Höhle beträgt 10 bis 20 Fuß, und nur an einigen Stellen erhebt sie sich bis zu 30 Fuß. Je weiter man aber in ihr fortschreitet, desto schöner und zahlreicher werden die Bildungen von Kalksinter. Ich will den Leser nicht durch eine ausführliche Beschreibung der schönen Tropfsteinformen, der Säulen, Vorhänge, Halskrausen, Fransen, versteinerten Wasserfälle, Taufbecken, Meereswogen, Netze ꝛc. ermüden, wie sie am Ende in allen Tropfsteinhöhlen vorkommen. Viele Bildungen zeigen allerdings eine frappante Aehnlichkeit mit Gegenständen aus dem häuslichen und öffentlichen Leben, der Thierwelt, berühmten Statuen ꝛc. Vielen hat aber das Volk auch Namen beigelegt, wo wirklich nur eine ausschweifende Phantasie eine entfernte Aehnlichkeit mit der Wirklichkeit herausfinden kann, wie z. B. beim Nordlicht, Mondschein, der Portion Gefrornes, dem Bilde, Stockhause, der Dorfkirche ꝛc.

285 Klafter vom Eingange entfernt erweitert sich die Grotte zu einem 42 Fuß hohen, 150 Fuß langen und 90 Fuß breiten Gewölbe, dem sogenannten Tanz- oder Turniersaale, in welchem alljährlich zum Pfingstmontage das berühmte Grottenfest gefeiert wird. 5—600 Fremde und ebenso viele Einheimische besuchen an diesem Tage die Grotte, welche vom Eingange bis hinter zum Calvarienberge glänzend erleuchtet ist. Im Tanzsaale selbst ist ein Musikchor aufgestellt, welches die Ballreigen aufspielt. Jedenfalls hat dieses Local vor allen andern den Vorzug einer angenehmen Kühle. Weiße Atlasschuhe dürfen die Damen allerdings nicht tragen, da es sich doch ereignen kann, daß sie bei dem zierlichsten Pas in die Lage kommen können, geologische Untersuchungen über die Tiefe irgend eines Schlammtümpels zu machen.

Die Adelsberger Höhle in Krain.

Vom Tanzsaal, zwischen den Stalagmiten, dem heiligen Antonius von Padua und der Marienzeller Mutter Gottes hindurchgehend, gelangten wir in einen niedrigen Gang, aus welchem plötzlich tief unten heraus ein dumpfes Läuten unser Ohr traf. Der eigenthümlich zitternd wehmüthige Glockenton, der mir aus weiter Ferne herzukommen schien, das unaufhörliche monotone Geräusch der von der Decke auf die Stalagmiten fallenden Wassertropfen und das ferne Rauschen der Poik: Alles das zusammen gab eine Musik, durch welche ich unwillkürlich an die alte Sage vom versunkenen Julin erinnert wurde, dessen Kirchenglocken zu Zeiten noch wie ein Grabgeläute aus dem Meere heraustönen. Die wehmüthig feierliche Stimmung, in welche wir plötzlich versetzt worden waren, machte aber ebenso schnell einer humoristischen Laune Platz,

Digitized by Google

als wir, um eine Ecke herumkommend, am Ende des Ganges vier der vorangegangenen Führer erblickten, die, mit gewaltigen Holzscheiten bewaffnet, unbarmherzig einige der höchsten Stalagmiten bearbeiteten, durch deren Erzitterung jenes eigenthümliche Läuten hervorgebracht wurde.

Von der Glocke an führt der Weg durch eine wahre Allee von Stalagmiten hindurch 144 Fuß lang über einen 2 Fuß hohen Damm, welcher angelegt wurde, weil nach anhaltendem Regen sich hier Wassertümpel bilden, bis zu dem Grabe, einem der schönsten und größten Tropfsteingebilde. Links davon öffnet sich die neue Franz Joseph's- und Elisabethsgrotte. Schon früher war hier ein Seitengang bekannt, der aber in 18 Klaftern Entfernung vom Kalksteinfelsen geschlossen wurde. In derselben Richtung verläuft jenseits vom Fuße des Loiblberges ein Grottenzweig, und die Zwischenwand, welche beide Räume trennt, wurde nur auf $2^1/_2$ Klaftern veranschlagt, daher man schon vor Jahren einen Durchschlag versuchte. Vor dem Besuche des Kaisers Franz Joseph und der Kaiserin Elisabeth, deren Namen dieser Grottenzweig jetzt trägt, am 11. März 1857, wurde dieser Durchschlag durch die 6 Klafter dicke Felswand auch ausgeführt.

Waren wir bisher überrascht worden durch die Seltsamkeit der Formen und ihre gewaltige Ausdehnung, so gesellte sich zu den früheren jetzt ein neuer Reiz, der der blendenden Weiße und theilweise auch schönen bunten Färbung der Stalagmiten. Die ersten Theile der Höhle sind von den häufigen Besuchen mit Pechfackeln schon sehr geschwärzt, was bei dieser, da sie vorher weniger besucht wurde, nicht der Fall ist.

Mehrmals bemerkte ich in diesem Theile gewaltige, über einander aufgehäufte Felsblöcke, jedenfalls die Spuren eines bedeutenden Einsturzes. Die geringe Kalksinterbildung auf ihnen bewies, daß derselbe vor nicht zu langer Zeit erfolgt sein konnte, obgleich die Führer uns versicherten, daß seit Menschengedenken nie etwas Derartiges vorgekommen sei. Am Ausgange der Franz-Josephsgrotte erweiterte sich dieselbe zu einer bedeutenden Höhlung, und wir standen plötzlich am Fuße des nicht unbedeutenden unterirdischen Berges Loibl, dessen Spitze ein 5 Fuß hoher röthlicher Stalagmit, der Kapuziner oder Eremit, ziert.

Von hier an wurde unsere Wanderung etwas beschwerlicher, den aufrechten Gang mußten wir häufig mit einer sehr gebückten Haltung vertauschen und der Weg, der bis dahin immer ziemlich rein, oft ganz trocken gewesen war, wurde naß und schlammig. Wie uns der Führer versicherte, ist derselbe häufig, wenigstens der hintere Theil, bei dem Hochwasser der Poik, deren unterirdischer Lauf hier nahe vorbeiführen muß, vollständig überschwemmt.

Schon auf dem Loibl hatte ein eigenthümliches Plätschern, ganz verschieden von dem monotonen Klange des gewöhnlichen Tropfens falls, unsere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Wir waren nicht lange gegangen, so standen wir vor der Ursache desselben, dem Tropfbrunnen, einem etwa 6 Fuß über die Grundfläche der Höhle, die hier mit Wasser bedeckt ist, aufsteigenden abgestumpften Kegel, der aber ein Becken von 1 Fuß im Durchmesser hat, in welches von der 60 Fuß hohen Decke ein dünner Wasserstrahl ununterbrochen herabfällt. Das Wasser fließt aus dem Becken des im langsamen Anwachsen begriffenen Kegels in ein Bassin am Boden herab. Dicht daneben hat man eine der großartigsten Ansichten dieses kolossalen unterirdischen Baues. Ein hervorspringendes Plateau ist nämlich gelegentlich der Anwesenheit des Kaisers Franz Joseph und der Kaiserin Elisabeth 1857 zu einem Belvedere umgestaltet worden, welches eine wahre Musterkarte der mannichfachen Tropfsteinbildungen der Grotte darstellt. Sind sämmtliche Räume gut beleuchtet, so hat man von hier aus einen wahrhaft zauberischen Anblick der verschiedenen Etagen dieses Grottentheils. — Eine Viertelstunde hinter dem Belvedere gelangt man zu einem kleineren Tropfbrunnen, hinter dem sich dieser Arm der Höhle in die letzten zwei Aeste theilt. Der eine führt links durch eine enge, mit weißen und braunen Stalaktiten ausgestattete Kluft zu einem fensterartigen Loche, durch welches man in den sogenannten See schaut, einen ungefähr 60 Fuß im Durchmesser haltenden Trichter, der bei mittlerem Wasserstande eine Tiefe von 30 Fuß hat, nach anhaltendem Regen aber auch überläuft.

Der rechte Arm zieht sich steil in eine obere Etage der Höhle hinauf, welche von einem gewaltigen Pfeiler getragen wird. Hinter demselben öffnet sich eine große Halle mit zahlreichen, weißen Stalagmiten und einem wahren braun und weiß gefärbten Krystallboden, welche zu dem Tartarus führt, einer ausgedehnten, gewaltigen Doline von wenigstens 60 Fuß Tiefe, die aus zwei Abtheilungen besteht, welche durch einen schmalen Grat getrennt sind.

Denselben Weg wieder zurückgehend, gelangten wir bei dem Loibl und der Büste von St. Stephan vorbei zu dem schönsten Punkte der Adelsberger und wohl aller Krainer Höhlen, zu dem sogenannten Calvarienberge. Während wir den See und den Tartarus besucht hatten, waren fünf der Führer vorausgeeilt, um diesen wundersamen Bau in die herrlichste Beleuchtung zu setzen.

Aus einer engen Kluft heraustretend, erhob sich vor uns plötzlich in einem hohen Dome in drei steilen Absätzen ein 192 Fuß hoher Berg, dessen Abhänge mit Tausenden der herrlichsten bis 30 Fuß hohen Stalagmiten bedeckt waren, denen eben so viele Stalaktiten ihre Arme von oben entgegenstreckten. Von blendendem Weiß, gelblich, röthlich glänzend starren sie in den wunderbarsten Formen und Gruppirungen in die Höhe, wie eine in den seltsamsten Bewegungen plötzlich erstarrte, versteinerte Menschenmasse. Nimmt man noch die Wirkung des Lichtes hinzu, welches sich tausendfach in den kleinen Krystallen und Wassertropfen bricht, mit denen alles überzogen ist, so hat man ein Bild vor sich, wie es sich kaum die ausschweifende Phantasie eines Märchendichters seltsamer und herrlicher denken kann. Die Führer nennen einen Theil davon, seiner vielen schlanken und schönen Säulen wegen, den Mailänder Dom. Ich habe denselben gesehen und bewundert, wie wenige Meisterwerke, aber man thut dem Calvarienberge wahrlich keine Ehre an, wenn man dieses prachtvolle Werk einer Jahrtausende schaffenden Kraft nach einem menschlichen Bauwerke benennt.

Nahe am Gipfel befindet sich ein gewaltiger Felsblock, die Arche Noah. Von dieser wendeten wir uns zu einer dreieckigen Anhöhe, die gegen die rechte Seitenwand der Höhle ansteigt und mit weißen Stalagmiten besät ist, die von dem braunen Boden und Hintergrunde malerisch abstechen. Das Volk hat sie den großen Altar genannt, weil es in der Unzahl Säulen, die alle den Berg hinaufzuwandern scheinen, den Zug des Volkes auf Golgatha erblicken wollte. Dahinter geht es steil hinab in noch weit ausgedehnte Klüfte und Gänge, die aber bis jetzt noch nicht gangbar gemacht worden sind. Wir gingen daher auf die andere Seite des Calvarienberges durch die Pforte und die Säulenallee, eine quer über den Weg gestellte Säulenreihe, bis zum Eingange der Erzherzog Johanns-Grotte, deren Tropfsteinbildungen am wenigsten beschädigt und am reinsten erhalten sind.

Unter den vielen schönen Gebilden, welche den Theil der Höhle von hier bis zum Grabe zieren, wie die Cypressen, das rothe Meer, der Beichtstuhl u. v. A., lenkte namentlich eins unsere Aufmerksamkeit auf sich, welches auch allgemein als das anmuthigste aller Tropfsteinhöhlen bekannt ist, der mit Recht berühmte Vorhang. Nur vier Linien dick ragt diese wunderbare Stalaktitenmasse $1^1/_2$ bis 3 Fuß aus der Wand hervor, von welcher sie in einer Länge von 9 Fuß in dem schönsten Faltenwurfe herabhängt. Die Grundfarbe ist blendendes Weiß, aber das ganze Gebilde hat eine 4 Zoll breite braune und rothgestreifte Einfassung und einen wellenförmig gezogenen Rand. Halten die Führer die Lichter hinter denselben empor, so daß der Vorhang ganz transparent erscheint, so gewährt das Ganze ein reizendes Schauspiel.

Schnellen Schrittes wanderten wir von hier aus, durch die lange Wanderung müde und hungrig geworden, dem Eingange zu. Der Führer konnte sich jedoch nicht versagen, uns erst noch in die Tiefe des großen Doms hinabzuführen. Gegen 100 Stufen hinabsteigend gelangten wir zu der 64 Fuß langen hölzernen Brücke über die Poik und von hier aus stellte sich uns die imposante Größe des Doms erst recht dar. Das Wasser, welches hier nur 4 bis 5 Fuß unter uns hinwegrauschte, war höchstens eine Elle tief. Aufwärts gegen Tag bildet es aber sehr tiefe Tümpel und ist ohne Kahn nicht zu passiren. Abwärts kann man längere Strecken waten, nach Verlauf einer Viertelstunde jedoch senkt sich die Decke so tief auf den Wasserspiegel, daß man mit dem Kahne nicht darunter hinwegfahren kann. Erst zwei Tage nachher, nachdem auf der Oberfläche heftige Regengüsse gefallen sind, fängt der Fluß an zu schwellen, so lange Zeit braucht das Wasser, um durch das poröse Kalkgestein durchzusickern, und dann kommt es häufig vor, daß die untere Brücke vollständig überschwemmt, wohl gar abgerissen wird.

Als wir das Freie erreichten, bemerkten wir zu unserem großen Erstaunen, daß es vollständige Nacht war. Unwillkürlich zogen

Digitized by Google

wir Alle zu gleicher Zeit unsere Uhren; es war die zwölfte Stunde, wir waren also über fünf Stunden im Unterirdischen gewesen, eine Zeit, die wir, wenn wir sie hätten schätzen sollen, kaum auf den dritten Theil angegeben hätten, so sehr waren unsere Sinne gefangen genommen worden von dem Wunderbaren und Seltsamen, was sich beständig vor unserem Auge enthüllte. Ueber uns tobte ein furchtbares Gewitter, aber das Rollen des Donners, welches hier tausendfach wiederhallte, war nicht zu uns gedrungen. Da der Regen in Strömen herabgoß, so beschloß ich, mich von meinen Reisegefährten trennend, welche mit dem Nachtzuge nach Triest fuhren, in Adelsberg zu übernachten, um am nächsten Morgen noch einige der nahegelegenen Höhlen zu besuchen.

Unter den Ruinen des Adelsberger Schlosses vorbeigehend, wanderten wir anderen Tages über den Berg, dessen Inneres wir gestern besucht hatten, und traten nach Kurzem in den bewaldeten Theil des Karsts ein. Auch hier ist die Bodennatur dieselbe; rechts und links bemerkt man Dolinen, über deren Scheiderücken der Weg hinwegführt. Eine derselben, welche bewachsen war, hinabsteigend, befanden wir uns vor einer steilen, schwarzgrauen Felswand, an deren Fuße sich die niedrige Mündung der sogenannten schwarzen oder Magdalenen-Grotte öffnet. Der Weg in dieselbe ist lange nicht so bequem, als der in die Adelsberger Grotte, auch ist die Temperatur bedeutend niedriger, als in jener. Ziemlich steil über Gerölle und Felsblöcke hinabsteigend gelangten wir zuerst in den von mächtigen Pfeilern getragenen Dom, dessen Tropfsteinbildungen jedoch sehr beschädigt und vom Rauche geschwärzt sind, da die Führer nur Spähne zur Beleuchtung verwenden.

Mehr als die Tropfsteine zog mich jedoch hier ein Wasserbecken an, welches den Beweis liefert, wie das organische Leben sich überall den besonderen Umständen gemäß entwickelt. Der blinde oder vielleicht blos lichtscheue, seltsame Olm, ein bleichrothes, salamanderartiges Amphibium von fast durchscheinendem Körperbau bewohnt diese Höhlenbäche. Er wird ungefähr 1 Fuß lang, fingersdick und ist mit 4 ganz kleinen, vorn drei-, hinten zweizehigen Füßchen versehen. Der Rumpf ist cylindrisch, der Kopf etwas dick und abgeplattet und die verkümmerten Augen liegen unter der durchsichtigen Haut verborgen. Am Halse befinden sich jederseits zwei blutrothe Kiemenbüschel und seine zarte, weißrothe Haut gleicht nach Configliachi's Ausdruck der des Halses eines schönen Weibes. Jeder Lichtstrahl versetzt das Thier anfangs in heftige Zuckungen und färbt seine Haut dunkler, man kann es jedoch allmählich daran gewöhnen, und dann wird es olivengrün. Der Olm ist aber nicht der einzige blinde Bewohner dieser unterirdischen Räume; ein krebsartiges Thier, die Pherusa alba, unserer Kellerassel ähnlich, und ein blinder Käfer theilen seine Einsamkeit. Sie lehren uns recht deutlich kennen, daß die Entwickelung und der Bau jedes Wesens nur die natürliche Folge seiner Lebensweise und seiner Heimath sei. Die Natur gibt nichts mehr, als das Wesen bedarf, um seine Aufgabe zu lösen und somit schön und vollkommen zu sein. Auch aus früheren Erdperioden finden sich in dieser, wie in der Adelsberger Höhle Reste von Thieren, namentlich treten die Knochen des Höhlenbären ziemlich häufig auf.

Warum aber zeigt gerade dieser Theil der Alpen eine so auffällige Zerklüftung mit unterirdischen Höhlen und Flußbetten? Wir finden die Beantwortung dieser Frage in der Beschaffenheit des Bodens, welcher, der Kalksteinformation angehörend, anfangs jedenfalls weich, ein Niederschlag früherer Meere war und später durch Austrocknung sich zusammenzog, wobei er Risse und Spalten zurückließ, welche das Wasser nach und nach zu unterirdischen Höhlen und Becken bildete. So nahmen Bäche und Flüsse, wie z. B. die Poik, einen unterirdischen Verlauf. Diese verliert sich unter dem Eingange der Adelsberger Grotte unter der Erde, stürzt nach 3000 Klaftern unterirdischen Verlaufs aus der Planina-Höhle heraus und führt nach ihrer Vereinigung mit den Mühlthalgewässern den Namen Unz. Im Thale von Ober-Planina beginnt aber schon eine Reihe von Sauglöchern, durch welche ein bedeutender Theil des Wassers sich in die Tiefe verliert. Eine Viertelstunde hinter dem Dorfe Jacobowitz verschwindet der letzte Rest des Flusses. Derselbe legt nun weitere 5000 Klaftern unter der Erde zurück und kommt erst bei Oberlaibach unter dem Namen Laibach wieder zu Tage; Poik, Unz, Laibach sind also drei verschiedene Namen eines und desselben Flusses.

Die Zeit, welche erforderlich war, um diese meilenweiten Höhlen mit ihren hohen Domen auszuwaschen, muß jede menschliche Vorstellung von Zeit weit übersteigen. Es handelt sich hier nicht um Jahrtausende, sondern man muß nach Millionen von Jahren zählen, wenn wir überhaupt an die Geschichte der Natur den kleinlichen Maßstab von Jahren anlegen wollen, der nur für unser kurzes Dasein genügt. Wie lange diese unterirdischen Bauten schon in ihrer Pracht dastehen, läßt sich annähernd wenigstens aus der Bildung der Stalaktiten und Stalagmiten berechnen, welche noch jetzt ununterbrochen vor sich geht. Wenn irgendwo, so finden wir in ihnen die mächtigsten Zeugen der Macht des Kleinen. Tropfen um Tropfen träufelt das Wasser mit dem aufgelösten Kalk von der Decke herab auf den Boden, um hier durch Verdunstung zu erstarren. Wie viel Tropfen mochten zu jener mächtigen Säule von 50 Fuß Umfang und 30 Fuß Höhe, wie viel Zeit dazu gehört haben, sie zu bilden? Das ist es eben, was so mächtig zum Herzen des Menschen spricht und ihn mit namenlosem Schauer vor dem stillen Wirken der Natur erfüllt, daß nicht das Großartige und Ungeheure der Kräfte und Mittel an sich es ist, was dieses wunderbare Werk schuf, sondern einzig und allein der ungeheure, unmeßbare Zeitraum, innerhalb dessen sie wirkten und an der Gestaltung der Erdoberfläche thätig waren.

Was man „Neues" von der Erde weiß, und wie man's erfahren hat.

Berichte über die neuesten Fortschritte, Entdeckungen und Unternehmungen auf dem Gesammtgebiete der Erdkunde.

Von G. Hirth. — (Erster Artikel.)

Der mächtige Einfluß, den die neueste Zeit auf die Gestaltung der Erdkunde ausgeübt, ist ein ganz unverkennbarer; ja, wir dürfen behaupten, daß sie in ihrer heutigen Gestalt erst ein Erzeugniß des neunzehnten Jahrhunderts ist, wo sie in Alexander von Humboldt ihren ersten Hohenpriester, in Karl Ritter den Mann fand, der sie aus den Banden einer niedrigen, dienenden Hülfswissenschaft befreite. Herausgetreten aus dem Stande einer nüchternen Kenntniß von Gebirgs-, Fluß-, Dorf- und Städtenamen, schließt die Erdkunde in gewissen Beziehungen alle physikalischen und historischen Wissenschaften in sich ein, sobald sie zur Erklärung der Vorgänge auf unserem Planeten dienen, und mit solch großem Umfange der Wissenschaft ist natürlich die Schwierigkeit ihres Studiums verbunden.

Von einem fertigen Geographen wird verlangt, daß er nicht mehr als Alles wisse; bei einer in's Speciellste gehenden Kenntniß der räumlichen Verhältnisse der Erde soll er Astronom und Physiker, Geolog und Botaniker, Zoolog und Anthropolog, Sprachkundiger zugleich und Geschichtsforscher, mit einem Worte — ein Humboldt sein, wenn auch im Kleinen.

Diesem entsprechen die Anforderungen, die man an den wissenschaftlichen geographischen Reisenden stellt. Es genügt nicht, daß er, wie dies wohl von vielen Touristen geschieht, flüchtig die äußeren Eindrücke notirt, die eine Gegend, ein Volk auf ihn gemacht — belastet mit Sextant, Theodolit und Compaß, Mikrometer und Chronometer, Thermometer und Barometer, Schreib- und Zeichenmaterialien, Reißzeugen, Maßstäben, Meßketten und Registerbüchern, hat er tagtäglich so viel zu thun, daß ihm, wenn er's genau nimmt, kaum ein Stündchen zur Rast übrig bleibt.

Kaum fing die Erdkunde an, sich als selbstständige Wissenschaft zu gestalten, so bildeten sich Gesellschaften zur Förderung ihrer Interessen. Die Gründung der zur Zeit in Europa bestehenden geographischen Vereine, im ganzen sieben, gehört durchgängig der neuesten Zeit an. Folgende sind die Orte, Gründungsjahre und Mitgliederzahlen derselben:

1. Paris (1821) 186 Mitglieder.
2. Berlin (1828) 400 Mitglieder.
3. London (1830) 850 Mitglieder.
4. Frankfurt a. M. (1836) 180 Mitglieder.
5. Darmstadt (1845) 123 Mitglieder.
6. Petersburg (1845) 1000 Mitglieder.
7. Wien (1856) 400 Mitglieder. — Zusammen 3139 Mitglieder.

Digitized by Google

Wie Sie sehen, kommen von diesen sieben Vereinen vier auf unser Deutschland — ein Beweis der regen Theilnahme, deren sich hier die Erdkunde erfreut. Am besten dotirt ist die russische Gesellschaft in Petersburg, nämlich mit einer jährlichen Einnahme von 23,427 Silberrubel oder 25,254 Thlr.; ihr folgt die englische in London mit 1693 Pf. St. oder 11,512 Thlr.; Berlin hat 4124, Paris 2867, Frankfurt a. M. 438, Darmstadt 257 Thlr. jährliche Einnahme.

Diesen geographischen Vereinen schließen sich in gewisser Beziehung die sämmtlichen rein naturwissenschaftlichen an, deren Zahl eine unverhältnißmäßig größere ist, so wie die Missionsanstalten, Generalstabe und Admiralitäten. Endlich dürfen wir der vielen geographischen Privatanstalten nicht vergessen, unter denen bekanntlich in Deutschland die von Justus Perthes in Gotha die erste Stelle einnimmt.

Sie sehen, unsere Wissenschaft verfügt über große Kräfte. Gefördert durch viele Fachmänner daheim, in dem civilisirten Europa, unter dem Schutze wohlthätiger Staatseinrichtungen, sendet sie zugleich ihre Boten aus in das noch unerforschte Innere fremder Continente, auf den spurlosen Ocean, nach den ewig eisumgürteten Polen und in die weiten Räume der Tropenwelt. So wächst sie heran zu einer wunderbar großen Welt menschlichen Wissens, von dem unsere Väter kaum geahnt.

Wir wollen den Lesern der „Gartenlaube" von den Errungenschaften dieser Wissenschaft erzählen, indem wir ihnen unter dem obigen Titel in einer stehenden neuen Abtheilung die frischen Berichte jener zahllosen Jünger in der Ferne und Nähe vorlegen, die eben dazu beitragen, ein neues, helleres Licht zu werfen auf den ganzen Erdball und was auf ihm lebt.

I. Afrika.

„Afrika, nichts als Afrika," werden Sie denken. Aber erschrecken Sie nicht; es ist nicht meine Absicht, Sie von dem Verlaufe der großen afrikanischen Entdeckungen zu unterhalten, die unsere Tage verherrlicht haben. Ich weiß es wohl, es ist zu viel darüber geschrieben (ob gelesen?) worden in neuester Zeit: Sie sind afrikamüde und Sie haben Recht. Nur noch einmal haben Sie die Güte, mich anzuhören. Lassen Sie uns, um dann für längere Zeit mit afrikanischen Artikeln im Großen zu räumen, noch einmal flüchtig betrachten, „wie man's erfahren hat, was man Neues von Afrika weiß;" dann lassen Sie uns dem Dr. Livingstone, Ihrem alten Bekannten, einen kleinen Besuch auf dem Zambesi abstatten, und schließlich einen jugendlichen deutschen Forscher über eine projectirte Entdeckungsreise, unter Anderem nach den mehr* als hundertmal gesuchten, aber noch nie gefundenen Nilquellen, anhören.

Bei dem Unternehmungsgeiste, mit dem Wissenschaft und Handel, Hand in Hand gehend, alle noch unbekannten Räume unseres Planeten zu durchforschen und auszubeuten streben, ist es in der That merkwürdig, daß noch bis vor wenigen Jahren so große Theile des afrikanischen Continents, strotzend zum Theil von der Pracht und Fülle einer tropischen Thier- und Pflanzenwelt, terrae incognitae geblieben sind.

Freilich war es stets Afrika, welches der wissenschaftlichen Thätigkeit der Reisenden unter allen Theilen des Erdballs das größte und zugleich schwierigste Feld der Entdeckungen dargeboten hat. Leichter war es dem Seefahrer im nördlichen Eismeere, den ewigen Eisgürtel zu durchdringen, der den Eingang zum Pole vertheidigt, als dem europäischen Forscher, sich durch die unermeßliche Ausdehnung starrer, Hitze hauchender Wüsten und die hartnäckige Feindschaft der rohen Stämme Wege in das Innere Afrika's zu bahnen.

Ueber die Schwierigkeiten afrikanischer Reisen kann ich Ihnen nichts Besseres sagen, als der Engländer Burton, ein Mann, der aus Erfahrung spricht. — „Der Reisende in Afrika," heißt es in einem seiner Berichte, „ist, wenigstens in diesem Theile des 19. Jahrhunderts, ein sehr überarbeitetes Thier. Ehedem war das lesende Publicum zufrieden mit der trockenen Beschreibung dessen, was er gerade Neues sah, und fügte er noch ein paar Bestimmungen über Länge und Breite hinzu — so war man entzückt. In neuerer Zeit aber sind, wie in jedem andern Geschäft, so auch hier die Anforderungen gestiegen. Während der Reisende so und so viel Meilen Tags marschirt, und eine gewisse Anzahl von Stunden Nachts wacht, erwartet man von ihm — der in der That sein eigener General, Adjutant, Quartiermeister und Executivbeamter sein muß —, daß er Aufnahmen macht und beobachtet, Meteorologie, Hygrometrie und Hypsometrie registrirt, Vögel und Vierfüßler schießt und ausstopft, geologische Stufen sammelt, politischen und commerciellen Neuigkeiten nachjagt, das noch in den Kinderschuhen stehende Studium der Ethnologie befördert, Buch und Rechnung führt, skizzirt, ein dickes, lesbares Journal abfaßt, Grammatiken und Vocabularien macht und recht oft lange Berichte nach Hause schickt, um zu verhindern, daß die „Königl. geographische Gesellschaft von London" bei ihren Abendsitzungen einschlafe! Ich gebe zu, es ist ganz in der Ordnung, hohe Anforderungen zu stellen, damit man sicher sei, daß auch etwas gethan werde; allein man sollte stets bedenken, daß Forschungsreisen keine Eisenbahnfahrten sind, und eine billige Grenze zwischen dem Möglichen und Unmöglichen ziehen. Ohne zu bedenken, was er verlangt, glaubt jeder Stubengelehrte das Recht zu haben, sich zu beklagen, daß der reisende Forscher seinen Theodoliten nicht im Tempel von Mekka aufstellte und seinen Sympiesometer nicht bis in die Mauern von Harar hineintrug. Ein eifriger Herr hat mich einst, Mistkäfer zu sammeln, und ein Anderer sendete mir ausgezeichnete Recepte, um Holzböcke aufzubewahren.

„Diese afrikanischen Reisen sind Feldzüge im Kleinen und der Reisende ist, ohne auf die Hülfe der Mannszucht rechnen zu können, von allen Schwierigkeiten, Mühsalen und Gefahren eines barbarischen Kriegs umlagert. Statt Infusorien und Barometer zu studiren, muß er sich damit abgeben, seine Leute zu füttern, zu drillen und zu unterweisen, wie sie ihre Waffen gebrauchen und wie sie eine Karawane führen sollen. Beim Anblick eines Instrumentes ist der Wilde überzeugt, daß der Fremde die Sonne vom Himmel reißt, den Regen vertreibt, Krankheit und Tod erzeugt, und das Land für viele Jahre hin behext. Unter ganz Wilden sind wissenschaftliche Operationen bisweilen noch möglich, unter halb Civilisirten nehmen sie ein schlimmes Ende. Das Klima raubt dem Reisenden Energie und Gesundheit. Es ist sogar nicht einmal rathsam, die einfachsten geodätischen Arbeiten zu unternehmen; mein Gefährte erkrankte zweimal blos davon, daß er die Sonnenhöhe nahm. Warum schickt man nicht einmal eine Partie jener Gelehrten aus, damit sie selbst die Dosis verschlucken, die sie ihrer Armee von Märtyrern verschreiben?"

Herr Burton trägt, wie Sie sehen, die Farben etwas dick auf; aber doch möchte Vieles zu beherzigen sein in seinem Berichte, und einen ungefähren Maßstab zur Beurtheilung der Forschungen in Afrika abgeben.

Es ist ein trauriges Vorrecht der afrikanischen Entdeckungen, daß sie todesgefährlich sind; der Tod der muthigen Forscher bildet dort die Regel, ihre Rettung nur die Ausnahme. Belzonis, Donavans, Ledyard, Lucas, Houghton, Mungo Park, Tucker, Peddie, Campbell, Bowdich, Oudney, Pierce, Morrison, Clapperton, Laing, in neuester Zeit Richardson (spr. Ritscherdsen), Overweg, Vogel (?), Reimans* und viele Andere sind Beweise für diese furchtbare Regel geworden; und verhältnißmäßig nur Wenige sind durch die Ausnahme beglückt worden, wie in neuerer Zeit Barth, Livingstone, Galton, Andersson.

Aber die meisten und bedeutendsten jener Märtyrer hatten sich das Innere der nördlichen Hälfte des Continents zum Beobachtungsfelde auserkoren, jenes unendliche Sandmeer, unterbrochen oder durchfurcht nur hie und da von einer fruchtbaren und quellenreichen Insel, an deren grünen Ufern die nomadischen Tibbu's und Tuarik's schwärmen. Während es so nicht fehlen konnte, daß diese Länderstriche ziemlich bekannt wurden, blieb das Innere von Süd-Afrika fast gänzlich eine terra incognita. Seitdem man angefangen hatte, alle jene widersinnigen Phantasiegebilde des Mittelalters von der Karte von Afrika zu verbannen, seitdem der Priester Johann das Feld hatte räumen müssen, war die Karte von Süd-Afrika weiß, und die nun gesetztere Phantasie verstieg sich in Betreff der unbekannten Länder kaum über die Vorstellungen von endlosen Sandwüsten hinaus.

Erst in dem letzten Decennium wurde auch Süd-Afrika's Durchforschung in Angriff genommen; und in der That sind unsere Kenntnisse von jenem Theile des Continents in dieser kurzen Zeit so massenhaft angewachsen, wie wir uns wohl kaum vorher geträumt hätten. Wenn schon diese unleugbare Thatsache an und für sich verdientermaßen in hohem Grade die Aufmerksamkeit der

* Freiherr Richard von Reimans, ein jugendlicher, lebensfrischer Forscher, starb zu Kairo am 15. März 1858.

Digitized by Google

wissenschaftlichen und gebildeten Welt auf sich zog, um wie viel mehr mußte dies geschehen, da das ganze Verdienst dieser großartigen Entdeckungen beinahe ausschließlich einem unerschrockenen Manne angehört, der mit unermüdlicher Aufopferung erst während mehrjähriger Reisen einen Weg in's Innere und dann nach der West- und Ostküste gebahnt hat! Livingstone's Ruhm wird deshalb, gleich dem Barth's *, so unvergänglich bleiben, wie der Balboa's, der von der Höhe der Cordilleren des centralamerikanischen Isthmus den großen Ocean geschaut, oder wie der Marco Polo's, an dessen großartige asiatische Continentalwanderung im 14. Jahrhundert uns die ihrigen im 19. erinnern. — Livingstone's und Barth's Forschungen bilden eine wichtige Epoche, Lichtpunkte in der Entdeckungsgeschichte des afrikanischen Continents.

Dr. Livingstone hat nun, wie Sie vielleicht in einer oder der andern Zeitung gelesen, Anfang dieses Jahres von Neuem London verlassen und in Afrika vorgesprochen, um eine wissenschaftlich-mercantile, anständig ausgerüstete Expedition den Zambesi hinaufzuführen. Ueber den bisherigen Verlauf derselben theile ich Ihnen die neuesten mir bekannten Nachrichten mit.

Ein Dampfschiff, der „Hermes", hatte Dr. Livingstone sammt einem der neu in Anwendung gebrachten zerlegbaren Dampfer nach den Mündungen des Zambesiflusses gebracht, wo es die kleine Expedition aussetzte, und seinen Weg nach Ceylon fortsetzte. Der Capitain desselben, Duncan, hat, zurückgekehrt nach England, über diese Aussetzung Bericht erstattet; andere Berichte sind direct von Dr. Livingstone und einem seiner Leute eingelaufen. Der kleine zerlegbare Dampfer aus Stahleisenplatten, den er mit auf die Reise genommen hatte, die „Perle", leistet ihm vortreffliche Dienste. In drei Tagen war er vollständig zusammengefügt und dampfte, wie der wackere Reisende sich ausdrückt, lustig den breiten Zambesi hinauf, zum unendlichen Verdruß der Flußpferde, die vor ihm herdenweise Reißaus nahmen, und ihn so fürchteten, daß selbst das stärkste unter ihnen nicht mit ihm anbinden wollte. Es wäre eine große Wohlthat, schreibt er ferner, wenn die englische Regierung viele solche leichte Dampfer nach Afrika schicken würde, um in den kleinen Buchten und seichten Flüssen den Sclavenjägern das Handwerk zu legen; nur müssen sie bei gleicher Länge um etwa 4 Fuß breiter angelegt werden, wodurch sie dem Zwecke noch viel besser entsprächen.

„Die ersten Nachrichten, welche wir erhielten," schreibt Livingstone an Tumer, „gaben an, daß sich die Portugiesen gezwungen gesehen hatten, nach der Küste zu fliehen, da ein Stamm der Eingebornen Aufstand erhoben hatte. Alle Europäer hatten sich nach Killimane geflüchtet. Da wir zur Zeit, wo der Aufstand ausbrach, noch nicht im Lande waren, so wird man uns nicht als seine Urheber zur Rechenschaft ziehen können. Sie können sich übrigens denken, wie wir uns diesmal beeilen, um von der Stelle zu kommen. — Noch kein einziger Fieberfall; jeder auf der „Perle" nimmt täglich seine Portion Chinin." Dr. Livingstone, Takt genug besitzend, um jede Collision mit einem der streitenden Theile zu vermeiden, hatte sich sowohl mit den Rebellen, als mit ihren ehemaligen Gebietern, den Portugiesen, in Verbindung gesetzt und bei beiden Parteien Freunde erworben. Uebrigens hatte er eine ziemlich furchtbare Begleitung bei sich. Sieben Europäer, worunter sein Bruder, und zwölf mit Gewehr, Bajonett, Hirschfänger und Drehpistole bewaffnete Kruneen konnten nicht verfehlen, die Eingeborenen zu der Ueberzeugung zu bringen, daß die Expedition sich selbst zu schützen vermöge; außerdem warteten noch 120 von Dr. Livingstone's Makololo-Freunden auf ihn in Senna, welches ungefähr 20 Meilen von der Mündung des Zambesi entfernt ist.

Ich breche jetzt meinen Livingstone'schen Bericht ab, den ich allerdings, aber ohne Sie damit zu ergötzen, viel weiter hätte ausdehnen können. Sobald ich wieder etwas Neues erfahre, sollen auch Sie es wissen.

Endlich noch Einiges über den jugendlichen deutschen Forscher, von dem ich Ihnen zu berichten versprach. Albrecht Roscher ist ein Sohn Hamburgs, das ja bekanntlich schon ein so bedeutendes Contingent afrikanischer Forscher gestellt hat. Seine ganze äußere Erscheinung, seine Jugend erinnerten uns, als wir ihn vor seiner Abreise nach Afrika kennen lernten, recht lebhaft an den unglücklichen Vogel; er besitzt aber auch dessen Kenntnisse und Unerschrockenheit — ja, wir dürfen behaupten, daß selten ein afrikanischer Reisender so vortrefflich vorbereitet, ausgerüstet und befähigt ausgegangen, wie Roscher. Vielen unserer Leser ist vielleicht eine ausgezeichnete Probe seiner Arbeiten bekannt, die er noch hier in Deutschland abgelegt hat.

Roscher hielt sich bisher in Zanzibar auf, einer an der Ostküste Afrika's und ungefähr 6 Grad südlich von dem wahrscheinlichen Orte der Nilquellen gelegenen Stadt. Noch vor seiner Abreise dahin publicirte er ein Schriftchen, worin er Zweck und Plan seiner Reise näher auseinander setzt. Nachdem er dargethan, wie man bisher auf ganz verkehrten Wegen versucht, nach dem Kerne Afrika's, den Nilquellen und dem problematischen See Uniamesi vorzudringen, setzt er auseinander, daß Zanzibar einen der günstigsten, wo nicht den allergünstigsten Ausgangspunkt zur Erforschung Innerafrika's für einen einzelnen Reisenden bilde.

Roscher's Reise, zu deren Ausführung, wie bei zahlreichen anderen neueren Unternehmungen, die Munificenz des Königs von Baiern zum großen Theile die pecuniären Mittel geboten hat, wird von der größten Wichtigkeit sein, denn, ausgeführt nach seinem Plane, würde sie genügen, Probleme zu lösen, die Jahrtausende hindurch sich den Forschern dargeboten haben, und somit die Geographie von Afrika der Hauptsache nach erledigen. Zu der Verwirklichung des ganzen Planes hält Roscher einen Zeitraum von mindestens drei Jahren, vom Juni 1858 an gerechnet, für erforderlich.

Wenn ich hier meinen Bericht über Afrika schließe, so meine ich keineswegs, Ihnen Alles berichtet zu haben, was auf die allerneuesten Forschungen in diesem Erdtheile Bezug hat. Denn im Osten fungirt gegenwärtig der obenerwähnte Engländer Burton und sein Begleiter Speke (spr. Spihk); im Westen der Amerikaner du Chaillu; auf dem Niger ist eine englische Expedition beschäftigt ꝛc. Ich werde darauf später zurückkommen.

* Der übrigens einen fast doppelt so großen Weg zurückgelegt hat, als Livingstone.

Die Privat-Irrenanstalten.*

Von Dr. juris Thesmar in Köln.

Zustände der schottischen Privat-Irrenanstalten. — Frühere Behandlung der Irren. — Die Gesetzgebung für Privat-Anstalten, speciell die preußischen. — Die Aufnahme vernünftiger Menschen in Irrenanstalten. — Zwei Beispiele: Kaufmann Franz Heesmann in Köln. Die Geheimräthin Wilhelmine Egen aus Elberfeld. — Einnahme rheinischer Privatanstalten. — Behandlung der Irren. — Aufhängen und Zwangsstuhl. — Musterproceß gegen Lennartz.

Das englische Parlament beschäftigte sich im verflossenen Jahre mit einem Zweige der Gesetzgebung, dessen Erwägung als eine um so ernstere Pflicht der Staatsgewalt erscheint, je schwieriger auf diesem Gebiete die Wahl zweckmäßiger und schützender Gesetze zu treffen, und je mehr das Unglück in seiner hülflosesten Gestalt einer ausreichenden Ueberwachung Seitens des Staates bedarf, deren es bis jetzt in hohem Maße entbehrt.

In der Sitzung des Unterhauses vom 9. Juni v. J. brachte der Lord-Advocate eine Bill ein, um die schottischen Privat-Irrenhäuser einer sorgfältigeren gesetzlichen Aufsicht zu unterziehen. Nach den Mittheilungen der öffentlichen Blätter entwarf das Parlamentsmitglied E. Ellice in seinem Commissionsberichte ein wahrhaft erschütterndes Bild über die grauenhaften Zustände dieser Privat-Irrenanstalten, und insbesondere über die Behandlung, welche die Unglücklichen selbst in solchen zu erdulden haben, die bisher als Muster gerühmt wurden. Der Lord-Advocate bezeichnet dieselben als wahre Höllen und hofft, seine Maßregel werde von der öffentlichen Meinung nach Kräften unterstützt werden. Ich glaube nur eine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen, wenn ich nach Kenntniß zweier Fälle, in denen unlängst in kurzer Zeitfolge mein Amt

* Wir erlauben uns, die Leser der Gartenlaube noch ganz besonders auf diese ebenso wichtigen wie grauenerregenden Mittheilungen aufmerksam zu machen.
Die Redaction.

Digitized by Google

angerufen wurde, die öffentliche Aufmerksamkeit auch auf die Privat-Irrenanstalten hinlenke, welche in Deutschland und namentlich am Rheine bestehen, um nach meinem Theile dazu anzuregen, daß auch bei uns im Wege der Gesetzgebung in geeigneter Weise eingeschritten werde; ich erachte es als den heiligsten Beruf der Presse, dem menschlichen Elende, das sich gegen seine Peiniger selbst zu vertheidigen außer Stande ist, Worte zu leihen und die Schmerzen und die Verzweiflung von den Räumen abzuwenden, in welche sterbliche Augen nur sehr spärlich zu dringen vermögen. Die in Europa weitverbreitete Gartenlaube ist ein passendes Organ dazu.

Es ist bereits vor mir in diesen Blättern nachgewiesen worden, wie man in früheren Zeiten Störungen des Geisteslebens als unmittelbar von Gott über den Menschen verhängte Heimsuchungen ansah, und wie die Geisteskranken in unglaublicher Gefühllosigkeit als nichtsnutzige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, deren sich diese entledigen müsse, je nach den Aeußerungen ihres Uebels entweder hülflos verstoßen oder, in Ketten und Bande geschlagen, Gefangenen und Verbrechern beigesellt wurden.

Diese unbarmherzige Behandlung der Unglücklichen dauerte bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wo namentlich Pinel in Paris seine Stimme laut erhob, und trotz der entfesselten Leidenschaften eines dämonischen Geistes der damaligen Zeit unter den Wehen der Geburt der Menschenrechte die Anerkennung jener der Geisteskranken mit Erfolg erkämpfte. Chiarugi in Italien, Crichton in England, Hoffbauer und Reil in Deutschland folgten dem edlen Beispiele, und bald erkannten die Lenker der Staaten die unabweisbare Pflicht, zu Errichtung neuer und zu wesentlicher Verbesserung der vorhandenen Irrenanstalten Fürsorge zu treffen, so daß bei dem hierdurch geweckten Interesse dieser Zweig der ärztlichen Wissenschaft, durch Männer wie Haslam, Pariset, Heinroth, Nasse, Bird und vor Allem durch den vor Kurzem heimgerufenen trefflichen Jacobi mächtig gefördert, mit vollem Rechte den übrigen medicinischen Doctrinen an die Seite zu stellen ist.

Es bedarf nicht erst der Erwähnung, wie wenig der in die geheime Werkstätte der Seelenthätigkeit Uneingeweihte berufen und befähigt sein kann, die Behandlung der Irren im Allgemeinen einer gerechten Beurtheilung zu unterwerfen; vorzugsweise bei Geistesstörungen wird Alter, Stand, Geschlecht und die verlebte Zeit für eine rationelle Behandlung maßgebend, und häufig der Körper der einzige Weg sein, auf welchem Einflüsse auf die Seele zu erreichen sind. Als Nichtarzt bescheide ich mich daher in dieser Beziehung und überlasse das Für und Wider den Männern vom Fache. Ich werde mich vielmehr bei dieser Besprechung darauf beschränken, die bezüglich solcher Anstalten bei uns bestehenden Gesetze in Anknüpfung der oben erwähnten beiden Fälle einer Erörterung zu unterwerfen, um zu dem Schlusse zu gelangen, wie unzureichend dieselben in aller und jeder Beziehung sind.

Wirkliche Seelenkrankheiten, vorübergehende wie dauernde, bedingen die Unfreiheit des Willens, und letztere beschränkt die Zurechnungsfähigkeit oder hebt sie ganz oder zeitweise auf. Es wird deshalb über den Nutzen und über die dringende Nothwendigkeit solcher Anstalten der Pflege füglich keine Frage sein. Ein schrecklicheres Schicksal aber, als entweder völlig geistesgesund in eine solche Anstalt gebracht und als irre behandelt zu werden, oder als wirklich geistesirre hülflos auf dem Schmerzenslager zu sein, abgeschnitten und verlassen von der Außenwelt, wehrlos gegenüber hartherzigen Wächtern, läßt sich überhaupt nicht denken. Inmitten einer christlichen Gemeinschaft und überhaupt in einem gesitteten Lande sollte dies gar nicht vorkommen können; doppelte Liebe und Sorgfalt für diese Unglücklichen müßte als allgemeine Pflicht erkannt und geübt werden. Allein die große Schwierigkeit geeigneter staatlicher Einwirkung zeigt sich erst, wenn auf dem Gebiete der Gesetzgebung, namentlich für Privat-Irrenanstalten, in welche nur Unheilbare aufgenommen werden, Anordnungen der Ueberwachung getroffen werden sollen, und bei der Wahl zweckmäßiger Mittel des Schutzes überhaupt; denn das „Zuviel" und „Zuwenig" ist vom Uebel, obschon für die Gesetzgebung bei diesen Privatinstituten der Gesichtspunkt maßgebend sein sollte, daß bei deren Errichtung selten humane Rücksichten, vielmehr weit häufiger der Eigennutz und pecuniäre Vortheile das vorwiegende Motiv abgeben. Ehrenvolle Ausnahmen werden allerdings auch hierbei, wenn auch selten, anzutreffen sein.

Die leitenden Grundsätze über die Irrenanstalten überhaupt finden sich für den preußischen Staat in der Cabinetsordre vom 5. April 1804 ausgesprochen. Es verfügt dieses Gesetz, und zwar 1) daß der Aufnahme in eine Irrenanstalt ein ärztliches Attest über die Geisteskrankheit, sei es Behufs Heilung des Kranken, sei es zur Aufbewahrung des Unheilbaren, vorhergehen muß, und daß von der erfolgten Aufnahme die Staatsbehörde Seitens der Anstalt sofort in Kenntniß zu setzen ist; 2) daß ein sorgfältiges gerichtliches Verfahren, das sogenannte Interdictions-Verfahren, alsbald der Aufnahme folgen soll, wie es nach den Worten der Cabinetsordre „die gesetzliche Sicherheit und Freiheit der Person" erfordert. Wesentlich zur Ausführung dieser Grundsätze folgten eine Reihe von Anordnungen der verschiedenen Ministerien, namentlich jene vom 25. Nov. 1825 und 26. März 1827, modificirt durch das Ministerial-Rescript vom 13. Decbr. 1827, ferner vom 25. März 1828, 9. April 1838, 6. Juli 1838, 21. Septbr. 1841, 11. Octbr. 1842, sodann der Landtagsabschied vom 27. Decbr. 1845, und die Ministerial-Rescripte vom 29. Octbr. 1847 und 22. Octbr. 1855.

Muß es überhaupt bedenklich erscheinen, daß zuerst ein Staatsangehöriger in eine Irrenanstalt gebracht und hinterher das gerichtliche Verfahren eingeleitet wird, um festzustellen, ob er auch geistesirre sei, so vermögen alle diese Gesetze, welche hauptsächlich das Interdictions-Verfahren regeln, selbst die nächste Gefahr nicht zu beseitigen, daß völlig vernünftige Menschen in eine Irrenanstalt untergebracht und so lange festgehalten werden, bis ein guter Stern oder das Ergebniß des Interdictions-Verfahrens sie erlöst; denn zur Aufnahme ist gesetzlich einzig und allein ein ärztliches Attest, ausgestellt von zwei praktischen Aerzten oder dem Kreisphysikus, ausreichend. Ich will dabei keineswegs die Gewissenlosigkeit oder die grobe Pflichtverletzung eines Arztes bei Ausstellung eines Attestes oder sonstige verwerfliche Motive der Angehörigen annehmen, um sich vermittels der Interdiction der Verwaltung des Vermögens zu bemächtigen; ich unterstelle blos eine irrige Beurtheilung des Arztes, eine Täuschung seiner selbst über die Natur des augenblicklichen Geisteszustandes des Kranken — und wo bleibt in solchen Fällen der Schutz des Gesetzes? Wende man nicht ein, es liege dies außer dem Bereiche der Möglichkeit; die beiden zu meiner Kenntniß gelangten Fälle widersprechen dieser Annahme in sehr bedenklicher Weise.

Ein angesehener Kaufmann der hiesigen Stadt, Franz Heesmann, lebte mit seiner Frau in Unfrieden; die Eifersucht, anscheinend grundlos, führte zu heftigen Auftritten, und er vergaß sich so weit, daß er ihr in Gegenwart der Hausgenossen einen Schlag versetzte. Am andern Tage erschien ein Gensd'arm, und beschied ihn zur Polizeibehörde. Arglos bestieg er mit demselben einen bereit stehenden Wagen, dessen Führer indeß, statt zur Polizei, in den umschlossenen Garten der Privat-Irrenanstalt fuhr, welche auf der Lindenburg in der Nähe Kölns für Unheilbare besteht. Dort wurde er festgehalten, kein Bitten, kein Drohen, keine Betheuerung, er sei nicht geisteskrank, konnte den Vorsteher der Anstalt bewegen, ihn zu entlassen; im Gegentheil wurde Letzteres für das gewöhnliche Anzeichen der Verrücktheit angesehen, und ihm seine Zelle angewiesen.

Sieben volle Wochen brachte er in der entsetzlichen Umgebung wirklich Wahnsinniger zu, unter Seelenleiden, die er, wie er versicherte, nicht zu beschreiben vermöge. Der Verkehr mit den in der Stadt wohnenden Angehörigen war unter strenger Strafe verboten, das Schreiben nicht erlaubt; nur der Zufall fügte es, daß einer derselben Kenntniß von seinem Aufenthalte erhielt, und mir unter der Versicherung Mittheilung machte, daß jener so wenig geistesirre sei, als er selbst. Die hierauf eingeleiteten Schritte führten zu seiner sofortigen Entlassung, wobei es sich ergab, daß bereits für ein Vierteljahr vorausbezahlt war. Der Vorsteher rechtfertigte die Aufnahme in seine Anstalt durch Vorlegung eines ärztlichen Attestes, in welchem derselbe als verrückt und unheilbar erklärt war. Ich meinestheils konnte bei wiederholten Unterredungen mit ihm auch nicht eine Spur von Geistesstörung wahrnehmen; namentlich verbreitete er sich über die Einzelheiten und über die Gründe seines ehelichen Zwistes mit völliger Unbefangenheit und Ruhe. Ein nach Verlauf von mehr als einem Jahre gemachter nochmaliger Versuch, ihn auf Grund des früheren Attestes in einer andern Irrenanstalt einzusperren, wurde, nachdem er, neuerdings festgenommen, zwei Anstalten, in Siegburg und Endenich, vorgeführt worden, die

Digitized by Google

seine Aufnahme verweigerten, und nachdem es endlich gelungen war, ihn in der hier errichteten Alexanderanstalt unterzubringen, durch die nach 28tägiger Haft auf das Gutachten des Kreisphysikus verfügte Freilassung Seitens der Aufsichtsbehörde vereitelt. Thatsache ist, daß er seitdem unangefochten blieb, und seinen ausgebreiteten Geschäften nach wie vor mit Umsicht und Erfolg vorsteht.

Kurze Zeit darauf war eine reiche, den höheren Ständen angehörige Frau, die verwittwete Geheimräthin Wilhelmine Egen aus Elberfeld, aus einer ähnlichen Privat-Irrenanstalt des Doctor Herz in Bonn entflohen. Unter unsäglicher Seelenangst erreichte sie Köln, und bat mich flehentlich um Schutz gegen die befürchtete Wiederergreifung. Durch das Nervenfieber war vor mehreren Jahren ihr als hochgestellter Staatsmann im Ministerium des Handels geachteter Gatte in Berlin, dessen sie mit rührender Liebe gedachte, seiner Familie entrissen worden, ihre Kinder lagen an derselben Krankheit hoffnungslos in Elberfeld, wohin sie sich zurückgezogen hatte, darnieder. Wochen lang hatte sie dieselben mit mütterlicher Aufopferung gepflegt, als die behandelnden Aerzte sie darauf vorbereiteten, daß die Kinder die folgende Nacht nicht erleben würden. Nur mit Mühe vermochte der zugezogene Geistliche sie mit den Verheißungen der heiligen Schrift und den Tröstungen ihrer Kirche einigermaßen zu beruhigen. Die gefürchtete Nacht ging vorüber, und die Kinder genasen wieder. Als letztere außer Gefahr waren, ließ sie sich durch ihre Angehörigen zu einer Rheinreise bestimmen, um sich zu erholen. Zur späten Abendstunde erreichten sie Bonn. Dort stiegen sie in einem der ersten Gasthöfe, wie ihr gesagt wurde, ab. Kaum umgekleidet, begab sie sich nach den ihren Angehörigen angewiesenen Zimmern, fand dieselben aber leer. Auf ihr Befremden äußerte der angebliche Wirth, ihre Angehörigen seien wieder abgereist, auch werde sie wohl nicht glauben, daß sie sich in einem Gasthofe befinde, er sei der Dr. Herz, Vorsteher einer Irrenanstalt, wo sie zu ihrem Besten habe untergebracht werden müssen. Ihre Versicherung, sie bedürfe dessen durchaus nicht, ihr Bitten, ihr Flehen half nichts; sie wurde in die bereit gehaltene Zelle eingeschlossen, und ihr während der Nacht die Kleider weggenommen, damit, wie dies eine allgemeine Maßregel zu sein scheint, ein Fluchtversuch verhindert werde. Drei volle Jahre brachte sie in dieser Anstalt zu, bis ihr durch die Bestechung einer Wärterin und begünstigt durch die Nacht die Flucht gelang, drei Jahre der Verzweiflung, wobei sie Gott inbrünstig dankte, daß sie nicht den Verstand darüber verloren habe.

Erschütternd war die Beschreibung ihres dortigen Aufenthaltes. Besuche ihrer Angehörigen durfte sie nicht annehmen, weil dies nach den Anordnungen in solchen Häusern die Kranken „zu sehr aufregt," eine Correspondenz mit ihren Kindern war aus gleichen Gründen untersagt, und fand sie in ihrer Abgeschlossenheit von der Welt einmal Gelegenheit, ihrem Unglücke verstohlen Worte zu leihen, so zuckte man mitleidig die Achseln, und hielt ihre Klagen für den Ausdruck des unheilbaren Wahnsinnes. Wie sie versicherte, ist Niemand mehr in Gefahr, wirklich wahnsinnig zu werden, als wer bei klarem Bewußtsein sich als Geistesirren angesehen und behandelt sieht.

Die Aufnahme in das Irrenhaus war erfolgt auf Grund des Attestes der Aerzte, welche ihre verloren gegebenen und wieder genesenen Kinder behandelt hatten. Inzwischen war nach gesetzlicher Vorschrift das Interdictions-Verfahren eingeleitet. Dasselbe gründete sich zugleich auf das Attest des Irren-Arztes und Inhabers der Anstalt, Dr. Herz, daß sie unheilbar sei, und nebenbei wurde als einer der Hauptgründe geltend gemacht, sie glaube an die Existenz des Teufels — eine Auffassung, welche sie übrigens mit der Ueberzeugung berühmter Theologen, als gegründet auf die Lehre der heiligen Schrift, theilt. Allein sie war selbst nicht einmal in der Lage, sich in dem Interdictions-Verfahren zu vertheidigen. Nach ihrer Behauptung wurde ihr von dem Vorsteher der Anstalt nicht erlaubt, auf die erhobene Klage und deren entstellende Thatsachen zu antworten oder einen Anwalt zu bestellen, wahrscheinlich um eine „Gemüths-Aufregung" zu vermeiden. Das Verfahren ging in contumaciam weiter, bis ihre Flucht demselben ein Ende machte. Ihre Mittheilungen trugen allerdings das Gepräge großer Aufgeregtheit; letztere schien mir indeß nach der Flucht in kalter Nacht unter dem Eindrucke solcher Erlebnisse sehr erklärlich. Von einem Irrsinn war im Laufe der längeren Unterredungen auch nicht die geringste Andeutung vorhanden, und Thatsache ist, daß ihre Angehörigen nicht für nöthig befunden haben, ihr Bestes in dieser Anstalt von Neuem fördern zu lassen. Sie lebt ruhig bei ihren Kindern und preist Gottes Barmherzigkeit, daß er sie erlöst hat.

Nimmt man hinzu, daß für die Pflege eines solchen Kranken je nach seinen Verhältnissen eine Vergütung von 6—1400 Thaler jährlich gefordert wird, ferner, daß solche Privatanstalten sich in unglaublicher Weise pecuniär rentiren, daß unter Anderem die Anstalt des Dr. Richarz in Endenich bei Bonn eine jährliche Bruttoeinnahme von 40,000 Thalern, sage vierzigtausend Thalern, abwirft, und daß bei der zu beobachtenden Diät nur leicht verdauliche Speisen den Unterhalt der unglücklichen Bewohner solcher Anstalten bilden: so ist der Versuchung für den Eigennutz ein um so gefährlicherer Spielraum geboten, wenn der Vorsteher der Privatanstalt selbst Arzt ist und die Diät anordnen kann. Die Familie glaubt ihren unglücklichen Angehörigen bei theurem Gelde wohl aufgehoben, und er mag — natürlich aus Gesundheitsrücksichten — häufig Mangel am Allernothwendigsten leiden. Die Beschwerden der Unglücklichen und ihre Seufzer erreichen entweder nicht ein menschliches Ohr, oder sie werden im glücklichsten Falle als die Aeußerungen von Verrückten angesehen.

Man sollte meinen, solche Zustände seien ganz unglaublich, und dennoch sind es nur Erscheinungen, die sich in allen Ländern unter ähnlichen Verhältnissen wiederholen. Davon geben die englischen Parlaments-Verhandlungen Zeugniß, welche mich zu dieser Besprechung veranlaßt hatten.

Wirft man vollends einen Blick auf die Behandlung, welcher die Irren bei der Gefühllosigkeit ihrer Wächter, die auch nicht selten ist, ausgesetzt sind, so muß schon die Gewißheit, für die ganze Lebenszeit in die Willkür solcher Menschen gegeben zu sein, fast zur Verzweiflung führen. Für Uebertretungen der Hausordnung, Widersetzlichkeit gegen die Wächter und andere Ungehörigkeiten, für welche in vielen Fällen die Unglücklichen im Zustande ihrer Geistesstörung nicht einmal zurechnungsfähig sind, bestehen Correctivmittel in solchen Anstalten, deren Anwendung nach Strenge und Umfang von dem Gutdünken des Vorstehers abhängig ist. Namentlich ist der Schrecken aller Unglücklichen das zeitweise Aufhängen an den gefesselten Händen, so daß die Füße kaum den Fußboden berühren, sowie der in diesen Anstalten eingeführte Zwangsstuhl, eine Vorrichtung in Form eines Lehnsessels, auf welchem die Uebertreter, von den Wächtern überwältigt, ohne ein Glied rühren zu können, Tag und Nacht befestigt sitzen, so lange der Vorsteher der Anstalt es anzuordnen für gut findet. Es soll auf der Lindenburg bei dem geistesirren Jagenberg aus Solingen, dem der Bruder die Braut genommen hatte, ein Fall vorgekommen sein, daß derselbe vier Wochen lang Tag und Nacht diese Qual aushalten mußte. Man glaubt sich, wenn man solches hört, wahrhaft in die dunkelsten Zeiten der Mittelalters versetzt und versteht dann auch die Ausdrücke des englischen Parlamentes über die grauenhaften Zustände der dortigen Privat-Irrenhäuser, die als wahre Höllen auf Erden geschildert werden und in welchen ohne Zweifel ähnliche Vorrichtungen brüderlicher Zuneigung im Gebrauche waren.

Mit Befremden fragt man sich, wie es möglich ist, daß solche Einrichtungen Jahre lang bestehen können, ohne daß sie zur Kenntniß der Behörden gelangen, sei es durch den Arzt der Anstalt oder die Geistlichen derselben, oder Seitens des vom Gesetze zur Ueberwachung berufenen Kreisphysikus und des Regierungscommissars, und ob das Wehklagen dieser Unglücklichen die Ohren dieser Männer nicht erreicht. Es gibt hierauf nur eine Antwort, und zwar die, daß entweder zur Anwendung der Strafen eine Zeit gewählt wird, wo Letztere nicht anwesend, oder an Orten, die den Blicken derselben entzogen sind, und Beides ist in Anstalten, in welchen nur Unheilbare aufgenommen werden, um so leichter zu bewerkstelligen, als hier der Arzt überhaupt kein Heilverfahren anzustellen hat und der Besuch sich auf das Nöthigste beschränkt. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, als eine der ersten Pflichten jedes Staates wird anerkannt werden müssen, solche schreiende Mißbräuche unverweilt abzustellen und den Unglücklichen Schutz zu gewähren, so weit er menschlicher Weise gewährt werden kann.

Faßt man das Obige zusammen, so schützt die bei uns und ohne Zweifel in dem größten Theile Deutschlands bestehende Gesetzgebung weder dagegen, daß vernünftige Menschen in Irrenanstalten eingebracht werden, noch auch gegen Anwendung willkürlicher, vom Gutdünken des Vorstehers verhängter Strafen. Es wird sich daher als Resultat ergeben, daß die Privat-Irrenanstalten, überwiegend als Anstalten des Eigen-

Digitized by Google

nutzes, von Staatswegen gänzlich aufgehoben und daß nach den bestehenden Bedürfnissen an ihrer Stelle Staatsanstalten zu errichten sein werden, jedenfalls aber, wenn dieses unausführbar sein sollte, daß wenigstens der Arzt, auf dessen Attest hin ein Staatsangehöriger als Geistesirrer in eine solche Anstalt gebracht wird, ohne daß sich dies durch das spätere gerichtliche Verfahren bewährt, im Falle größerer oder geringerer Fahrlässigkeit und Verschuldung neben dem Verluste seiner ärztlichen Praxis auf bestimmte Zeit mit einer namhaften Freiheitsstrafe bedroht und diese Strafe vorzugsweise dann zu schärfen sein wird, wenn der Vorsteher der Anstalt selbst Arzt und daher in der Lage ist, bei den seiner Anstalt Anvertrauten genaue Beobachtungen zu machen, endlich, daß die Behörden angewiesen werden, die Privat-Irrenanstalten mit größter Strenge zu überwachen und unerbittlich einzuschreiten, wenn die Irren mehr ein Gegenstand der Ausbeutung, als einer liebevollen Pflege sein sollten. Ich verkenne keineswegs die großen Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung dieser Auffassung entgegenstellen; allein ein entschlossener Wille vermag auch auf diesem Gebiete unendlich viel. Ich würde es schon für einen großen Gewinn halten und Genugthuung in dem Bewußtsein finden, durch diese Bemerkungen zur Linderung der schweren Leiden unglücklicher Mitmenschen einigermaßen beigetragen zu haben.

Ich hatte diese Ausführung über die zum Schutze der Staatsangehörigen vor Eigennutz und Willkür völlig unzureichende Gesetzgebung bei diesem Zweige der Legislatur in der Kölnischen Zeitung vom 29. August c. veröffentlicht. Der Artikel machte großes Aufsehen und rief eine anonyme, zum Theil sehr heftige Polemik hervor, die mich nöthigte, das Maß der objectiven Beurtheilung zu überschreiten und zur Besprechung von Thatsachen einzelner Fälle überzugehen, welche mir aus allen Theilen Deutschlands mitgetheilt wurden und, soweit sie namentlich die Lindenburg bei Köln betreffen, wahrhaft entsetzliche und himmelschreiende Unmenschlichkeiten in sich faßten. Auf Grund der letzteren schritt die Staatsbehörde gegen den früheren Besitzer der Lindenburg, Lennartz, ein und beantragte die Untersuchung wegen seiner an den Unglücklichen verübten Grausamkeiten, für welche die menschliche Sprache keine Worte und von denen Niemand auch nur eine Ahnung hatte. Dieser Monsterproceß ist noch nicht geschlossen, allein nach der Versicherung der Menge von Zeugen, welche sich aus freien Stücken meldeten, wird dieser Proceß demnächst ein Ergebniß liefern, das nicht allein die unglaublichen Thatsachen, die mir in einem an mich gerichteten Schreiben aus Xanten berichtet wurden, sondern auch alle Gräuel weit hinter sich läßt, durch welche England und Schottland bis jetzt einzig dazustehen schienen. Wir sahen, als die Berichte über die Zustände in jenen Ländern zu uns herüberkamen, mit einigem Stolze auf die anscheinend wohlgeordnete und schützende Legislatur in Deutschland; wir hatten durchaus keine Ursache dazu. (Fortsetzung folgt.)

Am Niagarafalle.

Von J. W. v. M.

Kaum graute noch der Tag, so wurde ich plötzlich aus meinem Schlummer aufgeschreckt. Eilende Schritte, ein unverständliches, ängstliches Durcheinanderrufen brachte mich auf den Gedanken, daß irgend etwas Ungewöhnliches sich ereignet haben müsse, als dicht unter meinem Fenster eine gellende Stimme rief: „a man in the rapids" (ein Mann in der Stromschnelle).

Wie der Blitz war ich von meinem Lager, warf mich hastig in meine Kleider und eilte auf die Straße, wo mich der Strom der aufgeregten Menschenmenge erfaßte und nach dem Schauplatze des Ereignisses führte.

Einige hundert Schritte von dem Falle des Niagara scheidet eine Insel die reißend schnell dahinstürzende Wassermasse desselben in zwei Arme, deren rechter das amerikanische Ufer bespült. — Hier sind die furchtbaren Rapids. — Stromschnelle, Katarakt, Wirbel, ich finde kein Wort, die Natur dieser Rapids vollständig wiederzugeben. In rasendem Schwunge stürzt das Wasser, eingeengt zwischen Festland und Insel, wie nach Vernichtung gierig, über felsigen Grund dem nahen Abgrunde zu — ein entsetzliches Gewühl von titanischen Gewalten, von deren Wucht die riesenhaftesten Stämme, welche der ferne Urwald sendet, wie schwache Stäbchen geknickt im Strudel versinken.

Als ich auf der Insel (Goat-Island) ankam, war die Brücke, welche dieselbe mit der amerikanischen Seite verbindet, und das Ufer der Rapids mit Tausenden von Menschen bedeckt, denen sich ein herzzerreißendes Schauspiel bot. Kaum zwanzig Schritte oberhalb des senkrechten Falles, mitten im Strombett auf einer Klippe, befand sich ein junger Mensch, der, mit dem Ausdrucke der höchsten Verzweiflung in seinen Mienen, die Menge um Hülfe anzuflehen schien. Auf meine Fragen erfuhr ich, daß drei junge Freunde am Abend vorher die vermessene Idee ausführen wollten, in einem kleinen Kahne weit oberhalb auf dem Strome spazieren zu fahren.

Kaum waren sie vom Lande abgestoßen, als die wilde Strömung trotz aller Anstrengungen der Ruderer das schwache Fahrzeug erfaßte; es schlägt um und verschwindet wenige Augenblicke nachher mit zweien der Freunde im kochenden Strudel; der Dritte, Avery mit Namen, hatte sich, nachdem ihn die Strömung bis nahe vor den senkrechten Fall mit sich gerissen, an einem Baumstrunke festgehalten. — Es war derselbe, dessen Todeskampf zu schauen wir gekommen waren.

Nicht die wildeste Phantasie vermöchte die tausendfachen Schrecken des Todes zu ahnen, welche den Unglücklichen seit elf Stunden inmitten des Flusses, kaum zwanzig Schritte von dessen jähem Sturze in den Abgrund, umtobten. Sein Hülferuf während der ganzen langen Nacht erstarb im Donner des Falles; erst das mitleidige Licht des Tages offenbarte die entsetzliche Lage des Unglücklichen, deren Schreckenskunde mit Blitzesschnelle durch die Gegend flog und alle Bewohner der zerstreuten Häuser herbeirief, beseelt von dem glühendsten Verlangen, den Armen zu retten. Aber ein Abgrund, und welch' ein schauerlicher Abgrund! trennte ihn von seinen Rettern.

Ich habe die feste Ueberzeugung, daß keiner der Anwesenden vor dem Opfer einiger seiner eigenen Lebenstage zurückgebebt wäre, wenn der Engel des Todes diese Sühne geheischt hätte. Der aber marktet nicht; finster und unerbittlich umschwebte er das Haupt des verzweifelnden Jünglings.

Da rief einer der Zuschauer, Herr Porter, mit aller Kraft seiner Stimme:

„Tausend Dollars dem, der ihn rettet!"

Und wie ein Echo antwortete eine zweite Stimme:

„Auch ich verspreche tausend Dollars dem Kühnen, der es wagt!"

Als ich nach dem Namen des Zweiten forschte, hieß es: „ein Mann aus dem Süden"; mehr wußte man nicht zu sagen.

Das hochherzige Anerbieten steigerte das Mitleid bis zum Enthusiasmus und zwanzig Stimmen riefen auf einmal:

„Nur eine Stunde noch halte er aus, und wir retten ihn."

Wie aber konnte man dem Unglücklichen diese tröstliche Nachricht beibringen, daß er den Muth bewahre im stürmischen Drange der Todesangst?! — Da ergriff mein lieber Reisegefährte, Herr Ulke, ein junger, talentvoller Künstler, dem keine tausend Dollars, wohl aber eine Idee von nicht geringerem Werthe zu Gebote stand, einen Pinsel und malte die englischen Worte: „We will save you" in riesengroßen Lettern an eine Mauer. Der Unglückliche, der zu ahnen schien, daß dies ihn angehe, folgte jedem Zuge der Schrift mit seinen Augen und schüttelte wehmüthig das Haupt, als der Maler geendigt hatte. Diese Sprache war ihm fremd.

Da schrieb Herr Ulke mit deutlichen großen Zeichen: „Wir retten Dich." — Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es das Antlitz des jungen Mannes, seine freudigen Mienen schienen zu sagen: „Großer Gott, sind Deutsche da, dann bin ich gerettet!"

In diesem Augenblicke braust eine Locomotive heran, die vor einer halben Stunde nach Buffalo gesendet worden, und bringt ein Rettungsboot.

Mit größter Vorsicht wird das kleine Fahrzeug an starken Tauen befestigt und in's Wasser gelassen. Die Strömung schleudert es nach allen Seiten, wirft es in die Höhe — es widersteht,

Digitized by Google

aber es ist aus der Richtung gekommen — nach fünf Minuten banger Erwartung hört es auf zu schwimmen. Die Taue haben sich in den Felsen verwickelt, das Boot steht unbeweglich fest.

Die Blicke des Schiffbrüchigen haften verzweifelnd an dem Kahne — er begreift, daß er für diesmal der Hoffnung entsagen muß.

Nicht Willens, die kostbare Zeit mit unnützen Versuchen zu vergeuden, ergreift die Masse einstimmig den Vorschlag, ein Floß zu bauen, und tausend Hände regen sich, Alles wetteifert, Männer, Weiber und Kinder, alt und jung, reich und arm, die Arbeit schleunigst zu beginnen.

Aber die Erbauung eines Flosses erfordert eine Zeit, welche vielleicht zu lang für die Kräfte des Armen sein könnte, der die ganze Nacht ohne Nahrung im Wasser zugebracht, von dem erschütternden Donner des Falles umgeben, gegen welchen das Heulen der Charybdis ein schwaches Gemurmel wäre.

Diese Furcht ist die Urheberin einer andern Idee. Man füllt ein Faß mit Lebensmitteln und vertraut es der Strömung an. Wie von einer unsichtbaren Hand geleitet, schwimmt es in der Richtung des Baumstammes auf den Schiffbrüchigen zu — er sieht es mit einem Ausdruck unaussprechlicher Dankbarkeit, er streckt seinen Arm aus, erfaßt es, aber die Strömung reißt es aus seinen schwachen Fingern, und einige Minuten darauf hat es der Abgrund verschlungen.

War es die schmerzliche Täuschung allein oder die Ahnung seines schrecklichen Schicksales, die sich auf den Zügen Avery's so deutlich ausprägte?

Unterdessen schreitet der Bau des Flosses rasch vorwärts, der Unglückliche verfolgt mit sehnenden Blicken den Gang der Arbeit; er klammert sich inniger an seinen einzigen Hoffnungsanker und wartet. —

Die Arbeit ist gethan; das Floß, von mächtigen Tauen gehalten und mit Seilen reichlich versehen, schwimmt auf dem Wasser. Es ist ein Augenblick furchtbarer Angst für alle die bangen Gemüther, der Athem stockt und jedes Wesen sendet seine innigsten Gebete für das Gelingen des Unternehmens zum Himmel.

Das Floß hält die Richtung nach dem Baume, es nähert sich reißend schnell; Avery hält sich gefaßt, ihn ermuthigt die Großherzigkeit seiner Retter.

In athemlosem Schweigen harrt die Menge, als sich das Floß bei ihm befindet, er springt — er fällt — er hält sich fest — er scheint gerettet. — Ein donnernder Jubelruf aus tausendfachem Munde zerreißt die Lüfte, und übertönt im Augenblick das schauerliche Gebrüll der Wasser, die ihre Beute fordern.

Ueberwältigt von der Wucht seiner Gefühle sinkt der Arme auf die Kniee, und hebt die Arme zum Himmel auf mit einem Blicke unendlichen Dankes. Doch kaum hat das Floß sich aufwärts bewegt, als auch er durch die verhängnißvolle Ursache aufgehalten wird, welche vorher den Kahn gefesselt hat. Die Taue haben sich um einen Felsen geschlungen, das Floß bleibt unbeweglich, obwohl man gleich alle Mittel versucht, die Taue abzuwickeln. Man spannt 2, 4, 10, endlich 20 Pferde daran — der Stein erzittert, er wankt, er stürzt.

Ein Mann in der Stromschnelle.
(Nach einer Originalzeichnung des Verfassers.)

Unaufhaltsam steigt das Floß aufwärts, es kämpft 5 bis 6 Minuten gegen die Strömung, und wieder ertönt das Jubelgeschrei der Zuschauer, das den Triumph des menschlichen Geistes über die rohe Naturgewalt verkündet.

Ein diesmal unübersteigliches Hinderniß hält aber plötzlich den Siegeslauf des unverzagten Muthes auf, ein Fall von vier Fuß Höhe, den das Floß trotz aller Anstrengungen der Ziehenden und Avery's verzweiflungsvollen Versuchen nicht übersteigen kann.

Und wieder ertönt in diesem Augenblicke höchster Angst der weithin schallende Ruf: „Tausend Dollars mehr für einen weitern Versuch der Rettung!“

Und wieder eilt eine Locomotive nach Buffalo, und bringt ein zweites Lebensboot. Es ist die höchste Zeit, die Kräfte des Verunglückten schwinden sichtlich.

Digitized by Google

Der Tag ist unter resultatlosen Versuchen verstrichen, die Sonne neigt sich zum Untergange, es ist 6 Uhr, und seit 32 Stunden ringt Avery um Leben und Tod.

Das Fahrzeug, von Tauen gehalten, beginnt seinen Lauf mit langsamer Sicherheit, die Richtung nach dem Flosse verfolgend, es nähert sich, Avery löst die Bande, die ihn auf dem Flosse festgehalten — noch einen Augenblick, und das Boot ist an seiner Seite.

Bewegungslos, wie vorhin, starrt das Volk auf den Jüngling, der zitternd vor Schwäche und Hast die Arme nach den rettenden Borden ausstreckt — da hebt sich das Vordertheil des Flosses, wie von einer unterirdischen Gewalt getroffen, Avery verliert das Gleichgewicht, er taumelt, er stürzt in die Wirbel. Entsetzen hat die vorhin noch so hoffnungsfreudigen Herzen der Zuschauer erstarrt.

Mit dem Reste jenes Muthes, welcher die Menschen im Angesichte und in der Umarmung des Todes zu ohnmächtiger letzter Anstrengung aller Kräfte antreibt, versucht Avery gegen den Strom zu schwimmen.

Nachdem er sich aber kaum einige Augenblicke auf einem Punkte erhalten, verlassen ihn die Kräfte, der Strudel erfaßt ihn, er überstürzt ihn und wirbelt ihn nach dem Abgrund. Noch hat er ihn nicht erreicht, da erhebt er sich mit letzter Anstrengung über das Wasser, ein einziger Blick nach dem linken Ufer, eine verzweiflungsvolle Gebehrde des Abschiedes — er ist verschwunden.

Da wenden sich alle Blicke nach jener Seite, die bisher Niemand beachtet hatte. Dort liegt eine Frau auf den Knieen und stürzt im Augenblicke, als der Unglückliche über dem Abgrunde verschwindet, wie vom Blitze getroffen, todt nieder. Die Frau, welche vom Morgen bis zu diesem entsetzlichen Momente mit starren, thränenlosen Blicken den Himmel um Hülfe angefleht hatte, war seine Mutter.

Ein aufgelöstes Räthsel.

Von C. Pirazzi in Offenbach.

Die Auflösung des Räthsels. — Carolinens Flucht. — Große Theilnahme für das angebliche Opfer eines Verbrechens. — Beobachtungen beim ersten Auftreten. — Erste Erziehung. — Unterricht im Deutschen. — Bewunderungswerthe Schlauheit des Mädchens.

I.

In Nr. 2—4 des laufenden Jahrgangs dieser Blätter* ist unter der Ueberschrift „Ein unaufgelöstes Räthsel“ die wunderbare Pseudogeschichte eines weiblichen Kaspar Hauser mitgetheilt, der, oder vielmehr die seit Mitte November 1853 in unsrer guten Stadt Offenbach Gastrecht, Pflege und Erziehung genoß, und deren angebliche seltsame Schicksale weit und breit das größte, das ungetheilteste Interesse erregten. Jene Mittheilung folgt, erst objectiv, dann kritisch, genau und eingehend einer im December 1855 von dem seitherigen Lehrer dieses Mädchens, Herrn Friedr. Eck, darüber veröffentlichten ausführlichen Darstellung („die langjährige unterirdische Haft zweier Kinder“ ꝛc. Frankfurt a. M., Verlag von F. B. Auffarth) und schließt mit der Bemerkung, daß, nachdem inzwischen schon Jahre in unfruchtbaren Nachforschungen hingegangen, die Hoffnung, daß dies dunkle Räthsel noch eine Lösung finde, schwach zu [illegible] beginne.

Dies Räthsel hat aber seine Lösung, wenn schon in gänzlich unvorhergesehener Weise, kürzlich dennoch gefunden. Die nachfolgende Darstellung dieses psychologisch höchst merkwürdigen Falles knüpft in ihrem Verlaufe durchaus an den obenerwähnten Aufsatz Ihres früheren Berichterstatters an, muß den Inhalt desselben allerdings aber auch bei Ihren Lesern als bekannt voraussetzen und sehr Vieles ungesagt lassen, was dort bereits von Carolinen berichtet wurde.

Wir beginnen beim Ende. Nachdem „Caroline“ (wie wir sie hier vorerst noch immer nennen werden) außer in den Elementarfächern durch Herrn Eck auch von einem hiesigen evangelischen Geistlichen seit Mitte August v. J. Unterricht in der Religion empfangen hatte, sollte sie binnen Kurzem durch die Taufe in die Christenheit, und gleichzeitig durch die Confirmation in die protestantische Kirche aufgenommen werden, als sie plötzlich am Vormittag des 26. Juli ebenso räthselhaft wieder aus dem Hause ihres Lehrers und aus unsrer Stadt verschwand, als sie seiner Zeit in hiesiger Gegend aufgetaucht war.

Dieses Verschwinden verfehlte nicht, die ungetheilteste Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit neuerdings auf das Mädchen hinzulenken, denn man fühlte wohl, daß damit die ganze räthselhafte und unerhörte Geschichte leicht an den Vorabend ihrer endlichen Lösung getreten sein könnte. Und so erweckte denn ihr Verschwinden vielfach neue Sympathien für sie selbst, neue Erbitterung gegen ihre Feinde und Verfolger, neue Vergleiche mit dem kläglichen Ende Kaspar Hausers.

So blieb es 14 Tage lang, wo sich endlich am Morgen des 9. August für uns dies neue, spannende Räthsel zusammt dem alten in ebenso unerwarteter als verstimmender Weise lösen sollte.

Um diese Zeit traf nämlich bei hiesiger Polizei ein Bericht des königl. bair. Landgerichts Neustadt an der Aisch ein, worin gesagt war: daß „die berüchtigte Vagantin Kunigunde Lechner aus Linden“ neuerdings vagabundirend im Bairischen aufgegriffen worden, nachdem sie bald nach ihrer Entlassung aus einer jenseitigen Strafanstalt im October 1853 spurlos aus ihrer Heimath verschwunden gewesen. Sie gebe an, in der Zwischenzeit sich in Offenbach aufgehalten und sich dort der ungarischen Sprache bedient zu haben, deren sie allerdings „mächtig sei.“ Man bitte um nähere Auskunft u. s. w. — Verschiedene weitere Angaben des Berichts ließen keinen Zweifel an der Identität der „Caroline B.“ mit der „Kunigunde Lechner“ zu. Wie ein Blitz durchflog die Nachricht von dem schalen Ausgang, den die hochromantische Geschichte unsrer „großen Unbekannten“ (wie sie hier scherzweise meist genannt wurde) genommen hatte, die ganze Stadt, welche fast fünf Jahre hindurch der Schauplatz ihres unglaublichen, beispiellosen Betruges gewesen war; es bildeten sich Gruppen auf den Straßen, Begegnende riefen sich von Weitem zu: „Nun, weißt du schon —?“ . . . und abermals war Caroline-Kunigunde die Heldin des Tages, der ausschließliche Mittelpunkt aller Gespräche im Hause, auf der Gasse und in der Kneipe geworden. Die allgemeine Aufregung war einerseits gemischt mit wohlfeiler Schadenfreude, andrerseits mit gerechter Entrüstung, hie und da vielleicht auch mit einer kleinen Dosis Beschämung, daß uns nun jede „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“ mit Mephisto höhnisch sollte zurufen dürfen: „Ein Mägdelein nasführte dich!“

Die Angelegenheit dieses Individuums, das sich eben aus einer ungarischen Magnatentochter zur simplen Kunigunde Lechner demaskirt, hatte einst die gesammte öffentliche Meinung und die ganze deutsche, ja sogar einen Theil der außerdeutschen Presse alarmirt, alle Gerichte in Athem und Bewegung gesetzt, und die Leipziger Illustrirte Zeitung hatte das Bild eines Mädchens gebracht, dessen wunderbare Schicksale in den entferntesten Winkeln Deutschlands bis tief nach Oesterreich hinein (wohin die Spur der an ihr begangenen dunklen That zu weisen schien) das ungetheilteste Interesse erregten. Diese Theilnahme, welche man außerhalb fast noch mehr als bei uns an diesem angeblichen Opfer eines unnatürlichen Verbrechens aus den höheren Kreisen der Gesellschaft nahm, gab sich in den mannichfachsten Zeichen und oft auf das Rührendste kund. Personen aller Stände, Adelige der Geburt und Adelige der Gesinnung nach, Gelehrte, Menschenfreunde, sowohl Männer als Frauen, kamen selbst nach Offenbach, das Mädchen aus dem Fabelreich zu sehen, zu sprechen und mit Geld, Kleidungsstücken und sonstigen Andenken zu beschenken, oder setzten sich schriftlich mit ihrem Lehrer Eck in Verbindung. Von Frankfurt waren einmal anonym 200 fl. hiesiger Bürgermeisterei mit der Bitte übersandt worden, selbe für Carolinens weitere Ausbildung und Erziehung zu verwenden. An einigen deutschen Höfen interessirte man sich lebhaft für die seltsame Erscheinung Carolinens, und ließ es an gelegentlichen Erkundigungen nach ihr nicht fehlen. Ebenso verdient die Theilnahme deutscher Gerichte, vor Allem aber die Thätigkeit der österreichischen Behörden, den Urhebern des angeblichen Verbrechens auf die Fersen zu kommen und den ver-

* Exemplare des ersten Quartals, so wie des ganzen Jahrgangs können noch durch jede Buchhandlung und alle Postämter nachbezogen werden.
Die Verlagshandlung.

Digitized by Google

worrenen criminalistischen Knoten selbst zu einer befriedigenden Lösung zu bringen, unsere ganze Anerkennung.

Nach dem Mitgetheilten wird man den Eindruck ermessen können, den die Botschaft von Neustadt nah und weit hervorrief! Sie fiel zuerst, wie ein in's Wasser geworfener Stein, plätschernd und aufspritzend in das stehende Gewässer der städtischen Unterhaltung, zog ihre Kreise immer weiter und weiter, und hatte im Handumdrehen abermals die deutsche Presse durchlaufen.

Aber es gibt eben Fälle, und der vorliegende gehört zu diesen, wo mehr Scharfsinn dazu gehört zu glauben als zu zweifeln, weil der Glaube in solchen Fällen oft auf scharfsinnig combinirten Motiven ruht (vergl. die Eck'sche Schrift), der Zweifel aber nicht selten auf oberflächlich absprechenden Urtheilen; und dies ist, ganz beiläufig bemerkt, auch der Grund, aus dem uns die Irrthümer großer oder geistreicher Menschen zuweilen interessanter erscheinen, als die aus dem nüchternen, alltäglichen „gesunden Menschenverstand" entspringenden Wahrheiten. Gleich im Anfang durchblickt scheint die Vielgewandte nur der damalige hiesige Polizeicommissär zu haben, der in seinem ersten Berichte an die Oberbehörde von ihr sagt: sie sei sicher eine Betrügerin und verstehe offenbar ganz gut deutsch, denn sie wechsle die Farbe, wenn man in ihrer Gegenwart Uebles von ihr rede — eine Thatsache, die Ihrem Referenten freilich erst jetzt zu Ohren kam, wo man jenen nunmehr zu Ehren gekommenen Bericht nachträglich wieder aus bestäubten Actenbündeln hervorsuchte.

Ist es immerhin ein etwas beschämendes Bekenntniß für uns Alle, jahrelang von einer Betrügerin genarrt worden zu sein, so ist diese Thatsache doch sicher am Niederschlagendsten für Herrn Eck, den wackern Lehrer und väterlichen Freund unsrer Abenteurerin, der sich mit unermüdlichem, rastlosem Eifer und uneigennützigster Hingebung seit der Zeit, da sie zu ihrer Heranbildung seinen Händen war übergeben worden, unabläßig bestrebte, Carolinen zu ihrem gekränkten Rechte zu verhelfen und ihr, als theilweisen Ersatz für eine verlorne Jugend, mindestens eine erträgliche Gegenwart und Zukunft zu bereiten. Freilich sind die Rathsherrn auch hier klüger vom Rathhaus zurückgekommen, als sie hinaufgegangen; Herrn Eck's That aber bleibt für alle Fälle gleich anerkennenswerth.

Hatte sich mit der Botschaft vom 9. August das große Räthsel ihres Lebens und ihrer Vergangenheit zum weitaus wichtigsten Theile gelöst, so eröffnete uns diese unerwartete Wendung der Dinge doch gleichzeitig auch wieder eine ganze Reihe neuer Räthselfragen, deren Lösung wir damals mit leichterklärlicher Spannung entgegensahen. Von diesen später.

Schreiten wir jetzt zunächst zur Geschichte von Carolinens Offenbacher Aufenthalte.

II

Obgleich der frühere hiesige Polizeicommissär der unbekannten Person von vorn herein mißtraute, so hatte der Stadtrath aus Humanitätsrücksichten dennoch am 19. April 1854 einstimmig beschlossen, für ihre fernere Unterhaltung und Ausbildung so lange Sorge tragen zu wollen, bis sie im Stande sein werde, sich selbstständig zu ernähren.

Der Stadtrath gründete diesen seinen Entschluß auf eine mehrmonatliche sehr genaue Beobachtung der Fremden. Dieselbe ergab, daß sie in geistiger, nicht aber in sittlicher Hinsicht gänzlich verwahrlost erschien, und dabei von einer ungewöhnlich großen, fast an Menschenscheu grenzenden Schüchternheit, von so zurückhaltendem, decentem und timidem Benehmen, wie es sonst bei Damen von der Landstraße nicht eben üblich ist. Ihre Reinlichkeit, und daß sie sich, außer in etwas Stricken, in allen handlichen und häuslichen Verrichtungen unerfahren stellte, ist bereits früher in d. Bl. erwähnt. Wenn sich einmal ein schüchternes Wort ihren Lippen entrang, so geschah dies in Lauten, die einer uns Allen fremden Sprache angehörten, welche später für die ungarische erkannt wurde. Sie liebte Stille und Einsamkeit, das viele und laute Sprechen schien ihr Unbehaglichkeit und Schmerzen im Kopfe zu verursachen, eine Eigenthümlichkeit, die sie noch bis ganz zuletzt beibehielt. Entweder sie hatte wirklich oder sie affectirte schwache Nerven; freilich muß auch die beständige Anspannung derselben im Dienste ihrer Rolle viel Angreifendes für sie gehabt haben. Ueber Kopfweh und Augenschwäche klagte sie oft; außerdem aber ist sie während der ganzen Zeit ihres Hierseins nie eigentlich krank gewesen. Bei jedem ungewöhnlichen, auch noch so unbedeutenden Geräusch erschrak sie heftig, einige Mal in dem Grade, daß sie beinahe in Zuckungen verfiel. Dabei war sie meist sehr betrübt; ein schweres Leid schien an ihrem Herzen zu zehren, doch statt der Worte hatte sie nur einen nie versiechenden Strom heißer Zähren. Da ihre Züge nichts weniger als schön und einnehmend, ihre Kleidung zudem bei ihrer Ankunft sehr unvortheilhaft (meist zu weit) war, so konnte ihre übrige Erscheinung nicht gerade dazu beitragen, das ungewöhnliche Interesse noch zu erhöhen, welches man im Sonstigen für sie trug. Doch hatte sie eine ziemlich weiße und feine Haut, und ihre Hände waren nicht eben plump zu nennen. Als wir sie in jenen Tagen, wo sie ihren Aufenthalt noch im hiesigen Bezirksgerichte hatte, dort besuchten, schieden wir von ihr mit der aufrichtigen Ueberzeugung, in ihr ein äußerst unglückliches und bemitleidenswerthes Geschöpf vor uns zu haben, das unsere volle Theilnahme verdiene.

Der hiesige Stadtrath glaubte nach alledem sich der Hülflosen annehmen und den erwähnten Beschluß fassen zu müssen. Nachdem diesen die obere Staatsbehörde genehmigt, erfolgte am 27. Novbr. 1854 ihre Uebersiedelung aus der Familie des Gefängnißaufsehers nach einem anderen Hause, wo sie bei einer Wittwe und deren unverheiratheter Tochter, welche ein Putzgeschäft trieb, Aufnahme fand. Zugleich wurde ihr ein Lehrer und Erzieher in der Person des Herrn Friedr. Eck von der Volksschule dahier ertheilt, welcher bis zu diesem Tage Caroline, obgleich sie schon ein Jahr lang die Unsere war, noch nie gesehen hatte und damals nicht ahnen mochte, welche Bedeutung sie für ihn noch gewinnen sollte.

Indem der Stadtrath Carolinen solchermaßen gegen entsprechende Vergütung in Kost und Wohnung gab, war es dabei sein Wille, daß dieselbe nicht als dienendes, sondern gewissermaßen als selbstständiges Glied des Hauses in der Familie Aufnahme finde, dabei aber allen häuslichen Arbeiten sich unterziehen solle, um in dieser Sphäre angemessene Ausbildung zu erlangen. Ihre Kost empfing sie am Familientische. Nächst ihrer geistigen Ausbildung war Herrn Eck auch gleichsam die moralische Vormundschaft über sie anheimgegeben.

Von da ab wird Carolinens hiesige Geschichte gleichsam eine doppelte und wir werden sie von zwei Seiten zu betrachten haben: als Schülerin und in ihrem Leben im Haus und in der Familie — zwei Seiten, die sich keineswegs decken, sondern in vielfachem Widerspruche miteinander stehen. Denn während Herr Eck nach seinen eigenen glaubwürdigen Versicherungen bis ganz in die letzte Zeit ihres Hierseins keine Ursache hatte, über Carolinens Aufführung irgend erhebliche Klage zu führen, wissen die hiesigen Familien, in denen sie nach einander Aufnahme fand, deren eine Fülle gegen sie vorzubringen. Und gewissermaßen sind beide Anschauungen im Recht, wie die Folge lehren wird. Um es gleich hier kurz zu sagen: als Schülerin und Herrn Eck gegenüber war sie musterhaft; im Hause dagegen ließ ihr Betragen Vieles zu wünschen übrig.

Man hat Eck wohl hier und da den Vorwurf gemacht, daß er der Betrügerin von vorn herein zu viel Vertrauen, allzu große Leichtgläubigkeit bewiesen habe. Aber da wolle man doch nur bedenken, daß sie ihm von den Behörden übergeben wurde, ihr Unterricht zu ertheilen, nicht mit ihr richterliche Untersuchungen anzustellen, und daß sie ihm gegenüber auf der Schülerbank, nicht auf der Anklagebank saß!

Seinen Unterricht begann Herr Eck am 28. November 1854. Es ist höchst interessant, jetzt von ihm schildern zu hören, mit welch eigenthümlichen Gefühlen er sich ihr zum Beginn der ersten Unterrichtsstunde gegenübersetzte — mit dem Gefühle nämlich: daß sie so wenig ein Wort deutsch verstehe, als er eines ungarisch! Denn ihr ganzer Wortvorrath in unsrer Sprache schien sich damals immer noch wirklich fast nur auf das eine, überdies seltsam und undeutsch genug gebildete „Deutsch-Mama" zu beschränken, womit sie ihre erste hiesige Pflegemutter, die Frau des Gefängniß-Aufsehers, im Gegensatz zu ihrer wirklichen „Mama", nach der sie von Anfang an wimmerte, bis zum letzten Tag ihres Hierseins bezeichnete. Wie immer, traf sie, ob instinctiv oder reflectirend, auch hier das Richtige. Denn das erste Wort, was ein Ausländer in deutscher Sprache lernt, ist das Wort „deutsch" selbst; ja selbst, wer gar nichts von der deutschen Sprache versteht, kennt doch meist die zwei

Digitized by Google

inhaltschweren Worte: „Nix deutsch!“ So bildete sich auch Caroline aus dem mitgebrachten, undeutschen „Mama“ und dem hier bald gelernten „deutsch“ ihr erstes uns verständliches Wort „Deutsch Mama!“

Aber welch bewunderungswürdige Energie, Consequenz, Willenskraft, Selbstbeherrschung und Verstellungskunst gehörte dazu, ein ganzes Jahr hindurch in den verschiedensten, zum Theil peinlichsten Situationen stumm zu bleiben! Denn ein Jahr war gerade seit ihrer Hierherkunft verflossen, als ihr Unterricht begann.

Herrn Eck's erste und nächste Aufgabe konnte nicht zweifelhaft sein: Caroline mußte vor allen Dingen deutsch lernen; und um dies zu ermöglichen, mußte zwischen Lehrer und Schülerin vor Allem ein Medium der Verständigung geschaffen werden. Eck betrat nach dem bekannten pädagogischen Grundsatz von Pestalozzi: „Aller Unterricht ist auf Anschauung zu begründen,“ im vollsten und strengsten Sinne des Wortes den Weg der Anschauung mit ihr. Und nun ist es von fast komischer Wirkung, sich von ihm beschreiben zu lassen, welch Mühe und welchen Aufwand von Mitteln der wackere Mann in der ersten Unterrichtsstunde darauf verwendete, ihr nur z. B. klar zu machen, daß das Ding vor ihr mit vier Beinen und einer Platte darauf „Tisch“ heiße — und nicht blos „Tisch“ heiße, sondern auch ein Tisch sei! Bedenkt man, daß sie das Alles so gut wie ihr Lehrer selber wußte, so kann man sich eines unwillkürlichen Lachens nicht erwehren, und begreift nur nicht, daß es Carolinen beim Unterricht nicht oft ebenso erging!

Wer mochte aber auch nur an die Möglichkeit einer Verstellung denken, wo, wie hier, ein seiner Erscheinung nach nicht eben intelligentes Mädchen es über sich vermochte, zwölf Monate hindurch in ihrer Muttersprache das unverbrüchlichste Schweigen zu beobachten, sich nie, aber auch nie ein deutsches Wort entschlüpfen zu lassen, während ihre reichlich fließenden Thränen zu bekunden schienen, wie entsetzlich es für sie sei, sich nicht mittheilen zu können, schweigen zu müssen! Wer mochte an eine Verstellung denken, als nun langsam und allmählich die deutsche Sprache in ihr aufzudämmern schien, und sie in derselben, anfangs nur sehr mühsam und mit sichtlicher Zungenbeschwerde, zu lallen begann! Dazu kam noch, daß dieselbe, nachdem sie im Sprechen einige Fortschritte gemacht hatte, wie ein Kind flectirte, conjugirte und construirte, wofür schon die Eck'sche Broschüre einige interessante Belege bringt. Und auch hierin ist sie sich stets treu geblieben und hat sprachlich ihrer fingirten Entwickelung nie vorgegriffen. Das Weglassen der kleinen Partikeln: daß, um, zu, da ꝛc. („Ich will nicht, gute Menschen für mich Geld geben“); die syntaktisch fehlerhafte Stellung des Prädicats zum Object und die Setzung des Infinitivs für die betreffende Person („Ich nicht denken können, so viele Menschen geben auf der Welt“); das öftere Wiederholen eines Substantivs, statt ein Pronomen dafür eintreten zu lassen; die Weglassung des Augments „ge“ im Particip der Vergangenheit („ich habe dacht“ [gedacht]), — dies Alles bekundete eine theils so kindlich-naive, theils so durchaus undeutsche Behandlung der Sprache, und dazu waren ihre sprachlichen Irrthümer philologisch, psychologisch und philosophisch so tief im Wesen der Sache begründet, daß ein Betrug hierbei kaum zu denken, geschweige denn auszuführen möglich schien.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Johanna Kinkel.* Wir versuchen, ihr einen würdigen Todtenkranz auf das Grab in fremder Erde zu legen, und werden deshalb unsern Lesern Biographie, Nekrolog und Portrait, sobald sie vollendet sind, liefern. Damit wird sich's zugleich kund geben, daß sie zwar in ein fremdes Grab stürzte, aber als ein deutsches Weib im edelsten und höchsten Sinne lebte und leben wird. Sie war und blieb auf dem „Eilande, das uns Schutz und Glück verlieh,“ als Gattin, Mutter und hochverehrte, geliebte Meisterin und Lehrerin deutscher Klänge und Lieder, eine der in Herz und Geist reichsten und edelsten deutschen Frauen. Die Strophen ihres Mannes, in England als Einleitung zu seinem in Hannover erschienenen „Nimrod“ gedichtet, waren aus ihrem Herzen geschrieben:

„O Heimath, die statt Bürgerkronen
Du Wunden gabst und Ketten schuft,
Wir werden nichts von Dir begehren,
Bis selbst Du unsre Stärke rufst.
Und doch, ob Du uns rauh vertrieben
Aus Deinem lebenswarmen Schooß,
Wir werden ewig, ewig lieben
Dich deutsche Mutter, schön und groß.

und weiter:

Was wir im fremden Lande schaffen,
Es ward von Deinem Mark genährt;
Du schmiedest unsres Geistes Waffen
Auf Deinem ewig wachen Heerd.
Uns stärkt zur Abendfeierstunde
Des deutschen Freundes tiefes Wort,
Und hell aus unsrer Kinder Munde
Klingt deutsches Lied uns fort und fort.“

Sie rettete ihn bekanntlich hinter Eisengittern hervor. Zwei der weichsten und doch heldenmüthigsten deutschen Frauen, sie und die Baronin von Brining k, die alle ihre reiche Habe und sich selbst dem Elende der Verbannten opferte und dann, des Nothwendigsten entbehrend, vor einigen Jahren in London starb, retteten ihn. Er wäre jetzt lebendig vermodert, ohne sie! Sie retteten ihn auf einen Schauplatz von Wirksamkeit, auf welchem er mit ihr zur Anerkennung und Ehre deutschen Lebens und Strebens, deutscher Kunst und Wissenschaft nun Jahre lang gearbeitet wie ein wahrhafter Held, sie wie eine echte Heldin, so daß Jeder, der in England von deutscher Ehre, Bildung, Wissenschaft und Anmuth spricht, auf Kinkel und seine Frau hinweist. Sie haben in England mehr für die Ehre Deutschlands gewirkt, als Deutschland ihnen je vergelten kann.

Ihre Wirksamkeit hat sich weit unter den höheren, gebildetsten Classen Englands ausgebreitet, und füllte fast alle Tage vom frühen Morgen bis in die späte Nacht aus. Sie ließ den Töchtern Englands besonders ihre musikalische Bildung und ihre Meisterschaft im Vortrage zu Gute kommen. Er gewann noch immer Zeit, die Deutschen in London, hier reiche Kaufleute, dort arme Arbeiter mit deutscher Welt-, Literatur- und Kunstgeschichte als Deutsche vom deutschen Mark zu nähren. Er war eben vorbereitet, einen neuen Cyclus von Vorträgen zu beginnen, als eines trüben, drückenden, dick-nebeligen Novembermorgens ein Dienstbote athemlos und bleich in sein Zimmer gestürzt kam, und unverständliche Worte ausstieß. Kinkel hatte eine halbe Stunde vorher seine Frau ganz wohl und heiter verlassen, um ihr Ordnen und Arrangiren in einer Kommode des obersten Hinterzimmers allein zu überlassen. Er folgte dem bleichen, verstörten Mädchen die Treppe hinunter auf den mit Trottoir gepflasterten Hof, wo seine geliebte Johanna bewegslos hingestreckt lag. In der Meinung, daß sie ohnmächtig geworden, hob er sie mit seinen starken Armen auf und fand sie leblos, mit zerschmettertem Rückgrate.

Sie war aus dem obersten Zimmer durch's Fenster, das beinahe bis auf den Boden reichte, erst auf ein scharfkantiges Schieferdach der Waschküche und von da auf die Steinquadern des Hofes gestürzt, augenblicklich todt.

Ein physisches Herzübel, gewöhnlich Herzerweiterung genannt, verursachte ihr öfter Beklemmungen, Herz-Congestionen, gegen welche sie Linderung zu suchen und zu finden pflegte, indem sie rasch nach einem Fenster eilte und es öffnete. Sonach ergibt sich als das Wahrscheinlichste, daß sie beim Arrangiren in der Wäschkommode von einer solchen Congestion beengt, rasch an das Fenster geeilt, es rasch aufgeschoben, dabei das Gleichgewicht verloren und so ihren schnellen, entsetzlichen Tod gefunden habe.

Dahin vereinigte sich auch das Todtengericht, das auf „accidental death“ (Tod durch einen unglücklichen Zufall) erkannte. Der „Coroner“ oder Vorsitzende der Leichenbeschauer hielt dabei eine lange Rede, in welcher er von 40 ihm kurz hintereinander zur Erkenntniß zugekommenen Todesfällen sprach, an denen allen die unverantwortliche Bauart und Baufälligkeit englischer Häuser die Schuld trage.

Kinkel's Haus, im vornehmen Westen Londons, gehört zu einer langen Reihe der stattlichsten Häuser. Aber diese bis beinahe zur Erde reichenden, leichten Schiebfenster, die nicht geöffnet, sondern in zwei Hälften nur in die Höhe oder herunter geschoben werden können, waren nach dem Urtheil des Coroners eine Schande und Schmach für den Erbauer, da jedes geöffnete Fenster einem hohen Balkone ohne Schutzgitter gleiche. Auch kämen jährlich Hunderte beim Putzen derselben um, da man sich zu diesem Zweck außen auf das Sims wagen und an die nur leicht befestigten Schieber halten müsse. Letztere geben oft nach und die unglückliche Dienstmagd stürzt mit einer Hälfte des Fensters herunter auf Quadersteine, nicht selten auch auf das unvermeidliche Eisengitter vor dem Hause.

Wir haben auf diese Umstände aufmerksam gemacht, um den mancherlei Gerüchten über den entsetzlichen Tod der edeln deutschen Frau, Heldin und Märtyrerin einigen Halt zu bieten.

Sie ist nicht todt, sie lebt fort in ihren Werken, in ihren Thaten, in ihren Kindern, in dem Andenken der Edelsten des deutschen Volks.

Wir haben nun hier drei der edelsten deutschen Frauen, Mütter und Märtyrerinnen zu einem Grabe in fremder, kalter Erde begleitet: die Baronin von Brining k, die Herzogin von Orleans und Johanna Kinkel.

O „deutsche Mutter, schön und groß“, wein' ihnen eine heiße, schmerzstillende Thräne! Sie verdienen es. Glaub' es mir, die fremde Erde ist so kalt, so kalt, so schwer. Männerherzen verkommen auf ihr und deine edelsten Töchter sterben. Hätten wir sie wenigstens unter heimathlichen Rasen betten können! Die heimathliche Erde ist so warm, so leicht. Auf ihr stand unsere Wiege, auf ihr wird Deutsch gesprochen. In ihr möchte unsere abgemüdete Hülle ruhen.

Wein' ihnen eine heiße Thräne, eine schmerzlichere Dir — Mutter.

* Die geniale Frau des bekannten Dichters und Flüchtlings stürzte sich bekanntlich vor circa acht Tagen in einem Anfalle von Herz-Congestionen aus dem Fenster mehre Stock hoch herab auf das Pflaster. D. Red.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiebe in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. 1858.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Todtenbesuch am Skagerhorn.

Nach wirklichen Begebenheiten mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Spur des Brauträubers.

Es war Abend, als wir die kleine, aber lebhafte Hafenstadt betraten. Wir verfügten uns sogleich nach Colhorn's Laden, in dem es, wie immer, viel zu thun gab. Eine beträchtliche Anzahl Matrosen, deren Aeußeres wenig Anziehendes hatte, weil sie eben erst gelandet waren, versorgten sich mit neuen Kleidungsstücken. Besonders stark begehrte Artikel waren blau- und rothwollene Jacken. Aber auch Beinkleider, feine seidene Halstücher, schwarzlederne Glanzmützen und andere Dinge mehr fanden guten Absatz.

Wir warteten, bis der Laden sich etwas geleert hatte, und fragten dann nach dem Besitzer desselben. Herr Colhorn trat uns sogleich entgegen, um zu hören, was wir etwa begehren möch'en. Henrickſen zog das sauber zusammengelegte Tuch hervor und reichte es ihm mit der Frage, ob er dasselbe als bei ihm gekauft anerkenne.

Herr Colhorn unterwarf es einer genauen Prüfung und bejahte dann die Frage, indem er etwas pikirt den Grund derselben zu wissen verlangte. Henrickſen wollte aufbrausen, weshalb ich ihn zu schweigen bedeutete und statt seiner das Wort ergriff.

„Sie werden uns einige Minuten Gehör schenken, Herr Colhorn," sprach ich, „und zwar ohne Zeugen. Es handelt sich um ein Menschenleben, um die Entdeckung einer spurlos verschwundenen Persönlichkeit."

„Und die vermuthen Sie mit Hülfe dieses Tüchleins aufzufinden?" warf er lächelnd ein.

„Wir hegen in der That diese Hoffnung."

Herr Colhorn schüttelte den Kopf, öffnete aber gleichzeitig die Thür seines Privatzimmers und bat uns, einzutreten. Er folgte und schloß hinter sich zu.

„Wir sind jetzt ungestört," sagte er, „sprechen Sie also!"

Ich theilte ihm möglichst kurz das Vorgefallene mit und Herr Colhorn hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Als ich geendet hatte, sagte er:

„Was aber kann ich dabei thun? Es sind bei mir ganz ähnliche Tücher von Vielen gekauft worden, kann ich da wissen, wer gerade dieses eine davon käuflich an sich gebracht hat?"

„Es verkehren bei Ihnen vorzugsweise viele nordische Seeleute," versetzte ich, „Schweden, Norweger, Finnen und Russen."

„Wohl wahr," erwiderte Colhorn, „allein die meisten dieser meiner ab- und zugehenden Kunden kenne ich nicht dem Namen nach."

Ich machte den Kaufmann jetzt darauf aufmerksam, daß der Kauf des Tuches vor drei Jahren stattgefunden habe, bemerkte ferner die Jahreszeit, in der dies ohne Frage geschehen sein mußte, und wagte zuletzt sogar den Tag des Kaufes zu bestimmen.

„Sie sind gewiß ein gewissenhafter Kaufmann und führen also genau Buch," schloß ich meine Bemerkungen. „Es dürfte sich daher der Tag ermitteln lassen, an welchem das Tuch bei Ihnen gekauft ward, und wenn ich Ihnen außerdem noch sage, daß der Käufer ein Steuermann war, stark strohfarbenes Haar trug und von Figur völlig diesem meinem Freunde hier glich: so genügen vielleicht diese Andeutungen zur Ermittelung des Käufers."

„Das wäre in der That nicht unmöglich," versetzte Herr Colhorn. „Steuerleute entnehmen von mir gewöhnlich viele Artikel, es kommt sogar häufig vor, daß sie für einen Theil der Mannschaft mit einkaufen, weil diese gewöhnlich kein Geld hat. In diesem Falle pflege ich den Namen der betreffenden Steuerleute in mein Buch zu schreiben und die von mir entnommenen Artikel einzeln dabei aufzuführen. Wollen Sie mir noch einmal den Tag nennen?"

Ich that es.

„Sie sollen auf der Stelle eine ganz bestimmte Antwort erhalten," sprach Herr Colhorn, zog den Schellenzug und befahl dem eintretenden Burschen, das Ladenbuch vom Jahre 17.. zu bringen.

Eine Minute später lag dasselbe vor uns.

Unter lautem Herzklopfen folgten wir den suchenden Augen des Kaufmannes.

„Der achte September, glauben Sie, war es?" fragte er, die einzelnen Tage überfliegend.

„Der Kauf muß zwischen dem sechsten und neunten dieses Monats geschehen sein," antwortete Henrickſen.

Colhorn las weiter und murmelte dabei halblaut eine Menge fremd klingende Namen vor sich hin. Plötzlich rastete der suchende Finger.

„Steuermann Torkel Been vom russischen Schoonerschiff „Pawlowsk?" sprach er. „Den Mann muß ich kennen — er trägt strohblondes Haar, ist von gedrungener Gestalt, jung und gewandt, und er hat, wie ich selbst hier notirt habe, am siebenten September des genannten Jahres ein solches Tuch gekauft."

Henrickſen ward bald bleich, bald roth. Die Spur des Räubers seiner Braut — denn dafür hielt er jetzt den bezeichneten Steuermann — war durch das zufällig aufgefundene Tuch, wie es schien, glücklich entdeckt worden.

„Hat sich der Mann inzwischen wieder hier blicken lassen?" fragte ich den gefälligen Kaufmann.

Digitized by Google

„In meinem Locale wenigstens nicht," versetzte dieser. „Aber das können Sie ja sehr leicht erfahren beim Wasserschout oder beim russischen Consul. Dort wird man Ihnen auch den Bestimmungsort des „Pawlowsk" nennen, als er vor drei Jahren den hiesigen Hafen verließ."

Wir dankten Herrn Colhorn für seine Zuvorkommenheit, ich kaufte ein paar seidene Tücher, eine goldgestickte Mütze, um mein der hübschen Leonore gegebenes Wort zu halten, ging dann noch in den Laden eines Goldschmiedes, um einen blitzenden Ring beizufügen, und befolgte hierauf in Henrickfen's Begleitung die Rathschläge des Kaufmannes.

Am nächsten Morgen schon hatten wir ermittelt, daß der russische Schooner „Pawlowsk" damals mit einer Ladung Colonialwaaren, nach Reval bestimmt, die Anker gelichtet hatte. Es war dies am Tage der Verlobung Henrickfen's mit Marie Anne geschehen. Wir brachten außerdem noch in Erfahrung, daß der genannte Schooner wegen ungünstigen Windes ein paar Meilen vom Lande ab nochmals Anker geworfen hatte und der erste Steuermann Torkel Deen bis in die Nacht hinein am Lande gewesen sei. Der „Pawlowsk" hatte seitdem nicht mehr diese Hafenstadt besucht.

Diese Ermittelungen vermochten jedoch Henrickfen nicht zu beruhigen. Marie Anne's Schicksal, die er bisher für todt gehalten, folterte ihn unaufhörlich. Daß das junge Mädchen eine kurze Zeit geschwankt und ihr Herz befragt hatte, konnte er ihr nicht zum Vorwurfe machen. Die Entscheidung war ja schließlich zu seinen Gunsten ausgefallen. Aber die Verlockung der Arglosen, ihre wahrscheinlich gewaltsame Entführung schmerzte ihn tief. War Deen wirklich der Räuber seiner Braut, so mußte dieser Mann, ein Esthe von Geburt, wie uns weitere Erkundigungen sagten, einen leidenschaftlichen, zu roher Gewalt sich hinneigenden Charakter besitzen. Im Geiste sah Henrickfen seine Braut unglücklich, gemißhandelt! Und wer konnte wissen, ob sie den Qualen eines allem Anscheine nach auch höchst eifersüchtigen Mannes nicht längst erlegen war!

So trüben Gedanken lange nachzuhängen, blieb meinem Freunde zum Glück wenig Zeit übrig. Unsere Lage verlangte, daß wir uns möglichst bald wieder nach einer Heuer umsahen, doch nahmen wir uns gegenseitig das Versprechen ab, diesmal nur auf nach dem Norden bestimmten Schiffen Dienste zu nehmen. Daß wir ein russisches Fahrzeug unter allen Umständen jedem andern vorziehen würden, verstand sich von selbst.

Leider lag gerade kein einziges russisches Schiff im Hafen. Um nun wo möglich zum Ziele zu gelangen, reiste Henrickfen sofort ab nach einer andern, nicht allzuweit entfernten Hafenstadt, die in der Regel häufig von russischen Kauffahrern besucht ward. Er hatte Auftrag, für mich mit zu handeln, wenn die Verhältnisse es zulassen sollten. Ich selbst mußte, ehe ich persönlich für mein weiteres Fortkommen sorgte, Leonore noch einmal sehen. Die Augen des muntern Mädchens hatten mich gar so freundlich angelächelt! Und dann wartete sie ja auf Rückgabe des entliehenen Tuches und — so hoffte ich — auch wohl auf die verheißenen glänzenden Geschenke, die ich ihr freigebig versprochen.

Wir sahen uns wieder. Sie nahm aufrichtigen Antheil an dem, was ich ihr über den Erfolg unserer Erkundigungen mittheilen konnte, und als ich von ihr ging, wehrte sie mir nicht, daß ich den mitgebrachten Goldreif an ihren Finger steckte. Ich verließ Leonore mit der Gewißheit im Herzen, sie werde sich als meine still Verlobte betrachten.

Inzwischen waren auch die Bemühungen Henrickfen's von gutem Glück begünstigt. Der Capitain der Brigg „Olga" von Kronstadt, ein Deutscher von Geburt, suchte gerade noch einige seegewandte Matrosen, um sein übrigens größtentheils finnisches Schiffsvolk leichter regieren zu können. Der wackere Mann heuerte uns Beide, mich als Vollmatrose, Henrickfen, der schon vor ein paar Jahren sein Steuermanns-Examen gemacht hatte, als solcher aber bisher noch kein Unterkommen finden konnte, als zweiten Steuermann. Die Bestimmung der „Olga" war Reval, und da sie ihre Ladung zum größten Theile bereits eingenommen hatte, brauchten wir nur noch guten Wind abzuwarten, um auszuclariren. Letzteres geschah nach Verlauf einer Woche.

Diese zweite Reise traten ich und Henrickfen mit sehr gemischten Empfindungen an. Mein Freund sprach sich gar nicht über seine Pläne aus, so oft ich ihn aber auszuforschen suchte, las ich in dem unheimlichen Funkeln seiner Augen, daß sein Herz gegen Torkel Deen von Haß überlaufe. Traf er mit dem Gesuchten zusammen und fand er Marie Anne bei ihm, dann gab es zwischen Beiden einen Kampf auf Leben und Tod. Gerade diesem Aeußersten vorzubeugen, war mein Vorsatz, und ich ging Tag und Nacht mit mir zu Rathe, wie ich wohl am besten eine verbrecherische Handlung möchte verhindern können.

Gegen den Capitain der „Olga" beobachteten wir Beide tiefes Schweigen. Er hätte Verdacht schöpfen und unser Vorhaben, wenn auch nur aus Klugheitsrücksichten, in irgend einer Weise durchkreuzen und unausführbar machen können. Nur ganz nebenbei und ohne daß es ihm auffallen konnte, erkundigten wir uns nach den Rhedern Reval's, nach der Zahl der Schiffe, die sie besaßen, und nach den Namen der vorzüglichsten derselben. Der „Pawlowsk" war eins der ersten, das er uns nannte.

„Ist's nicht ein Schooner?" sagte Henrickfen.

„Kennst Du ihn?" fragte der Capitain.

„Hab' ihn, glaub' ich, 'mal gesehen," erwiderte Henrickfen. „Sein Steuermann galt für einen ausbündig wilden Menschen."

„War er auch," sagte der Capitain unwillig. „Hab' mich fast zu Tode geärgert über den Bengel, als ich ihn ein halbes Jahr lang als Junge an Bord hatte. Sein Kopf ist so hart, wie sein strohernes Haar, und was er sich einmal vornimmt, das führt er auch aus, und sollten Galgen und Rad gleich daneben stehen. Den jüngsten Mat stürzte er in wilder Wuth über Bord, blos weil er in der Eile in seine Schuhe gefahren war. Der arme Mensch ward zum Glück gerettet, aber den Torkel Deen behielt ich nicht länger an Bord."

„Ich hörte seine große Entschlossenheit rühmen," warf ich ein, obwohl das eine reine Erfindung war, denn ich hatte nie von Jemand auch nur ein Wort über den Esthen vernommen.

„Wäre er nicht so unbändig, so eigenwillig, so jähzornig und deshalb so überaus schwer zu behandeln, kein Seemann könnte sich einen tüchtigeren Steuermann in gefahrvollen Stunden wünschen."

„Fährt er noch auf dem „Pawlowsk"?" fragte Henrickfen.

„Bestimmt weiß ich es nicht," erwiderte der Capitain. „Es gab immer Reibungen, auch munkelte man vor Jahr und Tag etwas von einer Geschichte, die am Bord vorgekommen sein sollte und die beinahe zu einer criminellen Untersuchung geführt hätte. Ich hab' mich absichtlich nicht darum gekümmert, um nicht mit den Gerichten, wenn auch nur als Zeuge, in Berührung zu kommen. Anderen mochte es wohl eben so gehen, und so kam nichts an den Tag. Den Torkel Deen aber soll man damals gleich einem Rasenden auf dem Schiffe wie am Lande haben herumlaufen sehen, worauf er verschwand."

Näheres über den Esthen war nicht zu erfahren, auch durften wir nicht weiter in den Capitain der „Olga" dringen, wenn wir durch unsere Fragen nicht Verdacht erregen wollten.

Die Reise verlief, eine höchst unbedeutende Havarie abgerechnet, die wir auf der Höhe von Bornholm erlitten, ganz glücklich. Wir hatten mit keinen widrigen Winden zu kämpfen, überhaupt keinerlei Unfälle, wie sie Seefahrern so häufig zustoßen. Erst in unmittelbarer Nähe von Reval begegnete uns etwas ganz Ungewöhnliches.

Windstilles Wetter nöthigte den Capitain, vor Anker zu gehen, um in dem schwierigen Fahrwasser nicht mit einem entgegenkommenden Schiffe bei der dicken Luft, die über dem Meere lagerte, in Collision zu gerathen. Wir hatten die üblichen Laternen ausgehängt, die vorschriftsmäßigen Wachen beschritten das Deck. Da vernahmen wir plötzlich ein unerklärliches Geräusch vom Lande her. Es klang wie dumpfes Rauschen in der Ferne rasenden Sturmes, dann wieder Eziisch heißen, aus enger Oeffnung strömenden Dampfes. Dazwischen ließ sich Geschrei, Jammer, Geheul hören, und zwar so laut, so angstvoll, so andauernd, daß uns Allen grauste. Sonst blieb es ringsum todtenstill. Die Nebelluft stand fest wie eine graue Mauer, das Meer lag ruhig vor uns, wir befanden uns in der absolutesten Einsamkeit. So verging etwa eine halbe Stunde. Dann ward das Rauschen, Zischen, Heulen und Winseln schwächer und hö.te nach einiger Zeit ganz auf.

Während der Dauer dieser unerklärbaren Töne hatte nur Einer oder der Andere ein paar abgebrochene Worte gesprochen, um sein Erstaunen auszudrücken. Henrickfen und ich, wir Beide begnügten uns mit schweigendem Horchen. Uns waren Meer, Land und Leute völlig unbekannt, wir konnten also nicht eingeweiht sein in die Geheimnisse der Küstengegenden, in denen ja vielleicht seltsame Na-

Digitized by Google

turstimmen zu gewissen Zeiten bei tiefer Nacht- und Windstille hörbar wurden.

Aber auch der Capitain und die übrige zum größeren Theil hier heimische Mannschaft der „Olga" theilte unser Staunen, um nicht zu sagen, unser Entsetzen. Kein Mensch auf dem Schiffe hatte je — das war unverkennbar an der Haltung Aller zu gewahren — solche schauerliche Töne und Stimmen vernommen. Henricksen's Frage, was wohl die Ursache dieses Geräusches sein könne, beantwortete der Capitain mit einem barschen:

„Ich weiß nicht!"

Es war Mitternacht, als sich diese markdurchschütternden Töne hören ließen. Um ein Uhr war Alles wieder still, und der lautloseste Friede lag über Meer und Land. Etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang hob sich der Nebel, wir erkannten die Küsten zur Rechten und sahen, daß wir nur etwa eine Stunde in gerader Richtung davon entfernt sein mochten. Zwischen Schiff und Land aber lag ein felsiges Eiland, dem Ansehen nach völlig unbewohnt, und über diesem Eilande zitterte ein grau-weißer Schatten, als steige aus tiefer Felsschlucht Rauch auf.

Der Capitain betrachtete diesen Felsbrocken geraume Zeit sehr genau durch sein Fernrohr, ohne sich weiter gegen uns über sein Denken auszulassen.

Als die Sonne höher stieg, kam auch wieder Bewegung in die Luft. Das Meer kräuselte sich, wir konnten die Anker lichten, setzten möglichst viele Segel auf, und erreichten noch vor Abend die Rhede von Reval.

V.

Sturm und Schiffbruch.

Von einem frühen Winter überrascht, waren wir genöthigt, Monate lang hier zu verweilen. Wir hatten demnach Zeit, dem Manne nachzuspüren, der uns vor Allem interessirte. Das war jedoch mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden. Es ließ sich nichts ermitteln, als daß Torkel Been aus Gründen, die uns verborgen blieben, den „Pawlowsk" verlassen hatte, und gleich darauf verschwunden war. Es gelang uns, ehemalige Freunde des Mannes aufzufinden, aber auch von diesen war nichts zu erfahren. Höchst wahrscheinlich hätten sie sprechen können, wenn nicht Furcht oder Angst, vielleicht gar ein furchtbarer Eid, ihnen Stillschweigen gebot. Unsere Vermuthung, es müsse mit dem von uns Gesuchten sich etwas ganz Ungewöhnliches zugetragen haben, gestaltete sich mehr und mehr zur Gewißheit.

So verging der Winter, ohne uns dem ersehnten Ziele auch nur einen einzigen Schritt näher zu bringen. Henricksen verfiel wieder in seine frühere melancholische Stimmung, und ich selbst verlor ebenfalls meine angeborene Heiterkeit. Ich sah mit Sehnsucht dem Zeitpunkt entgegen, wo die starre Eisdecke brechen, und wärmere Lüfte uns die Wasserstraße nach der milderen Heimath wieder öffnen würden.

Gerade im härtesten Winter machten einige verwegene Menschen in der Umgegend Reval's viel von sich reden. Im Innern des unermeßlichen russischen Reiches waren Verbrecher auf ihrem Transport nach Sibirien ihren Wächtern entsprungen. Sie entkamen wie durch ein Wunder ihren Verfolgern, gewannen die nordischen Küstenstriche, und verschwanden hier jeglichen Nachstellungen. Man erzählte sich, daß sie versteckt auf den unzähligen Klippen der finnischen Bucht hausten, und früher eine Art Seeräuberleben geführt hätten. Schiffe waren von diesen waghalsigen Flibustiern niemals belästigt worden; überhaupt hatten sie sich der Sage nach in ihren gebrechlichen, aber mit unglaublicher Kühnheit geführten Fahrzeugen niemals auf offener See, sondern nur zwischen den zahllosen Klippen und Felseninseln der Küste gezeigt. Es mußten sich demnach auch tüchtige Seeleute zu diesen verzweifelten Menschen gesellt haben. Daß die große Menge jegliches Verbrechen, jede Schandthat nur diesen gleichsam unsichtbaren Räubern zur Last legte, war Selbstfolge.

Henricksen gab zuerst meinen eigenen Gedanken Worte, als die Kunde von einem mehrfachen Morde, der erst kürzlich verübt worden sein sollte, mehr als je von der gefährlichen Bande sprechen machte. Die fest zugefrorene Bucht war für diese gewissenlosen Räuber ein Terrain, auf dem sie sich nach Belieben tummeln konnten.

„Wenn Torkel Been noch lebt," sagte Henricksen, „so hat er sich gewiß diesem Gesindel zugesellt. Ich besorge sogar, daß er mit unter den Verbrechern gewesen ist, die in so unbegreiflicher Weise ihre Flucht auf dem Transport veranstalteten. Damit hängt wahrscheinlich jene dunkele Geschichte zusammen, die unser Capitain nicht genau kennen will. Aus einem Mörder ist zuletzt ein Raubmörder geworden."

„Unmöglich wäre dies nicht," gab ich zur Antwort, „doch kommt es mir auch nicht recht wahrscheinlich vor."

„Mir desto mehr, Tom Peter. Jetzt erkläre ich mir auch jene entsetzlichen Töne in der Nacht vor unserer Ankunft in Reval. In dem öden Felsenhorn in der Bucht, unfern einer wenig bevölkerten Küste hat das Volk seinen Versteck. Dorthin schleppen sie ihre Beute, dort entledigen sie sich aller unbequemen Zeugen ihres Thuns, die sie verrathen könnten, dort zechen und schwelgen sie in den Reichthümern, die die verabscheuungswürdigsten Verbrechen ihnen liefern."

„Wenn dies im Ernst Deine Ueberzeugung ist, dann wäre es Pflicht für Dich, Anzeige von unserer Entdeckung zu machen."

„Um sich von den Behörden hudeln zu lassen? Dazu habe ich keine Lust."

„Aber Du begegnetest vielleicht dem Räuber Marie Anne's!"

Henricksen zitterte vor Aufregung, indeß faßte er sich bald wieder.

„Ich will es doch lieber nicht thun," sagte er. „Wie leicht könnte auch ich mich vergessen bei solch' einem Zusammentreffen, und statt mich zu rächen an einem Todfeinde, fiele ich, mit dem Brandmale des Verbrechens behaftet, den Schergen in die Hände."

Damit endigte unsere Unterredung. Die umlaufenden Gerüchte verloren sich, man entdeckte weder die beispiellos frechen und in ihrer Frechheit glücklichen Räuber, noch konnte man die Spuren derer auffinden, die aller Wahrscheinlichkeit nach als Opfer den verbrecherischen Menschen in die Hände gefallen waren.

Endlich änderte sich die Witterung. Milde Südwinde brachen das Eis, das Wasser ward frei und auf allen Werften, in allen Häfen rührten sich tausend Hände.

Die „Olga" ward neu aufgetakelt und mit nordischen Producten befrachtet. Mit dieser Ladung sollte sie nach Leith abgehen. Der Capitain schien froh zu sein, wieder sein Schiff unter sich zu fühlen. Er heuerte noch ein paar kräftige Jungen, um nicht Mangel an Mannschaft zu haben, verproviantirte sich reichlich und auf einen Monat länger, als eigentlich nöthig gewesen wäre, und wartete auf die erste günstige Brise, um den Anker zu lichten.

Es war Ende April, als wir auf die Bucht hinaussteuerten, in der noch Eis in Masse trieb. Aber wir hatten Vorkehrungen gegen den Anprall scharfer und schwerer Schollen getroffen, so daß wir ohne Furcht uns auf die hohe See wagen durften. Plötzlich eintretendes Sturmwetter freilich würde auch diese Vorsichtsmaßregeln zu Schanden gemacht haben.

Ich weiß nicht, ob es Zufall war oder Absicht, genug, die „Olga" segelte bei scharfer Brise nur etwa drei Kabellängen an dem zackigen, strauch- und baumlosen Felseneilande vorbei, über dem wir auf der Hinreise am Morgen nach der windstillen Nebelnacht die verdächtige Rauchwolke aufwirbeln sahen.

„Der denkt, wie ich," flüsterte Henricksen mir zu, als er den Capitain das Fernrohr auf die unbewohnte, ziemlich umfangreiche Klippe richten sah. Etwas Verdächtiges war nicht zu entdecken. Das Meer wogte in weißen, schäumenden Brandungen um das schwarze Granitgestein und ein Schwarm gefräßiger Seevögel wogte über dem fast gespenstisch anzusehenden Eilande hin und her. Traf ein Strahl der noch matten Sonne ihr Gefieder, so schimmerte es weißlichgrau und glich dann fast aufwirbelndem Rauche.

„Was meinst Du, Henricksen," sprach ich, „sollten uns die eigenen Augen wohl im Herbst vorigen Jahres getäfft haben?"

Henricksen antwortete nicht und der Capitain stieß offenbar verdrießlich sein Fernrohr zusammen. Die „Olga" fuhr unangefochten, nur von dem Gekrächz des Raubgevögels begleitet, an der düstern Klippe vorüber.

Aber die Ostsee hat, wie bekannt, böse Tücken. Kaum waren wir auf der Höhe von Oesel angelangt, als es zu blasen begann, wie im tiefsten Herbst. Die Luft ward dick von Nebel und dabei so kalt, daß Raaen, Stangen, Spieren und alles Tauwerk sich mit glasiger Eiskruste überzog und der Mannschaft die Arbeit auf Deck zur Qual machte. Die See ging ununterbrochen hoch und ihre scharfen, harten Wellen schlugen mit so fürchterlicher

Digitized by Google

Gewalt an die Planken der „Olga", daß das ganze Schiff seufzte und stöhnte, als sei es ein beseeltes Wesen. Das ging vier Tage mit nur sehr kurzen Pausen so fort. Da der Wind bald dick aus Osten, bald wieder aus Nord und West blies, kamen wir nur langsam von der Stelle. Merkwürdigerweise begegnete uns in dieser ganzen Zeit am Tage kein einziges Segel, des Nachts nur strich ein paar Mal in Sehweite ein Schiff vorüber, dessen Laternen am Maste gespenstigen Augen gleich die Finsterniß durchglühten. Es war eine unheimliche Reise und wir Alle, der Capitain nicht ausgenommen, empfanden fröstelnd dies Unheimliche, ohne uns darüber auszusprechen.

Durch die häufig wechselnden Winde genöthigt, oft Tage lang zu kreuzen, näherten wir uns nur sehr langsam dem dänischen Inselreiche. Wir waren froh, als der Sund endlich vor uns lag, und glaubten, alle Noth sei nunmehr überstanden. Kaum aber steuerten wir in das Kattegat, so überfiel uns ein abermaliges, nur viel schlimmeres Unwetter, als alle früheren. Es war ein Orkan aus Nord, begleitet von flammenden Blitzen und fürchterlichen Donnerschlagen, und dies Wetter brach los mitten in finsterer Nacht.

Die öde, schaurige Sandspitze von Skagen lag wenige Meilen vor uns zur Linken. Der Capitain erkannte die uns drohende Gefahr, wenn es nicht möglich sei, das Schiff von diesem Sandrücken abzuhalten. Aber der Sturm fegte gerade darauf zu und die gegen die Breitseite der „Olga" heranrollenden Wasserberge trieben sie dem verrufenen Strande näher und näher.

Obwohl kein Fetzen Leinwand mehr an den Raaen hing, brach doch bald da, bald dort der Orkan eine derselben ab und schleuderte sie weit hinaus in die wüthende See. Schon nach einer halben Stunde fruchtlosen Kampfes hing das Takelwerk zerfetzten Spinnengeweben vergleichbar um die knarrenden und krachenden Masten. Um nicht erschlagen zu werden, mußten wir erst den Mittel-, dann den Fockmast kappen. Ein Feuerball rollte darüber hin, als sie über Bord stürzten und das schäumende Meer sie gierig, weiße Säulen strudelnden Wassers gen Himmel spritzend, einschluckte. Jeder Blitz zeigte uns die von Minute zu Minute wachsende Gefahr. Hob sich die „Olga" auf dem zitternden Riesenhaupte einer Woge, dann erblickten wir das grelle rothe Licht des Leuchtfeuers auf Skagen, und fuhren Speerspitzige Blitze über und neben uns in die wildbewegte See, so konnten wir schaudernd den schauerlichen Todtenacker am Skager Strande erkennen, bei dessen Anblicke das Herz jedes Seemannes erbebt. Wie bleiche, fleischlose Riesenarme griffen dort Rippen und gebrochene Masten gestrandeter, vom Sande halb überschütteter Schiffe in die gespenstische Nacht hinein. Zwischen diesen zahllosen Wracks aber und darüber hin peitschte der rasende Nordsturm haushohen Schaum zerstäubender Wogen. Im Schein der Blitze schien der ganze Strand auf einer Strecke von wohl einer halben Stunde von Schneewirbeln umtost zu sein.

Da blitzte ein grelles Licht vor uns auf, ein Schuß verhallte dumpf über dem Meere. Gleich fuhr ein breiter glührother Blitz aus dem schwarzen Gewölk und im Aufleuchten dieses Naturfeuers sahen wir einen großen Dreimaster vor uns, der das Steuer verloren hatte und gerade auf Skagenhorn zutrieb. Dieser fürchterliche Blitz zersplitterte den großen Mast und gleich darauf schlugen rothe Lohen aus dem zerborstenen Holze. Sie breiteten sich schnell aus, noch wenige Minuten, und das Schiff trieb flammend gerade zwischen die verwesenden Schiffsleichen auf den todbringenden Sand zu.

Es war ein fürchterlich schöner Anblick, wie das gewaltige Schiffsgebäude, umringt von den starrenden Masten längst verlorener Fahrzeuge, jetzt aufrannte im Sande, wie dann wieder weißstrudelnde Wellenberge es umhüllten, eine neue stärkere Woge es nochmals hob und Rauch und Flammen abermals den Sieg über die zurückrollenden Wogen gewannen.

Den Gestrandeten zu Hülfe zu eilen, war unmöglich. Sahen wir doch das gleiche Schicksal vor Augen! Die „Olga" war verloren, das wußten wir Alle, das Leben aber konnten wir im glücklichsten Falle wohl noch retten.

Der Capitain trat selbst an's Steuer. Mit einer Stimme, die momentan das Geheul des Sturmes und das Brüllen der Wogen überschrie, rief er Henricksen zu, mit aller Gewalt die Speichen des Rades zu fassen, um das Schiff gerade auf den Sand rennen zu lassen. Sechs Menschen warfen sich zugleich auf die Speichen, das Schiff krachte, als berste es mitten auseinander. Sein Bug hob sich, wie ein steigendes Roß, das seinen Reiter abschütteln will, aber es gehorchte doch dem Steuer. Die nächste hinter uns aufrauschende Woge warf es halb zur Seite, das Bugspriet senkte sich wieder und rasselnd, knirschend, als durchfurche schwerer Stahl kiesiges Gestein, rannte es mitten zwischen zwei fast ganz vermoderten Schiffsleibern auf die fahle, öde, menschenleere Sandspitze.

Der fürchterliche Stoß warf uns nieder, der Boden des Schiffes zerbarst und gurgelnd hörten wir das Wasser in den Raum stürzen. Dennoch verloren wir nicht den Muth. Hüben und drüben, auch vor uns ragten Schiffstrümmer aus ihrem sandigen Grabe. Da lag noch ein halber Rumpf, dort starrte ein Mast, daneben der Kiel eines zerborstenen Fahrzeuges in die Nacht, grell beleuchtet von dem Flackerschein des Feuers, das ein paar hundert Schritte weiter den Dreimaster verzehrte. Jede neue Brandung rollte schwere Seen gegen den Strand, die jedem von ihnen Ergriffenen den Tod drohten. In der Finsterniß der Nacht würde ein menschliches Wesen hier nur durch ein Wunder zu retten gewesen sein.

Uns aber leuchteten die Flammen des vom Blitz getroffenen Schiffes. Bei ihrem Schein konnten wir uns leichter orientiren und die Pausen abwarten, in denen der Strand von den verheerenden Sturzseen nicht berührt ward. Diesem glücklichen Zufalle allein verdankten wir unsere mühselige Rettung. Wir unterstützten uns dabei gegenseitig, so viel wir vermochten, und als das Feuer bereits die Masten gänzlich verzehrt hatte, standen wir, ein erschöpftes Häuflein gänzlich hülfloser Schiffbrüchiger, auf der sturmumtobten, meergepeitschten Sandspitze, vergebens nach dem Orte ausschauend, der uns Obdach gewähren möge.

VI.

Der Priester von Skagenhorn.

Die Wuth des Orkanes nahm noch immer zu und schürte die Gluth des brennenden Schiffes, dessen Mannschaft schon größtentheils um's Leben gekommen war. Einige Männer nur klammerten sich verzweiflungsvoll an der Schanzkleidung der Backbordseite fest, die den Flammen am wenigsten ausgesetzt war. Hier aber wurden sie ein Spielzeug des Sturmes, der sie jeden Augenblick in die rasende Brandung hinabzuschleudern drohte. Wirklich sahen wir auch innerhalb weniger Minuten drei dieser Unglücklichen auf solche Weise in den aufsprühenden Schaumwirbeln für immer versinken.

Es war ein schrecklicher Anblick, die noch am Bord des Dreimasters hängenden Menschen mit den verzerrten Gesichtern, von den Flammen grell beleuchtet, über ihrem offenen Grabe schweben zu sehen, ohne ihnen in ihrer Noth beispringen zu können. Einer namentlich sah fürchterlich aus. Er saß auf dem Stag des noch stehenden Besanmastes, und Rauch und Flammen umzüngelten ihn abwechselnd. Der Mann mußte schrecklich leiden, denn dem Anscheine nach versengte ihn die von unten heraufschlagende Gluth. Dennoch lebte er und beschäftigte sich noch immer mit Rettungsgedanken.

„Nie sah ich so gräßlich verzerrte Züge," sprach Henricksen, der seine Augen eben so wenig, wie ich, von dem Verlassenen abwenden konnte. „Und wie sein langes Haar im Sturme flattert!"

„Das Feuer läßt es selbst feurig erscheinen!" fügte ich noch hinzu.

Da hörten wir ein Krachen, ein wildes Aufschreien — dann senkte sich der Mast leewärts und mit ihm in einem Wogensprühen, das mit den Flammen sich zu vermählen schien, verschwand der Unglückliche unseren Blicken.

An dem Heranlecken der immer höher gehenden See, die erst seit etwa drei Stunden fluthete, gewahrten wir, daß die Stelle, wo wir standen, in kurzer Zeit von den Wogen überspült sein werde. Wir mußten uns deshalb nach einem gesicherteren Orte umsehen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Bürgersleute und Bürgermeister. *

Deutschlands erste Eisenbahn und ihr Gründer Johannes Scharrer.

Es gibt Wahrheiten, die so lange wiederholt werden müssen, bis sie Anerkennung finden; so ist es seiner Zeit mit den Eisenbahnen gegangen. Eine Reihe von Jahren war erforderlich, den Eisenbahnen in Deutschland die verdiente Anerkennung zu verschaffen, und dem größeren Publicum begreiflich zu machen, daß sie alle anderen Verkehrsmittel zu Wasser und Lande an Wichtigkeit übertreffen. Das praktische und unternehmende England war Deutschland mit dem Bau von Eisenbahnen um mehrere Jahre vorausgegangen, und erfreute sich bereits der günstigen Resultate seiner Schienenwege, als zuerst in Nürnberg der Gedanke realisirt wurde, die Erfindung der Eisenbahnen mit Dampfkraft auch auf den deutschen Boden zu verpflanzen.

In dem alten Nürnberg, das schon in früheren Jahrhunderten die Mutter zahlreicher Erfindungen auf dem Gebiete der Kunst und Industrie war, und auch schon im 15. Jahrhundert bei Erfindung der Buchdruckerkunst unter allen Städten Deutschlands zur Verbreitung derselben mit am meisten beigetragen hatte, war die Wichtigkeit und der Einfluß richtig erkannt worden, den das schnellste und wohlfeilste Transportmittel auf das ganze sociale Leben ausüben müsse. Die glänzenden Resultate, welche in England auf der Liverpooler Eisenbahn und in Frankreich auf der zwischen Lyon und St. Etienne erzielt worden waren, lenkten die Aufmerksamkeit eminenter Köpfe in Nürnberg auf die Unternehmungen des Auslandes. Vornehmlich hatte Johannes Scharrer, Nürnbergs wackrer Bürgermeister, und nächst ihm sein Freund Platner, die hohe Bedeutung der neuen Erfindung erkannt. Scharrer verfolgte mit höchstem Interesse die Entwickelung der bereits erbauten auswärtigen Bahnen, indem sein Scharfblick mit Bestimmtheit voraussah, daß die Erfindung der Eisenbahn mit Dampfkraft für den materiellen Verkehr der Staaten und für die Verbindung der Völker von einer ebenso unberechenbaren Wichtigkeit sei, als die Erfindung der Buchdruckerkunst für ihren geistigen Verkehr. Er ging von der Ansicht aus, wie durch die Buchdruckerpresse die Producte des menschlichen Geistes in Tausenden von Exemplaren für die ganze civilisirte Welt geliefert werden, und wie sie als ein Hebel von unermeßlicher Kraft zur Beförderung des geistigen Verkehrs, zur Verbreitung der Kenntnisse und zur Emporhebung der Wissenschaften und Künste wirke, ebenso müsse durch Eisenbahnen mit Locomotiven der persönliche und materielle Verkehr der Menschen und der Austausch der Producte der Natur und des Gewerbfleißes erleichtert und beflügelt werden.

Es leuchtete ein, daß bei weiterer Entwicklung der Eisenbahnen selbst große Entfernungen durch das dem Fluge der Vögel nachstrebende Verbindungs- und Transportmittel immer kleiner werden, und Staaten und Nationen dadurch immer näher und näher an einander rücken müßten.

Einem energischen und weiter strebenden Charakter, wie dem Scharrer's, war es nicht gegeben, in einer so bedeutungsvollen Entwickelungsperiode müßig zuzusehen, und nur andere Länder die

* Unter obigem Titel werden wir eine Reihe von Artikeln veröffentlichen, deren Aufgabe es sein soll, das Vaterland mit dem Wirken von Ehrenmännern bekannt zu machen, deren Ehrgeiz darin bestand und besteht, tüchtige Bürger, gesunde, kräftige Mitglieder der bürgerlichen Gemeinde zu sein. Gott sei Dank, es fehlt uns in Deutschland nicht an Stoff für dertei Skizzen, und wir dürfen unsern Lesern eine gute Auswahl versprechen — eine Reihe wahrhaft tüchtiger und treuer Bürger. Daß wir unter dem Begriff Bürger nicht nur Haus- oder Grundbesitzer verstehen, brauchen wir wohl nicht hinzuzusetzen.

D. Redact.

Digitized by Google

weltumgestaltende Erfindung genießen zu lassen. Da galt es, zu handeln und zunächst dahin zu streben, daß auch in Deutschland das wenigstens versucht werde, was sich bereits im Ausland als zweckmäßig erwiesen hatte. Konnte man auch für den Anfang keinen großartigen Plänen Raum geben, so erschien es doch rathsam, einen den Verhältnissen entsprechenden Versuch im Kleinen zu machen. War es auch von jeher schwierig, bei industriellen Unternehmungen einen Erfolg und Ertrag im Voraus mit Zuverlässigkeit zu berechnen, und steigerte sich diese Schwierigkeit namentlich bei Eisenbahnen, weil sich die bestehenden Verhältnisse durch ein neues hineingeschobenes Element außerordentlich verändern, ja sogar neugestalten, so gab doch die bedeutende Frequenz, wie sie schon seit Jahren zwischen den Schwesterstädten Nürnberg und Fürth bestand, um so mehr Bürgschaft, daß der Bau einer Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth günstige Resultate liefern würde, als die Industrie beider Städte von Jahr zu Jahr im Zunehmen begriffen war.

Scharrer stimmte in seinen hochherzigen und wohlerwogenen Plänen mit Platner überein, indem beide Männer immer das eine Ziel im Auge hatten, ihre Vaterstadt mit einem erfolgreichen Unternehmen zu beglücken, dessen Ausführung an andern Orten des Vaterlandes an den vielen sich bietenden Schwierigkeiten bereits gescheitert war. Welche Vorurtheile machten sich von den verschiedensten Seiten geltend, als Scharrer sein Project zum ersten Male öffentlich zur Sprache brachte! Aus dem Chaos von Meinungen und Ansichten tauchten die merkwürdigsten Urtheile auf. Jetzt, wo nach allen Ecken und Enden Deutschlands Schienenwege laufen, klingen diese Dinge fast komisch! Manche bezeichneten die Eisenbahnen als ein Symptom krankhafter Unruhe und nervöser Ungeduld der Zeitverhältnisse, oder als nothwendiges Uebel, das die Engländer über die Menschheit gebracht hätten. Wieder andere beschränkte Köpfe machten sogar auf den starken Luftzug und die nachtheiligen Folgen aufmerksam, welche dieser für die Gesundheit der Fahrenden haben müsse. Statt die Eisenbahn als Besiegerin der Zeit anzuerkennen, durch deren Benutzung die Weltanschauung der Menschen sich mannichfaltiger und reicher gestalten werde, klagten Viele, daß man in Zukunft die Gegenden zu rasch durchfliege, um angenehm reisen zu können. Alle diese Vorurtheile und Absurditäten eines von den Zeitverhältnissen überflügelten Philisterthums boten zwar Hindernisse, die jedoch durch die erhabene Idee, von der bereits einzelne Männer durchdrungen waren, bald beseitigt wurden.

Scharrer hatte sehr richtig die Behauptung aufgestellt, daß Eisenbahnen mit der Aussicht auf eine den gewöhnlichen Capitalzinsfuß übersteigende Ertragsfähigkeit nur da hergestellt werden könnten, wo eine in starkem Verkehr mit einander stehende Bevölkerung durch die Bahnlinie verbunden würde, und sowohl die Bau- und Einrichtungskosten, als auch die Unterhaltungskosten mit der zu erwartenden Personenfrequenz in einem günstigen Verhältniß ständen.

Die Frequenz der Straße zwischen Nürnberg und Fürth hatte man zwei Monate lang genau beobachtet, und aus den gesammelten Notizen sehr befriedigende Schlüsse gezogen, wie sich der Verkehr auf der Eisenbahn gestalten müsse. Der Kostenanschlag einer Eisenbahn mit Dampfkraft zwischen Nürnberg und Fürth belief sich anfangs auf 132,000 Gulden, und das ganze Unternehmen sollte durch eine Gesellschaft in Ausführung gebracht werden, deren Mitglieder das erforderliche Capital durch Actien à 100 Gulden zusammenschießen würden. Man hatte die Proposition gemacht, daß nach vollendeter Subscription die Mitglieder der provisorisch gebildeten Actiengesellschaft sich vereinigen möchten, um über den Entwurf einer Gesellschaftsacte, über die Wahl der Repräsentanten und die Ausführung des Unternehmens selbst zu berathen und zu beschließen.

Waren auch vielen Kaufleuten der beiden Handelsstädte die Vortheile eines Actienunternehmens bekannt, so war doch das größere Publicum hiermit im Anfang nur wenig vertraut. Scharrer war desto mehr von der Zweckmäßigkeit eines solchen Unternehmens überzeugt, und es gelang ihm, noch andere hochgeachtete Persönlichkeiten für das Project zu gewinnen. Im Verein mit ihnen wurde im Mai 1833 der erste Aufruf an die Bürger Nürnbergs und Fürths erlassen, und darin zur Betheiligung an dem Unternehmen eingeladen. Den gemachten Vorschlägen wurde von vielen Seiten die größte Aufmerksamkeit geschenkt, man prüfte sie genau, und erkannte ihre Wichtigkeit. Viele betrachteten es gleichsam als eine Ehrensache, das vorgelegte Project nach besten Kräften zu unterstützen, und zum Ruhme von Nürnberg und Fürth auch in Ausführung zu bringen.

Ohne manche aus kleinlichen Nebenabsichten entspringende Meinungen zu beachten, und sich dadurch irre führen zu lassen, schritt das im Mai 1833 zusammengetretene Comité mit Sicherheit vorwärts, und hatte schon im November desselben Jahres die Genugthuung, durch 207 Theilnehmer das erforderliche Capital gedeckt zu sehen. Konnte man auch mit diesem vorläufigen Resultat in jeder Hinsicht zufrieden sein, so waren doch bis zur Erreichung des schönen Zieles noch große Schwierigkeiten zu überwinden. Allen Betheiligten war es klar, daß bei der Wichtigkeit einer Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth, als derartiges erstes Unternehmen in Deutschland, besonders viel daran gelegen sei, dieselbe auf die möglichst vortheilhafte und zweckmäßige Art auszuführen und dabei jeden Mißgriff zu vermeiden, wodurch das vollkommene Gelingen des Projectes in technischer und ökonomischer Hinsicht ganz oder zum Theil verhindert werden könnte. Denn da bekanntlich der große, aus Nichtsachverständigen bestehende Theil des Publicums den Werth jeder neuen Unternehmung nach dem Erfolge zu beurtheilen pflegt, und selbst den besten und solidesten Plan nach einem fehlgeschlagenen ersten Versuche zu verwerfen geneigt ist, ohne genau zu untersuchen, woran die Schuld des Mißlingens eigentlich liegt, so hätte irgend ein Fehler oder eine getäuschte Erwartung sehr nachtheilig auf die öffentliche Meinung einwirken und wo möglich das Vorurtheil für lange begründen können, daß Eisenbahnen in Deutschland überhaupt nicht anzuwenden seien.

Man erbat sich daher zunächst die Ansicht eines Sachverständigen, des Oberst-Bergrath von Baader in München, eines Mannes, dessen langjährige Studien auf dem Gebiete der Mechanik und Technik allseitige Anerkennung gefunden hatten. Außerdem wurde mit dem Ingenieur Stephenson in Newcastle eine lebhafte Correspondenz unterhalten. Unter seiner Direction war nicht nur die Liverpooler Eisenbahn erbaut worden, sondern er hatte auch bereits im Jahre 1829 durch eine neu erfundene Construction der Locomotive einen Preis von 500 Pfund Sterling davongetragen. Der Rath eines so praktisch und theoretisch gebildeten Mannes verdiente vollkommene Beachtung. Er erbot sich, zwei Locomotiven für die Nürnberg-Fürther Bahn zu 21,000 Gulden inclusive der Transportkosten bis nach Nürnberg zu liefern. Auch versprach er, einen seiner tüchtigsten Ingenieure zur Erbauung der Bahn nach Nürnberg zu senden, wenn man sich verbindlich mache, demselben einen jährlichen Gehalt von 7200 Gulden und seinem Begleiter, einem jüngeren Techniker, 2400 Gulden auszubezahlen.

Solchen hohen Honorarforderungen der beiden Engländer konnte für den Anfang nicht genügt werden. Glücklicherweise wurde auch das Comité während der mit den Ausländern gepflogenen Unterhandlungen auf den in München lebenden Ingenieur Denis aufmerksam, der kurz zuvor von einer längeren Reise in Nordamerika und England zurückgekehrt war. Denis hatte in diesen Ländern die Construction der verschiedenen angelegten und im Bau begriffenen Eisenbahnen zum Hauptgegenstand seiner Beobachtungen und seines Studiums gemacht, und sich treffliche Kenntnisse und Erfahrungen erworben. Einen solchen Mann bedurften die Nürnberger zur Ausführung ihrer Pläne, durch ihn wurden sie der Mühe überhoben, den Engländern gute Worte und viel Geld zu geben, damit solche durch persönliche Leitung des Baues das Eisenbahnproject realisirten.

Denis nahm alsbald an Ort und Stelle die erforderlichen Arbeiten in Angriff, und schon nach wenigen Monaten war das Ergebniß seines Nivellements, sowie die übrigen zum Bau nothwendigen Pläne, nebst den Kostenvoranschlägen, in den Händen des Comités.

Von Anfang hatte man die Absicht, auf der Nürnberg-Fürther Eisenbahn neben der Dampfkraft die Pferdekraft in Anwendung zu bringen. Es fand diese Frage nunmehr ebenfalls ihre Erledigung, indem es einleuchtete, daß durch die Benutzung der Pferdekraft hinsichtlich des Feuerungsmaterials und der Reparatur der Dampfmaschine eine nicht unbedeutende Ersparniß erzielt werden könne. Die zwischen Nürnberg und Fürth liegenden Grundstücke waren unterdessen, soweit wie es nöthig erschien, von den Besitzern acquirirt worden, für Anfertigung der Schienen hatte man schon früher einen Eisenwerkbesitzer gewonnen, der Grundbau der Bahn war ebenfalls vollendet, so daß im Juli 1835 die ersten Schienen auf den die Unterlage bildenden Quadersteinen befestigt werden konnten.

Digitized by Google

Die Locomotive „Adler", welche auf der ersten deutschen Eisenbahn benutzt werden sollte, hatte Stephenson rechtzeitig abgeliefert, und außerdem einen tüchtigen Mechaniker dem Comité zur Verfügung gestellt, dem nicht nur das Zusammenfügen des Dampfwagens, sondern auch dessen künftige Führung anvertraut werden sollte.

Im December 1835, also nach Verlauf von kaum 9 Monaten, war der Bau der Eisenbahn glücklich vollendet. In Denis hatte man während dieser Zeit einen trefflichen Baumeister kennen gelernt, das Werk, das er geschaffen, lieferte schon damals den besten Beweis seiner ausgezeichneten Fähigkeiten und Kenntnisse, die sich dann auch in spätern Jahren bei vielen Gelegenheiten trefflich bewährt haben. Mit Stolz konnten die Actionaire jetzt auf ihr Unternehmen blicken, das sie durch Widmung eines namhaften Capitals ermöglicht hatten. Es lag dieser Eisenbahn keine speculative Gewinnsucht von Seiten der Betheiligten zu Grunde, sie war vielmehr aus gemeinnützigen und patriotischen Gesinnungen entstanden. Scharrer hatte gemeinsam mit Platner seit Beginn des Unternehmens, für das er durch Wort und Schrift unermüdlich wirkte, viel Mühen und Beschwerden ertragen, so daß oft eine große Willenskraft und Unverdrossenheit nöthig war, um bei den mannichfachen Chicanen und Calamitäten das wahre Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Nun war es aber glücklich erreicht, denn das schöne Unternehmen, wozu nur Privatleute den Impuls gegeben hatten, war trotz aller Hindernisse vollendet und gewährte die Genugthuung, daß durch den Schienenweg die beiden Schwesterstädte Nürnberg und Fürth einander bedeutend näher gerückt waren. Nicht nur Handel und Verkehr derselben mußte durch die Eisenbahn wesentlich gewinnen, sondern mit ihr war auch gleichsam ein neues Glied in der Kette des geselligen Lebens, ein wohlfeiles Mittel des Vergnügens und der Erholung entstanden.

Der 7. Dec. 1835 war zur Eröffnungsfeierlichkeit festgesetzt worden. Ein Kanonenschuß gab um 8 Uhr Morgens das Zeichen zum Beginn der Dampfwagenfahrt, und dahin brauste der reich mit Fahnen geschmückte Bahnzug, überall von dem Jubel der staunenden Menge begrüßt. Die Begeisterung der zahllosen Menschenmasse wollte nicht enden, als die Locomotive „Adler" gleich der Windsbraut dahin flog, und in wenig Minuten dem Blick entschwunden war. Die Zuschauer waren gleichsam von Erstaunen hingerissen über die Wirkung der in einen kleinen Raum eingeschlossenen Riesenkraft eines Elementes, dessen Benutzung die ungeheueren Fortschritte des menschlichen Erfindungsgeistes thatsächlich darstellte.

Die Aussichten, welche sich für die Actionaire darboten, gestalteten sich täglich günstiger und erfreulicher. Wiewohl die anfangs auf 132,000 Gulden veranschlagten Kosten der Bahn sich bis auf 177,000 Gulden gesteigert hatten, so lieferte doch schon das zweite Jahr des Bestehens einen Reinertrag von 34,000 Gulden. Jetzt, wo Zahlen und Thatsachen für das Unternehmen sprachen, und die Eisenbahn eine so bedeutende Rente abwarf, schwiegen die Widersacher, welche früher behauptet hatten, die wohlüberlegten Pläne Scharrer's und seiner Freunde grenzten an Tollkühnheit. Mancher jener Zweifler mochte sich nun ärgern, daß ihn seine Bedenklichkeit vom Ankauf der Actien abgehalten hatte, und ihm dadurch ein schöner materieller Gewinn entgangen war.

Das Directorium hatte auf solide Erhaltung der in vortrefflichem Zustand befindlichen Bahn- und der Transportmittel in jeder Hinsicht Bedacht genommen, war aber zugleich mit der größten Sparsamkeit zu Werke gegangen. Die ganze Einrichtung paßte zusammen, das heißt, sie erfüllte das Bedürfniß. Treten wir noch heute hinein, so finden wir, daß sich die verschiedenen Gebäulichkeiten durchaus nicht über das Niveau des Gewöhnlichen erheben.

Man hat Scharrer's große Verdienste um Gründung der ersten Eisenbahn in Deutschland gebührend gewürdigt, indem man ihm nach seinem Tode, im Jahr 1844, auf einem von grünen Büschen umgebenen Platz des Bahnhofes ein in Erz gegossenes Denkmal errichtete. Nicht allein auf dieser Stätte, wo uns noch jetzt seine treu wiedergegebenen Züge anschauen, leistete er während einer Reihe von Jahren als Director der Eisenbahn Vortreffliches, sondern in Nürnberg überhaupt treten uns noch so zahlreiche Zeugen seiner vielseitigen Wirksamkeit entgegen, daß er sich selbst in ihnen das schönste Denkmal gesetzt hat. Eine Schilderung dieser seiner echt bürgerlichen Thätigkeit behalten wir uns für einen andern Artikel vor.

Eklliches am Menschen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Durch der Sinne Pforten zieht der Geist in unsern Körper (und zwar in das Gehirn) ein. Darum sind auch diese Pforten, diese Zubringer der geistigen Nahrung, mit der größten Sorgfalt zu behandeln, vorzugsweise der Gesichts- und Gehörsinn. Doch dürfen auch Nase und Mund, wenn sie auch weniger wichtig als Auge und Ohr, nicht geschändet werden, da sie mehr noch wie jene für das Menschliche charakteristisch sind.

Wie sogar eine gesunde **Nase**, wenn sie häßlich geformt oder widernatürlich colorirt ist, auch ein sonst hübsches Gesicht unhübsch machen kann, ist bekannt. Nichts entstellt ferner das menschliche Antlitz mehr und ist abstoßender, als Verlust und grobe Verunstaltung der Nase, und nichts fällt mehr in die Augen, als Ungehörigkeiten gerade an der Nase. Schon aus den Nasenlöchern hervorwuchernde *Haare*, zumal wenn ihnen, was so leicht geschehen kann, getrockneter Nasenschleim anklebt, machen einen widerwärtigen Eindruck, und wenn sie gar, wie bei Schnupfern der Sitz von Schnupftabak und braunen Tabakstropfen werden, dann gibt das einen sehr ekelichen Anblick. — Wegen der vielen Talgdrüsen in ihrem Hautüberzuge wird die Nase, besonders an den Flügeln, und zwar in Folge der Talgverhaltung innerhalb der Bälge oder Ausführungsgänge der Drüschen, sehr häufig der Sitz von *Ausschlägen*, Mitessern, Finnen, Blüthchen und Flechten. Um nun seine Nase vor solchen, die Nase durchaus nicht verschönernden schwarzen Punkten, rothen Knötchen, weißen Eiterbläschen und nässenden Geschwürchen, die nicht selten blatterähnliche Narben hinterlassen, sowie vor harten braunrothen Knoten zu bewahren, muß man aus den Talgdrüsen den Talg öfters auf mechanische Weise herausbefördern und zwar durch derbes Ueberstreichen der Nasenhaut mit einer starken Nadel oder einem Messerrücken. Die Mitesser entferne man durch Ausdrücken zwischen zwei Daumennägeln, oder mittels eines Uhrschlüssels, oder durch Aufsetzen eines trockenen Schröpfkopfes. Zur Vorbereitung, d. h. zur Lockerung der Talgpfröpfe können angewendet werden: warme Breiumschläge, örtliche Dampfbäder, oder Auflegen (über Nacht) eines Breies aus Sauerteig, Mehl und Honig. Entzündete und eiternde Hautstellen bestreiche man fleißig und dick mit frischem Rindstalge (s. Gartenl. 1858. Nr. 44.). — Die *Kupfer-* oder *Burgundernase* ist eine harte knotige Schwellung von kupfrig glänzender, bläulicher Röthe an der Spitze und zu beiden Seiten der Nase, hervorgerufen durch Erweiterung und Blutüberfüllung der kleinen Hautblutadern, sowie durch Ausschwitzung in und um die großen Talgdrüsen. Dieses langwierige und schwer heilbare Uebel besteht bisweilen ohne alle Beschwerden, erzeugt aber auch manchmal ein Gefühl von Spannen und Brennen. Bei dem höchsten Grade nimmt die Nasenspitze einen monströsen Umfang ein, wobei sich Höcker auf Höcker aufthürmen und die Haut immer dicker, runzliger und dunkelblauer wird. Die Burgundernase ist oft die Folge einer schwelgerischen Lebensweise, namentlich des Genusses schwerer Weine (Burgunders) oder überhaupt starker Spirituosa, besonders bei sitzender Lebensart. Doch kommt sie auch ohne das bei Ausschweifenden beider Geschlechter und bei Frauen in den späteren Lebensjahren vor. Um Heilung dieses Uebels zu erzielen, muß man so zeitig als möglich dazu thun, da höhere Grade desselben gar nicht heilbar sind. Deshalb vermeide man schon beim Beginn der Röthung der Nase Alles, was Blutandrang nach dem Gesichte machen kann, wie: starke Hitze und Kälte, Spirituosa, aufregende Gemüthsaffectionen und überhaupt Erhitzungen aller Art. Oertlich salbe man tüchtig und fleißig frischen Rindstalg ein. — Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß das *Schnäuzen* und *Ausputzen der Nase* von Manchen viel zu auffallend und ungeschickt vorgekommen wird, so daß diese Reinigung mit ihren Folgen ziemlich eklich wird, zumal bei Schnauzbärtigen. Auch über-

Digitized by Google

wache man das Niesen in Gesellschaft ja gehörig, denn nicht selten sprudelt die Nase Partikel ihres Inhaltes dahin, wo diese den Blicken Anderer leicht begegnen und unappetitlich werden können.

Der **Mund**, d. i. die von der Ober- und Unterlippe eingegrenzte, dicht vor den vordern Zähnen befindliche Spalte, welche in die Mundhöhle führt, dient ebenso der Nahrungs- wie Luftaufnahme, kommt bei der Sprache wie beim Gesange in Thätigkeit und hat selbst eine gewisse geschlechtliche Bedeutung. Daß ein in so vieler Hinsicht bedeutungsvolles Organ, durch welches eine Menge von Regungen, Gefühlen, Eindrücken und Leidenschaften mehr oder minder ihren Ausdruck finden, die größte Aufmerksamkeit, die sauberste Behandlung und Gewöhnung verlangt, lehrt das gewöhnliche Leben. Denke Dir nur, Du müßtest einen zahnlosen Mund küssen, dessen wunde Ecken schmutzig und dessen Lippen trocken, rissig und braun berändert. Denke Dir einen Tischnachbar, dem beim Essen zwischen den schmatzenden Lippen Speichel aus den Winkeln auf den Teller herabspinnt. Denke Dir einen Redner, aus dessen Munde beim Oeffnen dem Zuhörer grüne, gelbe und schwarze, kurze und lange Zahnstumpfe entgegenstarren. Denke an einen Sänger, der „seinem süßen Lieb" mit fratzenhaft verzerrtem Munde „hin nimm die Seele mein" zusäuselt. Kurz Mund und Zähne können viel zum Angenehm- und Unangenehmsein eines Menschen beitragen. Herder sagt: „Jedermann weiß, wie viel die Oberlippe über Geschmack, Neigung, Lust und Liebesart eines Menschen entscheide; wie diese der Stolz und Zorn krümmen, die Feigheit spitze, die Gutmüthigkeit runde, die schlaffe Ueppigkeit welke, wie an ihr mit unbeschreiblichem Zuge Liebe und Verlangen, Kuß und Sehnen hange, und die Unterlippe sie umschließe und trage, ein Rosenkissen, auf dem die Krone der Herrschaft ruht." Derselbe behauptet ferner auch: „Ein reiner zarter Mund ist vielleicht die schönste Empfehlung im Leben, denn wie die Pforte, so, glaubt man, sei auch der Gast, der heraustritt, das Wort des Herzens und der Seele."

Die Zähne machen den Mund, wenn sie weiß, reinlich gehalten und gut gereiht sind, äußerst appetitlich. Das wissen Alle und trotzdem vernachlässigen die meisten Menschen die Pflege derselben doch so sehr oder fangen dann erst damit an, wenn nichts mehr daran zu pflegen ist. Namentlich sind die Mütter, zumal von Mädchen, sehr tadelnswerth, wenn sie nicht schon dem kleinen Kinde das gehörige Reinigen der Zähne zur andern Natur machen. Die richtige Pflege der Zähne besteht nun aber hauptsächlich darin, daß man die Bildung von Zahnthierchen, Zahnpilzen und Zahnstein soviel als möglich zu verhindern und diese zahnzerstörenden Schmarotzer so schnell als möglich zu entfernen sucht. Zu diesem Zwecke ist zuvörderst das fleißige Bürsten der Zähne mit Spiritus (s. Gartenl. 1858. Nr. 47.) nöthig, damit die Speisereste nicht zum Faulen kommen, denn in faulenden (übelriechenden) thierischen Stoffen bilden sich und gedeihen jene Zahnschmarotzer am besten, während der fäulnißwidrige Spiritus die Wiege und das Leben derselben zerstört. Das Bürsten der Zähne mit Spiritus allein wird nun aber das Anlegen von grünlichen und schwärzlichen Massen an die Ränder und auf die Kauflächen der Zähne nicht verhindern, deshalb wird noch das Abscheuern der Zahnkrone mit einem feinen Pulver (Cigarrenasche, Bimsstein, Zahnpulver) unentbehrlich. Von Zahnpulvern sind die rothen den schwarzen (aus Holzkohle) darum vorzuziehen, weil sich letztere zwischen Zähne und Zahnfleisch eindrängen und so den Zahnfleischrand grau färben. Wenn sich dann, trotz des Putzens der Zähne mit Spiritus und Pulver, doch noch hier und da schwarze Stellen an den Zähnen zeigen, so müssen diese mit einem spitzigen oder scharfen Instrumente abgekratzt werden. Man fürchte dabei durchaus nicht, dem Schmelz der Zahnkrone Schaden zu thun. Denn wenn sogar ein Stückchen davon abspringt, so hat dies nichts auf sich, da der Schmelz zur Erhaltung des Zahnes nicht so unentbehrlich ist, als man gewöhnlich glaubt. Es lassen sich ja auch die Zähne ohne allen Nachtheil abfeilen und bei einigen wilden Völkerstämmen (an der Küste von Guinea und Sumatra) ist es üblich, den Schmelzüberzug ganz oder theilweise abzusprengen. — Allerdings gibt es noch andere Ursachen des Zahnfraßes, als jene Schmarotzer, z. B. Entzündungen in Folge heftigen Druckes oder starker Kälte- und Hitzeeinwirkung auf die Zähne, allein in den allermeisten Fällen rührt die Verderbniß der Zähne von jenen Pilzchen und Thierchen her. Wer nun von den Lesern dieses Aufsatzes garstige Zähne hat, der eile sofort zum Zahnarzte, lasse retten und reinigen, was noch zu retten ist und behandle dann seine Ueberbleibsel auf die angegebene Weise. — Was das Ausstochern der Zähne und das Ausspülen des Mundes nach einem Gastmahle betrifft, so scheint es zur Zeit zum guten Tone zu gehören, dies recht auffallend und öffentlich zu machen; mir erscheint's eklich.

Das **äußere Ohr**, obschon den Blicken Anderer weniger als die übrigen Sinnesorgane ausgesetzt, verlangt doch auch für sich und seine nächste Umgegend die gehörige Abwartung, wenn es nicht unangenehm auffallen soll. Die Sprüchwörter: „noch nicht trocken hinter den Ohren sein", „es faustdick hinter den Ohren haben" und „sich's hinter die Ohren schreiben können", müssen ja nicht zu Thatsachen werden. — Gegen Ausschläge, die häufig am Ohre nässende sind, dient am besten frischer ausgelassener Rindstalg. Die Entfernung vertrockneten Ohrenschmalzes aus den tieferen Partien des äußeren Gehörganges darf nicht unsanft geschehen, weil sonst leicht ein von Entzündung und Eiterung der Gehörgangshaut abhängiger Ohrenfluß entstehen kann. Uebrigens muß bei allen Ausflüssen aus dem Ohre das Innere desselben von einem Arzte genau untersucht werden, weil ein solcher Ausfluß in Folge von Zerstörung des Trommelfelles gar nicht selten Taubheit nach sich zieht. — Wie bei der Nase kann sich übrigens aus dem Ohre übler Geruch entwickeln (Stinkohr) und dies ebenfalls in Folge von Anhäufung und Fäulniß des Gehörgangs-Inhaltes. Häufige Einspritzungen mit lauem Wasser helfen hier. Bisweilen werden eklige Ohrübel dadurch hervorgerufen, zumal bei Kindern, daß fremde Körper (Erbsen, Bohnen u. dgl.) in den Gehörgang gesteckt und nicht wieder herausgezogen wurden.

Was nun schließlich die unserm **Gehörsinn** eklich werdenden Erscheinungen an Anderen betrifft, so sind dies in der Regel üble Angewohnheiten, meistens Geräusche, welche in der Nasen- und Mundhöhle erzeugt werden. Wie widerwärtig das Schnüffeln, Schnieben, Rülpsen, Nachsen, Spucken und Schmatzen beim Essen ist, zumal wenn man öfters und längere Zeit Solches hören muß, hat gewiß schon Jeder erfahren.

Daß diesen meinen Aufsatz Manche und Mancher tadeln werden, weiß ich; Diesen sei hiermit aber gesagt: zur Unterhaltung und für prüde Klugthuer schreibe ich nicht, ich will durch Belehrung nützen. Vielleicht haben gerade manche dieser Tadler Ekliches an sich.

Beck.

Ein aufgelöstes Räthsel.

Von C. Pirazzi in Offenbach.

(Fortsetzung.)

Carolinen's Schulunterricht und ihre fein berechnete Lernweise. — Die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern. — Zweifel an die Wahrhaftigkeit der Bibel. — Ihr Betragen im Hause. — Das Schloß ihrer Eltern in Siebenbürgen. — Ein ungarischer Priester.

Hatte Caroline in der Aussprache einiger Wörter und in der Kenntniß ihrer Bedeutung Fortschritte gemacht, so gab sie ihre Freude darüber in der Familie, worin sie Aufnahme gefunden, auf die kindlichste Weise zu erkennen. So kam sie öfter aus dem Unterricht sehr vergnügt nach Hause und berichtete dort: „Ich wissen jetzt, wie dies heißt, und wie das heißt." Als man ihr gelegentlich bemerkte, daß sie sagen müsse: „Ich weiß," protestirte sie feierlichst: „O nein! Schnee weiß ist, Mehl weiß ist (dies waren Sätze, die sie im Unterricht gelernt hatte), aber ich nicht weiß: ich wissen!"

Allerdings waren ihre Fortschritte, obschon keineswegs mißtrauenerregend, doch so rasch und befriedigend, daß sie sich bereits im Frühjahr 1855 mit ihr näher bekannten Personen innerhalb des Kreises ihrer Anschauung leidlich verständigen und ein Jahr darauf ziemlich fließend ausdrücken konnte. Ueberschritt man jedoch diesen scheinbar noch immer sehr enggezogenen Kreis in der

Unterhaltung mit ihr, so schien das intellectuelle Fluidum des gegenseitigen Verständnisses plötzlich wie unterbrochen und sie selbst gleichsam auf einen geistigen Isolirstuhl versetzt — sie hörte wohl noch, aber sie verstand nichts mehr! Viel befangener, schüchterner und zurückhaltender schien sie auch in der Unterhaltung mit ihr weniger bekannten Personen — gerade als schäme sie sich bei diesen mehr der für sie unvermeidlichen Sprachschnitzer.

Sehr bald nach den ersten Sprachstunden begann Herr Eck auch mit ihr den Schreib- und Leseunterricht; auch hier waren Caroliuens Fortschritte erfreulich, und seit Herbst 1855 las sie bereits Gedrucktes und Geschriebenes fließend und in ziemlich richtiger Betonung. Schon im April desselben Jahres schrieb sie einfache Sätze, die ihr Eck dictirte, passabel richtig nach, obgleich sie es bis zu einer gänzlich fehlerfreien Orthographie nie brachte. Manche uns vorliegende Proben ihrer Hand aus den verschiedensten Perioden ihres Hierseins zeigen eine sich in deutschen wie in lateinischen Charakteren immer fester entwickelnde Schrift jenes derben, großen Schlages, wie sie gewöhnlich zehn- bis zwölfjährigen Schulkindern eigen ist.

Doch bietet das allmähliche und verhältnißmäßig rasche Erlernen von Lesen und Schreiben bei ihr bei weitem nicht jenes Interesse, als ihr angebliches Erlernen des Deutschsprechens. Freilich täuschte sie auch in Bezug auf jene Fertigkeiten, denn etwas schreiben und lesen konnte sie jedenfalls schon von ihrer Schulzeit her, wegegen sie im Deutschreden, als in ihrer Muttersprache, selbstverständlich doch so gut bewandert war, als Jeder von uns auch, überdies die Gefahr, sich zu verrathen, hier viel näher lag als dort, und zu dieser Täuschung eine weit eminentere Verstellungskunst gehörte, als zu jener. Die Art und Weise aber, wie sie diese Kunst verstand und übte, ist ohne Uebertreibung — bewunderungswerth!

Caroline legte einen bedeutenden Lerneifer an den Tag, und ein entschiedener Bildungstrieb machte sich nach dieser Seite hin bei ihr geltend. Sie wußte bald Herrn Eck zu bestimmen, ihre Unterrichtsstunden zu vermehren. Im März 1855 begann Herr Eck auch mit dem Rechenunterricht. Was Caroline seiner Zeit von den Buchstaben, das behauptete sie jetzt auch von den Ziffern: daß sie nämlich früher gar nicht gewußt habe, daß es dergleichen gäbe. Doch konnte sie in ungarischer Sprache von 1 bis 29 ziemlich richtig zählen, und auch im Rechnen machte sie rasche Fortschritte. Sie brachte es darin bis zum richtigen Schreiben und Aussprechen siebenstelliger Zahlen, und wußte zuletzt einfache Aufgaben der Regel de tri sowohl schriftlich, als auch im Kopfe zwar etwas langsam, aber doch stets mit Bewußtsein der Gründe zu lösen.

Im Frühjahr 1855 veranlaßte sie ihr umsichtiger Lehrer, die nicht geringe Anzahl von Wörtern, deren sie in der ungarischen Sprache mächtig war, aufzuschreiben und die deutsche Benennung für jedes ungarische Wort möglichst beizusetzen. Diese Aufzeichnungen ergaben ein Resultat, welches nur dazu beitragen konnte, ihre Glaubwürdigkeit zu approbiren. Denn jene Zusammenstellung enthielt auch nicht ein einziges Wort, das einen Gegenstand bezeichnete, welcher außerhalb des sehr engen Kreises ihrer sinnlichen Anschauung in jener Waldwohnung lag, worin sie vorgab, den größten Theil ihrer Jugend verbracht zu haben: unseres Bedünkens einer der feinstgesponnenen Fäden ihres meisterhaften Betrugs! — Wenn Herr Eck in diesem Verzeichniß auch nur ein Wort gefunden, welches nicht innerhalb jener sehr beschränkten Begriffssphäre gelegen gewesen, er hätte ihren Betrug vielleicht sofort entschleiert; wogegen die Unantastbarkeit jenes Verzeichnisses nicht wenig dazu beitrug, das Siegel der Wahrhaftigkeit erst recht auf ihre Lebensbeschreibung zu drücken, mit deren Erzählung sie ungefähr um dieselbe Zeit begann.

Nachdem nämlich Caroline in ungefähr 120 Stunden und beinahe dreivierteljährigem Unterricht sich einigermaßen in deutscher Sprache verständlich zu machen gelernt hatte, veranlaßte sie ihr Lehrer, ihm die Hauptmomente ihrer Vergangenheit mitzutheilen. (Auf diese die Neugier schon im Voraus zu spannen, hatte sie durch frühere gelegentliche Aeußerungen, wie: „Ich nicht sagen können, was ich denke; ich viel wissen und nicht sagen können!“ trefflich verstanden.) Dies geschah jedoch keineswegs in geordneter, zusammenhängender Erzählung; vielmehr gab sie ihre Geschichte in vielen einzelnen Bruchstücken, die Herr Eck zum großen Theile erst aus ihr herausfragen mußte, sammelte und aus allen diesen Theilen und Theilchen erst nach Monaten ihre Geschichte mosaikartig zusammenfügte. Die wichtigeren und kritischsten Partien derselben wurden überdies durch vielfach wiederholten Fragen festgestellt.

Die auf diesem Wege erhaltene Geschichte war der Art, daß sich Herr Eck veranlaßt, ja gleichsam verpflichtet fühlte, sie in Gestalt der genugsam bekannten Broschüre in die Oeffentlichkeit zu geben. Diese Schrift erregte die ungetheilteste Aufmerksamkeit in den weitesten Kreisen und die drei P: Presse, Publicum und Polizei waren auf's Eifrigste dahinter her. (Im Jahre 1856 erschien zu Amsterdam sogar eine wortgetreue holländische Uebersetzung der Schrift, und selbst amerikanische Zeitungen referirten die Sache.)

Der Grundton, auf den Caroliuens ganzer Seelenzustand gestimmt, auf den all' der tiefe Kummer, welcher an ihrem Herzen zu zehren schien, sich in unsern Augen zurückführen ließ: es war die beständige Sehnsucht nach ihrer früh verlorenen Mutter! Mit dieser Sehnsucht wußte sie sehr fein berechnet ein allgemeines menschliches Interesse für ihr Schicksal in vielen Gemüthern wach zu rufen. Auch nach „Magyar“ (Ungarn) schien sie zuweilen ein Heimweh zu überkommen, selbst nach Bertha. Lieder von der Heimath stimmten sie wehmüthig und in sich gekehrt. In solcher Stimmung äußerte sie einmal: „Mein Leben ist ganz zerknickt; ich habe Niemand, was mich fesseln sollte! Ach, wenn ich Abends gegen Himmel sehe — ich freue mich oft auf den Abend, daß ich mich recht satt weinen kann — das ist mein einziger Trost!“

Ihr Lehrer hatte nicht verfehlt, vor Herausgabe der Bekenntnisse dieser schönen Seele Carolinen nochmals nachdrücklichst auf die große Verantwortlichkeit hinzuweisen, die er damit vor der Oeffentlichkeit übernehme, und ihr geschildert, wie schrecklich es für ihn sein müsse, auch nur eine Unwahrheit unter seinem Namen zu publiciren. Mit Entschiedenheit entgegnete sie ihm: „Ich sagen, was ich wissen! Ich nicht sagen können, was ich nicht wissen!“ Zudem schien sie auch die Hoffnung, vermöge der Eck'schen Veröffentlichungen ihre Mutter wiederfinden zu können, mit sichtlicher Freude zu erfüllen. Ja, es war ordentlich, als ob die chimärische Mutter sich so sehr in ihrer Einbildungskraft festgesetzt habe, daß sie zuletzt gleichsam zur fixen Idee in ihr wurde, an die sie schließlich selbst glaubte.

Wer mochte wohl auch an eine bloße Erfindung glauben bei einem Geschöpf, dessen Anschauungs- und Erkenntnißvermögen von einer noch so durchaus kindischen Naivetät zeugte! Einer ihrer vollendetsten Züge war aber der, nicht nur das Nothwendige, sondern auch noch das Ueberflüssige zu unserer Bethörung zu thun. So z. B., als sie einst bei einem Leichenbegängniß eine große Anzahl von Menschen sah — wem wäre es da wohl aufgefallen, wenn sie sich darob nicht verwundert hätte! Und dennoch verwunderte sie sich baß, daß es „so viele Menschen gäbe auf der Welt!“ Auf verschiedene an sie gerichtete, an sich höchst geringfügige Fragen in Betreff dieser und jener Einzelheiten ihrer Geschichte beharrte sie auf einem entschiedenen „Das weiß ich nicht mehr!“ wo es ihr ein Leichtes sein mußte, ebenfalls eine Erfindung zum Besten zu geben, was wiederum nur dazu beitragen konnte, die Glaubwürdigkeit für ihre übrigen positiven Aussagen um ein Wesentliches zu erhöhen.

Da Caroline vorgab, auch von Religion, Gott, Christus ꝛc. nicht das Mindeste zu wissen, so war es Herrn Eck's nächste Aufgabe, sobald er sich ihr nur einigermaßen im Deutschen glaubte verständlich machen zu können, mit dem Religionsunterrichte ebenfalls bei ihr zu beginnen. Da sie hierbei fast noch größere Aufmerksamkeit entwickelte, als in den übrigen Fächern, so konnte sie bereits von Ende Januar 1856 an den Religionsunterricht besuchen, welchen Eck als Lehrer der Volksschule zu Offenbach den Mädchen seiner Classe ertheilte. Auch an Mittheilung von Schriften sittlich-religiösen Inhaltes ließ es Herr Eck bei ihr nicht fehlen, als das Verständniß dafür bei ihr immer mehr zu erwachen schien. Sie hat viel und mit Eifer solche Schriften gelesen; eine Lectüre, welche schädlich auf sie einzuwirken vermochte, hat man nie bei ihr gefunden. Unter allen die liebste ist ihr stets geblieben die Geschichte Josephs und seiner Brüder aus dem alten Testamente; diese hat sie unzählige Mal gelesen und wieder gelesen, oft selbst Abends im Bette. Den Grund für diese tiefgehende Vorliebe suchte man natürlich zunächst darin, daß die Schicksale Josephs mit ihren eigenen einige Aehnlichkeit hätten.

„Warum,“ frug sie Herrn Eck, als ihr dieser die Geschichte von Joseph zum ersten Male erzählt hatte, „hat Joseph so lange wartet, bis seine Brüder kommen sin, und hat nicht gleich Getreide

Digitized by Google

sein Papa schickt? Ich hätte meine Mama nicht so lang warten lassen; ich hätte meine Mama gleich Getreide schickt. — Wo nur meine Mama is?" setzte sie darauf seufzend hinzu.

Doch nahm sie durchaus nicht Alles so ohne Weiteres als baare Münze hin, was geschrieben stand. Sie frug ihren Lehrer viel die Kreuz und Quere, und machte oft Einwürfe so verfänglicher Art (wie ja auch Kinder oft Fragen thun, die Erwachsene in Verlegenheit setzen), daß deren Beantwortung ihre Schwierigkeit hatte. Besonders in Bezug auf die biblischen Wunder und Gleichnisse bekundete sie schon zeitig einen gewissen skeptischen, grübelnden Rationalismus, der gleich dem Kern der Sache entschieden zu Leibe ging und keine Ausflüchte dulden wollte. So sagte sie einst zu Eck, nachdem ihr dieser die Frage, ob die Schlange im Paradiese denn sprechen gekonnt habe, verneint hatte, indem sie mit der Hand schnell über das aufgeschlagene Buch strich, voll Entschiedenheit: „Dann ist auch die ganze Geschichte nicht wahr!" — Es waren Aeußerungen derselben Intelligenz, die man bei Kindern sonst als Symptome frühreifer Kritik mit dem Namen „Naseweisheit" belegt.

Doch wenden wir uns jetzt einmal zu Carolinens Stellung im Hause und in der Familie, so erscheint sie uns dort von einer ganz andern und minder erfreulichen Seite, als im Unterricht. Sie entfaltete im Hause durchaus nicht jenen Lern- und Arbeitstrieb, jene Anstelligkeit, wie Herrn Eck gegenüber, gab dagegen häufig genug wegen großer Eigenwilligkeit, Launenhaftigkeit und Unliebenswürdigkeit Anlaß zu gegründeten Klagen. Doch maß Herr Eck die bei Carolinen zu Tage tretenden Fehler um so mehr einer „unrichtigen Behandlung" zu, als ihr Betragen ihm gegenüber, der sich liebevoll wie ein Vater ihrer annahm, fast durchweg tadellos war. Ihm gegenüber war sie aber auch stets bemüht, sich im besten Lichte zu zeigen, und das bis fast ganz zuletzt. Er glaubte sie unschuldig wie ein Kind, gleichsam direct aus den Händen der Natur überkommen zu haben; ihm war sie wie ein „rohes Ei," das Niemand anzugreifen verstand, ohne es zu verletzen, und an dessen zartes Seelenleben sich der Rost und Schmutz dieser Welt nur zu leicht ansetzte.

Aber auch auf kleinen Unwahrheiten ließ sich Caroline bald — doch niemals von Herrn Eck — betreten, wußte sich dagegen bei diesem jedesmal so glänzend herauszuschwatzen, daß sich ihm schließlich alle jene angeblichen Unwahrheiten immer in leere Mißverständnisse (diese ohnehin ja so leicht möglich bei einem eingeschüchterten Geschöpf, das die Sprache seiner Umgebung nicht gründlich versteht und spricht!) und in die natürlichen Folgen „falscher Behandlung" Carolinens auflösten. Aber selbst die, welche sie hin und wieder belog, bezweifelten deshalb keineswegs den Kern ihrer abenteuerlichen Geschichte: der kolossale Bau derselben stand doch zu fest in sich geschlossen, um durch etwelche kleine Lügen sich erschüttern zu lassen. Und einzelne Ungläubige, die vielleicht auch ihre vornehme Abkunft in Frage stellten, bezweifelten doch keineswegs, daß sie bei ihrer Hierherkunft kein Wort Deutsch gekonnt habe.

Acht Monate lang war Caroline in der Familie der Wittwe geblieben, als wegen beabsichtigter Aufgabe des Putzgeschäfts ihrer Tochter Caroline am 1. August 1855 in der Familie des Kaufmanns K. Aufnahme fand, und die freundlichste dazu. In dieser Familie, wo sich die für ihre Entwicklung nothwendigen Bedingnisse alle zu vereinigen schienen, ist sie bis zum Mai 1857 verblieben. Aber auch hier entfaltete sie nicht mehr häusliche Tugenden, obwohl ihr die Familie viele Wohlthaten erzeigte und z. B. von ihrem Kostgelde 160 Gulden für sie zur Sparcasse einschreiben ließ, wo sie jetzt noch stehen.

Ihre Uebersiedelung in die K.'sche Familie ging im August vor sich; im December desselben Jahres erschien die Broschüre. In Bezug auf diese bleibt uns noch eine wunderbare Thatsache hier zu erwähnen: daß sich Caroline zwar manchmal in ihrem hiesigen Leben auf Unwahrheiten, nie aber auch nur auf dem leisesten Widerspruch bezüglich der doch rein erfundenen Geschichte ihrer Vergangenheit betreffen ließ! Und dies, sowie ihre Verstellung im Punkte der Sprache ist es, was wir als die beiden Gipfel ihrer Kunst bezeichnen müssen.

Bekanntlich hatte sie das Schloß ihrer Väter, besonders aber die unterirdische Wohnung im Walde bis in die eingehendsten, minutiösesten Details herab zu schildern gewußt, in allen Einzelheiten des Ameublements und der ganzen Einrichtung, sogar mit Angabe vieler Größen und Maße, wie das Alles Herr Eck dann in seiner Schrift mit Walter Scott'scher Breite und Anschaulichkeit wiedergegeben hat. Nun durfte sie aber Herr Eck noch nach Jahren, ganz unvorbereitet, um diese oder jene Specialität der Waldwohnung ꝛc. befragen, so hatte sie sofort die genaueste, präciseste und mit ihren früheren Aussagen stets auf's Schärfste klappende Antwort zur Hand.

Inzwischen begann die Broschüre zu wirken. Die österreichische Regierung ließ es an nichts fehlen, dem Verbrechen, das innerhalb ihrer Grenzen begangen schien, auf die Spur zu kommen. Ein Hauptmann-Auditor der österreichischen Besatzung zu Mainz ist oftmals in dieser Sache, höherem Auftrage zufolge, hier gewesen und hat aus eigener Anschauung ausführlich darüber nach Wien berichtet,* und ein k. k. Rath der obersten Polizeibehörde dortselbst, Referent in Carolinens Angelegenheit, hat im Juli und November 1856 unsere Stadt dieserhalb ebenfalls besucht. Nachdem er Carolinen drei Mal mehrere Stunden lang verhört hatte, gelangte er zu dem Resultate: daß er zwar von ihr nichts erfahren, was nicht schon in der Broschüre über sie gesagt sei — das dort Gesagte aber mit ihren eigenen Aussagen völlig übereinstimmend gefunden habe; auch spreche sie das Ungarische in einer Weise aus, wie es nur bei eingebornen Ungarn vorkomme. Also selbst gewiegten Inquirenten gegenüber wußte sich Caroline völlig im Sattel zu behaupten. Wer hätte da noch zweifeln mögen?!

Aber noch mehr! Im Sommer 1856 gelangte an Herrn Eck, nachdem ihm schon früher gegründete Aussicht eröffnet worden, dem Verbrechen auf die Fersen zu kommen, plötzlich aus zuverlässiger Quelle die Mittheilung: daß das Schloß, worin Carolinens Wiege stand, gefunden sei! Die davon in der Broschüre gegebene Beschreibung stimmte bis auf wenige Kleinigkeiten. Das konnten indeß Veränderungen sein, die das Schloß inzwischen erfahren hatte, oder Caroline irrte in der Erinnerung. Sie bestand jedoch fest auf ihren früheren Angaben, und das war wieder sehr klug. Weiter hörte man jedoch nichts mehr von der Sache, aus dem sehr leicht erklärlichen Grunde, weil ein Schloß, das gar nicht existirte, auch nicht gefunden werden konnte.

Allein immer noch mehr Thatsachen häuften sich, Carolinens Glaubwürdigkeit zu erhöhen. Jenes Schloß meinte man nicht in Ungarn selbst, sondern im Großfürstenthum Siebenbürgen gefunden. Einige Wochen nach dem Eintreffen dieser Kunde kam ein ehemaliger ungarischer Geistlicher, in allen Dialekten des Landes wohl erfahren, hierher, um Carolinen zu sehen und zu sprechen. Diesem gelang es, sich besser mit ihr zu verständigen, als allen früheren Personen, welche ungarisch mit ihr zu reden versuchten. Nach der Unterredung bezeichnete er Herrn Eck dieselbe Gegend Siebenbürgens, worin sich angeblich das Schloß gefunden haben sollte (wovon er jedoch nichts wußte!), auch als diejenige, worin die von Carolinen gesprochene, eigenthümlich gemischte magyarische Mundart heimisch sei. So schien sich Alles zu vereinigen, Caroline in ihren Aussagen zu unterstützen.

In der früher in diesen Blättern erschienenen Mittheilung über die Unbekannte ist gesagt, daß man vor Allem hätte den Versuch machen sollen, sie unter Begleitung den Weg durch Feld und Wald und Dorf wieder auffinden zu lassen, auf dem sie nach ihrer Aussetzung durch Bertha nach Weiskirchen gelangt war, von wo sie andern Tages nach Offenbach abgeliefert worden.

* Außer den ausführlichen Protokollen wurden auch Carolinens Schreibhefte, das Verzeichniß ihres ungarischen Wortvorraths und ihre Photographie nach Wien geschickt; ebenso das lithographische Portrait eines jugendlich-schönen Mannes mit Schnurr- und Kinnbart, und in umgeworfenem Mantel, vor dem sie oft in stille Betrachtung versenkt stand, und von dem sie behauptete: so habe ihr Papa auf dem Bilde in der Waldwohnung ausgesehen, — es war das bekannte Portrait des Sängers Pischek, das vermuthlich in den Archiven der obersten Polizeibehörde zu Wien noch heute ruht.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus dem Meer-Leben.*

Der Sturmvogel. — Der Albatroß. — Vogelfang auf St. Kilda. — Wunderbare Rettung eines Vogelfängers. — Der Guano der Chincha-Inseln.

So wie der Wallfischfänger über die Shetlands-Inseln hinausfährt bis in die höchsten Breiten, sieht er sich von dem entengroßen, weißgrauen Eissturmvogel oder Fulmar begleitet, der ewig wachsam sogleich auf Alles, was über Bord geworfen wird, pfeilschnell herabschießt. Der auf der Feste unbeholfene Vogel fliegt im stärksten Sturme gegen den Wind. Oft sieht man ihn zu Tausenden um einen todten Wallfisch versammelt; und so wie auf der peruanischen Hochebene Condore und Aasgeier aus unbegreiflichen Fernen um das gefallene Maulthier sich zusammenschaaren, so lockt auch aus allen Himmelsgegenden die leckere Riesenmahlzeit den Fulmar herbei. Wirft man einen Stein unter die Menge, so erheben sich die zunächst schwimmenden; und der Schrecken pflanzt sich fort, bis endlich die ganze Bande auffliegt, deren heiseres Geschrei mit dem Plätschern des Wassers zu einem ganz eigenthümlichen Concert sich verbindet. Die Gierigkeit des dummdreisten Vogels, der sich nicht wegjagen läßt, man mag noch so viele mit Boothaken erschlagen, gewährt den rohen Matrosen ein unterhaltendes Schauspiel. Wie neidisch sieht er den andern ein leckeres Stück davontragen, wie frech und verwegen stürzt er sich auf ihn, um ihm den Bissen zu entreißen, wie hastig verschlingt er das Seinige, um ja nicht auf dieselbe Weise gestört zu werden! Wenn das Aas selten ist, folgt der Fulmar auch dem lebenden Wallfische, als ob er schon auf dessen künftiges Loos speculirte, und zeigt dann durch sein eigenthümliches Hin- und Herfliegen dem erfahrenen Jäger an, wo er seine Beute zu suchen habe.

Der arktische Sturmvogel scheint dem Pole nicht so nahe zu rücken, wie der Fulmar. Er ist selten in Island und nistet viel auf Neufundland. Dasselbe ist der Fall mit der Procellaria Anglorum, welche auf den Faröern und den Orkaden häufig angetroffen wird. Die tropischen Petrels sind am wenigsten bekannt. Sie scheinen sich nicht truppweise zu versammeln und folgen selten den Schiffen. Gegen 45° S. B. zeigen sich die ersten Pintaden und fangen an, seltener zu werden, sowie man 60° überschreitet. Der Riesensturmvogel reicht bis an die Eisbänke der Südens, wo zuerst der antarktische und der Schneesturmvogel erscheinen, welche jenes rauhe Klima nicht verlassen und oft zu Hunderten auf dem Treibeis gesehen werden.

Die Nahrungsweise der Sturmvögel stimmt wenig mit ihrer äußeren Schönheit überein, sie sind die Raben des Oceans und leben von allen todten, thierischen Substanzen, die auf der Oberfläche umherschwimmen. Wo nur ein verwesender Wallfisch, von der Strömung getragen, das Meer in weiter Ferne mit einem Streifen faulenden Thranes überzieht, sieht man sie in den unreinen Gewässern beschäftigt. Alle Petrels haben die merkwürdige Eigenschaft, ein übelriechendes Oel aus ihren Nasenlöchern zu spritzen oder zu erbrechen, wenn man sie erschreckt.

Der Albatroß ist der eigentliche König des hohen Meeres, das Bild eines Helden, der unter den heftigsten Stürmen des Mißgeschicks den unerschütterlichen Gleichmuth eines starken Herzens bewahrt.

Stolz und edel schwimmt er auf seinem Elemente und Trotz bietet er jedem Toben der See und jedem Brausen des Sturmes; ohne das Wasser auch nur mit den Flügelspitzen zu berühren, erhebt er sich mit der steigenden Woge und senkt sich wieder in den nahen Abgrund hinab.

„Es ist wunderbar," sagt Herr von Tessan, „wie die Albatrosse die Wuth der entfesselten Elemente verachten und gegen den furchtbarsten Wind anfliegen. „„Sie scheinen so ungenirt, als ob sie zu Hause wären,"" sagten unsere Matrosen. Und wahrlich, dieses Wort ist vollkommen bezeichnend, denn kaum daß man alle fünf Minuten, alle halbe Viertelstunden sogar einen einzigen Flügelschlag wahrnimmt; sonst schweben sie fast beständig in der Luft. Nur in der Nähe bemerkt das Auge eine leichte zitternde Bewegung am hintern Flügelrande und hört das Ohr ein schwaches Anstreifen der Federn gegeneinander. Wahrscheinlich muß man in dieser vibrirenden Bewegung der Schwingen, welche an die ähnliche des Fischschwanzes erinnert, die Ursache des so lange anhaltenden Schwebens suchen."

Der Albatroß übertrifft den Schwan an Größe, wiegt 12 bis 28 Pfd. und erreicht eine Flügelweite von 10 bis 15 Fuß.

Wochen und Monate lang folgt er dem Laufe der Schiffe, doch glaubt Harvey, daß man die Dauer seines Fluges sehr überschätzt hat. Obgleich er, wie die Möve und die Seeschwalbe, kein Tauchvogel ist, so schwimmt er mit großer Leichtigkeit, und trotz der ungeheueren Weite seiner Flügel weiß er sich recht gut wieder in die Lüfte zu erheben. Es ist wahr, daß der gefangene Albatroß vom engen Raume des Schiffsverdecks nicht wieder auffliegen kann, woraus man voreilig geschlossen hat, daß die Vögel, welche wochenlang den Seefahrer begleiten, diese ganze Zeit in der Luft zubringen. Aber Niemand kann den wandernden Albatroß aufmerksam beobachtet haben, ohne zu sehen, daß er sich häufig auf's Wasser niederläßt. Er lebt von thierischen Substanzen, die auf der Oberfläche schwimmen, und obgleich er manchmal seine Nahrung im Fluge erhascht, so faltet er eben so häufig seine Flügel und schwimmt wie eine Möve herum. Wünscht er sich dann zu erheben, so sieht man ihn laufen und mit den Flügeln auf's Wasser schlagen, bis er den gehörigen Schwung bekommen und eine Welle von hinreichender Höhe gefunden hat, von deren Kamme er alsdann wie von einer Felsenkante aufspringt und seinen majestätischen Flug über eine weite Strecke des Oceans von Neuem beginnt. Der Albatroß wird selten im Norden gesehen; er gehört besonders der südlichen Hemisphäre an.

Alle Reisenden wissen, daß sie der Südspitze Afrika's nicht mehr fern sind, sowie die Albatrosse in größerer Anzahl erscheinen. Diese Vögel sind die Geier des Oceans; ihr gekrümmter scharfkantiger Schnabel ist eher dazu geeignet, eine leblose Beute zu zerreißen, als den schnellen Fisch im Schwimmen zu erhaschen. Aus weiter Ferne riechen sie das todte Wallthier und versammeln sich bald in großen Schaaren um die riesige Leiche. Außer dieser mehr zufälligen Speise verschlingen sie auch Crustaceen und Pteropoden, besonders aber Kopffüßler, die auf offenem Meere sehr häufig vorkommen und, wie wir wissen, auch den riesigen Cachalot ernähren. Fast immer werden Cephalopodenreste in ihrem Magen gefunden, niemals Ueberbleibsel von Fischen. Die Aucklands- und Campbellinseln scheinen Lieblingsbrüteplätze des Albatroß zu sein. Während Sir James Roß im November sich dort aufhielt, waren sie so eifrig mit dem Brüten beschäftigt, daß sie sich ohne allen Widerstand fangen ließen. Das Nest besteht aus einem mit trockenen Blättern und Gräsern untermischten Sandhügel, der durchschnittlich 18 Zoll hoch ist und einen Durchmesser von 27 Zoll an der Oberfläche und von 6 Fuß an der Basis hat. Während des Brütens überragt der schneeweiße Kopf und Hals des Vogels die Gräser und verräth ihn aus weiter Ferne. Will man ihn von seinen Eiern vertreiben, so vertheidigt er sich herzhaft und klappert mit dem Schnabel, als ob er dem Angriffe Trotz bieten wollte. Sein größter Feind ist eine wilde Raubmöve, die immer auf der Lauer ist und, so wie der Vogel das Nest verläßt, darauf losschießt, um es zu plündern.

Schnell fliegt der Albatroß, aber noch schneller durcheilt der Gedanke den Raum und führt uns plötzlich von den wüsten Inseln der Südsee in eine andere Hemisphäre. So bitten wir denn den Leser, dem wir gerne noch das Bild einer großen nordischen Seevogelrepublik vorführen möchten, uns nach Saint Kilda, der äußersten der Hebriden, zu begleiten, wo ihn zugleich die großartigste Felsenscenerie erfreuen wird. Das kleine, etwa eine Meile im Umfange messende Eiland steigt überall fast senkrecht aus dem Schooß des Oceans empor und bildet an seinem östlichen Ende, welches sich 1380 Fuß über dem Wasserspiegel erhebt, die höchste Felsenwand der britischen Inseln. Vom Rande dieses Abgrundes genießt man eine Aussicht, die alle Vorstellungen übertrifft, die man sich von der Erhabenheit eines wilden Steilufers hat machen können. Weit unten in der Tiefe sieht man die Brandung den schwarzen

* Mit Genehmigung des Herrn Verlegers aus der soeben erschienenen 4. Auflage des Prachtwerks: „Hartwig, das Leben des Meeres" entnommen, eins der empfehlenswerthesten populär-naturwissenschaftlichen Werke, das sich eben so sehr durch seine poetisch-warme Sprache, wie durch seine schöne Ausstattung auszeichnet. D. Redact.

Digitized by Google

Felsengrund heranklimmen und dessen Fuß mit breiten Schichten schneeweißen Gischtes überziehen. An vielen Stellen verschwindet das Gestein unter Myriaden von brütenden Seevögeln; die Luft ist mit ihren kreischenden Schaaren angefüllt und das Wasser scheint überall von den größeren Arten zu wimmeln, da die kleineren in der Entfernung verschwinden. Jede höher liegende Felsenplatte ist mit dreizehigen Möven, Alken und Guillemots dicht besetzt, von allen Rasenabhängen haben die Fulmars und Puffins Besitz genommen, während in der Nähe des Wassers auf den nassen, vom Wogenschwall tief ausgehöhlten Klippen Gruppen von Seeraben bewegungslos und aufrecht stehen, gleich unreinen Geistern, welche den Eingang einer dunkeln Zauberhöhle bewachen.

Läßt man einen gewaltigen Steinblock von der Höhe in's Meer hinabrollen, so entsteht ein gar merkwürdiger Tumult. Vielleicht erschlägt der tückische Marmor zunächst einen unglücklichen, auf seinem Neste brütenden Fulmar, springt dann mit gewaltigen Sätzen und tausendfältige Echo's erweckend, tiefer und tiefer in den Abgrund, hier gewaltige Furchen in die grasigen Abhänge reißend, dort an vorspringenden Felsennasen zerschellend, und treibt die erschreckten Vogelschaaren auseinander. Ihre aufsteigenden Wolken bezeichnen seinen verderblichen Pfad, bis er endlich, zahlreiche Opfer nach sich ziehend, unter den Fluthen verschwindet. Bald darauf kehren auch die gestörten Felsbewohner zu ihren Ruheplätzen zurück und der ungewöhnliche Tumult verhallt.

In unglaublicher Anzahl brütet der Fulmar auf Saint Kilda und ist für die Eingebornen bei weitem das wichtigste Product ihrer Heimath. Man trifft ihn auf den höchsten Felswänden und nur auf solchen, die mit kleinen grasbewachsenen Abhängen versehen sind. So wie man ihn ergreift, erbricht er ein klares bernsteinfarbiges Oel, welches von den Insulanern als ein Universalmittel gegen alle körperlichen Leiden, vorzüglich gegen chronischen Rheumatismus gerühmt wird, und auch zum Speisen ihrer Lampen dient. Das vorzüglichste wird von den alten Vögeln gewonnen, indem man sie Nachts auf dem Felsen überrascht und ihnen den Schnabel zudrückt. Hierauf läßt man sie ein paar Eßlöffel Oel in den getrockneten Magen eines Baßtölpels ergießen, den man als Behälter braucht.

Es ist besonders im Verfolgen des Fulmars, daß die Vogelfänger auf Saint Kilda ihr Leben so häufig auf's Spiel setzen. Zwei von ihnen, mit langen Stricken versehen, begeben sich an den Rand des Abgrundes. Hierauf befestigt der Eine das stärkste der mitgebrachten Taue unter seinen Armen und, das Ende eines andern Strickes in die Hand nehmend, wird er vom Felsen hinabgelassen. Sein Gefährte steht von der Kante etwas entfernt, das Tragseil, dessen anderes Ende er ebenfalls um den Leib gebunden hat, mit beiden Händen festhaltend und langsam abgebend, während er das Signaltau unter dem Fuße weggleiten läßt. So wie der Vogler zu einem mit Fulmars besetzten Abhange gelangt, hält er seine Lese, rafft Eier und Junge auf und erschlägt die Alten mit einem kurzen Stocke oder fängt sie mit einer an eine lange schmale Ruthe befestigten Schlinge. Darauf bindet er die Vögel zusammen und sucht eine neue Colonie auf, bis er endlich, reich beladen, sich wieder hinaufziehen läßt.

Die Geschicklichkeit dieser Felsenbewohner ist erstaunlich. Die kleinste Platte genügt ihnen zum Stehen und sie kriechen auf Händen und Knieen, mit Vögeln beladen, die schmalsten Kanten entlang. So groß ist ihre Kraft, daß, wenn der hinabgelassene Vogler einen Fehltritt macht und die ganze Länge des Seiles in die Tiefe stürzt, sein Gefährte durch festes Anstemmen seinen Freund und sich noch rettet. Eine solche Mannesstärke erinnert an das heroische Zeitalter. — Noch Wunderbareres wird erzählt. Eines Morgens ging ein Vogler allein auf den Fang. Nachdem er das Seil oben am Felsen befestigt hatte, ließ er sich hinunter, bis er einen Abhang erreichte, wo er eine reiche Beute zu machen hoffte. Durch ein geschicktes Hin- und Herschaukeln kam er richtig zur Stelle, vergaß aber beim Landen, sich den Strick um den Leib zu binden. Ueber das eifrige Einsammeln entglitt dieser seinen Händen, schwankte einige Male hin und her und blieb endlich unbeweglich 6 bis 8 Fuß vom Abhange frei in der Luft schweben. Einen Augenblick stand der arme Vogler stumm vor Entsetzen da, durch das plötzliche Schreckniß seiner Lage fast aller Besinnung beraubt. Furchtbar war sie in der That: die Steinmassen über ihm senkrecht wie eine Mauer, das Meer unten gegen zackige Klippen anbrausend; keine Möglichkeit, daß aus der Tiefe, bis zu welcher er sich hinabgelassen hatte, sein Hülferuf durch das Wogengeräusch zu den Ohren der Menschen gelangen könnte. Nur eins blieb ihm übrig: ein gräßlicher Sprung konnte ihm das Seil wieder in die Hände geben und ihn retten. Verfehlte er ihn, so war der sichere Tod unfehlbar, aber noch besser dieser, als das langsame Verschmachten auf der Felsenplatte. Er faßte also einen herzhaften Entschluß, murmelte ein kurzes inbrünstiges Gebet, sammelte seine ganze Kraft und sprang in's Bodenlose hinein. Er lebte, um die That zu erzählen; denn es gelang ihm, das rettende Seil zu greifen und zu den Seinigen zurückzukehren.

Sturmvögel, Lummen, Puffins und Alken kommen ebenfalls in großer Menge auf Saint Kilda vor. Bedenken wir nun, daß an allen Küsten und auf allen Inselgruppen des europäischen Nordmeeres ähnliche Vogelberge sich befinden, — die alle mehr oder weniger von muthigen Jägern ausgebeutet werden — so lernen wir die unendliche Fülle der Natur bewundern, die ein so reiches Leben auf nackte Felsen hinzaubert. Die ungeheuere Menge, in welcher manche Seevögel vorkommen, ist um so erstaunlicher, da viele Arten, wie die Lummen, Alken, Lunde, Fulmars, Tölpel und Puffins, nur ein einziges Ei ausbrüten, welches oft auf dem nackten Felsen in so bedenklicher Stellung liegt, daß man nicht begreift, wie das Bebrüten möglich ist. Seeadler, große Falken, Möven saufen die Eier aus und schleppen die Jungen weg; Lestris catarrhactes füttert seine Jungen sogar fast allein mit jungen Lummen, Alken, Tölpeln und Fulmars; selbst große Fische erschnappen manchen Vogel; Hunderte kommen bei strenger Kälte und in den arktischen Stürmen um; manche Brut geht sogar mit einem Schlage durch die Springfluthen verloren, welche die Eier und noch nicht flüggen Jungen mit sich fortreißen, und wie viel tödtet nicht der Mensch!

Dennoch bleibt ihre Anzahl und ihre Wichtigkeit für den Haushalt der nordischen Insulaner und Küstenvölker unverändert. Aber von ungleich größerer staatsökonomischer Bedeutung, als alles Oel und Fleisch, als alle Federn und Eier der hyperboräischen Vogelrepubliken, ist seit den letzten Jahrzehnten der Guano oder richtiger der Huanu für Europa geworden.

Fast auf allen Inseln und den meisten unbewohnten Vorgebirgen der ganzen Westküste Amerika's, besonders der intertropischen, kommt dieser unschätzbare Dünger vor; seine ergiebigsten und berühmtesten Fundorte sind aber die Chincha-Inseln in der Nähe von Pisco, ungefähr 100 englische Meilen südlich von Callao, wo er ungeheuere, 50 bis 60 Fuß tiefe Lager bildet.

Die obersten Schichten sind von graubrauner Farbe, die tieferen rostbraun. Der Guano wird allmählich dichter und fester von oben nach unten, ein Umstand, der im zunehmenden Gewicht der oberen Schichten seine Erklärung findet. Bekanntlich wird er von den Excrementen verschiedener Seevögel gebildet, unter welchen Tschudi: Larus modestus (Tsch.), Rhynchops nigra (Lions), Plotus Anhinga (L.), Pelecanus thayus, Phalacrocorax Gaimardii und albigula (Tsch.) nennt, besonders aber Sula variegata (Tsch.) als den bedeutendsten Huanu-Fabrikanten hervorhebt. Wer jemals die ungeheueren Schwärme dieser Vögel gesehen hat und sowohl die erstaunliche Gierigkeit als die Leichtigkeit kennt, mit welcher sie in jenem fischreichen Meere ihren Hunger befriedigen können, wundert sich nicht mehr über die Größe der Guanolager, welche durch die ununterbrochenen Anhäufungen von Jahrtausenden entstanden sind.

Der frische Guano ist weiß und wird von den peruvianischen Landleuten für den vorzüglichsten gehalten. Man sammelt ihn auf der Punta de Hormillas, auf den Inseln Islay, Jesus, Margarita ꝛc. So wie man die Ausbeutung eines Guanolagers vornimmt, wird die Nachbarschaft von den Vögeln verlassen. Auch will man bemerkt haben, daß sie seit der Zunahme des Handels und der Schifffahrt sich von den Inseln, die in der Nähe der Häfen liegen, zurückgezogen haben.

Die Peruvianer kennen den Gebrauch des Guano's seit vielen Jahrhunderten, unter den Incas wurde er als ein wichtiger Zweig des Nationalvermögens betrachtet. Es war bei Todesstrafe verboten, die jungen Vögel auf den Guanoinseln zu tödten. Jedes Eiland hatte seinen besondern Inspector und wurde einer bestimmten Provinz zur Benutzung angewiesen. Der ganze District zwischen Arica und Chancay wurde in einer Länge von 200 nautischen Meilen ausschließlich mit Guano gedüngt. Unter der spanischen Herrschaft verlor das Land viel von seiner früheren Betriebsamkeit,

Digitized by Google

doch während der letzten 50 Jahre belief sich noch immer der jährliche Bedarf der Hacienda's im Chaucaythale auf 25 bis 30,000 Scheffel, die vorzüglich auf den Chinchainseln gegraben wurden.

Die Art, wie der Guano in Peru zum Dünger, besonders der Maisfelder, gebraucht wird, ist noch ziemlich unbekannt und dürfte wohl manchen Leser interessiren. Wenige Wochen nach dem Emporkeimen wird neben jedem Wurzelstocke ein kleines Loch gegraben, eine Prise Guano hineingethan und dann mit Erde zugedeckt. Höchstens zwölf bis achtzehn Stunden später wird das ganze Feld unter Wasser gesetzt und einige Stunden so gelassen. Von weißem Guano nimmt man weniger und bewässert darauf länger und schneller. Die Wirkung ist unglaublich rasch; schon nach wenigen Tagen erreicht die Pflanze das Doppelte ihrer frühern Höhe. Wird das Düngen später mit einer geringen Quantität wiederholt, so übertrifft die Ernte um das Dreifache diejenige, die auf einem nicht gedüngten Acker gewonnen wird. Das gleichförmige Klima an einer Küste, wo es niemals regnet, trägt viel dazu bei, daß der peruanische Guano einen schärfern Dünger gibt, als der afrikanische, weil bei jenem weniger Salztheile aufgelöst und verflüchtigt werden.

Der Eroſturmvogel.

Reißend schnell nimmt der Gebrauch des Guano's im westlichen Europa zu. Auf der Iquique-Insel bedeckte eine dreißig Fuß dicke Schicht eine Fläche von 220,000 Quadratfuß: in 27 Jahren war sie abgetragen. Viele kleinere Inseln sind schon rein ausgeplündert. 1854 wurden 250,000 Tonnen, in den drei ersten Monaten des folgenden Jahres 80,000 Tonnen auf den Chincha-Inseln ausgegraben und die jetzige Ausfuhr beträgt gewiß nicht weniger, als eine halbe Million. Der Antwerpener Agent des Londoner Hauses Gibbs und Co., welches schon seit vielen Jahren das Monopol der Guano-Ausbeute auf den Chincha-Inseln besitzt, erhält allein jährlich ein paar hundert Ladungen und lebt wie ein Fürst von den Procenten, welche der Vogeldünger ihm abwirft. Das Einkommen seiner Principale wird auf wenigstens 100,000 Pfd. Sterling geschätzt. Die Verdauungsproducte der Sula tragen der peruanischen Regierung größere Summen ein, als alle Silberschätze von Cerro di Pasco, und der Transport derselben beschäftigt unstreitig eine größere Handelsflotte, als diejenige war, die im vorigen Jahrhundert sämmtliche Verbindungen zwischen Spanien und allen seinen Colonien unterhielt.

„Die Chincha-Inseln," sagt Castelnau, „sind ganz wüste und pflanzenleer: ihr Granitboden zeichnet sich deutlich durch seine Farbe von der dicken Guano-Schicht ab, welche ihn bedeckt und deren Oberfläche von weitem wie Schnee aussieht. Die steilen, senkrecht abgeschnittenen Ufer erschweren das Landen, erleichtern aber zugleich die Gewinnung des Productes, denn die Fahrzeuge ankern unmittelbar neben den Brüchen, und man hat weiter nichts zu thun, als den Guano durch einen langen Schlauch in den Schiffsraum hinablaufen zu lassen. Man gräbt an drei nahe bei einander liegenden Stellen, und der Reisende braucht nur die ungeheueren Lager mit der Kleinheit der in einiger Entfernung kaum wahrnehmbaren Aushöhlungen zu vergleichen, um sich von der Unerschöpflichkeit der Vorräthe zu überzeugen.

„Ein paar Hütten sind auf dem Eilande errichtet worden, wo unter ammoniakalischen Düften einige peruanische Beamte und Soldaten die Ausbeute der Guano-Schätze überwachen."

Die Privat-Irrenanstalten.

Von Dr. juris Thesmar in Köln.

(Fortsetzung.)

Schreiben des Mechanikus Franßen in Lanten. — Grauenerregende Behandlung der in der Lindenburg Eingesperrten. — Der Wärter Hermann Schütz. — Mißhandlung eines achtzigjährigen Greises. — Schuhmacher in Königsberg.

Jenes Schreiben rührt von dem Mechanikus Wilhelm Franßen aus Lanten her, den seine Bekannten übereinstimmend als einen sehr gebildeten und wahrhaftigen Mann schildern; sein Brief scheint dieses Zeugniß zu bekräftigen. Jenes Schreiben vom 15. September c. lautet unter Weglassung der bittersten Stellen, für welche demselben die erlittenen Qualen zur Entschuldigung gereichen mögen, wörtlich wie folgt:

„Sehr geehrter Herr Doctor! Da ich aus der heutigen Nummer 256 der Kölnischen Zeitung ersehe, daß Sie sich der Sache des Herrn H. (Heesmann) von Köln angenommen haben und, wie es scheint, sich für das Schicksal des armen Irren interessiren, so dürfte es Ihnen vielleicht nicht unangenehm sein, durch einen Augenzeugen bezüglich dieses Gegenstandes einen kleinen Beitrag zu erhalten. Ich hatte selbst das Unglück, im August 1855 nach der Lindenburg gelockt zu werden, und schmachtete fünf Vierteljahre darin unter den schrecklichsten Martern. Die Kölnische Zeitung brachte kürzlich mehrere Artikel aus China und Indien, und wußte wahrscheinlich nicht, daß sie dicht in der Nähe von Köln hinreichenden Stoff zu ihren Declamationen hätte finden können. Was meinen Namen und meine Person betrifft, so kann Ihnen Herr H. darüber Auskunft geben, und will ich es Ihnen anheimstellen, sich mündlich näher zu informiren, wenn Sie es für gut halten sollten.

Digitized by Google

Zwar weiß ich nicht, von welchem Standpunkt aus Sie, Herr Doctor, die Sache betrachten und behandeln, ob Sie die fragliche Angelegenheit vom Standpunkte des Geschäftsmannes betrachten, oder ob Sie ritterlich als Menschenfreund das Schwert ziehen für einen Theil der unterdrückten Menschheit, der vor Allem des Schutzes seiner Mitmenschen so sehr bedarf. Ich gehe deshalb, hiervon abstrahirend, zur Sache über, voraussetzend, daß Sie in Bezug auf meine Person eine billige Discretion beobachten werden.

„Die Kost auf der Lindenburg ist nicht zu beschreiben; etwas schmutzige Runkelrübenblätter, blos in Wasser gesotten, war den Armen ein Leckerbissen. Dieser Punkt ist überhaupt haarsträubend; der menschliche Mund kann es nicht aussprechen! Der Hunger, Herr, der Hunger thut weh! Viele der Aermsten verschlangen ihren eignen Koth mit Gier oder suchten aus den Gossen des stinkenden Hofes noch etwas aufzufischen; in der offenen Abtrittsgrube suchten sie ihren Hunger zu stillen. Der Wärter Hermann Schütz ist als der schlimmste Peiniger zu bezeichnen. Dieser Schütz rühmte sich, ein intimer Freund von Lucas Waldenburg (einem hingerichteten Raubmörder aus Köln) gewesen zu sein, auch daß er als Soldat einmal in Berlin mit einem Genossen zwei Polizeidiener, d. h. Constabler, niedergemetzelt habe. Dieser Schütz hat eine Reihe der entsetzlichsten Mißhandlungen verübt. Ein gewisser Kellershoven, aus der Nähe von Siegburg zu Hause, hat die gräßlichsten Mißhandlungen erdulden müssen. Er wurde in dem Folterstuhl aufgehängt und so herzzerreißend geschlagen, daß er an Kopf und Leib mit tiefen Wunden bedeckt war; von unten stach man ihn mit Nadeln und Messern. Das Hülfsgeschrei des Unglücklichen hätte die Stadt Köln alarmiren müssen; aber die Aermsten waren von Gott und den Menschen verlassen. Ich that für die Unglücklichen, was in meiner Macht stand, namentlich an das „Divide et impera" denkend, wodurch es mir selbst gelang, mich noch zu retten, und dem Hungertode zu entrinnen. Auch Herr H. (Heesmann) würde wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden sein, wenn ich nicht den damaligen Wärter gebunden hätte. Paul Heins ist von dem erwähnten Schütz fürchterlich gefoltert worden; besonders grausam schlug er einen Carl Rabenbrunner von Crefeld todt. Einen Pensionair, E. Dülken, warf er zur Erde und stampfte ihm mit dem Absatze das Gesicht blutig. Man könnte Bände mit diesen Niederträchtigkeiten ausfüllen. Decker von Crefeld, Rohden von Solingen und viele Andere sind auf herzbrechende Weise gefoltert worden. Ein späterer Wärter, Joh. Faust, bat für einen kranken Mann aus Uedem bei Cleve um eine Tasse Thee. Man wies ihn mit harten Worten ab, und der Mann starb hülflos bald nachher.

„Ein Knabe wurde gezwungen, ein ungenießbares Gesudel zu verschlingen, und wurde trotz seiner Schwäche genöthigt, sich bis unter das Dach zu schleppen, wo er am andern Morgen todt im Bette gefunden wurde. Ein Schuster, Kerd, ertränkte sich aus Verzweiflung im Teiche des Gartens, da er kurz vorher seinem Freunde Bergerhaus geklagt, daß er den gräßlichen Hunger und die Mißhandlungen nicht mehr ertragen könne. Man sah einmal einen Verhungernden, wie er zu ersticken drohte, indem derselbe ein Hasengedärm vom Mist genommen und zu verschlingen suchte. Seife war ein Luxusartikel, und war mit den fürchterlichsten Mißhandlungen bedroht, wer es wagte, dergleichen zu verlangen. Die Eßgeschirre waren theilweise grauenhaft sudelig und schmutzig. Wo es einer wagte, zu entfliehen, wurde derselbe zurückgeschleppt und herzzerreißend mißhandelt. Schorn, aus der Gegend von Bonn, machte einen Fluchtversuch, hatte aber das Unglück, von der etwa 20 Fuß hohen Mauer der Anstalt zu stürzen und sich stark die Beine zu verrenken, was aber kein Hinderniß abgab, ihn sofort in den Folterstuhl zu sperren, mit Ketten zu schließen und mehrere Tage ohne Nahrung zu lassen. Auch hing man wohl den Flüchtling oder sonstigen Verbrecher an die Gitterbalken der Käfige, mit Stricken um die Hände, schwebend auf und prügelte ihn dann mit Stöcken. Einem Schilling aus Stolberg wären auf diese Weise einmal bald die Pulsadern durchgeschnitten worden, wie der Augenzeuge Barbier Hein aus Köln bekunden kann. Dümesnil von Köln ist auch namentlich von Schütz fürchterlich mißhandelt worden, der ihm mit dem Stiefelabsatze zwei Löcher in den Kopf schlug. Schult von Frechen wurde blutig geschlagen, da er den Versuch machte, zu entweichen; ein Pestillon ist Zeuge davon gewesen. Die Mißhandlungen sind nicht zu beschreiben, die Tendik von Huyn erduldet. Da er einst dem Lennartz sagte, er könne es bei Gott nicht verantworten, wie er die Armen folterte, meinte er, das sei ein Leichtes, das könne er sehr gut verantworten.

„Der alte Diedrich, ein zitternder schwacher Greis, wollte nicht essen; es wurde ihm unter den ärgsten Mißhandlungen eingezwungen; ein Anderer, Gottlieb Linke von Freistadt in Schlesien, ließ sich für ein Stückchen Brod durchprügeln vom Wärter.

„Mit der größten Aengstlichkeit wurde Alles gehütet, was nur irgendwie zum Schreiben dienen konnte, und wer darüber ertappt wurde, hatte die fürchterlichsten Strafen zu erwarten. Wurde einem erlaubt, zu schreiben, so dictirte man ihm, was in den Kram paßte: „es ginge den Patienten sehr gut, und sie hätten sich gar nicht zu beklagen, verlangten auch nicht aus der Anstalt fort." Erhielten sie Besuch, so wurde der Mund durch die entsetzlichsten Drohungen geschlossen. Und selbst amtliche Besuche sahen nie das, was hier geschildert ist. Man war in der Regel davon benachrichtigt, und wußte dann schnell zu säubern. Sobald die Herren den Rücken gewandt, ging dann die Wirthschaft wieder ärger los. Mit Lügen, scheinheiliger Verstellung, Maskirungen aller Art half man sich immer durch. Es sind meistentheils Leute, die von habsüchtigen Erben hingeführt werden, da man die gewöhnliche Art zu erben zu langsam und unsicher findet.

„So wie bis dahin die Sachen stehen, ist es möglich und wirklich geschehen, Jeden ohne Ausnahme in eine Irrenanstalt zu sperren, und um Gründe ist man niemals verlegen. Mein Herr! Ich sehe aus Ihrem Artikel, daß Sie gegen Privatanstalten sind. Ich will mir darüber kein Urtheil erlauben, allein ich fürchte fast, daß die Armen, wie man so zu sagen pflegt, „vom Regen in die Traufe kommen möchten." Es ist jedenfalls schwierig, eine bestimmt abgegrenzte Definition zu geben von „geisteskrank." Für Lennartz ist möglicherweise Jeder geisteskrank, von dem er etwas erpressen kann. Ich meinerseits würde gerade diesen Herrn für geisteskrank halten und es angenehm finden, ihn in einer Anstalt nach seiner eigenen Methode zu behandeln. Herr Doctor, ich bin der Meinung, daß an diesem ein Exempel müsse statuirt werden! Die unschuldigen, grenzenlos mißhandelten Kranken und Gesunden schreien um Rache! Das unschuldig vergossene Blut schreit zum Himmel empor! Herr Doctor, ich lege vertrauensvoll diese Zeilen in Ihre Hände und erwarte, daß Sie geeigneten discreten Gebrauch davon machen werden.

„Adressen: Rentmann in Inden bei Jülich, Steffens in Langerfeld bei Düsseldorf, Joh. Schult in Frechen bei Köln, Springer von Huyn, Schreiber des Lennartz, Wärter Leopold Günther in Siegburg, Franz Joseph Bergerhaus, Abraham Brückner, Wärter Joh. Staudt, Joh. Kellershoven, E. Vogel von Duisburg pp., theilweise noch zu Lindenburg."

Den 22. September 1858.

Herrn Doctor Thesmar in Köln.

„Mein Herr, wie Sie aus Beiliegendem ersehen, hatte ich schon am 15. d. M. ein Schreiben gefertigt, in der Absicht, dasselbe Ihnen auf sichererem Wege, als durch Post, zu übersenden. Da ich aber bei meiner völligen Hülflosigkeit in pecuniairer Hinsicht gebunden bin, so lege ich dasselbe auf die Post, obschon ich fast zweifle, daß dasselbe zu Ihnen gelangen wird, indem Sie wahrscheinlich, wie es gewöhnlich Regel, keine unfrankirten Briefe annehmen werden. Zu meinem Bedauern sehe ich, daß Sie mich in einem öffentlichen Blatte genannt haben. Sie hätten dies gewiß nicht gethan, wenn Sie wüßten, was für entsetzliche Dinge dort vorgegangen, die unmöglich veröffentlicht werden können, ohne die Unglücklichen bloßzustellen, die Sie so edelmüthig in Schutz nehmen. Es ist das leider wahr, was dort auf meine Person ist gesagt worden; nur habe ich zu berichtigen, daß ich nicht geschrieen, was mir nichts geholfen haben, aber ich habe dem Lennartz gesagt, ich würde ihn anklagen, wenn Marx zurückkäme. Dann muß ich entschieden Verwahrung dagegen einlegen, als ob ich jemals geisteskrank gewesen wäre! Niemals, nicht die Spur! Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie sich persönlich davon überzeugen könnten. Ich stehe nicht an, mit Jedem, der competent in der Sache ist, in die Schranken zu treten. Mein Herr, ich nehme es Ihnen nicht übel, daß Sie öffentlich den „völligen Wahnsinn" auf mein Haupt geschleudert haben! Was ich übrigens hier geschrieben, ist nicht entfernt im Stande, Ihnen ein nur annäherndes Bild von den unmenschlichen Gräueln zu geben, die dort verübt sind. Alles menschliche Gefühl sträubt sich dagegen, es auszusprechen. Die Stadt Köln hat schwere

Digitized by

Schuld auf sich geladen, daß sie solche Gräuel in ihren Mauern oder deren Nähe geduldet hat. Als ich zuletzt entfloh und hülfesuchend umherirrte durch die Straßen von Köln, wies man mir die Thür, wo ich anklopfte! Ich schüttelte den Staub von meinen Füßen, und verließ die Stadt. Den Weg von Köln nach Xanten habe ich trotz meines schmerzhaften, verrenkten Beines, mich mit der größten Mühe aufrecht haltend, in 48 Stunden zurückgelegt. Ich war nämlich in der Dunkelheit von der Mauer herabgestürzt. Wenn Schmerz und Müdigkeit mich niederzogen, schlief ich wohl zuweilen einen Augenblick auf einem der Kieshaufen der Chaussee ein. Ein solches köstliches Kissen hatte ich lange nicht gehabt. Mein Herr, Sie haben meine Wunde aufgerissen, aber es geschah nicht in böser Absicht. Sie mögen die Thatsachen immerhin öffentlich machen, aber Sie werden gewiß wohl ein wenig die Person berücksichtigen. Es stehen Ihnen gewiß große Mittel zu Gebot; o Herr, Sie haben einen starken Arm. Tröpfeln Sie Balsam in die Wunden der Mißhandelten. Ich spreche nicht für mich. Mit blutendem Herzen mußte ich es ansehen, wie die Unglücklichen zertreten wurden. Man hielt mich auf den geringsten Verdacht in Ketten geschlossen. Hätte ich entkommen können, würde ich Kölner Bürger herbeigeholt haben zu den blutenden Schlachtopfern Nochmals, Herr Doctor, bitte ich Sie, nicht leichtgläubig zu sein: niemals war ich geisteskrank, niemals wahnsinnig! Das wußte man gewiß gut, und darum suchte man mich auf jede Weise fortzuschaffen. Doctor Canetta hat im Depôt zu Köln die Wunde besichtigt, als ich bei meiner ersten Flucht in Gefangenschaft gerieth. Wenn Doctor Walten nicht zugegen gewesen wäre, würde ich mich in wenigen Secunden verblutet haben. Ich schwebe noch beständig in Gefahr, fortgeschleppt zu werden. So viel wie möglich habe ich mich vorgesehen. Ueberhaupt es lag kein Grund vor, mich in ein Irrenhaus zu sperren. Ich bin auch bereit, jede weitere Auskunft zu geben, wenn es verlangt wird."

Solche Gräuel zu verüben, und der ewig waltenden Gerechtigkeit Hohn zu sprechen, sollte man auf die Dauer für unmöglich halten, wenn man erwägt, daß die Aufsicht über solche Anstalten nach den Bestimmungen des Gesetzes ausgeübt werden soll:

1) durch den Chefpräsidenten der ressortirenden königlichen Regierung,
2) durch den Regierungsmedicinalrath,
3) durch den ärztlichen Specialcommissar bezüglich der ganzen Pflege und Behandlung der Kranken,
4) durch den königlichen Kreisphysikus des Bezirkes, unter welchem die Anstalt belegen ist, und
5) durch den Bezirkspolizeicommissar;

und dennoch wurden auf der Lindenburg nach der Versicherung zahlreicher classischer Zeugen Jahre lang Unthaten verübt, vor welchen die Feder sich sträubt, sie niederzuschreiben, die sich nur dadurch erklären lassen, daß dieselben in abgeschlossenen Räumen vollzogen wurden, und die königliche Regierung ihr Vertrauen, anscheinend ausschließlich, ihrem Specialcommissar, dem Doctor Hergersberg in Köln, zugewendet hatte.

Niemand, keine Behörde, kein Angehöriger, überhaupt kein Draußenstehender hatte von solchen Gräueln auch nur eine Ahnung. Selbst noch einer Empfehlung Seitens der königlichen Regierung in Köln hatte sich die von Lennartz geleitete Anstalt zu erfreuen, einige Jahre früher, bevor derselbe die Lindenburg übernahm. Das desfallsige Rescript vom 12. Februar 1849 findet sich abgedruckt in dem Stücke 8 des Amtsblattes der königlichen Regierung zu Köln von Dienstag den 20. Februar 1849, und lautet wörtlich, wie folgt:

„Der ehemalige Alexianer Laienbruder Peter Joseph Lennartz, welcher mit Genehmigung des königl. hohen Ministeriums der Medicinal-Angelegenheiten in dem sehr zweckmäßig gelegenen Stein'schen Garten hierselbst eine Privat-Krankenanstalt in Verbindung mit einer Aufbewahrungsanstalt für unheilbare Irre errichtete, hat die Pension für die auf öffentliche Kosten zu verpflegenden Irren, ohne Unterschied der Art des Irreseins und der etwaigen Complicationen mit andern Krankheiten, einschließlich der ärztlichen Behandlung, Arzneien, Beerdigung und aller übrigen Nebenkosten auf 110 Thaler für das Jahr festgesetzt. Dagegen bleibt der vierteljährlich vorauszubezahlende Pensionsbetrag der Anstalt, wenn der Irre vor Ablauf des Vierteljahres mit Tode oder aus jedwelcher anderen Ursache abgeht. Für die Anschaffung der erforderlichen Kleidungsstücke und Leintücher, wenn dieselben nicht vollständig in natura gestellt werden, sind außerdem beim Eintritte eines jeden Irren in die Anstalt 25 Thlr. zu vergüten. Die Beköstigung für diese letzte Classe der unheilbaren Irren in der Lennartz'schen Anstalt ist derjenigen der Irren-Pflegeanstalt zu St. Thomas gleich.

Da in keiner ähnlichen Anstalt der Rheinprovinz für so geringe Vergütung so viel geleistet wird, als in der Lennartz'schen, so empfehlen wir dieselbe den Gemeinden unseres Verwaltungsbezirkes zur Unterbringung derjenigen unheilbaren Irren, welche nicht füglich in ihren Familien verbleiben können.

Köln, den 12. Februar 1849.

Königliche Regierung."

Noch erwähre ich eines speciellen Falles, der von der unglaublichen Rohheit der Behandlung Zeugniß gibt, welche die Unglücklichen Seitens ihrer unbarmherzigen Wärter zu erdulden haben; die Wahrheit hat in allen Einzelheiten ihre volle Bestätigung gefunden. Im Jahre 1856 wurde gegen Otto Derichs, Gutsbesitzer vom Bechheimer Hofe bei Bergheim, einen achtzigjährigen Greis, welcher auf der Lindenburg untergebracht war, das Interdictionsverfahren eingeleitet. Das mit dieser Klage befaßte Landgericht in Köln verordnete zunächst die persönliche Vernehmung desselben, die nach Vorschrift der Gesetze durch ein committirtes Mitglied des Gerichtes in Begleitung des Staats-Procurators und des das Interdictionsverfahren betreibenden Anwaltes stattfand. Es ergab sich aus der Vernehmung, daß der Unglückliche an einer fixen Idee litt, im Uebrigen aber ganz verständig war. Nach Beendigung des Verhörs stellte der Landgerichtsrath die Frage an den alten Mann, wen er zu seinem Curator wünsche, dessen Zuordnung in solchen Fällen von Gerichts wegen erfolgen muß. Derselbe erklärte, er wolle dies ganz den Herren überlassen; allein er spreche zugleich die dringende Bitte aus, ihn aus dieser Anstalt zu erlösen und in eine Staatsanstalt bringen zu lassen, wobei er namentlich Siegburg bezeichnete. Die Nahrung, so fuhr der alte Mann fort, bestehe für sie in einer Art Brei, der ganz ungenießbar sei. Kurze Zeit vor seiner Vernehmung stand sein zinnerner Becher mit solchem Gemengsel unangerührt vor dem Bette, in welchem er den größten Theil des Tages zuzubringen pflegte, als der Wärter hereintrat und ihn fragte, weshalb er sein Essen nicht verzehrt habe. Auf seine Bemerkung, er habe keinen Appetit und der Brei widerstehe ihm, befahl ihm der Wärter, sein Essen alsbald zu verzehren, denn es solle Niemand sagen, die Leute bekämen nicht satt zu essen. Hierauf gab er ihm eine Viertelstunde Zeit, nach deren Ablauf er wiederkommen und sich überzeugen werde, ob der Brei verzehrt sei. Während seiner Abwesenheit versuchte der alte Mann, seinem Befehle nachzukommen; er konnte jedoch den Ekel nicht überwinden und wollte lieber Hunger leiden, als die ungenießbare Kost hinunterwürgen. Nach Verlauf der Viertelstunde erschien der Wärter, und als er sah, daß der Brei unverzehrt geblieben war, bog er sich mit den Worten, „dann wolle er ihn essen lehren", über den im Bette liegenden Greis, hielt ihm die Hände fest und ergriff einen hölzernen Löffel, vermittelst dessen er dem zitternden alten Manne, seines Widerstrebens ungeachtet, den Brei so lange in den Mund brachte, bis der Becher leer wurde. Die Folge war, daß unmittelbar nach dem Genusse der alte Mann die aufgedrungene Kost auf die Bettdecke wieder ausbrach, worauf der Wärter ihm letztere neuerdings von der Bettdecke in den Mund zu bringen suchte und im Gesicht herumrieb.

Die Mitglieder des Landgerichtes waren über diese unglaubliche Rohheit so empört, daß, wie mir einer derselben mittheilte, sofort Anzeige an geeigneter Stelle gemacht wurde. Von einem Resultate ist nichts bekannt geworden. Vielleicht sind meine Gegner im Stande, aus den Acten nähere Mittheilung zu machen, wenn sie nicht zufällig das Blatt, auf welchem es vielleicht zu finden ist, aus Versehen herumschlagen. Vor Beschwerden aber über Ungebühr, die nicht zu Tage liegt, mögen sich die unglücklichen Bewohner dieser Institute wohl hüten, denn die Erfahrung lehrt, daß unter Umständen der Zwangsstuhl mit liebevoller Zusprache oder je nach Befinden ein funfzehn bis zwanzig Minuten langes Aufhängen an den gefesselten Händen, wobei die Fußspitzen eben den Fußboden berühren, in der Ferne winkt.

Allein leider stehen die Fälle des mangelnden Schutzes vor solchen Eingriffen in die persönliche Freiheit für unsern intelligenten Staat nicht vereinzelt da. Ich will mich darauf beschränken, zum Schlusse das Verhängniß mitzutheilen, das den Kreisgerichtsdirector

Digitized by Google

Schuhmacher in Königsberg, einen achtzigjährigen Greis, in gleicher Weise ereilte, und welches die Ergänzung der gesetzlichen Bestimmungen in dem Maße fordert, daß letztere nicht sollten auf sich warten lassen. Ich berichte die Thatsachen über diesen Fall, wie ihn die öffentlichen Blätter mitgetheilt haben, und übernehme selbstredend nicht die Gewähr für die Einzelheiten; weniger sind es die begleitenden Nebenumstände, als vielmehr das Einbringen und die Haftnahme dieses würdigen Greises, was für diese Erörterung von Erheblichkeit erscheint. Die Berliner Gerichtszeitung meldet die Thatsachen, wie folgt:

„Schuhmacher war in Königsberg keine unbekannte Persönlichkeit. Hunderte von Menschen waren mit dem Manne in Berührung gekommen, kannten seinen Charakter, seine Lebensweise, seine engeren häuslichen Beziehungen, seine Eigenheiten, und waren bereit, es aus der Erfahrung eines langjährigen Verkehrs durch Eid zu erhärten, daß dieser Mann so wenig blödsinnig als überhaupt nur geistesschwach oder urtheilsunfähig sei. Nicht wenige und zwar solche, denen der Mann nicht mit einem Heller wohlzuthun Gelegenheit gehabt hatte, sprachen mit Hingebung und hoher Verehrung von ihm, und wenn es geschah, daß sie rücksichtlich der Verwendung seines Geldes und seiner Güter nicht jede seiner Handlungen gut heißen konnten, so waren sie nach der Logik, welche dem gesunden Menschenverstande beiwohnt, auch jederzeit so billig, sich selber zu berichtigen mit der Erklärung: „Aber wer will, wer kann dagegen auch nur mit einem Scheine Rechtens etwas machen? Schuhmacher hat sein Vermögen selber erworben, er hat es während eines langen Menschenlebens eben nicht zu seinem Nachtheile verwaltet, und angenommen selbst, daß seine Verwaltung keine glückliche gewesen, daß er sogar sein Vermögen dabei ruinirt — folgt daraus, daß er wie ein Ruchloser, wie ein Mensch, für den die Gesetze nicht da sind, ohne alle und jede vorgängige Rechtsprocedur aus dem Kreise der Lebendigen gerissen, in ein Irrenhaus versetzt und für die Spanne der Zeit, die der hochbetagte Greis noch zu leben hat, seiner Freiheit, seiner unabhängigen Selbstbestimmung beraubt werden kann, werden darf? Und wer sind diejenigen, die auf einmal die Entdeckung machen, daß dieser Mann verrückt sei, daß es nicht länger verträglich sei mit der öffentlichen Ordnung, denjenigen, der fast achtzig Jahre hindurch in ungetrübter Verträglichkeit mit der öffentlichen Ordnung hingebracht, auch noch für die letzten wenigen Tage seines Lebens im unverkürzten Genusse aller Vortheile zu belassen, welche eben die öffentliche Ordnung Allen und Jeden, zumeist jedoch der natürlichen Ehrwürdigkeit des Alters und des Familienoberhauptes, schuldet und gewährleistet? —!" Das war die Sprache, der man damals in jedem Winkel unserer Stadt begegnete, die aus allen Mittheilungen tausendfach wiedertönte, und man muß sagen, daß sie die Sprache der Natur und des Gesetzes war.

„Aber wie die Menschen sind, sie ermüden, und was tausendmal verderblicher ist, auch die Regungen der Gerechtigkeit schlafen ein, und lassen es geschehen, daß die Zeit wie mit einem nassen Schwamme über sie hingleitet und sie verwischt. Der so heilsame und unentbehrliche Instinct der Theilnahme des Einen an dem Anderen oder vielmehr der Theilnahme Aller an jedem Einzelnen, dieser so natürliche und das gesellschaftliche Wesen so unbedingt verklärende Instinct, den man füglich den Instinct der öffentlichen Wachsamkeit nennen könnte, ist dem nämlichen Schicksale unterworfen, zieht sich leicht zurück, und verliert und vergißt über der dauernden Zufluthung neuer Erscheinungen die einzelnen älteren, unbekümmert darum, ob über diesem lieblosen Vergessen das Einzelne umkomme oder nicht. So geschieht es, daß oft erst der Drang oder der Zufall einer spätern Zeit das Auge auf das aus seiner eignen Mitwelt gleichsam Verschollene hinlenkt, und wohl dann dem armen Opfer, wenn diese Dazwischenkunft noch zeitig genug erfolgt, es den Genuß wenigstens des Restes seiner Rechte noch schmecken zu lassen! Allein das ist gar selten der Fall, und schaale, verbleichte Rotomontaden sind sehr oft Alles, was das beleidigte Recht aus der menschlichen Erinnerung davon trägt."

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Für den Weihnachtstisch der lieben Kleinen empfehlen wir zuvörderst (für das erste Kindesalter) die allerliebsten Fröhlich'schen Schattenriß-Bilderbücher „Wild und Zahm" die „kleinen Thierfreunde" (Leipzig, Friese), die sich durch ihre originellen und fleißig ausgeführten schwarzen Abbildungen auszeichnen. Für Kinder, welche sich nicht nur unterhalten, sondern auch lernen wollen, möchten wir das Gerstäcker'sche geographische Sammelwerk: „Die Welt im Kleinen für die kleine Welt" vorschlagen, wovon bis jetzt drei Bändchen: „Die Welt im Allgemeinen — Europa — Nordamerika" vorliegen. — Ein in Text und Ausstattung ausgezeichnetes, für reifere Knaben sehr empfehlenswerthes Buch ist das bei Flemming erschienene: „Zu Lande und zu Wasser", Erzählungen aus dem Seemannsleben von Heinrich Smidt. Die beigegebenen acht Abbildungen in Farbendruck sind kleine Kunstwerke, die auf den Geschmack der Jugend nur anregend und veredelnd wirken können und neben den albernen, in Text und Ausstattung geschmacklosen Machwerken, wie die in Leipzig erschienenen Abenteuer-Schriften: „Scalpjäger, die Buschjäger" ꝛc. ꝛc., sehr vortheilhaft abstechen. — Von dem beliebten „Töchter-Album" der Therese von Gumpert (ein Weihnachtsgeschenk für Mädchen von zehn bis vierzehn Jahren) ist so eben der vierte Band erschienen; von Friedr. Hoffmann, dem beliebten Jugendschriftsteller, ein neues Buch für die reifere Jugend: „Historische Erzählungen". S.

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen!

Bock, Dr. Carl Ernst. **Das Buch vom gesunden und kranken Menschen. Mit 25 feinen** Abbildungen. Zweite Auflage . . . . . broch. 1 Thlr. 20 Ngr., eleg. geb. 1 Thlr. 27 Ngr.

Gartenlaube, Die. **Jahrgang 1855. 1856. 1857.** broch. à 2 Thlr., eleg. geb. in gepreßter Decke à 2⅔ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich. **Eine Gemsjagd in Tyrol. Mit 34 Illustrationen in Holzschnitt und** 12 Lithographien. . eleg. broch. 3 Thlr. 10 Ngr, eleg. geb. in engl. Preßdecken mit Goldschnitt 4 Thlr. 5 Ngr.

Stolle, Ferdinand. **Palmen des Friedens. Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise.** Zweite Auflage. . . . . eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 10 Ngr.

Stolle, Ferdinand. **Ausgewählte Schriften. Volks- und Familienausgabe. 27 Bde., mit dem** Portrait des Verfassers. Zweite Auflage. . . . . broch. à 7½ Ngr.

Storch, Ludwig. **Gedichte.** . . . eleg. cart. 1 Thlr. 6 Ngr., prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Ngr.

Storch, Ludwig. **Ausgewählte Romane und Erzählungen. Volks- und Familien-Ausgabe.** 19 Bände mit dem Portrait des Verfassers. . . . . broch. à 7½ Ngr.

Traeger, Albert. **Gedichte** . . . . . eleg. cart. 22½ Ngr., prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

№ 51. 1858.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ich werde hingeh'n.

Ich werde hingeh'n wie der Strahl des Abends,
So wie der letzte Tageskuß verglüh'n;
Ich werde hingeh'n wie das Laub des Herbstes
Und nimmer mit dem Lenze neu erblüh'n.

Ich werde hingeh'n — Niemand wird es wissen
Und weinen um zerstörte Blüthenpracht:
Dies arme Herz, so jung und so zerrissen —
Wer hat bei seinem Leiden je gewacht?

Ich werde hingeh'n — Niemand wird es ahnen,
Daß auch ein Herz in diesem Busen schlug,
Das durch des Aethers unerforschte Bahnen
Des Geistes kühner, stolzer Fittich trug;

Daß auch ein Herz in diesem Busen glühte,
Für Gott und Menschen und Unsterblichkeit,
Und einst ein Leben in dem Leichnam sprühte,
Das keine Schranke kannt' von Raum und Zeit.

Ich werde hingeh'n — Erde wird mich decken,
Und Alle geh'n vorüber, kalt und stumm;
Daß hier ein Leben im Erblüh'n geweilet,
Wer weiß es denn und wer — wer klagt darum?

Marie Wernicke.

Der Todtenbesuch am Skagerhorn.

Nach wirklichen Begebenheiten mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Die entsetzliche Oede von Skagenhorn, das bei dem Volke als eine von Gespenstern und Hexen bewohnte, jeglichem Menschen verderbenbringende Gegend verrufen ist, hält die abergläubigen Schiffer fern von dem mit vermorschenden Schiffsgerippen besäten Strande. Am allerwenigsten läßt sich ein Bewohner der weiter landwärts gelegenen Orte während eines Sturmes hier blicken. Und des Nachts flieht ihn vollends Jedermann. Das einzige menschliche Auge, das täglich und nächtlich auf diesen Graus fürchterlichster Zerstörung herabsieht, hat auf die Lampen des Leuchtthurmes zu achten. Für den Mann auf diesem Thurme gibt es vielleicht keine Schrecken mehr. Er ist so daran gewöhnt, daß ihm der Tag farblos und langweilig vorkommen mag, der ruhig und ohne einen Schiffbruch verläuft.

Vor uns, etwa eine Viertelstunde entfernt, sahen wir den stumpfen Thurm einer unscheinbaren Kirche oder Capelle. Der Ort war nicht eben hoch gelegen, doch mochte er nur bei hohen Sturmfluthen von den Meereswogen erreicht werden können. Auf dies Kirchlein, dessen Dach halb abgedeckt war, schritten wir jetzt zu.

Wir kamen aber nur langsam vorwärts, denn theils verhinderte uns die Wuth des Orkanes am Gehen, indem er uns wiederholt niederwarf oder doch zum Ausruhen nöthigte, um vom Luftdruck nicht erstickt zu werden, theils mußten wir über zahllose, aus dem Flugsande hervorragende Rippen und Planken zertrümmerter Schiffsreste klettern. So brauchten wir nahezu eine Stunde, ehe wir die Kirche erreichten.

Ein Kirchhof mit zerfallener Mauer zog sich um dieselbe. Er hatte, wie Alles, ein verödetes Aussehen und war offenbar schon mehrmals von brandenden Wellen überspült worden. Statt der Grabhügel sah man tief eingewühlte Gruben, die nur vom gierigen Wogenschwall der See herrühren konnten. Auch jetzt leckten die

Digitized by Google

Wellen wieder an den Mauertrümmern und oft spülte eine höher schwellende Woge darüber hin und verrann zischend in die Gruben oder plätscherte um die wenigen noch vorhandenen Grabhügel. Einige derselben konnten noch nicht sehr alt sein, obwohl es uns nicht recht einleuchten wollte, wie auf dieser so schauerlich öden Landspitze Jemand begraben sein mochte.

Mit einigem Erstaunen entdeckten wir, weiter schreitend, hinter der verfallenen Kirche ein einstöckiges, aus gelblichen Backsteinen aufgeführtes Haus, das, nach seinem Aeußeren zu schließen, bewohnt sein mußte. Es lag ziemlich geschützt gegen Nord- und Nordweststürme und fast in gleicher Höhe mit dem Kirchlein, das Meer dagegen mußte bei Hochfluthen allem Anscheine nach seine gefräßigen Wogen auch an den Wänden dieses einsiedlerischen Hauses zerschlagen.

Der Capitain klopfte stark an die fest verschlossene Thür. Im Innern des Hauses blieb es todtenstill. Das Klopfen ward stärker wiederholt. Nun zeigte sich ein Licht hinter dem verschlossenen Fensterladen und eine tiefe Baßstimme fragte, wer so spät in der Nacht Einlaß begehre.

„Arme Schiffbrüchige," lautete die Antwort des Capitains der „Olga", worauf behutsam zwei Riegel zurückgeschoben, die Thür aufgeschlossen und nach innen geöffnet ward.

Vor uns auf schmaler Diele stand ein hagerer Mann mit schneeweißem langen Haar. Seine Tracht war mehr die eines Eremiten als eines Mannes aus dem Volke. Sie bestand aus einem grobtuchenen bräunlichen Talar und war in der Hüftengegend mittelst eines breiten Lederriemens gegürtet. Hals und Brust trug der Alte unbedeckt und nur sein langer, ebenfalls ganz weißer Bart gewährte der stark behaarten Brust einigen Schutz gegen Wind und Wetter.

„Könnt Ihr uns ein Obdach gewähren bis zum nächsten Morgen?" fragte der Capitain, dem ehrwürdigen Alten, dessen Züge Menschenfreundlichkeit ausdrückten, die Hand zum Gruße reichend.

Der Bewohner des einsamen Hauses nahm sie, indem er das Windlicht höher hob, um die Schaar seiner unerwarteten Gäste besser überblicken zu können. Unsere Gesellschaft bestand im Ganzen aus zwölf Personen.

„Tretet ein in Frieden!" gab er zur Antwort. „Was Niels Sturlefon besitzt, steht Euch zu Diensten. Gott der Allmächtige segne und beschütze Euch!"

Er machte über uns Alle das Zeichen des Kreuzes und bald standen, saßen und lehnten wir in dem schmucklosen Raume, der zugleich Wohn- und Schlafzimmer des würdigen Einsiedlers war.

Auf dem Heerde glimmten noch einige Torfkohlen, das Feuer schien aber schon geraume Zeit ausgebrannt zu sein. Niels Sturlefon, dessen eigenthümlicher Dialekt uns schon seine isländische Abstammung verrieth, hatte sich trotz des fürchterlichen Sturmwetters doch vertrauensvoll der Ruhe überlassen. Sein bescheidenes Lager war eingedrückt. Er bot es freundlich Henricksen, der stark angegriffen war, zur Benutzung an, was indessen mein Freund ablehnte.

Auf die Frage des Capitains, ob ihn denn dies Rasen der Elemente in seiner traurigen Einsamkeit nicht beunruhige, versetzte er lächelnd:

„Weshalb sollte ich mich beunruhigen? Wir stehen überall in der Hand des Allmächtigen, und wer, wie ich, von Jugend auf an furchtbare Naturerscheinungen gewöhnt ward, der ist, was sich immer ereignen möge, frei von jeglicher Furcht."

Aus seinen weiteren Antworten auf an ihn gerichtete Fragen erfuhren wir, daß er keine Ahnung von den schrecklichen Scenen hatte, die wir so eben erst als Mitleidende und Zuschauer erleben mußten. Strandungen waren ihm nichts Neues, der Brand des Dreimasters aber mußte ihm unbekannt bleiben, da er bei fest geschlossenen Fenstern still in seinem Hause saß.

„Ich würde morgen früh die Verwüstungen der Elemente mit bebendem Herzen betrachtet haben," sprach der Greis, als er unsere Schilderung der erlebten Schrecknisse schweigend vernommen hatte. „Nach jedem nächtlichen Sturme durchwandere ich das Skagener Horn, um zwischen den verwitternden Leibern halb versunkener Schiffe nach menschlichen Leichnamen umherzuspähen, etwa noch Lebende, der Hülfe Bedürftige zu retten und die Todten christlichem Gebrauche nach nebenan auf dem Kirchhofe zu beerdigen. Diese Pflicht übe ich hier schon über zwanzig Jahre aus. Es gehört Entsagung dazu und ein unerschöpflicher Quell wahrer Menschenliebe, um das Amt eines Todtenbestatters — denn etwas Anderes liegt mir nicht ob — auf dieser von Menschen und Thieren geflohenen Sandzunge mit Liebe und ohne Murren zu verwalten. Als mein Vorgänger starb, wollte sich kein Geistlicher mehr finden, der die Stelle übernehmen mochte. Da entschloß ich mich dazu. Hatte ich doch immer einsam und zurückgezogen gelebt. Bedürfnisse feineren Lebens kannte ich nie, denn meine Eltern waren blutarme isländische Fischer. Im Darben bin ich erwachsen. Warum sollte ich nicht thun, was Andere mit Entsetzen erfüllte? Was ich zum Leben brauche, wird mir gebracht. Die wilde Natur, die Schrecken der Stürme und des langen Winters nöthigen mich stets zur Einkehr in mein Inneres, und so kann ich nicht sagen, daß ich anderswo als hier zu leben wünsche. Wer seinen Tod in der See findet und dann hier als Leichnam antreibt, den segne ich ein und bestatte ihn zu den Andern. Es finden sich da Menschen zusammen aus allen Nationen. Selbst ein Negerpaar habe ich einmal da drüben begraben."

Der Mann ward beredt und wir hörten ihm Alle gern zu. Er trug auf, was sich in seiner Vorrathskammer fand: schwarzes Brod, Käse und eine Karaffe echten Schiedamer. Auch Feuer versuchte er anzuzünden, um ein heißes Getränk bereiten zu können, der mit gleicher Heftigkeit forttobende Sturm aber blies die Flammen immer wieder aus und erfüllte das ganze Haus mit so erstickendem Torfrauche, daß der gute Alte von seinem Vorhaben abstehen mußte.

Niels Sturlefon war sonach Todtengräber und Geistlicher zu gleicher Zeit. Nur ein so einfacher, bedürfnißloser Mann, wie dieser ehrwürdige Isländer, konnte einem so schwierigen, ja abschreckenden Amte vorstehen. Selten nur sprach er Menschen, noch seltener glückliche Menschen. Wer an seine Thür klopfte, den verfolgte das Unglück. Und zitterte eine Thräne des Dankes an der Wimper solch' eines Fremdlings, so trübte dies Dankgefühl doch gewiß ein Tropfen Wermuth. Er hatte entweder Verwandte oder Freunde verloren oder betrat doch, wenn allein, völlig mittellos die Wohnung des gottesfürchtigen Todtenbestatters.

Mehrere von der Mannschaft der „Olga" äußerten ihre Verwunderung über Sturlefon's milde Freundlichkeit.

„Ich möchte hier nicht einmal todt sein, wie man wohl zu sagen pflegt," rief Henricksen aus.

„Es muß sich bei alledem hier doch ganz gut leben lassen," versetzte darauf mit seiner milden Ruhe der alte Isländer. „Mein Vorgänger war über neunzig Jahre alt, als Gott ihn abrief, und ich gehe auch schon in das neunundsiebzigste. Trotzdem fühle ich mich stets wohl und kräftig, und all' die vielen Leiden glücklicher Städter, denen die Freuden und Genüsse der ganzen Welt zu Gebote stehen, fechten mich nicht an. Manchmal gibt es auch gar interessanten Besuch."

„Von Schiffbrüchigen, die so glücklich waren, wie wir?" warf ich ein. „Kann man das Glück nennen?"

Niels Sturlefon schüttelte sein Silberhaar.

„Nicht von den Lebenden, nur von den Todten spreche ich," gab er zur Antwort.

„Von den Todten?" rief Henricksen.

Der Alte sah ihn mißbilligend an.

„Von ihnen können wir oft mehr lernen, als von den Lebendigen," fuhr er fort. „Was steht nicht Alles geschrieben in dem Antlitze eines Verstorbenen, den der Tod unerwartet überrascht, der aber, bevor er dessen Beute wird, diesem Stunden lang in das unerbittlich kalte, hohle Auge schauen muß? O, wie klein, wie hinfällig, wie ganz machtlos erscheint der Mensch in solch' entscheidenden Augenblicken! Da bricht der Stolzeste in sich zusammen und schreit, oft nur aus Verzweiflung, um Erbarmen, während der Demüthige nur sanft die Lippe bewegt und zum letzten Dank- und Bittgebet die Hände faltet. Die vielen Jahre her, die ich nun auf diesem wüsten Erdflecke Todtenbestatter bin, habe ich die Gesichtszüge so vieler Todten studirt, daß ich mir getraue, jedes so rasch Verstorbenen Lebenslauf daraus zu entziffern. Nur weil sie todt sind, unterlasse ich es, denn wem möchte es nützen, wenn ich auftreten und sagen wollte: der da mit der schlaff herabhängenden Lippe, mit den offenen stieren Augen, mit den krampfhaft ineinander geflochtenen Händen war ein Mann mit bösem Gewissen? Er hatte betrogen, verleumdet, heimliche Sünden getrieben oder Mord lastete auf seiner Seele? Nein, ich schweige, schweige immer und

Digitized by Google

trete nur zugleich mit dem Geiste des Abgeschiedenen als Fürbitter vor den Thron des Höchsten, ihn seiner Gnade und Barmherzigkeit empfehlend."

Diese Rede machte auf uns Alle einen fast erschütternden Eindruck. Ich mußte unwillkürlich an das dämonisch verzerrte Gesicht des Unglücklichen denken, der mit dem stürzenden Maste des brennenden Schiffes sein Grab im Meere fand. Wenn die See morgen oder übermorgen diesen Todten an's Land spülte und Niels Sturleson fand den Leichnam zwischen zerbrochenen und halb verbrannten Schiffstrümmern, welche Verbrechen, welch' ein wild und leidenschaftlich durchastes Leben las er dann heraus aus seinem mit dem Siegel des fürchterlichsten Entsetzens, der qualvollsten Seelenpein bezeichneten Antlitz?

In diesem Augenblicke ließ sich ein Geräusch vernehmen, das uns Alle verstummen machte. Es war ein Laut, der wie der Schrei eines verzweifelten Menschen klang. Nur die Todesangst vermag solche Töne der Menschenbrust zu entlocken. Aber er verhallte in dem Gepfeife des Windes, in dem Donner des Meeres, das seine hoch aufgethürmten Brandungswogen gegen die Küste und die zerbröckelnden Trümmer des wüsten Kirchhofes schleuderte.

„Es ist ein Mensch in Todesnoth," sprach Niels Sturleson und entzündete das bereitstehende Windlicht. „Mein Amt gebietet mir, zu helfen, wenn Hülfe noch möglich ist. Wer von Euch will mich begleiten?"

Der Capitain, Henricksen und ich standen gleichzeitig neben ihm.

„Dort sind Lichter," sprach er. „Bedient Euch."

Abermals wimmerte der fast heulende Schrei durch das Rasen des Sturmes.

Niels Sturleson entriegelte die Thür und stieß sie auf. Der Schein unserer Lichter fiel blendend hinaus in die Nacht und erhellte einen Theil der Kirche und des Todtenackers. Der Anblick, welchen jetzt die nächste Umgebung bot, war düster und beunruhigend. So weit das Auge reichte, sahen wir nichts, als eine schaumbedeckte Fläche, die sich strudelnd hob und senkte. Ueber die Mauern des Kirchhofes stürzten Ströme salzigen Wassers, umstrudelten die Grabhügel und zerwühlten den lockern Sandboden. Die Sturmfluth peitschte das Meer weit über das ganze Flachland des gespenstigen Skagerhorn. Und mitten in dieser stürmenden Brandung, die auch schon an den Wänden des Hauses leckte, das uns jetzt Schutz gewährte, stand einsam eine Menschengestalt. Langes, wirres Haar flatterte um ein angstverzerrtes Gesicht, er klammerte sich um ein zerbrochenes Ruder, das er fest in den Sand gebohrt hatte, um von den sich schnell folgenden Spritzwellen der Brandungen, die ihn fort und fort mit Schaum überschütteten, nicht fortgerissen zu werden. Die verlöschenden Lohen des Schiffes beleuchteten ihn, daß er einer glühenden Statue glich.

Der Anblick unserer Windlichter gab ihm Muth. Sturleson rief und winkte ihm zu. Er verstand die Andeutungen des ehrwürdigen Greises, riß das zerbrochene Ruder aus der Erde und watete dem Hause zu, wobei das strudelnde Wasser ihm bis über die Hüften reichte. Es war der Mann vom brennenden Dreimaster, den wir zugleich mit dem Maste in's Meer stürzen sahen.

Züge und Augen wie dieses Schiffbrüchigen hatte ich nie zuvor erblickt, auch sind sie mir später nicht wieder vorgekommen. So etwa, denke ich, müßte der Fürst der Hölle aussehen, wenn er sein flammendes Reich zu Grunde gehen sieht. Des Isländers Worte fielen mir wieder ein, und daß auch Niels Sturleson von dem Anblicke des eben dem Tode Entronnenen erschreckt ward, konnte ich an dem Zittern seiner Hand bemerken.

„Tretet ein in Frieden," redete der Greis ihn an und bot ihm die Hand.

Der Fremde folgte der Einladung, die dargebotene Hand aber nahm er nicht an. Ein fürchterliches Hohnlächeln zuckte auf seinem Antlitze, als er die Schwelle mit seinen nackten Füßen berührte.

„Verdammt sei das Feuer, das aus den Wolken herabfiel auf den Isaak!" rief er fluchend. „Es hat die ganze Mannschaft gefressen, und verdammt will ich sein, wenn ich und die zwei Ratten, die mit mir zugleich über Bord gingen, nicht die einzigen Creaturen sind, die der Alte nicht zu packen kriegte. Gebt mir ein Glas steifen Grog, oder die Gebeine fallen mir auseinander, wie das Gestein da auf Eurer dummen Kirche und das Erdreich über den Särgen. Die Todten müssen aufwachen bei diesem Sturme oder ich weiß nicht, was Blasen heißt!"

Sturleson verstummte vor dieser sündhaften Rede. Er trat zurück in das Zimmer, dem Schiffbrüchigen den Vortritt lassend.

„Laßt Euch genügen an dem, was diese Männer, die ebenfalls Schiffbruch gelitten haben, bei mir fanden," sagte der Isländer nach kurzem Besinnen. „Gott will nicht, daß die Heerdflamme brennen soll, wenn seine Boten auf Flügeln des Sturmwindes über Länder und Meere schweben!"

Der Fremde lachte verächtlich und hob drohend die Hand gen Himmel.

„Wollte, sie wären ersoffen oder hätten sich die Flügel verbrannt an unsern flammenden Masten!" grollte der wüste Mensch.

„Wer seid Ihr, Mann, daß Ihr Euch nicht entblödet, kaum dem Tode entronnen, den Allmächtigen zu lästern?" sprach Sturleson mit strafendem Ernst. Seine Worte machten indeß auf den Fremdling durchaus keinen Eindruck.

„Wer ich bin?" erwiderte er. „Nun, ich denke, ein Kerl, wie sie nicht alle Tage geboren werden! Ich fürchte mich vor Niemand, weder vor Menschen, noch vor Gott und Teufel, und darum hab' ich auch immer Glück gehabt!"

Er sah sich während dieser Worte rund im Kreise um.. und warf uns Allen einen scheuen, aber scharfen Blick zu.

„Denke hier unter Männer zu kommen," fuhr er fort, „nicht unter schwachsinnige Betschwestern, und meine, wir Alle, die der Satanswind hier zusammengeweht hat, wir wollen, wenn er sich müde und matt geblasen, am nächsten Tage oder übermorgen die verlorenen Schätze wieder zusammentragen, die am Strande aufgehäuft liegen müssen. Der Isaak, Gott straf mich, hatte über eine Million Werth an Bord!"

„Betet lieber und danket Gott, daß er Euch aus so großer Noth gnädig errettete!" ermahnte Sturleson.

„Still, alter Narr!" rief der Fremdling. „Bete meinetwegen, so viel Du willst, wenn es Dir Spaß macht, mir kann das Geplärr nichts nützen. Dein Genever ist mir lieber. Der wärmt und macht Leib und Seele wieder geschmeidig. Hand her!" rief er mir zu. „Seid mein Camerad, und helft mir den Strand plündern! Ich thu' es, Gott straf' mich, denn es ist beim hellichten Teufel das beste Geschäft, und ich versteh' es, denk' ich, aus dem Grunde!"

Er fiel wieder in ein rohes, wüstes Lachen, vor dem wohl den Meisten unter uns graute.

Da ich seine Hand nicht annahm, reichte er sie dem neben mir stehenden Henricksen. Er sah ihn dabei gerad' an, konnte aber den Blick, dem er begegnete, nicht aushalten, und schlug sogleich die Augen wieder zu Boden.

„Raub und Plünderung also ist Euer Gewerbe?" sprach Niels Sturleson voll Abscheu. „Fürchtet Ihr Euch denn nicht der Sünde, armer Mann?"

„Sünde?" versetzte dieser. „Thun die Großen der Erde was Anderes? Narrheiten! Klug ist nur der, der an sich reißt, was er bekommen kann, und wer es versteht, am meisten zusammen zu raffen, der gelangt zu Ansehen und Macht, und kann das Geplärr der Pfaffen verlachen!"

Henricksen entzog ihm ebenfalls seine Hand.

„Wollt auch nicht?" fuhr er fort. „Nun so gedenk's Euch der Teufel!"

Er kehrte sich um und griff nach der Flasche, um sein Glas auf's Neue zu füllen.

„Wie heißt Ihr denn?" fragte Henricksen. „Man will doch erst wissen, mit wem man zu thun hat, ehe man einen Entschluß faßt."

„Wie ich heiße? .... Ha, ha, ha, ha! .... O Ihr grundehrlicher Mann! Wahrhaftig, vor Euch könnt' ich mich demüthigen, wenn ich überhaupt vor irgend Jemand Respect hätte! Wollt Ihr meinen ganzen Namen wissen?"

„Mit dem halben wäre mir nicht gedient," sagte Henricksen kühl.

„Nun, da paßt 'mal richtig auf, grundehrlicher Mann! Ich heiße Jan Philipp Wetterhahn oder, wenn Euch das besser paßt: John Niclas Peter Bobbleton, oder falls Ihr einen längeren Namen vorziehen solltet: Peter Paul Orlof Nikolajewitsch, oder auch, damit jede Nation etwas abbekommt und sich nicht über mich beschweren darf: Don Carlos Juan de los Muellos y Be—"

Ein Sausen und Brausen, vor dem das ganze Haus erzitterte, machte den unheimlichen Mann plötzlich verstummen. Der Zug des starren Entsetzens, der seinen Zügen tief eingeprägt war, zeigte sich wieder deutlicher auf seinem Gesicht, und aus kaltem,

Digitized by Google

glanzlosem Auge flatterten irre Blicke von Einem zum Andern. Es war doch, als kenne der wüste Mensch nicht nur die Furcht, sondern als werde er sogar bisweilen ganz von ihr gefangen genommen.

„Was kann das sein?“ fragte er den Greis, der mit gefalteten Händen gen Himmel blickte.

„Gott ist es, der sich uns nähert in Feuerflammen, in Windesbrausen und auf Meereswellen!“ gab Sturleson ernst zur Antwort. „Die Fluth schlägt an mein Haus — ich kenne ihre Stimme. Sie wird es zerschmettern, und die aufgehende Sonne wird auch uns als entseelte Leichname auf dem Meere treiben sehen!“

Welche Veränderung bei diesen Worten des Greises in dem Antlitze des ruchlosen Räubers — denn dafür mußten wir ihn allesammt halten — vorging, ist nicht zu beschreiben. Sein Muth war dahin, sein freches Lachen verstummte. Er zitterte, wie ein hinfälliges, lebensmüdes Mütterchen. Seine Augen rollten und stierten dann wieder glanzlos in's Leere, und wenn das verhängnißvolle Dröhnen des anschlagenden Schwalles sich wieder hören ließ, bebte er zusammen.

Durch die Ritzen der Fenster träufelte nach jedem solchen Schwalle Wasser, rieselte an den Wänden nieder und überströmte bald auch den Zimmerraum. Niels Sturleson hatte die Wahrheit gesprochen. Die Heftigkeit des Sturmes thürmte die Wogen des Meeres zu ungewöhnlicher Höhe auf, und wir Alle mußten uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß uns diese schreckenvolle Nacht doch wohl noch den Tod geben werde.

In so ernsten Augenblicken ist der echte Seemann ruhig und sieht ergeben seinem Schicksale entgegen. Retten konnten wir uns nicht, wenn das schwache Backsteingebäude von dem Anprall der Wellen zerschlagen ward. Eine sicherere Zufluchtsstätte gab es für uns nicht, wenn es nicht möglich war, den höheren und festeren Thurm der Kirche zu erreichen.

Unser Capitain trat mit dem Vorschlage hervor, diesen Versuch zu machen.

Niels Sturleson schüttelte sein Silberhaupt.

„Es würde fruchtlos sein,“ sprach er. „Die Kirche liegt gegen achtzig Schritt von hier entfernt, und zwischen diesem Hause und ihr wälzt sich jetzt schon ein reißender Meerstrom. Empfehlen wir unsere Seelen Gott, ersteigen dann das Dach und erwarten da, was der Allmächtige über uns verhängt hat!“

Er bedeutete uns, niederzuknieen. Wir folgten Alle seinem Winke. Auch der Mann mit den vielen Namen sank halb betäubt in die Kniee. Niels Sturleson sprach nun mit erhobener Stimme ein Gebet, das wir andächtig wiederholten. Der Fremde lallte nur, während ihm die Zähne klapperten. (Schluß folgt.)

Eine Rattenschlacht.

In dem Glauben, daß ich schon Alles kenne, was London Interessantes in sich schlösse, machte ich mich eben zur Abreise bereit, als mein gefälliger Cicerone, Mr. Thompson, mich fragte, ob es mir vielleicht angenehm wäre, mit anzusehen, wie Ratten von Bullenbeißern erwürgt würden; und als er das Erstaunen und den Widerwillen bemerkte, mit welchem ich seinen Vorschlag anhörte, setzte er hinzu:

„Sie haben in der That einen sehr feinen Geschmack, mein Herr; indessen gehört gerade dieser Zeitvertreib zu den Unterhaltungen, die von den geachtetsten Leuten unserer Stadt gesucht werden!“

Dieser Ueberredungsgrund bestimmte mich, und außerdem war ich überzeugt, daß meine Anwesenheit keiner einzigen Ratte mehr als sonst das Leben rauben würde.

Ich machte es nun ganz so, wie Mr. Thompson, ich zog einen schlechten Kittel an und bedeckte mein Haar mit einer schottischen Mütze. In diesem Aufputz lenkten wir unsere Schritte nach den finstersten Straßen und den ungesundesten Quartieren des bevölkertsten Stadttheiles, nicht weit vom Tunnel.

„Die Polizei,“ so sagte mir Mr. Thompson, „widersetzt sich allen Vergnügungen dieser Art, und aus diesem Grunde suchen dieselben nur da ihren Schauplatz aufzuschlagen, wohin jene ihnen kaum zu folgen vermag.“

Wir traten in ein erbärmliches Haus ein, wo eine Frau, die sonst beinahe ohne alle Kleidung, aber doch mit dem unvermeidlichen schmutzigen Hute versehen war, einigen am Tische sitzenden Männern Branntwein einschenkte; sie wies uns mit einer Handbewegung, ohne daß sie sich erst die Mühe nahm, uns anzusehen, nach dem Schauspielsaale, welcher von dem traurigen Scheine der in seiner Mitte aufgehangenen Lampen etwas eingeräuchert war. Der Sandplatz, welcher unter der Beleuchtung war, bildete ein Viereck von ungefähr zwölf Meter im Umfange, und war mit einer aus Planken fest zusammengefügten Scheidewand, ein Meter hoch, umgeben.

Der Director des Etablissements, ein kräftiger Mann mit rothen Haaren, erwartete mit Gleichmuth sein Publicum; er saß vor der Hand auf einem Kasten, welcher eine Anzahl von 50 Ratten enthielt, und diese Thiere liefen in der größten Unordnung in ihrem engen Gefängnisse umher.

„Aber woher,“ rief ich aus, „so viel Ratten, um den Verlust, der sich täglich wiederholt, auszugleichen?“

„Man verschafft sich dieselben,“ antwortete mir Mr. Thomson, „bei den armen Leuten, deren einziger Erwerbszweig darin besteht, daß sie diesen Thieren gestatten, sich in ihren Häusern möglichst zu vermehren; und zu diesem Zwecke ist es auch nöthig, sie gut mit Futter zu versehen, damit sie sich nicht etwa unter einander selbst auffressen. Und ihr Unterhalt ist nicht theuer, denn so viel man weiß, sind diese lustigen Thierchen nicht eben sehr schwierig in der Wahl ihrer Nahrungsmittel.“

Während dieser Auseinandersetzung sahen wir acht bis zehn Herren von vornehmem und ernstem Gesichtsausdrucke eintreten und uns gegenüber Platz nehmen; sie waren aber alle gekleidet wie gemeine Leute.

Mr. Thompson neigte sich an mein Ohr und sagte: „Unter den Neuangekommenen ist der Herr mit den weißen Haaren, der schottischen Mütze und dem grünen Mäntelchen Lord G...; der Herr links von ihm ist Lord S... Die andern Zuschauer sind mir zwar unbekannt, aber nach ihrem vornehmen Benehmen und nach der Ungezwungenheit zu urtheilen, mit welcher sie zu den Lords reden, müssen sie eine hohe Stellung bekleiden.“

„In diesem Falle,“ meinte ich, „ist das Glück des Rattenmannes sicher gemacht...“

„Sie glauben doch nicht,“ erwiderte Mr. Thompson, „daß unsere Lords sich von andern Menschen unterscheiden, die nur dann großmüthig sind, wenn die Oeffentlichkeit sie für ihre Edelthaten mit Ruhm bezahlt? Diese Herren werden wie wir sechs Pence für jeden Rattenkopf bezahlen, mehr nicht!“

In diesem Augenblicke trat der Mann in den Circus ein, verschloß die Thüre desselben sorgfältig, und zog den Boden des Rattenkäfigs, den er zwischen seinen Händen hielt, heraus, so daß die darin befindlichen Schlachtopfer auf den Erdboden herabstürzten. Das gab ein unerhörtes Durcheinander; die unglückseligen Ratten durchstöberten den ganzen Raum des Sandplatzes, in der Hoffnung, einen Ausweg zu finden, und rannten in schrecklicher Weise an einander; man hätte glauben mögen, sie hätten eine Art von Vorahnung ihres gräßlichen Endes empfunden. Ich fragte mich im Stillen, welches Vergnügen Jemand an diesem barbarischen Schauspiel finden könnte, welches nur den Anblick eines plötzlichen Hinwürgens ohne einen möglichen Kampf darböte; zugleich aber lenkte ich meine Aufmerksamkeit auf die Zuschauer, welche der Elite einer Nation angehörten, die auf ihre humanen Gesetze stolz ist.

Unterdessen setzten die Ratten mit der Unordnung, die eine Folge des Schreckens war, ihre früheren Entdeckungsreisen fort. Einige von ihnen indeß schienen weniger aufgeregt und beschnoberten einander, wo sie sich trafen, so daß es fast schien, als wollten sie sich gegenseitig guten Rath geben oder auch auf ewig Abschied von einander nehmen, denn bereits ließ sich das Gebell der Hunde vernehmen. Da fielen uns drei Ratten in die Augen, die sich nicht von der Stelle bewegten, sondern sich eng an einander drängten und in gerader Linie aufstellten, wie zur Musterung. Die größte von ihnen, die in der Mitte zwischen den andern saß, schien von dem ganzen Lärm unberührt zu bleiben; ihre gebleichte

Digitized by Google

Eine Rattenſchlacht.

Schnauze kündigte ihr hohes Alter an, ihre matten Augen ließen vermuthen, daß ſie blind wäre. Deſto mehr Bewegung zeigten aber ihre beiden Gefährten, die ſich an ihre Seite drängten, in ihren Barthaaren und ihren blitzenden Augen.

Jetzt erſchien der Director des Etabliſſements wieder, die Hemdenärmel bis über die Ellenbogen zurückgeſtreift; er hielt in jeder Hand einen mittelgroßen Bullenbeißer, den er am Halsfelle gepackt hatte. Dieſe Hunde boten den Anblick der Wuth und Wildheit und ſtürzten ſich jetzt wie toll auf ihre Opfer, ſo daß ſich in kurzer Zeit der Sandplatz mit Leichen und Blut bedeckte.

Die drei Ratten waren gerade durch ihre Unbeweglichkeit dem allgemeinen Blutbade entronnen; aber nun kamen auch ſie an die Reihe. Sie ſchienen es zu wiſſen, und indem ſie ihr Gebiß ſehen ließen, zeigten ſie große Entſchloſſenheit. Der eine von den beiden Hunden war von dem Schauplatze entfernt worden; der andere, der zurückblieb, ſtürzte ſich auf die Ratte in der Mitte; aber in dem nämlichen Augenblicke wurde er auf jeder Seite ſeines Maules von den Zähnen derer gepackt, die die Obhut über die alte Ratte auf ſich genommen hatten. Jetzt ſchüttelte der Hund wüthend ſeinen Kopf und befreite ſich ſo ohne große Mühe von dem ſonderbaren Schnurrbart, den ihm ſeine beiden Gegner angeſetzt hatten, als ſie ſich an ſeiner Naſe feſtbiſſen; ſodann ſtieß er einen wilden Schrei aus und erneuerte ſeinen Angriff; aber die beiden Ratten ſprangen zu und biſſen ſich an derſelben Stelle, wie früher, ein, ſo daß dem Hunde das Blut die Backen herablief. Dadurch wurde

Digitized by Google

die Wuth des Bullenbeißers nur verdoppelt; er blieb fast unempfindlich bei diesem neuen Angriffe, zermalmte die alte Ratte zwischen seinen furchtbaren Kinnbacken und entledigte sich seiner Feinde wieder, indem er wüthend den Kopf schüttelte. Nun wollte er eben eine von den andern beiden packen, als dieselbe, die Bewegung des Hundes beobachtend, ihm plötzlich auf den Rücken sprang, denselben als Sprungbret benutzte und sich von da auf die Barriere hinaufschwang, die den Lords als Stütze diente, so daß dieselben sich erschrocken zurückbeugten. Von diesem Platze aus prüfte das keuchende Thier, wie ein Beobachter, was sich ereignen möchte, und mußte unmittelbar darauf mit ansehen, wie die Knochen seines Waffenbruders zermalmt wurden.

Lord S. bewegte unwillkürlich seine Hand schützend nach der beobachtenden Ratte, als hätte er den verzweifelten Entschluß des armen Thieres errathen; aber dieses Gefühl der Theilnahme war von keinem Nutzen: der letzte Märtyrer sprang schnell hinab auf den Sandplatz; er wollte ohne Zweifel diejenigen nicht überleben, die ihm theuer gewesen waren.

Die Folge dieser Thatsache war ein allgemeiner Ausruf der Verwunderung. Lord S. streckte seine Arme nach dem Circus hinab, befahl dem Director, die todten Körper der drei Ratten aufzuheben, um sie ausstopfen zu lassen und sie zum Andenken an ihre Tapferkeit aufzubewahren. Alsdann gab der edle Engländer einem Diener einen Wink und schickte ihn mit einem Auftrage weg. Sowie sich derselbe entfernte, bat er die Zuschauer, sie möchten noch einige Minuten verweilen, wenn sie wünschten, daß das Schauspiel einen allgemein befriedigenden Schluß gewähre. Bald darauf kam der Diener zurück und brachte einen kräftigen Bullenbeißer mit, den man zu dem Rattentödter hineinließ. Der Kampf, der sich jetzt zwischen den beiden Hunden entspann, war nicht von langer Dauer; nach wenigen dumpfen Gurgeltönen lag das Thier auf dem Fußboden ausgestreckt und die Ratten waren gerächt.

Der Leichnam des kleinen Hundes durfte sich mit seinen Schlachtopfern in die Ehre theilen, ausgestopft zu werden, und der Künstler, der mit dieser Arbeit betraut wurde, gruppirte diese Thiere so, daß ihre Stellung an das vorhergegangene Ereigniß erinnerte. Diese Gruppe hat aber natürlich in der Gallerie von Natur- und Kunstgegenständen, deren Besitzer Lord S. ist, einen geeigneten Platz gefunden. —

Ein aufgelöstes Räthsel.

Von E. Pirazzi in Offenbach.

(Fortsetzung.)

Der Ort der Aussetzung. — Besuche bei Carolinen. — Ihr Betragen und ihre Aeußerungen. — Ihre Flucht aus dem K.'schen Hause. — Der Artikel in der Gartenlaube und dessen Folgen. — Caroline kommt in das Eck'sche Haus. — Die Lüge und die Katastrophe. — Die Flucht.

Dieser Versuch, den Wald und das Dorf ausfindig zu machen, wo sie nach ihrer Aussetzung durch Bertha hingelangt war, ist auch, und zwar bereits im März 1856, mit Carolinen unter Anführung des Herrn Eck und in Begleitung seiner Tochter und eines Gensd'armerie-Brigadiers gemacht worden. Auch er trug nur dazu bei, Carolinens Wahrhaftigkeit auf's Neue und Vollständigste zu beglaubigen; in Bezug auf die Wiedererlangung des ihr auf ihrer früheren Irrfahrt angeblich entwendeten Medaillons mit dem Bildniß ihrer Mutter (eigentlich Hauptzweck der ganzen Inspectionsreise) ergab sich indeß trotz der eifrigsten Nachforschungen kein Resultat. Aber es gelang, die Mehrzahl der Orte festzustellen, durch die sie damals gekommen war, und wo man sich zum Theil der seltsamen, kein Deutsch verstehenden Personen noch erinnerte. Als jener Ort, bei dem Caroline „ein groß Wasser" auf einer Brücke passirt hatte, ergab sich unzweifelhaft Aschaffenburg am Main; von da war ihr Zug in's Hessische hinübergegangen, jenseits Aschaffenburg aber verlor sich alle Spur. Auch fand sich nach Carolinens Beschreibung sogar der Ort wieder, worin sie in einem einzelnstehenden Hause übernachtet haben und bestohlen worden sein wollte: es war in dem bairischen Dorfe Stockstadt a. M. Jenes Haus war damals auch wirklich, wie sich ergab, von Weibspersonen nicht des besten Rufes, und ziemlich mit Carolinens Beschreibung stimmend, bewohnt gewesen, diese aber leider jetzt theils gestorben, theils fortgezogen.

Neugierde und Interesse trieb viele Personen nach Offenbach, die Caroline zu sehen begehrten. Diese fanden sich jedoch von ihrer äußern Erscheinung meist sehr enttäuscht und abgestoßen, weil sie sich vielleicht von dem Mädchen mit der romantischen Geschichte auch in dieser Hinsicht etwas Besonderes erwartet hatten. Indeß trugen ihre Züge weder den Stempel adliger Geburt noch solcher Gesinnung, sie waren scharf und grob geschnitten, der Mund groß, die Figur untersetzt und von schlechter Haltung, obwohl sie das Köpfchen gelegentlich recht hoch zu tragen wußte. Ihre g. bogene Nase, wie sie bei uns allerdings selten vorkommt, schien uns ein sprechendes Zeichen ihrer ungarischen Abkunft, und ihr zeitweilig hervortretender starrer Eigensinn war von Kennern ganz speciell für „echt ungarisch" erklärt, während wir darin noch obendrein die, so zu sagen, unbewußte Empörung des edlen Blutes in ihr gegen den Druck der sie umgebenden, ihrer unwürdigen Verhältnisse zu sehen liebten.

Sie mochte es durchaus nicht leiden, sich von Fremden besucht zu sehen, vielleicht weil sie fürchtete, von einem derselben einmal erkannt zu werden, und that dann auch alles Mögliche, die Besucher bald wieder zu verscheuchen. Ihre Erscheinung war dann so uninteressant und unliebenswürdig wie möglich. Sie stand da, die Augen niedergeschlagen, mit einer wahren Armensünder- und Idiotenmiene, spielte mit den Händen verlegen an den Säumen ihrer Schürze, weinte vielleicht stille in sich hinein (über Thränen hatte sie überhaupt jeder Zeit mit voller Freiheit zu verfügen), gab auf die eindringlichsten Fragen im besten Fall eine leise, flüsternde Antwort, kurz, erschien von einer fast blödsinnigen Blödigkeit, Menschenscheu und Stupidität, mit keinem Zuge die ihr innewohnende Intelligenz verrathend.

Indeß traten ihre häuslichen Untugenden immer schärfer hervor. Eigensinn, der sich oft bis zum Starrsinn steigerte; übertriebene Empfindlichkeit, Launenhaftigkeit, Unempfänglichkeit für empfangene Wohlthaten, Unanstelligkeit, ein gewisser verschrobener Dünkel, endlich, wir dürfen es nicht verschweigen, eine immer entschiedener hervortretende Neigung zur Heuchelei und zur Lüge. Ebensowenig aber darf verschwiegen werden, daß sie im Punkte des Eigenthums durchaus ehrlich war, wie auch nur das Geringste veruntreute, sowie, daß sie stets einen züchtigen Wandel führte.

Ihr Lehrer war zwar keineswegs blind für gewisse ausgesprochene Unarten und Untugenden seiner Schülerin, allein in seinem natürlichen und nur zu erklärlichen Wohlwollen gegen sie immer geneigt, sie aus der Natur der Verhältnisse und, wie gesagt, theilweise unrichtiger Behandlung herzuleiten, folglich zu entschuldigen. Auch hatte sie eine treffliche Art, allen gegen sie bei Herrn Eck sich vorbereitenden Klagen bei ihm damit zuvorzukommen, daß sie eine betrübte Miene aufsteckte, auf sein dringendes Befragen nach der Ursache derselben dann meist in Thränen, und zuletzt gewöhnlich in die Worte ausbrach: „Die Menschen seien so schlecht, verleumdeten sie, weil sie sie nicht verständen, legten ihr Dinge zur Last, an die ihr Herz nicht denke" — u. s. w., und zuletzt hatte Herr Eck alle Mühe, sie zu beruhigen. Vor allen Dingen glaubte er nicht an ihre angebliche Neigung zur Unwahrheit! Von ihm selbst hatte die Kluge sich wohlweislich nie auf einer solchen betreten lassen, und was ihm von anderer Seite darüber geklagt wurde, stellte sich ihm später immer als Mißverständniß heraus. Man klagte ferner über ihr finsteres, mürrisches Wesen, über ihre Unliebenswürdigkeit! Aber war, wenn sie in Sehnsucht ihrer verlorenen Mutter gedachte (und dies that sie ja so oft), eine heitere Stimmung möglich?

Zur schärferen Charakterisirung ihres Herrn Eck gegenüber so meisterhaft befolgten Umgarnungssystems mögen hier wenige interessante Auszüge aus dem über sie geführten Tagebuche des Ersteren folgen.

2. April 1856. Heute erklärte ich im Schulreligionsunterricht die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern. Caroline sagte mir nach der Stunde: „O, wenn ich bei meinen Eltern wäre, wie gerne würde ich ihnen so danken, wie Sie heute in der Schule gesagt haben!"

23. April. Eine Dienstmagd sagte Carolinen dieser Tage, daß

Digitized by Google

sie nur recht freundlich gegen die Leute sein müsse, wenn es ihr auch nicht so um's Herz sei. Caroline sagte mir dies und daß sie darauf erwidert: dies wäre ja geheuchelt und „heucheln könne sie nicht," sie wolle lieber „den ganzen Tag ein Gesicht machen." (Provinzialismus für: ein unfreundliches Gesicht machen.)

26. Mai. Caroline gab mir heute wieder zu, daß sie sich jetzt immer glücklicher fühle, nur erfahre sie so viel Unangenehmes im Leben. So wisse sie auch jetzt, daß die Menschen lügen könnten! „Daß die Menschen so lügen können und auch betrügen," setzte sie mit ganzem Unwillen hinzu, „das thut mich so empören!"

10. Decbr. Daß ich gestern Carolinen des Mangels an Vertrauen zu mir beschuldigte, hat sie, wie sie mir heute gestand, in eine außerordentliche Betrübniß versetzt. Darüber äußerte sie mir heute, noch immer tief betrübt: „Ich mußte Sie verstehen, als glaubten Sie, ich hätte mein Wohlwollen und Vertrauen zu Ihnen erheuchelt. Ich heuchle nicht, die scheinheiligen Menschen sind mir selbst zuwider, und weil Sie glauben, ich wäre auch so, wie die scheinheiligen Menschen, deshalb bin und war ich so unglücklich, daß ich gestern Abend bis ein Uhr weinen mußte. Ich habe geglaubt, mein Herz ging in lauter Stückchen; noch nie war ich so unglücklich!"

An gelegentlichen schönen, sinnigen Phrasen hat es ihr überhaupt nie gefehlt. So sagte sie Herrn Eck oft, ihr „stolzes" Herz könne es nicht ertragen, sich von andern Leuten erhalten zu wissen; sie sei gesund, wolle und könne arbeiten und ihr Brod selbst verdienen. Zuweilen war ihre Sprache auch blumenreich und sententiös; so schrieb sie einmal an ihre Frankfurter Beschützerin u. A.: „Gleig (gleich) dem Garten sehe ich recht des Menschen Leben. Wie der Gärtner die Blumen pflegt das sie an Wachstum und schönheit zunemen So müßen auch die Kindlein gepflegt werden, das auch sie an Körper und Geist zunemen. Auch ich bin gepflegt worden an Körper aber nicht an Geist und Gemüht das ist still und ruhig geblieben. Darum ist mein Gemüht so empfindlich das ich manches zu dulten habe. Gute Frau Sie werden manchen fehler finden aber ich hoffe Ihre Liebe zu mir wird es mir zu gut halten."

Ganz aus diesem Gesichtspunkte beurtheilte sie eben Herr Eck, und seine Besorgnisse um ihre zarte Behandlung mehrten sich, als sie ihm gelegentlich Andeutungen fallen ließ, die er auf Flucht- oder Selbstmordgedanken beziehen konnte. So wußte sie ihm eines Tages eine Art letztwilliger Verfügung in die Hände zu spielen. Mit solchen Taktiken und mit ihren Thränen hatte sie viel Macht über ihn. In Bezug auf die Schwächen ihrer Umgebung hatte sie überhaupt einen außerordentlich scharfen Blick, dem nichts so leicht entging. Wie sehr sie es aber verstand, mit schönen Gefühlen zu kokettiren, beweist u. A. auch folgender Fall:

Eines Sonntags erschien sie äußerst betrübt nach dem Gottesdienst. Als man sie darum befragte, erklärte sie dies damit, daß der Pfarrer heut gepredigt habe, nach dem Tode würden die Guten belohnt, die Bösen bestraft; und nun werde sie ihre Mama, die nicht gut an ihr gehandelt, doch schwerlich im Himmel wiedersehen!! Und darüber betrübte sie sich herzinniglich!!!

Am 2. Januar sprach Caroline gegen ihren Lehrer die Bitte aus, ihn ferner „Papa", seine Frau „Mama", seine beiden Kinder „Bruder" und „Schwester" — sie Alle „Du" nennen zu dürfen, was ihr auch gern zugestanden wurde. Sie äußerte darauf, daß sie jetzt in Hinsicht ihrer wirklichen Eltern keinen Wunsch mehr habe. „Ich habe ja meinen Papa und meine Mama gefunden. Meine Freude ist jetzt so groß, daß sie mich mehr drückt, wie ein Leid; lassen Sie mich jetzt nicht sprechen!"

Indeß, die Wahrheit des Spruches: „Der Frosch hüpft wieder in den Pfuhl, und säß' er auch auf goldnem Stuhl!" sollte sich auch an ihr erfüllen. Nachdem sie Herrn Eck schon öfter ihre Absicht kundgegeben, im K.'schen Hause nicht länger bleiben zu wollen, von ihm aber immer wieder zum Bleiben gedrängt worden war — verließ sie es eigenmächtig in der Frühe des 5. Mai 1857.

Und wohin wandte sie sich? In's Gefängniß zu ihrer Deutsch-Mama zurück, mit der sie auch in der Zwischenzeit stets lebhaften Verkehr unterhalten, und der sie stets eine besondere Anhänglichkeit bewahrt hatte. Da ihre Rückkehr in's K.'sche Haus nicht mehr wohl zu bewerkstelligen war, so ließ man sie bei ihrer Deutsch-Mama bis zum 21. October, wo sie dann bei der Familie eines Damenschneiders neuerdings in Kost gegeben wurde.

Die selbstständige Entfernung aus dem K.'schen Hause schadete ihr ungemein in den Augen aller Wohldenkenden. Doch mochte sie Herr Eck um deswillen nicht schon gleich aufgeben. Er veranlaßte sie auch zu der Bereiterklärung, die K.'s um Verzeihung zu bitten, worauf diese jedoch gern verzichteten.

Noch ein Mal sollte sie die Oeffentlichkeit bewegen — das letzte Mal!

Seit Mitte August 1857 war der Religionsunterricht des Mädchens aus Eck's Händen in die eines würdigen protestantischen Geistlichen übergegangen, der sie nunmehr für ihre bevorstehende Aufnahme in die Christenheit — durch die Taufe — und in die evangelische Kirche — durch die Confirmation — vorbereiten sollte. Für diese Kirche hatte sie von Anfang an eine entschiedene Vorliebe bekundet, sich dagegen über gewisse Ceremonien und Bräuche der römisch katholischen Kirche (Ablaß, Knieen, Bekreuzigen, Anrufung der Heiligen ꝛc.) so entschieden verächtlich und wegwerfend geäußert, daß dies einigermaßen auffiel, und um so mehr, als ihr bisher weder durch ihren Lehrer, noch durch ihre Umgebung derartige confessionelle Sympathien und Antipathien irgend eingeflößt worden waren.

Im Januar 1858 erschien aus uns unbekannter Feder der Artikel über Caroline in der „Gartenlaube", und dieser Artikel hätte fast noch dem Schicksale unserer Heldin eine ganz andere Wendung gegeben. Ein wackerer und humaner Mann in einer großen Stadt Böhmens hatte sich nämlich dadurch für Carolinens Schicksale so sehr theilnehmend anregen lassen, daß er sich sofort mit ihrem Lehrer in Correspondenz setzte und den ernsten Willen kundgab, für ihre Zukunft etwas Entschiedenes zu thun. Die Eröffnung dieser Correspondenz geschah im März 1858 und Anfangs Juni trat er bestimmt mit folgenden Vorschlägen auf: Als verheiratheter, aber noch nicht mit Kindern gesegneter Mann in den besten Jahren und zugleich im Besitz eines sicheren und unabhängigen Vermögens erklärte er sich, im Einverständniß mit seiner Frau, bereit, Caroline wie „eine liebe und gute Schwester" bei sich aufzunehmen, ihr in seinem Hause eine neue Heimath zu begründen, wo sie des Lebens Freud' und Leid mit ihnen theilen solle; und für den Fall seines oder seiner Frau Ableben würde ihr eine feste, lebenslängliche Rente von 100 fl. C.-Mze. hypothekarisch sicher gestellt werden, wenn man sich nicht vielleicht im Laufe der Zeit veranlaßt sähe, noch mehr für sie zu thun.

Dies waren in Kurzem die Anerbietungen, welche der Ehrenmann in Bezug auf Caroline machte und die gewiß der höchsten Anerkennung werth sind. Aus jeder Zeile seiner Briefe spricht das edelste Wohlwollen, der uneigennützigste Edelmuth, das reinste Mitleid und zugleich eine Bildung, die das Beste für Carolinens Zukunft aus dem Umgange mit einem solchen Manne hoffen ließ. Von ihr verlangte er nur, daß Herz und Gemüth noch unverdorben und ihre Gestalt und Züge, wenn auch nicht eben schön und regelmäßig, doch auch nicht mißfällig, und insbesondere der Gesichtsausdruck nicht ohne geistiges Leben sei. Inwiefern Caroline diesen Anforderungen entsprach oder nicht, bleibe dem Leser nach dem Bisherigen selbst zu entscheiden anheimgestellt. Herr Eck, der sich natürlich verpflichtet fühlte, die sich seinem Schützling bietende Aussicht in eine freundliche Zukunft möglichst realisiren zu helfen, der aber doch, bei aller Vorliebe für dieselbe, sich gewisse Bedenken nicht verhehlen mochte, Herr Eck war so gewissenhaft, jenem Menschenfreunde im „beiderseitigen" Interesse vorzuschlagen: Carolinen erst auf einige Zeit zur Probe in sein Haus zu nehmen, bevor er sich endgültig über sie entscheide; ein Vorschlag, der auch andererseits volle Zustimmung fand. Wie sehr sich der treffliche Mann dabei auf den rein menschlichen Standpunkt erhob, beweise unter Anderem die Thatsache, daß er bei seinen Bedingungen die religiöse, resp. confessionelle Seite auch mit keiner Sylbe berührte!

Als Herr Eck Carolinen die erste Mittheilung von dem ihr bevorstehenden Glücke machte, rollten, wie gewöhnlich, reichliche Thränen über ihre Wangen. Seine Frage, ob sie auf das gütige Anerbieten eingehe, bejahte sie entschieden. Weiter äußerte sie ihre Meinung dahin: „Ich zweifle nicht, daß ich die Leute lieb gewinne; das sind ja so gute Menschen, daß ich sie jetzt schon liebe. Und wenn man weiß, daß man so liebevoll aufgenommen wird, wie diese Leute schreiben, so muß man ja, man kann nicht anders, diese Liebe mit Liebe erwidern. Darauf, wie man behandelt wird, kommt Alles an!" Auf Herrn Eck's Veranlassung schrieb sie auch sogleich ohne alle Beihülfe in diesem Sinne an das ihr so geneigte Ehepaar nach Böhmen. Ihre Reise dorthin sollte stattfinden, sobald sie durch ihre bevorstehende Confirmation (bei welcher Gelegenheit sie zugleich zum ersten Male das Abendmahl empfangen sollte) in

Digitized by Google

die evangelische Kirche aufgenommen sein würde, nachdem sie zuvor durch die Taufe in die christliche Gemeinschaft im weitesten Sinne Aufnahme gefunden. Ihre Fortschritte in Erkenntniß und Aufnahme der evangelischen Lehre waren so erfreuliche, und ihr Geistlicher war auch hier so sehr mit ihr zufrieden, daß ihre Confirmation bereits für den Schluß des ersten Jahres ihres genossenen Confirmationsunterrichts — also für Mitte August 1858 — in Aussicht gestellt werden konnte. Allein es sollte ganz anders kommen.

Es kam nämlich zwischen Carolinen und ihren dermaligen Kosthaltern zu so ernstlichen Mißhelligkeiten, daß ein längeres Verbleiben bei ihnen für beide Theile unthunlich erschien. Besonders war es der nähere und vertraute Umgang mit mehreren Personen außer dem Hause (jedoch kein Umgang unerlaubter Art mit Personen anderen Geschlechts), von dem man eben nicht den besten Einfluß auf sie erwarten durfte und den Caroline, trotz des Verbotes sowohl des Hausherrn als ihres Lehrers, dennoch fortunterhielt, welcher störend auf ihr gutes Einvernehmen mit Ersterem und dessen Frau hinwirkte. Daß dieser ihr einst im Unmuthe äußerte: „sie könne unmöglich von hoher Abkunft sein, sie sei eine Abenteurerin", hat sie ihm, wie natürlich, sehr übel aufgenommen und nie vergessen können.

Nachdem es aber eines Tages zu ernstlichen Conflicten zwischen ihr und ihren dermaligen Kosthaltern gekommen war, fand sich Herr Eck veranlaßt, auch diesem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen und Caroline bis auf Weiteres, mit Erlaubniß der städtischen Behörde, in sein eigenes Haus aufzunehmen, und zwar auch hauptsächlich in der Absicht, sich einmal aus eigner Erfahrung und Anschauung davon zu überzeugen, ob denn die Aufführung Carolinens wirklich der Art sei, daß sie zu fortwährenden Klagen gegründeten Anlaß gäbe — ein Schritt, zu dem er sich auch ganz besonders jenem Herrn in Böhmen gegenüber moralisch verpflichtet fühlte, der Carolinen adoptiren wollte. Am 12. Juli 1858 nahm Eck seine Schülerin zu sich in die eigene Familie, und damit beginnt der letzte Act in dem Drama ihres hiesigen Lebens. Es war der Anfang vom Ende.

Eck fand nur zu sehr, daß manche der über Carolinen geführten Klagen allerdings begründet war, wenn schon er sich immer noch geneigt zeigte, manchen ihrer Fehler aus den eigenthümlichen und vielfach traurigen Schicksalen ihres Lebens herzuleiten und demgemäß zu entschuldigen. Auch war sie ihm gegenüber noch ganz besonders auf der Hut, wohl wissend, daß mit ihm ihr letzter Rückhalt stand und fiel, und hatte sich auch bis dahin, was besonders zu berücksichtigen ist, von ihm noch nie auf einer Unwahrheit ertappen lassen.

Inzwischen hatte der Gemeinderath Carolinen zu Ende Juni 1858 das Heimathsrecht der Stadt Offenbach, wie schon Anfangs in Aussicht gestellt, zuerkannt, und es nahte nunmehr die Zeit ihrer Taufe und Confirmation heran. In ersterer wünschte sie den Namen ihres „Papa" Eck zu empfangen, da dies jedoch aus verschiedenen Gründen unthunlich erschien, so wurde beschlossen, vor den Namen „Eck" noch einfach das „B" zu setzen, womit ihr mehrerwähntes Halstuch gezeichnet war („Caroline B."), und sie auf den Namen „Caroline Beck" zu taufen. Diese Namensannahme wurde dem Ministerium, in dem man sich ebenfalls für den Findling lebhaft interessirte, zur Gutheißung vorgelegt, der man denn auch täglich entgegensah. Inzwischen hatte sie ihre Frankfurter Gönnerin in einem rührenden, echt kindlichen Briefe eingeladen, ihr bei der Taufe Pathin zu stehen; der uns, wie alle übrigen, im Original vorliegende Brief ist kalligraphisch sehr schön, aber in etwas großen, schulmäßigen Zügen geschrieben.

Die Dame hatte auch bereitwilligst die Pathenstelle angenommen, und sie mit einem schönen Confirmationskleide und sechs feinen Hemden beschenkt.

Da Herr Eck sich indeß nicht verhehlen konnte, daß Carolinens Betragen doch nicht der Art sei, sie schon jetzt mit gutem Gewissen in ihre neue Heimath nach Böhmen entlassen zu können, so beschloß er, sie noch bis zum nächsten Frühjahr unter seiner speciellen Aufsicht und Zucht im eignen Hause zu behalten, und wollte eben in diesem Sinne dorthin schreiben, als bei ihm (Mitte Juli) ein Brief von da eintraf, worin ihm Carolinens zukünftiger Adoptator anzeigte, daß ein plötzlicher Todesfall in seiner Verwandtschaft es ihm leider für's Erste unmöglich mache, sein Vorhaben bezüglich ihrer auszuführen, indem jetzt seine Hülfe nach anderer Seite hin nothwendig werde. Aufgeschoben sei indeß nicht aufgehoben, und er sei bereit, Caroline, wenn sie ferner noch den Wunsch hege, zu ihm nach Böhmen zu kommen, und ihre Existenz für die Zukunft in Offenbach nicht genügend gesichert sei, schon allenfalls im nächsten Jahre zu sich nehmen; inzwischen bleibe es Caroline unbenommen, sich jederzeit mit billigen Anliegen und Wünschen selbst an ihn zu wenden, in welchem Falle er immer geneigt sein würde, ihr mit der wärmsten Theilnahme die Freundeshand zu bieten.

Dieser Aufschub kam Herrn Eck ganz erwünscht. Caroline selbst nahm ihn mit jener stumpfen Ruhe und anscheinenden Gleichmüthigkeit auf, die ihr eigen war, und schien weder sehr betrübt, noch sehr erfreut darüber. Ob und wie die Uebersiedlung nach Böhmen überhaupt in ihre Pläne paßte oder nicht, was in Bezug hierauf im Grunde ihrer Seele eigentlich vorging, — wer wollte es sagen?! . . .

Wenige Tage darauf erfolgte die unerwartete Katastrophe.

Es war am Sonntag den 25. Juli, daß Herr Eck seine Schülerin auf einer eclatanten Lüge betraf, für seine Ueberzeugung das erste Mal. Sie leugnete ihm auf's Bestimmteste die Unterredung mit einer Person ab, von der er selbst aus der Ferne ungesehen Zeuge gewesen war, und sie leugnete hartnäckig.

Man kann sich leicht denken, was bei dieser Entdeckung Alles in Eck's Seele vorging! Mit dieser Einen Lüge schien der ganze kühne Aufbau seiner Hoffnungen und seiner Ueberzeugungen in Betreff Carolinens plötzlich wie ein leichtes Kartenhaus in Trümmer zu sinken — ein Bau, an dem er fast vier Jahre hindurch mit liebevoller, uneigennütziger Hingebung gearbeitet, für dessen feste Begründung er öffentlich mit seinem Namen in die Schranken getreten war!

Diese jähe Enttäuschung lieh Herrn Eck Worte der äußersten sittlichen Entrüstung gegenüber der falschen Betrügerin. Auf einer so frechen Lüge ertappt, äußerte er ihr, vermöge er jetzt auch keinen Augenblick an ihre sonstige Wahrhaftigkeit zu glauben. Ihre ganze Geschichte, Alles, was er in seiner Schrift veröffentlicht, müsse er jetzt für Lüge erkennen. Sie sei nun entlarvt, ihre Rolle zu Ende gespielt. Er werde ihr ferner keinen Unterricht mehr ertheilen, auch seine Hand ganz von ihr abziehen.

Caroline stand zerknirscht und niedergeschmettert. Sie versuchte keine Entschuldigung und ging später auf ihr Zimmer. Nach einiger Zeit kam sie zurück, setzte sich auf das Sopha, legte den Kopf auf die Seitenlehne, verbarg ihr Gesicht und schien zu weinen. Auf ihrem Zimmer hatte sie nachstehende Worte mit Bleistift niedergeschrieben und das Blatt, anscheinend auch von Thränen befeuchtet, offenbar in großer Aufregung geschrieben, wie die Schriftzüge verrathen, ihrem Lehrer übergeben; es ist die letzte schriftliche Aeußerung, welche wir von ihr besitzen:

„Lieber Papa

„thue wie ich nach mein vergehen vertiend habe ich habe keine hoffnung bei der Mama ihre Liebe und verthraun (Vertrauen) zu gewinnen habt auch weiter kein mitleit mit mir verstoßt mich es mach (mag) aus mir wärn (werden) was da will denn eine Bitte wache (wage) ich nicht zu thun" (Ohne Datum und Unterschrift.)

Herr Eck, bei dem sich inzwischen die erste Aufwallung gelegt, war doch nicht der Mann dazu, seinen ihm so sehr an's Herz gewachsenen Pflegling um der ersten Lüge willen gleich fallen zu lassen. Er sah ihre äußerste Zerknirschung, er las jene Zeilen, in denen sie sich ihm gleichsam auf Gnade und Ungnade überlieferte; zu alle dem kam auch noch seine schon früher mitgetheilte Besorgniß, sie möchte sich ein Leid anthun und ihr Leben vielleicht durch Selbstmord enden. Er hielt es also für Pflicht, noch einmal am Abend desselben Tages Worte der Beruhigung und ernsten Ermahnung an Caroline zu richten und ihr zu sagen, daß noch Alles gut werden könne, wenn sie ernstlich Besserung gelobe. Anscheinend etwas beruhigter wurde sie darauf von ihm zur Ruhe entlassen.

In später Nachtstunde noch hörte sie Herr Eck die Treppen herabkommen und versuchen, die Hausthüre zu öffnen; sie schien unwillig, daß sie dieselbe fest verschlossen fand.

Am nächsten Morgen (26. Juli 1858) erschien sie wie gewöhnlich beim Frühstück der Familie; man bemerkte nichts Ungewöhnliches an ihr, sie war still und in sich gekehrt, wie sie das oft war. Sie strickte. Gegen halb zehn Uhr legte sie den Strickstrumpf bei Seite und verließ das Zimmer, um nicht mehr zurückzukehren. Als ihr Ausbleiben nach einiger Zeit auffiel und man im Hause nach ihr suchte, war sie nirgends aufzufinden. Sie war und blieb verschwunden. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Privat-Irrenanstalten.

Von Dr. juris Thesmar in Köln.

(Schluß.)

„Wir erwähnten und haben gerade darauf immer das stärkere Gewicht für die ganze Beurtheilung dieses unseligen Handels gelegt, daß Schuhmacher ohne alle und jede vorgängige Rechtsprocedur in ein Irrenhaus versetzt wurde; denn darin, gerade darin glauben wir den Grund für die tiefe und schmerzliche Verletzung zu erkennen, von der sich das öffentliche Bewußtsein in diesem Falle getroffen fühlte, sodann aber auch den Grund überhaupt, warum Hergänge, wie diese, in einer Zeit, wie der unsrigen, überhaupt noch möglich gemacht werden können. Wahrhaftig, wer es nicht erlebt und mit angesehen, der würde es trotz tausend heiliger Betheuerungen nicht glauben wollen, daß noch im Jahre 1858 des Herrn, mitten im Schooße der humanisirten und bis auf minutiöse Heimlichkeiten polizirten Gesellschaft und unter den Augen der Gesetze, der Erste der Beste auserwählt, zu einer Spazierfahrt eingeladen oder gar ergriffen und geknebelt, in einen bereitstehenden Wagen gesetzt und an den Pforten irgend einer unheimlichen Spelunke, die sich Privat-Irrenhaus nennt, abgesetzt, hineingeschoben und, so zu sagen, lebendig todtgemacht werden könne. Und doch ist gerade diese Procedur diejenige, zu der die arglistigen Künste der Ungerechtigkeit darum am allerhäufigsten greifen, weil sie sich damit ohne gar große Mühe in den Vortheil eines fait accompli, nämlich jener vollendeten Thatsache setzen, daß ihr Opfer von vorn herein für verrückt angesehen und erklärt wird. Denn wer nur erst zu Verrückten gesperrt worden, wer nur erst einmal die Unbilden erfahren, von irgend welchem, ob auch nur mit einem Quentchen von Competenz versehenen sogenannten Seelenarzte für irrsinnig oder selbst nur für einen solchen erklärt zu sein, mit dem es „nicht ganz richtig" sei, für den müßte der barmherzige Gott selbst vom Himmel steigen, um zu verhindern, daß er nicht verrückt, daß nicht sein Denken und Empfinden, sein ganzes intellectuelles Vermögen bis auf die Fasern heimgesucht und vollständig getrübt und zerrüttet würde. Ist man mit dem armen Opfer nur erst dahin gekommen, daß man es thatsächlich unter Schloß und Riegel eines Irrenhauses hat, daß es für irrsinnig angesehen, als ein irrsinniges Geschöpf behandelt wird, dann hat es um alles Andere keine sonderliche Noth; man hat es durch die Barbarei dieser schreienden Ungerechtigkeit dann schon halb um sein Selbst gebracht und nebenher das allgemeine Urtheil in Beschlag genommen, es unsicher und befangen gemacht, und auf viel mehr kommt es in allen solchen Fällen nicht an, um das desperateste aller Majestätsverbrechen an der menschlichen Natur zuletzt dennoch durchzusetzen und, was unendlich beklagenswerther ist, jedenfalls straflos davon zu kommen. Man hat, wie die Sache auch komme, dann doch immer schon einen Arzt, wenn nicht selbst zwei, welche die Wahnsinns-Erklärung aufrecht erhalten, und mit dieser Wendung sieht sich das Gesetz in ein unentwirrbares Labyrinth versetzt.

„Man sollte kaum glauben, daß das möglich sei, und doch ist es möglich und geschieht alle Tage. Referent wäre in der Lage, an diesem Orte ein Stückchen aus seinen eigenen unmittelbaren, noch ganz frischen Erlebnissen zum Nachdenken empfehlen zu können. Allein er verzichtet darauf, zumal es gelungen ist, das in diesem Falle ausersehene Opfer, eine Dame von großer Bildung des Geistes und Herzens, die Mutter von Kindern, die langjährige Dulderin einer unglaublich harten Schickung, dem hereingebrochenen Verhängnisse wieder zu entreißen. Auch ist es nicht dieser oder jener einzelne Fall, auf den es hier ankommt; es handelt sich vielmehr zunächst um die Frage, wie es überhaupt möglich ist, daß dergleichen noch geschehe, und diese Frage allein schon treibt jedem Denkenden die Schamröthe in's Gesicht; denn sie deutet auf eine Lücke in der Gesetzgebung, die sich wahrlich seltsam genug ansieht gegenüber allem dem seltsamen Gerede über die dermalige Vollkommenheit der Staatseinrichtungen! — Traurige Vollkommenheit, die es zuläßt, daß ein Staatsangehöriger am hellen Tage und bei nüchternen Sinnen moralisch todt erklärt werde, ohne daß die Gesetze, ohne daß Richter beordert werden, sich an seine Seite zu verfügen.

„Man nimmt Anstand, den Menschen für dispositionsunfähig, für einen Verschwender, einen Bankerottirer zu erklären, ohne ihn vorher vor Gericht gestellt und gehört zu haben; man weiß den Richter wohl zu finden, wenn es darauf ankommt, seine persönliche Freiheit zu beschränken, und wehe demjenigen, der sie ihm ohne die richterliche Ermächtigung auch nur auf einige Stunden entzöge. Aber denselben bürgerlich und moralisch todt machen, ihn in einem Irrenhause lebendig begraben, das kann man alle Tage und nach Belieben, dazu bedarf es keines Richters und keiner Ermächtigung, dazu tritt das richterliche Befinden noch immer zeitig genug ein, wenn das Attentat bereits vollbracht ist, wenn er einseitig bereits für irrsinnig erklärt und begraben ist. Dazu ist nichts weiter nöthig, als ein Medicus und eine unendlich kostspielige Pensionsanstalt, „Irrenhaus" genannt, dessen Inhaber, wie sich von selbst versteht, in der Regel den Titel eines „Irrenarztes" führt, kurz, diese ganze, moralisch und bürgerlich und wie oft auch physisch vernichtende Procedur kann so recht privatim, nach Umständen sogar privatissime abgemacht werden, ohne daß man dem öffentlichen Rechte, der öffentlichen Ordnung mehr schuldig wäre, als die Meldung des eingetretenen Wohnungswechsels: — „N. N. ist wegen Blödsinnes von hier in die Irrenanstalt versetzt worden." Wie oft schließt in dieser nichtssagenden Formel das furchtbarste Drama ab, in dessen Mittelpunkt eine menschliche Seele verloren ist! Der nach der That angerufene Richter gleicht in allen solchen Fällen einem Manne, dem eine Arbeit übertragen wurde, zu deren Vollendung er zweier Arme und zweier Hände bedürfte und der doch nur über einen Arm verfügt. Der Richter soll in diesem Falle einen Menschen aus dem Abgrunde emporheben, in den er gestürzt wurde — und auch mit dem ernstlichsten Willen ist er dazu mit dem einen Arme nicht im Stande. Denn man hat an den Hinabgestürzten ein Gewicht gehängt, und dieses Gewicht heißt: vorweg abgegebenes Sachverständigen-Urtheil.

„Mit dieser vorweg gegebenen Thatsache ist ein Cirkel geschlagen, aus dem, wie die Gesetze zur Zeit noch geartet sind, auch die gewissenhafteste richterliche Anstrengung nur sehr selten herauszukommen vermag. Das ganze Unglück liegt eben darin, daß der Richter, wie es sich in der Praxis gestaltet hat, weniger gerufen wird, um zu erforschen und zu entscheiden, ob der Eingesperrte wirklich wahnsinnig, wirklich einsperrungsbedürftig sei, sondern weit mehr, um nach Beseitigung einiger gesetzlichen Formen anzuordnen, daß dem Eingesperrten ein Vormund oder Curator bestellt werde. Die Thatsache, daß der Eingesperrte wahnsinnig sei, wird bei diesem Interdictions-Verfahren bereits halb und halb zugegeben. Sollen aber Verbrechen verhütet, soll die Unbilde unmöglich gemacht werden, so ist es ziemlich unbedeutend, daß der Richter fragen darf: soll der Eingesperrte eingesperrt bleiben? Denn das heißt in gar vielen Fällen nichts Anderes, als durch die heimliche Oeffnung zur Sache steigen, die eben von der Gewalt und Arglist mit so glücklichem Geschick gemacht wurde, und ein Mehreres bedeutet die richterliche Frage nicht: ist der Eingesperrte wirklich wahnsinnig? In allen diesen und ähnlichen Fällen kommt es vielmehr und vor allen Dingen darauf an, daß gefragt werde: wie und mit welchem Rechte ist dieser Eingesperrte eingesperrt worden? wie ist es dabei zugegangen? welcher Mittel hat man sich dabei bedient? wer sind diejenigen, welche dies verübten, die deren Ausführung unterstützten, dieselbe guthießen, und von welchen Beweggründen wurden die Einen und die Anderen dabei geleitet? Sollen Verbrechen verhütet, soll die Unversehrbarkeit des öffentlichen Rechtes, an das auch die am schwächsten erleuchtete Menschenseele, an das selbst der Halbblödsinnige aus tiefstem Herzensdrange noch mit ganzer, voller Zuversicht zu denken wagt, woran er sich klammert, worauf er sich zu verlassen den Muth hat, soll dieser heilige Glaube, daß Recht und Gerechtigkeit im Staate walten, nicht getrübt und verdunkelt werden: so ist es die Pflicht zumal derer, welche über das Ansehen des Gesetzes wachen, daß sie überall und in allen Fällen da einschreiten, wo die öffentliche Stimme oder andere ungewöhnliche Merkmale dafür sprechen, daß eine Gewaltthat verübt worden sei.

„Es ist nicht unsere Absicht, von dem, was wir über die Lage und das persönliche Verhalten des Greises ungesucht und unausgesetzt erfahren, für jetzt Gebrauch zu machen; aber vollkommen geeignet ist es, ein Menschenherz bis auf's Tiefste zu

erschüttern, wenn wir der Worte gedenken, womit der Gefangene den von einem Freunde eingeleiteten Fluchtversuch ablehnte. Der ihn dazu Einladende war kein solcher, dem er jemals hätte Wohlthaten erweisen können, eben so wenig einer von denen, die aus seinen Liebhabereien und Eigenheiten irgendwie Vortheile gezogen haben; er war ein im Auslande lebender Ehrenmann, den der Ruf von dem Verhängnisse des Greises in seine Nähe gerufen hatte.

„Wie," antwortete der seltsamste aller Irrsinnigen, „wie, lieber Freund, können Sie mir nur einen solchen Vorschlag machen? Sehen Sie mich an! Ich bin ein alter und halbgelähmter Mann; ich habe nicht mehr die Kraft zu Abenteuern, auch wenn ich den Willen dazu hätte. Und was würde die Welt dazu sagen? Glauben Sie mir und verlassen Sie sich darauf, daß ich diese Treppen auf gesetzmäßigem Wege hinabsteigen werde!" Fürwahr Worte, eines preußischen Richters würdig! Und dieser Mann sitzt im Irrenhause und wird fort und fort darin festgehalten!

„Nun bemerkten wir oben, daß der vorliegende Fall sich durchaus als einen solchen zu erkennen gebe, bei dem es darauf ankomme, daß vor allem und jedem weiteren Verfahren die gegebene Thatsache, wir meinen die Versetzung Schuhmacher's in ein Irrenhaus, aufgehoben und jene restitutio in integrum verfügt werde. Der vorliegende Fall gibt sich als solchen zu erkennen, einmal durch die Art und Weise, wie dieser Mann aus dem Stande der Freiheit und Selbstständigkeit enthoben und einem Irrenhause einverleibt wurde, sodann aber auch durch die öffentliche Stimme, die nie in einem anderen Falle sich je mit größerer Entschiedenheit ausgesprochen hat und noch fort und fort ausspricht. Kaum nämlich war in der Stadt bekannt geworden, daß der Greis sich im Irrenhause befinde, als auch sofort die allerentschiedenste Entrüstung sich überall kundgab. Denn selbst diejenigen, welche den Mann nicht gekannt hatten und aus diesem Grunde es dahingestellt sein lassen mußten, ob er wirklich irrsinnig sei, fühlten sich durch die Handlung selbst auf das Aeußerste verletzt und betroffen. Wie, hörte man auf dieser Seite durchgehends fragen, ist der Mann darum so alt, darum der Besitzer eines so ansehnlichen Vermögens geworden, daß dasselbe auf die schmähliche Verpflegung seiner letzten Tage in einem Irrenhause verwendet werde? ist er denn wirklich bis zu dem Grade irrsinnig, daß der Genuß seiner Freiheit ihm mißgönnt und verweigert werden muß? ihm entzogen werden kann und darf? ist er denn gefährlich im Zustande der Freiheit? ist er tobsüchtig? leidet er an einer verbrecherischen, die allgemeine Sicherheit gefährdenden Manie? Und wenn das Alles wäre, reicht dann sein Vermögen nicht aus, daß ihm eine ehrenhafte, standesmäßige und edle Subsistenz in der Freiheit gesichert werde? Was kostet diese Verpflegung in einem Privat-Irrenhause und was würde jede andere, mit dem Genusse der vollen freien äußerlichen Unabhängigkeit verbunden, kosten? Wer ferner hat ein näheres und unbedingteres Recht auf den vollen Genuß seiner Mittel, als er? Oder hat er aufgehört, der rechtmäßige Herr seines Vermögens und das Oberhaupt seiner Familie zu sein?!

„So urtheilten und äußerten sich alle diejenigen, welche den Mann nicht kannten, noch ihn je gesehen hatten! Aber davon, daß der Greis irrsinnig, daß er selbst nur dispositionsunfähig wäre, wollte von den vielen Hunderten und Tausenden, die den Mann seit einer langen Reihe von Jahren gekannt und beobachtet und von denen Viele bis auf den letzten Augenblick mit ihm verkehrt hatten, Keiner je das Mindeste wahrgenommen haben.

„Er hat Schwächen, hörte man von dieser Seite sagen, aber er hat auch ein Recht dazu, ihnen nachzugeben, und er darf sie haben, denn er verletzt und beleidigt, verkürzt und verkümmert dadurch Niemand in höheren, besser begründeten Rechten. Die Befriedigung seiner Liebhabereien war jederzeit von einer sehr besonnenen Erwägung begleitet, und diese Liebhabereien waren unschuldig, ja sie charakterisirten sich gemeinhin als Eingebungen und Ausflüsse eines großmüthigen und edlen Herzens. Wenn er dagegen auch einmal zu seinem Nachtheile einen Gutskauf gemacht, wenn er bei seiner Liebhaberei für Pferde im Kauf und Verkauf derselben da und dort hintergangen worden, wenn er für Solche etwas gethan, die sich ihm, dem in seiner engeren Umgebung keineswegs glücklichen Greise, angenehm und gefällig zu zeigen bemüht waren: so könnte aus diesen Dingen eine Anwartschaft auf das Irrenhaus doch erst dann mit einem Scheine von gesetzlicher Gleichheit gegen ihn gefolgert werden, wenn das Gesetz festgestellt hätte, daß ich als selbstständiger Mann mit dem Meinen nicht mehr machen könne, was ich will; wenn das Gesetz an Stelle der väterlichen und hausherrlichen Gewalt das Princip der Familienempörung gegen den Hausherrn aufgerichtet und geheiligt, wenn endlich zum Gesetze geworden, daß alle an der Börse speculirenden Kaufleute, die Tag für Tag das Wohl und das Wehe, den Flor und den Ruin ihrer Familien auf die Wette setzen, als irrsinnig in ein Irrenhaus versetzt werden sollen.

„So sprach man auf Seiten derer, die den Mann kannten, und auch hierin hatte man Recht.

„Unsererseits zählen wir zu denen, die den Greis nie gekannt, noch ihn jemals gesehen haben, mithin ist auch unser Urtheil ein anderes. Wir lassen beide Ansichten dahin gestellt, aber indem wir in Folge eines rasch hingeworfenen Wortes uns wider unser Wollen in den Mittelpunkt der traurigen Scene versetzt sehen, und von allen Seiten in der Neigung unseres Herzens ermuntert werden, die so tief wunde Sache nicht ruhen zu lassen, wollen wir wenigstens aussprechen, was wir unsererseits urtheilen. Wir verlangen einfach, daß der Greis restituirt werde und daß, wenn sein Geist in der That getrübt und seine Dispositionsfreiheit zu beschränken wäre, ihm eine Wartung und Pflege im Genusse seiner vollen freien **äußerlichen** Unabhängigkeit gegönnt und gesichert werde. Dieser Genuß seiner äußerlichen Freiheit ist unter allen Umständen das Mindeste, was ihm in seiner Eigenschaft als Oberhaupt seiner Familie, was der Ehrwürdigkeit seines Alters, der persönlichen Güte seines vielbelobten Charakters, seiner gesellschaftlichen Stellung und der öffentlichen Meinung zugestanden werden muß."

Zum Schlusse erwähne ich noch den trefflichen Artikel der Times über die Zustände in England und Schottland, welcher in eigenthümlicher Fügung mit dem meinigen sich kreuzte, und am Schlusse das Resultat in folgenden Worten zusammenfaßt: „Man braucht blos einem Advocaten 300 Pf. St., die Privatgeschichte eines Mannes und als Secundanten zwei oder drei Irrenärzte zu geben, und man kann fast jeden Menschen unter einem oder dem anderen Vorwande einsperren lassen."

Das öffentliche Interesse ist aus diesen sehr natürlichen Gründen der Entwicklung dieser für die Menschheit wichtigen Angelegenheit und insbesondere dem Ergebnisse der gegen Lennartz schwebenden Criminaluntersuchung in hohem Grade zugewendet, welche fortwährend die Gemüther bewegt, und die Legislatur wird demnächst auch in diesem Zweige ihre Schuldigkeit zu thun haben. *

Köln, den 15. November 1858.

* Es sind uns mit Bezug auf diesen Artikel einige Mittheilungen zugegangen, die wir in einer der nächsten Nummern im Auszug veröffentlichen werden. D. Red.

Die Pozzi im Dogenpalaste zu Venedig.

Von G. A.

Es gibt hie und da Orte in Europa, welche die grausamen Thaten vergangener Jahrhunderte mit besonders blutiger Schrift erzählen, Orte, an deren Wänden das Blut der hier Gemordeten immer wieder zum Vorschein kommt, so oft man sie auch übertüncht hat. Ich war kürzlich auf einem alten Jagdschloß im Blühnbachthal, welches die Erzbischöfe von Salzburg bewohnten, als sie mit Folterwerkzeugen und mit dem Schwert des Henkers die Reformation in den Salzburger Alpen ausrotteten. Ein Schauder überlief mich, als ich in diesen düstern Räumen umherging und daran dachte, welche fürchterliche Thaten sie mit angesehen haben. Die Peinigungen der Opfer mußten hier zur Erholung nach den Freuden der Jagd und der Tafel dienen; ihr Geschrei und ihr

Digitized by Google

Sterberöcheln vermischte sich mit den Hörnerfanfaren und mit den Freudengesängen derer, welche sie verurtheilt hatten, und aus goldenen Bechern sich den rothen Wein zutranken. Aehnliche Gefühle beschleichen mich unwillkürlich, wenn ich im Tower zu London bin, oder durch die Säle des Louvre wandere. Die gold- und silberdurchwirkten Tapeten und die goldenen Bilderrahmen sind nicht im Stande, diese Erinnerungen in mir auszulöschen. Das Mene Tekel der Geschichte ist mit unauslöschlicher Schrift geschrieben, so sehr auch hie und da neuere Schriftsteller versucht haben, es hinwegzuwischen.

So ist die Geschichte des Dogenpalastes zu Venedig mit blutigen Lettern auf seine Mauern gezeichnet. Die rothen Porphyrsäulen an der dem Marcusplatz zugekehrten Façade, die Sala della Bussola, die Sala del Consiglio dei Dieci, die jetzt fortgenommenen Löwenrachen, in deren Mündung man von draußen die anonymen Denunciationen hineinwarf, sind noch heute redende Zeugen der Schreckensherrschaft des furchtbaren Rathes der Zehn, „der Alles wußte und Nichts verzieh.“ Die schreckliche Inschrift C. D. X. scheint noch heute an den vergoldeten Plafonds und auf den mit Tintoretto's und Tizian's Meisterwerken geschmückten Wänden zu leuchten. Die fürchterlichen Piombi hat der Sturm der französischen Revolution vernichtet, aber die Pozzi, diese in die dicken Mauern eingesprengten steinernen Gefängniß-Särge, haben allen Stürmen der Zeit widerstanden, und erzählen in grauser Nacktheit fürchterliche Thaten. Neuere Schriftsteller haben auch sie mit einer modernen Tünche zu überkleiden versucht.

Ein alter Mann, der sie noch zu den Zeiten der venetianischen Republik sah, eines Namens, den sich eine der grausamsten Aristokratenherrschaften Jahrhunderte hindurch fälschlicherweise borgte, führte mich in dieselben hinab. Er hatte einen echt venetianischen Kopf, wie man ihn heut zu Tage noch zuweilen unter den Gondolieren an der Piazzetta sieht. Der einzige Zugang war früher durch einen geheimen Gang, der auf den Saal der Häupter des Rathes der Zehn mündete. Jetzt steigt man durch eine früher nicht dort befindliche Thür aus der großen Gallerie des Palastes hinunter. Er zündete eine Fackel an, und bei ihrem rothen Schein sah ich die enge, steinerne Treppe, über welche die politischen Gefangenen, welche in den Pozzi eingekerkert waren, in das Verhörzimmer des Rathes der Zehn geführt wurden. Es ist irrig, daß sie über die Ponte dei Sospiri gingen. Die Seufzerbrücke verband die jenseits des Canals liegenden Gefängnisse mit dem Verhörzimmer des Rathes der Zehn. Sie waren für nicht politische Gefangene bestimmt, waren aber lange nicht so furchtbar, wie die Pozzi.

Nun stiegen wir eine schmale, steinerne Treppe hinab, an der die Spuren mehrerer schwerer, eiserner Thore noch heute zu sehen sind, und kamen in die obere Etage der Pozzi. Diese liegt noch über dem Niveau des Hofes des Dogenpalastes. Rund um die Gefängnisse läuft ein schmaler Gang, welcher durch kleine mit starken eisernen Stangen vergitterte Fenster ein schwaches Dämmerlicht erhält. Die Gefängnisse sind in die dicke Mauer eingegraben. Durch eine ungefähr einen halben Fuß über dem Boden befindliche niedrige Oeffnung steigt man in sie hinein. Sie sind ganz dunkel. Nur ein rundes, in die Mauer gesprengtes Loch oberhalb der Thüre gibt ihnen Luft, und schwächt das Dämmerlicht des Ganges so sehr, daß Nacht und Tag da drinnen kaum zu unterscheiden sind. Früher hatten sie sämmtlich eine starke Holzbekleidung. Jetzt befindet sich nur noch eins der Gefängnisse in dem ursprünglichen Zustande. Bei dem Schein der Fackel stiegen wir in dasselbe hinab. Der steinerne Fußboden, die Wände und die gewölbte Decke waren mit Holz bekleidet. Auf dem Boden war eine Erhöhung von Eichenholz in der Höhe von ungefähr einem halben Fuß errichtet. Hier war das Strohlager des Gefangenen. Als einziges Möbleiment diente ein starkes, eichenes Bret, welches an der Wand angebracht war, und auf dem der Wasserkrug des Gefangenen seinen Platz fand.

In diese obere Etage der Pozzi wurden die Gefangenen gebracht, so lange sie in Untersuchungshaft waren. Nach ihrem Geständniß oder nach ihrer Verurtheilung führte man sie in die untern Pozzi. Der Boden derselben lag gerade über dem Niveau des Wassers des Canals an der hintern Seite des Palastes. Daß das Wasser bei steigender Fluth in sie hineindrang, ist also eine Fabel. Ueber zwei steinerne Stiegen, welche abermals durch schwere eiserne Thore von einander getrennt waren, stiegen wir hinunter. Ein schmaler Gang umgibt sie, wie die oberen Gefängnisse, ebenfalls von zwei Seiten, der ebenso, wie in der obern Etage, durch vergitterte, kleine Fenster ein schwaches Dämmerlicht erhält. An der Ecke, wo beide Gänge zusammenstoßen, führt ein kurzer Gang noch einige Schritte gerade aus, und bildet so einen kleinen, mit einer eisernen Thüre früher abgeschlossenen Platz, wo der Sessel stand, auf dem die Gefangenen hingerichtet wurden. So wie der Unglückliche auf dem Stuhl saß, wurde ihm ein Strick von hinten um den Hals gelegt und er mit demselben erdrosselt. An der linken Seite des Stuhls war eine Thür, welche auf den Canal führte. Sie ist jetzt zugemauert, aber ihr Dasein ist noch heute ganz deutlich zu erkennen. Vor derselben lag die schwarze Gondel mit der Inschrift C. D. X. (Consiglio dei Dieci), in der der Leichnam des Getödteten nach einem in der Nähe der Kirche San Giovanni e Paolo befindlichen Friedhofe geführt wurde.

Der Kerker, in den wir jetzt gebückten Hauptes hineinstiegen, war von derselben Beschaffenheit, wie die Pozzi des obern Stockwerkes, nur, daß blos die Wände, nicht aber die Decke und der Fußboden mit Holz bekleidet waren, und die hölzerne Bettstatt fehlte. Licht und Luft erhielt dieser steinerne Sarg ebenfalls durch ein rundes, über der Thüre in der Mauer befindliches Loch. Als der Führer mit der Fackel der Decke nahe kam, erschienen dort eine Reihe von Schriftzügen und Charakteren, welche wahrscheinlich mit einem Stein oder mit einem Nagel eingegraben waren. Ich ließ die Fackel näher hinhalten und entzifferte aus den Schriftzügen, denen man es ansah, daß sie im Dunkeln geschrieben waren, mehrere Zeilen in gutem Italienisch, mit einigen Eigenthümlichkeiten im Dialekt und in der Stellung der Worte. Sie lauteten folgendermaßen:

Un parlare poco et un
negare pronto et un
pensare il fine poi dar la vita
a noi altri Meschini. 1605
Ego Joannes Baptista arciprete
ecclesiae cortellarinae.

zu deutsch:

Wenig sprechen und
geschickt leugnen und
das Ende überlegen kann das Leben geben
uns armen Elenden. 1605.
Ich Johannes Baptista, Erzpriester von Cortellara.

Non ti fidar d'alcuno pensa e tacco
Se fuggir vuoi de spioni insidie e tacco
Il pentirti, il pentirti nulla giova.

zu deutsch:

Traue Niemandem, denke und schweige,
Wenn Du den Nachforschungen der Spione entfliehen willst, schweige,
Die Reue, die Reue ist keine Hülfe.

De chi mi fido, guarda me Iddio
De chi no mi fido, me guardaro io.

zu deutsch:

Auf den ich baue, vor dem schütze mich Gott,
Auf den ich nicht baue, vor dem werde ich mich selbst schützen.

Ist in diesen wenigen Zeilen nicht das ganze System des Spionirwesens und des Inquisitionsverfahrens des schrecklichen Rathes der Zehn ausgesprochen? Welches Ende mögen die Unglücklichen genommen haben, welche sie schrieben? Wahrscheinlich wurden sie an den Säulen des Dogenpalastes oder zwischen den Säulen der Piazzetta, auf dem gewöhnlichen Hinrichtungsplatze von Venedig, aufgehängt. Oder die schreckliche Garotta machte ihren Leiden auf dem oben beschriebenen Stuhle ein Ende und die geheimnißvolle Gondel brachte ihre Leichen in dunkler Nacht zu dem stillen Friedhofe von San Giovanni e Paolo.

Von Byron wird erzählt, er sei bei der Besichtigung der Pozzi in Begleitung einer größeren Gesellschaft zufällig in diesem Kerker zurückgelassen worden und habe darin mehrere Tage, weil man ihn nicht vermißt habe, zubringen müssen, bis der Führer aus dem Palaste, der die Gefängnisse zu zeigen pflegt, mit einem andern Fremden wieder hierher gekommen sei. Die Geschichte ist eine Fabel. Der alte Mann, der mir die Pozzi zeigte und der seit fast einem halben Jahrhundert dies Geschäft versieht, war auch der Führer des Lord. Byron that nur das, was ich jetzt that; er schickte den Führer fort mit dem Auftrage, ihn nach einiger Zeit wieder abzuholen, und blieb eine halbe Stunde in dem Kerker allein. Ich begleitete den Führer bis in die obere Etage der Pozzi, schickte ihn dann mit seiner Fackel fort und befahl ihm, nach einer halben Stunde mich wieder abzuholen, so lange aber keinen Besucher hinunterzuführen. Ich wünschte den Eindruck zu

Digitized by Google

empfinden, den die schrecklichen Kerker in der Einsamkeit und in ihrer Dunkelheit auf mich machten.

Allein stieg ich nun die beiden steinernen Stiegen wieder hinab. Eine Todtenstille umgab mich, ich hörte kein Geräusch, als den eintönigen Schlag der Wellen des Canals, welche an der Mauer des Palastes branden. Die mit dicken Eisenstangen vergitterten Fenster ließen nur ein schwaches Dämmerlicht in den Gang fallen. Ich stellte mich auf den Platz, wo einst der Hinrichtungsstuhl mit der schrecklichen Garotta stand, und blickte auf die geheimnißvolle Thür, welche von hier in den Canal führte. Ich sah den schrecklichen Stuhl vor mir; dann hörte ich, wie die Eisenthür des Kerkers sich knarrend öffnete, und zwei Henker, schwarze Masken vor dem Gesicht, führten einen bleichen Mann, dessen Hände gefesselt waren, durch den Gang zu dem Stuhle. Ein hoher Mann, in der Amtstracht der Inquisitoren, ebenfalls maskirt, begleitete sie. Als der Gefangene auf dem Stuhle saß, zog der Inquisitor eine Schrift aus dem Gewande und hielt sie dem Gefangenen vor das Gesicht. Es waren wenige Zeilen darauf geschrieben, die ich nicht entziffern konnte, die Unterschrift fehlte, nur oben in der Ecke des Pergaments bemerkte ich deutlich mit rother Schrift die Buchstaben C. D. X. Der Gefangene zitterte, als er die wohlbekannten schrecklichen Zeichen erblickte; sein kerkerbleiches Gesicht wurde noch bleicher. Dann wurde ihm von hinten ein Strick über den Kopf geworfen, ich hörte deutlich das Krachen der Halswirbel. Wie durch einen Zauber öffnete sich nun die geheimnißvolle Thüre in der Mauer und vor ihren Stufen erschien die schwarze Gondel auf dem Wasser. Deutlich sah ich an ihrem Hintertheil mit rothen Buchstaben die fürchterliche Inschrift.

War es ein Traum oder sah ich dies Alles wirklich? Ich rief, um in dieser Einsamkeit meine eigene Stimme zu hören, ich ging auf dem engen Raume hin und her, ich fühlte mit der Hand nach der vermauerten Thür, um mich zu überzeugen, daß sie nicht existirte. Nach und nach beruhigte sich meine erhitzte Einbildungskraft, und die schrecklichen Gestalten verschwanden; ich sah, daß ich allein war an diesem fürchterlichen Orte. Dann ging ich durch den Gang und stieg in den Kerker hinab, an dessen Wänden ich bei dem Scheine der Fackel die Inschriften gelesen hatte. Es war ganz dunkel. Das Dämmerlicht, das durch die obere, runde Oeffnung fiel, war so schwach, daß kaum die Umrisse der Wände zu erkennen waren. Die Luft war dick, feucht und dunstig, eine wahre Kerkerluft. Ich habe auch Jahre lang einen Kerker bewohnt, den man zu den schrecklichen zu zählen pflegte; aber seine Luft war wahrer Frühlingsodem gegen diese Moderluft. Sie kam mir vor, wie die Luft eines steinernen Grabes. Ich ging auf dem engen Raume hin und her; er gestattete mir kaum, vier Schritte zu machen. Ich berührte mit der Hand die Decke und die Steinplatten des Fußbodens; sie fühlten sich an, wie die feuchte, kalte Haut einer Eidechse. Wiederum begannen eine Reihe Schreckensgestalten aus der Geschichte des Palastes vor meinem geistigen Auge zu erscheinen, dann dachte ich unwillkürlich an die Folterwerkzeuge, die ich Tags zuvor im Arsenal gesehen, an die eiserne Haube, an den vergifteten Schlüssel, an den Schraubstock, der die Finger des Gefolterten zerquetschte, Erfindungen des Tyrannen von Padua. Gewaltsam suchte ich die Erinnerungen niederzudrücken, um nicht wieder in den früheren aufgeregten Zustand zu gerathen — da sah ich den Gang von einer rothen Fackel erleuchtet und zu mir herein blickten die schwarzen Augen meines Führers, der gekommen war, um mich abzuholen. Er schüttelte über meine sonderbare Grille, hier allein zu bleiben, den Kopf, und als ich ihm erzählte, was ich Alles gesehen, machte er ein Gesicht, als wenn er dächte, es sei in meinem Gehirn wohl nicht Alles in der gehörigen Ordnung. Langsam stiegen wir wieder hinauf, und als ich wieder auf der Piazzetta am Molo stand, leuchtete die Octobersonne mir noch einmal so heiter und so golden. Dr. Keesbacher kam gerade über die Riva bei Schiavoni von einem ärztlichen Besuche, den er bei einer russischen Fürstin gemacht hatte. Wir stiegen in eine Barke, nahmen vier Ruderer und fuhren am Lido vorüber hinaus auf das adriatische Meer, welches heute wie ein stahlblauer venetianischer Spiegel glänzte.

Blätter und Blüthen.

— **Die Novara-Expedition.** Die österreichische Fregatte „Novara", welche, wie Sie wissen, bestimmt ist, eine wissenschaftliche Expedition um die Welt zu führen, ist, nachdem sie die Capstadt, die Inseln St. Paul und Neuamsterdam, Ceylon ꝛc. berührt, am 2. August d. J. in Shanghai auf der Ostküste China's angekommen. Von hier aus ist der letzte Bericht nach Europa gelangt, dem wir Folgendes entnehmen: Unsere Abreise nach Sydney (an der Ostküste von Neu-Süd-Wales in Australien) wird wahrscheinlich am 8. oder 9. August stattfinden. Diesmal werden die zahlreichen Freunde, welche den Novara-Reisenden mit so theilnehmenden Herzen folgen, lange nichts von uns zu hören bekommen. Die Fahrt von Shanghai nach Sydney dürfte mindestens drei Monate in Anspruch nehmen, um so mehr, als Commodore Wüllerstorff unterwegs die Mariannen und Carolinen, sowie die Salomonsgruppe zu besuchen gedenkt. Sie dürfen durchaus nicht beunruhigt sein, wenn Sie mehrere Monate lang kein Sterbenswörtlein von uns hören, auch dann nicht, wenn Sie zufällig d'Urville's Reisewerk in die Hand bekommen, und darin von der sonderbaren Sitte der Eingeborenen der Salomonsgruppe lesen sollten, gebratene Stücke Menschenfleisch dem fremden Gaste als Speise vorzusetzen. Obwohl die Bewohner dieser Insel Anthropophagen genannt werden müssen, so sind sie dies doch nur bis zu einem gewissen Grade; sie verzehren nämlich nur das Fleisch ihrer Kriegsgefangenen und der ihnen feindlichen Volksstämme. Gegen Weiße sollen sie ungemein zuvorkommend und freundlich sein. Aber wenn auch dies nicht der Fall wäre, so ist die Gefahr, von wilden Völkerschaften verspeist zu werden, für Reisende auf einem Kriegsschiff nicht sehr groß. Obschon unser Aufenthalt in China in die ungünstigste Periode fiel, sowohl in Bezug auf die Jahreszeit, mitten im heißesten Sommer, als auch wegen der politischen Verhältnisse, welche der Naturforschung so viele Schwierigkeiten in den Weg legten: so dürfte doch jeder von uns, mit Hinblick auf das Gesehene, Erfahrene, Erlebte und Erworbene, mit großer Befriedigung der Tage in China gedenken. Ein großer Vortheil war es für die Reisenden der Expedition in Shanghai, Männer wie Will Williams, Meadows, Muirhead, Hobson, Montigny, Fortune, Swinhow zu treffen, welche sich durch ihre gründliche Kenntniß des Landes von großem Nutzen erwiesen. Nur durch solche Theilnahme ist es möglich, in einer so kurzen Zeit unter so grauenhaften klimatischen Verhältnissen, wo der geringste Exceß den Tod bringt, so Erfreuliches zu erzielen, wie es uns in den verschiedensten Zweigen gelungen ist. — Vorausgesetzt, die Fahrt der Novara von Shanghai bis Sydney dauere drei Monate, so ist sie Anfang dieses Monats (November) am Orte ihrer Bestimmung; wir würden dann die nächste Nachricht von Sydney aus im Januar 1859 zu erwarten haben.

Nicht zu übersehen!

Mit der nächsten Nummer schließt das vierte Quartal und der Jahrgang 1858 und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen für das nächste Jahr schleunigst aufgeben zu wollen.

Im nächsten Quartal kommen außer den trefflichen Beiträgen von Bock, Roßmäßler, Beta in London, A. Brehm ꝛc. ꝛc. zum Abdruck:

„Er betet". Erzählung von **Temme** (Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder"). — Westphälische Erinnerungen von **Heinrich Koenig**: „Die geheime Polizei". — Berliner Bilder von **Ernst Kossak**. — Reise-Erlebnisse in Rußland von **Wilh. Hamm**, mit Abbildungen. — Die Jagd auf den Hochalpen von **Guido Hammer**, mit Abbildungen. — Ein Parvenu des vorigen Jahrhunderts von **L. Storch**, mit Abbildung. — Ein Besuch bei Kane, dem Nordpolfahrer. — Preußische Licht- und Schattenbilder von **Max Ring**: Bischofswerder und Wöllner. — Humoristische Vorlesung über die Physiologie des Luxus und der Mode. Ungedruckte Reliquie von **Carl Herlossohn**. — Eisenbahnfahrt über den Semmering. — Ein Burschentag in Bamberg. — Johanna's (Wagner) erste Lorbeeren. Von **Alb. Traeger**.

Gleich den früheren Jahren sind auch für den Jahrgang 1858 höchst

geschmackvolle Decken mit Golddruck

nach eigens dazu angefertigter Zeichnung zum Einbinden durch uns zu beziehen. Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, dieselben zu dem billigen Preise von à 13 Ngr. zu liefern. Zu den Jahrgängen 1854 bis 1857 stehen ebenfalls Decken zu den gleichen Bedingungen zu Diensten.

Die Verlagshandlung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 52. 1858.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redacteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Todtenbesuch am Skagerhorn.

Nach wirklichen Begebenheiten mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Schluß.)

VII.

Die todte Braut.

Zu dem Anschlag der Wellen gesellte sich jetzt noch ein anderer Ton. Es war, als trieben mit der Fluthwoge schwere Gegenstände gegen das Haus, denn die Wände dröhnten laut, und schon zeigten sich hundert lockere Stellen. Das Wasser stand bereits ein paar Fuß hoch im Hause.

Niels Sturlesen sprach den Segen über uns und erhob sich. Da brach die Wand, ein schäumender Strom riß die Steine vollends nieder, und augenblicklich füllte sich der ganze Raum mit Wasser. Instinctmäßig drängten Alle nach der Thür, um die Treppe zu gewinnen. Der wüste Fremde erreichte sie im Sprunge zuerst, aber wie er sie aufstieß, prallte er mit einem Aufschrei zurück, den ich später nach Jahren noch manchmal im Traume gehört habe und vor dem jedes Mal mein Herz erbebte.

Gleich den unfesten Wänden war auch die Thür des Hauses von der Gewalt der Wogen eingedrückt worden. Mit diesen zugleich drangen, vom Zuge des Stromes erfaßt, schwimmende Gegenstände in Sturlesen's Wohnung und das Erste, was wir von diesen erblickten, war ein feines Deckels beraubter Sarg. In schlichte Kleidung gehüllt, lag darin ein Weib, so wohl erhalten, als wäre sie erst vor wenigen Stunden der Welt entrückt worden. Die bleichen Hände über die Brust gefaltet, schien sie zu schlummern, im Schlummer aber von einem bösen Traume gequält zu werden; denn ihr Gesichtsausdruck war der einer schwer Leidenden, einer schuldlos Büßenden.

Gegen den Mann von dem zerstörten Schiff „Isaak" trieb dieser offene Sarg zuerst heran, sein Blick fiel auf die Leiche, deren Antlitz von den noch brennenden Windlichtern hell beleuchtet ward, und mit dem gellenden Ausrufe:

„Marie Anne! Marie Anne! Sie hält ihr Versprechen!" brach er gurgelnd zusammen. Er würde ertrunken sein, hätten nicht Einige von der Mannschaft der „Olga" ihn erfaßt und schnell emporgerissen.

„Laßt ihn nicht sterben, nicht jetzt!" schrie Henrickſen, den Sarg erfassend, und seine Rechte auf die verschlungenen Hände der Todten legend. „Es ist der Räuber, der Mörder meiner Braut! Es ist der ruchlose Esthe Torkel Been!"

„Torkel Been!" stammelte der Entsetzte, und sein Auge heftete sich angstvoll auf den zürnenden Henrickſen.

Dies Alles war das Werk nur weniger Secunden. Der von Henrickſen fest gehaltene Sarg schwankte auf und ab auf der fluthenden Welle, deren Gewalt gebrochen zu sein schien. Der Sturm wüthete nicht mehr mit der früheren Heftigkeit, und auch die Fluth hatte ihre größte Höhe erreicht.

„Wardst Du auch erst mein im Tode, Marie Anne," sprach Henrickſen, seine Hand auf die Stirn der Entseelten, von den Fluthen dem Grabe wieder Entrissenen legend, „so will ich jetzt doch nicht eher von Dir lassen, bis der Räuber Deines Glückes den wohlverdienten Lohn empfangen hat!"

„Gott ist gerecht!" fiel Niels Sturlesen ein. „Er öffnet die Gräber, damit offenbar werden die Freveltaten verhärteter Sünder! Dies Weib trieb vor einigen Wochen Nachts bei ruhigem Wetter an den Strand. Ich bestattete die Unbekannte wie Jeden, den die See mir zuführte. Wer sie sein möge, von wannen sie kam, auf welche Weise sie den Tod im Meere fand, nach dem Allen konnte ich nicht fragen. Ich bettete sie unter Bitte und Gebet zu den Uebrigen, die auf gleiche Weise hier ihre letzte Ruhestätte auf Erden fanden."

Torkel Been war völlig gelähmt. Er konnte sich nicht bewegen und auch die Sprache versagte ihm Anfangs. Jede an ihn gerichtete Frage beantwortete er nur durch Zeichen. Das Erscheinen der Todten, schien es, hatte einen vernichtenden Eindruck auf ihn gemacht. Er gab durch Zeichen zu verstehen, daß man ihm Zeit lassen möge; später sei er Willens, zu sprechen und sein Gewissen zu erleichtern.

Man breitete nun ein Tuch über das Antlitz der Todten, damit Torkel Been nicht immer wieder von Neuem sich vor der Leiche entsetzte. Da sich das Wasser inzwischen ziemlich rasch verlief, so konnte man den Sarg ohne Bedenken in der Flur des Hauses stehen lassen, dessen Thür wir, so gut es gehen wollte, wieder befestigten. Darüber ward es Tag. Die aufgehende Sonne beschien ein düsteres Trümmerfeld. Auf dem kleinen Friedhofe war kein Grab unbeschädigt geblieben. Die meisten Särge lagen umgestoßen, einige zerbrochen, zerstreut auf den Ueberresten der zerborstenen Mauer. In Segelfetzen, zwischen Sand, Geröll und Muscheln fanden sich Gebeine längst Beerdigter. Am Strande, weiter nach dem Horn zu, lagen die gestrandeten Wracks der beiden Schiffe, und aus dem Rumpfe des „Isaak" brodelte hie und da noch dunkler Rauch auf. Zu bergen gab es nichts. Die wild tobende See hatte alles Werthvolle entweder zerschlagen oder in unergründliche Tiefen versenkt.

Gegen Mittag hatte sich Torkel Been so weit erholt, daß er

Digitized by Google

ein Bekenntniß ablegen konnte. Seine Erzählung läßt sich in Folgendem zusammenfassen.

Marie Anne war mit dem Steuermann des „Pawlowsk" früher bekannt gewesen, als mit Henrickſen. Der unbändige Esthe in seiner Naturwüchsigkeit machte auf das weiche und sich leicht anschmiegende Gemüth des jungen Mädchens einigen Eindruck. Ohne eigentlich Neigung zu Been zu fühlen, war der seltsam geartete Mensch ihr doch auch nicht gleichgültig. Sie fürchtete sich vor ihm und ließ es doch geschehen, daß er ihr Aufmerksamkeiten erwies. Von Heirathsanträgen war indeß zwischen Beiden niemals die Rede gewesen.

Da lernte Marie Anne den jungen Henrickſen kennen. Dieser war viel weniger keck, bei Weitem nicht so leidenschaftlich, als Torkel Been, aber er zeigte Herz, und in seinem Auge konnte Marie Anne lesen, daß er sie liebe, mit Zärtlichkeit lieben werde. Henrickſen machte kein Geheimniß aus seiner Leidenschaft und zauderte nicht, dem Mädchen, das ihm gefiel, seine Hand anzutragen. Marie Anne beglückte diese Werbung, aber sie wagte sie nicht sofort anzunehmen. Sie selbst war ein ganz unbemitteltes Dienstmädchen, und Henrickſen fuhr als Matrose auf einem Grönlandsfahrer! Das gab nicht die besten Aussichten auf eine glückliche Zukunft, und darum zögerte sie, damit nicht ein übereilt gefaßter Entschluß sie später gereuen möge.

Henrickſen ging inzwischen wieder zu Schiffe und Marie Anne hatte sonach Zeit, mit sich selbst zu Rathe zu gehen. Vor seiner Rückkehr ankerte der „Pawlowsk" wieder in der nahen Hafenstadt, und schon ein paar Tage später begegnete der ungebehrdige Steuermann des russischen Schooners dem jungen Mädchen.

Marie Anne wollte ihn meiden, aber Torkel Been ließ sich so leicht nicht abweisen. Gezwungen mußte das geängstete Mädchen ein Tanzlocal mit ihm besuchen, und als sie schieden, knüpfte er ihr fast mit Gewalt ein ganz neues Tuch um den Hals. Um den Heftigen nicht zu beleidigen, ließ sie es geschehen, legte es aber, nach Hause gekommen, sogleich wieder ab. Hier sah es ihre Freundin, die Tags darauf zufällig zu ihr kam. Leonoren gefiel das Tuch und sie wünschte zu erfahren, wo sie es gekauft oder von wem sie es bekommen habe. Marie Anne hielt mit der Sprache zurück und Leonore vermuthete ein geheimes Verhältniß. Da gewahrte die Freundin Henrickſen auf das Haus zukommen. Sogleich verbarg Marie Anne das Tuch und eilte dem Kommenden mit offenen Armen entgegen. Ihr Herz sagte ihr, daß kein Anderer sie besser vor den immer zudringlicheren Nachstellungen des heftigen Esthen schützen könne, als dieser ruhige, treue und ehrenwerthe Jugendgenosse, ihr Freund und Landsmann, den sie eben so gut kannte, wie sich selbst. Sie wußte jetzt, daß sie ihn, ihn ganz allein liebe, und sie war fest entschlossen, auf einen seinerseits erneuerten Antrag mit freudigem „Ja" zu antworten.

Dieser Antrag blieb nicht aus und ehe noch der Tag verging, war Marie Anne die Braut Henrickſen's. Von ihrem Zusammentreffen mit Torkel Been schwieg aber das Mädchen gegen ihren nunmehrigen Verlobten, da sie besorgte, ein zufälliges Begegnen beider Männer könne bei den wüsten Neigungen des Esthen, die ihr nicht entgangen waren, und bei der innigen Zuneigung Henrickſen's, von der sie überzeugt war, zu unangenehmen, wo nicht gar feindseligen Auftritten führen.

Torkel Been hatte von dem Verlöbniß Marie Anne's keine Ahnung. In der Hoffnung, es werde ihm gelingen, das heitere Mädchen dauernd sich zu erringen, kam er Abends, bald nach Henrickſen's Fortgang, in das Haus des Küsters. Der Empfang Marie Anne's, der kühl, gemessen und auch befangen war, machte ihn stutzig. Er ward ungeduldig, bald sogar heftig und ungestüm. Das geängstigte Mädchen fürchtete eine Scene, die sie in ihrem eigenen Interesse zu vermeiden wünschte. So schlug sie denn vor, dem Ungestümen auf einem Spaziergange nach dem Deiche eine Eröffnung zu machen, welche ihr Benehmen rechtfertigen sollte. Um zu beweisen, daß sie ihm freundlich gesinnt sei und dies auch fernerhin zu bleiben wünsche, schlang sie das von Been erhaltene Tuch um den Hals und verließ, wie sie meinte, unbemerkt das Haus ihres Brodherrn.

Marie Anne ging eine Zeit lang neben Torkel Been fort, ohne auf dessen sehr bestimmte Anträge zu antworten. Erst als sie sich ganz unbeachtet sah — der Deich und hinter diesem die See lag bereits dicht vor ihr — erklärte sie mit kurzen Worten dem Esthen, daß sie sich vor wenigen Stunden einem Jugendfreunde verlobt habe.

Es war ein Unglück, daß die Nähe der See durch das starke Geräusch der brandenden Wogen jeden andern Laut erstickte. Kaum hatte Torkel Been das Geständniß des Mädchens vernommen, das er bereits zu besitzen glaubte, so übermannte ihn die Raserei seines ungebändigten Naturells. Ohne ein Wort zu erwidern, umschlang er sie mit starkem Arme, um sie seewärts nach dem Nachen zu tragen, der hier bereit lag, damit der Steuermann sich in demselben nach dem draußen im Meer vor Anker liegenden Schooner zu jeder Zeit begeben könne. Marie Anne aber entwand sich geschmeidig seiner Umarmung und entfloh unterhalb des Deiches ihrem Verfolger.

Eine kurze Zeit behielt sie einen Vorsprung, da kreuzte ein Graben ihren Pfad. Schnell entschlossen übersprang sie diesen und eilte die Deichböschung hinauf. Torkel Been aber hatte sie schon erreicht. Er faßte ihr Gewand, sie strauchelte und fiel, und im Ringen mit dem erhitzten Verfolger verlor sie das Tuch. Der leichte Wind trieb es fort in einen Ginsterbusch, wo es hängen blieb.

Marie Anne's Widerstreben half ihr jetzt nichts mehr. Torkel Been bemächtigte sich ihrer, trug sie in seinen Nachen und ruderte mit der Geraubten hinaus auf's Meer. Aber es war noch nicht dunkel genug, um die Entführte unbemerkt an Bord des Schooners bringen zu können. Der Esthe kehrte deshalb nochmals um, und lief in eine Wehle unter dem Deiche ein, bis er sich gesichert glaubte. Auf den ihn begleitenden Matrosen durfte er sich verlassen. Die Widerstrebende ward hier gebunden und geknebelt, und so gelang es dem unbändigen Manne, der so leicht vor keinem Unternehmen zurückschrak, das unglückliche Mädchen ungesehen an Bord zu schaffen und es hier zu verstecken. Am nächsten Morgen schon lichtete der „Pawlowsk" die Anker und stach in See. Die Gewaltthat Been's mußte am Lande Jedermann ein Geheimniß bleiben.

Wie sorgsam aber auch der leidenschaftliche Esthe seine Gefangene bewachte, die tief im Raume zwischen Ballen und Fässern ein trauriges Dasein führte, eine Ahnung des Geschehenen stieg doch in der Seele des Capitains auf. Er hielt es indeß für zweckmäßiger, zu schweigen. Torkel Been war ein unerschrockener Seemann, der sich nicht leicht wieder ersetzen ließ. Ertappte er ihn aber auf einem offenbaren Verbrechen, so mußte dessen Entfernung vom Schiff doch die allergeringste Züchtigung sein. Auch scheuete er des wilden, schwer zu behandelnden Menschen gewaltthätigen Sinn. So schwieg denn der Capitain, bis der Schooner in Reval einlief.

Nun aber hatte er jeder Zeit ein scharfes Auge auf seinen Steuermann, der sich täglich ungebehrdiger zeigte und sichtlich verwilderte. Er überraschte ihn, als er das unglückliche Mädchen heimlich an's Land schaffen wollte. Es kam zu einem sehr heftigen Auftritte, der mit der Verhaftung des Frevlers endigte. Marie Anne ward einstweilen dem Schutz der Obrigkeit übergeben, um später, wenn die nähern Umstände ihrer gewaltsamen Entführung genauer erforscht sein würden, über sie zu verfügen. Leider hatte man aber bei Been's Verhaftung dessen Charakter nicht richtig beurtheilt. Schon in der ersten Nacht entkam er seiner Haft, und wußte sich auch schlau seines Opfers wieder zu bemächtigen. Er verschwand mit der zum zweiten Male Geraubten, und Niemand erfuhr, wohin der wilde Esthe gekommen sei.

Bald darauf begannen die Räubereien zu Wasser und zu Lande. Es dauerte viele Monate, ehe man die eigentlichen Urheber derselben ermittelte. Ein paar Mordthaten erst leiteten auf die rechte Spur. Der verschwundene Torkel Been stand an der Spitze der verbrecherischen Rotte, die eine große Strecke der Küstengegend und das Meer zwischen den Inseln und Klippen besonders für Küstenfahrzeuge unsicher machte. Nur durch große Vorsicht entdeckte man endlich den Schlupfwinkel dieser neuen Flibustier. Dieser befand sich in einer schwer zugänglichen Höhle oder vielmehr einer geräumigen Felsenspalte, die sich mehrfach verzweigte. Nur bei ganz ruhigem Wetter konnte man ohne Gefahr in der Nähe dieses Verstecks landen, und sollte dies unbemerkt von denen geschehen, die jeder Zeit darin weilten und auf den leisesten Laut, der ihnen verdächtig erscheinen mochte, lauschten, so konnte eine Ueberrumpelung mit einigem Erfolg nur bei dicker Nebelluft versucht werden.

Zur Ausführung dieses schwierigen Unternehmens schritt man in jener Nacht, wo die „Olga" unfern der felsigen Küste ankerte. Die Ueberrumpelung gelang über Erwarten, sie kostete aber viele Menschenleben. Nur Wenige der Verbrecher wurden lebend ergrif-

Digitized by Google

sen. Torkel Been allein entkam mit Marie Anne, die ihm gezwungen angehörte. Er flüchtete sich mit der Leidenden, tief Trauernden, die er bald durch seine ungestümen Liebkosungen, bald durch rohe Mißhandlungen quälte, auf ein finnisches Holzschiff, das nach Christiania bestimmt war. Es war von plumper Bauart, alt und leck, wie diese Fahrzeuge es häufig sind. Trotzdem hatte es sich auch bei schwerem Wetter immer ganz leidlich gehalten. War es nun diesmal zu schwer beladen oder achtete man zu wenig auf die lecken Stellen, die täglich gestopft werden mußten: genug, eines Nachts gewahrte die nur aus fünf Köpfen bestehende Mannschaft ein verdächtiges Schwanken. Zu spät entdeckte man, daß das Schiff Wasser zog, und immer tiefer in die Wogen sank. Man versuchte, es zu erleichtern, indem man über Bord warf, was gerade zur Hand war, die Ladung selbst blieb unzugänglich. Das Schiff legte sich bald zur Seite und verschwand spurlos in die Tiefe. Bei diesem Ereigniß kam Marie Anne um's Leben. Been trieb auf einer Tonne längere Zeit umher, und ward endlich von einer Nordlands-Yacht aufgenommen. Diese brachte ihn nach Bergen, und hier ließ er sich für den „Isaak" heuern, der mit reicher Ladung nach Riga segeln sollte. Die Sturmnacht bei Skagenhorn bereitete auch diesem Schiffe den Untergang.

Marie Anne's Besitz brachte dem verbrecherischen Been kein Glück. Sie vergalt ihm seine Mißhandlungen mit der ungescheutesten Verachtung und mehr wie einmal, wenn sie seine rohe Heftigkeit nicht zu bändigen wußte, schreckte sie ihn mit der Drohung von sich: „Ich komme nach meinem Tode körperlich zu Dir, und verklage Dich vor Gott und Menschen!"

Torkel Been war nach diesen Bekenntnissen wie gebrochen. Er verlangte, daß man ihn als Verbrecher seiner Regierung übergeben solle. Dazu jedoch hatte der Capitain der „Olga" keine Lust. Er glaubte, ein ferneres Leben voll Gewissensbisse sei hinlängliche Strafe für seine Verbrechen. So legte denn Niemand Hand an ihn.

Die von den Fluthen dem Grabe entrissene Leiche Marie Anne's ward gegen Sonnenuntergang zum zweiten Male in Gegenwart der ganzen Schiffsmannschaft der gestrandeten „Olga" feierlich beerdigt. Niels Sturleson sprach über dem zweiten Grabe der Verstorbenen ein ergreifendes Gebet.

Torkel Been wohnte dieser Bestattung der von ihm Geraubten nicht bei. Man sah ihn überhaupt niemals wieder. Wahrscheinlich stürzte er sich freiwillig in's Meer und fand hier seinen Tod.

Nach unserer Rückkehr in die Heimath führte ich Leonore als Gattin heim. Henricksen verschmerzte nach und nach den Verlust seiner Braut, er hat aber nie geheirathet. Im nächsten Sommer erhielt er das Commando auf einem Grönlandsfahrer. Ich wurde sein Steuermann, und wir sind in bester Freundschaft volle zehn Jahre lang auf demselben Schiffe in die Polargegend gefahren, bis es uns ein Sturm ebenfalls an der Küste von Skagen in Trümmer schlug.

Selten mag ein Erzähler so aufmerksame Zuhörer gehabt haben, als Capitain Petersen. Es unterbrach ihn Keiner, so lange er sprach; selbst wenn seine Zunge unversehens an einer unbequemen Sylbe hängen blieb, war auch nicht eine Lippe, die sich zum Lachen verzogen hätte.

Der wackere Mann ahnte nicht, daß er schon ein Jahr später in der nämlichen Gegend, wo der Schluß seiner Erzählung spielte, ebenfalls sein Grab im Schooße des Meeres finden werde.

Theodor Körner in Leipzig.

Einem Freunde nacherzählt von Th. Creizenach.

Meine zwei letzten Schuljahre verbrachte ich auf einem oberdeutschen Gymnasium. Mein Vater, obwohl in Sachsen heimisch, hatte doch eine besondere Vorliebe für den kleinen Staat, zu dem diese Lateinschule gehörte. Der Director derselben war ebenfalls ein geborener Sachse und hatte noch Beziehungen zu seinem Geburtslande. Ich hatte schon zu Hause sagen hören, dieser Gelehrte sei als geschmackvoller Philologe den Besten in Deutschland gleichzustellen und auch sonst kein übler Mann, wenn auch Viele ihn nicht leiden könnten. Dies Urtheil wurde mir in Ellerburg, wo unser Gymnasium sich befand, vollkommen bestätigt. Professor Winfried wußte vortrefflich zu reden, sein Vortrag war würdig und elegant, ohne Schwulst und ohne Geziertheit; aber ein gewisses hochmüthiges Wesen war bei ihm um so anstößiger, als er sich vor den Großen des Ländchens meisterhaft zu schmiegen verstand und die Regierung in ihren bedenklichsten Händeln keinen gehorsameren Parteigänger hatte, als ihn. Er war in Dorf und Stadt eben nicht beliebt. Gleichwohl konnte man ihm nichts weniger Schuld geben, als thätige Bosheit oder Rachsucht; ja, man hätte ihm bei mancher Beleidigung, die ihm widerfuhr, um des Anstandes willen mehr Zornmuth und weniger Versöhnlichkeit gewünscht.

Winfried las mit uns außer den Alten auch deutsche Dichter. Am liebsten verweilte er bei der romantischen Schule; vor dem jungen Deutschland konnte er nicht genug warnen und erklärte einmal, er würde seinen eigenen Sohn eben so gern sterben sehen, als ihn zu dieser Rotte zählen müssen. Er war ein Deutschthümler vom reinsten Wasser und floß über von Bezeigungen der Pietät, wenn etwa von Arndt oder Max Schenkendorf die Rede war. Daher fiel es uns um so mehr auf, wie er jede Gelegenheit ergriff, unseren Liebling Theodor Körner auf's Strengste durchzuziehen und uns zu versichern, es sei in demselben kein Funke echter Bildung und Poesie zu finden, man habe aus einem solchen „Taumler" und wüsten Renommisten viel zu viel Wesen gemacht.

„Wie kommt göttlichen Personen ein solcher Zorn?" fragten wir uns öfter, mit Anwendung eines classischen Dichterwortes. Ich hätte nach meiner Heimkehr Gelegenheit gehabt, mich darüber zu belehren; aber in der nächsten Zeit traten mir die Schulerinnerungen in so entlegene Ferne zurück, daß ich keinen Trieb hatte, Forschungen der Art anzustellen. Erst vor wenigen Jahren, als wir zu Dresden die Nachricht von Herrn Winfried's Tode aus der Zeitung erfuhren, kam die Rede auf jenes anscheinend grillenhafte Urtheil, und ein befreundeter alter Herr ertheilte mir darüber die vollständigste Belehrung.

Im Jahre 1810 kam Winfried von Wittenberg aus, wo er studirte, öfter nach Leipzig. Bei seiner großen Jugend war er doch über die meisten Burschen bereits hinausgewachsen. Man sah ihn vielfach im Verkehr mit angesehenen Familien, besonders höherer Beamten. Seine Kenntnisse, seine Suada und die altkluge Würde, mit der er über die damaligen Studentenhändel sprach, verschafften ihm ein gewisses Ansehen. Er schien bei seiner Frühreife des Eintrittes in Amt und Würden schon ziemlich sicher zu sein. Er hatte sich daran gewöhnt, mit den ersten sächsischen Würdenträgern jener Zeit für das französische Kaiserthum zu schwärmen und die patriotischen Aeußerungen aus dem Kreise der Studenten für vorlaute Redensarten zu erklären.

Nun war damals ein bedeutendes Jahrgeld zu vergeben, das immer einem Studirenden der Philologie zukam und das nicht den gewöhnlichen Stipendien gleichzuachten war. Mit demselben war einige Beschäftigung an einer höheren Lehranstalt verbunden; und da es fast nur an sehr begabte junge Leute verliehen wurde, so war man gewöhnt, es als eine der schönsten Anwartschaften zu betrachten. Winfried konnte sich wohl Hoffnung darauf machen; er hatte sich durch seine Gewandtheit, wie durch Anstand und erkünstelte Bescheidenheit mehr als irgend ein Mitbewerber empfohlen. Die meisten Stiftungsverwalter sprachen sich für ihn aus. Das entscheidende Wort freilich mußte aus dem Munde des Präsidenten kommen; aber auch ihm schien Winfried angenehm zu sein.

Von den Uebrigen, die auf das Jahrgeld Anspruch machten, kam eigentlich nur noch ein gewisser Wermereth in Betracht. Gegen ihn sprach wohl das Herkommen in so fern, als er den Naturwissenschaften fast mehr Eifer zugewandt hatte, als den alten Sprachen. Aber sein bisheriger Lebenslauf erweckte für ihn das höchste Vertrauen. Seine Anlagen waren mehr solid, als glänzend, wie auch seine sanften, ruhigen Augen erst dann fesselten, wenn man erkannt hatte, was aus ihnen sprach. Er war dreiundzwanzig Jahre alt und hatte sich erst mit neunzehn Jahren einem gelehrten Berufe zuwenden können. Durch Unterricht in besseren Häusern in Dresden wurde er bei Schülern, die nur um wenige Jahre

Digitized by Google

jünger waren, als er, ungemein beliebt; er hatte aus ihnen eine kleine Schaar gebildet, die in einem für jene Zeit neuen Sinne die Schulstudien mit anstrengenden Spaziergängen, mit mineralogischen und botanischen Fahrten abwechseln ließ und welchen der Gedanke nicht fern lag, sich durch solche Abhärtung zu Vaterlandskämpfern heranzubilden. Diese Lebensweise setzte er, so weit sein rastloser Fleiß es zuließ, in Leipzig fort, wenn auch nur mit denjenigen, die er von Dresden aus kannte. Ob er sich dadurch gerade den Behörden empfahl, ist sehr die Frage; ob der Präsident sein Thun mit Neigung oder mit Mißtrauen betrachtete, konnte Niemand wissen. Unter Privatleuten aber und mehr noch unter den Hochschülern hatte er geschworene Anhänger; von den letzteren war der Hervorragendste ein Studiosus der Cameralien und des Bergbauwesens, **Theodor Körner** aus Dresden.

Ein größerer Gegensatz unter jungen Leuten läßt sich kaum denken, als den Körner zu Winfried bildete. Auch er war frühreif, sogar in noch höherem Grade. Aber er war unbekümmert um den Schein, ließ Alles, was in ihm lag, brausen und gähren und stellte sich unbedenklich heraus, wo es galt, nicht sein eigenes, sondern eines Freundes Interesse zu vertreten. In früher Jugend schon mit großen Männern bekannt, stellte er seinem Ehrgeize ein hohes Ziel, hatte jedoch von der Genialität, die zur Erreichung desselben befähigt, sehr unklare Begriffe. Er war nicht ohne tiefere Richtungen des Denkens und Dichtens; er studirte die griechischen Tragiker und versenkte sich in Fichte's Philosophie; aber der fabelhaft leichte, spielende Schöpfertrieb in ihm schien damals blos die Oberfläche zu berühren und leichten Schaum aufzuregen.

Körner hatte einige Wochen auf einem Landsitze zugebracht, dessen Eigenthümer in der Sommerzeit literarische Berühmtheiten zu beherbergen gewohnt war. Diesmal hatte sich Frau Elisa von der Recke mit mehreren Freundinnen eingefunden, zu denen auch die Schwester des Präsidenten gehörte. Sie war weit jünger, als dieser, doch schon den Dreißigen nahe; früh verwittwet, lebte sie seit Jahren bei ihrem Bruder, der ihren Verstand hochschätzte und ihre Wünsche zuweilen auf seine Entschließungen einwirken ließ; der einzige Zug von Nepotismus, den man dem tüchtigen Manne zum Vorwurfe machte. Sie war von nicht gewöhnlicher Denkungsart, galt für eine Feindin der Fremdherrschaft und wurde den jungen Leuten, die ähnlich gesinnt waren, ein Gegenstand ritterlicher Verehrung. Auf dem Landsitze war der junge Dichter, so hieß es, durch Lobsprüche so ausgezeichneter Damen sehr gehoben worden. Winfried schloß nach seinen eigenen Gesinnungen, wenn er annahm, daß Körner auch Adolphinen näher getreten sei und sie in der Stipendiumsfrage für seinen Freund Wermeroth günstig gestimmt habe.

Hier will ich noch eine Bemerkung meines Gewährsmannes einschalten. „Sie werden," sagte er zu mir, „vielleicht vermuthen, Körner sei ein hübscher, hochgewachsener, prächtiger Bursche, Winfried aber ein unansehnlicher Schleicher gewesen. Hätte ich einen Roman zu erzählen, so würde ich die Sache wahrscheinlich so darstellen. Es ist aber nicht der Fall. Körner war nicht schön zu nennen; sein Gesicht war zu eng beisammen und zu dunkel schattirt; Winfried dagegen, wenn auch nur von mittlerem Wuchse, hatte ein ausdrucksvolles, klares Gesicht, an dem besonders Stirn und Nase edel geformt waren."

Winfried hatte Takt genug, an keinem Orte, und am wenigsten da, wo es dem Präsidenten und Adolphinen zu Ohren kam, über Wermeroth etwas Geringschätziges zu äußern. Wohl aber traf er dessen Umgebung, vor Allen Körner, ohne ihn zu nennen, mit manchem empfindlichen Worte, indem er auf hohle Renommisterei und belletristische Eitelkeit anspielte. Wo Parteien und Cliquen bestehen, kommt jede üble Nachrede nur allzuleicht zur Kunde desjenigen, den sie betrifft. Bald nahmen die verschiedenen Abtheilungen der Studentenschaft an der Stipendiumsfrage lebhaften Antheil und in dem Kreise, dem Körner angehörte, herrschte eine besonders gereizte Stimmung.

Im Spätsommer, um die Zeit, da die Entscheidung jeden Augenblick bevorstand, hatte sich eine Anzahl Studirender, unter ihnen Theodor, in einem öffentlichen Garten bei Leipzig zusammengefunden. Der Abend war herrlich; es wurde manches Lied angestimmt und viele Spaziergänger waren in der Nähe des Tisches, den die frohe Gesellschaft einnahm, stehen geblieben. Auch der Präsident, seine Schwester am Arme führend, war unter denselben. Ihre Gegenwart verfehlte den gewohnten Eindruck bei den Sängern nicht und machte manche jugendliche Stimme heller und voller tönen. Winfried stand nahe bei ihnen. Während eines längeren Chorgesanges traf Wermeroth ein; Körner trat mit ihm zur Seite und bald waren sie im angelegentlichsten Gespräch begriffen.

„So steht die Sache?" sprach Körner mit kaum verhaltenem Zorn. „Noch heute, gleich jetzt will ich es dem Ränkeschmied eintränken."

„Um Gotteswillen, beruhige Dich," fiel Wermeroth ein. „Bedenke, daß Du nicht zum Besten angeschrieben bist, das Consilium hast Du schon unterzeichnet; ich würde Dein Mißgeschick verschuldet haben und mir wäre damit nicht das Geringste geleistet."

Die Mahnung war weise genug, aber Körner nicht in der Stimmung, sie zu Herzen zu nehmen.

Als er wieder Platz nahm, hatte man eben das Reiterlied aus dem Wallenstein angestimmt. Jeder sang einen Vers und der kräftige Chor wiederholte den Refrain. Körner kam an die Reihe. Vom Text abgehend, trug er eine rasch improvisirte Strophe vor, wie die Aufregung sie ihm eingegeben. Bei den Anfangsworten zitterte ihm die Stimme; erst durch die Macht der Melodie wurde sie wieder in's Gleiche gebracht. Er sang:

Wir reiten dem Schicksal entgegen keck,
Wir wissen das Glück zu erjagen.
Bei Schranzen und Pfaffen sucht es der Geck,
Da will er ein Stellchen erfragen.
Er zischt und schnüffelt, er schnüffelt und zischt,
Bis daß er sich endlich den Bakel erwischt.

Bei den Worten „der Geck" erhob er den Arm mit ausgestrecktem Zeigefinger gerade gegen Winfried und hielt ihn in dieser Richtung bis zum Schlusse des Verses. Der Chor stimmte jauchzend und nach derselben Seite blickend ein:

Er zischt und schnüffelt, er schnüffelt und zischt,
Bis daß er sich endlich den Bakel erwischt.

Es entstand eine peinliche Aufregung; Adolphine blickte dem Präsidenten in's Gesicht, dieser verzog keine Miene. Winfried wollte unbemerkt fortgehen, aber Körner stand auf und rief ihm nach:

„Winfried! Ich wohne Petersstraße, bei Buchbinder Nischke, im zweiten Stock."

Zwei Tage nach diesem Vorfalle wurde Studiosus **Körner** durch Urtheil des Universitätsgerichtes relegirt.

Am Abend desselben Tages wurde Winfried vom Seniorenconvent der Studenten in Verruf erklärt.

Das Stipendium erhielt weder er noch Wermeroth. Doch nahm der Präsident Romlitz bald eine Veranlassung wahr, dem Letzteren eine vortheilhafte Stelle zu verschaffen. Er machte den Krieg vom Jahr Dreizehn als Freiwilliger mit, und wurde später als Professor der Mathematik an eine Militairschule berufen, an welcher er noch vor acht Jahren mit Auszeichnung wirkte.

Körner kam nach Berlin, sodann nach Wien, und durchmaß in weniger als drei Jahren unter dem Beifallsjauchzen der deutschen Jugend seine Laufbahn als Dichter und als Kriegsmann. Der frühzeitige Tod, der ihn bei Gadebusch ereilte, war für ihn und für seinen Ruhm ein Glück. Er bleibt uns das Vorbild eines kühnen, liebenswürdigen, von den schönsten Idealen erfüllten Jünglings, der seinen Lebenslenz mit edler Begeisterung ausgesungen hat. Was wäre in den trüben Jahren der Enttäuschung und des Mißtrauens aus ihm geworden? Er war nicht darnach angethan, auf engerem Gebiete den Kampf mit zäher Ausdauer zu führen, wie Uhland, oder sich in morgenländische Weisheit zu versenken, wie Rückert. Und wer kann sagen, ob seine Dichtung den Vollgehalt in sich trug, um sich nicht abzunutzen und nicht zu erschlaffen? Die Jugend und die frische Thatenlust machen ihren Werth aus.

Körner schlief seit Jahrzehenten unter der Eiche bei Wöbbelin, von Deutschland hochgeehrt. Nur der Rector von Ellerburg, Ordensritter, Studienrath und Kammermitglied, hatte ihm die Leipziger Improvisation nie verziehen.

Digitized by Google

Die Hamburger Milchleute.

Hamburger Milchleute im Eis.

Der Bewohner einer großen Stadt, dem alle Lebensbedürfnisse in's Haus gebracht werden, denkt selten daran, welche Anstrengungen und Mühseligkeiten die Herbeischaffung eines Gegenstandes verursacht, dessen Dasein, da er regelmäßig vorhanden ist, gar nicht beachtet wird, dessen Wichtigkeit oder Annehmlichkeit aber dann an den Tag kommt, wenn er uns einmal fehlt.

Wer Morgens seinen Kaffee mit gutem Rahm vermischt zu trinken gewöhnt ist, würde sich sehr unangenehm betroffen fühlen, wenn der Letztere einmal ausbliebe und er seinen Mokka schwarz hinunterschlucken müßte. Damit nun ein solches Unglück möglichst verhindert werde und die Hausfrauen ihre sonst nöthige Milch regelmäßig erhalten, sind Hunderte und Tausende von Leuten rings um die Städte beschäftigt, dieses Nahrungsmittel zu produciren und unter allen Umständen nach der Stadt zu schaffen.

Von allen Milchleuten, welche in Deutschland existiren, haben nun wohl die auf den Hamburgischen und Hannoverschen Inseln wohnenden den abenteuerlichsten und gefährlichsten Weg nach der Stadt zu machen, und müssen oft Leib und Leben daran setzen, um ihre Kunden zu bedienen; — dafür sind sie aber auch ein kräftiges, wetterhartes, lebenslustiges Völkchen, dem es endlich zur Gewohnheit wird, sich mit den Elementen herumzubalgen und sich jeden Tag das Leben zu gewinnen.

Im Sommer, wenn Luft und Wasser warm und ruhig sind und der Wind gerade stark genug bläst, um die rothen Segel zu füllen und das Fahrzeug vorwärts zu treiben, dann haben die Hamburger Milchleute wohl viel vor allen Anderen auf ihrer vergnügten Fahrt voraus. Die flachbodigen, vorn und hinten spitzen Ewer mit ihrem starken hohen Maste liegen ruhig am Ufer der heimathlichen Elbinsel. Von allen Seiten kommen Männer und Weiber mit den stets roth angemalten Milcheimern, in denen der weiße Inhalt glänzt, an Bord und setzen sich inmitten des Fahrzeuges zu ihren Gefäßen, und zwar so, daß sie die Männer bei der Handhabung desselben nicht geniren. Der mit allen Flußströmungen und irgendwie eintretenden günstigen oder ungünstigen Wetterzufällen vertraute Steuermann nimmt seinen Platz ein und die Segel werden, wenn der Wind nur im geringsten zu gebrauchen ist, aufgezogen. Ist gänzliche Windstille und der Fluth- oder Ebbestrom der Fahrt günstig, so werden zwei lange Ruder in Thätigkeit gesetzt, an deren jedem drei bis vier Mann arbeiten, damit sich das Fahrzeug steuern läßt. Ist indeß weder Wind noch Wasser der

Digitized by Google

Fahrt förderlich, so müssen sich die Männer, mitunter wohl auch eine handfeste Frau, bequemen, auf den Seitenbänken des Ewers hinlaufend, denselben mit langen Stangen vorwärts zu bringen, um zu rechter Zeit nach der Stadt zu kommen.

Anders gestaltet sich die Sache schon im Herbst, wo das stürmische Wetter eintritt und die Elbe mitunter recht hübsche Wellen macht. Dann sind die mit rother Oelfarbe angestrichenen Segel oft bis zum Platzen gespannt, ein Mann benetzt sie auf der Windseite vermittelst einer Holzschaufel noch mit Wasser, damit sie sich möglichst zusammenziehen und ja keinen Wind durchlassen, und das Fahrzeug schneidet, von der sichern Hand des Steuermannes gezwungen, durch das Wasser, daß der Schaum, vom scharfen Schnabel zertheilt, darüber hinfliegt und die Wellen auf der Leeseite hineinschlagen. Hier hat wiederum ein Mann die Obliegenheit, das überflüssige Wasser hinauszuwerfen, während einige Andere bei den Schoten der Segel stehen, um dieselben auf den Ruf des Steuermannes Back- oder Steuerbord anzulegen. Dabei müssen ein paar auf die Schwerter — ein paar schwere, breite, fischflossartige Bretter, welche an den Seiten des Schiffes herunterhängen, und zwar ein paar Fuß tiefer, als der flache Boden — Achtung geben, damit sie das Abtreiben des kiellosen Fahrzeuges verhindern. — Das Schwert auf der Windseite wird jedes Mal aus dem Wasser gezogen, damit es die Fahrt nicht hindert, wogegen das auf der Leeseite, der vom Wind abgekehrten, hinabgelassen wird. Da die Männer bei solchem Wetter mit Südwestern und Oeljacken und weiten Schifferhosen, „Schlifbüxen" genannt, bekleidet sind, so sehen sie richtigen Seeleuten oder Lootsen eher ähnlich, als friedlichen Milchleuten. Das meiste Unglück geschieht wohl in der Zeit der Frühjahr- und Herbststürme, wo oft durch das Umschlagen eines Fahrzeuges funfzehn bis zwanzig Personen ertrinken. So gute und vortreffliche Segler auch die Leute sind, manchmal bringt ihre Sicherheit, welche durch einige Gläser Grog mehr, als gerade das kalte Wetter verlangt, zur Tollkühnheit gesteigert wird, sie um das Leben.

Hat der Milchmann seine Waare an die Kunden abgeliefert und seine Eimer unmittelbar darauf am Brunnen rein gewaschen und ganze Bündel, wie Weintrauben an jeder Seite der Trage hängend, in den Ewer getragen, so will der Magen auch was haben. Man will die Reform lesen oder Nachrichten von Freunden und Bekannten von den benachbarten Inseln einziehen und steigt in den wohlbekannten Keller hinab, wo sich Alles findet, was das Herz des Milchmannes erfreut — ein Rundstück mit Käse oder Rauchfleisch, ein Stück saurer Aal von zwei Fuß und ein Glas Grog „stark und seut", d. h. mit so viel Rum und Zucker und so wenig Wasser, als möglich, ist in der Regel sein Begehr. Bei der Bestellung des Grogs nimmt er den Wirth etwas auf die Seite und fügt die Worte „aber stark und seut" gewöhnlich in leisem, vertraulichem Tone bei, worauf ihm der Wirth mit einem Auge zublinkt und durch fast unmerkliches Kopfnicken anzeigt, daß nichts geschont werden soll. Im Sommer wird statt Grog wohl ein „Poolschen" Rothwein verlangt. Im Winter jedoch für jeden Grad Kälte ein Glas Grog, so daß der vor dem Fenster hängende Thermometer so ziemlich als Rechenbret gelten kann.

Mit dem Tage, wo sich auf der Elbe das erste Treibeis zeigt, beginnt die mühseligste Zeit des Milchmannes. Es ist beinahe eine Unmöglichkeit, über den Fluß nach der Stadt zu kommen, und doch soll und muß die Milch hinübergeschafft werden. Mit ungeheuerer Anstrengung zwängen die Leute dann ihre Fahrzeuge durch die Schollen, welche nicht stark genug sind, einen Mann zu tragen, und doch durch ihre Masse dem Schiffe die Fahrt versperren. Manchmal nimmt ihre Menge so überhand, daß das Fahrzeug, dem Willen und der Berechnung der Schiffer entgegen, Stunden weit mitgenommen wird, ja, es sind schon Fälle vorgekommen, wo es den Leuten erst nach zwölfstündiger Arbeit gelang, das einige hundert Schritt weite Ufer zu erreichen.

Kommt das Eis endlich zum Stehen und bedeckt eine dünne unsichere Eisdecke kaum den Fluß, so betreten die Milchleute mit rücksichtsloser Verwegenheit den glatten, trügerischen Pfad, der schon Manchem von ihnen zum spurlosen Grabe ward. Wenn es noch Niemand für möglich hält, daß das Eis einen Menschen tragen kann, sieht man diese kühnen, unverdrossenen Männer auf der Elbe aus dem Winternebel oder Schneegestöber auftauchen. Mit langen Stangen bewaffnet gehen Einige voraus und untersuchen Schritt für Schritt das Eis, umgehen verdächtige Stellen und suchen auf Umwegen ihrem Ziele, der Stadt, näher zu kommen. Ihnen folgen mit den schweren milchbeladenen Schlitten die Cameraden, stets bereit, bei dem Krachen des Eises den Schlitten im Stiche zu lassen und ihren Gefährten beizuspringen, welche sich im Falle eines Durchbruchs an die auf das Eis gelegten Stangen halten und so der Gefahr, unter das Eis zu kommen, entgehen. Sind sie glücklich herausgearbeitet, wobei die Helfenden ihr Leben ohne Zaudern in die Schanze schlagen, so müssen sie mit den nassen Kleidern, die bald zu Eisrüstungen erstarren, ihren Weg fortsetzen, und ein extrasteifer Grog muß dann in Hamburg gebraut werden, bei dem das Abenteuer besprochen und der Mann getrocknet wird. Für solche Fälle, in denen Grog stets als unfehlbare Medicin betrachtet wird, haben übrigens die Bewohner von der Unterelbe bis an die Nordsee einen besonders wirksamen erfunden, den sie Fliedergrog nennen. Man kocht erst Fliederthee und bereitet dann Grog daraus. Wer auf diese Mischung nicht in den Schweiß kommt, bei dem ist Hopfen und Malz verloren.

Wenn die Eisdecke der Elbe eine sichere Fläche bietet, auf der dann Zelte und Bretterbuden aufgeschlagen werden, in denen etwas „Warmes" zu haben ist, so tritt wieder ein Ruhepunkt im Leben des Milchmannes ein. Dies ist eine gefahrlose Zeit, wo er gemächlich hinter seinem Schlitten herschlendert und auf dem Nachhausewege ein Viertelstündchen in einem der Zelte verschwindet, wo etwas „Warmes" zu haben ist. Diese Zeit dauert oft Monate lang, bei gelindem Winter aber nur kurze Zeit, und der Kampf mit dem Eis beginnt von Neuem.

Die Eisdecke, welche dann, in größere und kleinere Schollen zertrümmert, mit der Ebbe und Fluth auf- und abwärts treibt, zwingt die Milchleute, von ihren Eiskähnen Gebrauch zu machen. Eine solche Scene zeigt unser Bild. Die Milch wird nun, statt in Eimer, in lange, kleine Fässer gefüllt, damit sie bei dem Hin- und Herwerfen des Kahnes nicht verschüttet wird. Der Kahn selbst ist ein leichtes, etwa sechzehn bis achtzehn Fuß langes Fahrzeug, ganz wie die großen Ewer gebaut und zum Segeln und Rudern eingerichtet. Vier bis acht Mann bedienen sich eines solchen Fahrzeuges und arbeiten sich durch Wasser und Eis rastlos vorwärts. Nur ist eine Hauptbedingung, daß die Eisschollen stark genug sind, um die Männer und den Kahn zu tragen. Mit den Rudern arbeiten sich nun die Leute durch die freien Wasserstellen, bis eine Eisscholle ihnen den Weg versperrt. Sofort schlagen ein paar Männer ihre Haken in das Eis und halten den Kahn fest, während in demselben Augenblicke einige Andere auf das Eis springen und die Spitze des Fahrzeuges hinaufziehen, dann steigen auch die Uebrigen aus, und Alle packen den Kahn am Bord und ziehen ihn vollends hinauf, und lustig geht's nun im vollen Lauf über die Scholle fort auf das nächste freie Wasser zu, in welches der Kahn ohne Aufenthalt geschoben wird. Die Vordermänner sind schon, sobald die Spitze das Ende des Eises erreichte, hineingesprungen und haben die Ruder ergriffen, während sich die Hintermänner beim Hinabrutschen des Bootes in's Wasser über den Rand hineinkollern, so daß oft noch ihre Beine aus dem Fahrzeuge gen Himmel gerichtet sind, wenn die Ruderer schon volle Arbeit haben. So geht es fort, bald im Wasser, bald auf dem Eis, bis die Landungsstelle erreicht ist, von wo dann später der Rückweg nach der Heimath auf dieselbe Weise angetreten wird.

Aber auch hier, auf festem Grund und Boden, hat der Milchmann nicht immer Ruhe und muß selbst in seinem Hause oft mit dem Strome kämpfen, wenn derselbe bei Sturmfluthen die Dämme durchbricht. Dann ist der Ewer manchmal eine ungleich sicherere Zuflucht, als das Haus, und muß bei wachsender Noth wohl auch das Vieh aufnehmen, von dessen Rettung die fernere Existenz der Leute abhängt.

Wie verschieden das Leben eines Hamburger Milchmannes von denen anderer großer Städte, z. B. eines Berliner oder Wiener Milchlieferanten, ist, geht wohl aus Obigem leicht hervor. Nur Eins haben sie alle gemein, das ist die Leidenschaft, Wasser unter die Milch zu gießen, und ein Ding gibt es, was sie Alle fürchten und hassen, das ist der Milchmesser!

E. Reinhardt.

Digitized by Google

Ein aufgelöstes Räthsel.

Von E. Pirazzi in Offenbach.

(Schluß.)

Ihre Flucht. — Einige Fragen. — Carolinens Jugendjahre. — Der Besuch im Zuchthaus. — Ihre Bekenntnisse. — Woher sie ihre Betrugsgeschichte genommen. — Schluß.

Das räthselhafte Verschwinden Carolinens gab natürlich zu den verschiedensten Vermuthungen Anlaß. War sie selbstständig, aus eignem Antrieb entwichen, oder war sie entführt worden? War sie entflohen, ihrem Leben ein Ende zu machen, oder, den Schauplatz ihrer seitherigen Thaten verlassend, auf neue Abenteuer auszuziehen?

Wenn sie, wie Viele anzunehmen geneigt waren, in Folge einer Entführung verschwunden war, so konnte dies, allen Umständen nach, keinenfalls eine gewaltsame gewesen sein; vielmehr schien es dann eine Entführung mit ihrer eigenen Zustimmung zu sein, eine Entführung, zu der sie möglicher Weise überredet worden, um sie in irgend einen Hinterhalt zu locken und dort, wie Kaspar Hauser, vielleicht zu tödten. Denn zu anderm Zweck schien eine Entführung nicht anzunehmen, muthmaßlich also stand diese mit ihrer Geschichte in directem Zusammenhang.

Mit ihr verschwunden waren von beweglichen Gegenständen, außer der Kleidung, die sie am Leibe trug, nur noch jene sechs neuen Hemden, mehrere Halstücher und ein grauwollener Shawl — sämmtliche Gegenstände ihr gehörig.

Das Haus, worin Herr Eck wohnte, lag am äußersten südwestlichen Ende der Stadt, an der nach Darmstadt führenden Chaussee, von wo sich weite Wiesen nach den städtischen Promenaden und Waldungen hinziehen. Jene Promenade führt von der Darmstädter auch zur Frankfurter Chaussee hinüber. Diesen Weg scheint sie eingeschlagen zu haben, denn ein hiesiger Mann begegnete ihr selbigen Morgens unfern der Stadt auf dem Wege nach Frankfurt. Sie trug nichts in der Hand (muß also wohl jene Kleidungsstücke schon vorher fortgeschafft haben) und schien sehr eilig.

Auf seine Frage „wohin?“ antwortete sie, sie habe für ihren Papa etwas zu besorgen.

Daß ihre Entweichung keine ganz selbstständige gewesen, darauf schien ihre Unterredung vom vorigen Tage mit einer jener Personen hinzudeuten, mit denen ihr der Umgang schon früher untersagt worden war — eine Unterredung, die sie gegen Herrn Eck so entschieden in Abrede gestellt hatte.

Obgleich die Sache selbst hier großes Aufsehen erregte und auch den Weg in einige öffentliche Blätter nahm, so vermied man doch absichtlich, öffentliche Schritte in dieser Angelegenheit zu thun, und suchte mehr im Stillen, unter möglichster Vermeidung allen Eclats, der Verschwundenen auf die Spur zu kommen. Aber es wollte sich keine solche zeigen, bis endlich nach Verlauf von vierzehn Tagen, am 9. August, die bereits Eingangs erwähnte Botschaft des Neustädter Landgerichts hier eintraf und plötzlich Licht in das Dunkel brachte — freilich auch nebenbei neue Räthsel mit sich im Gefolge führte.

Nach jener officiellen Mittheilung war nicht daran zu zweifeln, daß „Caroline Kunigunde Lechner“ Offenbach freiwillig verlassen hatte, um sich ihren heimathlichen Behörden wieder zu überliefern. Sie hatte vermuthlich von Frankfurt aus die bairische Eisenbahn bis Aschaffenburg benutzt — (wie sie das Fahrgeld bestritt, ist uns nicht bekannt geworden; vielleicht hat sie, da sie kein Geld von hier mitnahm, einige von ihren Kleidungsstücken verkauft, möglicherweise auch den Ring, den ihr einst ihre Frankfurter Beschützerin geschenkt, und übrigens fehlte es ihr ja nie an Mitteln zu ihren Zwecken) — um rascher in's Bairische hinüberzukommen, denn schon am Tage nach ihrer Flucht wurde sie zu Hessenthal im Spessart, etwa 1½ Stunden östlich von Aschaffenburg, festgenommen. Sie befand sich dort auf der directen Landstraße nach ihrer mittelfränkischen Heimath; diese Straße führt nämlich über Würzburg nach Nürnberg: zwischen beiden liegt Neustadt, in dessen Frohnfeste die Arrestantin jetzt zur Untersuchungshaft eingethan wurde. Die aus Offenbach mitgenommenen Halstücher und sechs Hemden führte sie bei sich.

Kaum waren diese Nachrichten in's Publicum gedrungen, als man sich der Ansicht zuzuneigen begann, die von einigen Seiten her aufgestellt wurde: daß „Caroline“ wohl deshalb die Flucht ergriffen habe, um nicht durch ihre bevorstehende Taufe und Confirmation eine neue und schwere Sünde auf sich zu laden, indem sie mit beiden heiligen Handlungen, wenn sie dieselben zum zweiten Mal über sich ergehen lasse, ein frevelhaftes Spiel treibe. Denn daß sie Taufe und wohl auch Confirmation schon früher empfangen, unterlag jetzt wohl keinem Zweifel mehr. War sie aber gar ursprünglich katholischer Confession, so konnte es mehr noch der Uebertritt zur evangelischen Kirche gewesen sein, der sie von hinnen trieb.

Dagegen machte Herr Eck (und ebenfalls nicht ohne Grund) eine andere Ansicht geltend. Nicht sowohl die Furcht vor einer neuen Gewissensschuld, sagt er, hat die Gewissenlose in die Flucht getrieben — bereitete sie sich doch seit Monaten schon mit ziemlicher Ostentation auf Taufe und Confirmation vor, und sprach auch in dem mitgetheilten Briefe an die Frankfurter Dame in Bezug darauf als von „ihrem Glücke“—, sondern wohl hauptsächlich die Ueberzeugung, daß mein Glaube an ihre Wahrhaftigkeit einen so gewaltigen Stoß erlitten, daß ich ihr gesagt: „Jetzt bist Du entlarvt!“ daß somit ihr festester Rückhalt und Schutz in mir so tief erschüttert worden, und sie sich fortan der schärfsten, mißtrauischsten Ueberwachung von mir zu gewärtigen hatte.

Die nach dieser Lösung noch immer ungelöst gebliebenen, ja zum Theil sich erst neu ergebenden weiteren Räthsel und Fragen aber sind hauptsächlich diese:

1) Was bestimmte „Caroline B.“ in Wirklichkeit, gerade jetzt ihre Maske fallen zu lassen und sich zur „Kunigunde Lechner“ unsaubern Andenkens zu entpuppen, um eine ganz leidliche Situation und eine sich ihr durch Adoption möglicherweise noch bietende erfreuliche Zukunft wieder mit der Vagabundenlaufbahn zu vertauschen, in deren Hintergrund ihr von Neuem die Zwangsanstalt winkte?

2) Wenn sie von Profession eine „Vagabundin“ ist, wie erklärt sich's da, daß sie während ihres ganzen hiesigen Aufenthaltes sich nachweislich keiner einzigen unsittlichen und auch keiner unehrenhaften Handlung im Punkte des Eigenthums schuldig machte?

3) Woher nahm sie den Stoff zu ihrem wunderbaren Märchen, den sie in einer Weise bearbeitete, der jedem Dichter Ehre machen würde? Hat sie ihn aus Romanen geschöpft und „frei bearbeitet,“ oder ist Alles die originale Erfindung ihres eigenen Genie's gewesen? Oder aber ist am Ende doch ein Titelchen Wahrheit an der Geschichte, und diese vielleicht von einer andern Person („Adolf!“), die sie auf ihren Irrfahrten kennen lernte, zum Theil so erlebt worden? Was hat sie überhaupt in dieser Hinsicht erlebt oder erfahren? Hat sie ein Schloß, wie das beschriebene, und eine Waldwohnung, wie die geschilderte, wirklich einmal irgendwo gesehen, eine Zeit lang darin gelebt, oder sonst in Beziehungen dazu gestanden?

4) Woher hat sie ihr Ungarisch?

5) In welcher Beziehung steht sie zu dem berüchtigten Hause bei Stockstadt?

6) Warum war die Kluge darin so sehr unklug, daß sie, wenn doch einmal eine Maske, keine liebenswürdigere vornahm, daß sie sich nicht eifriger bestrebte, durch zuvorkommendes, freundliches Wesen sich alle Herzen zu erobern, was ihr, der so in Verstellung Geübten, doch um so weniger schwer fallen konnte, als ihr im Anfang alle Herzen theilnehmend entgegenschlugen, und was ihr nicht abzusehende Vortheile bringen mußte?!

Als die Seitens der diesseitigen Behörden wiederholt und dringend von dem Neustädter Landgerichte nachgesuchten Mittheilungen über die Antecedentien der Demoiselle „Caroline B.“, geborenen Kunigunde Lechner, der Himmel weiß warum, ausblieben und immer ausblieben, beschlossen zwei hiesige, mit ihrer Offenbacher Geschichte und ihr selbst völlig vertraute Männer, sich persönlich nach Neustadt und zu „Carolinen“ auf den Weg zu machen, um an Ort und Stelle aus dem klaren Borne eigner Wahrnehmung und Anschauung zu schöpfen. Es waren zugleich Männer, die das lebhafteste moralische Interesse an ihr nehmen, und zu denen auch Caroline das vollste Vertrauen haben mußte: der Geistliche, welcher sie demnächst confirmiren sollte, und jener Candidat und Lehrer, der als Schwiegersohn der K.'schen Eheleute so lange Zeit in tag-

Digitized by Google

tägliche Berührung mit unserer Delinquentin gekommen war — sie Beide benutzten Mitte September l. J. eine Woche ihrer Herbstferien zu einem Ausflug in die fränkischen Gaue, dessen Hauptziel der Ort sein sollte, wo sie Carolinen finden würden. Galt es doch auch, was Einige noch immer bezweifelten, ihre Identität mit der Kunigunde Lechner festzustellen. Diese Identität bestand allerdings, und zwar fanden die Herren Carolinen, nachdem sie sich vorher deshalb mit dem königl. bairischen Landgericht zu Neustadt persönlich benommen hatten, in der Zwangs-Arbeitsanstalt zu Kloster Ebrach. Dieses ehemals so reiche und große Cisterzienser-Kloster liegt äußerst romantisch in einem Thale des Steigerwaldes, etwa fünf Stunden westlich von Bamberg, und beherbergt an siebenhundert Verbrecher! Unter ihnen auch jetzt neuerdings wieder unsere bekannte „Unbekannte", die Heldin unserer Geschichte.

Folgende Mittheilungen über ihre Vergangenheit und Gegenwart verdanken wir den umsichtigen Nachforschungen und Ermittlungen, welche beide Herren in dortiger Gegend, und zwar besonders beim Gerichte zu Neustadt, in Ebrach und am Orte ihrer Geburt über sie anstellten.

Dieser Ort ist Linden, woselbst unsere ungarische Magnatentochter am 23. Mai 1831 das Licht der Welt erblickte. (Ihr Alter betrug demnach bei ihrer Hierherkunft 22½ Jahre, was ziemlich mit den hierüber aufgestellten Annahmen [22 – 24 Jahre] stimmt, dermalen 27½ Jahre.) Linden ist ein sehr kleines und armes Dorf, die Gemeinde eine Filiale der evangelischen Pfarrei Gerhardshofen, Landgerichtsbezirks Neustadt a. Aisch und etwa 2½ Stunden von da entlegen. Die ganze dortige Gegend, zum ehemaligen Fürstenthum Ansbach und Baireuth gehörig, bildet nämlich eine protestantische Enclave des katholischen Baiern. Auch Kunigunde ist protestantisch getauft und confirmirt worden. Sie ist das uneheliche Kind der Anna Barbara Lechner aus Linden, welche sich einige Jahre darauf mit dem Steinhauer Nahr von da verheirathete. Dieser Mann, welchen die Herren, als sie nach Linden kamen, nicht sprechen konnten, da es hieß, er liege auf den Tod krank darnieder, erfreute sich daheim und in der Umgegend nie des besten Rufes. Als „die Gundel", wie man sie dort allgemein nannte, sechs Jahre alt war, starb ihre Mutter. Der Stiefvater verheirathete sich wieder, und so bekam das Mädchen auch noch eine Stiefmutter. Bei diesen Stieseltern, mit denen sie durch keinerlei Bande des Blutes verknüpft war, hatte es die Kleine schlecht genug. Die Leute waren überdies sehr arm, und Nahr schickte die Gundel und zwei jüngere Geschwister schon von klein auf betteln. Mit einem Rechen, den sie anscheinend zum Verkauf anboten, zogen sie im Lande herum; unter dieser Maske aber betrieben sie den geschäftsmäßigen Bettel. Wenn sie nichts mit heimbrachten, bekamen sie noch, wie das so in den Lehrjahren der freien Kunst des Bettelns üblich ist, Schläge dazu. Dies veranlaßte Kunigunde, bei der unter solchen Umständen von einer Erziehung nicht die Rede sein konnte, das Weite zu suchen. Als sie durch die Polizei wieder heimgebracht wurde, verweigerte der Stiefvater (ihr rechter Vater war schon früher nach Amerika ausgewandert) ihre Aufnahme. Sie ging deshalb, wie man dort zu Lande sagt, bei den Ortsbewohnern „in die Zeche", d. h. da die dortige Gemeindecasse nicht im Stande ist, für uneheliche Waisen (und eine Waise war ja Kunigunde gewissermaßen) Pflegegeld zu bezahlen, so müssen die Bewohner solche Kinder der Reihe nach aufnehmen und ernähren. Die Behandlung, welche der ungebetene Gast hierbei genoß, wird sicher auch nicht die beste gewesen sein, und wirklich entzog sich Kunigunde durch neue Entweichungen in größere Ferne diesem Zustand noch öfter, wurde aber immer wieder heimgebracht.

Weil sie die Schule in dem benachbarten Orte Birnbaum (denn in Linden selbst ist keine) so wenig und so lückenhaft besucht, wurde sie erst im 15. Lebensjahre, nämlich auf Pfingsten 1846 zu Gerhardshofen confirmirt. Sie bekam bei dieser Gelegenheit im Confirmandenregister bezüglich ihrer Befähigung (!), ihres Fleißes und ihrer Kenntnisse die schlechteste Nummer!! Etwas Lesen, Schreiben und einige Bibelsprüche hat sie sich aber doch jedenfalls angeeignet. Es währte nicht lange, so entfernte sie sich auf's Neue von ihrer Heimath. Um nicht wieder dahin zurückkehren zu müssen, verheimlichte sie, im südlichen Baiern aufgegriffen, drei Vierteljahre lang Name und Herkunft, und blieb während dieser Zeit fortwährend in Untersuchungshaft. Auf Grund dieses Schweigens erhielt sie dann, als sie sich endlich doch zu erkennen gab, ihre erste eigentliche Strafe, indem man sie auf ein Vierteljahr als Novize nach Kloster Ebrach schickte.

Nicht lange nach überstandener Strafe ging sie weiter, als je zuvor — nämlich nach Ungarn. Dies war im Jahre 1848. Nach mehrjähriger Abwesenheit daselbst (sie hat also gerade die Zeit während der Revolutionskriege in Ungarn verlebt, und verdankt sicher ihren dortigen Erlebnissen manche Erfahrungen, die sie später für ihre Geschichte verwerthete) wurde sie abermals wieder in ihre Heimath zurückgebracht. Zum zweiten Mal wurde sie Bewohnerin von Kloster Ebrach. Als sie ihre Strafzeit überstanden, brachte sie das große Meisterstück ihres Lebens, das sie sich vermuthlich im Stillleben ihrer Zelle ausgedacht, zur Ausführung. Sie hatte beschlossen, um erfolgreicher als bisher aufzutreten, die Rolle eines verstoßenen oder geraubten und ausgesetzten Kindes von vornehmer Herkunft zu spielen, und überschritt zu diesem Behufe abermals die bairische Landesgrenze. Wo und wie sie diese Rolle spielte, ist dem Leser bereits zur Genüge bekannt geworden.

Wegen wiederholten Vagabondirens ist Kunigunde zu neuer achtmonatlicher Haft verurtheilt. Bei diesem Urtheil ist also ihr kolossaler Betrug gar nicht mit in Frage gekommen, entweder weil er, den eigenthümlichen Umständen gemäß, nach dortigen Gesetzen gar nicht strafbar ist, oder man ließ ihn absichtlich fallen, um der freiwillig und wie es schien, reumüthig Geständigen kein allzuhohes Strafmaß zuerkennen zu müssen, was man formell um so eher konnte, als kein Kläger gegen sie auftrat. Und „wo kein Kläger, da kein Richter." Sie war nur verurtheilt, weil sie sich neuerdings ohne Papiere auf offener Landstraße einherziehend hatte betreten lassen.

Der Herr Landrichter zu Neustadt, welcher uns als ein äußerst humaner Mann geschildert wird, hat den Offenbacher Herren erklärt, ihr jetziges Auftreten und Benehmen unterscheide sich in jeder Hinsicht auf's Vortheilhafteste von ihrem früheren, und die ihr in Offenbach zu Theil gewordene Erziehung gebe sich in ihrem ganzen Wesen auf's Unzweideutigste kund. Er bezeugt ihr überdies, daß in dem dicken Actenstoß, den er über sie besitze, von Unehrlichkeit und unzüchtigem Wandel, wie sich dies auch von ihrem hiesigen Leben sagen läßt, nichts enthalten, und sie bisher lediglich wegen Landstreicherei in Strafe gekommen sei. Ueber ihre Vergangenheit und ihre jetzigen Aussagen hat er ein ausführliches Schriftstück entworfen, das für die hiesige Behörde bestimmt ist, und von dem wir nur nicht zu begreifen vermögen, warum es nicht längst schon hierher abgesandt wurde. Wären aber nicht jene Herren persönlich nach Neustadt gereist, so wüßten wir wahrscheinlich bis heutigen Tages noch nicht officiell, wer und was „Caroline" eigentlich war und ist, und — das ist zum Mindesten nicht sehr höflich von jener Stelle gewesen, die man von hier aus deshalb wiederholt um Auskunft anging!

In ihren zu Protokoll genommenen Aussagen erklärte Kunigunde auf das Entschiedenste als Grund ihrer Entweichung von Offenbach: daß ihr die Sünde, sich noch ein Mal taufen und confirmiren zu lassen, zu schwer erschienen sei, als daß sie dieselbe auf sich zu laden vermocht habe. Ferner erklärte sie zu Protokoll, daß ihre Rolle im Anfange leichter gewesen, als gegen das Ende — während Verfasser dieses, wie sich der Leser erinnern wird, gerade das Gegentheil vermuthete, und wohl alle Leser mit ihm. Denn „ce n'est que le prémier pas qui coûte", und es deuchte uns leichter zu reden, denn zu schweigen, und leichter natürlich zu reden, als verstellt. Anders Carolinen. Wie leicht ihr das Schweigen fiel, hatte sie damals schon bewiesen, als sie drei Vierteljahre lang ihren Namen verschwieg; und die sprachliche Verstellung selbst scheint für sie mindere Gefahr der Entdeckung mit sich geführt zu haben, als ihre Stellung, nachdem sie anscheinend so viel Deutsch erlernt hatte, sich mit größerer und endlich mit völliger Freiheit darin auszudrücken. Denn jetzt erst, sagt sie, sei sie stündlich Gefahr gelaufen, sich zu verrathen, jetzt, wo sie reden konnte und nun auch überall reden, erzählen, sich mittheilen sollte, wo Jedermann ihre Geschichte im Zusammenhang wieder und immer wieder von ihr hören wollte, und sie doppelt auf der Hut sein mußte, sich nie zu widersprechen, was früher, wo sie nur sehr wenig und sehr abgebrochen, unzusammenhängend sprach, bei weitem nicht so sehr zu fürchten gewesen. Auch habe sie durchaus nicht so viel zu erzählen gewußt, als sie nun absolut erzählen sollte. Darum und nur darum habe sie sich auch zwingen müssen, so unliebenswürdig zu sein, sich von den Menschen abzusondern, zurückhaltend, wortkarg, einsylbig zu werden, oder eigentlich nur zu scheinen. Sie sei in beständiger Furcht gewesen, sich zu verrathen, und diese Furcht habe sie manche Nacht nicht

Digitized by Google

schlafen lassen. Ihrem Drange nach Mittheilung doch einigermaßen zu genügen, habe sie sich in vertrauteren Umgang nur mit ungebildeten Personen niedern Standes, mit Dienstboten u. s. w. eingelassen, von denen sie sich nicht so scharf beobachtet wußte, und bei denen sie sich daher unbefangener geben konnte.

Mit Gefühlen besonderen Dankes erinnerte sie sich auch der im K.'schen Hause genossenen Wohlthaten. Es sei ihr oft hart angekommen, so unfreundlich gegen Frau K. zu sein und ihr soviel Anlaß zu Aerger zu geben; aber sie habe so thun müssen, um nicht durch die Gefühle von Dankbarkeit, Liebe und Freundschaft warm zu werden, und in einer schwachen Stunde Alles zu verrathen. So panzerte sie denn ihre Brust mit dreifachem Eis und Erz, und wenn ihre Gefühle wirklich dann und wann zum Durchbruch kamen, so geschah es in Gestalt jener Thränen, für deren Erklärung sie dann wieder, um sich nicht zu Bekenntnissen drängen zu lassen, zu neuen Lügen greifen mußte. So umstrickte sie sich immer mehr mit ihrem Lügengewebe und fiel zuletzt in ihre eigenen Netze. Die für ihre Rolle beste Politik: nur wenig zu sprechen, um sich nicht zu versprechen und auf alle Fragen meist erst nach öfterer Wiederholung derselben zu antworten, um inzwischen Zeit zu gewinnen, sich die Antwort reiflich zu überlegen — dieses Verfahren, im Anfang ihres Hierseins aus ihrer Unkenntniß der Sprache nur zu erklärlich, mußte ihr später, als dieser Grund wegfiel, natürlich für baare Unliebenswürdigkeit, Maulfaulheit und Verstocktheit gedeutet werden. Die K.'sche Familie hatte es so oft beklagt, daß sich Caroline nicht familiärer an sie anschließe, allen Bemühungen zum Trotz nicht herzlicher, zutraulicher werde — jetzt ist das Alles erklärt und das Räthsel ihrer Unliebenswürdigkeit dazu.

Zu verwundern bleibt, daß Kunigunde bei ihren Protokollaussagen ihres wackern Lehrers Eck mit keiner Sylbe gedacht! War es vielleicht eine unbesiegliche dumpfe Gewissensscheu, die sie hinderte, auch seiner dankend und freundlich zu gedenken, seiner, der unter Allen am meisten für sie gethan, der am schmählichsten von ihr betrogen, am tiefsten von ihr gekränkt wurde? Fast will es uns so bedünken, denn daß sie ihm Zuneigung geheuchelt, was sie im Grunde gegen Niemand gethan, wo sie keine empfand, vermögen wir nicht anzunehmen. Wie sehr tief sie sich früher als ihm verschuldet bekannte, beweist am schlagendsten eine Scene, von der wir nicht glauben können, daß sie nur gespielt war. Eines Tages nämlich, als sie sich mit ihm allein beim Unterricht befand und er ihr in seiner tiefeindringlichen Weise zu Gemüth und Gewissen sprach, sank sie plötzlich laut weinend vor ihm in die Kniee und rief mit einer Gebehrde höchster Verehrung gegen ihn: „Sie sind mein Retter!“ ...

Herr Eck schildert noch jetzt den Eindruck dieser Scene als hochergreifend und unvergeßlich, und wenn sie wirklich etwas dem nur entfernt Aehnliches in diesem Moment empfand, so müssen wir um so fester an die Möglichkeit ihrer Rettung glauben.

Den Stoff zu ihrer Betrugsgeschichte gab sie an, größtentheils „aus Schriften,“ nicht aber aus dem wirklichen Leben geschöpft und dann, mit eigenen Zuthaten versehen, durch Combination weiter ausgeführt und in freier Weise bearbeitet zu haben. Die Geschichte von Kaspar Hauser, die ja ganz in dortiger Gegend, besonders aber in Nürnberg und Ansbach spielte, kann Kunigunden nicht unbekannt und auf ihren Entschluß nicht ohne Einfluß geblieben sein. Sollte sie aber nicht vielleicht auch einmal die Erzählung „Heinrich von Eichenfels,“ vom Verfasser der Ostereier gelesen haben, die auf allen Jahrmärkten um ein Geringes dem Volke feilgeboten wird? Manches in ihrer „Geschichte“ scheint auf eine „freie Benutzung“ dieser Erzählung hinzudeuten. Der Vater Heinrich's, der Graf von Eichenfels, zieht in's Feld und wird verwundet; Heinrich wird von einer Zigeunerin als kleines Kind aus dem Schloß geraubt und in eine verborgene Gebirgshöhle zu Räubern gebracht; diese liefern dem unterirdischen Haushalt Brod, Fleisch und Gemüse. Die alte Z'geunerin (eine Art Bertha!) gibt dem kleinen Heinrich gut zu essen, sein geistiges Leben bleibt aber ohne alle Nahrung und besonders sagt sie ihm nie ein Wort von Gott. Ein Miniaturbild seiner Mutter (das Medaillon) hat die Alte zugleich mit dem Kinde gestohlen. Bei seiner Entweichung aus der Höhle nimmt Heinrich dies Bild mit. Sein Erstaunen beim ersten Anblick der Sonne! Er kommt zu einem Einsiedler', mit dem er später auf einem Wagen durch Feld und Wald fährt, seine Eltern zu suchen u. s. w. Man wird zugeben müssen, daß diese Erzählung ganz beachtenswerthe Parallelen mit der Carolinens bietet. Leider jedoch haben wir gar nichts Näheres erfahren können, aus welchen „Schriften“ sie schöpfte.

Die wesentlichsten Punkte dieses über Kunigunde Lechner vom Landgericht zu Neustadt aufgenommenen Actenstücks fanden die Offenbacher Herren aus ihrem eigenen Munde bestätigt, als sie dieselbe in Kloster Ebrach besuchten. Sie war oder schien Anfangs durch das Erscheinen zweier ihr noch kürzlich so nahestehender Personen sehr niedergeschmettert, und ihr ganzes Wesen bekundete die Zerknirschung aufrichtiger Scham und Reue. Die Thränen flossen ihr wieder reichlich, und sie erschien so angegriffen, daß man sie sich niedersetzen hieß.

Ueberhaupt kam sie in einem geistig wie körperlich sehr herabgestimmten Zustand in Neustadt an, was sie besonders damit erklärt haben soll, daß es eine furchtbare Anstrengung gewesen sei, sich immer so zusammenzunehmen, daß man sich mit keinem Worte verrathe. Sie habe deshalb auch gar viele Nächte schlaflos zugebracht. Im Anfang konnte sie vor Thränen und Erschütterung nicht reden, allmählich aber schien sie ihre Kraft zusammenzunehmen, und begann, auf die in milder Weise an sie gerichteten Fragen zu antworten. Ihr jetzt Buße und Moral zu predigen, war dies natürlich nicht der Ort noch die Stunde. Im Uebrigen aber enthielten ihre Aussagen und Mittheilungen nichts Wesentliches, was nicht schon in dem ihre sämmtlichen Geständnisse und Bekenntnisse umfassenden gerichtlichen Protokolle enthalten gewesen, und im Vorherigen von uns in Kürze wiedergegeben ist.

Es war in der Abendstunde, als dieser Besuch bei der Gefangenen stattfand, und man kann sich denken, wie erschütternd es auch für die beiden Männer gewesen sein muß, diese ihnen so sehr am Herzen liegende „verlorene Tochter“, diese „Caroline“, im linnenen Zuchthauskleide vor sich zu sehen.

Die Geschichte Carolinens endet hiermit, wir werden uns aber erlauben, noch einmal später auf sie zurückzukommen, und zugleich über das fernere Schicksal des Mädchens einige Fragen aufzuwerfen.

Zwei Weihnachtsabende.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
Ach, wie liegt so weit, ach, wie liegt so weit,
Was mein einst war!“

Der Klang tönt wieder in tausend Herzen in dieser Zeit; auch in dem meinen klingt er an und leise wieder! Es ist ein eigen Ding um alle Jugenddichtung: sie spinnt sich wie ein goldener Faden in's ernste Mannesalter hinüber; und was dieses auch immer dem Menschen gebracht und wie es denselben verändert haben mag: selbst das Herz des Mannes hat eine Stelle, welche sie erschüttern kann mit ihrer hinreißenden Kraft und Lieblichkeit. Wir Alle empfangen jedes Jahr das Christkind in unserem Herzen, mögen sich unsere Anschauungen verändert haben, wie sie wollen; wir Alle werden wieder zu Kindern, — und wäre es nur für Minuten! — wenn der Kinder Christnachtsfreude auch in uns erglüht!

Das habe ich nirgends lebendiger gefühlt, als in der Fremde, wenn der Kalender mir sagte, daß heute daheim die Lichter flimmerten und leuchteten — hinein, tief hinein in tausend Kinderherzen! Ich verspürte dann immer eine Weiche im Gemüth, wie sie wohl Kinder haben; ich empfand eine Sehnsucht, ein wahres Heimweh nach dem Vaterhause, daß ich über mich fast hätte zürnen mögen, wenn ich es nur gekonnt hätte. In gar verschiedenen Städten, unter gar verschiedenen Menschen habe ich die liebe Christnacht gefeiert; zwei Mal aber hat sie mich ganz besonders ergriffen. Der eine Weihnachtsabend gellt mir noch heute wüst und hohl in meine Erinnerung herein, der andere klingt mir voll und gewaltig in der Seele wieder. Ich will beide zu schildern versuchen.

Digitized by Google

Wir waren in Madrid, alleinstehend und unbekannt in der großen Stadt, durchkältet an Leib und Seele von der hier wegen jeglichen Mangels an Schutz doppelt fühlbaren Rauhheit der Jahreszeit und den gemüthsleeren Großstädtern; wir suchten und fanden nur in der Erinnerung an's liebe Deutschland Ruhe und Glückseligkeit. Wir konnten uns keinen Christbaum anzünden, so gern wir es auch gewollt hätten; aber in unserem Innern brannten dessen Lichter hell und freundlich schon lange vor dem Feste, welches wir in der Kirche zu begehen beschlossen hatten. Der von so vielen kleinen und großen Kindern herbeigesehnte Abend brach endlich herein. In den Straßen der Hauptstadt des christlichen Spaniens wogte von Sonnenuntergang an die Menge auf und nieder, „um das Christkind zu empfangen." Sie suchte sich gegenseitig zu ergötzen und zu überbieten in ihrer Freude. Männer und Frauen durcheilten in Schaaren die Straßen und schrieen und jubelten — aber nicht wie gesittete Menschen, sondern wie Barbaren. Beide Geschlechter hatten sich mit Trommeln, Tambourins, alten Kochtöpfen, blechernen Pfannen und Pfeifen ausgerüstet und handhabten diese Lärmwerkzeuge genau in derselben Weise, wie bei uns zu Lande die Dorfjugend ähnliche in der Walpurgisnacht, wenn sie im kindischen Uebermuthe die alten Hexensagen nicht verschallen lassen und die zur Teufelshochzeit Fahrenden vertreiben will mit Geschrei und Trommeln und Schießen und Feuerschein. Dabei waren alle Weinkneipen und Branntweinladen weit geöffnet, und die Hefe der Hauptstadt gährte in deren Thüren. Immer größer, wüster und abscheulicher wurde der Lärm; betrunkene Weiber suchten es den berauschten Männern gleichzuthun im Trommeln, Rasseln, Pfeifen und Schreien; die Kinder folgten dem Beispiele ihrer Eltern; wer ohne jene Tonwerkzeuge war, schrie und brüllte wenigstens — und eins der Lichter des Christbaumes in unserem Herzen verlosch nach dem andern.

Gegen Mitternacht versammelte sich die Menge in dichten Gruppen vor den Kirchthüren, welche geschlossen und mit Soldaten besetzt waren, und lachte oder schrie, trommelte und rasselte noch ärger, als zuvor, oder riß wohl auch gemeine Späße mit den anwesenden Frauen. Dazu wurden die Glocken in der hier gewöhnlichen Weise geläutet: mit einzelnen schnellen Schlägen, wie bei uns zu Lande bei Gefahr und Noth, und nicht vereint, sondern jede einzelne für sich in wirrer, mißhelliger Folge mit anderen. Das Glockengeläute in Spanien hat mich stets empört; denn es ist eigentlich nur ein schändliches Mißbrauchen der herrlichen, so eigentlich christlichen Klangwerkzeuge; heute aber verletzte es mich mehr, als je. Der Kindheit Dichtung, der Heimath Sehnen und der Heimath Bild, welches Glockentöne in der Fremde in mir zu erwecken pflegen, mußte vor diesen grausigen Tönen dahinschwinden. Ich wunderte mich nicht mehr darüber, daß nur im deutschen Herzen Glockentöne zum erhabenen Liede erblühen konnten; ich sah ein, daß nur ein in Deutschland Geborener Schiller's Worte verstehen konnte, niemals ein Spanier: denn ich selbst verstand in Spanien die Glocken nicht mehr.

Mit dem Schlage Zwölf wurden die Kirchthüren geöffnet und das außen versammelte Volk stürzte sich nun in das Innere des Gotteshauses. Wir folgten ihnen ernst und stumm; denn es war uns gar eigen zu Muthe geworden. Doch sollte es noch anders kommen. Wir wunderten uns nicht wenig, als wir im Innern des Gotteshauses Polizeimänner stehen, Bayonette blitzen sahen. An jedem Pfeiler standen zwei Soldaten mit Gewehren; durch die Mitte des Schiffes aber zog sich eine dichte Reihe derselben, dazu bestimmt, um die zum Beten hierhergekommenen Männer von den Frauen abzuhalten!

Ich wurde durch die Anwesenheit der Soldaten schreiend verletzt im innersten Herzen; aber ich wußte ja nicht, daß man in diesem Jahre dem Volke zum ersten Male verboten hatte, den barbarischen Lärm von den Straßen in der Kirche fortzusetzen, wie es sonst zu thun pflegte. Und in der That waren Soldaten nöthig, den Trommelschlag und anderen Tonmißbrauch auf die Kirchthüren zu beschränken, durch die er noch immer hereinklang in's Heiligthum; es waren Soldaten nöthig, Störungen der Messe zu unterbrechen: denn verhindern konnten sie diese nicht. Man lachte, witzelte und lärmte auch in der Kirche fort, und alle Wachen waren nicht im Stande, die Ruhe herzustellen. Ja, als dann die jubelnden Worte des „gloria in excelsis Deo" kamen, und von rauschender Musik begleitet wurden, da zogen einige der Männer trotz der Soldaten Tambourins unter den Mänteln hervor, und schlugen diese und klapperten mit ihnen, als hätten sie einer Tänzerin den Takt anzugeben. Die große Menge belohnte diese Unberufenen mit einem schallenden Gelächter und murrte gewaltig, als man Jene festnahm und entfernte; denn sie verstand ja weder das pfäffische Geplärr am Altare, noch die Worte der Sänger im Chore, welche die Trommelschläger begeistert hatten. Mehrere Male noch wiederholte sich ähnlicher Unfug; ich war froh, als die Messe endlich zu Ende ging. Eilig kehrten wir nach unserem Stübchen zurück, und verschlossen sorgfältig dessen Thüren und Laden, um nur den Lärm nicht mehr zu hören, welcher uns unsere Weihnachtsstimmung so arg verbittert hatte und immer fort währte. Und erst dann, als wir allein im Stübchen waren, wurde es uns wieder wohl im Innern; ich aber gedachte einer andern Weihnachtsnacht, die ich vor Jahren gefeiert — und begann zu vergleichen. Ueber Meer und Länder hinweg, durch vergangene Jahre hindurch trug mich die Erinnerung; ich befand mich wiederum im inneren Afrika, und durchlebte noch einmal die dort gefeierte Weihnacht. — — —

Auf einem der Hauptströme des Nil, mitten im Walde, lag unser kleines Boot. Wir hatten den ganzen Tag über gejagt, gearbeitet, beobachtet, Neues entdeckt, Wunder erschaut und darüber Alles, selbst die Heimath vergessen. Aber als die Sonne sich neigte, als sie das Gold des Abends unter das hundertfach verschiedene Blattgrün der Baumkronen webte, als das Kreischen der Papageien verstummt war, und die Affenschaaren tanzend von Baum zu Baum gaukelten, um sich, von dem Gegurgel des Aeltesten und Stärksten der Bande geleitet, eine sichere, hochgewipfelte Mimose zur Nachtruhe auszuwählen; als der prächtige Seeadler drüben am andern Ufer des Stromes, welcher mir immer wie eine wunderschöne Blüthe seines grünen Ruhesitzes erschienen war, seinen blendend weißen Hals zusammenzog; als die zwei Riesenkrokodile auf der uns gegenüberliegenden Sandbank ihren von der Sonne durchglühten Panzer wieder im lauwarmen Strome zu kühlen gedachten; als die Nacht sich herabsenkte, friedlich, mild, heiter und herrlich, wie immer: da flogen unsere Gedanken über Land und Meer, durch Steppen und Wüsten unaufhaltsam der theuren Heimath zu; und wie auch die Nacht schmeichelte und uns liebkoste, es wollte ihr nicht gelingen, des Herzens Sehnen zu beschwichtigen. Wir hatten uns Punsch bereitet und die Pfeifen mit dem köstlichsten Tabak der Erde, dem unvergleichlichen Djebeli, gefüllt, aber „die Wolken des Rauchs wollten die Wolken der Schwermuth" uns nicht vom Herzen nehmen: die Gläser blieben ungeleert und unsere Herzen ungefüllt. Unser Türke sang seine prächtigen Minnelieder in tonreichen Weisen, aber auch sie wollten uns nicht erheitern. Der Urwald selbst mußte sprechen, um uns ihm und uns selbst wiederzugeben, und er that es auch; er ließ uns unsere trüben Gedanken, unser Sehnen und unser Heimweh nicht länger.

Plötzlich schmetterten helle, kräftige Trompetentöne durch die bisher so stille Nacht. Sie kamen vom andern Ufer herüber; das Geschwätz der Diener und Matrosen verstummte augenblicklich und alle lauschten, wie wir. Von Neuem schmetterte es zu uns herüber. „El Fiuhl, el Fiuhl! — Elephanten, Elephanten!" — jubelten die mit den Tönen Vertrauten. Ja, wahrhaftig, es waren Elephanten, welche drüben zum Flusse gingen; nur von ihnen konnten solche Klänge herrühren — und heute vernahmen wir sie zum ersten Male: die Christnacht wollte auch uns nicht unbeschenkt lassen. Aber nicht allein sie, die Waldriesen, ließen sich vernehmen, ihr Geschmetter sollte vielmehr gleichsam nur das Zeichen sein zum Beginn des nun laut werdenden, beinahe schauerlichen, aber doch unendlich großartigen Nachtconcertes. Der König des Waldes donnerte durch sein Reich, seine Königin antwortete, tiefes Schweigen folgte, jedoch nur für kurze Zeit. Ganz in der Nähe unseres Schiffes hob ein Nilpferd seinen Kopf aus dem Wasser und brummte, als wolle es versuchen, mit der Löwenstimme zu ringen, ein Panther grunzte, erschreckt gurgelten die Affen auf, die Hyänen und Schakale übernahmen wie gewöhnlich den Chorgesang, die Eulen schrieen dazwischen, auf der Sandbank klagte der Wogenpflüger der Nacht, der Scheerenschnabel, und Silberglöckchen gleich erklang das Gezirp der Cicaden dazwischen, dumpfer der tiefe Ton der Waldfrösche. Es war ein wunderbares Tonstück, welches wir hörten, und wunderliche Künstler führten es auf, aber es gab uns ganz dem Orte wieder und söhnte uns aus mit der Fremde. Wir lebten auf mit diesen Tönen der Nacht, die trüb gewordenen Augen glänzten wieder, und die Herzen schlugen hoch auf vor Freuden! —

Digitized by Google

Ich weiß es, welcher von beiden Christabenden würdiger gefeiert worden ist. Den einen in Madrid kann nicht einmal die Erinnerung zu einem erträglichen Bilde umgestalten; den andern im Urwalde malt sie von Jahr zu Jahr mit immer lebendigeren Farben aus. Wenn ich jetzt seiner gedenke, kommt mir die alte liebe Weise immer wieder in den Sinn, und ich möchte fast seufzend ausrufen:

„Ach, wie liegt so weit, ach, wie liegt so weit,
Was mein einst war!"

Brehm.

Die englische Zeitungs-Industrie.

Alle Erfindungen und Entdeckungen von der ersten an, Abel's, der zum ersten Male Feuer anmachte, wofür er von seinem Bruder Kain todtgeschlagen ward, bis zur letzten und neuesten wurden und werden von der großen Menge, die niemals das Pulver erfunden hat, immer zunächst todtgeschlagen, wenn's irgend möglich ist, wenn nicht mit Knütteln, so doch mit Zungen, Federn und der Weisheit des Bestehenden im Allgemeinen. Daß man Erfindern, Entdeckern, d. h. Erlösern der Menschheit, hernach Denkmale setzt, ihre Biographieen und Schicksale der Jugend zur Erweckung und Belehrung, Aufklärung und Erbauung zu lesen gibt, ändert die Thatsache nicht. Auch die nützlichsten, praktischsten Erfindungen wurden zunächst mindestens immer verhöhnt, verspottet und ausgelacht. Man denke an die ersten Eisenbahnen, das erste Dampfschiff. Der Erste, der die Möglichkeit desselben behauptete, wurde dafür bis zu seinem Tode in einem Irrenhause gehalten; der erste thatsächliche Erbauer eines Dampfschiffes in Schottland so lange verhöhnt, bis er sein fertiges Dampfschiff verfaulen ließ, von welchem ein Amerikaner sein Modell nahm, das er in New-York ausführen ließ. Von da kam erst die Erfindung in die alte Welt zurück.

Doch wir können dieses für die ganze Menschheit entehrende Thema nicht verfolgen und erwähnen nur noch zur Einleitung in unsern Artikel, daß es dem ersten Zeitungsherausgeber in England ebenfalls nicht viel besser ging. — Im Jahre 1622 unter Jakob I. kam Nathanael Butter auf den Gedanken, Neuigkeiten aus London nicht mehr schriftlich zu vervielfältigen, sondern regelmäßig zu drucken und zu verkaufen. So druckte er alle Wochen ein Mal ein Quartblatt voll Neuigkeiten und bot sie zum Verkaufe aus. Alle Welt lachte über den blödsinnigen Einfall und die butterige Hoffnung, daß die Leute alle Wochen so viel von dem Quartblatte kaufen würden, um die Kosten zu decken.

Jetzt druckt man in einer Stunde über hundert Mal mehr, als Butter im ganzen Jahre 1622, und macht nach Deckung ungeheurer Kosten und Zahlung fabelhafter Honorare (z. B. 50 Pfund für einen einzigen Leitartikel, wie dies die Times schon gethan) noch Geld genug, um davon wie ein Fürst leben und eher sterben zu können, als andere Leute.

Auch Butter gewann schon mehr als Brod von seinem wöchentlichen Quartblatte.

In London wird jetzt allein jährlich so viel Zeitungspapier bedruckt, daß man die ganze Erde hineinwickeln könnte, wie ein Butterbrod.

Die Zeitungsschreiberei und Zeitungsindustrie bilden jetzt eine der ersten Künste und Gewerbe. Der Herausgeber und Redacteur wird jetzt nicht mehr gebildet, sondern geboren, wie der Dichter. Dies gilt wenigstens im vollsten Sinne von der englischen Presse, die freier ist, als irgend eine in der Welt, und Summa Summarum regierungsfreundlicher, als irgend eine in der Welt. Wenn die Preß-Polizeibehörden von Deutschland eine Ahnung von der Kunst hätten, wie die freieste und mächtigste Presse in der Welt den regierenden Classen dienstbar gemacht wird, sie würden nie wieder auf den Gedanken kommen, eine Nummer zu confisciren oder dergleichen zu thun, was sie jetzt als richtige Ueberwachung der Presse betrachten und prakticiren.

Kein gewissenhafterer Censor, als der englische „editor" oder Redacteur. Er riecht mit einem einzigen Schnüffel aus jedem Artikel injuriöse Elemente heraus und wirft ihn weg, corrigirt ihn oder schickt ihn zu diesem Zweck an den Verfasser zurück. Stenographische Berichte, die dem Redner schmeicheln, statt der Welt sagen wollen, was er gesprochen, setzen eine eben so feine Nase voraus, eine noch feinere die Körbe voll täglicher Privatmittheilungen, die benutzt werden müssen, aber ohne den Leuten, die dadurch ihre Privatinteressen fördern wollen, in die Falle zu gehen. Das größte Censoramt und die Cardinaltugend des Editors bilden die trüffelhundfeinnasigen Spürtugenden, stets zu finden und zu wählen, was den Absatz der Zeitung am meisten fördert und der großen Menge am meisten gefallen mag.

Solche freie Presse hat trotz ihrer scheinbaren Allmacht und Allgegenwart ihre Schwäche, ihre Gegengifte in sich selber. Man confiscirt keine mißliebigen Nummern, man unterdrückt keine Zeitung, man bedroht sie nicht einmal, sondern bekämpft sie mit Preßfreiheit. Man gibt Zeitungen gegen Zeitungen und die Times, mit der Niemand concurriren kann, wird dadurch beherrscht, daß ihr die regierenden Classen so viel Privatmittheilungen machen, daß der Redacteur glaubt, aus ihnen die „öffentliche Meinung" zu erkennen, d. h. die Macht, wodurch der größte Absatz erzielt wird.

Gerade die ungeheuere Masse von freien Zeitungen in England ist deren Gefahrlosigkeit (das begreift nur, wer etwas dahinter geguckt). Die Londoner Zeitungen wickeln schon allein die Erde in bedrucktes Papier. Außerdem hat jede große Stadt Englands ihre tägliche Zeitung; Manchester, Edinburg, Glasgow u. s. w. je drei bis vier.

Diese großen Penny-Zeitungen in der Provinz und London (eine von 40 Foliospalten auf Strohpapier auch nur 1 Penny) formiren eine neue Epoche in der Tagesliteratur. In Amerika hat man's darin bereits noch weiter gebracht. In New-York gibt's schon lange große Zeitungen für einen halben Penny. Eine derselben ward unlängst für 50,000 Pfund verkauft. Sie wird mit einer Hoe'schen Dampfmaschine gedruckt, die in einer Stunde 18—20,000 Exemplare liefert. Ihre Anzeigen bringen jährlich über 20,000 Pfund ein.

Vor einiger Zeit hörte man, daß auch eine Manchester Penny-Zeitung (Manchester Examiner) mit einer Hoe'schen Maschine gedruckt werde. Diese Maschine von dem Amerikaner Hoe wurde bald ein Ereigniß. Ein Engländer kaufte sich das Patent für England und Frankreich für eine fabelhafte Summe und baute zuerst eine Maschine für die Times. Dann bestellte sich Ingram, Eigenthümer der „Illustrated London News" eine, und die vierte ward für die doppelte Penny-Zeitung: „Morning and Evening Star" (Morgen- und Abendstern), das Organ der Bright'schen oder radicalen Reformpartei (Manchester-Männer) glücklich ausgeführt, vor einigen Wochen in dem neuen Redactions-Palaste (Salisbury Square, City) aufgestellt und in Thätigkeit gesetzt.

Hier in diesem neuen Wunderpalaste einer Penny-Zeitung sah ich das Wunder von neuer Dampfpresse zum ersten Male arbeiten (mit Hülfe eines deutschen Sub-Redacteurs, die Anderen machten Schwierigkeiten). Zunächst welch' eine Frucht der Penny-Zeitungsliteratur in diesem neuen, massiven Palaste, blos für Redaction und Druck des „Star" gebaut! Unten die Maschinerie. Parterre Anzeigen und Verkauf. Eine Treppe hoch langer Corridor mit numerirten Zimmern an beiden Seiten, alle substantiell und bequem mit glänzenden Arbeitstischen, Fächern, Karten, Sopha's, Teppichen u. s. w. ausgestattet für den Haupt-, für den Con- und Subredacteur, für den Redacteur des Auswärtigen, des Innern, die Polizei- und Gerichtsabtheilungen, Correctoren u. s. w.. u. s. w. Oben drüber großer Saal für Setzer und Drucker mit allen möglichen Bequemlichkeiten, Sprachröhren, Winden und Flaschenzügen zwischen Unter- und Oberwelt. In ersterer pfeift und schnaubt und donnert alle Nachmittage und Nächte der gigantischste und niedlichste aller dampfbelebten Käfer.

So sieht sie aus, die Hoe'sche Horizontal-Dampfmaschinenpresse, wie ein ungeheuerer Käfer, vielleicht mehr wie eine riesige Kreuzspinne. In der Mitte der Rumpf, der sich horizontal drehende, auf einem Zwölftel seines Mantels die gesetzten Typen der ganzen Zeitung enthaltende Druckcylinder. Die übrigen elf Zwölftel des äußeren Mantels werden von beiden Seiten stets so mit weißen Bogen versehen, daß er während der ganzen Umdrehung seine Typen noch elf Mal abdruckt, also mit jeder einzelnen Um-

Digitized by Google

Graf Szapary der Pflüger.

Von Ludw. Storch.

Die Schmach

(1682.)

Du schönes stolzes Ungarland,
Mit Wein gesegnet, Wald und Saaten,
Donaudurchfluthet und umspannt
Vom weiten Halbkreis der Karpathen,
Wie rewo Du auch an Helden warst,
Von Allen, die Du einst gebarst
Und zu des Ruhmes Glanz erhoben,
Strahlt Einer vor im reinsten Licht.
Dem Kranz, den ihm der Dichter flicht,
Hat still ein Stern sich eingewoben.

Ganz Ungarn stöhnt in Band und Haft
Der übermüthigen Osmanen:
Vergeudet ward des Landes Kraft,
Zerbrochen hingen seine Fahnen.
So schwer der Türken Säbel lag,
Noch schwerer lastete die Schmach
Der Knechtschaft auf den Magyaren.
Da mußte manches edle Blut
Mit hohem Sinn und Heldenmuth
Ein schlimmes Sclavenjoch erfahren.

Gra Szapary, an Tugend groß,
Des Feindes Uebermacht erlegen,
Erduldet doch das schlimmste Loos.
Er ziehet unter grimmen Schlägen
Der Ackerfurche neuen Weg
Am schweren Pflug des Hamfaben
Zusammen mit des Fürsten Pferde.
Mit seinem Blute, seinem Schweiß,
Doch nie mit einer Thräne heiß,
Tränkt er die vaterländ'sche Erde.

Eh' noch die Sonne ihre Bahn
Am Morgenhimmel hat begonnen,
Hat schon der tückische Osman
Dem Ritter neuen Schimpf ersonnen.
Mit Stier und Esel angeschirrt,
Von scharfem Peitschenstrang umschwirrt,
Verhöhnt, gestoßen und getreten,
Vor Durst und Hunger krank, der Held
Pflügt ohne Murren so das Feld
Des argen Jüngers des Propheten.

Der Türke wähnt den hohen Mann
Mit ausgesuchter Qual zu beugen,
Was Bosheit Scheußliches ersann,
Der Held erträgt's mit stolzem Schweigen.
Trifft ihn des Hamla Hieb und Spott,
So denkt er still: Mein Herr und Gott
Ward auch verspottet und geschlagen
Und zürnte seinen Quälern nicht
Und hat mit heiterm Angesicht
Die Dornenkrone still getragen.

Digitized by Google

Die Rache.

(1684.)

Geschlagen ist das Türkenheer,
Und Wien entsetzt vom tapfern Polen.
Der Ungar greift zur scharfen Wehr,
Der Türke wünscht beschwingte Sohlen.
Und ob's der Padischah gedacht,
Ist in der blut'gen Waitzner Schlacht
Vom Kreuz der Halbmond überwunden. —
Den Hamlabeg, zur Flucht gewandt,
Hält eisern eine Ungarhand.
Er wird gefangen und gebunden.

Batthianyi ist's, der edle Graf,
Der Waffenbruder war dem Pflüger
Und in der Schlacht den Hamla traf
Und glücklich fing den türk'schen Tiger.
Nun führt er ihn zu Szapary:
„Mein edler Freund, den Buben sieh,
Der Schmach Dir gab viel martervolle!
Nun thu' ihm, wie er Dir gethan!
Spann ihn mit Deinen Stieren an
Und laß ihn pflügen Deine Scholle!"

Doch Szapary zum Türken spricht:
„Nicht also sei Dir zugemessen!
Ich geb' mit Dir nicht in's Gericht.
Was Du mir thatest, ist vergessen.
Die Bande lösest Dir mein Schwert.
Frei bist Du! Nimm mein eignes Pferd
Und reite heim zu Deinen Brüdern!" —
Der Weg steht lange wie versteint.
„Das thust Du Deinem ärgsten Feind,
Der Dich gekränkt an höchsten Gütern?"

Darauf der Christ: „Mein Meister sprach:
„Ihr sollet Eure Feinde lieben!
An denen, die mit Haß und Schmach
Euch kränkten, sollt ihr Wohlthun üben!"
Und als der Juden Zorn und Wuth
Sein Kreuz begoß mit seinem Blut,
Da betet er zum höchsten Wesen:
„Vergib, o Vater, ihnen mild!
Ihr Sinn ist ja von Nacht umhüllt."
Und sterbend segnet er die Bösen."

„Zu spät, o Herr, kommt Dein Geschenk!
Verloren gab ich meine Sache.
Denn meiner Thaten eingedenk
Erzittert' ich vor Deiner Rache.
Das Gift, in meinen Ring gefaßt,
Nahm als Gefangner ich mit Hast.
Schon greift der Tod mir nach dem Leben.
Doch sterbend, Christ, erkenn' ich dies:
Der seine Feinde lieben hieß,
Der hat der Welt das Heil gegeben.

„O nimm mich auf in seinen Bund
Und laß als Christen fromm mich sterben!
Du gabst mir Deine Liebe kund,
Laß nun die seine mich erwerben!" —
Der Ungar, der sich tief verneigt,
Das Kreuz am Schwerte dar ihm reicht
Und gießt, geschöpft aus naher Quelle,
Ihm auf das Haupt mit hehrem Wort,
Dem Glauben an den ew'gen Hort,
Der Christentaufe heil'ge Welle.

Der Sterbende umfaßt das Kreuz
Und küßt's mit brünstigem Verlangen.
Des Todes Schatten hat bereits
Sein Haupt mit kaltem Hauch umfangen.
Doch hält er noch den Blick verklärt
Dem Liebesspender zugekehrt
Und streckt ihm froh die Hand entgegen.
Und wie sie dieser weinend drückt,
Da wird er selig heimentrückt.
Das ist der Liebe Gottessegen.

Digitized by Google

drehung zwölf bedruckte Exemplare liefert. Die Art nun, die reißende Schnelligkeit, spielende Leichtigkeit und Sicherheit, wie die kleinen, eisenräderigen, von dicken, ledernen Riemen gedrehten, an den äußersten Enden mit lattenartigen Krallen klappenden, reißenden, wilden und doch so sicher und exact greifenden, weiter schlingenden, herauswindenden und glatt niederlegenden drei Etagen hohen sechs Beine dieses Käfers arbeiten, dies ist eigentlich das Wunder. Ich weiß es recht gut, es geht Alles natürlich zu. Es ist keine Hexerei, nein. Aber ich begriff nichts, ich wollte nichts begreifen und blieb dabei, es sei der wunderbarste, aus mehr als 1500 mathematisch genau geformten Gliedern, Muskeln und Nerven combinirte, dampfbeschwingte, eiserne Riesenkäfer, der vor meinen Augen während der Stunde, die ich ihm zusah, 15,000 scheunthorartige weiße Stücke Papier nahm, sie bedruckte und bedruckt glatt übereinander 15,000 Mal wieder hinlegte, so daß die vielen dienstbaren Geister, die athemlos um ihn herumwirthschafteten, nichts weiter zu thun hatten, als ihm weißes Papier hinzulegen und bedrucktes wieder wegzunehmen. Funfzehntausend in der Stunde! Wenn das Guttenberg wüßte! Und Doctor Faustus! Dreißigtausend in der Stunde liefert er in Amerika. Es ging hier blos deshalb so langsam, weil die Jungens noch nicht recht eingeübt sind. Alle fünf bis sechs Minuten klingelte es: die Maschine stand still, weil bald hier, bald da ein dienstbarer Geist nicht schnell genug gewesen war. Aber sie verpustete sich immer blos etwa eine Minute. Dann schrillte und pfiff es wieder und die Bogen flogen und wirbelten wieder schneller, als das Auge folgen konnte, immer sicher, exact, niedlich, reinlich, prompt und wundervoll.

Ich habe hier natürlich nicht den fernsten Gedanken an eine technische Beschreibung. Sie sieht wie eine fabelhafte Riesen-Kreuzspinne aus und arbeitete vor den Augen etwa so und so. Weiter sah ich nichts, weiter wollte ich vor der Hand nichts sehen und sagen.

Solche unersättliche Maschinen, solche Tausende von Papier-Scheunthorflügeln brauchen Futter. Ich habe hier eine Nummer der Times vom 7. Mai 1850 mit 72 Foliospalten oder 17,500 Zeilen, die aus 1,125,000 Buchstaben bestehen. Sie ist nicht immer so groß, besteht aber in der Regel aus 12—15,000 Zeilen, von denen zwei Fünftel bis die Hälfte Abends vor zehn Uhr noch nicht geschrieben sind. Um acht Uhr früh, d. h. zehn Stunden später, liegt sie in 60—80,000 Exemplaren überall zum Frühstück bereit. Dasselbe gilt von den andern Morgenzeitungen, von denen einige, wie der „Star", auch jeden Abend noch einmal neu erscheinen.

Fast alle Zeitungen Londons erscheinen in der City, welche zwischen vier bis fünf Uhr ihre Geschäfte schließt. Dann strömen allemal Tausende heraus, zwischen denen sich jedesmal Tausende hineindrängen müssen: die Nachtvögel der Presse, Schreiber, Setzer, Drucker ꝛc. Ihre Geschäfte beginnen, wenn gewöhnliche Sterbliche schließen, und dauern bis 2—3 und 8 Uhr Morgens. Die Zeitungsschriftsteller geben ihre Abendgesellschaften Vormittags. Mancher hat seit einem Menschenalter keinen Morgen gesehen, geschweige eine aufgehende Sonne. Ihre Sonne geht immer im Westen auf, nämlich wo und wenn unsere untergeht.

Einen Blick in die Setzersäle oben: Ameisenhaufen, Metallstückchen in kleinen schmalen Streifchen alle 24 Stunden hundertcentnerweise aufpicken und wieder zerstreuend. Jungens dazwischen stets mit Fahnen und Papierstreifchen, noch naß, umherschießend, Trepp auf, Trepp ab aus allen möglichen Etagen und Zimmern. Was für mysteriöse Herren sitzen in letzteren? Vor Allen die mysteriöse, gewöhnlich kahlköpfige Majestät des „Editor's", der immer bloß „Wir" heißt in der Zeitung, dessen Brauen, wie einst die Jupiters auf dem Olymp, Throne und Ministerien erschüttern oder stürzen, umgeben von einem diplomatisch demüthigen Generalstabe, dem „reporter" aus dem Parlamente oder von einem Meeting, manchmal mit Eisenbahn-Extrazug eben erst aus einer weiten Provinzialstadt angekommen,* dem Sub-Redacteur, der wortreiche Mittheilungen zusammenstreicht und aus Bergen von Briefen, „Blaubüchern," Provinzial-Zeitungen ꝛc. Lesbares auszieht, dem Telegraphen-Redacteur, der auf die Drähte horcht, welche 12—20 an allen Eisenbahnen, über und unter der Erde und unter dem Meere weg Neuigkeiten hereinzucken, dem Correspondenzen-Redacteur, der von Indien und China und aus aller Herren Ländern täglich Briefe mit doppeltem und dreifachem Porto bekömmt, wovon im Durchschnitt nur ein Fünftel Platz finden kann, obgleich Alles mit Gold bezahlt wird, den Chefs verschiedener Abtheilungen aus verschiedenen Zimmern, die bis zur letzten Minute mit Unglücksfällen ꝛc. herbeiströmen. Wer bringt all' das Unglück? Das ist die Sache der literarischen Nachtvögel der Straße, der „penny-a-liners" (die früher 1 Penny für die Zeile, jetzt $1\frac{1}{2}$ Penny bekommen), die mit Vervielfältigungsschreibeapparat bewaffnet Tag und Nacht in der Nähe von Spritzenhäusern und Polizeistationen lauern, um Feuersbrünste, Morde, Selbstmorde, die schauderhaftesten der täglichen Schauer- und Schandthaten Londons mit spitzem Stahlgriffel auf eine dicke Lage von abwechselnd weißen und schwarzen Papierstreifen 5—8mal mit einmaligem Schreiben durchzudrucken und dann die so gewonnenen Exemplare athemlos in die verschiedenartigen Redactions-Briefkasten zu werfen.

Die englischen Zeitungen sind, wie die englischen Betten, zweischläfrig. Dies ist Grund weiblicher Corruption. Die eine Hälfte der Zeitungen enthält immer Polizei- und Mordgeschichten. Diese liest die Frau mit den Töchtern, Mann und Bruder überfliegen die politischen. Gelesen wird längst nicht mehr. Es ist unmöglich. Die 800 Zeitungen und Journale Englands sind fast alle ungeheuer reich und umfangreich, dabei eng gedruckt. Wer nur eine alle Tage lesen wollte, wäre nach spätestens einem Vierteljahre wahnsinnig oder verhungert. Niemand hat Zeit zum Lesen. Man guckt drüber hin und wird dadurch confus und leichtsinnig. Wollte man genau lesen, bliebe keine Zeit zum Geldmachen und auch kein Kopf dazu. Das genaue Lesen richtete vielleicht noch ärgere geistige und moralische Verwüstungen an. Die Zeitungen sind nicht ehrlich, sie vertreten keine Grundsätze und schwanken mit der öffentlichen Meinung sklavisch hin und her. Die Times hat im Verlauf weniger Jahre alle Dinge, Menschen und Staaten, je nach den Tagesinteressen Englands in den Staub getreten und in den Himmel erhoben, am eclatantesten Napoleon.

Die englische Tagespresse ist die gigantischste Industrie der Erde, aber man beneide England nicht darum. Sie ist über sich selbst hinausgewuchert, und durch ihre ungeheuere Massenhaftigkeit, Schnelligkeit und Principlosigkeit längst ungenießbar, ihre eigene Ohnmacht geworden. Allen Respect vor der Tagespresse, dieser Lunge und diesem Herzen alles cultivirten Völkerlebens, wo sie von unabhängiger, edler Intelligenz, von Principien, die sich aus den Parteistandpunkten gebildeter Menschen und Interessen nothwendig und natürlich ergeben und durch ihre Reibungen das geistige und politische Leben bedingen, geleitet und geschrieben wird; aber nur den bedingten Respect vor der englischen Tagespresse, deren etwa 500,000,000 Pfund Betriebs-Capital zu mehr als zwei Dritteln den Papier- und Schwärzefabrikanten, den Typengießern, Maschinenbauanstalten und sonstigen Industriellen gehört, die in diese gigantische Preßfreiheit eine Censur und Abhängigkeit bringen, welche die Reste von Freiheit, die die regierenden Classen (nicht die Regierung, nicht politische, sondern Classen und Kasten-Interessen) noch übrig lassen, vollends zu einer Chimäre verflüchtigen.

Die Presse ist in ihren Mitteln eine gewaltige, großartige, gebildete Industrie, aber nicht in ihren Zwecken. Durch die ungeheueren Capitalien, welche Industrielle in der englischen Presse gut haben, sind die Zwecke von den Mitteln überwuchert worden. Nichts ist deshalb gefährlicher für die deutsche Presse, als sich von der englischen abhängig zu machen und fast alle Tage Times-Urtheile als Autoritäten zu citiren. Deutschland werde frei, vor Allem in der Presse!

* Um die berühmte Rede Bright's in Manchester, die Abends um 7 Uhr schloß, Morgens 8 Uhr fix und fertig zu bringen, hatte die Times einen Extrazug für ihren Reporter bestellt, der vor 16 ihretwegen geänderten Zügen vorbei die 112 Meilen in $2\frac{1}{2}$ Stunden zurücklegte und vor 12 Uhr Nachts in der Redaction war, wo der stenographische Bericht, in Worte übersetzt, gesetzt und früh um 8 Uhr in etwa 80,000 Exemplaren mit der Zeitung gedruckt war.

Digitized by Google

Blätter und Blüthen.

Sand und sein Scharfrichter. Die unglückselige That war vollbracht und Kotzebue als Opfer eines politischen Fanatismus durch Sand's Dolch gefallen.

Sand, obwohl er an den selbst beigebrachten Wunden schwer litt, sah ruhig, im Wahn, eine gute That vollbracht zu haben, in seinem Gefängnisse dem Tode entgegen; das Urtheil war ihm bereits verkündet.

Da ließ er am Nachmittag des 19. Mai 1820, welcher dem Tage seines Todes voranging, den Scharfrichter W. aus H., dem die Vollstreckung des Urtheils von der Regierung aufgetragen war, zu sich entbieten. Sogleich erkannte er seinen Mann, als man ihn bei seinem Eintritt mit den Worten vorstellte, es sei der Herr aus H., welchen er zu sprechen wünsche. Sand hieß ihn freundlich willkommen, unterhielt sich an drei Viertelstunden mit ihm, fragte ihn, wie er sich auf dem Schaffot zu verhalten habe, und sagte, als er dessen Erschütterung bemerkte:

„Fürchten Sie Nichts, lassen Sie sich durch nichts irre machen, und fallen Sie auch mehrere Mal hauen."

Nach geendigter Unterredung, welche zwischen Beiden unverkennbar eine Art von Befreundung herbeiführte, sagte Sand zu W., daß er von ihm noch keinen Abschied nehmen wolle, weil er ihn noch einmal zu sehen habe. „Am Scheidewege!" erwiderte dieser.

Somit entfernte sich W. von Sand, und die Vorbereitungen zur Hinrichtung wurden getroffen. Ein Bekannter des Scharfrichters will nach dessen Besuch bei Sand eine bedeutende Veränderung in seinem ganzen Wesen wahrgenommen haben.

Am 20. Mai wurde die Hinrichtung vollzogen. Sand saß auf dem verhängnißvollen Stuhle. Weil er besonders seiner Wunden und seiner angegriffenen Nerven wegen nicht allzufest gebunden zu werden wünschte, so wurde er nicht mit der Brust, sondern mit dem Unterleibe an den Stuhl befestigt. Die Hände band man ihm Anfangs auf die Brust; da er aber sagte, es erschwere ihm das Athmen, band man sie auf den Schooß.

Sand wünschte, seine Haare nicht zu verlieren, worauf der Scharfrichter beheitrat und ihm sagte, sein Haar sei für seine Mutter bestimmt. Sand nickte Beifall. Man schnitt ihm nur wenige Haare ab, und band die übrigen in die Höhe. Der Nachrichter zog nun ein rothes, schwarzgeblümtes Seidentuch aus der Tasche, und es wurde Sand um die Augen gebunden. Mit beiden Armen schwang W. sein Schwert, und in einem Augenblick war der Halswirbel durchschnitten.

Nachdem der Leichnam sich verblutet hatte, band man ihn los, und legte ihn nebst dem Haupte in den bereitstehenden Sarg. Hierauf wurde dieser mit Nägeln zugeschlagen, auf einen Wagen gestellt, mit einem schwarzen Tuche behangen und in langsam feierlichem Zuge, von Militair auf beiden Seiten begleitet, an seinen Bestimmungsort gebracht.

Sobald sich das Militair vom Schaffot entfernt und nur wenige Schildwachen zurückgelassen hatte, eilte eine Menge der Umstehenden, worunter sich mehrere Studenten aus Heidelberg befanden, die Stufen hinauf, um die wenigen Reste des abgeschnittenen Haares aufzulesen, und Taschentücher, Papiere und Commersbücher in das Blut zu tauchen. Späterhin sah man noch viele um das Gerüst versammelt, welche sich blutige Spähne aus den Bretern heraushauen und blutigen Sand reichen ließen.

Als die Execution schon längst vorüber war, sah man noch Studenten von Heidelberg kommen und den nähern Weg über's Feld einherjprengen. Die fünfte Stunde war nämlich erst am Nachmittag des vorhergehenden Tages zur Hinrichtung festgesetzt worden, indem es vorher hieß, sie würde um elf und dann wieder um sieben Uhr vor sich gehen. Um drei Viertel auf sechs Uhr war der Sarg bereits wieder in der Stadt.

Das Volk nannte die Wiese, auf welcher die Hinrichtung vollzogen war, „Sand's Himmelfahrts-Wiese."

Den Richtstuhl schenkte der Scharfrichter einem seiner Freunde, welcher ihn sogleich vom Schaffot herunternahm, damit durch die Menge eilte und selbst nach Hause brachte.

Nachdem das Schaffot abgebrochen war, ließ der Scharfrichter W. die Bretter nach H. bringen, um sie an seinem Gartenhäuschen, welches auf einer Anhöhe lag, zu verwenden, und sich in demselben Sand's zu erinnern. Das Bret, worin der Block befestigt war, an welchen nachher der Richtstuhl gebunden wurde, zog sich mit der durchlägten Oeffnung an der Decke hin.

Schon bei seinem Nachhausekommen erschien W. den Seinen ganz verändert. Der sonst so heitere, gesprächige Mann sprach wenig, zog sich von seinen Freunden und selbst von seiner Familie zurück und versank immer mehr und mehr in eine düstere Schwermuth. Als das Gartenhäuschen in der angegebenen Weise vollendet war, brachte er seine meisten freien Stunden mit dumpfem Hinbrüten in demselben zu. Alle Mühe, ihn zu zerstreuen, und ihn von dem Besuche seines Lieblingsaufenthaltes abzubringen, war vergebens.

So verging der Sommer 1820 und die Melancholie des armen W. steigerte sich von Tag zu Tage. Endlich ward er ernstlich krank, und seine krankhafte Phantasie bewegte sich nur um Sand und die Momente seiner Hinrichtung. Man benutzte die Zeit seiner Krankheit, um jene verhängnißvollen Bretter aus dem Gartenhäuschen zu entfernen, und bemühete sich dabei, seine aufgeregte Phantasie auf andere Gegenstände zu lenken, aber vergebens.

Als W. von seiner Krankheit so weit genesen war, daß er das Zimmer verlassen konnte, war sein erster Gang nach seinem Gartenhäuschen. Als er dessen Räume ganz verändert und mit verschiedenen freundlichen Bildern ausgeschmückt fand, verließ er es sogleich wieder, ohne dieser Veränderung mit einem Worte zu gedenken, verbrachte den Tag anscheinend ruhig in seiner Familie, sprach mehr, als man seit jener unglücklichen Execution von ihm gewohnt war, und erwähnte diese mit keiner Sylbe. Abends begab er sich still und ruhig in sein Schlafzimmer.

Am andern Morgen fand man das Zimmer verschlossen, und als auf wiederholtes Pochen und Rufen keine Antwort erfolgte, öffnete man es mit Gewalt.

Da war das Zimmer leer und alle angestellten Nachforschungen nach W.'s Aufenthalte blieben ohne Erfolg.

Mehrere Wochen waren seit W.'s Verschwinden aus H. vorübergegangen. Da ließ sich in Wunsiedel bei Sand's Mutter, der verwittweten Frau Justizrath Sand, deren Gemahl seit kurzem gestorben war, ein fremder Mann anmelden, welcher sie um eine geheime Unterredung bitten ließ, indem er ihr eine wichtige Mittheilung zu machen habe.

Dieser Mann war dem Dienstmädchen der Dame wegen seines irren Blickes und scheuen Benehmens im höchsten Grade aufgefallen, weshalb sie Anstand nahm, ihn der Gebieterin zu melden. Als aber der Mann nach zweimaliger Abweisung zum dritten Male wiederkehrte und seiner Bitte um Zutritt bei der Frau Justizräthin die Versicherung beifügte, daß er ein Unglücklicher sei, dessen Seelenruhe von einer Unterredung mit der Dame des Hauses abhänge, ward er endlich vorgelassen.

Tieferschütternd war die Scene, als die Dame jenem Manne entgegen trat. Er stürzte nieder auf die Kniee, klagte sich als den Mörder ihres Sohnes an, bat sie in den rührendsten Ausdrücken um Vergebung, wie auch ihr Sohn ihm vergeben habe, und beschwor sie, ihm zum Zeichen ihrer Vergebung die Hand zu reichen. Die Spuren des Irrsinnes traten immer deutlicher bei dem Manne hervor und die Dame wollte sich entfernen. Als aber der Mann schluchzend unter heftigen Thränen sich als den Scharfrichter W. von H. zu erkennen gab und bei der Seligkeit des Gemordeten schwur, er werde nicht eher von der Stelle weichen, bis er ihre Verzeihung erfleht und sie ihm versöhnt die Hand gereicht habe: da reichte sie ihm dieselbe hin mit der Versicherung, daß sie nicht den geringsten Groll gegen ihn habe und haben könne, weil er ja doch nichts Anderes gethan habe, als seine Pflicht, die sein Amt von ihm fordere.

W. ergriff die Hand mit Heftigkeit, küßte sie, drückte sie an das Herz und dankte der Dame unter strömenden Thränen für den lindernden Trost, den sie in seine verzweifelnde Seele gesenkt habe, verließ das Zimmer und eilte in seinen Gasthof zurück.

Dort angekommen, versank er aber bald wieder in den vorigen Zustand zurück, und sein Benehmen war der Art, daß sich der Wirth genöthigt sah, der Polizei davon Anzeige zu machen. Der unglückliche W. ward in ein geeignetes Local gebracht und seiner Familie Nachricht gegeben. Sein Zustand aber verschlimmerte sich von Tag zu Tag, bis endlich der stille Wahnsinn, der erst seinen Geist gefangen hielt, in entschiedene Tobsucht überging.

Mit Bewilligung seiner Familie ward W., um seine Genesung zu bewirken, nach der Irrenheilanstalt St. Georgen bei Bairenth gebracht, und bald erfolgte dort die Genesung seines Geistes mit dem Friedenskusse des Todes. —

Dr. L.

Die Franzosen in Cochin-China und dessen Marmorgrotten. Wir Deutschen, die wir Alles idealistisch aufzufassen lieben, freuen uns der englischen, französischen, russischen und amerikanischen Siege in China und Japan, weil nun dort „Civilisation" und sogar Christenthum unter den blinden Heiden verbreitet werden könne. — Thatsache ist, daß bisher verschlossene Länder, mehr als ein Drittel sämmtlicher Bewohner der Erde, der gebildeten, fabricirenden und handelnden Abendwelt zugänglich geworden. Zu China und Japan kommt nun wahrscheinlich auch Cochin-China, in welches sich die Franzosen Eingangslöcher geschossen haben. Eine französische Flotte erzwang sich Anfangs September festen Boden vor der Hauptstadt Cochin-China's, Touranne, angeblich in christlichem Rachegefühl über französische Missionäre, die wiederholt von Cochin-Chinesen ermordet wurden. Der Kaiser Meng-Meng befahl 1833, daß alle christlichen Kirchen und Häuser niedergerissen und deren Bewohner und Priester ermordet werden sollten. Die Missionäre Gagelin und Jaccard wurden erwürgt. Ein dritter, Marchand, ward 1855 mit glühenden Zangen gezwickt, der Bischof Lefevre 1854 sechs Monate in einem Gefängnisse gemartert u. s. w. Aber der Kaiser Thieufri, wegen dieser Missethaten gegen französische Missionäre bedroht, erklärte sich bereit, mit den Franzosen Freundschaft und einen Handelsvertrag zu schließen. Ehe etwas der Art zu Stande kam, erbiet man von einem neuen Missionär Martyrthum Kunde. Die Anamesen oder Cochin-Chinesen hatten den Bischof Diaz in Tonquin mißhandelt. Während die französische und spanische Regierung Rechenschaft dafür forderten, wurde der Bischof Melchior im Innern des Landes arretirt und ermordet.

Um diese Frevel zu rächen, griff eine französisch-spanische Flotte die Seefestungen des Landes an, zerstörte sie und landete. Zwar übt jedes Land das Recht aus, Menschen und deren Lehren, die dem „Landrecht" und der „Landesreligion" zuwider sind, zu bestrafen; aber die Christen verlangen von den Heiden für das Christenthum eine Ausnahme. Insofern es als Religion der Liebe, der Wirkung auf Herz und Ueberzeugung gelten will, durfte es auf diese Ausnahme keinen Anspruch machen, sondern mußte Alles der inneren, geistigen Macht der christlichen Lehre überlassen, die wenigstens auf keinen Fall mit Kanonen und Bombardement verbreitet werden kann. Das ist und bleibt ein Widerspruch in sich selbst. Diese Praxis hebt Alles, was wesentlich christlich ist, mit Stumpf und Stiel auf und ist geeignet, auch etwa schon gewonnene Gläubige zu dem umgekehrten Saulus-Paulus-Proceß zu bringen.

Doch still davon. Unter uns: das Christenthum ist blos ein Vorwand. Man treibt den schamlosesten Spott mit dem „Worte Gottes."

Digitized by Google

Man sagt: Verbreitung des Christenthums, und meint in England damit gewaltsamen Verkauf von Baumwollenwaaren, in Frankreich Absatz von Quincaillerien und sonstigem eleganten Quark. Wenn man damit friedlich auf die Weltmärkte zöge und durch gute „ländlich sittlich" eingerichtete Waaren, wohlfeile Preise und freundliches Benehmen Kunden zu gewinnen suchte, wäre dies sehr schön, sehr löblich, sehr praktisch, und würde mehr Civilisation verbreiten, als alle die kriegerischen Heldenthaten zu Wasser und zu Lande.

Wenn die Engländer z. B. nach Beendigung des scheußlichen Opiumkrieges, der ihnen fünf chinesische Häfen öffnete, sofort angefangen hätten, die Chinesen mit blauen Baumwollen-, Hemden- und Hosenstoffen zu bombardiren, statt den der ostindischen Compagnie monopolisirten Opium zu schmuggeln, Ablaßkram mit englischen Flaggen zu treiben (um chinesische Seeräuberei durch die englische Flagge zu schützen), wäre China längst erobert und wirklich gewonnen worden.

Doch das ist ein weitführendes, verfängliches Thema. Halten wir uns an Thatsachen. Jetzt an die, daß die Franzosen ein neues, großes, hinterasiatisches Reich betreten und zunächst für die Neu- und Wißbegier geöffnet haben.

Cochin-China oder Anam (Annam) ist ein Kaiserthum am östlichen Gestade Hinterindiens und reicht im Norden bis an die Grenzen China's, im Westen bis Siam, wo die Franzosen schon Fuß gefaßt haben. Es besteht aus Tonquin, dem engeren Cochin-China, Cambodscha und Laos. Die alte Hauptstadt Hué, vor der großen Revolution ziemlich stark von französischen Auswanderern bevölkert, trägt noch vielfache Spuren französischer Baukunst und Cultur. Franzosen bauten die Mauer um die innere Stadt mit Citadellen, Palästen, Casernen, Arsenalen und manchen öffentlichen Bauten.

Das Land ist, wo nicht dicht überwaldet, chinesisch sorgfältig bebaut und drainirt, und liefert Reis, Zucker, Indigo, Farbhölzer, Eisenholz, werthvolle Baumharze, Thee, Elfenbein, Seide, Eisen, Kupfer und mancherlei andere werthvolle Metalle, außerdem hunderterlei pikante Gewürze. Der Kaiser ist alleiniger Kaufmann und Fabrikant. Die etwa 5 Millionen Einwohner (darunter eine halbe Million Christen) betrachtet er als seine Arbeiter und Diener, die ohne baaren Gehalt sich für ihn placken müssen. Er soll die schönste Elephantenarmee haben, ein ganzes Heer auf 800 bis 1000 wohldisciplinirten Elephanten.

Von dem Innern weiß man noch nicht viel. Aber nach dem Aeußeren, der Touranne-Bay und ihren Gebirgen und Grotten und Naturtempeln von reinem Marmor zu schließen, muß es voller Wunder und grandioser Schönheiten sein.

Die Touranne-Bay wird als die tiefste und sicherste in der Welt geschildert und deren Marmor-Grotten als die wundervollsten Architekturen der Natur. Sie sind vom Wasser aus zugänglich, wie die Fingalshöhle auf Staffa. Ein französischer Officier, der sie besuchte, läßt sich darüber so vernehmen:

„Mit Erlaubniß der betreffenden Behörden brachen wir in zwei Booten auf. Alles um uns her war voller Leben und Reiz, als wir aus der Bucht den Fluß hinaufsegelten. Auf beiden Seiten üppige Cocos-Palmenplantagen, unter denen malerische Bauernhütten sich schatteten. Jede Flußwendung eröffnete immer reizendere Landschaftsbilder mit gaffenden und staunenden, athemlos an's Ufer stürzenden Weibern, Mädchen und Kindern in der leichtesten, heitersten Bekleidung, die in heißer Luft und hellster Sonne als ganz überflüssig um die sonst größtentheils nackten Gestalten flatterten. Die Meisten trugen nichts, als leichte Hemden. Hosen und Mützen schienen Aristokratie zu verrathen.

„Nach mehrstündigem Rudern kamen wir in die Schatten der Marmorfelsen mit den berühmten Grotten. Fünf echte Marmorberge steigen aus dem Ufersande, üppig bekränzt mit wogenden, blühenden, duftenden Schlinggewächsen. Auf einem der Marmorhäupter liegt loses Gestein, in der Ferne gleichen wie gebarnischte Ritter auf Gräbern knieend. Unweit davon, im Schatten von Bäumen und duftig umblumt, erhebt sich eine Pagode mit einem Labyrinth von Altären und Nischen mit Götzen aus Stein und Holz, mit einem irdenen, glasirten, lebhaft bemalten Dache. Die Marmorwände der Felsen sind allenthalben in Götzenbilder zurechtgebauen, auf welche Cactus- und Aloeblüthen in der wildesten Ueppigkeit herabranken. In die Berge hinein führen mannichfache, von der Natur gebaute Thore und große Hallen und Grotten, stets üppig durchrankt und überblüht von Schlingpflanzen.

„Doch Alles war Kinderspiel gegen die natürlichen Marmorgrotten der Pagode, in welche wir nun traten. Welch' ein seltsames Bild! Einige Europäer in der Mitte Hunderter wildfremder Eingeborner, dunkele, mit „sichtbarer Finsterniß" gefüllte Wege und Corridore hinabirrend und plötzlich in eine blendend helle Combination von Natur- und Buddhisten-Culturwundern eintretend, angestarrt von grimmigen, steinernen Wächtern des Heiligthums, monströsen, kolossalen Figuren, auf Tigern und Löwen reitend, überschwemmt mit wahrhaften Fluthen blendenden und seltsam gefärbten Lichtes. Nach einigen Minuten standen wir vor einer Marmortreppe, auf beiden Seiten von ähnlichen Figuren geschmückt, die in eine andere 80 Fuß lange und 100 Fuß hohe Grotte führen, ausgemalt von den wunderbarsten Farbentinten, ätherischen Brechungen des Lichtes auf farblosen Stalaktitensäulen, Bogen, Wänden und Wölbungen. Einige Stalaktitenauswüchse hängen von den Wölbungen oben wie lebendige Ungeheuer, die ihre Köpfe durch's Dach hereinzwängen. Am Fuße der Treppe eine offene Pagode mit den brillantesten Kunstfarben und ungeheuerlichsten Formen von Altären und religiösen Symbolen oder Verkörperungen. Die Götzen waren größtentheils reich vergoldet. Am Ende eine besondere Capelle, einer darin stehenden kolossalen Gottheit besonders gewidmet. Sie war am sorgfältigsten und individuellsten aus einem sich erhebenden Marmorblocke gemeißelt. Auf beiden Seiten derselben kolossale Vasen mit den duftig betäubendsten Wohlgerüchen. An den Wänden empor nisten und zwitschern zwischen blühenden Schlingpflanzen Tausende von Schwalben und klettern und kreisen unzählige Affen."

Diese kolossale, wundersame, märchenhafte Mischung von Natur und Cultur gibt Eindrücke, die alle übertreffen und von allen abweichen, die je von anderen Naturwundern der Erde geflossen sein mögen.

Sicherlich werden auch aus diesen hinterasiatischen, jetzt aufdämmernden Geheimnissen unserer Wissenschaft und Kunst, unserem Handel und Gewerbe neue Lebensquellen zufließen.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das vierte Quartal und der Jahrgang 1858 und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen für das nächste Jahr schleunigst aufgeben zu wollen.

Im nächsten Quartal kommen außer den trefflichen Beiträgen von Bock, Roßmäßler, Beta in London, A. Brehm ꝛc. ꝛc. zum Abdruck:

„Er betet". Erzählung von **Temme** (Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder"). — Westphälische Erinnerungen von **Heinrich Koenig**: „Die geheime Polizei". — Berliner Bilder von **Ernst Kossak**. — Reise-Erlebnisse in Rußland von **Wilh. Hamm**, mit Abbildungen. — Die Jagd auf den Hochalpen von **Guido Hammer**, mit Abbildungen. — Ein Parvenu des vorigen Jahrhunderts von **L. Storch**, mit Abbildung. — Ein Besuch bei Kane, dem Nordpolfahrer. — Preußische Licht- und Schattenbilder von **Max Ring**: Die Gräfin Lichtenau, Bischofswerder und Wöllner. — Humoristische Vorlesung über die Philosophie des Luxus und der Mode. Ungedruckte Reliquie von **Carl Herloßsohn**. — Eisenbahnfahrt über den Semmering. — Ein Burschentag in Bamberg. — Johanna's (Wagner) erste Lorbeeren. Von **Albert Traeger**.

Unsere österreichischen Leser

haben wir noch besonders zu benachrichtigen, daß von Neujahr ab in Folge der in den Kaiserstaaten eingeführten Stempelsteuer die „Gartenlaube" vierteljährlich um 13 Neukreuzer im Preise steigen und statt der früheren 79 Neukreuzer vom nächsten Quartale an

90 oder 91 Neukreuzer

kosten wird. Im Voraus überzeugt, daß diejenigen Freunde unserer Wochenschrift, welche dieselbe lieb gewonnen, ein Familienblatt nicht aufgeben werden, welches trotz dieser Preiserhöhung immer noch das billigste von allen erscheinenden ist, bitten wir nur, die Bestellungen recht zeitig aufzugeben, damit die regelmäßige Expedition keine Störung erleidet.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Leipzig, den 18. December 1858.

Die Verlagshandlung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google